

Karl May

Der »Orientzyklus«

Band I:	Durch die Wüste	3
Band II:	Durchs wilde Kurdistan	529
Band III:	Von Bagdad nach Stambul	1061
Band IV:	In den Schluchten des Balkan	1591
Band V:	Durch das Land der Skipetaren	2099
Band VI:	Der Schut	2595

Erstausgabe:
1881 – 1888 in der Zeitschrift
»Deutscher Hausschatz in Wort und Bild«

Textvorlage:
Karl Mays Illustrierte Reiseerzählungen, Bände I – VI
Freiburg i.Br.: Friedrich Ernst Fehsenfeld 1908/1909

Textredaktion:
Günter Jürgensmeier

Band I:
Durch die Wüste

Erstes Kapitel
Ein Todesritt

»Und ist es wirklich wahr, Sihdi {Herr}, daß du ein Giaur bleiben willst, ein Ungläubiger, welcher verächtlicher ist als ein Hund, widerlicher als eine Ratte, die nur Verfaultes frißt?«

»Ja,« antwortete ich.

»Effendi, ich hasse die Ungläubigen und gönne es ihnen, daß sie nach ihrem Tode in die Dschehenna kommen, wo der Teufel wohnt; aber dich möchte ich retten vor dem ewigen Verderben, welches dich ereilen wird, wenn du dich nicht zum Ikrar bil Lisan, zum heiligen Zeugnisse, bekennst. Du bist so gut, so ganz anders als andere Sihdis, denen ich gedient habe, und darum werde ich dich bekehren, du magst wollen oder nicht.«

So sprach Halef, mein Diener und Wegweiser, mit dem ich in den Schluchten und Klüften des Dschebel Aures herumgekrochen und dann nach dem Dra el Haua heruntergestiegen war, um über den Dschebel Tarfau nach Seddada, Kris und Dgasche zu kommen, von welchen Orten aus ein Weg über den berühmigten Schott Dscherid nach Fetnassa und Kbilli führt.

Halef war ein eigentümliches Kerlchen. Er war so klein, daß er mir kaum bis unter die Arme reichte, und dabei so hager und dünn, daß man hätte behaupten mögen, er habe ein volles Jahrzehnt zwischen den Löschpapierblättern eines Herbariums in fortwährender Pressung gelegen. Dabei verschwand sein Gesichtchen vollständig unter einem Turban, der drei volle Fuß im Durchmesser hatte, und sein einst weiß gewesener Burnus, welcher jetzt in allen möglichen Fett- und Schmutznuancen schimmerte, war jedenfalls für einen weit größeren Mann gefertigt worden, so daß er ihn, sobald er vom Pferde gestiegen war und nun gehen wollte, empornehmen mußte wie das Reitkleid einer Dame. Aber trotz dieser äußeren Unansehnlichkeit mußte man allen Respekt vor ihm haben. Er besaß einen ungemainen Scharfsinn, viel Mut und Gewandtheit und eine Ausdauer, welche ihn die größten Beschwerden überwinden ließ. Und da er auch außerdem alle Dialekte sprach, welche zwi-

schen dem Wohnsitze der Uëlad Bu Seba und den Nilmündungen erklingen, so kann man sich denken, daß er meine vollste Zufriedenheit besaß, so daß ich ihn mehr als Freund denn als Diener behandelte.

Eine Eigenschaft besaß er nun allerdings, welche mir zuweilen recht unbequem werden konnte: er war ein fanatischer Muselman und hatte aus Liebe zu mir den Entschluß gefaßt, mich zum Islam zu bekehren. Eben jetzt hatte er wieder einen seiner fruchtlosen Versuche unternommen, und ich hätte lachen können, so komisch sah er dabei aus.

Ich ritt einen kleinen, halb wilden Berberhengst, und meine Füße schleiften dabei fast am Boden; er aber hatte sich, um seine Figur zu unterstützen, eine alte, dürre, aber himmelhohe Hassi-Ferdschahn-Stute ausgewählt und saß also so hoch, daß er zu mir herniederblicken konnte. Während der Unterhaltung war er äußerst lebhaft; er wedelte mit den bügellosen Beinen, gestikulierte mit den dünnen, braunen Ärmchen und versuchte, seinen Worten durch ein so lebhaftes Mienenspiel Nachdruck zu geben, daß ich alle Mühe hatte, ernst zu bleiben.

Als ich auf seine letzten Worte nicht antwortete, fuhr er fort:

»Weißt du, Sihdi, wie es den Giaurs nach ihrem Tode ergehen wird?«

»Nun?« fragte ich.

»Nach dem Tode kommen alle Menschen, sie mögen Moslemim, Christen, Juden oder etwas Anderes sein, in den Barzakh.«

»Das ist der Zustand zwischen dem Tode und der Auferstehung?«

»Ja, Sihdi. Aus ihm werden sie alle mit dem Schall der Posaunen erweckt, denn el Jaum el aakhar, der jüngste Tag, und el Akhired, das Ende, sind gekommen, wo dann alles zu Grunde geht, außer el Kuhrs, der Sessel Gottes, er Ruhh, der heilige Geist, el Lauhel mafus und el Kalam, die Tafel und die Feder der göttlichen Vorherbestimmung.«

»Weiter wird nichts mehr bestehen?«

»Nein.«

»Aber das Paradies und die Hölle?«

»Sihdi, du bist klug und weise; du merkst gleich, was ich vergessen habe, und daher ist es jammerschade, daß du ein verfluchter Giaur bleiben willst. Aber ich schwöre es bei meinem Barte, daß ich dich bekehren werde, du magst wollen oder nicht!«

Bei diesen Worten zog er seine Stirn in sechs drohende Falten, zupfte sich an den sieben Fasern seines Kinns, zerrte an den acht Spinnenfäden rechts und an den neun Partikeln links von seiner Nase, Summa Summarum Bart genannt, schlenkerte die Beine unternehmend in die Höhe und fuhr mit der freien andern Hand der Stute so kräftig in die Mähne, als sei sie der Teufel, dem ich entrissen werden sollte.

Das so grausam aus seinem Nachdenken gestörte Tier machte einen Versuch, vorn emporzusteigen, besann sich aber sofort auf die Ehrwürdigkeit seines Alters und ließ sich stolz in seinem Gleichmut zurückfallen. Halef aber setzte seine Rede fort:

»Ja, Dschennet, das Paradies, und Dschehenna, die Hölle, müssen auch mit bleiben, denn wohin sollten die Seligen und die Verdammten sonst kommen? Vorher aber müssen die Auferstandenen über die Brücke Ssireth, welche über den Teich Handh führt und so schmal und scharf ist, wie die Schneide eines gut geschliffenen Schwertes.«

»Du hast noch Eins vergessen,« bemerkte ich.

»Was?« fragte er.

»Das Erscheinen des Deddschel.«

»Wahrhaftig! Sihdi, du kennst den Kuran und alle heiligen Bücher und willst dich nicht zur wahren Lehre bekehren! Aber trage nur keine Sorge; ich werde einen gläubigen Moslem aus dir machen! Also vor dem Gerichte wird sich der Deddschel zeigen, den die Giaurs den Antichrist nennen, nicht wahr, Ef-fendi?«

»Ja.«

»Dann wird über jeden das Buch Kitab aufgeschlagen, in welchem seine guten und bösen Taten verzeichnet stehen, und

die Hisab gehalten, die Musterung seiner Handlungen, welche über fünfzigtausend Jahre währt, eine Zeit, welche den Guten wie ein Augenblick vergehen, den Bösen aber wie eine Ewigkeit erscheinen wird. Das ist das Hukm, das Abwiegen aller menschlichen Taten.«

»Und nachher?«

»Nachher folgt das Urteil. Diejenigen mit überwiegend guten Werken kommen in das Paradies, die ungläubigen Sünder aber in die Hölle, während die sündigen Moslemim nur auf kurze Zeit bestraft werden. Du siehst also, Sihdi, was deiner wartet, selbst wenn du mehr gute als böse Taten verrichtest. Aber du sollst gerettet werden, du sollst mit mir in das Dschennet, in das Paradies, kommen, denn ich werde dich bekehren, du magst wollen oder nicht!«

Und wieder strampelte er bei dieser Versicherung so energisch mit den Beinen, daß die alte Hassi-Ferdschahn-Stute ganz verwundert die Ohren spitzte und mit den großen Augen nach ihm zu schielen versuchte.

»Und was harrt meiner in eurer Hölle?« fragte ich ihn.

»In der Dschehenna brennt das Nar, das ewige Feuer; dort fließen Bäche, welche so sehr stinken, daß der Verdammte trotz seines glühenden Durstes nichts aus ihnen trinken mag, und dort stehen fürchterliche Bäume, unter ihnen der schreckliche Baum Zakum, auf dessen Zweigen Teufelsköpfe wachsen.«

»Brrrrrrr!«

»Ja, Sihdi, es ist schauderhaft! Der Beherrscher der Dschehenna ist der Strafgengel Thabek. Sie hat sieben Abteilungen, zu denen sieben Tore führen. Im Dschehennem, der ersten Abteilung, müssen die sündhaften Moslemim büßen so lange, bis sie gereinigt sind; Ladha, die zweite Abteilung, ist für die Christen, Hothama, die dritte Abteilung, für die Juden, Sair, die vierte, für die Sabier, Sakar, die fünfte, für die Magier und Feueranbeter, und Gehim, die sechste, für alle, welche Götzen oder Fetische anbeten. Zaoviat aber, die siebente Abteilung, welche auch Derk Asfal genannt wird, ist die allertiefste und fürchterlichste; sie wird alle Heuchler aufnehmen. In allen diesen Abteilungen werden die Verdammten von bösen Geistern durch

Feuerströme geschleppt, und dabei müssen sie vom Baume Zakum die Teufelsköpfe essen, welche dann ihre Eingeweide zerbeißen und zerfleischen. O, Effendi, bekehre dich zum Propheten, damit du nur kurze Zeit in der Dschehenna zu stecken brauchst!«

Ich schüttelte den Kopf und sagte:

»Dann komme ich in unsere Hölle, welche ebenso entsetzlich ist wie die eurige.«

»Glaube dies nicht, Sihdi! Ich verspreche dir beim Propheten und allen Kalifen, daß du in das Paradies kommen wirst. Soll ich es dir beschreiben?«

»Tue es!«

»Das Dschennet liegt über den sieben Himmeln und hat acht Tore. Zuerst kommst du an den großen Brunnen Hawus Kewser, aus welchem hunderttausende Selige zugleich trinken können. Sein Wasser ist weißer als Milch, sein Geruch köstlicher als Moschus und Myrrha, und an seinem Rande stehen Millionen goldener Trinkschalen, welche mit Diamanten und Steinen besetzt sind. Dann kommst du an Orte, wo die Seligen auf golddurchwirkten Kissen ruhen. Sie erhalten von unsterblichen Jünglingen und ewig jungen Houris köstliche Speisen und Getränke. Ihr Ohr wird ohne Aufhören von den Gesängen des Engels Israfil entzückt und von den Harmonien der Bäume, in denen Glocken hängen, welche ein vom Throne Gottes gesendeter Wind bewegt. Jeder Selige ist sechzig Ellen lang und immerfort grad dreißig Jahre alt. Unter allen Bäumen aber ragt hervor der Tubah, der Baum der Glückseligkeit, dessen Stamm im Palaste des großen Propheten steht und dessen Äste in die Wohnungen der Seligen reichen, wo an ihnen alles hängt, was zur Seligkeit erforderlich ist. Aus den Wurzeln des Baumes Tubah entspringen alle Flüsse des Paradieses, in denen Milch, Wein, Kaffee und Honig strömt.«

Trotz der Sinnlichkeit dieser Vorstellung muß ich bemerken, daß Muhammed aus der christlichen Anschauung geschöpft und dieselbe für seine Nomadenhorden umgemodelt hat. Ha-lef blickte mich jetzt mit einem Gesichte an, in welchem sehr

deutlich die Erwartung zu lesen war, daß mich seine Beschreibung des Paradieses überwältigt haben werde.

»Nun, was meinst du jetzt?« fragte er, als ich schwieg.

»Ich will dir aufrichtig sagen, daß ich nicht sechzig Ellen lang werden mag; auch mag ich von den Houris nichts wissen, denn ich bin ein Feind aller Frauen und Mädchen.«

»Warum?« fragte er ganz erstaunt.

»Weil der Prophet sagt: ›Des Weibes Stimme ist wie der Gesang des Bülbül {Nachtigall}, aber ihre Zunge ist voll Gift wie die Zunge der Natter.‹ Hast du das noch nicht gelesen?«

»Ich habe es gelesen.«

Er senkte den Kopf; ich hatte ihn mit den Worten seines eigenen Propheten geschlagen. Dann fragte er mit etwas weniger Zuversichtlichkeit:

»Ist nicht trotzdem unsere Seligkeit schön? Du brauchst ja keine Houri anzusehen!«

»Ich bleibe ein Christ!«

»Aber es ist nicht schwer, zu sagen: La Illa illa Allah, we Muhammed Resul Allah!«

»Ist es schwerer, zu beten: Ja abana 'lledsi, fi 's – semavati, jata – haddeso 'smoka?«

Er blickte mich zornig an.

»Ich weiß es wohl, daß Isa Ben Marryam, den ihr Jesus nennt, euch dieses Gebet gelehrt hat; ihr nennt es das Vaterunser. Du willst mich stets zu deinem Glauben bekehren, aber denke nur nicht daran, daß du mich zu einem Abtrünnigen vom Tauhid, dem Glauben an Allah, machen wirst!«

Ich hatte schon mehrmals versucht, seinem Bekehrungsversuche den meinigen entgegen zu stellen. Zwar war ich von der Fruchtlosigkeit desselben vollständig überzeugt, aber es war das einzige Mittel, ihn zum Schweigen zu bringen. Das bewährte sich auch jetzt wieder.

»So laß mir meinen Glauben, wie ich dir den deinigen lasse!«

Er knurrte auf diese meine Worte etwas vor sich hin und brummte dann:

»Aber ich werde dich dennoch bekehren, du magst wollen

oder nicht. Was ich einmal will, das will ich, denn ich bin der Hadschi {Mekkapilger} Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah!«

»So bist du also der Sohn Abul Abbas, des Sohnes Dawud al Gossarah?«

»Ja.«

»Und beide waren Pilger?«

»Ja.«

»Auch du bist ein Hadschi?«

»Ja.«

»So waret ihr alle Drei in Mekka und habt die heilige Kaaba gesehen?«

»Dawud al Gossarah nicht.«

»Ah! Und dennoch nennst du ihn einen Hadschi?«

»Ja, denn er war einer. Er wohnte am Dschebel Schur-Schum und machte sich als Jüngling auf die Pilgerreise. Er kam glücklich über el Dschuf, das man den Leib der Wüste nennt; dann aber wurde er krank und mußte am Brunnen Trasah zurückbleiben. Dort nahm er ein Weib und starb, nachdem er seinen Sohn Abul Abbas gesehen hatte. Ist er nicht ein Hadschi, ein Pilger, zu nennen?«

»Hm! Aber Abul Abbas war in Mekka?«

»Nein.«

»Und auch er ist ein Hadschi?«

»Ja. Er trat die Pilgerfahrt an und kam bis in die Ebene Admar, wo er zurückbleiben mußte.«

»Warum?«

»Er erblickte da Amareh, die Perle von Dschunet, und liebte sie. Amareh wurde sein Weib und gebar ihm Halef Omar, den du hier neben dir siehst. Dann starb er. War er nicht ein Hadschi?«

»Hm! Aber du selbst warst in Mekka?«

»Nein.«

»Und nennst dich dennoch einen Pilger!«

»Ja. Als meine Mutter tot war, begab ich mich auf die Pilgerschaft. Ich zog gen Aufgang und Niedergang der Sonne; ich ging nach Mittag und nach Mitternacht; ich lernte alle Oasen

der Wüste und alle Orte Ägyptens kennen; ich war noch nicht in Mekka, aber ich werde noch dorthin kommen. Bin ich also nicht ein Hadschi?»

»Hm! Ich denke, nur wer in Mekka war, darf sich einen Hadschi nennen?»

»Eigentlich, ja. Aber ich bin ja auf der Reise dorthin!«

»Möglich! Doch du wirst auch irgendwo eine schöne Jungfrau finden und bei ihr bleiben; deinem Sohne wird es ebenso gehen, denn dies scheint euer Kismet zu sein, und dann wird nach hundert Jahren dein Urenkel sagen: ›Ich bin Hadschi Mustafa Ben Hadschi Ali Assabeth Ibn Hadschi Saïd al Hamza Ben Hadschi Schehab Tofaïl Ibn Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah,‹ und keiner von all diesen sieben Pilgern wird Mekka gesehen haben und ein echter, wirklicher Hadschi geworden sein. Meinst du nicht?»

So ernst er sonst war, er mußte dennoch über diese kleine, unschädliche Malice lachen. Es gibt unter den Muhammedanern sehr, sehr viele, die sich, besonders dem Fremden gegenüber, als Hadschi gebärden, ohne die Kaaba gesehen, den Lauf zwischen Ssafa und Merweh vollbracht zu haben, in Arafah gewesen und in Minah geschoren und rasiert worden zu sein. Mein guter Halef fühlte sich geschlagen, aber er nahm es mit guter Miene hin.

»Sihdi,« fragte er kleinlaut, »wirst du es ausplaudern, daß ich noch nicht in Mekka war?»

»Ich werde nur dann davon sprechen, wenn du wieder anfängst, mich zum Islam zu bekehren; sonst aber werde ich schweigen. Doch schau, sind das nicht Spuren im Sande?»

Wir waren schon längst in das Wadi {Tal, Schlucht} Tarfaui eingebogen und jetzt an eine Stelle desselben gekommen, an welcher der Wüstenwind den Flugsand über die hohen Felsenufer hinabgetrieben hatte. In diesem Sande war eine sehr deutliche Fährte zu erkennen.

»Hier sind Leute geritten,« meinte Halef unbekümmert.

»So werden wir absteigen, um die Spur zu untersuchen.«

Er blickte mich fragend an.

»Sihdi, das ist überflüssig. Es ist genug, zu wissen, daß Leute hier geritten sind. Weshalb willst du die Hufspuren untersuchen?«

»Es ist stets gut, zu wissen, welche Leute man vor sich hat.«

»Wenn du alle Spuren, welche du findest, untersuchen willst, so wirst du unter zwei Monden nicht nach Seddada kommen. Was gehen dich die Männer an, die vor uns sind?«

»Ich bin in fernen Ländern gewesen, in denen es viel Wildnis gibt und wo sehr oft das Leben davon abhängt, daß man alle Darb und Ethar, alle Spuren und Fährten, genau betrachtet, um zu erfahren, ob man einem Freunde oder einem Feinde begegnet.«

»Hier wirst du keinem Feinde begegnen, Effendi.«

»Das kann man nicht wissen.«

Ich stieg ab. Es waren die Fährten dreier Tiere zu bemerken, eines Kamels und zweier Pferde. Das erstere war jedenfalls ein Reitkamel, wie ich an der Zierlichkeit seiner Hufeindrücke bemerkte. Bei genauer Betrachtung fiel mir eine Eigentümlichkeit der Spuren auf, welche mich vermuten ließ, daß das eine der Pferde an dem »Hahmentritte« leide. Dieses mußte meine Verwunderung erregen, da ich mich in einem Lande befand, dessen Pferdereichtum zur Folge hat, daß man niemals Tiere reitet, welche mit diesem Übel behaftet sind. Der Besitzer des Rosses war entweder kein oder ein sehr armer Araber.

Halef lächelte über die Sorgfalt, mit welcher ich den Sand untersuchte, und fragte, als ich mich wieder emporrichtete:

»Was hast du gesehen, Sihdi?«

»Es waren zwei Pferde und ein Kamel.«

»Zwei Pferde und ein Djemmel! Allah segne deine Augen; ich habe ganz dasselbe gesehen, ohne daß ich von meinem Tiere zu steigen brauchte. Du willst ein Taleb sein, ein Gelehrter, und tust doch Dinge, über welche ein Hamahr, ein Eselsreiber, lachen würde. Was hilft dir nun der Schatz des Wissens, den du hier gehoben hast?«

»Ich weiß nun zunächst, daß die drei Reiter vor ungefähr vier Stunden hier vorübergekommen sind.«

»Wer gibt dir etwas für diese Weisheit? Ihr Männer aus dem Belad er Rumi, aus Europa, seid sonderbare Leute!«

Er schnitt bei diesen Worten ein Gesicht, von welchem ich das tiefste Mitleid lesen konnte, doch zog ich es vor, schweigend unsern Weg fortzusetzen.

Wir folgten der Fährte wohl eine Stunde lang, bis wir da, wo das Wadi eine Krümmung machte und wir nun um eine Ecke bogen, unwillkürlich unsere Pferde anhielten. Wir sahen drei Geier, welche nicht weit vor uns hinter einer Sanddüne hockten und sich bei unserem Anblick mit heiseren Schreien in die Lüfte erhoben.

»El Büdj, der Bartgeier,« meinte Halef. »Wo er ist, da gibt es ganz sicher ein Aas.«

»Es wird dort irgend ein Tier verendet sein,« antwortete ich, indem ich ihm folgte.

Er hatte sein Pferd rascher vorwärts getrieben, so daß ich hinter ihm zurückgeblieben war. Kaum hatte er die Düne erreicht, so hielt er mit einem Rucke still und stieß einen Ruf des Schreckens aus.

»Masch Allah, Wunder Gottes! Was ist das? Ist das nicht ein Mensch, Sihdi, welcher hier liegt?«

Ich mußte allerdings bejahend antworten. Es war wirklich ein Mann, welcher hier lag, und an dessen Leichnam die Geier ihr schauerhaftes Mahl gehalten hatten. Schnell sprang ich vom Pferde und kniete bei ihm nieder. Seine Kleidung war von den Krallen der Vögel zerfetzt. Aber lange konnte dieser Unglückliche noch nicht tot sein, wie ich bei der Berührung sofort fühlte.

»Allah kerihm, Gott ist gnädig! Sihdi, ist dieser Mann eines natürlichen Todes gestorben?« fragte Halef.

»Nein. Siehst du nicht die Wunde am Halse und das Loch im Hinterhaupte? Er ist ermordet worden.«

»Allah verderbe den Menschen, der dies getan hat! Oder sollte der Tote in einem ehrlichen Kampfe gefallen sein?«

»Was nennst du ehrlichen Kampf? Vielleicht ist er das Opfer einer Blutrache. Wir wollen seine Kleider untersuchen.«

Halef half dabei. Wir fanden nicht das Geringste, bis mein

Blick auf die Hand des Toten fiel. Ich bemerkte einen einfachen Goldreif von der gewöhnlichen Form der Trauringe und zog ihn ab. In seine innere Seite war klein, aber deutlich eingegraben: »E.P. 15. juillet 1830.«

»Was findest du?« fragte Halef.

»Dieser Mann ist kein Ibn Arab {Araber}.«

»Was sonst?«

»Ein Franzose.«

»Ein Franke, ein Christ? Woran willst du dies erkennen?«

»Wenn ein Christ sich ein Weib nimmt, so tauschen beide je einen Ring, in welchem der Name und der Tag eingegraben ist, an dem die Ehe geschlossen wurde.«

»Und dies ist ein solcher Ring?«

»Ja.«

»Aber woran erkennst du, daß dieser Tote zu dem Volke der Franken gehört? Er könnte doch ebenso gut von den Inglis {Engländer} oder den Nemsis {Deutschen} stammen, zu denen auch du gehörst.«

»Es sind französische Zeichen, welche ich hier lese.«

»Er kann dennoch zu einem anderen Volke gehören. Meinst du nicht, Effendi, daß man einen Ring finden oder auch stehen kann?«

»Das ist wahr. Aber sieh das Hemd, welches er unter seiner Kleidung trägt. Es ist dasjenige eines Europäers.«

»Wer hat ihn getötet?«

»Seine beiden Begleiter. Siehst du nicht, daß der Boden hier aufgewühlt ist vom Kampfe? Bemerkst du nicht, daß – –«

Ich hielt mitten im Satze inne. Ich hatte mich aus meiner knieenden Stellung erhoben, um den Erdboden zu untersuchen, und fand nicht weit von der Stelle, an welcher der Tote lag, den Anfang einer breiten Blutspur, welche sich seitwärts zwischen die Felsen zog. Ich folgte ihr mit schußbereitem Gewehre, da die Mörder sich leicht noch in der Nähe befinden konnten. Noch war ich nicht weit gegangen, so stieg mit lautem Flügelschlage ein Geier empor und ich bemerkte an dem Orte, von welchem er sich erhoben hatte, ein Kamel liegen. Es

war tot; in seiner Brust klaffte eine tiefe, breite Wunde. Halef schlug die Hände ineinander.

»Ein graues Hedjih, ein graues Tuareg-Hedjih, und diese Mörder, diese Schurken, diese Hunde haben es getötet!«

Es war klar, er bedauerte das prächtige Reittier viel mehr als den toten Franzosen. Als echter Sohn der Wüste, dem der geringste Gegenstand kostbar werden kann, bückte er sich nieder und untersuchte den Sattel des Kamels. Er fand nichts; die Taschen waren leer.

»Die Mörder haben bereits alles hinweggenommen, Sihdi. Mögen sie in alle Ewigkeit in der Dschehenna braten. Nichts, gar nichts haben sie zurückgelassen, als das Kamel – und die Papiere, welche dort im Sande liegen.«

Durch diese Worte aufmerksam gemacht, bemerkte ich in einer Entfernung von uns allerdings einige mit den Händen zusammengeballte und wohl als unnütz weggeworfene Papierstücke. Sie konnten mir vielleicht einen Anhaltspunkt bieten, und ich ging, um sie aufzuheben. Es waren mehrere Zeitungsbogen. Ich glättete die zusammengeknitterten Fetzen und paßte sie genau aneinander. Ich hatte zwei Seiten der »*Vigie algérienne*« und ebenso viel vom »*L'Indépendant*« und der »*Mahouna*« in den Händen. Das erste Blatt erscheint in Algier, das zweite in Constantine und das dritte in Guelma. Trotz dieser örtlichen Verschiedenheit bemerkte ich bei näherer Prüfung eine mir auffällige Übereinstimmung bezüglich des Inhaltes der drei Zeitungsfetzen: sie enthielten nämlich alle drei einen Bericht über die Ermordung eines reichen französischen Kaufmannes in Blidah. Des Mordes dringend verdächtig war ein armenischer Händler, welcher die Flucht ergriffen hatte und steckbrieflich verfolgt wurde. Die Beschreibung seiner Person stimmte in allen drei Journalen ganz wörtlich überein.

Aus welchem Grunde hatte der Tote, welchem dieses Kamel gehörte, diese Blätter bei sich geführt? Ging ihn der Fall persönlich etwas an? War er ein Verwandter des Kaufmanns in Blidah, war er der Mörder, oder war er ein Polizist, der die Spur des Verbrechers verfolgt hatte?

Ich nahm die Papiere an mich, wie ich auch den Ring an

meinen Finger gesteckt hatte, und kehrte mit Halef zu der Leiche zurück. Über ihr schwebten beharrlich die Geier, welche sich nun nach unserer Entfernung auf das Kamel niederließen.

»Was gedenkest du nun zu tun, Sihdi?« fragte der Diener.

»Es bleibt uns nichts übrig, als den Mann zu begraben.«

»Willst du ihn in die Erde scharren?«

»Nein; dazu fehlen uns die Werkzeuge. Wir errichten einen Steinhaufen über ihm; so wird kein Tier zu ihm gelangen können.«

»Und du denkst wirklich, daß er ein Giaur ist?«

»Er ist ein Christ.«

»Es ist möglich, daß du dich dennoch irrst, Sihdi; er kann trotzdem auch ein Rechtgläubiger sein. Darum erlaube mir eine Bitte!«

»Welche?«

»Laß uns ihn so legen, daß er mit dem Gesichte nach Mekka blickt!«

»Ich habe nichts dagegen, denn dann ist es zugleich nach Jerusalem gerichtet, wo der Weltheiland litt und starb. Greife an!«

Es war ein trauriges Werk, welches wir in der tiefen Einsamkeit vollendeten. Als der Steinhaufen, welcher den Unglücklichen bedeckte, so hoch war, daß er der Leiche vollständigen Schutz gegen die Tiere der Wüste gewährte, fügte ich noch so viel hinzu, daß er die Gestalt eines Kreuzes bekam, und faltete dann die Hände, um ein Gebet zu sprechen. Als ich damit beendet hatte, wandte Halef sein Auge gegen Morgen, um mit der hundertundzwölften Sure des Korans zu beginnen:

»Im Namen des allbarmherzigen Gottes! Sprich: Gott ist der einzige und ewige Gott. Er zeugt nicht und ist nicht gezeugt, und kein Wesen ist ihm gleich. Der Mensch liebt das dahineilende Leben und lässet das zukünftige unbeachtet. Deine Abreise aber ist gekommen, und nun wirst du hingetrieben zu deinem Herrn, der dich auferwecken wird zu neuem Leben. Möge dann die Zahl deiner Sünden klein sein und die

Zahl deiner guten Taten so groß wie der Sand, auf dem du einschliefst in der Wüste!«

Nach diesen Worten bückte er sich nieder, um seine Hände, die er mit der Leiche verunreinigt hatte, mit dem Sande abzuwaschen.

»So, Sihdi, jetzt bin ich wieder tahir, was die Kinder Israel kauscher nennen, und darf wieder berühren, was rein und heilig ist. Was tun wir jetzt?«

»Wir eilen den Mördern nach, um sie einzuholen.«

»Willst du sie töten?«

»Ich bin ihr Richter nicht. Ich werde mit ihnen sprechen und dann erfahren, warum sie ihn getötet haben. Dann weiß ich, was ich tun werde.«

»Es können keine klugen Männer sein, sonst hätten sie nicht ein Hedjihn getötet, welches mehr wert ist, als ihre Pferde.«

»Das Hedjihn hätte sie vielleicht verraten. Hier siehst du ihre Spur. Vorwärts! Sie sind fünf Stunden vor uns; vielleicht treffen wir morgen auf sie, noch ehe sie Seddada erreichen.«

Wir jagten trotz der drückenden Hitze und des schwierigen, felsigen Bodens mit einer Eile dahin, als ob es gelte, Gazellen einzuholen, und es war dabei ganz unmöglich, ein Gespräch zu führen. Diese Schweigsamkeit aber konnte mein guter Halef unmöglich lange aushalten.

»Sihdi,« rief er hinter mir, »Sihdi, willst du mich verlassen?«

Ich drehte mich nach ihm um.

»Verlassen?«

»Ja. Meine Stute hat ältere Beine als dein Berberhengst.«

Wirklich triefte die alte Hassi-Ferdschahn-Stute bereits von Schweiß, und der Schaum flog ihr in großen Flocken von dem Maule.

»Aber wir können heute nicht wie gewöhnlich während der größten Hitze Rast machen, sondern wir müssen reiten bis zur Nacht, sonst holen wir die beiden, welche vor uns sind, nicht ein.«

»Wer zu viel eilt, kommt auch nicht früher als der, welcher

langsam reitet, Effendi, denn – Allah akbar, blicke da hinunter!«

Wir befanden uns vor einem jähen Sturze des Wadi und sahen in der Entfernung von vielleicht einer Viertelwegsstunde unter uns zwei Reiter oder vielmehr zwei Männer an einer kleinen Sobha {Lache} sitzen, in welcher sich einiges brackiges Wasser erhalten hatte. Ihre Pferde knabberten an den dünnen, stachelichen Mimosen herum, welche in der Nähe standen.

»Ah, sie sind es!«

»Ja, Sihdi, sie sind es. Auch ihnen ist es zu heiß gewesen, und sie haben beschlossen, zu warten, bis die größte Glut vorüber ist.«

»Oder sie haben sich verweilt, um die Beute zu teilen. Zurück, Halef, zurück, damit sie dich nicht bemerken! Wir werden das Wadi verlassen und ein wenig nach West reiten, um zu tun, als ob wir vom Schott Rharsa kämen.«

»Warum, Effendi?«

»Sie sollen nicht ahnen, daß wir die Leiche des Ermordeten gefunden haben.«

Unsere Pferde erklommen das Ufer des Wadi, und wir ritten stracks nach Westen in die Wüste hinein. Dann schlugen wir einen Bogen und hielten auf die Stelle zu, an welcher sich die beiden befanden. Sie konnten uns nicht kommen sehen, da sie in der Tiefe des Wadi saßen, mußten uns aber hören, als wir demselben nahe gekommen waren.

Wirklich hatten sie sich, als wir den Rand der Vertiefung erreichten, bereits erhoben und nach ihren Gewehren gegriffen. Ich tat natürlich, als sei ich ebenso überrascht wie sie selbst, hier in der Einsamkeit der Wüste so plötzlich auf Menschen zu treffen, hielt es jedoch nicht für nötig, nach meiner Büchse zu langen.

»Salam aaleikum!« rief ich, mein Pferd anhaltend, zu ihnen hinab.

»Aaleikum,« antwortete der ältere von ihnen. »Wer seid ihr?«

»Wir sind friedliche Reiter.«

»Wo kommt ihr her?«

»Von Westen.«

»Und wo wollt ihr hin?«

»Nach Seddada.«

»Von welchem Stamme seid ihr?«

Ich deutete auf Halef und antwortete:

»Dieser hier stammt aus der Ebene Admar, und ich gehöre zu den Beni-Sachsa. Wer seid ihr?«

»Wir sind von dem berühmten Stamme der Uëlad Hamalek.«

»Die Uëlad Hamalek sind gute Reiter und tapfere Krieger. Wo kommt ihr her?«

»Von Gafsa.«

»Da habt ihr eine weite Reise hinter euch. Wohin wollt ihr?«

»Nach dem Bir {Brunnen} Saudidi, wo wir Freunde haben.«

Beides, daß sie von Gafsa kamen und nach dem Brunnen Saudidi wollten, war eine Lüge, doch tat ich, als ob ich ihren Worten glaubte, und fragte:

»Erlaubt ihr uns, bei euch zu rasten?«

»Wir bleiben hier bis zum frühen Morgen,« lautete die Antwort, welche also für meine Frage weder ein Ja noch ein Nein enthielt.

»Auch wir gedenken, bis zum Aufgang der nächsten Sonne hier auszuruhen. Ihr habt genug Wasser für uns alle und auch für unsere Pferde. Dürfen wir bei euch bleiben?«

»Die Wüste gehört allen. Marhaba, du sollst uns willkommen sein!«

Es war ihnen trotz dieses Bescheides leicht anzusehen, daß ihnen unser Gehen lieber gewesen wäre, als unser Bleiben; wir aber ließen unsere Pferde den Abhang hinunter klettern und stiegen an dem Wasser ab, wo wir sofort ungeniert Platz nahmen.

Die beiden Physiognomien, welche ich nun studieren konnte, waren keineswegs Vertrauen erweckend. Der ältere, welcher bisher das Wort geführt hatte, war lang und hager gebaut. Der Burnus hing ihm am Leibe wie an einer Vogelscheuche. Unter dem schmutzig blauen Turban blickten zwei kleine,

stechende Augen unheimlich hervor; über den schmalen, blutleeren Lippen fristete ein dünner Bart ein kümmerliches Dasein; das spitze Kinn zeigte eine auffallende Neigung, nach oben zu steigen, und die Nase, ja, diese Nase erinnerte mich lebhaft an die Geier, welche ich vor kurzer Zeit von der Leiche des Ermordeten vertrieben hatte. Das war keine Adler- und auch keine Habichtsnase; sie hatte wirklich die Form eines Geierschnabels.

Der andere war ein junger Mann von auffallender Schönheit; aber die Leidenschaften hatten sein Auge umflort, seine Nerven entkräftet und seine Stirn und Wangen zu früh gefurcht. Man konnte unmöglich Vertrauen zu ihm haben.

Der ältere sprach das Arabische mit jenem Akzente, wie man es am Euphrat spricht, und der jüngere ließ mich vermuten, daß er kein Orientale sondern ein Europäer sei. Ihre Pferde, welche in der Nähe standen, waren schlecht und sichtlich abgetrieben; ihre Kleidung hatte ein sehr mitgenommenes Aussehen, aber ihre Waffen waren ausgezeichnet. Da, wo sie vorhin gesessen, lagen verschiedene Gegenstände, welche sonst in der Wüste selten sind und wohl nur deshalb liegen geblieben waren, weil die beiden keine Zeit gefunden hatten, sie zu verbergen: ein seidenes Taschentuch, eine goldene Uhr nebst Kette, ein Kompaß, ein prachtvoller Revolver und ein in Maroquin gebundenes Taschenbuch.

Ich tat, als ob ich diese Gegenstände gar nicht bemerkt hätte, nahm aus der Satteltasche eine Handvoll Datteln und begann, dieselben mit gleichgültiger und zufriedener Miene zu verzehren.

»Was wollt ihr in Seddada?« fragte mich der Lange.

»Nichts. Wir gehen weiter.«

»Wohin?«

»Über den Schott Dscherid nach Fetnassa und Kbilli.«

Ein unbewachter Blick, den er auf seinen Gefährten warf, sagte mir, daß ihr Weg der nämliche sei. Dann fragte er weiter:

»Hast du Geschäfte in Fetnassa oder Kbilli?«

»Ja.«

»Du willst deine Herden dort verkaufen?«

»Nein.«

»Oder deine Sklaven?«

»Nein.«

»Oder vielleicht die Waren, die du aus dem Sudan kommen lässest?«

»Nein.«

»Was sonst?«

»Nichts. Ein Sohn meines Stammes treibt mit Fetnassa keinen Handel.«

»Oder willst du dir ein Weib dort holen?«

Ich improvisierte eine sehr zornige Miene.

»Weißt du nicht, daß es eine Beleidigung ist, zu einem Manne von seinem Weibe zu sprechen! Oder bist du ein Gaur, daß du dieses nicht erfahren hast?«

Wahrhaftig, der Mann erschrak förmlich, und ich begann, infolgedessen die Vermutung zu hegen, daß ich mit meinen Worten das Richtige getroffen hatte. Er hatte ganz und gar nicht die Physiognomie eines Beduinen; Gesichter, wie das seinige, waren mir vielmehr bei Männern von armenischer Herkunft aufgefallen und – ah, war es nicht ein armenischer Händler, der den Kaufmann in Blidah ermordet hatte und dessen Steckbrief ich in der Tasche trug? Ich hatte mir nicht die Zeit genommen, den Steckbrief, wenigstens das Signalement, aufmerksam durchzulesen. Während mir diese Gedanken blitzschnell durch den Kopf gingen, fiel mein Blick nochmals auf den Revolver. An seinem Griff befand sich eine silberne Platte, in welche ein Name eingraviert war.

»Erlaube mir!«

Zu gleicher Zeit mit dieser Bitte griff ich nach der Waffe und las: »*Paul Galingré, Marseille.*« Das war ganz sicher nicht der Name der Fabrik, sondern des Besitzers. Ich verriet aber mein Interesse durch keine Miene, sondern fragte leichthin:

»Was ist das für eine Waffe?«

»Ein – ein – ein Drehgewehr.«

»Magst du mir zeigen, wie man mit ihm schießt?«

Er erklärte es mir. Ich hörte ihm sehr aufmerksam zu und meinte dann:

»Du bist kein Uëlad Hamalek, sondern ein Giaur.«

»Warum?«

»Siehe, daß ich recht geraten habe! Wärest du ein Sohn des Propheten, so würdest du mich niederschießen, weil ich dich einen Giaur nannte. Nur die Ungläubigen haben Drehgewehre. Wie soll diese Waffe in die Hände eines Uëlad Hamalek gekommen sein! Ist sie ein Geschenk?«

»Nein.«

»So hast du sie gekauft?«

»Nein.«

»Dann war sie eine Beute?«

»Ja.«

»Von wem?«

»Von einem Franken.«

»Mit dem du kämpftest?«

»Ja.«

»Wo?«

»Auf dem Schlachtfelde.«

»Auf welchem?«

»Bei El Guerara.«

»Du lügst!«

Jetzt riß ihm doch endlich die Geduld. Er erhob sich und griff nach dem Revolver.

»Was sagst du? Ich lüge? Soll ich dich niederschießen wie — — —«

Ich fiel ihm in die Rede:

»Wie den Franken da oben im Wadi Tarfau!«

Die Hand, welche den Revolver hielt, sank nieder, und eine fahle Blässe bedeckte das Gesicht des Mannes. Doch raffte er sich zusammen und fragte drohend:

»Was meinst du mit diesen Worten?«

Ich langte in meine Tasche, zog die Zeitungen heraus und tat einen Blick in die Blätter, um den Namen des Mörders zu finden.

»Ich meine, daß du ganz gewiß kein Uëlad Hamalek bist. Dein Name ist mir sehr bekannt; er lautet Hamd el Amasat.«

Jetzt fuhr er zurück und streckte beide Hände wie zur Abwehr gegen mich aus.

»Woher kennst du mich?«

»Ich kenne dich; das ist genug.«

»Nein, du kennst mich nicht; ich heiße nicht so, wie du sagtest; ich bin ein Uëlad Hamalek, und wer das nicht glaubt, den schieße ich nieder!«

»Wem gehören diese Sachen?«

»Mir.«

Ich ergriff das Taschentuch. Es war mit »P.G.« gezeichnet. Ich öffnete die Uhr und fand auf der Innenseite des Deckels ganz dieselben Buchstaben eingraviert.

»Woher hast du sie?«

»Was geht es dich an? Lege sie von dir!«

Anstatt ihm zu gehorchen, öffnete ich auch das Notizbuch. Auf dem ersten Blatte desselben las ich den Namen Paul Galingré; der Inhalt aber war stenographiert, und ich kann Stenographie nicht lesen.

»Weg mit dem Buche, sage ich dir!«

Bei diesen Worten schlug er mir dasselbe aus der Hand, so daß es in die Lache flog. Ich erhob mich, um den Versuch zu machen, es zu retten, fand aber jetzt doppelten Widerstand, da sich nun auch der jüngere der beiden Männer zwischen mich und das Wasser stellte.

Halef hatte dem Wortwechsel bisher scheinbar gleichgültig zugehört, aber ich sah, daß sein Finger an dem Drücker seiner langen Flinte lag. Es bedurfte nur eines Winkes von mir, um ihn zum Schusse zu bringen. Ich bückte mich, um auch den Kompaß noch aufzunehmen.

»Halt; das ist mein! Gieb diese Sachen heraus!« rief der Gegner.

Er faßte meinen Arm, um seinen Worten Nachdruck zu geben; ich aber sagte so ruhig wie möglich:

»Setze dich wieder nieder! Ich habe mit dir zu reden.«

»Ich habe mit dir nichts zu schaffen!«

»Aber ich mit dir. Setze dich, wenn ich dich nicht niederschießen soll!«

Diese Drohung schien doch nicht ganz unwirksam zu sein. Er ließ sich wieder zur Erde nieder und ich tat ganz dasselbe. Dann zog ich meinen Revolver und begann:

»Siehe, daß ich auch ein solches Drehgewehr habe! Lege das deinige weg, sonst geht das meinige los!«

Er legte die Waffe langsam neben sich hin aus der Hand, hielt sich aber zum augenblicklichen Griffe bereit.

»Du bist kein Uëlad Hamalek?«

»Ich bin einer.«

»Du kommst nicht von Gafsa?«

»Ich komme von dort.«

»Wie lange Zeit reitest du bereits im Wadi Tarfau?«

»Was geht es dich an!«

»Es geht mich sehr viel an. Da oben liegt die Leiche eines Mannes, den du ermordet hast.«

Ein böser Zug durchzuckte sein Gesicht.

»Und wenn ich es getan hätte, was hättest du darüber zu sagen?«

»Nicht viel; nur einige Worte.«

»Welche?«

»Wer war der Mann?«

»Ich kenne ihn nicht.«

»Warum hast du ihn und sein Kamel getötet?«

»Weil es mir so gefiel.«

»War er ein Rechtgläubiger?«

»Nein. Er war ein Giaur.«

»Du hast genommen, was er bei sich trug?«

»Sollte ich es bei ihm liegen lassen?«

»Nein, denn du hattest es für mich aufzuheben.«

»Für dich – –?«

»Ja.«

»Ich verstehe dich nicht.«

»Du sollst mich verstehen. Der Tote war ein Giaur; ich bin auch ein Giaur und werde sein Rächer sein.«

»Sein Bluträcher?«

»Nein; wenn ich das wäre, so hättest du bereits aufgehört, zu leben. Wir sind in der Wüste, wo kein Gesetz gilt als nur das des Stärkeren. Ich will nicht erproben, wer von uns der Stärkere ist; ich übergebe dich der Rache Gottes, des Allwissenden, der alles sieht und keine Tat unvergolten läßt; aber das Eine sage ich dir, und das magst du dir wohl merken: du gibst alles heraus, was du dem Toten abgenommen hast.«

Er lächelte überlegen.

»Meinst du wirklich, daß ich dieses tue?«

»Ich meine es.«

»So nimm dir, was du haben willst!«

Er zuckte mit der Hand, um nach dem Revolver zu greifen; schnell aber hielt ich ihm die Mündung des meinigen entgegen.

»Halt, oder ich schieße!«

Es war jedenfalls eine sehr eigentümliche Situation, in der ich mich befand. Glücklicherweise aber schien mein Gegner mehr Verschlagenheit als Mut zu besitzen. Er zog die Hand wieder zurück und schien unentschlossen zu werden.

»Was willst du mit den Sachen tun?«

»Ich werde sie den Verwandten des Toten zurückgeben.«

Es war fast eine Art von Mitleid, mit der er mich jetzt fixierte.

»Du lügst. Du willst sie für dich behalten!«

»Ich lüge nicht.«

»Und was wirst du gegen mich unternehmen?«

»Jetzt nichts; aber hüte dich, mir jemals wieder zu begegnen!«

»Du reitest wirklich von hier nach Seddada?«

»Ja.«

»Und wenn ich dir die Sachen gebe, wirst du mich und meinen Gefährten ungehindert nach dem Bir Saudi gehen lassen?«

»Ja.«

»Du versprichst es mir?«

»Ja.«

»Beschwöre es!«

»Ein Giaur schwört nie; sein Wort ist auch ohne Schwur die Wahrheit.«

»Hier, nimm das Drehgewehr, die Uhr, den Kompaß und das Tuch.«

»Was hatte er noch bei sich?«

»Nichts.«

»Er hatte Geld.«

»Das werde ich behalten.«

»Ich habe nichts dagegen; aber gib mir den Beutel oder die Börse, in der es sich befand.«

»Du sollst sie haben.«

Er griff in seinen Gürtel und zog eine gestickte Perlenbörse hervor, die er leerte und mir dann entgegenreichte.

»Weiter hatte er nichts bei sich?«

»Nein. Willst du mich aussuchen?«

»Nein.«

»So können wir gehen?«

»Ja.«

Er schien sich jetzt doch leichter zu fühlen als vorhin; sein Begleiter aber war ganz sicher ein furchtsamer Mensch, der sehr froh war, auf diese Weise davonzukommen. Sie nahmen ihre Habseligkeiten zusammen und bestiegen ihre Pferde.

»Salam aaleikum, Friede sei mit euch!«

Ich antwortete nicht, und sie nahmen diese Unhöflichkeit sehr gleichgültig hin. In wenigen Augenblicken waren sie hinter dem Rande des Wadiufers verschwunden.

Halef hatte bis jetzt kein einziges Wort gesprochen; nun brach er sein Schweigen.

»Sihdi!«

»Was?«

»Darf ich dir etwas sagen?«

»Ja.«

»Kennst du den Strauß?«

»Ja.«

»Weißt du, wie er ist?«

»Nun?«

»Dumm, sehr dumm.«

»Weiter!«

»Verzeihe mir, Effendi, aber du kommst mir noch schlimmer vor, als der Strauß.«

»Warum?«

»Weil du diese Schurken laufen lässest.«

»Ich kann sie nicht halten und auch nicht töten.«

»Warum nicht? Hätten sie einen Rechtgläubigen ermordet, so kannst du dich darauf verlassen, daß ich sie zum Scheitern, zum Teufel, geschickt hätte. Da es aber ein Giaur war, so ist es mir sehr gleichgültig, ob sie Strafe finden oder nicht. Du aber bist ein Christ und lässest die Mörder eines Christen entkommen!«

»Wer sagt dir, daß sie entkommen werden?«

»Sie sind ja bereits fort! Sie werden den Bir Saudi erreichen und von da nach Debila und El Uëd gehen, um in der Areg {Region der Dünen} zu verschwinden.«

»Das werden sie nicht.«

»Was sonst? Sie sagten ja, daß sie nach Bir Saudi gehen werden.«

»Sie logen. Sie werden nach Seddada gehen.«

»Wer sagte es dir?«

»Meine Augen.«

»Allah segne deine Augen, mit denen du die Stapfen im Sande betrachtetest. So wie du kann nur ein Ungläubiger handeln. Aber ich werde dich schon noch zum rechten Glauben bekehren; darauf kannst du dich verlassen, du magst nun wollen oder nicht!«

»Dann nenne ich mich einen Pilger, ohne in Mekka gewesen zu sein.«

»Sihdi – –! Du hast mir ja versprochen, das nicht zu sagen!«

»Ja, so lange du mich nicht bekehren willst.«

»Du bist der Herr, und ich muß es mir gefallen lassen. Aber, was tun wir jetzt?«

»Wir sorgen zunächst für unsere Sicherheit. Hier können wir leicht von einer Kugel getroffen werden. Wir müssen uns überzeugen, ob diese beiden Schurken auch wirklich fort sind.«

Ich erstieg den Rand der Schlucht und sah allerdings die zwei Reiter in bereits sehr großer Entfernung von uns auf Südwest zuhalten. Halef war mir gefolgt.

»Dort reiten sie,« meinte er. »Das ist die Richtung nach Bir Saudî.«

»Wenn sie sich weit genug entfernt haben, werden sie sich nach Osten wenden.«

»Sihdi, dein Gehirn dünkt mir schwach. Wenn sie dies täten, müßten sie uns ja wieder in die Hände kommen!«

»Sie meinen, daß wir erst morgen aufbrechen, und glauben also, einen guten Vorsprung vor uns zu erlangen.«

»Du rätst und wirst doch das Richtige nicht treffen.«

»Meinst du? Sagte ich nicht da oben, daß eins ihrer Pferde den Hahnentritt habe?«

»Ja, das sah ich, als sie davonritten.«

»So werde ich auch jetzt recht haben, wenn ich sage, daß sie nach Seddada gehen.«

»Warum folgen wir ihnen nicht sofort?«

»Wir kämen ihnen sonst zuvor, da wir den geraden Weg haben; dann würden sie auf unsere Spur stoßen und sich hüten, mit uns wieder zusammenzutreffen.«

»Laß uns also wieder zum Wasser gehen und ruhen, bis es Zeit zum Aufbruch ist.«

Wir stiegen wieder hinab. Ich streckte mich auf meine am Boden ausgebreitete Decke aus, zog das Ende meines Turbans als Lischam {Gesichtsschleier} über das Gesicht und schloß die Augen, nicht um zu schlafen, sondern um über unser letztes Abenteuer nachzudenken. Aber wer vermag es, in der fürchterlichen Glut der Sahara seine Gedanken längere Zeit mit einer an sich schon unklaren Sache zu beschäftigen? Ich schlummerte wirklich ein und mochte über zwei Stunden geschlafen haben, als ich wieder erwachte. Wir brachen auf.

Das Wadi Tarfauî mündet in den Schott Rharsa: wir mußten es also nun verlassen, wenn wir, nach Osten zu, Seddada erreichen wollten. Nach Verlauf von vielleicht einer Stunde trafen wir auf die Spur zweier Pferde, welche von West nach Ost führte.

»Nun, Halef, kennst du diese Ethar, diese Fährte?«

»Masch Allah, du hattest recht, Sihdi! Sie gehen nach Seddada.«

Ich stieg ab und untersuchte die Eindrücke.

»Sie sind erst vor einer halben Stunde hier vorübergekommen. Laß uns langsam reiten, sonst sehen sie uns hinter sich.«

Die Ausläufer des Dschebel Tarfau senkten sich allmählich in die Ebene hernieder, und als die Sonne unterging und nach kurzer Zeit der Mond emporstieg, sahen wir Seddada zu unsern Füßen liegen.

»Reiten wir hinab?« fragte Halef.

»Nein. Wir schlafen unter den Oliven dort am Abhange des Berges.«

Wir bogen ein wenig von unserer Richtung ab und fanden unter den Ölbäumen einen prächtigen Platz zum Biwak. Wir waren beide an das heulende Bellen des Schakal, an das Gekläffe des Fennek und an die tieferen Töne der schleichenden Hyäne gewöhnt und ließen uns von diesen nächtlichen Lauten nicht im Schlafe stören. Als wir erwachten, war es mein erstes, die gestrige Fährte wieder aufzusuchen. Ich war überzeugt, daß sie mir hier in der Nähe eines bewohnten Ortes nicht mehr von Nutzen sein werde, fand aber zu meiner Überraschung, daß sie nicht nach Seddada führte, sondern nach Süden bog.

»Warum gingen sie nicht hernieder?« fragte Halef.

»Um sich nicht sehen zu lassen. Ein verfolgter Mörder muß vorsichtig sein.«

»Aber wohin gehen sie denn?«

»Jedenfalls nach Kris, um über den Dscherid zu reiten. Dann haben sie Algerien hinter sich und sind in leidlicher Sicherheit.«

»Wir sind doch bereits in Tunis. Die Grenze geht vom Bir el Khalla zum Bir el Tam über den Schott Rharsa.«

»Das kann solchen Leuten noch nicht genügen. Ich wette, daß sie über Fezzan nach Kufarah gehen, denn erst dort sind sie vollständig sicher.«

»Sie sind auch hier bereits sicher, wenn sie ein Budjeruldu {Legitimation, Reisepaß} des Sultans haben.«

»Das würde ihnen einem Konsul oder Polizei-Agenten gegenüber nicht viel nützen.«

»Meinst du? Ich möchte es Keinem raten, gegen das mächtige ›*Giölgeda padishanün*‹ {wörtlich: ›Im Schatten des Padi-schah‹} zu sündigen!«

»Du sprichst so, trotzdem du ein freier Araber sein willst?«

»Ja. Ich habe in Ägypten gesehen, was der Großherr vermag; aber in der Wüste fürchte ich ihn nicht. Werden wir jetzt nach Seddada gehen?«

»Ja, um Datteln zu kaufen und einmal gutes Wasser zu trinken. Dann aber setzen wir den Weg fort.«

»Nach Kris?«

»Nach Kris.«

Bereits eine Viertelstunde später hatten wir uns restauriert und folgten dem Reitwege, welcher von Seddada nach Kris führt. Zu unserer Linken glänzte die Fläche des Schott Dscherid zu uns herauf, ein Anblick, den ich vollständig auszukosten suchte.

Die Sahara ist ein großes, noch immer nicht gelöstes Rätsel. Schon seit Virlet d'Aoust im Jahre 1845 besteht das Projekt, einen Teil der Wüste in ein Meer und dadurch die anliegenden Gebiete in ein fruchtbares Land zu verwandeln und so auch die Bewohner dieser Strecken dem Fortschritte der Zivilisation näher zu bringen. Ob aber dieses Projekt ausführbar und dann auch von den beabsichtigten Erfolgen gekrönt sein wird, darüber läßt sich noch immer streiten.

Am Fuße des Südabhanges des Dschebel Aures und der östlichen Fortsetzung dieser Bergmasse, also des Dra el Haua, Dschebel Tarfaui, Dschebel Situna und Dschebel Hadifa, dehnt sich eine einheitliche unübersehbare, hier und da leicht gewellte Ebene aus, deren tiefste Stellen mit Salzkrusten und Salzauswitterungen bedeckt sind, welche als Überreste einstiger großer Binnengewässer im algerischen Teile den Namen Schott und im tunesischen Teile den Namen Sobha oder Sebcha führen. Die Grenze dieses eigentümlichen und hochinteressanten Gebietes bilden im Westen die Ausläufer des Beni-Mzab-Plateau, im Osten die Landenge von Gabes und im

Süden die Dünenregion von Ssuf und Nifzaua nebst dem langgestreckten Dschebel Tebaga. Vielleicht ist unter dieser Einsenkung der Golf von Triton zu verstehen, von welchem uns Herodot, der Vater der Geschichtschreibung, berichtet.

Außer einer großen Anzahl kleinerer Sümpfe, welche im Sommer ausgetrocknet sind, besteht dieses Gebiet aus drei größeren Salzseen, nämlich, von West nach Ost verfolgt, aus den Schotts Melrir, Rharsa und Dscherid, welch letzterer auch El Kebir genannt zu werden pflegt. Diese drei Becken bezeichnen eine Zone, deren westliche Hälfte tiefer liegt, als das Mittelmeer bei Gabes zur Zeit der Ebbe.

Die Einsenkung des Schottgebietes ist heutzutage zum großen Teile mit Sandmassen angefüllt, und nur in der Mitte der einzelnen Bassins hat sich eine ziemlich beträchtliche Wassermasse erhalten, welche durch ihr Aussehen den arabischen Schriftstellern und Reisenden Veranlassung gab, sie bald mit einem Kampferteppeich oder einer Kristalldecke, bald mit einer Silberplatte oder der Oberfläche geschmolzenen Metalls zu vergleichen. Dieses Aussehen erhalten die Schotts durch die Salzkruste, mit der sie bedeckt sind und deren Dicke sehr verschieden ist, so daß sie zwischen zehn und höchstens zwanzig Zentimeter variiert. Nur an einzelnen Stellen ist es möglich, sich ohne die eminenteste Lebensgefahr auf sie zu wagen. Wehe dem, der auch nur eine Hand breit von dem schmalen Pfade abweicht! Die Kruste gibt nach, und der Abgrund verschlingt augenblicklich sein Opfer. Unmittelbar über dem Kopfe des Versinkenden schließt sich alsbald die Decke wieder. Die schmalen Furten, welche über die Salzdecke der Schotts führen, werden besonders in der Regenzeit höchst gefährlich, indem der Regen die vom Flugsande überdeckte Kruste bloßlegt und auswäscht.

Das Wasser dieser Schotts ist grün und dickflüssig und bei weitem salziger als das des Meeres. Ein Versuch, die Tiefe des Abgrundes unter sich zu messen, würde des Terrains halber zu keinem Resultate führen, doch darf wohl angenommen werden, daß keiner der Salzmoräste tiefer als fünfzig Meter ist. Die eigentliche Gefahr bei dem Einbrechen durch die Salzdecke ist

bedingt durch die Massen eines flüssigen, beweglichen Sandes, welcher unter der fünfzig bis achtzig Zentimeter tiefen, hellgrünen Wasserschicht schwimmt und ein Produkt der Jahrtausende langen Arbeit des Samums ist, der den Sand aus der Wüste in das Wasser trieb.

Schon die ältesten arabischen Geographen, wie Ebn Dschobeir, Ebn Batuta, Obeidah el Bekri, El Istakhri und Omar Ebn el Wardi, stimmen in der Gefährlichkeit dieser Schotts für die Reisenden überein. Der Dscherid verschlang schon Tausende von Kamelen und Menschen, welche in seiner Tiefe spurlos verschwanden. Im Jahre 1826 mußte eine Karawane, welche aus mehr als tausend Lastkamelen bestand, den Schott überschreiten. Ein unglücklicher Zufall brachte das Leitkamel, welches an der Spitze des Zuges schritt, vom schmalen Wege ab. Es verschwand im Abgrunde des Schott, und ihm folgten alle anderen Tiere, welche rettungslos in der zähen, seifigen Masse verschwanden. Kaum war die Karawane verschwunden, so nahm die Salzdecke wieder ihre frühere Gestalt an, und nicht die kleinste Veränderung, das mindeste Anzeichen verriet den gräßlichen Unglücksfall. Ein solches Vorkommnis könnte unmöglich erscheinen, aber um es zu glauben, muß man sich nur vergegenwärtigen, daß jedes Kamel gewohnt ist, dem voranschreitenden, mit dem es ja meist auch durch Stricke verbunden ist, blind und unbedingt zu folgen, und daß der Pfad über die Schotts oft so schmal ist, daß es einem Tiere oder gar einer Karawane ganz unmöglich wird, wieder umzukehren.

Der Anblick dieser tückischen Flächen, unter denen der Tod lauert, erinnert an einzelnen Stellen an den bläulich schillernden Spiegel geschmolzenen Bleies. Die Kruste ist zuweilen hart und durchsichtig wie Flaschenglas und klingt bei jedem Schritte wie der Boden der Solfatara in Neapel; meist aber bildet sie eine weiche, breiige Masse, welche vollständig sicher zu sein scheint, aber doch nur so viel Festigkeit besitzt, um einen leichten Anflug von Sand zu tragen, bei jeder anderen Last aber unter derselben zu weichen, um sich über ihr wieder zu schließen.

Den Führern dienen kleine, auseinander liegende Steine als

Wegzeichen. Früher gab es auf dem Schott El Kebir auch eingesteckte Palmenäste. Der Ast der Dattelbäume heißt Dscherid, und diesem Umstande hat der Schott seinen zweiten Namen zu verdanken. Diese Steinhäufchen heißen »Gmaïr«, und auch sie fehlen an solchen Punkten, wo auf mehrere Meter Länge der Boden von einer den Pferden bis an die Brust reichenden Wasserfläche bedeckt wird.

Die Kruste der Schotts bildet übrigens nicht etwa eine einheitliche, flache Ebene, sondern sie zeigt im Gegenteile Wellen, welche selbst dreißig Meter Höhe erreichen. Die Kämme dieser Bodenwellen bilden eben die Furten, welche von den Karawanen benützt werden, und zwischen ihnen, in den tiefer liegenden Stellen, lauert das Verderben. Doch gerät schon bei einem mäßigen Winde die Salzdecke in eine schwingende Bewegung und läßt das Wasser aus einzelnen Öffnungen und Löchern mit der Macht einer Quelle hervorbrechen. – –

Also diese freundlich glitzernde, aber trügerische Fläche lag zu unserer Linken, als wir den Weg nach Kris verfolgten, von wo aus eine Furt über den Schott nach Fetnassa auf der gegenüberliegenden Halbinsel des Nifzaua führt. Halef streckte die Hand aus und deutete hinab.

»Siehst du den Schott, Sihdi?«

»Ja.«

»Bist du schon einmal über den Schott geritten?«

»Nein.«

»So danke Allah, denn vielleicht wärest du sonst bereits zu deinen Vätern versammelt! Und wir wollen wirklich hinüber?«

»Allerdings.«

»Bismillah, in Gottes Namen! Mein Freund Sadek wird wohl noch am Leben sein.«

»Wer ist das?«

»Mein Bruder Sadek ist der berühmteste Führer über den Schott Dscherid; er hat noch niemals einen falschen Schritt getan. Er gehört zum Stamme der Merasig und ward geboren von seiner Mutter in Mui Hamed, lebt aber mit seinem Sohne, der ein wackerer Krieger ist, in Kris. Er kennt den Schott wie

kein zweiter, und er ist es ganz allein, dem ich dich anvertrauen möchte, Sihdi. Reiten wir direkt nach Kris?«

»Wie weit haben wir noch bis hin?«

»Ein kleines über eine Stunde.«

»So biegen wir jetzt ab gegen West. Wir müssen sehen, ob wir eine Spur der Mörder finden.«

»Du meinst wirklich, daß sie auch nach Kris gegangen sind?«

»Auch sie haben jedenfalls im Freien ihr Lager gehalten und werden bereits vor uns sein, um über den Schott zu gehen.«

Wir verließen den bisherigen Weg und hielten grad nach West. In der Nähe des Pfades fanden wir viele Spuren, welche wir zu durchschneiden hatten; dann aber wurden sie weniger zahlreich und hörten endlich ganz auf. Da schließlich, wo der Reitpfad nach El Hamma führt, erblickte ich die Fährte zweier Pferde im Sande, und nachdem ich sie gehörig geprüft hatte, gelangte ich zu der Überzeugung, daß es die gesuchte sei. Wir folgten ihr bis in die Nähe von Kris, wo sie sich im breiten Wege verlor. Ich hatte also die Gewißheit, daß sich die Mörder hier befanden.

Halef war nachdenklich geworden.

»Sihdi, soll ich dir etwas sagen?« meinte er.

»Sage es!«

»Es ist doch gut, wenn man im Sande lesen kann.«

»Es freut mich, daß du zur Erkenntnis kommst. Doch da ist Kris. Wo ist die Wohnung deines Freundes Sadek?«

»Folge mir!«

Er ritt um den Ort, der aus einigen unter Palmen liegenden Zelten und Hütten bestand, herum bis zu einer Gruppe von Mandelbäumen, in deren Schutze eine breite, niedere Hütte lag, aus der bei unserem Anblick ein Araber trat und meinem kleinen Halef freudig entgegeneilte.

»Sadek, mein Bruder, du Liebling des Kalifen!«

»Halef, mein Freund, du Gesegneter des Propheten!«

Sie lagen einander in den Armen und herzten sich wie ein Liebespaar.

Dann aber wandte sich der Araber zu mir:

»Verzeihe, daß ich dich vergaß! Tretet ein in mein Haus; es ist das eurige!«

Wir folgten seinem Wunsche. Er war allein und präsentierte uns allerhand Erfrischungen, denen wir fleißig zusprachen. Jetzt glaubte Halef die Zeit gekommen, mich seinem Freunde vorzustellen.

»Das ist Kara Ben Nemsî, ein großer Taleb aus dem Abendlande, der mit den Vögeln redet und im Sande lesen kann. Wir haben schon viele große Taten vollbracht; ich bin sein Freund und Diener und soll ihn zum wahren Glauben bekehren.«

Der brave Mensch hatte mich einmal nach meinem Namen gefragt und wirklich das Wort Karl im Gedächtnisse behalten. Da er es aber nicht auszusprechen vermochte, so machte er rasch entschlossen ein Kara daraus und setzte Ben Nemsî, Nachkomme der Deutschen, hinzu. Wo ich mit den Vögeln geredet hatte, konnte ich mich leider nicht entsinnen; jedenfalls sollte mich diese Behauptung ebenbürtig an die Seite des weisen Salomo stellen, der ja auch die Gabe gehabt haben soll, mit den Tieren zu sprechen. Auch von den großen Taten, die wir vollbracht haben sollten, wußte ich weiter nichts, als daß ich einmal im Gestrüppe hängen geblieben und dabei gemächlich von meinem kleinen Berbergaule gerutscht war, der diese Gelegenheit dann benutzte, einmal mit mir Haschens zu spielen. Der Glanzpunkt der Halef'schen Diplomatie war nun allerdings die Behauptung, daß ich mich von ihm bekehren lassen wolle. Er verdiente dafür eine Zurechtweisung; daher fragte ich Sadek:

»Kennst du den ganzen Namen deines Freundes Halef?«

»Ja.«

»Wie lautet er?«

»Er lautet Hadschi Halef Omar.«

»Das ist nicht genug. Er lautet Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah. Du hörst also, daß er zu einer frommen, verdienstvollen Familie gehört, deren Glieder alle Hadschi waren, obgleich – – –«

»Sihdi,« unterbrach mich Halef mit einer ganz unbeschreiblichen Pantomime des Schreckens, »sprich nicht von den Ver-

diensten deines Dieners! Du weißt, daß ich dir stets gern gehorchen werde.«

»Ich hoffe es, Halef. Du sollst nicht von dir und mir sprechen; frage lieber deinen Freund Sadek, wo sich sein Sohn befindet, von dem du mir gesagt hast!«

»Hat er wirklich von ihm gesprochen, Effendi?« fragte der Araber. »Allah segne dich, Halef, daß du derer gedenkst, die dich lieben! Omar Ibn Sadek, mein Sohn, ist über den Schott nach Seftimi gegangen und wird noch heute wiederkehren.«

»Auch wir wollen über den Schott, und du sollst uns führen,« meinte Halef.

»Ihr? Wann?«

»Noch heute.«

»Wohin, Sihdi?«

»Nach Fetnassa. Wie ist der Weg hinüber?«

»Gefährlich, sehr gefährlich. Es gibt nur zwei wirklich sichere Wege hinüber an das jenseitige Ufer, nämlich El Tose-rija zwischen Toser und Fetnassa und Es Suida zwischen Nefta und Sarsin. Der Weg von hier nach Fetnassa aber ist der allerschlimmste, und nur zwei gibt es, die ihn genau kennen; das bin ich und Arfan Rakedihm hier in Kris.«

»Kennt dein Sohn den Weg nicht auch?«

»Ja, aber allein ist er ihn noch nicht gegangen. Desto besser aber kennt er die Strecke nach Seftimi.«

»Diese fällt wohl einige Zeit lang zusammen mit der nach Fetnassa.«

»Über zwei Drittel, Sihdi.«

»Wenn wir am Mittag aufbrechen, bis wann sind wir in Fetnassa?«

»Vor Anbruch des Morgens, wenn deine Tiere gut sind.«

»Du gehst auch während der Nacht über den Schott?«

»Wenn der Mond leuchtet, ja. Ist es aber dunkel, so übernachtet man auf dem Schott, und zwar da, wo das Salz so dick ist, daß es das Lager tragen kann.«

»Willst du uns führen?«

»Ja, Effendi.«

»So laß uns zunächst den Schott besehen!«

»Du hast noch keinen Schott überschritten?«

»Nein.«

»So komm! Du sollst den Sumpf des Todes sehen, den Ort des Verderbens, das Meer des Schweigens, über welches ich dich hinwegführen werde mit sicherem Schritte.«

Wir verließen die Hütte und wandten uns nach Osten. Nachdem wir einen breiten, sumpfigen Rand überschritten hatten, gelangten wir an das eigentliche Ufer des Schott, dessen Wasser vor der Salzkruste, die es deckte, nicht zu sehen war. Ich stach mit meinem Messer hindurch und fand das Salz vierzehn Centimeter dick. Dabei war es so hart, daß es einen mittelstarken Mann zu tragen vermochte. Es wurde verhüllt von einer dünnen Lage von Flugsand, welcher an vielen Stellen weggeweht war, die dann in bläulich weißem Schimmer erglänzten.

Noch während ich mit dieser Untersuchung beschäftigt war, ertönte hinter uns eine Stimme:

»Salam aaleïkum, Friede sei mit euch!«

Ich wandte mich um. Vor uns stand ein schlanker, krummbeiniger Beduine, dem irgend eine Krankheit oder wohl auch ein Schuß die Nase weggenommen hatte.

»Aaleïkum!« antwortete Sadek. »Was tut mein Bruder Arfan Rakedihm hier am Schott? Er trägt die Reisekleider. Will er fremde Wanderer über die Sobha führen?«

»So ist es,« antwortete der Gefragte. »Zwei Männer sind es, die gleich kommen werden.«

»Wohin wollen sie?«

»Nach Fetnassa.«

Der Mann hieß Arfan Rakedihm und war also der andere Führer, von welchem Sadek gesprochen hatte. Er deutete jetzt auf mich und Halef und fragte:

»Wollen diese zwei Fremdlinge auch über den See?«

»Ja.«

»Wohin?«

»Auch nach Fetnassa.«

»Und du sollst sie führen?«

»Du errätst es.«

»Sie können gleich mit mir gehen; dann ersparst du dir die Mühe.«

»Es sind Freunde, die mir keine Mühe machen werden.«

»Ich weiß es: du bist geizig und gönnst mir nichts. Hast du mir nicht stets die reichsten Reisenden weggefangen?«

»Ich fange keinen weg; ich führe nur die Leute, welche freiwillig zu mir kommen.«

»Warum ist Omar, dein Sohn, Führer nach Seftimi geworden? Ihr nehmt mir mit Gewalt das Brot hinweg, damit ich verhungern soll; Allah aber wird euch strafen und eure Schritte so lenken, daß euch der Schott verschlingen wird.«

Es mochte sein, daß die Konkurrenz hier eine Feindschaft entwickelt hatte, aber dieser Mann besaß überhaupt keine guten Augen, und so viel war sicher, daß ich mich ihm nicht gern anvertraut hätte. Er wandte sich von uns und schritt am Ufer hin, wo in einiger Entfernung zwei Reiter erschienen, welche er führen sollte. Es waren die beiden Männer, welche wir in der Wüste getroffen, und dann verfolgt hatten.

»Sihdi,« rief Halef. »Kennst du sie?«

»Ich kenne sie.«

»Wollen wir sie ruhig ziehen lassen?«

Er hob bereits das Gewehr zum Schusse empor. Ich hinderte ihn daran.

»Laß! Sie werden uns nicht entgehen.«

»Wer sind die Männer?« fragte unser Führer.

»Mörder,« antwortete Halef.

»Haben sie jemand aus deiner Familie oder aus deinem Stamme getötet?«

»Nein.«

»Hast du über Blut mit ihnen zu richten?«

»Nein.«

»So laß sie ruhig ziehen! Es taugt nicht, sich in fremde Händel zu mischen.«

Der Mann sprach wie ein echter Beduine. Er hielt es nicht einmal für nötig, die Männer, welche ihm als Mörder geschildert worden waren, mit einem Blick zu betrachten. Auch sie hatten uns bemerkt und erkannt. Ich sah, wie sie sich beeilten,

auf die Salzdecke zu kommen. Als dies geschehen war, hörten wir ein verächtliches Lachen, mit welchem sie uns den Rücken kehrten.

Wir gingen in die Hütte zurück, ruhten noch bis Mittag aus, versahen uns dann mit dem nötigen Proviant und traten die gefährliche Wanderung an.

Ich habe auf fremden, unbekannten Strömen zur Winterszeit mit Schneeschuhen meilenweite Strecken zurückgelegt und mußte jeden Augenblick gewärtig sein, einzubrechen, habe aber dabei niemals die Empfindung wahrgenommen, welche mich beschlich, als ich jetzt den heimtückischen Schott betrat. Es war nicht etwa Furcht oder Angst, sondern es mochte ungefähr das Gefühl eines Seiltänzers sein, der nicht genau weiß, ob das Tau, welches ihn trägt, auch gehörig befestigt worden ist. Statt des Eises eine Salzdecke – das war mir mehr als neu. Der eigentümliche Klang, die Farbe, die Kristallisation dieser Kruste – das alles erschien mir zu fremd, als daß ich mich hätte sicher fühlen können. Ich prüfte bei jedem Schritte und suchte nach sicheren Merkmalen für die Festigkeit unseres Fußbodens. Stellenweise war derselbe so hart und glatt, daß man hätte Schlittschuhe benutzen können, dann aber hatte er wieder das schmutzige, lockere Gefüge von niedergetautem Schnee und vermochte nicht, die geringste Last zu tragen.

Erst nachdem ich mich über das so Ungewohnte einigermaßen orientiert hatte, stieg ich zu Pferde, um mich nächst dem Führer auch zugleich auf den Instinkt meines Tieres zu verlassen. Der kleine Hengst schien gar nicht zum erstenmale einen solchen Weg zu machen. Er trabte, wo Sicherheit vorhanden war, höchst wohlgemut darauf los und zeigte dann, wenn sein Vertrauen erschüttert war, eine ganz vorzügliche Liebhaberei für die besten Stellen des oft kaum fußbreiten Pfades. Er legte dann die Ohren vor oder hinter, beschnupperte den Boden, schnaubte zweifelnd oder überlegend und trieb die Vorsicht einigemale so weit, eine zweifelhafte Stelle erst durch einige Schläge mit dem Vorderhufe zu prüfen.

Der Führer schritt voran; ich folgte ihm, und hinter mir ritt Halef. Der Weg nahm unsere Aufmerksamkeit so in Anspruch,

daß nur wenig gesprochen wurde. So waren wir bereits über drei Stunden unterwegs, als sich Sadek zu mir wandte:

»Nimm dich in acht, Sihdi! Jetzt kommt die schlimmste Stelle des ganzen Weges.«

»Warum schlimm?«

»Der Pfad geht oft durch hohes Wasser und ist dabei auf eine lange Strecke so schmal, daß man ihn mit zwei Händen bedecken kann.«

»Bleibt der Boden stark genug?«

»Ich weiß es nicht genau; die Stärke unterliegt oft großen Veränderungen.«

»So werde ich absteigen, um die Last zu halbieren.«

»Sihdi, tue es nicht. Dein Pferd geht sicherer als du.«

Hier war der Führer Herr und Meister; ich gehorchte ihm also und blieb sitzen. Doch noch heute denke ich mit Schauern an die zehn Minuten, welche nun folgten; zehn Minuten nur, aber unter solchen Verhältnissen sind sie eine Ewigkeit.

Wir hatten ein Terrain erreicht, auf welchem Tal und Hügel wechselte. Die wellenförmigen Erhebungen bestanden zwar aus hartem, haltbarem Salze, die Talmulden aber aus einer zähen, breiartigen Masse, in welcher sich nur einzelne schmale Punkte befanden, auf denen Mensch und Tier nur unter höchster Aufmerksamkeit und mit der größten Gefahr zu fußen vermochten. Und dabei ging mir, trotzdem ich auf dem Pferde saß, das grüne Wasser oft bis an die Oberschenkel heran, so daß die Stellen, auf denen man fußen konnte, erst unter der Flut gesucht werden mußten. Dabei war das allerschlimmste, daß der Führer und dann wieder auch die Tiere diese Stellen erst suchen und dann probieren mußten, ehe sie sich mit dem ganzen Gewichte darauf wagen konnten, und doch war dieser Halt so gering, so trügerisch und verräterisch, daß man keinen Augenblick zu lange darauf verweilen durfte, wenn man nicht versinken wollte – es war fürchterlich.

Jetzt kamen wir an eine Stelle, welche uns auf wohl zwanzig Meter Länge kaum einen zehn Zoll breiten, halbwegs zuverlässigen Pfad bot.

»Sihdi, aufgepaßt! Wir stehen mitten im Tode,« rief der Führer.

Er wandte sich während des Forttastens mit dem Gesichte nach Morgen und betete mit lauter Stimme die heilige Fatcha:

»Im Namen des allbarmherzigen Gottes. Lob und Preis sei Gott, dem Weltenherrn, dem Allerbarmer, der da herrscht am Tage des Gerichtes. Dir wollen wir dienen und zu dir wollen wir flehen, auf daß du uns führest den rechten Weg, den Weg derer, die deiner Gnade sich freuen und nicht den Weg derer, über welche – – –«

Halef war hinter mir in das Gebet eingefallen; plötzlich aber verstummten beide zu gleicher Zeit; – zwischen den zwei nächsten Wellenhügeln hervor fiel ein Schuß. Der Führer warf beide Arme empor, stieß einen unartikulierten Schrei aus, trat fehl und war im nächsten Augenblick unter der Salzdecke verschwunden, die sich sofort wieder über ihm schloß.

In solchen Augenblicken erhält der menschliche Geist eine Spannkraft, welche ihm eine ganze Reihe von Gedanken und Schlüssen, zu denen sonst Viertelstunden oder gar Stunden gehören, mit der Schnelligkeit des Blitzes und tagesheller Deutlichkeit zum Bewußtsein bringt. Noch war der Schuß nicht verhallt und der Führer nicht ganz versunken, so wußte ich bereits alles. Die beiden Mörder wollten ihre Ankläger verderben; sie hatten ihren Führer um so leichter gewonnen, als derselbe auf den unserigen eifersüchtig war. Sie brauchten uns gar kein Leid zu tun; wenn sie unsern Führer töteten, waren wir unbedingt verloren. Sie lauerten also hier bei der gefährlichsten Stelle des ganzen Weges und schossen Sadek nieder. Nun brauchten sie nur zuzusehen, wie wir versanken.

Daß Sadek von der Kugel in den Kopf getroffen war, merkte ich trotz der Schnelligkeit, mit der alles geschah. Hatte die durchfahrende Kugel auch mein Pferd gestreift, oder war es der Schreck über den Schuß? Der kleine Berberhengst zuckte heftig zusammen, verlor hinten den Halt und brach ein.

»Sihdi!« brüllte hinter mir Halef in unbeschreiblicher Angst.

Ich war verloren, wenn mich nicht eins rettete: noch wäh-

rend das Pferd im Versinken war und sich mit den Vorderhufen vergeblich anzuklammern suchte, stützte ich die beiden Hände auf den Sattelknopf, warf die Beine hinten in die Luft empor und schlug eine Volte über den Kopf des armen Pferdes hinweg, welches durch den hierbei ausgeübten Druck augenblicklich unter den Salzboden gedrückt wurde. In dem Augenblick, während dessen ich durch die Luft flog, hat Gott das inbrünstigste Gebet meines ganzen Lebens gehört. Nicht lange Worte und viele Minuten gehören zum Gebete; wenn man zwischen Leben und Tod hindurchfliegt, gibt es keine Worte und keine Zeit zu messen.

Ich bekam festen Boden; er wich aber augenblicklich unter mir; halb schon im Versinken, fußte ich wieder und raffte mich empor; ich sank und erhob mich, ich strauchelte, ich trat fehl, ich fand dennoch Grund; ich wurde hinabgerissen und kam dennoch vorwärts und ging dennoch nicht unter; ich hörte nichts mehr, ich fühlte nichts mehr, ich sah nichts mehr als nur die drei Männer dort an der Salzwelle, von denen zwei mit angeschlagenem Gewehre mich erwarteten.

Da, da endlich hatte ich festen Boden unter den Füßen, festen, breiten Boden, zwar auch nur Salz, aber es trug mich sicher. Zwei Schüsse krachten – Gott wollte, daß ich noch leben sollte; ich war gestolpert und niedergestürzt; die Kugeln piffen an mir vorüber. Ich trug mein Gewehr noch auf dem Rücken; es war ein Wunder, daß ich es nicht verloren hatte; aber ich dachte jetzt gar nicht an die Büchse, sondern warf mich gleich mit geballten Fäusten auf die Schurken. Sie erwarteten mich nicht einmal. Der Führer floh; der ältere der beiden wußte, daß er ohne Führer verloren sei, und folgte ihm augenblicklich; ich faßte nur den jüngeren. Er riß sich los und sprang davon; ich blieb hart hinter ihm. Ihm blendete die Angst und mir der Zorn die Augen; wir achteten nicht darauf, wohin unser Lauf führte – er stieß einen entsetzlichen, heiseren Schrei aus, und ich warf mich sofort zurück. Er verschwand unter dem salzigen Gischte, und ich stand kaum dreißig Zoll vor seinem heimtückischen Grabe.

Da ertönte hinter mir ein angstvoller Ruf.

»Sihdi, Hilfe, Hilfe!«

Ich wandte mich um. Grad an der Stelle, wo ich festen Fuß gefaßt hatte, kämpfte Halef um sein Leben. Er war zwar eingebrochen, hielt sich aber an der dort zum Glücke sehr starken Salzkruste noch fest. Ich sprang hinzu, riß die Büchse herab und hielt sie ihm entgegen, indem ich mich platt niederlegte.

»Fasse den Riemen!«

»Ich habe ihn, Sihdi! O, Allah illa Allah!«

»Wirf die Beine empor; ich kann nicht ganz hin zu dir. Halte aber fest!«

Er wandte seine letzte Kraft an, um seinen Körper in die Höhe zu schnellen; ich zog zu gleicher Zeit scharf an, und es gelang – er lag auf der sicheren Decke des Sumpfes. Kaum hatte er Atem geschöpft, so erhob er sich auf die Knie und betete die vierundsechzigste Sure:

»Alles, was im Himmel und auf Erden ist, preiset Gott; sein ist das Reich, und ihm gebührt das Lob, denn er ist aller Dinge mächtig!«

Er, der Muselmann, betete; ich aber, der Christ, ich konnte nicht beten, ich konnte keine Worte finden, wie ich aufrichtig gestehe. Hinter mir lag die fürchterliche Salzfläche so ruhig, so bewegungslos, so gleißend, und doch hatte sie unsere beiden Tiere, und doch hatte sie unseren Führer verschlungen, und vor uns sah ich den Mörder entkommen, der dies alles verschuldet hatte! Jede Faser zuckte in mir, und es dauerte eine geraume Weile, bis ich ruhig wurde.

»Sihdi, bist du verwundet?«

»Nein. Aber Mensch, auf welche Weise hast du dich gerettet?«

»Ich sprang vom Pferde, grad wie du, Effendi. Und weiter weiß ich nichts. Ich konnte erst dann wieder denken, als ich dort am Rande hing. Aber wir sind nun dennoch verloren.«

»Warum?«

»Wir haben keinen Führer. O, Sadek, Freund meiner Seele, dein Geist wird mir verzeihen, daß ich schuld an deinem Tode bin. Aber ich werde dich rächen, das schwöre ich dir beim

Barte des Propheten; rächen werde ich dich, wenn ich nicht hier verderbe.«

»Du wirst nicht verderben, Halef.«

»Wir werden verderben; wir werden verhungern und verdursten.«

»Wir werden einen Führer haben.«

»Wen?«

»Omar, den Sohn Sadeks.«

»Wie soll er uns hier finden?«

»Hast du nicht gehört, daß er nach Seftimi gegangen ist und heute wieder zurückkehren wird?«

»Er wird uns dennoch nicht finden.«

»Er wird uns finden. Sagte nicht Sadek, daß der Weg nach Seftimi und nach Fetnassa auf zwei Dritteile ganz derselbe sei?«

»Effendi, du gibst mir neue Hoffnung und neues Leben. Ja, wir werden warten, bis Omar hier vorüberkommt.«

»Für ihn ist es ein Glück, wenn er uns findet. Er würde hier hinter uns untergehen, da der frühere Pfad versunken ist, ohne daß er es weiß.«

Wir lagerten uns neben einander am Boden nieder; die Sonne brannte so heiß, daß unsere Kleider in wenigen Minuten getrocknet und mit einer salzigen Kruste überzogen wurden, so weit sie naß gewesen waren. —

Zweites Kapitel

Vor Gericht

Obgleich ich die Überzeugung hegte, daß der Sohn des ermordeten Führers kommen werde, konnte er doch statt über den See, um denselben herumgegangen sein. Wir warteten also mit großer, ja mit ängstlicher Spannung. Der Nachmittag verging; es waren nur noch zwei Stunden bis zum Abend; da ließ sich eine Gestalt erkennen, welche von Osten her langsam der Stelle nahte, an welcher wir uns befanden. Sie kam näher und näher und erblickte nun auch uns.

»Er ist es,« meinte Halef, legte die Hände wie ein Sprachrohr an den Mund und rief: »Omar Ben Sadek, eile herbei!«

Der Gerufene verdoppelte seine Schritte und stand bald vor uns. Er erkannte den Freund seines Vaters.

»Sei willkommen, Halef Omar!« grüßte er.

»Hadschi Halef Omar!« verbesserte Halef.

»Verzeihe mir! Die Freude, dich zu sehen, ist schuld an diesem Fehler. Du kamst nach Kris zum Vater?«

»Ja,« antwortete Halef.

»Wo ist er? Wenn du auf dem Schott bist, muß er in der Nähe sein.«

»Er ist in der Nähe,« antwortete Halef feierlich.

»Wo?«

»Omar Ibn Sadek, dem Gläubigen geziemt es, stark zu sein, wenn ihn das Kismet trifft.«

»Rede, Halef, rede! Es ist ein Unglück geschehen?«

»Ja.«

»Welches?«

»Allah hat deinen Vater zu seinen Vätern versammelt.«

Der Jüngling stand vor uns, keines Wortes mächtig. Sein Auge starrte den Sprecher entsetzt an, und sein Angesicht war furchtbar bleich geworden. Endlich gewann er die Sprache wieder, aber er benützte sie auf ganz andere Weise, als ich vermutet hatte.

»Wer ist dieser Sihdi?« fragte er.

»Es ist Kara Ben Nemsî, den ich zu deinem Vater brachte. Wir verfolgten zwei Mörder, welche über den Schott gingen.«

»Mein Vater sollte euch führen?«

»Ja; er führte uns. Die Mörder bestachen Arfan Rakedihm und stellten uns hier einen Hinterhalt. Sie schossen deinen Vater nieder; er und die Pferde versanken in dem Sumpfe, uns aber hat Allah gerettet.«

»Wo sind die Mörder?«

»Der eine starb im Salze, der andere aber ist mit dem Chabir {Führer} nach Fetnassa.«

»So ist der Pfad hier verdorben?«

»Ja. Du kannst ihn nicht betreten.«

»Wo versank mein Vater?«

»Dort, dreißig Schritte von hier.«

Omar ging so weit vorwärts, als die Decke trug, starrte eine Weile vor sich nieder und wandte sich dann nach Osten:

»Allah, du Gott der Allmacht und Gerechtigkeit, höre mich! Muhammed, du Prophet des Allerhöchsten, höre mich! Ihr Kalifen und Märtyrer des Glaubens, hört mich! Ich, Omar Ben Sadek, werde nicht eher lachen, nicht eher meinen Bart beschneiden, nicht eher die Moschee besuchen, als bis die Dschehennah aufgenommen hat den Mörder meines Vaters! Ich schwöre es!«

Ich war tief erschüttert von diesem Schwure, durfte aber nichts dagegen sagen. Nun setzte er sich zu uns und bat mit beinahe unnatürlicher Ruhe:

»Erzählt!«

Halef folgte seinem Wunsche. Als er fertig war, erhob sich der Jüngling.

»Kommt!«

Nur das eine Wort sprach er; dann schritt er voran, wieder in der Richtung zurück, aus der er gekommen war.

Wir hatten bereits vorher die schwierigsten Stellen des Weges überwunden; es war keine große Gefahr mehr zu befürchten, trotzdem wir den ganzen Abend und die ganze Nacht hindurch marschierten. Am Morgen betraten wir das Ufer der Halbinsel Nifzaua und sahen Fetnassa vor uns liegen.

»Was nun?« fragte Halef.

»Folgt mir nur!« antwortete Omar.

Dies war das erste Wort, welches ich seit gestern von ihm hörte. Er schritt auf die dem Strande zunächst gelegene Hütte zu. Ein alter Mann saß vor derselben.

»Sallam aaleïkum!« grüßte Omar.

»Aaleïkum,« dankte der Alte.

»Du bist Abdullah el Hamis, der Salzverwieger?«

»Ja.«

»Hast du gesehen den Chabir Arfan Rakedihm aus Kris?«

»Er betrat bei Tagesanbruch mit einem fremden Manne das Land.«

»Was taten sie?«

»Der Chabir ruhte bei mir aus und ging dann nach Bir Rekeb, um von da nach Kris zurückzukehren. Der Fremde aber kaufte sich bei meinem Sohne ein Pferd und fragte nach dem Wege nach Kbilli.«

»Ich danke dir, Abu el Malah {Vater des Salzes}!«

Er ging schweigend weiter und führte uns in eine Hütte, wo wir einige Datteln aßen und eine Schale Lagmi tranken. Dann ging es nach Beschni, Negua und Mansurah, wo wir auf unsere Erkundigungen überall in Erfahrung brachten, daß wir dem Gesuchten auf den Fersen seien. Von Mansurah ist es gar nicht weit bis zu der großen Oase Kbilli. Dort gab es damals noch einen türkischen Wekil {Statthalter}, welcher unter der Aufsicht des Regenten von Tunis den Nifzaua verwaltete. Hierzu waren ihm zehn Soldaten zur Verfügung gestellt worden.

Wir begaben uns zunächst in ein Kaffeehaus, wo Omar nicht lange Ruhe hatte. Er verließ uns, um Erkundigungen einzuziehen, und kehrte erst nach einer Stunde zurück.

»Ich habe ihn gesehen,« meldete er.

»Wo?« fragte ich.

»Beim Wekil.«

»Beim Statthalter?«

»Ja. Er ist sein Gast und trägt sehr prächtige Kleidung. Wenn ihr mit ihm reden wollt, so müßt ihr kommen, denn es ist jetzt die Zeit der Audienz.«

Mein Interesse war im höchsten Grade erregt. Ein steckbrieflich verfolgter Mörder war der Gast eines großherrlichen Statthalters!

Omar führte uns über einen freien Platz hinweg nach einem steinernen, niedrigen Hause, dessen Umfassungsmauern keine Spur von Fenstern zeigten. Vor der Tür desselben standen Nefers {Soldaten}, welche vor einem Onbaschi {Korporal} exerzierten, während der Saka {Tambour} zuschauend an der Tür lehnte. Wir wurden ohne Widerstand eingelassen und von einem Neger um unser Begehr befragt. Er führte uns in das Selamlük, einen kahlwändigen Raum, dessen einzige Ausstattung in einem alten Teppiche bestand, der in einer Ecke des

Zimmers ausgebreitet war. Auf demselben saß ein Mann mit verschwommenen Gesichtszügen, welcher aus einer uralten persischen Hukah Tabak rauchte.

»Was wollt ihr?« fragte er.

Der Ton, in dem diese Frage ausgesprochen wurde, behagte mir nicht. Ich antwortete daher mit einer Gegenfrage:

»Wer bist du?«

Er sah mich in starrem Erstaunen an und antwortete:

»Der Wekil!«

»Wir wollen mit dem Gaste reden, welcher heut oder gestern bei dir angekommen ist.«

»Wer bist du?«

»Hier ist mein Paß.«

Ich gab ihm das Dokument in die Hand. Er warf einen Blick darauf, faltete es zusammen und steckte es in die Tasche seiner weiten Pumphosen.

»Wer ist dieser Mann?« fragte er dann weiter, indem er auf Halef deutete.

»Mein Diener.«

»Wie heißt er?«

»Er nennt sich Hadschi Halef Omar.«

»Wer ist der andere?«

»Er ist der Führer Omar Ben Sadek.«

»Und wer bist du selbst?«

»Du hast es ja gelesen!«

»Ich habe es nicht gelesen.«

»Es steht in meinem Passe.«

»Er ist mit den Zeichen der Ungläubigen geschrieben. Von wem hast du ihn?«

»Von dem französischen Gouvernement in Algier.«

»Das französische Gouvernement in Algier gilt hier nichts. Dein Paß hat den Wert eines leeren Papierses. Also, wer bist du?«

Ich beschloß, den Namen zu behalten, welchen mir Halef gegeben hatte.

»Ich heiße Kara Ben Nemsî.«

»Du bist ein Sohn der Nemsî? Ich kenne sie nicht. Wo wohnen sie?«

»Vom Westen der Türkei bis an die Länder der Franzosen und Engländer.«

»Ist die Oase groß, in der sie leben, oder haben sie mehrere kleine Oasen?«

»Sie bewohnen eine einzige Oase, die aber so groß ist, daß fünfzig Millionen Menschen auf ihr wohnen.«

»Allah akbar, Gott ist groß! Es gibt Oasen, in denen es von Geschöpfen wimmelt. Hat diese Oase auch Bäche?«

»Sie hat fünfhundert Flüsse und Millionen Bäche. Viele von diesen Flüssen sind so groß, daß Schiffe auf ihnen fahren, die mehr Menschen fassen, als Basma oder Rahmath Einwohner hat.«

»Allah kerihm, Gott ist gnädig! Welch ein Unglück, wenn alle diese Schiffe in einer Stunde von den Flüssen verschlungen würden! An welchen Gott glauben die Nemsî?«

»Sie glauben an deinen Gott, aber sie nennen ihn nicht Allah sondern Vater.«

»So sind sie wohl nicht Sunniten, sondern Schiiten?«

»Sie sind Christen.«

»Allah iharkilik, Gott verbrenne dich! So bist du also auch ein Christ?«

»Ja.«

»Ein Giaur? Und du willst es wagen, mit dem Wekil von Kbilli zu reden! Ich werde dir die Bastonnade geben lassen, wenn du nicht sogleich dafür sorgest, daß du mir aus den Augen kommst!«

»Habe ich etwas getan, was gegen die Gesetze ist oder was dich beleidigt?«

»Ja. Ein Giaur darf sich niemals unterstehen, mir unter die Augen zu treten. Also wie heißt hier dieser dein Führer?«

»Omar Ben Sadek.«

»Gut! Omar Ben Sadek, wie lange dienst du diesem Nemsî?«

»Seit gestern.«

»Das ist nicht lange. Ich will also gnädig sein und dir nur zwanzig Hiebe auf die Fußsohle geben lassen.«

Zu mir gewendet, fuhr er fort:

»Und wie heißt dieser dein Diener hier?«

»Allah akbar, Gott ist groß, aber er hat leider dein Gedächtnis so klein gemacht, daß du dir nicht einmal zwei Namen merken kannst! Mein Diener heißt, wie ich dir bereits gesagt habe, Hadschi Halef Omar.«

»Du willst mich beschimpfen, Giaur? Ich werde nachher dein Urteil fällen! Also, Halef Omar, du bist ein Hadschi und dienst einem Ungläubigen? Das verdient doppelte Streiche. Wie lange Zeit bist du bereits bei ihm?«

»Fünf Wochen.«

»So wirst du sechzig Hiebe auf die Fußsohlen erhalten und darauf fünf Tage hungern und dürsten müssen! Und du, nun wieder; wie war dein Name?«

»Kara Ben Nemsi.«

»Gut, Kara Ben Nemsi, du hast drei große Verbrechen begangen.«

»Welche, Sihdi?«

»Ich bin kein Sihdi; du hast mich Dschenabin-iz oder Hazretin-iz, also Euer Gnaden oder Euer Hoheit zu nennen! Deine Verbrechen sind folgende: du hast erstens zwei Rechtgläubige verführt, dir zu dienen, macht fünfzehn Stockschläge; du hast zweitens es gewagt, mich in meinem Kef zu stören, macht wieder fünfzehn Stockschläge; du hast drittens an meinem Gedächtnisse gezweifelt, macht zwanzig Stockschläge; zusammen also fünfzig Hiebe auf die Fußsohle. Und da es mein Recht ist, für jeden Richterspruch das Wergi, die Abgabe, zu verlangen, so wird alles, was du besitzt und bei dir trägst, von jetzt an mir gehören; ich konfisziere es.«

»O, großer Dschenabin-iz, ich bewundere dich; deine Gerechtigkeit ist erhaben, deine Weisheit ganz erhaben, deine Gnade noch erhabener und deine Klugheit und Schlaueit am allererhabensten! Aber ich bitte dich, edler Bei von Kbilli, laß uns deinen Gast sehen, ehe wir die Streiche erhalten.«

»Was willst du von ihm?«

»Ich vermute, daß er ein Bekannter von mir ist, und möchte mich an seinem Anblick weiden.«

»Er ist kein Bekannter von dir. Denn er ist ein großer Krieger, ein edler Sohn des Sultans und ein strenger Anhänger des Kuran; er ist also nie der Bekannte eines Ungläubigen gewesen. Aber damit er sehe, wie der Wekil von Kbilli Verbrechen bestraft, werde ich ihn kommen lassen. Nicht du sollst dich an seinem Anblick weiden, sondern er soll sich an den Hieben ergötzen, welche ihr erhaltet. Er wußte, daß ihr kommen würdet.«

»Ah! Woher wußte er es?«

»Ihr seid vorhin an ihm vorübergegangen, ohne ihn zu sehen, und er hat euch sofort bei mir angezeigt. Wäret ihr nicht von selbst gekommen, so hätte ich euch holen lassen.«

»Er hat uns angezeigt? Weshalb?«

»Das werdet ihr noch hören. Ihr sollt dann eine zweite Strafe erhalten, die noch größer ist als diejenige, welche ich euch vorhin diktiert habe.«

Das war nun allerdings ein eigentümlicher, wunderlicher Verlauf, den unsere Audienz bei diesem Beamten nahm. Ein Wekil mit zehn Stück Soldaten in einer so vorgeschobenen, vergessenen Oase – er war jedenfalls einmal nichts anderes gewesen, als höchstens Tschausch oder Mülasim {Tschausch = Feldwebel; Mülasim = Leutnant}, und man weiß ja, was man von einem türkischen Leutnant zu halten hat. Diese Subalternen sind oder waren nichts anderes, als die Stiefelputzer und Pfeifenstopfer der höheren Chargen. Man hatte den guten Mann nach Kbilli gesetzt, um ihm Gelegenheit zu geben, für sich selbst zu sorgen, und dann jedenfalls nie wieder an ihn gedacht, denn der Bei von Tunis hatte bereits alle türkischen Soldaten aus dem Lande gejagt, und die Beduinenstämme standen nur in der Weise unter dem Schutze des Großherrn, daß er ihren Häuptlingen jährlich die ausbedungenen Ehrenburnusse schickte, während sie sich ihm dadurch dankbar erwiesen, daß sie gar nicht mehr an ihn dachten. Der brave Wekil war also in Beziehung auf seinen Unterhalt auf Erpressung angewiesen, und da dies den Eingebornen gegenüber immer eine gefähr-

liche Sache war, so mußte ihm ein Fremder wie ich ganz gelegen kommen. Er wußte nichts von Deutschland; er kannte nicht die Bedeutung der Konsulate; er wohnte unter räuberischen Nomaden, glaubte mich schutzlos und nahm also an, ungestraft tun zu können, was ihm beliebte.

Allerdings hatte es seine Richtigkeit, daß ich nur auf mich selbst angewiesen war, aber es fiel mir doch nicht ein, mich vor »Seiner Hoheit« zu fürchten, vielmehr machte es mir Spaß, daß er uns in so genialer Unverfrorenheit mit der Bastonnade beglücken wollte. Zugleich war ich neugierig, ob sein Gastfreund wirklich der von uns gesuchte sei. Omar konnte sich ja geirrt haben, was mir allerdings nicht wahrscheinlich erschien, wenn ich in Betracht zog, daß dieser Gastfreund uns angezeigt hatte. Welches Verbrechens er uns bezüchtigt hatte, ahnte ich. Jedenfalls war er ein früherer Bekannter des Wekil und benutzte dies, uns auf irgend eine Weise unschädlich zu machen.

Der Statthalter klatschte in die Hände, und sogleich erschien ein schwarzer Diener, der sich vor ihm, wie vor dem Sultan, auf die Erde warf. Der Wekil flüsterte ihm einige Worte zu, worauf er sich entfernte. Nach einiger Zeit öffnete sich die Tür, und die zehn Soldaten mit ihrem Onbaschi traten ein. Sie boten einen kläglichen Anblick in ihren aus allen möglichen Fetzen zusammengesetzten Kleidern, die nicht im mindesten einer militärischen Uniform glichen; die meisten von ihnen waren barfuß, und alle trugen Gewehre, mit denen man alles eher tun konnte, als schießen. Sie warfen sich kunterbunt durcheinander vor dem Wekil nieder, der sie zunächst mit einem möglichst martialischen Blick musterte und dann seinen Befehl aussprach:

»Kalkyn – steht auf!«

Sie erhoben sich, und der Onbaschi riß seinen mächtigen Sarraus aus der Scheide.

»Kylın syraji – bildet die Reihe!« brüllte er mit einer Sten-torstimme.

Sie stellten sich nebeneinander und hielten die Flinten nach Belieben in den braunen Händen.

»Has – dur – das Gewehr über!« kommandierte er nun.

Die Flinten flogen empor, stießen gegeneinander, gegen die Mauer oder gegen die Köpfe der stattlichen Helden, kamen aber doch nach einiger Zeit glücklich auf die Achseln ihrer Besitzer zu liegen.

»Isalam – dur – präsentiert das Gewehr!«

Wieder bildeten die Flinten einen wirren Knäuel, bei dessen Unentwirrbarkeit es kein Wunder war, daß die eine ihren Lauf verlor. Der Soldat bückte sich gemächlich nieder, hob ihn in die Höhe, betrachtete ihn von allen Seiten, hielt ihn dann gegen das Licht, um hindurchzugucken und sich zu überzeugen, daß das Loch, aus dem geschossen wird, noch vorhanden sei, zog dann eine Palmenfaserschnur aus der Tasche und band den desertierten Lauf behutsam auf dem Orte fest, wo er hingehörte, nämlich an den Schaft. Dann endlich brachte er die restaurierte Waffe mit höchst befriedigter Miene in diejenige Lage, welche mit dem letzten Kommandoworte vorgeschrieben war.

»Sessiz, sölje – me niz – steht still und schwatzt nicht!«

Bei diesem Rufe drückten sie die Lippen mit sichtlicher Kraft und Energie zusammen und ließen durch ein sehr ernsthaftes Augenzwinkern erkennen, daß es ihr unumstößlicher Wille sei, keinen Laut von sich zu geben. Sie merkten, daß sie geholt worden seien, drei Verbrecher zu bewachen, und da galt es also, uns zu imponieren.

Ich mußte mir wirklich Mühe geben, bei diesem sonderbaren Exerzitium ernsthaft zu bleiben, und wie ich deutlich bemerkte, hatte meine heitere Laune zugleich den Erfolg, den Mut meiner beiden Begleiter zu befestigen.

Und wieder öffnete sich die Tür. Der Erwartete trat ein. Er war es.

Ohne uns eines Blickes zu würdigen, ging er zum Teppich, ließ sich an der Seite des Wekil nieder und nahm die Pfeife aus der Hand des Schwarzen, der mit ihm eingetreten war und sie ihm anbrannte. Dann erst erhob er das Auge und musterte uns mit einer Verachtung, die gar nicht größer gedacht werden konnte.

Jetzt nahm der Statthalter das Wort, indem er mich fragte:

»Dieser Mann ist es, den ihr sehen wolltet. Ist er ein Bekannter von dir?«

»Ja.«

»Du hast recht gesprochen; er ist ein Bekannter von dir, das heißt, du kennst ihn. Aber dein Freund ist er nicht.«

»Ich würde mich auch für seine Freundschaft sehr bedanken. Wie nennt er sich?«

»Er heißt Abu en Nassr.«

»Das ist nicht wahr! Sein Name ist Hamd el Amasat.«

»Giaur, wage es nicht, mich der Lüge zu zeihen, sonst erhältst du zwanzig Hiebe mehr! Allerdings heißt mein Freund Hamd el Amasat; aber wisse, du Hund von einem Ungläubigen, als ich noch als Miralai in Stambul stand, wurde ich einst des Nachts von griechischen Banditen angefallen; da kam Hamd el Amasat dazu, sprach mit ihnen und rettete mir das Leben. Seit jener Nacht heißt er Abu en Nassr, der Vater des Sieges, denn niemand kann ihm widerstehen, nicht einmal ein griechischer Bandit.«

Ich konnte mich nicht enthalten, lachend den Kopf zu schütteln, und fragte:

»Du willst in Stambul Miralai, also Oberst gewesen sein? Bei welcher Truppe?«

»Bei der Garde, du Sohn eines Schakals.«

Ich trat einen Schritt näher zu ihm heran und erhob die Rechte.

»Wage es noch einmal, mich zu schimpfen, so gebe ich dir eine Sille, das heißt, eine solche Ohrfeige, daß du morgen deine Nase für ein Minaret ansehen sollst! Du wärest mir der Kerl, ein Oberst gewesen zu sein! So etwas darfst du wohl hier deinen Oasenhelden weismachen, nicht aber mir; verstanden!«

Er erhob sich mit ungewöhnlicher Schnelligkeit. Das war ihm noch nie vorgekommen; das ging ihm über alle seine Begriffe; er starrte mich an, als ob ich ein Gespenst sei, und stotterte dann, ich weiß nicht, ob vor Wut oder vor Verlegenheit:

»Mensch, ich hätte sogar Liwa-Pascha werden können, also

General-Major, wenn mir die Stelle hier in Kbilli nicht lieber gewesen wäre!«

»Ja, du bist ein wahrer Ausbund von Mut und Tapferkeit. Du hast mit Banditen gekämpft, welche dein Freund mit bloßen Worten besiegte, hörst du es? Er ist also jedenfalls ein sehr guter Bekannter von ihnen gewesen oder gar ein Mitglied ihrer Sippe. Er hat in Algier einen Raubmord begangen; er hat im Wadi Tarfaui einen Mann getötet; er hat auf dem Schott Dscherid meinen Führer, den Vater dieses Jünglings, erschossen, weil er mich verderben wollte; er ist von mir verfolgt worden bis nach Kbilli, und ich finde diesen Menschen wieder als den Freund eines Mannes, der ein Oberst im Dienste des Großherrs geworden zu sein behauptet. Ich klage ihn des Mordes bei dir an und verlange, daß du ihn gefangen nimmst!«

Jetzt erhob sich auch Abu en Nassr. Er rief:

»Dieser Mensch ist ein Giaur. Er hat Wein getrunken und weiß nicht, was er redet. Er mag seinen Rausch verschlafen und sich dann verantworten.«

Das war mir denn doch zu viel. Im Nu hatte ich ihn gepackt, hob ihn empor und warf ihn zu Boden. Er sprang auf und zog sein Messer.

»Hund, du hast dich an einem Gläubigen vergriffen; du mußt jetzt sterben!«

Mit diesen Worten warf er sich mit aller Gewalt auf mich. Ich aber gab ihm einen so wohlgezielten Faustschlag, daß er niederstürzte und regungslos liegen blieb.

»Faßt ihn!« gebot der Wekil seinen Soldaten, indem er auf mich zeigte.

Ich erwartete, daß sie mich sofort packen würden, sah aber zu meiner Verwunderung, daß es ganz anders kam. Der Unteroffizier nämlich trat vor die Fronte der Seinigen und kommandierte:

»Komyn silahlari – legt die Gewehre weg!«

Alle bückten sich zugleich, legten ihre Flinten auf den Boden und kehrten dann in ihre vorige Haltung zurück.

»Döndürmek sagha – rechts umgedreht!«

Sie machten halbe Wendung rechts und standen nun in einer Reihe hinter einander.

»Gityn erkekek tschewresinde, koschyn – iz – nehmt den Mann in die Mitte, marsch!«

Wie auf dem Exerzierplatze erhoben sie den linken Fuß; der Flügelmann markierte »sol – sagha, sol – sagha = links – rechts, links – rechts!« sie marschierten um mich herum und blieben, als der Kreis gebildet war, auf das Kommando des Unteroffiziers stehen.

»Onu tutmyn – ergreift ihn!«

Zwanzig Hände mit gerade hundert braunen, schmutzigen Fingern streckten sich von hinten und vorn, von rechts und links nach mir aus und faßten mich am Burnus. Die Sache war zu komisch, als daß ich eine Bewegung zu meiner Befreiung hätte machen mögen.

»Dschenabin – iz, bizim – war herifu – Hoheit, wir haben den Kerl!« meldete der Oberstkommandierende der tapfern Truppe.

»Brakyn – jok onu tekrar azad – laßt ihn nicht wieder frei!« gebot der Statthalter mit strenger Miene.

Die hundert Finger krallten sich noch fester und tiefer in meinen Burnus als vorher, und gerade die steife, orientalische Würde, mit der das alles geschah, und die etwas urkomisch Marionettenhaftes hatte, war schuld, daß ich beinahe laut aufgelacht hätte.

Während dieses Vorganges hatte sich Abu en Nassr wieder erhoben. Seine Augen funkelten vor Wut und Rachgier, als er zum Wekil sagte:

»Du wirst ihn erschießen lassen!«

»Ja, er soll erschossen werden; vorher aber werde ich ihn verhören, denn ich bin ein gerechter Richter und mag niemand ungehört verurteilen. Bring deine Anklage vor!«

»Dieser Giaur,« begann der Mörder, »ging mit einem Führer und seinem Diener über den Schott; er traf auf uns und stürzte meinen Gefährten in die Fluten, so daß dieser elend ertrinken mußte.«

»Warum tat er dies?«

»Aus Rache.«

»Wofür wollte er sich rächen?«

»Er hat im Wadi Tarfaui einen Mann getötet; wir kamen dazu und wollten ihn festnehmen, er aber entwichte uns.«

»Kannst du deine Worte beschwören?«

»Beim Barte des Propheten!«

»Das ist genug! – Hast du diese Worte vernommen?« fragte er mich dann.

»Ja.«

»Was sagst du dazu?«

»Daß er ein Schurke ist. Er war der Mörder und hat in seiner Anklage die Personen geradezu verwechselt.«

»Er hat geschworen, und du bist ein Giaur. Ich glaube nicht dir, sondern ihm.«

»Frage meinen Diener! Er ist mein Zeuge.«

»Er dient einem Ungläubigen; seine Worte gelten nichts. Ich werde den großen Rat der Oase einberufen lassen, der meine Worte hören und über dich entscheiden wird.«

»Du willst mir nicht glauben, weil ich ein Christ bin, und schenkst dennoch einem Giaur dein Vertrauen. Dieser Mensch ist ein Armenier und also kein Moslem, sondern ein Christ.«

»Er hat beim Propheten geschworen.«

»Das ist eine Niederträchtigkeit und eine Sünde, für die ihn Gott bestrafen wird. Wenn du mich nicht hören willst, so werde ich ihn beim Rate der Oase verklagen.«

»Ein Giaur kann keinen Gläubigen verklagen, und der Rat der Oase könnte ihm nicht das Geringste tun, denn mein Freund besitzt ein Bu-Djeruldu und ist also ein Giölgeda padischahnün, einer, der im Schatten des Großherrn steht.«

»Und ich bin ein Giölgeda senin kyalün, einer, der im Schatten seines Königs wandelt. Auch ich habe ein Bu-Djeruldu; du hast es in deiner Tasche.«

»Es ist in der Sprache der Giaurs geschrieben; ich würde mich verunreinigen, wenn ich es läse. Deine Sache wird noch heute untersucht werden; zunächst aber erhaltet ihr die Bastonnade: du fünfzig, dein Diener sechzig und dein Führer

zwanzig Hiebe auf die Fußsohle. Führt sie hinab in den Hof; ich werde nachkommen!«

»Alykomün elli – nehmt die Hände zurück!« gebot sofort der Unteroffizier.

Die hundert Finger ließen augenblicklich von mir ab.

»Alyn – iz tüfenkleri – hebt die Flinten auf!«

Die Helden stürzten auf ihre Gewehre zu und nahmen sie wieder an sich.

»Wirmyn hep – ütsch – umschließt alle drei!«

Im Nu hatten sie mich, Halef und Omar umringt. Wir wurden hinaus in den Hof geführt, in dessen Mitte sich ein bankartiger Block befand. Seine Beschaffenheit deutete darauf hin, daß er zur Aufnahme derjenigen bestimmt sei, welche die Bastonnade erhalten sollten.

Weil ich selbst mich ruhig gefügt hatte, waren auch meine beiden Gefährten ohne allen Widerstand gefolgt, aber ich sah es in ihren Augen, daß sie nur auf mein Beispiel warteten, um der Posse ein Ende zu machen.

Als wir eine Weile vor dem Blocke gehalten hatten, erschien der Wekil mit Abu en Nassr. Der Schwarze trug den Teppich vor ihnen her, breitete ihn auf dem Boden aus und reichte, als sie sich gesetzt hatten, ihnen Feuer für ihre ausgegangenen Pfeifen. Jetzt deutete der Wekil auf mich.

»Wermyn ona elli – gebt ihm Fünfzig!«

Jetzt war es Zeit.

»Hast du mein Bu-Djeruldu noch in der Tasche?« fragte ich ihn.

»Ja.«

»Gib es mir!«

»Du wirst es niemals zurückerhalten!«

»Warum?«

»Daß sich kein Gläubiger daran verunreinigen kann.«

»Du willst mich wirklich schlagen lassen?«

»Ja.«

»So werde ich dir zeigen, wie es ein Nemsî macht, wenn er gezwungen ist, sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen!«

Der kleine Hof war an drei Seiten von einer hohen Mauer

und an der vierten von dem Gebäude umschlossen; es gab keinen andern Ausgang als denjenigen, durch welchen wir eingetreten waren. Zuschauer gab es nicht; wir waren also drei gegen dreizehn. Die Waffen hatte man uns gelassen, so erforderte es der ritterliche Gebrauch der Wüste; der Wekil war völlig unschädlich, ebenso auch seine Soldaten, und nur Abu en Nassr konnte gefährlich werden. Ich mußte ihn vor allen Dingen kampfunfähig machen.

»Hast du eine Schnur?« fragte ich Omar leise.

»Ja; meine Burnusschnur.«

»Mache sie los!« Und gegen Halef fügte ich hinzu: »Du springst zum Ausgang und lässest keinen Menschen durch!«

»Verschaffe sie dir!« hatte indessen der Wekil geantwortet.

»Sogleich!«

Mit diesen Worten sprang ich ganz plötzlich zwischen den Soldaten hindurch und auf Abu en Nassr zu, riß ihm die Arme auf den Rücken und drückte ihm das Knie so fest auf den Nacken, daß er sich in seiner sitzenden Stellung nicht zu rühren vermochte.

»Binde ihn!« gebot ich Omar.

Dieser Befehl war eigentlich überflüssig, denn Omar hatte mich sofort begriffen und war bereits dabei, seine Schnur um die Arme des Armeniers zu schlingen. Ehe nur eine Bewegung gegen uns geschehen konnte, war er gefesselt. Mein plötzlicher Angriff hatte den Wekil und seine Leibwache so perplex gemacht, daß sie mich ganz konsterniert anstauten. Ich zog jetzt mit der Rechten mein Messer und faßte ihn mit der Linken am Genick. Er streckte vor Entsetzen Arme und Beine von sich, als ob er bereits vollständig tot sei; desto mehr Leben aber kam in die Soldaten.

»Hatschyn, aramin imdadi – reißt aus, bringt Hilfe!« brüllte der Onbaschi, der zuerst die Sprache wiedergefunden hatte.

Sein Säbel wäre ihm hinderlich geworden, er warf ihn weg und rannte dem Ausgange zu; die andern folgten ihm. Dort aber stand bereits der wackere Halef mit schußfertigen Gewehre.

»Geri; durar – siz bunda – zurück! Ihr bleibt hier!« rief er ihnen entgegen.

Sie stutzten, wandten sich um und sprangen nach allen vier Richtungen auseinander, um Schutz in den Mauerecken zu suchen.

Auch Omar hatte sein Messer gezogen und stand mit finsternem Blick bereit, es Abu en Nassr in das Herz zu stoßen.

»Bist du tot?« fragte ich den Wekil.

»Nein, aber du wirst mich töten?«

»Das kommt auf dich an, du Inbegriff aller Gerechtigkeit und Tapferkeit. Aber ich sage dir, daß dein Leben an einem dünnen Haare hängt.«

»Was verlangst du von mir, Sihdi?«

Noch ehe ich antwortete, erscholl der angstvolle Ruf einer Weiberstimme. Ich blickte auf und bemerkte eine kleine dicke, weibliche Gestalt, welche vom Eingange her mit möglichster Anstrengung auf uns zuge – – kugelt kam.

»Tut – halt!« rief sie mir kreischend zu. »Öldirme onu; dir benim kodscha – töte ihn nicht; er ist mein Mann!«

Also diese dicke, runde Madame, welche unter ihrer dichten Kleiderhülle mit wahrhaft schwimmähnlichen Bewegungen auf mich zusteuerte, war die gnädige Frau Statthalterin. Jedenfalls hatte sie von dem mit einem Holzgitter versehenen Frauengemache aus der interessanten Exekution zusehen wollen und zu ihrem Entsetzen bemerken müssen, daß dieselbe jetzt an ihrem Ehegatten vollzogen werden solle. Ich fragte ihr ruhig entgegen:

»Wer bist du?«

»Im kary wekilün, ich bin das Weib des Wekil,« antwortete sie.

»Ewet, dir benim awret, gül Kbillinün – ja, sie ist mein Weib, die Rose von Kbilli,« bestätigte ächzend der Statthalter.

»Wie heißt sie?«

»Demar-im Mersinah – ich heiße Mersinah,« berichtete sie.

»He, demar Mersinah – ja, sie heißt Mersinah,« ertönte das Echo aus dem Munde des Wekil.

Also sie war die »Rose von Kbilli« und hieß Mersinah, d.i.

Myrte. Einem so zarten Wesen gegenüber mußte ich nachgiebig sein.

»Wenn du mir die Morgenröte deines Antlitzes zeigst, o Blume der Oase, so werde ich meine Hand von ihm nehmen,« sagte ich.

Sofort flog der Jaschmak, der Schleier, von ihrem Angesichte. Sie hatte lange Zeit unter den Arabern gelebt, deren Frauen unverhüllt gehen, und war also weniger zurückhaltend geworden, als unter andern Verhältnissen die Türkinnen sein müssen. Übrigens handelte es sich hier, wie sie dachte, um das kostbare Leben ihres Eheherrn.

Ich blickte in ein farbloses, mattes, verschwommenes Frauenangesicht, welches so fett war, daß man die Augen kaum und das Stumpfnäschen beinahe gar nicht unterscheiden konnte. Madame Wekil war vielleicht vierzig Jahre alt, hatte aber die Folgen dieses Alters durch hochgemalte, schwarze Augenbrauen und rot angestrichene Lippen zu paralysieren gesucht. Zwei schwarze, mittels einer Kohle je auf der Mitte der Wange hervorgebrachte Punkte gaben ihr ein pittoreskes Aussehen, und als sie jetzt die Vorderarme aus der Hülle streckte, bemerkte ich, daß sie nicht bloß die Nägel, sondern auch die ganzen Hände mit Henna rot gefärbt hatte.

»Ich danke dir, du Sonne vom Dscherid!« schmeichelte ich. »Wenn du mir versprichst, daß der Wekil ruhig sitzen bleibt, soll ihm jetzt kein Leid geschehen.«

»Kaladschak-dir – er wird sitzen bleiben; ich verspreche es dir!«

»So mag er es deiner Lieblichkeit danken, daß ich ihn nicht zerdrücke wie eine Indschir, wie eine Feige, die in der Presse liegt, um getrocknet zu werden. Deine Stimme gleicht der Stimme der Flöte; dein Auge glänzt wie das Auge der Sonne; deine Gestalt ist wie die Gestalt von Scheherezade. Nur dir allein bringe ich das Opfer, daß ich ihn leben lasse!«

Ich nahm die Hand von ihm; er richtete sich auf, indem er erleichtert stöhnte, blieb aber gehorsam in seiner sitzenden Stellung. Sie betrachtete mich sehr aufmerksam vom Kopfe bis zu den Füßen herab und fragte dann mit freundlichem Tone:

»Wer bist du?«

»Ich bin ein Nemsi, ein Fremdling, dessen Heimat weit drüben über dem Meere liegt.«

»Sind eure Frauen schön?«

»Sie sind schön, aber sie gleichen doch nicht den Frauen am Schott El Kebihr.«

Sie nickte, befriedigt lächelnd, und ich sah es ihr an, daß ich Gnade vor ihren Augen gefunden hatte.

»Die Nemsi sind sehr kluge, sehr tapfere und sehr höfliche Leute, das habe ich schon oft gehört,« entschied sie. »Du bist uns willkommen! Doch warum hast du diesen Mann gebunden; warum fliehen unsere Soldaten vor dir, und warum wolltest du den mächtigen Statthalter töten?«

»Ich habe diesen Mann gebunden, weil er ein Mörder ist; deine Soldaten flohen vor mir, weil sie merkten, daß ich sie alle besiegen würde, und den Wekil habe ich gebunden, weil er mich schlagen und dann vielleicht sogar zum Tode verurteilen wollte, ohne mir Gerechtigkeit zu geben.«

»Du sollst Gerechtigkeit haben!«

Da wollte sich mir die Überzeugung aufdrängen, daß der Pantoffel im Oriente dieselbe zauberische Kraft besitzt, wie im Abendlande. Der Wekil sah seine Autorität bedroht und machte einen Versuch, sie wieder herzustellen:

»Ich bin ein gerechter Richter und werde – – –«

»Sus-olmar-sen – du wirst schweigen!« gebot sie ihm. »Du weißt, daß ich diesen Menschen kenne, der sich Abu en Nassr, Vater der Sieger, nennt; er sollte sich aber Abu el Jalani, Vater der Lügner, nennen. Er war schuld, daß man dich nach Algier schickte, grad als du Mulasim werden konntest; er war schuld, daß du dann nach Tunis kamst und hier in dieser Einsamkeit vergraben wurdest, und so oft er hier bei dir war, mußtest du etwas tun, was dir Schaden brachte. Ich hasse ihn, ich hasse ihn und habe nichts dagegen, daß dieser Fremdling hier ihn tötet. Er hat es verdient!«

»Er kann nicht getötet werden; er ist ein Giölgeda padi-schahnün!«

»Tut aghyzi, halte den Mund! Er ist ein Giölgeda padi-

schanün, das heißt, er steht im Schatten des Padischah; dieser Fremdling aber ist ein Giölgeda wekilanün, das heißt, er steht im Schatten der Statthalterin, in meinem Schatten, hörst du? Und wer in meinem Schatten steht, den soll deine Hitze nicht verderben. Steh auf und folge mir!»

Er erhob sich; sie wandte sich zum Gehen, und er machte Miene, sich ihr anzuschließen. Das war natürlich ganz gegen meine Absicht.

»Halt!« gebot ich, indem ich ihn nochmals beim Genick faßte. »Du bleibst da!«

Da wandte sie sich um.

»Hast du nicht gesagt, daß du ihn freigegeben willst?« fragte sie.

»Ja, doch nur unter der Bedingung, daß er an seinem Platze bleibt.«

»Er kann doch nicht in alle Ewigkeit hier sitzen bleiben!«

»Du hast recht, o Perle von Kbilli; aber er kann jedenfalls so lange hier bleiben, bis meine Angelegenheit erledigt ist.«

»Die ist bereits erledigt.«

»Inwiefern?«

»Habe ich dir nicht gesagt, daß du uns willkommen bist?«

»Das ist richtig.«

»Du bist also unser Gast und sollst mit den Deinen so lange bei uns wohnen, bis es dir gefällig ist, uns wieder zu verlassen.«

»Und Abu en Nassr, den du Abu el Jalani genannt hast?«

»Er bleibt dein, und du kannst mit ihm machen, was du willst.«

»Ist das wahr, Wekil?«

Er zögerte, eine Antwort zu geben, doch ein strenger Blick aus den Augen seiner Herrin zwang ihn, zu sprechen:

»Ja.«

»Du schwörst es mir?«

»Ich schwöre es.«

»Bei Allah und seinem Propheten?«

»Muß ich?« fragte er Madame, die Rose von Kbilli.

»Du mußt!« antwortete sie sehr entschieden.

»So schwöre ich es bei Allah und dem Propheten.«

»Nun darf er mit mir gehen?« fragte sie mich.

»Er darf,« antwortete ich.

»Du wirst nachkommen und mit uns einen Hammel mit Kuskussu speisen.«

»Hast du einen Ort, an dem ich Abu en Nassr sicher aufbewahren kann?«

»Nein. Binde ihn an den Stamm der Palme dort an der Mauer. Er wird dir nicht entfliehen, denn ich werde ihn durch unsere Truppen bewachen lassen.«

»Ich werde ihn selbst bewachen,« antwortete Omar an meiner Stelle. »Er wird mir nicht entfliehen, sondern mit seinem Tode das Leben meines Vaters bezahlen. Mein Messer wird so scharf sein, wie mein Auge.«

Der Mörder hatte von dem Augenblick seiner Fesselung an nicht das kleinste Wort gesprochen; aber sein Auge glühte tückisch und unheimlich auf uns, als er uns nach der Palme folgen mußte, an welcher wir ihn festbanden. Es lag wahrhaftig nicht in meiner Absicht, ihm das Leben zu nehmen; aber er war der Blutrache verfallen, und ich wußte, daß keine Bitte meinerseits Omar vermocht hätte, ihn zu begnadigen. Ed d'em b'ed d'em, oder wie der Türke sagt, kan kanü ödemar, das Blut bezahlt das Blut. Am liebsten wäre es mir trotz allem gewesen, wenn es ihm gelingen konnte, ohne meine Mitwissenschaft zu entweichen; aber so lange ich mich auf seiner Fährte befunden hatte und so lange er sich in meiner Gewalt befand, mußte ich ihn als Feind und Mörder betrachten und also auch als solchen behandeln. Gewiß war es auf alle Fälle, daß er mich nicht schonen würde, falls ich das Unglück haben sollte, in seine Hand zu fallen.

Ich ließ ihn also in der Obhut Omars und begab mich mit Halef nach dem Selamlük. Unterwegs fragte mich der kleine Diener:

»Du sagtest, dieser Mensch sei kein Moslem. Ist dies wahr?«

»Ja. Er ist ein armenischer Christ und gibt sich da, wo er es für geboten hält, für einen Mohammedaner aus.«

»Und du hältst ihn für einen schlechten Menschen?«

»Für einen sehr schlechten.«

»Siehst du, Effendi, daß die Christen schlechte Menschen sind! Du mußt dich zum wahren Glauben bekennen, wenn du nicht in alle Ewigkeit in der Dschehenna braten willst!«

»Und du wirst selbst so lange darin braten!«

»Weshalb?«

»Hast du mir nicht erzählt, daß im Derk Asfal, in der sieben-ten und tiefsten Hölle, alle Lügner und Heuchler braten und die Teufelsköpfe vom Baume Zakum essen müssen?«

»Ja, aber was habe ich damit zu schaffen?«

»Du bist ein Lügner und Heuchler!«

»Ich, Sihdi? Meine Zunge redet die Wahrheit, und in meinem Herzen ist kein Falsch. Wer mich so nennt, wie du mich nanntest, den wird meine Kugel treffen!«

»Du lügst, Mekka gesehen zu haben, und heuchelst, ein Hadschi zu sein. Soll ich das dem Wekil erzählen?«

»Aman, aman, verzeihe! Das wirst du nicht tun an Hadschi Halef Omar, dem treuesten Diener, den du finden kannst!«

»Nein, ich werde es nicht tun; aber du kennst auch die Bedingung, unter welcher ich schweige.«

»Ich kenne sie und werde mich in acht nehmen, doch wirst du dennoch ein wahrer Gläubiger werden, du magst nun wollen oder nicht, Sihdi!«

Wir traten ein und wurden bereits von dem Wekil erwartet. Es war keineswegs die freundlichste Miene, mit welcher er mich empfing.

»Setze dich!« lud er mich ein.

Ich folgte seiner Aufforderung und nahm hart neben ihm Platz, während Halef sich mit den Pfeifen zu tun machte, welche man mittlerweile in einer Ecke des Raumes bereitgestellt hatte.

»Warum wolltest du das Angesicht meines Weibes sehen?« begann die Unterhaltung.

»Weil ich ein Franke bin, der gewohnt ist, stets das Angesicht dessen zu sehen, mit dem er spricht.«

»Ihr habt schlechte Sitten! Unsere Frauen verbergen sich,

die eurigen aber lassen sich sehen. Unsere Frauen tragen Kleider, die oben lang und unten kurz sind; die eurigen aber haben Gewänder, welche oben kurz und unten lang, oft auch oben und unten zugleich kurz sind. Habt ihr jemals eine unserer Frauen bei euch gesehen? Eure Mädchen aber kommen zu uns, und weshalb? O jazik, o wehe!«

»Wekil, ist das die Gastfreundschaft, welche mir von euch geboten wurde? Seit wann ist es Sitte geworden, den Gastfreund mit einer Beleidigung zu empfangen? Ich brauche weder deinen Hammel noch dein Kuskussu und werde wieder hinuntergehen in den Hof. Folge mir!«

»Effendi, verzeihe mir! Ich wollte dir nur sagen, was ich dachte, aber ich wollte dich nicht beleidigen.«

»Wer nicht beleidigen will, darf nicht stets sagen, was er denkt. Ein schwatzhafter Mann gleicht einem zerbrochnen Topfe, den niemand brauchen kann, weil er nichts bewahrt.«

»Setze dich wieder nieder, und erzähle mir, wo du Abu en Nassr getroffen hast.«

Ich erstattete ihm ausführlichen Bericht von unserem Abenteuer. Er hörte schweigend zu und schüttelte sodann den Kopf.

»Du glaubst also, daß er den Kaufmann in Blidah ermordet hat?«

»Ja.«

»Du warst nicht dabei!«

»Ich schließe es.«

»Nur Allah darf schließen; er ist allwissend, und des Menschen Gedanke ist wie der Reiter, den ein ungehorsames Pferd dorthin trägt, wohin er nicht kommen wollte.«

»Nur Allah darf schließen, weil er allwissend ist? O Wekil, dein Geist ist müde von den vielen Hammeln mit Kuskussu, die du gegessen hast! Eben weil Allah allwissend ist, braucht er nicht zu schließen; wer schließt, der sucht ein Ergebnis seiner Folgerungen, ohne es vorher zu kennen.«

»Ich höre, daß du ein Taleb bist, ein Gelehrter, der viele Schulen besucht hat, denn du sprichst in Worten, die niemand

verstehen kann. Und du glaubst auch, daß er den Mann im Wadi Tarfau getötet hat?»

»Ja.«

»Warst du dabei?»

»Nein.«

»So hat es dir der Tote erzählt?»

»Wekil, die Hammel, welche du verzehrtest, hätten gewußt, daß ein Toter nicht mehr sprechen kann!»

»Effendi, jetzt sprichst du selbst eine Unhöflichkeit! Also du warst nicht dabei, und der Tote konnte es dir nicht sagen; woher also willst du wissen, daß er ein Mörder ist?»

»Ich schließe es.«

»Ich habe dir bereits gesagt, daß nur Allah schließen darf!»

»Ich habe seine Spur gesehen und verfolgt, und als ich ihn traf, hat er mir den Mord eingestanden.«

»Daß du seine Spur gefunden hast, ist kein Beweis, daß er ein Mörder ist, denn mit einer Spur hat noch niemand einen Menschen erschlagen. Und daß er dir den Mord eingestanden hat, das macht mich nicht irre; er ist ein Kusch-schakanün, ein Spaßvogel, dessen Absicht es war, sich einen Scherz zu machen.«

»Mit einem Morde spaßt man nicht!»

»Aber mit einem Menschen, und der warst du. Und du glaubst auch endlich, daß er den Führer Sadek erschossen hat?»

»Ja.«

»Du warst dabei?»

»Allerdings.«

»Und hast es gesehen?»

»Sehr deutlich. Auch Hadschi Halef Omar ist Zeuge.«

»Nun wohl, so hat er ihn erschossen; aber willst du wirklich deshalb sagen, daß er ein Mörder sei?»

»Natürlich!»

»Sihdi, Allah stärke deine Gedanken, denn du sollst gleich einsehen, daß der Mensch nicht schließen soll!»

»Nun?»

»Weil du Zeuge bist, daß er den Führer erschossen hat, schließest du, daß er ein Mörder sei?«

»Das versteht sich doch ganz von selbst.«

»Falsch! Wenn es nun eine Blutrache gewesen wäre. Gibt es in deinem Lande keine Blutrache?«

»Nein.«

»So sage ich dir, daß der Bluträcher niemals ein Mörder ist. Kein Richter verdammt ihn; nur diejenigen, zu denen der Tote gehörte, haben das Recht, ihn zu verfolgen.«

»Aber Sadek hat ihn nicht beleidigt!«

»So wird ihn der Stamm beleidigt haben, zu welchem Sadek gehörte.«

»Auch das ist nicht der Fall. Wekil, ich will dir sagen, daß ich meinerseits mit diesem Abu en Nassr, der eigentlich Hamd el Amasat heißt und schon vorher wohl auch noch einen armenischen Namen getragen hat, gar nichts zu schaffen haben mag, sobald er mich in Ruhe läßt. Aber er hat den Führer Sadek erschlagen, dessen Sohn Omar Ben Sadek ist, und dieser letztere hat also, wie du vorhin selbst erklärtest, ein Recht auf das Leben des Mörders. Mache es mit ihm ab, doch Sorge auch dafür, daß mir dieser Vater der Sieger nicht wieder begegnet, sonst rechne ich mit ihm ab!«

»Sihdi, jetzt trieft deine Rede von Weisheit. Ich werde mit Omar sprechen, der ihn freigegeben soll; du aber bist mein Gast, so lange es dir gefällt.«

Er erhob sich und schritt nach dem Hofe. Ich wußte voraus, daß alle seine Bemühungen bei Omar vergeblich sein würden. Wirklich kehrte er nach einer Zeit mit finsterner Miene zurück und blieb auch schweigsam, als der am Spieße gebratene Hammel aufgetragen wurde, den die lieblichen Hennafinger der »Rose von Kbili« zubereitet hatten. Ich und Halef, wir langten wacker zu, und eben hatte mir der Wekil gesagt, daß Omar seine Mahlzeit hinaus in den Hof bekommen solle, da er nicht zu bewegen sei, von seinem Gefangenen fortzugehen, als draußen ein lauter Schrei erscholl. Ich horchte auf, und der Ruf wiederholte sich:

»Breh, Effendina, zu Hilfe!«

Dieser Ruf galt mir. Ich sprang auf und eilte hinaus. Omar lag an der Erde und balgte sich mit den Soldaten herum, der Gefangene aber war nicht zu sehen. Am andern Ausgange aber stand der Schwarze und grinste mir mit schadenfroher Miene entgegen:

»Fort, Sihdi – dort reiten!«

Drei Schritte brachten mich vor das Haus, und ich sah Abu en Nassr eben zwischen den Palmen verschwinden. Er ritt ein Eilkamel, welches einen ganz famosen Schritt zu haben schien. Ich erriet alles. Der Wekil war erfolglos im Hofe gewesen, aber er wollte Abu en Nassr retten; er hatte dem Schwarzen den Befehl gegeben, das Kamel bereit zu halten, und den Soldaten befohlen, Omar zu halten und den Gefangenen loszuschneiden. Die elf mutigen Helden hatten sich an diesen einen gewagt, und der Streich war gelungen.

Freilich hatten sie dieses Gelingen teuer bezahlt. Omar hatte sein Messer gebraucht, und als ich den Knäuel, den die Kämpfenden bildeten, auseinanderbrachte, sah ich, daß mehrere von ihnen bluteten.

»Er ist fort, Sihdi!« keuchte der junge Führer vor Wut und Anstrengung.

»Ich sah es.«

»Wohin?«

»Dorthin.«

Ich deutete mit der Hand die Himmelsrichtung an.

»Strafe du diese hier, Effendi, ich aber werde dem Entflohenen nachjagen.«

»Er saß auf einem Reitkamele.«

»Ich werde ihn dennoch ereilen.«

»Du hast kein Tier!«

»Sihdi, ich habe hier Freunde, welche mir ein edles Tier geben werden, und Datteln und Wasserschläuche. Ehe er am Horizonte verschwindet, werde ich auf seiner Spur sein. Du wirst auch die meinige finden, wenn du mir nachkommen willst.«

Er eilte von dannen.

Halef hatte alles gesehen und mir auch geholfen, Omar aus den Händen der Soldaten zu befreien. Er glühte vor Zorn.

»Warum habt ihr diesen Menschen befreit, ihr Hunde, ihr Abkömmlinge von Mäusen und Ratten – – –«

Er hätte sicherlich seine Strafpredigt fortgesetzt, wenn nicht die Wekila auf dem Platze erschienen wäre. Sie war wieder dicht verschleiert.

»Was ist geschehen?« fragte sie mich.

»Deine Truppen sind über meinen Führer hergefallen –«

»Ihr Schurken, ihr Buben!« rief sie, mit dem Fuße stampfend und die roten Fäuste durch die Hülle zwängend.

»Und haben den Gefangenen befreit – – –«

»Ihr Spitzbuben, ihr Betrüger!« fuhr sie fort, und es hatte allen Anschein, als ob sie sich an ihnen vergreifen werde.

»Auf Befehl des Wekil,« fügte ich hinzu.

»Des Wekil? – Der Wurm, der Ungehorsame, der Unnütze, der Troztkopf! Meine Hand soll über ihn kommen, und zwar sogleich, in diesem Augenblick!«

Sie wandte sich um und ruderte in vollem Zorne nach dem Selamlük.

O du beglückende Pantoffelherrschaft, dein Zepter ist ganz dasselbe im Norden wie im Süden, im Osten wie im Westen!

Halaf machte ein sehr befriedigtes Gesicht und meinte:

»Sie ist der Wekil und er die Wekila, und wir stehen uns hier besser im Giölgeda wekilanün, im Schatten der Statthalterin, als wenn wir ein Bu-Djeruldu hätten und der Giölgeda padi-schahnün, der Schatten des Großherrn, uns beschützte. Hamdulillah, Preis sei Allah, daß ich nicht so glücklich bin, der Wekil dieser Statthalterin zu sein!« – – –

Drittes Kapitel *Im Harem*

Es war um die Zeit, in welcher die ägyptische Sonne ihre Strahlen mit der gesteigertsten Glut auf die Erde sendet und ein jeder, den nicht die Not hinaus unter den freien Himmel treibt, sich unter den Schutz seines Daches zurückzieht und nach der möglichsten Ruhe und Kühlung strebt.

Auch ich lag auf dem weichen Diwan meiner gemieteten Wohnung, schlürfte würzigen Mokka und schwelgte im Dufte des köstlichen Djebeli, welcher meiner Pfeife entströmte. Die starken, nach außen fensterlosen Mauern boten dem Sonnenbrande Einhalt, und die aufgestellten, porösen Tongefäße, durch deren Wände das Nilwasser verdunstete, machten die Atmosphäre so erträglich, daß ich von der während der Mittagszeit hier so gewöhnlichen Abspannung des Menschen wenig oder gar nichts bemerkte.

Da erhob sich draußen die scheltende Stimme meines Dieners Halef Agha.

Halef Agha? Ja, mein guter, kleiner Halef war ein Agha, ein Herr geworden, und wer hatte ihn dazu gemacht? Spaßhafte Frage! Wer denn sonst als er selbst!

Wir waren über Tripolis und Kufarah nach Ägypten gekommen, hatten Kairo besucht, welches der Ägypter schlechtweg el Masr, die Hauptstadt, oder noch lieber el Kahira, die Siegreiche, nennt, waren den Nil, so weit es mir meine beschränkten Mittel erlaubten, hinaufgefahren und hatten uns dann zum Ausruhen die Wohnung genommen, in welcher ich mich ganz wohl befunden hätte, wenn nicht mein sonst ganz prächtiger Diwan und alle Teppiche sehr dicht von jenen springfertigen, stechkundigen Geschöpfen heimgesucht worden wären, von welchen der alte, gute Fischart dichtete:

»Mich bizt neizwaz, waz mag daz sein?«

und von denen man außer dem großäugigen *Pulex canis* und dem rötlichen *Pulex musculi* noch den allbeliebten *Pulex irritans* und den wütenden *Pulex penetrans* kennen gelernt hat. Leider muß ich sagen, daß Ägypten nicht das Jagdgelände des »irritans«, sondern des »penetrans«, also nicht des »reizenden« sondern des »durchdringenden« *Pulex* ist, und so brauche ich wohl nicht hinzuzufügen, daß mein Kef, meine Mittagsruhe, nicht ganz ohne alle Belästigung geblieben war.

Also draußen erhob sich die scheltende Stimme meines Dieners Halef Agha, die mich aus meinen Träumen weckte:

»Was? Wie? Wen?«

»Den Effendi,« antwortete es schüchtern.

»Den Effendi el kebihr, den großen Herrn und Meister willst du stören?«

»Ich muß ihn sprechen.«

»Was? Du mußt? Jetzt, in seinem Kef? Hat dir der Teufel – Allah beschütze mich vor ihm! – den Kopf mit Nilschlamm gefüllt, so daß du nicht begreifen kannst, was ein Effendi, ein Hekim, zu bedeuten hat, ein Mann, den der Prophet mit Weisheit speist, so daß er alles kann, sogar die Toten lebendig machen, wenn sie ihm nur sagen, woran sie gestorben sind!«

Ach, ja wohl, ich muß es eingestehen, daß mein Halef hier in Ägypten viel, viel anders geworden war! Er war jetzt außerordentlich stolz, unendlich grob und heillos aufschneiderisch geworden, und das will im Oriente viel sagen.

Im Morgenlande wird jeder Deutsche für einen großen Gärtner und jeder Ausländer für einen guten Schützen oder für einen großen Arzt gehalten. Nun war mir unglücklicherweise in Kairo eine alte, nur noch halb gefüllte homöopathische Apotheke von Willmar Schwabe in die Hand gekommen; ich hatte hier und da bei einem Fremden oder Bekannten fünf Körnchen von der dreißigsten Potenz versucht, dann während der Nilfahrt meinen Schifffern gegen alle möglichen eingebildeten Leiden eine Messerspitze Milchzucker gegeben und war mit ungeheurer Schnelligkeit in den Ruf eines Arztes gekommen, der mit dem Scheitan im Bunde stehe, weil er mit drei Körnchen Durrhahirse Tote lebendig machen könne.

Dieser Ruf hatte in dem Kopfe meines Halef eine gelinde Art von Größenwahn erweckt, der ihn aber glücklicherweise nicht hinderte, mir der treueste und aufmerksamste Diener zu sein. Daß er am meisten beitrug, meinen Ruhm zu verbreiten, das versteht sich ganz von selbst; er war ganz und gar in das schmachvolle Laster des weiland Barons Münchhausen *senior* verfallen und versuchte nebenbei, durch eine Grobheit zu glänzen, welche klassisch zu werden drohte.

So hatte er sich, unter anderem, von seinem geringen Lohn eine Nilpferdpeitsche gekauft, ohne welche er gar nicht zu se-

hen war. Er kannte Ägypten von früher her und behauptete, daß ohne Peitsche da gar nicht auszukommen sei, weil sie größere Wunder tue als Höflichkeit und Geld, von welchem letzteren mir allerdings kein großer Überfluß zur Verfügung stand.

»Gott erhalte deine Rede, Sihdi,« hörte ich die bittende Stimme wieder; »aber ich muß deinen Effendi, den großen Arzt aus Frankhistan, wirklich sehen und sprechen.«

»Jetzt nicht.«

»Es ist sehr notwendig, sonst hätte mich mein Herr nicht gesandt.«

»Wer ist dein Herr?«

»Es ist der reiche und mächtige Abraham-Mamur, dem Allah tausend Jahre schenken möge.«

»Abraham-Mamur? Wer ist denn dieser Abraham-Mamur, und wie hieß sein Vater? Wer war der Vater seines Vaters und der Vater seines Vaters? Von wem wurde er geboren und wo leben die, denen er seinen Namen verdankt?«

»Das weiß ich nicht, Sihdi, aber er ist ein mächtiger Herr, wie ja schon sein Name sagt.«

»Sein Name? Was meinst du?«

»Abraham-Mamur. Mamur heißt Vorsteher einer Provinz, und ich sage dir, daß er wirklich ein Mamur gewesen ist.«

»Gewesen? Er ist es also nicht mehr?«

»Nein.«

»Das dachte ich mir. Niemand kennt ihn, selbst ich, Halef Agha, der tapfere Freund und Beschützer meines Gebiets, habe noch nie von ihm gehört und noch nie die Spitze seines Tarbusch gesehen. Gehe fort, mein Herr hat keine Zeit!«

»So sage mir, Sihdi, was ich tun muß, um zu ihm zu kommen!«

»Kennst du nicht das Wort von dem silbernen Schlüssel, der die Stätten der Weisheit erschließt?«

»Ich habe diesen Schlüssel bei mir.«

»So schließe auf!«

Ich horchte gespannt und vernahm das leise Klimpern von Geldstücken.

»Ein Piaster? Mann, ich sage dir, daß das Loch im Schlosse

größer ist, als dein Schlüssel; er paßt nicht, denn er ist zu klein.«

»So muß ich ihn vergrößern.«

Wieder klang es draußen wie kleine Silberstücke. Ich wußte nicht, sollte ich lachen, oder mich ärgern. Dieser Halef Agha war ja ein ganz außerordentlich geriebener Portier geworden!

»Drei Piaster? Gut, so kann man wenigstens fragen, was du bei dem Effendi auszurichten hast.«

»Er soll kommen und seine verzaubernde Medizin mitbringen.«

»Mensch, was fällt dir ein! Für drei Piaster soll ich ihn verleiten, diese Medizin wegzugeben, welche ihm in der ersten Nacht jedes Neumondes von einer weißen Fee gebracht wird?«

»Ist das wahr?«

»Ich, Hadschi Halef Omar Agha, Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah, sage es. Ich habe sie selbst gesehen, und wenn du es nicht glaubst, so wirst du hier diese Kamtschilama, meine Nilpeitsche, zu kosten bekommen!«

»Ich glaube es, Sihdi!«

»Das ist dein Glück!«

»Und werde dir noch zwei Piaster geben.«

»Gib sie her! Wer ist denn krank im Hause deines Herrn?«

»Das ist ein Geheimnis, welches nur der Effendi erfahren darf.«

»Nur der Effendi? Schurke, bin ich nicht auch ein Effendi, der die Fee gesehen hat! Geh nach Hause; Halef Agha läßt sich nicht beleidigen!«

»Verzeihe, Sihdi; ich werde es dir sagen!«

»Ich mag es nun nicht wissen. Packe dich von dannen!«

»Aber ich bitte dich – – –«

»Packe dich!«

»Soll ich dir noch einen Piaster geben?«

»Ich nehme nicht einen mehr!«

»Sihdi!«

»Sondern zwei!«

»O, Sihdi, deine Stirn leuchtet vor Güte. Hier hast du die zwei Piaster.«

»Schön! Wer ist krank?«

»Das Weib meines Herrn.«

»Das Weib deines Herrn?« frug Halef verwundert. »Welche Frau?«

»Er hat nur diese eine.«

»Und soll Mamur gewesen sein?«

»Er ist so reich, daß er hundert Frauen haben könnte, aber er liebt nur diese.«

»Was fehlt ihr?«

»Niemand weiß es; aber ihr Leib ist krank, und ihre Seele ist noch kränker.«

»Allah kerihm, Gott ist gnädig, aber ich nicht. Ich stehe da, mit der Nilpeitsche in der Hand, und möchte sie dir auf den Rücken geben. Bei dem Barte des Propheten, dein Mund spricht eine solche Weisheit, als wäre dir bei der Kahnfahrt der Verstand in das Wasser gefallen! Weißt du nicht, daß ein Weib gar keine Seele hat und deshalb auch nicht in den Himmel darf? Wie also kann die Seele eines Weibes krank sein oder gar noch mehr krank als ihr Leib?«

»Ich weiß es nicht, aber so wurde mir gesagt, Sihdi. Laß mich hinein zu dem Effendi!«

»Ich darf es nicht tun.«

»Warum nicht?«

»Mein Herr kennt den Kuran und verachtet die Frauen. Die schönste Perle der Weiber ist ihm wie der Skorpion im Sande, und seine Hand hat noch nie das Gewand einer Frau berührt. Er darf kein irdisches Weib lieben, sonst würde die Fee nie wiederkommen.«

Ich mußte das Talent Halef Aghas von Minute zu Minute mehr anerkennen, fühlte aber trotzdem große Lust, ihn seine eigene Nilpeitsche schmecken zu lassen. Jetzt ertönte die Antwort:

»Du mußt wissen, Sihdi, daß er ihr Gewand nicht berühren und ihre Gestalt nicht sehen wird. Er darf nur durch das Gitter mit ihr sprechen.«

»Ich bewundere die Klugheit deiner Worte und die Weisheit deiner Rede, o Mann. Merkst du denn nicht, daß er grad durch das Gitter nicht mit ihr sprechen darf?«

»Warum?«

»Weil die Gesundheit, welche der Effendi spenden soll, gar nicht zu dem Weibe käme, sondern am Gitter hängen bleiben würde. Geh fort!«

»Ich darf nicht gehen, denn ich werde hundert Schläge auf die Sohlen bekommen, wenn ich den weisen Effendi nicht bringe.«

»Danke deinem gütigen Herrn, du Sklave eines Ägypters, daß er deine Füße mit Gnade erleuchtet. Ich will dich nicht um dein Glück betrügen. Sallam aaleikum, Allah sei bei dir und lasse dir die Hundert gut bekommen!«

»So laß dir noch eins sagen, tapferer Agha. Der Herr unseres Hauses hat mehr Beutel in seiner Schatzkammer, als du jemals zählen kannst. Er hat mir befohlen, daß du auch mitkommen sollst, und du wirst ein Bakschisch erhalten, ein Geschenk, wie es selbst der Khedive von Ägypten nicht reicher geben würde.«

Jetzt endlich wurde der Mann klug und faßte meinen Halef etwas kräftiger bei dem Punkte, an welchem man jeden Orientalen zu packen hat, wenn man ihn günstig stimmen soll. Der kleine Haushofmeister änderte auch sofort seinen Ton und antwortete mit hörbar freundlicherer Stimme:

»Allah segne deinen Mund, mein Freund! Aber ein Piaster in meiner Hand ist mir lieber als zehn Beutel in einer anderen. Die deinige aber ist so mager, wie der Schakal in der Schlinge oder wie die Wüste jenseits des Mokattam.«

»Laß den Rat deines Herzens nicht zögern, mein Bruder!«

»Dein Bruder? Mensch bedenke, daß du ein Sklave bist, während ich als freier Mann meinen Effendi begleite und beschütze! Der Rat meines Herzens bleibt zurück. Wie kann das Feld Früchte bringen, wenn so wenige Tropfen Tau vom Himmel fallen!«

»Hier hast du noch drei Tropfen!«

»Noch drei? So will ich sehen, ob ich den Effendi stören darf, wenn dein Herr wirklich ein solches Bakschisch gibt.«

»Er gibt es.«

»So warte!«

Jetzt endlich also glaubte er, mich »stören zu dürfen«, der schlaue Fuchs! Übrigens handelte er nach der allgemeinen Unsitte, so daß er einigermaßen zu entschuldigen war, zumal das wenige, was er für seine Dienste von mir forderte, kaum der Rede wert zu nennen war.

Was mich aber bei der ganzen Angelegenheit mit Bewunderung erfüllte, war der Umstand, daß ich nicht zu einem männlichen sondern zu einem weiblichen Patienten verlangt wurde. Da aber, abgesehen von den wandernden Nomadenstämmen, der Muselman die Bewohnerinnen seiner Frauengemächer niemals den Augen eines Fremden freigibt, so handelte es sich hier jedenfalls um ein nicht mehr junges Weib, das sich vielleicht durch die Eigenschaften des Charakters und Gemütes die Liebe Abraham-Mamurs erhalten hatte.

Halef Agha trat ein.

»Schläfst du, Sihdi?«

Der Schlingel! Hier nannte er mich Sihdi, und draußen ließ er sich selbst so nennen.

»Nein. Was willst du?«

»Draußen steht ein Mann, welcher mit dir sprechen will. Er hat ein Boot im Nile und sagte, ich müsse auch mitkommen.«

Der schlaue Bursche machte diese Schlußbemerkung nur, um sich das versprochene Trinkgeld zu sichern. Ich wollte ihn nicht in Verlegenheit bringen und tat, als ob ich nichts gehört hätte.

»Was will er?«

»Es ist jemand krank.«

»Ist es notwendig?«

»Sehr, Effendi. Die Seele der Kranken steht schon im Begriff, die Erde zu verlassen. Darum mußt du eilen, wenn du sie festhalten willst.«

Hm, er war kein übler Diplomat!

»Laß den Mann eintreten!«

Er ging hinaus und schob den Boten hinein. Dieser verbeugte sich bis zur Erde nieder, zog die Schuhe aus und wartete dann demütig, bis ich ihn anreden würde.

»Tritt näher!«

»Sallam aaleikum! Allah sei mit dir, o Herr, und lasse dein Ohr offen sein für die demütige Bitte des geringsten deiner Knechte.«

»Wer bist du?«

»Ich bin ein Diener des großen Abraham-Mamur, der aufwärts droben am Flusse wohnt.«

»Was sollst du mir sagen?«

»Es ist großes Herzeleid gekommen über das Haus meines Gebieters, denn Güzela, die Krone seines Herzens, schwindet hin in die Schatten des Todes. Kein Arzt, kein Fakhir und kein Zauberer vermochte den Schritt ihrer Krankheit aufzuhalten. Da hörte mein Herr – den Allah erfreuen möge – von dir und deinem Ruhme und daß der Tod vor deiner Stimme flieht. Er sandte mich zu dir und läßt dir sagen: Komm und nimm den Tau des Verderbens von meiner Blume, so soll mein Dank süß sein und hell wie der Glanz des Goldes.«

Diese Beschreibung einer bejahrten Frau schien mir ein wenig überschwänglich zu sein.

»Ich kenne den Ort nicht, an welchem dein Herr wohnt. Ist er weit von hier?«

»Er wohnt am Strande und sendet dir ein Boot. In einer Stunde wirst du bei ihm sein.«

»Wer wird mich zurückfahren?«

»Ich.«

»Ich komme. Warte draußen!«

Er nahm seine Schuhe und zog sich zurück. Ich erhob mich, warf ein anderes Gewand über und griff nach meinem Kästchen mit Aconit, Sulphur, Pulsatilla und all' den Mitteln, welche in einer Apotheke von hundert Nummern zu haben sind. Bereits nach fünf Minuten saßen wir in dem von vier Ruderern bewegten Kahne, ich in Gedanken versunken, Halef Agha aber stolz wie ein Pascha von drei Roßschweiften. Im Gürtel trug er die silberbeschlagenen Pistolen, die ich in Kairo ge-

schenkt erhalten hatte, und den scharfen, glänzenden Dolch, in der Hand aber die unvermeidliche Nilpeitsche, als das beste Mittel, sich unter der dortigen Bevölkerung Achtung, Ehrerbietung und Berücksichtigung zu verschaffen.

Zwar war die Hitze nicht angenehm, aber die stromaufwärts gehende Bewegung unseres Fahrzeuges brachte uns mit einem kühlenden Luftzuge in Berührung.

Es ging eine Strecke weit an Durrha-, Tabak-, Sesam- und Sennespflanzungen vorüber, aus deren Hintergrunde schlanke Palmen emporragten; dann folgten unbebaute Flächen, über welche sich ein niederes Gestrüpp von Mimosen und Sykomoren hinstreckte; endlich kam nacktes, jeder Vegetation bares Gestein, und mitten aus den wohl bereits vor Jahrtausenden herumgestreuten Felsblöcken erhob sich die quadratische Mauer, durch welche wir uns den Eingang suchen mußten.

Als wir anlangten, bemerkte ich, daß ein schmaler Kanal aus dem Flusse unter der Mauer fortführte, jedenfalls um die Bewohner mit dem nötigen Wasser zu versehen, ohne daß dieselben sich aus ihrer Wohnung zu bemühen brauchten. Unser Führer schritt uns voran, führte uns um zwei Ecken zu der dem Wasser abgekehrten Seite und gab an dem dort befindlichen Tore ein Zeichen, auf welches uns bald geöffnet wurde.

Das Gesicht eines Schwarzen grinste uns entgegen, doch beachteten wir seine tief bis zur Erde herabgehende Reverenz gar nicht und schritten vorwärts, an ihm vorüber. Architektonische Schönheit durfte ich bei einem orientalischen Prachtgebäude nicht erwarten, und so fühlte ich mich auch nicht überrascht von der kahlen, nackten, fensterlosen Front, welche das Haus mir zukehrte. Aber das Klima des Landes hatte denn doch einen etwas zu zerstörenden Einfluß auf das alte Gemäuer ausgeübt, als daß ich es zur Wohnung eines zarten, kranken Weibes hätte empfehlen mögen.

Früher hatten Zierpflanzen den schmalen Raum zwischen der Mauer und dem Gebäude geschmückt und den Bewohnerinnen eine angenehme Erholung geboten; jetzt waren sie längst verwelkt und verdorrt. Wohin das Auge nur blickte, fand es nichts als starre kahle Öde, und nur Scharen von Schwalben,

welche in den zahlreichen Rissen und Sprüngen des betreffenden Gebäudes nisteten, brachten einigermaßen Leben und Bewegung in die traurige tote Szene.

Der voranschreitende Bote führte uns durch einen dunkeln, niedrigen Torgang in einen kleinen Hof, dessen Mitte ein Bassin einnahm. Also bis hierher führte der Kanal, welchen ich vorhin bemerkt hatte, und der Erbauer des einsamen Hauses war klugerweise vor allen Dingen darauf bedacht gewesen, sich und die Seinigen reichlich mit dem zu versorgen, was in dem heißen Klima jener Länderstriche das Notwendigste und Unentbehrlichste ist. Zugleich bemerkte ich nun auch, daß der ganze Bau darauf gerichtet war, die jährlich wiederkehrenden Überschwemmungen des Nils schadlos aushalten zu können.

In diesen Hof hinab gingen mehrere hölzerne Gitterwerke, hinter denen jedenfalls die zum Aufenthalt dienenden Räume lagen. Ich konnte ihnen jetzt keine große, zeitraubende Betrachtung schenken, sondern gab meinem Diener einen Wink, mit der Apotheke, welche er umhängen hatte, hier des weiteren zu harren, und folgte dem Wegweiser in das Selamlück des Hauses.

Es war ein geräumiges, halbdunkles und hohes Zimmer, durch dessen vergitterte Fensteröffnungen ein wohltuendes gedämpftes Licht fiel. Durch die aufgeklebten Tapeten und Arabesken und Ornamente hatte es einen wohnlichen Anstrich erhalten, und die in einer Nische stehenden Wasserkühlgefäße erzeugten eine recht angenehme Temperatur. Ein Geländer trennte den Raum in zwei Hälften, deren vordere für die Dienerschaft, die hintere aber für den Herrn und die besuchenden Gäste bestimmt war. Den erhöhten Hintergrund zierte ein breiter Diwan, welcher von einer Ecke in die andere reichte, und auf dem Abraham-Mamur, der »Besitzer von vielen Beuteln«, saß.

Er erhob sich beim Eintritte, blieb aber der Sitte gemäß vor seinem Sitze stehen. Da ich nicht die dort gewöhnliche Fußbekleidung trug, so konnte ich mich ihrer auch nicht entledigen, sondern schritt, unbekümmert um meine Lederstiefel, über die kostbaren Teppiche und ließ mich an seiner Seite nie-

der. Die Diener brachten den unvermeidlichen Kaffee und die noch notwendigeren Pfeifen, und nun konnte das weitere folgen.

Mein erster Blick war natürlich nach seiner Pfeife gerichtet gewesen, denn jeder Mensch des Orients weiß, daß man an derselben sehr genau die Verhältnisse ihres Besitzers zu erkennen vermag. Das lange, wohlriechende und mit stark vergoldetem Silberdraht umspinnene Rohr hatte gewiß seine tausend Piaster gekostet. Teurer aber war das Bernsteinmundstück, welches aus zwei Teilen bestand, zwischen denen ein mit Edelsteinen besetzter Ring hervorschimerte. Der Mann schien wirklich »viele Beutel« zu besitzen, nur war dies kein Grund, mich befangen zu machen, da mancher Inhaber einer Pfeife im Werte von zehntausend Piastern seinen Reichtum doch nur den geknechteten Untertanen entwendet oder geraubt hat. Lieber also einen prüfenden Blick in das Gesicht!

Wo hatte ich diese Züge doch nur bereits einmal gesehen, diese schönen, feinen und in ihrer Mißharmonie doch so diabolischen Züge? Forschend, scharf, stechend, nein, förmlich durchbohrend senkt sich der Blick des kleinen, unbewimperten Auges in den meinen und kehrt dann kalt und wie beruhigt wieder zurück. Glühende und entnervende Leidenschaften haben diesem Gesichte immer tiefere Spuren eingegraben; die Liebe, der Haß, die Rache, der Ehrgeiz sind einander behilflich gewesen, eine großartig angelegte Natur in den Schmutz des Lasters herniederzureißen und dem Äußeren des Mannes jenes unbeschreibliche Etwas zu verleihen, welches dem Guten und Reinen ein sicheres Warnungszeichen ist.

Wo bin ich diesem Manne begegnet? Gesehen habe ich ihn; ich muß mich nur besinnen; aber das fühle ich, unter freundlichen Umständen ist es nicht gewesen.

»Salam aaleïkum!« ertönte es langsam zwischen dem vollen, prächtigen, aber schwarzgefärbten Barte hervor.

Diese Stimme war kalt, klanglos, ohne Leben und Gemüt; es konnte einem dabei ein Schauer ankommen.

»Aaleïkum!« antwortete ich.

»Möge Allah Balsam wachsen lassen auf den Spuren deiner

Füße und Honig träufeln von den Spitzen deiner Finger, damit mein Herz nicht mehr höre die Stimme seines Kummers!«

»Gott gebe dir Frieden und lasse mich finden das Gift, welches an dem Leben deines Glückes nagt,« erwiderte ich seinen Gruß, da nicht einmal der Arzt nach dem Weibe des Muselmannes fragen darf, ohne den größten Verstoß gegen die Höflichkeit und Sitte zu begehen.

»Ich habe gehört, daß du ein weiser Hekim seiest. Welche Medresse {höhere Schule im Orient} hast du besucht?«

»Keine.«

»Keine?«

»Ich bin kein Moslem.«

»Nicht? Was sonst?«

»Ein Nemsî!«

»Ein Nemsî! O, ich weiß, die Nemsî sind kluge Leute; sie kennen den Stein der Weisen und das Abracadabra, welches den Tod vertreibt.«

»Es gibt weder einen Stein der Weisen noch ein Abracadabra.«

Er blickte mir kalt in die Augen.

»Vor mir brauchst du dich nicht zu verbergen. Ich weiß, daß die Zauberer von ihrer Kunst nicht sprechen dürfen, und will sie dir auch gar nicht entlocken, nur helfen sollst du mir. Wodurch vertreibst du die Krankheit eines Menschen, durch Worte oder durch einen Talisman?«

»Weder durch Worte noch durch einen Talisman, sondern durch die Medizin.«

»Du sollst dich nicht vor mir verstecken. Ich glaube an dich, denn trotzdem du kein Moslem bist, ist doch deine Hand mit Erfolg begabt, als hätte sie der Prophet gesegnet. Du wirst die Krankheit finden und besiegen.«

»Der Herr ist allmächtig; er kann retten und verderben, und nur ihm allein gebührt die Ehre. Doch wenn ich helfen soll, so sprich!«

Diese direkte Aufforderung, ein wenn auch noch so unbedeutendes Geheimnis seines Haushaltes preiszugeben, schien ihn unangenehm zu berühren, trotzdem er darauf vorbereitet

sein mußte; doch versuchte er sofort, die Schwäche zu verbergen, und befolgte meine Aufforderung:

»Du bist aus dem Lande der Ungläubigen, wo es keine Schande ist, von der zu reden, welche die Tochter einer Mutter ist?«

Ich fühlte mich innerlich amüsiert von der Art und Weise, mit welcher er es zu umgehen suchte, von »seinem Weibe« zu sprechen, doch blieb ich ernst und antwortete ziemlich kalt:

»Du willst, daß ich dir helfen soll und beschimpfst mich?«

»Inwiefern?«

»Du nennst meine Heimat das Land der Ungläubigen.«

»Ihr seid doch ungläubig!«

»Wir glauben an einen Gott, welcher derselbe Gott ist, den ihr Allah nennt. Du heißest mich von deinem Standpunkte aus einen Ungläubigen; mit demselben Rechte könnte ich dich von meinem Standpunkte aus ebenso nennen; aber ich tue es nicht, weil wir Nemsî nie die Pflicht der Höflichkeit verletzen.«

»Schweigen wir über den Glauben! Der Moslem darf nicht von seinem Weibe sprechen; aber du erlaubst, daß ich von den Frauen in Frankhistan rede?«

»Ich erlaube es.«

»Wenn das Weib eines Franken krank ist – – –«

Er sah mich an, als ob er eine Bemerkung von mir erwarte; ich winkte ihm nur, in seiner Rede fortzufahren.

»Also wenn sie krank ist und keine Speise zu sich nimmt –«

»Keine?«

»Nicht die geringste!«

»Weiter!«

»Den Glanz ihrer Augen und die Fülle ihrer Wangen verliert – wenn sie müde ist und doch den Genuß des Schlafes nicht mehr kennt – – –«

»Weiter!«

»Wenn sie nur lehnend steht und langsam, schleichend geht – vor Kälte schauert und vor Hitze brennt – – –«

»Ich höre. Fahre fort!«

»Bei jedem Geräusch erschrickt und zusammenzuckt –

wenn sie nichts wünscht, nichts liebt, nichts haßt und unter dem Schlage ihres Herzens zittert – – –«

»Immer weiter!«

»Wenn ihr Atem zu sehen ist wie der des kleinen Vogels – wenn sie nicht lacht, nicht weint, nicht spricht – wenn sie kein Wort der Freude und kein Wort der Klage hören läßt und ihre Seufzer selbst nicht mehr vernimmt – wenn sie das Licht der Sonne nicht mehr sehen will und in der Nacht wach in den Ecken kauert – – –«

Wieder blickte er mich an, und in seinen flackernden Augen war eine Angst zu erkennen, welche sich durch jedes der aufgezählten Krankheitssymptome zu nähren und zu vergrößern schien. Er mußte die Kranke mit der letzten, trüben und also schwersten Glut seines fast ausgebrannten Herzens lieb haben und hatte mir, ohne es zu wissen und zu wollen, mit seinen Worten sein ganzes Verhältnis zu ihr verraten.

»Du bist noch nicht zu Ende!« sagte ich.

»Wenn sie zuweilen plötzlich einen Schrei ausstößt, als ob ein Dolch ihr in die Brust gestoßen würde – wenn sie ohne Aufhören ein fremdes Wort flüstert –«

»Welches Wort?«

»Einen Namen.«

»Weiter!«

»Wenn sie hustet und dann Blut über ihre bleichen Lippen fließt – – –«

Er blickte mich jetzt so starr und angstvoll an, daß ich merken mußte, meine Entscheidung sei ein Urteil für ihn, ein befreiendes oder ein vernichtendes. Ich zögerte nicht, ihm das letztere zu geben:

»So wird sie sterben.«

Er saß erst einige Augenblicke so bewegungslos, als habe ihn der Schlag getroffen, dann aber sprang er auf und stand hochaufgerichtet vor mir. Der rote Fez war ihm von dem kahl geschorenen Haupte geglitten, die Pfeife seiner Hand entfallen; in dem Gesicht zuckte es von den widerstreitendsten Gefühlen. Es war ein eigentümliches, ein furchtbares Gesicht; es glich ganz jenen Abbildungen des Teufels, wie sie der geniale

Stift Doré's zu zeichnen versteht, nicht mit Schweif, Pferdefuß und Hörnern, sondern mit höchster Harmonie des Gliederbaues, jeder einzelne Zug des Gesichts eine Schönheit, und doch in der Gesamtwirkung dieser Züge so abstoßend, so häßlich, so – diabolisch. Sein Auge ruhte mit dem Ausdrücke des Entsetzens auf mir, der sich nach und nach in einen zornigen und dann zuletzt in einen drohenden verwandelte.

»Giaur!« donnerte er mich an.

»Wie sagtest du?« fragte ich kalt.

»Giaur! sagte ich. Wagst du, mir das zu sagen, Hund? Die Peitsche soll dir lehren, wer ich bin, und daß du zu tun hast, nur was ich dir befehle. Stirbt sie, so stirbst auch du; doch machst du sie gesund, so darfst du gehen und kannst verlangen, was dein Herz begehrt!«

Langsam und in tiefster Seelenruhe erhob auch ich mich, stellte mich in meiner ganzen Länge vor ihn hin und fragte:

»Weißt du, was die größte Schande für einen Moslem ist?«

»Was?«

»Sieh nieder auf deinen Fez! Abraham-Mamur, was sagt der Prophet und was sagt der Kuran dazu, daß du die Scham deines Scheitels vor einem Christen entblößest?«

Im nächsten Augenblick hatte er sein Haupt bedeckt und, vor Grimm dunkelrot im Gesichte, den Dolch aus der Schärpe gerissen.

»Du mußt sterben, Giaur!«

»Wann?«

»Jetzt, sofort!«

»Ich werde sterben, wann es Gott gefällt, nicht aber wann es dir beliebt.«

»Du wirst sterben. Bete dein Gebet!«

»Abraham-Mamur,« antwortete ich so ruhig wie zuvor, »ich habe den Bären gejagt und bin dem Nilpferde nachgeschwommen; der Elefant hat meinen Schuß gehört, und meine Kugel hat den Löwen, den ›Herdenwürgenden‹ getroffen. Danke Allah, daß du noch lebst, und bitte Gott, daß er dein Herz bezwinde. Du kannst es nicht, denn du bist zu schwach dazu und wirst doch sterben, wenn es nicht sofort geschieht!«

Das war eine neue Beleidigung, eine schwerere als die andere, und mit einem zuckenden Sprunge wollte er mich fassen, fuhr aber sofort zurück, denn jetzt blitzte auch in meiner Hand die Waffe, die man in jenen Ländern niemals weglegen darf. Wir standen einander allein gegenüber, denn er hatte sofort nach der Darreichung des Kaffees und der Pfeifen die Dienerschaft hinausgewinkt, damit sie nichts von unserer zarten Unterhaltung vernehmen solle.

Mit meinem wackeren Halef zusammen hatte ich nicht den mindesten Grund, mich vor den Bewohnern des alten Hauses zu fürchten; nötigenfalls hätten wir beide die wenigen hier wohnenden Männer zusammengeschossen; aber ich ahnte zu viel von dem Schicksale der Kranken, für die ich mich ungemein zu interessieren begann; ich mußte sie sehen und womöglich einige Worte mit ihr sprechen.

»Du willst schießen?« frug er wütend, auf meinen Revolver deutend.

»Ja.«

»Hier, in meinem Hause, in meinem Diwan?«

»Allerdings, wenn ich gezwungen werde, mich zu verteidigen.«

»Hund, es ist wahr, was ich gleich vorhin dachte, als du eintratest!«

»Was ist wahr, Abraham-Mamur?«

»Daß ich dich bereits einmal gesehen habe.«

»Wo?«

»Ich weiß es nicht.«

»Wann?«

»Auch das weiß ich nicht; aber das ist sicher, daß es nicht im Guten war.«

»Grade wie heute, denn es sollte mich wundern, wenn diese Zusammenkunft gut enden würde. Du hast mich ›Hund‹ genannt, und ich sage dir, daß dir im nächsten Augenblick, nachdem du dieses Wort noch einmal gesagt hast, meine Kugel im Gehirn sitzen wird. Beachte dies wohl, Abraham-Mamur!«

»Ich werde meine Diener rufen!«

»Rufe sie, wenn du ihre Leichen sehen willst, um dich dann tot neben sie zu legen.«

»Oho, du bist kein Gott!«

»Aber ein Nemsî. Hast du schon einmal die Hand eines Nemsî gefühlt?«

Er lächelte verächtlich.

»Nimm dich in acht, daß du sie nicht einmal zu fühlen bekommst! Sie ist nicht in Rosenöl gebadet, wie die deinige. Aber ich will dir den Frieden deines Hauses lassen. Lebe wohl. Du willst es nicht, daß ich den Tod bezwinge; dein Wunsch mag sich erfüllen; rabbena chaliëk, der Herr erhalte dich!«

Ich steckte den Revolver ein und schritt der Türe zu.

»Bleib!« rief er.

Ich schritt dennoch weiter.

»Bleib!« rief er gebieterischer.

Ich hatte beinahe die Türe erreicht und kehrte nicht um.

»So stirb, Giaur!«

Im Nu drehte ich mich um und hatte grad noch Zeit, zur Seite auszuweichen. Sein Dolch flog an mir vorüber und tief in das Getäfel der Wand.

»Jetzt bist du mein, Bube!«

Mit diesen Worten sprang ich auf ihn zu, faßte ihn, grad wie ich ihn erwischte, riß ihn empor und schleuderte ihn an die Wand.

Er blieb einige Sekunden liegen und raffte sich dann wieder empor. Seine Augen waren weit geöffnet, die Adern seiner Stirne zum Bersten geschwollen und seine Lippen blau vor Wut, aber ich hielt ihm den Revolver entgegen, und er blieb eingeschüchtert vor mir halten.

»Jetzt hast du die Hand eines Nemsî kennen gelernt. Wage es nicht wieder, sie zu reizen!«

»Mensch!«

»Feigling! Wie nennt man das, wenn einer einen Arzt um Hilfe bittet, ihn mit Worten beschimpft und dann gar hinterücks ermorden will? Der Glaube, welcher solche Bekenner hat, kann nicht viel taugen!«

»Zauberer!«

»Warum?«

»Wenn du keiner wärest, hätte dich ganz sicher mein Dolch getroffen, und du hättest nicht die Kraft gehabt, mich emporzuwerfen!«

»Nun wohl! Bin ich ein Zauberer, so hätte ich dir auch Güzela, dein Weib, erhalten können.«

Ich sprach den Namen mit Vorbedacht aus. Es hatte Wirkung.

»Wer hat dir diesen Namen genannt?«

»Dein Bote.«

»Ein Ungläubiger darf nicht den Namen einer Gläubigen aussprechen!«

»Ich spreche nur den Namen eines Weibes aus, welches bereits morgen tot sein kann.«

Wieder blickte er mich mit seiner eisigen Starrheit an, dann aber schlug er die Hände vor das Gesicht.

»Ist es wahr, Hekim, daß sie bereits morgen tot sein kann?«

»Es ist wahr.«

»Kann sie nicht gerettet werden?«

»Vielleicht.«

»Sage nicht vielleicht, sondern sage gewiß. Bist du bereit, mir zu helfen? Wenn sie gesund wird, so fordere, was du willst.«

»Ich bin bereit.«

»So gib mir deinen Talisman oder deine Medizin.«

»Ich habe keinen Talisman, und Medizin kann ich dir jetzt nicht geben.«

»Warum nicht?«

»Der Arzt kann nur dann einen Kranken heilen, wenn er ihn sehen kann. Komm, laß uns zu ihr gehen oder laß sie zu uns kommen!«

Er fuhr zurück, wie von einem Stoße getroffen.

»Masch Allah, bist du toll? Der Geist der Wüste hat dein Hirn verbrannt, daß du nicht weißt, was du forderst. Das Weib muß ja sterben, auf welchem das Auge eines fremden Mannes ruhte!«

»Sie wird noch sicherer sterben, wenn ich nicht zu ihr darf. Ich muß den Schlag ihres Pulses messen und Antwort von ihr

hören über vieles, was ihre Krankheit betrifft. Nur Gott ist allwissend und braucht niemand zu fragen.«

»Du heilst wirklich nicht durch Talisman?«

»Nein.«

»Auch nicht durch Worte?«

»Nein.«

»Oder durch das Gebet?«

»Ich bete auch für die Leidenden; aber Gott hat uns die Mittel, sie gesund zu machen, bereits in die Hand gelegt.«

»Welche Mittel sind es?«

»Es sind Blumen, Metalle und Erden, deren Säfte und Kräfte wir ausziehen.«

»Es sind keine Gifte?«

»Ich vergifte keinen Kranken.«

»Kannst du das beschwören?«

»Vor jedem Richter.«

»Und du mußt mit ihr sprechen?«

»Ja.«

»Was?«

»Ich muß sie fragen nach ihrer Krankheit und allem, was damit zusammenhängt.«

»Nach andern Dingen nicht?«

»Nein.«

»Du wirst mir jede Frage vorher sagen, damit ich sie dir erlaube?«

»Ich bin es zufrieden.«

»Und du mußt auch ihre Hand betasten?«

»Ja.«

»Ich erlaube es dir auf eine ganze Minute. Mußt du ihr Angesicht sehen?«

»Nein; sie kann ganz verschleiert bleiben. Aber sie muß einige Male in dem Zimmer auf und ab gehen.«

»Warum?«

»Weil an dem Gange und der Haltung vieles zu erkennen ist, was die Krankheit betrifft.«

»Ich erlaube es dir und werde die Kranke jetzt herbeiholen.«

»Das darf nicht sein.«

»Warum nicht?«

»Ich muß sie da sehen, wo sie wohnt; ich muß alle ihre Zimmer betrachten.«

»Aus welchem Grunde?«

»Weil es viele Krankheiten gibt, die nur in unpassenden Wohnungen entstehen, und das kann nur das Auge des Arztes bemerken.«

»So willst du wirklich mein Harem betreten?« {Das arabische Wort Harem bedeutet eigentlich »das Heilige, Unverletzliche« und bezeichnet bei den Muhammedanern die Frauenwohnung, welche von den übrigen Räumen des Hauses abgesondert ist.}

»Ja.«

»Ein Ungläubiger?«

»Ein Christ.«

»Ich erlaube es nicht!«

»So mag sie sterben. Sallam aaleikum, Friede sei mit dir und ihr!«

Ich wandte mich zum Gehen. Obgleich ich bereits aus der Aufzählung der Symptome gemerkt hatte, daß Güzela an einer hochgradigen Gemütskrankheit leide, tat ich doch, als ob ich an eine bloß körperliche Erkrankung glaube; denn grad weil ich vermutete, daß ihr Leiden die Folge eines Zwanges sei, der sie in die Gewalt dieses Mannes gebracht hatte, wollte ich mich so viel wie möglich über alles aufklären. Er ließ mich wieder bis zur Tür gehen, dann aber rief er:

»Halt, Hekim, bleibe da. Du sollst die Gemächer betreten!«

Ich wandte mich um und schritt, ohne ihm meine Genugthuung merken zu lassen, wieder auf ihn zu. Ich hatte gesiegt und war außerordentlich zufrieden mit den Zugeständnissen, die er mir gemacht hatte, denn sie gewährten mir mehr, als wohl jemals einem Europäer zugestanden worden ist. Die Liebe des Ägypters und infolge dessen also auch seine Sorge mußte eine sehr ungewöhnliche sein, daß er sich zu solchen Zugeständnissen verstand. Freilich konnte ich die ingrimmigste Erbitterung gegen mich aus jeder seiner Mienen lesen, denn ihm

war ich ein unabweisbarer Eindringling in die Mysterien seiner inneren Häuslichkeit, und ich hegte die Überzeugung, daß ich ihn auch selbst in dem Falle einer glücklichen Heilung der kranken Frau als einen unversöhnlichen Feind zurücklassen werde, zumal er ganz so wie ich die Überzeugung hatte, daß wir uns bereits einmal unter unfreundlichen Umständen begegnet seien.

Jetzt entfernte er sich, um alles Nötige in eigener Person anzuordnen, denn keiner seiner Diener durfte ahnen, daß er einem fremden Mann Zutritt in das Heiligtum seines Hauses gestatte.

Er kehrte erst nach einer langen Weile zurück. Es lag ein Ausdruck fester, trotziger Entschlossenheit um seinen zusammengekniffenen Mund, und mit einem Blicke voll versteckt bleiben sollenden, aber doch hervorbrechenden Hasses instruierte er mich:

- »Du sollst zu ihr gehen – –«
- »Du versprachst es bereits.«
- »Und ihre Zimmer sehen – –«
- »Natürlich.«
- »Auch sie selbst – – –«
- »Verschleiert und eingehüllt.«
- »Und mit ihr sprechen?«
- »Das ist notwendig.«

»Ich erlaube dir viel, unendlich viel, Effendi. Aber bei der Seligkeit aller Himmel und bei den Qualen aller Höllen, sobald du ein Wort sprichst, welches ich nicht wünsche, oder das Geringste tust, was dir nicht von mir erlaubt wurde, stoße ich sie nieder. Du bist stark und wohl bewaffnet, darum wird mein Dolch nicht gegen dich, sondern gegen sie gerichtet sein. Ich schwöre es dir bei allen Suwar {Plural von Sura, die Strophe} des Kuran und bei allen Kalifen, deren Andenken Allah segnen möge!«

Er hatte mich also doch kennen gelernt und dachte sich, daß ihm diese Versicherung mehr nützen werde, als die prahlerischsten Drohungen, wenn sie gegen mich selbst gerichtet gewesen wären. Übrigens war es mir ja gar nicht in den Sinn

gekommen, ihn in seinen Rechten zu kränken; nur konnte ich mich bei seinem Verhalten je länger desto weniger einer Ahnung entschlagen, daß in seinem Verhältnisse zu der Kranken irgend ein dunkler Punkt zu finden sei.

»Ist es Zeit?« fragte ich.

»Komm!«

Wir gingen. Er schritt voran, und ich folgte ihm.

Zunächst kamen wir durch einige fast in Trümmern liegende Räume, in denen allerlei nächtliches Getier sein Wesen treiben mochte; dann betraten wir ein Gemach, welches als Vorzimmer zu dienen schien, und nun folgte der Raum, der allem Anscheine nach als eigentliches Frauengemach benutzt wurde. Alle die umherliegenden Kleinigkeiten waren solche, wie sie von Frauen gesucht und gern benutzt werden.

»Das sind die Zimmer, welche du sehen wolltest. Siehe, ob du den Dämon der Krankheit in ihnen zu finden vermagst!« meinte Abraham-Mamur mit einem halb spöttischen Lächeln.

»Und das Gemach nebenan – –?«

»Die Kranke befindet sich darin. Du sollst es auch sehen, aber ich muß mich vorher überzeugen, ob die Sonne ihr Angesicht verhüllt hat vor dem Auge des Fremden. Wage ja nicht, mir nachzufolgen, sondern warte ruhig, bis ich wiederkomme!«

Er trat hinaus, und ich war allein.

Also da draußen befand sich Güzela. Dieser Name bedeutet wörtlich »die Schöne«. Dieser Umstand und das ganze Verhalten des Ägypters brachte meine frühere Vermutung, daß es sich um eine ältere Person handle, ins Wanken.

Ich ließ mein Auge durch den Raum schweifen. Es war hier ganz dieselbe Einrichtung getroffen, wie in dem Zimmer des Hausherrn: das Geländer, der Diwan, die Nische mit den Kühlgefäßen.

Nach kurzer Zeit erschien Abraham wieder.

»Hast du die Räume geprüft?« fragte er mich.

»Ja.«

»Nun?«

»Es läßt sich nichts sagen, bis ich bei der Kranken gewesen bin.«

»So komm, Effendi. Aber laß dich noch einmal warnen!«

»Schon gut! Ich weiß ganz genau, was ich zu tun habe.«

Wir traten in das andere Gemach. In weite Gewänder gehüllt, stand eine Frauengestalt tief verschleiert an der hintern Wand des Zimmers. Nichts war von ihr zu sehen, als die kleinen, in Samtpantoffeln steckenden Füße.

Ich begann meine Fragen, deren Enthaltsamkeit den Ägypter vollständig befriedigte, ließ sie eine kleine Bewegung machen und bat sie endlich, mir die Hand zu reichen. Fast wäre ich trotz der ernstesten Situation in eine laute Heiterkeit ausgebrochen. Die Hand war nämlich so vollständig in ein dickes Tuch gebunden, daß es ganz und gar unmöglich war, auch nur die Lage oder Form eines Fingers durch dasselbe zu erkennen. Sogar der Arm war in derselben Weise verhüllt.

Ich wandte mich zu Abraham:

»Mamur, diese Bandagen müssen entfernt werden.«

»Warum?«

»Ich kann den Puls nicht fühlen.«

»Entferne die Tücher!« gebot er ihr.

Sie zog den Arm hinter die Hüllen zurück und ließ dann ein zartes Händchen erscheinen, an dessen Goldfinger ich einen sehr schmalen Reifen erblickte, welcher eine Perle trug. Abraham beobachtete meine Bewegungen mit gespannter Aufmerksamkeit. Während ich meine drei Finger an ihr Handgelenk legte, neigte ich mein Ohr tiefer, wie um den Puls nicht bloß zu fühlen, sondern auch zu hören, und – täuschte ich mich nicht – da wehte es leise, leise, fast unhörbar durch den Schleier:

»Kurtar Senitzaji – rette Senitza!«

»Bist du fertig?« fragte jetzt Abraham, indem er rasch näher trat.

»Ja.«

»Was fehlt ihr?«

»Sie hat ein großes, ein tiefes Leiden, das größte, welches es gibt, aber – – – ich werde sie retten.«

Diese letzten vier Worte richtete ich mit langsamer Betonung mehr an sie als an ihn.

»Wie heißt das Übel?«

»Es hat einen fremden Namen, den nur die Ärzte verstehen.«

»Wie lange dauert es, bis sie gesund wird?«

»Das kann bald, aber auch sehr spät geschehen, je nachdem Ihr mir gehorsam seid.«

»Worin soll ich dir gehorchen?«

»Du mußt ihr meine Medizin regelmäßig verabreichen.«

»Das werde ich tun.«

»Sie muß einsam bleiben und vor allem Ärger behütet werden.«

»Das soll geschehen.«

»Ich muß täglich mit ihr sprechen dürfen.«

»Du? Weshalb?«

»Um meine Mittel nach dem Befinden der Kranken einzurichten zu können.«

»Ich werde dir dann selbst sagen, wie sie sich befindet.«

»Das kannst du nicht, weil du das Befinden eines Kranken nicht zu beurteilen vermagst.«

»Was hast du denn mit ihr zu sprechen?«

»Nur das, was du mir erlaubst.«

»Und wo soll es geschehen?«

»Hier in diesem Raume, grad wie heute.«

»Sage es genau, wie lange du kommen mußt!«

»Wenn Ihr mir gehorcht, so ist sie von heute an in fünf Tagen von ihrer Krankheit – – frei.«

»So gib ihr die Medizin!«

»Ich habe sie nicht hier; sie befindet sich unten im Hofe bei meinem Diener.«

»So komm!«

Ich wandte mich gegen sie, um mit dieser Bewegung einen stummen Abschied von ihr zu nehmen. Sie hob unter der Hülle die Hände wie bittend empor und wagte die drei Silben:

»Eww' Allah, mit Gott!«

Sofort aber fuhr er herum:

»Schweig! Du hast nur zu sprechen, wenn du gefragt wirst!«

»Abraham-Mamur,« antwortete ich sehr ernst, »habe ich dir nicht gesagt, daß sie vor jedem Ärger, vor jedem Kummer bewahrt werden muß? So spricht man nicht zu einer Kranken, in deren Nähe der Tod schon steht!«

»So mag sie zunächst selbst dafür sorgen, daß sie sich nicht zu kränken braucht. Sie weiß, daß sie nicht sprechen soll. Komm!«

Wir kehrten in das Selamlük zurück, wo ich nach Halef schickte, der alsbald mit der Apotheke erschien. Ich gab *Ignatia* nebst den nötigen Vorschriften und machte mich dann zum Gehen bereit.

»Wann wirst du morgen kommen?«

»Um dieselbe Stunde.«

»Ich werde dir wieder einen Kahn senden. Wie viel verlangst du für heute?«

»Nichts. Wenn die Kranke gesund ist, magst du mir geben, was dir beliebt.«

Er griff dennoch in die Tasche, zog eine reich gestickte Börse hervor, nahm einige Stücke und reichte sie Halef hin.

»Hier, nimm du!«

Der wackere Halef-Agha griff mit einer Miene zu, als ob es sich um eine große Gnadenbezeugung gegen den Ägypter handle, und meinte, das Bakschisch ungesehen in seine Tasche senkend:

»Abraham-Mamur, deine Hand ist offen und die meine auch. Ich schließe sie gegen dich nicht zu, weil der Prophet sagt, daß eine offene Hand die erste Stufe zum Aufenthalte der Seligen sei. Allah sei bei dir und auch bei mir!«

Wir gingen, von dem Ägypter bis in den Garten begleitet, wo uns ein Diener die in der Mauer befindliche Tür öffnete. Als wir uns allein befanden, griff Halef in die Tasche, um zu sehen, was er erhalten hatte.

»Drei Goldzechinen, Effendi! Der Prophet segne Abraham-Mamur und lasse sein Weib so lange als möglich krank bleiben!«

»Hadschi Halef Omar!«

»Sihdi! Willst du mir nicht einige Zechinen gönnen?«

»Doch; noch mehr ist einem Kranken die Gesundheit zu gönnen.«

»Wie oft gehest du noch, ehe sie gesund wird?«

»Noch fünfmal vielleicht.«

»Fünfmal drei macht fünfzehn Zechinen; wenn sie gesund wird, vielleicht noch fünfzehn Zechinen, macht dreißig Zechinen. Ich werde forschen, ob es hier am Nil noch mehr kranke Frauen gibt.«

Wir langten bei dem Kahn an, wo uns die Ruderer bereits erwarteten. Unser voriger Führer saß am Steuer, und als wir eingestiegen waren, ging es flott den Strom hinab, schneller natürlich als aufwärts, so daß wir nach einer halben Stunde unser Ziel erreichten.

Wir legten ganz in der Nähe einer Dahabie an, welche während unserer Abwesenheit am Ufer vor Anker gegangen war. Ihre Taue waren befestigt, ihre Segel eingezogen und nach dem frommen muhammedanischen Gebrauche lud der Reïs, der Schiffskapitän, seine Leute zum Gebet ein:

»Haï al el salah, auf, rüstet euch zum Gebete!«

Ich war schon im Fortgehen begriffen gewesen, wandte mich aber schnell um. Diese Stimme kam mir außerordentlich bekannt vor. Hatte ich recht gehört? War dies wirklich der alte Hassan, den sie Abu el Reïsahn, Vater der Schiffsführer, nannten? Er war in Kufarah, wo er einen Sohn besucht hatte, mit mir und Halef zusammengetroffen und mit uns nach Ägypten zurückgekehrt. Wir hatten einander außerordentlich lieb gewonnen, und ich war überzeugt, daß er sehr erfreut sein werde, mich hier wiederzufinden. Ich wartete daher, bis das Gebet beendet war, und rief dann zum Deck empor.

»Hassan el Reïsahn, ohio!«

Sofort reckte er sein altes, gutes, bärtiges Gesicht herab und fragte:

»Wer ist – o, Allah akbar, Gott ist groß! Ist das nicht mein Sohn, der Nemsî Kara Effendi?«

»Er ist es, Abu Hassan.«

»Komm herauf, mein Sohn; ich muß dich umarmen!«

Ich stieg empor und wurde von ihm auf das herzlichste bewillkommenet.

»Was tust du hier?« fragte er mich.

»Ich ruhe aus von der Reise. Und du?«

»Ich komme mit meinem Schiffe von Dongola, wo ich eine Ladung Sennesblätter eingenommen habe. Ich bekam ein Leck und mußte also hier anlegen.«

»Wie lange bleibst du hier?«

»Nur morgen noch. Wo wohnest du?«

»Dort rechts in dem alleinstehenden Hause.«

»Hast du einen guten Wirt?«

»Es ist der Scheik el Belet {Dorfrichter} des Ortes, ein Mann, mit dem ich sehr zufrieden bin. Du wirst diesen Abend bei mir sein, Abu Hassan?«

»Ich werde kommen, wenn deine Pfeifen nicht zerbrochen sind.«

»Ich habe nur die eine; du mußt also die deinige mitbringen, aber du wirst den köstlichsten Djebeli rauchen, den es je gegeben hat.«

»Ich komme gewiß. Bleibst du noch lange hier?«

»Nein. Ich will nach Kairo zurück.«

»So fahre mit mir. Ich lege in Bulakh {Vorstadt von Kairo mit Hafen} an.«

Bei diesem Anerbieten kam mir ein Gedanke.

»Hassan, du nanntest mich deinen Freund!«

»Du bist es. Fordere von mir, was du willst, so soll es dir werden, wenn ich es habe oder kann!«

»Ich möchte dich um etwas sehr Großes bitten.«

»Kann ich es erfüllen?«

»Ja.«

»So ist es dir schon voraus gewährt. Was ist es?«

»Das sollst du am Abend erfahren, wenn du mit mir Kaffee trinkst.«

»Ich komme und – doch mein Sohn, ich vergaß, daß ich bereits geladen bin.«

»Wo?«

»In demselben Hause, in welchem du wohnst.«

»Bei dem Scheik el Belet?«

»Nein, sondern bei einem Manne aus Istantul, der zwei Tage mit mir gefahren und hier ausgestiegen ist. Er hat dort eine Stube für sich und einen Platz für seinen Diener gemietet.«

»Was ist er?«

»Ich weiß es nicht; er hat es mir nicht gesagt.«

»Aber sein Diener konnte es sagen.«

Der Kapitän lachte, was sonst seine Angewohnheit nicht war.

»Dieser Mensch ist ein Schelm, der alle Sprachen gehört hat, und doch von keiner sehr viel lernte. Er raucht, pfeift und singt den ganzen Tag und gibt, wenn man ihn fragt, Antworten, welche heute wahr und morgen unwahr sind. Ehegestern war er ein Türke, gestern ein Montenegriner, heute ist er ein Druse, und Allah weiß es, was er morgen und übermorgen sein wird.«

»So wirst du also nicht zu mir kommen?«

»Ich komme, nachdem ich eine Pfeife mit dem andern geraucht habe. Allah behüte dich; ich habe noch zu arbeiten.«

Haléf war bereits vorausgegangen; ich folgte jetzt nach und streckte mich, in meiner Wohnung angekommen, auf den Diwan, um mir das heutige Erlebnis zurecht zu legen. Dies sollte mir aber nicht gelingen, denn bereits nach kurzer Zeit trat mein Wirt zu mir herein.

»Sallam aaleïkum.«

»Aaleïkum.«

»Effendi, ich komme, um deine Erlaubnis zu holen.«

»Wozu?«

»Es ist ein fremder Sihdi zu mir gekommen und hat mich um eine Wohnung gebeten, die ich ihm auch gegeben habe.«

»Wo liegt diese Wohnung?«

»Droben.«

»So stört mich der Mann ja gar nicht. Tue, was dir beliebt, Scheik.«

»Aber dein Kopf hat viel zu denken, und er hat einen Diener, der sehr viel zu pfeifen und zu singen scheint.«

»Wenn es mir nicht gefällt, so werde ich es ihm verbieten.«

Der besorgte Wirt entfernte sich, und ich war wieder allein, sollte aber doch zu keinem ruhigen Nachdenken kommen, denn ich vernahm die Schritte zweier Menschen, welche, der eine vom Hofe her und der andere von außen her kommend, gerade an meiner Tür zusammentrafen.

»Was willst du hier? Wer bist du?« frug der eine. Ich erkannte an der Stimme Halef, meinen kleinen Diener.

»Wer bist denn du zunächst, und was willst du in diesem Hause?« frug der andere.

»Ich? Ich gehöre in dieses Haus!« meinte Halef sehr entrüstet.

»Ich auch!«

»Wer bist du?«

»Ich bin Hamsad al Dscherbaja.«

»Und ich bin Hadschi Halef Omar Agha.«

»Ein Agha?«

»Ja; der Begleiter und Beschützer meines Herrn.«

»Wer ist dein Herr?«

»Der große Arzt, der hier in dieser Stube wohnt.«

»Ein großer Arzt? Was kuriert er denn?«

»Alles.«

»Alles? Mache mir nichts weis! Es gibt nur einen Einzigen, der alles kurieren kann.«

»Wer ist das?«

»Ich.«

»So bist du auch ein Arzt?«

»Nein. Ich bin auch ein Beschützer meines Herrn.«

»Wer ist dein Herr?«

»Das weiß man nicht. Wir sind erst vorhin in dieses Haus gezogen.«

»Ihr konntet draußen bleiben.«

»Warum?«

»Weil ihr unhöfliche Männer seid und keine Antwort gebt, wenn man fragt. Willst du mir sagen, wer dein Herr ist?«

»Ja.«

»Nun?«

»Er ist, er ist – mein Herr, aber nicht dein Herr.«

»Schlingel!«

Nach diesem letzten Worte hörte ich, daß mein Halef sich höchst indigniert entfernte. Der andere blieb unter dem Eingange stehen und pfiff; dann begann er leise vor sich hin zu brummen und zu summen; nachher kam eine Pause, und darauf fiel er mit halblauter Stimme in ein Lied.

Ich wäre vor freudiger Überraschung beinahe aufgesprungen, denn der Text der beiden Strophen, welche er sang, lautete in dem Arabisch, dessen er sich bediente:

»Fid-dagle ma tera jekun?
Chammin hu Nabuliun.
Ma balu-hu jedubb hena?
Kussu-hu, ja fitjanena!

Gema'a homr el-elbise
Wast el-chala muntasibe.
Ma bal hadolik wakifin?
Hallu-na nenzor musri' in!«

Und diese arabischen Verse, welche sich sogar ganz prächtig reimten, klingen in unserm guten Deutsch nicht anders als:

»Was kraucht nur dort im Busch herum?
Ich glaub', es ist Napolium.
Was hat er nur zu krauchen dort?
Frisch auf, Kam'raden, jagt ihn fort!

Wer hat nur dort im off'nen Feld
Die roten Hosen hingestellt?
Was haben sie zu stehen dort?
Frisch auf, Kam'raden, jagt sie fort!«

Auch die Melodie war ganz und gar dieselbe, Note für Note

und Ton für Ton. Ich sprang, als er die zweite Strophe beendet hatte, zur Tür, öffnete dieselbe und sah mir den Menschen an. Er trug weite, blaue Pumphosen, eine eben solche Jacke, Lederstiefeletten und einen Fez auf dem Kopfe, war also eine ganz gewöhnliche Erscheinung.

Als er mich sah, stemmte er die Fäuste in die Hüften, stellte sich, als ob er sich aus mir nicht das mindeste mache, vor mich hin und fragte:

»Gefällt es dir, Effendi?«

»Sehr! Woher hast du das Lied?«

»Selbst gemacht.«

»Sage das einem andern, aber nicht mir! Und die Melodien?«

»Selbst gemacht, erst recht!«

»Lügner!«

»Effendi, ich bin Hamsad al Dscherbaja und lasse mich nicht schimpfen!«

»Du bist Hamsad al Dscherbaja und dennoch ein großer Schlingel! Diese Melodie kenne ich.«

»So hat sie einer gesungen oder gepfiffen, der sie von mir gehört hat.«

»Und von wem hast du sie gehört?«

»Von niemand.«

»Du bist unverbesserlich, wie es scheint. Diese Melodie gehört zu einem deutschen Liede.«

»Oh, Effendi, was weißt du von Deutschland!«

»Das Lied heißt:

»Was kraucht nur dort im Busch herum?

Ich glaub', es ist – – ««

»Hurrjes, wat is mich denn dat!« unterbrach er mich mit jubelndem Tone, da ich diese Worte in deutscher Sprache gesprochen hatte. »Sind Sie man vielleicht een Deutscher?«

»Versteht sich!«

»Wirklich? Ein deutscher Effendi? Woher denn, wenn ich fragen darf, Herr Hekim-Baschi?«

»Aus Sachsen.«

»Een Sachse! Da sollte man doch gleich vor Freede 'n Ofen einreißen! Und Sie sind man wohl een Türke geworden?«

»Nein. Sie sind ein Preuße?«

»Dat versteht sich! Een Preuße aus'n Jüterbog.«

»Wie kommen Sie hierher?«

»Auf der Bahn, per Schiff, per Pferd und Kamel und auch mit die Beene.«

»Was sind Sie ursprünglich?«

»Balbier unjefähr. Es jefiel mir nicht mehr derheeme, und da jing ich in die weite Welt, bald hierhin, bald dorthin, bis endlich hierher.«

»Sie werden mir das alles erzählen müssen. Wem aber dienen Sie jetzt?«

»Es ist een konstantinopolitanischer Kaufmannssohn und heeßt Isla Ben Maflei, hat schauderhaftes Jeld, dat Kerlchen.«

»Was tut er hier?«

»Weeß ich's? Er sucht wat.«

»Was denn?«

»Wird wohl vielleicht 'n Frauenzimmer sein.«

»Ein Frauenzimmer? Das wär' doch sonderbar!«

»Wird aber doch wohl zutreffen.«

»Was sollte es für ein Frauenzimmer sein?«

»Ne Montenegrinerin, 'ne Senitscha oder Senitza, oder wie dat ausjesprochen wird.«

»Wa-a-as? – Senitza heißt sie?«

»Ja.«

»Wissen Sie das gewiß?«

»Versteht sich! Erstens hat er een Bild von ihr; zweetens tut er stets – – halt, er klatscht droben, Herr Effendi; ich muß 'nauf!«

Ich setzte mich nicht wieder nieder, sondern es trieb mich in dem Zimmer auf und ab. Zwar mußte mir dieser Barbier aus Jüterbog, der sich so poetisch Hamsad al Dscherbaja nannte, höchst interessant sein, noch weit mehr aber war meine Teilnahme für seinen Herrn erwacht, der hier am Nile eine Montenegrinerin suchte, welche den Namen Senitza führte. Unglück-

licherweise aber kamen einige Fellahs, welche Kopfschmerz oder Leibweh hatten, und denen meine Zauberkörner helfen sollten. Sie saßen nach orientalischer Sitte eine ganze Stunde bei mir, ehe ich nur erfahren konnte, was ihnen fehlte, und als ich sie abgefertigt hatte, blieben sie am Platze, bis es ihnen selbst beliebte, die Audienz abzubrechen.

So wurde es Abend. Der Kapitän kam und stieg nach oben, ließ aber seinen schlüpfenden Schritt nach einer halben Stunde wieder vernehmen und trat bei mir ein. Halef servierte den Tabak und den Kaffee und zog sich dann zurück. Kurze Zeit später hörte ich ihn mit dem Jüterboger Türken zanken.

»Ist dein Leck ausgebessert?« fragte ich Hassan.

»Noch nicht. Ich konnte für heute nur das Loch verstopfen und das Wasser auspumpen. Allah gibt morgen wieder einen Tag.«

»Und wann fährst du ab?«

»Übermorgen früh.«

»Du würdest mich mitnehmen?«

»Meine Seele würde sich freuen, dich bei mir zu haben.«

»Wenn ich nun noch jemand mitbrächte?«

»Meine Dahabie hat noch viel Platz. Wer ist es?«

»Kein Mann, sondern ein Weib.«

»Ein Weib? Hast du dir eine Sklavin gekauft, Effendi?«

»Nein. Sie ist das Weib eines anderen.«

»Der auch mitfahren wird?«

»Nein.«

»So hast du sie ihm abgekauft?«

»Nein.«

»Er hat sie dir geschenkt?«

»Nein. Ich werde sie ihm nehmen.«

»Allah kerihm, Gott ist gnädig! Du willst sie ihm nehmen, ohne daß er es weiß?«

»Vielleicht.«

»Mann, weißt du, was das ist?«

»Nun?«

»Eine Tschikarma, eine Entführung!«

»Allerdings.«

»Eine Tschikarma, welche mit dem Tode bestraft wird. Ist dein Geist dunkel und deine Seele finster geworden, daß du in das Verderben gehen willst?«

»Nein. Die ganze Angelegenheit ist noch sehr fraglich. Ich weiß, du bist mein Freund und kannst schweigen. Ich werde dir alles erzählen.«

»Öffne die Pforte deines Herzens, mein Sohn. Ich höre!«

Ich erstattete ihm Bericht über mein heutiges Abenteuer, und er hörte mir mit Aufmerksamkeit zu. Als ich fertig war, erhob er sich.

»Steh auf, mein Sohn, nimm deine Pfeife und folge mir!«

»Wohin?«

»Das sollst du sogleich sehen.«

Ich ahnte, was er beabsichtigte, und folgte ihm. Er führte mich hinauf in die Wohnung des Kaufmannes. Der Diener desselben war nicht anwesend, daher traten wir ein, nachdem wir uns zuvor durch ein leichtes Hüsteln angemeldet hatten.

Der Mann, welcher sich erhob, war noch jung; er mochte vielleicht sechsundzwanzig Jahre zählen. Der kostbare Tschibuk, aus welchem er rauchte, sagte mir, daß der Jüterboger mit seinem »schauderhaftes Jeld« wohl recht haben könne. Er war eine interessante, sympathische Erscheinung, und ich sagte mir gleich in der ersten Minute, daß ich ihm mein Wohlwollen schenken könnte. Der alte Abu el Reisahn nahm das Wort:

»Das ist der Großhändler Isla Ben Maflei aus Stambul, und das hier ist Effendi Kara Ben Nemsî, mein Freund, den ich liebe.«

»Seid mir beide willkommen, und setzt euch!« erwiderte der junge Mann.

Er machte ein sehr erwartungsvolles Gesicht, denn er mußte sich sagen, daß der Kapitän jedenfalls einen guten Grund haben müsse, mich so ohne weiteres bei ihm einzuführen.

»Willst du mir eine Liebe erzeigen, Isla Ben Maflei?« fragte der Alte.

»Gern. Sage mir, was ich tun soll.«

»Erzähle diesem Manne die Geschichte, welche du mir vorhin erzählt hast!«

In den Zügen des Kaufmannes drückte sich Staunen und Mißmut aus.

»Hassan el Reisahn,« meinte er, »du gelobtest mir Schweigen und hast doch bereits geplaudert!«

»Frage meinen Freund, ob ich ein Wort erzählt habe!«

»Warum bringst du ihn denn herauf und begehrst, daß ich auch zu ihm reden soll?«

»Du sagtest zu mir, ich solle während meiner Fahrt, da, wo ich des Abends anlegen muß, die Augen offen halten, um mich nach dem zu erkundigen, was dir verloren ging. Ich habe meine Augen und meine Ohren bereits schon geöffnet und bringe dir hier diesen Mann, der dir vielleicht Auskunft geben kann.«

Isla sprang, die Pfeife fortwerfend, mit einem einzigen Rucke empor.

»Ist's wahr? Du könntest mir Auskunft erteilen?«

»Mein Freund Hassan hat kein Wort zu mir gesprochen, und ich weiß daher auch gar nicht, worüber ich dir Auskunft geben könnte. Sprich du zuerst!«

»Effendi, wenn du mir sagen kannst, was ich zu hören wünsche, so werde ich dich besser belohnen, als ein Pascha es könnte!«

»Ich begehre keinen Lohn. Rede!«

»Ich suche eine Jungfrau, welche Senitza heißt.«

»Und ich kenne eine Frau, welche sich denselben Namen gegeben hat.«

»Wo, wo, Effendi? Rede schnell.«

»Magst du mir nicht vorher die Jungfrau beschreiben?«

»O, sie ist schön wie die Rose und herrlich wie die Morgenröte; sie duftet wie die Blüte der Reseda, und ihre Stimme klingt wie der Gesang der Houris. Ihr Haar ist wie der Schweif des Pferdes Gilja, und ihr Fuß ist wie der Fuß von Delila, welche Samson verriet. Ihr Mund träufelt von Worten der Güte, und ihre Augen – –«

Ich unterbrach ihn durch eine Bewegung meines Armes.

»Isla Ben Maflei, das ist keine Beschreibung, wie ich sie verlange. Sprich nicht mit der Zunge eines Bräutigams, sondern

mit den Worten des Verstandes! Seit wann ist sie dir verloren gegangen?«

»Seit zwei Monden.«

»Hatte sie nicht etwas bei sich, woran man sie erkennen kann?«

»O, Effendi, was sollte dies sein?«

»Ein Schmuck vielleicht, ein Ring, eine Kette – –«

»Ein Ring, ein Ring, ja! Ich gab ihr einen Ring, dessen Gold so dünn war wie Papier, aber er trug eine schöne Perle.«

»Ich habe ihn gesehen.«

»Wo, Effendi? O, sage es schnell! Und wann?«

»Heute, vor wenigen Stunden.«

»Wo?«

»In der Nähe dieses Ortes, nicht weiter als eine Stunde von hier.«

Der junge Mann kniete bei mir nieder und legte mir seine beiden Hände auf die Schultern.

»Ist es wahr? Sagst du keine Unwahrheit? Täuschest du dich nicht?«

»Es ist wahr; ich täusche mich nicht.«

»So komm, erhebe dich; wir müssen hin zu ihr.«

»Das geht nicht.«

»Es geht, es muß gehen! Ich gebe dir tausend Piaster, zwei-, dreitausend Piaster, wenn du mich zu ihr führst!«

»Und wenn du mir hunderttausend Piaster gibst, so kann ich dich heute nicht zu ihr bringen.«

»Wann sonst? Morgen, morgen ganz früh?«

»Nimm deine Pfeife auf, brenne sie an und setze dich! Wer zu schnell handelt, handelt langsam. Wir wollen uns besprechen.«

»Effendi, ich kann nicht. Meine Seele zittert.«

»Brenne deine Pfeife an!«

»Ich habe keine Zeit dazu; ich muß – – –«

»Wohl! Wenn du keine Zeit zu geordneten Worten hast, so muß ich gehen.«

»Bleibe! Ich werde alles tun, was du willst.«

Er setzte sich wieder an seinen Platz und nahm aus dem

Becken eine glimmende Kohle, um den Tabak seiner Pfeife in Brand zu stecken.

»Ich bin bereit. Nun sprich!« forderte er mich dann auf.

»Heute schickte ein reicher Ägypter zu mir, zu ihm zu kommen, weil sein Weib krank sei – – –«

»Sein Weib – – –!«

»So ließ er mir sagen.«

»Du gingst?«

»Ich ging.«

»Wer ist dieser Mann?«

»Er nennt sich Abraham Mamur und wohnt aufwärts von hier in einem einsamen, halb verfallenen Hause, welches am Ufer des Niles steht.«

»Es wird von einer Mauer umgeben?«

»Ja.«

»Wer konnte dies ahnen! Ich habe alle Städte, Dörfer und Lager am Nile abgeforscht, aber ich dachte nicht, daß dieses Haus bewohnt werde. Ist sie wirklich sein Weib?«

»Ich weiß es nicht, aber ich glaube es nicht.«

»Und krank ist sie?«

»Sehr.«

»Wallahi, bei Gott, er soll es bezahlen, wenn ihr etwas Böses widerfährt. An welcher Krankheit leidet sie?«

»Ihre Krankheit liegt im Herzen. Sie haßt ihn; sie verzehrt sich in Sehnsucht, von ihm fortzukommen, und wird sterben, wenn es nicht bald geschieht.«

»Nicht er, aber sie hat dir das gesagt?«

»Nein, ich habe es beobachtet.«

»Du hast sie gesehen?«

»Ja.«

»Belauscht?«

»Nein. Er führte mich in seine Frauenwohnung, damit ich mit der Kranken sprechen könne.«

»Er selbst? Unmöglich!«

»Er liebt sie – –«

»Allah strafe ihn!«

»Und fürchtete, daß sie sterben werde, wenn er mich wieder fortschickte.«

»So sprachst du auch mit ihr?«

»Ja, aber nur die Worte, welche er mir erlaubte. Aber sie fand Zeit, mir leise zuzuflüstern: ›Rette Senitza!‹ Sie trägt also diesen Namen, obgleich er sie Güzela nennt.«

»Was hast du ihr geantwortet?«

»Daß ich sie retten werde.«

»Effendi, ich liebe dich; dir gehört mein Leben! Er hat sie geraubt und entführt. Er hat sie durch Betrug an sich gerissen. Komm, Effendi, wir wollen gehen. Ich muß wenigstens das Haus sehen, in welchem sie gefangen gehalten wird!«

»Du wirst hier bleiben! Ich gehe morgen wieder hin zu ihr und — — —«

»Ich gehe mit, Sihdi!«

»Du bleibst hier! Kennt sie den Ring, welchen du am Finger trägst?«

»Sie kennt ihn sehr gut.«

»Willst du mir ihn anvertrauen?«

»Gern. Aber wozu?«

»Ich spreche morgen wieder mit ihr und werde es so einzu-richten wissen, daß sie den Ring zu sehen bekommt.«

»Sihdi, das ist vortrefflich! Sie wird sogleich ahnen, daß ich in der Nähe bin. Aber dann?«

»Erzähle du zunächst das, was ich wissen muß.«

»Du sollst alles erfahren, Herr. Unser Geschäft ist eines der größten in Istantul; ich bin der einzige Sohn meines Vaters, und während er den Bazar verwaltet und die Diener beaufsichtigt, habe ich die notwendigen Reisen zu unternehmen. Ich war sehr oft auch in Scutari und sah Senitza, als sie mit einer Freundin auf dem See spazieren fuhr. Ich sah sie später wieder. Ihr Vater wohnt nicht in Scutari, sondern auf den schwarzen Bergen; sie kam aber zuweilen herunter, um die Freundin zu besuchen. Als ich vor zwei Monaten wieder an jenen See reiste, war die Freundin mit ihrem Manne verschwunden, und Senitza dazu!«

»Wohin?«

»Niemand wußte es.«

»Auch ihre Eltern nicht?«

»Nein. Ihr Vater, der tapfere Osco, hat die Czernagora verlassen, um nach seinem Kinde zu suchen, so weit die Erde reicht; ich aber mußte nach Ägypten, um Einkäufe zu machen. Auf dem Nile begegnete ich einem Dampfboote, welches aufwärts fuhr. Als der Sandal {kleines Segelschiff}, auf welchem ich war, an ihm vorüberlenkte, hörte ich drüben meinen Namen nennen. Ich blickte hinüber und erkannte Senitza, welche den Schleier vom Gesicht genommen hatte. Neben ihr stand ein schöner, finsterner Mann, der ihr den Jaschmak sofort wieder überwarf – weiter sah ich nichts. Seit dieser Stunde habe ich ihre Spur verfolgt.«

»Du weißt also nicht genau, ob sie ihre Heimat freiwillig oder gezwungen verlassen hat?«

»Freiwillig nicht.«

»Kannst du den Mann, der neben ihr stand?«

»Nein.«

»Das ist wunderbar! Oder hast du dich in der Person geirrt? Vielleicht ist es eine andere gewesen, die ihr ähnlich sieht.«

»Hätte sie dann gerufen und die Hände nach mir ausgestreckt, Effendi?«

»Das ist wahr.«

»Sihdi, du hast ihr versprochen, sie zu retten?«

»Ja.«

»Wirst du dein Wort halten?«

»Ich halte es, wenn sie es wirklich ist.«

»Du willst mich nicht mitnehmen. Wie kannst du da erkennen, ob sie es ist?«

»Dein Ring wird mir die Überzeugung geben.«

»Und wie wirst du sie aus dem Hause bringen?«

»Indem ich dir sage, auf welche Weise du sie holen kannst.«

»Ich werde sie holen, darauf kannst du dich verlassen.«

»Und dann? Hassan el Reisahn, wärest du bereit, sie in deiner Dahabie aufzunehmen?«

»Ich bin bereit, obgleich ich den Mann nicht kenne, bei dem sie sich befindet.«

»Er nennt sich Mamur, wie ich dir gesagt habe.«

»Wenn er wirklich ein Mamur, der Beherrscher einer Provinz, gewesen ist, so ist er mächtig genug, uns zu verderben, wenn er uns ergreift,« meinte der Kapitän mit ernster Miene. »Eine Entführung wird mit dem Tode bestraft. Mein Freund Kara Ben Nemsî, du wirst morgen sehr klug und vorsichtig handeln müssen.«

Was mich selbst betraf, so dachte ich weniger an die Gefahr als vielmehr an das Abenteuer selbst. Natürlich stand es fest, daß ich keine Hand rühren würde, wenn Abraham-Mamur ein wirkliches Recht auf die Kranke geltend machen könnte.

Wir besprachen uns noch lange über das bevorstehende Ereignis und trennten uns dann, um schlafen zu gehen, doch war ich überzeugt, daß Isla keine Ruhe finden werde.

Viertes Kapitel *Eine Entführung*

Da es sehr spät geworden war, als wir schlafen gingen, so wunderte ich mich nicht darüber, daß ich am andern Morgen auch sehr spät erwachte. Ich hätte vielleicht noch länger fortgeschlafen, wenn ich nicht durch den Gesang des Barbiers erweckt worden wäre. Dieser lehnte draußen am Eingangstore und schien mir zu Ehren seinen ganzen Vorrat an deutschen Liedern erschöpfen zu wollen.

Ich ließ den Sänger hereinkommen, um mich ein Weilchen mit ihm zu unterhalten, und fand in ihm einen recht gutmütigen aber leichtsinnigen Burschen, den ich trotz aller Landsmannschaft sicherlich nicht mit meinem braven Halef vertauscht hätte. Ich ahnte damals nicht, unter was für bösen Verhältnissen ich später mit ihm zusammentreffen würde.

Am Vormittage besuchte ich den Abu el Reîsahn auf seinem Schiffe, und als ich kaum das Mittagsmahl verzehrt hatte, erschien das Boot, welches mich abholen sollte. Halef hatte schon längst fleißigen Ausguck nach demselben gehalten.

»Effendi, fahre ich mit?« fragte er.

Ich schüttelte mit dem Kopfe und antwortete scherzend:

»Heute brauche ich dich nicht.«

»Wie? Du brauchst mich nicht?«

»Nein.«

»Wenn dir nun etwas begegnet!«

»Was soll mir begegnen?«

»Du kannst in das Wasser fallen.«

»So schwimme ich.«

»Oder Abraham-Mamur kann dich töten. Ich habe es ihm angesehen, daß er dein Freund nicht ist.«

»So könntest du mir auch nicht helfen.«

»Nicht? Sihdi, Halef Agha ist der Mann, auf den du dich allzeit verlassen kannst!«

»So komm!«

Es war ihm natürlich sehr um sein Backschisch {Trinkgeld} zu tun.

Der Weg wurde ganz in derselben Weise zurückgelegt, doch war ich heute natürlich aufmerksamer auf alles, was mir von Nutzen sein konnte. Im Garten, den wir durchschreiten mußten, lagen mehrere starke und ziemlich lange Stangen. Sowohl das Außen- wie auch das Innentor wurden immer mit breiten, hölzernen Riegeln verschlossen, deren Konstruktion ich mir genau merkte. Einen Hund sah ich nirgends, und von dem Bootssteurer erfuhr ich, daß außer dem Herrn, der Kranken und einer alten Wärterin elf Fellahs zu dem Hause gehörten und nachts auch in demselben schliefen. Der Herr selbst schlief auf dem Diwan seines Selamlück.

Als ich dort eintrat, kam er mir mit einer sichtlich freundlicheren Miene entgegen, als diejenige war, mit welcher er mich gestern entlassen hatte.

»Sei mir willkommen, Effendi! Du bist ein großer Arzt.«

»So!«

»Sie hat bereits gestern schon gegessen.«

»Ah!«

»Sie hat mit der Wärterin gesprochen.«

»Freundlich?«

»Freundlich und viel.«

»Das ist gut. Vielleicht ist sie bereits in weniger als fünf Tagen vollständig gesund.«

»Und heute früh hat sie sogar ein wenig gesungen.«

»Das ist noch besser. Ist sie schon lange dein Weib?«

Sogleich verfinsterte sich sein Gesicht.

»Die Ärzte der Ungläubigen sind sehr neugierig!«

»Wißbegierig nur: aber diese Wißbegierde rettet vielen das Leben oder die Gesundheit, denen eure Ärzte nicht helfen könnten.«

»War deine Frage wirklich notwendig?«

»Ja!«

»Sie ist noch ein Mädchen, obgleich sie mir gehört.«

»So ist die Hilfe sicher.«

Er führte mich wieder nur bis in das Zimmer, in welchem ich gestern warten mußte und in welchem ich auch heute zurückblieb. Ich sah mich genauer um. Fenster gab es nicht; die Lichtöffnungen waren vergittert. Das hölzerne Gitterwerk war so angebracht worden, daß man es öffnen konnte, indem man ein langes, dünnes Riegelstäbchen herauszog. Schnell entschlossen zog ich es heraus und steckte es so hinter das Gitter, daß es nicht bemerkt werden konnte. Kaum war ich damit fertig, so erschien Abraham wieder. Hinter ihm trat Senitza ein.

Ich ging auf sie zu und legte ihr meine Fragen vor. Unterdessen spielte ich wie im Eifer für die Sache mit dem Ringe, den mir Isla mitgegeben hatte, und ließ ihn dabei aus den Fingern gleiten. Er rollte hin bis an ihre Füße; sie bückte sich schnell und hob ihn auf. Sofort aber trat Abraham auf sie zu und nahm ihr ihn aus der Hand. So schnell das ging, sie hatte doch Zeit gehabt, einen Blick auf den Ring zu werfen – sie hatte ihn erkannt, das sah ich an ihrem Zusammenzucken und an der unwillkürlichen Bewegung ihrer Hand nach ihrem Herzen. Nun hatte ich für jetzt weiter nichts mehr hier zu tun.

Abraham fragte, wie ich sie gefunden habe.

»Gott ist gut und allmächtig,« antwortete ich; »er sendet den Seinen Hilfe, oft ehe sie es denken. Wenn er es will, so ist sie morgen bereits gesund. Sie mag die Medizin nehmen, die

ich ihr senden werde, und mit Vertrauen warten, bis ich wiederkomme.«

Heute entließ sie mich, ohne ein Wort zu wagen. Im Selamlück harrete Halef bereits mit der Apotheke. Ich gab nichts als ein Zuckerpulver, wofür der kleine Agha ein noch größeres Backschisch als gestern erhielt. Dann ging es wieder stromabwärts zurück.

Der Kapitän erwartete mich bereits bei dem Kaufherrn.

»Hast du sie gesehen?« rief mir dieser entgegen.

»Ja.«

»Erkannte sie den Ring?«

»Sie erkannte ihn.«

»So weiß sie, daß ich in der Nähe bin!«

»Sie ahnte es. Und wenn sie meine Worte richtig deutet, so weiß sie, daß sie heute Nacht errettet wird.«

»Aber wie?«

»Hassan el Reisahn, bist du mit deinem Lecke fertig?«

»Ich werde fertig bis zum Abend.«

»Bist du bereit, uns aufzunehmen und nach Kairo zu bringen?«

»Ja.«

»So hört mich! In das Haus führen zwei Türen, welche aber von innen verriegelt sind; durch sie können wir nicht eindringen. Aber es gibt noch einen zweiten Weg, wenn er auch schwierig ist. Isla Ben Maflei, kannst du schwimmen?«

»Ja.«

»Gut. Es führt ein Kanal aus dem Nil unter den Mauern hinweg nach einem Bassin, welches in der Mitte des Hofes sich befindet. Kurz nach Mitternacht, wenn alles schläft, treffen wir dort ein, und du dringst durch den Kanal und das Bassin in den Hof. Die Türe, welche du sofort finden wirst, ist durch einen Riegel verschlossen, der sehr leicht zurückzuschieben ist. Indem du öffnest, kommst du in den Garten, dessen Türe auf gleiche Weise sich öffnen läßt. Sobald die Türen offen sind, trete ich ein. Wir holen eine Stange aus dem Garten und lehnen sie an die Mauer, um zu dem Gitter emporzusteigen, hin-

ter welchem die Frauengemächer liegen. Ich habe es bereits von innen geöffnet.«

»Und dann?«

»Was dann geschehen soll, muß sich nach den Umständen richten. Wir fahren mit einem Boote bis an Ort und Stelle, wo unsere erste Arbeit sein muß, das Boot Abraham-Mamurs zu versenken, so daß er uns nicht verfolgen kann. Unterdessen macht der Reïs seine Dahabïe segelfertig.«

Ich nahm einen Stift zur Hand und zeichnete den Riß des Hauses auf ein Blatt Papier, so daß Isla Ben Maflei vollständig orientiert war, wenn er heute abend aus dem Bassin stieg. Der Tag verging vollends unter den notwendigen Vorbereitungen; der Abend kam, und als es Zeit wurde, rief ich Halef herein und gab ihm die nötigen Weisungen für das bevorstehende Abenteuer.

Halef packte rasch unsere Habseligkeiten zusammen. Die Wohnungsmiete war schon voraus bezahlt.

Ich begab mich zu Hassan, und Halef kam sehr bald mit den Sachen nach. Das Schiff war bereit zur Fahrt und brauchte nur noch vom Ufer gelöst zu werden. Nach einiger Zeit stellte sich auch Isla mit seinem Diener ein, der von ihm unterrichtet worden war, und nun stiegen wir in das lange, schmale Boot, welches zur Dahabïe gehörte. Die beiden Diener mußten rudern, und ich lenkte das Steuer.

Es war eine jener Nächte, in denen die Natur in so tiefem Vertrauen ruht, als gäbe es auf dem ganzen weiten Erdenrunde kein einziges drohendes Element.

Die leisen Lüfte, welche mit dem Schatten der Dämmerung gespielt hatten, waren zur Ruhe gegangen; die Sterne des Südens lächelten freundlich aus dem tiefblauen Dunkel des Himmels herab, und die Wasser des ehrwürdigen Stromes fluteten ruhig und lautlos dahin in ihrer breiten Bahn. Diese Ruhe herrschte auch in meinem Innern, obgleich es schwer scheint, dies zu glauben.

Es war nichts Leichtes, was wir zu vollbringen gedachten, aber man bebt ja vor einem Ereignisse; ist dasselbe jedoch einmal angebahnt oder gar bereits eingetreten, so hat man mit

den Chancen abgeschlossen und kann ohne innere Kämpfe handeln. Eine nächtliche Entführung wäre vielleicht gar nicht notwendig gewesen; wir hätten vielmehr Abraham-Mamur vor Gericht angreifen können. Aber wir wußten ja nicht, wie die Verhältnisse lagen und welche rechtlichen und unrechtlichen Mittel ihm zu Gebote standen, sein Anrecht auf Senitza geltend zu machen. Nur von ihr erst konnten wir erfahren, was wir wissen mußten, um gegen ihn aufzutreten, und das konnten wir nur dann erfahren, wenn es uns gelang, sie hinter seinem Rücken in unsere Hände zu bekommen.

Nach einer kleinen Stunde hoben sich die dunklen Umrisse des Gebäudes aus ihrer grauen, steinigen Umgebung hervor. Wir legten eine kurze Strecke unterhalb der Mauer an, und ich stieg zunächst ganz allein aus, um zu rekognoszieren. Ich fand in der ganzen Umgebung des Hauses nicht die geringste Spur von Leben, und auch innerhalb der Mauern schien alles in tiefster Ruhe zu liegen. Am Kanale lag das Boot Abrahams mit den Rudern. Ich stieg ein und brachte es neben unsern Kahn.

»Hier ist das Boot,« sagte ich zu den beiden Dienern. »Fahrt es ein wenig abwärts, füllt es mit Steinen und laßt es sinken. Die Ruder aber können wir gebrauchen. Wir nehmen sie in unser Boot herein, welches ihr nachher nicht anhängen laßt, sondern so bereit haltet, daß wir abstoßen können, sobald wir einsteigen. Isla Ben Maflei, folge mir!«

Ich verließ das Boot, und wir schlichen zum Kanale. Dessen Wasser blickten uns nicht sehr einladend entgegen. Ich warf einen Stein hinein und erkannte dadurch, daß der Kanal nicht tief sei. Isla zog seine Kleider aus und stieg hinein. Das Wasser reichte ihm bis an das Kinn.

»Wird es gehen?« fragte ich ihn.

»Mit dem Schwimmen besser als mit dem Gehen. Der Kanal hat so viel Schlamm, daß er mir fast bis an die Kniee reicht.«

»Bist du noch entschlossen?«

»Ja. Bringe meine Kleider mit zum Tore. Haidi, wohlan!«

Er hob die Beine empor, stieß die Arme aus und verschwand unter der Maueröffnung, durch welche das Wasser führte.

Ich verließ die Stelle nicht sofort, sondern ich wartete noch eine Weile, da es ja sehr leicht möglich war, daß etwas Unvorhergesehenes geschehen konnte, was meine Gegenwart wünschenswert erscheinen ließ. Ich hatte das Richtige getroffen, denn eben wollte ich mich wenden, als der Kopf des Schwimmers in der Öffnung wieder erschien.

»Du kehrst zurück?«

»Ja. Ich konnte nicht weiter.«

»Warum?«

»Effendi, wir können Senitza nicht befreien!«

»Weshalb nicht?«

»Die Mauer ist zu hoch – – –«

»Es würde auch nichts helfen, wenn sie niedriger wäre, denn das Haus ist fest verschlossen.«

»Und der Kanal auch.«

»Verschlossen?«

»Ja.«

»Womit?«

»Mit einem starken Holzgitter.«

»Konntest du es nicht entfernen?«

»Es widersteht aller meiner Kraft.«

»Wie weit ist der Ort von hier?«

»Das Gitter muß sich grad bei der Grundmauer des Hauses befinden.«

»Ich werde einmal nachsehen. Ziehe dich an; halte meine Kleider und erwarte mich hier.«

Ich warf nur das Obergewand ab und stieg in das Wasser. Mich auf den Rücken legend, schwamm ich vorwärts. Der Kanal war auch im Garten nicht offen, sondern mit steinernen Platten bedeckt. Als ich nach meiner Berechnung das Haus erreicht haben mußte, stieß ich an das Gitter. Es war so breit und hoch wie der Kanal selbst, bestand aus starken, gut eingefügten Holzstangen und war mit eisernen Klammern an die Mauer befestigt. Die Vorrichtung hatte jedenfalls den Zweck, Tiere wie etwa Ratten, Wassermäuse usw. vom Bassin fernzuhalten. Ich rüttelte daran; es gab nicht nach, und ich mußte einsehen, daß es im ganzen nicht zu entfernen sei. Ich faßte einen einzel-

nen Stab mit beiden Händen, stemmte die hoch emporgezogenen Kniee hüben und drüben gegen die Mauer – ein Ruck aus allen Kräften, und die Stange zerbrach. Jetzt war eine Bresche da, und in Zeit von zwei Minuten hatte ich noch vier Stäbe herausgerissen, so daß eine Öffnung entstanden war, durch welche ich mich zwängen konnte.

Sollte ich zurückkehren, um Isla das weitere zu überlassen? Nein, denn das wäre Zeitverschwendung gewesen. Ich befand mich nun einmal im Wasser und kannte ja auch die Örtlichkeit genauer als er. Ich passierte also die Öffnung, welche ich mir gemacht hatte, und schwamm weiter fort in dem Wasser, welches durch den aufgewühlten Schlamm ganz dick war. Als ich mich nach meiner ungefähren Berechnung unter dem inneren Hofe befinden mußte, senkte sich plötzlich die Wölbung bis auf die Oberfläche des Wassers herunter, und ich wußte nun, daß ich mich in der Nähe des Bassins befand. Der Kanal glich von hier aus nur noch einer Röhre, welche so vollständig mit Wasser gefüllt war, daß die zum Atmen nötige Luft fehlte. Die noch übrige Strecke mußte ich also unter Wasser durchkriechen oder tauchend durchschwimmen, was nicht nur höchst unbequem und anstrengend, sondern auch mit größter Gefahr verbunden war. Wie nun, wenn sich ein zweites, unvorhergesehenes Hindernis in den Weg stellte und ich auch nicht so weit zurückkehren konnte, um den nötigen Atem zu holen? – Oder wenn ich beim Emportauschen bemerkt wurde? Es war doch immerhin möglich, daß sich jemand in dem Hofe befand.

Diese Bedenken durften mich nicht irre machen. Ich sog die Lunge voll Atem, bog mich unter das Wasser und schob mich, halb schwimmend und halb gehend, mit möglichster Schnelligkeit vorwärts.

Eine ziemliche Strecke legte ich so zurück, und schon verspürte ich den eintretenden Luftmangel, als ich mit der Hand wirklich an ein neues Hindernis stieß. Es war, wie ich fühlte, ein aus einem durchlöcherten Blech bestehendes Siebgitter, welches die ganze Lichte der Kanalröhre einnahm und jeden-

falls, so zu sagen, als Seiher oder Filter des schlammigen, trüben Wassers dienen sollte.

Bei dieser Entdeckung bemächtigte sich eine wirkliche Ängstlichkeit meiner.

Zurück konnte ich nicht mehr, denn ehe ich die Stelle zu erreichen vermochte, wo die höhere Wölbung des Kanals mir gestattet hätte, emporzutauchen und Atem zu schöpfen, war ich jedenfalls schon erstickt, und doch schien das ziemlich starke Siebwerk sehr haltbar befestigt zu sein. Hier gab es freilich nur zwei Fälle: entweder es gelang mir, hindurchzukommen, oder ich mußte elend ertrinken. Es war kein Augenblick zu verlieren.

Ich stemmte mich gegen das Blech – vergebens; ich drückte und preßte mit aller Gewalt dagegen, doch ohne Erfolg. Und wenn ich hindurch kam und hinter ihm nicht sofort das Bassin sich befand, so war ich dennoch verloren. Ich hatte nur noch Luft und Kraft für eine Sekunde; es war mir, als wolle eine fürchterliche Gewalt mir die Lunge zerbersten und den Körper zersprengen – noch eine letzte, die allerletzte Anstrengung; Herr Gott im Himmel, hilf, daß es mir gelingt! Ich fühle den Tod mit nasser, eisiger Hand nach meinem Herzen greifen; er packt es mit grausamer, unerbittlicher Faust und drückt es vernichtend zusammen; die Pulse stocken; die Besinnung schwindet; die Seele sträubt sich mit aller Gewalt gegen das Entsetzliche; eine krampfhafte, tödliche Expansion dehnt die erstarrenden Sehnen und Muskeln aus – ich höre keinen Krach, kein Geräusch, aber der Kampf des Todes hat vermocht, was dem Leben nicht gelingen wollte – das Sieb weicht, es geht aus den Fugen, ich fahre empor. Ein langer, langer, tiefer Atemzug, der mir augenblicklich das Leben wiederbrachte, dann tauchte ich wieder unter. Es konnte ja jemand im Hofe sein und meinen Kopf bemerken, der grad in der Mitte der kleinen Wasseroberfläche sichtbar geworden war. Am Rande derselben kam ich vorsichtig wieder auf und blickte mich um.

Es schien kein Mond, aber die Sterne des Südens verbreiteten ein genügendes Licht, um alle Gegenstände unterscheiden zu können. Ich stieg aus dem Bassin und wollte mich leise an

die Mauer schleichen, als ich ein leises Knacken vernahm. Ich blickte empor zu den Gittern, hinter denen die Frauengemächer lagen. Hier, rechts über mir, war die Stelle, an welcher ich den Riegelstab entfernt hatte, und links davon bemerkte ich eine Spalte in der Vergitterung desjenigen Zimmers, in welches ich nicht hatte treten dürfen. Es war jedenfalls das Schlafzimmer Senitzas. War sie wach geblieben, um mich zu erwarten? Kam das Knacken von dem Gitter, welches sie auch in ihrer Stube geöffnet hatte? War dies der Fall, so hatte sie mich aus dem Wasser steigen sehen und sich jetzt wieder zurückgezogen, da sie mich unmöglich erkennen konnte. Ich schlich näher und legte die Hände rund um den Mund.

»Senitza!« flüsterte ich leise.

Da wurde die Spalte größer und ein dunkles Köpfchen erschien.

»Wer bist du?« hauchte es herab.

»Der Hekim, welcher bei dir war.«

»Du kommst, mich zu retten?«

»Ja. Du hast es geahnt und meine Worte verstanden?«

»Ja. Bist du allein?«

»Isla Ben Maflei ist draußen.«

»Ach! Er wird getötet werden!«

»Von wem?«

»Von Abraham. Er schläft nicht des Nachts; er wacht. Und die Wärterin liegt in dem Raume neben mir. Halt – horch! Oh, fliehe schnell!«

Dort hinter der Tür, welche zum Selamlük führte, ließ sich ein Geräusch vernehmen. Die Spalte oben schloß sich, und ich eilte augenblicklich zum Bassin zurück. Dort war der einzige Ort, wo ich Zuflucht finden konnte. Vorsichtig, damit das Wasser keine Wellen werfen sollte, die mich verraten hätten, glitt ich hinein.

Kaum war dies geschehen, so öffnete sich die Tür, und es erschien die Gestalt Abrahams, der langsam und spähend den Hof umschritt. Ich stand bis zum Munde im Wasser, und mein Kopf war hinter der Einfassung verborgen, so daß mich der Ägypter nicht gewahr werden konnte. Dieser überzeugte sich,

daß das Tor noch verschlossen sei, und verschwand, nachdem er die Runde vollendet hatte, wieder in dem Selamlük.

Jetzt stieg ich wieder aus dem Wasser, glitt zum Tore, schob den Riegel zurück und öffnete. Ich stand im Garten. Rasch eilte ich quer über denselben hinweg, um nun auch das Mauertor zu öffnen, und dann wollte ich um die Ecke biegen, Isla Ben Maflei zu holen, als dieser eben erschien.

»Hamdulillah, Preis sei Gott, Effendi! Es ist dir gelungen.«

»Ja, Aber ich kämpfte mit dem Tode. Gib mir mein Gewand!«

Hose und Weste triefen mir von Wasser; ich warf nur die Jacke über, um nicht in meinen Bewegungen gehindert zu sein, und sagte ihm:

»Ich sprach bereits mit Senitza.«

»Ist es wahr, Effendi?«

»Sie hatte mich verstanden und erwartete uns.«

»O komm! Schnell, schnell!«

»Warte noch!«

Ich ging in den Garten, um eine der Stangen zu holen, welche ich erst bei meiner zweiten Anwesenheit bemerkt hatte. Dann traten wir in den Hof. Die Spalte oben im Gitterwerke hatte sich bereits wieder geöffnet.

»Senitza {Senitza ist serbisch und heißt deutsch Augapfel}, mein Stern, mein – « rief Isla mit unterdrückter Stimme, als ich emporgezeigt hatte. Ich unterbrach ihn:

»Um alles in der Welt, still! Hier ist keine Zeit zu Herzensergüssen. Du schweigst, und nur ich rede!«

Dann wandte ich mich empor zu ihr:

»Bist du bereit, mit uns zu gehen?«

»Oh, ja!«

»Durch die Zimmer geht es nicht?«

»Nein. Aber drüben hinter den hölzernen Säulen liegt eine Leiter.«

»Ich hole sie!«

Wir brauchten also weder die Stange noch den mitgebrachten Strick. Ich ging und fand die Leiter. Sie war fest. Als ich sie

angelehnt hatte, stieg Isla empor. Ich schlich unterdessen nach der Thür zum Selamlük, um zu horchen.

Es dauerte einige Zeit, ehe ich die Gestalt des Mädchens erscheinen sah. Sie stieg herab, und Isla unterstützte sie dabei. In dem Augenblicke, in welchem sie den Boden erreichten, erhielt die Leiter einen Stoß; sie schwankte und stürzte mit einem lauten Krach zu Boden.

»Flieht! Schnell nach dem Boote!« warnte ich.

Sie eilten nach dem Tore, und zu gleicher Zeit hörte ich Schritte hinter der Thür. Abraham hatte das Geräusch vernommen und kam herbei. Ich mußte den Fliehenden den Rückzug decken und folgte ihnen also mit nicht zu großer Schnelligkeit. Der Ägypter bemerkte mich, sah auch die umgestürzte Leiter und das geöffnete Gitter.

Er stieß einen Schrei aus, der von allen Bewohnern des Hauses gehört werden mußte.

»Chirsytz, hajdut, Dieb, Räuber, halt! Herbei, herbei, ihr Männer, ihr Leute, ihr Sklaven! Hilfe!«

Mit diesen laut gebrüllten Worten sprang er hinter mir her. Da der Orient keine Betten nach Art der unseren kennt und man meist in den Kleidern auf dem Diwan schläft, so waren die Bewohner des Hauses alsbald auf den Beinen.

Der Ägypter war hart hinter mir. Am Außentore blickte ich mich um. Er war nur zehn Schritte von mir entfernt, und dort an dem inneren Tore erschien bereits ein zweiter Verfolger.

Draußen bemerkte ich nach rechts Isla Ben Maflei mit Senitza fliehen; ich wandte mich also nach links. Abraham ließ sich täuschen. Er sah nicht sie, sondern nur mich und folgte mir. Ich sprang um die eine Ecke, in der Richtung nach dem Flusse zu, oberhalb des Hauses, während unser Boot unterhalb desselben lag. Dann rannte ich um die zweite Ecke, das Ufer entlang.

»Halt, Bube! Ich schieße!« erscholl es hinter mir.

Er hatte also die Waffen bei sich gehabt. Ich eilte weiter. Traf mich seine Kugel, so war ich tot oder gefangen, denn hinter ihm folgten seine Diener, wie ich aus ihrem Geschrei vernahm. Der Schuß krachte. Er hatte im Laufen gezielt, statt dabei ste-

hen zu bleiben; das Geschoß flog an mir vorüber. Ich tat, als sei ich getroffen, und warf mich zur Erde nieder.

Er stürzte an mir vorbei, denn er hatte nun das Boot bemerkt, in welches Isla eben mit Senitza einstieg. Gleich hinter ihm sprang ich wieder auf. Mit einigen weiten Sprüngen hatte ich ihn erreicht, packte ihn im Nacken und warf ihn nieder.

Das Geschrei der Fellatah erscholl aber jetzt hinter mir, sie waren mir sehr nahe, da ich mit dem Niederwerfen Zeit und Raum verloren hatte; aber ich erreichte den Kahn und sprang hinein. Sofort stieß Halef vom Ufer, von welchem wir bereits mehrere Bootslängen entfernt waren, als die Verfolger dort ankamen.

Abraham hatte sich wieder emporgerafft. Er überblickte die ganze Situation.

»Geri,« brüllte er: »geri erkekler – zurück, zurück, ihr Männer! – Zurück, nach dem Boote!«

Alle wandten sich um in der Richtung nach dem Kanale, wo ihr Kahn gelegen hatte. Abraham kam zuerst an und stieß einen Schrei der Wut aus. Er sah, daß das Boot verschwunden war.

Wir hatten unterdessen die ruhigeren Gewässer des Ufers verlassen und das schneller strömende Wasser erreicht; Halef und der Barbier aus Jüterbog ruderten; auch ich nahm eines der aus dem Boote Abrahams genommenen Ruder; Isla tat daselbe, und so schoß unser Kahn sehr schnell stromabwärts.

Es wurde kein Wort gesprochen; unsere Stimmung war nicht danach, in Worte gefaßt zu werden.

Während des ganzen Abenteuers war doch eine längere Zeit vergangen, so daß jetzt bereits sich der Horizont rötete und man die nebellosen Wasser des Niles weithin zu überblicken vermochte. Noch immer sahen wir Abraham mit den Seinigen am Ufer stehen, und weiter oben erschien ein Segel, welches in dem Morgenrot erglühte.

»Ein Sandal!« meinte Halef.

Ja, es war ein Sandal, eine jener lang gebauten, stark bemannten Barken, welche so schnell segeln, daß sie fast mit einem Dampfer um die Wette gehen.

»Er wird den Sandal anrufen und uns auf demselben verfolgen,« sagte Isla.

»Hoffentlich ist der Sandal ein Kauffahrer, der nicht auf ihn hört!«

»Wenn Abraham dem Reïs eine genügende Summe bietet, wird dieser sich nicht weigern.«

»Auch in diesem Falle würden wir einen guten Vorsprung gewinnen. Ehe der Sandal anlegt und der Reïs mit Abraham verhandelt hat, vergeht einige Zeit. Auch muß sich Abraham, ehe er an Bord gehen kann, mit allem versehen, was zu einer längeren Reise notwendig ist, da er nicht wissen kann, welche Ausdehnung die Verfolgung haben wird.«

Das Segel entschwand jetzt unseren Blicken, und wir machten eine so schnelle Fahrt, daß wir nach kaum einer halben Stunde die Dahabie zu Gesicht bekamen, welche uns weiter tragen sollte.

Der alte Abu el Reïsahn lehnte an der Brüstung des Sternes. Er sah, daß eine weibliche Person im Boote saß, und wußte also, daß unser Unternehmen gelungen sei, wenigstens gelungen bis zu diesem Augenblick.

»Legt an,« rief er. »Die Treppe ist niedergelassen!«

Wir stiegen an Bord, und das Boot wurde am Steuer befestigt. Dann ließ man die Seile gehen und zog die Segel auf. Das Fahrzeug drehte den Schnabel vom Land ab; der Wind legte sich in das Leinen, und wir strebten der Mitte des Stromes zu, welcher uns nun abwärts trug.

Ich war zum Reïs getreten.

»Wie ging es?« fragte er mich.

»Sehr gut. Ich werde es dir erzählen; doch sage mir vorher, ob ein guter Sandal dein Fahrzeug einholen könnte.«

»Werden wir verfolgt?«

»Ich glaube es nicht, doch ist es möglich.«

»Meine Dahabie ist sehr gut, aber ein guter Sandal holt jede Dahabie ein.«

»So wollen wir wünschen, daß wir unverfolgt bleiben!«

Ich erzählte nun den Hergang unseres Abenteuers und ging dann nach der Kajüte, um meine noch immer feuchten Kleider

zu wechseln. Sie war in zwei Teile geteilt, einen kleinen und einen größeren. Der erstere war für Senitza und der letztere für den Kapitän, Isla Ben Maflei und mich bestimmt.

Es waren vielleicht zwei Stunden seit unserer Abfahrt vergangen, als ich oberhalb unseres Schiffes die Spitze eines Segels bemerkte, welches sich immer mehr vergrößerte. Als der Rumpf sichtbar wurde, erkannte ich den Sandal, welchen wir in der Frühe gesehen hatten.

»Siehst du das Schiff?« fragte ich den Reïs.

»Allah akbar, Gott ist groß, und deine Frage ist auch groß,« antwortete er mir. »Ich bin ein Reïs und sollte ein Segel nicht sehen, welches so nahe hinter dem meinigen steuert!«

»Ob es ein Fahrzeug des Khedive ist?«

»Nein.«

»Woraus erkennst du dies?«

»Ich kenne diesen Sandal sehr genau.«

»Ah!«

»Er gehört dem Reïs Chalid Ben Mustapha.«

»Kennst du diesen Chalid?«

»Sehr; aber wir sind keine Freunde.«

»Warum?«

»Ein ehrlicher Mann kann nicht der Freund eines Unehrliehen sein.«

»Hm, so ahnt mir etwas.«

»Was?«

»Daß sich Abraham-Mamur an seinem Bord befindet.«

»Werden es sehen!«

»Was wirst du tun, wenn der Sandal sich an die Dahabie legen will?«

»Ich muß es zugeben. Das Gesetz sagt es so.«

»Und wenn ich es nicht zugebe?«

»Wie wolltest du dies anfangen? Ich bin der Reïs meiner Dahabie und habe nach den Vorschriften des Gesetzes zu handeln.«

»Und ich bin der Reïs meines Willens.«

Jetzt trat Isla zu uns. Ich wollte ihm keine zudringliche Frage vorlegen, aber er begann selbst:

»Kara Ben Nemsî, du bist mein Freund, der beste Freund, den ich gefunden habe. Soll ich dir erzählen, wie Senitza in die Hände des Ägypters gekommen ist?«

»Ich möchte es sehr gerne hören, doch zu einer solchen Erzählung gehört die Ruhe und Sammlung, welche wir jetzt nicht haben können.«

»Du bist unruhig? Weshalb?«

Er hatte das hinter uns segelnde Fahrzeug noch nicht bemerkt.

»Drehe dich um, und siehe diesen Sandal.«

Er wandte sich um, sah das Schiff und fragte:

»Ist Abraham an Bord?«

»Ich weiß es nicht, aber es ist sehr leicht möglich, weil der Kapitän ein Schurke ist, der sich von Abraham erkaufen lassen wird.«

»Woher weißt du, daß er ein Schurke ist?«

»Abu el Reïsahn sagt es.«

»Ja,« bestätigte dieser; »ich kenne diesen Kapitän und kenne auch sein Schiff. Selbst wenn es weiter entfernt wäre, würde ich es an seinem Segel erkennen, welches dreifach ausgebessert und zusammengeflickt ist.«

»Was werden wir tun?« fragte Isla.

»Zunächst abwarten, ob Abraham sich an Bord befindet.«

»Und wenn er da ist?«

»So kommt er nicht zu uns herüber.«

Unser Schiffsführer prüfte den Fortgang des Sandal und denjenigen, den wir selbst machten, und meinte dann:

»Er kommt uns immer näher. Ich werde eine Trikettha {kleineres Segel} beisetzen lassen.«

Dies geschah, aber ich merkte bereits nach einigen Minuten, daß die Entscheidung dadurch höchstens verzögert, nicht aber aufgehoben werde. Der Sandal kam uns immer näher; endlich war er nur noch eine Schiffslänge von uns entfernt und ließ das eine Segel fallen, um seine Schnelligkeit zu vermindern. Wir sahen Abraham-Mamur auf dem Deck stehen.

»Er ist da!« sagte Isla.

»Wo steht er?« fragte der Reïs.

»Ganz vorn am Buge.«

»Dieser? Kara Ben Nemsi, was tun wir? Sie werden uns ansprechen, und wir müssen ihnen antworten.«

»Wer hat nach deinen Gesetzen zu antworten?«

»Ich, der Inhaber meiner Dahabie.«

»Merke auf, was ich dir sage, Abu el Reisah. Bist du bereit, mir dein Schiff von hier bis Kahira zu vermieten?«

Der Kapitän sah mich erstaunt an, begriff dann aber gleich, was ich für einen Zweck verfolgte.

»Ja,« antwortete er.

»Dann bin also ich der Inhaber?«

»Ja.«

»Und du als Reis mußt tun, was ich will?«

»Ja.«

»Und bist für nichts verantwortlich?«

»Nein.«

»Gut. Rufe deine Leute zusammen!«

Auf seinen Ruf kamen alle herbei, und der Kapitän erklärte ihnen:

»Ihr Männer, ich sage euch, daß dieser Effendi, welcher Kara Ben Nemsi heißt, unsere Dahabie von hier bis nach Kahira gemietet hat. Ist es nicht so?«

»Ja, es ist so,« bestätigte ich.

»Ihr könnt mir also bezeugen, daß ich nicht mehr Herr des Schiffes bin?« fragte er die Leute.

»Wir bezeugen es.«

»So geht an eure Plätze. Das aber müßt ihr wissen, daß ich die Leitung des Schiffes behalte, denn Kara Ben Nemsi hat es mir befohlen.«

Sie entfernten sich, sichtlich befremdet über die sonderbare Mitteilung, welche ihnen geworden war.

Mittlerweile war der Sandal in gleiche Linie mit uns gekommen. Der Kapitän desselben, ein alter langer, sehr hagerer Mann mit einer Reiherfeder auf dem Tarbusch, trat an die Bordung und fragte herüber:

»Ho, Dahabie; welcher Reis?«

Ich neigte mich vor und antwortete:

»Reis Hassan.«

»Hassan Abu el Reisah?«

»Ja.«

»Schön, kenne ihn,« antwortete er mit schadenfroher Miene.

»Ihr habt ein Weib an Bord?«

»Ja.«

»Gebt es heraus!«

»Chalid Ben Mustapha, du bist verrückt!«

»Wird sich finden. Wir werden bei euch anlegen.«

»Das werden wir verhindern.«

»Wie willst du dies anfangen?«

»Das will ich dir sofort zeigen. Merke auf die Feder an deinem Tarbusch!«

Ich erhob sehr schnell die Büchse, welche ich, ohne daß er sie gesehen hatte, bereit gehalten hatte, zielte und drückte los. Die Feder flog herab. Selbst das entsetzlichste Unglück hätte den würdigen Ben Mustapha nicht so in Aufregung versetzen können, wie dieser Warnungsschuß. Er fuhr so hoch in die Luft, als beständen seine hageren Gliedmaßen aus elastischem Gummi, hielt sich den Kopf mit beiden Händen und floh hinter den Mast.

»Jetzt weißt du, wie ich schieße, Ben Mustapha,« rief ich hinüber. »Wenn dein Sandal noch eine einzige Minute bei uns backseits fährt, so schieße ich dir nicht die Feder vom Tarbusch, sondern die Seele aus dem Leibe; darauf kannst du dich verlassen!«

Diese Drohung hatte eine augenblickliche Wirkung. Er eilte an das Steuer, riß es aus den Händen dessen, der es bisher regiert hatte, und drehte ab. In zwei Minuten befand sich der Sandal in einer solchen Entfernung von uns, daß ihn meine Kugel nicht erreichen konnte.

»Jetzt sind wir für den Augenblick sicher,« meinte ich.

»Er wird nicht wieder so nahe kommen,« stimmte Hassan bei; »aber er wird uns auch nicht aus dem Auge lassen, bis wir irgendwo an das Ufer legen, wo er die Hilfe des Gesetzes in Anspruch nehmen wird. Die fürchte ich freilich nicht; aber ich fürchte etwas anderes.«

»Was?«

»Das da!«

Er deutete mit der Hand hinaus auf das Wasser, und wir verstanden sogleich, was er meinte.

Schon seit einiger Zeit hatten wir bemerkt, daß die Wogen mit größerer Gewalt und Schnelligkeit vorwärts strebten als vorher und die jetzt felsig gewordenen Ufer einander immer näher traten. Wir näherten uns nämlich einer jener Stromschnellen, welche, mehr oder weniger gefahrdrohend für den Schiffer, dem Verkehre auf dem Nile fast unüberwindliche Hindernisse entgegenstellen. Jetzt mußte die Feindschaft der Menschen schweigen, damit sich die ungeteilte Aufmerksamkeit aller auf das drohende Element richten konnte. Die Stimme des Reïs tönte laut schallend über das Deck:

»Blickt auf, ihr Männer, der Schellahl kommt, der Katarakt! Tretet zusammen und betet die heilige Fatcha!«

Die Leute folgten seinem Gebote und begannen:

»Behüte uns, o Herr, vor dem von dir gesteinigten Teufel!«

»Im Namen des Allbarmherzigen!« intonierte der Reïs.

Darauf fielen die andern ein und beteten die Fatcha, die erste Sure des Koran.

Ich muß gestehen, daß dieses Gebet auch mich ergriff, aber nicht aus Furcht vor der Gefahr, sondern aus Ehrfurcht vor der tief im Herzen wurzelnden Religiosität dieser halbwilden Menschen, welche nichts tun und beginnen, ohne sich dessen zu erinnern, der in dem Schwachen mächtig ist.

»Wohlan, ihr jungen Männer, ihr mutigen Helden, geht an euere Plätze,« gebot nun der Führer; »der Strom hat uns ergriffen.«

Das Kommando eines Nilschiffes läuft nicht so ruhig und exakt ab, wie die Führung eines europäischen Fahrzeuges. Das heiße Blut des Südens rollt durch die Adern und treibt in der Gefahr den Menschen von dem Extreme der ausschweifenden Hoffnung herab auf dasjenige der tiefsten Niedergeschlagenheit und Verzweiflung. Alles schreit, ruft, brüllt, heult, betet oder flucht im Augenblicke der Gefahr, um im nächsten Momente, wenn diese Gefahr vorübergegangen ist, noch lauter zu

jubeln, zu pfeifen, zu singen und zu jauchzen. Dabei arbeitet ein jeder mit Anspannung aller seiner Kräfte, und der Schiffsführer springt von einem zum andern, um jeden anzufeuern, tadelt die Säumigen in Ausdrücken, wie sie nur ein Araber sich auszusinnen vermag, und belohnt die andern mit den süßesten, zärtlichsten Namen, unter denen sich das Wort »Held« am meisten wiederholt. Hassan hatte sich auf das Passieren der Stromschnelle vorbereitet und Reservemannschaft eingenommen. Jedes Ruder war doppelt besetzt, und am Steuer standen drei Barkenführer, welche jeden Fußbreit des Stromes hier an dieser gefährlichen Stelle kannten.

Mit furchtbarer Gewalt rauschten die Wogen jetzt über die von dem Wasser kaum bedeckten Felsblöcke; die Wellen stürzten schäumend über das Deck, und der Donner des Kataraktes übertäubte jedes, auch das lauteste Kommandowort. Das Schiff stöhnte und krachte in allen Fugen; die Ruder versagten ihre Dienste und, dem Steuer vollständig ungehorsam, tobte die Dahabie durch die kochenden Gewässer.

Da treten die schwarzen, glänzenden Felsen vor uns eng zusammen und lassen nur noch ein Tor offen, welches kaum die Breite unseres Schiffes besitzt. Die Wogen werden förmlich durch dasselbe hindurchgepreßt und stürzen sich in einem dicken, mächtigen Strahle nach unten in ein Becken, welches übersät ist von haarscharfen und nadelspitzen Steinblöcken.

Mit sausender Hast schießen wir dem Tore zu. Die Ruder werden eingezogen. Jetzt befinden wir uns in dem furchtbaren Loche, dessen Wände uns zu beiden Seiten so nahe sind, daß wir sie fast mit den Händen erreichen können. Als wolle sie uns hinaustreiben in die Luft, so schleudert uns die rasende Gewalt der Strömung über die sprühenden, gischtspritzen den Kämme des Falles hinaus, und wir stürzen hinab in den Schlund des Kessels. Es brodeln, spritzt, rauscht, tobt, donnert und brüllt um uns her. Da packt es uns wieder mit unwiderstehlicher Macht und reißt uns eine schief abfallende Ebene hinab, deren Wasserfläche glatt und freundlich vor uns liegt, aber grad unter dieser Glätte die gefährlichste Tücke birgt,

denn wir schwimmen nicht, nein, wir fallen, wir stürzen mit rapider Vehemenz die abschüssige Bahn hinab und – – –

»Allah kerihm, Gott ist gnädig!« ertönt Hassans Stimme jetzt so schrill, daß sie gehört werden kann. »Allah il Allah, an die Ruder, an die Ruder, ihr Jünglinge, ihr Männer, ihr Helden, ihr Tiger, Panther und Löwen! Der Tod liegt vor euch. Seht ihr es denn nicht? Amahl, amahl, ia Allah amahl, macht, macht, bei Gott, macht, ihr Hunde, ihr Feiglinge, ihr Schurken und Katzen, arbeitet, arbeitet, ihr Wackern, ihr Guten, ihr Helden, ihr Unvergleichlichen, Erprobten und Auserwählten!«

Wir schießen einer Schere zu, welche sich grad vor uns öffnet und uns im nächsten Augenblicke vernichten wird. Die Felsen sind so scharf, und der Fall des Stromes ist so reißend, daß von dem Schiffe kein Handgroß von Holz beisammen bleiben kann, wie es scheint.

»Allah ia Sahtir, o du Bewahrer, hilf! Links, links, ihr Hunde, ihr Geier, ihr Rattenfresser, ihr Aasverdauer, links, links mit dem Steuer, ihr Braven, ihr Herrlichen, ihr Väter aller Helden! Allah, Allah, Maschallah – Gott tut Wunder, ihm sei Dank!«

Das Schiff hat den fast übermenschlichen Anstrengungen gehorcht und ist vorübergeflogen. Für einige Augenblicke befinden wir uns im ruhigen Fahrwasser, und alles stürzt sich auf die Kniee, um dem Allmächtigen zu danken.

»Esch'hetu inu la il laha il Allah!« tönt es jubelnd über das Deck hin – »bezeuge, daß es nur einen Gott gibt! Sellem aaleina baraktak, begnadige uns mit deinem Segen!«

Da kommt es hinter uns hergeschossen, wie von der Sehne eines Bogens geschneilt. Es ist der Sandal, welcher dieselben Gefahren hinter sich hat, wie wir. Seine Schnelligkeit ist jetzt wieder größer als die unserige, und er muß daher an uns vorüber. Aber das offene Fahrwasser ist so schmal, daß wir nur mit Mühe auszuweichen vermögen, und fast Bord an Bord rauscht er vorüber. Am Maste lehnt Abraham-Mamur, die Rechte hinter sich versteckend. Mir grade gegenüber reißt er die verborgen gehaltene, lange arabische Flinte an die Wange – ich werfe mich nieder – die Kugel pfeift über mir weg, und im nächsten Augenblick ist der Sandal uns weit voran.

Alle haben den Mordversuch gesehen, aber niemand hat Zeit zur Verwunderung oder zum Zorne, denn die Strömung packt uns wieder und treibt uns in ein Labyrinth von Klippen.

Da erschallt vor uns ein lauter Schrei. Der Sandal wurde von der Macht des Schellahl an einen Felsen geworfen; die Schiffer schlagen die Ruder in die Flut, und das nur leicht beschädigte Fahrzeug schießt, von den Wogen wieder gefaßt, befreit davon. Aber bei dem Stoße ist ein Mensch über Bord gefallen; er hängt im Wasser, sich verzweiflungsvoll an die Klippe klammernd. Ich ergreife einen der vorhandenen Dattelbaststricke, eile an das Seitenbord und werfe ihn dem Bedrohten zu. Er faßt danach – ergreift ihn – wird emporgezogen – es ist – Abraham-Mamur.

Sobald er das Verdeck glücklich erreicht hatte, schüttelte er das Wasser aus seinen Kleidern und stürzte dann mit geballten Fäusten auf mich zu.

»Hund, du bist ein Räuber und Betrüger!«

Ich erwartete ihn stehenden Fußes, und meine Haltung bewirkte, daß er vor mir stehen blieb, ohne seine Fäuste in Anwendung zu bringen.

»Abraham-Mamur, sei höflich, denn du befindest dich nicht in deinem Hause. Sagst du nur noch ein Wort, welches mir nicht gefällt, so lasse ich dich an den Mast binden und durchpeitschen!«

Die größte Beleidigung für einen Araber ist ein Schlag, und die zweitgrößte ist die Drohung, ihn zu schlagen. Abraham machte eine Bewegung, bezwang sich aber augenblicklich.

»Du hast mein Weib an Bord!« rief er.

»Nein.«

»Du sagst mir nicht die Wahrheit!«

»Ich sage sie, denn die ich an Bord habe, ist nicht dein Weib, sondern die Verlobte dieses jungen Mannes, welcher neben dir steht.«

Er stürzte auf die Kajüte zu, dort aber trat ihm Halef entgegen.

»Abraham-Mamur, ich bin Hadschi Halef Omar Ben Had-

schon Abul Abbas; dieses hier sind meine zwei Pistolen, und ich werde dich niederschießen, sobald du irgend wohin gehen willst, wohin zu gehen mein Herr dir verbietet!«

Mein kleiner Halef machte ein Gesicht, dem der Ägypter es ansehen konnte, daß es ihm mit dem Schießen ernst sei. Er wandte sich daher ab und schnaubte:

»So werde ich Euch verklagen, sobald Ihr an das Land geht, um Eure Hilfsmatrosen abzusetzen.«

»Tue es. Bis dahin aber bist du nicht mein Feind, sondern mein Gast, so lange du dich friedlich benimmst.«

Die Stromschnelle war in ihren gefährlichen Stellen glücklich durchschifft, und wir konnten uns nun mit der nötigen Muße unserer Angelegenheit zuwenden.

»Willst du uns jetzt erzählen, auf welche Weise Senitza in die Hand dieses Menschen geraten ist?« fragte ich Isla.

»Ich will sie holen,« antwortete er; »sie mag es Euch selbst erzählen.«

»Nein; sie mag in der Kajüte bleiben, denn ihr Anblick würde den Ägypter erbittern und zum Äußersten reizen. Sage uns vor allen Dingen, ob sie Mohammedanerin oder Christin ist.«

»Sie ist eine Christin.«

»Von welcher Konfession?«

»Von der, welche Ihr griechisch nennt.«

»Sie ist nicht seine Frau geworden?«

»Er hat sie gekauft.«

»Ah! Ist es möglich?«

»Ja. Die Montenegrinerinnen gehen nicht verschleiert. Er hat sie in Scutari gesehen und ihr gesagt, er liebe sie und sie solle sein Weib werden; sie aber hat ihn ausgelacht. Dann ist er in die Czernagora zu ihrem Vater gekommen und hat eine große Summe geboten, um sie von ihm zu kaufen; dieser jedoch hat ihn zur Türe hinausgeworfen. Dann hat er den Vater der Freundin bestochen, bei welcher Senitza oft zu Besuch war, und dieser ist auf den Handel eingegangen.«

»Wie?«

»Dieser Mensch hat sie für seine Sklavin ausgegeben, hat

sie an Abraham-Mamur verkauft und ihm eine Schrift darüber ausgehändigt, in welcher sie für eine zirkassische Sklavin gilt.«

»Ah, darum also ist diese Freundin mit ihrem Vater so plötzlich verschwunden!«

»Nur darum. Er hat sie dann auf ein Schiff gebracht und ist mit ihr erst nach Cypern, dann nach Ägypten gefahren. Das übrige ist Euch bekannt.«

»Wie hieß der Mann, der sie verkaufte?« fragte ich unwillkürlich.

»Barud el Amasat.«

»El Amasat – el Amasat – dieser Name kommt mir sehr bekannt vor. Wo habe ich ihn gehört? War dieser Mensch ein Türke?«

»Nein, sondern ein Armenier.«

Ein Armenier – – ah, jetzt wußte ich es! Hamd el Amasat, jener Armenier, welcher uns auf dem Schott Dscherid verderben wollte und dann aus Kbilli entflohen – war es derselbe? – Nein, denn die Zeit stimmte nicht.

»Weißt du nicht,« fragte ich Isla, »ob dieser Barud el Amasat einen Bruder hat?«

»Nein; Senitza weiß es auch nicht; ich habe sie nach dieser Familie sehr genau befragt.«

Da kam der Diener Hamsad el Dscherbaja herbei und wandte sich an mich:

»Herr Effendim, ich habe Sie wat zu sagen.«

»Sprich!«

»Wie heißt dieser ägyptische Tunichtjut?«

»Abraham-Mamur.«

»So! Dat will also een Mamur jewesen sein?«

»Allerdings.«

»Dat lassen Sie sich man nur nicht weismachen, denn ich kenne diesen Menschen besser als er mir!«

»Ah! Wer ist er?«

»Ich habe ihn jesehen als Eenen, der die Bastonnade kriegte, und weil es die erste Bastonnade war, die ich jesehen habe, so habe ich mir sehr einjehend nach ihm erkundigt.«

»Nun, wer und was ist er?«

»Er war bei die persische Jesandtschaft Attascheh oder so etwas und hat een Jeheimnis verraten oder so unjefähr. Er hat tot jemacht werden sollen, aber weil er Gönner jehabt hat, so ist es bei der Absetzung mit Bastonnade jeblieben. Sein Name ist Dawuhd Arafim.«

Daß der Barbier aus Jüterbogk diesen Mann kannte, war ein ganz staunenswerter Zufall, und nun fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Ich hatte ihn gesehen, und zwar in Ispahan auf dem Almeidan-Shah, wo er auf ein Kamel gebunden wurde, um als Gefangener nach Konstantinopel geschafft zu werden. Mein Weg führte mich damals eine kurze Strecke mit derselben Karawane, und so kam es, daß er auch mich gesehen und sich jetzt wieder meiner erinnert hatte.

»Ich danke dir, Hamsad, für diese Mitteilung, behalte sie aber jetzt noch für dich.«

Nun war mir nicht im mindesten mehr bange bei dem Gedanken, daß Abraham mich verklagen werde. Ich weiß nicht, wie es kam, aber ich konnte die Vermutung nicht zurückweisen, daß er mit Barud el Amasat, welcher Senitza an ihn verkauft hatte, nicht erst durch das Mädchen bekannt geworden war. Abraham war ein degradiertter Beamter, ein Gefangener gewesen und hatte sogar die Bastonnade erhalten – jetzt trat er als Mamur auf und besaß ein Vermögen – dies waren Umstände, welche mir sehr zu denken gaben.

Ich zog es vor, die Mitteilung des Barbiers jetzt noch niemand zu sagen, damit Abraham nicht merke, daß er durchschaut worden sei.

Am nächsten Landeplatze mußten die oberhalb der Stromschnelle auf die Dahabie genommenen Schiffer wieder an das Land gesetzt werden. Unser Fahrzeug wandte sich daher dem Ufer zu.

»Werden wir Anker werfen oder nicht?« fragte ich den Reis.

»Nein, ich lenke sofort um, wenn die Männer das Schiff verlassen haben.«

»Warum?«

»Um die Polizei zu vermeiden.«

»Und Abraham?«

»Wird mit den Schiffen an das Ufer gebracht.«

»Ich fürchte die Polizei nicht.«

»Du bist ein Fremdling im Lande und stehst unter deinem Konsul. Man kann dir also nichts tun. Ah!«

Dieser letzte Ausruf galt einem Boote, welches mit bewaffneten, finster blickenden Männern besetzt war. Es waren Khawassen – Polizisten.

»Du wirst wohl nicht sofort umlenken,« meinte ich zu Hassan.

»Und doch, wenn du es befiehlest. Ich habe nur dir zu gehorchen.«

»Ich befehle es nicht; ich möchte im Gegenteil die hiesige Polizei einmal kennen lernen.«

Das Boot legte bei uns an, und alle seine Insassen stiegen an Bord, noch ehe wir das Ufer erreicht hatten. Die Bemannung des Sandal war hier auch gelandet, hatte erzählt, daß Abraham im Schellahl ertrunken sei, und auch von dem Frauenraube berichtet. Sodann war, wie wir später erfuhren, der alte Reis Chalid Ben Mustapha eilenden Fußes zum Richter gelaufen und hatte eine so wohlgesetzte Rede gehalten über mich, den ungläubigen Mörder, Aufrührer, Räuber und Empörer, daß ich eigentlich sehr zufrieden sein mußte, nur mit dem Hängen oder Säcken davonzukommen.

Da die Gerechtigkeit jener Länder von der wichtigen Erfindung der Aktenstöße noch keine Notiz genommen hat, so wird in Rechtsfällen überaus schnell und summarisch verfahren.

»Wer ist der Reis dieses Schiffes?« fragte der Anführer der Khawassen.

»Ich,« antwortete Hassan.

»Wie heißest du?«

»Hassan Abu el Reisah. «

»Hast du auf deinem Schiffe einen Effendi, einen Hekim, der ein Ungläubiger ist?«

»Da steht er und heißt Kara Ben Nems. «

»Und ist hier auf deinem Schiffe auch ein Weib, namens Güzela?«

»Sie ist in der Kajüte.«

»Wohlan, ihr seid meine Gefangenen allesamt und folgt mir zum Richter, während ich das Schiff von meinen Leuten bewachen lasse!«

Die Dahabie legte an, und ihre ganze Bemannung nebst sämtlichen Passagieren wurde »sofort anhero transportiert«. Senitza, tief verschleiert, ward in eine bereitstehende Sänfte gehoben und mußte unserm Zuge folgen, der bei jedem weiteren Schritte größer wurde, weil jung und alt, groß und klein sich ihm anschloß. Hamsad al Dscherbaja, der Ex-Barbier, schritt hinter mir her und pfiß nach dem Takte seiner Beine munter sein »Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus!«

Der Sahbeth-Bei oder Polizeidirektor saß mit seinem Sekretär bereits unserer Ankunft gewärtig.

Er trug die Abzeichen eines Bimbaschi, eines Majors oder Befehlshabers von tausend Mann, hatte aber trotzdem weder ein kriegerisches noch ein übermäßig intelligentes Aussehen. Wie die ganze Bemannung des Sandal, so hatte auch er Abraham-Mamur für ertrunken gehalten und empfing den vom Tode Auferstandenen mit einem Respekte, der ganz das Gegenteil von dem Blick war, den er uns zuwarf.

Wir wurden in zwei Lager geteilt: hüben die Bemannung des Sandal mit Abraham und einigen seiner Diener, die er mitgenommen hatte, und drüben die Leute von der Dahabie mit Senitza, Isla und mir nebst Halef und dem Barbier.

»Befiehst du eine Pfeife, Herr?« fragte der Sahbeth-Bei den vermeintlichen Mamur.

»Lasse sie bringen!«

Er erhielt sie nebst einem Teppich, um sich darauf niederzusetzen. Dann begann die Verhandlung:

»Hoheit, sage mir deinen von Allah gesegneten Namen!«

»Er lautet Abraham-Mamur.«

»So bist du ein Mamur. In welcher Provinz?«

»In En-Nasar.«

»Du bist der Ankläger. Sprich; ich höre zu und werde richten.«

»Ich klage an diesen Giaur, der ein Hekim ist, der Tschikarma; ich klage an den Mann, der neben ihm steht, der Tschikarma, und ich klage an den Führer der Dahabie der Mithilfe beim Frauenraube. Wie weit die Diener dieser beiden Männer und die Matrosen der Dahabie beteiligt sind, das magst du bestimmen, o Bimbaschi.«

»Erzähle, wie der Raub vollendet wurde.«

Abraham erzählte. Als er geendet hatte, wurden seine Zeugen verhört, was die Folge hatte, daß ich von dem Reis des Sandals, Herrn Chalid Ben Mustapha, auch noch des Mordversuches bezüchtigt wurde.

In den Augen des Sahbeth-Bei leuchtete der Blitz, als er sich nun zu mir wandte.

»Giaur, wie ist dein Name?«

»Kara Ben Nemsî.«

»Wie heißt deine Heimat?«

»Dschermanistan.«

»Wo liegt diese Handvoll Erde?«

»Handvoll? Hm, Bimbaschi, du beweisest, daß du sehr unwissend bist!«

»Hund!« fuhr er auf. »Was willst du sagen?«

»Dschermanistan ist ein großes Land und hat zehnmal mehr Einwohner als ganz Ägypten. Du aber kennst es nicht. Du bist überhaupt ein schlechter Geograph und darum lässest du dich von Abraham-Mamur belügen.«

»Wage es, noch so ein Wort zu sagen, und ich lasse dich mit dem Ohre an die Wand nageln.«

»Ich wage es! Dieser Abraham sagt, er sei der Mamur der Provinz En-Nasar. Mamurs gibt es nur in Ägypten – –«

»Liegt En-Nasar nicht in Ägypten, Giaur? Ich bin selbst dort gewesen und kenne den Mamur wie meinen Bruder, ja, wie mich selbst.«

»Du lügst!«

»Nagelt ihn fest!« gebot der Richter.

Ich zog den Revolver, und Halef, der dies sah, seine Pistolen.

»Bimbaschi, ich sage dir, daß ich erst den niederschießen werde, der mich anrührt, und dann dich! Du lügst, ich sage es noch einmal. En-Nasar ist eine ganz kleine, geringe Oase zwischen Homrh und Tighert im Lande Tripolis; dort gibt es keinen Mamur, sondern einen armen Scheikh; er heißt Mamra Ibn Alef Abuzin, und ich kenne ihn sehr genau. Ich könnte mit dir Komödie spielen und dir erlauben, noch weiter zu fragen; aber ich will es kurz machen. Wie kommt es, daß du die Kläger stehen lässest, während der Angeklagte, der Verbrecher, sitzen darf und sogar die Pfeife von dir bekommt?«

Der gute Mann sah mich ganz verdutzt an.

»Wie meinst du das, Giaur?«

»Ich warne dich, mich mit diesem Worte zu beschimpfen! Ich habe einen Paß bei mir und auch einen Jzin-gitisch {Reiseschein} des Vizekönigs von Ägypten; dieser aber, mein Gefährte, ist aus Istambul; er hat ein Bu-djeruldu des Großherrn und ist also ein Giölgeda padischahnün.«

»Zeigt die Scheine her!«

Ich gab ihm den meinigen, und Isla legte ihm den seinigen vor. Er las sie und gab sie uns dann mit verlegener Miene zurück.

»Sprich weiter.«

Diese Aufforderung bewies mir, daß er nicht wußte, was er tun sollte. Ich nahm also wieder das Wort:

»Du bist ein Sahbeth-Bei und ein Bimbaschi und weißt doch nicht, was deines Amtes ist. Wenn du ein Handschreiben des Großherrn liesest, so mußt du es vorher an Stirn, Auge und Mund drücken und alle Anwesenden auffordern, sich zu verbeugen, als ob Seine Herrlichkeit selbst zugegen wäre. Ich werde dem Khedive und dem Großwesir in Istambul erzählen, welche Achtung du ihnen erweist!«

Das hatte er nicht erwartet. Er war so erschrocken, daß er die Augen aufriß und den Mund öffnete, ohne ein Wort zu sagen. Ich aber fuhr fort:

»Du wolltest wissen, was ich vorhin mit meinen Worten

meinte. Ich bin der Ankläger und muß stehen, und dieser ist der Angeklagte und darf sitzen!«

»Wer klagt ihn an?«

»Ich, dieser, dieser und wir alle.«

Abraham staunte, aber er sagte noch nichts.

»Wessen klagst du ihn an?« fragte der Sahbeth-Bei.

»Der Tschikarma, desselben Verbrechens, dessen er uns anklagte.«

Ich sah es, daß Abraham unruhig wurde. Der Richter gebot mir:

»Sprich!«

»Du dauerst mich, Bimbaschi, daß du eine solche Trauer erleben mußt.«

»Welche Trauer?«

»Daß du einen Mann verurteilen mußt, den du so gut kennst wie deinen Bruder, ja wie dich selbst. Du bist sogar bei ihm in En-Nasar gewesen und weißt genau, daß er ein Mamur ist. Ich aber sage dir, daß auch ich ihn kenne. Er heißt Dawuhd Arafim, war Beamter des Großherrn in Persien, wurde aber abgesetzt und bekam sogar die Bastonnade.«

Jetzt erhob sich Abraham vom Boden.

»Hund! – Sahbeth-Bei, dieser Mann hat den Verstand verloren!«

»Sahbeth-Bei, höre mich weiter, dann wird es sich zeigen, wessen Kopf besser ist und fester sitzt, der meine oder der seine!«

»Rede!«

»Dieses Weib hier ist eine Christin, eine freie Christin aus Karadagh {Montenegro; beides heißt ebenso wie das slawische Czernagora »Schwarzer Berg«}; er hat sie geraubt und mit Gewalt nach Ägypten entführt. Hier mein Freund ist ihr rechtmäßiger Verlobter, und darum ist er nach Ägypten gekommen und hat sie sich wiedergeholt. Du kennst uns, denn du hast unsere Legitimationen gelesen, ihn aber kennst du nicht. Er ist ein Frauenräuber und Betrüger. Laß dir seine Legitimation zeigen, oder ich gehe zum Khedive und sage, wie du Gerechtigkeit übst in dem Amte, welches er dir gegeben hat. Ich bin

von dem Kapitän des Sandal des Mordversuches angeklagt. Frage diese Männer! Sie alle haben es gehört, daß ich ihm die Feder vom Tarbusch schießen wollte, und ich habe sie getroffen. Der, welcher sich einen Mamur nennt, aber hat im Ernste und in der Absicht, mich zu töten, auf mich geschossen. Ich klage ihn an. Nun entscheide!«

Der brave Mann befand sich natürlich in einer großen Verlegenheit. Er konnte doch seine Worte und Taten nicht dementieren, fühlte aber sehr wohl, daß ich im Rechte sei, und so entschloß er sich, zu tun, was eben nur ein Ägypter zu tun vermag.

»Das Volk soll hinaus und in seine Häuser gehen!« gebot er. »Ich werde mir die Sache überlegen und am Nachmittage das Gericht halten. Ihr alle aber seid meine Gefangenen!«

Die Khawassen trieben die Zuschauer mit Stockschlägen hinaus; sodann wurde Abraham-Mamur mit der Mannschaft des Sandal gefangen abgeführt, und schließlich schaffte man auch uns fort, nämlich in den Hof des Gebäudes, in welchem wir uns ungestört bewegen durften, während einige Khawassen, am Ausgange postiert, uns zu bewachen schienen. Nach einer Viertelstunde aber waren sie verschwunden.

Ich ahnte, was der Sahbeth-Bei beabsichtigte, und trat zu Isla Ben Maflei, welcher neben Senitza am Brunnen saß.

»Denkst du, daß wir heute unsern Prozeß gewinnen werden?«

»Ich denke gar nichts; ich überlasse alles dir,« antwortete er.

»Und wenn wir ihn gewinnen, was wird mit Abraham geschehen?«

»Nichts. Ich kenne diese Leute. Abraham wird dem Bimbashi Geld geben oder einen der kostbaren Ringe, die er an den Fingern trägt, und der Baschi wird ihn laufen lassen.«

»Wünschst du seinen Tod?«

»Nein. Ich habe Senitza gefunden, das ist mir genug.«

»Und wie denkt deine Freundin darüber?«

Senitza antwortete selbst:

»Effendi, ich war sehr unglücklich, jetzt aber bin ich frei. Ich werde nicht mehr an ihn denken.«

Das befriedigte mich. Jetzt galt es nur noch, den Abu el Reï-sahn zu befragen. Er erklärte mir rundweg, daß er sehr froh sei, mit heiler Haut davonzukommen, und so machte ich mich beruhigt an das Rekognoszieren.

Ich schritt durch den Ausgang hinaus auf die Straße. Die heiße Tageszeit war eingetreten und ich sah keinen Menschen auf der Straße. Es war klar, daß der Sahbeth-Bei wünschte, daß wir uns selbst ranzionieren und nicht auf seine Entscheidung warten möchten; ich kehrte daher in den Hof zurück, teilte den Leuten meine Ansicht mit und forderte sie auf, mir zu folgen. Sie taten es, und kein Mensch trat unserm Tun entgegen.

Als wir die Dahabïe erreichten, ergab es sich, daß sie von den Khawassen verlassen worden war. Ein Freund und Bewunderer der Ladung, welche aus Sennesblättern bestand, hätte ganz ungestört eine Annexion vornehmen können.

Der Sandal lag nicht mehr am Ufer; er war verschwunden. Jedenfalls hatte der würdige Chalid Ben Mustapha noch eher als wir die Absicht des Richters begriffen und sich mit Schiff und Bemannung davon gemacht.

Wo aber befand sich Abraham-Mamur?

Dies zu erfahren wäre uns nicht gleichgültig gewesen; denn es war nicht nur möglich, sondern sehr wahrscheinlich, daß er uns im Auge behalten werde. Ich wenigstens hatte die Ahnung, ihn früher oder später wieder einmal zu treffen.

Die Dahabïe lichtete den Anker, und wir setzten unsere unterbrochene Fahrt fort mit dem wohlthuenden Bewußtsein, einer sehr schlimmen Lage glücklich entronnen zu sein. — —

Fünftes Kapitel
Abu-Seïf

Und es erhob sich der Engel Gottes, der vor dem Heere Israels herzog, und ging hinter dasselbe, und die Wolkensäule wich auch von vorn weg und stand nun von hinten zwischen dem Heere der Ägypter und dem Heere Israels. Sie war aber dort-hin eine finstere Wolke und hierhin erleuchtete sie die Nacht, so daß diese und jene die ganze Nacht nicht zusammenkommen konnten.

Als nun Moses seine Hand ausstreckte über das Meer, nahm es der Herr durch einen starken Ostwind hinweg während der Nacht und machte das Meer trocken, und die Wasser teilten sich von einander.

Und die Kinder Israels gingen hinein mitten in das Meer auf dem Trockenen, und das Wasser stand wie Mauern ihnen zur Rechten und zur Linken.

Und die Ägypter folgten und gingen hinein, ihnen nach, alle Rosse des Pharao und Wagen und Reiter, mitten in das Meer.

Als nun die Morgenwache kam, blickte der Herr auf das Heer der Ägypter aus der Feuersäule und aus der Wolke, und machte einen Schrecken in ihrem Heere.

Und stieß die Räder von ihren Streitwagen und stürzte sie um mit Ungestüm. Da sprachen die Ägypter: Lasset uns fliehen vor Israel; der Herr streitet für sie wider die Ägypter!

Aber der Herr sprach zu Moses: Strecke deine Hand aus über das Meer, damit das Wasser wieder herfalle über die Ägypter, über ihre Wagen und über ihre Reiter.

Da streckte Moses seine Hand aus über das Meer, und das Meer kam wieder vor morgens in seinen Strom, und die Ägypter flohen ihm entgegen. Also stürzte sie der Herr mitten in das Meer.

Daß das Wasser wiederkam und bedeckte Wagen und Reiter und alle Macht des Pharao, die ihnen nachgezogen war in das Meer, so daß kein einziger von ihnen übrig blieb.

Die Kinder Israels aber gingen trocken durch das Meer, und

das Wasser stand ihnen gleich Mauern zur Rechten und zur Linken.

Also half der Herr Israel an diesem Tage von der Hand der Ägypter, und sie erblickten die Ägypter tot an dem Ufer des Meeres.

Und die Hand des Herrn war mächtig, die er den Ägyptern gezeigt hatte, und das Volk Israel fürchtete den Herrn und glaubte an ihn und an seinen Knecht Moses. — — —

An diese Stelle im zweiten Buch Mosis (Kap. 14, V. 19–31) mußte ich denken, als ich im »Tale Hiroth, gegen Baal Zephon«, mein Kamel anhielt, um das Auge über die glitzernden Fluten des roten Meeres schweifen zu lassen. Es kam auch über mich etwas von jener Furcht, welche sein Anblick in den Herzen der Kinder Israels erweckt hatte. Ich fühlte nicht ein Grauen vor jenem Elemente, welches leider noch immer »keine Balken« hat, sondern es überlief mich jene heilige, andächtige Scheu, welche jeder Gläubige fühlt, sobald er einen Ort betritt, von dem ihm die biblische Geschichte erzählt, daß hier der Fuß des Ewigen gerastet und hier die Hand des Unendlichen gewaltet habe. Es war mir, als höre ich jene Stimme, welche einst dem Sohne des Amram und der Jochebeth zugerufen hatte: »Mose, Mose, tritt nicht herzu, sondern ziehe deine Schuhe aus, denn der Ort, darauf du stehest, ist ein heiliges Land!«

Hinter mir also lag das Land des Osiris und der Isis, das Land der Pyramiden und der Sphinx, das Land, in welchem das Volk Gottes das Joch der Knechtschaft getragen und die Felsen des Mokattam zum Bau jener Wunderwerke zusammengeschleppt hatte, welche noch heute das Staunen des Nilreisenden erregen. Im Schilfe des althehrwürdigen Stromes dort hatte die Königstochter das Knäblein gefunden, welches berufen war, ein Volk von Sklaven zu befreien und ihm in den zehn göttlichen Geboten ein Gesetz zu geben, welches noch nach Jahrtausenden die Grundlage aller Gesetze und Gebote bildet.

Vor mir, da zu meinen Füßen, funkelten die Fluten des arabischen Golfs im glühenden Strahle der Sonne. Diese Fluten hatten einst, der Stimme Jehova Sabaoths gehorchend, zwei Mauern gebildet, zwischen denen die Geknechteten des Lan-

des Gosen den Weg zur Freiheit gefunden hatten, während das reisige Volk ihrer Unterdrücker und Verfolger einen schauer-vollen Untergang fand. Das waren dieselben Fluten, in denen später auch der »Sultan Kebihr«, Napoleon Bonaparte, beinahe umgekommen wäre.

Und gegenüber dem Birket Faraun, dem See des Pharaos, wie die Araber den Ort nennen, an welchem die beiden Wassermauern über die Ägypter zusammenschlugen, erhebt sich der Felsenstock des Sinai, des berühmtesten Berges der Erde, gewaltig und den Zeiten trotzend, gleich dem unter Donner und Blitz über ihm erschollenen: »Ich bin der Herr, dein Gott; du sollst keine fremden Götter neben mir haben!«

Es war nicht die Örtlichkeit allein, es war noch viel mehr die Geschichte derselben, deren Eindruck ich nicht von mir zu weisen vermochte, wenn ich es auch gewollt hätte. Wie oft hatte ich lauschend und mit stockendem Atem auf dem Schoße meiner alten, guten, frommen Großmutter gesessen, wenn sie mir erzählte von der Erschaffung der Welt, dem Sündenfalle, dem Brudermorde, der Sintflut, von Sodom und Gomorrha, von der Gesetzgebung auf dem Sinai – – sie hatte mir die kleinen Hände gefaltet, damit ich ihr mit der nötigen Andacht das zehnfache »du sollst« nachsprechen möge. Jetzt lag die irdische Hülle der Guten schon längst unter der Erde, und ich hielt gegenüber dem Orte, welcher mir von ihr in so lebendigen Farben gezeichnet worden war, obgleich nur ihr geistiges Auge ihn gesehen hatte, und es drängte sich mir die Wahrheit des Dichterwortes auf:

»Ganz anders jene heiligen Geschichten,
Die nur das Buch der Bücher kann berichten,
In dem vom Geiste sie verzeichnet steh'n.
Nur ihnen darfst du festen Glauben schenken
Und tief in ihren Zauber dich versenken,
Denn Gottes Odem fühlst du daraus weh'n.«

Der Glaube trägt eine festere Überzeugung in sich, als das stolzeste Gebäude menschlicher Logik sie zu geben vermag.

Das war es, was ich in jener Stunde so recht lebhaft fühlte und erkannte, und ich hätte wohl noch lange, in ernstes Sinnen versunken, hier auf meinem Kamele halten und hinüberblicken können, wenn mich nicht die Stimme meines wackeren Halef gestört hätte:

»Hamdulillah, Preis sei Gott, daß die Wüste vorüber ist! Sihdi, hier ist Wasser. Steige herab von dem Tiere und labe dich im Bade, so wie ich es jetzt tun werde.«

Da trat einer der beiden Beduinen, welche uns geführt hatten, zu mir heran und erhob warnend die Hand.

»Tue es nicht, Effendi!«

»Warum?«

»Weil hier Melek el newth, der Engel des Todes, wohnt. Wer hier in das Wasser geht, der wird entweder ertrinken oder den Keim des Sterbens mit sich fortnehmen. Jeder Tropfen dieser See ist eine Träne der hunderttausend Seelen, die hier umgekommen sind, weil sie Sidna Musa {Moses} und die Seinigen töten wollten. Hier eilt jedes Boot und jedes Schiff vorüber, ohne anzuhalten; denn Allah, den die Hebräer Dschehuwa {Jehova} nannten, hat diesen Ort verflucht.«

»Ist es wirklich so, daß hier kein Schiff anhält?«

»Ja.«

»Ich wollte hier ein Fahrzeug erwarten, welches mich aufnehmen sollte.«

»Es soll dich nach Suez bringen? Wir werden dich führen, und du sollst auf unsern Kamelen schneller hinkommen, als auf einem Schiff.«

»Ich will nicht nach Suez, sondern nach Tor.«

»Dann mußt du allerdings fahren; aber hier wird dich kein Fahrzeug aufnehmen. Erlaube, daß wir dich noch eine Strecke nach Süden begleiten, bis wir einen Ort erreichen, an welchem keine Geister wohnen und wo ein jedes Schiff gern anhalten wird, um dich aufzunehmen.«

»Wie lange haben wir da noch zu reiten?«

»Nicht ganz dreimal die Zeit, welche von den Franken eine Stunde genannt wird.«

»Dann vorwärts!«

Um an das rote Meer zu gelangen, hatte ich nicht den gewöhnlichen Weg von Kairo nach Suez eingeschlagen. Die zwischen den beiden Städten liegende Wüste verdient den Namen Wüste schon längst nicht mehr. Früher war sie gefürchtet sowohl wegen ihres vollständigen Wassermangels als auch wegen der räuberischen Beduinen, die auf der öden Strecke ihr Wesen trieben. Jetzt ist das anders geworden, und dies war der Grund, daß ich mich weiter südwärts gehalten hatte. Ein Ritt durch die Einöde hatte für mich mehr Interesse als eine Reise auf gebahnten Wegen. Deshalb wollte ich jetzt auch Suez vermeiden, welches mir doch nur das bieten konnte, was ich bereits gesehen und kennen gelernt hatte.

Während unseres Rittes tauchten die beiden kahlen Höhen des Dschekehm und des Da-ad vor uns auf, und als rechts von uns der hohe Gipfel des Dschebel Gharib sichtbar wurde, hatten wir das Grab Pharaos hinter uns. Das rote Meer bildete zu unserer Linken eine Bucht, in welcher ein Fahrzeug vor Anker lag.

Es war eine jener Barken, welche man auf dem roten Meere mit dem Namen Sambuk bezeichnet. Sie war ungefähr sechzig Fuß lang und fünfzehn Fuß breit und hatte eines jener kleinen Hinterdecke, unter denen gewöhnlich ein Verschlag angebracht ist, welcher den Kapitän oder die vornehmen Passagiere beherbergt. So ein Sambuk hat außer den Riemen – denn er wird auch gerudert – zwei dreieckige Segel, von denen das eine so weit vor dem andern steht, daß es – vom Winde angeschwellt – ganz über das Vorderteil des Schiffes ragt und dort eine Art halbkreisförmigen Ballon bildet, wie man sie auf antiken Münzen und auf alten Fresken zu sehen pflegt. Man kann getrost annehmen, daß die Fahrzeuge dieses Seestriches in Beziehung auf Bauart, Führung und Takelung noch ganz dieselben sind, wie sie im grauen Altertum hier gesehen wurden, und daß die heutigen Seeleute noch dieselben Buchten und Ankerplätze besuchen, welche bereits belebt waren zur Zeit, als Dionysos seinen berühmten Zug nach Indien unternahm. Die Küstenschiffe des roten Meeres sind gewöhnlich aus jenem indischen Holze gebaut, welches die Araber Sadsch nen-

nen, und das sich mit der Zeit im Wasser dermaßen verhärtet, daß es unmöglich ist, einen Nagel einzuschlagen. Von einer Fäulnis dieses Holzes ist niemals die Rede, und so kommt es, daß man Sambuks zu sehen bekommt, welche ein Alter von beinahe zweihundert Jahren erreichen.

Die Schifffahrt des arabischen Busens ist eine sehr gefährliche; deshalb wird während der Nacht niemals gesegelt, sondern ein jedes Fahrzeug sucht sich beim Nahen des Abends eine sichere Ankerstelle.

Der vor uns liegende Sambuk hatte dasselbe getan. Er war mittels des Ankers und eines Taues befestigt und lag ohne Bemannung an der Küste. Die Schiffer hatten den Bord verlassen und saßen oder lagen an einem kleinen Wasser, welches sich in das Meer ergoß. Derjenige, welcher etwas abseits von ihnen in gravitätischer Haltung auf einer Matte saß, mußte der Kapitän oder der Eigner des Fahrzeuges sein. Ich sah es ihm sofort an, daß er kein Araber sondern ein Türke war; der Sambuk zeigte die Farben des Großherrn, und die Bemannung trug türkische Uniformen.

Keiner der Männer rührte sich von seinem Platze, als wir uns nahten. Ich ritt bis hart an den Anführer heran, hob die Rechte zur Brust empor und grüßte ihn absichtlich nicht in türkischer, sondern in arabischer Sprache.

»Gott schütze dich! Bist du der Kapitän dieses Schiffes?«

Er richtete die Augen mit stolzem Aufschlage zu mir empor, musterte mich sehr eingehend und sehr lange und antwortete endlich:

»Ich bin es.«

»Wohin geht dein Sambuk?«

»Überall hin.«

»Was hast du geladen?«

»Verschiedenes.«

»Nimmst du auch Passagiere auf?«

»Das weiß ich nicht.«

Das war mehr als einsilbig, das war grob. Daher schüttelte ich den Kopf und meinte in mitleidigem Tone:

»Du bist ein Kelleh, ein Unglücklicher, den der Kuran dem Mitleide der Gläubigen empfiehlt. Ich bedaure dich!«

Er sah mich mit einem halb zornigen, halb überraschten Blick an.

»Du bedauerst mich? Du nennst mich einen Unglücklichen? Warum?«

»Allah hat deinem Munde die Gabe der Sprache verliehen, aber deine Seele ist stumm. Wende dich nach der Kiblah {Richtung nach Mekka, beim Gebete vorgeschrieben} und bitte Gott, daß er ihr die Sprache wiedergebe, sonst wird sie einst unfähig sein, in das Paradies zu kommen!«

Er lächelte verächtlich und legte die Hand an den Gürtel, in welchem zwei riesige Pistolen steckten.

»Schweigen ist besser als schwatzen. Du bist ein Schwätzer; der Wergi-Baschi Muhrad Ibrahim aber zieht es vor, zu schweigen.«

»Wergi-Baschi? Oberzolleinnehmer? Du bist ein großer und jedenfalls auch ein berühmter Mann, aber du wirst mir trotzdem Antwort geben, wenn ich dich frage.«

»Du willst mir drohen? Ich sehe, daß ich recht gedacht habe: Du bist ein Arab Dscheheïne.«

Die Araber vom Stamme Dscheheïne sind am roten Meere als Schmuggler und Räuber bekannt. Der Zolleinnehmer hielt mich für einen solchen; das war der Grund seines abstoßenden Benehmens gegen mich.

»Fürchtest du dich vor den Beni Dscheheïne?« fragte ich ihn.

»Fürchten? Muhrad Ibrahim hat sich noch niemals gefürchtet!«

So stolz sein Auge bei diesen Worten leuchtete, lag doch in seinem Gesichte etwas, was mich an seinem Mute zweifeln ließ.

»Und wenn ich nun ein Dscheheïne wäre?«

»Ich würde dich nicht fürchten.«

»Natürlich. Du hast zwölf Gemi-taïfasyler {Matrosen} bei dir und acht Diener, während bei mir nur drei Männer sind.

Aber ich bin kein Dscheheine; ich gehöre gar nicht zu den Beni Arab, sondern ich komme aus dem Abendlande.«

»Aus dem Abendlande? Du trägst doch die Kleidung eines Beduinen und redest die Sprache der Araber!«

»Ist dies verboten?«

»Nein. Bist du ein Fransez oder ein Ingli?«

»Ich gehöre zu den Nemsî.«

»Ein Nemtsche,« meinte er mit geringschätziger Miene. »So bist du ein Bostandschi {Gärtner} oder ein Bazirgian {Kaufmann}?«

»Keines von beiden. Ich bin ein Jazmakdschi.«

»Ein Schreiber? O jazik, o wehe, und ich habe dich für einen tapfern Beduinen gehalten! Was ist ein Schreiber? – Ein Schreiber ist kein Mann; ein Schreiber ist ein Mensch, welcher Federn ißt und Tinte trinkt; ein Schreiber hat kein Blut, kein Herz, keinen Mut, kein – – –«

»Halt!« unterbrach ihn da mein Diener. »Muhrad Ibrahim, siehst du, was ich hier in meiner Hand halte?«

Er war abgestiegen und stellte sich mit der Nilpeitsche vor den Türken. Dieser zog die Brauen finster zusammen, antwortete aber doch:

»Die Peitsche.«

»Schön. Ich bin Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah. Dieser Sihdi ist Kara Ben Nemsî, der sich vor keinem Menschen fürchtet. Wir haben die Sahara und ganz Ägypten durchwandert und haben große Heldentaten verrichtet; man wird von uns erzählen in allen Kaffeehäusern und auf allen Kirchhöfen der Welt, und wenn du es wagst, noch ein einziges Wort zu sagen, welches meinem Effendi nicht gefällt, so wirst du diese Peitsche kosten, obgleich du ein Wergi-Baschi bist und viele Männer hier bei dir hast!«

Diese Drohung hatte eine außerordentlich rasche Wirkung. Die beiden Beduinen, welche bis hierher meine Begleiter gewesen waren, wurden vom Schreck über die Kühnheit Halefs um einige Schritte zurückgeworfen; die Matrosen und übrigen Begleiter des Türken sprangen auf und griffen zu den Waffen, und der Baschi hatte sich mit derselben Schnelligkeit erho-

ben. Er griff nach seinem Pistol, aber Halef hielt ihm schon die Mündung seiner eigenen Waffe auf die Brust.

»Ergreift ihn!« gebot der Baschi, indem er selbst jedoch sein Pistol vorsichtig sinken ließ.

Die guten Leute behielten zwar ihre drohenden Gesichter bei, aber keiner wagte es, Hand an Halef zu legen.

»Weißt du, was es heißt, einem Wergi-Baschi mit der Peitsche zu drohen?« fragte der Türke.

»Ich weiß es,« antwortete Halef. »Einem Wergi-Baschi mit der Peitsche drohen, heißt, sie ihn auch wirklich kosten lassen, wenn er es wagt, in der Weise weiter zu sprechen, wie er gesprochen hat. Du bist ein Türke, ein Sklave des Großherrn! Ich aber bin ein freier Araber!«

Ich ließ mein Kamel niederknien, stieg ab und zog meinen Paß hervor.

»Muhrad Ibrahim, du siehst, daß wir uns noch weniger vor euch fürchten, als ihr vor uns; du hast einen sehr großen Fehler begangen, denn du hast einen Effendi beleidigt, der im Giölgeda padischahnün steht!«

»Im Schutze des Großherrn, den Allah segnen möge? Wen meinst du?«

»Mich.«

»Dich? Du bist ein Nemtsche, also ein Giaur – – –«

»Du schimpfest!« unterbrach ich ihn.

»Du bist ein Ungläubiger, und von den Giaurs steht im Kuran: ›O, ihr Gläubigen, schließt keine Freundschaft mit solchen, die nicht zu eurer Religion gehören. Sie lassen nicht ab, euch zu verführen, und wünschen nur euer Verderben!‹ Wie kann also ein Ungläubiger im Schutze des Großherrn stehen, welcher der Schirm der Gläubigen ist?«

»Ich kenne die Worte, welche du sagst; sie stehen in der dritten Sure des Kuran, in der Sura Amran; aber öffne deine Augen, und beuge dich in Demut nieder vor dem Bjuruldu des Padischah. Hier ist es.«

Er nahm das Pergament, drückte es an Stirn, Augen und Brust, verbeugte sich bis zur Erde und las es. Dann gab er es mir zurück.

»Warum hast du es mir nicht gleich gesagt, daß du ein Arkadar {Schützling} des Sultans bist? Ich hätte dich nicht Giaur genannt, obgleich du ein Ungläubiger bist. Sei mir willkommen, Effendi!«

»Du heißest mich willkommen und schändest mit demselben Atemzuge meinen Glauben! Wir Christen kennen die Gesetze der Höflichkeit und der Gastfreundschaft besser als ihr; wir nennen euch nicht Giaurs, denn unser Gott ist es, den ihr Allah nennt.«

»Das ist nicht wahr. Wir haben nur Allah; ihr aber habt drei Götter, einen Vater, einen Sohn und einen Geist.«

»Wir haben doch nur einen Gott, denn Vater, Sohn und Geist sind eins. Ihr sagt: ›Allah il Allah, Gott ist Gott!‹ Und unser Gott sagt: ›Ich bin ein starker, einiger Gott.‹ Euer Kuran sagt in der zweiten Sura: ›Er ist der Lebendige, der Ewige; ihn ergreift nicht Schlaf, nicht Schlummer; sein ist, was im Himmel und auf Erden ist.‹ Unsere heilige Bibel sagt: ›Gott ist von Ewigkeit zu Ewigkeit; es ist alles offen und entdeckt vor seinen Augen; er hat die Erde gegründet, und die Himmel sind seiner Hände Werk.‹ Ist das nicht ganz dasselbe?«

»Ja, euer Kitab {Buch, Bibel} ist gut, aber euer Glaube ist falsch.«

»Du irrst. Euer Kuran sagt: ›Die Gerechtigkeit besteht nicht darin, daß ihr euer Gesicht nach Osten oder Westen richtet (beim Gebet), sondern der ist gerecht, der an Gott glaubt, an den jüngsten Tag, an die Engel, an die Schrift und die Propheten und mit Liebe von seinem Vermögen gibt den Anverwandten, den Waisen, Armen und Pilgern, ja jedem, der ihn darum bittet, der Gefangene erlöst, sein Gebet verrichtet, an seinen Verträgen festhält, geduldig Not und Unglück erträgt. Der ist gerecht, der ist wahrhaft gottesfürchtig.‹ Unser heiliges Buch gebietet uns: ›Du sollst Gott lieben über alles und deinen Nächsten wie dich selbst.‹ Gebietet uns unser Glaube nicht ganz dasselbe, was euch der eurige befiehlt?«

»Ihr habt dies erst aus dem Kuran in euer Kitab abgeschrieben.«

»Wie ist dies möglich, da unser Kitab über zweitausend Jahre älter ist, als euer Kuran?«

»Du bist ein Effendi, und ein Effendi muß immer Gründe und Beweise finden, selbst wenn er Unrecht hat. – Woher kommst du?«

»Aus dem Lande Gipt {türkisch für Ägypten}, dort im Westen.«

»Und wo willst du hin?«

»Nach Tor hinüber.«

»Und dann?«

»Nach dem Manastyr {Kloster} auf dem Dschebel Sinahi.«

»So mußt du über das Wasser.«

»Ja. Wohin fährst du?«

»Auch nach Tor.«

»Willst du mich mitnehmen?«

»Wenn du gut bezahlst und dafür sorgest, daß wir uns mit dir nicht verunreinigen.«

»Habe keine Sorge! Wie viel verlangst du?«

»Für alle vier und die Kamele?«

»Nur für mich und meinen Diener Hadschi Halef. Diese beiden Männer werden mit ihren Kamelen wieder umkehren.«

»Womit willst du bezahlen? Mit Geld oder mit etwas anderem?«

»Mit Geld.«

»Willst du Speise von uns nehmen?«

»Nein; ihr gebt uns nur das Wasser.«

»So bezahlst du für dich zehn und für diesen Hadschi Halef acht Misri.«

Ich lachte dem braven Manne gerade ins Gesicht. Es war echt türkisch, für die kurze Fahrt und einige Schlücke Wasser achtzehn Misri, also beinahe vierunddreißig Taler zu verlangen.

»Du fährst einen Tag bis ungefähr zur Bucht von Nayazat, wo dein Schiff zur Nacht vor Anker geht?« fragte ich.

»Ja.«

»Dann sind wir des Mittags in Tor?«

»Ja. Warum fragst du?«

»Weil ich dir für diese kurze Fahrt nicht achtzehn Misri geben werde.«

»So wirst du hier zurückbleiben und mit einem andern fahren müssen, der noch mehr verlangen wird.«

»Ich werde weder zurückbleiben, noch mit einem andern fahren. Ich fahre mit dir.«

»So gibst du die Summe, welche ich verlangt habe.«

»Höre, was ich dir sage! Diese beiden Männer haben mir ihre Tiere geliehen und mich zu Fuße begleitet von El Kahira für vier Mariatheresientaler; bei der Hadsch wird jeder Pilger für einen Mariatheresientaler über das Meer gesetzt; ich werde dir für mich und meinen Diener drei Taler geben; das ist genug.«

»So bleibst du hier. Mein Sambuk ist kein Frachtschiff; er gehört dem Großherrn. Ich habe die Zehka {eine Steuer, deren Ertrag nur zu Almosen bestimmt war} einzusammeln und darf keinen Passagier an Bord nehmen.«

»Aber wenn er achtzehn Misri bezahlt, dann darfst du! Grade weil dein Sambuk dem Großherrn gehört, wirst du mich aufnehmen müssen. Blicke noch einmal hier in das Bju-ruldu! Hier stehen die Worte ›heb imdad wermek, sahihlik it-schin meschghul, ejertsche akdschesiz – alle Hilfe leisten, für Sicherheit bedacht sein, selbst ohne Bezahlung‹. Hast du das verstanden? Einen Privatmann müßte ich bezahlen; einen Beamten brauche ich nicht zu bezahlen. Ich gebe dir freiwillig diese drei Taler; bist du nicht einverstanden, so wirst du mich umsonst mitnehmen müssen.«

Er sah sich in die Enge getrieben und begann, seine Forderung zu mäßigen. Endlich nach langer Debatte hielt er mir die Hand entgegen:

»So mag es sein. Du bist im Giölgeda padischahnün, und ich will dich für drei Taler mitnehmen. Gib sie her!«

»Ich werde dich bezahlen, wenn ich in Tor das Schiff ver-lasse.«

»Effendi, sind die Neßarah {Christen, das Wort ist gleichbe-deutend mit ›Nazarenern‹} alle so geizig wie du?«

»Sie sind nicht geizig, aber vorsichtig. Erlaube, daß ich mich

an Bord begeben; ich werde nicht am Lande sondern auf dem Schiffe schlafen.«

Ich bezahlte meine Führer, welche, sobald sie außerdem noch ein Bakschisch erhalten hatten, ihre Kamele bestiegen und trotz der vorgerückten Tageszeit ihren Rückweg antraten. Dann stieg ich mit Halef an Bord. Ich befand mich nicht im Besitze eines Zeltens. Während des Rittes durch die Wüste hat man ebenso wie von der Hitze des Tages auch von der unverhältnismäßigen Kälte der Nächte zu leiden. Wer arm ist und kein Zelt hat, schmiegt sich bei der Nacht an sein Kamel oder an sein Pferd, um sich während der Ruhe an demselben zu wärmen. Ich hatte jetzt kein Tier mehr, und da die Nachtkühle hier am Wasser jedenfalls strenger war als im Innern des Landes, so zog ich es vor, hinter dem Verschlage auf dem Hinterteile des Sambuk Schutz zu suchen.

»Sihdi,« fragte mich Halef, »habe ich es recht gemacht, daß ich diesem Wergi-Baschi die Peitsche zeigte?«

»Ich will dich nicht tadeln.«

»Aber warum sagst du jedem, daß du ein Ungläubiger bist?«

»Darf man sich fürchten, die Wahrheit zu sagen?«

»Nein; aber du bist ja bereits auf dem Wege, ein Gläubiger zu werden. Wir sind auf dem Wasser, welches die Franken Bar-el-Hamra, das rote Meer nennen: dort liegt Medina und weiter nach rechts Mekka, die Städte des Propheten. Ich werde alle beide besuchen, und du, was wirst du tun?«

Er sprach die Frage offen aus, welche ich mir während der letzten Tage bereits heimlich vorgelegt hatte. Dem Christen, welcher sich nach Mekka oder Medina wagt, droht der Tod; so steht es in den Büchern zu lesen. Ist es wirklich so schlimm? Muß man hingehen und sagen, daß man ein Christ sei? Ist nicht vielleicht ein Unterschied zu machen zwischen einer ruhigeren Zeit und jenen Tagen, an welchen die großen Pilgerkarawanen eintreffen und der Fanatismus seinen Siedepunkt erreicht? Ich hatte oft gelesen, daß ein Ungläubiger keine Moschee betreten dürfe, und war dann später in verschiedenen Moscheen selbst gewesen. Konnte es mit dem Betreten der

heiligen Städte nicht ähnlich sein? Ich hatte überhaupt den Orient in vielen, vielen Beziehungen ganz anders, und zwar nüchterner gefunden, als man sich ihn gewöhnlich vorzustellen pflegt, und konnte gar nicht recht glauben, daß ein kurzer, vielleicht nur stundenlanger Besuch in Mekka wirklich so furchtbar gefährlich sei. Der Türke hatte mich für einen Beduinen gehalten; es stand sehr zu vermuten, daß auch andere dieselbe Meinung von mir hegen würden. Und dennoch konnte ich zu keinem Entschluß kommen.

»Das weiß ich jetzt nicht,« antwortete ich dem kleinen Halef.

»Du wirst mit mir nach Mekka gehen, Sihdi, und vorher in Dschidda den rechten Glauben annehmen.«

»Nein, das werde ich nicht.«

Ein Ruf am Lande unterbrach die Unterhaltung. Der Türke hatte seinen Leuten das Abendgebet befohlen.

»Effendi,« meinte Halef, »die Sonne steigt hinter die Erde hinab; erlaube, daß ich bete!«

Er ließ sich auf die Kniee nieder und betete. Seine Stimme mischte sich mit dem Unisono der betenden Türken. Noch war dasselbe kaum verklungen, so ließ sich eine andere Stimme vernehmen. Sie scholl hinter dem Felsenriffe hervor, welches die Aussicht nach der Nordseite des Meeres verschloß.

»An Allah haben wir volle Genüge, und herrlich ist er, der Beschützer. Es gibt keine Macht und keine Gewalt, außer bei Gott, dem Hohen, dem Großen. O unser Herr, ia Allah, o gern Verzeihender, o Allgütiger, ia Allah, Allah hu!«

Diese Worte wurden mit einer tiefen Baßstimme intoniert, jedoch dem Namen Allah gab der Betende allemal einen Ton, welcher eine Quinte höher lag. Ich kannte diese Worte und diese Töne; so pflegen die heulenden Derwische zu beten. Die Türken hatten sich erhoben und sahen nach der Richtung, aus welcher die Stimme erscholl. Jetzt kam ein kleines, kaum sechs Fuß langes und vier Fuß breites Floß zum Vorschein, auf welchem ein Mann kniete, welcher ein Paddelruder führte und dazu im Takte sein Gebet abrief. Er trug um den roten Tarbusch einen weißen Turban, und weiß war auch seine ganze

übrige Kleidung. Dies war ein Zeichen, daß er zur Fakirsekte der Kaderijeh gehöre, welche meist aus Fischern und Schiffern besteht und von Abdelkader el Gilani gestiftet wurde. Als er den Sambuk erblickte, stutzte er einen Augenblick, dann aber rief er:

»La ilaha illa lah!«

»Illa lah!« antworteten die andern im Chore.

Er hielt auf das Fahrzeug zu, legte sein Floß an und stieg an Bord. Wir, nämlich Halef und ich, befanden uns nicht allein an Bord; der Kürekdschi {Steuermann} war uns gefolgt, und an diesen wandte sich der Derwisch:

»Gott schütze dich!«

»Mich und dich!« lautete die Antwort.

»Wie befindest du dich?«

»So wohl wie du.«

»Wem gehört dieser Sambuk?«

»Seiner Herrlichkeit dem Großherrs, welcher der Liebling Allahs ist.«

»Und wer führt ihn?«

»Unser Effendi, der Wergi-Baschi Muhrad Ibrahim.«

»Und was habt ihr geladen?«

»Wir haben keine Fracht; wir fahren von Ort zu Ort, um den Zoll einzunehmen, welchen der Großscherif von Mekka anbefohlen hat.«

»Haben die Gläubigen reichlich gegeben?«

»Es ist keiner zurückgeblieben, denn wer Almosen gibt, dem vergilt es Allah doppelt.«

»Wohin fahrt ihr von hier?«

»Nach Tor.«

»Das werdet ihr morgen nicht erreichen.«

»Wir werden am Ras Nayazat anlegen. Wo willst du hin?«

»Nach Dschidda.«

»Auf diesem Floß?«

»Ja. Ich habe ein Gelübde getan, nur auf meinen Knien nach Mekka zu fahren.«

»Aber bedenke die Bänke, die Riffe, die Untiefen, die bösen

Winde, die es hier gibt, und die Haifische, welche dein Floß umschwärmen werden!«

»Allah ist der allein Starke; er wird mich schützen. Wer sind diese beiden Männer?«

»Ein Gi – – ein Nemsî mit seinem Diener.«

»Ein Ungläubiger? Wo will er hin?«

»Nach Tor.«

»Erlaube, daß ich meine Datteln hier verzehre; dann werde ich weiter fahren.«

»Gefällt es dir nicht, die Nacht bei uns zu bleiben?«

»Ich muß weiter.«

»Das ist sehr gefährlich.«

»Der Gläubige hat nichts zu fürchten; sein Leben und sein Ende ist im Buche verzeichnet.«

Er setzte sich nieder und zog eine Handvoll Datteln hervor.

Ich hatte den Eingang zu dem Verschlage verriegelt gefunden und mich über das Geländer gelehnt. Da die beiden Sprechenden eine ziemliche Strecke von mir entfernt waren und ich sehr angelegentlich in das Wasser zu blicken schien, so mochten sie denken, daß ich ihre Unterhaltung nicht verstünde. Der Derwisch fragte:

»Ein Nemtsche ist dieser? Ist er reich?«

»Nein.«

»Woher weißt du dies?«

»Er gibt nur den sechsten Teil dessen, was wir für die Fahrt verlangten. Aber er besitzt einen Bjuruldu des Großherrs.«

»So ist er sicher ein sehr vornehmer Mann. Hat er viel Gepäck bei sich?«

»Gar keines, aber viele Waffen.«

»Ich habe noch keinen Nemtsche gesehen, aber ich habe gehört, daß die Nemsî sehr friedliche Leute sind. Er wird die Waffen nur tragen, um damit zu prunken. Doch jetzt bin ich fertig mit meinem Mahle; ich werde weiter fahren. Sage deinem Herrn Dank, daß er einem armen Fakir erlaubt hat, sein Schiff zu betreten!«

Einige Augenblicke später kniete er wieder auf seinem Floß.

Er ergriff das Ruder, führte es im Takte und sang dazu sein »ia Allah, Allah hu!«

Dieser Mensch hatte einen eigentümlichen Eindruck auf mich gemacht. Warum hatte er das Schiff bestiegen und nicht am Ufer angelegt? Warum hatte er gefragt, ob ich reich sei, und während der ganzen Unterhaltung das Deck mit einem Blick gemustert, dessen Schärfe er nicht vollständig verbergen konnte? Ich hatte äußerlich nicht den mindesten Grund zu irgend einer Befürchtung, und dennoch kam mir in der Seele dieser Mann verdächtig vor. Ich hätte schwören mögen, daß er gar kein Derwisch sei.

Als er für das bloße Auge unverfolgbar war, richtete ich mein Fernrohr nach ihm. Obgleich in jenen Gegenden die Dämmerung sehr kurz ist, war es noch hell genug, ihn durch die Gläser zu erkennen. Er kniete nicht mehr, wie sein angebliches Gelübde ihm doch vorgeschrieben hätte, sondern er hatte sich bequem niedergesetzt und das Floß halb gewendet – er ruderte der jenseitigen Küste zu. Hier war jedenfalls etwas »nicht richtig im Staate Dänemark«.

Halef stand neben mir und beobachtete mich. Er schien sich damit zu beschäftigen, meine Gedanken zu erraten.

»Siehst du ihn noch, Sihdi?« fragte er mich.

»Ja.«

»Er denkt, daß wir ihn nicht mehr sehen können, und rudert dem Lande zu?«

»So ist es. Woraus vermutest du dies?«

»Nur Allah ist allwissend, aber auch Halef hat scharfe Augen.«

»Und was haben diese Augen gesehen?«

»Daß dieser Mann weder ein Derwisch noch ein Fakir war.«

»Ah?«

»Ja, Sihdi. Oder hast du jemals gesehen und gehört, daß ein Derwisch von dem Orden Kaderijeh die Litanei der Hawlajüp {der ›Heulenden‹ – heulende Derwische} redet und singt?«

»Das ist richtig. Aber weshalb sollte er sich für einen Fakir ausgeben, wenn er keiner ist?«

»Das muß man zu erraten suchen, Effendi. Er sagte, daß er auch während der Nacht fahren werde. Warum tut er es nicht?«

Da unterbrach der Steuermann unser Gespräch. Er trat herzu und fragte:

»Wo wirst du schlafen, Effendi?«

»Ich werde mich in den Tachta-perde {Verschlag} legen.«

»Das geht nicht.«

»Warum?«

»Weil dort das Geld aufbewahrt wird.«

»So wirst du uns Teppiche besorgen, um uns hinein zu hüllen, und wir schlafen hier auf dem Verdeck.«

»Du sollst sie haben, Sihdi. Was würdest du tun, wenn Feinde zu dem Schiffe heran kämen?«

»Welche Feinde meinst du?«

»Räuber.«

»Gibt es hier Räuber?«

»Die Dscheheïne wohnen hier in der Nähe. Sie sind berüchtigt als die größten Chirsizler {Spitzbuben} weit und breit, und kein Schiff, kein Mensch ist vor ihnen sicher.«

»Ich denke, Euer Herr, der Wergi-Baschi Muhrad Ibrahim, ist ein Held, ein tapferer Mann, der sich vor keinem Menschen fürchtet, auch vor keinem Räuber, vor keinem Dscheheïne?«

»Das ist er; aber was vermag er, und was vermögen wir alle gegen Abu-Seïf, den ›Vater des Säbels‹, der gefährlicher und schrecklicher ist, als der Löwe in den Bergen oder der Haifisch im Meere?«

»Abu-Seïf? Ich kenne ihn nicht; ich habe noch niemals von ihm gehört.«

»Weil du ein Fremdling bist. Zur Weidezeit bringen die Dscheheïne ihre Herden nach den beiden Inseln Libnah und Dschebel Hassan und lassen nur wenig Männer bei ihnen. Die andern aber gehen auf Raub und Diebstahl aus. Sie überfallen die Barken und nehmen entweder alles, was sie darauf finden, oder erpressen sich ein schweres Lösegeld, und Abu-Seïf ist ihr Anführer.«

»Und was tut die Regierung dagegen?«

»Welche?«

»Steht ihr denn nicht im Giölgeda padischahnün?«

»Der reicht nicht bis zu den Dscheheine. Dies sind freie Araber, welche der Großscherif von Mekka beschützt.«

»So helfet euch selbst! Fangt die Räuber!«

»Effendi, du sprichst, wie ein Franke redet, der dies nicht versteht. Wer kann Abu-Seif fangen und töten?«

»Er ist doch nur ein Mensch.«

»Aber er besitzt die Hilfe des Scheïtan {Teufels}. Er kann sich unsichtbar machen; er kann die Luft und das Meer durchfliegen; er wird weder durch einen Säbel, noch durch ein Messer, noch durch eine Kugel verwundet, aber sein Säbel ist faldschymisch {verhext, bezaubert}; er dringt durch Türen und Mauern und schneidet mit einem Hiebe gleich hundert und noch mehr Feinden Leib und Seele auseinander.«

»Den möchte ich sehen!«

»O wehe, wünsche das nicht, Effendi! Der Teufel sagt es ihm, daß du ihn sehen willst, und dann kannst du dich darauf verlassen, daß er kommen wird. Ich gehe, um dir die Teppiche zu holen; dann lege dich schlafen und bete vorher zu deinem Gott, daß er dich bewahre vor allen Gefahren, die dir drohen.«

»Ich danke für deinen Rat, aber ich bete gewöhnlich vor dem Schlafengehen.«

Er brachte uns die Decken, in welche wir uns hüllten, und wir schliefen sehr bald ein, da wir von unserem Ritt ermüdet waren.

Während der Nacht hatten einige Matrosen sowohl am Lande die Schlafenden als auch an Bord das Geld bewacht. Am Morgen versammelten sich alle auf dem Schiffe. Der Anker wurde gehoben, das Seil gelöst; man stellte die Segel, und der Sambuk steuerte südwärts.

Wir waren ungefähr drei Viertelstunden lang unter Segel gewesen, als wir ein Boot erblickten, welches in der gleichen Richtung vor uns ruderte. Als wir näher an dasselbe herankamen, sahen wir zwei Männer und zwei völlig verschleierte Frauen darin.

Das Boot hielt bald an, und die Männer gaben ein Zeichen, daß sie den Sambuk anzureden gedächten. Der Steuermann ließ das Segel abfallen und hemmte so den Lauf unsers Fahrzeuges. Einer der beiden Ruderer erhob sich und rief:

»Sambuk, wohin?«

»Nach Tor.«

»Wir auch. Wollt ihr uns mitnehmen?«

»Bezahlt ihr?«

»Gern.«

»So kommt an Bord.«

Das Schiff legte bei, und die vier Personen stiegen an Bord, während das Boot ins Schlepptau genommen wurde. Dann setzte der Sambuk seine Fahrt fort.

Der Wergi-Baschi begab sich in die Kajüte, jedenfalls um für die Frauen Platz zu machen; dann wurden dieselben den Blicken der Männer entzogen. Sie mußten an mir vorüber. Als Europäer brauchte ich mich nicht abzuwenden, und so bemerkte ich zu meiner Verwunderung, daß keine Atmosphäre von Parfüm sie umgab; denn die Frauen des Morgenlandes pflegen sich so zu parfümieren, daß man den Geruch bereits aus einer beträchtlichen Entfernung verspürt. Ein Odeur allerdings fiel mir auf, ein Odeur, der sich wie ein unsichtbarer Schweif hinter ihnen herzog, nämlich jener jedem Orientalen bekannte Geruch, welcher halb vom Kamele und halb von dem unfermentierten Rasr-Tabak stammt, den viele Beduinen zu rauchen pflegen, und welcher auf die Geruchs- und Geschmacksnerven ganz dieselbe Wirkung hat wie weiland der Inhalt der französischen Seegrasmatrizen, den aus Mangel an Besserem während des letzten Krieges so mancher deutsche Held in seine Pfeife stopfte. Ich empfand den Eindruck, als seien zwei Kameltreiber an mir vorüber gegangen; wenigstens war es gewiß, daß der berühmte persische Dichter Hafis Schems-ed-Din Mohammed auf diese beiden Grazien nicht seine Verse:

»Wenn deiner Locken Wohlgerüche
Ums Grab mir wehn,

Dann sprießen tausend Blumen
Aus meinem Hügel auf –«

gesungen hätte. Ich sah ihnen auch sehr aufmerksam nach, bis sie hinter der Türe des Verschlages verschwunden waren, konnte aber weiter nichts Besonderes bemerken. Vielleicht hatten sie eine lange Kamelreise hinter sich, so daß die Ausdünstungen des »Wüstenschiffes« nicht leicht aus ihren Kleidern zu bringen waren.

Ihre beiden Begleiter sprachen erst längere Zeit mit dem Steuermanne und dem Baschi; dann suchte der eine mich zu entern.

»Ich höre, daß du ein Franke bist, Effendi?« fragte er mich.

»Ja.«

»So bist du hier unbekannt?«

»Ja.«

»Du bist ein Nemtsche?«

»Ja.«

»Haben die Nemschi auch einen Padischa?«

»Ja.«

»Und Paschas?«

»Ja.«

»Du bist wohl kein Pascha?«

»Nein.«

»Aber ein berühmter Mann?«

»Pek, billahi – bei Gott, sehr!«

»Du kannst schreiben?«

»Peh ne güzel – und wie schön!«

»Auch schießen?«

»Daha ei – noch besser!«

»Du wirst wohl mit diesem Sambuk nach Tor fahren?«

»Ja.«

»Du gehst noch weiter nach dem Süden?«

»Ja.«

»Bist du mit den Ingli bekannt?«

»Ja.«

»Hast du Freunde unter ihnen?«

»Ja.«

»Das ist sehr gut. Bist du stark?«

»Korkulu – fürchterlich, arslandscha – wie ein Löwe! Soll ich es dir beweisen?«

»Nein, Effendi.«

»Und doch, denn deine Neugierde ist größer als die Geduld eines Menschen sein kann. Packe dich, und komme nicht wieder!«

Ich faßte ihn, drehte ihn in die passende Richtung und gab ihm einen Stoß, daß er weit über das Deck hin schoß und dann dasselbe mit seinem Bauche begrüßte. Aber im Nu war er wieder auf.

»Wai sana – wehe dir, du hast einen Gläubigen beleidigt; du mußt sterben!«

Er riß seinen Handschar heraus und stürzte auf mich zu. Sein Begleiter folgte ihm mit gezückter Waffe. Schnell zog ich Halef die harte Nilpeitsche aus dem Gürtel, um mit derselben die Angreifer zu salutieren; aber es sollte gar nicht so weit kommen, denn in diesem Augenblick öffnete sich die Tür des Verschlages, und es erschien eine der Frauen. Sie erhob stumm die Hand und zog sich dann zurück. Die beiden Araber hemmten ihre Schritte und gingen lautlos beiseite; aber ihre Blicke sagten mir, daß ich von ihnen nichts Gutes zu erwarten habe.

Die Türken hatten dem Vorgang mit großem Gleichmute zugesehen. Wäre auf dem Schiffe jemand getötet worden, so hätte es ja sein Kismet {Schicksal, Vorausbestimmung} nicht anders mit sich gebracht.

Was mich betrifft, so hatten mich die unnützen Fragen dieses Menschen sehr in Harnisch gebracht. Aber, waren sie wirklich so unnütz? Hatten sie nicht vielleicht einen verborgenen Zweck? Der Orientale ist kein Schwätzer, am allerwenigsten aber verliert er seine Worte an einen Unbekannten, von dem er sogar nur das weiß, daß er ein Giaur ist.

Ich hatte mich im Humor des Ärgers für einen berühmten Mann und für einen großen Schützen ausgegeben. Warum wollte er wissen, ob ich ein »Pascha«, ein berühmter Mann, ein Schreiber, ein guter Schütze sei? Was konnte es ihm nützen, zu

wissen, ob ich weiter nach Süden wolle und unter den Engländern Freunde habe? Warum hatte er bei der Bejahung dieser letzten Frage gesagt: »Das ist sehr gut«, und zu was konnte es ihm dienen, zu erfahren, ob ich stark und kräftig sei? Und überdies hatte er seine Fragen in der Weise an mich gerichtet, wie sie ein Oberer an seinen Untergebenen, ein Untersuchungsbeamter an einen Angeschuldigten richtet. Am auffälligsten dabei war aber der augenblickliche Gehorsam, den sowohl er als sein Begleiter dem Winke des Weibes leisteten. Das war hier, wo die Frau tief unter dem Manne steht und für das öffentliche Leben nicht die mindeste Selbstbestimmung besitzt, gewiß sehr ungewöhnlich, vielleicht sogar verdächtig.

»Sihdi,« meinte Halef, welcher nicht von meiner Seite gewesen war, »hast du ihn gesehen?«

»Wen oder was?«

»Den Bart.«

»Den Bart! Welchen Bart?«

»Den das Weib hatte – –«

»Das Weib? Hatte das Weib einen Bart?«

»Sie hatte den Jaschmak {Schleier} nicht doppelt, wie vorher, sondern einfach über dem Gesichte, und so habe ich den Bart gesehen.«

»Schnurrbart?«

»Vollbart. Sie ist kein Weib, sondern ein Mann. Soll ich es dem Baschi sagen?«

»Ja, aber so, daß es niemand hört.«

Er ging. Jedenfalls hatte er sich nicht geirrt; denn ich wußte, daß ich seinen scharfen Augen trauen könne, und unwillkürlich brachte ich diesen neuen Umstand mit dem Derwisch in Verbindung. Ich sah Halef mit dem Baschi reden; dieser schüttelte den Kopf und lachte; er glaubte es nicht. Darauf wandte sich Halef mit einer höchst aufgebrachten Miene von ihm ab und kehrte zu mir zurück.

»Sihdi, dieser Baschi ist so dumm, daß er sogar mich für dumm hält.«

»Wie so?«

»Und dich für noch dümmer als mich.«

»Ah!«

»Er sagt, daß ein Weib niemals einen Bart habe, und daß ein Mann niemals die Kleidung eines Weibes anlegen werde. Sihdi, was hältst du von diesen Frauen, welche Vollbärte tragen? Vielleicht sind es Dscheheine?«

»Ich vermute es.«

»So müssen wir die Augen offen halten, Sihdi!«

»Das ist das Einzige, was wir tun werden, und dazu gehört vor allen Dingen, daß wir unser Mißtrauen und unsere Aufmerksamkeit zu verbergen suchen. Halte dich abseits von mir, aber so, daß wir einander stets beispringen können!«

Er entfernte sich eine ziemliche Strecke, und ich ließ mich auf den Teppich nieder. Dann beschäftigte ich mich mit Einträgen in mein Tagebuch, behielt aber dabei sowohl den Vorschlag, als auch die beiden Araber immer im Auge. Es war mir, als hätte ich alle Augenblicke ein unangenehmes Ereignis zu erwarten; dennoch aber verging der Tag, ohne daß irgend etwas Bedenkliches eingetreten wäre.

Der Abend dämmerte bereits, als wir in einer kleinen Bucht vor Anker gingen, welche gebildet wird durch eine hufeisenförmige Krümmung des Dschebel Nayazet, der zur großen Granitkette des Sinai gehört.

Die Küste war sehr schmal, denn nur wenige Schritte vom Ufer entfernt stiegen die tief zerklüfteten Felsen steil zum Himmel empor. Der Ankerplatz bot aus diesem Grunde vollständige Sicherheit gegen die Winde, ob aber heute auch gegen andere Störungen – –? Ich hätte gern einige der nächsten Klüfte und Felsenspalten untersucht, leider aber war der Abend bereits da, ehe die Türken das Land betreten hatten, um, wie gewöhnlich, Feuer anzuzünden.

El Mogreb und eine Stunde später el Aschia, die beiden Abendgebete, hallten feierlich die steilen Bergwände empor. Wer hier vielleicht verborgen war, mußte unsere Anwesenheit hören, selbst wenn er unser Feuer nicht gesehen hätte. Wie gestern, so hatte ich es auch heute vorgezogen, die Nacht auf dem Fahrzeuge zuzubringen, und mit Halef ausgemacht, daß wir abwechselnd wachen wollten. Später kamen einige der Ma-

trosen wieder an Bord, um die Wache zu übernehmen, und da traten auch die beiden Frauen aus dem Verschlage, um an Deck die frische Abendluft zu genießen. Sie hatten sich auch jetzt doppelt verschleiert; das konnte ich bemerken, weil die Sterne des Südens einen solchen Glanz verbreiteten, daß es nicht schwer war, das ganze Verdeck zu überblicken. Sie kehrten aber bald wieder zu ihrem Verschlage zurück, dessen Türe ich mit meinen Augen beobachten konnte, obgleich ich diesmal im Vorderteile des Fahrzeuges lag.

Halef schlief ungefähr fünf Schritte von mir entfernt. Als Mitternacht herankam, weckte ich ihn heimlich und flüsterte:

»Hast du geschlafen?«

»Ja, Sihdi. Jetzt schlafe du!«

»Ich kann mich auf dich verlassen?«

»Wie auf dich selbst!«

»Wecke mich bei der geringsten Ursache zum Verdachte!«

»Das werde ich tun, Sihdi!«

Ich hüllte mich fester in den Teppich und schloß die Augen. Ich wollte schlafen, aber es gelang mir nicht. Ich sagte in Gedanken das Einmaleins auf – es half nicht. Da griff ich zu dem Mittel, welches sicher stets den Schlaf bringt. Ich verdrehte die geschlossenen Augen so, daß die Pupillen ganz nach oben zu stehen kamen, und bemühte mich, an gar nichts zu denken. Der Schlummer kam und – – halt, was war das?

Ich wickelte den Kopf aus der Decke und spähte zu Halef hinüber. Auch er mußte aufmerksam geworden sein, denn er hatte sich, wie horchend, halb emporgerichtet. Ich hörte jetzt nichts mehr, aber als ich das Ohr wieder auf das Deck legte, welches einen besseren Schallleiter als die Luft bildete, vernahm ich das seltsame Geräusch wieder, welches mich geweckt hatte, trotzdem es überaus leise war.

»Hörst du etwas, Halef?« flüsterte ich.

»Ja, Sihdi. Was ist es?«

»Ich weiß es nicht.«

»Ich auch nicht. Horch!«

Ein leises, ganz leises Plätschern ertönte jetzt vom Hintertheile her. Draußen am Lande war das Feuer erloschen.

»Halef, ich gehe jetzt auf einige Minuten nach dem Hinterdeck; bewache meine Waffen und Kleider!«

Von den drei Türken, welche wieder an Bord gekommen waren, lagen zwei schlafend am Boden; der dritte hatte sich niedergekauert und – schlief jedenfalls auch. Es war denkbar, daß ich von der Kajüte aus beobachtet wurde; daher mußte ich die möglichste Vorsicht anwenden. Ich ließ die Büchse und den Stutzen liegen und legte sowohl den Turban als auch den Haik {beduinischer Mantel} ab, welche mich durch ihre weiße Farbe verraten hätten. Dann schmiegte ich mich hart an den Boden, gewann den Rand des Deckes und kroch langsam an demselben hin, bis ich die Stelle erreichte, wo am äußersten Backbord eine Art Hühnersteige auf die Decke des Verschlages und zum Steuerruder führte. Ich stieg hinauf, katzenartig leise, darauf kam's ja an.

Es gelang, und nun kroch ich bis hinter an den Ruderwinkel. Ah – – das sonderbare Geräusch war erklärt. Das Boot, welches die beiden Frauen gebracht, und welches der Sambuk ins Schlepptau genommen hatte, war von dem Innern des Verschlages aus so scharf angeholt worden, daß es grad unter dem einen Fenster lag, welches sich am breiten Hinterteile des Fahrzeuges befand. Durch diese Fensterluke wurde soeben, als ich vorsichtig von oben herablugte, ein kleiner, aber nicht leichter Gegenstand an einem Seile herabgelassen, dessen Reibung an dem Lukenrande jenen Ton hervorbrachte, den man allerdings nur dann wahrnehmen konnte, wenn man das Ohr hart auf die Bretter des Verdeckes legte. Unten in dem Boote befanden sich drei Männer, welche den Gegenstand in Empfang nahmen und dann warteten, bis das Seil wieder emporgezogen und ein zweites Paket herabgelassen wurde.

Die Sache war mir natürlich sofort klar. Was in dem Boote aufgestaut wurde, war das Geld des Wergi-Baschi, d.h. der Ertrag der Steuer, welche er eingesammelt hatte, und – – ich hatte keine Zeit, weiter zu vermuten.

»Alargha, iz chijanisch – aufgeschaut, wir sind verraten!« rief eine tiefe Stimme vom hohen Ufer her, wo man das Verdeck überblicken konnte; zu gleicher Zeit krachte ein Schuß,

und eine Kugel bohrte sich hart neben mir in die Planke. Ein zweiter Schuß blitzte drüben auf, ein dritter; die Kugeln flogen glücklicherweise an mir vorüber, und ich durfte mich ihnen nicht länger aussetzen. Ich sah nur noch, daß das Tau unten gekappt und das Boot fortgerudert wurde; dann sprang ich vom Verschlage gleich auf das Deck hinab.

In demselben Augenblick öffnete sich die Türe der Kajüte, und ich bemerkte zweierlei, nämlich daß an der hinteren Seite derselben zwei Bretter entfernt und daß durch diese Lücke eine Anzahl Männer unbemerkt vom Wasser aus eingestiegen waren. Die Frauen sah ich nicht, aber neun Männer stürzten sofort auf mich los.

»Halef, herbei!« rief ich laut.

Ich hatte gar keine Zeit gehabt, eine Waffe zu ziehen. Drei hatten mich um den Leib gefaßt und sorgten dafür, daß ich nicht in den Gürtel langen konnte. Drei sprangen Halef entgegen, und die andern gaben sich Mühe, die Fäuste zu erhaschen, mit denen ich mich verteidigte. Draußen am Lande krachten Schüsse, und ertönten Flüche und Hilferufe, und dazwischen hörte man die Kommandos jener tiefen Baßstimme, welche ich vorhin wieder erkannt hatte: – es war die Stimme des Derwischs.

»Es ist der Nemtsche. Tötet ihn nicht, sondern fangt ihn!« gebot einer von denen, welche mich umfaßt hielten.

Ich suchte mich loszureißen: es ging nicht. Sechs gegen einen! Da krachte ein Pistolenschuß nicht weit von mir.

»Zu Hilfe, Sihdi; ich bin verwundet!« rief Halef.

Ich machte einen gewaltigen Ruck und riß meine Dränger einige Schritte mit mir fort.

»Betäubt ihn!« erscholl eine keuchende Stimme.

Ich wurde wieder fester gepackt und erhielt trotz meiner verzweifelten Gegenwehr einige Schläge über den Kopf, die mich niederstreckten. Es toste mir in den Ohren wie eine wilde Brandung. Mitten durch den Donner derselben hörte ich Gewehre knallen und Stimmen erschallen; dann war es mir, als würde ich an Händen und Füßen zusammengeschnürt und fortgeschleift, und endlich empfand ich gar nichts mehr.

Als ich erwachte, fühlte ich einen wüsten, pochenden Schmerz in meinem Hinterkopfe, und es dauerte eine geraume Zeit, bis es mir gelang, mich auf das Vorgefallene zu besinnen. Um mich her war es völlig dunkel, aber ein laut vernehmliches Sog {das Geräusch, welches das Wasser am Kiele eines fahrenden Schiffes verursacht} ließ mich vermuten, daß ich mich in dem Kielraume eines Fahrzeugs befände, welches in schneller Fahrt begriffen war. Die Hände und die Beine waren mir so fest gebunden, daß ich kein Glied rühren konnte. Zwar schnitten mir die Fesseln nicht in das Fleisch, denn sie bestanden nicht aus Stricken oder Riemen, sondern aus Tüchern; aber sie verhinderten mich, die Schiffsratten von mir abzuwehren, welche meine Person einer sehr genauen Untersuchung unterwarfen.

Es verging eine lange, lange Zeit, ohne daß sich in meiner Lage etwas änderte. Endlich hörte ich das Geräusch von Schritten, konnte aber nichts sehen. Meine Fesseln wurden gelöst, und eine Stimme gebot mir:

»Stehe auf, und geh' mit uns!«

Ich erhob mich. Sie führten mich aus dem Kielraum durch ein halbdunkles Zwischendeck nach oben. Unterwegs untersuchte ich meine Kleider und fand ebenso zu meiner Überraschung wie Beruhigung, daß man mir außer den Waffen nicht das mindeste abgenommen hatte.

Als ich das Verdeck betrat, bemerkte ich, daß ich mich auf einer kleinen, sehr scharf auf den Kiel gebauten Barke befand, welche zwei dreieckige und ein trapezisches Segel hatte. Diese Takelung erforderte auf diesem an Stürmen, Böen, Riffen und Untiefen reichen Meere einen Kapitän, der seine Sache aus dem Grund verstand und ebensoviel Mut wie Kaltblütigkeit besitzen mußte. Das Fahrzeug war um das Dreifache bemannt, als notwendig gewesen wäre, und hatte auf dem Vorderdecke eine Kanone, welche aber so von Kisten, Ballen und Fässern maskiert war, daß sie von einem anderen Schiffe aus gar nicht bemerkt werden konnte. Die Mannschaft bestand aus lauter wettergebräunten Männern, von denen jeder seinen Gürtel mit Schuß-, Hieb- und Stichwaffen gespickt hatte. Auf dem Hin-

terdecke saß ein Mann in roten Hosen, grünem Turban und blauem Kaftan. Seine lange Weste war reich mit Gold gestickt, und in dem Bassora-Shawl, der ihm als Gürtel diente, funkelten kostbare Waffen. Ich erkannte in ihm sofort den Derwisch. Neben ihm stand der Araber, welchen ich auf dem Sambuk zu Boden geschleudert hatte. Ich wurde vor die beiden geführt. Der Araber musterte mich mit rachgierigem, der Derwisch mit verächtlichem Blick.

»Weißt du, wer ich bin?« fragte mich der Derwisch.

»Nein, aber ich vermute es.«

»Nun, wer bin ich?«

»Du bist Abu Seïf.«

»Ich bin es. Knie nieder vor mir, Giaur!«

»Was fällt dir ein! Steht nicht im Kuran geschrieben, daß man nur Allah allein anbeten soll?«

»Das gilt nicht für dich, denn du bist ein Ungläubiger. Ich befehle dir, niederzuknien, um deine Demut zu bezeugen.«

»Noch weiß ich nicht, ob du Ehrfurcht verdienst, und selbst wenn ich es erfahren hätte, würde ich dir meine Achtung auf eine andere Weise bezeigen.«

»Giaur, du kniest, oder ich schlage dir den Kopf ab!«

Er hatte sich erhoben und faßte seinen krummen Säbel. Ich trat noch einen Schritt näher an ihn heran.

»Meinen Kopf? Bist du wirklich Abu Seïf, oder bist du ein Henker?«

»Ich bin Abu Seïf und halte mein Wort. Nieder mit dir, oder ich lege dir den Kopf vor die Füße!«

»Wahre deinen eigenen Kopf!«

»Giaur!«

»Korkakdschi!«

»Was!« zischte er. »Einen Korkakdschi, einen Feigling nennst du mich!«

»Warum griffst du den Sambuk des Nachts an? Warum hülltest du deine Dschasusler {Spione} in Weiberkleider? Warum zeigst du hier Mut, wo du von den Deinen umgeben und beschützt wirst? Ständest du allein mir gegenüber, so würdest du anders mit mir reden!«

»Ich bin Abu Seif, der Vater des Säbels, und zehn Männer deiner Sorte vermöchten nichts gegen meine Klinge!«

»Aferihn – brav so! So muß man reden, wenn man sich zu handeln fürchtet.«

»Zu handeln? Sind diese Zehn zur Stelle? Wäre dies der Fall, so wollte ich dir im Augenblick beweisen, daß ich die Wahrheit gesagt habe!«

»Die Zehn sind nicht nötig; es genügt Einer.«

»Wolltest du vielleicht dieser Eine sein?«

»Pah, du würdest es nicht erlauben!«

»Warum nicht?«

»Weil du dich fürchtest. Du tötest mit dem Munde, nicht aber mit dem Säbel.«

Ich hatte einen verstärkten Ausfall seines Zornes auf diese Worte erwartet, sah mich aber getäuscht. Er verbarg diesen Grimm hinter einer kalten, tödlichen Ruhe, nahm seinem Nachbar den Säbel vom Gürtel und reichte ihn mir.

»Hier nimm und verteidige dich! Aber ich sage dir, selbst wenn du die Fertigkeit Aframs und die Stärke Kelads hättest, so würdest du beim dritten Hiebe eine Leiche sein.«

Ich nahm den Säbel.

Es war eine eigentümliche Situation, in der ich mich befand. Der »Vater des Säbels« mußte nach orientalischen Begriffen ein ausgezeichneter Fechter sein, aber ich wußte, daß der Orientale durchschnittlich ein ebenso schlechter Fechter als schlechter Schütze ist. Mit der Fertigkeit Aframs und der Stärke Kelads war es wohl nicht gar so weit her. Ich hatte noch mit keinem Orientalen nach den Regeln der Fechtkunst die Klinge gekreuzt, und wenn mir auch der dargereichte, an der »halben und ganzen Schwere«, also an der »Parierung« dünne, und an der »halben und ganzen Schwäche« so starke und schwere Säbel ziemlich ungewohnt war, so hatte ich dennoch große Lust, dem »Vater des Säbels« die Überlegenheit der europäischen Waffenführung zu beweisen.

Die ganze Bemannung des Schiffes war uns nahe getreten, und in allen Mienen spiegelte sich die Überzeugung, daß ich

wirklich bei dem dritten Hiebe des Abu Seïf ein toter Mann sein werde.

Er drang so schnell, wild und regellos auf mich ein, daß ich keinen Moment Zeit hatte, Position zu nehmen. Ich parierte seine unreine Winkelquart und versuchte, mir sofort eine Blöße zu verschaffen; zu meinem Erstaunen aber ging er bei meinem Zirkelhiebe ganz prachtvoll unter meiner Klinge durch. Er traversierte und gab eine Finte; sie gelang ihm nicht. Nun traversierte ich ebenso und schlug Espadon; mein Hieb kam zum Sitzen, obgleich es meine Absicht nicht war, ihn sehr zu verletzen. Voll Wut darüber vergaß er sich, trat zurück und gab im Sprunge abermals Winkelquart; ich trat einen halben Schritt vor, setzte mit harter Festigkeit in die Linie ein, und – die Waffe flog ihm aus der Hand und über Bord in das Wasser.

Ein Schrei erscholl ringsumher. Ich aber trat zurück und senkte die Waffe.

Er stand vor mir und starrte mich an.

»Abu Seïf, du bist ein sehr geschickter Fechter!«

Diese meine Worte brachten ihn wieder zu sich; aber ich sah gegen meine Erwartung nicht das Zeichen des Grimmes, sondern nur der Überraschung in seinem Angesicht.

»Mensch, du bist ein Ungläubiger und hast doch Abu Seïf besiegt!« rief er aus.

»Du hast es mir leicht gemacht, denn dein Fechten ist kein edles und überlegtes. Mein zweiter Hieb kostete dich Blut, und mein dritter nahm dir die Waffe; ja, ich bin gar nicht zum dritten Hieb gekommen, während dein dritter mich töten sollte. Hier hast du den Säbel; ich bin in deiner Hand.«

Diese – freilich gewagte – Appellation an seinen Edelmut hatte einen guten Erfolg.

»Ja, du bist in meiner Gewalt, du bist mein Gefangener; aber du hast dein Schicksal in deiner eigenen Hand.«

»Inwiefern?«

»Wenn du tust, was ich von dir verlange, so wirst du bald wieder frei sein.«

»Was soll ich tun?«

»Du wirst mit mir fechten?«

»Ja.«

»Und es mich so lehren, wie es bei den Nemsî gelehrt wird?«

»Ja.«

»Du wirst dich, so lange du auf meinem Schiffe bist, von keinem fremden Auge sehen lassen?«

»Gut!«

»Und das Deck auf meinen Befehl sofort verlassen, wenn ein anderes Fahrzeug in Sicht kommt?«

»Ja.«

»Du wirst mit deinem Diener kein Wort sprechen.«

»Wo ist er?«

»Hier auf dem Schiffe.«

»Gebunden?«

»Nein, er ist krank.«

»Er hat eine Wunde?«

»Er ist am Arm verwundet und hat ein Bein gebrochen, daß er sich nicht erheben kann.«

»So kann ich dir das verlangte Versprechen nicht geben. Mein Diener ist mein Freund, den ich pflegen muß; du wirst mir dies erlauben!«

»Ich erlaube es nicht; aber ich verspreche dir, daß er gut gepflegt wird.«

»Das genügt mir nicht. Wenn er das Bein gebrochen hat, so muß ich es ihm einrichten. Es ist wohl hier keiner, welcher das versteht.«

»Ich selbst verstehe es. Ich bin so gut wie ein Dscherrah {Wundarzt}; ich habe ihm seine Wunde verbunden und auch sein Bein geschient. Er hat keine Schmerzen mehr und ist mit mir zufrieden.«

»Ich muß dies aus seinem Munde erfahren.«

»Ich beteure es dir bei Allah und dem Propheten! Willst du mir nicht versprechen, nicht mit ihm zu reden, so werde ich dafür sorgen, daß du ihn nicht zu sehen bekommst. Aber ich habe noch mehr von dir zu verlangen.«

»Fordere!«

»Du bist ein Christ und wirst dich hüten, einen der meinen zu verunreinigen?«

»Gut.«

»Du hast Freunde unter den Inglis?«

»Ja.«

»Sind es große Leute?«

»Es sind Paschas unter ihnen.«

»So werden sie dich auslösen?«

Das war ja etwas ganz Neues! Also er wollte mich nicht töten, sondern sich meine Freiheit bezahlen lassen.

»Wie viel verlangst du?«

»Du hast nur wenig Gold und Silber bei dir; du kannst dich nicht selbst loskaufen.«

Also er hatte meine Taschen doch untersucht. Was ich in den Ärmeln meiner türkischen Jacke eingenäht hatte, war von ihm nicht gefunden worden. Es wäre allerdings zum Lösegeld auch zu wenig gewesen. Daher antwortete ich:

»Ich habe nichts; ich bin nicht reich.«

»Ich glaube es, obgleich deine Waffen ausgezeichnet sind und du Instrumente bei dir führst, welche ich gar nicht kenne. Aber du bist vornehm.«

»Ah!«

»Und berühmt.«

»Ah!«

»Du hast es diesem hier auf dem Sambuk gesagt.«

»Ich habe Spaß gemacht.«

»Nein, du hast im Ernst gesprochen. Wer so stark ist und den Säbel so zu führen weiß, wie du, der kann nichts anderes sein, als ein großer Zabıt {Offizier}, für den sein Padischah gern ein gutes Lösegeld geben wird.«

»Mein König wird meine Freiheit nicht mit Geld bezahlen; er wird sie umsonst von dir fordern.«

»Ich kenne keinen König der Nemsı; wie also will er mit mir reden und mich zwingen, dich frei zu lassen?«

»Er wird es durch seinen Eltschi {Gesandten} tun.«

»Auch diesen kenne ich nicht. Es gibt keinen Eltschi der Nemsı hier in dieser Gegend.«

»Der Gesandte ist in Stambul beim Großherrn. Ich habe ein Bu-Dscheruldu, das ihr hier Bjuruldu nennt, und bin also einer, der in dem Schatten des Sultans steht.«

Er lachte.

»Hier gilt der Padischah nichts; hier hat nur der Großscheirif von Mekka zu gebieten, und ich bin mächtiger als diese beiden. Ich werde weder mit deinem König noch mit seinem Gesandten über dich verhandeln.«

»Mit wem sonst?«

»Mit den Inglis.«

»Warum mit diesen?«

»Weil sie dich auswechseln sollen.«

»Gegen wen?«

»Gegen meinen Bruder, der sich in ihrer Hand befindet. Er hat mit seiner Barke eines ihrer Schiffe angegriffen und ist von ihnen gefangen genommen worden. Sie haben ihn nach Eden {Aden an der Straße Bab-el-Mandeb} geschafft und wollen ihn töten; nun aber werden sie ihn für dich frei lassen müssen.«

»Vielleicht irrst du dich. Ich gehöre nicht zu den Inglis. Sie werden mich wohl in deinen Händen lassen und deinen Bruder töten.«

»So stirbst du auch. Du kannst schreiben und wirst einen Brief an sie anfertigen, den ich ihnen übergeben lasse. Machst du den Brief gut, so werden sie dich auswechseln; machst du ihn aber schlecht, so hast du dich selbst getötet. Also überlege dir den Brief recht sehr; du hast noch viele Tage Zeit.«

»Wie viele?«

»Wir haben ein böses Meer vor uns; aber ich werde, so viel es angeht, auch des Nachts fahren. Wenn uns der Wind günstig bleibt, sind wir in vier Tagen in Dschidda. Von da bis in die Gegend von Sanah, wo ich mein Schiff verbergen werde, haben wir beinahe ebenso weit. Du hast also eine volle Woche Zeit, über dein Schreiben nachzudenken, denn erst von Sanah aus werde ich den Boten abgehen lassen.«

»Ich werde den Brief schreiben.«

»Und du versprichst mir, keinen Fluchtversuch zu unternehmen?«

»Das kann ich dir nicht versprechen.«

Er sah mir einige Zeit lang ernst in das Gesicht.

»Allah akbar, Gott ist groß, und ich habe es nicht geglaubt, daß unter den Christen auch ehrliche Leute sind. Also du willst mir entfliehen?«

»Ich werde jede Gelegenheit dazu benutzen.«

»So werden wir auch nicht fechten; du könntest mich erschlagen und in das Wasser springen, um dich durch Schwimmen zu retten. Kannst du schwimmen?«

»Ja.«

»Bedenke, daß hier im Wasser viele Fische sind, die dich fressen würden!«

»Ich weiß es.«

»Ich werde dich streng bewachen lassen. Der Mann hier neben mir wird stets an deiner Seite sein. Du hast ihn beleidigt; er wird dich nicht aus den Augen lassen, bis du entweder frei oder gestorben bist.«

»Was wird in diesen beiden Fällen mit meinem Diener werden?«

»Ihm wird nichts geschehen. Zwar hat er eine große Sünde begangen, da er der Diener eines Ungläubigen ist; aber er ist weder ein Türke noch ein Giaur, er wird seine Freiheit mit dir oder nach deinem Tode erhalten. Jetzt kannst du auf dem Deck bleiben; sobald es dir dein Wächter aber gebietet, gehst du hinab, wo du in deine Kammer eingeschlossen wirst.«

Er wandte sich hierauf von mir ab, und ich war also entlassen.

Ich schritt zunächst nach dem Vorderdeck und ging dann längs der Regelings spazieren; als ich ermüdet war, legte ich mich auf eine Decke nieder. Stets blieb der Araber in meiner Nähe, so daß er sich immer in einer Entfernung von fünf bis sechs Schritten von mir befand.

Das war ebenso überflüssig wie für mich unangenehm. Kein Mensch weiter schien sich um mich zu kümmern; kein Mensch sprach ein Wort zu mir. Man reichte mir schweigend mein Wasser, mein Kuskussu und einige Datteln. Sobald ein Fahrzeug uns ansegelte, mußte ich hinunter in meine Kam-

mer, an deren Tür sich mein Wächter so lange postierte, bis ich wieder oben erscheinen durfte, und am Abend wurde die Türe verriegelt und mit allerlei Gerümpel verbarrikadiert.

Sechstes Kapitel

Wieder frei

Unter diesen Umständen vergingen drei Tage. Ich empfand mehr Sorge um den kranken Halef als um mich selbst; aber alle meine Bemühungen, zu ihm zu kommen, wären vergeblich gewesen. Natürlich befand er sich ebenso unter Deck wie ich selbst, und jeder Versuch, hinter dem Rücken meines Wächters dem braven Diener ein Zeichen zu geben, hätte uns beiden nur schaden müssen.

Wir waren ungefähr, da wir eine sehr schnelle und glückliche Fahrt gemacht hatten, in der Gegend zwischen Dschebel Eyub und Dschebel Kelaya angekommen, von wo an die Küste bis Dschidda immer niedriger und flacher wird. Es war zur Zeit der Dämmerung. Im Norden stand, eine Seltenheit, ein kleines, schleierartiges Wölkchen am Himmel, welches Abu Seif sehr besorgt betrachtete. Die Nacht brach herein, und ich mußte unter Deck gehen. Da war es jetzt schwüler noch als gewöhnlich, und diese Schwüle steigerte sich von Viertelstunde zu Viertelstunde. Ich war um Mitternacht noch nicht eingeschlafen. Da hörte ich von fern her ein dumpfes Brausen, Donnern und Rollen, welches mit Sturmeseile näher kam und unser Schiff erfaßte. Ich fühlte, daß es mit dem Vorderteile tief in die Fluten tauchte, sich aber wieder erhob und dann mit verdoppelter Geschwindigkeit dahinschoß. Es ächzte und stöhnte in allen Fugen. Die Mastenfüße krachten in ihrer Verkeilung, und auf dem Decke rannte die Bemannung unter ängstlichen Rufen, Jammern und Beten hin und her.

Dazwischen hinein tönten die lauten, besonnenen Kommandorufe des Führers. Es war auch notwendig, daß dieser seine Kaltblütigkeit nicht aufgab. Nach meiner ungefähren Berechnung nahten wir uns der Höhe von Rabbegh, welches von

den Arabern Rabr genannt wird, und von da an südwärts gibt es eine Anzahl von Klippen und Korallenbänken, welche der Schifffahrt selbst bei Tage sehr gefährlich sind. Dort liegt auch die Insel Ghauat, und zwischen ihr und Ras Hatiba ragen zwei Korallenklippen empor, zwischen denen die Durchfahrt bei Sonnenlicht und ruhigem Wetter mit den größten Gefahren verbunden ist, und deshalb bereiten sich die Schiffer, ehe sie dieser Stelle nahen, immer durch Gebet vor. Der Ort wird Om-el-Hablein genannt, »Ort der beiden Seile«, ein Name, welcher auf die Art und Weise hindeutet, in welcher man früher sich vor der Gefahr zu sichern suchte.

Auf diese Durchfahrt trieb uns der Orkan mit rasender Schnelligkeit zu. Eine Landung vorher war unmöglich.

Ich hatte mich von meinem Lager erhoben. Aber wenn das Schiff auf eine Klippe rannte, war ich doch verloren, da meine Kammer verschlossen war.

Da war es mir, als hörte ich mitten im Brausen der Elemente ein Geräusch vor meiner Tür. Ich trat näher und horchte. Ich hatte mich nicht getäuscht. Man entfernte die Verrammelung, und die Tür wurde geöffnet.

»Sihdi!«

»Wer ist da?«

»Hamdullillah, Preis sei Gott, der mich den richtigen Ort gleich finden ließ! Kennst du nicht die Stimme deines treuen Halef?«

»Halef? Unmöglich! Der kann es nicht sein; der kann nicht gehen.«

»Warum nicht?«

»Weil er verwundet ist und ein Bein gebrochen hat.«

»Ja, verwundet bin ich, Sihdi, von einer Kugel am Arme; aber nur sehr leicht. Das Bein habe ich nicht gebrochen.«

»So hat Abu Seïf mich belogen.«

»Nein, sondern ich habe ihn getäuscht. Ich mußte mich verstellen, um meinem guten Sihdi helfen zu können. Nun habe ich drei Tage mit den Schienen am Beine unten im Raume gelegen, und des Nachts habe ich sie entfernt und bin auf Kundschaft ausgekrochen.«

»Wackerer Halef, das werde ich dir nicht vergessen!«

»Ich habe auch verschiedenes erfahren.«

»Was?«

»Abu Seïf wird eine Strecke vor Dschidda anlegen, um nach Mekka zu pilgern. Er will dort beten, daß sein Bruder wieder frei werde. Mehrere von seinen Mannen gehen mit.«

»Vielleicht ist es uns da möglich, zu entkommen.«

»Ich werde sehen. Das wird also morgen sein. Deine Waffen sind in seiner Kammer.«

»Kommst du morgen abend wieder, wenn wir in dieser Nacht nicht umkommen?«

»Ich komme, Sihdi.«

»Aber die Gefahr, Halef!«

»Heute ist es so finster, daß mich niemand sehen konnte, und nach uns zu schauen, haben sie keine Zeit, Sihdi. Morgen aber wird Allah helfen.«

»Hast du Schmerzen in deiner Wunde?«

»Nein.«

»Was ist mit dem Sambuk geschehen? Ich lag in Ohnmacht und kann es also nicht wissen.«

»Sie haben das ganze Geld genommen, welches nun in der Oda {Kammer, Kajüte} des Kapitäns liegt, und die Bemannung angebunden. Nur uns zwei hat man mitgenommen, damit du den Bruder Abu Seïfs befreien sollst.«

»Das weißt du?«

»Ich habe Gespräche belauscht.«

»Und die Barke in jener Nacht?«

»Sie lag nicht weit von uns hinter den Klippen vor Anker und hatte auf uns gewartet. Chajir ola, gute Nacht, Sihdi!«

»Gute Nacht!«

Er ging hinaus, schob den Riegel vor und brachte auch die Verbarrikadierung wieder an Ort und Stelle.

Ich hatte während dieses Besuches den Orkan ganz und gar vergessen, der ganz unerwartet ebenso schnell sich legte, als er gekommen war; und wenn die See auch noch lange hoch ging, wie ich aus den Bewegungen des Schiffes merkte, so vermutete ich doch, daß nun heller Himmel geworden sei, der die Gefahr

eines Schiffbruches bedeutend verminderte. Ich schlief ruhig ein.

Als ich erwachte, lag das Schiff still; meine Tür war geöffnet, draußen aber stand mein Wächter.

»Willst du hinauf?« fragte er mich.

»Ja.«

»Du kannst nur bis zum Deghri {Gebet zur Mittagszeit} oben bleiben.«

Ich kam an Deck und fand bereits alle Spuren des Sturmes verwischt. Das Schiff lag in einer sehr schmalen, tief in das Land einschneidenden Bucht vor Anker. Die Segel waren abgenommen und die beweglichen Masten umgelegt worden, so daß das Fahrzeug weder vom Meere, noch vom Lande aus, welches wüst und unbewohnt erschien, leicht gesehen werden konnte.

Bis gegen Mittag blieb ich an Deck, ohne etwas Ungewöhnliches bemerken zu können. Dann aber ließ mich Abu Seïf zu sich kommen. Er befand sich nicht an Deck, sondern in seiner Kajüte, in welcher ich alle meine Waffen an der Wand hängen sah. Auch die Patronenkapsel war da, und außerdem sah ich mehrere große Ketschikise {aus Ziegenfell gefertigte Beutel; die Haarseite ist dabei nach außen gewendet} am Boden liegen, welche jedenfalls Pulver enthielten. Ein Sandyk {ein schrankartiger Kasten} stand offen, den Abu Seïf bei meinem Eintritt sofort verschloß; dennoch hatte ich Zeit genug gehabt zu bemerken, daß er lauter Ketschuwal {Leinwandsäckchen} enthielt, in denen sich wahrscheinlich die von dem Sambuk geraubten Gelder befanden.

»Nemtsche, ich habe ein Kurzes mit dir zu reden,« sagte er.

»Sprich.«

»Verweigerst du mir noch immer das Versprechen, keinen Fluchtversuch zu unternehmen?«

»Ich bin kein Lügner und sage dir daher aufrichtig, daß ich fliehen werde, sobald sich mir eine Gelegenheit dazu bietet.«

»Du wirst keine solche Gelegenheit finden; aber du zwingst mich, strenger mit dir zu verfahren, als ich möchte. Ich werde zwei Tage lang nicht an Bord sein; du darfst während dieser

Zeit deine Kammer nicht verlassen und wirst mit gebundenen Händen unten liegen.«

»Das ist hart.«

»Ja; aber du trägst selbst die Schuld.«

»Ich muß mich fügen.«

»So kannst du gehen. Merke dir jedoch, daß ich Befehl geben werde, dich sofort zu töten, wenn du den Versuch machst, deine Fesseln wegzunehmen. Wärest du ein Rechtgläubiger, so würde ich dich bitten, mein Freund zu sein. Du bist ein Giau, aber ich hasse und verachte dich nicht. Ich hätte deinem Versprechen Glauben geschenkt; du willst es aber nicht geben, und so mußt du nun die Folgen tragen. Gehe jetzt nach unten!«

Ich wurde unter Deck geführt und dort eingeschlossen. Es war eine Pein, bei der da unten herrschenden Glut gefesselt liegen zu müssen; aber ich fügte mich darein, trotzdem mein Wächter seiner Rachsucht dadurch Genüge geschehen ließ, daß er mir weder Speise noch Trank brachte. Ich hoffte auf Halef, und zwar mit einer Spannung, wie ich sie so groß noch selten empfunden hatte. Meine Lage wurde dadurch, daß ich mich im Dunkeln befand, natürlich nicht verbessert. Ich hatte El Asr, El Mogreb und El Aschia beten hören; dann war eine lange, lange Zeit vergangen, und es mußte weit über Mitternacht sein, als ich endlich draußen vor meiner Tür ein leises Geräusch vernahm.

Ich horchte angestrengt, vermochte aber nichts mehr zu hören. Sprechen durfte ich auf keinen Fall. Vielleicht war es auch bloß eine Ratte gewesen.

Es blieb eine Weile ruhig; dann hörte ich Schritte nahen, denen jenes leise Rauschen folgte, welches entsteht, wenn ein Teppich oder eine Matte auf den Boden gebreitet wird. Was war das? Jedenfalls hatte mein Wächter sich vorgenommen, vor meiner Tür die übrige Nacht zuzubringen. Nun war es aus mit meiner Hoffnung, denn wenn Halef ja noch kam, so – – – aber horch! Was war das? Es gehörte die ganze Schärfe meines Gehörs dazu, um zu bemerken, daß der Holzriegel an meiner Tür langsam, langsam zurückgeschoben wurde. Einige Sekun-

den nachher hörte ich einen harten Schlag – ein Geräusch, als wenn jemand vom Boden empor wolle und doch nicht könne – ein kurzes, ersticktes Stöhnen, und dann erklang es draußen halblaut:

»Sihdi, komm; ich habe ihn!«

Es war Halef.

»Wen?« fragte ich.

»Deinen Wächter.«

»Ich kann dir nicht helfen, die Hände sind mir gebunden.«

»Bist du an die Wand gebunden?«

»Nein; hinaus zu dir kann ich.«

»So komm, die Tür ist offen.«

Als ich hinaustrat, fühlte ich, daß der Araber unter krampfhaften Zuckungen am Boden lag. Halef kniete auf ihm und hatte ihm mit den Händen den Hals zugeschnürt.

»Fühle in seinen Gürtel, ob er ein Messer hat, Sihdi!«

»Hier ist eins; warte!«

Ich zog mit meinen hart am Gelenk gebundenen Händen das Messer hervor, nahm den Griff fest zwischen die Zähne und sägte mir die Fesseln entzwei.

»Geht es, Sihdi?«

»Ja, jetzt habe ich die Hände frei. Gott sei Dank, daß er noch nicht tot ist!«

»Sihdi, er hätte es verdient.«

»Und dennoch soll er leben! Wir binden ihn, geben ihm einen Knebel und legen ihn in meine Kammer.«

»So wird er durch die Nase stöhnen und uns verraten.«

»Ich nehme sein Turbantuch auseinander und wickele es ihm um das Gesicht. Laß jetzt ein wenig locker, so daß er Atem bekommt! – So – hier ist der Knebel – hier sein Gürtel, um Hände und Füße zu binden – – laß den Hals los und halte seine Beine – – – so, fertig. Nun hinein mit ihm!«

Ich atmete tief auf, als ich die Tür hinter dem Gefangenen verriegelt hatte und nun mit Halef an der Treppe stand.

»Was nun, Sihdi?« fragte er mich.

»Wie kam das alles, jetzt?«

»O, sehr einfach. Ich kroch aus dem Raum empor und horchte.«

»Wenn sie dich entdeckt hätten!«

»Sie bewachten mich nicht, weil sie denken, daß ich mich nicht regen kann. Da hörte ich, daß der Vater des Säbels mit zwölf Männern zunächst nach Dschidda gegangen ist. Er hat viel Geld mitgenommen, um es dem Großscherif in Mekka zu bringen. Dann vernahm ich, daß der Araber, welcher dich bewacht, an deiner Türe schlafen werde. Er haßt dich, und er hätte dich längst getötet, wenn er sich nicht vor Abu Seïf fürchten müßte. Wenn ich zu dir wollte, so mußte ich ihm zuvor kommen, und so bin ich über das Deck gekrochen, ohne daß ich bemerkt wurde. Du hast mich das in der Wüste gelehrt. Und kaum war ich da, so kam er auch.«

»Ah, das also warst du! Ich hatte es gehört.«

»Als er sich gelegt hatte, habe ich ihn beim Halse genommen. Das übrige weißt du, Sihdi.«

»Ich danke dir, Halef! Wie sieht es oben aus?«

»Sehr gut. Als ich über das Deck schlich, waren sie im Begriff, ihren Afijon {Opium} anzubrennen. Ihr Gebieter ist fort, da dürfen sie es wagen.«

»So nimm die Waffen dieses Mannes zu dir; sie sind besser als diejenigen, welche du vorher hattest. Jetzt komm; ich gehe voran.«

Während wir nach oben schlichen, konnte ich mich nicht enthalten, darüber zu lächeln, daß Abu Seïf dem Großscherif ein Geschenk bringen wollte, welches doch ein Bruchteil dessen war, was er ihm erst geraubt hatte. Als ich den Kopf aus der Luke steckte, verspürte ich jenen Duft, der in der Nähe jeder Opiumkneipe zu bemerken ist. Die Männer lagen regungslos auf dem Verdeck umher; es war nicht zu erkennen, ob sie schliefen oder nur in regungsloser Lage den Rausch des betäubenden Giftes erwarten wollten. Glücklicherweise war der Weg nach der Kajüte frei. Wir krochen, ganz auf den Boden niedergeduckt, in dieser Richtung weiter und gelangten glücklich an die Tür. Dank der orientalischen Sorglosigkeit hatte dieselbe kein Schloß; die Angeln konnten auch nicht knarren, weil sie

einfach aus einem Stücke Leder bestanden, welches oben und unten an Tür und Pfosten aufgenagelt war.

Ich öffnete nur so weit, als nötig war, um hinein zu kriechen, und als wir uns im Innern befanden, zog ich die Tür wieder zu. Nun fühlte ich mich so sicher und frei, als ob ich mich daheim in meiner Stube befunden hätte. Hier hingen meine Waffen, und fünf Schritte davon war der Bord des Schiffes, von welchem ein Sprung genügte, um an das Land zu kommen. Die Uhr, den Kompaß, das Geld hatte ich bei mir.

»Was soll ich mitnehmen?« fragte Halef.

»Eine von den Decken, welche ich dort in der Ecke liegen sah. Wir brauchen sie notwendig; ich nehme auch eine.«

»Weiter nichts?«

»Nein.«

»Aber ich habe erlauscht, daß sich hier viel Geld befindet.«

»Das liegt dort im Sandyk; wir lassen es liegen, denn es gehört uns nicht.«

»Was, Sihdi? Du willst kein Geld mitnehmen? Du willst diesen Räubern das Geld lassen, welches wir so notwendig brauchen?«

»Willst du ein Dieb werden? Nein!«

»Ich? Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah ein Dieb? Sihdi, das sollte mir ein Anderer sagen! Hast du mir nicht selbst befohlen, dem Manne, der unten in der Kammer liegt, die Waffen wegzunehmen? Hast du mir nicht befohlen, in diese Decken zu greifen?«

»Das ist kein Diebstahl. Wir sind durch die Räuber um unsere Decken und um deine Waffen gekommen und haben also das Recht, uns zu entschädigen. Unser Geld aber haben wir noch.«

»Nein, Sihdi; das meinige haben sie genommen.«

»Hattest du viel?«

»Hattest du mir nicht alle zwei Wochen drei Maria-Theresientaler gegeben? Ich hatte sie alle noch; nun sind sie weg, und ich werde mir nehmen, was mir gehört.«

Er trat an den Kasten. Sollte ich ihn hindern? In gewisser Beziehung hatte er Recht. Wir befanden uns in Umständen,

unter denen wir uns unser Recht selbst zu wahren hatten. Wo konnten wir Abu Seïf auf Rückgabe des geraubten Geldes verklagen? Ich mußte zu sehr sparen, als daß ich meinem Diener das Geraubte aus meiner Tasche hätte ersetzen können, und überdies hätte ein weiterer Streit mit Halef uns nur aufgehalten oder gar in Gefahr gebracht; ich begnügte mich also mit dem Einwande: »Der Sandyk wird verschlossen sein.«

Er trat hinzu, visitierte und sagte dann:

»Ja, es ist ein Schloß daran, und der Schlüssel fehlt, aber ich werde dennoch öffnen.«

»Nein, das wirst du nicht! Wenn du das Schloß aufsprengst, so gibt es einen Krach, der uns verrät!«

»Sihdi, du hast recht. Ich werde mir meine Taler doch nicht holen können. Komm, wir wollen gehen!«

Bei dem Tone, in welchem er diese Worte sprach, bedauerte ich fast, daß er auf Ersatz verzichten mußte. Ein anderer Araber hätte es nicht getan, davon war ich überzeugt, und das brachte mich zu dem Versprechen:

»Halef, du sollst die Theresientaler noch einmal von mir bekommen!«

»Ist es wahr, Sihdi?«

»Ja.«

»So laß uns gehen!«

Wir verließen die Kajüte und erreichten glücklich den Rand des Fahrzeuges. Der Abstand zwischen ihm und dem Lande war doch ein bedeutender, wie man bei dem Sternenlichte bemerken konnte.

»Kommst du hinüber, Halef?« fragte ich besorgt.

Ich wußte, daß er ein guter Springer war; hier aber konnte man keinen Anlauf nehmen.

»Paß auf, Sihdi!«

Er erhob sich, setzte den Fuß auf den Regeling und stand im nächsten Augenblick drüben am Ufer. Ich folgte ihm sofort.

»Hamdullillah, Gott sei Dank! Jetzt sind wir frei. Aber was nun?« fragte Halef.

»Wir gehen nach Dschidda.«

»Weißt du den Weg?«

»Nein.«

»Oder hast du eine Harjta {Landkarte}, welche dir den Weg zeigt?«

»Auch nicht; aber wir brauchen uns nur nach Süden zu halten. Abu Seïf hat zu Fuß hinwandern müssen; das ist ein sicheres Zeichen, daß die Stadt nicht sehr weit von hier liegt. Laß uns vor allen Dingen erst nach den Waffen sehen.«

Wir zogen uns hinter ein nahes Euphorbiengesträuch zurück, welches uns genügend verbarg, denn es war nicht die kleine arabische, sondern die hohe ostindische Art. Meine Gewehre waren geladen; man hatte jedenfalls mit dem Revolver und dem Henrystutzen nicht umzugehen verstanden und sich über den schweren Bärentöter höchlichst wundern müssen. Der Araber ist ein langes, leichtes Gewehr gewohnt, und es gibt ganze Stämme, welche noch mit Flinten der ältesten, seltsamsten Konstruktionen bewaffnet sind.

Nachdem wir uns überzeugt hatten, daß unsere Flucht nicht bemerkt worden war, machten wir uns auf den unbekannten Weg. Wir mußten, so viel wie möglich, der Küste folgen, und diese hatte zahlreiche größere oder kleinere Einbuchtungen, welche zu umgehen waren, so daß wir nur langsam vorwärts kamen. Dazu war der Boden trotz der Nähe des Meeres sehr dicht mit Koloquinten und Aloën bewachsen, welche das Gehen außerordentlich beschwerlich machten. Endlich graute der Tag, und der Marsch ging leichter und schneller vor sich. Man konnte in die Ferne blicken und unterscheiden, welche Richtung man einzuschlagen hatte, um eine Krümmung der Küste abzuschneiden, und es war vielleicht vormittags 8 Uhr, als wir die Minareh einer Stadt vor uns erblickten, welche mit einer hohen, ziemlich gut erhaltenen Mauer umgeben war. {Das Wort Minareh wird nach französischer Weise Minarett geschrieben und von vielen Deutschen auch so ausgesprochen, was aber falsch ist.}

»Wollen wir fragen, ob dies Dschidda ist, Sihdi?« fragte Halef.

Wir waren bereits seit einer Stunde Arabern begegnet, ohne sie anzureden.

»Nein; das ist ganz sicher Dschidda.«

»Und was beginnen wir dort?«

»Ich werde mir zunächst den Ort ansehen.«

»Und ich auch. Weißt du, daß dort Eva, die Mutter aller Lebendigen, begraben liegt?«

»Ja.«

»Als Adam sie begraben hatte, beweinte er sie vierzig Tage und vierzig Nächte; dann ging er nach Selan-Dib, wo er starb und nun auch begraben liegt. Das ist eine Insel, von der nur die Gläubigen etwas wissen.«

»Du irrst, Halef. Diese Insel hieß bei ihren Bewohnern Sinhala Dvipa, woraus ihr in eurer Sprache Selan-Dib gemacht habt. Sinhala Dvipa heißt Löweninsel; sie gehört den Christen, den Englis, und ich selbst bin bereits zweimal dort gewesen.«

Er blickte mich erstaunt an.

»Aber unsere Talebs {Gelehrten} sagen doch, daß jeder Ungläubige stirbt, der die Insel Adams betreten will!«

»Bin ich gestorben?«

»Nein. Aber du bist ein Liebling Allahs, obgleich du den wahren Glauben nicht hast.«

»Ich will dir noch ein Beispiel sagen. Nicht wahr, jeder Ungläubige muß sterben, der die heiligen Stätten von Mekka und Medina betritt?«

»Ja.«

»Aber es gibt dennoch Christen, welche dort gewesen sind.«

»Ist das wahr?«

»Ja. Sie haben getan, als ob sie Moslemin seien.«

»Dann mußten sie unsere Sprache und unsere Gebräuche verstehen.«

»Sie verstanden sie.«

Er blickte mir ängstlich forschend in das Angesicht.

»Sihdi, du verstehst das auch. Willst du nach Mekka?«

»Würdest du mich mitnehmen?«

»Nein, Sihdi; denn ich würde dafür in der tiefsten Dschehenna gebraten werden.«

»Würdest du mich verraten, wenn du mich dort sähest?«

»Effendi, mache mich nicht traurig! Ich müßte dich verraten und könnte es doch vielleicht nicht. Ich würde nicht mehr leben können!«

Ich sah ihm an, daß dies seine volle Überzeugung war; es wäre grausam gewesen, ihn länger zu versuchen und in Angst zu halten.

»Halef, du hast mich lieb?«

»Lieber als mich selbst, Sihdi; glaube mir das!«

»Ich glaube es. Wie lange willst du noch mit mir reisen?«

»So lange du willst. Ich gehe mit dir, soweit die Erde reicht, obgleich du ein Christ bist. Aber ich weiß, daß du noch zum rechten Glauben kommen wirst, denn ich werde dich bekehren, du magst wollen oder nicht.«

»Das kann bloß ein Hadschi sagen.«

»O, Sihdi, ich werde nun wirklich einer sein. Da ist Dschidda, wo ich das Grab Evas besuchen werde; dann gehe ich nach Mekka, werde in Arafah verweilen, mich in Minah rasieren lassen und alle heiligen Gebräuche mitmachen. Wirst du mich bis dahin in Dschidda erwarten?«

»Wie lange wirst du in Mekka sein?«

»Sieben Tage.«

»Du wirst mich in Dschidda wiederfinden. Aber ist deine Hadsch auch gültig, da sie doch nicht in den Wallfahrtsmonat fällt?«

»Sie ist gültig. Sieh, hier ist das Tor. Wie mag es heißen?«

»Es ist wohl das nördliche Tor, das Bab el Medina. Wirst du mir eine Bitte erfüllen?«

»Ja, denn ich weiß, daß du mir nichts befiehlest, was ich nicht tun darf.«

»Du sollst hier keinem Menschen sagen, daß ich ein Christ bin.«

»Ich gehorche.«

»Du sollst ganz so tun, als ob ich ein Moslem sei.«

»Ja. Aber wirst du mir nun auch eine Bitte erfüllen?«

»Welche?«

»Ich muß mir in Mekka das Aziz-kumahsch {wörtlich: »hei-

liges Zeug«} kaufen und viele Geschenke und Almosen geben — — — «

»Sei unbesorgt; du sollst deine Theresientaler noch heute erhalten.«

»Die kann ich vielleicht nicht brauchen, denn sie werden im Lande der Ungläubigen geprägt.«

»So werde ich dir dieselbe Summe in Piastern geben.«

»Hast du Piaster?«

»Noch nicht; aber ich werde sie von einem Sarraf {Geldwechsler} holen.«

»Ich danke dir, Sihdi! Werde ich genug haben, um auch nach Medina gehen zu können?«

»Ich denke es, wenn du sparsam bist. Die Reise dorthin wird dich nichts kosten.«

»Warum?«

»Ich reite mit.«

»Nach Medina, Sihdi?« fragte er in bedenklichem Tone.

»Ja. Ist dies verboten?«

»Der Weg dorthin steht dir frei; aber nach Medina hinein darfst du nicht.«

»Wenn ich nun in Dschambo auf dich warte?«

»Das ist schön, Sihdi; das geht!«

»So sind wir also einig!«

»Und wohin gehst du dann?«

»Zunächst nach Medaïhn Saliha.«

»Herr, dann bist du des Todes! Weißt du nicht, daß dies die Stadt der Geister ist, die keinen Sterblichen bei sich dulden?«

»Sie werden mich dulden müssen. Es ist ein sehr geheimnisvoller Ort; man erzählt sich wunderbare Sachen von ihm, und darum muß ich ihn sehen.«

»Du wirst ihn nicht sehen, denn die Geister werden uns den Weg versperren; aber ich werde dich nicht verlassen, und wenn ich mit dir sterben sollte. Ich bin dann ein wirklicher Hadschi, dem der Himmel immer offen steht. Und wohin willst du dann?«

»Entweder nach Sinai, Jerusalem und Istambul oder nach Bassra und Bagdad.«

»Und wirst mich mitnehmen?«

»Ja.«

Wir waren beim Tore angelangt. Dort gab es außerhalb der Mauern eine Menge zerstreut stehender Hütten aus Stroh oder Palmenblättern, in denen arme Hadhesi {Arbeiter} oder noch ärmere Holz- und Gemüsehändler wohnten. Ein zerlumpter Kerl rief mich an:

»Taïbihn, Effendi, seiak, keif chelak – bist du gesund, Effendi, wie geht es dir, und wie ist dein Befinden?«

Ich blieb stehen. Im Orient muß man immer Zeit haben, einen Gruß zu erwidern.

»Ich danke dir! Ich bin gesund; es geht mir gut, und mein Befinden ist vortrefflich; aber wie geht es dir, du Sohn eines tapfern Vaters, und wie laufen deine Geschäfte, du Erbe vom frömmsten Stamme der Moslemim?«

Ich gebrauchte diese Worte, weil ich sah, daß er das M'eschaleeh trug. Dschidda gilt, trotzdem es seit neuerer Zeit von den Christen besucht werden darf, für eine heilige Stadt, und die heiligen Städte haben das Vorrecht, dieses Zeichen zu tragen. Vier Tage nach der Geburt eines Kindes werden ihm auf jedem Backen drei und an jeder Schläfe zwei Schnitte beigebracht, deren Narben für das ganze Leben bleiben. Das ist das M'eschaleeh.

»Deine Worte sind Zahari {Blumen}; sie duften wie die Be-naht el Dschennet {Töchter des Paradieses, die Houris}«, antwortete der Mann. »Auch mir geht es gut, und ich bin zufrieden mit dem Geschäfte, welches ich treibe. Es wird auch dir nützlich sein.«

»Welches Geschäft hast du?«

»Ich habe drei Tiere stehen. Meine Söhne sind Hamahri {Eseltreiber}, und ich helfe ihnen.«

»Hast du sie zu Hause?«

»Ja, Sihdi. Soll ich dir zwei Esel holen?«

»Was soll ich dir bezahlen?«

»Wohin willst du reiten?«

»Ich bin hier fremd und will mir eine Wohnung suchen.«

Er musterte mich mit einem eigentümlichen Blick. Ein Fremder, und zu Fuße, das mußte ihm auffällig sein.

»Sihdi,« fragte er, »willst du dahin, wohin ich deine Brüder geleitet habe?«

»Welche Brüder?«

»Es kamen gestern um die Zeit des Mogreb dreizehn Männer zu Fuße, so wie du; die habe ich in den großen Khan geführt.«

Das war jedenfalls Abu Seif mit den Seinen gewesen.

»Das waren keine Brüder von mir. Ich will meine Wohnung in keinem Khane und in keinem Funduk {Gasthaus}, sondern in einem Privathause nehmen.«

»Ama di bacht – welch ein Glück! Ich weiß ein Haus, wo du eine Wohnung finden kannst, die beinahe für einen Prinzen zu schön ist.«

»Was forderst du, wenn wir auf deinen Eseln hinreiten?«

»Zwei Piaster.«

Das waren ungefähr zwanzig Pfennige pro Mann.

»Hole die Tiere.«

Er stieg nun mit gravitatischem Schritte von dannen und brachte hinter einer Umfriedigung zwei Esel hervor, die so klein waren, daß sie mir beinahe zwischen den Beinen durchlaufen konnten.

»Werden sie uns tragen können?«

»Sihdi, einer von ihnen würde uns alle drei tragen können!«

Das war übertrieben, jedoch mein Tier tat nicht im mindesten, als ob ich ihm zu schwer sei; vielmehr schlug es sofort, nachdem ich es bestiegen hatte, einen sehr muntern Trab an, welcher allerdings gleich im Innern der Stadtmauer unterbrochen wurde.

»Tut,« rief nämlich eine schnarrende Stimme von der Seite her; »tut, wermya-iz aktsche – halt, gebt Geld!«

In einem halb verfallenen Gemäuer zu meiner Rechten befand sich ein viereckiges Loch; in diesem Loche befand sich ein Kopf; auf dem Gesichte dieses Kopfes befand sich eine fürchterliche Brille, und in dieser Brille befand sich nur ein

Glas. Unter diesem Glase erblickte ich eine riesige Nase und seitwärts nach unten, von der Nase aus gerechnet, eine große Öffnung, aus welcher die Worte wahrscheinlich gekommen waren.

»Wer ist das?« fragte ich unsern Führer.

»Der Radschal el Bab {Mann des Tores, Torwächter}. Er nimmt die Steuern für den Großherrscher ein.«

Ich drängte mein Eselein bis vor das Loch und nahm, um mir einen Spaß zu machen, den Paß heraus.

»Was willst du?«

»Geld!«

»Hier!«

Ich hielt ihm das großherrliche Möhür {Siegel} vor das Auge, welches nicht durch ein Glas geschützt war.

»Lutf, dschenabin – Verzeihung, Euer Gnaden!«

Die Öffnung unter der Nase klappte zu, das Gesicht verschwand und gleich darauf sah ich eine hagere Gestalt seitwärts über einige Mauersteine springen. Sie trug eine alte abgeschabte Janitscharenuniform, weite, blaue Beinkleider, rote Strümpfe, eine grüne Jacke und auf dem Kopfe eine weiße Mütze mit einem herabhängenden Sacke. Es war der wackere Radschal el Bab.

»Warum reißt er aus?« fragte ich den Führer.

»Du hast eine Bu-djeruldi und brauchst nichts zu geben. Er hat dich also beleidigt und fürchtet deine Rache.«

Wir ritten weiter und gelangten nach fünf Minuten vor das Tor eines Hauses, welches, eine Seltenheit in mohammedanischen Ländern, vier große vergitterte Fenster nach der Straße zu hatte.

»Hier ist es!«

»Wem gehört das Haus?«

»Dem Dschewahirdsch {Juwelier} Tamaru. Er hat mir Auftrag gegeben.«

»Wird er zu Hause sein?«

»Ja.«

»So kannst du zurückkehren. Hier hast du noch ein Bakschisch!«

Unter vielen Dankesworten setzte sich der Mann auf einen seiner Esel und ritt von dannen. Ich trat mit Halef in das Haus und wurde von einem Schwarzen nach dem Garten gebracht, in welchem sich sein Herr befand. Diesem trug ich mein Anliegen vor, und sofort führte er mich in das Haus zurück und zeigte mir eine Reihe von Gemächern, welche leer standen. Ich mietete zwei auf eine Woche und hatte dafür zwei Talaris, was als eine sehr anständige Bezahlung angesehen werden mußte, zu entrichten. Dafür wurde ich aber auch nicht ausgefragt. Ich nannte nur den Namen, welchen mir Halef gegeben hatte.

Im Laufe des Nachmittags ging ich, um mir die Stadt anzusehen.

Dschidda ist eine ganz hübsche Stadt, und es scheint mir, als ob sie ihren Namen – Dschidda heißt »die Reiche« – nicht ganz mit Unrecht führe. Sie ist nach drei Seiten von einer hohen, dicken Mauer umgeben, welche Türme trägt und von einem tiefen Graben geschützt wird. Nach dem Meere zu wird sie durch ein Fort und mehrere Batterien verteidigt. Die Mauer hat drei Tore: das Bab el Medina, das Bab el Yemen und das Bab el Mekka, welches das schönste ist und zwei Türme hat, deren Zinnen von zierlich durchbrochener Arbeit sind. Die Stadt zerfällt in zwei Hälften, in die Nysf {Hälften} von Syrien und von Yemen; sie hat ziemlich breite, nicht sehr schmutzige Straßen und viele hübsche freie Plätze. Auffallend ist es, daß es hier sehr viele Häuser gibt, welche nach außen hin Fenster haben. Sie sind meist mehrere Stockwerke hoch, von guter Bauart und haben hübsche Bogentüren, Balkons und Söller. Der Bazar läuft in der ganzen Länge der Stadt mit dem Meere parallel und mündet in viele Seitenstraßen. Auf ihm sieht man Araber und Beduinen, Fellatah, Händler aus Basra, Bagdad, Maskat und Makalla, Ägypter, Nubier, Abessynier, Türken, Syrer, Griechen, Tunesier, Tripolitaner, Juden, Indier, Malayen: – alle in ihrer Nationaltracht; sogar einem Christen kann man zuweilen begegnen. Hinter der Mauer beginnt, wie bei den meisten Ortschaften Arabiens, sofort die Wüste und dort stehen die Hütten jener Leute, welche in der Stadt selbst keinen Platz finden.

Nicht weit von der Kaserne, welche in der Nähe des Bab el Medina liegt, befindet sich der Kirchhof, auf welchem das Grab unserer Stammutter gezeigt wird. Dieses ist sechzig Meter oder beinahe neunzig preußische Ellen lang und trägt auf seiner Mitte eine kleine Moschee.

Daß es in Dschidda von Bettlern wimmelt, ist nicht zu verwundern. Den größten Beitrag dazu liefert Indien. Während die armen Pilger aus andern Ländern sich Arbeit suchen, um sich das Reisegeld zur Rückkehr zu verdienen, ist der Indier zu träge dazu. Wer einem jeden geben wollte, würde bald selbst ein Bettler sein.

Vom Kirchhofe weg ging ich nach dem Hafen und schritt langsam am Wasser hin. Ich dachte über die Möglichkeit nach, Mekka sehen zu können, und merkte kaum, daß es immer einsamer um mich wurde. Da plötzlich – ist's möglich oder nicht? – erklang es vom Wasser her:

»Jetzt geh' i zum Soala
Und kaf ma an Strick,
Bind 's Diandl am Buckl,
Trog's überall mit.«

Ein »G'sangl« aus der Heimat! Hier in Dschidda! Ich blickte mich um und sah einen Kahn, in welchem zwei Männer saßen. Der eine war ein Eingeborener. Seine Hautfarbe und seine Kleidung bezeichneten ihn als einen Hadharemieh; gewiß gehörte ihm der Kahn. Der andere stand aufrecht in dem kleinen Fahrzeuge und bildete eine ganz wunderbare Figur. Er hatte einen blauen Turban auf, trug rote, türkische Pumphosen und über diesen einen europäischen Rock von etwas veraltetem Schnitt; ein gelbseidenes Tuch war um den Hals geschlungen, und aus diesem Tuche stachen rechts und links zwei Dschebel-pambuk-bezi von der Sorte hervor, welche in der lieben Heimat den Namen »Vatermörder« zu tragen pflegt. Um die sehr umfangreiche Taille hatte der Mann einen Sarras geschlungen, dessen Scheide so dick war, daß man drei Klingen in ihr vermuten konnte.

Dies war der Sänger. Er hatte bemerkt, daß ich vor Überraschung stehen geblieben war, und mochte denken, einen san- gesfrohen Beduinen vor sich zu haben; denn er hielt die linke Hand an den Mund, drehte sich noch besser nach rechts herum und sang:

»Und der Türk und der Ruß,
Die zwoa gehn mi nix o',
Wann i no mit der Gret'l
Koan Kriegshandl ho'!«

Das war eine Freude für mich, viel größer noch wie damals, als der Jüterbogker Hamsad al Dscherbaja mich im Hause am Nil mit seinem Liede überrascht hatte! Auch ich legte die Hand an den Mund.

»Türkü tschaghyr-durmak – sing weiter!« rief ich hinüber.

Ob er mich verstanden hatte, wußte ich nicht, aber er ließ sich sofort nochmals hören:

»Zwischen deiner und meiner
Is a weite Gass'n;
Bua, wennst mi nöt magst,
Kannst es bleiben lass'n!«

Jetzt mußte ich den Jodler auch probieren:

»Zwischen deiner und meiner
Is a enge Gass'n;
Bua, wennst mi gern magst,
Kannst herrudern lass'n!«

Da stieß er einen lauten Juchzer aus, riß den Turban vom Haupte, den Sarras aus der Scheide, und schwenkte Turban und Säbel hoch in der Luft; dann brachte er diese beiden Gegenstände wieder an Ort und Stelle, griff in das Steuer und lenkte dem Ufer zu.

Ich war ihm entgegengegangen. Er sprang ans Land, blieb

aber doch ein wenig verblüfft stehen, als er mich näher betrachtete.

»Ein Türke, der deutsch reden kann?« fragte er zweifelhaft.

»Nein, sondern ein Deutscher, der ein bißchen Türkisch probiert.«

»Also wirklich! Ich wollte meinen Ohren nicht trauen. Aber Sie sehen wahrhaftig wie ein Araber aus. Darf ich fragen, was Sie sind?«

»Ein Schriftsteller. Und Sie?«

»Ein – ein – – ein – – hm, Violinist, Komiker, Schiffskoch, Privatsekretär, *bookkeeper* {Buchhalter}, Ehemann, *merchant* {Kaufmann}, Witwer, Rentier und jetzt Tourist nach Hause zu.«

Er brachte das mit einer so überwältigenden Grandezza vor, daß ich lachen mußte.

»Da haben Sie allerdings viel erfahren! Also nach Hause wollen Sie?«

»Ja, nämlich nach Triest, wenn ich nicht etwa unterwegs mich anders besinne. Und Sie?«

»Ich sehe die Heimat wohl erst nach einigen Monaten wieder. Was tun Sie hier in Dschidda?«

»Nichts. Und Sie?«

»Nichts. Wollen wir einander helfen?«

»Natürlich, wenn es Ihnen nämlich recht ist!«

»Das versteht sich! Haben Sie eine Wohnung?«

»Ja, schon seit vier Tagen.«

»Und ich seit ungefähr so vielen Stunden.«

»So sind Sie noch nicht eingerichtet. Darf ich Sie zu mir einladen?«

»Freilich! Für wann?«

»Für jetzt gleich. Kommen Sie! Es ist gar nicht weit.«

Er griff in die Tasche und lohnte seinen Bootsmann ab, dann schritten wir nach dem Hafen zurück. Unterwegs wurden nur allgemeine Bemerkungen ausgetauscht, bis wir an ein einstöckiges Häuschen kamen, in welches er trat. Es wurde durch den Eingang in zwei Hälften geteilt. Er öffnete die Tür zur rechten Seite, und wir traten in ein kleines Gemach, des-

sen einziges Möbel aus einem niederen, hölzernen Gerüste bestand, über welches eine lange Matte ausgebreitet war.

»Das ist meine Wohnung. Willkommen! Nehmen Sie Platz!«

Wir schüttelten einander nochmals die Hände, und ich setzte mich auf das Serir, während er in einen nebenan liegenden Raum trat und einen großen Koffer öffnete, der in demselben stand.

»Bei einem solchen Gaste darf ich meine Herrlichkeiten doch nicht schonen,« rief er mir zu. »Passen Sie auf, was ich Ihnen bringe!«

Es waren allerdings lauter Herrlichkeiten, die er mir vorsetzte:

»Hier ein Topf mit Apfelschnitten, gestern abend in der Kaffeemaschine gekocht; es ist das Beste, was man in dieser Hitze genießen kann. Hier zwei Pfannkuchen, dort in der Tabaksbüchse gebacken – jeder einen. Da noch ein Rest englisches Weizenbrot – ein bißchen altbacken, geht aber noch. Sie haben gute Zähne, wie ich sehe. Dazu diese halbe Bombaywurst – riecht vielleicht ein wenig, tut aber nichts. In dieser Flasche ist echter, alter Kognak; wenn auch kein Wein, aber immer besser als Wasser; ein Glas habe ich nicht mehr, ist aber auch nicht notwendig. Nachher in dieser Büchse – – schnupfen Sie?«

»Leider nein.«

»Schade! Er ist ausgezeichnet. Aber Sie rauchen?«

»Gern.«

»Hier! Es sind nur noch elf Stück; die teilen wir – Sie zehne und ich eine.«

»Oder umgekehrt!«

»Geht nicht.«

»Wollen es abwarten. Und dort in dieser Blechkapsel, was haben Sie da?«

»Raten Sie!«

»Zeigen Sie einmal her!«

Er gab mir die Kapsel und ich roch daran.

»Käse!«

»Erraten! Leider fehlt die Butter. Nun langen Sie zu! Ein Messer haben Sie jedenfalls; hier ist auch eine Gabel.«

Wir aßen mit Lust.

»Ich bin ein Sachse,« sagte ich und nannte ihm meinen Namen. »Sie sind in Triest geboren?«

»Ja. Ich heiße Martin Albani. Mein Vater war seines Zeichens ein Schuster. Ich sollte etwas Besseres werden, nämlich ein Kaufmann, hielt es aber lieber mit meiner Geige als mit den Ziffern und so weiter. Ich bekam eine Stiefmutter; na – Sie wissen, wie es dann herzugehen pflegt. Ich hatte den Vater sehr lieb, wurde aber mit einer Preßnitzer Harfenistengesellschaft bekannt und schloß mich ihr an. Wir gingen nach Venedig, Mailand und tiefer ins Italien hinunter, endlich gar nach Konstantinopel. Kennen Sie diese Art Leute?«

»Gewiß. Sie gehen oft weit über See.«

»Erst spielte ich Violine, dann avancierte ich zum Komiker; leider aber hatten wir Unglück, und ich war froh, daß ich auf einem Bremer Kauffahrer eine Stelle fand. Mit diesem kam ich später nach London, von wo aus ich mit einem Engländer nach Indien segelte. In Bombay wurde ich krank in das Hospital geschafft. Der Verwalter desselben war ein tüchtiger Mann, aber kein Held im Schreiben und Rechnen; er engagierte mich, als ich wieder gesund geworden war. Später kam ich zu einem Händler als Buchführer; er starb am Fieber, und ich heiratete seine Witwe. Wir lebten kinderlos und glücklich bis zu ihrem Tode. Jetzt sehnte ich mich nach der Heimat zurück – – «

»Zu Ihrem Vater?«

»Auch er lebt nicht mehr, hat aber – Gott sei Dank! – keine Not gelitten. Seit ich mich wohl stand, haben wir einander oft geschrieben. Nun habe ich mein Geschäft verkauft und fahre langsam der Heimat zu.«

Der Mann gefiel mir. Er gab sich so, wie er war. Reich konnte er wohl nicht genannt werden; er machte auf mich den Eindruck eines Mannes, der grad so viel hat, als er braucht, und der damit auch herzlich zufrieden ist.

»Warum fahren Sie nicht direkt nach Triest?«

»Ich mußte in Maskat und Aden einige Ziffern in Ordnung bringen.«

»So haben Sie sich also doch noch an die Ziffern gewöhnt?«

»Freilich,« lachte er. »Und nun – pressant sind meine Angelegenheiten nicht; ich bin mein eigener Herr – was tut es, wenn ich mir das rote Meer besehe? Sie tun es ja auch!«

»Allerdings. Wie lange werden Sie hier bleiben?«

»Bis ein mir passendes Fahrzeug hier anlegt. Haben Sie nicht geglaubt, einen Bayern oder Tiroler in mir zu finden, als Sie mich singen hörten?«

»Ja; aber doch fühle ich mich nicht etwa enttäuscht – wir sind ja trotzdem Landsleute und freuen uns, einander getroffen zu haben.«

»Wie lange werden Sie hier bleiben?«

»Hm! Mein Diener pilgert nach Mekka; ich werde wohl eine Woche auf ihn warten müssen.«

»Das freut mich; so können wir einander länger haben.«

»Ich stimme bei; aber zwei Tage werden wir uns vielleicht doch entbehren müssen.«

»Wieso?«

»Ich hätte fast Lust, auch einmal nach Mekka zu gehen.«

»Sie? Ich denke, für Christen ist das verboten!«

»Allerdings. Aber, kennt man mich?«

»Das ist richtig. Sie sprechen das Arabische?«

»Ja, so viel ich für meine Küche brauche.«

»Und Sie wissen auch, wie sich die Pilger zu benehmen haben?«

»Auch das; doch ist gewiß, daß mein Benehmen nicht genau das der Pilger sein würde. Wollte ich ihren Gebräuchen folgen, mich den vorgeschriebenen Zeremonien unterwerfen und gar zu Allah beten und seinen Propheten anrufen, so würde dies gewiß eine Versündigung gegen unseren heiligen Glauben sein.«

»Sie würden innerlich doch anders denken!«

»Das macht die Schuld nicht geringer.«

»Darf man der Wissenschaft nicht ein Opfer bringen?«

»Doch, aber kein solches. Übrigens bin ich gar kein Mann der Wissenschaft. Sollte ich Mekka je erreichen, so hat es nur den Wert, daß ich es gesehen habe und unter Bekannten einmal davon erzählen kann. Ich möchte behaupten, daß man die Stadt des Propheten zu besuchen vermag, auch ohne seinen Christenglauben dadurch zu verleugnen, daß man den Pilger spielt.«

»Wohl nicht.«

»Glauben Sie, daß Mekka nur von Pilgern besucht wird?«

»Man sollte allerdings meinen, daß auch Kaufleute hinkommen. Diese aber werden doch auch die heiligen Orte besuchen und dort beten.«

»Man wird sie aber nicht darüber kontrollieren. Ich rechne sechzehn Wegstunden von hier bis Mekka; man reitet sie sehr gut in acht Stunden. Hätte ich ein Bischarihnedjihn {Kamelart}, so würde ich bloß vier Stunden brauchen. Ich komme dort an, steige in irgend einem Khan ab, durchwandere ernst, langsamen Schrittes die Stadt und besehe mir das Heiligtum; dazu brauche ich nur wenige Stunden. Ein jeder wird mich für einen Moslem halten, und ich kann ruhig wieder zurückkehren.«

»Das klingt ganz ungefährlich, aber gewagt ist es dennoch. Ich habe gelesen, daß ein Christ höchstens bis auf neun Meilen an die Stadt heran darf.«

»Dann dürften wir ja auch nicht in Dschidda sein, wenn nicht etwa nur englische Meilen gemeint sind. Auf dem Wege von hier nach Mekka liegen elf Kaffeehäuser; ich will getrost wagen, in allen bis zum neunten einzukehren, und dabei auch sagen, daß ich ein Christ bin. Die Zeiten haben sehr vieles geändert; jetzt genügt es, die Christen die Stadt nicht betreten zu lassen. Ich werde den Versuch wagen.«

Ich hatte mich in die Sache selbst so hineingesprochen, daß jetzt wirklich mein Entschluß feststand, nach Mekka zu reisen. Ich brachte diesen Gedanken heim in meine Wohnung, schlief mit demselben ein und erwachte auch mit ihm. Halef brachte mir den Kaffee. Ich hatte Wort gehalten und ihm sein Geld bereits gestern gegeben.

»Sihdi, wann erlaubst du mir, nach Mekka zu gehen?« fragte er mich.

»Hast du Dschidda bereits ganz gesehen?«

»Noch nicht; aber ich werde bald fertig sein.«

»Wie wirst du reisen? Mit einem Delyl?«

»Nein, denn der kostet zu viel. Ich werde warten, bis mehrere Pilger beisammen sind und dann auf einem Mietkamele reiten.«

»Du kannst abreisen, sobald du willst.«

Delyls sind nämlich diejenigen Beamten, welche die fremden Pilger zu führen und darauf zu sehen haben, daß diese keine Vorschrift versäumen. Unter den Pilgern befinden sich sehr viele Frauen und Mädchen. Da aber den unverheirateten Frauenzimmern das Betreten der Heiligtümer verboten ist, so machen die Delyls ein Geschäft daraus, sich gegen Bezahlung mit ledigen Pilgerinnen, die sie von Dschidda abholen, zu verheiraten, sie in Mekka zu begleiten und ihnen dann nach vollbrachter Wallfahrt den Scheidebrief zu geben.

Halef hatte kaum meinen Raum verlassen, so hörte ich draußen eine Stimme sagen:

»Ist dein Herr zu Hause?«

»Dehm arably – sprich arabisch!« antwortete Halef auf die deutsch gesprochene Frage.

»Arably? Das kann ich nicht, mein Junge; höchstens könnte ich dich mit einem bißchen Türkisch traktieren. Aber warte, ich werde mich gleich selbst anmelden; denn jedenfalls steckt er da hinter der Tür.«

Es war Albani, dessen Stimme jetzt erklang:

»Juchheirassasa!

Und wenn d'willst, will i a,

Und wenn d'willst, so mach auf,

Denn desweg'n bin i da!«

Er schien den Text seiner Schnadahüpfeln den Verhältnissen anzupassen. Gewiß stand Halef vor Erstaunen ganz starr da draußen, und wenn ich nicht antwortete, so geschah es

seinetwegen; er sollte noch etwas hören. Es dauerte auch gar nicht lange, so fuhr der Triester fort:

»Soldat bin i gern
Und da kenn' i mi aus,
Doch steh i nit gern Schildwach
In fremder Leut Haus.«

Und als auch diese zarte Erinnerung keine Folge hatte, drohte er:

»Und a frische Bua bin i,
Drum laß dir 'mal sag'n:
Wenn d'nit glei itzt aufmachst,
Tua i's Türerl zerschlag'n!«

Soweit durfte ich es denn doch nicht kommen lassen; ich erhob mich also und öffnete ihm die Tür.

»Aha,« lachte er, »es hat also geholfen! Ich dachte beinahe, Sie wären schon nach Mekka abgegangen.«

»Pst! Mein Diener darf nichts davon wissen.«

»Entschuldigung! Raten Sie einmal, mit welcher Bitte ich komme!«

»Mit dem Verlangen nach Revanche für Ihre gestrige Gastfreundschaft? Tut mir leid! Ich kann nötigenfalls mit etwas Munition, aber nicht mit Proviant dienen, wenigstens nicht mit einem so seltenen, wie Ihre Speisekarte zeigte.«

»Pah! Aber ich habe wirklich eine Bitte oder vielmehr eine Frage.«

»Sprechen Sie!«

»Wir sprachen gestern wenig über Ihre Erlebnisse; aber ich vermute, daß Sie Reiter sind.«

»Ich reite allerdings ein wenig.«

»Nur Pferd oder auch Kamel?«

»Beides; sogar auch Esel, wozu ich erst gestern gezwungen war.«

»Ich habe noch nie auf dem Rücken eines Kameles geses-

sen. Nun hörte ich heute früh, daß es ganz in der Nähe einen Dewedschi {Kamelverleiher nach Art unserer Pferdeverleiher} gibt, bei dem man für ein Billiges die Möglichkeit erhält, einmal den Beduinen spielen zu können –«

»Ah, Sie wollen einen Spazierritt riskieren?«

»Das ist es!«

»Sie werden aber eine Art von Seekrankheit bekommen –«

»Tut nichts.«

»Gegen welche nicht einmal eine Dosis Kreosot Hilfe leistet.«

»Ich bin darauf gefaßt. Die Küste des roten Meeres bereist und nicht auf einem Kamele gesessen zu haben! Darf ich Sie einladen, mich zu begleiten?«

»Ich habe Zeit, wo wollen Sie hin?«

»Mir gleich. Vielleicht eine Streiferei um Dschidda herum?«

»Ich bin dabei. Wer besorgt die Kamele? Sie oder ich?«

»Natürlich ich. Wollen Sie Ihren Diener auch mitnehmen?«

»Wie Sie es bestimmen. Man weiß hierzulande niemals, was einem begegnen kann, und ein Diener ist hier im Orient eigentlich niemals überflüssig.«

»So geht er mit.«

»Wann soll ich kommen?«

»In einer Stunde.«

»Gut. Aber erlauben Sie mir eine Bemerkung. Untersuchen Sie, ehe Sie das Kamel besteigen, den Sattel und die Decke genau; eine solche Vorsicht ist stets am Platze, da man sonst sehr leicht Bekanntschaft mit jenen sechsfüßigen Baschi-Bozuku macht, die der Orientale mit dem lieblich klingenden Namen ›Bit‹ bezeichnet.«

»Bit? Ich bin kein Licht in den orientalischen Sprachen.«

»Aber ein wenig Latein haben Sie getrieben?«

»Allerdings.«

»So meine ich das Tierchen, dessen Name so lautet, wie auf lateinisch das deutsche Wort ›Lob‹.«

»Ah! Ist es gar so arg?«

»Zuweilen sehr. Ich habe in Ungarn gehört, daß man diese

Schmarotzer mit dem Worte ›Bergleute‹ bezeichnet, jedenfalls, weil sie von oben nach unten arbeiten. Bei einem Kamelritte nun haben Sie es mit den Bergleuten der Araber und mit den Bergleuten der Kamele zu tun. Ein Glück ist es nur, daß die ersteren eine so rührende Treue für ihre Herren und Meister besitzen und folglich es verschmähen, einen Giaur wenigstens förmlich zu überfluten. Also legen Sie noch eine eigene Decke unter, welche Sie nach dem Ritt dem nächsten Pastetenbäcker geben, der sie für wenige Borbi {ein Para hat acht Borbi} in seinem Ofen ausbrennen wird.«

»Nicht übel! Nehmen wir Waffen mit?«

»Das versteht sich! Ich zum Beispiel bin zu dieser Vorsicht gezwungen, da ich jeden Augenblick hier oder in der Umgebung Feinde treffen kann.«

»Sie?«

»Ja, ich! Ich befand mich in der Gefangenschaft eines Seeräubers, dem ich erst gestern früh entflohen bin. Er ist auf dem Wege nach Mekka und kann sich sehr leicht noch hier in Dschidda befinden.«

»Das ist ja ganz erstaunlich! Er war ein Araber?«

»Ja. Ich kann ihm nicht einmal mit einer Anzeige beikommen, obgleich mein Leben keinen Pfennig wert ist, sobald wir uns begegnen sollten.«

»Und davon haben Sie mir gestern nichts gesagt!«

»Warum sollte ich davon sprechen? Man hört und liest jetzt sehr oft, daß das Leben immer nüchterner werde und es gar keine Abenteuer mehr gebe. Vor nur wenigen Wochen sprach ich mit einem viel gereisten Gelehrten, welcher geradezu die Behauptung aufstellte, man könne die alte Welt von Hammerfest bis zur Capstadt und von England bis nach Japan durchreisen, ohne nur eine Spur von dem zu erleben, was man Abenteuer nennt. Ich widersprach ihm nicht, aber ich bin überzeugt, daß es nur auf die Persönlichkeit des Reisenden und auf die Art und Weise der Reise ankommt. Eine Reise per Entreprise oder mit Rundreisebillett wird sehr zahm sein, selbst wenn sie nach Celebes oder zu den Feuerländern gehen sollte. Ich ziehe das Pferd und das Kamel den Posten und Bahnen, das Kanoe

dem Steamer und die Büchse dem wohl visierten Passe vor; auch reise ich lieber nach Timbuktu oder Tobolsk als nach Nizza oder Helgoland; ich verlasse mich auf keinen Dolmetscher und auf keinen Bädeker; zu einer Reise nach Murzuk steht mir weniger Geld zur Verfügung, als mancher braucht, um von Prag aus die Kaiserstadt Wien eine Woche lang zu besuchen, und – ich habe mich über den Mangel an Abenteuern niemals zu beklagen gehabt. Wer mit großen Mitteln die Atlasländer oder die Weststaaten Nordamerikas besucht, dem stehen eben diese Mittel im Wege; wer aber mit leichter Tasche kommt, der wird bei den Beduinen Gastfreundschaft suchen und sich nützlich machen, drüben im wilden Westen aber sich sein Brot schießen und mit hundert Gefahren kämpfen müssen; ihm wird es nie an Abenteuern fehlen. Wollen wir wetten, daß uns nachher bei unserem Ritt ein Abenteuer passieren wird, mag es auch ein nur kleines sein? Die Recken früherer Zeiten zogen aus, um Abenteuer zu suchen; die jetzigen Helden reisen als *Commis-voyageurs*, Touristen, Sommerfrischler, Bäderbummler, oder Kirmesgäste; sie erleben ihre Abenteuer unter dem Regenschirme, an der *Table d'hôte*, bei einer imitierten Sennerin, am Spieltische und auf dem *Scating-Ring*. Wollen wir wetten?«

»Sie machen mich wirklich neugierig!«

»Ja, verstehen Sie mich wohl! Sie nennen es vielleicht ein Abenteuer, wenn Sie in der Dschungel zwei Tigern begegnen, welche sich auf Leben und Tod bekämpfen; ich nenne es ein ebenso großes Abenteuer, wenn ich am Waldesrande auf zwei Ameisenvölker stoße, deren Kampf nicht bloß in Beziehung auf Mut und Körperanstrengung eine Hunnen- oder Gotenschlacht zu nennen ist, sondern uns auch solche Beispiele von Aufopferung, Gehorsam und strategischer oder taktischer Berechnung und List zeigt, daß wir darüber bloß erstaunen müssen. Gottes Allmacht zeigt sich herrlicher in diesen winzigen Tieren als in jenen beiden Tigern, die Ihnen bloß deshalb größer erscheinen, weil Sie sich vor ihnen fürchten. Doch, gehen Sie jetzt und bestellen Sie die Kamele, damit wir zur Zeit der größten Hitze eine Quelle finden.«

»Ich gehe; aber halten Sie auch Wort in Beziehung auf das Abenteuer!«

»Ich halte es.«

Er ging. Ich hatte ihm diese Rede mit Vorbedacht gehalten; denn zu einem Erstlingsritt auf dem Kamele gehört unbedingt eine in das Romantische hinüberklingende Seelenstimmung.

Als ich nach drei Viertelstunden mit Halef in Albanis Wohnung trat, starrte derselbe in Waffen.

»Kommen Sie; der Dewedschi lauert bereits. Oder wollen wir erst etwas genießen?« fragte er mich.

»Nein.«

»So nehmen wir uns Proviant mit. Ich habe hier diese ganze Tasche voll.«

»Sie wollen ein Abenteuer haben und nehmen Proviant mit? Weg damit! Wenn uns hungert, so suchen wir uns ein Duar {Zeltdorf}. Dort finden wir Datteln, Mehl, Wasser und vielleicht auch ein wenig Tschekir.«

»Tschekir? Was ist das?«

»Kuchen, aus gemahlenen Heuschrecken gebacken.«

»Fi!«

»Pah, schmeckt ganz vortrefflich! Wer Austern, Weinbergschnecken, Vogelnester, Froschschenkel und verfaulte Milch mit Käsemaden ißt, für den müssen Heuschrecken eine Delikatesse sein. Wissen Sie, wer lange Zeit Heuschrecken mit wildem Honig gegessen hat?«

»Ich glaube, das ist ein Mann in der Bibel gewesen.«

»Allerdings, und zwar ein sehr hoher und heiliger Mann. Haben Sie eine Decke?«

»Hier.«

»Gut. Wie lange haben Sie die Kamele zur Verfügung?«

»Für den ganzen Tag.«

»Mit Begleitung des Dewedschi oder eines seiner Leute?«

»Ohne Begleitung.«

»Das ist gut. Zwar haben Sie in diesem Fall Kautions legen müssen, dafür aber befinden wir uns um so wohler und ungestörter. Kommen Sie!«

Der Kamelverleiher wohnte im zweiten Hause von ihm. Ich

sah es dem Manne sofort an, daß er kein Araber, sondern ein Türke war. In seinem Hofe standen drei Kamele, über welche man hätte weinen mögen.

»Wo ist dein Stall?« fragte ich ihn.

»Dort!«

Er deutete nach einer Mauer, welche den Hof in zwei Teile schied.

»Öffne die Tür!«

»Warum?«

»Weil ich sehen will, ob sich noch Dschemahli darin befinden.«

»Es sind solche darin.«

»Zeige sie mir!«

Er mochte mir doch nicht recht trauen; daher öffnete er und ließ mich einen Blick in die andere Abteilung werfen. Dort lagen acht der schönsten Reitkamele. Ich trat näher und betrachtete sie.

»Dewedschi, wieviel zahlt dir dieser Hazretin {>Hoheit<} für die drei Kamele, welche du uns gesattelt hast?«

»Fünf Mahbubzechinen {à 5 Mark, in Summa also 25 Mark} für alle drei.«

»Und für einen solchen Preis bekommen wir diese Lasttiere mit wunden Beinen und Füßen! Schau her, du kannst durch ihre Seiten blicken; ihre Lefzen hängen auf die Seite, wie hier dein zerrissener Jackenärmel, und ihre Höcker – ah, Dewedschi, sie haben keinen Höcker! Sie haben eine weite Reise hinter sich; sie sind ganz abgezehrt und kraftlos, so daß sie kaum den Sattel tragen können. Und wie sehen diese Sättel aus! Schau her, Mann! Was marschierst auf dieser Decke? Spüte dich und gib uns andere Kamele und andere Decken und andere Sättel!«

Er sah mich halb mißtrauisch und halb zornig an.

»Wer bist du, daß du mir einen solchen Befehl geben magst?«

»Blicke her! Siehst du diesen Bu-djuruldi des Großherrs? Soll ich ihm erzählen, daß du ein Betrüger bist und deine armen Tiere zu Tode schindest? Schnell, saddle dort die drei He-

dschihn, die braunen rechts und das graue in der Ecke, sonst wird dir meine Peitsche Hände machen!«

Ein Beduine hätte sofort zur Pistole oder zum Messer gegriffen; dieser Mann aber war ein Türke. Er beeilte sich, meinem Befehle Folge zu leisten, und bald lagen seine drei besten Kamele mit sehr reinlichem Sattelzeug vor uns auf den Knien. Ich wandte mich an Halef:

»Jetzt zeige diesem Sihdi, wie er aufzusteigen hat!«

Er tat es, und ich trat dann dem Kamel, welches Albani tragen sollte, auf die zusammengezogenen Vorderbeine.

»Passen Sie auf! Sobald Sie den Sattel berühren, geht das Hedjihh in die Höhe, und zwar vorn zuerst, so daß Sie nach hinten geworfen werden. Dann erhebt es sich hinten, und Sie stoßen nach vorn. Diese beiden Stöße müssen Sie durch die entgegengesetzte Bewegung Ihres Körpers unschädlich zu machen suchen.«

»Ich will es versuchen.«

Er faßte an und schwang sich auf. Sofort erhob sich das Tier, trotzdem ich meinen Fuß nicht von seinen Beinen genommen hatte. Der gute Schnadahüpfelsänger flog nach hinten, fiel aber nicht, weil er sich vorn fest anklammerte; doch jetzt schnellte das Kamel sich hinten in die Höhe, und da er die Hände noch immer vorn hatte, so flog er ganz regelrecht aus dem Sattel und über den Kopf des Kamels hinweg herunter in den Sand.

»Potttausend, das Ding ist gar nicht so leicht!« meinte er, indem er sich erhob und die Achsel rieb, mit welcher er aufgestoßen war. »Aber hinauf muß ich doch. Bringen Sie das Tier wieder zum Knien!«

»Rrree!«

Auf diesen Zuruf legte es sich wieder. Der zweite Versuch gelang, obgleich der Reiter zwei derbe Stöße auszuhalten hatte. Ich mußte dem Verleiher noch einen Verweis geben:

»Dewedschi, kannst du ein Dschemmel reiten?«

»Ja, Herr.«

»Und auch lenken?«

»Ja.«

»Nein, du kannst es nicht, denn du weißt ja nicht einmal, daß ein Metrek {ein kleines, nach außen umgebogenes Stöckchen} dazu gehört!«

»Verzeihe, Herr!«

Er gab einen Wink, und die Stäbchen wurden herbeigebracht. Jetzt stieg auch ich auf.

Wir machten nun allerdings ganz andere Figuren, als es der Fall gewesen wäre, wenn wir uns mit den abgetriebenen Lastkamelen begnügt hätten. Unsere jetzigen Sättel waren sehr hübsch mit Troddeln und bunter Stickerei verziert und die Decken so groß, daß sie die Tiere ganz bedeckten. Wir ritten hinaus auf die Straße.

»Wohin?« fragte ich Albani.

»Das überlasse ich Ihnen.«

»Gut; also zum Bab el Medina hinaus!«

Mein neuer Bekannter zog die Blicke der uns Begegnenden auf sich; seine Kleidung war zu auffällig. Ich lenkte daher durch mehrere Seitenstraßen und brachte uns nach einigen Umwegen glücklich zum Tore hinaus. Dort ritten wir im Schritte durch die Ansiedelungen der Nubier und Habeschaner und gelangten dann sofort in die Wüste, welche sich ohne einen Pflanzenübergangsgürtel bis direkt an das Weichbild aller Städte des Hedschas erstreckt.

Bis hierher hatte sich Albani sehr leidlich im Sattel gehalten. Nun aber fielen unsere Kamele ganz freiwillig in jenen Bärentritt, der ihre gewöhnliche Gangart ist und durch welchen jeder Neuling in die eigentümliche Lage versetzt wird, die Seekrankheit kennen zu lernen, auch ohne einen Tropfen Salzwasser gesehen zu haben. Während der ersten Schritte lachte er über sich selbst. Er besaß nicht das Geschick, durch eigene Bewegungen die Stöße zu mildern, welche ihm sein Tier erteilte; er schwankte herüber, hinüber, nach hinten und nach vorn; seine lange arabische Flinte war ihm im Wege, und sein riesiger Sarras schlug klirrend an die Seite des Kameles. Er nahm ihn also zwischen die Beine, schnalzte mit den Fingern und sang:

»Mei Sabel klippert, mei Sabel klappert,
Mei Sabel macht mir halt Müh,
Und das Kamel wickelt, das Kamel wackelt,
Das Kamel ist ein sakrisch Vieh.«

Da gab ich meinem Tiere einen leichten Schlag auf die Nase; es stieg empor und schoß dann vorwärts, daß der Sand mehrere Ellen hoch hinter mir aufwirbelte. Die beiden anderen Kamele folgten natürlich, und nun war es mit dem Singen aus. Albani hatte den Lenkstab in der linken und die Flinte in der rechten Faust und gebrauchte diese beiden Gegenstände als Balancestangen, indem er die Arme in der Luft herumwirbelte, um das Gleichgewicht zu erhalten. Er bot einen komischen Anblick dar.

»Hängen Sie das Schießseisen über und halten Sie sich mit den Händen am Sattel fest!« rief ich ihm zu.

»Hat sich sein – – hopp! – – hat sich sein – – öh, brrr, ah! – – hat sich sein Überhängen! Ich habe ja gar kei – – – hopp, au! – – gar keine Zeit dazu! Halten Sie doch Ihr ver – – hoppsa, öh, brr! – Ihr verwünschtes Viehzeug an!«

»Ich verkomme ja mit ihm!«

»Ja, aber das mei – – oh, brr, öh! – das meinige rennt ihm ja wie bes – – hüh, hoppah! – wie besessen nach!«

»Halten Sie es an!«

»Mit was denn?«

»Mit dem Fuß und dem Zügel!«

»Den Fuß, den bringe ich ja gar nicht in – – hoppsa! – nicht in die Höhe, und den Zügel, den habe – – halt – öh, halt, öh! – den habe ich nicht mehr!«

»So müssen Sie warten, bis das Tier von selber steht.«

»Aber ich habe gar kei – – – brrr, oh! – gar keinen Atem mehr!«

»So machen Sie den Mund auf; es ist Luft genug da!«

Ich wandte mich wieder vorwärts und horchte nicht mehr auf seine Interjektionen. Er befand sich in guten Händen, da Halef an seiner Seite ritt.

Wir hatten nach kurzer Zeit eine kleine Bodenanschwellung

hinter uns, und nun breitete sich die offene Ebene vor uns aus. Albani schien sich nach und nach im Sattel zurecht zu finden; er klagte nicht mehr. So hatten wir in der Zeit von einer Stunde vielleicht zwei deutsche Meilen zurückgelegt, als vor uns die Gestalt eines einzelnen Reiters auftauchte. Er war wohl eine halbe Meile von uns entfernt und ritt dem Anschein nach ein ausgezeichnetes Kamel, denn der Raum verschwand förmlich zwischen ihm und uns, und nach kaum zehn Minuten hielten wir einander gegenüber.

Er trug die Kleidung eines wohlhabenden Beduinen und hatte die Kapuze seines Burnus weit über das Gesicht gezogen. Sein Kamel war mehr wert als unsere drei zusammen.

»Sallam aaleikum, Friede sei mit dir!« grüßte er mich, während er die Hand entblößte, um die Verhüllung zu entfernen.

»Aleikum!« antwortete ich. »Welches ist dein Weg hier in der Wüste?«

Seine Stimme hatte weich geklungen, fast wie die Stimme eines Weibes; seine Hand war zwar braun, aber klein und zart, und als er jetzt die Kapuze entfernte, erblickte ich ein vollständig bartloses Angesicht, aus welchem mich zwei große, braune Augen lebhaft musterten – es war kein Mann, sondern eine Frau.

»Mein Weg ist überall,« antwortete sie. »Wohin führt dich der deinige?«

»Ich komme von Dschidda, will mein Tier ausreiten und dann wieder nach der Stadt zurückkehren.«

Ihr Angesicht verfinsterte sich, und ihr Blick schien mißtrauisch zu werden.

»So wohnst du in der Stadt?«

»Nein; ich bin fremd in derselben.«

»Du bist ein Pilger?«

Was sollte ich antworten? Ich hatte die Absicht gehabt, hier für einen Mohammedaner zu gelten; aber da ich direkt befragt wurde, so fiel es mir nicht ein, mit einer Lüge zu antworten.

»Nein; ich bin kein Hadschi.«

»Du bist fremd in Dschidda und kommst doch nicht her,

um nach Mekka zu gehen? Entweder warst du früher in der heiligen Stadt, oder du bist kein Rechtgläubiger.«

»Ich war noch nicht in Mekka, denn mein Glaube ist nicht der eurige.«

»Bist du ein Jude?«

»Nein; ich bin ein Christ.«

»Und diese beiden?«

»Dieser ist ein Christ wie ich, und dieser ist ein Moslem, der nach Mekka gehen will.«

Da hellte sich ihr Gesicht plötzlich auf, und sie wandte sich an Halef.

»Wo ist deine Heimat, Fremdling?«

»Im Westen, weit von hier, hinter der großen Wüste.«

»Hast du ein Weib?«

Er erstaunte gerade so wie ich über diese Frage, welche auszusprechen ganz gegen die Sitte des Orients war. Er antwortete: »Nein.«

»Bist du der Freund oder der Diener dieses Effendi?«

»Ich bin sein Diener und sein Freund.«

Da wandte sie sich wieder zu mir:

»Sihdi, komm und folge mir!«

»Wohin?«

»Bist du ein Schwätzer, oder fürchtest du dich vor einem Weibe?«

»Pah! Vorwärts!«

Sie wandte ihr Kamel und ritt auf derselben Spur zurück, welche die Füße des Tieres vorher im Sande zurückgelassen hatten. Ich hielt mich an ihrer Seite, und die andern beiden blieben hinter uns.

»Nun,« fragte ich zu Albani zurück, »hatte ich nicht recht mit dem Abenteuer, welches ich Ihnen vorhersagte?«

Albani sang statt der Antwort:

»Dös Dirndel ist sauba
Vom Fuaß bis zum Kopf,
Nur am Hals hat's a Binkerl,
Dös hoaßt man an Kropf.«

Das Weib war allerdings nicht mehr jugendlich, und die Strahlen der Wüstensonne, sowie die Strapazen und Entbeh-
rungen hatten ihr Angesicht gebräunt und demselben bereits
Furchen eingegraben; aber einst war sie gewiß nicht häßlich
gewesen, das sah man ihr heute noch sehr deutlich an. Was
führte sie so ganz allein in die Wüste? Warum hatte sie den
Weg nach Dschidda eingeschlagen und kehrte nun mit uns zu-
rück? Warum war sie sichtlich erfreut gewesen, als sie hörte,
daß Halef nach Mekka gehen wolle, und warum sagte sie nicht,
wohin sie uns führen werde? – Sie war mir ein Rätsel. Sie trug
eine Flinte und an ihrem Gürtel einen Yatagan; ja, in den Sat-
telriemen des Kameles hatte sie sogar einen jener Wurfspieße
stecken, welche in der Hand eines gewandten Arabers so ge-
fährlich sind. Sie machte ganz den Eindruck einer selbständi-
gen, furchtlosen Amazone, und dieses letztere Wort war ganz
am Platze, da solche kriegerische Frauen in manchen Gegen-
den des Orients öfter zu sehen sind, als im Abendlande, wo
dem Weibe doch eine freiere Stellung gewährt ist.

»Was ist das für eine Sprache?« fragte sie, als sie die Antwort
Albanis hörte.

»Die Sprache der Deutschen.«

»So bist du ein Nemtsche?«

»Ja.«

»Die Nemtsche müssen tapfere Leute sein.«

»Warum?«

»Der tapferste Mann war der ›Sultan el Kebir‹, und den-
noch haben ihn die Nemtsche-schimakler {nördlichen Deut-
schen}, die Nemtsche-memleketler {Österreicher} und die
Moskowler besiegt. Warum werde ich von deinem Auge so
scharf betrachtet?«

Sie hatte also von Napoleon und von dem Ausgang der Frei-
heitskriege gehört; sie hatte sicher eine nicht gewöhnliche Ver-
gangenheit hinter sich.

»Verzeihe mir, wenn mein Auge dich beleidigt hat,« antwor-
tete ich. »Ich bin nicht gewohnt, in deinem Lande ein Weib so
kennen zu lernen, wie dich.«

»Ein Weib, welches Waffen trägt? Welches Männer tötet?

Welches sogar seinen Stamm regiert? Hast du nicht von Ghalië gehört?»

»Ghalië?« fragte ich, mich besinnend; »war sie nicht vom Stamme Begum?«

»Ich sehe, daß du sie kennst.«

»Sie war der eigentliche Scheik ihres Stammes und schlug in der Schlacht bei Taraba die Truppen des Mehemed Ali, welche Tunsun-Bei kommandierte?«

»So ist es. Siehst du nun, daß auch ein Weib sein darf wie ein Mann?«

»Was sagt der Kuran dazu?«

»Der Kuran?« fragte sie mit einer Gebärde der Geringschätzung. »Der Kuran ist ein Buch; hier habe ich meinen Yatagan, mein Tüfenk {Flinte} und meinen Dscherid {Wurfspeer}. Woran glaubst du? An das Buch oder an die Waffen?«

»An die Waffen. Du siehst also, daß ich kein Giaur bin, denn ich denke ganz dasselbe, was du denkst.«

»Glaubst du auch an deine Waffen?«

»Ja; noch viel, viel mehr aber an das Kitab-aziz {heilige Buch} der Christen.«

»Ich kenne es nicht, aber deine Waffen sehe ich.«

Das war nun allerdings ein Kompliment für mich, da der Araber gewohnt ist, den Mann nach den Waffen zu beurteilen, welche er trägt. Sie fuhr fort:

»Wer hat mehr Feinde getötet, du oder dein Freund?«

Kam es auf die Waffen an, so mußte Albani allerdings bedeutend tapferer sein als ich; dennoch war ich überzeugt, daß der gute Triester mit seinem Sarras gewiß noch keinem Menschen gefährlich geworden sei. Ich antwortete aber ausweichend:

»Ich habe mit ihm noch nicht darüber gesprochen.«

»Wie viele Male hast du eine Intikam {Blutrache} gehabt?«

»Noch nie. Mein Glaube verbietet mir, selbst meinen Feind zu töten; er wird getötet durch das Gesetz.«

»Aber wenn jetzt Abu-Seïf käme und dich töten wollte?«

»So würde ich mich wehren und ihn im Notfalle töten, denn

die Notwehr ist hier erlaubt. Aber du sprichst vom ›Vater des Säbels‹; kennst du ihn?«

»Ich kenne ihn. Auch du nennst seinen Namen; hast du von ihm gehört?«

»Ich habe nicht bloß von Abu-Seïf gehört, sondern ihn gesehen.«

Sie wandte sich mit einer raschen Bewegung zu mir herum.

»Gesehen? Wann?«

»Vor noch nicht vielen Stunden.«

»Und wo?«

»Zuletzt auf seinem Schiffe. Ich war sein Gefangener und bin ihm gestern entflohen.«

»Wo ist sein Schiff?«

Ich deutete die Richtung an, in der ich es noch vermuten mußte.

»Dort liegt es in einer Bucht versteckt.«

»Und er ist darauf?«

»Nein. Er ist in Mekka, um dem Großscherif ein Geschenk zu bringen.«

»Der Großscherif ist nicht in Mekka, sondern in Taïf. Ich habe dir eine große Botschaft zu verdanken. Komm!«

Sie trieb ihr Dschemmel zu größerer Eile an und lenkte nach einiger Zeit nach rechts ein, wo eine Reihe von Bodenerhebungen am Horizonte sichtbar wurde. Als wir näher kamen, bemerkte ich, daß dieser Höhenzug aus demselben schönen grauen Granit bestand, wie ich ihn später bei Mekka wieder fand. In einer Talmulde standen einige Zelte. Sie deutete mit der Hand auf dieselben und meinte:

»Dort wohnen sie.«

»Wer?«

»Die Beni-küfr {Verfluchten} vom Stamme der Ateïbeh.«

»Ich denke, die Ateïbeh wohnen in El Zallaleh, Taleh und dem Wadi el Nobejat?«

»Du bist recht berichtet; aber komm. Du sollst alles erfahren!«

Vor den Zelten lagen wohl an die dreißig Kamele nebst einigen Pferden am Boden, und eine Anzahl dürrer, struppiger

Wüstenhunde erhob bei unserem Nahen ein wütendes Geheul, infolgedessen die Insassen der Zelte hervortraten. Sie hatten ihre Waffen ergriffen und zeigten ein sehr kriegerisches Aussehen.

»Wartet hier!« befahl die Gebieterin.

Sie ließ ihr Kamel niederknien, stieg ab und trat zu den Männern. Mein Gespräch mit ihr war weder von Albani noch von Halef vernommen worden.

»Sihdi,« fragte Halef, »zu welchem Stamme gehören diese Leute?«

»Zum Stamme Ateïbeh.«

»Ich habe von ihm gehört. Zu ihm zählen die tapfersten Männer dieser Wüste, und keine Pilgerkarawane ist vor ihren Kugeln sicher. Sie sind die größten Feinde der Dscheheïne, zu denen Abu Seïf gehört. Was will das Weib von uns?«

»Ich weiß es noch nicht.«

»So werden wir es erfahren. Aber halte deine Waffen bereit, Sihdi; ich traue ihnen nicht, denn es sind Ausgestoßene und Verfluchte.«

»Woran erkennst du dies?«

»Weißt du nicht, daß alle Bedawis {Beduinen}, welche in der Gegend von Mekka wohnen, die Tropfen von den Wachslöchern, die Asche von dem Räucherholze und den Staub von der Türschwelle der Kaaba sammeln und sich damit die Stirn einreiben? Diese Männer hier aber haben nichts an ihren Stirnen; sie dürfen nicht nach Mekka und nicht zur Kaaba; sie sind verflucht.«

»Aus welchem Grunde kann man sie ausgestoßen haben?«

»Das werden wir vielleicht von ihnen erfahren.«

Unterdessen hatte die Frau einige Worte zu den Männern gesprochen, worauf einer von ihnen sich uns näherte. Er war ein Greis von ehrwürdigem Aussehen.

»Allah segne eure Ankunft! Steigt ab, und tretet in unsere Zelte. Ihr sollt unsere Gäste sein.«

Diese letztere Versicherung gab mir die Überzeugung, daß wir keinerlei Gefahr bei ihnen zu fürchten hätten. Hat der Araber einmal das Wort Def {Gast} ausgesprochen, so darf man

ihm vollständiges Vertrauen schenken. Wir stiegen von unseren Tieren und wurden in eines der Zelte geführt, wo wir uns auf dem Serir {niedriges Holzgestell, mit Matten belegt} niederließen und mit einem frugalen Mahle bewirtet wurden.

Während wir aßen, ward kein Wort gesprochen. Dann aber wurde uns je ein Bery gereicht, und während wir den scharfen Tombaktabak rauchten, der wohl aus Bagdad oder Basra stammte, begann die Unterhaltung.

Daß wir nur einen Bery erhielten, war ein sicherer Beweis, daß diese Leute keine Reichtümer besaßen. In der Gegend der heiligen Stadt raucht man nämlich aus dreierlei Pfeifensorten. Die erste und kostbarste Sorte ist der Khedra. Er ruht gewöhnlich auf einem Dreifuß, besteht aus gediegenem, schön ziseliertem Silber und ist mit einem langen Schlauch versehen, welcher Leïeh genannt wird und je nach dem Reichtume des Besitzers mit Edelsteinen oder anderem Schmucke geziert ist. Aus dem Khedra raucht man meist nur den köstlichen Tabak von Schiras. Die zweite Art der Pfeifen ist der Schischeh. Er ist dem Khedra ziemlich ähnlich, nur etwas kleiner und weniger kostbar. Die dritte und gewöhnlichste Sorte ist der Bery. Er besteht aus einer mit Wasser gefüllten Kokosschale, in welcher der Kopf und – statt des Schlauches – ein Rohr befestigt wird.

Es waren über zwanzig Männer in dem Zelte. Der Alte, welcher uns begrüßt hatte, führte das Wort:

»Ich bin der Scheik el Urdi {Gebiet der Lager} und habe mit dir zu reden, Sihdi. Die Sitte verbietet, den Gast mit Fragen zu quälen; aber ich werde dich dennoch nach Einigem fragen müssen. Erlaubst du mir es?«

»Ich erlaube es.«

»Du gehörst zu den Neßarah?«

»Ja, ich bin ein Christ.«

»Was tust du hier im Lande der Gläubigen?«

»Ich will dieses Land und seine Bewohner kennen lernen.«
Er machte ein sehr zweifelvolles Gesicht.

»Und wenn du es kennen gelernt hast, was tust du dann?«

»Ich kehre in meine Heimat zurück.«

»Allah akbar, Gott ist groß, und die Gedanken der Neßarah

sind unerforschlich! Du bist mein Gast, und ich werde glauben, was du sagest. Ist dieser Mann dein Diener?»

Er deutete dabei auf Halef.

»Er ist mein Diener und mein Freund.«

»Mein Name ist Malek. Du hast mit Bint Scheik-Malek {Tochter des Scheik Malek} gesprochen; sie sagte mir, daß dein Diener nach Mekka gehen wolle, um ein Hadschi zu werden.«

»Sie hat dir das Rechte gesagt.«

»Du wirst auf ihn warten, bis er zurückkehrt?«

»Ja.«

»Wo?«

»Ich weiß es noch nicht.«

»Du bist ein Fremdling, aber du kennst die Sprache der Gläubigen. Weißt du, was ein Delyl ist?«

»Ein Delyl ist ein Führer, welcher das Gewerbe treibt, den Pilgern die heiligen Orte und die Merkwürdigkeiten von Mekka zu zeigen.«

»Du weißt es. Aber ein Delyl betreibt auch noch ein anderes Geschäft. Es ist den ledigen Frauen verboten, die heilige Stadt zu betreten. Wenn nun eine Jungfrau nach Mekka will, so geht sie nach Dschidda und vermählt sich der Form nach mit einem Delyl. Er bringt sie als sein Weib nach Mekka, wo sie die Faradh und Wadschib {unerläßliche und erforderliche Handlungen} erfüllt; wenn dies geschehen ist, gibt er sie wieder los; sie bleibt eine Jungfrau, und er wird für seine Mühe bezahlt.«

»Auch dies weiß ich.«

Die Einleitung des alten Scheik machte mich neugierig. Welche Absichten leiteten ihn, die Pilgerfahrt Halefs mit dem Amte eines Delyl in Verbindung zu bringen? Ich sollte es sofort erfahren, denn ohne jeden Übergang bat er:

»Erlaube deinem Diener, für die Zeit seiner Hadsch ein Delyl zu sein!«

Das war überraschend.

»Wozu?« fragte ich ihn.

»Das werde ich dir sagen, nachdem du die Erlaubnis ausgesprochen hast.«

»Ich weiß nicht, ob er darf. Die Delys sind Beamte, welche jedenfalls von der Behörde eingesetzt werden.«

»Wer will ihm verbieten, eine Jungfrau zu heiraten und sie nach der Pilgerfahrt wieder frei zu geben?«

»Das ist richtig. Was mich betrifft, so gebe ich meine Erlaubnis gern, wenn du denkst, daß sie erforderlich ist. Er ist ein freier Mann; du mußt dich an ihn selbst wenden.«

Es war ein förmlicher Genuß, das Gesicht meines guten Halef zu beobachten. Er war ganz verdutzt.

»Willst du es tun?« fragte ihn der Alte.

»Darf ich das Mädchen vorher sehen?«

Der Scheik lächelte ein wenig und antwortete dann:

»Warum willst du sie vorher sehen? Ob sie alt ist oder jung, ob schön oder häßlich, das ist ganz gleichgültig; denn du wirst sie nach der Hadsch doch wieder freigeben.«

»Sind die Benaht el Arab {Töchter der Araber} wie die Töchter der Türken, welche sich nicht sehen lassen dürfen?«

»Die Töchter der Araber brauchen ihr Gesicht nicht zu verbergen. Du sollst das Mädchen sehen.«

Auf seinen Wink erhob sich einer der Anwesenden vom Boden und verließ das Zelt. Nach kurzer Zeit trat er mit einem Mädchen ein, dessen Ähnlichkeit mit der Amazone mich erraten ließ, daß diese die Mutter desselben sei.

»Das ist sie; blicke sie an!« sagte der Scheik.

Halef machte von dieser Erlaubnis einen sehr ausgiebigen Gebrauch. Die vielleicht fünfzehnjährige, aber bereits vollständig erwachsene dunkeläugige Schöne schien ihm zu gefallen.

»Wie heißest du?« fragte er sie.

»Hanneh {Anna},« antwortete sie.

»Dein Auge glänzt wie Nur el Kamar {Licht des Mondes}; deine Wangen leuchten wie Zahari {Blumen}; deine Lippen glühen wie Römmahm {Granatäpfel}, und deine Wimpern sind schattig wie die Blätter von el Szemt {Akazie}. Mein Name lautet Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah, und wenn ich kann, so werde ich deinen Wunsch erfüllen.«

Die Augen meines Halef leuchteten auch, aber nicht bloß

wie Nur el Kamar, sondern wie Nur esch Schemms {Sonnenlicht}; seine Sprache trieb poetische Blüten; vielleicht stand er am Rande desselben Abgrundes, welcher die Hadschi-Hoffnungen seines Vaters und Großvaters, weiland Abul Abbas und Dawud al Gossarah, verschlungen hatte: der Abgrund der Liebe und der Ehe.

Das Mädchen entfernte sich wieder, und der Scheik fragte ihn:

»Wie lautet dein Entschluß?«

»Frage meinen Herrn. Wenn er nicht abrät, werde ich deinen Wunsch erfüllen.«

»Dein Herr hat bereits gesagt, daß er dir die Erlaubnis gibt.«

»So ist es!« stimmte ich bei. »Aber sage uns nun auch, warum dieses Mädchen nach Mekka soll und warum sie sich nicht in Dschidda einen Delyl sucht?«

»Kennst du Achmed-Izzet-Pascha?«

»Den Gouverneur von Mekka?«

»Ja, du mußt ihn kennen, denn jeder Fremdling, der Dschidda betritt, stellt sich ihm vor, um seinen Schutz zu erhalten.«

»Er wohnt also in Dschidda? Ich bin nicht bei ihm gewesen; ich brauche nicht den Schutz eines Türken.«

»Du bist zwar ein Christ, aber du bist ein Mann. Der Schutz des Pascha ist nur gegen hohen Preis zu erhalten. Ja, er wohnt nicht in Mekka, wohin er eigentlich gehört, sondern in Dschidda, weil dort der Hafen ist. Sein Gehalt beträgt über eine Million Piaster, aber er weiß sein Einkommen bis auf das Fünffache zu bringen. Ihm muß jeder zahlen, sogar der Schmuggler und der Seeräuber, und darum eben wohnt er in Dschidda. Man sagte mir, daß du Abu-Seïf gesehen hast?«

»Ich habe ihn gesehen.«

»Nun, dieser Räuber ist ein guter Bekannter des Pascha.«

»Nicht möglich!«

»Warum nicht? Was ist vorteilhafter: einen Dieb zu töten, oder ihn leben zu lassen, um eine Rente von ihm zu beziehen? Abu-Seïf ist ein Dscheheïne; ich bin ein Ateïbeh. Diese beiden Stämme leben in Todfeindschaft; dennoch wagte er es,

sich an unser Duar {Zeltdorf} zu schleichen und mir meine Tochter zu rauben. Er zwang sie, sein Weib zu sein; aber sie entkam ihm einst und brachte mir ihre Tochter mit zurück. Du hast beide gesehen; mit meiner Tochter bist du angekommen, und die ihrige war soeben hier im Zelte. Seit jener Zeit suche ich ihn, um mit ihm abzurechnen. Einmal habe ich ihn gefunden; das war im Seraj {Palast} des Statthalters. Dieser schützte den Räuber und ließ ihn entkommen, während ich vor dem Tore auf ihn lauerte. Später einmal sandte mich der Scheik meines Stammes mit diesen Männern hier nach Mekka, um eine Opfergabe nach der Kaaba zu bringen. Wir lagerten nicht weit von der Pforte er Ramah; da sah ich Abu-Seïf mit einigen seiner Leute kommen; er wollte das Heiligtum besuchen. Der Zorn übermannte mich; ich ergriff ihn, trotzdem bei der Kaaba jeder Streit verboten ist. Ich wollte ihn nicht töten, sondern ihn nur zwingen, mir zu folgen, um draußen vor der Stadt mit ihm zu kämpfen. Er wehrte sich, und seine Männer halfen ihm. Es entspann sich ein Kampf, der damit endete, daß die Eunuchen herbeieilten und uns gefangen nahmen, ihm aber und den Seinigen die Freiheit ließen. Zur Strafe wurden uns die heiligen Orte verboten. Unser ganzer Stamm wurde verflucht und mußte uns ausstoßen, um des Fluches wieder ledig zu werden. Nun sind wir geächtet. Aber wir werden uns rächen und diese Gegend verlassen. Du bist ein Gefangener von Abu-Seïf gewesen?«

»Ja.«

»Erzähle es!«

Ich gab ihm einen kurzen Bericht über das Abenteuer.

»Weißt du den Ort genau, an welchem sein Schiff verborgen liegt?«

»Ich würde ihn selbst bei Nacht wieder finden.«

»Willst du uns hinführen?«

»Ihr werdet die Dscheheïne töten?«

»Ja.«

»So verbietet mir mein Glaube, euer Führer zu sein.«

»Du darfst dich nicht rächen?«

»Nein, denn unsere Religion gebietet uns, selbst unsere

Feinde zu lieben. Nur die Behörde hat das Recht, den Bösen zu bestrafen, und ihr seid keine Richter.«

»Deine Religion ist lieblich; wir aber sind keine Christen und werden den Feind bestrafen, weil er beim Richter Schutz finden würde. Du hast mir den Ort beschrieben, und ich werde das Schiff auch ohne deine Hilfe entdecken. Nur versprich mir, daß du die Dscheheine nicht warnen willst.«

»Ich werde sie nicht warnen, denn ich habe keine Lust, ihr Gefangener noch einmal zu sein.«

»So sind wir einig. Wann wird Halef nach Mekka gehen?«

»Morgen, wenn du es mir erlaubst, Sihdi,« antwortete der Diener an meiner Stelle.

»Du kannst morgen gehen.«

»So laß ihn gleich bei uns bleiben,« bat der Scheik. »Wir werden ihn so weit an die Stadt begleiten, als wir ihr nahen dürfen, und ihn dir dann zurückbringen.«

Da kam mir ein Gedanke, dem ich sofort Ausdruck gab:

»Darf ich mit euch ziehen und bei euch auf ihn warten?«

Ich bemerkte sofort, daß dieser Wunsch allgemeine Freude erregte.

»Effendi, ich sehe, daß du die Ausgestoßenen nicht verachtest,« antwortete der Scheik. »Du sollst uns willkommen sein! Du bleibst gleich hier bei uns und hilfst uns am Abend die Ewlenma {Verheiratung} schließen.«

»Das geht nicht. Ich muß zuvor nach Dschidda zurück, um meine Geschäfte abzuschließen. Mein Wirt muß wissen, wo ich mich befinde.«

»So werde ich dich bis vor die Tore der Stadt begleiten. Auch sie darf ich nicht betreten, denn sie ist eine heilige Stadt. Wann willst du reiten?«

»Sogleich, wenn es dir beliebt. Ich brauche nur wenig Zeit, um wieder mit dir zurückzukehren. Soll ich dir einen Kadi oder Mullah mitbringen für den Abschluß der Verheiratung?«

»Wir brauchen weder einen Kadi noch einen Mullah. Ich bin der Scheik meines Lagers, und was vor mir geschieht, hat Kraft und Gültigkeit. Aber ein Pergament oder ein Papier magst du

mir bringen, auf welches wir den Vertrag niederschreiben. Das Mohür und Gemedsch {Petschaft und Wachs} habe ich.«

In kurzer Zeit standen die Kamele bereit; wir stiegen auf. Die kleine Truppe bestand außer uns dreien aus dem Scheik, seiner Tochter und fünf Ateibeh. Ich folgte dem Alten ohne Einrede, obgleich ich bemerkte, daß er nicht den geraden Weg einschlug, sondern sich mehr rechts nach dem Meere zu hielt. Albani hatte jetzt nicht mehr so viel Not wie vorher, sich auf seinem Kamele zu halten, und die langen Beine der Tiere warfen den Weg förmlich hinter sich.

Da hielt der Scheik an und deutete mit der Hand seitwärts.

»Weißt du, was da drüben liegt, Effendi?«

»Was?«

»Die Bucht, in welcher das Schiff des Räubers liegt. Habe ich es erraten?«

»Du kannst denken, aber du sollst mich nicht fragen.«

Er hatte ganz richtig geraten und schwieg. Wir ritten weiter. Nach einiger Zeit zeigten sich zwei kleine Punkte am Horizonte, gerade in der Richtung auf Dschidda zu. Wie es schien, kamen sie uns nicht entgegen, sondern verfolgten eine Richtung, welche sie nach der soeben erwähnten Bucht bringen mußte. Es waren Fußgänger, wie ich durch das Fernrohr erkannte. Das mußte hier in der Wüste auffallen, und es lag der Gedanke nahe, daß sie zu den Leuten von Abu-Seïf gehörten.

Es war sehr zu vermuten, daß mein Wächter dem Kapitän unsere Flucht hatte melden lassen, und in diesem Falle konnten diese beiden Männer die jetzt zurückkehrenden Boten sein.

Auch Malek hatte sie erkannt und beobachtete sie scharf. Dann wandte er sich zu seinen Leuten und flüsterte ihnen eine Weisung zu. Sofort wandten sich drei von ihnen in der Richtung zurück, aus welcher wir gekommen waren. Ich durchschaute die Absicht. Malek vermutete ganz dasselbe wie ich und wollte die Männer in seine Gewalt bekommen. Um dies zu bewirken, mußte er ihnen den Weg nach der Bucht abschneiden, aber so, daß sie es nicht merkten. Daher schob er seine drei Männer nicht schräg vor, sondern er ließ sie schein-

bar zurückkehren und dann, sobald sie aus dem Gesichtskreis der Betreffenden verschwunden waren, einen Bogen schlagen. Während wir andern unsern Weg fortsetzten, fragte er:

»Effendi, willst du ein wenig auf uns warten, oder reitest du nach der Stadt, wo du uns am Tore finden wirst?«

»Du willst diese Männer sprechen, und ich werde bei dir bleiben, bis du mit ihnen geredet hast.«

»Es sind vielleicht Dscheheïne!«

»Ich denke es auch. Deine drei Männer schneiden sie vom Schiffe ab; reite du hier schief hinüber, und ich will mit Halef unsere bisherige Richtung fortsetzen, damit es ihnen nicht einfällt, nach Dschidda zurückzuziehen.«

»Dein Rat ist gut; ich folge ihm.«

Er bog ab, und ich gab Albani einen Wink, sich ihm anzuschließen. Dieser hatte es so leichter, da ich mit Halef den schärfsten Galopp einschlagen mußte. Wir zwei flogen wie im Sturme dahin und lenkten, als wir in gleicher Linie mit den Verfolgten waren, hinter ihren Rücken ein. Sie merkten erst jetzt unsere Absicht und zögerten. Hinter sich hatten sie mich mit Halef, seitwärts von ihnen kam Malek auf sie zu, und nur der Weg vor ihnen schien noch frei zu sein. Sie setzten ihn mit verdoppelter Eile fort, waren aber doch noch nicht weit gekommen, als die drei Ateïbeh vor ihnen auftauchten. Trotzdem es ihnen in dieser Entfernung nicht möglich gewesen war, einen von uns zu erkennen, mußten sie doch Feinde in uns vermuten und versuchten, uns im schnellsten Laufe zu entkommen. Es gab eine Möglichkeit dazu. Sie waren bewaffnet. Wenn sie sich teilten, so mußten wir dies auch tun, und dann war es einem sicher zielenden, kaltblütigen Fußgänger nicht ganz unmöglich, es mit zwei und auch drei Kamelreitern aufzunehmen. Sie aber kamen auf diesen Gedanken entweder nicht, oder es fehlte ihnen an Mut, denselben auszuführen. Sie blieben zusammen und wurden von uns zu ganz gleicher Zeit umringt. Ich erkannte sie auf der Stelle; es waren wirklich zwei von den Schiffsleuten.

»Woher kommt ihr?« fragte sie der Scheik.

»Von Dschidda,« antwortete der eine.

»Wohin wollt ihr?«

»In die Wüste, um Trüffel zu suchen.«

»Trüffel suchen? Ihr habt weder Tiere noch Körbe bei euch!«

»Wir wollen nur erst sehen, ob diese Schwämme hier wachsen; dann holen wir die Körbe.«

»Von welchem Stamme seid ihr?«

»Wir wohnen in der Stadt.«

Das war nun allerdings sehr frech gelogen, denn diese Männer mußten ja wissen, daß ich sie kannte. Auch Halef ärgerte sich über ihre Dreistigkeit. Er lockerte seine Peitsche und meinte:

»Glaubt ihr etwa, daß dieser Effendi und ich blind geworden sind? Ihr seid Schurken und Lügner! Ihr seid Dscheheine und gehört zu Abu-Seïf. Wenn ihr es nicht gesteht, wird euch meine Peitsche sprechen lehren!«

»Was geht es euch an, wer wir sind?«

Ich sprang vom Kamele, ohne es niederknien zu lassen, und nahm die Peitsche aus Halefs Hand.

»Laßt euch nicht verlachen, ihr Männer! Hört, was ich euch sage! Was diese Krieger vom Stamme der Ateïbeh mit euch haben und von euch wollen, das geht mich nichts an; mir aber sollt ihr Antwort geben auf einige Fragen. Tut ihr es, so habt ihr von mir nichts weiter zu befürchten; tut ihr es aber nicht, so werde ich euch mit dieser Peitsche in der Art zeichnen, daß ihr euch nie wieder vor einem freien, tapferen Ibn Arab sehen lassen könnt!«

Mit Schlägen drohen, ist eine der größten Beleidigungen für einen Beduinen. Die beiden griffen auch sofort nach ihren Messern.

»Wir würden dich töten, ehe du zu schlagen vermagst,« drohte der eine.

»Ihr habt wohl noch nicht erfahren, wie mächtig eine Peitsche aus der Haut des Nilpferdes ist, sobald sie sich in der Hand eines Franken befindet. Sie schneidet so scharf wie ein Yata-gan; sie fällt schwerer nieder als eine Keule, und sie ist schneller als eine Kugel aus euren Tabandschab {Pistolen}. Seht ihr

denn nicht, daß die Waffen aller dieser Männer auf euch gerichtet sind? Laßt also eure Messer im Gürtel und antwortet! Ihr seid zu Abu-Seïf gesandt worden?»

»Ja,« klang es zögernd, da sie bemerkten, daß kein Entrinnen war.

»Um ihm zu sagen, daß ich euch entkommen bin?»

»Ja.«

»Wo habt ihr ihn getroffen?»

»In Mekka.«

»Wie seid ihr so schnell nach Mekka und wieder zurückgekommen?»

»Wir haben uns in Dschidda Kamele gemietet.«

»Wie lange bleibt Abu-Seïf in der heiligen Stadt?»

»Nur kurze Zeit. Er will nach Taïf, wo sich der Scherif-Emir befindet.«

»So bin ich jetzt mit euch fertig.«

»Sihdi, du willst diese Räuber entkommen lassen?» rief Halef. »Ich werde sie erschießen, damit sie keinem mehr schaden können.«

»Ich habe ihnen mein Wort gegeben, und das wirst du mit mir halten. Folge mir!«

Ich stieg wieder auf und ritt davon. Halef folgte mir; Albani aber blieb noch zurück. Er hatte seinen langen Sarras gezogen; doch hatte ich zu ihm das gute Vertrauen, daß diese energische Pantomime sehr unschädlicher Natur sein werde. Er blieb auch wirklich sehr gelassen auf seinem Kamele sitzen, als die Ateibeh absprangen, um die Dscheheïne zu bewältigen. Es gelang dies, nachdem einige unschädliche Messerstöße gewechselt worden waren. Die Gefangenen wurden je an ein Kamel gebunden, und die Reiter derselben wandten sich zurück, um die Gefangenen in das Lager zu schaffen. Die anderen folgten uns.

»Du hast sie begnadigt, Sihdi; aber sie werden dennoch sterben,« meinte Halef.

»Ihr Schicksal ist nicht meine und auch nicht deine Sache! Bedenke, was du heute werden sollst. Ein Bräutigam muß verständig sein!«

»Sihdi, würdest du den Delyl bei dieser Hanneh machen?«

»Ja, wenn ich ein Moslem wäre.«

»Herr, du bist ein Christ, ein Franke, mit dem man von diesen Dingen reden kann. Weißt du, was die Liebe ist?«

»Ja. Die Liebe ist eine Koloquinte. Wer sie ißt, bekommt Bauchgrimmen.«

»O, Sihdi, wer wird die Liebe mit einer Koloquinte vergleichen! Allah möge deinen Verstand erleuchten und dein Herz erwärmen! Ein gutes Weib ist wie eine Pfeife von Jasmin und wie ein Beutel, dem nimmer Tabak mangelt. Und die Liebe zu einer Jungfrau, die ist – die ist – wie – der Turban auf einem kahlen Haupte und wie die Sonne am Himmel der Wüste.«

»Ja. Und wen ihre Strahlen treffen, der bekommt den Sonnenstich. Ich glaube, du hast ihn schon, Halef. Allah helfe dir!«

»Sihdi, ich weiß, daß du niemals ein Bräutigam sein willst; ich aber bin einer, und daher ist mein Herz geöffnet wie eine Nase, die den Duft der Blumen trinkt.«

Unser kurzes Gespräch war zu Ende, denn die anderen hatten uns nun eingeholt. Es wurde über das Vorgefallene kein Wort verloren, und als die Stadt in Sicht kam, ließ der Scheik seine Tiere halten. Er hatte zwei ledige Kamele mitgenommen, welche uns bei unserer Rückkehr tragen sollten.

»Hier werde ich warten, Sihdi,« sagte er. »Welche Zeit wird vergehen, bis du wieder kommst?«

»Ich werde zurück sein, ehe die Sonne einen Weg zurückgelegt hat, der so lang ist, wie deine Lanze.«

»Und das Tirscheh oder Kiahat {Pergament oder Papier} wirst du nicht vergessen?«

»Nein. Ich werde auch Mürek und ein Kalem {Tinte und eine Feder} mitbringen.«

»Tue es. Allah schütze dich, bis wir dich wiedersehen!«

Die Ateibeh hockten sich neben ihre Kamele nieder, und wir drei ritten in die Stadt.

»Nun, war das kein Abenteuer?« fragte ich Albani.

»Allerdings. Und was für eines! Es hätte ja beinahe Mord

und Totschlag gegeben. Ich hielt mich wirklich zum Kampf bereit.«

»Ja, Sie hatten ganz das Aussehen eines rasenden Roland, mit dem nicht gut Kirschen essen ist. Wie ist Ihnen der Ritt bekommen?«

»Hm! Anfangs haben Sie mich bedeutend in Trab gebracht; dann aber ging es leidlich. Ich lobe mir ein gutes deutsches Kanapee! – Sie wollen mit diesen Arabern gehen? – So werden wir uns wohl nicht wiedersehen.«

»Wahrscheinlich, da Sie ja die nächste Gelegenheit zur Abreise benutzen wollen. Doch habe ich so viele Beispiele eines ganz unerwarteten Zusammentreffens erlebt, daß ich ein Wiedersehen zwischen uns nicht für unmöglich halte.«

Diese Worte sollten sich später wirklich erfüllen. Für jetzt aber nahmen wir, nachdem wir dem Kamelverleiher seine Tiere zurückgebracht hatten, einen so herzlichen Abschied, wie es Landsleuten ziemt, die sich in der weiten Ferne getroffen haben. Dann begab ich mich mit Halef nach meiner Wohnung, um meine Habseligkeiten zusammenzupacken und mich von Tamaru, dem Wirt, zu verabschieden. Ich hatte nicht geglaubt, daß ich seine Wohnung so bald aufgeben würde. Auf zwei gemieteten Eseln ritten wir wieder zur Stadt hinaus. Dort wurden die harrenden Kamele bestiegen, worauf wir mit den Ateibeh nach ihrem Lager ritten.

Siebentes Kapitel *In Mekka*

Während des Rittes ging es sehr einsilbig zu. Am schweigsamsten war die Tochter des Scheik. Sie sprach kein Wort; aber in ihren Augen glühte ein schlimmes Feuer, und wenn sie nach links hinüberblickte, wo sie hinter dem niedrigen Horizonte das Schiff des Abu-Seif vermuten mußte, faßte ihre Rechte stets entweder den Griff ihres Handschar oder den Kolben der langen Flinte, welche quer über ihrem Sattel lag.

Als wir in der Nähe des Lagers anlangten, ritt Halef zu mir heran.

»Sihdi,« fragte er, »wie sind die Gebräuche deines Landes? Hat dort einer, der sich ein Weib nimmt, die Braut zu beschenken?«

»Das tut wohl ein jeder bei uns und auch bei euch.«

»Ja, auch im Dschesirat el Arab und in dem ganzen Scharki {Osten} ist das Sitte. Aber da Hanneh nur zum Schein für einige Tage meine Frau werden soll, so weiß ich nicht, ob ein Geschenk erforderlich ist.«

»Ein Geschenk ist eine Höflichkeit, welche wohl immer angenehme Gefühle erregt. Ich an deiner Stelle würde höflich sein.«

»Aber was soll ich ihr geben? Ich bin arm und auch gar nicht auf eine Hochzeit vorbereitet. Meinst du, daß ich ihr vielleicht mein Adeschlik {Feuerzeug} verehere?«

Er hatte sich nämlich in Kairo ein kleines Döschen aus Papiermaché gekauft und verwahrte darin die Zündhölzer. Das Ding hatte für ihn einen großen Wert, weil er dem Händler das zwanzigfache für die Dose bezahlt hatte, die kaum dreißig Pfennige wert war. Die Liebe brachte ihn zu dem heroischen Entschluß, seinem kostbaren Besitztume zu entsagen.

»Gib es ihr,« antwortete ich ernsthaft.

»Gut, sie soll es haben! Aber wird sie mir es auch wiedergeben, wenn sie meine Frau nicht mehr ist?«

»Sie wird es behalten.«

»Allah kerihm, Gott ist gnädig; er wird mich nicht um das meinige kommen lassen! Was soll ich tun, Sihdi?«

»Wenn dir das Adeschlik so lieb ist, so gib ihr etwas anderes!«

»Was denn? Ich habe weiter nichts. Ich kann ihr doch weder meinen Turban, noch meine Flinte, noch die Nilpeitsche geben!«

»So gib ihr nichts.«

Er schüttelte sehr besorgt den Kopf.

»Auch dies geht nicht an, Sihdi. Sie ist meine Braut und muß

irgend etwas erhalten. Was sollen die Ateibeh von dir denken, wenn dein Diener ein Weib nimmt, ohne es zu beschenken?»

Ah! Der Schlaukopf fand sich also bewogen, an meinen Ehrgeiz und infolgedessen natürlich auch an meinen Beutel zu appellieren.

»Preis sei Allah, der dein Gehirn erleuchtet, Halef! Mir geht es aber ebenso wie dir. Ich kann deiner Braut weder meinen Haik, noch meine Jacke, noch meine Büchse schenken!«

»Allah ist gerecht und barmherzig, Effendi; er bezahlt für jede Gabe tausendfältige Zinsen. Trägt dein Kamel nicht auch ein Ledersäckchen, in welchem du Dinge verborgen hast, die eine Braut in Entzücken versetzen würden?»

»Und wenn ich dir etwas davon geben wollte, würde ich es wiederbekommen, wenn Hanneh nicht mehr dein Weib ist?»

»Du mußt es wieder fordern!«

»Das ist nicht Sitte bei uns Franken. Aber weil du mir tausendfältige Zinsen in Aussicht stellst, so werde ich nachher das Säckchen öffnen und sehen, ob ich etwas für dich finde.«

Da richtete er sich erfreut im Sattel empor.

»Sihdi, du bist der weiseste und beste Effendi, den Allah erschaffen hat. Deine Güte ist breiter als die Sahara, und deine Wohltätigkeit länger als der Nil. Dein Vater war der berühmteste, und der Vater deines Vaters der erhabenste Mann unter allen Leuten im Königreiche Nemsistan. Deine Mutter war die schönste der Rosen, und die Mutter deiner Mutter die lieblichste Blume des Abendlandes. Deine Söhne mögen zahlreich sein, wie die Sterne am Himmel, deine Töchter wie der Sand in der Wüste, und die Kinder deiner Kinder zahllos wie die Tropfen des Meeres!«

Es war ein Glück, daß wir jetzt das Lager erreichten, sonst hätte seine Dankbarkeit mich noch mit allen Töchtern der Samojeden, Tungusen, Eskimos und Papuas verheiratet. Was das Ledersäckchen betrifft, welches er erwähnt hatte, so enthielt es allerdings verschiedenes, was sich ganz vortrefflich zu einem Geschenk für ein Beduinenmädchen eignete. Der Kaufmannssohn Isla Ben Maflei nämlich hatte, als unsere Nilfahrt beendet war und wir voneinander in Kairo schieden, es sich nicht

nehmen lassen, mich mit einer Sammlung von Dingen auszurüsten, die auf meinen weiteren Wanderungen als Geschenke dienen konnten, um mir dadurch Gefälligkeiten zu erwerben. Es waren lauter Gegenstände, welche nicht viel Platz wegnahmen und dabei an sich zwar keinen allzu großen Wert besaßen, bei den Bewohnern der Wüstenländer aber zu den größten Seltenheiten gehörten.

Während unserer Abwesenheit war eines der Zelte geräumt und für mich hergerichtet worden. Als ich von demselben Besitz genommen hatte, öffnete ich den Ledersack und nahm ein Medaillon hervor, unter dessen Glasdeckel ein kleines Teufelchen sich künstlich bewegte. Es war ganz auf dieselbe Weise gearbeitet, wie zum Beispiel die Manschettenknöpfe mit künstlichen Schildkröten, und hing an einer Kette von Glasfacetten, die bei Licht oder Feuerschein in allen Regenbogenfarben funkelten. Der Schmuck hätte in Paris gewiß nicht mehr als zwei Francs gekostet. Ich zeigte ihn Halef.

Er warf einen Blick darauf und fuhr erschrocken zurück.

»Maschallah, Wunder Gottes! Das ist ja der Scheïtan, den Gott verfluchen möge! Sihdi, wie bekommst du den Teufel in deine Gewalt? La illa illa Allah, we Muhammed resul Allah! Behüte uns, Herr, vor dem dreimal gesteinigten Teufel; denn nicht ihm, sondern dir allein wollen wir dienen!«

»Er kann dir nichts tun, denn er ist fest eingeschlossen.«

»Er kann nicht heraus, wirklich nicht?«

»Nein.«

»Kannst du mir das bei deinem Barte versichern?«

»Bei meinem Barte!«

»So zeige einmal her, Sihdi! Aber wenn es ihm gelingt, heraus zu kommen, so bin ich verloren, und meine Seele komme über dich und deine Väter!«

Er faßte die Kette sehr vorsichtig mit den äußersten Fingerspitzen, legte das Medaillon auf den Erdboden und kniete nieder, um es genau zu betrachten.

»Wallahi – billahi – tallahi – bei Allah, es ist der Scheïtan! Siehst du, wie er das Maul aufreißt und die Zunge hervorstreckt? Er verdreht die Augen und wackelt mit den Hörnern;

er ringelt den Schwanz, droht mit den Krallen und stampft mit den Füßen! O jazik – wehe, wenn er das Kästchen zertritt!«

»Das kann er nicht. Es ist ja nur eine künstlich verfertigte Figur!«

»Eine künstliche Figur, von Menschenhänden gemacht? Effendi, du täuschest mich, damit ich Mut bekommen soll. Wer kann den Teufel machen? Kein Mensch, kein Gläubiger, kein Christ, und auch kein Jude! Du bist der größte Taleb und der kühnste Held, welchen die Erde trägt, denn du hast den Scheitan bezwungen und in dieses enge Zindan {Gefängnis} gesperrt! Hamdullillah, denn nun ist die Erde sicher vor ihm und seinen Geistern, und alle Nachkommen des Propheten können jauchzen und sich freuen über die Qualen, die er hier auszustehen hat! Warum zeigst du mir diese Kette, Sihdi?«

»Du sollst sie deiner Braut zum Geschenk machen.«

»Ich – –?! Diese Kette, welche kostbarer ist, als alle Diamanten im Throne des großen Mogul? Wer diese Kette besitzt, der wird berühmt unter allen Söhnen und Töchtern der Gläubigen. Willst du sie wirklich verschenken?«

»Ja.«

»So sei gütig, Sihdi, und erlaube, daß ich sie für mich behalte! Ich werde dem Mädchen doch lieber mein Feuerzeug geben.«

»Nein, du gibst ihr diese Kette. Ich befehle es dir!«

»Dann muß ich gehorchen. Aber wo hast du sie und die andern Sachen gehabt, ehe du sie gestern in das Säckchen tastetest?«

»Von Kahira bis hierher ist eine gefährliche Gegend, und darum habe ich diese Kostbarkeiten in den Beinen meiner Schalwars {weite, türkische Hosen} bei mir getragen.«

»Sihdi, deine Klugheit und Vorsicht geht noch über die List des Teufels, den du gezwungen hast, in deinen Schalwars zu wohnen. Wann soll ich Hanneh die Kette geben?«

»Sobald sie dein Weib geworden ist.«

»Sie wird die berühmteste sein unter allen Benat el Arab {Benat ist Plural von Bint, Tochter}, denn alle Stämme wer-

den erzählen und rühmen, daß sie den Scheïtan gefangen hält. Darf ich auch die andern Schätze sehen?»

Es kam nicht dazu, denn der Scheik schickte jetzt und ließ mich und Halef zu sich bitten. Wir fanden in seinem Zelte alle Ateïbeh versammelt.

»Sihdi, hast du ein Pergament mitgebracht?« fragte Malek.

»Ich habe Papier, welches so gut ist wie Pergament.«

»Willst du den Vertrag schreiben?«

»Wenn du es wünschest, ja.«

»So können wir beginnen?«

Halef, an den diese Frage gerichtet war, nickte, und sogleich erhob sich einer der anwesenden Männer, um ihn zu fragen:

»Wie lautet dein voller, ganzer Name?«

»Ich heiße Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah.«

»Aus welchem Lande stammest du?«

»Ich stamme aus dem Garbi {Westen}, wo die Sonne hinter der großen Wüste untergeht.«

»Zu welchem Stamme gehörst du?«

»Der Vater meines Vaters, welche beide Allah segnen möge, bewohnte mit dem berühmten Stamme der Uëlad Selim und Uëlad Bu Seba den großen Dschebel Schur-Schum.«

Der Frager, welcher jedenfalls ein Verwandter der Braut war, wandte sich nun an den Scheik.

»Wir alle kennen dich, o Tapferer, o Wackerer, o Weiser und Gerechter. Du bist Hadschi Malek Iffandi Ibn Achmed Chadid el Eini Ben Abul Ali el Besami Abu Schehab Abdolatif el Hanifi, ein Scheik des tapferen Stammes der Beni Ateïbeh. Hier dieser Mann ist ein Held vom Stamme Uëlad Selim und Uëlad Bu Seba, welcher auf den Bergen wohnt, die bis zum Himmel reichen und Dschebel Schur-Schum heißen. Er führt den Namen Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah und ist der Freund eines großen Effendi aus Frankistan, den wir als Gast in unserem Zelte aufgenommen haben. Du hast eine Tochter. Ihr Name ist Hanneh; ihr Haar ist wie Seide, ihre Haut ist wie Öl, und ihre Tugenden sind rein und glänzend wie die Flocken des Schnees, die auf dem Gebirge

wehen. Halef Omar begehrt sie zum Weibe. Sage, o Scheik, was du dazu zu sagen hast!«

Der Angeredete imitierte ein würdevolles Nachdenken und antwortete dann:

»Du hast gesprochen, mein Sohn. Setze dich nun und höre auch meine Rede. Dieser Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah ist ein Held, dessen Ruhm schon vor Jahren bis zu uns gedrungen ist. Sein Arm ist unüberwindlich; sein Lauf gleicht dem der Gazelle; sein Auge hat den Blick des Adlers; er wirft den Dscherid mehrere hundert Schritte weit; seine Kugel trifft stets sicher, und sein Handschar hat das Blut schon vieler Feinde gesehen. Dazu hat er den Kuran gelernt und ist im Rate einer der Klügsten und Erfahrensten. Dazu hat ihn dieser gewaltige Bei der Franken seiner Freundschaft für wert gehalten – warum sollte ich ihm meine Tochter verweigern, wenn er bereit ist, meine Bedingungen zu erfüllen?«

»Welche Bedingungen stellst du ihm?« fragte der vorige Sprecher.

»Das Mädchen ist die Tochter eines mächtigen Scheik, daher kann er sie um keinen gewöhnlichen Preis haben. Ich fordere eine Stute, fünf Reitkamele, zehn Lastkamele und fünfzig Schafe.«

Bei diesen Worten machte Halef ein Gesicht, als ob er diese fünfzig Schafe, zehn Last- und fünf Reitkamele samt der Stute soeben mit Haut und Haar verschlungen habe. Woher sollte er diese Tiere nehmen? Glücklicherweise fuhr der Scheik fort:

»Dafür gebe ich ihr eine Morgengabe von einer Stute, fünf Reitkamelen, zehn Lastkamelen und fünfzig Schafen. Eure Weisheit wird da einsehen, daß es ganz unnötig ist, bei so trefflichen Verhältnissen den Preis und die Morgengabe gegenseitig auszuwechseln. Nun aber verlange ich, daß er morgen früh, beim Fagr {Gebet beim Aufgange der Sonne} eine Wallfahrt nach Mekka antrete, bei welcher er sein Weib mitzunehmen hat. Sie verrichten dort die heiligen Gebräuche und kehren dann sofort zu uns zurück. Er hat sein Weib als Jungfrau zu behandeln und sie nach seiner Rückkehr wieder abzutreten.

Für diesen Dienst erhält er ein Kamel und einen Sack voll Datteln. Hat er aber sein Weib nicht als eine Fremde betrachtet, so erhält er nichts und wird getötet. Ihr seid Zeugen, daß ich dieses bestimme.«

Der Redeführer drehte sich zu Halef um.

»Du hast es gehört. Wie lautet deine Antwort?«

Es war dem Gefragten anzusehen, daß ihm ein gewisser Punkt nicht recht paßte, nämlich das Verlangen, sein Weib wieder herzugeben. Er war jedoch klug, sich in die gegenwärtigen Umstände zu schicken, und antwortete:

»Ich nehme diese Bedingungen an.«

»So mache die Schrift, Effendi,« bat der Scheik. »Mache sie zweimal, nämlich einmal für mich und das zweite Mal für ihn!«

Ich folgte dem Verlangen und las dann das Geschriebene vor. Es erhielt die Zustimmung des Scheiks, welcher auf jedes Exemplar Wachs tropfen ließ und den Knauf seines Dolches als Petschaft gebrauchte, nachdem er und Halef unterzeichnet hatten.

Damit waren die Formalitäten erfüllt, und die unerläßlichen Hochzeitsfestlichkeiten konnten beginnen. Sie waren, da es sich nur um eine Scheinverheiratung handelte, sehr bescheidener Art. Es wurde ein Hammel geschlachtet und ganz gebraten. Während er an einem Spieße über dem Feuer briet, hielt man ein Scheingefecht, bei welchem aber nicht geschossen wurde; ein Umstand, dessen Grund nicht schwer zu erraten war.

Als die Nacht hereinbrach, begann das Mahl. Nur die Männer aßen, und erst als wir satt waren, bekamen die Frauen die Überreste. Bei dieser Gelegenheit mußte auch Hanneh erscheinen. Dies benutzte Halef und erhob sich von seinem Platze, um ihr das beschriebene Geschenk zu überreichen. Die Szene aber, welche nun folgte, läßt sich nicht beschreiben. Der in dem Medaillon eingesperrte Teufel war ein Wunder, welches über alle ihre Begriffe ging. All mein Bemühen, ihnen die Mechanik zu erklären, half nichts. Sie glaubten mir nicht, und zwar ganz besonders deshalb, weil der Scheitan doch lebendig war. Ich ward als der größte Held und Zauberer gepriesen;

aber das Ende war, daß Hanneh das Geschenk nicht bekam. Der gefangene Scheïtan war ein Wunder von so unendlicher Wichtigkeit, daß nur der Scheik selbst für würdig gehalten wurde, die unvergleichliche Kostbarkeit aufzubewahren; natürlich erst, nachdem ich ihm mit aller Feierlichkeit versichert hatte, daß es dem Teufel niemals gelingen werde, zu entkommen und Unheil anzurichten.

Mitternacht war nahe, als ich mich in das Zelt zurückzog, um zu schlafen. Halef leistete mir Gesellschaft.

»Sihdi, muß ich alles halten und erfüllen, was du heute niedergeschrieben hast?« ließ er sich hören.

»Ja. Du hast es ja versprochen!«

Es verging eine Weile, dann klang es sehr kleinlaut:

»Würdest du dein Weib auch wieder hergeben?«

»Nein.«

»Und dennoch sagst du, daß ich mein Versprechen zu halten habe!«

»Allerdings. Wenn ich mir ein Weib nehme, so verspreche ich nicht, es wieder herzugeben.«

»O, Sihdi, warum hast du mir nicht gesagt, daß ich es ebenso machen soll!«

»Bist du ein Knabe, daß du eines Vormundes bedarfst? Und wie kann ein Christ einen Moslem im Heiraten unterweisen? Ich glaube, daß du Hanneh behalten möchtest!«

»Du hast es erraten.«

»So willst du mich also verlassen?«

»Dich, Sihdi – – –? Oh – – –!«

Er räusperte sich verlegen, kam aber zu keiner Antwort.

Ein unverständliches Brummen und später einige Seufzer waren alles, was ich zu hören bekam. Er warf sich von einer Seite auf die andere; es war klar, daß sein Wohlgefallen an dem Mädchen mit seiner Anhänglichkeit zu mir in lebhaften Zwiespalt gekommen war. Ich mußte ihn sich selbst überlassen und schlief bald ein.

Mein Schlaf war so fest, daß mich erst ein lautes Kamelgetrappel erweckte. Ich erhob mich und trat vor das Zelt. Im Osten erhellte sich bereits der Horizont, und da drüben, wo

die Bucht lag, war er hellrot gefärbt. Es gab dort einen Brand, und die Vermutung, welche bei diesem Anblick in mir aufstieg, wurde bestätigt durch das im Lager herrschende rege Leben. Die Männer waren fort gewesen und kehrten jetzt zurück, sie und ihre Kamele reich mit Beute beladen. Auch die Tochter des Scheiks hatte sich ihnen angeschlossen, und als sie vom Kamele stieg, bemerkte ich, daß ihr Gewand mit Blut bespritzt war. Malek bot mir den Morgengruß und meinte, nach der Feuerwolke deutend:

»Siehst du, daß wir das Schiff gefunden haben? Sie schliefen, als wir kamen, und sind nun zu den Hunden, ihren Vätern, versammelt.«

»Du hast sie getötet und das Schiff beraubt?«

»Beraubt? Was meinst du mit diesem Worte? Gehört nicht dem Sieger das Eigentum des Besiegten? Wer will uns streitig machen, was wir gewonnen haben?«

»Die Zehka, welche Abu-Seïf geraubt hat, gehört dem Scherif Emir.«

»Dem Scherif Emir, der uns ausgestoßen hat? Selbst wenn das Geld ihm gehörte, würde er es nicht wieder erhalten. Aber glaubst du wirklich, daß es die Zehka war? Du bist belogen worden. Nur der Scherif hat das Recht, diese Steuer einzusammeln, und dies wird er niemals durch einen Türken tun lassen. Der Türke, welchen du für einen Zolleinnehmer gehalten hast, war entweder ein Schmuggler oder ein Zöllner des Pascha von Ägypten, den Allah erschlagen wolle!«

»Du hassest ihn?«

»Dies tut jeder freie Araber. Hast du nicht von den Greuelthaten gehört, welche zur Zeit der Wachabiten hier geschahen? Mag das Geld dem Pascha gehören oder dem Scherif, es bleibt mein. Doch die Zeit des Fagr naht. Mache dich bereit, uns zu folgen. Wir können hier nicht länger bleiben.«

»Wo wirst du dein Lager aufschlagen?«

»Ich werde es an einem Orte errichten, von welchem aus ich die Straße zwischen Mekka und Dschidda beobachten kann. Abu-Seïf darf mir nicht entgehen.«

»Hast du auch die Gefahren berechnet, welche dir drohen?«

»Meinst du, daß ein Ateibeh sich vor Gefahren fürchtet?«

»Nein, aber selbst der mutigste Mann muß zugleich auch vorsichtig sein. Wenn dir Abu-Seïf in die Hände fällt und du ihn tötest, so mußt du dann augenblicklich diese Gegend verlassen. Du wirst dann vielleicht das Kind deiner Tochter verlieren, welches sich zu dieser Zeit mit Halef in Mekka befindet.«

»Ich werde Halef sagen, wo er uns in diesem Falle zu suchen hat. Hanneh muß nach Mekka, ehe wir fortgehen. Sie ist unter uns die einzige Person, welche noch nicht in der heiligen Stadt war, und später ist es ihr vielleicht unmöglich, dahin zu kommen. Deshalb habe ich mich schon lange nach einem Delyl für sie umgesehen.«

»Hast du dich entschieden, wohin du ziehen wirst?«

»Wir ziehen in die Wüste Er Nahman, nach Maskat zu, und dann senden wir vielleicht einen Boten nach El Frat {Euphrat} zu den Beni Schammar oder zu den Beni Obeïde, um uns in ihren Stamm aufnehmen zu lassen.«

Der kurzen Dämmerung folgte der Tag. Die Sonne berührte den Horizont, und die Araber, welche noch nach dem vergossenen Blute rochen, knieten nieder zum Gebet. Bald darauf waren die Zelte abgebrochen, und der Zug setzte sich in Bewegung. Jetzt, da es vollständig hell war, sah ich erst, welche Menge von Gegenständen sich die Ateibeh vom Schiffe angeeignet hatten. Sie waren durch diesen Überfall mit einmal zu wohlhabenden Leuten geworden. Aus diesem Grunde herrschte eine ungewöhnliche Munterkeit unter ihnen. Ich hielt mich etwas zurück. Ich war verstimmt, weil ich mich die unschuldige Ursache von dem Untergange der Dscheheïne nennen mußte. Ich konnte mir allerdings keinen Vorwurf machen, aber es galt doch immer, das Gewissen zu befragen, ob ich mich nicht vielleicht hätte anders verhalten können. Auch machte mir die Nähe Mekkas viel zu schaffen. Da lag sie, die »Heilige«, die Verbotene! Sollte ich sie meiden, oder sollte ich es wagen, sie zu besuchen? Ich zuckte in allen Gliedern nach

ihr hin, und dennoch mußte ich die Bedenklichkeiten, welche dagegen aufstiegen, ernstlich berücksichtigen. Was hatte ich davon, wenn der Besuch gelang? Ich konnte sagen, daß ich in Mekka gewesen sei – weiter nichts. Und wurde ich entdeckt, so war mein Tod unvermeidlich, und was für ein Tod! Aber hier konnte ein Überlegen und Abwägen der Gründe zu nichts führen, und ich beschloß, mich nach den eintretenden Verhältnissen zu richten. Ich hatte dies so oft getan und war immer glücklich dabei gewesen.

Um so wenig wie möglich Begegnungen zu haben, machte der Scheik einen Umweg. Er erlaubte keine Ruhepause, bis der Abend hereinbrach. Wir befanden uns in einer engen Schlucht, welche von steilen Granitwänden eingefaßt war, zwischen denen wir eine Strecke weit fortschritten, bis wir in eine Art Talkessel gelangten, aus dem es keinen zweiten Ausweg zu geben schien. Hier stiegen wir ab. Die Zelte wurden errichtet, und die Frauen zündeten ein Feuer an. Heute gab es eine sehr reichliche und mannigfaltige Mahlzeit, die natürlich aus der Schiffsküche stammte. Dann kam der von allen ersehnte Augenblick der Beuteverteilung.

Da ich damit nichts zu schaffen hatte, so verließ ich die anderen und machte die Runde um den Talkessel. An einer Stelle dünkte es mich, als ob man hier doch emporsteigen könne, und ich versuchte es. Die Sterne leuchteten hell; es gelang. Nach vielleicht einer Viertelstunde stand ich oben auf der Höhe des Berges und hatte einen freien Blick nach allen Seiten. Dort unten im Süden sah es aus wie eine Reihe kahler Berge, über welche sich jener weißliche Schimmer erhob, welchen am Abend die Lichter größerer Städte emporzustrahlen pflegen. Dort lag Mekka!

Unter mir vernahm ich die lauten Stimmen der Ateibeh, welche sich um ihren Anteil an der Beute stritten. Es dauerte eine geraume Zeit, bis ich zu ihnen zurückkehrte. Der Scheik empfing mich mit den Worten:

»Effendi, warum bist du nicht bei uns geblieben? Du mußt von allem, was wir auf dem Schiffe fanden, deinen Teil erhalten!«

»Ich? Du irrst. Ich bin nicht dabei gewesen und habe also auch nichts zu bekommen.«

»Hätten wir die Dscheheine gefunden, wenn du uns nicht begegnet wärest? Du bist unser Führer gewesen, ohne es zu wollen, und darum sollst du erhalten, was dir gebührt.«

»Ich nehme nichts an!«

»Sihdi, ich kenne deinen Glauben zu wenig und darf ihn aus dem Grunde nicht beschimpfen, weil du mein Gast bist; aber er ist falsch, wenn er dir verbietet, Beute zu nehmen. Die Feinde sind tot, und ihr Fahrzeug ist zerstört. Sollen wir diese Sachen, die uns so notwendig sind, verbrennen und zerstören?«

»Wir wollen uns nicht streiten; aber behaltet, was ihr habt!«

»Wir behalten es nicht. Erlaube, daß wir es Halef, deinem Begleiter, geben, obgleich auch er schon das Seinige bekommen hat.«

»Gebt es ihm!«

Der kleine Halef Omar floß von Dank über. Er hatte einige Waffen und Kleidungsstücke erhalten und außerdem einen Beutel mit Silbermünzen. Er ließ nicht ab – ich mußte ihm dieselben vorzählen, um Zeuge zu sein, daß er heute ein außerordentlich reicher Mann geworden sei. Die Summe bestand allerdings in ungefähr achthundert Piastern und reichte hin, einen armen Araber glücklich zu machen.

»Mit diesem Geld kannst du mehr als fünfzigmal die Kosten bestreiten, welche du in Mekka haben wirst,« bemerkte der Scheik.

»Wann soll ich zur heiligen Stadt gehen?« fragte ihn Halef.

»Morgen zwischen früh und Mittag.«

»Ich war noch niemals dort. Wie habe ich mich zu verhalten?«

»Das will ich dir sagen. Es ist die Pflicht eines jeden Pilgers, nach seiner Ankunft unverzüglich nach El Hamram {die große Moschee} zu gehen. Du reitest also nach dem Beith-Allah {Haus Gottes; es ist gleichfalls die große Moschee gemeint}, lässest vor demselben die Kamele halten und trittst ein. Dort

findest du ganz sicher einen Metowef {Fremdenführer}, der dich führen und in allem unterrichten wird; nur mußt du ihn vorher und nicht später um den Preis befragen, weil du sonst betrogen wirst. Sobald du die Kaaba erblickst, verrichtest du zwei Rikat {Niederwerfungen} mit den dabei vorgeschriebenen Gebeten, zum Dank dafür, daß du die heilige Stätte glücklich erreicht hast. Dann gehst du zu dem Mambar {Kanzel, türkisch: Mimbar} und ziehst die Schuhe aus. Diese bleiben dort stehen und werden bewacht; denn es ist im Beith-Allah nicht wie in anderen Moscheen erlaubt, die Schuhe in der Hand zu behalten. Dann beginnt der Towaf, der Gang um die Kaaba, welcher siebenmal wiederholt werden muß.«

»Nach welcher Seite?«

»Nach rechts, so daß die Kaaba dir stets zur Linken bleibt. Die ersten drei Gänge werden mit schnellen Schritten getan.«

»Warum?«

»Zum Andenken an den Propheten. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß er sehr gefährlich erkrankt sei, und um dieses Gerücht zu widerlegen, rannte er dreimal schnell um die Kaaba herum. Die folgenden Gänge geschehen langsam. Die Gebete kennst du, welche dabei gesprochen werden müssen. Nach einem jeden Umlaufe wird der heilige Stein geküßt. Zuletzt, wenn der Towaf beendet ist, drückst du die Brust an die Tür der Kaaba, breitest die Arme aus und bittest Allah laut um Vergebung aller deiner Sünden.«

»Dann bin ich fertig?«

»Nein. Du hast nun seitwärts zu El Madschem zu gehen {eine kleine, mit Marmor ausgelegte Vertiefung, aus welcher Abraham und Ismael den Kalk genommen haben sollen, als sie die Kaaba bauten} und vor dem Mekam-Ibrahim {der Stein, welcher dem Abraham bei diesem Bau als Fußgestell gedient haben soll} zwei Rikat zu verrichten. Dann begibst du dich zum heiligen Brunnen Zem-Zem und trinkst nach einem kurzen Gebete so viel Wasser daraus, als dir beliebt. Ich werde dir einige Flaschen mitgeben, welche du mir füllen und mitbringen magst; denn das heilige Wasser ist ein Mittel gegen alle Krankheiten des Leibes und der Seele.«

»Das ist die Zeremonie an der Kaaba. Was folgt dann?«

»Nun kommt der Say, der Gang von Szafa nach Merua. Auf dem Hügel Szafa stehen drei offene Bogen. Dort stellst du dich hin, wendest das Angesicht nach der Moschee, erhebst die Hände gen Himmel und bittest Allah um Beistand auf dem heiligen Wege. Dann gehst du sechshundert Schritt weit nach dem Altan von Merua. Unterwegs siehst du vier steinerne Pfeiler, an denen du springend vorüberlaufen mußt. Auf Merua verrichtest du wieder ein Gebet und legst den Weg dann noch sechsmal zurück.«

»Dann ist alles getan?«

»Nein, denn nun mußt du dir dein Haupt scheren lassen und Omrah besuchen, welches so weit außerhalb der Stadt liegt, wie wir uns jetzt von Mekka befinden. Dann hast du die heiligen Handlungen erfüllt und kannst zurückkehren. Im Monat der großen Wallfahrt muß der Gläubige mehr tun und braucht lange Zeit dazu, weil viele Tausende von Pilgern anwesend sind; du aber brauchst nur zwei Tage und kannst am dritten wieder bei uns sein.«

Diesem Unterrichte folgten noch verschiedene Fingerzeige, welche aber für mich von keinem Interesse waren, da sie sich meist nur auf Hanneh bezogen. Ich legte mich zur Ruhe. Als Halef endlich erschien, lauschte er, ob ich bereits eingeschlafen sei. Er merkte, daß ich noch munter war, und fragte:

»Sihdi, wer wird dich bedienen während meiner Abwesenheit?«

»Ich selbst. Willst du mir einen Gefallen tun, Halef?«

»Ja. Du weißt, daß ich für dich alles tue, was ich kann und darf.«

»Du sollst dem Scheik Wasser vom heiligen Brunnen Zem-Zem mitbringen. Bringe auch mir eine Flasche mit!«

»Sihdi, verlange alles von mir, nur dieses nicht; denn das kann ich unmöglich tun. Von diesem Brunnen dürfen nur die Gläubigen trinken. Wenn ich dir Wasser brächte, so würde mich nichts vor der ewigen Hölle retten!«

Dieser Bescheid wurde mit so fester Überzeugung ausge-

sprochen, daß ich nicht weiter in den Diener zu dringen versuchte. Nach einer Pause fragte er:

»Willst du dir nicht selbst das heilige Wasser holen?«

»Das darf ich ja nicht!«

»Du darfst es, wenn du dich vorher zum rechten Glauben bekehrst.«

»Das werde ich nicht tun; jetzt aber wollen wir schlafen.«

Am andern Morgen ritt er als würdiger Ehemann mit seinem Weibe von dannen. Er nahm die Weisung mit, zu sagen, daß er aus fernen Landen komme, und ja nicht zu verraten, daß seine Begleiterin, die sich übrigens jetzt verschleiert hatte, eine Ateibeh sei. Mit ihm ritt eine Strecke weit ein Krieger, welcher die Straße zwischen Mekka und Dschidda bewachen sollte. Auch am Eingange unserer Schlucht wurde ein Wachtposten aufgestellt.

Der erste Tag verging ohne besonderen Vorfall; am zweiten Morgen ersuchte ich den Scheik um die Erlaubnis zu einem kleinen Streifzug. Er gab mir ein Kamel und bat mich, vorsichtig zu sein, damit unser Aufenthalt nicht entdeckt werde. Ich hatte gehofft, meinen Ritt allein machen zu können; aber die Tochter des Scheik trat zu mir, als ich das Kamel besteigen wollte, und fragte:

»Effendi, darf ich mit dir reiten?«

»Du darfst.«

Als wir die Schlucht verlassen hatten, schlug ich unwillkürlich die Richtung nach Mekka ein. Ich hatte geglaubt, meine Begleiterin würde mich warnen; allein sie hielt sich an meiner Seite, ohne ein Wort zu verlieren. Nur als wir ungefähr den vierten Teil einer Wegstunde zurückgelegt hatten, lenkte sie mehr nach rechts um und bat mich:

»Folge mir, Effendi!«

»Wohin?«

»Ich will sehen, ob unser Wächter an seinem Platze ist.«

Nach kaum fünf Minuten erblickten wir ihn. Er saß auf einer Anhöhe und schaute unverwandt nach Süden.

»Er braucht uns nicht zu sehen,« sagte sie. »Komm, Sihdi; ich werde dich führen, wohin du willst!«

Was meinte sie mit diesen Worten? Sie lenkte nach links hinüber und sah mich dabei lächelnd an. Dann ließ sie die Tiere weit ausgreifen und hielt endlich in einem engen Tale still, wo sie abstieg und sich auf den Boden niedersetzte.

»Setze dich zu mir, und laß uns plaudern,« sagte sie.

Sie wurde mir immer rätselhafter, doch kam ich ihrer Aufforderung nach.

»Hältst du deinen Glauben für den allein richtigen, Effendi?« begann sie die eigentümliche Unterhaltung.

»Gewiß!« antwortete ich.

»Ich auch,« bemerkte sie ruhig.

»Du auch?« fragte ich verwundert; denn es war das erste mal, daß ein muselmännischer Mund mir gegenüber ein solches Bekenntnis aussprach.

»Ja, Effendi, ich weiß, daß nur deine Religion die richtige ist.«

»Woher weißt du es?«

»Von mir selbst. Der erste Ort, an dem es Menschen gab, war das Paradies; dort lebten alle Geschöpfe beieinander, ohne sich ein Leides zu tun. So hat es Allah gewollt, und daher ist auch diejenige Religion die richtige, welche das gleiche gebietet. Das ist die Religion der Christen.«

»Kennst du sie?«

»Nein; aber ein alter Türke hat uns einst von ihr erzählt. Er sagte, daß ihr betet zu Gott: ›İle unut bizim günahler, böyle unutar-iz günahler!‹ {Und vergieb du unsere Sünden, wie auch wir die Sünden vergessen!} – Ist dies richtig?«

»Ja.«

»Und daß in eurem Kuran steht: ›Allah muhabbet dir, ile muhabedda kim durar, bu durar Allahda ile Allah durar onada.‹ {Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der ist in Gott und Gott in ihm.} – Sage mir, ob das auch richtig ist!«

»Auch das ist richtig.«

»So habt ihr den richtigen Glauben. Darf ein Christ eine Jungfrau rauben?«

»Nein. Wenn er es täte, so würde er eine schwere Strafe erhalten.«

»Siehst du, daß eure Religion besser ist als unsere? Bei euch hätte Abu-Seïf mich nicht rauben und zwingen dürfen, sein Weib zu sein. Kennst du die Geschichte dieses Landes?«

»Ja.«

»So weißt du auch, wie die Türken und Ägypter gegen uns gewütet haben, trotzdem wir *eines* Glaubens sind. Sie haben unsere Mütter geschändet und unsere Väter zu Tausenden auf die Pfähle gespießt, gevierteilt, verbrannt, ihnen Arme und Beine, Nasen und Ohren abgeschnitten, die Augen ausgestochen, ihre Kinder zerschmettert oder zerrissen. Ich hasse diesen Glauben, aber ich muß ihn behalten.«

»Warum mußt du ihn behalten? Es steht dir zu jeder Zeit – –«

»Schweige,« unterbrach sie mich barsch. »Ich sage dir meine Gedanken, aber du sollst nicht mein Lehrer sein! Ich weiß selbst, was ich tue: ich werde mich rächen – rächen an allen, die mich beleidigt haben.«

»Und dennoch meinst du, daß die Religion der Liebe die richtige sei?«

»Ja; aber soll ich allein lieben und verzeihen? Sogar dafür, daß wir die heilige Stadt nicht betreten dürfen, werde ich mich rächen. Rate, wie?«

»Sage es!«

»Es ist dein heimlicher Wunsch, Mekka zu betreten?«

»Wer sagt dir das?«

»Ich selbst. Antworte mir!«

»Ich wünsche allerdings, die Stadt sehen zu können.«

»Das ist sehr gefährlich; aber ich will mich rächen und habe dich deshalb an diesen Ort geführt. – Würdest du die Gebräuche mitmachen, wenn du in Mekka wärest?«

»Es wäre mir lieb, dies vermeiden zu können.«

»Du willst deinen Glauben nicht beleidigen und tust recht daran. Gehe nach Mekka; ich werde hier auf dich warten!«

War dies nicht sonderbar? Sie wollte sich am Islam dadurch rächen, daß sie seine heiligste Stätte durch den Fuß eines Ungläubigen entweihen ließ. Als Missionär hätte ich hier eine

Aufgabe lösen können – freilich nur mit großem Aufwande an Zeit und Mühe; als »Weltbummler« war mir dies unmöglich.

»Wo liegt Mekka?« fragte ich.

»Wenn du diesen Berg überschreitest, siehst du es im Tale liegen.«

»Warum soll ich gehen und nicht reiten?«

»Wenn du geritten kommst, wird man einen Pilger in dir vermuten und dich nicht unbeachtet lassen. Betrittst du aber zu Fuße die Stadt, so wird ein jeder meinen, daß du bereits dort gewesen seiest und nur einen Spaziergang gemacht habest.«

»Und du willst wirklich auf mich warten?«

»Ja.«

»Wie lange?«

»Eine Zeit, welche ihr Franken vier Stunden nennt.«

»Das ist sehr kurz.«

»Bedenke, daß du sehr leicht entdeckt werden kannst, wenn du lange verweilst. Du darfst nur einmal durch die Straßen gehen und die Kaaba sehen; das ist genug.«

Sie hatte recht. Es war doch gut gewesen, daß ich beschloßen hatte, mich von dem Augenblick leiten zu lassen. Ich erhob mich. Sie deutete auf meine Waffen und schüttelte den Kopf.

»Du gleichst ganz und gar einem Eingeborenen; aber trägt ein Araber solche Waffen? Laß deine Flinte hier, und nimm die meinige dafür.«

Da überflog mich im ersten Moment eine Art von Mißtrauen; aber ich hatte wirklich nicht den mindesten Grund, dasselbe festzuhalten. Daher vertauschte ich meine Büchse und stieg dann den Berg hinan. Als ich den Gipfel desselben erreichte, sah ich Mekka in der Entfernung von einer halben Stunde vor mir liegen, zwischen kahlen, unbelebten Höhen das Tal hinab. Ich unterschied die Citadelle Schebel Schad und die Minarehs einiger Moscheen. El Hamram, die Hauptmoschee, lag im südlichen Teile der Stadt.

Dorthin lenkte ich zunächst meine Schritte. Es war mir auf dem Wege zu Mute, wie einem Soldaten, der zwar schon bei

einigen kleinen Treffen mitgefochten hat, plötzlich aber den Donner einer großen Schlacht dröhnen hört.

Ich gelangte glücklich in die Stadt. Da ich mir die Lage der Moschee gemerkt hatte, brauchte ich nicht zu fragen. Die Häuser, zwischen denen ich hinschritt, waren von Stein erbaut, und die Straße hatte man mit dem Sande der Wüste bestreut. Bereits nach kurzer Zeit stand ich vor dem großen Rechteck, welches das Beith-Allah bildet, und langsam ging ich um dasselbe herum. Die vier Seiten bestanden aus Säulenreihen und Kolonnaden, über denen sich sechs Minarehs erhoben. Ich zählte zweihundertvierzig Schritt in die Länge und zweihundertfünf in die Breite. Da ich mir das Äußere erst nachher betrachten wollte, trat ich durch eines der Tore ein. In demselben saß ein Mekkaui {Bewohner von Mekka}, welcher mit kupfernen Flaschen handelte.

»Sallam aaleikum!« grüßte ich ihn würdevoll. »Was kostet eine solche Kuleh?«

»Zwei Piaster.«

»Allah segne deine Söhne und die Söhne deiner Söhne, denn deine Preise sind billig. Hier hast du zwei Piaster, und hier nehme ich die Kuleh.«

Ich steckte die Flasche zu mir und trat zwischen den Säulen hindurch. Ich befand mich in der Nähe der Kanzel und zog meine Schuhe aus. Nun betrachtete ich mir das Innere des heiligen Hauses. Ziemlich in der Mitte stand die Kaaba. Da sie mit dem Kisua {schwarzseidener Stoff} vollständig bekleidet war, bot sie einen fremdartigen Anblick dar. Zu ihr führen sieben gepflasterte Wege, zwischen denen ebenso viele Grasplätze liegen. Neben der Kaaba bemerkte ich den heiligen Brunnen Zem-Zem, vor welchem mehrere Beamte an Pilger Wasser verteilten. Das ganze Heiligtum machte auf mich durchaus keinen heiligen Eindruck. Koffer- und Sänftenträger rannten mit ihren Lasten hin und her; öffentliche Schreiber saßen unter den Kolonnaden; ja sogar Obst- und Backwarenhändler waren zu sehen. Bei einem zufälligen Blick durch die Säulenreihen bemerkte ich ein Reitkamel, welches eben draußen niederkniete, um seinen Herrn absteigen zu lassen. Es war

ein Tier von wundervoller Schönheit. Sein Besitzer kehrte mir den Rücken zu und winkte einen Diener der Moschee herbei, um bei dem Dschemmel zu bleiben. Dies bemerkte ich nur so im Vorübergehen, als ich zum Brunnen schritt. Ich wollte mir zunächst meine Flasche füllen lassen, mußte aber einige Zeit warten, bis die Reihe an mich kam. Ich gab dann ein kleines Geschenk, verschloß das Gefäß und steckte es zu mir. Jetzt drehte ich mich um und – stand keine zehn Schritt von Abu-Seïf.

Ein gewaltiger Schreck fuhr mir in die Glieder, doch lähmte er mir dieselben glücklicherweise nicht. In solchen Augenblicken denkt und beschließt der Mensch zehnfach schnell. Ohne auffällig zu fliehen, strebte ich mit meinen längsten Schritten den Säulen zu, außerhalb deren das Kamel des Abu-Seïf lag. Dieses Tier allein konnte mich retten. Es war eines jener fahlen Hedjihn, wie man sie am Dschammargebirge findet.

Meine Schuhe waren verloren; ich hatte keine Zeit, sie zu holen, denn schon hörte ich hinter mir den Ruf:

»Ein Giaur, ein Giaur! Fangt ihn, ihr Hüter des Heiligtumes!«

Die Wirkung, welche dieser Ruf hervorbrachte, war eine großartige. Ich hatte keine Zeit, mich umzusehen, aber ich hörte hinter mir das Getöse eines Wasserfalles, das Geheul eines Orkanes, das Stampfen und Trampeln einer nach Tausenden zählenden Büffelherde. Jetzt war es aus mit meinen gleichmäßigen Schritten. Ich schnellte vollends über den Platz hinüber, sprang zwischen den Säulen hindurch, die drei Stufen empor und stand vor dem Kamele, dessen Beine nicht gefesselt waren. Ein Fausthieb warf den Diener weit zur Seite, und im nächsten Augenblick saß ich im Sattel, den Revolver in der Hand. Aber – wird das Tier gehorchen?

»E – o – ah! E – o – ah!«

Gott sei Dank! Bei dem bekannten Ruf erhob sich das Hedjihn in zwei Rucken, und windschnell ging's nun dahin. Schüsse krachten hinter mir – nur vorwärts, vorwärts!

Wäre das Kamel eines jener halsstarrigen Tiere gewesen, welche man so oft findet, so war ich unbedingt verloren.

In weniger als drei Minuten befand ich mich außerhalb der Stadt, und erst dann wagte ich es, mich umzusehen, als ich beinahe die halbe Höhe des Berges hinter mir hatte. Da unten wimmelte es von Reitern, welche mich verfolgten. Die Muselmänner waren nämlich sofort in die nächsten Serais und Khans geeilt und hatten die dort vorhandenen Tiere bestiegen.

Wohin sollte ich mich wenden? Zur Tochter des Scheik, die dadurch verraten wurde? Und doch mußte ich sie warnen! Ich feuerte mein Tier durch unaufhörliche Zurufe an: seine Schnelligkeit war unvergleichlich. Oben auf der Höhe blickte ich noch einmal zurück und bemerkte, daß ich mich in Sicherheit befand. Ein einziger Reiter war mir verhältnismäßig nahe gekommen. Es war Abu-Seïf. Zufällig hatte er ein Pferd ergriffen, welches eine außerordentliche Schnelligkeit entwickelte.

Ich flog drüben den Abhang hinab. Die Tochter Maleks erspähte mich. Daß ich auf einem Kamele saß und in solcher Eile herbeigestürmt kam, dies ließ sie die Sachlage erraten. Sie schwang sich sofort auf ihr Kamel und nahm dasjenige, auf welchem ich vorher gesessen hatte, beim Halfter.

»Wer hat dich entdeckt?« rief sie mich in Hörweite an.

»Abu-Seïf.«

»Allah akbar! Verfolgt dich der Schurke?«

»Er ist mir ziemlich nahe.«

»Und viele andere?«

»Sie kommen zu spät.«

»So bleibe mir fern und fliehe immer gerade aus über Berg und Tal.«

»Warum?«

»Du sollst es sehen.«

»Ich muß erst zu dir. Gib mir meine Waffen!«

Im Vorüberreiten wechselten wir die Gewehre; dann versteckte sich die Wüstentochter hinter einem Felsenvorsprung, ohne mir zu folgen. Jetzt erriet ich ihr Vorhaben: sie wollte Abu-Seïf zwischen sich und mich bringen. Er erschien nach einigen Augenblicken oben auf der Höhe. Ich ließ mein Tier mit Absicht etwas langsamer gehen und bemerkte, daß er nun

seinen Eifer verdoppelte. Während ich die nächste Bergeslehne erklimmte, galoppierte er drüben herab und quer über die Senkung herüber, ohne aus den Spuren zu bemerken, daß ich nicht allein da gewesen war. Als ich den Gipfel erreichte, sah ich auf der Höhe hinter mir bereits noch einige Verfolger, und tief unten hatte sich meine Gefährtin nun auch in Bewegung gesetzt. Ihr Vorhaben war ihr gelungen: Abu-Seïf befand sich zwischen uns; und da sie das zweite Kamel nicht mehr am Halfter führte, sondern frei nachlaufen ließ, so mußte er sie, wenn er sich umsah, für einen meiner Verfolger halten.

Für meine Person hatte ich nichts mehr zu befürchten, und da die andern Verfolger immer weiter zurückblieben, so war nur noch darauf zu achten, daß Abu-Seïf uns nicht entwischte. Ich suchte daher aus dem hügeligen Terrain heraus und in die Ebene zu kommen, doch in der Richtung, welche dem Lager der Ateïbeh entgegengesetzt war. Und zu gleicher Zeit zügelte ich mein Dschemmel immer mehr.

So dauerte der Ritt wohl gegen drei Viertelstunden, bis ich endlich die offene Wüste erreichte. Ich strebte in dieselbe hinein und richtete es so ein, daß sich Abu-Seïf immer außer Schußweite hinter mir befand. Jetzt erreichte auch die Tochter des Scheik den Fuß der Hügelkette, aber zu gleicher Zeit sah ich auf dem Kamme der letzten Höhe noch einen Verfolger erscheinen, der ein ausgezeichnetes Kamel reiten mußte; denn er kam uns anderen immer näher. Sein Tier war dem Pferde des Abu-Seïf weit überlegen.

Ich begann bereits Befürchtungen zu hegen, zwar nicht für mich, sondern in Beziehung auf meine Gefährtin; da sah ich zu meinem Erstaunen, daß dieser Reiter seitwärts abbog, als wolle er uns in einem Bogen überholen. Ich hielt mein Tier an und blickte schärfer zurück. War es möglich? Dort der kleine Kerl auf dem fliegenden Hedjihn sah genau so aus, wie mein Halef. Wie kam er zu einem solchen Tiere, und wie kam er hinter uns? Ich hielt mein Kamel an, um ihn noch einmal, und zwar genau, ins Auge zu fassen. Ja, es war Halef und kein anderer. Er wollte sich mir zu erkennen geben und schlug mit den Armen in der Luft herum, als ob er Schwalben fangen wolle.

Nun blieb ich ruhig sitzen und nahm die Büchse zur Hand. Der Verfolger war im Bereich meiner Stimme.

»Rrrrreee, du Vater des Säbels! Bleib fern, sonst sende ich dir eine Kugel!«

»Fern bleiben, du Hund?« schrie er. »Ich werde dich lebendig fangen und nach Mekka bringen, du Schänder des Heiligtumes!«

Ich konnte nichts anderes tun: ich zielte und feuerte. Um ihn zu schonen, hatte ich auf die Brust seines Pferdes gehalten. Es überschlug sich und begrub ihn unter sich; es wälzte sich einigemal über ihm und dann war es tot. Ich erwartete, daß er sich schleunigst hervorarbeiten werde; es geschah nicht. Entweder hatte er sich verletzt, oder er tat nur so, um mich in seine Nähe zu locken. Ich ritt sehr vorsichtig auf ihn zu und kam zu gleicher Zeit mit der Ateïbeh bei ihm an. Er lag mit geschlossenen Augen im Sande und rührte sich nicht.

»Effendi, deine Kugel ist der meinigen zuvorgekommen!« klagte das Weib.

»Ich habe nur auf sein Pferd und nicht auf ihn geschossen. Doch kann er das Genick oder etwas anderes gebrochen haben. Ich werde nachsehen.«

Ich stieg ab und untersuchte ihn. Wenn er sich nicht innerlich verletzt hatte, so war er wohl erhalten und nur betäubt. Die Ateïbeh zog ihren Handschar.

»Was willst du tun?«

»Mir seinen Kopf nehmen.«

»Das tust du nicht, denn auch ich habe ein Recht auf ihn.«

»Mein Recht ist älter!«

»Aber das meinige ist größer: ich habe ihn gefällt.«

»Das ist nach den Sitten dieses Landes richtig. Tötest du ihn?«

»Was tust du, wenn ich ihn nicht töte, sondern frei gebe oder einfach hier liegen lasse?«

»So gibst du dein Recht auf, und ich mache das meinige geltend.«

»Ich gebe es nicht auf.«

»So nehmen wir ihn mit, und es wird sich entscheiden, was mit ihm geschieht.«

Jetzt kam auch Halef herbei.

»Maschallah, Wunder Gottes! Sihdi, was hast du getan?«

»Wie kommst du an diesen Ort?«

»Ich bin dir nachgeeilt!«

»Das sehe ich allerdings. Erkläre dich ausführlicher!«

»Sihdi, du weißt, daß ich sehr viel Geld habe. Was soll ich es in meiner Tasche tragen? Ich wollte mir ein Dschemmel dafür kaufen, und ging zu einem Händler, der am südlichen Ende der Stadt wohnt. Hanneh war bei mir. Während ich mir seine Tiere besah, unter denen dieses hier das beste und so teuer war, daß es nur ein Pascha oder Emir bezahlen konnte, erhob sich draußen ein großer Lärm. Ich eilte mit dem Händler hinaus und hörte, daß ein Giaur das Heiligtum geschändet habe und geflohen sei. Ich dachte sogleich an dich, Sihdi, und sah dich auch einen Augenblick später nach der Höhe eilen. Alles drängte nach dem Hof, um Tiere zu deiner Verfolgung zu holen. Ich tat dasselbe und ergriff dieses Hedjihn. Nachdem ich zuvor Hanneh befohlen hatte, in das Lager zu eilen und dem Scheik den Vorfall zu erzählen, gab ich dem Händler, der mir das Tier nicht borgen wollte, einen Klapps und ritt dir nach, um dich zu fangen. Die andern blieben alle zurück; nun habe ich dich und auch das Dschemmel.«

»Es ist nicht dein.«

»Darüber reden wir später, Sihdi. Die Verfolger sind noch immer hinter uns; wir können nicht hier bleiben. Was tun wir mit diesem Vater des Säbels und des Betruges?«

»Wir binden ihn auf dieses ledige Kamel und nehmen ihn mit. Er wird wohl wieder zu sich kommen.«

»Und wohin fliehen wir?«

»Ich weiß den Ort,« antwortete die Ateïbeh. »Auch du kennst ihn, Halef; denn mein Vater, der Scheik, hat ihn dir gesagt für den Fall, daß du uns nicht mehr im Lager angetroffen hättest.«

»Du meinst die Höhle Atafrah?«

»Ja. Hanneh hätte dich hingeführt. Diese Höhle ist nur den

Anführern der Ateïbeh bekannt, und diese sind jetzt nicht dort zugegen. Kommt, helft mir den Gefangenen binden.«

Sechs Händen war es nicht schwer, ihn auf das Kamel zu befestigen, welches mich vom Lager aus bis in die Nähe der Stadt getragen hatte. Alles, was Abu-Seïf bei sich trug, nahm die Tochter Maleks zu sich; dann stiegen wir wieder auf und eilten dem Südosten zu.

So war ich denn glücklich entkommen. Ich dachte jetzt nicht, daß ich Mekka noch einmal sehen würde, und verspare daher die Beschreibung der Stadt und ihrer Sehenswürdigkeiten bis später.

Unterwegs hatte ich von den Vorwürfen Halefs zu leiden.

»Sihdi,« meinte er, »habe ich dir nicht gesagt, daß kein Ungläubiger die heilige Stadt besuchen darf? Du hättest beinahe das Leben verloren!«

»Warum schlugst du mir meine Bitte ab, als ich Wasser verlangte?«

»Weil ich sie nicht erfüllen durfte.«

»Nun habe ich mir das Wasser selbst geholt!«

»Du warst beim heiligen Brunnen?«

»Sieh her! Das ist das echte Wasser vom Zem-Zem!«

»Allah kerihm, Gott ist gnädig, Sihdi! Er hat dich zu einem wahren Gläubigen und sogar zu einem Hadschi gemacht. Ein Giaur darf nicht in die Stadt; aber wer vom Wasser des Zem-Zem hat, der ist ein Hadschi und folglich auch ein echter Moslem. Habe ich dir nicht stets gesagt, daß du dich noch bekehren würdest, du magst wollen oder nicht?«

Das war eine ebenso drollige wie auch kühne Auffassung der Sachlage; aber sie hatte die Absicht und auch den Erfolg, das muselmännische Gewissen meines guten Halef zu beschwichtigen, und so fiel es mir nicht ein, seine Anschauung zu widerlegen.

Die Landschaft um Mekka ist außerordentlich wasserarm, und wo sich ein Brunnen befindet, ist er sicherlich der Mittelpunkt eines Dorfes oder wenigstens eines zeitweiligen Lagers. Diese Orte mußten wir meiden, und so kam es, daß wir trotz der Hitze des Tages keinen Halt machten, bis wir eine Ge-

gend erreichten, welche sehr reich an zerklüfteten Felsen war. Wir folgten der Ateibeh über Schutt und Geröll und zwischen mächtigen Steinblöcken hindurch, bis wir an einen Felsenspalt gelangten, der unten die ungefähre Breite eines Kameles hatte.

»Dies ist die Höhle,« sagte unsere Führerin. »Auch die Tiere können hinein, wenn wir ihnen die Sattelkissen abnehmen.«

»Wir bleiben hier?« fragte ich.

»Ja, bis der Scheik kommt.«

»Wird er kommen?«

»Er wird sicher kommen, weil Hanneh ihn benachrichtigt hat. Wenn jemand von den Ateibeh nicht zum Lager kommt, so ist er hier in dieser Höhle zu suchen. Steigt ab, und folget mir!«

Abu-Seif war wieder zu sich gekommen, aber er hatte während des ganzen Rittes keinen Laut von sich gegeben und stets die Augen geschlossen gehalten. Er wurde zuerst in die Höhle gebracht. Wenn man dem Spalte folgte, so wurde er immer breiter und bildete schließlich einen Raum, der groß genug für vierzig bis fünfzig Männer und Tiere war. Sein großer Vorzug bestand in dem Wasser, welches sich ganz im Hintergrunde angesammelt hatte. Nachdem wir den Gefangenen und die Kamele in Sicherheit gebracht hatten, suchten wir draußen nach dem großbüscheligen Rattamgras, welches die sehr willkommene Eigenschaft besitzt, daß es im grünen Zustande ebenso gut brennt wie im getrockneten. Das war für die Nacht, denn am Tage konnte es uns nicht einfallen, ein Feuer anzuzünden, dessen Rauch unsern Zufluchtsort sehr leicht hätte verraten können.

Übrigens brauchten wir keine Sorge zu haben, entdeckt zu werden. Unser Weg hatte uns meist über einen so steinigen Boden geführt, daß unsere Spuren sicher nicht verfolgt werden konnten.

Eine eigentümliche Entdeckung machte ich, als ich die Satteltasche meines Kameles untersuchte: sie enthielt Geld, und zwar eine nicht unbedeutende Summe.

Unsere Tiere waren ermüdet, und wir ebenso; die Fesseln des Gefangenen waren fest, und so konnten wir schlafen. Na-

türlich aber teilte ich mich mit Halef in die Wache. So vergingen die letzten Tagesstunden, und die Nacht brach herein. Beim Morgengrauen hatte ich die Wache. Durch ein sich nahendes Geräusch aufmerksam gemacht, lugte ich zum Spalt hinaus und sah einen Mann, der sich vorsichtig herbeischlich. Ich erkannte in ihm einen der Ateibeh und trat hinaus.

»Allah sei Dank, daß ich dich sehe, Effendi!« begrüßte er mich. »Der Scheik hat mich vorausgesandt, um zu erforschen, ob ihr hier zu finden seid. Nun brauche ich nicht zurückzukehren, denn dies ist das Zeichen, daß ich euch hier angetroffen habe.«

»Wen vermutest du außer mir noch hier?«

»Deinen Diener Halef, die Bint el Ateibeh und vielleicht gar noch Abu-Seïf, den Gefangenen.«

»Wie kannst du diese alle hier erwarten?«

»Effendi, das ist nicht schwer zu erraten. Hanneh kam mit den beiden Kamelen allein ins Lager und erzählte, daß du in Mekka gewesen und geflohen bist. Die Bint el Malek war mit dir geritten und hat dich sicher nicht verlassen, obgleich du eine große Sünde begangen hast. Halef kam dir nach, und hinter den Bergen fanden die Verfolger das erschossene Pferd des Dscheheïne, ihn selbst aber nicht. Ihr hattet ihn also bei euch. Freilich konnten nur wir dies erraten, die andern aber nicht.«

»Wann kommt der Scheik?«

»Vielleicht noch vor einer Stunde.«

»So komm herein.«

Er würdigte den Gefangenen keines Blickes und legte sich sofort zum Schlafen nieder. In der angegebenen Zeit langte die kleine Karawane vor der Höhle an. Man lud ab, und alles wurde hereingeschafft. Ich hatte erwartet, von dem Scheik Vorwürfe zu erhalten. Aber seine erste Frage war:

»Hast du den Dscheheïne gefangen?«

»Ja.«

»Er ist hier?«

»Unverletzt und gesund.«

»So werden wir über ihn richten!«

Bis man alles geordnet hatte, war es Mittag geworden. Nun

sollte das Gericht beginnen. Vorher hatte ich aber mit Halef eine interessante Unterredung.

»Sihdi, erlaube mir eine Frage,« bat er.

»Sprich!«

»Nicht wahr, du weißt noch alles, was du über mich und Hanneh niedergeschrieben hast?«

»Alles.«

»Wann muß ich Hanneh wieder hergeben?«

»Sobald du die Wallfahrt beendet hast.«

»Aber ich habe sie noch nicht beendet!«

»Was fehlt noch?«

»Nichts, denn ich bin in Mekka mit allem fertig, da es sehr schnell gegangen ist. Aber ich möchte mein Weib behalten, und da ist es mir eingefallen, daß zu einer richtigen Hadsch auch ein Besuch in Medina gehört.«

»Das ist sehr richtig. Was sagt Hanneh dazu?«

»Sihdi, sie liebt mich. Glaube es – sie hat es mir selbst gesagt!«

»Und du liebst sie wieder?«

»Sehr! Steht nicht geschrieben, daß Allah dem Adam eine Rippe genommen und daraus die Eva geschaffen habe? Unter der Rippe liegt das Herz, und also wird das Herz des Mannes stets beim Weibe sein.«

»Aber was wird der Scheik sagen?«

»Das ist es ja, was mir Sorge macht, Sihdi!«

»Weitere Sorgen hast du nicht?«

»Nein.«

»Und ich? Was werde ich dazu sagen?«

»Du? O, du wirst mir deine Einwilligung geben, denn ich werde dich dennoch nicht verlassen, so lange du mich bei dir haben willst.«

»Dein Weib könnte aber doch nicht mit umherziehen; bedenke das!«

»Das soll sie auch nicht. Ich werde sie bei ihrem Stamme lassen, bis ich zurückkehren kann.«

»Halef, das ist eine Aufopferung, welche ich nicht verlange. Aber da ihr einander so lieb habt, so mußst du eben dein mög-

lichstes tun, sie behalten zu dürfen. Vielleicht läßt sich der Scheik erbitten, daß du sie nicht wieder abzutreten brauchst.«

»Sihdi, ich gebe sie nicht wieder her, und wenn ich fliehen müßte. O sie weiß, daß ich Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah bin, und sie würde mit mir bis an das Ende der Welt gehen!«

Mit dieser selbstbewußten Versicherung schritt er stolz von dannen. Unterdessen hatte sich ein Kreis gebildet, in dessen Mitte Abu-Seïf getragen worden war. Ich ward aufgefordert, an der Verhandlung teil zu nehmen, und setzte mich neben dem Scheik Malek nieder.

»Effendi,« begann dieser, »ich habe gehört, daß du behauptest, Rechte an diesen Mann zu haben, und weiß, daß dies die Wahrheit ist. Willst du ihn uns abtreten oder willst du mit uns über sein Schicksal abstimmen?«

»Ich werde mit abstimmen, ich und Halef, denn auch er hat Rache an Abu-Seïf zu nehmen.«

»So nehmt dem Gefangenen die Fesseln ab!«

Er wurde losgebunden, blieb aber bewegungslos liegen, als ob er tot sei.

»Abu-Seïf, erhebe dich vor diesen Männern, um dich zu verantworten!«

Er blieb liegen, ohne nur die Augenlider aufzuschlagen.

»Er hat die Sprache verloren, ihr seht es, ihr Männer; warum sollen wir da mit ihm reden? Er weiß, was er getan hat, und wir wissen es auch; was könnten uns da die Worte und die Fragen nützen? Ich sage, daß er sterben muß, um den Schakalen, Hyänen und Geiern zur Speise zu dienen. Wer meiner Rede beistimmt, der mag es erklären.«

Alle gaben ihre Zustimmung. Ich allein wollte mein Veto einlegen, wurde aber durch ein unvorhergesehenes Ereignis daran verhindert. Bei den letzten Worten des Scheik nämlich erhob sich plötzlich der Gefangene, schnellte zwischen zwei der Ateïbeh hindurch und sprang dem Ausgang zu. Ein lauter Schrei der Bestürzung erscholl, dann erhoben sich alle, um ihm nachzuspringen. Ich war der einzige, welcher zurückblieb. Er hatte große Schuld auf sich geladen und nach den Geset-

zen der Wüste mehr als den Tod verdient; dennoch war es mir unmöglich gewesen, für diese Strafe zu stimmen. Vielleicht gelang es ihm, zu entkommen. War dies der Fall, so durften wir keine Stunde länger in der Höhle verweilen.

Ich blieb lange Zeit allein. Der erste, welcher zurückkehrte, war der alte Scheik. Er war hinter den jungen Männern zurückgeblieben.

»Warum bist du ihm nicht nach, Effendi?« fragte er mich.

»Weil deine tapfern Männer ihn fangen werden, ohne meiner Hilfe zu bedürfen. Werden sie ihn wieder bekommen?«

»Ich weiß es nicht. Er ist ein berühmter Läufer, und als wir vor die Höhle kamen, war er bereits verschwunden. Wenn wir ihn nicht wieder ereilen, so müssen wir fliehen, da er nun die Höhle kennt.«

Nach und nach kehrten mehrere Männer zurück. Sie hatten ihn nicht laufen sehen und auch seine Spur nicht bemerkt. Später kam Halef, zuletzt aber kehrte die Tochter des Scheik zurück, deren Nasenflügel vor Wut zitterten. Ein kurzer Meinungsaustausch ergab, daß ihn niemand gesehen hatte. Die Bestürzung und der Umstand, daß ihm durch den engen Gang nur stets einer folgen konnte, hatte ihm einen Vorsprung gewährt, und der Boden draußen war ja ganz geeignet, die Flucht zu erleichtern.

»Hört, ihr Männer,« sagte der Scheik, »er wird unser Versteck verraten. Wollen wir sofort aufbrechen oder auf unsern Tieren noch einen Versuch machen, ihn zu erwischen? Wenn wir diese Gegend im Kreise umreiten, so ist es leicht möglich, daß wir ihn bemerken.«

»Wir fliehen nicht, sondern wir suchen ihn,« sagte seine Tochter.

Die anderen stimmten bei.

»Wohlan, so nehmt eure Kamele und folgt mir. Wer den Entflohenen bringt – tot oder lebendig – der wird eine große Belohnung bekommen.«

Da trat Halef vor und sprach:

»Den Preis habe ich bereits verdient. Draußen liegt tot der Vater des Säbels.«

»Wo hast du ihn ereilt?« fragte der Scheik.

»Herr, du mußt wissen, daß mein Sihdi ein Meister ist im Kampfe und im Auffinden aller Arten des Makam {Fußspur}; er hat mich gelehrt, die Spuren im Sande, im Grase, auf der Erde und auf dem Felsen zu finden; er hat mir gezeigt, wie man nachdenken muß bei der Verfolgung eines Flüchtligen. Ich war der erste, der hinter Abu-Seïf die Höhle verließ; aber ich sah ihn bereits nicht mehr. Ich rannte erst nach links hinauf, dann nach rechts hinab, und da ich nichts von ihm bemerkte, so dachte ich, daß er so klug gewesen sei, sich gleich nach seinem Austritt aus der Höhle zu verstecken. Ich spähte hinter den Steinen und fand ihn auch. Es gab einen kurzen Kampf, dann drang ihm still mein Messer ins ruchlose Herz. Seinen Körper werde ich euch zeigen.«

Ich blieb wieder in der Höhle, die anderen aber folgten Halef, um den toten Abu-Seïf zu sehen.

Bald kehrten sie jubelnd zurück.

»Was verlangst du als Belohnung?« fragte nun der Scheik den tapfern kleinen Halef.

»Herr, ich komme aus einem fernen Lande, zu welchem ich wohl nicht wieder zurückkehren werde. Hältst du mich für würdig, so nimm mich unter die Deinen auf.«

»Ateïbeh willst du werden? Was sagt dein Herr dazu?«

»Er ist damit einverstanden. Nicht wahr, Sihdi?«

»Ja,« nahm ich das Wort. »Ich vereinige meinen Wunsch mit dem seinigen.«

»Was mich betrifft, so würde ich auf der Stelle zustimmen,« erklärte der Scheik. »Aber ich muß erst diese Leute befragen, und die Adoption eines Fremden ist eine wichtige Sache, welche sehr viel Zeit erfordert. Hast du Verwandte hier in der Nähe?«

»Nein.«

»Hast du eine Blutrache auf dich geladen?«

»Nein.«

»Bist du ein Sunnit oder ein Schiit?«

»Ein Anhänger der Sunna.«

»Du hast wirklich noch kein Weib und keine Kinder gehabt?«

»Nein.«

»Wenn dieses ist, so können wir ja gleich zur Beratung schreiten.«

»So berate auch über ein anderes noch mit!«

»Worüber?«

»Sihdi, willst du nicht an meiner Stelle reden?«

Ich erhob mich vom Boden und nahm eine möglichst würdevolle Haltung an. Dann begann ich meine Rede:

»Vernimm meine Worte, o Scheik, und Allah öffne dir das Herz, damit sie Eingang in die Gnade deines Willens finden. Ich bin Kara Ben Nemsî, ein Emir unter den Talebs und Helden in Frankistan. Ich kam nach Afrika und auch in dieses Land, um seine Bewohner zu sehen und große Taten zu verrichten. Dazu brauchte ich einen Diener, der alle Mundarten des Westens und Ostens versteht, der klug und weise ist und sich vor keinem Löwen, vor keinem Panther und vor keinem Menschen fürchtet. Ich fand diesen Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah und bin mit ihm bis heute über alle Maßen zufrieden gewesen. Er ist stark wie ein Eber, treu wie ein Windspiel, klug wie ein Fennek und schnell wie eine Antilope. Wir haben über den Abgründen der Schotts gekämpft, wir sind eingebrochen und haben uns doch gerettet. Wir haben die Tiere des Feldes und der Wüste bezwungen; wir haben dem bösen Smum getrotzt; ja, wir sind sogar bis an die Grenze Nubiens gedrungen und haben eine Gefangene, die Blume aller Blumen, aus der Gewalt ihres Peinigers befreit. Wir sind dann nach dem Belad el Arab gekommen, und was wir da erlebten, das habt ihr bereits erfahren und seid auch Zeuge davon gewesen. Er ist dann mit Hanneh, deiner Enkelin, nach Mekka geritten. Sie ist zum Schein sein Weib geworden, und er hat sich unterschrieben, daß er sie wieder hergeben werde. Nun aber hat Allah ihre Herzen geleitet, daß sie einander lieb gewannen und nie wieder von einander scheiden möchten. Du bist Hadschi Malek Iffandi Ibn Achmed Chadid el Eini Ben Abul Ali el Besami Abu Schehab

Abdolatif el Hanifi, der weise und tapfere Scheik dieser Söhne der Ateibeh. Deine Einsicht wird dir sagen, daß ich einen solchen Begleiter, wie Halef ist, nicht gern von mir lasse; aber ich wünsche, daß er glücklich sei, und daher richte ich die Bitte an dich, ihn in den Stamm der Ateibeh aufzunehmen und den Vertrag zu zerreißen, in welchem er dir versprochen hat, sein Weib zurückzugeben. Ich weiß, daß du mir diese Bitte erfüllen wirst, und ich werde, wenn ich einst in meine Heimat zurückgekehrt bin, deinen Ruhm und den Ruhm der Deinen verbreiten im ganzen Abendlande. Sallam!«

Alle hatten mir aufmerksam zugehört. Malek antwortete:

»Effendi, ich weiß, daß du ein berühmter Emir der Nemi bist, obgleich eure Namen so kurz sind, wie die Klinge eines Frauenmessers. Du bist ausgegangen wie ein Sultan, welcher unerkannt große Taten verrichtet, und noch die Kinder unserer Kinder werden von deinem Heldentum erzählen. Hadschi Halef Omar ist bei dir wie ein Wesir, dessen Leben seinem Sultan gehört, und ihr seid in unsere Zelte gekommen, um uns große Ehre zu bereiten. Wir lieben dich und ihn – und wir werden unsere Stimmen vereinigen, um ihn zum Sohne unseres Stammes zu machen. Auch werde ich mit seinem Weibe sprechen, und wenn sie bei ihm bleiben will, so werde ich den Vertrag zerreißen, wie du es erbeten hast; denn er ist ein tapferer Krieger, welcher Abu-Seif, den Dieb und Räuber, getötet hat. Jetzt aber erlaube uns, ein Mahl zu bereiten, um den Tod des Feindes zu feiern und dann die Beratung in würdiger Weise vorzunehmen. Du bist unser Freund und Bruder, obgleich du einen anderen Glauben hast, als wir. Sallam, Effendi!«

Achtes Kapitel *Am Tigris*

»Schrecklich wird der Herr über sie sein; denn er wird alle falschen Götter vertilgen, und es sollen ihn anbeten alle Inseln der Heiden, ein jeglicher an seinem Ort. Und er wird seine Hand ausstrecken über die Mitternacht, um Assur umzubrin-

gen. Niniveh wird er öde machen und so dürre wie eine Wüste, daß darinnen sich lagern werden allerlei Tiere der Heidenländer; auch Rohrdommeln und Kormorans werden wohnen auf den Türmen und in den Fenstern singen, und die Raben auf den Balken, denn die Öde wird auf den Schwellen sein. Das ist die lustige Stadt, die so sicher war und bei sich sprach: ich bin es und keine mehr. Wie ist sie so wüste geworden, daß die wilden Tiere darinnen wohnen? Wer an ihr vorübergeht, der pfeift sie aus und klatscht mit den Händen über sie!« —

An diese Worte des Propheten Zephania mußte ich denken, als wir unser Boot beim letzten Schimmer des Tages an das rechte Ufer des Tigris legten. Die ganze Gegend rechts und links vom Strome ist ein Grab, eine große, ungeheure, öde Begräbnisstätte. Die Ruinen des alten Rom und Athen werden vom Strahle der Sonne beleuchtet, und die Denkmäler des einstigen Ägypten ragen als gigantische Gestalten zum Himmel empor. Sie reden verständlich genug von der Macht, dem Reichtume und dem Kunstsinne jener Völker, welche sie errichtet haben. Hier aber, an den beiden Strömen Euphrat und Tigris, liegen nur wüste Trümmerhaufen, über welche der Beduine achtlos dahinreitet, oft ohne nur zu ahnen, daß unter den Hufen seines Pferdes die Jubel und die Seufzer von Jahrtausenden begraben liegen. Wo ist der Turm, welchen die Menschen im Lande Sinear bauten, als sie zu einander sprachen: »Kommt, lasset uns eine Stadt und einen Turm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reicht, damit wir uns einen Namen machen!« —? Sie haben Stadt und Turm gebaut, aber die Stätte ist verwüstet. Sie wollten sich einen Namen machen, aber die Namen der Völker, welche diese Stadt nacheinander bewohnten und in dem Turme ihren sündigen Gottesdienst verübten, und die Namen der Dynasten und Statthalter, welche hier im Golde und im Blute von Millionen wühlten, sie sind verschollen und können mit größter Mühe und von unseren besten Forschern kaum noch erraten werden. — —

Wie aber kam ich an den Tigris, und wie in das Dampfboot, welches uns bis unter die Stromschnellen von Chelab getragen hatte?

Ich war mit den Ateibeh bis in die Wüste En Nahman gezogen, da ich es nicht wagen konnte, mich im Westen des Landes sehen zu lassen. Die Nähe von Maskat verlockte mich, diese Stadt zu besuchen. Ich tat es allein und ohne alle Begleitung, besah mir seine betürmten Mauern, seine befestigten Straßen, seine Moscheen und portugiesischen Kirchen, bewunderte auch die beludschistanische Leibgarde des Imam und setzte mich endlich in eines der offenen Kaffeehäuser, um mir eine Tasse Keschreh munden zu lassen. Dieser Trank wird aus den Schalen der Kaffeebohne gebraut und mit Zimt und Nelken gewürzt. Meine Beschaulichkeit wurde durch eine Gestalt gestört, welche den Eingang verdunkelte. Ich blickte auf und sah eine Figur, welche einer längeren Betrachtung vollständig würdig war:

Ein hoher, grauer Zylinderhut saß auf einem dünnen, langen Kopfe, der in bezug auf Haarwuchs eine völlige Wüste war. Ein unendlich breiter, dünnlippiger Mund legte sich einer Nase in den Weg, die zwar scharf und lang genug war, aber dennoch die Absicht verriet, sich bis hinab zum Kinne zu verlängern. Der bloße, dürre Hals ragte aus einem sehr breiten, umgelegten, tadellos geplätteten Hemdkragen; dann folgte ein graukarierter Schlips, eine graukarrierte Weste, ein graukarierter Rock und graukarierte Beinkleider, eben solche Gamaschen und staubgraue Stiefel. In der Rechten trug der graukarierte Mann ein Instrument, welches einer Verwalterhacke sehr ähnlich war, und in der Linken eine doppelläufige Pistole. Aus der äußeren Brusttasche guckte ein zusammengefaltetes Zeitungsblatt neugierig hervor.

»Wermyn kahwe!« schnarrte er mit einer Stimme, welche dem Tone einer Sperlingsklapper glich.

Er setzte sich auf ein Senieh, welches eigentlich als Tisch dienen sollte, von ihm aber als Sessel gebraucht wurde. Er erhielt den Kaffee, senkte die Nase auf den Trank, schnüffelte den Duft ein, schüttete den Inhalt auf die Straße hinaus und stellte die Tasse auf den Boden.

»Wermyn tütün, gebt Tabak!« befahl er jetzt.

Er erhielt eine bereits angebrannte Pfeife, tat einen Zug, blies

den Rauch durch die Nase, spuckte aus und warf die Pfeife neben die Tasse.

»Wermyn« – er sann nach, aber das türkische Wort wollte nicht kommen, und Arabisch verstand er vielleicht gar nicht. Daher schnarrte er kurzweg: »Wermyn Roastbeef!«

Der Kawehdschi verstand ihn nicht.

»Roastbeef!« wiederholte er, indem er mit dem Munde und allen zehn Fingern die Pantomime des Essens machte.

»Kebab!« bedeutete ich dem Wirt, welcher sogleich hinter der Türe verschwand, um die Speise zu bereiten. Sie besteht aus kleinen, viereckigen Fleischstücken, welche an einem Spieße über dem Feuer gebraten werden.

Jetzt schenkte der Engländer auch mir seine Aufmerksamkeit.

»Araber?« fragte er.

»No.«

»Türke?«

»No.«

Jetzt zog er die dünnen Augenbrauen erwartungsvoll in die Höhe.

»Englishman?«

»Nein. Ich bin ein Deutscher.«

»Ein Deutscher? Was hier machen?«

»Kaffee trinken!«

»*Very well!* Was sein?«

»Ich bin *writer!*« {Schreiber, Schriftsteller}

»Ah! Was hier wollen in Maskat?«

»Ansehen.«

»Und dann weiter?«

»Weiß noch nicht.«

»Haben Geld?«

»Ja.«

»Wie heißen?«

Ich nannte meinen Namen. Sein Mund öffnete sich auf die Weise, daß die dünnen Lippen ganz genau ein gleichseitiges Viereck bildeten, welches die breiten, langen Zähne des Mannes sehen ließ; die Brauen stiegen noch höher empor als vor-

her, und die Nase wedelte mit der Spitze, als ob sie Kundschaft einziehen wolle, was das Loch unter ihr jetzt sagen werde. Dann griff er in den Rockschoß, zog ein Notizbuch hervor, blätterte darin und fuhr sodann in die Höhe, um den Hut abzunehmen und mir eine Verbeugung zu machen.

»Welcome, Sir; kenne Sie!«

»Ah, mich?«

»Yes, sehr!«

»Darf ich fragen, woher?«

»Bin Freund von Sir John Raffley, Mitglied vom Traveller-Klub, London, Near-Street 47.«

»Wirklich? Sie kennen Sir Raffley? Wo befindet er sich jetzt?«

»Auf Reisen – hier oder dort – weiß nicht. Sie waren mit ihm auf Ceylon?«

»Allerdings.«

»Elefanten gejagt?«

»Ja.«

»Dann in See auf Girl-Robber?«

»So ist es.«

»Haben Zeit?«

»Hm! Warum stellen Sie diese Frage?«

»Habe gelesen von Babylon – Niniveh – Ausgrabung – Teufelsanbeter. Will hin – auch ausgraben – Fowling-bull holen – britisches Museum schenken. Kann nicht Arabisch – will gern Jäger haben. Machen Sie mit – bezahle gut, sehr gut!«

»Darf ich um Ihren Namen bitten?«

»Lindsay, David Lindsay – Titel nicht, brauche nicht – Sir Lindsay sagen.«

»Sie beabsichtigen wirklich, nach dem Euphrat und Tigris zu gehen?«

»Yes. Habe Dampfboot – fahre hinauf – steige aus – Dampfboot wartet, oder zurück nach Bagdad – kaufe Pferde und Kamele – reisen, jagen, ausgraben, britisches Museum schenken, Traveller-Klub erzählen. Sie mitgehen?«

»Ich bin am liebsten selbständig.«

»Natürlich! Können mich verlassen, wann wollen – werde gut bezahlen, sehr fein bezahlen – nur mitgehen.«

»Wer ist noch dabei?«

»So viel, wie Sie wollen – aber lieber ich, Sie, zwei Diener.«

»Wann fahren Sie ab?«

»Übermorgen – morgen – heute – gleich!«

Das war ein Anerbieten, wie es mir nicht gelegener kommen konnte. Ich bedachte mich nicht lange und schlug ein. Natürlich aber stellte ich die Bedingung, daß es mir zu jeder Zeit freistünde, meine eigenen Wege zu gehen. Er führte mich an den Hafen, wo ein allerliebster kleiner Puffer lag, und ich merkte bereits nach Verlauf von einer halben Stunde, daß ich mir keinen besseren Gefährten wünschen konnte. Er wollte Löwen und alle möglichen Bestien schießen, die Teufelsanbeter besuchen und mit aller Gewalt einen Fowling-bull, wie er es nannte, einen geflügelten Stier, ausgraben, um ihn dem britischen Museum zum Geschenk zu machen. Diese Pläne waren abenteuerlich, hatten aber eben deshalb meine volle Zustimmung. Ich war auf meinen Wanderungen noch viel seltsameren Käuzen begegnet, als er war.

Leider ließ er mich gar nicht wieder zu den Ateibeh zurück. Ein Bote mußte meine Sachen holen und Halef benachrichtigen, wohin ich reisen werde. Als er zurückkehrte, erzählte er mir, daß Halef mit noch einem Ateibeh zu Lande zu den Abu Salman- und Schammar-Arabern reisen werde, um mit ihnen über die Einverleibung der Ateibeh zu verhandeln. Er werde mein Hedjihn mitbringen und mich schon zu finden wissen.

Diese Nachricht war mir lieb. Daß Halef zu dieser Botschaft ausersehen war, bewies mir abermals, daß er der Liebling seines Schwiegervaters geworden sei. Wir fuhren im persischen Busen hinauf, sahen uns Basra und Bagdad an und gelangten nachher, auf dem Tigris aufwärts dampfend, an die Stelle, an welcher wir heute anlegten. – –

Oberhalb unserer Landestelle mündete der Zab-asfal in den Tigris, und die Ufer hüben und drüben waren mit einem dichten Bambusdschungel bestanden. Wie schon vorhin gesagt, brach die Nacht herein; trotzdem aber bestand Lindsay dar-

auf, an das Land zu gehen und die Zelte aufzuschlagen. Ich hatte keine rechte Lust dazu, konnte ihn aber nicht gut allein lassen und folgte ihm also. Die Bemannung des Dampfbootes bestand aus vier Leuten; es sollte mit Tagesanbruch bereits nach Bagdad zurückkehren, und so faßte der Engländer gegen meinen Rat den Entschluß, alles, auch die vier Pferde, welche er in Bagdad gekauft hatte, noch auszuladen.

»Es wäre besser, wenn wir dies unterließen, Sir,« warnte ich ihn.

»Warum?«

»Weil wir es morgen bei Tageslicht tun könnten.«

»Geht auch am Abend – bezahle gut!«

»Wir und die Pferde sind auf dem Fahrzeuge sicherer als auf dem Lande.«

»Gibt es hier Diebe – Räuber – Mörder?«

»Den Arabern ist niemals zu trauen. Wir sind noch nicht eingerichtet!«

»Werden ihnen nicht trauen, uns aber doch einrichten – haben Büchsen; jeder Spitzbube wird niedergeschossen!«

Er ging nicht von seinem Vorsatze ab. Erst nach zwei Stunden waren wir mit der Arbeit fertig; die zwei Zelte waren aufgerichtet, und zwischen ihnen und dem Ufer wurden die Pferde angehängt. Nach dem Abendbrote gingen wir schlafen. Ich hatte die erste, die beiden Diener die zweite und dritte und Lindsay selbst die vierte Wache. Die Nacht war wunderschön, vor uns rauschten die Fluten des breiten Stromes hinab, und hinter uns erhoben sich die Höhen des Dschebel Dschehenem. Die Helle des Firmaments erleuchtete alles zur Genüge, aber das Land selbst, auf dem ich stand, war noch ein Rätsel. Seine Vergangenheit glich den Fluten des Tigris, die dort unten verschwanden im Schatten des Dschungel. An Assyrien, Babylonien und Chaldäa knüpften sich die Erinnerungen an große Nationen und riesige Städte, aber diese Erinnerungen glichen dem Rückblick auf einen Traum, dessen Einzelheiten man vergessen hat.

Als meine Wachtzeit vorüber war, weckte ich den Diener und instruierte ihn gehörig. Er hieß Bill, war ein Irländer und

machte den Eindruck, als sei die Kraft seiner Muskeln dreißigmal stärker als diejenige seines Geistes. Er grinste sehr verschmitzt zu meinen Anweisungen und begann dann auf und ab zu patrouillieren. Ich schlief ein.

Als ich erwachte, geschah es nicht freiwillig, sondern ich wurde am Arme gerüttelt. Lindsay stand vor mir in seinem graukarierten Anzuge, den er selbst in der Wüste nicht abzulegen beschlossen hatte.

»Sir, wacht auf!«

Ich sprang auf die Füße und fragte:

»Ist etwas geschehen?«

»Hm – ja!«

»Was?«

»Unangenehm!«

»Was?«

»Pferde fort!«

»Die Pferde? Haben sie sich losgerissen?«

»Weiß nicht.«

»Waren sie noch da, als Sie die Wache übernahmen?«

»Yes!«

»Aber Sie haben doch gewacht?«

»Yes!«

»Wo denn?«

»Dort.«

Er deutete auf einen isolierten Hügel, welcher ziemlich entfernt von unsern Zelten lag.

»Dort; warum dort?«

»Ist wohl ein Ruinenhügel – hingegangen wegen Fowling-bull.«

»Und als Sie jetzt zurückkehrten, waren die Pferde fort?«

»Yes!«

Ich trat hinaus und untersuchte die Pfähle. Die Enden der Leinen hingen noch daran; die Tiere waren losgeschnitten worden.

»Sie haben sich nicht losgerissen, sondern sind geraubt worden!«

Er formierte das bekannte Lippenparallelogramm und lachte vergnügt.

»Yes! Von wem?«

»Von Dieben!«

Er machte ein noch vergnügteres Gesicht.

»*Very well*, von Dieben – wo sind sie – wie heißen sie?«

»Weiß ich es?«

»*No* – ich auch *no* – schön, sehr schön! – Abenteuer da!«

»Es ist keine Stunde vergangen, seit der Diebstahl geschah. Warten wir nur noch fünf Minuten, so ist es hell genug, um die Spuren zu erkennen.«

»Schön – ausgezeichnet! Sind Prairiejäger gewesen – Spuren finden – nachlaufen – totschießen – kapitaless Vergnügen – bezahle gut, sehr gut!«

Er trat in sein Zelt, um die Vorbereitungen zu treffen, welche er für notwendig hielt. Ich erkannte nach kurzer Zeit im Scheine der Dämmerung die Spuren von sechs Männern und teilte ihm diese Entdeckung mit.

»Sechs? Wie viel wir?«

»Nur zwei. Zwei müssen bei den Zelten zurückbleiben, und das Boot bleibt auch liegen, bis wir zurückkehren.«

»Yes! Das befehlen und dann fort!«

»Sind Sie ein guter Läufer, oder soll ich Bill mitnehmen?«

»Bill? Pah! Weshalb gehe an Tigris! Abenteuer! Laufe gut – laufe wie Hirsch!«

Nachdem die nötigen Verhaltensmaßregeln erteilt worden waren, warf er die rätselhafte Hacke nebst der Büchse über die Achsel und folgte mir. Es galt, die Diebe einzuholen, ehe sie zu einer größeren Truppe stießen, und daher schritt ich so schnell aus, als mir möglich war. Die langen karierten Beine meines Gefährten hielten sich ganz wacker; es war eine Lust, so mit ihm zu laufen.

Wir befanden uns in der Zeit des Frühjahrs; der Boden glich daher nicht einer Wüste, sondern einer Wiese, nur daß die Blumen förmlich büschel- oder vielmehr buschweise aus der Erde schossen. Wir waren noch nicht weit gekommen, so hatten unsere Hosen sich vom Blütenstaube gefärbt. Wegen die-

ser Höhe der Vegetation war die Spur sehr deutlich zu erkennen. Sie führte uns schließlich an ein Nebenflüßchen, welches von dem Dschebel Dschehennem herfloß und eine sehr aufgeregte Wassermasse zeigte. An seinem Ufer stieß die Spur an eine Stelle, die von Pferdehufen zertreten war, und eine neue Untersuchung ergab von hier aus zehn statt vier Hufspuren. Zwei von den sechs Dieben waren bis hierher gelaufen, statt geritten, und hier hatten sie alle ihre Pferde versteckt gehabt.

Lindsay machte eine sehr mißvergnügte Miene.

»Miserabel – tot ärgern!«

»Worüber?«

»Werden entkommen!«

»Weshalb?«

»Haben nun alle Pferde – wir laufen.«

»Pah! Ich holte sie dennoch ein, wenn Sie aushielten; aber dies ist gar nicht einmal nötig. Man darf nicht nur sehen, sondern man muß auch schließen.«

»Schließen Sie!«

»Sind diese Leute zufällig an unseren Lagerplatz gekommen?«

»Hm!«

»Vielleicht, vielleicht auch nicht. Es scheint mir, als ob sie zu Lande dem Schiffe gefolgt seien, welches alle Abende angelegt hat. Ist dies der Fall, so führt zwar ihre Spur nach Westen, aber nur deshalb, weil sie über diesen Fluß müssen und sich aber doch bei Hochwasser mit den fremden Pferden nicht hineingetrauen.«

»Also Umweg machen müssen?«

»Ja. Sie werden sich eine Furt oder irgend eine bessere Übergangsstelle suchen und dann wieder in die alte Richtung lenken.«

»Schön, gut – sehr gut!«

Er warf die Kleidung ab und trat an das Ufer.

»Ja, Sir, sind Sie denn ein guter Schwimmer?«

»Yes!«

»Es ist hier nicht so ganz gefahrlos, wenn man die Waffen

und die Kleider trocken halten will. Machen Sie mit den Kleidern einen Turban über Ihren Hut!«

»Gut – sehr gut – werde machen!«

Auch ich wand mir aus meinen Kleidern einen hohlen Balen, den ich mir auf den Kopf setzte; dann gingen wir in das Wasser. Dieser Engländer war wirklich ein ebenso gewandter Schwimmer, wie er ein ausdauernder Läufer war. Wir kamen ganz gut hinüber und zogen die Kleider wieder an.

Lindsay überließ sich ganz meiner Führung. Wir eilten noch ungefähr zwei englische Meilen nach Süd und schlugen dann nach West um, wo uns die Höhen eine weite Aussicht gewährten. Wir stiegen einen Berg empor und sahen uns um. So weit das Auge reichte, zeigte sich kein lebendes Wesen.

»*Nothing!* – Nichts – keine Seele – – miserabel!«

»Hm, auch ich sehe nichts!«

»Wenn Sie geirrt – oho, was dann?«

»Dann haben wir noch immer Zeit, sie dort am Flößchen zu verfolgen. Mir hat noch keiner ungestraft ein Pferd gestohlen; ich werde auch hier nicht eher zurückkehren, bis ich die vier Tiere wieder habe.«

»Ich auch.«

»Nein. Sie müssen bei Ihrem Eigentume sein.«

»Eigentum? Pah! Wenn fort, dann neues kaufen – Abenteurer gern bezahlen – sehr gut.«

»Halt! Bewegt sich da draußen nicht etwas?«

»Wo?«

»Dort!«

Ich deutete mit der Hand die Richtung an. Er riß die Augen und den Mund weit auf und spreizte die Beine auseinander. Seine Nasenflügel öffneten sich – es sah aus, als ob sein Riechorgan auch mit der Eigenschaft, zu sehen, oder wenigstens mit einem optischen Witterungs- und Ahnungsvermögen begabt sei.

»Richtig – sehe auch!«

»Es kommt auf uns zu.«

»*Yes!* Wenn sind, dann schieß' alle tot!«

»Sir, es sind Menschen!«

»Diebe! Müssen tot – unbedingt tot!«

»Dann tut es mir leid, Sie verlassen zu müssen.«

»Verlassen? Warum?«

»Ich wehre mich meiner Haut, wenn ich angegriffen werde, aber ich morde keinen Menschen ohne Not. Ich denke, Sie sind ein Engländer!«

»Well! Englishman – Nobelman – Gentleman – werde nicht töten – nur Pferde nehmen!«

»Es scheint wahrhaftig, daß sie es sind!«

»Yes! Zehn Punkte – stimmt!«

»Vier sind ledig und sechs beritten.«

»Hm! Guter Prairiejäger Sie – recht gehabt – Sir John Raffley viel erzählt – bei mir bleiben – gut bezahlen, sehr gut!«

»Schießen Sie sicher?«

»Hm, ziemlich!«

»So kommen Sie. Wir müssen uns zurückziehen, damit sie uns nicht bemerken. Unser Operationsfeld liegt unten zwischen dem Berge und dem Flusse. Gehen wir noch zehn Minuten weiter nach Süd, so tritt die Höhe so eng an das Wasser heran, daß ein Entkommen gar nicht möglich ist.«

Wir eilten jetzt im vollen Laufe wieder hinab und erreichten bald die Stelle, welche ich angedeutet hatte. Der Fluß war von Schilf und Bambus eingesäumt, und am Fuße des Berges fanden sich Mimosen und ein hohes Wermutgebüsch. Wir hatten Raum genug zum Versteck.

»Was nun?« fragte der Engländer.

»Sie verbergen sich hier im Schilfe und lassen die Leute vorüber. Am Ausgange dieser Enge trete ich hinter die Mimosen, und wenn wir die Diebe zwischen uns haben, treten wir beide vor. Ich schieße ganz allein, da ich mich vielleicht besser nach den Umständen zu richten verstehe, und Sie gebrauchen Ihr Gewehr nur auf mein ganz besonderes Geheiß, oder wenn Ihr Leben ernstlich in Gefahr kommt.«

»Well – gut, sehr gut – exzellent Abenteuer!«

Er verschwand in dem Schilfe, und auch ich suchte mir meinen Platz. Bereits nach kurzer Zeit hörten wir Hufschlag. Sie kamen herbei – an Lindsay vorüber, ohne böse Ahnung, ohne

sich umzusehen. Ich sah den Engländer jetzt aus dem Schilfe tauchen und trat vor. Sie hielten im Augenblicke ihre Pferde an. Die Büchse hing ich mir über die Schulter, und nur den Henrystutzen hielt ich in der Hand.

»Sallam aaleïkum!« sagte ich.

Der freundliche Gruß verblüffte sie.

»Aaleïk –« antwortete einer von ihnen. »Was tust du hier?«

»Ich warte auf meine Brüder, welche mir helfen sollen.«

»Welcher Hilfe bedarfst du?«

»Du siehst, daß ich ohne Pferd bin. Wie soll ich durch die Wüste kommen? Du hast vier Tiere übrig; willst du mir nicht eines davon verkaufen?«

»Wir verkaufen keines dieser Pferde!«

»Ich höre, daß du ein Liebling Allahs bist. Du willst nur deshalb das Pferd nicht verkaufen, weil dein gutes Herz dir gebietet, es mir zu schenken.«

»Allah heile dir deinen Verstand! Ich werde auch kein Pferd verschenken.«

»O, du Muster von Barmherzigkeit, du wirst einst die Wonnen des Paradieses vierfach kosten; denn du willst mir nicht bloß ein Pferd, sondern vier verehren, weil ich so viel brauche!«

»Allah kerihm – Gott sei uns gnädig! Dieser Mensch ist deli, ist gewiß und wahrhaftig verrückt.«

»Bedenke, mein Bruder, daß die Verrückten nehmen, was man ihnen nicht freiwillig gibt! Blicke dich um! Vielleicht gibst du jenem dort das, was du mir verweigerst.«

Erst jetzt, beim Anblick des Engländers, wurde ihnen die Situation vollständig klar. Sie legten rasch die Lanzen zum Stoße ein.

»Was wollt ihr?« fragte mich der Sprecher.

»Unsere Pferde, welche ihr uns beim Anbruch des Tages gestohlen habt.«

»Mensch, du bist wahrhaftig toll! Wenn wir dir Pferde genommen hätten, so hättest du uns mit den Füßen nicht erreichen können!«

»Meinst du? Ihr wißt, daß diese vier Pferde den Franken

gehören, welche dort mit dem Schiffe angekommen sind. Wie könnt ihr denken, daß die Franken sich ungestraft bestehlen lassen, und daß sie nicht klüger sind, als ihr! Ich habe gewußt, daß ihr am Fluß einen Umweg machen würdet, bin herübergeschwommen und euch zugekommen. Ihr aber habt euch allerdings täuschen lassen. Ich will nicht Menschenblut vergießen; darum bitte ich euch, mir die Pferde freiwillig zurückzugeben. Dann könnt ihr gehen, wohin ihr wollt!«

Er lachte.

»Ihr seid zwei Männer, und wir sind sechs.«

»Wohl! So tue ein jeder, was ihm beliebt!«

»Weiche vom Wege!«

Er legte die mit Straußenfedern verzierte Lanze ein und trieb sein Pferd auf mich zu. Ich erhob den Stutzen: der Schuß krachte und Roß und Reiter stürzten nieder. Ich bedurfte keiner Minute, um noch fünfmal zu zielen und fünfmal abzudrücken. Alle Pferde stürzten, und nur die unserigen, welche man zusammengekoppelt hatte, waren unversehrt. Der, welcher sie vorher an der Leine hielt, hatte sie losgelassen. Wir benützten den Augenblick der Verwirrung, sprangen auf und eilten davon.

Hinter uns ertönte das Zorneschrei der Araber. Wir machten uns nichts daraus, sondern brachten die Riemen unserer Tiere in Ordnung und ritten lachend davon.

»*Magnificent* – prächtig – schönes Abenteuer – hundert Pfund wert! Wir zwei, sie sechs – sie uns vier Pferde genommen, wir ihnen sechs genommen – ausgezeichnet – herrlich!« lachte Lindsay.

»Ein Glück, daß es so ausgezeichnet, so herrlich abgelauten ist, Sir. Wären unsere Tiere scheu geworden, so kämen wir nicht so schnell weg und hätten sehr leicht einige Kugeln erhalten können.«

»Machen wir auch Umweg oder gehen grad aus?«

»Grad aus. Wir kennen unsere Pferde; der Übergang wird gelingen.«

Wir kamen in guter Zeit wieder bei unseren Zelten an, und

bald nach unserer Ankunft stieß das Boot vom Lande ab und wir blieben allein in der Wüste zurück.

Lindsay wollte anfangs sehr viel Gepäck und auch Proviant mitnehmen, ich aber hatte ihn zu einer andern Ansicht gebracht. Wer ein Land kennen lernen will, der muß auch lernen, sich auf die Gaben desselben zu beschränken, und ein Reiter darf nie mehr bei sich haben, als sein Tier zu tragen vermag. Übrigens waren wir reichlich mit Munition versehen, was die Hauptsache ist, und außerdem verfügte der »Nobelman« über so bedeutenden Geldvorrat, daß wir davon den Reiseaufwand für Jahre hinaus hätten bestreiten können.

»Nun allein am Tigris,« meinte er. »Nun gleich graben nach Fowling-bulls und andern Altertümern!«

Der gute Mann hatte sicher sehr viel gelesen und gehört von den Ausgrabungen bei Khorsabad, Kufjundschik, Hammum Ali, Nimrud, Keschaf und El Hather und war dadurch auf den Gedanken gekommen, nun seinerseits auch das britische Museum zu bereichern und dadurch ein berühmter Mann zu werden.

»Jetzt gleich?« fragte ich ihn. »Das wird nicht gehen!«

»Warum? Habe Hacke mit.«

»O, mit diesem Mattok werden Sie nicht viel machen können. Wer hier graben will, muß sich erst mit der Regierung verständigen – – –«

»Regierung? Welche?«

»Die türkische.«

»Pah! Hat Niniveh den Türken gehört?«

»Allerdings nicht, denn damals war von den Türken keine Rede. Aber die Ruinen gehören jetzt zum türkischen Grund und Boden, obgleich hier der Arm des Sultans nicht sehr mächtig ist. Die arabischen Nomaden sind da die eigentlichen Herren, und wer hier graben will, der hat sich zunächst auch mit ihnen in freundschaftliche Beziehung zu setzen, da er sonst weder seines Eigentums, noch seines Lebens sicher ist. Darum habe ich Ihnen ja geraten, Geschenke für die Häuptlinge mitzunehmen.«

»Die seidenen Gewänder?«

»Ja; sie sind hier am meisten gesucht und nehmen beim Transport sehr wenig Raum ein.«

»Well, so wollen setzen in freundschaftliche Beziehung – aber sogleich und sofort – nicht?«

Ich wußte, daß es bei seinen Ausgrabungen nur bei dem Gedanken bleiben werde, hatte mir aber vorgenommen, ihn nicht abwendig zu machen.

»Ich bin dabei. Nun fragt es sich, welchem Häuptling man zunächst seine Aufwartung zu machen hat.«

»Raten!«

»Der mächtigste Stamm heißt El Schammar. Er hat aber seine Weidegründe weit oben am südlichen Abhang der Sindscharberge und an dem rechten Ufer des Thathar.«

»Wie weit ist Sindschar von hier?«

»Einen ganzen Breitegrad.«

»Sehr breit! Was sind noch für Araber hier?«

»Die Obeïden, Abu-Salman, Abu-Ferhan und andere; doch läßt sich nie genau bestimmen, wo man diese Horden zu suchen hat, da sie sich stets auf der Wanderschaft befinden. Wenn ihre Herden einen Platz abgeweidet haben, so bricht man die Zelte ab und zieht weiter. Dabei leben die einzelnen Stämme in ewiger, blutiger Feindseligkeit miteinander; sie haben sich gegenseitig zu meiden, und das trägt auch nicht wenig zu der Unstetigkeit ihres Lebens bei.«

»Schönes Leben – viel Abenteuer – viel Ruinen finden – viel ausgraben – ausgezeichnet – exzellent!«

»Am besten ist es, wir reiten in die Wüste hinein und befragen uns bei dem ersten Beduinen, welcher uns begegnet, nach dem Wohnort des nächsten Stammes.«

»Gut – well – sehr schön! Gleich jetzt reiten und befragen!«

»Wir könnten heute noch hier bleiben!«

»Bleiben und nicht graben? Nein – geht nicht! Zelte ab und fort!«

Ich mußte ihm seinen Willen lassen, zumal bei näherem Überlegen ich mir sagte, daß es wegen der heutigen feindseligen Begegnung besser sei, den Ort zu verlassen. Wir brachen

also die leichten Zelte ab, welche von den Pferden der Diener getragen werden mußten, setzten uns auf und schlugen den Weg nach dem Sabakah-See ein.

Es war ein wundervoller Ritt durch die blumenreiche Steppe. Jeder Schritt der Pferde wirbelte neue Wohlgerüche auf. Ich konnte selbst die weichste und saftigste Savanne Nordamerikas mit dieser Gegend nicht vergleichen. Die Richtung, welche wir eingeschlagen hatten, stellte sich als eine glücklich gewählte heraus, denn bereits nach kaum mehr als einer Stunde kamen drei Reiter auf uns zugesprengt. Sie machten eine sehr hübsche Figur mit den fliegenden Mänteln und wehenden Straußfedern. Unter lautem Kriegsgeschrei ritten sie auf uns los.

»Sie brüllen. Werden sie stechen?« fragte der Engländer.

»Nein. Das ist die Begrüßungsart dieser Leute. Wer sich dabei zaghaft zeigt, der wird für keinen Mann gehalten.«

»Werden Männer sein!«

Er hielt Wort und zuckte nicht mit der Wimper, als der eine mit seiner scharfen Lanzenspitze grad auf seine Brust zuhielt und erst abbog und sein Pferd in die Hacken riß, als die Lanzenspitze beinahe die Brust berührte.

»Sallam aaleikum! Wo wollt ihr hin?« grüßte einer.

»Von welchem Stamme bist du?«

»Vom Stamme der Haddedihi, welcher zu der großen Nation der Schammar gehört.«

»Wie heißt dein Scheik?«

»Er führt den Namen Mohammed Emin.«

»Ist er weit von hier?«

»Wenn du zu ihm willst, so werden wir euch begleiten.«

Sie wandten um und schlossen sich uns an. Während wir – die Diener hinter uns – in würdevoller Haltung in den Sätteln saßen, sprengten sie um uns in weiten Kreisen herum, um ihre Reitkünste sehen zu lassen. Ihr Hauptkunststück besteht im Innehalten mitten im rasendsten Laufe, wodurch aber ihre Pferde sehr angegriffen und leicht zu schanden werden. Ich glaube behaupten zu können, daß ein Indianer auf seinem

Mustang sie in jeder Beziehung übertrifft. Dem Engländer gefiel das Schaureiten dieser Leute.

»Prächtig! Hm, so kann ich es nicht – würde den Hals brechen!«

»Ich habe noch andere Reiter gesehen.«

»Ah! Wo?«

»Ein Ritt auf Leben und Tod in einem amerikanischen Urwalde, auf einem gefrorenen Flusse, wenn das Pferd kein Eisen hat, oder in einem steinigen Cannon ist doch noch etwas ganz anderes.«

»Hm! Werde auch nach Amerika gehen – reiten in Urwald – auf Flußeis – in Cannon – schönes Abenteuer – prachtvoll! Was sagten diese Leute?«

»Sie grüßten uns und fragten nach dem Ziel unseres Rittes; sie werden uns zu ihrem Scheik bringen. Er heißt Mohammed Emin und ist der Anführer der Haddedihs.«

»Tapfere Leute?«

»Diese Männer nennen sich alle tapfer und sind es auch bis zu einem gewissen Grade. Ein Wunder ist dies nicht. Die Frau muß alles machen, und der Mann tut nichts als reiten, rauchen, rauben, kämpfen, klatschen und faulenzten.«

»Schönes Leben – prächtig – möchte Scheik sein – viel ausgraben – manchen Fowling-bull finden und London schicken – hm!«

Nach und nach wurde die Steppe belebter und wir gewahrten, daß wir uns den Haddedihs näherten. Sie befanden sich zum großen Teil noch in Bewegung, als wir sie erreichten. Es ist nicht leicht, den Anblick zu beschreiben, den ein Araberstamm auf dem Zuge nach seinem neuen Weideplatz gewährt. Ich hatte vorher die Sahara und einen Teil von Arabien durchzogen und dabei viele Stämme der westlichen Araber kennen gelernt; hier aber bot sich mir ein ganz neuer Anblick dar. Dieselbe Verschiedenheit, welche zwischen den Oasen der Sahara und dem »Lande Sinear« der heiligen Schrift herrscht: – man beobachtet sie auch in dem Leben und allen Verhältnissen ihrer Bewohner. Hier ritten wir auf einer beinahe unbegrenzten Merdsch {Wiese, Prairie}, welche nicht die mindeste Ähnlich-

keit mit einer Uah {Oase} des Westens hatte. Sie glich vielmehr einem riesigen Savannenteppich, der aus lauter Blumen bestand. Hier schien nie der fürchterliche Samum gewütet zu haben; hier war keine Spur einer wandernden Düne zu erblicken. Hier gab es kein zerklüftetes und verschmachtetes Wadi, und man meinte, daß hier keine Fata Morgana die Macht besäße, den müden, einsamen Wanderer zu äffen. Die weite Ebene hatte sich mit duftendem Leben geschmückt, und auch die Menschen zeigten keine Spur jener »Wüstenstimmung«, welcher westwärts vom Nil kein Mensch entgehen kann. Es lag über diesem bunten Gefilde ein Farbenton, der nicht im mindesten an das versengende, dabei oft blutig trübe und tödliche Licht der großen Wüste erinnerte.

Wir befanden uns jetzt inmitten einer nach Tausenden zählenden Herde von Schafen und Kamelen. So weit das Auge reichte – rechts und links von uns, vor und hinter uns – wogte ein Meer von grasenden und wandernden Tieren. Wir sahen lange Reihen von Ochsen und Eseln, welche beladen waren mit schwarzen Zelten, bunten Teppichen, ungeheuren Kesseln und allerlei anderen Sachen. Auf diese Berge von Gerätschaften hatte man alte Männer und Weiber gebunden, welche nicht mehr imstande waren, zu gehen oder sich ohne Stütze im Sattel aufrecht zu halten. Zuweilen trug eines der Tiere kleine Kinder, welche in den Sattelsäcken so befestigt waren, daß nur ihre Köpfe durch die kleine Öffnung schauten. Zur Erhaltung des Gleichgewichts trug das Lasttier dann auf der andern Seite junge Lämmer und Zickelchen, welche blökend und meckernd ebenso aus den Öffnungen der Säcke hervorblickten. Dann kamen Mädchen, nur mit dem eng anliegenden, arabischen Hemd bekleidet; Mütter mit Kindern auf den Schultern, Knaben, welche Lämmer vor sich hertrieben; Dromedartreiber, die, auf ihren Tieren sitzend, ihre edlen Pferde nebenbei am Zügel führten, und endlich zahlreiche Reiter, welche, mit bebuschten Lanzen bewaffnet, auf der Ebene nach denjenigen ihrer Tiere herumjagten, welche sich nicht in die Ordnung des Zuges fügen wollten.

Eigentümliche Figuren bildeten diejenigen Reitkamele, wel-

che zum Tragen vornehmer Frauen bestimmt waren. Ich hatte in der Sahara sehr oft Dschemmels gesehen, welche Frauen in dem wiegeähnlichen Korbe trugen; aber eine Vorrichtung, wie die hiesige, war mir noch nicht vorgekommen. Zwei zehnellige oder auch noch längere Stangen nämlich werden vor und hinter dem Höcker des Kameles quer über den Rücken desselben gelegt und an ihren Enden zusammengezogen und mit Pergament oder Stricken verbunden. Dieses Gestell ist mit Fransen und Quasten von Wolle in allen Farben, mit Muschel- und Perlenschnüren verziert, ganz so wie der Sattel und das Riemenzeug, und ragt also neun und noch mehr Ellen rechts und links über die Seiten des Kameles hinaus. Zwischen ihm auf dem Höcker ragt eine aus Grundleisten und Stoffüberzug bestehende Vorrichtung empor, welche fast genau einem Schilderhause gleicht und mit allerlei Quasten und Troddelwerk behangen ist. In diesem *Belle-vue* sitzt die Dame. Die ganze Figur erreicht eine außerordentliche Höhe, und wenn sie am Horizont erscheint, so könnte man sie infolge des schwankenden Ganges der Kamele für einen riesigen Schmetterling oder für eine gigantische Libelle halten, welche die Flügel auf und niederschlägt.

Unser Erscheinen machte in jeder Gruppe, bei welcher wir ankamen, großes Aufsehen. Ich selbst trug daran wohl weniger Schuld als Sir Lindsay, dem ja ebenso wie seinen Dienern auf den ersten Blick der Europäer anzusehen war. Er mußte in seinem graukarierten Anzuge hier noch mehr auffallen, als ein Araber, der in seiner malerischen Tracht vielleicht auf einem öffentlichen Platze Münchens oder Leipzigs erschienen wäre. Unsere Führer ritten uns voran, bis wir endlich ein außerordentlich großes Zelt erblickten, vor welchem viele Lanzen in der Erde steckten. Dies war das Zeichen, daß es das Zelt des Häuptlings sei. Man war soeben beschäftigt, rund um dasselbe einen Kreis anderer Zelte zu errichten.

Die beiden Araber sprangen ab und traten ein. Nur wenige Augenblicke später erschienen sie in Begleitung eines Dritten wieder. Dieser hatte die Gestalt und das Äußere eines echten Patriarchen. Just so mußte Abraham ausgesehen haben, wenn

er aus seinem Hause im Haine Mamre trat, um seine Gäste zu begrüßen. Der schneeweiße Bart hing ihm bis über die Brust herab, dennoch aber machte der Greis den Eindruck eines rüstigen Mannes, der imstande ist, eine jede Beschwerde zu ertragen. Sein dunkles Auge musterte uns nicht eben einladend und freundlich. Er hob die Hand zum Herzen und grüßte:

»Salama!«

Dies ist der Gruß eines eingefleischten Mohammedaners, wenn ein Ungläubiger zu ihm kommt; dagegen empfängt er jeden Gläubigen mit dem Sallam aaleikum.

»Aaleikum!« antwortete ich und sprang vom Pferde.

Er sah mich ob dieses Wortes forschend an; dann fragte er:

»Bist du ein Moslem oder ein Giaur?«

»Seit wann empfängt der Sohn des edlen Stammes der Schammar seine Gäste mit einer solchen Frage? Sagt nicht der Kuran: ›Speise den Fremdling und tränke ihn; laß ihn bei dir ruhen, ohne seinen Ausgang und seinen Eingang zu kennen!‹ – Allah mag es dir verzeihen, daß du deine Gäste wie ein türkischer Khawasse {Polizist} empfängst!«

Er erhob wie abwehrend die Hand.

»Dem Schammar und dem Haddedihi ist jeder willkommen, nur der Lügner und der Verräter nicht.«

Er warf dabei einen bezeichnenden Blick auf den Engländer.

»Wen meinst du mit diesen Worten?« fragte ich ihn.

»Die Männer, welche aus dem Abendlande kommen, um den Pascha gegen die Söhne der Wüste zu hetzen. Wozu braucht die Königin der Inseln {Königin von England} einen Konsul in Mossul?«

»Diese drei Männer gehören nicht zu dem Konsulat. Wir sind müde Wanderer und begehren von dir weiter nichts, als einen Schluck Wasser für uns und eine Dattel für unsere Pferde!«

»Wenn ihr nicht zum Konsulat gehört, so sollt ihr haben, was ihr begehrt. Tretet ein, und seid mir willkommen!«

Wir banden unsere Pferde an die Lanzen und gingen in das Zelt. Dort erhielten wir Kamelmilch zu trinken; die Speise be-

stand nur aus dünnem, hartem und halb verbranntem Gers-
tenkuchen – ein Zeichen, daß der Scheik uns nicht als Gäste
betrachtete. Während des kurzen Mahles fixierte er uns mit
finsterem Auge, ohne ein Wort zu sprechen. Er mußte triftige
Gründe haben, Fremden zu mißtrauen, und ich sah ihm an,
daß er neugierig war, etwas Näheres über uns zu erfahren.

Lindsay schaute sich in dem Zelte um und fragte mich:

»Böser Kerl, nicht?«

»Scheint so.«

»Sieht ganz so aus, als ob er uns fressen wollte. Was sagte
er?«

»Er begrüßte uns als Ungläubige. Wir sind seine Gäste noch
nicht und haben uns sehr vorzusehen.«

»Nicht seine Gäste? Wir essen und trinken doch bei ihm!«

»Er hat uns das Brot nicht mit seiner eigenen Hand gegeben,
und Salz gar nicht. Er sieht, daß Ihr ein Engländer seid, und die
Englishmen scheint er zu hassen.«

»Weshalb?«

»Weiß es nicht.«

»Einmal fragen!«

»Geht nicht, denn es wäre unhöflich. Ich denke aber, daß wir
es noch erfahren werden.«

Wir waren fertig mit dem kleinen Imbiß, und ich erhob
mich.

»Du hast uns Speise und Trank gegeben, Mohammed Emin;
wir danken dir und werden deine Gastfreundschaft rühmen
überall, wohin wir kommen. Lebe wohl! Allah segne dich und
die Deinigen!«

Diesen schnellen Abschied hatte er nicht erwartet.

»Warum wollt ihr mich schon verlassen? Bleibt hier, und ru-
het euch aus!«

»Wir werden gehen, denn die Sonne deiner Gnade leuchtet
nicht über uns.«

»Ihr seid dennoch sicher hier in meinem Zelte.«

»Meinst du? Ich glaube nicht an die Sicherheit im Beyt
{schwarzen Zelt} eines Arab esch Schammar.«

Er fuhr mit der Hand nach dem Dolche.

»Willst du mich beleidigen?«

»Nein; ich will dir nur meine Gedanken sagen. Das Zelt eines Schammar bietet dem Gastfreunde keine Sicherheit; wie viel weniger also demjenigen, der nicht einmal Gastfreundschaft genießt!«

»Soll ich dich niederstechen? Wann hat jemals ein Schammar die Gastfreundschaft gebrochen?«

»Sie ist gebrochen worden nicht nur gegen Fremde, sondern sogar gegen Angehörige des eigenen Stammes.«

Das war allerdings eine fürchterliche Beschuldigung, welche ich hier aussprach; aber ich sah nicht ein, aus welchem Grunde ich höflich sein sollte mit einem Manne, der uns wie Bettler aufgenommen hatte. Ich fuhr fort:

»Du wirst mich nicht niederstechen, Scheik; denn erstens habe ich die Wahrheit gesprochen, und zweitens würde mein Dolch dich eher treffen, als der deinige mich.«

»Beweise die Wahrheit!«

»Ich werde dir eine Geschichte erzählen. Es gab einen großen, mächtigen Stamm, der wieder in kleinere Ferkah {Unterstämmen} zerfiel. Dieser Stamm war regiert worden von einem großen, tapfern Häuptling, in dessen Herzen aber die List neben der Falschheit wohnte. Die Seinen wurden mit ihm unzufrieden und fielen nach und nach von ihm ab. Sie wandten sich dem Häuptling eines Ferkah zu. Da schickte der Scheik zu dem Häuptling und ließ ihn zu einer Besprechung zu sich laden. Er kam aber nicht. Da sandte der Scheik seinen eigenen Sohn. Dieser war mutig, tapfer und liebte die Wahrheit. Er sprach zu dem Häuptling: ›Folge mir. Ich schwöre dir bei Allah, daß du sicher bist im Zelte meines Vaters. Ich werde mit meinem Leben für das deinige stehen!« – Da antwortete der Häuptling: ›Ich würde nicht zu deinem Vater gehen, selbst wenn er tausend Eide ablegte, mich zu schonen; dir aber glaube ich. Und um dir zu zeigen, daß ich dir vertraue, werde ich ohne Begleitung mit dir gehen.« – Sie setzten sich zu Pferde und ritten davon. Als sie in das Zelt des Scheik traten, war es von Kriegen angefüllt. Der Häuptling wurde eingeladen, sich an der Seite des Scheik niederzulassen. Er erhielt das Mahl und die Rede

der Gastfreundschaft, aber nach dem Mahle wurde er überfallen. Der Sohn des Scheik wollte ihn retten, wurde aber festgehalten. Der Oheim des Scheik riß den Häuptling zu sich nieder, klemmte den Kopf desselben zwischen seine Kniee, und so wurde dem Verrathenen mit Messern der Kopf abgewürgt, wie man es bei einem Schafe tut. Der Sohn zerriß seine Kleider und machte seinem Vater Vorwürfe, mußte aber fliehen, sonst wäre er wohl ermordet worden. Kennst du diese Geschichte, Scheik Mohammed Emin?»

»Ich kenne sie nicht. So eine Geschichte kann nicht geschehen.«

»Sie ist geschehen und zwar in deinem eigenen Stamme. Der Verrathene hieß Nedschris, der Sohn Ferhan, der Oheim Hadschar, und der Scheik war der berühmte Scheik Sofuk vom Stamme der Schammar.«

Er wurde verlegen.

»Woher kennst du diese Namen? Du bist kein Schammar, kein Obeïde, kein Abu-Salman. Du redest die Sprache der westlichen Araber, und deine Waffen sind nicht diejenigen der Araber von El Dschesireh {wörtlich »Insel« = das Land zwischen dem Euphrat und dem Tigris}. Von wem hast du diese Geschichte erfahren?»

»Die Schande eines Stammes wird ebenso ruchbar wie der Ruhm eines Volkes. Du weißt, daß ich die Wahrheit gesprochen habe. Wie kann ich dir vertrauen? Du bist ein Haddedihi; die Haddedihi gehören zu den Schammar, und du hast uns die Gastfreundschaft verweigert. Wir werden gehen.«

Er erhob durch eine Bewegung seines Armes Widerspruch.

»Du bist ein Hadschi und befindest dich in der Gesellschaft von Giaurs!«

»Woher siehst du, daß ich ein Hadschi bin?»

»An deinem Hamail. {Ein Kuran, welcher im goldgeschmückten Futteral um den Hals gehängt wird. Nur die Hadschi pflegen ihn zu tragen.} Du sollst frei sein. Diese Ungläubigen aber sollen die Dschisijet bezahlen {Kopfsteuer, welche die Stämme von Fremden zu erheben pflegen}, ehe sie fortgehen.«

»Sie werden sie nicht bezahlen, denn sie stehen unter meinem Schutz.«

»Sie brauchen deinen Schutz nicht, denn sie stehen unter demjenigen ihres Konsuls, den Allah verderben möge!«

»Ist er dein Feind?«

»Er ist mein Feind. Er hat den Gouverneur von Mossul bere-det, meinen Sohn gefangen zu nehmen; er hat die Obeïde, die Abu-Hammed und die Dschowari gegen mich aufgehetzt, daß sie meine Herden raubten und sich jetzt vereinigen wollen, um mich und meinen ganzen Stamm zu verderben.«

»So rufe die andern Stämme der Schammar zu Hilfe!«

»Sie können nicht kommen, denn der Gouverneur hat ein Heer gesammelt, um ihre Weideplätze am Sindschar mit Krieg zu überziehen. Ich bin auf mich selbst angewiesen. Allah möge mich beschützen!«

»Mohammed Emin, ich habe gehört, daß die Obeïde, die Abu-Hammed und die Dschowari Räuber sind. Ich liebe sie nicht: ich bin ein Freund der Schammar. Die Schammar sind die edelsten und tapfersten Araber, die ich kenne; ich wünsche, daß du alle deine Feinde besiegen mögest!«

Ich beabsichtigte nicht etwa, mit diesen Worten ein Kompliment auszusprechen; sie enthielten vielmehr meine volle Überzeugung. Dies mußte wohl auch aus meinem Tone herausgeklungen haben, denn ich sah, daß sie einen freundlichen Eindruck hervorbrachten.

»Du bist in Wirklichkeit ein Freund der Schammar?« fragte er mich.

»Ja, und ich beklage es sehr, daß Zwietracht unter sie gesät wurde, so daß ihre Macht nun fast gebrochen ist.«

»Gebrochen? Allah ist groß, und noch sind die Schammar tapfer genug, um mit ihren Gegnern zu kämpfen. Wer hat dir von uns erzählt?«

»Ich habe schon vor langer Zeit von euch gelesen und gehört; die letzte Kunde aber erhielt ich drüben im Belad Arab bei den Söhnen der Ateïbeh.«

»Wie?« fragte er überrascht, »du warst bei den Ateïbeh?«

»Ja.«

»Sie sind zahlreich und mächtig, aber es ruht ein Fluch auf ihnen.«

»Du meinst Scheik Malek, welcher ausgestoßen wurde?«

Er sprang empor.

»Maschallah, du kennst Malek, meinen Freund und Bruder?«

»Ich kenne ihn und seine Leute.«

»Wo trafest du sie?«

»Ich stieß auf sie in der Nähe von Dschidda und bin mit ihnen quer durch das Belad Arab nach En Nahman, der Wüste von Maskat, gezogen.«

»So kennst du sie alle?«

»Alle.«

»Auch – verzeihe, daß ich von einem Weibe spreche, aber sie ist kein Weib, sondern ein Mann – auch Amscha, die Tochter Maleks, kennst du?«

»Ich kenne sie. Sie war das Weib von Abu-Seïf und hat Rache an ihm genommen.«

»Hat sie ihre Rache erreicht?«

»Ja; er ist tot. Hadschi Halef Omar, mein Diener, hat ihn gefällt und dafür Hanneh, Amschas Tochter, zum Weibe erhalten.«

»Dein Diener? So bist du kein gewöhnlicher Krieger?«

»Ich bin ein Sohn der Uëlad German und reise durch die Länder, um Abenteuer zu suchen.«

»O, jetzt weiß ich es. Du tust, wie Harun al Raschid getan hat; du bist ein Scheik, ein Emir und ziehst auf Kämpfe und auf Abenteuer aus. Dein Diener hat den mächtigen Vater des Säbels getötet, du als sein Herr mußt noch ein größerer Held sein, als dein Begleiter. Wo befindet sich dieser wackere Hadschi Halef Omar?«

Es fiel mir natürlich gar nicht ein, dieser mir sehr vorteilhaften Ansicht über mich zu widersprechen. Ich antwortete:

»Du wirst ihn vielleicht bald zu sehen bekommen. Er wird von dem Scheik Malek abgesandt, um die Schammar zu fragen, ob er mit den Seinen unter ihrem Schutze wohnen könne.«

»Sie werden mir willkommen sein, sehr willkommen. Erzähle mir, o Emir, erzähle mir von ihnen!«

Er setzte sich wieder nieder. Ich folgte seinem Beispiele und berichtete ihm über mein Zusammentreffen mit den Ateïbeh, so weit ich es für nötig hielt. Als ich zu Ende war, reichte er mir die Hand.

»Verzeihe, Emir, daß ich dies nicht wußte. Du hast diese Engländer bei dir, und sie sind meine Feinde. Nun aber sollt ihr meine Gäste sein. Erlaube mir, daß ich gehe und das Mahl bestelle.«

Jetzt hatte er mir die Hand gegeben, und nun erst war ich sicher bei ihm. Ich griff unter mein Gewand und zog die Flasche hervor, in welcher sich das »heilige« Wasser befand.

»Du wirst das Mahl bei Bent Amm bestellen?« {Bent Amm heißt eigentlich Base und ist nebenbei die einzige Form, unter welcher man mit einem Araber von seinem Weibe spricht.}

»Ja.«

»So grüße sie von mir und weihe sie mit einigen Tropfen aus diesem Gefäße. Es ist das Wasser vom Brunnen Zem-Zem. Allah sei mit ihr!«

»Sihdi, du bist ein tapferer Held und ein großer Heiliger. Komm, und besprengte sie selbst. Die Frauen der Schammar fürchten sich nicht, ihr Gesicht sehen zu lassen vor den Männern.«

Ich hatte allerdings bereits gehört, daß die Weiber und Mädchen der Schammar keine Freundinnen des Schleiers seien, und war ja auch während meines heutigen Rittes vielen von ihnen begegnet, deren Gesicht ich unverhüllt gesehen hatte. Er erhob sich wieder und winkte mir, ihm zu folgen. Unser Weg ging nicht weit. In der Nähe seines Zeltcs stand ein zweites. Als wir dort eingetreten waren, bemerkte ich drei Araberinnen und zwei schwarze Mädchen. Die schwarzen waren jedenfalls Sklavinnen, die anderen aber jedenfalls seine Frauen. Zwei von ihnen rieben zwischen zwei Steinen Gerste zu Mehl, die dritte aber leitete von einem erhöhten Standpunkte aus diese Arbeit. Sie war offenbar die Gebieterin.

In einer Ecke des Zeltcs standen mehrere mit Reis, Dat-

teln, Kaffee, Gerste und Bohnen gefüllte Säcke, über welche ein kostbarer Teppich gebreitet war; dies bildete den Thron der Gebieterin. Sie war noch jung, schlank und von hellerer Gesichtsfarbe als die anderen Frauen; ihre Züge waren regelmäßig, ihre Augen dunkel und glänzend. Sie hatte die Lippen dunkelrot und die Augenbrauen schwarz und zwar in der Weise gefärbt, daß sie über der Nase zusammentrafen. Stirn und Wangen waren mit Schönheitspflästerchen belegt, und an den bloßen Armen und Füßen konnte man eine tiefrote Tätowierung bemerken. Von einem jeden Ohre hing ein großer goldener Ring bis zur Taille herab, und auch die Nase war mit einem sehr großen Ring versehen, an dem mehrere große edle Steine funkelten: – er mußte ihr beim Essen sehr im Wege sein. Um ihren Nacken hingen ganze, dicke Reihen von Perlen, Korallenstücken, assyrischen Zylindern und bunten Steinen, und lose, silberne Ringe umgaben ihre Knöchel, Arm- und Handgelenke. Die andern Frauen waren weniger geschmückt.

»Sallam!« grüßte der Scheik. »Hier bringe ich euch einen Helden vom Stamme der German, der ein großer Heiliger ist und euch mit dem Segen des Zem-Zem begnadigen will.«

Sofort warfen sich sämtliche Frauen auf die Erde. Auch die Vornehmste glitt von ihrem Throne und kniete nieder. Ich ließ einige Tropfen Wasser in die Hand laufen und spritzte sie über die Gruppe aus.

»Nehmt hin, ihr Blumen der Wüste! Der Gott aller Völker erhalte euch lieblich und froh, daß euer Duft erquicke das Herz eures Gebieters!«

Als sie bemerkten, daß ich das Gefäß wieder zu mir steckte, erhoben sie sich und beeilten sich, mir zu danken. Dies geschah einfach durch einen Druck der Hand, ganz so wie im Abendlande. Dann gebot der Scheik:

»Nun tummelt euch, ein Mahl zu bereiten, welches dieses Mannes würdig ist. Ich werde Gäste laden, daß mein Zelt voll werde und alle sich freuen über die Ehre, welche uns heute widerfahren ist.«

Wir kehrten in sein Zelt zurück. Während ich eintrat, ver-

weilte er noch vor demselben, um einigen Beduinen seine Befehle zu erteilen.

»Wo waret Ihr?« fragte Sir Lindsay.

»Im Zelte der Frauen.«

»Ah! Nicht möglich!«

»Und doch!«

»Diese Weiber lassen sich sehen?«

»Warum nicht?«

»Hm! Wundervoll! Hier bleiben! Auch Weiber ansehen!«

»Je nach Umständen. Man hält mich für einen frommen Mann, da ich Wasser aus dem Brunnen des Zem-Zem habe, von dem nach dem Glauben dieser Leute ein Tropfen Wunder tut.«

»Ah! Miserabel! Habe kein Zem-Zem!«

»Würde Euch auch nichts helfen, da Ihr nicht arabisch versteht!«

»Sind hier Ruinen?«

»Nein. Aber ich glaube, daß wir nicht weit zu gehen hätten, um solche zu finden.«

»Dann einmal fragen! Ruinen finden; Fowling-bull ausgraben! War übrigens ein schauerhaftes Essen hier!«

»Wird besser. Wir werden sogleich einen echt arabischen Schmaus bekommen!«

»Ah! Schien mir nicht danach auszusehen, der Scheik.«

»Seine Ansicht über uns hat sich geändert. Ich kenne einige Freunde von ihm, und das hat uns das Gastrecht hier erworben. Aber laßt die Diener abtreten. Es könnte die Araber beleidigen, wenn sie mit ihnen in einem Raume sein müssen.«

Als der Scheik wieder erschienen war, dauerte es nicht lange, so versammelten sich die Geladenen. Es waren ihrer so viele, daß das Zelt wirklich voll wurde. Sie lagerten sich je nach ihrem Range im Kreise herum, während der Scheik zwischen mir und dem Engländer in der Mitte saß. Bald ward auch das Mahl von den Sklavinnen in das Zelt gebracht und von einigen Beduinen aufgetragen.

Zunächst wurde ein Sufrah vor uns hingelegt. Dies ist eine Art Tischtuch von gegerbtem Leder, das an seinem Rande mit

farbigen Streifen, Fransen und Verzierungen versehen ist. Es enthält zugleich eine Anzahl von Taschen und kann, wenn es zusammengelegt worden ist, als Vorratstasche für Speisewaren benützt werden. Dann wurde der Kaffee gebracht. Für jetzt erhielt jeder Geladene nur ein kleines Täßchen voll dieses Getränkes. Dann kam eine Schüssel mit Salatah. Dies ist ein sehr erfrischendes Gericht und besteht aus geronnener Milch mit Gurkenschnittchen, die etwas gesalzen und gepfeffert sind. Zugleich wurde ein Topf vor den Scheik gesetzt. Er enthielt frisches Wasser, aus welchem die Hälse von drei Flaschen ragten. Zwei von ihnen enthielten, wie ich bald merkte, Araki, und die dritte war mit einer wohlriechenden Flüssigkeit gefüllt, mit welcher uns der Herr nach jedem Gange bespritzte.

Nun kam ein ungeheurer Napf voll flüssiger Butter. Sie wird hier Samn genannt und von den Arabern sowohl als Einleitung und Nachtisch, als auch zu jeder andern Zeit mit Vorliebe gegessen und getrunken. Dann wurden kleine Körbchen mit Datteln vorgesetzt. Ich erkannte die köstliche, flach gedrückte El Schelebi, welche etwa so verpackt wird, wie bei uns die Feige oder die Prunelle. Sie ist ungefähr zwei Zoll lang, kleinkernig und von ebenso herrlichem Geruch wie Geschmack. Dann sah ich die seltene Adscha, welche niemals in den Handel kommt; denn der Prophet hat von ihr gesagt: Wer das Fasten durch den täglichen Genuß von sechs oder sieben Adscha bricht, der braucht weder Gift noch Zauber zu fürchten. – Auch die Hilwah, die süßeste, die Dschuseirijeh, die grünste, und El Birni und El Seihani waren vertreten. Für die minder vornehmen Gäste waren Balah, am Baume getrocknete Datteln, nebst Dschebeli und Hylajeh vorhanden. Auch Kelladat el Scham, syrische Halsbänder, lagen da. Dies sind Datteln, welche man in noch unreifem Zustande in siedendes Wasser taucht, damit sie ihre gelbe Farbe behalten sollen; dann reiht man sie auf eine Schnur und läßt sie in der Sonne trocknen.

Nach den Datteln trug man ein Gefäß mit Kunafah, d.i. mit Zucker bestreute Nudeln, auf. Nun hob der Wirt die Hände empor.

»Bismillah!« rief er und gab damit das Zeichen zum Beginn des Mahles.

Er langte mit den Fingern in die einzelnen Näpfe, Schüsseln und Körbe und steckte erst mir, dann dem Engländer dasjenige, was er für das Beste hielt, in den Mund. Ich hätte allerdings lieber meine eigenen Finger gebraucht, aber ich mußte ihn gewähren lassen, da ich ihn sonst unverzeihlich beleidigt hätte. Master Lindsay aber zog, als er die erste Nudel in den Mund gestopft erhielt, diesen seinen Mund nach seiner bekannten Weise in ein Trapezoid und machte ihn nicht eher wieder zu, als bis ich ihn aufmerksam machte:

»Eßt, Sir, wenn Ihr diese Leute nicht tödlich beleidigen wollt!«

Er klappte den Mund zu, schluckte den Bissen hinunter und meinte dann, natürlich in englischer Sprache:

»Brr! Ich habe doch Messer und Gabel in meinem Besteck bei mir!«

»Laßt sie stecken! Wir müssen uns nach der Sitte des Landes richten.«

»Schauderhaft!«

»Was sagt dieser Mann?« fragte der Scheik.

»Er ist ganz entzückt über dein Wohlwollen.«

»O, ich liebe euch!«

Bei diesen Worten fuhr er mit der Hand in die saure Milch und klebte dem ehrenwerten Master Englishman eine Portion unter die lange Nase. Der so Beglückte schnaubte einige Male, um sich Luft und Mut zu machen, und versuchte dann, die Gabe des Wohlwollens mittels seiner Zunge von dem unteren Teile seines Angesichtes hinweg in das Innere derjenigen Öffnung zu bringen, welche der Vorhof des Verdauungsapparates genannt werden muß.

»Schrecklich!« lamentierte er dann. »Muß ich das wirklich leiden?«

»Ja.«

»Ohne Gegenwehr?«

»Ohne! Aber rächen könnt Ihr Euch.«

»Wie so?«

»Paßt auf, wie ich es mache, und tut dann ebenso!«

Ich langte in die Nudeln und steckte dem Scheik eine Portion davon in den Mund. Er hatte sie noch nicht verschluckt, so griff David Lindsay in die flüssige Butter und langte ihm eine Handvoll zu. Was ich von dem Scheik als einem Moslem nicht erwartet hatte, das geschah; er nahm die Gabe eines Ungläubigen ohne Sträuben an. Jedenfalls behielt er sich vor, sich später zu waschen und durch ein längeres oder kürzeres Fasten sich von dem Vergehen wieder zu reinigen.

Während wir beide auf diese Weise von dem Scheik gespeist wurden, teilte ich meine Gaben reichlich unter die andern aus. Sie hielten das für eine große Bevorzugung durch mich und boten mir den Mund mit sichtbarem Vergnügen dar. Bald war von dem Vorhandenen nichts mehr zu sehen.

Nun klatschte der Scheik laut in die Hände. Man brachte eine Sini. Das ist eine sehr große, mit Zeichnungen und Inschriften versehene Schüssel von fast sechs Fuß im Umfange. Sie war gefüllt mit Birgani, einem Gemenge von Reis und Hammelfleisch, welches in zerlassener Butter schwamm. Dann kam ein Warah Maschi, ein stark gewürztes Ragout aus Hammelschnitten, nachher Kebab, kleine, auf spitze Holzstäbchen gespießte Bratenstückchen, dann Kima, gekochtes Fleisch, eingelegte Granaten, Äpfel und Quitten und endlich Raha, ein Zuckerwerk von der Art, wie auch wir es in verschiedenen Sorten beim Nachtisch zu naschen pflegen.

Endlich? O nein! Denn als ich das Mahl beendet glaubte, wurde noch das Hauptstück desselben gebracht: ein Hammel, ganz am Spieße gebraten. Ich konnte nicht mehr essen.

»El Hamd ul illah!« rief ich daher, steckte meine Hände in den Wassertopf und trocknete sie mir an meinem Gewande ab.

Das war das Zeichen, daß ich nicht mehr essen würde. Der Morgenländer kennt bei Tafel das sogenannte lästige »Nötigen« nicht. Wer sein »El Hamd« gesagt hat, wird nicht weiter beachtet. Das bemerkte der Engländer.

»El Hamdillah!« rief auch er, fuhr mit der Hand in das Wasser und – betrachtete sie dann sehr verlegen.

Der Scheik bemerkte das und hielt ihm sein Haïk entgegen.

»Sage deinem Freunde,« meinte er zu mir, »daß er seine Hände an meinem Kleide trocknen möge. Die Engländer verstehen wohl nicht viel von Reinlichkeit, denn sie haben nicht einmal ein Gewand, an welchem sie sich abtrocknen können.«

Ich gab Lindsay das Anerbieten des Scheik zu verstehen, und er machte hierauf den ausgiebigsten Gebrauch davon.

Nun wurde von dem Araki gekostet, und dann ward einem jeden der Kaffee und eine Pfeife gereicht. Nun erst begann der Scheik, mich den Seinen vorzustellen:

»Ihr Männer vom Stamme der Haddediñ el Schammar, dieser Mann ist ein großer Emir und Hadschi aus dem Lande der Uëlad German; sein Name lautet – –«

»Hadschi Kara Ben Nemsî,« fiel ich ihm in die Rede.

»Ja, sein Name lautet Emir Hadschi Kara Ben Nemsî; er ist der größte Krieger seines Landes und der weiseste Taleb seines Volkes. Er hat den Brunnen Zem-Zem bei sich und geht in alle Länder, um Abenteuer zu suchen. Wißt ihr nun, was er ist? Ein Dschihad {einer, welcher auszieht, um für den Glauben zu kämpfen} ist er. Laßt uns sehen, ob es ihm gefällt, mit uns gegen unsere Feinde zu ziehen!«

Das brachte mich in eine ganz eigentümliche, unerwartete Lage. Was sollte ich antworten? Denn eine Antwort erwarteten alle von mir, das war ihren auf mich gerichteten Blicken anzusehen. Ich entschloß mich kurz:

»Ich kämpfe für alles Rechte und Gute gegen alles, was unrecht und falsch ist. Mein Arm gehört euch; vorher aber muß ich diesen Mann, meinen Freund, dahin bringen, wohin ihn zu geleiten ich versprochen habe.«

»Wohin ist das?«

»Das muß ich euch erklären. Vor mehreren tausend Jahren lebte in diesem Lande ein Volk, welches große Städte und herrliche Paläste besaß. Das Volk ist untergegangen, und seine Städte und Paläste liegen verschüttet unter der Erde. Wer in die Tiefe gräbt, der kann sehen und lernen, wie es vor Jahrtausenden gewesen ist, und das will mein Freund tun. Er will in der

Erde suchen nach alten Zeichen und Schriften, um sie zu enträtseln und zu lesen – – –«

»Und nach Gold, um es mitzunehmen,« fiel der Scheik ein.

»Nein,« antwortete ich. »Er ist reich; er hat Gold und Silber, so viel er braucht. Er sucht nur Schriften und Bilder; alles andere will er den Bewohnern dieses Landes lassen.«

»Und was sollst du dabei tun?«

»Ich soll ihn an eine Stelle führen, an der er findet, was er sucht.«

»Dazu braucht er dich nicht, und du kannst immerhin mit uns in den Kampf ziehen. Wir selbst werden ihm genug solche Stellen zeigen. Das ganze Land ist voller Ruinen und Trümmer.«

»Aber es kann niemand mit ihm sprechen, wenn ich nicht bei ihm bin. Ihr versteht nicht seine Sprache, und er kennt nicht die eurige.«

»So mag er zuvor mit uns in den Kampf ziehen, und dann werden wir euch viele Orte zeigen, wo ihr Schriften und Bilder finden könnt.«

Lindsay merkte, daß von ihm die Rede war.

»Was sagen sie?« fragte er mich.

»Sie fragen mich, was Ihr in diesem Lande wollt.«

»Habt Ihr es ihnen gesagt, Sir?«

»Ja.«

»Daß ich Fowling-bulls ausgraben will?«

»Ja.«

»Nun?«

»Sie wollen, ich soll nicht bei Euch bleiben.«

»Was sonst machen?«

»Mit ihnen in den Kampf ziehen. Sie halten mich für einen großen Helden.«

»Hm! Wo finde ich Fowling-bulls?«

»Sie wollen Euch solche zeigen.«

»Ah! Aber ich verstehe diese Leute nicht!«

»Das habe ich ihnen gesagt.«

»Was geantwortet?«

»Ihr sollt mit in den Kampf ziehen, und dann wollen sie uns zeigen, wo Inschriften und dergleichen zu finden sind.«

»Well! Wir ziehen mit ihnen!«

»Das geht ja nicht!«

»Warum nicht?«

»Wir gefährden uns dabei. Was gehen uns die Feindseligkeiten anderer an?«

»Nichts. Aber eben darum können wir gehen, mit wem wir wollen.«

»Das ist sehr zu überlegen.«

»Fürchtet Ihr Euch, Sir?«

»Nein.«

»Ich dachte! Also mitziehen! Sagt es ihnen!«

»Ihr werdet Euch noch anders besinnen.«

»Nein!«

Er drehte sich auf die Seite, und das war ein untrügliches Zeichen, daß er sein letztes Wort gesagt habe. Ich wandte mich also wieder an den Scheik:

»Ich habe dir vorhin gesagt, daß ich für alles Rechte und Gute kämpfe. Ist eure Sache recht und gut?«

»Soll ich sie dir erzählen?«

»Ja.«

»Hast du von dem Stamme der Dschehesch gehört?«

»Ja. Es ist ein treuloser Stamm. Er verbindet sich sehr oft mit den Abu Salman und den Tai-Arabern, um die Nachbarstämme zu berauben.«

»Du weißt es. Er fiel über den meinigen her und raubte uns mehrere Herden; wir aber eilten ihm nach und nahmen ihm alles wieder. Nun hat uns der Scheik der Dschehesch beim Gouverneur verklagt und ihn bestochen. Dieser schickte zu mir und entbot mich mit den vornehmsten Kriegern meines Stammes zu einer Besprechung nach Mossul. Ich hatte eine Wunde erhalten und konnte weder reiten noch gehen. Darum sandte ich meinen Sohn mit fünfzehn Kriegern zu ihm. Er war treulos, nahm sie gefangen und schickte sie an einen Ort, den ich noch nicht erfahren habe.«

»Hast du dich nach ihnen erkundigt?«

»Ja, aber ohne Erfolg, da kein Mann meines Stammes sich nach Mossul wagen kann. Die Stämme der Schammar waren entrüstet über diesen Verrat und töteten einige Soldaten des Gouverneurs. Nun rüstet er gegen sie und hat zugleich die Obeïde, die Abu Hammed und die Dschowari gegen mich gehetzt, obgleich sie nicht unter seine Hoheit, sondern nach Bagdad gehören.«

»Wo lagern deine Feinde?«

»Sie rüsten erst.«

»Willst du dich nicht mit den andern Schammarstämmen vereinigen?«

»Wo sollten da unsere Herden Weide finden?«

»Du hast recht. Ihr wollt euch teilen und den Gouverneur in die Wüste locken, um ihn zu verderben?«

»So ist es, er mit seinem Heere kann den Schammar nichts tun. Anders aber ist es mit meinen Feinden; sie sind Araber; ich darf sie nicht bis zu meinen Weideplätzen kommen lassen.«

»Wie viel Krieger zählt dein Stamm?«

»Elfhundert.«

»Und deine Gegner?«

»Mehr als dreimal so viel.«

»Wie lange dauert es, die Krieger deines Stammes zu versammeln?«

»Einen Tag.«

»Wo haben die Obeïde ihr Lager?«

»Am untern Laufe des Zab-asfal.«

»Und die Abu Hammed?«

»In der Nähe von El Fattha, an der Stelle, wo der Tigris durch die Hamrinberge bricht.«

»Auf welcher Seite?«

»Auf beiden.«

»Und die Dschowari?«

»Zwischen dem Dschebel Kernina und dem rechten Ufer des Tigris.«

»Hast du Kundschafter ausgesandt?«

»Nein.«

»Das hättest du tun sollen.«

»Es geht nicht. Jeder Schammar ist sofort zu erkennen, und wäre verloren, wenn man ihm begegnete. Aber – – –«

Er hielt inne und blickte mich forschend an. Dann fuhr er fort:

»Emir, du bist wirklich der Freund von Malek, dem Ateibeh?«

»Ja.«

»Und auch unser Freund?«

»Ja.«

»Komm mit mir; ich werde dir etwas zeigen!«

Er verließ das Zelt. Ich folgte ihm mit dem Engländer und allen anwesenden Arabern. Neben dem großen Zelte hatte man während unseres Mahles ein kleineres für die beiden Diener aufgeschlagen, und im Vorübergehen bemerkte ich, daß man auch sie mit Speise und Trank bedacht hatte. Außerhalb des Zeltkreises standen die Pferde des Scheik angebunden; zu ihnen führte er mich. Sie waren alle ausgezeichnet, zwei aber entzückten mich förmlich. Eines war eine junge Schimmelstute, das schönste Geschöpf, welches ich jemals gesehen hatte. Ihre Ohren waren lang, dünn und durchscheinend, die Nasenlöcher hoch, aufgeblasen und tief rot, Mähne und Schweif wie Seide.

»Herrlich!« rief ich unwillkürlich.

»Sage: Masch Allah!« bat mich der Scheik.

Der Araber ist nämlich in Beziehung auf das sogenannte »Beschreien« sehr abergläubisch. Wem irgend etwas sehr gefällt, der hat »Masch Allah« zu sagen, wenn er nicht sehr anstoßen will.

»Masch Allah!« antwortete ich.

»Glaubst du, daß ich auf dieser Stute den wilden Esel des Sindschar müde gejagt habe, bis er zusammenbrach?«

»Unmöglich!«

»Bei Allah, es ist wahr! Ihr könnt es bezeugen!«

»Wir bezeugen es!« riefen die Araber wie aus einem Munde.

»Diese Stute geht nur mit meinem Leben von mir,« erklärte der Scheik. »Welches Pferd gefällt dir noch?«

»Dieser Hengst. Siehe diese Gliederung, diese Symmetrie, diesen Adel und diese wunderseltene Färbung, ein Schwarz, welches in das Blau übergeht!«

»Das ist noch nicht alles. Der Hengst hat die drei höchsten Tugenden eines guten Pferdes.«

»Welche?«

»Schnellfüßigkeit, Mut und einen langen Atem.«

»An welchen Zeichen erkennst du dies?«

»Die Haare wirbeln sich an der Kruppe: das zeigt, daß er schnellfüßig ist; sie wirbeln sich am Beginn der Mähne: das zeigt, daß er einen langen Atem hat, und sie wirbeln sich ihm in der Mitte der Stirne: das zeigt, daß er einen feurigen, stolzen Mut besitzt. Er läßt seinen Reiter nie im Stich und trägt ihn durch tausend Feinde. Hast du einmal ein solches Pferd besessen?«

»Ja.«

»Ah! So bist du ein sehr reicher Mann.«

»Es kostete mich nichts – es war ein Mustang.«

»Was ist ein Mustang?«

»Ein wildes Pferd, welches man sich erst einfangen und zähmen muß.«

»Würdest du diesen Rapphengst kaufen, wenn ich wollte und wenn du könntest?«

»Ich würde ihn auf der Stelle kaufen.«

»Du kannst ihn dir verdienen!«

»Ah! Unmöglich!«

»Ja. Du kannst ihn zum Geschenk erhalten.«

»Unter welcher Bedingung?«

»Wenn du uns sichere Kundschaft bringst, wo die Obeïde, Abu Hammed und Dschowari sich vereinigen werden.«

Beinahe hätte ich ein »Juchhei!« hinausgejubelt. Der Preis war hoch, aber das Roß war noch mehr wert. Ich besann mich nicht lange und fragte:

»Bis wann verlangst du diese Nachricht?«

»Bis du sie bringen kannst.«

»Und wann erhalte ich das Pferd?«

»Wenn du zurückgekehrt bist.«

»Du hast recht; ich kann es nicht eher verlangen; aber dann kann ich deinen Auftrag auch nicht ausführen.«

»Warum?«

»Weil vielleicht alles darauf ankommt, daß ich ein Pferd reite, auf welches ich mich in jeder Beziehung verlassen kann.«

Er blickte zu Boden.

»Weißt du, daß bei einem solchen Vorhaben der Hengst sehr leicht verloren gehen kann?«

»Ich weiß es; es kommt auch auf den Reiter an. Aber wenn ich ein solches Pferd unter mir habe, so wüßte ich keinen Menschen, der mich oder das Tier fangen könnte.«

»Reitest du so gut?«

»Ich reite nicht so wie ihr; ich müßte das Pferd eines Schammar erst an mich gewöhnen.«

»So sind wir dir überlegen!«

»Überlegen? Seid ihr gute Schützen?«

»Wir schießen im Galopp die Taube vom Zelte.«

»Gut. Leihe mir den Hengst und schicke zehn Krieger hinter mir her. Ich werde mich nicht auf tausend Lanzenlängen von deinem Lager entfernen und gebe ihnen die Erlaubnis, auf mich zu schießen, so oft es ihnen beliebt. Sie werden mich nicht fangen und auch nicht treffen.«

»Du sprichst im Scherze, Emir!«

»Ich rede im Ernste.«

»Und wenn ich dich beim Wort nehme?«

»Gut!«

Die Augen der Araber leuchteten vor Vergnügen. Gewiß war ein jeder von ihnen ein vortrefflicher Reiter; sie brannten vor Verlangen, daß der Scheik auf mein Anerbieten eingehen werde.

Dieser aber blickte sehr unschlüssig vor sich nieder.

»Ich weiß, welcher Gedanke dein Herz bewegt, o Scheik,« sagte ich ihm. »Sieh mich an! Trennt ein Mann sich von solchen Waffen, wie ich sie trage?«

»Nie!«

Ich entledigte mich derselben und legte sie vor ihm nieder.

»Sieh, hier lege ich sie dir zu Füßen, als Pfand, daß ich nicht gekommen bin, dir den Hengst zu rauben; und wenn dies noch nicht genug ist, so sei mein Wort und auch hier mein Freund dir Pfand.«

Jetzt lächelte er beruhigt.

»Es sei, also zehn Mann?«

»Ja, auch zwölf oder fünfzehn.«

»Die auf dich schießen dürfen?«

»Ja. Wenn ich erschossen werde, wird sie kein Vorwurf treffen. Wähle deine besten Reiter und Schützen aus!«

»Du bist tollkühn, Emir!«

»Das glaubst du nur.«

»Sie haben sich nur hinter dir zu halten?«

»Sie können reiten, wie und wohin sie wollen, um mich zu fangen oder mit ihrer Kugel zu treffen.«

»Allah kerihm, so bist du bereits jetzt schon ein toter Mann!«

»Aber sobald ich hier an diesem Orte halten bleibe, ist das Spiel zu Ende!«

»Wohl, du willst es nicht anders. Ich werde meine Stute reiten, um alles sehen zu können.«

»Erlaube mir zuvor, den Hengst zu probieren!«

»Tue es!«

Ich saß auf, und während der Scheik diejenigen bestimmte, welche mich fangen sollten, merkte ich, daß ich mich auf den Hengst ganz und gar verlassen konnte. Dann sprang ich wieder ab und entfernte den Sattel. Das stolze Tier merkte, daß etwas Ungewöhnliches im Gange sei; seine Augen funkelten, seine Mähne hob sich, und seine Füßchen gingen wie die Füße einer Tänzerin, welche versuchen will, ob das Parkett des Saales »wichtig« genug zum Kontre sei. Ich schlang ihm einen Riemen um den Hals und knüpfte eine Schlinge an die eine Seite des fest angezogenen Bauchgurtcs.

»Du entfernst den Sattel?« fragte der Scheik. »Wozu diese Riemen?«

»Das wirst du sehr bald sehen. Hast du die Wahl unter deinen Kriegern getroffen?«

»Ja; hier sind zehn!«

Sie saßen bereits auf ihren Pferden; ebenso stiegen alle Araber auf, welche sich in der Nähe befanden.

»So mag es beginnen. Seht ihr das einzelne Zelt, sechshundert Schritte von hier?«

»Wir sehen es.«

»Sobald ich es erreicht habe, könnt ihr auf mich schießen; auch sollt ihr mir gar keinen Vorsprung lassen. Vorwärts!«

Ich sprang auf – der Hengst schoß wie ein Pfeil davon. Die Araber folgten ihm hart auf den Hufen. Es war ein Prachtpferd. Noch hatte ich die Hälfte der angegebenen Entfernung nicht zurückgelegt, als der vorderste Verfolger bereits um fünfzig Schritte zurückgeblieben war.

Jetzt bog ich mich nieder, um den Arm in den Halsriemen und das Bein in die Schlinge zu stecken. Kurz vor dem angegebenen Zelte blickte ich mich um; alle zehn hielten ihre langen Flinten oder ihre Pistolen schußfertig. Jetzt warf ich das Pferd in einem rechten Winkel herum. Einer der Verfolger parierte sein Pferd mit jener Sicherheit, wie es nur ein Araber zustande bringt; es stand, als sei es aus Erz gegossen. Er hob die Flinte empor; der Schuß krachte.

»Allah il Allah, ïa Allah, Wallah, Tallah!« rief es.

Sie glaubten, ich sei getroffen, denn ich war nicht mehr zu sehen. Ich hatte mich nach Art der Indianer vom Pferde geworfen und hing nun mittels des Riemens und der Schlinge an derjenigen Seite desselben, welche den Verfolgern abgewendet war. Ein Blick unter dem Halse des Rappen hindurch überzeugte mich, daß niemand mehr ziele, und sofort richtete ich mich wieder im Sattel empor, drückte das Pferd wieder nach rechts hinüber und jagte weiter.

»Allah akbar, Maschallah, Allah il Allah!« brauste es hinter mir. Die guten Leute konnten sich die Sache noch nicht erklären.

Sie vermehrten ihre Schnelligkeit und hoben ihre Flinten wieder empor. Ich zog den Rappen nach links, warf mich wie-

der ab und ritt in einem spitzen Winkel an ihrer Flanke vorüber. Sie konnten nicht schießen, wenn sie nicht das Pferd treffen wollten. Trotzdem die Jagd gefährlich aussah, war sie bei der Vortrefflichkeit meines Pferdes doch nur wie das Kinderhaschen, welches ich Indianern gegenüber allerdings nicht hätte wagen dürfen. Wir jagten einigemal um das außerordentlich ausgedehnte Lager herum; dann galoppierte ich, immer an der Seite des Pferdes hangend, mitten zwischen den Verfolgern hindurch, nach dem Orte, an welchem der Ritt begonnen hatte.

Als ich abstieg, zeigte der Rappe nicht eine Spur von Schweiß oder Schaum. Er war wirklich kaum mit Geld zu bezahlen. Nach und nach kamen auch die Verfolger an. Es waren im ganzen fünf Schüsse auf mich gefallen, natürlich aber hatte keiner getroffen. Der alte Scheik faßte mich bei der Hand.

»Hamdullillah! Preis sei Allah, daß du nicht verwundet bist! Ich habe Angst um dich gehabt. Es gibt im ganzen Stamm El Schammar keinen solchen Reiter, wie du bist!«

»Du irrst. Es gibt in deinem Stamme sehr viele, welche besser reiten als ich, viel besser; aber sie haben es nicht gewußt, daß sich der Reiter hinter seinem Pferde verbergen kann. Wenn ich von keiner Kugel und von keinem Manne erreicht wurde, so habe ich es nicht mir, sondern diesem Pferde zu danken. Aber, erlaubst du vielleicht, daß wir das Spiel einmal verändern?«

»Wie?«

»Es soll so bleiben, wie vorhin, nur mit dem Unterschiede, daß ich auch ein Gewehr zu mir nehmen und auf diese zehn Männer schießen kann.«

»Allah kerihm, Allah ist gnädig; er verhüte ein solches Unglück, denn du würdest sie alle vom Pferde schießen!«

»So glaubst du nun wohl, daß ich mich weder vor den Obeïde noch vor den Abu Hammed und den Dschowari fürchte, wenn ich diesen Hengst unter mir habe?«

»Emir, ich glaube es.« – Er rang sichtlich mit einem Entschlusse, dann aber setzte er hinzu: »Du bist Hadschi Kara Ben Nemsî, der Freund meines Freundes Malek, und ich vertraue dir. Nimm den Hengst und reite gegen Morgen. Bringst du mir

keine Botschaft, so bleibt er mein; bringst du mir aber genügende Kunde, so ist er dein. Dann werde ich dir auch sein Geheimnis sagen.«

Jedes arabische Pferd nämlich hat, wenn es besser als mittelmäßig ist, sein Geheimnis: das heißt: es ist auf ein gewisses Zeichen eingeübt, auf welches es den höchsten Grad seiner Schnelligkeit entwickelt und dieselbe nicht eher mindert, als bis es entweder zusammenbricht oder von seinem Reiter angehalten wird. Dieser Reiter verrät das geheime Zeichen selbst seinem Freunde, seinem Vater oder Bruder, seinem Sohne und seinem Weibe nicht und wendet es erst dann an, wenn er sich in der allergrößten Todesgefahr befindet.

»Erst dann?« antwortete ich. »Kann nicht der Fall eintreten, daß nur das Geheimnis mich und das Pferd zu retten vermag?«

»Du hast recht; aber du bist noch nicht der Besitzer des Rappen.«

»Ich werde es!« rief ich zuversichtlich. »Und sollte ich es nicht werden, so wird das Geheimnis in mir vergraben sein, daß keine Seele es erfahren kann.«

»So komm!«

Er führte mich auf die Seite und flüsterte mir zu:

»Wenn der Rappe fliegen soll wie der Falke in den Lüften, so lege ihm die Hand leicht zwischen die Ohren und rufe laut das Wort ›Rih!‹«

»Rih, das heißt Wind.«

»Ja, Rih, das ist der Name des Pferdes, denn es ist noch schneller als der Wind; es ist so schnell wie der Sturm.«

»Ich danke dir, Scheik. Ich werde deine Botschaft so gut ausführen, als ob ich ein Sohn der Haddedihn oder als ob ich du selbst wäre. Wann soll ich reiten?«

»Morgen mit Anbruch des Tages, wenn es dir beliebt.«

»Welche Datteln nehme ich mit für den Rappen?«

»Er frißt nur Balahat. Ich brauche dir nicht zu sagen, wie ein so kostbares Pferd zu behandeln ist?«

»Nein.«

»Schlafe heute auf seinem Leibe und sage ihm die hun-

dertste Sure, welche von den schnelleilenden Rossen handelt, in die Nüstern, so wird es dich lieben und dir gehorchen bis zum letzten Atemzuge. Kennst du diese Sure?»

»Ja.«

»Sage sie her!«

Er war wirklich sehr besorgt um mich und sein Pferd. Ich gehorchte seinem Willen:

»Im Namen Allahs, des Allbarmherzigen! Bei den schnelleilenden Rossen mit lärmendem Schnauben, und bei denen, welche stampfend Feuerfunken sprühen, und bei denen, die wetteifernd des Morgens früh auf den Feind einstürmen, die den Staub aufjagen und die feindlichen Scharen durchbrechen, wahrlich, der Mensch ist undankbar gegen seinen Herrn, und er selbst muß solches bezeugen. Zu unmäßig hängt er der Liebe zu irdischen Gütern an. Weiß er denn nicht, daß dann, wenn alles herausgenommen ist, was in den Gräbern liegt, und an das Licht gebracht wird, was in des Menschen Brust verborgen war, daß dann an diesem Tage der Herr sie vollkommen kennt?»

»Ja, du kannst diese Sure. Ich habe sie dem Rappen tausendmal des Nachts vorgesagt; tue dasselbe, und er wird merken, daß du sein Herr geworden bist. Jetzt aber komm in das Zelt zurück!«

Der Engländer war bisher ein stiller Zuschauer gewesen; nun trat er an meine Seite.

»Warum auf Euch geschossen?»

»Ich wollte ihnen etwas zeigen, was sie noch nicht kennen.«

»Ah, schön, Prachtpferd!«

»Wißt Ihr, Sir, wem es gehört?»

»Dem Scheik!«

»Nein.«

»Wem sonst?»

»Mir.«

»Pah!«

»Mir; wirklich!«

»Sir, mein Name ist David Lindsay, und ich lasse mir nichts weismachen; merkt Euch das!«

»Gut, so behalte ich alles andere für mich!«

»Was?«

»Daß ich Euch morgen früh verlasse.«

»Warum?«

»Um auf Kundschaft auszureiten. Von der Feindseligkeit wißt Ihr bereits. Ich soll zu erkunden suchen, wann und wo die feindlichen Stämme zusammentreffen, und dafür bekomme ich, wenn es mir gelingt, eben diesen Rappen geschenkt.«

»Glückskind! Werde mitreiten, mithorchen, mitkundschaftern!«

»Das geht nicht.«

»Warum nicht?«

»Ihr könnt mir nichts nützen, sondern nur schaden. Eure Kleidung – – –«

»Pah, ziehe mich als Araber an!«

»Ohne ein Wort Arabisch zu verstehen?«

»Richtig! Wie lange ausbleiben?«

»Weiß noch nicht. Einige Tage. Ich muß weit über den kleinen Zab hinunter, und der ist ziemlich weit von hier.«

»Böser Weg! Schlechtes Volk von Arabern!«

»Werde mich in acht nehmen.«

»Werde dableiben, wenn mir einen Gefallen tun.«

»Welchen?«

»Nicht bloß nach Beduinen forschen.«

»Nach wem sonst noch?«

»Nach schönen Ruinen. Muß nachgraben, Fowling-bull finden, nach London ins Museum schicken!«

»Werde es tun, verlaßt Euch darauf!«

»Well! Fertig; eintreten!«

Wir nahmen unsere früheren Plätze im Zelte ein und verbrachten den Rest des Tages mit allerlei Erzählungen, wie sie der Araber liebt. Am Abend wurde Musik gemacht und gesungen, wobei es nur zwei Instrumente gab: die Rubabah, eine Art Zither mit nur einer Saite, und die Tabl, eine kleine Pauke, welche aber doch im Verhältnis zu den leisen, einförmigen Tö-

nen der Rubabah einen ganz entsetzlichen Lärm machte. Dann wurde das Nachtgebet gesprochen, und wir gingen zur Ruhe.

Der Engländer schlief in dem Zelte des Scheik; ich aber ging zu dem Hengste, welcher auf der Erde lag, und nahm Platz zwischen seinen Füßen. Habe ich ihm die hundertste Sure wirklich in die Nüstern gesagt? Versteht sich! Dabei hat mich nicht etwa der Aberglaube gelehrt, bewahre! Das Pferd war an diesen Vorgang gewöhnt; wir wurden also durch denselben schnell vertraut miteinander, und indem ich beim Rezitieren der Worte hart an seinen Nüstern atmete, lernte es, wie man sich auszudrücken pflegt, die Witterung seines neuen Gebietes kennen. Ich lag zwischen seinen Füßen, wie ein Kind zwischen den Beinen eines treuen, verständigen Neufundländers. Als der Tag eben graute, öffnete sich das Zelt des Scheik, und der Engländer trat heraus.

»Geschlafen, Sir?« fragte er.

»Ja.«

»Ich nicht.«

»Warum?«

»Sehr lebendig im Zelte.«

»Die Schläfer?«

»Nein.«

»Wer sonst?«

»Die Fleas, Lice und Gnats!«

Wer englisch versteht, weiß, wen oder was er meinte; ich mußte lachen.

»An solche Dinge werdet Ihr Euch bald gewöhnen, Sir!« tröstete ich ihn.

»Nie. Konnte auch nicht schlafen, weil ich an Euch dachte.«

»Warum?«

»Konntet fortreiten, ohne mich noch zu sprechen.«

»Ich hätte auf jeden Fall Abschied von Euch genommen.«

»Wäre vielleicht zu spät gewesen.«

»Warum?«

»Habe Euch viel zu fragen.«

»So fragt einmal zu!«

Ich hatte ihm schon im Laufe des verflossenen Abends aller-

lei Auskunft erteilen müssen; jetzt zog er sein Notizbuch hervor.

»Werde mich führen lassen an Ruinen. Muß arabisch reden. Mir sagen verschiedenes. Was heißt Freund?«

»Aschab.«

»Feind?«

»Kiman.«

»Muß bezahlen. Was heißt Dollar?«

»Rijahl fransch.«

»Was heißt Geldbeutel?«

»Surrah.«

»Werde Steine graben. Was heißt Stein?«

»Hadschar und auch Hadschr oder Chadschr.«

So fragte er mich nach einigen hundert Wörtern, die er sich alle notierte. Dann wurde es im Lager rege, und ich mußte in das Zelt des Scheik kommen, um das Sahur, das Frühstück, einzunehmen.

Dabei wurde noch vieles beraten; dann nahm ich Abschied, stieg zu Pferde und verließ den Ort, an den ich vielleicht niemals wieder zurückkehren sollte.

Neuntes Kapitel

Auf Kundschaft

Ich hatte mir vorgenommen, zunächst den südlichsten Stamm, die Dschowari, aufzusuchen. Der beste Weg zu ihnen wäre gewesen, dem Thatharflusse zu folgen, der fast stets parallel mit dem Tigris fließt; leider aber war sehr zu vermuten, daß just an seinen Ufern die Obeide ihre Herden weideten, und so hielt ich mich weiter westlich. Ich hatte mich so einzurichten, daß ich etwa eine Meile oberhalb Tekrit den Tigris erreichte; dann traf ich sicher auf den gesuchten Stamm.

Mit Proviant war ich reichlich versehen; Wasser brauchte ich für mein Pferd nicht, da der Pflanzenwuchs im vollen Saft stand. Und so hatte ich weiter keine Sorge, als die Richtung beizubehalten und jede feindliche Begegnung zu vermeiden.

Für das erstere hatte ich den Ortssinn, die Sonne und den Kompaß, und für das letztere das Fernrohr, mit dessen Hilfe ich alles erkennen konnte, bevor ich selbst gesehen wurde.

Der Tag verging ohne irgend ein Abenteuer, und am Abend legte ich mich hinter einem einsamen Felsen zur Ruhe. Bevor ich einschlief, kam mir der Gedanke, ob es nicht vielleicht besser sei, ganz bis Tekrit zu reiten, da ich dort ja ohne Aufsehen vieles erfahren konnte, was mir zu wissen notwendig war. Es war dies ein sehr überflüssiges Überlegen, wie ich am andern Morgen sehen sollte. Ich hatte nämlich sehr fest geschlafen und erwachte durch das warnende Schnauben meines Pferdes. Als ich aufblickte, sah ich fünf Reiter von Norden her grade auf die Stelle zukommen, an welcher ich mich befand. Sie waren so nahe, daß sie mich bereits gesehen hatten. Flucht lag nicht in meinem Sinne, obgleich mich der Rappe wohl schnell davongetragen hätte. Ich erhob mich also, saß auf, um für alles gerüstet zu sein, und nahm den Stutzen nachlässig zur Hand.

Sie kamen im Galopp herbei und parierten ihre Pferde einige Schritte vor mir. Da in ihren Mienen nicht die geringste Feindseligkeit zu finden war, konnte ich mich einstweilen beruhigen.

»Sallam aaleïkum!« grüßte mich der eine.

»Aaleïkum!« antwortete ich.

»Du hast hier diese Nacht geschlafen?«

»So ist es.«

»Hast du kein Zelt, unter welchem du dein Haupt zur Ruhe legen könntest?«

»Nein. Allah hat seine Gaben verschieden ausgeteilt. Dem einen gibt er ein Dach von Filz und dem andern den Himmel zur Decke.«

»Du aber könntest ein Zelt besitzen; hast du doch ein Pferd, welches mehr wert ist, als hundert Zelte.«

»Es ist mein einziges Besitztum.«

»Verkaufst du es?«

»Nein.«

»Du mußt zu einem Stamme gehören, der nicht weit von hier sein Lager hat.«

»Warum?«

»Dein Hengst ist frisch.«

»Und dennoch wohnt mein Stamm viele, viele Tagreisen von hier, weit, weit noch hinter den heiligen Städten im Westen.«

»Wie heißt dein Stamm?«

»Uëlad German.«

»Ja, da drüben im Moghreb sagt man meist Uëlad statt Beni oder Abu. Warum entfernst du dich so weit von deinem Lande?«

»Ich habe Mekka gesehen und will nun auch noch die Duars und Städte sehen, welche gegen Persien liegen, damit ich den Meinen viel erzählen kann, wenn ich heimkehre.«

»Wohin geht zunächst dein Weg?«

»Immer nach Aufgang der Sonne, wohin mich Allah führt.«

»So kannst du mit uns reiten.«

»Wo ist euer Ziel?«

»Oberhalb der Kernina-Klippen, wo unsere Herden am Ufer und auf den Inseln des Tigris weiden.«

Hm! Sollten diese Leute etwa gar Dschowari sein? Sie hatten mich gefragt: es war also nicht unhöflich, wenn auch ich mich erkundigte.

»Welchem Stamme gehören diese Herden?«

»Dem Stamme Abu Mohammed.«

»Sind noch andere Stämme in der Nähe?«

»Ja. Abwärts die Alabeiden, welche dem Scheik von Kernina Tribut bezahlen, und aufwärts die Dschowari.«

»Wem bezahlen diese den Tribut?«

»Man hört es, daß du aus fernen Landen kommst. Die Dschowari zahlen nicht, sondern sie nehmen sich Tribut. Es sind Diebe und Räuber, vor denen unsere Herden keinen Augenblick sicher sind. Komm mit uns, wenn du gegen sie kämpfen willst!«

»Ihr kämpft mit ihnen?«

»Ja. Wir haben uns mit den Alabeiden verbunden. Willst du Taten tun, so kannst du es bei uns lernen. Aber warum schläfst du hier am Hügel des Löwen?«

»Ich kenne diesen Ort nicht. Ich war müde und habe mich zur Ruhe gelegt.«

»Allah kerihm, Gott ist gnädig; du bist ein Liebling Allahs, sonst hätte dich der Würger der Herden zerrissen. Kein Araber möchte hier eine Stunde ruhen, denn an diesem Felsen halten die Löwen ihre Zusammenkünfte.«

»Es gibt hier am Tigris Löwen?«

»Ja, am unteren Laufe des Stromes; weiter oben aber findest du nur den Leopard. Willst du mit uns reiten?«

»Wenn ich euer Gast sein soll.«

»Du bist es. Nimm unsere Hand und laß uns Datteln tauschen!«

Wir legten die flachen Hände ineinander, und dann bekam ich von jedem eine Dattel, die ich aß, während ich fünf andere dafür gab, welche auch aus freier Hand verzehrt wurden. Dann schlugen wir die Richtung nach Südosten ein. Einige Zeit später passierten wir den Thathar, und die ebene Gegend wurde nach und nach bergiger.

Ich lernte in meinen Begleitern fünf ehrliche Nomaden kennen, in deren Herzen kein Falsch zu finden war. Sie hatten zur Feier einer Hochzeit einen befreundeten Stamm besucht und kehrten nun zurück, voll Freude über die Festlichkeiten und Gelage, denen sie beigewohnt hatten.

Das Terrain hob sich mehr und mehr, bis es sich plötzlich wieder senkte. Zur Rechten wurden in weiter Ferne die Ruinen von Alt-Tekrit sichtbar, zur Linken, auch weit entfernt, der Dschebel Kernina, und vor uns breitete sich das Tal des Tigris aus. In einer halben Stunde war der Strom erreicht. Er hatte hier die Breite von wohl einer englischen Meile, und seine Wasser wurden von einer großen, langgestreckten, grün bewachsenen Insel geteilt, auf welcher ich mehrere Zelte erblickte.

»Du gehst mit hinüber. Du wirst unserem Scheik willkommen sein!«

»Wie kommen wir hinüber?«

»Das wirst du gleich sehen, denn wir sind bereits bemerkt worden. Komm weiter aufwärts, wo das Kellek landet.«

Ein Kellek ist ein Floß, welches gewöhnlich zweimal so lang als breit ist. Es besteht aus aufgeblasenen Ziegenfellen, welche durch Querhölzer befestigt sind, über welche Balken oder Bretter gelegt werden, auf denen sich die Last befindet. Das einzige Bindemittel besteht aus Weiden. Regiert wird so ein Floß durch zwei Ruder, deren Riemen aus gespaltenen und wieder zusammengebundenen Bambusstücken gefertigt sind. Ein solches Floß stieß drüben von der Insel ab. Es war so groß, daß es mehr als sechs Reiter tragen konnte, und brachte uns wohlbehalten hinüber.

Wir wurden von einer Menge von Kindern, einigen Hunderten und einem alten, ehrwürdig aussehenden Araber bewillkommt, welcher der Vater eines meiner Gefährten war.

»Erlaube, daß ich dich zum Scheik führe,« sagte der bisherige Wortführer.

Auf unserem Wege gesellten sich mehrere Männer zu uns, die sich aber bescheiden hinter uns hielten und mich durch keine Frage belästigten. Ihre Blicke hingen voll Bewunderung an meinem Pferde. Der Weg ging nicht weit. Er endete vor einer ziemlich geräumigen Hütte, welche aus Weidenstämmen gefertigt, mit Bambus gedeckt und von innen mit Matten bekleidet war. Als wir eintraten, erhob sich ein stark und kräftig gebauter Mann von dem Teppiche, auf dem er gesessen hatte. Er war beschäftigt gewesen, sein Scharay {scharfes afghanisches Messer} auf einem Steine zu schärfen.

»Sallam aaleïkum!« grüßte ich.

»Aaleïk!« antwortete er, indem er mich scharf musterte.

»Erlaube mir, o Scheik, dir diesen Mann zu bringen,« bat mein Begleiter. »Er ist ein vornehmer Krieger, so daß ich ihm mein Zelt nicht anzubieten wage.«

»Wen du bringst, der ist mir willkommen,« lautete die Antwort.

Der andere entfernte sich, und der Scheik reichte mir die Hand.

»Setze dich, o Fremdling. Du bist müde und hungrig, du sollst ruhen und essen; erlaube aber zuvor, daß ich nach deinem Pferde sehe!«

Das war ganz das Verhalten eines Arabers: erst das Pferd und dann der Mann. Als er wieder eintrat, sah ich es ihm sofort an, daß ihm der Anblick des Rappen Achtung für mich eingeflößt hatte.

»Du hast ein edles Tier, Masch Allah; möge es dir erhalten bleiben! Ich kenne es.«

Ah, das war allerdings schlimm! Vielleicht aber auch nicht!

»Woher kennst du es?«

»Es ist das beste Roß der Haddedihi.«

»Auch die Haddedihi kennst du?«

»Ich kenne alle Stämme. Aber dich kenne ich nicht.«

»Kennst du den Scheik der Haddedihi?«

»Mohammed Emin?«

»Ja. Von ihm komme ich.«

»Wohin willst du?«

»Zu dir.«

»Er hat dich zu mir gesandt?«

»Nein, und dennoch komme ich als sein Bote zu dir.«

»Ruhe dich erst aus, bevor du erzählst.«

»Ich bin nicht müde, und was ich dir zu sagen habe, ist so wichtig, daß ich es gleich sagen möchte.«

»So sprich!«

»Ich höre, daß die Dschowari deine Feinde sind.«

»Sie sind es,« antwortete er mit finsterner Miene.

»Sie sind auch die meinigen; sie sind auch die Feinde der Haddedihi.«

»Ich weiß es.«

»Weißt du auch, daß sie sich mit den Abu Hammed und Obeide verbunden haben, die Haddedihi in ihren Weidegründen anzugreifen?«

»Ich weiß es.«

»Ich höre, daß du dich mit den Alabeiden vereinigt hast, sie zu strafen?«

»Ja.«

»So komme ich zu dir, um das Nähere mit dir zu besprechen.«

»So sage ich nochmals: sei mir willkommen! Du wirst dich

erquicken und uns nicht eher verlassen, als bis ich meine Ältesten zusammengerufen habe.«

Nach kaum einer Stunde saßen acht Männer um mich herum und rissen große Fetzen Fleisches von dem Hammel, welcher aufgetragen worden war. Diese acht Männer waren die Ältesten der Abu Mohammed. Ich erzählte ihnen offen, wie ich zu den Haddedihi gekommen und der Bote ihres Scheik geworden war.

»Was willst du uns für Vorschläge machen?« fragte der Scheik.

»Keine. Über eure Häupter sind mehr Jahre gezogen als über mein Haupt. Es ziemt dem Jüngeren nicht, dem Alten die Wege vorzuschreiben.«

»Du sprichst die Sprache der Weisen. Dein Haupt ist noch jung, aber dein Verstand ist alt, sonst hätte Mohammed Emin dich nicht zu seinem Gesandten gemacht. Rede! Wir werden hören und dann entscheiden.«

»Wie viel Krieger zählt dein Stamm?«

»Neunhundert.«

»Und die Alabeide?«

»Achthundert.«

»Das sind siebzehnhundert. Genau halb so viel, als die Feinde zusammen zählen.«

»Wie viele Krieger haben die Haddedihi?«

»Elfhundert. Doch auf die Zahl kommt es oftmals weniger an. Wißt ihr vielleicht, wann die Dschowari sich mit den Abu Hammed vereinigen wollen?«

»Am Tage nach dem nächsten Jaum el Dschema {Tag der Versammlung = Freitag}.«

»Weißt du das genau?«

»Wir haben einen treuen Verbündeten unter den Dschowari.«

»Und wo soll diese Vereinigung geschehen?«

»Bei den Ruinen von Khan Kernina.«

»Und dann?«

»Dann werden sich diese beiden Stämme mit den Obeide vereinigen.«

»Wo?«

»Zwischen dem Wirbel Kelab und dem Ende der Kanuza-berge.«

»Wann?«

»Am dritten Tage nach dem Versammlungstag.«

»Du bist außerordentlich gut unterrichtet. Wohin werden sie sich nachher wenden?«

»Grad nach den Weideplätzen der Haddedihi.«

»Was wolltet ihr tun?«

»Wir wollten die Zelte überfallen, in denen sie ihre Frauen und Kinder zurücklassen, und dann ihre Herden wegführen.«

»Würde dies klug sein?«

»Wir nehmen uns das wieder, was uns geraubt wurde.«

»Ganz richtig. Aber die Haddedihi sind elfhundert, die Feinde aber dreitausend Krieger. Sie hätten gesiegt, wären als Sieger zurückgekehrt und euch nachgejagt, um euch mit dem Raube auch eure jetzige Habe wegzunehmen. Wenn ich unrecht habe, so sagt es.«

»Du hast recht. Wir dachten, die Haddedihi würden durch andere Stämme der Schammar verstärkt werden.«

»Diese Stämme werden vom Gouverneur von Mossul angegriffen.«

»Was rätst du uns? Würde es nicht am besten sein, die Feinde einzeln zu vernichten?«

»Ihr würdet einen Stamm besiegen, und die andern beiden aufmerksam machen. Sie müssen kurz nach ihrer Vereinigung, also bei dem Wirbel El Kelab angegriffen werden. Wenn es euch recht ist, wird Mohammed Emin am dritten Tage nach dem Jaum el Dschema mit seinen Kriegern von den Kanuza-bergen herabsteigen und sich auf die Feinde werfen, während ihr sie von Süden angreift und sie somit in den Strudel Kelab getrieben werden.«

Dieser Plan wurde nach längerer Beratung angenommen und dann noch auf das eingehendste besprochen. Darüber war ein großer Teil des Nachmittags vergangen und der Abend rückte heran, so daß ich mich veranlaßt sah, für die Nacht noch zu bleiben. Am andern Morgen aber wurde ich beizeiten

wieder an das Ufer gesetzt und ritt denselben Weg zurück, den ich gekommen war.

Meine Aufgabe, die ein so schwieriges Aussehen gehabt hatte, war auf eine so leichte und einfache Weise gelöst worden, daß ich mich fast schämen mußte, es zu erzählen. Der Rappe durfte nicht so billig verdient werden. Was konnte ich aber noch tun? Ja, war es nicht vielleicht besser, den Kampfplatz vorher ein wenig zu studieren? Diesen Gedanken wurde ich nicht wieder los. Ich setzte also gar nicht über den Thathar zurück, sondern ritt an seinem linken Ufer nach Norden hinauf, um die Kanuzaberge zu erreichen. Erst als der Nachmittag beinahe zur Hälfte verflossen war, kam mir der Gedanke, ob nicht das Wadi Dschehennem, wo ich mit dem Engländer die Pferdediebe getroffen hatte, ein Teil dieser Kanuzaberge sei. Ich wußte diese Frage nicht zu beantworten, setzte meinen Weg fort und hielt mich später mehr nach rechts, um in die Nähe des Dschebel Hamrin zu kommen.

Die Sonne war beinahe bis zum Horizont niedergesunken, als ich zwei Reiter bemerkte, welche am westlichen Gesichtskreise erschienen und mit großer Schnelligkeit näher kamen. Als sie mich sahen, hielten sie einen Augenblick an, kamen aber dann auf mich zu. Sollte ich fliehen? Vor zweien? Nein! Ich parierte also mein Pferd und erwartete sie.

Es waren zwei Männer, welche in dem rüstigsten Alter standen. Sie hielten vor mir an.

»Wer bist du?« fragte der eine mit einem lüsternen Blick auf den Rappen.

So eine Anrede war mir unter Arabern noch nicht vorgekommen.

»Ein Fremdling,« antwortete ich kurz.

»Woher kommst du?«

»Von Westen, wie ihr seht.«

»Wohin willst du?«

»Wohin das Kismet mich führt.«

»Komm mit uns. Du sollst unser Gast sein.«

»Ich danke dir. Ich habe bereits einen Gastfreund, der für ein Lager sorgt.«

»Wen?«

»Allah. Lebt wohl!«

Ich war zu sorglos gewesen, denn noch hatte ich mich nicht abgewandt, so langte der eine in den Gürtel, und im nächsten Augenblick flog mir seine Wurfkeule so an den Kopf, daß ich sofort vom Pferde glitt. Zwar dauerte die Betäubung nicht lange, aber die Räuber hatten mich doch unterdessen binden können.

»Sallam aaleikum,« grüßte jetzt der eine. »Wir waren vorhin nicht höflich genug, und daher war dir unsere Gastfreundschaft nicht angenehm. Wer bist du?«

Ich antwortete natürlich nicht.

»Wer du bist?«

Ich schwieg, trotzdem er seine Frage mit einem Fußtritt begleitete.

»Laß ihn,« meinte der andere. »Allah wird Wunder tun und ihm den Mund öffnen. Soll er reiten oder gehen?«

»Gehen!«

Sie lockerten mir die Riemen um die Beine und banden mich an den Steigbügel des einen Pferdes. Dann nahmen sie meinen Rappen beim Zügel und – fort ging es, scharf nach Osten. Ich war trotz meines guten Pferdes ein Gefangener. Der Mensch ist oft ein sehr übermütiges Geschöpf!

Das Terrain hob sich nach und nach. Wir kamen zwischen Bergen hindurch, und endlich sah ich aus einem Tale mehrere Feuer uns entgegenleuchten. Es war nämlich mittlerweile Nacht geworden. Wir lenkten in dies Tal ein, kamen an mehreren Zelten vorüber und hielten endlich vor einem derselben, aus welchem in diesem Augenblick ein junger Mann trat. Er sah mich und ich ihn – wir erkannten einander.

»Allah il Allah! Wer ist dieser Gefangene?« fragte er.

»Wir fingen ihn draußen in der Ebene. Er ist ein Fremder, der uns keine Thar {Blutrache} bringen wird. Sieh dieses Tier an, welches er ritt!«

»Allah akbar, das ist ja der Rappe von Mohammed Emin, dem Haddedihi! Führt diesen Menschen hinein zu meinem

Vater, dem Scheik, daß er verhört werde. Ich rufe die andern zusammen.«

»Was tun wir mit dem Pferde?«

»Es bleibt vor dem Zelte des Scheik.«

»Und seine Waffen?«

»Werden in das Zelt gebracht.«

Eine halbe Stunde später stand ich abermals vor einer Versammlung von – Richtern. Hier konnte mein Schweigen nichts nützen, und ich beschloß daher, zu sprechen.

»Kennst du mich?« fragte der Älteste der Anwesenden.

»Nein.«

»Weißt du, wo du dich befindest?«

»Nein.«

»Kennst du diesen jungen, tapferen Araber?«

»Ja.«

»Wo hast du ihn gesehen?«

»Am Dschebel Dschehennem. Er hatte mir vier Pferde gestohlen, welche ich mir wieder holte.«

»Lüge nicht!«

»Wer bist du, daß du so zu mir sprichst?«

»Ich bin Zedar Ben Huli, der Scheik der Abu Hammed.«

»Zedar Ben Huli, der Scheik der Pferderäuber!«

»Mensch, schweig! Dieser junge Krieger ist mein Sohn.«

»Du kannst stolz auf ihn sein, o Scheik!«

»Schweig, sage ich dir abermals, sonst wirst du es bereuen! Wer ist ein Pferderäuber? Du bist es! Wem gehört das Pferd, welches du geritten hast?«

»Mir.«

»Lüge nicht!«

»Zedar Ben Huli, danke Allah, daß mir die Hände gebunden sind. Wenn das nicht wäre, so würdest du mich niemals wieder einen Lügner heißen!«

»Bindet ihn fester!« gebot er.

»Wer will sich an mir vergreifen, an dem Hadschi, in dessen Tasche sich das Wasser des Zem-Zem befindet!«

»Ja, ich sehe, du bist ein Hadschi, denn du hast das Hamail

umhangen. Aber hast du wirklich das Wasser des heiligen Zem-Zem bei dir?«

»Ja.«

»Gib uns davon.«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Ich trage das Wasser nur für Freunde bei mir.«

»Sind wir deine Feinde?«

»Ja.«

»Nein. Wir haben dir noch kein Leid getan. Wir wollen nur das Pferd, welches du geraubt hast, seinem Eigner wieder bringen.«

»Der Eigner bin ich.«

»Du bist ein Hadschi mit dem heiligen Zem-Zem, und dennoch sagst du die Unwahrheit. Ich kenne diesen Hengst ganz genau; er gehört Mohammed Emin, dem Scheik der Haddedihi. Wie kommst du zu diesem Pferde?«

»Er hat es mir geschenkt.«

»Du lügst! Kein Araber verschenkt ein solches Pferd.«

»Ich sagte dir bereits, daß du Allah danken sollst dafür, daß ich gefesselt bin!«

»Warum hat er dir es geschenkt?«

»Das ist seine Sache und die meinige; euch aber geht das nichts an!«

»Du bist ein sehr höflicher Hadschi! Du mußt dem Scheik der Haddedihi einen großen Dienst erwiesen haben, da er dir ein solches Geschenk gibt. Wir wollen dich nicht weiter darüber fragen. Wann hast du die Haddedihi verlassen?«

»Vorgestern früh.«

»Wo weiden ihre Herden?«

»Ich weiß es nicht. Die Herden des Arabers sind bald hier, bald dort.«

»Könntest du uns zu ihnen führen?«

»Nein.«

»Wo warst du seit vorgestern?«

»Überall.«

»Gut; du willst nicht antworten, so magst du sehen, was mit dir geschieht. Führet ihn fort!«

Ich wurde in ein kleines, niedriges Zelt geschafft und dort angebunden. Zu meiner Rechten und zu meiner Linken kauerte sich je ein Beduine nieder, welche dann später abwechselnd schliefen. Ich hatte geglaubt, die Entscheidung über mein Schicksal noch heute zu vernehmen, sah mich aber getäuscht; denn die Versammlung ging später, wie ich hörte, auseinander, ohne daß mir etwas über ihren Beschluß gesagt worden wäre. Ich schlief ein. Ein unruhiger Traum bemächtigte sich meiner. Ich lag nicht hier in dem Zelte am Tigris, sondern in einer Oase der Sahara. Das Wachtfeuer loderte; der Lagmi {Dattelpalmensaft} kreiste von Hand zu Hand, und die Märchen gingen von Mund zu Mund. Da plötzlich ließ sich jener grollende Donner vernehmen, den keiner vergessen kann, der ihn einmal gehört hat, der Donner der Löwenstimme. Assad-Bei, der Herdenwürger, nahte sich, um sein Nachtmahl zu holen. Wieder und näher ertönte seine Stimme – ich erwachte.

War das ein Traum gewesen? Neben mir lagen die beiden Abu-Hammed-Araber, und ich hörte, wie der eine die heilige Fatcha betete. Da grollte der Donner zum drittenmal. Es war Wirklichkeit – ein Löwe umschlich das Lager.

»Schlaft ihr?« fragte ich.

»Nein.«

»Hört ihr den Löwen?«

»Ja. Heute ist es das dritte Mal, daß er sich Speise holt.«

»Tötet ihn!«

»Wer soll ihn töten, den Mächtigen, den Erhabenen, den Herrn des Todes?«

»Feiglinge! Kommt er auch in das Innere des Lagers?«

»Nein. Sonst ständen die Männer nicht vor ihren Zelten, um seine Stimme vollständig zu hören.«

»Ist der Scheik bei ihnen?«

»Ja.«

»Gehe hinaus zu ihm, und sage ihm, daß ich den Löwen töten werde, wenn er mir mein Gewehr gibt.«

»Du bist wahnsinnig!«

»Ich bin vollständig bei Sinnen. Geh hinaus!«

»Ist es dein Ernst?«

»Ja; packe dich!«

Es hatte sich eine ganz bedeutende Aufregung meiner bemächtigt; ich hätte meine Fessel zersprengen mögen. Nach einigen Minuten kehrte der Mann zurück. Er band mich los.

»Folge mir!« gebot er.

Draußen standen viele Männer, mit den Waffen in der Hand; aber keiner wagte es, aus dem Schutze der Zelte zu treten.

»Du hast mit mir sprechen wollen. Was willst du?« fragte der Scheik.

»Erlaube mir, diesen Löwen zu erlegen.«

»Du kannst keinen Löwen töten! Zwanzig von uns reichen nicht aus, ihn zu jagen, und mehrere würden sterben daran.«

»Ich töte ihn allein; es ist der erste nicht.«

»Sagst du die Wahrheit?«

»Ich sage sie.«

»Wenn du ihn erlegen willst, so habe ich nichts dagegen. Allah gibt das Leben und Allah nimmt es wieder; es steht alles im Buche verzeichnet.«

»So gib mir mein Gewehr!«

»Welches?«

»Das schwere, und mein Messer.«

»Bringt ihm beides,« gebot der Scheik.

Der gute Mann sagte sich jedenfalls, daß ich ein Kind des Todes und er dann unbestrittener Erbe meines Pferdes sei. Mir aber war es um den Löwen, um die Freiheit und um das Pferd zugleich zu tun, und diese drei konnte ich haben, wenn ich in den Besitz meiner Büchse gelangte.

Sie wurde mir nebst dem Messer gebracht.

»Willst du mir nicht die Hände frei machen lassen, o Scheik?«

»Du willst wirklich nur den Löwen erschießen?«

»Ja.«

»Beschwöre es. Du bist ein Hadschi; schwöre es bei dem heiligen Zem-Zem, welches du in der Tasche hast.«

»Ich schwöre es!«

»Löst ihm die Hände!«

Jetzt war ich frei. Die anderen Waffen lagen im Zelte des Scheik, und vor demselben war der Rappe. Ich hatte keine Besorgnis mehr.

Es war die Stunde, in welcher der Löwe am liebsten um die Herden schleicht, die Zeit kurz vor dem Morgengrauen. Ich fühlte an meinen Gürtel, ob der Patronenbeutel noch vorhanden sei, dann schritt ich bis zum ersten Zelte vor. Hier blieb ich eine Weile stehen, um mein Auge an die Dunkelheit zu gewöhnen. Vor mir und zu beiden Seiten gewahrte ich einige Kamele und zahlreiche Schafe, die sich zusammengedrängt hatten. Die Hunde, welche sonst des Nachts die Wächter dieser Tiere sind, waren entflohen und hatten sich hinter oder in die Zelte verkrochen.

Ich legte mich auf den Boden nieder und kroch leise und langsam vorwärts. Ich wußte, daß ich den Löwen noch eher riechen würde, als ich ihn bei dieser Dunkelheit zu Gesichte bekommen konnte. Da – – es war als ob der Boden unter mir erbehte – erscholl der Donner dieser Stimme seitwärts von mir, und einige Augenblicke darauf vernahm ich einen dumpfen Schall, wie wenn ein schwerer Körper gegen einen andern prallt – ein leises Stöhnen, ein Knacken und Krachen wie von zermalmt werdenden Knochen – und da, höchstens zwanzig Schritte vor mir funkelten die beiden Feuerkugeln: – ich kannte dieses grünliche, rollende Licht. Ich hob das Gewehr trotz der Dunkelheit, zielte, so gut es gehen wollte, und drückte ab.

Ein gräßlicher Laut durchzitterte die Luft. Der Blitz meines Schusses hatte dem Löwen seinen Feind gezeigt; auch ich hatte ihn gesehen, der auf dem Rücken eines Kameles lag und den Halswirbel desselben mit seinen Zähnen zermalmte. Hatte ich ihn getroffen? Ein großer dunkler Gegenstand schnellte durch die Luft und kam höchstens drei Schritte vor mir auf den Boden nieder. Die Lichter funkelten abermals. Entweder war der Sprung schlecht berechnet gewesen, oder das Tier war doch verwundet. Ich kniete noch fest im Anschlage und drückte den zweiten und letzten Schuß los, nicht mitten zwischen die Au-

gen, sondern gerade mitten in das eine Auge hinein. Dann ließ ich die Büchse blitzschnell fallen und nahm das Messer zur Hand – der Feind kam nicht über mich; er war von dem tödlichen Schusse förmlich zurückgeworfen worden. Trotzdem aber zog ich mich einige Schritte zurück, um wieder zu laden. Ringsum herrschte Stille; auch im Lager war kein Hauch zu hören. Man hielt mich wohl für tot.

Sobald aber der schwächste Schimmer des Tages den Körper des Löwen einigermaßen erkennen ließ, trat ich hinzu. Er war tot, und nun machte ich mich daran, ihn aus der Haut zu schälen. Ich hatte meine Gründe, nicht lange damit zu warten. Es fiel mir gar nicht ein, diese Trophäe zurückzulassen. Die Arbeit ging mehr nach dem Gefühle als nach dem Gesichte vor sich, war aber doch beendet, als der Morgenschimmer etwas kräftiger wurde.

Jetzt nahm ich das Fell, schlug es mir über die Schulter und kehrte in das Lager zurück. Es war jedenfalls nur ein kleines Zweiglager der räuberischen Abu Hammed. Die Männer, Frauen und Kinder saßen erwartungsvoll vor ihren Zelten. Als sie mich erblickten, erhob sich ein ungeheurer Lärm. Allah wurde in allen Tönen angerufen, und hundert Hände streckten sich nach meiner Beute aus.

»Du hast ihn getötet?« rief der Scheik. »Wirklich? Allein?«

»Allein!«

»So hat dir der Scheïtan beigestanden!«

»Steht der Scheïtan einem Hadschi bei?«

»Nein; aber du hast einen Zauber, ein Amulett, einen Talisman, mit Hilfe dessen du diese Tat vollbringst?«

»Ja.«

»Wo ist er?«

»Hier!«

Ich hielt ihm die Büchse vor die Nase.

»Das ist es nicht. Du willst es uns nicht sagen. Wo liegt der Körper des Löwen?«

»Draußen rechts vor den Zelten. Holt ihn euch!«

Die meisten der Anwesenden eilten fort. Das hatte ich gewünscht.

»Wem gehört die Haut des Löwen?« frug der Scheik mit lüsterndem Blick.

»Darüber wollen wir in deinem Zelte beraten. Tretet ein!«

Alle folgten mir; es waren wohl nur zehn oder zwölf Männer da. Gleich beim Eintritt erblickte ich meine anderen Waffen; sie hingen an einem Pflock. Mit zwei Schritten stand ich dort, riß sie herab, warf die Büchse über die Schulter und nahm den Stutzen in die Hand. Die Löwenhaut war mir infolge ihrer Größe und Schwere sehr hinderlich; aber es mußte doch versucht werden. Rasch stand ich wieder unter dem Eingang des Zeltes.

»Zedar Ben Huli, ich habe dir versprochen, mit dieser Büchse nur auf den Löwen zu schießen – –«

»Ja.«

»Aber auf wen ich mit diesem anderen Gewehr schießen werde, das habe ich nicht gesagt.«

»Es gehört hierher. Gib es zurück.«

»Es gehört in meine Hand, und die wird es behalten.«

»Er wird fliehen – haltet ihn!«

Da erhob ich den Stutzen zum Schuß.

»Halt! Wer es wagt, mich zu hindern, der ist eine Leiche! Zedar Ben Huli, ich danke dir für die Gastfreundschaft, welche ich bei dir genossen habe. Wir sehen uns wieder!«

Ich trat hinaus. Eine Minute lang wagte es keiner, mir zu folgen. Diese kurze Zeit genügte, den Rappen zu besteigen und die Haut vor mich hinzunehmen. Als sich das Zelt wieder öffnete, galoppierte ich bereits am letzten Zelte vorbei.

Hinter mir und zur Seite, wo der Körper des Löwen lag, erscholl ein wütendes Geschrei, und ich bemerkte, daß alle zu den Waffen und zu den Pferden rannten. Als ich das Lager hinter mir hatte, ritt ich nur im Schritte. Der Rappe scheute vor dem Felle; er konnte den Geruch des Löwen nicht vertragen und schnaubte ängstlich zur Seite. Jetzt blickte ich rückwärts und sah die Verfolger zwischen den Zelten förmlich hervorkommen. Nun ließ ich den Hengst traben, und erst als der vorderste Verfolger in Schußweite gekommen war, wollte ich den Rappen weiter ausgreifen lassen; ich besann mich aber anders.

Ich hielt, drehte mich um und zielte. Der Schuß krachte, und das Pferd brach unter seinem Reiter tot zusammen. Diesen Pferdedieben konnte eine solche Lehre nichts schaden. Nun erst ritt ich Galopp, wobei ich den abgeschossenen Lauf wieder lud.

Als ich mich abermals umwandte, waren mir zwei wieder nahe genug gekommen; ihre Flinten freilich hätten mich nicht zu erreichen vermocht. Ich hielt wieder, drehte um und zielte – zwei Schüsse knallten nacheinander und zwei Pferde stürzten nieder. Das war den andern doch zu viel; sie stutzten und blieben zurück. Als ich mich nach längerer Zeit wieder umschaute, erblickte ich sie in weiter Ferne, wo sie bloß noch meinen Spuren zu folgen schienen.

Jetzt jagte ich, um sie irre zu leiten, beinahe eine Stunde lang stracks nach West fort; dann bog ich auf einem steinigem Boden, wo die Hufspuren nicht zu sehen waren, nach Norden um und hatte bereits gegen Mittag den Tigris beim Strudel Kelab erreicht. Er liegt kurz unter dem Einflüsse des Zab-asfal, und nur wenige Minuten unterhalb ist die Stelle, an welcher die Kanuzaberge in das Gebirge von Hamrin übergehen. Dieser Übergang geschieht durch einzelne isolierte Erhöhungen, welche durch tiefe und nicht sehr breite Täler getrennt werden. Das breiteste Tal von ihnen wurde jedenfalls von den Feinden zum Durchzuge gewählt, und so prägte ich mir das Terrain und die Zugänge zu demselben mit der möglichsten Genauigkeit ein; dann eilte ich dem Thathar wieder entgegen, den ich am Nachmittage erreichte und überschritt. Das Verlangen trieb mich zu den Freunden; aber ich mußte das Pferd schonen, und hielt daher noch eine Nachtruhe.

Am andern Mittag kam mir die erste Schafherde der Haddedihn wieder vor Augen, und ich ritt im Galopp auf das Zeltlager los, ohne auf die Zurufe zu achten, welche von allen Seiten erschollen. Der Scheik hatte aus ihnen geschlossen, daß etwas Ungewöhnliches vorgehe, und trat eben aus dem Zelte, als ich vor demselben anlangte.

»Hamdullillah, Preis sei Gott, daß du wieder da bist!« begrüßte er mich. »Wie ist es gegangen?«

»Gut.«

»Hast du etwas erfahren?«

»Alles!«

»Alles? Was?«

»Rufe die Ältesten zusammen; ich werde euch Bericht erstatten.«

Jetzt erst bemerkte er die Haut, welche ich auf der anderen Seite des Pferdes herabgeworfen hatte.

»Maschallah, Wunder Gottes, ein Löwe! Wie kommst du zu diesem Felle?«

»Ich habe es ihm abgezogen.«

»Ihm? Dem Herrn selbst?«

»Ja.«

»So hast du mit ihm gesprochen?«

»Kurze Zeit.«

»Wie viele Jäger waren dabei?«

»Keiner.«

»Allah sei mit dir, daß dich dein Gedächtnis nicht verlasse!«

»Ich war allein!«

»Wo?«

»Im Lager der Abu Hammed.«

»Die hätten dich erschlagen!«

»Sie haben es nicht getan, wie du siehst. Sogar Zedar Ben Huli hat mir das Leben gelassen.«

»Auch ihn hast du gesehen?«

»Auch ihn. Ich habe ihm drei Pferde erschossen.«

»Erzähle!«

»Nicht jetzt, nicht dir allein, denn sonst muß ich alles öfters erzählen. Rufe die Leute, und dann sollst du alles ausführlich hören!«

Er ging. Ich wollte eben in sein Zelt treten, als ich den Engländer im vollsten Galopp daherstürmen sah.

»Habe soeben gehört, daß Ihr da seid, Sir,« rief er schon von weitem. »Habt Ihr gefunden?«

»Ja; die Feinde, das Schlachtfeld und alles.«

»Pah! Auch Ruinen mit Fowling-bull?«

»Auch!«

»Schön, sehr gut! Werde graben, finden und nach London schicken. Erst aber wohl kämpfen?«

»Ja.«

»Gut, werde fechten wie Bayard. Ich auch gefunden.«

»Was?«

»Seltenheit, Schrift.«

»Wo?«

»Loch, hier in der Nähe. Ziegelstein.«

»Eine Schrift auf einem Ziegelstein?«

»Yes! Keilschrift. Könnt Ihr lesen?«

»Ein wenig.«

»Ich nicht. Wollen sehen!«

»Ja. Wo ist der Stein?«

»In Zelt. Gleich holen!«

Er ging hinein und brachte seinen kostbaren Fund zum Vorschein.

»Hier, ansehen, lesen!«

Der Stein war beinahe vollständig zerbröckelt, und die wenigen Keile, welche die verwitterte Inschrift noch zeigte, waren kaum mehr zu unterscheiden.

»Nun?« fragte Master Lindsay neugierig.

»Wartet nur, das ist nicht so leicht, als Ihr denkt. Ich finde nur drei Worte, die vielleicht zu entziffern wären. Sie heißen, wenn ich nicht irre: *Tetuda, Babrut ésis*.«

»Was heißt das?«

»Zum Ruhme Babylons aufgeführt.«

Der gute Master David Lindsay zog seinen parallelogrammen Mund bis hinter an die Ohren.

»Lest Ihr richtig, Sir?«

»Ich denke es.«

»Was daraus nehmen?«

»Alles und nichts!«

»Hm! Hier doch gar nicht Babylon!«

»Was sonst?«

»Niniveh!«

»Meinetwegen Rio de Janeiro! Reimt Euch das Zeugs da

selbst zusammen oder auseinander; ich habe jetzt keine Zeit dazu.«

»Aber warum ich Euch mitgenommen?«

»Gut! Hebt den Ziegelkloß auf, bis ich Zeit habe!«

»Well! Was habt Ihr zu tun?«

»Es wird gleich Sitzung sein, in der ich meine Erlebnisse zu erzählen habe.«

»Werde auch mittun!«

»Und übrigens muß ich vorher essen. Ich habe Hunger wie ein Bär.«

»Auch da werde mittun!«

Er trat mit mir in das Zelt.

»Wie seid Ihr denn mit Eurem Arabisch fortgekommen?«

»Miserabel! Verlange Brot – Araber bringt Stiefel; verlange Hut – Araber bringt Salz; verlange Flinte – Araber bringt Kopftuch. Schauderhaft, schrecklich! Lasse Euch nicht wieder fort!«

Nach der Rückkehr des Scheik brauchte ich nicht lange auf das Mahl zu warten. Während desselben stellten sich die Geladenen ein. Die Pfeifen wurden angezündet; der Kaffee ging herum, und dann drängte Lindsay:

»Anfangen, Sir! Bin neugierig.«

Die Araber hatten wortlos und geduldig gewartet, bis mein Hunger gestillt war; dann aber begann ich:

»Ihr habt mir eine sehr schwere Aufgabe gestellt, aber es ist mir wider alles Erwarten sehr leicht geworden, sie zu lösen. Und dabei bringe ich euch eine so ausführliche Nachricht, wie ihr sie sicherlich nicht erwartet habt.«

»Rede!« bat der Scheik.

»Die Feinde haben ihre Rüstungen bereits vollendet. Es sind die Orte bestimmt, wo die drei Stämme sich vereinigen, und ebenso ist die Zeit angegeben, in der dies geschehen wird.«

»Aber du hast es nicht erfahren können!«

»Doch! Die Dschowari werden sich mit den Abu Hammed am Tage nach dem nächsten Jaum el Dschema bei den Ruinen von Khan Khernina vereinigen. Diese beiden Stämme stoßen dann am dritten Tage nach dem Jaum el Dschema zwischen

dem Wirbel El Kelab und dem Ende der Kanuzaberge mit den Obeïde zusammen.«

»Weißt du das gewiß?«

»Ja.«

»Von wem?«

»Von dem Scheik der Abu Mohammed.«

»Hast du mit ihm gesprochen?«

»Ich war sogar in seinem Zelte.«

»Die Abu Mohammed leben mit den Dschowari und Abu Hammed nicht in Frieden.«

»Er sagte es. Er kannte deinen Rappen und ist dein Freund. Er wird dir mit dem Stamme der Alabeïden zu Hilfe kommen.«

»Sagst du die Wahrheit?«

»Ich sage sie.«

Da sprangen alle Anwesenden auf und reichten sich jubelnd die Hände. Ich wurde von ihnen beinahe erdrückt. Dann mußte ich alles so ausführlich wie möglich erzählen. Ich tat es. Sie glaubten alles, nur daß ich den Löwen so ganz allein und dazu noch bei stockfinsterner Nacht erlegt haben wollte, das schienen sie sehr zu bezweifeln. Der Araber ist gewohnt, dieses Tier nur am Tage und zwar in möglichst zahlreicher Gesellschaft anzugreifen. Ich legte ihnen endlich das Fell vor.

»Hat diese Haut ein Loch?«

Sie besahen es höchst aufmerksam.

»Nein,« lautete dann der Bescheid.

»Wenn Araber einen Löwen töten, so hat die Haut sehr viele Löcher. Ich habe ihm zwei Kugeln gegeben. Seht her! Die erste Kugel war zu hoch gezielt, weil er zu entfernt von mir war und ich in der Finsternis nicht ganz genau zu zielen vermochte. Sie hat die Kopfhaut gestreift und das Ohr verletzt. Hier seht ihr es. Die zweite Kugel gab ich ihm, als er zwei oder drei Schritte von mir war; sie ist ihm in das linke Auge gedrungen. Ihr seht dies hier, wo das Fell versengt ist.«

»Allah akbar, es ist wahr! Du hast dieses furchtbare Tier so nahe an dich herankommen lassen, daß dein Pulver seine Haare verbrannte. Wenn es dich nun gefressen hätte?«

»So hätte es so im Buche gestanden. Ich habe diese Haut mitgebracht für dich, o Scheik. Nimm sie von mir an, und gebrauche sie als Schmuck deines Zeltel!«

»Ist dies dein Ernst?« fragte er erfreut.

»Mein Ernst.«

»Ich danke dir, Emir Hadschi Kara Ben Nems! Auf diesem Felle werde ich schlafen, und der Mut des Löwen wird in mein Herz einziehen.«

»Es bedarf dieser Haut nicht, um deine Brust mit Mut zu erfüllen, den du übrigens auch bald brauchen wirst.«

»Wirst du mitkämpfen gegen unsere Feinde?«

»Ja. Sie sind Diebe und Räuber und haben auch mir nach dem Leben getrachtet; ich stelle mich unter deinen Befehl, und hier mein Freund wird dasselbe tun.«

»Nein. Du sollst nicht gehorchen, sondern befehlen. Du sollst der Anführer einer Abteilung sein.«

»Davon laß uns später sprechen; für jetzt aber erlaube mir, an eurer Beratung teilzunehmen.«

»Du hast recht; wir müssen uns beraten, denn wir haben nur noch fünf Tage Zeit.«

»Hast du mir nicht gesagt, daß es eines Tages bedürfe, um die Krieger der Haddedihi um dich zu versammeln?«

»So ist es.«

»So würde ich an deiner Stelle heute die Boten aussenden.«

»Warum noch heute?«

»Weil es nicht genug ist, die Krieger beisammen zu haben. Sie müssen auf diesen Kampf eingeübt werden.«

Er lächelte stolz.

»Die Söhne der Haddedihi sind seit ihren Knabenjahren bereits den Kampf gewöhnt. Wir werden unsere Feinde überwinden. Wie viel streitbare Männer hat der Stamm der Abu Mohammed?«

»Neunhundert.«

»Und die Alabeide?«

»Achthundert.«

»So zählen wir achtundzwanzighundert Mann; dazu kommt

die Überraschung, da uns der Feind nicht erwartet; wir müssen siegen!«

»Oder wir werden besiegt!«

»Maschallah, du tötest den Löwen und fürchtest den Araber?«

»Du irrst. Du bist tapfer und mutig; aber der Mut zählt doppelt, wenn er vorsichtig ist. Hältst du es nicht für möglich, daß die Alabeide und Abu Mohammed zu spät eintreffen?«

»Es ist möglich.«

»Dann stehen wir mit elfhundert gegen dreitausend Mann. Der Feind wird erst uns und dann unsere Freunde vernichten. Wie leicht kann er erfahren, daß wir ihm entgegen ziehen wollen! Dann fällt auch die Überraschung weg. Und was nützt es dir, wenn du kämpfst und den Feind nur zurückschlägst? Wäre ich der Scheik der Haddediñ, ich schlänge ihn so danieder, daß er auf lange Zeit sich nicht wieder erheben könnte und mir jährlich einen Tribut bezahlen müßte.«

»Wie wolltest du dies beginnen?«

»Ich würde nicht wie die Araber, sondern wie die Franken kämpfen.«

»Wie kämpfen diese?«

Jetzt erhob ich mich, um eine Rede zu halten, eine Rede über europäische Kriegskunst, ich, der Laie im Kriegswesen. Aber ich mußte mich ja für diesen braven Stamm der Haddediñ interessieren. Ich hielt es keineswegs für eine Versündigung an dem Leben meiner Mitmenschen, wenn ich mich hier beteiligte; es lag vielmehr wohl in meiner Hand, die Grausamkeiten zu mildern, welche bei diesen halbwilden Leuten ein Sieg stets mit sich bringt. Ich beschrieb also zunächst ihre eigene Fechtart und schilderte die Nachteile derselben; dann begann ich die eigentliche Auseinandersetzung. Sie hörten mir aufmerksam zu, und als ich geendet hatte, bemerkte ich den Eindruck meiner Worte an dem langen Schweigen, welches nun folgte. Der Scheik ergriff zuerst wieder das Wort:

»Deine Rede ist gut und wahr; sie könnte uns den Sieg bringen und vielen der Unserigen das Leben erhalten, wenn wir Zeit hätten, uns einzuüben.«

»Wir haben Zeit.«

»Sagtest du nicht, daß es lange Jahre erfordere, ein solches Heer fertig zu machen?«

»Das sagte ich. Aber wir wollen ja nicht ein Heer bilden, sondern wir wollen bloß die Obeïde in die Flucht schlagen, und dazu bedürfte es einer Vorbereitung von nur zwei Tagen. Wenn du heute noch deine Boten aussendest, so sind die Krieger morgen beisammen; ich lehre sie den geschlossenen Angriff zu Pferde, welcher die Feinde über den Haufen werfen wird, und den Kampf zu Fuß mit dem Feuergewehr.«

Ich nahm ein Kamelstöckchen von der Wand und zeichnete auf den Boden.

»Schau hierher! Hier fließt der Tigris; hier ist der Wirbel; hier liegen die Hamrin- und hier die Kanuzaberge. Der Feind trifft hier zusammen. Die beiden ersten Stämme kommen am rechten Ufer des Flusses heraufgezogen, hinter ihnen im stillen unsere Verbündeten, und die Obeïde setzen von dem linken Ufer herüber. Um zu uns zu gelangen, müssen sie zwischen diesen einzelnen Bergen hindurch; diese Wege alle aber führen in das große Tal Deradsch, welches das Tal der Stufen heißt, weil seine steilen Wände wie Stufen emporsteigen. Es hat nur einen Eingang und einen Ausgang. Hier müssen wir sie erwarten. Wir besetzen die Höhen mit Schützen, welche den Feind niederschießen, ohne daß ihnen selbst ein Leid geschehen kann. Den Ausgang verschließen wir mit einer Brustwehr, welche auch von Schützen verteidigt wird, und hier in diesen zwei Seitenschluchten hüben und drüben verbergen sich die Reiter, welche in demselben Augenblick hervorbrechen, wenn der Feind sich vollständig im Tale befindet. Am Eingange wird er dann von unseren Verbündeten im Rücken angegriffen, und sollten diese ja nicht zur rechten Zeit eintreffen, so wird er ihnen auf der Flucht entgegen getrieben.«

»Maschallah, deine Rede ist wie die Rede des Propheten, der die Welt erobert hat! Ich werde deinen Rat befolgen, wenn die Anderen hier damit einverstanden sind. Wer dagegen ist, der mag sprechen!«

Es widersprach keiner; darum fuhr der Scheik fort:

»So werde ich gleich jetzt die Boten aussenden.«

»Sei vorsichtig, o Scheik, und laß deinen Kriegern nicht sagen, um was es sich handelt; es wäre sonst sehr leicht möglich, daß der Feind von unserem Vorhaben Nachricht erhält.«

Er nickte zustimmend und entfernte sich. Sir David Lindsay hatte dieser langen Unterredung mit sichtbarer Ungeduld zugehört; jetzt ergriff er die Gelegenheit zum Sprechen:

»Sir, ich bin auch hier!«

»Ich sehe Euch!«

»Wollte auch 'was hören!«

»Meine Erlebnisse?«

»Yes!«

»Konntet denken, daß ich meinen Vortrag nicht in englischer Sprache halten würde. Sollt aber jetzt das Nötige erfahren.«

Ich teilte ihm in aller Kürze meine Erzählung und dann den Inhalt der darauf folgenden Besprechung mit. Er war wie elektrisiert.

»Ah! Kein wilder Angriff, sondern militärische Körper! Evolution! Choc! Taktik! Strategie! Feind umzingeln! Barrikade! Prächtig! Herrlich! Ich auch mit! Ihr seid General, ich bin Adjutant!«

»Würden uns beide wundervoll ausnehmen in diesen Stellungen! Ein General, der von der Kriegführung soviel versteht, wie das Flußpferd vom Filetstricken, und ein Adjutant, der nicht reden kann! Übrigens wird es für Euch geratener sein, wenn Ihr Euch von der Sache fern haltet.«

»Warum?«

»Wegen des Vicekonsuls in Mossul.«

»Ah! Wie?«

»Man vermutet, daß er hierbei seine Hand im Spiele habe.«

»Mag die Hand wegnehmen! Was geht mich Konsul an? Pah!«

Jetzt kam der Scheik wieder. Er hatte die Boten ausgesandt und brachte allerlei neue Gedanken mit:

»Hat der Scheik der Abu Mohammed gesagt, welchen Teil der Beute er erwartet?«

»Nein.«

»Was fordern die Alabeiden?«

»Ich weiß es nicht.«

»Du hättest fragen sollen!«

»Ich habe nicht gefragt, weil ich als Scheik der Haddedihi nicht nach Beute fragen würde.«

»Maschallah! Wonach sonst! Wer ersetzt mir meinen Schaden?«

»Der besiegte Feind.«

»Also muß ich doch in seine Weideplätze einbrechen und seine Weiber und Kinder nebst seinem Vieh fortführen!«

»Das ist nicht notwendig. Willst du gegen Frauen Krieg führen? Du gibst die Gefangenen, welche wir machen werden, wenn wir glücklich sind, nicht eher frei, als bis du erhalten hast, was du forderst. Ist unser Sieg vollständig, so verlangst du einen jährlichen Tribut und behältst den Scheik oder einige Anverwandte von ihm als Geiseln zurück.«

Es wurde nun über diesen Punkt beraten. Man nahm ihn an.

»Und nun noch das Letzte,« bemerkte ich dann. »Es ist notwendig, daß wir von allen Bewegungen unserer Feinde und unserer Verbündeten Kenntnis erhalten. Wir müssen daher von hier bis nach El Deradsch eine Postenlinie ziehen.«

»Wie meinst du das?«

»In El Deradsch verstecken sich zwei unserer Krieger, von denen du überzeugt bist, daß sie treu sind. Sie lassen sich nicht sehen und beobachten alles. Von El Deradsch bis hierher stellst du in gewissen Entfernungen andere auf; es genügen vier Mann, welche darauf zu achten haben, daß sie mit keinem Fremden zusammenkommen, und uns alles berichten, was die ersten zwei erkunden. Einer trägt die Kunde zum andern und kehrt dann auf seinen Posten zurück.«

»Dieser Plan ist gut; ich werde ihn befolgen.«

»Eine eben solche Linie, nur etwas weitläufiger, stellst du auf zwischen hier und den Weideplätzen der Abu Mohammed. Ich habe das mit ihrem Scheik bereits besprochen. Er wird die

Hälfte dieser Linie mit seinen Leuten bilden. Kennst du die Ruine El Farr?«

»Ja.«

»Dort wird sein äußerster Posten zu treffen sein.«

»Wie viele Männer werde ich dazu brauchen?«

»Nur sechs. Die Abu Mohammed stellen ebenso viele. Wie viele Krieger hast du hier im Lager?«

»Es können vierhundert sein.«

»Ich bitte dich, sie zu versammeln. Du mußt noch heute Musterung über sie halten, und wir können unsere Übungen heute noch beginnen.«

Das brachte reges Leben in die Versammlung. Binnen einer halben Stunde waren die vierhundert Mann beisammen. Der Scheik hielt ihnen eine lange, blühende Rede und ließ sie am Ende derselben auf den Bart des Propheten schwören, die Rüstung gegen keinen Unberufenen zu erwähnen; dann befahl er ihnen, sich in Reihe und Glied aufzustellen.

Wir ritten die lange Reihe hinab. Alle waren zu Pferde; ein jeder hatte Messer, Säbel und die lange, befiederte Lanze, welche bei besserer Schulung eine fürchterliche Waffe sein könnte. Viele trugen auch den gefährlichen Nibat {Keule} oder die kurze Wurflanze nebenbei. Die Schießwaffen ließen vieles zu wünschen übrig. Einige Krieger hatten noch den alten Lederschild nebst Köcher, Pfeil und Bogen. Andere besaßen Luntentlinten, die ihren Eigentümern gefährlicher waren, als dem Feinde, und die übrigen hatten Perkussionsgewehre mit überlangen Läufen.

Letztere ließ ich vortreten, die andern aber schickte ich fort, mit der Bemerkung, morgen in aller Frühe wieder zu kommen. Die Zurückgebliebenen hieß ich absitzen und Proben ihrer Fertigkeit im Schießen ablegen. Im allgemeinen konnte ich mit ihnen zufrieden sein. Es waren gegen zweihundert Mann. Ich bildete zwei Compagnien aus ihnen und begann meinen Instruktionsunterricht. Dieser war allerdings nicht weit her. Die Leute sollten im Takte marschieren und laufen können und ein Schnellfeuer unterhalten lernen. Sie waren gewohnt, nur zu Pferde anzugreifen und den Feind zu necken, ohne ihm

ernstlich stand zu halten; jetzt kam alles darauf an, sie soweit zu bringen, daß sie zu Fuße einen Angriff aushalten lernten, ohne die Fassung zu verlieren.

Am andern Morgen nahm ich die andern vor. Bei ihnen galt es, sie zu einem geschlossenen Angriff mit der Lanze zu befähigen, nachdem sie ihre Gewehre abgeschossen hatten. Ich kann sagen, daß die Leute sehr schnell begriffen und überaus begeistert waren.

Gegen Abend hörten wir, daß die Verbindung mit den Abu Mohammed hergestellt sei, und bekamen zu gleicher Zeit die Nachricht, daß ihr Scheik von meinem Abenteuer bei den Abu Hammed bereits gehört habe. Es ging Antwort zurück, und von diesem Augenblick an wurde ein durch die Posten vermittelter unausgesetzter Verkehr unterhalten.

Schon war es beinahe dunkel, als ich nochmals den Rapphengst bestieg, um einen Schnellritt hinein in die Savanne zu machen. Ich war noch gar nicht weit gelangt, so kamen mir zwei Reiter entgegen. Der eine hatte eine gewöhnliche, mittelmäßige Gestalt, der andere aber war sehr klein von Statur und schien von der Unterhaltung mit seinem Begleiter ganz außerordentlich in Anspruch genommen zu sein, denn er focht mit Armen und Beinen in der Luft, als wolle er Mücken morden.

Ich mußte unwillkürlich an meinen kleinen Halef denken.

Ich galoppierte auf sie zu und parierte vor ihnen mein Pferd.

»Maschallah, Sihdi! Bist du es wirklich?«

Er war es allerdings, der kleine Hadschi Halef Omar!

»Ich bin es. Ich habe dich bereits von weitem erkannt.«

Er sprang vom Pferde herab und faßte mein Gewand, um es vor Freude zu küssen.

»Hamdullillah, Preis sei Gott, daß ich dich wiedersehe, Sihdi! Ich habe mich nach dir gesehnt, wie der Tag nach der Sonne.«

»Wie geht es dem würdigen Scheik Malek?«

»Er ist wohlauf.«

»Amscha?«

»Ebenso.«

»Hanneh, deine Freundin?«

»O, Sihdi, sie ist wie eine Houri des Paradieses.«

»Und die andern?«

»Sie sagten mir, daß ich dich grüßen solle, wenn ich dich fände.«

»Wo sind sie?«

»Sie sind am Abhange des Schammargebirges zurückgeblieben und haben mich an den Scheik der Schammar vorausgesandt, damit ich bei ihm um Aufnahme bitten solle.«

»Bei welchem Scheik?«

»Es ist ganz gleich; bei dem, auf welchen ich zuerst treffe.«

»Ich habe bereits für euch gesorgt. Da drüben ist das Lager der Haddedihi.«

»Das sind Schammar. Wie heißt ihr Scheik?«

»Mohammed Emin.«

»Wird er uns aufnehmen? Kennst du ihn?«

»Ich kenne ihn und habe bereits mit ihm von euch gesprochen. Sieh diesen Hengst! Wie gefällt er dir?«

»Herr, ich habe ihn bereits bewundert; er ist sicher der Abkömmling einer Stute von Koheli.«

»Er gehört mir; er ist ein Geschenk des Scheik. Nun kannst du sehen, daß er mein Freund ist!«

»Allah gebe ihm dafür ein langes Leben! Wird er auch uns aufnehmen?«

»Ihr werdet ihm willkommen sein. Kommt, und folgt mir jetzt.«

Wir setzten uns in Marsch.

»Sihdi,« meinte Halef, »die Wege Allahs sind unerforschlich. Ich glaubte, lange nach dir fragen zu müssen, ehe ich eine Kunde bekäme, und nun bist du der erste, dem ich begegne. Wie bist du zu den Haddedihi gekommen?«

Ich erzählte ihm das Nötige in Kürze und fuhr dann fort:

»Weißt du, was ich jetzt bei ihm bin?«

»Nun?«

»General.«

»General?«

»Ja.«

»Hat er Truppen?«

»Nein. Er hat aber Krieg.«

»Gegen wen?«

»Gegen die Obeïde, Abu Hammed und Dschowari.«

»Das sind Räuber, die am Zab und Tigris wohnen; ich habe sehr vieles von ihnen gehört, was nicht gut ist.«

»Sie rüsten gegen ihn. Sie wollen ihn unversehens überfallen; wir aber haben davon gehört, und nun bin ich sein General, der seine Krieger unterrichtet.«

»Ja, Sihdi, ich weiß, daß du alles verstehst und alles kannst, und es ist ein wahres Glück, daß du kein Giaur mehr bist!«

»Nicht?«

»Nein. Du hast dich ja zum wahren Glauben bekehrt.«

»Wer sagt dir das?«

»Du warst in Mekka und hast den heiligen Brunnen Zem-Zem bei dir; folglich bist du ein guter Moslem geworden. Habe ich dir nicht stets gesagt, daß ich dich bekehren würde, du magst wollen oder nicht?« —

Wir erreichten das Lager und stiegen vor dem Zelte des Scheik ab. Als wir eintraten, hatte er seine Räte bei sich.

»Sallam aaleïkum!« grüßte Halef.

Sein Begleiter tat dasselbe. Ich übernahm es, sie vorzustellen.

»Erlaube mir, o Scheik, dir diese beiden Männer zu bringen, welche mit dir sprechen wollen. Dieser hier heißt Nasar Ibn Mothalleh, und dieser ist Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah, von dem ich dir bereits erzählt habe.«

»Von ihm?«

»Ja. Ich habe ihn nicht bei seinem vollen Namen, sondern kurz nur Hadschi Halef Omar genannt.«

»Dein Diener und Begleiter?«

»Ja.«

»Der Abu-Seïf, den Vater des Säbels, erschlagen hat?«

»Ja. Er gehört jetzt zu dem Stamme der Ateïbeh, dessen Scheik dein Freund Malek ist.«

»Seid mir willkommen, ihr Männer von Ateïbeh! Sei mir

willkommen, Hadschi Halef Omar! Deine Gestalt ist klein, aber dein Mut ist groß, und deine Tapferkeit ist erhaben. Möchten alle Männer so sein, wie du! Bringst du mir Kunde von Malek, meinem Freunde?»

»Ich bringe sie. Er läßt dich grüßen und fragen, ob du ihn und die Seinigen in den Stamm der Haddedihi aufnehmen magst.«

»Ich kenne sein Schicksal, aber er soll mir willkommen sein. Wo befindet er sich jetzt?»

»Am Abhange des Schammargebirges, eine und eine halbe Tagreise von hier. Ich höre, daß du Krieger brauchst?»

»So ist es. Es ist Feindschaft ausgebrochen zwischen mir und denen, die neben uns wohnen.«

»Ich werde dir sechzig tapfere Leute bringen.«

»Sechzig? Hier mein Freund Hadschi Kara Ben Nemsi hat mir doch gesagt, daß ihr weniger seid!«

»Wir haben auf unserer Reise die Reste des Stammes Al Harriel bei uns aufgenommen.«

»Was tragt ihr für Waffen?»

»Säbel, Dolch, Messer und lauter gute Flinten. Mehrere haben sogar auch Pistolen. Wie ich mit den Waffen umzugehen verstehe, wird dir mein Sihdi sagen.«

»Ich weiß es bereits. Aber dieser Mann ist kein Sihdi, sondern ein Emir; merke es dir!«

»Ich weiß es, Herr; aber er hat mir erlaubt, ihn Sihdi zu nennen. Soll einer von uns sofort aufbrechen und Scheik Malek mit den Seinen herholen, da ihr Krieger braucht?»

»Ihr seid müde.«

»Wir sind nicht ermüdet. Ich reite sofort zurück.«

Sein Begleiter fiel ihm in die Rede:

»Du hast deinen Sihdi hier gefunden und mußt bleiben; ich werde zurückkehren.«

»Nimm zuvor Speise und Trank zu dir,« meinte der Scheik.

»Herr, ich habe einen Schlauch und auch Datteln auf meinem Pferde.«

Der Scheik wandte sich ihm zu:

»Aber dein Pferd wird müde sein. Nimm das meinige; es hat

mehrere Tage ausgeruht und wird dich schnell zu Malek bringen, den du von mir grüßen mögest!«

Dies nahm er an und bereits nach wenigen Minuten befand er sich auf dem Rückwege nach den Bergen von Schammar.

»Emir,« sagte der Scheik zu mir, »weißt du, was meine Krieger von dir sagen?«

»Nun?«

»Daß sie dich lieben.«

»Ich danke dir!«

»Und daß sie den Sieg gewinnen müssen, wenn du bei ihnen bist.«

»Ich bin jetzt mit ihnen zufrieden. Wir werden morgen ein Manöver veranstalten.«

»Wie? Was?«

»Ich habe bis heute achthundert Mann beisammen. Die letzten werden morgen früh nachkommen. Sie sind schnell eingeübt, und dann stellen wir den Kampf vor, den wir mit den drei Stämmen haben werden. Die Hälfte sind die Haddedihi, die andere Hälfte sind die Feinde. Drüben die alten Ruinen gelten als die Berge von Hamrin und Kanuza, und so werde ich es deinen Kriegern zeigen, wie sie dann gegen die wirklichen Feinde zu kämpfen haben.«

Diese Ankündigung steigerte die bereits vorhandene Begeisterung um das Doppelte, und als sich die Kunde davon hinaus vor das Zelt verbreitete, erhob sich ein lauter Jubel über das ganze Lager, welches sich während des heutigen Tages infolge der unausgesetzten Zuzüge bedeutend vergrößert hatte.

Was ich vorausgesagt hatte, das geschah:

Am andern Mittag waren wir vollzählig. Ich hatte Offiziere und Unteroffiziere ernannt, welche jeden Neuangekommenen, nachdem ich ihm seinen Platz angewiesen hatte, sofort einübten. Am Spätnachmittag begann das Manöver und fiel zur allgemeinen Zufriedenheit aus. Das Fußvolk schoß ganz exakt, und die Chocs der einzelnen berittenen Körper wurden mit eleganter Sicherheit ausgeführt.

Noch während des Manövers kam das letzte Glied unserer Postenkette herbeigeritten.

»Was bringst du?« fragte der Scheik, dessen Antlitz vor Zufriedenheit glänzte.

»Herr, gestern haben sich die Dschowari mit den Abu Hammed vereinigt.«

»Wann?«

»Gegen Abend.«

»Und die Abu Mohammed?«

»Sind bereits hinter ihnen her.«

»Haben sie Kundschafter vor sich her gesandt, damit ihr Marsch nicht verraten wird, wie ich es angeraten habe?«

»Ja.«

Der Mann hielt noch bei uns, als ein anderer angeritten kam. Es war das diesseitige Glied der Kette nach dem Tale von Deradsch hinüber.

»Ich bringe eine wichtige Nachricht, Emir.«

»Welche?«

»Die Obeïde haben Leute vom Zab herübergesandt, um die Gegend zu untersuchen.«

»Wie viel Männer sind es gewesen?«

»Acht.«

»Wie weit sind sie gekommen?«

»Bis durch El Deradsch hindurch.«

»Haben sie unsere Leute gesehen?«

»Nein, denn diese hielten sich sehr verborgen. Dann haben sie im Tale gelagert und vieles miteinander gesprochen.«

»Ah! Hier hätte es möglich sein sollen, sie zu belauschen!«

»Es war möglich, und Ibn Nazar hat es getan.«

Ibn Nazar war einer von den beiden Posten, welche das Tal Deradsch bewachen sollten.

»Was hat er gehört? Wenn es wichtig ist, soll er eine Belohnung erhalten.«

»Sie haben gesagt, daß morgen genau zur Mittagszeit die Obeïde übersetzen wollen, um die Abu Hammed und Dschowari zu treffen, die dann ihrer bereits warten werden. Sie wollen hierauf bis nach El Deradsch vordringen und dort während der Nacht lagern, weil sie glauben, dort nicht gesehen zu

werden. Am nächsten Morgen nachher wollen sie über uns herfallen.«

»Sind diese acht Männer wieder fortgeritten?«

»Nur sechs von ihnen. Zwei mußten zurückbleiben, um das Tal zu bewachen.«

»Reite zurück, und sage Ibn Nazar und seinem Gefährten, daß ich heute noch selbst zu ihnen kommen werde. Einer soll zurückbleiben, um die beiden zu bewachen, und der andere mag mich beim letzten Posten erwarten, um mir den Weg zu zeigen, wenn ich komme.«

Der Mann ritt ab. Der vorige wartete noch auf Antwort.

»Du hast gehört, was jener meldete?« fragte ich ihn.

»Ja, Emir.«

»So trage unsere Bitte weiter an den Scheik der Abu Mohammed. Er soll sich hart hinter dem Feinde halten und sich nicht sehen lassen. Ist derselbe in das Tal Deradsch eingedrungen, so soll er ihn sofort im Rücken angreifen und ihn ja nicht wieder herauslassen. Alle Täler zwischen El Hamrin und El Kanuza sind zu besetzen. Das übrige wird unsere Sorge sein.«

Er jagte davon. Wir aber brachen unsere Übung ab, um den Leuten Ruhe zu gönnen.

»Du willst nach Deradsch?« fragte der Scheik auf dem Rückwege.

»Ja.«

»Warum?«

»Um die beiden Spione gefangen zu nehmen.«

»Kann dies kein anderer verrichten?«

»Nein. Die Sache ist so wichtig, daß ich sie selbst übernehme. Wenn diese zwei nicht ganz ruhig und sicher aufgehoben werden, so ist unser schöner Plan vollständig verdorben.«

»Nimm dir einige Männer mit.«

»Das ist nicht nötig. Ich und unsere beiden Posten, das ist genug.«

»Sihdi, ich gehe mit!« meinte Halef, welcher nicht von meiner Seite gewichen war.

Ich wußte, daß er auf der Erfüllung dieses Wunsches bestehen werde, und nickte ihm also Gewährung.

»Ich weiß nur nicht, ob dein Pferd einen so schnellen Ritt aushalten wird. Ich muß während der Nacht hin und zurück.«

»Ich werde ihm eines von meinen Pferden geben,« meinte der Scheik.

Eine Stunde später waren wir unterwegs: ich auf dem Rapen, und Halef auf einem Goldbraunen, der seinem Herrn alle Ehre machte. Wir legten die Strecke bis zum letzten Posten in sehr kurzer Zeit zurück. Dort erwartete uns Ibn Nazar.

»Du hast die beiden Männer belauscht?« fragte ich ihn.

»Ja, Herr.«

»Du sollst eine Extragabe von der Beute erhalten. Wo ist dein Gefährte?«

»Ganz in der Nähe der beiden Kundschafter!«

»Führe uns!«

Der Ritt ging weiter. Die Nacht war halbdunkel, und bald erblickten wir den Höhenzug, hinter welchem El Deradsch lag. Ibn Nazar bog seitwärts ein. Wir mußten ein Felsengewirr erklimmen und gelangten an den Eingang einer dunklen Vertiefung.

»Hier sind unsere Pferde, Herr.«

Wir stiegen ab und brachten auch unsere Pferde hinein. Sie standen so sicher, daß wir sie gar nicht zu bewachen brauchten. Dann schritten wir auf dem Kamme des Höhenzugs weiter, bis sich das Tal zu unseren Füßen öffnete.

»Nimm dich in acht, Herr, daß kein Stein hinabfällt, der uns verraten könnte!«

Wir stiegen vorsichtig hinab: ich hinter dem Führer und Halef hinter mir, immer einer in den Fußstapfen des andern. Endlich langten wir unten an. Eine Gestalt kam uns entgegen.

»Nazar?«

»Ich bin es. Wo sind sie?«

»Noch dort.«

Ich trat hinzu.

»Wo?«

»Siehst du die Ecke des Felsens dort rechts?«

»Ja.«

»Sie liegen dahinter.«

»Und ihre Pferde?«

»Haben sie etwas weiter vorwärts angebunden.«

»Bleibt hier und kommt, wenn ich euch rufe. Komm, Hallel!«

Ich legte mich zur Erde nieder und kroch vorwärts. Er folgte mir. Wir gelangten unbemerkt an die Ecke. Ich spürte Tabaksgeruch und hörte zwei halblaute Stimmen miteinander reden. Nachdem ich bis hart an die Kante vorgedrungen war, konnte ich die Worte verstehen:

»Zwei gegen sechs!«

»Ja. Der eine hat schwarz und grau ausgesehen, ist lang und dünn gewesen, wie eine Lanze, und hat ein graues Kanonenrohr auf dem Kopfe gehabt.«

»Der Scheitan!«

»Nein, sondern nur ein böser Geist, ein Dschini.«

»Der andere aber ist der Teufel gewesen?«

»Wie ein Mensch, aber fürchterlich! Sein Mund hat geraucht, und seine Augen haben Flammen gesprudelt. Er hat nur die Hand erhoben, und da sind alle sechs Pferde tot zusammengestürzt, mit den andern vier aber sind die zwei Teufel – Allah möge sie verfluchen – durch die Luft davongeritten.«

»Am hellen Tage?«

»Am hellen Tage.«

»Gräßlich! Allah behüte uns vor dem dreimal gesteinigten Teufel! Und dann ist er gar in das Lager der Abu Hammed gekommen?«

»Gekommen nicht, sondern sie haben ihn gebracht.«

»Wie?«

»Sie haben ihn für einen Mann gehalten und sein Pferd für den berühmten Rappen des Scheik Mohammed Emin el Haddedihn. Sie wollten das Pferd haben und nahmen ihn gefangen. Als sie ihn aber in das Lager brachten, erkannte ihn der Sohn des Scheik.«

»Er hätte ihm die Freiheit geben sollen.«

»Er glaubte immer noch, daß er vielleicht doch ein Mensch wäre.«

»Hatten sie ihn gefesselt?«

»Ja. Aber da kam ein Löwe in das Lager, und der Fremde sagte, er wolle ihn ganz allein erlegen, wenn man ihm seine Büchse gebe. Man gab sie ihm, und er ging in die dunkle Nacht hinaus. Nach einiger Zeit fielen Blitze vom Himmel, und es krachten zwei Schüsse. Nach einigen Minuten kam er. Er hatte das Fell des Löwen umgeworfen, stieg auf sein Pferd und ritt durch die Luft davon.«

»Hat ihn keiner halten wollen?«

»Doch; aber die Männer griffen in die Luft. Und als man ihm nachjagte, fielen drei Kugeln vom Himmel, welche die drei besten Pferde töteten.«

»Woher weißt du das?«

»Der Bote erzählte es, welchen Zedar Ben Huli an unseren Scheik sandte. Glaubst du nun, daß es der Scheïtan war?«

»Er war es.«

»Was würdest du tun, wenn er dir erschiene?«

»Ich würde auf ihn schießen und dazu die heilige Fatcha beten.«

Ich trat um die Ecke und stand vor ihnen.

»So bete sie!« gebot ich ihm.

»Allah kerihm!«

»Allah il Allah, Mohammed rasuhl Allah!«

Diese beiden Ausrufe waren alles, was sie hervorbrachten.

»Ich bin der, von dem du erzählt hast. Du nennst mich den Scheïtan; wehe dir, wenn du ein Glied regst, um dich zu verteidigen! Halef, nimm ihnen die Waffen!«

Sie ließen dies ruhig geschehen; ich meinte, ihre Zähne klappern zu hören.

»Binde ihnen die Hände mit ihren eigenen Gürteln!«

Damit war Halef bald fertig, und ich konnte fest überzeugt sein, daß die Knoten nicht aufgehen würden.

»Jetzt beantwortet mir meine Fragen, wenn euch euer Leben lieb ist! Von welchem Stamme seid ihr?«

»Wir sind Obeïde.«

»Euer Stamm geht morgen über den Tigris?«

»Ja.«

»Wie viele Krieger habt ihr?«

»Zwölfhundert.«

»Womit sind sie bewaffnet?«

»Mit Pfeilen und Flinten mit der Lunte.«

»Habt ihr auch andere Flinten und vielleicht Pistolen?«

»Nicht viele.«

»Wie setzt ihr über – auf Kähnen?«

»Auf Flößen; wir haben keine Kähne.«

»Wie viele Krieger haben die Abu Hammed?«

»So viel wie wir.«

»Wie sind diese bewaffnet?«

»Sie haben mehr Pfeile als Flinten.«

»Und wie viele Männer bringen euch die Dschowari?«

»Tausend.«

»Haben diese Pfeile oder Flinten?«

»Sie haben beides.«

»Kommen bloß eure Krieger herüber, oder werdet ihr diese Gegend auch mit euren Herden überziehen?«

»Nur die Krieger kommen.«

»Warum wollt ihr die Haddedihi bekriegen?«

»Der Gouverneur hat es uns befohlen.«

»Er hat euch nichts zu befehlen; ihr gehört unter den Statthalter von Bagdad. Wo sind eure Pferde?«

»Dort.«

»Ihr seid meine Gefangenen. Bei jedem Versuche, zu entkommen, werde ich euch niederschießen. Nazar, kommt!«

Die beiden Anderen kamen herbei.

»Bindet diese beiden Männer hier fest auf ihre Pferde!«

Die Obeide ergaben sich in ihr Schicksal; sie stiegen ohne Weigerung auf und wurden auf ihren Tieren so befestigt, daß an eine Flucht gar nicht zu denken war.

Hierauf gab ich den Befehl:

»Jetzt holt unsere Pferde drüben herab, und bringt sie an den Eingang zum Tale. Ibn Nazar, du bleibst hier in El Deradsch zurück; der andere aber mag Halef die Gefangenen nach dem Lager transportieren helfen.«

Die beiden Haddedihi verschwanden, um unsere Pferde am äußersten Abhange des Tales hinabzuleiten. Dann stiegen wir

auf und kehrten zurück, während Ibn Nazar auf seinem Posten verblieb.

»Ich werde euch voraneilen; kommt so schnell wie möglich nach.«

Mit dieser Weisung gab ich meinem Pferde die Schenkel. Ich tat dies aus zwei Gründen: erstens war meine Gegenwart im Lager nötig, und zweitens hatte ich heute einmal Gelegenheit, das Geheimnis und den höchsten Leistungsgrad meines Rappen zu probieren. Er flog leicht, wie ein Vogel, über die Ebene dahin; der schnelle Lauf schien ihm sogar Vergnügen zu machen, denn er wieherte einigemal freudig auf. Plötzlich legte ich ihm die Hand zwischen die Ohren –

»Rih!« –

Auf diesen Ruf legte er die Ohren zurück; er schien länger und dünner zu werden, schien zwischen den Luftteilchen hindurchschießen zu wollen. Dem bisherigen Galopp hätten hundert andere auch gute Pferde nicht zu folgen vermocht, aber gegen das, was nun erfolgte, war er wie die Windstille gegen eine rasende Bö, wie der Gang einer Ente gegen den Flug einer Schwalbe. Die Geschwindigkeit einer Lokomotive oder eines Eilkameles hätte nicht vermocht, diejenige dieses Pferdes zu erreichen, und dabei war der Lauf desselben überaus glatt und gleichmäßig. Es war wirklich nicht zu viel, was Mohammed Emin zu mir gesagt hatte: »Dieses Pferd wird dich durch tausend Reiter hindurchtragen,« und ich fühlte mich unendlich stolz, der Besitzer dieses ausgezeichneten Renners zu sein.

Doch ich mußte daran denken, diese äußerste Anspannung aller Kräfte zu beenden; ich ließ den Rappen in Gang fallen und legte ihm liebkosend die Hand an den Hals. Das kluge Tier wieherte freudig bei diesem Beweis meiner Anerkennung und trug stolz den Hals.

Als ich das Lager erreichte, hatte ich vom Wadi Deradsch nur den vierten Teil der Zeit gebraucht, welche zu dem Hinwege notwendig gewesen war. In der Nähe des Zeltes, welches der Scheik bewohnte, hielt auf Kamelen und Pferden eine Menge dunkler Gestalten, die ich wegen der Dunkelheit nicht genau zu erkennen vermochte, und im Zelte selbst wartete

meiner eine sehr angenehme Überraschung: – Malek stand vor dem Scheik, welcher soeben im Begriffe war, Worte der freundlichsten Begrüßung auszusprechen.

»Sallam!« begrüßte mich der Ateïbeh, indem er mir beide Hände entgegenstreckte. »Meine Augen freuen sich, dich zu sehen, und mein Ohr ist entzückt, die Schritte deines Fußes zu vernehmen!«

»Allah segne deine Ankunft, Freund meiner Seele! Er hat ein Wunder getan, um dich heute schon zu uns zu bringen.«

»Welches Wunder meint deine Zunge?«

»Wir konnten dich heute unmöglich erwarten. Es sind ja drei Tagreisen von hier bis zum Dschebel Schammar und zurück!«

»Du sagest die Wahrheit. Aber dein Bote brauchte nicht bis zum Berge der Schammar zu reiten. Nachdem er mit Halef uns verlassen hatte, erfuhr ich von einem verirrtten Hirten, daß die Krieger der Haddedihi hier ihre Herden weiden. Ihr Scheik, der berühmte und tapfere Mohammed Emin, ist mein Freund. Hadschi Halef konnte nur auf ihn und keinen anderen getroffen sein, und so berieten wir uns, nicht auf seine Rückkehr zu warten, sondern seiner Botschaft zuvorzukommen.«

»Dein Entschluß war gut, denn ohne ihn hätten wir dich heute nicht begrüßen können.«

»Wir trafen den Boten auf der Mitte des Weges, und mein Herz freute sich, als ich erfuhr, daß ich dich, o Hadschi Kara Ben Nemsî, bei den Kriegern der Haddedihi finden werde. Allah liebt dich und mich; er leitet unsere Füße auf Pfade, welche sich wieder begegnen. Doch sage, wo ist Hadschi Halef Omar, der Sohn meiner Achtung und meiner Liebe?«

»Er befindet sich unterwegs hierher. Ich ritt voraus und ließ ihn mit zwei Gefangenen zurück; in kurzer Zeit wirst du ihn sehen.«

»Es ist dir gelungen?« fragte mich Mohammed Emin.

»Ja. Die Kundschafter sind in unserer Hand; sie können uns nicht schaden.«

»Ich höre,« meinte Malek, »daß Feindschaft ausgebrochen ist zwischen den Haddedihi und den Räubern am Tigris?«

»Du hast recht gehört. Morgen, wenn die Sonne am höchsten gestiegen ist, werden unsere Gewehre donnern und unsere Säbel blitzen.«

»Ihr werdet sie überfallen?«

»Sie wollen uns überfallen, wir aber werden sie empfangen.«

»Dürfen euch die Männer der Ateïbeh ihre Säbel leihen?«

»Ich weiß, daß dein Säbel ist wie Dsu al Fekar {Der Blitzende, Mohammeds Degen, der noch heute aufbewahrt wird}, dem niemand widerstehen kann. Du bist uns hoch willkommen mit allen, welche bei dir sind. Wie viele Männer sind bei dir?«

»Einige mehr als fünfzig.«

»Sie sind müde?«

»Ist der Araber müde, wenn er den Schall der Waffen hört und das Getöse des Kampfes vernimmt? Gib uns frische Pferde, und wir werden euch überall folgen, wohin ihr uns führen mögt!«

»Ich kenne euch. Eure Kugeln treffen sicher, und die Spitzen eurer Lanzen verfehlen nie ihr Ziel. Du wirst mit deinen Männern die Schanze verteidigen, welche den Ausgang des Schlachtfeldes verschließen soll.«

Während dieser Unterredung saßen seine Leute draußen ab; ich hörte, daß ihnen ein Mahl aufgetragen wurde, und auch das Zelt des Scheik wurde reichlich mit Speise versehen. Wir hatten das Abendessen noch nicht beendet, als der kleine Haleb eintrat und die Ankunft der Gefangenen meldete. Diese wurden dem Scheik vorgeführt. Er sah sie verächtlich an und fragte:

»Ihr seid vom Stamme der Obeïde?«

»So ist es, o Scheik.«

»Die Obeïde sind Feiglinge. Sie fürchten sich, die tapferen Krieger der Haddedihn allein zu bekämpfen, und haben sich deshalb mit den Schakalen der Abu Hammed und der Dschowari verbunden. Ihre Übermacht sollte uns erdrücken; wir aber werden sie auffressen und verzehren. Wißt ihr, was die

Pflicht eines tapferen Kriegers ist, wenn er einen Feind bekämpfen will?«

Sie sahen zu Boden und antworteten nicht.

»Ein tapferer Ben Arab kommt nicht wie ein Meuchelmörder; er sendet einen Boten, um den Kampf zu verkündigen, damit der Streit ein ehrlicher sei. Haben eure Anführer dies getan?«

»Wir wissen es nicht, o Scheik!«

»Ihr wißt es nicht? Allah verkürze eure Zungen! Euer Mund trieft von Lüge und Falschheit! Ihr wißt es nicht und hattet doch den Auftrag, das Tal Deradsch zu bewachen, damit ich keine Kunde von eurem Einfall erhalten könne! Ich werde euch und die Euren so behandeln, wie sie es verdienen. Man rufe Abu Mansur, den Besitzer des Messers!«

Einer der Anwesenden entfernte sich und kehrte bald darauf mit einem Mann zurück, der ein Kästchen bei sich trug.

»Man binde sie, daß sie sich nicht regen können, und nehme ihnen das Marameh ab!« {Tuch, welches anstatt des Turbanes auf dem Kopfe getragen wird.}

Dies geschah, und dann wandte sich der Scheik an den neu Angekommenen:

»Was ist die Zierde des Mannes und des Kriegers, o Abu Mansur?«

»Das Haar, welches sein Angesicht verschönt.«

»Was gehört einem Manne, der sich fürchtet, wie ein Weib, und der die Unwahrheit sagt, wie die Tochter eines Weibes?«

»Er soll wie ein Weib und wie die Tochter eines Weibes behandelt werden.«

»Diese beiden Männer tragen Bärte, aber sie sind Weiber. Sorge dafür, Abu Mansur, daß man sie als Weiber erkenne!«

»Soll ich ihnen den Bart nehmen, o Scheik?«

»Ich gebiete es dir!«

»Allah segne dich, du Tapferer und Weiser unter den Kindern der Haddedihn! Du bist freundlich und milde gegen die Deinen und gerecht gegen die Feinde deines Stammes. Ich werde deinem Befehle gehorsam sein.«

Er öffnete sein Kästchen, welches verschiedene Instrumente

enthielt, und nahm einen Schambijeh {krummen Dolch} hervor, dessen blanke Klinge im Scheine des Zeltfeuers funkelte. Er war der Barbier des Stammes.

»Warum nimmst du nicht das Bartmesser?« fragte ihn der Scheik.

»Soll ich mit dem Messer den Bart dieser Feiglinge wegnehmen und dann mit ihm den Scheitel und die Schuschah {Haarbüschel auf dem Scheitel} der tapferen Haddedihn berühren, o Scheik?«

»Du hast recht; tue, wie du es dir vorgenommen hast!«

Die gebundenen Obeïde wehrten sich nach Möglichkeit gegen die Manipulation, mit welcher die allergrößte Schande für sie verbunden war; ihr Sträuben half ihnen nichts. Sie wurden festgehalten, und der Dolch Abu Mansurs war so scharf, daß die Barthaare vor ihm wie vor der Schneide eines Rasiermessers wichen.

»Nun schafft sie hinaus,« gebot der Scheik. »Sie sind Weiber und sollen von den Weibern bewacht werden. Man gebe ihnen Brot, Datteln und Wasser; versuchen sie aber, zu entkommen, so gebe man ihnen eine Kugel!«

Das Abscheren des Bartes war nicht nur eine Strafe, sondern wohl auch ein gutes Mittel, die Gefangenen an einem Fluchtversuch zu hindern. Sie wagten es jedenfalls nicht, sich bei den Ihrigen ohne Bart sehen zu lassen. Jetzt erhob sich der Scheik und zog sein Messer. Ich sah es seiner feierlichen Miene an, daß nun etwas Ungewöhnliches erfolgen und daß er dabei vielleicht eine Rede halten werde.

»Allah il Allah,« begann er; »es gibt keinen Gott außer Allah. Alles, was da lebt, hat er geschaffen, und wir sind seine Kinder. Warum sollen sich hassen, die sich lieben, und warum sollen sich entzweien, die einander angehören? Es rauschen viele Zweige in dem Walde, und auf der Ebene stehen viele Halme und viele Blumen. Sie sind einander gleich, darum kennen sie sich und trennen sich nicht. Sind wir einander nicht auch gleich? Scheik Malek, du bist ein großer Krieger, und ich habe zu dir gesagt: ›Nanu malihin – wir haben Salz miteinander gegessen.‹ Hadschi Emir Kara Ben Nemsî, auch du bist ein

großer Krieger, und ich habe zu dir gesagt: »Nanu malihin.« Ihr wohnt in meinem Zelte; Ihr seid meine Freunde und meine Gefährten; ihr sterbet für mich, und ich sterbe für euch. Habe ich die Wahrheit gesagt? Habe ich recht gesprochen?»

Wir bejahten durch ein ernstes, feierliches Kopfnicken.

»Aber das Salz löst sich auf und vergeht,« fuhr er fort. »Das Salz ist das Zeichen der Freundschaft; wenn es sich aufgelöst hat und aus dem Körper verschwunden ist, so ist die Freundschaft zu Ende und muß wieder erneuert werden. Ist das gut, ist das genügend? Ich sage nein! Tapfere Männer schließen ihre Freundschaft nicht durch das Salz. Es gibt einen Stoff, der nie im Körper vergeht. Weißt du, Scheik Malek, was ich meine?»

»Ich weiß es.«

»So sage es.«

»Das Blut.«

»Du hast recht gesagt. Das Blut bleibt bis zum Tode, und die Freundschaft, die durch das Blut geschlossen wird, hört erst auf, wenn man stirbt. Scheik Malek, gib mir deinen Arm!«

Malek merkte ebenso gut wie ich, um was es sich handelte. Er entblößte seinen Unterarm und hielt ihn Mohammed Emin dar; dieser ritzte ihn leicht mit der Spitze seines Messers und ließ die hervorquellenden Tropfen in einen kleinen, mit Wasser gefüllten, hölzernen Becher fallen, welchen er darunter hielt. Dann winkte er mich herbei.

»Emir Hadschi Kara Ben Nemsî, willst du mein Freund sein und der Freund dieses Mannes, der sich Scheik Malek el Ateîbeh nennt?»

»Ich will es.«

»Willst du es sein bis zum Tode?»

»Ich will es.«

»So sind deine Freunde und Feinde auch unsere Freunde und Feinde, und unsere Freunde und Feinde sind auch deine Freunde und Feinde?»

»Sie sind es.«

»So gib mir deinen Arm!«

Ich tat es; er schnitt leicht durch die Haut und ließ die weni-

gen Blutstropfen, welche hervorquollen, in den Becher fallen. Dann tat er dasselbe an seinem Arm und schwenkte zuletzt den Becher, um das Blut gut mit dem Wasser zu vermischen.

»Jetzt teilt den Trank der Freundschaft in drei Teile und genießt ihn mit dem Gedanken an den Allwissenden, der unsere geheimsten Gedanken kennt. Wir haben sechs Füße, sechs Arme, sechs Augen, sechs Ohren, sechs Lippen, und dennoch sei es nur ein Fuß, ein Arm, ein Auge, ein Ohr und eine Lippe. Wir haben drei Herzen und drei Köpfe, aber dennoch sei es nur ein Herz und ein Kopf. Wo der Eine ist, da wandeln die Andern, und was der Eine tut, das tue der Andere so, als ob seine Gefährten es täten. Preis sei Gott, der uns diesen Tag gegeben hat!«

Er reichte mir den Becher dar.

»Hadschi Emir Kara Ben Nemsi, dein Volk wohnt am weitesten von hier; trink deinen Teil zuerst und reiche dann den Becher unserem Freunde.«

Ich hielt eine kurze Anrede und tat einen Schluck; Malek folgte mir, und Mohammed Emin trank den Rest aus. Dann umarmte und küßte er uns, während er jedem sagte:

»Jetzt bist du mein Rafik {Freund, Blutsbruder; ein solcher gilt mehr als alle Aschab, das ist Gefährten}, und ich bin dein Rafik; unsere Freundschaft sei ewig, wenn auch Allah unsere Wege scheiden mag!«

Die Kunde von diesem Bunde verbreitete sich schnell durch das ganze Lager, und wer auch nur das kleinste Vorrecht oder die geringste Vergünstigung zu besitzen glaubte, der kam in das Zelt, um uns zu beglückwünschen. Dies nahm eine nicht geringe Zeit in Anspruch, so daß wir erst spät wieder nur zu dreien beieinander saßen.

Wir mußten Scheik Malek eine Beschreibung des Terrains liefern, auf welchem der Kampf voraussichtlich stattfinden werde, und ihn mit unserem Verteidigungsplane bekannt machen. Er billigte denselben vollständig und fragte zuletzt:

»Können die Feinde nicht nach Norden entweichen?«

»Sie könnten zwischen dem Flusse und dem Dschebel Kanuza, das ist also längs des Wadi Dschehennem, durchbrechen;

aber wir werden ihnen auch diesen Weg verlegen. Scheik Mohammed, hast du angeordnet, daß Werkzeuge vorhanden sind, um eine Brustwehr zu errichten?»

»Es ist geschehen.«

»Sind die Frauen ausgewählt, welche uns begleiten sollen, um die Verwundeten zu verbinden?»

»Sie sind bereit.«

»So laß Pferde aussuchen für unsern Gefährten und seine Männer. Wir müssen aufbrechen, denn der Tag wird bald erscheinen.«

Zehntes Kapitel

Der Sieg

Eine halbe Stunde später setzten sich die Haddedihi in Bewegung, nicht etwa in einer ordnungslosen, aufgelösten Wolke, wie es gewöhnlich bei den Arabern der Fall zu sein pflegt, sondern in festen, parallel miteinander reitenden Körpern. Ein jeder wußte, wohin er gehörte.

Vor uns ritten die Krieger, hinter uns auf Kamelen und unter der Anführung einiger noch ziemlich rüstiger Greise die Frauen, welche das Sanitätskorps zu bilden hatten, und zuletzt kamen diejenigen, welche zur Verbindung mit dem Weideplatze und zur Beaufsichtigung der Gefangenen dienen sollten.

Als die Sonnenscheibe sich über dem Horizont zeigte, stiegen alle ab und warfen sich zur Erde, um das Morgengebet zu verrichten. Es war ein erhebender Anblick, diese Hunderte im Staube vor jenem Herrn liegen zu sehen, der heute noch einen jeden von uns zu sich rufen konnte.

Von den ausgestellten Posten erfuhren wir, daß nichts vorgefallen sei. Wir erreichten also ohne Störung den langgezogenen Dschebel Deradsch, hinter welchem sich das fast eine Stunde lange Tal von West nach Ost erstreckte. Diejenigen, welche als Schützen ausersehen waren, stiegen ab; ihre Pferde wurden in gehöriger Ordnung in der Ebene angepflockt, damit im Falle

eines Rückzuges keine Verwirrung entstehen könne. Unweit davon wurden die Kamele entlastet und die Zelte, welche sie getragen hatten, aufgeschlagen; sie waren, wie bereits erwähnt, für die Verwundeten bestimmt. Wasser war in Schläuchen genug, Verbandzeug aber nur sehr wenig vorhanden, ein Übelstand, welcher mich mit Bedauern erfüllte.

Die Postenkette, welche uns mit den Abu-Mohammed-Arabern verband, hatten wir natürlich hinter uns hergezogen, so daß wir mit ihnen immer in Verbindung blieben. Es waren fast stündlich Meldungen von ihnen angekommen, und die letzte derselben belehrte uns, daß die Feinde unseren Anmarsch noch nicht entdeckt hätten.

Sir Lindsay hatte sich am gestrigen Abend und auch heute bis jetzt sehr einsilbig verhalten. Es war mir ja keine Zeit übrig geblieben, die ich ihm hätte widmen können. Jetzt hielt er an meiner Seite.

»Wo schlagen, Sir? Hier?« fragte er.

»Nein, hinter dieser Höhe,« antwortete ich.

»Bei Euch bleiben?«

»Wie Ihr wollt.«

»Wo seid Ihr? Infanterie, Kavallerie, Genie, Pontons?«

»Kavallerie, aber Dragoner, denn wir werden ebenso schießen wie fechten, wenn es notwendig ist.«

»Bleibe bei Euch.«

»So wartet hier. Meine Abteilung hält hier, bis ich sie abhole.«

»Nicht hinein in das Tal?«

»Nein, wir werden uns oberhalb von hier an den Fluß ziehen, um den Feind zu verhindern, nach Norden zu entkommen.«

»Wie viel Mann?«

»Hundert.«

»*Well!* Sehr gut, ausgezeichnet!«

Ich hatte diesen Posten mit einer gewissen Absicht übernommen. Zwar war ich Freund und Gefährte der Haddedihi, aber es widerstrebte mir doch, Leute, wenn auch im offenen Kampfe, zu töten, die mir nichts getan hatten. Der Zwist, wel-

cher hier zwischen diesen Arabern ausgefochten werden sollte, ging mich persönlich gar nichts an, und da nicht zu erwarten stand, daß die Feinde sich nach Norden wenden würden, so hatte ich gebeten, mich der Abteilung anschließen zu dürfen, welche den Feinden dort das Vordringen verwehren sollte. Am liebsten wäre ich am Verbandsplatz zurückgeblieben; dies war aber eine Unmöglichkeit.

Jetzt führte der Scheik seine Reiterei in das Tal, und ich schloß mich ihr an. Sie wurde in die beiden Seitentäler rechts und links verteilt. Dann folgte die Infanterie. Ein Drittel derselben erstieg die Höhe rechts, das andere Drittel die Höhe links, um – hinter den zahlreichen Felsen versteckt – den Feind von oben herab fassen zu können; das letzte Drittel, welches zu meist aus Scheik Malek und seinen Männern bestand, blieb am Eingange zurück, um denselben zu verbarrikadieren und hinter dieser Verschanzung hervor den Feind zu begrüßen. Jetzt kehrte ich zurück und ritt mit meinen hundert Mann davon.

Unser Ritt ging grad nach Norden, bis wir einen Talpaß fanden, welcher es uns ermöglichte, den Dschebel zu übersteigen. Nach einer Stunde erblickten wir den Fluß vor uns. Weiter rechts, also nach Süden zu, gab es eine Stelle, an welcher das Gebirge zweimal hart an das Wasser trat, und also einen Halbkreis bildete, aus welchem heraus sehr schwer zu entkommen war, wenn man einmal das Unglück gehabt hatte, hinein zu geraten. Hier postierte ich meine Leute, denn hier konnten wir eine zehnfache Übermacht ohne große Anstrengung aufhalten.

Nachdem ich Vorposten aufgestellt hatte, saßen wir ab und machten es uns bequem. Master Lindsay fragte mich:

»Hier bekannt, Sir?«

»Nein,« antwortete ich.

»Ob vielleicht Ruinen hier?«

»Weiß nicht.«

»Einmal fragen!«

Ich tat es und gab ihm den Bescheid, indem ich die Antwort übersetzte:

»Weiter oben.«

»Wie heißt?«

»Muk hol Kal oder Kalah Schergatha.«

»Fowling-bulls dort?«

»Hm! Man müßte erst sehen.«

»Wie lange noch Zeit bis zum Kampf?«

»Bis Mittag, auch wohl später. Vielleicht gibt es für uns gar keinen Kampf.«

»Werde unterdessen einmal ansehen.«

»Was?«

»Kalah Schergatha. Fowling-bulls ausgraben; Londoner Museum schicken; berühmt werden; *well!*«

»Das wird jetzt nicht gut möglich sein.«

»Warum?«

»Weil Ihr von hier bis dorthin gegen fünfzehn englische Meilen zu reiten hättet.«

»Ah! Hm! Miserabel! Werde dableiben!«

Er legte sich hinter ein Euphorbiengebüsch, ich aber beschloß, zu rekognoszieren, gab den Leuten die nötige Weisung und ritt südwärts dem Flusse entlang.

Mein Rappe war, wie alle Schammarpferde, ein ausgezeichnete Kletterer; ich konnte es wagen, mit ihm den Dschebel zu ersteigen, und so ritt ich denn, als sich mir ein günstiges Terrain bot, zur Höhe empor, um eine Übersicht zu gewinnen. Oben musterte ich mit meinem Fernrohr den östlichen Horizont. Da sah ich, daß drüben, jenseits des Flusses, ein sehr reges Leben herrschte. Am südlichen, also am linken Ufer des Zab wimmelte die Ebene von Reitern bis beinahe nach dem Tell Hamlia hinab, und unterhalb des Chelal {Stromschnelle} lagen mehrere große Haufen von Ziegenschläuchen, aus denen man wohl soeben die Flöße machen wollte, welche zum Übersetzen der Obeide dienen sollten. Das diesseitige Ufer des Tigris konnte ich nicht sehen – wegen der Höhe, hinter welcher das Tal Deradsch lag. Da ich noch Zeit hatte, so nahm ich mir vor, auch jene Höhe zu ersteigen.

Ich hatte auf dem Kamme des Höhenzuges einen sehr angestrengten Ritt, und es dauerte weit mehr als eine Stunde, bis ich den höchsten Punkt erreichte. Mein Pferd war so frisch,

als ob es sich eben erst vom Schlafe erhöbe; ich band es an und kletterte über eine Art Felsenmauer hinauf. Da lag es unter mir, das Wadi Deradsch. Ich sah ganz im Hintergrunde die fertige Brustwehr, hinter welcher ihre Verteidiger ruhten, und bemerkte hüben und drüben die hinter den Felsen verborgenen Schützen und auch dort unten, mir gerade gegenüber, den Kavalleriehinterhalt.

Dann richtete ich das Rohr nach Süden.

Dort lag Zelt an Zelt, aber ich sah, daß man bereits im Begriffe stand, sie abzubrechen. Das waren die Abu Hammed und die Dschowari. Dort hatten wohl auch die Scharen von Sardanapal, Kyaxares und Alyattes kampiert. Dort hatten die Krieger des Nabopolassar auf den Knien gelegen, als am 5. Mai im fünften Jahre jenes Herrschers eine Mondfinsternis der totalen Sonnenfinsternis folgte, welche die Schlacht von Halys so schrecklich machte. Dort hatte man wohl die Pferde aus den Fluten des Tigris getränkt, als Nebukadnezar nach Ägypten zog, um Königin Hophra abzusetzen, und das waren wohl dieselben Wasser, über welche der Todesgesang des Nerikolassar und des Nabonnad herübergeklungen ist bis zu den Bergen von Kara Zschook, Zibar und Sar Hasana.

Ich sah, daß die Ziegenhäute aufgeblasen und verbunden wurden, sah die Reiter, welche, die Pferde an der Hand führend, sich auf die Flöße begaben; ich sah die Flöße abstoßen und am diesseitigen Ufer landen. Es war mir, als müsse ich das Geschrei hören, mit welchem sie von ihren Verbündeten begrüßt wurden, die sich auf ihre Pferde warfen, um eine glänzende Phantasia {Scheingefecht} auszuführen.

Das kam erwünscht, daß sie ihre Pferde jetzt so anstrenghen; die Tiere mußten dann, wenn es galt, wohl ermüdet sein.

So saß ich wohl eine Stunde lang. Die Obeide waren jetzt alle herüber, und ich sah, daß sich der Zug nach Norden zu in Bewegung setzte. Jetzt kletterte ich wieder herab, bestieg mein Pferd und kehrte zurück. Die Stunde der Entscheidung war gekommen.

Ich brauchte wieder fast eine Stunde, um den Punkt zu erreichen, von dem es mir möglich war, von der Höhe hinabzu-

kommen. Schon wollte ich zu Tale lenken, als ich ganz dort oben am nördlichen Horizont etwas blitzen sah. Es war gewesen, als ob der Sonnenstrahl auf ein Glasstückchen fiel. Wir konnten den Feind nur von Süden her erwarten, dennoch aber nahm ich mein Fernrohr zur Hand und suchte die Stelle auf, an welcher ich den blitzartigen Schein bemerkt hatte. Endlich, endlich fand ich sie. Hart am Flusse bemerkte ich eine Anzahl dunkler Punkte, welche sich abwärts bewegten. Es mußten Reiter sein, und einer von ihnen war es, dessen Körper das Licht der Sonne reflektierte.

Waren es Feinde? Sie befanden sich nördlich grad so weit von dem Versteck meiner Leute, wie ich südlich von demselben entfernt war. Hier galt kein Zögern; ich mußte ihnen zuvorkommen.

Ich trieb meinen Rappen an, der rasch abwärts stieg, dann aber, als er die Talsohle unter den Hufen hatte, wie ein Vogel dahinflog. Ich war überzeugt, daß ich zur rechten Zeit eintreffen würde.

Als ich bei der Truppe anlangte, rief ich die Leute zusammen und teilte ihnen mit, was ich beobachtet hatte. Wir schafften die Pferde aus dem Halbkessel heraus, den das Terrain bildete. Dann versteckte sich die Hälfte der Haddediñ hinter dem südlichen Vorsprung desselben, während der andere Teil zurückblieb, um – hinter Euphorbien und Gummipflanzen verborgen – den Ankommenden den Rückzug abzuschneiden.

Wir hatten nicht sehr lange zu warten, bis wir Hufschlag vernahmen. Master Lindsay lag neben mir und lauschte, während er die Büchse im Anschlag hielt.

»Wie viele?« fragte er kurz.

»Konnte sie nicht genau zählen,« antwortete ich ihm.

»Ungefähr?«

»Zwanzig.«

»Pah! Warum denn so viele Mühe geben?«

Er erhob sich, schritt vor und setzte sich auf einen Steinblock. Seine beiden Diener folgten ihm augenblicklich.

Da kamen sie um die Ecke herum, voran ein hoher kräftiger Araber, welcher unter seiner Aba einen Schuppenpanzer trug.

Diesen hatte ich vorhin blitzen sehen. Es war eine wirklich königliche Gestalt. Der Mann hatte sich wohl nie in seinem Leben gefürchtet, war noch niemals erschrocken, denn selbst jetzt, als er so plötzlich und unerwartet die hier so ungewöhnliche Gestalt des Englishman erblickte, zuckte keine Wimper seiner Augen, und nur die Hand fuhr leise nach dem krummen Säbel.

Er ritt einige Schritte vor und wartete, bis die Seinigen alle herbeigekommen waren; dann winkte er einem Manne, der sich an seiner Seite befand. Dieser war sehr lang und hager und hing auf seinem Gaule, als ob er noch niemals einen Sattel berührt hätte. Man sah ihm sofort die griechische Abstammung an. Auf den erhaltenen Wink fragte er den Engländer in arabischer Sprache:

»Wer bist du?«

Master Lindsay erhob sich, lüftete den Hut und machte eine halbe Verbeugung, sagte aber kein Wort.

Der Fragende wiederholte seine Worte in türkischer Sprache.

»I'm English – ich bin ein Engländer,« lautete die Antwort.

»Ah, so begrüße ich Sie, verehrter Herr!« klang es jetzt in englischen Lauten. »Es ist eine außerordentliche Überraschung, hier in dieser Einsamkeit einen Sohn Albions zu treffen. Darf ich um Ihren Namen bitten?«

»David Lindsay.«

»Dies sind Ihre Diener?«

»Yes!«

»Aber was tun Sie hier?«

»*Nothing* – nichts.«

»Sie müssen doch einen Zweck, ein Ziel haben?«

»Yes!«

»Und welches ist der Zweck?«

»*To dig* – ausgraben.«

»Was?«

»*Fowling-bulls*.«

»Ah!« lächelte der Mann überlegen. »Dazu braucht man

Mittel, Zeit, Leute und Erlaubnis. Wie sind Sie hierher gekommen?»

»Mit Dampfer.«

»Wo ist er?»

»Nach Bagdad zurück.«

»So sind Sie mit zwei Dienern ausgestiegen?»

»Yes!«

»Hm, sonderbar! Und wohin wollen Sie zunächst?»

»Wo Fowling-bulls sind. Wer ist Master hier?»

Er deutete dabei auf den Araber im Schuppenpanzer. Der Grieche übersetzte diesem das bisherige Gespräch und antwortete dann:

»Dieser berühmte Mann ist Eslah el Mahem, Scheik der Obeïde-Araber, welche da drüben ihre Weideplätze haben.«

Ich erstaunte über diese Antwort. Also der Scheik war während des Aufbruchs seines Stammes nicht bei den Seinen gewesen.

»Wer Sie?» fragte der Engländer weiter.

»Ich bin einer der Dolmetscher beim englischen Vizekonsul zu Mossul.«

»Ah! Wohin?»

»Einer Expedition gegen die Haddedihi-Araber beiwohnen.«

»Expedition? Einfall? Krieg? Kampf? Warum?»

»Diese Haddedihi sind ein störrischer Stamm, dem man einmal Mores lehren muß. Sie haben mehrere Jezidi beschützt, als diese Teufelsanbeter von dem Gouverneur von Mossul angegriffen wurden. Aber wie kommt es, daß — — —«

Er hielt inne, denn hinter dem Vorsprunge wieherte eines unserer Pferde, und ein anderes folgte diesem Beispiele. Sofort griff der Scheik in die Zügel, um vorwärts zu reiten und nachzusehen. Jetzt erhob ich mich.

»Erlauben Sie, daß auch ich mich Ihnen vorstelle!« sagte ich.

Der Scheik blieb vor Überraschung halten.

»Wer sind Sie?» fragte der Dolmetscher. »Auch ein Engländer? Sie tragen sich aber doch genau wie ein Araber!«

»Ich bin ein Deutscher und gehöre zur Expedition dieses Herrn. Wir wollen hier Fowling-bulls ausgraben und zugleich uns ein wenig um die Sitten dieses Landes bekümmern.«

»Wer ist es?« fragte der Scheik den Griechen.

»Ein Nemsî.«

»Sind die Nemsî Gläubige?«

»Sie sind Christen.«

»Nazarah? Dieser Mann ist doch ein Hadschi. War er in Mekka?«

»Ich war in Mekka,« antwortete ich ihm.

»Du sprichst unsere Sprache?«

»Ich spreche sie.«

»Du gehörst zu diesem Inglis?«

»Ja.«

»Wie lange seid ihr bereits hier in dieser Gegend?«

»Bereits mehrere Tage.«

Seine Brauen zogen sich zusammen. Er fragte weiter:

»Kennst du die Haddediñ?«

»Ich kenne sie.«

»Woher hast du sie kennen gelernt?«

»Ich bin der Rafik ihres Scheik.«

»So bist du verloren!«

»Warum?«

»Ich nehme dich gefangen, dich und diese drei.«

»Wann?«

»Sofort.«

»Du bist stark, aber Zedar Ben Huli, der Scheik der Abu Hammed, war auch stark!«

»Was willst du mit ihm?«

»Er nahm mich gefangen und behielt mich nicht.«

»Maschallah! Bist du der Mann, welcher den Löwen getötet hat?«

»Ich bin es.«

»So bist du mein. Mir entkommst du nicht.«

»Oder du bist mein und entkommst mir nicht. Sieh dich um!«

Er tat es, bemerkte aber niemand.

»Auf, ihr Männer!« rief ich laut.

Sofort erhoben sich sämtliche Haddediñ und legten die Gewehre auf ihn und seine Leute an.

»Ah, du bist klug wie ein Abul Hosseïñ {Beiname des Fuchses} und tötest die Löwen, mich aber fängst du nicht!« rief er aus.

Er riß den krummen Säbel vom Gürtel, drängte sein Pferd zu mir heran und holte aus zum tödlichen Hieb. Es war nicht schwer, mit ihm fertig zu werden. Ich schoß auf sein Pferd – dieses überstürzte sich – er fiel zu Boden – und ich hatte ihn rasch gepackt. Jetzt allerdings begann ein Ringen, welches mir bewies, daß er ein außerordentlich kräftiger Mann sei; ich mußte ihm den Turban abreißen und ihm einen betäubenden Hieb auf die Schläfe versetzen, ehe ich seiner habhaft ward.

Während dieses kurzen Ringens wogte es rund um mich her; aber was da geschah, das war kein Kampf zu nennen. Ich hatte den Haddediñ befohlen, nur auf die Pferde zu schießen; infolgedessen wurden gleich durch die erste Salve, welche man gab, als der Scheik auf mich eindrang, sämtliche Pferde der Obeïde entweder getötet oder schwer verwundet. Die Krieger lagen zu Boden geworfen, und von allen Seiten starrten ihnen die langen, bewimpelten Lanzen der Haddediñ entgegen, welche ihnen fünffach überlegen waren. Selbst der Fluß bot ihnen keine Gelegenheit zum Entkommen, da unsere Kugeln jeden Schwimmenden erreicht hätten. Als sich der Knäuel löste, welchen sie nach der ersten Salve bildeten, standen sie ratlos bei einander; ihren Scheik hatte ich bereits den beiden Dienern Lindsays zugeschoben, und nun konnte es nur mein Wunsch sein, den Auftritt ohne Blutvergießen zu endigen.

»Gebt euch keine Mühe, ihr Krieger der Obeïde; ihr seid in unseren Händen. Ihr seid zwanzig Mann, wir aber zählen über hundert Reiter, und euer Scheik befindet sich in meiner Hand!«

»Schießt ihn nieder!« gebot ihnen der Scheik.

»Wenn einer von euch seine Waffe gegen mich erhebt, so werden diese beiden Männer euren Scheik töten!« antwortete ich.

»Schießt ihn nieder, den Dib {Wolf}, den Ibn Avah {Schakal}, den Erneb {Hase}!« rief er trotz meiner Drohung.

»Laßt euch dies nicht einfallen; denn auch ihr wäret verloren!«

»Eure Brüder werden euch und mich rächen!« rief der Scheik.

»Eure Brüder? Die Obeïde? Vielleicht auch die Abu Hammed und die Dschowari!«

Er blickte mich überrascht an.

»Was weißt du von ihnen?« stieß er hervor.

»Daß sie in diesem Augenblick von den Kriegern der Haddedihn ebenso überrumpelt werden, wie ich dich und diese Männer gefangen habe.«

»Du lügst! Du bist ein Tier, welches niemand schaden kann. Meine Krieger werden dich mit allen Söhnen und Töchtern der Haddedihn fangen und fortführen!«

»Allah behüte deinen Kopf, daß du die Gedanken nicht verlierst! Würden wir hier auf dich warten, wenn wir nicht gewußt hätten, was du gegen Scheik Mohammed unternehmen willst?«

»Woher weißt du, daß ich am Grabe des Hadschi Ali war?«

Ich beschloß, auf den Busch zu klopfen – und erwiderte also:

»Du warst am Grabe des Hadschi Ali, um Glück für dein Unternehmen zu erbeten; aber dieses Grab liegt auf dem linken Ufer des Tigris, und du bist dann an dieses Ufer gegangen, um im Wadi Murr zu erspähen, wo die andern Stämme der Schammar sich befinden.«

Ich sah ihm an, daß ich mit meiner Kombination das Richtige getroffen hatte. Er stieß trotzdem ein höhnisches Gelächter aus und antwortete:

»Dein Verstand ist faul und träge wie der Schlamm, der im Flusse liegt. Gib uns frei, so soll dir nichts geschehen!«

Jetzt lachte ich und fragte:

»Was wird uns geschehen, wenn ich es nicht tue?«

»Die Meinen werden mich suchen und finden. Dann seid ihr verloren!«

»Deine Augen sind blind und deine Ohren taub. Du hast weder gehört noch gesehen, was vorging, ehe die Deinigen über den Fluß herüber kamen.«

»Was soll geschehen sein?« fragte er in verächtlichem Ton.

»Sie werden erwartet, ganz ebenso, wie ich dich erwartet habe.«

»Wo?«

»Im Wadi Deradsch.«

Jetzt erschrak er sichtlich; daher setzte ich hinzu:

»Du siehst, daß euer Plan verraten ist. Du weißt, daß ich bei den Abu Hammed war. Ehe ich dorthin kam, war ich bei den Abu Mohammed. Sie und die Alabeiden, die ihr so oft beraubtet, haben sich mit den Haddedihn verbunden, euch in dem Wadi Deradsch einzuschließen. Horch!«

Es war eben jetzt ein dumpfes Knattern zu hören.

»Hörst du diese Schüsse? Sie sind bereits im Tale eingeschlossen und werden alle niedergemacht, wenn sie sich nicht ergeben.«

»Allah il Allah!« rief er. »Ist das wahr?«

»Es ist wahr.«

»So töte mich!«

»Du bist ein Feigling!«

»Ist es feig, wenn ich den Tod verlange?«

»Ja. Du bist der Scheik der Obeïde, der Vater deines Stammes; es ist deine Pflicht, ihm in der Not beizustehen; du aber willst ihn verlassen!«

»Bist du verrückt? Wie kann ich ihm beistehen, wenn ich gefangen bin!«

»Mit deinem Rate. Die Haddedihn sind keine Scheusale, die nach Blut lechzen; sie wollen euern Überfall zurückweisen und dann Frieden mit euch schließen. Bei dieser Beratung darf der Scheik der Obeïde nicht fehlen.«

»Noch einmal: sagst du die Wahrheit?«

»Ich sage sie.«

»Beschwöre es!«

»Das Wort eines Mannes ist sein Schwur. Halt, Bursche!«

Dieser Ruf galt dem Griechen. Er hatte bisher ruhig dage-

standen, jetzt aber sprang er plötzlich auf einen meiner Leute, welche nach und nach näher getreten waren, um unsere Worte zu verstehen, stieß ihn zur Seite und eilte davon. Einige Schüsse krachten hinter ihm, aber in der Eile war nicht genau gezielt worden; es gelang ihm, den Vorsprung zu erreichen und hinter demselben zu verschwinden.

»Schießt jeden nieder, der sich hier rührt!«

Mit diesen Worten eilte ich dem Flüchtling nach. Als ich den Vorsprung erreichte, war er bereits über hundert Schritte von demselben entfernt.

»Bleib stehen!« rief ich ihm nach.

Er sah sich rasch um, sprang aber weiter. Es tat mir leid, aber ich war gezwungen, auf ihn zu schießen; doch nahm ich mir vor, ihn nur zu verwunden, wenn es möglich war. Ich zielte scharf und drückte ab. Er lief noch eine kleine Strecke vorwärts und blieb dann stehen. Es war, als ob ihn eine unsichtbare Hand einmal um seine eigene Achse drehte, dann fiel er nieder.

»Holt ihn herbei!« gebot ich.

Auf dieses Gebot liefen einige Haddedihs zu ihm und trugen ihn herbei. Die Kugel saß in seinem Oberschenkel.

»Du siehst, Eslah el Mahem, daß wir Ernst machen. Befiehl deinen Leuten, sich zu ergeben!«

»Und wenn ich es ihnen nicht befehle?« fragte er.

»So zwingen wir sie, und dann fließt ihr Blut, was wir gern vermeiden wollen.«

»Willst du mir später bezeugen, daß ich mich nur ergeben habe, weil ihr fünfmal mehr seid als wir, und weil du mir sagst, daß die Meinen in dem Wadi Deradsch eingeschlossen sind?«

»Ich bezeuge es dir!«

»So gebt eure Waffen ab!« knirschte er. »Aber Allah verderbe dich bis in die tiefste Dschehennah hinunter, wenn du mich belogen hast!«

Die Obeïde wurden entwaffnet.

»Sir!« rief Lindsay während dieser Beschäftigung.

»Was?« fragte ich und drehte mich um.

Er hielt den Arm des verwundeten Griechen gefaßt und meldete:

»Frißt Papier, der Kerl!«

Ich trat hinzu. Der Grieche hatte noch einen Papierfetzen in der zusammengeballten Hand.

»Geben Sie her!« sagte ich.

»Nie!«

»Pah!«

Ein Druck auf seine Hand – er schrie vor Schmerz auf und öffnete die Finger. Das Papier war der Teil eines Briefumschlags und enthielt nur ein einziges Wort: Bagdad. Der Mensch hatte den andern Teil des Couverts und den eigentlichen Brief entweder schon verschlungen oder noch im Munde.

»Geben Sie heraus, was Sie im Munde haben!« forderte ich ihn auf.

Ein höhnisches Lächeln war seine Antwort, und zugleich sah ich, wie er den Kopf etwas erhob, um leichter schlingen zu können. Sofort faßte ich ihn bei der Kehle. Unter meinem nicht eben sanften Griff tat er in der Angst des Erstickens den Mund auf. Es gelang mir nun, ein Papierklümpchen ans Tageslicht zu fördern. Die Papierfetzen enthielten nur wenige Zeilen in Chiffreschrift, und außerdem schien es ganz unmöglich, die einzelnen Fetzen so zusammenzusetzen, wie sie zusammengehörten. Ich faßte den Griechen scharf ins Auge und fragte ihn:

»Von wem war dieses Schreiben verfaßt?«

»Ich weiß es nicht,« antwortete er.

»Von wem hast du es erhalten?«

»Ich weiß es nicht.«

»Lügner, hast du Lust, hier elend liegen zu bleiben und zu sterben?«

Er sah mich erschrocken an, und ich fuhr fort:

»Wenn du nicht antwortest, so wirst du nicht verbunden, und ich lasse dich hier zurück für die Geier und Schakale!«

»Ich muß schweigen,« sagte er.

»So schweige auf ewig!«

Ich erhob mich. Das wirkte.

»Frage, Effendi!« rief er aus.

»Von wem hast du diesen Brief?«

»Vom englischen Vizekonsul in Mossul.«

»An wen war er gerichtet?«

»An den Konsul zu Bagdad.«

»Kennst du seinen Inhalt?«

»Nein.«

»Lüge nicht!«

»Ich schwöre, daß ich keinen Buchstaben zu lesen bekam!«

»Aber du ahntest, was er enthielt?«

»Ja.«

»So rede!«

»Politik!«

»Natürlich!«

»Weiter darf ich nichts sagen.«

»Hast du einen Schwur abgelegt?«

»Ja.«

»Hm! Du bist ein Grieche?«

»Ja.«

»Woher?«

»Aus Lemnos.«

»Ich dachte es! Der echte Türke ist ein ehrlicher, biederer Charakter, und wenn er anders wird oder anders geworden ist, so tragt ihr die Schuld, ihr, die ihr euch Christen nennt und doch schlimmer seid als die ärgsten Heiden. Wo in der Türkei eine Gaunerei oder ein Halunkenstreich verübt wird, da hat ein Grieche seine schmutzige Hand im Spiele. Du würdest heute deinen Eid brechen, wenn ich dich zwänge oder dir den Eidbruch bezahlte, Spion! Wie hast du es zum Dragoman in Mossul gebracht? Schweig! Ich ahne es, denn ich weiß, wodurch ihr alles werdet, was ihr seid! Du magst deinem Eide treu bleiben, denn die Politik, von der du sprachst, kenne ich! Warum hetzt ihr diese Stämme gegeneinander auf? Warum stachelt ihr einmal den Türken und das andere Mal den Perser gegen sie auf? Und das tun Christen! Andere, welche die Lehre des Weltheilandes wirklich befolgen, bringen die Worte der Liebe und des Erbarmens in dieses Land, und ihr säet Unkraut

zwischen den Weizen, daß er erstickt, eure Saat aber tausendfältige Früchte trägt. Fliehe zu deinem Popen; er mag für dich um Vergebung bitten! Du hast auch den Russen gedient?»

»Ja, Herr.«

»Wo?»

»In Stambul.«

»Wohlan! Ich sehe, daß du wenigstens noch fähig bist, die Wahrheit zu bekennen, und daher will ich dich nicht der Rache der Haddedihi übergeben.«

»Tue es nicht, Effendi! Meine Seele wird dich dafür segnen!«

»Behalte deinen Segen! Wie ist dein Name?»

»Alexander Kolettis.«

»Du trägst einen berühmten Namen, aber du hast mit demjenigen, der ihn früher trug, nichts gemein. Bill!«

»Sir!« antwortete der Gerufene.

»Kannst du eine Wunde verbinden?»

»Das nicht, Sir, aber ein Loch verknüpfen, das kann ich wohl.«

»Knüpfe es ihm zu!«

Der Grieche wurde von dem Engländer verbunden. Wer weiß, ob ich nicht anders gehandelt hätte, wenn ich damals gewußt hätte, unter welchen Umständen ich diesen Menschen später wiedersehen sollte. Ich wandte mich zu dem gefesselten Scheik:

»Eslah el Mahem, du bist ein tapferer Mann, und es tut mir leid, einen mutigen Krieger gefesselt zu sehen. Willst du mir versprechen, stets an meiner Seite zu bleiben und keinen Versuch zu machen, zu entfliehen?»

»Warum?»

»Dann werde ich dir deine Fesseln abnehmen lassen.«

»Ich verspreche es!«

»Bei dem Barte des Propheten?»

»Bei dem Barte des Propheten und dem meinigen!«

»Nimm deinen Leuten dasselbe Versprechen ab!«

»Schwört mir, diesem Manne nicht zu entfliehen!« gebot er.

»Wir schwören es!« ertönte die Antwort.

»So sollt ihr nicht gebunden werden,« versprach ich ihnen. Zugleich löste ich die Bande des Scheik.

»Sihdi, du bist ein edelmütiger Krieger,« sagte er. »Du hast nur unsere Tiere töten lassen, uns aber verschont. Allah segne dich, obgleich mein Pferd mir lieber als ein Bruder war!«

Ich sah es seinen edlen Zügen an, daß diesem Manne jeder Verrat, jede Gemeinheit und Treulosigkeit fremd war, und sagte zu ihm:

»Du hast dich zu diesem Kampfe gegen die Angehörigen deines Volkes von fremden Zungen verleiten lassen; sei später stärker! Willst du dein Schwert, deinen Dolch und deine Flinte wieder haben?«

»Das tust du nicht, Effendi!« erwiderte er erstaunt.

»Ich tue es. Ein Scheik soll der Edelste seines Stammes sein; ich mag dich nicht wie einen Huteijeh oder wie einen Chelawijeh behandeln. {Verachtete Stämme, die zum Pöbel gerechnet werden, ungefähr wie die Paria in Indien.} Du sollst vor Mohammed Emin, den Scheik der Haddedihi, treten wie ein freier Mann, mit den Waffen in der Hand.«

Ich gab ihm seinen Säbel und auch die anderen Waffen. Er sprang auf und starrte mich an.

»Wie ist dein Name, Sihdi?«

»Die Haddedihi nennen mich Emir Kara Ben Nemsi.«

»Du ein Christ, Emir! Heute erfahre ich, daß die Naßarah keine Hunde, sondern daß sie edelmütiger und weiser sind als die Moslemim. Denn glaube mir: mit den Waffen, die du mir wiedergibst, hast du mich leichter überwunden, als es mit den Waffen geschehen könnte, die du bei dir trägst und mit denen du mich töten könntest. Zeige mir deinen Dolch!«

Ich tat es. Er prüfte die Klinge und meinte dann:

»Dieses Eisen breche ich mit der Hand auseinander; siehe dagegen meinen Schambijeh!«

Er zog ihn aus der Scheide. Es war ein Kunstwerk, zweischneidig, leicht gekrümmt, wunderbar damasziert, und in arabischer Sprache stand zu beiden Seiten der Wahlspruch: »Nur nach dem Sieg in die Scheide.« Er war gewiß von einem

jener alten, berühmten Waffenschmiede in Damaskus gefertigt worden, welche heutzutage ausgestorben sind und mit denen sich jetzt keiner mehr vergleichen kann.

»Gefällt er dir?« fragte der Scheik.

»Er ist wohl fünfzig Schafe wert!«

»Sage hundert oder hundertfünfzig, denn es haben ihn zehn meiner Väter getragen, und er ist niemals zersprungen. Er sei dein; gib mir den deinigen dafür!«

Das war ein Tausch, den ich nicht zurückweisen durfte, wenn ich den Scheik nicht unversöhnlich beleidigen wollte. Ich gab also meinen Dolch hin.

»Ich danke dir, Hadschi Eslah el Mahem; ich werde diese Klinge tragen zum Andenken an dich und zu Ehren deiner Väter!«

»Sie läßt dich nie im Stiche, so lange deine Hand fest bleibt!«

Da hörten wir den Hufschlag eines Pferdes und gleich darauf bog ein Reiter um den Felsenvorsprung, welcher unser Versteck nach Süden abschloß. Es war kein anderer als mein kleiner Halef.

»Sihdi, du sollst kommen!« rief er, als er mich erblickte.

»Wie steht es, Hadschi Halef Omar?«

»Wir haben gesiegt.«

»Ging es schwer?«

»Es ging leicht. Alle sind gefangen!«

»Alle?«

»Mit ihren Scheiks! Hamdullillah! Nur Eslah el Mahem, der Scheik der Obeïde, fehlt.«

Ich wandte mich an diesen:

»Siehst du, daß ich dir die Wahrheit sagte?« Dann fragte ich Halef: »Trafen die Abu Mohammed zur rechten Zeit ein?«

»Sie kamen hart hinter den Dschowari und schlossen das Wadi so, daß kein Feind entkommen konnte. Wer sind diese Männer?«

»Es ist Scheik Eslah el Mahem, von dem du sprachst.«

»Deine Gefangenen?«

»Ja, sie werden mit mir kommen.«

»Wallah, billah, tillah! Erlaube, daß ich gleich zurückkehre, um diese Kunde Mohammed Emin und Scheik Malek zu bringen!«

Er jagte wieder davon.

Scheik Eslah bestieg eines unserer Pferde; auch der Grieche wurde auf eines derselben gesetzt; die übrigen mußten gehen. So setzte sich der Zug in Bewegung. Wenn es im Wadi Deradsch nicht mehr Blut gekostet hatte, als bei uns, so konnten wir zufrieden sein.

Der bereits erwähnte Talpaß führte uns auf die andere Seite der Berge; dann ging es auf der Ebene stracks nach Süden. Wir hatten das Wadi noch lange nicht erreicht, als ich vier Reiter bemerkte, welche uns entgegen kamen. Ich eilte auf sie zu. Malek, Mohammed Emin und die Scheiks der Abu Mohammed und der Alabeide-Araber waren es.

»Du hast ihn gefangen?« rief mir jetzt Mohammed Emin entgegen.

»Eslah el Mahem? Ja.«

»Allah sei Dank! Nur er fehlte uns noch. Wie viele Männer hat dich der Kampf gekostet?«

»Keinen.«

»Wer wurde verwundet?«

»Keiner. Nur einer der Feinde erhielt einen Schuß.«

»So ist Allah gnädig gewesen mit uns. Wir haben nur zwei Tote und elf Verwundete.«

»Und der Feind?«

»Dem ist es schlimmer ergangen. Er wurde so fest eingeschlossen, daß er sich nicht zu rühren vermochte. Unsere Schützen trafen gut und konnten doch nicht selbst getroffen werden, und unsere Reiter hielten fest zusammen, wie du es ihnen gelehrt hast. Sie ritten alles nieder, als sie aus den Schluchten hervorbrachen.«

»Wo befindet sich der Feind?«

»Gefangen im Wadi. Sie haben alle ihre Waffen abgeben müssen, und keiner kann entkommen, denn das Tal wird von uns eingeschlossen. Ha, jetzt sehe ich Eslah el Mahem! Aber wie, er trägt die Waffen?«

»Ja. Er hat mir versprochen, nicht zu entfliehen. Weißt du, daß man den Tapfern ehren soll?«

»Er wollte uns vernichten!«

»Er wird dafür bestraft werden.«

»Du hast ihm die Waffen gelassen, und so mag es gut sein. Komm!«

Wir eilten dem Kampfplatz zu, und die anderen folgten uns so schnell wie möglich. Auf dem Verbandsplatz herrschte reges Leben, und vor demselben bildete eine Anzahl bewaffneter Haddedihi einen Kreis, in dessen Mitte die besiegt und jetzt gefesselten Scheiks saßen. Ich wartete, bis Eslah herbeikam, und fragte ihn schonend:

»Willst du bei mir bleiben?«

Seine Antwort klang, wie ich es erwartet hatte:

»Sie sind meine Verbündeten; ich gehöre zu ihnen.«

Er trat in den Kreis und setzte sich an ihrer Seite nieder. Es wurde dabei kein Wort gesprochen, aber man sah es, daß die beiden anderen bei seinem Erscheinen erschranken. Vielleicht hatten sie auf ihn noch einige Hoffnung gesetzt.

»Führe deine Gefangenen in das Wadi!« sagte Malek.

Ich folgte ihm. Als ich das Tal betrat, bot sich mir ein außerordentlich malerischer Anblick dar. In die Brustwehr war zur Erleichterung des Verkehrs eine Bresche gerissen; zu beiden Seiten der Talwände hatten sich Wachtposten aufgestellt; die ganze Talsohle wimmelte von gefangenen Menschen und Pferden, und im Hintergrunde lagerten diejenigen unserer Verbündeten, welche noch im Wadi Platz gefunden hatten. Dazwischen waren verschiedene Haddedihi beschäftigt, die Pferde der Feinde zu sammeln, um sie hinaus auf die Ebene zu bringen, wo auch die Waffen derselben auf einem einzigen großen Haufen lagen.

»Hast du so etwas bereits gesehen?« fragte mich Malek.

»Noch größeres,« antwortete ich.

»Ich nicht.«

»Sind die feindlichen Verwundeten gut aufgehoben?«

»Man hat sie verbunden, wie du es gesagt hast.«

»Und was wird nun geschehen?«

»Wir werden heute unsern Sieg feiern und die größte Phantasia veranstalten, die es jemals hier gegeben hat.«

»Nein, das werden wir nicht.«

»Warum?«

»Wollen wir die Feinde durch unser Fest verbittern?«

»Haben sie uns gefragt, ob sie uns mit ihrem Einfalle verbittern werden?«

»Haben wir Zeit zu einem solchen Feste?«

»Was sollte uns abhalten?«

»Die Arbeit. Freund und Feind muß gelabt werden.«

»Wir werden Leute beordern, welche dies zu tun haben.«

»Wie lange wollt ihr die Gefangenen bewahren?«

»Bis sie zurückkehren dürfen.«

»Und wann soll dies geschehen?«

»So bald wie möglich; wir hätten nichts zu essen für dieses Heer von Freunden und Feinden.«

»Siehst du, daß ich recht habe? Ein Freudenfest soll gefeiert werden, aber erst dann, wenn wir Zeit dazu haben. Zunächst ist es notwendig, daß sich die Scheiks versammeln, um über alles zu sprechen, was beschlossen werden muß, und dann müssen die Beschlüsse schleunigst ausgeführt werden. Sage den Scheiks, daß sechstausend Menschen nicht viele Tage hier beisammen sein dürfen!«

Er ging. Nun trat Lindsay heran.

»Herrlicher Sieg! Nicht?« meinte er.

»Sehr!«

»Wie meine Sache gemacht, Sir?«

»Ausgezeichnet!«

»Schön! Hm! Viele Menschen hier.«

»Man sieht es.«

»Ob wohl einige darunter sind, die wissen, wo Ruinen liegen?«

»Möglich; man müßte sich einmal erkundigen.«

»Fragt einmal, Sir!«

»Sobald es möglich ist, ja.«

»Jetzt gleich, sofort!«

»Verzeiht, Sir, ich habe jetzt keine Zeit. Vielleicht ist meine

Anwesenheit bei der Beratung nötig, welche jetzt beginnen wird.«

»Schön! Hm! Aber nachher fragen! Wie?«

»Sicher!«

Ich ließ ihn stehen und schritt zu den Zelten.

Dort fand ich reichliche Arbeit, da vieles an den Verbänden zu verbessern war. Als ich dies besorgt hatte, trat ich in jenes Zelt, in welchem die Scheiks ihre Besprechung hielten. Diese ging sehr lebhaft vor sich. Man konnte sich schon im Prinzip nicht einigen, und ich glaube, daß ich ihnen willkommen kam.

»Du wirst uns Auskunft geben, Hadschi Emir Kara Ben Nemsi,« sagte Malek. »Du bist in allen Ländern der Erde gewesen und weißt, was recht und vorteilhaft ist.«

»Fragt, ich werde antworten!«

»Wem gehören die Waffen der Besiegten?«

»Dem Sieger.«

»Wem ihre Pferde?«

»Dem Sieger.«

»Wem ihre Kleider?«

»Die Räuber nehmen sie ihnen, der wahre Gläubige aber läßt sie ihnen.«

»Wem gehört ihr Geld, ihr Schmuck?«

»Der wahre Gläubige nimmt nur ihre Waffen und ihre Pferde.«

»Wem gehören ihre Herden?«

»Wenn sie nichts weiter besitzen als ihre Herden, so gehören sie ihnen, aber sie haben die Kosten des Krieges und den jährlichen Tribut davon zu bezahlen.«

»Du sprichst wie ein Freund unserer Feinde. Wir haben sie besiegt, und nun gehört uns ihr Leben und alles, was sie besitzen.«

»Ich rede als ihr Freund und als der eurige. Du sagst, daß ihr Leben euch gehöre?«

»So ist es.«

»Wollt ihr es ihnen nehmen?«

»Nein. Wir sind keine Henker und keine Mörder.«

»Und doch nehmt ihr ihnen ihre Herden? Können sie leben ohne die Herden?«

»Nein.«

»Wenn ihr ihnen die Herden nehmt, so nehmt ihr ihnen also das Leben. Ja, ihr beraubt euch in diesem Falle selbst!«

»Wie?«

»Sie sollen euch in Zukunft Tribut bezahlen?«

»Ja.«

»Wovon? Kann ein Beni-Arab Tribut bezahlen, wenn er keine Herden hat?«

»Dein Mund spricht weise und verständig.«

»Hört weiter! Wenn ihr ihnen alles nehmt: ihre Kleider, ihre Kostbarkeiten, ihre Herden, so zwingt ihr sie, zu stehlen und zu rauben, damit sie nicht verhungern. Und wo werden sie stehlen? Bei ihrem Nachbar zunächst; das seid ihr. Wo werden sie rauben? Bei dem zuerst, der sie arm gemacht hat und zum Rauben zwingt, und das seid ihr. Was ist besser, Freunde zum Nachbar zu haben oder Räuber?«

»Das erstere.«

»So macht sie zu euren Freunden und nicht zu Räubern! Man nimmt dem Besiegten nur das, womit er schaden kann. Wenn ihr ihnen die Waffen und die Pferde nehmt, so erhaltet ihr zehntausend Stück verschiedene Waffen und dreitausend Pferde. Ist dies wenig?«

»Es ist viel, wenn man es sich recht bedenkt.«

»Sie haben dann weder Waffen noch genug Pferde mehr, um Krieg zu führen. Ihr werdet sie beherrschen, und sie werden sich unter euren Schutz begeben müssen, um gegen ihre anderen Feinde gerüstet sein zu können; dann werden sie euch auch gegen eure Feinde helfen müssen. Ich habe gesprochen!«

»Du sollst noch mehr sprechen! Wie viel nimmt man ihnen heute von ihren Herden?«

»So viel wie der Schaden beträgt, den euch ihr Überfall gemacht hat.«

»Und wie viel fordert man Tribut von ihnen?«

»Man macht eine solche Forderung, daß sie immer so viel behalten, um ohne große Not leben zu können. Ein kluger

Scheik hätte dabei darauf zu sehen, daß sie nicht wieder mächtig genug werden, um die Niederlage vergelten zu können.«

»Nun bleibt die Blutrache übrig. Wir haben mehrere der ihrigen getötet.«

»Und sie mehrere der eurigen. Ehe die Gefangenen entlassen werden, mögen die Chamseh und Aaman {Verwandte} zusammentreten und den Blutpreis bestimmen. Ihr habt mehr zu bezahlen, als sie, und könnt es gleich bezahlen von der Beute, welche ihr macht.«

»Wird man uns die Kriegsentschädigung bringen?«

»Nein. Ihr müßt sie holen. Die Gefangenen müssen hier bleiben, bis ihr sie erhalten habt. Und um des Tributes sicher zu sein, müßt ihr stets einige vornehme Leute der besiegten Stämme als Geiseln bei euch haben. Zahlt man den Tribut nicht, so kommen die Geiseln in Gefahr.«

»Wir würden sie töten. Nun sollst du uns das letzte sagen. Wie verteilen wir die Kriegsentschädigung und den Tribut unter uns? Das ist sehr schwer zu bestimmen.«

»Das ist sogar sehr leicht zu bestimmen, wenn ihr Freunde seid. Die Entschädigung holt ihr euch, während ihr hier noch beisammen seid, und dann könnt ihr sie nach den Köpfen verteilen.«

»So soll es sein!«

»Nun seid ihr drei Stämme, und sie sind drei Stämme; auch die Zahl der Mitglieder dieser Stämme ist fast gleich. Warum soll nicht je ein Stamm von euch von einem Stamme von ihnen den jährlichen Tribut erhalten? Ihr seid Freunde und Gefährten. Wollt ihr euch um den Schwanz eines Schafes oder um die Hörner eines Stieres zanken und entzweien?«

»Du hast recht. Wer aber soll die Kriegsentschädigung von ihren Weideplätzen holen?«

»So viele Leute, als dazu erforderlich sind, und dabei sollen zwei Drittel der eurigen und ein Drittel der ihrigen sein.«

»Das ist gut. Und was wirst du von dieser Entschädigung erhalten?«

»Nichts. Ich ziehe weiter und brauche keine Herden. Waffen und ein Pferd habe ich auch.«

»Und die drei Männer, welche bei dir sind?«

»Die werden auch nichts nehmen; sie haben alles, was sie brauchen.«

»So wirst du nehmen müssen, was wir dir als Dank darbringen werden. Dein Haupt ist nicht so alt wie eines der unsrigen, aber du hast dennoch unsern Kriegern gelehrt, wie man über einen großen Feind siegt, ohne viele Tote zu haben.«

»Wenn ihr mir danken wollt, so tut denen wohl, welche als eure Feinde verwundet in euren Zelten liegen, und seht, ob ihr eine Ruine findet, aus welcher man Figuren und Steine mit fremden Schriften graben kann. Mein Gefährte wünscht solche Dinge zu sehen. Nun habt ihr gehört, was ich euch zu sagen habe. Allah erleuchte eure Weisheit, damit ich bald erfahre, was ihr beschlossen habt!«

»Du sollst bleiben und mit uns beraten!«

»Ich kann nichts anders sagen, als was ich bereits gesagt habe. Ihr werdet das Richtige treffen.«

Ich ging hinaus und beeilte mich, den gefangenen Scheiks Datteln und Wasser zu besorgen. Dann traf ich auf Halef, der mich nach dem Wadi Deradsch begleitete, welches ich jetzt näher in Augenschein nehmen wollte. Die gefangenen Abu Hammed kannten mich. Einige von ihnen erhoben sich ehrerbietig, als ich vor ihnen vorüberging, und andere steckten flüsternd die Köpfe zusammen. Im Hintergrunde wurde ich von den dort anwesenden Abu Mohammed mit Freuden begrüßt. Sie waren ganz begeistert, die mächtigen Feinde auf eine so leichte Weise besiegt zu haben. Ich ging von Gruppe zu Gruppe, und so kam es, daß mehrere Stunden vergangen waren, als ich die Zelte wieder erreichte.

Während dieser Zeit hatten die nach dem Weideplatze gesandten Boten dafür gesorgt, daß das Lager abgebrochen und in die unmittelbare Nähe des Wadi Deradsch verlegt wurde. Die ganze Ebene wimmelte bereits von Herden, und nun gab es Hämmel genug zu den Festmahlzeiten, welche heute abend in jedem Zelte zu erwarten waren. Mohammed Emin hatte mich bereits gesucht.

»Dein Wort ist so gut wie deine Tat,« meinte er. »Es ist be-

folgt worden. Die Obeïde werden den Haddediñ, die Abu Hammed den Abu Mohammed und die Dschowari den Ala-beïde den Tribut bezahlen.«

»Wie viel Kriegsentschädigung entrichten die einzelnen Stämme?«

Er nannte die Ziffern: sie waren bedeutend, doch nicht grausam; dies freute mich außerordentlich, zumal ich mir sagen konnte, daß mein Wort hier nicht ganz ohne Einfluß gewesen war gegenüber den grausamen Gewohnheiten, welche in solchen Fällen in Anwendung kamen. Von Sklaverei war keine Rede gewesen.

»Wirst du mir eine Bitte erfüllen?« fragte der Scheik.

»Gern, wenn ich kann. Sprich sie aus!«

»Wir werden einen Teil der Herden der Besiegten holen; dazu brauchen die Männer, welche wir senden, weise und tapfere Anführer. Ich und Scheik Malek müssen hier bei den Gefangenen bleiben. Wir brauchen drei Anführer, einen zu den Obeïde, einen zu den Abu Hammed und einen zu den Dschowari. Die Scheiks der Abu Mohammed und der Alabeïde sind bereit; es fehlt uns der dritte. Willst du es sein?«

»Ich will.«

»Wohin willst du gehen?«

»Wohin gehen die andern?«

»Sie wollen dir die erste Wahl überlassen.«

»So gehe ich zu den Abu Hammed, weil ich bereits einmal bei ihnen gewesen bin. Wann sollen wir aufbrechen?«

»Morgen. Wie viele Männer willst du mit dir nehmen?«

»Vierzig Mann von den Abu Hammed und sechzig von deinen Haddediñ. Auch Halef Omar nehme ich mit.«

»So suche sie dir heraus. Werden die Abu Hammed bewaffnet sein müssen?«

»Nein, denn das wäre ein großer Fehler. Seid ihr mit den Scheiks der Besiegten bereits einig geworden?«

»Nein. Das wird bis zum letzten Gebete heute geschehen.«

»Behalte die angesehenen Krieger hier und schicke nur die gewöhnlichen Männer mit uns fort; diese sind zum Treiben der Herden gut genug.«

Ich ging, um mir meine Leute auszuwählen; dabei traf ich auf Lindsay.

»Gefragt, Sir?« redete er mich an.

»Noch nicht.«

»Warum nicht?«

»Ist nicht nötig, denn ich habe den Scheiks Auftrag gegeben, nachzuforschen.«

»Herrlich! Prächtig! Scheiks wissen alles! Werde Ruinen finden!«

»Ich denke es! Wollt Ihr einen interessanten Ritt mitmachen?«

»Wohin?«

»Bis unterhalb von El Fattha, wo der Tigris durch die Hamrinberge geht.«

»Was dort?«

»Die Kriegsentschädigung holen, welche in Herden besteht.«

»Bei wem?«

»Bei dem Stamme Abu Hammed, der uns damals unsere Pferde raubte.«

»Köstlich, Sir! Bin dabei! Wie viele Männer mit?«

»Hundert.«

»Gut! Prächtig! Imposanter Zug. Ruinen dort?«

»Mehrere Gräberhügel, aber am linken Ufer.«

»Kommen nicht hinüber?«

»Nein.«

»Schade! Jammerschade! Könnten nachsuchen! Fowling-bulls finden!«

»Wir werden trotzdem etwas Ausgezeichnetes finden.«

»Was?«

»Etwas Leckeres, das wir lange entbehrt haben, nämlich Trüffeln.«

»Trüffeln? Oh! Ah!«

Er sperrte den Mund so weit auf, als ob er eine ganze Trüffelpastete auf einmal verspeisen wolle.

»Sie wachsen in Haufen in jener Gegend, und ich habe erfahren, daß damit ein nicht unbedeutender Handel nach Bagdad,

Baßra, Kerkuk und Sulimaniah getrieben wird. Sogar bis Kirmanschah sollen sie gehen.«

»Gehe mit, Sir, gehe mit! Trüffeln! Hm! Prachtvoll!«

Damit verschwand er, um seinen beiden Dienern die große Neuigkeit mitzuteilen; ich aber ging, um meine Leute herauszusuchen.

Bis zum Abend sahen sich die drei besiegten Scheiks wirklich gezwungen, auf alle Forderungen der Sieger einzugehen, und nun begann ein Freudenfest, infolgedessen mancher feiste Hammel sein Leben lassen mußte. Mitten in diesem Jubel lag ich unter duftenden Blüten, umklungen von tausend Stimmen und doch allein mit meinen Gedanken. Vor vielen Jahrhunderten hatten hier die Doryphoren ihre gefürchteten Speere geschwungen. Hier hatte vielleicht auch das Zelt des Holofernes gestanden, aus Gold und Purpur gefertigt und mit Smaragden und Edelsteinen geschmückt. Und drüben auf den rauschenden Wellen des Flusses hatten die Fahrzeuge geankert, welche Herodot beschreibt:

»Die Boote sind von kreisrunder Form und aus Fellen gemacht. Sie werden in Armenien und in den Gegenden ober Assyrien gebaut. Die Rippen werden aus Weidenruten und Zweigen gemacht und sind außerhalb mit Fellen umgeben. Sie sind rund, wie ein Schild, und zwischen Vorderteil und Hinterteil ist kein Unterschied. Den Boden ihrer Schiffe kleiden die Schiffer mit Rohr oder Stroh aus, und Kaufmannsgüter, besonders Palmwein einnehmend, schwimmen sie den Fluß hinunter. Die Boote haben zwei Ruder; an jedem ist ein Mann. Der eine zieht auf sich zu, und der andere stößt von sich ab. Diese Schiffe haben verschiedene Maßverhältnisse; einige sind so groß, daß sie eine Last bis zum Werte von fünftausend Talenten tragen; die kleineren haben einen Esel an Bord; die größeren mehrere. Sobald die Bootsleute nach Babylon kommen, verfügen sie über die Waren und Güter und bieten dann die Rippen und das Rohr des Floßes zum Verkaufe aus. Mit den Schläuchen beladen sie dann ihre Esel und gehen mit ihnen nach Armenien zurück, wo sie neue Fahrzeuge bauen.«

Trotz der Jahrhunderte sind sich diese Fahrzeuge gleich ge-

blieben; aber die Völker, welche hier lebten, sind verschwunden. Wie wird es sein, wenn abermals eine solche Zeit vergangen ist? — —

Am andern Vormittage brachen wir auf: ich mit Halef und einem Abu Hammed als Führer voran, die andern hinter mir. Den Nachtrab machte Sir David Lindsay.

Wir kamen zwischen den Kanuza- und Hamrinbergen hindurch und erblickten bald am linken Ufer Tell Hamlia, einen kleinen, künstlichen Hügel. Am rechten Ufer lag Kalaat el Dschebber, »die Burg der Tyrannen«, eine Ruine, welche aus einigen verfallenen, runden Türmen besteht, die durch Wälle verbunden sind. Dann erreichten wir Tell Dahab, einen kleinen Hügel, welcher am linken Ufer des Flusses liegt, und bei Brey el Bad, einem ziemlich steilen Felsen, machten wir Halt, um das Mittagsmahl einzunehmen. Gegen Abend gelangten wir nach El Fattha, wo sich der Fluß einen fünfzig Ellen breiten Weg durch die Hamrinberge zwingt, und als wir diese Enge überwunden hatten, schlugen wir das Nachtlager auf. Die Abu Hammed waren unbewaffnet, aber ich theilte die Haddedihi doch in zwei Hälften, welche abwechselnd zu wachen hatten, damit keiner der Gefangenen entfliehen solle. Wäre es nur einem einzigen gelungen, so hätte er seinem Stamme unsere Ankunft verraten, und die besten Tiere wären dann geflüchtet oder versteckt worden.

Mit Tagesgrauen brachen wir wieder auf. Der Fluß war breit und bildete viele Inseln. An dem linken Ufer zogen sich niedrige Hügel hin, am rechten aber lag die Ebene offen vor uns, und hier sollten sich längs des Flusses die Abu Hammed gelagert haben.

»Habt ihr einen Weideplatz oder mehrere?« fragte ich den Führer.

»Nur einen.«

Ich sah es ihm an, daß er mir die Unwahrheit sagte.

»Du lügst!«

»Ich lüge nicht, Emir!«

»Nun gut. Ich will mir Mühe geben, dir zu glauben; aber

wenn ich bemerke, daß du mich täuschest, so jage ich dir eine Kugel durch den Kopf!«

»Das wirst du nicht tun!«

»Ich tue es!«

»Du tust es nicht, denn ich sage dir, daß wir vielleicht zwei Plätze haben.«

»Vielleicht?«

»Oder gewiß; also zwei.«

»Oder drei!«

»Nur zwei!«

»Gut. Wenn ich aber drei finde, so bist du verloren!«

»Verzeihe, Emir! Sie könnten ja unterdessen noch einen gefunden haben. Dann sind es drei.«

»Ah! Vielleicht sind es vier?«

»Du wirst noch zehn haben wollen!«

»Du bist ein Abu Hammed und willst nicht gern verlieren, was du zusammengeraubt hast. Ich werde nicht weiter in dich dringen.«

»Wir haben vier, Emir,« sagte er ängstlich.

»Gut. Schweige nun, denn ich werde mich selbst überzeugen!«

Ich hatte unterdessen den Horizont mit meinem Rohre abgesehen und in der Ferne einige bewegliche Punkte entdeckt. Ich rief denjenigen Haddediñ herbei, welcher die Leute unter mir befehligte. Er war ein wackerer und entschlossener Krieger, den ich für vollständig zuverlässig hielt.

»Wir haben vierzig Abu Hammed bei uns. Glaubst du, sie mit dreißig unserer Leute sicher bewachen zu können?«

»Mit zehn, Emir. Sie haben ja keine Waffen!«

»Ich werde jetzt mit Hadschi Halef Omar vorwärts reiten, um Kunde einzuziehen. Wenn die Sonne gerade über jenem Strauche steht und ich bin nicht zurück, so sendest du mir dreißig Haddediñ nach, welche mich suchen müssen!«

Ich rief den Engländer, und er kam mit seinen beiden Dienern heran. Ich sagte ihm:

»Ich habe Euch einen sehr wichtigen Posten anzuvertrauen.«

»*Well!*« antwortete er.

»Ich werde jetzt einmal voranreiten, um zu sehen, wie weit sich die Weideplätze der Abu Hammed ausdehnen. Bin ich in zwei Stunden noch nicht zurück, so kommen mir dreißig Mann der Unseren nach.«

»Ich mit?«

»Nein. Ihr bleibt bei den übrigen zurück, um die Gefangenen zu bewachen. Wenn einer Miene macht, zu entfliehen, so schießt Ihr ihn nieder.«

»*Yes!* Wenn einer flieht, schieße alle nieder.«

»Gut, aber mehr nicht!«

»*No.* Aber Sir, wenn mit den Abu Hammed reden, dann einmal fragen!«

»Was?«

»Nach Ruinen und Fowling-bulls.«

»Gut. Vorwärts, Halef!«

Wir galoppierten über die Ebene hin und grad auf die Punkte zu, welche ich gesehen hatte. Es war eine weidende Schafherde, bei welcher ein alter Mann stand.

»Sallam aaleïkum!« grüßte ich ihn.

»Aaleïkum!« antwortete er, sich tief verneigend.

»Ist Friede auf deiner Weide?«

»Es ist Friede da, o Herr. Bringst du auch Frieden?«

»Ich bringe ihn. Du gehörst zum Stamme der Abu Hammed?«

»Du sagst es.«

»Wo ist euer Lager?«

»Da unten hinter der Krümmung des Flusses.«

»Habt ihr mehrere Weideplätze?«

»Warum fragst du, o Herr?«

»Weil ich eine Botschaft an alle deines Stammes auszurichten habe.«

»Von wem?«

»Von Zedar Ben Huli, deinem Scheik.«

»Hamdullillah! Du wirst eine frohe Botschaft bringen.«

»Ich bringe sie. Also sag, wie viele Weideplätze ihr habt.«

»Sechs. Drei hier am Flusse hinab und drei auf den Inseln im Strome.«

»Sind alle Inseln hier euer Eigentum?«

»Alle.«

»Sind sie alle bewohnt?«

»Alle, bis auf eine.«

Es lag etwas in dem Tone dieser Antwort und in dem Gesichte des Alten, was mich aufmerksam machte; ich ließ mir aber nichts merken und fragte:

»Wo liegt diese eine?«

»Grad gegenüber von uns liegt die erste, und die ich meine, das ist die vierte, o Herr.«

Ich beschloß im stillen, auf diese Insel ein scharfes Auge zu haben, laut aber erkundigte ich mich:

»Warum ist sie nicht bewohnt?«

»Weil man sehr schwer zu ihr gelangen kann, da der Strom gefährlich ist.«

Hm! Dann hätte sie ja recht gut die Eigenschaft, als Aufenthaltsort für Gefangene zu dienen! So dachte ich und fuhr zu fragen fort:

»Wie viele Männer sind in euerm Lager?«

»Bist du wirklich ein Abgesandter des Scheik, o Herr?«

Dieses Mißtrauen vermehrte natürlich auch das meinige.

»Ich bin es. Ich habe mit ihm und mit den Scheiks der Obeide und der Dschowari gesprochen.«

»Was bringst du für eine Botschaft?«

»Die Botschaft des Friedens.«

»Warum hat er keinen Mann seines Stammes gesandt?«

»Die Männer der Abu Hammed kommen gleich hinter mir.«

Ich wollte nicht weiter in ihn dringen und ritt also weiter, aber ganz nahe an das Ufer des Flusses, um die Inseln zu zählen. Als wir die dritte hinter uns hatten, machte der Fluß eine Krümmung, und nun lagen die Zelte des Lagers vor unsern Augen. Die ganze Ebene rings umher war von Kamelen, Rindern, Ziegen und Schafen angefüllt. Pferde sah ich nur wenige. Ebenso erblickte ich nur wenige Männer, die noch dazu alt

und kraftlos, also ungefährlich waren. Wir ritten in die Zeltgasse ein.

Vor einem der Zelte stand ein junges Mädchen, welches ein dort angebundenes Pferd liebte. Als es mich erblickte, stieß es einen Schrei aus, sprang zu Pferde und jagte davon. Sollte ich der Flüchtigen nachreiten? Ich tat es nicht; es würde auch nicht viel gefruchtet haben, denn ich wurde jetzt von allen umringt, welche im Lager anwesend waren: von Greisen, Kranken, Frauen und Mädchen. Ein Greis legte die Hand auf den Hals meines Pferdes und fragte:

»Wer bist du, Herr?«

»Ich bin ein Bote, den euch Zedar Ben Huli sendet.«

»Der Scheik! Mit welcher Botschaft sendet er dich?«

»Das werde ich euch sagen, wenn alle hier versammelt sind. Wie viele Krieger hat er hier zurückgelassen?«

»Fünfzehn junge Männer. Ajehma wird fortgeritten sein, um sie zu holen.«

»So erlaube, daß ich absteige. Du aber« – und nun wandte ich mich an Halef – »reite sofort weiter, denn die Dschowari müssen dieselbe Botschaft empfangen.«

Halef wandte sein Pferd und sprengte davon.

»Kann dein Gefährte nicht hier bleiben, um sich auszurufen und Speise zu nehmen?« fragte der Alte.

»Er ist nicht müde und nicht hungrig, und sein Auftrag leidet kein Zögern. Wo befinden sich die jungen Krieger?«

»Bei der Insel.«

Ah, wieder diese Insel!

»Was tun sie dort?«

»Sie« – er stockte und fuhr dann fort: – »Sie weiden die Herde.«

»Ist diese Insel weit von hier?«

»Nein. Siehe, da kommen sie bereits!«

Wirklich kam ein Trupp Bewaffneter vom Flusse her auf uns zugesprengt. Es waren die Jüngsten des Stammes, fast noch Knaben; sie und die Alten hatte man zurückgelassen. Sie hatten keine Schießgewehre, sondern nur Speiße und Keulen. Der Vorderste und zugleich auch der Ansehnlichste von ihnen

erhob die Keule im Reiten und schleuderte sie nach mir, indem er rief:

»Hund, du wagst es, zu uns zu kommen?«

Ich hatte zum Glück die Büchse vorgenommen und konnte mit ihrem Kolben den Wurf parieren; aber die Lanzen sämtlicher Knaben waren auf mich gerichtet. Ich machte mir nicht sehr viel daraus, gab vielmehr meinem Rappen die Schenkel und drängte ihn hart an das Roß des Angreifers. Er allein von allen mochte das zwanzigste Jahr erreicht haben.

»Knabe, du wagst es, einen Gast deines Stammes anzugreifen?«

Mit diesen Worten riß ich ihn zu mir herüber und setzte ihn vor mir auf den Hengst. Er hing an meiner Hand mit schlaffen Gelenken wie ein Gliedermann; die Angst war ihm in den Leib gefahren.

»Nun stecht, wenn ihr jemand töten wollt!« fügte ich hinzu.

Sie hüteten sich wohl, dies zu tun, denn er bildete einen Schild vor mir; aber die wackeren Knaben waren nicht ganz unentschlossen. Einige von ihnen stiegen vom Pferde und versuchten, von der Seite oder von hinten an mich zu kommen, während die andern mich vorn beschäftigten. Sollte ich sie verwunden? Es wäre jammerschade gewesen. Ich drängte daher das Pferd hart an eines der Zelte, daß ich den Rücken frei bekam, und frug:

»Was habe ich euch getan, daß ihr mich töten wollt?«

»Wir kennen dich,« antwortete einer. »Du sollst uns nicht wieder entkommen, du Mann mit der Löwenhaut!«

»Du sprichst sehr kühn, du Knabe mit der Lämmerhaut!«

Da hob eine alte Frau heulend ihre Hände empor und rief:

»Ist es dieser? O, tut ihm nichts, denn er ist fürchterlich!«

»Wir töten ihn!« antwortete die Bande.

»Er wird euch zerreißen, und dann durch die Luft davonreiten!«

»Ich werde nicht davonreiten, sondern bleiben,« antwortete ich und schleuderte nun meinen Gefangenen mitten unter die Angreifenden hinein. Dann glitt ich vom Pferde und trat in

das Zelt. Mit einem Schnitte meines Dolches erweiterte ich den Eingang so, daß ich das Tier, welches ich keiner Gefahr aussetzen wollte, zu mir hereinziehen konnte. Nun war ich vor den Stichen dieser Wespen so ziemlich geborgen.

»Wir haben ihn! Hamdullillah, wir haben ihn!« jubelte es draußen.

»Umgebt das Zelt; laßt ihn nicht heraus!« rief eine andere Stimme.

»Schießt ihn durch die Wände tot!« ertönte ein Ruf.

»Nein, wir fangen ihn lebendig. Er hat den Rappen bei sich; den dürfen wir nicht verletzen; der Scheik will ihn haben!«

Daß sich keiner zu mir hereinwagen würde, konnte ich mir denken; daher setzte ich mich gemütlich nieder und langte nach dem kalten Fleisch, welches auf einer Platte in meiner Nähe lag. Übrigens dauerte diese unfreiwillige Einquartierung nicht sehr lange; Halef hatte sein Pferd angestrengt, und gar bald erdröhnte der Boden unter dem Galoppe von dreißig Berittenen.

»Allah kerihm – Gott sei uns gnädig!« hörte ich rufen. »Das sind Feinde!«

Ich trat aus dem Zelte. Von der ganzen Bevölkerung des Lagers war nicht eine einzige Person mehr zu sehen. Alle hatten sich in die Zelte verkrochen.

»Sihdi!« rief laut die Stimme Halefs.

»Hier, Hadschi Halef Omar!«

»Hat man dir etwas getan?«

»Nein. Besetzt das Lager, daß niemand entkommt! Wer zu entfliehen sucht, wird niedergestoßen!«

Diese Worte waren laut genug gesprochen, um von allen gehört zu werden. Ich wollte nur drohen. Dann sandte ich Halef von einem Zelte zum andern, um sämtliche Greise herbeizuführen; die fünfzehn Knaben brauchte ich nicht. Es dauerte lange, bis die Alten beisammen waren; sie hatten sich versteckt und kamen nur mit Zittern und Zagen herbei. Als sie in ängstlicher Erwartung um mich herum saßen, begann ich die Unterhaltung.

»Habt ihr die Tätowierung meiner Leute auch gesehen?«

»Ja, Herr.«

»So habt ihr ihren Stamm erkannt?«

»Ja. Es sind Haddedihi, Herr.«

»Wo sind eure Krieger?«

»Du wirst es wissen, Herr.«

»Ja, ich weiß es, und ich will es euch sagen: Alle sind gefangen von den Haddedihi, und nicht ein einziger ist entkommen.«

»Allah kerihm!«

»Ja, Allah möge ihnen und euch gnädig sein!«

»Er lügt!« flüsterte einer von ihnen, dem das Alter den Mut noch nicht geknickt hatte.

Ich drehte mich zu ihm:

»Du sagst, daß ich lüge? Dein Haar ist grau, und dein Rücken beugt sich unter der Last der Jahre; daher will ich dir die Worte verzeihen. Warum meinst du, daß ich dich belüge?«

»Wie können die Haddedihi drei ganze Stämme gefangen nehmen?«

»Du würdest es glauben, wenn du wüßtest, daß sie nicht allein gewesen sind. Sie waren mit den Abu Mohammed und den Alabeide verbunden. Sie wußten alles, und als ich von euren Kriegern gefangen genommen wurde, kam ich von den Abu Mohammed, wo ich gewesen war, um den Krieg mit ihnen zu besprechen. Im Wadi Deradsch haben wir die Euren empfangen, und es ist kein einziger entkommen. Hört, welchen Befehl ich gebe!«

Ich trat unter den Eingang des Zelttes, in welchem wir uns befanden, und winkte Halef herbei.

»Reite zurück, und hole die gefangenen Abu Hammed herbei!«

Sie erschranken jetzt wirklich, und der Alte fragte:

»Ist es möglich, Herr?«

»Ich sage die Wahrheit. Die sämtlichen Krieger eures Stammes sind in unserer Hand. Entweder werden sie getötet oder ihr bezahlt das Lösegeld, welches für sie gefordert wird.«

»Auch Scheik Zedar Ben Huli ist gefangen?«

»Auch er.«

»So hättest du wegen des Lösegeldes mit ihm reden sollen!«

»Ich habe es getan.«

»Was sagte er?«

»Er will es zahlen und hat mir vierzig von euren Leuten mitgegeben, welche jetzt kommen, um es zu holen.«

»Allah schütze uns! Wie hoch ist es?«

»Das werdet ihr hören. Wie viel Stück zählen eure Herden?«

»Wir wissen es nicht!«

»Ihr lügt! Ein jeder kennt die Zahl der Tiere, welche seinem Stamm gehören. Wie viel Pferde habt ihr?«

»Zwanzig, außer denen, die mit in den Kampf gezogen sind.«

»Diese sind für euch verloren. Wie viele Kamele?«

»Dreihundert.«

»Rinder?«

»Zwölfhundert.«

»Esel und Maultiere?«

»Vielleicht dreißig.«

»Schafe?«

»Neuntausend.«

»Euer Stamm ist nicht reich. Das Lösegeld wird betragen: zehn Pferde, hundert Kamele, dreihundert Rinder, zehn Esel und Maultiere und zweitausend Schafe.«

Da erhoben die Alten ein fürchterliches Wehegeheul. Sie taten mir allerdings sehr leid, aber ich konnte ja nichts ändern, und wenn ich diese Ziffern mit denen verglich, welche unter andern Verhältnissen aufgestellt worden wären, so fühlte ich mich in meinem Gewissen vollständig beruhigt. Um nun dem Jammergeschrei ein Ende zu machen, rief ich in etwas barschem Tone:

»Still! Scheik Zedar Ben Huli hat es genehmigt.«

»Wir können so viel nicht geben!« lautete die Antwort.

»Ihr könnt es! Was man geraubt hat, das kann man sehr leicht wieder hergeben!«

»Wir haben nichts geraubt. Warum willst du uns für Haremi

halten?« {Räuber. Dieses Wort ist übrigens eine Ehrenbezeichnung bei den Beduinen.}

»Seid still! Wurde ich nicht selbst von euch angefallen?«

»Es geschah zum Scherze, Herr!«

»Dann treibt ihr einen gefährlichen Scherz. Wie viele Weideplätze habt ihr?«

»Sechs.«

»Auch auf Inseln?«

»Ja.«

»Auch auf der Insel, bei welcher vorhin eure jungen Männer waren?«

»Nein.«

»Man sagte mir doch, daß sie dort die Herden weideten! Ihr habt den Mund ganz voller Unwahrheit! Wer befindet sich auf dieser Insel?«

Sie sahen sich verlegen an; dann antwortete der Sprecher:

»Es sind Männer da.«

»Was für Männer?«

»Fremde.«

»Wo sind sie her?«

»Wir wissen es nicht.«

»Wer weiß es sonst?«

»Nur der Scheik.«

»Wer hat diese Männer zu euch gebracht?«

»Unsere Krieger.«

»Eure Krieger! Und nur der Scheik weiß es, wo sie her sind? Ich sehe, daß ich von euch dreitausend Schafe verlangen muß – statt zweitausend! Oder wollt ihr nicht lieber sprechen?«

»Herr, wir dürfen nicht!«

»Warum nicht?«

»Der Scheik würde uns bestrafen. Sei barmherzig mit uns!«

»Ihr habt recht; ich will euch diese Verlegenheit ersparen.«

Da kam es zwischen den Zelten herangetrabt: es waren die Gefangenen mit ihrer Bedeckung. Bei diesem Anblick erhob sich, ohne daß sich jemand sehen ließ, in allen Zelten ein großes Klagegeschrei. Ich stand auf.

»Jetzt könnt ihr sehen, daß ich die Wahrheit gesprochen

habe. Vierzig von euren Krieger sind da, um das Lösegeld zu holen. Geht jetzt in die Zelte, und holt alle Bewohner des Lagers hinaus vor dasselbe; es soll ihnen nichts geschehen, aber ich habe mit ihnen zu reden.«

Es machte einige Mühe, diese Menge von Greisen, Frauen und Kindern zu versammeln. Als sie beisammen waren, trat ich zu den Gefangenen:

»Seht hier eure Väter, eure Mütter, Schwestern und Kinder! Sie sind in meiner Hand, und ich werde sie gefangen fortführen, wenn ihr den Befehlen ungehorsam seid, die ihr jetzt erhaltet. Ihr habt sechs Weideplätze, die alle in der Nähe sind. Ich teile euch in sechs Haufen, von denen sich ein jeder unter der Aufsicht meiner Krieger nach einem der Plätze begibt, um die Tiere hierher zu treiben. In einer Stunde müssen alle Herden hier beisammen sein!«

Wie ich gesagt hatte, so geschah es. Die Abu Hammed verteilten sich unter der Aufsicht der Haddedihn, und nur zwölf Männer behielt ich von den letzteren zurück. Bei ihnen war Halef.

»Ich werde mich jetzt entfernen, Halef,« sagte ich ihm.

»Wohin, Sihdi?« fragte er.

»Nach der Insel. Du wirst hier auf Ordnung sehen und dann später die Auswahl der Tiere leiten. Sorge dafür, daß diesen armen Leuten nicht bloß die besten genommen werden. Die Ausscheidung soll gerecht geschehen.«

»Sie haben es nicht verdient, Sihdi!«

»Aber ich will es so. Verstehst du, Halef?«

David Lindsay kam heran.

»Habt Ihr gefragt, Sir?«

»Noch nicht.«

»Nicht vergessen, Sir!«

»Nein. Ich habe Euch wieder einen Posten anzuvertrauen.«

»Well! Welchen?«

»Seht darauf, daß keine dieser Frauen entflieht!«

»Yes!«

»Wenn eine von ihnen Miene macht, davon zu laufen,

so — — —«

»Schieße ich sie nieder!«

»O nein, Mylord!«

»Was denn?«

»So laßt Ihr sie laufen!«

»Well, Sir!«

Diese zwei Worte brachte er heraus, aber den Mund brachte er nicht wieder zu. Ich war übrigens fest überzeugt, daß schon der bloße Anblick von Sir David Lindsay den Frauen jede Absicht zur Flucht benehmen werde. In seinem karierten Anzuge mußte er ihnen wie ein Ungeheuer vorkommen.

Jetzt nahm ich zwei Haddedihs mit mir und schritt dem Flusse zu. Hier hatte ich die vierte Insel vor mir. Sie war lang und schmal und mit dichtem Rohr bewachsen, welches die Höhe eines Mannes weit überragte. Ich konnte kein lebendes Wesen erblicken, aber sie barg ein Geheimnis, das ich unbedingt ergründen mußte. Daß ich keinen der Abu Hammed mitgenommen hatte, war geschehen, um niemand für spätere Zeit in Schaden zu bringen.

»Sucht nach einem Floß!« gebot ich den beiden.

»Wohin willst du?«

»Nach dieser Insel.«

»Emir, das ist nicht möglich!«

»Warum?«

»Siehst du nicht die reißende Strömung zu ihren beiden Seiten? Es würde jedes Floß an ihr zerschellen.«

Der Mann hatte recht, aber dennoch hegte ich die Überzeugung, daß irgend ein Verkehr zwischen dem Ufer und dieser Insel stattfinden müsse, und als ich schärfer hinblickte, bemerkte ich, daß an ihrer oberen Spitze das Rohr niedergetreten war.

»Blickt dahin! Seht ihr nicht, daß dort Menschen gewesen sind?«

»Es scheint so, Emir.«

»So muß auch ein Fahrzeug vorhanden sein.«

»Es würde zerschellen; das ist sicher!«

»Sucht!«

Sie gingen nach rechts und links am Ufer hinab und hin-

auf, kehrten aber unverrichteter Sache zurück. Jetzt suchte ich selbst mit, lange vergeblich. Endlich aber entdeckte ich – – zwar kein Floß und keinen Kahn, aber eine Vorrichtung, deren Zweck mir sofort einleuchtete. An den Stamm eines Baumes, welcher oberhalb der Insel hart am Wasser stand, war ein langes, starkes Palmfaserseil befestigt. Das eine Ende desselben schlang sich um den Stamm, das Seil selbst aber war unter dem daneben wuchernden dichten Gestrüpp versteckt. Als ich es hervorzog, zeigte sich an dem andern Ende ein jetzt zusammengesunkener Schlauch, aus einer Bockshaut gefertigt, und über demselben war ein Querholz angebracht, welches jedenfalls dazu dienen sollte, sich mit den Händen daran festzuhalten.

»Seht, hier ist das Floß. Dieses kann allerdings nicht zerschellen. Ich werde hinüberschwimmen, während ihr hier wacht, daß ich nicht gestört werde.«

»Es ist gefährlich, Emir!«

»Andere sind auch hinübergekommen.«

Ich warf die Oberkleider ab und blies den Schlauch auf. Die Öffnung wurde mit einer daran befestigten Schnur verschlossen.

»Haltet das Seil und laßt es langsam durch die Hände laufen!«

Ich faßte das Querholz fest und glitt in das Wasser. Sofort ergriff mich die Strömung, welche so stark war, daß ein Mann alle seine Kräfte anstrengen mußte, um das Seil halten zu können. Einen Menschen von drüben herüber holen, dazu gehörten wohl die vereinigten Kräfte von mehreren Männern. Ich mußte nach jenseits der Insel halten; es gelang, und ich landete glücklich, obgleich ich einen tüchtigen Stoß erhielt. Meine erste Sorge war, das Seil so zu befestigen, daß es mir nicht abhanden kommen konnte; dann ergriff ich den Dolch, welchen ich zu mir gesteckt hatte.

Von der Spitze der Insel führte durch das Rohrdickicht ein schmaler, ausgetretener Pfad, auf welchem ich bald vor eine kleine, aus Bambus, Schilf und Binsen gefertigte Hütte kam. Sie war so niedrig, daß kein Mensch in ihr zu stehen vermochte.

Ihr Inneres enthielt nichts als einige Kleidungsstücke. Ich betrachtete dieselben genau und bemerkte, daß es die zerfetzten Anzüge von drei Männern waren. Keine Spur zeigte, daß die Besitzer derselben noch vor kurzer Zeit hier anwesend gewesen seien; aber der Pfad führte weiter.

Ich folgte ihm, und bald war es mir, als ob ich ein Stöhnen hörte. Ich hastete vorwärts und gelangte an eine Stelle, wo das Rohr abgehauen war. Auf dieser kleinen Blöße bemerkte ich – drei Menschenköpfe, welche mit dem Halse auf den Erdboden gestellt waren; so wenigstens schien es mir. Sie waren ganz unförmlich aufgeschwollen, und die Ursache davon ließ sich sehr leicht erkennen; denn bei meiner Ankunft erhob sich eine dichte Wolke von Moskitos und Schnaken in die Luft. Augen und Mund waren geschlossen. Waren das Totenköpfe, welche man aus irgend einem Grunde hierher gestellt hatte?

Ich bückte mich nieder und berührte einen derselben. Da hauchte ein leiser Wehelaut zwischen den Lippen hervor, und die Augen öffneten sich und starrten mich mit einem gläsernen Blick an. Ich war wohl in meinem Leben selten über ein Ding erschrocken, jetzt aber entsetzte ich mich so sehr, daß ich mehrere Schritte zurückwich.

Ich trat wieder näher und untersuchte die Sache. Wahrhaftig, drei Männer waren eingegraben in den feuchten, fauligen Boden bis an die Köpfe.

»Wer seid ihr?« fragte ich laut.

Da öffneten alle drei die Augen und stierten mich mit wahnsinnigen Blicken an. Die Lippen des einen taten sich auf:

»Oh Adi!« ächzte er langsam.

Adi? Ist dies nicht der Name des großen Heiligen der Dsche-sidi, der sogenannten Teufelsanbeter?

»Wer hat euch hierher gebracht?« fragte ich weiter.

Wieder öffnete sich der Mund, aber er war nicht mehr imstande, einen Laut hören zu lassen. Ich arbeitete mich durch das dicke Röhricht nach dem Ufer der Insel und füllte beide Hände mit Wasser. Rasch kehrte ich zurück und flößte das Naß den Gemarterten ein. Sie schlürften es mit Gier. Ich konnte nur wenig auf einmal bringen, da es mir unterwegs zwischen

den Fingern durchtropfte, und so mußte ich sehr oft hin und her gehen, ehe sie ihren fürchterlichen Durst gestillt hatten.

»Gibt es hier eine Hacke?« fragte ich.

»Mitgenommen,« flüsterte der eine.

Ich rannte nach der oberen Spitze der Insel. Drüben standen noch meine Begleiter. Ich legte die Hand an den Mund, um das Rauschen des Wassers zu übertönen, und rief ihnen zu:

»Holt einen Spaten, eine Hacke und die drei Engländer, aber ganz heimlich!«

Sie verschwanden. Halef durfte ich nicht herbescheiden, weil er drüben notwendig war. Ich wartete mit Ungeduld – endlich aber erschienen die Haddedihn mit den drei Verlangten und auch mit einem Werkzeuge, welches einer Hacke ähnlich sah.

»Sir David Lindsay!« rief ich hinüber.

»Yes!« antwortete er.

»Schnell herüber! Bill und der andere auch! Bringt die Hacke mit!«

»Meine Hacke? Fowling-bulls gefunden?«

»Werden sehen!«

Ich machte den Schlauch los und schob ihn in das Wasser.

»Zieht an!«

Eine Weile danach stand Sir David auf der Insel.

»Wo?« fragte er.

»Warten! Erst die anderen auch herüber!«

»Well!«

Er winkte den Leuten drüben, sich zu sputen, und endlich standen die beiden kräftigen Burschen an unserer Seite. Bill hatte die Hacke bei sich. Ich befestigte den Schlauch wieder.

»Kommt, Sir!«

»Ah! Endlich!«

»Sir David Lindsay, wollt Ihr mir verzeihen?«

»Was?«

»Ich habe keine Fowling-bulls gefunden.«

»Keine?« – Er blieb stehen und riß den Mund weit auf.

»Keine? Ah!«

Ich ergriff die Hacke und schritt voran.

Mit einem Ausrufe des Entsetzens prallte der Engländer

zurück, als wir den Platz erreichten. Jetzt war der Anblick allerdings fast noch schrecklicher als vorher, da die drei die Augen offen hatten und die Köpfe bewegten, um den Insekten-schwarm von sich abzuhalten.

»Man hat sie eingegraben!« sagte ich.

»Wer?« fragte Lindsay.

»Weiß es nicht, werden es erfahren.«

Ich gebrauchte die Hacke mit solcher Hast und die andern scharrten und kratzten mit den Händen dazu, daß wir bereits nach einer Viertelstunde die drei Unglücklichen vor uns liegen hatten. Sie waren von allen Kleidern entblößt, und die Hände und Füße hatte man ihnen mit Baststricken zusammengebunden. Ich wußte, daß die Araber ihre Kranken bei gewissen schlimmen Krankheiten bis an den Kopf in die Erde graben und diesem sogenannten »Einpacken« eine bedeutende Heilkraft zuschreiben; aber diese Männer waren gefesselt, also nicht krank gewesen.

Wir trugen sie an das Wasser und überspritzten sie. Dies erfrischte ihre Lebensgeister.

»Wer seid ihr?« fragte ich.

»Baadri!« klang die Antwort.

Baadri? Das war ja der Name eines Dorfes, welches ausschließlich von Teufelsanbetern bewohnt wurde! Ich hatte also doch wohl mit meinen Vermutungen das Richtige getroffen.

»Hinüber mit ihnen!« befahl ich.

»Wie?« frug der Engländer.

»Ich schwimme zuerst hinüber, um ziehen zu helfen, und nehme zugleich ihre Kleider mit. Ihr kommt dann nach, ein jeder mit einem von ihnen.«

»Well! Wird aber nicht leicht sein.«

»Ihr nehmt ihn quer vor euch über die Arme.«

Ich rollte die Kleider wie einen Turban zusammen und nahm diesen auf den Kopf. Dann ließ ich mich an das Ufer ziehen. Was nun kam, das war für mich und die beiden Hadde-dihn eine sehr harte Arbeit, für die andern aber außerordentlich gefährlich; dennoch gelang es uns, alle sechs glücklich an das Ufer zu bringen.

»Zieht ihnen die Kleider an! Dann bleiben sie heimlich hier liegen. Ihr, Sir David, werdet ihnen im stillen Nahrung bringen, während die andern sie bewachen.«

»Well! Fragt, wer sie eingegraben hat.«

»Der Scheik natürlich.«

»Tot schlagen den Kerl!«

Dieses letzte Abenteuer hatte über eine Stunde Zeit in Anspruch genommen. Als wir das Lager erreichten, wimmelte die Ebene von Tausenden von Tieren. Das Geschäft des Auswählens war ein schwieriges, doch der kleine Hadschi Halef Omar war seiner Aufgabe vollständig gewachsen. Er hatte meinen Hengst bestiegen, natürlich mit der Absicht, schneller vorwärts zu kommen und nebenbei ein wenig bewundert zu werden, und war allüberall zu sehen. Die Haddedihi waren ganz begeistert für ihre Arbeit, die gefangenen Abu Hammed aber, welche ihnen helfen mußten, konnten den stillen Grimm in ihren Mienen nicht verbergen. Und nun gar da, wo die Weiber und Greise saßen, da flossen heiße Tränen, und mancher halblaute Fluch stahl sich zwischen den Lippen hervor. Ich trat zu der Weibergruppe. Ich hatte da eine Frau bemerkt, welche mit einer heimlichen Befriedigung dem Treiben meiner Leute zusah. Hatte sie einen Groll gegen den Scheik im Herzen?

»Folge mir!« gebot ich ihr.

»Herr, sei gnädig! Ich habe nichts getan!« flehte sie erschrocken.

»Es soll dir nichts geschehen!«

Ich führte sie in das leere Zelt, in welchem ich mich bereits vorhin befunden hatte. Dort stellte ich mich vor sie hin, sah ihr scharf in die Augen und fragte sie:

»Du hast einen Feind in deinem Stamme?«

Sie blickte überrascht empor.

»Herr, woher weißt du es?«

»Sei offen! Wer ist es?«

»Du wirst es ihm wieder sagen!«

»Nein, denn er ist auch mein Feind.«

»Du bist es, der ihn besiegt hat?«

»Ich bin es. Du hassest den Scheik Zedar Ben Huli?«

Da blitzte ihr dunkles Auge auf.

»Ja, Herr, ich hasse ihn.«

»Warum?«

»Ich hasse ihn, weil er mir den Vater meiner Kinder töten ließ.«

»Warum?«

»Mein Herr wollte nicht stehen.«

»Weshalb nicht?«

»Weil der Scheik den größten Teil des Raubes erhält.«

»Du bist arm?«

»Der Oheim meiner Kinder hat mich zu sich genommen; auch er ist arm.«

»Wie viele Tiere hat er?«

»Ein Rind und zehn Schafe; er wird sie heute hergeben müssen, denn wenn der Scheik zurückkehrt, so werden wir den ganzen Verlust zu tragen haben. Der Scheik wird nicht arm, sondern nur der Stamm.«

»Er soll nicht zurückkehren, wenn du aufrichtig bist.«

»Herr, sagst du die Wahrheit?«

»Ich sage sie. Ich werde ihn als Gefangenen zurückbehalten und den Abu Hammed einen Scheik geben, welcher gerecht und ehrlich ist. Der Ohm deiner Kinder soll heute behalten, was er hat.«

»Herr, deine Hand ist voll von Barmherzigkeit. Was willst du von mir wissen?«

»Du kennst die Insel da drüben im Flusse?«

Sie erbleichte.

»Warum fragst du nach ihr?«

»Weil ich mit dir von ihr sprechen will.«

»O tue das nicht, Herr, denn wer ihr Geheimnis verrät, den wird der Scheik töten!«

»Wenn du mir das Geheimnis sagst, so wird er nicht wiederkommen.«

»Ist dies wirklich wahr?«

»Glaube mir! Also wozu dient die Insel?«

»Sie ist der Aufenthalt der Gefangenen des Scheik.«

»Welcher Gefangenen?«

»Er fängt die Reisenden weg, welche über die Ebene oder auf dem Wasser kommen, und nimmt ihnen alles ab. Wenn sie nichts besitzen, so tötet er sie; wenn sie aber reich sind, so behält er sie bei sich, um ein Lösegeld zu erpressen.«

»Dann kommen sie auf die Insel?«

»Ja, in die Schilfhütte. Sie können nicht entfliehen, denn es werden ihnen die Hände und die Füße gebunden.«

»Wenn dann der Scheik das Lösegeld erhalten hat?«

»So tötet er sie dennoch, um nicht verraten zu werden.«

»Und wenn sie es nicht zahlen wollen oder nicht zahlen können?«

»So martert er sie.«

»Worin bestehen die Qualen, die er ihnen bereitet?«

»Er hat ihrer viele. Oft aber läßt er sie eingraben.«

»Wer macht den Kerkermeister?«

»Er und seine Söhne.«

Der, welcher mich gefangen genommen hatte, war auch sein Sohn; ich hatte ihn unter den Gefangenen im Wadi Deradsch bemerkt. Darum fragte ich:

»Wie viele Söhne hat der Scheik?«

»Zwei.«

»Ist einer von ihnen hier?«

»Derjenige, welcher dich töten wollte, als du in das Lager kamst.«

»Sind jetzt Gefangene auf der Insel?«

»Zwei oder drei.«

»Wo sind sie?«

»Ich weiß es nicht. Das erfahren nur diejenigen Männer, welche bei dem Fange waren.«

»Wie sind sie in seine Hände gekommen?«

»Sie kamen auf einem Kellek {Floß} den Fluß herab und legten des Abends nicht weit von hier an das Ufer an. Da hat er sie überfallen.«

»Wie viel Zeit ist seit ihrer Gefangenschaft verflossen?«

Sie sann ein wenig nach und meinte dann:

»Wohl beinahe zwanzig Tage.«

»Wie hat er sie behandelt?«

»Ich weiß es nicht.«

»Habt ihr hier viele Tachterwahns {Frauenkörbe, von Kame-len getragen}?«

»Es sind mehrere vorhanden.«

Ich griff in meinen Turban und nahm einige Geldstücke hervor. Sie gehörten zu den Münzen, welche ich in den Satteltaschen des Abu-Seïf gefunden hatte. Sein herrliches Kamel war mir leider in Bagdad verendet; das Geld aber war mir bis heute geblieben.

»Ich danke dir! Hier hast du!«

»O Herr, deine Gnade ist größer als — — —«

»Danke nicht,« unterbrach ich sie. »Ist der Oheim deiner Kinder mit gefangen?«

»Ja.«

»Er wird frei werden. Gehe zu dem kleinen Mann, der das schwarze Pferd reitet, und sage ihm von mir, daß er dir deine Tiere geben soll. Der Scheik wird nicht zurückkehren.«

»O Herr — —!«

»Es ist gut. Gehe und sage keinem Menschen, was wir gesprochen haben!«

Sie ging, und auch ich begab mich wieder hinaus. Man war mit dem Abzählen der Tiere beinahe fertig geworden. Ich suchte Halef auf. Er kam, als ich ihm winkte, auf mich zugeritten.

»Wer hat dir meinen Rappen erlaubt, Hadschi Halef Omar?«

»Ich wollte ihn an meine Beine gewöhnen, Sihdi!«

»Er wird sich nicht sehr vor ihnen fürchten. Höre, Halef, es wird ein Weib kommen und ein Rind und zehn Schafe zurückverlangen. Die gibst du ihr.«

»Ich gehorche, Effendi.«

»Höre weiter! Du nimmst drei Tachterwahns hier aus dem Lager und sattelst drei Kamele mit ihnen.«

»Wer soll hinein kommen, Sihdi?«

»Schau hinüber nach dem Flusse. Siehst du das Gebüsch und den Baum da rechts?«

»Ich sehe beides.«

»Dort liegen drei kranke Männer, welche in die Körbe kommen sollen. Geh in das Zelt des Scheik; es ist dein mit allem, was sich darin befindet. Nimm Decken davon weg und lege sie in die Körbe, damit die Kranken weich liegen. Aber kein Mensch darf jetzt oder unterwegs erfahren, wen die Kamele tragen!«

»Du weißt, Sihdi, daß ich alles tue, was du befehlst; aber ich kann so viel nicht allein tun.«

»Die drei Engländer sind dort und auch zwei Haddedihi. Sie werden dir helfen. Gib mir jetzt den Hengst; ich werde die Aufsicht wieder übernehmen.«

Nach einer Stunde waren wir mit allem fertig. Während alle Anwesenden ihre Aufmerksamkeit auf die Herden gerichtet hatten, war es Halef gelungen, die Kranken unbemerkt auf die Kamele zu bringen. Die ganze, lange Tierkarawane stand zum Abzuge bereit. Jetzt suchte ich nach dem jungen Menschen, welcher mich heute mit seiner Keule bewillkommnet hatte. Ich sah ihn inmitten seiner Kameraden stehen und ritt zu ihm heran. Lindsay stand mit seinen Dienern ganz in der Nähe.

»Sir David Lindsay, habt Ihr oder Eure Diener nicht so etwas wie eine Schnur bei Euch?«

»Denke, daß hier viele Stricke sind.«

Er trat zu den wenigen Pferden, welche dem Stamme gelassen werden sollten. Sie waren mit Leinen an die Zeltstangen gebunden. Mit einigen Schnitten löste er mehrere dieser Leinen ab. Dann kam er zurück.

»Seht Ihr den braunen Burschen da, Sir David?«

Ich gab ihm mit den Augen einen verstohlenen Wink.

»Sehe ihn, Sir.«

»Diesen übergebe ich Euch. Er hatte die drei Unglücklichen zu beaufsichtigen und soll deshalb mit uns gehen. Bindet ihm die Hände sehr fest auf den Rücken und befestigt dann den Strick an Euren Sattel oder an den Steigbügel; er mag ein wenig laufen lernen.«

»Yes, Sir! Sehr schön!«

»Er bekommt weder zu essen noch zu trinken, bis wir das Wadi Deradsch erreichen.«

»Hat es verdient!«

»Ihr bewacht ihn. Wenn er Euch entkommt, so sind wir verschiedene Leute, und Ihr mögt sehen, wo Fowling-bulls zu finden sind!«

»Werde ihn festhalten. Beim Nachtlager eingraben!«

»Vorwärts also!«

Der Engländer trat zu dem Jüngling heran und legte ihm die Hand auf die Schulter.

»*I have the honour, Mylord!* Mitgehen, Galgenstrick!«

Er hielt ihn fest, und die beiden Diener banden ihm kunstgerecht die Hände. Der Jüngling war im ersten Augenblick verblüfft, dann aber drehte er sich zu mir herum.

»Was soll das sein, Emir?«

»Du wirst mit uns gehen.«

»Ich bin kein Gefangener, ich bleibe hier!«

Da drängte sich ein altes Weib herbei.

»Allah kerihm, Emir! Was willst du mit meinem Sohne tun?«

»Er wird uns begleiten.«

»Er? Der Stern meines Alters, der Ruhm seiner Gespielen, der Stolz seines Stammes? Was hat er getan, daß du ihn bindest wie einen Mörder, den die Blutrache ereilt?«

»Schnell, Sir! Bindet ihn an das Pferd und dann vorwärts!«

Sofort gab ich das Zeichen zum Aufbruch und ritt davon. Ich hatte erst Mitleid mit dem so schwer bestraften Stamme gehabt, jetzt aber widerte mich jedes Gesicht desselben an, und als wir das Lager und das Wehegeheul hinter uns hatten, war es mir, als ob ich aus einer Räuberhöhle entronnen sei.

Halef hatte sich mit seinen drei Kamelen an die Spitze des Zuges gestellt. Ich ritt zu ihm heran.

»Liegen sie bequem?«

»Wie auf dem Diwan des Padischah, Sihdi.«

»Haben sie gegessen?«

»Nein, Milch getrunken.«

»Um so besser. Können sie reden?«

»Sie haben nur einzelne Worte gesprochen, aber in einer Sprache, welche ich nicht verstehe, Effendi.«

»Es wird Kurdisch sein.«

»Kurdisch?«

»Ja. Ich halte sie für Teufelsanbeter.«

»Teufelsanbeter? Allah il Allah! Herr, behüte uns vor dem dreimal gesteinigten Teufel! Wie kann man den Teufel anbeten, Sihdi!«

»Sie beten ihn nicht an, obgleich man sie so nennt. Sie sind sehr brave, fleißige und ehrliche Leute, halb Christen und halb Muselmänner.«

»Darum haben sie auch eine Sprache, die kein Moslem verstehen kann. Kannst du sie sprechen?«

»Nein.«

Er fuhr beinahe erschrocken auf.

»Nicht? Sihdi, das ist nicht wahr, du kannst alles!«

»Ich verstehe diese Sprache nicht, sage ich dir.«

»Gar nicht?«

»Hm! Ich kann eine Sprache, welche verwandt mit der ihrigen ist; vielleicht, daß ich da einige Worte finde, mich ihnen verständlich zu machen.«

»Siehst du, daß ich recht hatte, Sihdi!«

»Nur Gott weiß alles; das Wissen der Menschen aber ist Stückwerk. Weiß ich doch nicht einmal, wie Hanneh, das Licht deiner Augen, mit ihrem Halef zufrieden ist!«

»Zufrieden, Sihdi? Bei ihr kommt erst Allah, dann Moham-med, dann der Teufel, den du ihr an der Kette geschenkt hast, und dann kommt aber gleich Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah.«

»Also nach dem Teufel kommst du!«

»Nicht nach dem Scheïtan, sondern nach deinem Geschenk, Sihdi!«

»So sei ihr dankbar, und gehorche ihr!«

Nach dieser Vermahnung ließ ich den kleinen Mann allein.

Es versteht sich ganz von selbst, daß unsere Rückreise wegen der Tiere viel langsamer von statten ging, als die Hinreise. Bei Sonnenuntergang erreichten wir eine Stelle, welche noch unterhalb Dschebbar lag und sich, da sie mit Blumen und üppigem Grün überdeckt war, sehr gut zum Nachtlager eignete.

Die Hauptaufgabe war jetzt, sowohl die Herden als auch die Abu Hammed zu überwachen; ich traf also die nötigen Maßregeln. Ich hatte mich am späten Abend bereits zum Schlafen eingehüllt, als Sir Lindsay noch einmal herbeikam.

»Entsetzlich! Fürchterlich, Sir!«

»Was?«

»Hm! Unbegreiflich!«

»Was denn? Ist Euer Gefangener verschwunden?«

»Der? *No!* Liegt fest angebunden!«

»Nun, was ist denn so entsetzlich und unbegreiflich?«

»Hauptsache vergessen!«

»Nun? Redet nur!«

»Trüffeln!«

Jetzt mußte ich hellauf lachen.

»O, das ist allerdings entsetzlich, Sir, zumal ich im Lager der Abu Hammed ganze Säcke voll davon stehen sah.«

»Wo nun Trüffeln her?«

»Wir werden morgen Trüffeln haben, verlaßt Euch darauf!«

»Schön! Gute Nacht, Sir!«

Ich schlief ein, ohne mit den drei Kranken gesprochen zu haben. Am andern Morgen stand ich schon früh bei ihnen. Die Körbe waren so gestellt, daß ihre Insassen einander sehen konnten. Ihr Aussehen war ein wenig besser geworden, und sie hatten sich bereits so erholt, daß ihnen das Sprechen keine Beschwerden mehr machte.

Wie ich bald bemerkte, sprachen alle drei sehr gut arabisch, obgleich sie gestern in halbbewußtlosem Zustande nur Worte ihrer Muttersprache hervorgebracht hatten. Als ich mich ihnen näherte, erhob sich der eine und sah mich freudig forschend an.

»Du bist es!« rief er, ehe ich grüßen konnte. »Du bist es! Ich erkenne dich wieder!«

»Wer bin ich, mein Freund?«

»Du warst es, welcher mir erschien, als der Tod die Hand nach meinem Herzen ausstreckte. O, Emir Kara Ben Nemsî, wie danke ich dir!«

»Wie, du kennst meinen Namen?«

»Wir kennen ihn, denn dieser gute Hadschi Halef Omar hat uns sehr viel von dir erzählt, seit wir aufgewacht sind.«

Ich wandte mich zu Halef:

»Plaudertasche!«

»Sihdi, darf ich denn nicht von dir sprechen?« verteidigte sich der Kleine.

»Ja; aber ohne Prahlerei. Seid ihr so gekräftigt, daß ihr reden könnt?« wandte ich mich nun zu den Kranken.

»Ja, Emir.«

»So erlaubt mir, zu fragen, wer ihr seid.«

»Ich heiße Pali; dieser heißt Selek, und dieser Melaf.«

»Wo ist eure Heimat?«

»Unsere Heimat heißt Baadri, im Norden von Mossul.«

»Wie kamt ihr in die Lage, in welcher ich euch fand?«

»Unser Scheik sandte uns nach Bagdad, um dem Statthalter Geschenke und einen Brief von ihm zu bringen –«

»Nach Bagdad? Gehört ihr nicht nach Mossul?«

»Emir, der Gouverneur von Mossul ist ein böser Mann, der uns sehr bedrückt; der Statthalter von Bagdad besitzt das Vertrauen des Großherrs; er sollte für uns bitten.«

»Wie seid ihr da gereist? Nach Mossul und den Strom herab?«

»Nein. Wir gingen nach dem Ghazirfluß, bauten uns ein Floß, fuhren auf demselben aus dem Ghazir in den Zab und aus dem Zab in den Tigris. Dort landeten wir und wurden während des Schlafes von dem Scheik der Abu Hammed überfallen.«

»Er beraubte euch?«

»Er nahm uns die Geschenke und den Brief ab und alles, was wir bei uns trugen. Dann wollte er uns zwingen, an die Unsrigen zu schreiben, damit sie ein Lösegeld schicken sollten.«

»Ihr tatet es nicht?«

»Nein, denn wir sind arm und können kein Lösegeld bezahlen.«

»Aber euer Scheik?«

»Auch an ihn sollten wir schreiben, aber wir weigerten uns ebenso. Er hätte es bezahlt, aber wir wußten, daß es vergebens sei, da man uns dennoch getötet hätte.«

»Ihr hattet recht. Man hätte euch das Leben genommen, selbst wenn das Lösegeld bezahlt worden wäre.«

»Nun wurden wir gepeinigt. Wir erhielten Schläge, wurden stundenlang an Händen und Füßen aufgehängt und endlich in die Erde gegraben.«

»Und diese ganze lange Zeit hindurch waret ihr gefesselt?«

»Ja.«

»Ihr wißt, daß euer Henker sich in unseren Händen befindet?«

»Hadschi Halef Omar hat es uns erzählt.«

»Der Scheik soll seine Strafe erhalten!«

»Emir, vergilt es ihm nicht!«

»Wie?«

»Du bist ein Moslem, wir aber haben eine andere Religion. Wir sind dem Leben wiedergegeben worden und wollen ihm verzeihen.«

Das also waren Teufelsanbeter!

»Ihr irrt euch,« sagte ich; »ich bin kein Moslem, sondern ein Christ.«

»Ein Christ! Du trägst doch die Kleidung eines Moslem und sogar das Zeichen eines Hadschi!«

»Kann ein Christ nicht auch ein Hadschi sein?«

»Nein, denn kein Christ darf Mekka betreten.«

»Und dennoch war ich dort. Fragt diesen Mann, er war dabei.«

»Ja,« fiel Halef ein, »Hadschi Emir Kara Ben Nemsî war in Mekka.«

»Was für ein Christ bist du, Emir? Ein Chaldäer?«

»Nein. Ich bin ein Franke.«

»Kennst du die Jungfrau, welche Gott geboren hat?«

»Ja.«

»Kennst du Esau {Jesus}, den Sohn des Vaters?«

»Ja.«

»Kennst du die heiligen Engel, welche am Throne Gottes stehen?«

»Ja.«

»Kennst du die heilige Taufe?«

»Ja.«

»Glaubst du auch, daß Esau, der Sohn Gottes, wieder kommen wird?«

»Ich glaube es.«

»O, Emir, dein Glaube ist gut; dein Glaube ist recht; wir freuen uns, daß wir dich getroffen haben! Erzeuge uns also die Liebe und vergib dem Scheik der Abu Hammed, was er uns getan hat!«

»Wir werden sehen! Wißt ihr, wohin wir reisen?«

»Wir wissen es. Wir gehen nach dem Wadi Deradsch.«

»Ihr werdet dem Scheik der Haddedihi willkommen sein.«

Nach dieser kurzen Unterredung ward der Marsch fortgesetzt. Bei Kalaat el Dschebbar gelang es mir, eine Menge Trüffel zu entdecken, worüber der Engländer in Entzücken geriet. Er suchte sich einen Vorrat zusammen und versprach mir, mich zu einer Trüffelpastete einzuladen, welche er selbst bereiten werde.

Als der Mittag vorüber war, lenkten wir zwischen die Berge von Kanuza und Hamrin ein und hielten uns grad auf Wadi Deradsch zu. Ich hatte unsere Ankunft mit Vorbedacht nicht melden lassen, um den guten Scheik Mohammed Emin zu überraschen; aber die Wachen der Abu Mohammed bemerkten uns und gaben das Zeichen zu einem Jubel, der das ganze Tal erfüllte. Mohammed Emin und Malek kamen uns sofort entgegengeritten und bewillkommneten uns. Meine Herde war die erste, welche anlangte.

Es gab hinüber auf die Weideplätze der Haddedihi keinen andern Weg als durch das Wadi hindurch. Hier befanden sich noch sämtliche Kriegsgefangene, und man kann die Blicke der Abu Hammed sich vorstellen, welche sie auf uns warfen, als sie ein ihnen bekanntes Tier nach dem andern an sich vorbeigehen lassen mußten. Endlich waren wir wieder auf der Ebene, und nun stieg ich vom Pferde.

»Wer ist in den Tachterwahns?« fragte Mohammed Emin.

»Drei Männer, welche Scheik Zedar zu Tode martern wollte. Ich werde dir noch von ihnen erzählen. Wo sind die gefangenen Scheiks?«

»Hier im Zelte. Da kommen sie.«

Sie traten soeben heraus. Die Augen des Scheik der Abu Hammed blitzten tückisch, als er seine Herde erkannte, und er trat auf mich zu.

»Hast du mehr gebracht, als du sollst?«

»Du meinst Tiere?«

»Ja.«

»Ich habe die Zahl gebracht, welche mir befohlen war.«

»Ich werde zählen!«

»Tue es,« antwortete ich kalt. »Aber dennoch habe ich mehr gebracht, als ich sollte.«

»Was?«

»Willst du es sehen?«

»Ich muß es sehen!«

»So rufe jenen dort herbei.«

Ich zeigte dabei auf seinen älteren Sohn, der soeben am Eingange des Zeltes erschien. Er rief ihn herbei.

»Kommt alle mit!« sagte ich.

Mohammed Emin, Malek und die drei Scheiks folgten mir nach dem Orte, wo sich die drei Kamele mit den Tachterwahns niedergelassen hatten. Halef ließ gerade die Dschesidi aussteigen.

»Kennst du diese Männer?« fragte ich Zedar Ben Huli.

Er fuhr erschrocken zurück; sein Sohn ebenfalls.

»Die Dschesidi!« rief er.

»Ja, die Dschesidi, welche du langsam morden wolltest, wie du schon viele gemordet hast, Ungeheuer!«

Da funkelte er mich mit wahren Pantheraugen an.

»Was hat er getan?« fragte Eslah el Mahem, der Obeïde.

»Laß es dir erzählen! Du wirst erstaunen, was für ein Mensch dein Kampfgefährte gewesen ist.«

Ich schilderte, auf welche Weise und in welchem Zustande ich die drei Männer getroffen hatte. Als ich schwieg, traten alle

von ihm zurück. Dadurch wurde der Blick auf den Eingang des Tales frei, wo sich in diesem Augenblick drei Reiter zeigten: Lindsay mit seinen beiden Dienern. Er hatte sich verspätet. Neben seinem Pferde schleppte sich der jüngere Sohn des Scheik einher.

Dieser sah den jungen Menschen und wandte sich augenblicklich wieder zu mir:

»Allah akbar! Was ist das! Mein zweiter Sohn gefangen?«

»Wie du siehst!«

»Was hat er getan?«

»Er war der Gehilfe deiner Schandtaten. Deine beiden Söhne sollen den Kopf ihres in die Erde gegrabenen Vaters zwei Tage lang bewachen; dann bist du wieder frei – eine Strafe, die viel zu gering für dich und für deine Söhne ist. Gehe hin, und binde deinen Jüngsten los!«

Da sprang der Verbrecher zu dem Pferde des Engländers und griff nach dem Strick. Sir David war soeben abgestiegen und wehrte die Hand des Scheik ab und rief:

»Packt Euch! Dieser Bursche ist mein!«

Da riß der Scheik dem Englishman eine seiner Riesenpis-tolen aus dem Gürtel, schlug an und feuerte. Sir David hatte sich blitzschnell umgedreht, dennoch traf ihn die Kugel in den Arm; im nächsten Augenblick aber krachte ein zweiter Schuß. Bill, der Irländer, hatte seine Büchse erhoben, um seinen Herrn zu verteidigen, und seine Kugel fuhr dem Scheik durch den Kopf. Dessen beide Söhne warfen sich auf den Schützen, wurden aber handfest empfangen und überwältigt.

Ich wandte mich schauernd ab. Das war Gottes Gericht! Die Züchtigung, die ich dem Missetäter zugedacht hatte, wäre zu unbedeutend gewesen. Und nun war auch mein Wort erfüllt, das ich jener Frau gegeben hatte: der Scheik kehrte nicht in sein Lager zurück.

Es verging eine Weile, bis wir alle unsere Ruhe wieder hatten. Da erscholl zunächst die Frage Halefs:

»Sihdi, wohin soll ich diese drei Männer bringen?«

»Das mag der Scheik bestimmen,« lautete meine Antwort.

Dieser trat zu den dreien heran.

»Marhaba – ihr sollt mir willkommen sein! Bleibt bei Mohammed Emin, bis ihr euch von euren Leiden erholt habt!«

Da blickte Selek schnell empor.

»Mohammed Emin?« fragte er.

»So heiße ich.«

»Du bist kein Schammar, sondern ein Haddedin?«

»Die Haddedin gehören zu den Schammar.«

»O, Herr, so habe ich eine Botschaft an dich!«

»Sage sie!«

»Es war in Baadri, und ehe wir unsere Reise antraten, da ging ich zum Bache, um zu schöpfen. An demselben lag eine Truppe Arnauten, welche einen jungen Mann bewachten. Er bat mich, ihm zu trinken zu geben, und indem er tat, als trinke er, flüsterte er mir zu: ›Gehe zu den Schammar, zu Mohammed Emin und sage ihm, daß ich nach Amadijah geschafft werde. Die andern sind hingerichtet worden.‹ Dies ist es, was ich dir zu sagen habe.«

Der Scheik taumelte zurück.

»Amad el Ghandur, mein Sohn!« rief er. »Er war es, er war es! Wie war er gestaltet?«

»So lang und noch breiter als du, und sein schwarzer Bart hing ihm bis zur Brust herab.«

»Er ist es! Hamdullillah! Endlich, endlich habe ich eine Spur von ihm! Freuet euch, ihr Männer, freuet euch mit mir, denn heute soll ein Festtag sein für alle, mögen sie nun Freunde oder Feinde heißen! Wann war es, als du mit ihm geredet hast?«

»Sechs Wochen sind seitdem vergangen, Herr!«

»Ich danke dir! Sechs Wochen, eine lange Zeit! Aber er soll nicht länger schmachten; ich hole ihn, und wenn ich ganz Amadijah erobern und zerstören müßte! Hadschi Emir Kara Ben Nemsı, reitest du mit, oder willst du mich bei dieser Fahrt verlassen?«

»Ich reite mit!«

»Allah segne dich! – Kommt, laßt uns diese Botschaft allen Männern der Haddedin verkündigen!«

Er eilte dem Wadi zu, und Halef trat zu mir heran mit der Frage:

»Sihdi, ist es wahr, daß du mitgehst?«

»Ich gehe mit.«

»Sihdi, darf ich dir folgen?«

»Halef, denke an dein Weib!«

»Hanneh ist in guter Hut, aber du, Herr, brauchst einen treuen Diener! Darf ich dich begleiten?«

»Gut, so nehme ich dich mit; doch frage vorher Scheik Mohammed Emin und Scheik Malek, ob sie es erlauben.«

Elftes Kapitel *Bei den Teufelsanbetern*

So war ich denn in Mossul und erwartete eine Audienz bei dem türkischen Pascha.

Ich sollte mit Mohammed Emin hinauf in die kurdischen Gebirge reisen, um seinen Sohn Amad el Ghandur durch List oder Gewalt aus der Festung Amadijah heraus zu holen, eine Aufgabe, welche nicht so ohne weiteres zu lösen war. Der tapfere Scheik der Haddedihi wäre am liebsten mit den Krieger seines ganzen Stammes aufgebrochen, um sich durch das türkische Gebiet zu schlagen und Amadijah frei und offen zu überfallen; doch gab es hundert dringende Gründe, welche die Ausführung eines so phantastischen Planes zur Unmöglichkeit machten. Ein einzelner Mann hatte hier mehr Hoffnung auf Erfolg, als eine ganze Horde von Beduinen, und so war Mohammed Emin endlich auf meinen Vorschlag eingegangen, das Unternehmen nur zu dreien auszuführen. Diese drei waren: er, Halef und ich.

Freilich hatte es einen großen Aufwand an Überredung gekostet, um Sir David Lindsay, welcher sich gar zu gern angeschlossen hätte, klar zu machen, daß er mit seinem vollständigen Mangel an Sprachkenntnis und Anbequemungsfähigkeit uns mehr Schaden als Nutzen bringen würde; aber er hatte sich schließlich doch entschlossen, bei den Haddedihi zu bleiben und dort unsere Rückkehr zu erwarten. Dort konnte er sich des verwundeten Griechen Alexander Kolettis als Dol-

metschers bedienen und nach Fowling-bulls graben. Die Haddedihn hatten versprochen, ihm so viel Ruinen zu zeigen, als er wolle. Nach Mossul hatte er mich nicht begleitet, weil ich es ihm abriet. Er konnte mir in Mossul nichts nützen, und der Zweck, welcher ihn dorthin führen mochte, nämlich die Absicht, um den Schutz des dortigen englischen Konsuls nachzusuchen, brauchte nicht verfolgt zu werden, da bis jetzt der Schutz der Haddedihn für ihn vollständig genügte.

Die Streitigkeit derselben mit ihren Feinden war völlig geschlichtet worden. Die drei Stämme hatten sich unterworfen und Geiseln bei den Siegern zurücklassen müssen. So kam es, daß Mohammed Emin bei den Seinen entbehrt werden konnte. Er war natürlich nicht mit nach Mossul geritten, da er dort ganz außerordentlich gefährdet gewesen wäre; wir hatten uns vielmehr verabredet, in den Ruinen von Khorsabad, dem alten assyrischen Saraghum, zusammenzutreffen. Wir waren also zusammen nach Wadi Murr, Aïn el Khalkhan und El Kasr geritten. Dort aber hatten wir uns getrennt; ich war mit Halef nach Mossul gereist, und der Scheik hatte mit Hilfe eines Floßes seine Überfahrt über den Tigris bewerkstelligt, um auf der andern Seite des Flusses längs des Dschebel Maklub unser Stelldichein zu erreichen.

Was aber wollte ich in Mossul? Etwa auch den Vertreter Englands aufsuchen, um mir seinen Schutz zu erbitten? Das fiel mir gar nicht ein, denn ich war ohne denselben ebenso sicher wie mit demselben. Den Pascha aber mußte ich aufsuchen, das war unumgänglich notwendig; denn ich wollte mich mit allem ausrüsten, was unser Vorhaben zu fördern vermochte.

Es war eine fürchterliche Hitze in Mossul. Ein Blick auf das Thermometer zeigte mir 116 Grad Fahrenheit im Schatten, wenn ich mich zu ebener Erde befand. Ich hatte mich aber in einem jener Sardaubs {Keller} einlogiert, in denen die Bewohner dieser Stadt während der heißen Jahreszeit ihren Aufenthalt zu nehmen pflegen.

Halef saß bei mir und putzte seine Pistolen. Es hatte längeres Stillschweigen zwischen uns geherrscht, doch sah ich es dem Kleinen an, daß er irgend etwas auf dem Herzen hatte.

Endlich aber drehte er sich mit einem raschen Ruck zu mir herum und sagte:

»Daran hatte ich nicht gedacht, Sihdi!«

»Woran?«

»Daß wir die Haddedihi niemals wiedersehen werden.«

»Ah! Warum?«

»Du willst nach Amadijah, Sihdi?«

»Ja. Du weißt dies ja längst.«

»Ich habe es gewußt, aber den Weg, welcher dorthin führt, den habe ich nicht gekannt. Allah il Allah! Es ist der Weg zum Tode und in die Dschehennah!«

Er schnitt dabei das bedenklichste Gesicht, welches ich jemals bei ihm gesehen hatte.

»So gefährlich, Hadschi Halef Omar?«

»Du glaubst es nicht, Sihdi? Habe ich nicht gehört, daß du auf diesem Wege die drei Männer besuchen willst, welche sich Pali, Selek und Melaf nennen, die drei Männer, welche du auf der Insel Abu Hammed gerettet hast und die, nachdem sie bei den Haddedihi sich erholt hatten, nach ihrer Heimat zogen?«

»Ich werde sie besuchen.«

»Dann sind wir verloren. Du und ich, wir beide sind wahre Gläubige; aber ein jeder Gläubige, der zu ihnen kommt, der hat das Leben und den Himmel verloren.«

»Das ist mir neu, Hadschi Halef! Wer hat es dir gesagt?«

»Das weiß jeder Moslem. Hast du noch nicht erfahren, daß das Land, in welchem sie wohnen, Scheitanistan genannt wird?«

Ah, jetzt wußte ich, was er meinte. Er fürchtete sich vor den Dschesidi, den Teufelsanbetern. Dennoch aber stellte ich mich, als ob ich nichts wisse, und fragte:

»Scheitanistan, das Land des Teufels? Warum?«

»Es wohnen die Radjahl esch Scheitan dort, die Männer des Teufels, welche den Scheitan anbeten.«

»Hadschi Halef Omar, wo gibt es hier Leute, welche den Teufel anbeten?«

»Du glaubst es nicht? Hast du noch nie von solchen Leuten gehört?«

»O ja; ich habe sogar solche Leute gesehen.«

»Und dennoch tust du, als ob du mir nicht glaubtest?«

»Ich glaube dir wirklich nicht.«

»Und hast sie selbst gesehen?«

»Aber nicht hier. Ich war in einem Lande weit jenseits des großen Meeres, die Franken nennen es Australien. Dort fand ich wilde Männer, welche einen Scheïtan haben, dem sie den Namen Yahu geben. Den beten sie an. Hier aber gibt es keine Leute, welche den Teufel anbeten.«

»Sihdi, du bist klüger als ich und klüger als viele Leute, zuweilen aber ist deine Klugheit und deine Weisheit ganz verfliegen. Frage einen jeden Mann, der dir begegnet, und er wird dir sagen, daß man in Scheïtanistan den Teufel anbetet.«

»Warst du dabei, als sie ihn anbeteten?«

»Nein. Ich habe es aber gehört.«

»Waren denn jene Leute dabei, von denen du es gehört hast?«

»Sie hatten es auch von anderen gehört.«

»So will ich dir sagen, daß es noch kein Mensch gesehen hat; denn die Dschesidi lassen keinen Menschen bei ihren Gottesdiensten gegenwärtig sein, wenn er einen andern Glauben hat, als sie.«

»Ist das wahr?«

»Ja. Wenigstens wäre es eine sehr große und eine sehr seltene Ausnahme, wenn sie einmal einem Fremden erlaubten, beizuwohnen.«

»Aber dennoch weiß man alles, was sie tun.«

»Nun?«

»Hast du noch nicht gehört, daß man sie Dscheragh Sonderan nennt?«

»Ja.«

»Das muß ein böser Name sein; ich weiß nicht, was er bedeutet.«

»Er bedeutet so viel wie Verlöscher des Lichtes.«

»Siehst du, Sihdi! Bei ihren Gottesdiensten, bei denen auch die Frauen und Mädchen gegenwärtig sind, wird das Licht verlöscht.«

»Da hat man dir eine große Lüge gesagt. Man hat die Dschesidi mit einer anderen Sekte {mit den Assyriern in Syrien} verwechselt, bei welcher dies vorkommen soll. Was weißt du noch von ihnen?«

»In ihren Gotteshäusern steht ein Hahn oder ein Pfauhahn, den sie anbeten, und das ist der Teufel.«

»Ist er es wirklich?«

»Ja.«

»O du armer Hadschi Halef Omar! Haben sie viele Gotteshäuser?«

»Ja.«

»Und in jedem steht ein Hahn?«

»Ja.«

»Wie viele Teufel müßte es dann geben! Ich denke, es gibt nur einen?«

»O Sihdi, es gibt nur einen einzigen, aber der ist überall. Doch sie haben auch falsche Engel.«

»Inwiefern?«

»Du weißt, der Kuran lehrt, daß es nur vier Erzengel gibt, nämlich Dschebraïl {Gabriel}, welcher der Ruh el Kuds {der heilige Geist} ist und mit Allah und Mohammed dreieinig ist, grad wie bei den Christen der Vater, der Sohn und der Geist; sodann Azraïl, der Todesengel, den man auch Abu Jahah nennt; nachher Mikaïl und endlich Israfil. Die Teufelsanbeter haben aber sieben Erzengel, und diese heißen Gabraïl, Michail, Rafail, Azraïl, Dedraïl, Azrafil und Schemkil. Ist dies nicht falsch?«

»Es ist nicht falsch, denn auch ich glaube, daß es sieben Erzengel gibt.«

»Du? Warum?« fragte er erstaunt.

»Das heilige Buch der Christen sagt es {siehe Buch Tobias 12, V. 15. Offenbarung 1, V. 4, und 4, V. 5}, und dem glaube ich mehr als dem Kuran.«

»O Sihdi, was muß ich hören! Du warst in Mekka, bist ein Hadschi und glaubst mehr an das Kitab der Ungläubigen, als an die Worte des Propheten! Nun wundere ich mich nicht, daß du zu den Dschesidi willst!«

»Du kannst wieder umkehren. Ich gehe allein!«

»Umkehren? Nein! Es ist vielleicht doch möglich, daß Mohammed nur von vier Engeln redet, weil die andern drei grad nicht im Himmel waren, als er oben war. Sie hatten auf der Erde zu tun, und er lernte sie also nicht kennen.«

»Ich sage dir, Hadschi Halef Omar, daß du dich vor den Teufelsanbetern nicht zu fürchten brauchst. Sie beten den Scheïtan nicht an, sie nennen ihn nicht einmal beim Namen. Sie sind reinlich, treu, dankbar, tapfer und aufrichtig, und das findest du bei den Gläubigen wohl selten. Übrigens kommst du bei ihnen nicht um die Seligkeit, denn sie werden dir deinen Glauben nicht nehmen.«

»Sie werden mich nicht zwingen, den Teufel anzubeten?«

»Nein. Ich versichere es dir!«

»Aber sie werden uns töten!«

»Weder mich noch dich.«

»Sie haben aber so viele andere getötet; sie töten die Christen nicht, sondern nur die Muselmänner.«

»Sie haben sich nur gewehrt, als sie ausgerottet werden sollten. Und sie töteten deshalb nur die Moslemim, weil sie nur von diesen und nicht von den Christen angegriffen wurden.«

»Aber ich bin ein Moslem!«

»Sie sind deine Freunde, weil sie die meinigen sind. Hast du nicht drei ihrer Männer gepflegt, bis sie wieder gesund waren?«

»Es ist wahr, Sihdi. Ich werde dich nicht verlassen, sondern mit dir gehen!«

Da hörte ich Schritte die Treppe herabkommen. Zwei Männer traten ein. Es waren zwei albanesische Aghas von den irregulären Truppen des Pascha. Sie blieben am Eingange stehen, und einer von ihnen fragte:

»Bist du der Ungläubige, den wir führen sollen?«

Seit dem Augenblick, in welchem ich mich bei dem Pascha anmelden ließ, hatte ich wohlweislich den um meinen Hals hängenden Kuran abgelegt. Dieses Zeichen der Pilgerschaft durfte ich hier nicht sehen lassen. Der Fragende erwartete natürlich eine Antwort, ich aber gab ihm keine; ja, ich tat sogar, als ob ich ihn weder gesehen noch gehört hätte.

»Bist du taub und blind, daß du nicht antwortest?« fragte er barsch.

Diese Arnauten sind rohe und zügellose, gefährliche Leute, welche bei der geringsten Veranlassung nicht nur nach den Waffen greifen, sondern sie auch gebrauchen; ich beabsichtigte aber nicht, mir ihre Art und Weise so ohne weiteres gefallen zu lassen. Daher zog ich, wie unwillkürlich, den Revolver aus dem Hawk {Gürtel} und wandte mich an meinen Diener:

»Hadschi Halef Omar Agha, sage mir, ob jemand hier ist!«

»Ja.«

»Wer ist es?«

»Es sind zwei Sabits {Offiziere}, welche mit dir sprechen wollen.«

»Wer sendet sie?«

»Der Pascha, dem Allah ein langes Leben verleihen möge!«

»Das ist nicht wahr! Ich bin Emir Kara Ben Nemsî; der Pascha – Allah schütze ihn! – würde mir höfliche Leute senden. Sage diesen Männern, welche ein Schimpfwort statt des Grußes auf den Lippen tragen, daß sie gehen sollen. Sie mögen demjenigen, der sie sandte, die Worte wiederholen, welche ich mit dir gesprochen habe!«

Sie fuhren mit den Händen nach den Kolben ihrer Pistolen und sahen einander fragend an. Ich richtete, wie zufällig, den Lauf meiner Waffe auf sie und runzelte so finster als möglich die Stirn.

»Nun, Hadschi Halef Omar Agha, was habe ich dir befohlen?«

Ich sah es dem kleinen Manne an, daß mein Verhalten ganz nach seinem eigenen Geschmacke sei. Auch er hatte bereits eine seiner Pistolen in der Hand, und nun wandte er sich mit seiner stolzesten Miene dem Eingange zu:

»Hört, was ich euch zu sagen habe! Dieser tapfere und berühmte Effendi ist der Emir Hadschi Kara Ben Nemsî, und ich bin Hadschi Halef Omar Agha Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah. Ihr habt gehört, was mein Effendi sagte. Geht hin und tut, wie er euch befohlen hat!«

»Wir gehen nicht, der Pascha hat uns gesandt!«

»So geht wieder zum Pascha und sagt ihm, daß er uns höfliche Männer sende! Wer zu meinem Effendi kommt, hat die Schuhe auszuziehen und den Gruß zu sagen.«

»Bei einem Ungläubigen – – «

Im Nu war ich auf und stand vor ihnen.

»Hinaus!«

»Wir haben – – «

»Hinaus!«

Im nächsten Augenblick war ich mit Halef wieder allein. Sie mochten mir doch angesehen haben, daß ich keine Lust hatte, mir von ihnen Vorschriften geben zu lassen. – Man muß den Orientalen zu behandeln verstehen. Derjenige Abendländische, welcher sich mißachtet sieht, trägt selbst die Schuld. Ein klein wenig persönlicher Mut und eine möglichst große Dosis Unbescheidenheit, unterstützt von derjenigen lieben Tugend, welche man bei uns Grobheit nennen würde, sind unter gewissen Voraussetzungen von dem allerbesten Erfolge. Allerdings gibt es andererseits auch Verhältnisse, in denen man gezwungen ist, sich einiges oder sogar auch vieles gefallen zu lassen. Dann ist es aber sehr geraten, zu tun, als ob man gar nichts bemerkt habe. Freilich gehört nicht nur Kenntnis der Verhältnisse und Berücksichtigung des einzelnen Falles, sondern auch eine gute Übung dazu, um zu entscheiden, was dann besser und klüger sei: Grobheit oder Geduld und Selbstüberwindung, die Hand an der Waffe oder – – die Hand im Beutel.

»Sihdi, was hast du getan!« rief Halef.

Er fürchtete trotz seiner Unerschrockenheit doch die Folgen meines Verhaltens.

»Was ich getan habe? Nun, die beiden Lummel hinausgewiesen!«

»Kennst du diese Arnauten?«

»Sie sind blutgierig und rachsüchtig.«

»Das sind sie. Hast du in Kahira nicht gesehen, daß einer von ihnen eine alte Frau bloß deshalb niederschoss, weil sie ihm nicht auswich? Sie war blind.«

»Ich habe es gesehen. Diese hier aber werden uns nicht niederschießen.«

»Und kennst du den Pascha?«

»Er ist ein sehr guter Mann!«

»O, sehr gut, Sihdi! Halb Mossul ist leer, weil sich alle vor ihm fürchten. Kein Tag vergeht, ohne daß zehn oder zwanzig die Bastonnade erhalten. Wer reich ist, lebt morgen nicht mehr, und sein Vermögen gehört dem Pascha. Er hetzt die Stämme der Araber aufeinander und bekriegt dann den Sieger, um ihm die Beute abzunehmen. Er spricht zu seinen Arnauten: ›Gehet, zerstört, mordet, aber bringt mir Geld!‹ Sie tun es, und er wird reicher als der Padischah. Wer heute noch sein Vertrauter ist, den läßt er morgen einstecken und übermorgen köpfen. Sihdi, was wird er mit uns tun?«

»Das müssen wir abwarten.«

»Ich will dir etwas sagen, Sihdi. Sobald ich sehe, daß er uns etwas Böses zufügen will, werde ich ihn niederschießen. Ich sterbe nicht, ohne ihn mitzunehmen.«

»Du wirst gar nicht in die Lage kommen, denn ich gehe allein zu ihm.«

»Allein? Das gebe ich nicht zu. Ich gehe mit!«

»Darf ich dich mitnehmen, wenn er nur mich bei sich sehen will?«

»Allah il Allah! So werde ich hier warten. Aber ich schwöre es dir bei dem Propheten und allen Kalifen: wenn du am Abend noch nicht zurück bist, so lasse ich ihm sagen, daß ich ihm etwas Wichtiges mitzuteilen hätte: er wird mich annehmen, und dann schieße ich ihm alle beiden Kugeln vor den Kopf!«

Es war sein Ernst, und ich bin überzeugt, er hätte es getan, der wackere Kleine. Einen solchen Schwur hätte er nicht gebrochen.

»Aber Hanneh?« fragte ich.

»Sie soll weinen, aber stolz auf mich sein. Sie soll nicht einen Mann lieb haben, der seinen Effendi töten läßt!«

»Ich danke dir, mein guter Halef! Aber ich bin überzeugt, daß es nicht so weit kommen wird.«

Nach einer Weile vernahmen wir wieder Schritte. Ein gewöhnlicher Soldat trat ein. Er hatte die Schuhe draußen ausgezogen.

»Salama!« grüßte er.

»Sallam! Was willst du?«

»Bist du der Effendi, welcher mit dem Pascha reden will?«

»Ja.«

»Der Pascha – Allah schenke ihm tausend Jahre! – hat dir eine Sänfte gesandt. Du sollst zu ihm kommen!«

»Gehe hinauf. Ich komme gleich!«

Als er hinaus war, sagte Halef:

»Sihdi, siehst du, daß es gefährlich wird?«

»Warum?«

»Er sendet keinen Agha, sondern einen gewöhnlichen Soldaten.«

»Es mag sein; aber mache dir keine Sorge!«

Ich stieg die wenigen Stufen hinauf. Ah! Vor dem Hause hielt ein Trupp von etwa zwanzig Arnauten. Sie waren bis an die Zähne bewaffnet, und einer der beiden Aghas, welche vorher bei mir gewesen waren, befahl sie. Zwei Hammals {Träger} hielten einen Tragsessel bereit.

»Steig ein!« gebot mir der Agha mit finsterner Miene.

Ich tat es möglichst unbefangen. Diese Eskorte ließ mich vermuten, daß ich so halb und halb ein Gefangener sei. Ich wurde im Trabe fortgetragen, bis man vor einem Tore still hielt.

»Steige aus, und folge mir!« befahl der Agha in dem vorigen Tone.

Er führte mich eine Treppe empor nach einem Zimmer, in welchem verschiedene Offiziere standen, die mich mit finsternen Blicken musterten. Am Eingange saßen einige Zivilisten, Einwohner der Stadt, denen man es ansah, daß sie hier in der Höhle des Löwen sich nicht sehr wohl fühlten. Ich wurde sofort angemeldet, zog meine Sandalen aus, welche ich zu diesem Zweck angelegt hatte, und trat ein.

»Sallam aaleikum!« grüßte ich, indem ich die Arme über die Brust verschränkte und mich verbeugte.

»Sal – –«

Der Pascha unterbrach sich aber sofort und fragte dann:

»Dein Bote hat gesagt, daß ein Nemtsche mit mir reden wolle?«

»So ist es.«

»Sind die Nemsî Moslemim?«

»Nein. Sie sind Christen.«

»Und dennoch wagst du den Gruß der Moslemim!«

»Du bist ein Moslem, ein Liebling Allahs und ein Liebling des Padischah – Gott beschirme ihn! – Soll ich dich mit dem Gruß der Heiden begrüßen, die keinen Gott und kein heiliges Buch haben?«

»Du bist kühn, Fremdling!«

Es war ein eigentümlicher, lauernder Blick, den er mir zuwarf. Der Pascha war nicht groß und von sehr hagerer Gestalt, und sein Gesicht wäre ein sehr gewöhnliches gewesen, wenn der Zug von Schlauheit und Grausamkeit gefehlt hätte, der sofort auffallen mußte. Dabei war ihm die rechte Wange stark geschwollen, und neben ihm stand ein silbernes, mit Wasser gefülltes Becken, das ihm als Spucknapf diente. Seine Kleidung bestand ganz aus Seide. Der Griff seines Dolches und die Agraffe an seinem Turbane funkelten von Diamanten; seine Finger glänzten von Ringen, und die Wasserpfeife, aus welcher er rauchte, war eine der kostbarsten, die ich je gesehen hatte.

Nachdem er mich eine Weile vom Kopfe bis zum Fuße gemustert hatte, fragte er weiter:

»Warum hast du dich nicht durch einen Konsul vorstellen lassen?«

»Die Nemsî haben keinen Konsul in Mossul, und die anderen Konsuln sind mir ebenso fremd wie du selbst. Ein Konsul kann mich nicht besser und schlechter machen, als ich bin, und du hast ein scharfes Auge; du brauchst mich nicht durch das Auge eines Konsuls kennen zu lernen.«

»Maschallah! Du sprichst wirklich sehr kühn! Du sprichst, als ob du ein sehr großer Mann seist!«

»Würde ein anderer Mann es wagen, dich zu besuchen?«

Dies war nun allerdings sehr unverfroren gesprochen, aber ich sah auch gleich, daß es den erwarteten Eindruck machte.

»Wie heißest du?«

»Hasredin {Hoheit}, ich habe verschiedene Namen.«

»Verschiedene? Ich denke, daß der Mensch nur *einen* Namen hat!«

»Gewöhnlich. Bei mir aber ist es anders, denn in jedem Lande und bei jedem Volke, welches ich besuchte, hat man mich anders genannt.«

»So hast du viele Länder und viele Völker gesehen?«

»Ja.«

»Nenne die Völker!«

»Die Osmanly, Fransesler, Engleterrler, Espanjoler –«

Ich konnte ihm eine hübsche Reihe von Namen nennen und setzte natürlich aus Höflichkeit die Osmanly voran. Seine Augen wurden bei jedem Worte größer. Endlich aber platzte er heraus:

»Hei-hei! {Ausruf der Verwunderung.} Gibt es so viele Völker auf der Erde?«

»Noch viel, viel mehr!«

»Allah akbar, Gott ist groß! Er hat so viele Nationen geschaffen, wie Ameisen in einem Haufen sind. Du bist noch jung. Wie kannst du so viele Länder besucht haben? Wie alt warst du, als du aus dem Lande der Nemsj gingst?«

»Ich zählte achtzehn Jahre, als ich über die See nach Jenidünja {Amerika} kam.«

»Und was bist du?«

»Ich schreibe Zeitungen und Bücher, welche dann gedruckt werden.«

»Was schreibst du da?«

»Ich schreibe meist das, was ich sehe und höre, was ich erlebe.«

»Kommen in diesen Chaberler {Zeitungen} auch die Männer vor, mit denen du zusammentrifftst?«

»Nur die vorzüglichsten.«

»Auch ich?«

»Auch du.«

»Was würdest du über mich schreiben?«

»Wie soll ich das jetzt schon wissen, o Pascha? Ich kann die

Leute doch nur so beschreiben, wie sie sich gegen mich verhalten haben.«

»Und wer liest das?«

»Viele Tausende von hohen und niederen Männern.«

»Auch Paschas und Fürsten?«

»Auch sie.«

In diesem Augenblick ertönte von dem Hofe herauf der Schall von Schlägen, begleitet vom Wimmern eines Gezüchtigten. Ich horchte ganz unwillkürlich auf.

»Höre nicht darauf,« mahnte der Pascha. »Es ist mein Hekim.«

»Dein Arzt?« fragte ich verwundert.

»Ja. Hast du einmal Disch aghrisi {Zahnschmerzen} gehabt?«

»Als Kind.«

»So weißt du, wie es tut. Ich habe einen kranken Zahn. Dieser Hund sollte ihn mir herausnehmen; aber er machte es so ungeschickt, daß es mir zu wehe tat. Nun wird er dafür ausgepeitscht. Jetzt kann ich den Mund nicht zubringen.«

Den Mund nicht zubringen? Sollte der Zahn bereits gehoben sein? Ich beschloß, dies zu benutzen.

»Darf ich den kranken Zahn einmal sehen, o Pascha?«

»Bist du ein Hekim?«

»Bei Gelegenheit.«

»So komm her! Unten rechts!«

Er öffnete den Mund und ich guckte hinein.

»Erlaubst du mir, den Zahn zu befühlen?«

»Wenn es nicht wehe tut!«

Ich hätte dem gestrengen Pascha beinahe in das Gesicht gelacht. Es war der Eckzahn, und er hing so lose zwischen dem angeschwollenen Zahnfleische, daß ich nur der Finger bedurfte, um die unterbrochene Operation zu vollenden.

»Wie viele Streiche soll der Hekim erhalten?«

»Sechzig.«

»Willst du ihm die noch fehlenden erlassen, wenn ich dir den Zahn herausnehme, ohne daß es dich schmerzt?«

»Du kannst es nicht!«

»Ich kann es!«

»Gut! Aber wenn es mich schmerzt, so bekommst du die Hiebe, die ihm erlassen werden.«

Er klatschte in die Hände und ein Offizier trat herein.

»Laßt den Hekim los! Dieser Fremdling hat für ihn gebeten.«

Der Mann trat mit einem sehr erstaunten Gesichte zurück.

Nun streckte ich dem Pascha zwei Finger in den Mund, drückte erst – des Hokuspokus wegen – ein wenig an dem Nachbarzahn herum, faßte dann den kranken Eckzahn und nahm ihn weg. Der Patient zuckte mit den Wimpern, schien aber gar nicht zu ahnen, daß ich den Zahn bereits hatte. Er faßte meine Hand schnell und schob sie von sich weg.

»Wenn du ein Hekim bist, so probiere nicht erst lange! Hier liegt das Ding!«

Er deutete auf den Fußboden. Ich hielt den Zahn unbemerkt zwischen den Fingern und bückte mich. Der Gegenstand, den ich da liegen sah, war ein alter, ganz unmöglich gewordener Geißfuß, und daneben lag eine Zahnzange – aber was für eine! Man hätte mit derselben jede Sorte von Plättstählen aus dem Feuer nehmen können. Ein klein wenig Spiegelfechtereie konnte nichts schaden. Ich fuhr dem Pascha mit dem Geißfuße in den nicht allzu kleinen Mund.

»Paß auf, ob es wehe tut! Bir – iki – itsch – eins, zwei, drei! Hier ist der Ungehorsame, welcher dir solche Schmerzen bereitet hat!« Ich gab ihm den Zahn.

Er sah mich ganz erstaunt an.

»Maschallah! Ich habe gar nichts gefühlt!«

»So können es die Ärzte der Nemsî, o Pascha!«

Er fühlte sich in den Mund; er besah den Zahn, und nun erst war er überzeugt, daß er von demselben befreit worden sei.

»Du bist ein großer Hekim! Wie soll ich dich nennen?«

»Die Beni Arab nennen mich Kara Ben Nemsî.«

»Nimmst du jeden Zahn so gut heraus?«

»Hm! Unter Umständen!«

Er klatschte abermals in die Hände, und der vorige Offizier erschien.

»Frage überall im Hause nach, ob jemand Zahnschmerzen hat!«

Der Adjutant verschwand, und mir war es ganz so, als ob ich jetzt selbst Zahnschmerzen bekommen hätte, trotzdem die Miene des Pascha sehr gnädig geworden war.

»Warum folgtest du meinen Boten nicht sofort?« fragte er.

»Weil sie mich beschimpften.«

»Erzähle!«

Ich berichtete ihm das Vorkommnis. Er hörte aufmerksam zu und erhob dann drohend seine Hand.

»Du tatest unrecht. Ich hatte es befohlen, und du mußtest sofort kommen. Danke Allah, daß er dir offenbarte, die Zähne ohne Schmerzen herauszunehmen!«

»Was hättest du mir getan?«

»Du wärest bestraft worden. Wie, das weiß ich jetzt nicht.«

»Bestraft? Das hättest du nicht getan!«

»Maschallah! Warum nicht? Wer sollte mich hindern?«

»Der Großherr selbst.«

»Der Großherr?« fragte er verblüfft.

»Kein anderer. Ich habe nichts verbochen und darf wohl verlangen, daß deine Aghas höflich gegen mich sind. Oder meinst du, daß es nicht notwendig sei, dieses Tirscheh {Pergament} zu berücksichtigen? Hier nimm und lies!«

Er öffnete das Pergament und legte, als er einen Blick darauf geworfen hatte, es sich ehrfurchtsvoll an Stirne, Mund und Herz.

»Ein Bu-djeruldi des Großherrn – Allah segne ihn!«

Er las es, legte es zusammen und gab es mir dann zurück.

»Du stehst im Giölgeda padischahnün! Wie kommst du dazu?«

»Du bist Gouverneur von Mossul! Wie kommst du dazu, o Pascha?«

»Wirklich, du bist sehr kühn! Ich bin Gouverneur des hiesigen Bezirkes, weil die Sonne des Padischah mich erleuchtete.«

»Und ich stehe im Giölgeda padischahnün, weil die Gnade des Großherrn über mich erglänzte. Der Padischah hat mir die Erlaubnis gegeben, alle seine Länder zu besuchen, und dann

werde ich große Bücher und Zeitungen darüber schreiben, wie ich von den Seinigen aufgenommen wurde.«

Das wirkte. Er zeigte neben sich auf den kostbaren Smyrna-teppich.

»Setze dich!«

Dann befahl er dem Negerknaben, welcher vor ihm kauerte, um seine Pfeife zu bedienen, Kaffee und mir eine Pfeife zu bringen.

Auch meine Sandalen wurden geholt, die ich sofort wieder anlegen mußte. Dann saßen wir rauchend und trinkend beieinander, als ob wir ein paar alte Bekannte seien. Er schien immer mehr Freude an mir zu finden, und um mir dies durch die Tat zu beweisen, ließ er meine beiden arnautischen Aghas eintreten. Er machte ihnen ein Gesicht, welches ihnen nichts weniger als ein großes Glück verkündete, und fragte:

»Ihr solltet diesen Bey zu mir holen?«

»Du befahlst es, o Herr!« antwortete der eine.

»Ihr habt nicht begrüßt! Ihr habt eure Schuhe anbehalten! Ihr habt ihn sogar einen Ungläubigen genannt!«

»Wir taten es, weil du ihn selbst so nanntest.«

»Schweig, du Hund, und sage, ob ich ihn wirklich so genannt habe!«

»Herr, du hast – –«

»Schweig! Habe ich ihn einen Ungläubigen genannt?«

»Nein, o Pascha.«

»Und doch hast du es behauptet! Geht hinunter in den Hof! Es soll ein jeder von euch fünfzig Streiche auf die Fußsohlen erhalten. Meldet es draußen!«

Das war wirklich ein allerliebster Freundschaftsbeweis gegen mich. Fünfzig Hiebe? Es war doch zu viel. Zehn oder fünfzehn hätte ich ihnen gegönnt. So aber mußte ich mich ihrer annehmen.

»Du richtest gerecht, o Pascha,« meinte ich daher. »Deine Weisheit ist erhaben, aber deine Güte ist noch größer. Die Gnade ist das Recht aller Kaiser, aller Könige und Herrscher. Du bist der Fürst von Mossul, und du wirst deine Gnade leuchten lassen über diese beiden Männer!«

»Über diese Halunken, die dich beleidigt haben? Ist dies nicht ebenso, als ob sie mich beleidigt hätten?«

»Herr, du stehst so erhaben über ihnen wie der Stern über der Erde. Der Schakal heult die Sterne an, diese aber hören es nicht und leuchten fort. Man wird im Abendlande deine Güte rühmen, wenn ich erzähle, daß du meine Bitte erfüllt hast.«

»Diese Hunde sind es nicht wert, daß wir ihnen vergeben; aber damit du siehst, daß ich dich lieb habe, so mag ihnen die Strafe erlassen sein. Packt euch fort, und laßt euch heute nicht mehr vor unserm Angesicht sehen!«

Als sie das Zimmer verlassen hatten, erkundigte er sich:

»In welchem Lande bist du bisher zuletzt gewesen?«

»In Gipt. Und dann kam ich durch die Wüste herüber zu dir.«

Ich sagte so, weil ich keine Lüge machen wollte und ihm doch auch nicht sagen konnte, daß ich bei den Haddedihn gewesen sei.

»Durch die Wüste? Durch welche? Doch durch die Wüste des Sinai und von Syrien! Das ist ein böser Weg; aber danke Gott, daß du ihn eingeschlagen hast!«

»Warum?«

»Weil du sonst unter die Schammar-Araber geraten und von ihnen ermordet worden wärest.«

Wenn er das gewußt hätte, was ich ihm verschwieg!

»Sind diese Schammar so schlimm, Hoheit?« fragte ich.

»Es ist ein freches, räuberisches Gesindel, welches ich zu Paaren treiben werde. Sie zahlen weder Steuer noch Tribut, und daher habe ich bereits begonnen, sie zu vernichten.«

»Du hast deine Truppen gegen sie gesandt?«

»Nein. Die Arnauten sind zu besseren Dingen zu gebrauchen.«

Diese »besseren Dinge« waren leicht zu erraten: Ausrauben der Untertanen, um den Pascha zu bereichern.

»Ah, ich errate!«

»Was errätst du?«

»Ein kluger Herrscher schont die Seinen und schlägt die Feinde, indem er sie untereinander entzweit!«

»Allah il Allah! Die Nemsî sind keine dummen Menschen. Ich habe es wirklich so gemacht.«

»Ist es gelungen?«

»Schlecht! Und weißt du, wer die Schuld daran trägt?«

»Wer?«

»Die Engländer und ein fremder Emir. Die Haddedihi sind die tapfersten unter den Schammar. Sie sollten aber vernichtet werden, ohne daß das Blut der Meinen floß, und so sandten wir drei andere Stämme gegen sie. Da kam dieser Engländer mit dem Emir und warb andere Stämme, welche den Haddedihi halfen. Meine Verbündeten wurden alle getötet oder gefangen genommen. Sie haben den größten Teil ihrer Herden verloren und müssen Tribut zahlen.«

»Zu welchem Stamme gehörte dieser Emir?«

»Niemand weiß es; aber man sagt, daß er kein Mensch sei. Er tötet des Nachts den Löwen allein; seine Kugel trifft viele Meilen weit, und seine Augen funkeln im Dunkeln wie das Feuer in der Hölle.«

»Kannst du seiner nicht habhaft werden?«

»Ich werde es versuchen, aber es ist sehr wenig Hoffnung dazu vorhanden. Die Abu Hammed haben ihn bereits einmal gefangen genommen; er ist ihnen jedoch durch die Luft wieder davongeritten.«

Der gute Pascha schien ein wenig abergläubisch zu sein. Er hatte keine Ahnung davon, daß dieser Teufelskerl soeben mit ihm Kaffee trank.

»Von wem hast du dieses erfahren, Hoheit?«

»Von einem Obeïde, welcher mir als Bote gesandt wurde, als es bereits zu spät war. Die Haddedihi hatten die Herden bereits weggenommen.«

»Du wirst sie bestrafen?«

»Ja.«

»Sogleich?«

»Ich wollte, aber ich muß ihnen leider noch eine Frist gewähren, obgleich ich meine Truppen bereits vollständig zusammgezogen habe. Warst du schon in den Ruinen von Kufjundschik?«

»Nein.«

»Dort ist alles Militär versammelt, welches gegen die Schamar ziehen sollte; jetzt aber werde ich die Leute nach einem andern Ort schicken.«

»Darf ich fragen, wohin?«

»Das ist mein Geheimnis, und niemand darf es erfahren. Du weißt wohl auch, daß diplomatische Heimlichkeiten sehr streng bewahrt werden müssen.«

Jetzt trat der Mann ein, den er vorhin mit dem Auftrage fortgeschickt hatte, einen mit Zahnschmerzen Behafteten ausfindig zu machen. Ich suchte ihm das Ergebnis seiner Forschung am Gesichte abzulesen, denn es war mir keineswegs genehm, mit dem alten Geißfuß oder mit dem Zangenungetüm in die Zahnpalisaden eines Arnauten Bresche reißen zu müssen – und zwar schmerzlos, wie es jedenfalls verlangt wurde.

»Nun?« fragte der Gouverneur.

»Verzeihe, o Pascha; ich habe keinen Menschen gefunden, welcher an Disch aghrisi leidet!«

»Auch du selbst leidest nicht daran?«

»Nein.«

Mir wurde das Herz leicht. Der liebenswürdige Pascha wandte sich bedauernd zu mir:

»Es ist schade! Ich wollte dir Gelegenheit geben, deine Kunst bewundern zu lassen. Aber vielleicht findet sich morgen oder übermorgen einer.«

»Morgen und übermorgen werde ich nicht mehr hier sein.«

»Nicht? Du mußt bleiben. Du sollst in meinem Palast wohnen und so bedient werden wie ich. – Gehe!«

Dieses Wort galt dem Offizier, welcher sich wieder entfernte. Ich antwortete:

»Und doch muß ich für jetzt fort, werde aber wiederkommen.«

»Wohin willst du gehen?«

»Ich will hinauf in die kurdischen Gebirge.«

»Wie weit?«

»Das ist noch unbestimmt; vielleicht bis zum Tura Schina oder gar bis nach Dschulamerik.«

»Was willst du dort?«

»Ich will sehen, was es dort für Menschen gibt und welche Pflanzen und Kräuter in jenen Gegenden wachsen.«

»Und warum soll dies so bald geschehen, daß du nicht einige Tage bei mir bleiben kannst?«

»Weil die Pflanzen, welche ich suche, sonst verwelken.«

»Die Menschen dort oben brauchst du nicht kennen zu lernen. Es sind kurdische Räuber und einige Dschesidi, welche Allah verdammen wolle! Aber die Kräuter? Wozu? Ah, du bist ein Hekim und brauchst Kräuter! Aber hast du nicht daran gedacht, daß die Kurden dich vielleicht töten werden?«

»Ich bin bei schlimmeren Menschen gewesen als bei ihnen.«

»Ohne Begleitung? Ohne Arnauten oder Baschi-Bozuku?«

»Ja. Ich habe einen scharfen Dolch und eine gute Büchse und – ich habe ja auch dich, o Pascha!«

»Mich?«

»Ja. Deine Macht reicht bis hinauf nach Amadijah?«

»Grad so weit. Amadijah ist die Grenzfestung meines Bezirkes. Ich habe dort Kanonen und eine Besatzung von dreihundert Albanesen.«

»Amadijah muß eine sehr starke Festung sein!«

»Nicht nur stark, sondern völlig uneinnehmbar. Sie ist der Schlüssel gegen das Land der freien Kurden. Aber auch die unterworfenen Stämme sind widerspenstig und schlimm.«

»Du hast mein Bu-djeruldi gesehen und wirst mir deinen Schutz gewähren. Das ist die Bitte, deretwegen ich zu dir kam.«

»Sie soll dir gewährt sein, doch unter einer Bedingung.«

»Welche?«

»Du kommst wieder zurück und wirst mein Gast.«

»Ich nehme diese Bedingung an.«

»Ich werde dir zwei Khawassen mitgeben, welche dich bedienen und beschützen sollen. Weißt du auch, daß du durch das Land der Dschesidi kommst?«

»Ich weiß es.«

»Das ist ein böses, ungehorsames Volk, dem man die Zähne

zeigen soll. Sie beten den Teufel an, löschen die Lichter aus und trinken Wein.«

»Ist letzteres gar so schlimm?«

Er sah mich von der Seite forschend an.

»Trinkst du Wein?«

»Sehr gern.«

»Hast du Wein bei dir?«

»Nein.«

»Ich dachte, du hättest solchen – – dann – – hätte ich dich vor deiner Abreise einmal besucht.«

Um dies hören zu dürfen, mußte ich bereits sein Vertrauen einigermaßen gewonnen haben. Ich konnte mir dies zu nutze machen und sagte also:

»Besuche mich! Ich kann mir wohl Wein verschaffen.«

»Auch solchen, welcher spritzt?«

Er meinte jedenfalls Champagner.

»Hast du bereits einmal solchen getrunken, o Pascha?«

»O nein! Weißt du nicht, daß der Prophet verboten hat, Wein zu trinken? Ich bin ein treuer Anhänger des Kuran!«

»Ich weiß es. Aber man kann solchen Spritzwein künstlich machen, und dann ist es kein eigentlicher Wein!«

»Du kannst spritzenden Wein machen?«

»Ja.«

»Aber dies dauert lange Zeit – vielleicht einige Wochen oder gar einige Monate?«

»Es dauert nur einige Stunden.«

»Willst du mir einen solchen Trank machen?«

»Ich wollte gern, aber ich habe nicht die Dinge, welche dazu nötig sind.«

»Was brauchst du?«

»Flaschen.«

»Die habe ich.«

»Zucker und Rosinen.«

»Bekommst du von mir.«

»Essig und Wasser.«

»Hat mein Mudbachdschi {Koch}.«

»Und dann einiges, was man nur in der Apotheke bekommt.«

»Gehört es zu den Ilatschlar {Arzneien}?«

»Ja.«

»Mein Hekim hat eine Apotheke. Brauchst du noch etwas?«

»Nein. Aber du müßtest mir erlauben, den Wein in deiner Küche zu bereiten.«

»Darf ich zusehen, damit ich es lerne?«

»Das ist fast unmöglich, o Pascha. Wein zu bereiten, den ein Moslem trinken darf, Wein, welcher spritzt und die Seele erheitert, das ist ein sehr großes Geheimnis!«

»Ich gebe dir, was du verlangst!«

»Ein so wichtiges Geheimnis verkauft man nicht. Nur ein Freund darf es erfahren.«

»Bin ich nicht dein Freund, Kara Ben Nemsî? Ich liebe dich und werde gern alles gewähren, um was du mich bittest.«

»Ich weiß es, o Pascha, und darum sollst du mein Geheimnis erfahren. Wie viele Flaschen soll ich dir füllen?«

»Zwanzig. Oder ist es zu viel?«

»Nein. Laß uns in die Küche gehen!«

Der Pascha von Mossul war ganz sicher ein heimlicher Untertan des Königs Bacchus. Es wurden andere Pfeifen angezündet, und dann begaben wir uns in die Küche.

Die Herren des Vorzimmers machten sehr große Augen, als sie mich mit der »Friedenspfeife« so kameradschaftlich an seiner Seite erblickten; er aber beachtete sie nicht. Die Küche lag zu ebener Erde und war ein hoher, dunkler Raum mit einem ungeheuren Herde, auf welchem über dem Feuer ein großer Kessel voll siedenden Wassers hing, das zur Bereitung des Kaffees bestimmt war. Unser Eintritt erregte weniger Überraschung als vielmehr Entsetzen. Es saßen fünf oder sechs Kerle rauchend am Boden und hatten den dampfenden Mokka vor sich stehen. Der Pascha war wohl niemals in seiner Küche gewesen, und bei seinem Erscheinen wurden die Leute völlig starr vor Schreck. Sie blieben sitzen und stierten ihn mit weit geöffneten Augen an.

Er trat mitten in den Kreis hinein, sprengte denselben mit Fußstritten und rief:

»Auf, ihr Faulenzer, ihr Sklaven! Kennt ihr mich nicht, daß ihr sitzen bleibt, als ob ich einer euresgleichen sei?«

Sie sprangen auf und warfen sich dann wieder nieder, ihm zu Füßen.

»Habt ihr heißes Wasser?«

»Dort kocht es, Herr,« antwortete einer, welcher der Koch zu sein schien; denn er war der dickste und schmutzigste von allen.

»Hole Rosinen, du Lümmel!«

»Wie viele?«

»Wie viel brauchst du?« fragte er mich.

Ich prüfte die Menge des Wassers und wies dann auf ein leeres Gefäß.

»Diesen Krug dreimal voll.«

»Und Zucker?«

»Noch einmal so viel.«

»Und Essig?«

»Vielleicht den zehnten Teil.«

»Habt ihr's gehört, ihr Scheusale? Packt euch!«

Sie eilten hinaus und brachten bald die Ingredienzien. Ich ließ die Rosinen waschen und tat dann alles in das kochende Wasser. Ein abendländischer Champagnerfabrikant hätte meine Brauerei belacht, ich aber hatte keine Zeit und mußte die Sache so kurz wie möglich machen, um das chemische Gedächtnis des edlen Pascha nicht mit allzu vielen Prozeduren zu beschweren.

»Nun in die Apotheke!« bat ich ihn.

»Komm!«

Er schritt voran und führte mich in ein Gemach, welches auch zu ebener Erde war. In demselben lag der arme Hekim mit verbundenen Füßen am Boden. Auch ihm gab der Pascha einen Fußtritt.

»Steh auf, Widerwärtiger, und erzeige mir und diesem großen Effendi die Ehre, die uns gebührt. Danke ihm, denn er hat für dich gebeten, daß ich dir deine Portion Hiebe erließ.

Wisse, du Nichtsnutz, daß er mir den Zahn herausgenommen hat, ohne daß ich es fühlte. Ich gebiete dir, ihm zu danken!«

O, welches Vergnügen, der Leibarzt eines Pascha zu sein! Dieser arme Schlucker warf sich vor mir nieder und küßte mir den Saum meines alten Haïk. Dann fragte der Pascha:

»Wo ist die Apotheke?«

Der Arzt deutete auf einen großen, wurmstichigen Kasten.

»Hier, o Pascha!«

»Öffne!«

Ich bekam ein wirres Durcheinander von allerhand Düten, Blättern, Büchsen, Amuletten, Pflasterstangen und sonstigem Zeug zu sehen, dessen Charakter und Bestimmung mir vollständig unbekannt war. Ich fragte nach kohlen saurem Natron und Weinsteinsäure. Von dem ersteren war genug, von letzterer aber ganz wenig vorhanden; doch genügte es.

»Hast du alles?« fragte mich der Pascha.

»Ja.«

Er gab dem Arzte einen Abschiedstritt und gebot ihm:

»Besorge von diesen beiden Sachen eine größere Menge und merke dir ihre Namen. Ich brauche sie sehr notwendig, falls ein Pferd krank wird. Wenn du die Namen vergissest, erhältst du fünfzig wohlgezählte Hiebe!«

Wir kehrten in die Küche zurück. Es wurden Flaschen, Lack, Draht und kaltes Wasser beigeschafft, und dann jagte der Gouverneur alle Anwesenden hinaus. Kein Mensch außer ihm sollte, wenn auch nur teilweise, Mitwisser des großen Geheimnisses werden, einen Wein zu bereiten, der kein Wein sei und also von jedem guten Moslem ohne Gewissensbisse getrunken werden könne.

Dann kochten, brauten, kühlten, füllten, pfpöften und siegelten wir, daß ihm der Schweiß vom Angesichte troff, und als wir endlich fertig waren, durften die Diener wieder eintreten, um die Flaschen an den kühlgsten Ort des Kellers zu bringen. Eine aber nahm der Pascha zur Prüfung mit und trug sie mit höchst eigener Hand durch das Vorzimmer in sein Gemach, wo wir uns wieder niederließen.

»Wollen wir trinken?« fragte er.

»Er ist noch nicht abgekühlt genug.«

»Wir trinken ihn warm.«

»So schmeckt er nicht.«

»Er muß!«

Natürlich mußte er, denn der Pascha gebot es ja! Dieser ließ zwei Gläser bringen, verbot jedermann, selbst dem Meldenden, den Eintritt und löste den Draht.

Puff! – Der Stöpsel flog an die Decke.

»Allah il Allah!« rief er erschrocken.

Gischtend schoß der Kunstwein aus der Flasche. Ich wollte mein Glas schnell unterhalten.

»Maschallah! Er spritzt wirklich!«

Der Pascha tat den Mund auf und schob den Hals der Flasche zwischen die Lippen. Sie war fast leer, als er wieder absetzte und den Finger in die Öffnung steckte, um sie zu verschließen.

»Saltanatly – prächtig! Höre, mein Freund, ich liebe dich! Dein Wein ist sogar besser als das Wasser vom Brunnen Zem-Zem!«

»Findest du dies?«

»Ja. Er ist sogar noch besser als das Wasser Hawus Kewser, welches man im Paradiese trinken wird. Ich werde dir nicht zwei, sondern vier Khawassen mitgeben.«

»Ich danke dir! Hast du dir genau gemerkt, wie man diesen Wein bereitet?«

»Sehr genau. Ich werde es nicht vergessen!«

Ohne an mich oder daran zu denken, daß zwei Gläser vorhanden seien, setzte er die Flasche wieder an den Mund und nahm sie erst dann hinweg, als sie leer war.

»Bom bosch! Sie ist versiecht. Warum ist sie nicht größer gewesen!«

»Merkst du nun, wie kostbar mein Geheimnis war?«

»Beim Propheten, ich merke es! O, ihr Nemsis seid sehr kluge Leute! Aber erlaube mir, dich einmal zu verlassen!«

Er erhob sich und verließ das Zimmer. Als er nach einer Weile zurückkehrte, trug er etwas unter seinem Kaftan verbor-

gen. Als er sich gesetzt hatte, zog er es hervor. Es waren – zwei Flaschen. Ich lachte.

»Du hast sie selbst geholt?« fragte ich.

»Kendi – selbst! Diesen Wein, der kein Wein ist, darf niemand anrühren außer mir. Ich habe es unten befohlen, und wer von jetzt an die Flasche nur betastet, den lasse ich zu Tode peitschen!«

»Du willst noch trinken?«

»Sollte ich nicht? Ist dieses Getränk nicht köstlich?«

»Aber ich sage dir, daß dieser Wein erst dann den rechten Geschmack haben wird, wenn er kalt geworden ist.«

»Wie muß er dann schmecken, wenn er jetzt schon so köstlich ist! Preis sei Allah, der Wasser, Rosinen, Zucker und Arzneien wachsen läßt, um das Herz seiner Gläubigen zu erquickern!«

Und er trank, ohne an mich zu denken. Seine Miene drückte die höchste Wonne aus, und als die zweite Flasche leer war, meinte er:

»Freund, dir kommt keiner gleich, weder ein Gläubiger noch ein Ungläubiger. Vier Khawassen sind für dich zu wenig; du sollst sechs haben!«

»Deine Güte ist groß, o Pascha; ich werde sie zu rühmen wissen!«

»Wirst du auch erzählen von dem, was ich jetzt getrunken habe?«

»Nein, darüber werde ich schweigen; denn ich werde auch das nicht sagen, was ich getrunken habe.«

»Maschallah, du hast recht! Ich trinke, ohne an dich zu denken. Reiche mir dein Glas, ich werde diese Flasche noch öffnen.«

Jetzt bekam ich mein Kunstprodukt zu kosten. Es schmeckte genau so, wie ungekühltes Sodawasser mit Rosinenbrühe und Zucker schmecken muß; für den anspruchslosen Gaumen des Pascha mußte es ein Genuß sein.

»Weißt du,« sagte er und tat wieder einen langen Zug, »daß sechs Khawassen für dich noch immer zu wenig sind? Du sollst zehn bekommen!«

»Ich danke dir, o Pascha!«

Wenn das Trinken so fortging, so war ich gezwungen, meine Reise mit einem ganzen Heere von Khawassen anzutreten, und das konnte mir unter Umständen außerordentlich hinderlich werden.

»Also du gehst durch das Land der Teufelsanbeter,« berührte er das alte Thema. »Kennst du ihre Sprache?«

»Es ist die kurdische?«

»Ein kurdischer Dialekt. Es sprechen nur wenige von ihnen arabisch.«

»Ich kenne ihn nicht.«

»So werde ich dir einen Dolmetscher mitgeben.«

»Vielleicht ist dies unnötig. Das Kurdische ist dem Persischen verwandt, und dieses verstehe ich.«

»Ich verstehe beides nicht, und du mußt am besten wissen, ob du einen Dragoman brauchst. Aber halte dich in ihrem Lande ja nicht lange auf. Ruhe dich bei ihnen nicht aus, sondern reite durch ihr Gebiet schnell hindurch.«

»Warum?«

»Es könnte dir sonst etwas Schlimmes passieren.«

»Was?«

»Das ist mein Geheimnis. Ich sage dir nur, daß dir grad die Schutzwache, welche ich dir mitgebe, gefährlich werden könnte. Trink!«

Dies war bereits das zweite Geheimnis, welches er berührte.

»Deine Leute können mich nur bis Amadijah begleiten?« fragte ich ihn.

»Ja, denn meine Macht reicht nicht weiter.«

»Welches Gebiet kommt dann?«

»Das Gebiet der Kurden von Berwari.«

»Wie heißt die Hauptstadt derselben?«

»Die Residenz ist das feste Schloß Gumri, auf dem ihr Bey wohnt. Ich werde dir einen Brief an ihn mitgeben; aber ob das Schreiben eine gute Wirkung hat, das kann ich dir nicht versprechen. Wie viele Begleiter hast du?«

»Einen Diener.«

»Nur einen? Hast du gute Pferde?«

»Ja.«

»Das ist gut für dich, denn vom Pferde hängt sehr oft die Freiheit und das Leben des Reiters ab. Und es wäre sehr schade, wenn dir ein Unglück geschähe; denn du warst der Besitzer eines sehr schönen Geheimnisses und hast es mir offenbart. Aber ich will dir auch dankbar sein. Weißt du, was ich für dich tun werde?«

»Was?«

Er trank die Flasche aus und antwortete mit seiner wohlwollendsten Miene:

»Weißt du, was der Disch-parassi ist?«

»Ich weiß es.«

»Nun?«

»Es ist eine Steuer, welche nur du allein zu fordern hast.«

Ich drückte mich hierbei sehr gelinde aus, denn der Disch-parassi, die »Zahnvergütung«, ist eine Abgabe an Geld, welche überall erhoben wird, wo der Pascha auf seinen Reisen anhält, und zwar dafür, daß er sich seine Zähne beim Kauen derjenigen Lebensmittel abnutzt, die ihm die betreffenden Einwohner unentgeltlich liefern müssen.

»Du hast es erraten,« meinte er. »Ich werde dir eine Schrift mitgeben, in welcher ich befehle, dir überall, wohin du kommst, den Disch-parassi auszuzahlen, grad als ob ich es sei. Wann willst du abreisen?«

»Morgen früh.«

»Warte, ich werde mein Siegel holen, um das Schreiben so gleich ausfertigen zu lassen!«

Er stand auf und verließ das Zimmer. Da der Schwarze ihm die Pfeife nachtragen mußte, so blieb ich allein zurück. Neben dem Pascha hatten einige Papiere gelegen, mit denen er sich vor meinem Erscheinen beschäftigt haben mochte. Schnell griff ich zu und öffnete eines. Es war ein Plan des Tales von Scheikh Adi. Ah! Sollte dieser Plan vielleicht mit seinen Geheimnissen in Verbindung stehen? Ich konnte diesen Gedanken nicht weiter verfolgen, denn der Gouverneur trat wieder ein. Auf seinen Befehl erschien sein Geheimschreiber, welchem er drei Schreiben diktierte: eines an den kurdischen Bey,

eines an den Kommandanten der Festung Amadijah und das dritte an alle Ortsoberrhäupter und sonstigen Behörden, und darin hieß es, daß ich das Recht habe, den Disch-parassi zu erheben, und die Bewohner meinen Anforderungen grad so entsprechen sollten, als ob der Pascha sie selbst stelle.

Konnte ich mehr verlangen? Der Zweck meiner Anwesenheit in Mossul war über Erwartung vollständig erreicht, und dieses Wunder hatte außer meinem furchtlosen Auftreten nur das kohlen-saure Natron erreicht.

»Bist du mit mir zufrieden?« fragte er.

»Unendlich, o Pascha. Deine Güte will mich mit Wohltaten erdrücken!«

»Danke mir nicht jetzt, sondern später.«

»Ich wünsche, daß ich es einst vermag!«

»Du vermagst es!«

»Wodurch?«

»Das kann ich dir bereits jetzt sagen. Du bist nicht nur ein Hekim, sondern auch ein Offizier.«

»Weshalb vermutest du dies?«

»Ein Hekim oder ein Mann, der Bücher schreibt, würde es nicht wagen, mich ohne die Begleitung eines Konsuls zu besuchen. Du hast ein Bu-djeruldi des Großherrn, und ich weiß, daß der Padischah zuweilen fremde Offiziere kommen läßt, die seine Länder bereisen müssen, um ihm dann militärischen Bericht zu erstatten. Gestehe es, du bist ein solcher!«

Diese irrige Ansicht konnte mir nur von Vorteil sein, und es wäre sehr unklug von mir gewesen, sie zu widerlegen. Ich wollte aber auch nicht lügen und darum drechselte ich folgende diplomatische Phrasen:

»Ich kann es nicht gestehen, o Pascha. Wenn du weißt, daß der Padischah solche fremde Offiziere sendet, so hast du wohl auch gehört, daß dies meist im geheimen geschieht. Dürfen sie dieses Geheimnis verraten?«

»Nein. Ich will dich gar nicht dazu bereden, aber du wirst mir dafür dankbar sein. Das ist es, was ich vorhin meinte.«

»Womit kann ich dir meine Dankbarkeit beweisen?«

»Wenn du aus den Bergen von Kurdistan zurückkehrst,

werde ich dich zu den Arabern von Schammar senden, besonders zu den Haddedihi. Du sollst ihre Gebiete bereisen und mir dann melden, wie ich sie besiegen kann.«

»Ah!«

»Ja. Dir wird dies leichter werden, als einem meiner Leute. Ich weiß, daß die Offiziere der Franken klüger sind als die unsrigen, obgleich ich selbst ein Oberst gewesen bin und dem Padschah große Dienste geleistet habe. Ich würde dich ersuchen, dir die Gegenden der Dschesidi anzusehen; aber dazu ist es schon zu spät. Ich habe von ihnen bereits das, was ich brauche.«

Diese Worte gaben mir die Überzeugung, daß ich vorhin ganz richtig vermutet hatte. Die in Kufjundschik versammelten Truppen standen bereit, über die Teufelsanbeter herzufallen. Er fuhr fort:

»Du wirst ihr Gebiet sehr schnell durchreisen und nicht etwa warten bis zu dem Tage, an welchem sie ihr großes Fest feiern.«

»Welches Fest?«

»Das Fest ihres Heiligen; es wird am Grabe ihres Scheik Adi gefeiert. Hier hast du deine Schreiben. Allah sei bei dir! Zu welcher Zeit wirst du morgen früh die Stadt verlassen?«

»Zur Zeit des ersten Gebetes.«

»Die zehn Khawassen sollen dann in deiner Wohnung sein.«

»Herr, ich habe an zweien genug.«

»Das verstehst du nicht. Zehn sind besser als zwei; das merke dir. Du sollst fünf Arnauten und fünf Baschi erhalten. Kehre bald zurück, und vergiß nicht, daß ich dir meine Liebe geschenkt habe!«

Er gab mir das Zeichen der Entlassung, und ich ging erhabenen Hauptes aus dem Hause, welches ich vor einigen Stunden als halber Gefangener betreten hatte. Als ich meine Wohnung erreichte, fand ich Halef in Waffen.

»Preis sei Allah, daß du kommst, Sihdi!« begrüßte er mich. »Wärest du beim Untergang der Sonne noch nicht hier gewesen, so hätte ich mein Wort gehalten und den Pascha erschossen!«

»Das muß ich mir verbitten; der Pascha ist mein Freund!«

»Dein Freund? Wie kann der Tiger der Freund des Menschen sein!«

»Ich habe ihn gezähmt.«

»Maschallah! Dann hast du ein Wunder getan. Wie ist dies gekommen?«

»Es ging leichter, als ich ahnen konnte. Wir stehen unter seinem Schutze und werden zehn Khawassen erhalten, die uns begleiten.«

»Das ist gut!«

»Vielleicht auch nicht! Außerdem hat er mir Empfehlungsbriefe gegeben und das Recht, den Disch-parassi zu erheben.«

»Allah akbar, so bist du ja auch Pascha geworden! Aber sage, Sihdi, wer hat zu gehorchen: ich den Khawassen oder sie mir?«

»Sie dir, denn du bist nicht ein Diener, sondern Hadschi Halef Omar Agha, mein Begleiter und Beschützer.«

»Das ist gut, und ich sage dir, daß sie mich kennen lernen sollen, wenn es ihnen einfällt, mir die Achtung zu verweigern!«

Der Gouverneur hielt Wort. Als Halef am nächsten Morgen mit dem Grauen des Tages sich erhob und den Kopf zur Türe hinausstreckte, wurde er von zehn Männern begrüßt, welche zu Pferde vor derselben hielten. Er weckte mich sofort, und ich beeilte mich natürlich, meine Herren Beschützer in Augenschein zu nehmen.

Es waren, wie der Pascha versprochen hatte, fünf Arnauten und fünf Baschi-Bozuks. Letztere trugen die gewöhnliche Kleidung des türkischen Militärs. Die Arnauten hatten purpurne Sammetoberwesten, grüne, mit Sammet besetzte Unterwesten, breite Schärpen, rote Beinkleider mit metallenen Schienen, rote Turbans und trugen so viele Waffen an sich, daß man mit ihren Messern und Pistolen eine dreimal zahlreichere Schar hätte bewaffnen können. Die Baschi-Bozuks wurden von einem alten Buluk Emini {Fourier oder Schreiber einer Kompagnie} und die Arnauten von einem wild blickenden Onbaschi {Befehlshaber von zehn Mann} kommandiert.

Der Buluk Emini schien ein Original zu sein. Er ritt kein Pferd, sondern einen Esel, und trug das Zeichen seiner Würde – ein ungeheures Tintenfaß – an einem Riemen um den Hals. In seinem Turban staken einige Dutzend Schreibfedern. Er war ein kleines, dickes Männchen, dem die Nase fehlte; desto größer aber war der Schnurrbart, der ihm an der Oberlippe herabhing. Seine Wangen sahen fast blau aus und waren so fleischig, daß die Haut kaum zuzulangen schien, und für die Augen blieb nur so viel Raum zum Öffnen übrig, als notwendig war, einen kleinen Lichtstrahl in das Gehirn des Mannes gelangen zu lassen.

Ich gab Halef eine Flasche voll Raki und befahl ihm, diese tapferen Helden damit zu begrüßen. Er trat hinaus zu ihnen, und ich stellte mich so, daß ich den Vorgang beobachten konnte.

»Sabahiniz chajir – guten Morgen, ihr wackeren Streiter! Seid uns willkommen!«

»Sabahiniz chajir – guten Morgen!« erwiderten alle zugleich.

»Ihr seid gekommen, den berühmten Kara Ben Nemsî auf seiner Reise zu begleiten?«

»Der Pascha sendet uns zu diesem Zweck.«

»So will ich euch sagen, daß mein Name Hadschi Agha Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah ist; ich bin der Reisemarschall und Agha dessen, den Ihr begleiten sollt, und ihr habt also meinen Weisungen Gehorsam zu leisten. Wie lautet der Befehl, den euch der Pascha gegeben hat?«

Der Buluk Emini antwortete, und zwar mit einer solchen Fiselstimme, daß es klang, als höre man eine alte, eingerostete F-Trompete blasen:

»Ich bin Buluk Emini des Padischah, den Allah segnen möge, und heiße Ifra. Merke dir diesen Namen! Der Pascha, dessen treuester Diener ich bin, hat mir dieses Tintenfaß und diese Federn nebst vielem Papier gegeben, um alles aufzuschreiben, was euch und uns begegnet. Ich bin der tapfere Führer dieser Leute und werde euch beweisen, daß – – –«

»Schweig, Eschekun-atli {Eselsreiter}!« unterbrach ihn der Onbaschi, indem er sich den gewaltigen Bart strich. »Was bist du? Unser Anführer? Du Zwerg! Du Herr des Tintenfassers und der Gänse, von denen deine Federn sind! Das bist du, aber weiter nichts!«

»Was? Ich bin Buluk Emini und heiße Ifra. Meine Tapferkeit – – –«

»Schweig, sage ich dir! Deine Tapferkeit wächst in den Füßen deines Esels, den Allah verbrennen möge; denn diese Kreatur hat die armselige Angewohnheit, des Tages durchzugehen und des Nachts den Himmel anzubrüllen. Wir kennen dich und deinen Esel, aber dennoch ist es sehr ungewiß, wer von euch der Buluk Emini und wer der Esel ist!«

»Wahre deine Zunge, Onbaschi! Weißt du nicht, daß ich so tapfer bin, daß ich mich im Kampfe sogar dahin gewagt habe, wo man die Nasen abhaut? Blicke meine Nase an, die leider nicht mehr vorhanden ist, und du wirst staunen über die Verwegenheit, mit welcher ich gefochten habe! Oder weißt du etwa die Geschichte nicht, die Geschichte von dem Verluste meiner Nase? So höre! Es war damals, als wir vor Sebastopol gegen die Moskows kämpften; da stand ich im dichtesten Schlachtgewühle und erhob soeben meinen Arm, um – – –«

»Schweig! Deine Geschichte hat man bereits tausendmal gehört!« – Und sich zu Halef wendend, fuhr er fort: »Ich bin der Onbaschi Ular Ali. Wir haben gehört, daß der Emir Kara Ben Nemsî ein tapferer Mann ist, und das gefällt uns; wir haben ferner gehört, daß er sich unserer Aghas angenommen hat, und das gefällt uns noch mehr. Wir werden ihn beschützen und ihm dienen, und er soll mit uns zufrieden sein!«

»So frage ich noch einmal, welche Befehle euch der Pascha gegeben hat.«

»Er hat uns befohlen, dafür zu sorgen, daß der Emir wie der beste Freund, wie der Bruder des Pascha aufgenommen werde.«

»So werden wir überall unentgeltlich Obdach und Nahrung erhalten?«

»Alles, was ihr braucht, und auch wir.«

»Hat er euch auch gesagt von dem Disch-parassi?«

»Ja.«

»Der wird in barem Gelde einkassiert?«

»Ja.«

»Wie hoch beläuft er sich?«

»So hoch, wie der Emir es will.«

»Allah segne den Pascha! Sein Verstand ist hell wie die Sonne, und seine Weisheit erleuchtet die Welt. Ihr sollt es gut haben bei uns. Seid ihr ganz bereit, die Reise anzutreten?«

»Ja.«

»Habt ihr zu essen?«

»Für einen Tag.«

»Aber keine Zelte!«

»Wir brauchen keine, denn wir werden an jedem Abend eine gute Wohnung bekommen.«

»Wißt ihr, daß wir durch das Land der Dschesidi gehen werden?«

»Wir wissen es.«

»Fürchtet ihr euch vor den Teufelsanbetern?«

»Fürchten? Agha Halef Omar, hast du vielleicht einmal gehört, daß ein Arnaute sich gefürchtet hat? Oder ist vielleicht ein Merd-esch-Scheïtan, ein Mann des Teufels, der Scheïtan selbst? Sage dem Emir, daß wir bereit sind, ihn zu empfangen!«

Nach einer Weile ließ ich mein Pferd vorführen und trat hinaus. Die zehn Mann standen in Achtung vor mir, ein jeder bei dem Kopfe seines Pferdes. Ich nickte nur, stieg auf und winkte, mir zu folgen. Der kleine Trupp setzte sich in Bewegung.

Wir ritten über die Schiffbrücke hinüber und befanden uns dann am linken Ufer des Tigris außerhalb der Stadt Mossul. Dort erst rief ich den Onbaschi an meine Seite und fragte ihn dann:

»Wem dienst du jetzt, mir oder dem Pascha?«

»Dir, o Emir.«

»Ich bin mit dir zufrieden. Schicke mir den Buluk Emini her.«

Er ritt zurück, und dann kam der kleine Dicke.

»Dein Name ist Ifra? Ich habe gehört, daß du ein tapferer Krieger bist.«

»Sehr tapfer!« versicherte er mit seiner Trompetenstimme.

»Du kannst schreiben?«

»Sehr gut, sehr schön, o Emir!«

»Wo hast du gedient und gekämpft?«

»In allen Ländern der Erde.«

»Ah! Nenne mir diese Länder.«

»Wozu, Emir? Es würden mehr als tausend Namen sein!«

»So mußt du ein berühmter Buluk Emini sein.«

»Sehr berühmt! Hast du noch nichts von mir gehört?«

»Nein.«

»So bist du sicher in deinem Leben noch nicht aus dem Lande fortgekommen, sonst hättest du von meinem Ruhme gehört. Ich muß dir zum Beispiel einmal erzählen, wie ich um meine Nase gekommen bin. Das war nämlich damals, als wir vor Sebastopol gegen die Moskows kämpften; da stand ich im dichtesten Kampfgewühle und erhob grad meinen Arm – –«

Er wurde unterbrochen. Mein Rappe konnte jedenfalls den Geruch des Esels nicht ertragen; er schnaubte zornig, sträubte die Mähne und biß nach dem Grauen des Buluk Emini. Der Esel erhob sich vorn, um dem Bisse auszuweichen, drehte sich dann zur Seite und riß aus – ja, es war keine Flucht, sondern ein wirkliches Ausreißen. Es ging über Stock und Stein, uns voran; der kleine Buluk Emini konnte sich kaum auf dem Rücken des Esels erhalten, und bald waren beide aus unsern Augen verschwunden.

»So geht es ihm stets!« hörte ich den Onbaschi zu Halef sagen.

»Wir müssen ihm nach,« antwortete dieser; »sonst verlieren wir ihn.«

»Den?« lachte der Arnaut. »Es wäre nicht schade um ihn. Aber Sorge dich nicht! Es ist ihm schon tausendmal passiert, und niemals ging er verloren.«

»Aber warum reitet er diese Bestie?«

»Er muß.«

»Muß? Warum?«

»Der Jusbaschi {Hauptmann, Befehlshaber von hundert Mann} will es. Er macht sich einen Spaß mit Ifra und dem Esel.«

Als wir zwischen Kufjundschi und dem Kloster des heiligen Georg hindurch waren, sahen wir den Buluk Emini vor uns halten. Er ließ mich herankommen und rief bereits von weitem:

»Herr, hast du vielleicht geglaubt, daß der Esel mit mir durchgegangen ist?«

»Ich bin überzeugt davon.«

»Du irrst, Emir! Ich bin nur vorausgeritten, um den Weg zu untersuchen, den wir reiten werden. Gehen wir den Khausser entlang, oder reiten wir den gewöhnlichen Weg?«

»Wir bleiben auf dem Pfade.«

»So erlaube mir, daß ich dir meine Geschichte später erzähle. Ich werde euch jetzt als Wegweiser dienen.«

Er ritt voran. Der Khausser ist ein Bach oder Flößchen, welches an den nördlichen Ausläufern des Dschebel Maklub entspringt und auf seinem Laufe nach Mossul die Ländereien zahlreicher Dörfer bewässert. Wir ritten auf einer kleinen Brücke über ihn hinweg und hatten ihn dann stets zu unserer linken Seite. Die Ruinen und das Dorf von Khorsabad liegen ungefähr sieben Wegstunden nördlich von Mossul. Die Gegend besteht aus Marschboden, aus welchem giftige Fieberdünste emporsteigen. Wir eilten, unser Ziel zu erreichen, hatten aber wohl noch eine gute Wegstunde vor uns, als uns ein Trupp von vielleicht fünfzig Arnauten entgegen kam. An der Spitze ritten einige Offiziere, und in der Mitte sah ich die weiße Kleidung eines Arabers. Näher gekommen, erkannte ich – den Scheik Mohammed Emin.

O wehe! Er war in die Hände dieser Leute gefallen, er, der Feind des Pascha, der bereits dessen Sohn gefangen genommen und nach Amadijah geschickt hatte. Jetzt fragte es sich vor allen Dingen, ob er sich gewehrt hatte; doch konnte ich keinen einzigen Verwundeten entdecken. Hatten sie ihn vielleicht im Schlafe überrumpelt? Ich mußte alles aufbieten, ihn aus dieser

gefährlichen Gesellschaft zu bringen. Daher blieb ich mitten im Wege halten und ließ den Trupp herankommen.

Meine Begleitung stieg vom Pferde, um sich zur Seite des Weges auf den Boden zu werfen. Halef und ich blieben zu Pferde. Der Anführer trennte sich von den andern und kam uns in scharfem Trabe entgegen geritten. Hart vor mir parierte er sein Pferd und fragte, ohne die am Boden Liegenden zu beachten:

»Sallam! Wer bist du?«

»Aaleïkum! Ich bin ein Emir aus dem Westen.«

»Von welchem Stamme?«

»Vom Volke der Nemsî.«

»Wohin willst du?«

»Nach dem Osten.«

»Zu wem?«

»Überall hin!«

»Mann, du antwortest sehr kurz! Weißt du, was ich bin?«

»Ich sehe es.«

»So antworte besser! Mit welchem Rechte reisest du hier?«

»Mit demselben Rechte, mit welchem du hier reitest!«

»Tallahi, bei Gott, du bist sehr kühn! Ich reite hier auf Befehl des Mutessarîf von Mossul; das kannst du dir denken!«

»Und ich reise hier auf Befehl des Mutessarîf von Mossul und des Padischah von Konstantinopel; das kannst du dir denken!«

Er öffnete die Augen ein wenig mehr und befahl mir dann:

»Beweise es!«

»Hier!«

Ich gab ihm meine Legitimationen. Er öffnete sie unter den vorgeschriebenen Formalitäten und las sie dann. Darauf faltete er sie sorgfältig wieder zusammen, gab sie mir zurück und meinte dann in sehr höflichem Tone:

»Du trägst selbst die Schuld, daß ich streng zu dir sprach. Du sahst, wer ich bin, und hättest mir höflicher antworten sollen!«

»Du trägst selbst die Schuld, daß dies nicht geschehen ist,« antwortete ich ihm. »Du sahst meine Begleitung, die mich als

einen Mann legitimiert, welcher sich der Freundschaft des Mu-tessarif erfreut, und hättest höflicher fragen sollen! – Grüße deinen Herrn sehr viele Male von mir; guten Morgen!»

»Zu Befehl, mein Herr!« antwortete er.

Ich wandte mich weiter. Es war meine Absicht gewesen, etwas zur Befreiung von Mohammed Emin zu tun, hatte aber gleich beim Anfange des Gespräches mit dem Offizier bemerkt, daß dies unnötig sei. Die Begleitung desselben war etwas rückwärts hinter ihm halten geblieben und hielt ihre Augen mehr auf mich als auf ihren Gefangenen gerichtet. Dieser machte sich diesen Umstand sofort zu Nutzen. Er war nur leicht gefesselt und saß auf einem schlechten türkischen Pferde. Im letzten Gliede des Trupps aber führte man sein vortreffliches Tier, an dessen Sattel alle seine Waffen hingen. Ich bemerkte seine glücklichen Bemühungen, sich die Hände frei zu machen, und grad in dem Augenblicke, an welchem ich das Gespräch abbrach, sprang er mit den Füßen auf den Rücken seines Tieres.

»Halef, aufgepaßt!« raunte ich dem Diener zu, welcher ebenso aufmerksam beobachtet hatte, wie ich selbst.

»Zwischen sie und ihn hinein, Sihdi!« antwortete er mir.

Er hatte mich also sofort verstanden. Jetzt wagte der Hadde-dihn einige kühne Sprünge von Kruppe zu Kruppe der hinter ihm haltenden Pferde, deren Reiter sich einer solchen Verwegenheit gar nicht versehen hatten, und ehe sie ihn noch zu fassen vermochten, hatte er seinen eigenen Renner erreicht, saß im Sattel, riß den Zügel aus der Hand dessen, der denselben hielt, und jagte seitwärts von dannen, nicht den Weg hinauf oder hinab, sondern stracks auf das Flüßchen zu.

Ein vielstimmiger Schrei der Überraschung und des Grimmes erscholl hinter ihm.

»Dein Gefangener flieht,« rief ich dem Anführer zu; »laß uns ihm nachjagen!«

Zu gleicher Zeit zog ich mein Pferd herum und sprengte dem Flüchtigen nach. Halef hielt sich an meiner Seite.

»Nicht so nahe bei mir, Halef! Weiter ab! Reite so, daß sie nicht schießen können, ohne uns zu treffen!«

Es war eine scharfe, wilde Jagd, welche jetzt begann. Zum

Glück dachten die Verfolger zunächst nur daran, Mohammed Emin einzuholen, und als sie sahen, daß sein Pferd den ihrigen überlegen sei, und zu den Waffen griffen, war der Vorsprung, welchen er gewonnen hatte, bereits zu groß geworden. Auch waren ihre Schießgewehre nicht gut zu gebrauchen, da ich mit Halef nicht in gerader Linie vor ihnen her, sondern in einem kurzen Zickzack ritt und dabei mir alle mögliche Mühe gab, mein Pferd als störrisch zu zeigen. Bald blieb es stehen und bockte, dann schnellte es davon, warf sich mitten im Laufe zur Seite, drehte sich auf den Hinterfüßen um seine eigene Achse, schoß eine Strecke weit nach rechts oder links und schwenkte dann in haarscharfer Drehung in die rechte Richtung ein. Halef tat ganz dasselbe, und so kam es, daß die Türken nicht schießen konnten, aus Furcht, uns zu treffen.

Der Haddedihi hatte sein Pferd furchtlos in die Fluten des Khauser getrieben. Er kam glücklich hinüber, und ich mit Halef auch; aber ehe es den anderen gelang, uns dies nachzutun, hatten sie uns einen bedeutenden Vorsprung gelassen. So flogen wir auf unsern guten Tieren vorwärts, immer nach Nordwesten zu, bis wir ungefähr zwei Wegstunden zurückgelegt hatten und auf die Straße trafen, welche von Mossul über Telkeif direkt nach Raban Hormuzd führt und ganz parallel derjenigen zieht, auf welcher wir vorhin Khorsabad, Dscheraijah und Baadri erreichen wollten. Erst hier hielt der Haddedihi sein Pferd an. Er sah nur uns beide, denn die andern waren längst hinter dem Horizonte verschwunden.

»Preis sei Gott!« rief er. »Effendi, ich danke dir, daß du ihnen die Hände von den Flinten genommen hast! Was tun wir nun, damit sie uns verlieren?«

»Wie bist du in ihre Hände gekommen, Scheik?« fragte der kleine Halef.

»Das wird er uns später sagen; jetzt ist keine Zeit dazu,« antwortete ich. »Mohammed Emin, kennst du das sumpfige Land, welches zwischen dem Tigris und dem Dschebel Maklub liegt?«

»Ich bin einmal durch dasselbe geritten.«

»In welcher Richtung?«

»Von Baascheika und Baazani über Ras al Aïn nach Dohuk hinüber.«

»Ist der Sumpf gefährlich?«

»Nein.«

»Seht ihr dort im Nordost jene Höhe, welche man vielleicht in drei Stunden erreichen kann?«

»Wir sehen sie.«

»Dort werden wir wieder zusammentreffen, denn hier müssen wir uns trennen. Die Straße dürfen wir nicht verfolgen, denn sonst würde man uns sehen und unsere Richtung erraten. Wir müssen in den Sumpf, und zwar einzeln, damit die Verfolger, wenn sie doch hierher kommen sollten, nicht wissen, welcher Spur sie zu folgen haben.«

»Aber unsere Arnauten und Baschi-Bozuks, Sihdi?« fragte Halef.

»Die gehen uns jetzt nichts an. Sie sind uns überhaupt mehr hinderlich als förderlich; sie bringen mir keinen größeren Schutz als den, welchen mir meine Pässe und Briefe gewähren. Halef, du gehst hier ab und behältst die südlichste Linie; ich werde in der Mitte reiten, und der Scheik bleibt im Norden: – jeder wenigstens eine halbe Wegstunde von dem andern.«

Beide trennten sich von mir, und auch ich bog von dem gebahnten Wege ab und in den Sumpf hinein, der allerdings nicht die Eigenschaften eines wirklichen Morastes hatte. Die Gefährten entschwanden meinem Auge, und ich strebte einsam dem Ziele zu, welches wir uns gesteckt hatten.

Bereits seit Tagen befand ich mich in einem Zustande der Spannung, wie ich ihn seit langer Zeit nicht an mir bemerkt hatte. Es gibt kein Land der Erde, welches so zahlreiche und hohe Rätsel birgt, wie der Boden, welchen die Hufe meines Pferdes berührten. Auch ganz abgesehen von den Ruinen des assyrischen und babylonischen Reiches, welche hier bei jedem Schritte zu sehen sind, tauchten jetzt vor mir die Berge auf, deren Abhänge und Täler von Menschen bewohnt werden, deren Nationalität und Religion nur mit der größten Schwierigkeit zu entwirren sind. Lichtverlöcher, Feueranbeter, Teufelsanbeter, Nestorianer, Chaldäer, Nahumiten, Sunniten, Schiiten,

Nadschijeten, Ghollaten, Rewafidhiten, Muatazileten, Wachabiten, Araber, Juden, Türken, Armenier, Syrer, Drusen, Maroniten, Kurden, Perser, Turkmenen: – ein Angehöriger dieser Nationen, Stämme und Sekten kann einem bei jedem Schritte begegnen, und wer kennt die Fehler und Verstöße, welche ein Fremder bei einer solchen Gelegenheit begehen kann! Diese Berge rauchen noch heute von dem Blute derjenigen, welche dem Völkerhasse, dem wildesten Fanatismus, der Eroberungssucht, der politischen Treulosigkeit, der Raublust oder der Blutrache zum Opfer fielen. Hier hängen die menschlichen Wohnungen an den Felsenhöhen und Steinklüften, wie die Horste des Geiers, der stets bereit ist, sich auf die ahnungslose Beute niederzustürzen. Hier hat das System der Unterdrückung, der rücksichtslosen Aussaugung jene ingrimmige Verbitterung erzeugt, welche kaum noch zwischen Freund und Feind unterscheiden mag, und das Wort der versöhnenden Liebe, welches von den christlichen Sendboten gepredigt wurde, es ist in alle Winde verschollen. Mögen amerikanische Missionäre von Erfolgen reden: der Acker ist nicht zubereitet, das Senfkorn aufzunehmen. Mögen andere Gottesmänner alles tun und wagen: – in den kurdischen Bergen fließen die feindseligsten Strömungen zu einem wilden Strudel zusammen, der erst dann zur Ruhe kommen kann, wenn es einer gewaltigen Faust gelingt, die Klippen zu zermalmen, den Haß zu bezwingen und dem häßlichen, leise schleichenden Blutschacher den Kopf zu zertreten. Dann werden die Wege frei sein für die Füße derjenigen, welche »den Frieden predigen und das Heil verkündigen«. Dann wird kein Bewohner jener Berge mehr sagen können: »Ich bin ein Christ geworden, weil ich sonst von dem Agha die Bastonnade erhalten hätte.« Und dieser Agha war – ein strenger Mohammedaner.

Der Berg rückte mir näher und näher, oder vielmehr ich ihm. Der Boden war zwar leicht und feucht, aber es gab nur wenige Stellen, an denen die Hufe meines Pferdes beträchtlich eingesunken wären, und endlich kam trockenes Land. Die Fiebergegend des Tigris lag hinter mir. Jetzt sah ich rechts von

mir einen Reiter und erkannte sehr bald Halef, mit dem ich mich in kurzer Zeit vereinigte.

»Ist dir jemand begegnet?« fragte ich ihn.

»Nein, Sihdi.«

»Es hat dich niemand gesehen?«

»Kein Mensch. Nur weit im Süden sah ich auf dem Wege, den wir verlassen haben, einen kleinen Menschen laufen, der ein Tier hinter sich herzog. Ich konnte ihn aber nicht genau erkennen.«

»Kannst du *den* dort erkennen?« fragte ich, nach Norden deutend.

»O Sihdi, das ist kein anderer als der Scheik!«

»Ja, es ist Mohammed Emin. In zehn Minuten wird er bei uns sein.«

So war es auch. Er erkannte uns und ritt in Eile herbei.

»Was nun, Effendi?« fragte er mich.

»Das wird sich ganz nach dem richten, was du erfahren hast. Bist du vielleicht bemerkt worden?«

»Nein. Nur ein Schäfer trieb in weiter Entfernung seine Herde an mir vorüber.«

»Wie wurdest du gefangen?«

»Du hattest mich nach den Ruinen von Khorsabad bestellt. Bis heute morgen verbarg ich mich in dem südlichen Teile derselben, dann aber postierte ich mich dem Wege näher, um dich kommen zu sehen. Hier wurde ich von den Soldaten gesehen und umzingelt. Ich konnte mich nicht wehren, weil es ihrer zu viele waren, und weshalb sie mich gefangen nahmen, das weiß ich nicht.«

»Fragten sie dich nach deinem Stamm und deinem Namen?«

»Ja; aber ich habe sie falsch berichtet.«

»Diese Leute sind unerfahren. Ein Araber hätte dich an deiner Tätowierung erkannt. Sie nahmen dich gefangen, weil in den Ruinen von Kufjundschik die Truppen des Pascha liegen, welche bestimmt sind, gegen die Schammar zu ziehen.«

Er erschrak und hielt sein Pferd an.

»Gegen die Schammar? Allah helfe uns; da muß ich sofort umkehren!«

»Das ist nicht nötig. Ich kenne den Plan des Gouverneurs.«

»Welches ist dieser Plan?«

»Der Zug gegen die Schammar ist für jetzt nur eine Maske. Der Mutessarif will zunächst die Dschesidi überfallen. Diese sollen das nicht ahnen, und daher gibt er vor, gegen die Schammar ziehen zu wollen.«

»Weißt du dies genau?«

»Ganz genau, denn ich habe mit ihm selbst gesprochen. Ich soll zurückkommen und ihm die Weideplätze der Schammar auskundschaften.«

»Aber wenn er mit den Dschesidi schnell fertig wird, so benutzt er sicher die Gelegenheit, sein Heer sofort auch gegen die Schammar zu schicken.«

»Er wird mit den Dschesidi nicht so schnell fertig werden; darauf kannst du dich verlassen. Und dann ist die kurze Frühlingszeit vorüber.«

»Maschallah, was hat der Frühling mit diesem Kriege zu tun, Effendi?«

»Sehr viel. Sobald die heißen Tage kommen, verdorren die Pflanzen, und die Ebene trocknet aus. Die Bedawi ziehen sich mit ihren Herden nach den Bergen des Schammar oder des Sindschar zurück, und das Heer des Gouverneurs müßte elend verschmachten.«

»Du hast recht, Effendi. So wollen wir unsern Weg getrost fortsetzen; aber ich kenne ihn nicht.«

»Wir haben rechts die Straße nach Aïn Sifni, links den Weg nach Dscherraijah und Baadri. Bis Baadri aber darf man uns nicht sehen, und so wird es zweckmäßig sein, uns immer am Ufer des Khausser zu halten. Haben wir Dscherraijah hinter uns, so brauchen wir uns nicht mehr zu verbergen.«

»Wie weit haben wir bis Baadri?«

»Drei Stunden.«

»Herr, du bist ein großer Emir. Du bist aus einem weit entfernten Lande und kennst diese Gegend besser als ich!«

»Wir wollen nach Amadijah, und ich habe mich genau nach

der Gegend erkundigt, durch welche wir reisen müssen. Das ist alles! Jetzt aber vorwärts!«

Obgleich die beiden Wege, welche wir vermeiden wollten, kaum eine halbe Stunde von einander entfernt lagen, glückte es uns doch, unbemerkt zu bleiben. Sahen wir rechts Leute kommen, so ritten wir nach links hinüber, und erblickten wir links Menschen, so hielten wir uns nach rechts. Natürlich leistete mir mein Fernrohr dabei die wichtigsten Dienste, und nur ihm allein hatten wir es zu verdanken, daß wir uns endlich beim Anblick von Baadri sicher fühlen konnten.

Wir waren nun beinahe zehn Stunden lang im Sattel gewesen und also ziemlich müde, als wir die Hügelreihe erreichten, an deren Fuße das Dorf lag, welches der Wohnplatz des geistlichen Oberhauptes der Teufelsanbeter, sowie des weltlichen Oberhauptes des Stammes war. Ich fragte den ersten Mann, welcher mir begegnete, nach dem Namen des Bey. Er sah mich verlegen an. Ich hatte ganz außer acht gelassen, daß die Dsche-sidi meist nicht arabisch reden.

»Bey nidsche demar – wie heißt der Bey?« fragte ich türkisch.

»Ali Bey,« antwortete er mir.

»Ol nerde oturar – wo wohnt er?«

»Gel, seni götirim – komm, ich werde dich führen!«

Er führte uns bis an ein großes, aus Steinen aufgeführtes Gebäude.

»Itscherde otur – da drinnen wohnt er,« sagte der Mann; dann entfernte er sich wieder.

Das Dorf war außerordentlich belebt. Ich bemerkte außer den Häusern und Hütten auch eine Menge Zelte, vor denen Pferde oder Esel angebunden waren, und zwischen ihnen bewegte sich eine zahlreiche Menschenmenge hin und her. Diese war so bedeutend, daß unser Kommen gar nicht aufzufallen schien.

»Sihdi, schau hierher!« sagte Halef. »Kennst du den?«

Er zeigte auf einen Esel, welcher am Eingange des Hauses angebunden war. Wahrhaftig, es war der Esel unsers dicken

Buluk Emini! Ich stieg ab und trat ein. Da scholl mir die dünne Fistelstimme des tapfern Ifra entgegen:

»Und du willst mir wirklich keine andere Wohnung geben?«

»Ich habe keine andere,« antwortete eine andere Stimme in sehr trockenem Tone.

»Du bist der Kiajah {Dorfoberhaupt}; du mußt eine andere schaffen!«

»Ich habe dir bereits gesagt, daß ich keine andere habe. Das Dorf ist voll von Pilgern; es ist kein Platz mehr leer. Warum führt dein Effendi nicht ein Zelt bei sich?«

»Mein Effendi? Ein Emir ist er, ein großer Bey, der berühmter ist, als alle Dschesidenfürsten im Gebirge!«

»Wo ist er?«

»Er wird nachkommen. Er will erst einen Gefangenen fangen.«

»Einen Gefangenen fangen? Bist du toll?«

»Einen entflohenen Gefangenen.«

»Ach so!«

»Er hat einen Firman des Großherrn, einen Firman el Onsul {Paß des Konsuls}, einen Firman und viele Briefe des Mutessarif, und hier ist auch meine Bescheinigung.«

»Er mag selbst kommen!«

»Was? Er hat den Disch-parassi, und du sagst, er möge selbst kommen! Ich werde mit dem Scheik sprechen!«

»Der ist nicht hier.«

»So rede ich mit dem Bey!«

»Gehe hinein zu ihm!«

»Ja, ich werde gehen. Ich bin ein Buluk Emini des Großherrn, habe fünfunddreißig Piaster Monatssold {sieben Mark} und brauche mich vor keinem Kiajah zu fürchten. Hörst du es?«

»Ja. Fünfunddreißig Piaster für den Monat!« klang es beinahe lustig. »Was bekommst du noch?«

»Was noch? Höre es! Zwei Pfund Brot, siebzehn Lot Fleisch, drei Lot Butter, fünf Lot Reis, ein Lot Salz und anderthalb Lot Zutaten täglich, außerdem auch noch Seife, Öl und Stiefel-

schmiere. Verstehst du mich? Und wenn du über meine Nase lachst, die ich nicht mehr habe, so werde ich dir erzählen, wie sie mir abhanden gekommen ist! Das war damals, als wir vor Sebastopol standen; ich befand mich im dicksten Kugelregen, und – – –«

»Ich habe keine Zeit, dich anzuhören. Soll ich es dem Bey sagen, daß du mit ihm reden willst?«

»Sage es ihm. Doch vergiß nicht, zu erwähnen, daß ich mich nicht abweisen lasse!«

Meine Person war also der Gegenstand dieser lauten Unterhaltung. Ich trat ein, Mohammed Emin und Halef hinter mir. Der Kiajah stand eben im Begriff, eine Türe zu öffnen, drehte sich aber bei unserem Erscheinen um.

»Da kommt der Emir selbst,« meinte Ifra. »Er wird dir zeigen, wem du zu gehorchen hast!«

Ich wandte mich zunächst zu dem Buluk Emini:

»Du hier! Wie kommst du so ganz allein nach Baadri?«

Sein Gesicht zeigte eine kleine Verlegenheit, doch blieb er mir die Antwort nicht schuldig:

»Habe ich dir nicht gesagt, daß ich voranreiten würde, Excellenz?«

»Wo sind die andern?«

»Iflemisch – verschwunden, verduftet, weggeblasen!«

»Wohin?«

»Ich weiß es nicht, Hoheit.«

»Du mußt es doch gesehen haben!«

»Nur ein wenig. Als der Gefangene entfloh, jagten alle hinter ihm her, auch meine Leute und die Arnauten.«

»Warum du nicht?«

»Benim eschek – mein Esel wollte nicht, Herr. Und außerdem mußte ich doch nach Baadri, um dir Quartier zu machen.«

»Hast du den entflohenen Gefangenen genau angesehen?«

»Wie konnte ich? Ich lag ja mit dem Angesicht zur Erde, und als ich mich erhob, um der Jagd zu folgen, war er bereits weit fort.«

Dies war mir sehr lieb, der Sicherheit Mohammed Emins wegen.

»Werden die andern bald nachkommen?«

»Wer weiß es! Allah ist unerforschlich; er führt den Gläubigen dahin und dorthin, nach rechts und nach links, wie es ihm gefällt, denn die Wege des Menschen sind im Kitab takdirün, in dem Buche der Vorsehung, verzeichnet.«

»Ist Ali Bey hier?« fragte ich jetzt den Dorfältesten.

»Ja.«

»Wo?«

»Bu kapu escheri – hinter dieser Türe.«

»Ist er allein?«

»Ja.«

»Sage ihm, daß wir ihn sprechen wollen!«

Während er in das andere Gemach ging, stieß Ifra den kleinen Halef in die Seite und sagte leise, nach Mohammed Emin blinzeln:

»Wer ist dieser Araber?«

»Ein Scheik.«

»Wo kommt er her?«

»Wir haben ihn gefunden. Er ist ein Freund meines Sihdi und wird jetzt bei uns bleiben.«

»Wer tschok Bakschischler – gibt er viele Trinkgelder?«

»Bu kadar – so viel!« meinte Halef, indem er alle zehn Finger emporstreckte.

Das war dem guten Buluk Emini genug, wie ich seiner vor Zufriedenheit strahlenden Miene anmerkte. Jetzt öffnete sich die Türe, und der Dorfälteste kehrte zurück. Hinter ihm erschien ein junger Mann von sehr schöner Gestalt. Er war hoch und schlank gewachsen, hatte regelmäßige Gesichtszüge und ein Paar Augen, deren Feuer überraschend war. Er trug eine fein gestickte Hose, ein reiches Jäckchen und einen Turban, unter welchem eine Fülle der prächtigsten Locken hervorquoll. In seinem Gürtel befand sich nur ein Messer, dessen Griff von sehr kunstvoller Arbeit war.

»Chosch geldin demek – seid willkommen!« sagte er, indem er zunächst mir, dann dem Scheik und endlich auch Halef die

Hand reichte. Den Baschi-Bozuk aber schien er gar nicht zu bemerken.

»Mazal bujorum sultanum – vergib mir, Herr, daß ich dein Haus betrete,« antwortete ich. »Der Abend ist nahe, und ich wollte dich fragen, ob es in deinem Gebiete eine Stelle gibt, an welcher wir unser Haupt zur Ruhe legen können.«

Er betrachtete mich sehr aufmerksam von dem Kopfe bis herab zu den Füßen und erwiderte dann:

»Man soll den Wanderer nicht fragen, woher und wohin. Aber mein Kiajah sagte mir, daß du ein Emir seist.«

»Ich bin kein Araber und kein Türke, sondern ein Nemtsche, weit vom Abendlande her.«

»Ein Nemtsche? Ich kenne dieses Volk nicht und habe auch noch keinen von ihnen gesehen. Aber ich habe von einem Nemtsche gehört, den ich sehr gern kennen lernen möchte.«

»Darf ich dich fragen, warum?«

»Weil drei von meinen Männern ihm das Leben zu verdanken haben.«

»Inwiefern?«

»Er hat sie aus der Gefangenschaft befreit und zu den Haddedihs gebracht.«

»Sind sie hier in Baadri?«

»Ja.«

»Und heißen Pali, Selek und Melaf?«

Er trat überrascht einen Schritt zurück.

»Du kennst sie?«

»Wie hieß der Nemtsche, den du meinst?«

»Kara Ben Nemsu wurde er genannt.«

»So ist mein Name. Dieser Mann hier ist Mohammed Emin, der Scheik der Haddedihs, und der andere ist Halef, mein Begleiter.«

»Ist es möglich? Welch eine Überraschung! Seni gerek olarım – ich muß dich umarmen!«

Er zog mich an sich und küßte mich auf beide Wangen; dasselbe tat er auch mit Mohammed und Halef, nur daß er bei letzterem den Kuß unterließ. Dann faßte er mich bei der Hand und sagte:

»Tschelebim mahalinde geldin – Herr, du kommst zur rechten Zeit. Wir haben ein großes Fest, bei welchem man nicht Fremde zuzulassen pflegt; du aber sollst dich mit uns freuen. Bleibe hier, so lange die fröhlichen Tage dauern, und auch später noch recht lange!«

»Ich bleibe, so lange es dem Scheik gefällt.«

»Es wird ihm gefallen.«

»Du mußt wissen, daß sein Herz ihn vorwärts treibt, wie wir dir noch erzählen werden.«

»Ich weiß es. Aber tretet herein. Mein Haus ist euer Haus, und mein Brot ist euer Brot. Ihr sollt unsere Brüder sein, so lange wir leben!«

Während wir durch die Tür schritten, hörte ich Ifra zu dem Gemeindeältesten sagen:

»Hast du es gehört, Alter, was mein Effendi für ein berühmter Emir ist? Lerne, auch mich danach zu schätzen. Merke dir das!«

Das Gemach, welches wir betraten, war sehr einfach ausgestattet. Ich und der Scheik mußten zur Seite Ali Beys Platz nehmen. Dieser hatte meine Hand noch immer nicht losgelassen und betrachtete mich abermals sehr aufmerksam.

»Also du bist der Mann, welcher die Feinde der Haddedihi geschlagen hat!«

»Willst du meine Wangen schamrot machen?«

»Und der des Nachts ohne alle Hilfe einen Löwen tötete! Ich möchte sein, wie du! Du bist ein Christ?«

»Ja.«

»Die Christen sind alle mächtiger als andere Leute; aber ich bin auch ein Christ.«

»Sind die Dschesidi Christen?«

»Sie sind alles. Die Dschesidi haben von allen Religionen nur das Gute für sich genommen – – –«

»Weißt du das gewiß?«

Er zog die Brauen zusammen.

»Ich sage dir, Emir, daß in diesen Bergen keine Religion allein zu herrschen vermag; denn unser Volk ist zerteilt, unsere Stämme sind gespalten, und unsere Herzen sind zerrissen.

Eine gute Religion muß Liebe predigen; aber eine freiwillige, aus dem Innern hervorwachsende Liebe kann bei uns nicht Wurzel schlagen, weil der Acker aus dem Boden des Hasses, der Rachsucht, des Verrates und der Grausamkeit zusammengesetzt ist. Hätte ich die Macht, so würde ich die Liebe predigen, aber nicht mit den Lippen, sondern mit dem Schwerte in der Faust; denn wo eine edle Blume gedeihen soll, da muß zuvor das Unkraut ausgerottet werden. Oder meinst du, daß eine Predigt imstande sei, aus einem Zehr-lahana {Giftkraut} eine Karanfil {Nelke} zu machen? Der Gärtner kann die Blüte der Giftpflanze füllen und verschönern, das Gift aber wird im Innern heimtückisch verborgen bleiben. Und ich sage dir, die Predigt meines Schwertes sollte Lämmer aus Wölfen machen. Wer diese Predigt hörte, würde glücklich sein; wer ihr aber widerstrebte, den würde ich zermalmen. Dann erst könnte ich das Schwert in die Scheide stecken und zu meinem Zelte heimkehren, um mich meines Werkes zu freuen. Denn, wenn sie einmal eingezogen ist, so ist es wahr, was das heilige Buch der Christen sagt: Muhabbet bitmez – die Liebe hört nie auf!«

Sein Auge leuchtete, seine Wange hatte sich gerötet, und der Ton seiner Stimme kam aus der Tiefe eines vollen Herzens heraus. Er war nicht nur ein schöner, sondern auch ein edler Mann; er kannte die traurigen Verhältnisse seines Landes und hatte vielleicht das Zeug zu einem Helden.

»Du glaubst also, daß die christlichen Prediger, welche aus der Ferne kommen, hier nichts zu wirken vermögen?« fragte ich nun.

»Wir Dschesidi kennen euer heiliges Buch. Dieses sagt: ›Chüdanün söz tschekidsch dir, bi tschatlar taschlar – das Wort Gottes ist ein Hammer, welcher Felsen zertrümmert.‹ Aber kannst du mit einem Hammer das Wasser zermalmen? Kannst du mit ihm die Dünste zerschmettern, welche dem Sumpfe entsteigen und das Leben töten? Frage die Männer, welche aus Jeni dünja {Amerika} herüber gekommen sind! Sie haben viel gelehrt und gesprochen; sie haben schöne Sachen geschenkt und verkauft; sie haben sogar als Buchdrucker gearbeitet. Und die Leute haben sie angehört, haben ihre Geschenke genom-

men, haben sich taufen lassen, und dann sind sie hingegangen, um zu rauben, zu stehlen und zu töten wie vorher. Das heilige Buch wurde in unserer Sprache gedruckt, aber kein Mensch verstand den Dialekt und kein Mensch hier kann schreiben oder lesen. Glaubst du, daß diese frommen Männer uns das Schreiben und das Lesen lehren werden? Unsere Feder darf jetzt nur von scharfem Stahle sein. Oder gehe nach dem berühmten Kloster Rabban Hormuzd, welches einst den Nestorianern gehörte. Jetzt gehört es den Katuliklar {Katholiken}, welche Alkosch und Telkef bekehrten. Einige arme Mönche verhungern auf der dünnen Höhe, auf welcher zwei nackte Ölbäume das Dasein des Verschmachten leben. Warum ist es so und nicht anders? Es fehlt der Jeboschu {Josua}, welcher da gebietet: ›Günesch ile kamer, sus hem Gibbea jakinda hem dere Adschala – Sonne, stehe stille bei Gibeon und, Mond, im Tale von Ajalon!‹ Es fehlt der Held Schimsa {Simson}, welcher die Bösen mit dem Schwerte zwingt, Gutes zu tun. Es fehlt Tschoban Dawud {Hirt David}, der mit seiner Schleuder den Mörder Dscholiah erschlägt. Es fehlt die Flut, welche die Gottlosen ertränkt, damit Nauah {Noah} mit den Seinen niederknien könne vor Allah unter dem Bogen der sieben Farben. Steht in eurem Buche nicht: ›Insanlar dscheza estemez-ler dan ruhuma – die Menschen wollen sich von meinem Geiste nicht strafen lassen!‹ Wäre ich ein Musa {Moses}, so würde ich meinen Jeboschu und meinen Kaleb durch alle Täler Kurdistans senden und dann mit meinem Schwerte jenen die Wege ebnen, von denen euer Kitab sagt: ›Wazar-lar sallami, der-ler ughurü – sie predigen den Frieden, und sie verkündigen das Heil!‹ – Du blickst mich an mit großen Augen; du meinst, der Friede sei besser als der Krieg und die Schaufel besser als die Keule? Ich meine es auch. Aber kannst du dir den Frieden denken, ohne daß er mit dem Säbel errungen ist? Müssen wir hier nicht die Keule tragen, um mit der Schaufel arbeiten zu können? Siehe dich an, nur dich allein! Du trägst sehr viele Waffen an dir, und sie sind besser als diejenigen, welche wir besitzen. Warum trägst du sie? Trägst du sie im Lande der Nemtsche auch, wenn du eine Reise unternimmst?«

»Nein,« mußte ich allerdings antworten.

»Da siehst du! Ihr könnt zur Kilise (Kirche) gehen und zu Allah beten ohne Sorge; ihr könnt euch zum Lehrer setzen und auf seine Stimme hören ohne Angst; ihr könnt eure Eltern ehren und eure Kinder unterweisen ohne Furcht; ihr lebt im Garten Eden unverzagt, denn eurer Schlange ist der Kopf zertreten. Wir aber warten noch des Helden, welcher stillen und beruhigen soll das ›Schamata arasynda daghlere – das Geschrei in den Bergen‹, von denen euer Buch erzählt. Und ich sage dir, daß er noch kommen wird. Nicht der Russe wird es sein und auch nicht der Engländer, nicht der Türke, der uns aussaugt, und auch nicht der Perser, der uns so höflich belügt und betrügt. Wir glaubten einst, Bonapertah werde es sein, der große Schah der Franzosen; jetzt aber wissen wir, daß der Löwe nicht vom Adler Hilfe erwarten soll, denn das Reich beider ist verschieden. Hast du einmal gehört, was die Dschesidi gelitten haben?«

»Ja.«

»Wir wohnten im Frieden und in Eintracht im Lande Sind-schar; aber wir wurden unterdrückt und vertrieben. Es war im Frühjahr; der Fluß war ausgetreten und die Brücke weggerissen. Da lagen unsere Greise, unsere Weiber und Kinder unten bei Mossul am Wasser. Sie wurden in die brausenden Fluten getrieben oder hingeschlachtet wie die wilden Tiere, und auf den Terrassen der Stadt stand das Volk von Mossul und jubelte über die Würgerei. Die übriggebliebenen wußten nicht, wohin sie ihr Haupt legen sollten. Sie gingen in die Berge des Maklub, nach Bohtan, Scheikhan, Missouri, nach Syrien und sogar über die russische Grenze. Dort haben sie eine Heimat errungen, dort arbeiten sie, und wenn du ihre Wohnungen, ihre Kleider, ihre Gärten und Felder siehst, so freust du dich; denn da herrscht Fleiß, Ordnung und Sauberkeit, während du rundum nur Schmutz und Faulheit findest. Das aber lockt die andern, und wenn sie Geld und Leute brauchen, so fallen sie über uns her und morden uns und unser Glück. Wir feiern in drei Tagen das Fest unseres großen Heiligen. Wir haben es seit vielen Jahren nicht feiern können, weil die Pilger auf der Reise

nach Scheik Adi das Leben gewagt hätten. In diesem Jahre aber scheint es, als ob sich unsere Feinde ruhig verhalten wollten, und so werden wir nach langer Zeit wieder einmal unsern Heiligen verehren. Tschelebim mahalinde geldin – du kommst zur rechten Zeit. Zwar mögen wir Fremde nicht bei unsern Festen haben; du aber bist der Wohltäter der Meinigen und wirst uns willkommen sein.«

Nichts war mir angenehmer, als diese Einladung, denn sie gab mir Gelegenheit, die Sitten und Gebräuche der rätselhaften Teufelsanbeter kennen zu lernen. Die Radjahell Scheitan oder Chalk-scheitanün {Teufelsleute} waren mir so schlimm geschildert worden und erschienen mir doch in einem viel bessern Lichte, so daß ich begierig war, mir Aufklärung über sie zu verschaffen.

»Habe Dank für dein freundliches Anerbieten,« antwortete ich. »Ich würde sehr gerne bei dir verweilen, aber wir haben eine Aufgabe zu lösen, welche erfordert, daß wir bald wieder Baadri verlassen.«

»Ich kenne diese Aufgabe,« antwortete er. »Du kannst trotz derselben unser Fest mitfeiern.«

»Du kennst sie?«

»Ja. Ihr wollt zu Amad el Ghandur, dem Sohn des Scheik Mohammed Emin. Er befindet sich in Amadijah.«

»Woher weißt du dies?«

»Von den drei Männern, welche du gerettet hast. Ihr werdet ihn aber jetzt nicht befreien können.«

»Warum?«

»Der Mutessarif von Mossul scheint einen Einfall der östlichen Kurden zu befürchten und hat viele Truppen nach Amadijah bestimmt, von denen bereits eine Anzahl in Amadijah eingetroffen ist.«

»Wie viel?«

»Zwei Jüsbaschi {Kapitän, Befehlshaber von hundert Mann} mit zweihundert Mann vom sechsten Infanterieregiment Anatoli Ordüssi in Diarbekir und drei Jüsbaschi mit dreihundert Mann vom dritten Infanterieregiment Irak Ordüssi in Ker-

kjuk, zusammen also fünfhundert Mann, welche unter einem Bimbaschi {Major, Befehlshaber von tausend Mann} stehen.«

»Und Amadijah liegt zwölf Stunden von hier?«

»Ja; doch die Wege sind so mühsam, daß du innerhalb eines Tages nicht hinzukommen vermagst. Man übernachtet gewöhnlich in Cheloki oder Spandareh und reitet erst am nächsten Morgen über die steilen und beschwerlichen Gharahberge, hinter denen die Ebene und der Felsenkegel von Amadijah liegt.«

»Welche Truppen stehen in Mossul?«

»Teile vom zweiten Dragoner- und vom vierten Infanterieregimente der Division Irak Ordüssi. Auch sie sind in Bewegung. Eine Abteilung soll gegen die Beduinen ziehen, und eine andere wird über unsere Berge kommen, um nach Amadijah zu marschieren.«

»Wie hoch zählen diese letzteren?«

»Tausend Mann unter einem Miralai {Oberst}, bei dem sich auch ein Alai Emini {Regimentsquartiermeister} befindet. Diesen Miralai kenne ich; er hat das Weib und die beiden Söhne von Pir {dschesidischer Heiliger} Kamek getötet und heißt Omar Amed.«

»Weißt du, wo sie sich versammeln?«

»Die, welche gegen die Beduinen bestimmt sind, halten sich in den Ruinen von Kufjundschik verborgen; ich habe durch meine Kundschafter erfahren, daß sie bereits übermorgen aufbrechen werden. Die anderen aber werden erst später marschfertig.«

»Ich glaube, daß du von deinen Kundschaftern falsch berichtet worden bist.«

»Wieso?«

»Glaubst du wirklich, daß der Mutessarif von Mossul Truppen so weit her aus Diarbekir kommen läßt, um sie gegen die östlichen Kurden zu verwenden? Hätte er das zweite Infanterieregiment Irak Ordüssi, welches in Suleimania liegt, nicht viel näher? Und besteht das dritte Regiment in Kerkjuk nicht meistens aus Kurden? Glaubst du, daß er den Fehler begeht,

dreihundert Mann von ihnen gegen die eigenen Stammesgenossen zu verwenden?»

Er machte eine sehr nachdenkliche Miene und meinte dann:

»Deine Rede ist klug, aber ich begreife sie nicht.«

»Haben die Truppen, welche in Kufjundschiik halten, Kanonen bei sich?»

»Nein.«

»Wenn man einen Zug in die Ebene beabsichtigt, wird man gewißlich Kanoniere mitnehmen. Eine Truppe, bei welcher sich keine Artillerie befindet, wird ganz sicher in die Berge bestimmt sein.«

»So hat mein Kundschafter eine Verwechslung begangen. Die Leute, welche in den Ruinen halten, sind nicht gegen die Beduinen, sondern nach Amadijah bestimmt.«

»Sie sollen bereits übermorgen aufbrechen? Dann kommen sie just am Tage eures großen Festes hier an!«

»Emir!«

Er sprach nur dies eine Wort, aber im Tone des höchsten Schreckens. Ich fuhr fort:

»Bemerke, daß weder die Süd- noch die Nordseite von Scheik Adi, sondern nur die West- und die Ostseite für Truppen zugänglich sind. Zehn Stunden von hier versammeln sich im Westen tausend Mann bei Mossul, und zwölf Stunden von hier im Osten vereinigen sich fünfhundert Mann in Amadijah. Scheik Adi wird eingeschlossen, und es ist kein Entrinnen möglich.«

»Herr, wäre dies so gemeint?»

»Glaubst du wirklich, daß fünfhundert Mann hinreichend wären, in das Gebiet der Kurden von Berwari, von Bohtan, Tijiari, Chal, Hakkiari, Karitha, Tura-Ghara, Baz und Schirwan einzufallen? Diese Kurden würden ihnen schon am dritten Tage sechstausend Streiter entgegen stellen können.«

»Du hast recht, Emir; es ist auf uns gezielt!«

»Jetzt, wo du dich von den Gründen der Wahrscheinlichkeit überzeugen ließest, vernimm denn: Ich weiß es aus dem eige-

nen Munde des Mutessarif, daß er euch in Scheik Adi überfallen will.«

»Wirklich?«

»Höre!«

Ich erzählte ihm von meiner Unterredung mit dem Gouverneur das, was mich zu meiner Schlußfolgerung berechtigte. Als ich geendet hatte, erhob er sich und schritt einige Male auf und ab. Dann bot er mir die Hand.

»Ich danke dir, o Herr; du hast uns alle gerettet! Hätten uns fünfzehnhundert Soldaten unerwartet überfallen, so wären wir verloren gewesen; nun aber wird es mir lieb sein, wenn sie wirklich kommen. Der Mutessarif hat uns mit Vorbedacht in Schlaf gelullt, um uns zur Wallfahrt nach Scheik Adi zu verlocken; er hat sich alles sehr schlaue ausgesonnen; eines aber hat er außer acht gelassen: – die Mäuse, welche er fangen will, werden so zahlreich werden, daß sie die Katzen zerreißen können. Erzeige mir die Gnade, keinem Menschen etwas von dem zu sagen, was wir gesprochen haben, und erlaube, daß ich mich für einige Augenblicke entferne.«

Er ging hinaus.

»Wie gefällt er dir, Emir?« fragte Mohammed Emin.

»Ebenso wie dir!«

»Und dies soll ein Merd-esch-Scheïtan, ein Teufelsanbeter sein?« fragte Halef. »Einen Dschesiden habe ich mir vorgestellt mit dem Rachen eines Wolfes, mit den Augen eines Tigers und mit den Krallen eines Vampyr!«

»Glaubst du nun immer noch, daß dich die Dschesidi um den Himmel bringen werden?« fragte ich ihn lächelnd.

»Warte es noch ab, Sihdi! Ich habe gehört, daß der Teufel oft eine sehr schöne Gestalt annehme, um den Gläubigen desto sicherer zu betrügen.«

Da öffnete sich die Türe, und ein Mann trat ein, dessen Anblick ein ganz ungewöhnlicher war. Seine Kleidung zeigte das reinste Weiß, und schneeweiß war auch das Haar, welches ihm in langen lockigen Strähnen über den Rücken herabwallte. Er mochte wohl in die achtzig Jahre zählen; seine Wangen waren eingefallen, und seine Augen lagen tief in ihren Höhlen, aber

ihr Blick war kühn und scharf, und die Bewegung, mit welcher er eingetreten war und die Türe geschlossen hatte, zeigte eine ganz elastische Gewandtheit. Der volle Bart, welcher ihm rabenschwarz und schwer bis über den Gürtel herniederhing, bildete einen merkwürdigen Kontrast zu dem glänzenden Schnee des Haupthaars. Er verbeugte sich vor uns und grüßte mit volltönender Stimme:

»Günesch-iniz sējündürme-sun – eure Sonne verlösche nie!« Und dann fügte er hinzu: »*Hun be kurmandgschi zanin* – versteht ihr kurdisch zu sprechen?«

Diese letztere Frage war im kurdischen Dialekte des Kurmandgschi ausgesprochen, und als ich unwillkürlich mit der Antwort zögerte, meinte er:

»*Schima zazadscha zani?*«

Dies war ganz dieselbe Frage im Zazadialekt. Diese beiden Dialekte sind die bedeutendsten der kurdischen Sprache, die ich damals noch nicht kannte. Ich verstand daher die Worte nicht, erriet aber ihren Sinn und antwortete auf türkisch:

»*Seni an-lamez-iz* – wir verstehen dich nicht. *Jalwar-iz sēj-lem türkdsche* – bitte rede türkisch!«

Dabei erhob ich mich, um ihm meinen Platz anzubieten, wie es seinem Alter gegenüber der Anstand erforderte. Er ergriff meine Hand und fragte:

»*Nemtsche sen* – bist du der Deutsche?«

»Ja.«

»*Izim seni kutschaklam-am* – erlaube, daß ich dich umarme!«

Er drückte mich in der herzlichsten Weise an sich, nahm aber den angebotenen Platz nicht an, sondern setzte sich an die Stelle, wo der Bey gesessen hatte.

»Mein Name ist Kamek,« begann er. »Ali Bey sendet mich zu euch.«

»Kamek? Der Bey hat bereits von dir gesprochen.«

»Wobei hat er mich erwähnt?«

»Es würde dir Schmerz machen, es zu hören.«

»Schmerz? Kamek hat niemals Schmerz. Alle Schmerzen, deren das Herz des Menschen fähig ist, habe ich in einer ein-

zigen Stunde durchgekostet. Wie kann es da noch ein Leid für mich geben?»

»Ali Bey sagte, daß du den Miralai Omar Amed kennst.«

Es zuckte keine Falte seines Gesichtes, und seine Stimme klang ganz ruhig, als er antwortete:

»Ich kenne ihn, aber er kennt mich noch nicht. Er hat mir mein Weib und meine Söhne getötet. Was ist's mit ihm?»

»Verzeihe; Ali Bey wird es dir selbst sagen!«

»Ich weiß, daß ihr nicht sprechen sollt; aber Ali Bey hat kein Geheimnis vor mir. Er hat mir mitgeteilt, was du ihm von der Absicht der Türken gesagt hast. Glaubst du wirklich, daß sie kommen werden, um unser Fest zu stören?»

»Ich glaube es.«

»Sie sollen uns besser gerüstet finden als damals, wo meine Seele verloren ging. Hast du ein Weib und hast du Kinder?»

»Nein.«

»So kannst du auch nicht ermessen, daß ich lebe und doch längst gestorben bin. Aber du sollst es erfahren. Kennst du Tel Afer?»

»Ja.«

»Du warst dort?»

»Nein, aber ich habe von ihm gelesen.«

»Wo?»

»In den Beschreibungen dieses Landes und auch in – – du bist ein Pir, ein berühmter Heiliger der Dschesidi, du kennst also auch das heilige Buch der Christen?»

»Ich besitze den Teil, welcher Eski-Saryk {Altes Testament} genannt wird, in türkischer Sprache.«

»Nun, so hast du auch gelesen das Buch des Propheten Jesaias?»

»Ich kenne es. Dschesajai ist der erste der sechzehn Propheten.«

»So schlage nach in diesem Buche das siebenunddreißigste Kapitel. Dort lautet der zwölfte Vers: ›Haben auch die Götter der Heiden alle die gerettet, so von meinen Vätern vernichtet wurden, Gozam und Haram, und Reseph, und die Söhne Edens zu Thalassar?‹ Dieses Thalassar ist Tel Afer.«

Er blickte mich erstaunt an.

»So kennt ihr aus eurem heiligen Buche die Städte unseres Landes, welche bereits vor Jahrtausenden bestanden?«

»So ist es.«

»Euer Kitab ist größer als der Kuran. Aber höre! Ich wohnte in Mirkan, am Fuße des Dschebel Sindschar, als die Türken über uns hereinbrachen. Ich flüchtete mit meinem Weibe und zwei Söhnen nach Tel Afer, denn es ist eine feste Stadt, und ich hatte dort einen Freund, welcher mich bei sich aufnahm und verbarg. Aber auch hier drangen die Wütenden ein, um alle Dschesidi, welche hier Schutz gesucht hatten, zu töten. Mein Versteck wurde entdeckt und mein Freund für seine Barmherzigkeit erschossen. Ich ward gebunden und mit Weib und Kindern vor die Stadt gebracht. Dort loderten die Feuer, in denen wir den Tod finden sollten, und dort floß das Blut der Gemarterten. Ein Mülasim {Leutnant} stach mir, um mir Schmerz zu bereiten, sein Messer durch die Wangen. Hier siehst du die Narben noch. Meine Söhne waren mutige Jünglinge; sie sahen meine Qual und vergriffen sich an ihm. Dafür wurden auch sie gefesselt, und ebenso geschah es ihrer Mutter. Man schlug beiden die rechte Hand ab und schleppte sie dann zum Feuer. Auch mein Weib wurde verbrannt, und ich mußte es sehen. Dann zog der Mülasim das Messer aus meinem Antlitz und stach es mir langsam, sehr langsam in die Brust. Als ich erwachte, war es Nacht, und ich lag unter Leichen. Die Klinge hatte das Herz nicht getroffen, aber ich lag in meinem Blute. Ein Chaldäer fand mich am Morgen und verbarg mich in den Ruinen von Kara-tapeh. Es vergingen viele Wochen, ehe ich mich erheben konnte, und mein Haar war in der Todesstunde der Meinen weiß geworden. Mein Leib lebte wieder, aber meine Seele war tot. Mein Herz ist verschwunden; an seiner Stelle klopft und schlägt ein Name, der Name Omar Amed, denn so hieß jener Mülasim. Er ist jetzt Miralai.«

Er erzählte das in einem einförmigen, gleichgültigen Tone, der mich mehr ergriff, als der glühendste Ausdruck eines unversöhnlichen Rachegefühles. Die Erzählung klang so monoton, so automatisch, als würde sie von einem Narkotisierten

oder von einem Nachtwandler vorgetragen. Es war schrecklich anzuhören.

»Du willst dich rächen?« fragte ich.

»Rächen? Was ist Rache?« antwortete er in demselben Tone. »Sie ist eine böse, heimtückische Tat. Ich werde ihn bestrafen, und dann wird mein Leib dorthin gehen, wohin meine Seele vorangegangen ist. – Ihr werdet während unseres Festes bei uns verweilen?«

»Wir wissen es noch nicht.«

»Bleibt hier! Wenn ihr geht, wird euch euer Vorhaben nicht glücken; bleibt ihr aber, so dürft ihr alle Hoffnung haben, daß es gelingen werde; denn es wird euch kein Türke mehr im Wege sein, und die Dschesidi können euch leicht unterstützen.«

Er sprach jetzt wieder in einem ganz andern Tone, und sein Auge hatte das frühere Leben wieder bekommen.

»Unsere Anwesenheit würde euer Fest vielleicht nur stören,« sagte ich in der Absicht, vielleicht einiges über seine Sekte zu erfahren.

Er schüttelte langsam den Kopf.

»Glaubst du auch das Märchen oder vielmehr die Lügen, welche man von uns erzählt? Vergleiche uns mit andern, so wirst du Reinlichkeit und Reinheit finden. Die Reinheit ist es, nach der wir streben; die Reinheit des Leibes und die Reinheit des Geistes, die Reinheit der Rede und die Reinheit der Lehre. Rein ist das Wasser, und rein ist die Flamme. Darum lieben wir das Wasser und taufen mit demselben. Darum verehren wir das Licht als das Symbol des reinen Gottes, von dem auch euer Kitab sagt, daß er in einem Atesch, in einem Lichte wohnt, zu welchem niemand kommen kann. Ihr heiligt euch mit Su ikbalün, dem geweihten Wasser, und wir heiligen uns mit Atesch ikbalün, dem geweihten Feuer. Wir tauchen die Hand in die Flamme und segnen mit derselben unsere Stirn, wie ihr es mit dem Wasser tut. Ihr sagt, Azerat Esau {der Herr Jesus} sei auf der Erde gewesen und werde einst wiederkommen; wir wissen ebenso, daß er einst unter den Menschen wandelte, und glauben, daß er zurückkehren werde, um uns die Tore des Himmels

zu öffnen. Ihr verehrt den Heiland, welcher auf der Erde lebte; wir verehren den Heiland, welcher einst wiederkommen wird. Wir wissen, wann er ein Mensch gewesen ist, aber wir wissen nicht, wann er wiederkommen wird, und daher tun wir das, was er den Seinen befahl, als er sie in dem Baghtsche Gethseman {Garten Gethsemane} schlafend gefunden: ›Gözetyn namaz kalyn ansizdan üzerine warilmemisch olursaniz – wachet und betet, auf daß ihr nicht überfallen werdet!‹ Darum bedienen wir uns des Hahnes, der ein Symbol der Wachsamkeit ist. Tut ihr dies nicht auch? Ich habe mir erzählen lassen, daß die Christen auf den Dächern ihrer Häuser und ihrer Tempel sehr oft einen Hahn anbringen, welcher aus Blech gemacht und mit Gold überzogen ist. Ihr nehmt einen blechernen Hahn und wir einen lebendigen. Sind wir deshalb Götzendiener oder böse Menschen? Eure Priester sind weiser und eure Lehren sind besser; wir würden bessere Lehren haben, wenn wir weisere Priester hätten. Ich bin unter allen Dschesidi der einzige, welcher euer Kitab lesen und schreiben kann, und darum rede ich zu dir, wie kein anderer zu dir reden wird.«

»Warum bittet ihr nicht um Priester, welche die eurigen unterweisen könnten?«

»Weil wir nicht teilnehmen wollen an euren Uneinigkeiten. Die Lehre der Christen ist gespalten. Wenn ihr uns einmal sagen könnt, daß ihr einig seid, so werdet ihr uns willkommen sein. Wenn die Christen des Abendlandes uns Lehrer senden, von denen jeder anders lehrt, so tun sie sich selbst den größten Schaden. Azerat Esau sagt in eurem Kitab: ›Im jol de gertscheklik de ömir de – ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben.‹ Warum haben die Abendländischen so viele Wege, so viele Wahrheiten, da es doch nur den Einen gibt, der das Leben ist? Darum streiten wir uns nicht über den Heiland, der bereits hier gewesen ist, sondern wir halten uns rein und harren des Erlösers, welcher kommen wird.«

Da trat Ali Bey wieder ein, und das war mir – offen gestanden – sehr lieb. Meine Wißbegierde in Beziehung auf die Teufelsanbeter hätte mich beinahe diesem einfachen Kurden gegenüber in Verlegenheit gebracht. Ich mußte bei dem Vorwurfe

der Glaubensspaltung in meiner eigenen Heimat schweigen – leider, leider! Der Pir erhob sich und reichte mir die Hand.

»Allah sei bei dir und auch bei mir! Ich gehe den Weg, den ich gehen muß, aber wir werden uns wiedersehen.«

Er reichte auch den Andern die Hand und ging. Ali Bey winkte ihm nach und sagte:

»Das ist der Weiseste unter den Dschesidi; ihm kommt keiner gleich. Er war in Persistan und Indien; er war in Jerusalem und Sambul; er hat überall gesehen und gelernt und sogar ein Buch geschrieben.«

»Ein Buch?« fragte ich erstaunt.

»Er ist der einzige, der richtig schreiben kann. Er wünscht, daß unser Volk einst so klug und gesittet werde, wie die Männer des Abendlandes, und dies können wir nur aus den Büchern der Franken lernen. Damit nun einmal diese Bücher in unserer Sprache niedergeschrieben werden können, hat er viele hundert Wörter unserer Mundarten verzeichnet. Das ist sein Buch.«

»Das wäre ja köstlich! Wo befindet sich dieses Buch?«

»In seiner Wohnung.«

»Und wo ist diese?«

»In meinem Hause. Pir Kamek ist ein Heiliger. Er wandert im Lande umher und ist überall hochwillkommen. Ganz Kurdistan ist seine Wohnung, aber seine Heimat hat er bei mir aufgeschlagen.«

»Denkst du, daß er dieses Buch mir einmal zeigen werde?«

»Er wird es sehr gerne tun.«

»Ich werde ihn sofort darum bitten! Wohin ist er gegangen?«

»Bleibe! Du wirst ihn nicht finden, denn er ist gegangen, um über die Seinigen zu wachen. Dennoch aber sollst du das Buch erhalten; ich werde es dir holen. Vorher aber versprecht mir, daß ihr bleiben wollt!«

»Du meinst, wir sollen den Ritt nach Amadijah aufschieben?«

»Ja. Es waren drei Männer aus Kaloni da. Sie gehören zu dem Zweige Badinan des Stammes Missouri und sind gewandt,

tapfer, klug und mir treu ergeben. Ich habe sie ausgesandt nach Amadijah, um die Türken auszukundschaften. Sie werden zugleich versuchen, Amad el Ghandur zu finden; das habe ich ihnen ganz besonders empfohlen, und bis sie Nachricht bringen, mögt ihr es euch bei mir gefallen lassen!«

Damit waren wir herzlich gern einverstanden; Ali Bey umarmte uns vor Freuden nochmals, als wir ihm dies mitteilten, und bat uns:

»Kommt jetzt mit mir, damit auch mein Weib euch sehe!«

Ich war erstaunt über diese Einladung, machte aber später die Erfahrung, daß die Dschesidi ihre Frauen bei weitem nicht so abschließen, wie es die Mohammedaner tun. Sie führen ein patriarchalisches Leben, und nie bin ich im Oriente so an das heimatliche, deutsche Familienleben erinnert worden, als bei ihnen. Natürlich besaßen die gewöhnlichen Leute nicht die Klarheit der religiösen Ansicht wie Pir Kamek, aber dem falschen Griechen, dem schachernden, sittenlosen Armenier, dem rachsüchtigen Araber, dem trägen Türken, dem heuchlerischen Perser und dem raubsüchtigen Kurden gegenüber mußte ich den fälschlicherweise so übel beleumundeten »Teufelsanbeter« achten lernen. Sein Kultus schwankt zwischen Chaldäismus, Islam und Christentum, aber nirgend dürfte das letztere einen so fruchtbaren Boden finden, wie bei den Dschesidi, falls die frommen Sendboten es verstehen wollten, den Sitten und Gebräuchen derselben ein klein wenig Rechnung zu tragen.

Draußen vor dem Hause saß der Buluk Emini neben seinem Esel. Beide speisten, der Esel Gerste und der Baschi-Bozuk getrocknete Feigen vom Sindschar, von denen er mehrere Schnüre vor sich liegen hatte. Und dabei erzählte er kauend den zahlreich um ihn Stehenden von seinen Heldentaten. Halef gesellte sich zu ihm; wir drei andern aber gingen nach der Abteilung des Hauses, welche der Gebieterin zur Wohnung diente.

Sie war sehr jugendlich und trug einen kleinen Knaben auf dem Arme. Ihr schönes schwarzes Haar war in viele, lang he-

abhängende Zöpfe geflochten, und eine Anzahl funkelnder Goldstücke bedeckte ihre Stirn.

»Seid willkommen, ihr Herren!« sagte sie in schmuckloser, ungekünstelter Einfachheit und reichte uns die Rechte.

Ali Bey nannte uns ihren Namen und ihr dann auch die unsrigen. Ihr Name ist mir leider wieder entfallen. Ich nahm ihr den Knaben vom Arme und küßte ihn. Sie schien mir dies hoch anzurechnen und darauf recht stolz zu sein. Der kleine Bey war allerdings auch ein nettes Kerlchen, höchst sauber gehalten und ganz unähnlich jenen dickleibigen und frühaltend orientalischen Kindern, welche man besonders häufig bei den Türken findet. Ali Bey fragte mich, wo wir essen wollten, ob in unserm Gemache oder hier in der Frauenwohnung, und ich entschloß mich sofort für das letztere. Dem kleinen Teufelsanbeter schien es bei mir recht gut zu gefallen; er blitzte mich mit seinen dunklen Äuglein neckisch an, zauste mir im Barte herum, strampelte vor Vergnügen mit Armen und Beinen und stammelte zuweilen ein Wort, welches weder er noch ich verstand. Wir standen in Beziehung auf das Kurdische auf ganz gleicher Rangstufe, und darum gab ich ihn auch während des Mahles nicht her, was mir die Mutter dadurch vergalt, daß sie mir den besten Teil der Speisen vorlegte und mir nach Tisch ihren Garten zeigte.

Am besten schmeckte mir der Kursch, ein Gericht aus Sahne, welche im Ofen gebacken und dann mit Zucker und Honig übergossen wird, und am besten gefiel mir im Garten jene wundervolle feuerfarbene Baublüte, bei welcher sich immer Blume neben Blume erzeugt und die von den Arabern Bint el Onsul, Tochter des Konsuls, genannt wird.

Dann holte mich Ali Bey ab, um mir mein Gemach zu zeigen. Es befand sich auf der Plattform des Daches, so daß ich mich der herrlichsten Aussicht erfreute. Als ich eintrat, bemerkte ich auf dem niedrigen Tische ein starkes Heft.

»Das Buch des Pir,« erklärte Ali auf meinen fragenden Blick.

Im Nu hatte ich es ergriffen und mich auf den Diwan niedergelassen. Der Bey aber ging lächelnd hinaus, um mich beim

Studium des kostbaren Fundes nicht zu stören. Das Heft war in persisch-arabischer Schrift geschrieben und enthielt eine ansehnliche Sammlung von Wörtern und Redensarten in mehreren kurdischen Dialekten. Ich bemerkte bald, daß es mir nicht sehr schwer fallen werde, mich im Kurdischen verständlich zu machen, sobald es mir nur erst gelungen sei, mir über die phonetische Bedeutung der Buchstaben klar zu werden. Hier war die Praxis von Bedeutung, und ich beschloß, den hiesigen Aufenthalt in dieser Beziehung so viel wie möglich auszunutzen.

Mittlerweile brach die Dämmerung herein, und unten am Bache, wo die Mädchen Wasser schöpften, während einige Bursche ihnen dabei halfen, erklang folgender Gesang:

»Ghawra min ave the
Bina michak, dartschin ber pischte
Dave min chala surat ta kate
Natschalnik ak bjerdza ma, bischanda ma Rusete.«
{Frei übersetzt:
»Ein christliches Mädchen kommt Wasser zu holen.
Ich steh' ihr im Rücken und atme verstohlen.
Das Mal ihrer Wange, mein Mund wird es küssen,
Und sollt' ich in Fesseln nach Rußland dann müssen.«}

Das war ein rhythmisch und melodisch hübscher Gesang, wie man ihn sonst im Oriente nicht gleich zu hören bekommt. Ich lauschte, aber leider blieb es bei dieser einen Strophe, und ich erhob mich, um hinauszugehen, wo ein reges Leben herrschte, denn es kamen immerfort Fremde, und es wurde Zelt neben Zelt errichtet. Man merkte, daß ein bedeutendes Fest nahe bevorstand. Als ich vor die Tür trat, sah ich eine ansehnliche Versammlung um den kleinen Buluk Emini stehen, welcher laut erzählte.

»Schon bei Sayda habe ich gekämpft,« rühmte er sich, »und dann auf der Insel Candia, wo wir die Empörer besiegten. Nachher focht ich in Beirut unter dem berühmten Mustapha Nuri Pascha, dessen tapfere Seele jetzt im Paradiese lebt. Damals hatte ich auch meine Nase noch, und diese verlor ich in

Serbien, wohin ich mit Schekib Effendi gehen mußte, als Kiamil Pascha den Michael Obrenowitsch fortjagte.«

Der gute Baschi-Bozuk schien gar nicht mehr genau zu wissen, bei welcher Gelegenheit er um seine Nase gekommen war. Er fuhr fort:

»Ich wurde nämlich hinter Bukarest überfallen. Zwar wehrte ich mich tapfer; schon lagen über zwanzig Feinde tot am Boden; da holte einer mit dem Säbel aus; der Hieb sollte mir eigentlich den Kopf spalten, da ich aber denselben zurückzog, so traf er meine Na- – –«

In diesem Augenblick erscholl in unmittelbarer Nähe ein Schrei, wie ich ihn in meinem Leben noch gar nicht gehört hatte. Es klang, als ob auf den hohen, schrillen Pfiff einer Dampfpeife das Kollern eines Truthahnes folge, und daran schloß sich jenes vielstimmige, ächzende Wimmern, welches man zu hören bekommt, wenn einer Orgel mitten im Spiele der Wind ausgeht. Die Anwesenden starrten erschrocken das Wesen an, welches diese rätselhaften, antediluvianischen Töne ausgestoßen hatte. Ifra aber meinte ruhig:

»Was staunt ihr denn? Mein Esel war's! Er kann die Dunkelheit nicht leiden; darum schreit er die ganze Nacht hindurch, bis es wieder licht geworden ist.«

Hm! Wenn es so stand, so war dieser Esel doch eine ganz liebenswürdige Kreatur! Diese Stimme mußte ja Tote lebendig machen! Wer sollte während der Nacht an Schlaf und Ruhe denken, wenn man die musikalischen Impromptüs dieser vierbeinigen Jenny Lind anhören mußte, welche in der Lunge eine Diskantposaune, in der Gurgel einen Dudelsack und im Kehlkopf die Schnäbel und Klappen von hundert Klarinetten zu haben schien.

Übrigens war es jetzt bereits zum drittenmal, daß ich die Erzählung von der Nase des Buluk Emini zu hören bekam. Es schien »im Buche verzeichnet« zu sein, daß er diese Erzählung niemals zu Ende bringen dürfe.

»So schreit das Tier also die ganze Nacht?« fragte einer.

»Die ganze Nacht,« bestätigte er mit der Ergebenheit eines Märtyrers. »Alle zwei Minuten einmal.«

»Gewöhne es ihm ab!«

»Womit?«

»Ich weiß es nicht!«

»So behalte auch deinen Rat für dich! Ich habe alles vergebens versucht: – Schläge, Hunger und Durst.«

»Stelle es ihm einmal in ernsten Worten vor, damit er sein Unrecht erkennt!«

»Ich habe ihm ernste und auch liebevolle Reden gehalten. Er sieht mich an, hört mir ruhig zu, schüttelt den Kopf und – schreit weiter.«

»Das ist doch sonderbar. Er versteht dich; er versteht dich ganz gewiß, aber er hat keine Lust, dir den Gefallen zu tun.«

»Ja, ich habe auch sehr oft gehört, daß die Tiere den Menschen verstehen, denn zuweilen soll in ihnen die Seele eines Verstorbenen stecken, die dazu verdammt ist, auf diese Weise ihre Sünden abzubüßen. Der Kerl, welcher in diesem Esel steckt, muß früher taub gewesen sein, stumm aber gewißlich nicht.«

»Du mußt einmal zu erforschen versuchen, zu welchem Stamme er gehört hat. In welcher Sprache redest du zu dem Esel?«

»In der türkischen.«

»Wenn nun die Seele ein Perser, ein Araber oder gar ein Gi-aur gewesen ist, der das Türkische gar nicht versteht?«

»Allah akbar, das ist wahr! Daran habe ich gar nicht gedacht!«

»Warum schüttelt der Esel stets den Kopf, wenn du zu ihm redest? Sein Geist versteht das Türkische nicht. Sprich in einer anderen Sprache zu ihm!«

»Aber ob ich die richtige finde? Ich werde meinen Emir bitten. Hadschi Halef Omar hat mir gesagt, daß dieser die Sprachen aller Völker reden kann. Vielleicht entdeckt er, wo der Geist meines Esels früher gelebt hat. Auch Soliman {Salomo} konnte alle Tiere verstehen.«

»Es hat auch andere gegeben, die dies verstanden. Kennst du die Erzählung von dem reichen Manne, dessen Söhne sogar mit dem Steine gesprochen haben?«

»Nein.«

»So werde ich sie euch erzählen! *De vachtha beni Isráil meru ki dauletlü, mir; du lau wi man, male wi pür, haneki wi ma. Va her du lavi wi va hania khoè parve dikerin, pew tschun, jek de-bee* – – «

»Halt!« unterbrach ihn Ifra. »In welcher Sprache redest du?«

»In unserer. Es ist Kurmangdschi.«

»Das verstehe ich nicht. Erzähle doch türkisch!«

»So geht es dir grad wie dem Geiste deines Esels, der auch nur seine Sprache versteht. Aber wie kann ich eine kurdische Geschichte türkisch erzählen? Sie wird ganz anders klingen!«

»Versuche es nur!«

»Ich will sehen! Also zur Zeit der Kinder Israel gab es einen reichen Mann, welcher starb. Er hinterließ zwei Söhne, viel Reichtum und ein Haus. Als die beiden Söhne ihr Haus teilen wollten, gerieten sie aneinander. Der eine sagte: ›Es ist mein Haus!‹ Der andere sagte: ›Es ist mein Haus!‹ Da erhob sich durch den Willen Gottes in der Wand ein Backstein und sagte: ›Was, schämt ihr euch nicht? Dieses Haus ist weder dein, noch sein. Ich, ein Mann, der ein großer König war, war dreihundert Jahre in der Welt groß; darauf starb ich. Dreihundert Jahre lag ich im Grabe, verweste und wurde zu Staub. Darauf kam ein Mann und machte mich zum Backstein. Vierzig Jahre war ich ein Haus; darauf zerfiel ich. Dreiundsiebenzig Jahre lag ich auf dem Felde; da kam wieder ein Mann: ich wurde wieder zum Backstein und in dieses Haus getan. In diesem Hause befinde ich mich dreihundertunddreißig Jahre und weiß nicht, was ich von heute an sein werde. Einstweilen schmerzt mich meine Seele nicht – – ««

Er wurde unterbrochen. Den Esel schien die Erzählung, da er anerkanntermaßen die türkische Sprache nicht verstand, zu langweilen; er tat das Maul auf und ließ einen Doppeltriller erschallen, der nur mit der vereinigten Leistung einer Hornpipe und einer zerbrochenen Tuba verglichen werden konnte. Da drängte sich ein Mann durch die Versammlung und trat in den Flur. Hier bemerkte er mich.

»Emir, ist es wahr, daß du angekommen bist? Ich hörte es erst jetzt, da ich in den Bergen war. Wie freue ich mich! Erlaube, daß ich dich begrüße.«

Es war Selekt. Er nahm meine Hand und küßte sie. Diese Art, seinen Respekt zu beweisen, ist bei den Dschesidi überhaupt sehr gebräuchlich.

»Wo sind Pali und Melaf?« fragte ich ihn.

»Sie haben Pir Kamek getroffen und sind mit ihm hinab nach Mossul zu. Ich habe Ali Bey eine Botschaft zu bringen. Sehe ich dich nachher wieder?«

»Ich stand soeben im Begriff, zu ihm zu gehen. Ist diese Botschaft vielleicht ein Geheimnis?«

»Möglich; aber du darfst sie hören. Komm, Emir!«

Wir gingen in die Frauenwohnung, wo der Bey sich befand. Es schien, daß der Zutritt dort jedermann erlaubt sei. Auch Halef befand sich dort. Der gute Hadschi war schon wieder beim Essen.

»Herr,« meinte Selekt, »ich war in den Bergen über Bozan hinauf und habe dir etwas mitzuteilen.«

»Sprich!«

»Dürfen es alle hören?«

»Alle.«

»Wir glaubten, daß der Mutessarif von Mossul fünfhundert Türken nach Amadijah legen wolle, zum Schutz gegen die Kurden. Dieses aber ist nicht wahr. Die zweihundert Mann, welche von Diarbekir kommen, sind über Urmeli marschiert und halten sich in den Wäldern des Tura Gharah versteckt.«

»Wer sagte das?«

»Ein Holzfäller aus Mungeyschi, den ich traf. Er wollte hinab nach Kana Kujjunli, wo eines seiner Flöße liegt. Und die dreihundert Mann aus Kerkjuk befinden sich auch nicht auf dem Wege nach Amadijah. Sie sind über Altun Kiupri nach Arbil und Girdaschir gegangen und stehen jetzt oberhalb Mar Mattei am Ghazirflusse.«

»Wer sagte dir dieses?«

»Ein Zibarkurde, der am Kanal gereist ist, um über Bozan nach Dohuk zu gehen.«

»Die Zibar sind zuverlässige Leute: sie lügen nie und has-
sen die Türken. Ich glaube, was die beiden Männer gesagt ha-
ben. Kennst du das Tal Idiz am Ghomel, seitwärts oberhalb
Kaloni?«

»Nur wenige kennen es, ich aber bin sehr oft dort gewe-
sen.«

»Kann man von hier aus Pferde und Rinder hinbringen, um
sie dort zu verbergen?«

»Wer den Wald genau kennt, dem wird es gelingen.«

»Wie lange Zeit würde man brauchen, um unsere Weiber
und Kinder und auch unsere Tiere dort unterzubringen?«

»Einen halben Tag. Geht man über Scheik Adi, so steigt man
hinter dem Grabe des Heiligen die enge Schlucht empor, und
kein Türke wird bemerken, was wir tun.«

»Du bist der beste Kenner dieser Gegend. Ich werde wei-
ter mit dir sprechen, bis dahin aber schweigst du gegen jeder-
mann. Ich wollte dich bitten, hier den Emir zu bedienen, aber
du wirst wohl anderweit gebraucht.«

»Darf ich ihm meinen Sohn senden?«

»Tue es!«

»Spricht er ein gutes Kurdisch?« fragte ich.

»Er versteht Kurmangdschi und auch Zaza.«

»So sende mir ihn, er wird mir sehr willkommen sein!«

Selek ging, und es wurde die Vorbereitung zu dem Mahle
getroffen. Da die Gastfreundschaft der Dschesidi eine unbe-
schränkte ist, so waren bei demselben wohl gegen zwanzig
Personen beteiligt, und Mohammed Emin und mir zur Ehre
wurde eine Tafelmusik veranstaltet. Die Kapelle bestand aus
drei Männern, welche die Them bure, Kamantsche und die Bü-
lure spielten, drei Instrumente, welche man mit unserer Flöte,
Gitarre und Violine vergleichen könnte. Die Musik war sanft
und melodios; überhaupt bemerkte ich noch später, daß die
Dschesidi einen bessern musikalischen Geschmack besitzen,
als die Anhänger des Islam.

Während des Essens traf der Sohn Seleks ein, mit dem ich
mich in mein Gemach zurückzog, um mit seiner Hilfe das Ma-
nuscript Pir Kameks zu studieren. Der geistige Horizont des

jungen Mannes war ein sehr enger, doch fand ich bei ihm hinreichend Aufschluß über alles, was ich von ihm zu wissen begehrte. Pir Kamek war der unterrichtetste unter den Teufelsanbetern, und nur bei ihm konnte ich die Erfahrung und die Anschauungsweise finden, mit welcher er mich überrascht hatte. Die andern waren alle befangener, und ich durfte mich nicht wundern, daß sie das Symbol für die Sache selbst nahmen und an ihren Gebräuchen mehr aus Gewohnheit und blindem Glauben als aus innerer Überzeugung hingen. Das Mysteriöse ihrer Anbetungsform war es, von dem sie festgehalten wurden, wie ja der Orient sich mehr dem Dunkeln, dem Geheimnisvollen zuneigt, als dem klar und offen zu Tage Liegenden.

Unsere Unterhaltung verlief keineswegs ungestört, denn in fast regelmäßigen Zwischenräumen von einigen Minuten ertönte das widerliche, markdurchdringende Geschrei des Esels, welches auf die Dauer gar nicht auszuhalten war. Es wurde ertragen und sogar belacht, so lange noch reges Leben im Dorfe herrschte, wo immer noch neue Pilger ankamen; als aber das Geräusch doch endlich mehr und mehr verstummte und man sich zur Ruhe begab, wurden die überlauten Interjektionen des Graurockes geradezu unerträglich, und es erhoben sich verschiedene Stimmen, welche zunächst nur verdrossen murrten, jedoch bald in lautes Zanken übergingen.

Statt den Esel abzuschrecken, schienen diese ärgerlichen Zurufe ihn zu immer angestrengteren Leistungen zu begeistern; er wurde auf seine Triller ganz versessen; die Pausen zwischen ihnen wurden immer kürzer, und endlich vereinigten sich die Schreie zu einer Symphonie, welche geradezu infernalisch genannt werden mußte.

Eben erhob ich mich, um zur Abhilfe zu schreiten, als unten ein verworrener Lärm erscholl. Man rückte in Haufen auf den kleinen Buluk Emini ein. Was man mit ihm verhandelte, das konnte ich nicht verstehen; jedenfalls aber sah er sich so sehr in die Enge getrieben, daß er sich nicht zu helfen wußte, denn ich hörte nach kurzer Zeit seine Schritte vor meiner Tür. Er trat ein.

»Schläfst du schon, Emir?«

Diese Frage war eigentlich überflüssig, da er sah, daß wir beide noch in voller Bekleidung bei dem Buche saßen; aber er hatte in seiner Angst keine bessere Einleitung finden können.

»Du fragest noch? Wie kann man schlafen bei dem entsetzlichen Gesange, welchen dein Esel vollführt!«

»O Herr, das ist es ja eben! Ich kann ja auch nicht schlafen. Jetzt kommen sie alle zu mir und verlangen, daß ich das Tier hinaus in den Wald schaffen und dort anbinden soll, sonst wollen sie es erschießen. So weit darf ich es nicht kommen lassen; denn ich muß den Esel doch wieder nach Mossul bringen, sonst erhalte ich die Bastonnade und verliere meinen Grad.«

»So schaffe ihn in den Wald.«

»O Emir, das geht nicht!«

»Warum nicht?«

»Soll ich ihn von einem Wolfe fressen lassen? Es gibt Wölfe im Walde.«

»So bleibe mit draußen und bewache ihn!«

»Effendi, es könnten doch wohl auch zwei Wölfe kommen!«

»Nun?«

»Dann frißt einer den Esel und der andere mich!«

»Das ist sehr gut, denn da bekommst du ja die Bastonnade nicht.«

»Du scherzest! Einige sagen, daß ich zu dir gehen solle.«

»Zu mir? Warum?«

»Herr, glaubst du, daß dieser Esel eine Seele hat?«

»Natürlich hat er eine.«

»Vielleicht hat er eine andere als die seinige!«

»Wo sollte da die seinige sein? Vielleicht habt ihr getauscht: seine Seele ist in dich, und deine Seele ist in ihn gefahren. Nun bist du der Esel und fürchtest dich wie ein Hase, und er ist der Buluk Emini und brüllt wie ein Löwe. Was könnte ich dagegen tun?«

»Emir, es ist ganz sicher, daß er eine andere Seele hat; aber eine türkische ist es nicht, denn sie versteht die Sprache der Osmanly nicht. Du aber redest alle Sprachen der Erde, und darum bitte ich dich, herabzukommen. Wenn du mit dem Esel

redest, so wirst du bald bemerken, wer in ihm steckt, ob ein Perser oder ein Turkmene oder ein Armenier. Vielleicht ist auch ein Russe in ihn gefahren, weil er uns gar so wenig Ruhe läßt.«

»Glaubst du denn wirklich, daß – – –«

In diesem Augenblicke erhob das Tier seine Stimme abermals, und zwar mit solcher Stärke, daß die ganze meuterische Versammlung im Chore mit einfiel.

»Allah kerihm, sie werden den Esel morden. Herr, komme schnell herab, sonst ist er verloren und seine Seele auch!«

Er rannte fort, und ich folgte ihm. Sollte ich mir einen Spaß machen? Vielleicht war es unrecht, aber seine Ansicht über die Seele des Grautiers hatte mich in eine Stimmung gebracht, der ich nicht gut widerstehen konnte. Als ich unten ankam, harrete die Menge meiner.

»Wer weiß ein Mittel, dieses Tier zum Schweigen zu bringen?« fragte ich.

Niemand antwortete. Nur Halef meinte endlich:

»Herr, nur du allein kannst dies zustande bringen!«

Mein Hadschi gehörte also zu den wahren »Gläubigen«. Ich trat an den Esel heran und faßte ihn beim Zügel. Nachdem ich ihm laut einige fremdländische Fragen vorgelegt hatte, hielt ich das Ohr an seine Nase und horchte. Dann machte ich eine Bewegung der Überraschung und wandte mich an Ifra.

»Buluk Emini, wie hieß dein Vater?«

»Nachir Mirja.«

»Der ist es nicht. Wie hieß der Vater deines Vaters?«

»Muthallam Sobuf.«

»Der ist es! Wo wohnte er?«

»In Hirmenlü bei Adrianopel.«

»Das stimmt. Er ist einmal von Hirmenlü nach Thaßköi geritten, und hat, um seinen Esel zu ärgern, ihm einen schweren Stein an den Schwanz gebunden. Der Prophet aber hat gesagt: ›Escheklerin sew – liebe deine Esel!‹ Darum muß der Geist deines Großvaters diese Tat sühnen. Er hat an der Brücke Ssirath, welche zum Paradiese und zur Hölle führt, umkehren müssen und ist in diesen Esel gefahren. Er hat seinem Tiere ei-

nen Stein an den Schwanz gebunden, und nun kann er nur dadurch erlöst werden, daß ihm auch ein Stein an den Schwanz gebunden wird. Willst du ihn erlösen, Ifra?»

»O, Emir, ich will es!« rief dieser. Das Weinen war ihm näher als das Lachen, denn die Vorstellung, daß sein Großvater in diesem Esel schmachte, mußte für ihn, der ein echter Moslem war, geradezu schrecklich sein. »Sage mir auch alles, was ich sonst noch zu tun habe, um den Vater meines Vaters zu retten.«

»Hole einen Stein und eine Schnur!«

Der Esel merkte, daß wir uns mit ihm beschäftigten; er öffnete das Maul und schrie.

»Schnell, Ifra! Dies wird das letzte Mal sein, daß er gejamert hat.«

Ich hielt den Schwanz des Tieres, und der kleine Baschi-Bozuk band den Stein an die Spitze desselben. Als diese Operation beendet war, drehte der Esel den Kopf nach hinten, um den Stein mit dem Maule zu entfernen; dies ging natürlich nicht. Jetzt versuchte er, den Stein mit dem Schwanze fortzuschleudern; er war aber zu schwer, und der Schwanz brachte es bloß bis zu einer kleinen Pendelbewegung, welche aber sofort eingestellt wurde, weil der Stein dabei an die Beine schlug. Der Esel befand sich ganz augenscheinlich in einer Art von Verblüffung; er schielte mit den Augen nach hinten; er wedelte höchst nachdenklich mit den langen Ohren; er schnaubte und öffnete endlich das Maul, um zu schreien – aber die Stimme versagte ihm; das Bewußtsein, daß seine größte Zierde hinten fest- und niedergehalten werde, raubte ihm vollständig das Vermögen, seine Gefühle in edlen Tönen auszudrücken.

»Allah hu; er schreit wahrhaftig nicht!« rief der Baschi-Bozuk. »Emir, du bist der weiseste Mann, den ich gesehen habe!«

Ich ging fort und legte mich zur Ruhe. Unten aber standen die Pilger noch lange, um abzuwarten, ob das Wunder wirklich gelungen sei.

Ich wurde schon am frühen Morgen durch das rege Leben geweckt, welches im Dorfe hin und her flutete. Es kamen be-

reits wieder Pilger, welche theils in Baadri blieben, theils aber auch nach einer kurzen Rast nach Scheik Adi weiter zogen. Der erste, welcher bei mir eintrat, war Scheik Mohammed Emin.

»Hast du hinunter vor das Haus gesehen?« fragte er mich.

»Nein.«

»Blicke hinab!«

Ich trat hinaus auf das Dach und sah hinunter. Da standen Hunderte von Menschen bei dem Esel und staunten ihn mit großen Augen an. Einer hatte dem andern erzählt, was geschehen war, und als sie mich hier oben erblickten, traten sie ehrfurchtsvoll vom Hause zurück. Das hatte ich nicht beabsichtigt! Ich war einem lustigen Einfall gefolgt, keineswegs aber wollte ich diese Leute in ihrem törichtem Aberglauben bestärken.

Auch Scheik Ali kam. Er lächelte, als er mich grüßte.

»Emir, wir haben dir eine ruhige Nacht zu verdanken. Du bist ein großer Zauberer. Wird der Esel wieder schreien, wenn der Stein entfernt ist?«

»Ja. Das Tier fürchtet sich bei Nacht und will sich durch den Klang seiner eigenen Stimme ermutigen.«

»Wollt ihr mir zum Frühmahle folgen?«

Wir gingen hinab in die Frauenwohnung. Dort befand sich bereits Halef nebst dem Sohn Seleks, den ich meinen Dolmetscher im Kurdischen nennen mußte, und auch Ifra, der eine auffallend betrübte Miene machte. Die Frau des Bey kam mir mit einem freundlichen Gesicht entgegen und bot mir die Hand.

»Sabah'l kher – guten Morgen!« grüßte ich sie.

»Sabah'l kher!« antwortete sie. »Keifata ciava – wie ist dein Befinden?«

»Kangia! Tu ciava – gut; wie befindest du dich?«

»Skuker quode kangia – Gott sei Dank, gut!«

»Du redest ja Kurmangdschi!« rief Ali Bey erstaunt.

»Nur das, was ich gestern abend aus dem Buche des Pir gelernt habe,« antwortete ich. »Und das ist wenig genug.«

»Kommt herbei, und setzt euch!«

Es gab zunächst Kaffee mit Honigkuchen und dann Hammelbraten, den man in dünnen, breiten Stücken wie Brot aß. Dazu trank man Arpa, eine Art Dünnbier, welches der Türke Arpasu, Gerstenwasser zu nennen pflegt. Alle nahmen an dieser Mahlzeit teil; nur der Buluk Emini kauerte trübsinnig seitwärts.

»Ifra, warum kommst du nicht zu uns?« fragte ich ihn.

»Ich kann nicht essen, Emir,« antwortete er.

»Was fehlt dir?«

»Trost, Herr. Ich habe bisher meinen Esel geritten, geschlagen und geschimpft, habe ihn so wenig gebürstet und gewaschen, habe ihn wohl auch oft hungern lassen, und nun höre ich, daß es der Vater meines Vaters ist. Draußen steht er, und noch immer hängt ihm der Stein am Schwanz!«

Der Buluk Emini war zu bedauern, und mein Gewissen regte sich; aber die Situation war doch in Wahrheit so toll, daß ich mich nicht enthalten konnte, laut aufzulachen.

»Du lachest!« erwiderte er vorwurfsvoll. »Hättest du einen Esel, welcher der Vater deines Vaters ist, so würdest du weinen. Ich soll dich nach Amadijah bringen, aber ich kann nicht; denn ich setze mich nie wieder auf den Geist meines Großvaters!«

»Das sollst du auch nicht; das wäre ja auch gar nicht möglich, denn auf einen Geist kann sich niemand setzen.«

»Auf wem soll ich denn reiten?«

»Auf deinem Esel.«

Er sah mich mit einem ganz verwirrten Blick an.

»Aber mein Esel ist doch ein Geist; du hast es ja gesagt!«

»Das war nur Scherz.«

»O, du sagst dies nur, um mich zu beruhigen!«

»Nein, sondern ich sage es, weil es mir leid tut, daß du dir meinen Scherz so zu Herzen nimmst.«

»Effendi, du willst mich wirklich nur trösten! Warum ist der Esel so oft mit mir durchgegangen? Warum hat er mich so vielmal heruntergeworfen? Weil er gewußt hat, daß er kein Esel ist und daß ich der Sohn seines Sohnes bin. Und warum

hat der Stein sofort geholfen, als ich tat, was dir die Seele des Esels anbefohlen hat?»

»Sie hat mir nichts anbefohlen, und warum mein Mittel geholfen hat, das will ich dir sagen. Hast du niemals bemerkt, daß der Hahn die Augen schließt, wenn er kräht?»

»Ich habe es gesehen.«

»Halte ihm durch irgend eine Vorrichtung mit Gewalt die Augen offen, so wird er niemals krähen. Hast du beobachtet, daß dein Esel stets den Schwanz erhebt, wenn er schreien will?»

»Ja wirklich, das tut er, Effendi!«

»So Sorge dafür, daß er den Schwanz nicht in die Höhe bringen kann; dann wird er das Schreien lassen.«

»Ist dies wirklich so?»

»Wirklich! Versuche es heute abend, wenn er wieder schreit!«

»So ist der Vater meines Vaters wirklich nicht verzaubert?»

»Nein, ich sage es dir ja!«

»Hamdullillah! Allah sei tausend Dank!«

Er sprang hinaus und riß dem Tiere den Stein vom Schwanz herunter; dann kehrte er eilig zurück, um sich noch nachträglich an dem Mahle zu beteiligen. Daß er, der Untergebene, mit dem Bey zu Tische sitzen durfte, zeigte mir von neuem, wie patriarchalisch die Dschesidi untereinander leben.

Zwölftes Kapitel *Das große Fest*

Eine Stunde später ritt ich mit meinem Dolmetscher in den lichten Morgen hinein spazieren. Mohammed Emin hatte es vorgezogen, daheim zu bleiben und sich überhaupt so wenig wie möglich zu zeigen.

»Kennst du das Tal Idiz?» fragte ich den Begleiter.

»Ja.«

»Wie lange reitet man von hier aus, um hinzukommen?»

»Zwei Stunden.«

»Ich möchte es sehen. Willst du mich hinführen?«

»Wie du befehlst, Herr. Wollen wir direkt oder über Scheik Adi?«

»Welcher Weg ist der kürzere?«

»Der direkte; aber er ist auch der beschwerlichere.«

»Wir wählen ihn dennoch.«

»Wird dein Pferd ihn aushalten? Es ist ein kostbares Tier, wie ich kaum jemals so eines gesehen habe; aber es wird wohl nur die Ebene gewohnt sein.«

»Gerade heute will ich es prüfen.«

Wir hatten Baadri hinter uns. Der Weg, unter dem man sich ja nicht einen gebahnten Steig zu denken hat, ging steil bergan und wieder steil bergab, aber mein Rappe hielt wacker aus. Die Höhen, welche erst mit Gebüsch bestanden waren, zeigten sich jetzt von dichtem, dunklem Wald besetzt, unter dessen Laub- und Nadelkronen wir dahinritten. Endlich wurde der Pfad so gefährlich, daß wir absteigen und die Pferde führen mußten. Es war erforderlich, jede Stelle genau zu untersuchen, ehe wir den Fuß auf dieselbe setzten. Das Pferd des Dolmetschers war diese Art Terrain gewohnt: es trat mit mehr Sicherheit auf und wußte die gefährlichen Stellen aus Erfahrung besser von den ungefährlichen zu unterscheiden; aber mein Rappe besaß einen glücklichen Instinkt und eine außerordentliche Vorsichtigkeit, und ich bekam die Überzeugung, daß er bereits nach kurzer Übung ein sehr guter Berggänger sein werde; wenigstens zeigte er bereits heute, daß er nicht ermüdete, während das andere Tier schwitzte und endlich auch mit dem Atem zu kämpfen begann.

Die zwei Stunden waren beinahe abgelaufen, als wir an ein Dickicht gelangten, hinter welchem die Felsen fast senkrecht hinabfielen.

»Das ist das Tal,« meinte der Führer.

»Wie kommen wir hinab?«

»Es gibt nur einen Weg, hinunterzukommen, und dieser führt von Scheik Adi hierher.«

»Ist er betreten?«

»Nein; er ist von dem übrigen Boden gar nicht zu unterscheiden. Komm!«

Ich folgte ihm längs der dichten Büsche hin, welche den Rand des Tales ringsum so vollständig bedeckten, daß ein führerloser Fremder von dem Dasein des letzteren sicher nicht das mindeste geahnt hätte. Nach einiger Zeit gelangten wir an eine Stelle, an welcher der Führer wieder abstieg. Er deutete nach rechts.

»Hier kommt man durch den Wald nach Scheik Adi, aber nur ein Dschesidi weiß den Weg zu finden. Und hier links geht es in das Tal hinab.«

Er schob die Büsche auseinander, und nun sah ich vor mir einen weiten Talkessel, dessen Wände steil emporstiegen und zum Auf- und Niedersteigen nur die eine Stelle boten, an welcher wir uns befanden. Wir kletterten, die Pferde am Zügel führend, hinab. Unten angelangt, konnte ich das Tal in seiner ganzen Breite überschauen. Es war groß genug, um mehreren tausend Menschen eine Zuflucht zu bieten, und verschiedene Höhlenöffnungen nebst anderen Anzeichen ließen vermuten, daß es vor noch nicht sehr langer Zeit bereits Bewohner gehabt habe. Die Sohle des Kessels war mit einem kräftigen Graswuchse überzogen, welcher selbst das Verbergen von Herden hier erleichterte, und einige künstlich in den Boden gegrabene Löcher hatten Trinkwasser genug für viele durstige Kehlen.

Wir ließen die Pferde weiden und legten uns in das Gras. Als bald begann ich das Gespräch mit der Bemerkung:

»Das ist ein Versteck, wie die Natur es nicht praktischer anlegen konnte.«

»Es hat diesem Zwecke auch bereits gedient, Effendi. Bei der letzten Verfolgung der Dschesidi haben über tausend Menschen hier ihre Sicherheit gefunden. Darum wird kein Angehöriger unsers Glaubens diesen Ort verraten. Man weiß ja nicht, ob man ihn wieder brauchen wird.«

»Das scheint nun jetzt der Fall zu werden.«

»Ich weiß es. Aber es handelt sich jetzt nicht um eine allgemeine Verfolgung angeblich um des Glaubens willen, sondern nur um eine Maßregel, welche den Zweck hat, uns auszuplün-

dern. Der Mutessarif sendet fünfzehnhundert Mann gegen uns, die uns unerwartet überfallen sollen; aber er wird sich täuschen. Wir haben seit sehr langen Jahren das Fest nicht gefeiert; darum wird kommen, wer nur kommen kann, so daß wir den Türken einige tausend kampfbereite Männer entgegenstellen können.«

»Sind sie alle bewaffnet?«

»Alle. Du selbst wirst sehen, wie viel bei unserem Feste geschossen wird. Der Mutessarif braucht für seine Soldaten während eines ganzen Jahres nicht so viel Pulver, wie wir in diesen drei Tagen für unsere Freudensalven.«

»Warum verfolgt man euch? Des Glaubens wegen?«

»Denke dies nicht, Emir! Dem Mutessarif ist der Glaube sehr gleichgültig. Er hat nur das eine Ziel, reich zu werden, und dazu müssen ihm bald die Araber und die Chaldäer, bald die Kurden oder die Dschesidi verhelfen. Oder meinst du, daß unser Glaube so schlimm sei, daß er verdiene, ausgerottet zu werden?«

Auf diesem Punkte wollte ich den jungen Mann haben. Von ihm konnte ich erfahren, was der Pir mir noch nicht gesagt hatte.

»Ich kenne ihn nicht,« antwortete ich.

»Und hast auch noch nichts über ihn gehört?«

»Sehr wenig, und dieses glaube ich nicht.«

»Ja, Effendi, man redet sehr viel Unwahres über uns. Hast du auch von meinem Vater nichts erfahren oder von Pali und Melaf?«

»Nein; wenigstens nichts Hauptsächliches; aber ich denke, daß du mir einiges sagen wirst.«

»O Emir, wir sprechen nie zu Fremden über unsern Glauben!«

»Bin ich dir fremd?«

»Nein. Du hast dem Vater und den beiden Andern das Leben gerettet und auch jetzt uns vor den Türken gewarnt, wie ich vom Bey erfahren habe. Du bist der Einzige, dem ich Auskunft erteilen werde. Aber ich muß dir sagen, daß ich selbst nicht alles weiß.«

»Gibt es bei euch Dinge, die nicht jeder wissen darf?«

»Nein. Aber gibt es nicht in jedem Hause Dinge, welche die Eltern ganz allein zu wissen brauchen? Unsere Priester sind unsere Väter.«

»Darf ich dich fragen?«

»Frage; aber ich bitte dich, einen Namen nicht zu nennen!«

»Ich weiß es; aber ich möchte grad über diesen Gegenstand einiges wissen. Wirst du mir Auskunft geben, wenn ich das Wort vermeide?«

»Soviel ich's vermag, ja.«

Dieses Wort war der Name des Teufels, den die Dschesidi niemals aussprechen. Das Wort Scheïtan ist bei ihnen so verpönt, daß sie selbst ähnliche Worte sorgfältig vermeiden. Wenn sie z.B. von einem Flusse sprechen, so sagen sie »Nahr«, aber niemals »Schat«, weil dieses letztere Wort mit der ersten Silbe von Scheïtan in naher Beziehung steht. Das Wort »Keïtan« (Franse oder Faden) wird vermieden und auch die Wörter »Naal« (Hufeisen) und »Naal-band« (Hufschmied), weil sie mit den Worten »Laan« (Fluch) und »mahlun« (verflucht) in einer gewissen Nähe stehen. Sie sprechen vom Teufel nur in Umschreibung, und zwar mit Ehrfurcht. Sie nennen ihn Melek el Kuht, der mächtige König oder Melek Ta-us, König Pfauhahn.

»Ihr habt neben dem guten Gott auch noch ein anderes Wesen?«

»Neben? Nein. Das Wesen, welches du meinst, steht unter Gott. Dieser Kyral meleklerün war das oberste der himmlischen Wesen; aber Gott war sein Schöpfer und Herr.«

»Wo ist er jetzt?«

»Er empörte sich gegen Gott, und Gott verbannte ihn.«

»Wohin?«

»Auf die Erde und auf alle Sterne.«

»Nun ist er der Herr derjenigen, die in der Dschehennah wohnen?«

»Nein. Ihr glaubt wohl, daß er ewig unglücklich ist?«

»Ja.«

»Glaubt ihr auch, daß Gott allgütig, gnädig und barmherzig ist?«

»Ja.«

»Dann wird er auch verzeihen – den Menschen und den Engeln, welche gegen ihn sündigen. Das glauben wir, und darum bedauern wir jenen, welchen du meinst. Jetzt kann er uns schaden, und darum nennen wir seinen Namen nicht. Später, wenn er seine Macht zurückerhält, kann er die Menschen belohnen, und darum reden wir nichts Böses von ihm.«

»Ihr verehrt ihn? Ihr betet ihn an?«

»Nein, denn er ist Gottes Geschöpf wie wir; aber wir hüten uns, ihn zu beleidigen.«

»Was bedeutet der Hahn, welcher bei euren Gottesdiensten zugegen ist?«

»Der bedeutet jenen nicht, welchen du meinst. Er ist ein Bild der Wachsamkeit. Hat euch Azerat Esau, der Sohn Gottes, nicht erzählt von den Jungfrauen, welche den Bräutigam erwarteten?«

»Ja.«

»Fünf von ihnen schliefen ein und dürfen nun nicht in den Himmel. Kennst du die Erzählung von dem Jünger, welcher seinen Meister verleugnete?«

»Ja.«

»Auch da krächte der Hahn. Darum ist er bei uns das Zeichen, daß wir wachen, daß wir den großen Bräutigam erwarten.«

»Glaubt ihr das, was die Bibel erzählt?«

»Wir glauben es, obgleich ich nicht alles weiß, was sie erzählt.«

»Habt ihr nicht auch ein heiliges Buch, in welchem eure Lehren verzeichnet sind?«

»Wir hatten ein solches. Es wurde in Baascheikha aufbewahrt, aber ich habe gehört, daß es verloren gegangen ist.«

»Welches sind eure heiligen Handlungen?«

»Du wirst sie alle in Scheik Adi kennen lernen.«

»Kannst du mir sagen, wer Scheik Adi war?«

»Das weiß ich nicht genau.«

»Betet ihr zu ihm?«

»Nein. Wir verehren ihn nur dadurch, daß wir an seinem Grabe zu Gott beten. Er war ein Heiliger und wohnt bei Gott.«

»Welche Arten von Priestern gibt es bei euch?«

»Zunächst kommen die Pirs. Dieses Wort heißt eigentlich ein alter oder ein weiser Mann; hier aber bedeutet es ein heiliger Mann.«

»Wie kleiden sie sich?«

»Sie können sich kleiden, wie es ihnen gefällt; aber sie führen ein sehr frommes Leben, und Gott gibt ihnen die Macht, durch ihre Fürbitte alle Krankheiten des Leibes und der Seele zu heilen.«

»Gibt es viele Pirs?«

»Ich kenne jetzt nur drei. Pir Kamek ist der größte von ihnen.«

»Weiter!«

»Nach ihnen kommen die Scheiks. Sie müssen so viel Arabisch lernen, um unsere heiligen Lieder zu verstehen.«

»Werden diese in arabischer Sprache gesungen?«

»Ja.«

»Warum nicht in kurdischer?«

»Ich weiß es nicht. Aus den Scheiks werden die Wächter des heiligen Grabes gewählt, wo sie das Feuer unterhalten und die Pilger bewirten müssen.«

»Haben sie eine besondere Kleidung?«

»Sie gehen ganz weiß gekleidet und tragen als Zeichen ihres Amtes einen Gürtel, welcher rot und gelb ist. Nach diesen Scheiks kommen die Prediger, welche wir Kawals nennen. Sie können die heiligen Instrumente spielen und gehen von Ort zu Ort, um die Gläubigen zu belehren.«

»Welches sind die heiligen Instrumente?«

»Das Tamburin und die Flöte. Auch verstehen die Kawals bei den hohen Festen zu singen.«

»Wie kleiden sie sich?«

»Sie können alle Farben tragen, doch kleiden sie sich gewöhnlich weiß. Dann aber muß ihr Turban schwarz sein, zur

Unterscheidung von den Scheiks. Nach ihnen kommen die Fakirs, welche die niederen Dienste am Grabe und auch anderswo verrichten. Sie haben meist dunkle Gewänder und tragen ein rotes Tuch quer über dem Turban.«

»Wer ernennt eure Priester?«

»Sie werden nicht ernannt, denn diese Würde ist erblich. Wenn ein Priester stirbt und keinen Sohn hinterläßt, so geht sein Amt auf seine älteste Tochter über.«

Das war allerdings höchst merkwürdig, besonders im Orient!

»Und wer ist der Oberste aller Priester?«

»Der Scheik von Baadri. Du hast ihn noch nicht gesehen, denn er befindet sich bereits in Scheik Adi, um das Fest vorzubereiten. Hast du noch etwas zu fragen?«

»Noch vieles! Werden eure Kinder getauft?«

»Getauft und beschnitten.«

»Gibt es unreine Speisen, welche ihr nicht essen dürft?«

»Wir essen kein Schweinefleisch und haben keine blaue Farbe, denn der Himmel ist so erhaben, daß wir seine Farbe nicht unsern irdischen Dingen geben mögen.«

»Habt ihr eine Kiblah?«

»Ja. Wenn wir beten, so wenden wir das Angesicht dem Orte zu, an welchem an diesem Tage die Sonne aufgegangen ist. Auch die Toten werden bei ihrem Begräbnisse so gelegt, daß ihr Angesicht nach dieser Gegend gerichtet ist.«

»Weißt du, woher eure Religion gekommen ist?«

»Scheik Adi, der Heilige, hat sie uns gelehrt. Wir selber aber sind aus den Ländern des untern Euphrat gekommen. Dann zogen unsere Väter nach Syrien, nach dem Sindschar und endlich hierher.«

Ich hätte sehr gern noch weiter gefragt, aber es erschallte von oben her ein Schrei, und als wir emporblickten, erkannten wir Seleki, welcher im Begriffe war, zu uns herabzusteigen. Bald stand er neben uns und reichte uns die Hand.

»Beinahe hätte ich euch erschossen,« lautete sein Gruß.

»Uns? Warum?« fragte ich.

»Von oben herab hielt ich euch für Fremde, und solche dür-

fen in dieses Tal nicht eindringen. Dann aber erkannte ich euch. Ich komme, um nachzusehen, ob das Tal der Vorbereitung bedarf.«

»Zur Aufnahme der Flüchtigen?«

»Der Flüchtigen? Wir werden nicht fliehen; aber ich habe dem Bey erzählt, wie listig du die Feinde der Schammar nach jenem Tale locktest, in welchem ihr sie gefangen nahmt, und wir werden ganz dasselbe tun.«

»Ihr wollt die Türken hierher locken?«

»Nein, sondern nach Scheik Adi; die Pilger aber sollen während des Kampfes hier untergebracht werden. Der Bey hat es so befohlen, und der Scheik ist damit einverstanden.«

Er untersuchte das Wasser und die Höhlen und fragte uns dann, ob wir ihn zurückbegleiten wollten. Dies verstand sich ganz von selbst. Wir führten unsere Pferde empor, saßen dann auf und hielten stracks auf Baadri zu. Als wir dort ankamen, fand ich den Bey einigermaßen in Aufregung.

»Ich habe Kunde erhalten, seitdem du fortgeritten bist,« sagte er. »Die Türken aus Diarbekir stehen bereits am Ghomelflusse, und die aus Kerkjuk haben unterhalb der Berge auch schon denselben Fluß erreicht.«

»So sind deine Kundschafter von Amadijah bereits zurück?«

»Sie sind gar nicht bis Amadijah gekommen, denn sie mußten sich teilen, um diese Truppen zu beobachten. Es ist nun erwiesen, daß der geplante Überfall nur uns gilt.«

»Ist es bereits bekannt?«

»Nein, denn dadurch könnte der Feind erfahren, daß er uns gerüstet finden wird. Ich sage dir, Emir, ich werde entweder sterben oder diesem Mutessarif eine Lehre geben, die er nie vergessen soll!«

»Ich werde bis nach dem Kampfe bei dir bleiben.«

»Ich danke dir, Emir; aber kämpfen sollst du nicht!«

»Warum nicht?«

»Du bist mein Gast: Gott hat mir dein Leben anvertraut.«

»Gott kann es am besten schützen. Soll ich dein Gast sein

und dich allein in den Kampf gehen lassen? Sollen die Deinen von mir erzählen, daß ich ein Feigling bin?»

»Das werden sie niemals sagen. Bist du nicht auch der Gast des Mutessarif gewesen? Hast du nicht seinen Paß und seine Briefe in der Tasche? Und jetzt willst du gegen ihn kämpfen? Mußt du nicht deinen Arm aufheben für den Sohn deines Freundes, den ihr befreien wollt? Und kannst du mir nicht dienen, auch ohne daß du meine Feinde tötest?»

»Du hast recht in allem, was du sagest. Ich wollte aber auch nicht töten, sondern vielleicht dahin wirken, daß kein Blut vergossen wird.«

»Laß diese Sorge mir, Effendi! Ich trachte nicht nach Blut; ich will nur den Tyrannen von mir weisen.«

»Wie willst du dies durchführen?»

»Weißt du, daß in Scheik Adi bereits dreitausend Pilger eingetroffen sind? Bis zum Beginne des Festes werden es sechstausend und noch mehr sein.«

»Männer, Frauen und Kinder?»

»Ja. Die Frauen und Kinder sende ich in das Tal Idiz, und nur die Männer bleiben zurück. Die Truppen aus Diarbekir und Kerkjuk werden sich auf dem Wege von Kaloni her vereinigen, und die aus Mossul kommen über Dscherraijah oder Aïn Sifni herauf. Sie wollen uns in dem Tale des Heiligen einschließen; wir aber steigen hinter dem Grabe empor und stehen rund um das Tal, wenn sie eingerückt sind. Dann können wir sie niederstrecken bis auf den letzten Mann, wenn sie sich nicht ergeben. Andernfalls aber sende ich einen Boten an den Mutessarif und stelle meine Bedingungen, unter denen ich sie freigebe. Er wird sich dann vor dem Großherrn in Stambul zu verantworten haben.«

»Er wird diesem die Angelegenheit in einem falschen Lichte schildern.«

»Aber es wird ihm nicht gelingen, den Padischah zu täuschen; denn ich habe vorhin eine heimliche Gesandtschaft nach Stambul gesandt, welche ihm zuvorkommen wird.«

Ich mußte mir im Innern eingestehen, daß Ali Bey nicht nur

ein mutiger, sondern auch ein kluger und darum vorsichtiger Mann sei.

»Und wie willst du mich verwenden?« fragte ich ihn.

»Du sollst mit jenen ziehen, welche unsere Frauen und Kinder und unsere Habe beschützen werden.«

»Euere Habe nehmt ihr mit?«

»So viel wir fortbringen. Ich werde noch heute allen Bewohnern von Baadri sagen lassen, daß sie alles nach dem Tale Idiz schaffen mögen, aber heimlich, damit mein Plan nicht verraten werde.«

»Und Scheik Mohammed Emin?«

»Er geht mit dir. Ihr könntet jetzt nicht nach Amadijah kommen, da der Weg dorthin bereits nicht mehr frei ist.«

»Die Türken würden das Bu-djeruldi des Großherrn und den Ferman des Mutessarif achten müssen.«

»Aber es sind Leute aus Kerkjuk dabei, und wie leicht ist es möglich, daß einer von ihnen Mohammed Emin kennt!«

Noch während wir sprachen, kamen zwei Männer in das Haus. Es waren meine beiden alten Bekannten Pali und Melaf, welche ganz außer sich waren, als sie mich erblickten, und mir vor Freude wohl zehnmal die Hände küßten.

»Wo ist der Pir?« fragte Ali Bey.

»Im Grabe des Jonas bei Kufjundschik. Er sendet uns, um dir zu sagen, daß wir am zweiten Tage des Festes früh am Morgen überfallen werden sollen.«

»Kennt er den Vorwand, welchen der Mutessarif angeben wird?«

»Es sind in Malthaijah von einem Dschesidi zwei Türken erschlagen worden. Er will die Täter in Scheik Adi holen.«

»Es sind in Malthaijah von zwei Türken zwei Dschesidi erschlagen worden, so lautet die Wahrheit. Siehst du, Emir, wie diese Türken sind? Sie erschlagen meine Leute, um Ursache zum Einfall in unser Gebiet zu haben. Mögen sie finden, was sie suchen!«

Ich begab mich mit meinem Dolmetscher nach meinem Zimmer, wo ich meine Übungen begann. Mohammed Emin saß wortlos dabei, rauchte seine Pfeife und wunderte sich baß

darüber, daß ich mir so viele Mühe gab, ein Buch zu lesen und die Worte einer fremden Sprache zu verstehen. Dies tat ich während des ganzen Tages und am Abend. Auch der nächste Tag verging unter dieser angenehmen Beschäftigung.

Unterdessen hatte ich bemerkt, daß die Bewohner von Baadri ihre Habe ohne Aufsehen fortschafften; auch wurde in einer Stube unseres Hauses eine große Menge Kugeln gegossen. Beifügen muß ich noch, daß der Esel des Buluk Emini während dieser Zeit nicht wieder laut geworden war, da ihm sein Herr und Meister sofort bei Einbruch der Dunkelheit den Stein an den Schwanz befestigt hatte.

Pilger kamen fortwährend, bald einzeln, bald in Familien und bald in größeren Trupps. Viele waren arm und auf die Mildtätigkeit anderer angewiesen. Dann trieb einer eine Ziege oder einen fetten Hammel herbei; reichere Leute hatten einen Ochsen oder zwei, ja einige Male sah ich sogar ganze Herden vorüberziehen. Das waren die Liebes- und Opfergaben, welche die Wohlhabenden zum heiligen Grabe brachten, damit ihre armen Brüder nicht Mangel leiden sollten. So viele auch kamen und gingen: – meine Baschi-Bozuks und Arnauten blieben verschollen, und ich habe bis zum heutigen Tage nicht erfahren, wo sie geblieben sind.

Am dritten Tage, dem ersten Tage des Festes, saß ich mit meinem Dolmetscher wieder beim Buche. Es war noch vor Sonnenaufgang. Ich war in die Arbeit so vertieft, daß ich gar nicht bemerkte, daß der Buluk Emini eingetreten war.

»Emir!« rief er, nachdem er sich bereits einige Male geräuspert hatte, ohne daß es von mir bemerkt worden war.

»Was gibt es?«

»Fort!«

Jetzt erst bemerkte ich, daß er bereits gespornt und gestieft sei, übergab dem Sohne Seleks das Buch und sprang auf. Ich hatte ganz vergessen, daß ich mich baden und frische Wäsche anlegen müsse, wenn ich überhaupt am Grabe des Heiligen würdig erscheinen wollte. Ich nahm die Wäsche zu mir, ging hinab und eilte hinaus vor das Dorf. Der Bach wimmelte von

Badenden und ich mußte ziemlich weit gehen, um eine Stelle zu finden, an welcher ich mich unbeobachtet glaubte.

Hier badete ich und wechselte die Wäsche, eine Prozedur, welche man auf Reisen im Oriente nicht gar zu häufig vornehmen kann. Daher fühlte ich mich wie neugeboren und wollte bereits den Ort verlassen, als ich eine leise Bewegung des Gebüsches bemerkte, welches sich an den Ufern des Baches hinzog. War es ein Tier oder ein Mensch? Wir standen auf dem Kriegsfuße, und so konnte es nichts schaden, wenn ich die Sache einmal näher untersuchte. Ich tat daher vollständig unbefangen, pflückte einige Blumen und näherte mich dabei scheinbar absichtslos dem Orte, an dem ich die erwähnte Bewegung bemerkt hatte. Dabei kehrte ich dem Busche den Rücken zu; plötzlich aber drehte ich mich um und stand mit einem schnellen Sprunge mitten im dichten Zweigwerk. Vor mir kauerte ein Mann, er sah noch jung aus, hatte aber beinahe einen militärischen Anstrich, obgleich ich nur ein Messer als einzige Waffe bei ihm bemerkte. Eine breite Narbe zog sich über seine rechte Wange. Er erhob sich und wollte sich rasch zurückziehen, ich aber faßte seine Hand und hielt ihn fest.

»Was tust du hier?« fragte ich.

»Nichts.«

»Wer bist du?«

»Ein – ein Dschesidi,« klang es zaghaft.

»Woher?«

»Ich heiße Lassa und bin ein Dassini.«

Ich hatte gehört, daß die Dassini eine der vornehmsten Familien der Dschesidi seien; er sah mir aber gar nicht aus wie ein Teufelsanbeter.

»Ich habe dich gefragt, was du hier tust?«

»Ich versteckte mich, weil ich dich nicht stören wollte.«

»Und was tatest du vorher hier?«

»Ich wollte baden.«

»Wo hast du die Wäsche?«

»Ich habe keine.«

»Du warst vor mir hier und hattest also das Recht hier zu

bleiben, statt dich zu verstecken. Wo hast du diese Nacht geschlafen?»

»Im Dorfe.«

»Bei wem?»

»Bei – bei – bei – – ich kenne seinen Namen nicht.«

»Ein Dassini kehrt bei keinem Manne ein, dessen Namen er nicht kennt. Komm mit mir und zeige mir deinen Wirt!«

»Ich muß vorher baden!«

»Das wirst du nachher tun. Vorwärts!«

Er versuchte, sich von meinem Griffe zu befreien.

»Mit welchem Rechte sprichst du in dieser Weise zu mir?»

»Mit dem Rechte des Mißtrauens.«

»Ebenso könnte ich dir mißtrauen!«

»Natürlich! Ich bitte dich, es zu tun. Dann führst du mich in das Dorf, und es wird sich zeigen, wer ich bin.«

»Gehe, wohin es dir beliebt!«

»Das tue ich auch; aber du wirst mich begleiten.«

Sein Blick hing an meinem Gürtel; er bemerkte, daß ich keine Waffe bei mir trug, und ich sah es ihm an, daß er im Begriffe stehe, nach seinem Messer zu greifen. Dies konnte mich aber nicht irre machen; darum hielt ich sein Handgelenk nur fester und gab ihm einen scharfen Ruck, der ihn zwang, aus dem Busch heraus in das Freie zu treten.

»Was wagest du?» blitzte er mich an.

»Gar nichts. Du gehst mit mir; tschapuk – sofort!«

»Laß meine Hand los, sonst – – –!«

»Was sonst?»

»Brauche ich Gewalt!«

»Brauche sie!«

»Da – – –!«

Er zog das Messer und stieß nach mir; ich aber griff von unten herauf und faßte nun auch seine zweite Hand.

»Schade um dich; denn du scheinst kein Feigling zu sein!«

Ich drückte ihm die Hand, daß er das Messer fallen ließ, hob dasselbe schnell auf und faßte ihn bei der Jacke.

»Nun vorwärts, sonst – –! Hier nimm meine Wäsche auf, und trage sie!«

»Herr, tue es nicht!«

»Warum nicht?«

»Bist du ein Dschesidi?«

»Nein.«

»Warum willst du mich dann nach dem Dorfe schaffen?«

»Das will ich dir sagen: du bist ein türkischer Soldat, ein Spion.«

Er erbleichte.

»Du irrst, Herr! Wenn du kein Dschesidi bist, so laß mich frei!«

»Dschesidi oder nicht; vorwärts!«

Er krümmte sich unter meinem Griffe, aber er mußte mit. Ich zwang ihn sogar, meine Wäsche zu tragen. Wir erregten kein geringes Aufsehen, als wir das Dorf erreichten, und eine ziemliche Menschenmenge folgte uns nach der Wohnung des Beys. Er befand sich im Selamlik, wohin ich auch den Fremden schaffte. Unweit der Türe stand, ohne daß der Gefangene ihn bemerkte, mein Baschi-Bozuk, der eine sehr überraschte Miene machte, als wir an ihm vorübergingen. Er mußte ihn kennen.

»Wen bringst du mir da?« fragte Ali Bey.

»Einen Fremden, den ich draußen am Bache fand. Er hatte sich versteckt, und zwar an einem Orte, von welchem aus er das ganze Dorf und auch den Weg nach Scheik Adi überblicken konnte.«

»Wer ist er?«

»Er behauptet, Lassa zu heißen und ein Dassini zu sein.«

»Dann müßte ich ihn kennen; auch gibt es keinen Dassini dieses Namens.«

»Er stach nach mir, als ich ihn zwang, mit mir zu gehen. Hier ist er. Tue mit ihm, was du willst!«

Ich verließ den Raum. Draußen stand der Buluk Emini noch.

»Kennst du den Mann, den ich jetzt brachte?«

»Ja. Was hat er getan, Emir? Gewiß hast du ihn erkannt! Er ist kein Dieb und kein Räuber.«

»Was sonst?«

»Er ist Kol Agassi {überzähliger Stabsoffizier zu Fuße} bei meinem Regiment.«

»Ah! Wie heißt er?«

»Nasir. Wir nannten ihn Nasir Agassi. Er ist der Freund des Miralai Omar Amed.«

»Gut; sage Halef, daß er satteln möge!«

Ich kehrte in das Selamlik zurück, wo vor Mohammed Emin und einigen der zufällig anwesenden bedeutenderen Dorfbewohner das Verhör bereits begonnen hatte.

»Seit wann lagst du im Busche?« fragte der Bey.

»Seit dieser Mann hier badete.«

»Dieser Mann ist ein Emir; merke dir das! Du bist kein Das-sini und auch kein Dschesidi. Wie heißt du?«

»Das sage ich nicht!«

»Warum nicht?«

»Ich habe eine Blutrache da droben in den kurdischen Bergen; ich muß verschweigen, wer ich bin und wie ich heiße.«

»Seit wann hat ein Kol Agassi mit der Blutrache des freien Kurden zu tun?« fragte ich ihn.

Er wurde noch bleicher als vorhin am Bache.

»Kol Agassi? Was meinst du?« fragte er dennoch beherzt.

»Ich meine, daß ich Nasir Agassi, den Vertrauten vom Miralai Omar Amed, so genau kenne, daß ich mich nicht täuschen lasse.«

»Du – du – du kennst mich? Wallahi, so bin ich verloren; das ist mein Verhängnis!«

»Nein; es ist dein Kismet nicht. Gestehe aufrichtig, was du hier tatest, so wird dir vielleicht nichts geschehen!«

»Ich habe nichts zu sagen.«

»Dann bist du verl – – –«

Ich unterbrach den zornigen Bey mit einer schnellen Handbewegung und wandte mich wieder zu dem Gefangenen.

»Ist das von der Blutrache die Wahrheit?«

»Ja, Emir!«

»So sei ein anderes Mal vorsichtiger. Wenn du mir versprichst, unverweilt nach Mossul zurückzukehren und die Rache für jetzt aufzuschieben, so bist du frei.«

»Effendi!« rief da der Bey erschrocken. »Bedenke doch, daß wir ja – –«

»Ich weiß, was du sagen willst,« unterbrach ich ihn abermals. »Dieser Mann ist ein Stabsoffizier des Mutessarif, ein Kol Agassi, aus dem einst vielleicht ein General werden kann, und du lebst mit dem Mutessarif in Freundschaft und in tiefstem Frieden. Es tut mir jetzt leid, diesen Offizier belästigt zu haben, was gar nicht geschehen wäre, wenn ich ihn sofort gekannt hätte. – Du versprichst mir also, unverweilt nach Mossul zurückzukehren?«

»Ich verspreche es.«

»Betrifft diese Rache einen Dschesidi?«

»Nein.«

»So gehe, und Allah behüte dich, daß die Rache nicht gefährlich für dich selbst wird!«

Er stand ganz erstaunt. Noch vor einem Augenblick hatte er den gewissen Tod vor sich gesehen, und jetzt sah er sich frei. Er faßte meine Hand und rief:

»Emir, ich danke dir! Allah segne dich und alle die Deinen!«

Dann war er in größter Eile zur Tür hinaus. Er mochte befürchten, daß wir unsere Großmut noch bereuen könnten.

»Was hast du getan!« sagte Ali Bey mehr erzürnt als erstaunt.

»Das Beste, was ich tun konnte,« antwortete ich.

»Das Beste? Dieser Mensch ist ein Spion!«

»Das ist richtig.«

»Und hatte den Tod verdient!«

»Das ist richtig.«

»Und du schenktest ihm die Freiheit! Zwangst ihn nicht zum Geständnis!«

Auch die andern Dschesidi schauten finster drein. Ich ließ mich dies nicht anfechten und antwortete:

»Was hättest du durch sein Geständnis erfahren?«

»Vielleicht viel!«

»Nicht mehr, als wir bereits wissen. Und übrigens schien er der Mann zu sein, der lieber stirbt als gesteht.«

»So hätten wir ihn getötet!«

»Und was wäre die Folge davon gewesen?«

»Daß es einen Spion weniger gegeben hätte!«

»O, die Folgen wären noch ganz andere gewesen. Der Kol Agassi war jedenfalls abgeschickt, sich zu überzeugen, ob wir eine Ahnung von dem beabsichtigten Überfalle haben. Töten wir ihn, oder hielten wir ihn gefangen, so kehrte er nicht zurück, und man hätte gewußt, daß wir bereits gewarnt sind. Nun aber hat er seine Freiheit wieder erhalten, und der Miralai Omar Amed wird als ganz sicher annehmen, daß wir nicht das geringste von dem Anschläge des Mutessarif ahnen. Es würde doch die allergrößte Dummheit sein, einen Spion zu entlassen, wenn man überzeugt ist, daß man überfallen werden soll – so werden sie sich sagen. Habe ich recht?«

Der Bey umarmte mich.

»Verzeih, Emir! Meine Gedanken reichten nicht so weit wie die deinigen. Aber ich werde ihm einen Späher nachsenden, um mich zu überzeugen, daß er auch wirklich fortgeht.«

»Auch dies wirst du nicht tun.«

»Warum nicht?«

»Er könnte grad dadurch auf das aufmerksam werden, was wir ihm durch seine Freilassung verborgen haben. Er wird sich hüten, hier zu bleiben, und übrigens kommen jetzt genug Leute an, bei denen du dich erkundigen kannst, ob sie ihm begegnet sind.«

Auch hier drang ich durch. Es war mir eine angenehme Genugtuung, zwei Vorteile verbunden zu haben: ich hatte einem Menschen, der doch nur auf Befehl gehandelt hatte, das Leben erhalten und zu gleicher Zeit den Plan des Mutessarif vereitelt. Mit diesem Gefühle ging ich in das Frauengemach, welches hier eigentlich Küche genannt werden mußte, um das Frühstück einzunehmen. Vorher aber holte ich aus meiner kleinen Raritätensammlung, die ich von Isla Ben Maflei erhalten hatte, ein Armband, an welchem ein Medaillon angebracht war.

Der kleine Bey war auch bereits munter. Während ihn seine Mutter hielt, versuchte ich seine niedliche Physiognomie zu Papiere zu bringen. Es gelang ganz leidlich, denn Kinder sind

einander ähnlich. Dann legte ich das Papier in das Medaillon und gab der Mutter das Armband.

»Trage dies als Andenken an den Emir der Nemtsche,« bat ich sie; »das Gesicht deines Sohnes befindet sich darin; es wird ewig jung bleiben, auch wenn er alt geworden ist.«

Sie sah das Bild an und war ganz entzückt. In fünf Minuten hatte sie es sämtlichen Bewohnern des Hauses und allen Anwesenden gezeigt, und ich konnte mich vor Dankbarkeitsbezeugungen kaum retten. Dann aber brachen wir auf, allerdings nicht mit dem Gefühle, daß es zu einer Lustbarkeit gehe, sondern in sehr ernster Stimmung.

Ali Bey hatte seine kostbarste Kleidung angelegt. Er ritt mit mir voraus, und dann folgten die angesehensten Leute des Dorfes. Mohammed Emin befand sich natürlich an unserer Seite. Er war mißmutig, da unser Ritt nach Amadijah eine solche Unterbrechung erlitten hatte. Vor uns her zog eine Schar von Musikanten mit Flöten und Tamburins. Hinterher kamen die Frauen, meist mit Eseln, die mit Teppichen, Kissen und allerlei Gerätschaften beladen waren.

»Hast du deine Vorbereitungen für Baadri getroffen?« fragte ich den Bey.

»Ja. Bis Dscherajah stehen Posten, welche mir das Nahen des Feindes sofort melden.«

»Baadri wirst du den Türken ohne Verteidigung lassen?«

»Natürlich. Sie werden still hindurchziehen, um uns nicht vor der Zeit aufmerksam zu machen.«

Von jetzt an ging es sehr laut um uns zu. Wir wurden von Reitern umschwärmt, welche Scheingefechte aufführten, und von allen Seiten knallten unaufhörlich Salven. Jetzt wurde der Weg sehr schmal und wand sich stellenweise so steil an den Bergen empor, daß wir absteigen und, einer hinter dem andern, unsere Pferde über die Felsen führen mußten. Erst nach einer starken Stunde erreichten wir den Gipfel des Passes und konnten nun in das grüne bewaldete Tal von Scheik Adi hinabblicken.

Ein jeder schoß, sobald er die weiße Turmspitze des Grabmales erblickte, sein Gewehr ab, und von unten herauf ant-

worteten ununterbrochen Schüsse, so daß ein großes Infanteriegefecht stattzufinden schien, dessen Echo in den Bergen widerhallte. Hinter uns kamen immer neue Züge, und als wir den Abhang hinabritten, sahen wir rechts und links zur Seite zahlreiche Pilger unter den Bäumen liegen. Sie ruhten sich hier von den Strapazen des Steigens aus und genossen dabei den Anblick des Heiligtumes und der herrlichen Gebirgsnatur, der für die Bewohner der Ebene eine wahre Erquickung sein mußte.

Wir hatten das Grabmal noch nicht erreicht, so kam uns Mir Scheik Khan, das geistliche Oberhaupt der Dschesidi, an der Spitze mehrerer Scheiks entgegen. Er wird Emir Hadschi genannt und stammt von der Familie der Ommijaden ab. Seine Familie wird als die Hauptfamilie der Dschesidi betrachtet und Posmir oder Begzadehs genannt. Er selbst war ein kräftiger Greis von mildem, ehrwürdigem Aussehen und schien nicht den mindesten hierarchischen Stolz zu besitzen, denn er verbeugte sich vor mir und umarmte mich dann so innig, wie man es bei einem Sohne tun würde.

»Aaleïk salam u rahhmet Allah. Ser sere men at – der Friede und die Barmherzigkeit Gottes sei mit dir! Ihr seid mir willkommen!« grüßte er.

»Chode scogholeta rast init – Gott stehe dir bei in deinem Amte!« antwortete ich. »Aber willst du nicht türkisch mit mir sprechen? Ich verstehe die Sprache eures Landes noch nicht!«

»Befiehl über mich nach deinem Gefallen, und sei mein Gast in dem Hause dessen, an dessen Grabe wir die Allmacht und die Gnade verehren.«

Wir waren natürlich bei seinem Nahen abgestiegen. Auf einen Wink von ihm wurden unsere Pferde in Empfang genommen, und wir, nämlich Ali Bey, Mohammed Emin und ich, schritten an seiner Seite dem Grabmale zu. Wir kamen zunächst in einen von einer Mauer umgebenen Hof, welcher bereits ganz von Menschen erfüllt war; dann gelangten wir an den Eingang des inneren Hofes, welcher von den Dschesidi nie anders als barfuß betreten wird. Ich folgte diesem Beispiele, zog meine Schuhe aus und ließ sie am Eingange zurück.

In dem innern Hofe standen viele Bäume, deren Schatten den Pilgern Kühlung und Labung bringt; dichter Oleander trieb Blüte an Blüte, und ein ungeheurer Weinstock bildete eine Laube, nach welcher uns der Mir Scheik Khan führte und in der wir Platz nahmen. Einige Scheiks und Kawals ruhten unter den Bäumen, sonst waren wir allein.

In diesem Hofe erhebt sich das eigentliche Gebäude des Grabmales, welches von zwei weißen Türmen überragt wird, die mit dem tiefen Grün des Tales lebhaft und wohltuend kontrastieren. Ihre Spitzen sind vergoldet und ihre Seiten in viele Winkel gebrochen, zwischen denen sich Licht und Schatten jagen. Über dem Torwege waren einige Figuren ausgehauen, in denen ich einen Löwen, eine Schlange, ein Beil, einen Mann und einen Kamm erkannte. Das Innere des Gebäudes ist, wie ich nachher sah, in drei Hauptabteilungen geschieden, von denen die eine größer ist, als die beiden andern. Diese Halle wird von Säulen und Bogen getragen und hat einen Brunnen, dessen Wasser für sehr heilig gehalten wird. Mit demselben werden die Kinder getauft. In der einen der zwei kleineren Abteilungen befindet sich das eigentliche Grab des Heiligen. Über der Gruft erhebt sich ein großes kubisches Gehäuse, welches aus Ton gebildet und mit Gips überzogen ist. Als einziger Schmuck ist ein grünes, gesticktes Tuch darüber gebreitet, und eine ewige Lampe brennt in dem Gemache.

Der Ton des Grabmales bedarf von Zeit zu Zeit einer Ergänzung, da die Hüter des Heiligtums kleine Kugeln daraus bereiten, welche von den Pilgern gern gekauft und als Andenken mitgenommen, vielleicht auch als Amulette getragen werden. Diese Kugeln befinden sich in einem Gefäße, welches an dem erwähnten Weinstocke angebracht ist, und haben verschiedene Größen: von der Größe einer Erbse bis zu der jener kleinen Marmor- oder Glaskugeln, mit denen bei uns die Kinder zu spielen pflegen.

In dem zweiten kleinen Gemache befindet sich auch ein Grab, über dessen Inhalt die Dschesidi aber selbst nicht klar zu sein scheinen.

In der Umfassungsmauer, welche das Heiligtum umgibt,

sind zahlreiche Nischen angebracht, welche die Lichter aufzunehmen haben, mit denen bei größeren Festen illuminiert wird. Das Grabmal wird von Gebäuden umgeben, welche den Priestern und Dienern des Grabes zur Wohnung dienen. Der ganze Ort aber liegt in einer engen Talschlucht, deren Felsen von allen Seiten sehr steil in die Höhe steigen. Er besteht nur aus wenigen profanen Wohnungen und enthält außer dem Heiligtume vorzugsweise solche Gebäude, welche die Pilger aufzunehmen haben. Jeder Stamm oder auch jede größere Abteilung desselben hat dann ein solches Haus ausschließlich für sich in Besitz.

Draußen vor den Mauern hatte sich ein förmlicher Jahrmarkt entfaltet. Alle möglichen Arten von Geweben und Zeugen hingen zum Verkaufe von den Ästen der Bäume nieder; alle möglichen Früchte und Eßwaren wurden feilgeboten; Waffen, Schmuckgegenstände und allerlei orientalisches Allerhand war zu bekommen. Wäre die Tracht nicht gewesen, so hätte ich mich in die Heimat versetzt dünken können, so heiter und unbefangen, so harmlos und gutmütig war das bunte Treiben in dem Dorfe des Heiligen. Wahrhaftig, diese Teufelsanbeter erwarben sich immer mehr meine Sympathie, und ich stimme dem vollständig bei, was ein sehr verständiger Engländer, welcher einige Wochen in Kofau gewesen war, mir später in Konstantinopel von ihnen sagte:

»Die Teufelsanbeter werden verleumdet, weil sie besser sind, als ihre Verleumder. Wären sie zahlreicher und nicht so zerstreut, so könnten sie die Deutschen Asiens werden, und nirgends hat das Christentum so große Hoffnung auf Erfolg, als bei diesen Leuten. Ich glaube, gewisse überseeische Sendboten der Mission schildern die Dschesidi nur deshalb so ganz und gar unwahr, um einem etwaigen kleinen Erfolge eine sehr große Bedeutung verleihen zu können.«

Natürlich ließ ich meiner Wißbegierde nicht die Zügel schießen, so daß sie zur lästigen Neugierde werden konnte, und vielleicht grad darum wurde unsere Unterhaltung eine so animiert herzliche, als ob wir Glieder einer Familie seien und uns von Jugend auf geliebt und geachtet hätten. Zunächst kam

die Rede auf den bevorstehenden Angriff, doch wurde dieser Gegenstand bald beiseite gelegt, da es sich herausstellte, daß Ali Bey alle erforderlichen Maßregeln mit der größten Sorgfalt getroffen hatte. Dann kam das Gespräch auf Mohammed Emin und meine Person, auf unsere Erlebnisse und gegenwärtigen Absichten.

»Vielleicht kommt ihr dabei in Gefahr und bedürft der Hilfe,« meinte der Mir Scheik Khan. »Ich werde euch ein Zeichen mitgeben, welches euch den Beistand aller Dschesidi sichert, denen ihr es zeigt.«

»Ich danke dir! Es wird ein Brief sein?« fragte ich.

»Nein, ein Melek Ta-us.«

Fast wäre ich wie elektrisiert emporgesprungen. Das war ja die Benennung des Teufels! Das war ja der Name desjenigen Tieres, welches nach den über sie verbreiteten Verleumdungen bei ihren Gottesdiensten auf dem Altare stand und die Lichter verlöschen mußte, wenn die Orgien beginnen sollten! Das war endlich auch der Name derjenigen Legitimation, welche der Mir Scheik Khan jedem Priester anvertraut, den er mit einer besonderen Mission beehrt! Und dieses große, dieses geheimnisvolle Wort, über welches so viel gestritten worden ist, sprach er hier so gelassen aus? Ich nahm eine sehr unbefangene Miene an und fragte:

»Einen Melek Ta-us? Darf ich fragen, was das ist?«

Mit der freundlichen Miene eines Vaters, der seinem unweisenden Sohne eine notwendige Erklärung gibt, antwortete er:

»Melek Ta-us nennen wir jenen, dessen eigentlicher Name bei uns nicht ausgesprochen wird. Melek Ta-us heißt auch das Tier, welches bei uns ein Symbol des Mutes und der Wachsamkeit ist, und Melek Ta-us nennen wir auch die Abbildung dieses Tieres, welche ich jenen verleihe, zu denen ich Vertrauen habe. Ich weiß alles, was man über uns fabelt; aber deine Weisheit wird dir sagen, daß ich uns vor dir nicht zu verteidigen brauche. Ich habe mit einem Manne gesprochen, der in vielen christlichen Kirchen gewesen ist. Er sagte mir, daß dort die Bilder der Gottesmutter, des Gottessohnes und vieler Heiligen seien. Auch ein Auge sollt ihr haben, welches das Symbol des

Gottvaters, und eine Taube, welche das Zeichen des Geistes ist. Ihr kniet und betet an den Orten, wo diese Bilder sind, aber ich werde niemals glauben, daß ihr diese Bilder anbetet. Wir glauben von euch das Richtige, und ihr glaubet von uns das Falsche. Wer ist verständiger und gütiger, ihr oder wir? Blicke hin an das Tor! Meinst du, daß wir diese Bilder anbeten?«

»Nein.«

»Du siehst einen Löwen, eine Schlange, ein Beil, einen Mann und einen Kamm. Die Dschesidi können nicht lesen; daher ist es besser, man sagt ihnen durch diese Bilder, was man ihnen sagen möchte. Eine Schrift würden sie nicht verstehen; diese Bilder aber werden sie nie vergessen, weil dieselben am Grabe ihres Heiligen zu sehen sind. Dieser Heilige war ein Mann; darum beten wir ihn nicht an; aber wir versammeln uns an seinem Grabe, wie sich die Kinder am Grabe ihres Vaters versammeln.«

»Er hat euren Glauben gestiftet?«

»Er hat uns unsern Glauben, nicht aber unsere Gebräuche gegeben. Der Glaube wohnt im Herzen, die Sitten aber wachsen aus dem Boden, auf welchem wir leben, und aus dem Lande, welches diesen Boden rings umgrenzt. Scheik Adi hat vor Mohammed gelebt. Zu seiner Lehre sind auch diejenigen Satzungen des Kurans gekommen, welche wir für gut und heilsam erkannt haben.«

»Man erzählte mir, daß er Wunder getan habe.«

»Wunder kann nur Gott tun; aber wenn er sie tut, so tut er sie durch die Hand der Menschen. Blicke hinein, dort in die Halle! Dort ist ein Brunnen, den Scheik Adi hervorgebracht hat. Dieser ist noch vor Mohammed in Mekka gewesen. Schon damals war Zem-Zem eine heilige Quelle. Er nahm von dem Wasser des Zem-Zem und tropfte es hier auf den Felsen. Sofort öffnete sich derselbe, und das heilige Wasser sprang hervor. So wird uns erzählt. Wir gebieten nicht, dies zu glauben, denn das Wunder ist auch ohne dies da. Oder ist es kein Wunder, wenn aus dem harten, toten Stein das lebendige Wasser fließt? Dieses ist bei uns ein Symbol der Reinheit unserer Seele, und da-

rum halten wir es für heilig, nicht aber, weil es von der Quelle Zem-Zem stammen soll.«

Mir Scheik Khan brach seine Rede ab, denn jetzt öffnete sich das äußere Tor, um einen langen Zug von Pilgrimen einzulassen, von denen ein jeder eine Lampe trug. Diese Lampen waren die Dank- und Weihgeschenke für die Heilung einer Krankheit oder die Rettung aus irgend einer Gefahr. Sie waren für Scheik Schems {Sonne} bestimmt, das leuchtende Symbol der göttlichen Klarheit.

Alle diese Pilger waren gut bewaffnet. Ich sah dabei recht eigentümliche kurdische Flinten. Bei einer derselben wurden Lauf und Schaft durch zwanzig starke, breite eiserne Ringe verbunden, welche ein sicheres Zielen ganz unmöglich machten. Eine zweite zeigte eine Art Bajonett, welches eine Gabel bildete, deren zwei Zinken zu beiden Seiten des Laufes befestigt waren. Die Männer überreichten ihre Krüge den Priestern und traten der Reihe nach zu Mir Scheik Khan, um ihm die Hand zu küssen, wobei sie ihre Waffen neigten oder ganz ablegten.

Die Lampen werden gebraucht, um am Abend des Festes den heiligen Ort mit seiner ganzen Umgebung zu illuminieren. Es darf dabei kein gewöhnliches Öl oder gar Bitumen und Naphtha gebrannt werden, da dies für unrein gilt. Nur das Öl vom Sesam ist gestattet.

Als die Prozession sich entfernt hatte, wurden wohl gegen zwanzig Kinder getauft und beschnitten, welche zum Teil von sehr weit hergebracht worden waren. Ich wohnte diesen religiösen Handlungen bei.

Später entfernte ich mich mit Mohammed Emin, um einen Gang durch das Tal zu machen. Am auffälligsten war mir die ungeheure Zahl von Fackeln, welche zum Verkaufe auslagen. Nach einer ungefähren Schätzung konnten es zehntausend sein. Die Händler machten glänzende Geschäfte, denn ihre Ware wurde ihnen förmlich aus der Hand gerissen.

Eben standen wir vor einem Verkäufer von Glas- und unechten Korallenwaren, als ich die weiße Gestalt des Pir Kamek den Bergpfad herabkommen sah. Er mußte, wenn er zum Hei-

ligtume wollte, an uns vorüber, und als er uns erreichte, blieb er bei uns stehen.

»Willkommen hier, ihr Gäste vom Scheik Schems! Ihr werdet den Heiligen der Dschesidi kennen lernen.«

Er reichte uns die Hände. Sobald er bemerkt worden war, wurde er vom Volke umringt, und ein jeder bemühte sich, seine Hand oder den Saum seines Gewandes zu berühren und zu küssen. Er hielt eine Ansprache an die Versammelten; sein langes weißes Haar flatterte im Morgenwinde; seine Augen leuchteten, und seine Gebärden zeigten die Lebhaftigkeit der Begeisterung. Dazu krachten die Schüsse der Ankommenden von oben herab, und ganze Salven antworteten aus dem Tale hinauf. Leider konnte ich seine Rede nicht verstehen, da er sie in kurdischer Sprache hielt. Am Schlusse derselben aber intonierte er einen Gesang, in welchen alle einfielen und dessen Anfang mir der Sohn Seleks, welcher dazu kam, übersetzte:

»O gnädiger und großmütiger Gott, welcher nährt die Ameise und die kriechende Schlange, Nacht und Tag Lenkender, Lebendiger, Höchster, Ursachloser, welcher der Nacht die Finsternis und dem Tage das Licht zuweist! Weiser, herrsche über Weisheit; Starker, herrsche über die Stärke; Lebendiger, herrsche über den Tod!«

Nach dem Gesange zerteilte sich die Menge, und der Pir trat zu mir.

»Hast du verstanden, was ich den Pilgern sagte?«

»Nein. Du weißt, daß ich deine Sprache nicht rede.«

»Ich sagte ihnen, daß ich Scheik Schems ein Opfer bringen werde, und nun sind sie in den Wald gegangen, um das nötige Holz zu holen. Willst du dem Opfer beiwohnen, so bist du willkommen. Jetzt aber verzeihe, Emir; dort kommen bereits die Opferstiere.«

Er ging dem Grabmale zu, vor dessen Mauern soeben eine lange Reihe von Ochsen aufgeführt wurde. Wir folgten ihm langsam nach.

»Was geschieht mit den Tieren?« fragte ich meinen Dolmetscher.

»Sie werden geschlachtet.«

»Für wen?«

»Für Scheik Schems.«

»Kann die Sonne Stiere essen?«

»Nein, sondern sie verschenkt dieselben an die Armen.«

»Nur das Fleisch?«

»Alles: das Fleisch, die Eingeweide und die Haut. Mir Scheik Khan übernimmt die Verteilung.«

»Und das Blut?«

»Das wird nicht gegessen, sondern in die Erde gegraben, denn die Seele ist im Blute.«

Das war also genau die alttestamentliche Anschauung, daß das Leben des Leibes, daß die Seele im Blute liege. Ich sah, daß es sich hier nicht um eine heidnische Opferung, sondern um eine Liebesgabe handle, welche es den Armen ermöglichen sollte, die Festtage ohne Nahrungsorgen feiern zu können.

Als wir den Platz erreichten, trat eben Mir Scheik Khan aus dem Tore, gefolgt von Pir Kamek, von einigen Scheiks und Kawals und einer größeren Anzahl von Fakirs. Alle hatten Messer in der Rechten. Der Platz wurde von einer großen Menge Krieger umgeben, welche ihre Gewehre schußbereit hielten. Da warf Mir Scheik Khan das Obergewand ab, sprang auf den ersten Stier und stieß ihm das Messer mit solcher Sicherheit in den Nackenwirbel, daß das Tier sofort tot niederstürzte. In demselben Augenblick erhob sich ein hundertstimmiger Jubel, und ebenso viele Schüsse krachten.

Mir Scheik Khan trat zurück, und Pir Kamek setzte das Werk fort. Es gewährte einen eigentümlichen Anblick, diesen Mann mit weißem Haar und schwarzem Barte von einem Stiere auf den nächsten springen und sie alle der Reihe nach mit dem sicheren Messerstich fallen zu sehen. Dabei floß kein Tropfen Blut. Nun aber traten die Scheiks herbei, um die Halsader zu öffnen, und die Fakirs nahten sich mit großen Gefäßen, um das Blut aufzufangen. Als dies beendet war, wurde eine ganz bedeutende Anzahl von Schafen herbeigetrieben, deren erstes wieder Mir Scheik Khan tötete, die andern aber wurden von den Fakirs geschlachtet, welche eine außerordentliche Geschicklichkeit in diesem Geschäft bewiesen.

Da trat Ali Bey zu mir.

»Willst du mich begleiten nach Kaloni?« fragte er. »Ich muß mich der Freundschaft der Badinan versichern.«

»Ihr lebt mit ihnen in Unfrieden?«

»Hätte ich dann meine Kundschafter aus ihnen wählen können? Ihr Häuptling ist mein Freund; doch gibt es Fälle, in denen man so sicher wie möglich gehen muß. Komm!«

Wir hatten nicht weit zu gehen, um das sehr große, aus rohen Steinen aufgeführte Haus zu erreichen, welches Ali Bey zur Zeit des Festes bewohnte. Sein Weib hatte bereits auf uns gewartet. Wir fanden auf der Plattform des Gebäudes mehrere Teppiche ausgebreitet, auf denen wir Platz nahmen, um das Frühstück zu genießen. Von diesem Punkte aus konnten wir beinahe das ganze Tal überblicken. Überall lagerten Menschen. Jeder Baum war zum Zelte geworden.

Drüben, rechts von uns, stand ein Tempel, der Sonne (Scheik Schems) gewidmet. Er stand so, daß ihn die ersten Strahlen des Morgenlichtes treffen mußten. Als ich ihn später betrat, fand ich nur vier nackte Wände und keinerlei Vorrichtung, welche auf eine götzendienerische Handlung schließen ließ; aber ein heller Wasserstrahl floß in einer Rinne des Fußbodens, und an der reinlichen weißen Kalkmauer sah ich in arabischer Sprache die Worte geschrieben: »O Sonne, o Licht, o Leben von Gott!«

Jetzt saßen an seiner Außenseite mehrere Familien der reichen Kotschers {wandernde Stämme}. Die Männer lehnten an der Wand, in hellfarbige Jacken und Turbane gekleidet und mit phantastischen Waffen geschmückt. Die Frauen hatten seidene Gewänder, und trugen das Haar in viele über den Rücken fallende Flechten geflochten, in welche bunte Blumen gewoben waren. Ihre Stirnen waren mit goldenen und silbernen Münzen fast ganz bedeckt, und lange Schnüre von Münzen, Glasperlen und geschnittenen Steinen hingen ihnen um den Nacken.

Vor mir stand ein Mann aus dem Sindschar am Stamme eines Baumes. Seine Haut war dunkelbraun, sein Gewand aber weiß und rein. Er musterte mit durchdringenden Blicken die

Umgebung und schüttelte sich zuweilen das lange Haar aus dem Gesicht. Seine Flinte hatte ein plumpes, altes Luntenschloß, und sein Messer war an einem rohgeschnitzten Griff befestigt; aber man sah es ihm an, daß er der Mann war, diese einfachen Waffen mit Erfolg zu gebrauchen. Neben ihm saß sein Weib bei einem kleinen Feuer, an welchem sie Gerstenkuchen buk, und über ihm kletterten in den Zweigen zwei halbnackte, braune Buben herum, die auch schon ihre Messer in einem dünnen Stricke trugen, den sie um den Leib geschlungen hatten.

Nicht weit von ihm lagerten zahlreiche Städtebewohner, vielleicht aus Mossul; die Männer besorgten ihre mageren Esel, die Frauen sahen blaß und ausgemergelt aus, ein sprechendes Bild der Not und Sorge und Unterdrückung, welcher diese Leute ausgesetzt sind.

Dann sah ich Männer, Frauen und Kinder aus dem Scheïkhan, aus Syrien, aus Hadschilo und Midiad, aus Heischteran und Semsat, aus Mardin und Nisibin, aus dem Gebiete der Kendali und der Delmamikan, von Kokan und Kotschalian, ja sogar aus dem Bereiche der Tuzik und der Delmagumgumuku. Alt und jung, arm und reich, alle waren reinlich. Die einen hatten ihre Turbans mit Straußenfedern geschmückt, und die andern konnten kaum ihre Blöße bedecken; aber alle trugen Waffen. Sie verkehrten untereinander wie Brüder und Schwestern; man gab sich die Hände, man umarmte und küßte sich; keine Frau und kein Mädchen verbarg ihr Angesicht vor einem Fremden – es waren die Angehörigen einer großen Familie, welche hier zusammentrafen.

Jetzt krachte eine Salve, und ich sah, wie sich die Männer in einzelnen größeren oder kleineren Gruppen nach dem Grabmale begaben.

»Was tun sie dort?« fragte ich Ali Bey.

»Sie holen sich ihr Fleisch von den Opfertieren.«

»Gibt es eine gewisse Aufsicht dabei?«

»Ja. Nur die Armen kommen. Sie treten nach ihren Stämmen und Wohnsitzen zusammen, deren Anführer sie begleitet oder von dem sie eine Bescheinigung vorzeigen.«

»Eure Priester erhalten keinen Teil des Fleisches?«

»Von diesen Stieren nicht; am letzten Tage des Festes aber werden einige Tiere geschlachtet, welche weiß, ganz weiß sein müssen, und deren Fleisch gehört den Priestern.«

»Können eure Priester Sünde tun?«

»Warum nicht? Sie sind doch Menschen!«

»Auch die Pirs, die Heiligen?«

»Auch sie.«

»Auch Mir Scheik Khan?«

»Ja.«

»Glaubst du, daß auch der große Heilige Scheik Adi Sünde getan hat?«

»Auch er war ein Sünder, denn er war nicht Gott.«

»Laßt ihr eure Sünden auf eurer Seele liegen?«

»Nein, wir entfernen sie.«

»Wie?«

»Durch die Symbole der Reinheit, durch das Feuer und das Wasser. Du weißt, daß wir uns bereits gestern oder heute gewaschen haben. Dabei bekennen wir unsere Sünden und geloben, sie von uns zu tun; dann werden sie vom Wasser fortgenommen. Und heute abend wirst du sehen, daß wir unsere Seelen auch durch die Flammen reinigen.«

»Du glaubst also, daß die Seele nicht mit dem Leibe stirbt?«

»Wie könnte sie sterben, da sie von Gott ist!«

»Wie kannst du mir dies beweisen, wenn ich es nicht glaube?«

»Du scherzest! Steht nicht in eurem Kitab: »Japar-di bir sagh solukü burunuje – er blies ihm einen lebendigen Odem in seine Nase?«

»Nun gut, wenn die Seele also nicht stirbt, wo bleibt sie nach dem Tode des Leibes?«

»Du atmest die Luft wieder ein, nachdem du sie ausgeatmet hast. Auch Gottes Odem geht wieder zu ihm zurück, nachdem er von Sünden rein geworden ist. – Laß uns nun aufbrechen!«

»Wie weit ist es bis Kaloni?«

»Man reitet vier Stunden lang.«

Unten standen unsere Pferde. Wir stiegen auf und verließen ohne alle Begleitung das Tal. Der Weg führte an der steilen Bergwand empor, und als wir die Höhe derselben erreicht hatten, sah ich ein dicht bewaldetes, von zahlreichen Tälern durchzogenes Gebirgsland vor mir. Dieses Land wird von den großen Stämmen der Missouri-Kurden bewohnt, zu denen auch die Badinan gehören. Unser Weg führte bald bergab, bald wieder bergauf, bald zwischen nackten Felsen und bald durch dichten Wald dahin. An den Abhängen sahen wir einige kleine Dörfer liegen, aber die Häuser derselben waren verlassen. Hier und da hatten wir die kalten Fluten eines wilden Bergbaches zu durchreiten, der sein Wasser dem Ghomel entgeschickte, um mit diesem dem Ghazir oder Bumadus zuzufließen, der in den großen Zab geht und sich mit diesem bei Keschaf in den Tigris ergießt. Diese Häuser waren von Weingärten umgeben, neben denen Sesam, Korn und Baumwolle gedieh, und erhielten ein besonders schmuckes Aussehen durch die Blüten und Früchte der sorgsam gepflegten Feigen-, Walnuß-, Granatapfel-, Pfirsich-, Kirschen-, Maulbeer- und Olivenbäume.

Kein Mensch begegnete uns, denn die Dschesidi, welche die Gegend bis Dschulamerik bewohnten, waren schon alle in Scheik Adi eingetroffen, und wir waren bereits zwei Stunden weit geritten, als wir eine Stimme hörten, welche uns anrief.

Ein Mann trat aus dem Walde. Es war ein Kurde. Er hatte sehr weite, unten offene Hosen an, und die nackten Füße steckten in niedrigen Lederschuhcn. Der Körper war nur mit einem am Halse viereckig ausgeschnittenen Hemde bekleidet, welches bis zur Wade niederging. Sein dichtes Haar hing in lockigen Strähnen über die Schultern herab, und auf dem Kopfe trug er eine jener merkwürdigen, häßlichen Filzmützen, welche das Aussehen einer riesigen Spinne haben, deren runder Körper den Scheitel bedeckt und deren lange Beine hinten und zur Seite bis auf die Achseln niederhängen. Im Gürtel trug er ein Messer, eine Pulverflasche und den Kugelbeutel, eine Flinte aber war nicht zu sehen.

»Ni, vro'l kjer – guten Tag!« grüßte er uns. »Wohin will Ali Bey, der Tapfere, reiten?«

»Chode t'aveschket – Gott behüte dich!« antwortete der Bey. »Du kennst mich? Von welchem Stamme bist du?«

»Ich bin ein Badinan, Herr.«

»Aus Kaloni?«

»Ja, aus Kalahoni, wie wir es nennen.«

»Wohnt ihr noch in euren Häusern?«

»Nein. Wir haben unsere Hütten bereits bezogen.«

»Sie liegen hier in der Nähe?«

»Woher vermutest du das?«

»Wenn ein Krieger sich weit von seiner Wohnung entfernt, so nimmt er sein Gewehr mit. Du aber hast das deinige nicht bei dir.«

»Du hast es erraten. Mit wem willst du reden?«

»Mit deinem Häuptling.«

»Steige ab, und folge mir!«

Wir stiegen von den Pferden und nahmen sie beim Zügel. Der Kurde führte uns in den Wald hinein, in dessen Tiefe wir einen starken, aus gefällten Bäumen errichteten Verhau erreichten, hinter welchem wir zahlreiche Hütten liegen sahen, die nur aus Stangen, Ästen und Laubwerk hergestellt waren. In dieser Barrikade war eine schmale Öffnung gelassen worden, die uns den Eingang gestattete. Nun sahen wir mehrere Hunderte von Kindern sich zwischen den Hütten und Bäumen umhertummeln, während die Erwachsenen, sowohl Männer als Frauen, damit beschäftigt waren, den Verhau zu vergrößern und zu befestigen. Auf einer der größten Hütten saß ein Mann. Es war der Häuptling, der diesen höheren Platz eingenommen hatte, um einen freieren Überblick zu haben und die Arbeit besser dirigieren zu können. Als er meinen Begleiter erblickte, sprang er herab und kam uns entgegen.

»Kjeir ati; Chode dáuleta ta mazen b'ket – sei willkommen; Gott vermehre deinen Reichtum!«

Bei diesen Worten gab er ihm die Hand und winkte einem Weibe, welches eine Decke ausbreitete, auf welche wir uns niedersetzten. Mich schien er gar nicht zu beachten. Ein Dschesidi wäre auch gegen mich höflich gewesen. Dasselbe Weib, welches jedenfalls seine Frau war, brachte jetzt drei Pfeifen,

welche ziemlich roh aus dem Holze eines Indschaz {Pomeranzenbaum} geschnitten waren, und ein junges Mädchen trug eine Schüssel auf, in welcher Trauben und Honigscheiben lagen. Der Häuptling nahm seinen Tabaksbeutel, welcher aus dem Felle einer Katze gearbeitet war, vom Gürtel, öffnete ihn und legte ihn vor Ali Bey.

»Taklif b' ela k' narek, au, bein ma batal – mache keine Umstände, die unter uns überflüssig sind!« sagte er.

Dabei griff er mit seinen schmutzigen Händen in den Honig, zog sich mit den Fingern ein Stück heraus und schob es in den Mund.

Der Bey stopfte sich die Pfeife und steckte sie in Brand.

»Sage mir, ob Freundschaft ist zwischen mir und dir!« begann er die Unterhaltung.

»Es ist Freundschaft zwischen mir und dir,« lautete die einfache Antwort.

»Auch zwischen deinen Leuten und meinen Leuten?«

»Auch zwischen ihnen.«

»Wirst du mich um Hilfe bitten, wenn ein Feind kommt, um dich anzugreifen und zu überfallen?«

»Wenn ich zu schwach bin, ihn zu besiegen, werde ich dich um Hilfe bitten.«

»Und du würdest auch mir helfen, wenn ich dich darum er suche?«

»Wenn dein Feind nicht mein Freund ist, werde ich es tun.«

»Ist der Gouverneur von Mossul dein Freund?«

»Er ist mein Feind; er ist der Feind aller freien Kurden. Er ist ein Räuber, der unsere Herden lichtet und unsere Töchter verkauft.«

»Hast du gehört, daß er uns in Scheik Adi überfallen will?«

»Ich hörte es von meinen Leuten, welche dir als Kundschafter dienten.«

»Sie kommen durch dein Land. Was wirst du tun?«

»Du siehst es!« Er deutete dabei mit einer Armbewegung auf die Hütten ringsumher. »Wir haben Kalahoni verlassen und uns im Walde Hütten gebaut. Nun machen wir uns eine

Mauer, hinter der wir uns verteidigen können, wenn die Türken uns angreifen werden.«

»Sie werden euch nicht angreifen.«

»Woher weißt du dies?«

»Ich vermute es. Wenn es ihnen gelingen soll, uns zu überraschen, so müssen sie vorher allen Kampf und Lärm vermeiden. Sie werden also dein Gebiet sehr ruhig durchziehen. Sie werden vielleicht gar den offenen Weg vermeiden und durch die Wälder gehen, um die Höhe von Scheik Adi unbemerkt zu erreichen.«

»Deine Gedanken haben das Richtige getroffen.«

»Aber wenn sie uns besiegt haben, dann werden sie auch über euch herfallen.«

»Du wirst dich nicht besiegen lassen.«

»Willst du mir dazu verhelfen?«

»Ich will es. Was soll ich tun? Soll ich dir meine Krieger nach Scheik Adi senden?«

»Nein, denn ich habe genug Krieger bei mir, um ohne Hilfe mit den Türken fertig zu werden. Du sollst nur deine Krieger verbergen und die Türken ruhig ziehen lassen, damit sie sich für sicher halten.«

»Ihnen folgen soll ich nicht?«

»Nein. Aber du magst hinter ihnen den Weg verschließen, daß sie nicht wieder zurück können. Auf der zweiten Höhe zwischen hier und Scheik Adi ist der Paß so schmal, daß nur zwei Männer nebeneinander gehen können. Wenn du dort eine Schanze machst, so kannst du mit zwanzig Kriegern tausend Türken töten.«

»Ich werde es tun. Aber was gibst du mir dafür?«

»Wenn du nicht zum Kampfe kommst, so daß ich sie allein besiege, sollst du fünfzig Gewehre erhalten; hast du aber mit ihnen zu kämpfen, so gebe ich dir hundert Türkenflinten, wenn du dich tapfer hältst.«

»Hundert Türkenflinten!« rief der Häuptling begeistert. Er fuhr mit größter Eile in den Honig und steckte sich ein solches Stück davon in den Mund, daß ich glaubte, es müsse ihn

erwürgen. »Hundert Türkenflinten!« wiederholte er kauend.
»Wirst du Wort halten?«

»Habe ich dich bereits einmal belogen?«

»Nein. Du bist mein Bruder, mein Gefährte, mein Freund, mein Kampfgenosse, und ich glaube dir. Ich werde mir die Gewehre verdienen!«

»Du kannst sie dir aber nur dann verdienen, wenn du die Türken bei ihrem Kommen ungestört ziehen lässest.«

»Sie sollen keinen von meinen Männern sehen!«

»Und sie dann hinderst, zurückzukehren, wenn es mir nicht gelingen sollte, sie zu umzingeln und festzuhalten.«

»Ich werde nicht nur den Paß, sondern auch die Seitentäler besetzen, damit sie weder rechts noch links, weder vor- noch rückwärts können!«

»Daran tust du wohl. Doch will ich nicht haben, daß viel Blut vergossen werde. Die Soldaten können nichts dafür, sie müssen dem Gouverneur gehorchen; und wenn wir grausam sind, so ist der Padischah zu Stambul mächtig genug, ein großes Heer zu senden, welches uns vernichten kann.«

»Ich verstehe dich. Ein guter Feldherr muß Gewalt und auch List anzuwenden verstehen. Dann kann er mit einem kleinen Gefolge ein großes Heer besiegen. Wann werden die Türken kommen?«

»Sie werden es so einrichten, daß sie beim Anbruche des morgenden Tages Scheik Adi überfallen können.«

»Die Überrumpelung sollen sie selbst haben. Ich weiß, daß du ein tapferer Krieger bist. Du wirst es den Türken ganz ebenso machen, wie es da unten in der Ebene die Haddedihn-Schammar ihren Feinden gemacht haben.«

»Du hast davon gehört?«

»Wer sollte dies nicht wissen? Die Kunde von solchen Heldentaten verbreitet sich schnell über Berg und Tal. Mohammed Emin hat seinen Tribus zum reichsten Stamm gemacht.«

Ali Bey lächelte mir heimlich zu und meinte dann:

»Es ist eine schöne Tat, Tausende gefangen zu nehmen, ohne daß ein Kampf stattfindet.«

»Diese Tat wäre Mohammed Emin nicht gelungen. Er ist

stark und tapfer; aber er hat einen fremden Feldherrn bei sich gehabt.«

»Einen fremden?« fragte der schlaue Bey.

Ihn ärgerte jedenfalls die Nichtbeachtung, die mir von seiten des Häuptlings widerfahren war, und er ergriff nun die Gelegenheit, ihn zu beschämen. Dabei konnte es natürlich auf ein Übermaß von Lob gar nicht ankommen.

»Ja, einen fremden,« antwortete der Häuptling. »Weißt du das noch nicht?«

»Erzähle es!«

Und der Kurde tat es in folgender Weise:

»Mohammed Emin, der Scheik der Haddedihs, saß vor seinem Zelt, um Rat zu halten mit den Ältesten seines Stammes. Da tat sich eine Wolke auf, und ein Reiter kam herab, dessen Pferd grad mitten im Kreise der Alten die Erde berührte.«

»Sallam aaleïkum!« grüßte er.

»Aaleïkum sallah!« antwortete Mohammed Emin. »Fremdling, wer bist du, und woher kommst du?«

Das Pferd des Reiters war schwarz wie die Nacht; er selber aber trug ein Panzerhemd, Arm- und Beinschienen und einen Helm aus gediegenem Golde. Um seinen Helm war ein Shawl gewunden, den die Houri des Paradieses gewebt hatten; denn tausend lebendige Sterne kreiseten in seinen Maschen. Der Schaft seiner Lanze war von reinem Silber; ihre Spitze leuchtete wie der Strahl des Blitzes, und unter derselben waren die Bärte von hundert erlegten Feinden befestigt. Sein Dolch funkelte wie Diamant, und sein Schwert konnte Stahl und Eisen zermalmen.

»Ich bin der Feldherr eines fernen Landes,« antwortete der Glänzende. »Ich liebe dich und hörte vor einer Stunde, daß dein Stamm ausgerottet werden soll. Darum setzte ich mich auf mein Roß, welches zu fliegen vermag, wie der Gedanke des Menschen, und eilte herbei, dich zu warnen.«

»Wer ist es, der meinen Stamm ausrotten will?« fragte Mohammed.

Der Himmlische nannte die Namen der Feinde.

»Weißt du dies gewiß?«

»Mein Schild sagt mir alles, was auf Erden geschieht. Blicke her!«

Mohammed sah auf den goldenen Schild. In der Mitte desselben war ein Karfunkel, fünfmal größer als die Hand eines Mannes, und in diesem sah er alle seine Feinde, wie sie sich versammelten, um gegen ihn zu ziehen.

»Welch ein Heer!« rief er. »Wir sind verloren!«

»Nein, denn ich werde dir helfen,« antwortete der Fremde. »Versammle alle deine Krieger um das Tal der Stufen und warte, bis ich dir die Feinde bringe!«

»Er gab hierauf seinem Pferde ein Zeichen, worauf es wieder emporstieg und hinter der Wolke verschwand. Mohammed Emin aber wappnete sich und die Seinen und zog nach dem Tale der Stufen, welches er rundum besetzte, sodaß die Feinde wohl hinein, aber nicht wieder heraus konnten. Am andern Morgen kam der fremde Held geritten. Er leuchtete wie hundert Sonnen, und dieses Licht blendete die Feinde, sodaß sie die Augen schlossen und ihm folgten mitten in das Tal der Stufen hinein. Dort aber kehrte er den Schild um; der Glanz wich von ihm, und sie öffneten die Augen. Da sahen sie sich in einem Tale, aus dem es keinen Ausweg gab, und mußten sich ergeben. Mohammed Emin tötete sie nicht; aber er nahm ihnen einen Teil ihrer Herden und forderte einen Tribut von ihnen, den sie jährlich geben müssen, so lange die Erde steht.«

So erzählte der Kurde und schwieg nun.

»Und was geschah mit dem fremden Feldherrn?« fragte der Bey.

»Sallam aaleikum!« sprach er; dann erhob sich sein schwarzes Roß in die Wolken, und er verschwand,« lautete die Antwort.

»Diese Geschichte ist sehr schön zu hören; aber weißt du auch, ob sie wirklich geschehen ist?«

»Sie ist geschehen. Fünf Männer vom Dschelu waren zu derselben Zeit in Salamijah gewesen, wo es von den Haddedihi erzählt wurde. Sie kamen hier vorüber und berichteten es mir und meinen Leuten.«

»Du hast recht; diese Geschichte ist geschehen, aber anders

als du sie vernommen hast. Willst du das schwarze Roß des Seraskiers sehen?»

»Herr, das ist nicht möglich!«

»Es ist möglich, denn es steht in der Nähe.«

»Wo?»

»Dort der Rapphengst ist es.«

»Du scherzest, Bey!«

»Ich scherze nicht, sondern ich sage dir die Wahrheit.«

»Das Pferd ist herrlich, wie ich noch keines gesehen habe, aber es ist ja das Roß dieses Mannes!«

»Und dieser Mann ist der fremde Seraskier, von dem du erzählst hast.«

»Unmöglich!«

Er machte vor Erstaunen den Mund so weit auf, daß man die ausgiebigsten zahnärztlichen Beobachtungen und Operationen hätte vornehmen können.

»Unmöglich, sagst du? Habe ich dich einmal belogen? Ich sage dir noch einmal, daß er es wirklich ist!«

Die Augen und Lippen des Häuptlings öffneten sich immer weiter; er starrte mich wie sinnlos an und streckte ganz unwillkürlich seine Hand nach dem Honig aus, kam aber daneben und griff in den Tabaksbeutel. Ohne dies zu bemerken, langte er zu und schob eine ziemliche Portion des narkotischen Krautes zwischen seine weißglänzenden Zähne hinein. Ich hatte diesen Tabak sehr in Verdacht, alles andere, aber nur kein Tabak zu sein, und jedenfalls hatte ich da ganz richtig vermutet; denn er brachte im Momente eine so schnelle krampfhebende Wirkung hervor, daß der Häuptling augenblicklich die Kinnladen zuklappte und meinem guten Ali Bey den Inhalt seines Mundes in das Gesicht sprudelte.

»Katera peghamber – um des Propheten willen! Ist er es wirklich?« fragte er noch einmal, und zwar in der äußersten Bestürzung.

»Ich habe es dir bereits versichert!« antwortete der Angenetzte, indem er sich mit dem Zipfel seines Kleides das Angesicht reinigte.

»O Seraskier,« wandte sich jetzt der Mann zu mir; »atina

ta, inschiallah, keïrah – gebe Gott, daß uns dein Besuch Glück bringe!«

»Er bringt dir Glück, das verspreche ich dir!« antwortete ich.

»Dein Roß ist hier, das schwarze,« fuhr er fort, »aber wo ist dein Schild mit dem Karfunkel, dein Panzer, dein Helm, deine Lanze, dein Säbel?«

»Höre, was ich dir sage! Ich bin der fremde Krieger, welcher bei Mohammed Emin gewesen ist, aber ich stieg nicht vom Himmel herab. Ich komme aus einem fernen Lande, aber ich bin nicht der Seraskier desselben. Ich habe nicht goldene und silberne Waffen gehabt, aber hier siehst du Waffen, wie ihr sie nicht habt, und mit denen ich mich vor vielen Feinden nicht zu fürchten brauche. Soll ich dir zeigen, wie sie schießen?«

»Sere ta, Ser babe ta, Ser hemscher ta Ali Bey – bei deinem Haupte, beim Haupte deines Vaters und beim Haupte deines Freundes Ali Bey, tue es nicht!« bat er erschrocken. »Du hast die Rüstung, die Lanze, den Schild und das Schwert von dir gelegt, um diese Waffen zu gebrauchen, die vielleicht noch viel gefährlicher sind. Nezanum zieh le dehm – ich weiß nicht, was ich dir geben soll; aber versprich mir, daß du mein Freund sein willst!«

»Was kann es nützen, wenn du mein Freund wirst? In deinem Lande gibt es ein Sprichwort, welches lautet: ›Dischmini be aquil schi yari be aquil tschitire – ein Feind mit Verstand ist besser als ein Freund ohne Verstand.«

»Bin ich unverständlich gewesen, Herr?«

»Weißt du nicht, daß man einen Gast begrüßen muß, zumal wenn er mit einem Freunde kommt?«

»Du hast recht, Herr! Du strafst mich mit einem Sprichworte; erlaube, daß ich dir mit einem andern antworte: ›Bet-schuk lasime thabe 'i mesinan bebe – der Kleine muß dem Großen gehorsam sein.‹ Sei du der Große; ich werde dir gehorchen!«

»Gehorche zunächst meinem Freunde Ali Bey! Er wird siegen, und deine Türkenflinten sind dir dann gewiß.«

»Du zürnst? Verzeihe mir! Ser sere men; bu kalmeta ta siuh

taksir nakem – bei meinem Haupte; um dir zu dienen, werde ich nichts sparen. Nimm diese Trauben und iß; nimm diesen Tabak und rauche!«

»Wir danken dir,« antwortete Ali Bey, der jedenfalls auch an sauberere Genüsse gewöhnt war. »Wir haben vor unserem Aufbruche gegessen und dürfen keine Zeit verlieren, nach Scheik Adi zurückzukehren.«

Er erhob sich, und ich tat dasselbe. Der Häuptling begleitete uns bis an den Pfad und versprach noch einmal, seine Pflicht so vollständig wie möglich zu erfüllen. Dann ritten wir denselben Weg zurück, den wir gekommen waren.

**Band II:
Durchs wilde
Kurdistan**

Erstes Kapitel
Der Opfertod des Heiligen

Wir kehrten von dem Besuche des Häuptlings der Badinankurden zurück. Als wir auf der letzten Höhe ankamen und das Tal der Teufelsanbeter überblicken konnten, bemerkten wir ganz in der Nähe des Hauses, welches dem Bey gehörte, einen ungeheuren Haufen von Reisholz, der von einer Anzahl von Dschesidi immer noch vergrößert wurde. Pir Kamek stand dabei und warf von Zeit zu Zeit ein Stück Erdharz hinein.

»Das ist sein Opferhaufen,« meinte Ali Bey.

»Was wird er opfern?«

»Ich weiß es nicht.«

»Vielleicht ein Tier?«

»Nur bei den Heiden werden Tiere verbrannt.«

»Dann vielleicht Früchte?«

»Die Dschesidi verbrennen weder Tiere noch Früchte. Der Pir hat mir nicht gesagt, was er verbrennen wird, aber er ist ein großer Heiliger, und was er tut, wird keine Sünde sein.«

Noch immer ertönten von der gegenüberliegenden Höhe die Salven der ankommenden Pilger, und noch immer wurde denselben im Tale geantwortet; und doch bemerkte ich, als wir unten ankamen, daß dieses Tal kaum noch mehr Menschen zu fassen vermöge. Wir übergaben unsere Tiere und gingen nach dem Grabmale. An dem Wege, welcher zu demselben führte, lag ein Springbrunnen, der von Platten eingefaßt war. Auf einer derselben saß Mir Scheik Khan und sprach mit einer Anzahl von Pilgern, die in ehrerbietiger Haltung und Entfernung vor ihm standen.

»Dieser Brunnen ist heilig, und nur der Mir, ich und die Priester dürfen auf diesen Steinen sitzen. Zürne also nicht, wenn du stehen mußt!« sagte Ali zu mir.

»Eure Gebräuche werde ich achten.«

Als wir uns nahten, gab der Khan den Umstehenden ein Zeichen, worauf sie Platz machten, so daß wir zu ihm kommen konnten. Er erhob sich, kam uns einige Schritte entgegen und reichte uns die Hände.

»Willkommen bei eurer Rückkehr! Nehmt Platz zu meiner Rechten und Linken!«

Er deutete dem Bey zur Linken, sodaß mir die rechte Seite übrig blieb. Ich setzte mich auf die geheiligten Steine, ohne daß ich bei einem der Anwesenden den geringsten Verdruß darüber bemerkt hätte. Wie sehr stach ein solches Verhalten gegen dasjenige ab, welches man bei den Mohammedanern zu beobachten hat.

»Hast du mit dem Häuptling gesprochen?« fragte der Khan.

»Ja. Es ist alles in der besten Ordnung. Hast du den Pilgern bereits eine Mitteilung gemacht?«

»Nein.«

»So wird es Zeit sein, daß die Leute sich versammeln. Gib den Befehl dazu!«

»Ich bin der Regent des Glaubens, und alles andere ist deine Sache. Ich werde dir den Ruhm, die Gläubigen beschützt und die Feinde besiegt zu haben, niemals verkürzen.«

Auch dies war eine Bescheidenheit, welche bei den mohammedanischen Imams niemals zu finden ist. Ali Bey erhob sich und schritt von dannen. Während ich mich mit dem Khan unterhielt, bemerkte ich eine Bewegung unter den Pilgern, welche mit jeder Minute größer wurde. Die Frauen blieben an ihren Plätzen stehen, die Kinder ebenso; die Männer aber stellten sich am Bache entlang auf, und die Anführer der einzelnen Stämme, Zweige und Ortschaften bildeten einen Kreis um Ali Bey, der ihnen die Absichten des Mutessarif von Mosul bekannt machte. Dabei herrschte eine Ruhe, eine Ordnung, wie bei der Parade einer europäischen Truppe, ganz verschieden von dem lärmenden Durcheinander, welches man sonst bei orientalischen Kriegern zu sehen und zu hören gewohnt ist. Nach einiger Zeit, in welcher die Anführer den Ihrigen die Mitteilung und die Befehle des Bey überbracht hatten, ging die Versammlung ohne Unordnung wieder auseinander, und ein jeder begab sich an den Platz, den er vorher inne gehabt hatte.

Ali Bey kam zu uns zurück.

»Was hast du befohlen?« fragte der Khan.

Der Gefragte streckte den Arm aus und deutete auf einen Trupp von vielleicht zwanzig Männern, die den Pfad emporstiegen, auf dem wir vorhin herabgekommen waren.

»Siehe, das sind Krieger aus Aïram, Hadschi Dsho und Schura Khan, welche diese Gegend sehr gut kennen. Sie gehen den Türken entgegen und werden uns von deren Kommen rechtzeitig benachrichtigen. Auch gegen Baadri hin habe ich Wachen stehen, so daß es ganz unmöglich ist, uns zu überraschen. Bis es Nacht wird, ist noch drei Stunden Zeit, und das genügt, um alles Überflüssige nach dem Tale Idiz zu bringen. Die Männer werden aufbrechen, und Selek wird ihnen den Weg zeigen.«

»Werden sie bei dem Beginne der heiligen Handlungen zurückgekehrt sein?«

»Ja; das ist sicher.«

»So mögen sie gehen!«

Nach einiger Zeit schritt ein sehr, sehr langer Zug von Männern, welche Tiere mit sich führten oder verschiedene Habseligkeiten trugen, an uns vorüber, wo sie, immer einer nach dem andern, hinter dem Grabmale verschwanden. Dann kamen sie über demselben auf einem Felsenpfade wieder zum Vorschein, und man konnte von unserem Sitz aus ihren Weg verfolgen, bis derselbe oben in den hohen dichten Wald verlief.

Jetzt mußte ich mit Ali Bey gehen, um das Mahl einzunehmen. Nach demselben trat der Baschi-Bozuk zu mir.

»Herr, ich muß dir etwas sagen!«

»Was?«

»Uns droht eine große Gefahr!«

»Ah! Welche?«

»Ich weiß es nicht; aber diese Teufelsmänner haben mich seit einer halben Stunde mit Augen angesehen, welche ganz fürchterlich sind. Es sieht grad so aus, als ob sie mich töten wollten!«

Da der Buluk Emini seine Uniform trug, so konnte ich mir das Verhalten der von den Türken bedrohten Dshesidi sehr leicht erklären; doch war ich vollständig überzeugt, daß ihm nichts geschehen werde.

»Das ist schlimm!« meinte ich. »Wenn sie dich töten, wer wird dann den Schwanz deines Esels bedienen?«

»Herr, sie werden den Esel auch mit erstechen! Hast du nicht gesehen, daß sie die meisten Büffel und Schafe, die vorhanden sind, bereits getötet haben?«

»Dein Esel ist sicher, und du bist es auch. Ihr gehört zusammen, und man wird euch nicht auseinanderreißen.«

»Versprichst du mir dies?«

»Ich verspreche es dir!«

»Aber ich hatte Angst, als du vorhin abwesend warst. Gehst du wieder fort von hier?«

»Ich werde bleiben; aber ich befehle dir, stets hier im Hause zu sein und dich nicht unter die Dschesidi zu mischen, sonst ist es mir unmöglich, dich zu beschützen!«

Er ging, halb und halb getröstet, von dannen, der Held, den der Mutessarif mir zu meinem Schutze mitgegeben hatte. Aber es kam auch noch von einer andern Seite eine Warnung: Halef suchte mich auf.

»Sihdi, weißt du, daß es Krieg geben wird?«

»Krieg? Zwischen wem?«

»Zwischen den Osmanly und den Teufelsleuten.«

»Wer sagte es?«

»Niemand.«

»Niemand? Du hast doch wohl gehört, was wir heute früh in Baadri bereits davon gesprochen haben?«

»Nichts habe ich gehört, denn ihr spracht türkisch, und diese Leute sprechen die Sprache so aus, daß ich sie nicht verstehen kann. Aber ich sah, daß es eine große Versammlung gab und daß nach derselben alle Männer die Waffen untersuchten. Nachher haben sie ihre Tiere und Güter fortgeschafft, und als ich zu Scheik Mohammed Emin hinauf auf die Plattform kam, war er beschäftigt, die alte Ladung aus seinen Pistolen zu nehmen, um sie gegen eine neue zu vertauschen. Sind dies nicht genug Zeichen, daß man eine Gefahr erwartet?«

»Du hast recht, Halef. Morgen früh beim Anbruch des Tages werden die Türken von Baadri und auch von Kaloni her über die Dschesidi herfallen.«

»Und das wissen die Dschesidi?«

»Ja.«

»Wie hoch zählen die Türken?«

»Fünfzehnhundert Mann.«

»Es werden viele von ihnen fallen, da ihr Plan verraten ist.

Wem wirst du helfen, Sihdi, den Türken oder den Dschesidi?«

»Ich werde gar nicht kämpfen.«

»Nicht?« erwiderte er getäuscht. »Darf ich nicht?«

»Wem willst du helfen?«

»Den Dschesidi.«

»Ihnen, Halef? Ihnen, von denen du glaubtest, daß sie dich um das Paradies bringen würden?«

»O Sihdi, ich kannte sie nicht; jetzt aber liebe ich sie.«

»Aber es sind Ungläubige!«

»Hast du selbst nicht stets jenen geholfen, die gut waren, ohne zu fragen, ob sie an Allah oder an einen andern Gott glauben?«

Mein wackerer Halef hatte mich zum Moslem machen wollen, und jetzt sah ich zu meiner großen Freude, daß er sein Herz für ein ganz und gar christliches Gefühl geöffnet hatte. Ich antwortete ihm:

»Du wirst bei mir bleiben!«

»Während die andern kämpfen und tapfer sind?«

»Es wird sich für uns vielleicht Gelegenheit finden, noch tapferer und mutiger zu sein, als sie.«

»So bleibe ich bei dir. Der Buluk Emini auch?«

»Auch er.«

Ich stieg hinauf auf die Plattform zu Scheik Mohammed Emin.

»Hamdullillah, Preis sei Gott, daß du kommst!« sagte er.

»Ich habe mich nach dir gesehnt wie das Gras nach dem Tau der Nacht.«

»Du bist stets hier oben geblieben?«

»Stets. Es soll mich niemand erkennen, weil ich sonst verraten werden möchte. Was hast du neues erfahren?«

Ich teilte ihm alles mit. Als ich geendet hatte, deutete er auf seine Waffen, welche vor ihm lagen.

»Wir werden sie empfangen!«

»Du wirst dieser Waffen nicht bedürfen.«

»Nicht? Soll ich mich und unsere Freunde nicht verteidigen?«

»Sie sind stark genug. Willst du vielleicht in die Hände der Türken, denen du kaum entgangen bist, fallen, oder soll dich eine Kugel, ein Messerstich treffen, damit dein Sohn noch länger in der Gefangenschaft von Amadijah schmachtet?«

»Emir, du sprichst wie ein kluger, aber nicht wie ein tapferer Mann!«

»Scheik, du weißt, daß ich mich vor keinem Feinde fürchte; es ist nicht die Angst, welche aus mir spricht. Ali Bey hat von uns verlangt, daß wir uns vor dem Kampfe hüten sollen. Er hegt übrigens die Überzeugung, daß es gar nicht zum Kampfe kommen werde, und ich bin ganz derselben Meinung wie er.«

»Du denkst, die Türken ergeben sich ohne Widerstand?«

»Wenn sie es nicht tun, so werden sie zusammengeschossen.«

»Die Offiziere der Türken taugen nichts, aber die Soldaten sind tapfer. Sie werden die Höhen stürmen und sich befreien.«

»Fünfezhnhundert gegen vielleicht sechstausend Mann?«

»Wenn es gelingt, sie zu umzingeln!«

»Es wird gelingen.«

»So müssen wir also mit den Frauen nach dem Tale Idiz gehen?«

»Du ja.«

»Und du?«

»Ich werde hier zurückbleiben.«

»Allah kerihm! Wozu? Das würde dein Tod sein!«

»Das glaube ich nicht. Ich bin im Giölgeda padischahnün, besitze die Empfehlungen des Mutessarif und habe einen Buluk Emimi bei mir, dessen Anwesenheit schon genügend wäre, mich zu schützen.«

»Aber was willst du hier tun?«

»Unheil vermeiden, wenn es möglich ist.«

»Weiß Ali Bey davon?«

»Nein.«

»Oder der Mir Scheik Khan?«

»Auch nicht. Sie erfahren es noch immer zur rechten Zeit.«

Ich hatte wirklich große Mühe, den Scheik zur Billigung meines Vorhabens zu überreden. Endlich aber gelang es mir.

»Allah il Allah! Die Wege des Menschen sind im Buche vorgeschrieben,« meinte er; »ich will dich nicht bewegen, von diesem Vorhaben abzulassen, aber ich werde hier bei dir bleiben!«

»Du? Das geht nicht!«

»Warum?«

»Sie dürfen dich nicht finden.«

»Dich auch nicht.«

»Ich habe dir bereits auseinandergesetzt, daß ich keine Gefahr laufe; dich aber, wenn du erkannt wirst, erwartet ein anderes Los.«

»Das Ende des Menschen steht im Buche verzeichnet. Soll ich sterben, so muß ich sterben, und dann ist es gleich, ob es hier geschieht oder dort in Amadijah.«

»Du willst in dein Unglück rennen, aber du vergissest, daß du auch mich darein verwickelst.«

Dies schien mir der einzige Weg, seiner Hartnäckigkeit beizukommen.

»Dich? Wieso?« fragte er.

»Bin ich allein hier, so schützen mich meine Firmans; finden sie aber dich bei mir, den Feind des Mutessarif, den entflohenen Gefangenen, so habe ich diesen Schutz verloren und verliert. Dann sind auch wir verloren, du und ich, alle beide!«

Er blickte nachdenklich vor sich nieder. Ich sah, was sich in ihm gegen den Rückzug nach dem Tale Idiz sträubte, aber ich ließ ihm Zeit, einen Entschluß zu fassen. Endlich sagte er mit halber, unsicherer Stimme:

»Emir, hältst du mich für einen Feigling?«

»Nein. Ich weiß ja, daß du tapfer und furchtlos bist.«

»Was wird Ali Bey denken?«

»Er denkt ganz so wie ich, ebenso Mir Scheik Khan.«

»Und die andern Dschesidi?«

»Sie kennen deinen Ruhm und wissen, daß du vor keinem Feinde fliehst. Darauf kannst du dich verlassen!«

»Und wenn man an meinem Mute zweifeln sollte, wirst du mich verteidigen? Wirst du öffentlich sagen, daß ich mit den Frauen nach Idiz gegangen bin, nur um dir zu gehorchen?«

»Ich werde es überall und öffentlich sagen.«

»Nun wohl, so werde ich tun, was du mir vorgeschlagen hast!«

Er schob resigniert die Flinte von sich fort und wendete sein Angesicht wieder dem Tale zu, das sich bereits in den Schatten des Abends zu hüllen begann.

Gerade jetzt kamen die Männer zurück, welche vorher nach Idiz gegangen waren. Sie bildeten einen Zug einzelner Personen, der sich im Tale vor uns auflöste.

Da erscholl vom Grabe des Heiligen her eine Salve, und zu gleicher Zeit kam Ali Bey herauf zu uns mit den Worten:

»Es beginnt die große Feier am Grabe. Es ist noch nie ein Fremder dabei zugegen gewesen, aber der Mir Scheik Khan hat mir im Namen aller Priester die Genehmigung erteilt, euch einzuladen.«

Das war nun allerdings eine sehr hohe Ehre für uns; aber Scheik Mohammed Emin lehnte sie ab:

»Ich danke dir, Herr; aber es ist dem Moslem verboten, bei der Anbetung eines andern als Allah zugegen zu sein.«

Er war ein Moslem; aber er hätte diese Abweisung doch in andre Worte kleiden können. Er blieb zurück, und ich folgte dem Bey.

Als wir aus dem Hause traten, bot sich uns ein seltsamer, unbeschreiblich schöner Anblick dar. So weit das Tal reichte, flackerten Lichter unter und auf den Bäumen, am Wasser unten und auf jedem Felsen in der Höhe, um die Häuser herum und auf den Plattformen derselben. Das regste Leben aber herrschte am Grabmale des Heiligen. Der Mir hatte an der ewigen Lampe des Grabes ein Licht angebrannt und trat damit heraus in den innern Hof. An diesem Lichte zündeten die Scheiks und Kawals ihre Lampen an; von diesen liehen wieder die Fakirs ihre Flammen, und nun traten sie alle heraus in das

Freie, und Tausende strömten herbei, um sich an den heiligen Feuern zu reinigen.

Wer den Lichtern der Priester nahe zu kommen vermochte, fuhr mit der Hand durch die Flamme derselben und bestrich dann mit dieser Hand die Stirn und die Gegend des Herzens. Männer strichen dann zum zweitenmal durch die Flamme, um den Segen derselben ihren Frauen zu bringen. Mütter taten ganz dasselbe für ihre Kinder, welche nicht die Kraft besaßen, durch die dichte Menge zu dringen. Und dabei herrschte ein Jubel, eine Freude, die gar nichts Anstößiges hatte.

Auch das Heiligtum wurde illuminiert. In jede der zahlreichen Mauernischen kam eine Lampe zu stehen, und über die Höfe hinweg zogen sich lange Girlanden von Lampen und Flammen. Jeder Zweig der dort befindlichen Bäume schien der Arm eines riesigen Leuchters zu sein, und Hunderte von Lichtern liefen an den beiden Türmen bis zu den Spitzen derselben empor, zwei riesige Girandolen bildend, deren Anblick ein zauberischer war.

Die Priester hatten jetzt, zwei Reihen bildend, im inneren Hofe Platz genommen. Auf der einen Seite saßen die Scheiks in ihren weißen Anzügen und ihnen gegenüber die Kawals. Diese letzteren hatten Instrumente in der Hand, abwechselnd je einer eine Flöte und der andere ein Tamburin. Ich saß mit Ali Bey unter der Rebenlaube. Wo Mir Scheik Khan war, konnte ich nicht bemerken.

Da ertönte aus dem Innern des Grabes ein Ruf, und die Kawals erhoben ihre Instrumente. Die Flöten begannen eine langsame, klagende Melodie zu spielen, wozu ein leiser Schlag auf das Tamburin den Takt angab. Dann folgte plötzlich ein lang ausgehaltener viertöniger Akkord; ich glaube, es war ein Terzquartsextakkord, zu welchem auf den Tamburins mit den Fingerspitzen getrillert wurde, erst pianissimo, dann piano, stärker, immer stärker bis zum Fortissimo, und dann fielen die Flöten in ein zweistimmiges Tonstück ein, für welches keiner unserer musikalischen Namen paßt, dessen Wirkung aber doch eine sehr angenehme und befriedigende war.

Am Schlusse dieses Stückes trat Mir Scheik Khan aus dem

Innern des Gebäudes heraus. Zwei Scheiks begleiteten ihn. Der eine trug ein hölzernes Gestell vor ihm her, das einem Notenpulte glich; dieses wurde in die Mitte des Hofes gesetzt. Der andere trug ein kleines Gefäß mit Wasser und ein anderes, offenes, rundes, worin sich eine brennende Flüssigkeit befand. Diese beiden Gefäße wurden auf das Pult gestellt, zu dem Mir Scheik Khan trat.

Er gab mit der Hand ein Zeichen, worauf die Musik von neuem begann. Sie spielte eine Einleitung, nach welcher die Priester mit einer einstimmigen Hymne einfielen. Leider konnte ich mir ihren Inhalt nicht notieren, da dies aufgefallen wäre, und der eigentliche Wortlaut ist meinem Gedächtnisse entschwunden. Sie war in arabischer Sprache verfaßt und forderte zur Reinheit, zum Glauben und zur Wachsamkeit auf.

Nach derselben hielt Mir Scheik Khan eine kurze Ansprache an die Priester. Er schilderte in kurzen Worten die Notwendigkeit, seinen Wandel von jeder Sünde rein zu halten, Gutes zu tun an allen Menschen, seinem Glauben stets treu zu bleiben und ihn gegen alle Feinde zu verteidigen.

Dann trat er zurück und setzte sich zu uns unter den Weinstock. Jetzt brachte einer der Priester einen lebenden Hahn herbei, der mittels einer Schnur an das Pult befestigt wurde; zur Linken von ihm wurde das Wasser und zur Rechten das Feuer gestellt.

Die Musik begann wieder. Der Hahn hockte in sich gekehrt am Boden; die leisen Klänge der Flöten schien er gar nicht zu beachten. Da wurden die Töne stärker, und er lauschte. Den Kopf aus dem Gefieder ziehend, blickte er sich mit hellen, klugen Augen im Kreise um und bemerkte dabei das Wasser. Schnell fuhr er mit dem Schnabel in das Gefäß, um zu trinken. Dieses freudige Ereignis wurde durch ein helles, jubelndes Zusammenschlagen der Tamburins verkündet. Dies schien das musikalische Interesse des Tieres zu erregen. Der Hahn krümmte den Hals und horchte aufmerksam. Dabei bemerkte er, daß er sich in einer gefährvollen Nähe der Flamme befand. Er wollte sich zurückziehen, konnte aber nicht, da er festgehalten wurde. Darüber ergrimmt, richtete er sich auf und stieß ein

lautes »Kik-ri-kih!« hervor, in welches die Flöten und Tamburins einfielen. Dies schien in ihm die Ansicht zu erwecken, daß man es auf einen musikalischen Wettstreit abgesehen habe. Er wandte sich mutig gegen die Musikanten, schlug die Flügel und schrie abermals. Er erhielt dieselbe Antwort, und so entwickelte sich ein Tongefecht, welches den Vogel schließlich so erzürnte, daß er unter einem wütenden Gallicinium sich losriß und in das Innere des Grabes floh.

Die Musik begleitete diese Heldentat mit dem allerstärksten Fortissimo; die Stimmen der Priester fielen jubelnd ein, und nun folgte ein Finale, welches allerdings ganz geeignet war, sowohl die Musikanten als auch die Sänger zu ermüden. Am Schluß des Stückes küßten die Kawals ihre Instrumente.

Sollte dieses laute, stürmische Finale auf irgend eine Weise einmal Gelegenheit gegeben haben, die Dschesiden mit den unlautern Cheragh Sonderan, oder wie es in kurdischer Sprache lautet, Tscherah sonderahn {Lichtauslöscher} zu verwechseln? Das religiöse Gefühl eines Christen sträubt sich allerdings gegen die Vorführung dieses Vogels, aber etwas Immoralisches habe ich dabei nicht beobachten können.

Jetzt sollte der Verkauf der Kugeln erfolgen, von denen ich bereits gesprochen habe. Vorher aber traten die Priester herbei und machten Ali Bey und mir ein Geschenk davon. Er erhielt sieben und ich sieben. Sie waren vollständig rund und mit einem arabischen Worte versehen, das man mit einem spitzigen Instrumente eingegraben hatte. Von meinen sieben Kugeln zeigten vier das Wort »El Schems«, die Sonne.

Der Verkauf fand im äußeren Hofe statt, während im Innern des ummauerten Raumes die Instrumente und der Gesang noch ertönten. Ich verließ das Heiligtum. Ich dachte, daß das Tal von der Höhe aus einen wundervollen Anblick bieten müsse, und ging, um mir Halef zur Begleitung zu holen. Ich fand ihn auf der Plattform des Hauses bei dem Buluk Emini sitzen. Sie schienen sich in einem sehr animierten Gespräch zu befinden, denn ich hörte ihn sagen:

»Was? Ein Russe wäre es gewesen?«

»Ja, ein Russikow, dem Allah den Kopf abschneiden möge;

denn wenn er nicht gewesen wäre, so hätte ich meine Nase noch! Ich haute wie wütend um mich; dieser Kerl aber holte nach meinem Kopfe aus; ich wollte ausweichen und trat zurück. Der Hieb, welcher den Kopf treffen sollte, traf bloß die — — —«

»Hadschi Halef!« rief ich.

Es machte mir wirklich Spaß, die berühmte Geschichte von der Nase auch einmal unterbrechen zu können. Die beiden sprangen auf und traten auf mich zu.

»Du sollst mich begleiten, Halef; komm!«

»Wohin, Sihdi?«

»Dort hinauf zur Höhe, um zu sehen, wie sich die Illumination des Tales ausnimmt.«

»O Emir, laß mich mit dir gehen!« bat Ifra.

»Ich habe nichts dagegen. Vorwärts!«

Wir stiegen die nach Baadri zu gelegene Höhe hinan. Überall trafen wir Männer, Frauen und Kinder mit Fackeln und Lichtern, und von allen wurden wir mit einer wirklich kindlichen Freude begrüßt und angedet. Als wir die Höhe erreichten, bot sich uns ein geradezu unbeschreiblicher Anblick dar. Mehrere der Dschesidi waren uns gefolgt, um uns zu leuchten: ich aber bat sie, zurückzugehen oder ihre Fackeln zu verlöschen. Wer den Genuß vollständig haben wollte, mußte sich selbst im Dunkeln befinden.

Da unten im Tale flutete Flamme an Flamme. Tausend leuchtende Punkte kreuzten, hüpfen und schlüpfen, tanzten, schossen und flogen durcheinander, klein, ganz klein tief unten, je näher aber zu uns, desto größer werdend. Das Heiligtum wallte förmlich von Glanz und Licht, und die beiden Türme leckten empor in das Dunkel der Nacht wie flammende Hymnen. Dazu ertönte von unten herauf zu uns das dumpfe Wogen und Brausen der Stimmen, oft unterbrochen von einem lauten, nahen Jubelrufe. Ich hätte stundenlang hier stehen und mich an diesem Anblicke weiden und ergötzen können.

»Was ist das für ein Stern?« ertönte da neben mir eine Frage in kurdischer Sprache.

Einer der Dschesidi hatte sie ausgesprochen.

»Wo?« fragte ein anderer.

»Siehe die Rea kadisahn {Milchstraße} da rechts!«

»Ich sehe sie.«

»Unter ihr flammte ein heller Stern auf. Jetzt wieder! Siehst du ihn?«

»Ich sah ihn. Es ist der Kjale be scheri {wörtlich: der Alte ohne Kopf (große Bär)}.«

Die vier Sterne, welche in unserm Sternbilde den Rücken des Bären bilden, heißen nämlich bei den Kurden »der Alte«. Sie meinen, daß sein Kopf hinter einer benachbarten Sternengruppe versteckt sei. Die drei Sterne, welche bei uns den Schwanz des großen Bären bilden (oder die Deichsel des »Wagens«, wie dieses Sternbild auch genannt wird), heißen bei ihnen die »zwei Brüder und die blinde Mutter des Alten«.

»Der Kjale be scheri? Der hat doch vier Sterne!« meinte der erste Frager. »Es wird Kumikji schiwan {Venus} sein.«

»Der steht höher. Jetzt leuchtet es wieder. Ah, wir sind irr; es ist ja im Süden! Es wird Meschin {Waage} sein.«

»Meschin hat auch mehrere Sterne. Was meinst du, Herr, daß es ist?«

Diese Frage war an mich gerichtet. Mir schien das Phänomen auffällig.

Die Fackeln und Lichter unter uns warfen einen Schein in die Höhe, der es uns unmöglich machte, die Sterne genau zu erkennen. Der Glanz aber, welcher von Zeit zu Zeit da drüben aufblitzte, um sofort wieder zu verschwinden, war intensiv. Er glich einem Irrlichte, das plötzlich aufleuchtete und augenblicklich wieder verlöschte. Ich beobachtete noch eine Weile und wandte mich dann zu Halef:

»Hadschi Halef, eile sofort hinab zu Ali Bey und sage ihm, daß er sehr schnell zu mir heraufkommen möge! Es handle sich um etwas Wichtiges.«

Der Diener verschwand mit schnellen Schritten, und ich trat noch eine Strecke weiter vor, teils, um den vermeintlichen Stern besser beobachten zu können, teils auch, um allen weiteren Fragen zu entgehen.

Glücklicherweise hatte Ali Bey gehört, daß ich heraufgegan-

gen sei, und den Entschluß gefaßt, mir zu folgen. Halef traf ihn eine nur kleine Strecke unter uns und brachte ihn zu mir.

»Was willst du mir zeigen, Emir?«

Ich streckte den Arm aus.

»Blicke fest dorthin! Du wirst einen Stern aufblitzen sehen. Jetzt!«

»Ich sehe ihn.«

»Er ist wieder fort. Kennst du ihn?«

»Nein. Er liegt sehr tief und gehört zu keinem Bilde.«

Ich trat an einen Busch und schnitt einige Ruten ab. Die eine davon steckte ich in die Erde und stellte mich dann einige Schritte vorwärts von ihm auf.

»Kniee genau hinter dieser Rute nieder. Ich werde in der Richtung in welcher der Stern wieder blitzt, eine zweite aufstecken. – Sahst du ihn jetzt?«

»Ja. Ganz deutlich.«

»Wohin soll die Rute? Hierher?«

»Einen Fußbreit weiter nach rechts.«

»Hierher?«

»Ja; das ist genau.«

»So! Nun beobachte weiter!«

»Jetzt sah ich ihn wieder!« meinte er nach einer kleinen Weile.

»Wo? Ich werde eine dritte Rute stecken.«

»Der Stern war nicht am alten Platze. Er war viel weiter links.«

»Wie weit? Sage es!«

»Zwei Fuß von der vorigen Rute.«

»Hier?«

»Ja.«

Ich steckte die dritte Rute ein, und Ali Bey beobachtete weiter.

»Jetzt sah ich ihn wieder,« meinte er bald.

»Wo?«

»Nicht mehr links, sondern rechts.«

»Gut! Das war es, was ich dir zeigen wollte. Jetzt magst du dich wieder erheben.«

Die andern hatten meinem sonderbaren Gebaren mit Verwunderung zugesehen, und auch Ali Bey konnte den Grund desselben nicht einsehen.

»Warum lässest du mich dieses Sternes wegen rufen?«

»Weil es kein Stern ist!«

»Was sonst? Ein Licht?«

»Nun, wenn es nur *ein* Licht wäre, würde es schon merkwürdig sein; aber es ist eine ganze Reihe von Lichtern.«

»Woraus vermutest du dies?«

»Ein Stern kann es nicht sein, weil es tiefer steht, als die Spitze des Berges, der dahinter liegt. Und daß es mehrere Lichter sind, hast du ja aus dem Experimente gesehen, das wir vorgenommen haben. Da drüben gehen oder reiten viele Leute mit Fackeln oder Laternen, von denen zuweilen die eine oder die andere herüberblitzt.«

Der Bey stieß einen Ausruf der Verwunderung aus.

»Du hast recht, Emir!«

»Wer mag es sein?«

»Pilger sind es nicht, denn diese würden auf dem Wege von Baadri nach Scheik Adi kommen.«

»So denke an die Türken!«

»Herr! Wäre es möglich?«

»Das weiß ich nicht, denn diese Gegend ist mir unbekannt. Beschreibe sie mir, Bey!«

»Hier grad aus geht der Weg nach Baadri, und hier weiter links der nach Aïn Sifni. Teile diesen Weg in drei Teile; gehe das erste Drittel, so hast du diese Lichter dann dir zur Linken nach dem Wasser zu, welches von Scheik Adi kommt.«

»Kann man am Wasser entlang reiten?«

»Ja.«

»Und auf diese Weise nach Scheik Adi kommen?«

»Ja.«

»So ist ein großer, ein sehr großer Fehler vorgekommen!«

»Welcher?«

»Du hast Vorposten gestellt nach Baadri und Kaloni hin, aber nicht nach Aïn Sifni zu.«

»Dorthier werden die Türken nicht kommen. Die Leute von Aïn Sifni würden es uns verraten.«

»Aber wenn die Türken nicht nach Aïn Sifni gehen, sondern bei Dscherajah den Khausser überschreiten und dann zwischen Aïn Sifni und hier das Tal zu erreichen suchen? Mir scheint, sie würden dann dieselbe Richtung nehmen, in der sich dort jene Lichter bewegen. Siehe, sie sind bereits wieder nach links vorgerückt!«

»Emir, deine Vermutung ist vielleicht die richtige. Ich werde sofort mehrere Wachen vorschicken!«

»Und ich werde mir einmal diese Sterne näher betrachten. Hast du einen Mann, der diese Gegend genau kennt?«

»Niemand kennt sie besser als Selekt.«

»Er ist ein guter Reiter; er soll mich führen!«

Wir stiegen so schnell wie möglich hinab. Der letztere Teil der Unterredung war von uns leise geführt worden, so daß niemand, und besonders auch der Baschi-Bozuk nicht, etwas davon vernommen hatte. Selekt war bald gefunden; er erhielt ein Pferd und nahm seine Waffen zu sich. Auch Halef mußte mit. Ich konnte mich auf ihn mehr als auf jeden Andern verlassen. Zwanzig Minuten später, nachdem ich den Stern zuerst gesehen hatte, jagten wir auf dem Wege nach Aïn Sifni dahin. Auf der nächsten Höhe blieben wir halten. Ich musterte das Halbdunkel vor uns und sah endlich das Aufleuchten wieder. Ich machte Selekt auf dasselbe aufmerksam.

»Emir, das ist kein Stern, das sind auch keine Fackeln, denn diese würden einen umfangreicheren Schein verbreiten. Das sind Laternen.«

»Ich muß hart an sie heran. Kennst du die Gegend genau?«

»Ich werde dich führen; ich kenne jeden Stein und jeden Strauch. Halte dich nur hart hinter mir, und nimm dein Pferd stets hoch!«

Er wandte sich von dem Wasser nach rechts, und nun ging es über Stock und Stein im Trabe vorwärts. Es war ein sehr böser Ritt, aber bereits nach einer reichlichen Viertelstunde konnten wir genau mehrere Lichter unterscheiden. Und nach einer zweiten Viertelstunde, während welcher uns dieselben hinter

einem vor uns liegenden Bergrücken verschwunden waren, langten wir auf dem letzteren an und sahen nun sehr deutlich, daß wir einen ziemlich langen Zug vor uns hatten. Von wem derselbe gebildet wurde, war von hier aus nicht zu unterscheiden; das aber bemerkten wir, daß er plötzlich verschwand und nicht wieder erschien.

»Gibt es dort wieder einen Hügel?«

»Nein. Hier ist Ebene,« antwortete Seleik.

»Oder eine Vertiefung, ein Tal, in welchem diese Lichter verschwinden können?«

»Nein.«

»Oder ein Wald – – –«

»Ja, Emir,« fiel er schnell ein. »Dort, wo sie verschwunden sind, liegt ein kleines Olivenwäldchen.«

»Ah! Du wirst mit den Pferden hier bleiben und auf uns warten. Halef aber begleitet mich.«

»Herr, nimm mich auch mit,« bat Seleik.

»Die Tiere würden uns verraten.«

»Wir binden sie an!«

»Mein Rappe ist zu kostbar, als daß ich ihn ohne Aufsicht lassen dürfte. Und übrigens verstehst du auch das richtige Anschleichen nicht. Man würde dich hören oder gar sehen.«

»Emir, ich verstehe es!«

»Sei still!« meinte da Halef. »Auch ich dachte, ich verstehe es, mich mitten in ein Duar zu schleichen und das beste Pferd wegzunehmen; aber als ich es vor dem Effendi machen mußte, habe ich mich schämen müssen, wie ein Knabe! Aber tröste dich, denn Allah hat nicht gewollt, daß aus dir eine Eidechse werde!«

Wir ließen die Gewehre zurück und schritten voran. Es war gerade so licht, daß man auf fünfzig Schritte einen Menschen so leidlich erkennen konnte. Vor uns tauchte nach vielleicht zehn Minuten ein dunkler Punkt auf, dessen Dimensionen von Schritt zu Schritt zunahmen – das Olivenwäldchen. Als wir so weit heran waren, daß wir es in fünf oder sechs Minuten zu erreichen vermocht hätten, hielt ich an und lauschte angestrengt. Nicht der mindeste Laut war zu vernehmen.

»Gehe genau hinter mir, daß unsere Personen eine einzige Linie bilden!«

Ich hatte nur Jacke und Hose an, beide dunkel; auf dem Kopfe trug ich den Tarbusch, von dem ich das Turbantuch abgewunden hatte. So war ich nicht so leicht vom dunklen Boden zu unterscheiden. Mit Halef war ganz dasselbe der Fall.

Lautlos glitten wir weiter. Da vernahmen wir das Geräusch knackender Äste. Wir legten uns nun auf die Erde nieder und krochen langsam vorwärts. Das Knacken und Brechen wurde lauter.

»Man sammelt Äste, vielleicht gar, um ein Feuer zu machen.«

»Gut für uns, Sihdi!« flüsterte Halef.

Bald erreichten wir den hinteren Rand des Gehölzes. Das Schnauben von Tieren und Männerstimmen wurden hörbar. Wir lagen soeben hart neben einem dichten Buschwerke. Ich deutete auf dasselbe und sagte leise:

»Verbirg dich hier, und erwarte mich, Halef.«

»Herr, ich verlasse dich nicht; ich folge dir!«

»Du würdest mich verraten. Das unhörbare Schleichen ist in einem Walde schwieriger als auf offenem Felde. Ich habe dich nur mitgenommen, um mir den Rückzug zu decken. Du bleibst liegen, selbst wenn du schießen hörst. Wenn ich dich rufe, so kommst du so schnell wie möglich.«

»Und wenn du weder kommst noch rufest?«

»So schleichst du dich nach einer halben Stunde vorwärts, um zu sehen, was mit mir geschehen ist.«

»Sihdi, wenn sie dich töten, so schlage ich alle tot!«

Diese Versicherung hörte ich noch, dann war ich fort; aber noch hatte ich mich nicht sehr weit von ihm entfernt, so hörte ich eine laute, befehlende Stimme rufen:

»Et atesch – brenne an, mache Feuer!«

Diese Stimme kam aus einer Entfernung von vielleicht hundert Fuß. Ich konnte also unbesorgt weiter kriechen. Da vernahm ich das Prasseln einer Flamme und bemerkte zugleich einen lichten Schein, der sich zwischen den Bäumen fast bis zu

mir verbreitete. Das erschwerte mir natürlich mein Vorhaben bedeutend.

»Taschlar atesch tschewresinde – lege Steine um das Feuer!« befahl dieselbe Stimme.

Diesem Befehle wurde jedenfalls sofort Folge geleistet, denn der lichte Schein verschwand, so daß ich nun besser vorwärts konnte. Ich schlich mich von einem Stamme zum andern und wartete hinter einem jeden, bis ich mich überzeugt hatte, daß ich nicht bemerkt worden sei. Glücklicherweise war diese Vorsicht überflüssig; ich befand mich nicht in den Urwäldern Amerikas, und die guten Leute, welche ich vor mir hatte, schienen nicht die mindeste Ahnung zu haben, daß es irgend einem Menschenkinde einfallen könne, sie zu belauschen.

So avancierte ich immer weiter, bis ich einen Baum erreichte, dessen Wurzeln so zahlreiche Schößlinge getrieben hatten, daß ich hinter denselben ein recht leidliches Versteck zu finden hoffte. Wünschenswert war dies besonders deshalb, weil ganz in der Nähe des Baumes zwei Männer saßen, auf die ich es abgesehen hatte, zwei türkische Offiziere.

Mit einiger Vorsicht gelang es mir, mich hinter den Schößlingen häuslich niederzulassen, und nun konnte ich die Szene vollständig überblicken.

Draußen vor dem kleinen Gehölze standen – vier Gebirgskanonen oder vielmehr zwei Kanonen und zwei Haubitzen, und am Saume des Gehölzes waren ungefähr zwanzig Maultiere angebunden, die zum Transporte dieser Geschütze erforderlich gewesen waren. Man braucht zu einem Geschütze gewöhnlich vier bis fünf Maultiere; eins muß das Rohr, eins die Lafette und zwei bis vier müssen die Munitionskästen tragen.

Die Kanoniere hatten es sich bequem gemacht; sie lagen auf dem Boden ausgestreckt und plauderten leise miteinander. Die beiden Offiziere aber wünschten Kaffee zu trinken und ihren Tschibuk zu rauchen; darum war ein Feuer gemacht worden, über welchem ein kleiner Kessel auf zwei Steinen stand. Der eine der beiden Helden war ein Hauptmann und der andere ein Leutnant. Der Hauptmann hatte ein recht biederer Aussehen; er kam mir gerade so vor, als sei er eigentlich ein ur-

gemütlicher, dicker, deutscher Bäckermeister, der auf einem Liebhabertheater den wilden Türken spielen soll und sich dazu für anderthalbe Mark vom Maskenverleiher das Kostüm geliehen hat. Mit dem Leutnant war es ganz ähnlich. Just so wie er mußte eine sechzigjährige Kaffeeschwester aussehen, die auf den unbegreiflichen Backfischgedanken geraten ist, in Pump-hosen und Osmanly-Jacke auf die Redoute zu gehen. Es war mir ganz so, als müsse ich jetzt hinter dem Baume hervortreten und sie überraschen mit den geflügelten Worten:

»Schön guten Abend, Meister Mehlhuber; 'pfehle mich, Fräulein Lattenstengel; 'was Neues? Danke, danke, werde so frei sein!«

Freilich waren die Worte, welche ich zu hören bekam, etwas weniger gemütlich. Ich lag ihnen so nahe, daß ich alles hören konnte.

»Unsere Kanonen sind gut!« brummte der Hauptmann.

»Sehr gut!« flötete der Leutnant.

»Wir werden schießen, alles niederschießen!«

»Alles!« ertönte das Echo.

»Wir werden Beute machen!«

»Viel Beute!«

»Wir werden tapfer sein!«

»Sehr tapfer!«

»Wir werden befördert werden!«

»Hoch, äußerst hoch!«

»Dann rauchen wir Tabak aus Persien!«

»Tabak aus Schiras!«

»Und trinken Kaffee aus Arabien!«

»Kaffee aus Mokka!«

»Die Dschesidi müssen alle sterben!«

»Alle!«

»Die Bösewichter!«

»Die Buben!«

»Die Unreinen, die Unverschämten!«

»Die Hunde!«

»Wir werden sie töten!«

»Morgen früh gleich!«

»Natürlich, das versteht sich!«

Ich hatte nun genug gesehen und gehört; darum zog ich mich zurück, erst langsam und vorsichtig, dann aber rascher. Ich erhob mich dabei sogar von der Erde, worüber Halef sich nicht wenig wunderte, als ich bei ihm ankam.

»Wer ist es, Sihdi?«

»Artilleristen. Komm; wir haben keine Zeit!«

»Gehen wir aufrecht?«

»Ja.«

Wir erreichten bald unsere Pferde, stiegen auf und kehrten zurück. Die Strecke nach Scheik Adi wurde jetzt natürlich viel schneller zurückgelegt, als vorhin. Wir fanden dort noch dasselbe rege Leben.

Ich hörte, daß Ali Bey sich beim Heiligtum befinde, und traf ihn mit dem Mir Scheik Khan in dem inneren Hofe desselben. Er kam mir erwartungsvoll entgegen und führte mich zum Khan.

»Was hast du gesehen?« fragte er.

»Kanonen!«

»Oh!« machte er erschrocken. »Wie viele?«

»Vier kleine Gebirgskanonen.«

»Welchen Zweck haben sie?«

»Scheik Adi soll damit zusammengeschossen werden. Während die Infanteristen von Baadri und Kaloni angreifen, soll die Artillerie jedenfalls da unten am Wasser spielen. Der Plan ist nicht schlecht, denn von dort aus läßt sich das ganze Tal bestreichen. Es handelte sich nur darum, die Geschütze unbemerkt über die Höhen zu bringen; dies ist gelungen; man hat sich der Maultiere bedient, mit deren Hilfe die Kanonen in einer Stunde von dem Lagerplatze aus bis nach Scheik Adi gebracht werden können.«

»Was tun wir, Emir?«

»Gib mir sofort sechzig Reiter mit und einige Laternen, so siehst du binnen zwei Stunden die Geschütze mit ihrer Bedienung hier in Scheik Adi!«

»Gefangen?«

»Gefangen!«

»Herr, ich gebe dir hundert Reiter!«

»Nun wohl, gib mir sofort achtzig, und sage ihnen, daß ich sie unten am Wasser erwarte.«

Ich ging und traf Halef und Selek noch bei den Pferden.

»Was wird Ali Bey tun?« fragte Halef.

»Nichts. Wir selbst werden tun, was getan werden soll.«

»Was ist das, Sihdi? Du lachst! Herr, ich kenne dein Gesicht; wir holen die Kanonen?«

»Allerdings! Ich möchte aber die Kanonen haben, ohne daß Blut vergossen wird, und darum nehmen wir achtzig Reiter mit.«

Wir ritten dem Ausgange des Tales zu, wo wir nicht lange warten durften, bis die achtzig kamen.

Ich sandte Selek mit zehn Mann voran und folgte mit den andern eine Strecke hinter ihnen. Wir erreichten, ohne einen Feind zu sehen, die Anhöhe, auf der Selek vorhin auf uns gewartet hatte, und stiegen ab. Zunächst sandte ich einige Leute aus, welche für unsere eigene Sicherheit zu wachen hatten; dann ließ ich zehn Mann bei den Pferden zurück und gebot ihnen, den Platz ohne meinen Befehl nicht zu verlassen, und nun schlichen wir andern auf das Wäldchen zu. In passender Entfernung vor demselben angekommen, wurde Halt gemacht, und ich ging allein vorwärts. Wie vorher gelangte ich auch diesmal ohne Hindernis zu dem Baume, unter dem ich bereits gelegen hatte. Die Türken lagen in einzelnen Gruppen beisammen und plauderten. Ich hatte gehofft, daß sie schliefen. Die militärische Wachsamkeit und die Erwartung des bevorstehenden Kampfes ließen sie jedoch nicht schlafen. Ich zählte mit den Unteroffizieren und den beiden Offizieren vierunddreißig Mann und kehrte zu den Meinen zurück.

»Hadschi Halef und Selek, geht und holt eure Pferde! Ihr reitet einen Bogen und kommt an der andern Seite des Wäldchens vorüber. Man wird euch anhalten. Ihr sagt, daß ihr euch verirrt habt und zu dem Feste nach Scheik Adi kommen wollt. Ihr werdet so die Aufmerksamkeit der Osmanly von uns ab und auf euch lenken. Das übrige ist unsere Sache. Geht!«

Die übrigen ließ ich zwei lange, hintereinanderstehende

Reihen bilden, die den Zweck hatten, das Gehölz von drei Seiten zu umfassen. Ich gab ihnen die nötige Anweisung, worauf wir uns zu Boden legten und vorwärts krochen.

Natürlich kam ich am schnellsten voran. Ich hatte meinen Baum wohl bereits seit zwei Minuten erreicht, als laute Hufschläge erschallten. Das Feuer brannte noch immer; darum war es mir möglich, die ganze Szene leidlich zu überblicken. Die beiden Offiziere hatten wahrscheinlich während der ganzen Zeit meiner Abwesenheit geraucht und Kaffee getrunken.

»Scheik Adi ist ein böses Nest!« hörte ich den Hauptmann sagen.

»Ganz böse!« antwortete der Leutnant.

»Die Leute beten dort den Teufel an!«

»Den Teufel; Allah zerhacke und zerquetsche sie!«

»Das werden wir tun!«

»Ja, wir werden sie zerreißen!«

»Ganz und gar!«

Bis hierher konnte ich die Unterhaltung vernehmen, dann aber hörte man das erwähnte Pferdegetrappel. Der Leutnant hob den Kopf empor.

»Man kommt!« sagte er.

Auch der Hauptmann lauschte.

»Wer mag das sein?« fragte er.

»Es sind zwei Reiter; ich höre es.«

Sie erhoben sich, und die Soldaten taten dasselbe. In dem Scheine, den das Feuer hinauswarf, wurden Halef und Selekt sichtbar. Der Hauptmann trat ihnen entgegen und zog seinen Säbel.

»Halt! Wer seid ihr?« rief er sie an.

Sie waren sofort von den Türken umringt. Mein kleiner Halef betrachtete sich die Offiziere vom Pferde herunter mit einer Miene, welche mich erraten ließ, daß sie auf ihn den gleichen Eindruck machten, den sie auch auf mich hervorgebracht hatten.

»Wer ihr seid, habe ich gefragt!« wiederholte der Hauptmann.

»Leute!« antwortete Halef.

»Was für Leute?«

»Männer!«

»Was für Männer?«

»Reitende Männer!«

»Der Teufel verschlinge euch! Antwortet besser, sonst erhaltet ihr die Bastonnade! Also wer seid ihr?«

»Wir sind Dschesidi,« antwortete jetzt Selek mit kleinlauter Stimme.

»Dschesidi? Ah! Woher?«

»Aus Mekka.«

»Aus Mekka? Allah il Allah! Gibt es dort auch Teufelsanbeter?«

»Grad fünfmalhunderttausend.«

»So viele! Allah kerihm; er läßt viel Unkraut unter dem Weizen wachsen! – Wohin wollt ihr?«

»Nach Scheik Adi.«

»Ah, habe ich euch? Was wollt ihr dort?«

»Es wird dort ein großes Fest gefeiert.«

»Ich weiß es. Ihr tanzt und singt mit dem Teufel und betet dabei einen Hahn an, der durch das Feuer der Dschehenah ausgebrütet worden ist. Steigt ab! Ihr seid meine Gefangenen!«

»Gefangen? Was haben wir getan?«

»Ihr seid Söhne des Teufels. Ihr müßt geprügelt werden, bis euer Vater von euch gewichen ist. Herunter von den Pferden!«

Er griff selbst zu, und die beiden Männer wurden förmlich von den Pferden heruntergezogen.

»Gebt eure Waffen her!«

Ich wußte, Halef würde das nie tun, selbst unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht. Er sah suchend nach dem Feuer hin, und so hob ich den Kopf so weit empor, daß er mich erblickte. Nun wußte er, daß er sicher sein könne. Aus dem vielen leisen Rascheln hinter mir hatte ich bereits erkannt, daß die Meinen das Lager vollständig umschlossen hatten.

»Unsere Waffen?« fragte Halef. »Höre, Jüs Baschi, erlaube, daß wir dir etwas sagen!«

»Was?«

»Das können wir nur dir und dem Mulasim mitteilen.«

»Ich mag nichts von euch erfahren!«

»Es ist aber wichtig, sehr wichtig!«

»Was betrifft es?«

»Höre!«

Er flüsterte ihm einige Worte in das Ohr, welche den augenblicklichen Erfolg hatten, daß der Hauptmann einen Schritt zurücktrat und den Sprecher mit einer gewissen achtungsvollen Miene musterte. Später erfuhr ich, daß der schlaue Halef geflüstert hatte: »Euern Geldbeutel betrifft es!«

»Ist das wahr?« fragte der Offizier.

»Es ist wahr!«

»Wirst du darüber schweigen?«

»Wie das Grab!«

»Schwöre es mir!«

»Wie soll ich schwören?«

»Bei Allah und dem Barte des – – doch nein, ihr seid ja Dschesidi. So schwöre es mir beim Teufel, den ihr anbetet!«

»Nun wohl! Der Teufel weiß es, daß ich nachher nichts sagen werde!«

»Aber er wird dich zerreißen, wenn du die Unwahrheit sagst! Komm, Mulasim; kommt, ihr beiden!«

Die vier Männer traten zum Feuer herbei; ich konnte jedes ihrer Worte vernehmen.

»Nun, so rede!« gebot der Hauptmann.

»Laß uns frei! Wir werden dich bezahlen.«

»Habt ihr Geld?«

»Wir haben Geld.«

»Wißt ihr es nicht, daß dieses Geld bereits mir gehört? Alles, was ihr bei euch führt, ist unser.«

»Du wirst es nie finden. Wir kommen von Mekka her, und wer eine solche Reise macht, der weiß sein Geld zu verbergen.«

»Ich werde es finden!«

»Du wirst es nicht finden, selbst wenn du uns tötest und al-

les ganz genau durchsuchen lässest. Die Teufelsanbeter haben sehr gute Mittel, ihr Geld unsichtbar zu machen.«

»Allah ist allwissend!«

»Aber du bist nicht Allah!«

»Ich darf euch nicht freilassen.«

»Warum?«

»Ihr würdet uns verraten.«

»Verraten? Wie so?«

»Seht ihr nicht, daß wir hier sind, um einen Kriegszug zu unternehmen?«

»Wir werden dich nicht verraten.«

»Aber ihr wollt nach Scheik Adi gehen!«

»Sollen wir nicht?«

»Nein.«

»So sende uns, wohin es dir beliebt!«

»Wolltet ihr nach Baaweiza gehen und dort zwei Tage warten?«

»Wir wollen es.«

»Wie viel wollt ihr uns für eure Freiheit zahlen?«

»Wie viel verlangst du?«

»Fünfzehntausend Piaster {dreitausend Mark ungefähr} für jeden.«

»Herr, wir sind sehr arme Pilger. So viel haben wir nicht bei uns!«

»Wie viel habt ihr?«

»Fünfhundert Piaster können wir dir vielleicht geben.«

»Fünfhundert? Kerl, ihr wollt uns betrügen!«

»Vielleicht bringen wir auch sechshundert zusammen.«

»Ihr gebt zwölftausend Piaster und keinen Para weniger. Das schwöre ich euch bei Mohammed. Und wollt ihr nicht, so lasse ich euch so lange prügeln, bis ihr sie gebt. Ihr habt gesagt, daß ihr Mittel besitzt, euer Geld unsichtbar zu machen; ihr habt also viel bei euch, und ich habe das Mittel, eure Piaster wieder sichtbar zu machen!«

Halef tat, als erschrecke er.

»Herr, tust du es wirklich nicht billiger?«

»Nein.«

»So müssen wir es dir geben!«

»Ihr Schurken, jetzt sehe ich, daß ihr viel Geld bei euch habt! Nun werdet ihr nicht für zwölftausend Piaster frei, sondern ihr müßt das geben, was ich zuerst verlangte, nämlich fünfzehntausend.«

»Verzeihe, Herr, das ist zu wenig!«

Der Hauptmann sah den kleinen Hadschi Halef ganz erstaunt an.

»Wie meinst du das, Kerl?«

»Ich meine, daß ein jeder von uns mehr wert ist, als fünfzehntausend Piaster. Erlaube, daß wir dir fünfzigtausend geben!«

»Mensch, bist du verrückt?«

»Oder hunderttausend!«

Der Bäckermeister-Jüs Baschi blies ganz ratlos die Backen auf, blickte dem Leutnant in das hagere Gesicht und fragte ihn:

»Leutnant, was sagst du?«

Dieser hatte den Mund offen und gestand freimütig:

»Nichts, ganz und gar nichts!«

»Ich auch nichts! Diese Menschen müssen ungeheuer reich sein!«

Dann wandte er sich wieder zu Halef:

»Wo habt ihr das Geld?«

»Mußt du es wissen?«

»Ja.«

»Wir haben einen bei uns, der für uns bezahlt. Du kannst ihn aber nicht sehen.«

»Allah beschütze uns! Du meinst den Teufel!«

»Soll er kommen?«

»Nein, nein, niemals! Ich bin kein Dschesidi, ich verstehe nicht, mit ihm zu reden! Ich würde tot sein vor Schreck!«

»Du wirst nicht erschrecken, denn dieser Scheitan kommt in der Gestalt eines Menschen. Da ist er schon!«

Ich hatte mich hinter dem Baume erhoben, und mit zwei schnellen Schritten stand ich vor den beiden Offizieren. Sie fuhren entsetzt auseinander, der eine nach rechts und der an-

dere nach links. Da ihnen aber meine Gestalt doch nicht ganz und gar schrecklich vorkommen mochte, so blieben sie stehen und starrten mich wortlos an.

»Jüs Baschi,« redete ich sie an, »ich habe alles gehört, was ihr heute abend gesprochen habt. Ihr sagtet, Scheik Adi sei ein böses Nest!«

Ein schwerer Atemzug erscholl als einzige Antwort.

»Ihr sagtet, Allah möge dort die Leute zerhacken und zerquetschen.«

»Oh, oh!« ertönte es.

»Ihr sagtet ferner, ihr wolltet die Bösewichter, die Buben, die Unreinen, die Unverschämten, die Hunde niederschießen und große Beute machen!«

Der Mulasim war halb tot vor Angst, und der Jüs Baschi konnte nichts als stöhnen.

»Ihr wolltet dann befördert werden und Tabak aus Schiras rauchen!«

»Er weiß alles!« brachte der dicke Hauptmann angstvoll hervor.

»Ja, ich weiß alles. Ich werde euch befördern. Weißt du, wohin?«

Er schüttelte den Kopf.

»Nach Scheik Adi, zu den Unreinen und Unverschämten, die ihr töten wolltet. Jetzt sage ich zu euch das, was ihr vorhin zu diesen beiden Männern sagtet: Ihr seid meine Gefangenen!«

Die Soldaten konnten sich den Vorgang nicht erklären; sie standen in einem dichten Knäuel beisammen. Der Wink, den ich bei meinen letzten Worten gab, genügte. Die Dschesidi brachen hervor und umringten sie. Nicht ein einziger dachte daran, Widerstand zu leisten. Alle waren ganz verblüfft. Die Offiziere aber ahnten nun doch den wahren Sachverhalt und griffen in den Gürtel.

»Halt, keine Gegenwehr!« ermahnte ich sie, indem ich den Revolver zog. »Wer zur Waffe greift, wird augenblicklich niedergeschossen!«

»Wer bist du?« fragte der Hauptmann.

Er schwitzte förmlich. Der brave Fallstaff dauerte mich einigermassen, und die Don Quixote-Gestalt neben ihm gleichfalls. Um ihre Beförderung war es nun geschehen.

»Ich bin euer Freund und wünsche deshalb, daß ihr nicht von den Dschesidi niedergeschossen werdet. Gebt eure Waffen ab!«

»Aber wir brauchen sie doch!«

»Wozu?«

»Wir müssen damit die Geschütze verteidigen!«

Dieser beispiellosen Naivität war nicht zu widerstehen, ich mußte laut auflachen. Dann beruhigte ich sie:

»Seid ohne Sorgen; wir werden die Kanonen behüten!«

Es ward zwar noch einiges hin und her gesprochen, dann aber streckten sie doch die Waffen.

»Was werdet ihr mit uns tun?« fragte jetzt der besorgte Jüs Baschi.

»Das kommt ganz auf euer Verhalten an. Vielleicht werdet ihr getötet, vielleicht aber auch erlangt ihr Gnade, wenn ihr gehorsam seid.«

»Was sollen wir tun?«

»Zunächst meine Fragen der Wahrheit gemäß beantworten.«

»Frage!«

»Kommen noch mehr Truppen hinter euch?«

»Nein.«

»Ihr seid wirklich die einzigen hier?«

»Ja.«

»So ist der Miralai Omar Amed ein sehr unfähiger Mensch. In Scheik Adi halten mehrere tausend Bewaffnete, und hier schickt er dreißig Männer mit vier Kanonen gegen sie. Er mußte euch wenigstens einen Alai Emini mit zweihundert Mann Infanterie als Bedeckung mitgeben. Dieser Mann hat gemeint, die Dschesidi seien so leicht zu fangen und zu töten, wie die Fliegen. Welche Befehle hat er euch gegeben?«

»Wir sollen die Geschütze unbemerkt bis an das Wasser schaffen.«

»Und dann?«

»Und dann an demselben aufwärts gehen, bis eine halbe Stunde vor Scheik Adi.«

»Weiter!«

»Dort sollen wir warten, bis er uns einen Boten sendet. Darauf müssen wir bis zum Tale vorrücken und die Dschesidi mit Kugeln, Kartätschen und Granaten beschießen.«

»Das Vorrücken ist euch gestattet; ihr werdet sogar noch weiter kommen als nur bis zum Eingange des Tales. Das Schießen aber werden Andere übernehmen.«

Nun es einmal geschehen war, ergaben sich die Türken als echte Fatalisten ganz ruhig in ihr Schicksal. Sie mußten zusammentreten und wurden von den Dschesidi eskortiert. Die Geschützstücke waren auf die Maultiere geladen worden und folgten unter Bedeckung. Natürlich machten wir uns wieder beritten, als wir bei den Pferden ankamen.

Eine halbe Stunde vor dem Tale von Scheik Adi ließ ich die Kanonen unter dem Schutze von zwanzig Mann zurück. Es geschah dies um des Boten willen, welcher von dem Miralai erwartet wurde.

Gleich an dem Eingange zum Tale trafen wir auf eine bedeutende Menschenmenge. Das Gerücht von unserer kleinen Expedition hatte sich sehr bald unter den Pilgern verbreitet, und man hatte sich hier versammelt, um das Ergebnis so bald wie möglich zu vernehmen. Infolgedessen war auch jedwedes Schießen im Tale eingestellt worden, sodaß nun eine tiefe Stille herrschte. Man wollte die Schüsse hören, falls es zwischen uns und den Türken zu einem ernstlichen Kampfe kommen sollte.

Der erste, welcher mir entgegenkam, war Ali Bey.

»Endlich kommst du,« rief er sichtlich erleichtert; dann setzte er besorgt hinzu: »aber ohne Kanonen! Und auch Leute fehlen!«

»Es fehlt kein Mann, und auch kein einziger ist verwundet.«

»Wo sind sie?«

»Bei Halef und Selek draußen bei den Geschützen, die ich zurückgelassen habe.«

»Warum?«

»Dieser Jüs Baschi hat mir erzählt, daß der Miralai an die Stelle, wo die Kanonen stehen, einen Boten senden werde. Sie sollen dann vorrücken und Scheik Adi mit Vollkugeln, Kartätschen und Granaten beschießen. Hast du Leute, welche ein Geschütz zu bedienen verstehen?«

»Genug!«

»So sende sie hinaus. Sie mögen mit den Türken die Kleidung wechseln, den Boten gefangen nehmen und dann sofort einen Schuß lösen. Dies wird für uns das sicherste Zeichen sein, daß der Feind nahe ist, und diesen selbst wird es zu einem übereilten Angriff verleiten. Was tust du mit den Gefangenen?«

»Ich schicke sie fort und lasse sie bewachen.«

»Im Tale Idiz?«

»Nein. Diesen Ort darf keiner sehen, der nicht ein Dschesidi ist. Aber es gibt eine kleine Schlucht, in der es möglich ist, die Gefangenen durch nur wenige Leute festzuhalten. Komm!«

In seinem Hause erwartete mich ein sehr reichliches Nachtessen, wobei mich seine Frau bediente. Er selbst war nicht zugegen, denn er mußte die Umkleidung der Gefangenen beaufsichtigen, welche dann abgeführt wurden. Diejenigen, welche die Uniformen der Türken erhielten, waren geschulte Kanoniere und rückten bald ab, um sich zu den Geschützen zu begeben.

Die Sterne begannen bereits zu erbleichen, als Ali Bey zu mir kam.

»Bist du bereit, aufzubrechen, Emir?«

»Wohin?«

»Nach dem Tale Idiz.«

»Erlaube, daß ich hier bleibe!«

»Du willst mitkämpfen?«

»Nein.«

»Dich uns nur anschließen, um zu sehen, ob wir tapfer sind?«

»Ich werde mich euch auch nicht anschließen, sondern hier in Scheik Adi bleiben.«

»Herr, was denkst du!«

»Ich denke, daß dies das Richtige sein wird.«

»Man wird dich töten!«

»Nein. Ich stehe unter dem Schutze des Großherrn und des Mutessarif.«

»Aber du bist unser Freund; du hast die Artilleristen gefangen genommen; das wird dir das Leben kosten!«

»Wer wird das den Türken erzählen? Ich bleibe hier mit Halef und dem Baschi-Bozuk. So kann ich für euch vielleicht mehr tun, als wenn ich in euren Reihen kämpfe.«

»Du magst recht haben, Emir; aber wenn wir schießen, kannst auch du verwundet oder vielleicht gar getötet werden!«

»Das glaube ich nicht, denn ich werde mich hüten, mich euren Kugeln auszusetzen.«

Da öffnete sich die Türe, und ein Mann trat herein. Er gehörte zu den Posten, welche Ali Bey ausgestellt hatte.

»Herr,« meldete er ihm, »wir haben uns zurückgezogen, denn die Türken sind bereits in Baadri. In einer Stunde sind sie hier.«

»Kehre zurück, und sage den Deinen, daß sie immer in der Nähe der Türken bleiben, sich aber von ihnen nicht sehen lassen sollen!«

Wir gingen vor das Haus. Die Frauen und Kinder zogen an uns vorüber und verschwanden hinter dem Heiligtume. Da kam ein zweiter Bote atemlos gelaufen und meldete:

»Herr, die Türken haben Kaloni längst verlassen und marschieren durch die Wälder. In einer Stunde können sie hier sein.«

»Postiert euch jenseits des ersten Tales, und zieht euch, wenn sie kommen, zurück. Die Unserigen werden euch oben erwarten!«

Der Mann kehrte zurück, und der Bey entfernte sich auf einige Zeit. Ich stand am Hause und sah auf die Gestalten, die an mir vorüberzogen. Als die Frauen und Kinder vorbei waren, schlossen sich ihnen lange Reihen von Männern an, zu Fuße und zu Pferde; aber sie verschwanden nicht hinter dem Heiligtume, sondern erstiegen die nach Baadri und Kaloni gelegenen

Höhen, um den Türken das Tal freizugeben. Es war ein eigentümliches Gefühl, das ich beim Anblick dieser dunklen Gestalten empfand. Ein Licht nach dem andern wurde ausgeblasen; eine Fackel nach der andern erlosch, und nur das Grabmal mit seinen beiden Türmen streckte seine flammende Doppelzunge noch immer zum Himmel empor. Ich war allein hier. Die Angehörigen des Bey waren fort; der Buluk Emini schlief droben auf der Plattform, und Halef war noch nicht zurück. Da aber hörte ich den Galopp eines Pferdes. Halef sprengte heran. Als er absaß, erdröhnten von unten herauf zwei starke, krachende Schläge.

»Was war das, Halef?«

»Die Bäume stürzen. Ali Bey hat befohlen, sie zu fällen, um unten das Tal zu schließen und die Kanonen gegen einen Angriff der Türken zu schützen.«

»Das ist klug gehandelt! Wo sind die andern von den zwanzig?«

»Sie mußten auf Befehl des Bey bei den Geschützen zurückbleiben, und er hat außerdem noch dreißig andere Männer zu ihrer Bedeckung beordert.«

»Also zusammen fünfzig Mann. Diese könnten schon einen Angriff aushalten.«

»Wo sind die Gefangenen?« fragte Halef.

»Bereits fort, unter Aufsicht.«

»Und diese Männer hier ziehen schon zum Kampfe?«

»Ja.«

»Und wir?«

»Bleiben hier zurück. Ich bin begierig, die Gesichter der Türken zu sehen, wenn sie bemerken, daß sie in die Falle geraten sind.«

Dieser Gedanke schien Halef zu befriedigen, sodaß er nicht über unser Hierbleiben murrte. Er mochte sich auch sagen, daß dieses Bleiben wohl gefährlicher sei, als der Anschluß an die Streiter.

»Wo ist Ifra?« fragte Halef noch.

»Er schläft auf der Plattform.«

»Er ist eine Schlafmütze, Sihdi, und darum wird ihm sein

Hauptmann den Esel gegeben haben, welcher die ganze Nacht hindurch schreit. Weiß er bereits etwas von dem, was geschehen wird?»

»Ich glaube nicht. Er soll auch nicht wissen, wie weit wir dabei beteiligt waren; verstehst du?»

Da kam Ali Bey noch einmal zurück, um sein Pferd zu holen. Er machte mir noch allerlei Vorstellungen, die aber nichts fruchteten, und so war er gezwungen, mich zu verlassen. Er tat dies mit dem herzlichsten Wunsche, daß mir nichts Böses geschehen möge, und versicherte wiederholt, er würde alle fünfzehnhundert Türken niederschießen lassen, wenn ich von ihnen ein Leid erdulden müsse. Zuletzt bat er mich, das große weiße Tuch, das in der Stube hing, auf die Plattform des Hauses, die er von der Höhe ganz gut überblicken konnte, zu legen, zum Zeichen, daß ich mich wohl befinde. Sollte das Tuch fortgenommen werden, so werde er schließen, daß ich mich in Gefahr befinde und sofort demgemäß handeln.

Nun stieg er auf und ritt davon, der letzte von all den Seinen.

Der Tag begann zu grauen; der Himmel lichtete sich, und wenn man zu ihm emporblickte, vermochte man bereits die einzelnen Äste der Bäume zu unterscheiden. Droben an der gegenüberliegenden Talwand verhallten die Hufschläge von Ali Beys Pferd. Ich war nun, da auch mein Dolmetscher mich verlassen mußte, mit den beiden Dienern ganz allein in jenem vielbesprochenen Tale eines geheimnisvollen und auch jetzt mir immer noch rätselhaften Kultus. Allein? Ganz allein? War es wirklich so, oder hörte ich nicht Schritte dort in dem kleinen El Schems geweihten Hause?

Eine lange, weiße Gestalt trat hervor und blickte sich um. Da sah sie mich und kam auf mich zu. Ein langer, schwarzer Bart hing ihr über die Brust herab, während das Haupthaar schneeweiß über den Rücken wallte. Es war Pir Kamek; ich erkannte ihn jetzt.

»Du noch hier?» fragte er, als er vor mir stand, mit beinahe harter Stimme. »Wann folgest du den andern nach?»

»Ich bleibe hier.«

»Du bleibst? Warum?«

»Weil ich euch hier mehr nützen kann, als auf andere Weise.«

»Das ist möglich, Emir; aber dennoch solltest du gehen!«

»Ich richte dieselbe Frage an dich: Wann gehest du den andern nach?«

»Ich bleibe.«

»Warum?«

»Hast du dort den Scheiterhaufen nicht gesehen?« antwortete er finster. »Er hält mich zurück.«

»Warum er?«

»Weil es nun an der Zeit ist, das Opfer zu bringen, wegen dessen ich ihn errichten ließ.«

»Die Türken werden dich ja stören!«

»Sie werden mir sogar das Opfer bringen, und ich werde heute den wichtigsten Tag meines Lebens feiern.«

Fast wollte es mir unheimlich werden bei dem Klange dieser hohlen Stimme. Ich überwand jedoch dieses Gefühl und fragte:

»Wolltest du nicht heute noch mit mir über dein Buch sprechen, welches mir Ali Bey geliehen hatte?«

»Kann es dir Freude machen und Nutzen bringen?«

»Gewiß!«

»Emir, ich bin ein armer Priester; nur dreierlei gehört mir: mein Leben, mein Kleid und das Buch, von dem du redest. Mein Leben bringe ich dem Reinen, dem Mächtigen, dem Erbarmenden zurück, der mir es geliehen hat; mein Kleid überlasse ich dem Elemente, in welchem auch mein Leib begraben wird, und das Buch schenke ich dir, damit dein Geist mit dem meinigen sprechen könne, wenn Zeiten, Länder, Meere und Welten uns von einander trennen.«

War dies nur eine blumige, orientalische Ausdrucksweise, oder sprach aus ihm wirklich die Ahnung eines nahen Todes? Es überlief mich ein Schauer, den ich nicht abschütteln konnte.

»Pir Kamek, deine Gabe ist groß; fast kann ich sie nicht annehmen!«

»Emir, ich liebe dich. Du wirst das Buch erhalten, und wenn dein Blick auf die Worte fällt, die meine Hand geschrieben hat, so denke an das letzte Wort, welches diese Hand schreiben wird in das Buch, darinnen verzeichnet steht die blutige Geschichte der Dschesidi, der Verachteten und Verfolgten.«

Ich konnte nicht anders, ich mußte ihn umarmen.

»Ich danke dir, Pir Kamek! Auch ich liebe dich, und wenn ich dein Buch öffne, so wird vor mich treten deine Gestalt, und ich werde hören alle Worte deines Mundes, die du zu mir gesprochen hast. Jetzt aber solltest du Scheik Adi verlassen, denn noch ist es nicht zu spät!«

»Sieh dort das Heiligtum, in welchem Der begraben liegt, welcher verfolgt und getötet wurde. Er ist nie geflohen. Steht nicht auch in deinem Kitab, daß man sich nicht fürchten soll vor jenen, die nur den Leib töten können? Ich bleibe hier, da ich weiß, daß die Osmanly mir nicht zu schaden vermögen. Und wenn sie mich töteten, was wäre es? Muß nicht der Tropfen emporsteigen zur Sonne? Stirbt nicht El Schems, die Glänzende, täglich, um auch täglich wieder aufzuerstehen? Ist nicht der Tod der Eingang in eine lichtere, in eine reinere Welt? Hast du jemals gehört, daß ein Dschesidi von einem andern sagt, daß er gestorben sei? Er sagt nur, daß er verwandelt sei; denn es gibt weder Tod noch Grab, sondern Leben, nichts als Leben. Darum weiß ich auch, daß ich dich einst wiedersehen werde!«

Nach diesen Worten schritt er schnell davon und kam hinter der Außenmauer des Grabmales außer Sicht.

Ich trat in das Gebäude und ging nach der Plattform. Droben vernahm ich Stimmen. Halef und Ifra redeten miteinander.

»Ganz allein?« hörte ich den letzteren fragen.

»Ja.«

»Wohin sind die andern, die vielen, die Tausende?«

»Wer weiß es!«

»Aber warum sind sie fort?«

»Sie sind geflohen.«

»Vor wem?«

»Vor euch.«

»Vor uns? Hadschi Halef Omar, ich verstehe nicht, was du sagest!«

»So will ich dir es deutlicher sagen: Sie sind geflohen vor deinem Mutessarif und vor deinem Miralai Omar Amed.«

»Aber warum denn?«

»Weil der Miralai kommt, um Scheik Adi zu überfallen.«

»Allah akbar, Gott ist groß, und die Hand des Mutessarif ist mächtig! Sage mir, ob ich bei unserem Emir bleiben darf, oder ob ich unter dem Miralai kämpfen muß!«

»Du mußt bei uns bleiben.«

»Hamdullillah, Preis und Dank sei Allah, denn es ist gut sein bei unserm Emir, den ich zu beschützen habe!«

»Du? Wann hast du ihn denn beschützt?«

»Stets, so lange er unter meinem Schirme wandelt!«

Halef lachte und erwiderte:

»Ja, du bist der Mann dazu! Weißt du, wer der Beschützer des Emir ist?«

»Ich!«

»Nein, ich!«

»Hat ihn nicht der Mutessarif selbst in meine Obhut gegeben?«

»Hat er sich nicht selbst unter meinen Schutz begeben? Und wer gilt da mehr, der Sihdi oder dein Nichtsnutz von Mutessarif?«

»Halef Omar, hüte deine Zunge! Wenn ich dieses Wort dem Mutessarif sage!«

»Glaubst du, ich werde mich dann vor ihm fürchten? Ich bin Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawuhd al Gossarah!«

»Und ich heiße Ifra, gehöre zu den tapfern Baschi-Bozuk des Großherrs und wurde für meine Heldentaten zum Buluk Emini ernannt! Für dich sorgt nur eine Person, für mich aber sorgt der Padischah und der ganze Staat, den man den osmanischen nennt!«

»Ich möchte wirklich wissen, welchen Vorteil du von dieser Fürsorge hast!«

»Welchen Vorteil? – Ich will es dir auseinandersetzen! Ich erhalte einen Monatssold von fünfunddreißig Piastern und täglich zwei Pfund Brot, siebzehn Lot Fleisch, drei Lot Butter, fünf Lot Reis, ein Lot Salz, anderthalb Lot Zutaten nebst Seife, Öl und Stiefelschmiere!«

»Und dafür verrichdest du Heldentaten?«

»Ja, sehr viele und sehr große!«

»Die möchte ich sehen!«

»Was? Du glaubst das nicht! Wie bin ich da zum Beispiel um meine Nase gekommen, welche ich nicht mehr habe! Das war nämlich bei einem Streite zwischen den Drusen und Maroniten des Dschebel Libanon. Wir wurden hingeschickt, um Ruhe und Achtung der Gesetze zu erkämpfen. In einer dieser Schlachten schlug ich wie wütend um mich herum. Da holte ein Feind nach meinem Kopfe aus. Ich wollte ausweichen und trat zurück, und nun traf der Hieb statt meinen Kopf meine Na- – ooh – aah – – was war das?«

»Ja, was war das? Ein Kanonenschuß!«

Halef hatte recht; es war ein Kanonenschuß, der den kleinen Buluk Emini um den Schluß seiner interessanten Erzählung gebracht hatte. Das war jedenfalls der Signalschuß, den unsere Artilleristen abgegeben hatten, um uns anzuzeigen, daß der Adjutant des Miralai von ihnen gefangen genommen worden sei. Die beiden Diener kamen sofort von oben herunter geeilt.

»Sihdi, man schießt!« rief Halef, nach den Hähnen seiner Pistolen sehend.

»Mit Kanonen!« fügte Ifra hinzu.

»Schön! Holt die Tiere herein und schafft sie nach dem innern Hof!«

»Auch meinen Esel?«

»Ja. Dann schließt ihr die Tür!«

Ich selbst holte den weißen Shawl und breitete ihn oben auf der Plattform aus. Dann ließ ich mir einige Decken kommen und legte mich in der Weise darauf, daß ich von unten nicht bemerkt werden konnte. Die beiden Diener nahmen später unweit von mir Platz.

Es war mittlerweile so licht geworden, daß man ziemlich

deutlich sehen konnte. Der Nebel wallte bereits im Tale auf; aber noch immer brannten die Lichter und Flammen des Heiligtums, ein Anblick, der dem Auge wehe zu tun begann.

So vergingen fünf, ja zehn erwartungsvolle Minuten. Da hörte ich drüben am Abhange ein Pferd wiehern, noch eins, und dann antwortete ein drittes hüben von der andern Seite. Es war klar: die Truppen rückten zu gleicher Zeit an beiden Seiten in das Tal hernieder. Die Befehle des Miralai wurden mit großer Pünktlichkeit befolgt.

»Sie kommen!« meinte Halef.

»Ja, sie kommen!« bestätigte Ifra. »Herr, wenn sie uns nun für Dschesidi halten und auf uns schießen?«

»Dann lässest du deinen Esel hinaus, an welchem sie dich sofort erkennen werden!«

Kavallerie war jedenfalls nicht dabei; die Pferde, welche gewiebert hatten, waren Offizierspferde. Man hätte das Pferdetrappel hören müssen. Nach und nach aber ließ sich ein Geräusch bemerken, das immer hörbarer wurde. Es war der Tritt vieler Menschen, die näher kamen.

Endlich ertönten Stimmen von dem Grabmale her, und zwei Minuten später vernahmen wir den Marschschritt einer geschlossenen Kolonne. Ich erhob den Kopf und schaute hinab. Es waren vielleicht zweihundert Arnauten, prächtige Gestalten mit wilden Angesichtern, angeführt von einem Alai Emini und zwei Hauptleuten. Sie zogen in geschlossenen Gliedern das Tal hinab. Hinter ihnen kam aber eine Bande Baschi-Bozuk, die sich nach rechts und links zerstreute, um die unsichtbaren Bewohner des Tales aufzusuchen. Dann folgte eine kleine Kavalkade von lauter Offizieren: zwei Jüs Baschi, zwei Alai Emini {Regimentsquartiermeister oder Rang-Major}, zwei Bimbashi {Major oder Bataillonschef}, ein Kaimakam {Oberstleutnant}, mehrere Kol Agassi {Stabsoffizier, Adjutant} und an der Spitze der Truppe ein langer, hagerer Mensch, mit einem außerordentlich grob zugehackten Gesichte, in der reichen, von Gold strotzenden Uniform eines Regimentskommandeurs.

»Das ist der Miralai Omar Amed!« meinte Ifra in achtungsvollem Tone.

»Wer ist der Zivilist an seiner Seite?« fragte ich.

An der Seite des Obersten nämlich ritt ein Mann, dessen Züge höchst auffällig waren. Ich weiß, daß man einen Menschen nicht mit einem Wesen aus dem Tierreiche vergleichen soll; aber es gibt wirklich menschliche Physiognomien, welche ganz unwillkürlich an bestimmte Tiere erinnern. Ich habe Gesichter gesehen, die etwas Affen-, Bullenbeißer- und Katzenartiges hatten; ich habe bei gewissen Gesichtsschnitten sofort an einen Ochsen, einen Esel, eine Eule, ein Wiesel, ein Rüsseltier oder einen Fuchs oder Bären denken müssen. Mag man nun Phrenolog und Physiognomiker sein oder nicht, man wird doch bald bemerken, daß auch die Haltung, der Gang, die Ausdrucksweise, das ganze Tun und Treiben eines solchen Menschen eine gewisse Ähnlichkeit mit der Art und Weise des Tieres besitzt, an das man durch die Physiognomie erinnert wurde. Das Gesicht des Mannes nun, den ich jetzt sah, hatte etwas Raubvogelähnliches; es war ganz das eines Stößers.

»Es ist der Makredschi {Vorsteher des Gerichtshofes} von Mossul, der Vertraute des Mutessarif,« antwortete der Buluk Emini.

Was wollte, oder was sollte dieser Makredschi mit den Truppen hier? Ich konnte meinen Vermutungen darüber nicht nachhängen, denn jetzt ertönte plötzlich ein Kanonenschuß und noch einer. Ein wirres Heulen, Schreien und Rufen erscholl, und dann hörte ich ein Stampfen, als ob viele Menschen im Galoppe herbeigesprungen kämen. Die Kavalkade hatte grad unter meinem Beobachtungsposten angehalten.

»Was war das?« rief der Miralai.

»Zwei Kanonenschüsse!« antwortete der Makredschi.

»Sehr richtig!« bemerkte der Oberst spöttisch. »Ein Offizier wäre wohl schwerlich auf diese Antwort gekommen. Aber, Allah, was ist das!«

Die Arnauten, welche soeben erst vorüber marschiert waren, kamen in größter Unordnung und schreiend zurückgeflohen; vier unter ihnen blutig und zerfetzt, alle aber von höchstem Schreck ergriffen.

»Halt!« donnerte der Oberst. »Was ist geschehen?«

»Man hat mit Kartätschen auf uns geschossen. Der Alai Emini ist tot und ebenso einer der Hauptleute; der andere liegt verwundet dort.«

»Allah onlari boza-uz – Allah vernichte sie! Auf ihre eigenen Leute zu feuern! Ich lasse sie alle totpeitschen. Nasir Agassi, reite vor und kläre diese Hunde auf!«

Dieser Befehl war an einen der Kol Agassi gerichtet, die sich in seinem Gefolge befanden. Es war derselbe, den ich am Bache von Baadri überrascht und dem ich dann wieder zu seiner Freiheit verholfen hatte. Er gab seinem Pferde die Sporen, kehrte aber in kürzester Zeit wieder zurück.

»Herr, es sind nicht die Unserigen, sondern es sind Dschesidi, welche geschossen haben. Sie ließen mich herankommen und riefen es mir zu.«

»Wo sind unsere Geschütze?«

»Die befinden sich in ihren Händen; mit ihnen haben sie geschossen; sie haben die Geschütze heute nacht dem Jüs Baschi abgenommen.«

Der Oberst stieß einen fürchterlichen Fluch hervor.

»Dieser Halunke soll es mir büßen! Wo ist er?«

»Gefangen mit allen seinen Leuten.«

»Gefangen? Mit allen? Also ohne sich gewehrt zu haben!«

Er stieß seinem Pferde vor Wut die Sporen so in die Weichen, daß es kerzengerade emporstieg, dann fragte er weiter:

»Wo sind die Dschesidi, die Teufelsmänner, diese Giaurs unter den Giaurs? Ich wollte sie fangen, peitschen, töten, aber keiner läßt sich sehen! Sind sie verschwunden? Man wird sie finden. Vorher aber holt mir die Geschütze zurück! Die von Diarbekir haben sich geschlossen. Vorwärts mit ihnen, und dann die Hunde von Kjerkjuk hinterher!«

Der Kol Agassi sprengte zurück, und sofort setzten sich die Infanteristen von Diarbekir in Bewegung. Der Oberst ging mit seinem Stab zur Seite. Sie marschierten an ihm vorüber. Weiter konnte ich nichts sehen, da das Tal eine Wendung machte; aber kaum war eine Minute vorüber, so dröhnte ein Kanonenschuß, ein zweiter, dritter und vierter, und dann erfolgte ganz dieselbe Szene wie vorher: die Verschonten und Leicht-

verwundeten kamen zurückgeflohen, indem sie die Toten und Schwerverwundeten hinter sich ließen. Der Oberst ritt mitten unter sie hinein und züchtigte sie mit der flachen Klinge seines Säbels.

»Steht, ihr Feiglinge; steht, sonst schicke ich euch mit eigener Hand in die Dschehennah! Agassi, die Dragoner herunter!«

Der Adjutant eilte davon. Die Flüchtigen sammelten sich, und viele der Baschi-Bozuk kamen herbei, um zu melden, daß sie alle Gebäude leer gefunden hätten.

»Zerstört die Nester; brennt alles nieder, und sucht mir Spuren. Ich muß wissen, wo diese Ungläubigen hingekommen sind!«

Jetzt war es Zeit für mich, wenn ich überhaupt hier etwas nützen sollte.

»Halef, wenn mir etwas Übles geschieht, so nimmst du dieses weiße Tuch hinweg. Es ist ein Zeichen für Ali Bey!«

Nach diesen Worten richtete ich mich empor und wurde sofort bemerkt.

»Ah,« rief der Miralai, »da ist ja einer! Komm herunter, du Sohn eines Hundes; ich will Auskunft haben!«

Ich nickte und trat zurück.

»Halef, du verschließest die Türe hinter mir und lässest ohne meine Erlaubnis niemand ein. Wenn ich deinen Namen rufe, öffnest du sofort!«

Ich nahm ihn mit hinab und trat vor das Haus; die Türe schloß sich hinter mir. Sofort hatten die Offiziere einen Kreis um mich gebildet.

»Wurm, der du bist, antworte auf meine Fragen, sonst lasse ich dich schlachten!« befahl mir der Oberst.

»Wurm?« fragte ich ruhig. »Nimm und lies!«

Er blitzte mich wütend an, ergriff aber doch den großherrlichen Ferman. Als er das Siegel erblickte, drückte er das Pergament an seine Stirn, aber nur leicht und beinahe verächtlich, und überflog den Inhalt.

»Du bist ein Franke?«

»Ein Nemtsche.«

»Das ist gleich! Was tust du hier?«

»Ich kam, um die Gebräuche der Dschesidi zu studieren,«
antwortete ich, indem ich den Paß wieder in Empfang nahm.

»Wozu das! Was geht mich dieses Bu-djeruldi an! Warst du
in Mossul beim Mutessarif?«

»Ja.«

»Hast du von ihm die Erlaubnis, hier zu sein?«

»Ja. Hier ist sie.«

Ich reichte ihm das zweite Blatt entgegen; er las es und gab
es mir wieder.

»Das ist richtig; aber – – –«

Er hielt inne, denn es prasselte jetzt drüben am Abhang ein
sehr kräftiges Gewehrfeuer los, und zu gleicher Zeit vernah-
men wir den Hufschlag schnell gehender Pferde.

»Scheïtan! Was ist das da oben?«

Diese Frage war halb an mich gerichtet; daher antwortete
ich:

»Es sind die Dschesidi. Du bist umzingelt, und jeder Wider-
stand ist vergebens.«

Er richtete sich im Sattel auf.

»Hund!« brüllte er mich an.

»Laß dieses Wort, Miralai! Sagst du es noch einmal, so gehe
ich!«

»Du bleibst!«

»Wer will mich halten? Ich werde dir jede Auskunft erteilen,
aber wisse, daß ich nicht gewohnt bin, mich unter einen Mira-
lai zu stellen. Ich habe dir gezeigt, unter welchem Schutze ich
stehe, und sollte dies nicht helfen, so weiß ich mich selbst zu
schützen!«

»Ah!«

Er erhob die Hand, um nach mir zu schlagen.

»Halef!«

Mit diesem lauten Rufe drängte ich mich zwischen die
Pferde hindurch; die Türe öffnete sich, und kaum hatte ich sie
hinter mir zugeschoben, so knirschte die Kugel einer Pistole
im Holze. Der Miralai hatte auf mich geschossen.

»Das galt dir, Sihdi!« meinte Halef besorgt.

»Komm herauf!«

Noch während wir die Treppe erstiegen, vernahmen wir draußen ein wirres Rufen, untermischt mit Rossegestampf, und als ich oben anlangte, sah ich die Nachhut der Dragoner hinter der Krümmung des Tales verschwinden. Es war der reine Wahnsinn, sie gegen die Geschütze zu jagen, die nur durch einen Schützenangriff von den Seiten des Berges aus hätten zum Schweigen gebracht werden können. Der Miralai war sich über seine Situation ja gar nicht klar, und ein Glück war es für ihn, daß Ali Bey das Leben der Menschen schonen wollte; denn droben am Heiligtume und auf den Pfaden bis zur halben Höhe des Berges standen die Türken so dicht, daß jede Kugel der Dschesidi ein oder gar mehrere Opfer finden mußte.

Da erdröhnte der Donner der Kanonen von neuem. Die Kartätschen und Granaten mußten, wenn gut gerichtet war, eine fürchterliche Verwüstung unter den Reitern hervorbringen, und dies bestätigte sich nur gar zu bald; denn der ganze untere Teil des Tales bedeckte sich mit fliehenden Reitern, laufenden Dragonern und reiterlosen Pferden.

Jetzt war der Miralai ganz steif vor Wut und Entsetzen; aber es mochte ihm dabei die Erkenntnis kommen, daß er anders zu handeln habe. Er bemerkte meinen Kopf, der nach unten schaute, und winkte mir. Ich erhob mich wieder.

»Komm herab!«

»Wozu?«

»Ich habe dich zu fragen.«

»Und auf mich zu schießen?«

»Es galt nicht dir!«

»Nun wohl, so frage! Ich werde dir von oben antworten; du hörst dann meine Worte ebenso deutlich, als wenn ich bei dir stünde. Aber« – und dabei gab ich Halef, der mich sofort verstand, einen Wink – »aber siehst du diesen Mann? Er ist mein Diener; er hat die Büchse in der Hand und zielt auf dich. Sobald sich eine einzige Waffe gegen mich erhebt, erschießt er dich, Miralai, und dann werde ich grad so sagen wie du, nämlich: Es galt nicht dir!«

Halef kniete hart am Rande der Plattform und hielt seine Büchse auf den Kopf des Obersten gerichtet. Dieser wechselte die Farbe, ob vor Angst oder vor Wut, das weiß ich nicht.

»Tut das Gewehr fort!« rief er.

»Es bleibt!«

»Mensch, ich habe fast zweitausend Soldaten hier; ich kann dich zermalmen!«

»Und ich habe diesen einen bei mir; ich kann dich mit einem Winke zu deinen Vätern senden!«

»Die Meinen würden mich fürchterlich rächen!«

»Es würden viele von ihnen zugrunde gehen, ehe es ihnen gelänge, in dieses Haus zu dringen. Übrigens ist das Tal von viertausend Kriegern umschlossen, denen es ein Leichtes ist, euch innerhalb einer halben Stunde aufzureiben.«

»Wie viele, sagst du?«

»Viertausend. Schau hinauf auf die Höhen! Siehst du nicht Kopf an Kopf? Dort steigt ein Mann hernieder, der mit seinem weißen Turbantuche weht. Es ist gewiß ein Bote des Bey von Baadri, der mit dir verhandeln soll. Gewähre ihm ein sicheres Geleite, und empfangen ihn der Sitte gemäß; das wird zu deinem Besten dienen!«

»Ich brauche deine Lehren nicht. Die Rebellen sollen nur kommen! Wo sind die Dschesidi alle?«

»Laß dir erzählen! Ali Bey hörte, daß du die Pilger überfallen solltest. Er sandte Boten aus und ließ die Truppen aus Mosul, Diarbekir und Kjerkjuk beobachten. Die Frauen und Kinder wurden in Sicherheit gebracht. Er stellte deinem Anzuge nichts in den Weg, aber er verließ das Tal und schloß dasselbe ein. Er ist dir weit überlegen an Anzahl der Krieger und auch in Beziehung auf das Terrain. Er befindet sich in Besitz deiner Artillerie mit ihrer ganzen Munition. Du bist verloren, wenn du nicht freundlich mit seinem Abgesandten verhandelst!«

»Ich danke dir, Franke! Ich werde erst mit ihm verhandeln und dann auch mit dir. Du hast das Bu-djeruldi des Großherrs und den Ferman des Mutessarif und machst doch gemeinschaftliche Sache mit ihren Feinden. Du bist ein Verräter und wirst deine Strafe finden!«

Da drängte Nasir Agassi, der Adjutant, sein Pferd zu ihm heran und sagte ihm einige Worte. Der Oberst deutete auf mich und fragte:

»Dieser wäre es gewesen?«

»Er war es. Er gehört nicht zu den Feinden; er ist zufällig ihr Gast und hat mir das Leben gerettet.«

»So werden wir weiter darüber reden. Jetzt aber kommt in jenes Gebäude!«

Sie ritten nach dem Tempel der Sonne, stiegen vor demselben ab und traten ein.

Mittlerweile war der Parlamentär von Fels zu Fels springend, in grader Linie herab in das Tal und über den Bach herübergekommen. Er trat auch in den Tempel ein. Kein Schuß fiel; es herrschte Ruhe, und nur der Schritt der Soldaten ertönte, welche sich von dem oberen Teile des Tales, wo sie sich zu sehr bloßgestellt sahen, mehr nach unten ausbreiteten.

Wohl über eine halbe Stunde verging. Da trat der Parlamentär wieder in das Freie, aber nicht allein, sondern er wurde – geführt. Man hatte ihn gebunden. Der Miralai, welcher auch am Eingange des Gebäudes erschien, blickte sich um, sah den Scheiterhaufen und deutete auf denselben. Es wurden zehn Arnauten herbeigerufen; diese nahmen den Mann in ihre Mitte und schleppten ihn zum Holzstoß. Während mehrere ihn hielten, griffen die anderen nach ihren Gewehren – er sollte erschossen werden.

»Halt!« rief ich zum Obersten hinüber. »Was willst du tun? Er ist ein Abgesandter, also eine unverletzliche Person!«

»Er ist ein Rebell, wie du. Erst er, dann du; denn nun wissen wir, wer die Artilleristen überfallen hat!«

Er winkte; die Schüsse krachten; der Mann war tot. Da aber geschah etwas, was ich nicht erwartet hatte: durch die Soldaten drängte sich ein Mann. Es war der Pir Kamek. Er erreichte den Scheiterhaufen und kniete bei dem Toten nieder.

»Ah, ein zweiter!« rief der Oberst und schritt hinzu. »Erhebe dich, und antworte mir!«

Weiter konnte ich nichts hören, denn die Entfernung wurde zu groß. Ich sah nur die feierlichen Gesten des Pir und die

zornigen des Miralai. Dann bemerkte ich, daß der erstere die Hände in den Haufen steckte, und einige Sekunden später züngelte eine Flamme blitzschnell an demselben empor. Eine Ahnung durchzuckte mich. Großer Gott, sollte er ein solches Opfer, eine solche Strafe, eine solche Rache an dem Mörder seiner Söhne und seines Weibes gemeint haben!

Er wurde ergriffen und von dem Haufen weggerissen, aber bereits war es zu spät, die Flamme zu löschen, die in dem Erdpeche eine furchtbare Nahrung gefunden hatte. In der Zeit von kaum einer Minute war sie bereits zur hellen Lohe geworden, welche hoch zum Himmel schlug.

Der Pir stand umringt und festgehalten; der Miralai schien den Platz verlassen zu wollen. Da aber kehrte er um und ging zu dem Priester zurück. Sie sprachen zusammen, der Oberst erregt, der Pir aber ruhig und mit geschlossenen Augen. Doch plötzlich öffnete er sie, warf die zwei, welche ihn hielten, von sich und packte den Oberst. Mit der Körperkraft eines Riesen hob er ihn empor – zwei Sprünge, und er stand vor dem Scheiterhaufen; noch einer – sie verschwanden in der lohenden Glut, die über ihnen zusammenschlug. Eine Bewegung im Innern derselben ließ vermuten, daß die beiden dem Flammentode Geweihten miteinander kämpften; der eine, um sein Leben zu retten, der andere, um ihn sterbend festzuhalten.

Es war mir, als sei ich bei der grimmigsten Winterkälte in das Wasser gestürzt. Also darum war dieser Tag »der wichtigste seines Lebens«, wie er, der Priester, zu mir gesagt hatte! Ja, der wichtigste Tag des Lebens ist derjenige, an welchem man dieses Leben verläßt, um sich den brandenden Fluten der Ewigkeit anzuvertrauen. Also diese fürchterliche Rache an dem Miralai war das »letzte Wort«, welches seine Hand verzeichnen sollte in jenes Buch, darinnen verzeichnet steht die blutige Geschichte der Dschesidi, der Verachteten und Verfolgten? Also dieses Feuer war das »Element«, in dem sein Leib begraben werden sollte, und dem er darum auch sein Kleid überlassen wollte?

Schrecklich! Ich schloß die Augen. Ich mochte nichts mehr sehen, nichts mehr wissen; ich ging hinunter in die Stube und

legte mich auf das Polster, mit dem Gesicht an die Wand. Noch einige Zeit lang war es draußen verhältnismäßig ruhig, dann aber begann das Schießen von neuem. Mich ging das nichts an. Wenn mir Gefahr drohte, würde mich Halef ganz sicher benachrichtigen. Ich sah nur die langen weißen Haare, den wallenden schwarzen Bart und die goldblitzende Uniform in dem Brodem des Scheiterhaufens verschwinden. Mein Gott, wie wertvoll, wie unendlich kostbar ist ein Menschenleben, und dennoch, – dennoch – dennoch – – –!

So verging eine geraume Zeit; da hörte das Schießen auf, und ich vernahm Schritte auf der Treppe. Halef trat ein.

»Sihdi, du sollst auf das Dach kommen!«

»Weshalb?«

»Ein Offizier verlangt nach dir.«

Ich stand auf und begab mich wieder hinauf. Ein einziger Blick belehrte mich über den Stand der Dinge. Die Dschesidi hielten nicht mehr die Höhen besetzt, sie waren vielmehr nach und nach hernieder gestiegen. Hinter jedem Stein, hinter jedem Baum oder Strauch hielt sich einer verborgen, um aus dieser sichern Stellung seine Kugel zu versenden. Im untern Teile des Tales hatten sie sogar, durch die Geschütze gedeckt, bereits die Sohle erreicht und sich in dem Gebüsch am Bache eingenistet. Es fehlte nur noch eins: wenn die Geschütze nur eine kurze Strecke noch herauf avancierten, so konnten mit einigen Salven sämtliche Türken vernichtet werden.

Vor dem Hause stand Nasir Agassi.

»Herr, wirst du noch einmal mit uns sprechen?« fragte er.

»Was habt ihr mir zu sagen?«

»Wir wollen einen Boten zu Ali Bey senden, und weil der Miralai, dem Allah das Paradies schenken möge« – er deutete dabei nach dem noch immer qualmenden Scheiterhaufen – »den Boten der Dschesidi getötet hat, so kann keiner von uns gehen. Willst du es tun?«

»Ich will. Was soll ich sagen?«

»Der Kaimakam wird es dir befehlen. Er führt jetzt das Kommando und ist in jenem Hause. Komm herüber!«

»Befehlen? Euer Kaimakam hat mir nicht das mindeste zu

befehlen. Was ich tue, das tue ich freiwillig. Der Kaimakam mag kommen und mir sagen, was er mir zu sagen hat. Dieses Haus steht ihm offen, aber nur ihm und höchstens noch einer zweiten Person. Wer sich sonst naht, den lasse ich niederschießen.«

»Wer ist außer dir im Hause?«

»Mein Diener und ein Kawaß des Mutessarif, ein Baschi-Bozuk.«

»Wie heißt er?«

»Er ist der Buluk Emini Ifra.«

»Ifra? Mit seinem Esel?«

»Ja,« lachte ich.

»So bist du der Fremdling, welcher den arnautischen Offizieren die Bastonnade erlassen hat und die Freundschaft des Mutessarif erlangte?«

»Ich bin es.«

»So warte ein wenig, Herr! Der Kaimakam wird gleich kommen.«

Es währte wirklich nur kurze Zeit, so trat der Kaimakam drüben aus dem Tempel und kam auf das Haus zu. Nur der Makredsch begleitete ihn.

»Halef, öffne ihnen, und führe sie in die Stube. Die Tür schließest du wieder, und dann kehrst du hierher zurück. Sollte sich ein Unberufener dem Hause nähern, so schießest du auf ihn!«

Ich ging hinab. Die beiden Männer traten ein. Sie waren hohe Beamte; das durfte mich jedoch nicht kümmern; ich empfing sie daher in sehr gemessener Haltung und winkte ihnen nur, sich niederzulassen. Als sie dies getan hatten, fragte ich, ohne sie besonders willkommen zu heißen:

»Mein Diener hat euch eingelassen. Hat er euch gesagt, wie man mich zu nennen hat?«

»Nein.«

»Man nennt mich hier Hadschi Emir Kara Ben Nemsı. Wer ihr seid, weiß ich. Was habt ihr mir zu sagen?«

»Du bist ein Hadschi?« fragte der Makredsch.

»Ja.«

»Du warst also in Mekka?«

»Ja. Siehst du nicht den Kuran an meinem Halse hangen und das kleine Fläschchen mit dem Wasser des Zem-Zem?«

»Wir glaubten, du seist ein Giaur!«

»Seid ihr gekommen, mir dies zu sagen?«

»Nein. Wir bitten dich, in unserem Auftrage zu Ali Bey zu gehen.«

»Werdet ihr mir sicheres Geleite geben?«

»Ja.«

»Mir und meinen Dienern?«

»Ja.«

»Was soll ich ihm sagen?«

»Daß er die Waffen strecken und zum Gehorsam gegen den Mutessarif zurückkehren möge.«

»Und dann?« fragte ich, neugierig, was noch kommen werde.

»Dann soll die Buße, welche der Gouverneur über ihn verhängt, so gnädig wie möglich sein.«

»Du bist der Makredsches von Mossul, und dieser Mann ist Kaimakam und Befehlshaber der Truppen, welche hier stehen. Er ist es, welcher mir seine Aufträge zu erteilen hat, nicht aber du.«

»Ich bin bei ihm als Beauftragter des Mutessarif.«

Der Mann mit der Stößerphysiognomie warf sich bei diesen Worten so viel wie möglich in die Brust.

»Hast du schriftliche Vollmacht?«

»Nein.«

»So giltst du hier so wenig wie jeder andere!«

»Der Kaimakam wird es mir bezeugen!«

»Nur eine schriftliche Vollmacht kann dich legitimieren, sonst nichts. Geh, und hole dir dieselbe. Der Mutessarif von Mossul wird nur einem Manne von Kenntnissen erlauben, ihn zu vertreten.«

»Willst du mich beleidigen?«

»Nein. Ich will nur bestätigen, daß du kein Offizier bist, von militärischen Dingen nichts verstehst und hier also schweigst.«

»Emir!« rief er, indem er mir einen wütenden Blick zuwarf.

»Soll ich dir die Wahrheit meiner Worte beweisen? Ihr seid so eingeschlossen, daß kein einziger von euch entkommen kann; es bedarf nur einer kleinen halben Stunde, so seid ihr hilflos in die Erde hineingeschossen. Und bei einem solchen Stande der Dinge soll ich dem Bey sagen, daß er die Waffen strecken soll? Er würde mich für wahnsinnig halten. Der Miralai, dem Allah gnädig und barmherzig sein möge, hat fünfzehnhundert wackere Krieger durch seine Unvorsichtigkeit in das Verderben geführt. Dem Kaimakam fällt die ehrenvolle Aufgabe zu, sie diesem Verderben zu entreißen; wenn ihm dies gelingt, so hat er wie ein guter Offizier und wie ein Held gehandelt. Mit hochtrabenden Worten aber, hinter denen Furcht und Heimtücke lauern, wird es ihm nicht gelingen. Ich habe nur mit ihm zu reden. In militärischen Angelegenheiten soll nur ein Krieger zu bestimmen haben.«

»Und doch sollst du auch mich anhören!«

»Ich wüßte nicht, worin!«

»Es sind auch Dinge zu verhandeln, welche das Gesetz betreffen, und ich bin ein Makredsch!«

»Sei, was du willst! Du kannst mir keine Vollmacht zeigen, und darum sind wir miteinander fertig!«

Ich hatte einen entschiedenen Widerwillen gegen diesen Menschen, aber es wäre mir nicht eingefallen, demselben einen so kräftigen Ausdruck zu geben, wenn er anders aufgetreten wäre und ich nicht eine sehr deutliche Ahnung gehabt hätte, daß er die meiste Schuld an den gegenwärtigen Verhältnissen trage. Warum hatte sich dieser Gerichtsmensch überhaupt der Expedition angeschlossen? Doch wohl nur, um den Dschesidi nach ihrer etwaigen Überwindung auf dem Wege des moslemischen Gesetzes die Übermacht der Osmanly fühlbarer zu machen.

Ich wandte mich nun an den Kaimakam:

»Was soll ich dem Bey sagen, wenn er mich fragt, warum ihr Scheik Adi überfallen habt?«

»Weil wir uns zwei Mörder holen wollen, und weil die

Dschesidi den Haradsch {eine auf Nicht-Mohammedaner gelegte Taxe} nicht regelmäßig bezahlen.«

»Er wird sich über die Gründe sehr wundern. Die Mörder müßt ihr bei euch selbst suchen; das wird er euch beweisen, und den Haradsch konntet ihr auf einem andern Wege erlangen. Was soll ich ihm von deinen jetzigen Entschlüssen sagen?«

»Sage ihm, daß er mir einen Mann senden möge, mit dem ich über die Bedingungen verhandeln kann, unter denen ich abziehe!«

»Und wenn er mich nach der Grundlage dieser Bedingungen fragt?«

»Ich verlange im Namen des Mutessarif unsere Geschütze zurück; ich verlange für jeden unserer Toten oder Verwunden ein Sühnegeld; ich verlange den verweigerten Haradsch, und ich verlange die Auszahlung einer Summe, die ich noch bestimmen werde, als Brandschatzung.«

»Allah kerihm, Gott ist gütig! Er hat dir einen Mund gegeben, welcher sehr gut zu fordern weiß. Du brauchst mir weiter nichts zu sagen; es ist genug, und das übrige magst du Ali Bey selbst mitteilen. Ich werde sofort zu ihm gehen und euch die Antwort entweder selbst bringen oder sie euch durch einen Boten wissen lassen.«

»Sage ihm nur noch, daß er unsere Artilleristen frei lassen und ihnen ihren Schreck vergüten muß!«

»Ich werde ihm auch dies noch mitteilen; aber ich befürchte, daß er von euch auch eine Vergütung der Überraschung verlangt, welche ihr ihm bereitet habt. Jetzt sind wir fertig; ich werde mich aufmachen, warne euch aber vorher noch in einer Beziehung: Wenn ihr in Scheik Adi Schaden anrichtet, dann wird der Bey gegen euch keine Schonung kennen.«

Ich stand auf. Sie taten dasselbe und gingen.

Jetzt rief ich Halef und Ifra herab, welche die Tiere satteln mußten. Dies nahm nur kurze Zeit in Anspruch. Dann verließen wir das Haus und stiegen auf.

»Haltet hier; ich komme gleich zurück!«

Nach diesen Worten ritt ich zunächst ein Stück das Tal hi-

nab, um die Wirkung der Geschütze in Augenschein zu nehmen. Sie war eine grauenhafte, doch wurde sie dadurch gemildert, daß die Dschesidi die verwundeten Türken aufgehoben hatten, um ihnen möglichst Hilfe angedeihen zu lassen. Wie anders wäre es wohl gewesen, wenn den Osmanly ihr Überfall geglückt wäre! Ich wandte mich ab, trotzdem mir die Sieger von ihrer Verschanzung her erfreut zuriefen, nahm Halef und Ifra auf und ritt nun am Bache hinan, um auf den Weg nach Baadri zu gelangen; denn da oben auf dieser Seite mußte ich den Bey vermuten.

Als ich an dem Tempel vorüberkam, stand der Kaimakam mit seinem Stabe vor demselben. Er winkte mir, und ich ritt zu ihm hin.

»Sage dem Scheik noch, daß er eine Summe bezahlen muß als Sühne für den Tod des Miralai!«

»Ich glaube sehr, daß der Makredschi von Mossul sich große Mühe gibt, immer neue Forderungen zu entdecken, und ich vermute, daß der Bey eine sehr bedeutende Sühne verlangen wird für seinen ermordeten Parlamentär. Doch werde ich ihm deine Worte sagen.«

»Du hast einen Baschi-Bozuk bei dir?«

»Wie du siehst!«

»Wer hat ihn dir gegeben?«

»Der Mutessarif.«

»Brauchst du ihn noch?«

»Ja.«

»Wir brauchen ihn auch.«

»So hole dir einen Befehl vom Gouverneur. Wenn du mir diesen vorzeigst, werde ich dir den Buluk Emini zurückgeben!«

Ich ritt weiter und kam an lauter finsternen Gesichtern vorbei. Gar manche Hand zuckte nach dem Dolche, aber Nasir Agassi begleitete mich, bis ich in Sicherheit war, dann aber nahm er Abschied.

Der Abschied war kurz, denn die Zeit drängte.

»Effendi, werden wir uns wiedersehen?« fragte Nasir Agassi.

»Allah weiß alles, auch dieses, wir aber nicht.«

»Du bist mein Retter; ich werde dich nie vergessen und danke dir. Sollten wir uns einmal wiedersehen, so sage mir dann, ob ich dir dienen kann.«

»Gott schütze dich! Vielleicht sehe ich dich einmal als Miralai; dann möge deiner ein besseres Kismet warten, als das des Omar Amed!«

Wir reichten einander die Hände und schieden. Auch ihn habe ich zu einer Zeit wieder gesehen, wo ich am wenigsten an ihn dachte.

Nur wenige Schritte weiter empor trafen wir hinter einem Busche den ersten Dschesidi, welcher sich so weit herangewagt hatte, um beim Wiederbeginn des Kampfes ein sicheres Ziel zu haben. Es war der Sohn Seleks, mein Dolmetscher.

»Emir, bist du wohl erhalten?« rief er mir entgegen.

»Ganz wohl. Hast du das Buch des Pir Kamek bei dir?«

»Nein. Ich habe es an einem Ort versteckt, an dem es keinen Schaden leiden kann.«

»Aber wenn du gefallen wärest, so wäre es verloren gewesen!«

»Nein, Effendi. Ich habe Mehreren offenbart, wo es liegt, und diese hätten dir es mitgeteilt.«

»Wo ist der Bey?«

»Oben auf der Klippe, von welcher aus man das Tal am besten überblicken kann. Erlaube, daß ich dich führe!«

Er nahm das Gewehr über die Schulter und schritt voran. Wir erreichten die Höhe, und es war von Interesse, hier hinabzublicken auf die Verstecke, hinter denen die Dschesidi standen, saßen, hockten und lagen, ganz bereit, bei dem Zeichen ihres Anführers den Kampf nun im vollen Ernste zu beginnen. Hier kam man noch besser als unten zu der Überzeugung, daß die Türken verloren wären, wenn es ihnen nicht gelänge, mit ihren Gegnern einig zu werden. Hier an derselben Stelle hatte ich mit Ali Bey gestanden, als wir die vermeintlichen Sterne beobachteten, und jetzt, nur wenige Stunden später, stand die kleine Sekte, welche es gewagt hatte, den Kampf mit den Truppen des Großherrs aufzunehmen, bereits als Sieger da.

Wir ritten nun links weiter, bis wir zu einem Felsen gelangten, der sich ein wenig über den Rand des Tales hervorstreckte. Hier saß der Bey mit seinem Stabe, welcher nur aus drei barfüßigen Dschesidi bestand. Er kam mir erfreut entgegen.

»Ich danke dem Allgütigen, der dich gesund und unversehrte erhalten hat!« sagte er herzlich. »Ist dir Übles begegnet?«

»Nein, sonst hätte ich dir das Zeichen gegeben.«

»Komm her!«

Ich stieg ab und folgte ihm auf den Felsen. Man konnte von hier aus alles deutlich sehen, das Heiligtum, das Haus des Bey, da unten die Batterie hinter der Verschanzung und die beiden Seitenwände des Tales.

»Siehst du die weiße Stelle auf meinem Hause?« fragte er.

»Ja. Es ist der Shawl.«

»Wäre er verschwunden, so hätte ich ein Zeichen gegeben, und fünfhundert meiner Leute wären Sturm hinabgelaufen, unter dem Schutze der Kanonen, welche den Feind zurückgehalten hätten.«

»Ich danke dir, Bey. Es ist mir nichts geschehen, als daß der Miralai einmal nach mir schoß; aber ohne mich zu treffen.«

»Das soll er büßen!«

»Er hat es bereits gebüßt.«

Ich erzählte ihm alles, was ich gesehen hatte, und berichtete ihm auch die Worte, in denen der Abschied des Pir von mir enthalten war. Er hörte aufmerksam und in tiefster Bewegung zu; aber als ich geendet hatte, sagte er nichts als:

»Er war ein Held!«

Dann versank er in ein tiefes Sinnen, aus welchem er erst nach einer Weile wieder erwachte.

»Und was sagst du? Sie haben meinen Boten getötet?«

»Sie haben ihn hingerichtet, erschossen.«

»Wer hat den Befehl dazu erteilt?«

»Jedenfalls der Miralai.«

»O lebte er noch!« knirschte er. »Ich ahnte, daß dem Boten etwas widerfahre. Ich hatte ihm gesagt, daß ich den Kampf wieder beginnen werde, wenn er binnen einer halben Stunde

nicht zurückgekehrt sei. Aber ich werde ihn rächen; ich werde jetzt das Zeichen geben, daß nun endlich Ernst gemacht werden soll!«

»Warte noch, denn ich habe vorher mit dir zu reden. Der Kaimakam, welcher jetzt das Kommando führt, hat mich zu dir gesandt.«

Ich erzählte ihm nun wortgetreu meine ganze Unterredung mit dem Oberstleutnant und dem Makredschi. Als ich nun den letzteren in Erwähnung brachte, zog er die Augenbrauen finster zusammen, doch hörte er mich ruhig bis zu Ende an.

»Also der Makredschi ist dabei! O, nun weiß ich, wem wir das alles zu verdanken haben! Er ist der schlimmste Feind der Dschesidi; er haßt sie; er ist ihr Vampyr, ihr Blutsauger, und er hat auch jenem Morde die Wendung gegeben, welche zur Handhabe geworden ist, durch diesen Überfall eine Kontribution von uns zu erzwingen. Aber meine Gesandtschaft, welche nach Stambul gegangen ist, wird auch zum Anadoli Kasi Askeri {Oberrichter der asiatischen Türkei} gehen, um ihm einen Brief von mir zu überbringen, den mir der Pir Kamek noch geschrieben hat. Beide kannten sich und hatten sich lieb, und der Pir ist lange Zeit sein Gast gewesen. Er weiß die Lüge von der Wahrheit zu unterscheiden und wird uns Hilfe bringen.«

»Das wünsche ich dir von Herzen. Aber wen wirst du zu dem Kaimakam senden? Ein gewöhnlicher Mann darf es nicht sein, sonst wird er überlistet.«

»Wen ich senden werde, fragst du? Niemand werde ich senden, keinen Menschen. Nur ich selbst werde mit ihm sprechen. Ich bin das Haupt der Meinen; er ist der Anführer der Seinen, und wir beide haben zu entscheiden. Aber ich bin der Sieger, und er ist der Besiegte; er mag zu mir kommen!«

»So ist es recht!«

»Ich werde ihn hier erwarten. Ich werde ihm freies Geleit geben; aber wenn er in dreißig Minuten nicht zur Stelle ist, so lasse ich die Beschießung beginnen und halte nicht eher ein, als bis keiner der Osmanly mehr lebt!«

Er trat zu seinen Adjutanten und sprach kurze Zeit mit ihnen. Darauf entfernten sich zwei von ihnen. Der eine ergriff ei-

nen weißen Shawl, legte seine Waffen ab und stieg links da hinab, wo ich jetzt heraufgekommen war; der andere aber schritt längs des Randes der Höhe hin und klimmte dann rechts hinab nach dem Punkte hin, an welchem die Geschütze standen.

Nun gab Ali Bey einigen Dschesidi, welche in der Nähe hielten, den Befehl, ein Zelt für uns zu errichten. Die zu demselben gehörigen Requisiten lagen bereit. Während sie seinem Gebote Folge leisteten, bemerkte ich, daß sich unten die Verschanzung öffnete. Die Kanonen wurden durch die entstandene Lücke vorgezogen und avancierten längs des Baches bis an die Linie derjenigen Dschesidi, welche auf der Sohle des Tales festen Fuß gefaßt hatten. Dort gab es mehrere Felsblöcke, welche mit einigen schnell umgehauenen Bäumen eine neue Verschanzung bildeten.

Es waren seit der Absendung des Dschesidi noch nicht zwanzig Minuten vergangen, so nahte sich der Kaimakam. Er war von drei türkischen Soldaten begleitet, und an seiner Seite ritt – der Makredschesch. Das war eine große Unklugheit von dem letzteren; ich sah es dem finsternen Blicke an, mit welchem Ali Bey ihn betrachtete.

Der Bey trat in das Zelt, welches mittlerweile aufgerichtet worden war, und ließ sich auf den Teppich nieder, welcher den Fußboden desselben bildete. Ich empfing die Kommenden. Die drei Soldaten blieben vor dem Zelte halten; die beiden andern aber traten ein.

»Sallam!« grüßte der Kaimakam.

Der Makredschesch grüßte nicht. Er als der Vorsteher eines großherrlichen Gerichtshofes erwartete, daß der Bey der Teufelsanbeter ihn bewillkommen werde. Dieser aber nahm weder von ihm Notiz, noch beantwortete er den Gruß des Oberstleutnants. Er deutete nur auf den Teppich und meinte:

»Kaimakam, komarsen – du darfst dich setzen!«

Der Angeredete nahm in würdevoller Weise Platz, und der Makredschesch ließ sich an seiner Seite nieder.

»Du hast uns gebeten, zu dir zu kommen,« begann der Offizier. »Warum bist du nicht zu uns gekommen?«

»Du irrst!« antwortete Ali Bey sehr ernst. »Ich habe dich

nicht gebeten, sondern ich habe dir nur kund getan, daß ich die Osmanly niederkartätschen lassen werde, wenn du nicht kommst. Ist das eine Bitte? Du fragst ferner, warum ich nicht zu dir gekommen bin. Wenn ich von Scheik Adi nach Mossul komme, werde ich dich aufsuchen und nicht verlangen, daß du dich zu mir bemühest; du bist von Mossul nach Scheik Adi gekommen und wirst die Gesetze der Höflichkeit kennen, welche dir gebieten, dich zu mir zu bemühen. Deine Frage veranlaßt mich übrigens, dir gleich die Stellung klar zu machen, von welcher aus wir gegenseitig zu einander sprechen werden. Du bist ein Diener, ein Beamter des Großherrn und des Mutessarif, ein Offizier, der im günstigen Falle ein Regiment kommandiert; ich aber bin ein freier Fürst der Kurden und Oberfeldherr aller meiner Krieger. Glaube darum nicht, daß dein Rang höher sei, als der meinige –«

»Ich bin nicht ein Diener des – – –«

»Schweige! Ich bin gewohnt, daß man mich hört und mich ausreden läßt; merke dir das, Kaimakam! Du bist ohne alles Recht und ohne vorherige Ankündigung in mein Gebiet eingebrochen, wie ein Dieb, wie ein Räuber mit bewaffneter Hand. Einen Räuber fange und töte ich, ganz wie es mir gefällt; da du aber ein Diener des Großherrn und des Mutessarif bist, so will ich vorher, ehe ich meine ganze Macht entwickle, in Güte mit dir reden. Daß du noch lebst, du und die Deinen, das habt ihr nur meiner Milde und Nachsicht zu verdanken. Nun sage, wer das Recht hat, zu erwarten, daß der andere zu ihm komme, du oder ich!«

Der Kaimakam machte ein ganz erstauntes Gesicht, denn eine solche Ausführung hatte er jedenfalls nicht erwartet. Er besann sich noch, was er sagen solle; doch der Makredschi, über dessen Stößerphysiognomie es wie ein flammender Grimm zuckte, ergriff das Wort:

»Ali Bey, was wagest du! Du nennst uns Diebe und Mörder, uns, die wir als Vertreter des Padischah und des Generalgouverneur hier sitzen! Nimm dich in acht, sonst wirst du es bereuen!«

Der Bey wandte sich in vollkommenster Ruhe an den Offizier:

»Oberstleutnant, wer ist dieser Verrückte?«

Der Gefragte machte eine erschrockene Gebärde.

»Wahre deine Zunge, Ali Bey! Dieser Effendi ist der Makredschi von Mossul!«

»Du scherzest! Ein Makredschi muß im Besitze seiner Besinnung sein. Der Makredschi von Mossul hat den Mutessarif zu dem Kriegszuge gegen mich beredet; er würde, wenn er nicht verrückt ist, es nie wagen, zu mir zu kommen; denn er muß wissen, was in diesem Falle seiner wartet!«

»Ich scherze nicht. Er ist es wirklich.«

»Ich sehe, daß du weder träumst, noch betrunken bist; darum muß ich dir glauben. Aber bedenke, daß ich nur dich allein zu mir gefordert habe!«

»Er ist mit mir gegangen als Vertreter und Abgesandter des Mutessarif.«

»Das ist möglich, denn du sagest es; aber kannst du mir es beweisen?«

»Ich sage und bezeuge es!«

»Das darf hier nichts gelten. Ich vertraue dir; aber ein jeder andere, der in einer solchen oder in einer ähnlichen Angelegenheit zu mir kommt, muß beweisen können, daß er das Recht und den Auftrag hat, mit mir zu verhandeln; sonst läuft er Gefahr, daß ich ihn so behandle, wie ihr meinen ersten Boten behandelt habt.«

»Ein Makredschi kann niemals in eine solche Gefahr kommen!«

»Ich werde dir das Gegenteil beweisen!«

Er klatschte in die Hände, und sogleich trat der Dschesidi ein, welcher den Kaimakam geholt hatte.

»Hast du dem Kaimakam ein sicheres Geleite versprochen?«

»Ja, Herr.«

»Wem noch?«

»Keinem.«

»Den drei Soldaten nicht, welche draußen stehen?«

»Nein, und dem Makredschr auch nicht.«

»Die drei werden abgeführt; sie sind gefangen; und diesen Mann, welcher sich für den Makredschr von Mossul ausgibt, nimmst du auch mit. Er ist schuld an allem, auch an der Ermordung meines Parlamentärs.«

»Ich protestiere!« rief der Kaimakam.

»Ich werde mich zu verteidigen und auch zu rächen wissen,« drohte der Makredschr, indem er einen Dolch zog, den er im Gürtel stecken hatte.

In demselben Augenblick aber hatte sich Ali Bey emporgeschwungen und schlug ihm die Faust mit solcher Gewalt in das Gesicht, daß der Getroffene rückwärts niederstürzte.

»Hund, wagst du es, in meinem Zelte die Waffe gegen mich zu ziehen! Fort, hinaus mit ihm!«

»Halt!« gebot der Kaimakam. »Wir sind gekommen, zu unterhandeln; es darf uns nichts geschehen!«

»Auch mein Bote kam zu euch, um zu unterhandeln, und dennoch habt ihr ihn ermordet, habt ihn als einen Verräter hingerichtet. Hinaus mit diesem Menschen!«

Der anwesende Dschesidi faßte den Makredschr und schaffte ihn fort.

»So werde auch ich gehen!« drohte der Kaimakam.

»So gehe! Du wirst die Deinen unverletzt erreichen; aber ehe du zu ihnen kommst, werden ihrer viele getötet sein. Emir Kara Ben Nemsî, tritt hinaus auf den Felsen, und erhebe die Rechte. Es ist das Zeichen, daß die Kanonade beginnen soll!«

»Bleib!« wandte sich der Kaimakam schnell zu mir. »Ihr dürft nicht schießen.«

»Warum nicht?« fragte Ali Bey.

»Das wäre Mord, denn wir können uns nicht wehren.«

»Das wäre kein Mord, sondern Strafe und Vergeltung. Ihr wolltet uns überfallen, ohne daß wir eine Ahnung davon hatten; ihr kamt mit Säbeln, Flinten und Kanonen, um uns niederzuhauen, niederzukartätschen. Nun aber eure Kanonen sich in unseren Händen befinden, nun ihr von uns gebührenderweise empfangen worden seid, sagt ihr, derjenige, welcher

schießt, sei ein Mörder! Kaimakam, lasse dir zürnen, aber lasse dich nicht verlachen!«

»Du wirst den Makreds sch freigegeben!«

»Er ist Repressalie für den gemordeten Parlamentär!«

»Du wirst ihn töten?«

»Vielleicht. Es kommt ganz darauf an, ob wir beide uns verständigen.«

»Was verlangst du von mir?«

»Ich bin bereit, deine Zugeständnisse zu vernehmen.«

»Zugeständnisse? Wir sind gekommen, um Forderungen zu machen!«

»Ich habe dich bereits gebeten, dich nicht auslachen zu lassen! Sage mir zunächst, aus welchem Grunde ihr uns überfallen habt!«

»Es sind Mörder unter euch.«

»Ich weiß, welchen Fall du meinst, aber ich sage dir, daß du falsch unterrichtet bist: nicht zwei von den Unserigen haben einen der Eurigen, sondern drei der Eurigen haben zwei der Unserigen ermordet. Ich habe bereits dafür gesorgt, euch dies beweisen zu können; denn der Kiajah {Vorsteher} des Ortes, wo die Tat geschehen ist, wird in kurzer Zeit mit den Angehörigen der Ermordeten hier sein.«

»Vielleicht ist dies ein anderer Fall!«

»Es ist nur der nämliche, aber der Makreds hat ihn verdreht. Er wird es nicht wieder tun. Und wenn es so wäre, wie du sagst, so ist dies ganz und gar kein Grund, mit bewaffneter Macht unser Gebiet zu überfallen.«

»Wir haben noch einen zweiten Grund.«

»Welchen?«

»Ihr habt den Haradsch nicht bezahlt.«

»Wir haben ihn bezahlt. Was nennst du überhaupt Haradsch? Wir sind freie Kurden; was wir zahlen, das zahlen wir freiwillig. Wir haben die Kopfsteuer bezahlt, welche jeder, der nicht ein Moslem ist, für seine Befreiung vom Militärdienste zu entrichten hat. Nun wollt ihr auch den Haradsch, und doch ist dieser nichts anderes als diese bereits entrichtete Kopfsteuer! Und wenn ihr in eurem Rechte wäret, und wenn wir

dem Mutessarif eine Steuer schuldig geblieben wären, ist dies eine genügende Veranlassung, uns zu überfallen? Muß er da just Scheik Adi überfallen, wo jetzt Tausende von Menschen sind, die nicht nach Mossul gehören, und die ihm auf keinen Fall etwas schuldig sind? Kaimakam, du und ich, wir beide wissen sehr genau, was es eigentlich ist, was der Gouverneur von uns will: Geld und Beute. Es ist ihm nicht gelungen, uns zu berauben, und so wollen wir also nicht weiter über seine Gründe sprechen. Du bist weder ein Jurist noch ein Steuer-einnehmer; du bist Offizier, und darum habe ich mit dir nur das zu besprechen, was deine militärische Aufgabe betrifft. Du sollst reden, und ich werde hören!«

»Ich habe von dir den Haradsch und die Mörder zu verlangen, sonst muß ich auf Befehl des Mutessarif Scheik Adi und alle Ortschaften der Dschesidi zerstören und einen jeden töten, der mir Widerstand leistet.«

»Und alles mit dir nehmen, was die Dschesidi besitzen?«

»Alles!«

»So lautet der Befehl des Gouverneurs?«

»So lautet er.«

»Und du wirst ihn erfüllen?«

»Mit allen Kräften.«

»Tue es!«

Er erhob sich, zum Zeichen, daß die Unterredung beendet sei. Der Kaimakam machte eine Bewegung, ihn zurückzuhalten.

»Was wirst du beginnen, Bey?«

»Du wirst die Dörfer der Dschesidi zerstören und die Einwohner derselben berauben, und ich, das Oberhaupt der Dschesidi, werde meine Untertanen zu beschützen wissen. Ihr seid ohne vorherige Anmeldung bei mir eingebrochen; ihr verteidigt das mit Gründen, welche Lügen sind; ihr wollt sengen und brennen, rauben und morden; ihr habt sogar meinen Boten getötet, eine Tat, welche ganz und gar gegen das Recht der Völker ist. Daraus folgt, daß ich euch nicht als Krieger betrachten kann, sondern als Räuber behandeln muß; Räuber aber schießt man einfach über den Haufen. Wir sind fertig!

Kehre zu den Deinen zurück. Jetzt stehst du noch unter meinem Schutze; dann aber bist du vogelfrei!«

Er verließ das Zelt und erhob den Arm. Die Artilleristen mochten längst auf dieses Zeichen gewartet haben – ein Kanonenschuß krachte, und noch einer.

»Herr, was tust du?« rief der Kaimakam. »Du brichst den Waffenstillstand, noch während ich bei dir bin!«

»Haben wir einen Waffenstillstand abgeschlossen? Habe ich dir nicht gesagt, daß wir fertig sind? Hörst du? Das waren Kartätschen – und das Granaten; dieselben Geschosse, welche für uns bestimmt waren; nun aber treffen sie euch. Allah hat gerichtet; er trifft den Sünder mit demselben Streiche, mit dem dieser gesündigt hat. Du hörst das Schreien deiner Leute. Geh zu ihnen, und befiehl ihnen, unsere Dörfer zu zerstören!«

Wirklich schien der dritte und vierte Schuß außerordentlich gewirkt zu haben; das konnte man aus dem wilden Heulen schließen, welches aus der Tiefe scholl.

»Halt ein, Ali Bey! Gib das Zeichen, mit dem Feuer wieder einzuhalten, damit wir weiter verhandeln können!«

»Du kennst den Befehl des Mutessarif, und ich kenne meine Pflicht; wir sind fertig.«

»Der Mutessarif hat seine Befehle nicht mir, sondern dem Miralai gegeben, und nun ist es meine Pflicht, meine Leute nicht wehrlos niederschießen zu lassen. Ich muß sie zu retten suchen.«

»Willst du diesen Gedanken festhalten, so bin ich bereit, die Verhandlung wieder aufzunehmen.«

»So komm herein!«

Ali Bey wand sein Turbantuch los und wehete damit nach unten, dann ging er wieder in das Zelt.

»Was verlangst du von mir?« fragte der Kaimakam.

Der Bey blickte nachdenklich zur Erde, dann antwortete er:

»Nicht du bist es, dem ich zürne, und darum möchte ich dich schonen; jedes endgültige Übereinkommen aber, welches wir treffen könnten, würde dein Verderben sein, weil meine Bedingungen für euch mehr als ungünstig sind. Darum werde

ich nur mit dem Mutessarif selbst verhandeln, und du bist aller Verantwortung ledig.«

»Ich danke dir, Bey!«

Der Kaimakam schien kein schlimmer Mann zu sein; er war froh, daß der Angelegenheit eine solche Wendung gegeben wurde, und darum kam sein Dank ganz sichtlich aus einem aufrichtigen Herzen.

»Aber eine Bedingung habe ich natürlich auch an dich,« fuhr Ali fort.

»Welche?«

»Du betrachtetest dich und deine Truppen als kriegsgefangen und bleibst mit ihnen in Scheik Adi, bis ich mich mit dem Mutessarif geeinigt habe.«

»Darauf gehe ich ein, denn ich kann es verantworten. Der Miralai ist an allem schuld; er ist zu unvorsichtig vorgegangen.«

»Du gibst also die Waffen ab?«

»Das ist schimpflich!«

»Könnt ihr als Kriegsgefangene die Waffen behalten?«

»Ich erkläre mich nur insoweit für kriegsgefangen, als ich in Scheik Adi bleibe und keinen Durchbruch versuche, bis ich weiß, wie der Mutessarif über uns verfügen wird.«

»Der Durchbruch würde dein Verderben sein; er würde euch aufreiben.«

»Bey, ich will ehrlich sein und zugeben, daß unsere Lage eine sehr schlimme ist; aber weißt du, was tausend Mann vermögen, wenn sie zur Verzweiflung getrieben werden?«

»Ich weiß es, aber es kommt dennoch keiner von euch davon.«

»Aber es wird auch mancher von euch fallen! Und bedenke, daß dem Mutessarif noch das Linien- und Dragonerregiment zur Verfügung steht, dessen größter Teil in Mossul zurückgeblieben ist. Rechne dazu die Hilfe, welche er aus Kjerkjuk und Diarbekir, aus Sulimanijah und andern Garnisonen erhalten kann; rechne dazu die Artillerie, welche ihm noch zur Verfügung steht, und du wirst einsehen, daß du zwar Herr der jetzigen Situation bist, es aber wohl nicht bleiben wirst.«

»Soll ich auf einen Sieg und seine Ausnutzung verzichten, weil ich später vielleicht geschlagen werden kann? Der Mutessarif mag mit seinen Regimentern kommen; ich werde ihm sagen lassen, daß es euch das Leben kostet, wenn er mich nochmals angreift. Und wenn ihm weitere Hilfe zur Verfügung steht, so ist dies bei mir ebenso der Fall. Du weißt, daß es nur meines Aufrufes bedarf, um so manchen tapfern Stamm der Kurden zur Erhebung gegen ihn zu bringen. Doch ich liebe den Frieden und nicht den Krieg. Ich habe zwar heute Dschesidi aus ganz Kurdistan und den angrenzenden Provinzen um mich versammelt und könnte die Fackel des Aufstandes unter sie schleudern; aber ich tue es nicht, sobald der Mutessarif mir erlaubt, die Rechte der Meinigen zu wahren. Ich will dir und deinen Truppen jetzt noch die Waffen lassen; aber ich habe einem Verbündeten Gewehre versprochen, und die wird der Gouverneur auf alle Fälle liefern müssen.«

»Wer ist dieser Verbündete?«

»Kein Dschesidi verrät seinen Freund. Also du behältst deine Waffen, aber alle Munition lieferst du mir ab, und dafür verspreche ich dir, für den Proviant zu sorgen, dessen du bedarfst.«

»Gebe ich dir die Munition, so ist es genau so, als ob du auch die Waffen hättest!«

Ali Bey lächelte.

»Wohl, so sollst du auch die Munition behalten; doch sage ich dir: wenn deine Leute Hunger bekommen und du mich um Proviant bittest, so werde ich dir denselben nur gegen Flinten, Pistolen, Degen und Messer verkaufen. Also auf diese Weise seid ihr nicht kriegsgefangen, sondern wir schließen nur einen Waffenstillstand ab.«

»So ist es, und darauf kann ich eingehen.«

»Du siehst, daß ich sehr nachsichtig bin. Nun aber höre meine Bedingungen: Ihr bleibt im Tale Scheik Adi; ihr bleibt ohne alle Verbindung mit außen; ihr enthaltet euch aller Feindseligkeit gegen die Meinigen; ihr ehrt unsere Heiligtümer und unsere Wohnungen; erstere dürft ihr gar nicht betreten und die letzteren nur mit meiner Erlaubnis; der Waffenstillstand

dauert so lange, bis euch ein Befehl des Mutessarif zugeht, und zwar wird dieser Befehl euch in meiner Gegenwart gegeben; jeder Fluchtversuch, auch eines Einzelnen, und jede Zuwiderhandlung gegen unsere Vereinbarung hebt den Waffenstillstand sofort auf; ihr behaltet eure gegenwärtige Stellung und ich die meinige. Dagegen mache ich mich verbindlich, daß ich bis zu der angegebenen Zeit mich aller Feindseligkeiten enthalten werde. Bist du einverstanden?»

Nach einem kurzen Bedenken und einigen unwesentlichen Hinzufügungen und Ausführungen nahm der Kaimakam die Bedingungen an. Er verwandte sich sehr für den Makredsch und verlangte die Auslieferung desselben, doch ging Ali nicht darauf ein. Es wurde Papier herbeigeschafft; ich entwarf den Vertrag, und beide unterzeichneten, der eine durch die Unterschrift seines Namens und der andere mit seinem Bu-kendium. {Wörtlich: »Dieses ich selbst« oder »Dieses bin ich selbst« – ein statt der Namensunterschrift geltendes Zeichen.} Dann kehrte der Offizier in das Tal zurück, wobei es ihm erlaubt wurde, seine drei Soldaten wieder mitzunehmen.

Nun wartete Pali auf die Befehle seines Vorgesetzten.

»Willst du mir einen Brief an den Mutessarif schreiben?« fragte mich dieser.

»Gern! Was willst du ihm mitteilen?«

»Die jetzige Lage seiner Truppen. Dann sollst du ihm sagen, daß ich mit ihm zu verhandeln wünsche, daß ich ihn entweder hier erwarte oder in Dscherrajah mit ihm zusammentreffen will. Er darf aber eine Begleitung von höchstens fünfzig Mann mitbringen und hat sich aller Feindseligkeiten zu enthalten. Die Zusammenkunft findet übermorgen bis zum Mittag statt. Versäumt er, zu kommen, so töte ich den Makredsch und lasse seine Truppen ihre eigenen Kartätschen fühlen. Dies geschieht auch dann, sobald ich bemerke, daß er gesonnen ist, die Feindseligkeiten fortzusetzen. Kannst du dies schreiben?«

»Ja.«

»Ich werde Pali noch ganz besondere Aufträge erteilen. Schreibe so schnell wie möglich, damit er bald aufbrechen kann!«

Einige Minuten später saß ich im Zelte und schrieb mit meinem Bleistifte, nach orientalischer Manier das Papier auf dem Knie, von der Rechten zur Linken hinüber den Brief an den Gouverneur, der sicher beim Lesen desselben keine Ahnung hatte, daß er von seinem Schützlinge verfaßt worden war. Und kaum eine halbe Stunde später jagte das Pferd, welches Pali trug, im Galopp auf dem Wege nach Baadri hin. —

Das Fest der Dschesidi hatte eine außerordentliche Störung erfahren, aber das Bedauern darüber war nicht so groß, wie die Freude, daß es gelungen war, das große Unglück abzuwenden, welches der Versammlung in Scheik Adi gedroht hatte.

»Was wird nun aus dem Feste?« fragte ich Ali Bey. »Die Osmanly können noch mehrere Tage lang da unten verweilen müssen, und eine so lange Zeit dürften die Dschesidi doch nicht warten wollen.«

»Ich werde ihnen ein Fest geben, welches größer ist, als sie erwartet haben,« antwortete er. »Weißt du den Weg nach dem Tale Idiz noch genau?«

»Ja.«

»Du hast Zeit. Reite hin, und hole Mir Scheik Khan mit den Scheiks und Kawals herbei. Wir wollen sehen, ob sich die Überreste des Pir Kamek finden lassen, und sie im Tale Idiz begraben.«

Das war allerdings ein Gedanke, welcher bei den Dschesidi zünden mußte, und mir war es außerordentlich lieb, bei dem Begräbnisse eines Dschesidi gegenwärtig sein zu können. Ich nahm nur Halef mit, den Buluk Emini aber ließ ich zurück.

Zwar hatte ich gesagt, daß der Weg nach dem Tale Idiz mir bekannt sei, aber ich war ja nicht von Scheik Adi, sondern von Baadri aus dorthin gekommen. Jedenfalls glaubte der Bey, daß ich mit dem Sohne Seleks über Scheik Adi geritten sei, und ich klärte ihn nicht auf, weil es mir Vergnügen machte, zu sehen, ob ich das Tal finden werde, ohne den Weg zu kennen. In der Richtung konnte ich mich nicht irren, und die Spuren der Dschesidi vom Tage vorher mußten mich ja ganz genau führen. Ich ritt also an der Kante des Tales hin, bis ich oberhalb des Heiligtums anlangte. Bis hierher kam ich an zahlreichen

Dschesidi vorüber, die den Abhang eng besetzt hielten; dann aber wandte ich mich links in den Wald hinein. Einem geübten Auge war es selbst vom Pferde herab nicht schwer, die Spur zu erkennen. Wir folgten ihr und langten bald an der Stelle an, an der ich mit meinem Dolmetscher hinabgestiegen war. Hier stand eine Wache, die den Auftrag hatte, jeden Unberufenen abzuweisen. Wir stiegen von den Pferden und ließen sie oben.

Als wir die Steilung hinunterkletterten, bot sich uns ein seltsamer, lebensvoller Anblick dar. Tausende von Frauen und Kindern hatten sich in den malerischsten Stellungen dort unten gelagert. Pferde grasten; Rinder weideten; Schafe und Ziegen kletterten an den Felsen herum; aber kein Laut war zu hören, denn ein Jeder redete leise, damit das Versteck ja nicht durch einen unvorsichtigen Laut verraten werde. Am Wasser saß Mir Scheik Khan mit seinen Priestern. Sie empfingen mich mit großer Freude; denn sie hatten bisher nur erfahren, daß der Angriff des Feindes allerdings mißlungen sei, aber einen ausführlichen Bericht hatten sie noch nicht erhalten.

»Ist das Heiligtum erhalten?«

Das war die erste Frage, die der Khan an mich richtete.

»Das Heiligtum ist unversehrt, und ebenso alle anderen Gebäude.«

»Wir hörten das Schießen. Ist viel Blut geflossen?«

»Nur das der Osmanly.«

»Und die Unsrigen?«

»Ich habe nicht gehört, daß einer während des Kampfes verletzt worden sei. Zwei allerdings sind tot, doch starben sie nicht im Streite.«

»Wer ist es?«

»Der Sarradsch {Sattelmacher} Hefi aus Baazoni und – –«

»Hefi aus Baazoni? Ein frommer, fleißiger und tapferer Mann. Nicht im Kampfe? Wie starb er denn?«

»Der Bey sandte ihn als Parlamentär zu den Osmanly, und sie erschossen ihn. Ich mußte zusehen, ohne ihn retten zu können.«

Die Priester neigten die Häupter, falteten die Hände und

schwiegen. Nur Mir Scheik Khan sagte mit ernster, tiefer Stimme:

»Er ist verwandelt. El Schems wird ihm hier nicht mehr leuchten, aber er wandelt unter den Strahlen einer höheren Sonne in einem Lande, wo wir ihn wiedersehen werden. Dort gibt es weder Tod noch Grab, weder Schmerz noch Kummer; dort ist ewig Licht und Wonne; denn er ist bei Gott!«

Diese Art und Weise, die Nachricht von dem Tode eines Freundes hinzunehmen, war ergreifend. Nicht ein böses Wort traf die Mörder. Diese Priester trauerten, aber sie gönnten dem Toten seine Verwandlung. Einer solchen Ergebenheit ist der Islam niemals fähig; sie konnte nur eine Folge der christlichen Ideen und Anschauungen sein, welche die Dschesidi aufgenommen und festgehalten haben.

»Und wer ist der Andere?« fragte nun der Khan.

»Du wirst erschrecken!«

»Ein Mann erschrickt nie vor dem Tode, denn der Tod ist der Freund des Menschen, das Ende der Sünde und der Anfang der Seligkeit. Wer ist es?«

»Pir Kamek.«

Sie zuckten dennoch alle wie unter einem plötzlichen Schmerze, aber keiner sagte ein Wort. Auch jetzt sprach Mir Scheik Khan zuerst wieder:

»Ewlija dejischtirmis – der Heilige ist verwandelt. Chüda bujurdi – Gott hat es gewollt! Erzähle uns seinen Tod!«

Ich berichtete so ausführlich, als ich nur konnte. Sie hörten alle tief ergriffen zu, und dann bat der Khan:

»Brüder, laßt uns seiner gedenken!«

Sie senkten die Köpfe tief herab. Beteten sie? Ich weiß es nicht; aber ich sah, daß die Augen mehrerer sich befeuchteten und daß ihre Rührung wohl eine wahre und herzliche war. Man hat behauptet, daß nur der Deutsche das besitze, was man »Gemüt« nennt. Wenn dies wahr sein sollte, so waren diese Dschesidi den Deutschen sehr ähnlich. Wie wollte ich es ihnen gönnen, wenn die göttliche Milde und Klarheit des Christentums die Schatten ihrer Täler erleuchten und die Spitzen ihrer Berge vergolden dürfte!

Erst nach einer längeren Weile wich ihre Andacht der gewöhnlichen Stimmung, so daß ich wieder zu ihnen reden konnte:

»Nun sendet mich Ali Bey, um euch zu ihm zu holen. Er will es versuchen, ob die Überreste des Heiligen noch zu finden sind, damit sie in diesem Falle heute noch begraben werden.«

»Ja, das ist eine wichtige Aufgabe, welche wir zu lösen haben. Die Gebeine des Pir dürfen nicht da ruhen, wo diejenigen des Miralai liegen!«

»Ich befürchte sehr, daß wir nicht Gebeine, sondern nur Asche finden werden!«

»So laßt uns eilen!«

Wir brachen auf, das heißt, sämtliche Priester und Kawals; die Fakirs aber blieben zur Beaufsichtigung von Idiz zurück. Als wir oberhalb Scheik Adi bei dem Zelte des Bey anlangten, sprach dieser mit einem Mann, den er an den Kaimakam mit der Frage gesendet hatte, ob die Türken den Priestern der Dschesidi erlauben würden, den Scheiterhaufen zu untersuchen. Der Offizier hatte bejahend geantwortet und nur die Bedingung ausgesprochen, daß die betreffenden Personen keine Waffen bei sich führen sollten.

Ali Bey konnte die Scheiks nicht begleiten, da er stets anderweit zur Disposition sein mußte. Ich bat, mich anschließen zu dürfen, und das wurde mir gern gestattet. Fast hätte man die Hauptsache vergessen: ein Gefäß, welches die Asche des Heiligen aufnehmen sollte. Auf eine darauf bezügliche Frage zeigte der Bey, daß er auch bereits an diesen Umstand gedacht habe.

»Mir Scheik Khan, du weißt, daß der berühmte Töpfer Rassa in Baazoni meinem Vater Hussein Bey eine Urne machte, die einst seinen Staub aufnehmen soll, wenn es Zeit ist, ihn aus dem Grabe zu entfernen, damit er nicht mit dem Mehle des Sarges vermennt und verunreinigt werde. Diese Urne ist ein Meisterstück des berühmten Töpfers und wohl wert, die Überreste des Heiligen aufzunehmen. Sie steht in meinem Hause zu Baadri, und ich habe bereits Boten ausgesandt, sie herbeizuholen. Sie wird ankommen, noch ehe ihr am Scheiterhaufen eure Arbeit beendet habt.«

Dies war genügend, und so setzte sich die Prozession nach niederwärts in Bewegung. Wir kamen bei der Batterie vorüber und langten an dem Orte an, wo der »Heilige« sich und seinen Feind der Rache geopfert hatte. Wir sahen einen Aschenhügel, aus dem die halb verbrannten Stummel starker Hölzer hervorragten. Vor demselben lag die Leiche des erschossenen Parlamentärs. Die Hitze des Feuers hatte wohl seine Kleider, nicht aber seinen Körper zerstört. Er wurde entfernt, eine Arbeit, bei der unsere Geruchsnerven nicht wenig zu leiden hatten.

Die Asche war erkaltet. Die nahe liegenden Häuser lieferten die nötigen Werkzeuge, und nun begann man eine vorsichtige, nur Zoll für Zoll fortschreitende Wegräumung der Aschendecke. Diese Abräumung mußte so sorglich vorgenommen werden, daß sie eine sehr lange Zeit in Anspruch nahm, während welcher ein Dschesidi mit einem Maultiere anlangte, auf dessen Rücken die Urne befestigt war. Ihre Form glich über dem Fuße derjenigen eines umgestürzten Glasschirmes, wie wir sie auf unseren Lampen zu sehen pflegen, und darauf ruhte ein Deckel, den eine Sonne krönte. Auf diesem Gefäße waren eine Abbildung und einige Worte im Kurmangdschi eingebrannt.

Es schien mir ganz unmöglich, die Überreste des »Heiligen« von denen des Scheiterhaufens zu unterscheiden; allein ich sollte mich bei dieser Annahme geirrt haben. Als die Asche beinahe bis zum Boden herab fortgeräumt worden war, wurden zwei formlose Klumpen bloßgelegt, denen die Priester ihre ganze Aufmerksamkeit zuwandten. Sie schienen nicht ins reine kommen zu können, und Mir Scheik Khan winkte mich hinzu.

Es war keine leichte Aufgabe, diese Gegenstände genau zu untersuchen; man mußte sich Mund und Nase dabei verschließen. Wir hatten wirklich die Körper der beiden Toten vor uns. Sie waren halb verbraten und halb verkohlt, auf ein Drittel ihrer früheren Größe zusammengeschrumpft und von einer ziemlich starken Kruste umgeben, welche, wie sich bei der näheren Untersuchung ergab, aus den unverbrennlichen Bestandteilen des Erdpeches und der daran angeklebten Asche bestand.

»Es sind die Toten,« meinte ich. »Ihr habt es diesem Erdpeche zu verdanken, daß ihr euren ›Heiligen‹ begraben könnt.«

»Aber welcher ist es?«

»Sucht ihn heraus!«

Ich wollte sehen, wie weit der Scharfsinn dieser Männer gehe. Sie gaben sich die größte Mühe, vermochten es aber nicht, die scheinbar schwierige und doch so leichte Frage zu entscheiden.

»Es ist unmöglich, den Pir zu erkennen,« meinte endlich der Khan in ziemlicher Ratlosigkeit. »Wir müssen entweder darauf verzichten, seiner Asche die gebührende Ehre zu erweisen, oder wir sind gezwungen, beide Körper in die Urne zu legen, Freund und Feind, den Frommen und den Gottlosen. Oder weißt du einen bessern Rat, Emir Kara Ben Nemsı?«

»Ich weiß einen.«

»Wie lautet er?«

»Nur allein die Gebeine des Pir in die Urne zu tun.«

»Aber du hast ja gehört, daß wir dieselben nicht von denen des Miralai unterscheiden können!«

»Das ist ja nicht schwer! Dieser hier ist der ›Heilige‹, und dieser hier ist der Türke.«

»Woraus erkennst du das? Kannst du es beweisen?«

»So sicher, wie ihr es nur wünschen möget. Der Pir hatte keine Waffen bei sich; der Miralai aber trug seinen Säbel, einen Dolch und zwei Pistolen. Seht ihr die krumm gezogenen Pistolenläufe und die Messerklinge an diesem Körper kleben? Die Schäfte und der Griff sind verbrannt. Und hier grad unter ihm sieht die Säbelspitze aus der Asche heraus. Dieser ist also unbedingt der Miralai gewesen.«

Jetzt nun wunderten sich die Dschesidi, daß sie nicht selbst auch auf diesen so einfachen Gedanken gekommen waren. Sie alle ohne Ausnahme stimmten meiner Ansicht bei und machten sich daran, die Reste des Pir in die Urne zu bringen.

Während des ganzen Vorganges hatte der Kaimakam mit mehreren seiner Offiziere in der Nähe gehalten. Ihm wurde die Leiche seines früheren Vorgesetzten überlassen, und dann kehrten wir wieder zur Höhe zurück. Dort bat Ali Bey den

Khan um seine Befehle in Beziehung auf die Bestattungsfeierlichkeit.

»Wir müssen sie auf morgen verschieben,« antwortete dieser.

»Warum?«

»Pir Kamek war der Frömmste und der Weiseste unter den Dschesidi; er soll würdig bestattet werden, und dazu ist es heute zu spät. Ich werde anordnen, daß man ihm im Tale Idiz ein Grabmal errichte, und dieses kann erst morgen fertig sein.«

»So wirst du Maurer und Zimmerleute brauchen?«

»Nein. Wir werden einen einfachen Bau aus Felsblöcken errichten, der keines Kittes bedarf, und jeder Mann, jedes Weib und auch ein jedes Kind soll einen Stein dazu herbeibringen, je nach seinen Kräften, damit keiner der versammelten Pilger ausgeschlossen werde, dem Verwandten das ihm gebührende Denkmal zu stiften.«

»Aber ich brauche die Krieger zur Bewachung der Türken!« wendete Ali Bey ein.

»Sie werden sich ablösen; dann stehen dir immer genug von ihnen zu Gebote. Laß uns beraten, welche Gestalt wir dem Baue geben!«

Da ich hierbei unbeteiligt war, suchte ich meinen Dolmetscher auf, um mir das Manuskript des Verstorbenen geben zu lassen. Er hatte es in das Innere eines hohlen Thinarbaumes versteckt, und wir ließen uns in der Nähe desselben nieder, wo ich meinen Sprachübungen ungestört obliegen konnte.

Darüber verging der Tag, und der Abend kam heran. Auf den Höhen, die das Tal von Scheik Adi umgaben, leuchtete ein Wachtfeuer neben dem andern auf. Es war den Türken unmöglich, zu entkommen, selbst wenn der Kaimakam gegen sein Versprechen die Nacht zu einem Durchbruche hätte benutzen wollen. Die Zeit der Dunkelheit verging ohne alle Störung, und am Morgen kehrte Pali zurück. Die Schnelligkeit und Ausdauer seines guten Pferdes hatte die Entfernung zwischen Scheik Adi und Mossul bedeutend abgekürzt. Ich hatte

in dem Zelte des Bey geschlafen und befand mich noch dort, als der Bote eintrat.

»Hast du den Mutesarif getroffen?« fragte ihn Ali.

»Ja, Herr; noch spät am Abend.«

»Was sagte er?«

»Erst wütete er und wollte mich tot peitschen lassen. Dann ließ er viele Offiziere und seinen Diwan effendisi {Versammlung der Räte} kommen, mit denen er sich lange Zeit beraten hat. Dann durfte ich zurückkehren.«

»Bei dieser Beratung warest du nicht zugegen?«

»Nein.«

»Welche Antwort hast du erhalten?«

»Einen Brief an dich.«

»Zeige ihn!«

Pali zog ein Schreiben hervor, welches mit dem großen Möhür mutessarifün {Siegel der Statthalterschaft} verschlossen war. Ali Bey öffnete und betrachtete die Zeilen. In dem großen Schreiben lag ein kleiner, offener Brief. Er reichte mir beide Schriftstücke.

»Lies du, Emir! Ich bin begierig, zu erfahren, was der Mutesarif beschlossen hat.«

Die Zuschrift war von dem Schreiber des Statthalters verfaßt und von dem letzteren unterzeichnet worden. Er versprach, am andern Morgen mit zehn Mann Begleitung in Dscherraijah zu sein, und stellte die Bedingung, daß Ali Bey auch nur von einer so geringen Anzahl begleitet werde. Er erwartete, daß der Ausgleich ein friedlicher sein werde, und bat, dem Kaimakam den inneliegenden schriftlichen Befehl zu übergeben. Dieser enthielt die allerdings sehr friedliche Weisung, bis auf weiteres jede Feindseligkeit einzustellen, den Ort Scheik Adi zu schonen und die Dschesidi als Freunde zu behandeln. Angeschlossen war dann die Bemerkung, diesen Befehl recht genau zu lesen.

Ali Bey nickte befriedigt mit dem Kopfe.

Nach einer kleinen Pause machte der Dschesidi-Häuptling seinem vollen Herzen mit den Worten Luft:

»Wir haben gewonnen und dem Mutesarif eine nachhaltige

Lehre erteilt; merkst du dies, Emir? Der Kaimakam soll diesen Brief erhalten, und morgen werde ich in Dscherrajah sein.«

»Wozu dem Kaimakam diese Zuschrift geben?«

»Sie gehört ihm.«

»Ist aber überflüssig, da er sich ja bereits verbindlich gemacht hat, das zu tun, was ihm hier geboten wird.«

»Er wird es um so sicherer und treuer tun, wenn er sieht, daß es auch der Wille des Mutessarif ist.«

»Ich muß dir gestehen, daß dieser schriftliche Befehl meinen Verdacht erweckt.«

»Warum?«

»Weil er überflüssig ist. Und wie eigentümlich klingen die letzten Worte, daß der Kaimakam den Befehl ja ganz genau lesen möge!«

»Dies soll uns von dem guten Willen des Mutessarif überzeugen und den Kaimakam zum pünktlichsten Gehorsam ermuntern.«

»Diese Pünktlichkeit ist selbstverständlich, und darum scheint mir der Befehl mehr als überflüssig.«

»Dieser Brief gehört nicht mir; der Gouverneur hat ihn meiner Ehrlichkeit anvertraut, und der Kaimakam soll ihn erhalten.«

Es war, als wolle der Zufall diesem Vorsatze des Bey seine ganz besondere Genehmigung erteilen, denn gerade jetzt meldete ein eintretender Dschesidi:

»Herr, es kommt ein Reiter aus dem Tal herauf.«

Wir gingen hinaus und erkannten nach einiger Zeit in dem Nahenden den Kaimakam, der allerdings ohne alle Begleitung heraufgeritten kam. Wir erwarteten ihn im Freien.

»Seni selamlar-im – ich begrüße dich!« sagte er beim Absteigen erst zum Bey und dann auch zu mir.

»Chosch geldin-sen, effendi – sei willkommen, Herr!« antwortete Ali. »Welcher Wunsch führt dich zu mir?«

»Der Wunsch meiner Krieger, welche kein Brot zu essen haben.«

Das war ohne alle Einleitung gesprochen. Ali lächelte leise.

»Ich mußte das erwarten. Aber hast du dir gemerkt, daß ich Brot nur gegen Waffen verkaufe?«

»So sagtest du; aber du wirst dennoch Geld nehmen!«

»Was der Bey der Dschesidi sagt, das weiß er auch zu halten. Du brauchst Speise, und ich brauche Waffen und Munition. Wir tauschen, und so ist uns beiden dann geholfen.«

»Du vergissegst, daß ich die Waffen und die Munition selbst brauche!«

»Und du vergissegst, daß ich des Brotes selbst bedarf! Es sind viele tausend Dschesidi bei mir versammelt; sie alle wollen essen und trinken. Und wozu brauchst du die Waffen? Sind wir nicht Freunde?«

»Doch nur bis zum Schlusse des Waffenstillstandes!«

»Wohl auch noch länger. Emir, ich bitte dich, ihm den Brief des Gouverneur einmal vorzulesen!«

»Ist ein Brief von ihm angekommen?« fragte der Oberstleutnant schnell.

»Ja. Ich sandte einen Boten, welcher jetzt zurückgekommen ist. Lies, Emir!«

Ich las das Schreiben, das ich noch bei mir hatte, vor. Ich glaubte, in der Miene des Kaimakam eine Enttäuschung zu bemerken.

»So wird also Friede zwischen uns werden!« meinte er.

»Ja,« antwortete der Bey. »Und bis dahin wirst du dich freundlich zu uns verhalten, wie dir der Mutessarif noch besonders gebietet.«

»Besonders?«

»Er hat einen Brief beigelegt, den ich dir geben soll.«

»Einen Brief? Mir?« rief der Offizier. »Wo ist er?«

»Der Emir hat ihn. Laß ihn dir geben!«

Schon stand ich im Begriff, ihm das Schreiben hinzureichen; aber die Hast, womit er danach langte, machte mich denn doch stutzig.

»Erlaube, daß ich ihn dir vorlese!«

Ich las, aber nur bis zu der letzten Bemerkung, welche meinen Verdacht so sehr erregt hatte. Doch da fragte er:

»Ist dies alles? Steht weiter nichts da?«

»Noch zwei Zeilen. Höre sie!«

Ich las nun bis zu Ende und hielt dabei den Blick halb auf ihn gerichtet. Nur einen kurzen Moment lang öffneten sich seine Augen weiter als gewöhnlich, aber ich wußte nun sicher, daß dieser Satz irgend eine uns unbekannte Bedeutung habe.

»Dieser Brief gehört mir. Zeige ihn her!«

Bei diesen Worten griff er so schnell zu, daß ich kaum Zeit behielt, meine Hand mit dem Papiere zurückzuziehen.

»Warum so eilig, Kaimakam?« fragte ich, ihn voll ansehend.
»Haben diese Zeilen etwas so sehr Wichtiges zu bedeuten, daß du deine ganze Selbstbeherrschung verlierst?«

»Nichts, gar nichts haben sie zu bedeuten; aber dieses Schreiben ist doch mein!«

»Der Mutessarif hat es dem Bey gesandt, und auf diesen allein kommt es an, ob er es dir geben oder dich nur mit dem Inhalte bekannt machen will.«

»Er hat es dir ja bereits gesagt, daß ich den Brief erhalten soll!«

»Da dieses Papier dir so wichtig zu sein scheint, trotzdem du seinen Inhalt bereits kennst, so wird er mir erlauben, es zuvor einmal genau zu betrachten.«

Mein Verdacht hatte sich noch mehr befestigt. Anstatt gehoben zu werden, war er bereits zu einer bestimmten Vermutung geworden. Ich hielt das Papier mit seiner Fläche senkrecht zwischen das Auge und die Sonne; ich konnte nichts Auffälliges bemerken. Ich befühlte und beroch es, aber ohne Erfolg. Nun hielt ich es wagrecht so, daß ich die darauf fallenden Sonnenstrahlen mit dem Auge auffing, und da endlich zeigten sich mir mehrere, allerdings nur einem sehr scharfen Blicke bemerkbare Stellen, welche zwar mit der Farbe des Papiers beinahe verschwammen, aber dennoch die Gestalt von Schriftzeichen zu haben schienen.

»Du wirst das Papier nicht bekommen!« sagte ich zum Kaimakam.

»Warum nicht?«

»Weil es eine geheime Schrift enthält, welche ich untersuchen werde.«

Er verfärbte sich.

»Du irrst, Effendi!«

»Ich sehe es genau!« Und um ihn zu versuchen, fügte ich hinzu: »Diese geheime Schrift wird zu lesen sein, wenn ich das Papier in das Wasser halte.«

»Tue es!« antwortete er mit einer sichtbaren Genugthuung.

»Du hast dich durch die Ruhe deiner Worte verraten, Kaimakam. Ich werde das Papier nun nicht in das Wasser, sondern über das Feuer halten.«

Ich hatte es getroffen; das erkannte ich an dem nicht ganz unterdrückten Erschrecken, welches sein zu offenes Gesicht überflog.

»Du wirst den Brief ja dabei verbrennen und zerstören!« mahnte er.

»Trage keine Sorge! Ein Effendi aus dem Abendlande weiß mit solchen Dingen recht wohl umzugehen.«

Der Bey war ganz erstaunt.

»Glaubst du wirklich, daß dieser Brief eine verborgene Schrift enthält?«

»Laß ein Feuer anmachen, so werde ich es dir beweisen!«

Noch war Pali zugegen. Auf einen Wink Alis suchte er dürre Äste zusammen und steckte sie in Brand. Ich kauerte mich nieder und hielt das Papier vorsichtig über die Flammen. Da tat der Kaimakam einen schnellen Sprung auf mich zu und suchte es mir zu entreißen. Ich hatte das erwartet, wich ebenso schnell zur Seite, und er fiel straukelnd zu Boden. Sofort kniete Ali Bey auf ihm.

»Halt, Kaimakam!« rief er; »du bist falsch und treulos; du bist jetzt zu mir gekommen, ohne dich vorher meines Schutzes zu versichern, und ich mache dich zu meinem Gefangenen!«

Der Offizier wehrte sich, so gut er es vermochte, aber wir waren ja drei gegen einen, und zudem kamen auch andere Dschesidi, welche in der Nähe gehalten hatten, herbei. Er wurde entwaffnet, gebunden und in das Zelt geschafft.

Nun konnte ich mein Experiment vollenden. Die Flamme erhitzte das Papier beinahe bis zum Versengen, und nun ka-

men sehr deutliche Worte zum Vorscheine, welche an dem Rande der Zeilen standen.

»Ali Bey, siehst du, daß ich recht hatte?«

»Emir, du bist ein Zauberer!«

»Nein; aber ich weiß, wie man solche Schriften sichtbar machen kann.«

»O, Effendi, die Weisheit der Nemtsche ist sehr groß!«

»Hat der Mutessarif dieses Zauberstück nicht ebenso verstanden? Es gibt Stoffe, aus denen man eine Tinte machen kann, welche nach dem Schreiben verschwindet und mit einem andern Mittel gezwungen wird, wieder sichtbar zu werden. Die Wissenschaft, welche diese Mittel kennt, heißt Chemie oder Scheidekunst. Sie wird bei uns mehr gepflegt als bei euch, und darum haben wir auch bessere Mittel als ihr. Wir kennen viele Arten von geheimen Schriften, welche sehr schwer zu entdecken sind; die euren aber sind so einfach, daß keine große Klugheit dazu gehört, eure unsichtbaren Worte sichtbar zu machen. Rate einmal, womit diese Worte geschrieben worden sind.«

»Sage es!«

»Mit Harn.«

»Unmöglich!«

»Wenn du mit dem Harne eines Tieres oder eines Menschen schreibst, so verschwindet die Schrift, sobald sie eingetrocknet ist. Hältst du das Papier dann über das Feuer, so werden die Züge schwarz, und du kannst sie lesen.«

»Wie lauten diese Worte?«

»Ich komme übermorgen, um zu siegen.«

»Ist dies wahr? Irrest du dich nicht?«

»Hier steht es deutlich!«

»Wohlan, so gib mir diesen Brief!«

Er ging in großer Erregung einigemal auf und ab; dann blieb er wieder vor mir stehen.

»Ist dies Verrat oder nicht, Emir?«

»Es ist Heimtücke.«

»Soll ich diesen Mutessarif vernichten? Es liegt in meiner Hand!«

»Du wirst es dann mit dem Padischah zu tun bekommen!«

»Effendi, die Russen haben ein Wort, welches lautet: ›der Himmel ist hoch, und der Zar ist weit‹. So ist es auch mit dem Padischah. Ich werde siegen!«

»Aber du wirst viel Blut vergießen. Sagtest du mir nicht kürzlich, daß du den Frieden liebst?«

»Ich liebe ihn, aber man soll ihn mir auch lassen! Diese Türken kamen, um uns die Freiheit, das Eigentum und das Leben zu rauben; ich habe sie dennoch geschont. Jetzt spinnt man neuen Verrat. Soll ich mich nicht wehren?«

»Du sollst dich wehren, aber nicht mit dem Säbel!«

»Womit sonst?«

»Mit diesem Briefe. Tritt mit demselben vor den Mutessarif, und er wird besiegt und geschlagen sein.«

»Er wird mir einen Hinterhalt legen und mich gefangen nehmen, wenn ich morgen nach Dscherraijah gehe!«

»Wer hindert dich, dasselbe auch mit ihm zu tun? Er ist dir sicherer als du ihm, denn er hat keine Ahnung, daß du seine Absichten kennst.«

Ali Bey sah eine ganze Weile nachdenklich vor sich nieder; dann antwortete er:

»Ich werde mich mit Mir Scheik Khan besprechen. Willst du mit mir nach dem Tale Idiz reiten?«

»Ich reite mit.«

»Vorher aber will ich diese Menschen da unten unschädlich machen. Tritt nicht mit ein, sondern erwarte mich hier!«

Warum sollte ich ihn nicht in das Zelt begleiten? Seine Hand lag am Dolche und sein Auge blickte entschlossen. Wollte er mich verhindern, eine rasche Tat zu verhüten? Ich stand wohl eine halbe Stunde allein, und während dieser Zeit hörte ich die zornigen Töne einer sehr erregten Unterhaltung. Endlich kam er wieder. Er hatte ein Papier in der Hand und gab es mir.

»Lies! Ich will hören, ob es ohne Falschheit ist.«

Es enthielt die kurze, gemessene Weisung an die befehligen Offiziere, alle Waffen und auch die Munition sofort an diejenigen Dschesidi zu übergeben, deren Anführer diesen Befehl vorzeige.

»Es ist richtig. Aber wie hast du das erlangt?«

»Ich hätte ihn und den Makredsich sofort erschießen lassen und die Kanonade begonnen. In einer Stunde wären wir mit ihnen fertig gewesen.«

»Nun bleibt er gefangen?«

»Ja. Er wird mit dem Makredsich bewacht.«

»Und wenn sich die Seinen nicht fügen?«

»So werde ich meine Drohung wahr machen. Bleibe hier, bis ich zurückkehre, und du wirst sehen, ob mich die Türken respektieren.«

Er erteilte noch einige Befehle und stieg dann nach der Batterie hinab. In der Zeit von zehn Minuten waren alle Dschesidi kampfbereit. Die Schützen lagen mit aufgenommenen Schießgewehren in ihren Verstecken, und die Artilleristen standen zum Schusse fertig bei den Geschützen. Ihre Verschanzung öffnete sich, um gegen zweihundert Dschesidi und wohl an die dreißig Maulesel durchzulassen. Diese Tiere bestanden meist aus denen, die wir mit den Kanonieren gefangen genommen hatten. Der Zug blieb in einiger Entfernung halten, während der Anführer desselben vorschritt und den Platz aufsuchte, wo sich die Offiziere der Osmanen befanden.

Ich konnte von meinem Standpunkte aus dies alles sehr genau beobachten. Es gab eine ziemlich lange Zeit der Verhandlung. Dann jedoch traten die Soldaten in Trupps zusammen, welche einer nach dem andern bis in die Nähe der Maultiere vormarschierten, um dort die Waffen abzulegen. Dies lief nun allerdings nicht ganz glatt und ruhig ab, besonders da auch sämtliche Chargen gezwungen waren, sich von Säbel und Pistole zu trennen; aber es blieb nur bei leeren Kraftworten, da die Türken wußten, daß jeder tatsächliche Widerstand mit Kartätschen gebrochen werden sollte.

Ali Bey war kaum eine Stunde lang entfernt gewesen, so kehrte er zurück. Ihm folgten die mit den Waffen beladenen Maultiere, deren Treiber beordert waren, die kostbare Beute nach dem Tale Idiz zu bringen. Auch der Kaimakam wurde von einigen Kriegern in Sicherheit gebracht. Man führte ihn dorthin, wo der Makredsich das Glück hatte, die Gesellschaft

des dicken Artilleriehauptmannes und seines tapfern Leutnants zu genießen. Er konnte mit diesen beiden auf Beförderung warten und unterdessen »Tabak aus Schiras« rauchen.

Nun machten auch wir uns auf den Weg. Halef ritt mit. Mein Baschi-Bozuk war nicht zu sehen; jedenfalls hatte er aus Langeweile seinen Esel spazieren geritten. Auf dem Wege nach dem Tale Idiz begegneten wir einer langen Reihe zurückkehrender Dschesidi. Sie hatten ihren Beitrag zum Baue des Grabmales geleistet und sollten nun zu demselben Zwecke eine gleiche Anzahl ihrer Gefährten ablösen. Sie teilten uns mit, daß der Bau rasch vor sich schreite.

Als wir den Eingang erreichten, bot sich uns das Bild eines sehr bewegten Lebens dar. In der Mitte desselben war eine große Anzahl von Frauen versammelt, die auf großen, flachen Steinen Mehl aus Körnern bereiteten; andere saßen an Gruben, die sie durch Feuer erhitzten, um Brot zu backen; noch andere machten Fackeln oder richteten die Lampen und Laterne, die man vorgestern aus Scheik Adi mitgenommen hatte, zu der bevorstehenden Feier her. Am regsamsten aber ging es im oberen Teile des Tales zu, wo das Grabmal errichtet wurde. Es stellte eine ungeheure Felspyramide dar, deren hintere Seite sich an die steile Wand des Felsens lehnte. Das Fundament bestand aus großen Blöcken, deren Transport und Aufbau jedenfalls bedeutenden Kraftaufwand gekostet hatte. In der Mitte der voraussichtlichen Höhe war ein hohler Raum gelassen, der die Gestalt einer zwölfstrahligen Sonne hatte und von deren Mittelpunkt die Urne aufgenommen werden sollte. Mehrere hundert Männer arbeiteten daran, und noch mehr Frauen und Kinder waren beschäftigt, Steine herbeizuwälzen, oder hingen wie Eichhörnchen an den Vorsprüngen der Felsenwand, um von oben herab dem Baue förderlich zu sein.

Die Priester waren teils mit der Beaufsichtigung des Werkes beschäftigt, teils legten sie selbst mit Hand an. Mir Scheik Khan saß in der Nähe der Pyramide. Wir gingen zu ihm. Ali Bey erzählte ihm die heutigen Vorkommnisse und zeigte ihm auch die beiden Schreiben des Mutessarif. Der Khan versank in tiefes Nachdenken; dann aber fragte er:

»Was wirst du tun, Ali Bey?«

»Du bist der ältere und der weisere; ich komme, mir deinen Rat zu erbitten.«

»Du sagst, ich sei der ältere. Das Alter liebt die Ruhe und den Frieden. Du sagst, ich sei der weisere. Die größte Weisheit ist der Gedanke an den Allmächtigen und Allgütigen. Er macht den Schwachen stark; er beschützt den Unterdrückten; er will nicht, daß der Mensch das Blut seines Bruders vergieße.«

»Sind diese Türken unsere Brüder? Sie, die wie wilde Tiere über uns und die Unserigen herfallen?«

»Sie sind unsere Brüder, obgleich sie nicht als Brüder an uns handeln. Tötest du einen Bruder, der dir übel will?«

»Nein.«

»Du sprichst mit ihm freundlich oder streng, aber du forderst nicht sein Leben. So sollst du auch mit dem Mutessarif reden.«

»Und wenn er nicht auf mich hört?«

»Der Allerbarmer gab dem Menschen den Verstand, um zu denken, und ein Herz, um zu fühlen. Wer nicht die Rede eines anderen überdenkt, und wer nicht die Gefühle seines Bruders empfindet, der hat den Erbarmenden verlassen und verleugnet, und dann, erst dann darf der Zorn und die Strafe über ihn kommen.«

»Mir Scheik Khan, ich werde nach deinen Worten handeln!«

»So wiederhole ich meine Frage: Was wirst du tun?«

»Ich werde mit zehn Männern nach Dscherraijah gehen, mir aber genug Krieger folgen lassen, um den Mutessarif gefangen zu nehmen. Vorher aber, bereits noch heute, werde ich Kundschafter nach Mossul, Kufjundschik, Telkeif, Baaweiza, Ras ul Aïn und Khorsabad senden, die mich rechtzeitig von seinen Plänen benachrichtigen werden. Ich werde in Liebe mit ihm reden, dann mit Strenge, wenn er nicht hört. Achtet er auch dann nicht auf mich, so lasse ich ihn seinen geheimen Brief sehen und gebe das Zeichen, ihn zu ergreifen. Während ich bei ihm bin, werden meine Männer Dscherraijah umringen. Er kann mir nicht entgehen.«

»Vielleicht wird er auch Kundschafter senden, um zu erfahren, wie du dich auf die Zusammenkunft mit ihm vorbereitest.«

»Er wird nichts erfahren, denn meine Leute werden bereits während der Nacht von hier abgehen, und zwar nicht auf der Straße über Baadri, sondern rechts bis fast nach Bozan hinüber. Sie werden am Morgen am Bache im Westen von Dscheraijah sein.«

»Und wer wird während deiner Abwesenheit in Scheik Adi befehligen?«

»Willst du es tun?«

»Ich will.«

Das klang so einfach. Hier übergab der weltliche Beherrscher der Dschesidi ihrem geistlichen Regenten seine Gewalt ohne die leiseste Regung einer kleinlichen Eifersucht, ohne alles Mißtrauen und Bedenken. »Willst du?« fragte der eine. »Ich will,« antwortete der andere. Welchen Klang mag wohl das Wort »Kulturkampf« in einem der Dialekte dieser Teufelsanbeter haben!

Es wurde nun die Verproviantierung der in Scheik Adi eingeschlossenen Türken besprochen und dann das heutige Fest. Unterdessen wanderte ich von Gruppe zu Gruppe, um einen oder den andern sprachlichen Fund zu tun. Da kam es hinter mir herangekeucht, und eine nach Atem schnappende Stimme rief:

»Weiche aus, Sihdi!«

Ich wandte mich um. Es war mein Halef, der seine ganze Körperkraft anstrengte, ein mächtiges Felsstück vor sich herzurollen.

»Was tust du hier?« fragte ich erstaunt.

»Mein Beitrag zum Monument.«

»Wird er angenommen? Du bist ja kein Dschesidi!«

»Sehr gern! Ich habe gefragt.«

»So hole ich auch einen Stein!«

Nicht weit von unserm Standorte lag ein ziemlicher Felsbrocken. Ich legte die Waffen und das Oberkleid ab und machte mich daran, ihn fortzuschaffen. Er wurde von den Scheiks mit

Dank angenommen und, nachdem ich mit dem Dolche meinen Namen eingegraben hatte, mit Anwendung von Seilen emporgezogen, wo er seine Stellung grad über der Sonne bekam.

Mittlerweile hatte Ali Bey den Zweck seines Besuches erreicht. Er wollte wieder aufbrechen und fragte mich, ob ich ihn begleiten oder lieber hier bleiben wolle.

»Wie werde ich die Feierlichkeit am besten beobachten können?« fragte ich ihn.

»Wenn du mit mir gehest,« antwortete er. »Die Urne wird heute abend beim Glanze der Fackeln und Laternen von Scheik Adi nach dem Tale Idiz übergeführt.«

»Ich denke, sie ist bereits hier!«

»Nein. Sie steht am kühlen Wasser im Walde und wird erst in das Heiligtum gebracht.«

»Trotz der Türken?«

»Sie können uns nicht hindern.«

»So reite ich mit.«

»Du hast bis zum Abend Zeit. Willst du mir eine Liebe erweisen?«

»Gern, im Falle es mir möglich ist!«

»Du weißt, daß ich dem Häuptling der Badinan-Kurden Gewehre versprochen habe. Wirst du den Ort finden, wo er seine Hütten hat?«

»Sehr leicht. Jedenfalls braucht man gar nicht bis dorthin zu reiten, da er den Paß und die Seitentäler besetzen wollte. Es wird übrigens an der Zeit sein, ihm einmal Nachricht zu geben.«

»Willst du dies übernehmen?«

»Ja.«

»Und ihm seine Gewehre bringen?«

»Wenn du sie mir anvertraust!«

»Er soll hundert haben und auch Munition dazu. Drei Maultiere können dies tragen. Wie viele Männer wünschst du als Begleitung?«

»Ist ein Angriff oder sonst eine Feindseligkeit zu erwarten?«

»Nein.«

»Gib mir zehn Krieger mit. Ich werde auch Mohammed Emin mitnehmen, der dort von der Höhe kommt.«

Ich hatte vorhin erfahren, daß der Scheik der Haddediñ auf die Jagd gegangen sei. Ich war überhaupt in den letzten Tagen gar nicht mit ihm zusammengetroffen. Er wollte sich so wenig wie möglich zeigen, damit seine Anwesenheit nicht öffentlich zu Sprache komme, und er hatte wohl auch sein Vorurteil gegen die Teufelsanbeter nicht ganz überwunden. Darum war es ihm lieb, daß er mit mir gleich wieder aufbrechen konnte.

Es währte nur kurze Zeit, so waren die Maultiere beladen, und unser kleiner Zug setzte sich in Bewegung. Zunächst hielten wir auf Scheik Adi zu, und dann wichen wir links ab, um den Weg nach Kaloni zu gewinnen. Meine Vermutung bestätigte sich; ich traf eine Anzahl der Badinankurden bereits auf der ersten Höhe hinter Scheik Adi und wurde von ihnen zu ihrem Häuptlinge geführt, der mich dieses Mal mit sehr großer Ehrerbietung empfing. Ich mußte bei ihm bleiben, um ein Mahl einzunehmen, das uns sein Weib bereitete. Er war mit den Gewehren sehr zufrieden und zeigte sich ganz besonders erfreut über den Säbel des Kaimakam, den Ali Bey mir als Extrageschenk für ihn mitgegeben hatte. Mohammed Emin fand an den Badinankurden ein solches Wohlgefallen, daß er sich entschloß, hier zurückzubleiben und mich zu erwarten, obgleich er nicht Kurdisch verstand. Ich versuchte nicht, ihm abzuraten, da seine Anwesenheit in Scheik Adi doch noch von den Türken bemerkt und dann der eigentliche Zweck unsers Rittes in die Berge gefährdet werden konnte. Ich kehrte also ohne ihn zurück.

Der Tag war doch so ziemlich vergangen, als ich wieder bei Ali Bey anlangte und ihm von den Badinan berichtete. Ich bemerkte, daß die Türken sich mehr nach der Mitte des Tales zurückgezogen und das Heiligtum also freigegeben hatten.

»Wann beginnt die Feier?« fragte ich den Bey.

»Sobald es dunkel geworden ist. Nimm deine Gewehre mit; es wird viel geschossen.«

»Gib mir eins von den deinen. Ich muß meine Patronen schonen, die ich hier nicht durch neue ersetzen kann.«

Ich war wirklich sehr neugierig auf diese Begräbnisfeierlichkeit, deren Zeuge ich werden sollte. Es war ja sehr leicht möglich, daß vor mir noch niemals ein Europäer dem Begräbnisse eines der angesehensten Teufelsanbeter beigewohnt hatte. Ich saß an der Kante des Tales und blickte hinab, bis sich die Schatten der Nacht niedersenkten. Da leuchteten rundum die Wachtfeuer wieder auf, und zugleich wuchs über dem Heiligtume langsam eine Doppelpyramide von Lichtern empor, grad so wie am ersten Abend, den ich in Scheik Adi zugebracht hatte. Die beiden Türen des Grabmales wurden mit Lampen behangen.

»Komm!« ermunterte mich Ali Bey, der mit einigen Bevorzugten zu Pferde stieg.

Der Baschi-Bozuk blieb zurück. Halef begleitete uns. Wir ritten in das Tal hinab und langten vor dem Heiligtume an, welches vollständig erleuchtet worden war. Der Platz vor demselben wurde von einer doppelten Reihe bewaffneter Dschesidi eingeschlossen, um jedem Türken den Zutritt zu versagen. Im Heiligtume selbst befand sich nur Mir Scheik Khan mit den Priestern; andern außer Ali Bey und mir war der Eintritt nicht gestattet. Im innern Hofe standen zwei eng nebeneinander gekoppelte Maultiere, die ein quer über ihre Rücken liegendes Gestell trugen, auf welchem die Urne befestigt war. Um diese beiden Tiere hatten die Priester einen Kreis gebildet. Sie begannen bei unserm Erscheinen in sehr langsamem Tempo einen monotonen Gesang, in welchem die Worte »dschan dedim – ich gebe meine Seele hin« sehr oft wiederkehrten. Nach demselben wurden die Maultiere mit Wasser aus dem heiligen Brunnen getränkt und erhielten einige handvoll Körner, um anzudeuten, daß der, den sie trugen, eine weite Reise vor sich habe. Nun machte der Mir Scheik Khan einige Zeichen mit der Hand, deren Bedeutung ich nicht verstand, und jetzt begann ein zweiter Gesang, leise und harmonisch. Er hatte vier Absätze, deren jeder mit den Worten: »Tu Chode dehabini, keif inim – du liebst Gott, genieße Ruhe« begann. Leider verstand ich zu wenig Kurdisch, um das Ganze begreifen und merken zu können.

Als dieser Gesang beendet war, gab der Khan ein Zeichen. Er stellte sich an die Spitze; zwei Scheiks nahmen die Maultiere am Zügel; ihnen folgten paarweise die andern Scheiks und Kawals, denen sich Ali Bey mit mir anschloß. Der Zug setzte sich in Bewegung und wurde, als er aus dem Heiligtume trat, von einer Salve der Wachehaltenden empfangen.

Sofort krachten auf den Höhen Hunderte von Schüssen, und aber Hunderte trugen die Botschaft, daß wir aufgebrochen seien, dem Tale Idiz entgegen.

Wir zogen langsam zur Höhe empor. Als wir den Weg nach dem Tale erreichten, bot sich uns ein zauberischer Anblick dar. Die Dschesidi hatten von Scheik Adi bis Idiz ein Spalier gebildet, dessen Doppelglieder ungefähr dreißig Schritte auseinander standen. Jeder dieser Männer trug eine Fackel und eine Flinte, und jedes dieser Glieder schloß sich unter Abfeuern der Gewehre hinter uns an. So bildete sich ein Zug, der mit jedem Augenblicke und mit jedem Schusse immer länger wurde. Das Licht der Fackeln schmückte den dunkeln Wald, welcher hier meist aus hohen Eichen bestand, mit unbeschreiblichen Tinten, und der Donner der Salven wurde von den dunkeln Gründen des tiefen Forstes ununterbrochen zurückgeworfen.

Wahrhaft überwältigend aber wurde das Schauspiel, als wir endlich das Tal erreichten. Dasselbe schien der mächtige Krater eines Vulkanes zu sein, in dessen Grunde riesige Flammen loderten, zwischen denen Tausende von Geistern mit Leuchten und Lichtern irrten. Ein mehrtausendstimmiger Ruf hieß uns willkommen und in der Zeit einiger Sekunden hatten sich sämtliche Lichter zu beiden Seiten der Talsohle geordnet. Der große, weite Kessel war förmlich tageshell erleuchtet. Das größte Licht aber verbreiteten zwei gigantische Feuer, deren Flammen, von riesigen Scheiterhaufen genährt, zu beiden Seiten der Felsenpyramide an der nackten Wand des Tales emporkletterten. Es überkam mich jenes »süße Grauen«, welches, wohlthuend und niederbeugend zu gleicher Zeit, das Menschenherz ergreift, sobald etwas Erhabenes hereingreift in die Grenzen unserer kleinen, inneren Welt.

Wir zogen den Abhang hinunter, zwischen dem wallenden

Meere der Fackeln hindurch, und hielten vor dem Denkmale. In der sonnenförmigen Aushöhlung desselben standen zwei Priester, deren weiße Gewänder von dem dunkeln Gestein lebhaft abstachen. Hoch oben hatten sich mehrere Männer postiert, welche die Seile hielten, an denen die Urne emporgezogen werden sollte.

Sobald die Maultiere vor der Pyramide anlangten, verstummten die Schüsse; es trat eine tiefe Stille ein. Die Urne wurde abgeladen und an die Seile befestigt. Ein anderes Seil, unten an die Urne gebunden, diente dazu, das zerbrechliche Gefäß von den Steinen abzuhalten. Der Mir Scheik Khan winkte, und die Seile wurden angezogen. Die Urne schwebte höher und höher und erreichte die Sonne. Die Priester griffen zu und zogen sie hinein. Sie wurde von ihnen aufgestellt, und dann hingen sie sich selbst an die Seile, um herabgelassen zu werden.

Nun gab der Khan das Zeichen, daß er sprechen wolle. Er hielt eine kurze Rede. Seine langsam, deutlich und sehr laut gesprochenen Worte klangen über das ganze Tal dahin, und obgleich ich die wenigsten derselben verstand, fühlte ich mich doch unter dem Eindrucke des außergewöhnlichen Vorganges tief ergriffen. Als er geendet hatte, begann der Chor der Priester einen freudigen Gesang, von welchem ich nur den Refrain der einzelnen Teile verstehen konnte: »Ro dehele – die Sonne geht auf.« Bei dem letzten Tone erhoben alle die Hände, und da krachte aus allen Gewehren eine Salve, wie ich eine solche noch nie gehört hatte.

Damit war die eigentliche Feierlichkeit beendet. Nun aber begann sich das Leben erst zu regen. Es gibt nichts, womit ich diese Nacht im Tale Idiz vergleichen könnte, diese Nacht der Flammen und Fackeln zwischen himmelan strebenden Felsen, diese Nacht der Fragen und Klagen unter den Verachteten und Geschmähten, diese Nacht unter den Bekennern einer Anbetungsform, deren Grundzug in der irre geleiteten und daher unbefriedigten Sehnsucht nach jenem Lichte besteht, das einst den drei Scheiks leuchtete, die, vielleicht aus dem nämlichen Lande, in dem ich mich jetzt befand, nach Bethlehem pilger-

ten, um vor der Krippe das Bekenntnis abzulegen: »Wir haben im Morgenlande seinen Stern gesehen und sind gekommen, ihn anzubeten.«

Ich saß bei den Priestern bis lange nach Mitternacht; dann erloschen die Fackeln, und die Feuer fielen zusammen. Nur die beiden Flammen am Denkmale brannten noch, als ich mich unter einem Baume in meinen Burnus wickelte, um den Schlaf zu suchen. Da oben stand die Urne mit den Gebeinen des »Heiligen«. Dieser »Merd-esch-Scheitan« war der Unterrichtetste unter allen seinen Glaubensgenossen, und dennoch hatte er den rechten Weg zur Wahrheit nicht finden können.

Wie glücklich sind Jene zu preisen, deren Wiege bereits an diesem Wege steht, und doch wie schwer wird es ihnen oft, dieses Glück zu erkennen und zu schätzen! Ich schloß die Augen, und es gelang mir endlich, einzuschlafen; aber ich träumte von Fackelzügen und Salven, von Scheiterhaufen und Urnen, aus denen Gerippe stiegen, die mich, den Christen, mit Grinsen umtanzten. Sie wollten mich ergreifen; da aber erschien der Pir Kamek, wehrte sie von mir ab und sagte:

»Er hat ein heiliges Kitab, darinnen geschrieben steht: ›Oghuldschikler, sizi oranizde sewyn-iz – Kindlein, liebet euch untereinander!« – – –

Zweites Kapitel *Dojan*

»*Prester Johann*, von Gottes und unseres Herrn Jesu Christi Gnaden König der Könige, an *Alexios Komnenos*, Statthalter zu Konstantinopel. Gesundheit und glückliches Ende.

Unsere Majestät hat in Erfahrung gebracht, daß du von unserer Herrlichkeit gehört hast und daß dir über unsere Größe Mitteilungen gemacht worden sind. Was wir zu wissen wünschen, ist, ob du mit uns am wahren Glauben hängst und in allen Dingen an unsern Herrn Jesum Christum glaubst.

Wenn du zu wissen wünschest die Größe und Herrlichkeit unserer Macht und welchen Umfang unsere Länder haben, so

wisse und glaube, ohne zu zweifeln, daß wir sind *Prester Johann*, der Diener Gottes, daß wir an Reichtum alles unter dem Himmel und an Tugend und Macht alle Könige der Erde übertreffen. Siebenzig Könige sind uns zinspflichtig. Wir sind ein frommer Christ und beschützen und unterstützen mit Almosen jeden armen Christen, der sich in dem Bereiche unserer Gnade befindet. Wir haben ein Gelübde getan, das Grab unsers Herrn, wie es sich für den Ruhm unserer Majestät gebührt, mit einer großen Armee zu besuchen und gegen die Feinde des Kreuzes Christi Krieg zu führen, sie zu demütigen und seinen heiligen Namen zu erhöhen.

Unsere Herrlichkeit regiert über die drei Indien, und unsere Besitzungen gehen über das äußerste Indien hinaus, in welchem der Körper des heiligen Apostels Thomas ruht; von dort aus über die Wildnis, welche sich nach dem Aufgange der Sonne zu erstreckt, und geht rückwärts, nach Sonnenuntergang zu, bis Babylon, das verlassene, ja sogar bis zum Turme zu Babel.

Zweiundsiebenzig Provinzen gehorchen uns, von denen einige christliche Provinzen sind, und jede hat ihren eigenen König. Und alle ihre Könige sind uns zinspflichtig. In unsern Ländern werden Elefanten, Dromedare und Kamele gefunden, und fast alle Arten von Tieren, die es unter dem Himmel gibt. In unsern Ländern fließt Milch und Honig. In einem Teile unseres Staates kann kein Gift schaden; in einem andern wachsen alle Arten von Pfeffer; ein anderer ist so dicht mit Hainen versehen, daß er einem Walde gleicht, und er ist in allen Teilen voller Schlangen. Dort ist auch eine sandige See ohne Wasser. Drei Tagereisen von dieser See entfernt sind Gebirge, von denen Ströme von Steinen herabkommen. In der Nähe dieser Gebirge befindet sich eine Wüste zwischen unwirtbaren Hügeln. Unter diesen fließt ein unterirdischer Bach, zu dem kein Zugang ist, und dieser Bach fällt in einen größeren Fluß, in den Leute aus unsern Besitzungen hineingehen und Edelsteine in großem Überflusse darin finden. Über diesen Fluß hinaus wohnen zehn Stämme Juden, welche, obgleich sie behaupten,

ihre eigenen Könige zu haben, dessen ungeachtet unsere Diener und uns zinspflichtig sind.

In einer andern unserer Provinzen, in der Nähe der heißen Zone, sind Würmer, welche in unserer Sprache Salamander genannt werden. Diese Würmer können nur im Feuer leben und machen ein Gehäuse um sich herum, wie die Seidenwürmer. Dieses Gehäuse wird von unsern Palastdamen fleißig gesponnen, und es gibt die Zeuge zu unsern Kleidern. Es kann aber nur im hellen Feuer gewaschen werden.

Vor unserer Armee werden dreizehn große Kreuze von Gold und Edelsteinen hergetragen; wenn wir aber ohne Staatsfolge ausreiten, wird nur *ein* Kreuz, welches nicht mit Figuren, Gold und Juwelen geziert ist, damit wir immer unseres Herrn Jesu Christi eingedenk seien, und eine mit Gold gefüllte Silbervase, damit alle Leute wissen, daß wir der König der Könige sind, vor uns her getragen.

Alljährlich besuchen wir den Leib des heiligen Daniel, welcher in Babylon in der Wüste ist. Unser Palast ist von Ebenholz und von Schittimholz und kann vom Feuer nicht beschädigt werden. An jedem Ende seines Daches sind zwei goldene Äpfel, und in jedem Apfel zwei Karfunkel, damit das Gold bei Tage scheinen und die Karfunkel bei Nacht leuchten mögen. Die größeren Tore sind von mit Horn gemischtem Sardonyx, damit niemand mit Gift eintreten könne; die kleineren sind von Ebenholz. Die Fenster aber sind von Kristall. Die Tische sind von Gold und Amethyst, und die Säulen, welche sie tragen, von Elfenbein. Das Zimmer, in welchem wir schlafen, ist ein wundervolles Meisterstück aus Gold, Silber und jeder Art von Edelsteinen. In ihm brennt beständig Weihrauch. Unser Bett ist von Saphir. Wir haben die schönsten Frauen. Täglich unterhalten wir dreißigtausend Menschen, außer den gelegentlichen Gästen. Und alle diese beziehen täglich Summen aus unserer Kämmeri zur Unterhaltung ihrer Pferde und zu anderweitiger Verwendung. Während jedes Monats werden wir von sieben Königen (von jedem der Reihe nach), von fünfundsechzig Herzogen und von dreihundertfünfundsechzig Grafen bedient. In unserem Saale speisen täglich zu unserer Rechten

zwölf Erzbischöfe und zu unserer Linken zwanzig Bischöfe, außerdem noch der Patriarch von Sankt Thomas, der Protopapas von Salmas und der Archiprotopapas von Susa, in welcher Stadt der Thron unseres Ruhmes und unser kaiserlicher Palast sich befindet. Äbte, der Zahl nach mit den Tagen des Jahres im Einklange, verwalten das geistliche Amt vor uns in unserer Kapelle. Unser Mundschenk ist ein Primas und König; unser Haushofmeister ist ein Erzbischof und ein König; unser Kammerherr ist ein Bischof und ein König; unser Marschall ist ein Archimandrit und ein König; und unser Küchenmeister ist ein Abt und ein König; wir aber nehmen einen niedrigeren Rang und einen demütigeren Namen an, auf daß wir unsere große Demut zeigen.«

So lautet im Auszuge ein Brief, den der berühmte, aber geschichtlich vielleicht doch fragliche Tatarenkönig Presbyter Johann an den griechischen Kaiser geschrieben hat oder doch geschrieben haben soll. Mag der Brief untergeschoben sein oder nicht, er enthält neben verschiedenen belustigenden Merkwürdigkeiten, die ihren Grund in den falschen Anschauungen früherer Jahrhunderte haben, doch auch Tatsachen und Einzelheiten, welche von Marco Polo, Sir John Mandeville und andern Reisenden oder Forschern bestätigt worden sind, und ich wurde lebhaft an ihn erinnert, als ich jetzt auf der östlichen Höhe von Scheik Adi hielt und einen Blick nach Morgen richtete, wo sich die Berge von Surgh, Zibar, Haïr, Tura Ghara, Baz, Dschelu, Tkhoma, Karitha und Tijari erhoben.

In den Tälern, welche zwischen ihnen liegen, wohnen die letzten jener christlichen Sektierer, denen dieser Tatarenkönig angehörte. Zu seiner Zeit waren sie mächtig und einflußreich; die Sitze ihrer Metropolitane lagen über den ganzen asiatischen Kontinent zerstreut, von den Küsten des kaspischen Meeres bis zu den chinesischen Seen und von den allernördlichsten Grenzen Skythiens bis zum äußersten südlichen Ende der indischen Halbinsel. Sie waren die Ratgeber Mohammeds und seiner Nachfolger. Die christlichen Anklänge des Kuran sind meist ihren Büchern und Lehren entnommen. Aber mit dem Falle der Kalifen brach auch ihre Macht zusammen, und zwar

mit reißender Schnelligkeit; denn ihre innere, geistliche Konstitution entbehrte der göttlichen Reinheit, welche die Kraft eines unbesiegbaren Widerstandes verleiht. Bereits unter der Regierung des Kassan, der ein Sohn des Arghun und ein Enkel des berühmten Eroberers von Baghdad, Hulaku Khan, war, begannen die Verfolgungen gegen sie. Dann aber brach der große Tamerlan unbarmherzig über sie herein. Mit unersättlicher Wut verfolgte er sie, zerstörte ihre Kirchen und brachte alle, denen es nicht gelang, in die unzugänglichen Berge Kurdistan zu entkommen, mit dem Schwerte um. Die Urenkel dieser Entkommenen leben noch heute an Plätzen, die Festungen verglichen werden können. Sie, die Überreste des einst so mächtigen assyrischen Volkes, sehen allzeit das Schwert der Türken und den Dolch der Kurden über sich schweben und haben in neuerer Zeit Grausamkeiten zu ertragen gehabt, bei deren Erzählung sich die Haare sträuben. Einen großen Teil der Schuld daran haben jedenfalls jene überseeischen Missionare zu tragen, die ihren Schul- und Bethäusern das Ansehen von Fortifikationen gaben und dadurch das Mißtrauen der dortigen Machthaber erweckten. Damit und durch ähnliche Unvorsichtigkeiten haben sie sowohl ihrem Werke als auch den Anhängern desselben gleich großen Schaden bereitet.

Auf meinem Ritt nach Amadijah kam ich voraussichtlich auch in Ortschaften, die von diesen chaldäischen Christen bewohnt wurden; Grund genug, an jenen Brief zu denken, der ihre Vergangenheit am lebhaftesten illustriert. Einst Minister und Berater von Fürsten und Kalifen, sind sie jetzt, soweit sie nicht unter dem Schutz und Schirm und Einfluß Anderer stehen, so ohne alle innere und äußere Kraft, daß Männer wie der berühmte Beder Khan Bey und sein Verbündeter Abd el Summit Bey die fürchterlichsten Metzeleien unter ihnen anrichten konnten, ohne den geringsten Widerstand zu finden. Und doch hätte das schwer zugängliche Terrain, das sie bewohnten, ihnen die erfolgreichste Verteidigung an die Hand gegeben.

Wie ungleich männlicher hatten sich dagegen die Dschesidi verhalten!

Nach jener Flammennacht im Tale Idiz war Ali Bey nach Dscherrajah geritten, scheinbar nur von zehn Männern begleitet. Aber noch vor seinem Aufbruche hatte er eine hinreichende Anzahl von Kriegern in die Nähe von Bozan vorausgesandt.

Der Mutessarif war wirklich mit einer gleich großen Begleitung eingetroffen, aber Ali Bey hatte durch seine Kundschafter erfahren, daß zwischen Scio Khan und Ras ul Aïn eine beträchtliche Truppenmacht zusammengezogen worden sei, um noch desselben Tages nach Scheik Adi vorzugehen. Auf diese Kunde hin hatte er den Mutessarif einfach einschließen lassen und zum Gefangenen gemacht. Um seine Freiheit wieder zu erhalten, hatte dieser sich nun gezwungen gesehen, alle hinterlistigen Pläne aufzugeben und auf die friedlichen Vorschläge des Bey einzugehen.

Die Folge davon war, daß das unterbrochene Fest der Dschesidi wieder aufgenommen und mit einem Jubel begangen wurde, dessen Zeuge Scheik Adi wohl noch nie gewesen war.

Nach Ablauf dieser Feste wollte ich nach Amadijah aufbrechen, erfuhr aber, daß Mohammed Emin sich in den Bergen von Kaloni den Fuß vertreten hatte, und so war ich gezwungen, drei Wochen lang seine Wiederherstellung abzuwarten. Indes ging mir diese Zeit nicht ungenützt vorüber, da sie mir die höchst willkommene Gelegenheit bot, mich mit dem Kurdischen vertrauter als bisher zu machen.

Endlich benachrichtigte mich der Haddedi durch einen Boten, daß er zum Aufbruche bereit sei, und so hatte ich mich in aller Frühe aufgemacht, um ihn bei dem Häuptlinge der Badinankurden abzuholen. Mein Abschied von den Dschesidi war ein herzlicher, und ich mußte versprechen, auf der Rückkehr noch einige Tage bei ihnen zu verweilen. Zwar hatte ich mir jede Begleitung verboten, aber Ali Bey ließ es sich nicht nehmen, mich wenigstens zu den Badinan zu bringen, um auch Mohammed Emin Lebewohl sagen zu können.

Jetzt also hielten wir auf der östlichen Höhe von Scheik Adi und ließen die Ereignisse der letzten Wochen an uns vorüberfliegen. Was werden die nächsten Tage bringen? Je weiter nach

Nordost hinauf, desto wilder werden die Bergvölker, die keinen Ackerbau kennen und nur von Raub und Viehzucht leben. Ali Bey mochte mir diesen Gedanken von der Stirn ablesen.

»Emir, du gehst beschwerliche und gefährliche Wege,« meinte er. »Wie weit hinauf willst du in die Berge?«

»Zunächst nur bis nach Amadijah.«

»Du wirst noch weiter müssen.«

»Warum?«

»Dein Werk in Amadijah mag gelingen oder nicht, so bleibt die Flucht dein Los. Man kennt den Weg, welchen der Sohn Mohammed Emins einzuschlagen hat, um zu seinen Hadde-dihn zu gelangen, und man wird ihm denselben verlegen. Wie willst du dann reiten?«

»Ich werde mich nach den Umständen zu richten haben. Wir könnten nach Süden gehen und auf dem Zab Ala oder zu Pferde längs des Akra-Flusses entkommen. Wir könnten auch nach Norden gehen, über die Berge von Tijari und den Maran-Dagh, und dann den Khabur und den Tigris überschreiten, um durch die Salzwüste nach dem Sindschar zu kommen.«

»In diesen Fällen aber werden wir dich niemals wiedersehen!«

»Gott lenkt die Gedanken und Schritte des Menschen; ihm sei alles anheimgestellt!«

Wir ritten weiter. Halef und der Baschi-Bozuk folgten uns. Mein Rappe hatte sich weidlich ausruhen können. Er hatte früher nur Balahat-Datteln gefressen und sich jetzt an anderes Futter gewöhnen müssen, war mir aber doch fast ein wenig zu fleischig geworden und zeigte einen Überfluß an Kräften, so daß ich ihn derb zwischen die Schenkel nehmen mußte. Ich war übrigens halb neugierig und halb besorgt, wie er sich bewähren werde, wenn es gälte, die Schneeberge Kurdistans zu überwinden.

Wir langten bald bei den Badinan an und wurden von ihnen mit gastlicher Fröhlichkeit empfangen. Mohammed Emin war reisefertig, und nachdem wir noch ein Stündchen geplaudert, geschmaust und geraucht hatten, brachen wir auf. Ali Bey gab

uns allen, und mir zuletzt, die Hand. Im Auge stand ihm eine Träne.

»Emir, glaubst du, daß ich dich lieb habe?« fragte er bewegt.

»Ich weiß es; aber auch ich scheide in Wehmut von dir, den meine Seele lieb gewonnen hat.«

»Du gehst von hinnen, und ich bleibe; aber meine Gedanken werden dich begleiten, meine Wünsche werden weilen in den Spuren deiner Füße. Du hast Abschied genommen von dem Mir Scheik Khan, aber er hat mir seinen Segen mitgegeben, daß ich ihn im Augenblicke des Scheidens auf dein Haupt legen soll. Gott sei mit dir und bleibe bei dir zu aller Zeit und auf allen Wegen; sein Zorn treffe deine Feinde, und seine Gnade erleuchte deine Freunde! Du gehst großen Gefahren entgegen, und der Mir Scheik Khan hat dir seinen Schutz versprochen. Er sendet dir diesen Melek Ta-us, damit er dir als Talisman diene. Ich weiß, du hältst diesen Vogel nicht für ein Götzenbild, sondern für ein Zeichen, an welchem du als unser Freund erkannt wirst. Jeder Dschesidi, welchem du diesen Ta-us zeigst, wird für dich sein Gut und sein Leben opfern. Nimm diese Gabe, aber vertraue sie keinem andern an, denn sie ist für dich allein bestimmt! Und nun lebe wohl, und vergiß nie diejenigen, welche dich lieben!«

Er umarmte mich, stieg dann schnell auf sein Pferd und ritt, ohne sich umzusehen, von dannen. Es war mir, als sei ein Stück meines Herzens mit ihm davongegangen. Es war ein großes, ein sehr großes Geschenk, das mir der Mir Scheik Khan durch ihn gemacht hatte. Wie viel ist über das Vorhandensein eines Melek Ta-us gestritten worden! Und hier hatte ich dieses rätselhafte Zeichen in meiner eignen Hand. Es war ein ganz ungewöhnliches Vertrauen, dessen mich der Khan würdigte, und es verstand sich ganz von selbst, daß ich mich der Figur nur im äußersten Notfalle bedienen würde.

Sie war aus Kupfer und stellte einen Vogel dar, der seine Schwingen zum Fluge entfaltete, und auf dem unteren Teile zeigte sich das Kurmangdschi-Wort »Hemdscher«, d. i. Freund

oder Genosse, eingegraben. Eine seidene Schnur diente dazu, sie um den Hals zu befestigen.

Die Badinan wollten uns eine Strecke weit das Geleit geben; ich mußte es gestatten, machte aber die Bedingung, daß sie bei ihrem Dorfe Kalahoni umkehren sollten. Dieses liegt vier Stunden von Scheik Adi entfernt. Seine Häuser waren fast ausnahmslos aus Stein gebaut und hingen wie riesige Vogelnester zwischen den Weingärten hoch über dem Flußbette des Gommel. Sie erhielten ein sehr durables Aussehen durch die riesigen Steinblöcke, welche als Oberschwellen der Türen und als Ecken des Gebäudes dienten.

Hier wurde Ade gesagt, dann ritten wir zu vieren weiter.

Auf einem sehr steilen Wege, der unsern Tieren große Beschwerden bereitete, erreichten wir das kleine Dörfchen Bebozi, das auf dem Gipfel einer bedeutenden Höhe liegt. Es gibt hier eine katholische Kirche, denn die Einwohner gehören zu den Chaldäern, die bekehrt worden sind. Wir wurden von ihnen sehr freundlich aufgenommen und erhielten unentgeltlich Trank und Speise. Sie wollten mir einen Führer mitgeben; da ich dies aber ablehnte, so wurde mir der Weg zum nächsten Orte so genau beschrieben, daß wir ihn gar nicht verfehlen konnten.

Er führte uns zunächst längs der Höhe hin durch einen Wald von Zwergeichen und stieg dann in das Tal hinab, in welchem Cheloki liegt. In diesem Orte machten wir einen kurzen Halt, und ich nahm den Baschi-Bozuk vor:

»Buluk Emini, höre, was ich dir sage!«

»Ich höre es, Emir!«

»Der Mutessarif von Mossul hat dir den Befehl gegeben, für alles zu sorgen, was ich brauchen werde. Du hast mir bisher noch keinen Nutzen gebracht; von heute an aber wirst du deines Amtes warten.«

»Was soll ich tun, Effendi?«

»Wir werden diese Nacht in Spandareh bleiben. Du reitest voraus und trägst Sorge, daß bei meiner Ankunft alles für mich bereit ist. Hast du mich verstanden?«

»Sehr gut, Emir!« antwortete er mit amtlicher Würde. »Ich

werde eilen, und wenn du kommst, wird dich das ganze Dorf mit Jubel empfangen.«

Er stieß seinem Esel die Fersen in die Seiten und trollte von dannen.

Von Cheloki bis hinüber nach Spandareh ist nicht weit, aber doch brach die Nacht bereits herein, als wir dieses große Kurdendorf erreichten. Es hat seinen Namen von der großen Anzahl von Pappeln, die dort vorkommen; denn Spidar, Spindar und auch Spandar heißt im Kurmangdschi die Weißpappel. Wir fragten nach der Wohnung des Kiajah, erhielten aber statt einer Antwort nur grimmige Blicke.

Ich hatte meine Frage türkisch ausgesprochen; jetzt wiederholte ich sie kurdisch, indem ich nach dem Malkoegund, welches Dorfältester bedeutet, fragte. Dies machte die Leute augenblicklich willfähriger. Wir wurden vor ein größeres Haus geführt, wo wir abstiegen und eintraten. In einem der Räume wurde ein sehr lautes Gespräch geführt, das wir sehr deutlich hören konnten. Ich blieb stehen und horchte.

»Wer bist du, du Hund, du Feigling?« rief eine zornige Stimme. »Ein Baschi-Bozuk bist du, der auf einem Esel reitet. Das ist für dich eine Ehre, für den Esel aber eine Schande; denn er trägt einen Kerl, der dümmer ist, als er. Und du kommst herbei, mich hier zu vertreiben!«

»Wer bist denn du, he?« antwortete die Stimme meines tapfern Ifra. »Du bist ein Arnaute, ein Gurgelabschneider, ein Spitzbube! Dein Maul sieht aus wie das Maul eines Frosches; deine Augen sind Krötenaugen; deine Nase gleicht einer Gurke, und deine Stimme klingt wie das Schreien einer Wachtel! Ich bin ein Buluk Emini des Großherrn; was aber bist denn du? Ein Khawaß, ein einfacher Khawaß, weiter nichts.«

»Mensch, ich drehe dir das Gesicht auf den Rücken, wenn du nicht schweigst! Was geht dich meine Nase an? Du hast gar keine! Du sagst, dein Gebieter sei ein sehr großer Effendi, ein Emir, ein Scheik des Abendlandes? Man darf nur dich betrachten, dann weiß man, wer er ist! Und du kommst, mich hier fortzujagen?«

»Und wer ist denn dein Gebieter? Auch ein großer Effendi

aus dem Abendlande, sagst du? Ich aber sage dir, daß es im ganzen Abendlande nur einen einzigen großen Effendi gibt, und das ist mein Herr. Merke dir das!«

»Hört,« begann eine dritte Stimme sehr ernst und ruhig; »ihr habt mir zwei Effendi angemeldet. Der eine hat eine Schrift vom Onsul {Konsul} der Franken, die vom Mutessarif unterzeichnet worden ist; das gilt. Der andere aber ist im Giölgeda padischahnün; er hat Schriften vom Onsul, vom Großherrs, vom Mutessarif und hat auch das Recht auf den Disch-parassi; das gilt noch mehr. Dieser letztere wird hier bei mir wohnen; für den anderen aber werde ich eine Schlafstätte in einem andern Hause bereiten lassen. Der eine wird alles umsonst erhalten; der andere aber wird alles bezahlen.«

»Das leide ich nicht!« klang die Stimme des Arnauten. »Was dem einen geschieht, das wird dem andern auch geschehen!«

»Höre, ich bin hier Nezanum {Vorsteher} und Gebieter; was ich sage, das gilt, und kein Fremder hat mir Vorschriften zu machen. Söjle-dim – ich habe gesprochen!«

Jetzt öffnete ich die Tür und trat mit Mohammed Emin ein.

»Ivari'l kher – guten Abend!« grüßte ich. »Du bist der Herr von Spandareh?«

»Ich bin es,« antwortete der Dorfälteste.

Ich deutete auf den Buluk Emini.

»Dieser Mann ist mein Diener. Ich habe ihn zu dir gesandt, um mir deine Gastfreundschaft zu erbitten. Was hast du beschlossen?«

»Du bist der, welcher unter dem Schutze des Großherrn steht und das Anrecht auf den Disch-parassi hat?«

»Ich bin es.«

»Und dieser Mann ist dein Begleiter?«

»Mein Freund und Gefährte.«

»Habt ihr viele Leute bei euch?«

»Diesen Buluk Emini und noch einen Diener.«

»Ser sere men at – Ihr seid mir willkommen!« Er erhob sich von seinem Sitze und reichte uns die Hand entgegen. »Setzt euch nieder an mein Feuer, und laßt es euch in meinem Hause

gefallen! Ihr sollt ein Zimmer bekommen, wie es euer würdig ist. Wie hoch schätze ich deinen Disch-parassi?»

»Für uns beide und den Diener sei er dir geschenkt, aber diesem Baschi-Bozuk wirst du fünf Piaster {eine Mark} geben. Er ist der Beauftragte des Mutessarif, und ich habe nicht das Recht, ihm das Seinige zu entziehen.«

»Herr, du bist nachsichtig und gütig; ich danke dir. Es soll dir nichts mangeln an dem, was zu deinem Wohle gehört. Doch erlaube, daß ich mich eine kleine Weile mit diesem Khawassen entferne!«

Er meinte den Arnauten. Dieser hatte uns sehr finster zugehört; jetzt nun zürnte er:

»Ich gehe nicht fort; ich verlange das gleiche Recht für meinen Herrn!«

»So bleibe!« meinte der Nezanum einfach. »Wenn aber dein Gebieter keine Wohnung findet, so ist es deine Schuld.«

»Was sind diese beiden Männer, welche sagen, daß sie unter dem Schutze des Großherrs stehen? Araber sind es, welche in der Wüste rauben und stehlen und hier in den Bergen die Herren spielen – – «

»Hadschi Halef!« rief ich laut.

Der kleine Diener trat ein.

»Halef, dieser Khawaß wagt es, uns zu schmähen; wenn er noch ein einziges Wort sagt, welches mir nicht gefällt, so gebe ich ihn in deine Hand!«

Der Arnaut, der bis unter die Zähne bewaffnet war, blickte mit offenbarer Verachtung auf Halef herab.

»Vor diesem Zwerge soll ich mich fürchten, ich, der ich – «

Er konnte nicht weiter sprechen, denn er lag bereits am Boden, und mein kleiner Hadschi kniete über ihm, in der Rechten den Dolch zückend und die Linke um seinen Hals klammernd.

»Soll ich, Sihdi?«

»Es ist einstweilen genug; aber sage ihm, daß er verloren ist, wenn er noch eine feindselige Miene macht!«

Halef ließ ihn los, und er erhob sich. Seine Augen blitzten in zorniger Tücke, aber er wagte doch nichts zu unternehmen.

»Komm!« gebot er dem Dorfältesten.

»Du willst dir die Wohnung anweisen lassen?« fragte dieser.

»Ja, einstweilen. Wenn aber mein Herr angekommen ist, dann werde ich ihn herbeisenden, und es wird sich entscheiden, wer in deinem Hause schläft. Er wird auch richten zwischen mir und diesem Diener der beiden Araber!«

Sie gingen miteinander fort. Während der Abwesenheit des Nezanum leistete uns einer seiner Söhne Gesellschaft, und bald wurde uns gesagt, daß der Ort, an dem wir schlafen sollten, für uns bereitet sei.

Wir wurden in ein Gemach geführt, in welchem mittels Teppichen zwei weiche Lager bereitet waren; in der Mitte desselben aber hatte man das Abendessen serviert. Diese Schnelligkeit und das ganze Arrangement ließen vermuten, daß der Dorfälteste nicht zu den armen Bewohnern des Ortes zählte. Sein Sohn saß bei uns, nahm aber nicht teil am Mahle; es war dies eine Respektserweisung, auf welche wir uns etwas einbilden konnten. Die Frau und eine Tochter des Vorstehers bedienten uns.

Zunächst wurde uns Scherbet gereicht. Wir tranken ihn aus sehr hübschen Findschani ferfuri {Porzellanschalen}, hier in Kurdistan eine sehr große Seltenheit. Dann erhielten wir Valquapamasi, Weizenbrot in Honig gebraten, wozu der dazu gebotene Findika {Salat aus zarten Pistazienblättern} allerdings nicht recht passen wollte. Nun folgte ein junger Vizihn {Ziegenbraten} mit Reisklößen, die in seiner Brühe schwammen, dazu Bera asch {wörtlich: Mühlsteine; ein hohes, festes Gebäck in der runden Form der Mühlsteine}, die ihrem Namen vollständig entsprachen. Zwei kleine Braten, welche die Fortsetzung bildeten, kamen mir recht appetitlich vor. Sie waren recht schön »knusperig« gebräunt; ich hielt sie unbedingt für Tauben. Sie waren wirklich delikat, hatten aber doch einen Geschmack, der mir etwas fremd erschien.

»Ist dies Kewuk {Tauben}?« fragte ich den jungen Mann.

»Nein. Es ist Bartschemik {Fledermaus},« antwortete er.

Hm! Eine recht hübsche gastronomische Überraschung!

Jetzt trat der Vorsteher herein. Auf meine Einladung setzte er sich zu uns nieder und nahm teil an dem Mahle, in dessen ganzem Verlaufe auf einer blechnen Platte duftendes Mastix brannte. Jetzt, da der Hausherr zugegen war, wurde die Hauptschüssel aufgetragen. Sie enthielt Quapameh, Hammelbraten in saurer Sahne gebacken, und dazu wurde Reis gegeben, der mit Zwiebeln abgesotten war. Als wir zur Genüge davon gekostet hatten, winkte der Vorsteher. Man brachte eine zugedeckte Schüssel, die er mit sehr wichtiger Miene in Empfang nahm.

»Rate, was das ist!« bat er mich.

»Zeige es!«

»Das ist ein Gericht, welches du nicht kennst. Es ist nur in Kurdistan zu haben, wo es starke und mutige Männer gibt.«

»Du machst mich neugierig!«

»Wer es genießt, dessen Kräfte verdoppeln sich, und er fürchtet sich vor keinem Feinde mehr. Rieche einmal!«

Er öffnete den Deckel ein wenig und ließ mich den Duft kosten.

»Diesen Braten gibt es nur in Kurdistan?« fragte ich.

»Ja.«

»Du irrst; denn ich habe dasselbe Fleisch bereits sehr viele Male gegessen.«

»Wo?«

»Bei den Urus und den andern Völkern, besonders aber in einem Lande, das Amerika genannt wird. Dort wächst das Tier viel größer und ist auch viel wilder und gefährlicher, als bei euch.«

»Du bist es, der sich irrst; denn nur hier in Kurdistan lebt dieses Tier.«

»Ich bin noch nie in Kurdistan gewesen und erkenne dieses Fleisch doch bereits am Geruche; also muß ich es auch schon in andern Ländern gegessen haben.«

»Was ist es für ein Tier?«

»Es ist Bär. Habe ich recht?«

»Ja wirklich, du kennst es!« rief er erstaunt.

»Ich kenne es noch besser als du meinst. Ich habe noch nicht

in diese Schüssel geblickt und wette dennoch mit dir, daß das Fleisch die Tatze vom Bären ist!«

»Du hast es erraten! Nimm, und iß!«

Nun ging es an das Erzählen von Jagdgeschichten. Der Bär ist in Kurdistan allerdings sehr häufig anzutreffen, aber bei weitem nicht so gefährlich, wie der große graue Petz von Nordamerika. Zu den gedämpften Bärentatzen gab es ein dickes Mus von gedörrten Birnen und Pflaumen, dem ein gepanzertes Gericht folgte, nämlich gesottene Krebse, zu denen eine Zuspeise gereicht wurde, die mir sehr kompliziert erschien. Ich erlaubte mir, mich zu erkundigen, und die Frau des Vorstehers gab mir bereitwillig Auskunft:

»Nimm Kürbisse und koche sie zu Brei,« meinte sie. »Tue Zucker und Butter dazu, rühre klaren Käse und geschnittenen Knoblauch hinein und füge zerdrückte Maulbeeren und weichgequollene Kerne von Sonnenblumen hinzu. Dann hast du diese Speise, welcher keine andere gleichkommt!«

Ich kostete diese unvergleichliche Mischung von Kürbis und Sonnenblume, Käse und Zucker, Butter, Maulbeeren und Knoblauch und fand, daß der Geschmack derselben nicht so schlimm war, wie der Klang der Ingredienzien. Den Schluß des Mahles bildeten getrocknete Äpfel und Weintrauben, zu denen ein Schluck Raki getrunken wurde. Dann kamen die Tabakspfeifen zu ihrem Rechte.

Während wir den starken, rauhen und nur wenig fermentierten Tabak von Kelekowa in Brand steckten, ließ sich unten ein lautes Gespräch vernehmen. Der Vorsteher ging hinaus, um nach der Veranlassung desselben zu sehen, und da er den Eingang offen ließ, konnten wir jedes Wort vernehmen.

»Wer ist da?« fragte er.

»Was will er?« hörte ich eine andere Stimme in englischer Sprache fragen.

»Er fragt, wer da ist,« antwortete ein dritter, gleichfalls englisch.

»Was heißt türkisch: ich?«

»Ben.«

»Well! Ben!!!« rief es dann zum Wirte herauf.

»Ben?« fragte dieser. »Wie ist dein Name?«

»Was will er?« fragte dieselbe klappernde Stimme, die mir so außerordentlich bekannt war, daß ich vor Verwunderung über die Anwesenheit dieses Mannes aufgesprungen war.

»Er fragt, wie Sie heißen.«

»Sir David Lindsay!« rief er herauf.

Im nächsten Augenblicke stand ich unten neben ihm im Flur. Ja, da lehnte er vor mir, beleuchtet vom Feuer des Herdes. Das war der hohe, graue Zylinderhut, der lange, dünne Kopf, der breite Mund, die Sierra-Morena-Nase, der bloße, dürre Hals, der breite Hemdkragen, der graukarierte Schlips, die graukarierte Weste, der graukarierte Rock, die graukarierte Hose, die graukarierten Gamaschen und die staubgrauen Stiefel. Und wahrhaftig, da in der Rechten trug er die berühmte Hacke, welche die edle Bestimmung hatte, Fowling-bulls und andere Altertümer zu insultieren!

»Master Lindsay!« rief ich aus.

»*Well!* Ah, wer sein? Oh – ah – Ihr seid es?!«

Er riß die Augen auf und den Mund noch viel mehr und staunte mich mit den genannten Organen wie einen Menschen an, der vom Tode erstanden ist.

»Wie kommt Ihr nach Spandareh, Sir?« fragte ich, beinahe ebenso erstaunt, wie er.

»Ich? *Well!* Geritten!«

»Natürlich! Aber was sucht Ihr hier?«

»Ich? Oh! Hm! Euch und Fowling-bulls!«

»Mich?«

»*Yes!* Werde erzählen. Vorher aber zanken!«

»Mit wem?«

»Mit Mayor, mit Bürgermeister vom Dorf. Schauderhafter Kerl!«

»Warum?«

»Will nicht haben Englishman, will haben Araber! Miserabel! Wo ist Kerl, he?!«

»Hier steht er,« antwortete ich, auf den Ältesten zeigend, der unterdessen herbeigetreten war.

»Ihm zanken, rasonnieren!« gebot Lindsay dem Dolmet-

scher, welcher neben ihm stand. »Mach Quarrel, mach Scold, sehr laut, viel!«

»Erlaubt, Sir, daß ich dies übernehme,« meinte ich. »Die beiden Araber, über welche Ihr Euch ärgert, werden Euch nicht im Wege sein. Sie sind Eure besten Freunde.«

»Ah! Wo sind?«

»Der eine bin ich, und der andere ist Mohammed Emin.«

»Moh – – ah! Emin – – ah! Wo ist?«

»Droben. Kommt mit herauf!«

»Well! Ah, ganz außerordentlich, immense, unbegreiflich!«

Ich schob ihn ohne Umstände die schmale Stiege empor und wies sowohl den Dolmetscher als auch den Arnauten, die uns folgen wollten, zurück. Bei den kurdischen Damen erregte das Erscheinen der langen, graukarierten Gestalt ein gelindes Entsetzen; sie zogen sich in die entfernteste Ecke zurück. Mohammed Emin aber, der sonst so ernsthafte Mann, lachte laut, als er den dunklen Krater erblickte, den der offene Mund des erstaunten Engländers bildete.

»Ah! *Good day*, Master Mohammed! *How do you do* – wie befinden Sie sich?«

»Maschallah! Wie kommt der Inglis hierher?« fragte dieser.

»Wir werden es erfahren.«

»Kennst du diesen Mann?« fragte mich der Herr des Hauses.

»Ich kenne ihn. Er ist derselbe Fremdling, welcher seinen Khawaß vorhin sandte, um bei dir zu bleiben. Er ist mein Freund. Hast du eine Wohnung für ihn besorgt?«

»Wenn er dein Freund ist, so soll er in meinem Hause bleiben,« lautete die Antwort.

»Hast du Raum für so viele Leute?«

»Für Gäste, welche willkommen sind, ist immer Raum vorhanden. Er mag Platz nehmen und ein Mahl genießen!«

»Setzt euch, Sir,« sagte ich also zu Lindsay, »und laßt uns wissen, was Euch auf den Gedanken gebracht hat, die Weiden gründe der Haddediñ zu verlassen und nach Spandareh zu kommen!«

»Well! Aber erst versorgen.«

»Was?«

»Diener.«

»Die mögen für sich selbst sorgen, denn dazu sind sie da.«

»Pferde.«

»Die werden von den Dienern versorgt. Also, Master?«

»Hm! War *tedious*, fürchterlich langweilig!«

»Habt Ihr nicht gegraben?«

»Viel, sehr viel.«

»Und etwas gefunden?«

»*Nothing*, nichts, gar nichts! Fürchterlich!«

»Weiter!«

»Sehnsucht, schreckliche Sehnsucht!«

»Wonach?«

»Hm! Euch, Sir!«

Ich lachte.

»Also aus Sehnsucht nach mir!«

»*Well, very well, yes!* Fowling-bulls nicht finden, Ihr nicht da – ich fort.«

»Aber, Sir, wir hatten doch bestimmt, daß Ihr bis nach unserer Rückkehr bleiben solltet!«

»Keine Geduld, nicht aushalten!«

»Es gab doch Unterhaltung genug!«

»Mit Arabern? Pshaw! Mich nicht verstehen!«

»Ihr hattet einen Dolmetscher!«

»Fort, weg, ausgerissen.«

»Ah! Der Grieche, dieser Kolettis ist entflohen? Er war doch verwundet!«

»Loch im Bein, wieder gewachsen. Halunke frühmorgens weg!«

»Dann allerdings konntet Ihr Euch nicht gut verständlich machen. Wie aber habt Ihr mich gefunden?«

»Wußte, daß Ihr nach Amadijah wolltet. Ging nach Mossul. Konsul gab Paß; Gouverneur unterschrieb Paß, gab Dolmetscher mit und Khawaß. Ging nach Dohuk.«

»Nach Dohuk? Warum diesen Umweg?«

»War Krieg mit Teufelsmännern; konnte nicht durch. Von

Dohuk nach Duliah und von Duliah nach Mungayschi. Dann hierher. *Well!* Euch finden. Sehr gut, prachtvoll!«

»Aber nun?«

»Zusammenbleiben, Abenteuer machen, ausgraben! Fowling-bulls schicken, Traveller-Klub, London, *yes!*«

»Schön, Master Lindsay! Aber wir haben jetzt andere Dinge zu tun.«

»Was?«

»Ihr kennt doch den Grund, welcher uns nach Amadijah führt!«

»Kenne ihn. Schöner Grund, tapferer Grund, Abenteuer! Master Amad el Ghandur holen. Werde ihn mitholen!«

»Ich glaube, daß Ihr uns nicht viel Nutzen bringen würdet.«

»Nicht! Warum?«

»Ihr versteht ja nur englisch.«

»Habe Dolmetscher!«

»Wollt Ihr ihn mit in das Geheimnis ziehen? Oder habt Ihr vielleicht gar bereits davon gesprochen?«

»Kein Wort!«

»Das ist gut, Sir, sonst wären wir ungemein gefährdet. Ich muß Euch offen gestehen, daß ich gewünscht habe, Euch erst später wiederzusehen.«

»Ihr? Mich? *Well*, ab! Habe geglaubt, daß Ihr Freund von mir! Das aber nicht, folglich ab! Reise nach – nach – nach – – –«

»Ins Pfefferland, sonst nirgends wo anders hin! Es versteht sich ganz von selbst, daß Ihr mein Freund seid, und ebenso bin ich der Eurige; aber Ihr müßt doch einsehen, daß Ihr uns Schaden bringt!«

»Schaden? Warum?«

»Ihr fallt zu sehr auf!«

»*Well*, nicht mehr auffallen! Was muß ich tun?«

»Hm, das ist eine höchst unangenehme Affaire! Zurückschicken kann ich Euch nicht; hier lassen kann ich Euch nicht; ich muß Euch mitnehmen; wahrhaftig, es geht nicht anders!«

»Schön, sehr schön!«

»Aber Ihr müßt Euch nach uns richten.«

»Richten? *Well*, werde es!«

»Ihr jagt Euern Dolmetscher und auch den Khawaß fort.«

»Müssen fort, zum Teufel, *yes*!«

»Auch diese Kleidung muß fort!«

»Fort? Ah! Wohin?«

»Weg, ganz weg. Ihr müßt wie ein Türke oder wie ein Kurde gehen.«

Er sah mich mit einem unbeschreiblichen Blicke an, grad so, als ob ich ihm zugemutet hätte, sich selbst aufzuspeisen. Seine Mundstellung wäre dazu wohl nicht ungeeignet gewesen.

»Wie ein Türke? Wie ein Kurde! Horribel, schauderhaft.«

»Es geht nicht anders!«

»Was anziehen?«

»Türkische Pumphosen oder schwarzrote kurdische Beinkleider.«

»Schwarzrot! Ah, schön, sehr gut! Schwarz und rot kariert!«

»Meinetwegen. Wie wollt Ihr Euch tragen? Als Türke, oder als Kurde?«

»Kurde.«

»So müßt Ihr allerdings schwarzrot gehen; das ist die kurdische Leibfarbe. Also kurdische Hosen. Eine Weste, ein Hemd, welches über die Hose getragen wird.«

»Schwarzrot?«

»Ja.«

»Kariert?«

»Meinetwegen! Es muß vom Hals bis auf die Knöchel reichen. Dann einen Rock oder Mantel darüber.«

»Schwarzrot!«

»Natürlich!«

»Kariert?«

»Meinetwegen! Sodann einen Turban von der riesigen Größe, wie ihn vornehme Kurden zu tragen pflegen.«

»Schwarzrot?«

»Auch!«

»Kariert?«

»Meinetwegen!«

»Dann einen Gürtel, Strümpfe, Schuhe, Waffen – –«

»Schwarzrot!«

»Habe nichts dagegen!«

»Und kariert?«

»Laßt Euch meiner wegen noch das Gesicht schwarzrot kariieren!«

»Wo kaufen diese Sachen?«

»Da weiß ich selbst keinen Rat. Einen Basar finden wir ja erst in Amadijah. Vielleicht aber gibt es auch hier einen Händler, denn Spandareh ist ein großes Dorf. Und – – – Ihr habt ja Geld, viel Geld, nicht?«

»Viel, sehr viel, *well!* Werde alles bezahlen!«

»Werde einmal fragen.«

Ich wandte mich an den Vorsteher:

»Gibt es hier einen Urubaschi {Kleidermacher oder Kleiderhändler}?«

»Nein.«

»Gibt es einen Mann, der jetzt nach Amadijah reiten und für diesen Fremdling Kleider holen könnte?«

»Ja, aber der Basar wird erst morgen offen sein, und die Kleider können also erst spät eintreffen.«

»Oder ist ein Mann hier, der uns ein Kleid bis Amadijah leihen würde?«

»Du bist mein Gast; ich habe ein neues Panbukah {Anzug aus Wollenstoff}; ich werde es ihm sehr gern leihen.«

»Auch einen Turban?«

»Es gibt hier keinen, der zwei Turbane hätte; aber eine Mütze kannst du sehr leicht erhalten.«

»Was für eine Art?«

»Ich gebe dir eine Kulik {eine Mütze aus Filz von Ziegenhaar}, die ihm passen wird.«

»Welche Farbe hat sie?«

»Sie ist rot und hat schwarze Bänder.«

»So bitte ich dich, dies alles für morgen früh zu besorgen. Du gibst uns einen Mann mit, den wir bezahlen. Wir werden

ihm in Amadijah den Anzug für dich zurückgeben. Aber ich wünsche, daß von dieser Sache nicht gesprochen werde!«

»Wir beide werden schweigen, ich und mein Bote!«

Jetzt kam das Nachtmahl für den Engländer. Er bekam einige Reste, welche wir übrig gelassen hatten und denen ein neues Ansehen gegeben worden war. Er schien nicht bloß Appetit, sondern sogar Hunger zu haben; denn zwischen seinen langen, breiten, gelb glänzenden Zähnen verschwand der größte Teil dessen, was ihm vorgelegt wurde. Mit innerlicher Genugtuung bemerkte ich, daß man ihm auch einen jener kleinen Braten servierte, welche ich für Tauben gehalten hatte. Er ließ nicht das kleinste Knöchelchen davon übrig. Später setzte man ihm unter anderem einen zierlich gearbeiteten Holzteller vor, der ein niedliches Gerichtchen enthielt, welches die Form eines Beefsteak hatte und einen solchen Wohlgeruch verbreitete, daß ich selbst noch Appetit bekam, obgleich ich ganz gegen meine sonstige Gewohnheit bereits sehr reichlich gegessen hatte. Ich mußte wissen, was dies war.

»Sidna, was ist dies für ein schönes Gericht?« fragte ich die Frau, welche den Engländer bediente.

»Es ist Tschekurdschek {Heuschrecken},« antwortete sie.

»Wie wird es bereitet?«

»Die Heuschrecken werden geröstet, klein gestoßen und in die Erde gelegt, bis sie anfangen, zu riechen. Dann habe ich den Teig in Olivenöl gebraten.«

Auch nicht übel! Ich nahm mir vor, dieses höchst wichtige Rezept meinem guten Master Fowling-bull nicht lange vorzuhalten. Während er noch aß, ging ich hinab, um nach den Pferden zu sehen. Sie waren wohl versorgt. Bei ihnen standen Halef, der Dolmetscher, der Buluk Emini und der Arnaute, im heftigen Streite, der aber bei meinem Erscheinen sofort abgebrochen wurde.

»Was zanket ihr, Halef?« fragte ich diesen.

Er deutete auf den Arnauten.

»Dieser Mensch schändet dich, Sihdi. Er hat gedroht, dich und mich zu ermorden, weil ich ihn auf deinen Befehl niedergeworfen habe.«

»Laß ihn reden! Tun wird er wohl nichts.«

Da legte der Arnaute die Hand an die Pistole und rief:

»Schweig, Mensch! Oder willst du dich mit diesen deinen Knechten heute noch in der Dschehennah treffen?«

»Tschit-i, ker, werujem, ti szi szlep – sei still, Hund! Ich glaube, du bist vollständig blind!« antwortete ich ihm arnautisch. »Siehst du nicht die Gefahr, in welche du dich begibst?«

»In welche?« fragte er ganz verdutzt.

»Male ti pucshke ne gadschaju dobo – diese Pistolen treffen nicht gut!« antwortete ich, auf seine Waffe deutend.

»Warum?«

»Budutschi um-e-m öno bölje – weil ich es besser kann!«

Zu gleicher Zeit hielt ich ihm meinen Revolver entgegen. Ich hatte die Gewalttätigkeit dieser arnautischen Soldaten genugsam kennen gelernt, um selbst einen so einfachen Fall nicht zu leicht zu nehmen. Der Arnaute achtet das Leben eines Menschen gleich nichts. Er schießt wegen eines Schluck Wassers einen andern ruhig nieder und beugt dann dafür mit derselben Ruhe sein Haupt unter das Schwert des Henkers. Wir hatten diesen Khawaß beleidigt; ein Schuß war ihm zuzutrauen. Dennoch nahm er die Hand von den Pistolen und fragte im Tone der Verwunderung:

»Du sprichst die Sprache von Schkiperia?« {So nennen die Albanesen ihr Land.}

»Wie du hörst!«

»Bist du ein Schkipetar?«

»Nein.«

»Was sonst?«

»Ich bin ein Nematz {Deutscher}, und ich sage dir, daß die Leute aus Nemacschka {Deutschland} es verstehen, mit deinesgleichen umzuspringen.«

»Ein Nematz bist du nur? Kein Madschar, kein Rusz, kein Szrbín {Serbe} und kein Turcschin? Obictz-i dschawo-wraga – fahre zum Teufel!«

Er erhob blitzschnell die Pistole und drückte los. Hätte ich nicht das Auge fest auf die Mündung der Waffe gehalten, so wäre mir die Kugel in den Kopf gegangen; so aber fuhr ich mit

dem Kopf rasch zur Seite nieder, und die Kugel ging über mich hinweg. Ehe er den zweiten Lauf abfeuern konnte, hatte ich ihn unterlaufen und preßte ihm die Arme an den Leib.

»Soll ich ihn erschießen, Sihdi?« fragte Halef.

»Nein. Bindet ihn!«

Um seine Arme nach hinten zu bekommen, mußte ich sie einen Augenblick freigegeben. Das benutzte er, riß sich los und sprang davon. Im nächsten Augenblicke war er zwischen den Bäumen, welche die Häuser trennten, verschwunden. Alle Anwesenden eilten ihm nach, aber sie kehrten bald wieder zurück, ohne ihn gesehen zu haben.

Der Schuß hatte auch die Andern herbeigelockt.

»Wer hat geschossen, Sir?« fragte Lindsay.

»Euer Khawaß.«

»Auf wen?«

»Auf mich.«

»Ah! Fürchterlich! Weshalb?«

»Aus Rache.«

»Ist richtiger Arnaut! Hat getroffen?«

»Nein.«

»Ihn erschießen, Sir; sofort!«

»Er ist entflohen.«

»Well; laufen lassen! Kein Schade!«

Damit hatte er allerdings sehr recht. Der Arnaut hatte mich nicht getroffen, warum also blutdürstig sein? Zurück kam er sicherlich nicht wieder, und ein hinterlistiger Anfall stand wohl auch nicht zu befürchten. Der Engländer brauchte nun, da er mich gefunden hatte, weder ihn noch den Dolmetscher, und so wurde auch dieser letztere abgelohnt, und zwar mit der Weisung, daß er morgen früh Spandareh verlassen und nach Mossul zurückkehren könne.

Die übrige Zeit des Abends verbrachten wir mit den Kurden in lebhafter Unterhaltung, die mit einem Tanze schloß, der uns zu Ehren veranstaltet wurde. Man lud uns ein, in den Hof zu kommen. Dieser bildete ein Viereck, das von einem niederen Dache eingeschlossen wurde, auf dem sämtliche anwesende Männer Platz nahmen. Hier lagen, hockten und knieten sie

in den malerischsten Stellungen, während sich gegen dreißig Frauen in dem Hofraume zum Tanze versammelt hatten.

Sie bildeten einen doppelten Kreis, in dessen Mitte ein Vortänzer stand, der einen Wurfspieß schwang. Das Orchester bestand aus einer Flöte, einer Art von Geige und zwei Tamburins. Der Vortänzer gab das Zeichen zum Beginne durch einen lauten Ruf. Seine Tanzkunst bestand aus den mannigfaltigsten Arm- und Beinbewegungen, die er immer auf ein und derselben Stelle ausführte. Der Kreis der Frauen ahmte dieselben nach. Ich fand nicht, daß diesem einfachen Tanze irgend ein Gedanke, irgend eine Idee zugrunde liege; aber dennoch gewährten diese Frauen mit ihren eckigen Turbanmützen, von denen lange, über den Rücken geschlungene Schleier herabwallten, bei der ungewissen Fackelbeleuchtung einen ganz hübschen Anblick.

Als dieser einfache Tanz beendet war, gaben die Männer ihre Zufriedenheit durch ein lautes Murmeln zu erkennen, ich aber zog ein Armband hervor und rief die Tochter des Vorstehers, die mich beim Essen bedient hatte und sich jetzt mit unter den Tänzerinnen befand, zu mir herauf. Es bestand aus gelben Glasstücken und hatte das täuschende Ansehen jenes rauchigen, halbdurchsichtigen Bernsteins, der im Oriente so beliebt, gesucht und teuer ist. Bei einem deutschen Tabulettkrämer hätte ich dieses Armband mit fünfzig bis sechzig Pfennigen bezahlt; hier aber richtete ich voraussichtlich eine Freude damit an, die mir bedeutend höher angerechnet wurde.

Das Mädchen kam herbei. Alle Männer hatten gehört, daß ich sie zu mir verlangte, und wußten, daß es sich um eine Belobigung handeln werde. Ich mußte der Höflichkeit meiner Erzieher Ehre zu machen suchen.

»Komm herbei, du lieblichste Tochter der Kurden von Misuri! Auf deinen Wangen glänzt das Licht Schefag {der Morgenröte}, und dein Antlitz ist lieblich wie der Kelch Sumbul {der Hyazinthe}. Deine langen Locken duften wie der Hauch Gulilik {der Blume}, und deine Stimme klingt wie der Gesang Bulbuli {der Nachtigall}. Du bist das Kind der Gastfreundschaft, die Tochter eines Helden, und wirst die Braut eines wei-

sen Kurden und eines tapferen Kriegers werden. Deine Hände und Füße haben mich erfreut, wie der Tropfen, der den Durstigen labt. Nimm dieses Bazihn {Armband}, und denke meiner, wenn du dich damit schmückest!«

Sie errötete vor Freude und Verlegenheit und wußte nicht, was sie antworten sollte.

»Az khorbane ta, Hodia – ich bin dein eigen {eigentlich wörtlich: »Dein Opfer«}, o Gebieter,« lispelte sie endlich.

Dies ist ein gebräuchlicher Gruß der kurdischen Frauen und Mädchen, einem vornehmen Manne gegenüber. Auch der Dorfälteste war so erfreut über die seiner Tochter gewordene Auszeichnung, daß er sogar die orientalische Zurückhaltung ganz vergaß und sich das Geschenk reichen ließ, um es zu betrachten.

»O wie herrlich, wie kostbar!« rief er aus und ließ das Armband ringsum von Hand zu Hand gehen. »Das ist Bernstein, so guter, prächtiger Bernstein, wie ihn der Sultan nicht köstlicher an seiner Pfeife trägt! Meine Tochter, dein Vater kann dir keine solche Hochzeitsgabe schenken, wie sie dir dieser Emir gegeben hat. Aus seinem Munde ertönt die Stimme der Weisheit, und von den Haaren seines Schnurrbartes träufelt die Güte. Frage ihn, ob er es dir erlaubt, ihm so zu danken, wie eine Tochter ihrem Vater dankt!«

Sie errötete noch mehr als vorhin; aber sie fragte dennoch:

»Erlaubst du es, Herr?«

»Ich erlaube es.«

Da bog sie sich zu mir, der ich auf dem Boden saß, hernieder und küßte mich auf den Mund und auf die beiden Wangen; dann aber eilte sie schnell davon.

Ich war über diese Art, seine Dankbarkeit zu beweisen, nicht erstaunt; denn ich wußte, daß es den Mädchen der Kurden erlaubt ist, Bekannte auch mit einem Kusse zu begrüßen. Einem höher Stehenden gegenüber würde eine solche Vertraulichkeit eine Beleidigung sein, und daher hatte ich eigentlich meine Güte verdoppelt, indem ich den Kuß gestattete. Dies sprach der Vorsteher auch sofort aus.

»Emir, deine Gnade erleuchtet mein Haus, wie das Licht der

Sonne die Erde erwärmt. Du hast meine Tochter begnadigt, damit sie sich deiner erinnern möge; erlaube, daß auch ich dir ein Andenken verehere, damit du Spandareh nicht vergessen mögest!«

Er bog sich über die Kante des Daches vor und rief das Wort »Dojan« {Falke} in den Hof hinab. Sogleich ertönte ein freudiges Gebell; eine Türe wurde geöffnet, und ich bemerkte, daß die unten Stehenden einem Hunde Platz machten, damit er über die Treppe herauf zu uns kommen könne. Nur einen Augenblick später stand derselbe vor dem Ältesten und liebkosete ihn. Es war einer jener kostbaren gelbgrauen und außergewöhnlich großen und starken Windhunde, die in Indien, Persien und Turkestan bis nach Sibirien hinein Slogi genannt werden. Bei den Kurden wird diese seltene Rasse Tazi genannt. Sie ereilen die flüchtigste Gazelle; sie holen oft selbst den wilden Esel und das windschnelle Tschiggetai ein und fürchten sich vor keinem Panther und vor keinem Bären. Ich muß gestehen, daß mich der Anblick dieses Tieres mit lebhafter Bewunderung erfüllte. Er war als Hund ebenso kostbar, wie mein Rappe dieses Prädikat als Pferd verdiente.

»Emir,« meinte der Vorsteher, »die Hunde der Missurikurden sind berühmt weit über unsere Berge hinaus. Ich habe manchen Tazi erzogen, auf den ich stolz sein konnte; keiner aber hat diesem hier geglichen. Er sei dein!«

»Nezanum, diese Gabe ist so wertvoll, daß ich sie nicht annehmen kann,« antwortete ich ihm.

»Willst du mich beleidigen?« fragte er sehr ernst.

»Nein, das will ich nicht,« lenkte ich ein. »Ich wollte nur sagen, daß deine Güte größer ist als die meinige. Erlaube, daß ich den Tazi annehme, aber gestatte mir auch, dir dieses Fläschlein zu geben!«

»Was ist es? Ein Wohlgeruch aus Persien?«

»Nein. Es ist von mir gekauft worden beim Beith Allah in der heiligen Stadt Mekka und enthält das Wasser vom Brunnen Zem-Zem.«

Ich machte es vom Halse los und reichte es ihm. Er war so

gewaltig erstaunt, daß er vergaß, zuzugreifen. Ich legte es in seinen Schoß.

»O Emir, was tust du!« rief er endlich entzückt. »Du bringst in mein Haus die herrlichste Gabe, welche Allah der Erde verliehen hat. Ist es dein Ernst, daß du sie mir schenkest?«

»Nimm sie hin; ich gebe sie dir sehr gern!«

»Gesegnet sei deine Hand, und stets weile das Glück auf deinem Pfade! Kommt her, ihr Männer, und befühlt diese Flasche, damit die Güte des großen Emir auch euch beglücken möge!«

Die Flasche ging von Hand zu Hand. Ich hatte mit ihr die größte Freude gestiftet, die es nur geben kann. Als sich das Entzücken des Vorstehers einigermaßen gelegt hatte, wandte er sich wieder zu mir:

»Herr, dieser Hund ist nun dein. Spucke ihm dreimal in das Maul, und nimm ihn heut unter deinen Mantel, wenn du schlafen gehest, so wird er dich nie wieder verlassen!«

Der Engländer hatte das alles mit angesehen, ohne den Vorgang recht zu verstehen. Er fragte mich:

»Zem-Zem verschenkt, Master?«

»Ja.«

»Well! Immer fort damit! Wasser ist Wasser!«

»Wißt Ihr, was ich dafür bekommen habe?«

»Was?«

»Diesen Hund.«

»Wie? Was? Nicht möglich!«

»Warum nicht?«

»Zu kostbar. Kenne die Hunde! Dieser ist fünfzig Pfund wert!«

»Noch mehr. Aber dennoch gehört er mir.«

»Warum?«

»Weil ich der Tochter des Ortsvorstehers das Armband geschenkt habe.«

»Schrecklicher Kerl! Kolossales Glück! Erst Pferd von Mohammed Emin, gar nichts zu bezahlen, und nun auch Windhund! Ich Pech dagegen. Nicht einen einzigen Fowling-bull gefunden. Schauderhaft!«

Auch Mohammed bewunderte den Hund, und ich glaube

gern, daß er ein klein wenig eifersüchtig auf mich war. Ich muß gestehen, ich hatte Glück.

Kurz bevor ich mich zur Ruhe begab, ging ich noch einmal zu den Pferden. Der Vorsteher traf mich dort.

»Emir,« fragte er halblaut, »darf ich eine Frage aussprechen?«

»Sprich!«

»Du willst nach Amadijah?«

»Ja.«

»Und noch weiter?«

»Das weiß ich noch nicht.«

»Es ist ein Geheimnis dabei?«

»Das vermutest du?«

»Ich vermute es.«

»Warum?«

»Du hast einen Araber bei dir, der nicht vorsichtig ist. Er schlug den Ärmel seines Gewandes zurück, und dabei habe ich die Tätowierung seines Armes gesehen. Er ist ein Feind der Kurden und auch ein Feind des Mutessarif; er ist ein Haddedihi. Habe ich richtig gesehen?«

»Er ist ein Feind des Mutessarif, aber nicht ein Feind der Kurden,« antwortete ich.

Dieser Mann war ehrlich; ich konnte ihn nicht belügen. Es war jedenfalls besser, ihm zu vertrauen, als ihm eine Unwahrheit zu sagen, die er doch nicht geglaubt hätte. Er sprach weiter:

»Die Araber sind stets Feinde der Kurden; aber er ist dein Freund und mein Gast; ich werde ihn nicht verraten. Ich weiß, was er in Amadijah will.«

»Sage es!«

»Es ist viele Tage her, daß die Krieger des Mutessarif einen gefangenen Araber hier durchführten. Sie stiegen bei mir ab. Er war der Sohn des Scheik der Haddedihi und sollte in Amadijah gefangen gehalten werden. Er sah deinem Freunde so ähnlich wie der Sohn dem Vater.«

»Solche Ähnlichkeiten kommen sehr oft vor.«

»Ich weiß es, und ich will dir dein Geheimnis gar nicht rau-

ben; aber eins will ich dir sagen: Kehrest du von Amadijah zurück, so kehre bei mir ein, es mag am Tage sein oder mitten in der Nacht, im Geheimen oder öffentlich. Du bist mir willkommen, auch wenn der junge Araber bei dir ist, von dem ich gesprochen habe.«

»Ich danke dir!«

»Du sollst mir nicht danken! Du hast mir das Wasser des heiligen Zem-Zem gegeben; ich werde dich beschützen in jeder Not und Gefahr. Wenn dich aber dein Weg nach einer andern Richtung führt, so mußt du mir eine Bitte erfüllen.«

»Welche?«

»Im Tale von Berwari liegt das Schloß Gumri. Dort wohnt der Sohn des berühmten Abd el Summit Bey; eine meiner Töchter ist sein Weib. Grüße sie und ihn von mir. Ich werde dir ein Zeichen mitgeben, an dem sie erkennen, daß du mein Freund bist.«

»Ich werde es tun.«

»Sage ihnen jede Bitte, die du auf dem Herzen hast; sie werden sie dir gern erfüllen, denn kein wackerer Kurde liebt die Türken und den Mutessarif von Mossul.«

Er trat in das Haus. Ich wußte, was der brave Mann bezweckte. Er erriet, was wir vorhatten, und wollte mir auf alle Fälle nützlich sein. Ich ging nun schlafen und nahm den Windhund mit. Als wir am andern Morgen erwachten, erfuhren wir, daß der Dolmetscher des Engländers Spandareh bereits verlassen habe. Er hatte den Weg nach Bebozi eingeschlagen.

Ich hatte mit Mohammed Emin in demselben Gemache geschlafen; dem Engländer aber war ein anderer Raum angewiesen worden. Er trat jetzt zu uns herein und – wurde mit einem hellen Gelächter empfangen. Niemand kann sich den Anblick denken, welchen uns der brave Master Lindsay bot. Vom Halse bis herab zu den Füßen war er vollständig rot und schwarz, allerdings noch nicht kariert, und auf dem hohen, spitzigen Kopfe saß wie ein umgekehrter Kaffeesack die kurdische Mütze, von welcher lange Bänder wie die Fangarme eines Polypen herabhingen.

»*Good morning!* Warum lachen?« grüßte er sehr ernst.

»Vor Freude über Euer außerordentlich amüsantes Exterieur, Sir.«

»Well! Freut mich!«

»Was tragt Ihr hier unter dem Arme?«

»Hier? Hm! Ein Paket, denke ich!«

»Das sehe ich allerdings auch. Was enthält es?«

»Ist mein *Hat-box*, meine Hutschachtel.«

»Ah!«

»Habe den Hut eingewickelt, auch Gamaschen und Stiefel.
Well!«

»Das konntet Ihr alles hier lassen!«

»Hier? Warum?«

»Wollt Ihr Euch mit diesen unnützen Kleinigkeiten schleppen?«

»Unnütz? Kleinigkeiten? Schauderhaft! Brauche sie doch wieder!«

»Aber wohl nicht gleich.«

»Kehren wir zurück nach hier?«

»Das ist zweifelhaft.«

»Also! *Hat-box* wird mitgenommen! Versteht sich!«

Das weite Gewand schlotterte ihm um den hageren Leib wie ein altes Tuch, das man einer Vogelscheuche umgehangen hat. Das störte ihn aber nicht. Er nahm würdevoll an meiner Seite Platz und meinte siegesbewußt:

»Nun bin ich Kurde! *Well!*«

»Ein echter und richtiger!«

»Famos, ausgezeichnet! Prachtvolles Abenteuer!«

»Eins aber fehlt Euch noch!«

»Was?«

»Die Sprache.«

»Werde lernen.«

»Das geht nicht so schnell, und wenn Ihr uns nicht schaden wollt, so seid Ihr gezwungen, unter zwei Entschlüssen einen zu fassen.«

»Welche Entschlüsse?«

»Entweder Ihr geltet für stumm – – –«

»Stumm? *Dumb*? Abscheulich! Geht nicht!«

»Ja, für stumm oder gar taubstumm.«

»Sir, Ihr seid verrückt!«

»Danke! Es bleibt aber doch dabei. Also, entweder Ihr geltet für stumm, oder Ihr habt ein Gelübde getan – – –«

»Gelübde? *Well!* Schöner Gedanke! Interessant! Welches Gelübde?«

»Nicht zu sprechen.«

»Nicht zu reden? Kein Wort? Ah!«

»Kein einziges!«

»Keine Silbe?«

»Keine! Nämlich nur dann, wenn wir beobachtet sind. Befinden wir uns aber allein, so könnt Ihr reden nach Herzenslust.«

»Ist gut! Nicht ganz übel! Werde Gelübde tun! Wann geht es an?«

»Sofort, nachdem wir Spandareh verlassen haben.«

»*Well!* Einverstanden!«

Nach dem Morgenkaffee erhielten wir noch allerhand Proviant eingepackt; dann stiegen wir zu Pferde. Wir hatten Abschied von allen Mitgliedern des Hauses, außer dem Hausherrn selbst, genommen und sagten auch den Andern, die sich versammelt hatten, Lebewohl. Der Vorsteher hatte satteln lassen, um uns eine Strecke Weges zu begleiten.

Hinter Spandareh gab es einen sehr beschwerlichen, kaum reitbaren Weg, der uns zu den Tura-Ghara-Bergen emporführte. Es gehörten fast die Füße von Gens zu diesen Felsenpfad zu überwinden, aber wir langten glücklich auf der Höhe an. Hier hielt der Vorsteher sein Pferd an, nahm aus der Satteltasche ein Paket und sagte:

»Nimm dies, und gib es dem Manne meiner Tochter, wenn du nach Gumri kommen solltest. Ich habe ihr ein persisches Tuch und ihrem Manne für seine Mehin {Stute} einen Dizgin {Zügel, Zaum} versprochen, wie ihn die Kurden von Pir Mani führen. Wenn du ihnen diese Sachen bringst, so wissen sie, daß du mein Freund und Bruder bist, und werden dich so aufnehmen, als ob ich es selber wäre. Aber ich wünsche um deinetwillen dennoch, daß du wieder zu mir zurückkehren mögest.«

Er deutete auf einen Reiter, der uns gefolgt war und bei Halef und dem Baschi-Bozuk hielt.

»Das ist der Mann, der mir den Anzug dieses Fremdlings wieder bringen wird. Ihm könntest du auch das Paket geben, wenn du merkst, daß dich dein Weg nicht nach Gumri führt. Und nun scheiden wir! Aaleik sallam, u rahhmet Allah – der Friede und die Barmherzigkeit sei mit dir!«

Wir umarmten und küßten uns, dann gab er auch den Andern die Hand und kehrte um. Ich hatte in ihm einen Mann kennen gelernt, an den ich noch heute mit Achtung und Wohlwollen zurückdenke.

Drittes Kapitel *In der Festung*

Wir ritten weiter. Der Weg ging bergab in das Tal von Amadijah hinunter. Dieses Tal wird von einer Sandsteinablagerung gebildet und von sehr vielen Schluchten durchschnitten, in denen rauschende Waldbäche strömen. Sie führen alle ihr Wasser dem Zab entgegen. Die Schluchten und Gelände sind mit kräftigen Eichenwäldungen bestanden, die bedeutende Galläpfelnernten liefern, mit denen die Bewohner einen einträglichen Handel treiben. In der Ebene liegen zahlreiche chaldäische Dörfer, die aber entweder öde und verlassen sind, oder nur wenige Bewohner zählen, da die Chaldäer sich vor den Bedrückungen der Türken und den Einfällen räuberischer Kurdenstämme gern in die Berge zurückziehen.

Durch diese Landschaft, deren Eichen mich heimatlich anmuteten, ritten wir unserm Ziele entgegen.

»Darf ich reden?« fragte Lindsay leise.

»Ja. Wir sind ja unbelauscht.«

»Aber der Kurde hinter uns?«

»Kommt nicht in Betracht.«

»Well! Dorf hieß Spandareh?«

»Ja.«

»Wie Euch gefallen?«

»Sehr. Und Euch, Sir?«

»Prächtig! Guter Wirt, gute Wirtin, feines Essen, schöner Tanz, prachtvoller Hund!«

Bei dem letzten Worte blickte er auf das Windspiel, welches neben meinem Pferde hertrabte; ich war so vorsichtig gewesen, es mittels einer Leine an meinen Steigbügel zu binden. Übrigens hatte der Hund bereits Freundschaft mit meinem Pferde geschlossen und schien es genau zu wissen, daß ich sein Herr geworden sei. Er blickte mit seinen großen, klugen Augen sehr aufmerksam zu mir empor.

»Ja,« antwortete ich. »Alles war schön, besonders das Essen.«

»Exzellent! Sogar Taube und Beefsteaks!«

»Hm! Glaubt Ihr wirklich an die Taube?«

»Well! Warum nicht?«

»Weil es keine war.«

»Nicht? Keine Taube. War welche!«

»War keine!«

»Was sonst?«

»Es war das Tier, das von den Zoologen den lateinischen Namen *Vespertilio murinus* oder *myotis* erhalten hat.«

»Bin kein Zoologe. Auch nicht Latein!«

»Diese Taube heißt gewöhnlich Fledermaus.«

»Fleder — — —«

Er hielt inne. Seine Geschmacks- und Verdauungsnerven wurden beim Klange dieses Wortes in eine Anstrengung versetzt, durch welche sein Mund in eine trapezoide und perennierende Höhlenöffnung verwandelt wurde, in welcher man die schönste Entdeckungsreise vornehmen konnte. Sogar die lange Nase schien in Mitleidenschaft gezogen zu sein, denn ihre Spitze bekam jene weiße Färbung, von welcher der Dichter gesungen haben soll: »Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß mir so traurig ist!«

»Ja, Fledermaus war es, Sir. Fledermaus habt Ihr gegessen.«

Er hielt sein Pferd an und starrte in das Blaue.

Endlich hörte ich einen lauten Klapp; der Mund war wieder

zugefallen, und ich ahnte, daß ihm nun auch das Vermögen, seine Gefühle in Worte zu fassen, zurückgekommen sei.

»— — — maus!!!«

Mit dieser kleinen Silbe setzte er das vorhin begonnene »Fleder — — —« fort; dann langte er von seinem Pferde herüber und faßte mich am Arme.

»Sir!«

»Was?«

»Vergeßt die Achtung nicht, die man einem jeden Gentleman schuldig ist!«

»Habe ich sie Euch gegenüber vergessen?«

»Sehr, sage ich!«

»Inwiefern?«

»Wie könnt Ihr behaupten, daß Sir David Lindsay Fledermäuse ißt!«

»Fledermäuse? Ich habe nur von einer einzigen gesprochen.«

»Gleich! Eine oder mehrere, die Injurie bleibt sich gleich. Ihr werdet mir Genugthuung geben! Satisfaktion! *Well!*«

»Die habt Ihr ja bereits!«

»Ich habe? Ich hätte? Ah! Wie?«

»Ihr habt eine Satisfaktion erhalten, die Euch vollständig genügen wird.«

»Welche? Weiß von keiner!«

»Ich habe selbst auch Fledermaus gegessen; auch Moham-med Emin.«

»Auch? Ihr und er? Ah!«

»Ja. Auch ich hielt es für Taube. Als ich mich aber erkundigte, hörte ich, daß es Fledermaus sei.«

»Fledermaus hat Häute!«

»Waren weggeschnitten.«

»Also wirklich wahr?«

»Wirklich.«

»Kein Scherz, kein Spaß?«

»Ernst!«

»Fürchterlich! Oh! Bekomme Kolik, Cholera, Typhus, oh!«

Er machte ein wirkliches Choleragesicht; ich mußte Erbarmen zeigen:

»Fühlt Ihr Euch unwohl, Sir?«

»Sehr! *Yes!*«

»Soll ich helfen?«

»Schnell! Womit?«

»Mit einem homöopathischen Mittel.«

»Habt Ihr eins? Mir ist wirklich übel! Armselig! Welches Mittel?«

»*Similia similibus.*«

»Wieder Zoologe? Latein?«

»Ja. Latein ist es: gleiches mit gleichem. Und zoologisch ist es auch, nämlich Heuschrecken.«

»Was! Heuschrecken?«

»Ja, Heuschrecken.«

»Gegen das Übelsein? Soll ich essen?«

»Ihr sollt sie nicht essen, sondern Ihr habt sie bereits gegessen.«

»Habe bereits? Ich?«

»Ja.«

»*Dulness*, Dummheit! Unmöglich! Wann?«

»Gestern abend.«

»Ah! Erklärung!«

»Ihr sagtet vorhin, die Beefsteaks seien sehr gut gewesen.«

»Sehr! Ungeheuer gut! *Well!*«

»Es waren keine Beefsteaks.«

»Keine? Keine Beefsteaks! Bin Englishman! Waren welche!«

»Waren keine! Ich habe ja gefragt.«

»Was sonst?«

»Es waren in Olivenöl gebratene Heuschrecken. Wir Deutsche nennen diese delikatsten Springer sogar zuweilen Heupferde.«

»Heu — — «

Wieder blieb ihm wie vorhin das Wort auf halbem Wege stecken, aber diesmal gestattete er seinem Munde nicht, allzu offenerherzig zu werden, sondern er preßte die Lippen mit solcher

Charakterstärke zusammen, daß sie ihre Ausdehnung, anstatt in die Weite, so sehr in die Breite nahmen, daß es ihm bei nur einigem guten Willen möglich gewesen wäre, mit jedem Mundwinkel ein Ohrläppchen abzukneipen. Und die Nase war über das Verschwinden der ihr so sympathischen Öffnung so bestürzt, daß sie ihre Spitze weit herunter bog, um nachzusehen, wie dem Verluste abzuhelpen sei.

Da endlich näherten sich die Dimensionen wieder ihrem früheren Zustande; die *Restitutio in integrum* stellte sich ein, und die Lippen ließen von einander ab.

»– – – pferde!«

So ließ er denn die Fortsetzung seines unterbrochenen »Heu – – –« vernehmen, und die Nasenspitze schnellte sich befriedigt in die Höhe.

»Ja, Heupferde habt Ihr gegessen.«

»Ah! Schauderhaft! Habe sie ja aber gar nicht geschmeckt!«

»Wißt Ihr so genau, wie sie schmecken?«

Er machte mit Armen und Beinen eine Bewegung, als wolle er sich auf dem Pferde um seine eigene Achse drehen.

»No, at no time, niemals!«

»Ich versichere Euch, daß es Heuschrecken waren. Sie werden geröstet und zerrieben; dann legt man sie in die Erde, bis sie *haut gout* erhalten, und schmort sie in dem Öle der friedlichen Olive. Ich habe mir dieses Rezept von der Frau des Dorfältesten geben lassen und weiß also sehr genau, was ich sage.«

»Entsetzlich! Bekomme Magenkrampf!«

»Seid Ihr mit meiner Satisfaktion zufrieden?«

»Habt auch Heupferd gegessen?«

»Nein.«

»Nicht? Warum nicht?«

»Weil ich keines vorgesetzt bekam.«

»Nur ich?«

»Nur Ihr allein; jedenfalls als ehrenvolle Auszeichnung für Euch, Sir!«

»Habt Ihr gewußt?«

»Erst nicht. Aber während Ihr aßt, fragte ich.«

»Warum mir nicht gleich gesagt?«

»Weil Ihr jedenfalls etwas getan hättet, wodurch unser Wirt beleidigt worden wäre.«

»Master, will mir das verbitten! *Yes!* Hinterlist! Heimtücke! Schadenfreude! Werde mich mit Euch schlagen, boxen oder — — —«

Er hielt inne, denn es fiel ein Schuß, und die Kugel riß mir einen Fetzen aus dem Turban.

»Herab und hinter die Pferde gestellt!« rief ich.

Zugleich warf ich mich vom Pferde, keinen Augenblick zu früh, denn ein zweiter Knall ertönte, und die Kugel pfiß über mich hinweg. Mit einem schnellen Griffe zog ich die Schnur, an welche der Hund gebunden war, aus dem Halsbande desselben.

»Sert — halte fest!«

Nur einen kurzen Laut stieß der Hund aus, der fast so klang, als ob er mir sagen wollte, daß er mich verstanden habe; dann schoß er in das Gebüsch.

Wir befanden uns in einer Schlucht, deren Seiten von dicht stehenden jungen Eichen bewachsen waren. Selbst einzudringen, war zu gefährlich, da wir uns der Waffe des unsichtbaren Schützen ausgesetzt hätten. Wir schützten uns durch die Körper unserer Pferde und horchten.

»Maschallah! Wer mag es sein?« fragte Mohammed Emin.

»Der Arnaute,« antwortete ich.

Da hörten wir einen Schrei und gleich darauf ein lautes, rufendes Anschlagen des Hundes.

»Dojan hat den Täter,« meinte ich so ruhig wie möglich. »Buluk Emini, geh hin, und hole ihn!«

»Allah illa Allah! Emir, ich bleibe; es könnten zehn oder gar hundert sein, und dann wäre ich verloren!«

»Und dein Esel wäre ein Waisenkind geworden, du Hasenfuß! Paß auf die Pferde auf! Kommt!«

Wir drangen in das harte Gestrüpp ein und brauchten nicht weit zu gehen. Ich hatte mich nicht geirrt; es war der Arnaute. Der Hund stand nicht, sondern er lag auf ihm, und zwar in einer Stellung, welche mich über die außergewöhnliche Klugheit

des Tieres erstaunen ließ. Der Arnaute hatte nämlich seinen Dolch gezogen, um sich gegen den Angreifer zu verteidigen; der Hund hatte also eine mehrfache Aufgabe. Darum hatte er ihn niedergerissen und sich so auf den rechten Arm des Arnauten gelegt, daß dieser denselben nicht bewegen konnte. Dabei hielt er ihn mit den Zähnen am Halse, zwar leicht, aber doch so, daß der Überwundene bei der geringsten Bewegung verloren war.

Ich nahm dem Meuchler erst den Dolch aus der Hand und dann die eine Pistole aus dem Gürtel; die andere, abgeschossene lag am Boden; er hatte sie beim Angriffe des Hundes fallen lassen.

»Geri – zurück!«

Auf diesen Befehl ließ Dojan den Arnauten los. Dieser erhob sich und griff sich unwillkürlich an den Hals. Ich sagte zu ihm:

»Mensch, du mordest ja! Soll ich dich niederschlagen?«

»Sihdi, befehl es, und ich hänge ihn auf!« bat Halef.

»Pah! Er hat keinen von uns getroffen. Laßt ihn laufen!«

»Emir,« meinte Mohammed, »er ist ein wildes Tier, welches unschädlich gemacht werden muß!«

»Er hat auf mich geschossen und wird keine Gelegenheit haben, es wieder zu tun. Packe dich, Schurke!«

Im Nu war er zwischen den Büschen verschwunden. Der Hund wollte ihm augenblicklich folgen, aber ich hielt ihn zurück.

»Sihdi, wir müssen ihm nach; er ist ein Arnaute und bleibt uns gefährlich!« rief Halef.

»Wo will er uns gefährlich sein? Etwa in Amadijah? Dort darf er sich nicht sehen lassen, sonst lasse ich ihm den Prozeß machen.«

Auch Mohammed und der Engländer erhoben heftigen Widerspruch, aber ich kehrte zu den Pferden zurück und stieg auf. Der Hund folgte mir ungeheißt; ich merkte, daß ich ihn nicht anzubinden brauchte, und fand dies in der Folge auch bestätigt.

Gegen Mittag erreichten wir ein kleines Dorf, Namens Be-

badi; es sah sehr ärmlich aus und hatte nestorianische Bewohner, wie ich zu bemerken glaubte. Wir machten da eine kurze Rast und hatten Mühe, zu unserm Proviant einen Schluck Scherbet zu erhalten.

Nun hatten wir den kegelförmigen Berg vor uns, auf welchem Amadijah liegt. Wir erreichten es sehr bald. Zur Rechten und zur Linken des Weges, der uns emporführte, bemerkten wir Fruchtgärten, die eine leidliche Pflege zu genießen schienen; der Ort selbst aber machte schon von außen keinen sehr imponierenden Eindruck auf uns. Wir ritten durch ein Tor, das jedenfalls einmal ganz verfallen und dann nur notdürftig ausgebessert worden war. Einige zerlumppte Arnauten standen da, um Sorge zu tragen, daß kein Feind die Stadt überfalle. Einer von ihnen ergriff mein Pferd, und ein anderer das des Hadde-dihn beim Zügel.

»Halt! Wer seid ihr?« fragte er mich.

Ich deutete auf den Buluk Emini.

»Siehst du nicht, daß wir einen Soldaten des Großherrs bei uns haben? Er wird dir Antwort geben.«

»Ich habe dich gefragt, aber nicht ihn!«

»Fort, auf die Seite!«

Bei diesen Worten nahm ich mein Pferd in die Höhe; es tat einen Sprung, und der Mann fiel auf die Erde. Mohammed folgte meinem Beispiele, und wir ritten davon. Hinter uns aber hörten wir die Arnauten fluchen und den Baschi-Bozuk sich mit ihnen zanken. Ein Mann begegnete uns, der einen langen Kaftan trug und ein altes Tuch um den Kopf geschlungen hatte.

»Wer bist du, Mann?« fragte ich ihn.

»Herr, ich bin ein Jehudi {Jude}. Was befehlst du mir?«

»Weißt du, wo der Mutesselim {Kommandant} wohnt?«

»Ja, Herr.«

»Führe uns nach seinem Serai!«

Je sicherer man im Oriente auftritt, desto freundlicher wird man behandelt. Zudem war dieser Mann ein Jude, also nur ein in Amadijah Geduldeter; er wagte es nicht, sich zu widersetzen. Wir wurden von ihm durch eine Reihe von Gassen und

Basars geführt, die alle den Eindruck des Verfalles auf mich machten.

Diese wichtige Grenzfestung schien sehr vernachlässigt zu werden. Es gab kein Leben in den Straßen und Läden; nur wenige Menschen begegneten uns, und die, welche wir sahen, hatten ein krankhaftes, gedrücktes Aussehen und waren lebende Zeugnisse für die bekannte Ungesundheit dieser Stadt.

Der Serai verdiente seinem Äußern nach den Namen eines Palastes nicht im geringsten. Er glich einer ausgebesserten Ruine, vor deren Eingang nicht einmal eine Wache zu sehen war. Wir stiegen ab und übergaben Halef, dem Kurden und dem Buluk Emini, der uns wieder eingeholt hatte, unsere Pferde. Nachdem der Jude ein Geschenk erhalten hatte, wofür er sich enthusiastisch bedankte, traten wir ein.

Erst nachdem wir einige Gänge durchwandert hatten, kam uns ein Mann entgegen, der bei unserem Anblick seinen langsamen Gang in einen schnellen Lauf verwandelte.

»Wer seid ihr? Was wollt ihr hier?« fragte er mit zorniger Stimme.

»Mann, rede anders, sonst werde ich dir zeigen, was Höflichkeit ist! Wer bist du?«

»Ich bin der Aufseher dieses Palastes.«

»Ist der Mutesselim zu sprechen?«

»Nein.«

»Wo ist er?«

»Ausgeritten.«

»Das heißt, er ist daheim und hält seinen Kef!«

»Willst du ihm gebieten, was er tun und lassen soll?«

»Nein; aber ich will dir gebieten, mir die Wahrheit zu sagen!«

»Wer bist du, daß du so mit mir redest? Bist du ein Ungläubiger, daß du es wagst, mit einem Hunde in den Palast des Kommandanten einzutreten?«

Er hatte recht, denn neben mir stand der Windhund und beobachtete uns mit Augen, die mir deutlich sagten, daß er nur auf meinen Wink warte, um sich auf den Türken zu stürzen.

»Stelle Wachen vor das Tor,« antwortete ich ihm; »dann wird

niemand Zutritt erhalten, dem derselbe nicht erlaubt worden ist. In welcher Zeit kann ich mit dem Mutesselim sprechen?«

»Zur Zeit der Abenddämmerung.«

»Gut. So sage ihm, daß ich kommen werde!«

»Und wenn er mich fragt, wer du bist?«

»So sagst du, ich sei ein Freund des Mutessarif von Mossul.«

Er wurde verlegen; wir aber kehrten um und stiegen wieder zu Pferde, um uns eine Wohnung zu suchen. Eine solche war eigentlich sehr leicht zu finden, denn wir bemerkten, daß viele Häuser leer standen; doch konnte es nicht meine Absicht sein, heimlich von einem derselben Besitz zu ergreifen.

Indem wir so, die Gebäude musternd, dahinritten, kam uns eine riesige, martialische Gestalt entgegen. Der Mann ging breitspurig wie ein osterländischer Zwölfspanner. Seine Samtjacke war ebenso wie seine Hose von Goldstickereien bedeckt; seine Waffen hatten keinen geringen Wert, und von dem Tschibuk, welchen er mit großem Selbstbewußtsein im Gehen rauchte, hingen, wie ich später zählte, vierzehn seidene Quasten herab. Er blieb seitwärts von uns stehen, um meinen Rappen mit wichtiger Kennermiene zu betrachten. Ich hielt an und grüßte ihn.

»Sallam!«

»Aaleïkum!« antwortete er mit einem stolzen Neigen seines Hauptes.

»Ich bin hier fremd und mag mit keinem Birkadschi {ein gewöhnlicher Mann} reden. Erlaube, daß ich mich bei dir erkundige!« sagte ich wenigstens ebenso stolz.

»Deine Rede sagt mir, daß du ein Effendi bist. Ich werde deine Frage beantworten.«

»Wer bist du?«

»Ich bin Selim Agha, der Befehlshaber der Albanesen, welche diese berühmte Festung verteidigen.«

»Und ich bin Kara Ben Nemsî, ein Schützling des Padischah und Abgesandter des Mutessarif von Mossul. Ich suche mir ein Haus in Amadijah, in dem ich einige Tage wohnen kann. Kannst du mir eins nennen?«

Er ließ sich zu einer Bewegung militärischer Ehrerbietung herab und meinte:

»Allah segne deine Hoheit, Effendi! Du bist ein großer Herr, der in dem Palaste des Mutesselim Aufnahme finden muß.«

»Der Aufseher des Palastes hat mich fortgewiesen, und ich — —«

»Allah verderbe diese Kreatur,« unterbrach er mich. »Ich werde gehen, um ihn in Stücke zu zerreißen!«

Er rollte die Augen und fuchtelte mit beiden Armen. Dieser Mann war wohl nur ein Bramarbas gewöhnlicher Sorte.

»Laß diesen Menschen! Er soll nicht die Ehre haben, Gäste bei sich zu sehen, die ihm viel Backschisch bringen.«

»Backschisch?« fragte der Tapfere. »Du gibst viel Backschisch?«

»Ich pflege damit nicht zu geizen.«

»O, so weiß ich ein Haus, in welchem du wohnen und rauchen kannst, wie der Schah-in-Schah von Persien. Soll ich dich führen?«

»Zeige es mir!«

Er wandte sich wieder um und schritt voran. Wir folgten. Er führte uns durch einige leere Basargassen, bis wir vor einem kleinen offenen Platze hielten.

»Das ist der Meidan jüdschelikün, der ›Platz der Größe‹,« erklärte er.

Dieser Platz hatte alle möglichen Eigenschaften, nur groß war er nicht, und grad darum jedenfalls hatte man ihm diesen hochtrabenden Namen gegeben. Daß ich mich in einer türkischen Stadt befand, sah ich hier sehr genau; denn es lungerten wohl an die zwanzig herrenlose Hunde auf diesem Meidan jüdschelikün herum, unter denen mehrere rüdig waren. Bei dem Anblick meines Hundes erhoben sie ein wütendes Geheul, dem aber Dojan, wie ein Pascha einem Haufen von Bettlern gegenüber, keine Aufmerksamkeit schenkte.

»Und hier ist das Haus, welches ich meine,« fügte der Agha hinzu.

Er zeigte dabei auf ein Gebäude, das die ganze eine Fronte des Platzes einnahm und gar kein übles Aussehen hatte. Es

zeigte nach vorn heraus mehrere Pengdscheri {Fenster}, die mit hölzernen Gitterstäben versehen waren, und um das platte Dach lief ein Schutzgeländer, gewiß ein großer Luxus hier zu Lande.

»Wer wohnt in diesem Hause?« fragte ich.

»Ich selbst, Effendi,« antwortete er.

»Und wem gehört es?«

»Mir.«

»Du hast es gekauft oder gemietet?«

»Keines von beidem. Es war Eigentum des berühmten Ismaïl Pascha und blieb seitdem herrenlos, bis ich es in Besitz nahm. Komm, ich werde dir alles zeigen!«

Dieser wackere Befehlshaber der Arnauten hatte jedenfalls großes Wohlgefallen an meinem Backschisch gefunden. Doch war mir sein Anerbieten sehr willkommen, da ihn seine Stellung befähigte, mir über alles Nötige die gewünschte Auskunft zu geben. Wir stiegen vor dem Hause ab und traten ein. Im Flure hockte ein altes Weib, welches Zwiebeln schälte und dabei mit tränenden Augen die abgefallenen Schalen kaute. Ihrem Aussehen nach war sie entweder die Urgroßmutter des ewigen Juden, oder die von dem Tode ganz vergessene Tante von Methusalem.

»Höre, meine süße Mersinah, hier bringe ich dir Männer!« redete er sie in sehr liebenswürdigem Tone an.

Sie konnte uns vor Tränen nicht sehen und wischte sich daher mit der Zwiebel, die sie grad in der Hand hielt, die Augen aus, so daß das Wasser sich verdoppelte.

»Männer?« fragte sie mit einer Stimme, welche dumpf wie die Antwort eines Klopffeistes aus dem zahnlosen Munde hervorklang.

»Ja, Männer, die in diesem Hause wohnen werden.«

Sie warf die Zwiebeln von sich und sprang mit jugendlicher Schnelligkeit vom Boden auf.

»Wohnen? Hier in diesem Hause? Bist du toll, Selim Agha?«

»Ja, meine liebliche Mersinah, du wirst die Meichanedscha {Wirtin} dieser Männer sein und sie bedienen.«

»Wirtin? Bedienen? Allah kerihm! Du bist wirklich verrückt geworden! Habe ich nicht bereits Tag und Nacht zu arbeiten, um nur mit dir allein fertig zu werden! Jage sie fort, fort auf der Stelle; das befehle ich dir!«

Er wurde ein wenig verlegen; das war ihm anzumerken. Die »süße, liebliche« Mersinah schien hier ein sehr kräftiges Szepeter zu führen.

»Deine Arbeit soll nicht größer werden, meine Taube. Ich werde ihnen eine Kyzla {Mädchen, Dienerin} halten, die sie bedienen wird.«

»Eine Kyzla?« fragte sie, und dabei klang ihre Stimme nicht mehr dumpf und hohl, sondern kreischend und überschnappend, als ob der rosige Mund der lieblichen Taube sich in einen Klarinettenschnabel verwandelt hätte. »Eine Kyzla! Und wohl eine junge, hübsche Kyzla, he?«

»Das kommt auf diese Männer an, Mersinah.«

Sie stemmte die Arme in die Hüften, eine Bewegung, welche dem Oriente ebenso eigentümlich ist, wie dem Abendlande, und holte tief Atem. Dies war ein Zeichen, daß sie einen bedeutenden Luftvorrat brauchen werde, um ihre angestammte Herrschaft mit dem notwendigen Nachdrucke verteidigen zu können.

»Auf diese Männer? Auf mich kommt es an! Hier bin ich Herrin! Hier habe ich allein zu befehlen! Hier habe ich zu bestimmen, was geschehen soll, und ich gebiete dir, diese Männer fortzujagen! Hörst du, Selim Agha? Fort, augenblicklich!«

»Aber es sind ja gar keine Männer, meine einzige Mersinah!«

Mersinah, was im Deutschen Myrte bedeutet, wischte sich die Äuglein abermals aus und betrachtete uns sehr genau. Ich selbst war etwas erstaunt über diese Behauptung des Agha. Was denn eigentlich sollten wir sein, wenn wir keine Männer waren?

»Nein,« antwortete er. »Es sind keine Männer, sondern Effendis, große Effendis, die unter dem Schutze des Großherrs stehen.«

»Was geht mich der Großherr an! Hier bin ich die Großherin, die Sultanin Valide, und was ich sage, das – – –«

»Aber so höre doch! Sie werden ein sehr gutes Backschisch geben!«

Backschisch hat im Oriente eine zauberhafte Wirkung; es schien auch hier das richtig erlösende Wort zu sein. Die »Myrte« ließ die Arme sinken, versuchte ein einlenkendes Lächeln, welches aber in ein höhnisches Grinsen ausartete, und wandte sich an Master David Lindsay:

»Ein großes Backschisch? Ist das wahr?«

Der Gefragte schüttelte den Kopf und deutete auf mich.

»Was ist mit diesem?« fragte sie mich. »Ist er übergeschnappt?«

»Nein,« antwortete ich. »Laß dir sagen, wer wir sind, du Seele dieses Hauses! Dieser Mann, den du jetzt fragtest, ist ein sehr frommer Pilger aus Londonistan; er gräbt mit seiner Hacke, die du hier siehst, in die Erde, um die Sprache der Verstorbenen zu belauschen, und hat ein Gelübde getan, kein Wort zu reden, bis er die Erlaubnis dazu hat.«

»Ein Frommer, ein Heiliger, ein Zauberer?« fragte sie erschrocken.

»Ja. Ich warne dich, ihn zu beleidigen! Dieser andere Mann ist der Anführer eines großen Volkes weit im Westen von hier, und ich bin ein Emir derjenigen Krieger, welche die Frauen verehren und Backschisch geben. Du bist die Sultana dieses Hauses. Erlaube uns, es zu besuchen, ob wir für einige Tage darinnen wohnen können!«

»Effendi, deine Rede duftet nach Rosen und Nelken; dein Mund ist weiser und klüger als das Maul dieses Selim Agha, der stets vergißt, das Richtige zu sagen, und deine Hand ist wie die Hand Allahs, die Segen spendet. Hast du viele Diener bei dir?«

»Nein, denn unser Arm ist stark genug, uns selbst zu beschützen. Wir haben nur drei Begleiter: einen Diener, einen Khawassen des Mutessarif von Mossul und einen Kurden, welcher noch heute Amadijah wieder verlassen wird.«

»So seid ihr mir willkommen! Seht euch mein Haus und

meinen Garten an, und wenn es euch bei mir gefällt, so wird mein Auge über euch wachen und leuchten!«

Sie wischte sich die »Wachenden« und »Leuchtenden« abermals aus und sammelte dann die Zwiebeln vom Boden auf, um uns den Weg zu ebnen. Der tapfere Agha der Arnauten schien mit diesem Ausgange sehr zufrieden zu sein. Er brachte uns zunächst nach einer Stube, welche ihm als Wohnung diente. Sie war sehr geräumig und hatte als einziges Möbel einen alten Teppich, der als Sofa, Bett, Stuhl und Tisch gebraucht wurde. An den Wänden hingen einige Waffen und Tabakspfeifen, und auf dem Boden stand eine Flasche, in deren Nähe einige hohle Eierschalen zu sehen waren.

»Ich heiße euch willkommen, ihr Herren,« meinte er. »Laßt uns den Trunk der Freundschaft tun!«

Er bückte sich, um die Flasche nebst den Schalen aufzuheben, und gab von den letzteren einem jeden von uns eine in die Hand. Dann schenkte er ein. Es war Raki. Wir tranken aus den hühnerognostischen Pokalen, er aber setzte die Flasche selbst an den Mund und nahm sie nicht eher wieder fort, bis er die beruhigende Überzeugung hatte, daß das scharfe, schwefelsaure Getränk der Bouteille keinen chemischen Schaden mehr tun könne. Dann nahm er uns die Schalen aus der Hand, sog das heraus, was wir noch drin gelassen hatten, und legte sie sehr behutsam auf den Boden nieder.

»Kendim idschad eter – meine eigne Erfindung!« meinte er stolz. »Wundert ihr euch, daß ich keine Gläser habe?«

»Du wirst diese schöne Erfindung den Gläsern vorziehen,« antwortete ich.

»Ich ziehe sie vor, weil ich keine Gläser habe. Ich bin Agha der Albanesen und habe als Sold und Taim monatlich dreihundertdreißig Piaster {66 Mark} zu bekommen; aber ich warte bereits seit elf Monaten auf dieses Geld. Allah kerihm; Padischah kendisi onu kullar – Gott ist gnädig, und der Sultan braucht es selber!«

Da durfte ich mich allerdings nicht darüber wundern, daß das Wort Backschisch für ihn eine nachhaltige Bedeutung hatte.

Er führte uns nun in dem Hause herum. Es war geräumig gebaut, aber doch auch bereits in Verfall geraten. Wir nahmen uns vier Zimmer, eins für jeden von uns und eins für Halef und den Baschi-Bozuk. Der Preis war gering, fünf Piaster, also eine Mark pro Woche für die Stube.

»Wollt ihr auch den Garten sehen?« fragte er dann.

»Natürlich! Ist er schön?«

»Sehr schön; so schön, wie die Gärten des Paradieses! Du siehst da allerlei Bäume, Kräuter und Gräser, die ich gar nicht kenne. Bei Tage leuchtet über ihm die Sonne, und des Nachts glänzen die Augen der Sterne auf ihn herab. Er ist sehr schön!«

»Regnet es auch auf ihn nieder?« fragte ich belustigt.

»Wenn es regnet, erhält er auch sein Teil; ja, es ist zuweilen sogar Schnee auf ihn gefallen. Komm und siehe!«

Im Hofe gab es einen Schuppen, den wir für die Pferde mieteten. Auch er kostete eine Mark. Der Garten maß ungefähr vierzig Schritte im Gevierte, war also sehr unbedeutend. Ich sah eine verkrüppelte Zypresse und einen wilden Apfelbaum. Die »allerlei Kräuter und Gräser« bestanden einfach aus wildem Kendir {Hanf}, ausgewucherter Madanos {Petersilie} und einigen notorisch armen Gänseblümchen. Das größte Wunder dieses Gartens aber war ein Beet, auf welchem Soghani {Zwiebeln}, Sarmysak {Knoblauch}, Kedilan {Katzenkraut}, eine Stachelbeere, mehrere Pilsenkräuter und einige verblühte Veilchen in lieblicher Eintracht nebeneinander verhungerten.

»Bir güzel bagtsche – ein schöner Garten! Nicht wahr?« fragte der Agha, indem er eine gewaltige Tabakswolke aufpuffte.

»Güzel-zorli – gewaltig schön!« entgegnete ich.

»Pek bereketli – sehr fruchtbar!«

»Ghajet bereketli – äußerst fruchtbar!«

»Ile tschok güzel dikekler – und viele schöne Pflanzen! Nicht!«

»Syz sajyju – ohne Zahl!«

»Weißt du, wer hier gewandelt hat?«

»Wer?«

»Die schönste Rose von Kurdistan. Hast du niemals von Esma Khan gehört, der keine andere an Schönheit gleich gekommen ist?«

»Sie war das Weib von Ismaïl Pascha, dem letzten erblichen Sohne der abbassidischen Kalifen?«

»Ja; du weißt es. Sie führte den Ehrentitel ›Khan‹, wie alle Frauen dieser erlauchten Familie. Er wurde, nämlich Ismaïl Pascha, von dem Indscheh Bairakdar Mohammed Pascha belagert; dieser sprengte die Mauern des Schlosses, welches dann im Sturm genommen wurde. Darauf ging Ismaïl mit Esma Khan als Gefangener nach Bagdad. Hier hat sie gelebt und geduftet. Emir, ich wollte, sie wäre noch hier!«

»Hat sie auch diese Petersilie und diesen Knoblauch gepflanzt?«

»Nein,« antwortete er sehr ernsthaft; »das hat Mersinah, meine Wirtschafterin, getan.«

»So danke Allah, daß du an Stelle von Esma Khan diese süße Mersinah bei dir hast!«

»Effendi, sie ist zuweilen sehr bitter!«

»Darüber darfst du nicht murren, denn Allah teilt die Gaben sehr verschieden aus. Und daß du den Duft dieser ›Myrte‹ atmen sollst, das stand ja wohl im Buche verzeichnet.«

»So ist es! Aber sage mir, Emir, ob du diesen Garten pachten willst!«

»Wie viel verlangst du dafür?«

»Du bezahlst mir zehn Piaster {zwei Mark} für die Woche. Dann dürft ihr alle in den Garten gehen und an die Esma Khan denken, so oft ihr wollt!«

Ich zögerte mit der Antwort. Der Garten stieß an die Rückwand eines Gebäudes, in welcher ich zwei Reihen kleiner Löcher bemerkte. Das sah mir recht gefängnismäßig aus. Ich mußte mich erkundigen:

»Ich glaube nicht, daß ich diesen Garten mieten werde.«

»Warum nicht?«

»Weil mich diese Mauer stört.«

»Diese Mauer? Warum, Effendi?«

»Ich liebe es nicht, in der Nähe eines Gefängnisses zu sein.«

»Oh, die Leute, welche da drinnen stecken, können dich nicht stören. Ihre Löcher sind so tief, daß sie diese kleinen Fenster gar nicht erreichen können.«

»Ist dies das einzige Gefängnis in Amadijah?«

»Ja. Das andere ist eingefallen. Mein Tschau {Sergeant} hat die Aufsicht über die Gefangenen.«

»Und du glaubst, daß mich diese nicht stören werden?«

»Du wirst nichts von ihnen sehen und keinen Laut von ihnen hören.«

»So werde ich dir die zehn Piaster geben. Du hast also in Summa für die Woche fünfunddreißig Piaster von uns zu bekommen. Erlaube, daß ich dich für die erste Woche jetzt gleich bezahle!«

Er schmunzelte bei diesem Anerbieten vor Vergnügen im ganzen Gesichte. Der Engländer bemerkte, daß ich in die Tasche griff, um zu bezahlen. Er schüttelte den Kopf, zog seine eigne Börse hervor und reichte sie mir. Er konnte eine kleine Erleichterung derselben recht wohl verschmerzen; darum nahm ich drei Mahbub-Zechinen hervor und gab sie dem Agha.

»Hier nimm! Das übrige ist Bakschisch für dich.«

Das war mehr als das Doppelte von dem, was er zu erhalten hatte; darum machte er ein sehr vergnügtes Gesicht und meinte respektvoll:

»Emir, der Kuran sagt: ›Wer doppelt gibt, dem wird es Allah hundertfach segnen.‹ Allah ist dein Schuldner; er wird es dir reichlich vergelten!«

»Wir brauchen nun Teppiche und Pfeifen für unsere Zimmer. Wo kann man diese geliehen bekommen, Agha?« fragte ich ihn.

»Herr, wenn du noch zwei solche Goldstücke gibst, wirst du alles erhalten, was dein Herz begehrt.«

»Hier hast du sie!«

»Ich eile, um euch zu bringen, was du brauchst.«

Wir verließen den Garten. Im Hofe stand Mersinah, die Seele des Palastes. Ihre Hände waren jetzt von Ruß geschwärzt.

Sie rührte mit dem Zeigefinger in einem Gefäße voll zerlassener Butter.

»Emir, wirst du die Zimmer nehmen?« erkundigte sie sich.

Bei dieser Frage mochte ihr einfallen, daß der Finger kein integrierender Teil des Napfes sei; sie zog ihn also heraus und strich ihn sehr behutsam an der herausgestreckten Zunge ab.

»Ich werde sie behalten; auch den Schuppen und den Garten.«

»Er hat bereits alles bezahlt,« bemerkte der Agha nachdrücklich.

»Wie viel?« fragte sie.

»Fünfunddreißig Piaster für die erste Woche.«

Von dem Bakschisch sagte der Schalk nichts. Ob er wohl auch in dieser Beziehung unter dem Paputsch {Pantoffel} seiner »Myrte« stand? Ich nahm noch eine Mahbub-Zechine {ungefähr fünf Mark} aus der Börse und gab sie ihr.

»Hier nimm, du Perle der Gastfreundschaft! Das ist das erste Bakschisch für dich. Wenn wir mit dir zufrieden sind, wirst du mehr erhalten.«

Sie griff höchst eilfertig zu und steckte das Geld in ihren Gürtel.

»Ich danke dir, o Herr! Ich werde darüber wachen, daß du dich in meinem Hause so wohl befindest, wie im Schoße des Erzvaters Ibrahim. Ich sehe, daß du der Emir der tapfern Krieger bist, welche die Frauen verehren und Bakschisch geben. Geht hinauf in eure Zimmer! Ich werde euch einen steifen Pirindsch machen, mit sehr viel zerlassener Butter darüber!«

Dabei fuhr sie selbstvergessen und »in der Gewohnheit holder Sitte« mit dem Finger wieder in den Napf und begann von neuem zu rühren. Ihr Anerbieten war ein sehr leutseliges, aber – brrrr!

»Deine Güte ist groß,« antwortete ich, »aber wir haben leider keine Zeit, sie anzunehmen, da wir jetzt ausgehen müssen.«

»Aber du wünschst doch, daß ich die Speisen für euch bereite, Emir?«

»Du sagtest doch, daß du Tag und Nacht zu arbeiten hät-

test, um nur den Agha zu bedienen; wir dürfen dich also nicht noch mehr belästigen. Übrigens steht zu erwarten, daß wir oft zu Tische geladen werden, und wenn dies nicht der Fall ist, so werden wir unser Essen beim Jemegidschi {Speisewirt} holen lassen.«

»Aber das Ehrenmahl darfst du mir doch nicht versagen!«

»Nun wohl, so siede uns einige Eier; etwas anderes dürfen wir heute nicht essen.«

Das war das einzige, was man füglicherweise aus den Händen der zarten »Myrte« genießen konnte.

»Eier? Ja, die sollst du haben, Effendi,« antwortete sie geschäftig; »aber wenn ihr sie esset, so schonet der Schalen, denn Agha Selim gebraucht sie als Becher, und dieser Unvorsichtige ist so unbedachtsam, sie alle zu zerbrechen.«

Wir zogen uns für kurze Zeit in unsere Räume zurück, in denen der Agha bald mit den Decken, Teppichen und Pfeifen erschien, die er sich bei den betreffenden Händlern ausgeliehen hatte. Sie waren neu und darum reinlich, so daß wir zufrieden sein konnten. Dann erschien Mersinah mit dem Deckel einer alten Holzschachtel, welcher als Präsentierteller diente. Auf demselben befanden sich die Eier, welche uns zum Ehrenmahl dienen sollten. Daneben lagen einige halb verbrannte Teigfladen und – auch der berühmte Butternapf stand dabei, umgeben von einigen Eierschalen, in denen sich schmutziges Salz, grob gestoßener Pfeffer und ein sehr zweifelhafter Kümmel befand. Messer oder Eierlöffel gab es natürlich nicht.

Diese lukullische Empfangsgasterei, zu welcher wir die Höflichkeit hatten, auch Mersinah einzuladen, wurde bald und glücklich überwunden. Sie bedankte sich höflichst für die ihr erwiesene, nie geahnte Ehre und ging mit ihrem »Alfenidegeschirr« in die Küche. Auch der Agha erhob sich.

»Weißt du, Herr, wohin ich jetzt gehen werde?« fragte er.

»Ich werde es wohl hören.«

»Zum Mutesselim. Er soll erfahren, was du für ein vornehmer Emir bist, und wie dich der Aufseher seines Palastes behandelt hat.«

Er vollendete sein dienstliches Äußere dadurch, daß er sich

die Reste der zerlassenen Butter, welche er mit Mersinah allein genossen hatte, aus dem Schnurrbart strich, und brach auf. Jetzt waren wir allein.

»Darf ich reden, Sir?« fragte jetzt Lindsay.

»Ja, Master.«

»Kleider kaufen!«

»Jetzt?«

»Ja.«

»Rotkarierte?«

»Natürlich!«

»So wollen wir zum Basar gehen!«

»Aber ich nicht reden! Ihr müßt kaufen, Sir. Hier Geld!«

»Kaufen wir uns nur Kleider?«

»Was noch?«

»Einiges Geschirr, welches wir brauchen und klugerweise dem Agha oder der Haushälterin zum Geschenk machen können. Sodann Tabak, Kaffee und ähnliche Dinge, die sich nicht gut entbehren lassen.«

»Well; bezahle alles!«

»Wir werden uns zunächst Eurer Börse bedienen und sodann miteinander abrechnen.«

»Pshaw! Bezahle alles! Abgemacht!«

»Gehe ich mit?« fragte Mohammed.

»Wie du willst. Nur denke ich, daß du besser tust, dich so wenig wie möglich sehen zu lassen. In Spandareh hat man dich auch als einen Haddedihi erkannt, gar nicht gerechnet, daß du deinem Sohne sehr ähnlich siehst, was mir auch der dortige Dorfälteste versicherte.«

»So bleibe ich zurück!«

Wir brannten unsere Dschibuks an und gingen. Der Hausflur war mit Rauch erfüllt, und in der Küche hustete die »Myrte«. Als sie uns bemerkte, kam sie für einen Augenblick hervor.

»Wo sind unsere Leute?« fragte ich sie.

»Bei den Pferden. Du willst gehen?«

»Wir begeben uns nach dem Basar, um einiges einzukaufen.

Laß dich nicht stören, du Hüterin der Küche. Dort läuft dir das Wasser über.«

»Laß es laufen, Herr. Das Essen wird dennoch fertig!«

»Das Essen? Kochst du es in diesem großen Kessel?«

»Ja.«

»So ist es jedenfalls nicht für dich und Selim Agha?«

»Nein. Ich habe für die Gefangenen zu kochen.«

»Ah! Die sich nebenan befinden?«

»Ja.«

»Gibt es viele solche Unglückliche in dem Hause?«

»Noch nicht zwanzig.«

»Die sind alle aus Amadijah?«

»O nein. Es sind mehrere arnautische Soldaten, die sich vergangen haben, einige Chaldäer, ein Kurde, ein paar Einwohner von Amadijah und ein Araber.«

»Ein Araber? Araber gibt es hier ja gar nicht!«

»Er wurde von Mossul gebracht.«

»Was bekommen sie zu essen?«

»Brotfladen, die ich backe, und dann des Mittags oder des Nachmittags, ganz wie es mir paßt und gefällt, dieses warme Essen.«

»Worin besteht es?«

»Mehl in Wasser gequirlt.«

»Wer bringt es ihnen?«

»Ich selbst. Der Sergeant öffnet mir die Löcher. Hast du schon einmal ein Gefängnis gesehen, Emir?«

»Nein.«

»Wenn du es sehen willst, so darfst du es mir nur sagen; ich nehme dich mit.«

»Der Sergeant würde es mir nicht erlauben!«

»Er erlaubt es dir, denn ich bin seine Herrin.«

»Du?«

»Ja. Bin ich nicht die Herrin seines Agha?«

»Das ist wahr! Ich werde mir einmal überlegen, ob es sich für die Würde eines Emir schickt, ein Gefängnis zu besuchen und denen, welche dies erlauben, ein gutes Bakschisch zu geben.«

»Es schickt sich, Herr; es schickt sich sehr. Du wirst vielleicht deine Gnade leuchten lassen auch über die Gefangenen, daß sie mir einige Speisen und auch Tabak abkaufen können, was sie sonst nicht haben!«

Nichts konnte mir lieber sein als die Erfahrung, welche ich hier machte; aber ich war so vorsichtig, eingehendere Fragen jetzt noch zu vermeiden, da ich durch dieselben leicht hätte Verdacht erregen können. Halef, der Buluk Emini und der Kurde aus Spandareh wurden gerufen, uns zu begleiten; dann gingen wir.

Die Basars waren wie ausgestorben. Kaum daß wir eine Kaffeeschenke fanden, wo uns ein Trank gereicht wurde, der mir sehr nach gebrannten Gerstenkörnern schmeckte. Dort erfuhren wir auch, was die Ursache der jetzigen Leblosigkeit in Amadijah war. Trotz der hohen und freien Berge dieser Stadt ist sie nämlich außerordentlich ungesund, so daß sich bei Anbruch der wärmeren Jahreszeit schleichende Fieber erzeugen. Dann verlassen die Einwohner den Ort und begeben sich in die benachbarten Wälder, um dort in Sommerwohnungen zu leben, welche Jilaks genannt werden.

Nachdem wir den mysteriösen Trank überwunden und uns die Pfeifen neu gestopft hatten, begaben wir uns auf den Kleiderhandel. Der Kaffeewirt hatte uns einen Ort beschrieben, an dem wir das Gesuchte finden könnten. Der Handel wurde unter der schweigsamen Assistenz des Engländers und zu seiner sichtbaren Befriedigung abgeschlossen. Er erhielt ein vollständiges, rot und schwarz kariertes Gewand für einen verhältnismäßig billigen Preis. Dann wurden auch die übrigen Einkäufe besorgt und die Diener mit denselben nach Hause geschickt. Der Kurde erhielt als Geschenk einen perlengestickten und gefüllten Tabaksbeutel, den er mit stolzer Genugtuung sofort an seinem Gürtel befestigte, damit dieser Beweis seiner männlichen Würde jedermann in die Augen falle.

Nun begann ich mit dem Engländer allein einen Gang durch die Stadt, um dieselbe einigermaßen kennen zu lernen, und erhielt die Überzeugung, daß diese einst so wichtige Grenzfestung, auf welche die Türken auch heute noch einen nicht

geringen Wert legen, von einigen hundert unternehmenden Kurden leicht überrumpelt werden könne. Die wenigen Soldaten, welche wir trafen, sahen hungrig und fieberkrank aus, und die Verteidigungswerke befanden sich in einem Zustande, der ihnen alles Recht auf diesen Namen raubte.

Als wir heimkehrten, wartete der Agha bereits meiner.

»Emir, ich harre schon lange auf dich.«

»Warum?«

»Ich soll dich zum Mutesselim bringen.«

»Bringen?« fragte ich mit lächelnder Betonung dieses Wortes.

»Nein, sondern begleiten. Ich habe ihm alles erzählt und diesem Aufseher des Palastes die Fäuste unter die Nase gehalten. Allah beschützte ihn, sonst hätte ich ihn vielleicht gar getötet oder erwürgt!«

Dabei rollte er die Augen und bog die zehn Finger wie Zangen zusammen.

»Was sagte der Kommandant?«

»Emir, soll ich die Wahrheit sagen?«

»Ich erwarte das!«

»Er ist nicht erfreut über deinen Besuch.«

»Ah! Warum nicht?«

»Er liebt die Fremden nicht und empfängt überhaupt sehr selten Besuche.«

»Ist er ein Einsiedler?«

»Nein. Aber er bekommt als Kommandant neben freier Wohnung monatlich sechstausendsiebenhundertachtzig Piaster, und es geht ihm, wie uns allen: er hat seit elf Monaten nichts erhalten und weiß nicht, was er essen und trinken soll. Kann er sich da freuen, wenn er wichtige Besuche erhält?«

»Ich will ihn sehen und sprechen, aber nicht bei ihm essen!«

»Das geht nicht. Er muß dich standesgemäß und würdig empfangen, und darum hat er die – die – –«

Er wurde verlegen.

»Was? Die – die – –?«

»Die hiesigen Juden zu sich kommen lassen, um fünfhun-

dert Piaster von ihnen zu leihen. Das braucht er, um zu kaufen, was er zu deinem Empfange nötig hat.«

»Sie haben es ihm gegeben?«

»Allah illa Allah; sie hatten selbst nichts mehr, denn sie haben ihm bereits alles geben müssen. Nun hat er sich einen Hammel geborgt und noch vieles dazu. Das ist sehr schlimm, besonders für mich, Emir!«

»Warum für dich?«

»Weil ich ihm diese fünfhundert Piaster leihen oder – oder – – –«

»Nun, oder – – –«

»Oder dich fragen muß, ob du – du – – –«

»Sprich doch weiter, Agha!«

»Ob du reich bist. Oh, Emir, ich hätte ja selbst auch keinen einzigen Para, wenn du mir heute nichts gegeben hättest! Und davon habe ich an Mersinah fünfunddreißig Piaster geben müssen!«

Zu meinem Empfange dem Mutesselim fünfhundert Piaster borgen, das heißt so viel wie schenken! Das waren ungefähr hundert Mark. Hm, ich war ja durch das Geld, welches ich bei dem Tiere von Abu Seif gefunden hatte, nicht ganz mittellos, und für unsern Zweck konnte das Wohlwollen des Mutesselim von großem Vorteile sein. Fünfhundert Piaster konnte ich allenfalls geben, und ebensoviel rechnete ich auf Master Lindsay, der für ein Abenteuer sehr gern diese für ihn so geringfügige Summe verausgabte. Daher begab ich mich in die Stube des Engländers, während der Agha auf mich warten mußte.

Sir David war grad mit dem Umkleiden beschäftigt. Sein langes Angesicht strahlte vor Vergnügen.

»Master, wie sehe ich aus?« fragte er.

»Ganz Kurde!«

»Well; gut, sehr gut! Ausgezeichnet! Aber wie wickeln Turban?«

»Gebt her das Zeug!«

Er hatte in seinem Leben noch kein Turbantuch in der Hand gehabt. Ich setzte ihm die Mütze auf das strahlende Haupt und schlang ihm das rotschwarze Zeug kunstvoll um dieselbe he-

rum. So brachte ich einen jener riesigen Turbane fertig, wie sie hierzulande von Würdenträgern und vornehmen Männern getragen werden. Eine solche Kopfbedeckung hat oft vier Fuß im Durchmesser.

»So, nun ist ein kurdischer Großkhan fertig!«

»Vortrefflich! Herrlich! Schönes Abenteuer! Amad el Ghandur befreien! Alles bezahlen, sehr gut bezahlen!«

»Ist dies Euer Ernst, Sir?«

»Warum nicht Ernst?«

»Ich weiß allerdings, daß Ihr sehr wohlhabend seid und das zur richtigen Zeit auch anzuwenden wißt – – –«

Er blickte mich schnell und forschend an und fragte dann:

»Wollt Geld haben?«

»Ja,« antwortete ich einfach.

»Well; sollt es bekommen! Für Euch?«

»Nein. Ich hoffe, daß Ihr mich nicht von einer solchen Seite kennen gelernt habt!«

»Ist richtig, Sir! Also für wen?«

»Für den Mutesselim.«

»Ah! Warum? Wozu?«

»Dieser Mann ist sehr arm. Der Sultan schuldet ihm seit elf Monaten sein Gehalt. Aus diesem Grunde hat er jedenfalls das bekannte System aller türkischen Beamten angewandt und die hiesige Bewohnerschaft so ziemlich ausgesaugt. Nun hat niemand mehr etwas, und kein Mensch kann ihm borgen. Deshalb bringt ihn mein Besuch in große Verlegenheit. Er muß mich gastlich empfangen und besitzt die dazu nötigen Mittel nicht. Darum hat er sich einen Hammel und verschiedenes andere geborgt und läßt mich unter der Hand fragen, ob ich reich genug bin, ihm fünfhundert Piaster zu leihen. Das ist nun allerdings ganz türkisch gehandelt, und auf das Zurückerstatten darf man nicht rechnen. Da es aber für uns sehr nötig ist, eine freundliche Gesinnung in ihm zu erwecken, so habe ich beschlossen – – –«

Er unterbrach mich mit einer schnellen Handbewegung.

»Gut! Sollt eine Hundertpfundnote haben!«

»Das ist zu viel, Sir! Das wären ja nach dem Kurse von Kon-

stantinopel elftausend Piaster! Ich will ihm fünfhundert Piaster geben und ersuche Euch, dieselbe Summe hinzuzufügen. Er kann damit zufrieden sein.«

»Tausend Piaster! Zu wenig! Habe ja Araber-Scheiks seidenes Gewand geschenkt! Möchte ihn auch sehen. Wenn mit darf, dann alles bezahlen; Ihr nichts geben!«

»Mir soll es recht sein.«

»So sagt Agha, er soll uns machen lassen!«

»Und was werden wir machen?«

»Unterwegs Geschenk kaufen; Geld hinein stecken.«

»Aber nicht zuviel, Sir!«

»Wie viel? Fünftausend Piaster?«

»Zweitausend ist mehr als genug!«

»Well; also zweitausend! Fertig!«

Ich kehrte zu Selim Agha zurück.

»Sage dem Kommandanten, daß ich mit einem von meinen Begleitern kommen werde!«

»Wann?«

»In kurzem.«

»Deinen Namen kennt er bereits; welchen Namen soll ich ihm noch sagen?«

»Hadschi Lindsay-Bey.«

»Hadschi Lindsay-Bey. Gut! Und die Piaster, Emir?«

»Wir bitten um die Erlaubnis, ihm ein Geschenk mitbringen zu dürfen.«

»Dann muß er Euch auch eins geben!«

»Wir sind nicht arm; wir haben alles, was wir brauchen, und werden uns am meisten freuen, wenn er uns nichts als seine Freundschaft schenkt. Sage ihm das!«

Er ging getröstet und zufriedengestellt davon.

Bereits nach fünf Minuten saß ich mit dem Engländer zu Pferde; ich hatte ihm eingeschärft, ja kein Wort zu sprechen. Halef und der Buluk folgten uns. Den Kurden hatten wir mit dem geliehenen Gewande und vielen Grüßen nach Spandareh zurückgeschickt. Wir ritten durch die Basars, wo wir gesticktes Zeug zu einem Feierkleide und eine hübsche Börse kauften, in welche der Engländer zwanzig goldene Medschidje zu je

hundert Piaster legte. In solchen Dingen war mein guter Master Lindsay nie ein Knauser; das hatte ich zu meinem Vorteile sehr oft erfahren.

Nun ritten wir nach dem Palast des Kommandanten. Vor demselben standen etwa zweihundert Albanesen in Parade, angeführt von zwei Mulasim unter dem Kommando unsers tapfern Selim Agha. Er zog den Sarras und kommandierte:

»Ajagda duryn dykatli – steht genau!«

Sie gaben sich herzliche Mühe, diesem Verlangen nachzukommen, bildeten aber doch eine Art Schlangenlinie, die am Ende der Aufstellung in einen sehr gebogenen Schwanz auslief.

»Tschalghy! Islik tscharyn! – Musik! Pfeift!«

Drei Flöten begannen zu wimmern, und eine türkische Trommel forcierte einen Wirbel, der wie das Leiern einer Kaffeemühle klang.

»Daha giöre! Kuwetlirek! – lauter, stärker!«

Der gute Agha rollte dabei die Augen nach der geschwindesten Ziffer von Melzels Metronom; die Musikanten taten es ihm nach, und während dieses künstlerischen und für uns sehr schmeichelhaften Empfanges ritten wir vor den Eingang, um abzusteigen. Die beiden Leutnants ritten herbei und hielten uns die Steigbügel. Ich griff in die Tasche und gab jedem von ihnen ein silbernes Zehnpiasterstück. Sie steckten es befriedigt zu sich, ohne im geringsten in ihrer Offiziersehre verletzt zu sein. Der türkische subalterne Offizier ist, besonders in entlegenen Garnisonen, selbst heute noch der Diener seines nächst höheren Vorgesetzten und stets gewohnt, sich als solchen betrachten zu lassen.

Dem Agha gab ich das Zeug und die Börse.

»Melde uns an, und gib dem Kommandanten dieses Geschenk!«

Er ging würdevoll voran, und wir folgten. Unter dem Tore stand der Nazardschi des Palastes. Er empfing uns jetzt ganz anders als beim ersten Male. Er kreuzte die Arme über der Brust, verbeugte sich tief und murmelte demütig:

»Bendeniz el öpir; aghamin size selami wer – Euer Diener küßt die Hand; mein Herr läßt sich Euch empfehlen!«

Ich schritt an ihm vorüber, ohne ihm zu antworten, und auch Lindsay tat, als habe er ihn gar nicht bemerkt. Ich muß gestehen, daß mein Master Fowling-bull trotz der schreienden Farbe seines Anzuges einen ganz respektablen Eindruck machte. Der Anzug paßte, wie für ihn gemacht, und das Bewußtsein, ein Engländer und dazu auch reich zu sein, gab seiner Haltung eine Sicherheit, die hier ganz am Platze war.

Der Aufseher nahm trotz seiner offenen Mißachtung doch den Vortritt und führte uns eine Treppe empor in einen Raum, der das Vorzimmer zu bilden schien. Dort saßen die Beamten des Kommandanten auf armseligen Teppichen. Sie erhoben sich bei unserm Eintritte und begrüßten uns ehrfurchtsvoll. Es waren meist Türken und einige Kurden dabei. Die letztern machten, wenigstens in Beziehung auf ihr Äußeres, einen viel besseren Eindruck als die ersteren, die sich in keiner so guten wirtschaftlichen Lage zu befinden schienen. An einer der Fensteröffnungen stand ein Kurde, den man sofort für einen freien Mann der Berge halten mußte. Er schaute mit finsterner, ungeduldiger Miene hinaus ins Freie. Einer der Türken trat auf mich zu:

»Du bist der Emir Hadschi Kara Ben Nemsi, den der Muteselim erwartet?«

»Ich bin es.«

»Und dieser Effendi ist Hadschi Lindsay-Bey, welcher das Gelübde getan hat, nicht zu sprechen?«

»Ja.«

»Ich bin der Basch Kiatib {Gerichtsschreiber} des Kommandanten. Er läßt dich bitten, einige Augenblicke zu warten.«

»Warum? Ich bin nicht gewohnt, zu warten, und er hat gewußt, daß ich komme!«

»Er hat eine wichtige Abhaltung, die nicht lange währen wird.«

Was dies für eine wichtige Abhaltung war, konnte ich bald bemerken. Nämlich ein Diener kam äußerst eilfertig aus dem Zimmer des Mutesselim gestürzt und kehrte nach einiger Zeit

mit zwei Büchsen zurück, auf denen die Deckel fehlten. Die größere enthielt Tabak und die kleinere gebrannte Kaffeebohnen. Der Kommandant hatte diese notwendigen Sachen erst nach Empfang unseres Geldes holen lassen können. Vor der Rückkehr seines Dieners trat der Agha aus dem Zimmer des Mutesselim.

»Effendi, verzeihe noch einen Augenblick! Du wirst sofort eintreten können!«

Da wandte sich der am Fenster stehende Kurde zu ihm:

»Und wann endlich werde ich eintreten dürfen?«

»Du wirst noch heute vorgelassen.«

»Noch heute? Ich bin eher dagewesen als dieser Effendi, und auch eher als alle diese andern. Meine Sache ist notwendig, und ich muß noch heute wieder aufbrechen!«

Selim Agha rollte die Augen.

»Diese Effendis sind ein Emir und ein Bey, du aber bist nur ein Kurde. Du kommst erst nach ihnen!«

»Ich habe ein gleiches Recht wie sie, denn ich bin der Abgesandte eines tapfern Mannes, der auch ein Bey ist!«

Das freimütige furchtlose Wesen dieses Kurden gefiel mir ungemein, obgleich seine Beschwerde indirekt gegen mich gerichtet war. Den Agha aber schien sie außerordentlich zu erzürnen, denn er begann seinen Augenwirbel von neuem und antwortete:

»Du kommst erst später daran, und vielleicht auch gar nicht. Wenn dir das nicht gefällt, so kannst du gehen! Dir ist ja nicht einmal das Notwendigste bekannt, um vor einem großen, einflußreichen Manne erscheinen zu dürfen!«

Ah, der Kurde hatte also das »Notwendigste«, nämlich das Bakschisch, vergessen. Er ließ sich aber nicht einschüchtern, sondern antwortete:

»Weißt du, was das Notwendigste für einen Berwarikurden ist? Dieser Säbel ist es!« Dabei schlug er an den Griff der genannten Waffe. »Willst du eine Probe davon versuchen? Mich sendet der Bey von Gumri; es ist eine Beleidigung für ihn, wenn ich immer von neuem wieder zurückgesetzt werde und

warten muß, und er wird wissen, was er darauf zu erwidern hat. Ich gehe!«

»Halt!« rief ich.

Er befand sich bereits an der Türe. Der Bey von Gumri, an den mich der Älteste von Spandareh adressiert hatte? Das war eine vortreffliche Gelegenheit, mich vorteilhaft bei ihm anzumelden.

»Was willst du?« fragte er barsch.

Ich schritt auf ihn zu und hielt ihm die Hand entgegen.

»Ich will dich begrüßen, denn das ist ebenso, als ob dein Bey meinen Gruß hörte.«

»Kennst du ihn?«

»Ich habe ihn noch nicht gesehen, aber man hat mir von ihm erzählt. Er ist ein sehr tapferer Krieger, dem meine Achtung gehört. Willst du mir eine Botschaft an ihn ausrichten?«

»Ja, wenn ich es kann.«

»Du kannst es. Aber vorher werde ich dir beweisen, daß ich den Bey zu ehren weiß: Du sollst vor mir zum Mutesselim eintreten dürfen.«

»Ist dies dein Ernst?«

»Mit einem tapferen Kurden scherzt man nie.«

»Hört ihr es?« wandte er sich zu den andern. »Dieser fremde Emir hat gelernt, was Höflichkeit und Achtung bedeutet. Aber ein Berwari kennt die Sitte ebenso.« Und zu mir gerichtet, fügte er hinzu: »Herr, ich danke dir; du hast mir mein Herz erfreut! Aber ich werde nun gern warten, bis du mit dem Mutesselim gesprochen hast.«

Jetzt war er es, der mir die Hand entgegenstreckte. Ich schlug ein.

»Ich nehme es an, denn ich weiß, daß du nicht lange zu warten haben wirst. Aber sage mir, ob du nach deiner Unterredung mit dem Kommandanten so viel Zeit hast, zu mir zu kommen!«

»Ich werde kommen und dann etwas schneller reiten. Wo wohnst du?«

»Ich wohne hier bei Selim Agha, dem Obersten der Arnauten.«

Er trat mit einer zustimmenden Kopfbewegung zurück, denn der Diener öffnete die Türe, um mich und Lindsay eintreten zu lassen.

Das Zimmer, in welches wir gelangten, war mit einer alten verschossenen Papiertapete bekleidet und hatte an seiner hintern Wand eine kaum fußhohe Erhöhung, die mit einem Teppiche belegt war. Dort saß der Kommandant. Er war ein langer, hagerer Mann mit einem scharfen, wohl frühzeitig gealterten Angesichte. Sein Blick war verschleiert und nicht Vertrauen erweckend. Er erhob sich bei unserem Eintritte und bedeutete uns durch eine Bewegung seiner Hände, zu beiden Seiten von ihm Platz zu nehmen. Mir fiel dies nicht schwer; Master Lindsay aber hatte einige Mühe, sich mit gebogenen Beinen in jene Stellung zu bringen, welche die Türken »Ruhen der Glieder« nennen. Wer sie nicht gewöhnt ist, dem schlafen die unteren Extremitäten sehr bald ein, so daß man dann gezwungen ist, sich wieder zu erheben. Ich mußte also aus Rücksicht auf den Engländer dafür sorgen, daß die Unterhaltung nicht gar zu lange daure.

»Chosch geldin demek; ömriniz tschok ola – seid mir willkommen; euer Leben möge lang sein!« empfing uns der Kommandant.

»Grad so, wie das deinige,« antwortete ich ihm. »Wir sind von fern her gekommen, um dir zu sagen, daß wir uns freuen, dein Angesicht zu sehen. Möge Segen in deinem Hause wohnen und jedes Werk gelingen, das du unternimmst!«

»Auch euch wünsche ich Heil und Erfolg in allem, was ihr tut! Wie heißt das Land, das deinen Tag gesehen hat, Emir?«

»Germanistan.«

»Hat es einen großen Sultan?«

»Es hat sehr viele Padischahs.«

»Und wie viele Krieger?«

»Wenn die Padischahs von Germanistan ihre Krieger versammeln, so sehen sie mehrere Millionen Augen auf sich gerichtet.«

»Ich habe dieses Land noch nicht gesehen, aber es muß ein

großes und ein berühmtes sein, da du unter dem Schutze des Großherrn stehest.«

Dies war natürlich ein Wink, mich zu legitimieren. Ich tat es sogleich:

»Dein Wort ist richtig. Hier hast du das Bu-djeruldi des Pa-dischah!«

Er nahm es, drückte es an Stirn, Mund und Brust und las es.

»Hier lautet doch dein Name anders als Kara Ben Nemsi!«

Ah, das war fatal! Der Umstand, daß ich den mir von Halef gegebenen Namen hier beibehalten hatte, konnte uns schädlich werden; doch faßte ich mich schnell und meinte:

»Willst du mir einmal den Namen vorlesen, der hier auf dem Pergamente steht?«

Er versuchte es, aber es wollte ihm nicht recht gelingen. Und über den Namen des Heimatortes stolperte er vollends gar hinweg.

»Siehest du!« erklärte ich. »Kein Türke kann einen Namen aus Germanistan richtig lesen und aussprechen; kein Mufti und kein Mollah bringt dies fertig, denn unsere Sprache ist sehr schwer und wird in einer andern Schrift geschrieben, als die eurige ist. Ich bin Hadschi Kara Ben Nemsi; das wird dir auch dieser Brief beweisen, welchen der Mutessarif von Mos-sul mir für dich mitgegeben hat.«

Ich reichte ihm das Schreiben hin. Als er es gelesen hatte, war er befriedigt und gab mir das Bu-djeruldi nach der gebräuchlichen Zeremonie zurück.

»Und dieser Effendi ist Hadschi Lindsay-Bey?« fragte er dann.

»So ist sein Name.«

»Aus welchem Lande ist er?«

»Aus Londonistan,« antwortete ich, um den bekannteren Namen von England zu vermeiden.

»Er hat gelobt, nicht zu sprechen?«

»Er spricht nicht.«

»Und er kann zaubern?«

»Höre, Mutesselim, von der Magie soll man nicht sprechen, wenigstens nicht zu jemand, den man noch nicht kennt.«

»Wir werden uns kennen lernen, denn ich bin ein großer Freund der Magie. Glaubst du, daß man Geld machen kann?«

»Ja, Geld kann man machen.«

»Und daß es einen Stein der Weisen gibt?«

»Es gibt einen, aber er liegt nicht in der Erde, sondern im menschlichen Herzen vergraben und kann also auch nicht durch die Scheidekunst bereitet werden.«

»Du sprichst sehr dunkel; aber ich sehe, daß du ein Kenner der Magie bist. Es gibt eine weiße und eine schwarze. Kennst du alle beide?«

Ich konnte nicht anders, ich mußte lustig antworten:

»O, ich kenne auch alle andern Arten.«

»Es gibt noch andere? Welche?«

»Eine blaue, eine grüne und gelbe, auch eine rote und graue. Dieser Hadschi Lindsay-Bey war erst ein Anhänger der grau-karierten, jetzt aber hat er die schwarz-rote angenommen.«

»Das sieht man an seinem Gewande. Selim Agha hat mir erzählt, daß er eine Hacke bei sich führt, mit welcher er in die Erde schlägt, um die Sprache der Verstorbenen zu erforschen.«

»So ist es. Aber laß uns heute darüber schweigen. Ich bin ein Krieger und Effendi, aber kein Schulmeister, der andere unterrichtet.«

Der brave Kommandant hatte alle Hilfsquellen der ausgesaugten Provinz erschöpft und suchte nun sein Heil in der Magie. Es konnte mir nicht einfallen, ihn in seinem Aberglauben zu bestärken, aber ich hatte in den gegenwärtigen Verhältnissen auch keine Veranlassung, sie ihm wegzudisputieren. Oder hatte ihn nur die berühmte Hacke meines Master Fowling-bull auf den Gedanken gebracht, mit mir über die Magie zu verhandeln? Das war auch möglich. Übrigens machten meine letzten Worte wenigstens den Eindruck auf ihn, daß er in die Hände klatschte und Kaffee und Pfeifen bringen ließ.

»Ich hörte, daß der Mutessarif einen Kampf mit den Dsche-sidi gehabt habe?« begann er ein anderes Thema.

Dasselbe war für mich nicht ungefährlich, aber ich wußte nicht, wie ich es hätte abweisen können. Es begann grad wie ein Verhör: »Ich hörte!« Und doch mußte er als der nächste Untergebene des Gouverneur und als Kommandant von Amadijah die Sache nicht bloß vom Hörensagen kennen. Ich trat dazu in seine eigenen Fußtapfen:

»Auch ich hörte davon.« Und um einer Frage seinerseits zuvorzukommen, fügte ich hinzu: »Er wird sie gezüchtigt haben, und nun kommen wohl die widerspenstigen Araber an die Reihe.«

Er horchte auf und blickte mich forschend an.

»Woraus vermutest du das, Emir?«

»Weil er selbst mit mir davon sprach.«

»Er selbst? Der Mutessarif?«

»Ja.«

»Wann?«

»Als ich bei ihm war, natürlich.«

»Wie kam er dazu?« erkundigte er sich, ohne eine Miene des Unglaubens ganz verbergen zu können.

»Jedenfalls, weil er Vertrauen zu mir hatte und gewillt ist, mir in Beziehung auf diesen Kriegszug eine Aufgabe zu erteilen.«

»Welche?«

»Hast du einmal etwas von Politik und Diplomatie gehört, Mutesselim?«

Er lächelte überlegen.

»Wäre ich Kommandant von Amadijah, wenn ich nicht ein Diplomat wäre?«

»Du hast sehr recht! Aber warum zeigst du es mir nicht, daß du ein solcher bist?«

»Bin ich undiplomatisch gewesen?«

»Sehr.«

»Inwiefern?«

»Weil du mich nach meiner Aufgabe in so direkter Weise fragst, daß ich erstaunen muß. Ich darf von ihr nicht sprechen, und du hättest es nur durch eine feine und kluge Ausforschung erfahren können.«

»Warum dürftest du es mir nicht sagen? Der Mutessarif hat kein Geheimnis vor mir!«

»Du mußt mich fragen, um etwas über diese Angelegenheit zu erfahren; dies ist doch der sicherste Beweis, daß der Mutessarif gegen mich offener gewesen ist, als gegen dich. Wie nun, wenn ich grad in einer Sache, die auf seinen Einfall in das Gebiet der Araber Bezug hat, nach Amadijah gekommen wäre?«

»Das ist nicht möglich!«

»Das ist sehr möglich! Ich will dir nur soviel vertrauen, daß der Gouverneur mich nach meiner Rückkehr von Amadijah zu den Weideplätzen der Araber senden wird. Ich soll dort heimlich das Terrain studieren, damit ich ihm meine Vorschläge machen kann.«

»Ist dies wahr?«

»Ich sage es dir im Vertrauen, folglich ist es wahr.«

»Dann bist du ein großer Vertrauter von ihm!«

»Vermutlich!«

»Und hast Einfluß auf ihn!«

»Wenn dies der Fall wäre, so dürfte ich es doch nicht behaupten. Sonst könnte ich den Einfluß doch sehr leicht verlieren.«

»Emir, du machst mich besorgt!«

»Warum?«

»Ich weiß, daß die Gnade des Mutessarif nicht über mir leuchtet. Sage mir, ob du wirklich sein Freund und Vertrauter bist!«

»Er hat mir mitgeteilt, was er andern vielleicht nicht sagen würde, sogar von seinem Zuge gegen die Dschesidi hat er mir vorher gesagt; ob ich aber sein Freund bin, das ist eine Frage, deren Beantwortung du mir erlassen mußt.«

»Ich werde dich auf die Probe stellen, ob du wirklich mehr weißt, als andere!«

»Tue es!« sagte ich zuversichtlich, obgleich ich innerlich einige Besorgnis fühlte.

»Auf welchen Stamm der Araber hat er es besonders abgesehen?«

»Auf die Schammar.«

»Und auf welche Abteilung derselben?«

»Auf die Haddedihi.«

Jetzt nahm sein scharfes Gesicht einen lauernden Ausdruck an.

»Wie heißt der Scheik derselben?«

»Mohammed Emin. Kennst du ihn?«

»Nein. Aber ich hörte, der Mutessarif soll ihn gefangen genommen haben. Er hat doch sicher davon zu dir gesprochen, da er dir sein Vertrauen schenkte und dich zu den Arabern senden will!«

Dieser gute Mann machte wirklich eine Anstrengung, diplomatisch zu sein! Ich aber lachte ihm in das Gesicht.

»O Mutesselim, du stellst mich da sehr hart auf die Probe! Ist Amad el Ghandur so alt, daß du ihn mit Mohammed Emin, seinem Vater, verwechselst!«

»Wie kann ich sie verwechseln, da ich beide noch nie gesehen habe!«

Ich erhob mich.

»Laß uns unser Gespräch beenden! Ich bin kein Knabe, den man narren darf. Aber wenn du den Gefangenen sehen willst, so gehe hinab in das Gefängnis; der Sergeant wird dir ihn zeigen. Ich sage dir nur: Halte es geheim, wer er ist, und laß ihn ja nicht entkommen! Solange der zukünftige Scheik der Haddedihi sich in der Gewalt des Mutessarif befindet, kann dieser letztere den Arabern Bedingungen stellen. Jetzt erlaube, daß ich gehe!«

»Emir, ich wollte dich nicht beleidigen. Bleibe!«

»Ich habe heute noch anderes zu tun.«

»Du mußt bleiben, denn ich habe dir ein Mahl bereiten lassen!«

»Ich kann in meiner Wohnung speisen und danke dir. Übrigens steht draußen ein Kurde, der notwendig mit dir zu sprechen hat. Er war eher da als ich, und darum wollte ich ihm den Vortritt lassen; er war aber so höflich, dies abzulehnen.«

»Er ist ein Bote des Bey von Gumri. Er mag warten!«

»Mutesselim, erlaube, daß ich dich vor einem Fehler warne!«

»Vor welchem?«

»Du behandelst diesen Bey wie einen Feind oder doch wie einen Mann, den man nicht zu achten oder zu fürchten braucht!«

Ich sah es ihm an, daß er sich Mühe gab, eine zornige Aufwallung zu beherrschen.

»Willst du mir Lehren geben, Emir, du, den ich gar nicht kenne?«

»Nein. Wie kann ich es wagen, dich belehren zu wollen, da du mehr als mein Alter hast! Bereits als wir von der Magie sprachen, habe ich dir bewiesen, daß ich dich für weiser halte, als daß ich dich belehren könnte. Aber einen Rat darf auch der Jüngere dem Älteren erteilen!«

»Ich weiß selbst, wie man diese Kurden zu behandeln hat. Sein Vater war Abd el Summit Bey, der meinen Vorgängern und besonders dem armen Selim Zillahi so große Mühe machte!«

»Soll sein Sohn euch dieselbe Mühe machen? Der Mutesarif braucht seine Truppen gegen die Araber, und einen Teil derselben muß er stets gegen die Dschesidi bereit halten, denen er nicht trauen darf. Was wird er sagen, wenn ich ihm mitteile, daß du die Kurden von Berwari so behandelst, daß auch hier ein Aufstand zu befürchten steht, wenn sie merken, daß der Gouverneur augenblicklich nicht die Macht besitzt, ihn niederzudrücken? Tue was du willst, Mutesselim. Ich werde dir weder eine Lehre noch einen Rat erteilen.«

Dieses Argument frappierte ihn; das sah ich ihm an.

»Du meinst, daß ich den Kurden empfangen soll?«

»Tue, was du willst. Ich wiederhole es!«

»Wenn du mir versprichst, bei mir zu essen, so werde ich ihn in deiner Gegenwart hereinkommen lassen.«

»Unter dieser Bedingung kann ich hier bleiben; denn ich gehe meist ja deshalb, damit er nicht meinetwegen noch länger warten müsse.«

Der Mutesselim klatschte in die Hände, und aus einer Nebentüre trat der Diener ein, welcher den Befehl erhielt, den

Kurden hereinzurufen. Dieser schritt in stolzer Haltung in das Zimmer und grüßte mit einem »Sellam«, ohne sich zu bücken.

»Du bist ein Bote des Bey von Gumri?« fragte der Kommandant.

»Ja.«

»Was hat mir dein Herr zu sagen?«

»Mein Herr? Ein freier Kurde hat nie einen Herrn. Er ist mein Bey, mein Anführer im Kampfe, nicht aber mein Gebieter. Dieses Wort kennen nur die Türken und Perser.«

»Ich habe dich nicht rufen lassen, um mich mit dir zu streiten. Was hast du an mich auszurichten?«

Der Kurde mochte ahnen, daß ich die Ursache sei, daß er nicht länger zu warten brauchte. Er warf mir einen verständnisvollen Blick zu und antwortete sehr ernst und langsam:

»Mutesselim, ich hatte etwas auszurichten; da ich aber so lange warten mußte, habe ich es vergessen. Der Bey muß dir also einen andern Boten senden, der es wohl nicht vergessen wird, wenn er nicht zu warten braucht!«

Das letzte Wort sprach er bereits unter der Türe; dann war er verschwunden. Der Kommandant machte ein ganz verblüfftes Gesicht. So etwas hatte er nicht erwartet, während ich mir im stillen sagte, daß kein europäischer Ambassadeur korrekter hätte handeln können, als dieser junge, einfache Kurde. Es zuckte mir förmlich in den Beinen, ihm nachzueilen, um ihm meine Achtung und Anerkennung auszusprechen. Auch der Mutesselim wollte ihm nachspringen, aber in etwas anderer Absicht.

»Schurke!« rief er aufspringend. »Ich werde – – «

Er besann sich aber doch und blieb stehen. Ich stopfte mir sehr gleichmütig meinen Tschibuk und brannte an.

»Was sagst du dazu, Emir?« fragte er.

»Daß ich es so kommen sah. Ein Kurde ist kein heuchelnder Grieche und auch kein schmutziger Jude, der sich nicht einmal krümmt, wenn man ihn tritt. Was wird der Bey von Gumri tun, und was wird der Mutessarif sagen!«

»Du wirst es ihm erzählen?«

»Ich werde schweigen, aber er wird die Folgen sehen.«

»Ich lasse diesen Kurden zurückrufen!«

»Er wird nicht kommen.«

»Ich will ihm ja nicht zürnen!«

»Er wird das nicht glauben. Es gibt nur einen einzigen, der ihn bewegen kann, zurückzukehren.«

»Wer ist das?«

»Ich bin es.«

»Du?«

»Ja. Ich bin sein Freund; er wird vielleicht auf meine Stimme hören.«

»Du bist sein Freund? Du kennst ihn?«

»Ich habe ihn in deinem Vorzimmer zum erstenmal gesehen. Aber ich sprach zu ihm wie zu einem Manne, welcher der Bote eines Bey ist, und das hat ihn sicher zu meinem Freund gemacht.«

»Du weißt jedoch nicht, wo er sich befindet!«

»Ich weiß es.«

»Wo ist er? Fort von Amadijah. Sein Pferd stand unten.«

»Er ist in meiner Wohnung, wohin ich ihn eingeladen habe.«

»Du hast ihn eingeladen? Soll er bei dir essen?«

»Ich werde ihn als Gast empfangen; die Hauptsache aber ist, daß ich ihm eine Botschaft an den Bey anzuvertrauen habe.«

Der Mutesselim staunte immer mehr.

»Was für eine Botschaft?«

»Ich denke, du bist ein Diplomat? Frag den Mutessarif!«

»Emir, du sprichst in lauter Rätseln!«

»Deine Weisheit wird sie sehr bald zu lösen wissen. Ich will dir aufrichtig sagen, daß du einen Fehler begangen hast, und da du weder eine Lehre noch einen Rat von mir annehmen willst, so erlaube mir wenigstens, diesen Fehler wieder gut zu machen, indem ich dem Bey von Gumri eine sehr friedliche Botschaft sende!«

»Ich darf sie nicht wissen?«

»Ich will es dir im Vertrauen mitteilen, trotzdem es ein di-

plomatisches Geheimnis ist: Ich habe ihm ein Geschenk zu übermitteln.«

»Ein Geschenk? Von wem?«

»Das darf ich allerdings nicht sagen, aber du kannst es vielleicht erraten, wenn ich dir gestehe, daß der betreffende Beamte und Gebieter, von dem es kommt, im Westen von Amadijah wohnt und sehr wünscht, daß der Bey von Gumri ihm nicht feindlich gesinnt werde.«

»Herr, jetzt sehe ich, daß du wirklich der Vertraute des Mutessarif von Mossul bist; denn von ihm kommt das Geschenk, du magst es nun sagen oder nicht!«

Der Mann war ein Schwachkopf und ganz unfähig für sein Amt. Ich erfuhr später, daß er die Kreatur seines Vorgängers gewesen war, der selbst auch den Sprung vom Nefus Emini in Zilla in Kleinasien zum Mutesselim von Amadijah getan hatte. Mein Besuch bei diesem Kommandanten hatte eine ganz unerwartete, frappante Wendung erhalten. Für was er mich nahm, das konnte ich zwar hören und vermuten, nicht aber sicher behaupten; und doch führte mich der eigentümliche Gang unsers Gespräches dazu, ihm Dinge zu sagen, Dinge wissen oder ahnen zu lassen, von denen er recht wohl auf die Absicht unserer Anwesenheit hätte schließen können. Er hatte wohl kaum das rechte Zeug, ein guter Dorfältester, viel weniger aber Mutesselim zu sein; aber doch dauerte er mich im geheimen, wenn ich an die Verlegenheit dachte, in welche ihn das Gelingen unsers Vorhabens bringen mußte. Die Möglichkeit, ihn dabei zu schonen, wäre mir willkommen gewesen; aber es gab sie ja nicht.

Die Fortsetzung unseres Gespräches wurde aufgeschoben, da man das Essen brachte. Es bestand aus einigen Stücken des geliehenen Hammels und einem mageren Pillau. Der Kommandant langte fleißig zu und vergaß dabei das Sprechen; als er sich aber gesättigt hatte, fragte er:

»Du wirst den Kurden wirklich bei dir treffen?«

»Ja; denn ich glaube, daß er sein Wort hält.«

»Und ihn wieder zu mir schicken?«

»Wenn du es haben willst, ja.«

»Wird er auf dich warten?«

Dies war ein leiser Fingerzeig, der seinen Grund nicht in einem Mangel an Gastfreundlichkeit, sondern in der Besorgnis hatte, daß der Bote die Geduld auch bei mir verlieren werde. Darum antwortete ich:

»Er will bald aufbrechen, und darum wird es geraten sein, daß ich ihn nicht ermüde. Erlaubst du, daß wir gehen?«

»Unter der Bedingung, daß du mir versprichst, heute abend abermals mein Gast zu sein.«

»Ich verspreche es. Wann wünschst du, daß ich komme?«

»Ich werde es dir durch Selim Agha wissen lassen. Überhaupt bist du mir willkommen, wann und so oft du kommst.«

Unser Gastmahl hatte also nicht lange Zeit in Anspruch genommen. Wir brachen auf und wurden in sehr höflicher Weise von ihm bis hinunter vor das Tor begleitet. Dort warteten unsere beiden Begleiter mit den Pferden auf uns.

»Du hast einen Baschi-Bozuk bei dir?« fragte der Kommandant.

»Ja, als Khawaß. Der Mutessarif bot mir ein großes Gefolge an, doch ich bin gewohnt, mich selbst zu beschützen.«

Jetzt erblickte er den Rappen.

»Welch ein Pferd! Hast du es gekauft oder groß gezogen?«

»Es ist ein Geschenk.«

»Ein Geschenk! Herr, der es dir schenkte, ist ein Fürst gewesen! Wer war es?«

»Auch das ist ein Geheimnis; aber du wirst ihn vielleicht bald sehen.«

Wir stiegen auf, und sofort brüllte Selim Agha seiner Wachtparade, die auf uns gewartet hatte, den Befehl entgegen:

»Silahlarile nischanlaryn – zielt mit den Gewehren!«

Sie legten an, aber nicht zwei von den Flinten bildeten eine Linie miteinander.

»Tschalghy, schamataji kylyn – Musik, macht Lärm!«

Das vorige Wimmern und Kaffeemahlen begann.

»Hepsi herbiri halan atyn – schießt alle zugleich los!«

O weh! Kaum die Hälfte dieser Mordgewehre hatte den Mut, einen Laut von sich zu geben. Der Agha rollte die Augen;

die Träger der konfusen Schießinstrumente rollten auch die Augen und bearbeiteten die Schlösser ihrer Vorderlader, aber erst nachdem wir bereits um die nächste Ecke gebogen waren, erklang hier und da ein leises Gekläff, welches uns vermuten ließ, daß wieder einmal ein Pfropfen aus dem Laufe geschlingert worden sei.

Als wir zu Hause anlangten, saß der Kurde in meinem Zimmer auf meinem Teppich und rauchte aus meiner Pfeife meinen Tabak. Das freute mich, denn es bewies mir, daß unsere Ansichten über Gastlichkeit ganz dieselben seien.

»Kheîr ati, hemscher – willkommen, Freund!« begrüßte ich ihn.

»Wie, du redest kurdisch?« fragte er erfreut.

»Ein wenig nur, aber wir wollen es versuchen!«

Ich hatte Halef den Befehl gegeben, für mich und den Gast bei irgend einem Speisewirte etwas Eßbares aufzutreiben, und konnte mich also dem Boten des Bey von Gumri ruhig widmen. Ich steckte mir nun auch eine Pfeife an und ließ mich an seiner Seite nieder.

»Ich habe dich länger warten lassen, als ich wollte,« begann ich; »ich mußte mit dem Mutesselim essen.«

»Herr, ich habe gern gewartet. Die schöne Jungfrau, welche deine Wirtin ist, mußte mir eine Pfeife reichen, und dann habe ich mir von deinem Tabak genommen. Ich hatte dein Angesicht gesehen und wußte, daß du mir nicht darüber zürnen würdest.«

»Du bist ein Krieger des Bey von Gumri; was mein ist, das ist auch dein. Auch muß ich dir danken für das Vergnügen, welches du mir bereitet hast, als ich mich bei dem Kommandanten befand.«

»Welches?«

»Du bist ein Jüngling, aber du hast als Mann gehandelt, als du ihm deine Antwort gabst.«

Er lächelte und sagte:

»Ich hätte anders mit ihm gesprochen, wenn ich allein gewesen wäre.«

»Strenger?«

»Nein, sondern milder. Da aber ein Zeuge zugegen war, so mußte ich die Ehre dessen wahren, der mich gesendet hat.«

»Du hast deinen Zweck erreicht. Der Mutesselim wünscht, daß du zu ihm zurückkehrst, um deine Botschaft auszurichten.«

»Ich werde ihm diesen Gefallen nicht erweisen.«

»Auch mir nicht?«

Er blickte auf.

»Wünschst du es?«

»Ich bitte dich darum. Ich habe ihm versprochen, diese Bitte an dich zu richten.«

»Kennst du ihn? Bist du sein Freund?«

»Ich habe ihn noch niemals gesehen und war heute zum erstenmal bei ihm.«

»So will ich dir sagen, was für ein Mann er ist. Eigentlich schildere ich dir diesen Mann am besten, wenn ich dir weiter nichts sage, als daß der Saliahn {die Vermögenssteuer} jetzt nur kaum zwanzigtausend Piaster für Amadijah einbringt, und daß er nicht, wie es doch an der Regel wäre, die Pacht der Steuern hat. Die hat man ihm genommen. Der Sultan hört selten eine Beschwerde an; hier aber hat er hören müssen, denn es war zu himmelschreiend. Er plünderte die Einwohner dermaßen, daß sie auch im Winter im Gebirge blieben und sich nicht in die Stadt zurückwagten. Nun ist der ganze Distrikt verarmt, und der Hunger ist ein steter Gast der Leute geworden. Der Mutesselim braucht immer Geld und borgt, und wer ihm da nicht zu Willen ist, der hat seine Rache zu befürchten. Übrigens ist er ein feiger Mensch, der nur gegen den Schwachen mutig ist. Seine Soldaten hungern und frieren, weil sie weder Speise noch Kleidung erhalten, und ihre guten Gewehre hat er gegen schlechte umgetauscht, um den Profit für sich zu nehmen, und wenn für die paar Kanonen, welche die Festung verteidigen sollen, das Pulver kommt, so verkauft er es an uns, um Geld zu erhalten.«

Das war also eine echt türkische Wirtschaft! Nun brauchte ich mich nicht über die effektvolle Schießübung zu wundern, deren Augen- und Ohrenzeuge ich gewesen war.

»Und wie steht er mit deinem Bey?« erkundigte ich mich.

»Nicht gut. Es kommen viele Kurden nach der Stadt, entweder um hier einzukaufen oder Lebensmittel zu verkaufen. Für diese hat er eine hohe Steuer eingeführt, die der Bey nicht leiden will. Auch maßt er sich in vielen Fällen eine Gewalt über uns an, die ihm gar nicht gehört. Zwei Kurden haben sich kürzlich in Amadijah Blei und Pulver gekauft, und man verlangte ihnen am Tore eine Steuer dafür ab. Das war noch nie vorgekommen; sie hatten nicht genug Geld zur Bezahlung der Steuer, welche noch höher war, als der Preis der so schon teuren Ware, und so wurden sie in das Gefängnis gesteckt. Der Bey verlangte ihre Freiheit und gab zu, daß man das Pulver und Blei konfiszieren möge; aber der Mutesselim ging nicht darauf ein. Er verlangte die konfiszierte Ware, den Zoll, eine Strafsumme und dann auch noch Bezahlung der Untersuchungs- und Gefängniskosten, so daß aus zwanzig Piastern hundertundvierzig geworden sind. Ehe diese nicht bezahlt werden, gibt er die Leute nicht los und rechnet ihnen zehn Piaster für den Tag als Verpflegungsgelder an.«

»In dieser Angelegenheit wolltest du mit ihm reden?«

»Ja.«

»Solltest du die Summe bezahlen?«

»Nein.«

»Nur unterhandeln? Das würde zu nichts führen.«

»Ich soll ihm sagen, daß wir jeden Mann aus Amadijah, der unser Gebiet betritt, gefangen nehmen und zurückhalten werden, bis die beiden Männer wieder bei uns sind.«

»Also Repressalien! Das würde keine großen Folgen haben, denn ihm ist es wohl sehr gleich, ob ein Bewohner Amadijahs euer Gefangener ist oder nicht. Und sodann müßt ihr bedenken, daß aus einem solchen Verfahren sehr leicht bedeutende Konflikte entstehen können. Das beste würde sein, wenn es diesen Männern gelänge, zu entfliehen.«

»Das sagt auch der Bey; aber eine Flucht ist nicht möglich.«

»Warum nicht? Ist die Bewachung so streng?«

»O, die Wächter machen uns keine Sorge. Es ist ein Ser-

geant mit drei Männern, die wir bald überwältigt hätten; aber das könnte einen Lärm ergeben, der uns gefährlich werden möchte.«

»Gefährlich? Hm!«

»Die Hauptsache aber: es ist ganz unmöglich, in das Gefängnis zu kommen.«

»Warum?«

»Die Mauern sind zu stark, und der Eingang mit zwei Türen verschlossen, die mit starkem Eisen beschlagen sind. Das Gefängnis stößt an den Garten dieses Hauses, wo der Agha der Arnauten wohnt; jedes ungewöhnliche Geräusch kann ihn aufmerksam machen und uns verderblich werden. Wir müssen auf den Gedanken einer Flucht verzichten.«

»Auch wenn ihr einen Mann findet, der bereit ist, euch behilflich zu sein?«

»Wer wäre dies?«

»Ich!«

»Du, Emir? O, das wäre gut! Und wie wollte ich dir danken! Die beiden Männer sind mein Vater und mein Bruder.«

»Wie ist dein Name?«

»Dohub. Meine Mutter ist eine Kurdin von dem Stamme der Dohubi.«

»Ich muß dir sagen, daß ich selbst hier fremd bin und also nicht weiß, wie eine Flucht zu bewerkstelligen ist; aber dein Bey wurde mir empfohlen, und auch dir bin ich gewogen. Ich werde bereits morgen forschen, was man in dieser Angelegenheit unternehmen kann.«

Hinter dieser Zusicherung versteckte sich allerdings auch ein kleiner Eigennutz. Es war ja sehr leicht möglich, daß wir der Unterstützung des Bey von Gumri bedurften, und dieser konnten wir uns am besten versichern, wenn wir seine eigenen Leute in Schutz nahmen.

»Du meinst also, daß ich zum Mutesselim gehen soll?«

»Ja, gehe zu ihm und versuche dein Heil noch einmal durch Verhandlung; ich habe mir Mühe gegeben, ihn zu bearbeiten, daß er deine Verwandten vielleicht freiwillig entläßt.«

»Herr, hättest du dies wirklich getan?«

»Ja.«

»Wie hast du es angefangen?«

»Dir dies zu sagen, würde zu weit führen; aber ich werde dir einige Worte aufschreiben, die dir vielleicht von Nutzen sein werden, wenn du meinem Rate Folge leistest.«

»Welchen Rat gibst du mir?«

»Sprich nicht zu ihm von Repressalien. Sage zu ihm, wenn er die Gefangenen nicht heute noch freigäbe, so würdest du sofort zum Mutessarif nach Mossul reiten und ihm sagen, daß die Berwari-Kurden sich erheben werden. Dabei mußt du vorübergehend erwähnen, daß du durch das Gebiet der Dschesidi reiten und mit Ali Bey, ihrem Feldherrn, reden wirst.«

»Herr, das ist zuviel gesagt und auch zuviel gewagt!«

»Tue es dennoch; ich rate es dir und habe meinen Grund dazu. Er hält die Gefangenen wohl meist deshalb so fest, weil er euch Geld abpressen will, welches er sehr nötig brauchte; jetzt aber fällt dieser Grund fort, weil wir ihm ein bedeutendes Geschenk an Piastern gemacht haben.«

»So werde ich zu ihm gehen!«

»Und zwar jetzt gleich. Dann aber kommst du wieder zu mir, damit ich dir meine Botschaft an den Bey sagen kann!«

Ich schrieb auf ein Blatt meines Notizbuches folgende Worte in türkischer Sprache: »Erlaube mir, dir das Anliegen dieses Kurden an das Herz zu legen, und vermeide es, den Mutessarif zu erzürnen!« Nachdem ich meinen Namen hinzugefügt hatte, übergab ich Dohub diese Zeilen, mit denen er sich eilig entfernte.

Ich hatte die Kühnheit, mich als einflußreiche Persönlichkeit zu fühlen; ich handelte abenteuerlich, das ist wahr; aber der Zufall hatte mich nun einmal, sozusagen, an eine Kletterstange gestellt und mich bis über die Hälfte derselben emporgeschoben; sollte ich wieder herabrutschen und den Preis aufgeben, da es doch nur einer Motion bedurfte, um vollends emporzukommen?

Da kam Halef zurück und brachte eine solche Ladung kalter Speisen und Früchte, als habe er uns für eine Woche zu verproviantieren.

»Sehr reichlich, Hadschi Halef Omar!« sagte ich.

»Allah akbar; Allah ist groß, Sihdi, aber mein Hunger ist noch größer. Weißt du, daß ich und der kleine Ifra seit heute morgen in Spandareh gar nichts gegessen haben?«

»So eßt! Aber trage vor allen Dingen hier auf, damit mein Gast nicht hungrig von mir geht. Hast du Wein?«

»Nein. Du bist ein echter Gläubiger geworden und willst noch immer den Trank der Ungläubigen genießen! Allah ke-rihm; ich bin ein Moslem und soll in Amadijah Wein verlangen?«

»So werde ich mir selbst welchen holen. Verstehest du!«

»Nein, Sihdi, das sollst du nicht; aber hier reden viele Leute kurdisch, was ich gar nicht verstehe, und das Türkische kenne ich nur wenig. Ich kann also nur Dinge kaufen, deren Namen ich weiß.«

»Wein heißt türkisch Scharab und kurdisch Scherab; das ist sehr leicht zu merken. Master Lindsay will welchen haben; also geh und hole!«

Er ging. Als sich dabei die Tür öffnete, hörte ich unten die scheltende Stimme Mersinahs, in welche sich die bittende Stimme eines Mannes mischte, und gleich darauf kehrte Halef zurück.

»Sihdi, es ist ein Mann unten, den die Wirtin nicht herauf lassen wollte.«

»Wer ist es?«

»Ein Bewohner von Amadijah, dessen Tochter krank ist.«

»Was hat dies mit uns zu tun?«

»Verzeihe, Sihdi! Als ich vorhin Brot kaufte, kam ein Mann gerannt, der mich beinahe über den Haufen riß. Ich fragte ihn, was er so eilig zu laufen habe, und er sagte mir, daß er nach einem Hekim {Arzt} suche, weil seine Tochter ganz plötzlich krank geworden sei und vielleicht sterben müsse. Da riet ich ihm, zu dir zu kommen, wenn er keinen Arzt finden könne, und nun ist er da.«

»Das hast du dumm gemacht, Halef. Du weißt ja, daß ich die kleine Apotheke, aus welcher ich am Nil kurierte, gar nicht mehr besitze!«

»O, Sihdi, du bist ein großer Gelehrter und kannst einen Kranken auch ohne die Körner gesund machen, die du damals gabst.«

»Aber ich bin doch eigentlich kein Arzt!«

»Du kannst alles!«

Was war zu tun? Halef hatte in Erinnerung an die damaligen Bakschisch jedenfalls wieder einmal sehr Großes von mir berichtet, und ich war nun derjenige, der den angeschnittenen Apfel zu verspeisen hatte.

»Die Wirtin ist klüger wie du, Halef! Aber geh, und hole den Mann herauf!«

Er ging und schob bald nachher einen Mann herein, dem der Schweiß von der Stirn in den Bart herabtropfte. Es war ein Kurde; das sah man an dem Tolik {Haarlocke über der Stirn}, der ihm unter dem etwas gelüpften Turban hervor über die Stirne herabfiel; doch trug er türkische Kleidung.

»Sallam!« grüßte er eilig. »O Herr, komm schnell, sonst stirbt meine Tochter, die bereits von dem Himmel redet!«

»Was fehlt ihr?«

»Sie ist von einem bösen Geist besessen, der sie umbringen wird.«

»Wer sagte das?«

»Der alte türkische Hekim, den ich holte. Er hat ihr ein Amulett umgehängt, aber er meinte, daß es nicht helfen werde.«

»Wie alt ist deine Tochter?«

»Sechzehn Jahre.«

»Leidet sie an Krämpfen oder Fallsucht?«

»Nein, sie ist niemals krank gewesen bis auf den heutigen Tag.«

»Was tut der böse Geist mit ihr?«

»Er ist ihr in den Mund gefahren, denn sie klagte, daß er ihr den Hals zerkratze; dann machte er ihr die Augen größer, damit er herausgucken könne. Ihr Mund ist rot und auch ihr Gesicht, und nun liegt sie da und redet von den Schönheiten des Himmels, in den sie blicken kann.«

Hier war schleunige Hilfe nötig, denn es lag jedenfalls eine Vergiftung vor.

»Ich will sehen, ob ich dir helfen kann. Wohnst du weit von hier?«

»Nein.«

»Gibt es außer dem alten Hekim noch einen Arzt?«

»Nein.«

»So komm schnell!«

Wir eilten fort. Er führte mich durch drei Gassen und dann in ein Haus, dessen Äußeres eine gewisse Stattlichkeit zeigte. Der Besitzer desselben konnte nicht zu den ärmeren Leuten gehören. Wir passierten zwei Zimmer und traten dann in ein drittes. Auf einem niedrigen Polster lag ein Mädchen lang ausgestreckt auf dem Rücken. An ihrer Seite knieten einige weinende Frauen, und in der Nähe hockte ein alter Mann, der seinen Turban abgenommen hatte und, gegen die Kranke gerichtet, laute Gebete murmelte.

»Bist du der Hekim?« fragte ich ihn.

»Ja.«

»Was fehlt dieser Kranken?«

»Der Teufel ist in sie gefahren, Herr!«

»Albernheit! Wenn der Teufel in ihr steckte, würde sie nicht von dem Himmel sprechen.«

»Herr, das verstehst du nicht! Er hat ihr das Essen und Trinken verboten und sie schwindelig gemacht.«

»Laßt mich sie sehen!«

Ich schob die Weiber beiseite und kniete neben ihr nieder. Es war ein sehr schönes Mädchen.

»Herr, rette meine Tochter vom Tode,« jammerte eine der Frauen, »und wir werden dir alles geben, was wir besitzen.«

»Ja,« bestätigte der Mann, welcher mich geholt hatte. »Alles, alles sollst du haben, denn sie ist unser einziges Kind, unser Leben.«

»Rette sie,« ertönte eine Stimme aus dem Hintergrunde des Raumes; »so sollst du Reichtum besitzen und Gottes Liebling sein!«

Ich schaute nach dieser Gegend hin und sah eine ganz eigentümlich schöne Frau, deren Alter so hoch war, daß es, wie ich später erfuhr, gar nicht mehr bestimmt werden konnte. Dennoch

trug sie ihre imposante Gestalt hoch, gerade und aufrecht, und in ihrem hochedel geformten Gesicht war fast keine Spur einer Falte zu sehen. Von ihrem Haupte hingen zwei schwere, volle, silberweiße Haarzöpfe bis beinahe auf den Boden herab.

»Ja, rette sie, rette mein Urenkelkind!« wiederholte sie, indem sie bittend die gefalteten Hände erhob, von denen ein Rosenkranz hernieder hing. »Ich werde niederknien und zur schmerzreichen Mutter Gottes bitten, daß es dir gelingen möge.«

Eine Katholikin! Hier unter den Kurden und Türken!

»Bete,« antwortete ich ergriffen; »ich werde versuchen, ob hier ein Mensch noch helfen kann!«

Die Kranke lag da mit offenen, heiteren Augen; aber ihre Pupillen waren sehr erweitert. Ihr Angesicht war stark gerötet, Atem und Puls gingen schnell, und ihr Hals bewegte sich unter einem krampfhaften Würgen. Ich frug gar nicht, wann die Krankheit ausgebrochen sei; ich war Laie, aber ich hatte die Überzeugung, daß die Kranke Belladonna oder Stramonium genossen habe.

»Hat deine Tochter gebrochen?« fragte ich den Mann.

»Nein.«

»Hast du einen Spiegel?«

»Einen kleinen hier.«

»Gib ihn her!«

Der alte Hekim lachte heiser:

»Der böse Geist soll sich im Glase besehen!«

Ich antwortete ihm gar nicht und ließ das durch die Fensteröffnung eindringende Licht der bereits niedersteigenden Sonne so auf den Spiegel fallen, daß es auf das Gesicht der Kranken gebrochen wurde. Der blendende Strahl übte keine Wirkung auf die Iris der Kranken aus.

»Wann hat deine Tochter zum letztenmal gegessen?« fragte ich.

»Das weiß ich nicht,« antwortete der Vater. »Sie war allein.«

»Wo?«

»Hier.«

»Es ist kein böser Geist in sie gefahren, sondern sie hat ein Gift gegessen oder getrunken!«

»Allah il Allah! Ist das wahr, Herr?«

»Ja.«

»Glaubt es nicht!« mahnte der Hekim. »Der Teufel ist in ihr.«

»Schweig, alter Narr! Habt ihr Zitronen hier?«

»Nein.«

»Kaffee?«

»Ja.«

»Könnt ihr Galläpfel bekommen?«

»Deren wachsen viel in unsern Wäldern. Wir haben welche im Hause.«

»Macht schnell einen sehr starken, heißen Kaffee fertig und kocht Galläpfel in Wasser. Schickt auch nach Zitronen!«

»Ha, er will den Teufel mit Galläpfeln, Zitronen und Kaffee füttern!« wunderte sich der Hekim, indem er vor Entsetzen die Hände zusammenschlug.

Ich steckte in Ermangelung von etwas anderem den Finger in den Mund der Kranken, um sie zum Erbrechen zu reizen, wobei ich den Finger durch den Griff meines Messers vor ihren Zähnen schützte. Nach einiger Mühe gelang das Experiment, wenn auch unter der schmerzlichsten Anstrengung des Mädchens. Ich wiederholte es, doch war die Entleerung nicht hinlänglich.

»Gibt es eine Etschzaga {Apotheke} in der Nähe?« fragte ich, da ein Vomitiv notwendig war.

»In derselben Gasse.«

»Komm schnell; führe mich!«

Wir gingen. Mein Führer blieb vor einem kleinen Laden stehen.

»Hier wohnt der Attar {Kräuterhändler}!« sagte er.

Ich trat in die kleine Budika und sah mich von einem Chaos von allerlei nötigen und unnötigen Dingen umgeben. Ranzige Pomaden, Pfeifenrohre, alte vertrocknete Pflaster und Talglichter, Rhabarber und brauner Zucker in einem Kasten, Kaffeebohnen neben Lindenblüten, Pfefferkörner und geschabte

Kreide, Sennesblätter in einer Büchse, auf welcher »Honig« stand; Drahtnägel, Ingwer und Kupfervitriol, Seife, Tabak und Salz, Brillen, Essig, Charpie, Spießglanz, Tinte, Hanfsamen, Gallizenstein, Zwirn, Gummi, Baldrian, Knöpfe und Schnallen, Teer, eingemachte Walnüsse, Teufelsdreck und Feigen. – Alles lag hier friedlich bei-, neben-, unter-, über- und durcheinander, und dabei saß ein schmutziges Männlein, welches grad so aussah, als habe es alle diese Mittel und Ingredienzien so eben innerlich und äußerlich an sich selbst probiert. Welches Unheil hatte dieser Attar wohl bereits angerichtet!

Ich konnte für meine Zwecke nur Kupfervitriol bekommen und nahm noch ein Fläschchen Salmiakgeist mit. Das erstere wirkte nach unserer Rückkehr zur Kranken recht befriedigend. Dann gab ich ihr starken Kaffee mit Zitronensaft und dann den Galläpfelaufguß. Hierauf schärfte ich zur Verhütung eines etwaigen Steck- und Schlagflusses ihren Verwandten ein, sie durch Schütteln, Bespritzen mit kaltem Wasser und Riechenlassen an dem Salmiakgeist möglichst am Einschlafen zu verhindern, und versprach baldigst wiederzukommen.

Diese Behandlung war wohl keine ganz richtige, aber ich verstand es nicht besser, und – sie hatte Erfolg. Nun konnte ich, da die augenblickliche Gefahr entfernt zu sein schien, auch an anderes denken. Ich blickte mich im Zimmer genau um, und sah ein kleines Körbchen in der Ecke stehen, welches noch ziemlich mit Maulbeeren gefüllt war. Zwischen diesen sah ich mehrere Tollkirschen liegen.

»Willst du den bösen Geist sehen, der in die Kranke gefahren ist?« fragte ich den Hekim.

»Einen Geist kann man nicht sehen. Und selbst wenn dies möglich wäre, könntest du ihn mir nicht zeigen, da du nicht an ihn glaubst. Wenn das Mädchen nicht stirbt, so hat mein Amulett geholfen.«

»Hast du nicht gesehen, daß ich es ihr sofort vom Halse nahm? Hier liegt es, ich werde es öffnen.«

»Das darfst du nicht!« rief er, schnell zugreifend.

»Laß ab, Alter! Meine Hand ist kräftiger als die deine. Warum darf ich es nicht öffnen?«

»Weil ein Zauber darinnen ist. Du würdest sofort von demselben Geiste besessen werden, der in dem Mädchen steckt!«

»Wollen sehen!«

Er wollte es verhindern, aber ich öffnete das viereckig zusammengenähte Stück Kalbleder – und fand darinnen eine tote Fliege.

»Laß dich nicht auslachen mit diesem unschuldigen Tierchen!« lachte ich, indem ich die Fliege zu Boden fallen ließ und zertrat. »Nun, wo ist dein Geist, der mich befallen soll?«

»Warte nur, er wird kommen!«

»Ich werde dir den Teufel zeigen, der diese Krankheit verschuldet hat. Schau her! Was ist das? Du bist ein Hekim und mußt diese Beeren kennen!«

Ich hielt ihm die Tollkirsche entgegen, und er erschrak.

»Allah sei uns gnädig! Das ist ja die Ölüm kires {Todeskirsche}! Wer diese ißt, der muß sterben, der ist verloren, der kann nicht gerettet werden!«

»Nun, von diesen Früchten hat die Kranke gegessen; das habe ich an ihren Augen gesehen. Wer von ihnen genießt, dessen Augen werden größer; das merke dir! Und nun setz deinen Turban auf, und mach dich von hinnen, sonst zwingen dich, von diesen Todeskirschen zu genießen, damit du siehst, ob dir eine Sin-ek {Fliege} das Leben retten wird!«

Ich nahm die Kirschen in die Hand und schritt auf ihn zu. Da stülpte er in wahrer Todesangst den Turban auf sein kahl geschorenes Haupt und nahm sehr eilig und ohne allen Abschied Reißaus.

Die Anwesenden sahen ein, daß ich recht hatte. Auch ohne meine Worte sagte es ihnen die günstige Veränderung, welche mit der Kranken vorgegangen war. Sie ergingen sich in den ehrfurchtsvollsten Dankesbezeugungen, denen ich nur dadurch ein Ende machen konnte, daß ich mich schnell entfernte. Ich hinterließ die Weisung, mich bei einer etwaigen Verschlimmerung gleich holen zu lassen.

Als ich in meiner Wohnung anlangte, traf ich Mersinah, welche soeben mit wütender Gebärde und mit einem großen Löffel in der Hand aus der Küche geschossen kam. Hinter ihr flog

ein großer, nasser Hader, der so vortrefflich gezielt war, daß er ihre kleinen, wirren Knackwurstzöpfe erreichte und sich sehr liebevoll um ihr ehrwürdiges Haupt herumschlang. Zugleich ertönte aus dem Innern des auf solche Weise entweiheten Heiligtums die Stimme von Hadschi Halef Omar hervor:

»Warte, alter Drache!« rief er; »du sollst mir noch einmal über meinen guten Kaffee kommen!«

Sie wickelte sich aus der feuchten Umarmung des Haders heraus und ballte denselben zusammen, jedenfalls um ihn in eine rückgängige Bewegung zu versetzen; da erblickte sie mich.

»O, Emir, wie gut ist es, daß du kommst! Errette mich von diesem wütenden Menschen!«

»Was gibt es denn, o Rose von Amadijah!«

»Er sagte, er hätte in deiner Büchse meinen Kaffee gefunden und in meiner Tüte den deinigen.«

»Das ist wohl auch wahr?«

»Wahr? Ich schwöre es dir bei Ayescha, der Mutter aller Heiligen, daß ich deine Büchse nicht angerührt habe!«

»So, du Großmutter aller Lügnerinnen und Spitzbuben!« ertönte es aus der Küche. »Du bist nicht über unsern Kaffee geraten, von dem mich zweihundert Drehm {1 ½ Pfund} fünf- undzwanzig gute Piaster kosten? Ich werde es dem Sihdi doch beweisen!«

Er kam aus der Küche, in der Rechten die neugekaufte Kaffeebüchse und in der Linken eine große, geöffnete Papiertüte.

»Sihdi, du kennst den Kaffee von Harimah?«

»Du weißt es, daß ich ihn kenne.«

»Suche einmal, wo er ist!«

Ich unterwarf die Büchse und auch die Tüte einer sehr eingehenden und ernsthaften Okularinspektion.

»Er ist in allen beiden, aber mit schlechteren Bohnen und gedörrten Schalen vermischt.«

»Siehst du wohl, Effendi! Ich habe guten Harimah gekauft, und hier diese Mutter und Urgroßmutter eines Räubers und Spitzbuben kocht nur schlechten Kaffee, mit Schalen vermengt. Siehst du nun, daß sie über meine Büchse geraten ist!«

»Sihdi, du bist ein gewaltiger Krieger, ein großer Gelehrter und der weiseste aller Richter,« entgegnete die »Myrte«, indem sie dem Hadschi ihren Hader sehr unternehmend vor der Nase herumschwenkte. »Du wirst diesen Vater eines Übeltäters und Sohn eines Verleumders streng bestrafen!«

»Bestrafen?« rief Halef ganz erstaunt. »Auch noch!«

»Ja,« entschied sie sehr bestimmt; »denn er ist es, der über meine Tüte geraten ist und mich betrogen hat. Nur er allein hat den Kaffee vermischt, um mir und meinem Hause vor deinen Augen Schande zu bereiten!«

»O, du Ausbund aller neununddreißig Laster!« zürnte Halef ganz ergrimmt; »du willst es wagen, mich, mich zum Diebe zu machen? Wärest du nicht ein Weib, so würde ich dich – – –«

»Halt, Halef, zanke nicht, denn ich bin da und werde ein gerechtes Urteil sprechen! Mersinah, du behauptest, daß dieser Halef Omar die beiden Arten des Kaffees untereinander gemengt hat?«

»Ja, Emir!«

»So hat er das Seinige zu diesem schwierigen Rechtsfalle beigetragen. Nun tue du auch das Deinige und lies die Sorten wieder auseinander! Ich werde bald nachsehen, ob es geschehen ist, und dann mein Urteil sprechen.«

Sie öffnete den Mund, um mir mitzuteilen, daß sie gesonnen sei, Einspruch oder Nichtigkeitsbeschwerde zu erheben, doch Halef kam ihr zuvor:

»Das muß aber schnell geschehen, denn wir brauchen den Kaffee sehr notwendig!«

»Warum?« fragte ich.

»Du hast ja Gäste oben!«

»Wen?«

»Drei Kurden, welche auf dich warten. Derjenige, welcher dich bereits besuchte, ist dabei.«

»So hole einstweilen rasch andern Kaffee!«

Ich stieg hastig die Treppe empor, denn die zwei andern Kurden konnten doch wohl nur die beiden Gefangenen sein. Diese Vermutung bestätigte sich. Als ich eintrat, erhoben sie sich, und Dohub sprach:

»Hier ist der Emir, der euch gerettet hat! O Effendi, der Mutesselim hat deine Worte gelesen und mir den Vater und den Bruder zurückgegeben!«

»Sagtest du ihm, daß du bald nach Mossul gehen würdest?«

»Ja. Dein Rat war gut, denn der Kommandant wurde sofort freundlicher, und als ich ihm deinen Brief gab, ließ er Selim Agha rufen, der die Gefangenen bringen mußte.«

»Wie ist es mit dem Zoll und der Strafe?«

»Er hat uns alles erlassen, aber das Pulver und Blei erhielten wir nicht zurück. Emir, sage uns, wie wir dir danken sollen!«

»Kennst du den Nezanum von Spandareh?«

»O, sehr gut! Seine Tochter ist das Weib unseres Bey, und er kommt sehr oft nach Gumri, um beide zu besuchen.«

»Er ist auch mein Freund. Ich war bis heute früh bei ihm, und er bat mich, den Bey zu besuchen, wenn ich nach Gumri komme.«

»Komm, Herr, komm zu uns. Dein Empfang soll besser sein, als wenn der Mutesselim oder der Mutessarif käme!«

»Ich werde vielleicht kommen; aber bis dahin dürften wohl noch einige Tage vergehen. Der Nezanum hat mir ein Paket übergeben, welches ich dem Bey überreichen sollte. Es darf nicht lange hier liegen bleiben, und darum bitte ich euch, es mit nach Gumri zu nehmen. Grüßt mir den Bey und sagt ihm, daß ich sein Freund sei und ihm alles Glück und Gute wünsche!«

»Das ist die Botschaft, die du uns aufzutragen hast?«

»Ja.«

»Es ist zu wenig, Herr!«

»Vielleicht könnt ihr mir später eine Liebe erweisen.«

»Wir tun es. Komm nur und befehl, was du von uns wünschest!«

»Würdet ihr einem Freunde von mir Schutz gewähren, wenn er von dem Mutesselim verfolgt wird und sich zu euch flüchtet?«

»Der Kommandant würde ihn nie zu sehen bekommen!«

Ich wandte mich zu dem älteren der beiden andern, denen

man die Entbehrungen anmerkte, denen sie während ihrer Gefangenschaft unterworfen gewesen waren.

»Wißt ihr, wer mit euch gefangen war?«

»Nein,« antwortete er. »Ich stak in einem finsternen Loche, welches nur ganz wenig Licht erhielt, und ich konnte weder etwas hören, noch etwas sehen.«

Seinem Sohne war es ebenso ergangen.

»Ist der Sergeant, der euch bewachte, ein böser Mann?«

»Er hat nie mit uns gesprochen. Die einzige menschliche Stimme, welche wir zu hören bekamen, war diejenige des alten schmutzigen Weibes, welches uns das Essen brachte.«

»Wie sind die Wege von hier nach Gumri?«

»Du mußt zunächst in das Tal von Berwari hinab, und zwar auf einem Pfade, der so steil und gefährlich ist, daß man nicht reiten kann, sondern die Pferde am Zügel führen muß. Das Tal ist reich von Eichen bewaldet und enthält Dörfer, welche theils von Kurden und theils von nestorianischen Chaldäern bewohnt werden. Auch durch die dürre Ebene wirst du kommen, welche wir Newdascht nennen und in der das kurdische Dorf Maglone liegt; dann erreichst du den kurdischen Weiler Hajis, in welchem nur einige arme Familien wohnen. Du mußt über viele Gewässer hinweg, die alle dem Zab zufließen, und erblickst Gumri schon von weitem, da es auf einem hohen Felsen erbaut ist, welcher ganz allein in der Ebene steht.«

Nach diesen und anderen notwendigen Erkundigungen lud ich sie zum Essen ein. Die beiden frei gewordenen Gefangenen langten mit einem Heißhunger zu, der mich wohl erkennen ließ, wie besorgt die alte Mersinah um das leibliche Wohl ihrer Pfleglinge sei. Halef brachte auch Kaffee, ein Getränk, welches die Kurden am schmerzlichsten vermißt hatten, ganz ebenso wie den Tabak, den sie nachher rauchten.

Endlich brachen sie auf, eben als Selim Agha eintrat, um mir zu sagen, daß der Mutesselim bereit sei, mich zu empfangen. Sie nahmen einen herzlichen Abschied von mir und schärften mir nochmals ein, daß ich ja nach Gumri kommen möge. Do-hub nahm das Paket des Dorfältesten mit, und ich war über-

zeugt, daß ich mir Freunde erworben hatte, auf die ich im Falle der Not wohl sicher rechnen könne.

Ich besuchte nun zunächst meine Patientin und wurde in dem vorderen Zimmer von ihren Eltern mit Freude empfangen.

»Wie geht es eurer Tochter?« fragte ich.

»O, viel, viel besser bereits, Herr,« antwortete der Mann. »Deine Weisheit ist fast noch größer als unser Dank, denn sie kann bereits wieder vernünftig reden und hat uns auch gesagt, daß sie wirklich von den Kirschen des Todes gegessen habe. Und deine Güte ist noch größer, als wir verdienen und ahnten; denn ich habe erfahren, daß du kein Arzt bist, der für Lohn zu den Kranken kommt, sondern ein großer Emir, der ein Liebling des Großherrs und ein Freund des Mutessarif ist.«

»Wer sagte dies?«

»Die ganze Stadt weiß es bereits. Selim Agha ist deines Lobes voll; der Mutesselim hat dich mit Parade empfangen und auf deinen Befehl sogar Gefangene freilassen müssen. Einer sagt es dem andern, und so haben auch wir es erfahren.«

»Bist du ein Kind dieser Stadt? Ich sehe doch, daß du doch wohl eigentlich ein Kurde bist!«

»Du hast richtig geraten, Effendi. Ich bin ein Kurde von Lizan und für kurze Zeit nach Amadijah gezogen, weil ich mich daheim nicht sicher fühlte.«

»Nicht sicher? Warum?«

»Lizan gehört zu dem Gebiete von Tijari und wird meist von nestorianischen Christen bewohnt. Diese haben große Bedrückungen zu erleiden gehabt, so daß es seit kurzem unter ihnen gärt, als ob sie sich einmal aufraffen und Rache nehmen wollten. Weil ich nun kein Christ, sondern ein Mohammedaner bin, so habe ich mich in Sicherheit gebracht und kann hier mein Geschäft in Frieden treiben, bis die Gefahr vorüber ist.«

»Welches Geschäft hast du?«

»Ich kaufe die Galläpferlarven ein und versende sie nach dem Tigris, von wo aus sie dann weiter gehen.«

»Du bist ein Moslem, und doch ist die alte Mutter, welche ich bei dir sah, eine Christin. Wie kommt das?«

»Emir, das ist eine Geschichte, die mich und mein Weib sehr betrübt. Der Ahne war ein berühmter Melek {König, Fürst} der Tijaris und nahm die Lehre an von Christus, dem Gekreuzigten. Sein Weib, die Ahne, die du gesehen hast, tat dasselbe. Aber sein Sohn war ein treuer Anhänger des Propheten und trennte sich vom Vater. Dieser starb und der Sohn später auch, der die Würde eines Melek verloren hatte. Er war arm geworden um des Propheten willen, trotzdem sein Vater einer der reichsten Fürsten des Landes war. Seine Kinder blieben auch arm, und als ich mein Weib heiratete, die seine Enkelin ist, hatte sie kaum ein Kleid, um ihre Blöße zu bedecken. Aber wir liebten einander, und Allah segnete uns; wir wurden reich.«

»Und die Ahne?«

»Wir hatten sie nie gesehen, bis sie uns einst in Lizan aufsuchte. Sie zählte über hundert Jahre, glaubte, nun bald sterben zu müssen, und wollte ihre Kindeskinde einmal sehen. Seit jener Zeit hat sie uns jährlich zweimal besucht; aber wir wissen nicht, woher sie kommt und wohin sie geht.«

»Habt ihr sie nicht gefragt?«

»Einmal nur, aber da antwortete sie nicht und verschwand auf lange Zeit. Seitdem haben wir diese Frage nie wieder ausgesprochen. Sie ist jetzt bei der Kranken. Willst du diese sehen?«

»Ja; kommt!«

Ich fand die Patientin bedeutend besser. Die Röte war verschwunden; der Puls ging matt, aber ruhiger, und sie vermochte, wenn auch mit einiger Anstrengung, doch geläufiger zu sprechen, als da ich sie zuerst gesehen hatte, wo sie in der Betäubung fabulierte. Die Pupille hatte sich verengert, aber die Schlingbeschwerden waren noch vorhanden. Sie blickte mir neugierig entgegen und erhob die Hand, um mir zu danken.

Ich riet, mit dem Kaffee und Zitronensaft fortzufahren, und empfahl dabei ein heißes Fußbad; dann wollte ich wieder gehen. Da erhob sich die Gestalt der Greisin, die bisher am unteren Ende des Lagers gekniet hatte.

»Herr,« sagte sie, »ich habe dich für einen Hekim gehalten. Verzeihe, daß ich dir Lohn versprach!«

»Mein Lohn ist die Freude, dir dein Enkelkind erhalten zu dürfen,« antwortete ich.

»Gott hat deine Hand gesegnet, Emir. Er ist mächtig in dem Schwachen und barmherzig in dem Starken. Wie lange wird die Kranke noch leidend sein?«

»Einige Tage sind genug, um ihre gegenwärtige Schwäche zu überwinden.«

»Emir, ich lebe, aber nicht in mir, sondern in diesem Kinde. Ich bin gestorben seit langen, langen Jahren; aber ich stand wieder auf in Der, welche ich bewahrt sehen möchte vor jedem Flecken des Leibes und der Seele. Du hast nicht ihr allein, sondern auch mir das Leben erhalten, und du weißt nicht, wie gut dies ist für viele, die du weder kennst noch jemals gesehen hast. Du wirst wiederkommen?«

»Ja, morgen.«

»So brauche ich dir heute weiter nichts zu sagen.«

Sie wandte sich ab und setzte sich wieder an ihren früheren Platz. Sie sprach so dunkel und war selbst für ihre Verwandten ein Rätsel. Ich hätte mir Zeit genug wünschen mögen, dieses Rätsel zu lösen. Ich sollte essen und trinken, ehe ich das Haus verließ, aber ich kam eben von dem Mahle her und hatte auch bei dem Mutesselim ein solches zu erwarten; daher mußte ich abschlagen.

Viertes Kapitel *Aus der Festung*

Als ich zu dem Kommandanten kam, waren alle seine Beamten und auch die Offiziere der Besatzung bereits um ihn versammelt. Es gab also große Soiree. Ich erhielt den Ehrenplatz an seiner Seite. Wir befanden uns in einem größeren Zimmer, welches einem kleinen Saale glich; es wäre Raum genug zur freien Bewegung gewesen, aber ein jeder saß still an seinem Platze, rauchte seine Pfeife, trank den herumgereichten Kaffee und flüsterte leise mit seinem Nachbar. Wenn aber der Mutes-

selim ein lautes Wort sagte, so neigten sie lauschend die Häupter, wie vor einem mächtigen Herrscher.

Auch meine Unterredung mit ihm wurde leise geführt. Nach einigen Weitschweifigkeiten sagte er:

»Ich habe schon gehört, daß du heute ein Mädchen heiltest, welches vom Teufel besessen war. Mein Hekim hat ihn hineinfahren sehen; er verlangte, daß ich dich fortschicken soll, weil du ein Zauberer bist.«

»Dein Hekim ist ein Tor, Mutesselim! Das Mädchen hatte eine giftige Frucht gegessen, und ich gab ihr ein Mittel, durch welches das Gift unwirksam gemacht wurde. Von dem Teufel oder von einem Geiste war keine Rede.«

»So bist du ein Hekim?«

»Nein. Du weißt ja, wer und was ich bin! Aber im Westen von hier, weit über Stambul hinaus, da, wo ich geboren bin, hat jedermann mehr Kenntnisse über die Krankheiten als dein Hekim, der den Teufel durch eine tote Fliege vertreiben wollte.«

Das war rücksichtslos und wohl auch ein wenig mutig gesprochen; aber es konnte diesen Leuten gar nicht schaden, wenn einmal einer kam, der es wagte, an ihrer Selbstherrlichkeit zu rütteln.

Der Mutesselim tat, als hätte er meine scharfe Antwort nicht gehört, und erkundigte sich weiter:

»So kennst du alle Krankheiten?«

»Alle!« antwortete ich sehr entschieden.

»Und kannst auch alle Tränke machen?«

»Alle!«

»Gibt es auch Tränke, die ein guter Moslem nicht trinken darf?«

»Ja.«

»Welche sind es?«

»Die Paksitz {Unreinen}, welche aus solchen Dingen bereitet werden, deren Genuß der Prophet verboten hat, zum Beispiel Schweinefett und Wein.«

»Wein ist aber auch eine Medizin?«

»Ja, eine sehr wichtige.«

»Wann wird sie getrunken?«

»Bei gewissen Krankheiten des Blut- und Nervensystems, sowie auch der Verdauung, als Stärkungs- oder Erregungsmittel.«

Wieder stockte die Unterhaltung. Die Anwesenden begannen wieder leise untereinander zu flüstern, und nach einer Weile wandte sich der Mutesselim auch ebenso leise an mich:

»Effendi, ich bin krank, sehr krank!«

»Ah, ist es möglich! Allah gebe dir deine Gesundheit zurück!«

»Er wird es vielleicht tun, denn ich bin ein guter Moslem und ein treuer, frommer Anhänger des Propheten.«

»An welcher Krankheit leidest du?«

»Ich habe bereits viele Ärzte gefragt; sie sagen alle, daß ich leide an gewissen Krankheiten des Blut- und Nervensystemes, sowie auch der Verdauung.«

Ich konnte mich kaum beherrschen, ihm nicht geradezu in das Gesicht zu lachen. Darum also diese eigentümliche Einleitung, die sich um den Rand herum bewegt hatte, wie »die Katze um den heißen Brei«. Jedenfalls lief die Sache auf eine kleine Bettelei hinaus.

»Haben dir deine Ärzte Mittel gegeben?«

»Ja, aber diese Mittel haben nicht geholfen. Diese Männer waren nicht so klug und unterrichtet wie du. Meinst du nicht, daß ich der Anregung und der Stärkung bedarf?«

»Ich bin davon überzeugt.«

»Würdest du mir ein solches Mittel geben?«

»Ich darf nicht.«

»Warum nicht?«

»Der Prophet verbietet es mir.«

»Der Prophet hat nicht gewollt, daß die wahren Gläubigen an dem Systeme des Blutes und der Nerven untergehen und sterben sollen. Hast du den Kuran aufmerksam gelesen?«

»Sehr aufmerksam.«

»So sage mir, ob du eine einzige Arznei gefunden hast, die darin verboten wird!«

»Keine!«

»Siehst du! Also willst du mir eine Anregung geben?«

»Ich habe die Sachen nicht, welche ich zur Bereitung derselben brauche.«

»Du scherzest wieder, denn du hast sie!«

»Woher wolltest du dies wissen?«

»Dein Diener hat heute solche Dinge bei einem Juden gekauft.«

Ah, der Mutesselim ließ uns also beobachten! Er wußte bereits, daß der kleine Hadschi für den Engländer Wein geholt hatte. Wir mußten also vorsichtig sein, wenn unser Vorhaben nicht verraten werden sollte.

»Es gehört mehr dazu, als das ist, was mein Diener kaufte,« antwortete ich.

»Das Wenige ist besser als gar nichts. Eben weil ich sehr schwach bin, darfst du nicht viele Dinge zusammenmischen. Willst du mir eine einfache Stärkung senden?«

»Gut; du sollst sie haben!«

»Wie viel?«

»Eine Arzneiflasche voll.«

»Emir, das ist viel zu wenig! Ich bin Kommandant und ein sehr langer Mann; der Trank wird alle sein, ehe er durch den ganzen Körper gekommen ist. Siehst du dies ein?«

»Ich sehe es ein, darum werde ich dir eine große Flasche senden.«

»Eine? Nimmt ein Kranker nur einmal Arznei?«

»Nun wohl, du sollst zwei haben!«

»Laß mich täglich einmal nehmen, und zwar eine Woche lang!«

»Mutesselim, ich denke, du wirst dann zu stark werden!«

»O, Emir, das hast du nicht zu befürchten.«

»So wollen wir es denn mit einer Woche versuchen!«

»Aber eine Bitte erfüllst du mir dabei.«

»Welche?«

»Ein Mutesselim darf seinen Untergebenen nie wissen lassen, daß er ein krankes System der Nerven und der Verdauung hat.«

»Das ist richtig!«

»Also wirst du diese Arznei so gut einpacken, daß niemand sieht, daß sie in Flaschen enthalten ist.«

»Ich werde dir diesen Wunsch erfüllen.«

»Hast du auch kranke Nerven, Emir?«

»Nein. Warum sollte ich welche haben?«

»Weil du dir dieses Mittel kaufen liebest.«

»Es war nicht für mich.«

»Für wen sonst? Für den stummen Hadschi Lindsay-Bey?«

»Du sagtest vorhin, daß ein Mutesselim nicht wissen lassen dürfe, daß er ein krankes System habe. Es gibt auch andere Männer, welche dies nicht wissen lassen dürfen.«

»Oder war es für den dritten Mann, der sich gar nicht sehen läßt? Er muß sehr krank sein, weil er nicht aus seiner Stube kommt!«

Das klang wie ein Verhör. Er wollte sich nach Mohammed Emin erkundigen.

»Ja, er ist krank,« antwortete ich.

»Welche Krankheit hat er?«

»Eine Krankheit des Herzens.«

»Kannst du ihn heilen?«

»Ich hoffe es.«

»Ich bedaure, daß du ihn wegen seiner Krankheit nicht mitbringen konntest. Es ist ein Freund von dir?«

»Ein sehr guter Freund.«

»Wie lautet sein Name?«

»Er hat mich gebeten, ihn dir heute noch nicht zu nennen. Du kennst ihn sehr gut, und er will dir eine Überraschung bereiten.«

»Ah!« meinte er neugierig. »Eine Überraschung? Wann?«

»Sobald seine Krankheit geheilt ist.«

»Wie lange dauert dies noch?«

»Nur einige Tage.«

»Soll ich ihn nicht lieber besuchen, da er nicht zu mir kommen kann?«

»Dieser Besuch würde ihn zu sehr aufregen. Herzkrankheiten sind lebensgefährlich; das wirst du wohl auch wissen?«

»So muß ich warten.«

Wieder versank er in Schweigen; dann begann er von neuem:

»Weißt du, daß du mir ein Rätsel bist?«

»Du mir auch.«

»Warum?«

»Weil du mich rätselhaft findest. Sage mir, ob es bereits jemand gewagt hat, so klar und offen, so aufrichtig und ohne Furcht wie ich, mit dir zu reden!«

»Das ist wahr, Effendi! Ich wollte es auch keinem andern raten! Du aber bist ein Emir, stehst unter dem Schatten des Großherrn und bist mir sehr gut von dem Mutessarif empfohlen; da dulde ich es.«

»Und bei all dieser Furchtlosigkeit bin ich dir ein Rätsel?«

»Ja.«

»Ich will dir helfen, es zu lösen. Frage mich!«

»Ich möchte vor allen Dingen wissen, wie du in den Schutz des Großherrn gekommen bist, wie der Großherr über mich denkt und was er für Pläne hat mit dir und mir. Aber dazu ist heute keine Zeit. Wir werden davon morgen reden, wenn wir allein sind.«

Das war mir lieb. Auch hörte jetzt die Unterhaltung auf, da ein Medah {Märchenerzähler} eingelassen wurde, welchen der Kommandant zur Unterhaltung seiner Gäste engagiert hatte. Die Pfeifen wurden von neuem gestopft und angebrannt, die Tassen wieder gefüllt, und dann lauschte man andächtig den Worten des Erzählers.

Er stellte sich in die Mitte des Raumes und erzählte mit singender, lamentierender Stimme die tausendmal gehörten Geschichten von Abu-Szaber, dem schiefmäuligen Schulmeister, dem Liebessklaven Ganem, von Nureddin Ali und Bedreddin Hassan. Dafür erhielt er zwei Piaster und konnte gehen.

Dann erhob sich der Mutesselim, zum Zeichen, daß diese amüsante Soiree beendet sei. Man sagte sich einige fulminante Höflichkeiten, verbeugte sich gegenseitig und war dann froh, dem Tabak und Kaffee und dem Medah glücklich entronnen zu sein. Ich hatte das nachträgliche Vergnügen, von Selim Agha

unter dem Arm genommen und nach Hause begleitet zu werden.

»Emir, erlaube, daß ich deinen Arm nehme!« bat er.

»Da hast du ihn!«

»Ich weiß, daß ich dies eigentlich nicht sollte, denn du bist ein großer Emir, ein weiser Effendi und ein Liebling des Propheten; aber ich habe dich lieb, und du mußt bedenken, daß ich kein gemeiner Arnaut, sondern ein sehr tapferer Agha bin, der diese Festung gegen fünfzigtausend Feinde verteidigen würde.«

»Das weiß ich. Auch ich habe dich lieb. Komm, laß uns gehen!«

»Wer ist das?«

Er deutete dabei auf eine Gestalt, welche hinter der Ecke gelehnt hatte und nun an uns vorüberstrich und schnell im Dunkel der Häuser verschwand. Ich erkannte den Mann. Es war der Arnaut, der uns angefallen hatte, doch zog ich es jetzt vor, ihn nicht zu erwähnen.

»Es war wohl einer deiner Arnauten.«

»Ja, aber ich habe doch wohl dieses Gesicht noch nicht gesehen.«

»Das Licht des Mondes täuscht.«

»Weißt du, Emir, was ich dir jetzt sagen wollte?«

»Was?«

»Hm! Ich bin krank.«

»Was fehlt dir?«

»Ich leide an dem System der Nerven und des Blutes.«

»Selim Agha, ich glaube, du hast gehorcht!«

»O nein, Effendi! Aber ich mußte ja euer Gespräch hören, da ich als der Nächste neben dem Mutesselim saß.«

»Jedoch so weit entfernt, daß du lauschen mußt!«

»Soll man nicht lauschen, wenn man einer Stärkung bedarf?«

»Du willst sie doch nicht etwa von mir verlangen!«

»Wohl von dem alten Hekim? Der würde mir Fliegen geben!«

»Willst du sie in einer Arzneiflasche oder in einer großen Flasche?«

»Du willst sagen, in einigen großen Flaschen!«

»Wann?«

»Jetzt, wenn es dir gefällig ist!«

»So laß uns eilen, daß wir nach Hause kommen!«

»O nein, Emir, denn da ist mir Mersinah im Wege. Sie darf niemals wissen, daß ich ein krankes System der Verdauung habe!«

»Aber sie sollte es doch wissen, da sie dir die Speisen bereitet.«

»Sie würde die Medizin an meiner Stelle trinken. Ich weiß einen Ort, wo man diesen Trank in Ruhe und Sicherheit genießen kann.«

»Wo?«

»Effendi, ein solcher Ort ist allemal bei einem Juden oder bei einem Griechen. Hast du dies noch nicht bemerkt?«

»Sehr oft. Aber man wird dich sehen, und dann erfährt die ganze Stadt, daß du dich nicht ganz auf dein System verlassen kannst!«

»Nur wir beide werden einander sehen. Dieser Jude hat eine kleine Stube, in welche nicht einmal der Mond blicken kann.«

»So komm! Aber laß uns vorsichtig sein, daß wir nicht beobachtet werden.«

Also wieder einen Angriff auf meinen Geldbeutel! Übrigens war ich ganz vergnügt, den Agha als einen Moslem kennen zu lernen, dem zwar der Wein, nicht aber die Arznei verboten ist, welche aus dem Blute der Trauben gekeltert wird. Ein kleines Räuschchen konnte mir Vorteile bringen.

Nachdem wir einige enge und winkelige Gäßchen passiert hatten, hielten wir vor einem kleinen, armseligen Häuschen, dessen Türe nur angelehnt war. Wir traten in den dunklen Flur, wo Selim in die Hände klatschte. Sogleich erschien eine krumme, mit einem echt israelitischen Gesichte ausgestattete Gestalt aus der Stube und leuchtete dem Agha in das Gesicht.

»Ihr seid es, Hoheit? Gott Abrahams, bin ich erschrocken, als ich sah im Hause stehen zwei Gestalten statt der Eurigen,

die ich gewohnt bin, alle Tage die Ehre zu haben, zu empfangen in meinem Hause mit Vergnügen und sehr tiefer Untertänigkeit!«

»Mach auf, Alter!«

»Mach auf? Was? Die Stube, welche ist die kleine oder die große?«

»Die kleine!«

»Bin ich auch sicher, daß dieser Mann, welcher hat die Ehre, mit Euch zu kommen in mein Haus, nicht wird sein ein Herr, dessen Mund redet von Dingen, die von mir geschehen aus Barmherzigkeit und doch nicht sollen werden besprochen, weil mich dann bestrafen würde der mächtige Mutesselim?«

»Du bist ganz sicher. Öffne, oder ich mache mir selbst auf!«

Der Alte schob einige Bretter zur Seite, hinter denen eine Türe zum Vorschein kam. Sie führte in ein sehr kleines Gemach, dessen Boden mit einer zerrissenen Bastmatte belegt war. Einige Mooskissen bildeten die Sofas.

»Soll ich brennen an die Lampe?«

»Natürlich!«

»Was werden begehren die Herren zu trinken?«

»Wie immer!«

Jetzt brannten zwei Flammen, und der Jude konnte mich, der ich bisher stets hinter Selim gestanden, nun besser betrachten.

»Kater Musa {um Mosis Willen}, das ist ein hoher Effendi und ein großer Held des Krieges! Ist er doch behangen mit glänzenden Silahs {Waffen}, trägt einen goldenen Kuran am Halse und hat einen Simbehl {Schnurrbart} wie Jehoschuah, der Eroberer des Landes Kanaan. Da darf ich nicht bringen den Gewöhnlichen, sondern ich muß gehen in eine Ecke des Kellers, wo da liegt vergraben ein Trank den nicht ein jeder bekommt.«

»Was für welcher ist es?« fragte ich.

»Es ist Wein von Türbedi Haidari, aus einem Lande, welches niemand kennt und wo Trauben wachsen, deren Beeren sind

wie die Äpfel und deren Saft kann umreißen die Mauern einer ganzen Stadt.«

»Bring eine Flasche!« befahl der Agha.

»Nein, bring zwei Krüge! Du mußt nämlich wissen, daß der Wein von Türbedi Haidari nur in großen Tonkrügen aufbewahrt und nur aus kleinen Krügen getrunken wird,« sagte ich.

»Du kennst ihn?« fragte der Jude.

»Ich habe ihn oft getrunken.«

»Wo? Wo liegt dieses Land?«

»Der Name, den du nanntest, ist der Name einer Stadt, welche in Terbidschan in Persien liegt. Der Wein ist gut, und ich hoffe, daß du verstanden hast, ihn zu behandeln. Was kostet er?«

»Du bist ein vornehmer Herr; darum sollst du ihn haben halb umsonst. Du wirst bezahlen dreißig Piaster für den Krug.«

»Das ist halb umsonst? Bringe die zwei Krüge, damit ich ihn koste. Dann werde ich dir sagen, wie viel ich gebe!«

Er ging. In einer Ecke lehnten einige Pfeifen neben einem Kästchen mit Tabak. Wir setzten uns und griffen nach den Pfeifen, die ohne Spitze waren. Ich zog mein Mundstück aus der Tasche und schraubte es an; dann versuchte ich den Tabak; es war ein guter Perser.

»Was ist drüben auf der andern Seite des Hauses, Selim Agha?« fragte ich.

»Ein Spezereiladen und eine Kaffeestube. Hinten ist eine Opiumbude und eine Weinschänke für das Volk; hier aber dürfen nur vornehme Herren eintreten,« erklärte er mir mit selbstgefälligem Gesichte.

Ich kann sagen, daß ich mich auf diesen Wein freute. Es ist ein roter, dicker und ungemein starker Naturtrank, von dem drei Schluck genügen, um einen Menschen, der noch nie Wein getrunken hat, in einen gelinden Rausch zu versetzen. Selim liebte das Getränk Noahs, aber ich war überzeugt, daß ihn der Krug mehr als überwältigen werde.

Da kam der Wirt mit zwei Krügen, von denen jeder viel-

leicht einen Liter faßte. Hm, armer Selim Agha! Ich versuchte einen Schluck. Der Wein hatte auf der Reise gelitten, ließ sich aber trinken.

»Nun, Hoheit, wie ist er?« fragte der Jude.

»Er ist so, daß ich dir für den Krug zwanzig Piaster geben werde.«

»Herr, das ist geboten zu wenig, viel zu wenig! Für zwanzig Piaster werde ich wieder mitnehmen meinen Wein und dir bringen einen andern.«

»Im Lande, wo er bereitet wird, gebe ich nach hiesigem Gelde für diesen Krug vier Piaster. Du siehst, ich will gut bezahlen, aber wenn dir das nicht genügt, so nimm ihn wieder mit!«

Ich stand auf.

»Was soll ich bringen für welchen?«

»Keinen! Ich trinke nur diesen für zwanzig Piaster, den du mir auch für fünfzehn ließest. Bekomme ich ihn nicht, so gehe ich, und du magst ihn selbst trinken.«

»So wird ihn trinken die Hoheit des Selim Agha.«

»Er wird mit mir gehen.«

»Gib neunundzwanzig!«

»Nein.«

»Achtundzwanzig!«

»Gute Nacht, Alter!«

Ich öffnete die Türe.

»Komm her, Effendi! Du sollst ihn doch haben für zwanzig Piaster, weil es mir ist eine Ehre, dich zu sehen in meinem Hause.«

Der Handel war also abgeschlossen, und jedenfalls sehr zur Zufriedenheit des Juden, der sich, nachdem ich ihm das Geld gegeben hatte, mit verstecktem Schmunzeln entfernte. Der Agha kostete ein wenig und tat dann einen tiefen Zug.

»Allah illa Allah! Wallah, Billah, Tallah! Solchen habe ich noch nicht bekommen. Glaubst du, daß er gut ist für ein krankes System, Emir?«

»Sehr gut!«

»Oh, wenn das die ›Myrte‹ wüßte!«

»Hat sie auch ein System?«

»Ein sehr durstiges, Effendi!«

Er tat einen zweiten und nachher einen dritten Zug.

»Das ist kein Wunder,« meinte ich. »Sie hat sehr viel zu sorgen, zu schaffen und zu arbeiten.«

»Für mich nicht; das weiß Allah!«

»Aber für deine Gefangenen.«

»Sie bringt ihnen täglich einmal Essen, Brot und Mehlwasser.«

»Wie viel gibt dir der Mutesselim für jeden Gefangenen?«

»Dreißig Para täglich.«

Also fünfzehn Pfennige ungefähr! Davon blieb sicherlich die Hälfte in den Händen Selims kleben.

»Und was erhältst du für die Beaufsichtigung?«

»Zwei Piaster täglich, die ich aber noch niemals bekommen habe. Ist es da ein Wunder, daß ich diese schöne Arznei noch gar nicht kenne?«

Er tat abermals einen Zug.

»Zwei Piaster? Das ist sehr wenig, zumal dir die Gefangenen sehr viele Mühe machen werden.«

»Mühe? Gar keine! Was soll ich mir mit diesen Halunken für Mühe geben? Ich gehe täglich einmal in das Gefängnis, um nachzusehen, ob vielleicht einer gestorben ist.«

»Zu welcher Zeit tust du das?«

»Wenn es mir paßt.«

»Auch des Nachts?«

»Ja, wenn ich am Tage es vergessen hatte und grad ausgegangen war. Wallahi, da fällt mir ein, daß ich heute noch nicht dort gewesen bin!«

»Meine Ankunft hat dich gestört.«

»Das ist wahr, Effendi.«

»So mußt du nachsehen?«

»Das werde ich nicht tun.«

»Warum nicht?«

»Die Kerle sind es nicht wert, daß ich mich bemühe!«

»Richtig! Aber wirst du dir nicht den Respekt verschmerzen?«

»Welchen Respekt?«

»Du bist doch Agha, ein hoher Offizier. Deine Arnauten und Unteroffiziere müssen Angst vor dir haben! Nicht?«

»Ja, das müssen sie. Bei Allah, das müssen sie!« beteuerte er.

»Auch der Sergeant, der im Gefängnis ist?«

»Auch dieser. Natürlich! Dieser Mazir ist überhaupt ein widerspenstiger Hund. Er muß Angst haben!«

»So mußt du ihn gut beaufsichtigen, mußt ihn zuweilen überraschen, um zu sehen, ob er im Dienste pünktlich ist, sonst wird er dich niemals fürchten!«

»Das werde ich; ja, bei Allah, ich werde es!«

»Wenn er sicher ist, daß du nicht kommst, so sitzt er vielleicht beim Kawedschi {Kaffeewirt} oder bei den Tänzerinnen und lacht dich aus.«

»Das soll er wagen! Ich werde ihn überraschen, morgen oder auch heute noch. Emir, willst du ihn mit überraschen?«

Ich hütete mich wohl, einen Zweifel darüber blicken zu lassen, ob ich überhaupt das Recht habe, in dem Gefängnisse Zutritt zu nehmen; ich tat im Gegenteile so, als ob ich ihm mit meiner Begleitung eine Ehre erwiese:

»Ist so ein Kerl es wert, daß er das Angesicht eines Emir sieht?«

»Du begleitest mich doch nicht um seinen, sondern um meinen willen.«

»Dann muß mir aber auch die Ehre erwiesen werden, die einem Emir und Effendi, der das Gesetz studiert hat, gebührt!«

»Das versteht sich! Es wird so sein, als ob mich der Muteselim selbst begleitete. Du sollst das Gefängnis inspizieren.«

»So gehe ich mit, denn ich bin überzeugt, daß mich diese Arnauten nicht für einen Khawassen halten.«

Er hatte nur noch eine kleine Neige im Krüge, und ich hatte mit ihm gleichen Schritt gehalten. Seine Augen wurden kleiner, und die Spitzen seines Schnurrbartes standen auf Krahel.

»Wollen wir uns noch einen Krug kommen lassen, Selim Agha?« fragte ich ihn.

»Nein, Effendi, wenn es dir beliebt. Ich dürfte danach, diesen Mazir zu überraschen. Wir werden morgen wieder hierhergehen!«

Der Sergeant wurde nur vorgeschoben, in Wirklichkeit aber mochte der gute Agha die Gefährlichkeit des Weines aus Türbedi Haidari bereits verspüren. Er legte die Pfeife fort und erhob sich ein wenig unsicher.

»Wie war der Tabak, Effendi?« erkundigte er sich.

Ich ahnte den Grund und antwortete deshalb:

»Schlecht. Er macht Kopfschmerzen und Schwindel.«

»Bei Allah, du hast recht. Dieser Tabak schwächt das System des Blutes und der Nerven, während man doch gekommen ist, es zu stärken. Komm, laß uns gehen!«

»Müssen wir denn dem Juden unsere Entfernung melden?«

»Ja.«

Er klatschte in die Hände. Das war wieder das Zeichen; dann traten wir in das Freie. Das kurze Weinstudium war für mich vorteilhaft gewesen.

»Komm, Emir, gib mir deinen Arm! Du weißt, ich liebe dich!«

Es war weniger die Liebe als vielmehr die Schwächung seines »Systems«, welche ihn bewog, diese Bitte auszusprechen; denn als ihm die frische Abendluft entgegenwehte, verriet er den sichtbarsten Eifer, in jene akrobatische Fatalität zu verfallen, in welcher man den Nadir mit dem Zenith zu verwechseln pflegt.

»Nicht wahr, Mohammed war ein gescheiter Kerl, Emir?« fragte er so laut, daß ein eben Vorübergehender stehen blieb, um uns etwas in Augenschein zu nehmen.

»Warum?«

»Weil er die Arzneien nicht verboten hat. Hätte er auch dies noch getan, so müßte man aus den Trauben Tinte machen. Weißt du, wo das Gefängnis liegt?«

»Hinter deinem Hause.«

»Ja; du hast immer recht, Emir. Aber wo liegt unser Haus?«

Das war nun eine jener leichten Fragen, die sich doch sehr

schwer beantworten lassen, wenn nicht die Antwort ebenso albern sein soll, wie die Frage.

»Grad vor dem Gefängnisse, Agha.«

Er blieb stehen oder versuchte vielmehr, still zu stehen, und sah mich überrascht an.

»Emir, du bist just ein ebenso gescheiter Kerl wie der alte Mohammed; nicht? Aber ich sage dir, dieser Tabak ist mir so in das Gehirn gefahren, daß ich hier rechts das Gefängnis sehe und dort links ebenso. Welches ist das richtige?«

»Keines von beiden. Da rechts steht eine Eiche, und das da oben links, das ist eine Wolke.«

»Eine Wolke? Allah illa Allah! Erlaube, daß ich dich ein wenig fester halte!«

Der wackere Agha führte mich und zeigte dabei jene merkwürdige Manie des unwillkürlichen Fortschrittes, welchen man in einigen Gegenden Deutschlands »eine Lerche schießen« nennt. So kamen wir allerdings ziemlich schnell weiter, und es gelang mir endlich, ihn vor das Gebäude zu bringen, welches ich für das Gefängnis hielt, obgleich ich es von seiner vorderen Seite noch nicht gesehen hatte.

»Ist dies das Zindan {Gefangenhaus}?« fragte ich ihn.

Er schob den Turban in das Genick und blickte sich nach allen Seiten um.

»Hm! Es sieht ihm ähnlich. Emir, bemerkst du niemand in der Nähe, den man fragen kann? Ich habe dich so fest halten müssen, daß mir die Augen wirbeln, und das ist schlimm; denn diese Häuser sprangen an mir vorbei wie eine galoppierende Karawane.«

»Ich sehe keinen Menschen. Aber es muß es sein!«

»Wir wollen einmal probieren!«

Er fuhr mit der Hand in seinen Gürtel und vigilierte nach etwas, was er nicht finden konnte.

»Was suchest du?«

»Den Schlüssel zur Gefängnistüre.«

»Hast du ihn?«

»Stets! Lange du doch einmal her und sieh, ob du ihn findest!«

Ich suchte und fand den Schlüssel sofort. Man mußte ihn bei dem ersten Griffe fühlen, denn er war so groß, daß man ihn mit einer Bärenkugel Nummer Null hätte laden können.

»Hier ist er. Soll ich aufschließen?«

»Ja, komm! Aber ich denke mir, daß du das Loch nicht finden wirst, denn dein System hat sehr gelitten.«

Der Schlüssel paßte, und bald knarrte die Türe in ihren Angeln.

»Gefunden!« meinte er. »Diese Töne kenne ich sehr genau. Laß uns eintreten!«

»Soll ich die Türe wieder zuschließen?«

»Versteht sich! In einem Gefängnisse muß man vorsichtig sein.«

»Rufe den Schließer!«

»Den Sergeant? Wozu?«

»Er soll uns leuchten.«

»Fällt mir gar nicht ein! Wir wollen doch den Schurken überraschen!«

»Dann mußt du leiser sprechen!«

Er wollte vorwärts, stolperte aber so, daß er gefallen wäre, wenn ich ihn nicht mit beiden Händen gehalten hätte.

»Was war das? Emir, wir sind dennoch in ein fremdes Haus geraten!«

»Wo ist der Raum, in dem sich der Sergeant befindet? Liegt er zu ebener Erde?«

»Nein, sondern eine Treppe hoch.«

»Und wo führt die Treppe hinauf, hinten oder vorn?«

»Hm! Wo war es nur! Ich glaube, vorn. Man hat von der Türe aus noch sechs bis acht Schritte zu gehen.«

»Rechts oder links?«

»Ja, wie stehe ich denn? Hüben oder drüben? O Emir, deine Seele kann die Arznei nicht gut vertragen; denn du hast mich so schief gestellt, daß dieser Hausflur nicht gradaus läuft, sondern von unten hinauf in die Höhe!«

»So komm her! Hinter dir ist die Türe; hier ist rechts und da ist links. An welcher Seite nun geht die Treppe empor?«

»Hier links.«

Wir schritten vorsichtig weiter, und mein tastender Fuß stieß wirklich bald an die unterste Stufe einer Treppe.

»Da sind die Stufen, Agha!«

»Ja, das sind sie. Falle nicht, Emir! Du warst noch nie in diesem Hause; ich werde dich sehr sorgfältig leiten.«

Er hing sich schwer an mich, so daß ich ihn die mir unbekannte Treppe förmlich emportragen mußte.

»Jetzt sind wir oben. Wo ist die Stube des Sergeanten?«

»Rede leiser; ich höre alles! Rechts die erste Türe ist es.«

Er zog mich fort, aber grad aus statt nach rechts; ich schwenkte ihn also herum und fühlte nach einigen Schritten die Türe, welche ich tastend untersuchte.

»Ich fühle zwei Riegel, aber kein Schloß.«

»Es gibt keins.«

»Die Riegel sind vorgeschoben.«

»Dann sind wir am Ende doch in ein fremdes Haus geraten.«

»Ich werde öffnen.«

»Ja, tue es, damit ich erfahre, woran ich mit dir bin!«

Ich schob die schweren Riegel zurück. Die Türe ging nach außen auf. Wir traten ein.

»Gibt es ein Licht in der Stube des Sergeanten?«

»Ja. Die Lampe steht mit dem Feuerzeuge links in einem Mauerloche.«

Ich lehnte ihn an die Wand und suchte. Das Loch nebst dem Nötigen wurde entdeckt, und bald hatte ich die Lampe angebrannt.

Der Raum war eng und klein. Eine Binsenmatte lag auf der Diele; sie hatte als »Möbel für alles« zu dienen. Ein zerbrochener Napf, ein Paar zerrissene Schuhe, ein Pantoffel, ein leerer Wasserkrug und eine Peitsche standen und lagen auf dem Boden herum.

»Nicht da! Wo steckt dieser Mensch?« fragte der Agha.

»Er wird bei den Arnauten sein, die auch hier zu wachen haben.«

Er nahm die Lampe und wankte voran, stieß aber an den Türpfosten.

»Schiebe mich nicht, Emir. Komm, halte die Lampe; ich will dich lieber führen, sonst könntest du mich die Treppe hinabwerfen. Ich liebe dich und bin dein Freund, dein bester Freund; darum rate ich dir, nie wieder diese persische Arznei zu trinken. Sie macht dich ja ganz gewalttätig!«

Ich mußte allerdings einige Gewalt anwenden, um ihn unbeschädigt hinabzubringen. Als wir vor der bezeichneten Türe anlangten, war auch sie verschlossen, und als wir sie öffneten, fanden wir auch diesen Raum leer. Er glich mehr einem Stalle als der Wohnung eines Menschen und ließ sehr Trauriges über die Asyle der Gefangenen erraten.

»Auch fort! Emir, du hattest recht. Diese Schurken sind fortgelaufen, statt zu wachen. Aber sie sollen lernen, mich zu fürchten. Ich lasse ihnen die Bastonnade geben; ja, ich lasse sie sogar aufhängen!«

Er versuchte, die Augen zu rollen, aber er brachte es nicht fertig; der Wein wirkte je länger desto kräftiger; sie fielen ihm zu.

»Was tun wir nun?«

»Was meinst du, Emir?«

»Ich an deiner Stelle würde warten, um die Arnauten so zu empfangen, wie sie es verdient haben.«

»Freilich werde ich dies tun. Aber wo warten wir?«

»Hier oder oben.«

»Hier. Ich steige nicht erst wieder hinauf; du wirst mir zu schwer, Effendi. Sieh, wie du wankst! Setze dich nieder!«

»Ich denke, wir wollen die Gefängnisse inspizieren?«

»Ja, das wollten wir,« sagte er ermüdet. »Aber, diese Menschen sind es nicht wert. Es sind lauter Spitzbuben, Diebe und Räuber, Kurden und auch ein Araber, welcher der schlimmste von allen ist.«

»Wo steckt dieser Kerl?«

»Hier nebenan, weil er am schärfsten bewacht werden soll. So setze dich doch!«

Ich ließ mich neben ihm nieder, obgleich der Boden nur aus hartgestampftem Lehm bestand und den höchsten Grad von Unreinlichkeit zeigte. Der Agha gähnte.

»Bist du müde?« fragte er mich.

»Ein wenig.«

»Darum gähnst du so. Schlafe, bis sie kommen. Ich werde dich wecken. Allah illa Allah, du bist ganz schwach und unzuverlässig geworden! Aber ich werde es mir so bequem wie möglich machen.«

Er streckte sich aus, stemmte den Ellenbogen auf und legte den Kopf in die Hand. Eine lautlose Stille trat ein, und nach einer kleinen Weile sank der Kopf vollends nieder – der Herr des Gefängnisses schlief.

Wie oft hatte ich gelesen, daß ein Gefangener durch die Be-
rauschung seiner Wächter befreit worden sei, und mich über
diesen verbrauchten Schriftstellercoup geärgert! Und jetzt be-
fand ich mich in voller Wirklichkeit infolge eines Rausches in
dem Besitze aller Gefangenen. Sollte ich dem Haddedihn Tor
und Türe öffnen? Das wäre wohl unklug gewesen. Wir waren
nicht vorbereitet, augenblicklich die Stadt zu verlassen. Am
Tore standen Wachen, welche sicher Verdacht geschöpft hät-
ten. Auf den armen Agha wäre die ganze Schuld gefallen und –
ich mußte ganz offen als der Täter bezeichnet werden, was mir
große Gefahr bringen oder wenigstens später viele Ungelegen-
heiten bereiten konnte. Es war jedenfalls besser, den Gefan-
genen so verschwinden zu lassen, daß sein Entkommen ganz
unbegreiflich blieb. Das war jetzt in meine Hand gegeben und
machte es mir möglich, jeden Verdacht von mir fern zu halten.
Ich beschloß also, heute mit dem Haddedihn nur zu sprechen,
und die Flucht erst dann zu bewerkstelligen, wenn sie gehörig
vorbereitet sein würde.

Der Agha lag am Boden und schnarchte laut bei offen ste-
hendem Munde. Ich rüttelte ihn erst leise und dann stärker
am Arme. Er erwachte nicht. Nun ergriff ich die Lampe und
verließ die Stube, deren Türe ich leise zumachte. Auch einen
der Riegel schob ich lautlos vor, um auf keinen Fall überrascht
zu werden. Ich hatte bereits vorhin achtgegeben und bemerkt,
daß alle Türen ohne Schlösser und nur mit zwei Riegeln verse-
hen waren. Einen Schlüssel brauchte ich also nicht zu suchen.

Es war mir doch ein wenig verändert zumute, als ich so al-

lein draußen auf dem Gange stand, dessen Finsternis von dem kleinen Lichte der Lampe nicht durchdrungen werden konnte. Aber ich hielt mich auf alles gefaßt. Wäre ein zwingender Umstand eingetreten, so hätte ich alles gewagt, um nicht ohne den Gefangenen fortzukommen. Ich schob die Riegel zurück, öffnete und ließ die Türe weit offen stehen, um jeden Laut vernehmen zu können, nachdem ich eingetreten war.

Ja, es war ein Loch, welches ich erblickte! Ganz ohne die Vermittlung von einigen Stufen fiel der vor mir liegende Raum hart hinter der Türe über zwei Ellen tief hinab. Er hatte eine Länge von vier und eine Breite von zwei Schritten ungefähr und zeigte weder Tünche, noch Holz- oder Lehmbo-den. Oben, dicht unter der Decke war eines jener Löcher an-gebracht, die ich am Tage von außen bemerkt hatte, und außer einem »Napfe« mit Wasser, wie man ihn einem Hunde vorge-setzt haben würde, sah ich nichts als den Gefangenen in dieser Höhle.

Er hatte auf der feuchten dumpfen Erde gelegen, war aber bei meinem Erscheinen aufgestanden. Hohläugig und ab-gemagert, glich er einem Halbtoten, aber dennoch war seine Haltung eine stolze, und sein Auge blitzte zornig, als er mich fragte:

»Was willst du? Darf man nicht einmal schlafen?«

»Sprich leise! Ich gehöre nicht zu deinen Wächtern. Wie ist dein Name?«

»Warum fragest du?«

»Sprich noch leiser, denn man soll uns nicht hören. Wie hei-ßest du?«

»Das wirst du wissen!« antwortete er, aber doch mit ge-dämpfter Stimme.

»Ich vermute es, aber ich will aus deinem Munde wissen, wer du bist.«

»Man nennt mich Amad el Ghandur.«

»So bist du jener, den ich suche. Versprich mir, ganz ruhig zu sein, was ich dir auch sagen werde!«

»Ich verspreche es!«

»Mohammed Emin, dein Vater, ist in der Nähe.«

»Allah il Al – – –!«

»Schweig! Dein Ruf kann uns verraten!«

»Wer bist du?«

»Ein Freund deines Vaters. Ich kam als Gast zu den Hadde-dihn und habe an der Seite deines Vaters gegen eure Feinde gekämpft. Da hörte ich, daß du gefangen seiest, und wir haben uns aufgemacht, dich zu befreien.«

»Allah sei gelobt! Aber ich kann es nicht glauben!«

»Glaube es! Siehe, dieses Fenster geht in einen Hof, welcher an einen Garten stößt, der zu dem Hause gehört, in dem wir wohnen.«

»Wie viele Männer seid ihr?«

»Nur vier. Dein Vater, ich, noch ein Freund und mein Diener.«

»Wer bist du, und wer ist dieser Freund?«

»Laß das für später, denn jetzt müssen wir eilen!«

»Fort?«

»Nein. Wir sind noch nicht vorbereitet, und ich kam zufällig hierher, ohne es vorher geahnt zu haben. Kannst du lesen?«

»Ja.«

»Aber es fehlt dir das Licht dazu.«

»Zur Mittagszeit ist es hell genug.«

»So höre. Ich könnte dich gleich jetzt mitnehmen, aber das wäre zu gefährlich; doch ich versichere dir, daß es nur ganz kurze Zeit noch dauern wird, bis du frei sein wirst. Noch weiß ich nicht, was wir beschließen werden; aber wenn du einen Stein durch das Fenster fallen hörst, so hebe ihn auf; es wird ein Papier daran gebunden sein, welches dir sagt, was du tun sollst.«

»Herr, du gibst mir das Leben zurück; denn beinahe wäre ich verzweifelt! Wie habt ihr erfahren, daß man mich nach Amadijah geschleppt hat?«

»Ein Dschesidi sagte es mir, den du am Wasser getroffen hast.«

»Das stimmt,« antwortete er schnell. »O, nun sehe ich, daß du die Wahrheit redest! Ich werde warten, aber grüße den Vater von mir!«

»Ich werde es noch heute tun. Hast du Hunger?«

»Sehr!«

»Könntest du Brot, Licht und Feuerzeug verstecken?«

»Ja. Ich grabe mit den Händen ein Loch in die Erde.«

»Hier hast du meinen Dolch dazu. Es ist für alle Fälle gut, wenn du eine Waffe hast. Aber sie ist mir kostbar; laß sie nicht entdeckt werden!«

Er griff hastig zu und drückte sie an die Lippen.

»Herr, Allah mag dir das in deiner Todesstunde gedenken! Nun habe ich eine Waffe; nun werde ich frei sein, auch wenn ihr nicht kommen könnt!«

»Wir werden kommen. Unternimm ja nichts Vorschnelles; das könnte dich und deinen Vater in große Gefahr versetzen.«

»Ich werde eine ganze Woche warten. Seid ihr dann noch nicht gekommen, so handle ich selbst.«

»Gut! Wenn es geht, werde ich dir noch diese Nacht Speise, Licht und Feuerzeug durch das Fenster bringen. Vielleicht können wir auch miteinander sprechen. Wenn es ohne Gefahr geschehen kann, sollst du die Stimme deines Vaters hören. Jetzt, lebe wohl; ich muß gehen!«

»Herr, reiche mir deine Hand!«

Ich hielt sie ihm entgegen. Er drückte sie mit beiden Händen, daß es mich schmerzte.

»Allah segne diese Hand, so lange sie sich bewegt, und wenn sie sich zum Todesschlaf gefaltet hat, so möge dein Geist sich im Paradiese freuen der Stunde, in welcher du mein Engel wurdest! Jetzt gehe, damit dir nichts widerfahre!«

Ich verschloß das Gefängnis und begab mich leise zum Agha zurück. Er schlief und schnarchte noch immer, und ich setzte mich nieder. So saß ich wohl eine ganze Stunde lang, bis ich Schritte vernahm, welche vor der Haustüre halten blieben. Schnell zog ich die bisher offene Türe zu und rüttelte den Agha munter. Es war dies keine leichte Arbeit, besonders, da sie schnell geschehen mußte. Ich stellte ihn aufrecht empor. Er starrte mich verwundert an.

»Du, Emir? Wo sind wir?«

»Im Gefängnisse. Raffe dich zusammen!«

Er schaute sich verdutzt um.

»Im Gefängnisse? Ah! Wie kommen wir hierher?«

»Denke an den Juden und an die Arznei; denke auch an den Sergeant, den wir überraschen wollen!«

»Den Serg – – – Maschallah, jetzt weiß ich es! Ich habe geschlafen. Wo ist er? Ist er noch nicht da?«

»Sprich leiser! Hörst du? Sie stehen noch unter der Türe und reden miteinander. Reibe dir den Schlaf aus dem Gesichte!«

Der gute Selim sah sehr jämmerlich aus; aber er hatte wenigstens die Besinnung wieder gefunden und vermochte ohne Schwanken aufrecht zu stehen. Und jetzt, als die Haustüre verschlossen wurde, nahm er die Lampe in die Hand, stieß unsere Türe auf und trat in den Gang hinaus. Ich folgte ihm. Die Übeltäter blieben erschrocken stehen, während er auf sie zuschritt.

»Wo kommt ihr her, ihr Hunde?« fuhr er sie an.

Seine Stimme klang wie Donner in dem langen, schmalen Raum.

»Vom Kawedschi,« antwortete der Sergeant nach einigem Zögern.

»Vom Kawedschi! Während ihr hier wachen sollt! Wer hat euch die Erlaubnis erteilt, fortzugehen?«

»Niemand!«

Die Leute zitterten vor Angst; sie dauerten mich. Ihre Nachlässigkeit war mir ja von so großem Vorteile gewesen. Trotz des kleinen Flämmchens sah ich, wie schrecklich der Agha seine Augen rollen ließ. Die Spitzen seines Bartes bebten, und seine Hand ballte sich vor Wut. Aber er mochte bemerken, daß er denn doch noch nicht ganz fest auf den Füßen stehe, und daher besann er sich eines Besseren.

»Morgen erhaltet ihr eure Strafe!«

Er setzte die Lampe auf eine der Treppenstufen und wandte sich zu mir:

»Oder meinst du vielleicht, Emir, daß ich gleich jetzt das Urteil fälle? Willst du haben, daß ich den einen durch die andern auspeitschen lasse?«

»Verschiebe ihre Züchtigung bis morgen, Selim Agha! Sie kann ihnen ja nicht entgehen.«

»Ich tue deinen Willen. Komm!«

Er öffnete die Türe und verschloß sie von draußen wieder.

Wir gingen nach Hause, wo uns die ›Myrte‹ erwartete.

»Warest du so lange beim Mutesselim?« fragte sie ihn argwöhnisch.

»Mersinah,« antwortete er, »ich sage dir, daß wir eingeladen wurden, bis zum frühen Morgen zu bleiben; aber ich wußte dich allein zu Hause und habe darum die Gastfreundlichkeit des Kommandanten abgeschlagen. Ich will nicht haben, daß dir die Russen den Kopf abschneiden. Es gibt Krieg!«

Sie schlug erschrocken die Hände zusammen.

»Krieg? Zwischen wem denn?«

»Zwischen den Türken, Russen, Persern, Arabern und Kurden. Die Russen stehen bereits mit hunderttausend Mann und dreitausend Kanonen vier Stunden von hier in Serahru.«

»O Allah! Ich sterbe; ich bin bereits tot! Mußt du auch mitkämpfen?«

»Ja. Fette mir noch heute nacht die Stiefel ein! Aber laß keinen Menschen etwas wissen. Der Krieg ist jetzt noch Staatsgeheimnis, und die Leute von Amadijah sollen es erst erfahren, wenn die Russen morgen die Stadt umzingelt haben.«

Sie taumelte und setzte sich ganz entkräftet auf den ersten besten Topf, der in ihrer Nähe stand.

»Schon morgen! Morgen sind sie wirklich da?«

»Ja.«

»Und sie werden schießen?«

»Sehr!«

»Selim Agha, ich werde dir deine Stiefel nicht einschmieren!«

»Warum nicht?«

»Du darfst nicht Krieg führen helfen; du sollst nicht erschossen werden!«

»Gut! Das ist mir sehr lieb, denn dann kann ich schlafen gehen. Gute Nacht, Effendi! Gute Nacht, meine süße Mersinah!«

Er trat ab. Die Blume des Hauses blickte ihm etwas verwundert nach; dann erkundigte sie sich:

»Emir, ist es wahr, daß die Russen kommen?«

»Das ist noch ein wenig ungewiß. Ich glaube, daß der Agha die Sache etwas zu ernst genommen hat.«

»O, du träufelst Balsam in mein verwundetes Herz. Ist es nicht möglich, sie von Amadijah abzuhalten?«

»Wir wollen uns das überlegen. Hast du die Kaffeesorten auseinander gelesen?«

»Ja, Herr. Es ist das eine sehr schlimme Arbeit gewesen; aber dieser böse Hadschi Halef Omar ließ mir keine Ruhe, bis ich fertig war. Willst du es sehen?«

»Zeige her!«

Sie brachte die Büchse und die Tüte herbei, und ich überzeugte mich, daß sie sich allerdings große Mühe gegeben hatte.

»Und wie wird dein Urteil lauten, Emir?«

»Es lautet gut für dich. Da deine zarten Hände diese Bohnen so oft berühren mußten, so soll der Kaffee dein Eigentum sein. Auch das Geschirr, welches ich heute einkaufte, gehört dir; die Gläser aber schenke ich dem wackeren Selim Agha.«

»O Effendi, du bist ein gerechter und weiser Richter. Du hast mehr Güte, als ich Töpfe hatte, und dieser duftende Kaffee ist ein Beweis deiner Herrlichkeit. Allah mag das Herz der Russen lenken, daß sie nicht kommen und dich nicht erschießen. Denkst du, daß ich heute noch ruhig schlafen kann?«

»Das kannst du; ich versichere es dir!«

»Ich danke dir, denn die Ruhe ist noch das einzige, an dem ein geplagtes Weib sich freuen kann!«

»Schläfst du hier unten, Mersinah?«

»Ja.«

»Aber nicht in der Küche, sondern nach vorn hinaus?«

»Herr, eine Frau gehört in die Küche und schläft auch in der Küche.«

Hm! Das war unangenehm. Übrigens kam mir der dumme Witz des Agha sehr ungelegen. Die ›Myrte‹ schlief heute gewiß nicht gleich ein. Ich stieg nach oben, ging aber, anstatt in mein Zimmer, in dasjenige des Haddedihs. Er hatte sich bereits

schlafen gelegt, erwachte aber sofort. Ich erzählte ihm mein Abenteuer im Gefängnis, und er ward des Staunens voll.

Wir packten dann Eßwaren nebst Licht und Feuerzeug ein und schlichen uns nach einer leeren Stube, welche an der Hofseite des Hauses lag. Sie hatte nur ein Fenster, das heißt, eine viereckige Öffnung, welche durch einen Laden verschlossen war. Dieser war nur angelehnt, und als ich hinausblickte, sah ich das platte Dach, welches diese Seite des kleinen Hofes umschirmte, nur fünf Fuß unter mir. Wir stiegen hinaus und von dem Dache in den Hof hinab. Die Türe des letzteren war verschlossen: wir befanden uns also allein und gingen in den Garten, in welchem einst die schöne Esma Khan geduftet hatte. Nun trennte uns von dem Gefängnisse nur eine Mauer, deren Höhe wir mit der Hand erreichen konnten.

»Warte,« bat ich den Scheik. »Ich will der Sicherheit wegen erst sehen, ob wir auch wirklich unbeobachtet sein werden.«

Ich schwang mich leise hinauf und drüben wieder hinab. Aus dem ersten kleinen Fensterloche rechts im Parterre sah ich einen fahlen Lichtschein. Dort war die Stube, in welcher der Agha geschlafen hatte. Und dort saßen jetzt wohl die Arnauten, die vor Angst nicht schlafen konnten. Das nächste, also das zweite Fenster gehörte zu dem Raume, in welchem Amad el Ghandur auf uns wartete.

Ich durchsuchte den schmalen Hofraum, ohne auf etwas Verdachterregendes zu stoßen, und fand auch die Türe verschlossen, welche aus dem Gefängnisse in den Hof führte. Nun kehrte ich zu der Stelle der Mauer zurück, hinter welcher der Haddedihi stand.

»Mohammed!«

»Wie ist es?«

»Alles sicher. Kannst du herüber?«

»Ja.«

»Aber leise!«

Er kam.

Wir huschten über den Hof hinüber und standen nun unter dem Fensterchen, welches ich beinahe mit der Hand erreichen konnte.

»Bücke dich, Scheik, stütze dich gegen die Wand und stemme die Hände auf die Kniee!«

Er tat es, und ich stieg auf seinen Rücken, welcher jetzt eine beinahe wagrechte Lage angenommen hatte. Ich stand mit dem Gesicht grad vor dem Loche des Kerkers.

»Amad el Ghandur!« sprach ich in dasselbe hinein und hielt dann schnell das Ohr hin.

»Herr, bist du es?« klang es hohl von unten herauf.

»Ja.«

»Ist mein Vater auch da?«

»Er ist hier. Er wird dir Speise und Licht an einer Schnur herablassen und dann mit dir sprechen. Warte; er wird gleich oben sein.«

Ich stieg von dem Rücken des Arabers herab.

»War ich schwer?«

»Lange ist es nicht auszuhalten, denn die Stellung ist zu unbequem.«

»So werden wir es jetzt anders machen, da du jedenfalls nicht nur einen kurzen Augenblick mit deinem Sohne reden willst: du kniest auf meine Achseln; dann kann ich aufrecht stehen und es so lange aushalten, wie es dir beliebt.«

»Hat er dich gehört?«

»Ja. Er fragte nach dir. Ich habe in der Tasche eine Schnur, an welcher du das Paket hinablassen kannst.«

Die Schnur wurde befestigt; ich bildete mit auf dem Rücken gefalteten Händen einen Tritt, auf welchen er den Fuß setzen konnte, und er stieg auf. Nachdem ich meine Hände an seine Kniee gelegt hatte, so daß er nicht abrutschen konnte, kniete er auf meinen Achseln so sicher wie zur ebenen Erde. Er ließ das Päckchen hinab, und nun begann ein leises, aber desto eifrigeres Zwiegespräch, von dem ich nur den von Mohammed Emin gesprochenen Teil vernehmen konnte. Dazwischen hinein fragte mich der Scheik zuweilen, ob er mir nicht zu schwer werde. Er war ein langer, starker Mann, und deshalb war es mir schon recht, als er nach ungefähr fünf Minuten zu Boden sprang.

»Emir, er muß heraus; ich kann es nicht erwarten,« sagte er.

»Vor allen Dingen wollen wir gehen. Steig einstweilen voran; ich will dafür sorgen, daß man am Tage keine Fußspur findet.«

»Der Boden ist ja hart wie Stein!«

»Vorsicht ist besser als Nachlässigkeit.«

Er ging voran, und ich folgte bald nach. In kurzer Zeit waren wir auf demselben Wege, den wir gekommen waren, zurückgekehrt und befanden uns in dem Zimmer des Scheik.

Er wollte nun sogleich einen Plan zur Befreiung seines Sohnes mit mir beraten; ich aber empfahl ihm, darüber zu schlafen, und schlich mich auf mein Zimmer.

Am andern Morgen besuchte ich zunächst meine Patientin; sie hatte nichts mehr zu befürchten. Die Mutter war ganz allein bei ihr, wenigstens bekam ich weiter niemand zu sehen. Sodann machte ich einen Gang durch und um die Stadt, um eine Stelle in der Mauer ausfindig zu machen, an der es möglich war, hinaus in das Freie zu gelangen, ohne das Tor passieren zu müssen. Es gab eine, aber sie war nicht für Pferde, sondern nur für Fußgänger zu passieren.

Als ich wieder nach Hause kam, hatte sich Selim Agha erst vom Lager erhoben.

»Emir, jetzt ist es Tag,« meinte er.

»Bereits schon lange,« antwortete ich.

»O, ich meine, daß man nun besser als gestern über unsere Sache reden kann.«

»Unsere Sache?«

»Ja, unsere. Du bist ja auch dabei gewesen. Soll ich Anzeige machen oder nicht? Was meinst du, Effendi?«

»Ich an deiner Stelle würde es unterlassen.«

»Warum?«

»Weil es besser ist, es wird gar nicht davon gesprochen, daß du während der Nacht im Gefängnisse gewesen bist. Deine Leute haben jedenfalls bemerkt, daß dein Gang nicht ganz sicher war, und sie könnten dies bei ihrer Vernehmung mit in Erwähnung bringen.«

»Das ist wahr! Als ich vorhin erwachte, sah mein Anzug sehr schlimm aus, und ich habe lange reiben müssen, um den Schmutz wegzubringen. Ein Wunder, daß dies Mersinah nicht gesehen hat! Also du meinst, ich soll die Anzeige unterlassen?«

»Ja. Du kannst ja den Leuten einen Verweis geben, und deine Gnade wird sie blenden wie ein Sonnenstrahl.«

»Ja, Effendi, ich werde ihnen zunächst eine fürchterliche Rede halten!«

Seine Augen rollten wie das Luftrad einer Stubenventilation. Dann standen sie plötzlich still, und sein Gesicht nahm einen sehr sanftmütigen Ausdruck an.

»Und dann werde ich sie begnadigen, wie ein Padischah, der das Leben und Eigentum von Millionen Menschen zu verschenken hat.«

Er wollte gehen, blieb aber unter der Türe halten; denn draußen war ein Reiter abgestiegen, und ich hörte eine bekannte Stimme fragen:

»Sallam, Herr! Bist du vielleicht Selim Agha, der Befehlshaber der Albanesen?«

»Ja, der bin ich. Was willst du?«

»Wohnt bei dir ein Effendi, welcher Hadschi Emir Kara Ben Nemsi heißt, und zwei Effendi, einen Diener und einen Baschi-Bozuk bei sich hat?«

»Ja. Was soll er?«

»Erlaube, daß ich mit ihm spreche!«

»Hier steht er.«

Selim trat zur Seite, so daß der Mann mich sehen konnte. Es war kein anderer, als Selek, der Dschesidi aus Baadri.

»Effendi,« rief er mit großer Freude, »erlaube, daß ich dich begrüße!«

Wir reichten einander die Hände; dabei sah ich, daß er ein Pferd Ali Beys ritt, welches dampfte. Er war jedenfalls sehr rasch geritten. Es war zu vermuten, daß er mir eine Botschaft, und zwar eine sehr wichtige, zu überbringen hatte.

»Führe dein Pferd in den Hof, und komme dann herauf zu mir!« wies ich ihn an.

Als wir uns in meiner Stube allein befanden, griff er in den Gürtel und zog einen Brief hervor.

»Von wem?«

»Von Ali Bey.«

»Wer hat ihn geschrieben?«

»Mir Scheik Khan, der Oberste der Priester.«

»Wie hast du meine Wohnung gefunden?«

»Ich fragte gleich am Tore nach dir.«

»Und woher weißt du, daß zwei Effendi bei mir sind? Als ich bei euch war, hatte ich nur einen bei mir.«

»Ich erfuhr es in Spandareh.«

Ich öffnete den Brief. Er enthielt sehr Interessantes, einige gute Nachrichten, welche die Dschesidi betrafen, und eine schlimme, welche sich auf mich bezog.

»Was? Einen solchen Erfolg hat die Gesandtschaft Ali Beys gehabt?« fragte ich. »Der Anadoli Kasi Askerie {Oberrichter der asiatischen Türkei} ist mit ihr nach Mossul gekommen?«

»Ja, Herr. Er liebt unsern Mir Scheik Khan und hat eine strenge Untersuchung gehalten. Der Mutessarif wird weggenommen; an seine Stelle kommt ein anderer.«

»Und der Makredsch von Mossul ist entflohen?«

»So ist es. Er war an allen Fehlern schuld, die der Mutessarif gemacht hat. Es haben sich sehr schlimme Dinge herausgestellt. Seit elf Monaten hat kein Unter-Gouverneur die nötigen Gelder und kein Befehlshaber und kein Soldat seinen Sold erhalten. Die Demütigung der Araber, welche die hohe Pforte anbefohlen hatte, blieb unterlassen, weil er alle Summen einsteckte, welche dazu erforderlich waren. Und so noch vieles andere. Die Khawassen, welche den Makredsch gefangen nehmen sollten, sind zu spät gekommen; er war fort. Darum haben alle Beys und Kiajas der Umgegend den Befehl erhalten, ihn festzunehmen, sobald er sich sehen läßt. Der Anadoli Kasi Askerie vermutet, daß er nach Bagdad geflohen sei, weil er ein Freund des dortigen Weli {Vizekönig} gewesen ist.«

»Das ist wohl eine falsche Vermutung! Der Flüchtling ist sicher in die Berge geflohen, wo er schwerer zu ergreifen ist, und wird lieber nach Persien als nach Bagdad gehen. Das Reisegeld

kann er unterwegs sehr leicht erhalten. Er ist der Oberrichter sämtlicher Untergerichtshöfe, deren Gelder ihm zu Gebote stehen.«

»Du hast recht, Effendi! Noch gestern abend haben wir erfahren, daß er am Morgen des vorigen Tages in Alkosch und am Abend bereits in Mungayschi gewesen ist. Es scheint, daß er nach Amadijah gehen wolle, aber auf einem Umwege, weil er die Ortschaften der Dschesidi fürchtet, die er überfallen hat.«

»Ali Bey vermutet mit Recht, daß mir sein Eintreffen hier große Schwierigkeiten bereiten kann. Er wird mir sehr hinderlich sein, und ich kann leider nicht beweisen, daß er selbst ein Flüchtling ist.«

»O Emir, Ali Bey ist klug. Als er von dem Makredschi hörte, befahl er mir, sein bestes Pferd zu satteln und die ganze Nacht zu reiten, um noch vor dem Oberrichter hier einzutreffen, falls dieser wirklich die Absicht haben sollte, nach Amadijah zu kommen. Und als ich Baadri verließ, gab er mir zwei Schreiben mit, die er aus Mossul erhalten hat. Hier sind sie; du sollst sehen, ob du sie gebrauchen kannst.«

Ich öffnete sie und las. Das eine war der Brief des Anadoli Kasi Askerie an Mir Scheik Khan, in welchem diesem die Absetzung des Mutessarif und des Makredschi mitgeteilt wurde. Das andere enthielt die amtliche Weisung an Ali Bey, den Makredschi festzunehmen und nach Mossul zu transportieren, sobald er sich auf dessen Gebiete sehen lasse. Beide waren mit der Unterschrift und dem großen Siegel des Kasi Askerie versehen.

»Diese Papiere sind mir allerdings sehr wichtig. Wie lange kann ich sie behalten?«

»Sie sind ganz dein.«

»Also vorgestern abend ist der Makredschi in Mungayschi gewesen?«

»Ja.«

»So könnte er heute hier ankommen, und ich brauche diese Schreiben bloß für diesen Tag. Kannst du so lange warten?«

»Ich warte so lange, wie du befehlst, Emir!«

»So gehe jetzt zwei Türen weiter! Dort wirst du Bekannte treffen, nämlich Hadschi Halef und den Buluk Emini.«

Die Nachricht, daß der Makredschi nach Amadijah kommen könne, hatte mich zunächst mit Besorgnis erfüllt; sobald ich mich aber in dem Besitze der beiden Schriftstücke sah, mußte diese Besorgnis schwinden, und ich konnte seinem Kommen mit Ruhe entgegensehen. Ja, ich glaubte bereits, daß die Kunde von der Absetzung des Mutessarif eine Freilassung des gefangenen Haddedihn zur Folge haben könne, kam aber von dem Gedanken zurück, als ich las, daß die Feindseligkeiten gegen die Araber nicht als eine Privatsache des Mutessarif, sondern auf Befehl der Pforte unternommen seien.

Am Nachmittage trat die »Myrte« in meine Stube.

»Effendi, willst du mit in das Gefängnis?«

Das kam mir erwünscht, aber ich mußte doch erst mit Mohammed Emin reden. Darum sagte ich:

»Ich habe jetzt keine Zeit.«

»Du hast es mir aber doch versprochen und auch gesagt, daß du den Gefangenen erlauben willst, einiges von mir zu kaufen!«

Der Rose von Amadijah schien sehr viel an dem Gewinne zu liegen, den dieser kleine Handel ihr jedenfalls einbrachte.

»Ich würde mein Wort halten; aber ich habe leider erst in einer Viertelstunde Zeit.«

»So warte ich, Emir! Aber wir können doch nicht mitsammen gehen!«

»Ist Selim Agha dabei?«

»Nein. Er hat jetzt Dienst bei dem Mutesselim.«

»So befiehl dem Sergeanten, daß er mir öffnen möge. In diesem Falle kannst du bereits jetzt gehen, und ich werde nachkommen.«

Sie verschwand mit heiterem Angesichte. Sie schien es gar nicht der Mühe wert zu halten, daran zu denken, ob der Sergeant mir den Zutritt erlauben werde, da ich doch weder ein Recht dazu hatte, noch die Erlaubnis seines Vorgesetzten nachweisen konnte. Natürlich ging ich sofort zu Mohammed Emin und setzte ihn von meinem bevorstehenden Besuche im Ge-

fängnis in Kenntnis. Ich empfahl ihm, zur Flucht bereit zu sein und zunächst für seinen Sohn durch Halef heimlich einen türkischen Anzug kaufen zu lassen. Dann brannte ich mir einen Tschibuk an und stieg mit gravitatischen Schritten durch die Gassen. Als ich das Gefängnis erblickte, sah ich die Türe desselben offen. Der Sergeant stand unter derselben.

»Sallam!« grüßte ich kurz und würdevoll.

»Sallam aaleikum!« antwortete er. »Allah segne deinen Eintritt in dieses Haus, Emir! Ich habe dir viel Dank zu sagen.«

Ich trat ein, und er verschloß die Türe wieder.

»Dank?« fragte ich nachlässig. »Wofür?«

»Selim Agha war hier. Er war sehr zornig. Er wollte uns peitschen lassen, aber endlich sagte er, daß wir Gnade finden sollen, weil du für uns gebeten hast. Sei so gütig, mir zu folgen.«

Wir stiegen die Treppe empor, welche zu finden und zu passieren mir der Agha gestern so viel Mühe gemacht hatte. Auf dem Gange stand Mersinah mit einem blechernen Kessel, welcher eine Mehlbrühe enthielt, die ganz das Ansehen hatte, als ob sie aus dem Spülwasser ihrer Küche und Schlafstätte bestehe, und auf dem Boden lag das Brot, welches ihre zarten Hände gebacken hatten. Es war einst auch Mehlwasser gewesen, hatte aber durch Feuer und anhaftende Kohlenreste eine feste Gestalt bekommen. Neben ihr standen die Arnauten, mit leeren Gefäßen in den Händen, die von einem Scherbenhaufen aufgelesen zu sein schienen. Sie verbeugten sich bis zur Erde herab, blieben aber aus Ehrfurcht stumm.

»Emir, befehlst du, daß wir beginnen sollen?« fragte die »Myrte«.

»Ja.«

Sofort wurde die erste Türe geöffnet. Der Raum, in welchen ich blickte, war auch ein Loch, doch lag der Boden desselben mit dem Gange in gleicher Höhe. Ein Türke lag darin. Er erhob sich nicht und würdigte uns keines Blickes.

»Gib ihm zwei Portionen, denn es ist ein Osmanly!« befahl der Sergeant.

Der Mann erhielt zwei Schöpflöffel voll Brühe in einem größeren Napfe und ein Stück Brot dazu. In der nächsten Zelle lag

wieder ein Türke, welcher die gleiche Portion erhielt. Der Insasse des dritten Loches war ein Kurde.

»Dieser Hund erhält nur *eine* Portion, denn er ist ein Mann aus Balahn!« {Ein Dorf der Kazikahnkurden.}

Das war ja eine ganz allerliebste Einrichtung! Ich hätte den Kerl beehrfeigen mögen. Er führte dieses Prinzip während der ganzen Speiseverteilung durch. Als die oberen Gefangenen versorgt waren, stiegen wir hinab in den untern Gang.

»Wer befindet sich hier?« fragte ich.

»Die Schlimmsten. Ein Araber, ein Jude und zwei Kurden von dem Stamme Bulamuh. Sprichst du kurdisch, Emir?«

»Ja.«

»Du magst wohl nicht mit den Gefangenen sprechen?«

»Nein; denn sie sind es nicht wert!«

»Das ist wahr. Aber wir können nicht Kurdisch und auch nicht Arabisch, und diese Hunde haben doch stets etwas zu sagen.«

»So werde ich einmal mit ihnen reden.«

Das war es ja, was ich so gern wollte; nur hatte ich nicht geglaubt, daß ich den Wächtern auch einen Gefallen erweisen werde.

Die Zelle des einen Kurden wurde geöffnet. Er hatte sich ganz vor gestellt. Der arme Teufel hatte jedenfalls Hunger; denn als er seinen Löffel Brühe erhielt, bat er, man möge ihm doch ein größeres Stück Brot geben, als gewöhnlich.

»Was will er?« fragte der Sergeant.

»Etwas mehr Brot. Gib es ihm!«

»Er soll es haben, weil du für ihn bittest.«

Nun kamen wir zum Juden. Ich schwieg, weil dieser türkisch reden konnte. Er hatte eine Menge Klagen vorzubringen, die von meinem Standpunkte aus alle sehr wohl begründet waren; aber er wurde nicht angehört.

Der zweite Kurde war ein alter Mann. Er bat nur, vor den Richter geführt zu werden. Der Sergeant versprach es ihm und lachte dabei.

Jetzt endlich wurde die letzte Zelle geöffnet. Amad el Ghan-

dur hockte tief unten in der Ecke und schien sich nicht rühren zu wollen, aber als er mich erblickte, erhob er sich.

»Ist das der Araber?« fragte ich.

»Ja.«

»Spricht er nicht türkisch?«

»Er redet gar nicht.«

»Nie?«

»Kein Wort. Deshalb erhält er auch kein warmes Essen.«

»Soll ich einmal mit ihm reden?«

»Versuche es!«

Ich trat näher zu ihm heran und sagte:

»Sprich nicht mit mir!«

Er blieb infolgedessen still.

»Siehst du, daß er nicht antwortet!« meinte der Sergeant zornig. »Sage ihm, daß du ein großer Emir bist, und dann wird er wohl reden!«

Nun wußte ich ja ganz genau, daß die Wächter wirklich nicht Arabisch verstanden; und wenn auch, der Dialekt der Haddedihn war ihnen fremdklingend.

»Halte dich heute abend bereit,« sagte ich zu Amad. »Viel leicht ist es mir heute möglich, wiederzukommen.«

Er stand stolz und aufrecht da, ohne eine Miene zu verziehen.

»Er redet auch jetzt noch nicht!« rief der Unteroffizier. »Nun soll er heute auch kein Brot bekommen, da er nicht einmal dem Effendi antwortet.«

Die Revision der Löcher war beendet. Nun führte man mich auch weiter in dem Gebäude herum. Ich ließ dies geschehen, obgleich es keinen Zweck hatte. Endlich waren wir fertig, und Mersinah sah mir mit fragender Miene in das Gesicht.

»Kannst du den Gefangenen Kaffee kochen?« erkundigte ich mich bei ihr.

»Ja.«

»Und ihnen Brot dazu geben, eine sehr reichliche Portion?«

»Ja.«

»Wie viel kostet das?«

»Dreißig Piaster, Effendi.«

Also zwei Taler ungefähr. Die Gefangenen erhielten wohl kaum für eine Mark davon. Ich zog das Geld heraus und gab es ihr.

»Hier. Aber ich wünsche, daß alle davon erhalten.«

»Sie sollen alle haben, Effendi.«

Ich gab der Alten und dem Sergeanten je fünfzehn und den Arnauten je zehn Piaster, ein Trinkgeld, wie sie es wohl nicht erwartet hatten. Daher erschöpften sie sich in außerordentlichen Danksagungen, und als ich das Haus verließ, exekutierten sie ihre Verbeugungen selbst dann noch, als ich bereits die Gasse erreicht hatte und sie nur noch meinen Rücken sehen konnten.

Heimgekommen, suchte ich Mohammed Emin auf. Ich traf Halef bei ihm, welcher den Anzug gebracht hatte. Dies war unbemerkt geschehen, weil ja weder der Agha noch Mersinah zu Hause war.

Ich beschrieb dem Haddedihi meinen Besuch.

»Also heute abend!« meinte er erfreut.

»Wenn es möglich ist,« fügte ich hinzu.

»Aber wie willst du es machen?«

»Ich werde, wenn nicht ein Zufall etwas Besseres bringt, von dem Agha den Schlüssel zu erhalten suchen und – – –«

»Er wird dir ihn nicht geben!«

»Ich nehme ihn! Dann warte ich, bis die Wächter schlafen und öffne Amad die Zelle.«

»Das ist zu gefährlich, Emir! Sie werden dich hören.«

»Ich glaube dies nicht. Sie haben während der letzten Nacht nicht geschlafen und werden infolgedessen müde sein. Sodann gab ich ihnen ein Bakschisch, das sie sicher nach und nach in Raki anlegen, und dieser wird ihre Schläfrigkeit befördern. Übrigens habe ich genau aufgepaßt und da bemerkt, daß das Schloß der Haustüre sich lautlos öffnen läßt. Wenn ich einigmaßen vorsichtig bin, wird es gelingen.«

»Aber, wenn man dich erwischt?«

»So habe ich doch keine Sorge. Den Wächtern gegenüber

gibt es eine Ausrede, und träfen sie mich mit dem Gefangenen, nun, dann müßte eben gehandelt werden, und zwar schnell.«

»Wohin wirst du Amad bringen?«

»Er wird sofort die Stadt verlassen.«

»Mit wem?«

»Mit Halef. Ich reite jetzt mit diesem aus, um in der Umgebung der Stadt einen Ort zu suchen, welcher ein Versteck bietet. Halef wird sich den Weg merken und deinen Sohn hinführen.«

»Aber die Wachen am Tore?«

»Sie werden die beiden nicht zu sehen bekommen. Ich kenne eine Stelle, an welcher man über die Mauer kommen kann.«

»Wir sollten gleich selbst mitgehen!«

»Wir bleiben noch wenigstens einen Tag, damit kein Verdacht auf uns fällt.«

»Aber Amad wird sich unterdessen in großer Gefahr befinden, denn man wird ihn in der ganzen Umgegend suchen.«

»Auch dafür ist gesorgt. Unfern des einen Tores bildet der Felsen von Amadijah einen Abgrund, in den wohl wenige Männer hinabzusteigen sich getrauen. Dorthin schaffen wir einige Fetzen seines alten Gewandes, welches wir zerreißen. Man wird das finden und dann annehmen, daß er bei seiner nächtlichen Flucht in die Schlucht gestürzt sei.«

»Wo kleidet er sich um?«

»Hier. Und der Bart muß ihm sofort abrasiert werden.«

»So soll ich ihn sehen! O, Emir, welche Freude!«

»Ich stelle aber die Bedingung, daß ihr euch still verhaltet.«

»Das werden wir ganz sicher. Aber unsere Wirtin wird ihn kommen sehen; denn sie ist stets in der offenen Küche.«

»Das wirst du verhindern. Halef wird dich benachrichtigen, wenn Amad kommt. Dann gehst du hinunter und verhinderst die Wirtin, ihn zu bemerken. Das ist nicht schwer, und unterdessen bringst ihn der Diener in deine Stube, welche du verschließe, bis ich heim komme.«

Ich hörte jetzt, daß Halef die Pferde herausschaffte, und ging. Draußen fand ich die Türe des Engländers offen. Er winkte mich hinein und fragte:

»Darf ich reden, Sir?«

»Ja.«

»Höre Pferde. Ausreiten? Wohin?«

»Vor die Stadt.«

»*Well*; werde mitreiten!«

»Ich beabsichtige einen Ritt in den Wald. Ihr würdet gezwungen sein, ein wenig mit durch die Büsche zu kriechen.«

»Werde kriechen!«

Er war schnell fertig. Sein Pferd wurde auch gesattelt, und bald ritten wir zum Tore hinaus, welches nach Asi und Mia führt. Es war so, wie mir der Kurde Dohub erzählt hatte. Der Pfad war so steil, daß wir die Pferde führen mußten. Am Tore hatte man uns übrigens nicht angehalten, da dort Arnauten die Wache hatten, die mich von der gestrigen Parade her kannten.

Unten im Tale angelangt, wären wir rechts an die Jilaks der Einwohner von Amadijah gekommen, welche sich in die Berge zurückgezogen hatten. Darum wandten wir uns nach links grad in den Wald hinein. Er war hier so licht, daß er uns am Reiten nicht verhinderte, und nach einer Viertelstunde erreichten wir eine Blöße, wo wir abstiegen, um uns auf dem Boden auszustrecken.

»Warum hierher führen?« fragte Lindsay.

»Ich suche ein Versteck für Amad el Ghandur.«

»Ah! Bald frei?«

Ich teilte ihm meinen Plan mit.

»Prächtig!« meinte er. »Schöne Gefahr dabei! Erwischen! Boxen! Schießen! *Well*; werde mitbefreien!«

»O, Master, Ihr könnt mir nichts nützen!«

»Nicht? Warum? Schlage jeden nieder, der uns wehren will! Freier Englishman! *Yes*!«

»Na, wollen erst sehen! Hier links oben liegt die Stelle, an welcher man über die Mauer kommt. In der hiesigen Gegend also müssen wir uns ein Versteck suchen. Wollt Ihr mitsuchen?«

»Sehr!«

»So teilen wir uns. Ihr geht grad, und ich gehe mehr zur

Seite. Wer einen guten Ort gefunden hat, der schießt sein Pistol los und wartet dort, bis der Andere kommt.«

Halef blieb bei den Pferden zurück, und wir gingen vorwärts. Der Wald wurde dichter, aber ich suchte wohl lange Zeit, ohne eine geeignete Stelle zu finden, welche wirkliche Sicherheit bot. Da hörte ich einen Schuß mir zur Linken. Ich schritt der Richtung entgegen, aus welcher der Knall gekommen war, und hörte bald einen zweiten Schuß ganz in meiner Nähe. Der Engländer stand bei einem Gestrüpp, aus welchem vier riesige Eichen emporragten. Er war barfuß und hatte sein Obergewand abgelegt. Auch der rotkarierte Riesenturban lag am Boden.

»Habe zweimal geschossen. Konntet mich fehlen, weil der Schall im Wald täuscht. Versteck gefunden?«

»Nein.«

»Habe eins.«

»Wo?«

»Ratet! Werdet nicht erraten!«

»Wollen sehen!«

Er war barfuß und halb entkleidet; er hatte also eine Kletterpartie gemacht, und das Versteck mußte also auf einer der Eichen zu suchen sein. Aber diese waren so stark, daß man sie unmöglich erklettern konnte. Doch neben der einen ragte der schlanke Stamm einer Pinie in die Höhe und verschlang ihre doldenartige Krone mit den breitgreifenden Zweigen der Eiche. Ziemlich hoch oben lehnte sich der Stamm an einen starken Eichenast, so daß von der Pinie aus dieser leicht zu erreichen war, und oberhalb der Stelle, an welcher er am Stamme saß, sah ich ein Loch in der Eiche.

»Ich habe es, Sir!« meinte ich.

»Wo?«

»Dort oben. Der Stamm ist hohl.«

»Well; gefunden! War bereits oben.«

»Ihr klettert wohl gut?«

»Wie Eichhörnchen! Yes!«

»Aber jedenfalls ist der ganze Baum hohl!«

»Sehr!«

»Und wer da oben hineinkriecht, der fällt herab und kann nicht heraus.«

»Sehr! Kann gar nicht heraus.«

»Dann ist es ja mit dem Versteck nichts!«

»Versteck ist gut, sehr gut. Nur dafür sorgen, daß nicht herunterfällt.«

»Auf welche Weise?«

»Ah, Ihr wißt nicht? Hm, Master Lindsay gescheiter Kerl! Schönes Abenteuer! Prächtig! Möchte bezahlen, gut bezahlen! Knüppel abschneiden und in die Höhlung klemmen, quer herüber. Viel Moos hier. Dieses darauf legen. Dann kann nicht herunterfallen. Versteck fertig! Schönes Landhaus! Prachtvolle Villa!«

»Da hättet Ihr recht! Wie groß ist dort der Durchmesser der Höhlung?«

»Vier Fuß ungefähr. Weiter nach unten noch mehr. Könnt Ihr klettern?«

»Ja. Ich werde mir diese Gelegenheit einmal ansehen.«

»Nicht ledig hinauf. Gleich Knüppel mitnehmen!«

»Das ist allerdings praktischer. Hier stehen genug eichene Stangen.«

»Aber wie hinaufbringen? Klettern und auch tragen? Geht nicht!«

»Ich habe meinen Lasso mit. Der hat mich auf allen meinen Reisen begleitet, denn so ein Riemen ist eine der nützlichsten Sachen.«

»Well; so schneiden wir!«

»Aber immer vorsichtig sein, Master! Zunächst wollen wir uns überzeugen, ob wir allein sind. Unsere englische Unterhaltung kann hier kein Mensch verstehen; sie hätte also unser Vorhaben nicht verraten. Aber ehe wir handeln, müssen wir uns sicherstellen.«

»So sucht! Werde einstweilen Stangen machen.«

Ich ging den Umkreis ab und überzeugte mich, daß wir unbeachtet waren; dann half ich dem Engländer, der ganz erpicht war, da oben eine Villa zu bauen. Wir schnitten ein Dutzend etwas mehr als vier Fuß langer Stämmchen aus den Büschen,

aber so, daß wir dabei jede Spur vermieden, und dann wand ich den Gürtelschal von der Hüfte, unter welchem ich den Lasso um den Leib geschlungen trug. Bis zum ersten Ast der Pinie reichte er. Während der Engländer die Stämmchen zusammenlegte und mit dem einen Ende des achtfach zusammengeflochtenen, unzerreißbaren Riemens umwand, nahm ich das andere zwischen die Zähne und kletterte empor. Die hindernden Kleidungsstücke hatte ich natürlich abgelegt. Auf dem ersten Aste angekommen, zog ich das Bündel in die Höhe. Lindsay kam nachgeklettert, und so brachten wir die ›Knüppel‹ bis zur Öffnung, wo sie angebunden wurden. Ich untersuchte die Höhlung. Sie hatte die angegebene Weite, wurde nach unten immer größer und reichte bis zur Erde hinab.

Nun begannen wir die Stämmchen einzuklemmen, um aus ihnen einen Fußboden zu bilden. Das mußte sehr sorgfältig geschehen, damit er ja nicht hinunterbrechen konnte. Mit Hilfe der Messer brachten wir es nach einiger Anstrengung fertig. Der Boden war fest und sicher.

»Nun Moos, Streu und Laub mit dem Lasso herauf!«

Wir kletterten nun wieder hinab und hatten bald so viel gesammelt, wie wir brauchten. Es wurde in meinen Haik und das Überkleid Lindsays geschlungen, und nach zweimaligem Auf- und Niederklettern war die Höhlung in ein Versteck umgewandelt, in welchem es sich ganz weich und sicher liegen ließ.

»Wacker gearbeitet,« meinte der Engländer, indem er sich den Schweiß von der Stirne wischte. »Amad wird gut wohnen. Nun noch Essen und Trinken, Pfeife und Tabak, so ist der Diwan fertig!«

Wir kehrten jetzt zu Halef zurück, der bereits Sorge um uns hegte, weil wir so lange Zeit fortgeblieben waren.

»Master Lindsay, jetzt bleibt Ihr bei den Pferden zurück, denn ich muß nun zuvor auch unserem Hadschi Halef Omar das Versteck zeigen!« sagte ich.

»Well! Doch bald wiederkommen! Yes!«

»Kannst du klettern?« fragte ich Halef, als wir bei den Eichen angekommen waren.

»Ja, Sihdi. Ich habe ja von mancher Palme die Datteln herabgeholt. Warum?«

»Das ist ein ganz anderes Klettern. Hier gibt es einen glatten Stamm, der keine Stütze bietet, und auch kein Klettertuch, wie man es beim Ernten der Datteln in Anwendung bringt. Siehst du das Loch an dem Stamme der Eiche, dort grad über dem Aste?«

»Ja, Sihdi.«

»Klettere einmal hinauf, und siehe dir es an! Du mußt hier an der Pinie empor und dann den Eichenast entlang.«

Er versuchte es, und siehe da, es ging recht leidlich.

»Effendi, das ist ja ein Kiosk,« meinte er, als er unten wieder anlangte. »Den habt ihr wohl jetzt gebaut?«

»Ja. Weißt du, wo das Fort von Amadijah liegt?«

»Hier links hinauf.«

»So höre, was ich dir sage! Ich glaube heute abend Amad el Ghandur aus dem Gefängnisse holen zu können. Er muß noch während der Nacht aus der Stadt gebracht werden, und das sollst du tun.«

»Herr, die Wachen werden uns sehen!«

»Nein. Es gibt eine Stelle, an welcher die Mauer so beschädigt ist, daß ihr sehr leicht unbemerkt in das Freie gelangen könnt. Ich werde dir diese Stelle bei unserer Rückkehr zeigen. Nun aber handelt es sich darum, daß ihr trotz der Nacht hier diesen Platz nicht verfehlt, denn das Loch da oben soll dem Haddedihn zum Verstecke dienen, bis wir ihn von hier abholen. Darum gehest du von hier aus links hinauf, um den Weg, den ihr heute abend zu nehmen habt, richtig kennen zu lernen, und kehrst dann zu uns zurück. Präge dir das Terrain gut ein. Wenn er sich in Sicherheit befindet, hast du dafür zu sorgen, ungesehen wieder in unsere Wohnung zu gelangen; denn niemand darf wissen, daß einer von uns die Stadt verlassen hat.«

»Sihdi, ich danke dir!«

»Wofür?«

»Dafür, daß du mir erlaubst, wieder einmal auch selbst etwas zu tun; denn seit langer Zeit habe ich zusehen müssen.«

Er ging, und ich kehrte zu Lindsay zurück, der lang ausgestreckt im Moose lag und gen Himmel blickte.

»Prachtvoll in Kurdistan! Fehlt nur an Ruinen!« sagte er.

»Ruinen gibt es hier genug, wenn auch keine tausendjährigen wie am Tigris. Vielleicht sind wir gezwungen, Gegenden aufzusuchen, in denen Ihr Euch von dem Vorhandensein von Ruinen überzeugen könnt. Aus den Tälern Kurdistans ist der Qualm brennender Dörfer und der Geruch von Strömen vergossenen Blutes zum Himmel gestiegen. Wir befinden uns in einem Lande, in welchem Leben, Freiheit und Eigentum mehr gefährdet sind, als in jedem anderen. Wünschen wir, daß wir uns nicht aus eigener Erfahrung davon überzeugen müssen!«

»Will mich aber davon überzeugen, Sir! Will Abenteuer haben! Möchte kämpfen, boxen, schießen! Werde bezahlen.«

»Dazu gibt es vielleicht auch ohne Bezahlung Gelegenheit, Sir; denn gleich hinter Amadijah hört das Gebiet der Türken auf, und es beginnen diejenigen Länder, welche von Kurden bewohnt werden, die der Pforte nur dem Namen nach unterworfen oder tributpflichtig sind. Dort gewähren uns unsere Pässe nicht die mindeste Sicherheit; ja es kann sehr leicht der Fall sein, daß wir feindselig behandelt werden, grad deshalb, weil wir die Empfehlung der Türken und der Konsuln besitzen.«

»Dann nicht vorzeigen!«

»Allerdings. Diese halbwilden gewalttätigen Horden macht man sich am besten geneigt, wenn man sich ihrer Gastfreundschaft mit Vertrauen überläßt. Ein Araber kann noch Hintergedanken haben, wenn er einen Fremden in sein Zelt aufnimmt; ein Kurde aber nie. Und sollte dies ja einmal der Fall sein, und sollte es keine andere Möglichkeit der Rettung geben, so begibt man sich in den Schutz der Frauen; dann ist man sicher geborgen.«

»Well, werde mich beschützen lassen von den Frauen! Prachtvoll! Sehr guter Gedanke, Master!«

Nach vielleicht einer Stunde kehrte Halef zurück. Er versicherte, das Versteck nun selbst bei Nacht ohne Irrung auffinden zu können, sobald es ihm nur erst gelungen sei, aus der

Stadt zu kommen. Der Zweck unseres Spazierrittes war somit erreicht, und wir kehrten nach Amadijah zurück. Dort richtete ich es so ein, daß wir an der beschädigten Mauerstelle vorüberkamen.

»Das ist der Ort, den ich meine, Halef. Wenn du nachher ausgehest, so magst du diese Bresche einmal genau untersuchen, aber so, daß es nicht auffällt.«

»Das werde ich baldigst tun müssen, Sihdi,« antwortete er; »denn es wird sehr bald Abend werden.«

Der Tag war, als wir unsere Wohnung erreichten, allerdings schon weit vorgeschritten. Ich bekam keine Zeit, mich von dem Ritte auszuruhen, denn Selim Agha empfing mich an der Türe:

»Hamdullillah, Allah sei Dank, daß du endlich kommst!« meinte er. »Ich habe auf dich mit Schmerzen gewartet.«

»Warum?«

»Der Mutesselim sendet mich, um dich zu ihm zu bringen.«

»Was soll ich dort?«

»Ich weiß es nicht.«

»Du vermutest es auch nicht?«

»Du sollst mit einem Effendi reden, der vorhin ankam.«

»Wer ist es?«

»Der Mutesselim hat mir verboten, es dir zu sagen.«

»Pah! Der Mutesselim kann mir nichts verheimlichen! Ich wußte längst, daß dieser Effendi kommen werde!«

»Du wußtest es? Aber es ist ja ein Geheimnis!«

»Ich werde dir beweisen, daß ich dieses große Geheimnis kenne. Es ist der Makredschi von Mossul, der gekommen ist.«

»Wahrhaftig, du weißt es!« rief er erstaunt. »Aber er ist nicht allein bei dem Mutesselim.«

»Wer ist noch da?«

»Ein Arnaute.«

Ah, ich ahnte, welcher es war, und sagte daher:

»Auch das weiß ich. Kennst du den Mann?«

»Nein.«

»Er hat keine Waffen bei sich.«

»Allah akbar; das ist richtig! Effendi, du weißt alles.«

»Wenigstens siehst du, daß der Mutesselim nicht der Mann ist, mir etwas zu verbergen.«

»Aber, Herr, sie müssen böse von dir gesprochen haben!«

»Warum?«

»Ich muß darüber schweigen.«

»Gut, Selim Agha, ich sehe nun, daß du mein Freund bist und mich liebst!«

»Ja, ich liebe dich, Emir; aber der Dienst erfordert, daß ich gehorche.«

»So sage ich dir, daß ich dir noch heute Befehle geben werde, denen du grad so gehorchen wirst, als ob du sie von dem Kommandanten erhieltest! Seit wann ist der Makredsch hier?«

»Seit fast zwei Stunden.«

»Und so lange Zeit wartest du bereits auf mich?«

»Nein. Der Makredsch kam allein, ganz heimlich und ohne alles Gefolge. Ich war grad beim Kommandanten, als er eintrat. Er sagte, daß er heimlich komme, weil er in einer sehr wichtigen Sache reise, von welcher niemand eine Ahnung haben dürfe. Sie unterhielten sich weiter, und da erwähnte der Kommandant auch dich und deine Gefährten. Der Makredsch muß dich kennen, denn er wurde sehr aufmerksam, und der Mutesselim mußte dich ihm beschreiben. ›Er ist's!‹ rief er dann und bat den Kommandanten, mich hinauszuschicken. Nachher wurde ich gerufen und erhielt den Befehl, dich zu holen und — — —«

»Nun, und — — —«

»Und — — Emir, es ist gewiß wahr, daß ich dich lieb habe, und darum will ich es dir sagen. Aber, wirst du mich verraten?«

»Nein. Ich verspreche es dir!«

»Ich mußte mehrere Arnauten mitnehmen, um den Platz zu besetzen, daß deine Gefährten sich nicht entfernen können. Und auch für dich stehen im Palaste einige meiner Arnauten bereit. Ich soll dich festnehmen und in das Gefängnis schafffen.«

»Ah, das ist ja sehr interessant, Selim Agha! So ist wohl be-

reits eines deiner Löcher für mich in Bereitschaft gesetzt worden?»

»Ja. Du kommst neben dem Araber zu liegen, und ich mußte einige Strohecken hineintun lassen; denn der Mutesselim sagte, du seist ein Emir und solltest feiner behandelt werden, als die andern Spitzbuben!«

»Für diese Rücksicht bin ich ihm wirklich sehr großen Dank schuldig. Sollten meine Gefährten auch eingesteckt werden?«

»Ja, aber ich habe über sie noch keine weiteren Befehle.«

»Was sagt die ›Myrte‹ dazu?«

»Ich habe es ihr gesagt. Sie sitzt in der Küche und weint sich die Augen aus.«

»Die Gute! Aber du sprachst von einem Arnauten?«

»Ja. Er war da, noch ehe der Makredsch kam, und hat mit dem Mutesselim lange Zeit gesprochen. Dann wurde ich gerufen und gefragt.«

»Wonach?«

»Danach, ob der schwarzrote Effendi auch in der Wohnung kein Wort rede.«

»Was hast du geantwortet?«

»Ich sagte die Wahrheit. Ich habe den Effendi noch keine Silbe reden hören.«

»So komm. Wir wollen gehen!«

»Herr, ich soll dich bringen, das ist wahr; aber ich habe dich lieb. Willst du nicht lieber entfliehen?«

Dieser brave Arnaute war wirklich mein Freund.

»Nein, ich fliehe nicht, Agha; denn ich habe keine Veranlassung, mich vor dem Mutesselim oder dem Makredsch zu fürchten. Aber ich werde dich bitten, außer mir noch einen mitzunehmen.«

»Wen?«

»Den Boten, welcher zu mir gekommen ist.«

»Ich will ihn rufen; er ist im Hofe.«

Ich trat unterdessen in die Küche. Dort kauerte Mersinah am Boden und machte ein so trübseliges Gesicht, daß ich mich wirklich gerührt fühlte.

»O, da bist du, Effendi!« rief sie aufspringend. »Eile, eile! Ich habe dem Agha befohlen, dich entfliehen zu lassen.«

»Nimm meinen Dank dafür, Mersinah! Aber ich werde doch bleiben.«

»Sie werden dich aber einsperren, Herr.«

»Das wollen wir abwarten!«

»Wenn sie es tun, Effendi, so weine ich mich zu Tode und werde dir die besten Suppen kochen, die es gibt. Du sollst nicht hungern!«

»Du wirst für mich nichts zu kochen haben, denn man wird mich nicht einstecken; das versichere ich dir.«

»Emir, du gibst mir das Leben wieder! Aber sie könnten es doch tun, und dann nehmen sie dir alles ab. Magst du mir nicht dein Geld zurücklassen und auch die andern Sachen, welche dir teuer sind? Ich werde dir alles aufbewahren und kein Wort davon sagen.«

»Das glaube ich dir, du Schutz und Engel dieses Hauses; aber eine solche Vorsicht ist nicht nötig.«

»So tue, was dir gefällt! Gehe nun, und Allah sei bei dir mit seinem Propheten, der dich beschützen möge!«

Wir gingen. Als ich über den Platz schritt, bemerkte ich hinter den Türen einiger Häuser die Arnauten stehen, von denen Selim gesprochen hatte. Es war also jedenfalls sehr ernstlich gemeint. Auch vor dem Palaste, im Flur und auf der Treppe desselben, sogar im Vorzimmer standen Soldaten. Ich wäre doch beinahe besorgt geworden.

Der Kommandant befand sich nicht allein in seinem Raume; die zwei Leutnants saßen am Eingange und auch Selim Agha zog sich nicht wieder zurück, sondern ließ sich nieder.

»Sallam aaleikum!« grüßte ich so unbefangen wie möglich, trotzdem ich mich in der Falle befand.

»Aaleikum!« antwortete der Kommandant zurückhaltend und zeigte dabei auf einen Teppich, welcher seitwärts in seiner Nähe lag.

Ich tat, als ob ich diesen Wink nicht gesehen oder nicht verstanden habe, und ließ mich an seiner Seite nieder, wo ich ja früher schon gesessen hatte.

»Ich sandte nach dir,« begann er, »aber du kamst nicht. Wo bist du gewesen, Effendi?«

»Ich ritt spazieren.«

»Wohin?«

»Vor die Stadt.«

»Was wolltest du da?«

»Mein Pferd ausreiten. Du weißt, ein edles Roß muß gepflegt werden.«

»Wer war dabei?«

»Hadschi Lindsay-Bey.«

»Der das Gelübde getan hat, nicht zu sprechen?«

»Derselbe.«

»Ich habe vernommen, daß er dieses Gelübde nicht sehr streng hält.«

»So!«

»Er redet.«

»So!«

»Auch mit dir.«

»So!«

»Ich weiß das gewiß.«

»So!«

Dieses »So!« brachte den guten Mann einigermaßen in Verlegenheit.

»Du mußt dies doch auch wissen!« meinte er.

»Wer hat dir gesagt, daß er spricht?«

»Einer, der ihn gehört hat.«

»Wer ist es?«

»Ein Arnaute, der heute kam, um euch anzuklagen.«

»Was tatest du?«

»Ich sandte nach dir.«

»Warum?«

»Um dich zu vernehmen.«

»Allah illa Allah! Also auf die Anklage eines schurkischen Arnauten hin sendest du zu mir, um mich, den Emir und Effendi, wie einen eben solchen Schurken zu behandeln! Mutes-selim, Allah segne deine Weisheit, damit sie dir nicht abhanden komme!«

»Effendi, bitte Gott um deiner eigenen Weisheit willen, denn du wirst sie brauchen können!«

»Das klingt fast wie eine Drohung!«

»Und dein Wort klang wie eine Beleidigung!«

»Nachdem du mich beleidigst hast. Laß dir etwas sagen, Mutesselim. Hier in dieser Drehpistole sind sechs Schüsse und in dieser andern ebenso viele. Rede, was du mit mir zu reden hast; aber bedenke, daß ein Emir aus Germanistan kein Arnaute ist und sich auch nicht mit einem solchen vergleichen läßt! Wenn mein Gefährte sein Gelübde nicht hält, was geht es einen Arnauten an? Wo ist dieser Mann?«

»Er steht in meinem Dienst.«

»Seit wann?«

»Seit lange.«

»Mutesselim, du sprichst die Unwahrheit! Dieser Arnaute stand gestern noch nicht in deinem Dienste. Er ist ein Mann, von dem ich dir noch mehr erzählen werde. Wenn Hadschi Lindsay-Bey spricht, so hat er dies mit seinem Gewissen abzumachen, aber einen andern geht dies gar nichts an!«

»Du hättest recht, wenn ich von ihm allein nur dieses wüßte.«

»Was gibt es noch?«

»Er ist der Freund eines Mannes, der mir sehr verdächtig ist.«

»Wer ist dieser Mann?«

»Du selbst bist es!«

Ich tat sehr erstaunt.

»Ich! Allah kerihm, Gott ist gnädig; er wird auch dir barmherzig sein!«

»Du hast zu mir von dem Mutessarif gesprochen und gesagt, daß er dein Freund sei.«

»Ich sagte die Wahrheit.«

»Es ist nicht wahr!«

»Was! Du zeihst mich der Lüge! So kann meines Bleibens hier nicht länger sein. Ich werde dir Gelegenheit geben, diese Beleidigung zu vertreten.«

Ich erhob mich und tat, als ob ich das Selamlük verlassen wollte.

»Halt,« rief der Kommandant. »Du bleibst!«

Ich drehte mich zu ihm um.

»Du befehlst es mir?«

»Ja.«

»Hast du mir zu befehlen?«

»Hier stehst du unter mir, und wenn ich dir gebiete, zu bleiben, so wirst du gehorchen!«

»Und wenn ich nicht bleibe?«

»So zwingt ich dich! Du bist mein Gefangener!«

Die beiden Leutnants erhoben sich; auch Selim Agha tat dies, aber sehr langsam und ungern, wie ich bemerken mußte.

»Dein Gefangener? Was fällt dir ein? Sallam!«

Ich wandte mich wieder nach der Türe.

»Haltet ihn!« gebot er.

Die beiden Leutnants ergriffen mich, einer hüben und der andere drüben. Ich blieb stehen und lachte erst dem rechten und dann dem linken in das Angesicht; dann flogen sie, einer hinter dem andern, über den Raum hinweg und stürzten vor dem Mutesselim zur Erde.

»Da hast du sie, Mutesselim. Hebe sie auf! Ich sage dir, daß ich gehen werde, wenn es mir beliebt, und keiner deiner Arnauten soll mich halten! Aber ich werde bleiben, denn ich habe noch mit dir zu sprechen. Dies tue ich aber nur, um dir zu beweisen, daß kein Nemtsche einen Türken fürchtet. Frage also weiter, was du zu fragen hast!«

Dem guten Manne war ein solcher Widerstand gar niemals vorgekommen; er war gewohnt, daß ein jeder sich tief vor ihm beugen müsse, und schien jetzt gar nicht so recht zu wissen, was er tun solle.

»Ich sagte,« begann er endlich wieder, »daß du kein Freund des Mutessarif seist.«

»Du hast doch seinen Brief gelesen.«

»Und du hast gegen ihn gekämpft!«

»Wo?«

»In Scheik Adi!«

»Beweise es!«

»Ich habe einen Zeugen.«

»Laß ihn kommen!«

»Ich werde dir diesen Wunsch erfüllen.«

Auf einen Wink des Mutesselim verließ der Agha das Zimmer.

In einigen Augenblicken kehrte er mit – dem Makredsch von Mossul zurück. Dieser würdigte mich keines Blickes, schritt an mir vorüber zu dem Kommandanten, ließ sich an derselben Stelle nieder, an welcher ich vorher gesessen hatte, und griff zu dem Schlauche der Wasserpfeife, welche dort stand.

»Ist dies der Mann, von dem du erzähltest, Effendi?« fragte ihn der Kommandant.

Er warf einen halben, verächtlichen Blick auf mich und antwortete:

»Er ist es.«

»Siehst du?« wandte sich der Kommandant zu mir. »Der Makredsch von Mossul, den du ja kennen wirst, ist Zeuge, daß du gegen den Mutessarif kämpftest.«

»Er ist ein Lügner!«

Da erhob der Richter die Augen voll zu mir.

»Wurm!« zischte er.

»Du wirst diesen Wurm bald kennen lernen!« antwortete ich ruhig. »Ich wiederhole es: Du bist ein Lügner, denn du hast nicht gesehen, daß ich gegen die Truppen des Mutessarif die Waffen gezogen habe!«

»So sahen es andere!«

»Aber du nicht! Und der Kommandant sagte doch, daß du selbst es gesehen haben willst. Nenne deine Zeugen!«

»Die Topdschis {Kanoniere} haben es erzählt.«

»So haben auch sie gelogen. Ich habe nicht mit ihnen gekämpft; es ist kein Tropfen Blutes geflossen. Sie haben sich und ihre Geschütze ohne alle Gegenwehr ergeben. Und dann, als ihr in Scheik Adi eingeschlossen wurdet, habe ich den Bey zur Güte und Nachsicht gemahnt, so daß ihr es nur mir zu verdanken habt, daß ihr nicht samt und sonders niedergeschos-

sen wurdet. Willst du daraus den Beweis ziehen, daß ich ein Feind des Mutessarif sei?»

»Du hast die Geschütze überfallen und weggenommen!«

»Das gestehe ich sehr gern ein.«

»Aber du wirst dich dafür in Mossul verantworten.«

»Oh!«

»Ja. Der Mutesselim wird dich gefangen nehmen und nach Mossul schicken, dich und alle, welche bei dir sind. Es gibt nur ein einziges Mittel, dich und sie zu retten.«

»Welches?»

Er gab einen Wink, und die drei Offiziere traten ab.

»Du bist ein Emir aus Frankistan, denn die Nemsis sind Franken,« begann nun der Makredschi. »Ich weiß, daß du unter dem Schutze ihrer Konsuln stehst, und daß wir dich also nicht töten dürfen. Aber du hast ein Verbrechen begangen, auf welchem die Strafe des Todes steht. Wir müssen dich über Mossul nach Stambul senden, wo du dann allerdings ganz gewiß die Strafe erleiden wirst.«

Er machte eine Pause. Es schien ihm nicht leicht zu werden, jetzt die richtige Wendung zu finden.

»Weiter!« meinte ich.

»Nun bist du aber ein Schützling des Mutessarifs gewesen; auch der Mutesselim hat dich freundlich aufgenommen, und so wollen diese beiden nicht, daß dir ein so trauriges Los bereitet werde.«

»Allah denke ihrer dafür in ihrer letzten Stunde!«

»Ja! Darum ist es möglich, daß wir von einer Verfolgung dieser Sache absehen, wenn — — —«

»Nun, wenn?»

»Wenn du uns sagst, wie viel das Leben eines Emirs aus Germanistan wert ist.«

»Es ist gar nichts wert.«

»Nichts? Du scherzest!«

»Ich rede im Ernste. Gar nichts ist es wert.«

»Inwiefern?»

»Weil Allah auch einen Emir zu jeder Minute zu sich fordern kann.«

»Du hast recht; das Leben steht in Allahs Hand; aber es ist ein Gut, welches man beschützen und erhalten soll!«

»Du scheinst kein guter Moslem zu sein, denn sonst würdest du wissen, daß die Wege des Menschen im Buche verzeichnet stehen.«

»Und dennoch kann der Mensch sein Leben wegwerfen, wenn er diesem Buche nicht gehorcht. Willst du dieses tun?«

»Nun gut, Makredsch. Wie hoch würdest du dein eignes Leben schätzen?«

»Wenigstens zehntausend Piaster.«

»So ist das Leben eines Nemtsche grad zehntausendmal mehr wert, nämlich hundert Millionen Piaster. Wie kommt es, daß ein Türke so sehr tief im Preise steht?«

Er blickte mich verwundert an.

»Bist du ein so reicher Emir?«

»Ja, da ich ein so teures Leben besitze.«

»So meine ich, daß du hier in Amadijah dein Leben auf zwanzigtausend Piaster schätzen wirst.«

»Natürlich!«

»Und das deines Hadschi Lindsay-Bey ebenso hoch.«

»Ich stimme bei.«

»Und zehntausend für den Dritten.«

»Ist nicht zu viel.«

»Und dein Diener?«

»Er ist zwar ein Araber, aber ein tapferer und treuer Mann, der ebensoviel wert ist, wie jeder andere.«

»So meinst du, daß auch er zehntausend kostet?«

»Ja.«

»Hast du die Summe berechnet?«

»Sechzigtausend Piaster. Nicht?«

»Ja. Habt ihr so viel Geld bei euch?«

»Wir sind sehr reich, Effendi.«

»Wann wollt ihr bezahlen?«

»Gar nicht!«

Es war wirklich spaßig zu sehen, mit welchen Gesichtern die beiden Männer erst mich und dann sich ansahen. Dann fragte der Makredsch:

»Wie meinst du das, Effendi?«

»Ich meine, daß ich aus einem Lande stamme, in welchem Gerechtigkeit herrscht. Bei den Nemsis ist der Bettler ebensoviel wert vor dem Richter wie der König. Und wenn der Padi-schah der Nemsis sündigt, so wird er von dem Gesetze bestraft. Keiner kann sein Leben erkaufen, denn es gibt keinen Richter, der ein Schurke ist. Die Osmanen aber haben kein anderes Gesetz als ihren Geldbeutel, und darum schachern sie mit der Gerechtigkeit. Ich kann mein Leben nicht bezahlen, wenn ich verdient habe, daß es mir genommen wird.«

»So wirst du es verlieren!«

»Das glaube ich nicht. Ein Nemtsche treibt keinen Handel mit seinem Leben, aber er weiß es zu verteidigen.«

»Effendi, die Verteidigung ist dir unmöglich!«

»Warum?«

»Deine Schuld ist erwiesen, und du hast sie auch bereits eingestanden.«

»Das ist nicht wahr. Ich habe keine Schuld eingestanden, sondern ich habe nur zugegeben, daß ich euch die Kanonen fortgenommen habe. Und das ist eine Tat, die keine Strafe erhalten wird.«

»Das meinst du nur. Du weigerst dich also, auf unsern Vorschlag der Güte und des Erbarmens einzugehen?«

»Ich brauche kein Erbarmen.«

»So müssen wir dich festnehmen.«

»Versucht es!«

Auch der Kommandant richtete eine wohlgemeinte Vorstellung an mich; da ich aber nicht auf dieselbe hörte, so klatschte er in die Hände, und die drei Offiziere erschienen wieder.

»Führt ihn ab!« gebot er ihnen. »Ich hoffe, Effendi, daß du dich nicht weigern wirst, mit ihnen zu gehen. Draußen stehen genug Leute, um jeden Widerstand zu überwinden. Du sollst es während deiner Haft hier gut haben und – – –«

»Schweige, Mutesselim!« unterbrach ich ihn. »Ich möchte den Mann hier sehen, der das Zeug hätte, mich zu überwäl-tigen. Euch fünf tut ein Nemtsche in drei Sekunden ab, und deine fieberkranken Arnauten reißen vor meinem Blick aus;

darauf kannst du dich verlassen! Daß ich es gut haben würde als Gefangener, versteht sich ganz von selbst; das gebietet euch ja euer eignes Interesse. Nach Mossul werde ich nicht geschickt, denn das kann dem Makredsch nichts nützen; er will bloß, daß ich mich loskaufe, denn er braucht Geld, um über die Grenze zu kommen.«

»Über die Grenze?« fragte der Mutesselim. »Wie soll ich deine Worte verstehen?«

»Frage ihn selbst!«

Er blickte den Makredsch an, der sich plötzlich verfärbte.

»Was meint er?« fragte er ihn.

»Ich verstehe ihn nicht!« antwortete der Beamte.

»Er versteht mich nur zu gut,« entgegnete ich. »Mutesse-
lim, du hast mich beleidigt; du willst mich gefangen nehmen;
du hast mir einen Antrag gemacht, der sehr schwere Folgen
für dich hätte, wenn ich davon sprechen wollte. Ihr beide habt
mich bedroht; aber jetzt werde ich die Waffe selbst auch in die
Hand nehmen, nachdem ich gesehen habe, wie weit ihr zu ge-
hen wagt. Weißt du, wer dieser Mann ist?«

»Der Makredsch von Mossul.«

»Du irrst. Er ist es nicht mehr; er ist abgesetzt.«

»Abgesetzt!« rief er.

»Mensch!« rief dagegen der Makredsch. »Ich erwürge
dich.«

»Abgesetzt!« rief der Kommandant noch einmal, halb er-
schrocken und halb fragend.

»Ja. Selim Agha, ich sagte dir vorhin, daß ich dir heute ei-
nen Befehl geben werde, dem du Gehorsam leisten wirst. Jetzt
sollst du ihn hören: Nimm den Mann dort gefangen und ste-
cke ihn in das Loch, in welches ich kommen sollte! Er wird
dann nach Mossul geschafft.«

Der gute Agha staunte erst mich an und dann die beiden an-
dern; aber er rührte natürlich keinen Fuß, um meinen Worten
nachzukommen.

»Er ist wahnsinnig,« meinte der Makredsch, indem er sich
erhob.

»Du selbst mußt es sein, da du es wagst, nach Amadijah zu

kommen. Warum bist du nicht den geraden Weg, sondern über Mungayschi geritten? Du siehst, daß ich alles weiß. Hier, Mutesselim, hast du den Beweis, daß ich das Recht habe, seine Gefangennehmung zu verlangen!«

Ich übergab ihm dasjenige Schreiben, welches an Ali Bey gerichtet war. Er blickte zunächst nach der Unterschrift.

»Vom Anatoli Kasi Askeri?«

»Ja. Er ist in Mossul und verlangt die Auslieferung dieses Mannes. Lies!«

»Es ist wahr!« staunte er. »Aber was tut der Mutessarif?«

»Er ist auch abgesetzt. Lies auch dieses andere Schreiben!«

Ich übergab es ihm, und er las es.

»Allah kerihm, Gott sei uns gnädig! Es gehen große Dinge vor!«

»Sie gehen allerdings vor. Der Mutessarif ist abgesetzt, der Makredsch ebenso. Willst auch du abgesetzt sein?«

»Herr, du bist ein geheimer Abgesandter des Anatoli Kasi Askeri oder gar des Padischah!«

»Wer ich bin, das kommt hier nicht in Betracht; aber du siehst, daß ich alles weiß, und ich erwarte, daß du deine Pflicht erfüllst.«

»Effendi, ich werde sie tun. Makredsch, ich kann nicht anders; hier steht es geschrieben; ich muß dich gefangen nehmen!«

»Tue es!« antwortete dieser.

Ein Dolch blitzte in seiner Hand, und im Nu war er durch das Zimmer hinweg, auch an mir vorüber und zur Türe hinaus. Wir eilten nach und kamen grad recht, zu sehen, daß er draußen zu Boden gerissen wurde. Selek, der mich begleitet hatte, war es, der auf ihm kniete und ihm den Dolch zu entringen versuchte. Ein Entkommen war nun allerdings unmöglich. Er wurde entwaffnet und wieder in das Selamlük zurückgebracht.

»Wer ist dieser Mann?« fragte der Kommandant, auf Selek deutend.

»Es ist der Bote, den mir Ali Bey von Baadri gesandt hat. Er kehrt wieder dorthin zurück, und du magst ihm erlauben,

den Transport zu begleiten. Dann sind wir sicher, daß der Makredsch nicht entkommen wird. Aber ich werde dir noch einen Gefangenen übergeben.«

»Wen, Herr?«

»Laß nur den Arnauten kommen, der mich angeklagt hat!«

»Holt ihn!« gebot er.

Einer der Leutnants ging und brachte den Mann, der eine Wendung der Dinge zu seinen Ungunsten nicht vermutete.

»Frage ihn einmal,« sagte ich, »wo er seine Waffen hat!«

»Wo hast du sie?«

»Sie wurden mir genommen.«

»Wo?«

»Im Schlafe.«

»Er lügt, Mutesselim! Dieser Mann war dem Hadschi Lindsay-Bey von dem Mutessarif mitgegeben worden; er hat auf mich geschossen und entflohen; dann unterwegs lauerte er uns auf und gab aus dem Dickicht des Waldes noch zwei Kugeln auf mich ab, die aber nicht trafen. Mein Hund hielt ihn fest, aber ich ließ Gnade walten, vergab ihm und ließ ihn entkommen. Wir nahmen ihm dabei die Waffen ab, welche mein Khaschwaß noch besitzt. Soll ich die Zeugen, daß ich die Wahrheit rede, kommen lassen?«

»Herr, ich glaube dir! Nehmt diesen Hund gefangen und schafft ihn in das sicherste Loch, welches sich in dem Gefängnisse befindet!«

»Herr, befehlst du mir, den Makredsch gleich mitzunehmen?« fragte Selim Agha den Kommandanten.

»Ja.«

»Mutesselim, laß ihn zuvor binden,« erinnerte ich. »Er hat einen Fluchtversuch gemacht und wird ihn wiederholen.«

»Bindet ihn!«

Sie wurden alle beide abgeführt, und ich blieb mit dem Kommandanten allein zurück. Dieser war von dem Ereignisse so angegriffen, daß er sich müde auf den Teppich fallen ließ.

»Wer hätte das gedacht!« seufzte er.

»Du allerdings nicht, Mutesselim!«

»Herr, verzeihe mir! Ich wußte ja von diesen Dingen nichts.«

»Gewiß hat der Arnaute den Makredschr vorher getroffen und sich mit ihm verständigt, sonst hätte er es nicht gewagt, gegen uns aufzutreten, da wir doch Grund hatten, ihn bestrafen zu lassen.«

»Er soll auf keinen Menschen wieder schießen! Erlaube, daß ich dir eine Pfeife reiche!«

Er ließ noch ein Nargileh kommen und setzte es mit eigener Hand in Brand; dann meinte er in beinahe unterwürfigem Tone:

»Emir, glaubst du, daß es mein Ernst war?«

»Was?«

»Daß ich Geld von dir nehmen wollte?«

»Ja.«

»Herr, du irrst! Ich fügte mich in den Willen des Makredschr und hätte dir meinen Teil zurückgegeben.«

»Aber entfliehen hätte ich dürfen?«

»Ja. Du siehst, daß ich dein Bestes wollte!«

»Das durftest du nicht, wenn die Anklage gegen mich begründet war.«

»Wirst du weiter daran denken?«

»Nein, wenn du machest, daß ich es vergessen kann.«

»Du sollst nicht wieder daran denken, Emir. Du sollst es vergessen, wie du bereits ein anderes vergessen hast.«

»Was?«

»Die Arznei.«

»Ja, Mutesselim, die habe ich allerdings vergessen; aber du sollst sie noch heute erhalten; das verspreche ich dir!«

Da kam einer der Diener herein.

»Herr, es ist ein Basch Tschausch {Sergeant-Major} draußen,« meldete er.

»Was will er?«

»Er kommt aus Mossul und sagt, daß seine Botschaft wichtig sei.«

»Schicke ihn herein!«

Der Unteroffizier trat ein und übergab dem Kommandan-

ten ein mit einem großen Siegel versehenes Schreiben; es war das Siegel des Anatoli Kasi Askeri; ich erkannte es sogleich. Er erbrach es und las. Dann gab er dem Manne den Bescheid, morgen früh die Antwort abzuholen.

»Herr, weißt du, was es ist?« fragte er mich dann, als der Soldat fort war.

»Ein Schreiben des Oberrichters von Anatolien?«

»Ja. Er schreibt mir von der Absetzung des Mutessarif und des Makredschi. Diesen letzteren soll ich, sobald er sich hier je erblicken lasse, sofort nach Mossul senden. Ich werde ihn morgen diesem Basch Tschausch mitgeben. Soll ich in meinem Schreiben etwas von dir erwähnen?«

»Nein. Ich werde selbst schreiben. Aber sende nur eine genügende Bedeckung mit!«

»Daran soll es nicht fehlen, besonders da noch ein anderer wichtiger Gefangener mitgehen soll.«

Ich erschrak.

»Welcher?«

»Der Araber. Der Anatoli Kasi Askeri befiehlt es mir und sagt, daß der Sohn des Scheik als Geisel nach Stambul gesandt werden solle.«

»Wann geht der Transport ab?«

»Am Vormittage. Ich werde jetzt gleich das Schreiben beginnen.«

»So darf ich dich nicht länger stören.«

»O Effendi, deine Gegenwart ist mir lieber als alles!«

»Und dein Auge ist mir wie das Auge des besten Freundes; aber deine Zeit ist kostbar; ich darf sie dir nicht rauben.«

»Aber morgen früh kommst du?«

»Vielleicht.«

»Du sollst bei dem Abgange des Transportes zugegen sein, um zu sehen, daß meine Sorge an alles denkt!«

»So werde ich kommen. Sallam!«

»Sallam! Allah sei dein Führer!«

Als ich nach Hause kam, tönte mir ein heller Ruf entgegen:

»Hamdullillah, Effendi, du lebst und bist frei!«

Es war die ›Myrte‹. Sie nahm mich bei den Händen und atmete tief auf.

»Du bist ein großer Held. Deine Diener und der fremde Bote haben es gesagt. Wenn sie dich gefangen genommen hätten, so hättest du den ganzen Palast erschlagen, und vielleicht gar Selim Agha auch.«

»Ihn nicht, aber die andern alle; darauf kannst du dich verlassen!« antwortete ich belustigt.

»Ja. Du bist wie Kelad, der Starke. Dein Bart steht rechts und links wie der Bart eines Panthers, und deine Arme sind wie die Beine eines Elefanten!«

Das war natürlich bildlich gemeint. O Myrte, welch ein Attentat auf den dunkelblonden Schmuck meines Gesichtes und auf die liebliche Symmetrie meiner unentbehrlichsten Gliedmaßen! Ich mußte ebenso höflich sein:

»Dein Mund spricht wie der Vers eines Dichters, Mersinah, und deine Lippen strömen über wie ein Topf voll süßen Honigs; deine Rede tut wohl, wie das Pflaster auf eine Beule, und deiner Stimme Klang kann keiner vergessen, der ihn einmal hörte. Hier, nimm fünf Piaster, um dir Khol und Henneh zu kaufen für die Ränder deines Augenlides und die rosigen Nägel deiner Hand. Mein Herz will sich freuen über dich, damit meine Seele jung werde und mein Auge sich ergötze an der Anmut deines Ganges!«

»Herr,« rief sie, »du bist tapferer als Ali, weiser als Abu Bekr, stärker als Simsah {Simson} und schöner als Hosseïn, der Armadener! Befiehl, was ich dir braten soll; oder willst du gekocht und gebacken haben? Ich tue für dich alles, was du verlangst, denn mit dir ist die Freude über mein Haus gekommen und Segen über die Schwelle meiner Türe.«

»Deine Güte rührt mich, oh Mersinah; ich kann sie nicht vergelten! Aber ich habe weder Hunger noch Durst, wenn ich den Glanz deiner Augen, die Farbe deiner Wangen und das liebliche Bild deiner Hände erblicke. War Selim Agha da?«

»Ja. Er hat mir alles erzählt. Deine Feinde sind vernichtet. Gehe hinauf und tröste die Deinen, die in großer Sorge um dich sind!«

Ich ging hinauf.

»Endlich zurück!« meinte der Engländer. »Große Sorge! Wollten kommen und Euch holen! Glück, daß Ihr da seid!«

»Du warst in Gefahr?« fragte auch Mohammed.

»Nicht sehr. Sie ist vorüber. Weißt du, daß der Mutessarif abgesetzt ist?«

»Von Mossul?«

»Ja, und der Makredsch auch.«

»Also darum ist Selek da?«

»Ja. Hat er dir nichts erzählt, als wir am Nachmittage ausgeritten waren?«

»Nein. Er ist schweigsam. Aber da kann doch Amad frei werden, denn nur der Mutessarif hat ihn gefangen gehalten!«

»Ich hoffte dies auch, aber es steht schlimmer. Der Großherr billigt das Vorgehen der Türken gegen euch, und der Oberrichter von Anatolien hat befohlen, daß dein Sohn als Geisel nach Stambul gebracht werde.«

»Allah kerihm! Wann soll er fort?«

»Morgen vormittags.«

»Wir überfallen unterwegs seine Begleitung!«

»So lange wir noch Hoffnung haben, ihn durch List frei zu bekommen, so lange soll kein Menschenleben beschädigt werden.«

»Aber wir haben nur noch die Zeit von einer Nacht!«

»Diese Zeit ist lang genug.«

Dann wandte ich mich an den Engländer:

»Sir, ich brauche Wein für den Mutesselim.«

»Wäre Wein wert, dieser Kerl! Mag Wasser trinken! Kaffee, Lindenblüten, Baldrian und Buttermilch!«

»Er hat mich um Wein gebeten!«

»Schlingel! Darf doch keinen trinken! Ist Mohammedaner!«

»Die Moslemin trinken ihn ebenso gern wie wir. Ich möchte uns sein Wohlwollen erhalten, so lange wir es brauchen.«

»Schön! Soll Wein haben! Wie viel?«

»Ein Dutzend. Ich gebe die Hälfte und Ihr die andere.«

»Pshaw! Kaufe nicht halben Wein. Hier Geld!«

Er reichte mir die Börse hin, ohne daß es ihm einfiel, zu bemerken, wie viel ich ihr entnahm. Er war ein Gentleman und ich ein armer Teufel.

»Wie ist's?« fragte er. »Retten wir Amad?«

»Ja.«

»Heute?«

»Ja.«

»Wie?«

»Ich gehe mit Selim Agha Wein trinken und suche – –«

»Trinkt auch Wein?« unterbrach er mich.

»Leidenschaftlich.«

»Schöner Muselman! Verdient Prügel!«

»Grad diese Geschmacksrichtung aber gibt uns Vorteile. Er wird einen Rausch bekommen und dann nehme ich ihm unmerkelt den Gefängnißschlüssel fort. Ich lasse den Araber heraus zu seinem Vater, wo er sich umkleidet. Dann führt ihn Halef nach der Villa, die Ihr für ihn gebaut habt.«

»Well! Sehr schön! Was tue ich dabei?«

»Zunächst aufpassen. Wenn ich ihn bringe, so gebe ich da drüben an der Ecke ein Zeichen. Ich werde wie ein Rabe krächzen, der aus dem Schlafe gestört worden ist. Dann eilt Halef hinunter, um die Türe zu öffnen und die Wirtin in der Küche festzuhalten. Ihr geht mit Mohammed an die Treppe und empfangt Amad, um ihn empor zu führen. Er zieht sich an, und ihr wartet, bis ich nach Hause komme.«

»Ihr geht wieder fort?«

»Ja. Ich muß zu Selim Agha, um keinen Verdacht zu erregen und ihm den Schlüssel wieder zuzustecken.«

»Schwere Sache für Euch! Wenn Ihr nun ertappt werdet?«

»Ich habe eine Faust, und wenn das zu wenig sein sollte, auch Waffen. Jetzt aber laßt uns in Gemeinschaft zu Abend essen.«

Während des Mahles wurde auch Mohammed genau instruiert. Halef brachte den Wein und mußte ihn gut verpacken.

»Den trägst du jetzt zum Mutesselim,« sagte ich ihm.

»Will er ihn trinken, Sihdi?« fragte er erstaunt.

»Er soll ihn verwenden, wozu er ihn braucht. Du gibst das

Paket an keinen andern Menschen als nur an ihn und sagst, daß ich hier die Medizin sende. Und höre! Wenn ich dann mit Selim Agha fortgehe, so gehest du uns heimlich nach und merkst dir das Haus, in welches wir treten, aber genau! Und sollte ich irgendwie gebraucht werden, so kommst du, mich zu holen.«

»Wo werde ich dich in dem Hause finden?«

»Du gehst im Flur von der Türe aus ungefähr acht Schritte gradaus und pochst dann rechts an eine Türe, hinter welcher ich mich befinde. Sollte der Wirt dich sehen, der ein Jude ist, so sagest du, daß du den fremden Emir suchest, der aus dem Krüge trinkt. Verstehest du?«

Er ging mit seinem Pakete fort.

Mohammed Emin befand sich in einer unbeschreiblichen Aufregung. Ich hatte ihn selbst damals, als es im Tale der Stufen galt, seine Feinde gefangen zu nehmen, nicht so gesehen. Er hatte alle seine Waffen angetan und auch die Flinte neu geladen. Ich konnte nicht darüber lächeln. Ein Vaterherz ist eine heilige Sache; ich hatte ja auch einen Vater daheim, der oft für mich der Sorgen und Entbehrungen genug getragen hatte, und konnte das also begreifen.

Endlich kam Selim Agha von dem Mutesselim zurück. Er verzehrte in der Küche sein Abendbrot, und dann gingen wir heimlich zum Juden. Selim Agha hatte die Wirkung des starken Weines zur Genüge kennen gelernt und nahm sich daher sehr in acht. Er trank nur in kleinen Schlückchen und auch sehr langsam.

Wir mochten bereits dreiviertel Stunden beim Weine sitzen, und noch immer zeigte derselbe keine andere Wirkung auf den Agha, als daß dieser stiller und träumerischer wurde und sich sinnend in seine Ecke lehnte. Schon stand ich im Begriff, ihn zum Austrinken zu nötigen und zwei neue Krüge bringen zu lassen, als es draußen an die Türe pochte.

»Wer ist das?« frug der Agha.

»Das muß Halef sein.«

»Weiß er, wo wir sind?«

»Ja.«

»Effendi, was hast du getan!«

»Aber er weiß nicht, was wir tun.«

»Laß ihn nicht herein!«

Wie gut, daß ich Halef aufmerksam gemacht hatte! Daß er kam, um mich zu holen, war mir Beweis, daß etwas Besonderes passiert sei. Ich öffnete von innen und trat hinaus auf den Flur.

»Halef!«

»Sihdi, bist du es?«

»Ja. Was ist's?«

»Der Mutesselim ist gekommen.«

»Das ist schlimm; das kann uns das ganze Werk verderben. Gehe. Wir kommen gleich nach. Aber bleibe stets an der Türe meines Zimmers, damit ich dich sofort habe, wenn ich dich brauche!«

Ich trat wieder in den kleinen Raum zurück.

»Selim Agha, es war dein Glück, daß ich dem Hadschi sagte, wo wir sind. Der Mutesselim ist bei dir und wartet auf dich.«

»Allah illa Allah! Komm schnell, Effendi! Was will er?«

»Halef wußte es nicht.«

»Es muß wichtig sein. Eile!«

Wir ließen den Wein stehen und schritten mit schnellen Schritten unserer Wohnung zu.

Als wir heim kamen, saß der Kommandant auf meinem Ehrenplatze in meiner Stube, ließ sich von der roten Papierlaterne magisch beleuchten und sog an meinem Nargileh. Er war, als er mich erblickte, so höflich, sich zu erheben.

»Ah, Mutesselim, du hier in meiner Wohnung! Allah segne deinen Eintritt und lasse es dir wohlgefallen an meiner Seite!«

Im stillen aber hatte ich allerdings einen nicht ganz mit dieser höflichen Phrase übereinstimmenden Wunsch.

»Emir, verzeihe, daß ich zu dir heraufstieg. Die Wirtin dieses Hauses, der Allah ein Gesicht gegeben hat wie keiner zweiten, wies mich herauf. Ich wollte mit Selim Agha reden!«

»So erlaube, daß ich mich wieder entferne!«

Jetzt war er gezwungen, mich zum Hierbleiben aufzufor-

dern, wenn er nicht ganz und gar gegen alle türkische Bildung verstoßen wollte.

»Bleib, Emir, und setze dich. Auch Selim Agha mag sich setzen; denn was ich von ihm verlange, das darfst du wissen.«

Jetzt mußten die Reservepfeifen her. Während des Anzündens beobachtete ich den Kommandanten scharf. Das rote Licht der Laterne ließ mich sein Gesicht nicht genau erkennen, aber seine Stimme schien mir jenen Klang zu besitzen, welcher dann zu hören ist, wenn die Zunge ihre gewöhnliche Leichtigkeit zu verlieren beginnt.

»Was meinst du, Effendi? Ist der Makredschi ein wichtiger Gefangener?« begann er.

»Ich meine es.«

»Ich auch. Darum macht mir der Gedanke, daß es ihm vielleicht gelingen könnte, zu entkommen, schwere Sorge.«

»Er ist doch sicher eingeschlossen!«

»Ja. Aber das ist nicht genug für mich. Selim Agha, ich werde diese Nacht nicht schlafen und zwei- oder dreimal nach dem Gefängnisse gehen, um mich zu überzeugen, daß er wirklich in seinem Loche ist.«

»Herr, ich werde das an deiner Stelle tun!«

»Dann siehst du ihn wohl, aber ich nicht, und ich kann dennoch nicht schlafen. Ich werde selbst gehen. Gib mir den Schlüssel!«

»Weißt du, Herr, daß du mich kränkst?«

»Ich will dich nicht kränken, sondern ich will mich beruhigen. Der Anatoli Kasi Askeri ist ein sehr strenger Mann. Ich würde die seidene Schnur bekommen, wenn ich den Gefangenen entkommen ließe.«

Da war ja die Ausführung unseres Planes ganz und gar unmöglich gemacht! Gab es keine Hilfe? Ich war schnell entschlossen. Entweder Wein oder Gewalt! Während der Agha seinem Vorgesetzten noch Vorstellungen machte, erhob ich mich und trat hinaus auf den Korridor, wo Halef stand.

»Bringe vom allerbesten Tabak, und hier hast du Geld; gehe in das Haus, wo du mich geholt hast, und verlange von dem

Juden solchen Wein von Türbedi Haidari, wie ich vorhin getrunken habe.«

»Wie viel soll ich bringen?«

»Ein Gefäß, in welches zehn Krüge gehen von der Sorte, die der Jude hat. Er wird dir ein solches Gefäß borgen.«

»Bringe ich das Getränk des Teufels in das Zimmer hinein?«

»Nein. Ich hole es aus deiner Stube. Aber der Baschi-Bozuk darf nichts wissen. Gib ihm dieses Bakschisch. Er mag ausgehen und so lange bleiben, als es ihm beliebt. Er kann ja zur Wache gehen, um sich dem Basch Tschausch zu zeigen, mit dem er morgen reisen wird. So werden wir ihn los!«

Als ich wieder eintrat, reichte der Agha dem Kommandanten grad den Schlüssel hin. Dieser steckte ihn in seinen Gürtel und sagte zu mir:

»Weißt du, daß der Makredsich widersetzlich gewesen ist?«

»Ja. Er hat erst den Agha bestechen wollen und ihm dann gar nach dem Leben getrachtet.«

»Er wird es büßen!«

»Und,« fügte Selim bei, »als ich ihn aufforderte, seine Taschen zu leeren, tat er es nicht.«

»Was hatte er darin?«

»Viel Geld!«

»Emir, wem gehört dieses Geld?« fragte mich der Kommandant lauernd.

»Du hast es in Empfang zu nehmen.«

»Das ist richtig. Laß uns gehen!«

»Mutesselim, du willst mich verlassen?« fragte ich. »Willst du mich beleidigen?«

»Ich bin dein Besuch, aber nicht dein Gast!«

»Ich habe nicht gewußt, daß du kommst. Erlaube mir, dir eine Pfeife zu stopfen, wie man sie hier selten raucht.«

Eben trat Halef ein und brachte den Tabak; es war Master Lindsays Sorte; der Kommandant fand sie sicher gut. Übrigens war ich sehr fest entschlossen, daß er ohne meinen Willen meine Stube nicht verlassen solle. Doch, es kam glücklicherweise nicht zum Äußersten, denn er nahm die Pfeife an. Aber

im Laufe der ferneren Unterhaltung merkte ich, daß seine Augen sehr erwartungsvoll an der Türe hingen. Er wollte Kaffee haben. Deshalb erkundigte ich mich:

»Hast du die Medizin erhalten, Herr?«

»Ja. Ich danke dir, Effendi!«

»War es genug?«

»Ich habe noch nicht gezählt.«

»Und sie auch noch nicht gekostet?«

»Ein wenig.«

»Wie war sie?«

»Sehr gut. Aber ich habe gehört, daß es auch ganz süße gibt!«

Der gute Agha wußte sehr genau, wovon die Rede war. Er schmunzelte lüstern und blickte mich mit verführerisch blinzelnden Augen an.

»Es gibt ganz süße,« antwortete ich.

»Aber sie ist selten?«

»Nein.«

»Und heilsam?«

»Sehr. Sie gleicht der Milch, die aus den Bäumen des Paradieses fließt.«

»Aber in Amadijah gibt es keine?«

»Ich kann welche bereiten, überall, auch in Amadijah.«

»Und wie lange dauert es, bis sie fertig ist?«

»Zehn Minuten. Willst du so lange warten, so sollst du den Trank des Paradieses schmecken, der Mohammed von den Houris gereicht wird.«

»Ich warte!«

Seine Augen leuchteten sehr vergnügt, noch vergnügter aber die Augen des würdigen Selim Agha. Ich verließ das Zimmer und benutzte die angegebene Pause, um zu Mohammed Emin zu gehen.

»Emir, nun ist es aus!« empfing mich dieser.

»Nein, sondern nun geht es an!«

»Aber du erhältst nun den Schlüssel nicht!«

»Vielleicht brauche ich ihn gar nicht. Harre nur geduldig aus.«

Auch Lindsay kam geschlichen.

»Von meinem Tabak geholt! Wer raucht ihn?«

»Der Kommandant.«

»Sehr gut! Trinkt meinen Wein, raucht meinen Tabak! Ausgezeichnet!«

»Warum sollte er nicht?«

»Mag zu Hause bleiben! Flucht nicht stören!«

»Vielleicht befördert er sie. Ich habe nach Wein geschickt.«

»Wieder?«

»Ja. Nach persischem. Reißt einen Elefanten nieder. Süß wie Honig und stark wie ein Löwe!«

»*Well!* Trinke auch persischen!«

»Habe dafür gesorgt, daß für Euch auch da ist. Ich werde die beiden Leute lustig machen, und dann werden wir sehen, was zu tun ist.«

Nun ging ich in die Küche und ließ Feuer machen. Ehe es ordentlich brannte, kam Halef zurück. Er brachte ein großes Gefäß des gefährlichen Trankes. Ich setzte einen Topf voll davon über das Feuer und empfahl ihn der Fürsorge Mersinahs. Dann kehrte ich zum Engländer zurück.

»Hier ist Perser! Aber gebt Gläser her; sie sind bei Euch.«

Als ich in meine Stube trat, blickten mir die beiden Türken erwartungsvoll entgegen.

»Hier bringe ich die Medizin, Mutesselim. Koste sie zunächst, da sie kalt ist. Dann sollst du auch sehen, wie sie das Herz begeistert, wenn man sie heiß genießt.«

»Sage mir ganz genau, Effendi, ob es Wein ist oder Medizin!«

»Dieser Trank ist die beste Medizin, die ich heute kenne. Trinke sie, und sage mir, ob sie nicht deine Seele erfreut!«

Er kostete und kostete abermals. Über seine scharfen, aber matten Züge legte sich ein Schein der Verklärung.

»Hast du selbst diesen Trank erfunden?«

»Nein, sondern Allah gibt ihn denen, die er am liebsten hat.«

»So meinst du, daß er uns lieb hat?«

»Gewiß.«

»Von dir weiß ich es, daß du ein Liebling des Propheten bist. Hast du noch mehr von diesem Tranke?«

»Hier. Trinke aus!«

Ich schenkte wieder ein.

Seine Augen funkelten noch vergnügter als vorher.

»Effendi, was ist Ladakia, Djebeli und Tabak von Schiras gegen diese Arznei! Sie ist besser als der feinste Duft des Kaffees. Willst du mir das Rezept geben, wie sie bereitet wird?«

»Erinnere mich daran, so werde ich es aufschreiben, noch ehe ich Amadijah verlasse. Aber hier steht der Krug. Trinkt! Ich muß hinab zur Küche, um die andere Arznei zu bereiten.«

Ich ging mit Vorbedacht sehr leise zur Treppe hinab und öffnete unhörbar die Küchentüre ein wenig. Richtig! Da stand die »Myrte« vor meinem Topfe und schöpfte mit einer kleinen türkischen Kaffeetasse den jetzt bereits ziemlich heißen Wein unaufhaltsam zwischen ihre weit geöffneten Lippen, welche nach jeder Tasse mit einem herzlich schmatzenden Laute zusammenklappten.

»Mersinah, verbrenne deine Zähne nicht!«

Sie fuhr erschrocken herum und ließ die Tasse fallen.

»O, Sihdi, es war ein Örümdschek {Spinne, Kreuzspinne} in den Topf gelaufen, und den wollte ich wieder herausfischen!«

»Und diese Spinne hast du dir in den Mund gegossen?«

»Nein, Effendi, sondern nur das Wenige, was an der Spinne hängen geblieben ist.«

»Gib mir den kleinen Topf von da unten herauf!«

»Hier, Emir!«

»Fülle ihn dir mit diesem Tranke!«

»Für wen?«

»Für dich.«

»Was ist es, Emir?«

»Es ist die Arznei, welche ein persischer Hekim erfunden hat, um das Alter wieder jung zu machen. Wer genug davon trinkt, dem ist die Seligkeit gegeben, und wer davon trinkt, ohne jemals aufzuhören, der hat das ewige Leben!«

Sie dankte mir in blühenden Ausdrücken, und ich trug das übrige nach oben. Die beiden Trinker waren trotz ihres Rang-

unterschiedes sehr nahe zusammengedrückt und schienen sich ganz angenehm unterhalten zu haben.

»Weißt du, Effendi, worüber wir streiten?« fragte mich der Kommandant.

»Ich hörte es ja nicht!«

»Wir stritten, wessen System am meisten leiden muß, das seinige oder das meinige. Wer hat recht?«

»Das will ich euch sagen: Wem die Arznei die größte Hilfe bringt, dessen System hat am meisten gelitten.«

»Deine Weisheit ist zu groß, als daß wir sie begreifen könnten. Was hast du in diesem Topfe?«

»Das ist Itschki itschkilerin {der Trank aller Tränke}, denn ihm kommt kein anderer gleich.«

»Und du willst, daß wir ihn probieren sollen?«

»Wenn du es wünschst, so schenke ich dir davon ein.«

»Gib mir!«

»Mir auch, Effendi,« bat der Agha.

Sie hatten beide bereits das, was der Spiro-Zoologe einen »Käfer« zu nennen pflegt, ja, es schien bereits ein bedeutender Hirschkäfer zu sein, der alle Anlagen zeigte, sich nach und nach in einen bekannten Vierhänder zu verwandeln. Es war nur heißer Wein, ohne alles Gewürz, den sie jetzt kosteten, aber er brachte sie dem »Seid umschlungen, Millionen!« sehr nahe; sie tranken bereits nur noch aus *einem* Glase, und der Mutesselim wischte sogar seinem Agha einmal den Bart ab, als einige Tropfen der herrlichen Arznei sich in den Wald desselben verlaufen hatten. Die dabei geführte Unterhaltung war diejenige zweier Personen, die im »edlen Kampfe voller Humpen« noch vollständige Laien sind: närrisch und kauderwelsch. Selbst ich, der ich nur tat, als ob ich trinke, wurde in Mitleidenschaft gezogen; denn der Mutesselim umarmte mich ein über das andere Mal, und der Agha hielt traulich seinen Arm um meinen Nacken geschlungen.

Da erhob sich einmal der letztere, um eine neue Lampe für die rote Laterne zu holen. Er kam ganz glücklich in die Höhe, dann aber streckte er die Arme zuckend aus und trillerte unsi-

cher mit den Knien wie einer, der zum erstenmal Schlittschuhe läuft.

»Was ist dir, Agha?« fragte der Kommandant.

»O, Herr, ich bekomme das Baldyr tschekmisch {Wadenkrampf}. Ich glaube, ich muß mich wieder setzen!«

»Setze dich! Ich werde dir helfen!«

»Kennst du ein Mittel?«

»Ein sehr gutes. Setze dich!«

Der Agha nahm wieder Platz. Der Kommandant richtete sich ein wenig empor und erkundigte sich mit liebevoller Herablassung:

»In welcher Wade hast du den Krampf?«

»In der rechten.«

»Gib mir einmal das Bein!«

Der Agha streckte es ihm hin, und sein Vorgesetzter begann, an demselben mit allen Kräften zu zerren und zu ziehen.

»O jazik – o wehe, Herr; ich glaube, daß es doch in der linken ist!«

»So gib diese her!«

Selim reichte ihm sein anderes Vehikel hin, und der Helfer in der Not zog aus Leibeskräften. Es war komisch-rührend, zu sehen, daß dieser hochgestellte Beamte, der gewohnt war, sich auch im Allerkleinsten bedienen zu lassen, seinem Untergebenen mit so brüderlicher Bereitwilligkeit die Wade zog und klopfte.

»Gut! Ich glaube, es ist nun weg!« sagte der Agha.

»So stehe einmal auf, und probiere es!«

Selim erhob sich und gab sich dieses Mal Mühe. Er stand kerzengrad. Aber mit dem Gehen! Ich sah es ihm an, daß es ihm war wie einem flüggen Vogel, der sich zum erstenmal der unsicheren Luft anvertrauen will.

»Laufe einmal!« gebot der Mutesselim. »Komm; ich werde dich unterstützen!«

Er wollte sich mit der gewohnten Schnelligkeit aufrichten, verlor aber die Balance und kam sehr schnell in seine vorige Stellung zurück. Aber er wußte sich zu helfen. Er legte seine Hand auf meine Achsel und stand auf. Dann machte er die

Beine breit, um eine festere Stellung zu bekommen, und starrte ganz verwundert auf die rote Lampe.

»Emir, deine Lampe fällt herab!«

»Ich glaube, sie hängt fest!«

»Sie fällt, und das Papier brennt an. Ich sehe schon die Flammen zucken!«

»Ich sehe nichts!«

»Maschallah! Ich sehe sie fallen, und dennoch bleibt sie oben! Wackele nicht so, Selim Agha, sonst wirst du umstürzen!«

»Ich wackele nicht, Effendi!«

»Ich sehe es sehr genau!«

»Du selbst wackelst, Herr!«

»Ich? Agha, mir wird es sehr bange um dein System. Deine Nerven schieben dich hin und her, und die Verdauung ist dir in die Beine gesunken. Du schüttelst die Arme und schlingerst mit dem Kopfe, als ob du schwimmen wolltest. O, Selim Agha, diese Medizin war zu herrlich und zu stark für dich. Sie wird dich zu Boden werfen!«

»Herr, du irrst! Was du mir sagst, das ist mit dir der Fall. Ich sehe deine Füße tanzen und deine Arme hüpfen. Dein Kopf dreht sich rund herum. Effendi, du bist sehr krank. Allah möge dir Hilfe senden, daß das System deines Blutes nicht ganz und gar zugrunde gehe!«

Das war dem Mutesselim denn doch zu viel. Er machte eine Faust und drohte:

»Selim Agha, nimm dich in acht! Wer da sagt, daß mein System nicht in Ordnung sei, den lasse ich peitschen oder einstecken! Wallah! Habe ich denn den Schlüssel zu mir gesteckt?«

Er fuhr sich nach dem Gürtel und fand das Gesuchte.

»Agha, mache dich auf, und begleite mich! Ich werde jetzt das Gefängnis untersuchen. Emir, deine Medizin ist wirklich wie die Milch des Paradieses; aber sie hat deinen Magen umgedreht; du willst immer mit dem Kopfe nach unten. Erlaubst du, daß wir gehen?«

»Wenn es dein Wille ist, den Gefangenen zu besuchen, so darf ich dich in der Erfüllung deiner Pflicht nicht hindern.«

»So gehen wir. Wir danken dir für das Gute, das du uns heute schmecken ließest. Wirst du bald wieder Medizin bereiten?«

»Sobald du es wünschest.«

»Die heiße ist noch besser als die kalte, aber sie geht dem Menschen durch Mark und Bein und schiebt ihm die Knochen ineinander. Allah behüte dich und gebe dir eine gute Ruhe!«

Er ging auf den Agha zu und nahm ihn beim Arme.

Sie gingen ab, und ich folgte ihnen. An der Treppe blieben sie stehen.

»Selim Agha, steige du zuerst hinunter!«

»Herr, diese Ehre gebührt ja dir!«

»Ich bin nicht stolz; das weißt du ja.«

Der Agha setzte, während er sich mit den Händen anhielt, einen Fuß um den andern sehr vorsichtig auf die Stufen. Der Mutesselim folgte ihm. Es wollte nicht recht sicher bei ihm gehen, zumal ihm die Treppe unbekannt war.

»Effendi, bist du noch da?« fragte er.

»Ja.«

»Weißt du, daß es Sitte ist, seine Gäste bis vor die Türe zu begleiten?«

»Ich weiß es.«

»Aber du begleitest mich ja nicht!«

»So erlaube, daß ich es tue!«

Ich nahm ihn beim Arme und stützte ihn. Nun ging es besser. Unten vor der Türe blieb er stehen, um tief Atem zu holen.

»Emir, dieser Makredschi ist eigentlich auch dein Gefangener,« meinte er.

»Wenn man es recht betrachtet, ja.«

»So mußt du dich auch überzeugen, ob er noch da ist!«

»Ich werde euch begleiten.«

»So komm, gib mir deinen Arm!«

»Du hast zwei Arme, Effendi,« meinte der Agha; »gib mir den andern!«

Die beiden Männer hingen schwer an mir, aber ihr Rausch befand sich doch noch immer innerhalb desjenigen Stadiums, in welchem man noch leidlich Herr seiner selbst ist. Ihr Gang

war unsicher, doch kamen wir rasch vorwärts. Die Gassen lagen finster und öde da. Kein Mensch begegnete uns.

»Deine Arnauten werden erschrecken, wenn ich komme,« sagte der Mutesselim zum Agha.

»Und ich mit dir!« brüstete sich dieser.

»Und ich mit euch!« vervollständigte ich.

»Ist der Araber noch da?«

»Herr, glaubst du, ich lasse solche Leute ausreißen?« fragte Selim Agha sehr beleidigt.

»Ich werde auch nach ihm sehen. Hat er auch Geld gehabt?«

»Nein.«

»Wie viel denkst du, daß der Makredsch bei sich hat?«

»Ich weiß es nicht.«

»Er muß es hergeben. Aber, Selim, deine Arnauten sollten dann eigentlich nicht dabei sein.«

»So gebiete ich ihnen, fortzugehen.«

»Und wenn sie lauschen?«

»Ich riegele sie ein.«

»Gut. Aber wenn wir fort sind, werden sie mit dem Gefangenen reden.«

»Sie bleiben eingeriegelt.«

»So ist es richtig. Dieses Geld gehört in die Kasse des Mutesselim, welcher dem Agha der Arnauten ein sehr gutes Bakschisch gibt.«

»Wie viel, Herr?«

»Das kann ich jetzt noch nicht wissen, denn ich muß erst sehen, wie viel er bei sich führt.«

Wir kamen bei dem Gefängnisse an.

»Schließe auf, Selim Agha!«

»Herr, du selbst hast doch den Schlüssel!«

»Ja, richtig!«

Er langte in den Gürtel und zog den Schlüssel hervor, um zu öffnen. Er probierte und probierte, fand aber das Schlüsselloch nicht.

Darauf hatte ich allerdings gerechnet. Darum bat ich:

»Erlaube, Effendi, daß ich dir öffne!«

Ich nahm den Schlüssel aus seiner Hand, machte auf, zog ihn wieder ab, trat in den Flur und steckte den Schlüssel von innen wieder in das Schloß.

»Tretet ein. Ich werde wieder verschließen!«

Sie kamen herein. Ich tat, als ob ich zuschließen wolle, drehte aber den Schlüssel schnell wieder zurück und versuchte scheinbar, ob auch wirklich fest zugeschlossen sei.

»Es ist zu. Hier hast du deinen Schlüssel, Mutesselim!«

Er nahm ihn. Da kamen aus der hintern Zelle und auch von oben die Arnauten herbei, mit den Lampen in der Hand.

»Ist alles in Ordnung?« fragte der Mutesselim mit Würde.

»Ja, Herr.«

»Ist keiner entwischt?«

»Nein.«

»Auch der Araber nicht?«

»Nein.«

»Aber der Makredsch?«

»Auch nicht,« antwortete der Sergeant bei diesem geistreichen Verhöre.

»Das ist euer Glück, ihr Hunde. Ich hätte euch totpeitschen lassen. Packt euch hinauf in eure Stube! Selim Agha, schließe sie ein!«

»Emir, willst du es nicht tun?« fragte mich dieser.

»Gern!«

Das war mir lieb. Der Agha nahm eine der Lampen, und ich führte die Leute nach oben.

»Warum werden wir eingeschlossen, Herr?« fragte der Sergeant.

»Die Gefangenen werden verhört.«

Ich ließ sie in ihre Zelle treten und schob die Riegel vor, dann stieg ich wieder die Treppe hinab. Da der Kommandant und der Agha bereits nach hinten gingen, lag die Außentüre im Dunkeln. Ich huschte hin und öffnete sie, so daß sie nur angelehnt blieb. Dann schritt ich schnell den beiden nach.

»Wo liegt er?« hörte ich den Mutesselim fragen.

»Hier.«

»Und wo liegt der Haddedihn?« fragte ich, um dem Öffnen

der andern Türe zuvorzukommen; denn ich mußte darauf sehen, daß bei dem Araber zuerst aufgemacht wurde.

»Hier hinter der zweiten Türe.«

»So mache einmal auf!«

Der Kommandant schien mit meinem Verlangen einverstanden zu sein. Er nickte mit dem Kopfe, und nun machte Selim auf.

Der Gefangene hatte unser lautes Kommen gehört und stand aufrecht in seinem Loche. Der Mutesselim trat näher.

»Du bist Amad, der Sohn von Mohammed Emin?«

Er erhielt keine Antwort.

»Kannst du nicht reden?«

Es erfolgte dasselbe Schweigen.

»Hund, man wird dir den Mund zu öffnen wissen! Morgen wirst du fortgeschafft!«

Amad sprach keine Silbe, hielt aber das Auge auf mich gerichtet, um sich keine meiner Mienen entgehen zu lassen. Ich gab ihm durch ein schnelles Aufziehen und Sinkenlassen der Brauen zu verstehen, daß er aufmerken solle; dann schob Selim die Riegel wieder vor.

Jetzt wurde die andere Türe geöffnet. Der Makredschesch stand an die Mauer gelehnt. Sein Auge war erwartungsvoll auf uns gerichtet.

»Makredschesch, wie gefällt es dir?« fragte der Kommandant ein wenig ironisch, wohl infolge des Weines.

»Wollte doch Allah, daß du an meiner Stelle wärest!«

»Das wird der Prophet verhüten! Dein Schicksal ist ein sehr schlimmes!«

»Ich fürchte mich nicht!«

»Du hast den Agha hier ermorden wollen.«

»Er ist es wert!«

»Hast ihn bestechen wollen.«

»Er ist die Dummheit selbst!«

»Hast ihn gleich bezahlen wollen.«

»Der Kerl verdiente, gehängt zu werden!«

»Vielleicht wären deine Wünsche zu erfüllen,« meinte der Kommandant mit schlauer Miene. Infolge des Weingenusses

und vor Erwartung der hoffentlichen Beute strahlte sein Angesicht.

»Wie?« zuckte der Makredsch auf. »Sprichst du im Ernste?«

»Ja.«

»Du willst mit mir handeln?«

»Ja.«

»Wie viel wollt ihr haben?«

»Wie viel hast du bei dir?«

»Mutesselim, ich brauche Reisegeld!«

»Wir werden so billig sein, es dir zu lassen.«

»Gut, so wollen wir verhandeln. Aber nicht in diesem Loch!«

»Wo sonst?«

»In einem Raume, der für Menschen, nicht aber für Ratten ist.«

»So komm herauf!«

»Gebt mir die Hand!«

»Selim Agha, tue es!« meinte der Kommandant, der seinem Gleichgewichte nicht zu trauen schien.

Dem Agha aber kam ganz dasselbe Bedenken, denn er gab mir einen Stoß in die Seite und ermahnte mich:

»Effendi, tue du es!«

Ich streckte also, um die Sache nicht zu verzögern, meinen Arm aus, faßte den Makredsch bei der Hand und zog ihn heraus.

»Wohin soll er?« fragte ich.

»In die Wächterzelle,« antwortete der Kommandant.

»Soll ich diese Türe auflassen oder – – ?«

»Lehne sie nur an!«

Ich machte mir mit der Türe zu schaffen, um die drei erst in die Zelle eintreten zu lassen, aber das ging nicht; der Kommandant wartete auf mich. Ich mußte also an etwas anderes denken.

Voran trat der Makredsch ein, hinter ihm der Kommandant mit der Lampe, dann der Agha und endlich ich. In dem Augenblicke, in welchem diese Ordnung aufgelöst wurde, genügte ein schneller, bei dem Agha vorüber geführter Stoß meiner Hand

an den Ellenbogen des Kommandanten, um diesem die Lampe aus der Hand zu werfen.

»Agha, was tust du!« rief dieser.

»Ich war es nicht, Herr!«

»Du stießest mich! Nun ist es finster. Schaffe eine andere Lampe!«

»Ich werde sie von den Arnauten holen,« meinte ich und verließ die Zelle. Ich verschloß sie, trat an die Türe der Nachbarzelle und schob leise die Riegel zurück.

»Amad el Ghandur!«

»Herr, bist du es?«

»Ja. Komme schnell herauf.«

Er stieg mit meiner Hilfe empor, und ich schob den Riegel wieder vor.

»Sprich nicht, sondern eile sehr!« flüsterte ich.

Ich faßte ihn, führte ihn rasch an die Außentüre des Gefängnisses, trat mit ihm hinaus und zog die Türe wieder heran.

Die frische Luft trieb ihn fast zurück. Er war sehr schwach.

Ich nahm ihn wieder bei der Hand; im Fluge ging es fort, um zwei Ecken hinum, und bei der dritten hielten wir. Seine Lungen atmeten laut.

»Fasse dich! Dort ist meine Wohnung, und dort ist auch dein Vater.«

Ich stieß das verabredete Krächzen aus, und sofort erblickte ich einen Lichtschein, an dem ich erkannte, daß die Haustüre aufgestoßen worden war.

Wir eilten über den Platz hinüber. Unter der Türe stand Hallel.

»Schnell hinein!«

Nun eilte ich zurück. Ich erreichte das Gefängnis in einer Zeit von sicher nicht zwei Minuten, nachdem wir es verlassen hatten, machte die Türe zu und sprang die dunkle, mir aber nun bekannte Treppe hinauf, um mir von den Arnauten eine Lampe geben zu lassen. In einigen Sekunden befand ich mich wieder unten und kehrte in die Wächterzelle zurück.

»Du warst lange fort, Effendi!« bemerkte der Mutesselim.

»Die Wächter wollten wissen, warum sie eingeschlossen sind.«

»Hättest du ihnen eine Ohrfeige statt einer Antwort gegeben! Warum hast du uns eingeschlossen?«

»Herr, es war ja ein Gefangener bei euch!«

»Du bist vorsichtig, Emir; du hast recht getan. Setze die Lampe her, und laß uns beginnen!«

Es verstand sich ganz von selbst, daß der Kommandant nicht beabsichtigte, den Gefangenen gegen das Geld desselben freizugeben. Er wollte das Geld nur durch eine List an sich bringen, weil er den Widerstand des Makredsches fürchtete. Aber diese List war eine Hinterlist, eine Treulosigkeit und zugleich jedenfalls eine große Unvorsichtigkeit. Sie beide befanden sich in einem angetrunkenen Zustande; der Makredsche konnte sie überwältigen, ihnen den Schlüssel abnehmen und entfliehen, ohne daß es den eingeriegelten Arnauten möglich gewesen wäre, ihnen beizustehen.

»Nun sage, wie viel Geld du bei dir hast!« begann der Kommandant.

»Sage mir lieber, wie viel ihr von mir verlangt!«

»Ich kann erst dann eine Summe sagen, wenn ich weiß, ob du sie auch bezahlen kannst.«

»Versuche es einmal!«

»Gibst du dreitausend Piaster?«

»Das ist mir zu viel,« meinte der Makredsche zurückhaltend.

»So gibst du viertausend.«

»Herr! Du steigst ja in die Höhe!«

»Makredsche, du steigst ja abwärts! Ein Mutesselim braucht nicht mit sich feilschen zu lassen. Sagst du nicht ja, so gehe ich noch höher.«

»Ich habe es nicht. Zweitausend könnte ich dir geben!«

»Deine Hand ist verschlossen, aber du wirst sie gern noch öffnen. Jetzt verlange ich fünftausend!«

»Herr, ich will dir die drei Tausend geben!«

»Fünf habe ich gesagt!«

Die Augen des Makredsches hafteten wütend auf dem Kom-

mandanten, und die Angst um sein Geld stand ihm deutlich auf der Stirn geschrieben. Aber die Sorge für seine Freiheit war noch größer.

»Versprichst du mir, mich hinaus zu lassen, wenn ich dich bezahle?«

»Ich verspreche es dir.«

»Schwöre es mir bei dem Propheten!«

»Ich schwöre es!«

Diese Worte sprach der Mutesselim unbedenklich aus.

»So zähle!« sagte der Makredsch.

Er langte in die Taschen seiner weiten Beinkleider und zog ein Paket hervor, welches in ein seidenes Tuch geschlagen war. Er öffnete es und begann, die Summe auf dem Fußboden aufzuzählen, wobei der Agha leuchtete.

»Ist es richtig?« fragte er, als er fertig war.

Der Mutesselim zählte nach und sagte dann:

»Es sind Kaime {neben dem ›Sehim‹ eine Art Papiergeld} mit dem Zahlwerte von fünftausend Piaster. Aber du wirst wissen, daß dieses Geld den vollen Wert nicht hat. Das Pfund Sterling kostet, mit Kaime bezahlt, jetzt einhundertvierzig statt einhundertzehn Piaster, und du hast also noch zweitausend Piaster daraufzulegen!«

»Herr, bedenke, daß die Kaime sechs Prozent Zinsen tragen!«

»Früher war dies der Fall, aber auch nur bei einem Teile dieses Geldes; doch der Großherr zahlte auch für ihn keine Zinsen. Lege zweitausend dazu.«

»Herr, du bist ungerecht!«

»Gut! Gehe in dein Loch!«

Dem Makredsch stand der Schweiß auf der Stirn.

»Aber zweitausend macht es ja nicht!«

»Wie viel denn?«

»Dreizehnhundertunddreiundsechzig.«

»Das bleibt sich gleich! Was ich sage, das habe ich gesagt. Du gibst noch zweitausend!«

»Herr, du bist grausam wie ein Tiger!«

»Und dich wird der Geiz noch töten!«

Mit Grimm im Angesichte zählte der Makredsch von neuem auf.

»Hier, nimm!« sagte er endlich, tief Atem holend.

Der Mutesselim zählte wieder nach, schob die Scheine zusammen und steckte sie zu sich.

»Es stimmt!« meinte er. »Danke dem Propheten, daß er dein Herz zur Einsicht bekehrt hat, denn sonst hätte ich noch mehr gefordert!«

»Nun laß mich gehen!« forderte der andere, sein Tuch wieder um die übrig gebliebenen Scheine schlagend.

Der Kommandant sah ihn mit sehr gut gespielter Verwunderung an.

»Gehen lassen? Ja, aber erst dann, wenn du bezahlt hast!«

»Ich habe es doch getan!«

»Ja, mich hast du bezahlt, aber noch nicht diesen Agha der Arnauten!«

»Allah illa Allah!« rief der Gefangene zornig. »Du hast doch nur fünftausend Piaster verlangt!«

»Allah hat dir deinen Verstand verdunkelt. Warum fragtest du nicht, für wen diese fünftausend Piaster seien? Sie waren nur für mich. Der Agha hat seinen Teil noch zu erhalten.«

»Wie viel?«

»Ebenso viel wie ich!«

»Herr, der Satan redet aus dir!«

»Bezahle, so wird er schweigen!«

»Ich bezahle nicht!«

»So kehrest du in dein Loch zurück!«

»Oh, Mohammed, oh, ihr Kalifen, ihr habt seinen Schwur gehört! Der Scheïtan ist bereits in ihm; er wird ihn umbringen!«

»Das Öl dieser Lampe geht zur Neige. Wirst du bezahlen oder nicht?«

»Ich gebe ihm tausend!«

»Fünftausend! Handle nicht, sonst steige ich höher!«

»Ich habe sie nicht!«

»Du hast sie. Ich habe es gesehen, daß es langen wird.«

»So gebe ich – – –«

»Soll ich etwa sechstausend fordern?«

»Du bist ein Tyrann, ja, du bist der Teufel selbst!«

»Makredschesch, wir sind miteinander fertig!«

Er erhob sich langsam und vorsichtig.

»Halt!« rief der Gefangene. »Ich werde bezahlen!«

Die Freiheit stand ihm schließlich doch noch höher als das Geld. Er begann von neuem aufzuzählen, während der Kommandant sich wieder setzte. Das Paket langte wirklich; aber es blieben ihm nur noch einige Scheine übrig.

»Hier liegt es,« meinte er, »und Allah verdamme den, der es nimmt!«

»Du hast recht gesagt, Makredschesch,« antwortete sein früherer Verbündeter und jetziger Gegner sehr ruhig. »Dieser Agha der Arnauten wird das Geld nicht nehmen.«

»Warum?«

»Es sind nur die fünf Tausend. Du hast vergessen, die zwei Tausend daraufzulegen.«

Der Makredschesch machte eine Bewegung, als wolle er sich auf den Kommandanten stürzen; aber er besann sich noch.

»Ich habe nichts mehr als diese drei Papiere.«

»So schließe ich dich ein. Vielleicht besinnst du dich dann, daß du noch mehr Geld bei dir trägst. Komm!«

Der Makredschesch machte eine Miene, als ob er ersticken wolle, dann langte er abermals in die Tasche und zog einen Beutel hervor, den er so hielt, daß nur er selbst den Inhalt sehen konnte.

»So will ich versuchen, ob ich es noch zusammenbringe! Dein Herz ist von Stein, und deine Seele hat sich in einen Felsen verwandelt. Ich habe hier nur kleine Silberstücke mit einigen goldenen Medschidje darunter. Diese letzteren sollst du erhalten, wenn sie reichen.«

Er legte die drei Scheine hin und dann sehr langsam ein Goldstück nach dem andern hinzu.

»Hier! Nun bin ich arm, denn ich habe höchstens noch vierzig Piaster bei mir, und diese muß ich haben, wenn ich nicht verhungern will!«

Ich muß gestehen, daß ich mit dem Manne Bedauern emp-

fand; aber ich sah vorher, daß er auch den letzten Heller werde geben müssen. Es war als ob der Anblick des Geldes den Muttesselim vollständig ernüchtert hätte. Und auch an dem Agha war nicht die Spur eines Rausches zu bemerken. Dieser langte hastig zu, um die Summe an sich zu nehmen.

»Halt!« wehrte ihm der Kommandant. »Ich werde dieses Geld einstweilen aufbewahren.«

Er schob es zusammen und steckte es ein.

»Jetzt endlich bin ich frei!« sagte der Makredschi.

Der Kommandant schüttelte in höchster Verwunderung den Kopf.

»Frei! Hast du denn bezahlt?«

»Sind dir deine Sinne abhanden gekommen? Du hast ja das Geld eingesteckt!«

»Das meinige und das dieses Selim Agha. Aber dieser Emir hat noch nichts erhalten!«

»Er hat ja gar nichts zu bekommen!«

»Wer sagt dir das? Er ist ja hier, und muß also auch bezahlt werden!«

»Aber er hat ja über mich nicht das mindeste zu gebieten!«

»Hat er dich nicht gefangen nehmen lassen? Du hast das Fieber, Makredschi, sonst würdest du erkennen, daß er eigentlich noch mehr zu bekommen hat, als wir beiden anderen zusammen.«

»Er hat nichts zu erhalten!« rief der Gepeinigte nun förmlich wütend. »Er bekommt nichts, denn ich habe nichts mehr, und ich würde ihm keinen Piaster und keinen Para geben, selbst wenn ich Millionen bei mir trüge!«

»Du hast noch Geld!«

»Vierzig Piaster, wie ich dir schon sagte!«

»Oh Makredschi, wie dauerst du mich! Glaubst du, daß ich den Klang des Goldes von dem des Silbers nicht unterscheiden kann! Dein Beutel ist noch voll goldener Medschidje zu hundert und fünfzig Piaster, und sein Bauch ist so umfangreich, daß du mehr zusammenbringst, als was du brauchst, um den Emir zu bezahlen. Du hast dich sehr gut mit Reisegeld versehen!«

»Du irrst!«

»Zeige mir den Beutel her!«

»Er gehört mir!«

»So behalte ihn, aber bezahle!«

Der Makreds sch wand sich wie ein Wurm unter den unnach-sichtlichen Forderungen des geldgierigen Mannes. Es war eine widerwärtige Szene, aber sie warf ein deutliches Licht auf die Zustände der türkischen Verwaltung besonders jener Provin-zen, welche dem Padischah am fernsten liegen.

»Ich kann nicht!« erklärte der Makreds entschieden.

»So folge uns in dein Loch!«

»Ich gehe nicht. Ich habe dich bezahlt!«

»Wir werden dich zu zwingen wissen.«

»So gib mir mein Geld wieder heraus!«

»Es gehört mir. Bedenke, daß ich dich gefangen habe und verpflichtet bin, dir alles abzunehmen, was du bei dir trägst!«

»Ich würde auch diese Summe bezahlen, wenn ich sie hätte!«

»Du hast sie. Und wenn dein Beutel ja zu wenig enthält, so habe ich eine schöne Uhr bei dir gesehen, und an deinen Fin-gern glänzen Ringe, welche viel mehr wert sind, als das, was ich noch zu verlangen habe.«

»Es bleibt dabei, ich kann nicht! Fünfhundert Piaster will ich diesem Manne geben, der mein größter Feind ist.«

Er blitzte mir mit Augen entgegen, in denen der grimmigste Haß zu lesen war. Ich konnte nicht an seiner Feindschaft zwei-feln.

»So hast du dein letztes Gebot getan?« fragte der Komman-dant.

»Ja.«

»Dann vorwärts! Folge uns!«

Er stand entschlossen auf; auch der Agha tat dies.

Ich stand an der Türe und trat zur Seite, um dem Mutesse-lim den Vortritt zu lassen. Aus dem Gürtel desselben blickte der Schlüssel hervor. Die Augen des Gefangenen leuchteten auf. Er tat einen Sprung, riß den Schlüssel heraus, warf den Kommandanten auf den Agha, daß beide taumelnd an mich

flogen und ich fast niedergerissen wurde, sprang zur Türe hinaus und eilte den finstern Gang hinauf. Die Lampe war umgestürzt und Finsternis umhüllte auch uns.

»Ihm nach!« rief der Kommandant.

Der Makredsches wäre gerettet gewesen, wenn er die Geistesgegenwart gehabt hätte, die Türe hinter sich zuzuwerfen und den Riegel vorzuschieben. Zeit dazu hätte er gehabt, denn die beiden Männer verwirrten sich ineinander, so daß ich, um schnell hinauszukommen, sie fassen und von der Türe zurückschleudern mußte.

Schon hörte ich den Schlüssel im Schlosse klirren. Der Umstand, daß die Türe bereits von mir geöffnet war, wurde dem Makredsches verderblich. Er wandte die Kraft der Verzweiflung an, mittels des Schlüssels den Riegel zurückzubewegen, ohne das Öffnen der Türe zu versuchen. Der Riegel aber konnte nicht nachgeben. Jetzt war ich dort und faßte ihn. Er hatte sich gegen mich gewendet und die Vorsicht gebraucht, nach meinem Gürtel zu langen. Ich fühlte dies und griff nieder. Es war ihm gelungen, mein Messer zu ergreifen, denn die Schneide desselben strich, mich verwundend, über die Außenfläche meiner Hand hinweg. Es war so dunkel, daß ich seine Bewegungen nicht sehen konnte. Ich griff ihm also, indem ich ihn mit der Rechten festhielt, mit der Linken nach seiner rechten Achsel und fuhr von derselben aus längs des Armes herab, um sein Handgelenk zu fassen. Es war grad die rechte Zeit gewesen, denn er hatte bereits den Arm erhoben, um zuzustoßen.

Mittlerweile waren die beiden anderen schreiend bei uns angekommen. Der Kommandant packte mich an.

»Lasse los, Mutesselim, ich bin es ja!«

»Hast du ihn fest?«

»Ja. Schließe die Türe schnell zu, und brenne Licht an. Er kann uns nicht entkommen!«

»Kannst du ihn allein halten, Emir?« fragte der Agha.

»Ja.«

»So werde ich Licht holen!«

Der Kommandant verschloß die Türe, getraute sich dann aber nicht, uns nahe zu kommen. Ich hatte den Gefangenen an

die gegenüberliegende Wand gebracht, konnte ihn aber nicht zu Boden drücken, weil ich die Hand nicht frei bekam, welche mich vor dem Messer zu schützen hatte. Ich hielt ihn aber fest, bis nach einer sehr langen Zeit der Agha mit Licht erschien. Er hatte erst oben bei dem Sergeanten Öl holen müssen. Er stellte die Lampe auf eine der Treppenstufen und kam herbei.

»Nimm ihm das Messer,« bat ich.

Er entriß es ihm, und nun hatte ich freie Hand. Ich faßte den Makredsch bei der Brust. Er griff nach mir, aber augenblicklich bückte ich mich, und während seine beiden Hände in die Luft langten, faßte ich ihn am Unterbeine und riß dasselbe empor, so daß er das Gleichgewicht verlor und niederstürzte.

»Bindet ihn!« sagte ich.

»Womit?«

»Mit seinem Gürtel.«

Sie taten es. Er lag still und ruhig und ließ es geschehen. Nach der großen Anstrengung war das Gefühl einer Ohnmacht über ihn gekommen.

»Halte ihm die Beine!« gebot der Mutesselim dem Agha.

Der Erstere leerte nun vor allen Dingen die Taschen des Gefangenen; dann zog er ihm auch die Ringe ab und steckte alles zu sich. Hierauf packte der Agha den Gefangenen bei einem der Beine und zog ihn bis vor seine Zelle, in welche er ihn hinabgleiten ließ. Dann wurde dieselbe zugeschlossen. Nun mußte Selim hinauf, um die Wächter frei zu lassen und ihnen die größte Wachsamkeit einzuschärfen.

»Nimm ihnen den Schlüssel zum Tore ab!« rief ihm der Kommandant zu. »Dann kann niemand öffnen, und auch sie nicht.«

Selim tat dies, und dann verließen wir das Gefängnis.

Draußen blieb der Mutesselim stehen. Er war jetzt vollständig ernüchtert, indem er sagte:

»Agha, ich werde nun das Verzeichnis von allem anfertigen, was der Makredsch bei sich hatte; denn ich habe alles mit ihm nach Mossul zu senden. Du wirst es unterzeichnen, damit ich beweisen kann, daß ich die Wahrheit geschrieben habe, falls ihm einfallen sollte, zu behaupten, daß er mehr gehabt habe!«

»Wann soll ich kommen?« fragte Selim.

»Zur gewöhnlichen Zeit.«

»Und den Schlüssel behältst du?«

»Ja. Vielleicht gehe ich des Nachts noch einmal hierher. Gute Nacht, Emir! Du warst mir heute von großem Nutzen und wirst mir sagen, wie ich dir dankbar sein kann.«

Er ging und wir wandten uns unserer Wohnung zu.

»Effendi!« meinte der Agha mit sehr bedenklicher Stimme.

»Was?«

»Ich hatte siebentausend Piaster am Boden liegen!«

»Und freustest dich darauf?«

»Sehr!«

»Laß sie dir geben!«

»Ich? Geben? Weißt du, wie es morgen sein wird?«

»Nun?«

»Er wird ein Verzeichnis aufstellen, in welchem steht, daß der Makredschi tausend Piaster bei sich gehabt hat, und ich werde es unterschreiben. Das übrige, die Uhr und die Ringe behält er zurück, und ich werde dafür die große Summe von hundert Piaster erhalten.«

»Und wirst du dich auch darüber freuen?«

»Zu Tode ärgern werde ich mich!«

»Das Verzeichnis erhält der Basch Tschausch?«

»Ja.«

»So wirst du mehr erhalten.«

»Wer sollte es mir geben?«

»Der Mutesselim oder ich.«

»Ich weiß, daß du ein barmherziges Herz besitzt. Oh Effendi, wenn du nur wenigstens noch ein wenig von deiner Arznei übrig hättest!«

»Ich habe noch davon. Willst du sie haben?«

»Ja.«

»Ich werde dir davon in die Küche bringen.«

Wir fanden die Türe nicht verschlossen. In der Küche lag die ›Myrte‹ auf einigen alten Fetzen, die ihr des Tages als Hadern und des Nachts als Lager dienten, und schlief den Schlaf der Gerechten.

»Mersinah!« rief der Agha.

Sie hörte nicht.

»Laß sie schlafen,« bat ich. »Ich werde dir die Arznei bringen, und dann magst du dich zur Ruhe begeben, die du so nötig brauchst.«

»Allah weiß es, daß ich sie verdient habe!«

Ich fand oben die Beteiligten alle in der Stube des Haddehinn versammelt. Sie brachten mir einen Schwall von Worten entgegen, so daß ich Ruhe gebieten mußte. Ich befriedigte zunächst den Agha und überzeugte mich, daß er schlafen ging; dann kehrte ich zu ihnen zurück.

Amad el Ghandur hatte die neue Kleidung angelegt und war von seinem Vater rasiert und gereinigt worden. Nun bot er einen ganz anderen Anblick dar, als vorher in der Zelle. Die Ähnlichkeit mit seinem Vater war unverkennbar. Er hatte sich erhoben und trat mir entgegen.

»Emir, ich bin ein Beni Arab und kein plaudernder Grieche. Ich habe gehört, was du meinem Stamme und auch mir getan. Mein Leben gehört dir, auch alles, was ich habe!«

Das war einfach gesprochen, aber es kam aus einem vollen Herzen.

»Noch bist du nicht in Sicherheit. Mein Diener wird dich in dein Versteck bringen,« antwortete ich.

»Ich bin bereit. Wir warteten nur auf dich.«

»Kannst du klettern?«

»Ja. Ich werde das Versteck erreichen, trotzdem ich schwach geworden bin.«

»Hier hast du meinen Lasso. Wenn dir die Kräfte fehlen, so mag Hadschi Halef Omar voranklettern und dich ziehen. Hast du Waffen?«

»Dort liegen sie; der Vater hat sie mir gekauft. Hier hast du deinen Dolch. Ich danke dir!«

»Und Nahrung?«

»Es ist alles eingepackt.«

»So geht! Wir werden dich bald abholen.«

Der Sohn des Scheik verließ mit Halef vorsichtig das Haus, und bald schlich auch ich mich fort, seine alten Kleider am

Arme. Ich gelangte unbemerkt in die Nähe der Schlucht, riß den Häik in Fetzen und hing dieselben an die Felskanten und Zweige des Gestrüppes, welches dort stand.

Zu Hause angekommen, wurde ich von dem Engländer in seine Stube geführt. Er hatte ein sehr zorniges Angesicht.

»Hereinkommen und setzen, Sir!« sagte er. »Schlechte Wirtschaft! Miserabel hier!«

»Warum?«

»Sitze bei diesen Arabern und verstehe kein Wort! Mein Wein wird alle, mein Tabak wird alle, und ich werde auch alle! Yes!«

»Ich stehe Euch ja zu Diensten, um alles zu erzählen!«

Ich mußte ihm seinen Willen tun, obgleich ich mich nach Ruhe sehnte. Doch hätte ich immerhin erst Halefs Rückkehr erwarten müssen. Dieser ließ sehr lange auf sich warten, und als er kam, begann bereits der Tag zu grauen.

»Wie ist's?« fragte Master Lindsay. »Glücklich angekommen auf Villa?«

»Mit einiger Mühe!«

»Well! Halef hat Kleider zerrissen. Hier, Halef, Bak-schisch!«

Der Hadschi verstand die englischen Worte nicht, wohl aber das letzte des Satzes. Er streckte die Hand aus und erhielt ein Hundertpiasterstück.

»Neuen Mantel kaufen; sagt es ihm, Sir!« — — —

So war denn dieser schlimme Abend vorüber, und ich konnte mich, wenigstens für einige Stunden, zur Ruhe legen, die ich denn auch in einem sehr tiefen, traumlosen Schlafe genoß. Ich erwachte nicht von selbst aus demselben, sondern es weckte mich eine sehr laute hastige Stimme:

»Effendi! Emir! Wache auf! Schnell!«

Ich blickte von meinem Lager empor. Selim Agha stand vor mir, ohne Oberkleid und Turban. Die Scheitellocke hing ihm schreckensmatt in das Gesicht hinab; der Schnurrbart sträubte sich voll Entsetzen zu ihr empor, und die von dem genossenen Weine noch trüben Augen versuchten ein Rollen, welches sehr unglücklich ausfiel.

»Was gibt es?« fragte ich sehr ruhig.

»Erhebe dich! Es ist etwas Entsetzliches geschehen!«

Erst nach und nach brachte ich aus ihm heraus, daß der Mutesselim die Flucht des jungen Arabers entdeckt habe und nun in fürchterlicher Wut sei. Der geängstigte Agha bat mich inständig, mit ihm in das Gefängnis zu gehen und den Mutesselim zu beschwichtigen.

In kurzer Zeit befanden wir uns auf dem Wege. Unter der Gefängnistüre wartete der Mutesselim auf den Agha. Er dachte gar nicht daran, mich zu begrüßen, sondern faßte Selim beim Arme und zog ihn in den Gang, in welchem die zitternden Wächter standen.

»Unglücklicher, was hast du getan!« brüllte er ihn an.

»Ich, Herr? Nichts, gar nichts habe ich getan!«

»Das ist ja eben dein Verbrechen, daß du nichts, gar nichts getan hast! Du hast nicht aufgepaßt!«

»Wo sollte ich aufpassen, Effendi?«

»Hier im Gefängnisse natürlich!«

»Ich konnte ja nicht herein!«

Der Mutesselim starrte ihn an. Dieser Gedanke schien ihm noch gar nicht gekommen zu sein.

»Ich hatte ja keinen Schlüssel!« fügte der Agha hinzu.

»Keinen Schlüssel – – –! Ja, Agha, das ist wahr, und das ist auch dein Glück, sonst wäre dir sehr Übles widerfahren. Komm her, und sieh einmal in das Loch hinab!«

Wir schritten den Gang entlang. Die Zellentüre war geöffnet, und in dem Loche war nichts zu sehen, als das Loch.

»Fort!« meinte der Agha.

»Ja, fort!« zürnte der Mutesselim.

»Wer hat ihm aufgemacht?«

»Ja, wer? Sage es, Agha!«

»Ich nicht, Herr!«

»Ich auch nicht! Nur die Wächter waren da.«

Der Agha drehte sich nach diesen um.

»Kommt einmal her, ihr Hunde!«

Sie traten zögernd näher.

»Ihr habt hier geöffnet!«

Der Sergeant wagte es, zu antworten:

»Agha, es hat keiner von uns einen Riegel berührt. Wir haben die Türen erst am Nachmittage zu öffnen, wenn das Essen gegeben wird, und so ist nicht eine einzige geöffnet worden.«

»So war ich der erste, welcher diese Türe hier öffnete?« fragte der Kommandant.

»Ja, Effendi!«

»Und als ich öffnete, war das Loch leer. Er ist entflohen. Aber wie hätte er herausgekonnt? Gestern abend war er noch da; jetzt ist er fort. Zwischen dieser Zeit seid nur ihr dagewesen. Einer von euch hat ihn herausgelassen!«

»Ich schwöre bei Allah, daß wir diese Türe nicht geöffnet haben!« versicherte zitternd der Sergeant.

»Mutesselim,« nahm ich jetzt das Wort, »diese Leute haben keinen Torschlüssel gehabt. Wenn einer von ihnen den Gefangenen herausgelassen hätte, so müßte er noch im Hause sein.«

»Du hast recht; ich habe ja alle beide Schlüssel,« meinte er. »Wir werden alles durchsuchen.«

»Und schicke auch auf die Wache, um die Mauern der Stadt und die Klippen zu untersuchen. Wenn er die Stadt verlassen hat, so ist es sicher nicht durch eines der Tore, sondern über die Mauer weg geschehen, und dann glaube ich bestimmt, daß eine Spur von ihm gefunden wird. Seine Kleidung ist in diesem Loche so verschimmelt und vermodert, daß sie den Weg über die Felsen gewiß nicht ausgehalten hat.«

»Ja,« gebot er einem der Arnauten, »laufe eilig zur Wache und bringe meinen Befehl, daß die ganze Stadt durchsucht werde.«

Es begann jetzt ein sehr sorgfältiges Durchsuchen des Gefängnisses, welches wohl eine ganze Stunde dauerte. Natürlich aber wurde nicht die geringste Spur von dem Entflohenen entdeckt. Eben wollten wir das Gefängnis verlassen, als zwei Arnauten erschienen, welche mehrere Kleiderfetzen trugen.

»Wir fanden diese Stücke draußen über dem Abgrund hängen,« meldete der eine.

Der Agha nahm das Zeug in die Hand und prüfte es.

»Effendi, das ist von dem Überkleide des Gefangenen,« berichtete er dem Mutesselim. »Ich kenne es genau!«

»Bist du dessen sicher?«

»So sicher wie meines Bartes.«

»So ist er dennoch aus diesem Hause entkommen!«

»Aber wohl in den Abgrund gestürzt,« fügte ich hinzu.

»Laßt uns gehen und nachsehen!« gebot er.

Wir verließen das Gefängnis und kamen an den Ort, an welchem ich das Gewand zerrissen und verteilt hatte. Ich wunderte mich jetzt am Tage, daß ich nicht während der nächtlichen Dunkelheit hinab in den Schlund gestürzt war. Der Mutesselim besah sich das Terrain.

»Er ist hinuntergestürzt und sicher tot. Von da unten ist kein Auferstehen! Aber wann ist er entkommen?«

Diese Frage blieb natürlich unbeantwortet, so sehr sich der Kommandant während einiger Stunden auch Mühe gab, dem Geheimnisse auf die Spur zu kommen. Er wütete und tobte gegen einen jeden, der ihm nahe kam, und so war es kein Wunder, wenn ich seine Nähe mied. Die Zeit wurde mir trotzdem nicht lang, denn ich hatte genug zu tun. Zunächst wurde ein Pferd für Amad el Ghandur eingekauft, und dann ging ich zu meiner Patientin, die ich bis jetzt vernachlässigt hatte.

Vor der Türe des Hauses stand ein gesatteltes Maultier; es war für ein Frauenzimmer bestimmt. Im Vordergemach stand der Vater, welcher mich mit Freuden bewillkommte.

Ich fand die Kranke aufrecht sitzend; ihre Wangen waren bereits wieder leicht gerötet und ihre Augen frei von allen Spuren des Unfalles. An ihrem Lager standen die Mutter und die Urahn. Diese letztere befand sich in Reisekleidern. Sie hatte über ihr weißes Gewand einen schwarzen, mantelähnlichen Umhang geschlagen und auf ihrem Kopfe war ein ebenfalls schwarzer Schleier befestigt, welcher jetzt über den Rücken herabhing. Das Mädchen reichte mir sofort die Hand entgegen.

»Oh, ich danke dir, Effendi, denn nun ist es sicher, daß ich nicht sterben werde!«

»Ja, sie wird leben,« sagte die Alte. »Du bist das Werkzeug

Gottes und der heiligen Jungfrau gewesen, mir ein Leben zu erhalten, welches mir teurer ist, als alles auf Erden. Reichtümer darf ich dir nicht bieten, denn du bist ein großer Emir, der alles hat, was er braucht; aber sage mir, wie ich dir danken soll, Effendi!«

»Danke Gott anstatt mir, dann kommt dein Dank an die rechte Stelle; denn er ist es gewesen, der dein Enkelkind gerettet hat!«

»Ich werde es tun und auch für dich beten, Herr, und das Gebet eines Weibes, welches bereits nicht mehr der Erde angehört, wird Gott erhören. Wie lange bleibst du in Amadijah?«

»Nicht lange mehr.«

»Und wohin gehst du?«

»Das soll niemand wissen, denn es wird vielleicht Gründe geben, es zu verschweigen. Euch aber kann ich sagen, daß ich nach Sonnenaufgang reiten werde.«

»So gehst du nach derselben Gegend, nach welcher auch ich abreise, Herr. Mein Tier wartet meiner bereits vor dem Hause. Vielleicht sehen wir uns niemals wieder; dann nimm den Segen einer alten Frau, die dir nichts weiter geben darf, aber auch nichts Besseres geben kann! Aber ein Geheimnis will ich dir verraten, denn es kann dir vielleicht von Nutzen sein. Über den Osten von hier brechen böse Tage herein, und es ist möglich, daß du einen dieser Tage erlebst. Kommst du in Not und Gefahr an einer Stelle, welche zwischen Aschiehtah und Gunduktha, dem letzten Orte von Tkhoma, liegt, und es kann dir niemand helfen, so sage dem ersten, der dir begegnet, daß dich der *Ruh 'i kulyan* {kurdisch: Geist der Höhle} beschützen wird. Hört er dich nicht, so sage es weiter, bis du einen findest, der dir Auskunft gibt.«

»Der *Ruh 'i kulyan*? Der Höhlengeist? Wer führt diesen sonderbaren Namen?« fragte ich die Hundertjährige.

»Das wird dir niemand sagen können.«

»Aber du sprichst von ihm und kannst mir wohl Auskunft geben?«

»Der *Ruh 'i kulyan* ist ein Wesen, das niemand kennt. Er ist bald hier, bald dort, überall wo ein Bittender ist, der es verdient,

daß seine Bitte erfüllt werde. An vielen Dörfern gibt es einen bestimmten Ort, an welchem man zu gewissen Zeiten mit ihm reden kann. Dahin gehen die Hilfesuchenden um Mitternacht und sagen ihm, was sie von ihm begehren. Er gibt dann Rat und Trost, aber er weiß auch zu drohen und zu strafen, und mancher Mächtige tut, was er von ihm begehrt. Nie wird vor einem Fremden von ihm gesprochen; denn nur die Guten und die Freunde dürfen wissen, wo er zu finden ist.«

»So wird mir dein Geheimnis keinen Nutzen bringen.«

»Warum?«

»Man wird mir nicht sagen, wo er zu finden ist, obgleich man sieht, daß ich seinen Namen kenne.«

»So sage nur, daß ich dir von ihm erzählt habe; dann wird man dir den Ort sagen, wo er zu finden ist. Mein Name ist bekannt im ganzen Lande von Tijari, und die Guten wissen, daß sie meinen Freunden vertrauen dürfen.«

»Wie lautet dein Name?«

»Marah Durimeh heiße ich.«

Das war eine geheimnisvolle Mitteilung, die aber so abenteuerlich klang, daß ich keinen Wert auf sie legte. Ich verabschiedete mich und ging nach Hause. Dort merkte ich, daß es ungewöhnlich laut in der Küche herging. Es mußte der edlen »Myrte« etwas widerfahren sein, was ihren Unmut erweckt hatte. Unter den gegenwärtigen Umständen konnte das kleinste Ereignis für mich Wert besitzen, und so trat ich ein. Mersinah hielt dem tapfern Agha eine Strafpredigt, das sah ich auf den ersten Blick. Sie stand mit drohend erhobenen Armen vor ihm, und er hielt die Augen niedergeschlagen wie ein Knabe, der von seinem Erzieher einen Verweis erhält. Sie sahen mich eintreten, und sofort bemächtigte sich die »Myrte« meiner.

»Siehe dir einmal diesen Selim Agha an!«

Sie deutete mit gebieterischer Miene auf den armen Sünder, und ich machte mit meinem Kopfe eine Viertelwendung nach rechts, um ihn pflichtschuldigst in Augenschein zu nehmen.

»Ist dieser Mann ein Agha der Arnauten?« fragte sie nun.

»Ja.«

Ich gab diese Antwort natürlich in dem Tone meiner festes-

ten Überzeugung, aber grad dieser Ton schien einen Rückfall ihres Raptus über sie zu bringen.

»Was! Also auch du hältst ihn für einen Befehlshaber tapferer Krieger? Ich werde dir sagen, was er ist; ein Agha der Feiglinge ist er!«

Der Agha schlug die Augen auf und versuchte, einen verweisenden Blick zustande zu bringen. Es gelang ihm leidlich.

»Erzürne mich nicht, Mersinah, denn du weißt, daß ich dann schrecklich bin!« sagte er dabei.

»Worüber seid ihr so ergrimmt?« wagte ich jetzt zu fragen.

»Über diese fünfzig Piaster!« antwortete die »Myrte«, indem sie mit der verächtlichsten ihrer Mienen auf die Erde deutete.

Ich blickte nieder und sah nun zwei silberne Zwanzig- und ein ebensolches Zehn-Piasterstück am Boden liegen.

»Was ist's mit diesem Gelde?«

»Es ist vom Mutesselim.«

Jetzt begann ich das übrige zu ahnen und fragte:

»Wofür?«

»Für die Gefangennehmung des Makredsches. Effendi, du weißt ungefähr, wie viel Geld dieser bei sich hatte?«

»Ich schätze es auf ungefähr vierundzwanzigtausend Piaster.«

»So hat Selim mir doch die Wahrheit gesagt. Dieses viele ungeheure Geld hat der Kommandant dem Makredsche abgenommen und von demselben diesem tapfern Agha der Arnauten fünfzig Piaster gegeben!«

Bei diesen Worten bildete ihr ganzes Gesicht ein empörtes Ausrufezeichen. Sie schob die Silberstücke mit dem Fuße fort und fragte mich:

»Und weißt du, was dieser Agha der Arnauten getan hat?«

»Was?«

»Er hat das Geld genommen und ist davon gegangen, ohne ein einziges Wort zu sagen! Frage ihn, ob ich dich belüge!«

»Was sollte ich tun?« entschuldigte sich Selim.

»Ihm das Geld in den Bart werfen! Ich hätte es ganz sicherlich getan. Glaubst du das, Effendi?«

»Ich glaube es!«

Mit dieser Versicherung sagte ich die Wahrheit. Sie beehrte mich mit einem Blicke der Dankbarkeit und fragte mich dann:

»Soll er es ihm wiedergeben?«

»Nein.«

»Nicht?«

Ich wandte mich an den Agha:

»Hast du das Verzeichnis, welches der Kommandant nach Mossul schicken muß, unterschrieben?«

»Ja.«

»Wie viel hat er angegeben?«

»Vierhundert Piaster in Gold und einundachtzig Piaster in Silber.«

»Weiter nichts?«

»Nein.«

»Die Uhr und die Ringe?«

»Auch nicht.«

»Er ist dein Vorgesetzter, und du darfst ihn dir nicht zum Feinde machen; darum ist es gut, daß du das Geld ruhig genommen hast. Weißt du noch, was ich dir versprochen habe?«

»Ich weiß es!«

»Ich werde mein Wort halten und mit dem Kommandanten sprechen. Tausend Piaster wenigstens sollst du erhalten.«

»Ist das wahr, Effendi?« frug Mersinah.

»Ja. Das Geld gehört weder dem Mutesselim noch dem Agha, aber es kommt auf alle Fälle in die Hände, welche kein Recht daran haben, und so mag es bleiben, wo es ist. Aber der Agha soll nicht so schmäählich betrogen werden!«

»Er sollte doch wohl siebentausend erhalten?«

»Die bekommt er nicht. Das wurde nur als Vorwand gesagt. Selim, ist der Basch Tschausch schon fort?«

»Nein, Effendi.«

»Er sollte doch am Vormittage fortgehen.«

»Der Mutesselim hat ja einen neuen Bericht zu schreiben, weil er in dem alten sagte, daß er den Araber schicken werde. Vielleicht soll der Basch Tschausch warten, bis wir den Entflohenen wieder haben.«

»Dazu ist wohl keine Hoffnung vorhanden.«

»Warum?«

»Weil er sich an den Felsen zu Tode gestürzt hat.«

»Und wenn wir uns getäuscht hätten?«

»Wieso?«

»Der Mutesselim scheint jetzt zu glauben, daß er noch lebt.«

»Hat er dir nähere Mitteilung darüber gemacht?«

»Nein; aber ich hörte es aus verschiedenen Worten, welche er sprach.«

»So wünsche ich ihm, daß er sich irren möge!«

Ich begab mich nach meinem Zimmer. Sollte ein von mir oder von uns unbeachteter Umstand den Verdacht des Kommandanten erregt haben? Möglich war es. Aber dann war es auch geraten, sich auf alles gefaßt zu machen. Doch ehe ich meinen Gefährten eine Mitteilung machte, ging ich im Geiste noch einmal alles Geschehene durch. Ich konnte nichts finden, was mir hätte auffallen können, und noch war ich mit mir nicht im klaren, als der Agha die Treppen emporkam und bei mir eintrat.

»Effendi, es ist ein Bote des Mutesselim da. Er läßt uns sagen, daß wir nochmals in das Gefängnis kommen sollen.«

»Er ist bereits dort?«

»Ja.«

»Erwarte mich unten. Ich komme sogleich!«

War es in Frieden oder war es in Feindseligkeit, daß er mich kommen ließ? Ich beschloß mich auf letzteres vorzubereiten. Die beiden Revolver waren geladen. Ich steckte auch die Pistolen zu mir und ging dann zu Halef. Dieser war allein in seiner Stube.

»Wo ist der Buluk Emini?«

»Der Basch Tschausch hat ihn geholt.«

Das war nichts Besonderes, fiel mir aber doch auf, weil ich einmal Verdacht gefaßt hatte.

»Wie lange ist es her?«

»Gleich als du fortgingst, um das Pferd zu kaufen.«

»Komm mit herüber zum Haddedihi!«

Dieser lag rauchend am Boden.

»Emir,« empfing er mich, »Allah hat mir nicht die Geduld verliehen, lange auf ein Ding zu warten, nach dem ich mich sehne. Was tun wir noch in dieser Stadt?«

»Vielleicht verlassen wir sie in kurzer Zeit. Es hat fast den Anschein, als ob wir verraten seien.«

Jetzt erhob er sich langsam und in der Art und Weise eines Mannes, der zwar überrascht wird, sich aber stark genug fühlt, diese Überraschung zu verbergen und ihren Folgen zu begegnen.

»Woraus schließest du das, Effendi?«

»Ich ahne es einstweilen nur. Der Kommandant hat zu mir geschickt, daß ich in das Gefängnis kommen soll, wo er mich erwartet. Ich werde gehen, aber die Vorsicht nicht vergessen. Komme ich in einer Stunde nicht zurück, so ist mir ein Übel widerfahren.«

»Dann suche ich dich!« rief Halef.

»Du wirst nicht zu mir können, denn ich werde mich vielleicht in dem Gefängnisse befinden, und zwar als Gefangener. Ihr könnt dann wählen: – entweder ihr flieht, oder ihr sucht, mich frei zu machen.«

»Wir werden dich nicht verlassen!« versicherte der Hadde-dihn mit ruhiger Stimme.

Wie er jetzt stolz und aufrecht vor mir stand; im langen, weißen Bart, der bis auf den Gürtel herab wallte, bot er ganz das Bild eines kühnen, aber doch besonnenen Mannes.

»Ich danke dir! Sollten sie mich gefangen nehmen, so steht doch so viel fest, daß es nur nach einem heißen Kampfe geschieht. Binden aber lasse ich mich auf keinen Fall, und dann wird es wohl möglich sein, euch die Zelle zu bezeichnen, in der ich mich befinde.«

»Wie willst du dies tun, Sihdi?« fragte Halef.

»Ich werde versuchen, an der Mauer in die Höhe zu kommen, und euch das Zeichen mit einem meiner Kleidungsstücke geben, welches ich so weit im Loche vorschiebe, daß ihr es sehen könnt. Dann ist es euch vielleicht möglich, mir durch den Agha oder durch Mersinah eine Botschaft zu senden.

Lange bin ich keinesfalls gefangen. Auf alle Fälle aber haltet ihr eure Pferde gesattelt. Überlegt euch die Sache selbst weiter; ich habe keine Zeit, denn der Mutesselim wartet, und ich muß noch zum Engländer.«

Auch dieser saß auf einem Teppich und rauchte.

»Schön, daß Ihr kommt, Sir!« begrüßte er mich. »Wollen fort!«

»Warum?«

»Ist nicht geheuer hier!«

»Sprecht deutlicher!«

Er erhob sich, trat in die Nähe der Fensteröffnung und deutete auf das Dach des gegenüberliegenden Hauses.

»Seht dort!«

Ich blickte schärfer hinüber und erkannte die Gestalt eines Arnauten, welcher auf dem Bauche lag und unsere Wohnung beobachtete.

»Werde auch auf unser Dach steigen,« sagte Lindsay ruhig, »und dem Manne dort eine Kugel geben!«

»Ich gehe jetzt nach dem Gefängnisse, wo mich der Mutesselim erwartet. Wenn ich in einer Stunde nicht zurück bin, so ist mir etwas geschehen, und ich sitze fest. In diesem Falle stecke ich irgend ein Kleidungsstück aus dem Loche heraus, in welchem ich hocke. Ihr könnt es von den hintern Fenstern oder von dem Dache aus sehen.«

»Sehr schön; wird großes Vergnügen sein; sollen Master Lindsay kennen lernen!«

»Verständigt Euch mit Halef. Er spricht ja einige Brocken Englisch.«

»Werden Pantomimen machen. *Yes!*«

Ich ging. Über mich wachten drei Männer, auf die ich mich verlassen konnte. Übrigens war Amadijah bereits menschenleer; die Hälfte der Garnison laborierte am Fieber, und den Mutesselim hatte ich in meiner Hand.

Selim Agha stand bereits unter der Türe. Die beiden Besprechungen hatten ihm zu lange gedauert, und er suchte das Versäumte durch einen schnellen Schritt wieder einzuholen. Wie bereits heute morgen, stand der Kommandant auch jetzt

wieder unter der geöffneten Gefängnistüre. Er trat zurück, als er uns erblickte. Seit meinem Austritte aus der Wohnung bis hierher hatte ich scharf gespäht, aber keinen Menschen gesehen, der den Auftrag hätte haben können, mich zu beaufsichtigen. Die zwei Gassen, durch welche wir kamen, waren leer, und auch in der Nähe des Gefängnisses ließ sich niemand sehen. Der Kommandant begrüßte mich sehr höflich, aber mein Mißtrauen entdeckte sehr leicht, daß hinter dieser Höflichkeit sich eine Arglist barg.

»Effendi,« begann er, als er die Türe hinter sich und uns verschlossen hatte, »wir haben den Körper des Entflohenen nicht gefunden.«

»Hast du in der Schlucht suchen lassen?«

»Ja. Es sind Leute an Stricken hinabgelassen worden. Der Gefangene ist nicht dort hinab.«

»Aber seine Kleider lagen dort!«

»Vielleicht hat er sie dort nur abgelegt!«

»Dann würde er ja ein anderes Gewand haben müssen!«

»Vielleicht hat er das gehabt. Es ist gestern ein vollständiger Anzug gekauft worden.«

Er blickte mich bei diesen Worten forschend an. Er meinte jedenfalls, ich werde mich durch eine Miene verraten; im Gegenteil aber hatte er sich durch diese Bemerkung bloßgestellt, denn nun wußte ich ganz genau, was ich von ihm zu erwarten hatte.

»Für ihn?« fragte ich ungläubig lächelnd.

»Ich glaube es. Ja, man hat sogar ein Reitpferd gekauft!«

»Auch für ihn?«

»Ich denke es. Und dieses befindet sich noch in der Stadt.«

»Er will also offen und frei zum Tore hinausreiten? Oh, Mutesselim, ich glaube, dein System ist noch nicht in Ordnung gekommen. Ich werde dir Medizin senden müssen!«

»Ich werde nie wieder eine solche Medizin trinken,« antwortete er einigermassen verlegen. »Ich habe die Überzeugung, daß er zwar hier aus dem Gefängnisse entkommen ist, sich aber noch in der Stadt befindet.«

»Und weißt du auch, wie er entkommen ist?«

»Nein; aber davon bin ich nun überzeugt, daß weder der Agha noch die Wächter die Schuld tragen, daß es ihm gelang.«

»Und wo soll er sich versteckt halten?«

»Das werde ich schon noch entdecken, und dabei sollst du mir helfen, Effendi.«

»Ich? Gern, wenn ich es vermag.«

Ich hatte bei meinem Eintritte einen raschen Blick zur Treppe emporgeworfen und oben mehr Arnauten stehen sehen, als vorher hier postiert gewesen waren. Man hatte also wohl die Absicht, mich hier festzuhalten. In dieser Überzeugung bestärkten mich natürlich die unvorsichtigen Reden des Kommandanten. Ein Blick auf das offene Gesicht des Agha ergab, daß er von dem Vorhaben des Mutesselim ganz sicher keine Kenntnis hatte. Also auch er stand im Verdacht, und daraus schloß ich, daß man den Entsprungenen in seiner und in meiner Wohnung vermute.

»Ich habe gehört,« meinte der Kommandant, »daß du ein großer und geschickter Kenner aller Spuren bist.«

»Wer hat dir das gesagt?«

»Dein Baschi-Bozuk, dem dein Diener Halef es erzählte.«

Also er hatte den Baschi-Bozuk verhört. Darum also war derselbe von dem Basch Tschausch geholt worden! Der Kommandant fuhr fort:

»Und darum bitte ich dich, dir einmal das Gefängnis anzusehen.«

»Dies habe ich doch bereits getan!«

»Aber nicht so genau, wie es geschehen muß, wenn man Spuren entdecken will. Dann ist oft ein ganz kleines Ding, welches man erst gar nicht beachtet hat, von sehr wichtiger Bedeutung.«

»Das ist richtig. Also das ganze Haus soll ich durchsuchen?«

»Ja. Aber du wirst wohl mit dem Loche beginnen müssen, in dem er gesteckt hat, denn dort hat auch seine Flucht begonnen.«

O, schlauer Türke! Hinter mir hörte ich auf den Treppenstufen etwas knistern. Die Arnauten kamen leise herab.

»Das ist sehr richtig,« bemerkte ich scheinbar ahnungslos.
»Laß die Türe zu der Zelle öffnen!«

»Mache auf, Selim Agha!« gebot er.

Der Agha schob die Riegel zurück und legte die Türe ganz bis an die Wand hinum.

Ich trat näher, aber so vorsichtig, daß mich kein Stoß von hinten hinabwerfen konnte, und blickte aufmerksam hinein.

»Ich sehe nichts, was mir auffallen könnte, Mutesselim!«

»Von hier aus kannst du auch nichts sehen. Du wirst wohl hinabsteigen müssen, Effendi!«

»Wenn du es für nötig hältst, werde ich es tun,« erwiderte ich unbefangen.

Ich trat zur Seite, faßte die Türe, hob sie aus den Angeln und legte sie quer vor der Türöffnung auf den Boden nieder, so daß ich sie von dem Loche aus stets im Auge behalten konnte. Das hatte der gute Kommandant nicht erwartet; es machte ihm einen sehr dicken Strich durch seine Rechnung.

»Was tust du da?« fragte er enttäuscht und ärgerlich.

»Ich habe die Türe ausgehoben, wie du siehst,« antwortete ich.

»Warum?«

»O, wenn man Spuren entdecken will, so muß man sehr vorsichtig sein und alles im Auge behalten!«

»Aber das Abnehmen der Türe ist doch nicht notwendig. Du erhältst dadurch nicht mehr Licht in das Loch, als vorher.«

»Richtig! Aber weißt du, welche Spuren die sichersten sind?«

»Welche?«

»Diejenigen, welche man in dem Angesichte eines Menschen findet. Und diese« – dabei klopfte ich ihm vertraulich auf die Achsel – »weiß ein Effendi aus Germanistan ganz sicher zu finden und zu lesen.«

»Wie meinst du das?« fragte er betroffen.

»Ich meine, daß ich dich wieder einmal für einen großen Diplomaten halte. Du verstehst deine Geheimnisse und Ab-

sichten ausgezeichnet geheim zu halten. Und darum werde ich dir auch deinen Willen tun und jetzt hinunterspringen.«

»Was meinst du für Absichten?«

»Deine Weisheit hat dich auf den ganz richtigen Gedanken geführt, daß ein Gefangener es am besten erraten könne, wie es einem andern Gefangenen möglich gewesen sei, zu entkommen. Allah sei Dank, daß er so kluge Männer geschaffen hat!«

Ich sprang hinunter in das Loch und bückte mich, um zu tun, als ob ich am Boden suche. Dabei jedoch sah ich unter dem Arm hinweg und bemerkte einen Wink, den der Mutessemel dem Agha gab. Beide bückten sich, um die schwere Türe aufzunehmen und in die Angeln zu bringen. Ich drehte mich um.

»Mutessemel, laß die Türe liegen!«

»Sie soll dahin, wohin sie gehört.«

»So gehe ich auch wieder dahin, wohin ich gehöre!«

Ich machte Anstalt, mich emporzuschwingen, was nicht sehr leicht zu bewerkstelligen war, weil das Loch eine bedeutende Tiefe hatte.

»Halt, du bleibst!« gebot er mir und gab zugleich einen Wink, auf welchen mehrere bewaffnete Arnauten herbeitraten. »Du bist mein Gefangener!«

Der gute Selim erschrak. Er starrte erst den Mutessemel und dann mich an.

»Dein Gefangener?« fragte ich. »Du scherzest!«

»Es ist mein voller Ernst!«

»So bist du über Nacht verrückt geworden! Wie kannst du glauben, daß du der Mann seist, der mich gefangen nehmen kann!«

»Du bist ja schon gefangen und wirst nicht eher wieder frei kommen, als bis ich den Entflohenen entdeckt habe.«

»Mutessemel, ich glaube nicht, daß du ihn entdecken wirst!«

»Warum?«

»Dazu gehört ein Mann, welcher Mut und Klugheit besitzt, und mit diesen beiden Eigenschaften hat dich Allah in seiner Weisheit verschont.«

»Du willst mich verhöhnen? Siehe zu, wie weit du mit deiner eignen Klugheit kommst! Legt die Türe an, und schiebt die Riegel vor!«

Jetzt zog ich eine der Pistolen.

»Laßt die Türe liegen, das rate ich euch!«

Die braven Arnauten blieben sehr verlegen stehen.

»Greift zu, ihr Hunde!« gebot er drohend.

»Laßt euch nicht erschießen, ihr Leute!« sagte ich, indem ich die Hähne spannte.

»Wage es, zu schießen!« rief der Mutesselim.

»Wagen? O, Mutesselim, das ist ja gar kein Wagnis. Mit diesen Leuten werde ich ganz gut auskommen, und du bist der erste, den meine Kugel trifft!«

Die Wirkung war eigentümlich, denn der kühne Held von Amadijah verschwand sofort von der Türöffnung. Aber seine Stimme ertönte:

»Schließt ihn ein, ihr Schurken!«

»Tut es nicht, ihr Männer, denn ich werde den, der diese Türe zu schließen wagt, ganz sicher in die Dschehennah schicken!«

»So schießt ihr wieder!« ertönte es von der Seite her.

»Mutesselim, vergiß nicht, wer ich bin! Eine Verletzung meiner Person würde dich deinen Kopf kosten.«

»Wollt ihr gehorchen, ihr Buben! Oder soll ich es sein, der euch erschießt? Selim Agha, greif zu!«

Der Neffe des Schwagers von der Schwester des Enkelsohnes der Mutter von der Stiefschwester der »Myrte« war dem Beispiele seines Vorgesetzten gefolgt und hatte sich in der Entfernung an die Mauer gedrückt. Er befand sich jetzt gewiß in sehr großer Verlegenheit, aus der ich ihn erretten mußte.

»Tretet ein wenig zurück, ihr Männer, denn jetzt geht es los!«

Ich richtete die Mündung der Waffe auf sie und bekam die Öffnung frei. Nach einer schnellen Kraftanstrengung stand ich oben vor dem Kommandanten, dem ich die Pistole unter die Nase hielt.

»Mutesselim, ich habe da unten keine Spur gefunden!«

»Allah illa Allah! Emir, tue diese Waffe weg!«

Daß er selbst ein solches Schießding, mit dem er sich ja wehren konnte, im Gürtel trug, schien ihm gar nicht einzufallen.

»Sie kommt erst dann zurück an ihre Stelle, wenn diese Wächter zurückgekehrt sind nach oben. Selim Agha, schaffe sie fort!«

Diesem Befehle leistete der Agha augenblicklich Folge:

»Packt euch, und laßt euch nicht wieder sehen!«

Sie retirierten schleunigst die Treppe empor.

»So, jetzt stecke ich die Waffe ein. O, Mutesselim, in welche Schande hast du dich gebracht! Deine List ist nicht gelungen; deine Gewalt hat nichts genützt, und nun stehest du da wie ein Fakara günakiar {armer Sünder}, der um Gnade bitten muß. Warum wolltest du mich einschließen lassen?«

»Weil ich bei dir aussuchen muß.«

»Darf ich nicht dabei sein?«

»Du hättest dich gewehrt.«

»Ah, du hast also Respekt vor mir? Das höre ich gern! Und du meinst, daß die Andern sich nicht gewehrt hätten?«

»Du bist der schlimmste, sie aber hätten wir nicht gefürchtet.«

»Du irrst, Mutesselim. Ich bin der gütigste von ihnen allen. Mein Hadschi Halef Omar ist ein Held; der Hadschi Lindsay-Bey ist ein Wüterich, und der dritte, den du noch nicht gesehen hast, der übertrifft noch beide. Du wärest nur tot von ihnen weggekommen! Wie lange aber, glaubst du, daß ich mich hier in diesem Loche befunden hätte?«

»So lange es mir beliebte!«

»Meinst du? Sieh diese Waffen und diesen Beutel mit Kugeln und Patronen! Ich hätte die Riegel oder die Angeln aus der Türe geschossen und in zwei Minuten da gestanden, wo ich jetzt stehe. Und bereits bei dem ersten Schusse hätten meine Leute gewußt, daß ich in Gefahr war. Sie wären herbeigeeilt, um mir zu helfen.«

»Sie hätten nicht hereingekonnt.«

»Eine Büchsenkugel öffnet dein altes Schloß ganz leicht. Komm her, ich will dir etwas zeigen!«

Ich drehte ihn nach der Zelle zu und deutete nach dem Fensterloche, durch welches man ein Stückchen des Himmels erblicken konnte; jetzt aber sah man in dem Rahmen des Loches eine Gestalt, welche ein schwarz und rot kariertes Gewand trug, eine Büchse in der Hand hielt und aufmerksam nach dem Gefängnisse herüberblickte.

»Kennst du diesen Mann?« fragte ich.

»Hadschi Lindsay-Bey!«

»Ja, er ist's. Er steht auf dem Dache meiner Wohnung und wartet auf das Zeichen, welches wir verabredet haben. Muteselim, dein Leben hängt an einem Haare. Was hast du gegen mich?«

»Du hast den Entflohenen befreit!«

»Wer sagte das?«

»Ich habe Zeugen.«

»Mußt du mich da gefangen nehmen, mich, einen Effendi und Bey, einen Emir, der viel höher steht, als du, der das Budjeruldi des Großherrs besitzt und dir schon viele Beweise gegeben hat, daß er keinen Menschen fürchtet?«

»Ja, du fürchtest niemand, und eben darum wollte ich dich hier sicher haben, ehe ich deine Wohnung durchsuchte.«

»Du kannst sie in meiner Gegenwart durchsuchen!«

»Herr, nun tue ich es nicht. Ich werde meine Leute senden.«

Ah, er fürchtete jetzt den ›Helden‹, den ›Wüterich‹ und den, der diese beiden noch übertraf.

»Auch das werde ich gestatten, wenn es ohne Aufsehen geschieht. Sie können jeden Winkel durchstöbern; ich habe nichts dagegen. Du siehst also, daß du mich nicht einzusperren brauchtest, Muteselim!«

»Das wußte ich nicht!«

»Dein größter Fehler aber war, daß du glauben konntest, ich sei mit Blindheit geschlagen und werde mich ruhig einsperren lassen. Tue das nicht wieder, denn ich sage dir: dein Leben hing an einem Haar.«

»Aber, Emir, wenn wir den Gefangenen bei dir entdecken, so werde ich dich doch gefangen nehmen müssen!«

»Dann werde ich mich nicht weigern.«

»Und ich kann dich jetzt nicht nach Hause gehen lassen.«

»Warum?«

»Ich muß sicher sein, daß du nicht den Befehl gibst, den Gefangenen zu verstecken.«

»Gut. Aber ich sage dir, daß meine Gefährten dann die Wohnung nicht durchsuchen lassen. Sie werden im Gegenteile einen jeden niederschießen, der sie zu betreten wagt.«

»So schreibe ihnen, daß sie meine Leute eintreten lassen sollen!«

»Das will ich tun. Selim Agha kann den Brief gleich hintragen.«

»Nein. Dieser nicht!«

»Warum?«

»Er könnte von allem wissen und sie warnen.«

»O, der Agha ist dir treu und weiß kein Wort über den Gefangenen zu sagen oder zu verschweigen! Nicht wahr, Selim Agha?«

»Herr,« meinte dieser zu seinem Vorgesetzten, »ich schwöre dir, daß ich nicht das Geringste weiß, und daß auch der Effendi ganz unschuldig ist!«

»Das letztere kannst du nicht beschwören, das erstere aber möchte ich glauben um deinetwillen. Emir, du gehst mit zu mir, wo wir dann weiter über diese Sache reden werden. Ich werde dich deinen Anklägern gegenüberstellen.«

»Das verlange ich auch!«

»Einen derselben kannst du gleich jetzt hören.«

»Wer ist es?«

»Der Arnaute, der um deinetwillen dort in dem Loche steckt.«

»Ah! Dieser?«

»Ja. Ich durchsuchte heute noch einmal die Zellen und fragte jeden Gefangenen, ob er heute nacht etwas gemerkt habe. Ich kam auch zu ihm und hörte von ihm etwas, was dir sehr schädlich ist.«

»Er will sich rächen! Aber willst du nicht lieber einen der Wächter nach meiner Wohnung senden? Wenn ich einen Brief

schreibe, könnte doch ein Irrtum unterlaufen, oder meine Gefährten könnten glauben, daß ihn ein anderer geschrieben habe.«

»Sie werden dem Wächter noch viel weniger glauben!«

»Das meine ich auch nicht. Dieser Mann soll aber meinen Diener holen, der sich überzeugen kann, daß ich selbst die Erlaubnis gebe, die Wohnung zu durchsuchen.«

»Du wirst nur in meiner Gegenwart mit ihm sprechen?«

»Ja.«

»So werde ich ihn holen lassen.«

Er rief einen der Arnauten und gab ihm den betreffenden Befehl; dann mußte Selim Agha den Kerker öffnen, in welchem der frühere Khawaß des Engländers eingeschlossen war.

»Stehe auf,« gebot ihm der Mutesselim, »und gib mir Rede und Antwort! Behauptest du das, was du mir heute sagtest, auch jetzt noch?«

»Ja.«

»Wiederhole es!«

»Der Mann, den du Hadschi Lindsay-Bey nanntest, ist ein Inglis. Er nahm mich und einen Dolmetscher von Mossul mit, und diesem hat er erzählt, daß er einen Mann suche, der ausbezogen ist, einen Gefangenen zu befreien.«

Also hatte Master Fowling-bull dennoch geplaudert!

»Hat er diesen Mann genannt?« fragte ich den Arnauten.

»Nein.«

»Hat er dem Dolmetscher den Namen des Gefangenen gesagt, welcher befreit werden soll?«

»Nein.«

»Auch nicht den Ort, wo dieser Gefangene ist?«

»Nein.«

»Mutesselim, hat dieser Arnaute noch mehr zu sagen?«

»Das ist alles.«

»Nein; das ist gar nichts! Selim Agha, schließe wieder zu! O, Mutesselim, du bist wirklich ein so großer Diplomat, daß ich in Stambul gewiß deine Verdienste sehr viel rühmen werde! Man wird sich dann beeilen, dir eine noch viel höhere Stellung als die jetzige zu geben. Vielleicht macht dich der Padischah

gar zum Vizekönig von Bagdad. Hadschi Lindsay-Bey will einen Mann aufsuchen. Hat er gesagt, daß ich dieser Mann sei? Dieser Mann will einen Gefangenen befreien. Hat er gesagt, daß es dein Gefangener sein soll? Wird ein Inglis sein Vaterland, welches beinahe tausend Kameltageisen von hier entfernt ist, verlassen, um einen Araber aus der Gefangenschaft zu befreien? Er hatte, als er es verließ, noch niemals einen Araber gesehen.«

»Aber du, du bist ein Freund von Amad el Ghandur?«

»Ich sage dir, daß ich ihn noch nie gesehen hatte, als bis ich ihn hier in dem Loche sah! Hadschi Lindsay-Bey versteht nicht Türkisch und nicht Arabisch, und sein Dolmetscher konnte nicht gut englisch sprechen. Wer weiß, was dieser Mann gehört und verstanden hat. Vielleicht hat der Hadschi ihm nur ein Märchen erzählt.«

»Aber er redet doch nicht!«

»Damals sprach er noch. Er hat sein Gelübde erst später getan.«

»So komm, du sollst auch den andern Zeugen hören! Man klopft. Es wird dein Diener sein.«

Er öffnete den Eingang. Der Arnaute brachte Halef, dem ich sagte, daß ich mit der Haussuchung einverstanden sei, und fügte bei:

»Ich will dem Mutesselim beweisen, daß ich sein Freund bin. Die Leute sollen überall hingelassen werden. Nun gehe!«

»Wo gehst denn du jetzt hin?«

»Zum Mutesselim.«

»Wann kommst du wieder?«

»Ich weiß es noch nicht.«

»In einer Stunde kann sehr viel getan und gesprochen werden. Bist du bis dahin noch nicht zurück, so werden wir kommen und dich holen!«

Er ging. Der Kommandant machte ein sehr zweifelhaftes Gesicht. Das mannhafte Wesen meines kleinen Halef hatte ihm imponiert.

In dem Vorzimmer seines Selamlüks befanden sich mehrere

Beamte und Diener. Er winkte einem der ersteren, welcher mit uns eintrat. Wir setzten uns, aber eine Pfeife erhielt ich nicht.

»Das ist der Mann!« meinte der Mutesselim, indem er auf den Beamten zeigte.

»Was für ein Mann?«

»Der dich gesehen hat.«

»Wo?«

»Auf der Gasse, welche zum Gefängnisse führt. Ibrahim, erzähle es!«

Der Beamte sah, daß ich mich auf freiem Fuße befand; er warf einen unsicheren Blick auf mich und berichtete:

»Ich kam vom Palaste, Herr. Es war sehr spät, als ich meine Thür öffnete. Eben wollte ich sie wieder schließen, da hörte ich Schritte, die sehr eilig herbeikamen. Es waren zwei Männer, die sehr schnell gingen; der eine zog den andern mit sich fort, und dieser andere hatte keinen Atem. An der Ecke verschwanden sie und gleich darauf hörte ich einen Raben schreien.«

»Hast du die beiden Männer erkannt?«

»Nur diesen Effendi. Es war zwar finster, aber ich erkannte ihn an seiner Gestalt.«

»Wie war die Gestalt des andern?«

»Kleiner.«

»Haben sie dich gesehen?«

»Nein, denn ich stand hinter der Thüre.«

»Du kannst gehen!«

Der Mann trat ab.

»Nun, Emir, was sagst du?«

»Ich war den ganzen Abend bei dir!«

»Aber einige Minuten bist du fort gewesen, nämlich als du die Lampe holtest. Da hast du den Gefangenen fortgeschafft, wie ich vermute, und dabei solche Eile gehabt, weil wir auf dich warteten.«

Ich lachte.

»O, Mutesselim, wann endlich wirst du einmal ein guter Diplomat werden! Ich sehe, daß dein System wirklich einer Stärkung bedarf. Erlaube mir einige Fragen.«

»Rede.«

»Wer hatte den Schlüssel zur Außentüre des Gefängnisses?«

»Ich.«

»Konnte ich also hinaus, selbst wenn ich gewollt hätte?«

»Nein,« antwortete er zögernd.

»Mit wem bin ich nach Hause gegangen?«

»Mit Selim Agha.«

»Ist dieser Agha der Arnauten länger oder kürzer als ich?«

»Kürzer.«

»Und nun, Agha, frage ich dich: Sind wir langsam gegangen wie die Schnecken oder mit schnellen Schritten?«

»Schnell,« antwortete der Gefragte.

»Haben wir uns geführt oder nicht?«

»Wir führten uns.«

»Mutesselim, kann ein Rabe, der im Traume ein wenig krächzt oder ruft, in Beziehung zu dem Entflohenen stehen?«

»Emir, das trifft ja wunderbar!« antwortete er.

»Nein, das trifft nicht wunderbar, sondern das ist so einfach und natürlich, daß ich über die Kleinheit deiner Gedanken erschrecke! Ich werde ganz besorgt um dich! Du hattest den Schlüssel, und niemand konnte heraus; das mußt du wissen. Ich bin mit dem Agha nach Hause gegangen, und zwar durch die Gasse, in welcher jener Mann wohnt; das wußtest du auch. Und auf eine Erzählung hin, die nur geeignet wäre, mich zu rechtfertigen, willst du mich verurteilen? Ich war dein Freund. Ich gab dir Geschenke; ich führte den Makredsch, dessen Festnehmung dir Ehre und Beförderung in Aussicht stellt, in deine Hände; ich gab dir Arznei, um deine Seele zu erfreuen, und das alles dankst du dadurch, daß du mich in das Gefängnis stecken willst. Geh! Ich werde irre an dir! Und was ebenso schlimm ist: du wirfst dein Mißtrauen sogar auf den Agha der Arnauten, dessen Treue du kennst, und der für dich kämpfen würde, selbst wenn er dabei das Leben verlieren müßte!«

Da richtete sich Selim Agha um einige Zoll höher auf.

»Ja, das ist wahr!« beteuerte er, indem er an seinen Säbel schlug und die Augen rollen ließ. »Mein Leben gehört dir, Herr. Ich gebe es für dich hin!«

Das war zu viel der Beweise. Der Kommandant reichte mir die Hand und bat:

»Verzeihe, Emir! Du bist gerechtfertigt, und ich werde in deiner Wohnung nicht nachsuchen lassen!«

»Du wirst suchen lassen. Ich verlange es nun selbst!«

»Es ist ja unnötig geworden!«

»Ich bestehe aber auf meinem Verlangen.«

Der Mutesselim erhob sich und ging hinaus.

»Effendi, ich danke dir, daß du mich von seinem Verdachte gereinigt hast!« sagte nun der Agha.

»Du wirst gleich hören, daß ich noch mehr für dich tue.«

Als der Kommandant wieder eintrat, machte er ein sehr verdrießliches Gesicht und begann:

»Draußen steht jetzt der Basch Tschausch, der nach Mossul gehen soll – – –«

»Der meinen Baschi-Bozuk holte,« unterbrach ich ihn, »damit du ihn über mich verhören konntest! Hast du wohl ein Wort von ihm erfahren, das mich verdächtigt?«

»Nein, er war deines Lobes voll. Aber sage mir, was ich dem Anatoli Kasi Askeri über den entsprungenen Gefangenen schreiben soll!«

»Schreibe die Wahrheit!«

»Das wird mir großen Schaden machen, Effendi. Denkst du nicht, daß ich schreiben könnte, er sei gestorben?«

»Das ist deine Sache!«

»Würdest du mich verraten?«

»Ich habe keinen Grund dazu, solange du mein Freund bist.«

»Ich werde es tun!«

»Aber wenn es dir gelingt, ihn wieder zu ergreifen? Oder wenn er glücklich seine Heimat erreicht?«

»So hat sich der abgesetzte Mutessarif geirrt und mir einen Mann geschickt, den er zwar für Amad el Ghandur hielt, der es aber nicht war. Und wenn ich ihn wieder ergreife – – Effendi, es wird das beste sein, daß ich gar nicht nach ihm suchen lasse!«

Das war eine echt türkische Weise, sich aus der Not zu helfen; mir jedoch kam sie sehr willkommen.

»Aber der Basch Tschausch weiß ja, daß der Araber entflohen ist?«

»Das ist ein anderer Araber gewesen, kein Haddedihi, sondern ein Abu Salman, der mir den Zoll verweigerte.«

»So eile, damit du der Sorge um den Makredsch ledig wirst. Wenn es auch diesem gelingen sollte, zu entkommen, so bist du verloren.«

»In einer Stunde soll der Transport abgehen.«

»Hast du schon das Verzeichnis von den Sachen fertig, welche der Makredsch bei sich hatte?«

»Es ist fertig und von mir und Selim Agha unterzeichnet.«

»Du hast eine Unterschrift vergessen, Mutesselim.«

»Welche?«

»Die meinige.«

»O, Effendi, diese ist gar nicht nötig.«

»Aber wünschenswert.«

»Aus welchem Grunde?«

»Man könnte mich in Mossul oder Stambul über diese Sache fragen, wenn etwas nicht stimmen sollte. So wird es besser sein, ich unterzeichne mich jetzt; dann ist alles in Ordnung. Auch dir muß es willkommen sein, einen Zeugen mehr zu haben; denn ich traue dem Makredsch gar sehr zu, daß er dich verleumdet, um sich an dir zu rächen.«

Der Kommandant befand sich augenscheinlich in großer Verlegenheit.

»Das Verzeichnis ist bereits verschlossen und versiegelt,« sagte er.

»Zeige es!«

Er erhob sich wieder und ging in die Nebenküche.

»Effendi,« flüsterte der Agha ängstlich, »verrate nicht, daß ich dir alles gesagt habe.«

»Sei ohne Sorge!«

Der Mutesselim kehrte zurück und hielt ein versiegeltes Schreiben in der Hand. Er reichte es mir ohne Bedenken.

Ich nahm es, um mich zu überzeugen, daß es auch das rechte

sei. Ich drückte die langen Bauchseiten zusammen, so daß sich eine Röhre bildete, in deren Inneres ich blicken konnte. Da es nicht kuvertiert war, sah ich zwar aus einzelnen Wörtern, daß der Kommandant mich nicht getäuscht habe; doch befanden sich die Ziffern, welche ich suchte, nicht an einer Stelle, die ich hätte lesen können. Gleichwohl aber tat ich, als ob ich sie sähe, und las laut und langsam:

»Vierhundert Piaster in Gold – einundachtzig Piaster in Silber – –! Mutesselim, du wirst dieses Schreiben öffnen müssen; du hast dich sehr verschrieben!«

»Herr, diese Angelegenheit ist nicht die deinige, sondern die meinige!«

»So war es also nur die deinige, als ich dir beistehen mußte, den Makreds sch festzuhalten und ihm sein Geld abzunehmen?«

»Ja,« antwortete er naiv.

»Gut! Aber du versprachst mir fünftausend Piaster, auf welche noch zweitausend zu legen sind, weil das Papiergeld keinen vollen Wert besitzt. Wo ist diese Summe?«

»Emir!«

»Mutesselim!«

»Du sagst, du seist mein Freund, und willst mich dennoch peinigen!«

»Du sagst, du seist mein Freund, und willst mich dennoch hintergehen!«

»Ich muß das Geld nach Mossul senden.«

»Vierhunderteinundachtzig Piaster, ja. Deine Pflicht ist es aber, alles Geld des Makreds sch samt der Uhr und den Ringen einzusenden. Tust du dies, so habe ich nichts zu fordern; tust du es aber nicht, so verlange ich den mir gebührenden Teil.«

»Du hast ja gar nichts zu bekommen,« erklärte er.

»Du auch nicht, und Selim Agha auch nicht. Hat er etwas erhalten?«

»Siebentausend Piaster in Papier,« antwortete er sehr schnell, um dem Agha die Antwort abzuschneiden. Dieser schnitt ein Gesicht, daß ich beinahe in lautes Lachen ausgebrochen wäre.

»Nun, also,« sagte ich, »warum willst du mir da meinen Teil vorenthalten?«

»Du bist ein Fremdling und keiner meiner Beamten.«

»Du sollst recht behalten; aber dann trete ich meinen Teil an den Padischah ab. Sage also dem Basch Tschausch, daß er nach meiner Wohnung kommen soll, ehe er abreist. Ich werde ihm meinen Bericht an den Anatoli Kasi Askeri mitgeben. – Lebe wohl, Mutesselim, und erlaube, daß ich dich heute abend besuche.«

Ich ging zu der Türe, hatte diese aber noch nicht erreicht, als er rief:

»Wie viel Geld wirst du angeben?«

»Die runde Summe von fünfundzwanzigtausend Piaster, eine Uhr und vier Brillantringe.«

»Wie viel willst du davon haben?«

»Meinen vollen Teil. Siebentausend Piaster in Papier, oder fünftausend in Gold oder Silber.«

»Effendi, es war wirklich nicht so viel Gold!«

»Ich kann den Klang des Goldes sehr gut von dem des Silbers unterscheiden, und der Beutel hatte einen sehr dicken Bauch.«

»Du bist reich, Emir, und wirst mit fünfhundert Piaster zufrieden sein!«

»Zweitausend in Gold, das ist mein letztes Wort!«

»Allah kerihm, ich kann es nicht!«

»Lebewohl!«

Wieder ging ich nach der Türe. Er wartete, bis ich sie geöffnet hatte, dann rief er mich zurück. Ich ging jedoch weiter und war bereits auf der Straße, als mir eilige Schritte folgten. Es war Selim Agha, der mich zurückrief.

Als ich wieder in das Selamlük trat, war der Kommandant nicht da, bald aber kam er aus dem Nebenzimmer. Sein Blick war finster und feindselig, und seine Stimme vibrierte heiser, als er mich fragte:

»Also zweitausend willst du?«

»In Gold!«

Er setzte sich nieder und zählte mir zwanzig Hundertpiasterstücke auf den Teppich.

Ich bückte mich, nahm das Gold auf und steckte es ein. Er wartete einige Augenblicke, dann fragte er mit finsterer Stirn:

»Und du bedankst dich nicht?«

»Ich? Ich erwarte im Gegenteile deinen Dank, weil ich dir dreitausend Piaster geschenkt habe!«

»Du bist bezahlt und hast mir nichts geschenkt. Wann reitest du ab?«

»Ich weiß es noch nicht.«

»Ich rate dir, noch heute die Stadt zu verlassen!«

»Warum?«

»Du hast dein Gold, nun gehe! Aber komme ja nie wieder!«

»Mutesselim, spiele keine Komödie mit mir, sonst lege ich dir die Piaster wieder her und schreibe einen Bericht. Wenn es mir beliebt, zu bleiben, so bleibe ich, und wenn ich zu dir komme, wirst du mich höflich empfangen. Aber um dir deine Sorge vom Herzen zu nehmen, will ich dir sagen, daß ich noch heute abreise. Vorher aber werde ich kommen, um von dir Abschied zu nehmen, und dann hoffe ich, daß wir in Frieden scheiden.«

Jetzt verließ ich ihn und kehrte zu den Gefährten zurück. Ehe ich das Haus erreichte, begegnete mir eine Truppe Arnauten, welche sich scheu zur Seite stellten, und mich vorüber ließen. Unter der Türe stand Mersinah und blickte ihnen nach. Ihr Angesicht glühte vor Zorn.

»Emir, ist schon einmal so etwas geschehen?« schnaubte sie mir entgegen.

»Was?«

»Daß ein Mutesselim bei seinem eignen Agha der Arnauten hat aussuchen lassen?«

»Das weiß ich nicht, o Engel des Hauses, denn ich bin noch niemals ein Agha der Arnauten gewesen.«

»Und weißt du, was man suchte?«

»Nun?«

»Den entflohenen Araber! Einen Flüchtling bei dem Auf-

seher zu suchen! Aber kommt nur dieser Selim Agha nach Hause, so werde ich ihm sagen, was ich an seiner Stelle getan hätte.«

»Zanke nicht mit ihm. Er hat Leid genug zu tragen.«

»Worüber?«

»Daß ich mit meinen Gefährten abreise.«

»Du?«

Sie machte ein ganz unbeschreiblich erschrockenes Gesicht.

»Ja. Ich habe mich mit diesem Mutesselim gezankt und mag nicht länger an einem Orte bleiben, wo er gebietet.«

»Allah, Tallah, Wallah! Herr, bleibe hier. Ich werde diesen Menschen zwingen, dir mit Ehrerbietung zu begegnen!«

Das war ein Versprechen, dessen Ausführung beizuwohnen höchst interessant gewesen wäre. Ich hielt sie aber leider für unmöglich und ließ Mersinah unten stehen, wo ihre Stimme fortgrollte, wie ferner Donner. Droben stand der Baschi-Bozuk vor der Treppe. Er hatte meine Stimme gehört und auf mich gewartet.

»Effendi, ich will Abschied von dir nehmen!«

»Komme herein; ich will dich bezahlen!«

»O, Emir, ich bin schon bezahlt.«

»Von wem?«

»Von dem Manne mit dem langen Gesichte.«

»Wie viel hat er dir gegeben?«

»Das!«

Er fuhr mit freudeglänzenden Augen in den Gürtel und holte eine ganze Hand voll großer Silberstücke hervor, die er mir zeigte.

»So komme nur. Wenn dies so ist, so hat der Mann mit dem langen Gesichte dich bezahlt, und ich werde nun den Esel bezahlen.«

»Allah kerihm, den verkaufe ich nicht!« rief er erschrocken.

»Ich meine nur, daß ich ihm seinen Lohn auszahlen will!«

»Maschallah, da komme ich!«

Er ging mit in meine Stube, die leer war. Hier stellte ich ihm

ein Zeugnis aus und gab ihm noch einiges Geld, über welches er vor Freuden ganz außer sich geriet.

»Emir, ich habe noch niemals einen so guten Effendi gesehen, wie du bist. Ich wollte, du wärest mein Hauptmann oder mein Major oder Oberst! Dann würde ich dich in der Schlacht beschützen und um mich schlagen wie damals, als ich meine Nase verlor. Das war nämlich in der großen Schlacht bei — — «

»Laß das sein, mein guter Ifra. Ich bin von deiner Tapferkeit völlig überzeugt. Du bist heute bei dem Mutesselim gewesen?«

»Der Basch Tschausch holte mich zu ihm, und ich mußte Antwort geben auf sehr viele Fragen.«

»Auf welche?«

»Ob ein Gefangener bei uns sei; ob du bei den Dschesidi viel Türken ermordet hast; ob du vielleicht ein Minister aus Stambul bist, und noch vieles andere, was ich mir gar nicht gemerkt habe.«

»Euer Weg, Ifra, führt euch nach Spandareh. Sage dem Dorfältesten dort, daß ich heute nach Gumri aufbreche, und daß ich dem Bey von Gumri das Geschenk bereits übersandt habe. Und in Baadri gehst du zu Ali Bey, um das zu vervollständigen, was ihm Seleke erzählen wird.«

»Dieser geht auch fort?«

»Ja; wo ist er?«

»Bei seinem Pferde.«

»Sage ihm, daß er satteln kann. Ich werde ihm einen Brief mitgeben. Und nun lebe wohl, Ifra. Allah behüte dich und deinen Esel. Mögest du nie vergessen, daß ein Stein an seinen Schwanz gehört!« — —

Die drei Gefährten saßen kampferüstet in der Stube des Engländers beisammen. Halef umarmte mich beinahe vor Freude, und der Engländer reichte mir mit einem so frohen Gesichte die Hand, daß ich erkennen mußte, er sei in herzlichster Sorge um mich gewesen.

»Gefahr gehabt, Sir?« fragte er.

»Ich stak bereits in demselben Loche, aus welchem ich Amadel Ghandur geholt habe.«

»Ah! Prächtiges Abenteuer! Gefangener gewesen! Wie lange Zeit?«

»Zwei Minuten.«

»Selbst wieder freigemacht?«

»Selbst! Soll ich Euch die Geschichte erzählen?«

»Versteht sich! *Well! Yes!* Schönes Land hier, sehr schön! Alle Tage besseres Abenteuer!«

Ich erzählte ihm in englischer Sprache und fügte dann bei:

»In einer Stunde sind wir fort.«

Des Engländers Gesicht nahm ganz die Stellung eines außerordentlich erschrockenen Fragezeichens an.

»Nach Gumri,« fügte ich hinzu.

»O, war schön hier, sehr schön! Interessant!«

»Noch gestern hieltet Ihr es nicht für schön, Master Lindsay!«

»War Ärger! Hatte nichts zu tun! Ist aber trotzdem schön gewesen, sehr schön! Romantisch! *Yes!* Wie ist es in Gumri?«

»Noch viel romantischer.«

»*Well!* So gehen wir hin!«

Er erhob sich sofort, um nach seinem Pferde zu sehen, und nun hatte ich Zeit, auch den beiden andern meine letzten Erlebnisse mitzuteilen. Keiner war über unsere Abreise so erfreut, wie Mohammed Emin, dessen Herzenswunsch es war, mit seinem Sohne baldigst zusammen zu kommen. Auch er erhob sich eiligst, um sich zur Abreise fertig zu machen. Nun begab ich mich in meine Stube zurück, um einen Brief an Ali Bey zu schreiben. Ich meldete ihm in gedrängten Worten alles und sagte ihm Dank für die beiden Schreiben, die mir so große Dienste geleistet hatten. Diese Schreiben übergab ich nebst dem Briefe Selek, welcher dann Amadijah sogleich verließ. Er schloß sich dem Transport nicht an, sondern zog als Dschesidi vor, ganz allein zu reisen.

Da hallten die eiligen Schritte zweier Personen auf der Treppe. Selim Agha trat mit Mersinah ein.

»Effendi, ist es wirklich dein Ernst, daß du Amadijah verlassen willst?« fragte er mich.

»Du hast es ja bei dem Mutesselim gehört.«

»Sie satteln schon!« schluchzte die ›Myrte‹, welche sich die Tränen aus den Augen wischen wollte, mit der Hand aber leider nur bis an die ebenso betrübte Nase kam.

»Wohin gehet ihr?«

»Das braucht der Mutesselim nicht zu erfahren, Selim Agha. Wir reiten nach Gumri.«

»Dahin kommt ihr heute nicht.«

»So bleiben wir unterwegs über Nacht.«

»Herr,« bat Mersinah, »bleibe wenigstens diese Nacht noch hier bei uns. Ich will euch meinen besten Pillau bereiten.«

»Es ist beschlossen; wir reiten.«

»Du fürchtest dich doch nicht vor dem Mutesselim?«

»Er selbst weiß am besten, daß ich ihn nicht fürchte!«

»Und ich auch, Herr,« fiel der Agha ein; »hast du ihm doch zweitausend Piaster abgezwungen!«

Die ›Myrte‹ machte große Augen.

»Maschallah, welch eine Summe!«

»Und zwar in Gold!« fügte Selim hinzu.

»Wem gehört dieses viele Geld?«

»Dem Emir natürlich! Emir, hättest du doch auch für mich ein Wort gesprochen!«

»Hast du das nicht getan, Effendi?« erkundigte sich Mersinah. »Du hattest es uns doch versprochen!«

»Ich habe ja auch Wort gehalten.«

»Wirklich? Emir, wann hast du mit dem Mutesselim darüber geredet?«

»Als Selim Agha dabei war.«

»Herr, ich habe nichts gehört!« beteuerte dieser.

»Maschallah, so bist du plötzlich taub geworden! Der Mutesselim bot mir ja fünfhundert Piaster anstatt der fünftausend, welche ich verlangte!«

»Das war ja für dich, Effendi!«

»Selim Agha, du hast gesagt: Du liebst mich und seist

mein Freund, und dennoch glaubst du, daß ich mein Wort so schlecht halte? Ich mußte ja so tun, als ob es für mich wäre!«

»So tun – – –?«

Er starrte mich wie versteinert an.

»So tun?« rief Mersinah. Aber ihr kam das Verständnis schneller. »Warum mußtest du so tun? Rede weiter, Emir!«

»Das habe ich ja dem Agha bereits erklärt – – –«

»Effendi,« rief sie, »erkläre diesem Agha der Arnauten nichts mehr, denn er wird es nie verstehen! Sage es lieber mir!«

»Wenn ich für den Agha Geld gefordert hätte, so wäre der Mutesselim sein Feind geworden – – –«

»Das ist richtig, Effendi,« fiel sie eilig ein. »Ja, es wäre noch schlimmeres geschehen, denn nach deiner Abreise hätten wir das Geld wieder hergeben müssen.«

»So dachte ich auch, und daher tat ich, als ob ich das Geld für mich verlangte.«

»Und es war wohl nicht für dich? Oh, sage es schnell!«

Die edle ›Myrte‹ zitterte an ihrem ganzen Gebein vor Begierde.

»Für den Agha,« antwortete ich ihr.

»Maschallah! Ist dies wahr?«

»Natürlich!«

»Und er soll wirklich außer diesen fünfzig Piastern noch Geld erhalten?«

»Sehr viel.«

»Wie viel?«

»Alles.«

»Allah illa Allah! Wann, wann?«

»Jetzt gleich.«

»Hamdullillah, Preis und Dank sei Allah! Er macht uns reich durch dich! Aber nun mußt du es uns auch geben!«

»Hier ist es. Komm her, Selim Agha!«

Ich zählte ihm die volle Summe in die Hand. Er wollte die Hand schnell schließen, tat es aber doch zu spät, denn die ›Myrte‹ hatte ihm mit einem sehr geschickten Griff sämtliche Hundertpiasterstücke weggestrichen.

»Mersinah!« donnerte er.

»Selim Agha!« blitzte sie.

»Es ist ja mein!« grollte er.

»Es bleibt auch dein!« beteuerte sie.

»Ich kann es selbst aufheben!« murmelte er.

»Bei mir ist es sicherer!« redete sie ihm zu.

»Gib mir nur etwas davon!« bat er.

»Laß es mir nur!« schmeichelte sie.

»So gib mir wenigstens die gestrigen fünfzig Piaster!«

»Du sollst sie haben, Selim Agha!«

»Alle?«

»Alle; aber dreiundzwanzig sind bereits davon weg.«

»Alle! Und dreiundzwanzig sind bereits fort! Wo sind sie?«

»Fort! Für Mehl und Wasser für die Gefangenen.«

»Für Wasser? Das kostet doch nichts!«

»Für die Gefangenen ist nichts umsonst; das merke dir, Selim Agha! Aber, Emir, nun hast du ja nichts!«

Jetzt nun, da sie das Geld in den Händen hatte, wurde sie auch rücksichtsvoll gegen mich.

»Ich mag es nicht; ja, ich darf es nicht nehmen.«

»Du darfst nicht? Warum?«

»Mein Glaube verbietet es mir.«

»Dein Glaube? Allah illa Allah! Der Glaube verbietet doch nicht, Geld zu nehmen!«

»O doch! Dieses Geld gehörte weder dem Makredsches, denn er hat es jedenfalls nicht auf rechtliche Weise erworben, noch dem Mutesselim oder dem Agha. Aber es wäre auf alle Fälle verschwunden und nicht in die Hände der rechtmäßigen Besitzer zurückgekehrt. Nur aus diesem Grunde habe ich den Mutesselim gezwungen, einen Teil davon wieder herauszugeben. Wenn es denn einmal in falsche Hände kommen soll, so ist es besser, ihr habt einen Teil davon, als daß der Mutesselim alles behielt.«

»Effendi, das ist ein sehr guter Glaube!« beteuerte Mersinah. »Du bist ein treuer Anhänger des Propheten. Allah segne dich dafür!«

»Höre, Mersinah! Wenn ich ein Anhänger des Propheten

wäre, so hättet ihr nichts erhalten, sondern ich hätte alles in meine eigene Tasche getan. Ich bin kein Moslem.«

»Kein Moslem!« rief sie erstaunt. »Was denn?«

»Ein Christ.«

»Maschallah! Bist du ein Nessorah {Nestorianer}?«

»Nein. Mein Glaube ist ein anderer als derjenige der Nessorah.«

»So glaubst du wohl auch an die heilige Omm Allah Marryam {Mutter Gottes, Maria}?«

»Ja.«

»O, Emir, die Christen, welche an diese glauben, sind alle gute Leute!«

»Woher weißt du das?«

»Das sehe ich an dir, und das weiß ich auch von der alten Marah Durimeh.«

»Ah! Kennst du diese?«

»Sie ist in ganz Amadijah bekannt. Sie kommt sehr selten, aber wenn sie kommt, so teilt sie Freude aus an alle Leute, die ihr begegnen. Auch sie glaubt an Omm Allah Marryam und ist ein Segen für viele. Aber da fällt mir ja ein, daß ich zu ihr muß!«

»Sie ist nicht mehr da.«

»Ja, sie ist wieder abgereist; aber dennoch muß ich hin.«

»Warum?«

»Ich muß sagen, daß du abreisest.«

»Wer hat dies bestellt?«

»Der Vater des Mädchens, welches du gesund gemacht hast.«

»Bleibe hier!«

»Ich muß!«

»Mersinah, du bleibst! Ich befehle es dir!«

Mein Rufen half nichts; sie war bereits die Treppe hinab und als ich an das Fenster trat, sah ich sie über den Platz eilen.

»Laß sie, Effendi!« sagte Selim Agha. »Sie hat es versprochen. O, warum hast du mir dies viele Geld in ihrer Gegenwart gegeben! Nun bekomme ich keinen Para davon!«

»Verwendet sie es für sich?«

»Nein; aber sie ist geizig, Effendi. Was sie nicht für uns und für die Gefangenen braucht, das versteckt sie, daß ich es nicht finden kann. Sie ist sehr stolz darauf, daß ich einmal viel Geld haben werde, wenn sie stirbt. Aber das ist nicht gut, da ich jetzt darunter leiden muß. Ich rauche den schlechtesten Tabak, und wenn ich einmal zum Juden gehe, so darf ich von seinen Medizinen nur die billigsten trinken. Und die, die sind nicht gut!«

Betrübt ging der wackere Agha der Arnauten von dannen, und ich folgte ihm hinab in den Hof, wo die Pferde gesattelt wurden, auch das für Amad el Ghandur bestimmte. Dann machte ich mit dem Engländer noch einen Gang in die Stadt, um einige Einkäufe zu besorgen. Als wir zurückkehrten, waren bereits alle vor dem Eingange des Hauses versammelt. Bei ihnen stand ein Mann, in dem ich schon von weitem den Vater meiner Patientin erkannte.

»Herr, ich höre, daß du abreisest,« begann er, mir einige Schritte entgegentreten. »Darum bin ich gekommen, um Abschied von dir zu nehmen. Meine Tochter wird bald gesund sein. Sie, mein Weib und ich, wir werden zu Allah beten, daß er dich beschütze. Und damit du auch an uns denken mögest, habe ich ein kleines Jadikar {Andenken} mitgebracht, welches anzunehmen ich dich innigst bitte!«

»Wenn es ein Ufak-Defek {Kleinigkeit} ist, werde ich es nehmen, sonst aber nicht.«

»Es ist so klein und arm, daß ich mich scheue, es dir selbst zu geben. Erlaube, daß ich es deinem Diener einhändige! Welcher ist es?«

»Dort bei dem Rappen steht er.«

Er nahm unter seinem weiten Oberkleide ein ledernes, mit Perlen gesticktes Futteral hervor und reichte es Halef hin. Dann sah ich, daß er außer diesem Gegenstande dem Diener noch etwas gab. Ich dankte ihm, und wir schieden.

Jetzt kam das Schlimmste: der Abschied von Selim Agha und besonders von der ›Myrte‹. Der Agha ging von Pferd zu Pferd und nestelte an Riemen und Schnallen herum, welche ganz in Ordnung waren. Dabei rollte er die Augen so fürchterlich, wie ich es selbst bei ihm noch niemals gesehen hatte.

Die Spitzen seines Schnurrbartes gingen auf und nieder wie Wagebalken, und hier und da fuhr er sich mit der Hand nach dem Halse, als ob es ihn dort würge. Endlich reichte er Halef die Hand zum Abschied. Er fing von unten an.

»Lebe wohl, Hadschi Halef Omar! Allah sei bei dir immerdar!«

Er hörte gar nicht auf das, was ihm der kleine Hadschi antwortete, sondern sprang zu dem Pferde Mohammeds, um eine Fliege tot zu schlagen, welche am Halse des Rosses saß. Dann fuhr er mit einem energischen Rucke herum und hielt dem Haddediñ die Hand entgegen:

»Allah sei mit dir und allen den Deinen! Kehre wieder bei uns ein, wenn dich dein Weg nach Amadijah führt!«

Da bemerkte er plötzlich, daß der Sattelgurt des Engländers um den zwanzigsten Teil eines Zolles zu weit nach hinten lag. Er eilte dorthin, kroch unter das Pferd und schob und zerrte, als habe er eine schwere Last zu bewältigen. Endlich war er fertig und streckte nun dem Reiter die Rechte hin:

»Sihdi, dein Weg sei – – –«

»Well!« unterbrach ihn der Master. »Hier!«

Ein Trinkgeld fiel in die Hand des Agha, und es war, wie ich Lindsay kannte, gewiß sehr reichlich. Diese Güte machte den gerührten Anführer der Arnauten noch verwirrter. Er begann also von neuem:

»Sihdi, dein Weg sei wie der Weg – – –«

»Well!« nickte Lindsay, und eine zweite Auflage des Bakschisch gelangte zur Ausgabe. Der Geber hielt die zum Abschiede hingestreckte Hand für eine Forderung.

»Sihdi,« begann der Agha mit erhöhter Stimme, »dein Weg sei wie der Weg der Gerechten, und – – –«

»Well!« ertönte es zum drittenmal.

Aber der Agha zog nun seine Hand plötzlich zurück und nahm die Gelegenheit, daß ich eben zu Pferde steigen wollte, wahr, um mir den Steigbügel zu halten. Jetzt zog es über sein Gesicht, wie Sonnenblick und Wolkenschatten über ein wogendes Feld, dann öffnete er den Mund, aber da stürzte ihm plötzlich die so lange zurückgehaltene Flut aus den Augen.

Das Wort, welches er sagen wollte, wurde zu einem unverständlichen Laute. Er reichte mir die Hand; ich nahm und drückte sie, selbst tiefgerührt, und dann zog er sich sehr eilig in den Flur zurück.

Das hatte Mersinah abgewartet. Sie trat hervor, wie die Sonne aus der Morgenröte. Sie wollte bei Halef beginnen, da drängte ich mein Pferd heran und sagte:

»Halef, reite mit den andern einstweilen in das Tal hinab. Ich muß noch einmal zum Mutesselim und werde schnell nachkommen.« Dann wandte ich mich zu Mersinah: »Hier, nimm meine Hand! Ich danke dir für alles. Lebe wohl, stirb nie, und denke an mich, so oft du die liebliche Speise deiner Gefangenen kochst!«

»Lebe wohl, Emir! Du bist der großmütigste –«

Mehr hörte ich nicht. Ich ritt schnell, gefolgt von meinem Hunde, nach dem Palaste des Kommandanten, ließ das Pferd vor dem Tore stehen und trat ein. Der Hund folgte mir; ich wollte das so. Im Vorzimmer waren einige Personen, die ich bereits dort gesehen hatte. Sie fuhren erschrocken empor, als sie den Hund erblickten. Das hatte noch niemand gewagt.

»Wo ist der Mutesselim?« fragte ich.

»Im Selamlük,« antwortete einer.

»Ist er allein?«

»Der Aufseher des Palastes ist bei ihm.«

Ich ließ mich gar nicht anmelden, sondern trat ein. Der Hund war an meiner Seite. Der Aufseher des Palastes machte eine Gebärde des Entsetzens, und der Mutesselim erhob sich augenblicklich.

»Effendi, was tust du?« rief er.

»Ich komme, um Abschied von dir zu nehmen.«

»Mit einem Hunde!«

»Er ist besser als mancher Mensch. Du sagtest mir, daß ich nicht wiederkommen solle, und ich komme mit dem Hunde. Das ist die Antwort eines Emir aus Germanistan. Sallam!«

Ich verließ ihn ebenso schnell als ich gekommen war und ging hinab. Unten aber, da ich mich nun im Freien befand, nahm ich mir Zeit; aber es kam niemand, um mich zur Rede

zu stellen. Ich stieg auf und ritt davon. Die Gefährten waren eben erst zum Tore hinaus, als ich sie einholte; denn Mersinahs Abschiedsworte an sie hatten einige Zeit in Anspruch genommen.

»Was noch gemacht beim Mutesselim?« fragte Lindsay.

Ich erzählte es ihm.

»Ausgezeichnet! Hm! Köstlicher Einfall! Würde gut bezahlen, wenn Ihr ein anderer wäret! *Yes!*«

Er brummte und lachte noch lange vor sich hin.

Wir mußten bald absteigen, um die Pferde den steilen Weg hinabzuführen. Desto schneller aber ging es unten weiter, bis wir die Stelle erreichten, an welcher wir früher links abgeschwenkt hatten. Hier mußte Halef zurückbleiben und sich verstecken, um uns zu benachrichtigen, wenn wir beobachtet würden. Wir erreichten die kleine Lichtung, bei welcher wir die Pferde anbanden, und drangen dann zu Fuße in das Dickicht ein.

»Hier!« meinte der Engländer, als wir bei den Eichen anlangten. »Prachtvolle Villa da oben! *Well!* Raucht Tabak!«

Wirklich sah man ein kleines Tabakswölkchen nach dem andern oben aus der ›Villa Amad‹ hervorkräuseln. Der Araber lag in der Tiefe des Loches und bemerkte unsere Gegenwart nicht eher, als bis er durch einen lauten Ruf aufmerksam gemacht wurde. Jetzt steckte er den Kopf hervor und erkannte uns. Die frische, kräftige Waldluft und die nahrhaften Speisen hatten ihn wenigstens insoweit gekräftigt, daß er ohne weitere Beihilfe herabkommen konnte. Ich erhielt dabei auch meinen Lasso wieder, welchen er gestern oben behalten hatte.

Wir verweilten keinen Augenblick, kehrten zurück und bestiegen die Pferde, da es uns allen darauf ankam, noch heute eine gute Strecke Weges zwischen uns und Amadijah zu legen. Halef meldete, daß sich nichts Verdächtiges gezeigt habe, und so bogen wir rechts in den Weg ein, welcher zu den Sommerwohnungen der Bewohner von Amadijah führte.

Wir ritten in einem Tale empor, dessen Sohle ein breiter Bergbach bewässerte. Die Seiten waren mit schönem Laubwald besetzt. Weiter oben teilte sich der Bach in sehr viele

Arme; das Tal wurde breiter und bot den nötigen Raum für eine Menge von Zelten und Hütten, die in malerischer Unordnung im Tale und an den Abhängen desselben standen. Dies waren die Jilaks oder Sommerwohnungen.

Die Stelle war außerordentlich gut gewählt. Grüne Wald- und Fruchtbäume beschatteten die Zelte und Hütten, und dichtes Rankengewächs bildete einen reichen Teppich an den Abhängen hinauf. Dieser gesunde Ort bot einen grellen, aber lieblichen Gegensatz zu der von giftigen Lüften erfüllten Festung Amadijah.

Während die Anderen im schnellen Tempo weiter ritten, um Späherblicken baldigst zu entgehen, stieg ich mit dem Engländer vor der Wohnung eines Geldwechslers ab, da Lindsay sich einen Vorrat von landläufigen Münzen einwechseln wollte.

Die Spitze der Höhe erreichten wir nach einer halben Stunde, obgleich die Strecke zwei englische Meilen beträgt, und nun sahen wir das Tal von Berwari vor uns liegen, wo wir vor jeder Verfolgung von seiten der Türken in Sicherheit waren.

In der Ferne blauten die Tijariberge, von denen uns besonders der Kegel von Aschiehtah in die Augen fiel. Seine Spitze glänzte weiß, denn er war mit Schnee bedeckt, während wir vor noch ganz kurzer Zeit auf den Weidegründen der Haddeihn den reichen Blumenstaub mit den Beinen unserer Pferde aufgewühlt hatten.

Rechts davon stieg hinter den wasserreichen Tälern des Zab das Bergland von Tkhoma empor, und weiter nach Süden sahen wir die Höhen des Tura Ghara, des Dschebel Haïr und des Zibar-Landes. Von Tijari und Tkhoma hatte die alte Marah Durimeh gesprochen. Ich mußte unwillkürlich an ihr Geheimnis denken, an den ›Geist der Höhle‹, der dort zwischen jenen Bergen hauste. Ob wir ihm wohl begegnen würden?!

Fünftes Kapitel
Unter Bluträchern

Von der Höhe hinter Amadijah führte der Pfad bergab nach der Ebene Newdascht. Auf derselben angekommen, gaben wir den Pferden die Sporen, so daß wir über den dünnen Boden, der diese Ebene kennzeichnet, mit vogelhafter Schnelligkeit dahinflogen.

Wir kamen in das Dorf Maglana, von welchem Dohub, der Kurde, mit mir gesprochen hatte. Es wird von lauter Kurden bewohnt, welche mit den umliegenden chaldäischen Christen in steter Feindschaft leben. Wir hielten nur an, um uns nach dem Weg zu erkundigen, und dann ging es wieder vorwärts. Wir kamen durch verfallene Ortschaften, bei deren Untergang die Feuersbrunst der Hütten das Blut der Bewohner aufgelegt hatte. Die Trümmer lagen zerstreut; die Tiere des Waldes hatten die Knochen, welche wir hier und da liegen sahen, abgenagt. Mich schauderte.

In der Ferne, rechts oder links sahen wir zuweilen Rauch aufsteigen; es zeigte sich uns die unbeworfene Mauer eines Hauses; ein einzelner Reiter tauchte vor uns auf, bemerkte uns und schwenkte rasch zur Seite ab. Wir befanden uns auf keinem friedlichen Boden, und er sah, daß wir ihm an Zahl überlegen waren. Genau so geht es den Vögeln des Waldes, die bei jedem Flügelschlage eines Feindes gewärtig sein müssen und dann ihr einziges Heil in der Verborgenheit finden.

Nun dunkelte der Abend herein, und vor uns auf der Ebene sahen wir vielleicht dreißig Häuser zerstreut liegen. Es war das kleine Dorf Tiah, wo wir zu übernachten dachten. Wie der Empfang sein würde, das wußten wir allerdings noch nicht.

Man hatte uns von weitem erblickt, und eine Anzahl von Männern war zu Pferde gestiegen, um uns entweder als Feind zurückzuweisen oder als Freund zu empfangen. Eine Strecke von ungefähr zweitausend Schritten vor dem Dorfe hielten sie an, um uns zu erwarten.

»Bleibt ein wenig zurück!« sagte ich und ritt voran.

Ich sah, wie sie bei dem Anblick meines Pferdes einander

die Köpfe zukehrten, und so stolz mich diese Bewunderung machte, so bedenklich mußte sie mir auch sein. Ein gutes Pferd, schöne Waffen und Geld – wer eines von diesen drei Dingen besitzt, der ist bei diesen räuberischen Völkerschaften nie sicher, es zu verlieren und das Leben dazu.

Einer von ihnen ritt einige Schritte vor.

»Ivari'l kher – guten Abend!« grüßte ich ihn.

Nachdem er gedankt hatte, ließ er seinen Blick von meinem Turban bis zu den Hufen meines Pferdes herabgleiten und begann ein Verhör.

»Woher kommst du?«

»Von Amadijah.«

»Wohin willst du?«

»Nach Kalah Gumri.«

»Was bist du? Ein Türke oder Araber?«

»Nein, ich bin – –«

»Schweig!« gebot er mir. »Ich frage dich, und du antwortest! Du redest Kurdisch, aber ein Kurde bist du nicht. Bist du ein Grieche, oder ein Russe, oder ein Perser?«

Ich verneinte, und jetzt war er mit seinen Kenntnissen zu Ende. Dieser Mann empfing mich ja wie ein russischer Grenzaufseher! Ich durfte nicht sagen, welchem Volke ich angehöre, sondern er wollte so scharfsinnig sein, es zu erraten. Da ihm dies nicht gelungen war, gab er vor Ärger seinem Pferde mit der Faust einen Schlag über das Auge, daß es vor Schmerz laut aufwieherte.

»Was bist du denn?« fragte er endlich.

»Ein Tschermaka {Deutscher},« antwortete ich mit Stolz.

»Ein Tschermaka?« wiederholte er. »Die Tschermaka kenne ich. Ihr Stamm wohnt an den Ufern des Sees von Urmiah und hat elende Hütten von Schilf.«

Diese Worte waren in einem sehr verächtlichen Tone gesprochen.

»Du irrst,« entgegnete ich. »Die Tschermaka wohnen nicht am Ufer des Urmiahsees und wohnen auch nicht in elenden Schilfhütten.«

»Schweig! Ich kenne die Tschermaka, und wenn du nicht

weißt, wo sie wohnen, so gehörst du nicht zu ihnen. Wer ist der Kurde dort?« – Und er deutete auf den Engländer.

»Es ist kein Kurde; er trägt nur kurdische Kleidung.«

»Wenn er nur kurdische Kleidung trägt, so ist er ja kein Kurde!«

»Das habe ich ja bereits gesagt.«

»Und wenn er kein Kurde ist, so darf er auch keine kurdische Kleidung tragen. Das verbieten wir ihm. Was ist er?«

»Ein Inglo,« antwortete ich kurz.

»Ein Inglo? Ich kenne die Inglo. Sie wohnen jenseits des Berges Ararat, sind Karawanenräuber und fressen Gumgumuku gaurana {Eidechsen}.«

»Du irrst wieder! Die Inglo wohnen nicht am Ararat; sie sind keine Räuber und fressen auch keine Eidechsen.«

»Schweig! Ich war im Lande der Inglo und habe selbst auch mit ihnen Gumgumuku gaurana und sogar Gumgumuku fel-ana gefressen. Wenn er keine frißt, so ist er kein Inglo. Wer sind die drei andern Reiter?«

»Der eine ist mein Diener, und die andern sind Araber.«

»Von welchem Stamme?«

»Sie gehören zum großen Stamme der Schammar.«

Ich sagte die Wahrheit, weil ich mich auf die Feindschaft zwischen den Türken und den Schammar verließ. Ein Feind der Türken mußte ein Freund der Kurden sein. Zwar wußte ich, daß die südlichen Stämme der Schammar mit den südlichen Stämmen der Kurden auch in Feindschaft leben, doch nur infolge der räuberischen Streifereien der Kurden, welche ja selbst auch wieder mit andern Kurdenstämmen in dem Zustande der Blutrache und des ewigen Streites leben. Hier befanden wir uns in der Mitte Kurdistans, wo es sicher noch keinen feindlichen Araber gegeben hatte, und daher gab ich meine Antwort in der festen Überzeugung, daß sie uns keinen Schaden bringen werde.

»Ich kenne die Schammar,« hob der Kurde an. »Sie wohnen an der Mündung des Phrath, trinken das Wasser des Meeres und haben böse Augen. Sie heiraten ihre eigenen Mütter und machen Rollen {Würste} aus dem Fleisch der Schweine.«

»Du irrst abermals. Die Schammar wohnen nicht am Meere und essen niemals Schweinefleisch.«

»Schweig! Ich selbst bin bei ihnen gewesen und habe das alles gesehen. Wenn diese Männer ihre Mütter nicht geheiratet haben, so sind sie keine Schammar. Auch leben die Schammar in Blutfehde mit den Kurden von Sar Hasan und Zibar, und darum sind sie unsere Feinde. Was wollt ihr hier?«

»Wir wollen fragen, ob ihr eine Hütte habt, in welcher wir heute nacht ruhen können.«

»Wir haben keine Hütten. Wir sind Berwari-Kurden und haben Häuser. Ihr sollt ein Haus haben, wenn ihr uns beweist, daß ihr nicht unsere Feinde seid.«

»Womit sollen wir dies beweisen?«

»Dadurch, daß ihr uns eure Pferde und eure Waffen übergebt.«

O du alter Lügner und Eidechsenfresser! Du hältst die Leute, welche Würste machen, für recht dicke Dummköpfe! Das dachte ich, aber laut sagte ich:

»Ein Mann trennt sich nie von seinem Pferde und von seinen Waffen.«

»So dürft ihr nicht bei uns bleiben,« sagte er barsch.

»So ziehen wir weiter,« erwiderte ich kurzweg und ritt zu meinen Gefährten zurück; auch die Kurden schlossen nun einen Kreis um ihren Führer.

»Was sagte er?« fragte mich der Engländer.

»Er will unsere Waffen und Pferde haben, wenn wir hier bleiben wollen.«

»Mag sie sich holen,« knurrte er.

»Um Gottes willen, Sir, heute keinen Schuß! Die Kurden halten die Blutrache noch heiliger als die Araber. Wenn sie uns feindselig behandeln und wir verwunden oder töten einen von ihnen, so sind wir verloren; denn sie sind mehr als fünfmal so stark als wir.«

»Was aber tun?« fragte er.

»Zunächst unsern Weg fortsetzen und, wenn sie uns daran hindern sollten, verhandeln.«

Ich sagte das alles auch den übrigen, und sie gaben mir

recht, obgleich kein Feigling unter ihnen war. Diese Kurden gehörten sicher nicht alle zum Dorfe, das keine solche Anzahl erwachsener Krieger haben konnte; sie waren jedenfalls aus irgend einem Grunde hier zusammengekommen, und es schien, daß sie sich in einer sehr kriegerischen Stimmung befänden. Sie lösten jetzt den Kreis auf und bildeten nun einen scheinbar ungeordneten Haufen, der sich nicht von der Stelle bewegte und unsern Entschluß abzuwarten schien.

»Sie wollen uns den Weg versperren,« meinte Mohammed, der Häuptling der Haddediñ.

»Es scheint so,« stimmte ich ihm bei. »Also gebraucht die Waffen nicht, so lange wir uns nicht in wirklicher Lebensgefahr befinden!«

»Wir wollen deshalb einen weiten Kreis um das Dorf herum reiten,« schlug mein kleiner arabischer Diener Halef vor.

»Das müssen wir auch. Kommt!«

Wir schwenkten in einem Bogen ab, aber sogleich setzten sich die Kurden auch in Bewegung, und der Anführer kam wieder auf mich zugeritten.

»Wo willst du hin?« fragte er.

»Nach Gumri,« antwortete ich mit Nachdruck.

Meine Antwort mochte dem Kurdenanführer nicht nach Wunsch sein, und er entgegnete:

»Es ist zu weit, und die Nacht bricht ein. Ihr werdet Gumri nicht erreichen.«

»Wir werden andere Dörfer finden oder im Freien schlafen.«

»Da werden euch die wilden Tiere anfallen, und ihr habt schlechte Waffen.«

Das war jedenfalls nur auf den Busch geklopft. Vielleicht war es gut für uns, wenn ich ihn vom Gegenteil überzeugte, trotzdem dies auch das Gelüste, unsere Waffen zu besitzen, in gefährlicher Weise erregen konnte. Darum sagte ich:

»Wir haben sehr gute Waffen!«

»Das glaube ich nicht!« lautete seine Antwort.

»O, wir haben Waffen, von denen eine einzige genügt, um euch alle zu töten!«

Er lachte und sagte dann:

»Du hast ein sehr großes Maul. Zeige mir einmal eine solche Waffe!«

Ich nahm meinen Revolver heraus und fragte den Kurden:

»Siehst du dieses kleine Ding?«

Dann rief ich meinen Diener herbei und befahl ihm:

»Brich einen Ast von jenem Strauche, mache die Blätter weg bis auf sechs und halte ihn empor. Ich will danach schießen!«

Er tat es, und da nun die andern Kurden merkten, um was es sich handelte, so kamen sie näher heran. Ich nahm mein Pferd auf die weiteste Distanz zurück und zielte. Die sechs Schüsse wurden schnell hintereinander abgegeben, und dann reichte Halef dem Kurden den Zweig hin.

»Katera Chodeh {um Gottes willen},« rief er; »sie sind alle sechs getroffen, die Blätter!«

»Das ist nicht schwer,« prahlte ich; »das kann bei den Tschermaka ein jedes Kind. Aber das Wunder besteht darin, daß man mit diesem kleinen Ding so schnell und immerfort schießen kann, ohne zu laden.«

Er gab den Zweig seinen Leuten, und während sie ihn betrachteten, nahm ich sechs Patronen heraus und lud wieder den Revolver hinter dem Halse des Pferdes, ohne daß er es bemerkte.

»Was hast du noch für Waffen?« fragte er nun.

»Siehst du jenen Tu {Maulbeerbaum}? Paß auf!«

Ich stieg ab und legte den Henry-Stutzen an. Einer, zwei, drei, fünf, acht, elf Schüsse krachten. Die Kurden erhoben bei einem jeden neuen Schusse einen Ausruf des höchsten Erstauens und nun setzte ich das Gewehr wieder ab.

»Geht hin und seht euch den Baum an!«

Alle eilten hin und die meisten sprangen, um gut sehen zu können, vom Pferde. Ich erhielt somit Zeit zu neuem Laden. Dasselbe Experiment mit demselben Stutzen hatte mich einst bei den Comanchen in Respekt gesetzt, und auch jetzt erwartete ich eine ähnliche Wirkung mit Zuversicht. Da kam der Anführer wieder auf mich zu und rief:

»Chodih {Herr, Gebieter}, alle elf Kugeln stecken im Baume, eine unter der andern!«

Daß er mich jetzt mit ›Herr‹ anredete, schien ein gutes Zeichen zu sein.

»Du kennst nun einige von unsern Waffen,« sagte ich, »und wirst mir glauben, daß wir uns vor euren wilden Tieren nicht fürchten.«

»Zeige uns die andern Waffen auch!«

»Dazu habe ich keine Zeit. Die Sonne ist hinab, und wir müssen weiter.«

»Warte noch ein wenig!«

Er ritt wieder zu seinen Leuten und verhandelte mit ihnen. Dann kehrte er zurück und erklärte:

»Ihr dürft bei uns bleiben!«

»Wir geben weder unsere Waffen noch unsere Pferde ab,« erwiderte ich.

»Das sollt ihr auch nicht. Ihr seid fünf Männer, und fünf von den Unserigen haben sich erboten, je einen von euch bei sich aufzunehmen. Du wirst bei mir wohnen.«

Hm, ich mußte vorsichtig sein. Warum gaben sie auf einmal nach? Warum ließen sie uns nicht weiter reiten?

»Wir werden dennoch weiter reiten,« erklärte ich ihm, »weil wir uns teilen sollen. Wir sind Gefährten und werden nur da bleiben, wo wir beisammen wohnen können.«

»So warte noch ein wenig!«

Wieder verhandelte er. Es dauerte etwas länger als vorher, und es schien mir, als ob sie uns mit Absicht hinhalten wollten, bis es zu dunkel zum Weiterreiten geworden sei. Endlich kam er wieder mit der Erklärung:

»Chodih, du sollst deinen Willen haben. Wir überlassen euch ein Haus, in welchem ihr gemeinsam schlafen könnt.«

»Haben auch unsere Pferde Platz?«

»Ja; es ist ein Hof an dem Hause, wo sie stehen können.«

»Werden wir es allein bewohnen?«

»Es soll niemand darin bleiben dürfen. Siehe, da reitet schon einer fort, um diesen Befehl zu überbringen. Wollt ihr die Speisen geschenkt erhalten, oder werdet ihr sie bezahlen?«

»Wir wünschen, eure Gäste zu sein. Versprichst du mir das?«

»Ich verspreche es.«

»Du bist wohl der Nezanum {Vorsteher} dieses Dorfes?«

»Ja, ich bin es.«

»So reiche mir deine beiden Hände und sage, daß ich dein Hemscher {Freund, Genosse} bin!«

Er tat es, aber doch mit einigem Widerstreben. Jetzt fühlte ich mich sicher und winkte den Gefährten, heranzukommen. Wir wurden von den Kurden in die Mitte genommen und dann galoppierten wir in das Dorf hinein, wo vor einem verhältnismäßig ansehnlichen Hause Halt gemacht ward.

»Das ist euer Haus für diese Nacht,« erklärte der Nezanum. »Tretet ein!«

Ich besah mir das Gebäude, ehe ich abstieg, von außen. Es hatte nur das Erdgeschoß und auf dem platten Dache eine Art von kleinen Schuppen, in welchem Heu aufbewahrt zu werden schien. Der an das Gebäude stoßende Hofraum wurde von einer breiten Mauer umgeben, welche ungefähr drei Ellen hoch war und von einem schmalen Buschwerk überragt ward, das sich an der hinteren Seite der Mauer hinzog. In diesen Hof konnte man nur durch das Haus gelangen.

»Wir sind zufrieden mit dieser Wohnung. Woher nehmen wir das Futter für unsere Pferde?« fragte ich nun.

»Ich werde es euch senden,« lautete die Antwort.

»Da oben liegt aber ja Futter,« sagte ich und wies auf den Schuppen.

Er sah sichtlich verlegen empor und antwortete dann:

»Das ist nicht gut; es würde euren Tieren schaden.«

»Und wer besorgt uns die Speisen?«

»Ich selbst werde sie bringen nebst Licht. Wenn ihr etwas wünscht, so sagt es mir. Ich wohne in jenem Hause.«

Er zeigte auf ein Gebäude, welches ziemlich in der Nähe stand. Wir stiegen ab und führten unsere Pferde in den Hof. Dann besahen wir uns das Innere des Hauses. Es bestand nur aus einem einzigen Gemache, welches aber durch ein dünnes Flechtwerk von Weiden in zwei ungleiche Hälften geteilt war.

Jede derselben hatte zwei Löcher, die als Fenster dienten und mit einer Matte verhängt werden konnten. Diese Löcher waren ziemlich hoch, aber so schmal, daß man kaum den Kopf hindurchstecken konnte. Die Diele bestand aus gestampftem Lehm und war an der hintern Seite eines jeden Gemaches mit einem Binsenteppich belegt. Eine weitere Ausstattung gab es nicht.

Die Türen konnten beide mit einem starken Balken fest verschlossen werden; hier wenigstens also war uns Sicherheit geboten. Im Hofe lag einiges alte Holzwerk nebst etlichen Gerätschaften, deren Zweck ich nicht erraten konnte. —

Wir befanden uns allein, denn auch der Nezanum war draußen geblieben, und nun hielten wir großen Rat.

»Glaubst du, daß wir sicher sind?« fragte mich der Scheik.

»Ich bin im Zweifel darüber. Der Nezanum hat mir alles versprochen und wird es auch halten. Wir sind seine Gäste und die Gäste des ganzen Dorfes. Aber es waren viele da, die nicht zu dem Dorfe gehörten.«

»Diese können uns nichts tun,« erwiderte er. »Wenn sie einen von uns töteten, wären sie der Blutrache des ganzen Dorfes verfallen, dessen Gäste wir sind.«

»Und wenn sie uns nicht töten, sondern nur bestehlen wollen?«

»Was können sie uns nehmen?«

»Die Pferde, vielleicht die Waffen, vielleicht noch mehr.«

Der ernste Scheik Mohammed Emin streichelte jetzt lächelnd seinen Bart und sagte:

»Wir würden uns wehren.«

»Und dabei der Blutrache verfallen,« ergänzte ich.

»Warten wir es ab!« meinte er.

Da trat auch der Engländer ein, welcher draußen im Hofe umhergestöbert hatte. Seine Nase lag auf der rechten und sein Mund auf der linken Seite des Gesichtes, ein ganz sicheres Zeichen, daß ihm etwas Merkwürdiges passiert sei.

»Hm!« räusperte er sich. »Habe etwas gesehen! — Interessant! — Yes!«

»Wo? So erzählt doch nur!«

»Pst! Nicht in die Höhe sehen! War im Hofe. Schmutziger Platz das! Sah die Büsche an der Mauer und stieg hinauf. Schöner Überfall von draußen herein! Würde prächtig gehen. Blicke auch hinauf zum Dache und sehe ein Bein. *Well!* Eines Mannes Bein. Es guckte einen Augenblick lang aus der Hütte heraus, wo Futter ist.«

»Habt Ihr auch recht gesehen, Sir?«

»Sehr recht! *Yes!*«

Jetzt erst fiel es mir ein, daß ich weder eine Treppe noch eine Leiter gesehen hatte, um auf das Dach zu gelangen. Wir traten also hinaus in den Hof, um zu suchen. Es fand sich nichts. Auch im Innern des Gebäudes war nicht zu entdecken, ob man von hier aus auf das Dach gelangen könne, und dennoch wurde es Zeit, nachzusehen; denn die Nacht war schon ganz nahe.

Droben über der hinteren Türe ragte ein Dachbalken etwas aus der Mauer hervor, zwar nicht viel, aber es genügte. Ich nahm den Lasso, knüpfte ihn vierfach zusammen, bildete auf diese Weise eine einzige große Schlinge und warf sie empor. Sie hing am Balken so, daß ich sie unten fassen konnte. Nun zog ich mich an der Schlinge empor, trat in sie hinein und gelangte auf diese Weise auf das Dach. Nun ging ich auf das Verhältnis zu, welches bis zum Eingange desselben mit Futter angefüllt war. Ich langte hinein, fühlte aber nichts Verdächtiges; als ich jedoch soweit hineinkroch, daß meine Arme bis ganz hinter langen konnten, faßte ich den Kopf eines Menschen, der sich in die fernste Ecke verkrochen hatte.

»Wer bist du?« fragte ich.

»U – – ah!« erklang es gähnend.

Der Mann wollte mich glauben machen, daß er geschlafen habe.

»Komm heraus!« befahl ich ihm.

»U – – ah!« machte er noch einmal; dann schob er meine Hand von sich ab und kam langsam hervorgekrochen. Es war noch so licht, um deutlich zu sehen, daß dieser Mann nicht einen Augenblick geschlafen habe. Er gaffte mich an und tat, als ob er erstaune.

»Ein Fremder! Wer bist du?« fragte er mich.

»Sage nur zuerst, wer du bist!«

»Dieses Haus ist mein!« antwortete er.

»So! Das ist mir lieb, denn dann kannst du mir sagen, wie du heraufgekommen bist.«

»Auf der Leiter.«

»Wo ist sie?«

»Im Hofe.«

»Da ist sie nicht.«

Ich sah mich auf dem Dache erst jetzt näher um und gewahrte sie längs des Dachrandes liegen.

»Mensch, du bist verschlafen, denn du hast ganz vergessen, daß du die Leiter hinter dir heraufgezogen hast! Hier liegt sie!«

Er blickte sich verdutzt um und sagte dann:

»Hier? Ja. Ich habe geschlafen!«

»Nun wache aber. Komm hinab!«

Mit diesen Worten schob ich die Leiter hinunter, und der Mann stieg mir voran und verließ hierauf das Haus, ohne ein Wort zu sagen. Erst tat er, als sei er sehr überrascht von der Gegenwart eines fremden Menschen, und nun lief er gemächlich zum Nezanum hinüber, ohne mich weiter über mein Recht, hier in seinem Hause zu sein, im mindesten zu inquiren.

»Wer war es?« fragte der Engländer.

»Der Besitzer dieses Hauses.«

»Was will er da oben?«

»Er tat, als habe er geschlafen.«

»Nicht geschlafen! Kenne den Kerl! War derselbe, welcher fortritt. Ihr konntet das nicht bemerken, weil Ihr mit dem Schießen zu tun hattet. *Yes!*«

»So ist es sicher, daß man eine feindselige Absicht hegt!«

»Denke es auch. Aber welche?«

»Unser Leben wollen sie nicht, aber unser Eigentum.«

»Kerl wird hinaufgestiegen sein, um zu sehen, wann wir schlafen. Dann gibt er Zeichen, andere kommen, holen Pferde und alles.«

Derselben Ansicht waren auch die anderen Gefährten. Es war jetzt vollständig dunkel in den beiden Stuben, so daß man

nicht erkennen konnte, ob man von dem Dache aus auch in das Innere des Hauses gelangen könne; doch schien mir dies wahrscheinlich zu sein. Schon stand ich im Begriff, aus Mangel an irgend einer Beleuchtung ein Stück Holz anzubrennen, als draußen an den Eingang geklopft wurde. Ich ging hinaus und öffnete. Der Nezanum war es mit noch zwei Männern, welche Essen, Wasser und zwei Kerzen brachten. Die Kerzen waren sehr roh aus ungereinigtem Wachs bereitet und konnten nur wenig Helligkeit verbreiten. Ich zündete eine derselben an.

Noch hatte keiner der drei Männer ein anderes Wort gesprochen als die Namen der Gegenstände, welche sie auf den Lehm Boden legten. Nun aber fragte ich den Dorfvorsteher:

»Ich fand einen Mann auf dem Dache. War es wirklich der Besitzer dieses Hauses?«

»Ja,« antwortete er einsilbig.

»Was wollte er oben?«

»Er schlief.«

»Warum zog er die Leiter empor?«

»Er wollte nicht gestört sein.«

»Du sagtest doch, daß wir allein hier wohnen sollen.«

»Er lag da bereits oben! Das wußte ich nicht, und er wußte auch nicht, daß Gäste da sind.«

»Er hat es gewußt.«

»Woher?« fragte er barsch.

»Er war mit draußen vor dem Dorfe, als wir uns trafen.«

»Schweig! Er war daheim.«

Dieser Mann verfiel wieder in seinen befehlshaberischen Ton. Ich aber ließ mich nicht einschüchtern und begann von neuem zu fragen:

»Wo sind die Männer, welche nicht in dein Dorf gehören?«

»Sie sind nicht mehr da.«

»Sage ihnen, daß sie ja nicht wiederkommen sollen!«

»Warum?«

»Das magst du erraten.«

»Schweig! Ich rate nicht.«

Nun ging er wieder fort, und die beiden Anderen folgten ihm.

Das Abendessen war ein sehr frugales: getrocknete Maulbeeren, Brot, in Asche gerösteter Kürbis und Wasser. Glücklicherweise aber hatten wir einigen Vorrat bei uns und brauchten also nicht zu hungern. Während Halef das Essen ordnete, ließ ich den jungen Haddediñ mit der angezündeten zweiten Kerze hinaus auf den Flur gehen. Die Türe führte nämlich gleich neben der Ecke des Hauses in dasselbe, und der Flur wurde also von der Grundmauer und der Zimmerwand gebildet. Als Amad mit dem Lichte draußen stand, stieg ich auf das Dach und untersuchte den Fußboden desselben sehr genau. Endlich bemerkte ich über dem Flur, welchen das Licht Amads erhellte, eine sehr dünne Spalte, die ein regelmäßiges Viereck bildete. Ich fuhr mit dem Messer hinein und – hob einen vier-eckigen Deckel empor. Das Geheimnis war entdeckt.

Nach weiterem Suchen fand ich über den beiden Wohnräumen einige schadhafte Stellen, welche es ermöglichten, hinabzusehen und nicht nur alles zu überblicken, sondern auch das Gespräch der darunter Befindlichen zu belauschen.

Jetzt stieg ich wieder hinab, machte kurzen Prozeß, faßte meinen Rappen beim Zügel und führte ihn in die Stube.

»Hallo!« rief der Engländer. »Was ist los?«

»Holt Euer Pferd auch herein, denn auf diese war es wohl abgesehen. Da draußen über dem Flur ist ein Loch, durch welches man hinabsteigen und die Türe öffnen kann. Die Kurden hätten gewartet, bis wir schliefen, und wären dann mit unseren Pferden davongegangen.«

»Ist richtig, sehr richtig! Werden das tun! *Yes!*«

Auch die Andern waren einverstanden. Die Fenster wurden verhangen, die Pferde in das hintere Gemach gebracht; dann zog ich die Leiter in den Flur und schaffte den Hund auf das Dach hinauf. Nun konnten die Kurden immerhin über die Mauer in den Hof steigen; sie fanden ihn leer und mußten wieder abziehen. Vielleicht irrte ich mich auch, und sie hegten gar keine diebischen Absichten; dann war es um so besser.

Jetzt nun konnten wir endlich auch über unsere weiteren Pläne sprechen. In Amadijah war dies nicht geschehen, weil uns da jeder Augenblick etwas Neues bringen konnte, und un-

terwegs waren wir nur bedacht gewesen, schnell vorwärts zu kommen. Es handelte sich natürlich um den Weg, welcher uns zurück nach dem Tigris führen sollte.

»Der kürzeste Pfad geht durch das Gebiet der Dschesidi,« meinte Mohammed Emin.

»Den dürfen wir nicht nehmen,« antwortete Amad. »Man hat mich da gesehen und würde mich erkennen.«

»Er ist auch in anderer Beziehung nicht sicher,« fügte ich hinzu, »besonders da wir nicht wissen, wie der Gouverneur von Mossul seinen Bericht abgefaßt hat. Direkt nach Westen können wir nicht.«

»So bleiben uns zwei Wege,« erklärte Mohammed. »Der eine geht durch Tijari nach dem Buthan und der andere führt uns auf den Zab hinunter.«

»Beide sind gefährlich, weniger für den entflohenen Gefangenen als vielmehr im allgemeinen. Aber ich ziehe den Weg nach Süden vor, wenn er uns auch in das Gebiet der Abu Sal-man bringt.«

Dieser Ansicht stimmten die Anderen bei, und dem Engländer war alles recht. Es wurde daher beschlossen, über Gumri nach Lizan zu reiten, von da aus dem Flusse zu folgen, bis er seine große Wendung in das Land der Schirwan- und Zibar-Kurden macht, und diesen Bogen durch einen Ritt quer über die Berge von Tura Ghara und Haïr abzuschneiden. Dann mußten wir an die Ufer des Akra gelangen, der uns wieder an den Zab brachte.

Nachdem wir hierüber einig geworden waren, legten wir uns zur Ruhe. Ich schlief sehr fest und erwachte durch einen Stoß, den ich von dem neben mir liegenden Engländer erhielt.

»Master!« flüsterte er. »Schritte draußen! Schleicht jemand!«

Ich horchte gespannt, aber die Pferde waren nicht sehr ruhig, und so konnte man sich nicht auf das Gehör verlassen.

»Es wird nichts zu bedeuten haben,« meinte ich. »Wir sind doch nicht in einer offenen Wildnis, wo jedes Geräusch, von einem Menschen verursacht, das Nahen einer Gefahr verkün-

det. Man wird im Dorfe wohl noch nicht schlafen gegangen sein.«

»Mögen es tun! Sich auf die Nase legen! *Well!* Gute Nacht, Master!«

Er drehte sich auf die andere Seite. Nach einiger Zeit aber horchte er wieder auf. Auch ich hatte jetzt deutlich ein Geräusch vom Hofe her vernommen.

»Sind im Hofe,« raunte Lindsay mir zu.

»Es scheint so. Merkt Ihr, was für einen guten Hund ich habe? Er hat verstanden, daß er nur auf das Dach aufzupassen hat, und darum gibt er jetzt noch keinen Laut von sich.«

»Edle Rasse! Will die Kerls nicht verscheuchen, sondern fangen!«

Jetzt aber dauerte es lange, bis wir wieder einzuschlafen vermochten, vielleicht über eine halbe Stunde, da vernahm ich an der Vorderseite des Hauses leise Schritte. Ich stieß Lindsay.

»Höre es schon!« meinte er. »Was aber haben sie vor?«

»Sie werden glauben, daß wir die Pferde in den Flur gezogen haben, und legen nun von außen eine Leiter an, um auf das Dach und durch dasselbe herunter zu den Tieren zu gelangen. Wenn ihnen dies glückte, so brauchten sie nur die vordere Türe zu öffnen, um mit unseren Pferden davonzugehen.«

»Soll ihnen nicht gelingen!«

Kaum hatte er dies gesagt, so erscholl fast grad über uns der laute Schrei einer menschlichen Stimme und das kurze kräftige Anschlagen des Hundes.

»Hat ihn!« jubelte Lindsay.

»Pst, leise!« mahnte ich.

Auch die Andern waren aufgewacht und lauschten.

»Werde nachsehen,« meinte der Engländer.

Er erhob sich und schlich hinaus. Es dauerte wohl fünf Minuten, bis er zurückkam.

»Sehr schön! *Yes!* Ausgezeichnet! War oben. Da liegt ein Kerl und über ihm der Hund. Wagt nicht zu reden oder sich zu rühren. Und unten auf der Gasse viel Kurden. Sprechen auch nicht.«

»So lange der Hund nicht lauter wird, sind wir in Sicherheit.

Aber wenn sie mehrere Leitern anlegen, so müssen wir hinauf.«

Wir lauschten wieder eine lange Zeit. Da erscholl ein fürchterlicher Schrei – es war ein Todesschrei, daran war gar nicht zu zweifeln – und sofort ein zweiter und gleich darauf wieder das laute, Sieg verkündende Bellen des Hundes.

Jetzt konnte es gefährlich werden. Wir erhoben uns. Ich rief Halef zu mir; denn seiner war ich am sichersten. Wir traten leise hinaus auf den Flur und stiegen die Leiter empor auf das Dach. Ein menschlicher Körper lag auf demselben. Ich untersuchte ihn; er war tot; der Hund hatte ihm das Genick zermalmt. Wo dieser sich jetzt befand, verriet mir ein leiser, leiser Ton, mit dem er mich bewillkommnete. Vielleicht fünf Schritte von dem Toten lag ein zweiter Körper, und auf demselben hatte sich der Hund ausgestreckt. Eine einzige Bewegung brachte dem unter ihm liegenden Menschen den sicheren Tod.

Wenn ich die Augen recht anstrengte, sah ich unten allerdings viele Leute stehen. Es war kein Zweifel, daß sich das ganze Dorf beteiligt hatte, den Pferdediebstahl oder gar noch etwas anderes auszuführen. Der erste, welcher das Dach erstiegen hatte, war von dem Hunde niedergedrissen worden, und sein Schrei hatte die andern zur Vorsicht gemahnt. Als aber der zweite heraufgekommen war, hatte sich der Hund nicht anders zu helfen gewußt, als daß er den vorigen erbiß, um den jetzigen packen zu können.

Was sollten wir tun!

Ich stieg hinab und ließ Halef als Wächter oben. Eine kurze Beratung ergab, daß wir uns vollständig schweigsam verhalten wollten, um am Morgen tun zu können, als ob wir gar nichts gehört hätten. Gefährlich war unsere Lage im höchsten Grade, obgleich wir uns selbst gegen einen noch zahlreicheren Feind recht gut hätten verteidigen können; aber wir hätten das ganze vor uns liegende Land in ein uns feindliches verwandelt, während es uns doch auch nicht möglich war, wieder umzukehren.

Da klopfte es sehr laut an den Eingang des Hauses. Die Kurden hatten Beratung gehalten, und wir sollten nun das Ergeb-

nis derselben erfahren. Wir zündeten eine der Kerzen wieder an und traten mit unseren Waffen hinaus auf den Flur.

»Wer klopft?« erkundigte ich mich.

»Chodih, öffne!« antwortete der Nezanum. Ich erkannte ihn an der Stimme.

»Was willst du?« fragte ich.

»Ich muß dir etwas Wichtiges sagen.«

»Du kannst es so auch sagen.«

»Ich muß drin bei euch sein!«

»So komm herein!«

Ich fragte ihn gar nicht erst, ob er allein sei; denn es sollte keinem zweiten gelingen, einzutreten. Die Gefährten legten ihre Gewehre an; ich zog den Balken weg und stellte mich so hinter die Türe, daß sie nur halb geöffnet werden und also auch nur einem einzelnen Manne den Eintritt lassen konnte. Als er die auf sich gerichteten Waffen sah, blieb er in der Türöffnung stehen.

»Chodih! Ihr wollt auf mich schießen?«

»Nein. Wir halten uns nur für alles bereit. Es könnte doch auch ein anderer, ein Feind sein!«

Er kam vollends herein, und ich schob den Balken wieder vor.

»Was willst du, daß du uns in unserer Ruhe störst?« begann ich nun.

»Ich will euch warnen,« antwortete er.

»Warnen! Wovor?«

»Vor einer sehr großen Gefahr. Ihr seid meine Gäste, und daher ist es meine Pflicht, euch aufmerksam zu machen.«

Sein Blick forschte ringsum und fiel auf die Leiter und auf das geöffnete Loch im Dache.

»Wo habt ihr eure Pferde?« fragte er.

»Drin in der Stube.«

»In der Stube? Chodih, diese ist doch nur für Menschen gemacht!«

»Ein gutes Pferd ist dem Reisenden mehr wert als ein schlechter Mensch!«

»Der Besitzer dieses Hauses wird zornig sein, denn die Hufe der Tiere werden ihm seine Diele zerstampfen.«

»Wir werden ihn entschädigen.«

»Warum habt ihr die Leiter hereingenommen?«

»Sie gehört herein, da keine Treppe vorhanden ist.«

»Habt ihr geschlafen?«

Ich bejahte, und er fragte weiter:

»Habt ihr Geräusch gehört?«

»Wir hörten draußen vor dem Hause Leute gehen, aber das können wir ihnen nicht verbieten. Doch wir hörten auch Leute in den Hof steigen, und das war uns nicht lieb. Der Hof ist unser. Wären unsere Pferde noch draußen gewesen, so hätten wir auf die Eindringlinge geschossen, da wir sie für Diebe hätten halten müssen.«

»Pferde können nicht über die Mauer fortgeschafft werden, und du hast ja wohl auch den Hund im Hofe, den ich heute bei dir gesehen habe.«

Das war eine Wendung, auf die ich nicht einging.

»Das wissen auch wir, daß man die Pferde nicht über die Mauer bringt; aber man konnte sie hier durch den Flur führen.«

»Man kann ja nicht herein!«

»Laß deine Gedanken etwas weiter reichen, Nezanum! Wenn man auf das Dach und von da hier herunter steigt, so kann man die Hof- und auch die Vordertüre öffnen und alle Pferde entführen, zumal wenn man die Stubentüre hier mit dem Riegel verschließt. Wir hätten dann drin gesteckt, ohne uns wehren zu können.«

»Wer sollte auf das Dach steigen!«

»O, es hatte sich ja bereits ein Mann da oben versteckt und die Leiter mit emporgezogen. Das erweckte natürlich unsern Verdacht, und so haben wir die Pferde zu uns hereingenommen. Und wenn auch nun hundert auf das Dach steigen wollten, sie würden wohl hinauf, aber nicht in das Innere des Hauses kommen, und am Morgen würden ihre Leichen auf dem Dache liegen.«

»Würdet ihr sie töten?«

»Nein, wir würden ruhig schlafen; denn wir wissen, daß wir uns auf meinen Hund, der oben ist, verlassen können.«

»Aber ein Hund gehört doch nicht auf das Dach!«

»Ein Hund gehört überall dahin, wo es gilt, wachsam zu sein, und ich will dir sagen, daß die Hunde der Tschermaka des Nachts sehr gern auf den Dächern spazieren gehen. Aber du wolltest uns ja warnen! Wovor? Du hast uns die Gefahr noch nicht genannt.«

»Es wurde vorhin einem Bewohner des Dorfes seine Leiter gestohlen, und als er sie suchte, fand er sie an eurem Hause lehnen. Es standen einige fremde Leute dabei, die aber schnell entflohen. Da dachten wir, daß es Diebe seien, die in euer Haus eindringen wollten, und daher bin ich gekommen, um es euch zu sagen.«

»Ich danke dir! Aber du kannst ruhig sein und wieder gehen, und auch wir werden uns wieder niederlegen; denn der Hund wird keinen Dieb in das Haus kommen lassen.«

»Aber wenn er einen Menschen tötet!«

»Einen einzelnen tötet er nicht; er hält ihn am Boden fest, bis ich komme. Aber wenn ein zweiter so unvorsichtig wäre, nachzusteigen, so wird er den ersten allerdings töten, um den zweiten packen zu können.«

»Chodih, so ist bereits ein Unglück geschehen!«

»Inwiefern denn?«

»Es ist bereits ein zweiter emporgestiegen!«

»Weißt du das gewiß?«

»Ganz gewiß.«

»O, Nezanum, so bist du also dabei gewesen, als diese Diebe uns überfallen wollten! Was muß ich von dir und von eurer Gastfreundschaft denken!«

»Ich war nicht dabei, sondern man hat es mir gesagt.«

»So ist jener dabei gewesen, welcher es dir sagte!«

»Nein, er hat es auch nur erst vernommen.«

»Das bleibt sich gleich. Wer es zuerst gesagt hat, ist doch bei den Dieben gewesen. Aber was gehen mich diese an! Ich habe keinem Menschen erlaubt, auf mein Dach zu steigen, und wer

es dennoch tut, der mag auch zusehen, wie er ohne mich wieder herunterkommt. Gute Nacht, Nezanum!«

»So willst du nicht nachsehen?«

»Ich habe keine Lust dazu!«

»Laß wenigstens mich hinauf!«

»Ich erlaube es dir, denn du bist kein Dieb und kommst erst zu mir, um mich darum zu fragen. Aber hüte dich vor dem Hunde! Wenn er dich bemerkt, wird er dich fassen und vorher den andern totbeißen, falls schon einer oben ist.«

»Ich habe Waffen!« meinte er.

»Er ist schneller als du, und töten darfst du ihn ja nicht; denn du müßtest ein reicher Mann sein, um ihn mir bezahlen zu können!«

»Chodih, gehe mit hinauf! Ich bin der Nezanum, und meine Pflicht gebietet mir, nachzusehen.«

»Wenn du deines Amtes zu walten hast, so werde ich dir diesen Gefallen erweisen. Komm herauf!«

Ich stieg voran, und er folgte. Droben angekommen, sah er sich um und bemerkte den Toten. Unten standen noch ebenso viele Leute, als ich vorhin gesehen hatte.

»Chodih, hier liegt einer!« rief er.

Ich trat hinzu. Er bückte sich und befühlte den Mann.

»Sere men {bei meinem Haupte}, er ist tot! O, Herr, was hat dein Hund getan!«

»Seine Pflicht. Klage nicht über ihn, sondern lobe ihn. Dieser Mann hat wohl den Besitzer dieses Hauses überfallen wollen und nicht geahnt, daß heute Leute hier wohnen, die sich von keinem Diebe oder Mörder überfallen lassen.«

»Aber wo ist der Hund?« fragte er. Ich wies auf die Stelle, und er rief aus:

»O, Chodih, es liegt einer unter ihm! Rufe den Hund weg!«

»Ich werde mich wohl hüten; aber sage diesem Manne, daß er sich ja nicht rühren und ja kein Wort sprechen soll, sonst ist er verloren.«

»Du kannst ihn doch nicht während der ganzen Nacht hier liegen lassen!«

»Die Leiche werde ich dir übergeben; aber dieser Lebende bleibt mein.«

»Warum soll er hier bleiben?«

»Wenn noch jemand wagt, dieses Haus oder diesen Hof zu betreten, so wird er von dem Hunde zerrissen. Dieser Mann bleibt als Geisel hier.«

»Und ich verlange ihn!« sagte der Nezanum barsch.

»Und ich behalte ihn!« lautete meine Antwort.

»Ich bin Nezanum und gebiete es dir!«

»Laß das Gebieten bleiben! Willst du die Leiche mitnehmen oder nicht?«

»Ich nehme beide, den Toten und den Lebendigen!«

»Ich will nicht grausam sein, sondern dir versprechen, daß dieser Mann nicht in dieser unbequemen Lage bleiben soll. Ich werde ihn mit herunter in die Stube nehmen. Aber jeder Angriff gegen uns würde seinen Tod zur Folge haben!«

Er legte die Hand auf meinen Arm und sagte ernst:

»Schon dieser eine hier, welchen der Hund erwürgt hat, fordert euern Tod. Oder kennen die Tschermaka die Blutrache nicht?«

»Was redest du von Blutrache? Ein Hund hat einen Dieb erbissen. Das ist kein Fall, welcher die Blutrache herausfordert!«

»Er fordert sie, denn Blut ist geflossen, und euer Tier hat es vergossen.«

»Und wenn es so wäre, so geht es dich nichts an. Du hast selbst zu mir gesagt, daß diese Diebe Fremdlinge sind.«

»Es geht mich sehr viel an, denn das Blut ist in meinem Dorfe geflossen, und die Anverwandten des Toten werden die Rechenschaft auch von mir und von allen meinen Leuten fordern. Gib beide heraus!«

»Nur den Toten!«

»Schweig!« rief er nun laut, während wir bisher ziemlich leise gesprochen hatten. »Ich befehle es dir abermals. Und wenn du nicht gehorchest, so werde ich mir Gehorsam zu verschaffen wissen!«

»Wie wirst du das machen?«

»Die Leiter liegt noch am Hause. Ich laß meine Leute heraufkommen; sie werden dich wohl zwingen!«

»Du vergissegst dabei die Hauptsache: – unten befinden sich vier Männer, die sich vor keinem Menschen fürchten, und hier oben bin ich mit meinem Hunde.«

»Auch ich bin oben!«

»Du würdest sofort unten sein. Paß auf!«

Ehe er es vermuten konnte, faßte ich ihn unter dem rechten Arm und beim linken Oberschenkel und hob ihn empor.

»Chodih!« brüllte er.

Ich ließ ihn wieder nieder.

»Was hätte mich gehindert, dich hinabzuwerfen? Nun gehe und sage deinen Männern, was du gehört hast!«

»Du gibst diesen Mann nicht heraus?«

»Einstweilen noch nicht!«

»So behalte auch den Toten. Du wirst ihn bezahlen müssen!«

Er stieg nicht wieder in das Innere des Hauses, sondern gleich an der Leiter hinab, welche an der Außenseite des Hauses lehnte.

»Und sage deinen Leuten,« rief ich ihm noch zu, »daß sie fortgehen und diese Leiter mitnehmen sollen. Ich wünsche, dieses Haus frei zu haben, und werde jedem, der vor demselben stehen bleibt, eine Kugel senden!«

Er hatte die Erde erreicht und sprach leise mit den Männern. Ebenso leise wurde ihm geantwortet. Ich konnte kein Wort verstehen. Aber nach einiger Zeit wurde die Leiter weggenommen, und die Versammlung zerstreute sich.

Erst jetzt rief ich dem Hunde zu. Er ließ von dem Manne ab, trat aber nur einen Schritt von ihm weg.

»Stehe auf!« sagte ich zu dem Kurden.

Dieser erhob sich schwerfällig und holte tief Atem. Er war sehr schwächig von Gestalt, und seine Stimme hatte einen jugendlichen Klang, als er rief:

»Chodeh! {O Gott!}«

Er sprach nur dies eine Wort aus, aber es klang aus demselben die ganze Fülle der ausgestandenen Todesangst.

»Hast du Waffen bei dir?«

»Ich habe nur diesen Dolch.«

Ich trat zur Sicherheit einen Schritt zurück.

»Lege ihn zu Boden und gehe zwei Schritte von der Stelle weg!«

Er tat es, und ich hob den Dolch auf und steckte ihn zu mir.

»Jetzt komm herunter!«

Der Hund blieb oben, und wir stiegen hinab, wo die Andern meiner warteten. Ich erzählte ihnen nun, was sich oben zgetragen hatte. Der Engländer betrachtete sich den Gefangenen, welcher höchstens im Anfang der zwanziger Jahre stehen konnte, und sagte dann:

»Master, dieser Kerl sieht sehr ähnlich! Dem Alten! *Yes!*«

Jetzt fand ich dies auch; vorher hatte ich es nicht bemerkt.

»Wahrhaftig! Sollte es sein Sohn sein?«

»Sicher! Sehr sicher! – Fragt ihn einmal, den Schlingel!«

Verhielt es sich so, dann war allerdings die Sorge des Nezanum um diesen Menschen sehr begründet; aber dann lag auch ein ganz außerordentlicher Bruch der Gastfreundschaft vor.

»Wer bist du?« fragte ich den Gefangenen.

»Ein Kurde,« antwortete er.

»Aus welchem Ort?«

»Aus Mia.«

»Du lügst!«

»Herr, ich sage die Wahrheit!«

»Du bist aus diesem Dorfe!«

Er zögerte nur einen Augenblick, aber es war genug, um mir zu verraten, daß ich recht hatte.

»Ich bin aus Mia!« wiederholte er.

»Was tust du hier so weit von deiner Heimat?«

»Ich bin als Bote des Nezanum von Mia hier.«

»Ich glaube, du kennst den Nezanum von Mia nicht so gut wie den hiesigen; denn du bist der Sohn des letzteren!«

Jetzt erschrak er förmlich, obgleich er sich Mühe gab, dies nicht merken zu lassen.

»Wer hat dir diese Lüge gesagt?« fragte er.

»Ich lasse mich nicht belügen – weder von dir noch von anderen. Ich werde bereits in der Frühe wissen, wer du bist, und dann gibt es keine Gnade, falls du mich betrogen hast!«

Er blickte verlegen vor sich nieder. Ich mußte ihm zu Hilfe kommen:

»Wie du dich verhältst, so wirst du behandelt. Bist du aufrichtig, so will ich dir verzeihen, weil du zu jung warst, um dir alles vorher zu überlegen. Verharrst du aber in deiner Verstocktheit, so gibt es keine andere Gesellschaft für dich, als meinen Hund!«

»Chodih, du wirst es doch erfahren,« antwortete er nun. »Ja, ich bin der Sohn des Nezanum.«

»Was suchtet ihr in diesem Hause?« fuhr ich in dem Verhöre fort.

»Die Pferde!«

»Wie wolltet ihr sie fortbringen?«

»Wir hätten euch eingeriegelt und die beiden Türen geöffnet; dann waren die Pferde unser.«

Dieses Geständnis war gar nicht so beschämend für ihn, denn bei den Kurden gilt der Pferdediebstahl ebenso wie der offene räuberische Überfall für eine ritterliche Tat.

»Wer ist der Tote, welcher oben liegt?«

»Der Besitzer dieses Hauses.«

»Sehr klug! Er mußte vorangehen, weil er die Schliche am besten kannte. Aber warum bist grad du ihm gefolgt? Es waren doch noch andere und stärkere Männer vorhanden!«

»Der Hengst, welchen du rittest, Chodih, sollte meinem Vater gehören, und ich mußte dafür sorgen, daß kein Anderer ihn beim Zügel ergriff; denn wer ein Pferd zuerst ergreift, hat das Recht darauf.«

»Also dein Vater hat selbst den Diebstahl anbefohlen? Dein Vater, welcher mir die Gastfreundschaft zusagte!«

»Er hat sie dir zugesagt, aber ihr seid dennoch nicht unsere Gäste.«

»Warum nicht?« fragte ich verwundert.

»Ihr wohnt allein in diesem Hause. Wo habt ihr den Wirt, dessen Gast ihr seid? Hättet ihr verlangt, daß der Besitzer die-

ser Wohnung in derselben bleiben solle, so wäret ihr unsere Gäste gewesen.«

Hier bekam ich eine Lehre, welche mir später nützlich sein konnte.

»Aber dein Vater hat mir ja Sicherheit versprochen und gelobt!«

»Er braucht sein Versprechen nicht zu halten, da ihr nicht unsere Gäste seid.«

»Mein Hund hat den Wirt getötet. Ist dies bei euch ein Grund zur Blutrache?«

Er bejahte es, und ich examinierte weiter:

»Wer ist der Rächer?«

»Der Tote hat einen Sohn hier.«

»Ich bin mit dir zufrieden. Du kannst nach Hause gehen!«

»Chodih,« rief er freudig erstaunt, »ist dies dein Ernst?«

»Ja. Ich habe dir gesagt, daß du behandelt werden sollst ganz so, wie du dich verhältst. Du bist aufrichtig gewesen, und so sollst du deine Freiheit haben. Sage deinem Vater, daß die Tschermaka sehr friedliche Leute sind, die zwar keinem Menschen nach dem Leben trachten, aber sich auch, wenn man sie beleidigt oder gar angreift, gehörig zu verteidigen wissen. Daß der Wirt gestorben ist, das tut mir leid; aber er selbst trägt die Schuld daran, und ich werde den Rächer seines Blutes nicht fürchten.«

»Du könntest ihm ja den Preis bezahlen. Ich will mit ihm reden.«

»Ich bezahle nichts. Hätte der Mann uns nicht berauben wollen, so wäre ihm nichts Übles geschehen.«

»Aber Herr, man wird euch töten, einen wie den andern, sobald der Tag anbricht!«

»Obschon ich dir die Freiheit und das Leben geschenkt habe?«

»Ja, dennoch! Du bist gut gegen mich, und darum will ich dich warnen. Man will eure Pferde, eure Waffen und auch euer Geld haben, und so wird man euch nicht erlauben, das Dorf zu verlassen, bis ihr dies alles hergegeben habt. Und außerdem wird der Rächer noch dein Blut verlangen.«

»Man wird weder unser Geld noch unsere Waffen und Pferde erhalten, und mein Leben steht in der Hand Gottes, aber nicht in der Hand eines Kurden. Ihr habt unsere Waffen gesehen, als ich nach einem Baum und einem Zweige schoß; ihr werdet ihre volle Wirkung kennen lernen – erst dann, wenn wir auf Menschen zielen.«

»Chodih, eure Waffen werden uns nichts tun; denn wir werden uns in die beiden Häuser legen, welche hier gegenüber stehen, und können euch durch die Fenster niederschießen, ohne daß ihr uns zu sehen bekommt.«

»Also eine Belagerung!« bemerkte ich. »Sie wird nicht lange dauern.«

»Das wissen wir. Ihr habt nichts zu essen und zu trinken und müßt doch endlich geben, was wir verlangen,« meinte der junge Kurde.

»Das fragt sich sehr! Sage deinem Vater, daß wir Freunde des Bey von Gumri sind.«

»Darauf wird er nicht hören. Ein Pferd ist mehr wert als die Freundschaft eines Bey.«

»So sind wir fertig. Du kannst gehen; hier ist dein Dolch!«

»Chodih, wir werden euch die Pferde und alles andere nehmen, aber wir werden euch als wackere und gute Männer ehren!«

Das war so naiv, wie nur ein Kurde sein kann. Ich ließ ihn zur Tür hinaus, während sich hinter mir laute Stimmen erhoben.

»Master,« rief Lindsay, »Ihr laßt ihn frei?«

»Weil es besser für uns ist.«

»So erzählt doch! Was sagte er? Muß alles wissen! *Yes!*«

Ich berichtete mein ganzes Gespräch mit dem Kurden, und die Nachricht, daß der Nezanum es sei, dem wir den Überfall zu verdanken hatten, brachte mir eine Flut der kräftigsten Ausdrücke zu Gehör.

»Und du hast diesen Dieb freigelassen, Emir!« sagte Mohammed Emin vorwurfsvoll. »Aber warum?«

»Zunächst aus Teilnahme für ihn, sodann aber auch aus Berechnung. Behalten wir ihn hier, so ist er uns hinderlich, und

wir müssen ihn speisen, während wir selbst Mangel haben. Nun aber ist er voll von Dankbarkeit gegen uns und wird eher zur Sühne als zum Streite raten. Wir wissen nicht, was vorzukommen kann, und werden nur dann sicher sein und ohne Erschwerung handeln können, wenn wir unter uns allein sind.«

Diese Ansicht erhielt die Zustimmung aller. Vom Schläfe war ohnehin keine Rede mehr, und so beschlossen wir, auf unserer Hut zu sein.

Da stieß mich Halef am Arm und sagte:

»Sihdi, da hast du doch nun Zeit, an das Geschenk zu denken, welches mir der Mann in Amadijah für dich gegeben hat.«

Ja richtig, an das Etui hatte ich ja gar nicht mehr gedacht.

»Bringe es her!«

Ich öffnete und konnte einen Ruf der Bewunderung nicht unterdrücken. Das Etui war von sehr schöner, sauberer Arbeit, aber was war es im Vergleich zu seinem Inhalt! Ein persisches Kaliuhn {Wasserpfeife} zum Tabakrauchen beim Reiten befand sich darin. Es war eine teure Pfeife, um deren Besitz mich sogar der Engländer beneiden wollte. Schade, daß ich sie nicht gleich anrauchen konnte, da wir nur einige Schlücke Wasser hatten!

»Gab er dir auch etwas, Halef?« fragte ich den Diener.

»Ja, Sihdi. Fünf goldene Medschidje. Sihdi, es ist doch manchmal gut, daß Allah auch tolle Kirschen wachsen läßt, wie du jene Beere nennst. Allah illa Allah! Er weiß am besten, was er tut!« —

Als der Tag zu grauen begann, begaben wir uns auf das Dach, von wo aus wir den größten Teil des Dorfes überblicken konnten. Wir sahen nur in der Ferne einige Männer stehen, welche unser Haus zu beobachten schienen; in der Nähe aber regte sich niemand. Nach kurzer Zeit tat sich jedoch die Türe eines der gegenüberliegenden Häuser auf, und es traten zwei Männer hervor, welche zu uns herüberkamen. Auf der Mitte des Weges blieben sie stehen.

»Werdet ihr schießen?« fragte der eine.

»Nein. Ihr habt uns ja noch nichts getan,« antwortete ich.

»Wir sind ohne Waffen. Dürfen wir den Toten holen?«

»Kommt herauf!«

Halaf stieg hinab, um die Türe zu öffnen, und die beiden Kurden kamen auf das Dach.

»Seid ihr verwandt mit dem Toten?« redete ich sie an.

»Nein. Wenn wir Verwandte desselben wären, kämen wir nicht herauf zu dir, Chodih.«

»Warum nicht?«

»Wir könnten ihn besser rächen, wenn du uns nicht kennst.«

Wieder eine Lehre, welche mir bewies, wie viel ein Mensch zu lernen hat.

»Schafft ihn fort!« sagte ich.

»Wir haben dir zuvor eine Botschaft von dem Nezanum auszurichten.«

»Was läßt er uns sagen?«

»Er sendet dir seinen Dank dafür, daß du ihm den Sohn geschickt hast, der doch in deinen Händen war.«

»Ist dies alles?«

»Sodann fordert er von euch die Pferde, die Waffen und alles Geld, das ihr bei euch habt. Dann sollt ihr in Frieden ziehen dürfen. Eure Kleider hat er nicht verlangt, weil du barmherzig gegen seinen Sohn gewesen bist.«

»Sagt ihm, daß er nichts bekommen wird.«

»Du wirst es dir anders überlegen, Chodih! Aber wir haben dir auch noch eine andere Botschaft zu bringen.«

»Von wem?«

»Von dem Sohne dieses Toten.«

»Was läßt er mir sagen?«

»Du sollst ihm dein Leben geben.«

»Ich will es ihm geben.«

»Herr, ist dies wahr?« fragte der Mann erstaunt.

»Ja. Sage ihm, er soll zu mir kommen und es sich mitnehmen!«

»Herr, du scherzest in einer ernsten Sache. Wir haben den Auftrag, dein Leben oder den Blutpreis zu fordern.«

»Wie viel verlangt er?«

»Vier solche Gewehre, wie du hast, mit denen man immerfort schießen kann, und fünf solche kleine Pistolen, aus der du sechs Schüsse tatest. Sodann drei Pferde und zwei Maultiere.«

»Ich habe diese Sachen nicht!«

»So schickst du nach ihnen und bleibst so lange hier, bis sie kommen.«

»Ich gebe nichts!«

»So wirst du sterben müssen. Siehst du den Gewehrlauf dort aus dem Fenster ragen? Das ist sein Gewehr. Von dem Augenblick an, da ich ihm deine Antwort bringe, wird er auf dich schießen.«

»Er mag es tun.«

»Und ihr wollt auch das andere nicht geben?«

»Nein. Holt euch selbst unsere Habe!«

»So mag der Kampf beginnen!«

Sie hoben ihren Toten auf und trugen ihn auf der Leiter hinab und zum Hause hinaus. Wir verriegelten hinter uns die Türe. Natürlich mußte ich den Gefährten die Forderung der beiden Abgesandten verdolmetschen. Die Araber waren sehr ernst; sie kannten die Tücken und Grausamkeiten der Blutrache zu genau; aber der Engländer schnitt ein vergnügtes Gesicht.

»O, herrlich! Belagerung! Bombardement! Bresche schießen! Sturm laufen! *Well!* Werden es aber nicht tun, Sir!«

»Sie werden es tun, Master Lindsay; sie werden uns bombardieren und auf uns schießen, sobald wir uns sehen lassen, denn – – –«

Als augenblickliche Bestätigung meiner Worte fiel ein Schuß, noch einer, drei, vier – – – und dazu hörten wir Dojan laut auf dem Dache bellen. Ich eilte zur Leiter empor und steckte den Kopf vorsichtig aus der Bodenöffnung heraus. Es bot sich mir ein spaßhafter Anblick. Man schoß aus den beiden Häusern da drüben auf den Hund. Dieser merkte das und bellte die an ihm vorüberfliegenden Kugeln an. Ich rief ihn zu mir her, nahm ihn auf die Arme und trug ihn hinab.

»Seht Ihr's, Master, daß ich recht habe? Sie schossen bereits auf den Hund.«

»Well! Werde probieren, ob auch auf Menschen!«

Er öffnete die Türe des Hauses und trat zwei Schritte vor dasselbe hinaus.

»Was fällt Euch ein, Sir! Wollt Ihr gleich hereinkommen?«

»Pshaw! Haben schlechtes Pulver. Hätten sonst den Hund getroffen!«

Drüben krachte ein Schuß, und die Kugel flog in die Mauer. Lindsay sah sich um und deutete mit dem Zeigefinger auf das Loch, welches sie gebohrt hatte, um dem Schützen zu zeigen, daß er auf beinahe vier Ellen weit gefehlt habe. Eine zweite Kugel hätte ihn beinahe getroffen; da trat ich hinaus, faßte ihn und schob ihn hinein. Nun erscholl drüben ein lauter Schrei; ein dritter Schuß krachte, und die Kugel traf ganz in der Nähe meiner Achsel die Kante der Türe. Das war sicher des Toten Sohn gewesen, welcher mir durch seinen Ruf andeuten wollte, daß die Kugel aus dem Gewehre des Bluträchers komme. Es war also nun wirklich Ernst geworden.

»Sihdi,« meinte Halef, »schießen wir nicht auch?«

»Jetzt noch nicht.«

»Warum jetzt nicht? Wir schießen besser wie sie, und wenn wir auf ihre Fenster zielen, so werden sie sich sehr in acht zu nehmen haben.«

»Das weiß ich. Aber wir wollen zunächst sehen, ob wir ihnen nicht entrinnen können, ohne einen von ihnen töten zu müssen. Es ist genug an dem Erbissenen.«

»Wie wollen wir entrinnen? Sobald wir mit den Pferden vor die Türe kommen, werden wir Kugeln erhalten.«

»Aber diese Leute wollen ja die Pferde haben und werden diese also nicht treffen wollen. Wenn wir uns hinter die Tiere verstecken, so schießen sie vielleicht nicht.«

»O, Sihdi, ehe sie uns mit den Pferden entkommen lassen, werden sie dieselben lieber töten!«

Das war allerdings wahr. Ich sann und sann, um ein Mittel zu finden, uns ohne Blutvergießen aus dieser fatalen Lage zu befreien; vergeblich! Da erbarmte sich der Engländer meiner.

»Worüber nachdenken, Sir?«

Ich sagte es ihm.

»Warum sollen wir nicht schießen, wenn sie schießen? Dann sind einige kurdische Diebe weniger! Was weiter? Könnten fortkommen, ganz gut! Ohne einen Schuß! – Hm! Geht aber nicht!«

»Warum nicht?«

»Blamieren uns! Würde aussehen wie Flucht! Wäre skandalös!«

»Das kann uns gleichgültig sein. Ihr wißt, Sir, daß ich mich gewiß nicht zu etwas entschließen werde, was uns in Wirklichkeit blamiert. Also sagt mir Euern Plan.«

»Müssen erst wissen, ob wir auch von hinten belagert werden.«

»Da gibt es keine Gebäude.«

»Aber vom Felde aus!«

»Nun, weiter!«

»Könnten ja ein Loch in die Mauer machen!«

»Ah, wirklich; das ist kein übler Gedanke!«

»*Well!* Sehr gut! Ausgezeichnet! Kommt von Master Lindsay! *Yes!*«

»Aber die Werkzeuge fehlen uns!«

»Habe ja meine Hacke!«

Allerdings hatte er sein ›Häcklein‹ stets am Sattel mit sich geführt; das Ding aber paßte wohl, um das Loch für eine Pflanze in ein Gartenbeet zu machen, nicht aber, um eine Mauer einzureißen.

»Diese Hacke ist zu schwach, Sir. Vielleicht ist im Hofe ein Werkzeug zu finden. Kommt heraus!«

Ich teilte den andern den Plan des Engländers mit, und sie begleiteten uns. Ich stieg auf die Mauer und sah, daß man dieser Seite des Hauses gar keine Beachtung geschenkt habe; denn nirgends war ein Mensch zu sehen. Die Kurden nahmen jedenfalls an, daß wir der Pferde wegen das Haus nur durch den vorderen Eingang verlassen könnten, und daß sie infolgedessen nur diesen zu blockieren brauchten, um uns in der Falle zu fangen.

»Hier!« hörte ich Lindsay rufen. »Hier ist etwas, Sir!«

Das Ding, welches er triumphierend in die Höhe hob, glich

einem an seiner Spitze mit Eisen beschlagenen Hebebaume und war ganz geeignet, ein Stück der alten Mauer in Bresche zu legen.

»Das geht! Nun haben wir dafür zu sorgen, daß wir ungestört arbeiten können und bei den Schützen da drüben keinen Verdacht erwecken. Halef mag die Pferde in den Hof schaffen; Amad legt sich auf das Dach, um Wache zu halten, damit niemand bemerkt, was wir hier tun. Ich und Lindsay werfen die Mauer um, und Mohammed mag zuweilen durch das Fenster einen Schuß abgeben, damit sie denken, daß wir uns alle in der Stube befinden. Gelingt es uns, auf diese Weise hinauszukommen, so brauchen wir doch darum noch keine ehrlose Flucht zu ergreifen, sondern wir reiten in Parade an ihnen vorüber. Sie werden vor Erstaunen ganz sicher das Schießen vergessen.«

Diese Arbeitsteilung bewährte sich ganz vortrefflich. Halef beschäftigte sich mit den Pferden; der Haddediñ hielt in aller Gemütsruhe seine Schießübungen, und der Engländer bohrte energisch an der Mauer herum. Es galt dabei, das Zerstören der Mauer nicht oben, wo es sehr leicht geworden wäre, zu beginnen; denn das hätte uns verraten können. Wir mußten von innen und unten arbeiten, damit man unsere Absicht erst dann bemerken könnte, wenn einige kräftige Stöße genügten, das Werk zu vollenden.

Endlich hatten wir den ersten, großen Stein heraus, und nun folgten die andern Steine bald nach. Als wir fast zu Ende waren, wurden die beiden Haddediñ gerufen. Ein jeder stellte sich an sein Pferd. Master Lindsay ergriff den Hebebaum zum letzten Stoße.

»Jetzt alles umrennen! *Yes!*«

Er nahm einen Anlauf, stürzte vorwärts und prallte mit solcher Wucht an die Mauer, daß er niederstürzte; aber die letzten Steine prasselten auch zu Boden. Nun wurde in dem Schutt noch ein wenig Bahn gebrochen, dann stiegen wir auf die Pferde. Ein tüchtiger Satz brachte uns über das Geröll hinweg und durch die Bresche hinaus ins Freie. Die Not war zu Ende,

noch ehe sie begonnen hatte, und wir verließen eine Herberge, ohne die Rechnung berichtigen zu müssen.

»Wohin jetzt?« fragte Lindsay.

»Im langsamen Trab um die Ecke des Hauses herum und dann im Schritt durch das Dorf. Reitet Ihr voran!«

Er tat es. Ihm folgten die drei Araber, und ich machte den Schluß. Wir kamen zwischen unserer verlassenen Wohnung und den beiden Häusern, aus denen man auf uns geschossen hatte, hindurch, und meine Voraussetzung traf wirklich ein: — es fiel kein einziger Schuß auf uns. Aber wir waren noch gar nicht weit gekommen, so erhoben sich hinter uns laute Rufe. Jetzt gaben wir den Pferden die Sporen und jagten zum Dorfe hinaus.

Hier sahen wir, daß die sämtlichen Pferde des Dorfes sich auf der Weide befanden. Sie graseten in ziemlicher Entfernung von dem Dorfe, so daß wir hoffentlich einen guten Vorsprung gewannen, ehe sie von ihren Reitern bestiegen werden konnten.

Der Weg ging durch ebenes, aber wohl bewässertes Land, welches uns Gelegenheit gab, die Schnelligkeit unserer Pferde vollständig zur Entfaltung zu bringen; nur nicht in Beziehung auf meinen Rappen, der verlangend in die Zügel knirschte und doch gezügelt wurde, weil sonst die andern weit zurückgeblieben wären.

Endlich bemerkten wir hinter uns eine breite Linie von Reitern, welche uns verfolgten.

Mohammed Emin warf jetzt einen besorgten Blick auf das Pferd, welches sein Sohn ritt, und sagte:

»Wenn wir dieses Pferd nicht hätten, so würden sie uns wohl nicht erreichen.«

Er hatte recht. Es war das beste Pferd, welches in Amadijah überhaupt zu bekommen gewesen, und dennoch hatte es einen harten Gang und eine mühsame Atmung, daß es bei einem langen Schneltritt sicherlich sehr bald zusammengebrochen wäre.

»Sihdi,« fragte Halef, »du willst keinen Kurden töten?«

»So lange es zu vermeiden ist, nein.«

»Aber auf ihre Pferde können wir doch wohl schießen?«

»Es wird uns nichts anderes übrig bleiben.«

Er nahm seine lange, arabische Flinte von der Schulter und sah nach dem Schlosse. Auf fünfhundert Schritt Entfernung hatte er mit diesem Gewehre sein Ziel noch nie verfehlt, und meine Büchse trug noch weiter.

Die Verfolger kamen uns immer näher. Ihr lautes Geschreiklang ganz anders, als dasjenige, welches man bei einer Phantasia, einem Dscheridwerfen, einem Scheingefechte zu hören bekommt: sie machten Ernst. Einer ritt allen andern voran. Sie näherten sich auf vielleicht fünfhundertfünfzig Schritt; er aber jagte näher, hielt sein Roß an, zielte und schoß. Dieser Mann besaß eine gute Flinte. Wir sahen ganz in unserer Nähe von einem Steine, welchen die Kugel getroffen hatte, einige Splitter abfliegen. Es war ein noch junger Kurde, vielleicht der Bluträcher.

»Well!« meinte der Engländer, indem er seine Büchse nahm und das Pferd herumwandte; »geh herunter, Boy!«

Er legte an und drückte ab. Das Pferd des Kurden tat einen Satz, taumelte und brach zusammen.

»Kann nach Hause gehen! Yes!«

Diesem kaltblütigen, sicheren Schusse folgte ein lautes Schreien der Kurden. Sie hielten an und sprachen miteinander, folgten uns aber alsbald wieder nach. In kurzer Zeit erreichten wir einen breiten Bach, über den es keine Brücke gab. Er war reißend und tief, so daß wir eine Stelle suchen mußten, an welcher der Übergang sich am besten bewerkstelligen ließ. Dies gab uns natürlich Blößen. Die Kurden hielten. Einige von ihnen aber ritten etwas vor, saßen ab und stellten sich hinter ihre Pferde. Wir sahen, daß sie die Läufe ihrer Flinten über die Rücken ihrer Pferde legten.

Schnell waren wir auch von unseren Tieren und taten dasselbe. Einen Augenblick nach ihren Schüssen – nur ich schoß noch nicht – krachten auch die unserigen, welche zeigten, daß wir die besseren Schießweisen besaßen. Von unseren vier Schüssen erreichten drei ihr Ziel, während nur eine einzige Kurden-

kugel das Pferd des Engländers am Schwanz gestreift hatte. Lindsay schüttelte den Kopf.

»Haben schlechte Begriffe!« meinte er. »Miserable Begriffe! Wollen ein Pferd von hinten erschießen! Kann nur Kurden passieren!«

»Sucht eine Furt!« riet ich nun. »Halef und ich werden die Kerle in Respekt halten!«

Die Besitzer der getroffenen Pferde waren eilig zu den Ihrigen zurückgekehrt. Zwei aber hielten noch stand. Ich sah, daß sie wieder luden.

»Sihdi, schieße nicht,« bat Halef. »Laß mir allein die Ehre!«

»Gut so!«

Er lud seinen abgeschossenen Flintenlauf wieder und legte an. Gleichzeitig mit ihren Schüssen ließ er auch zweimal hintereinander krachen. Der kleine Hadschi hatte ganz gut getroffen. Eines der Pferde brach an Ort und Stelle zusammen – er hatte es wohl durch den Kopf geschossen – und das andere sprang wiehernd in langen Sätzen über die Ebene dahin. Von den Kugeln der beiden Kurden aber hatten wir nichts gespürt.

»Wenn dies so fortgeht, Sihdi,« lachte Halef, »so haben sie sehr bald keine Pferde mehr und tragen das Sattelzeug selbst nach Hause. Siehst du, wie sie zurücklaufen zu den andern? Sag' diesen doch, daß auch sie sich zu nahe herangewagt haben!«

»Eine Warnung sollen sie allerdings haben.«

Sie hielten wieder beisammen, und einige Schritte vor ihnen befand sich der Nezanum, welcher eifrig mit ihnen sprach. Sie hatten wohl noch kein Gewehr gekannt, dessen Kugel eine solche Strecke, wie die zwischen uns liegende, zu durchfliegen vermochte, und hielten sich also für vollständig sicher. Sie sahen daher auch erstaunt nach mir, als ich hinter meinem Pferde hervortrat und die Büchse anlegte. Ein Knall – und im nächsten Moment lag der Nezanum am Boden, und sein Pferd wälzte sich über ihm. Ich zielte etwas weiter nach rechts und traf auch das nächste Pferd. Die Kurden jagten nun mit einem lauten Geschrei weit zurück, und die pferdelosen Reiter sprangen unter Verwünschungen hinter ihnen drein. Diese

Leute hatten von gestern her zu viel Respekt vor unsern Waffen, sonst wären wir doch verloren gewesen.

Jetzt ließen sie uns Muße, eine Furt zu suchen, die wir auch bald fanden. Wir gingen über den Bach und eilten dann so schnell vorwärts, als das Pferd Amads laufen konnte.

Das Tal von Berwari wird durch viele Flüßchen bewässert, welche von dem Gebirge herabströmen und sich mit einem Arme des Khabur vereinigen, der in den großen Zab mündet. Diese Wasserläufe sind mit Gebüsch umsäumt und die zwischen ihnen liegenden Ebenen von zahlreichen Eichen, Pappeln und anderen Laubbäumen bestanden. Bewohnt wird das Tal teils von Berwari-Kurden, teils von nestorianischen Christen; doch sind die Dörfer der letzteren meist verlassen.

Wir hatten die Verfolger aus dem Gesicht verloren und kamen zu einigen Dörfern, die wir aber in einem möglichst weiten Bogen umritten, da wir nicht wissen konnten, wie man uns begegnen werde. Einige einzelne Männer, welche im Freien beschäftigt waren, bemerkten uns aber doch. Wir ritten rasch weiter.

Leider kannten wir den Weg nicht genau, welchen wir einzuschlagen hatten. Ich wußte nur, daß Gumri im Norden liege; dies war die einzige Kenntnis, die uns als Führer dienen konnte. Die vielen Wasserläufe, welche wir passierten, hielten uns auf und nötigten uns zu manchem Umweg. Endlich gelangten wir an ein Dorf, welches nur aus einigen Häusern bestand. Es war nicht gut zu umreiten, weil es auf der einen Seite an das tiefe Bett eines Baches und auf der andern Seite an ein ziemlich dichtes Gehölz stieß. Das Dorf schien ganz verödet zu sein, und wir ritten völlig unbesorgt darauf los.

Schon waren wir an dem ersten Hause vorbei, da krachten Schüsse. Sie kamen aus den Fensteröffnungen der Häuser.

»Zounds!« rief der Engländer und griff sich an den linken Oberarm.

Eine Kugel hatte ihn getroffen. Ich selbst lag am Boden, und mein Pferd rannte im Galopp davon. Ich stand auf, eilte ihm nach und kam glücklich zum Dorfe hinaus, obgleich auch aus den anderen Häusern mehrere Schüsse auf mich fielen. Eine

Blutspur zeigte mir, daß mein Rappe verwundet worden sei. Da dachte ich nicht mehr an die Gefährten; ohne umzublicken, rannte ich vorwärts und fand das Pferd an dem Rande jenes Gehölzes, wo es stehen geblieben war. Die Kugel hatte es hart hinter dem Genick am oberen Hals gestreift und eine zwar nicht gefährliche, aber doch schmerzhaftige Wunde gerissen. Ich war noch mit der Untersuchung derselben beschäftigt, als die Gefährten mich erreichten. Sie hatten einige unnütze Kugeln verschossen und waren mir dann gefolgt, ohne weiteren Schaden zu erleiden. Der Engländer blutete am Oberarm.

»Ist's gefährlich, Sir?« fragte ich ihn.

»Nein. Ging nur ins Fleisch. Wißt Ihr, wer es war? Der Nezanum!«

»Nicht möglich!«

»Schoß vom Dache herab. Habe ihn deutlich gesehen!«

»So haben sie uns den Weg abgeschnitten und uns in diesem verlassenen Dorf einen Hinterhalt gelegt. Ein Glück für uns, daß sie sich nicht alle auf die Dächer postierten! Wir wären verloren gewesen. Aus den Fensterspalten aber kann man auf Vorüberreitende keinen sichern Schuß haben.«

»Seid schön heruntergefliegen, Master!« neckte er mich. »War sehr interessant, als man Euch dem Gaul nachlaufen sah! Yes!«

»Ich gönne Euch diese Freude, Sir. Doch vorwärts jetzt!«

»Vorwärts? Ich denke, wir müssen ihnen vorher unsern Dank abstaten!«

»Damit würden wir uns in eine neue Gefahr begeben, und übrigens ist es notwendig, Euch zu verbinden, und dies muß doch nicht hier in so unmittelbarer Nähe des Feindes geschehen!«

»Well! So kommt!«

Der kleine Hadschi Halef Omar war damit nicht einverstanden.

»Sihdi,« meinte er, »wollen wir diesen Kurden nicht eine Lehre geben und es ihnen unmöglich machen, uns weiter zu verfolgen?«

»Wie willst du dies tun?«

»Wo glaubst du, daß sie ihre Pferde haben?«

»Einige davon vielleicht in den Häusern, die anderen aber ganz sicher außerhalb des Dorfes in irgend einem Versteck.«

»So laß uns diesen Versteck suchen und ihnen die Tiere wegnehmen! Schwer wird dies nicht sein; sie getrauen sich im offenen Felde nicht an uns heran und haben wohl auch keine zahlreiche Bewachung bei den Pferden gelassen.«

»Willst du ein Pferdedieb werden, Halef?«

»Nein, Sihdi. Aber willst du das, was ich dir vorschlage, einen Diebstahl nennen?«

»In diesem Fall der Notwehr wohl nicht; doch wäre es wenigstens sehr unvorsichtig gehandelt. Wir würden Zeit brauchen, um das Versteck zu finden, und müßten vielleicht mit den Wächtern kämpfen, was ganz unnötig ist, da wir Gumri bald erreichen werden und uns alsdann in Sicherheit befinden.«

Wir setzten also unsern Ritt fort und bemerkten nach einiger Zeit, daß die Kurden uns wieder folgten. Sie hielten sich so weit von uns entfernt, daß wir uns in vollständiger Sicherheit befanden. Später verloren wir sie an einer Krümmung aus dem Auge und erblickten sie dann wieder vor uns. Sie hatten uns umritten, um entweder uns abermals den Weg zu verlegen, oder um uns in Gumri zuvorzukommen. Wir bemerkten sehr bald, daß letzteres beabsichtigt sein müsse; denn vor uns stiegen nun, allerdings in noch weiter Entfernung, die Umrisse des isolierten Felsens empor, auf welchem Kalah Gumri liegt. Dieses ist eigentlich nur ein schwaches, aus Lehm erbautes Fort, mit dem einige wenige Geschütze leicht fertig werden könnten; es wird aber von den Kurden für eine sehr starke Festung gehalten.

Wir hatten uns diesem Ort bis auf eine Entfernung von vielleicht einer englischen Meile genähert, als uns plötzlich ein wildes Geschrei umtobte und aus den nahen Büschen mehrere hundert kurdische Krieger hervorsprangen und auf uns eindrangen. Lindsay riß die Büchse empor.

»Um Gottes willen, Sir, nicht schießen!« rief ich ihm zu und schlug ihm den Lauf des Gewehres nieder.

»Warum?« fragte er. »Fürchtet Ihr Euch, Master?«

Ich hatte keine Zeit zur Antwort. Die Kurden waren schon bei uns und zwischen uns und drängten uns auseinander. Ein junger Mensch trat auf meinen im Steigbügel ruhenden Fuß, schwang sich empor und holte mit dem Dolch zum Stoße aus. Ich riß ihm die Waffe aus der Hand und schleuderte ihn hinab. Dann packte ich einen anderen beim Arm.

»Du bist mein Beschützer!« rief ich ihm zu.

Er schüttelte den Kopf.

»Du bist bewaffnet!« antwortete er.

»Ich vertraue dir alle Waffen an. Hier, nimm sie!«

Er nahm meine Waffen an und legte dann die Hand auf mich.

»Dieser ist mein auf den ganzen Tag,« erklärte er laut.

»Und die andern auch,« fügte ich hinzu.

»Sie haben nicht um Schutz gebeten,« wehrte er ab.

»Ich tue es an ihrer Stelle. Sie reden eure Sprache nicht.«

»So mögen sie ihre Waffen ablegen, dann will ich ihr Hal-am sein.« {»Hal« = Onkel von mütterlicher, »Am« = Onkel von väterlicher Seite. Die Zusammenziehung dieser beiden Worte bedeutet Beschützer.}

Die Entwaffnung ging sehr schnell vor sich, obgleich keiner der Gefährten mit meinem Verfahren zufrieden war. Ausgenommen den einen, welcher den Dolch auf mich gezückt hatte, schien es, als ob die Kurden jetzt weniger nach unserem Leben als vielmehr danach trachteten, unsere Personen in ihre Gewalt zu bekommen. Jener eine aber fixierte mich mit so grimmigen Blicken, daß ich in ihm den Bluträcher vermuten mußte, und dies bestätigte sich auch sehr bald; denn als wir uns in Bewegung setzten, ersah er die Gelegenheit, zog den Dolch und warf sich auf meinen Hund. Doch dieser war schneller als der Mann. Er fuhr zurück, um dem Stoße auszuweichen, und faßte dann den Feind gleich über dem Griffe des Dolches am Handgelenk. Wir hörten zwischen den gewaltigen Zähnen des Tieres die Knochen knirschen. Der Kurde stieß einen Schrei aus und ließ den Dolch fallen. Sofort riß ihn der

Hund zu Boden und packte ihn an der Kehle. Einige Dutzend Flinten richteten sich auf das mutige Tier.

»Katera Chodeh!« rief ich. »Um Gottes willen die Flinten weg, sonst erwürgt er ihn!«

Eine Kugel, welche den Hund nicht augenblicklich tötete, wäre der Tod des Kurden gewesen. Die Krieger sahen das ein, und da keiner von ihnen seines Schusses ganz sicher sein mochte, so senkten sie die Gewehre.

»Rufe den Hund weg!« gebot mir einer.

»Diese Bestie war es, die meinen Nachbar tötete!« rief eine andere Stimme. Dieselbe gehörte dem Nezanum an, der hinter einem Strauch hervortrat. Er hatte die weise Vorsicht gebraucht, sich bis jetzt in gehöriger Entfernung zu halten.

»Du hast recht, Nezanum,« antwortete ich. »Und er wird auch das Genick dieses Mannes zermalmen, wenn ich es ihm gebiete.«

»Rufe ihn weg!« wiederholte der vorige Sprecher.

»Sage mir zuvor, ob dieser Mann da der Rächer ist!«

»Er ist es, der den Heif {Rache} hat.«

»So will ich euch zeigen, daß ich ihn nicht fürchte. – Dojan, geri – zurück!«

Der Hund ließ von dem Kurden ab. Dieser erhob sich. Der Schmerz seiner Hand war so groß, daß er ihn kaum verwinden konnte; noch größer aber war seine Wut. Er trat hart zu mir heran und schüttelte drohend das verwundete Glied.

»Dein Hund hat mir die Kraft meines Armes genommen,« knirschte er. »Aber glaube ja nicht, daß ich nun die Rache einem andern überlassen werde. Ez heïfi cho-e desi cho-e bigerim tera – ich werde mit eigener Hand an dir Rache nehmen!«

»Du redest wie ein Bak {Frosch}, vor dessen Quaken sich niemand fürchten kann!« antwortete ich. »Reiche mir deinen Arm, daß ich ihn untersuche und verbinde!«

»Du bist ein Arzt? Ich mag von dir kein Derman haben, und wenn ich sterben müßte. Aber du wirst Derman von mir erhalten, und zwar so viel, daß du genug daran haben sollst. Das verspreche ich dir!« {Derman heißt im Kurmangdschi Schieß-

pulver; Derman oder Dereman heißt aber auch Medizin, Heilmittel.}

»Ich höre, daß dich bereits das Ta {Wundfieber} ergriffen hat, sonst würdest du deine Hand zu retten suchen.«

»Die Deka {Hebamme} von Gumri wird mir helfen. Sie ist ein größerer Arzt als du!« antwortete er verächtlich. »Du und dieser Tazi, ihr seid zwei Hunde und sollt auch wie Hunde sterben!«

Er wickelte die Hand in einen Zipfel seines Gewandes und hob den Dolch auf. Wir wurden in die Mitte genommen, und der Zug setzte sich in Bewegung. Keiner der Kurden hatte ein Pferd bei sich; die Tiere waren in Gumri zurückgelassen worden. Ich war ein wenig besorgt um uns, aber wirkliche Angst empfand ich nicht.

Schweigend schritten die Kurden neben uns her und waren augenscheinlich nur darauf bedacht, uns nicht entfliehen zu lassen. Auch mein kleiner Halef und die beiden Araber sprachen kein Wort, aber der Engländer konnte seinen Ärger nicht ganz verwinden.

»Schöne Suppe, Sir, die Ihr uns eingebrockt habt!« brummte er; »hätten die Kerle alle erschießen sollen!«

»Das hätten wir nicht fertig gebracht, Sir. Sie kamen zu schnell über uns.«

»Yes! Und nun sind sie um uns herum und wir in ihnen drin. Die Waffen abgegeben! Fatale Geschichte! Schauderhaft! Werde mit Euch wieder einmal nach Kurdistan gehen. Wie heißt Esel auf Kurdisch, Master?«

»Ker. Und Eselein, ein junger, ein kleiner Esel heißt Daschik.«

»Well! So haben wir Vier wie Daschiks und Ihr habt wie ein sehr alter und sehr großer Ker gehandelt. Verstanden?«

»Sehr verbunden, Master Lindsay! Nehmt meinen innigsten Dank für die Anerkennung! Wollt Ihr denn nicht bedenken, daß es geradezu ein Wahnsinn genannt werden müßte, wenn fünf Männer sich einbilden, mit zweihundert, die ihnen bereits bis auf den Frack gerückt sind, fertig zu werden?«

»Wir hatten bessere Waffen als sie!«

»Konnten wir sie in solcher Nähe gebrauchen? Und hätten wir uns diese Kurden damit vom Leibe gehalten, so wäre jedenfalls viel Blut geflossen; das unserige wohl auch mit. Und dann die Blutrache! Wo denkt Ihr hin!«

Da bemerkten wir einen Reiter, der uns im Galopp entgegenkam. Als er sich soweit genähert hatte, daß seine Gesichtszüge zu sehen waren, erkannte ich Dohub, den Kurden, dessen Verwandte in Amadijah gefangen gewesen waren. Unser Trupp hielt bei seinem Erscheinen an. Er drängte sich ungestüm bis zu mir hindurch und reichte mir die Hand.

»Chodih, du kommst; du bist gefangen!«

»Wie du siehst!«

»O, verzeihe! Ich war fort von Gumri, und als ich jetzt heimkehrte, erfuhr ich, daß man fünf fremde Männer fangen wolle. Ich dachte gleich an dich und bin eilig herbeigekommen, um zu sehen, ob meine Gedanken richtig gewesen sind. Chodih, az kolame ta – Herr, ich bin dein Diener. Befiehl, was du von mir wünschest!«

»Ich danke dir! Aber ich bedarf deiner Hilfe nicht, denn dieser Mann ist bereits unser Beschützer.«

»Für welche Zeit?«

»Für einen Tag.«

»Emir, erlaube mir, daß ich es sei für alle Tage, so lange ich lebe!«

»Wird er es dir gestatten?«

»Ja. Du bist unser aller Freund, denn du wirst der Mivan {Gast} des Bey sein. Er hat auf dich geharrt und freut sich, dich und die Deinen willkommen zu heißen.«

»Ich werde nicht zu ihm gehen können.«

»Warum nicht?«

»Kann ein Emir sich ohne Waffen sehen lassen?«

»Ich sah bereits, daß man sie euch genommen hat.« Und er wandte sich zu unserer Eskorte mit den Worten: »Gebt die Waffen zurück!«

Dagegen erhob der verwundete Kurde Einspruch:

»Sie sind Gefangene und dürfen keine Waffen tragen!«

»Sie sind frei, denn sie sind die Gäste des Bey!« lautete die Gegenrede.

»Der Bey hat uns selbst befohlen, sie gefangen zu nehmen und zu entwaffnen!«

»Er hat nicht gewußt, daß es die Männer sind, die er erwartet.«

»Sie haben mir den Vater ermordet. Und siehe diese Hand. Ihr Hund hat sie mir zerbissen!«

»So mache das mit ihnen ab, sobald sie nicht mehr Gäste des Bey sind. Komm, Chodih, nimm deine Waffen und erlaube, daß ich dich führe!«

Wir erhielten alles zurück, was wir abgegeben hatten; dann trennten wir uns von den andern und ritten in raschem Tempo nach Gumri hinauf.

»Nun, Sir,« fragte ich Lindsay, »was denkt Ihr jetzt von dem Ker und dem Daschik?«

»Habe von Eurem Gerede nichts verstanden!«

»Aber die Waffen habt Ihr doch bereits zurück!«

»Well! Und was weiter?«

»Wir werden die Gäste des Bey von Gumri sein.«

»Will Euch Satisfaktion geben, Master: der Esel, der war ich!«

»Danke, Sir! Gratuliere zu dieser edlen Selbsterkenntnis!«

Jetzt war alle Besorgnis verschwunden, und mit erleichtertem Herzen ritt ich durch das enge Tor des Ortes ein. Dennoch aber konnte ich mich eines Grauens nicht erwehren bei den Anblick der Residenz des berühmten Abd el Summit Bey, der in Verbindung mit Beder Khan Bey und Nur Ullah Bey die christlichen Bewohner von Tijari zu Tausenden hingemordet hatte. Der Ort sah sehr kriegerisch aus. Die engen Gassen waren von bewaffneten Kurden so belebt, daß die Mehrzahl dieser Leute wohl nicht zu den Bewohnern von Gumri gehören konnte. In dieser Beziehung machte die kleine Berwari-Festung einen ganz andern Eindruck als das öde, leblose Amadijah.

Da schritt, die lange Schilflanze in der Hand, der Kurde von Serdascht uns entgegen. Er machte den Eindruck eines armen

Schluckers gegenüber den Balani und Schadi, die ich hier nicht vermutet hätte. Ein Elegan-Kurde vom Bohtangebirge plauderte mit einem Omerigan, der aus der Gegend von Diarbekr herbeigekommen war. Dann begegneten uns zwei Angehörige des Amadi-manan-Stammes, zwischen denen ein Dilmamikan-Kurde aus Esi schritt. Da gab es Krieger vom Stamme der Bulanuh, der Hadir-sohr, der Hasananluh, der Delmamikan, der Karatschiur und Kartuschi-baschi. Sogar Leute aus Kazikan, Semsat, Kurduk und Kendali waren zu sehen.

»Wie kommen diese Fremden nach Gumri?« fragte ich Dohub.

»Es sind meist Bluträcher, welche hier zusammenkommen, um sich gegenseitig auszugleichen, und Boten aus vielen Gegenden, in denen man einen Aufstand der Christen befürchtet.«

»Habt ihr hier eine ähnliche Befürchtung zu hegen?«

»Ja, Emir. Die Christen in den Tijaribergen heulen wie die Hunde, welche man angekettet hat. Sie wollen gern los sein, aber ihr Bellen hilft ihnen nichts. Wir haben vernommen, daß sie in das Tal von Berwari einfallen wollen; ja, sie haben bereits einige Männer unsers Stammes getötet; aber das Blut derselben wird sehr bald über sie kommen. Ich war heute in Mia, wo morgen eine Bärenjagd abgehalten werden soll, und fand das ganze untere Dorf verlassen.«

»Es gibt wohl zwei Dörfer, welche Mia heißen?«

»Ja; sie gehören unserm Bey. Das obere Dorf wird nur von echten Moslemin und das untere nur von christlichen Nestorah bewohnt. Diese letzteren sind plötzlich verschwunden.«

»Warum?«

»Man weiß es nicht. Aber, Chodih, hier ist die Wohnung des Bey. Steige ab mit den Deinen und erlaube, daß ich dem Bey deine Ankunft verkündige!«

Wir hielten vor einem langen, unscheinbaren Gebäude, dessen Ausdehnung allein verriet, daß es die Wohnung eines Anführers sei. Auf ein Wort Dohubs kamen einige Kurden herbei, um unsere Pferde in Empfang zu nehmen und in den Stall zu führen. Er selbst aber kehrte bereits nach wenigen Augenbli-

cken zurück und führte uns zu dem Bey. Wir fanden denselben in einem großen Empfangsraume, bis zu dessen Türe er uns entgegenkam. Einige Dutzend Kurden, die sich bei unserm Eintritte erhoben, waren bei ihm. Er war ein Mann am Ende der zwanziger Jahre, hoch und breit gewachsen; sein edles Angesicht zeigte den reinen kaukasischen Typus und wurde von einem starken, schwarzen Vollbart eingerahmt. Sein Turban hatte wenigstens zwei Ellen im Durchmesser; an seinem Halse hingen an einer silbernen Kette verschiedene Talismane und Amulette; seine Jacke war ebenso wie seine Hose mit reicher Stickerei versehen, und in seinem Gürtel funkelte neben einem Dolche und zwei mit Silber ausgelegten Pistolen ein wunderschön damaszierter Schyur {Säbel, Schwert} ohne Scheide. Der Bey machte nicht den Eindruck eines halbwilden Anführers von Räubern und Pferdedieben; seine Züge waren bei aller Männlichkeit doch weich und sanft, und seine Stimme klang freundlich und angenehm, als er uns begrüßte:

»Sei mir willkommen, Emir! Du bist mein Bruder, und deine Gefährten sind meine Freunde.«

Er reichte uns allen die Hand. Auf seinen Wink wurden beinahe sämtliche Kissen, welche sich in dem Raume befanden, zusammengetragen, um uns als Sitze zu dienen. Wir nahmen Platz, während die Andern stehen blieben.

»Ich habe gehört, daß ich mit dir in kurdischer Sprache reden kann?« fragte er.

»Diese Sprache ist mir nur sehr wenig verständlich, und meine Freunde verstehen sie gar nicht,« antwortete ich.

»So erlaube, daß ich türkisch oder arabisch mit dir spreche!«

»Bediene dich derjenigen Sprache, welche deine Leute hier verstehen,« sagte ich zu ihm aus Höflichkeit.

»O, Emir, ihr seid meine Gäste, und so wollen wir so sprechen, daß deine Freunde mitreden können. Welche Sprache reden sie am liebsten?«

»Die arabische. Aber, Bey, befiehl vorher deinen Leuten, daß sie sich setzen! Sie sind nicht Türken und Perser, sondern freie Kurden, die nur zum Gruße sich zu erheben brauchen.«

»Chondekar {>Herrscher<, eine Höflichkeitssteigerung von Chodih, Herr}, ich sehe, daß du ein Mann bist, welcher die Kurden kennt und ehrt; ich werde ihnen erlauben, sich niederzulassen.«

Er gab ihnen ein Zeichen, und die Blicke, welche sie sich beim Niedersetzen zuwarfen, sagten mir, daß sie meine Höflichkeit anerkannten. Ich hatte es hier jedenfalls mit einem intelligenten Häuptling zu tun, denn im Innern von Kurdistan ist ein Mann, der neben einigen Dialekten seiner Muttersprache auch das Türkische und Arabische versteht, eine Seltenheit. Es ließ sich erwarten, daß der Bey sich auch noch des Persischen zu bedienen verstand, und im Verlaufe meines leider nur sehr kurzen Beisammenseins mit ihm erfuhr ich, daß ich mit dieser Vermutung das Richtige getroffen hatte.

Es wurden Pfeifen gebracht, zu denen man uns einen lieblich schmeckenden Reisbranntwein kredenzte, dem die Kurden mit großem Eifer zusprachen.

»Was denkst du von den Kurden von Berwari?« fragte mich der Bey.

Diese Frage sollte wohl ohne alle Verfänglichkeit nur als Einleitung dienen.

»Wenn alle so sind wie du, dann werde ich von ihnen nur Gutes erzählen können.«

»Ich weiß, was du mir sagen willst. Du hast bisher nur Übles von ihnen erfahren,« bemerkte er.

»O, nein! Habe ich nicht an Dohub und seinen beiden Verwandten nur Freunde gefunden?«

»Du hast dir ihre Freundschaft und auch die meinige sehr reichlich verdient. Wir aber haben dir mit Undank vergolten. Willst du mir verzeihen? Ich wußte nicht, daß du es warst.«

»Verzeihe auch du mir! Es hat einer von deinen Leuten sein Leben eingebüßt; aber wir tragen keine Schuld daran.«

»Erzähle mir, wie es zugegangen ist!«

Ich gab ihm einen ausführlichen Bericht und fragte ihn dann, ob hier ein Grund zur Blutrache vorliege.

»Nach der Sitte dieses Landes muß er allerdings den Tod

seines Vaters rächen, wenn er sich nicht die Verachtung aller erwerben will.«

»Es wird ihm wohl schwer gelingen!«

»Du bist mein Gast, und so lange du dich bei mir und in meinem Lande befindest, bist du vollständig sicher. Aber er wird dir später folgen auf Schritt und Tritt, auch wenn du bis an das Ende der Erde gehen wolltest.«

»Ich fürchte ihn nicht.«

»Du magst stark genug sein, um ihn im offenen Kampfe zu überwinden; dann aber würden neue Rächer erstehen. Und kannst du dich gegen eine Kugel wehren, die aus dem Verborgenen abgeschossen wird? Willst du nicht den Preis bezahlen?«

»Nein!« antwortete ich mit Nachdruck.

»Allah gab dir vielen Mut, einen Rächer zu verachten. Ich werde dafür sorgen, daß dieser Mut dich nicht in das Verderben bringt – Du warst bei dem Vater meines Weibes in Spandareh?«

»Ich war sein Gast und wurde sein Freund.«

»Ich weiß es. Wärest du nicht sein Freund, so hätte er dir nicht das Geschenk für uns anvertraut. Allah hat Wohlgefallen an dir, denn er läßt dich überall Freunde finden.«

»Allah gibt Gutes und Böses; er erfreut die Seinen und betrübt sie auch zuweilen, um sie zu prüfen. Ich habe auch Feinde in Amadijah gefunden.«

»Wer war dein Feind? Der Mutesselim?«

»Dieser war mir weder Freund noch Feind; er fürchtete mich. Aber es kam ein Mann zu ihm, der mich haßte und die Schuld trug, daß ich sogar gefangen genommen werden sollte.«

»Wer war es?«

»Der Makredsch von Mossul.«

»Der Makredsch?« fragte der Bey sehr aufmerksam. »Er ist ein Feind der Kurden; er ist ein Feind aller Menschen, was wollte er in Amadijah?«

»Er befand sich auf der Flucht nach Persien; denn der Ana-

toli Kasi Askeri ist gekommen, um ihn und den Mutessarif von Mossul abzusetzen.«

Diese Kunde erregte die allergrößte Überraschung bei dem Bey. Er teilte die Neuigkeit sofort den Seinigen mit, von denen sie mit demselben Erstaunen aufgenommen wurde. Ich mußte alles sehr ausführlich erzählen.

»So wird der Mutesselim wohl auch abgesetzt?« fragte der Bey.

»Das kann man nicht wissen. Er war der Kerkermeister des Mutessarif, der einen jeden, der aus Mossul verschwinden sollte, nach Amadijah sandte.«

»Doch wohl nur Verbrecher?«

»Nein. Hast du nicht gehört von Amad el Ghandur, dem Sohne des Scheik der Haddedihi?«

»Ist auch er gefangen genommen und nach Amadijah geschickt worden?«

»Ja. Er hat nichts von ihrer Hinterlist geahnt.«

»Wäre ich ein Haddedihi, so zöge ich nach Amadijah, um den Sohn meines Scheik zu befreien.«

»Bey, das ist eine schwere Sache!«

»Und dennoch würde ich es tun. Die List ist oft eine bessere Waffe als die Gewalt.«

»So wisse denn, daß es einen Haddedihi gibt, welcher nach Amadijah gegangen ist.«

»Einen einzigen?«

Ich bejahte es.

»So kann ihm nichts gelingen,« meinte der Bey. »Zu einem solchen Werke gehören viele.«

»Und dennoch ist es ihm gelungen,« entgegnete ich.

»Tu katischt nezani – was du nicht weißt! Er hat den Sohn des Scheik wirklich befreit? Durch List oder Gewalt?«

»Durch List.«

»So ist er ein tapferer und entschlossener, aber auch ein kluger Mann gewesen. War er ein einfacher Krieger?«

»Nein. Es war der Scheik Mohammed Emin selbst.«

»Chodih, du berichtest mir ein Wunder! Aber ich glaube es,

weil du es sagest. Werden sie unangefochten nach ihren Weideplätzen kommen?»

»Das weiß nur Allah und du.«

»Ich? Wie meinst du das?»

»Ja, du. Ich habe gehört, daß sie sich nicht nach Westen, sondern in das Land Berwari wenden werden, um den Zab zu erreichen und auf ihm hinab zu fahren.«

»Emir, das ist ein großes Abenteuer. Die beiden Helden sollten mir willkommen sein, wenn sie zu mir kämen. Wann ist die Flucht gelungen?»

»In der Nacht vor gestern.«

»Woher weißt du dies so genau? Hast du sie gesehen?»

»Beide. Auch du siehst sie, denn sie sitzen an deiner Seite. Dieser Mann ist Mohammed Emin, der Scheik der Haddedihi, und dieser ist Amad el Ghandur, sein Sohn.«

Der Kurdenhäuptling sprang auf und fragte:

»Wer ist dieser andere?»

»Mein Diener.«

»Und dieser?»

»Mein Freund, ein Mann aus dem Abendlande. Wir haben uns vereinigt und den Gefangenen aus Amadijah geholt,« sagte ich ohne Prahlerei.

Jetzt entstand ein vollständiges Redegewirr von kurdischen Erklärungen, türkischen Ausrufungen und arabischen Begrüßungen. Es kam alles zur Sprache, was die Kurden von den Haddedihi gehört hatten; auch ihr Kampf im Tale der Stufen. Ich mußte dabei den Dolmetscher machen, gestehe aber gern, daß mir bei dieser Arbeit der Schweiß in hellen Tropfen von der Stirne floß. Meine Kenntnis des Kurdischen war gering, und das Arabische wurde ebenso wie das Türkische in einem Dialekt gesprochen, bei dem ich die Bedeutung der Worte und der Wortverbindungen mehr erraten als verstehen mußte. Dies gab Veranlassung zu zahlreichen Verwechslungen und Verdrehungen, über welche trotz aller unserer Würde lebhaft gelacht wurde.

Am Schlusse dieser außerordentlich angeregten Unterhaltung gab uns der Bey die Versicherung, daß er alles tun werde,

um unser Fortkommen zu ermöglichen. Er versprach uns die zu mehreren Flößen notwendigen Häute, einige sichere Führer, welche den Wasserlauf des Khabur und des oberen Zab Ala genau kannten, und auch Empfehlungen an die Schirwan- und Zibarkurden, durch deren Gebiet wir auf dieser Fahrt kommen mußten. Von einem Ritte über das Tura-Gharagebirge nach dem Akraflusse wollte er nichts wissen, da nach dieser Gegend hin sein Schutz uns mehr Schaden als Nutzen bringen würde.

»Dort gibt es,« fügte er hinzu, »sehr viele christliche Nestorah, auch Teufelsanbeter und kleine Kurdenstämme, mit denen die Berwari in Feindschaft leben. Diese Leute sind lauter Räuber und Mörder, und die Gebirge sind so wild und unzugänglich, daß ihr nie den Zab erreichen würdet. Nun aber ruht euch aus und erlaubt mir, hier meines Amtes zu warten, bevor wir das Mahl einnehmen. Ich habe heute viel zu verhandeln, da ich morgen nicht in Gumri sein werde.«

»Du willst nach Mia gehen?« fragte ich.

»Ja. Wer sagte es dir?«

»Ich habe von Dohub gehört, daß du dort einen Bären jagen willst.«

»Einen? Es sind zwei ganze Familien, die den dortigen Herden sehr viel Abbruch tun. Du mußt nämlich wissen, daß es im Lande der Kurden zahlreiche Bären gibt, und« – fügte er mit einigem Stolze hinzu – »die Giaurs dieses Landes sagen, daß es zwei große Plagen für sie gebe, von denen die eine grad so schlimm sei, wie die andere, nämlich die Kurden und die Bären.«

»Wirst du uns erlauben, mitzugehen?«

»Ja, wenn du es wünschest. Ihr sollt zusehen können, ohne dabei in Gefahr zu kommen.«

»Wir wollen nicht zusehen, sondern mitkämpfen!«

»Emir, der Bär ist ein gefährliches Tier!«

»Du irrst. Der Bär, welcher die kurdischen Schluchten und Wälder bewohnt, ist ein sehr unschädliches Wild. Es gibt Länder, in denen die Bären doppelt so groß und stark sind, wie die eurigen.«

»Ich habe davon gehört. Es soll ein Land geben, wo man nur Eis und Wasser findet, und dort haben die Bären ein weißes Fell und werden von den dortigen Arabern Hirsch el Buz {wörtlich: Bär des Eises} genannt. Hast du solche weiße Bären gesehen?«

»Ja, obgleich ich nicht in jenen Ländern gewesen bin. Man fängt dort die Bären, um sie in anderen Gegenden für Geld sehen zu lassen. Aber es gibt noch ein Land mit fürchterlich großen Bären, welche ein graues Fell besitzen; das sind die stärksten und gefährlichsten. Ein solcher Bär ist gegen einen kurdischen wie ein Pferd gegenüber einem Hund, vor dem man sich hütet, ohne ihn grad zu fürchten.«

»Und diesen hast du auch gesehen?« fragte der Bey verwundert.

»Ich habe mit ihm gekämpft.«

»So bist du Sieger geblieben, denn du lebst noch. Ihr sollt auch mit unsern Bären kämpfen.«

Er führte uns jetzt in eine Stube, in deren Mitte ein niedriges Sufra {Tisch} stand, um welches fünf Kissen gelegt waren. Nachdem er uns verlassen hatte, erschien eine Frau, und hinter ihr kamen einige Dienerinnen, welche ein kleines Vorgericht auftrugen, für den Fall, daß wir zu sehr Hunger hätten, um bis zum eigentlichen Mahle warten zu können. Es bestand aus einem Zicklein, welches zuerst gebraten und dann in Sahne gebacken war; dazu kamen getrocknete Weintrauben, eingelegte Maulbeeren und ein Salat von Pflanzenblättern, die ich nicht kannte; es schien eine Nesselart zu sein.

»Ser sere men at – ihr seid mir willkommen!« grüßte sie. »Wie habt ihr meinen Vater verlassen, den Nezanum von Spandareh?«

»Wir haben ihn bei gutem Wohlsein verlassen, und auch die andern hat Allah gesund erhalten,« antwortete ich.

»Nehmet und esset einstweilen und habt die Güte, mir von Spandareh zu erzählen. Es ist eine lange Zeit, daß ich nichts gehört habe.«

Ich erfüllte ihr den Wunsch so ausführlich wie möglich. Sie war ganz glücklich, mit mir über ihre Heimat plaudern zu kön-

nen, und ließ sogar den Windhund aus dem Stalle holen, um ihm mit den Resten des Zickleins einen Beweis ihrer Freundschaft zu geben. Es gab hier ein Zusammenhalten der Familienglieder, welches mich sehr angenehm berührte.

Als wir ihrer Dienste nicht mehr bedurften, verließ sie uns, und wir machten es uns auf den an die Wand geschobenen Kissen so bequem wie möglich. In diesem süßen Nichtstun wurden wir durch den Eintritt eines Mannes gestört, den wir nicht erwartet hatten. Es war der verwundete Kurde. Er trug den Arm in einer Binde, die er sich um den Hals befestigt hatte.

»Was willst du?« fragte ich ihn.

»Ein Bakschisch, Herr!«

»Ein Bakschisch? Wofür?«

»Daß ich dich nicht töten werde.«

»Ich höre, daß dich das Fieber noch nicht verlassen hat. Wenn einer von uns beiden aus dem Grunde, welchen du angibst, ein Bakschisch verdient hat, so bin nur ich es allein. Ich habe dir nicht bloß versprochen, dich nicht zu töten, sondern dir bereits das Leben erhalten, als du dich unter den Zähnen meines Hundes befandest. Was aber hast du für mich getan? Nach mir geschossen und gestochen hast du. Und dafür verlangst du ein Bakschisch? Gehe schnell fort, damit du nicht hörst, daß wir über dich lachen müssen!«

»Herr, nicht dafür, daß ich auf dich geschossen und nach dir gestochen habe, verlange ich ein Bakschisch, sondern dafür, daß ich den Blutpreis angenommen habe.«

»Den Blutpreis? Von wem?«

»Vom Bey. Er hat ihn bezahlt.«

»Wie viel hat er gegeben?«

»Ein Pferd, eine Luntenflinte und fünfzig Schafe.«

»Also bedeutend weniger, als du von mir verlangtest.«

»Er ist mein Scheik; ich mußte auf ihn hören. Aber weil es so wenig ist, darum sollst du mir ein Bakschisch geben.«

»Wäre ich ein freier, stolzer Kurde, ich würde nicht wie ein türkischer Hammal {Lastträger} um ein Bakschisch betteln. Da du es aber dennoch tust, so sollst du es erhalten; aber nicht jetzt, sondern erst dann, wenn wir Abschied nehmen.«

»Wie viel wirst du mir geben?«

»Das kommt ganz darauf an, wie du dich gegen uns verhalten wirst.«

»Und wird unser Nezanum auch etwas erhalten?«

»Hat er dir geboten, mich darüber zu fragen?«

»Ja, er tat es.«

»So sage ihm, daß ich nur dann einem Bettler etwas gebe, wenn er mich selbst bittet. Ist der Nezanum ein Mann, der von der Empfehlung des Propheten lebt, so soll er von jedem von uns gern eine Gabe erhalten; aber er mag dann selbst zu uns kommen. Übrigens habe ich ihm bereits das Leben seines Sohnes geschenkt, und das ist mehr als jede andere Gabe.«

Der Kurde ging. Er hatte den Blutpreis erhalten, aber sein Gesicht sah ganz so aus, als ob ich mich hüten müsse, ihm einmal unter andern Umständen zu begegnen.

»Was wollte der Kerl?« fragte Lindsay.

»Der Bey hat ihm an unserer Stelle den Blutpreis bezahlt, und nun — — —«

»Wie? Der Bey?«

»Aus Gastlichkeit!«

»Nobel! Sehr nobel! Yes! Wie viel?«

»Ein Pferd, eine Luntenflinte und fünfzig Schafe.«

»Wie viel ist dies an Geld?«

»Nicht mehr als fünf Pfund oder hundert Mark.«

»Werde es ihm wiedergeben.«

»Das wäre eine große Beleidigung, Sir. Wir müssen das durch ein Geschenk auszugleichen suchen.«

»Gut! Schön! Was geben wir?«

»Darüber wollen wir uns den Kopf jetzt noch nicht zerbrechen.«

»Und nun verlangt dieser Mensch noch ein Bakschisch? — Master, was heißt auf Kurdisch ein Backenstreich, eine Ohrfeige oder eine Mauschelle?«

»Sileik.«

»Well! Warum habt Ihr ihm nicht einige Sileiks gegeben?«

»Weil es nicht am Platze war. Ich habe ihm im Gegenteil ein

Bakschisch versprochen, welches er erhalten soll, sobald wir von hier fortgehen.«

»So erlaubt, daß ich es ihm gebe. Soll ihm zugleich zur Erinnerung und Besserung dienen!«

Als der Bey seine Amtsgeschäfte erledigt hatte, kam er, um uns hinab in den Hof zu führen, wo das Mahl eingenommen werden sollte. Es waren zu demselben wohl an die vierzig Personen geladen, und außerdem kamen noch viele andere, um sich nach orientalischer Sitte ganz ungeniert selbst zu Gaste zu bitten.

Gegen Ende des Mahles stellte es sich heraus, daß die Speisen nicht für alle langten, und so erhielten die ›Trollgäste‹ ein lebendiges Schaf, welches sie gleich selbst zubereiteten. Der eine machte ein Loch in die Erde; andere holten Steine und Holz zur Feuerung herbei. Derjenige, welchen die Wahl getroffen hatte, ergriff das Schaf, schnitt ihm die Kehle durch und hing es mit den zusammengebundenen Vorderbeinen an einen Balkenpflock auf. Die Eingeweide wurden nicht herausgenommen, sondern der Kurde nahm einen Mund voll Wasser, hielt die Lippen an ... des Tieres und blies das Wasser hinein. Er fuhr in dieser possierlichen Beschäftigung so lange fort, bis die Eingeweide vollständig aufgebläht und nach oben hinaus ausgespült waren. Dann wurden die Gedärme in so viele Stücke zerschnitten, als Männer von dem Schafe essen sollten; auch das Fleisch des Schafes wurde in eben so viele Teile zerlegt. Nun wickelte ein jeder sein Stück Darm um sein Fleisch und legte dieses Präparat in das mit den Steinen ausgekleidete Loch, über welches ein Feuer angemacht wurde. Schon nach kurzer Zeit ward dasselbe hinweggenommen, und die halb-garen Stücke gingen zwischen den Zähnen der Kurden ihrer nützlichen Bestimmung entgegen.

Nach dem Essen zeigte uns der Bey seinen Stall. Es befanden sich in demselben über zwanzig Pferde, doch war unter ihnen nur ein Schimmel, der einer besonderen Aufmerksamkeit würdig war. Dann gab es Kampfspiele und Lieder, zu denen ein zweisaitiges Tambur {Gitarre} die Begleitung wimmerte, und endlich wurden von einem Manne Märchen und Geschichten

erzählt, Geschichten, Tschiroka: Baka ki mir – vom sterbenden Frosch; Gur bu schevan – der Wolf als Hirt; Schyeri kal – der alte Löwe; Ruvi u bizin – der Fuchs und die Ziege.

Die Versammlung hörte diesen Vorträgen mit größter Aufmerksamkeit zu, mir aber war es sehr lieb, als sie zu Ende waren und wir uns zur Ruhe begeben konnten. Zu diesem Zweck führte uns der Bey in eine große Stube, an deren Wänden rundum Divans standen, die uns zum Lager dienen sollten. Da in diesem Raume gar nichts Merkwürdiges zu sehen war, so wunderte ich mich über die gespannten Blicke, mit denen der Bey uns beobachtete. Es waren ganz die Blicke eines Menschen, der erwartet, daß man bei ihm eine außerordentliche Entdeckung machen und bewundern werde. Endlich erkannte ich aus der so oft wiederkehrenden Richtung seiner Augen den Gegenstand, den wir entdecken und bewundern sollten, und natürlich brach ich sofort in das größtmögliche Erstaunen aus:

»Was ist das! O, Bey, mit welchem großen Reichtum hat Allah dich gesegnet! Deine Schätze sind größer als diejenigen des Bey von Rewandoz oder des Beherrschers von Dschulamerik!«

»Was meinst du, Emir?« fragte er mit einer gewissen Koketterie.

»Ich meine das kostbare Dscham {Fensterglas}, mit welchem du deinen Palast geschmückt hast.«

»Ja, es ist sehr selten und teuer,« antwortete er mit stolzer Bescheidenheit.

»Von wem hast du es?«

»Ich kaufte es von einem Israel {Juden}, der es aus Mossul brachte, um es dem Schah von Persien zu verehren.«

Es wäre unhöflich gewesen, nach dem Preise zu fragen. Der Jude hatte das Märchen vom persischen Schah erfunden und den Bey jedenfalls ganz tüchtig geprellt. Das Glas war nämlich ein kleines Stück einer zerbrochenen Fensterscheibe und hatte die Größe von kaum zwei Mannshänden. Es war als der größte Schmuck des Zimmers an das geölte Papier des Fensters geklebt worden und ließ den Raum nun allerdings über

alle Nebenbuhlerschaft erhaben erscheinen. Der Bey wünschte uns eine gute Nacht in dem Bewußtsein, uns mit diesem Fenster außerordentlich imponiert zu haben.

Wir waren müde und sehnten uns nach Ruhe, die wir nun in vollkommener Sicherheit genießen konnten.

Sechstes Kapitel *Bären- und Menschenjagd*

Am andern Morgen weckte uns der Bey in eigener Person mit den Worten:

»Emir, erhebet Euch, wenn Ihr wirklich mit nach Mia wollt! Wir werden sehr bald aufbrechen.«

Da wir nach dortiger Gewohnheit in unsern Kleidern geschlafen hatten, so konnten wir ihm fast augenblicklich folgen. Wir erhielten Kaffee und kalte Bratenstücke, und dann setzte man sich zu Pferde. Der Weg nach Mia führte durch mehrere kurdische Dörfer, welche von gut bewässerten Gärten umgeben waren. Kurz vor dem Dorfe erhebt sich das Terrain bedeutend, und wir hatten einen Paß zu überschreiten, an dem wir von einigen Männern erwartet wurden. Dies schien dem Bey aufzufallen, denn er fragte sie, warum sie nicht in Mia geblieben seien.

»Herr, es ist seit gestern vieles geschehen, was wir dir berichten müssen,« antwortete einer von ihnen. »Daß die Nestorah das untere Dorf verlassen haben, wird dir Dohub gesagt haben. Heute in der Nacht nun ist einer von ihnen in dem oberen Dorfe gewesen und hat einem Manne, dem er Dank schuldet, dringend geraten, schnell aus Mia fortzugehen, wenn er sein Leben retten wolle.«

»Und da fürchtet ihr euch?« fragte der Bey.

»Nein, denn wir sind stark und tapfer genug, es mit diesen Giaurs aufzunehmen. Aber wir haben in der Frühe erfahren, daß die Christen bereits moslemitische Einwohner von Zawitha, Minjanisch, Murghi und Lizan getötet haben, und hier in der Nähe von Seraruh sind einige Häuser weggebrannt wor-

den. Wir ritten dir entgegen, damit du diese Kunde so bald wie möglich empfangen solltest.«

»So kommt. Wir wollen sehen, was davon zu glauben ist!«

Wir ritten im scharfen Tempo die Höhe hinunter und kamen bald an die Stelle, wo der Weg sich nach dem obern und dem untern Dorfe zu teilt. Wir schlugen die erstere Richtung ein, da der Bey in dem oberen Dorfe ein Haus besaß. Er wurde an demselben von einer Schar Kurden erwartet, welche mit langen Lanzen und vielen kurzen Wurfspießen bewaffnet waren. Es war die Jagdgesellschaft.

Wir stiegen ab und der Aufseher des Hauses brachte uns Speise und Trank herbei. Während wir uns labten, hielt der Bey draußen vor dem Hause ein Verhör bezüglich der Unruhen der Nestorianer. Das Ergebnis desselben schien ein sehr befriedigendes zu sein, denn als er bei uns eintrat, lächelte er wie ein Mann, der unnötigerweise belästigt worden ist.

»Ist Gefahr vorhanden?« fragte ich ihn.

»Gar nicht. Diese Nestorah haben uns verlassen, um hinfort keine Dscherum {Geldstrafen} mehr bezahlen zu müssen, und da drüben bei Seraruh ist ein altes Haus verbrannt. Nun reden diese Memmen von Aufstand und Blutvergießen, während die Giaurs doch froh sind, wenn wir sie ungeschoren lassen. Kommt; ich habe Befehl zum Aufbruch gegeben. Wir reiten nach Seraruh zu, und da haben wir sogleich Gelegenheit, zu erfahren, daß die Männer von Mia zu ängstlich gewesen sind.«

»Werden wir uns teilen?« fragte ich nun.

»Warum?« erwiderte er, einigermaßen erstaunt.

»Du sprachst von zwei Bärenfamilien.«

»Wir werden beisammen bleiben und erst die eine und dann die andere Familie vernichten.«

»Ist es weit von hier?«

»Meine Männer haben die Spuren verfolgt. Sie sagten mir, daß wir nur eine halbe Stunde zu reiten haben. Willst du wirklich mit uns gegen die Bären kämpfen?«

Ich bejahte, und er sagte dann:

»So will ich dir einige Wurfspieße geben.«

»Wozu?«

»Weißt du nicht, daß keine Kugel einen Bären tötet? Er stirbt erst dann, wenn viele Spieße in ihm stecken.«

Das brachte mir keinen guten Begriff von den Kurden und ihren Waffen bei. Entweder waren die ersteren feig oder die letzteren schlecht.

»Du magst deine Spieße immerhin behalten; es reicht eine Kugel vollständig hin, um einen Bären zu töten.«

»Tue, was du willst,« meinte er überlegen, »aber bleibe stets in meiner Nähe, damit ich dich beschützen kann.«

»Allah erhalte dich, so wie du mich erhalten willst!«

Wir ritten zum Dorfe hinaus. Der ganze Reitertrupp hatte das Aussehen, als ob wir auf die Gazellenjagd auszögen, so wenig gediegen erschien mir alles. Es ging erst in das Tal hinab und dann drüben wieder empor über Berge, durch Schluchten und Wälder, bis wir endlich in einem Buchenwalde halten blieben, in dem es viel Unterholz gab.

»Wo ist das Lager der Tiere?« fragte ich den Bey.

Er deutete nur so vor sich hin, ohne einen bestimmten Punkt anzugeben.

»Man hat die Spuren gefunden?«

»Ja, auf der andern Seite.«

»Ah! Du lässest das Lager umstellen?«

»Ja, die Tiere werden auf uns zu getrieben. Du sollst zu meiner Rechten bleiben, und dieser Emir aus dem Abendlande, der auch keinen Wurfspieß haben will, zu meiner Linken, damit ich euch beschützen kann.«

»Sind die Bären alle drin?« fragte ich wieder.

»Wo sollen sie sein? Sie gehen nur des Nachts stehlen.«

Es war eine wunderbare Anordnung, welche jetzt getroffen wurde. Wir waren sämtlich zu Pferde und bildeten einen Halbkreis, dessen einzelne Glieder beim Beginne des Treibens etwa vierzig Schritte voneinander halten sollten.

»Sollen wir schießen, wenn der Bär kommt?« fragte ich ungeduldig.

»Ihr könnt es tun, aber ihr werdet ihn nicht töten; dann jedoch flieht sofort!«

»Und was tust du?«

»Wenn der Bär kommt, so wirft ihm der nächste den Dscherid {Wurfspieß} in den Leib und flieht so schnell, als das Pferd laufen kann. Der Bär setzt ihm nach, und der nächste Jäger verfolgt den Bären. Er wirft ihm auch einen Dscherid in den Leib und flieht. Nun wendet sich der Bär, und der erste Jäger auch. Es kommen mehrere herbei. Wer seinen Spieß geworfen hat, der wendet sich rasch zur Flucht, und der Bär wird von den andern abgehalten. Er bekommt so viele Spieße in den Leib, daß er sich endlich verbluten muß.«

Ich übersetzte das dem Engländer.

»Feige Jagd!« räsionierte er. »Schade um den Pelz! Wollen wir einen Handel machen, Sir!«

»Welchen?«

»Will Euch den Bären abkaufen.«

»Wenn es mir gelingt, ihn zu erlegen.«

»*Pshaw!* Wenn er noch lebendig ist.«

»Das wäre kurios!«

»Meinetwegen! Wie viel wollt Ihr haben?«

»Ich kann doch den Bären nicht verkaufen, wenn ich ihn noch gar nicht habe!«

»Sollt ihn eben gar nicht haben! Wenn er ja hier herauskommt, so werdet Ihr mir ihn wegschießen. Aber ich selbst will ihn schießen, und darum werde ich ihn Euch abkaufen.«

»Wie viel gebt Ihr?«

»Fünfzig Pfund, Sir. Ist's genug?«

»Mehr als genug. Aber ich wollte nur sehen, wie viel Ihr bietet. Ich verkaufe ihn nämlich nicht.«

Er machte mir ein sehr grimmiges Gesicht.

»Warum nicht, Sir? Bin ich nicht Euer Freund?«

»Ich schenke ihn Euch. Seht, wie Ihr mit ihm fertig werdet!«

Er zog das gewohnte Parallelogramm seines Mundes so in die Breite, nämlich vor Vergnügen, daß es schien, als ob sich unter der Riesennase ein Bewässerungsgraben von einem Ohre zum anderen befände.

»Sollt die fünfzig Pfund dennoch haben, Master!« sagte er.

»Nehme sie nicht!«

»So werden wir auf andere Weise quitt! *Yes!*«

»Ich stehe bereits weit höher in Eurer Schuld. Aber eine Bedingung muß ich dennoch stellen. Ich bin begierig, die Art und Weise kennen zu lernen, wie diese Kurden den Bären jagen, und darum wünsche ich nicht, daß Ihr sofort schießt. Laßt ihm erst einige Speere geben! Nicht?«

»Werde Euch den Gefallen tun.«

»Aber nehmt Euch wohl in acht! Schießt ihm in das Auge oder grad in das Herz, sobald er sich erhebt. Die hiesigen Bären sind zwar nicht sehr schlimm, aber man kann doch immerhin Gefahr laufen.«

»Ha! Wollt Ihr mir einen Gefallen tun?«

»Recht gern, wenn ich kann.«

»Tretet mir für diese Weile Eure Büchse ab. Sie ist viel besser als die meinige. Tauscht Ihr mit mir so lange?«

»Wenn Ihr mir verspricht, daß sie dem Bären nicht zwischen die Tatzen kommen soll!«

»Werde sie in meinen eigenen Tatzen behalten!«

»So gebt her!«

Wir tauschten die Gewehre. Der Engländer war ein guter Schütze, aber ich war doch neugierig, wie er sich einem Bären gegenüber verhalten werde.

Die Schar der Kurden löste sich auf. Die Hälfte derselben ritt mit den Hunden fort, um als Treiber zu dienen, und wir andern blieben zurück, um die bezeichnete Linie zu bilden. Halef und die beiden Araber hatten Wurfspieße angenommen und wurden in die Zwischenräume eingereiht; ich aber mußte mit dem Engländer bei dem Bey halten bleiben. Meinen Hund hatte ich nicht zum Treiben hergegeben; er blieb an meiner Seite.

»Eure Hunde holen den Bären nicht, sondern sie treiben ihn?« fragte ich den Bey.

»Sie können ihn nicht holen oder stellen, denn er flieht vor ihnen.«

»So ist er feig!«

»Du wirst ihn kennen lernen.«

Es dauerte eine geraume Weile, ehe wir an dem Lärmen merkten, daß sich die Treiber in Bewegung gesetzt hatten. Dann erscholl lautes Bellen und Halla-Rufen. Das Bellen näherte sich schnell, das Rufen etwas langsamer. Nach einigen Minuten verkündete uns ein lautes Geheul, daß einer der Hunde verwundet worden sei. Nun krachten Schüsse, und die Meute fiel mit verdoppelter Stärke ein.

»Paß auf, Emir!« warnte der Bey. »Jetzt wird der Bär kommen.«

Er hatte richtig vermutet. Es knackte in dem nahen Unterholze und ein schwarzer Bär erschien. Es war kein Goliath; ein guter Schuß mußte ihn töten. Bei unserm Anblick blieb er stehen, um sich gemächlich zu überlegen, was unter so mißlichen Umständen zu tun sei. Ein halblautes Brummen verriet seinen Verdruß, und seine Äuglein blitzten mißmutig zu uns herüber. Der Bey ließ ihm keine Zeit. Da wo wir hielten, standen die Bäume lichter, so daß man sich zu Pferde genügend bewegen konnte. Er ritt auf das Tier zu, schwang einen seiner Spieße und warf ihn dem Bären in den Pelz, wo er stecken blieb. Dann aber riß er sein aus Furcht vor dem Bären zitterndes Pferd herum.

»Fliehe, Emir!« rief er mir noch zu, dann sauste er zwischen mir und dem Engländer hindurch.

Der Bär stieß ein lautes schmerzliches Brummen aus, suchte den Speiß von sich abzuschütteln, und da ihm dies nicht gelang, so rannte er dem Bey nach. Sofort brachen die beiden nächsten Nachbarn von uns hinter ihm her und warfen bereits von weitem ihre Spieße, von denen nur einer traf, aber ohne stecken zu bleiben. Sofort wandte sich der Bär nach ihnen. Der Bey merkte dies, kehrte um, ritt wieder auf ihn zu und warf den zweiten Speiß, welcher noch tiefer eindrang, als der erste. Das jetzt wütende Tier erhob sich und versuchte, den Schaft abzubrechen, während die beiden anderen Reiter von neuem auf dasselbe eindrangen.

»Soll ich jetzt, Sir?« rief mir Lindsay zu.

»Ja, macht der Qual ein Ende!«

»So haltet mein Pferd.«

Er ritt, da wir dem Bären ausgewichen und dabei auseinander gekommen waren, wieder auf mich zu, stieg ab und übergab mir das Pferd. Schon wollte er sich abwenden, da prasselten die Zweige nieder und es erschien ein zweiter Bär. Es war die Bärin, welche nur langsam zwischen den Büschen hervortrat, weil ein schutzbedürftiges Junges bei ihr war. Sie war größer als das Männchen, und ihr zorniges Brummen konnte schon mehr ein Brüllen genannt werden. Es war ein nicht ungefährlicher Augenblick: dort der Bär, hier die Bärin, und wir zwischen ihnen. Aber die Kaltblütigkeit meines Master Fowling-bull kam nicht aus der Fassung.

»Die Bärin, Sir?« fragte er mich.

»Gewiß!«

»Well! Werde galant sein. Die Dame hat den Vorzug!«

Er nickte vergnügt, schob sich den Turban aus der Stirn und schritt mit angelegter Büchse auf die Bärin zu. Diese sah den Feind kommen, zog das Junge zwischen ihre Hinterbeine und erhob sich, um den Nahenden mit ihren Vorderpranken zu empfangen. Dieser trat bis auf drei Schritte zu ihr heran, hielt ihr die Mündung des Gewehres so ruhig, als ob er auf ein Bild schieße, vor den Kopf und drückte ab.

»Zurück!« warnte ich ihn.

Es war unnötig, denn er war sofort auf die Seite gesprungen und hielt das Gewehr für den zweiten Schuß bereit. Dieser war nicht nötig. Die Bärin schlug die Tatzen in die Luft, drehte sich langsam und zitternd herum und stürzte zu Boden.

»Ist sie tot?« fragte Lindsay.

»Ja, aber wartet noch, ehe Ihr sie berührt.«

»Well! Wo ist der andere?«

»Da drüben!«

»Bleibt hier. Werde ihm die zweite Kugel geben.«

»Gebt die Büchse her! Ich will zuvor den leeren Lauf laden.«

»Dauert mir zu lange!«

Er schritt dem Platze zu, wo sich der verwundete Bär noch immer mit seinen Verfolgern abmühte. Eben wollte der Bey dem Tiere einen neuen Spieß geben, als er den Engländer sah

und erschrocken inne hielt. Er hielt ihn für verloren. Lindsay aber blieb ruhig stehen, als er sah, daß der Bär auf ihn losrannte. Er ließ ihn herankommen, wartete, bis er sich zur tödlichen Umarmung erhob, und drückte los. Der zweite Schuß hatte denselben Erfolg wie der erste: – das Tier war tot.

Es erhob sich ein lauter Jubel, der nur von dem Geheul der Hunde übertönt wurde, die mit Mühe von den toten Bären abzuhalten waren. Der Engländer aber kehrte sehr gleichmütig zu seinem Pferde zurück und übergab mir die Büchse.

»Jetzt könnt Ihr wieder laden, Sir! *Yes!*«

»Da, nehmt Euer Pferd!«

»Wie habe ich die Sache gemacht?«

»Sehr gut!«

»*Well!* Freut mich! Ist schön in Kurdistan, wunderschön!«

Die Kurden kamen aus dem Erstaunen nicht heraus; es war ihnen unerhört, daß ein Fußgänger mit nur einem Gewehre mit zwei Bären fertig zu werden vermochte. Allerdings hatte sich Master Lindsay mehr als musterhaft benommen. Ein größeres Rätsel noch war es mir, die Bärenfamilie beisammen zu finden, da das Junge bereits ziemlich erwachsen war. Die Kurden hatten sehr große Mühe, es zu überwältigen und zu binden, da der Bey es lebendig in Gumri zu haben wünschte.

Nun wurde das Lager der Tiere aufgesucht. Es befand sich im dichtesten Gestrüpp, und die vorhandenen Spuren zeigten, daß die Familie nur aus den Alten mit diesem einen Jungen bestanden hatte. Einer der Hunde war tot, und zwei waren verwundet. Wir konnten mit dieser Jagd zufrieden sein.

»Herr,« sagte der Bey zu mir, »dieser Emir aus dem Abendlande ist ein sehr tapferer Mann!«

»Das ist er.«

»Ich wundere mich nicht mehr, daß euch die Berwari gestern nicht überwältigen konnten, bis sie euch zu schnell überraschten.«

»Auch da hätten sie uns nicht überwältigt; aber ich gebot den Gefährten, sich nicht zu wehren. Ich bin dein Freund und wollte deine Leute nicht töten lassen.«

»Wie ist es möglich, alle beiden Bären in das Auge zu treffen?«

»Ich habe einen Jäger gekannt, der jedes Wild und jeden Feind in das Auge traf. Er war ein guter Schütze und hatte ein sehr gutes Gewehr, welches niemals versagte.«

»Schießest du auch so?«

»Nein. Ich habe sehr viel geschossen, aber nur in schlimmen Fällen auf das Auge gezielt. Wo ist der zweite Jagdplatz?«

»Nach Osten, näher nach Seraruh hinüber. Wir wollen aufbrechen.«

Es wurden einige Männer mit den erbeuteten Tieren zurückgelassen; wir andern ritten weiter. Wir verließen den Wald und kamen in eine Schlucht hinab, in welcher ein Bach floß, dessen Ufern wir zu folgen hatten. Der Bey ritt mit den beiden Haddedihs bei den Führern an der Spitze des Zuges; Halef befand sich im dichtesten Haufen der Kurden, mit denen er sich mittels Gebärden zu unterhalten suchte, und ich ritt mit dem Engländer hinterher. Wir waren im Gespräche über irgend einen Gegenstand vertieft und merkten nicht, daß wir soweit zurückgeblieben waren, daß wir die Kurden nicht mehr sehen konnten. Da fiel ein Schuß vor uns.

»Was ist das?« fragte der Engländer. »Sind wir schon bei den Bären, Sir?«

»Wohl nicht.«

»Wer schießt aber?«

»Werden es sehen; kommt!«

Da krachte eine ganze Salve, als ob der Schuß vorher nur als Signal gegolten habe. Wir setzten unsere Pferde in Galopp. Mein Rappe flog wie ein Pfeil über den schmierigen Boden, aber – da blieb er mit dem Hufe an einer Schlingwurzeln hängen; ich hatte sie gesehen und wollte ihn emporreißen, aber es war bereits zu spät. Er überschlug sich, und ich wurde weit aus dem Sattel geschleudert. Das war in zwei Tagen zum zweitenmal; aber ich fiel jetzt nicht so glücklich, wie gestern. Ich mußte mit dem Kopfe aufgefallen sein, oder ich hatte mir den Büchsenkolben an die Schläfe geschlagen – ich blieb völlig bewusstungslos liegen.

Als ich wieder zu mir kam, fühlte ich eine Erschütterung, die mir den ganzen Körper schmerzen machte. Ich öffnete die Augen und sah mich zwischen zwei Pferden hängen. Man hatte Stangen an die Sättel befestigt und mich darauf gebunden. Vor und hinter mir ritten gegen dreißig krieglerische Gestalten, von denen mehrere verwundet zu sein schienen, und unter ihnen befand sich – Master Lindsay, aber gefesselt. Der Anführer der Schar ritt meinen Hengst und trug auch meine Waffen. Mir hatte man nur Hemd und Hose gelassen, während Lindsay außer diesen beiden notwendigen Kleidungsstücken auch noch seinen schönen Turban behalten durfte. Wir waren vollständig ausgeraubt und gefangen.

Da wendete einer der Reiter den Kopf und sah, daß ich die Augen geöffnet hatte.

»Halt!« rief er. »Er lebt!«

Sofort stockte der Zug. Alle hielten an und bildeten einen Kreis um mich. Der Anführer drängte meinen Hengst heran und fragte mich:

»Kannst du reden?«

Schweigen konnte zu nichts führen; ich antwortete daher mit einem Ja.

»Du bist der Bey von Gumri?« begann er das Verhör.

»Nein.«

»Lüge nicht.«

»Ich rede die Wahrheit.«

»Du bist der Bey!«

»Ich bin es nicht!«

»Wer bist du sonst?«

»Ein Fremder.«

»Woher?«

»Aus dem Abendlande.«

Er lachte höhnisch.

»Hört ihr's? Er ist ein Fremdling aus dem Abendlande, geht mit den Leuten von Gumri und Mia auf die Bärenjagd und spricht die Sprache dieses Landes!«

»Ich war ein Gast des Bey, und daß ich eure Sprache nicht gut spreche, das müßt ihr hören. Seid ihr Nestorah?«

»So nennen uns die Moslemim.«

»Auch ich bin ein Christ!«

»Du?« Er lachte wieder. »Du bist ein Hadschi; du hattest den Kuran am Halse hängen; du trägst die Kleidung eines Moslem; du willst uns betrügen.«

»Ich sage die Wahrheit!«

»Sage uns, ob Sidna Marryam die Mutter Gottes ist!«

»Sie ist es.«

»Sage uns, ob ein Priester ein Weib nehmen soll!«

»Vielen ist es verboten.«

»Sage mir, ob es mehr oder weniger als drei Sakramente gibt!«

»Es gibt mehr.«

Es fiel mir trotz der Gefahr, in welcher ich schwebte, nicht ein, meinen Glauben zu verleugnen. Die Folge bekam ich sofort zu hören:

»So wisse, daß Sidna Marryam nur einen Menschen geboren hat, daß ein Priester sich verheiraten darf, und daß es nur drei Sakramente gibt, nämlich das Abendmahl, die Taufe und die Ordination. Du bist ein Moslem, und wenn du ja ein Christ bist, so bist du ein falscher Christ und gehörst zu jenen, welche ihre Priester senden, um die Kurden, Türken und Perser gegen uns aufzuhetzen, und das ist noch schlimmer, als wenn du ein Anhänger des falschen Propheten wärest. Deine Leute haben einige von uns verwundet; du wirst diese Schuld mit deinem Blute bezahlen.«

»Ihr wollt Christen sein und dürstet nach Blut! Was haben wir beide euch getan? Wir wissen nicht einmal, ob ihr den Bey angefallen habt, oder ob ihr von ihm angefallen worden seid.«

»Er wurde von uns erwartet, denn wir wußten, daß er in die Schlucht auf die Jagd kommen würde; aber er ist uns mit all den Seinen entkommen. Das wollen wir dir sagen.«

»Wohin führt ihr uns?«

»Das wirst du erfahren, wenn wir dort sind.«

»So befreit mich wenigstens aus dieser Lage, und laßt mich auf einem Pferde sitzen.«

»Das ist auch uns lieber. Aber wir werden dich anbinden müssen, damit du uns nicht entkommen kannst.«

»Tut es immerhin!«

»Wer ist dein Gefährte? Er hat zwei Männer von uns verwundet und ein Pferd erschossen und redet in einer Sprache, die wir nicht verstehen.«

»Er ist ein Engländer.«

»Ein Engländer? Er trug ja kurdische Kleidung!«

»Weil sie in diesem Lande die bequemste ist.«

»Ist er ein Missionar?«

»Das ist er nicht.«

»Was will er hier?«

»Wir reisen in Kurdistan, um zu sehen, was es hier für Menschen, Tiere und Pflanzen, für Städte und Dörfer gibt.«

»Das ist sehr schlimm für euch, denn dann seid ihr Spione. Was habt ihr euch um dieses Land zu kümmern! Wir kommen auch nicht in das eurige, um eure Menschen, Städte und Dörfer auszukundschaften. – Setzt ihn auf das Pferd und bindet ihn mit dem Manne zusammen, der ein Engländer sein soll. Auch ihre beiden Tiere hängt aneinander!«

Diesem Befehle wurde Folge geleistet. Diese Leute führten so viele Stricke und Riemen bei sich, daß sie sicher auf einen viel größeren Fang ausgegangen waren, als sie mit uns gemacht hatten. Es wurden Stricke zwischen mir und Lindsay herüber und hinüber gezogen, so daß die Flucht eines einzelnen von uns gar nicht möglich war. Der Engländer sah diese Veranstaltungen mit einem unbeschreiblichen Blick über sich ergehen; dann wandte er sich mit einem Gesichte zu mir, an welchem alle bitteren Gefühle der Welt herumzertritten. Der fest zusammengekniffene Mund bildete einen Halbkreis, dessen Enden das Kinn abknüpfen wollten, und die Nase hing farblos nieder, wie eine eingeschnelte und steif gefrorene Trauerflagge.

»Nun, Sir?« fragte ich.

Er nickte sehr langsam zwei- oder dreimal und sagte dann:

»Yes!«

Er brauchte nicht mehr zu sagen, als dieses eine Wort, denn

in dem Tone desselben lag eine ganze Welt voll Ausrufezeichen.

»Wir sind gefangen,« hob ich an.

»Yes!«

»Und halb nackt.«

»Yes!«

»Wie ist das gekommen?«

»Yes!«

»Geht zum Kuckuck mit Eurem Yes! Ich habe gefragt, wie es gekommen ist, daß wir gefangen werden konnten.«

»Wie heißt Schelm oder Spitzbube auf Kurdisch?«

»Schelm heißt Heilebaz, und Spitzbube Herambaz.«

»So fragt diese Heile- und Herambazes, wie es ihnen gelungen ist, uns wegzufischen!«

Der Anführer mußte die kurdischen Ausdrücke vernommen haben. Er drehte sich um und fragte:

»Was habt ihr zu reden?«

»Ich lasse mir von meinem Gefährten erzählen, wie wir in eure Hände geraten sind,« erwiderte ich.

»So redet kurdisch, damit wir es auch hören!«

»Er versteht ja das Kurdische nicht!«

»So redet ja nicht etwa Dinge, die wir nicht erlauben können!«

Er drehte sich wieder hinum, wohl in der Überzeugung, uns einen guten Befehl gegeben zu haben. Ich war jedoch sehr froh, daß er uns das Sprechen überhaupt nicht verboten hatte. Ein Kurde hätte dies sicherlich getan. Auch waren unsere Fesseln keineswegs beschwerlicher Art. Unsere Füße waren so zusammengebunden, daß der Strick unter dem Bauche des Pferdes hinweglief, und von meinem linken Arme und Beine führte je eine Leine zu den genannten rechten Gliedmaßen des Engländers. Außerdem waren unsere Pferde zusammengekoppelt; die Hände aber hatten wir frei – man ließ uns die Zügel führen. Unsere jetzigen Herren hätten in einem Kursus bei den wilden Indianern sehr viel lernen können.

»Also, erzählt, Sir!« bat ich Lindsay.

»Well! Ihr schlugt einen Purzelbaum, grad wie gestern.

Scheint überhaupt seit neuester Zeit in dieser Motion etwas zu leisten! Ich ritt hinter Euch. Versteht Ihr wohl!«

»Verstehe sehr gut; fahrt fort!«

»Mein Pferd stürzte über Euren Rappen, der jetzt diesem Gentleman gehört, und ich – hm! *Yes!*«

»Aha! Ihr schlugt auch einen Purzelbaum?«

»*Well!* Aber der meinige gelang besser als der Eurige –«

»Vielleicht habt Ihr in dieser Motion eine größere Übung als ich!«

»Sir, was heißt Schnabel auf Kurdisch?«

»Nekul.«

»Schön! Gebt also auf Euren Nekul besser acht, Master!«

»Danke für die Warnung, Sir! Eure Ausdrucksweise scheint sich, seit Ihr Euch mit dem Kurdischen beschäftigt, sehr verästhetisiert zu haben. Nicht?«

»Ist auch kein Wunder bei diesem Ärger! Also ich kam zur Erde zu liegen und konnte nur langsam wieder auf. Es mußte sich etwas in mir verbogen haben. Die Büchse war weit fortgeschleudert und der Gürtel aufgegangen; alle Waffen lagen an der Erde. Da kamen diese Herambaz und machten sich über mich her.«

»Ihr wehrtet Euch?«

»Natürlich! Ich konnte aber nur das Messer und eine der Pistolen erwischen; darum gelang es ihnen, mich zu entwaffnen und zu binden.«

»Wo blieb der Bey mit seinen Leuten?«

»Habe keinen von ihnen zu sehen bekommen, hörte aber weiter vor uns noch schießen.«

»Sie werden zwischen zwei Abteilungen dieser Leute hier geraten gewesen sein.«

»Wahrscheinlich. Als man mit mir fertig war, machte man sich an Euch. Ich dachte schon, daß Ihr tot wäret. Man hat Beispiele, daß selbst ein schlechter Reiter einmal den Hals entzweifällt; nicht, Sir?«

»Möglich!«

»Ihr wurdet zwischen die zwei Mähren gebunden; dann

ging es fort, nachdem man unsere beiden Pferde annektiert hatte.«

»Hat man Euch verhört?«

»Sehr! Habe auch geantwortet! Und wie! *Yes!*«

»Wir müssen zunächst aufmerken, in welcher Richtung wir transportiert werden. Wo liegt die Schlucht, in der uns das Unglück passierte?«

»Grad hinter uns.«

»Dort steht die Sonne; wir reiten also Ostsüdost. Gefällt es Euch noch so in Kurdistan wie vorhin, als Ihr die Bären getroffen hattet?«

»Hm! Ein miserables Land zuweilen! Wer sind diese Leute?«

»Es sind Nestorianer.«

»Vortreffliche christliche Sekte! Nicht, Sir?«

»Sie sind von den Kurden oft mit einer solchen unmenschlichen Grausamkeit behandelt worden, daß man sich nicht wundern darf, wenn sie einmal Vergeltung üben.«

»Konnten aber damit warten bis zu einer andern Zeit! Was ist nun zu tun, Sir?«

»Nichts, wenigstens jetzt.«

»Nicht fliehen?«

»In dem Zustande, in welchem wir uns befinden?«

»Hm! War ein schöner Anzug! Wunderschön! Nun ist er fort! In Gumri werden wir andere Kleider erhalten.«

»Das wäre das wenigste. Aber ohne mein Pferd und meine Waffen fliehe ich nicht. Wie steht es mit Eurem Gelde?« fragte ich.

»Fort! Und das Eurige?«

»Fort! Es war übrigens nicht sehr viel,« lautete meine Antwort.

»Schöne Wirtschaft, Sir! Was glaubt Ihr, daß sie mit uns tun werden?«

»In Lebensgefahr befinden wir uns nicht. Sie werden uns früher oder später entlassen. Aber ob wir unser Eigentum zurückerhalten, das ist sehr zu bezweifeln.«

»Laßt Ihr Eure Waffen im Stich?«

»Nie, und müßte ich sie einzeln in Kurdistan wieder zusammensuchen!«

»Well! Ich suche mit!«

Wir ritten durch ein breites Tal, welches zwei Höhenzüge trennte, die sich von Nordwest nach Südost erstreckten; dann ging es links zwischen den Bergen empor, bis wir auf eine Hochebene gelangten, von welcher aus man im Osten die Häuser mehrerer Ortschaften und einen Fluß erblickte, in welchen sich mehrere Bäche ergossen. In dieser Gegend mußten Murghi und Lizan liegen, denn nach meiner Ansicht waren wir bereits über Seraruh hinaus.

Hier oben wurde unter Eichen Halt gemacht. Die Reiter stiegen von den Pferden. Auch wir durften herab, wurden aber miteinander an den Stamm eines Baumes gebunden. Ein jeder holte hervor, was er an Eßwaren bei sich hatte, und wir erhielten die Erlaubnis, zuzusehen. Lindsay räusperte sich verdrießlich und knurrte:

»Wißt Ihr, worauf ich mich gefreut hatte, Sir?«

»Nun auf was?«

»Auf Bärenschinken und Barentatzen.«

»Dieses Gelüste laßt Euch vergehen! Habt Ihr Hunger?«

»Nein, bin satt vor Ärger! Schaut den Kerl! Kann sich mit den Revolvern nicht zurechtfinden!«

Die Leute konnten jetzt mit Ruhe alles betrachten, was sie uns abgenommen hatten. Wir sahen unser Eigentum durch alle Hände wandern, und nächst dem Gelde, welches aber sehr sorgfältig wieder aufgehoben wurde, erregten besonders unsere Waffen die Aufmerksamkeit der neuen Inhaber. Der Anführer hielt meine beiden Revolver in der Hand. Er konnte über sie nicht klug werden, drehte sie hin und her und wandte sich endlich an mich mit den Worten:

»Das sind Waffen?«

»Ja.«

»Zum Schießen?«

»Ja.«

»Wie macht man es?«

»Das kann man nicht sagen, sondern man muß es zeigen.«

»Zeige es uns!«

Dem Manne kam es nicht in den Sinn, daran zu denken, daß das kleine Ding ihm gefährlich werden könne.

»Du würdest es nicht begreifen,« sagte ich.

»Warum nicht?«

»Weil du zuvor den Bau und die Behandlung des anderen Gewehres begriffen haben müßtest.«

»Welches Gewehr meinst du?«

»Das zu deiner Rechten liegt.«

Es war der Henrystutzen, den ich meinte. Er war ebenso wie die Revolver mit einer Sicherung versehen, welche der Mann nicht zu behandeln verstand.

»So erkläre es mir!« sagte er.

»Ich habe dir ja bereits gesagt, daß man dies nur zeigen kann!«

»Hier hast du das Gewehr!«

Er reichte es mir, und sobald ich es in meiner Hand fühlte, war es mir, als ob ich nichts mehr zu befürchten brauche.

»Gib mir ein Messer, damit ich den Hahn öffnen kann,« sagte ich nun.

Er gab mir ein Messer, und ich nahm es, schob die Sicherung mit der Spitze desselben zurück, obgleich ich dies mit dem leisesten Druck meines Fingers hätte tun können, und behielt das Messer dann noch in der Hand.

»Sage mir, was ich dir schießen soll?« hob ich nun an.

Er blickte sich um und sagte dann:

»Bist du ein guter Schütze?«

»Ich bin's!«

»So schieße mir einen jener Galläpfel herab!«

»Ich werde dir fünf herunterschießen und doch nur einmal laden.«

»Das ist unmöglich!«

»Ich sage die Wahrheit. Soll ich laden?«

»Lade!«

»So mußt du mir den Beutel geben, der an meinem Gürtel hing. Du hast ihn da an deinen eigenen Gürtel befestigt.«

Das Gewehr war vollständig geladen, aber es war mir um meine Patronen zu tun.

»Was sind das für kleine Dinger, welche sich darin befinden?« fragte er.

»Das werde ich dir zeigen. Wer so ein Ding hat, braucht weder Pulver noch Kugel, um schießen zu können.«

»Ich sehe, daß du kein Kurde bist; denn du hast Sachen, die es noch nie in diesem Lande gegeben hat. Bist du wirklich ein Christ?«

»Ein guter Christ.«

»Sage mir das Vaterunser!«

»Ich spreche nicht gut das Kurdische, aber du wirst es mir verzeihen, wenn ich einige kleine Fehler mache.«

Ich gab mir Mühe, die Aufgabe zu lösen. Er fiel zwar einige Male verbessernd ein, weil ich die Worte ›Versuchung‹ und ›Ewigkeit‹ nicht kannte, meinte aber dann doch befriedigt:

»Du bist wirklich kein Moslem, denn ein solcher würde das Gebet der Christen niemals sagen. Du wirst das Gewehr nicht mißbrauchen, und darum will ich dir den Beutel geben.«

Seine Gefährten schienen sein Verfahren nicht anstößig und unvorsichtig zu finden. Sie gehörten alle einer Bevölkerungsklasse an, der durch die Gewalt ihrer Unterdrücker eine lange Zeit die Waffen aus der Hand gerungen gewesen waren, und verstanden darum den Wert derselben in den Händen eines entschlossenen Mannes kaum zu schätzen. Und übrigens waren alle wohl neugierig auf die Unterweisung, welche ich geben sollte.

Ich nahm eine der Patronen heraus und tat als ob ich lud. Dann zielte ich in die Höhe und gab den Zweig an, von welchem fünf Galläpfel verschwinden sollten. Ich drückte fünfmal los, und die Äpfel waren fort. Das Erstaunen dieser einfachen Leute war grenzenlos.

»Wie vielmal kannst du mit diesem Gewehre schießen?« fragte mich der Anführer.

»So vielmal, als ich will.«

»Und hier mit diesen kleinen Gewehren?«

»Auch sehr vielmal. Soll ich sie dir erklären?«

»Tue es!«

»Zeige sie einmal her!«

Ich legte den Stutzen neben mich und langte nach den beiden Revolvern, welche er mir gab. Lindsay beobachtete eine jede meiner Bewegungen mit der größten Spannung.

»Ich habe euch gesagt, daß ich ein Christ aus dem Abendlande bin. Wir töten niemals ungezwungen einen Menschen, aber wenn wir angegriffen werden, so kann man uns nie besiegen; denn wir haben wunderbare Waffen, gegen die es keine Rettung gibt. Ihr seid über dreißig tapfere Krieger; aber wenn wir zwei nicht an diesen Baum gebunden wären und euch töten wollten, so würden wir mit diesen drei Gewehren in drei Minuten damit fertig sein. Glaubst du das?«

»Wir haben auch Waffen!« antwortete er mit einem leisen Anflug von Besorgnis.

»Ihr würdet sie nicht brauchen können, denn der erste, der nach seiner Flinte, nach seiner Lanze oder nach seinem Messer griffe, wäre auch der erste, welcher sterben müßte. Versuchtet ihr aber keine Gegenwehr, so würden wir euch nichts zuleide tun, sondern in Frieden mit euch reden.«

»Das alles könnt ihr nicht, denn ihr seid an den Baum gebunden.«

»Du hast recht: aber wenn wir wollten, würden wir bald frei sein,« antwortete ich in einem ruhigen, erklärenden Tone. »Dieser Strick geht nur um unsern Leib und um den Baum. Ich würde meinem Gefährten diese kleinen Gewehre geben, so wie ich jetzt tue; dann nähme ich dein Messer, und ein einziger Schnitt mit demselben zertrennt den Strick, und wir sind frei. Siehest du wohl?«

Grad so, wie ich gesprochen, hatte ich es auch getan. Ich stand aufrecht am Baume mit dem Stutzen, Lindsay neben mir mit den Revolvern. Er nickte mir mit seinem breitesten Lächeln zu, gespannt auf alles, was ich tat, da er meine Worte nicht verstehen konnte.

»Du bist ein kluger Mann,« sagte der Anführer; »aber diesen Strick brauchtest du uns nicht zu ruinieren. Setze dich wieder nieder, und erkläre uns auch die beiden kleinen Gewehre!«

»Ich habe dir bereits zweimal gesagt, daß man das nicht erklären, sondern zeigen muß. Und zeigen werde ich es euch, wenn ihr nicht das tut, was ich von euch verlange.«

Jetzt endlich begann ihm klar zu werden, daß ich Ernst machte. Er stand auf, und auch die Andern erhoben sich, nach ihren Waffen greifend.

»Was verlangst du?« fragte er drohend.

»Höre mich ruhig an! Wir sind keine gewöhnlichen Krieger, sondern Emire, denen man Achtung schuldig ist, selbst wenn sie in Gefangenschaft geraten. Ihr aber habt uns beraubt und gefesselt, als ob wir Diebe und Räuber seien. Wir verlangen, daß ihr uns alles zurückgebt, was ihr uns genommen habt!«

»Das werden wir nicht tun!«

»So werde ich deinen Wunsch erfüllen und dir den Gebrauch unserer Waffen zeigen. Merke wohl auf: der erste, der auf uns schießen oder stechen will, wird auch der erste sein, der sterben muß! Es ist besser, wir sprechen in Frieden miteinander, als daß wir euch töten.«

»Ihr werdet auch fallen!«

»Aber die meisten von euch vorher!«

»Wir müssen euch binden, denn wir müssen euch zu unserm Melek bringen.«

»Ihr bringt uns nicht zu eurem Melek, wenn ihr uns fesseln wollt; denn wir werden uns wehren. Aber wenn ihr uns alles wiedergebt, was uns gehört, so werden wir euch freiwillig folgen; denn wir können dann als Emire vor ihm erscheinen.«

Diese guten Leute waren gar nicht blutgierig und hatten eine große Angst vor unsern Waffen. Sie blickten einander an, flüsterten leise, und endlich fragte der Anführer:

»Was verlangst du zurück?«

»Die Kleider alle.«

»Die sollst du haben.«

»Das Geld und alles, was in unsern Taschen war.«

»Das müssen wir behalten, um es dem Melek zu geben.«

»Und die Waffen.«

»Auch sie müssen wir behalten, sonst gebraucht ihr sie gegen uns.«

»Und endlich verlangen wir unsere Pferde.«

»Du verlangst das Unmögliche!«

»Nun gut; so habt ihr allein die Schuld, wenn wir uns selbst nehmen, was uns gehört. Du bist der Anführer und hast unser Eigentum eingesteckt. Ich muß dich töten, um es wieder zu bekommen.«

Ich erhob das Gewehr. Lindsay hielt seine beiden Läufe vor.

»Halt, schieße nicht!« gebot der Mann. »Folgest du uns wirklich, wenn wir euch alles geben?«

»Ja,« erwiderte ich.

»Schwöre es uns!«

»Ich sage es. Das gilt wie ein Schwur!«

»Und wirst auch deine Waffen nicht gebrauchen?«

»Nein; es sei denn aus Notwehr.«

»So sollst du alles haben.«

Er sprach wieder leise mit den Seinen. Es schien, als ob er ihnen erkläre, daß unser Eigentum ihnen ja sicher bleibe. Endlich wurde uns alles hingelegt, so daß wir nicht den geringsten Gegenstand zu vermissen hatten. Wir zogen unsere Kleider an, und während dieser Beschäftigung forderte mich Lindsay auf, ihm das Ergebnis meiner Verhandlung mitzuteilen. Als ich seiner Aufforderung nachgekommen war, legte sich sein Gesicht in sehr bedenkliche Falten.

»Was habt Ihr getan, Sir! Hatten unsere Freiheit so schön in den Händen!«

»Glaubt Ihr? Es hätte auf alle Fälle einen Kampf gegeben.«

»Hätten sie alle erschossen!«

»Fünf oder zehn, dann aber wäre es aus mit uns gewesen. Seid froh, daß wir unsere Sachen wieder haben; das weitere wird sich dann auch noch finden!«

»Wohin führen sie uns?«

»Das werden wir erst noch erfahren. Übrigens könnt Ihr versichert sein, Sir, daß uns unsere Freunde nicht verlassen werden. Von Halef weiß ich es ganz genau, daß er alles in Bewegung setzen wird, um uns nützlich zu sein.«

»Glaube es auch. Braver Kerl!«

Als wir alles zu uns genommen hatten, stiegen wir auf und

setzten unsern Ritt fort. Es hätte mich jetzt nur einen Schenkeldruck gekostet, um wieder frei zu sein; aber ich hatte mein Wort gegeben, und das mußte ich halten. Ich ritt an der Seite des Anführers, der seine besorgten Blicke nicht von uns wendete.

»Ich frage dich abermals, wohin du uns führst?« hob ich an.

»Das wird der Melek entscheiden.«

»Wo befindet er sich?«

»Wir werden am Abhange des Gebirges auf ihn warten.«

»Welcher Melek ist es?«

»Von Lizan.«

»So ist er jetzt in Lizan und wird später kommen?«

»Er ist dem Bey von Gumri nachgejagt.«

»Ah! Und warum habt ihr euch von ihm getrennt?«

»Er bedurfte unserer Hilfe nicht, weil er sah, daß der Bey so wenige Leute bei sich hatte, und als wir umkehrten, trafen wir auf euch.«

Nun war das Rätsel gelöst. Der Feind war so zahlreich gewesen, daß es unsern Freunden nicht möglich geworden war, sich durchzuschlagen und zu uns zu kommen.

Unser Weg führte uns sehr bald wieder bergab und wir sahen das Tal des Zab in einer Länge von vielen Stunden vor uns liegen. Nach Verlauf von vielleicht zwei Stunden gelangten wir an einen einsamen Weiler, der nur aus vier Gebäuden bestand, von denen drei aus Lehm aufgeführt waren, während das vierte starke Steinmauern besaß. Es hatte ein Stockwerk über dem Erdgeschoß und einen ziemlich großen Garten an seiner hinteren Seite.

»Hier bleiben wir,« meinte der Anführer.

»Wem gehört dieses Haus?«

»Dem Bruder des Melek. Ich werde dich zu ihm führen.«

Wir hielten vor dem Gebäude still, und eben als ich am Absteigen war, vernahmen wir ein lautes, heulendes Schnaufen. Wir drehten uns um und sahen einen Hund, der in gewaltigen Sätzen den Abhang herabgesprungen kam. Es war mein Dojan, den ich kurz vor dem Überfall der Obhut Halefs über-

geben hatte. Die Schnur, an welcher ihn der Diener geführt hatte, war zerrissen, und sein Instinkt hatte das brave Tier auf meine Spur geführt. Er sprang laut jauchzend an mir empor, und ich hatte alle Mühe, ihn zur Ruhe zu bringen. Ich gab ihm die Zügel meines Pferdes zwischen die Zähne und war nun sicher, daß niemand es mir unbemerkt entführen könne. Dann wurden wir in das Haus gewiesen. Der Anführer stieg mit uns eine Treppe empor und bedeutete uns, in einem Zimmerchen auf ihn zu warten. Es dauerte eine ganze Weile, ehe er zurückkehrte.

»Ihr sollt kommen,« meinte er. »Aber legt vorher die Waffen ab.«

»Warum diese Zumutung?«

»Der Bruder des Melek ist ein Priester.«

»Bei dem du selbst deine Waffen getragen hast!«

»Ich bin sein Freund.«

»Ah! Er fürchtet sich vor uns?«

»So ist es.«

»Du kannst ruhig sein. Wenn er es ehrlich meint, wird er sich bei uns in keiner Gefahr befinden.«

Der Mann führte uns durch eine Türe in ein Gemach, in welchem der Besitzer des Hauses sich befand. Es war ein schwacher, älthlicher Mann, dessen blatternarbiges Gesicht auf mich keinen sehr angenehmen Eindruck machte. Er winkte, und der Führer entfernte sich.

»Wer seid ihr?« fragte er, ohne uns zu begrüßen.

»Wer bist du?« fragte ich in ganz demselben kurzen Tone wie er.

Er runzelte die Stirn.

»Ich bin der Bruder des Melek von Lizan.«

»Und wir sind Gefangene des Melek von Lizan.«

»Dein Benehmen ist nicht so, als ob du ein Gefangener seist.«

»Weil ich freiwillig ein Gefangener bin und sehr genau weiß, daß ich es nicht lange bleiben werde.«

»Freiwillig? Man hat dich doch gefangen genommen!«

»Und wir haben uns wieder frei gemacht und sind euern

Männern aus freiem Willen gefolgt, um nicht gezwungen zu sein, ihnen das Leben zu nehmen. Ist das dir nicht erzählt worden?»

»Ich glaube es nicht.«

»Du wirst es glauben lernen.«

»Du bist bei dem Bey von Gumri gewesen!« fuhr er fort.

»Wie kommst du zu diesem?»

»Ich hatte ihm Grüße von einem Verwandten auszurichten.«

»So bist du nicht ein Vasall von ihm?»

»Nein. Ich bin ein Fremdling in diesem Lande.«

»Ein Christ, wie ich hörte?»

»Du hast die Wahrheit gehört.«

»Aber ein Christ, der an die falsche Lehre glaubt!«

»Ich bin überzeugt, daß sie die wahre ist.«

»Du bist kein Missionar?»

»Nein. Bist du ein Priester?» fragte ich dagegen.

»Ich wollte einst ein solcher werden,« antwortete er.

»Wann wird der Melek hier ankommen?»

»Noch heute; die Stunde aber ist unbestimmt.«

»Ich soll bis dahin in deinem Hause bleiben?»

Er nickte, und ich fragte weiter:

»Aber als was?»

»Als das, was du bist, ein Gefangener.«

»Und wer wird mich festhalten?»

»Meine Leute und dein Wort.«

»Deine Leute können mich nicht halten, und mein Versprechen habe ich bereits erfüllt. Ich sagte, daß ich ihnen folgen würde; das habe ich getan.«

Er schien zu überlegen.

»Du magst recht haben. So sollst du also nicht mein Gefangener, sondern mein Gast sein.«

Er klatschte in die Hände. Ein altes Weib erschien.

»Bringe Kaffee, Pfeifen und Matten!« gebot er ihr.

Die Matten wurden zuerst gebracht, und wir mußten zu beiden Seiten des Mannes Platz nehmen, der ein Priester genannt wurde, weil er einst gewillt gewesen war, ein solcher zu wer-

den. Er wurde jetzt freundlicher, und als die Pfeifen mit dem Tabak gebracht wurden, hatte er sogar die Herablassung, sie uns selbst anzubrennen. Ich erkundigte mich bei ihm nach den Verhältnissen der nestorianischen Chaldäer und erfuhr allerdings Dinge, bei deren Erzählung einem sich die Haare sträuben konnten.

Die Krieger hatten sich um das Haus gelagert; es waren, wie ich erfuhr, arme, einfache Ackerbauern, also unangesehene Leute nach den Begriffen der Nomaden und anderen Bevölkerungsklassen, welche das Handwerk des Krieges treiben. Sie kannten den Gebrauch der Waffen nicht, und einige unbewachte Andeutungen unseres Wirtes brachten mich zu der Überzeugung, daß von zehn ihrer Luntenflinten kaum fünf losgegangen wären.

»Nun aber werdet ihr ermüdet sein,« meinte er, als auch der Kaffee eingenommen war. »Erlaubt, daß ich euch ein Zimmer anweise, welches das eurige sein soll!«

Er erhob sich und öffnete eine Türe. Scheinbar aus Höflichkeit stellte er sich zur Seite, um uns zuerst eintreten zu lassen; kaum aber hatten wir die Schwelle überschritten, so warf er die Türe zu und schob den Riegel vor.

»Ah! Was ist das?« fragte Lindsay.

»Heimtücke. Was weiter!«

»Habt Euch übertölpeln lassen!«

»Nein. Ich ahnte so etwas.«

»Warum tratet Ihr ein, wenn Ihr es ahntet?«

»Weil ich mich ausruhen wollte. Mir tun die Glieder noch weh von dem Sturze.«

»Das konnten wir wo anders tun und nicht hier als Gefangene!«

»Wir sind nicht gefangen. Seht Euch diese Türe an, die ich mir bereits während der Unterhaltung betrachtet habe. Einige Fußtritte oder ein guter Kolbenstoß reichen hin, sie zu zertrümmern.«

»Wollen das sofort tun!«

»Wir befinden uns in keiner Gefahr.«

»Wollt ihr warten, bis noch mehr Leute kommen? Jetzt fällt es uns nicht schwer, aufzusitzen und fortzureiten.«

»Mich reizt dieses Abenteuer. Wir haben jetzt die beste Gelegenheit, die Verhältnisse dieser christlichen Sektierer kennen zu lernen.«

»Bin nicht sehr neugierig darauf; die Freiheit ist mir lieber!«

Da hörte ich meinen Hund zornig knurren und dann in jener bestimmten Weise anschlagen, die mir sagte, daß er sich gegen einen Angreifer zu wehren habe. Die einzige Fensteröffnung, welche es in dem Raume gab, und die so klein war, daß man den Kopf nicht hindurchstecken konnte, befand sich an der andern Seite. Ich konnte also nicht sehen, was es gab. Da hörte ich ein kurzes Bellen und bald darauf einen Schrei. Unter diesen Umständen war hier oben meines Bleibens nicht.

»Kommt, Sir!«

Ich stemmte mich mit der Achsel gegen die Türe – sie gab nur wenig nach.

»Nehmt den Kolben!« meinte Lindsay, indem er zugleich seine eigene Büchse ergriff.

Einige Schläge genügten, die Türe zu zertrümmern. In dem Raume, wo wir vorhin gesessen hatten, standen vier Männer, welche jedenfalls die Aufgabe hatten, uns zu bewachen; denn sie traten uns mit erhobenem Gewehr entgegen, hatten aber gar nicht das Aussehen, als ob sie Ernst machen würden.

»Halt! Bleibt hier!« meinte der eine sehr freundlich.

»Tut dies einstweilen an unserer Stelle!«

Ich schob ihn beiseite und eilte hinab, wo die Anwesenden einen weiten Kreis um unsere Pferde geschlossen hatten. Bei denselben lag der gastfreundliche Wirt an der Erde und der Hund auf ihm.

»Fort, Sir?« fragte Lindsay.

»Ja.«

Im nächsten Augenblicke saßen wir auf.

»Halt! Wir schießen!« riefen mehrere Stimmen.

Es richteten sich allerdings mehrere Gewehre gegen uns, aber wir achteten nicht darauf.

»Dojan, geri!«

Der Hund sprang auf. Ich nahm die Büchse in die Hand, wirbelte sie um den Kopf; Lindsay tat dasselbe, und unsere Pferde schnellten durch den Kreis hindurch. Zwei einzelne Schüsse fielen hinter uns: sie schadeten uns nicht. Aber sämtliche Nestorah stiegen unter lautem Geschrei zu Pferde, um uns zu verfolgen. Das Abenteuer hatte seit dem Augenblick unserer Gefangennehmung einen beinahe komischen Verlauf genommen; es bildete einen sehr überzeugenden Beleg dazu, daß die Tyrannei imstande ist, ein Volk zu entnerven. Was wären wir zwei gegen diese Übermacht gewesen, wenn die Nestorianer noch einiges Mark besessen hätten!

Wir achteten gar nicht weiter auf sie und ritten so schnell wie möglich den Weg zurück, auf welchem wir gekommen waren. Als wir die Höhe erreicht hatten, waren die Verfolger weit hinter uns geblieben.

»Vor diesen sind wir sicher!« meinte Lindsay.

»Aber vor den andern nicht.«

»Warum nicht?«

»Sie können uns begegnen.«

»So weichen wir ihnen aus!«

»Das ist nicht an jeder Stelle möglich.«

»So hauen wir uns durch! *Well!*«

»Sir, das würde uns wohl schwerlich gelingen. Ich habe nämlich die Ahnung, daß unsere Nestorianer in der Schar des Melek nur der überflüssige, mutlose und schlecht bewaffnete Troß gewesen sind, den er zurückgeschickt hat, um nicht gehindert zu sein. An uns haben sie sich gewagt, da wir nur zu zweien waren und uns in keiner verteidigungsfähigen Lage befanden.«

»Lasse mich aber nicht wieder fangen! *Yes!*«

»Ich habe auch nicht Lust dazu, aber der Mensch kann nicht wissen, was ihm begegnet.«

Wir kamen schnell über die Hochebene zurück, auf welcher wir vorher Rast gehalten hatten. An dem diesseitigen Rande derselben hielten wir an, und ich zog das Fernrohr aus der Satteltasche, um die unter uns liegenden Täler und Abhänge zu

betrachten. Ich konnte nichts Besorgniserregendes bemerken, und so setzten wir unsern Weg talabwärts fort. Endlich gelangten wir nach langem Ritt auch an die Stelle, an welcher wir gefangen genommen worden waren. Lindsay wollte nach rechts abbiegen, weil dorthin Mia und unser Jagdplatz lag, aber ich hielt zaudernd an.

»Wollen wir nicht einmal hier links hinab, Sir?« fragte ich.
»Dort sind die Unsrigen überfallen worden. Es ist beinahe notwendig, sich den Kampfplatz anzusehen.«

»Wir werden alle in Mia oder Gumri treffen!« entgegnete er.

»Gumri liegt nach links. Kommt!«

»Ihr werdet Euch in neue Gefahr begeben, Sir!«

Ich schwenkte ohne weitere Antwort links ab, und er folgte mir ein wenig verdrossen.

Hier sah ich die Wurzel, über welche mein Pferd gestrauchelt war, und vielleicht achthundert Schritte weiter abwärts fanden wir ein getötetes Pferd daliegen, dem man Sattel und Zaum abgenommen hatte. Der spärliche Graswuchs und das niedrige Gestrüpp war zertreten; auch das mit Blut bespritzte Gestein zeigte, daß hier ein Kampf stattgefunden habe. Die Spuren desselben führten abwärts: die Kurden waren geflohen und die Nestorianer ihnen gefolgt. Das regte den Engländer auf. Er dachte nicht mehr an seine vorige Warnung und setzte sein Pferd in Trab.

»Kommt, Sir! Müssen sehen, wie es gegangen ist!« rief er mir zu.

»Vorsichtig!« warnte ich. »Das Tal ist breit und offen. Wenn der Feind grad jetzt zurückkehrt, wird er uns bemerken; dann ist es aus mit uns.«

»Geht mich nichts an! Müssen den Unserigen helfen!«

»Sie werden uns jetzt nicht mehr brauchen!«

Er aber ließ sich nicht halten, und ich war gezwungen, ihm auf dem offenen Terrain zu folgen, während ich mich lieber unter den Schutz der Bäume zurückgezogen hätte.

Weit unten machte das Tal eine Krümmung. Die innere Ecke derselben stieß beinahe bis an das Ufer des Baches he-

ran und hinderte uns, weiter zu sehen. Unweit davon lag ein nackter Leichnam. Es war ein toter Kurde; das sah man an dem Haarbüschel. Wir bogen um die Ecke. Kaum aber hatten wir hundert Schritte gemacht, so raschelte es in den Bäumen und Sträuchern der Talwand, und wir sahen uns augenblicklich von einer Menge bewaffneter Gestalten umringt. Zwei von ihnen hielten die Zügel meines Pferdes, und mehrere faßten mich an den Beinen und am Arme, um mich an der Gegenwehr zu verhindern. So ging es auch dem Engländer, der in einem solchen Knäuel von Feinden stak, daß sein Pferd sich kaum zu bewegen vermochte. Er wurde angerufen, konnte aber nichts verstehen und deutete auf mich.

»Wer seid Ihr?« fragte mich einer.

»Wir sind Freunde der Nestorah. Was wollt ihr von uns?«

»Wir sind keine Nestorah. So nennen uns nur unsere Feinde und Bedrücker. Wir sind Chaldäer. Aber ihr seid Kurden?«

»Wir beide sind weder Kurden, noch Türken, noch Araber. Wir tragen nur die Tracht dieses Landes. Wir sind Feringhis {Fremde}.«

»Woher seid ihr?«

»Ich bin ein Nemtsche, und mein Gefährte ist ein Inglis.«

»Die Nemtsche kenne ich nicht, aber die Inglis sind böse Menschen. Ich werde euch zum Melek führen, der über euch urteilen mag.«

»Wo ist er?«

»Weiter unten. Wir sind die Vorhut und sahen euch kommen.«

»Wir werden euch folgen. Laßt mich los!«

»Steige ab!«

»Erlaube mir, daß ich sitzen bleibe! Ich habe einen Fall getan und kann nicht gut gehen.«

»So mögt ihr reiten, und wir werden eure Pferde führen. Aber sobald ihr versucht, zu fliehen oder eure Waffen zu gebrauchen, werdet ihr erschossen!«

Das klang sehr bestimmt und kriegerrisch. Diese Männer machten allerdings einen ganz andern Eindruck als diejenigen, welche uns vorher gefangen genommen hatten. Wir wur-

den talabwärts geführt. Mein Hund schritt, die Augen immer auf mich gerichtet, neben mir her; er hatte keinen der Feinde angegriffen, weil ich mich ruhig verhalten hatte.

Ein kleines Nebenwasser floß von rechts her in den Bach. Es kam aus einem Seitentale, welches bei seiner Mündung in das Haupttal eine ziemlich breite Einbuchtung bildete. Hier lagerten wohl gegen sechshundert Krieger in vielen Gruppen beieinander, während ihre Pferde in der Umgebung weideten. Unser Erscheinen erregte Aufsehen; aber niemand rief uns an.

Wir wurden zu einer der größten Gruppen geführt, in deren Mitte ein kräftig gebauter Mann saß, welcher unsern Begleitern zunickte.

»Ihr bringt sie?« sagte er zu ihnen. »Kehrt wieder auf euren Posten zurück!«

Man hatte ihm also unser Kommen bereits gemeldet, als wir im Begriffe waren, ihnen ahnungslos in die Hände zu laufen. Der Melek hatte einige Ähnlichkeit mit seinem Bruder, aber meine Augen richteten sich von ihm ab und auf eine andere Gruppe. Dort saßen der Bey von Gumri, Amad el Ghandur und Halef nebst mehreren Kurden unbewaffnet und rings von Wächtern umgeben; aber keiner von ihnen war gebunden. Sie hatten die Geistesgegenwart, sich bei unserm Anblick ruhig zu verhalten.

Der Melek winkte uns, abzusteigen.

»Kommt näher!« gebot er.

Ich trat in den Kreis und setzte mich ungeniert neben ihm nieder. Auch der Engländer tat so. Der Anführer blickte uns etwas überrascht an, sagte aber nichts über unser dreistes Benehmen.

»Habt ihr euch bei eurem Ergreifen gewehrt?« fragte er.

»Nein,« antwortete ich kurz.

»Ihr tragt doch Waffen!«

»Warum sollen wir die Chaldäer töten, da wir ihre Freunde sind? Sie sind Christen wie wir.«

Er horchte auf und fragte dann:

»Ihr seid Christen? – Aus welcher Stadt?«

»Die Stadt, aus der wir stammen, kennst du nicht. Sie liegt weit von hier im Abendlande, wohin noch kein Kurde gekommen ist.«

»So seid ihr Franken? Vielleicht aus Inglستان?«

»Mein Gefährte stammt aus Inglستان. Ich aber bin ein Nemtsche.«

»Ich habe noch keinen Nemtsche gesehen. Wohnen sie mit den Inglis in einem Lande?«

»Nein; es liegt ein Meer zwischen ihnen.«

»Das hast du wohl von andern gehört, denn ein Nemtsche bist du nicht.«

»Warum nicht?«

»Ich sehe, daß du einen Kuran trägst, wie ihn die Hadschi tragen.«

»Ich kaufte ihn nur, um zu sehen, was die Moslemim für einen Glauben und für eine Lehre haben.«

»So handelst du sehr unrecht. Ein Christ darf keine andre Lehre kennen lernen, als nur die seinige. Aber wenn ihr Franken seid, warum kommt ihr in unser Land?«

»Wir wollen sehen, ob wir mit euch Handel treiben können.«

»Welche Waren habt ihr mitgebracht?«

»Wir haben noch nichts mitgebracht. Wir wollen erst sehen, was ihr braucht, und es dann unsern Kaufleuten erzählen.«

»Warum tragt ihr so viele Waffen, da ihr doch nur des Handels wegen zu uns kommt?«

»Die Waffe ist das Recht des freien Mannes; wer ohne Waffen reist, der wird für einen Knecht gehalten.«

»So sagt euren Kaufleuten, daß sie uns Waffen senden sollen; denn hier gibt es sehr viele Männer, welche frei werden wollen. Ihr müßt sehr mutige Männer sein, daß ihr euch in so ferne Länder wagt. Habt ihr jemand, der euch hier beschützt?«

»Ja. Ich habe ein Bu-djeruldi des Großherrn bei mir.«

»Zeige es her!«

Ich gab ihm den Paß, und ich sah, daß er lesen konnte. Dieser Melek war also ein unterrichteter Mann. Er gab mir das Schreiben wieder.

»Du stehst unter einem Schutze, welcher dir hier nichts helfen kann; aber ich sehe, daß ihr keine gewöhnlichen Krieger seid, und das ist gut für euch. Warum redest du allein und warum spricht nicht auch dein Gefährte?«

»Er versteht nur die Sprache seiner Heimat.«

»Was tut ihr hier in dieser entlegenen Gegend?«

»Wir sahen die Spuren des Kampfes und sind ihnen gefolgt.«

»Wo habt ihr die letzte Nacht geschlafen?«

»In Gumri,« antwortete ich ohne Zögern.

Er erhob den Kopf mit einem überraschten, scharfen Blick.

»Das wagst du, mir zu sagen?«

»Ja, denn es ist die Wahrheit.«

»So bist du ein Freund des Bey! Wie kam es, daß du nicht an seiner Seite kämpfst?«

»Ich war zurückgeblieben und konnte ihn in der Gefahr nicht mehr ereilen, denn deine Männer kamen zwischen ihn und uns.«

»Sie griffen euch an?«

»Das taten sie.«

»Ihr habt euch gewehrt?«

»Wenig. Wir beide waren in dem Augenblick, als sie kamen, mit unsern Pferden gestürzt; ich lag ganz ohne Besinnung, und mein Gefährte hatte die Waffen verloren. Es wurde ein Pferd getötet, und zwei Männer sind verwundet.«

»Was geschah dann?«

»Wir wurden ausgezogen bis auf die Unterkleider, auf die Pferde gebunden und zu deinem Bruder geführt.«

»Und jetzt seid ihr wieder hier! Wie ist das gekommen?«

Ich erzählte ihm alles genau vom ersten Augenblick unserer Gefangenschaft an bis zur gegenwärtigen Minute. Seine Augen wurden immer größer, und zuletzt brach er in einen Ausruf des größten Erstaunens aus:

»Katera Aïsa. – Um Jesu willen, Herr, das alles sagst du mir? Entweder bist du ein großer Held oder ein sehr leichtsinniger Mann, oder du suchst den Tod!«

»Es ist keines von diesen dreien der Fall. Ich sagte dir alles,

weil ein Christ nicht lügen soll und weil mir dein Angesicht gefällt. Du bist kein Räuber und kein Tyrann, vor dem man zittern soll, sondern ein redlicher Fürst der Deinen, welcher die Wahrheit liebt und sie auch hören will.«

»Chodih, du hast recht, und daß du so handelst, wie du getan hast, das ist dein Glück. Hättest du die Unwahrheit gesprochen, so wärest du verloren gewesen, wie diese Andern verloren sind!«

Er deutete auf die Gruppe der Gefangenen.

»Woher hättest du gewußt, daß ich die Unwahrheit rede?«

»Ich kenne dich. Bist du nicht der Mann, der mit den Haddedihn gegen ihre Feinde kämpfte?«

»Ich bin es!«

»Bist du nicht der Mann, der mit den Dschesidi gegen den Mutessarif von Mossul kämpfte?«

»Du sagst die Wahrheit!«

»Bist du nicht der Mann, der Amad el Ghandur aus dem Gefängnisse von Amadijah befreite?«

»Das tat ich!«

»Und der auch die Befreiung zweier Kurden von Gumri bei dem Mutesselim erzwang?«

»Es ist so!«

Ich ward immer mehr erstaunt. Woher hatte dieser nestorianische Anführer diese Kenntnis über meine Person?

»Woher weißt du dies alles, Melek?« fragte ich jetzt.

»Hast du nicht ein Mädchen in Amadijah gesund gemacht, welches Gift gegessen hatte?«

»Ja. Auch das weißt du?«

»Ihre Ahne heißt Marah Durimeh?«

»Das ist ihr Name. Kennst du sie?«

»Sie war bei mir und hat mir viel von dir erzählt, was sie mit den Ihrigen von deinem Diener erfahren hat, der dort sich unter den Gefangenen befindet. Sie wußte, daß du vielleicht in unsere Gegend kommen würdest, und hat mich gebeten, dann dein Freund zu sein.«

»Wie kannst du wissen, daß gerade ich dieser Mann bin?«

»Hast du nicht gestern in Gumri von euch erzählt? Wir ha-

ben einen Freund dort, der uns alles berichtet. Darum wußten wir auch von der heutigen Jagd, und daß du dabei sein würdest. Und darum sandte ich auch, als ich im Hinterhalte lag und bemerkte, daß du zurückgeblieben seist, eine Abteilung der Meinigen, die dich gefangen nehmen und fortführen sollten, damit dir im Kampfe kein Leid geschehe.«

Das klang ja so abenteuerlich, daß es kaum zu glauben war. Und nun konnte ich auch das Verhalten der Männer, welche uns gefangen genommen hatten, begreifen, obgleich sie mit der Wegnahme unserer Kleidungsstücke zu weit gegangen waren.

»Was wirst du nun tun?« fragte ich den Melek.

»Ich werde dich mit nach Lizan nehmen, damit du mein Gast seist.«

»Und meine Freunde?«

»Dein Diener und Amad el Ghandur werden frei sein.«

»Aber der Bey?«

»Er ist mein Gefangener. Unsere Versammlung wird über ihn beschließen.«

»Werdet ihr ihn töten?«

»Das ist möglich.«

»So kann ich nicht mit dir gehen!«

»Warum nicht?«

»Ich bin der Gast des Bey; sein Schicksal ist auch das meinige. Ich werde mit ihm kämpfen, mit ihm siegen oder unterliegen.«

»Marah Durimeh hat mir gesagt, daß du ein Emir bist, also ein tapferer Krieger. Aber bedenke, daß die Tapferkeit sehr oft in das Verderben führt, wenn sie nicht auch besonnen ist. Dein Gefährte hat nicht verstanden, was wir sprechen. Rede mit ihm und frage ihn, was du beschließen sollst!«

Diese Aufforderung kam mir ungemein erwünscht, denn sie gab mir Gelegenheit, mich mit dem Engländer zu verständigen.

Ich wandte mich also zu diesem:

»Sir, wir haben einen Empfang gefunden, wie ich ihn mir nicht träumen lassen konnte!«

»So schlimm!«

»Nein, freundlich. Der Melek kennt uns. Die alte Christin, deren Enkelkind ich in Amadijah heilte, hat ihm von uns erzählt. Wir sollen als seine Gastfreunde mit nach Lizan gehen.«

»Well! Sehr gut! Vortrefflich!«

»Aber dann handeln wir, sozusagen, undankbar an dem Bey; denn er bleibt gefangen und wird vielleicht getötet.«

»Hm! Unangenehm! Ist ein guter Kerl!«

»Freilich! Vielleicht wäre es möglich, mit ihm von hier zu entkommen.«

»Wie so?«

»Die Gefangenen sind nicht gefesselt. Jeder von ihnen bedarf nur ein Pferd. Wenn sie schnell aufspringen, sich auf die Gäule werfen, die ganz in ihrer Nähe grasen, und augenblicklich forteilen, so könnte ich ihnen vielleicht den Rückzug decken, da ich Grund habe, zu glauben, daß die Nestorianer nicht auf mich schießen werden.«

»Hm! Schöner Coup! Ausgezeichnet!«

»Müßte aber schnell geschehen. Seid Ihr dabei?«

»Yes! Wird interessant!«

»Aber wir schießen nicht, Sir!«

»Warum nicht?«

»Das wäre undankbar gegen den Melek.«

»Aber dann werden sie uns fangen!«

»Ich glaube nicht. Mein Pferd ist gut, das Eurige auch, und wenn die andern Klepper schlecht sind, so entweicht man in die Büsche. Also seid Ihr bereit?«

»O, yes!«

»So paßt auf!«

Ich drehte mich wieder zu dem Melek.

»Was habt Ihr beschlossen?« fragte er.

»Wir bleiben dem Bey treu.«

»So lehnt ihr meine Freundschaft ab?«

»Nein. Aber du wirst uns erlauben, unsere Pflicht zu tun. Wir werden jetzt gehen, doch ich sage dir aufrichtig, daß wir alles aufbieten werden, um ihn zu befreien.«

Er lächelnte und sagte:

»Und wenn ihr geht und alle seine Krieger ruft, so werden sie dennoch zu spät kommen, weil wir dann bereits fort sind. Aber ihr werdet gar nicht gehen, denn wenn ihr ihm helfen wollt, so muß ich euch zurückbehalten.«

Ich hatte mich erhoben, und Lindsay stand bereits bei seinem Pferde.

»Zurückbehalten?« fragte ich, aber nur um Zeit zu gewinnen; denn ich hatte Halef einen Wink gegeben und dabei auf die in der Nähe grasenden Tiere und nach dem Ausgange des Tales zu genickt. »Ich denke, ich soll nicht dein Gefangener sein?«

»Du zwingst mich, obgleich du dir sagen könntest, daß alle deine Bemühungen erfolglos sein werden.«

Ich sah, daß Halef mich verstanden hatte; denn er flüsterte mit den Andern, die ihm zunickten, und sah dann bedeutungsvoll zu mir herüber.

»Melek, ich will dir etwas sagen,« meinte ich, indem ich zu ihm trat und ihm die Hand auf die Achsel legte; denn ich sah, daß der Augenblick gekommen war. »Blicke einmal hier das Tal hinauf!«

Er drehte sich um, so daß er den Gefangenen den Rücken zuwandte, und sagte:

»Warum?«

»Während du nach dieser Seite blickst,« erwiderte ich, »wird sich hinter deinem Rücken das begeben, was du für unmöglich hältst!«

»Was meinst du?« fragte er verwundert.

Ich antwortete ihm nicht sogleich.

Wirklich waren in diesem Moment die Gefangenen auf und zu den Pferden gesprungen. Sie hatten dieselben bestiegen, noch ehe der erste Alarmruf erscholl. Auch der Engländer saß auf und folgte ihnen in der Weise, daß er eine Anzahl von Männern, die sich zur Verfolgung erhoben hatten, über den Haufen ritt.

»Deine Gefangenen entfliehen,« antwortete ich jetzt gemächlich.

Es war eine sehr kindliche List gewesen, die ich anwandte, um seine Augen und auch diejenigen der Umsitzenden in dem entscheidenden Moment von den Gefangenen abzulenken; aber sie war gelungen. Er fuhr herum.

»Ihnen nach!« rief er und sprang zu seinem Pferde. Es war ein kurdischer Falbenhengst von ausgezeichneten Bauart. Mit diesem Tiere wären die Flüchtlinge sehr bald eingeholt gewesen. Ich mußte das verhindern, sprang ihm nach und zog den Dolch. Eben wollte er zum Zügel greifen, als ich das Tier in den hintern Oberschenkel stach und ihm einen derben Schlag versetzte. Es schlug wiehern mit allen Vieren aus und sprang davon.

»Verräter!« rief der Melek und drang auf mich ein.

Ich schleuderte ihn zurück, war mit einigen Sprüngen bei meinem Rappen, schwang mich hinauf und sauste davon.

Die Flüchtigen wußten, daß aufwärts im Tale ein Vortrupp stand, und hatten sich deshalb nach rechts abwärts gewandt. Ich eilte an den vordersten der Verfolger vorüber, bis ein Zwischenraum zwischen mir und ihnen lag; dann hielt ich an und legte das Gewehr an den Backen.

»Haltet an! Ich schieße!«

Sie hörten nicht; ich drückte also zweimal ab und schoß die beiden ersten Pferde nieder. Die andern Reiter stutzten und blieben halten; aber die hinteren drängten, und so gab ich noch drei Schüsse ab. Der dadurch verursachte Aufenthalt hatte aber doch den Flüchtigen Zeit gegeben, uns aus dem Gesichte zu kommen. Jetzt erschien der Melek auf seinem Falben, den er sich wieder eingefangen hatte. Er überblickte die Szene und riß sein Pistol heraus.

»Schießt ihn nieder!« rief er zornig und ritt auf mich ein.

Jetzt wandte ich mein Pferd und flog. Es kam alles auf die Schnelligkeit des Rappen an. Ich legte ihm die Hand zwischen die Ohren.

»Rih — —!«

Da bog er sich lang und flog dahin, als sei er von einer Sehne geschneit. Seine lange Mähne wehte mir wie eine Fahne um das Knie. In einer Minute konnte mich der Melek mit kei-

nem Gewehr mehr erreichen. Jetzt am hellen Tage war es noch ein ganz anderes Jagen als damals in dunkler Nacht vom Tale der Stufen nach dem Lager der Haddediñ zurück. Ich erreichte die erste Krümmung des Tales, als eben die Meinigen hinter der zweiten verschwanden. Da kam mir ein Gedanke. Ich machte mich so leicht wie möglich in dem Sattel, und der Hengst schoß dahin, daß sogar der Windhund weit dahinter blieb. In drei Minuten hatte ich die Gefährten erreicht, die ihre Pferde auf das möglichste anstrebten.

»Reitet schneller!« rief ich. »Nur kurze Zeit noch schneller. Ich werde den Melek irre führen.«

»Wie so?« fragte der Bey.

»Das kümmert euch nicht. Habe keine Zeit, es zu erklären. Aber heut abend treffen wir uns in Gumri.«

Ich hielt mein Pferd an, während sie fortgaloppierten. Bald waren sie hinter einer neuen Krümmung verschwunden. Ich ritt zur vorigen zurück und sah die Verfolger weit oben, den Melek ihnen allen voran. Ich rechnete mir den Augenblick, in welchem sie meinen jetzigen Standort erreichen mußten, aufs ungefähre aus und kehrte langsam wieder um, setzte mein Pferd in Trab und dann abermals in Galopp. Der Windhund erreichte mich wieder, und bald erschienen auch die Verfolger, welche mich erblickten und natürlich glaubten, daß ich die Gefährten noch gar nicht erreicht habe, aber genau den Weg einschlagen werde, auf dem sie fortgeritten waren.

Wieder kam ein kleines Wasser aus einem Seitentale hervor, und ich bog in dieses Tal ein. Es war sehr steinig und hatte sehr wenig Pflanzenwuchs. Ich mußte hier langsamer reiten und sah sehr bald, daß der Melek mir folgte. Jedenfalls ritten auch die Seinen ihm nach, und die Kurden waren gerettet.

Nun aber mußte ich sehr bald eine Bemerkung machen, die mir nicht angenehm sein konnte. Der Falbe des Melek war nämlich ein besserer Bergsteiger noch als mein Rappe. Diesen mußte ich immer mehr anstrengen, und dennoch verkleinerte sich die Distanz zwischen mir und dem Verfolger. Am beschwerlichsten war der obere Teil der Schlucht, wo es eine ziemliche Steilung zu überwinden gab, die aus losem Gestein

bestand, welches unter den Hufen des Pferdes nachgab. Ich streichelte und liebte das Tier; es stöhnte und schnaufte und tat sein möglichstes – endlich waren wir oben.

Da aber krachte hinter mir auch schon der Schuß des Melek; glücklicherweise traf er nicht.

Nun galt es vor allen Dingen, das Terrain zu überblicken. Ich sah nichts als unbewaldete, kahle Höhen, zwischen denen es keinen Pfad zu geben schien. Am gangbarsten hielt ich eine Bergwand, welche mir zur Rechten lag, und lenkte auf sie zu. Die Kuppe, auf welcher ich mich befand, war eine ziemliche Strecke lang beinahe eben; darum gewann ich wieder etwas Vorsprung.

Jetzt ging es bergab, wo sich mir eine natürliche Felsenbahn zeigte, die einem Wege glich. Ich erreichte denselben und ritt auf ihm rasch vorwärts.

Über mir ertönte ein lauter Schrei. Der Melek hatte ihn ausgestoßen. War es ein Ruf des Ärgers, mich entkommen zu sehen? Fast klang es aber wie ein Warnungsruf. Ich ritt vorwärts und sah den Melek mir vorsichtig folgen. Die Terrainverhältnisse wurden immer schwieriger. Zu meiner Rechten stieg der Fels steil in die Höhe, und zu meiner Linken fiel er beinahe lotrecht zur Tiefe hinab, und dabei wurde der Pfad immer schmaler. Mein Pferd war von den Schammarbergen her wohl solche Tiefen gewöhnt; es scheute nicht und schritt vorsichtig weiter, obgleich der Pfad eine Breite von nicht über zwei Fuß mehr hatte. Stellenweise allerdings war er breiter, und ich hoffte, als ich eine Krümmung des Berges vor mir sah, daß sich der Fels hinter derselben wieder gangbar zeigen werde. Dort angelangt, blieb das Pferd stehen, ohne daß ich es anzuhalten brauchte. Wir blickten, Roß und Reiter, in eine Tiefe von mehreren hundert Fuß hinab.

Ich befand mich in einer geradezu schauderhaften Lage. Vorwärts konnte ich nicht, umwenden auch nicht, und da hinten sah ich den Melek an der Felsenkante lehnen. Vielleicht hatte er diese Gegend gekannt, denn er war abgestiegen und mir zu Fuße gefolgt. Hinter ihm sah ich mehrere seiner Leute ankommen.

Ich konnte allerdings hinter meinem Pferde herabrutschen und zurückkehren; aber dann war mein herrlicher Rappe verloren. Darum beschloß ich, alles zu wagen. Ich redete ihm freundlich zu und ließ ihn rückwärts gehen. Er gehorchte und tastete sich mit ungeheurer Vorsicht, aber schnaubend und zitternd zurück. Wenn ihn nur ein kleiner Schwindel überfiel, so waren wir verloren. Aber der beruhigende und ermutigende Ton meiner Stimme schien ihm doppelten Scharfsinn zu verleihen. Wenn es auch langsam ging, so gelangten wir doch Schritt um Schritt weiter und endlich an eine Stelle, wo der Platz mehr als doppelt so breit war, als bisher.

Hier ließ ich das Pferd ausruhen. Der Melek erhob sein Gewehr.

»Bleib dort, sonst schieße ich!« rief er mir zu.

Sollte ich es zum Schusse kommen lassen? Wenn mein Pferd erschrak, konnte es mit mir in die Tiefe springen. Oder es konnte sich eine Partie des Gesteines ablösen und uns zerschmettern. Aber bleiben konnte ich nicht. Daher beschloß ich, selbst zu schießen; denn wenn der Rappe die Vorbereitung dazu bemerkte, so erschrak er wahrscheinlich nicht.

Übrigens war die Entfernung zwischen mir und dem Melek immerhin so bedeutend, daß ich seine Kugel nicht zu fürchten brauchte. Erreichte sie uns aber dennoch, so brauchte sie nur das Pferd zu ritzen, um es scheu zu machen. Ich drehte mich also im Sattel um, legte die Büchse an und rief:

»Geh fort, sonst bin ich es, welcher schießt!«

Er lachte und erwiderte:

»Du machst wohl auch nur Spaß. So weit her trifft niemand.«

»Ich werde dir ein Loch in den Turban machen!«

Ich schwenkte die Büchse noch einmal weit in die Luft und ließ den Hahn laut knacken, damit der Rappe vorbereitet sei. Dann zielte ich, drückte ab und wandte mich sofort wieder um. Diese letztere Vorsicht war unnötig, denn das Pferd stand still. Hinter mir aber erscholl ein Ruf, und als ich mich wieder umdrehte, war der Melek verschwunden. Schon fürchtete ich,

ihn erschossen zu haben; aber ich bemerkte bald, daß er sich nur in sichere Entfernung zurückgezogen hatte.

Ich lud den abgeschossenen Lauf wieder und ließ dann das Pferd abermals rückwärts gehen. Der Hund verhielt sich während dieser Zeit außerordentlich still. Er blieb stets in ziemlicher Entfernung von dem Pferde; es war, als ob er wisse, daß er dasselbe durch keinen Laut und keine Bewegung stören dürfe.

Jetzt dauerte es sehr lange, ehe wir wieder eine Ruhestelle erreichten. Sie war vielleicht fünf Ellen lang und vier Fuß breit.

Sollte ich es wagen? Es war wohl besser, alles auf einen Augenblick zu setzen, als uns noch stundenlang zu quälen. Ich drängte den Rappen hart an den Felsen hinan, damit er rückwärts die Platte überblicken könne. – Dann – gnädiger Gott, hilf! – gab ich dem Tiere die Schenkel, zog es empor und riß es herum.

Einen Augenblick schwebten seine Vorderhufe über der Tiefe, dann faßten sie festen Fuß; die gefährliche Wendung war geglückt. Aber das Tier zitterte am ganzen Leib, und es dauerte einige Zeit, ehe ich es ohne Besorgnis weitergehen lassen konnte.

Nun aber war uns geholfen – Gott sei Dank! Wir legten den gefährlichen Pfad schnell zurück, dann jedoch sah ich mich gezwungen, halten zu bleiben. In geringer Entfernung von mir stand der Melek mit vielleicht zwanzig seiner Leute. Alle hatten die Gewehre angelegt.

»Halt!« gebot er mir. »Sobald du eine Waffe ergreifst, werde ich schießen!«

Hier wäre Widerstand ein Frevel gewesen.

»Was willst du?« fragte ich.

»Steige ab!« lautete seine Antwort.

Ich tat es.

»Lege deine Waffen ab!« gebot er weiter.

»Das tue ich nicht.«

»So schießen wir dich nieder!«

»Schießt!«

Sie taten es doch nicht, sondern besprachen sich leise. Dann sagte der Melek:

»Emir, du hast mein Leben geschont, ich möchte dich auch nicht töten. Willst du uns freiwillig folgen?«

»Wohin?«

»Nach Lizan.«

»Ja, aber nur dann, wenn du mir läßt, was ich besitze.«

»Du sollst alles behalten.«

»Du schwörst es mir?«

»Ich schwöre!«

Ich ritt nun auf sie zu, nahm aber den Revolver in die Hand, um auf eine etwaige Hinterlist gefaßt zu sein. Aber der Melek reichte mir seine Hand entgegen und sagte:

»Emir, war das nicht entsetzlich?«

»Ja, in der Tat.«

»Und du hast den Mut nicht verloren?«

»Dann wäre auch ich verloren gewesen. Gott hat mich beschützt!«

»Ich bin dein Freund!«

»Und ich der deinige.«

»Aber dennoch mußt du mein Gefangener sein, denn du hast als Feind an mir gehandelt.«

»Aber doch hoffentlich mit Offenheit! Was wirst du in Lizan mit mir tun? Mich einsperren?«

»Ja. Aber wenn du mir versprichst, nicht zu fliehen, so kannst du als mein Gast bei mir wohnen.«

»Ich kann jetzt noch nichts versprechen. Erlaube, daß ich es mir noch überlege!«

»Du hast Zeit dazu!«

»Wo sind deine andern Krieger?«

Er lächelte überlegen und erwiderte:

»Chodih, die Gedanken deines Kopfes waren klug, aber ich habe sie dennoch erraten.«

»Welche Gedanken?«

»Glaubst du, daß ich denken kann, der Bey von Gumri werde zu Pferde in diese Berge fliehen, die er ebenso gut kennt, wie ich? Er weiß, daß er hier nicht entkommen könnte.«

»Was hat dies mit mir zu tun?«

»Du wolltest mich irre leiten. Ich folgte dir, weil ich des Bey sicher bin und ich auch dich zugleich wieder haben wollte. Diese wenigen Männer kamen mit mir; die andern aber haben sich geteilt und werden die Flüchtlinge sehr bald in ihre Gewalt bekommen.«

»Sie werden sich wehren!« warf ich ein.

»Sie haben keine Waffen.«

»Sie werden zu Fuß durch den Wald entkommen!«

»Der Bey ist zu stolz, ein Pferd zu verlassen, welches noch laufen kann! Du hast umsonst dich in Gefahr begeben und umsonst unsere Tiere getötet und verwundet. Komm!«

Wir machten denselben Weg wieder zurück, den wir gekommen waren. Da, wo ich aus dem Haupttale in die Seitenschlucht eingelenkt hatte, hielten einige Reiter.

»Wie ging es?« fragte sie der Melek.

»Wir haben nicht alle wieder.«

»Wen habt ihr?«

»Den Bey, den Haddedihn, den Diener dieses Chodih und noch zwei Kurden.«

»Das ist genug. Haben sie sich gewehrt?«

»Nein. Es hätte ihnen nichts geholfen, denn sie wurden umzingelt; aber einige der Kurden entschlüpften in die Büsche.«

»Wir haben den Anführer, und das ist genug!«

Nun kehrten wir nach dem Orte zurück, an welchem ich die Gefangenen zuerst getroffen hatte. Wunderbar war es mir, daß man den Engländer nicht erwischt hatte. Wie war er entkommen, und wohin hatte er sich gewendet? Er verstand kein Kurdisch. Was mußte da aus ihm werden!

Als wir den Lagerplatz erreichten, saßen die Gefangenen bereits wieder an ihrem vorigen Platze, waren aber jetzt gebunden.

»Willst du zu ihnen oder zu mir?« fragte mich der Melek.

»Zunächst zu ihnen.«

»So werde ich dich ersuchen, deine Waffen vorher abzulegen!«

»So bitte ich dich, mich und die Gefangenen bei dir sein

zu lassen. In diesem Falle verspreche ich dir, bis wir nach Lizan kommen, keinen Gebrauch von meinen Waffen zu machen und auch nicht zu fliehen.«

»Aber du wirst den andern zur Flucht verhelfen!«

»Nein. Ich hafte auch für sie, stelle aber die Bedingung, daß sie ihr Eigentum behalten und nicht gefesselt werden.«

»So sei es!«

Wir nahmen beieinander Platz, die meisten wohl, das gestehe ich, mit einem Gefühle der Beschämung; denn wir hatten uns alle wieder einfangen lassen. Da aber erscholl ein Ruf des Erstaunens: – es erschien ein Reiter, den man zu erblicken wohl nicht erwartet hätte: Master Lindsay.

Er blickte sich um, sah uns und kam auf uns zugeritten.

»Ah, Sir! Auch wieder da?« fragte er erstaunt.

»Ja. *Good day*, Master Lindsay!«

»Wie kommt Ihr wieder her? Waret ja über alle Berge.«

»Wenigstens nicht so freiwillig wie Ihr.«

»Freiwillig? Mußte ja!«

»Warum?«

»He! Schauderhafte Lage! Weiß nur, was Esel heißt und Maulschelle im Kurdischen, und soll ganz allein durch dieses Land reiten! Sah, daß alles wieder gefangen wurde, und bin langsam hinterher geritten.«

»Wo habt Ihr gesteckt, als man die Andern erwischte?«

»War ein wenig vorangekommen, weil mein Pferd besser laufen konnte, als die andern. Aber wohin waret Ihr verschwunden?«

»Sir, ich habe heute eine der gefährlichsten Stunden meines Lebens gehabt; das könnt Ihr mir glauben. Steigt ab. Ich werde es Euch erzählen!«

Er ließ sein Pferd laufen und setzte sich zu uns. Ich erzählte ihm meinen Ritt über den Felsensteig.

»Master,« meinte er, als ich fertig war, »das ist heut ein schlimmer Tag, ein sehr schlimmer! *Well!* Habe keine Lust, gleich wieder auf die Bärenjagd zu gehen! *Yes!*«

Auch zwischen mir und dem Bey nebst Halef und Amad el Ghandur gab es viel zu erzählen. Der erstere hoffte, daß Mo-

ammed Emin nach Gumri geeilt sei, um Hilfe zu holen, und freute sich bereits darauf, daß die Nestorah noch hier im Lager überfallen würden; aber seine Erwartungen erfüllten sich nicht.

Es wurde bald, nachdem wir einen frugalen Imbiß von unsern Besiegern erhalten hatten, aufgebrochen. Man nahm uns in die Mitte, und der Zug setzte sich in Bewegung, um ganz dieselben Wege zu passieren, die ich mit dem Engländer bereits zweimal zurückgelegt hatte. Durch die Beerdigung der liegen gebliebenen Kurden trat eine Verzögerung ein, dann aber ging es so schnell vorwärts, daß wir noch vor Einbruch der Nacht den Weiler erreichten, in welchem der Bruder des Melek wohnte.

Dort wurden wir auf eine nicht sehr freundliche Weise empfangen. Die Nestorah, denen wir hier entkommen waren, hatten sich nach einer kurzen und erfolglosen Verfolgung in dieses Haus zurückbegeben. Sie empfingen ihre Kameraden mit großem Jubel, uns aber mit drohenden Worten und Blicken. Der Bruder des Melek stand an der Türe, um denselben zu begrüßen.

»Hast du den großen Helden wieder gefangen, der so tapfer ist, daß er am liebsten flüchtet? Er ist rückwärts gelaufen wie ein Keftschinik {Krebs}, der nur unreines Fleisch verzehrt. Binde ihm die Hände und Füße, damit er nicht nochmals entlaufen kann!«

So fragte höhnisch der Bruder des Melek.

Das durfte ich mir allerdings nicht bieten lassen. Nahm ich eine solche Beleidigung ruhig hin, so war es ganz sicher um den Respekt geschehen, dessen wir so notwendig bedurften. Darum gab ich Halef die Zügel meines Pferdes und trat hart an den Sprecher heran:

»Mann, du hast zu schweigen! Wie kann ein Lügner und Verräter es wagen, ehrliche Leute zu beschimpfen!«

»Was wagest du!« schrie er mich an. »Einen Verräter nennst du mich? Sage noch einmal dieses Wort, so schlage ich dich zu Boden!«

Ich antwortete kühl, aber ernst:

»Versuche doch einmal, ob du dies zu stande bringst! Ich habe dich einen Lügner und Verräter genannt, und das bist du auch. Du nanntest uns deine Gäste, um uns sicher zu machen, und nahmst uns dann gefangen, um mein Pferd zu stehlen. Du bist nicht nur ein Lügner und Verräter, sondern auch ein Dieb, der seine Gäste betrügt.«

Da erhob er die Faust; aber noch ehe er zu schlagen vermochte, lag er am Boden, ohne daß ich ihn angerührt hatte. Mein Hund war jeder seiner Bewegungen gefolgt und hatte ihn niedergerissen. Er stand über ihm und legte seine Zähne so fühlbar an die Gurgel des Mannes, daß dieser weder einen Laut noch eine Bewegung wagte.

»Rufe den Hund zurück, sonst steche ich ihn nieder!« befahl mir der Melek.

»Versuche es!« antwortete ich. »Ehe du das Messer erhebst, ist dein Bruder zerrissen, und du liegst an seiner Stelle an der Erde. Dieser Hund ist ein Slogi von der reinsten Rasse. Siehst du, daß er dich bereits im Auge hat?«

»Ich gebiete dir, ihn wegzurufen!«

»Gebieten? Pah! Ich habe dir gesagt, daß wir dir nach Lizzan folgen wollen, ohne Gebrauch von unsern Waffen zu machen; aber ich habe dir nicht erlaubt, dich als unsern Herrn und Gebieter zu betrachten. Dein Bruder hat bereits einmal unter diesem tapferen Hunde gelegen, und ich gab ihm seine Freiheit wieder. Jetzt werde ich dies nicht mehr tun, als bis ich die Überzeugung habe, daß er fortan Frieden hält.«

»Er wird es tun.«

»Gibst du mir dein Wort darauf?«

»Ich gebe es!«

»Ich halte es fest und warne dich, es nicht zu brechen!«

Auf ein Wort von mir ließ Dojan von dem Chaldäer ab. Dieser erhob sich, um sich eiligst zurückzuziehen; aber ehe er unter der Türe verschwand, hob er die geballte Rechte drohend gegen mich empor. Ich hatte einen schlimmen Feind an ihm bekommen.

Auch auf den Melek schien der unangenehme Vorgang einen für uns nicht vorteilhaften Eindruck hervorgebracht zu

haben. Seine Miene war strenger und sein Auge finsterer geworden, als vorher.

»Tretet ein!« gebot er, auf die Türe des Hauses deutend.

»Erlaube, daß wir im Freien bleiben!« sagte ich.

»Ihr werdet in dem Hause sicherer und auch besser schlafen,« antwortete er in sehr entschiedenem Tone.

»Wenn es dir auf unsere Sicherheit ankommt, so glaube mir, daß wir hier besser aufgehoben sind, als unter diesem Dache, unter welchem ich bereits einmal betrogen und verraten wurde.«

»Es wird nicht wieder geschehen. Komm!«

Er nahm mich bei dem Arme; ich aber zog denselben zurück und trat zur Seite.

»Wir bleiben hier!« sagte ich sehr bestimmt. »Wir sind nicht gewohnt, uns von unsern Pferden zu trennen. Hier wächst Gras genug für sie zum Futter und für uns zum Lager.«

»Ganz wie du willst, Chodih,« antwortete er. »Aber ich sage dir, daß ich euch sehr scharf bewachen lassen werde.«

»Tue es!«

»Sollte einer von euch zu entfliehen versuchen, so lasse ich ihn erschießen.«

»Tue auch das!«

»Du siehst, daß ich dir deinen Willen lasse; aber einer muß mir doch in das Haus folgen.«

»Welcher?«

»Der Bey.«

»Warum dieser?«

»Ihr seid nicht eigentlich meine Gefangenen; er aber ist ein solcher.«

»Er wird dennoch bei mir bleiben, denn ich gebe dir mein Wort, daß er nicht entfliehen wird. Und dieses Wort ist sicherer als die Mauern, zwischen denen du ihn einschließen willst.«

»Du bürgst für ihn?«

»Mit meinem Leben!«

»Nun wohl, so geschehe, wie du willst. Aber ich sage dir, daß ich dein Leben wirklich von dir fordern werde, wenn er sich entfernt! Ich werde dir Matten schicken zum Lager, Holz zum

Feuer und Speise und Trank für dich und die Andern. Suche dir eine Stelle, welche dir passend erscheint!«

Unweit des Gebäudes gab es einen weichen Rasen, auf welchen wir uns niederließen. Die Pferde wurden nach Art der Indianer »angehobbelt«, so daß sie zwar grasen, sich aber nicht weit entfernen konnten, und wir machten uns ein mächtiges Feuer, um welches wir auf den uns zur Verfügung gestellten Matten einen Kreis schlossen. Bald erhielten wir auch ein soeben erst geschlachtetes Schaf mit der Weisung, es uns selbst zu braten. Dies geschah, indem wir es an einen starken Ast befestigten, den wir als Bratspieß gebrauchten.

An eine Flucht war nicht zu denken, denn die ganze Schar der Nestorianer hatte sich an vielen Feuern um uns her gelagert. Sie brieten sich ihre Hammel und Lämmer ganz in derselben Weise, wie wir, und waren voll des Jubels über den Sieg, den sie heute errungen hatten.

»Wie ist Euch zu Mute, Master?« fragte mich Lindsay, welcher zu meiner Linken saß.

»Wie einem, der Hunger hat, Sir.«

»*Well!* Habt recht!«

Er wandte sich von mir ab und nach Halef hin, welcher jetzt den Braten vom Feuer nahm, um ihn zu zerlegen. Der Master Lindsay war zu hungrig, um dies ruhig erwarten zu können; er zog sein Messer, schnitt sich schleunigst einen riesigen Appetitsbissen ab und öffnete seinen Mund in der Weise, daß die Lippen zwei Hypotenusen und vier Katheten bildeten, zwischen denen der Bissen seiner irdischen Auflösung entgegen gehen sollte.

In diesem Momente blickte ich ganz zufälligerweise nach dem Hause hin. Dasselbe war von den zahlreichen Feuern ziemlich hell erleuchtet, und so war es mir möglich, einen menschlichen Kopf zu erkennen, welcher sich langsam vom Dache erhob. Dem Kopfe folgte ein Hals, diesem zwei Schultern, und dann gewahrte ich den langen Lauf einer Flinte, welcher sich grad nach unserem Feuer richtete. Im Nu hatte ich auch meine Büchse ergriffen und angelegt; droben blitzte ein Schuß, und fast zu gleicher Zeit krachte auch unten der mei-

nige; droben erscholl ein Schrei, und unten wurde ein zweiter ausgestoßen. Dieser letztere Schrei kam zwischen den Hypotenusen und Katheten des Engländers hervor, welchem die Kugel des heimtückischen Schützen das Messer samt dem Bissen vor dem Munde aus der Hand gerissen hatte.

»*Zounds!*« rief er. »Wer war der Halunke, he?«

Das alles war so ungemein schnell geschehen, daß niemand den Schuß auf dem Dache hatte aufblitzen sehen. Einer der nahe lagernden Nestorianer, welcher vielleicht den Rang eines Unteranführers begleitete, trat herbei.

»Warum schießest du, Chodih?« fragte er.

»Weil ich mich verteidigen muß.«

»Wer greift dich an? Ich sehe ja keinen Feind.«

»Aber ich habe ihn gesehen,« antwortete ich. »Er lag dort oben auf dem Dache und schoß nach mir.«

»Du irrst, Chodih!«

»Ich irre nicht. Es wird der Bruder des Melek sein, und weil er sich nicht warnen läßt, so habe ich ihn bestraft.«

»Du hast ihn erschossen?« fragte der Mann erschrocken.

»Nein. Ich zielte auf seinen rechten Ellbogen und bin sicher, ihn dort getroffen zu haben.«

»Herr, das ist schlimm für dich! Ich werde sofort nachsehen.«

Die sämtlichen Nestorianer hatten sich von ihren Plätzen erhoben und zu den Waffen gegriffen. Ganz dasselbe taten auch wir. Nur allein der Englishman saß noch am Boden. Sein Mund klappte in allen möglichen geometrischen Figuren auf und zu, und seine Nase war von einer so außerordentlichen Bestürzung ergriffen, daß sie matt und hoffnungslos hernieder hing.

»Seid ihr perplex, Sir?« fragte ich ihn.

Er holte tief Atem, nahm sein Gewehr und stand langsam auf.

»Master, bald hätte mich der Schlag gerührt!« gestand er aufrichtig.

»Eines Schusses wegen? Pah!«

»O, nicht dieses Schusses wegen!«

»Weshalb sonst?«

»Des Hiebes wegen, den ich erhalten habe. Mein Messer ist in alle Welt gefahren, und dieses Stück Fleisch vom Schafe flog mir in das Gesicht mit einer Gewalt, als hätte ich von dem Obersteuermann eines Orlogschiffes eine riesige Ohrfeige erhalten. Da, seht meine Wange, und hier liegt das Fleisch im Grase!«

»Sihdi, kommt es zum Kampfe?« fragte Halef, indem er seine Pistolen im Gürtel lockerte.

»Ich glaube es nicht.«

»Und wenn auch; wir fürchten uns nicht!«

Der kleine, wackere Mann warf einen verächtlichen Blick auf die Chaldäer, welche allerdings noch keine feindseligen Bewegungen machten, sondern ruhig abwarteten, was der Unteranführer für eine Botschaft bringen werde.

Er kam sehr bald zurück, und zwar in Begleitung des Melek, welcher mit drohender Miene zu unserm Feuer trat.

»Wer hat hier geschossen?« erkundigte er sich.

»Ich,« antwortete ich. »Weil auf mich geschossen wurde.«

»Es ist nicht wahr! Nur dein Hund sollte erschossen werden.«

»Wer hat dies befohlen? Etwa du selbst?«

»Nein. Ich wußte nichts davon. Aber, Chodih, nun seid ihr alle verloren. Du hast eines Hundes wegen auf meinen Bruder geschossen!«

»Ich habe das Recht, einen jeden niederzuschießen, der meinen Hund töten will, und von diesem Rechte werde ich auch ferner Gebrauch machen; das merke dir. Wie aber will dein Bruder beweisen, daß er nicht mich, sondern meinen Hund töten wollte?«

»Er sagt es.«

»So ist er ein sehr schlechter Schütze, denn er hat nicht den Hund, sondern diesen Emir aus Inglistan getroffen.«

»Er hat wirklich nur den Hund gemeint. Es gibt keinen Menschen, der des Abends seiner Kugel sicher ist.«

»Das ist keine Entschuldigung für eine so heimtückische Tat. Die Kugel ist vier Schritte entfernt an dem Tiere vorbeige-

gangen; eine Handbreit höher, so wäre dieser Emir eine Leiche gewesen. Übrigens gibt es Leute, welche auch des Nachts sicher schießen; das werde ich dir beweisen. Ich habe nach dem rechten Ellbogen deines Bruders gezielt, und sicher habe ich ihm denselben zerschmettert, obgleich ich weniger Zeit zum Zielen hatte, als er selbst.«

Er nickte grimmig.

»Du hast ihm den Arm genommen; du wirst's mit deinem Leben bezahlen!«

»Höre, Melek, und sei froh, daß ich nicht nach seinem Kopfe zielte, welcher viel leichter als der Arm zu treffen war! Ich sehne mich nicht nach Menschenblut, denn ich bin ein Christ; aber wer es wagt, mich oder die Meinen anzugreifen, der wird uns und unsere Waffen kennen lernen.«

»Wir fürchten sie nicht, denn wir sind euch überlegen.«

»So lange mein Wort uns bindet; sonst aber nicht.«

»Ihr werdet uns sofort eure Gewehre geben müssen, damit ihr nicht ferneren Schaden damit anrichtet.«

»Und was wird dann geschehen?«

»Ich will über die andern zu Gerichte sitzen; dich aber werde ich meinem Bruder überlassen. Du hast sein Blut vergossen; also gehört das deinige nun ihm.«

»Sind die Chaldani {so nennen sich die Nestorianer Kurdisans am liebsten} Christen oder Barbaren?«

»Das geht dich nichts an! Gib deine Waffen ab!«

Seine ganze Schar hatte einen weiten Kreis um uns geschlossen, und es war jedes Wort zu hören, welches von uns beiden gesprochen wurde. Bei seinem letzten Befehle griff er nach meiner Büchse.

Ich warf Sir Lindsay einige englische und den andern einige arabische Worte zu, und dann fuhr ich gegen den Melek fort:

»So betrachtetest du uns von jetzt an als Gefangene?«

Als er bejahte, erwiderte ich:

»Du Unvorsichtiger! Glaubst du wirklich, daß wir euch fürchten müssen? Wer die Hand gegen einen Emir aus Germanistan erhebt, der erhebt sie doch nur gegen sich selbst. Wisse, nicht ich bin dein Gefangener, sondern du bist der meinige!«

Bei diesen Worten faßte ich ihn mit der Linken beim Genick und drückte ihm den Hals so fest zusammen, daß ihm sofort die Arme schlaff herniederhingen, und zugleich bildeten die Gefährten mit nach auswärts gerichteten schußfertigen Waffen einen Kreis um mich. Dies geschah so schnell und unerwartet, daß die Nestorianer ganz sprachlos auf uns starrten. Ich benutzte diese jedenfalls nur kurze Pause und rief ihnen zu:

»Seht ihr den Melek hier an meinem Arme hangen? Es bedarf nur noch eines einzigen Druckes, so ist er eine Leiche, und dann wird die Hälfte von euch durch unsere verzauberten Kugeln sterben. Kehrt ihr aber ruhig an eure Feuer zurück, so lasse ich ihm das Leben und werde mit ihm und euch in Güte verhandeln. Merkt auf! Ich zähle bis drei. Steht dann noch ein einziger an seiner jetzigen Stelle, so ist der Melek verloren! – Je –, du –, seh –, eins –, zwei –, drei – –«

Ich hatte das letzte Wort noch nicht ausgesprochen, so saßen die Chaldäer alle an den Feuern auf ihren früheren Plätzen. Das Leben ihres Anführers hatte demnach einen großen Wert für sie. Wären Kurden an ihrer Stelle gewesen, so wäre mir das gefährliche Experiment ganz sicher nicht so wohl gelungen. Nun aber ließ ich den Melek los. Er fiel mit matten Gliedern und krampfhaft verzerrtem Angesicht zu Boden, und es dauerte einige Zeit, ehe er sich wieder vollständig bei Atem befand. Er hatte das Haus verlassen, ohne eine einzige Waffe zu sich zu nehmen, und nun stand ich vor ihm und richtete den Revolver scharf nach seinem Herzen.

»Wage es nicht, dich zu erheben!« gebot ich ihm. »Sobald du es ohne meine Erlaubnis tust, wird dich meine Kugel treffen.«

»Chodih, du hast mich belogen!« stöhnte er, indem er mit beiden Händen seinen Hals untersuchte.

»Ich weiß nichts von einer Lüge,« antwortete ich ihm.

»Du hast mir versprochen, deine Waffen nicht zu gebrauchen!«

»Das ist wahr; aber ich habe dabei vorausgesetzt, daß wir nicht feindlich behandelt würden.«

»Du hast mir auch versprochen, daß du nicht fliehen willst!«

»Wer hat dir gesagt, daß wir fliehen wollen? Verhaltet euch als Freunde, so wird es uns bei euch ganz wohl gefallen.«

»Du selbst hast ja die Feindseligkeiten begonnen!«

»Melek, du nennst mich einen Lügner und sagst doch soeben selbst eine Lüge. Ihr selbst habt uns und die Kurden von Gumri überfallen. Und als wir im Frieden hier am Feuer lagen, hat dein Bruder auf uns geschossen. Wer also hat die Feindseligkeit begonnen, wir oder ihr?«

»Es galt nur deinem Hund!«

»Deine Gedanken sind ganz kurz, Melek! Mein Hund sollte getötet werden, damit er nicht mehr imstande sei, uns zu schützen. Er hat für mich einen größeren Wert, als das Leben von hundert Chaldani. Wer ihm ein Haar krümmt, oder wer nur einen Zipfel unseres Gewandes beschädigt, der wird von uns behandelt, wie der Vorsichtige einen tollen Hund behandelt, den man, um sich zu retten, töten muß. Das Leben deines Bruders stand in meiner Hand; ich habe ihm nur eine Kugel in den Arm gegeben, damit er sein Gewehr nicht wieder meuchlings erheben kann. Auch das deine gehörte mir, und ich habe es dir gelassen. Was wirst du über uns beschließen?«

»Nichts anderes, als was ich dir bereits sagte. Oder weißt du nicht, was die Blutrache bedeutet?«

»Habe ich deinen Bruder getötet?«

»Sein Blut ist geflossen!«

»Er selbst trägt die Schuld daran! Was überhaupt geht denn dich seine Rache an?«

»Ich bin sein Bruder und Erbe!«

»Jetzt lebt er noch und kann sich selbst rächen. Oder ist er ein Kind, daß du schon vor seinem Tode für ihn handeln mußt? Du nennst dich einen Christen und sprichst von Blutrache! Von wem hast du dieses Christentum erhalten? Ihr habt einen Katolihka {Patriarch}, einen Mutran {Erzbischof}, einen Khalfa {Bischof}; ihr habt Arkidjakoni {Archidiakonen}, Keschihshi {Priester}, Schammaschi {Diakonen}, Huhpodjakoni {Subdiakonen} und viele Karuhji {Vorleser}. Ist denn unter

diesen vielen nicht ein einziger gewesen, der euch gesagt hat, was der Sohn der Mutter Gottes lehrte?«

»Es gibt keine Mutter Gottes. Marrya war nur die Mutter des Menschen Aïssa!«

»Ich will nicht mit dir streiten, denn ich bin weder ein Priester noch ein Missionär. Aber du glaubst doch, daß dieser Mensch Aïssa {Jesus} Gottes sprechender Mund gewesen ist?«

»Das glaube ich.«

»So wisse, daß er uns und euch geboten hat: Liebet eure Feinde; segnet die, welche euch fluchen; tut wohl denen, die euch hassen, und bittet für die, welche euch beleidigen und verfolgen; dann seid ihr Kinder eures Vaters im Himmel!«

»Ich weiß, daß er diese Worte gesagt hat.«

»Warum aber gehorchst du ihnen nicht? Warum redest du von Blutrache? Soll ich, wenn ich in mein Land zurückkehre, erzählen, daß ihr keine Christen, sondern Heiden seid?«

»Du wirst nicht zurückkehren!«

»Ich werde zurückkehren, und du am allerwenigsten wirst mich halten können. Siehe dieses Holz, welches ich in das Feuer werfe! Ehe es verbrannt ist, bist du eine Leiche, oder du hast mir versprochen, uns als deine Gastfreunde zu behandeln, deren Mißachtung die größte Schande deines Hauses und deines Stammes sein würde.«

»Du würdest mich töten?«

»Ich würde sofort aufbrechen und dich als Geisel mit mir nehmen; ich müßte dich aber töten, wenn man mich am Weggehen hinderte.«

»Dann bist du auch kein Christ!«

»Mein Glaube gebietet mir nicht, mich feig und unnütz abschlachten zu lassen, sondern er erlaubt mir, das Leben zu verteidigen, welches mir Gott gegeben hat, um den Brüdern nützlich zu sein und mich auf die Ewigkeit vorzubereiten. Wer mir diese kostbare Zeit gewaltsam verkürzen will, gegen den werde ich mich verteidigen, so weit es meine Kraft gestattet. Und daß diese Kraft nicht die eines Kindes ist, das hast du wohl erfahren!«

»Chodih, du bist ein gefährlicher Mensch!«

»Du irrst. Ich bin ein friedfertiger Mensch, aber ein gefährlicher Feind. Blicke in das Feuer! Das Holz ist beinahe verbrannt.«

»Gib mir Zeit, mit meinem Bruder zu sprechen!«

»Nicht einen Augenblick!«

»Er verlangt dein Leben!«

»Er mag es sich holen!«

»Ich kann dich nicht freigeben.«

»Warum nicht?«

»Weil du gesagt hast, daß du den Bey nicht verlassen willst.«

»Dieses Wort werde ich halten.«

»Und ihn darf ich nicht entlassen. Er ist der Feind der Chaldani, und die Kurden von Berwari werden sicher kommen, um uns anzugreifen.«

»Hättet ihr sie ihres Weges ziehen lassen! Ich erinnere dich zum letztenmal, daß dieses Holz bereits in Asche zerfällt.«

»Nun wohl, Herr; ich muß dir gehorchen, denn du bist imstande, deine Drohung wahr zu machen. Ihr sollt meine Gäste sein!«

»Auch der Bey?«

»Auch er. Aber auch ihr müßt mir versprechen, Lizan nicht ohne meine Erlaubnis zu verlassen!«

»Ich verspreche es.«

»Für dich und alle Anderen?«

»Ja. Doch stelle ich einige Bedingungen.«

»Welche?«

»Wir dürfen alles behalten, was uns gehört?«

»Zugestanden!«

»Und sobald man sich feindselig gegen uns verhält, bin ich meines Versprechens entbunden?«

»So sei es!«

»Nun bin ich zufrieden. Reiche uns deine Hand, und dann magst du zu dem Verwundeten zurückkehren. Soll ich ihn verbinden?«

»Nein, Herr! Dein Anblick würde ihn zur größten Wut ent-

flammen, und es wird wohl andere Hilfe geben. Ich zürne dir, denn du hast mich besiegt. Ich fürchte mich vor dir, aber ich habe dich dennoch lieb. Eßt euer Lamm, und schlaft dann in Frieden. Es wird euch niemand ein Leid tun!»

Er reichte uns allen die Hand und kehrte dann in das Haus zurück. Dieser Mann war mir nicht mehr gefährlich. Und auch den Mienen der anderen sah man es an, daß unser Verhalten nicht ohne tiefen Eindruck geblieben sei. Dem Mutigen gehört die Welt, und Kurdistan gehört ja auch zu derselben.

Jetzt konnten wir ohne Besorgnis dem Spießbraten zusprechen, und während des Essens mußte ich den Gefährten meine mit dem Melek geführte Verhandlung verdolmetschen. Der Engländer schüttelte bedenklich den Kopf; die vereinbarten Friedensbedingungen gefielen ihm nicht.

»Habt doch eine Dummheit begangen, Sir!« sagte er.

»Inwiefern?«

»Ha! Konntet den Kerl ein bißchen fester drücken. Mit den Andern wären wir auch noch fertig geworden.«

»Seid nicht unverständlich, Sir David! Es sind der Leute zu viel gegen uns.«

»Wir schlagen uns durch; *yes!*«

»Einer oder zwei von uns kämen vielleicht durch; die Andern aber wären verloren.«

»*Pshaw!* Seid Ihr feig geworden?«

»Ich glaube nicht. Wenigstens rührt mich nicht gleich der Schlag, wenn mir ein Fleischbissen noch hart vor dem Mund abhanden kommt.«

»Danke für diese Erinnerung! Werden also dort in Lizan bleiben? Was für ein Nest? Stadt oder Dorf?«

»Residenz mit achtmalhunderttausend Einwohnern, Pferdebahn, Theater, Viktoriasalon und Skatingring.«

»*Away!* Hole Euch der Kuckuck, wenn Ihr keine bessern Witze fertig bringt! Wird gewiß ein schönes Nest sein, dieses Lizan.«

»Nun, es liegt sehr schön an den Ufern des Zab; aber da es wiederholt von den Kurden zerstört wurde, so wird man es nicht gerade mit London oder Peking vergleichen können.«

»Zerstört! Vieles zugrunde gegangen?«

»Jedenfalls.«

»Herrlich! Werde nachgraben. Fowling-bulls finden. Nach London schicken. *Yes!*«

»Habe nichts dagegen, Sir!«

»Werdet mithelfen, Master. Auch diese Nestorianer. Bezahle gut, sehr gut! *Well!*«

»Verrechnet Euch nicht!«

»Inwiefern? Gibt es keine Fowling-bulls dort?«

»Gewiß nicht!«

»Warum aber schleppt Ihr mich so unnütz in diesem verwünschten Lande herum?«

»Tue ich das wirklich? Oder seid Ihr mir nicht von Mossul aus ganz gegen meinen Willen nachgefolgt?«

»*Yes!* Habt recht! War zu einsam dort. Wollte ein Abenteuer haben.«

»Nun, das habt Ihr ja gehabt, und auch noch einige dazu. Also gebt Euch zufrieden und laßt das Räsonnieren sein, sonst lasse ich Euch hier sitzen, und Ihr geht so zugrunde, daß man Euch später als Fowling-bull auffinden und nach London senden wird.«

»*Fie!* Noch viel schlechter, dieser Witz! Habe genug! Mag keinen mehr hören!«

Er wandte sich ab und gab so dem Bey von Gumri Gelegenheit, einige Bemerkungen zu machen. Dieser hatte sich sehr finster und schweigsam verhalten; jetzt aber sagte er mir aufrichtig:

»Chodih, die Bedingungen, auf welche du eingegangen bist, gefallen mir nicht.«

»Warum nicht?«

»Sie sind zu gefährlich für mich.«

»Es war nicht möglich, bessere zu erhalten. Hätten wir dich verlassen wollen, so befänden wir übrigen uns wohler, du aber wärest Gefangener gewesen.«

»Das weiß ich, Herr, und darum danke ich dir. Du hast dich als ein treuer Freund erwiesen; aber ich werde doch nichts als ein Gefangener sein.«

»Du wirst Lizan nicht verlassen dürfen; das ist alles.«

»Aber dies ist schon genug. Wo wird Mohammed Emin sich jetzt befinden?«

»Ich hoffe, daß er nach Gumri gegangen ist.«

»Was meinst du, daß er dort tun wird?«

»Er wird deine Krieger herbeiholen, um dich und uns zu befreien.«

»Dies wollte ich von dir hören. Es wird also einen Kampf, einen sehr schlimmen Kampf geben, und du glaubst dennoch, daß der Melek uns als Gäste behandeln wird?«

»Ja, ich glaube es.«

»Euch, aber nicht mich!«

»So bricht er sein Wort, und wir können dann nach unserm Belieben handeln.«

»Auch mußt du bedenken, daß es gegen die Ehre ist, wenn ich untätig in Lizan sitze, während die Meinen ihr Blut für mich vergießen. Hättest du doch den Melek getötet! Diese Nestorah waren so erschrocken, daß wir entkommen wären, ohne einen Schuß von ihnen zu erhalten.«

»Die Ansicht eines kurdischen Kriegers ist verschieden von der Meinung eines christlichen Emirs. Ich habe dem Melek mein Wort gegeben, und ich werde es halten, so lange er an das seinige denkt.«

Mit diesem Bescheide mußte der Bey sich zufrieden geben. Unser einfaches Mahl war verzehrt, und so streckten wir uns zum Schläfe auf die Matten aus, nachdem wir zuvor die Reihenfolge der Wachen bestimmt hatten. Ich traute dem Melek vollständig, wenigstens für heute, aber doch war Vorsicht nicht überflüssig, und so hatte stets einer von uns die Augen offen zu halten.

Die Nacht verging ohne jede Störung, und am Morgen erhielten wir abermals ein Lamm, welches wie das am vorigen Abend zubereitet wurde. Dann kam der Melek herbei, um uns zum Aufbruch aufzufordern. Schon während der Nacht waren einige Gruppen der Chaldäer aufgebrochen, und so war unsere Begleitung nicht so zahlreich wie am vorigen Tage.

Wir ritten vom Abhange des Gebirges in das hier sehr breite

Tal des Zab hernieder. Fruchtfelder gab es hier gar nicht. Höchstens sah man in der Nähe eines einsamen Weilers ein wenig Gerste ihren Halm erheben. Der Boden ist außerordentlich fruchtbar, aber die ewige Unsicherheit benimmt den Bewohnern die Lust, eine Ernte für ihre Feinde heranzuziehen.

Dagegen kamen wir an prächtigen Eichen- und Walnußwäldern vorüber, die hier in einer Kraft und Frische gediehen, wie sie sonst nicht häufig anzutreffen ist.

Wir hatten eine Vor- und Nachhut und wurden von dem Haupttrupp ringsum eingeschlossen. Mir zur Rechten ritt der Bey, und zur Linken der Melek. Dieser aber sprach nur wenig; er hielt sich bei uns jedenfalls nur des Beys wegen auf, welcher ein sehr kostbarer Fang für ihn war, und den er nicht aus dem Auge lassen wollte.

Höchstens eine halbe Stunde hatten wir noch bis Lizan zu reiten, als uns ein Mann entgegenkam, dessen Gestalt sofort in die Augen fallen mußte. Er war von einem wirklich riesigen Körperbau, und auch sein kurdisches Pferd gehörte zu den stärksten, die ich jemals gesehen hatte. Bekleidet war er nur mit weiten Kattunhosen und einer Jacke aus demselben leichten Stoffe. Ein Tuch bedeckte anstatt des Turbans oder der Mütze seinen Kopf, und als Waffe diente ihm eine alte Büchse, welche jedenfalls nicht orientalischen Ursprungs war. Hinter ihm ritten in ehrerbietiger Entfernung zwei Männer, die im dienstlichen Verhältnisse zu ihm zu stehen schienen.

Er ließ die Vorhut an sich vorüber und hielt dann bei dem Melek an.

»Sabbah'l ker – guten Morgen!« grüßte er mit volltönender Baßstimme.

»Sabbah'l ker!« antwortete ihm auch der Melek.

»Deine Boten,« fuhr der Ankömmling fort, »sagten mir, daß ihr einen großen Sieg errungen habt.«

»Katera Chodeh – Gott sei Dank, es ist so!«

»Wo sind deine Gefangenen?«

Der Melek deutete auf uns, und der Andere musterte uns mit finstern Blicken. Dann fragte er:

»Welcher ist der Bey von Gumri?«

»Dieser.«

»So!« sagte gedehnt der Riese. »Also dieser Mann ist der Sohn des Würgers unserer Leute, der sich Abd-el-Summit-Bey nannte? Gott sei Dank, daß du ihn gefangen hast! Er wird die Sünden seines Vaters zu tragen haben.«

Der Bey hörte diese Worte, ohne sie einer Entgegnung zu würdigen; ich aber hielt es nicht für geraten, diesem Manne eine falsche Vorstellung von uns zu lassen. Darum wandte ich mich nun an den Anführer mit der Frage:

»Melek, wer ist dieser Bekannte von dir?«

»Es ist der Raïs {Oberhaupt} von Schuhrd.«

»Und wie heißt er?«

»Nedschir-Bey.«

Das Kurmandgschi-Wort Nedschir bedeutet: »tapferer Jäger«, und da sich der Riese zugleich den für einen Chaldäer so ungewöhnlichen Titel »Bey« zugelegt hatte, so war sehr leicht zu erraten, daß er keinen gewöhnlichen Einfluß besitzen müsse. Dennoch aber sagte ich ihm:

»Nedschir-Bey, der Melek hat dir die Wahrheit nicht vollständig gesagt. Wir sind – –«

»Hund!« unterbrach er mich drohend. »Wer redet mit dir? Schweige, bis du gefragt wirst!«

Ich lächelte ihm sehr freundlich in die Augen, zog aber dabei mein Messer recht auffällig aus dem Gürtel.

»Wer gibt dir die Erlaubnis, die Gäste des Melek Hunde zu nennen?« fragte ich ihn.

»Gäste?« sagte er verächtlich. »Hat der Melek nicht soeben euch seine Gefangenen genannt?«

»Eben darum wollte ich dir sagen, daß er dir die Wahrheit nicht vollständig mitgeteilt hat. Frage ihn, ob wir seine Gäste oder seine Gefangenen sind.«

»Seid, was ihr wollt; gefangen hat er euch dennoch. Aber stecke dein Messer in den Gürtel, sonst schlage ich dich vom Pferde!«

»Nedschir-Bey, du bist ein sehr spaßhafter Mann; ich aber bin sehr ernst gestimmt. Sei in Zukunft höflich gegen uns, sonst wird es sich zeigen, wer den Andern vom Pferde schlägt!«

»Hund und abermals Hund! Da hast du es!«

Bei diesen Worten erhob er die Faust und versuchte, sein Pferd an das meinige zu drängen; aber der Melek hielt ihn bei dem Arme fest und rief:

»Beim heiligen Jesujabos, halte ein, sonst bist du verloren!«

»Ich?« rief der Riese ganz verdutzt.

»Ja, du!«

»Warum?«

»Dieser fremde Krieger ist kein Kurde, sondern ein Emir aus dem Abendlande. Er hat die Kraft des Bären in der Faust und er trägt Waffen bei sich, denen niemand widerstehen kann. Er ist mein Gast; sei fortan freundlich mit ihm und den Seinigen!«

Der Raïs schüttelte den Kopf.

»Ich fürchte keinen Kurden und keinen Abendländer. Weil er dein Gast ist, so will ich ihm verzeihen; aber er mag sich in acht nehmen vor mir, sonst erfährt er, wer der Starke ist, er oder ich. Laß uns weiterziehen; ich kam nur, um dir Willkommen zu sagen.«

Dieser Mann war mir ganz sicher an Körperstärke weit überlegen; aber es war nur eine rohe, ungeschulte Kraft, die mir keineswegs bange machen konnte. Daher erwiderte ich zwar kein einziges Wort auf seine ›Verzeihung‹, fühlte aber auch nicht etwa einen übermäßigen Respekt vor ihm. Dabei hatte ich eine gewisse Ahnung, daß ich mit ihm doch auf irgend eine Weise näher zusammengeraten werde.

Wir setzten den unterbrochenen Ritt weiter fort und gelangten bald an den Ort unserer Bestimmung.

Die elenden Häuser und Hütten, aus denen Lizan besteht, liegen zu beiden Seiten des Zab, der hier sehr reißend ist. In seinem Bette liegen zahlreiche Felsblöcke, die das Flößen und Schwimmen außerordentlich erschweren, und die Brücke, die ihn überspannt, ist aus rohem Flechtwerk gefertigt und mittels großer schwerer Steine über einige Pfeiler befestigt. Dieses Flechtwerk gibt bei jedem Schritte nach, so daß mein Pferd nur sehr ängstlich die Brücke passierte; doch kamen wir wohlbehalten alle an dem linken Ufer an.

Bereits drüben auf der andern Seite war unser Zug von Frauen und Kindern mit Jubelgeschrei empfangen worden. Die wenigen Häuser, welche ich erblickte, waren jedenfalls als Wohnort so vieler viel zu eng, und so vermutete ich, daß unter den Anwesenden auch zahlreiche Bewohner benachbarter Orte zu finden seien.

Das Haus des Melek, wo wir absteigen wollten, lag auf dem linken Ufer des Zab. Es war ganz nach kurdischer Art, aber halb in das Wasser des Flusses hineingebaut, wo der kühlende und stärkere Luftzug die Mücken verscheuchte, an denen diese Gegenden leiden. Das obere Stockwerk des Gebäudes hatte keine Mauern; es bestand einfach aus dem Dach, welches an den vier Ecken von je einem Backsteinpfeiler getragen wurde. Dieser luftige Raum bildete das Staatsgemach, in welches uns der Melek führte, nachdem wir abgestiegen waren und ich mein Pferd Halef übergeben hatte. Es lag da eine Menge zierlich geflochtener Matten, auf denen wir es uns leidlich bequem machen konnten.

Der Melek hatte natürlich jetzt nicht viel Zeit für uns übrig; wir waren uns selbst überlassen. Bald aber trat eine Frau herein, die einen starken, breiten, aus Bast geflochtenen Teller trug, der mit allerlei Früchten und Eßwaren belegt war. Ihr folgten zwei Mädchen, im Alter von ungefähr zehn und dreizehn Jahren, und trugen ähnliche, aber kleinere Präsentierbretter in den Händen.

Alle drei grüßten sehr demütig, und dann stellten sie die Speisen vor uns nieder. Die Kinder entfernten sich, die Frau aber blieb noch stehen und musterte uns mit verlegener Miene.

»Hast du einen Wunsch?« fragte ich sie.

»Ja, Herr,« antwortete sie.

»Sage ihn!«

»Welcher von euch ist der Emir aus dem Abendlande?«

»Es sind zwei solcher Emire hier: ich und dieser da.«

Bei den letzten Worten deutete ich auf den Engländer.

»Ich meine denjenigen, welcher nicht nur ein Krieger, sondern auch ein Arzt ist.«

»Da werde wohl ich gemeint sein,« lautete meine Antwort.

»Bist du es, der in Amadijah ein vergiftetes Mädchen gesund gemacht hat?«

Ich bejahte, und sie sagte darauf:

»Herr, die Mutter meines Mannes wünscht sehnlich, einmal dein Angesicht zu sehen und mit dir zu sprechen.«

»Wo befindet sie sich? Ich werde gleich zu ihr gehen.«

»O nein, Chodih. Du bist ein großer Emir; wir aber sind nur Frauen. Erlaube, daß sie zu dir kommt!«

»Ich erlaube es.«

»Aber sie ist alt und schwach und kann nicht lange stehen — —!«

»Sie wird sich setzen.«

»Weißt du, daß in unserm Lande sich die Frau in Gegenwart solcher Herren nicht setzen darf?«

»Ich weiß es, aber ich werde es ihr dennoch erlauben.«

Sie ging. Nach einiger Zeit kam sie wieder herauf und führte eine Frau am Arme, deren Gestalt vom Alter weit vornüber gebeugt war. Ihr Gesicht hatte tiefe Runzeln, aber ihre Augen blickten noch mit jugendlicher Schärfe umher.

»Gesegnet sei euer Eingang in das Haus meines Sohnes!« grüßte sie. »Welcher ist der Emir, den ich suche?«

»Ich bin es. Komm, und laß dich nieder!«

Sie erhob abwehrend die Hand, als ich auf die Matte deutete, die in meiner Nähe lag.

»Nein, Chodih; es ziemt mir nicht, in deiner Nähe zu sitzen. Erlaube, daß ich mich in einer Ecke niederlasse!«

»Nein, das erlaube ich nicht,« antwortete ich ihr. »Bist du eine Christin?«

»Ja, Herr.«

»Auch ich bin ein Christ. Meine Religion sagt mir, daß wir vor Gott alle gleich sind, ob arm oder reich, vornehm oder niedrig, alt oder jung. Ich bin dein Bruder, und du bist meine Schwester; aber deiner Jahre sind viel mehr als der meinigen; daher gebührt dir der Platz zu meiner rechten Seite. Komm und laß dich nieder!«

»Nur dann, wenn du es befiehlest.«

»Ich befehle es!«

»So gehorche ich, Herr.«

Sie ließ sich zu mir führen und setzte sich an meiner Seite nieder; dann verließ ihre Schwiegertochter das Gemach. Die Alte blickte mir lange forschend in das Gesicht; dann sagte sie:

»Chodih, du bist wirklich so, wie du mir beschrieben wurdest. – Kennst du Menschen, bei deren Eintritt sich der Raum zu verfinstern scheint?«

»Ich habe viele solche Leute kennen gelernt.«

»Kennst du auch solche Menschen, welche das Licht der Sonne mitzubringen scheinen? Wohin sie nur immer kommen, da wird es warm und hell. Gott hat ihnen die größte Gnade gegeben: ein freundliches Herz und ein fröhliches Angesicht.«

»Auch solche kenne ich; aber es gibt ihrer wenig.«

»Du hast recht; aber du selbst gehörst zu ihnen.«

»Du willst mir eine Höflichkeit sagen!«

»Nein, Herr. Ich bin ein altes Weib, welches ruhig nimmt, was Gott sendet; ich werde niemand eine Unwahrheit sagen. Ich habe gehört, daß du ein großer Krieger bist; aber ich glaube, daß du deine besten Siege durch das Licht deines Angesichtes erringst. Ein solches Angesicht liebt man, auch wenn es häßlich ist, und alle, mit denen du zusammentrifftst, werden dich lieb gewinnen.«

»O, ich habe sehr viele Feinde!«

»Dann sind es böse Menschen. Ich habe dich noch nie gesehen, aber ich habe viel an dich gedacht, und meine Liebe hat dir gehört, noch ehe dich mein Auge erblickte.«

»Wie ist dies möglich?«

»Meine Freundin erzählte mir von dir.«

»Wer ist diese Freundin?«

»Marah Durimeh.«

»Marah Durimeh!« rief ich überrascht. »Du kennst sie?«

»Ich kenne sie.«

»Wo wohnt sie? Wo ist sie zu finden?«

»Ich weiß es nicht.«

»Aber wenn sie deine Freundin ist, mußt du doch wissen, wo sie sich befindet.«

»Sie ist bald hier, bald dort; sie gleicht dem Vogel, welcher bald auf diesem, bald auf jenem Zweige wohnt.«

»Kommt sie oft zu dir?«

»Sie kommt nicht wie die Sonne, regelmäßig zur bestimmten Stunde, sondern sie kommt wie der erquickende Regen, bald hier, bald dort, bald spät und bald früh.«

»Wann erwartest du sie wieder?«

»Sie kann noch heute in Lizan sein; sie kann aber auch erst nach Monden kommen. Vielleicht erscheint sie niemals wieder, denn auf ihrem Rücken lasten viel mehr Jahre, als auf dem meinigen.«

Das klang alles so wunderbar, so geheimnisvoll, und ich mußte unwillkürlich an Ruh 'i kulian, den ›Geist der Höhle‹ denken, von welchem die alte Marah Durimeh in ebenso geheimnisvoller Weise zu mir gesprochen hatte.

»So hat sie dich besucht, als sie von Amadijah kam?« fragte ich.

»Ja. Sie hat mir von dir erzählt; sie sagte, daß du vielleicht nach Lizan kommen würdest, und bat mich, für dich zu sorgen, als ob du mein eigener Sohn seist. Willst du mir dies erlauben?«

»Gern; nur mußt du auch meine Gefährten mit in deine Fürsorge einschließen.«

»Ich werde tun, was in meinen Kräften steht. Ich bin die Mutter des Melek, und sein Ohr hört gern auf meine Stimme; aber es ist einer unter euch, dem meine Fürbitte nicht viel helfen wird.«

»Wen meinst du?«

»Den Bey von Gumri. Welcher ist es?«

»Der Mann dort auf der vierten Matte. Er hört und versteht ein jedes deiner Worte; die Andern aber reden nicht die Sprache deines Landes.«

»Er mag hören und verstehen, was ich sage,« antwortete sie. »Hast du gehört von dem, was unser Land gelitten hat?«

»Man hat mir vieles erzählt.«

»Hast du gehört von Beder-Khan-Bey, von Zeinel-Bey, von Nur-Ullah-Bey und von Abd-el-Summit-Bey, den vier Mördern der Christen? Sie fielen von allen Seiten über uns her, diese kurdischen Ungeheuer. Sie zerstörten unsere Häuser, verbrannten unsere Gärten, vernichteten unsere Ernten, entweiheten unsere Gotteshäuser, mordeten unsere Männer und Jünglinge, zerfleischten unsere Knaben und Mädchen und hetzten unsere Frauen und Jungfrauen, bis sie sterbend niederstürzten, noch in den letzten Atemzügen von den Ungeheuern bedroht. Die Wasser des Zab waren gefärbt von dem Blute der unschuldigen Opfer, und die Höhen und Tiefen des Landes waren erleuchtet von den Feuersbrünsten, welche unsere Dörfer und Flecken verzehrten. Ein *einzig*er, fürchterlicher Schrei tönte durch das ganze Land. Es war der Todesschrei von vielen tausend Christen. Der Pascha von Mossul hörte diesen Schrei, aber er sandte keine Hilfe, weil er den Raub mit den Räubern teilen wollte.«

»Ich weiß es; es muß gräßlich gewesen sein!«

»Gräßlich? O, Chodih, dieses Wort sagt viel zu wenig. Ich könnte dir Dinge erzählen, bei denen dir das Herz brechen müßte. Siehst du die Brücke, auf welcher du über den Berdizabi {der obere Zab} gekommen bist? Über diese Brücke wurden unsere Jungfrauen geschleppt, um nach Tkhoma und Baz geführt zu werden; sie aber sprangen hinab in das Wasser, um lieber zu sterben. Keine einzige blieb zurück. Siehst du den Berg mit seiner Felsenmauer dort zur Rechten? Dort hinauf hatten sich die Leute von Lizan gerettet, weil sie sich dort sicher glaubten, denn sie konnten von unten gar nicht angegriffen werden. Aber sie hatten nur wenig Speise und Wasser bei sich. Um nicht zu verhungern, mußten sie sich Beder-Khan-Bey ergeben. Er versprach ihnen mit seinem heiligsten Eid die Freiheit und das Leben; nur die Waffen sollten sie abliefern. Dies geschah; er aber brach seinen Schwur und ließ sie mit Säbel und Messer ermorden. Und als den Kurden von dieser blutigen Arbeit die Arme weh taten, da machten sie es sich leichter; sie stürzten die Christen von der neunhundert Fuß hohen Felsenwand herab: Greise, Männer, Frauen und Kinder. Von

mehr als tausend Chaldani entkam nur ein einziger, um zu erzählen, was da oben geschehen war. Soll ich dir noch mehr erzählen, Chodih?»

»Halte ein!« wehrte ich schauernd ab.

»Und nun sitzt der Sohn eines dieser Ungeheuer hier im Hause des Melek von Lizan. Glaubst du, daß er Gnade finden wird?«

Wie mußte es bei diesen Worten dem Bey von Gumri zu Mute sein! Er zuckte mit keiner Wimper; er war zu stolz, um sich zu verteidigen. Ich aber antwortete:

»Er wird Gnade finden!«

»Glaubst du dies wirklich?«

»Ja. Er trägt nicht die Schuld von dem, was andere taten. Der Melek hat ihm Gastfreundschaft versprochen, und ich selbst werde nur dann Lizan verlassen, wenn er sich in Sicherheit an meiner Seite befindet.«

Die Alte senkte nachdenklich den ergrauten Kopf. Dann fragte sie:

»So ist er dein Freund?«

»Ja. Ich bin sein Gast.«

»Herr, das ist schlimm für dich!«

»Warum? Denkst du, daß der Melek sein Wort brechen wird?«

»Er bricht es nie,« antwortete sie stolz. »Aber der Bey wird bis an seinen Tod hier gefangen bleiben, und da du ihn nicht verlassen willst, so wirst du deine Heimat niemals wiedersehen.«

»Das steht in Gottes Hand. Weißt du, was der Melek über uns beschlossen hat? Sind wir nur auf dieses Haus beschränkt?«

»Du allein nicht, aber die Andern sämtlich.«

»So darf ich frei umhergehen?«

»Ja, wenn du dir einen Begleiter gefallen lässest. Du sollst nicht Gastfreundschaft wie sie, sondern Gastfreiheit erhalten.«

»So werde ich jetzt einmal mit dem Melek sprechen. Darf ich dich geleiten?«

»O Herr, dein Herz ist voller Güte. Ja, führe mich, damit ich

rühmen kann, daß mir noch niemals solche Gnade widerfahren ist!«

Sie erhob sich mit mir und hing sich an meinen Arm. Wir verließen das luftige Gemach und stiegen die Treppe nieder, die in das untere Geschoß führte. Hier trennte sich die Alte von mir, und ich trat hinaus auf den freien Raum vor dem Hause, wo eine große Anzahl der Chaldäer versammelt war. Nedschir-Bey stand bei ihnen. Als er mich erblickte, trat er auf mich zu.

»Wen suchest du hier?« fragte er mich in rohem Tone.

»Den Melek,« antwortete ich ruhig.

»Er hat keine Zeit für dich; gehe wieder hinauf!«

»Ich bin gewöhnt, zu tun, was mir beliebt. Befiehl deinen Knechten, nicht aber einem freien Mann, dem du nichts zu gebieten hast!«

Da trat er näher an mich heran und streckte seine mächtigen Glieder. In seinen Augen funkelte ein Licht, das mir sagte, daß der erwartete Zusammenstoß jetzt geschehen werde. So viel stand sicher: wenn ich ihn nicht gleich auf der Stelle unschädlich machte, so war es um mich geschehen.

»Wirst du gehorchen?« drohte er.

»Knabe, mache dich nicht lächerlich!« entgegnete ich lachend.

»Knabe!« brüllte er. »Hier nimm den Lohn!«

Er schlug nach meinem Kopfe; ich parierte mit dem linken Arme den Hieb und ließ dann meine rechte Faust mit solcher Gewalt an seine Schläfe sausen, daß ich glaubte, sämtliche Finger seien mir zerbrochen. Er stürzte lautlos zusammen und lag steif wie ein Klotz.

Die Umstehenden wichen scheu zurück; einer aber rief:

»Er hat ihn erschlagen!«

»Ich habe ihn betäubt,« antwortete ich. »Werft ihn in das Wasser, so wird er die Besinnung bald wieder finden.«

»Chodih, was hast du getan!« erscholl es hinter mir.

Ich wandte mich um und erblickte den Melek, welcher soeben aus der Tür getreten war.

»Ich?« fragte ich. »Hast du diesen Mann nicht vor mir ge-

warnt? Er schlug dennoch nach mir. Sage ihm, er soll es ja nicht wieder tun, sonst werden seine Töchter weinen, seine Söhne klagen und seine Freunde trauern.«

»Ist er nicht tot?«

»Nein. Beim nächsten Male aber wird er tot sein.«

»Herr, du bereitest deinen Feinden Ärger und deinen Freunden Sorge. Wie soll ich dich schützen, wenn du dich nach immerwährendem Kampfe sehnst?«

»Sage dies dem Raïs, denn es ist sehr wahrscheinlich, daß du zu schwach bist, ihn vor meinem Arme zu beschützen. Erlaubst du ihm, mich zu beleidigen, so gib nicht mir die Schuld, wenn ich ihn Anstand lehre.«

»Herr, gehe fort; er kommt jetzt wieder zu sich!«

»Soll ich vor einem Manne fliehen, den ich niedergeschlagen habe?«

»Er wird dich töten!«

»Pah! Ich werde keine Hand zu rühren brauchen. Passe auf!«

Meine Gefährten hatten von ihrer offenen Wohnung aus den ganzen Vorgang mit angesehen. Ich winkte ihnen mit dem Auge, und sie wußten, was ich von ihnen begehrte.

Man hatte den Kopf des Raïs mit Wasser gewaschen. Jetzt richtete er sich langsam empor. Auf einen Faustkampf durfte ich es nicht ankommen lassen, denn sowohl mein Arm, mit dem ich seinen Hieb pariert hatte, als auch meine rechte Hand war in den wenigen Augenblicken ganz beträchtlich angeschwollen; ich mußte froh sein, daß mir dieser Goliath nicht den Arm zerschmettert hatte. – Jetzt erblickte er mich, und mit einem heiseren Wutschrei stürzte er auf mich zu. Der Melek suchte ihn zu halten; auch einige andere griffen zu, aber er war stärker als sie und rang sich los. Jetzt wandte ich das Gesicht nach dem Hause hin und rief ihm zu:

»Nedschir-Bey, blicke da hinauf!«

Er folgte der Richtung meiner Augen und sah die Gewehre aller meiner Gefährten auf sich gerichtet. Er hatte doch genug Besinnung, um diese Sprache zu verstehen. Er blieb halten und erhob die Faust.

»Mann, du begegnest mir wieder!« drohte er.

Ich zuckte nur die Achsel, und er ging davon.

»Chodih,« meinte der noch vor Anstrengung keuchende Melek, »du befandest dich in einer großen Gefahr!«

»Sie war sehr klein. Ein einziger Blick hinauf nach meinen Leuten hat diesen Mann unschädlich gemacht.«

»Hüte dich vor ihm!«

»Ich bin dein Gast. Sorge dafür, daß er mich nicht beleidigt!«

»Man sagte mir, daß du mich suchest?«

»Ja. Ich wollte dich fragen, ob ich frei in Lizan umhergehen kann.«

»Du kannst es.«

»Aber du wirst mir eine Begleitung geben?«

»Nur zu deiner Sicherheit.«

»Ich verstehe dich und füge mich darein. Wer wird mein Aufseher sein?«

»Nicht Aufseher, sondern Beschützer, Chodih. Ich gebe einen Karuhja an deine Seite.«

Also einen Vorleser, einen Geistlichen! Das war mir lieb und recht.

»Wo ist er?« fragte ich.

»Hier im Hause wohnt er bei mir. Ich werde ihn dir senden.«

Er trat in das Innere des Gebäudes, und bald darauf kam ein Mann heraus, der in den mittleren Jahren stand. Er trug zwar die gewöhnliche Kleidung dieser Gegend, aber in seinem Wesen hatte er etwas an sich, was auf seinen Beruf schließen ließ. Er grüßte mich sehr höflich und fragte nach meinem Begehr.

»Du sollst mich auf meinem Weg begleiten!« sagte ich.

»Ja, Herr. Der Melek will es so.«

»Ich wünsche vor allen Dingen, mir Lizan anzusehen. Willst du mich führen?«

»Ich weiß nicht, ob ich darf, Chodih. Wir erwarten jeden Augenblick die Nachricht von dem Eintreffen der Berwarikurden, welche kommen werden, um euch und ihren Bey zu befreien.«

»Ich habe versprochen, Lizan nicht ohne den Willen des Melek zu verlassen. Ist dir dies genug?«

»Ich will dir trauen, obgleich ich verantwortlich bin für alles, was du während meiner Gegenwart unternimmst. Was willst du zunächst sehen?«

»Ich möchte den Berg besteigen, von welchem Beder-Khan-Bey die Chaldani herabstürzen ließ.«

»Es ist sehr schwer, emporzukommen. Kannst du gut klettern?«

»Sei ohne Sorge!«

»So komm, und folge mir!«

Während wir gingen, beschloß ich, den Karuhja nach seinen Religionsverhältnissen zu fragen. Ich war mit denselben so wenig vertraut, daß mir eine Aufklärung nur lieb sein konnte. Er kam mir mit einer Frage recht glücklich entgegen:

»Bist du ein Moslem, Chodih?«

»Hat dir der Melek nicht gesagt, daß ich ein Christ bin?«

»Nein; aber ein Chaldani bist du nicht. Gehörst du vielleicht zu dem Glauben, welchen die Missionare aus Inglستان predigen?«

Ich verneinte, und er sagte:

»Das freut mich sehr, Herr!«

»Warum?« fragte ich.

»Ich mag von ihrem Glauben nichts wissen, weil ich von ihnen selbst nichts wissen mag.«

Mit diesen wenigen Worten hatte dieser einfache Mann alles gesagt, was er sagen wollte.

»Bist du mit einem von ihnen zusammengetroffen?« fragte ich.

»Mit mehreren; aber ich habe den Staub von meinen Füßen geschüttelt und bin wieder fortgegangen. Kennst du die Lehren unsers Glaubens?«

»Nicht genau.«

»Du möchtest sie wohl auch nicht kennen lernen?«

»O doch, sehr gern. Habt ihr ein Glaubensbekenntnis?«

»Jawohl, und ein jeder Chaldani muß es täglich zweimal beten.«

»Bitte, sage es mir!«

»Wir glauben an einen einzigen Gott, den allmächtigen Schöpfer und Vater aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge. Wir glauben an den Herrn Jesus Christus, den Sohn Gottes, der da der einzig geborene Sohn seines Vaters ist vor aller Welt, der nicht geschaffen wurde, sondern der da ist der wahre Gott des wahren Gottes; der da ist von demselben Wesen mit dem Vater, durch dessen Hände die Welt gemacht und alle Dinge geschaffen wurden; der für uns Menschen und zu unserer Seligkeit vom Himmel herabgestiegen ist, durch den heiligen Geist Fleisch ward und Mensch wurde, empfangen und geboren von der Jungfrau Maria; der da litt und gekreuzigt wurde zur Zeit des Pontius Pilatus, und starb und wurde begraben; der da am dritten Tage wieder auferstand, wie in der Schrift verkündigt war, und fuhr gen Himmel, um zu sitzen zur Rechten seines Vaters und wiederzukommen, um zu richten die Lebendigen und die Toten. Und wir glauben an einen heiligen Geist, den Geist der Wahrheit, welcher ausging von dem Vater, den Geist, der da erleuchtet. Und an eine heilige, allgemeine Kirche. Wir erkennen zur Erlassung der Sünden eine heilige Taufe an und eine Auferstehung des Leibes und ein ewiges Leben!«

Nach einer Pause fragte ich:

»Haltet ihr auch die Fasten?«

»Sehr streng,« antwortete er. »Wir dürfen während hundertzweiundfünfzig Tagen keine Nahrung aus dem Tierreiche, auch keinen Fisch essen, und der Patriarch genießt überhaupt nur Nahrung aus dem Pflanzenreiche.«

»Wie viele Sakramente habt ihr?«

Er wollte mir eben antworten; aber unsere für mich so interessante Unterhaltung wurde von zwei Reitern unterbrochen, die im Galopp auf uns zugesprengt kamen.

»Was gibt es?« fragte er sie.

»Die Kurden kommen,« ertönte die Antwort.

»Wo sind sie?«

»Sie haben bereits die Berge überschritten und kommen in das Tal hernieder.«

»Wie viel sind ihrer?«

»Viele Hunderte.«

Dann ritten sie weiter. Der Karuhja blieb halten.

»Chodih, laß uns umkehren!«

»Warum?«

»Ich habe es dem Melek versprochen, falls die Berwari kommen sollten. Du wirst nicht wollen, daß ich mein Wort breche!«

»Du mußt es halten. Komm!«

Als wir den Platz vor dem Hause des Melek erreichten, herrschte dort eine außerordentliche Aufregung; aber ein planvolles Handeln gab es nicht. Der Melek stand mit einigen Unteranführern beisammen; auch der Raïs war bei ihnen.

Ich wollte still vorüber gehen und in das Haus eintreten; aber der Melek rief mir zu:

»Chodih, komm her zu uns!«

»Was soll er hier?« zürnte der riesige Raïs. »Er ist ein Fremder, ein Feind; er gehört nicht zu uns!«

»Schweig!« gebot ihm der Melek; dann wandte er sich zu mir: »Herr, ich weiß, was du im Tale Deradsch und bei den Dschesidi erfahren hast. Willst du uns einen Rat geben?«

Diese Frage kam mir natürlich sehr willkommen, dennoch aber antwortete ich:

»Dazu wird es bereits zu spät sein.«

»Warum?«

»Du hättest schon gestern handeln sollen.«

»Wie meinst du dies?«

»Es ist leichter, eine Gefahr zu verhüten, als sie zu bekämpfen, wenn sie schon eingetreten ist. Hättest du die Kurden nicht angegriffen, so brauchtest du dich heute nicht gegen sie zu verteidigen.«

»Das will ich nicht hören.«

»Aber ich wollte es dir dennoch sagen. Wußtest du, daß heute die Kurden kommen würden?«

»Wir alle haben es gewußt.«

»Warum hast du nicht die jenseitigen Pässe besetzt? Du hättest feste Stellungen erhalten, die gar nicht einzunehmen

waren. Nun aber haben die Kurden das Gebirge bereits hinter sich und sind dir überlegen.«

»Wir werden kämpfen!«

»Hier?«

»Nein, in der Ebene von Lizan.«

»Dort also willst du sie empfangen?« fragte ich verwundert.

»Ja,« antwortete er zögernd.

»Und du stehst noch hier mit deinen Leuten?«

»Wir müssen erst unser Hab und Gut und die Unsrigen retten, ehe wir fortkönnen!«

»O Melek, was seid ihr Chaldani für große Krieger! Seit gestern wußtet ihr, daß die Kurden kommen würden, und habt nichts getan, um euch zu sichern. Ihr wollt mit ihnen kämpfen und sprecht doch davon, die Euren und euer Eigentum zu flüchten. Ehe ihr damit fertig seid, ist der Feind bereits in Lizan. Gestern habt ihr die Kurden überrascht, und darum wurden sie besiegt; heut aber greifen sie selbst euch an und werden euch verderben!«

»Herr, das mögen wir nicht hören!«

»So werdet ihr es erfahren. Lebwohl, und tue was du willst!«

Ich machte Miene, in das Haus zu treten; er aber hielt mich am Arme zurück.

»Chodih, rate uns!«

»Ich kann euch nicht raten; ihr habt mich vorher auch nicht um Rat gefragt.«

»Wir werden dir dankbar sein!«

»Das ist nicht notwendig; ihr sollt nur vernünftig sein. Wie kann ich euch beistehen, diejenigen Männer zu besiegen, welche herbeigekommen sind, um mich und meine Gefährten zu befreien?«

»Ihr seid ja nur meine Gäste, nicht aber meine Gefangenen!«

»Auch der Bey von Gumri?«

»Herr, dränge mich nicht!«

»Nun wohl, ich will nachgiebiger sein, als ihr es verdient.

Eilt dem Feinde entgegen und nehmt eine Stellung, an welcher er nicht vorüber kann. Die Kurden werden nicht angreifen, sondern einen Boten senden, der sich zuvor nach uns erkundigen soll. Diesen Boten bringt hierher, und dann will ich euch meinen Rat erteilen.«

»Gehe lieber mit, Chodih!«

»Das werde ich gern tun, wenn ihr mir erlaubt, meinen Diener Halef mitzunehmen, der dort hinter der Mauer bei den Pferden ist.«

»Ich erlaube es,« sagte der Melek.

»Aber ich erlaube es nicht,« entgegnete der Raïs.

Es entspann sich jetzt ein kurzer, aber heftiger Streit, in welchem schließlich der Melek recht behielt, da die Andern alle auf seiner Seite standen. Der Raïs warf mir einen wütenden Blick zu, sprang auf sein Pferd und ritt davon.

»Wo willst du hin?« rief ihm der Melek nach.

»Das geht dich nichts an!« scholl es zurück.

»Eilt ihm nach, und beschwichtigt ihn,« bat der Melek die Andern, während ich Halef rief, mein Pferd und das seinige bereit zu machen.

Dann stieg ich in unsern Raum hinauf, um die Gefährten zu instruieren.

»Was ist los?« fragte der Engländer.

»Die Kurden von Gumri kommen, um uns zu befreien,« antwortete ich.

»Sehr gut! *Yes!* Brave Kerls! Meine Flinte her! Werde mit dreinschlagen! *Well!*«

»Halt, Sir David! Fürs erste werdet Ihr noch ein wenig hier bleiben und meine Rückkehr erwarten.«

»Warum? Wo wollt Ihr hin?«

»Hinaus, um zu unterhandeln und die Sache vielleicht im Guten beilegen zu helfen.«

»*Pshaw!* Sie werden wenig Kram mit Euch machen. Sie werden Euch erschießen! *Yes!*«

»Das ist höchst unwahrscheinlich.«

»Darf ich nicht mit?«

»Nein. Nur ich und Halef.«

»So geht! Aber wenn ihr nicht wiederkommt, schlage ich ganz Lizan in Grund und Boden! *Well!*«

Auch die Andern fügten sich. Nur der Bey machte eine Bedingung:

»Chodih, du wirst nichts ohne meinen Willen tun?«

»Nein. Ich werde entweder selbst kommen oder dich holen lassen.«

Damit nahm ich meine Waffen, stieg hinab und sprang in den Sattel. Der Platz vor dem Hause war leer geworden. Nur der Melek wartete auf mich, und einige Bewaffnete waren geblieben, um die gefangenen ›Gäste‹ zu bewachen.

Wir mußten die gebrechliche Brücke wieder passieren. Drüben auf der andern Seite des Stromes ging es wirr zu. Landesverteidiger zu Fuß und zu Roß ritten und liefen bunt durcheinander. Der eine hatte eine alte Flinte, der andere eine Keule. Ein jeder wollte kommandieren, aber nicht gehorchen. Dazu war das Terrain mit Felsen, Bäumen und Büschen besetzt, und bei jedem Schritte hörte man eine andere Neuigkeit von den Kurden. Zuletzt kam gar die Kunde, daß der Raïs von Schuhrd mit seinen Leuten davongezogen sei, weil sich der Melek mit ihm gestritten hatte.

»Herr, was tue ich?« fragte der Melek in nicht geringer Sorge.

»Suche zu erfahren, wo sich die Kurden befinden.«

»Das habe ich ja bereits getan, aber ein jeder bringt mir eine andere Kunde. Und siehe meine Leute an! Wie soll ich mit ihnen zum Kampfe ziehen?«

Der Mann dauerte mich wirklich. Es war sehr leicht zu erkennen, daß er sich auf seine Leute nicht verlassen könne. Der so lange auf ihnen lastende Druck hatte sie entmannt. Zu einem hinterlistigen Überfall hatten sie gestern den Mut gehabt; heute aber, wo es nun galt, die Folgen davon zu tragen, mangelte es ihnen an der nötigen Tatkraft. Es war nicht eine Spur von militärischer Zucht zu bemerken; sie glichen einer Herde von Schafen, welche gedankenlos den Wölfen entgegenrennen.

Auch der Melek selbst machte nicht den Eindruck eines

Mannes, der die jetzt so nötige Willenskraft und Widerstandsfähigkeit besaß. Es war mehr als Sorge, es war fast Angst, die sich auf seinem Angesicht abspiegelte, und vielleicht wäre es von Nutzen für ihn gewesen, wenn Nedschir-Bey sich noch an seiner Seite befunden hätte. Es war mir sehr klar, daß die Chaldäer gegen die Berwari-Kurden den kürzeren ziehen würden. Daher antwortete ich auf die Klage des Melek:

»Willst du meinen Rat hören?«

»Sage mir ihn!«

»Die Kurden sind euch überlegen. Es gibt nur zwei Wege, die du jetzt einschlagen kannst. Du ziehst dich mit den Deinen schleunigst auf das andere Ufer des Flusses zurück und verteidigst den Übergang. Dadurch gewinnst du Zeit, Verstärkungen an dich zu ziehen.«

»Dann aber muß ich ihnen alles opfern, was am rechten Ufer liegt.«

»Sie werden dies ohnehin nehmen.«

»Welches ist der zweite Weg?«

»Du unterhandelst mit ihnen.«

»Durch wen?«

»Durch mich.«

»Durch dich? Chodih, willst du mir entfliehen?«

»Das fällt mir gar nicht ein, denn ich habe dir ja mein Wort gegeben.«

»Werden sich diese Kurden auf Unterhandlungen einlassen, nachdem wir sie gestern überfallen haben?«

»Ist nicht ihr Anführer dein Gefangener? Das gibt dir eine große Macht über sie.«

»Du bist ihr Gastfreund: du wirst so mit ihnen verhandeln, daß sie den Nutzen, wir aber den Schaden haben.«

»Ich bin auch dein Gastfreund; ich werde so mit ihnen reden, daß beide Teile zufrieden sein können.«

»Sie werden dich festhalten; sie werden dich nicht wieder zu mir zurückkehren lassen.«

»Ich lasse mich nicht halten. Sieh mein Pferd an! Ist es nicht zehnmal mehr wert, als das deine?«

»Fünzfzigmal, nein, hundertmal mehr, Herr!«

»Glaubst du, daß ein Krieger so ein Tier im Stiche läßt?«

»Niemals!«

»Nun wohl! Laß uns einstweilen tauschen! Ich lasse dir meinen Rapphengst als Pfand zurück, daß ich wiederkomme.«

»Ist dies dein Ernst?«

»Mein vollständiger. Vertraust du mir nun?«

»Ich glaube und vertraue dir. Willst du deinen Diener auch mitnehmen?«

»Nein, er wird bei dir bleiben: denn du kennst mein Pferd nicht genau. Es muß jemand bei dir sein, der den Hengst richtig zu behandeln versteht.«

»Hat es ein Geheimnis, Herr?«

»In der Tat.«

»Chodih, dann ist es für mich gefährlich, das Roß zu reiten. Dein Diener mag es besteigen, und du nimmst das seinige, während er bei mir zurückbleibt.«

Das war es ja eben, was ich wünschte. Mein Pferd war in den Händen des kleinen Hadschi Halef Omar jedenfalls besser aufgehoben, als in denen des Melek, der nur ein gewöhnlicher Reiter war. Dann antwortete ich:

»Ich füge mich in deinen Willen. Erlaube, daß ich sofort die Tiere wechsele!«

»Sogleich, Herr?«

»Allerdings. Wir haben keine Zeit zu verlieren.«

»Wirst du die Kurden wirklich finden?«

»Sie werden schon dafür sorgen, daß sie gar zu bald gefunden werden. Aber, könnten wir nicht meine beiden Vorschläge vereinigen? Wenn deine Leute mit den Berwari ins Handgemein kommen, ehe man mich gehört hat, so ist alles verloren. Gehe mit ihnen über den Fluß zurück, so habe ich mehr Hoffnung auf Erfolg!«

»Aber wir geben uns da in ihre Hände!«

»Nein, ihr entkommt ihnen und gewinnt Zeit. Wie wollen sie euch angreifen, wenn ihr die Brücke besetzt?«

»Du hast recht, Herr, und ich werde sofort das Zeichen geben.«

Während ich vom Pferde sprang und Halefs Tier bestieg,

setzte der Melek eine Muschel an den Mund, die an seiner Seite gehangen hatte. Der dumpfe, aber kräftige Ton war weithin vernehmbar. Die Chaldani kamen von allen Seiten zurückgeeil, denn diese Richtung behagte ihnen weit mehr als diejenige eines gefährlichen Angriffes auf die tapferen und wohlbewaffneten Kurden. Ich hingegen ritt vorwärts, nachdem ich Halef einige Verhaltensmaßregeln erteilt hatte, und befand mich bald ganz allein, da auch Dojan zurückgeblieben war.

Siebentes Kapitel
Der Geist der Höhle

Meine Aufgabe schien mir gar nicht schwierig zu sein. Von den Kurden hatte ich wohl nichts zu fürchten, und da sie Rücksicht auf das gefährdete Leben ihres Beys zu nehmen hatten, so ließ sich erwarten, daß ein Vergleich zu stande kommen werde.

So ritt ich langsam vorwärts und horchte auf jedes Geräusch. Ich gelangte auf den Rücken einer niedrigen Bodenwelle, wo Wald und Busch weniger dicht standen, und erblickte von hier aus einen Krähenschwarm, der weiter unten über dem Walde schwebte, sich zuweilen auf die Zweige niederlassen wollte, aber immer wieder aufflog. Es war gewiß, daß diese Vögel aufgestört wurden, und ich wußte nun, wohin ich mich zu wenden hatte. Ich ritt den kleinen Hügel hinab, war aber noch gar nicht weit gekommen, als ein Schuß fiel, dessen Kugel jedenfalls mir gelten sollte; sie traf aber nicht. Im Nu schnellte ich mich vom Pferde und stellte mich hinter dasselbe. Ich hatte den Blitz des Pulvers gesehen und wußte also, wo der ungeschickte Schütze stand.

»Kur'o {Knabe}, tue dein Kirbit {Zündholz} zur Seite!« rief ich. »Du triffst ja eher dich als mich!«

»Fliehe, sonst bist du des Todes!« klang es mir entgegen.

»Ehz be vïa kenïam – darüber muß ich lachen! Welcher Mann schießt seine Freunde tot?«

»Du bist nicht unser Freund; du bist ein Nasarah!«

»Das wird sich finden. Du gehörst zu den Vorposten der Kurden?«

»Wer sagt dir das?«

»Ich weiß es; führe mich zu deinem Anführer!«

»Was willst du dort?«

»Mein Gastfreund, der Bey von Gumri, sendet mich zu ihm.«

»Wo ist der Bey?«

»In Lizan gefangen.«

Während dieser Verhandlung bemerkte ich recht wohl, daß noch mehrere Gestalten herbeikamen, die aber hinter den Bäumen verborgen bleiben wollten. Der Kurde fragte weiter:

»Du nennst dich den Gastfreund des Bey. Wer bist du?«

»Ein Emir gibt nur einem Emir Auskunft. Führe mich zu deinem Anführer, oder bringe ihn her zu mir. Ich habe als Bote des Bey mit ihm zu reden.«

»Herr, gehörst du zu den fremden Emirs, die auch gefangen worden sind?«

»So ist es.«

»Und bist du wirklich kein Verräter, Herr?«

»Katischt, baqua – was, du Frosch!« rief da laut eine andere Stimme. »Siehst du denn nicht, daß es der Emir ist, welcher ohne Aufhören schießen kann? Gehe zur Seite, du Wurm, und laß mich hin zu ihm!«

Zugleich kam ein junger Kurde hinter einem Baume hervor, trat mit größter Ehrerbietung zu mir heran und sagte:

»Allahm d'allah – Gott sei Dank, daß ich dich wiedersehe, Herr! Wir haben große Sorge um euch gehabt.«

Ich erkannte sogleich in ihm einen der Männer, welche gestern dem Melek glücklich entkommen waren, und antwortete:

»Man hat uns wieder ergriffen, aber wir befinden uns wohl. Wer ist euer Anführer?«

»Der Raïs von Dalascha, und bei ihm ist der tapfere Emir der Haddedihn vom Stamme der Schammar.«

Das war mir lieb, zu hören; also hatte Mohammed Emin

doch, wie ich vermutet hatte, den Weg nach Gumri gefunden und kam nun, uns zu befreien.

»Ich kenne den Raïs von Dalascha nicht,« sagte ich. »Führe mich zu ihm!«

»Herr, er ist ein großer Krieger. Er kam gestern am Abend, um den Bey zu besuchen, und da er hörte, daß dieser gefangen sei, so schwur er, Lizan der Erde gleich zu machen und alle seine Bewohner in die Hölle zu senden. Jetzt ist er unterwegs, und wir gehen voran, damit er nicht überrumpelt wird. Aber Herr, wo hast du dein Pferd? Hat man es dir geraubt?«

»Nein, ich ließ es freiwillig zurück. Doch komm, und führe mich!«

Ich nahm mein Tier am Zügel und folgte ihm. Wir waren nicht viel über tausend Schritte gegangen, so stießen wir auf eine Gruppe von Reitern, unter denen ich zu meiner großen Freude Mohammed Emin erblickte. Er befand sich zu Pferde und erkannte auch mich sofort.

»Hamdullillah,« rief er, »Preis sei Gott, der mir die Gnade gibt, dich wiederzusehen! Er hat dir den Pfad erleuchtet, daß es dir glückte, diesen Nasarah zu entkommen. Aber,« fügte er erschrocken hinzu – »du bist entflohen, ohne dein Pferd mitzunehmen?«

Dies war ihm ein ganz unmöglicher Gedanke, und ich beruhigte ihn auch auf der Stelle:

»Ich bin nicht entflohen, und das Pferd gehört noch mir. Es befindet sich in der Obhut von Hadschi Halef Omar, bei dem es sicher ist.«

»Du bist nicht entflohen?« fragte er erstaunt.

»Nein. Ich komme als der Abgesandte des Bey von Gumri und des Melek von Lizan. Wo ist der Mann, der hier zu gebieten hat?«

»Ich bin es,« antwortete eine tiefe Stimme.

Ich sah mir den Mann scharf an. Er saß auf einem starkknochigen zottigen Pferde, das nur mit Palmenfaser aufgezümt war. Er war sehr lang und außerordentlich hager gebaut. Ein ungeheurer Turban bedeckte seinen Kopf, und sein Angesicht starrte von einem so borstigen und dichten Bart, daß man nur

die Nase und zwei Augen erblickte, die mich jetzt unheimlich forschend anfunkelten.

»Du bist der Raïs von Dalascha?« fragte ich ihn.

»Ja. Wer bist du?«

Mohammed Emin antwortete an meiner Stelle:

»Es ist Kara Ben Nemsî Emir, von dem ich dir erzählt habe.«

Der Kurde grub seinen Blick abermals tief in den meinigen, und es schien dann, als ob er sich im klaren über mich befände. Er sagte:

»Er soll uns später erzählen und mag sich uns jetzt anschließen. Vorwärts!«

»Laß halten; ich habe mit dir zu sprechen,« bat ich.

»Schweig!« fuhr er mich an. »Ich bin der General dieser Truppen, und was ich sage, das hat ohne Widerrede zu geschehen. Ein Weib redet, ein Mann aber handelt. Jetzt wird nicht geplaudert!«

Ich war nicht gewohnt, in einem solchen Tone mit mir reden zu lassen. Auch Mohammed Emin gab mir unbemerkt einen aufmunternden Wink. Der Raïs war bereits einige Schritte fort; ich trat vor und griff seinem Pferde in die Zügel.

»Halt! Bleib! Ich bin der Abgesandte des Bey!« warnte ich ihn mit ernster Stimme.

Ich habe immer gefunden, daß ein furchtloses Wesen, unterstützt durch ein wenig Leibesstärke, diesen halbwilden Leuten imponiert. Hier aber schien es, daß ich mich verrechnen sollte; denn der Mann erhob die Faust und drohte:

»Mensch, die Hand vom Pferde, sonst schlag ich!«

Ich erkannte, daß meine Sendung vollständig verunglückt sei, wenn ich mich nur im geringsten von ihm einschüchtern ließe. Darum ließ ich wohl mein Pferd fahren, nicht aber das seinige, und antwortete:

»Ich bin hier an Stelle des Bey von Gumri und habe zu befehlen; du aber bist nichts als ein kleiner Kiaja {türkischer Dorfschulze}, der augenblicklich zu gehorchen hat. Steige ab!«

Da riß er die Flinte von der Schulter, faßte sie beim Laufe und wirbelte sie um den Kopf.

»Ker, seri te tschar tan kim,« brüllte er, »ich spalte dir den Kopf in vier Teile, du Dummkopf!«

»Versuche es, doch zuerst gehorche!« entgegnete ich lachend.

Mit einem raschen Ruck riß ich sein Pferd auf die Hinterbeine nieder und schlug dem Tiere dann den Fuß mit solcher Gewalt an den Bauch, daß es erschrocken wieder emporprallte. Diese beiden Bewegungen folgten so schnell aufeinander, daß der Kiaja augenblicklich abgeschleudert wurde. Ehe er sich erheben konnte, hatte ich ihm die Flinte und das Messer entrisen und erwartete seinen Angriff.

»Sa – Hund!« brüllte er, indem er emporschnellte und sich auf mich warf; »ich zermalme dich!«

Er sprang auf mich ein; ich hob nur den Fuß bis zur Gegend seiner Magengrube – ein Tritt und er überschlug sich rückwärts zur Erde nieder. Nun nahm ich sein eigenes Gewehr empor und zielte auf ihn.

»Mann, bleib weg von mir, sonst schieße ich!« gebot ich ihm.

Er raffte sich empor, hielt sich die Magengegend und blickte mich mit wutfunkelnden Augen an, wagte aber doch keinen Angriff mehr.

»Gib mir meine Waffen!« grollte er drohend.

»Später, wenn ich mit dir gesprochen habe!«

»Ich habe nichts mit dir zu sprechen!«

»Aber ich mit dir, und ich bin gewohnt, mir Gehör zu verschaffen; das merke dir, Kiaja!«

»Ich bin kein Kiaja; ich bin ein Räis, ein Nezanum!«

Obgleich dieser Vorgang bis jetzt nur wenige Augenblicke in Anspruch genommen hatte, war er doch von den anrückenden Kurden bemerkt worden, und es hatte sich eine bedeutende Anzahl derselben, die sich immer mehr vergrößerte, um uns versammelt. Doch sagte mir ein einziger Blick, daß keiner von ihnen gewillt war, voreilig Partei zu ergreifen. Darum antwortete ich unbesorgt:

»Du bist weder ein Räis noch ein Nezanum; du bist nicht

einmal ein freier Kurde, wie diese tapferen Männer hier, denen du befehlen willst.«

»Beweise es!« rief er in höchster Wut.

»Du bist der Dorfälteste von Dalascha; aber die sieben Orte Dalascha, Chal, Serschkiutha, Beschukha, Behedri, Biha und Schuraisi gehören zu dem Lande Chal, welches dem Statthalter von Amadijah Tribut bezahlt und folglich dem Pascha von Mossul und also auch dem Großherrs in Stambul untertänig ist. Der Älteste eines Dorfes, welches dem Padischah Tribut entrichtet, ist aber nicht ein freier Nezanum, sondern ein türkischer Kiaja. Wenn mich ein freier, tapferer Kurde beleidigt, so fordere ich mit der Waffe Rechenschaft von ihm; denn er ist der Sohn eines Mannes, der vor keinem Menschen sein Knie beugte. Wagt es aber ein türkischer Kiaja, der ein Diener des Mutessarif ist, mich einen Hund zu nennen, so werfe ich ihn vom Pferde herab und gebe ihm die Sohle meines Fußes auf den Leib, damit er die Demut lerne, die er jedem tapfern Manne schuldig ist! Sagt mir, ihr Männer: Wer hat den Tributeinsammler eines türkischen Dorfes zum Anführer der berühmten Kurden von Berwari gemacht?«

Ein lautes Murmeln ließ sich rundum hören. Dann antwortete einer:

»Er selbst.«

Ich wandte mich an den Sprecher:

»Kennst du mich?«

»Ja, Emir, die meisten von uns kennen dich.«

»Du weißt, daß ich ein Freund und Gast des Bey bin?«

»Wir wissen es!«

»So antworte mir: Gab es unter den Berwari keinen, der würdig gewesen wäre, die Stelle des Bey zu vertreten?«

»Es gibt ihrer viele,« antwortete er stolz; »aber dieser Mann, den du Kiaja nennst, ist oft in Gumri. Er ist ein starker Mann, und da er eine Blutrache mit dem Melek von Lizan hat und wir mit einer langen Wahl keine Zeit verlieren wollten, so haben wir ihm den Befehl übergeben.«

»Er ist ein starker Mann? Habe ich ihn nicht vom Pferde geworfen und dann zu Boden getreten? Ich sage euch, daß

sein Leib die Erde nicht wieder verlassen, seine Seele aber zur Dschehennah fahren soll, wenn er es noch ein einziges Mal wagt, mich oder einen meiner Freunde zu beleidigen! Die Faust eines Emir aus Dschermanistan ist wie Kumahsch {Sammet} für den Gefährten, für den Feind aber wie Tschelik {Stahl} und Demihir {Eisen}.

»Herr, was forderst du von ihm?«

»Der Bey ist in Lizan gefangen. Er sendet mich zu euch, um mit eurem Anführer zu besprechen, was ihr tun sollt. Dieser Mann aber will dem Bey nicht gehorchen; er will nicht mit mir reden und hat mich einen Hund genannt.«

»Er muß gehorchen – er muß dich hören!« rief es im Kreise.

»Gut,« antwortete ich. »Ihr habt ihm den Befehl übertragen, und so mag er ihn behalten, bis der Bey wieder frei ist. Aber wie ich ihm seine Ehre gebe, so soll er mir auch die meinige erweisen. Der Bey hat mich gesandt; ich stehe hier an seiner Stelle; will dieser Kiaja in Frieden mit mir verkehren und mich behandeln, wie ein Emir behandelt werden muß, so gebe ich ihm seine Waffen zurück, und der Bey soll bald wieder in eurer Mitte sein.«

Ich blickte mich forschend im Kreise um. Es standen, so weit ich sie sehen konnte, weit über hundert Männer zwischen den lichten Büschen umher, und alle riefen mir ihre Zustimmung zu. Darauf wandte ich mich zu dem Kiaja:

»Du hast meine Worte gehört; ich erkenne dich als Anführer an und werde dich deshalb jetzt Agha nennen. Hier hast du deine Flinte und dein Messer. Und nun erwarte ich, daß du auf meine Worte hörst.«

»Was hast du mir zu sagen?« brummte er höchst mißmutig.

»Rufe alle deine Berwari zusammen. Sie sollen nicht eher vorgehen, als bis unsere Besprechung zu Ende ist.«

Er blickte mich sehr erstaunt an.

»Weißt du denn nicht, daß wir Lizan überfallen wollen?« fragte er mich.

»Ich weiß es; aber es geschieht auch später noch zur rechten Zeit.«

»Wenn wir zaudern, so werden die Nasarah über uns herfallen. Sie wissen, daß wir kommen; sie haben uns gesehen.«

»Eben weil sie es wissen, sendet der Bey mich zu euch. Sie werden euch nicht überfallen; sie haben sich über den Zab zurückgezogen und werden die Brücke verteidigen.«

»Weißt du dies genau?«

»Ich selbst habe es ihnen angeraten.«

Er blickte finster vor sich nieder, und auch aus dem Kreise rings umher wurde mancher mißbilligende Blick auf mich geworfen. Dann entschied er sich:

»Herr, ich werde tun, was du verlangst; aber glaube nicht, daß wir von einem Fremden einen schlechten Rat annehmen werden!«

»Das tue, wie du willst! Laß einen freien Platz aussuchen, wo wir Raum genug haben, um die Versammlung überblicken zu können. Die Assiretah {Auserlesene, hervorragende Krieger} mögen zur Beratung kommen, die andern aber sollen den Ort bewachen, damit ihr keine Sorge zu haben braucht.«

Er gab die nötigen Befehle, und nun kam reges Leben in die Leute. Dabei hatte ich Zeit, einige Worte mit Mohammed Emin zu sprechen. Ich erzählte ihm unsere Erlebnisse seit unserer Trennung und wollte ihn nun auch nach den seinigen fragen, als gemeldet wurde, daß ein passender Platz gefunden sei. Wir mußten aufbrechen.

»Sihdi,« sagte der Haddedihn, »ich danke dir, daß du diesem Kiaja gezeigt hast, daß wir Männer sind!«

»Hat er dies an dir nicht auch bemerkt?«

»Herr, ich habe kein solches Glück wie du. Ich wäre von diesen Männern zerrissen worden, wenn ich ihm nur halb so viel gesagt hätte, wie du. Und dann bedenke, daß ich nur wenige kurdische Worte reden kann; sie aber haben nur einige unter sich, die etwas Arabisch verstehen. Dieser Kiaja muß ein berühmter Dieb und Räuber sein, weil sie solchen Respekt vor ihm haben.«

»Nun, du siehst, daß sie mich nicht weniger achten, obgleich

ich kein Dieb und Räuber bin. Wenn er mich beleidigt, schlage ich ihm ins Gesicht; das ist das ganze Geheimnis der Scheu, die sie vor mir haben. Und das merke dir, Mohammed Emin: – nicht die Faust allein tut es, sondern wer einen guten fruchtbaren Hieb austeilen will, bei dem muß zugleich auch der Blick des Auges und der Ton der Stimme ein Schlag sein, der den Gegner niederstreckt. Komm, man erwartet uns; wir trennen uns nicht wieder.«

»Welche Vorschläge hast du zu machen?«

»Du wirst sie hören.«

»Aber ich verstehe euer Kurdisch nicht.«

»Ich werde dir das Nötige von Zeit zu Zeit verdolmetschen.«

Wir gelangten zwischen den weit auseinander stehenden Büschen und Bäumen hindurch an eine Lichtung, die genug Raum zur bequemen Verhandlung bot. Rundum waren die Pferde angebunden. Etwa zwanzig martialische Krieger saßen mit dem Agha in der Mitte des Platzes; die übrigen aber hatten sich ehrerbietig zurückgezogen, entweder bei den Pferden oder tiefer im Busche stehend, um für unsere Sicherheit zu sorgen. Es war ein malerischer Anblick, den diese sonderbar gekleideten Kurden mit ihren so verschieden aufgeschirrten Tieren boten; doch hatte ich keine Zeit, weitere Betrachtungen darüber anzustellen.

»Herr,« begann der Agha, »wir sind bereit, zu hören, was du uns zu sagen hast. Aber gehört dieser auch mit zu den Assiretah?«

Er deutete dabei auf Mohammed Emin. Diesen böß gemeinten Hieb mußte ich sofort zurückgeben.

»Mohammed Emin ist der berühmte Emir der Beni Haddehinn vom Stamme der Arab-esch-Schammar. Er ist ein weiser Fürst und ein unüberwindlicher Krieger, dessen grauen Bart selbst der Ungläubige achtet. Noch niemand hat es gewagt, ihn vom Pferde zu werfen oder ihm den Fuß auf den Leib zu setzen. Sage noch ein einziges Wort, welches mir nicht gefällt, so kehre ich zum Bey zurück, nehme dich aber vor mich auf das Pferd und lasse dir in Lizan die Fußsohlen peitschen!«

»Herr, du wolltest in Frieden mit mir reden!«

»So halte du selbst diesen Frieden, Mensch! Zwei Emire wie Mohammed Emin und ich lassen sich von tausend Männern nicht beleidigen. Mit unseren Waffen brauchen wir dein ganzes Land Chal nicht zu fürchten. Wir stellen uns unter das Odschag {Schutz, Hausrecht} dieser Berwarikurden, die nicht zu geben werden, daß Freunde ihres Bey beleidigt werden.«

Wer das Odschag anruft, dem ist der beste Schutz auf alle Fälle sicher, und so erhob sich auch sofort der älteste der Krieger, nahm Mohammed und mich bei der Hand und beteuerte mit drohender Stimme:

»Wer diese Emire kränkt, der ist mein Feind. Ser babe men – beim Haupte meines Vaters!«

Dieser Schwur des angesehensten Kurden war kräftig genug, uns von jetzt an gegen die Beleidigungen des Kiaja zu schützen. Dieser fragte nun:

»Welches ist die Botschaft, die du uns auszurichten hast?«

»Ich habe euch zu sagen, daß der Bey von Gumri der Gefangene des Melek von Lizan ist –«

»Das wußten wir vorher; dazu brauchst du nicht zu uns zu kommen.«

»Wenn du in die Dschehennah zu deinen Vätern kommst, so bedanke dich bei ihnen dafür, daß sie dich zu einem so höflichen Manne gemacht haben. Nur bei den Negern und Adschani {bei den Kurden Schimpfnamen für die persischen Schiiten} ist es Sitte, einander nicht vollständig aussprechen zu lassen; dein Codschah {Schulmeister} aber hat die Rute verdient!«

Trotzdem ich die Zurechtweisung also selbst übernommen hatte, zog doch auch der alte Kurde seine Pistole hervor und meinte gleichmütig:

»Ser babe men – beim Haupte meines Vaters! Vielleicht wird man bald die Stimme dieses Gewehrs vernehmen! Fahre weiter fort, Emir!«

Es war gewiß eine eigentümliche Lage. Wir beiden Fremdlinge wurden gegen den eigenen Anführer in Schutz genommen.

Was würde wohl ein zivilisierter Kavallerierittmeister dazu sagen? Solche Dinge können nur im wilden Kurdenlande vorkommen! Ich folgte der Aufforderung und redete weiter:

»Der Melek von Lizan verlangt das Blut des Bey.«

»Warum?« fragte es umher.

»Weil durch die Kurden so viele Chaldani gefallen sind.«

Diese Behauptung brachte unter meinen Zuhörern eine ganz bedeutende Aufregung hervor. Ich ließ sie einige Zeit gewähren und bat sie dann, mich ruhig anzuhören:

»Ich bin der Abgesandte des Bey; aber ich bin zu gleicher Zeit auch der Bote des Melek; ich liebe den Bey, und auch der Melek hat mich gebeten, sein Freund zu sein. Darf ich einen von ihnen betrügen?«

»Nein,« antwortete der Alte.

»Du hast recht gesprochen! Ich bin fremd in diesem Lande; ich habe weder mit euch noch mit einem Nasarah eine Rache und darum muß ich das Wort des Propheten befolgen: ›Dein Wort sei der Schutz deines Freundes!‹ Ich werde zu euch so sprechen, als ob der Bey und der Melek hier ständen und mit euch redeten. Und Allah wird eure Herzen erleuchten, daß kein ungerechter Gedanke eure Seele verdunkelt.«

Wieder nahm der Alte das Wort.

»Rede getrost, Herr; rede auch für den Melek, denn auch er hat dich gesandt. Du wirst nur die Wahrheit sagen, und wir glauben, daß du uns nicht beleidigen und erzürnen willst!«

»So hört, meine Brüder! Es ist noch nicht viele Jahre her, da gab es ein großes Geschrei auf den Bergen und ein großes Wehklagen in den Tälern; die Menschen weinten auf den Höhen, und die Kinder der Menschen heulten in den Tiefen; das Schwert wütete wie die erste Stunde des jüngsten Tages, und das Messer lag in der Hand des tausendfältigen Todes. Saget mir, wer führte dieses Schwert und dieses Messer?«

»Wir!« erscholl es triumphierend rundum im Kreise.

»Und wer waren jene, welche untergingen?«

Dieses Mal kam der Anführer allen zuvor:

»Die Nasarah, die Allah verderben möge!«

»Was hatten sie euch getan?«

»Uns?« fragte er verwundert. »Sind sie nicht Giaurs? Glauben sie nicht an drei Götter? Beten sie nicht Menschen an, welche längst gestorben sind? Predigen nicht die Ulemas {muhammedanische Priester} die ewige Vernichtung gegen sie?«

Es wäre hier die größte Unvorsichtigkeit gewesen, theologische Streitfragen aufzugreifen; darum antwortete ich einfach:

»Also ihr habt sie wegen ihres Glaubens getötet! Ihr gebt zu, daß ihr sie getötet habt, Hunderte und Tausende?«

»Viele Tausende!« sagte er stolz.

»Nun wohl, ihr kennt die Thar, die Blutrache. Dürft ihr euch wundern, daß die Verwandten der Gemordeten sich jetzt erheben und euer Blut fordern?«

»Herr, sie dürfen das nicht; sie sind Giaurs!«

»Du irrst, denn Menschenblut bleibt Menschenblut. Das Blut Abels war nicht das Blut eines Moslem, und dennoch sprach Gott zu Kain: ›Das Blut deines Bruders schreit zu mir von der Erde empor.‹ Ich war in vielen Ländern und bei vielen Völkern, deren Namen ihr nicht einmal kennt; sie waren keine Moslemim, aber die Blutrache hatten sie doch, und sie wundern sich nicht darüber, daß auch ihr den Tod der Eurigen rächt. Ich stehe hier als ein unparteiischer Bote; ich darf nicht sagen, daß nur ihr allein das Recht zur Blutrache habt, denn auch eure Gegner haben ihr Leben von Gott erhalten, und wenn sie es nicht gegen euch verteidigen sollen, so seid ihr feige Mörder. Ihr gebt zu, daß ihr Tausende von ihnen getötet habt; nun dürft ihr euch nicht wundern, wenn sie das Leben eures Bey von euch fordern, der in ihre Hände gefallen ist. Eigentlich hätten sie das Recht, grad so viele Leben von euch zu fordern, als ihr ihnen genommen habt.«

»Die Giaurs mögen kommen!« murrte der Agha.

»Sie werden auch kommen, wenn ihr ihnen nicht die Hand der Versöhnung reicht.«

»Der Versöhnung? Bist du toll?«

»Ich bin bei Sinnen. Was wollt ihr ihnen tun? Der Zab liegt zwischen ihnen und euch, und es würde euch sehr viele Leben kosten, um die Brücke oder eine Furt zu erstürmen. Und bis euch dies gelänge, hätten sie so viele Helfer aus Aschihtha, Ser-

spitho, Zawitha, Minijanisch, Murghi und aus andern Orten erhalten, daß sie euch erdrücken würden.«

Da erhob sich der Anführer mit der Miene eines Anklägers vom Boden.

»Weißt du, wer daran schuld ist?« fragte er.

»Wer?« erwiderte ich ruhig.

»Du selbst, nur du allein.«

»Ich? Inwiefern?«

»Hast du uns nicht vorhin selbst gestanden, daß du ihnen den Rat gegeben hast, sich hinter den Fluß zurückzuziehen?« – Und zu den andern gewendet, fügte er hinzu: »Seht ihr nun, daß er nicht unser Freund, sondern ein Verräter ist?«

Ich entgegnete ihm:

»Grad weil ich euer Freund bin, habe ich ihnen diesen Rat gegeben; denn sobald der erste Mann von ihnen unter euren Waffen gefallen wäre, hätten sie den Bey getötet. Soll ich vielleicht zurückkehren und dem Bey sagen, daß ihr sein Leben für nichts achtet?«

»So meinst du also, daß wir gar nicht angreifen sollen?«

»Das meine ich allerdings.«

»Herr, hältst du uns für Feiglinge, die nicht einmal den Tod jener Männer rächen, welche gestern gefallen sind?«

»Nein. Ich halte euch für tapfere Krieger, jedoch aber auch für kluge Männer, welche nicht unnötigerweise in den Tod rennen. Ihr kennt den Zab; wer von euch will hinüberkommen, wenn drüben der Feind liegt und jeden einzelnen von euch mit einer Kugel zu empfangen vermag?«

»Daran bist du nur allein schuld!«

»Pah! Ich habe damit dem Bey das Leben gerettet. Soll dies umsonst geschehen sein?«

»Du hast nicht ihm, sondern dir das Leben retten wollen!«

»Du irrst. Ich und meine Gefährten, wir sind Gäste des Melek. Nur der Bey und die Kurden, welche mitergriffen wurden, sind Gefangene. Sie sterben, sobald ihr die Feindseligkeiten beginnt.«

»Und wenn wir nicht glauben, daß du der Gast des Melek bist, wie willst du es uns beweisen?«

»Stände ich hier, wenn ich Gefangener wäre?«

»Er könnte dich auf dein Wort entlassen haben. Aus welchem Grunde hat er dich unter den Schutz seines Hauses genommen? Wer hat dich ihm, dem Melek von Lizan, empfohlen?«

Ich mußte eine Antwort geben, und ich gestehe offen, daß ich mich schämte, den Namen eines Weibes nennen zu müssen.

»Ich wurde ihm empfohlen zwar nur von einem Weibe, auf dessen Wort er aber sehr viel zu geben scheint.«

»Wie heißt dasselbe?«

»Marah Durimeh.«

Ich hatte gefürchtet, mich lächerlich zu machen, und war daher überrascht von der ganz entgegengesetzten Wirkung, welche dieser Name hervorbrachte. Der Agha machte ein sehr überraschtes Gesicht und meinte:

»Marah Durimeh? Wo hast du sie getroffen?«

»In Amadijah.«

»Wann?« forschte er weiter.

»Vor wenigen Tagen.«

»Wie bist du ihr begegnet?«

»Ihre Enkeltochter hatte Gift gegessen, und da ich ein He- kim bin, so wurde ich geholt. Ich traf Marah Durimeh dort und rettete die Kranke.«

»Hast du der Alten gesagt, daß du nach Gumri und Lizan gehen würdest?«

»Ja.«

»Hat sie dich nicht gewarnt?«

»Ja.«

»Und als du bei deinem Vorsatze bliebst, was tat sie da? Besinne dich. Vielleicht hat sie dir ein Wort gesagt, welches ich dir nicht nennen darf.«

»Sie sagte, wenn ich in Gefahr komme, so solle ich nach dem Ruh 'i kulyan fragen. Dieser werde mich beschützen.«

Kaum hatte ich dieses Wort genannt, so stand der Sprecher, welcher sich erst mir so feindselig gesinnt gezeigt hatte, vor mir und reichte mir die Hand entgegen.

»Emir, das habe ich nicht gewußt. Verzeihe mir! Wem Marah Durimeh dieses Wort gesagt hat, dem darf kein Leid geschehen. Und nun wird deine Rede vor unsern Ohren Achtung finden. Wie stark sind die Nasarah?«

»Das werde ich nicht verraten. Ich bin ebenso ihr Freund wie der eurige; ich werde auch ihnen nicht sagen, wie stark ihr gekommen seid.«

»Du bist vorsichtiger, als es nötig ist. Glaubst du wirklich, daß sie den Bey töten werden, wenn wir sie angreifen?«

»Ich bin überzeugt davon.«

»Werden sie ihn freigeben, wenn wir uns zurückziehen?«

»Ich weiß es nicht, aber ich hoffe es. Der Melek wird auf meine Rede hören.«

»Aber es sind mehrere der Unsrigen getötet worden; sie müssen gerächt werden.«

»Habt ihr nicht vorher Tausende der Nasarah getötet?«

»Zehn Kurden gelten höher als tausend Nasarah!«

»Und die Chaldani denken, daß zehn Nasarah höher gelten, als tausend Kurden.«

»Würden sie uns den Blutpreis bezahlen?«

»Ich weiß es nicht, aber ich gestehe euch offen, daß ich an ihrer Stelle es nicht tun würde.«

»So wirst du ihnen den Rat geben, es nicht zu tun?«

»Nein, denn ich rede sowohl bei euch als auch bei ihnen nur das, was zum Frieden dient. Sie haben wenige von euch getötet, ihr aber Tausende von ihnen; also wären nur sie es, die einen Preis zu fordern hätten. Außerdem haben sie den Bey in ihrer Gewalt, und wenn ihr ernstlich nachdenkt, so werdet ihr erkennen, daß sie euch gegenüber im Vorteile sind.«

»Sind sie sehr kriegerisch gestimmt?«

Eigentlich hätte ich jetzt »Nein« sagen sollen, ich zog es aber vor, eine ausweichende Antwort zu geben:

»Habt ihr sie gestern vielleicht feig gesehen? Meßt das Blut, welches den Zab hinabgeflossen ist; zählt die Knochen, welche noch heute das Tal des Flusses füllen, aber fragt ja nicht, ob der Zorn der Hinterlassenen groß genug zur Rache ist!«

»Haben sie viele und gute Gewehre?«

»Das werde ich nicht verraten. Oder soll ich auch ihnen sagen, wie ihr bewaffnet seid?«

»Haben sie auch ihre Habe auf das andere Ufer gerettet?«

»Nur der Unkluge läßt seine Habe zurück, wenn er sich flüchtet. Die Chaldani haben übrigens so wenig Eigentum, daß es ihnen nicht schwer fallen kann, es mit sich zu nehmen.«

»Tritt zurück! Wir werden jetzt beraten, nachdem wir alles gehört haben, was ich wissen wollte.«

Ich folgte diesem Gebote und erhielt dadurch Gelegenheit, Mohammed Emin mit dem bisherigen Inhalte unserer Verhandlung bekannt zu machen. Noch bevor die Kurden zu einem Entschlusse gekommen waren, näherten sich einige ihrer Krieger und brachten einen unbewaffneten Mann herbei.

»Wer ist das?« fragte der Agha.

»Dieser Mann,« antwortete einer, »schlich heimlich in unserer Nähe herum, und als wir ihn ergriffen, sagte er, daß er von dem Melek an diesen Emir abgesandt worden sei.«

Bei den letzten Worten deutete der Sprecher auf mich.

»Was sollst du bei mir?« fragte ich den Chaldani.

Diese Sendung wollte mir verdächtig oder doch wenigstens sehr unvorsichtig erscheinen. Jedenfalls aber gehörte ein ungewöhnlicher Mut dazu, sich unter die feindseligen Kurden zu wagen.

»Herr,« antwortete er, »du bleibst dem Melek zu lange aus, und so sandte er mich, um dir zu sagen, daß der Bey getötet wird, wenn du nicht sehr schnell zurückkehrst.«

»Seht ihr, daß ich euch recht berichtet habe?« wandte ich mich an die Kurden. »Laßt den Mann schleunigst umkehren. Er mag dem Melek sagen, daß mir nichts geschehen ist und daß er mich in kurzer Zeit wieder bei sich sehen wird.«

»Führt ihn fort!« gebot der Agha.

Man gehorchte, und dann wurde die Verhandlung schnell wieder aufgenommen.

Ich mußte mir gestehen, daß das Erscheinen dieses Boten von günstigem Einflusse auf die Entschließungen der Kurden sein werde; dennoch aber kam es mir sonderbar vor, daß dieser Mann abgeschickt worden war. Der Melek hatte sich doch

kurz vorher nicht gar so blutdürstig gezeigt, und aus Rücksicht auf mich war die Drohung auch nicht nötig, da ich als Gastfreund des Bey doch von den Kurden nichts zu fürchten hatte.

Endlich waren die Assiretah zu einem Entschluß gekommen, und ich wurde wieder herbeigerufen. Der Anführer nahm das Wort:

»Herr, du versprichst uns, bei den Nasarah kein Wort zu sagen, welches zu unserm Schaden ist?«

»Ich verspreche es.«

»So wirst du jetzt zu ihnen zurückkehren?«

»Ich und mein Freund Mohammed Emin.«

»Warum soll er nicht bei uns bleiben?«

»Ist er ein Gefangener?«

»Nein.«

»So kann er gehen, wohin es ihm beliebt, und er hat beschlossen, an meiner Seite zu bleiben. Was soll ich dem Melek sagen?«

»Daß wir die Freiheit unseres Bey verlangen.«

»Und dann?«

»Dann mag der Bey bestimmen, was geschehen soll.«

Diese Bestimmung konnte einen gefährlichen Hintergedanken haben, darum erkundigte ich mich:

»Wann soll er ausgeliefert werden?«

»Sofort mit seinen Begleitern.«

»Wohin soll er kommen?«

»Hierher.«

»Ihr werdet nicht weiter vorwärts dringen?«

»Für jetzt nicht.«

»Aber dann wohl, wenn der Bey ausgeliefert worden ist?«

»Es wird dann geschehen, was der Bey bestimmt.«

»Und wenn der Melek ihn erst dann ausliefern will, wenn ihr friedlich nach Gumri zurückgekehrt seid?«

»Herr, darauf gehen wir nicht ein. Wir ziehen nicht eher von hier fort, als bis wir den Herrscher von Gumri bei uns sehen.«

»Was begehrt ihr noch?«

»Nichts weiter.«

»Dann hört, was ich euch noch zu sagen habe. Ehrlich habe ich gegen euch gehandelt und werde dies auch gegen den Melek tun. Ich werde ihn zu keinem Zugeständnis bereden, welches ihm Schaden bringt. Und vor allem merkt euch dies, daß der Bey sofort getötet wird, wenn ihr diesen Ort verlaßt, ehe der Friede vollständig geschlossen ist.«

»Willst du etwa dem Melek zu diesem Mord raten?«

»Allah behüte mich davor! Aber ich werde auch nicht zugeben, daß ihr den Bey nur zu dem Zweck zurückerhaltet, daß er euch dann gegen Lizan führt.«

»Herr, du redest sehr kühn und aufrichtig!«

»So merkt ihr wenigstens, daß ich es mit meinen Freunden ehrlich meine. Schicket euch in Geduld bis ich wiederkehre!«

Ich stieg aufs Pferd, Mohammed Emin ebenso. Wir verließen den Platz, und kein Kurde begleitete uns.

»Welche Botschaft hast du auszurichten?« fragte der Haddedihn.

Ich erklärte ihm meinen Auftrag und auch meine Bedenken. Während dieser Auseinandersetzung gingen unsere Pferde einen schnellen Schritt, und wir hatten beinahe den Fluß erreicht, als ich zur Seite von uns ein verdächtiges Rascheln zu vernehmen glaubte. Ich wandte mein Gesicht der Gegend zu und sah in demselben Augenblick das Aufleuchten zweier Schüsse, welche auf mich und Mohammed gerichtet waren. Sofort nach dem Doppelknalle rannte das Pferd des Haddedihn mit seinem Reiter durch die Büsche; auf das meinige hatte man besser gezielt: es brach augenblicklich zusammen, und da der Vorfall ganz unerwartet und blitzschnell über uns kam, so fand ich nicht einmal Zeit, meine Füße aus den Steigbügeln zu befreien. Ich stürzte mit und kam halb unter das Pferd zu liegen. Im nächsten Augenblick sah ich acht Männer beschäftigt, sich meiner Waffen zu bemächtigen und mich zu binden. Einer von ihnen war derjenige, welcher vorhin als ein Bote des Melek bei mir gewesen war. So hatte mich mein Mißtrauen also doch nicht betrogen!

Ich vermutete eine Schurkerei des Raïs von Schohrd, des Nedschir-Bey, und wehrte mich aus Leibeskräften. Ich lag an der

Erde, und mein rechtes Bein steckte unter dem Pferde; aber ich hatte doch die Arme zur Verfügung, und wenn man sie mir auch festzuhalten und zu fesseln suchte, so gelangen mir doch noch einige gute Stöße, ehe ich wehrlos gemacht wurde. Mit acht kräftigen Männern aber fertig zu werden, davon war natürlich keine Rede, zumal sie mir beinahe noch während des Sturzes die Waffen entrissen hatten.

Nun zogen sie mich unter dem Pferde hervor, so daß ich mich auf die Füße erheben konnte. Es war nicht das erste Mal, daß ich mich in Fesseln befand, aber auf eine so niederträgliche Weise war ich doch noch nicht gebunden worden. Man hatte mir nämlich Riemen an die Handgelenke geschlungen und mittels derselben den rechten Arm über die Brust hinweg auf die linke Achsel, den linken Arm aber auf die rechte Achsel gezogen und dann im Nacken die Riemen so fest geknotet, daß mir die Brust fast bis zur Atmungsunfähigkeit zusammengepreßt ward. Außerdem wurden die Kniee so miteinander verbunden, daß ich keine weiten Schritte zu gehen vermochte; und um das Maß voll zu machen, ward ich mit einem Ellbogen an den Steigbügel eines der Buschklepper geschnallt, – sie waren zu Pferde, hatten aber ihre Tiere vor dem Überfalle hinter die Büsche versteckt.

Von dem Aufblitzen der Schüsse an bis zu dem Augenblick, wo ich an dem Pferde befestigt war, waren kaum drei Minuten vergangen. Ich hoffte, Mohammed Emin werde zurückkehren, wollte aber nicht um Hilfe rufen, um mir diesen Menschen gegenüber keine Blöße zu geben. Reden aber mußte ich nun doch einmal:

»Was wollt ihr von mir?« fragte ich.

»Nur dich wollen wir,« antwortete der mutmaßliche Anführer. »Auch dein Pferd wollten wir, aber du hattest es nicht bei dir.«

»Wer seid ihr?«

»Bist du ein Weib, daß du so neugierig bist?«

»Pah! Ihr seid Hunde im Dienste Nedschir-Beys. Er hat sich nicht an mich gewagt; drum sendet er seine Meute, damit ihm ja die Haut nicht geritzt werde!«

»Schweig! Weshalb wir dich gefangen nehmen, das wirst du bald erfahren. Doch verhalte dich still und schweigsam, sonst bekommst du einen Knebel in den Mund!«

Die Männer setzten sich langsam in Bewegung. Wir kamen an den Fluß, ritten – natürlich außer mir, da ich gehen mußte – eine Strecke an demselben hinab und hatten dann wohl eine Furt erreicht, denn wir gingen in das Wasser.

Am jenseitigen Ufer stand eine Schar Bewaffneter, die sich aber bei unserm Anblick sofort unsichtbar machte. Jedenfalls war es Nedschir-Bey, welcher das Gelingen seines Streiches dort abgewartet hatte und sich nun befriedigt zurückzog.

Das Bett des Flusses war hier mit scharfkantigen, schlüpfri-gen Steinen besäet; das Wasser reichte mir stellenweise bis an die Brust, und da ich zu eng an das Pferd gefesselt war, so hatte ich mehr als genug auszustehen, ehe wir das andere Ufer erreichten. Dort blieben sechs von den Reitern zurück, während mich die übrigen zwei weiter schleppten.

Es ging am Flusse abwärts bis an ein wildes Bergwasser, welches sich hier von der linken Seite her in den Zab ergießt. Nun ritten die beiden längs dieses Wassers aufwärts. Es war für mich ein beschwerlicher Weg, zumal die Eskorte nicht die mindeste Rücksicht auf mich nahm. Kein Mensch begegnete uns. Nachher ging es seitwärts hin über wildes Gerölle, durch wirres Dorngestrüpp, und ich merkte, daß man auf diese Weise das Dorf Schohrd vermeiden wolle, dessen ärmliche Hütten und Häusertrümmer ich bald unter uns erblickte.

Später bogen wir wieder nach rechts und gelangten in eine wilde Schlucht, welche in das Tal von Raola hinabzuführen schien. Hier kletterten wir eine Strecke weiter, bogen um einige Felsen und gelangten endlich an ein Bauwerk, das einem vier bis fünf Ellen hohen, kubischen Steinhaufen glich und nur eine einzige niedrige Öffnung zeigte, welche zugleich als Tür und als Fenster zu dienen schien.

Vor diesem Steinwürfel stiegen sie ab.

»Madana!« rief der eine.

Sogleich ließ sich in dem Innern der Hütte ein heiseres Grunzen vernehmen, und einige Augenblicke später trat ein al-

tes Weib aus dem Loch hervor. Madana heißt auf deutsch: »Petersilie«. Wie die Alte zu diesem würzigen Namen gekommen war, weiß ich nicht; aber als sie jetzt ganz nahe vor mir stand, duftete sie nicht nur nach Petersilie, sondern es entströmte ihr eine Atmosphäre, welche aus den Gerüchen von Knoblauch, faulen Fischen, toten Ratten, Seifenwasser und verbranntem Hering zusammengesetzt zu sein schien. Hätte mich die Fessel nicht an dem Pferde festgehalten, so wäre ich einige Schritte zurückgewichen. Gekleidet war diese schöne Bewohnerin des Zabtales in einen kurzen Rock, den man bei uns wohl kaum als Scheuerlappen hätte benutzen mögen; der Rand desselben reichte nur wenig bis über die Knie herab und ließ ein Paar gespenstische Gehwerkzeuge sehen, deren Aussehen vermuten ließ, daß sie bereits seit langen Jahren nicht mehr gewaschen worden seien.

»Ist alles bereit?« erkundigte sich der Mann und stellte eine lange Reihe von kurzen Fragen, die alle mit »Ja« beantwortet wurden.

Jetzt wurde ich losgebunden und mit weit niedergebogenem Haupte in die Hütte geschoben. Es gab doch einige Ritzen in der Mauer, durch welche ein Lichtstrahl einzudringen vermochte, und so konnte ich das Innere des Bauwerkes ziemlich genau erkennen. Dasselbe bildete einen kahlen, viereckigen, roh aufgemauerten Raum, in dessen hinterster Ecke man einen starken Pfahl tief und fest in die Erde gerammt hatte. Neben demselben lag ein mäßiger Haufen von Streu und Blätterwerk, und in der Nähe erblickte ich neben einem gefüllten Wassernapfe einen großen Scherben, der früher wohl einmal zu einem Krug gehört hatte, jetzt aber als Schüssel benutzt wurde und eine Masse enthielt, welche halb aus Tischlerleim und halb aus Regenwürmern oder Blutegeln zu bestehen schien.

Zwar hätte ich mich trotz meiner Fesseln doch immerhin einigermaßen zu sträuben vermocht, aber ich ließ es ruhig geschehen, daß ich mit einem starken Strick an den Pfahl gebunden wurde. Dies geschah in der Weise, daß ich auf die Streu zu liegen kam. Meine Arme blieben nach wie vor auf den Achseln befestigt.

Das Weib war draußen vor dem Eingang stehen geblieben. Der eine meiner Begleiter verließ schweigsam die Hütte, der andere jedoch hielt es für notwendig, mir einige Verhaltensmaßregeln zu erteilen.

»Du bist gefangen,« bemerkte er ebenso treffend wie geistreich.

Ich antwortete nicht.

»Du kannst nicht entfliehen,« belehrte er mich in sehr überflüssiger Weise.

Ich antwortete wieder nicht.

»Wir gehen jetzt,« fuhr er fort; »aber dieses Weib wird dich sehr streng bewachen.«

»So sage ihr wenigstens, daß sie draußen bleiben soll!« bemerkte ich endlich doch.

»Sie muß in der Hütte bleiben,« erwiderte er; »sie darf dich nicht aus den Augen lassen und soll dich auch füttern, wenn du Hunger hast; denn du kannst deine Hände nicht gebrauchen.«

»Wo ist das Futter?«

»Hier!«

Er deutete auf den wackern Scherben, dessen Inhalt mir so verführerisch entgegenlachte.

»Was ist es?« erkundigte ich mich.

»Ich weiß es nicht, aber Madana kann kochen, wie keine zweite im Dorfe.«

»Warum schleppt ihr mich hierher?«

»Das habe ich dir nicht zu sagen; du wirst es von einem andern erfahren. Mache keinen Versuch, dich zu befreien, sonst gibt Madana ein Zeichen, und es kommen noch einige Männer, um dich noch schlimmer zu fesseln.«

Jetzt ging auch er fort. Ich hörte die sich entfernenden Schritte der beiden Männer; dann kam die holde »Petersilie« hereingekrochen und kauerte sich neben dem offenen Eingang in der Weise nieder, daß ich grad vor ihrem Blicke lag.

Es war zwar keine angenehme Lage, in welcher ich mich befand, sie machte mir doch weniger Sorgen als der peinigende Gedanke an die Gefährten in Lizan. Der Melek lauerte mit

Schmerzen auf mich, und die Kurden erwarteten wohl längst schon meine Wiederkehr. Und hier lag ich angebunden, wie eine Dogge in der Hundehütte! Was mußte daraus entstehen!

Einen Trost hatte ich doch. War Mohammed Emin nach Livan gekommen, so hatte man sicher sofort den Platz aufgesucht, an welchem ich überfallen worden war. Man fand das tote Pferd und die Spuren des Kampfes, und im übrigen mußte ich dann auf den Scharfsinn und die Verwegenheit meines treuen Halef bauen.

So lag ich längere Zeit in Gedanken versunken und zermarterte mir vergebens den Kopf, um eine Art und Weise, wie die Flucht gelingen könne, zu ersinnen. Da störte mich die Stimme der holden Madana auf. Sie war ein Weib; warum sollte sie so lange schweigen!

»Willst du essen?« fragte sie mich.

»Nein.«

»Trinken?«

»Nein.«

Das Gespräch war zu Ende, aber die duftende Petersilie kam herbeigekrochen, ließ sich in der unmittelbaren Nähe meiner armen Nase häuslich nieder und nahm dann den von mir verschmähten Scherben auf ihren Schoß. Ich sah, daß sie mit allen fünf Fingern der rechten Hand in das geheimnisvolle Amalgam langte und dann den zahnlosen Mund wie eine schwarzlederne Reisetasche auseinanderklappte – ich schloß die Augen. Eine Zeitlang hörte ich ein mächtiges Geknatsch; sodann vernahm ich jenes sanfte, zärtliche Streichen, welches entsteht, wenn die Zunge als Wischtuch gebraucht wird, und endlich erklang ein langes, zufriedenes Grunzen, welches ganz hörbar aus einer wonnetrunkenen Menschenseele kam. O Petersilie, du Würze des Lebens, warum duftest du nicht draußen im Freien!

Nach langer Zeit erst öffnete ich die Augen wieder. Mein Schirm und Schutz saß noch immer vor mir und hielt die Augen forschend auf mich gerichtet. In diesen Augen schimmerte ein wenig Mitleid und viel Neugierde.

»Wer bist du?« fragte sie mich.

»Weißt du es nicht?« antwortete ich.

»Nein. Du bist ein Moslem?«

»Ich bin ein Christ.«

»Ein Christ und gefangen? Du bist kein Berwari-Kurde?«

»Ich bin ein Christ aus dem fernen Abendlande.«

»Aus dem Abendlande!« rief sie erstaunt. »Wo die Männer mit den Frauen tanzen? Und wo man mit Schaufeln ißt?«

Also der Ruhm unserer abendländischen Kultur war bereits bis zu den Ohren der Petersilie gedungen: sie hatte von unsern Polka und von unsern Löffeln gehört.

»Ja,« nickte ich.

»Aber was willst du hier in diesem Lande?«

»Ich will sehen, ob hier die Frauen so schön sind, wie die unserigen.«

»Und was hast du gefunden?«

»Sie sind sehr schön.«

»Ja, sie sind schön,« stimmte sie bei, »schöner als in einem anderen Lande. Hast du ein Weib?«

»Nein.«

»Ich bedaure dich! Dein Leben gleicht einer Schüssel, in der weder Sarmysak noch Saljanghosch ist!«

Sarmysak und Saljanghosch, Schnecken in Knoblauch? Sollte dies das fürchterliche Gericht sein, welches vorhin in der »Reisetasche« verschwand! Und das hatte die Petersilie ohne »Schaufeln« bewältigt!

»Willst du dir kein Weib nehmen?« erkundigte sie sich weiter.

»Ich möchte vielleicht wohl, aber ich kann nicht.«

»Warum nicht?«

»Kann man es tun, wenn man so gefesselt ist?«

»Du wirst warten, bis du wieder frei geworden bist.«

»Wird man mir die Freiheit wiedergeben?«

»Wir sind Chaldani; wir töten keinen Gefangenen. Was hast du getan, daß man dich gebunden hat?«

»Das will ich dir erzählen. Ich bin über Mossul und Amadijah in dieses Land gekommen, um — — —«

Sie unterbrach mich hastig:

»Über Amadijah?«

»Ja.«

»Wann warst du dort?«

»Vor kurzer Zeit.«

»Wie lange bliebst du dort?«

»Einige Tage.«

»Hast du dort vielleicht einen Mann gesehen, der ein Emir und ein Hekim aus dem Abendlande war?«

»Ich habe ihn gesehen.«

»Beschreibe ihn mir!«

»Er hat ein Mädchen gesund gemacht, welches Gift gegessen hatte.«

»Ist er noch dort?«

»Nein.«

»Wo befindet er sich?«

»Warum fragst du nach ihm?«

»Weil ich gehört habe, daß er in diese Gegend kommen wird.«

Sie sprach mit einer Hast, welche nur von dem lebhaftesten Interesse hervorgebracht sein konnte.

»Er ist bereits in dieser Gegend,« sagte ich.

»Wo? – Schnell, sage es!«

»Hier.«

»Hier in Schohrd? Du irrst; ich habe nichts davon gehört!«

»Nicht hier in Schohrd, sondern hier in deiner Hütte.«

»In dieser Hütte? Katera aïssa – um Jesu willen, dann wärest du's ja!«

»Ich bin der Mann, nach dem du fragst.«

»Herr, kannst du dies beweisen?«

»Ja.«

»Wen trafst du in dem Hause der Kranken, welche Gift gegessen hatte?«

»Ich traf dort Marah Durimeh.«

»Hat sie dir einen Talisman gegeben?«

»Nein; aber sie hat mir gesagt, wenn ich hier in Not kommen werde, so solle ich nach dem Ruh'i kulyan fragen.«

»Du bist's, du bist's, Herr!« rief sie, indem sie die Hände zu-

sammenschlug. »Du bist der Freund von Marah Durimeh; ich werde dir helfen; ich werde dich beschützen. Erzähle mir, wie du in diese Gefangenschaft geraten bist!«

Dies war heut bereits zum drittenmale, daß ich die wunderbare Wirkung von dem Namen Marah Durimehs erlebte. Welche Macht besaß dieses geheimnisvolle Weib?

»Wer ist Marah Durimeh?« fragte ich.

»Sie ist eine alte Fürstin, deren Nachkommen vom Messias abgefallen und zu Muhammed übergetreten sind. Nun tut sie Buße für sie und wird ruhelos hin und her getrieben.«

»Und wer ist der Ruh 'i kulyan?«

»Das ist ein guter Geist. Die einen sagen, es sei der Engel Gabriel, und andere meinen, daß es der Erzengel Michael sei, der die Gläubigen beschützt. Er hat hier gewisse Orte und gewisse Zeiten, wo und wann man zu ihm kommen kann. Aber erzähle mir vorher, wie du gefangen wurdest!«

Die Erfüllung dieses Wunsches konnte mir nur Nutzen bringen. Ich überwand die Unannehmlichkeit meiner Körperlage und die Beschwerden, welche mir die Armfesseln verursachten, und erzählte meine Erlebnisse von Amadijah bis zur gegenwärtigen Stunde. Die Alte hörte mir mit der größten Aufmerksamkeit zu, und als ich geendet hatte, faßte sie fast zärtlich die eine meiner zusammengeschnürten Hände.

»Herr,« rief sie, »du hast recht vermutet: Nedschir-Bey ist es, der dich gefangen hält. Ich weiß nicht, weshalb er es getan hat, aber ich liebe ihn nicht; er ist ein gewalttätiger Mann, und ich werde dich retten.«

»Du willst mir diese Fesseln abnehmen?«

»Herr, das darf ich nicht wagen. Nedschir-Bey wird bald kommen, und dann würde er mich sehr bestrafen.«

»Was willst du sonst tun?«

»Emir, heut ist der Tag, an welchem man um Mitternacht hier zum Ruh 'i kulyan geht. Der Geist wird dich erretten.«

»Willst du bei ihm für mich bitten?«

»Ich kann nicht zu ihm; ich bin sehr alt, und der Weg ist mir zu steil. Aber« — — sie hielt inne und blickte nachdenklich

vor sich nieder; dann blickte sie mich forschend an: – »Herr, wirst du mir eine Lüge sagen?«

»Ich sage dir die Wahrheit!«

»Wirst du fliehen, wenn du mir versprichst, es nicht zu tun?«

»Was ich verspreche, das halte ich!«

»Deine Arme schmerzen dich. Wirst du hier bleiben, wenn ich sie dir losbinde?«

»Ich verspreche es.«

»Aber darf ich sie dir auch wieder fesseln, wenn jemand kommt?«

»Auch das.«

»Schwöre es!«

»Die heilige Schrift gebietet: Eure Rede sei ja ja, nein nein; was darüber ist, das ist unrecht. – Ich schwöre nicht, aber ich verspreche es dir und werde mein Wort halten.«

»Ich glaube dir!«

Sie erhob sich halb und versuchte es, die Riemen in meinem Nacken zu lösen. Ich gestehe reumütig, daß mir in diesem Augenblicke der Duft der guten »Petersilie« nicht im geringsten widerwärtig war. Ihr Vorhaben gelang, und ich streckte die schmerzenden Arme mit Wonne aus und gönnte der so lange eingepreßten Brust einen tiefen Atemzug. Madana aber nahm von jetzt an ihren Platz draußen vor der Hütte, wo sie jeden Nahenden bereits von weitem sehen und hören konnte. Daß unsere Unterhaltung durch die Türöffnung fortgesetzt werden könne, bewies mir die brave Alte auf der Stelle.

»Wenn jemand kommt, werde ich dich einstweilen wieder binden,« sagte sie; »und dann – dann – dann – – o Herr, würdest du wiederkommen, wenn ich dir erlaube, einmal fortzugehen?«

»Ja. Wohin aber soll ich gehen?«

»Hinüber auf den Berg, zum Ruh 'i kulyan.«

Ich horchte erstaunt auf. Das war ja ein Abenteuer, wie mir noch selten eines geboten worden war. Ich sollte heimlich aus meiner Gefangenschaft beurlaubt werden, um den geheimnisvollen »Geist der Höhle« kennen zu lernen.

»Ich gehe, und du kannst dich darauf verlassen, daß ich ganz sicher wiederkomme!« versprach ich Madana mit Freuden.

»Aber ich kenne den Weg ja nicht!«

»Ich rufe Ingdscha, welche dich führen wird.«

Ingdscha heißt »Perle«. Dieser Name war vielversprechend.

»Wer ist Ingdscha?« erkundigte ich mich neugierig.

»Eine der Töchter von Nedschir-Bey.«

»Von diesem?« fragte ich überrascht.

»Die Tochter ist anders als der Vater, Herr.«

»Aber wird sie mich auf den Weg führen, da sie weiß, daß es ihrem Vater gilt?«

»Sie wird. Sie ist der Liebling Marah Durimehs, und ich habe mit ihr gesprochen, auch von dem fremden Emir, welcher das Gift besiegt und dessen Waffen niemand widerstehen kann.«

Also war mein Ruf als Wunderdoktor selbst bis hierher gedrungen. Erstaunt fragte ich:

»Wer sagte das?«

»Dein Diener hat es in Amadijah dem Vater der Kranken erzählt, und Marah Durimeh hat es Ingdscha wiedergesagt. Sie ist begierig, einen Emir aus Frankistan zu sehen. Soll ich sie rufen, Herr?«

»Ja, wenn es nicht zu viel gewagt ist.«

»Dann aber muß ich dich vorher binden, doch bloß bis ich wiederkomme.«

»So tue es!«

Ich ließ mich unter diesen Umständen ganz gern wieder fesseln, und als dies geschehen war, verließ die Alte die Hütte. Bald kehrte sie zurück und meldete, daß Ingdscha kommen würde. Sie entfesselte mir die Hände, und ich fragte, ob sie im Dorfe gewesen sei, und äußerte die Besorgnis:

»Aber wenn man dich gesehen hat? Du sollst mich doch bewachen!«

»O, die Männer sind nicht daheim, und die Frauen, die mich ja gesehen haben können, werden mich nicht verraten.«

»Wo sind die Männer?«

»Sie sind gen Lizan gegangen.«

»Was tun sie dort?«

»Ich habe nicht gefragt. Was geht mich das Treiben der Männer an! Wenn Ingdscha kommt, wird sie es dir vielleicht sagen.«

Die Alte setzte sich wieder vor die Tür. Nach einiger Zeit aber stand sie eilig auf und lief einer sich nahenden Person entgegen. Ich hörte vor der Hütte ein leises Geflüster, und dann verdunkelte sich der Eingang, um die »Perle« einzulassen.

Gleich der erste Blick auf die Eingetretene sagte mir, daß der Name Ingdscha hier ganz an seinem Platze sei. Das Mädchen mochte neunzehn Jahre zählen, war hoch gebaut und von so kräftigen Körperformen, daß sie ohne Bedenken die Frau eines Flügelmannes aus der alten, preußischen Riesengarde hätte werden können. Dennoch war das Gesicht ein mädchenhaft weiches und hatte jetzt, dem Fremden gegenüber, sogar einen sehr bemerkbaren Anflug von Schüchternheit.

»Sallam, Emir!« grüßte sie mit fast leiser Stimme.

»Sallam!« antwortete ich. »Du bist Ingdscha, die Tochter des Raïs von Schohrd?«

»Ja, Herr.«

»Verzeihe, daß ich mich nicht erhebe, um dich zu begrüßen.

Ich bin an diesen Pfahl gebunden.«

»Ich denke, Madana hat dich einstweilen frei gemacht?«

»Nur die Hände.«

»Warum nicht auch das übrige?«

Sie bog sich sofort zu mir nieder, um mir die Stricke zu lösen, ich aber wehrte ab:

»Ich danke dir, du Gute! Aber ich bitte dich dennoch, es nicht zu tun, da wir zu lange Zeit brauchen, um mich wieder zu binden, wenn jemand kommt.«

»Madana hat mir alles erzählt,« erwiderte sie. »Herr, ich werde nicht leiden, daß du hier am Boden liegst, du, ein Emir aus dem Abendlande, der alle Länder der Erde bereist, um Abenteuer zu erleben!«

Aha, das waren die Folgen von der Aufschneiderei meines kleinen Hadschi Halef Omar. Das Mädchen hielt mich für

einen abendländischen Harun al Raschid, welcher Jagd auf Abenteuer machte.

»Du wirst es aus Vorsicht dennoch leiden müssen,« antwortete ich. »Komm, laß dich an meiner Seite nieder und erlaube, daß ich dir einige Fragen vorlege!«

»Herr, deine Güte ist zu groß. Ich bin ein armes geringes Mädchen, dessen Vater dich noch dazu tödlich beleidigt hat.«

»Vielleicht verzeihe ich ihm um deinetwillen.«

»Nicht um meinet-, sondern um meiner Mutter willen. Er ist nicht mein rechter Vater; der erste Mann meiner Mutter ist gestorben.«

»Armes Kind! Und der zweite Mann deiner Mutter ist wohl streng und grausam mit dir?«

Ihr Auge leuchtete auf.

»Streng und grausam? Herr, das sollte er nicht wagen! Nein, aber er verachtet sein Weib und seine Töchter; er sieht und hört nicht, daß sie sich in seinem Hause befinden; er will nicht haben, daß wir ihn lieben, und darum – darum ist es keine Sünde, wenn ich dich zum Ruh 'i kulyan geleite.«

»Wann wird dies geschehen?«

»Grad um Mitternacht muß man auf dem Berge sein.«

»Er befindet sich in einer Höhle?«

»Ja. Allemal um Mitternacht am ersten Tage der zweiten Woche.«

»Aber wie merkt man, daß er zugegen ist?«

»An dem Lichte, welches man mitbringen muß. Man setzt ein Licht vor den Eingang der Höhle und zieht sich zurück. Brennt es fort, so ist der Geist nicht da; verlöscht es aber, so ist er zugegen. Dann tritt man wieder hinzu, geht drei Schritte weit in die Höhle hinein und sagt, was man will.«

»In welchen Angelegenheiten darf man mit dem Geiste sprechen?«

»In allen. Man kann ihn um etwas bitten; man kann einen andern verklagen; man kann sich auch nach etwas erkundigen.«

»Aber ich denke, der Geist spricht nicht! Wie erhält man seine Antwort?«

»Wenn man den Wunsch gesagt hat, so geht man bis an das Bild zurück und wartet kurze Zeit. Beginnt das Licht wieder zu brennen, so ist die Bitte erfüllt, und nach kurzer Zeit, oft schon in der ersten Nacht noch erhält man auf irgend eine Weise die Nachricht, welche man erwartet hat.«

»Was ist das für ein Bild, von dem du redest?«

»Es ist ein hoher Pfahl, an welchem das Bild der heiligen Mutter Gottes befestigt ist.«

Das überraschte mich, da ich wußte, daß die Chaldani lehren, die heilige Maria sei nicht die Mutter Gottes, sondern nur die Mutter des Menschen Jesus. Der geheimnisvolle Ruh 'i kulyan schien sonach ein guter Katholik zu sein.

»Wie lange bereits steht dieses Bild?« fragte ich.

»Ich weiß es nicht; es steht schon länger als ich lebe.«

»Und hat noch kein Kurde oder Chaldani gesagt, daß es fort müsse?«

»Nein, dann würde der Ruh 'i kulyan für immer verschwunden sein.«

»Und dies wünscht niemand?«

»Niemand, Herr. Der Geist tut Wohltat über Wohltat in der ganzen Gegend. Er beglückt die Armen und berätet die Reichen; er beschützt die Schwachen und bedroht die Mächtigen; der Gute hofft auf ihn, und der Böse zittert vor ihm. Wenn ich den Vater bitte, dich frei zu geben, so verlacht er mich; wenn es ihm aber der Geist gebietet, so wird er gehorchen.«

»Warst auch du einmal des Nachts oben bei der Höhle?«

»Mehrere Male. Ich habe für meine Mutter und Schwester gebeten.«

»Wurde deine Bitte erfüllt?«

»Ja.«

»Wer brachte dir die Erfüllung?«

»Die ersten Male kam es des Nachts, und ich konnte nichts sehen; beim letzten Male aber war es Marah Durimeh. Der Geist war ihr erschienen und hatte sie zu mir gesandt.«

»So kennst du Marah Durimeh?«

»Ich kenne sie, seit ich lebe.«

»Sie ist wohl oft bei euch?«

»Ja, Herr. Und dann gehe ich mit ihr auf die Berge, um Kräuter zu sammeln, oder wir besuchen die Kranken, welche ihrer Hilfe bedürfen.«

»Wo wohnt sie?«

»Niemand weiß es. Vielleicht hat sie nirgends eine Wohnung, aber sie ist in jedem Hause willkommen, in das sie kommt.«

»Woher stammt sie?«

»Darüber wird sehr verschieden gesprochen. Die meisten erzählen, daß sie eine Fürstin aus dem alten Geschlechte der Könige von Lizan sei. Das war ein gar mächtiges Geschlecht, und ganz Tijari und Tkhoma war ihm untertan. Sie aßen und tranken aus goldenen Gefäßen, und alles andere war von Silber und Metall gemacht. Da aber wandten sie sich dem Propheten von Medina zu, und der Herr schüttelte die Wolken seines Zornes über sie aus; sie wurden verstreut in alle Lande. Nur Marah Durimeh war ihrem Gott treu geblieben, und er hat sie gesegnet mit einem hohen Alter, mit einem weisen Herzen und mit großen Reichtümern.«

»Wo hat sie diese Reichtümer, da sie doch keine Wohnung besitzt?«

»Niemand weiß es. Einige sagen, sie habe ihr Gold in der Erde vergraben. Viele aber behaupten, sie habe Macht über die Geister der Tiefe, welche ihr so viel Geld bringen müssen, als sie brauche.«

»Also sie hat dir von mir erzählt?«

»Ja, alles, was dein Diener in Amadijah von dir berichtet hat. Sie hat mir befohlen, sobald ich höre, daß du in diese Gegend gekommen seist, solle ich hinauf zur Höhle gehen, um den Ruh 'i kulyan zu bitten, dich vor allem Unfall zu behüten. Nun aber wirst du dies selbst tun.«

»Du gehst nicht ganz mit zur Höhle?«

»Nein. Wenn du selbst kommst, so kann ich fern bleiben. Hast du nicht Hunger, Herr? Madana sagte mir, daß du ihr erlaubt habest, dein Mahl zu verzehren.«

»Wer hatte dieses Mahl bereitet?«

»Sie selbst. Der Vater hat es bei ihr bestellt.«

»Warum nicht bei euch?«

»Weil wir nicht wissen sollen, daß er einen Gefangenen verbirgt. Der Mann Madanas ist sein bester Gefährte, und darum hat sie den Befehl erhalten, dich zu bewachen.«

»Wo sind die Männer eures Dorfes?«

»Sie werden sich in der Gegend von Lizan befinden.«

»Was tun sie dort?«

»Ich weiß es nicht.«

»Kannst du es nicht erfahren?«

»Vielleicht. Doch sage, Herr, ob du essen willst!«

Ich antwortete ausweichend:

»Ich verschmähte das Gericht, weil ich nicht gewohnt bin, Schnecken mit Knoblauch zu essen.«

»O, Emir, ich werde dir etwas anderes bringen. In einer Stunde ist es Nacht; ich eile, und dann komme ich wieder, um dir von allem zu bringen, was wir haben!«

Sie erhob sich eilig, und ich bat:

»Erkundige dich auch, was eure Männer tun!«

Sie ging, und es war dies just zur rechten Zeit geschehen; denn noch waren kaum zehn Minuten vergangen, so trat Madana, welche das Mädchen begleitet hatte, in höchster Eile herein.

»Ich muß dich fesseln!« rief sie. »Mein Mann kommt, gesandt von Nedschir-Bey. Er darf nicht wissen, daß wir miteinander gesprochen haben. Verrate mich nicht!«

Sie band mir die Arme wieder empor und hockte sich dann neben den Eingang nieder. Ihr altes, runzeliges Gesicht nahm dabei einen unnahbaren, feindseligen Ausdruck an.

Bereits nach wenigen Sekunden erscholl der Hufschlag eines Pferdes. Ein Reiter hielt vor der Hütte an, stieg ab und trat herein. Es war ein alter, hagerer Kerl, welcher jedenfalls nicht seinem Innern, wohl aber ganz gut seinem Äußern nach zu meiner braven »Petersilie« paßte. Er trat ohne Gruß zu mir und untersuchte meine Fesseln; als er diese in Ordnung fand, wandte er sich barsch an sein Weib:

»Gehe hinaus und horche nicht!«

Sie verließ lautlos die Hütte, und er kauerte sich mir gegenüber auf dem Boden nieder. Ich war wirklich neugierig, was

mir dieser Petersilius zu sagen habe, dessen Kleidern der bereits beschriebene Duft seiner Madana im Superlativ entströmte.

»Wie heißest du?« herrschte er mich an.

Natürlich antwortete ich ihm nicht.

»Bist du taub? Ich will deinen Namen wissen.«

Wieder erfolgte das, was der Musiker *tacet* nennt.

»Mensch, wirst du antworten!«

Bei diesem Befehle versetzte er mir einen Tritt in die Seite. Mit den Händen konnte ich ihn nicht fassen, aber die Beine konnte ich wenigstens so weit bewegen, als nötig war, ihm meine Ansicht von der Sache ohne alle theoretische Auseinandersetzungen beizubringen; ich zog die zusammengefesselten Kniee empor, stieß sie wieder aus und schnellte mittels dieser Bewegung den Mann vom Erdboden empor, daß er, wie von einer Katapulte geschleudert, an die Mauer flog. Sein Knochengerrüst mußte von einer ganz vorzüglichen Dauerhaftigkeit sein; er besah sich zwar zunächst von allen Seiten, meinte aber dann im besten Wohlsein:

»Mensch, das wage nicht wieder!«

»Rede höflich, so antworte ich höflich!« entgegnete ich nun.

»Wer bist du?«

»Spare solche Fragen! Wer ich bin, das weißt du schon längst.«

»Was wolltest du in Lizan?«

»Das geht dich nichts an.«

»Was wolltest du bei den Berwari-Kurden?«

»Auch dies geht dich nichts an.«

»Wo hast du dein schwarzes Pferd?«

»Es ist sehr gut aufgehoben.«

»Wo hast du deine Sachen?«

»Da, wo du sie nicht bekommen wirst.«

»Bist du reich? Kannst du ein Lösegeld bezahlen?«

»Tritt näher, wenn du es haben willst. Merke dir einmal, Mann: ich bin ein Emir, und du bist ein Untergebener meines

Raïs. Nur ich allein habe zu fragen, und du hast zu antworten. Glaube nicht, daß ich mich von dir ausforschen lasse!«

Er schien es doch für das Klügste zu halten, auf meine Ansicht einzugehen; denn er meinte nach kurzem Überlegen:

»So frage du!«

»Wo ist der Nedschir-Bey?«

»Warum fragst du nach ihm?«

»Weil er es ist, der mich überfallen ließ.«

»Du irrst!«

»Lüge nicht!«

»Und doch irrst du. Du weißt ja gar nicht, wo du dich befindest!«

»Meinst du wirklich, daß ein Emir aus Frankistan zu täuschen ist? Wenn ich von hier aus das Tal herniedersteige, komme ich nach Schohrd. Rechts davon liegt Lizan, links Raola, und da oben auf dem Berge ist die Höhle des Ruh 'i kulyan.«

Er konnte eine Bewegung des Erstaunens nicht verbergen.

»Was weißt du von dem Geiste der Höhle, Fremdling?«

»Mehr wie du, mehr wie alle, die in diesem Tale wohnen!«

Wieder war es Marah Durimeh, welche mich zum Herrn der Situation machte. Der Nasarah wußte offenbar nicht, ob er sich nun des ihm gewordenen Auftrags werde entledigen können.

»Sage, was du weißt,« meinte er.

»Pah! Ihr seid nicht wert, von dem Geiste der Höhle zu hören. Was willst du bei mir? Weshalb habt ihr mich überfallen und gefangen genommen?«

»Wir wollen von dir zunächst dein Pferd.«

»Weiter.«

»Deine Waffen.«

»Weiter!«

»Alle deine Sachen.«

»Weiter!«

»Und alles, was deine Begleiter bei sich haben.«

»O Mann, du bist bescheiden!«

»Dann werden wir dich freilassen.«

»Glaubst du? Ich glaube es nicht, denn ihr wollt noch mehr.«

»Nichts weiter, als daß du dem Melek von Lizan befehlst, den Bey von Gumri nicht loszugeben.«

»Befiehlst? Bist du verrückt, Alter? – Du meinst, ich könne dem Könige von Lizan Befehle erteilen, und wagst es doch, mir Vorschriften zu machen, du, ein Wurm, den ich mit Füßen trete!«

»Herr, schimpfe nicht!«

»Ich schimpfe nicht; ich sage die Wahrheit. Schäme dich, Mensch! Du nennst dich einen Christen und bist doch ein ganz gemeiner Dieb und Räuber. Auch ich bin ein Christ und werde überall erzählen, daß die Chaldani schlimmer sind, als die kurdischen Wegelagerer. Die Berwari haben mich, den Christen, mit Freuden aufgenommen; die Nasarah aus Dschohrd aber haben mich hinterrücks überfallen und ausgeraubt.«

»Du wirst nichts erzählen, denn wenn du nicht tust, was ich dir sage, so wirst du niemals wieder ohne Fesseln sein.«

»Das wird sich finden, denn der Melek von Lizan wird mich von euch fordern.«

»Wir fürchten ihn nicht; er hat uns nicht zu befehlen, und wir werden noch heut sehr mächtige Verbündete erhalten. Wirst du tun, was ich gefordert habe?«

»Niemals!«

»So wisse, daß ich erst morgen wiederkomme. Du bekommst niemand zu sehen, als nur mich und deine Wärterin, welche dir kein Essen mehr bringen darf. Der Hunger wird dich gefügig machen! Und da du mich mit den Füßen getreten hast, so sollst du zur Strafe auch dürsten müssen.«

Er schüttete das Wasser aus dem Napfe, machte noch eine verächtliche Gebärde gegen mich und trat dann hinaus in das Freie. Da hörte ich ihn einige Zeit lang in befehlendem Tone mit seinem Weib reden, dann stieg er aufs Pferd und ritt davon.

Ich wußte nun, warum man sich meiner bemächtigt hatte. Dem Raïs von Dschohrd war an einem Kampfe mit den Kurden gelegen, und daher sollte ich als Vermittler unschädlich

gemacht werden; nebenbei konnte man sich dann auch mein Eigentum aneignen. Der angebliche Bote des Melek war von dem Raïs geschickt worden, um sich zu überzeugen, wo ich mich befände.

Nach einiger Zeit trat Madana ein.

»Hat er dich beleidigt, Herr?« war ihre erste Frage.

»Laß es gut sein!«

»Emir, zürne ihm nicht! Der Raïs hat es ihm geboten. Aber er war sehr zornig auf dich. Ich soll kein Wort mit dir sprechen und darf dir weder Essen noch Trinken geben.«

»Wann kommt er wieder?«

»Erst morgen, sagte er. Er muß noch in der Nacht nach Murghi reiten.«

»Kommen unterdessen andere Männer herbei?«

»Ich glaube es nicht. Es dürfen nur wenige wissen, wo du dich befindest. Er hat dir das Wasser ausgeschüttet; ich werde an die Quelle gehen, um dir anderes zu holen.«

Sie tat es und brachte auch einen Bündel Kienspäne herbei, um die Hütte zu erleuchten; denn es begann bereits stark zu dunkeln. Eben hatte sie den ersten brennenden Span in eine Mauerlücke gesteckt, als von draußen Schritte erschollen. Zum Glück war ich noch nicht entfesselt worden. Aber was war das? Diese hastigen Lungentöne gehörten sicher einem Hunde, der mit aller Gewalt an der Leine vorwärts strebte – jetzt ein kurzer scharfer Laut – o, diesen kannte ich, denn ich hatte ihn oft genug gehört.

»Dojan!« rief ich im frohesten Tone.

Ein lautes Bellen und ein menschlicher Ruf war zu vernehmen; dann sauste der Hund durch den Eingang herein, riß die brave »Petersilie« über den Haufen und stürzte sich, vor Freude heulend, über mich her. Und gleich im nächsten Augenblick erschien der drohende Lauf einer Büchse in der Tür, und eine Stimme fragte:

»Sihdi, bist du drin?«

»Ja, Halef!«

»Ist Gefahr?«

»Nein. Du kannst ohne Sorge eintreten!«

Nun schob der kleine Hadschi erst die Büchse, dann seinen zwölfhaarigen Schnurrbart und endlich sich selbst herein.

»Hamdullillah, Sihdi, daß ich dich habe! Wie kommst du an diesen fremden – – – Maschallah, du bist gefangen, du bist gefesselt! Von diesem Weibe? Von diesem Drachen? Fahre zur Dschehennah, du Ausbund aller Häßlichkeit!«

Er riß im höchsten Grimme seinen Dolch heraus.

»Halt, Halef!« gebot ich. »Ich bin zwar gefangen, aber diese Frau ist meine Freundin. Sie hätte mich errettet, auch wenn du nicht gekommen wärest.«

»Dich? Errettet, Sihdi?«

»Ja. Wir hatten uns den Plan bereits besprochen.«

»Und ich wollte sie erstechen!« – Er wandte sich mit strahlendem Gesichte zu ihr: »Preis sei Allah, der dich erschaffen hat, du schönste der Frauen in Kurdistan! Dein Haar ist wie Seide, deine Haut wie die Verschämtheit der Morgenröte, und dein Auge glänzt wie ein Stern des Himmels. Wisse, du Holde: ich bin Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah! Du hast meinen Freund und Gebieter mit der Güte deines Herzens erquickt, und darum – –«

»Halt ein!« unterbrach ich den Fluß seiner Rede. »Diese Frau versteht kein Wort arabisch, sondern nur kurdisch.«

Jetzt suchte er seinen ganzen kurdischen Wortvorrat zusammen, um ihr verständlich zu machen, daß er sie für die schönste und würdigste aller Frauen halte und daß sie sich für alle Tage ihres Lebens auf seine Freundschaft verlassen könne. Ich aber half ihm und ihr aus der Verlegenheit, indem ich ihr erklärte:

»Madana, du sprachst heut von meinem Diener, der dem Vater der Kranken in Amadijah von mir erzählt hatte. Dieser hier ist es! Er hat meine Spur gefunden und bis hierher verfolgt, um mich zu retten.«

»O Herr, was wirst du tun? Wirst du fliehen?«

»Sei unbesorgt! Ich werde nichts tun, ohne zuvor mit dir gesprochen zu haben. Setze dich ruhig nieder!«

Unterdessen hatte Halef meine Bande zerschnitten und ne-

ben mir Platz genommen. Ich befand mich jetzt in Sicherheit, denn mit ihm und dem Hunde fürchtete ich keinen Nasarah.

»Sihdi, erzähle,« bat er.

Ich berichtete ihm auf das ausführlichste, was mir widerfahren war, und es versteht sich ganz von selbst, daß ich von ihm häufig durch die lebendigsten Ausrufungen unterbrochen wurde. Endlich sagte er:

»Sihdi, wäre ich ein Pascha, so würde ich Madana belohnen und Ingdscha heiraten. Da ich aber kein Pascha bin und schon meine Hanneh habe, so rate ich dir: Nimm du die ›Perle‹ zur Frau! Sie ist groß und stark – wie du selbst!«

»Ich werde es mir überlegen,« erwiderte ich lachend. »Nun aber, vor allen Dingen, sage mir, wie es in Lizan steht, und wie du auf meine Spur gekommen bist.«

»O, Sihdi, das hat eine große Verwirrung gegeben. Es geschah, was du gesagt hattest: die Nasarah zogen sich über den Fluß zurück und warteten auf deine Rückkehr. Aber du kamst nicht – – –«

»Kam nicht der Haddedihi?«

»Er kam, und als er über die Brücke reiten wollte, wäre er beinahe erschossen worden; doch ich erkannte ihn noch zur rechten Zeit. Er erzählte, daß man unterwegs auf euch geschossen hätte. Sein Pferd war gestreift worden und mit ihm durchgegangen. Es dauerte längere Zeit, bis er es zu zügeln vermochte; dann ritt er zurück und fand mein Pferd, das du geritten hattest, tot am Boden liegen; du aber warst verschwunden.«

»Holte er nicht schnell bei den Kurden Hilfe?«

»O nein, Sihdi. Er glaubte, sie seien euch heimtückisch nachgefolgt, um euch zu töten, denn ihr Anführer, der Kiaja, war ein böser Mann gewesen. Darum eilte der Haddedihi nun schnell nach Lizan, um uns herbeizuholen.«

»Jetzt kamt ihr in Verlegenheit?«

»Ich nicht, Sihdi, aber die andern. Ich wußte, was zu tun sei, und habe es später auch richtig getan. Sie jedoch hielten einen großen Rat, und es wurde beschlossen, eine Gesandtschaft zu

den Kurden zu schicken; sie sollten dich oder deinen Leichnam herausgeben.«

»Gott sei Dank! So weit war es nicht gekommen!«

»Herr, wärest du von ihnen getötet worden; – bei Allah, ich wäre nicht eher aus diesem Lande fortgegangen, als bis ich alle Berwari nach und nach erschossen hätte! Du weißt es, daß ich dich lieb habe!«

»Ich weiß es, mein braver Halef. Doch weiter!«

»Die Gesandtschaft wurde von den Kurden sehr schlimm aufgenommen –«

»Wer war dabei?«

»Mohammed Emin, zwei Kurden, die mit uns von den Nasarah gefangen wurden, der Schreiber des Melek und ein Nasarah, der arabisch reden kann und den Dolmetscher des Haddehinn machen sollte. Zuerst wollten die Kurden nicht glauben, daß du überfallen worden seist; sie hielten das für eine Hinterlist von dem Melek. Als sie aber das tote Pferd sahen, glaubten sie es. Nun behaupteten sie, die Nasarah hätten dich beseitigt, weil sie keinen Vermittler haben wollten. Es wurden Botschaften hin und her gesandt. Dann kam auch Nedschir-Bey und sagte, du seist von den Berwari-Kurden erschossen worden; er habe es vom andern Ufer aus gesehen – – –«

»Der Schuft!«

»Das ist er, Sihdi. Aber er soll seinen Lohn erhalten! So wäre es beinahe zum Kampf gekommen; da aber ging ich zum Melek, der sich gerade bei dem Bey von Gumri befand, und bat ihn, sie sollten einen Waffenstillstand abschließen, und ich wollte während dieser Zeit sehen, ob ich dich finden könne. Sie glaubten, das sei unmöglich; aber als ich von unserm Hunde sprach, bekamen sie Hoffnung. Es wurde nun noch eine letzte Gesandtschaft fortgeschickt, mit der ich gehen sollte. Die Berwari zeigten sich einverstanden, daß beide Teile bis morgen mittag auseinander bleiben sollten; bist du dann noch nicht wieder da, so geht der Kampf los.«

»Nun, und du?«

»Wir gingen mit dem Hunde an die Stelle, wo das Pferd liegt. Dojan fand sofort deine Fährte und zog mich fort bis an den

Fluß. Es war klar, daß du über das Wasser hinübergeschafft worden warest. Die andern meinten, ich solle erst nach Lizan zurück, um über die Brücke an das andere Ufer zu kommen; ich aber hatte keine Zeit dazu, denn der Abend war schon nahe. Ich zog mich aus, wickelte meine Kleider um den Kopf, legte die Waffen darauf und ging mit dem Hunde allein hinüber.«

»Fandet ihr die Spur sofort?«

»Ja, Sihdi. Wir folgten ihr, nachdem ich mich wieder angekleidet hatte – und da sind wir nun, Effendi!«

»Halef, das werde ich dir nicht vergessen!«

»Schweig, Herr! Du hättest ganz dasselbe und auch noch mehr für mich getan!«

»Was sagte der Engländer?«

»Man versteht seine Sprache nicht, aber er ist ganz wütend herumgelaufen und hat ein Gesicht gemacht, wie ein Panther, wenn er gefangen ist.«

»Weiß Nedschir-Bey, daß du mich suchst und den Hund bei dir hast?«

»Nein. Er war schon vorher wieder fort.«

»Sind dir hier Leute begegnet?«

»Niemand. Der Hund führte mich durch eine Gegend, wo kein Mensch zu gehen scheint.«

»Wo befindet sich mein Rappe?«

»Im Hofe des Melek. Ich habe ihn dem Haddedihn übergeben.«

»So ist er in guten Händen.«

Da erschollen leichte Schritte draußen. Halef griff nach seinen Waffen, und Dojan machte sich sprunghaft. Ich beruhigte beide, denn es war Ingdscha, die eintrat.

Das Mädchen blieb ganz erstaunt am Eingange stehen, als sie den Diener und den Hund erblickte.

»Fürchte dich nicht,« sagte ich; »dieser Mann und dieser Hund sind dir freundlich gesinnt.«

»Wie kommen sie hierher?«

»Sie haben mich aufgesucht, um mich zu befreien.«

»So willst du uns verlassen?«

»Jetzt noch nicht.«

»Bedarfst du noch des Ruh 'i kulyan?«

»Ja. Willst du mich noch zu ihm führen?«

»Gern, Emir. Hier habe ich dir Speise und Trank gebracht. Nun aber wird es nicht ausreichen für zwei und den Hund.«

Sie trug einen großen Binsenkorb, der voll bepackt war. Es hätten fünf Männer sich satt essen können.

»Sorge dich nicht, du Gute,« antwortete ich; »es reicht für mehr als für uns. Du und Madana, ihr beide sollt auch mit zulangenen.«

»Herr, wir sind Frauen!«

»In meinem Vaterlande werden die Frauen nicht verachtet. Bei uns sind sie die Zierde und der Stolz des Hauses und nehmen beim Mahle den Ehrenplatz ein.«

»O, Emir, wie glücklich sind eure Frauen!«

»Aber sie müssen mit Schaufeln essen!« fiel die »Petersilie« in sehr mitleidigem Tone ein.

»Das sind keine Schaufeln, sondern kleine, zierliche Werkzeuge von schönem Metall, mit denen es sich ganz vortrefflich und noch viel appetitlicher essen läßt, als mit den nackten Fingern. Wer bei uns sich während des Essens die Hände mit Speise besudelt, der gilt für einen unreinlichen und ungeschickten Menschen. Ich will euch einmal zeigen, wie ein solcher Kaschyk {Löffel} aussieht.«

Während Ingdscha ein mitgebrachtes Tuch auf den Boden breitete, um die Speisen darauf zu legen, nahm ich Halefs Dolchmesser und schnitt mit demselben einen tüchtigen Span aus dem Pfahle, um daraus einen Löffel zu schnitzen. Er war bald fertig und erregte, als ich ihnen den Gebrauch desselben an dem Wassernapfe zeigte, die Bewunderung der beiden einfachen Frauen.

»Nun sage selbst, o Madana, kann man dieses kleine Ding ein Kürek {Schaufel} nennen?«

»Nein, Herr,« antwortete sie. »Ihr braucht doch keine so großen Mäuler zu haben, als ich erst dachte.«

»Herr, was wirst du mit diesem Kaschyk tun?« fragte Ingdscha.

»Wegwerfen.«

»O nein, Emir! Magst du mir ihn nicht schenken?«

»Für dich ist er nicht schön genug. Für die Perle von Schohrd müßte er von Silber sein.«

»Herr,« meinte sie errötend, »er ist schön genug! Er ist schöner, als wenn er von Altyn und Gümisch {Gold und Silber} gemacht worden wäre; denn du hast ihn gefertigt. Ich bitte dich, schenke ihn mir, damit ich eine Erinnerung habe, wenn du uns verlassen hast!«

»So behalte ihn! Aber du sollst mich morgen mit Madana in Lizan besuchen und da werde ich euch noch etwas Besseres geben.«

»Wann willst du fort von hier?«

»Das wird der Ruh 'i kulyan bestimmen. Jetzt aber setzt euch herzu. Wir wollen unser Mahl beginnen.«

Ich mußte diese Bitte noch einigemal wiederholen, ehe sie erfüllt wurde. Halef hatte bisher gar nicht gesprochen, sondern nur immer das schöne Mädchen beobachtet.

Jetzt stieß mein kleiner Diener einen Seufzer aus und meinte in arabischer Sprache:

»Sihdi, du hast recht!«

»Womit?«

»Selbst wenn ich ein Pascha wäre, ich paßte nicht zu ihr. Nimm du sie, Sihdi! Sie ist schöner als alle, die ich gesehen habe.«

»Es wird hier schon ein Jüngling sein, den sie lieb hat.«

»Frage sie einmal!«

»Das geht nicht, mein kleiner Hadschi Halef; das würde sehr unhöflich und zudringlich sein.«

Ingdscha hatte wohl bemerkt, daß von ihr die Rede war; darum sagte ich zu ihr:

»Dieser Mann ist bereits ein guter Bekannter von dir.«

»Wie meinst du das, Emir?«

»Es ist der Diener, von dem dir Marah Durimeh erzählt hat. Die andern haben alle geglaubt, daß ich ermordet worden sei, und nur er allein hat es gewagt, mir nachzufolgen.«

»Er ist ein kleiner, aber ein treuer und mutiger Mann,« meinte sie mit einem Blick der Anerkennung auf ihn.

»Was sagte sie von mir?« fragte er, da er diesen Blick ganz wohl bemerkt hatte.

»Sie sagte, du seist ein sehr treuer und mutiger Mann.«

»Sage ihr, sie sei ein sehr schönes und gutes Mädchen, und es sei sehr schade, daß ich so klein und kein Pascha bin.«

Während ich seine Worte verdolmetschte, reichte er ihr die Hand entgegen, und sie schlug lachend ein. Dabei strahlte ihr Angesicht so lieb und gut, daß mich ein aufrichtiges und warmes Bedauern überkam, indem ich an das einförmige, freudenlose Leben dachte, das ihrer in diesem Lande wartete.

»Hast du nicht einen Wunsch, den ich dir erfüllen könnte?« fragte ich sie inolge dieser freundschaftlichen Aufwallung.

Sie blickte mir einige Sekunden lang nachdenklich in das Gesicht und antwortete dann:

»Ja, Herr, ich habe einen Wunsch.«

»Sage ihn!«

»Emir, ich werde sehr viel an dich denken. Wirst du dich auch zuweilen an uns erinnern?«

»Oft, sehr oft!«

»Scheint der Mond bei euch auch so wie bei uns?«

»Ganz so.«

»Herr, blicke am Abend eines jeden Vollmondes zu ihm empor; dann werden sich da oben unsere Augen treffen!«

Jetzt war ich es, der ihr die Hand hinüberreichte.

»Ich werde es tun – und ich werde auch an anderen Abenden deiner gedenken, wenn der Mond am Himmel steht. So oft du ihn erblickst, so denke, daß er dir meine Grüße bringen soll.«

»Und er dir die unsrigen!«

Jetzt stockte die Unterhaltung; wir waren ins Elegische geraten. Doch kehrte während des weiteren Verlaufs des Mahles die vorige Stimmung wieder zurück. Ingdscha war sogar die erste, die das Wort von neuem ergriff:

»Wird dein Diener mit zur Höhle gehen, Herr?«

»Nein. Er wird jetzt nach Lizan zurückkehren, um meine Gefährten zu beruhigen.«

»Das mag er tun, denn ihnen droht Gefahr.«

»Welche?« fragte ich anscheinend ruhig.

»Es waren vorhin zwei Männer hier. Der eine ritt zu dir, und der andere blieb im Dorfe zurück. Mit diesem habe ich gesprochen. Er sollte niemand etwas sagen, aber er hat mir doch genug verraten, was ich dir erzählen muß. Du glaubst, daß der Streit bis morgen mittag ruhen soll?«

»Ich hoffe es.«

»Es gibt viele Leute, die dies nicht wünschen, und diese Männer haben sich meinen Vater zum Anführer gewählt. Er hat Eilboten nach Murghi, Minijanisch und Aschitha, auch das Tal abwärts bis nach Biridschai und Ghissa gesandt, um alle waffenfähigen Männer herbeizurufen. Sie werden sich noch während der Nacht versammeln und dann am Morgen über die Berwari herfallen.«

»Welche Unvorsichtigkeit! Dein Vater wird das ganze Tal unglücklich machen!«

»Glaubst du, daß die Berwari uns überlegen sind?«

»An Kriegstüchtigkeit, ja, wenn auch heute noch nicht an Zahl. Aber wenn einmal der Kampf entbrannt ist, so wird er an allen Orten auflodern, und dann sind die Kurden euch hundertfach überlegen; denn die Chaldani sind von den Stämmen der Kurden auf allen Seiten eingeschlossen.«

»O Gott, wenn du recht hättest!«

»Ich habe recht, das darfst du mir glauben! Wenn es heut und morgen nicht gelingt, einen Frieden zu stande zu bringen, so brechen noch viel schlimmere Zeiten über euch herein, als zur Zeit von Beder-Khan und Nur-Ullah-Bey. Es ist dann sehr wahrscheinlich, daß die Chaldani mit Weib und Kind vollständig ausgerottet werden.«

»Ist dies wirklich dein Ernst, Emir?«

»Wirklich und wahrhaftig!«

»O Jesus, was sollen wir tun?«

»Weißt du, wo dein Vater die Streitsüchtigen versammeln will?«

»Nein; das konnte ich nicht erfahren.«

»Weißt du auch nicht, wo er sich jetzt befindet?«

»Er reitet von einem Orte zum andern, um die Männer zum Kampfe aufzumuntern.«

»So kann uns nur vielleicht der Ruh 'i kulyan helfen. Bis dahin aber muß ich Vorbereitungen treffen.«

»Tue es, Herr, und alle Friedfertigen werden dein Andenken segnen, wenn du längst nicht mehr bei uns bist!«

Das Mahl war beendet, und daher fragte ich Halef:

»Wirst du den Weg nach Lizan finden können, doch so, daß dich unterwegs niemand bemerkt?«

Er nickte, und ich fuhr fort:

»Du gehst zum Melek und zum Bey von Gumri und sagst ihnen, wie und wo du mich gefunden hast.«

»Soll ich sagen, wer dich überfallen hat?«

»Ja. Nedschir-Bey hat mich gefangen genommen, damit ich den Frieden nicht vermitteln könne. Er verlangt für meine Freiheit mein Pferd, mein Eigentum und alles, was meine Gefährten bei sich tragen.«

»Der Scheïtan soll's ihm geben!«

»Du siehst, daß man mir bereits alles genommen hat. Laß mir deine Pistolen und dein Messer hier. Auch den Hund behalte ich da.«

»Nimm die Flinte dazu, Sihdi! Ich komme auch ohne Waffen nach Lizan zurück.«

»Die Flinte könnte mir hinderlich sein. Erzähle dann dem Bey und dem Melek, daß der Raïs von Schohrd Boten gesandt hat in alle Orte auf- und abwärts von Lizan, um die Einwohner zum Kampfe aufzuwiegeln. Sie sollen sich während der Nacht an einem Orte versammeln, den ich leider nicht kenne, und dann wollen sie über die Berwari herfallen. Auch der Raïs selbst reitet überall herum; und ich lasse dem Melek sagen, daß er ihn sofort festnehmen soll, sobald er ihn erwischen kann.«

»Sihdi, ich wollte, ich träfe diesen Menschen jetzt unterwegs; ich habe ihn mir genau gemerkt und würde ihn unschädlich machen.«

»Du allein? Das laß bleiben! Du bist ihm nicht gewachsen; er ist zu stark für dich.«

Der kleine Mann erhob sich mit der Miene eines Beleidigten, reckte seine geschmeidigen Glieder und rief:

»Zu stark für mich? Was denkst du, Sihdi, und wo ist dein weises Urteil auf einmal hingeraten! Habe ich nicht Abu Seïf besiegt? Habe ich nicht noch viele andere große Taten verrichtet? Was ist dieser Nedschir-Bey gegen den berühmten Hadschi Halef Omar? Ein blinder Frosch, eine lahme Kröte, die ich zertreten werde, sobald ich sie erblicke. Du bist Emir Kara Ben Nemsî, der Held aus Frankistan; soll ich, dein Freund und Beschützer, mich vor einem zerlumpten Chaldani fürchten? O Sihdi, wie wundere ich mich über dich!«

»Wundere dich meinethwegen, aber sei vorsichtig. Es kommt jetzt alles darauf an, daß du glücklich Lizan erreichst.«

»Und wenn sie nun fragen, wann du mir nachfolgen wirst; was soll ich ihnen antworten?«

»Sage ihnen, daß ich wohl bis zum Morgen bei ihnen sein werde.«

»So nimm hier die Pistolen und den Dolch, auch hier den Kugelsack, und Allah behüte dich!«

Dann trat er zu Ingdscha und reichte ihr die Hand:

»Lebe wohl, du schönste unter den Schönen! Wir sehen uns wohl wieder.«

Auch der guten »Petersilie« reichte er die Hand:

»Lebe wohl, auch du, liebliche Mutter der Chaldani! Meine Augenblicke bei dir waren süß, und wenn du dir auch einen Löffel wünschst, so werde ich dir sehr gern einen schnitzen, damit du denken kannst an deinen Freund, der von dir geht. Sallam, du Kluge, du Treue, Sallam!«

Sie verstanden zwar beide nicht, was er sagte, aber sie nahmen seine Worte freundlich auf, und Madana verließ sogar mit ihm die Hütte, um ihn eine Strecke zu begleiten.

Ich blickte durch den Eingang, um an dem Stand der Sterne die Zeit zu bemessen; denn auch die Uhr war mir abgenommen worden. Es mochte vielleicht zehn Uhr sein.

»Es ist zwei Stunden vor Mitternacht. Wann gehen wir?« fragte ich das Mädchen.

»In einer Stunde.«

»Meine Zeit ist sehr kostbar. Kann man mit dem Geist der Höhle nicht eher sprechen?«

»Die rechte Zeit ist genau um Mitternacht. Er wird zornig, wenn man eher kommt.«

»Bei mir wird er nicht zornig werden.«

»Weißt du das gewiß?«

»Ganz gewiß.«

»So laß uns gehen, sobald Madana zurückgekehrt ist.«

»Haben wir ein Licht?«

Sie zeigte mir schweigend einige kurze Binsenflechten, die mit Hammeltalg getränkt waren. Auch Feuerzeug hatte sie bei sich. Dann fragte sie:

»Herr, ich habe eine Bitte.«

»Sprich!«

»Wirst du meinem Vater verzeihen?«

»Ja; um deinetwillen.«

»Aber der Melek wird ihm zürnen!«

»Ich werde ihn besänftigen.«

»Ich danke dir!«

»Hast du nicht erfahren, wer meine Waffen erhalten hat und die anderen Sachen, die man mir abgenommen hat?«

»Nein. Der Vater wird sie wohl haben.«

»Wo pflegt er solche Dinge aufzubewahren?«

»Nach Hause hat er nichts gebracht; ich hätte es bemerkt.«
Jetzt kam Madana wieder.

»Herr,« sagte sie mit stolzer Miene, »dein Diener ist ein sehr verständiger und höflicher Mann.«

»Woraus schließt du dies?«

»Er hat mir etwas gegeben, was ich seit langer Zeit nicht mehr erhalten habe: – einen Öpüsch {Kuß}, einen großen Öpüsch.«

Ich glaube, ich habe bei diesem naiv-stolzen Bekenntnisse ein sehr verdutztes Gesicht gemacht. Halef einen Kuß? Dieser alten, guten, duftigen ›Petersilie‹? Einen Kuß auf die ›Reisetasche‹, in deren Öffnung die Schnecken mit Knoblauch verschwunden waren? Das war mir schier unglaublich. Daher fragte ich:

»Einen Öpüsch? Wohin?«

Sie spreizte mir die braunglasierten, dünnen Finger der Rechten entgegen.

»Hierher, auf diese Hand. Es war ein Elöpüsch {Handkuß}, wie man ihn nur einem vornehmen, jungen Mädchen gibt. Dein Diener ist ein Mann, dessen Höflichkeit man rühmen muß.«

Also ein Handkuß nur! Aber trotzdem eine Heldentat meines wackeren Halef, zu der ihm jedenfalls nur seine Liebe zu mir Überwindung gegeben hatte.

»Du kannst stolz darauf sein,« antwortete ich. »Das Herz des Hadschi Halef Omar schlägt dir voll Dankbarkeit entgegen, weil du dich so freundlich meiner angenommen hast. Auch ich werde dir dankbar sein, Madana« – hierbei machte sie unwillkürlich eine Bewegung, als wolle sie mir die Finger zum Handkusse entgegenstrecken, und daher fügte ich sehr eilig hinzu: – »nur mußt du warten, bis ich wieder in Lizan bin.«

»Ich werde warten, Herr!«

»Jetzt werde ich mit Ingdscha zur Höhle gehen. Was wirst du tun, wenn jemand unterdessen kommt, um nach mir zu sehen?«

»Emir, rate mir!«

»Bleibst du hier, so trifft dich der Zorn des Betreffenden. Daher ist es besser, du versteckst dich, bis wir zurückkehren.«

»Ich werde deinen Rat befolgen und an einen Ort gehen, wo ich die Hütte beobachten und auch eure Rückkehr bemerken kann.«

»So wollen wir aufbrechen, Ingdscha.«

Ich steckte die Waffen zu mir, und nahm den Hund an die Leine.

Die Jungfrau schritt voran, und ich folgte ihr.

Wir gingen eine Strecke weit den Weg zurück, auf dem ich zur Hütte gebracht worden war; dann stiegen wir rechts aufwärts und verfolgten die Richtung, bis wir die Höhe erklimmen hatten. Dieselbe war mit Laubwald bestanden, so daß wir eng nebeneinander gehen mußten, um uns nicht zu verlieren.

Nach einiger Zeit lichtete sich die Holzung wieder, und wir hatten einen schmalen Felsensattel zu überschreiten, der zu einer steilen Falte des Berges führte.

»Nimm dich in acht, Herr,« warnte das Mädchen. »Von jetzt an wird der Weg sehr beschwerlich.«

»Das ist nicht gut für alte Leute, die zu dem Geist der Höhle wollen. Hier können nur junge Füße steigen.«

»O, auch die Alten können empor, nur müssen sie einen Umweg machen. Von jenseits führt ein ganz guter Pfad bis in die Nähe der Höhle.«

Indem wir einander gegenseitig stützten, kletterten wir Hand in Hand empor und gelangten schließlich in ein Gewirr von großen Steinblöcken, zwischen denen ich das Ziel unserer Wanderung vermutete, die bis jetzt über eine halbe Stunde gedauert hatte.

Jetzt bildeten die Blöcke eine Art offenen Gang, in dessen Hintergrunde sich eine dunkle Wand erhob. Ingdscha blieb stehen.

»Dort ist es,« sagte sie, auf das Dunkel deutend. »Du gehst gradaus und wirst am Fuße jener Wand eine Öffnung sehen, in die du das Licht setztest, nachdem du es angezündet hast. Dann kehrst du zu mir zurück. Ich warte hier auf dich.«

»Kann man das Licht hier sehen?«

»Ja. Aber es wird jetzt vergebens brennen, denn es ist noch lange nicht Mitternacht.«

»Ich werde es doch versuchen. Hier ist die Leine; halte einsteilen den Hund und lege ihm die Hand auf den Kopf.«

Ich nahm die Kerzen und schritt vorwärts. Es war ein Gefühl außerordentlicher Spannung, das mich jetzt beherrschte, und dies war gar kein Wunder; sollte ich doch in das Geheimnis eindringen, das den »Geist der Höhle« umhüllte. Freilich, den eigentlichen Kern dieses Geheimnisses ahnte ich bereits.

Ich langte an der Felsenwand an und bemerkte die Höhle, deren Eingang gerade so hoch und breit war, daß ein Mann in aufrechter Haltung Zutritt nehmen konnte. Ich lauschte einige Augenblicke, hörte aber nicht das mindeste, und brannte dann eine der Kerzen an, die ich auf den Boden der Höhle nieder-

stellte. Das ging sehr leicht, da die Kerze unten eine genügende Breite besaß.

Nun kehrte ich wieder zurück. Ich sagte mir, daß für einen nicht Unbefangenen schon ein gut Teil Mut dazu gehöre, in der Stunde der Mitternacht den Berg zu besteigen, um mit einem Geiste in Verkehr zu treten.

»Das Licht brennt. Nun warte, ob es verlöschen wird,« sagte Ingdscha.

»Es geht nicht der leiseste Lufthauch; wenn das Licht erlischt, so ist es also ein sicheres Zeichen, daß der Ruh zugegen ist.«

»Sieh!« meinte das Mädchen, mich hastig am Arme fassend.
»Es ist erloschen!«

»So gehe ich.«

»Ich erwarte dich hier.«

Als ich wieder an die Höhle kam, bückte ich mich nieder, um nach dem Lichte zu fühlen – es war weggenommen worden. Ich hegte die Überzeugung, daß der Geist sich ganz nahe, vielleicht in einer Seitennische, befinde, um jedes Wort hören zu können. Ein anderer hätte nun einfach seine Angelegenheit in akroamatischer Weise vorgetragen und dann sich zurückgezogen; dies aber lag nicht in meiner Absicht. Ich trat zwei Schritte in die Höhle hinein.

»Ruh 'i kulyan!« rief ich halblaut.

Es erfolgte keine Antwort.

»Marah Durimeh!«

Wieder keine Antwort.

»Marah Durimeh, melde dich getrost; ich werde dein Geheimnis nicht verraten. Ich bin der Hekim aus Frankistan, der dein Urenkelkind in Amadijah vom Gifte befreite, und habe augenblicklich sehr notwendig mit dir zu sprechen.«

Ich hatte mich nicht getäuscht – seitwärts war ein Geräusch zu vernehmen, als ob sich jemand überrascht vom Boden erhebe; dennoch aber vergingen mehrere Sekunden, ehe eine Antwort erfolgte. Dann erklang es:

»Du bist wirklich der Hekim-Emir aus Frankistan?«

»Ja. Vertraue mir! Ich ahnte, daß du selbst der Ruh 'i kulyan bist; ich werde dein Geheimnis bewahren.«

»Es ist deine Stimme, aber ich kann dich nicht sehen.«

»Verlange ein Zeichen von mir!«

»Gut! Was hatte der türkische Hekim in seinem Amulett, mit dem er den Teufel der Krankheit vertreiben wollte?«

»Eine tote Fliege.«

»Emir, du bist es wirklich! Wer hat dir die Höhle gezeigt?«

»Ingdscha, die Tochter von Nedschir-Bey. Sie steht da draußen und erwartet mich.«

»Gehe noch vier Schritte vorwärts!«

Ich tat es und fühlte mich dann von einer Hand gefaßt, die mich nach seitwärts in eine Spalte zog, wo sie mich eine Strecke weiter führte.

»Jetzt warte. Ich werde das Licht anzünden.«

Einen Augenblick später brannte die Kerze, und ich sah Marah Durimeh vor mir stehen, eingehüllt in einen weiten Mantel, aus dem ihr wundersames Gesicht mir freundlich ernst entgegenblickte. Auch heut hingen ihr die schneeweißen Haarzöpfe bis beinahe zur Erde herab. Sie leuchtete mich an.

»Ja wirklich, du bist es, Emir! Ich danke dir, daß du gekommen bist. Aber du darfst keinem Menschen sagen, wer der Geist der Höhle ist!«

»Ich schweige.«

»Ist es ein Wunsch, der dich zu mir führt?«

»Ja. Aber er betrifft nicht mich, sondern die Chaldani, die einem großen Unglücke entgehen, das nur du vielleicht von ihnen abzuwenden vermagst. Hast du Zeit, mich anzuhören?«

»Ja. Komm, und setze dich.«

In der Nähe lag ein langer, schmaler Stein, der Raum genug für zwei bot. Er bildete wohl stets die Ruhebänk des Höhlengeistes. Wir ließen uns nebeneinander darauf nieder, während das Licht auf einer Steinkante stand. Dann sagte die Alte mit besorgter Miene:

»Deine Worte verkünden Unheil. Rede, Herr!«

»Weißt du schon, daß der Melek von Lizan den Bey von Gumri überfallen und gefangen genommen hat?«

»Heilige Mutter Gottes, ist das wahr?« rief sie, sichtlich im höchsten Grade erschrocken.

»Ja. Ich selbst war dabei als Gast des Bey und wurde gefangen.«

»Ich weiß nichts davon, kein Wort. Ich war während der letzten Tage drüben in Hajschad und Biridschai und bin erst heute über die Berge gekommen.«

»Nun halten die Berwari-Kurden da unten vor Lizan, um morgen den Kampf zu beginnen.«

»O ihr Toren, die ihr den Haß liebt und die Liebe haßt! Soll sich das Wasser wieder vom Blute röten und das Land vom Scheine der Flammen? Erzähle, Herr, erzähle! Meine Macht ist größer, als du denkst; vielleicht ist es noch nicht zu spät.«

Ich folgte ihrem Gebote, und sie lauschte mit angehaltenem Atem meiner Darstellung. Kein Glied ihres Körpers bewegte sich, und keine Falte ihres Mantels zitterte; aber sofort, als ich geendet hatte, fuhr sie vom Steine empor.

»Emir, noch ist es Zeit. Willst du mir helfen?«

»Gern.«

»Ich weiß, du mußt mir auch von dir erzählen, aber nicht jetzt, nicht jetzt, sondern morgen; jetzt gibt es Nötigeres zu tun. Der Geist der Höhle ist stumm gewesen; noch nie hat ihn jemand sprechen hören; heute aber wird er reden, heute muß er reden. Laß dich von Ingdscha führen, Herr, und eile hinab nach Lizan. Der Melek, der Bey von Gumri und der Raïs von Schohrd sollen sogleich zum Ruh 'i kulyan kommen.«

»Werden sie gehorchen?«

»Sie gehorchen; sie müssen gehorchen, glaube es mir!«

»Aber der Raïs ist nicht zu finden!«

»Emir, wenn ihn niemand findet, so wirst doch du ihn finden; ich kenne dich. Auch er muß kommen, ob gleichzeitig oder ob später als die beiden Andern; wenn er nur bis zum Morgen erscheint. Ich werde warten.«

»Sie werden mich fragen, von wem ich den Auftrag erhalten

habe. Ich werde antworten: ›Vom Ruh 'i kulyan‹; weiter kein Wort. Ist es so recht?«

»Ja. Sie brauchen nichts zu wissen, am allerwenigsten aber, wer der Geist der Höhle eigentlich ist.«

»Soll ich wieder mitkommen?«

»Du kannst sie begleiten, aber in die Höhle darfst du nicht mit eintreten. Was ich ihnen zu sagen habe, ist für keines Andern Ohr. Sage ihnen, sie sollen sofort in die Höhle treten und darin gradaus fortschreiten, bis sie in einen Raum gelangen, der erleuchtet ist.«

»Kannst du es bewirken, daß ich wieder erhalte, was man mir abgenommen hat?«

»Ja; trage keine Sorge. Aber jetzt gehe; morgen sehen wir uns wieder, und dann kannst du mit Marah Durimeh sprechen, so lange es dir gefällt!«

Ich ging und traf Ingdscha noch an demselben Platze, an dem ich sie verlassen hatte.

»Du warst lange dort, Herr,« sagte sie.

»Desto schneller müssen wir jetzt gehen.«

»Du mußt doch warten, bis das Licht wieder brennt, sonst weißt du nicht, ob dir deine Bitte erfüllt wird.«

»Sie wird erfüllt.«

»Woher weißt du es?«

»Der Geist sagte es!«

»O Herr, hättest du seine Stimme gehört?«

»Ja. Er hat sehr lange mit mir gesprochen.«

»Das ist noch niemals geschehen; du mußt ein sehr großer Emir sein!«

»Ein Geist beurteilt den Menschen nicht nach seinem Stande.«

»Hast du ihn vielleicht gar auch gesehen?«

»Von Angesicht zu Angesicht.«

»Herr, du erschreckst mich! Wie sah er aus?«

»Solche Dinge darf man nicht enthüllen. Komm, du sollst mich führen; ich muß schnell nach Lizan hinab.«

»Was wird da aus Madana, die auf dich wartet?«

»Du bringst mich zuerst auf den rechten Weg, und dann

kehrst du zu ihr zurück, um ihr zu sagen, daß sie nicht mehr auf mich warten solle. Ich werde morgen nach Schohrd kommen.«

»Was aber soll sie meinem Vater sagen, wenn er dich von ihr verlangt?«

»Sie soll sagen, daß er sogleich zum Geist der Höhle kommen solle. Auch wenn du deinen Vater triffst, sendest du ihn sofort hinauf zur Höhle. Er muß kommen, er mag vorhaben, was er will. Wenn er nicht auf der Stelle gehorcht, so ist es um ihn geschehen.«

»Herr, mir wird bange. Komm, laß uns gehen!«

Ich nahm den Hund wieder bei der Leine und das Mädchen bei der Hand. So stiegen wir bergab, wobei es natürlich schneller ging, als vorher bergan. Als wir die Einsattelung erreichten, wandten wir uns nun nach rechts hinab anstatt nach links hinüber, und das Mädchen kannte das Terrain so genau und führte mich so sicher, daß wir bereits nach einer Viertelstunde den Weg erreichten, der Lizan mit Schohrd verbindet. Hier blieb ich stehen und sagte:

»Nun kenne ich den Pfad; wir müssen uns trennen. Als ich heut hier herabgeschleppt wurde, habe ich mir den Weg genau angesehen. Ich danke dir, Ingdscha. Morgen sehen wir uns wieder. Gute Nacht!«

»Gute Nacht!«

Sie hatte meine Hand ergriffen und einen kaum fühlbaren Kuß darauf gehaucht; dann eilte sie wie ein verscheuchtes Reh in das Dunkel der Nacht hinein. Ich stand eine volle Minute lang bewegungslos, dann schlug ich den Weg nach Lizan ein, während meine Gedanken sich – rückwärts nach Schohrd bewegten.

Ich mochte vielleicht die Hälfte der Strecke zurückgelegt haben, als ich den Hufschlag eines Pferdes vor mir erschallen hörte. Ich trat zur Seite hinter einen Busch, um nicht gesehen zu werden. Der Reiter kam eilig näher und an mir vorüber – es war der Raïs. Schon war er vorüber, da rief ich ihn an:

»Nedschir-Bey!«

Er hielt sein Pferd an.

Ich machte Dojan von der Leine frei, um ihn in seinen Bewegungen nicht zu hindern, falls mir sein Beistand nötig würde, und trat dann zu dem Raïs.

»Wer bist du?« fragte er.

»Dein Gefangener,« antwortete ich, sein Pferd beim Maule fassend.

Er beugte sich vor und sah mir in das Gesicht. Dann griff er nach mir; ich aber war schneller und packte seine Faust.

»Nedschir-Bey, höre in Ruhe, was ich dir zu sagen habe. Der Ruh 'i kulyan sendet mich: du sollst sofort zur Höhle kommen.«

»Lügner! Wer hat dich befreit?«

»Wirst du dem Rufe des Geistes folgen oder nicht?«

»Hund, ich töte dich!«

Er langte mit seiner freien Hand nach dem Gürtel, zu gleicher Zeit aber gab ich ihm aus allen Kräften einen plötzlichen Ruck; er wurde bügellos und flog in einem weiten Bogen vom Pferde herab.

»Dojan, faß!«

Der Hund warf sich auf ihn, während ich mir Mühe geben mußte, das Pferd zu beruhigen. Als mir dies gelungen war, sah ich den Raïs bewegungslos am Boden liegen; Dojan stand über ihm und hatte zwischen seinem aufgesperzten Gebiß den Hals des Mannes.

»Nedschir-Bey, die kleinste Bewegung, oder das leiseste Wort kostet dir das Leben; dieser Hund ist schlimmer als ein Panther. Ich werde dich binden und dich mit nach Lizan nehmen; rührst du ein Glied falsch, oder sagst du ein lautes Wort gegen meinen Willen, so lasse ich dich zerreißen.«

Er sah den grimmigen Tod vor Augen und wagte nicht den geringsten Widerstand. Zunächst nahm ich ihm seine Waffen ab: – Flinte und Messer. Dann fesselte ich ihn mit der starken Hundeleine grad in der Weise, wie man mich gefesselt hatte, und endlich stieß ich ihn empor und band ihn an den Steigbügel, grad so, wie man es mir gemacht hatte.

»Erlaube, Nedschir-Bey, daß ich aufsteige; du bist heut lang genug zu Pferde gesessen. Vorwärts!«

Er folgte ohne Widerstand, denn er mußte einsehen, daß derselbe vollständig nutzlos wäre. Es fiel mir nicht ein, meine jetzige vorteilhafte Lage zu benutzen, um den Mann zu verhöhnern, und so verhielt ich mich vollständig schweigsam. Er selbst unterbrach die Stille, aber in einem so vorsichtigen Tone, daß ich die Befürchtung heraushörte, der Hund werde ihn beim ersten Laute packen.

»Herr, wer hat dich befreit?«

»Das hörst du später.«

»Wohin bringst du mich?«

»Das wirst du sehen.«

»Ich werde Madana peitschen lassen!« grollte er.

»Das wirst du bleiben lassen! Wo hast du meine Waffen und die andern Sachen?«

»Ich habe sie nicht.«

»Sie werden sich finden. Höre, Nedschir-Bey, hast du kein besseres Pferd als dieses?«

»Ich habe Pferde genug!«

»Das ist mir lieb. Ich werde sie mir morgen ansehen und mir eins derselben auswählen für das, das du mir heut erschießen ließest.«

»Der Scheitan wird dir eins geben. Morgen um diese Zeit bist du wieder gefangen!«

»Wollen sehen!«

Jetzt trat wieder Stille ein. Er trabte gezwungenerweise nebenher, der Hund hart an seinen Füßen, und bald sahen wir Lizan vor uns liegen.

Der Ort hatte sich während meiner Abwesenheit in ein Heerlager verwandelt. Drüben auf dem rechten Ufer des Zab herrschte vollständige Dunkelheit, hüben aber brannte Feuer an Feuer, an welchem zahlreiche Männergruppen lagen oder standen. Das größte Feuer brannte vor dem Hause des Melek, wie ich schon von weitem bemerkte. Um jeden unnützen Aufenthalt zu vermeiden, setzte ich mein Pferd in Trab; der Gefangene mußte gleichfalls traben. Dennoch erkannte man mich allenthalben.

»Der Fremde, der Fremde!« erscholl es, wo ich vorüber kam. Oder es ertönte der Ruf: »Nedschir-Bey! Und gefangen!«

Wir hatten bald ein zahlreiches Gefolge hinter uns, das sich Mühe gab, mit uns Schritt zu halten. So gelangten wir zum Hause des Melek. Hier waren wenigstens sechzig Bewaffnete versammelt. Der erste, den ich erblickte, war – Sir David Lindsay, welcher behaglich an der Mauer lehnte. Als er mich sah, ging mit seinem gelangweilten Gesichte eine gewaltige Veränderung vor: – die Stirn schob sich empor, und das Kinn fiel tief herunter, als sei es in Ohnmacht gesunken; der Mund öffnete sich, als solle ein ganzer Fowling-bull verschlungen werden, und die Nase richtete sich auf, wie der Hals eines Gemsbockes, wenn etwas Verdächtiges in den Wind kommt. Dann tat der lange David einen herkulischen Sprung auf mich zu und fing mich, der ich soeben vom Pferde springen wollte, in seinen geöffneten Armen auf.

»Master, Sir!« brüllte er. »Wieder da? *Heigh-day*-heisa! *Huzza! Welcome! Hail, hail, hail!*«

»Na, erdrückt mich nicht, Sir David! Andere Leute wollen auch etwas von mir übrig behalten!«

»*Eh! Oh! Ah!* Wo habt Ihr gesteckt? Wo gewesen? Wie gegangen, he? Selbst befreit? *Lack-a-day*, Gefangenen mitgebracht! Wunderbar! Unbegreiflich! *Yes!*«

Da aber wurde ich bereits von der andern Seite gefaßt.

»*Allah illa allah!* Da bist du ja, Effendi! Allah und dem Propheten sei Dank! Nun sollst du erzählen!«

Es war Mohammed Emin. Und Amad el Ghandur, sein Sohn, der neben ihm stand, rief:

»*Wallahi*, das hat Gott geschickt! Nun hat die Not ein Ende. Sihdi, reiche uns deine Hand!«

Und dort seitwärts stand der kleine brave Hadschi Halef Omar. Er sagte kein Wort, aber in seinen treuen Augen funkelten zwei große Freudentropfen. Ich reichte auch ihm die Hand:

»Halef, das habe ich zum großen Teile dir zu danken!«

»Rede nicht, Sihdi!« antwortete er. »Was bin ich gegen dich?

Eine schmutzige Ratte, ein häßlicher Igel, ein Hund, der froh ist, wenn ihn dein Auge mit einem Blick beglückt!«

»Wo ist der Melek?«

»Im Hause.«

»Und der Bey?«

»In der verborgensten Stube, weil er die Geisel ist.«

»Laßt uns hineingehen!«

Es hatte sich eine große Menschenmenge um uns versammelt. Ich schnürte den Raïs vom Bügel los und bedeutete ihm, mit mir in das Haus zu treten.

»Du bringst mich nicht hinein!« knirschte er.

»Dojan, paß auf!«

Dieser Ruf genügte. Ich ging voran, das Ende der Schnur in der Hand haltend, und der Gefangene folgte ohne Zögern. Als die Tür geschlossen war, erhob sich draußen ein tosendes, hundertstimmiges Murmeln: die Menge suchte sich den für sie noch geheimnisvollen Vorgang zu erklären. Drinnen trat uns der Melek entgegen. Als er mich erblickte, stieß er einen Ruf der lebhaftesten Freude aus und streckte mir beide Hände entgegen.

»Emir, was sehe ich! Du bist wieder zurück? Heil und unverletzt? Und hier – ah, Nedschir-Bey! Gefangen!«

»Ja. Kommt herein, und laßt euch erklären!«

Wir traten in den größten Raum des Erdgeschosses, wo Platz für uns alle war. Hier ließen sie sich erwartungsvoll auf die Matten nieder, während der Raïs stehen mußte; seine Leine hatte der Hund zwischen den Zähnen, der bei der geringsten Bewegung des Gefangenen ein drohendes Knurren ausstieß.

»Wie ich in die Hände des Raïs von Schohrd geraten bin, und wie man mich behandelt hat, das hat euch wohl hier Halef ausführlich erzählt?« fragte ich.

»Ja,« erklang es im Kreise.

»So brauche ich es nicht zu wiederholen und – – –«

»O doch, Emir, erzähle es noch einmal selbst!« unterbrach mich der Melek.

»Später. Jetzt haben wir keine Zeit dazu, denn es gibt sehr Notwendiges zu tun.«

»Wie wurdest du frei, und wie ward der Raïs selbst dein Gefangener?«

»Auch das sollt ihr später ausführlich hören. Der Raïs hat die ganze Gegend aufgestachelt, sich morgen früh auf die Berwari zu werfen. Das wäre das Verderben der Chaldani – –«

»Nein!« ließ eine Stimme sich vernehmen.

»Streiten wir uns nicht! Es gab nur einen, der hier helfen konnte, nämlich der Ruh 'i kulyan – –«

»Der Ruh 'i kulyan!« erscholl es erstaunt und erschrocken.

»Ja, und ich ging zu ihm.«

»Wußtest du seine Höhle?« fragte der Melek.

»Ich fand sie und erzählte ihm alles, was geschehen war. Er hörte mir ruhig zu und sagte mir, ich solle – –«

»Er hat mit dir gesprochen? Du hast seine Stimme gehört? – Emir, das ist noch keinem Sterblichen widerfahren,« rief einer der vornehmen Chaldäer, die mit uns eingetreten waren. »Du bist ein Liebling Gottes, und auf deine Stimme müssen wir hören!«

»Tut es, ihr Männer; das wird zu eurem Heile gereichen!«

»Was sagte der Geist der Höhle?«

»Er sagte, ich solle sofort nach Lizan gehen und den Melek, den Bey von Gumri und den Raïs von Schohrd zu ihm bringen.«

Ein lautes »Ah!« der Verwunderung ging durch die Versammlung, und ich fuhr fort:

»Ich eilte herab und begegnete dem Raïs. Ich sagte ihm, daß er zu dem Ruh 'i kulyan kommen solle, und da er dem Rufe des Geistes nicht gehorchen wollte, so nahm ich ihn gefangen und brachte ihn hierher. Holt den Bey herbei, damit er es erfährt!«

Der Melek erhob sich.

»Emir, du scherzest nicht?« fragte er.

»Diese Sache ist zu ernst zum Scherze!«

»So müssen wir gehorchen. Aber ist es nicht gefährlich, den Bey mitzunehmen? Wenn er uns entflieht, so sind wir ohne Geisel.«

»Er muß uns versprechen, nicht zu entfliehen, und er wird sein Wort halten.«

»Ich hole ihn.«

Er ging und brachte nach wenigen Augenblicken den Bey mit sich herein.

Als der Herrscher von Gumri mich erblickte, eilte er auf mich zu.

»Du bist wieder da, Herr!« rief er. »Alochhem d'Allah – Gott sei Dank, der dich mir wiedergegeben hat! Ich habe die Kunde von deinem Verschwinden mit großer Betrübniß vernommen, denn ich wußte, daß meine Hoffnung nur auf dich allein zu setzen sei.«

»Auch ich habe an dich mit banger Sorge gedacht, o Bey,« antwortete ich ihm. »Ich wußte, daß du wünschest, mich frei zu sehen, und Allah, der immer gütig ist, hat mich aus der Gewalt des Feindes errettet und mich wieder zu dir geführt.«

»Wer war der Feind? Dieser hier?«

Er deutete bei diesen Worten auf Nedschir-Bey.

»Ja,« antwortete ich ihm.

»Allah verderbe ihn und seine Kinder nebst den Kindern seiner Kinder! Bist du nicht der Freund dieser Leute gewesen, so wie du der meinige gewesen bist? Hast du nicht gesprochen und gehandelt, wie es zu ihrem Besten diene? Und dafür hat er dich überfallen und gefangen genommen! Siehst du nun, was du von der Freundschaft eines Nasarah zu erwarten hast?«

»Es gibt überall gute und böse Leute, unter den Muselmännern und unter den Christen, o Bey; darum soll der Freund nicht mit dem Feinde leiden.«

»Emir,« entgegnete er, »ich liebe dich. Du hattest mein Herz erweicht, daß es Gedanken des Friedens hegte gegen diese Leute. Nun aber haben sie sich an dir vergriffen, und darum mag das Messer zwischen mir und ihnen reden.«

»Bedenke, daß du ihr Gefangener bist!« warf ich ein.

»Meine Berwari werden kommen und mich befreien,« antwortete er stolz.

»Sie sind ja bereits da, aber sie sind zu schwach an Zahl.«

»Es sind noch viele Tausend hinter ihnen.«

»Wenn diese kommen, so ist es um dich geschehen. Sie wür-

den dich nur als Leiche finden. Du bist als Geisel hier und wirst den Angriff deiner Leute mit dem Leben bezahlen müssen.«

»So sterbe ich. Allah hat alles im Buche verzeichnet, was dem Gläubigen geschehen soll. Kein Mensch kann sein Kismét {Vorherbestimmung} ändern.«

»Bedenke, daß der Melek mein Gastfreund ist! Er hat nicht gewollt, daß mir Übles geschehe, und nur der Raïs ist es gewesen, der ohne Wissen der übrigen feindlich gegen uns gehandelt hat.«

»Wie bist du entkommen, Herr?«

»Frage den Ruh 'i kulyan!«

»Den Ruh 'i kulyan?« rief er verwundert. »War er bei dir?«

»Nein, ich war bei ihm, und er wünscht, daß auch du zu ihm kommst.«

»Ich? Wann?« erkundigte er sich fast bestürzt.

»Sofort.«

»Herr, du scherzest! Der Ruh 'i kulyan ist ein gewaltiger, mächtiger Geist, und ich bin nichts als ein armer Ölidschi {Sterblicher}, der vor dem Unsichtbaren zittern muß.«

»Er ist nicht unsichtbar.«

»Hast du ihn gesehen?«

»Ich habe ihn gesehen und mit ihm gesprochen.«

»Und du bist nicht sofort gestorben?«

»Wie du siehst, lebe ich noch.«

»Ja, ihr Emire aus Frankistan wißt, wie man mit Geistern zu verkehren hat!«

»Gibt es hier nicht viele Leute, die bei dem Ruh 'i kulyan gewesen sind, ohne darauf sterben zu müssen?«

»Sie haben zu ihm gesprochen, aber sie haben ihn nicht gesehen.«

»Ich habe dir nicht gesagt, daß du ihn sehen wirst. Er hat befohlen, daß der Melek, du und Nedschir-Bey sofort zur Höhle kommen sollt. Willst du diesem Befehle ungehorsam sein? Auch der Melek wird dahin kommen!«

»Dann gehe auch ich mit.«

»Das wußte ich. Aber wirst du dabei nicht vergessen, daß du der Gefangene des Melek bist?«

»Glaubt er, daß ich ihm entfliehe?«

»Er muß vorsichtig sein. Willst du ihm versprechen, keinen Fluchtversuch zu machen, und gibst du ihm dein Wort, freiwillig wieder hierher zurückzukehren?«

»Ich gebe ihm mein Wort.«

»Reiche ihm die Hand!«

Er tat dies, und der Melek versicherte ihm:

»Bey, ich vertraue dir und werde dich nicht bewachen, obgleich mir der Besitz deiner Person jetzt wichtiger ist, als große Schätze. Wir werden nicht gehen, sondern reiten, und du sollst frei auf deinem Pferde sein.«

»Reiten?« fragte ich. »Ist dies nicht unmöglich bei diesem Wege?«

»Es gibt einen Umweg,« antwortete er, »der zwar länger ist, auf dem wir aber zu Pferd die Höhle eher erreichen, als wenn wir die Höhen mühsam erklettern. Du reitest mit, Herr?«

»Ja, obgleich ich nicht mit zum Geiste gehen werde.«

»Was aber soll mit Nedschir-Bey geschehen?«

Der Genannte wartete meine Antwort gar nicht ab, sondern sagte tückisch:

»Ich gehe nicht mit; ich bleibe hier!«

»Du hast gehört, daß dich der Ruh 'i kulyan verlangt,« warnte ihn der Melek mit ernster Stimme.

»Was dieser Fremde sagt, brauche ich nicht zu beachten!«

»So willst du dem Geiste nicht gehorchen?«

»Ich gehorche ihm, aber nicht, wenn er mir diesen Franken schickt!«

»Aber ich befehle es dir!«

»Melek, ich bin Nedschir-Bey, der Räis von Schohrd; du hast mir nichts zu befehlen!«

Der Melek sah mich fragend an, darum wandte ich mich zu meinem kleinen Hadschi Halef Omar:

»Halef, hast du gesehen, ob es hier Stricke gibt?«

»Siehe, dort im Winkel liegen genug, Herr,« antwortete er.

»Nimm davon und komm!«

Der kleine Hadschi merkte, was geschehen solle. Er versetzte dem Raïs, der ihm in der Richtung stand, einen nicht sehr freundschaftlichen Rippenstoß und nahm dann die aus Leff {Dattelfaser} gearbeiteten Stricke vom Boden auf. Ich aber erklärte dem Melek:

»Will er nicht mit, so wird er gezwungen. Wir binden ihn auf das Pferd, so daß er sich nicht bewegen kann.«

»Versucht es,« drohte der Raïs. »Wer mir nahe kommt, dem tue ich so, wie du es mit dem Manne Madanas gemacht hast!«

»Was meint er?« fragte Halef.

»Er soll auf das Pferd gebunden werden, will aber einen jeden niedertreten, der es wagt, sich ihm zu nahen.«

»Maschallah, der Mensch ist verrückt!«

Bei diesen Worten tat der kleine Mensch einen Sprung, und im nächsten Augenblick lag der riesige Chaldani, der allerdings an den Händen gefesselt war, auf der Erde. Eine halbe Minute später waren ihm die Beine so fest und eng zusammengebunden, daß seine ganze Gestalt so unbeweglich war, als ob sie in einem Futterale stäke.

»Aber, Halef, er soll ja auf dem Pferde sitzen?« erinnerte ich.

»Ist nicht nötig, Sihdi,« antwortete er. »Wir legen diesen Dschadd {Großvater} mit dem Bauch auf das Pferd; so kann er schwimmen lernen.«

»Wohl; schaffe ihn hinaus!«

Der Kleine faßte den Großen beim Kragen des Gewandes, hob ihn halb empor, drehte sich um, so daß Rücken auf Rücken kam, und schleifte ihn hinaus. Die Anderen folgten. Jetzt trat Lindsay zu mir heran.

»Master,« sagte er. »Habe nichts verstanden, *nothing not*, weniger als nichts. Wohin geht Ihr?«

»Zum Höhlengeist.«

»Höhlengeist? *Thunder-storm*! Darf ich mit?«

»Hm! Eigentlich nicht.«

»*Pshaw*! Werde diesen Geist nicht aufessen!«

»Glaube es!«

»Wo wohnt er?«

»Droben in den Felsen.«

»Felsen? Gibt's da Ruinen?«

»Weiß nicht. Es war dunkel oben während meiner Anwesenheit.«

»Felsen! Höhlen! Ruinen! Geister! Vielleicht auch Fowling-bulls?«

»Ich glaube nicht.«

»Und dennoch gehe ich mit! War hier so lange allein; kein Mensch versteht mich. Bin froh, daß ich Euch wieder habe. Nehmt mich mit!«

»Nun wohl; aber zu sehen werdet Ihr wohl nichts bekommen.«

»*Disagreeable, uncivil!* Wollte auch einmal Geist sehen – Geist oder Gespenst! Gehe aber doch mit! *Yes!*«

Als wir aus dem Hause traten, war die ganze Bevölkerung Lizans vor demselben versammelt; doch herrschte trotz der vielen Menschen eine tiefe Stille. Man sah bei dem Scheine der Fackeln ganz deutlich, daß ich mit Halefs Hilfe den Räis auf das Pferd befestigte; aber keine Lippe regte sich, um nach der Ursache dieses gewiß ungewöhnlichen Verfahrens zu fragen. Unsere Pferde nebst den nötigen Fackeln wurden herbeigeschafft, und dann erst, als wir aufsaßen, erklärte der Melek den Versammelten, daß wir im Begriffe ständen, den Ruh 'i kulyan aufzusuchen. Er befahl, bis zu unserer Wiederkehr nicht das geringste zu unternehmen, und dann ritten wir zwischen den erstaunten Zuhörern davon.

Voran ritt der Melek mit dem Bey; dann folgte Halef, der das Pferd des Räis am Zügel führte, und der Engländer beschloß mit mir den kleinen Zug. Der Melek und Lindsay trugen die beiden Fackeln, die den Weg erleuchten sollten.

Dieser Weg war zunächst ein gebahnter Pfad; später wichen wir von demselben ab, hatten aber Raum genug für zwei nebeneinander gehende Pferde. Es war ein überaus phantastischer Ritt. Unter uns lag das bisher nur von höchstens vier Europäern betretene Tal des Zab im tiefsten, unheimlichen Dunkel. Diesseits, rechts von uns, glänzte die blutrote Lohe der Fackeln von Lizan zu uns herauf; links, jenseits des Was-

sers, zeigte ein mattheller Fleck die Stelle an, wo die Kurden lagerten; über uns dunkelten die Bergesmassen, auf deren Höhe der Geist hauste, der selbst mir ein Rätsel war, obgleich er mir erlaubt hatte, ihn zu »rekognoszieren«; und was nun uns sechs selbst betraf, so ritten wir zwischen den gespenstischen Reflexen unserer Kienbrände, bestanden aus einem Araber der Sahara, einem Engländer, einem Kurden, zwei Nasarah und einem Deutschen und hatten einen Gefangenen in der Mitte.

Da bogen wir um eine Felsenkante; das Tal verschwand hinter uns, und vor uns tauchten die weit auseinander stehenden Stämme des Hochwaldes auf, auf dessen weichem Boden wir aufwärts ritten. Das flackernde Licht der beiden Flammen wanderte von Ast zu Ast, von Zweig zu Zweig, von Blatt zu Blatt; neben, vor und hinter uns huschte, schwirrte und flatterte es wie zwischen den Spalten eines Gespensterromanes; der schlafende Wald atmete schwer rauschend, und die Huftritte unserer Pferde in dem tiefen Humusboden klangen wie die fernher tönenden Wirbel eines Trommlertrauermarsches.

»Schauerlich! *Yes!*« meinte der Engländer halblaut, indem er sich schüttelte. »Möchte nicht allein da zu dem Geiste reiten. *Well!* Ihr wart allein?«

»Nein.«

»Nicht? Wer war dabei?«

»Ein Mädchen.«

»*A maid! Good lack! Jung?*«

»Ja.«

»Schön?«

»Sehr!«

»Interessant?«

»Versteht sich! Interessanter als ein Fowling-bull.«

»*Heavens*, habt Ihr Glück! Erzählt!«

»Später, Sir. Ihr werdet sie morgen auch sehen.«

»*Well!* Werde beurteilen, ob sie wirklich interessanter ist, als Fowling-bull. *Yes!*«

Das leise geführte Gespräch verstummte wieder. Es lag etwas Heiliges, Unberührbares in dieser tiefen Waldesnacht, und von jetzt an gab es keinen andern Laut als nur zuweilen das

Schnauben eines unserer Pferde. So kamen wir immer weiter empor, bis wir einen Bergkamm erreichten, wo die beiden Voranreitenden anhielten.

»Wir sind am Ziele,« sagte der Melek. »Hier drüben, zweihundert Schritte hinab sind die Felsen, in denen sich die Höhle befindet. Hier steigen wir ab und lassen unsere Pferde zurück. Gehst du mit?«

»Ja, um des Raïs willen, aber nur bis zur Höhle. Löscht die Fackeln aus!«

Wir banden die Pferde, bei denen Halef und Lindsay zurückbleiben sollten, an die Bäume und knüpften dann den Raïs los. Damit er gehen konnte, wurden ihm auch die Bande von den Beinen genommen. Dojan, der Hund, stand dabei und beobachtete ihn mit Augen, die selbst in der Dunkelheit zu erkennen waren; sie hatten fast jenen phosphoreszierenden Glanz, den man an den Augen einer Tintorera {mittelamerikanischer Haifisch} bemerkt, wenn des Nachts das Meerwasser leuchtet und man dieses fürchterliche Ungeheuer in der durchsichtigen Flut deutlich erkennen kann.

»Raïs, du folgst dem Melek und dem Bey. Ich gehe hinter dir. Zauderst du, so lernst du die Zähne dieses Hundes doch noch kennen!«

Mit diesen Worten gab ich das Zeichen, unsern Weg nun fortzusetzen. Die angegebene Reihenfolge wurde beibehalten, und Nedschir-Bey weigerte sich nicht im mindesten, meiner Weisung Folge zu leisten. Wir schritten quer über den Bergkamm hinüber und dann eine Steilung hinab, von der aus ich die Felsen unter uns liegen sah. Nach kaum mehr als fünf Minuten standen wir an demselben Orte, an dem Ingdscha während meiner Unterredung mit dem Ruh 'i kulyan auf mich gewartet hatte.

»Ihr sollt in die Höhle treten und dann so lange gradaus gehen, bis ihr Licht findet,« bemerkte ich.

Das Abenteuer schien die Beteiligten doch nicht so ganz gleichgültig zu lassen, wie ich aus ihren langen, tiefen Atemzügen schloß; denn ihre Gesichter konnte ich nicht deutlich sehen.

»Emir, binde mir die Arme los!« bat da der Raïs.

»Das wollen wir nicht wagen,« antwortete ich.

»Ich entfliehe nicht; ich gehe mit hinein!«

»Schmerzen sie dich?«

»Gar sehr.«

»Du hast sie mir ganz ebenso binden lassen, und ich mußte die gleichen Schmerzen noch viermal länger ertragen, als du. Dennoch würde ich die Schnur lösen, aber ich glaube deiner Versicherung nicht.«

Er schwieg; mein Mißtrauen war also wohl begründet gewesen. Die beiden andern nahmen ihn in ihre Mitte.

»Herr, bleibst du hier, oder gehst du zu den Pferden zurück?« fragte der Bey.

»Wie ihr es wollt.«

»So bleibe hier. Dieser Mann könnte es doch noch notwendig machen, dich zu brauchen.«

»So geht; ich werde euch hier erwarten.«

Sie gingen, und ich ließ mich auf einen Stein nieder. Der Hund hatte seine Pflicht so gut begriffen, daß er dem Raïs so lange folgte, bis ich ihn zurückrief. Nun kauerte er sich neben mir nieder, legte mir den feinen Kopf auf das Knie und ließ sich von meiner Hand streicheln.

So saß ich eine lange, lange Zeit allein im Dunkel. Meine Gedanken schweiften zurück über Berg und Tal, über Land und Meer zur Heimat. Wie mancher Forscher hätte viel dafür gegeben, hier an meiner Stelle sein zu können! Wie wunderbar hatte mich Gott bis hierher geleitet und beschützt, während ganze, große, wohlausgerüstete Expeditionen da zugrunde gegangen und vernichtet worden waren, wo ich die freundlichste Aufnahme gefunden hatte! Woran lag dies? Wie viele Bücher hatte ich über fremde Länder und ihre Völker gelesen und dabei wie viele Vorurteile in mich aufgenommen! Ich hatte manches Land, manches Volk, manchen Stamm ganz anders – und besser gefunden, als sie mir geschildert worden waren. Der Gottesfunken ist im Menschen niemals vollständig zu ersticken, und selbst der Wildeste achtet den Fremden, wenn er sich selbst von diesem geachtet sieht. Ausnahmen gibt es über-

all. Wer Liebe sät, der wird Liebe ernten, bei den Eskimos wie bei den Papuas, bei den Aïnos wie bei den Botokuden. Mit so ganz heiler Haut war ich zwar auch nicht davongekommen, denn einige Schmarren, Schrammen und Löcher hatte diese Haut doch immerhin davongetragen; aber doch nur, weil ich sozusagen als ›armer Reisender‹ gewandert war, und man weiß ja, daß selbst der ›höflichste Handwerksbursche‹ zuweilen ein scharfes Wort oder gar einen unsympathischen Klaps mit in den Kauf nehmen muß. Dürfte ich doch ein Pionier der Zivilisation, des Christentums sein! Ich würde nicht zurückdrängend oder gar vernichtend unter meine fernen Brüder treten, die ja ebenso Gottes Kinder sind, wie wir stolzen Egoisten; ich würde jede Form der Kultur und auch den kleinsten ihrer Anfänge schätzen; es kann ja nicht der eine Sohn Allvaters grad so wie der andere sein, und nicht dem Eigennutze, sondern nur der Selbstlosigkeit kann es gelingen, mit wirklichem Erfolge das erhabene Wort zu lehren, das »den Frieden predigt und das Heil verkündigt«. Dieses Wort, es stammt ja nicht von einem Xerxes, Alexander, Cäsar oder Napoleon, sondern von Dem, der in einem Stalle geboren wurde, aus Armut Ähren aß und nicht wußte, wohin er sein Haupt legen sollte, und dessen erste Predigt lautete: »Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen!« –

So verging weit über eine Stunde, und noch saß ich allein. Ich wollte fast befürchten, daß den Gefährten in der Höhle ein Unfall widerfahren sei, und ging bereits mit mir zu Rate, ob es nicht besser wäre, ihnen zu folgen, als ich endlich Schritte hörte.

Ich erhob mich. Es waren die drei, und – wie ich gleich sah – man hatte dem Raïs die Fesseln gelöst.

»Du hast sehr lange warten müssen!« bedauerte der Melek.

»Ich bangte bereits für euch,« antwortete ich, »und wäre wohl in kurzem nachgekommen.«

»Das war nicht nötig. Herr, wir haben den Ruh 'i kulyan gesehen und mit ihm gesprochen!«

»Habt ihr ihn erkannt?«

»Ja. Es war – – sage du zuerst den Namen!«

»Marah Durimeh?«

»Ja. Emir. Wer hätte dies gedacht!«

»Ich! Ich habe es geahnt schon seit längerer Zeit. Was habt ihr mit ihr gesprochen?«

»Das ist Geheimnis und wird Geheimnis bleiben. Herr, diese Frau ist eine berühmte Meleka {Königin}, und was sie zu uns redete, hat unsere Herzen zum Frieden gestimmt. Die Berwari werden unsere Gäste sein und Lizan dann als unsere Freunde verlassen.«

»Ist dies wirklich so?« fragte ich, herzlich erfreut.

»Es ist so,« antwortete der Bey von Gumri. »Und weißt du, wem wir dies zu verdanken haben?«

»Dem Ruh 'i kulyan.«

»Ja, aber zunächst doch dir. Emir, die alte Königin hat uns befohlen, deine Freunde zu sein, aber wir waren es ja bereits schon vorher. Bleibe bei uns in diesem Lande als mein Bruder und als unser aller Bruder!«

»Ich danke euch! Auch ich liebe das Land meiner Väter und möchte einst mein Haupt in demselben zur Ruhe legen; aber ich werde mit meinen Gefährten bei euch weilen so lange, als es meine Zeit gestattet. Wird Marah Durimeh auch fernerhin der Ruh 'i kulyan bleiben?«

»Ja, doch niemand darf es wissen, daß sie es ist. Wir haben geschworen, es zu verschweigen, bis sie gestorben ist. Auch du wirst nicht davon sprechen, Emir?«

»Zu keinem Menschen!«

»Sie wird dich morgen nach der Zeit des Mittages in meinem Hause besuchen, denn sie hat dich lieb, als ob du ihr Sohn oder Enkel seist,« bemerkte der Melek. »Jetzt aber laßt uns gehen.«

»Und die Chaldani, die Nedschir-Bey zusammengerufen hat?« fragte ich rasch, denn ich wollte sicher gehen.

Da trat der Erwähnte zu mir heran und reichte mir die Hand entgegen.

»Herr, sei auch mein Freund und Bruder, und verzeihe mir! Ich bin auf falschem Wege gewandelt und will gern umkehren. Du sollst alles wieder erhalten, was ich dir abgenommen

habe, und ich werde gleich jetzt zum Versammlungsorte meiner Leute gehen, um ihnen zu sagen, daß Frieden ist.«

»Nedschir-Bey, nimm meine Hand; ich verzeihe dir gern! Aber weißt du, wer mich aus der Gefangenschaft befreit hat?«

»Ich weiß es. Marah Durimeh hat es mir gesagt. Madana und Ingdscha sind es gewesen, und meine Tochter hat dich dann selbst zum Ruh 'i kulyan geführt.«

»Du zürnest den beiden?«

»Ich hätte ihnen sehr gezürnt und sie sehr hart bestraft; aber die Worte der alten Meleka haben mir die Erkenntnis gebracht, daß die beiden Frauen sehr wohl gehandelt haben. Erlaube, daß auch ich dich besuche!«

»Ich bitte dich darum! Nun aber kommt, ihr Brüder! Meine zwei Gefährten werden sich um uns sorgen.«

Wir verließen den geheimnisvollen Ort, kletterten die Anhöhe empor und fanden den Engländer und Halef wirklich in großer Sorge um mich.

»Wo bleibt ihr denn, Master?« rief mir Lindsay entgegen. »Beinahe wäre ich gekommen, um diesen *Hole-ghost* um euer willen totzuschlagen!«

»Ihr seht, daß diese kühne Tat nicht nötig war, Sir.«

»Was gab es denn da unten?«

»Später, später; jetzt wollen wir aufbrechen.«

Da nahm mich Halef beim Arme.

»Sihdi,« raunte er mir zu, »dieser Mann ist ja nicht mehr gefesselt!«

»Der Geist der Höhle hat ihn befreit, Halef.«

»So ist dieser Ruh 'i kulyan ein sehr unvorsichtiger Geist. Komm, Sihdi, laß uns den Menschen sofort wieder binden!«

»Nein. Er hat mich um Verzeihung gebeten, und ich habe ihm verziehen!«

»Sihdi, du bist ebenso unvorsichtig wie der Geist! Aber ich werde klüger sein; ich bin Hadschi Halef Omar und verzeihe ihm nicht.«

»Du hast ihm nichts zu verzeihen!«

»Ich? Nicht?« fragte er verwundert. »O viel, sehr viel, Sihdi!«

»Was denn?«

»Er hat sich an dir vergriffen, an dir, dessen Freund und Beschützer ich bin, und das ist viel ärger, als wenn er mich selbst gefangen genommen hätte. Wenn ich ihm verzeihen soll, so mag er auch mich um Verzeihung bitten. Ich bin kein Türke, kein Kurde und kein feiger Nasarah, sondern ein Radschul el arab {arabischer *Mann*}, der seinen Sihdi nicht beleidigen und nicht kränken läßt. Sage ihm das!«

»Vielleicht gibt es Gelegenheit dazu. Jetzt aber steige auf! Du siehst, die andern sitzen bereits zu Pferde.«

Der Melek hatte neue Fackeln angebrannt, und der Rückweg wurde angetreten. Man war jetzt nicht so schweigsam wie aufwärts, und nur ich beteiligte mich nicht an dem Gespräche, das von den drei Eingeborenen in fließendem Kurdisch, zwischen Lindsay und Halef aber mittelst englischer und arabischer Sprachbrocken geführt wurde, von denen die beiden gegenseitig kaum den hundertsten Teil verstanden.

Unser Besuch auf dem Berge gab mir viel zu denken. Worin bestand die Macht, die diese Marah Durimeh auf den Scheik sowohl als auch auf den Bey von Gumri ausübte? Der Umstand, daß sie Königin gewesen war, konnte an und für sich von keiner solchen Wirkung sein. Es gehörte mehr als dies dazu, um in so kurzer Zeit zwei Gegner zu versöhnen, die sich in Beziehung sowohl auf ihre Abstammung als auch auf ihren Glauben so schroff gegenüber standen. Und fast ebenso wunderbar war es, aus dem wilden, ungefügen Nedschir-Bey so schnell einen freundlichen, lammfrommen Mann zu machen. Warum sollte dies alles Geheimnis bleiben, auch für mich? Ein anderes Menschenkind hätte sich mit einem solchen Einflusse, mit einer solchen Macht gebrüstet. Diese Marah Durimeh war nicht nur ein geheimnisvolles Menschenkind, sondern jedenfalls auch ein ungewöhnlicher, außerordentlicher Charakter. Welch ein Sujet für einen neugierigen Menschen, der sich in der weiten Welt umhertreibt, um interessante Gegenstände für seine Feder zu finden! Ich gestehe, daß mir jetzt das Geheimnis der alten Königin weit mehr am Herzen lag, als vorher die Streitigkeit zwischen den Kurden und Chaldani.

Als wir die Lichter von Lizan wieder vor uns erblickten, meinte der Raïs von Schohrd:

»Jetzt muß ich mich von euch trennen.«

»Warum?« fragte der Melek.

»Ich muß an den Versammlungsort meiner Leute, um ihnen zu sagen, daß Frieden ist, sonst könnten sie ungeduldig werden und noch vor dem Morgen gegen die Kurden losbrechen.«

»So gehe.«

Er ritt von uns rechts ab, und wir waren in zehn Minuten in Lizan. Die Leute empfingen uns mit neugierigen Gesichtern. Die laute Stimme des Melek rief sie zusammen, und dann richtete er sich in dem Sattel empor, um ihnen zu verkünden, daß aller Kampf zu Ende sei, weil der Ruh 'i kulyan es geboten habe.

»Wollen wir die Berwari bis morgen warten lassen?« fragte ich ihn dann.

»Nein. Sie sollen es sofort erfahren.«

»Wer soll der Bote sein?«

»Ich,« antwortete der Bey. »Sie werden keinem so leicht glauben wie mir. Reitest du mit, Herr?«

»Ja,« stimmte ich bei, »nur warte noch ein wenig.«

Ich wandte mich zu demjenigen Chaldani, der mir am nächsten stand, mit der Frage:

»Du kennst den Weg nach Schohrd?«

»Ja, Emir.«

»So genau, daß du ihn auch im Dunkeln findest?«

»Ja, Emir.«

»Kennst du dort Ingdscha, die Tochter des Raïs?«

»Sehr gut.«

»Und vielleicht auch ein Weib, das Madana heißt?«

»Auch das.«

»So nimm jetzt ein Pferd und reite hin. Du sollst diesen beiden sagen, daß sie sich ohne Sorgen zur Ruhe legen können, denn es ist Frieden. Der Raïs ist mein Freund geworden und wird ihnen nicht zürnen, daß ich aus der Hütte entkommen bin.«

Ich fühlte mich verpflichtet, den beiden braven Frauen Nachricht von dem glücklichen Ausgange der heutigen Verwicklungen zu geben; denn ich konnte mir ja denken, daß sie in Beziehung auf das Verhalten des Raïs sehr in Sorge sein würden. Und nun schloß ich mich dem Bey von Gumri an. Wir hatten unsere Pferde bereits in Gang gebracht, als uns der Melek nachrief:

»Bringt die Berwari mit! Sie sollen unsere Gäste sein.«

Ich kannte den Weg, trotzdem er durch Bäume und Sträucher sehr beschwerlich gemacht wurde. Aber wir hatten noch nicht viel über die Hälfte desselben zurückgelegt, als uns ein lauter Zuruf entgegenscholl:

»Wer kommt?«

»Freunde!« antwortete der Bey.

»Sagt die Namen!«

Jetzt erkannte der Bey den Posten an der Stimme.

»Sei ruhig, Talaf, ich bin es selbst!«

»Herr, du selbst bist es? Schükr' allah – Gott sei Dank, daß ich den Ton deiner Stimme vernehme! Ist es dir gelungen, zu entfliehen?«

»Ich bin nicht entflohen. Wo lagert ihr?«

»Reite grad aus, so wirst du die Feuer sehen!«

»Führe uns!«

»Ich darf nicht, Herr!«

»Warum nicht?«

»Ich gehöre zu den Wachen, die ausgestellt worden sind, und darf diesen Ort nicht eher verlassen, als bis ich abgelöst werde.«

»Wer befiehlt bei euch?«

»Noch immer der Raïs von Dalascha.«

»Da habt ihr euch einen außerordentlich klugen Anführer gewählt. Jetzt aber bin ich da, und ihr habt nur mir zu gehorchen. Die Wachen sind nicht mehr nötig. Komm und führe uns!«

Der Mann nahm seine lange Flinte über die Schulter und schritt uns voran. Bald sahen wir die Lagerfeuer zwischen den

Stämmen der Bäume leuchten und gelangten an denselben Platz, wo wir am vorigen Tage die Beratung gehalten hatten.

»Der Bey!« erklang es rundum.

Alle erhoben sich voll Freude, um ihn zu begrüßen. Auch ich wurde umringt und mit manchem freundschaftlichen Händedruck bewillkommnet. Nur der bisherige Anführer stand von ferne und beobachtete die Szene mit finsterem Blick. Er sah, daß seine Macht am Ende sei. Endlich aber trat er doch herbei und reichte dem Bey die Hand.

»Willkommen!« sagte er. »Du bist entronnen?«

»Nein. Man hat mich freiwillig freigegeben.«

»Bey, das ist das größte Wunder, welches ich erlebe.«

»Es ist kein Wunder. Ich habe mit den Chaldani Frieden geschlossen.«

»Du hast zu schnell gehandelt! Ich habe nach Gumri gesandt, und in der Frühe werden viele Hunderte von Berwari zu uns stoßen.«

»Dann bist du selbst es, der zu schnell gehandelt hat. Hast du nicht gewußt, daß dieser Emir nach Lizan ging, um Frieden zu machen?«

»Er wurde überfallen.«

»Aber du erfuhrst dann später, daß es nicht der Melek war, der ihn überfallen ließ.«

»Was bekommst du von den Chaldani für den Frieden?«

»Nichts.«

»Nichts? O Bey, du hast zu unklug gehandelt! Sie haben dich überfallen und mehrere der Unserigen getötet. Gibt es keine Blutrache und kein Blutgeld mehr im Lande?«

Der Bey blickte ihm ruhig lächelnd in das Gesicht; aber dieses Lächeln war beängstigend.

»Du bist der Räis von Dalascha, nicht?« fragte er mit sehr freundlicher Stimme.

»Ja,« antwortete der Andere verwundert.

»Und mich kennst du wohl?«

»Warum sollte ich dich nicht kennen!«

»So sage mir, wer ich bin!«

»Du bist der Bey von Gumri.«

»Richtig! Ich wollte nur sehen, ob ich mich täuschte; denn ich dachte, dein Gedächtnis habe dich verlassen. Was glaubst du wohl, daß der Bey von Gumri dem Manne tun wird, der es wagt, ihn vor so vielen tapfern Männern unklug zu nennen?«

»Herr, willst du mir meine Dienste mit Undank lohnen?«

Da auf einmal nahm die Stimme des Bey einen ganz andern Ton an.

»Wurm!« donnerte er. »Willst du gegen mich ebenso tun, wie du es zuerst mit diesem Emir aus Frankistan getan hast? Sein Mund wies dich zurecht, und seine Hand hat dich gezüchtigt. Soll ich mich vor dir fürchten, da sich der Fremdling nicht scheut, dich vom Pferde zu werfen! Welchen Dienst hast du mir geleistet, und wer hat dich zum Anführer ernannt? Bin ich es gewesen? Ich sage dir, der Ruh 'i kulyan hat uns geboten, Frieden zu schließen, und weil die Stimme des Geistes zur Milde geraten hat, so will ich auch dir vergeben. Aber wage nicht noch einmal, gegen das zu handeln, was ich rede und was ich tue! Du steigst sofort zu Pferde und reitest nach Gumri, um den Berwari zu sagen, daß sie ruhig in ihren Dörfern bleiben können. Gehorchst du nicht vollständig und augenblicklich, so bin ich mit diesen Kriegern morgen in Dalascha, und man soll von Behedri bis Schuraïsi, von Biha bis Beschukha im ganzen Lande Chal erfahren, wie der Sohn des gefürchteten Abd-el-Summit-Bey den Kiaja züchtigt, der ihm zu widerstreben wagt. Mache dich auf und davon, Sklave der Türken!«

Die Augen des Bey leuchteten so unheimlich, und sein Arm streckte sich zu gebieterisch aus, daß der Raïs ohne ein weiteres Wort zu Pferde stieg und schweigend davonritt. Dann wandte sich der Bey zu den andern:

»Holt die Wachen herbei, und folgt uns nach Lizan! Ihr sollt von unsern Freunden bewirtet werden.«

Mehrere eilten fort; die andern löschten die Feuer aus, und ohne daß ein Wort der Frage oder des Widerspruchs gefallen war, hatten wir bereits nach zehn Minuten die Lichtung verlassen und ritten auf Lizan zu.

Als wir dort anlangten, bot sich uns eine sehr lebendige Szene dar. Man hatte mächtige Haufen Holzes errichtet, um

die Feuer zu vermehren und zu vergrößern; viele Chaldani waren beschäftigt, Hammel zu schlachten, und sogar zwei prächtige Ochsen lagen am Boden, um abgehäutet, ausgenommen, zerstückelt und dann an den Feuern gebraten zu werden. Dazu waren alle Üjütasch {Mahlsteine} des Ortes zusammengeschleppt worden; sie bildeten eine lange Reihe, und an ihnen saßen die Frauen und Mädchen, um Körner in Mehl zu verwandeln und aus dem Mehl dann breite Brotfladen herzustellen.

Man begrüßte sich zunächst still, und die eine Schar mengte sich vorsichtig und noch mißtrauisch unter die andere; aber bereits nach einer Viertelstunde hatte man sich in Freundschaft vereinigt, und überall erklangen fröhliche Stimmen, die den Geist der Höhle lobten, weil er das Leid in Freude verwandelt hatte.

Wir Honoratioren (ich gebrauche dieses Wort natürlich mit ungeheurem Stolze) saßen im Parterre des Melek vereint, um beim Schmause über die Begebenheiten der letzten Tage zu reden. Natürlich war auch mein wackerer Halef dabei, der meine öffentliche Anerkennung seiner Treue und seines mutigen Verhaltens mit sichtlicher Genugtuung entgegennahm. Der Tag war bereits angebrochen, als ich mich mit den Gefährten in den oberen Raum des Hauses begab, um einige Stunden zu schlafen.

Als ich erwachte, hörte ich unten die bekannte Stimme des Raïs von Schohrd. Ich eilte hinab und wurde von ihm mit großer Freundlichkeit begrüßt. Er hatte mir alles mitgebracht, was mir abgenommen worden war; es fehlte nicht das geringste, und dazu sagte er mir, daß er zu jeder Genugtuung bereit sei, die ich von ihm fordern möchte. Natürlich wies ich das entschieden ab.

Vor dem Hause lagen Kurden und Chaldani wirr durcheinander. Sie schlummerten noch friedlich.

Da sah ich von unten herauf zwei weibliche Gestalten langsam nahen. Ich legte die Hand wie einen Schirm über die Augen und erkannte Ingdscha mit der holden »Petersilie«. Die alte, süße Madana hatte sich wahrhaft prachtvoll herausge-

putzt, wie ich sah, als sie näher kamen. Ihr Haupt wurde beschattet von einem Hut, der bloß noch aus einer unendlich breiten Krämpe bestand, und um den übrigen Teil zu ersetzen, war ein großer Busch von Hahnenfedern über die klaffende runde Öffnung gebunden. An Stelle der Schuhe aber waren zwei prachtvoll rote Fußlappen um die Füße gewickelt, leider aber war die Farbe nicht mehr zu erkennen. Von ihren Hüften wallte ein buntscheckiger Teppich hernieder, der die Stelle des Rockes zu vertreten hatte und von einer Schärpe festgehalten wurde, die ich an einem andern Ort für ein altes Küchenhandtuch gehalten hätte. Ihr Oberkörper war eingehüllt in ein Ding, für das den richtigen Namen zu entdecken selbst dem gründlichsten Garderobekenner nicht gelungen wäre. Es war teils Kasawaika, teils Kartoffelsack, teils Beduine und teils lateinisches Segel, teils Konzerttuch und teils Stuhlkappe, teils Saloppe und teils Geiferlatz. Zwischen diesem geheimnisvollen Toilettestück und dem Teppich guckte das Hemd hervor – aber, o süße Petersilie, ist dies Leinen oder Mastrichter Sohlenleder? Gibt es denn im Zab kein Wasser, traute Erretterin eines Emirs aus Germanistan?

Ganz anders wandelte Ingdscha nebenher. Ihr dichtes, volles Haar hing in zwei Zöpfen weit über den Rücken herab; auf dem Scheitel kokettierte ein kleines, in Falten gelegtes türkisch-rotes Tuch; schneeweiße, weite Frauenbeinkleider gingen bis zu niedlichen Smyrnaer Stiefelchen herab; ein blaues, gelbbeschnürtes Baschi-Bozukjäckchen reichte grad bis zur Taille, und darüber trug sie einen Saub {weites Obergewand, das von den Schultern bis zum Knöchel reicht} von dünnem, blauen Baumwollstoff.

Als sie näher kam und mich erblickte, färbten sich die Wangen ihres bräunlichen Gesichtes dunkler. Meine »Petersilie« aber kam sofort mit Siebenmeilenschritten auf mich losgestiegen, legte die Arme über die Brust und forcierte eine Verbeugung, die so tief ging, daß die Spitzen ihrer Hüften fast über den wagrecht liegenden Rücken emporragten.

»Sabahh'l ker – guten Morgen, Herr!« grüßte sie. »Du wolltest uns heute sehen, hier sind wir!«

Das war eine militärisch kurze Meldung; ich antwortete:

»Seid willkommen und tretet mit mir in das Haus. Meine Gefährten sollen die Frauen kennen lernen, denen ich meine Rettung verdanke.«

»Herr,« sagte Ingdscha, »du hast uns einen Boten gesandt; wir danken dir, denn wir waren wirklich in Sorgen.«

»Hast du deinen Vater bereits gesehen?«

»Nein. Er ist seit gestern nicht in Schohrd gewesen.«

»Er ist hier. Komm herein!«

Schon unter der Tür stießen wir auf den Raïs, der soeben das Haus verlassen wollte. Er machte ein einigermaßen erstauntes Gesicht, als er seine Tochter erblickte, fragte sie aber doch mit freundlicher Stimme:

»Suchst du mich?«

»Es ist Krieg, und ich habe dich seit gestern nicht gesehen,« antwortete sie.

»Ängstige dich nicht; die Feindschaft ist vorüber. Geht zur Frau des Melek; ich habe keine Zeit.«

Er schritt hinaus, schwang sich auf sein Pferd und ritt davon. Ich aber stieg mit den beiden nach oben, wo die Genossen soeben ihre Morgentoilette beendet hatten.

»*Heigh-day*, wen bringt Ihr da, Master?« fragte Lindsay.

Ich nahm die beiden Frauen bei der Hand und führte sie ihm zu.

»Das sind die beiden Ladies, welche mich aus der Höhle des Löwen befreiten, Sir,« antwortete ich. »Diese hier ist Ingdscha, die Perle, und diese andere heißt Madana, die Petersilie.«

»Petersilie, hm! Aber diese Perle ist prächtig! Habt recht gehabt, Master! Aber beide brav, alle beide. Werde ihnen ein Geschenk geben, gut bezahlen, sehr gut. *Yes!*«

Auch die andern waren erfreut, meinen Besuch kennen zu lernen, und ich darf wohl sagen, daß den beiden Chaldäerinnen sehr viel Achtung und Aufmerksamkeit entgegengebracht wurde. Sie blieben da bis Mittag, wo sie das Mahl noch mit uns einnehmen mußten, und dann begleitete ich sie eine Strecke Weges nach Schohrd zu. Als ich von ihnen schied, fragte Ingdscha:

»Herr, hast du dich wirklich mit meinem Vater ausgesöhnt?«

»So ist es.«

»Und hast du ihm vollständig verziehen?«

»Vollständig.«

»Und er zürnt mir nicht? Er wird mich nicht schelten?«

»Er wird dir nicht ein unfreundliches Wort sagen.«

»Wirst du ihn einmal besuchen?«

»Bin ich denn dir und ihm willkommen, Ingdscha?«

»Ja, Herr!«

»So komme ich bald, vielleicht schon heute, vielleicht auch morgen.«

»Ich danke dir. Lebe wohl!«

Sie reichte mir die Hand und schritt weiter.

Madana aber blieb bei mir stehen und wartete, bis das Mädchen außer Hörweite war; dann fragte sie:

»Herr, weißt du noch, was wir gestern gesprochen haben?«

Ich ahnte, was jetzt kommen werde, und antwortete daher lächelnd:

»Jedes Wort.«

»Und doch hast du ein Wort vergessen.«

»Ah! Welches?«

»Besinne dich!«

»Ich glaube, alles zu wissen.«

»O, grad das beste, das allerbeste Wort hast du vergessen.«

»So sage es!«

»Das Wort von dem Geschenke!«

»Meine gute Madana, ich habe es nicht vergessen. Verzeihe mir, ich komme aus einem Lande, wo man die Frauen höher hält, als alles andere. Sie, die so schön, so zart und liebenswürdig sind, sollen sich nicht mit schweren Lasten plagen. Darum haben wir euch eure Geschenke nicht mitgegeben. Ihr sollt sie nicht diesen weiten Weg nach Schohrd tragen müssen, sondern wir werden sie euch heute noch senden. Und wenn ich morgen komme, so wird dein Anblick mein Herz erfreuen, denn ich werde dich geschmückt sehen mit dem, was ich dir aus Dankbarkeit verehere.«

Die Wolke schwand und heller Sonnenschein glänzte auf dem runzeligen Angesicht der guten Petersilie. Dieselbe schlug die Hände zusammen und rief:

»O, wie glücklich müssen die Frauen deines Landes sein! Ist es weit bis dahin?«

»Sehr weit.«

»Wie viele Tagreisen?«

»Weit über hundert.«

»Wie schade! Aber du kommst morgen wirklich?«

»Sicher!«

»Dann lebe wohl, Herr! Der Ruh 'i kulyan hat gezeigt, daß du sein Liebling bist, und auch ich versichere dir, daß ich deine Freundin bin!«

Nun gab sie mir die Hand und eilte Ingdscha nach. Wäre Germanistan nicht so viele Tagreisen entfernt gewesen, so hätte meine Petersilie vielleicht versucht, aus eigener Anschauung kennen zu lernen, »wie glücklich unsere Frauen sind«!

Ich hatte den Rückweg noch nicht sehr weit verfolgt, als ich eine Gestalt rechts von der Höhe herabsteigen sah. Es war die alte Marah Durimeh. Auch sie hatte mich erkannt; sie blieb stehen und winkte mir. Als sie sah, daß ich ihrem Winke Folge leistete, drehte sie sich um und stieg mit langsamen Schritten wieder den Berg hinan, wo sie hinter einem Gesträuch verschwand. Dort erwartete sie mich.

»Der Friede Gottes sei mit dir, mein Sohn!« begrüßte sie mich. »Verzeihe mir, daß ich dich zu mir heraufsteigen ließ. Meine Seele hat dich lieb, und im Hause des Melek kann ich nicht allein mit dir sein; darum rief ich dich zu mir. Hast du ein wenig Zeit für mich?«

»So viel du willst, meine gute Mutter.«

»So komm!«

Sie nahm mich bei der Hand, wie es eine Mutter mit ihrem Kinde tut, und führte mich noch einige hundert Schritte weiter, bis wir einen moosbewachsenen Fleck erreichten, von dem aus man die ganze Gegend überblicken konnte, ohne selbst bemerkt zu werden. Sie setzte sich nieder.

»Komm, nimm an meiner Seite Platz!« bat sie.

Ich folgte ihrem Gebote. Sie ließ den weiten Mantel fallen, und nun saß sie neben mir so vornehm, so ehrwürdig, so Ehrfurcht gebietend, wie eine Gestalt aus der Zeit der Propheten Israels.

»Herr,« begann sie, »blicke auf, dahin zwischen Süd und Ost. Diese Sonne bringt Frühling und Herbst, bringt Sommer und Winter; ihre Jahre sind viele, viele Male über mein Haupt dahingegangen. Siehe dieses Haupt an! Es hat nicht mehr das Grau des Alters, sondern das Weiß des Todes. Ich sagte dir bereits in Amadijah, daß ich nicht mehr lebe, und ich habe die Wahrheit gesprochen; ich bin ein – Geist, der Ruh 'i kulyan.«

Sie hielt inne. Ihre Stimme klang geheimnisvoll, wie aus fernem Vergangenen heraus; aber sie vibrierte doch wie unter der Regung eines lebendigen Herzens, und die Augen, die auf das Gestirn des Tages gerichtet waren, zeigten einen lichten, feuchten Glanz.

»Ich habe viel gehört und viel gesehen,« fuhr sie fort. »Ich sah den Hohen fallen und den Niedern emporsteigen; ich sah den Bösen triumphieren und den Guten zu Schanden werden; ich sah den Glücklichen weinen und den Unglücklichen jubeln. Die Gebeine des Mutigen zitterten vor Angst, und der Zaghafte fühlte den Mut des Löwen in seinen Adern. Ich weinte und lachte mit; ich stieg und sank mit – dann kam die Zeit, in der ich denken lernte. Da fand ich, daß ein großer Gott das All regiert und daß ein lieber Vater alle bei der Hand hält, den Reichen und den Armen, den Jubelnden und den Weinenden. Aber viele sind abgefallen von ihm; sie lachen über ihn. Und noch andere nennen sich zwar seine Kinder, aber sie sind dennoch die Kinder dessen, der in der Dschehennah wohnt. Darum geht ein großes Leid hin über die Erde und über die Menschen, die sich nicht von Gott strafen lassen wollen. Und doch kann keine zweite Sündflut kommen, denn Gott würde keinen Noah finden, der der Vater eines besseren Geschlechtes werden kann.«

Sie machte eine neue Pause. Ihre Worte, der Ton ihrer Stimme, dieses stille und doch so sprechende Auge, ihre lang-samen, müden und doch so bezeichnenden Gesten machten

einen tiefen Eindruck auf mich. Ich begann die geistige Herrschaft zu begreifen, die dieses Weib auf die intellektuell armen Bewohner dieses Landes ausübte. Sie fuhr fort:

»Meine Seele zitterte, und mein Herz wollte brechen; das arme Volk erbarmte mich. Ich war reich, sehr reich an irdischen Gütern, und in meinem Herzen lebte der Gott, den sie verworfen hatten. Mein Leben starb, aber dieser Gott starb nicht mit. Er berief mich, seine Dienerin zu sein. Und nun wandere ich von Ort zu Ort, mit dem Stab des Glaubens in der Hand, um zu reden und zu predigen von dem Allmächtigen und Allgütigen, nicht mit Worten, die man verlachen würde, sondern mit Taten, die segnend auf jene fallen, die der Barmherzigkeit des Vaters bedürftig sind. Die alte Marah Durimeh und der Ruh 'i kulyan sind dir ein Rätsel gewesen; sind sie es dir auch jetzt noch, mein Sohn?«

Ich konnte nicht anders, ich mußte ihre Hand erfassen und an meine Lippen drücken.

»Ich verstehe dich!« sagte ich.

»Ich wußte es, daß es bei dir nur dieser Worte bedurfte; denn auch du ringst mit dem Leben, ringst mit den Menschen außer dir und mit dem Menschen in dir selbst.«

Ich schaute rasch auf zu ihr. War sie mit der Gabe des Sehens begnadet? Wie kam es, daß ihr Auge so tief drang und so richtig blickte? Ich antwortete nicht, und sie fuhr nach einer Weile fragend fort:

»Du bist ein Emir in deinem Lande?«

»Nicht das, was bei euch ein Emir ist. Bei uns gibt es Emire der Geburt, Emire des Geldes, Emire des Wissens und Emire des Leidens, des Duldens und des Ringens.«

»Zu welchen gehörest du?«

»Zu den letzteren.«

Sie blickte mich lange forschend an; dann fragte sie:

»Bist du reich?«

»Ich bin arm.«

»Arm an Gold und Silber, aber nicht arm an andern Gütern; denn dein Herz teilt Gaben aus, die andere erfreuen. Ich habe gehört, wie viele Freunde du dir erworben hast, und auch mich

hast du beglückt. Warum bleibst du nicht daheim; warum gehst du in ferne Länder? Man sagt, du wanderst, um mit deinen Waffen Taten zu verrichten; aber dies ist nicht wahr, denn die Waffen töten, und du willst den Tod des Nächsten nicht.«

»Marah Durimeh, ich habe noch keinem gesagt, weshalb ich die Heimat immer wieder verlasse; du aber sollst es hören.«

»Weiß es auch in deiner Heimat niemand?«

»Nein. Ich bin dort ein unbekannter, einsamer Mann; aber diese Einsamkeit tut meinem Herzen wohl.«

»Mein Sohn, du bist noch jung. Hat dir Allah bereits solches Leid beschert, daß deine Seele einwärts geht?«

»Das ist es nicht, sondern es ist das, was dich noch leben läßt,« erwiderte ich.

»Erkläre es mir!« sagte sie.

»Wer in der Wüste schmachtet, der lernt den Wert des Tropfens erkennen, der dem Dürstenden das Leben rettet. Und auf wem das Gewicht des Leides und der Sorge lastete, ohne daß eine Hand sich helfend ihm entgegenstreckte, der weiß, wie köstlich die Liebe ist, nach der er sich vergebens sehnte. Und doch ist mein ganzes Herz erfüllt von dem, was ich nicht fand, von jener Liebe, die den Sohn des Vaters auf die Erde trieb, um ihr die frohe Botschaft zu verkünden, daß alle Menschen Brüder sind und Kinder *eines* Vaters. Und wie der Heiland aus den Höhen, wohin kein Sterblicher dringen kann, auf die kleine Erde herniederstieg, so gehen nun seine Boten hinaus in alle Welt, um das Evangelium der Liebe zu verkündigen allen, die noch in Finsternis wandeln. Das sind die Emire des Christentums, die Helden des Glaubens, die Meleks der Barmherzigkeit.«

»Aber nicht alle lehren das, was du jetzt gesprochen hast,« fiel sie ein. »Es gibt Sendlinge, die die Boten des echten Glaubens verfolgen. Siehe dieses Land an, über dem jetzt die Sonne leuchtet. Dieselbe Sonne hat Tausende hier sterben sehen, und derselbe Fluß, den du hier vor uns erblickst, hat Hunderte von Leichen mit sich fortgerissen. Und warum? Frage die Emire des Glaubens, die dort hinter den Bergen von Karitha und Tura Schina wohnten; frage die Scheiks der christlichen Fürsten, die

bei den Statthaltern des Sultans waren und dies alles ruhig geschehen ließen! Hat nicht jeder christliche Sultan und Schah das Recht und die Pflicht, die Christen zu schützen, sie mögen sich befinden, wo es nur immer sei? Ich habe heut um Mitternacht die Christen dieses Tales vom Tode errettet, ich, das Weib; warum haben diese Emire weniger Macht als ich? Einst war ich Meleka; jetzt bin ich nur ein altes Weib; aber dennoch hören Türken, Kurden und Chaldani meine Stimme. Auch ich habe heut um Mitternacht das Christentum verkündet, aber nicht das Christentum des Wortes, über dessen Sinn die Abgefallenen streiten, sondern das Christentum der Tat, daran niemand zweifeln kann. Züchtigt die Bösen, und sie werden es euch später danken, während die Guten, die sich nach Erlösung sehnen, euer Nahen mit Freudigkeit begrüßen werden. Sendet nicht Boten, die wie einzelne Funken im Meere verlöschen, sondern sendet Männer, vor denen sich der Unterdrücker fürchtet; dann werden die Berge jauchzen und die Täler jubilieren; das Land wird Segen bringen zu jeder Zeit, und es wird das Wort von *einem* Hirten und *einer* Herde sich erfüllen. Hat nicht dieser *eine* Hirt bereits seinen Statthalter auf Erden? Warum wendet ihr selbst euch von ihm weg? Kehrt zu ihm zurück; dann seid ihr einig, und die Macht dessen, der euch sendet, wird die Erde zu dem Belad el Kuds {heiligen Lande} machen, in dem Milch und Honig fließt!«

Sie hatte während ihrer Rede sich erhoben. Ihre hohe Gestalt stand aufrecht vor mir; in ihren Zügen zeigte sich sprühendes Leben; ihre Augen leuchteten vor Begeisterung, und ihre Stimme erscholl laut und voll, als ob sie zu Tausenden rede. Es war ein Augenblick, den ich nie vergessen werde. Jetzt hielt sie erschöpft inne und setzte sich wieder nieder. Diese Frau mußte viel gesehen und gehört, viel gefühlt und gedacht, vielleicht auch gar manches gelesen haben. Was sollte ich ihr antworten?

»Marah Durimeh, tadelst du auch mich?« fragte ich sie.

»Dich? Warum meinst du das?«

»Weil ich auch ein Bote bin.«

»Du?! Wer hat dich gesandt?«

»Niemand. Ich komme selbst.«

»Um zu lehren?«

»Nein, und doch auch ja.«

»Ich verstehe dich nicht, mein Sohn. Erkläre es!«

»Du selbst hast gesagt, daß du Boten der Tat wünschest, aber der Tat, die nicht im Meere verlischt. Gott teilt die Gaben nach seiner Weisheit aus. Dem Einen gibt er die erobernde Rede und dem Andern befiehlt er, zu wirken, bevor die Zeit kommt, da er nicht mehr wirken kann. Mir ist die Gabe der Rede versagt, aber ich muß wuchern mit dem Pfunde, das Gott mir verliehen hat. Darum läßt es mich in der Heimat nimmer ruhen; ich muß immer wieder hinaus, um zu lehren und zu predigen, nicht durch das Wort, sondern dadurch, daß ich jedem Bruder, bei dem ich einkehre, nützlich bin. Ich war in Ländern und bei Völkern, deren Namen du nicht kennst; ich bin eingekehrt bei weiß, gelb, braun und schwarz gefärbten Menschen; ich war der Gast von Christen, Juden, Moslemin und Heiden; bei ihnen allen habe ich Liebe und Barmherzigkeit gesäet. Ich ging wieder fort und war reich belohnt, wenn es hinter mir erklang: ›Dieser Fremdling kannte keine Furcht; er konnte und wußte mehr als wir und war doch unser Bruder; er ehrte unsern Gott und liebte uns; wir werden ihn nie vergessen, denn er war ein guter Mensch, ein wackerer Gefährte; er war – ein Christ!« Auf diese Weise verkündige ich meine Religion der echten, wahren Menschlichkeit. Und sollte ich auch nur einen einzigen Menschen finden, der diese Religion achten und vielleicht gar dann lieben lernt, so ist mein Tagewerk nicht umsonst getan, und ich will irgendwo auf dieser Erde mich von meiner Wanderung gern zur Ruhe legen.«

Es entstand eine lange, lange Pause. Wir beide blickten wortlos zur Erde nieder; dann ergriff sie langsam mit beiden Händen meine Rechte.

»Herr,« sagte sie, »ich liebe dich!«

Dabei sahen mich die alten Augen so mütterlich innig an, daß ich's nie vergessen werde!

»Mein Sohn,« sagte sie, »wenn du dieses Tal verlassen hast, so wird mein Auge dich nie wiedersehen, aber Marah Duri-

meh wird für dich beten und dich segnen, bis dieses Auge geschlossen ist. Du sollst nun auch der einzige sein, der außer den dreien, die um Mitternacht beim Ruh 'i kulyan waren, mein Geheimnis erfährt. Willst du?»

»Wenn Schweigen besser ist, so verzichte ich darauf; doch willst du es mir wirklich und gewiß gern anvertrauen, so nimm meinen Dank dafür.«

»Diese drei haben geschworen, nie ein Wort davon zu sagen — — .«

»Auch ich werde nie darüber sprechen.«

»Zu keinem Menschen?»

»Zu niemand!«

»So sollst du alles hören.«

Und nun erzählte sie. Es war eine Geschichte, die als Sujet einen Autor berühmt machen könnte, eine lange Geschichte aus jener Zeit, in der die drei Teufel Abd-el-Summit-Bey, Beder-Khan-Bey und Nur-Ullah-Bey das Christentum im Tale des Zab ausrotteten, eine Geschichte, die mir die Haare sträuben machte. Es dauerte lange, ehe sie beendet war, und dann saß die Alte noch geraume Zeit in tiefem Schweigen neben mir. Nur ein leises Schluchzen unterbrach dann und wann die Stille, und ihre Hand langte nach den Augen, um die immerfort rinnenden Tränen zu trocknen. Dann legte sie ermüdet und ganz von selbst ihr Haupt an meine Schulter und bat mich leise:

»Verlaß mich jetzt! Ich wollte hinab nach Lizan gehen; aber ich steige nochmals zurück, um zu warten, bis mein Herz wieder ruhig schlägt. Am Abend komme ich zu euch.«

Ich achtete diesen Wunsch und ging.

Als ich in Lizan anlangte, sah ich keine Kurden mehr; aber der Bey hatte auf mich gewartet.

»Emir,« sagte er, »meine Leute sind fort, und auch ich scheide von hier; aber ich erwarte, daß du zurück nach Gumri kommst.«

»Ich komme.«

»Auf lange Zeit?»

»Auf kurze Zeit, denn die Haddediñn sehnen sich nach den Ihrigen.«

»Sie haben mir versprochen, mitzukommen, und wir werden dann beraten, wie ihr am sichersten den Tigris erreicht. Lebe wohl, Emir!«

»Lebe wohl!«

Der Melek stand mit meinen Gefährten dabei. Der Bey verabschiedete sich nochmals bei ihnen und eilte dann davon, um seine Kurden zu erreichen.

Marah Durimeh hielt Wort: sie kam des Abends; und als sie mich ungehört sprechen konnte, fragte sie mich:

»Herr, willst du mir eine Bitte erfüllen?«

»Von Herzen gern.«

»Glaubst du an die Macht der Amulette?«

»Nein.«

»Aber dennoch habe ich dir heut eins gemacht. Willst du es tragen?«

»Als Andenken an dich, ja.«

»So nimm es. Es hilft nicht, so lange es geschlossen ist; aber wenn du einmal eines Retters bedarfst, so öffne es; der Ruh 'i kulyan wird dir dann beistehen, auch wenn er nicht an deiner Seite ist.«

»Ich danke dir.«

Das Amulett war viereckig und in einem zusammengeñhten Kattunlappen eingeschlossen. Da es mit einem Bande versehen war, hing ich es mir gleich um den Hals. Später sollte es mir allerdings sehr nützlich sein, trotz meines offen gestandenen Unglaubens; freilich konnte ich nicht erwarten, daß der Inhalt ein so überraschender sei. —

**Band III:
Von Bagdad
nach Stambul**

Erstes Kapitel Unter Dieben

Im Süden von den großen syrischen und mesopotamischen Wüsteneinöden liegt, vom roten Meere und von dem persischen Golfe umgeben, die Halbinsel Arabien, welche ihre äußerste Kante weit in das stürmereiche arabisch-indische Meer hinein erstreckt.

An drei Seiten ist dieses Land von einem zwar schmalen, aber außerordentlich fruchtbaren Küstensaume eingefast, welcher nach innen zu einer weiten, wüsten Hochebene emporsteigt, deren teils trübselige, teils groteske Landschaftsbilder besonders im Osten durch hohe, unwegsame Gebirgstöcke abgeschlossen werden, zu denen ganz hauptsächlich die öden Berge von Schammar zu zählen sind.

Dieses Land, dessen Quadratmeilenzahl man heute noch nicht genau anzugeben vermag, wurde im Altertum eingeteilt in *Arabia peträa*, in *Arabia deserta* und in *Arabia felix*, zu deutsch: in das peträische, wüste und glückliche Arabien. Wenn noch öfters jetzt gewisse Geographen der Ansicht sind, daß der Ausdruck *peträa* abzuleiten sei von dem griechisch-lateinischen Worte, das »Stein, Fels« bedeutet, und deshalb diesen Teil des Landes das »steinigte« Arabien nennen, so beruht das auf einer irrtümlichen Auffassung; dieser Name ist vielmehr zurückzuführen auf das alte Petra, das die Hauptstadt dieser nördlichsten Provinz des Landes war. Der Araber nennt seine Heimat Dschesirat el Arab {Inselland, arabisches}, während sie bei den Türken und Persern Arabistan geheißen wird. Die jetzige Einteilung wird verschieden angegeben; die nomadisierenden Einwohner lassen jedoch nur den einzigen Unterschied der Stämme gelten.

Über diesem Lande wölbt sich ein ewig heiterer Himmel, von welchem des Nachts die Sterne rein und klar herniederblicken; durch die Bergschluchten und über die zum großen Teile noch unerforschten Wüsten-Ebenen schweift der halbwilde Sohn der Steppe auf prachtvollem Pferde oder auf unermüdlichem Kamele. Sein Auge ist überall, denn er lebt mit

aller Welt in Streit und Unfrieden, nur mit den Angehörigen seines Stammes nicht. Von einer Grenze bis zur anderen zieht bald der sanfte Hauch einer reinen, milden, bald der rauschende Odem einer trüben, wilden Poesie, welcher den Wanderer überall umweht, wo er nur immer weilen mag. So kommt es, daß man bereits vor langen Jahrhunderten Hunderte von arabischen Dichtern und Dichterinnen kannte, deren Lieder im Munde des Volkes lebten und die mit Hilfe des Griffels für spätere Zeiten festgehalten wurden.

Als Stammvater der echten Araber oder Joktaniden gilt Joktan, der Sohn Huts, welcher ein Abkömmling Sems im fünften Gliede war, und dessen Nachkommen das glückliche Arabien und die Küste Tehama bis hinab zum persischen Meerbusen bewohnten. Jetzt suchen viele Stämme eine Ehre darin, von Ismaël, dem Sohne Hagers, abzustammen.

Dieser Ismaël soll, wie die Sage berichtet, mit seinem Vater Abraham nach Mekka gekommen sein und dort die heilige Kaaba errichtet haben. Das Wahre aber ist, daß die Kaaba von dem Stamme der Koreischiten gestiftet oder wenigstens ausgebaut wurde. Unter den Heiligtümern, die sie besaß, waren der Brunnen Zem-Zem und der angeblich vom Himmel gefallene schwarze Stein die berühmtesten.

Hierher pilgerten die verschiedenen Stämme der Araber, um da ihre Stamm- oder auch wohl Haus-Götzen aufzustellen und ihnen ihre Opfer und Gebete darzubringen. Daher war Mekka den Arabern das, was Delphi den Griechen und Jerusalem den Juden gewesen ist; es bildete den Mittelpunkt für die weithin zerstreuten Nomaden, die sich ohne denselben in allen Richtungen verloren hätten.

Da sich dieser hochwichtige Punkt im Besitze der Koreischiten befand, so war dieser Stamm der mächtigste und angesehenste Arabiens und infolgedessen auch der reichste, weil die von allen Seiten herbeikommenden Pilger nie ohne Geschenke oder wertvolle Handelswaren anzulangen pflegten.

Ein armer Angehöriger dieses Stammes, Namens Abd Allah {»Diener Gottes«}, starb im Jahre 570 nach Christus, und einige Monate später, am 20. April 571, der auf einen Mon-

tag fiel, gebar seine Witwe Amina einen Knaben, welcher später Mohammed {»Der Vielgepriesene«} genannt wurde. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Knabe vorher einen andern Namen getragen hat und erst dann, als seine prophetische Wirksamkeit ihn zu einem hervorragenden Manne machte, den Ehrennamen Mohammed erhielt. Dieser Name wird auch Muhammed, Mohammad und Muhammad geschrieben, und aus Ehrfurcht vor dem Propheten wagt es nie ein Gläubiger, ihn in dieser Fassung zu tragen; das Wort wird dann meist in Mehmed verwandelt.

Dem Knaben waren von seinem Vater nur zwei Kamele, fünf Schafe und eine abyssinische Sklavin hinterlassen worden, weshalb er sich zunächst auf den Schutz seines Großvaters Abd-al-Muttalib und nach dessen Tode auf die Unterstützung seiner beiden Oheime Zuheir und Abu Taleb angewiesen sah. Da diese Männer aber nicht viel für ihn tun konnten, so mußte er sich sein Brot als Schafhirtenjunge verdienen. Später wurde er Kameltreiber und Bogen- und Köcherträger, wobei sich wahrscheinlich sein kriegerischer Sinn entwickelt hat.

Als er fünfundzwanzig Jahre zählte, trat er in den Dienst der reichen Kaufmannswitwe Chadidscha, der er mit solcher Treue und Aufopferung diente, daß sie ihn lieb gewann und ihn zu ihrem Gemahl machte. Das große Vermögen seiner Frau ging ihm aber später verloren. Er lebte nun bis zu seinem vierzigsten Jahre als Kaufmann und Händler. Er kam auf seinen weiten Reisen mit Juden und Christen, mit Bramahnen und Feueranbetern zusammen und gab sich Mühe, ihre Religionen kennen zu lernen. Er litt an Epilepsie und infolgedessen an einer Verstimmung des Nervensystems, die ihn sehr zu Halluzinationen geneigt machte. Seine religiösen Grübeleien waren der Heilung dieser Krankheit nicht sehr förderlich. Er zog sich schließlich gar in eine Höhle zurück, die in der Nähe von Mekka auf dem Berge Hara lag. Hier hatte er seine ersten Visionen.

Der Kreis der Gläubigen, der sich um ihn versammelte, bestand zunächst nur aus seiner Frau Chadidscha, aus seinem Sklaven Zaïd, aus den beiden Mekkanern Othman und Abu

Bekr und aus seinem jungen Vetter Ali, der später den Ehrennamen Areth-Allah {Löwe Gottes; auch Assad Allah el Ahalib, Löwe des siegreichen Gottes} erhielt und zu den unglücklichsten Helden des Islam gehört.

Dieser Ali, dessen Name auf deutsch »der Hohe, der Erhabene« bedeutet, war im Jahre 602 geboren und stand bei Mohammed in solchem Ansehen, daß er dessen Tochter Fatime zur Gemahlin erhielt. Als der Prophet im Kreise seiner Familie zum ersten Male seine neuen Glaubenssatzungen vortrug und dann fragte: »Wer unter euch will mein Anhänger sein?« da schwiegen alle; nur der junge Ali, begeistert von der gewaltigen Poesie des soeben gehörten Vortrages, rief in lautem, entschlossenem Tone: »Ich will es sein und nimmer von dir lassen!« Das hat ihm Mohammed niemals vergessen.

Er war ein tapferer, verwegener Kämpfer und hatte großen Teil an der so ungemein schnellen Ausbreitung des Islam. Dennoch wurde er, als Mohammed ohne letztwillige Verfügung starb, übergangen, und man wählte Abu Bekr, den Schwiegervater Mohammeds, zum Kalifen {Kalif heißt Stellvertreter}. Diesem folgte im Jahre 634 ein zweiter Schwiegervater des Propheten, namens Omar, welchem wieder Othman, ein Schwiegersohn Mohammeds, nachfolgte. Dieser wurde im Jahre 656 von einem Sohne Abu Bekrs erstochen. Man beschuldigte Ali der Anstiftung dieses Mordes, und als er von seiner Partei erwählt wurde, verweigerten ihm viele von den Statthaltern die Huldigung. Er kämpfte vier Jahre lang um das Kalifat und wurde im Jahre 660 von Abd-er-Rahmann erstochen. Er liegt in Kufa begraben, wo ihm auch ein Denkmal errichtet worden ist.

Von hier an datiert sich die Spaltung, die die Mohammedaner in zwei gegnerische Heerlager, in die Sunniten und die Schiiten, teilt. Diese Spaltung bezieht sich weniger auf die islamitischen Grundsätze als vielmehr auf die Personalfrage der Nachfolgerschaft. Die Anhänger der Schia behaupten nämlich, daß nicht Abu Bekr, Omar und Othman, sondern nur allein Ali das Recht gehabt hätte, der erste Stellvertreter des Propheten zu sein. Die zwischen den beiden Parteien dann ausgebro-

chenen Streitigkeiten über die Attribute Gottes, das Fatum, die Ewigkeit des Kuran und die einstige Vergeltung sind nicht als so wesentlich zu betrachten.

Ali hinterließ zwei Söhne, Hassan und Hosseïn. Der erstere wurde von den Schiiten zum Kalifen erwählt, während die Anhänger der Sunna Muawijah I., den Gründer der Ommajjaden-Dynastie, erkoren. Dieser letztere verlegte seine Residenz nach Damaskus, machte das Kalifat erblich und erzwang bereits zu seinen Lebzeiten die Anerkennung seines Sohnes Dschezid, der sich später als ein solcher Wüterich zeigte, daß sein Andenken selbst von den Sunniten mit Fluch belegt wird. Hassan konnte sich gegen Muawijah nicht behaupten und starb im Jahre 670 in Medinah an Gift.

Sein Bruder Hosseïn widersetzte sich der Anerkennung Dschezids. Er ist der Held einer der tragischsten Episoden aus der Geschichte des Islam.

Die Hand des Kalifen Muawijah ruhte schwer auf den Provinzen, und seine Statthalter unterstützten ihn dabei aus allen Kräften. So befahl zum Beispiel Zijad, der Statthalter zu Basra, daß nach Sonnenuntergang sich bei Todesstrafe niemand auf der Straße sehen lassen dürfe. Am Abend nach der Bekanntmachung dieses Befehls wurden über zweihundert Personen außerhalb ihrer Wohnungen angetroffen und unverzüglich geköpft; am nächsten Tage war die Ziffer schon weit geringer, und am dritten Abend war kein einziger Mensch zu sehen. Der grimmigste aller Ommajjaden war Hadjasch, der Statthalter von Kufa, dessen Tyrannei 120.000 Menschen das Leben kostete.

Noch schlimmer als Muawijah zeigte sich sein Sohn Dschezid. Zur Zeit dieses Scheusales hielt sich Hosseïn in Mekka auf, wo er aus Kufa Boten empfing, die ihn aufforderten, zu ihnen zu kommen, da sie ihn als Kalifen anerkennen wollten. Er folgte dem Rufe – zu seinem Verderben.

Mit kaum hundert Getreuen langte er vor Kufa an, fand aber die Stadt bereits von seinen Feinden besetzt. Er verlegte sich auf erfolgloses Unterhandeln. Die Lebensmittel gingen ihm aus; das Wasser vertrocknete in dem Sonnenbrande; seine

Tiere stürzten, und seinen Begleitern schaute der blasse Tod aus den eingesunkenen fieberfunkelnden Augen. Er rief vergebens Allah und den Propheten um Hilfe und Rettung an; sein Untergang stand »im Buch verzeichnet«. Obeïd 'Allah, ein Heerführer Dschezids, drang bei Kerbela auf ihn ein, massakrierte seine ganze Begleitung und ließ auch ihn selbst umbringen. Man fand ihn aus Mangel an Wasser bereits dem Tode nahe; aber man hatte kein Mitleid mit ihm, und er wehrte sich vergebens mit der letzten Kraft seines schwindenden Lebens – man schnitt ihm den Kopf ab, der auf eine Lanze gesteckt und im Triumphe herumgetragen wurde.

Dies geschah am 10. Muharrem, und bis auf heute ist dieser Tag bei den Schiiten ein Tag der Trauer. In Hindostan trägt man ein Bild von Hosseïns Kopf auf einer Lanze herum, wie es nach seinem Tode geschah, und ahmt mit einem aus edlen Metallen gefertigten Hufeisen den Lauf seines Renners nach. Am 10. Muharrem ertönt ein Wehegeschrei von Borneo und Celebes über Indien und Persien bis zum Mogreb {Westen} Asiens, wo die Schia nur noch zerstreute Anhänger hat, und dann gibt es in Kerbela eine dramatische Vorstellung, welche an Szenen der wildesten Verzweiflung ihresgleichen sucht. Wehe dem Sunniten, wehe dem Giaur, welcher an diesem Tage sich in Kerbela unter der bis zur Tobsucht aufgeregten Rotte der Schiiten sehen lassen wollte! Er würde in Stücke zerrissen! – –

Diese historische Einleitung mag zum besseren Verständnis des Nachfolgenden dienen.

Wir hatten am Zab den Entschluß gefaßt, den Fluß entlang bis zu den Schirban- und dann den Zibar-Kurden zu reiten. Bis zu den Schirbani hatten wir Empfehlungen vom Bey zu Gumri und von dem Melek in Lizan erhalten, und von da aus hofften wir auf weitere Unterstützung. Die Schirbani nahmen uns gastfreundlich auf, von den Zibari aber wurden wir sehr feindselig empfangen; doch gelang es mir später, mich ihrer Teilnahme zu versichern. Wir kamen glücklich bis zum Akrafluß, stießen aber hier bei der wilden Bergbevölkerung auf eine so große Böswilligkeit, daß wir nach verschiedenen schlim-

men Erfahrungen uns nach Südost wenden mußten. Wir überschritten den Zab östlich des Ghara Surgh, ließen Pir Hasan links liegen und sahen uns genötigt, da wir den dortigen Kurden keineswegs trauen durften, längs des Dschebel Pir Mam nach Südost zu halten, um dann nach rechts umzubiegen und irgendwo zwischen dem Diyaleh und kleinen Zab den Tigris zu erreichen. Wir hofften, bei den Dscherboa-Arabern gastlich aufgenommen zu werden und sichere Wegweiser zu finden, erfuhren aber zu unserem Leidwesen, daß dieselben sich mit den Obeïde und Beni-Lam verbündet hatten, um alle Stämme zwischen dem Tigris und Thathar die Spitzen ihrer Speere fühlen zu lassen. Nun waren die Schammar zwar mit dem einen Ferkah der Obeïde, dessen Scheik Eslah el Mahem war, befreundet, aber dieser Mann konnte seine Gesinnung geändert haben, und von den andern Ferkah wußte Mohammed Emin genau, daß sie den Haddedihn feindlich gesinnt seien. Unter diesen Umständen war es am geratensten, unsere Richtung zuerst nach Sulimania zu nehmen und uns dann weiter zu entscheiden. Hatten wir Amad el Ghandur befreit und glücklich bis hierher gebracht, so wollten wir nun lieber einen Umweg einschlagen, als uns wieder in neue Gefahren begeben.

So gelangten wir nach längerer Zeit und mancherlei Anstrengungen und Entbehrungen glücklich an das nördliche Zagrosgebirge.

Es war Abend, und wir lagerten am Rande eines Tschimarwaldes {orientalische Platane}. Über uns wölbte sich ein Firmament, dessen Glanz nur in diesen Gegenden in solcher Reinheit und Kraft zu beobachten ist. Wir befanden uns in der Nähe der persischen Grenze, und die Luft Persiens ist ja wegen ihrer Klarheit berühmt. Das Licht der Sterne war so stark, daß ich, trotzdem der Mond weder im Kalender noch am Himmel stand, die Zeiger meiner Taschenuhr auf drei Schritte Entfernung ganz deutlich erkennen konnte. Lesen hätte ich, selbst bei kleiner Schrift, ganz gut vermocht. Die Strahlen des Jupiter waren so hell, daß seine Trabanten selbst dann mit einem Fernrohre mit ausgeschraubten Gläsern wohl schwerlich zu entdecken gewesen wären, wenn man den Körper des Planeten

mit dem Rande des Rohres zu bedecken versucht hätte. Sogar teleskopische Gestirne kamen zum Vorschein. Der siebente Stern des Siebengestirns war ohne bedeutende Anstrengung des Auges zu erkennen. Die Klarheit eines solchen Firmamentes macht einen tiefen Eindruck auf das Gemüt, und ich lernte einsehen, warum Persien die Heimat der Astrologie ist, dieser unfrei geborenen Mutter der edlen Tochter, welche uns die leuchtenden Welten des Himmels kennen lehrt.

Unsere Lage ließ uns vorziehen, im Freien zu übernachten. Wir hatten uns im Laufe des Tages von einem Hirten ein Lamm gekauft und brannten uns jetzt ein Feuer an, um das Lamm gleich in der Haut zu braten, nachdem wir es ausgenommen und mit dem Messer geschoren hatten.

Unsere Pferde grasten in der Nähe. Sie waren in der letzten Zeit ganz ungewöhnlich angestrengt worden, und es wäre ihnen eine mehrtägige Ruhe zu gönnen gewesen, was sich leider aber nicht ermöglichen ließ. Wir selbst befanden uns alle wohl, mit Ausnahme eines Einzigen. Dies war Sir David, welcher unter einem großen Ärger zu leiden hatte.

Er war nämlich vor einigen Tagen von einem Fieber befallen worden, welches ungefähr vierundzwanzig Stunden lang anhielt. Dann war es wieder verschwunden, aber mit diesem Verschwinden hatte sich bei ihm jenes schaudervolle Geschenk des Orientes entwickelt, welches der Lateiner *Febris Aleppensis*, der Franzose aber *Mal d'Aleppo* oder *Bouton d'Alep* nennt. Diese »Aleppobeule«, welche nicht nur Menschen, sondern auch gewisse Tiere z.B. Hunde und Katzen heimsucht, wird stets von einem kurzen Fieber eingeleitet, nach welchem sich entweder im Gesicht oder auch auf der Brust, an den Armen und Beinen eine große Beule bildet, welche unter Aussickern einer Feuchtigkeit fast ein ganzes Jahr steht und beim Verschwinden eine tiefe, nie wieder verschwindende Narbe hinterläßt. Der Name dieser Beule ist übrigens nicht zutreffend, da die Krankheit nicht nur in Aleppo, sondern auch in der Gegend von Antiochia, Mossul, Diarbekr, Bagdad und in einigen Gegenden Persiens auftritt.

Ich hatte diese verunstaltende Beule schon öfters gesehen,

noch niemals aber in der ungewöhnlichen Größe wie bei unserm guten Master Lindsay. Nicht genug, daß bei ihm die außerordentliche Anschwellung im dunkelsten Rot erglänzte, war sie auch so impertinent gewesen, sich just die Nase zu ihrem Sitze auszuwählen – diese arme Nase, welche so schon an einer ganz abnormen Dimension zu leiden hatte. Unser Englishman trug das Übel nicht etwa mit Ergebenheit, wie es seine Pflicht als Gentleman und Vertreter der *very great and excellent nation* gewesen wäre, sondern er verriet einen Ärger und eine Ungeduld, deren Ausbrüche oft das Zwerchfell der Zuhörer in Mitleidenschaft zog.

Auch jetzt saß er am Feuer und befühlte fortwährend mit beiden Händen die unverschämte Pustel.

»Master!« sagte er zu mir. »Hersehen!«

»Wohin?«

»Hm! Dumme Frage! Auf mein Gesicht natürlich! *Yes!* Ist wieder gewachsen?«

»Was? Wer?«

»*'s death!* Diese Beule hier! Viel gewachsen?«

»Sehr! Sieht grad wie eine Gurke aus.«

»*All devils!* Schauderhaft! Entsetzlich! *Yes!*«

»Vielleicht wird's mit der Zeit ein Fowling-bull, Sir!«

»Wollt Ihr eine Ohrfeige haben, Master? Stehe sofort zu Diensten! Wollte, Ihr selbst hättet dieses armselige *Swelling* {englisch: Geschwulst} auf Eurer Nase!«

»Habt Ihr Schmerzen?«

»Nein.«

»So seid froh!«

»Froh? *Zounds!* Wie kann ich froh sein, wenn die Leute denken, meine Nase hätte die *Snuff-box* gleich mit auf die Welt gebracht! Wie lange werde ich dieses Ding haben?«

»Ziemlich ein Jahr, Sir!«

Er machte ein Paar Augen, daß ich vor Schreck beinahe zurückgewichen wäre, zumal das Entsetzen ihm den Mund so weit aufriß, daß die Nase mitsamt der *Snuff-box* (Schnupftabaksdose) geradewegs hätte hineinspazieren können.

»Ein Jahr? Ein ganzes Jahr? Zwölf ganze Monate?«

»So ungefähr.«

»Oh! Ah! Horrible! Fürchterlich, entsetzlich! Gibt es kein Mittel? Pflaster? Salbe? Brei auflegen? Wegschneiden?«

»Nichts, gar nichts.«

»Aber jede Krankheit hat ihr Mittel!«

»Diese nicht, Sir. Diese Beule ist nicht im mindesten gefährlich; aber wenn man sie zu zerteilen sucht oder gar ritzt und schneidet, dann kann sie sehr schlimm werden.«

»Hm! Was dann, wenn sie fort ist? Sieht man es noch?«

»Das ist verschieden. Je größer die Beule, desto größer auch das Loch, welches zurückbleibt.«

»My sky! Ein Loch?«

»Leider!«

»O weh! Schauerhaftes Land hier! Miserable Gegend! Werde machen, daß ich nach *Old England* komme! Well!«

»Nehmt Euch Zeit, Sir!«

»Warum?«

»Was würde man in Altengland sagen, wenn Sir David Lindsay seiner Nase erlaubt, sich eine Filiale anzulegen!«

»Hm! Habt recht, Master! Die Straßenjungen würden mir nachtrollen. Werde also hier bleiben und mich – –«

»Sihdi!« unterbrach ihn Halef. »Blicke nicht um!«

Ich saß mit dem Rücken gegen den Waldesrand und dachte mir natürlich sofort, daß der kleine Hadschi hinter mir etwas Verdächtiges bemerkt habe.

»Was siehst du?« fragte ich ihn darum.

»Ein Paar Augen. Grad hinter dir stehen zwei Tschimars, und zwischen ihnen gibt es einen wilden Birnbusch. Dort steckt der Mann, dessen Augen ich gesehen habe.«

»Siehst du sie noch?«

»Warte!«

Er beobachtete so unauffällig wie möglich den Busch, und ich instruierte unterdessen die anderen, sich ganz so unbefangen wie vorher zu verhalten.

»Jetzt!« sagte Halef.

Ich erhob mich und gab mir den Anschein, als ob ich dürres Holz für das Feuer suchen wolle. Dabei entfernte ich mich

so weit von dem Lager, daß ich nicht mehr gesehen werden konnte. Dann drang ich in den Waldsaum ein und schlich mich zwischen den Bäumen wieder zurück. Es waren nicht fünf Minuten vergangen, so befand ich mich hinter den beiden Tschimarbäumen und fand da allerdings Gelegenheit, das scharfe Auge Halefs zu bewundern. Zwischen den Bäumen und dem Busche kauerte eine menschliche Gestalt, welche unser Treiben am Lagerfeuer beobachtete.

Weshalb geschah dies? Wir befanden uns hier in einer Gegend, wo in meilenweitem Umkreise kein Dorf zu finden war. Allerdings gab es rund umher verschiedene kleine kurdische Stämme, welche sich bekämpften, und es mochte wohl auch zuweilen geschehen, daß irgend ein persischer Nomadenstamm über die Grenze kam, um einen Raub auszuführen. Dabei gab es genug Umhertreiber, Überreste von vernichteten Stämmen, die Gelegenheit suchten, sich einem andern Stamm anzuschließen.

Ich durfte nicht trauen; daher schob ich mich ganz leise an den Mann heran und faßte ihn dann rasch bei der Kehle. Er erschrak so sehr, daß er ganz steif wurde und sich auch gar nicht wehrte, als ich ihn in die Höhe nahm und an das Feuer trug.

Dort legte ich ihn nieder und zog den Dolch.

»Mann, rühre dich nicht, sonst ersteche ich dich!« drohte ich.

Es war mir gar nicht so grimmig um das Herz, aber der Fremde nahm meine Drohung ernst auf und faltete bittend die Hände.

»Herr, Gnade!«

»Das soll auf dich ankommen. Belügst du mich, so bist du verloren. Wer bist du?«

»Ich bin ein Turkomane vom Stamme der Bejat.«

Ein Turkomane? Hier? Seiner Kleidung nach konnte er allerdings die Wahrheit gesagt haben. Auch wußte ich, daß es früher Turkomanen zwischen dem Tigris und der persischen Grenze gegeben hatte, und es stimmte, daß es der Stamm Bejat gewesen war. Die lurische Wüste und die Ebene Tapespi waren der Schauplatz ihrer Umherschweifereien gewesen. Aber als

Nadir-Schah in das Ejalet Bagdad einfiel, schleppte er die Bejat nach Khorassan. Er nannte diese Provinz wegen ihrer Lage und Beschaffenheit »das Schwert Persiens« und bemühte sich, sie mit tapferen, kriegerischen Bewohnern zu bevölkern.

»Ein Bejat?« fragte ich. »Du lügst!«

»Ich sage die Wahrheit, Herr.«

»Die Bejat wohnen nicht hier, sondern im fernen Khorassan.«

»Du hast recht; aber als sie einst diese Gegend verlassen mußten, so blieben doch einige zurück, deren Nachkommen sich jetzt so vermehrt haben, daß sie über tausend Krieger zählen. Wir haben unsere Sommerplätze in der Gegend von den Ruinen von Kizzel-Karaba und an den Ufern des Kuru-Tschai.«

Es fiel mir ein, davon gehört zu haben.

»Jetzt befindet ihr euch hier in der Nähe?«

»Ja, Herr.«

»Wie viele Zelte zählt ihr?«

»Wir haben keine Zelte.«

Das mußte mir auffallen. Wenn ein Nomadenstamm sein Lager verläßt, ohne seine Zelte mitzunehmen, so deutet dies gewöhnlich auf einen Raub- oder Kriegszug. Ich fragte weiter:

»Wie viele Männer seid ihr heute?«

»Zweihundert!«

»Und Frauen?«

»Wir haben sie nicht bei uns.«

»Wo lagert ihr?«

»Nicht weit von hier. Wenn du dort um die Ecke des Waldes gehst, so bist du bei uns.«

»So habt ihr hier unser Feuer bemerkt?«

»Wir haben es gesehen, und der Khan schickte mich ab, um zu erfahren, was für Männer sich hier befinden.«

»Wohin gehet ihr?«

»Wir gehen nach dem Süden.«

»Welcher Ort ist euer Ziel?«

»Wir wollen in die Gegend von Sinna.«

»Das ist ja persisch!«

»Ja. Unsere Freunde dort geben ein großes Fest, zu welchem wir geladen sind.«

Das fiel mir auf. Diese Bejat hatten ihren Wohnsitz an den Ufern des Kuru-Tschai und bei den Ruinen von Kizzel-Karaba, also in der Nähe von Kifri; diese Stadt aber lag weit im Südwesten von unserem heutigen Lagerplatz, während Sinna zwei Dritteile derselben Entfernung im Südosten von uns lag. Warum waren die Bejat nicht direkt von Kifri nach Sinna gegangen? Warum hatten sie einen so bedeutenden Umweg gemacht?

»Was tut ihr hier oben?« fragte ich daher. »Warum habt ihr euren Weg um das Doppelte verlängert?«

»Weil wir durch das Gebiet des Pascha von Sulimania hätten ziehen müssen, und er ist unser Feind.«

»Aber ihr befindet euch hier doch ebenso auf seinem Gebiete!«

»Hier oben sucht er uns nicht. Er weiß, daß wir ausgezogen sind, und glaubt, uns im Süden von seiner Residenz zu finden.«

Dies klang wahrscheinlich, obgleich ich noch immer kein rechtes Vertrauen zu dem Manne hatte. Ich sagte mir jedoch, daß die Anwesenheit dieser Bejat uns nur von Vorteil sein könne. Unter ihrem Schutze konnten wir unangefochten bis nach Sinna kommen, und dann war für uns keine Gefahr mehr zu befürchten. Der Turkomane kam meiner darauf bezüglichen Frage entgegen:

»Herr, du wirst mich wieder freilassen? Ich habe euch ja nichts getan!«

»Du hast nur getan, was dir befohlen war; du bist frei.«

Er atmete erleichtert auf.

»Ich danke dir, Herr! Wohin sind die Köpfe eurer Pferde gerichtet?«

»Nach Süden.«

»Ihr kommt von Mitternacht herunter?«

»Ja. Wir kommen aus dem Lande der Tijari, Berwari und Chaldani.«

»So seid ihr sehr mutige und tapfere Männer. Welchem Stamme gehört ihr an?«

»Dieser Mann und ich, wir sind Emire aus Frankhistan, und die andern sind unsere Freunde.«

»Aus Frankhistan! – Herr, wollt ihr mit uns ziehen?«

»Wird dein Khan mir seine Hand öffnen?«

»Er wird es. Wir wissen, daß die Franken große Krieger sind. Soll ich gehen und ihm von euch sagen?«

»Geh, und frag ihn, ob er uns empfangen will!«

Er stand auf und eilte davon. Die Andern zeigten sich mit dem, was ich getan hatte, einverstanden, und besonders Mohammed Emin freute sich darüber.

»Effendi,« sagte er, »ich habe von den Bejat oft gehört. Sie leben mit den Dscherboa, Obeïde und Beni-Lam in immerwährendem Unfrieden, und darum werden sie uns nützlich sein. Dennoch aber wollen wir nicht sagen, daß wir Hadde-dihn sind; es ist besser, sie wissen es nicht.«

»Auch jetzt müssen wir vorsichtig sein, denn noch wissen wir nicht, ob der Khan uns freundlich aufnehmen wird. Holt die Pferde herbei, und legt euch die Waffen bereit, um für alle Fälle gerüstet zu sein!«

Die Bejat schienen unsertwegen eine ungewöhnlich lange Beratung zu halten, denn ehe sie ein Lebenszeichen von sich gaben, war unser Lamm gebraten und auch verzehrt. Endlich hörten wir Schritte. Der Turkomane, welcher bei uns gewesen war, erschien mit noch drei Kameraden.

»Herr,« sagte er, »der Khan sendet mich. Ihr sollt zu ihm kommen und uns willkommen sein.«

»So geht voran, und führt uns!«

Wir stiegen zu Pferde und folgten ihnen, die Gewehre in der Hand. Als wir die Waldecke hinter uns hatten, war von keinem Lagerplatze etwas zu bemerken; nachdem wir aber einen dichten Gebüschstreifen durchschnitten hatten, erreichten wir einen rings von Sträuchern eingefassten Platz, auf dem ein mächtiges Feuer brannte. Dieser Lagerort war sehr gut gewählt, da er von außen her nicht leicht bemerkt werden konnte.

Das Feuer diente nicht zum Erwärmen der Leute, sondern

zur Bereitung des Nachtmahles. Zweihundert dunkle Gestalten lagen im Grase umher, und etwas abseits der flackernden Flamme saß der Khan, welcher sich bei unserm Erscheinen langsam erhob. Wir ritten hart an ihn heran und sprangen von den Pferden.

»Friede sei mit dir!« grüßte ich ihn.

»Mi newahet kjerdem – ich mache mein Kompliment!« antwortete er, indem er sich verbeugte.

Das war persisch. Vielleicht wollte er mir damit beweisen, daß er wirklich ein Bejat sei, dessen Hauptstamm man in Khorassan suchen müsse. Der Perser ist der orientalische Franzose. Seine Sprache ist biegsam und wohlklingend, weshalb sie auch die Hofsprache der meisten asiatischen Fürsten geworden ist. Aber das höfliche, schmeichelnde und oft kriechende Wesen des Persers hat nie einen vorteilhaften Eindruck auf mich gemacht; die gerade, rauhe Ehrlichkeit des Arabers tat mir viel wohler.

Auch die Andern waren aufgesprungen, und alle Hände streckten sich dienstfertig aus, um sich unserer Pferde zu bemächtigen; doch hielten wir die Zügel fest, da wir noch keineswegs wußten, ob dies gastfreundlich oder hinterlistig gemeint sei.

»Gib ihnen immerhin die Pferde! Sie sollen für dieselben sorgen,« sagte der Khan.

Ich wollte mir gleich Gewißheit verschaffen; darum fragte ich, nun auch in persischer Sprache:

»Hesti irschad engiz – gewährst du uns Sicherheit?« {Wörtlich: Bist du Sicherheit gewährend?}

Er verneigte sich zustimmend und erhob die Hand.

»Mi saukend chordem – ich beschwöre es! Setzt euch zu mir, und laßt uns reden!«

Die Bejat nahmen die Pferde; nur das meinige blieb in der Hand Halefs, der recht gut wußte, was mir lieb und angenehm war. Wir Andern nahmen bei dem Khan Platz. Die Flamme leuchtete hell auf uns herüber, so daß wir einander ganz genau erkennen konnten. Der Bejat war ein in den mittleren Jahren stehender Mann von sehr kriegerischem Aussehen. Seine Züge

waren offen und Vertrauen erweckend, und die achtungsvolle Entfernung, in welcher sich seine Untergebenen von ihm hielten, ließ auf einen ehrliebenden und selbstbewußten Charakter schließen.

»Kennst du bereits meinen Namen?« erkundigte er sich.

»Nein,« antwortete ich.

»Ich bin Heider Mirlam {Löwe Mirlam}, der Neffe des berühmten Hassan Kerkusch-Bey. Hast du von ihm gehört?«

»Ja. Er residierte in der Nähe des Dorfes Dschenijah, welches an der Poststraße von Bagdad nach Tauk liegt. Er war ein sehr tapferer Krieger, aber er liebte dennoch den Frieden, und jeder Verlassene fand guten Schutz bei ihm.«

Er hatte mir seinen Namen gesagt, und nun erforderte es natürlich die Höflichkeit, ihm auch den meinigen zu nennen. Darum fuhr ich fort:

»Dein Kundschafter wird dir bereits gesagt haben, daß ich ein Franke bin. Man nennt mich Kara Ben Nemsî – – –«

Er konnte trotz der bekannten orientalischen Selbstbeherrschung einen Ausruf des Erstaunens nicht unterdrücken:

»Ajah – oh! Kara Ben Nemsî! So ist dieser andere Mann, der eine rote Nase hat, der Emir aus Inglistan, welcher Steine und Schriften ausgraben will?«

»Hast du von ihm gehört?«

»Ja, Herr; du hast mir nur deinen Namen genannt, aber ich kenne dich und ihn. Der kleine Mann, welcher dein Pferd hält, ist Hadschi Halef Omar, vor dem sich so viele Große fürchten?«

»Du hast es erraten.«

»Und wer sind die beiden Andern?«

»Das sind Freunde von mir, welche ihre Namen in den Kuran legten {Ausdruck für: aus wichtigen Gründen unerkannt bleiben}. Wer hat dir von uns erzählt?«

»Du kennst Ibn Zedar Ben Huli, den Scheik der Abu Hammed?«

»Ja. Er ist dein Freund?«

»Er ist nicht mein Freund und nicht mein Feind. Du brauchst dich nicht zu sorgen; ich habe ihn nicht an dir zu rächen.«

»Ich fürchte mich nicht!«

»Das glaube ich. Ich traf mit ihm bei Eski Kifri zusammen, und da erzählte er mir, daß du schuld bist, daß er Tribut zu zahlen hat. Sei vorsichtig, Herr! Er wird dich töten, wenn du in seine Hände fällst.«

»Ich befand mich in seiner Hand, ohne daß er mich getötet hat. Ich war Gefangener; aber er konnte mich nicht festhalten.«

»Ich habe es gehört. Du hast den Löwen getötet, ganz allein und in der Dunkelheit, und bist dann mit der Haut desselben davongeritten. Glaubst du, daß auch ich dich nicht halten könnte, wenn du mein Gefangener wärest?«

Dies klang verdächtig, doch ich antwortete ruhig:

»Du könntest mich nicht halten, und ich wüßte auch nicht, wie du es anfangen solltest, um mich gefangen zu nehmen.«

»Herr, wir sind zweihundert, ihr aber seid nur fünf!«

»Khan, vergiß nicht, daß zwei Emire aus Frankhistan unter diesen fünf sind, und daß diese zwei so viel zählen wie zweihundert Bejat!«

»Du sprichst sehr stolz!«

»Und du fragst sehr ungastlich! Soll ich an der Wahrheit deines Wortes zweifeln, Heider Mirlam?«

»Ihr seid meine Gäste, obgleich ich die Namen dieser beiden Männer nicht kenne, und sollt Brot und Fleisch mit mir essen.«

Ein rücksichtsvolles Lächeln umspielte seine Lippen, und der Blick, welchen er auf die beiden Haddediñ warf, sagte mir genug. Mohammed Emin war infolge seines prachtvollen, schneeweißen Bartes unter Tausenden zu erkennen.

Auf einen Wink des Khan wurden einige viereckige Lederstücke herbeigebracht. Auf diesen servierte man uns Brot, Fleisch und Datteln, und als wir ein Weniges davon genossen hatten, wurde uns für unsere Pfeifen Tabak gereicht, für den uns der Khan eigenhändig Feuer gab.

Jetzt erst konnten wir uns als seine Gäste betrachten, und ich gab Halef einen Wink, mein Pferd zu den übrigen Rossen zu bringen. Er tat dies und nahm dann auch bei uns Platz.

»Welches ist das Ziel eurer Wanderungen?« erkundigte sich der Khan.

»Wir reiten nach Bagdad zu,« antwortete ich vorsichtig.

»Wir ziehen nach Sinna,« hob er wieder an. »Wollt ihr mit uns reiten?«

»Wirst du es erlauben?«

»Ich werde mich freuen, euch bei mir zu sehen. Komm, reiche mir deine Hand, Kara Ben Nems! Meine Brüder sollen deine Brüder sein und meine Feinde deine Feinde!«

Er reichte mir seine Hand entgegen, und ich schlug ein. Er tat dasselbe auch mit den Andern, die sich mit mir herzlich freuen, hier so ganz unerwartet einen Freund und Beschützer gefunden zu haben. Wir sollten es später zu bereuen haben. Der Bejat meinte es nicht böse mit uns; aber er glaubte, an uns eine gute Erwerbung gemacht zu haben, die ihm großen Nutzen bringen werde.

»Welche Stämme trifft man von hier bis Sinna?« erkundigte ich mich.

»Hier ist ein freies Land, wo bald dieser und bald jener Stamm seine Herden weidet; wer der Stärkere ist, der bleibt.«

»Zu welchem Stamme seid ihr geladen?«

»Zu dem der Dschiaf.«

»So freue dich deiner Freunde; denn der Stamm der Dschiaf ist der mächtigste des ganzen Landes! Die Scheik-Ismaël, Zengeneh, Kelogawani, Kelhore und sogar die Schenki und Hollali fürchten ihn.«

»Emir, warst du bereits einmal hier?«

»Noch niemals.«

»Aber du kennst ja alle Stämme dieser Gegend!«

»Vergiß nicht, daß ich ein Franke bin!«

»Ja, die Franken wissen alles, selbst das, was sie nicht gesehen haben. Hast du auch vom Stamme der Bebbeh gehört?«

»Ja. Er ist der reichste Stamm weit und breit und hat seine Dörfer und Zelte in der Umgebung von Sulimania.«

»Du bist recht berichtet. Hast du Freunde oder Feinde unter ihnen?«

»Nein. Ich bin noch nie mit einem Bebbah zusammengetroffen.«

»Vielleicht werdet ihr sie kennen lernen.«

»Werdet ihr ihnen begegnen?«

»Vielleicht, obgleich wir gern ein Zusammentreffen vermeiden.«

»Kennst du den Weg nach Sinna ganz genau?«

»Ganz genau.«

»Wie weit ist es von hier bis dahin?«

»Wer ein gutes Pferd hat, der reitet in drei Tagen hin.«

»Und wie weit ist es bis Sulimania?«

»Du kannst es schon in zwei Tagen erreichen.«

»Wann brecht ihr morgen auf?«

»Sobald die Sonne erscheint. Wünschst du, zur Ruhe zu gehen?«

»Wie es dir angenehm ist.«

»Der Wille des Gastes ist Gesetz im Lager, und ihr seid müde, denn du hast die Pfeife bereits fortgelegt. Auch der Amasdar {Mann mit der Beule = Lindsay} macht schon seine Augen zu. Ich gönne euch die Ruhe.«

»Bejatend schirinkar – die Bejat haben angenehme Sitten. Erlaube, daß wir unsere Decken ausbreiten!«

»Tut es. Allah aramed schumara – Gott gebe euch Schlaf!«
{Wörtlich: Allah singe oder lulle euch ein!}

Auf einen Wink von ihm wurden ihm Teppiche gebracht, aus denen er sich ein Ruhelager bereitete. Meine Gefährten machten es sich so bequem wie möglich; ich aber verlängerte die Zügel meines Pferdes durch den Lasso, dessen Ende ich mir um das Handgelenk band, und legte mich dann außerhalb des Lagerkreises nieder. So konnte der Rappe weiden, und ich war seiner sicher, zumal der Hund an meiner Seite wachte.

So verging eine Weile.

Ich hatte die Augen noch nicht geschlossen, so näherte sich mir jemand. Es war der Engländer, der seine beiden Decken neben mir niederlegte.

»Schöne Freundschaft das,« brummte er. »Sitze da, verstehe

kein Wort! Denke, es soll mir erklärt werden! Da aber machte sich der Kerl aus dem Staube. Hm! Danke sehr!«

»Verzeiht, Sir! Euch hatte ich wahrhaftig vergessen!«

»Mich vergessen! Seid Ihr blind, oder bin ich nicht groß genug?«

»Na, in die Augen fallt Ihr schon, besonders seit Ihr den Leuchtturm im Gesichte habt. Also was wollt Ihr wissen?«

»Alles! Übrigens mit dem Leuchtturme, das laßt sein, Master! Was habt Ihr denn mit diesem Scheik oder Khan besprochen?«

Ich erklärte es ihm.

»Well, das ist günstig. Nicht?«

»Ja. Drei Tage lang sicher sein oder nicht, das ist ein Unterschied.«

»Ihr habt also gesagt: nach Bagdad? Meint Ihr das wirklich, Master?«

»Es wäre mir allerdings das Liebste, aber es geht nicht.«

»Warum nicht?«

»Wir müssen zu den Haddedihs zurück, denn Ihr habt Eure Diener noch dort, und sodann fällt es mir auch sehr schwer, mich von Halef zu trennen. Wenigstens verlasse ich ihn nicht eher, als bis ich ihn gesund und sicher bei seinem jungen Weibe weiß.«

»Richtig! *Yes!* Braver Kerl! Zehntausend Pfund wert. *Well!* Möchte auch sonst gern wieder hin.«

»Warum?«

»Wegen Fowling-bulls.«

»Oh, Altertümer sind in der Nähe von Bagdad auch zu finden; zum Beispiel in den Ruinen bei Hilla. Dort hat Babylon gestanden, und es gibt da Trümmerfelder von einem Umkreise von mehreren geographischen Meilen, obgleich Babylon nicht so groß gewesen ist, wie Niniveh.«

»Oh! Ah! Hinreiten! Nach Hillah! Nicht?«

»Darüber läßt sich noch nichts sagen. Die Hauptsache ist zunächst, daß wir den Tigris glücklich erreichen. Das Weitere wird sich dann finden.«

»Schön! Wir gehen aber hin! *Yes! Well! Good night!*«

»Gute Nacht!«

Der gute Lindsay dachte heute nicht, daß wir eher und unter ganz andern Umständen, als er jetzt meinte, nach jenen Gegenden kommen würden. Er wickelte sich in seine Decke und ließ bald ein lautes Schnarchen vernehmen. Auch ich schlief ein, gewahrte aber vorher, daß vier Männer von den Bejat sich zu Pferde setzten und fortritten.

Als ich erwachte, graute der Tag, und einzelne der Turko-
manen waren bereits mit ihren Pferden beschäftigt. Halef, der auch schon munter war, hatte gleichfalls am Abend das Wegreiten der vier Bejat bemerkt und meldete es mir nun. Dann fragte er:

»Sihdi, warum senden sie Boten fort, wenn sie es ehrlich mit uns meinen?«

»Ich glaube nicht, daß diese vier just unsertwegen fortgeritten sind. Wir wären ja auch so schon vollständig in der Gewalt des Khan, wenn er Übles gegen uns vorhätte. Sorge dich nicht, Halef!«

Ich dachte mir, daß die Reiter wegen der Gefährlichkeit der Gegend als Kundschafter vorausgeschickt worden seien, und hatte damit auch wirklich das Richtige getroffen, wie ich auf meine Erkundigung von Heider Mirlam selbst erfuhr.

Nach einem sehr schmalen Frühstück, welches nur aus einigen Datteln bestand, brachen wir auf. Der Khan hatte seine Leute in einzelne Trupps geteilt, welche sich in Abständen von einer Viertelstunde folgten. Er war ein kluger, vorsichtiger Mann, der für die Sicherheit der Seinen nach besten Kräften sorgte.

Wir ritten ohne Rast bis Mittag. Als die Sonne am höchsten stand, machten wir Halt, um unsern Pferden die nötige Ruhe zu gönnen. Wir waren während unseres Rittes auf keinen einzigen Menschen gestoßen und hatten an gewissen Stellen, an Büschen, Bäumen oder am Boden Zeichen der vier vorausgesandten Reiter gefunden, welche uns dadurch die Richtung angaben, der wir folgen mußten.

Diese Richtung war mir rätselhaft. Von unserm gestrigen Ruheplatze aus hatte Sinna im Südosten gelegen, aber anstatt

infolgedessen diese Richtung einzuhalten, waren wir fast ganz genau nach Süd geritten.

»Du wolltest zu den Dschiaf?« erinnerte ich den Khan.

»Ja.«

»Dieser wandernde Stamm befindet sich jetzt in der Gegend von Sinna?«

»Ja.«

»Aber wenn wir so fortreiten, kommen wir nie nach Sinna, sondern nach Banna oder gar Nweizgieh!«

»Willst du sicher reisen, Herr?«

»Das versteht sich!«

»Wir auch. Und aus diesem Grunde ist es geraten, daß wir die feindlichen Stämme umgehen. Wir werden noch bis heut abend sehr scharf zu reiten haben und dann können wir uns ausruhen; denn wir müssen morgen erwarten, daß der Weg nach Ost frei wird.«

Diese Erklärung wollte mir nicht ganz einleuchten; aber es war mir nicht möglich, seine Gründe zu widerlegen, und so schwieg ich.

Nach einer zweistündigen Ruhe brachen wir wieder auf. Unser Ritt war ein sehr scharfer, und ich bemerkte, daß er uns oft im Zickzack führte; es hatte also viele Punkte gegeben, von denen uns die vier Kundschafter fernhalten wollten.

Gegen Abend mußten wir eine hohlwegähnliche Vertiefung durchreiten. Ich befand mich an der Seite des Khans, der bei der vordersten Abteilung war. Wir hatten diese Stelle fast zurückgelegt, als wir auf einen Reiter trafen, dessen bestürztes Gesicht uns verriet, daß er nicht gedacht hatte, hier an diesem Orte Fremden zu begegnen. Er drängte sein Pferd zur Seite, senkte die Lanze und grüßte:

»Sallam!«

»Sallam!« antwortete der Khan. »Wohin geht dein Weg?«

»In den Wald. Ich will mir ein Bergschaf {Reh} erjagen.«

»Zu welchem Stamme gehörst du?«

»Ich bin ein Bebbeh.«

»Wohnest du, oder wanderst du?«

»Wir wohnen zur Zeit des Winters; im Sommer aber führen wir unsere Herden zur Weide.«

»Wo wohnest du im Winter?«

»In Nweizgieh. Im Südost von hier. In einer Stunde kannst du es erreichen. Meine Gefährten werden euch gern willkommen heißen.«

»Wie viel Männer seid ihr?«

»Vierzig, und bei andern Herden sind noch mehr.«

»Gib mir deine Lanze!«

»Warum?« fragte der Mann erstaunt.

»Und deine Flinte!«

»Warum?«

»Und dein Messer! Du bist mein Gefangener!«

»Maschallah!«

Dieses Wort war ein Ausruf des Schreckens. Sogleich aber blitzte es in seinen scharfen Zügen auf; er riß sein Pferd empor, warf es herum und sprengte zurück.

»Fange mich!« hörten wir noch den Ruf des schnell handelnden Mannes.

Da nahm der Khan seine Flinte zur Hand und legte auf den Fliehenden an. Ich hatte kaum Zeit, den Lauf zur Seite zu schlagen, so krachte der Schuß. Natürlich ging die Kugel an ihrem Ziel vorüber. Der Khan hob die Faust gegen mich, besann sich aber sofort eines Besseren.

»Khyangar {Verräter}! Was tust du?« rief er zornig.

»Ich bin kein Verräter,« antwortete ich ruhig. »Ich will nicht haben, daß du eine Blutschuld auf dich ladest.«

»Aber er mußte sterben! Wenn er uns entkommt, so müssen wir es büßen.«

»Lässest du ihm das Leben, wenn ich ihn dir bringe?«

»Ja. Aber du wirst ihn nicht fangen!«

»Warte!«

Ich ritt dem Flüchtigen nach. Er war nicht mehr zu sehen; aber als ich die Schlucht hinter mir hatte, bemerkte ich ihn. Vor mir lag eine mit weißem Krokus und wilden Nelken bewachsene Ebene, jenseits der die dunkle Linie eines Waldes

sichtbar wurde. Wenn ich ihn den Wald erreichen ließ, so war er wohl für mich verloren.

»Rih!« rief ich, indem ich meinem Rappen die Hand zwischen die Ohren legte. Das brave Tier war längst nicht mehr bei vollen Kräften; auf dieses Zeichen hin aber flog es über den Boden, als ob es wochenlang ausgeruht habe. In zwei Minuten war ich dem Bebbbeh um zwanzig Pferdelängen nahe gekommen.

»Halt!« rief ich ihm zu.

Dieser Mann war sehr mutig. Statt weiter zu fliehen oder zu halten, warf er sein Pferd auf den Häcksen herum und kam mir entgegen. Im nächsten Augenblick mußten wir zusammenprallen. Ich sah ihn die Lanze heben und griff zu dem leichten Stutzen. Da nahm er sein Pferd um einige Zoll nur auf die Seite. Wir sausten aneinander vorüber; die Spitze seines Speeres war auf meine Brust gerichtet; ich parierte glücklich, nahm aber sofort mein Pferd herum. Er hatte eine andere Richtung eingeschlagen und suchte zu entkommen. Warum bediente er sich nicht seiner Flinte? Auch war sein Pferd zu wenig schlecht, als daß ich es unter ihm hätte erschießen mögen. Ich nahm den Lasso von der Hüfte, befestigte das eine Ende desselben am Sattelknopfe und legte dann den langen, unzerreißbaren Riemen in die Schlingen. Er blickte sich um und sah mich näher kommen. Er hatte wohl noch nie von einem Lasso gehört und wußte also auch nicht, wie man dieser so gefährlichen Waffe entgehen kann. Zur Lanze schien er kein Vertrauen mehr zu haben, denn er nahm sein langes Gewehr, dessen Kugel ja nicht zu parieren war. Ich maß die Entfernung scharf mit dem Auge, und grad, als er den Lauf erhob, schwirrte der Riemen durch die Luft. Kaum hatte ich mein Pferd zur Seite genommen, so fühlte ich einen Ruck: ein Schrei erscholl, und ich hielt an – der Bebbbeh lag mit umschlungenen Armen am Boden. Einen Augenblick später stand ich bei ihm.

»Hast du dir wehe getan?«

Diese meine Frage mußte unter den gegenwärtigen Umständen allerdings wie Hohn klingen. Er suchte seine Arme zu befreien und knirschte:

»Räuber!«

»Du irrst! Ich bin kein Räuber; aber ich wünsche, daß du mit mir reitest.«

»Wohin?«

»Zum Khan der Bejat, dem du entflohen bist.«

»Der Bejat? Also gehören die Männer, welche ich traf, zu diesem Stamme! Und wie heißt der Khan?«

»Heider Mirlam.«

»Oh, nun weiß ich alles. Allah möge euch verderben, die ihr doch nur Diebe und Schufte seid!«

»Schimpfe nicht! Ich verspreche dir bei Allah, daß dir nichts geschehen soll!«

»Ich bin in deiner Gewalt und muß dir folgen.«

Ich nahm ihm das Messer aus dem Gürtel und hob die Lanze und die Flinte vom Boden; sie waren ihm beim Sturze entfallen. Dann löste ich den Riemen und stieg schnell zu Pferde, um auf alles gefaßt zu sein. Er schien keinen Gedanken an Flucht zu hegen, sondern piff seinem Pferde und schwang sich auf.

»Ich traue deinem Worte,« sagte er. »Komm!«

Wir galoppierten nebeneinander zurück und fanden die Bejat am Ausgange der Vertiefung auf uns warten. Als Heider Mirlam den Gefangenen erblickte, klärte sich sein finsternes Gesicht auf.

»Herr, du bringst ihn wirklich!« rief er.

»Ja, denn ich habe es dir versprochen. Aber ich habe ihm mein Wort gegeben, daß ihm nichts geschehen soll. Hier sind seine Waffen!«

»Er soll später alles wieder haben, jetzt aber bindet ihn, damit er nicht entfliehen kann!«

Diesem Befehle wurde sogleich Gehorsam geleistet. Unter dessen war die zweite unserer Abteilungen herangekommen, und ihr wurde der Gefangene mit dem Bedeuten übergeben, ihn zwar gut zu behandeln, ihn aber ebenso gut zu bewachen. Dann ward der unterbrochene Ritt fortgesetzt.

»Wie ist er in deine Gewalt gekommen?« fragte der Khan.

»Ich habe ihn gefangen,« antwortete ich kurz; denn ich war verstimmt über sein Verhalten.

»Herr, du zürnst,« meinte er; »du wirst aber noch erkennen, daß ich so handeln mußte.«

»Ich hoffe es!«

»Dieser Mann darf nicht ausplaudern, daß die Bejat in der Nähe sind.«

»Wann wirst du ihn entlassen?«

»Sobald es ohne Gefahr geschehen kann.«

»Bedenke, daß er eigentlich mir gehört. Ich hoffe, daß mein ihm gegebenes Wort nicht zu Schanden werde!«

»Was würdest du tun, wenn das Gegenteil geschähe?«

»Ich würde einfach dich –«

»Töten?« fiel er mir in die Rede.

»Nein. Ich bin ein Franke, das heißt, ich bin ein Christ; ich töte nur dann einen Menschen, wenn ich mein Leben gegen ihn verteidigen muß. Ich würde dich also nicht töten, aber ich würde die Hand, mit welcher du dein Versprechen mir bekräftigt hast, zu Schanden schießen. Der Emir der Bejat wäre dann wie ein Knabe, der kein Messer zu führen versteht, oder wie ein altes Weib, auf dessen Stimme nichts gegeben wird.«

»Herr, wenn mir das ein Anderer sagte, so würde ich lachen; euch aber traue ich es zu, daß ihr mich mitten unter meinen Kriegern angreifen würdet.«

»Allerdings täten wir das! Es ist keiner unter uns, der sich vor deinen Bejat fürchten möchte.«

»Auch Mohammed Emin nicht?« erwiderte er lächelnd.

Ich sah mein Geheimnis verraten, aber ich antwortete gleichmütig:

»Auch er nicht.«

»Und Amad el Ghandur, sein Sohn?«

»Hast du jemals vernommen, daß er ein Feigling sei?«

»Nie! Herr, wäret ihr nicht Männer, so hätte ich euch nicht bei uns aufgenommen; denn wir reiten auf Wegen, welche gefährlich sind. Ich wünsche, daß wir sie glücklich vollenden!«

Der Abend brach herein, und eben, als es so dunkel wurde, daß es die höchste Zeit zum Lagern war, gelangten wir an einen Bach, der aus einem Labyrinth von Felsen in das Freie sich ergoß. Dort lagerten die vier Bejat, welche uns vorausgeritten

waren. Der Khan stieg ab und trat zu ihnen, um sich längere Zeit leise mit ihnen zu unterhalten.

Warum tat er so heimlich? Hatte er etwas vor, was nur sie allein wissen durften? Endlich gebot er seinen Leuten, abzustiegen. Einer der vier schritt uns voran, in das Felsengewirr hinein. Wir führten die Pferde hinter uns und gelangten nach einiger Zeit in eine große, ganz von Felsen eingeschlossene freie Rundung. Dieser Ort war das sicherste Versteck, das jemals gefunden werden konnte, freilich viel zu klein für zweihundert Mann und deren Pferde.

»Bleiben wir hier?« fragte ich.

»Ja,« antwortete Heider Mirlam.

»Aber nicht alle!«

»Nur vierzig; die andern werden in der Nähe lagern.«

Diese Antwort mußte mich zufriedenstellen; nur wunderte es mich, daß trotz der Sicherheit unserer Lage kein Feuer angebrannt wurde. Dies fiel auch den Gefährten auf.

»Schöner Platz!« sagte Lindsay. »Kleine Arena. Nicht?«

»Allerdings.«

»Aber feucht und kalt hier am Wasser. Warum nicht Feuer anmachen?«

»Weiß es nicht. Vielleicht sind feindliche Kurden in der Nähe.«

»Was aus ihnen machen? Niemand kann uns sehen. Hm! Gefällt mir nicht!«

Er warf einen zweifelhaften Blick auf den Khan, welcher mit dem sichtlichen Bestreben, von uns nicht gehört zu werden, zu seinen Leuten redete. Ich setzte mich zu Mohammed Emin, welcher auf diese Gelegenheit gewartet zu haben schien, denn er fragte mich sofort:

»Emir, wie lange bleiben wir bei diesen Bejat?«

»So lange es dir beliebt.«

»Ist es dir recht, so trennen wir uns morgen von ihnen.«

»Warum?«

»Ein Mann, der die Wahrheit verschweigt, ist kein guter Freund.«

»Hältst du den Khan für einen Lügner?«

»Nein; aber ich halte ihn für einen Mann, der nicht alles sagt, was er denkt.«

»Er hat dich erkannt.«

»Ich weiß es; ich habe es an seinen Augen gesehen.«

»Nicht bloß dich, sondern auch Amad el Ghandur.«

»Das ist leicht zu denken, da mein Sohn die Züge seines Vaters trägt.«

»Macht dir dies vielleicht Sorgen?«

»Nein. Wir sind Gäste der Bejat geworden, und sie werden uns nicht verraten. Aber warum haben sie diesen Bebbeh gefangen genommen?«

»Damit er unsere Anwesenheit nicht verraten kann.«

»Warum soll sie nicht verraten werden, Emir? Was haben zweihundert bewaffnete und gut berittene Reiter zu fürchten, wenn sie keinen Troß bei sich haben, weder Weib noch Kind, weder Kranke noch Greise, weder Zelte noch Herden? In welcher Gegend befinden wir uns, Effendi?«

»Wir sind inmitten des Gebietes der Bebbeh.«

»Und er wollte zu den Dschiaf? Ich habe wohl bemerkt, daß wir immer gegen Mittag ritten. Warum teilt er heute die Leute in zwei Lager? Emir, dieser Heider Mirlam hat zwei Zungen, obgleich er es ehrlich mit uns meint. Wenn wir uns morgen von ihm trennen wollen, welchen Weg schlagen wir dann ein?«

»Wir haben die Berge des Zagros zu unserer Linken. Die Distriktshauptstadt Banna liegt ganz in unserer Nähe, wie ich vermute. Geht man an ihr vorüber, so kommt man nach Amehdabad, Bija, Surene und Bayendereh. Hinter Amehdabad öffnet sich ein Paß, welcher durch einsame Schluchten und Täler nach Kizzelzieh führt. Dort hat man die Hügel von Girzeh und Sersir zur Rechten, ebenso die kahlen Berge von Kurri-Kazhaf; man gelangt an die beiden Wasserläufe Bistan und Karadscholan, welche sich mit dem Kizzelzieh vereinigen und in den Kiuprisee fallen. Haben wir diesen erreicht, so sind wir geborgen. Dieser Weg ist freilich beschwerlich.«

»Woher weißt du dies?«

»Ich habe in Bagdad mit einem Bulbassi-Kurden gesprochen, welcher mir diese Gegend so gut beschrieb, daß ich mir

eine kleine Karte anfertigen konnte. Ich glaubte nicht, sie brauchen zu können, habe sie aber doch hier in mein Tagebuch gezeichnet.«

»Und du meinst, daß es gut sei, diesen Weg einzuschlagen?«

»Ich habe mir auch andere Orte, Berge und Flüsse aufgezeichnet, halte diesen Weg aber für den besten. Wir könnten entweder nach Sulimania oder über Mik und Doweiza nach Sinna reiten, wissen aber nicht, welche Aufnahme wir dort finden.«

»So bleibt es dabei: – wir trennen uns morgen von den Bejat und ziehen über die Berge nach dem See von Kiupri. Wird dich deine Karte nicht täuschen?«

»Nein, wenn mich der Bulbassi nicht getäuscht hat.«

»So laß uns ruhen und schlafen! Die Bejat mögen tun, was ihnen beliebt.«

Wir tranken unsere Pferde am Bache und sorgten für das notwendige Futter. Dann legten sich die Andern gleich zur Ruhe, während ich den Khan aufsuchte.

»Heider Mirlam, wo sind die andern Bejat?«

»In der Nähe. Warum fragest du?«

»Bei ihnen ist der gefangene Bebbah, den ich sehen möchte.«

»Warum willst du ihn sehen?«

»Es ist meine Pflicht, weil er mein Gefangener ist.«

»Er ist nicht dein, sondern mein Gefangener; denn du hast ihn mir übergeben.«

»Darüber wollen wir uns nicht streiten; aber ich möchte doch nachsehen, wie er sich befindet.«

»Er befindet sich gut. Wenn Heider Mirlam dies sagt, so ist es wahr. Sorge dich nicht um ihn, Herr, sondern setze dich zu mir, und laß uns eine Pfeife Tabak rauchen!«

Ich folgte seinem Worte, um ihn nicht zu erzürnen, verließ ihn aber sehr bald wieder, um mich niederzulegen. Warum sollte ich den Bebbah nicht sehen? Schlecht behandelt wurde er nicht; dafür bürgte mir das Wort des Khan. Dieser aber wurde jedenfalls von einem Grunde geleitet, den mein

mangelhafter Scharfsinn nicht zu entdecken vermochte. Ich beschloß, morgen in aller Frühe den Bebbah auf meine eigene Gefahr hin freizulassen und dann mich von den Bejat zu trennen. So schlief ich ein.

Wenn man vom Morgengrauen bis zum späten Abend auf dem Pferde hängt, so wird man selbst als Gewohnheitsreiter müde. Das war auch bei mir der Fall. Ich schlief gut und fest, und ich wäre sicher vor dem Morgen nicht aufgewacht, wenn nicht das Murren meines Hundes mich geweckt hätte. Als ich die Augen aufschlug, war es sehr dunkel; dennoch erkannte ich einen Mann, welcher aufrecht in meiner Nähe stand.

Ich griff zum Messer.

»Wer bist du?«

Bei dieser Frage erwachten auch die Gefährten und nahmen die Waffen zur Hand.

»Kennst du mich nicht, Herr?« erklang die Antwort. »Ich bin einer der Bejat.«

»Was willst du?«

»Herr, hilf uns! Der Bebbah ist entflohen!«

Ich sprang sofort auf und die Andern mit.

»Der Bebbah? Wann?«

»Ich weiß es nicht. Wir haben geschlafen.«

»Ah! Hundertsechzig Mann haben ihn bewacht, und er ist entflohen?«

»Sie sind ja nicht da!«

»Diese Hundertundsechzig sind fort?«

»Sie kommen wieder, Herr.«

»Wohin sind sie?«

»Ich weiß es nicht.«

»Wo ist der Khan?«

»Auch mit fort.«

Da faßte ich den Mann bei der Brust.

»Mensch, habt ihr vielleicht eine Schurkerei gegen uns vor? Das sollte euch schlecht bekommen!«

»Laß mich, Herr! Wie können wir dir Schlimmes tun! Du bist ja unser Gast!«

»Halef, untersuche, wie viele Bejat sich noch hier befinden!«

Es war so dunkel, daß man den Platz nicht zu überblicken vermochte. Der kleine Hadschi erhob sich, um meinen Befehl auszuführen.

»Es sind noch vier hier,« erklärte sogleich der Bejat, »und einer steht draußen am Eingang, um ihn zu bewachen. Drüben aber im andern Lager waren wir unser zehn, um den Gefangenen zu bewachen.«

»Wie ist er euch entkommen? Zu Fuße?«

»Nein. Er hat sein Pferd mitgenommen, nebst einigen Waffen von uns.«

»Das ist ein Beweis, daß ihr sehr kluge und aufmerksame Wächter seid. Aber warum kommt ihr da zu mir?«

»Herr, fange ihn wieder!«

Beinahe hätte ich laut aufgelacht. Eine naivere Zumutung konnte mir ja gar nicht gestellt werden. Ich ließ diese Aufforderung ganz unbeachtet und erkundigte mich nur weiter:

»Ihr wißt also nicht, wo der Khan mit den Andern ist?«

»Wir wissen es wirklich nicht.«

»Aber er muß doch einen Grund haben, fortzugehen!«

»Den hat er.«

»Welcher ist es?«

»Herr, wir sollen ihn dir nicht sagen.«

»Gut. Wir wollen einmal sehen, wer jetzt zu befehlen hat, der Khan oder ich – – «

Halef unterbrach mich, indem er meldete, daß wirklich nur noch vier Bejat zu bemerken seien.

»Sie stehen dort in der Ecke und hören uns zu, Sihdi!« sagte er.

»Laß sie stehen! Aber sag, sind deine Pistolen geladen, Hadschi Halef Omar?«

»Hast du sie jemals ungeladen gesehen, Sihdi?«

»Nimm sie heraus, und wenn dieser Mann die Frage, welche ich ihm jetzt zum letzten Male vorlegen werde, nicht beantwortet, so jagst du ihm eine Kugel durch den Kopf. Verstanden?«

»Habe keine Sorge, Sihdi; er soll zwei Kugeln erhalten anstatt einer!«

Er nahm die Waffen aus dem Gürtel und ließ die vier Hähne spielen. Ich fragte den Bejat abermals:

»Weshalb hat sich der Khan entfernt?«

Die Antwort ließ nicht einen Augenblick auf sich warten.

»Um die Bebbeh zu überfallen.«

»Die Bebbeh? So hat er mich also belogen! Er sagte, daß er die Dschiaf besuchen wolle.«

»Herr, Khan Heider Mirlam sagt nie eine Lüge! Er will wirklich zu den Dschiaf, wenn ihm der Überfall gelungen ist.«

Jetzt fiel mir ein, daß er mich gefragt hatte, ob ich mit den Bebbeh Freund oder Feind sei. Er hatte mir seinen Schutz angedeihen lassen und mir doch auch meine Unbefangenheit bewahren wollen.

»Lebt ihr mit den Bebbeh in Unfrieden?« fragte ich weiter.

»Sie mit uns, Herr. Wir werden ihnen dafür heute ihre Herden, ihre Teppiche und Waffen wegnehmen. Hundertundfünfzig Männer werden diese Beute heimschaffen, und fünfzig werden mit dem Khan zu den Dschiaf gehen.«

»Wenn die Bebbeh es erlauben,« fügte ich hinzu.

Trotz der Dunkelheit bemerkte ich, daß er den Kopf stolz emporwarf.

»Diese? Die Bebbeh sind Feiglinge! Hast du nicht gesehen, daß dieser Mann heute vor uns geflohen ist?«

»Einer vor zweihundert!«

»Und du allein hast ihn gefangen!«

»Bah! Ich fange unter Umständen ebensogut zehn Bejat. Zum Beispiele: Du und diese vier, die Wache draußen und die neun drüben im andern Lager, ihr seid jetzt meine Gefangenen. Halef, bewache den Ausgang. Wer diesen Platz ohne meine Erlaubnis betreten oder verlassen will, den erschießest du!«

Der wackere Hadschi verschwand sofort nach dem Ausgange hin; der Bejat sagte ängstlich:

»Herr, du scherzest!«

»Ich scherze nicht. Der Khan hat mir das Wichtigste ver-

schwiegen, und auch du hast nur darum gesprochen, weil ich dich gezwungen habe. Darum sollt ihr mir dafür bürgen, daß ich hier sicher bin. Kommt herbei, ihr Viere!«

Sie folgten meinem Befehle.

»Legt eure Waffen hier zu meinen Füßen nieder!« – Und als sie zögerten, fügte ich hinzu: »Ihr habt von uns gehört! Meint ihr es ehrlich mit uns, so geschieht euch nichts und ihr erhaltet eure Waffen wieder; weigert ihr euch aber, mir zu gehorchen, so kann euch kein Dschinni und Scheitan helfen!«

Jetzt taten sie, was ich von ihnen verlangt hatte. Ich übergab die Gewehre den Gefährten und instruierte Mohammed Emin, wie er sich nun weiter zu verhalten habe. Dann verließ ich den Platz, um dem Laufe des Baches in das Freie hinaus zu folgen.

Draußen fand ich zwischen Steinen die Wache, welche mich gleich erkannte.

»Wer hat dich hergestellt?« fragte ich.

»Der Khan.«

»Wozu?«

»Damit er, wenn er kommt, gleich weiß, daß alles in Ordnung ist.«

»Sehr gut! Gehe einmal hinein, und sage meinen Gefährten, daß ich gleich wieder kommen werde.«

»Ich darf diese Stelle nicht verlassen.«

»Der Khan weiß nichts davon.«

»Er wird es erfahren.«

»Das ist möglich; aber ich werde ihm sagen, daß ich es dir befohlen habe.«

Jetzt ging der Mann. Ich wußte, daß er von Mohammed zurückbehalten und entwaffnet werden würde. Nun hatte ich mich zwar nicht erkundigt, wo das zweite Lager sei; aber ich hatte am Abend in der Nähe des unserigen Stimmen vernommen und glaubte daher, die Stelle leicht finden zu können. So geschah es auch; ich hörte ein Pferd stampfen, und als ich dem Laute nachging, fand ich die neun am Boden sitzenden Bejat, die mich in der Dunkelheit für ihren Kameraden hielten, denn der eine rief:

»Was sagte er?«

»Wer?«

»Der fremde Emir!«

»Hier steht er selbst,« antwortete ich.

Jetzt erkannten sie mich und standen auf.

»Oh, Emir, hilf uns!« bat der eine. »Der Bebbeh ist uns entflohen, und wenn der Khan zurückkehrt, so wird es uns sehr schlimm ergehen.«

»Wie ist er entkommen? Hattet ihr ihn denn nicht gebunden?«

»Er war gebunden, aber er muß seine Bande nach und nach gelockert haben, und als wir schliefen, hat er sein Pferd nebst unsern Gewehren genommen und ist entwischt.«

»Nehmt eure Pferde, und folgt mir!«

Sie gehorchten sofort, und ich führte sie nach unserm Lagerplatz. Als wir denselben erreichten, hatte der Haddedihn indes ein kleines Feuer angebrannt, um die Umgebung zu erleuchten. Die Wache saß bereits waffenlos bei den andern Bejat. Die neun Männer, welche ich jetzt brachte, waren von dem ihnen widerfahrenen Unfalle so niedergeschmettert, daß sie mir ohne Widerrede ihre Messer und Lanzen übergaben. Ich erklärte den fünfzehn Männern, daß sie nur dann von uns etwas zu fürchten hätten, wenn es ihrem Khan einfallen sollte, einen Verrat an uns zu begehen; den entflohenen Bebbeh aber könne ich ihnen unmöglich wieder bringen.

Master Lindsay hatte sich während meiner Abwesenheit, so gut es bei seinem Mangel an Sprachkenntnis möglich war, von Halef das ihm noch Unverständliche erklären lassen. Jetzt trat er zu mir.

»Sir, was tun wir mit den Kerls?«

»Das soll sich erst finden, wenn der Khan zurückkehrt.«

»Wenn sie aber ausreißen?«

»Das gelingt ihnen nicht. Wir überwachen sie ja, und übrigens werde ich unsern Hadschi Halef Omar an den Ausgang stellen.«

»Dorthin?« – Er deutete nach dem Gange, der in das Freie

führte. Als ich nickte, fügte er bei: »Ist nicht genug! – Gibt noch einen zweiten Ausgang. Da hinten! *Yes!*«

Ich sah nach der Richtung, welche mir seine Hand andeutete, und gewahrte beim Scheine der Flamme ein hohes Felsenstück, vor welchem ein Busch stand.

»Ihr scherzt, Sir!« sagte ich. »Wer kann über diesen Stein kommen! Er ist wenigstens fünf Meter hoch.«

Er lachte mit dem ganzen Gesichte, so daß sein Mund das berühmte Trapezoid bildete, innerhalb dessen Linien die großen gelben Zähne sichtbar wurden.

»Hm! Seid ein gescheiter Kerl, Master! Aber David Lindsay ist doch noch klüger. *Well!*«

»Erklärt Euch, Sir!«

»Geht einmal hin, und seht Euch den Stein und den Busch an!«

»Also wirklich? Aber hingehen kann ich nicht, denn ich würde die Bejat auf diesen Ausgang aufmerksam machen, wenn er wirklich vorhanden ist.«

»Er ist da, wirklich da, Master! *Yes!*«

»Inwiefern?«

»Das ist nicht ein Stein, sondern es sind zwei Steine, und zwischen der schmalen Lücke steht der Busch. Verstanden?«

»Ah, das kann für uns von großem Vorteile sein. Wissen die Bejat etwas davon?«

»Glaube nicht; denn als ich dort war, haben sie nicht auf mich geachtet.«

»Ist die Lücke sehr schmal?«

»Man kann mit einem Pferde hindurch.«

»Und wie ist das Terrain dann hinter ihr?«

»Weiß nicht. Konnte es nicht sehen.«

Das war so wichtig, daß ich es gleich untersuchen mußte. Ich machte die Gefährten auf mein Vorhaben aufmerksam und verließ den Lagerplatz. Draußen umging ich das Felsengewirr und fand wegen der Dunkelheit nur mit vieler Mühe endlich den Ort, wo der Busch zwischen den beiden Felsen stand. Die Öffnung, welche er maskierte, war etwas über zwei Meter breit. Hinter ihr gab es zwar auch noch eine Menge bunt

durcheinander geworfenen Gesteins, aber es war wenigstens beim Lichte des Tages nicht schwer, ein Pferd hindurch zu lenken.

Da ich nicht wußte, was uns begegnen konnte, so zog ich mein Messer, trat an den Busch heran und machte so tiefe Einschnitte in einige der Stämmchen, daß sie nach außen fallen mußten, falls man mit dem Pferde darüber hinwegstrich. Natürlich geschah dies so vorsichtig, daß die dahinter lagernden Bejat nichts davon merkten. Dann kehrte ich zu dem Lagerplatz zurück und stellte Halef am Eingange desselben auf. Er erhielt die Weisung, uns jede Annäherung sofort zu melden.

»Was hast du gefunden, Effendi?« fragte Mohammed Emin.

»Einen prachtvollen Ausweg für den Fall, daß wir uns ohne ›Sallam‹ entfernen müßten.«

»Durch den Busch hinaus?«

»Ja. Ich habe ihn durchschnitten. Sobald ein Reiter hindurchbricht, wird der Strauch umgerissen und die Folgenden haben dann freie Bahn.«

»Gibt es dann noch Gestein?«

»Ja, große Steinbrocken mit Dorn und Pflanzenwerk dazwischen; aber wenn es hell ist, kommt man recht gut hindurch.«

»Meinst du denn, daß wir diesen Weg gebrauchen werden?«

»Ich weiß es nicht, aber ich ahne es. Lache nicht über mich, Mohammed Emin; aber bereits seit meiner Kindheit habe ich ein gewisses Ahnungsvermögen besessen, welches mich oft auf noch entfernte Dinge aufmerksam machte.«

»Ich glaube dir. Allah ist groß!«

»Freudige Dinge ahne ich nie vorher. Aber zuweilen erfaßt mich eine Unruhe, eine Angst, als hätte ich etwas Böses begangen, dessen Folgen ich nun fürchten müsse. Dann ist sicher und regelmäßig etwas geschehen, was mir Schaden bringt. Und wenn ich später die Zeit vergleiche, so stimmt es ganz genau: die Gefahr hat in demselben Augenblick begonnen, an welchem mich die Angst überfiel.«

»So wollen wir auf die Warnung achten, welche dir Allah sendet.«

Meine Besorgnis äußerte ihre Wirkung auch auf die Gefährten. Das Gespräch stockte, und wir lagen wortlos beieinander, bis der Tag anbrach. Kaum aber war es möglich, den Blick in die Ferne zu richten, so kam Halef hereingeeilt und meldete, daß er viele Reiter gesehen habe. Ihre genaue Zahl hatte er nicht unterscheiden können.

Ich trat zum Pferde, nahm das Fernrohr aus der Satteltasche und folgte Halef. Man erkannte mit dem bloßen Auge draußen auf der Ebene eine Menge dunkler Gestalten; durch das Rohr konnte ich sie deutlicher unterscheiden.

»Sihdi, wer ist es?« fragte Halef.

»Die Bejat sind es.«

»Aber ihrer sind nicht so viele!«

»Sie kehren mit dem Raube zurück. Sie führen die Herden der Bebbeh bei sich. Wie es scheint, reitet der Khan mit einer Schar schnell voran. Er wird also eher da sein, als die Andern.«

»Was tun wir?«

»Hm! Warte! Ich werde dir Nachricht geben.«

Ich kehrte zu den Gefährten zurück und unterrichtete sie von dem, was ich gesehen hatte. Sie waren gleich mir überzeugt, wir hätten von dem Khan nichts zu befürchten. Wir konnten ihm keinen andern Vorwurf machen, als daß er uns von seinem Vorhaben keine Mitteilung gemacht hatte. Wäre dies geschehen, so hätten wir uns ihm nicht angeschlossen; denn es lag ja sicher eine Gefahr für uns darin, in der Gesellschaft eines Herdenräubers gesehen zu werden. Wir kamen überein, ihn zwar vorsichtig, aber doch höflich zu empfangen.

Nun kehrte ich, vollständig bewaffnet, zu Halef zurück.

Der Khan kam mit seinem Trupp im Galopp herbei, und ehe fünf Minuten vergangen waren, hielt er sein Pferd vor mir an.

»Sallam, Emir!« grüßte er. »Du hast dich wohl gewundert, mich nicht bei euch zu sehen, als du erwachtest. Aber ich hatte ein dringliches Geschäft zu besorgen. Es ist gelungen. Blicke hinter dich!«

Ich sah nur ihm ins Gesicht.

»Du hast gestohlen, Khan Heider Mirlam!«

»Gestohlen?« fragte er mit ganz erstaunter Miene. »Wer seinen Feinden nimmt, was er ihnen nehmen kann, ist der ein Dieb?«

»Die Christen sagen: ja, er ist ein Dieb, und du weißt, daß ich ein Christ bin. Warum aber hast du gegen uns geschwiegen?«

»Weil wir dann Feinde geworden wären. Du hättest uns verlassen?«

»Allerdings.«

»Und die Bebbeh gewarnt?«

»Ich hätte sie nicht aufgesucht, und ich wußte ja auch nicht, welches Lager oder welchen Ort du überfallen wolltest. Aber wäre mir ein Bebbeh begegnet, so hätte ich ihn von der Gefahr benachrichtigt, die ihm drohte.«

»Siehest du, Emir, daß ich recht habe! Ich konnte nur zwei-erlei tun: – entweder mußte ich dir mein Vorhaben verschweigen, oder ich mußte dich gefangen nehmen und mit Gewalt bei mir behalten, bis alles vorüber war. Da ich dein Freund war, so habe ich das erstere getan.«

»Ich aber bin in der Nacht in das Lager zu den zehn Männern gegangen, die du dort zurückgelassen hattest,« lautete meine ruhige Antwort.

»Was wolltest du bei ihnen?« fragte der Khan.

»Sie gefangen nehmen.«

»Allah! Warum?«

»Weil ich erfuhr, daß du uns verlassen hattest. Ich wußte nicht, was mir geschehen könnte; darum nahm ich alle da gebliebenen Bejat gefangen, um sie als Bürgschaft meiner Sicherheit zu gebrauchen.«

»Herr, du bist ein sehr vorsichtiger Mann; aber du konntest mir trauen. Was hast du mit dem Bebbeh getan?«

»Nichts. Ich bekam ihn gar nicht zu sehen, denn er war entflohen.«

Der Khan entfärbte sich und rief:

»Derigh! {Persische Interjektion für ›o wehe!‹} Das ist ja ganz unmöglich! Das kann mir alles verderben. Laß mich hi-

nein zu diesen Hunden, welche sicher geschlafen haben, als sie wachen sollten!«

Jetzt erst sprang er vom Pferde, ließ es stehen und stürmte zwischen den Felsen hindurch dem Lagerplatze zu. Wir folgten ihm beide, Halef und ich. Zwischen dem Khane und seinen Leuten gab es nun eine Szene, die kaum zu beschreiben ist. Er tobte wie ein angeschossener Eber, teilte Fußstritte und Faustschläge aus und war nicht eher zu beruhigen, als bis er seine Kräfte erschöpft hatte. Ich hätte diesem Manne eine solche Wut gar nicht zugetraut.

»Laß deinen Zorn schwinden, Khan,« bat ich schließlich. »Du hättest diesen Mann doch frei lassen müssen.«

»Ich hätte es getan,« zürnte er; »aber heut noch nicht, denn mein Plan soll nicht verraten werden.«

»Welches ist dein Plan?«

»Wir haben alles mitgenommen, was wir bei den Bebbeh gefunden haben. Jetzt nun wird das Gute von dem Schlechten getrennt. Alles Wertvolle schicke ich auf weiten, aber sicheren Umwegen zu den Unserigen; alles Schlechte aber nehmen wir Andern, die wir zu den Dschiaf gehen, mit uns. Unterwegs lassen wir es stellenweise zurück. Auf diese Art lenken wir die Verfolgung auf uns; die Bebbeh glauben, sie seien von einer Abteilung der Dschiaf überfallen worden, und meine Leute kommen mit der Beute sicher zu den Lagerplätzen und Dörfern der Bejat.«

»Dieser Plan ist gut ausgedacht.«

»Aber nun wohl ohne Erfolg. Der gefangene Bebbeh gehörte zu der Abteilung, die wir überfallen haben; er wußte, daß wir Bejat sind, und wird alles verraten. Er hat sicher geahnt, was wir beabsichtigten. Er hat ein sehr gutes Pferd. Wie nun, wenn er, noch während wir mit dem Überfalle beschäftigt waren, die Schnelligkeit seines Tieres benutzt hat, um die befreundeten Lager in der Nähe in Alarm zu bringen?«

»Das wäre schlimm für euch und auch für uns, denn er hat uns bei euch gesehen,« antwortete ich.

»Er kennt auch unsern Lagerplatz, und es steht zu erwarten, daß der Eingang zu diesen Felsen den Bebbeh bekannt ist.«

Kaum hatte er das letzte Wort gesprochen, so erscholl vom Eingang her ein lauter Ruf:

»Allah 'l Allah! Da sind sie! Nehmt sie lebendig gefangen!«

Wir drehten uns um und erkannten den entflohenen Bebbeh, welcher mit funkelnden Augen auf mich zusprang; hinter ihm quoll ein zahlreiches Gefolge durch die Enge auf den Platz, und zugleich erhob sich ein fürchterliches Geheul, mit zahlreichen Flintenschüssen untermischt. Wir hatten den Vorgang außerhalb des Lagers gar nicht beachtet und sogar vergessen, den Eingang bewachen zu lassen.

Ich hatte übrigens nicht die mindeste Zeit zum Nachdenken, denn der Bebbeh, in welchem ich jetzt einen Khan oder Scheik vermutete, kam auf mich zu. Er trug weder Lanze noch Büchse bei sich, ganz so wie seine Gefährten; aber in seiner Hand funkelte der gewundene afghanische Dolch.

Ich empfing den kühnen Gegner mit freien Händen, ohne nach einer Waffe zu greifen. Mit der Linken umfaßte ich mit raschem Griff seine Rechte, welche den Dolch hielt, und meine Rechte legte ich ihm um den Hals.

»Stirb, Räuber!« rief er, unter einem gewaltigen Ruck, seine bewaffnete Faust freizumachen.

»Du irrst,« antwortete ich. »Ich bin kein Bejat; ich wußte nicht, daß ihr überfallen werden solltet!«

»Du bist ein Dieb, ein Hund! Du hast mich gefangen genommen; jetzt aber sollst du mein Gefangener werden. Ich bin Scheik Gasahl Gaboya, dem noch keiner entgangen ist!«

Wie ein Blitz zuckte mir die Erinnerung durch das Hirn, daß ich diesen Namen schon als denjenigen eines der tapfersten Kurden gehört hatte. Da galt es kein Bedenken mehr.

»So nimm du mich gefangen, wenn du kannst!« antwortete ich.

Bei diesen Worten ließ ich beide Hände von ihm ab und trat zurück. Er mochte dies als eine Schwäche von mir erkennen, stieß einen triumphierenden Schrei aus und erhob den Arm hoch zum Stoße. Das wollte ich haben: ich rannte ihm meine Faust mit solcher Gewalt in die entblößte Achselhöhle, daß seine Füße augenblicklich den Halt verloren. Sein Körper be-

schrieb einen weiten Bogen und stürzte sechs Schritte von mir entfernt zu Boden, und ehe er sich wieder aufraffen konnte, schlug ich ihm die geballte Faust auf die Schläfe, so daß er liegen blieb.

»Auf die Pferde, und mir nach!« rief ich.

Ein Blick zeigte mir die ganze Szene. Es waren ungefähr zwanzig Bebbah eingedrungen. Die Bejat standen mit ihnen im Kampfe. Master Lindsay hatte zwei gegen sich und entledigte sich soeben des einen mit einem Schlage seines Büchsenkolbens; die beiden Haddedihi hatten sich nebeneinander an den Felsen gelehnt und ließen keinen an sich kommen, und der kleine Halef kniete auf einem niedergeworfenen Feinde, dessen Kopf er mit dem Kolben seiner Pistole bearbeitete.

»Sihdi, nicht fliehen! Wir werden mit ihnen fertig!« beantwortete der mutige Hadschi meinen Ruf.

»Draußen sind mehrere; die Bejat sind überfallen. Vorwärts! Schnell!«

Ich entriß dem an der Erde liegenden Gasahl Gaboya seinen Dolch, um ein Andenken an diesen unglücklich beginnenden Tag mitzunehmen, und sprang auf mein Pferd. Um den gehörigen Anlauf zu bekommen und zugleich auch den Freunden Luft zu verschaffen, zog ich den Rappen empor, gab ihm die Sporen und trieb ihn mitten in die Bebbah hinein. Hier ließ ich ihn nach allen Seiten ausschlagen, bis ich die vier Gefährten beritten sah, und trieb ihn dann mit einem weiten Satze in den Busch hinein, den er mit seinen Hufen niederriß. Draußen mußte ich sofort halten, da man nur im Schritte vorwärts kommen konnte; doch erhielten die vier Kameraden immerhin Raum genug, um mir augenblicklich folgen zu können.

Sobald ich die Felsen hinter mir hatte und mich mit einem Blick überzeugte, daß alle vier entkommen waren, gab ich dem Hengste die Schenkel und galoppierte in die offene Ebene hinaus. Die Andern folgten.

Eine kurze Umschau erklärte mir den ganzen Sachverhalt. Dieser Scheik Gasahl Gaboya war wirklich ein kluger Mann; denn anstatt seine Abteilung zu warnen, die doch zum Widerstande zu schwach gewesen wäre, war er bemüht gewesen, die

ganze Umgegend in Aufruhr zu versetzen, und während die mit Beute beladenen Bejat ahnungslos ihrem Lager zuzogen, war dasselbe bereits von drei Seiten, wenn auch in sehr weiter Entfernung, so eingeschlossen, daß die Räuber froh sein mußten, mit dem nackten Leben zu entkommen. Hinter uns tobte der Kampf. Wie es den Bebbeh dort gelungen war, unbemerkt und plötzlich an die Bejat zu kommen, das zu untersuchen, hatte ich keine Zeit. Links von uns sah ich eine breite Linie von Reitern im Galopp sich dem Kampfplatze nahen. Und rechts von uns war die ganze Gegend bis hinaus zum äußersten Horizont mit beweglichen Punkten bestreut; auch das waren Reiter.

»Vorwärts, Effendi!« rief Mohammed Emin. »Sonst schließen sie uns ein! Bist du mit heiler Haut davongekommen?«

»Ja. Und du?«

»Eine kleine Schramme.«

Wirklich blutete er an der Wange, aber der Riß konnte nicht gefährlich sein.

»Kommt heran!« bat ich. »Wir bilden eine gerade Linie. Wer uns von der Seite sieht, wird uns von weitem für einen einzigen Reiter halten.«

Diese List wurde befolgt, aber die Bebbeh, welche sich hinter uns befanden, konnten nicht getäuscht werden, und wir bemerkten gar bald, daß wir von einer ansehnlichen Schar verfolgt wurden.

»Sihdi, werden sie uns einholen?« fragte Halef.

»Wer weiß es! Es kommt darauf an, welche Art von Pferden sie reiten. Aber, Hadschi Halef Omar, was ist's mit deinem Auge? Ist es schlimm?«

Sein Auge war geschwollen, trotzdem nur wenige Minuten seit dem Überfalle vergangen waren.

»Es ist nichts, Sihdi,« antwortete er. »Dieser Bebbeh war fünfmal länger als ich und hat mir einen kleinen Hieb gegeben. Hamdulillah, er wird es nicht wieder tun!«

»Du hast ihn doch nicht getötet?«

»Nein. Ich weiß, daß du dies nicht willst, Effendi.«

Es gewährte mir allerdings eine nicht geringe Freude, daß

keiner der Feinde von uns an seinem Leben geschädigt worden war. Dies mußte uns, selbst vom Standpunkte der reinen Berechnung aus betrachtet, lieb und beruhigend sein; denn wenn wir den Bebbah ja in die Hände fielen, so hatten sie doch wenigstens keine Blutrache an uns zu nehmen.

Wir setzten unsern Galopp wohl über eine Viertelstunde lang fort. Der Kampfplatz war uns dabei aus den Augen geschwunden, aber die Verfolger waren hinter uns geblieben. Sie hatten sich geteilt. Diejenigen, welche gute Pferde hatten, waren uns näher gekommen, während die Anderen weit zurückblieben.

»Emir, sie werden uns einholen, wenn wir nicht schneller reiten,« meinte Amad el Ghandur.

»Wir dürfen unsere Tiere nicht jetzt gleich zu sehr anstrengen. Übrigens haben sich die Verfolger getrennt, und es ist besser, einmal mit ihnen zu reden, als sich von ihnen abhetzen zu lassen.«

»Maschallah! Du willst mit ihnen sprechen?« rief Mohammed Emin.

»Allerdings. Ich hoffe, sie so weit zu bringen, daß sie von der Verfolgung abstehen. Reitet weiter! Ich werde hier halten bleiben.«

Sie ritten im gleichen Tempo weiter. Ich aber stieg vom Pferde, nahm meine Waffen zu mir, setzte mich zur Erde und richtete das Gesicht gegen die Verfolger.

Als sie noch ungefähr tausend Schritte entfernt waren, nahm ich mein Turbantuch herab und wehte damit durch die Luft. Sie fielen sofort aus dem Galopp in Schritt und hielten auf der Hälfte der soeben angegebenen Entfernung an. Nach einer kurzen Besprechung kam einer von ihnen näher herbeigeritten und fragte:

»Warum sitztest du an der Erde? Ist es List oder Wahrheit?«

»Ich will mit euch reden.«

»Mit uns allen oder nur mit einem?«

»Mit einem, den ihr euch wählen und mir dann senden werdet.«

»Du hast deine Waffen bei dir.«

»Er kann die seinigen auch mitbringen.«

»Lege sie weit von dir; dann wird einer von uns kommen.«

»Dann muß auch er die Waffen zurücklassen!«

»Er wird sie ablegen.«

Ich erhob mich, legte die beiden Dolche und die Revolver auf die Erde und hing die Büchse und den Stutzen an den Sattel. Dann setzte ich mich wieder nieder. Diese Leute konnten unmöglich wissen, wie viele und was für Waffen ich bei mir trug; es wäre mir also leicht gewesen, wenigstens die Revolver bei mir zu behalten; aber ich wollte ehrlich gegen sie sein, um von ihnen ebenso ehrlich behandelt zu werden.

Ich zählte elf Mann. Der mit mir gesprochen hatte, kehrte zu ihnen zurück und sprach mit ihnen. Dann stieg er ab, legte seine Büchse, seinen Wurfspieß und sein Messer nieder und kam langsam auf mich zugeschritten. Er war ein schöner, schlank gebauter Mann von vielleicht fünfzig Jahren. Seine schwarzen Augen funkelten mich feindselig an, aber er setzte sich still und wortlos grad vor mich hin.

Da ich schwieg und er ungeduldig war, begann er doch endlich die Unterhaltung, indem er fragte:

»Was willst du von uns?«

»Ich will mit dir sprechen.«

»So sprich!«

»Ich kann nicht.«

»Allah! Warum?«

Ich zeigte hinter mich.

»Siehe, ich trug mehr Waffen bei mir, als ihr erwarten konnten, und habe sie alle von mir getan. Auch du hast mir versprochen, die deinigen abzulegen. Seit wann sind die Bebbeh Lügner geworden?«

»Lüge ich etwa?«

»Was tut die Keule unter deinem Gewande?«

Ich sah an einer Erhöhung seines Brustkleides, daß er eine Keule darunter verborgen hatte. Er errötete sichtlich, griff unter das Gewand und warf die Waffe hinter sich.

»Ich hatte sie vergessen,« entschuldigte er sich.

Der Umstand, daß er sie fortwarf, überzeugte mich, daß es

nicht auf eine Treulosigkeit gegen mich abgesehen gewesen war. Er hatte mir nicht getraut und sich also heimlich vorsehen wollen. Ich begann:

»So! Nun sei Frieden zwischen uns, bis unsere Unterredung zu Ende ist. Versprichst du mir dies?«

»Ich verspreche es.«

»Reiche mir deine Hand darauf!«

»Hier, nimm sie!«

»Warum verfolgt ihr uns?« fragte ich nun.

Er blickte mir ganz erstaunt in das Angesicht.

»Bist du toll?« rief er. »Ihr beraubt uns; ihr kommt als Feinde, als Räuber über unsere Grenzen, und du fragst, warum wir euch verfolgen!«

»Wir kamen weder als Räuber noch als eure Feinde.«

Er machte ein noch viel überraschteres Gesicht.

»Nicht? Allah 'l Allah! Und nahmt uns doch unsere Herden und unsere Zelte nebst allem, was darinnen war!«

»Du irrst! Nicht wir, sondern die Bejat haben dies getan!«

»Aber ihr seid doch Bejat!«

»Nein! Wir sind fünf friedliche Männer. Einer von ihnen und ich sind Krieger aus dem fernen Frankistan; der dritte ist mein Diener, ein Araber, der jenseits weit hinter Mekka geboren wurde, und die beiden letzten sind Beni Arab aus dem Westen von hier, die noch niemals eure Feinde gewesen sind.«

»Das sagst du, um mich zu täuschen. Auf diese Weise werdet ihr uns nicht entkommen. Ihr seid Bejat!«

Ich warf den Burnus zurück und schob den weiten Ärmel meiner Jacke empor; dann entfernte ich auch das Unterkleid.

»Hat ein Bejat, ein Kurde, oder ein Araber einen solchen Arm?« fragte ich.

»Er ist weiß,« antwortete er. »Ist dein ganzer Körper so?«

»Natürlich. Kannst du lesen?«

»Ja,« antwortete er stolz.

Ich nahm mein Notizbuch heraus und hielt es ihm hin.

»Ist dies die Schrift eines Kurden oder Arabers?«

»Das ist eine fremde Schrift.«

Ich steckte das Buch wieder ein und öffnete den Paß.

»Kennst du dieses Siegel?«

»Katera Allah – bei Gott! Das ist das Siegel des Großherrs!«

»Und dieses Siegel mußt du achten, denn du bist ein Krieger des Pascha von Sulimania, der dem Sultan Rechenschaft geben muß. Glaubst du nun, daß ich kein Bejat bin?«

»Ich glaube es.«

»Ebenso wahr ist auch das, was ich dir von den Andern sagte.«

»Aber ihr wart ja bei den Bejat!«

»Wir trafen sie eine Tagreise im Norden von hier. Sie nahmen uns als ihre Gäste auf und sagten, daß sie zu einem Feste der Dschiaf reiten wollten. Wir wußten nicht, daß sie Feinde der Bebbah sind; wir ahnten also auch nicht, daß sie euch überfallen und berauben wollten. Gestern abend schliefen wir unter ihrem Schutze ein; sie aber schlichen sich fort, und als sie wiederkehrten, erkannten wir erst, daß wir das Brot von Räubern und Dieben gegessen hatten. Ich zankte darüber mit Khan Heider Mirlam, und unterdessen wurden wir von euch angegriffen.«

»Oh! Allah gebe, daß Heider Mirlam uns nicht entkommt! Habt ihr euch gegen die Unserigen gewehrt?«

»Ja. Wir mußten es, weil sie uns angriffen.«

»Habt ihr einen getötet?«

»Keinen einzigen.«

»Beschwöre es!«

»Ich schwöre nicht; ich bin ein Christ.«

»Ein Christ!« meinte er überrascht und mit einer mitleidigen Miene. »O, nun weiß ich, daß du wirklich kein Kurde und kein Turkomane bist, denn ein Moslem wird niemals sagen, daß er ein Christ sei. Nun glaube ich auch, daß ihr keinen von den Unserigen getötet habt, sondern geflohen seid. Wie kann ein Christ einen Moslem töten!«

Es lag so viel Verachtung in seinem Tone, daß ich ihm am liebsten eine kräftige Ohrfeige gegeben hätte; aber um unseres eigenen Vorteiles willen mußte ich seine Beleidigung ruhig ertragen. Ich befand mich in einer keineswegs sehr angenehmen

Lage, denn die zurückgebliebenen Bebbah waren mittlerweile auch herbeigekommen und hatten sich mit den Andern vereinigt, so daß nur fünfhundert Schritte von mir entfernt über dreißig Feinde hielten. Die geringste Unvorsichtigkeit konnte mein augenblickliches Verderben sein.

»Du siehst also, daß wir nicht eure Feinde sind, und wirst uns ungehindert gehen lassen?«

»Wohin wollt ihr gehen?«

»Gegen Bagdad hin.«

»Bleibe hier. Ich werde mit den Bebbah reden!«

Er stand auf und ging zurück, ohne im Vorüberschreiten seine weggeworfene Keule eines Blickes zu würdigen. Es war eine lange, sehr lange Unterredung, die nun erfolgte; man sprach für und wider, wie ich aus den Gebärden ersah, und es war über eine Viertelstunde vergangen, ehe er zu mir zurückkehrte.

Er setzte sich nicht wieder; darum stand ich gleichfalls auf.

»Du könntest gehen,« entschied er; »aber wir haben deine Gefährten noch nicht gesehen. Rufe sie herbei! Auf meinen Wink werden auch vier Bebbah erscheinen; dann sind wir gleich.«

Dieser Vorschlag war ganz außerordentlich gefährlich. Ich hatte mich gar noch nicht wieder nach den Gefährten umgesehen, um nichts an Respekt bei dem Abgesandten einzubüßen; aber als ich mich jetzt umdrehte, sah ich sie in einer Entfernung von wenigstens zweitausend Schritten von uns halten. Sollten sie diesen günstigen Vorsprung aufgeben, um sich vielleicht fangen zu lassen? Ich mußte vorsichtig handeln.

»Du irrst,« antwortete ich; »dann sind wir nicht gleich.«

»Warum nicht? Ihr seid fünf und wir auch.«

»Sieh den Vorsprung, den meine Brüder jetzt haben, und denke an den, welchen sie dann haben werden, wenn sie hier sind und ihr ihnen nicht den Frieden bietet!«

Er machte eine Armbewegung der unendlichsten Geringschätzung.

»Fürchte nichts, Giaur! Wir sind Bebbah und keine Bejat. Wir werden euch ganz denselben Vorsprung wieder lassen.«

Unter andern Verhältnissen hätte ich diesem Manne für seinen »Giaur« sicherlich ganz anders geantwortet; jetzt aber hielt ich es für das Klügste, diese Beleidigung gar nicht gehört zu haben. Darum erwiderte ich nur:

»Ich traue dir! Werden deine vier Männer bewaffnet kommen?«

»Wie du es willst.«

»Sie mögen ihre Waffen behalten, und auch wir beide wollen die unserigen wieder nehmen.«

Er nickte stumm und kehrte zurück. Ich steckte Dolche und Revolver wieder in den Gürtel und stieg zu Pferde. Dann winkte ich den Gefährten. Die Atmosphäre war so rein und klar, daß sie selbst auf eine solche Entfernung hin meine Arm-
bewegung erkennen konnten. Sie folgten dem Winke und kamen herbei. Bald hielten wir in einer Reihe nebeneinander und fünf Bebbeh uns gegenüber.

»Welcher ist der andere Franke?« fragte der Anführer.

Ich deutete auf Lindsay und antwortete:

»Dieser!«

Über die ernsten Züge der Kurden glitt eine Art von Lächeln, und der Sprecher meinte:

»Ich glaube, daß er ein Franke und ein Christ ist, denn er hat die Nase eines Khansir {Schwein}, die man Rüssel nennt.«

Das war denn doch mehr, als ich ihm erlauben durfte.

»Diese Art von Nasen habe ich in Alep und Diarbekr bei vielen Gläubigen gesehen,« antwortete ich.

Er fuhr empor:

»Schweig, Giaur!«

Ich ließ mein Pferd einen Schritt vortreten.

»Höre, Mann, du sagtest vorhin, daß du lesen kannst. Hast du vielleicht auch den Kuran gelesen?«

»Was geht es dich an!«

»Ich frage allerdings nicht viel nach dem Buche des Propheten, denn ich bin ein Christ; du aber bist ein Moslem und solltest tun, was Mohammed befiehlt! Hat er nicht gesagt: ›Wer einen Feind ehrt, den lieben die Tapferen; wer aber einen Feind schändet, den lieben die Feiglinge!‹ Du hast deine

Lehre von dem Propheten erhalten und denkst, du hättest die richtige; wir haben die unserige von Isa Ben Marryam erhalten und glauben, daß sie die richtige sei; wir haben also beide das Recht, uns Giaurs zu nennen. Du hast es getan, ich aber nicht; denn es ist nicht fein und schön, einen Menschen ärgern zu wollen. Wer seinen Mitmenschen in den Staub tritt, der beschmutzt sich selbst. Merke dir das, Bebbeh!«

Er blieb vor Erstaunen über meine vermeintliche Kühnheit eine ganze Weile wortlos; dann aber riß er zornig den Dolch aus dem Gürtel.

»Mensch, willst du, du, du mir Lehren geben? Du, ein Christ, den Allah und der Prophet verdammen mögen! Soll ich dich zerreißen, wie man einen Lappen zerreißt? Ich war bereit, euch ziehen zu lassen; nun aber gebiete ich euch: Macht euch von hinnen, ihr Unreinen! Euren Abstand sollt ihr wieder erhalten; dann aber möge euch der Scheitan in die Dschehenna führen!«

Ich sah, daß dies seinen vier Männern aus dem Herzen gesprochen war; aber ich sah auch, daß die Blicke der beiden Haddedihn und Halefs mit zorniger Erwartung auf mir haften. Auch der Engländer beobachtete mich scharf, um sein Tun ganz nach dem meinigen zu richten. Da er von der Unterhaltung nichts verstand, so mußte ich ihn aufmerksam machen:

»Sir, wenn ich schieße, so schießt auch, aber nur auf die Pferde!«

»Yes! Schön! Prachtvoll!« antwortete er.

Nun erklärte ich dem Bebbeh in ruhigem Tone:

»Gut, wir werden reiten; vorher aber muß ich dir eins erst sagen: Glaube nicht, daß wir um Frieden gebeten haben, weil wir uns vor euch fürchten! Wir lieben nur deshalb den Frieden, weil wir nicht das Blut von Menschen vergießen wollen. Du hast es anders gewollt; so siehe nun, was die Folgen sind!«

»Ihr? Euch nicht fürchten?« höhnte er. »Hast du nicht hier dich vor uns in den Staub gesetzt und um Barmherzigkeit gebeten, Giaur?«

»Sage dieses Wort nicht noch einmal, Bebbeh, sonst kommt es über dich wie der Blitz über den Baum! Ich wollte den Frie-

den haben, um euretwillen, und ich will euch beweisen, daß wir euch verachten. Wir wollen nicht einen Vorsprung von euch geschenkt haben, sondern der Kampf mag sofort beginnen. Kommt heran!«

»So sei es!« rief er und griff nach seinem Dolch. In demselben Augenblick aber schoß mein Pferd mit einem langen Satze an dem seinigen vorüber; ich ergriff ihn beim Arm und riß ihn vom Pferde. Vier Schüsse krachten – noch zwei, und als ich den Rappen rasch wandte, sah ich die Pferde der Bebbah sich mit ihren Reitern am Boden wälzen.

»Fort! Schnell!«

Wir jagten vorwärts. Ich riß den Bebbah zu mir empor und gab ihm einige saftige Ohrfeigen mit den Worten: »Das ist für den ›Gaur!« Dann ließ ich ihn fallen. Er kam hart neben den Hufen des Pferdes, doch ohne von ihnen verletzt zu werden, zur Erde nieder. Das alles war so schnell geschehen, daß erst jetzt die Bebbah unter einem lauten Wutgeheul ihre Pferde in Bewegung setzten.

»Habe ich recht oder unrecht gehandelt?« fragte ich die Haddedihi während des Reitens.

»Emir,« antwortete Mohammed Emin, »du hast recht gehandelt; der Mann hat nicht nur dich, sondern auch uns beleidigt. Er darf kein Krieger mehr sein, denn er ist von einem Christen in das Gesicht geschlagen worden. Das ist schlimmer als der Tod und wird fürchterlich gerächt. Hüte dich, jemals in die Hände der Bebbah zu fallen; du müßtest unter entsetzlichen Martern sterben!«

In zehn Minuten hatten die Bebbah wieder zwei Abteilungen gebildet; nur war die vordere jetzt weniger zahlreich, da fünf ihrer Pferde erschossen waren. Ich wartete noch eine Weile, bis der Abstand zwischen ihnen sich noch mehr vergrößert hatte, und gebot dann Halt. Die sechs vordersten Reiter hätten uns den ganzen Tag nicht aus den Augen verloren, denn ihre Pferde waren ausgezeichnet. Darum mußten wir diese Tiere erschießen. Dies erklärte ich den Haddedihi, stieg vom Pferde und ergriff die Büchse.

»Schießen?« fragte Lindsay, der diese Anstalt beobachtete.

»Ja. Die Pferde weg.«

»Yes! Interessant! Viel Geld wert!«

Ich bat noch, nicht eher loszudrücken, als bis jeder sicher sei, nicht den Mann, sondern das Pferd zu treffen.

Die Verfolger kamen herbeigesaut und befanden sich bereits in Schußweite, als sie unsere Absicht zu ahnen begannen. Anstatt zerstreut abzuschwenken, hielten sie an.

»Fire!« kommandierte Master Lindsay.

Obgleich die Araber das englische Wort nicht verstanden, wußten sie doch, was es zu bedeuten habe. Wir drückten ab, ich und Lindsay noch einmal, und bemerkten sofort, daß kein Fehlschuß gefallen war: – die sechs Pferde bildeten mit ihren Reitern auf dem Boden einen Knäuel, dessen Entwirrung abzuwarten, es uns leider an der nötigen Zeit gebrach.

Nun stiegen wir wieder zu Pferde. Bald blieben die Verfolger weit zurück, und nach einer Weile befanden wir uns allein auf der Ebene.

Diese erreichte jedoch sehr bald ihr Ende. Es erhoben sich Berge vor uns, und auch von den Seiten traten Höhen zu uns heran. Wir hielten unwillkürlich die Pferde an, ohne uns irgend ein Zeichen dazu gegeben zu haben.

»Wohin?« fragte Mohammed.

»Hm!« brummte ich.

Ich war noch nie im Leben so unsicher über die einzuhaltende Richtung gewesen, wie jetzt.

»Überlege, Emir!« sagte Amad. »Wir haben jetzt Zeit. Unsere Pferde mögen sich verschnaufen.«

»Ebenso leicht könnte ich sagen, ihr sollt überlegen,« antwortete ich. »Ich weiß nicht genau, in welcher Gegend wir uns befinden, aber ich denke, daß im Süden von uns Nweizgieh, Merwa, Beytosch und Deira liegen. Diese Richtung würde uns nach Sulimania bringen – –«

»Dahin gehen wir nicht!« unterbrach mich Mohammed Emin.

»So haben wir uns für den Paß zu entschließen, von dem wir gestern abend sprachen. Wir können unsere gegenwärtige Richtung beibehalten, bis wir den Fluß Berozieh erreichen,

den wir eine Tagreise lang aufwärts verfolgen müssen, um hinter Banna in die Berge zu kommen.«

»Ich stimme bei,« sagte Mohammed.

»Dieser Fluß hat für uns auch den Vorteil, daß er Persien von dem Ejalet scheidet, und wir können also die Ufer wechseln, je nachdem es unsere Sicherheit erfordert.«

Wir ritten nun weiter gegen Süden. Die Gegend stieg aus der Ebene immer mehr zur Höhe; Berge und Täler wechselten in immer größerem Gegensatz. Am späten Nachmittag befanden wir uns mitten im Gebirge und kamen, kurz vor Sonnenuntergang, auf einer einsamen, dichtbewaldeten Höhe zu einer kleinen Hütte, aus deren Dachöffnung Rauch emporstieg.

»Hier wohnt jemand, Sihdi,« meinte Halef.

»Jedenfalls ein Mensch, der uns nichts schaden kann. Ich werde mir ihn ansehen; bleibt bis dahin hier halten!«

Ich stieg ab und schritt auf das Häuschen zu. Es war aus Steinen erbaut, deren Ritzen man mit Moos verstopft hatte. Das Dach wurde von einer mehrfachen Lage dichter Zweige gebildet, und die Türöffnung war so niedrig, daß kaum ein Kind aufrecht eintreten konnte.

Als meine Schritte im Innern des primitiven Bauwerkes zu hören waren, erschien an der Tür der Kopf eines Tieres, das ich für einen Bären hielt; bald aber überzeugte mich die Stimme dieses zottigen Geschöpfes, daß ich es mit einem Hund zu tun habe. Dann erklang von innen ein scharfer Pfiff, und an Stelle dieses Kopfes erschien ein zweiter, den ich beim ersten Anblick ebensowenig zu klassifizieren vermochte. Ich sah nämlich weiter nichts als Haare, die verworrener gar nicht gedacht werden konnten, und eine tiefschwarze, breite Nase und zwei funkelnde Äuglein, die denen eines zornigen Schakals glichen.

»Ivari'l ker – guten Abend,« grüßte ich.

Ein tiefes Brummen antwortete.

»Wohnst du allein hier?«

Das Brummen stieg noch um einige Töne tiefer.

»Gibt es noch andere Häuser hier in der Nähe?«

Jetzt wurde das Brummen wahrhaft fürchterlich; ich glaube, die Stimme dieses Geschöpfes reichte wenigstens bis zum gro-

ßen C herab. Dann kam die Spitze eines Spießes zum Vorschein – sie ward immer weiter hervorgeschoben, bis sie sich grad vor meiner Brust befand.

»Komm heraus!« bat ich im höflichsten Tone.

Wahrhaftig, das Brummen stieg noch eine kleine Terz tiefer, also Contra-A, und die Spitze der Waffe zielte grad auf meine Kehle. Das war mir denn doch zu ordnungswidrig. Ich faßte also den Spieß und zog. Der rätselhafte Bewohner der Hütte hielt seine Waffe fest, und da er mir nicht gewachsen war, so zog ich ihn aus der Türe: erst das Haargestrüpp mit der schwarz glänzenden Nase, dann zwei Hände von ganz derselben Farbe und mit breiten Krallen; hierauf folgte ein zerlöcherter Sack, ähnlich denen, worin unsere Kohlenhändler ihre Ware aufzubewahren pflegen, dann zwei schmierige Lederfutterale, parallel miteinander, und endlich zwei Gegenstände, über die ein anderer sicher im unklaren geblieben wäre, die ich als Scharfsinnigster der Scharfsinnigen infolge ihrer Umrisse sofort als die Stiefel erkannte, die der Koloß von Rhodus einmal getragen haben mußte.

Sobald diese Stiefel die Tür passiert hatten, richtete sich das Wesen vor mir empor, und nun hatte auch der Hund Platz genug, sich in ganzer Figur zu zeigen. Auch bei ihm sah man nur einen jedem Gleichnis spottenden Haarfilz, eine schwarze Nase und zwei Augen, und beide Kreaturen schienen sich mehr vor mir zu fürchten, als ich vor ihnen.

»Wer bist du?« fragte ich jetzt im barschesten Tone.

»Allo!« {kurdische Zusammenziehung des Namens Allah-verdi} brummte es, aber es waren doch menschliche Laute.

»Was bist du?«

»Kümürdar {Köhler}.«

Ah, das war also die einfache Erklärung der schwarzen Nase und der dito Hände; aber diese Nägel brauchte er sich doch nicht wachsen zu lassen. Ich merkte, daß ihm meine Barschheit imponierte. Er war ganz zusammengeknickt, und auch sein Hund zog den Schwanz ein.

»Gibt es hier noch Leute?« erkundigte ich mich weiter.

»Nein.«

»Wie lange muß man gehen, um zu Menschen zu kommen?«

»Mehr als einen Tag.«

»Für wen brennst du die Kohlen?«

»Für den Herrn, der Eisen macht.«

»Wo wohnt er?«

»In Banna.«

»Du bist ein Kurde?«

»Ja.«

»Bist du ein Dschiaf?«

»Nein.«

»Ein Bebbeh?«

»Nein.«

Aber bei diesem Worte spuckte er mit einem sehr feindseligen Räuspern aus. Diese ästhetische Anstrengung erregte, wie ich leider gestehen muß, unter den gegenwärtigen Umständen meine innerste Sympathie.

»Zu welchem Stamme gehörst du denn?«

»Ich bin ein Bannah.«

»Blick einmal da hinüber, Allo! Siehst du die vier Reiter?«

Er kratzte sich die langen Haarzotteln aus dem Gesicht, um seinen Augen einen größeren Spielraum zu geben, und richtete den Blick nach der von mir angedeuteten Richtung. Trotz des Kohlenüberzuges, hinter dem sich seine eigentliche kurdische Oberhaut verbarg, sah ich doch, daß ein tiefer Schreck über seine Physiognomie zuckte.

»Sind es Kurden?« fragte er besorgt.

Ah, jetzt hatte ich ihn doch so weit, daß er freiwillig redete. Als ich seine Frage verneinte, fuhr er fort:

»Was sind sie denn?«

»Wir sind drei Araber und zwei Christen.«

Er blickte mich groß an.

»Christen! Was ist das?«

»Das werde ich dir später erklären, denn wir werden diese Nacht bei dir bleiben.«

Jetzt erschrak er noch viel mehr als vorher.

»Herr, tut dies nicht!«

»Warum nicht?«

»Es wohnen böse Geister im Gebirge!«

»Das ist uns lieb, denn wir wollen gerne einmal Geister sehen.«

»Es regnet auch zuweilen!«

»Das Wasser wird dir gar nichts schaden.«

»Dabei donnert es manchmal!«

»Das gehört dazu.«

»Es sind Bären hier.«

»Wir essen gerne den Schinken derselben.«

»Es kommen oft Räuber in die Berge!«

»Die schießen wir tot.«

Endlich, als er bemerkte, daß keine Ausrede verding, kam er mit der Wahrheit zum Vorschein; er sagte in bittendem Tone:

»Herr, ich fürchte mich vor euch!«

»Das hast du nicht nötig. Wir sind keine Räuber und Mörder. Wir wollen hier an deinem Hause schlafen und werden morgen weiter ziehen. Dafür, daß du es erlaubst, sollst du einen silbernen Piaster erhalten.«

»Einen silbernen? Einen ganzen?« fragte er erstaunt.

»Ja, oder auch zwei, wenn du freundlich bist.«

»Herr, ich bin sehr freundlich!«

Bei dieser Versicherung lachte alles an dem Kerl: die Augen, der Mund, den ich erst jetzt bemerkte, die Nase und die Hände, welche ganz vergnügt zusammenklappten. Es war wirklich außerordentlich, was dieser edle Bannahkurde für einen Bartwuchs besaß. Ich hatte so etwas fast noch gar nicht gesehen. Er hätte getrost mit der Pastrana reisen können. Seine Freude schien auch seinen Hund anzustecken, denn dieser zog den Schwanz behutsam hervor und versuchte ein verschämtes Wedeln, wobei er mit der Pfote spielend nach meinem Dojan langte, der ihn aber so wenig zu bemerken schien, wie der Großmogul einen Kaminkehrerjungen.

»Bist du in den Bergen gut bekannt?« setzte ich meine Erkundigung fort.

»Ja, überall!«

»Kennst du den Berozieh-Fluß?«

»Ja, er ist die Grenze.«

»Wie weit läufst du bis zu ihm?«

»Einen halben Tag.«

»Kennst du Banna?«

»Ich bin des Jahres zweimal dort.«

Er kannte auch Amehdabad und Bayendereh.

»Aber wo Bistan liegt, das weißt du nicht?« hob ich wieder an.

»Ich weiß es sehr genau, denn mein Bruder ist dort.«

»Mußt du alle Tage arbeiten?«

»Ich arbeite, wie es mir gefällt!« antwortete er stolz.

»So kannst du nach Belieben von hier weg?«

»Herr, ich weiß nicht, warum du so fragst!«

Dieser Pfahlbautenmann war vorsichtig; das gefiel mir von ihm.

»Ich will dir sagen, warum ich frage,« antwortete ich ihm.
»Wir sind hier fremd und kennen die Wege durch die Berge nicht; darum brauchen wir einen ehrlichen Mann, der uns führt. Wir geben ihm dafür alle Tage zwei Piaster.«

»O Herr, ist dies wahr? Ich bekomme alle Jahre zehn Piaster und Mehl und Salz. Soll ich euch führen?«

»Wir wollen dich heute erst kennen lernen. Wenn wir mit dir zufrieden sind, so wirst du dir mehr Geld verdienen, als du sonst in einem Jahre hast.«

»Rufe diese Männer herbei! Ich will ihnen Mehl geben und Salz und einen Topf zum Backen; auch Wild habe ich, soviel ihr wollt, und Gras sollen eure Pferde haben, soviel sie fressen können. Da oben ist eine Quelle, und euer Lager werde ich so weich machen, wie den Diwan einer Sultana Valide!«

Dieser brave Allo war auf einmal ganz und gar umgewandelt – »und das hat mit seinem Klingen nur der Piaster getan!«

Ich winkte die Gefährten herbei, welche durch unsere lange Unterredung hart auf die Probe gestellt worden waren. Sie beilten sich darum und waren über den Anblick des Köhlers nicht weniger erstaunt, als ich vorher. Besonders der Engländer schien vor Verwunderung sprachlos; doch auch der Ban-

nah bewunderte die Nase Master Lindsays mit einer Miene, die an Wahrheit des Ausdruckes nichts zu wünschen übrig ließ. Endlich kam dem Englishman die Sprache wieder:

»Pfui Teufel!« rief er. »Wer ist das? Ein Gorilla?«

»Nein, sondern ein Kurde vom Stamme der Bannah.«

»O weh! Wasch dich!« brüllte er den armen Kerl an; da aber dieser sein Englisch nicht verstand, so blieb es mit der Kohle einstweilen noch beim alten. Mittlerweile waren die Pferde angepflockt und die Decken auf dem Moose ausgebreitet. Wir setzten uns nieder, und ich gab Mohammed die nötige Auskunft über den Köhler, der unser Führer sein wolle. Wir beschlossen, ihn scharf zu beobachten.

Dieser schleppte jetzt aus der Hütte einen Sack groben Mehles und brachte dann ein Tongefäß voll Salz. Hierauf folgte ein Topf, der Jahre hindurch mysteriösen Zwecken gedient zu haben schien. Sodann öffnete er eine kleine Grube hinter dem Hause. Sie war mit Steinen ausgekleidet und enthielt seinen Fleischvorrat, der in zwei Hasen und einem bereits »angespeisten« Rehe bestand. Nun konnten wir wählen. Wir entschieden uns für das Reh. Es wurde an dem Wasser gehörig ab- und ausgespült; dann machten wir ein Feuer nebst Bratspießvorrichtung, und während Halef die Pferde tränkte und der Kurde mit seinem langen Messer Futter für sie schnitt, gab ich mich der so viel Aufmerksamkeit erheischenden, aber auch lohnenden Beschäftigung des Bratspießdrehens hin.

»Schmutziger Kerl!« brummte der Engländer; »aber auch fleißig. Schade!«

»Warum schade?«

»Miserabler Topf! *Yes!* Wäre so schön gewesen, wenn Topf reinlicher wäre. Könnte so schön darin braten!«

»Aber was denn, zum Kuckuck?«

»Pudding.«

»Pudding? Ah! Wie kommt Ihr auf einmal auf Pudding, Sir?«

»Hm! Bin ich nicht Englishman?«

»Allerdings. Aber sagt mir doch um aller Welt willen, was für einen Pudding Ihr hier backen wolltet?«

»Irgend einen. *Yes!*«

»Ich kenne über zwanzig Puddingarten, aber keine einzige, die wir hier bereiten könnten.«

»Ah! Oh! Warum?«

»Weil alles fehlt.«

»Alles? O, *no!* Haben Reh, Mehl, Salz – alles!«

»Reh, Mehl, Salz – alles! Schön, Sir, ich werde mir dieses köstliche Rezept merken! Was man sonst zum Fleischpudding zu brauchen pflegt: Speck, Eier, Zwiebel, Pfeffer, Zitrone, Petersilie, Senf-Sauce, verdirbt nur das Gericht.«

»So ist es! *Well!*«

Er erhielt statt seines Pudding ein tüchtiges Stück Rehkeule, von dem er auch nichts übrig ließ. Als ich den Braten zu zerlegen begann, stand der Kurde an der Ecke seines Häuschens und leckte sehnsüchtig den Ruß von seinen Fingern.

»Komm her, Allo, und iß mit!« lud ich ihn ein.

Im Nu hatte ich ihn an meiner Seite, und ich sah es ihm an, daß wir von diesem Augenblick an dicke Freunde seien.

»Was kostet dein Reh?« fragte ich ihn.

»Herr, ich schenke es euch. Ich fange mir ein anderes.«

»Ich werde es dir dennoch bezahlen. Hier nimm!«

Ich langte in das verborgene Fach meines Gürtels und holte zwei Piaster hervor, die ich ihm gab.

»O, Herr, deine Seele ist voller Barmherzigkeit! Willst du nicht auch die Hasen braten?«

»Wir nehmen sie morgen mit.«

In der Nähe des Häuschens lag ein großer Haufen Laub. Dieses schleppte der Kurde nun herbei, um uns ein fünffaches Lager zu bereiten. Mit Hilfe unserer Decken brachte er es wirklich ganz prachtvoll zustande, so daß wir uns am andern Morgen gestanden, lange nicht so gut geschlafen zu haben.

Vor dem Aufbruche aß ein jeder von uns ein Stück von dem übrig gebliebenen Rehbraten.

»Habt es bezahlt, Master,« sagte Lindsay; »werde es Euch wiedergeben.«

»Kleinigkeit!«

»Wird dieser Gorilla uns führen, und wieviel erhält er?«

»Zwei Piaster pro Tag.«

»Werd ich ihm geben. Verstanden?«

»Gut, Sir!«

Da auch die Haddedihn einverstanden waren, den Kurden als Führer mitzunehmen, so nahm ich diesen ins Examen.

»Hast du einmal vom Kiupri-See gehört?«

»Ich war dort.«

»Wie weit ist es bis dorthin?«

»Wollt ihr viele Dörfer sehen oder wenige?«

»Wir wollen wenig Menschen treffen.«

»So werdet ihr sechs Tage brauchen.«

»Welches ist der Weg?«

»Man geht von hier bis an den Berozieh und am Wasser empor bis nach Amehdabad; dann geht ein Paß nach rechts ab, welcher nach Kizzelzieh führt, und dort sieht man das Wasser, welches in den Kiupri-See läuft.«

Das war zu meiner Verwunderung und Genugtuung ganz genau derselbe Weg, den ich vorgezeichnet hatte. Der Bulbassi-Kurde, der mir diese Gegenden beschrieben hatte, war also doch ein guter Berichterstatter gewesen.

»Willst du uns führen?« fragte ich neuerdings.

»Herr, ich kann euch führen, bis man nach Bagdad zu die Ebene erreicht!« antwortete er.

»Wie hast du diese Pfade kennen gelernt?«

»Ich habe die Händler geführt, die beladen in die Berge kommen und dann leer wieder gehen. Damals war ich noch nicht Kümürdar.«

Dieser Mann war trotz seines Schmutzes eine wahre Perle für uns. Er schien ein wenig beschränkt zu sein, aber ein ehrliches, anhängliches Gemüt zu haben. Darum beeilte ich mich, ihn zu dinge.

»Du sollst uns bis zur Ebene führen und alle Tage deine zwei Piaster erhalten. Wenn du uns treu dienst, so darfst du dir auch ein Pferd kaufen, das wir dir dann schenken. Bist du zufrieden?«

Ein Pferd! Das war ein unendlicher Reichtum für ihn. Er ergriff meine Hand und drückte sie mit großer Inbrunst an die

Stelle seines Bartes, unter der man aus anatomischen Gründen seinen Mund vermuten mußte.

»O Herr! Deine Freundlichkeit ist größer als diese Berge! Darf ich auch meinen Hund mitnehmen, und werdet ihr ihm Futter geben?«

»Ja. Wir können Wild genug für ihn schießen.«

»Ich danke dir; ich habe keine Flinte und muß das Wild in der Schlinge fangen. Wann wirst du mir das Pferd kaufen?«

»So bald als möglich.«

Er hatte Salz, und ich trug ihm auf, einen Vorrat davon mitzunehmen.

Welch ein kostbarer Artikel das Salz ist, lernt man erst dann erkennen, wenn man es monatelang entbehren muß. Die meisten Beduinen und auch viele Kurden sind nicht an seinen Genuß gewöhnt.

Allo war schnell mit seinen Vorbereitungen zu Ende. Er versteckte sein Mehl und Salz in das erwähnte Loch, ergriff sein Messer nebst dem fürchterlichen Spieß und tat seinen Hund an die Leine, die er sich um die Hüften schlang. Eine Kopfbedeckung gab es bei ihm nicht.

Wir begannen diesen Tagmarsch mit erneutem Vertrauen auf unser gutes Glück. Unser Führer leitete uns scharf nach Süd, bis wir am Mittag den Berozieh erreichten. Hier machten wir Rast und badeten in den Wellen des Flusses. Glücklicherweise ließ Allo sich von mir bereden, ein Gleiches zu tun. Er gebrauchte den reichlich vorhandenen Sand als Seife und verließ als ein anderer Mensch die wohltätigen Wellen.

Wir schlugen jetzt eine östliche Richtung ein, mußten aber manche Umwege machen, da am Flusse viele Ansiedlungen und Nomadenlager waren, die wir zu umgehen für notwendig hielten. Am Abend übernachteten wir am Ufer eines Baches, der rechts vom Gebirge herab dem Berozieh entgegeneilte.

Wir hatten am nächsten Morgen kaum eine Stunde zurückgelegt, als der Kurde stehen blieb und mich an mein Versprechen erinnerte, ihm ein Pferd zu kaufen. In der Nähe habe er einen Bekannten, dessen Pferd feil sei.

»Wohnt er in einem großen Dorfe?« fragte ich.

»Es sind nur vier Häuser da.«

Das war mir lieb, denn ich wollte so viel wie möglich alles Aufsehen vermeiden und ich konnte den Kurden doch auch nicht allein fortlassen, da ich mich noch nicht überzeugt hatte, ob er verschwiegen sei.

»Wie alt ist das Pferd?«

»Es ist noch jung, fünfzehn Jahre.«

»Schön. Wir werden miteinander gehen, um es zu besehen, während die anderen auf uns warten. Suche einen Ort, wo sie unentdeckt bleiben können!«

Nach einer Viertelstunde sahen wir unten am Wasser einige Häuser liegen.

»Das ist es,« sagte Allo. »Warte hier, ich werde deine Freunde verstecken.«

Er führte sie weiter, kehrte aber schon nach einigen Minuten zurück.

»Wo sind sie?«

»In einem Dickicht, wohin niemand kommt.«

»Du wirst den Leuten da unten nicht sagen, wer ich bin, auch nicht, wohin wir gehen, und daß vier auf uns warten!«

»Herr, ich sage kein Wort. Du bist so gut mit mir, und ich liebe dich. Habe keine Sorge!«

Ich ritt die nicht sehr steile Anhöhe hinab und befand mich bald vor einem Haus, unter dessen vorspringendem Dache verschiedene Pack- und Reitsättel hingen. Hinter dem Hause war eine Art Corral, in dem einige Pferde herumsprangen. Ein alter, hagerer Kurde trat uns entgegen.

»Allo, du?« fragte er erstaunt. »Der Prophet segne dein Kommen und alle deine Wege!« Und leise setzte er hinzu: »Wer ist dieser große Herr?«

Der Gefragte war so politisch, laut zu antworten:

»Dieser Herr ist ein Effendi aus Kerkuk, der nach Kelekowa will, um dort mit dem Pascha von Sinna zusammenzutreffen. Da ich die Wege kenne, so soll ich ihn führen. Hast du das Pferd noch, das dir übrig ist?«

»Ja,« antwortete der Mann, dessen Blick voll Bewunderung

an meinem Pferde hing. »Es befindet sich hinter dem Hause. Komm!«

Ich wollte die beiden nicht allein lassen und stieg daher schleunigst ab, um ihnen zu folgen, nachdem ich mein Pferd angehängt hatte.

Das betreffende Tier gehörte nicht zu den schlechtesten; ich hielt es nicht für so alt, wie mir Allo angegeben hatte, und da Pferde da waren, die mir weniger wert zu sein schienen, so wunderte ich mich, daß grad dieses dem Besitzer feil sei.

»Was soll es kosten?« erkundigte ich mich.

»Zweihundert Piaster,« lautete die Antwort.

»Führe es vor!«

Er zog es aus der Umzäunung, ließ es gehen, traben und auch galoppieren und machte dadurch meinen Verdacht rege; denn es war wirklich mehr wert als den geforderten Preis.

»Lege den Packsattel an und eine Last darauf!«

Es geschah, und das Tier folgte gehorsam jedem Fingerzeig.

»Hat dieses Tier einen Fehler?«

»Keinen einzigen, Chodih!« beteuerte er.

»Es hat einen, und es ist besser, wenn du ihn mir sagst. Das Pferd ist für deinen Freund Allo, den du nicht betrügen wirst.«

»Ich betrüge ihn nicht.«

»Nun wohl, so will ich versuchen, den Fehler zu entdecken. Nimm das Gepäck herab und leg einen Reitsattel auf!«

»Warum, Herr?«

Diese Frage verriet mir, daß ich auf der richtigen Fährte sei.

»Weil ich es so haben will!« antwortete ich kurz.

Er gehorchte, und dann hieß ich ihn aufsteigen.

»Herr, ich kann nicht,« entschuldigte er sich.

»Warum nicht?«

»Ich habe das Gewitter {das Reißen} im Beine. Ich kann nicht reiten.«

»So werde ich es selbst tun!«

Ich sah es ihm an, daß ich der Entdeckung jetzt nahe sei. Das Pferd ließ mich herantreten, doch sobald ich den Fuß erhob,

um in den Bügelschuh zu treten, wich es zur Seite. Es wollte mir nicht gelingen, in den Sattel zu kommen, bis ich es hart an die Mauer des Gebäudes stellte. Jetzt saß ich auf, sofort aber ging es hinten in die Höhe, daß es sich fast nach vorn überschlug; dann stieg es vorn empor, beinahe mehr als kerzengerade; es bockte zur Seite und machte so gewaltige Luftsprünge, daß ich die erste Gelegenheit ergriff, mich aus dem Sattel zu werfen. Ich tat dies mit Vorbedacht so, daß ich zur Erde fiel und es den Anschein hatte, als ob ich abgeworfen worden sei.

»Mann, dieses Pferd ist keinen Para, viel weniger zweihundert Piaster wert! Kein Mensch kann es reiten. Es ist verdorben worden.«

»Herr, es ist gut. Vielleicht will es nur dich nicht dulden.«

»Ich kenne das! Es hat lange Zeit unter einem schlechten Sattel und unter einem noch schlimmeren Reiter gelitten; das merkt sich so ein Tier. Wer soll es nun besteigen? Es ist höchstens noch als Packpferd zu verwenden.«

»Brauchst du kein Packpferd, Herr?«

»Nein. Jetzt nicht, sondern erst später.«

»So kaufe es, denn du wirst nicht gleich ein Pferd finden, wenn du es brauchst.«

»Soll ich mich mit einem Tiere schleppen, das mir jetzt zur Last ist?«

»Du sollst es um hundertfünfzig Piaster haben!«

»Ich gebe dir hundert, und keinen Para mehr.«

»Herr, du scherzest!«

»Behalte es! Ich finde in Banna ein anderes. Komm, Allo!«

Ich bestieg meinen Rappen, und der Köhler folgte mir mit betrübter Miene. Wir hatten aber kaum fünfzig Schritte zurückgelegt, so hörten wir rufen:

»Gib hundertdreißig, Herr!«

Ich antwortete nicht.

»Hundertzwanzig!«

Ich ritt weiter, ohne mich umzublicken.

»Komm zurück, Herr; du sollst es für hundert haben!«

Jetzt blieb ich halten und fragte, ob er auch einen Reitsattel und eine Decke zu verkaufen habe. Als er bejahte, kehrte ich

zurück und kaufte einen ganz passablen Sattel nebst Decke für vierzig Piaster. Und was das Vorteilhafteste war: der Händler nahm den Preis ganz willig in altem Beschlik {geringes Metallgeld} an, der sich nach und nach in meiner Tasche angesammelt hatte. Ich legte, nachdem ich bezahlt hatte, dem Pferd den Sattel und das Zaumzeug an und nahm dann von dem Kurden Abschied.

»Lebe wohl! Du wolltest deinen Freund betrügen, aber du wirst gleich sehen, daß er das Pferd für den dritten Teil seines Wertes hat.«

Der Mann antwortete mir nur mit einem schlaun, überlegenen Lächeln. Auch Allo verabschiedete sich von ihm und wollte dann sein Pferd besteigen. Sein behaartes Gesicht, oder vielmehr nur die Teile desselben, die man sehen konnte, erglänzte vor Freude und Entzücken darüber, daß er nun hoch zu Roß in die Welt hineinreiten konnte. Aber der Kurde ergriff ihn beim Arme.

»Um des Propheten willen, steige nicht auf! Das Pferd wird dich abwerfen, und du brichst den Hals.«

»Dieser Mann hat recht,« stimmte ich bei. »Steig du jetzt auf mein Pferd. Es wird dich sicher tragen, und ich will mich hier auf dieses setzen, um ihm zu zeigen, daß es zu gehorchen hat.«

Allo kletterte wirklich mit größtem Vergnügen auf den Rücken meines Hengstes, welcher sich dieses ehrenrührige Attentat ganz ruhig gefallen ließ, weil er mich in der Nähe wußte. Ich aber drängte den Klepper an die Mauer und kam glücklich in den Sattel. Wieder stieg er empor; ich ließ ihm einige Augenblicke lang den Willen, dann aber nahm ich ihn kurz und faßte ihn zwischen die Schenkel. Er wollte steigen – es ging nicht mehr; er brachte es bloß zu einem krampfhaften Spielen der Hufe, und endlich ging ihm der Atem aus, der Schweiß stand ihm auf allen Poren, und von seinem Maul tropfte der Schaum in großen Flocken – er stand, trotzdem ich ihm die Schenkel wieder nahm.

»Er ist bezwungen, Mann,« lachte ich vergnügt. »Paß auf, wie

er sich reiten läßt, und versuche nicht wieder, einen Freund zu übervorteilen! Allah sei mit dir!«

Ich ritt voran, und mein Rih folgte mit edler Bescheidenheit dem Klepper.

»Chodih,« fragte der Köhler, »nun ist wohl dieser Schwarze mein?«

Hm! Auch eine Frage!

»Nein,« antwortete ich.

»Warum nicht?«

»Dieser Schwarze würde dich abwerfen, sobald ich nicht mehr in seiner Nähe bin. Du sollst ihn nur heute reiten, denn morgen wird dieses Pferd hier gehorsam geworden sein.«

»Und wird es mir auch dann gehören, wenn ich von euch scheide?«

»Ja, wenn wir nämlich mit dir zufrieden sind.«

»O ich werde alles tun, was du von mir forderst!«

Wir gelangten an das Dickicht, wo sich die Gefährten verborgen hielten. Sie schlossen sich uns wieder an und zeigten sich sehr zufrieden über den guten Handel, den ich gemacht hatte. Nur Halef war ungehalten.

»Sihdi,« sagte er, »das wird dir Allah nie vergeben, daß du deinen Rih eine solche Kröte tragen lässest. Er mag sich auf mein Pferd setzen, während ich den Rappen nehme.«

»Laß ihn, Halef! Es würde ihn beleidigen.«

»Maschallah, wie kann ein Kurde beleidigt werden, der Kohlen brennt und den Schmutz mit Fingern ißt!«

Es blieb trotzdem bei meiner Anordnung.

Am Nachmittag gelangten wir in die Höhe von Banna und nach einem scharfen Ritte öffnete sich vor uns der Paß, der nach Süden führt. Wir hatten unsere Pferde auf den unwegsamen Höhen sehr in Anspruch nehmen müssen; darum wollten wir ihnen heute eher Ruhe gönnen und zogen uns seitwärts des Passes in ein kleines, aber tiefes Tälchen zurück, dessen Seiten sehr dicht mit Zwergeichen bewachsen waren. Wir hatten Wild genug geschossen, um nicht hungern zu müssen, und losten nach dem Mahle um die Reihenfolge der Nachtwache. Hier in der Nähe des Passes hielten wir die Vorsicht ganz be-

sonders für notwendig, denn die Kunde von dem Herdenraube war ganz sicher bereits bis Banna gedrungen, und es ließ sich vermuten, daß dabei die Rede auch von uns gewesen sei.

Die Nacht verging ohne die geringste Störung, und mit dem Grauen des Tages ritten wir bereits in den Mund des Passes ein. Wir hatten diese Zeit gewählt, um völlig unbeachtet zu sein.

Der Weg führte über nackte Höhen und kahle Steinflächen, durch dunkle Schluchten und melancholische Täler, in denen kaum ein Wässerlein zu finden war. Man sah und fühlte hier so recht deutlich, daß man sich auf einem Boden befand, den vielleicht noch kein Europäer betreten hatte.

Es war nahe am Mittag, als wir ein Quertal zu durchschneiden hatten. Gerade als wir bei der gegenüberliegenden Ecke anlangten, blieb Dojan stehen und sah mich bittend an. Ich kannte seine Manieren; er hatte etwas Verdächtiges bemerkt und wollte nun die Erlaubnis haben, mich verlassen zu dürfen. Ich ließ halten und sah mich um, fand aber nicht die geringste Spur eines lebenden Wesens.

»Jürü {Gehe!}, Dojan!« sagte ich, und sofort sprang der Hund in das Gebüsch hinein. Einige Augenblicke später hörten wir einen Schrei, und dann erscholl jener kurze Laut, welcher mir sagte, daß Dojan einen Menschen unter sich liegen habe.

»Halef, komm!«

Wir sprangen von den Pferden, warfen den Andern die Zügel zu und folgten dem Hunde. Wahrhaftig, neben einem stacheligen, heckenrosenartigen Busche lag ein Mann, und der Hund stand über ihm und hatte seine Zähne an dessen Gurgel.

»Dojan, geri!«

Der Hund ließ ab, und der Mann erhob sich.

»Was tust du hier?«

Er blickte mich an, als ob er sich die Antwort erst überlegen wolle, gab sie aber nicht, sondern tat einen plötzlichen Seitensprung und verschwand.

Auf meinen Wink setzte der Hund dem Fremden nach.

Keine Minute später hörten wir wieder den Angstschrei des Mannes und den bezeichnenden Laut des Hundes. Neben der Stelle, wo der Mann gelegen hatte, hing seine Flinte an einem abgebrochenen Zweige. Ich winkte Halef, sie zu nehmen, und dann drangen wir weiter vor. Wir fanden Mensch und Hund genau wieder in der vorherigen Lage. Der erstere wagte gar nicht, sich zu rühren und von dem Messer Gebrauch zu machen, welches er im Gürtel hatte.

»Ich werde dir noch einmal erlauben, dich zu erheben, aber ich sage dir: wenn du abermals zu entfliehen suchst, so wird der Hund dich zerreißen,« warnte ich ihn.

Dann rief ich Dojan abermals zurück. Der Fremde stand auf und blieb in demütiger Haltung vor mir stehen.

»Wer bist du?«

»Ich bin ein Bewohner von Soota,« antwortete er.

»Ein Bebbeh?«

»Nein, Herr. Wir sind Feinde der Bebbeh, denn ich bin ein Dschiaf.«

»Woher kommst du?«

»Aus Achmed Kulwan.«

»Das ist weit. Was hast du dort getan?«

»Ich Sorge für die Herden des dortigen Kiaja.«

»Wohin willst du?«

»Nach Soota zu meinen Freunden. Die Dschiaf feiern ein großes Fest, welches wir mitmachen wollen.«

Das stimmte.

»Haben die Dschiaf auch Gäste bei diesem Feste?«

»Ich habe gehört,« antwortete er, »daß Khan Heider Mirlam mit seinen Bejat kommen will.«

Auch das stimmte. Dieser Mann schien kein Lügner zu sein.

»Warum versteckst du dich vor uns?«

»Herr, muß ein einzelner Mann sich nicht verstecken, wenn er sechs Reiter kommen sieht? Er weiß hier in den Bergen doch niemals, ob es Freunde oder Feinde sind.«

»Aber warum versuchtest du, mir zu entfliehen?«

»Weil ich dachte, du seist ein Feind, denn du hetzttest deinen Hund auf mich.«

»Bist du wirklich ganz allein hier?«

»Ganz allein; das kannst du mir beim Barte des Propheten glauben!«

»Ich will es dir glauben. Gehe voran!«

Wir kehrten mit ihm zu den Gefährten zurück, wo er seine Aussage wiederholen mußte. Sie stimmten mit mir darin überein, daß der Mann ungefährlich sei. Er erhielt seine Flinte wieder und durfte gehen. Nachdem er sich bedankt und den Segen Allahs auf unsere Häupter herabgewünscht hatte, setzten wir den unterbrochenen Ritt weiter fort.

Ich hatte bemerkt, daß Allo den Fremden recht nachdenklich betrachtet hatte; auch jetzt saß er sinnend auf dem Rapen, und eben wollte ich ihn nach dem Gegenstande seines Grübelns fragen, als er, wie sich endlich besinnend, aufblickte und schnell an meine Seite kam.

»Chodih, dieser Mann hat euch belogen! Ich kannte ihn, aber ich wußte nicht mehr, wer er war. Jetzt nun habe ich mich besonnen. Er ist kein Dschiaf, sondern ein Bebbbeh. Er muß ein Bruder oder Verwandter des Scheik Gasahl Gaboya sein. Ich habe sie beide in Nweizgieh gesehen.«

»Wenn dies wahr wäre! Irrst du dich nicht?«

»Es ist möglich, aber ich meine, recht gesehen zu haben.«

Ich teilte den andern die Vermutung des Köhlers mit und fügte hinzu:

»Fast möchte ich diesem Manne nachreiten!«

Mohammed Emin schüttelte den Kopf.

»Warum willst du die Zeit verschwenden und wieder umkehren? Wenn dieser Mann wirklich ein Bebbbeh wäre, wie wollte er wissen, daß Heider Mirlam von den Dschiaf eingeladen ist? Solche Dinge werden vor dem Feinde stets geheim gehalten.«

»Und,« fügte Amad el Ghandur hinzu, »wie könnte uns dieser Mann Schaden bringen? Er geht nach Norden, und wir reiten nach Süden. Man würde uns nicht einholen können, selbst wenn er in Banna von uns erzählte.«

Diese Gründe waren allerdings sehr triftig, und daher gab ich es auf, wieder umzukehren. Nur der Engländer schien nicht befriedigt zu sein.

»Warum den Kerl laufen lassen?« zürnte Sir David, als ich ihm alles erklärt hatte. »Hätte den Kerl erschossen. Ist nicht schade darum. Jeder Kurde ist ein Spitzbube! *Yes!*«

»War der Bey von Gumri auch einer?«

»Hm! Ja!«

»Sir, Ihr seid sehr undankbar!«

»Geht Euch nichts an! Dieser gute Bey hätte uns nicht so gut empfangen, wenn er nicht durch Marah Durimeh von uns gehört hätte. Gutes Weib, einziges Weib, diese alte *Grandmother* {Großmutter}!«

Durch den Namen Marah Durimeh wurden Erinnerungen in mir erweckt, welche mich für den Augenblick die Gegenwart vergessen ließen. Ich gab mich denselben schweigend hin, bis der Engländer daran mahnte, daß es Zeit sei, die Mittagsrast zu halten.

Er hatte recht. Es war heute trotz des schlechten Weges eine tüchtige Strecke zurückgelegt worden, und so konnten wir uns und den Pferden die verdiente Ruhe gönnen. Wir fanden einen Platz, welcher ganz dazu geeignet war; da stiegen wir ab und legten uns, die Wache abgerechnet, zu einem kurzen Schlummer hin.

Zweites Kapitel *Ein Überfall*

Als wir geweckt wurden, hatten sich die Tiere wieder erholt. Ich beschloß, einen Versuch zu machen, ob das neu erworbene Pferd den Köhler nun aufsitzen lasse. Er gelang. Das Tier mochte gemerkt haben, daß es bei uns nicht gequält werde. So konnte ich meinen Rih wieder besteigen, und dies war ein Glück, wie ich bald einsehen sollte.

Die vorher so kahlen Höhen bewaldeten sich immer mehr, je weiter wir nach Süden kamen; es gab mehr Wasser hier. In-

folgedessen wurde unser Ritt beschwerlicher. Von einem gebahnten Wege war keine Rede. Bald mußten wir eine schroffe Höhe erklettern, bald drüben wieder hinuntersteigen; bald ging es zwischen Felsen hindurch, bald durch sumpfiges Land oder über halb verfaulte Bäume hinweg. So gelangten wir am Nachmittag in ein schmales Tal, das nur in seiner Mitte einen wiesenähnlichen Streifen zeigte, hüben und drüben aber mit üppigem Baumwuchse bestanden war. In der Ferne erhob sich in bläulicher Färbung ein großer Berg, der uns mit seinen Vorhügeln den Weg zu verlegen schien.

»Kommen wir dort vorüber?« fragte ich Allo.

»Ja, Herr. Links gehen wir an seinem Fuße hin.«

»Was sagt der Mann?« fragte Lindsay.

»Daß unser Weg dort am linken Fuße des Berges vorüber gehe.«

»Brauchen wir nicht zu wissen!« brummte er mürrisch.

Er sollte sehr bald einsehen, daß diese Bemerkung des Führers für ihn von der größten Wichtigkeit gewesen war; denn kaum öffnete ich die Lippen, um eine Entgegnung auszusprechen, so krachten von beiden Seiten viele Schüsse, und zu gleicher Zeit sprengten mehr als fünfzig Reiter rechts und links unter den Bäumen hervor, um uns zu umzingeln.

Das war eine fürchterliche Überraschung! Die sämtlichen Pferde meiner Gefährten waren getroffen und nur das meinige nicht. Ich hatte dies, wie ich später erfuhr, nicht dem Zufalle zu verdanken. Die Reiter suchten sich von den Bügeln zu befreien und zu ihren Waffen zu kommen. Wir waren im Nu von allen Seiten umgeben, und grad auf mich zu kamen zwei Reiter, welche ich augenblicklich wieder erkannte: Scheik Gasahl Gaboya und der Bebbeh, mit dem ich während unserer Verfolgung die Friedensunterhandlung geführt hatte.

Man hatte nur auf unsere Pferde geschossen; man wollte uns also lebendig gefangen nehmen. Infolgedessen ließ ich den Stutzen hangen und griff zur schweren Büchse.

»Wurm, jetzt hab ich dich!« rief der Scheik. »Du entkommst mir nicht wieder!«

Er holte mit der Keule aus, aber in demselben Augenblick

sprang Dojan an ihm empor und faßte mit seinen Zähnen den Oberschenkel des Feindes. Dieser stieß einen Laut des Schmerzes aus, und der Hieb, welcher mir gegolten hatte, traf den Kopf meines Pferdes. Es wieherte laut auf, schnellte sich mit allen vieren in die Luft und ließ mir also Zeit, dem Bebbah einen Kolbenschlag auf die Schulter zu versetzen – dann stürmte es davon, vor Schmerz keiner Führung mehr gehorchend.

»Dojan!« rief ich noch laut hinter mich, denn den braven Hund wollte ich nicht verlieren; dann streckten sich mir viele Lanzenspitzen entgegen; ich schlug sie mit der Büchse von mir ab, mehr wußte ich nicht; aber den Ritt, welcher nun kam, will ich mein Leben lang nicht vergessen. Kein Graben war zu tief, kein Stein zu hoch, kein Riß zu breit, kein Felsen zu glatt und kein Sumpf zu trügerisch – alles, alles, Bäume, Büsche, Felsen, Berg und Tal flogen an mir vorüber, bis ich nur nach und nach wieder die Herrschaft über das rasende Tier gewann. Dann befand ich mich allein in einer wilden, unbekannten Gegend; aber die Richtung hatte ich mir gemerkt, aus welcher ich gekommen war, und grad vor mir lag jener hohe Berg, von dem wir kurz vorher gesprochen hatten.

Was war zu tun? Den Gefährten beispringen? Das war nicht mehr möglich, sondern es stand vielmehr zu erwarten, daß die Bebbah auch mich verfolgen würden. Aber wie kamen diese Kurden so tief zwischen die Berge herein? Wie hatten sie erfahren, daß wir diesen Weg einschlagen würden? Das war mir ein Rätsel.

Augenblicklich konnte ich für meine Kameraden nicht das Mindeste tun. Sie waren entweder tot oder gefangen. Vor allem mußte ich mich versteckt halten und erst morgen sehen, was auf dem Kampfplatze zu entdecken sei. Dann erst konnte ich etwas für sie tun.

Zunächst untersuchte ich den Kopf meines Pferdes. Es war eine tüchtige Beule aufgelaufen. Ich führte den Hengst an ein nahes Wasser, wo er sich niederlegen mußte. Hier machte ich ihm Umschläge mit derselben Sorgfalt, mit welcher eine Mutter für ihr Kind bedacht wäre. Darüber war wohl eine Viertel-

stunde vergangen, als ich von ferne her ein Geräusch vernahm. Es war ein Ächzen und Schnauben, als wenn jemand den Atem verlieren will – im nächsten Augenblick kam es dahergesaut, stieß ein lautes Freudengeheul aus und sprang mit solcher Gewalt auf mich ein, daß ich in das Gras stürzte.

»Dojan!«

Der Hund heulte und winselte – seine Freude war nicht zu bändigen. Er sprang einmal auf mich und das andere Mal wieder auf das Pferd ein; ich mußte ihn gewähren lassen, bis er sich allmählich von selbst beruhigte. Auch er war ohne alle Verletzung davongekommen.

Das kluge Tier schien sehr bald zu merken, weshalb ich mich um das Pferd bemühte; denn nachdem Dojan mir eine Weile zugesehen hatte, richtete er sich empor und begann die betroffene Stelle an dem Kopfe seines Freundes sehr sorgsam zu belecken. Rih litt es ruhig und stieß sogar von Zeit zu Zeit ein freundliches Schnauben aus.

So lagen wir noch eine lange Zeit, bis ich es für geraten hielt, diesen Ort zu verlassen. Es war jedenfalls das beste, den Fuß jenes Berges aufzusuchen, von dem der Köhler gesprochen hatte. Ich setzte mich also wieder auf und ritt diesem nahen Ziele entgegen.

Die Seiten des Berges waren mit dichtem Walde bedeckt, und nur tief unten im Tale, durch das uns jedenfalls unser Weg geführt hätte, war Raum zur freien Bewegung vorhanden. Dort erblickte ich eine weit vorstehende Waldesecke, von der aus man jeden Ankommenden bemerken konnte; ich hielt auf sie zu. Als ich sie erreichte, stieg ich ab, zunächst besorgt, für das Pferd ein sicheres Versteck zu suchen. Kaum aber war ich einige Schritte in den Forst eingedrungen, so gab mir Dojan das bekannte Zeichen, daß er etwas Auffälliges witterte. Die Sache war mir zu bedenklich, als daß ich ihn sich selbst überlassen mochte. Ich nahm ihn also an die Leine, band das Pferd an einen Baum und folgte ihm, mit dem schußfertigen Stutzen in der Hand.

Ich schritt dem Hunde zu langsam vorwärts. Er zog so stark an der Schnur, daß sie zu zerreißen drohte; dann gab er zwi-

schen zwei hohen Pinien Laut. Dort standen mehrere Farrn beieinander, und als ich die Wedel derselben mit dem Stutzen auseinander stieß, gewahrte ich, daß ein Loch, das zwei Fuß im Durchmesser haben mochte, hier schräg in die Erde führte.

War ein Tier darin? Wohl nicht. Aber als ich mit dem Stutzen hineinstieß, fühlte ich doch, daß irgend ein Körper darin vorhanden sei, und dieser konnte nichts Feindliches sein, wie ich an dem Gebaren des Hundes bemerkte. Ich bedeutete ihm, hineinzugehen; aber er tat es nicht, sondern wedelte mit dem Schwanze und warf einen freundlichen, erwartungsvollen Blick in das Loch.

Da entschloß ich mich, hineinzugreifen. Ich tat es und erfaßte – einen stark behaarten, zottigen Kopf. Ah, nun war das Rätsel gelöst! Es war der Hund des Köhlers, welcher da drinnen stak. Das Tier war entflohen, als es die Schüsse hörte, und von seiner Angst zufällig hierher geführt worden.

»Eisa!« rief ich.

Ich hatte nämlich beobachtet, daß der Köhler seinen Hund bei diesem Namen rief. Es blieb still in dem Loch; aber als ich den Ruf wiederholte, begann es sich zu regen. Ich schob die Farrnwedel beiseite, und was erblickte ich? Zunächst vernahm ich ein sehr vergnügtes Brummen im großen C oder Kontra-A; dann erschien ein wirres Haargestrüpp, zwischen dem nur eine breite Nase und zwei Äuglein zu erkennen waren; hierauf kamen zwei Hände, die mit breiten Krallen versehen waren, und sodann ein zerlöcherter Sack, zwei schmierige Lederfuttrale, parallel miteinander, und endlich an jedem der Futterale einer der bekannten Koloß-von-Rhodus-Stiefel – Allo stand vor mir, wie er lebte und lebte.

Es war ein freudiger Schreck, der mich bei seinem Anblick ergriff; denn wenn dieser Mann sich gerettet hatte, so konnte es auch den andern gelungen sein, zu entkommen.

»Allo, du hier?« rief ich.

»Ja,« antwortete er ebenso einfach wie richtig.

»Wo ist dein Hund?«

»Zertreten, Chodih!« sagte er mit einem starken Anflug von Trauer in seinem Tone.

»Wie bist du entkommen?«

»Als alle hinter dir her ritten, sah niemand auf uns, und ich sprang in die Büsche. Ich kam dann hierher, weil ich dir gesagt hatte, daß wir hier vorüber müßten. Ich dachte, daß du kommen würdest, wenn die Bebbah dich nicht fänden.«

»Wer ist noch entkommen?«

»Ich weiß es nicht.«

»Wir müssen hier warten, ob sich noch einer zu uns finden wird. Suche mir ein Versteck für mein Pferd.«

»Ich weiß ein sehr gutes, Chodih.«

»Ah! Du bist hier bereits bekannt?«

»Ich habe auch hier schon Kohlen gebrannt. Folge mir mit dem Pferde!«

Er führte mich eine Strecke von vielleicht einer Viertelstunde aufwärts. Dort fand sich eine Felsenwand, die dicht und vollständig mit langen Brombeerranken bewachsen war. Er schob an einer Stelle die Ranken auseinander, und es war eine sehr beträchtliche, spaltenähnliche Vertiefung zu sehen, in der ein Pferd ganz gut Platz haben konnte.

»Hier wohnte ich,« erklärte er mir. »Binde das Pferd da drinnen an; ich werde ihm Futter schneiden.«

Es waren in der Spalte mehrere Hölzer eingeschlagen, die früher wohl als Tischbeine gedient haben mochten, obgleich dieser Tisch nach orientalischer Weise gewiß sehr niedrig gewesen war. An diese Tischbeine band ich das Pferd fest, so daß es das Versteck nicht ohne mein Wissen verlassen konnte. Draußen fand ich den Kurden beschäftigt, mit seinem Messer fettes Luftgras zu schneiden.

»Gehe hinab, Chodih,« bat er. »Es könnte unterdes jemand kommen. Ich folge nach, sobald ich fertig bin.«

Ich gehorchte seinem Rate und nahm in der Waldecke einen solchen Platz, daß ich alles sehen konnte, ohne selbst bemerkt zu werden. Nach einer Viertelstunde kam der Köhler.

»Ist das Pferd sicher?« fragte ich und setzte, als er bejahte, hinzu: »Hast du Hunger?«

Ein zweifelhaftes Brummen war die Antwort.

»Ich habe leider nichts. Wir müssen uns gedulden bis morgen.«

Er brummte abermals und sagte dann vernehmlich:

»Chodih, werde ich auch für heute zwei Piaster erhalten?«

»Du sollst vier bekommen.«

Jetzt hörte man dem Brummen ein gelindes Entzücken an; dann blieb es lange zwischen uns still.

Es wurde Nacht, und als eben das letzte Licht des scheiden-
den Tages im Verlöschen war, dünkte mir, als ob jenseits der
schmalen Lichtung, welche uns zur Linken lag, eine Gestalt
zwischen den Bäumen hindurchgehuscht wäre. Das war trotz
der hereinbrechenden Dunkelheit so täuschend, daß ich mich
erhob, um mich zu überzeugen. Der Kurde erhielt die Wei-
sung, bei meinen Gewehren, welche mich gehindert hätten,
zurück zu bleiben. Ich nahm den Hund wieder an die Leine
und schlich mich vorwärts.

Ich hatte eine tiefe Einbuchtung der Lichtung zu umgehen,
war aber noch nicht bis zur Hälfte dieses Weges gekommen, als
ich die betreffende Gestalt über die Lichtung herüberhuschen
sah. Einige rasche Sprünge brachten mich nahe an die Stelle,
an welcher die Gestalt vorüber mußte. Jetzt, jetzt langte sie in
meiner unmittelbaren Nähe an. Ich wollte bereits zugreifen, als
Dojan mich daran verhinderte. Er stieß ein freudiges Winseln
aus. Die Gestalt hörte es und blieb erschrocken stehen.

»*Zounds!* Wer ist hier?«

Dabei streckten sich zwei lange Arme nach mir aus.

»Lindsay! Sir David! Seid Ihr es wirklich?« rief ich.

»Oh! Ah! Master! *Yes! Well!* Ich bin es! Und Ihr? Ah! Ah!
Well! Ihr seid es auch! *Yes!*«

Er war ganz bestürzt vor Freude, und mich machte er vor
Überraschung bestürzt, denn er umfaßte mich, drückte mich
an sich und versuchte, mir einen Kuß zu geben, wobei ihm
seine kranke Nase keineswegs sehr förderlich und dienlich
war.

»Das hätte ich nicht gedacht, Sir David, Euch hier zu fin-
den!«

»Nicht? Der Gorilla – o *no!* Der Köhler hatte doch gesagt, daß wir hier vorüber müssen.«

»Sehet Ihr, wie gut das war! Aber sagt, wie Ihr Euch gerettet habt!«

»Hm! Das ging schnell. Pferd unter mir erschossen; würgte mich hervor; sah, daß alle hinter euch her waren, und sprang auf die Seite.«

»Ganz so wie Allo!«

»Allo? Auch so gemacht? Auch hier?«

»Dort drüben sitzt er. Kommt!«

Ich führte ihn zu unserem Observatorium. Die Freude des Kurden war groß, als er einen zweiten Gefährten gerettet sah. Er drückte sie durch Töne aus, die sich nur mit dem Brummen eines invaliden Spulrades vergleichen lassen.

»Wie ist es Euch ergangen?« fragte mich Lindsay.

Ich erzählte es ihm.

»Also Euer Pferd unbeschädigt?«

»Außer der Beule, ja.«

»Das meinige tot! Braves Tier! Werde diese Bebbah erschießen! Alle! *Yes!*«

»Habt Ihr denn Euer Gewehr noch?«

»Gewehr? Werde ihnen meine Büchse lassen! Hier liegt sie.«

Ich hatte während der Dunkelheit diesen glücklichen Umstand gar nicht bemerkt.

»So seid froh, Sir! Diese Büchse wäre unersetzlich gewesen.«

»Habe auch Messer, Revolver und Patronen noch hier im Beutel.«

»Welch ein Glück, daß Ihr sie nicht in der Satteltasche hattet! Aber habt Ihr keine Ahnung, ob noch einer von uns entkommen ist?«

»Keiner. Halef lag noch unter seinem Pferde, und die Haddidihn staken mitten zwischen den Bebbah.«

»O wehe, dann sind alle drei verloren!«

»Abwarten, Master! Allah akbar – Gott ist groß, sagen die Türken.«

»Ihr habt recht, Sir. Wir wollen hoffen, dann aber, wenn wir uns täuschen sollten, auch alles tun, um die Gefährten zu befreien, im Falle sie noch leben und gefangen sein sollten.«

»Richtig! Jetzt aber schlafen. Bin müde; habe weit laufen müssen! Schlafen ohne Decke! Armselige Bebbah! Miserable Gegend! *Yes!*«

Er schlief ein, und der Kurde mit ihm. Ich hingegen wachte noch lange und stieg später abermals mühsam empor, um nach dem Pferde zu sehen. Dann versuchte auch ich, zu schlafen, dem treuen Hunde das Wachen überlassend. Mein Schlaf wurde durch eine sehr energische Berührung gestört, welche ich an meinem Arme fühlte. Ich erwachte. Der Tag war erst im Grauen.

»Was ist's?« fragte ich.

Statt der Antwort deutete der Kurde zwischen die Bäume hindurch nach dem gegenüberliegenden Rande des Gebüsches – ein Rehbock war hervorgetreten und stand im Begriff, zur nahen Tränke zu gehen. Wir brauchten Fleisch, und obgleich ein Schuß uns verraten konnte, griff ich doch zur Büchse. Ich legte an und drückte ab. Bei dem Schalle fuhr Lindsay kerzengrad aus dem Schlafe empor.

»Was ist's? Wo ist Feind? Wie? Wo? *Yes!*«

»Da drüben liegt er, Sir.«

Er sah in der angegebenen Richtung hin.

»Ah! *Roe – buck* – Rehbock! Prächtig! Können sehr gut gebrauchen! Nichts gegessen seit gestern mittag. *Well!*«

Allo eilte fort, um das erlegte Wild herbeizuholen. Schon einige Minuten später brannte an einer geschützten Stelle ein Feuer, über dem ein saftiger Braten schmort. Nun war dem Hunger mit einem Male abgeholfen, und auch Dojan konnte befriedigt werden.

Während des Essens kamen wir zu dem Entschluß, bis Mittag noch zu warten, dann aber nachzuforschen, wie es mit den Bebbah stehe. Unter dem Gespräche erhob sich Dojan plötzlich und sah in die Tiefe des Waldes. Einige Zeitlang schien es, als sei er mit sich selbst im unklaren; dann sprang er mit einem Satz fort, ohne mich nur vorher angesehen zu haben. Ich

erhob mich schnell, um nach dem Gewehr zu greifen und ihm nachzueilen, blieb aber sofort wieder stehen, als ich anstatt des erwarteten Angstrufes das laute, freudige Gewinsel des Tieres vernahm.

Gleich darauf trat zu uns – mein kleiner Hadschi Halef Omar, zwar ohne sein Pferd, aber in voller Ausrüstung mit Büchse, Pistolen und mit dem Messer im Gürtel.

»Hamdulillah, Sihdi, daß ich dich finde und daß du lebst!« begrüßte er mich. »Mein Herz war voll von Sorge um dich; aber es tröstete mich die Überzeugung, daß kein Feind deinen Rih einholen kann.«

»Der Hadschi!« rief Lindsay. »Oh! Ah! Nicht massakriert! Herrlich! Unvergleichlich! Gleich mit Braten essen! *Well!*«

Der gute Lindsay faßte die Sache sofort von ihrer praktischen Seite an. Halef war nicht wenig erfreut, ihn und den Führer wohl erhalten zu sehen; doch verschmähte er auch die leibliche Erquickung nicht, sondern langte gleich nach dem Bratenstücke, welches der Engländer ihm entgegenstreckte.

»Wie bist du entkommen, Halef?« fragte ich ihn.

»Die Bebbah schossen auf unsere Pferde,« antwortete er. »Auch das meinige stürzte, und ich blieb im Bügel hängen. Sie bekümmerten sich nicht um uns, sondern sie wollten nur dich und deinen Rih haben; darum schlug Allah sie mit Blindheit, daß sie nicht sahen, wie dieser Kurde und der Master entkamen. Auch ich machte mich endlich frei, nahm meine Waffen und entfloh.«

Welch eine Unachtsamkeit von den Bebbah! Sie hatten nur auf die Pferde geschossen, um die Reiter lebendig zu fangen, und ließen diese doch entkommen!

»Hast du nichts von den Haddedihs bemerkt, Halef?«

»Ich sah noch während des Fliehens, daß man sie gefangen nahm.«

»Oh, dann dürfen wir keine Zeit verlieren, sondern wir müssen aufbrechen!«

»Warte, Sihdi, und laß dir erzählen! Als ich glücklich entronnen war, dachte ich, daß es wohl klüger sei, zu bleiben und die Feinde zu beobachten, als zu fliehen. Ich stieg also auf ei-

nen Baum, dessen Laub mich ganz verdeckte. Da blieb ich bis gegen den Abend; erst als es ziemlich dunkel war, konnte ich den Baum wieder verlassen.«

»Was hast du gesehen?«

»Die Bebbeh wollen nicht fort. Sie haben ein Lager geschlagen. Ich habe an achtzig Krieger gezählt.«

»Woraus besteht das Lager?«

»Sie haben sich Hütten aus Zweigen gebaut. In einer solchen Hütte liegen die Haddedihi gefangen, an den Händen und Füßen gebunden.«

»Weißt du das genau?«

»Ja, Sihdi. Ich habe gar nicht geschlafen, sondern das Lager während der ganzen Nacht umschlichen, weil ich glaubte, vielleicht bis zu den Gefangenen kommen zu können. Es ging nicht. Nur dir könnte es vielleicht gelingen, Sihdi; denn du hast mich dieses Anschleichen ja erst gelehrt.«

»Konntest du nicht aus irgend einem Umstande auf den Grund ihres Verbleibens schließen? Ich kann nicht begreifen, warum sie den Ort nicht gleich verlassen haben.«

»Ich auch nicht, Sihdi; aber ich habe nichts erfahren können.«

»Ich muß dich übrigens loben, Hadschi Halef Omar, daß es dir gelungen ist, uns so nahe zu kommen, ohne daß wir dich bemerkten. Woraus schlossest du, daß ich mich grad hier befinden werde?«

»Weil ich deine Art und Weise kenne, Sihdi, dir immer einen Ort zu suchen, wo du nicht gesehen wirst und dennoch alles sehen kannst.«

»Ruhe dich jetzt aus. Ich will mir überlegen, was zu tun ist. Allo, führe mein Pferd zur Tränke und gib ihm neues Futter!«

Der Köhler hatte sich noch gar nicht erhoben, um diesem Befehle Folge zu leisten, als der Hund leise anschlug. Am obersten Punkte unsers engen Gesichtskreises erschien ein Reiter, der sich schnell näherte und im Trabe an uns vorüberritt.

»Hallo! Soll ich ihn wegputzen, Master?« fragte Lindsay.

»Um keinen Preis!«

»Ist aber ein Bebbeh!«

»Laßt ihn! Wir sind keine Meuchelmörder!«

»Hätten aber ein Pferd!«

»Werde schon Pferde bekommen.«

»Hm!« lächelte er. »Keine Meuchelmörder, aber doch Spitzbuben! Will Pferde stehlen! Yes!«

Jetzt gab mir dieser eine Bebbeh von neuem zu denken. Weshalb hatte er die Seinigen verlassen, und wohin wollte er?

Nach vielleicht einer Stunde wurde mir das Rätsel gelöst, denn er kehrte wieder zurück und ritt vorüber, ohne Ahnung, daß wir ihm so nahe seien.

»Was hat er da unten gesagt, dieser Kerl?« sagte Lindsay.

»Er ist ein Bote.«

»Bote? Von wem?«

»Von dem Scheik Gasahl Gaboya.«

»An wen?«

»An die Abteilung der Bebbeh, welche ungefähr eine halbe Stunde weiter unten den Weg besetzt hält.«

»Woher wißt Ihr dies?«

»Ich vermute es. Dieser Scheik hat auf irgend eine Weise erfahren, daß wir kommen werden, und den Weg an zwei Stellen verlegt, damit die zweite Truppe die gefangen nehme, die der ersten entgehen.«

»Schön ausgedacht, Sir, wenn es wahr ist!«

Dies mußte ich erforschen. Es ward nun verabredet, der Engländer solle nebst Allo bei meinem Pferde in unserem bisherigen Versteck bleiben, während ich mit Halef auf Kundschaft ausginge. Wenn ich aber bis zum Mittag des andern Tages nicht wieder zurückgekehrt sei, so möge Sir David unter Führung des Köhlers auf meinem Rappen nach Bistan reiten und dort bei Allos Bruder vierzehn Tage auf mich warten. »Komme ich mit Halef auch dann noch nicht,« – fügte ich bei – »so sind wir tot, und Ihr, Sir David, könnt mein Erbe antreten.«

»Hm! Testament! Schauderhaft! Könnte ganz Kurdistan erschlagen! Erbe? Was denn?« fragte der wackere Sohn Albions.

»Mein Pferd,« antwortete ich.

»Mag es nicht! Wenn Ihr tot seid, soll dieses Land zugrunde gehen! Alle Pferde mit! Auch Ochsen, Schafe, Bebbah, alles! *Well!*«

»Nun wißt Ihr alles. Jetzt habe ich nur noch den Bannah-Kurden zu instruieren.«

»Macht es ihm nur richtig klar, Sir! Kann kein einziges Wort mit ihm reden. Schöne Unterhaltung! Famoses Vergnügen! Prächtig! Konnte daheim in Alt-England bleiben! Brauche keine Fowling-bulls! *Yes!*«

Ich war gezwungen, ihn seiner gelinden Verzweiflung zu überlassen. Nachdem ich Allo unterrichtet hatte, warf ich die beiden Gewehre über, um mich der Führung Halefs anzuvertrauen.

Dieser leitete mich ganz genau auf demselben Wege zurück, den er am Morgen eingeschlagen hatte, und lieferte mir dabei den Beweis, daß er mir ein sehr gelehriger Schüler gewesen sei. Er hatte jede, auch die kleinste Deckung benutzt, das Terrain scharfsichtig beurteilt und die Füße immer so vorsichtig gehalten, daß es selbst einem Indianer nur mit Anstrengung gelungen wäre, die Fährte ohne Stocken zu verfolgen.

Wir gingen beständig unter Bäumen, aber immer so, daß wir zwischen den Stämmen hindurch die offene Gegend vor Augen behielten. Ich hatte den Hund bei mir, und da wir gegen Wind gingen, so brauchten wir vor einer Überraschung keine Angst zu haben.

Endlich waren wir der Gegend nahe gekommen, wo wir überfallen worden waren. Halef wollte mich noch weiter begleiten, ich aber gestattete es nicht.

»Sollte ich gefangen werden,« sagte ich zu ihm, »so weißt du, wo du den Engländer zu finden hast. Für jetzt ist es das beste, du kletterst auf eine jener Pinien, welche so eng beisammen stehen, daß ihre Äste ein dichtes Versteck bilden. Du kannst ja sehr gut den Knall meiner Büchse oder die raschen Laute meines Stutzens von der Stimme eines andern Gewehres unterscheiden. Ich bin nur dann in Gefahr, wenn du mich schießen hörst.«

»Was soll ich dann tun?«

»Sitzen bleiben, außer wenn ich laut nach dir rufe. Jetzt steige hinauf!«

Ich nahm den Hund ganz hart an mich heran und schlich mich weiter. Es war allerdings eine gefährliche Sache, am hellen, lichten Tage sich so nahe an ein feindliches Lager zu wagen, daß man es genau übersehen und beobachten konnte.

Nach einiger Zeit sah ich die erste Hütte durch die Bäume blicken. Sie war in Pyramidenform sehr urwüchsig aus Zweigen errichtet. Jetzt zog ich mich wieder zurück, um zunächst einen weiteren Halbkreis um den Ort zu ziehen; denn ich mußte sehen, ob sich etwa Bebbah in der Tiefe des Waldes befänden. In diesem Falle hätte ich sie in meinem Rücken gehabt und wäre jedenfalls von ihnen entdeckt worden.

Ich schlich von Baum zu Baum, immer die stärksten Stämme aussuchend und mit aller Aufmerksamkeit in die Einsamkeit des Forstes hineinhorchend. Bald bemerkte ich, daß meine Vorsicht gar nicht überflüssig gewesen sei; denn ich glaubte Menschenstimmen zu vernehmen, und zu gleicher Zeit stieß Dojan mich mit der Schnauze an. Das edle Tier wußte durch seinen Instinkt, daß es jetzt keinen Laut von sich geben dürfe, und sah mich mit seinen großen, klugen Augen unverwandt an.

Als ich mich in der Richtung hielt, aus der die Laute gekommen waren, sah ich bald drei Männer unter einem Baume sitzen, den von drei Seiten ein junges, ungefähr fünf Fuß hohes Kirschlorbeergehölz umgab. Dieser Ort war wie geschaffen zum Belauschen. Und da ich annahm, daß das gestrige Ereignis auf alle Fälle der Gegenstand des Gespräches sei, so huschte ich von weitem um sie herum, legte mich sodann zu Boden und kroch bis zu den Kirschlorbeerbüschen heran, wo ich ihre Worte ganz deutlich vernehmen konnte.

Wie erstaunte ich, als ich in einem von ihnen den Kurden erkannte, der zweimal unter Dojan gelegen hatte und den ich frei ließ, weil er sich für einen Dschiaf ausgab! Auch Dojan erkannte ihn wieder, denn seine Augen funkelten feindselig zu ihm hinüber, obgleich er keinen Laut von sich gab. Allo hatte also recht gesehen. Dieser Kurde war ein Bebbah und hatte je-

denfalls auf Wache gestanden, um unsere Ankunft zu melden. Ganz gewiß hatte er seitwärts im Verborgenen ein Pferd stehen gehabt und war uns vorausgeritten, während wir glaubten, daß er nordwärts gehe.

»Sie waren dumm, alle!« hörte ich ihn sagen. »Am dümmsten aber war der Mann, welcher den schönen Rappen reitet.«

War da vielleicht ich selbst gemeint? Sehr schmeichelhaft.

»Wenn er die zurückgebliebenen Bejat nicht gefangen genommen und beleidigt hätte,« fuhr der Sprecher fort, »so hätten sie uns dann auch nicht sein Gespräch erzählt, welches sie belauscht hatten, und in welchem er den Weg angab, den sie einschlagen wollten.«

Jetzt war auch dieses Rätsel gelöst. Als wir uns besprachen, uns von den Bejat zu trennen, war unser Plan belauscht worden. Die Bejat hatten ihn dann als Gefangene den Bebbah verraten, jedenfalls um sich die Milde ihrer Besieger zu erwerben.

»Dumm war er ferner,« meinte der Nachbar des vorigen, »daß er sich von dir betrügen ließ.«

»Ja. Aber dumm war auch Gasahl Gaboya, daß er uns befahl, die Reiter und den Rappen zu schonen. Um die Männer war es nicht schade, sondern nur um das Pferd. Nun sind uns vier entflohen, der Anführer mit ihnen, und weil sie keine Pferde mehr haben, ist es ihnen möglich, über die wildesten Berge zu fliehen. Mit den Pferden aber mußten sie den Weg einhalten, den wir ihnen unten verlegt haben.«

Die drei Bebbah hatten Pilze gesammelt, welche sie hier auschnitten und reinigten, ehe sie dieselben in das Lager bringen wollten. Dies gab Zeit und Gelegenheit zu einem vertraulichen Austausche der Meinungen.

»Was hat der Scheik nun beschlossen?« fragte der dritte.

»Er hat einen Boten hinab gesandt. Die andere Abteilung soll warten, bis die Sonne am höchsten steht. Hat sich dann von den Entflohenen noch keiner gefunden, so sollen die andern aufbrechen und zu uns stoßen, denn dann sind die Flüchtlinge sicher entkommen. Wir aber kehren heute noch zurück.«

»Was geschieht mit den beiden Gefangenen?«

»Das sind vornehme Männer, denn sie haben noch kein Wort gesprochen. Sie werden uns aber noch sagen, wer sie sind, und ein schweres Lösegeld bezahlen müssen, wenn sie nicht sterben wollen.«

Ich hatte nun genug gehört und zog mich vorsichtig wieder zurück. Diese drei waren mit ihrer Arbeit fast zu Ende, und wenn sie sich erhoben, so konnte ich sehr leicht von ihnen bemerkt werden.

Also ich war dumm, der dümmste von uns allen! Ich mußte dieses erfreuliche Kompliment leider hinnehmen, ohne es jetzt erwidern zu können. Am meisten machte mir der Umstand zu schaffen, daß bereits um Mittag aufgebrochen werden sollte. Bis dahin also mußten die Haddedihn frei sein. Aber auf welche Weise?

Jetzt erhoben sich die drei Männer; ich hatte mich also gar nicht zu früh entfernt. Der, der sich für einen Dschiaf ausgegeben hatte, sagte:

»Geht! Ich werde erst nach den Pferden sehen.«

Ihm folgte ich von weitem. Er führte mich, freilich ohne sein Wissen, nach einer Bodensenkung, auf deren Sohle ein Wässerchen floß. Hier waren über achtzig Pferde an die Stämme der Bäume und Sträucher gebunden, und zwar in je einer solchen Entfernung, daß sie genug Grünes fanden, ohne sich nahe kommen zu können. Der Platz war hell und sonnig, und vom ersten bis zum letzten Pferde hatte man vielleicht achthundert Schritte zu gehen.

Ich konnte von oben alles genau betrachten. Es waren ganz prachtvolle Pferde da, und im Geiste las ich mir schon die sechs besten aus. Am meisten befriedigte es mich, daß nur ein einziger Kurde die Aufsicht über die Tiere hatte. Es war gar nicht schwer, ihn zu überwältigen.

Mein unfreiwilliger Führer machte sich mit einem Braunblässen zu schaffen, der vielleicht das beste Pferd des ganzen Trupps war. Jedenfalls war er der Herr desselben und ich beschloß, ihm um seines liebenswürdigen Kompliments willen Gelegenheit zu geben, auf seinen eigenen Beinen nach Hause zu reiten.

Er sprach einige Worte mit der Wache und ging dann dem Lager zu. Ich folgte ihm auch jetzt und hatte nun die Überzeugung, daß mir in der weiteren Umgebung des Lagers kein Mensch mehr begegnen würde. Ich konnte mich also in die unmittelbare Nähe desselben wagen.

Nach einer sorgfältigen und sehr langsamen Rekognoszierung hatte ich sechzehn Hütten gezählt, die unter den Bäumen eine Art von Halbkreis bildeten. In der größten Hütte wohnte jedenfalls Scheik Gasahl Gaboya, denn sie war an ihrer Spitze mit einem alten Turbantuche geschmückt. Sie stand auf dem innersten Punkte des Halbkreises, so daß ich ihr leicht nahe kommen konnte, und neben ihr erhob sich die, in der sich die Gefangenen befanden; denn vor derselben saßen zwei Kurden, mit den Gewehren im Arme.

Jetzt konnte ich zu Halef zurückkehren. Er saß noch auf dem Baume, von dem er nun herabstieg. Ich setzte ihm meinen freilich sehr kühnen und gefährlichen Befreiungsplan auseinander, dann versteckten wir uns an einem Platz, wo wir den Weg überblicken konnten. Und mit Ungeduld warteten wir auf die Zeit des Handelns. Ein solches Warten hat stets etwas Aufregendes, Verzehrendes, während der Augenblick der Tat die Nerven kalt und ruhig macht.

Gegen zwei Stunden waren vergangen, da sahen wir ganz unten einen einzelnen Reiter erscheinen.

»Dieser wird die Ankunft verkünden sollen,« meinte Halef.

»Möglich. Hast du die hohe Eiche gesehen oberhalb der Einsenkung, in der sich die Pferde befinden?«

»Ja, Sihdi.«

»Schleiche dich jetzt hin und erwarte mich dort. Ich muß hören, was dieser Reiter zu sagen hat. Hier, nimm Dojan mit. Ich kann ihn jetzt nicht brauchen. Auch die Gewehre nimm zu dir!«

Er nahm den Hund und entfernte sich; ich aber beeilte mich, dem Zelte des Scheik so nahe zu kommen, daß ich hören konnte, was gesprochen wurde. Es gelang mir, soweit dies möglich war. Kaum hatte ich hinter einem Baumstamme Posto

gefaßt, so kam der Reiter herangeloppt. Er sprang vom Pferde.

»Wo ist der Scheik?« hörte ich ihn fragen.

»Dort in seinem Zelte!«

Gasahl Gaboya trat heraus und ihm entgegen.

»Was bringst du?«

»Die Krieger werden gleich erscheinen.«

»So habt ihr keinen der Entronnenen gesehen?«

»Keinen.«

»Ihr habt die Augen geschlossen gehalten.«

»Wir haben gewacht die ganze Nacht und bis jetzt. Wir haben alle Seitentäler besetzt, aber niemand gesehen.«

»Jetzt kommen sie!« rief es draußen vor dem Lager.

Auf diesen Ruf eilte alles hinaus auf die Lichtung; sogar die beiden Wächter schlossen sich an. Sie wußten ihre beiden Gefangenen ja gefesselt!

Die Gelegenheit war günstiger, als ich gehofft hatte. Mit einem Sprunge stand ich hinter dem Zelte der Gefangenen – zwei Messerschnitte, und ich befand mich in dem Innern desselben. Da lagen sie nebeneinander, an Händen und Füßen gebunden.

»Mohammed Emin, Amad el Ghandur, auf! Schnell!«

Zwei Sekunden genügten, die Stricke zu durchschneiden.

»Kommt, schnell!«

»Ohne Waffen?« fragte Mohammed Emin.

»Wer hat sie euch abgenommen?«

»Der Scheik hat sie.«

Ich trat wieder hinten aus dem Zelte heraus und spähte in die Runde. Kein Mensch hatte acht auf das Lager.

»Heraus und mir nach!«

Ich sprang hinüber zum Zelte des Scheiks und huschte hinein, die Haddedihi mir nach. Sie befanden sich in einer fieberhaften Aufregung. Hier hingen ihre Waffen, auch zwei ausgelegte Pistolen und eine lange, persische Flinte, dem Scheik gehörig. Ich nahm Pistolen und Flinte an mich und blickte wieder hinaus; noch immer waren wir unbeachtet. Wir schlichen uns wieder hinaus und rannten dann dem Tale zu. Dies

war wohl fünf Minuten entfernt, aber in zwei Minuten waren wir bei Halef.

»Maschallah! Wunder Gottes!« rief er.

»Jetzt zu den Pferden!« sagte ich.

Der Wächter saß unten, mit dem Rücken gegen uns gekehrt. Auf einen Wink sprang der Hund hinab, und sofort lag der Mann am Boden. Er hatte einen Schrei ausgestoßen, zu einem zweiten hatte er wohl den Mut nicht. Ich bezeichnete die sechs besten Pferde und rief Amad el Ghandur zu:

»Halte sie einstweilen! Halef, Mohammed, schnell die andern in den Wald!«

Die beiden verstanden mich sofort. Eben erhob sich hinter uns ein lautes Bewillkommungsgeschrei, als wir von Pferd zu Pferd sprangen, um die Leinen durchzuschneiden. Fünf- und zwanzig Leinen pro Mann, das war sehr schnell abgetan, dann jagten wir die freien Tiere mit Schlägen und Steinwürfen in den Wald. Amad el Ghandur hatte Mühe, seine sechs Tiere festzuhalten. Ich hatte drei Gewehre umzuhängen und zwei Pistolen einzustecken. Dann bestieg ich den Blässen und nahm noch ein zweites Pferd an die Leine.

»Auf und vorwärts! Es ist die höchste Zeit!«

Ohne mich umzusehen, trieb ich meine Pferde die steile Böschung empor; dann nahm der schützende Wald uns auf. Hier ging es wegen des bösen Bodens nur langsam vorwärts, zumal wir einen Umweg machen mußten. Doch gelangten wir bald auf einen besseren Pfad, wo wir unsere Tiere ausgreifen lassen konnten.

Da hörten wir hinter uns ein lautes Geschrei, aber uns blieb keine Zeit, über dessen wahre Ursachen Vermutungen anzustellen. Vorwärts!

Wir hatten einen weiten Bogen zu reiten gehabt, und ganz dahinten, wo dieser Bogen begann, zeigten sich jetzt zwei Reiter. Sobald sie uns bemerkten, kehrte der eine wieder um, während der andere uns folgte.

»Galopp, den schärfsten Galopp, sonst komm' ich um meinen Hengst!« rief ich. »Wir werden die Bebbah gleich auf den Hacken haben!«

Unsere Wahl war eine gute gewesen, denn die Pferde zeigten sich als vorzügliche Renner. Bald kam unsere Waldecke in Sicht. Wir erreichten sie und hielten hinter den Bäumen an. Ich sah nur Allo.

»Wo ist der Emir?« fragte ich ihn.

»Droben beim Pferde.«

»Hier hast du eine Flinte. Steige auf diesen Fuchs; er ist dein!«

Ich gab ihm die Flinte des Scheiks und rannte dann bergauf, der Höhle zu. Sie war eine Viertelstunde entfernt, aber ich glaube, ich war nicht später als in fünf Minuten oben. Da saß Lindsay.

»Schon da, Master? Oh! Ah! Wie gegangen, heh?«

»Gut, gut! Aber wir haben jetzt keine Zeit, denn wir werden verfolgt. Rennt aus allen Leibeskräften hinab, Sir; unten steht ein Pferd für Euch!«

»Verfolgt? Ah! Schön! Prächtig! Pferd für mich? Gut! Well!«

Er stürzte mehr, als er ging, den Berg hinab. Ich band meinen Rappen ab und führte ihn den Berg hinunter. Das ging leider nicht so schnell, als ich es wünschte, und als ich unten anlangte, saßen die andern schon längst auf ihren Tieren, und Halef hielt das sechste Pferd an der Hand.

»Das dauerte lang, Effendi,« sagte Mohammed Emin. »Sieh, es ist bereits zu spät!«

Er deutete hinaus, wo eben der erste Reiter, welcher uns gefolgt war, sichtbar wurde. Ich blickte ihn scharf an und erkannte meinen Mann.

»Erkennt ihr diesen Menschen?« fragte ich.

»Ja, Sihdi,« antwortete Halef. »Es ist der Dschiaf von gestern.«

»Er ist ein Bebbah und hat uns verraten. Laßt ihn vorüber, und dann wird er unser.«

»Aber wenn mittlerweile die andern kommen?«

»So schnell geht das nicht. – Sir David! Wir reiten voran und nehmen diesen Reiter zwischen uns. Will er sich wehren, so schlagen wir ihm die Waffen aus der Hand.«

»Schön, Master! Prächtig! *Yes!*«

Jetzt verschwand der Bebbbeh hinter der nächsten Krümmung des Weges, und wir verließen unser Versteck. Als ich mit Lindsay diese Krümmung erreichte, waren wir ihm auf fünfzig Schritte nahe. Er hörte uns kommen und drehte sich um. Er erkannte uns und war über unsern Anblick so erschrocken, daß er unwillkürlich sein Pferd anhielt. Er hatte uns vor sich geglaubt und erblickte uns nun hinter sich. Ehe er die Fassung wieder erlangte, hatten wir ihn gepackt.

Da griff er nach dem Messer. Ich faßte seine Faust und drückte sie ihm so, daß er es fallen ließ. Und während Lindsay ihm die Lanze entwand, zerschnitt ich den Riemen, an dem seine Flinte ihm über den Rücken hing; sie fiel herab. Er war entwaffnet und sein Pferd jagte mit den unsrigen in vollem Lauf dahin. Da ergab er sich in sein Schicksal.

So ging es immer dem Süden zu, und als wir einen tüchtigen Vorsprung gewonnen zu haben glaubten, mäßigten wir unser Tempo, und Allo ritt als Wegweiser voran.

»Was tun mit diesem Kerl, Master?« fragte nun Lindsay.

»Bestrafen!«

»*Yes!* Falscher Dschiaf! Welche Strafe?«

»Weiß es nicht. Wir werden darüber beraten.«

»Schön! Session! Oberhaus! Unterhaus! *Well!* Wie habt Ihr die Haddediñh losgemacht?«

Ich erzählte es ihm in kurzen Umrissen. Als ich an das Unschädlichmachen der Pferdewache kam, hielt ich plötzlich in meinem Berichte inne.

»O wehe! Was habe ich getan!«

»Was, Master? War ja alles gut!«

»Ich habe in der Eile vergessen, meinen Hund von dem Manne wegzurufen!«

»Oh! Ah! Unangenehm! Wird nachkommen!«

»Nie! Er ist bereits tot, und die Wache auch.«

»Warum gleich tot?«

»Sobald er angerührt oder sonst bedroht wird, zerreißt er dem unter ihm liegenden Mann die Gurgel. Dann werden ihn die Bebbbeh natürlich erschossen haben. Ich könnte wahrhaftig

nur dieses Hundes wegen umkehren und mich in die größte Gefahr begeben. Aber leider wäre es erfolglos!«

Über den Verlust des treuen, klugen Hundes geriet auch Halef in Bestürzung, und ich verbrachte die noch übrigen Stunden des Nachmittags in tiefer Verstimmung. Am Abend machten wir Halt, und nun erst wurde der Bebbah gefesselt. Trotz unserer Eile hatte Halef Zeit gehabt, dem ledigen Pferde den erst angeschnittenen Rehbock aufzuladen, und so war für einen hinreichenden Imbiß gesorgt.

Nach dem Mahle wurde der Gefangene ins Verhör genommen. Er hatte bisher noch kein Wörtchen gesprochen. Jedenfalls ließ er nur deshalb alles so geduldig über sich ergehen, weil er hoffte, daß die Seinen sehr bald erscheinen und ihn befreien würden.

»Höre, Mann,« begann ich die Verhandlung, »was bist du? Ein Dschiaf oder ein Bebbah?«

Er antwortete nicht.

»Beantworte meine Frage!«

Er zuckte nicht mit der Wimper.

»Halef, nimm ihm den Turban ab und schneide ihm die Haarlocke herunter!«

Das ist die größte Entehrung, die einem Kurden und überhaupt einem Muselmanne widerfahren kann. Als Halef, das Messer in der Rechten haltend, mit der Linken nach der Locke griff, bat der Mann:

»Herr, laß mir mein Haar! Ich will antworten.«

»Gut! Welchen Stammes bist du?«

»Ich bin ein Bebbah.«

»Du hast uns gestern belogen!«

»Einem Feinde braucht man nicht die Wahrheit zu sagen.«

»Deine Grundsätze sind diejenigen eines Schurken. Du hast ferner das, was du behauptetest, bei dem Barte des Propheten beschworen!«

»Einen Schwur, den man einem Ungläubigen gibt, braucht man nicht zu halten.«

»Du hast ihn auch Gläubigen gegeben; es sind deren vier unter uns!«

»Das geht mich nichts an.«

»Ferner hast du mich einen Dummkopf genannt!«

»Das ist eine Lüge, Herr!«

»Du sagtest, wir alle seien dumm, ich aber sei der aller-dümmste! Es ist wahr, denn diese meine eigenen Ohren haben es gehört – hinter dem Lager, als ihr dort die Pilze schnittet. Ich lag hinter dem Busche und hörte euch zu; dann nahm ich euch eure Gefangenen und eure Pferde. Du magst also sehen, ob ich wirklich ein so großer Dummkopf bin!«

»Verzeihe, Herr!«

»Ich habe dir nichts zu verzeihen, denn das Wort aus deinem Munde kann einen Emir aus Frankhistan nie beleidigen. Gestern ließ ich dich frei, weil du mir leid tatest; heut befindest du dich wieder in meiner Hand. Wer ist da wohl der Kluge von uns? – Bist du der Bruder des Scheik Gasahl Gaboya?«

»Ich bin es nicht.«

»Hadschi Halef, schneide ihm die Locke ab!«

Das half auf der Stelle.

»Wer hat dir gesagt, daß ich es bin?« fragte er.

»Einer, der dich kennt.«

»So sage, welches Lösegeld verlangst du?«

»Ihr wolltet für diese beiden Männer« – ich deutete auf die Haddedihn – »Lösegeld verlangen; ihr seid Kurden. Ich nehme nie ein Lösegeld, denn ich bin ein Christ. Ich nahm dich nur deshalb gefangen, um dir zu zeigen, daß wir mehr Klugheit, Mut und Geschick besitzen, als ihr denkt. Wer hat heute zuerst bemerkt, daß die Gefangenen fort waren?«

»Der Scheik.«

»Wie bemerkte er es?«

»Er trat in sein Zelt, da fehlten die Waffen der Gefangenen und auch die seinigen.«

»Ich habe sie genommen.«

»Ich denke, ein Christ nimmt nie etwas!«

»Das ist richtig. Ein Christ nimmt nie unrechtes Gut, aber er läßt sich auch von keinem Kurden berauben. Ihr habt uns unsere Pferde erschossen, die uns lieb waren, und ich habe dafür sechs andere genommen, die uns nicht lieb sind. Wir hatten in

unsere Satteltaschen viele Dinge, die wir notwendig brauchen; ihr habt sie genommen, und dafür habe ich mir die Flinte und die Pistolen des Scheik angeeignet. Wir haben getauscht; ihr habt diesen Tausch mit Gewalt begonnen, und ich habe ihn mit Gewalt beendet.«

»Unsere Pferde sind besser, als die euren waren!«

»Das geht mich nichts an, denn ehe ihr die unseren getötet habt, fragtet ihr auch nicht danach, ob sie schlechter waren, als diejenigen, die ich euch dafür nehmen würde. Warum wurde mein Pferd nicht erschossen?«

»Der Scheik wollte es haben.«

»Glaubte er wirklich, daß er es bekommen werde? Und wenn dies der Fall gewesen wäre, so hätte ich es mir sicher wieder geholt. Wer entdeckte heute die Abwesenheit der Pferde?«

»Auch der Scheik. Er lief in das Zelt der Gefangenen, und als dieses leer war, rannte er zu den Pferden; sie waren fort.«

»Fand er gar nichts?«

»Den Wächter, der unter einem Hunde lag.«

»Was geschah mit ihm?«

»Er wurde unter dem Hunde liegen gelassen zur Strafe dafür, daß er nicht aufgepaßt hatte.«

»Fürchterlich! Seid ihr Menschen?«

»Der Scheik hat es so geboten.«

»Was wird da mit dir geschehen, der du auch nicht aufgepaßt hast? Ich habe hinter dem Kirschlorbeer gelegen, einen einzigen Schritt von dir entfernt; ich bin dann hinter dir zu den Pferden gegangen, von denen ich nicht wußte, wo sie waren, und dann bin ich dir nach dem Lager gefolgt.«

»Herr, laß das den Scheik nicht wissen!«

»Sei ohne Sorge! Ich habe es nur allein mit dir zu tun. Ich werde jetzt meinen Gefährten deine Antworten sagen, und dann mögen sie dein Urteil sprechen. Du sollst nicht von uns zwei Christen, sondern von diesen vier Muselmännern gerichtet werden!«

Ich verdolmetschte meine Unterredung mit dem Bebbah in das Arabische.

»Was willst du mit ihm tun?« fragte mich Mohammed.

»Nichts,« erwiderte ich ruhig.

»Emir, er hat uns belogen, betrogen und dem Feinde in die Hand geliefert. Er hat den Tod verdient.«

»Und was noch mehr ist,« fügte Amad el Ghandur hinzu, »er hat bei dem Barte des Propheten falsch geschworen. Er hat den dreifachen Tod verdient.«

»Was sagst du dazu, Sihdi?« fragte Halef.

»Jetzt nichts. Bestimmt ihr, was mit ihm werden soll!«

Während die vier Mohammedaner beratschlagten, erkundigte sich auch der Engländer bei mir:

»Nun? Was wird mit ihm?«

»Ich weiß es nicht. Was würdet Ihr mit ihm tun?«

»Hm! Niederschießen!«

»Haben wir das Recht dazu?«

»Yes! Sehr!«

»Der Weg des Rechtes ist folgender: Wir beschweren uns bei unsern Konsulaten; von da geht die Beschwerde nach Konstantinopel, und dann erhält der Pascha von Sulimania den Befehl, den Übeltäter zu bestrafen – wenn er ihn nicht belohnen soll.«

»Schöner Weg des Rechtes!«

»Aber der allein erlaubte für uns als Bürger unserer Staaten. Und ferner: Was werdet Ihr als Christ mit diesem Feinde tun?«

»Geht mir mit Euren Fragen, Master! Ich bin Englishman. Macht, was Ihr wollt!«

»Und wenn ich ihn nun laufen lasse?«

»So mag er laufen! Ich fürchte mich nicht vor ihm; er braucht also meinetwegen nicht ganz totgeschlagen zu werden. Macht es lieber möglich, daß ich ihm meine Nase aufhängen kann; das wäre die beste Strafe für diesen Menschen, der uns gestern eine Nase gedreht hat, welche zwanzigmal imposanter war, als die meinige! Yes!«

Der Bebbah schien mittlerweile die Geduld zu verlieren. Er wandte sich in der jetzt eintretenden Pause wieder an mich:

»Herr, was wird mit mir geschehen?«

»Das wird ganz auf dich ankommen. Von wem willst du ge-

richtet sein? Von den vier Männern, die ihr Gläubige nennt, oder von den zwei Männern, denen ihr den Schimpfnamen ›Giaur‹ zu geben pflegt?«

»Chodih, ich bete zu Allah und dem Propheten; es mögen nur solche Männer über mich bestimmen, welche wahre Gläubige sind!«

»Du sollst deinen Willen haben! Wir beide hätten dir verziehen und dich morgen früh zu den Deinigen zurückkehren lassen. Ich sage mich los. Mag dir werden, was du gewünscht hast, und mögest du nicht bereuen, das Wort eines Christen bezweifelt und seine Nachsicht von dir gewiesen zu haben!«

Endlich waren die anderen zu einem Entschluß gekommen.

»Emir, wir erschießen ihn!« sagte Mohammed.

»Das leide ich auf keinen Fall!« antwortete ich.

»Er hat den Propheten geschändet!«

»Seid ihr die Richter darüber? Er mag dies mit dem Imam, mit dem Propheten oder mit seinem Gewissen abmachen!«

»Er hat den Spion gemacht und uns verraten!«

»Hat einer von uns sein Leben dadurch verloren?«

»Nein; aber wir haben anderes verloren.«

»Wir haben Besseres dafür genommen. Hadschi Halef Omar, du kennst meine Meinung; es betrübt mich, dich so blutgierig zu sehen.«

»Sihdi, ich wollte es nicht!« entschuldigte er sich eifrig. »Nur die Haddedihi und der Bannah wollten es.«

»So ist meine Meinung, daß der Bannah hierbei nichts zu sagen hat. Er ist unser Führer und wird dafür bezahlt. Ändert euer Urteil!«

Sie flüsterten von neuem zusammen; dann teilte mir Mohammed Emin das Resultat mit:

»Emir, wir wollen sein Leben nicht, aber er soll entehrt werden. Wir nehmen ihm die Locke und schlagen ihn mit Ruten in das Gesicht. Wer solche Schwielen trägt, hat keine Ehre mehr.«

»Das ist noch fürchterlicher als der Tod und hat doch keinen Erfolg. Ich habe einem Bebbah Ohrfeigen gegeben, weil er

meinen Glauben beleidigte, und gestern kämpfte er doch an der Seite des Scheiks gegen mich. Haben ihn also diese Schläge geschändet?»

»Die abgeschnittene Locke wird ihn sicher schänden!«

»Er wird den Turban aufbehalten, so daß man es nicht sieht.«

»Du selbst wolltest sie ihm doch vorhin abschneiden lassen!«

»Nein; ich hätte es nicht getan. Es war nur eine Drohung, um ihn zum Sprechen zu zwingen. Überhaupt – warum wollt ihr diese Bebbeh noch mehr gegen uns erbittern? Sie fühlen sich im Rechte gegen uns, weil sie glauben, daß wir Verbündete der Bejat gewesen sind. Sie können es nicht wissen, daß wir einen solchen Raubzug nie gebilligt hätten; sie können es nicht wissen, daß ich dem Khan Heider Mirlam offen in das Gesicht gesagt habe, ich hätte die Bebbeh gewarnt, wenn es mir möglich gewesen wäre; sie haben uns bei Räubern getroffen und behandeln uns als Räuber. Jetzt sind wir ihnen glücklich entkommen, und vielleicht lassen sie von uns ab; wollt ihr sie durch eure Grausamkeit zwingen, uns weiter zu verfolgen?«

»Emir, wir waren ihre Gefangenen; wir müssen uns rächen!«

»Auch ich war Gefangener, öfters als ihr; aber ich habe mich nicht gerächt. Der Raïs von Schohrd, Nedschir-Bey, nahm mich gefangen. Ich befreite mich selbst und verzieh ihm; dann wurde er mein Freund. War das nicht besser, als wenn ich eine Blutschuld zwischen uns gelegt hätte?«

»Emir, du bist ein Christ, und die Christen sind entweder Verräter oder Weiber!«

»Mohammed Emin, sage dies noch einmal, so geht dein Weg von dieser Minute an nach rechts und der meinige nach links. Ich habe nie deinen Glauben geschmäht; warum tust du es mit dem meinen? Hast du jemals mich oder diesen David Lindsay-Bey als einen Verräter oder ein Weib gesehen? Ich könnte jetzt recht gut den Islam beleidigen; ich könnte sagen: die Moslemim sind undankbar, denn was ein Christ für sie tut, das vergessen sie. Aber ich sage es nicht, denn ich weiß, wenn einer

sich einmal von seinem Fleische hinreißen läßt, so gibt es doch viele, die sich beherrschen können!«

Da sprang er auf und streckte mir beide Hände entgegen.

»Emir, verzeihe mir! Mein Bart ist weiß und der deinige noch dunkel, aber obgleich dein Herz jung und warm ist, so hat doch dein Verstand die Reife des Alters. Wir geben dir diesen Mann. Tue mit ihm nach deinem Wohlgefallen!«

»Mohammed, ich danke dir! Ist auch dein Sohn einverstanden?«

»Ich bin es, Effendi,« antwortete Amad el Ghandur.

Nun wandte ich mich erfreut zu dem Gefangenen:

»Du hast uns einmal Lügen gesagt. Willst du mir versprechen, heute mit mir die Wahrheit zu reden?«

»Ich verspreche es!«

»Wenn ich dir jetzt deine Fesseln nehme und du mir versprichst, dennoch nicht zu entfliehen, würdest du dein Wort halten?«

»Herr, ich verspreche es!«

»Nun wohl; diese vier Moslemim haben dir deine Freiheit wieder gegeben. Heute bleibst du noch bei uns, und morgen kannst du gehen, wohin es dir beliebt.«

Ich band seine Hände und Füße los.

»Herr,« sagte er, »ich soll dich nicht belügen, und nun sagst du selbst mir die Unwahrheit.«

»Inwiefern?«

»Du sagst, diese Männer hätten mir die Freiheit gegeben, und das ist nicht wahr. Nur du allein hast sie mir gegeben. Sie wollten mich erst erschießen; dann wollten sie mich peitschen und mir den Schmuck des Gläubigen nehmen; du aber hast dich meiner erbarmt. Ich habe jedes Wort verstanden, denn ich spreche das Arabische ebensogut wie das Kurdische. Und nun weiß ich auch aus deinen Worten, daß ihr den Bejat nicht geholfen habt, sondern Freunde der Bebbah gewesen seid. Emir, du bist ein Christ; ich habe die Christen gehaßt: heute lerne ich sie besser kennen. Willst du mein Freund und Bruder sein?«

»Ich will!«

»Willst du mir vertrauen und hier bleiben, obgleich morgen eure Verfolger hier eintreffen werden?«

»Ich vertraue dir!«

»Reiche mir deine Hand!«

»Hier ist sie! Aber werden auch meine Gefährten sicher sein?«

»Ein jeder, der zu dir gehört. Du hast kein Lösegeld von mir gefordert; du hast mir erst das Leben und dann die Ehre gerettet; dir und den Deinen soll niemand ein Haar krümmen!«

So waren wir denn auf einmal aller Sorgen ledig! Ich hatte keine Ahnung gehabt, daß dieser Mann auch Arabisch verstand; doch war ich ganz glücklich, diesem Umstande einen solchen Sieg zu verdanken. Zur Feier desselben holte ich den letzten Rest von Tabak hervor, den meine Satteltasche barg; es war nicht viel, aber der duftende Rauch bewirkte dennoch eine Stimmung, welche ganz anders war als die, mit der wir unsere ›Jury‹ begonnen hatten.

Mit frohem Mute legten wir uns schlafen und hatten dabei sogar die Kühnheit, keine Wachen auszustellen.

Des andern Morgens sah die Sache etwas weniger romantisch aus als gestern Abend bei der poetischen Beleuchtung des flackernden Lagerfeuers; aber ich beschloß dennoch, dem Bebbeh ein offenes Vertrauen zu zeigen.

»Du bist nun frei,« sagte ich zu ihm. »Dort steht dein Pferd, und deine Waffen wirst du auf dem Rückwege finden.«

»Die Meinigen werden sie finden; ich bleibe hier,« antwortete er.

»Wenn sie nun nicht kommen?«

»Sie kommen!« antwortete er in sehr bestimmtem Tone, »und ich werde dafür sorgen, daß sie nicht vorüber reiten.«

Wir hatten nämlich die Nacht in einem kleinen Seitentale zugebracht, welches eine solche Krümmung besaß und dessen Eingang so schmal war, daß wir selbst am Tage vom Haupttale aus nicht bemerkt werden konnten. Der Bebbeh schritt diesem Ausgange zu und nahm hier eine solche Stellung, daß er weit nach rückwärts blicken konnte. Wir anderen warteten mit Neugierde der Dinge, die da kommen sollten.

»Und wenn er uns abermals betrügt?« fragte Mohammed.

»Ich vertraue ihm. Er wußte ja, daß er seine Freiheit wiederbekommen solle, und brauchte mir also gar nicht zu gestehen, daß er jedes Wort unserer Unterredung verstanden habe. Ich glaube sicher, daß er es redlich meint.«

»Aber wenn er uns doch hintergeht, Emir, so schwöre ich bei Allah, daß er der erste ist, den meine Kugel trifft!«

»Dann verdient er es nicht anders.«

Auch David Lindsay schien nicht mit sich einig zu sein.

»Master, dort sitzt er am Eingange,« sagte er; »und wenn er uns abermals belügen wird, so befinden wir uns in dem schauderhaftesten Loche, das es nur geben kann. Nehmt es nicht übel, wenn ich nach meinen Waffen und nach meinem neuen Pferde sehe!«

Ich hatte allerdings eine außerordentliche Verantwortlichkeit auf mich geladen, und ich gestehe gern, daß mir selbst dabei nicht ganz wohl zu Mute war; doch sollte zum Glück die Entscheidung nicht lange auf sich warten lassen.

Wir bemerkten, daß der Bebbah sich erhob und, das Auge mit der Hand beschattend, aufmerksam in die Ferne blickte; dann suchte er sein Pferd auf, um dasselbe schleunigst zu besteigen.

»Wohin?« fragte ich.

»Den Bebbah entgegen,« antwortete er; »sie kommen. Erlaube, daß ich sie vorbereite, Herr!«

»Tue es!«

Er ritt ab. Mohammed Emin aber meinte:

»Emir, wirst du nicht einen Fehler begangen haben?«

»Ich hoffe, daß mein Verhalten das richtige ist. Wir haben Frieden geschlossen, und wenn ich ihm Mißtrauen zeigte, so wäre dies grad das rechte Mittel, ihn wieder zu unserem Feinde zu machen.«

»Aber er war in unserer Hand und sollte uns als Geisel dienen!«

»Er wird auf alle Fälle wiederkehren. Unsere Pferde stehen so, daß wir mit einem Sprunge im Sattel sein können. Haltet die Waffen bereit, aber so, daß es nicht auffällig ist.«

»Was soll das nützen, Emir? Es werden ihrer viele sein, und du willst ja, daß wir nur auf die Pferde und nicht auf die Reiter schießen.«

»Mohammed Emin, ich sage dir: Wenn dieser Bebbeh einen Verrat beabsichtigt, so können wir uns durch den Tod der Pferde nicht retten, und ich bin der erste, welcher sein Gewehr auf die Reiter richtet. Bleibt ihr ruhig sitzen; ich aber werde mich an dem Eingang postieren. Ihr könnt euch dann nach dem richten, was ich tue.«

Ich schritt mit meinem Pferde der Enge zu, durch welche man in das Tal gelangte, stieg dann auf und nahm den Stutzen zur Hand. Mich nur wenig vorbeugend, konnte ich das Blachfeld übersehen und erblickte in nicht gar zu bedeutender Entfernung einen dichten Reitertrupp, der still hielt, um auf die Rede eines einzigen zu hören. Dieser war der Bruder des Scheik. Nach einer Weile lösten sich zwei Reiter von dem Trupp ab und ritten auf das Tal zu, während die andern auf der Stelle, die sie inne hatten, halten blieben. Ich erkannte Scheik Gasahl Gaboya mit seinem Bruder und wußte nun, daß wir nichts mehr zu fürchten hatten.

Als er herangekommen war und mich erblickte, parierte er sein Pferd. Der Ausdruck seines sonnverbrannten Angesichts war noch immer kein freundlicher, und seine Stimme klang fast drohend, als er fragte:

»Was willst du hier?«

»Dich empfangen,« antwortete ich kurz.

»Aber dein Empfang ist nicht sehr höflich, Fremder!«

»Verlangst du von einem Emir aus dem Abendlande etwa, dich freundlicher zu behandeln, als du ihm entgegenkommst?«

»Mann, du bist sehr stolz! Warum sitztest du zu Pferde?«

»Weil auch du beritten bist.«

»Komm mit zu deinen Gefährten! Dieser Mann, der der Sohn meines Vaters ist, wünscht, daß ich sehe, ob wir euch verzeihen können.«

»So komm; denn auch meine Männer wollen sich beraten, ob ihr bestraft oder begnadigt werden sollt!«

Das war ihm denn doch zu viel.

»Mensch,« rief er mir zu, »bedenke, wer ihr seid, und wer wir sind!«

»Ich bedenke es,« antwortete ich ruhig.

»Ihr seid nur sechs Männer!«

Ich nickte lächelnd.

»Und wir sind ein ganzes Heer!«

Ich nickte noch einmal.

»So gehorche, und laß uns ein!«

Ich nickte zum dritten Male und drängte mein Pferd zur Seite, so daß der Scheik und sein Bruder den schmalen Eingang passieren konnten. Jetzt hatten wir gewonnen; denn wenn der Scheik gegen den Willen seines Bruders die Feindseligkeit fortsetzen wollte, so war er gänzlich in unsere Hand gegeben.

Beide ritten auf die Gruppe meiner Gefährten zu, stiegen ab und setzten sich nieder. Ich tat dasselbe.

»Ist's freundlich oder feindlich, Master?« fragte mich Lindsay.

»Weiß noch nicht. Wollt Ihr etwas dabei tun?«

»Versteht sich! *Yes!*«

»Nach einer Minute erhebt Ihr Euch mit der gleichgültigsten Miene –«

»*Well!* Fürchterlich gleichgültig!«

»Ihr geht zum Eingange, um Wache zu halten –«

»*Watch-man?* Sehr schön! Prächtig!«

»Wenn Ihr seht, daß die Bebbah da draußen sich in Bewegung setzen, um hierher zu kommen, so ruft Ihr –«

»*Yes!* Werde sehr laut schreien!«

»Und wenn einer von diesen beiden hinaus will, ohne daß ich es ihm erlaubt habe, so schießt Ihr ihn nieder.«

»*Well!* Werde meinen alten *shoot-stick* {Schießprügel} mitnehmen. *All right!* Bin David Lindsay! Mache keinen Spaß! *Yes!*«

Die beiden Bebbah hatten diese Unterhaltung natürlich auch gehört.

»Warum redet Ihr in einer fremden Sprache?« fragte mißtrauisch der Scheik.

»Weil dieser tapfere Emir aus dem Abendlande nur die Sprache seines Volkes redet,« antwortete ich, indem ich auf Lindsay deutete.

»Tapfer? Meinst du wirklich, daß einer von euch tapfer sei?« Und mit einer sehr geringschätzenden Handbewegung fügte er hinzu: »Ihr seid vor uns geflohen!«

»Du redest die Wahrheit, o Scheik,« erwiderte ich lachend. »Wir sind euch zweimal entkommen, weil wir kühner und tapferer sind, als ihr. Kein Bebbah ist imstande, es mit einem Abendländer aufzunehmen.«

»Mann, willst du mich beleidigen?«

»Gasahl Gaboya, laß deine Seele ruhig bleiben, damit du dein Auge klar erhältst! Du kommst zu uns, um über den Frieden zu verhandeln. Willst du ihn wirklich haben, so bitte ich dich, höflicher als bisher zu sein. Wir sind nur wenige Männer und du selbst sagst, daß ihr ein ganzes Heer seid; aber dieses Heer hat nicht vermocht, uns festzuhalten. Ist dies eine Schande oder eine Ehre für uns? Nicht aus Feigheit vermieden wir den Kampf mit euch, sondern weil wir euer Leben schonen wollten.«

»Fremdling, du redest irre!« fiel er ein.

»Meinest du? Ich habe einen Mann von euch vor mir auf meinem Pferde gehabt; dein Bruder hier ist unser Gefangener gewesen, und als wir mitten in eurem Lager waren, um unsere beiden Gefährten zu befreien, da war sogar auch dein eigenes Leben in unsere Hand gegeben. Wir haben euch geschont und wollen euch jetzt noch schonen; aber wir verlangen nun auch, daß du klug genug sein sollst, die Lage zu erkennen, in der du dich befindest.«

»Ich erkenne sie. Es ist die Lage des Siegers. Ich erwarte, daß ihr mich um Verzeihung bittet und alles herausgibt, was ihr uns gestohlen habt!«

»Scheik, du irrst, denn du befindest dich in der Lage des Besiegten. Nicht wir sind es, sondern du selbst bist es, der um

Verzeihung zu bitten hat, und ich erwarte, daß du es augenblicklich tust!«

Der Bebbah starrte mich vor Erstaunen wortlos an; dann aber brach er in ein lautes Gelächter aus.

»Fremdling, hältst du die Bebbah für Hunde und mich, ihren Scheik, für den Bastard einer Hündin? Ich habe den Bitten dieses meines Bruders nachgegeben und bin zu euch gekommen, um die Größe eurer Schuld mit den Augen der Gnade zu untersuchen. Eure Strafe sollte milde sein. Da ihr jedoch nicht erkennen wollt, was zu eurem Heile dient, so mag der Ruf der Feindschaft zwischen uns weiter klingen, und ihr sollt erkennen, daß es nur meines Befehles bedarf, um euch zu zermalmen.«

»Gib diesen Befehl, Scheik Gasahl Gaboya!« antwortete ich kalt.

Da aber nahm sein Bruder zum ersten Male das Wort:

»Dieser Fremdling aus dem Abendland ist mein Freund; er hat mich von der Schande und von dem Tode errettet; ich habe ihm mein Wort gegeben, daß Frieden sein soll zwischen uns und ihm, und ich werde mein Wort halten!«

»Halte es, wenn du es ohne mich vermagst!« antwortete der Scheik.

»Ein Bebbah bricht niemals sein Versprechen. Ich werde an der Seite meines Beschützers bleiben, solange er sich in Gefahr befindet, und ich will doch sehen, ob die Krieger unseres Stammes es wagen, Männer anzugreifen, die sich unter meinen Schutz begeben haben.«

»Dein Schutz ist nicht der Schutz des Stammes. Deine Torheit wird dein Unglück sein, denn du wirst mit diesen Leuten fallen.«

Der Scheik erhob sich und trat zu seinem Pferde.

»Ist dies dein Beschluß?« fragte der Bruder.

»Ja. Bleibst du hier, so kann ich nichts weiter für dich tun, als daß ich den Befehl gebe, nicht auf dich zu schießen.«

»Dieser Befehl wird nutzlos sein. Ich werde jeden töten, der meinen Freund bedroht, selbst wenn du es wärest, und dann wird man auch mich nicht schonen.«

»Tue was du willst! Allah hat zugegeben, daß du den Verstand verlierst; er mag seine Hand über dich halten, wenn ich dich nicht mehr zu schützen vermag. Ich gehe!«

Während sein Bruder bei uns sitzen blieb, stieg er zu Pferde, um das Tal zu verlassen. Da aber erhob Lindsay seine Büchse und hielt die Mündung auf die Brust des Scheik gerichtet.

»*Stop, old boy* – halt, alter Junge!« gebot er. »Steige ab, sonst schieße ich dich ein wenig tot! *Well!*«

Der Scheik wandte den Kopf zu mir zurück und fragte:

»Was will dieser Mann?«

»Dich erschießen,« antwortete ich sehr ruhig, »weil ich dir noch nicht erlaubt habe, diesen Ort zu verlassen.«

Er sah aus meiner kalten, unbeweglichen Miene, daß es mir ernst war; er sah auch, daß der Engländer den Finger bereits am Drücker hatte – er drehte sein Pferd wieder zurück und rief zornig:

»Fremdling, du bist ein Schurke!«

»Scheik, sage dieses Wort noch einmal, so gebe ich unserem Wächter ein Zeichen, und du bist eine Leiche!«

»Aber dein Verhalten ist Verrat! Ich kam als der Abgesandte meines Stammes und habe freie Rückkehr zu fordern!«

»Du bist nicht der Abgesandte, sondern der Anführer deines Stammes; das Recht der Unterhändler gilt nicht für dich.«

»Weißt du, was das Recht der Völker ist?«

»Ich weiß es, aber dir ist es nicht bekannt. Du hast vielleicht einmal davon sprechen hören, aber dein Geist ist nicht reif genug gewesen, es zu verstehen. Das Recht, von dem du redest, befiehlt Ehrlichkeit im Kampfe; es befiehlt, den Feind zu benachrichtigen, daß man ihn anzugreifen beabsichtigt. Hast du dies getan? Nein. Du bist über uns hergefallen wie ein Räuber, wie ein Geier, der die Taube zerreißt. Nun willst du dich wundern, daß du als Räuber behandelt wirst. Du bist zu uns gekommen, weil du uns für Memmen hältst, die sich vor deiner Begleitung fürchten; du sollst jedoch das Gegenteil erfahren. Du wirst diesen Ort nur dann verlassen, wenn es mir gefällig ist. Willst du den Ausgang erzwingen, so kostet es dich das Leben. Steige also ab, und setze dich wieder zu uns. Aber vergiß

nicht, daß ich Höflichkeit von dir erwarte, und daß dein Tod ganz unvermeidlich ist, wenn deine Bebbah es wagen sollten, uns hier anzugreifen!«

Er folgte zögernd meinem Befehle, konnte es aber nicht unterlassen, drohend zu bemerken:

»Meine Leute würden mich furchtbar rächen!«

»Wir fürchten ihre Rache nicht, das hast du bereits gesehen und wirst es auch noch weiter erfahren! Nun aber laß uns mit Besonnenheit reden über die Angelegenheit, welche dich zu uns geführt hat. Sprich, Scheik Gasahl Gaboya; aber vermeide jede Beleidigung!«

»Ihr seid unsere Feinde, denn ihr habt euch den Bejat angeschlossen, um uns zu berauben – – –«

»Das ist ein Irrtum. Die Bejat trafen uns während eines Nachtlagers, und ihr Scheik Heider Mirlam lud uns ein, seine Gäste zu sein. Er sagte uns, daß er zu einem Feste der Dschiaf wolle, und wir glaubten es. Hätten wir gewußt, daß es seine Absicht sei, euch zu überfallen, so hätten wir uns ihm nicht angeschlossen. Er nahm eure Herden, während wir schliefen, und als ich die Wahrheit bemerkte, habe ich ihm meinen Zorn zu erkennen gegeben. Du überfielst uns und ließest uns verfolgen; wir fürchteten uns nicht; wir schonten euch und entkamen, nachdem ich euch bewiesen hatte, daß wir unschuldig seien. Du ließest uns dennoch nicht ruhig ziehen. Du legtest uns einen Hinterhalt. Wir nahmen deinen Spion gefangen und ließen Gnade walten. Du griffst uns an, und wir schonten euer Leben. Ich kam in euer Lager; ich holte meine gefangenen Gefährten; ihr waret in meine Hand gegeben, ich aber ließ nicht einen Tropfen Blutes fließen. Ihr jagtet uns nach; wir fingen deinen Bruder, doch wurde ihm kein Haar gekrümmt. Strenge deine Gedanken an, o Scheik, und begreife, daß wir nicht als Feinde, sondern als Freunde an euch gehandelt haben! Zum Dank dafür kommst du mit bösen Worten und Beleidigungen, und statt uns um Verzeihung zu bitten, verlangst du, daß wir dies tun sollen. Allah sei Richter zwischen uns und euch! Wir fürchten euch nicht; suche ja nicht zu erfahren, daß ihr uns zu fürchten habt!«

Er hatte mir nur mit halber Aufmerksamkeit zugehört und entgegnete jetzt ziemlich höhnisch:

»Deine Rede ist sehr lang, Fremdling, aber alles, was du sagst, ist unrichtig und falsch.«

»Beweise dies!«

»Dieser Beweis fällt mir leicht. Die Bejat sind unsere Feinde; ihr wart bei ihnen, folglich seid ihr unsere Feinde. Als meine Leute euch verfolgten, schosset ihr ihnen die Pferde tot. Ist dies Freundschaft?«

»War es etwa Freundschaft, daß ihr uns verfolgt habt?«

»Du hast mich an den Kopf geschlagen, daß ich die Besinnung verlor. Du schlugst dann den tapfersten meiner Krieger in das Gesicht und schleudertest ihn vom Pferde wie einen verächtlichen Wurm. Ist dies etwa Freundschaft?«

»Du griffst mich an, folglich schlug ich dich nieder; dein tapferster Krieger verhöhnnte mich, darum zeigte ich ihm, daß er ein Wurm gegen mich sei.«

»Deine Schläge waren die größte Beleidigung, die es gibt; der Beleidigte fordert dein Blut!«

»Meine Schläge müssen keine Beleidigung, sondern eine Ehre für ihn gewesen sein, da du ihm dann doch noch erlaubt hast, an deiner Seite zu kämpfen. Wenn er mein Blut verlangt, so mag er kommen, um es sich zu nehmen!«

»Endlich hast du uns gestern die besten unserer Pferde gestohlen. Ist dies Freundschaft?«

»Ich nahm euch diese Pferde, weil ihr die unserigen erschossen habt. Alle deine Vorwürfe sind falsch und grundlos. Wir haben weder Zeit noch Lust, unsere Geduld noch länger mißbrauchen zu lassen. Sage uns kurz, was du verlangst, und dann werde ich dir eine ebensolche Antwort geben!«

Nun rückte der Scheik mit seinen Bedingungen heraus, indem er begann:

»Ich verlange, daß ihr zu uns kommt – –«

»Weiter!« sagte ich.

»Ihr übergibt uns eure Pferde, eure Waffen und alles, was ihr bei euch tragt.«

»Weiter!«

»Du gibst dem Manne, den du geschlagen hast, Rechenschaft!«

»Weiter!«

»Dann könnt ihr ziehen, wohin ihr wollt.«

»Ist dies alles?«

»Ja. Du siehst, daß ich sehr gnädig bin!«

»Worin soll die Rechenschaft bestehen, welche ich zu geben habe?«

»In einer Entschädigung, deren Höhe wir bestimmen werden. Ich hoffe, daß du zu meinem Verlangen Ja sagen wirst!«

»Ich sage nicht Ja, sondern Nein. Nicht ihr seid es, sondern wir sind es, die zu fordern haben. Und übrigens ist dein Verlangen unsinnig. Wie könnte ich eine Entschädigung zahlen, wenn ihr uns bereits alles genommen hättet! Wir raten euch, uns unangefochten ziehen zu lassen; das ist das beste für euch! Bedenke, daß du dich in meiner Hand befindest!«

»Willst du mich ermorden lassen?«

»Nicht ermorden, sondern töten, sobald die Bebbah die geringste Feindseligkeit gegen uns begehen.«

»Sie würden mich rächen; das habe ich dir bereits gesagt!«

»Sie würden dich nicht rächen, sondern nur sich verderben. Blicke her, Scheik Gasahl Gaboya! In diesem Gewehr habe ich fünfundzwanzig Kugeln und in dieser Büchse zwei; jeder dieser zwei Revolver hat sechs Kugeln, und jede deiner Pistolen, die du hier in meinem Gürtel siehst, zwei; ich kann also dreiundvierzigmal schießen, ohne zu laden. Meine Gefährten sind nicht weniger gut bewaffnet, und wir befinden uns hier an einem Orte, dessen Eingang nur je ein einzelner Feind passieren könnte. Deine Leute würden daher fallen, ohne Gelegenheit zu finden, auch nur einen einzigen von uns zu verwunden oder gar zu töten. Folge mir und der Stimme deines Bruders: laß uns in Frieden ziehen!«

»Soll ich mich von den Meinigen verlachen und verhöhnen lassen? Wie kannst du so viele Kugeln in deinem Gewehre haben! Deine Worte klingen nicht, als ob du die Wahrheit redest.«

»Ich lüge nicht. Die Silahdar {Waffenschmiede} des Abend-

landes sind geschickter als die eurigen. Blicke genau her; ich will dir diese Gewehre erklären!«

Ich zeigte ihm die Einrichtung des Repetierstutzens und der Revolver, und seine besorgter werdende Miene bewies mir, daß meine Taktik die richtige sei.

»Allah ist allmächtig!« murmelte er. »Warum gibt er nicht seinen Gläubigen die Weisheit, solche Gewehre zu verfertigen?«

»Weil sie solche Gewehre mißbrauchen würden. Allah ist allgütig und allweise; er schenkt diese Gewehre nur dem Christen, der sich ihrer erst dann bedient, wenn seine Langmut nichts mehr fruchten will. Sage, was du beschlossen hast!«

»Herr, ich habe eure Waffen gesehen; sie sind vorzüglich, aber wir fürchten sie dennoch nicht. Trotzdem will ich Gnade über euch ergehen lassen, wenn ihr mir gebt, was ich jetzt fordern werde.«

»Was forderst du?«

»Die sechs Pferde, die ihr uns genommen habt, und den Rappen, den du reitest. Außerdem gibst du mir dieses Gewehr mit fünfundzwanzig Kugeln und die beiden Pistolen mit sechs Kugeln nebst den Waffen, die du aus meinem Zelte genommen hast. Sonst nichts!«

»Du wirst keines deiner Pferde erhalten, da ihr die unserigen erschossen habt; du wirst auch den Hengst nicht bekommen, denn er ist mehr wert, als tausend Pferde der Bebbeh. Auch meine Waffen brauche ich selbst. Um dir jedoch zu zeigen, daß ich gütig bin, sollst du deine Flinte und deine Pistolen wieder erhalten, sobald ich die Überzeugung besitze, daß ihr uns in Frieden ziehen laßt.«

»Bedenke wohl, Fremdling, was du – – –«

Er hielt inne, denn draußen fiel ein Schuß, noch einer und noch mehrere. Ich wandte mich zu dem Engländer:

»Was gibt's, Sir?«

»Dojan!« antwortete er.

Dieses Wort elektrisierte mich so, daß ich in der nächsten Sekunde am Eingange stand. Wirklich, es war der Windhund. Die Kurden machten Jagd auf ihn; er aber war so klug, einen

Bogen zu schlagen, um sie zu umgehen; doch schien diese List keinen Erfolg zu haben. Er war so angegriffen und ermüdet, daß die kleinen, struppigen Pferde der Bebbah eine größere Schnelligkeit entwickelten, als er. Ich bemerkte, daß er sich in der größten Gefahr befand, erschossen zu werden. Ich sprang zu meinem Pferde.

»Scheik Gasahl Gaboya, jetzt kannst du sehen, was ein Emir aus dem Abendlande für Waffen hat. Aber hüte dich, den Eingang zu überschreiten. Du bist mein Gefangener, bis ich wiederkehre!«

Ich bestieg das Pferd.

»Wohin, Sihdi?« fragte Halef.

»Den Hund beschützen.«

»Ich reite mit!«

»Du bleibst. Sorge dafür, daß die beiden Bebbah nicht entkommen!«

Ich ritt hinaus auf das Blachfeld und gab mit dem ausgestreckten Arme den Kurden ein Zeichen, von dem Hunde abzulassen. Sie sahen es wohl, befolgten es aber nicht. Auch der Hund erblickte mich und kam, anstatt den eingeschlagenen Bogen weiter zu verfolgen, auf mich zugerannt. Diese Richtung führte ihn ganz nahe an seinen Verfolgern vorüber. Es kam mir gar nicht in den Sinn, mir das brave Tier, welches ich bereits verloren geglaubt hatte, erschießen zu lassen. Darum hielt ich, in Schußweite angekommen, mein Pferd an und zeigte ihm den Lauf meiner Büchse. Auf dieses Zeichen stand es vollständig bewegungslos. Ich legte an und warf mit zwei Schüssen die Pferde der beiden Kurden, die dem Hunde am nächsten waren, in das Gras. Dojan kam unbeschädigt vorüber, aber die Bebbah erhoben ein Geschrei des Zornes und kamen auf mich losgesprengt.

Vor Freuden, mich wiedergefunden zu haben, war der Hund mit einem einzigen Satze bei mir auf dem Pferde; ich aber stieß ihn sofort hinab, da er verderblich werden konnte.

»Buraja, buraja – herbei, hierher!« hörte ich es am Eingange des Tales rufen. Es war der Scheik, der diese Gelegenheit benutzen wollte, aus seiner nichts weniger als angenehmen Lage

zu entkommen. Die Kurden vernahmen diesen Ruf, spornten ihre Pferde an und schwangen die Waffen. Ich kam ihnen natürlich zuvor und sah, als ich den Eingang erreichte, den Scheik am Boden liegen, während Halef und der Engländer beschäftigt waren, ihn zu binden. Sein Bruder stand frei daneben, und seine ganze Haltung zeigte, daß er neutral bleiben wolle.

»Emir, schonen meine Brüder!« bat er.

»Wenn du den Scheik bewachest!« antwortete ich.

»Ich werde es tun, Herr!«

Ich sprang vom Pferde und gebot den Gefährten, sich hinter die Felsen des Einganges zu legen.

»Schießt nur auf die Pferde!« bat ich.

»Hältst du so dein Wort, Emir?« zürnte Mohammed Emin.

»Der Bruder des Scheik meint es ehrlich. Die erste Salve also nur auf die Pferde; dann werden wir weiter sehen!«

Dies alles war so schnell gegangen, daß die Bebbah sich nun grad in Schußweite befanden. Ich hatte die beiden Läufe der Büchse abgeschossen und nahm den Stutzen zur Hand. Unsere Schüsse krachten – einmal und noch einmal.

»Bounce – bardauz, da stürzen sie!« rief der Engländer.

»Fünf, acht, neun Pferde! *Yes!*«

Er erhob sich aus seiner knieenden Stellung, um, wie die andern, während ich fort schoß, sein Gewehr wieder zu laden. Auch Allo, der Köhler, hatte mit der Flinte des Scheiks einen Schuß abgegeben. Er war schuld, daß einer der Bebbah verwundet wurde; die andern waren ihrer Kugel sicher.

Die erste Salve hielt den Anprall der Kurden so lange auf, bis wieder geladen war; die zweite aber brachte ihn vollends zum Stehen.

»*Come on* – vorwärts!« schrie Lindsay. »Hinaus! Totschlagen diese *Houndcatchers*, diese Hundejäger!«

Er nahm die Büchse bei dem Laufe und wollte sich wirklich auf die Kurden werfen. Ich faßte ihn aber und hielt ihn zurück.

»Seid Ihr des Teufels, Sir?« rief ich. »Wollt Ihr um Eure schöne Patent-Nase kommen? Bleibt doch, wo Ihr seid!«

»Warum? Der Augenblick ist gut. Drauf, Master, drauf!«

»Unsinn! Hier sind wir sicher, draußen aber nicht.«

»Sicher? Hm! So legt Euch auf das Kanapee und haltet Mittagsruhe, Master! Dummheit, die Kerle laufen zu lassen! *Well!*«

»Nur ruhiges Blut! Seht Ihr, daß sie sich zurückziehen? Sie haben eine gute Lehre erhalten, an die sie denken werden.«

»Schöne Lehre! Kostet sie nur ein paar Pferde!«

Da legte mir der Bruder des Scheiks die Hand auf den Arm.

»Emir,« sagte er, »ich danke dir! Du konntest so viele und noch mehr von ihnen töten, als Pferde draußen liegen, und du hast es nicht getan. Du bist ein Christ, aber Allah wird dich schützen!«

»Siehst du ein, daß unsere Waffen den euren überlegen sind?«

»Ich sehe es.«

»So geh hinaus zu den Bebbeh und erzähle es ihnen!«

»Ich werde es tun. Was wird aber mit dem Scheik?«

»Er bleibt hier. Ich gebe dir eine ganze Viertelstunde Zeit. Bist du dann noch nicht mit der Botschaft des Friedens zurückgekehrt, so wird der Scheik an dieser Wurzel da oben aufgehängt. Zweifle nicht daran! Ich bin es müde, mit einem unverständigen Feinde zu kämpfen.«

»Und wenn ich Frieden bringe?«

»So gebe ich den Scheik frei.«

»Und was er von dir verlangte?«

»Gebe ich nicht.«

»Auch nicht seine Flinte und seine Pistolen?«

»Nein. Er trägt die Schuld des Angriffes, den wir soeben abgeschlagen haben; er hat nicht die geringste Nachsicht mehr zu erwarten. Wir sind die Sieger. Tue, was du willst!«

Er ging, und ich hatte nun zunächst darauf Bedacht, meine Gewehre wieder zu laden. Dabei lag mir der Hund zu Füßen und winselte vor Freude, obgleich ihm vor Erschöpfung die Zunge aus dem Maule hing.

»Was denkst du, Emir,« fragte Amad el Ghandur; »hat er

den Wächter der Pferde erbissen, bei dem er zurückgeblieben ist?»

»Ich hoffe es nicht. Ich will annehmen, daß er den Mann verlassen hat, weil ihm die Zeit zu lang geworden ist. Er hat den ganzen Nachmittag und die ganze Nacht bei ihm gewacht; das arme Tier ist fürchterlich ermattet. Halef, gib ihm zu fressen! Erst später wird er Wasser lecken dürfen.«

Der Scheik lag gebunden am Boden und sprach kein Wort; aber seine Augen folgten jeder unserer Bewegungen. Man sah es ihm an, daß er niemals unser Freund sein könne.

Wir harrten mit Spannung auf den Bescheid, den wir von den Bebbah erhalten würden. Sie hielten eng beieinander, und wir sahen aus der Lebhaftigkeit ihrer Gestikulationen, daß ihre Beratung eine stürmische sei. Endlich kehrte unser Bote zurück.

»Ich bringe den Frieden, Herr,« sagte er.

»Unter welcher Bedingung?»

»Unter keiner.«

»Das hatte ich nicht erwartet. Du scheinst sehr eifrig für uns gesprochen zu haben. Ich danke dir!»

»Verstehe mich wohl, ehe du mir dankest, Herr! Ich bringe dir zwar den Frieden, aber auch die Bebbah gehen auf keine Bedingung ein.«

»Ah! Und das nennen sie einen Frieden? Gut, so werde ich mich sicher stellen. Sage ihnen, daß ich den Scheik, deinen Bruder, als Geisel mit mir nehmen werde.«

»Wie lange wirst du ihn behalten?»

»So lange als es mir gefällt; so lange, bis ich sicher bin, daß ich nicht verfolgt werde. Dann wird er unbeschädigt entlassen.«

»Ich glaube dir. Erlaube, daß ich es meinen Brüdern sage!»

»Gehe hin und gebiete ihnen, sich bis an die Berge zurückzuziehen, welche die Ebene dort begrenzen. Sobald ich merke, daß sie uns folgen, stirbt der Scheik.«

Er ging, und bald sahen wir, daß alle Bebbah, beritten und unberitten, langsam nach Norden zogen. Er selbst aber kam wieder, um sein Pferd zu holen.

»Emir,« sagte er, »ich war dein Gefangener; gibst du mich frei?«

»Ja. Du bist mein Freund. Hier nimm die Pistolen deines Bruders. Nicht ihm, sondern dir gebe ich sie zurück. Die Flinte aber bleibt das Eigentum des Mannes, dem ich sie geschenkt habe.«

Er blieb bei uns, bis man den Scheik auf sein Pferd gebunden hatte und wir vollständig marschbereit waren. Dann reichte er mir die Hand.

»Lebe wohl, Herr! Allah segne deine Hände und deine Füße! Du nimmst einen Mann mit dir, der dein Feind und nun auch der meinige ist, und dennoch empfehle ich ihn deiner Güte; denn er ist der Sohn meines Vaters.«

Er sah uns lange nach, bis wir verschwunden waren; der Scheik aber hatte keinen Blick für ihn gehabt; es war sicher, daß sie Feinde geworden waren.

Wir behielten die südliche Richtung bei. Halef und Allo hatten den Scheik zwischen sich genommen, und außer einigen kurzen Bemerkungen, die zuweilen nötig waren, wurde der Weg mit Schweigsamkeit verfolgt. Ich merkte es den Gefährten an, daß mein Verhalten während der letzten Tage nicht ihren Beifall hatte. Es fiel zwar keine Bemerkung darüber, aber es war aus ihren Blicken, aus ihren Mienen und aus ihrem ganzen mürrischen Wesen zu erkennen. Ein offenes Aussprechen wäre mir lieber als diese Verschlossenheit gewesen. Auch die uns umgebende Natur war keine freundliche. Wir ritten über öde Bergkuppen, nackte Hänge, finstere Schluchten; es wurde am Abend so kalt und zugig, wie im Winter, und die Nacht, welche wir zwischen zwei gegeneinander geneigten Felsen zubrachten, vermochte es nicht, eine andere Stimmung in uns zu erwecken.

Kurz vor Tagesgrauen nahm ich meine Büchse, um irgend ein Wild zu beschleichen. Nach langem Suchen gelang es mir, einen armen Dachs zu schießen, den ich als einzige Beute zum Lager brachte. Die Gefährten waren bereits alle munter. Ein Blick, den Halef mir unbeobachtet zuwarf, sagte mir, daß während meiner Abwesenheit irgend etwas vorgegangen sei. Um

zu erfahren, was es sei, brauchte ich gar nicht lange zu warten; denn ich hatte mich kaum niedergelassen, so fragte Mohammed Emin:

»Emir, wie lange sollen wir diesen Bebbeh noch mit uns schleppen?«

»Wenn du ein längeres Gespräch beabsichtigst,« antwortete ich, »so entfernt vorher den Gefangenen, der jedenfalls eben-
sogut das Arabische versteht, wie sein Bruder.«

»Allo mag ihn in seine Obhut nehmen.«

Ich folgte diesem Vorschlage, führte den Scheik an eine entferntere Stelle und ließ ihn da in der Obhut des Köhlers, dem ich bedeutete, daß er die größte Achtsamkeit auf den Gefangenen zu verwenden habe. Dann kehrte ich zu den andern zurück.

»Jetzt sind wir unbelauscht,« meinte Mohammed Emin, »und ich wiederhole meine Frage, wie lange wir den Bebbeh mit uns herumschleppen sollen.«

»Warum tust du diese Frage?«

»Bin ich nicht berechtigt, sie zu tun, Effendi?«

»Du hast ein Recht dazu, welches ich dir nicht bestreite. Ich wollte ihn bei mir behalten, bis ich sicher sein kann, daß wir nicht verfolgt werden.«

»Wie willst du diese Sicherheit erhalten?«

»Dadurch, daß ich mich überzeuge. Wir setzen unsern Weg bis Mittag fort; dann nehmt ihr an einer geeigneten Stelle gleich Nachtlager, ich aber reite zurück und bin überzeugt, daß ich die Bebbeh sicher entdecken werde, falls sie uns folgen. Morgen am Vormittag bin ich wieder bei euch.«

»Ist ein solcher Feind so viele Mühe wert?«

»Nicht er ist es wert, aber unsere Sicherheit erfordert es.«

»Warum willst du es dir und uns nicht leichter machen?«

»Auf welche Weise könnte dies geschehen?«

»Du weißt, daß er unser Feind ist?«

»Sogar ein sehr schlimmer Feind.«

»Der uns wiederholt nach dem Leben trachtete?«

»Allerdings.«

»Der uns sogar verriet, als er sich in unsern Händen befand;

denn er rief die Seinigen herbei, als du das Tal verlassen hast, um den Hund zu verteidigen.«

»Auch dies ist richtig.«

»Nach den Gesetzen der Schammar hat er mehrfach den Tod verdient.«

»Gelten diese Gesetze auch hier?«

»Überall, wo ein Schammar zu richten hat.«

»Ah, ihr wollt den Gefangenen richten? – Ich denke, ihr habt ihm bereits das Urteil gesprochen! Wie lautet es?«

»Der Tod.«

»Warum habt ihr dies Urteil nicht bereits vollstreckt?«

»Konnten wir dies tun ohne dich, Emir?«

»Ihr habt nicht den Mut, das Urteil ohne mich zu vollstrecken; aber ihr habt das Herz, den Gefangenen ohne mich zu richten? O, Mohammed Emin, du gehst auf falschem Wege, denn der Tod des Gefangenen wäre auch der deine gewesen.«

»Wie willst du mir das erklären?«

»Sehr leicht. Hier sitzt mein Freund David Lindsay-Bey, und hier mein tapferer Hadschi Halef Omar. Glaubst du, daß sie dir erlaubt hätten, in meiner Abwesenheit den Bebbeh zu töten?«

»Sie hätten uns nicht gehindert. Sie wissen, daß wir stärker sind, als sie.«

»Es ist wahr, ihr seid die tapfersten Helden der Haddeh, aber diese beiden Männer haben noch niemals Furcht und Angst gefühlt. Was denkst du wohl, was ich getan hätte, wenn ich nach meiner Rückkehr Zeuge eures Tuns geworden wäre?«

»Du hättest es nicht mehr zu ändern vermocht.«

»Das ist richtig, aber es wäre euer Tod gewesen. Ich hätte das Messer vor euch in die Erde gesteckt und mit euch gekämpft als Rächer dessen, der ermordet wurde, obgleich er sich unter meinem Schutze befand. Allah allein weiß, ob es euch gelungen wäre, mich zu überwinden.«

»Emir, laß uns darüber schweigen. Du siehst ja, daß wir dich fragen, bevor wir handeln. Der Scheik hat den Tod verdient; laß uns über ihn beraten!«

»Beraten? Wißt ihr nicht, daß ich seinem Bruder versprochen habe, ihn unverletzt ziehen zu lassen, sobald ich überzeugt bin, daß wir nicht verfolgt werden?«

»Dies war ein voreiliges Versprechen. Du gabst es, ohne uns vorher zu fragen. Bist du etwa unser Gebieter, daß du dir jetzt angewöhnt hast, ganz aus eigener Macht zu handeln?«

Das war ein Vorwurf, den ich nicht erwartet hatte. Ich schwieg einige Zeit, um mein Gewissen zu prüfen; dann antwortete ich:

»Ihr habt recht, wenn ihr sagt, daß ich zuweilen gehandelt habe, ohne euch zu fragen. Dies geschah aber nicht, weil ich mich für den Höchsten von euch halte, sondern aus anderen Gründen. Ihr versteht nicht Kurdisch, und ich war also stets der einzige, der mit den Kurden zu sprechen hatte. Konnte ich euch da vor jeder Frage, die ich erhielt, und bei jeder Antwort, die ich erteilte, die Worte übersetzen? Hat man bei einem Entschluß, der schnell gefaßt werden muß, bei einer Tat, die nicht den mindesten Aufschub erleiden darf, Zeit und Gelegenheit, sich mit Gefährten zu beraten, die nicht einmal eine und dieselbe Sprache reden? Ist es nicht immer zu unserm Nutzen gewesen, wenn ihr das tatet, was ich euch riet?«

»Seit wir mit den Bejat zusammengekommen sind, ist dein Rat niemals ein guter gewesen.«

»Ich bin mir dessen nicht bewußt, obgleich ich nicht mit euch streiten will. Ich bin nicht Allah, sondern ich bin ein Mensch, der sich irren kann. Ihr habt mir bisher die Leitung freiwillig überlassen, weil ihr Vertrauen zu mir hattet; da ich nun aber sehe, daß dieses Vertrauen verschwunden ist, so trete ich ebenso freiwillig zurück. Mohammed Emin, du bist der älteste von uns; es sei dir gern die Ehre gegönnt, unser Anführer zu sein.«

Das hatten sie nicht erwartet; aber der letzte Satz schmeichelte dem alten Haddedihi zu sehr, als daß er mein Anerbieten unerört zurückgewiesen hätte.

»Ist dies dein fester Wille, Emir? Und du glaubst wirklich, daß ich euer Anführer sein kann?«

»Ja; denn du bist ebenso weise, wie stark und tapfer.«

»Ich danke dir! Aber ich kenne das Kurdische nicht.«

»Ich werde dein Dolmetscher sein.«

Der gute Mann begriff nicht, daß es infolge der eigentümlichen Zusammensetzung unserer kleinen Gesellschaft gar nicht möglich war, die absolute Führung in eine bestimmte Hand zu legen.

»Übrigens,« fügte ich hinzu, »kommen wir ja sehr bald in Gegenden, wo nur Arabisch gesprochen wird.«

»Sind die anderen mit deinem Vorschlage einverstanden?« fragte Mohammed.

»Hadschi Halef Omar wird tun, was ich will, und den Engländer werde ich jetzt einmal fragen.«

Nachdem ich dem Engländer die Sachlage erklärt hatte, entgegnete er trocken:

»Macht keinen Fehler, Master! Habe längst bemerkt, daß die Haddedihi irgend etwas auf dem Herzen haben. Wir sind Christen, wir sind ihnen viel zu human. *Well!*«

»Ihr werdet das rechte getroffen haben. Nun soll ich euch fragen, ob Ihr Scheik Mohammed als Führer anerkennt?«

»Yes, wenn er die Wege weiß. Im übrigen aber kümmere ich mich den Kuckuck um einen Führer. Ich bin Englishman und tue, was mir beliebt!«

»Soll ich ihm dies sagen?«

»Sagt es ihm, und sagt ihm meinetwegen noch verschiedenes, was Euch beliebt. Ich bin es zufrieden, selbst wenn dieser Köhler Allo den Meister spielen will.«

Ich machte diese Meinung dem Haddedihi bekannt mit den Worten:

»David Lindsay-Bey ist einverstanden. Ihm ist es gleich, wer Anführer ist, du oder Allo, der Kohlenbrenner. Er ist ein Emir aus Inglistan und tut nur das, was ihm gefällt.«

Mohammed Emin zog die Brauen ein wenig zusammen; seine Herrschaft geriet gleich im Anfange ins Wanken.

»Wer Vertrauen zu mir hat, der wird mit mir zufrieden sein,« meinte er. »Doch jetzt wollen wir über den Bebbah sprechen. Er hat den Tod verdient. Soll er die Kugel oder den Strick erhalten?«

»Keines von beidem. Ich habe dir bereits gesagt, daß ich mich mit meinem Worte für sein Leben verbürgt habe.«

»Emir, das gilt nichts mehr, denn ich bin Anführer geworden. Was der Anführer sagt, das muß geschehen!«

»Was der Anführer sagt, das wird geschehen, wenn die anderen damit einverstanden sind. Ich werde nicht zugeben, daß mein Wort gebrochen wird.«

»Effendi!«

»Scheik Mohammed Emin!«

Da zog der kleine Halef eine seiner Pistolen hervor und fragte mich:

»Sihdi, wünschst du, daß ich irgend jemandem eine Kugel durch den Kopf jage? Bei Allah, ich tue es sofort!«

»Hadschi Halef Omar, laß deine Waffe stecken, denn wir sind Freunde, obgleich die Haddedihi dies zu vergessen scheinen,« antwortete ich ruhig.

»Herr, wir vergessen es nicht,« verteidigte sich Amad el Ghandur; »du aber darfst auch nicht vergessen, daß du ein Christ bist, der sich in Gesellschaft von wahren Gläubigen befindet. Hier gelten die Gesetze des Kuran, und ein Christ soll uns nicht hindern, sie auszuüben. Du hast schon den Bruder dieses Scheiks verteidigt; ihn selbst lassen wir uns nicht entreißen. Warum gebietest du uns, nur auf die Pferde zu schießen? Sind wir Knaben, welche ihre Waffen nur zum Spielen erhielten? Warum sollen wir Verräter schonen? Die Lehre, welcher du folgest, wird dir noch das Leben kosten!«

»Schweig, Amad el Ghandur, denn du bist allerdings noch ein Knabe, obgleich du einen Namen trägst, der ›Held‹ bedeutet! Lerne erst Männer kennen, ehe du redest!«

»Herr,« rief er zornig, »ich bin ein Mann!«

»Nein, denn wärest du ein Mann, so wüßtest du, daß ein solcher nie sich zwingen läßt, sein Wort zu brechen!«

»Du sollst es nicht brechen, denn nur wir sind es, die den Bebbah bestrafen.«

»Ich verbiete es!«

»Und ich befehle es!« rief Mohammed Emin, indem er sich zornig erhob.

»Hast du hier zu befehlen?« fragte ich ihn.

»Hast du hier zu verbieten?« antwortete er mir.

»Ja. Mein verpfändetes Wort gibt mir das Recht dazu.«

»Dein Wort gilt nichts bei uns. Wir sind es müde, uns von einem Manne regieren zu lassen, der unsere Feinde liebt. Du hast vergessen, was ich an dir tat. Ich nahm dich auf als Gast bei mir; ich beschützte dich; ich gab dir sogar das Pferd, welches mir die Hälfte meines Lebens wert war. Du bist ein Undankbarer!«

Ich fühlte, wie mir das Blut aus den Wangen wich und daß die Hand nach dem Dolche zuckte; aber es gelang mir, mich zu bezwingen.

»Nimm das Wort wieder zurück,« antwortete ich kalt, indem ich mich erhob.

Ich gab Halef einen Wink und schritt dann der Stelle zu, wo der gefangene Scheik mit dem Kohlenbrenner lag. Dort setzte ich mich nieder. Keine Minute später saß auch der Engländer bei mir.

»Was gibt es, Master?« fragte er. »*Zounds*, Ihr habt ja Wasser im Auge! Mensch, sagt mir, wen ich erschießen oder erwürgen soll!«

»Den, der diesen Gefangenen anzutasten wagt.«

»Wer ist es?«

»Die Haddedihi. Scheik Mohammed warf mir vor, daß ich undankbar sei. Ich habe ihm den Rappen wiedergegeben.«

»Den Rappen? Seid Ihr verrückt, Master, ein solches Tier zurückzugeben, nachdem es Euer festes Eigentum geworden war. Aber ich hoffe, daß es sich noch ändern läßt!«

Da kam Halef herbei, zwei Pferde führend; das eine war das seinige, und das andere war das überzählige, das ich den Bebehen genommen hatte. Es trug mein Sattelzeug, das Halef dem Rappen abgenommen hatte. Auch meinem kleinen Hadschi stand ein Tropfen im Auge, und seine Stimme zitterte, als er sagte:

»Du hast recht gehandelt, Herr. Der Scheitan ist in die Haddedihi gefahren. Soll ich die Peitsche nehmen, um ihn wieder auszutreiben?«

»Ich verzeihe ihnen. Laßt uns aufbrechen!«

»Sihdi, was tun wir, wenn sie den Bebbah töten wollen?«

»Wir schießen sie augenblicklich nieder.«

»Das ist mir recht und lieb! Allah steinige diese Schurken!«

Der Gefangene ward wieder auf sein Pferd gebunden, und wir stiegen auf: ich natürlich nicht auf den Rappen, sondern auf den Bläßfuchs, der in Deutschland ein Vierhunderttalerpferd gewesen wäre. Der kleine Zug setzte sich in Bewegung und kam an den Haddedihi vorüber, die noch im Grase saßen. Sie mochten gemeint haben, daß wir nachgeben würden. Jetzt aber, da sie sahen, daß ich Ernst machte, sprangen sie empor.

»Emir, wohin willst du?« fragte Mohammed Emin.

»Fort,« antwortete ich kurz.

»Ohne uns?«

»Wie es euch beliebt!«

»Wo ist der Rappe?«

»Drüben, wo er angehobbelt war.«

»Maschallah, er ist ja dein!«

»Er ist wieder dein. Salama – Allah gebe dir Friede!«

Ich gab meinem Pferde die Sporen, und wir sausten im Trabe davon. Kaum aber hatten wir eine kleine englische Meile zurückgelegt, so kamen uns die beiden nach. Amad el Ghandur hatte den Rappen bestiegen und führte sein Pferd an der Hand. Jetzt war es ganz unmöglich geworden, den Hengst zurückzunehmen.

Mohammed Emin kam an meine Seite, während sein Sohn zurückblieb.

»Ich denke, ich soll der Führer sein, Emir!« begann er.

»Wir brauchen einen Führer, aber keinen Tyrannen!«

»Ich will den Bebbah bestrafen, der mich und meinen Sohn gefangen nahm. Was aber habe ich dir getan?«

»Mohammed Emin, du hast dir die Liebe und Achtung von drei Männern geraubt, die für dich und deinen Sohn ihr Leben wagten und bis heute für euch ohne Zaudern in den Tod gegangen wären.«

»Effendi, verzeihe!«

»Ich zürne dir nicht.«

»Nimm den Hengst zurück!«

»Niemals!«

»Willst du mein Alter züchtigen und meinen grauen Bart beschämen?«

»Grad dein Alter und der Schnee deines Bartes sollten dir gesagt haben, daß der Zorn nie Gutes tut.«

»Soll unter den Kindern der Beni Arab allüberall erzählt werden, daß der Scheik der Haddedihi ein Geschenk zurück erhielt, weil er nicht würdig war, es zu geben?«

»Man wird es erzählen!«

»Emir, du bist grausam, denn du wirfst Schande auf mein Haupt.«

»Du selbst hast es getan. Ich war dein Freund und ich liebte dich; auch heute verzeihe ich dir. Ich weiß, welche Schande es sein wird, wenn du zurückkehrst zu den Deinen und den Hengst wieder bringst; ich möchte dir helfen, aber ich vermag es nicht.«

»Du vermagst es. Du brauchst ja nur den Hengst wieder anzunehmen.«

»Ich würde es tun, dir zur Liebe und Ehre, aber es ist unmöglich geworden. Blicke zurück!«

Er sah sich um, schüttelte aber den Kopf.

»Ich sehe nichts. Was meinst du, Emir?«

»Siehst du nicht, daß der Rappe bereits einen Besitzer hat?«

»Jetzt verstehe ich dich, Effendi. Amad el Ghandur wird absteigen.«

»Aber ich werde das Pferd nicht nehmen. Er hat seinen Sattel aufgelegt und das Tier bestiegen; dies ist ein Zeichen, daß ihr es von mir zurückgenommen habt. Brächtest du es mir so herbei, wie ich es dir zurückgelassen habe, ungesattelt und unberührt, so würde ich denken, daß wir Freunde waren, und ich könnte die Schmach von dir nehmen. Amad el Ghandur hat mir vorgeworfen, daß ich ein Christ bin und als solcher handle; nun wohl, er ist ein Moslem, ohne als solcher zu handeln; denn er besteigt ein Pferd, dessen Rücken einen Christen

trug. Erzähle dies den Gläubigen, mit denen du zusammenkommst!«

»Allah il Allah! Was haben wir für Fehler begangen!«

Der alte Scheik dauerte mich, aber ich konnte ihm nicht helfen. Sollte ich eine Schande auf mich laden, um ihm die seine zu ersparen? Nein! Ich konnte gar nicht begreifen, was den beiden so verständigen Männern auf einmal in den Kopf gefahren war. Persönliche Rücksichten waren sicher nicht der Grund. Vielleicht war der Keim zu ihrem Verhalten schon lange Zeit in ihnen versteckt gewesen und von mir gepflegt worden durch die Nachsicht, mit der ich unsere Gegner behandelt wissen wollte. Die Schonung aber, die ich gegen die beiden Bebbah gezeigt hatte, war dann der Tropfen gewesen, der das Gefäß überlaufen läßt. Aber trotzdem mir der Verlust des Hengstes zu Herzen ging, fiel es mir gar nicht ein, meine milden Anschauungen den rachsüchtigen Gewohnheiten dieser Nomaden zu opfern.

Der Haddedihi ritt lange schweigend neben mir her. Endlich fragte er zagend:

»Warum zürnest du so anhaltend?«

»Ich zürne dir nicht, Mohammed Emin; aber es betrübt mich, daß dein Herz sich nach dem Blute derjenigen sehnt, denen dein Freund verziehen hatte.«

»Wohlan, so werde ich diesen Fehler wieder gutmachen!«

Er wandte sich um. Hinter mir ritt der Engländer mit Halef; dann kam Allo mit dem Gefangenen, zuletzt Amad el Ghandur. Ich wandte mich nicht zurück, weil ich glaubte, Mohammed Emin wolle mit seinem Sohne sprechen; auch Halef und Lindsay drehten sich aus demselben Grunde nicht um. Wir taten es erst, als wir die laute Stimme des Haddedihi vernahmen:

»Reite zurück, und sei frei!«

Der erste Blick überzeugte mich, daß er die Fessel des Gefangenen zerschnitten hatte, der seinem Pferd sofort in die Zügel griff, um im Galopp davon zu sprengen.

»Scheik Mohammed, was hast du getan!« rief Halef.

»*Thunder storm*, was fällt dem Menschen ein!« schrie der Engländer.

»Habe ich recht gehandelt, Emir?« fragte Mohammed.

»Wie ein Knabe hast du gehandelt!« zürnte ich.

»Ich wollte deinen Willen tun,« entschuldigte er sich.

»Wer hat dir gesagt, daß ich wünsche, ihn so schnell frei zu sehen? Die Geisel ist verloren, nun sind wir wieder in Gefahr!«

»Allah istafer – Gott verzeihe ihm!« rief Halef. »Laßt uns dem Bebbah nachjagen!«

»Wir werden ihn nicht einholen,« wandte ich ein. »Unsere Pferde sind ihm nicht überlegen; nur der Rapphengst ist schneller.«

»Amad, ihm nach!« gebot Mohammed Emin seinem Sohne. »Bringe ihn zurück oder töte ihn!«

Der Angerufene wandte den Rappen und sprengte davon. Er hatte kaum fünfhundert Schritte zurückgelegt, so weigerte sich sein Pferd, ihn weiter zu tragen, doch war er nicht der Mann, sich so leicht abwerfen zu lassen; er zwang das Tier vorwärts. Natürlich ritten wir ihm nach. Er war hinter einer Krümmung verschwunden. Als auch wir dieselbe hinter uns hatten, sahen wir ihn in ziemlicher Ferne abermals mit dem edlen Tiere kämpfen. Er brachte alle seine Kraft und alle seine Geschicklichkeit zur Geltung, doch vergeblich; denn er flog endlich doch aus dem Sattel. Das Pferd aber wandte sich zurück, kam herbeigerannt und hielt an meiner Seite an, den schönen Kopf unter zärtlichem Schnauben an meinem Schenkel reibend.

»Allah akbar – Gott ist groß!« meinte Halef; »er gibt einem Pferde ein besseres Herz, als viele Menschen es haben. Wie schade, Sihdi, daß deine Ehre nicht erlaubt, es wieder zurückzunehmen!«

Der Haddedihi hatte einen nicht leichten Fall getan, er konnte sich nur schwer erheben; doch als ich ihn untersuchte, zeigte es sich, daß er ohne wirkliche Verletzung davongekommen war.

»Dieser Hengst ist ein Teufel!« meinte er. »Er hat mich doch früher gern getragen!«

»Du vergissegst, daß er später mich getragen hat,« erklärte ich, »und ich habe es bisher immer verstanden, ein Pferd so zu gewöhnen, daß es nur denjenigen trägt, dem ich erlaube, es zu reiten.«

»Ich besteige diesen Scheitan niemals wieder!«

»Du hättest klug getan, ihn bereits vorher nicht zu besteigen. Hätte ich in diesem Sattel gesessen, so würde uns Gasahl Gaboya nicht entkommen.«

»Steige auf, Emir, und reite ihm nach!« bat Mohammed Emin.

»Beleidige mich nicht!«

»So soll der Bebbbeh entkommen?«

»Er wird es; doch nur durch deine Schuld!«

»Schauerhaft!« klagte der Engländer. »Dumme Geschichte! Höchst unangenehm! *Yes!*«

»Was ist zu tun, Sihdi?« fragte Halef.

»Um den Bebbbeh wieder zu erlangen? Nichts. Ich hätte ihm den Hund nachgeschickt, wenn dieser mir nicht so wertvoll wäre. Nun aber gilt es, einen Entschluß zu fassen.« Mich an die Haddedihi wendend, erkundigte ich mich: »Habt ihr heute früh, als ich fern war, um den Dachs zu schießen, in Gegenwart des Bebbbeh von dem Weg gesprochen, den wir einschlagen wollen?«

Sie zögerten mit der Antwort, Halef aber sagte:

»Ja, Sihdi, sie sprachen davon.«

»Aber nur arabisch,« entschuldigte sich Mohammed.

Wäre seine Erscheinung nicht so ehrwürdig gewesen, so wäre er einer geharnischten Zurechtweisung wohl nicht entronnen; so aber zwang ich mich zu einem ruhigen Tone:

»Ihr habt nicht klug gehandelt. Was habt ihr gesagt?«

»Daß wir nach Bistan gehen.«

»Weiter nichts? Denke nach! Es kommt hier darauf an, jedes Wort zu wissen, das gesprochen worden ist. Eine Kleinigkeit, die ihr verschweigt, kann großen Schaden bringen.«

»Ich sagte, daß wir von Bistan vielleicht nach Achmed Kulwan, jedenfalls aber nach Kizzeldschi reiten würden, um an den Kiupri-See zu kommen.«

»Du warst ein Tor, Scheik Mohammed! Ich zweifle gar nicht, daß Scheik Gasahl Gaboya uns verfolgen wird. Glaubst du noch immer, unser Anführer sein zu können?«

»Emir, verzeihe mir! Aber ich bin überzeugt, daß der Bebbbeh uns nicht ereilen wird. Er hat zu weit zurückzureiten, um die Seinigen zu treffen.«

»Meinst du? Ich bin bei vielen Völkern gewesen, deren Charakter ich kennen gelernt habe, und darum ist es nicht so leicht, mich zu täuschen. Der Bruder des Scheik ist ein ehrlicher Mann, aber er ist nicht der Anführer der Bebbbeh. Er hat bei ihnen nur freien Abzug für uns erreichen können, und ich gebe meinen Kopf zum Pfande, daß sie uns gefolgt sind, ohne sich sehen zu lassen. Solange der Scheik sich in unseren Händen befand, waren wir sicher; nun aber müssen wir Besorgnis hegen. Sie werden sich rächen wollen für alles, auch für die Pferde, die wir ihnen töteten.«

»Wir brauchen sie nicht zu fürchten,« tröstete Amad el Ghandur; »denn eben dieser Pferde wegen können uns nicht alle folgen. Und wenn sie kommen, werden wir sie mit unseren guten Gewehren empfangen.«

»Das klingt gut, ist aber nicht so. Sie haben gesehen, daß wir ihnen im offenen Kampfe überlegen sind; sie werden uns abermals einen Hinterhalt legen oder uns gar des Nachts überfallen.«

»Wir stellen Wachen aus!«

»Wir sind nur sechs Mann, und wenigstens so viele Wachen brauchen wir, um uns leidlich sicher fühlen zu können. Wir müssen an etwas anderes denken.«

Unser Führer, der Kohlenbrenner, hielt ein wenig seitwärts von unserer Gruppe. Er befand sich in Verlegenheit, denn er erwartete Vorwürfe darüber, daß er den Haddedihi nicht gehindert hatte, den Gefangenen zu befreien.

»Wie weit nach Süden reiten die Bebbbeh?« fragte ich ihn.

»Bis zum See hinab,« antwortete er.

»Kennen sie die Gegend genau?«

»Ganz genau. Sie kennen,« sagte er, »so gut wie ich jeden

Berg und jedes Tal zwischen Derghezin und Miek, zwischen Nweizgieh und Dschenawera.«

»Wir müssen,« fuhr ich fort, »einen andern Weg einschlagen, als wir vorher wollten. Nach West dürfen wir nicht. Wie weit ist es von hier nach Ost bis an die Hauptkette des Zagrosgebirges?«

»Acht Stunden, wenn wir durch die Luft reiten könnten.«

»Da wir aber auf der Erde reiten müssen?«

»Das ist verschieden. Ich kenne weiter unten einen Paß. Wenn wir gegen Sonnenaufgang reiten, so übernachteten wir in einem sichern Walde und erreichen morgen, wenn die Sonne am höchsten steht, das Zagrosgebirge.«

»Dort muß aber wohl die persische Grenze sein, wenn ich nicht irre?«

»Ja, denn dort grenzt das kurdische Land Teratul an den persischen Distrikt von Sakiz, der nach Sinna gehört.«

»Gibt es dort Kurden von Dschiaf?«

»Ja; aber sie sind sehr kriegerisch.«

»Vielleicht nehmen sie uns dennoch gut auf, denn wir haben ihnen nichts getan. Auch ist es möglich, daß der Name des Khan Heider Mirlam uns bei ihnen als eine Empfehlung dienen kann. Führe uns zu dem Passe, von welchem du sprachst. Wir reiten nach Osten!«

Dieses Gespräch war in kurdischer Sprache geführt worden; ich verdolmetschte es den Gefährten, und sie waren mit meiner Anordnung vollkommen einverstanden. Nachdem Amad el Ghandur wieder umgesattelt und sein voriges Pferd bestiegen hatte, setzten wir den Ritt fort. Mohammed Emin nahm den Hengst an die Seite.

Im Laufe dieser unangenehmen Verhandlungen und Begebenheiten war eine geraume Zeit vergangen, und es war ziemlich Mittag, als wir den erwähnten Paß erreichten. Wir befanden uns mitten in den Bergen und wandten uns nun nach Ost, nachdem wir dafür gesorgt hatten, daß keine Spur diese Veränderung unserer Reiserichtung verraten könne.

Bereits nach einer Stunde bemerkten wir, daß sich das Terrain wieder zu senken begann, und auf meine Erkundigung

erfuhr ich von Allo, daß zwischen hier und der Zagroskette ein bedeutendes Längental quer zu durchreiten sei.

Der am Morgen vorgefallene Zwist hatte in unserem sonst so brüderlichen Kreise eine tiefe Verstimmung zurückgelassen, die auf meinem Gesichte wohl am deutlichsten zu lesen war. Ich durfte mein Auge gar nicht auf den Hengst richten. Der Bläßfuchs war zwar auch kein übles Pferd, aber die Kurden verstehen ein Pferd nur zu Schanden zu reiten, und ich fühlte mich im Sattel wie ein Anfänger der edlen Turnkunst auf dem dünnen Klepper, dessen verborgene Eigenschaften man erst zu studieren hat. Dem Hengst gönnte ich es freilich von ganzem Herzen, daß er jetzt so frei und leicht nebenher traben durfte.

Gegen Abend erreichten wir den Wald, in dem wir unser Lager aufschlagen sollten. Wir hatten bisher keinen einzigen Menschen getroffen, waren aber auf einiges Wild gestoßen, das uns das Material zum Abendessen lieferte. Dieses wurde unter außerordentlicher Schweigsamkeit verzehrt, und dann legten wir uns zur Ruhe.

Ich hatte die erste Wache und saß abseits der andern, an einen Baum gelehnt. Da kam Halef herbei, bückte sich über mich und fragte mit leiser Stimme:

»Sihdi, dein Herz ist betrübt; aber ist das Pferd dir lieber als dein treuer Hadschi Halef Omar?«

»Nein, Halef. Für dich würde ich zehn und noch mehr solche Pferde hingeben.«

»So tröste dich, mein guter Sihdi, denn ich bin bei dir und bleibe bei dir, und kein Haddedihi soll mich von dir wegbringen!«

Er legte seine Hand an seine Brust und streckte sich dann neben mir aus.

Da saß ich nun in stiller Nacht, und das Herz wurde mir groß und weit unter der Gewißheit, die Liebe eines Menschenkindes zu besitzen, eines Menschenkindes, dem auch meine Zuneigung gehörte. Wie glücklich muß ein Mann sein, der eine stille Heimat hat, die unerreicht ist von der Brandung der Schicksalswogen, ein Weib, dem er vertrauen darf, und ein Kind, in welchem er sein veredeltes Ebenbild heranwachsen

sieht! Auch das rauhe Herz eines Weltläufers fühlt zuweilen, daß es im Innern des Menschen hinter öden, einsamen Flächen auch Höhen gibt, welche die Sonne mit ihrem Strahle vergolden und erwärmen darf.

Am andern Morgen setzten wir unsern Weg weiter fort, und es zeigte sich, daß Allo sich nicht getäuscht hatte; denn bereits noch vor Mittag lagen die Höhen des Zagros vor uns, und wir durften unsern ermüdeten Pferden eine kurze Ruhe gönnen. Wir lagerten in einem Tale, dessen steile Wände vollständig unzugänglich schienen. Wir ließen die Pferde frei weiden und lagerten uns in das hohe Gras, das so frisch und saftig war, weil das Tal von einem kleinen Bache bewässert wurde.

Lindsay lag neben mir. Er knabberte an einem Knochen herum und brummte unverständliches Zeug dazu. Er war in übler Laune.

Jetzt richtete er sich halb empor und deutete mit der Hand in die Richtung, der ich den Rücken zukehrte. Ich drehte mich um und erblickte drei Männer, die sich uns langsam näherten. Sie waren in dünnes, gestreiftes Zeug gekleidet, hatten keine Schuhe und keine Kopfbedeckung und waren nur mit einem Messer bewaffnet. Solchen armseligen Figuren gegenüber war es wohl nicht nötig, nach den Waffen zu greifen. Sie blieben vor unserer kleinen Gruppe stehen und grüßten ehrerbietig.

»Wer seid ihr?« fragte ich.

»Wir sind Kurden vom Stamme Mer Mamalli.«

»Was tut ihr hier?«

»Wir haben eine Blutrache und sind entflohen, um einen andern Stamm zu suchen, der uns Schutz gewährt. Wer seid ihr, Herr?«

»Wir sind fremde Wanderer.«

»Was tut ihr hier?«

»Wir ruhen aus.«

Der Sprecher schien diese kurzen Antworten gar nicht übel zu nehmen, sondern sagte:

»In diesem Wasser sind Fische. Erlaubst du, daß wir uns einige fangen?«

»Ihr habt ja weder Netz noch Angel!«

»Wir sind geübt, sie mit den Händen zu fangen.«

Auch ich hatte bemerkt, daß hier Forellen standen, und da ich neugierig war, zu sehen, wie man sie mit den Händen fangen könne, so sagte ich:

»Ihr habt gehört, daß wir fremd hier sind; wir können euch das Fischen nicht verwehren.«

Sofort begannen sie, mit ihren Messern Gras zu schneiden. Als sie die nötige Menge davon hatten, trugen sie Steine herbei, um eine bedeutende Krümmung des Baches abzdämmen. Zunächst wurde der untere und dann der obere Damm errichtet. Das Wasser lief ab, und nun konnte man allerdings leicht die trocken gelegten Fische ergreifen. Da die Sache trotz ihrer Einfachheit Interesse hatte, so griffen wir selbst mit zu. Der Fang war reichlich, und da die schlüpfrigen Tiere uns immer wieder entkamen, so richteten wir unsere Aufmerksamkeit mehr auf sie als auf die drei Kurden, bis plötzlich ein lauter Ruf unseres Führers erscholl:

»Herr, paß auf, sie stehlen!«

Ich blickte empor und sah die drei Kerls bereits auf unsern Pferden sitzen: der eine auf dem Hengste, der andere auf meinem Bläß und der dritte auf Lindsays Pferd. Sie sprengten, ehe die Gefährten sich von ihrem Schrecken erholen konnten, davon.

»*All devils*, mein Pferd!« rief Lindsay.

»Allah kerihm – Gott sei uns gnädig, der Hengst!« schrie Mohammed Emin.

»Ihnen nach!« brüllte Amad el Ghandur.

Ich war der einzige, welcher ruhig blieb. Wir hatten es hier weder mit Pferdedieben noch sonst gewandten Männern zu tun, sonst hätten sie uns nicht die andern Pferde zurückgelassen.

»Halt! Wartet!« rief ich. »Mohammed Emin, bekennst du, daß der Rapphengst wieder dein Eigentum ist?«

»Ja, Emir.«

»Gut! Wiederschenken durfte ich ihn mir nicht lassen, aber leihen kann ich ihn einmal. Willst du ihn mir auf einige Minuten borgen?«

»Er ist ja fort!«

»Sag schnell, ob du ihn mir borgst?«

»Ja, Emir.«

»So kommt mir langsam nach!«

Ich sprang auf das nächste beste Pferd und galoppierte den Spitzbuben nach. Was ich erwartet hatte, war bereits geschehen: eine Strecke weiter unten hing der eine Kurde mit Armen und Beinen auf dem Hengste, welcher die tollsten Sprünge machte, um den Dieb abzuwerfen. Ich war noch nicht ganz herangekommen, als der Kerl zu Boden flog. Der Rappe kam zurück und blieb auf meinen Zuruf bei mir halten. Schnell war ich im Sattel, ließ das andere Pferd stehen und trieb den Hengst vorwärts.

Der Kurde hatte sich wieder aufgerafft und suchte zu entkommen. Ich zog ein Pistol hervor, faßte es am Laufe und erhob die Hand. Hart an ihm vorbeisauend, bog ich mich nieder und schlug ihm den Kolben auf den bloßen Kopf, daß er niederstürzte. Nun steckte ich das Pistol wieder ein und wand den Lasso von der Hüfte. Weit unten sah ich die beiden andern reiten. Ich legte dem Rappen die Hand zwischen die Ohren:

»Rih!«

Er flog dahin, schneller als ein Vogel in der Luft. In kaum einer Minute hatte ich den hintersten erreicht.

»Halte an! Herab vom Pferde!« gebot ich ihm.

Er blickte sich um; ich sah ihn erschrecken; aber er gehorchte nicht, sondern trieb sein Pferd zu größerer Eile an. Jetzt war ich bereits in gleicher Breite mit ihm und warf, an ihm vorüberschießend, den unfehlbaren Riemen. Ein Ruck erfolgte. Ich riß ihn eine Strecke mit vorwärts und hielt dann an, um abzuspringen. Der Mann lag regungslos am Boden. Trotz der außerordentlich kurzen Zeit war er infolge der Schnelligkeit meines Pferdes eine bedeutende Strecke mit fortgerissen worden, so daß er die Besinnung verloren hatte.

Ich wand den Lasso ab, machte eine neue Schlinge, ließ den Kurden liegen, stieg wieder auf und ritt dem dritten und letzten nach. Auch ihn hatte ich bald erreicht. Das Terrain war sehr günstig, da weder rechts noch links ein Ausweg blieb. Ich gebot

auch ihm, anzuhalten, fand aber kein Gehör. Da schwirrte der Lasso, und die Schlinge legte sich fest um seine Arme, welche an den Leib gezogen wurden. Noch ein paar Sprünge meines Pferdes, dann hielt ich es an; denn der Kurde lag ebenso wie der andere am Boden, nur daß er bei Besinnung war, da ich ihn nicht weit mit fortgerissen hatte.

Ich sprang ab und schlang ihm den Riemen vollends um den Leib; dann richtete ich ihn empor. Sein Pferd war zitternd stehen geblieben.

»Das also waren die Fische, die ihr fangen wolltet! Wie ist dein Name?«

Er antwortete nicht.

»Du warst ja vorhin nicht stumm. Erwarte keine Gnade, wenn du nicht antwortest! Wie heißest du?«

Er schwieg auch jetzt.

»So bleibe liegen, bis man die beiden andern bringt!«

Ich gab ihm einen Stoß, daß er, weil er sich nicht zu rühren vermochte, steif zur Erde niederfiel. Auch ich setzte mich nieder, da ich die Gefährten von oben kommen sah. In kurzer Zeit waren wir wieder beisammen, hatten unsere Pferde wieder, die Diebe dazu, und – was uns das Willkommenste war – der wackere Allo war so weise gewesen, seine Decke abzuschnallen und, während wir Jagd auf die Kurden machten, die gefangenen Fische einzuwickeln. Er hatte sie mitgebracht, und nun wurde ein Loch in die Erde gemacht und ein Feuer darüber, um sie, wenn auch ohne Wasser und Fischgewürz, genießbar zu machen.

Der gute David Lindsay hatte darob seine gute Laune wiedergefunden. In einer desto schlechteren Stimmung aber schienen sich die drei armen Teufel zu befinden, die sich das Vergnügen einer so kurzen Reitpartie gemacht hatten. Sie wagten kein Auge zu erheben.

»Warum wolltet ihr uns die Pferde nehmen?« fragte ich die Gefangenen.

»Weil wir sie so notwendig brauchen, da wir Flüchtlinge sind.«

Das war allerdings eine Entschuldigung, die ich desto mehr

geneigt war, zu berücksichtigen, als der Pferdediebstahl bei den Kurden ganz und gar nicht als ein ehrloses Gewerbe gilt.

»Du bist noch jung. Hast du Eltern zurückgelassen?«

»Ja, und die andern auch; dieser hier sogar sein Weib und ein Kind.«

»Warum sprechen sie nicht?«

»Herr, sie schämen sich!«

»Du aber nicht?«

»Muß nicht einer sein, der dir antwortet?«

»Du scheinst kein übler Bursche zu sein, und da ihr mich dauert, so will ich sehen, ob ich bei meinen Gefährten für euch bitten kann.«

Das war nun allerdings ein erfolgloses Bemühen, denn alle, auch Halef und der Engländer, bestanden darauf, daß eine Strafe unbedingt nötig sei. Lindsay wollte sie durchgeprügelt sehen, ließ aber diesen Antrag fallen, als ich ihm sagte, daß dies eine entehrende Handlung sei, während der Pferderaub als eine ritterliche Tat betrachtet werde.

»Also nicht prügeln,« meinte er. »*Well!* Dann Schnurrbärte wegsengen! Ausgezeichnet! Pittoresk! *Yes!*«

Ich mußte lachen und trug den andern den Plan Lindsays vor. Sie stimmten sofort ein. Die drei Männer wurden festgehalten und hatten nach Verlauf von zwei Minuten nur noch die Brandstummel ihrer Bärte im Gesicht. Dann durften sie gehen. Keiner von ihnen hatte sich gewehrt oder ein Wort gesprochen; aber als sie uns verließen, erschrak ich über die Blicke, mit denen sie Abschied von uns nahmen.

Nach längerer Zeit machten auch wir uns zum Aufbruch bereit. Da trat Mohammed Emin zu mir heran:

»Emir, willst du mir einen Gefallen tun?«

»Welchen?«

»Ich will dir für heute meinen Rappen borgen.«

Der schlaue Mann! Er glaubte das Mittel gefunden zu haben, mich wieder mit sich auszusöhnen und mich nach und nach wieder in den Besitz des Pferdes zu bringen.

»Ich brauche ihn nicht,« antwortete ich.

»Aber es kann in jedem Augenblick die Gelegenheit kommen, ihn abermals zu gebrauchen, wie vorhin.«

»Dann werde ich dich bitten.«

»Es kann leicht sein, daß dir keine Zeit zu dieser Bitte bleibt. Reite ihn, Effendi, da ihn kein anderer reiten darf!«

»Unter der Bedingung, daß er dein Eigentum verbleibt!«

»Er soll es bleiben!«

Ich war versöhnlich gestimmt und erfüllte ihm seinen Wunsch, freilich nur mit dem festen Vorsatz, das Pferd niemals wieder anzunehmen. Ich ahnte nicht, daß es anders kommen würde.

Drittes Kapitel *Im Kampfe gefallen*

Es konnte nicht unsere Absicht sein, den Zagros zu übersteigen; vielmehr verfolgten wir das Tal, in dem wir uns befanden und das ziemlich genau nach Süden führte. Dann ritten wir über einige grüne Höhen und gelangten endlich, als die Sonne dem Untergange nahe war, an einen hohen, isolierten Felsen, hinter dessen Schutzseite wir unser Nachtlager aufzuschlagen beschlossen. Wir umritten ihn. Ich befand mich an der Spitze, bog um eine Felsenkante und – hätte beinahe ein junges Kurdenweib überritten, das einen kleinen Knaben auf den Armen trug und heftig erschrocken war. Ganz in der Nähe stand am Saume eines Gebüsches ein steinernes Gebäude, das nicht die Wohnung eines gewöhnlichen Mannes zu sein schien.

»Erschrick nicht,« bat ich die Frau und reichte ihr die Hand zum Gruße vom Pferde herab. »Allah segne dich und diesen schönen Knaben! Wem gehört dieses Haus?«

»Es gehört dem Scheik Mahmud Khansur.«

»Welchen Stammes ist der Scheik?«

»Des Stammes der Dschiaf.«

»Ist er daheim?«

»Nein. Er ist selten hier, denn dieses Haus ist nur seine Som-

merwohnung. Jetzt ist er weit im Norden, wo ein Fest gefeiert wird.«

»Ich habe davon gehört. Wer wohnt in seiner Abwesenheit hier?«

»Mein Mann.«

»Wer ist dein Mann?«

»Er heißt Gibrail Mamrahsch und ist der Hausmeister des Scheiks.«

»Wird er uns erlauben, diese Nacht in seinem Hause zu schlafen?«

»Seid ihr Freunde der Dschiaf?«

»Wir sind Fremdlinge, die von weither kommen und Freunde aller Menschen sind.«

»So wartet! Ich will mit Mamrahsch sprechen.«

Sie entfernte sich, und wir stiegen ab. Nach einiger Zeit kam ein Mann zu uns, der im Anfange der vierziger Jahre stehen mochte. Er hatte ein offenes, ehrliches Gesicht und machte den besten Eindruck auf uns.

»Allah segne euern Eingang!« grüßte er. »Ihr sollt willkommen sein, wenn es euch beliebt, einzutreten.«

Er machte jedem eine Verbeugung und gab jedem dann die Hand. Wir merkten aus dieser Höflichkeit, daß wir uns bereits auf persischem Grund und Boden befanden.

»Hast du auch Platz für unsere Pferde?« erkundigte ich mich.

»Platz und Futter genug. Sie können im Hofe stehen und Gerste fressen.«

Die Besetzung bestand aus einer hohen Mauer, die ein Rechteck bildete, innerhalb dessen Haus, Hof und Garten lagen. Bei unserm Eintritte sahen wir, daß das Haus in zwei Abteilungen geschieden sei, die sogar auch in Beziehung auf die Eingänge voneinander getrennt waren: die Tür zur Männerabteilung öffnete sich nach vorn, während man die Frauenabteilung nur von der hinteren Seite aus betreten konnte.

Wir wurden von dem Manne natürlich in die erstere Abteilung geführt, die zwanzig Schritte lang und zehn Schritte breit war und also Raum genug bot. Fenster gab es nicht, und an ih-

rer Stelle waren unter dem Dache die Zwischenräume der Balken freigelassen. Ein Geflecht von Binsen bedeckte den ganzen Boden, und längs der Wände lagen schmale Kissen, die zwar nicht hoch waren, aber für Leute, die wochenlang im Sattel gesessen hatten, doch immerhin eine Annehmlichkeit bildeten.

Wir mußten auf diesen Kissen Platz nehmen, dann öffnete der Wirt eine in der Ecke stehende Truhe und fragte:

»Habt ihr eure eigenen Pfeifen bei euch?«

Wer vermag den Eindruck zu beschreiben, den diese Frage auf uns machte! Allo war draußen bei den Pferden geblieben; wir waren also unser fünf in der Stube; bei der Frage dieses unvergleichlichen Mannes aber langten alle zehn Arme und alle fünfzig Finger nach den Pfeifen, und im vollsten Chore erscholl ein lautes »Ja!« durch den Raum.

»So erlaubt, daß ich euch den Tabak reiche!«

Er brachte das lang entbehrte Kraut herbei. Allah il Allah, allüberall Allah! Es waren jene mir so wohl bekannten roten viereckigen Paketchen, in denen jener feine Tabak des Feuers harrt, der in Basiran an der Nordgrenze der persischen Wüste Lut gebaut wird. Im Nu waren die Pfeifen gestopft, und kaum stiegen die duftenden Ringel zur Decke empor, so erschien auch bereits die Frau mit dem Tranke von Mokka, der in den meisten Fällen gar nichts vom Mokka weiß, den wir aber auch bereits seit Wochen entbehrt hatten, so daß gar kein Zweifel darüber sein konnte, daß er uns munden werde. Mir war so wohl und weich zu Mute, daß ich nicht nur einen, sondern zehn und auch zwanzig Rappen angenommen hätte, wenn Mohammed Emin sie mir hätte schenken wollen, und daß ich mich ärgerte, heute so viel Zeit unnütz auf den Fang der Forellen verwendet zu haben. So aber ist der Mensch – immer und immer ein Sklave des Augenblickes!

Ich trank drei oder vier Täßchen Kaffee und trat dann mit brennender Pfeife hinaus in den Hof, um nach den Pferden zu sehen. Der Köhler erblickte die Pfeife, und aus der Stelle seines Bartwaldes, hinter der man es wagen konnte, den Mund zu vermuten, erscholl ein so unaussprechliches, sehnsüchtiges Grunzen, daß ich sofort zurückeilte, um auch für ihn ein we-

nig Basiran zu erbitten. Als ich ihm denselben brachte, steckte er ihn – in den Mund statt in die Pfeife. Er hatte einen andern Geschmack als wir.

Die Umfassungsmauer hatte mehr als Manneshöhe; unsere Pferde standen also vollständig sicher, sobald das große, starke Tor, das den einzigen Eingang bildete, geschlossen war. Das befriedigte mich, und ich kehrte in die Stube zurück, wo der Wirt sich bei den Gästen niedergelassen hatte, mit denen er sich auf arabisch unterhielt.

Bald trug die Wirtin einige Papierlaternen herein, die ein angenehmes Halblight verbreiteten, und dann brachte sie das Essen, das in lauter kaltem Geflügel bestand, zu dem wir flache Gerstenkuchen aßen.

»Diese Gegend scheint reich an Vögeln zu sein,« bemerkte Mohammed.

»Sehr,« antwortete Mamrahsch. »Der See ist nicht weit von hier.«

»Welcher See?« fragte ich.

»Der Zeribar.«

»Ah, der Zeribar, auf dessen Grunde die untergegangene Stadt der Sünde liegt, die aus lauter Gold gebaut war?«

»Ja, Herr. Hast du von ihr gehört?«

»Ihre Bewohner waren so gottlos, daß sie Allah und den Propheten verhöhnten; da sandte der Allkönnende ein Erdbeben, das die ganze Stadt verschlang.«

»Du hast die Wahrheit gehört. An gewissen Tagen sieht man, wenn man den See befährt, beim Untergange der Sonne die goldenen Paläste und Minareh tief auf dem Grunde des Wassers leuchten, und wer ein Gottbegnadeter ist, der hört wohl auch die Stimme des Muezzin herauftönen: ›Hai aal el sallah – ja, rüste dich zum Gebete!‹ Dann sieht man die Versunkenen zur Moschiah strömen, wo sie beten und Buße tun, bis ihre Sünde getilget ist.«

»Hast auch du es gesehen und gehört?«

»Nein, aber der Vater meines Weibes hat es mir erzählt. Er fischte auf dem See und war Zeuge dessen, was er dann er-

zählte. Doch erlaubt, daß ich gehe, um das Tor zu schließen. Ihr werdet müde sein und euch nach Ruhe sehnen.«

Er ging, und bald hörten wir das Tor in seinen Angeln knarren.

»Master, ein braver Kerl!« meinte Lindsay.

»Sicher. Er hat weder nach unsern Namen gefragt noch danach, woher wir kommen und wohin wir gehen. Das ist die echte, orientalische Gastfreundschaft.«

»Werde ihm ein gutes Trinkgeld geben. *Well!*«

Nun kehrte der Wirt zurück und brachte uns Kissen und Decken zum Schlafen.

»Wohnen unter den Dschiaf in dieser Gegend auch Bebbah?« fragte ich ihn.

»Nur wenige. Die Dschiaf und Bebbah lieben einander nicht. Ihr aber werdet nicht viele Dschiaf finden, denn es hat sich ein Stamm der Bilba aus Persien heraufgezogen. Das sind die wildesten Räuber, die es gibt, und man vermutet, daß sie einen Überfall beabsichtigen. Darum sind die Dschiaf mit ihren Herden fortgegangen.«

»Und du bleibst hier zurück?«

»Mein Herr hat es so befohlen.«

»Aber die Räuber werden dir alles nehmen.«

»Sie werden nur die Mauern finden, aber nichts darinnen.«

»Dann wirst du ihrer Rache verfallen.«

»Sie werden auch mich nicht finden. Der See ist von Schilf und Sumpf umgeben. Dort gibt es Verstecke, die kein Fremder aufzuspüren vermag. Jetzt aber erlaubt mir, mich zu entfernen, damit ich euch nicht eure Ruhe raube!«

»Bleibt die Türe hier offen?« fragte ich.

»Ja. Warum?«

»Wir sind gewohnt abwechselnd bei unseren Pferden zu wachen; daher wünschen wir, aus- und eingehen zu können.«

»Ihr braucht nicht zu wachen; ich selbst werde euer Wächter sein.«

»Deine Güte ist größer, als wir begehren; aber ich bitte dich, uns nicht die Zeit deines Schlafes zu opfern!«

»Ihr seid meine Gäste, und Allah gebietet mir, über euch zu wachen. Er schenke euch Ruhe und glückliche Träume!«

Ungestört genossen wir die Gastfreundschaft des freundlichen Dschiafkurden. Als wir am anderen Tage wieder aufbrachen, riet uns unser Wirt, ja nicht weiter nach Osten zu reiten, da wir dort auf die räuberischen Bilba stoßen könnten; er hielt es für das beste, den Djalah aufzusuchen und an dessen Ufer entlang die südliche Ebene zu gewinnen. Ich hatte eigentlich nicht recht Lust, diesem Rate zu folgen; denn ich dachte an die Bebbah, auf die wir da stoßen konnten, wenn sie uns verfolgten. Aber dieser Plan erhielt das Wohlgefallen der beiden Haddedihn in dem Grade, daß ich mich endlich ihrer Meinung anschloß.

Nachdem wir Mamrahsch und seine Frau nach ihren Begriffen sehr reichlich beschenkt hatten, brachen wir auf. Eine Anzahl berittener Dschiaf gab uns auf Mamrahschs Anordnung das Geleite. Nach einigen Stunden erreichten wir das Tal, das zwischen den Höhen des Zagros und des Aroman liegt. Durch dieses Tal führt der berühmte Schamianweg, der die gerade Verbindung zwischen Sulimania und Kirmanschah bildet. An einem kleinen Flüßchen hielten wir an.

»Dies ist der Garrafluß,« sagte der Anführer der Dschiaf. »Ihr habt nun den rechten Weg, denn ihr braucht nur diesem Wasser zu folgen, das in den Djalah fällt. Jetzt lebt wohl. Allah geleite euch!«

Er kehrte mit den Seinigen um, und wir waren nun wieder auf uns selbst angewiesen.

Am folgenden Tag erreichten wir den Djalah, der hinunter nach Bagdad führt. Wir ließen uns an seinem Ufer nieder, um Mittagsrast zu halten. Es war ein heller, sonniger Tag, den ich niemals vergessen werde. Rechts von uns rauschten die Fluten des Flusses; links stieg eine sanfte Höhe empor, bewachsen mit Ahornbäumen, Platanen, Kastanien und Kornelbäumen, und vor uns erhob sich allmählich ein schmaler Höhenrücken, dessen zerklüftete Felsenkrone wie die Ruine einer alten Ritterburg herniederglänzte.

Wir hatten uns von Mamrahsch einen kleinen Speisevor-

rat mitgenommen; dieser war jetzt zu Ende und so ergriff ich die Büchse, um zu sehen, ob ich irgend etwas Eßbares erlegen könne. Ich folgte dem erwähnten Höhenrücken wohl eine halbe Stunde lang, ohne ein Wild zu treffen, und wandte mich aus diesem Grunde wieder dem Tale zu. Ich hatte es noch nicht erreicht, als ich rechts vor mir einen Schuß fallen hörte, dem sofort ein zweiter folgte. Wer konnte hier geschossen haben? Ich beschleunigte meine Schritte, um die Gefährten zu erreichen. Als ich anlangte, fand ich nur den Engländer, Halef und Allo.

»Wo sind die Haddedihs?« fragte ich.

»Fleisch suchen,« antwortete Lindsay. Auch er hatte die Schüsse gehört, meinte aber, daß die Haddedihs geschossen hätten. Wieder knallten zwei, drei Schüsse, und in kurzer Zeit darauf abermals einige.

»Um Gottes willen, schnell auf die Pferde!« rief ich. »Es gibt ein Unglück!«

Wir saßen auf und galoppierten vorwärts. Allo folgte etwas langsamer mit den Pferden der Haddedihs. Wieder krachten zwei Schüsse; dann hörten wir auch kurzen, scharfen Pistolknall.

»Ein Kampf, wahrhaftig ein Kampf!« rief Lindsay.

Wir stürmten auf dem Wiesenrande, der den Fluß besäumte, dahin, bogen um eine Krümmung des Höhenzuges und sahen den Kampfplatz so nahe vor uns, daß wir sofort teilnehmen konnten.

Am Flusse lagen einige Kamele im Grase, und in ihrer Nähe weideten mehrere Pferde. Zu zählen wie viele Tiere es seien, hatte ich keine Zeit. Ich sah nur neben den Kamelen einen verhangenen Tachterwahn, rechts am Felsen sechs bis acht fremde Gestalten, die sich gegen eine Überzahl von Kurden verteidigten, und grad vor uns Amad el Ghandur, der mit dem Kolben sich gegen einen Haufen Feinde wehrte, die ihn umzingelt hatten. Hart daneben lag Mohammed Emin wie tot am Boden. Hier galt kein Fragen und kein Zagen. Ich sprengte mitten unter die Kurden hinein, nachdem ich die Büchse abgeschossen hatte.

»Da ist er, da ist er! Schont sein Pferd!« hörte ich eine Stimme rufen. Ich schaute mich um und erkannte – den Scheik Gasahl Gaboya. Er hatte sein letztes Wort gesprochen: – Halef ritt auf ihn ein und schoß ihn nieder. Nun gab es einen Kampf, dessen Einzelheiten ich nicht zu beschreiben vermag, da ich mich derselben selbst nicht einmal sofort nach Beendigung des Handgemenges zu erinnern vermochte. Der Anblick des toten Haddedihn hatte eine fürchterliche Wirkung auf uns ausgeübt. Wir wären vor Wut gegen tausend Lanzen angestürmt, wenn man sie uns entgegengestreckt hätte. Ich weiß nur, daß ich blutete, daß mein Pferd blutete, daß Schüsse knallten und die Blitze derselben an meinem Auge vorüberzuckten; daß ich Hiebe und Stöße parierte, und daß eine Gestalt an meiner Seite immer beschäftigt war, Streiche, die ich nicht bemerken konnte, von mir abzuwehren – der treue Halef. Dann bäumte sich mein Pferd gegen einen Stich, den es in den Hals erhielt – er hatte mir gegolten – es stieg hoch empor und überschlug sich; weiter sah, hörte und fühlte ich nichts.

Als ich erwachte, sah ich in das Auge meines kleinen Haddsch; es war voll Tränen.

»Hamdullillah – Allah sei Dank, er lebt! Er öffnet die Augen!« rief Halef ganz außer sich vor Entzücken. »Sihdi, hast du Schmerzen?«

Ich wollte antworten, konnte aber nicht. Ich war so matt, daß mir die Lider schwer wieder zufielen.

»İa Allah, İa jazik, İa waï – o wehe, er stirbt!« hörte ich ihn noch jammern, dann wußte ich abermals nichts von mir.

Später war es mir wie im Traume. Ich hatte mit Drachen und Lindwürmern, gegen Riesen und Giganten zu kämpfen; aber plötzlich waren diese wilden, unheimlichen Gestalten verschwunden; ein süßer Duft wehte um mich her; leise Töne drangen wie Engelsstimmen an mein Ohr, und vier weiche, warme Hände waren um mich bemüht. War dies immer noch Traum, oder war es Wirklichkeit? Ich öffnete abermals die Augen.

Die jenseitigen Höhen der Berge erglühnten im letzten Strahle der untergehenden Sonne und über das Tal breitete

sich bereits ein Halbdunkel aus; noch aber war es hell genug, die Schönheit der zwei Frauenköpfe zu erkennen, die sich von beiden Seiten her über mich beugten.

»Dirigha, bija – o wehe, fort!« rief es in persischer Sprache; die Schleier fielen über die Angesichter, und die beiden Frauen flohen davon.

Ich versuchte, mich in sitzende Stellung zu bringen, und es gelang; dabei aber bemerkte ich, daß ich unterhalb des Schlüsselbeines verwundet war. Wie ich später erfuhr, hatte mich eine Lanze getroffen. Auch der ganze übrige Körper schmerzte mich. Es war mir, als ob ich gerädert worden sei. Die Wunde war sehr sorgfältig verbunden, und der Duft, den ich vorhin empfunden hatte, umwehte mich auch noch jetzt.

Da kam Halef herbei und sagte:

»Allah kerihm – Gott ist gnädig; er hat dir das Leben zurückgegeben; er sei gelobt in Ewigkeit!«

»Wie bist du davongekommen, Halef?« fragte ich matt.

»Sehr glücklich, Sihdi. Ich habe einen Schuß im Oberschenkel; die Kugel hat ein Loch gemacht und ist durchgegangen.«

»Der Engländer?«

»Er hat einen Streifschuß am Kopfe, und es sind ihm zwei Finger der linken Hand abgeschnitten worden.«

»Der arme Lindsay! Weiter!«

»Allo hat tüchtige Schläge erhalten, aber kein Blut verloren.«

»Amad el Ghandur?«

»Er ist unverletzt, aber er redet nicht.«

»Und sein Vater?«

»Ist tot. Allah gebe ihm das Paradies!«

Er schwieg und ich ebenso. Die Bestätigung des Todes meines alten Freundes erschütterte mich. Nach einer langen Pause erst fragte ich Halef:

»Wie steht es mit meinem Rappenhengste?«

»Seine Wunden sind schmerzhaft, aber nicht gefährlich. Du weißt noch nicht, wie alles gekommen ist. Soll ich es dir erzählen?«

»Jetzt nicht. Ich will versuchen, zu den Andern zu gehen. Warum lag ich entfernt von ihnen?«

»Weil die Frauen des Persers dich verbinden wollten. Er muß ein sehr vornehmer und reicher Herr sein. Wir haben bereits ein Feuer angemacht, du wirst ihn bei demselben finden.«

Das Aufstehen verursachte mir zwar einige Schmerzen, aber mit Halefs Hilfe gelang es, und auch das Gehen brachte ich fertig. Unweit des Ortes, wo ich gelegen hatte, brannte ein Feuer, zu dem mich Halef führte. Die lange Gestalt des Engländers kam mir entgegen.

»Behold, da seid Ihr ja, Master! Habt einen famosen Sturz getan, habt aber ganz verteufelt feste Rippen, wie es scheint. Wir hielten Eure Betäubung für Tod.«

»Wie steht es mit Euch? Ihr habt den Kopf und die Hand verbunden?«

»Habe eine Schramme, grad an der Stelle, wo die Phrenologen den Verstand vermuten. Es sind etliche Haare und ein Stück Knochen weg; hat aber nichts zu sagen. Yes! Freilich sind auch zwei Finger fort; war grad nicht notwendig!«

Mit dem Engländer hatte sich eine zweite Gestalt vom Feuer erhoben. Es war ein Mann von stolzer Haltung und schönem ebenmäßigen Wuchs. Er trug lange und sehr weite, aus roter Seide gefertigte Sirdschame {Pantalons}, ein weißseidenes Pirahan {Hemd} und ein bis unter das Knie reichendes, enges Alkalik {westenartiges Unterkleid}. Darüber hatte er noch ein dunkelblauseidenes Kaba {Rock} an und ein fein wollenes Balapusch {Oberkleid} von derselben Farbe. An einem feinen Kaschmir, der um die Hüften geschlungen war, hing ein kostbarer Säbel, neben dem die vergoldeten Griffe zweier Pistolen, eines Dolches und eines Kinschals {krummes, messerartiges Schwert zum Kopfab schneiden} funkelten. Seine Füße steckten in Saffian-Reitstiefeletten, und auf dem Kopfe trug er die bekannte persische Lammfellmütze, um die ein kostbarer, weiß und blau gestreifter Schal gewunden war.

Er trat auf mich zu, verbeugte sich und sprach:

»Mi newahet kjerdem tura – ich mache dir mein Kompliment!«

»Mi scheker kjerdem tura – ich danke dir!« antwortete ich unter einer ebenso höflichen Verbeugung.

»Emir, neberd azmaï – Emir, du bist schlachtenkundig!«

»Mir, pahawani – Herr, du bist ein Held!«

»Puradarem tu – ich bin dein Bruder!«

»Wafaldarem tu – ich bin dein Freund!«

Wir reichten einander die Hände; dann hatte er die Höflichkeit, zu sagen:

»Deinen Namen habe ich bereits gehört. Nenne mich Hassan Ardschir-Mirza und betrachte mich als deinen Diener!«

Er hatte den Titel »Mirza«, den in Persien ein Prinz zu führen pflegt; er war also jedenfalls eine bedeutende Persönlichkeit.

»Nimm du auch mich unter deinen Befehl!« antwortete ich ihm.

»Diese acht Männer sind mir untergeben; du wirst sie kennen lernen.«

Er deutete dabei auf acht Gestalten, die respektvoll in der Nähe standen, und fuhr dann fort:

»Du bist der Herr des Lagers. Setze dich.«

»Ich gehorche deinem Wunsche; erlaube mir aber vorher, meinen Freund zu trösten!«

Nicht weit vom Feuer lag die Leiche des Mohammed Emin. Bei ihr saß, uns den Rücken zukehrend, bewegungslos sein Sohn Amad. Ich trat zu ihm. Der alte Haddedihn war durch die Stirn geschossen, und sein langer, weißer Bart war rot gefärbt von dem Blute einer weit klaffenden Halswunde. Ich kniete bei ihm nieder, sprachlos vor Herzensweh. Dann nach längerer Zeit, als es mir gelungen war, meiner Bewegung Herr zu werden, legte ich Amad die Hand an den Arm.

»Amad el Ghandur, ich klage mit dir!«

Er antwortete nicht und regte sich nicht. Ich gab mir alle Mühe, ihn zu einer Äußerung zu bringen, aber vergebens. Es war, als habe ihn der Schmerz in eine Statue verwandelt. Ich kehrte also zum Feuer zurück, um an der Seite des Persers Platz zu nehmen. Dabei wäre ich fast über den Kohlenbrenner gestolpert, welcher auf dem Bauche lag und leise klagte.

Ich untersuchte ihn: – er hatte nicht eine einzige Verletzung, aber es waren ihm einige Hiebe oder Stöße zuteil geworden, die ihm noch Schmerzen verursachen mochten. Es gelang mir leicht, ihn zu trösten.

Auch Hassan Ardschir-Mirza war unverwundet, aber seine Leute fand ich übel zugerichtet; doch ließ keiner von ihnen im geringsten merken, daß er Schmerzen leide.

»Emir,« sagte er, als ich neben ihm Platz genommen hatte, »du kamst zur rechten Zeit; du bist unser aller Retter!«

»Es freut mich, dir gedient zu haben!«

»Ich werde dir berichten, wie es geschehen ist.«

»Erlaube mir vorher, mich nach dem Nötigsten zu erkundigen! Die Kurden sind geflohen?«

»Ja; ich habe ihnen zwei meiner Diener nachgesendet, die sie beobachten sollen. Es waren über vierzig. Sie haben sehr viele Leute verloren, während wir nur einen einzigen beklagen, deinen Freund. Wohin geht euer Weg, Emir?«

»Nach den Weidegründen der Haddedihi jenseits des Tigris. Wir waren zu einem Umweg gezwungen.«

»Der meinige führt nach Süden. Ich hörte, daß du in Bagdad gewesen bist?«

»Nur kurze Zeit.«

»Kennst du den Weg dorthin?«

»Nein, doch ist er leicht zu finden.«

»Auch der von Bagdad nach Kerbela?«

»Auch dieser. Willst du nach Kerbela?«

»Ja. Ich will das Grab Hosseins besuchen.«

Diese Nachricht erweckte meine Teilnahme im höchsten Grade. Er war ein Schiit; ich wünschte im stillen, die interessante Reise mit ihm machen zu können.

»Wie kommt es, daß du deinen Weg durch diese Berge nimmst?« fragte ich.

»Um den räuberischen Arabern zu entgehen, die an dem gewöhnlichen Pilgerpfade auf Beute lauern.«

»So bist du dafür den Kurden in die Hände gefallen. Kommst du von Kirmanschah?«

»Von noch weiter her. Wir lagerten hier bereits seit gestern.

Einer meiner Diener war in den Wald gegangen und sah von fern die Kurden kommen. Auch sie bemerkten ihn; sie eilten ihm nach und kamen so zu unserm Lager, das sie überfielen. Während des Kampfes, in dem wir unterliegen zu müssen glaubten, erschien der tapfere Greis, der dort an der Erde liegt. Er schoß sofort zwei Kurden nieder und stürzte sich in den Kampf. Dann kam sein Sohn, der gleich ihm tapfer ist; aber dennoch hätten wir unterliegen müssen, wenn nicht ihr noch erschienen wäret. Emir, dir gehört mein Leben und alles was ich habe! Laß deinen Weg so weit wie möglich mit dem meinen gehen!«

»Ich wollte, daß es geschehen könnte. Aber wir haben einen Toten und sind verwundet. Er muß begraben werden, und wir müssen bleiben, weil sich das Wundfieber einstellen wird.«

»Auch ich werde bleiben, denn meine Diener sind verwundet.«

Da, mitten im Gespräche, fiel mir endlich ein, daß Dojan nicht zu sehen war. Ich fragte den Engländer nach dem Hunde, aber er konnte keine Auskunft geben. Halef hatte Dojan mitkämpfen sehen, doch wußte auch er nichts Näheres.

Die Diener des Persers brachten jetzt reichliche Speisevorräte herbei, mit denen am Feuer ein Mahl bereitet wurde. Nach dem Essen stand ich auf, um die Umgebung des Lagers zu rekonoszieren und nach Dojan zu suchen. Halef begleitete mich. Zunächst begaben wir uns zu den Pferden. Der arme Hengst lag an der Erde. Er hatte den bereits erwähnten Lanzenstich und einen ziemlich tiefen Streifschuß erhalten, war jedoch von Halef nach Kräften verbunden worden. In der Nähe lagerten die Kamele. Es waren ihrer fünf; sie wiederkauten, und es war bereits zu dunkel, als daß ich sie hätte taxieren können. Neben ihnen lagen ihre Lasten, und in einiger Entfernung stand der Tachterwahn, die Wohnung der beiden Frauen, die entflohen waren, als ich die Augen geöffnet hatte.

»Du sahst mich stürzen, Halef. Wie ist es dann gegangen?«

»Ich dachte, du seiest tot, Sihdi, und das gab mir die Kräfte des Grimmes. Auch der Engländer wollte dich rächen, und so

konnten sie nicht widerstehen. Der Perser ist ein sehr tapferer Mann, und seine Diener gleichen ihm.«

»Habt ihr keine Beute gemacht?«

»Waffen und einige Pferde, die du in der Dunkelheit gar nicht bemerkt hast. Die Toten ließ der Perser in das Wasser werfen.«

»Waren vielleicht auch Verwundete dabei?«

»Ich weiß es nicht. Nach dem Kampfe untersuchte ich dich und fühlte, daß dein Herz noch schlug. Ich wollte dich verbinden, aber der Perser erlaubte es nicht. Er ließ dich an den Ort tragen, an dem du erwachtest, und da verbanden dich die beiden Frauen.«

»Was erfuhrt du über diese Frauen?«

»Die eine ist das Weib und die andere die Schwester des Persers. Sie haben eine alte Dienerin, die dort beim Tachterwahn kauert und immer Datteln kaut.«

»Und der Perser selbst? Was ist er?«

»Ich weiß es nicht; der Diener sagt es nicht; es muß ihm verboten sein, den Stand seines Herrn zu verraten, und ich denke — — —«

»Halt!« unterbrach ich ihn. »Horche einmal!«

Wir hatten uns so weit vom Lager entfernt, daß das Geräusch desselben nicht mehr zu hören war; darum herrschte die tiefste Stille ringsumher. Während der letzten Worte Halefs nun war es mir, als ob ich einen mir sehr wohlbekannten Laut gehört hätte. Wir blieben lauschend stehen. Ja, wirklich, jetzt war der zornige Anschlag deutlich zu hören, mit dem der Windhund zu melden pflegte, daß er einen Feind gefaßt habe. Aber die Richtung, aus der dieser Ton kam, blieb ungewiß.

»Dojan!« rief ich laut. Auf diesen Ruf erhielt ich eine sehr deutliche Antwort; sie kam aus den Büschen, die den Abhang bedeckten. Wir klommen langsam empor. Zur sicheren Orientierung rief ich zuweilen den Hund, der dann stets antwortete. Zuletzt vernahmen wir das kurze, pfeifende Winseln, mit dem er seine Freude zu erkennen zu geben pflegte; das führte uns vollends zu ihm. Ein Kurde lag am Boden, und über ihm stand der wackere Hund, zum tödlichen Bisse bereit. Ich beugte

mich nieder, um den Mann zu betrachten. Ich konnte seine Züge nicht erkennen, aber die Wärme seines Körpers bewies mir, daß er lebte, obgleich er es nicht wagte, sich zu rühren.

»Dojan, zurück!«

Der Hund gehorchte, und ich gebot dem Kurden, sich zu erheben. Er tat es unter einem schweren, tiefen Atemzuge, der mir bewies, daß er eine nicht gewöhnliche Angst auszustehen gehabt hatte. Ich stellte nun ein Verhör mit ihm an, und er nannte sich einen Kurden vom Stamme der Soran. Da ich wußte, daß die Soran Todfeinde der Bebbeh sind, so argwöhnte ich, er sei ein Bebbeh und gebe sich für einen Soran aus, um sich zu retten. Darum fragte ich:

»Wie kommst du hierher und in diese Lage, wenn du ein Soran bist?«

»Du scheinst ein Fremdling in diesem Lande zu sein,« erwiderte er, »da du so fragen kannst. Die Soran waren groß und mächtig. Sie wohnten im Süden der Bulba, die aus den vier Stämmen der Rummok, Manzar, Piran und Namash bestehen, und hatten ihren Hauptort in Harir, der besten Residenz von Kurdistan. Aber Allah nahm die Hand von ihnen, so daß ihre Macht von ihnen ging, um sich ihren Feinden zuzuwenden. Ihr letztes Banner hatten sie in der Gegend von Keuy Sandschiak aufgeschlagen; da kamen die Bebbeh und rissen es zu Boden. Ihre Herden wurden geraubt, ihre Frauen und Mädchen fortgeführt und ihre Männer, Jünglinge und Knaben getötet. Nur wenige retteten sich, um sich in alle Welt zu zerstreuen oder in der Einsamkeit zu verbergen. Zu diesen letzteren gehöre ich. Ich wohne da oben zwischen den Felsen; mein Weib ist tot, meine Brüder und Kinder sind ermordet; ich habe nicht einmal ein Pferd, ich habe nur mein Messer und meine Flinte. Heute hörte ich Schüsse fallen und stieg hernieder, um dem Kampfe zuzuschauen. Ich sah meine Feinde, die Bebbeh, und griff zu meiner Flinte. Hinter den Bäumen versteckt, habe ich mehr als einen niedergeschossen; du kannst meine Kugeln noch in ihren Leibern finden. Ich tötete sie aus Haß und weil ich mir ein Pferd erkämpfen wollte. Da bemerkte dieser Hund die Blitze meines Gewehres und hielt mich für einen Feind. Er

griff mich an. Das Messer war mir entfallen, und das Gewehr war noch nicht wieder geladen. Ich versuchte, ihn mit dem Laufe der Flinte von mir abzuhalten, und wich zurück; er aber warf mich endlich doch zu Boden. Ich sah, daß er mich zerreißen würde, wenn ich es wagte, eine Bewegung zu machen, und so blieb ich bis jetzt ruhig liegen. Es waren fürchterliche Stunden!«

Dieser Mann sprach die Wahrheit; das hörte ich; aber ich mußte dennoch vorsichtig sein.

»Willst du uns deine Wohnung zeigen?« fragte ich.

»Ja. Es ist eine Hütte aus Moos und Zweigen, mit einem Lager aus Gras und Blättern; weiter seht ihr nichts.«

»Wo ist dein Gewehr?«

»Es muß hier in der Nähe liegen.«

»Suche es!«

Er entfernte sich suchend, während wir beide stehen blieben.

»Sihdi,« flüsterte Halef, »er wird entfliehen.«

»Ja, wenn er ein Bebbah ist. Ist er jedoch wirklich ein Soran, so wird er wiederkommen, und dann dürfen wir ihm vertrauen.«

Wir brauchten nicht lange zu warten, so rief es von unten:

»Kommt herab, Herr! Ich habe beides gefunden, das Messer und auch die Flinte.«

Wir stiegen zu ihm hinab. Er schien also doch ein ehrlicher Mann zu sein.

»Du wirst uns zum Lager begleiten,« sagte ich.

»Gern, Herr!« antwortete er. »Aber mit dem Perser werde ich nicht reden können, denn ich spreche nur Kurdisch und die Sprache der Hagari {Araber}.«

»Redest du das Arabische vollständig?«

»Ja, ich bin bis an das Meer hinuntergekommen und bis weit zum Phrat hinüber und kenne diese Gegenden und ihre Wege.«

Ich freute mich dessen, denn es war sehr vorteilhaft für uns, diesen Mann gefunden zu haben. Sein Erscheinen erregte am Lagerfeuer Aufsehen; den meisten Eindruck aber machte es

auf Amad el Ghandur, der sich bei dem Anblick des Kurden sofort aus seiner geistigen Erstarrung emporraffte.

Der junge Haddedihi-Scheik hielt den Soran-Kurden für einen Bebbeh und fuhr mit der Hand nach dem Dolch. Ich legte meine Hand auf seinen Arm und sagte ihm, der Fremde sei ein Feind der Bebbeh und stehe unter meinem Schutz.

»Ein Feind der Bebbeh! Kennst du sie und ihre Wege?« fragte er nun hastig den Soran-Kurden.

»Ich kenne sie,« antwortete der Mann.

»So werde ich weiter mit dir reden.«

Nach diesen Worten drehte sich Amad el Ghandur um und nahm wieder bei der Leiche Platz. Ich aber erklärte dem Perser das Zusammentreffen mit dem Soran-Kurden, und er war damit einverstanden, daß dieser Mann in unserm Lager bleiben dürfe.

Einige Zeit später kehrten die Nuker {Reitknechte} zurück und meldeten, daß die Bebbeh eine ziemliche Strecke gegen Süden geritten seien und sich dann auf einem Umweg rechts nach den Hügeln von Merivan zurückgewendet hätten. Wir durften nun wohl nichts mehr von ihnen befürchten, und die Perser begaben sich zur Ruhe, nachdem die nötigen Vorsichtsmaßregeln von ihnen und von uns gemeinschaftlich getroffen worden waren.

Ich suchte Amad el Ghandur auf und bat ihn, auch sich Ruhe zu gönnen.

»Ruhe?« antwortete er. »Emir, Ruhe hat nur einer: dieser Tote hier. Leider wird er nicht ruhen in den Grabstätten der Haddedihi, in die Erde gebettet von den Kindern seines Stammes, die ihn beweinen; er wird liegen in dieser fremden Erde, über der der Fluch Amad el Ghandurs schwebt. Er war ausgezogen, mich zur Heimat zu bringen. Glaubst du, daß ich diese Heimat wiedersehen werde, ohne seinen Tod zu rächen? Ich habe beide gesehen: den, der ihn stach, und auch den, der ihm die Kugel in die hohe Stirne trieb. Sie sind beide entkommen, aber ich kenne sie und werde sie zum Scheïtan senden!«

»Ich begreife deinen Zorn und verstehe deinen Schmerz; aber ich bitte dich, die Klarheit deines Auges zu bewahren. Du

willst den Bebbeh nachreiten, um den Tod deines Vaters zu rächen. Hast du überlegt, was das heißt?»

»Die Thar, die Blutrache, gebietet es, und ich habe zu gehorchen. Du bist ein Christ, du begreifst uns nicht, Emir.« Er schwieg eine Weile, dann fragte er:

»Wirst du mich begleiten, Emir, zur Verfolgung der Bebbeh?»

Ich verneinte, und er senkte das Haupt mit den Worten:

»Ich wußte, daß Allah eine Erde erschaffen hat, auf der es keine wahre Freundschaft und Dankbarkeit gibt.«

»Du hast wohl nur eine falsche Ansicht von Freundschaft und Dankbarkeit,« erwiderte ich. »Denke zurück, so wirst du mir zugestehen, daß ich ein wahrer Freund deines Vaters gewesen bin, und dafür solltest du mir dankbar sein. Ich bin bereit, dich mit Gefahr meines eigenen Lebens nach den Weideplätzen der Schammar zu begleiten; aber eben als dein Freund muß ich dich abhalten, dich in eine Gefahr zu begeben, in der du notwendigerweise umkommen wirst.«

»Ich sage noch einmal: du bist ein Christ und du redest und handelst wie ein solcher. Selbst Allah will, daß ich den Vater räche, denn er hat mir heut abend durch dich die Gelegenheit dazu gesendet. Jetzt bitte ich dich, mich allein zu lassen!«

»Ich erfülle dir diesen Wunsch, fordere aber von dir, daß du nichts unternimmst, ohne es vorher mit mir besprochen zu haben.«

Er wandte sich ab und antwortete nicht. Ich ahnte, daß er einen Entschluß gefaßt habe, an dessen Ausführung er von mir gehindert zu werden fürchtete, und ich beschloß, ihn sorgfältig zu beobachten.

Als ich am andern Morgen erwachte, saß er noch immer an derselben Stelle; aber der Soran-Kurde befand sich bei ihm, und sie sprachen sehr angelegentlich miteinander. Auch die Andern waren bereits munter. Der Perser saß neben dem Tachterwahn und sprach mit den tief verschleierten Frauen.

»Emir, ich will den Vater begraben. Werdet ihr mir helfen?» fragte mich Amad el Ghandur.

»Ja. Wo soll er begraben werden?»

»Dieser Mann sagt, droben zwischen den Felsen sei ein Ort, den die Sonne begrüßt, früh, wann sie kommt, und abends, wann sie geht. Ich will mir diesen Ort ansehen.«

»Ich werde dich begleiten,« erwiderte ich.

Kaum bemerkte der Perser, daß ich mich erhoben hatte, so kam er herbei, um mir den Morgengruß zu bringen, und als er von unserm Vorhaben hörte, bot er sich zur Begleitung an. Wir fanden hoch droben auf dem Scheitel der Höhe einen mächtigen Felsblock und beschlossen, auf der Platte desselben das Grab zu errichten. In der Nähe lag die dürftige Hütte des Soran-Kurden, und etwas weiter fort befand sich ein ringsum abgeschlossener freier Platz, der sich ganz ausgezeichnet zu einem Lager eignete, zumal er einen Quell besaß. Wir berieten uns und wurden einig, hier zu bleiben und unsere Tiere und Habseligkeiten herbeizuschaffen.

Dieses letztere verursachte einige Schwierigkeiten, aber es gelang. Während die Unverletzten und weniger Verwundeten die schwerere Arbeit an dem Grabmale übernahmen, errichteten die andern für die Frauen eine bedeckte Hütte, die von dem Aufenthalte der Männer durch eine undurchsichtige Wand aus Zweigen abgesondert wurde. Da die Pferde die Ausdünstung der Kamele nicht ertragen können, so wurden sie von denselben getrennt.

Am Mittag war im Lager bereits alles in schönster Ordnung. Der Perser besaß einen guten Vorrat von Mehl, Kaffee, Tabak und anderen notwendigen Dingen. Fleisch konnten wir uns unschwer mit der Büchse verschaffen, und so brauchten wir nicht zu fürchten, Not zu leiden.

Das Grabmal wurde erst später fertig. Es bildete einen über acht Fuß hohen Steinkegel, in dem eine Höhlung gelassen war, um die Leiche aufzunehmen, welche zur Zeit des Mogreb {Gebet beim Untergange der Sonne} beerdigt werden sollte. Amad el Ghandur selbst bereitete sie zum Begräbnisse vor, obgleich er sich dadurch, nach den Regeln seines Glaubens, verunreinigte.

Die Sonne stand nahe am Horizonte, als sich der kleine Trauerzug in Bewegung setzte. Voran schritten Allo und der

Soran-Kurde, die auf einer aus Ästen gefertigten Bahre den Toten trugen; wir Andern folgten paarweise, und Amad el Ghandur erwartete uns am Grabe. Die Öffnung desselben wies nach Westsüdwest, genau die Kibbla von Mekka, und als man den Toten hineinsetzte, war sein Angesicht nach jenen Gegenden gerichtet, in denen der Prophet der Moslemim die Besuche und Offenbarungen der Engel empfing.

Amad el Ghandur trat bleichen Angesichtes zu mir und fragte:

»Emir, du bist zwar ein Christ, aber du warst in der heiligen Stadt und kennst das heilige Buch. Willst du deinem toten Freunde die letzte Ehre erweisen und über ihn die Sure des Todes sprechen?«

»Gern, und auch die Sure des Verschließens.«

»So laß uns beginnen!«

Jetzt hatte die Sonne ihren westlichen Horizont erreicht, und alle sanken nieder, um in der Stille das Mogreb zu beten. Dann erhoben wir uns wieder, einen Halbkreis um die Öffnung des Grabmales bildend.

Es war ein weihevoller Augenblick. Der Tote saß aufrecht in seiner letzten Wohnung. Die Abendröte warf purpurne Strahlen über sein marmorbleiches Angesicht, und der hier oben kräftigere Hauch des Windes ließ seinen langen weißen Bart erzittern.

Da wandte sich Amad el Ghandur nach der Richtung von Mekka, erhob seine ineinander verschlungenen Hände und sprach:

»Im Namen des allbarmherzigen Gottes! Lob und Preis sei Gott, dem Weltenherrn, der da herrschet am Tage des Gerichtes. Dir wollen wir dienen, und zu Dir wollen wir flehen, auf daß Du uns führest den rechten Weg, den Weg derer, die Deiner Gnade sich erfreuen, und nicht den Weg derer, über welche Du zürnest, und nicht den Weg der Irrenden!«

Jetzt erhob ich ebenso wie er die Hände und sprach aus der fünfundsiebzigsten Sure, die »die Auferstehung« betitelt ist, die Worte:

»Im Namen des allbarmherzigen Gottes! Ich schwöre bei

dem Tage der Auferstehung, und ich schwöre bei der Seele, die sich selbst anklagt: will der Mensch wohl glauben, daß wir seine Gebeine einst nicht zusammenbringen werden? Wahrlich, wir vermögen es, selbst die kleinsten Gebeine seiner Finger zusammenzufügen; doch der Mensch will selbst das, was vor ihm liegt, gern leugnen. Er fragt: Wann kommt denn der Tag der Auferstehung? Wenn das Auge sich verdunkelt und der Mond sich verfinstert und Sonne und Mond sich verbinden, dann wird der Mensch an diesem Tage fragen: Wo findet man einen Zufluchtsort? Aber vergebens, denn es gibt keinen Ort der Rettung. Ihr liebt das dahineilende Leben und achtet nicht auf das zukünftige. Einige Angesichte werden an diesem Tage leuchten und ihren Herrn anblicken, andere aber werden traurig aussehen, denn schwere Trübsal kommt über sie. Sicherlich! Einem solchen Menschen steigt in der Todesstunde die Seele bis an die Kehle, und die Umstehenden sagen: Wer bringt zu seiner Rettung einen Zaubertrank? Dann ist die Zeit der Abreise gekommen; er legt Bein an Bein und wird an diesem Tage hingetragen zu seinem Richter, da er nicht glaubte und nicht betete. Darum wehe dir, wehe! Und abermals wehe dir, wehe! Glaubst denn der Mensch, daß ihm volle Freiheit gelassen sei? Ist er nicht ein ausgeworfenes Samenkorn? Darauf bildete ihn Gott und machte einen Menschen aus ihm. Sollte der, der dies getan, nicht auch zu einem neuen Leben auferwecken können?«

Nun wandte ich mich wieder dem Toten zu und sprach:

»Allah il Allah! Es ist nur ein Gott und wir alle sind seine Kinder. Er leitet uns mit seiner Hand und hält uns alle an seiner Rechten. Er machte uns zu Brüdern und sandte uns auf die Erde, ihm zu dienen und uns in Eintracht seiner Gnade und Barmherzigkeit zu erfreuen. Er läßt den Körper sich entwickeln und die Seele wachsen, bis sie sich nach dem Himmel sehnt. Dann sendet er den Engel des Todes, sie abzulösen und emporzutragen zum Brunnen, aus dem sie ewiges Leben trinkt. Sie ist dann frei von Schmerz und Leid und achtet nicht die Klagen derer, die um die tote Hülle trauern. Hier liegt Had-schi Mohammed Emin Ben Abdul Mutaher es Seim Ibn Abu

Merwem Baschar esch Schohanah, der tapfere Scheik der Haddedihn vom Stamme esch Schammar. Er war ein Liebling Allahs; auf seiner Zunge wuchs niemals die Lüge, und aus seiner Hand floß Wohltat weithin über die Hütten, in denen Armut wohnte. Er war der weiseste im Rate; er war ein Held im Kampfe; er war ein Freund dem Freunde; er wurde gefürchtet von seinen Feinden, aber geachtet von allen, die ihn kannten. Darum wollte Allah nicht, daß er abscheide im Dunkel des Zeltens, sondern er sandte Abu Dschajah {Engel des Todes}, ihn abzurufen mitten im Kampfe von der Seite der Krieger, die hier um ihn stehen. Nun geht der Staub zur Erde. Sein Angesicht wendet sich nach Mekka, der Goldenen; seine Seele aber steht vor dem Allerbarmer und schaut die Herrlichkeit, in die kein sterbliches Auge zu dringen vermag. Sein ist das Leben, unser aber der Trost, daß auch wir einst an seiner Seite stehen werden, wenn Isa Ben Marryam {Jesus} einst kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten!«

Jetzt traten Allo und der Soran-Kurde herzu, um das Grab zu verschließen. Schon wollte ich wieder das Wort ergreifen, als der Perser mir winkte. Er trat vor und sprach einige Sätze der zweiundachtzigsten Sure:

»Im Namen des allbarmherzigen Gottes! Wenn die Himmel sich spalten und die Sterne sich zerstreuen, die Meere sich vermischen und die Gräber sich umkehren, dann wird eine jede Seele wissen, was sie getan und was sie unterlassen hat. So ist es, und doch leugnen sie den Tag des Gerichtes. Aber es sind Wächter über euch gesetzt, die da alles niederschreiben und alles sehen, was ihr tut. Die Gerechten werden erlangen die Wonne des Paradieses, die Missetäter aber die Qualen der Hölle. An diesem Tage vermag keine Seele etwas für die andere, denn an diesem Tage gehört die Herrschaft nur Gott allein!«

Jetzt war die Öffnung zugesetzt, und es bedurfte noch des Schlußgebetes. Ich hatte auch das übernommen, aber Halef trat vor. In dem Auge des wackern kleinen Hadschi glänzten Tränen, und seine Stimme zitterte, als er sagte:

»Ich will beten!« – Er kniete nieder, faltete die Hände und

sprach: »Ihr habt gehört, daß wir alle Brüder sind, und daß Allah uns alle versammeln wird am Tage des Gerichtes. Da drüben ist die Sonne gesunken, und morgen wird sie von neuem emporgestiegen sein; so werden auch wir da oben auferwachen, wenn wir hier gestorben sind. O Allah, laß uns da zu denen gehören, die deiner Gnade würdig sind, und scheide uns nicht von denen, die wir hier lieb gehabt haben. Du bist der Allmächtige und kannst auch dieses Gebet erfüllen!« –

Das war ein seltenes Begräbnis. Ein Christ, zwei Sunniten und ein Schiite hatten über dem Grabe des Toten gesprochen, ohne daß Mohammed einen Blitz herniederfallen ließ. Was mich betrifft, so glaubte ich, keine Sünde zu tun, wenn ich von dem toten Freunde Abschied nahm in der Sprache, die er im Leben gesprochen hatte; die Beteiligung des Persers aber war ein Beweis, daß er an Bildung des Geistes und Herzens den moslemitischen Troß weit überragte. Halef hätte ich zum Dank für seine einfachen, kurzen Sätze gleich umarmen können. Ich wußte es längst: er war, ohne es selbst zu ahnen, nur noch äußerlich ein Moslem, innerlich aber bereits ein Christ.

Wir schickten uns an, den Felsblock zu verlassen. Da zog Amad el Ghandur seinen Dolch und schlug mit demselben von einem Steine des Grabmales ein Stück herab, das er einsteckte. Ich wußte, was das zu bedeuten hatte, und war nun überzeugt, daß ihn kein menschliches Wesen zu überreden vermochte, seine Rache aufzugeben. Er aß und trank im Verlaufe des Abends nichts, nahm mit keinem Worte an unserer Unterhaltung teil und zeigte auch mir gegenüber keine Lust, sich in ein noch so kurzes Gespräch einzulassen. Nur auf eine einzige Bemerkung antwortete er.

»Du weißt,« sagte ich nämlich zu ihm, »daß Mohammed Emin den Rappen zurückgenommen hat. Jetzt gehört er dir.«

»So habe ich das Recht, ihn wieder zu verschenken?«

»Ohne Zweifel.«

»Ich schenke ihn dir.«

»Ich nehme ihn nicht an.«

»So werde ich dich zwingen, ihn zu behalten!«

»Wie willst du dies anfangen?«

»Du wirst es sehen. Leïlkum saaïde – gute Nacht!«

Er wandte sich ab und ließ mich stehen. Ich merkte, daß es jetzt an der Zeit sei, in Beziehung auf ihn meine Aufmerksamkeit zu verdoppeln. Es sollte aber anders kommen. Es war heute überhaupt ein trüber, ja trauriger Abend. Der Perser hatte sich hinter die Zweigwand zurückgezogen; seine Leute hockten beieinander, und ich saß mit Halef und dem Engländer schweigsam an der Quelle, wo wir bemüht waren, unsere brennenden Wunden zu kühlen. Der Tod Mohammeds hatte einen Jeden von uns mehr angegriffen, als er es den Andern eingestehen wollte. Durch die Hitze, mit der mein Blut in den Adern flutete, zuckte zuweilen ein kalter, schüttelnder Schauer – es war das Nahen des Wundfiebers. Auch Halef fieberte bereits.

Ich hatte eine schlechte Nacht, aber meine kräftige Natur ließ es doch zu keinem ordentlichen Anfälle kommen. Es war, als fühlte ich jeden einzelnen Tropfen meines Blutes durch die Adern rinnen; halb wach, halb träumend oder phantasierend, schob ich mich hin und her; ich sprach mit allen möglichen Personen, die mir die Einbildungskraft vorführte, und wußte doch, daß es Täuschung sei, und erst am Morgen fiel ich in einen festern Schlaf, aus dem ich erst – gegen Abend erwachte. Der bereits erwähnte Duft umflutete mich, aber anstatt der beiden schönen Augenpaare sah ich die mächtige Aleppobeule auf der Nase des Engländers mir entgegenleuchten.

»Wieder munter?« fragte er.

»Ich glaube. Was! Dort steht die Sonne? Es ist ja fast Abend!«

»Seid froh, Master! Die Ladies haben Euch in die Kur genommen. Sie schickten Tropfen für die Wunde. Halef hat sie aufgeträufelt. Dann kam die eine selbst und goß Euch irgend etwas zwischen die Zähne. Ist wohl kein Porter gewesen, denke ich!«

»Welche war es?«

»Die eine. Die andere blieb dort. Es kann aber auch die andere gewesen sein, und die eine blieb dort. Weiß nicht!«

»Ich meine, die mit den blauen oder die mit den schwarzen Augen?«

»Habe keine Augen gesehen. Das wickelt sich ja ein wie Postpaket. Es wird aber wohl die Blaue gewesen sein.«

»Warum vermutet Ihr dies?«

»Weil Ihr mit einem blauen Auge davongekommen seid. Ihr scheint Euch ja ganz wohl zu befinden!«

»Allerdings. Ich fühle mich wirklich ganz frisch und munter.«

»Geht mir auch so. Habe die Tropfen auch an meine Wunden getan und fühle keinen Schmerz mehr. Ausgezeichnete Mixtur! Wollt Ihr essen?«

»Habt Ihr etwas? Ich hungere wie ein Wolf.«

»Hier! Die Blaue hat es geschickt. Oder vielleicht war es die Schwarze.«

Neben mir war eine silberne Tabah {präsentiertellerartige Pfanne}, die kaltes Fleisch, gesäuertes Brot und allerlei Mazih {Leckerbissen} enthielt. Daneben stand ein Tschidan {Tee-topf}, der aber anstatt mit Tee mit einer kräftigen Fleischbrühe gefüllt war, die noch Wärme besaß.

»Die Ladies scheinen gewußt zu haben, daß ich erwache, bevor die Bouillon erkaltet,« sagte ich.

»Dieser Topf wartet bereits seit Mittag auf Euch. Sobald er kalt geworden ist, lassen sie ihn durch die Alte holen und machen ihn wieder warm. Ihr scheint bei ihnen einen Stein im Brette zu haben.«

Erst jetzt sah ich mich genauer um. In der Nähe lag Halef und schlief. Außerdem war kein Mensch zu sehen.

»Wo ist der Perser?« fragte ich.

»Bei den Weibern. Er war heute morgen fort und hat eine Bergziege geschossen. Ihr trinkt also Ziegenbrühe.«

»Aus solchen Händen schmeckt sie delikat!«

»Denke nur immer, die Alte wird sie gesotten haben! Yes!«

»Wo ist Amad el Ghandur?«

»Er ist heute sehr früh spazieren geritten.«

Ich sprang auf und rief:

»So ist er fort, der Unbesonnene!«

»Mit dem Kohlenbrenner und dem Soran-Kurden. Yes!«

Ah, jetzt wußte ich, was er gemeint hatte, als er sagte, daß

Allah selbst ihm ein Mittel gesendet habe, sich zu rächen. Der Soran-Kurde, selbst ein Todfeind der Bebbah, konnte seinen Dolmetscher machen. Aber trotzdem war der unglückliche Haddedihi zu beklagen. Es war zehn gegen eins zu wetten, daß er seinen Stamm nie wieder erreichen werde. Ihm nachzureiten, davon konnte gar keine Rede sein. Erstens war sein Vorsprung zu groß; zweitens war ich ja Patient, und drittens konnte es nicht unsere Absicht sein, der Blutrache eines Andern wegen geradezu nun selbst zu Mördern zu werden.

»Er reitet doch den Hengst?« fragte ich.

»Den Rappen? Der ist da,« antwortete Lindsay.

Auch das noch! Auf diese Weise also zwang mich Amad el Ghandur, das Pferd von ihm als Geschenk anzunehmen! Ich wußte für den Augenblick wirklich nicht, ob ich mich darüber freuen oder ärgern sollte. Überhaupt war das Verschwinden des Haddedihi ein Ereignis, das mich nicht gleichgültig lassen konnte; es mußte innerlich verarbeitet werden, um mich darüber beruhigen zu können.

»Also ist auch Allo mit fort?« fragte ich. »Wie steht es denn mit seinem Lohne?«

»Hat ihn zurückgelassen. Ärgert mich! Mag von einem Kohlenbrenner nichts geschenkt haben.«

»Tröstet Euch, Sir! Er hat ein Pferd und eine Flinte. Damit ist er reichlich bezahlt. Und überdies – wer weiß, was ihm der Haddedihi versprochen hat. Wie lange schläft Halef?«

»So lange wie Ihr.«

»Das ist allerdings eine außerordentliche Medizin! Doch vor allen Dingen will ich essen.«

Ich hatte kaum damit begonnen, so wurde ich gestört: Hassan Ardschir-Mirza kam. Ich wollte mich erheben, er aber drückte mich freundschaftlich wieder nieder.

»Bleib sitzen, Emir, und iß! Das ist das Notwendigste, was geschehen muß. Wie fühlst du dich?«

»Ich danke dir; sehr wohl.«

»Ich wußte es. Dein Fieber wird nicht wiederkehren. Nun aber will ich dir eine Botschaft ausrichten. Amad el Ghandur kam zu mir. Er erzählte mir vieles von euch und von ihm,

so daß ich euch so gut kennen gelernt habe, wie er euch selber kennt. Er ist den Bebbah nach und läßt dich bitten, daß du ihm verzeihen mögest, und er wünscht, daß ihr ihm nicht nachfolgt. Er hofft, daß ihr zu den Haddedihi zurückkehren und ihn dort finden werdet. Das ist die Botschaft, die ich euch bringen soll.«

»Ich danke dir, Hassan Ardschir-Mirza! Sein Gehen hat meine Seele tief betrübt; aber ich muß ihn seinem Schicksale überlassen.«

»Wohin werdet ihr euch nun wenden?«

»Das müssen wir erst besprechen. Dieser mein Freund und Diener Hadschi Halef Omar muß allerdings zu den Haddedihi, denn bei ihnen befindet sich sein Weib. Und dieser Emir aus Inglistan hat zwei seiner Diener bei ihnen. Es ist aber dennoch möglich, daß wir zuvor nach Bagdad reiten. Dort hat der Inglis ein Schiff, mit dem wir auf dem Tigris bis zu den Weidenrunden der Haddedihi gelangen können.«

»So besprecht euch, Emir! Geht ihr nach Bagdad, so bitte ich euch, mich nicht zu verlassen. Ihr seid tapfere Krieger; ich habe euch bereits unser Leben zu verdanken und ich möchte dir gern zeigen, daß ich dich lieb gewonnen habe. Wir bleiben hier an diesem Orte, bis wir ohne Gefahr für euere Gesundheit aufbrechen können. Jetzt iß und trink! Ich werde euch noch mehr senden, denn ihr seid meine Gäste. Gott mit euch!«

Er ging, und es dauerte kaum zwei Minuten, so kam die alte Dienerin und brachte eine zweite Taba voller Speisen.

»Nehmt! Der Herr sendet es euch!« sagte sie.

»Habt ihr Feuer in der Hütte?« fragte ich sie.

»Ja. Wir haben ein kleines Feuer und einen Djugadar {Dreifuß}, auf dem wir die Speisen schnell bereiten können.«

»Maderka {Mütterchen}, wir machen euch sehr viele Sorgen!«

»O nein, Emir. Das Haus freut sich, Gäste zu haben. Der Herr hat dem Hause von euch erzählt, und ihr sollt sein, als ob ihr der Herr selber wäret. Aber sage nicht Maderka! Ich bin Duschireh {Jungfrau} und werde stets nur Alwah oder auch zuweilen Halwa genannt.«

Damit trippelte sie von dannen. Alle Wetter! War es mir auf dieser Reise denn wirklich beschieden, nur anthropobotanische Studien zu machen? Erst kürzlich in Schohrd eine »Petersilie«, und jetzt wieder eine Alwah, die zuweilen auch Halwa genannt wurde! Diese beiden Wörter bestehen aus ganz denselben Buchstaben, und doch wie verschieden ist ihre Bedeutung! Alwah heißt nämlich im Persischen so viel als Aloë, und Halwa ist unser liebes Tausendschönchen.

Diese gealterte Jungfrau hatte nun freilich mehr Ähnlichkeit mit der stacheligen Aloë als mit dem hübschen Tausendschönchen. Sie trug weite, am Knöchel zusammengebundene Beinkleider, deren niederhängende Falten zwei graue Filzpantoffeln fast bedeckten, darüber eine rottuchene Weste und dann ein kaftanartiges, dunkelblaues Obergewand, auf dem Kopfe einen gelben Turban und daran zwei saloppe Schleierflügel, die hinten einen haarlosen Nacken und vorn das eigentümlich gezeichnete Gesicht einer Schleiereule sehen ließen. Doch schien diese »tausendschöne Aloë« ein recht freundliches Gemüt zu besitzen, und ich beschloß, mich zu ihr auf einen möglichst freundschaftlichen Fuß zu stellen.

Sie hatte die Taba zur rechten Zeit gebracht, denn just als sie sich zum Gehen wandte, begann Halef zu gähnen und schlug dann die Augen auf. Er blickte erstaunt im Kreise umher, richtete sich zum Sitzen empor und fragte dann ganz verwirrt:

»Maschallah! Dort steht die Sonne! Habe ich mich umgewandt oder hat sie sich umgedreht?«

Es ging ihm wie mir: er konnte es sich nicht denken, so lange geschlafen zu haben, und sein Erstaunen wuchs, als er erfuhr, daß Amad el Ghandur sich nicht mehr bei uns befinde.

»Fort? Wirklich fort?« fragte er. »Ohne Abschied? Bei Allah, das ist nicht recht von ihm! Aber was tun wir jetzt? Nun hast du keine Verpflichtungen mehr, die dich nötigen, zu den Weideplätzen der Haddediñ zurückzukehren.«

»Ich denke im Gegenteile, daß ich sie noch habe. Glaubst du, ich werde dich verlassen, ohne überzeugt zu sein, daß du sicher zu Scheik Malek und zu Hanneh, deinem Weibe, gelangst?«

»Sihdi, diese beiden befinden sich sehr wohl und werden

warten müssen, bis ich komme. Ich liebe Hanneh, aber ich werde nicht eher von deiner Seite weichen, als bis du zurückkehrst in das Land deiner Väter.«

»Ich kann ein solches Opfer nicht von dir fordern, Halef.«

»Nicht von mir, sondern von dir ist es ein Opfer, mich bei dir zu behalten, Sihdi. Beschließe, was du willst; ich folge dir, wenn du nicht die Grausamkeit hast, mich von dir zu weisen!«

Jetzt brachten die Perser aus dem Flusse reichliche Beute von Fischen herbei, aus denen das Nachtmahl bereitet wurde. Ich schloß mich von demselben aus, da ich bereits gegessen hatte, und erstieg den Felsblock, um am Grabe des Haddedihn dem Untergange der Sonne zuzusehen.

Dieses einsame, hoch gelegene Grabmal erinnerte mich an das Felsenmonument, das wir dem Pir Kamek im Tale Idiz errichtet hatten. Wer hätte damals beim Begräbnisse des dschesidischen Heiligen ahnen können, daß Mohammed Emin auf so ferner, kurdischer Höhe seine letzte Ruhestätte finden würde! Es war mir so trüb und traurig zu Mute, und ich fühlte eine solche Leere in mir, als sei mit dem Freunde ein Teil meines eigenen Wesens von mir gewichen. Und doch sollte man am Grabe eines guten Menschen nie trauern; der Tod ist ja der Bote Gottes, der uns nur naht, um uns empor zu führen zu jenen lichten Höhen, von denen der Erlöser seinen Jüngern sagte: »In dem Hause meines Vaters sind viele Wohnungen, und ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten.« Das Leben ist ein Kampf; man lebt, um zu kämpfen, und man stirbt, um zu siegen. Darum die Mahnung des Apostels: »Kämpfe den guten Kampf des Glaubens, und ergreife das Leben, dazu auch du berufen bist!«

Die Sonne küßte den Horizont, und ihre scheidenden Strahlen färbten denselben mit flammenden Lichtern, die sich, dem Osten entgegen, in immer milderer Tinten verloren. Die bewaldeten Höhen unter mir glichen einem grünen Meere, über dessen erstarrte Wogen die Dämmerung ihre langsam vorrückenden Schatten breitete. Nur über die nahe liegenden Kämme merkte man den Abendwind streichen, vor des-

sen Hauche sich die Wipfel leise neigten. Die Schatten wurden dunkler; die Ferne verschwand; das Abendrot war verglüht, und nun legte auch die Nähe das alles verhüllende Gewand des Abends an. Wer doch mit der Sonne ziehen könnte! Wer ihr doch folgen könnte weit, weit fort zum Westen, wo ihre Strahlen noch voll und warm die Heimat beleuchteten! Hier auf der einsamen Höhe streckte das Heimweh seine Hand nach mir aus, das Heimweh, dem in der Fremde kein Mensch entrinnen kann, in dessen Brust ein fühlendes Herz schlägt. »*Ubi bene ibi patria*« ist ein Spruch, dessen kalte Gleichgültigkeit im Leben nicht allzu oft ihre Bestätigung findet. Die Eindrücke der Jugend sind niemals gänzlich zu verwischen, und die Erinnerung kann wohl schlafen, aber nicht sterben. Sie erwacht, wenn wir es am allerwenigsten denken, und bringt jene Sehnsucht über uns, an deren Weh das Gemüt so schwer erkranken kann. Ich dachte an die tief innigen Strophen des deutsch-amerikanischen Dichters Konrad Kretz, deren letzte also lautet:

»Land meiner Väter, länger nicht das meine,
So heilig ist kein Boden, wie der deine.
Nie wird dein Bild aus meiner Seele schwinden;
Und knüpfte mich an dich kein lebend Band,
Es würden mich die Toten an dich binden,
Die deine Erde deckt, mein Vaterland!«

Auf einem Umwege kehrte ich ins Lager zurück, wo alle schon schliefen. Trotz der späten Stunde lag ich noch lange schlaflos auf meiner Decke. Es wurden schon einige Vogelstimmen hörbar, als ich endlich einschlief. Ich erwachte gegen Mittag und erfuhr von Halef, daß der Engländer mit dem Perser auf die Auerhühnerjagd gegangen sei. Sie hatten Dojan mitgenommen. Die Wunde des wackeren Hadschi Halef war schmerzhafter als die meinige, doch hatte ihm die alte Dienerin Alwah bereits am Morgen neue Arzneitropfen gebracht, die nicht ohne Wirkung geblieben waren.

»Wie lange bleiben wir hier liegen, Sihdi?« fragte er.

»Doch wohl so lange, bis wir ohne Gefahr für unsere Wunden aufzubrechen vermögen. Was hast du gefrühstückt?«

»Verschiedenes, das ich gar nicht kenne. Diese Perserinnen verstehen vortrefflich zu backen und zu braten. Allah erhalte sie uns, so lange wir sie brauchen! Der Mirza sagte, wenn du erwachtest, so solle ich nur an die Scheidewand treten und in die Hände klatschen.«

»Tue es, Halef!«

Er folgte dem Gebote, und gleich darauf erschien das »Tausendschönchen« mit einem Znabilik {Körbchen} und einem Kawehdan {Kaffeetopf}. In dem ersteren befand sich frisches, ungesäuertes Brot nebst kalten Bratenschnitten, und in dem letzteren dampfte der wohlriechende Trank, dessen Zichorie-Imitation in Sachsen den poetischen Namen »Bliemchenkaffee« führt.

»Wie ist dir, Emir?« fragte die Alte. »Du hast auch heut wieder sehr lange geruht; Allah sei Dank!«

»Ich bin sehr munter und hungrig, meine liebe Alwah.«

»Hier hast du Labung; iß und trink, damit deine Tage nie alle werden.«

»Ich danke dir; grüße das ›Haus‹ von mir!«

»Es ist eigentlich nicht Sitte, aber ich werde es dennoch tun, denn du bist der Freund und Bruder des Herrn.«

Sie trippelte von dannen, und ich machte mich an das Frühstück. Auf dem Boden des Körbchens fand ich als Nachtschüssel vortreffliche getrocknete Weinbeeren und mit Helwa {Zuckerpudding} überzogene Gridgan {Walnüsse}, die die Teilnahme meines guten Halef erregten. Ich sah es ihm an, daß er eine Bemerkung machen wollte, aber schon kehrte Halwa mit einem zweiten Topfe zurück.

»Emir,« sagte sie, »hier sendet dir unser ›Haus‹ noch eine Speise, die sehr gut zur Kühlung des Fiebers ist. Erlaube, daß ich das Geschirr nachher wieder hole!«

Als sie sich entfernt hatte, untersuchte ich den Inhalt des Gefäßes und fand zu meinem Erstaunen gekochte Amrudha {Birnen, Backbirnen} in ihrer eigenen, süßen Sauce. Jetzt konnte sich Halef nicht mehr halten.

»Allah 'l Allah!« rief er. »Gott sei gelobt, der köstliche Dinge wachsen läßt und dazu liebliche Frauen, die alles zu bereiten verstehen! Sihdi, diese Perserinnen sind dir hold, sonst würdest du dir nicht so herrliche Speisen senden. Heirate sie, damit sie für dich kochen müssen jetzt und in alle Ewigkeit!«

»Hadschi Halef Omar, hebe dich von dannen, sonst vergesse ich vor Entzücken über deinen Vorschlag, diese Leckerbissen mit dir zu teilen.«

Er streckte alle zehn Finger abwehrend von sich, während ihm doch das Wasser im Munde zusammenlief.

»Allah behüte mich vor der Sünde, dir den Genuß zu rauben, den dir diese Speisen bereiten werden, Sihdi! Ich bin ein armer Ben el Arab, und du bist ein großer Emir aus Nemsistan. Ich kann warten, bis mir einst im Paradiese die Houris solche Brühe kochen!«

»Das dauert zu lange, Halef. Wir teilen!«

»Sihdi, du versuchst mich beinahe über meine Kräfte. Ich habe noch nichts aus Farsistan {Persien} gegessen.«

»So setze dich! Ich nehme den Kaffee, das Brot und das Fleisch, und du issest die Birnen und die Früchte des Helwakurusch {Zuckerbäcker}.«

»Ja grad diese sind für dich, Effendi!«

»Ich denke, du bist mein Diener, Halef?«

»Der treueste Diener, den es geben kann.«

»So gehorche, wenn ich nicht zornig werden soll!«

»Wenn du so streng gebietest, so darf ich nicht ungehorsam sein!«

Sein Gehorsam war ein so eifriger, daß die Extrasendung sehr bald unter seinem Schnurrbarte verschwunden war. Ich wußte es, mein kleiner Halef war einigermaßen ein Leckermaul, dem ich mit diesen Kleinigkeiten einen Hochgenuß bereitete.

Nach einiger Zeit kamen die beiden Jäger zurück und brachten reichliche Beute mit. Der Perser begrüßte mich mit aufrichtiger Freundlichkeit und begab sich dann zu den Frauen, indem er das Auerwild mit sich nahm. Der Engländer nahm neben mir Platz.

»Wie? Jetzt erst aufgestanden? Sehe es am Kaffee,« begann er.

»Ich habe allerdings wieder sehr lange geschlafen.«

»*Well!* Leben hier wie im Schlaraffenlande. Wie lange wird es dauern, Master?«

»Jedenfalls so lange, bis wir hier fortgehen.«

»*Witty, ingenious*, geistreich im höchsten Grade! Und wohin werden wir dann gehen, Master?«

»Geht Ihr mit nach Bagdad?«

»Ist mir auch recht. Möchte einmal heraus aus diesen Bergen. Und dann von Bagdad aus?«

»Das wird sich finden. Es ist überhaupt noch nicht ganz gewiß, ob mein Ziel grad Bagdad ist. Ich habe bis jetzt nur die Richtung von Bagdad gemeint.«

»Ganz gleich. Nur fort von hier!«

Jetzt erschien die holde »Aloë«, um den Dienern des Mirza die Auerhühner zum Rupfen zu übergeben. Hinter ihr kam ihr Herr, der mir winkte und dann mit langsamen Schritten das Lager verließ. Ich folgte ihm. An einer Stelle, die von zwei Bäumen beschattet war, setzte er sich in das Moos nieder und forderte mich durch eine Handbewegung auf, an seiner Seite Platz zu nehmen. Ich tat es, und dann begann er die Unterhaltung mit den Worten:

»Emir, ich habe Vertrauen zu dir; darum höre. Ich bin ein Verfolgter. Frage mich nicht, wer mein Vater war. Dieser starb plötzlich eines gewaltsamen Todes, und seine Freunde flüsternten heimlich, er sei getötet worden, weil er einem Anderen im Wege gestanden habe. Ich, sein Sohn, aber habe ihn gerächt und mußte fliehen mit den Meinigen. Vorher jedoch lud ich alles, was ich an Wertsachen retten konnte, auf eine Anzahl von Kamelen und sandte sie unter der Obhut eines treuen Untergebenen voraus über die Grenze des persischen Reiches. Dann folgten wir auf einem anderen Wege nach. Ich wußte, daß man uns verfolgen würde, und darum leitete ich die Dzagir {Häscher} irre, indem wir den Weg durch das wilde Kurdistan nahmen. Und nun, Emir, sage mir, ob du mich begleiten

willst, so weit als unser Weg derselbe ist; doch überlege wohl, daß ich ein Flüchtling bin.«

Er schwieg, und ich antwortete sofort:

»Hassan Ardschir-Mirza, ich werde mit dir ziehen, solange als ich dir und den Deinigen nützlich sein kann.« {Mirza heißt eigentlich »Sohn eines Herrn«. *Vor* dem Namen bedeutet es einen gebildeten Herrn und ist ein Ehrentitel. *Hinter* dem Namen bedeutet aber Mirza einen Prinzen. Diesen Titel führen besonders die persischen Beglerbegs (Statthalter einer Provinz).}

Er reichte mir die Hand und sagte:

»Ich danke dir, Emir! Und deine Gefährten?«

»Sie gehen dahin, wohin ich gehe. Darf ich fragen, welches dein Ziel ist?«

»Hadramaut.«

Hadramaut! Dieses Wort elektrisierte mich. Das unerforschte, gefährliche Hadramaut! Da war plötzlich alle Abspannung und aller Mißmut verschwunden, und ich erkundigte mich im lebhaftesten Tone:

»Wirst du dort erwartet?«

»Ja; ich habe einen Freund daselbst, den ich durch einen Boten von meiner Ankunft unterrichten ließ.«

»Darf ich dich nach Hadramaut begleiten?« fragte ich nun.

»So weit, Emir? Ein solches Opfer könnte ich vom besten Freunde nicht fordern.«

»Es ist kein Opfer, das ich bringe; ich begleite dich gerne, wenn es dir genehm ist.«

»So sei willkommen, Herr! Du sollst bei uns bleiben, so lange es dir gefällt. Jetzt aber muß ich dir noch mitteilen, daß ich vor der Reise nach Hadramaut erst Kerbela besuche.«

»Kerbela? Ah, wir sind ja am Ende des Monats Dsu 'l hed-sche, und der Moharrem bricht an. Am zehnten dieses Monats ist das große Pilgerfest in Kerbela.«

»Ja; die Hadsch el manijat {Totenkarawane} ist längst schon unterwegs, und auch ich ziehe nach Kerbela, um an der Leidensstätte Hosseins meinen Vater zu begraben. Du siehst, daß es dir fast unmöglich sein wird, uns zu begleiten!«

»Warum unmöglich? Weil ich ein Christ bin, der nicht nach Kerbela gehen darf? Ich war bereits in Mekka, trotzdem nur der Moslem dort Zutritt hat.«

»Man würde dich zerreißen, wenn du in Kerbela erkannt würdest!«

»Man hat mich in Mekka auch erkannt und dennoch nicht zerrissen!«

»Emir, du bist ein kühner Mann! Ich weiß, daß mein Vater in Allahs Händen ruht, ob seine Leiche nun in Teheran oder in Kerbela begraben liegt. Ich würde nie nach Kerbela, Nedschef {dort liegt der Kalif Ali begraben} oder Mekka pilgern, denn Muhammed, Ali, Hassan und Hosseïn waren Menschen, wie wir es sind; aber ich habe den letzten Willen meines Vaters, der in Kerbela ruhen wollte, getreu zu erfüllen und werde mich aus diesem Grunde der Totenkarawane anschließen. Willst du an meiner Seite bleiben, so bin ich es nicht, der dich verraten würde; auch mein Haus wird schweigen; aber meine Diener teilen nicht meine Meinung über die Lehre des Propheten; sie würden die ersten sein, die dich töteten.«

»Laß dies nur meine Sorge sein. Wo wirst du deine Kamele treffen?«

»Kennst du Ghadhim bei Bagdad?«

»Die Perserstadt? Ja; sie liegt am rechten Ufer des Tigris, Madhim gegenüber, und ist mit Bagdad durch eine Pferdebahn verbunden.«

»Dort erwarten mich meine Kameltreiber, die auch die Leiche meines Vaters bei sich haben.«

»So begleite ich dich zunächst bis dorthin, und das übrige wird sich finden. Aber, bist du in Ghadhim sicher?«

»Ich hoffe es. Zwar werde ich verfolgt, aber der Pascha von Bagdad würde mich nicht ausliefern.«

»Traue keinem Türken; traue auch keinem Perser! Du bist so vorsichtig gewesen, durch Kurdistan zu gehen; warum willst du diese weise Vorsicht jetzt aufgeben? Du kannst Kerbela erreichen, auch ohne daß du dich der Leichenkarawane anschließest.«

»Ich kenne keinen Weg.«

»Ich werde dich führen.«

»Kennst du die Pfade?«

»Nein, aber ich werde sie finden. Allah hat mir die Gabe verliehen, ohne Führer Orte zu finden, die ich noch nie betreten habe.«

»Es geht dennoch nicht, Emir. Ich muß nach Ghadhim zu meinen Leuten.«

»So gehe heimlich hin, und vermeide dann Bagdad und die Totenkarawane!«

»Herr, ich bin kein Feigling. Sollen meine Leute glauben, daß ich mich fürchte?«

»Gut, auch du bist kühn! Das freut mich, denn wir passen zusammen und reisen zusammen.«

»Ich stimme bei, Emir, doch mache ich eine Bedingung. Ich bin reich, sehr reich; ich fordere, daß du alles, was du brauchst, nur allein von mir nimmst!«

»Dann bin ich dein Diener, der Lohn empfängt.«

»Nein; du bist mein Gast, mein Bruder, dessen Liebe mir erlaubt, für ihn zu sorgen. Ich schwöre bei Allah, daß ich nicht mit dir reite, wenn du diese Bedingung nicht annimmst!«

»Du zwingst mich durch diesen Schwur, deinen Wunsch zu erfüllen. Du bist voll Güte und Vertrauen zu mir, obgleich du mich nicht kennst!«

»Du meinst, ich kenne dich nicht? Hast du uns nicht aus der Hand der Bebbeh errettet? Hat nicht Amad el Ghandur von dir erzählt? Wir werden beieinander bleiben, und ich werde für das wenige, das ich dir bieten kann, von dir Schätze erhalten, nach denen ich bisher vergebens gerungen habe, weil ich keinen fand, der sie besaß – Schätze des Geistes. Emir, ich bin kein gewöhnlicher Perser, aber ich kann mich nicht mit dir vergleichen. Ich weiß, daß in deinem Lande ein Knabe kenntnisreicher ist, als bei uns ein Mann; daß ihr in Gütern schwelgt, deren Namen wir nicht einmal kennen. Ich weiß, daß unser Land eine Einöde ist gegen das eurige, und daß der ärmste eurer Leute mehr Rechte besitzt, als der Wessir von Farsistan. Ich weiß noch vieles andere, und ich erkenne auch den Grund: ihr habt Mütter; ihr habt Frauen; wir aber haben keins von

beiden. Gib uns gute Mütter, so werden unsere Kinder sich auch bald mit den euren messen können. Das Herz der Mutter ist der Boden, in dem der Geist des Kindes Wurzel schlägt. O Mohammed, ich hasse dich, denn du hast unseren Frauen die Seele genommen und sie zu Sklavinnen der Sinnenslust gemacht; du hast dadurch unsere Kraft gebrochen, unser Herz versteinert, unsere Länder verödet und alle jene, die dir folgen, um das wahre Glück betrogen!«

Er hatte sich erhoben und rief seine Anklage gegen den Propheten mit lauter Stimme aus. Ein Glück, daß keiner seiner Leute ihn zu hören vermochte! Erst nach einer beträchtlichen Pause wandte er sich wieder zu mir:

»Kennst du den Weg von hier nach Bagdad?«

»Ich bin ihn noch nie geritten, aber ich werde mich dessenungeachtet nicht verirren. Wir können zwei Richtungen einschlagen: die eine führt nach den Hamrin-Bergen im Südwest, und die andere bringt uns längs des Djalah bis hinab nach Ghadhim.«

»Wie weit, denkst du, daß es von hier bis Ghadhim ist?«

»Auf dem ersten Wege können wir in fünf, auf dem andern aber bereits in vier Tagen dort anlangen.«

»Führen diese Wege durch bewohnte Gegenden?«

»Ja, und eben deshalb scheinen sie mir die besten zu sein.«

»So gibt es also noch andere Wege?«

»Allerdings; aber wir müssen durch Strecken reiten, in denen nur die räuberischen Beduinen umherschweifen.«

»Von welchem Stamme sind sie?«

»Es sind meist Dscherboa, über deren Grenzen zuweilen wohl auch einmal ein Trupp der Beni Lam herüberirrt.«

»Fürchtest du sie?«

»Fürchten? Nein! Aber der Vorsichtige wählt unter zwei Wegen stets den ungefährlichen. Ich habe einen Paß des Großherrs bei mir, und dieser wird am Djalah und im Westen dieses Flusses respektiert, bei den Dscherboa aber nicht.«

»Und dennoch möchte ich mich für den einsamen Weg entscheiden, da ich ein Flüchtling bin. So nahe der persischen

Grenze, möchte ich mich von den Verfolgern doch nicht erreichen lassen.«

»Vielleicht ist deine Ansicht die richtige; aber bedenke, daß der Weg durch die Steppe, deren Vegetation jetzt unter der Sonnenglut erstorben ist, für die Frauen sehr beschwerlich sein wird.«

»Sie fürchten weder Hunger noch Durst, weder Hitze noch Frost; sie fürchten nur das Eine, daß ich ergriffen werde. Ich habe Wasserschläuche bei mir und Speisevorräte auf wenigstens acht Tage für uns alle.«

»Und kannst du dich wirklich auf deine Leute verlassen?«

»Vollständig, Emir.«

»Gut, so wollen wir durch das Gebiet der Dscherboa reiten; Allah wird uns schützen. Übrigens werden wir, sobald wir die Ebene erreichen, sehr schnell vorwärts kommen, während deine Kamele das jetzige bergige Terrain nur mühevoll überwinden. So sind wir also einig und brauchen nur zu warten, bis unsere Wunden den Aufbruch erlauben.«

»Nun erfülle mir eine Bitte,« sagte er zaghaft. »Ich habe mich bei meinem Aufbruche mit allem Nötigen sehr reichlich versehen. Auf weiten Reisen verschwinden die Kleider vom Körper, und da ich wußte, daß ich bis Hadramaut keinen guten Bazar finden würde, so habe ich auch einen Vorrat an Gewändern mitgenommen. Eure Kleider sind nicht mehr euer würdig, und ich bitte dich, von mir zu nehmen, was ihr braucht!«

Dieser Vorschlag war mir ebenso willkommen als bedenklich. Hassan Ardschir-Mirza hatte recht: wir drei hätten uns in keinem zivilisierten Orte sehen lassen können, ohne für echte Vagabunden gehalten zu werden; aber ich wußte auch, daß der Engländer sich nichts schenken lassen würde, und sodann war es ja auch für mich ein Ehrenpunkt, die Freundschaft des Persers nicht gleich am ersten Tage in Anspruch zu nehmen. Übrigens war es mir auch sehr gleichgültig, in meinem nichts weniger als hoffähigen Gewande von einem Araber gesehen zu werden. Ein echter Beduine taxiert den Mann nach seinem Pferde und nicht nach seinem Mantel, und in dieser Beziehung hatte ich die Überzeugung, den Neid eines jeden zu erregen.

Höchstens konnte es einem Wüstensohne beikommen, mich für einen Pferdedieb zu halten, und dies war nach seiner Anschauung ja mehr eine Ehre als eine Schande für mich. Ich antwortete also dem Mirza:

»Ich danke dir! Ich weiß, wie gut du es mit uns meinst, aber ich bitte dich, uns erst in Ghadhim wieder über dieses Anerbieten sprechen zu lassen. Für die Dscherboa sind unsere Kleider noch gut genug, und für die wenigen Tage bis in die Nähe von Bagdad werden wir sie schon noch tragen können. Ich denke, daß wir – –«

Ich hielt inne, denn es war mir, als hätte ich in dem Maulbeergesträuch, das hinter den beiden Eichen stand, ein Geräusch gehört.

»Laß dich nicht stören, Emir; es war ein Tier, vielleicht ein Vogel, eine Tschelpiseh {Eidechse} oder Maïr-mar {Natter Schlange, Ringelnatter},« sagte der Mirza.

»Ich habe jede Art von Waldgeräusch studiert,« antwortete ich; »dies war kein Tier, sondern ein Mensch.«

Mit einigen langen Sprüngen umkreiste ich das Gesträuch und faßte einen Mann, der eben im Begriffe stand, zu entschlüpfen. Es war einer der persischen Diener.

»Was tust du hier?« fragte ich ihn.

Er antwortete nicht.

»Rede, sonst löse ich dir die Zunge!«

Jetzt öffnete er die Lippen, ließ aber nur ein unartikulierte Stammeln vernehmen. Da trat der Mirza hinzu und sagte, als er den Mann erblickte:

»Saduk ist's? Er kann dir nicht antworten, er ist stumm.«

»Aber was sucht er hier in dem Maulbeergesträuche?«

»Er wird es mir sagen; ich verstehe ihn.«

Und zu dem Diener gewendet, fragte er denselben:

»Saduk, was hast du hier zu schaffen?«

Der Gefragte öffnete die Hand, in der er einige Kräuter und Wacholderbeeren hatte, und versuchte, sich durch Gebärden verständlich zu machen.

»Woher kamst du?«

Saduk zeigte nach rückwärts, dem Lager entgegengesetzt.

»Wußtest du, daß wir uns hier befanden?«

Der Diener schüttelte mit dem Kopfe.

»Hast du gehört, was wir gesprochen haben?«

Dasselbe Zeichen erfolgte.

»So gehe, aber störe mich nie wieder!«

Saduk entfernte sich, und sein Herr erklärte mir:

»Saduk ist von Alwah beauftragt worden, Wacholderbeeren, wilden Lauch und andere Kräuter zu suchen, die bei der Zubereitung der Auerhühner gebraucht werden. Er ist nur ganz zufällig in unsere Nähe gekommen.«

»Und hat uns belauscht,« warf ich ein.

»Du hast ja gesehen, daß er dies verneinte.«

»Ich glaube ihm nicht.«

»O, er ist treu!«

»Sein Angesicht gefällt mir nicht. Ein Mensch mit winkliger, gebrochener Kinnlade ist falsch; dies mag ein Vorurteil sein, aber ich habe es bisher immer bestätigt gefunden. Ist er stumm geboren?«

»Nein.«

»Wodurch hat er denn die Sprache verloren?«

Der Mirza zögerte mit der Antwort, sagte aber dann doch:

»Er hat keine Zunge mehr.«

»Ah! Und erst konnte er sprechen? So ist sie ihm herausgeschnitten worden?«

»Leider!« antwortete der Mirza zurückhaltend.

Ich dachte mit Schauern an die glücklicherweise jetzt seltsame Grausamkeit, ein durch die Zunge geschehenes Vergehen durch Herausschneiden oder gar Herausreißen dieses Gliedes zu bestrafen. Diese Unmenschlichkeit kam besonders im Orient und in den Sklavenstaaten Amerikas vor.

»Hassan Ardschir-Mirza,« begann ich wieder, »ich sehe, daß du über diese Sache nicht gern sprechen möchtest; aber dieser Saduk gefällt mir nicht; ich könnte ihm niemals mein Vertrauen schenken, und seine Gegenwart während unseres Gesprächs kommt mir verdächtig vor. Ich bin kein neugieriger Mann, aber ich habe die Gewohnheit, in gefährlichen Lagen auch dem gleichgültigsten Gegenstande meine Aufmerksam-

keit zu schenken. Ich bitte dich, mir zu erzählen, wie er um seine Zunge gekommen ist.«

»Ich habe ihn erprobt, Emir; er ist treu und ehrlich. Dennoch aber sollst du erfahren, was meinen Vater bewogen hat, ihn auf diese Weise zu bestrafen.«

»Deinen Vater? Ah, das ist wichtig!«

»Du irrst, Emir! Dieser Saduk war in seiner Jugend Kmankasch {Bogenschütze} meines Vaters und hatte als solcher das Amt, der Überbringer seiner Befehle, Botschaften und sonstigen Sendungen zu sein. Als solcher verkehrte er viel in dem Hause des Muschtahed {wörtlich ›Beweisführer‹ = Oberpriester, der in Persien noch über dem Scheik ul Islam steht} und sah die Tochter desselben. Sie gefiel ihm, und er war ein schöner Mann. Er sprang über die Mauer des Gartens, als sie bei den Blumen stand, und wagte es, zu ihr von seiner Neigung zu sprechen. Der Muschtahed befand sich unbemerkt in der Nähe und ließ ihn festnehmen. Aus Rücksicht für meinen Vater wurde er nicht dem Urferichte übergeben, das ihn zum Tod verurteilt hätte; aber er hatte mit der Zunge gesündigt, und der Muschtahed drang darauf, daß mein Vater ihm die Zunge nehmen solle. Mein Vater hatte den Muschtahed sehr zu berücksichtigen, und so ließ er einen Maitschunigar {Apotheker} kommen, der zugleich ein berühmter Arzt war, und dem Bogenschützen die Zunge herausschneiden.«

»Das war fast schlimmer als der Tod. Saduk ist seit jener Zeit stets bei deinem Vater gewesen?«

»Ja. Und seine Schmerzen hat er mit geduldiger Ergebung getragen, denn er ist sanft und freundlich von Charakter. Aber es lag ein Fluch auf der Tat.«

»Wie so?«

»Der Muschtahed starb an Gift; der Arzt lag eines Morgens ermordet vor der Tür seiner Apotheke, und das Mädchen ertrank bei einer Wasserfahrt, als der Kahn eines verhüllten Mannes den ihrigen umstieß.«

»Das ist sehr eigentümlich. Sind die drei Mörder nicht entdeckt worden?«

»Niemals. Ich weiß, was du jetzt denken wirst, Emir; aber

deine Vermutung ist eine ungerechte, denn Saduk war sehr oft krank, und er lag grad an den Tagen, an denen die drei den Tod fanden, als Patient in seiner Kammer.«

»Auch dein Vater starb eines nicht natürlichen Todes?«

»Er wurde auf einem Ritte überfallen. Saduk und ein Kajem Makam {Leutnant} begleiteten ihn. Saduk allein hatte sich gerettet – er blutete aus einer Wunde; mein Vater aber und der Kajem Makam waren tot.«

»Hm! Hat Saduk die Mörder nicht erkannt?«

»Es war dunkel; den einen der Angreifenden erkannte er an der Stimme – den größten Widersacher meines Vaters.«

»An dem du dich gerächt hast?«

»Die Richter sprachen ihn frei, aber er – ist tot!«

Die Miene des Mirza sagte mir sehr deutlich, welch eines Todes jener Widersacher gestorben sei. Er warf die Hand verächtlich empor und meinte:

»Das ist vorbei; laß uns nach dem Lager zurückkehren!«

Er ging. Ich blieb noch eine Weile, denn was ich jetzt erfahren hatte, gab mir sehr zu denken. Dieser Saduk war entweder ein ganz und gar selbstloser Mensch, wie es nur wenige gibt, oder ein ganz und gar raffinierter Bösewicht. Er durfte nicht aus den Augen gelassen werden. Als ich später in das Lager kam, war man eben beschäftigt, das Mittagsmahl zu bereiten. Ich sagte dem Engländer, daß ich mit dem Perser nach Bagdad und dann nach Kerbela zu reiten Lust hätte, und er erklärte sich sofort bereit, die gefährliche Reise mitzumachen.

Meine Wunde belästigte mich heute nicht im geringsten; ich fühlte mich ganz wohl, und darum griff ich am Nachmittag zum Stutzen, um mich in Begleitung meines Hundes ein wenig in der Gegend umzusehen. Sir David Lindsay wollte mich begleiten, ich aber zog es vor, allein zu sein. Aus alter langjähriger Gewohnheit wollte ich mich zunächst von der Sicherheit des Lagers überzeugen. Die Hauptsache ist dabei, die eigenen Spuren zu verbergen und dann nachzuforschen, ob sich Spuren feindseliger Wesen bemerkbar machen. Ich umschritt also das Lager in mehreren Kreisen, bis ich unten am Flusse anlangte. Da sah ich denn, daß das Gras an dem Ufer desselben

in höchst auffälliger Weise niedergetreten war. Eben wollte ich mich der Stelle nähern, als ich hinter mir die Zweige rauschen hörte.

Schnell trat ich hinter einen dichten Busch und duckte mich zur Erde. Ich hörte Schritte unweit meines Versteckes – der stumme Perser trat aus dem Buschrande hervor, sah sich um und ging, als er keinen Beobachter bemerkte, nach dem Flusse zu derselben Stelle, die mir soeben aufgefallen war. Dort stampfte er im Grase herum und kehrte dann ohne Verzug zurück. Ehe er den Rand des Gesträuches wieder erreichte, warf er einen scharfen, mir auffallenden Blick auf zwei Stellen des Gesträuches und wollte dann vorüberhuschen.

Da aber hatte ich ihn mit der Linken bereits bei der Brust und gab ihm mit der Rechten eine Ohrfeige, die ihm jede Widerstandsfähigkeit benahm.

»Chäntkar – Verräter! Was tust du hier?« fuhr ich ihn an. Er konnte allerdings nicht sprechen, und die unverständlichen Töne, die er hervorstieß, waren jedenfalls mehr eine Folge seines Schreckens, als der Absicht, mir sein Tun zu erklären.

»Siehst du dieses Gewehr?« sagte ich. »Wenn du nicht sofort tust, was ich dir befehle, so schieße ich dich nieder! Nimm deine Kelah {Lammfellmütze}, schöpfe mit ihr Wasser und gieße es auf das niedergetretene Gras, damit es sich rasch wieder aufrichtet. Du wirst mit der Hand nachhelfen!«

Er machte einige widerstrebende oder vielleicht auch entschuldigende Handbewegungen; aber als ich den Stutzen von der Schulter nahm, gehorchte er, ein Auge auf seine Arbeit und das andere auf die Mündung des Gewehres richtend.

»Nun komm,« sagte ich, als er fertig war; »wir wollen einmal nachsehen, was du hier so auffällig zu beäugeln hattest!«

Ich forschte nach den beiden Punkten, auf die sein Blick gefallen war, und bemerkte an zwei, vielleicht zwanzig Fuß auseinander stehenden Büschen je ein kleines Grasbüschel hängen.

»Ah, ein Zeichen! Das wird interessant! Mache dieses Gras herunter und wirf es in den Fluß!«

Er gehorchte.

»So, nun gehen wir zum Lager. Vorwärts! Wenn du zu entfliehen suchst, so trifft dich meine Kugel, oder es zerreißt dich mein Hund!«

Meine Ahnung hatte mich also nicht getäuscht: dieser Mensch war ein Verräter, obgleich die Tatsache erst noch genauer erwiesen werden mußte. Als wir bei den Andern ankamen, ließ ich den Perser durch einen Diener holen.

»Was ist's?« fragte er. »Warum hältst du Saduk beim Gewande?«

»Weil er mein Gefangener ist. Er will dich verderben. Du wirst verfolgt, und er verrät deinen Verfolgern unsern Aufenthalt durch Zeichen, die er ihnen gibt. Ich traf ihn, als er das Gras am Ufer des Flusses niedertrat, und an den Büschen hingen Grasbündel als Zeichen, an welcher Stelle man in das Gesträuch dringen müsse, um zu unserm Lager zu gelangen.«

»Das ist unmöglich!«

»Ich sage es! Verhöre ihn, wenn du ihn verstehen kannst!«

Er legte dem Arrestanten eine Menge Fragen vor, konnte aber aus den darauf folgenden Zeichen und Gebärden weiter nichts entnehmen, als daß Saduk gar nicht begreife, was ich von ihm wolle.

»Siehst du, Emir, daß er unschuldig ist!« meinte der Mirza.

»Nun gut, so werde ich an deiner Stelle handeln,« sagte ich. »Ich hoffe, daß es mir gelingt, dich zu überzeugen, daß dieser Mann ein Verräter ist. Hole nun dein Gewehr und folge mir dann. Sage aber vorher deinen Leuten, daß meine Begleiter einen niederschießen werden, der Miene macht, Saduk zu befreien. Sie sind nicht gewohnt, mit sich scherzen zu lassen. Unten am Rande des Busches mag einer bis zu unserer Rückkehr Wache halten, um es den Andern zu melden, falls er das Nahen einer Gefahr bemerkt.«

»Reiten oder gehen wir?« fragte er.

»Wie weit liegt der Ort von hier, wo ihr euer letztes Nachtlager hietet?«

»Wir sind mehr als sechs Stunden geritten.«

»So können wir ihn heute nicht erreichen. Wir werden gehen.«

Er holte sein Gewehr. Ich gab Halef und dem Engländer die nötigen Instruktionen. Sie banden den Gefangenen und nahmen ihn zwischen sich. Er befand sich in so sicheren Händen, daß ich mich ohne Sorge entfernen konnte.

Wir gingen zunächst talabwärts, dem Flusse zu. Auf der Hälfte dieses kurzen Weges blieb ich überrascht stehen, denn an einer kleinen Blutbuche hing ein ganz ebensolches Grasbüschel wie die beiden, die Saduk in den Fluß hatte werfen müssen.

»Halt, Mirza! Was ist das?« sagte ich.

»Gras,« erwiderte er.

»Wächst dies auf den Bäumen?«

»Allah hu! Wer hat es hierher gehängt?«

»Saduk. Komm zwanzig Fuß nach rechts hinüber, wo ich ein zweites Zeichen vermute!«

Er folgte mir, und meine Vermutung bestätigte sich.

»Ist das aber nicht schon vor uns hier gewesen?« fragte der Perser.

»O Hassan Ardschir-Mirza, wie gut ist es, daß nur ich allein deine Worte höre! Siehst du nicht, daß dieses Gras noch grün und frisch ist? Komm vollends herab zum Flusse, wo ich in ganz entsprechender Distanz die ersten Zeichen fand. Dieser Mensch hat ja förmlich einen zwanzig Fuß breiten Weg abgesteckt, der vom Flusse zum Lager führt. Dort wären wir überfallen und getötet worden, ganz wie dein Vater, der Apotheker, der Muschtahed und seine Tochter sterben mußten.«

»Herr, wenn du recht hättest!«

»Ich habe recht. Bist du ein guter Fußgeher, und getraust du dir, den Weg wiederzufinden, auf welchem ihr von eurem letzten Lagerplatze bis hierher gekommen seid?«

Er bejahte beides, und nun schritten wir am Flusse aufwärts und erreichten recht bald die Stelle, an der ich mit den Haddedihn und den andern Gefährten gelagert hatte, ehe wir den Persern zu Hilfe eilten. Wir waren damals aus Nord gekommen; hier aber bog das Flußtal bald nach Osten um, und wir folgten dieser Richtung. Wir hatten die Krümmung bereits

hinter uns, als ich rechter Hand eine starke Weide bemerkte, von deren Stamm zwei Rindenstreifen abgeschlitzt waren.

»In welcher Ordnung seid ihr gewöhnlich geritten?« fragte ich.

»Die Frauensänfte in der Mitte, und die Leute, in zwei Hälften geteilt, vor und hinter derselben.«

»Bei welcher Abteilung war Saduk?«

»Stets bei der hinteren. Er blieb oft zurück, denn er liebt die Blumen und Kräuter, die er gern betrachtet.«

»Er blieb zurück, um unbemerkt für deine Verfolger Zeichen zu hinterlassen. Er ist ein großer Schlaukopf!«

»Wo sind Zeichen?«

»Hier an dieser Weide; komm weiter!«

Nach einer Viertelstunde zeigte der Fluß eine fast dreifache Breite gegen früher, und sein infolgedessen seichteres Wasser bildete eine Furt, die sehr leicht zu passieren war. Hier blieb der Mirza stehen und deutete auf eine junge Birke, die kurz unterhalb ihrer Krone abgeknickt war.

»Vielleicht hältst du auch das für ein Zeichen?« sagte er lächelnd.

Ich untersuchte das Bäumchen.

»Allerdings ist es ein Zeichen. Sieh das Stämmchen an, meinwegen auch die Stämme der anderen Bäume, die in der Nähe stehen; betrachte ferner die Richtung der Höhen hier, und du wirst finden, daß allein der Westen die Windseite dieses Platzes sein kann. Kein Nord-, Süd- oder Ostwind kann hier so stark sein, daß er die Krone dieses schwanken Bäumchens bricht. Und doch ist sie gebrochen, und zwar so, daß sie nach West zeigt. Fällt dir das nicht auf?«

»Allerdings, Emir!«

»Und nun sieh die Bruchfläche an! Sie ist noch hell, sie kann nur aus der Zeit stammen, in der ihr hier vorüberkam. Auch hatte es in den letzten Tagen keinen Sturm gegeben, der mächtig genug gewesen wäre, diese Knickung hervorzubringen. Die Krone zeigt nach West, die Richtung, die ihr eingeschlagen habt. Komm weiter!«

»Sollen wir schwimmen?«

»Schwimmen? Warum?«

»Wir sind hier über die Furt herübergekommen.«

»Vielleicht ist das Schwimmen gar nicht nötig, denn der Fluß ist seicht. Laß uns hinüberwaten, und du wirst sehen, daß wir genau an der Stelle, an der ihr in das Wasser rittet, wieder Zeichen finden werden.«

Wir banden unsere Kleider in ein Bündel, das wir auf dem Kopfe trugen. Das Wasser ging uns bald nur über die Knie, bald etwas höher; nur einmal erreichte es meine Achseln. Drüben angekommen, mußte sich der Mirza sogleich von der Richtigkeit meiner Vermutung überzeugen, denn es waren mehrere wilde Traubenranken so zusammengebogen und verbunden, daß sie eine Toröffnung versinnbildlichten.

»Hatte hier Saduk Zeit, das zu tun?« fragte ich.

»Ja. Ich besinne mich, daß die Kamele nicht in das Wasser wollten; wir hatten viele Mühe mit ihnen. Saduk ließ sein Pferd zurück, um eines der Kamele hinüberzubringen, und kehrte dann allein und zuletzt zurück, um sein Pferd nachzuholen.«

»Wie schlau! Glaubst du mir noch immer nicht?«

»Emir, ich beginne allerdings, dir beizustimmen. Aber was wird er in der Ebene, wo es nur Gras gab, für Zeichen gemacht haben?«

»Auch das werden wir erfahren. Aus welcher Richtung seid ihr an diese Stelle gekommen?«

»Vom Aufgang der Sonne. Da drüben ist – o, Emir, was ist das?«

Er deutete nach Ost – ich folgte der Richtung seines Armes und gewahrte eine dunkle Linie, die sich uns in grader Richtung zu nähern schien.

»Sind das Reiter?« fragte der Perser.

»Allerdings. Schnell, wieder über das Wasser hinüber, denn auf dieser Seite gibt es kein Versteck für uns; drüben aber haben wir Felsen und ein dichtes Gebüsch!«

Der Rückmarsch ward rasch ausgeführt, und nun suchten wir uns ein sicheres Versteck, wo wir die Nahenden leicht beobachten konnten. Erst hier fanden wir Zeit, die Kleider wieder anzulegen.

»Wer mögen diese Leute sein?« fragte der Mirza.

»Hm! Jedenfalls ist hier kein Handelsweg; aber die Furt könnte doch auch anderen bekannt sein. Wir müssen eben warten.«

Die Reiter kamen im Schritte näher und erreichten das jenseitige Ufer. Sie waren jetzt so nahe, daß wir die Gesichter zu unterscheiden vermochten.

»Derigh! {O wehe!}« flüsterte der Perser. »Es sind persische Truppen!«

»Auf türkischem Boden?« fragte ich zweifelnd.

»Du siehst ja, daß sie die Kleidung der Beduinen tragen!«

»Sind es Ihlats oder Milizen?« {Ihlats werden aus den Wanderstämmen, Milizen aber aus den Bewohnern der Städte rekrutiert.}

»Ihlats. Ich kenne den Anführer; er war mein Untergebener.«

»Was ist er?«

»Es ist der Susbaschi {Befehlshaber von 100 Mann = Hauptmann} Maktub Agha, der verwegene Sohn von Ejub Khan.«

Wir sahen sehr genau, daß der Anführer die Weinranke scharf betrachtete; dann sprach er zu seinen Leuten, deutete auf die Ranke und führte sein Pferd in das Wasser. Die Anderen folgten.

»Herr,« flüsterte der Perser in tiefer Erregung, »du hattest in allem recht. Diese Leute sind abgeschickt, um mich zu ergreifen. Dort ist auch der Pendschahbaschi {Leutnant, Befehlshaber von 50 Mann} Omram, der der Bruderssohn von Saduk ist. Allah, wenn sie uns hier trafen! Dein Hund wird uns doch nicht verraten?«

»Nein; er schweigt.«

Die Verfolger zählten dreißig Mann. Ihr Anführer war sichtbar ein wilder, verwegener Gesell. Er hielt an der Birke und lachte.

»Dusad diwwan – tausend Teufel!« rief er. »Komme her, Pendschahbaschi, und sieh, wie gut wir uns auf den Bruder deines Vaters verlassen können. Hier ist ein neues Zeichen. Jetzt geht es am Flusse hinunter. Vorwärts!«

Sie ritten an uns vorüber, ohne uns zu bemerken.

»Nun, Mirza, bist du überzeugt?«

»Vollständig!« antwortete er. »Aber hier ist keine Zeit zum Reden; wir müssen handeln!«

»Handeln? Was? Wir können nichts tun, als ihnen vorsichtig nachfolgen.«

Wir verließen unser Versteck und folgten den Ihlats in der Weise, daß wir für sie unsichtbar blieben. Es war sehr vorteilhaft für uns, daß sie langsam ritten. Nach einer Viertelstunde kamen sie an den Lagerplatz, von dem aus Mohammed Emin in den Tod geritten war. Sie blieben halten, um die Spuren des Lagers zu betrachten.

Wir aber bogen nun rechts in die Gebüsche ein, wo wir so schnell als möglich vorwärts drangen. Die zu durchlaufende Strecke betrug zehn Minuten, aber schon nach fünf Minuten erreichten wir unser Lager, ich schwitzend, und der Mirza heftig keuchend. Ein einziger Blick überzeugte mich, daß alles in Ordnung sei.

»Haltet euch still, es nahen Feinde!« befahl der Perser; dann sprangen wir zwischen die Büsche hindurch den Berg hinab, wo wir den ausgestellten Posten trafen. Wir brauchten hier kaum eine Minute zu warten, so erschienen die Verfolger. Uns gegenüber blieben sie halten.

»Das wäre ein schöner Platz zum Lagern,« meinte der Susbaschi. »Was denkst du, Omram?«

»Der Tag neigt sich zu Ende, Herr,« antwortete der Pendschahbaschi.

»Gut, bleiben wir hier! Wasser und Gras ist da!«

Das hatte ich nun allerdings nicht erwartet. Das war ja gefährlich für uns. Wir hatten zwar sonst alle Spuren vertilgt, aber an dem Platze, wo wir während der ersten Nacht gelagert hatten, war vom Feuer das Gras verzehrt und die Erde geschwärzt worden, und das hatten wir nicht ganz zu verbergen vermocht. Übrigens bemerkte ich, daß dort, wo Saduk das Gras niedergestampft hatte, sich dasselbe zwar bereits so ziemlich, aber doch nicht ganz erhoben hatte.

»Allah 'l Allah! Was tun wir?« fragte Ardschir-Mirza.

»Zu dreien sind wir zu viel; wir können leicht entdeckt werden. Einer ist genug, und das will ich sein. Nehmt den Hund mit, geht zum Lager, und macht euch kampfbereit. Wenn ihr diesen Revolver knallen hört, so könnt ihr bleiben; hört ihr aber die Stimme dieses Stutzen, so bin ich in Gefahr, und ihr müßt mir zu Hilfe eilen. Dann mag Hadschi Halef Omar mir meine schwere Büchse mitbringen.«

»Emir, ich kann dich in dieser Gefahr nicht verlassen!«

»Ich bin hier sicherer, als es die Deinigen dort oben sind. Gehe! Du hinderst mich!«

Er stieg mit seinem Diener und dem Hunde die Höhe empor, und ich blieb allein zurück. Das war mir lieb und viel bequemer, als wenn ich von einem Unerfahrenen belästigt worden wäre. Ich kam ja nur dann in Gefahr, wenn es dem Susbaschi einfiel, das Gebüsch durchsuchen zu lassen; aber dieser persische Rittmeister war kein Indianerhäuptling; das sah ich an der ganzen nachlässigen Art, wie er die Lagerung vor sich gehen ließ.

Die Pferde wurden abgesattelt und freigelassen. Sie rannten sofort zum Wasser und zerstreuten sich nach Belieben. Jedenfalls kannte ein jedes Pferd den Ruf seines Besitzers. Die Reiter warfen ihre Lanzen von sich, legten ihre Sachen ordnungslos auf den Boden und streckten sich dann da und dort im Grase aus. Nur der Pendschahbaschi ging das Terrain ab und kam auch an die Feuerstelle. Er bückte sich, um dieselbe zu untersuchen, und rief dann:

»Purtu we diwbad – Blitz und Sturm, was finde ich da!«

»Was?« fragte sein Vorgesetzter, indem er emporsprang.

»Hier war ein Feuer. Hier haben sie übernachtet.«

»Hallejah! {Halleluja, Lobet den Herrn, Gott sei Dank!}
Wo?«

»Jadscha – hier!«

Der Susbaschi eilte hin, untersuchte den Ort und bestätigte die Richtigkeit der Wahrnehmung. Dann fragte er:

»Ist ein Zeichen gemacht?«

»Ich sehe keines,« antwortete der Leutnant. »Es wird Saduk nicht möglich gewesen sein. Morgen werden wir es finden.

Hier können auch wir ein Feuer machen. Nehmt Mehl und macht Brot!« –

Als ich diese Soldaten so sorglos wirtschaften sah, erkannte ich, daß uns vor ihnen nicht im mindesten bange zu sein brauchte. Sie machten sich ein riesiges Feuer an, mengten Mehl und Flußwasser zu einem dicken Brei, der in den Händen gequetscht, gedrückt und gerollt und dann auf den Lanzenspitzen über das Feuer gehalten wurde. Das war das Brot, das sie in noch halb rohem und in halb verbranntem Zustande zerrissen und heißhungrig verschlangen. Wie hätte diesen Vaterlandsverteidigern eine Portion Erbswurst gemundet!

Dies war ihre ganze Abendmahlzeit.

Als die Dämmerung hereinbrach, leierten sie ihr Gebet ab und rückten dann dem Feuer näher, um sich ihre Märchen aus ›Tausend und eine Nacht‹ zum tausend und ersten Male zu erzählen. Ich sah ein, daß ich hier so ziemlich überflüssig sei, und schlich geräuschlos zum Lager hinauf. Dort brannte kein Feuer, ein jeder saß vollständig kampfbereit an seinem Platze. Saduk lag noch zwischen Halef und dem Engländer. Man hatte seine Fesseln verdoppelt und ihm auch einen Knebel gegeben.

»Wie steht es, Emir?« fragte der Mirza.

»Gut,« antwortete ich.

»Sind sie fort?«

»Nein.«

»Wie kann es dann gut stehen?«

»Weil diese Ihlatz samt ihrem fürchterlichen Maktub Agha die größten Nadanan {Dummköpfe} sind, die ich gesehen habe. Wenn wir uns während der Nacht ruhig verhalten, so werden sie in der Frühe abziehen, ohne uns im geringsten zu belästigen. Halef, kannst du mit deinem Beine hinunter?«

»Ja, Sihdi.«

»So übergebe ich sie dir, denn auf dich kann ich mich am besten verlassen. Du bleibst unten, bis ich dich ablöse.«

»Wo wirst du mich suchen?«

»Sie haben ein Feuer, und grad oberhalb desselben steht eine alte, verkrüppelte Pinie. An ihrem Stamme werde ich dich treffen.«

»Ich gehe schon, Sihdi. Die Flinte lasse ich hier; sie ist mir im Wege. Mein Messer ist scharf und spitz, und wenn einer dieser Dummköpfe es wagen wollte, heraufzusteigen, so soll er unten in der Dschehennah an Hadschi Halef Omar denken! Allahi, wallahi, tallahi, ich habe es gesagt!«

Er huschte leise fort. Sein Nachbar, der Engländer, faßte mich am Arme.

»Master, wo bleibt denn Euer Verstand? Ich sitze hier und verstehe kein Wort. Ich weiß, daß da unten ein Haufe Perser sitzt, aber weiter nichts. So rückt doch heraus mit der Sprache!«

Ich erklärte ihm in Kürze den ganzen Vorgang, und dennoch dauerte dem Mirza diese Auseinandersetzung zu lange. Er unterbrach mich mit der Frage:

»Emir, darf ich die Ihlat's nicht einmal sehen?«

»Kannst du dich geräuschlos über Wurzeln und Laub, durch Äste und Zweige bewegen?« lautete meine Gegenfrage.

»Ich glaube es und werde vorsichtig sein.«

»Hast du gelernt, Husten und Niesen unbedingt zu unterdrücken?«

»Das ist unmöglich!«

»Es ist nicht unmöglich; es ist nicht einmal schwer, wenn man sich darin gehörig geübt hat. Aber wir wollen es wagen; vielleicht können wir sie belauschen und etwas Wichtiges hören. Wenn dir ein Reiz in die Kehle oder Nase kommt, so lege den Mund fest auf die Erde und bedecke den Kopf. Wer einen Andern beschleichen will, darf nie durch die Nase Atem holen; dann ist das Niesen ausgeschlossen. Wer in der Nähe eines Feindes husten muß, der huste mit eingehülltem Kopfe in die Erde hinein und ahme dabei, wenn es Nacht ist, den Ruf des Uhu nach. Ein echter, erfahrener Schekarji {Jäger} aber wird nie husten oder niesen. Komm!«

Ich schlich voran, und er folgte mir. Ich suchte ihm alles aus dem Wege zu räumen, was ihm hinderlich sein konnte, und so kamen wir seitwärts von Halefs Standpunkte glücklich unten am Saume des Gebüsches an, wo wir uns leicht im tiefen Schatten der Sträucher verbergen konnten. Nur zwölf Schritte

von uns entfernt loderte das Feuer. Die beiden Offiziere saßen ganz in der Nähe desselben, und die Anderen bildeten einen Dreiviertelkreis um die Flamme. Hier und da fiel der flackernde Schein derselben auf die Gestalt eines der Pferde, die zerstreut in der Umgegend weideten oder bereits am Boden lagen.

Hassan Ardschir-Mirza sagte nicht das leiseste Wort; aber ich hörte es seinen Atemzügen an, daß er sich in Aufregung befand. Er war gewiß mutig und in der Führung der Waffen erfahren, aber seine jetzige Lage war eine solche, in der er sich noch nie befunden hatte. Auch mir hatte ja das Herz geklopft, als ich zum erstenmal einen Trupp Sioux belauschte, der ausgezogen war, um mich zu fangen. Jetzt freilich hatte mich die Erfahrung kühler gemacht.

Die Ihlat's schienen überzeugt zu sein, sich ganz allein in dieser Gegend zu befinden; denn ihre Unterhaltung war eine so laute, daß man sie sicher jenseits des Flusses noch hören konnte. Eben, als wir unser Versteck erreicht hatten, fragte der Pendschahbaschi:

»Wirst du ihn lebendig ergreifen?«

»Wenn er sich lebendig fangen läßt, ja.«

»Und ihn lebendig zurückbringen?«

»Ich bin kein Tor. Sagt einmal, ihr Männer, wollt ihr ihn tot oder lebendig haben?«

»Tot!« rief es im Kreise.

»Natürlich! Wir haben den Befehl, ihn zu verfolgen, und, wenn wir ihn nicht lebendig fangen, doch seinen Kopf zu bringen. Führen wir ihn lebendig zurück, so müssen wir auch alles, was er bei sich hat, übergeben. Bringen wir aber seinen Kopf, so werden wir nach allem andern nicht gefragt.«

»Er soll all sein Geld und seine Kostbarkeiten aufgeladen haben,« bemerkte der Leutnant.

»Ja, dieser Sohn eines verfluchten Serdar {Obergeneral} war sehr reich; er hat acht oder zehn Kamele mit seinen Schätzen bepackt; wir werden eine kostbare Beute machen und viel zu teilen haben.«

»Doch sage, Susbaschi, was wirst du tun, wenn sich der

Mirza unter den Schutz eines Scheiks oder eines türkischen Beamten begibt?»

»Ich werde nach diesem Schutz gar nicht fragen; aber dann dürfen wir nicht verraten, daß wir Perser sind; versteht ihr wohl? Übrigens wird er gar nicht Zeit haben, sich unter einen solchen Schutz zu stellen, denn schon morgen oder übermorgen werden wir ihn ergreifen. Wir brechen mit der Morgenröte auf und werden, wie bisher, Zeichen finden, die uns ganz sicher und untrüglich leiten. Dieser Dummkopf Hassan Ardschir-Mirza glaubt, weil Saduk nicht reden kann, so könne er auch nicht schreiben. Die Zeichen, die er uns gemacht hat, sind gleichfalls eine deutliche Schrift. Jetzt legt euch um, ihr Hunde, denn wir haben nicht viel Zeit mehr zur Ruhe.«

Sie folgten augenblicklich diesem Befehle, und mancher mochte bald träumen von dem Glanz der Schätze, von denen er erwartete, daß sie sich bald in seiner Hand befinden würden. Unser Lauschen hatte mir außer dem taktischen Nutzen auch noch einen andern gebracht: ich wußte nun, daß der Vater des Mirza ein Serdar gewesen war, und hielt es also für gewiß, daß Hassan Ardschir den Rang eines Generals bekleidet hatte. Es mußten bedeutende Personen sein, vor deren Rache er sich zur Flucht gewandt hatte.

Als die Ihlat's sich in ihre Decken gehüllt hatten, machten wir uns leise davon.

»Emir,« begann der Mirza, als wir aus der Hörweite waren, »ich habe diesen Susbaschi und diesen Pendschahbaschi mit vielen Wohltaten überhäuft. Diese beiden müssen sterben!«

»Sie sind deiner Beachtung gar nicht wert; sie sind Hunde, die man hinter dir hergehetzt hat; zürne nicht ihnen, sondern zürne ihren Herren!«

»Sie wollen mich ermorden, um meine Schätze zu erhalten.«

»Sie wollen es, aber sie werden es nicht tun. Wir wollen in unserm Lager darüber sprechen. Schleiche dich nun allein zurück; ich werde bald nachkommen.«

Er entfernte sich nur widerwillig. Als ich von seinen leisen Bewegungen nichts mehr vernahm, schlich ich mich hinüber

zu Halef und gab ihm flüsternd die nötigen Verhaltensmaßregeln. Dann machte ich einen Bogen um den Ruheplatz der Ihlats, so daß ich zur rechten Seite desselben den Saum der Sträucher und den Fluß erreichte, und schritt hierauf in südlicher Richtung weiter. Nach ungefähr zwei Minuten brach ich eine kleine Erle um, so daß ihr Gipfel nach Süden zeigte, und nach weiteren fünf und zehn Minuten tat ich zweimal ganz dasselbe. Bei dem letzten Zeichen machte der Fluß eine scharfe Biegung, die mir für meine Absichten sehr zustatten kam. Als dann kehrte ich in unser Lager zurück.

Ich hatte zu meiner kleinen Exkursion doch eine halbe Stunde gebraucht und fand den Mirza bereits in Sorge um mich. Auch der Engländer fragte:

»Wo lauft Ihr herum, Sir? Sitze da wie ein Waisenknabe, um den sich niemand kümmert; habe diese Sache satt! *Well!*«

»Beruhigt Euch! Ihr werdet bald Beschäftigung erhalten.«

»Schön! Gut! Schlagen wir die Kerls tot?«

»Nein; aber wir werden sie ein wenig an der Nase herumführen.«

»Freut mich! Sollten dabei nur solche Nasen haben wie ich. *Yes!* Wer wird dabei sein?«

»Nur Ihr und ich, Sir.«

»Desto besser. Wer allein arbeitet, hat auch die Ehre allein. Wann geht die Geschichte los?«

»Kurz vor Anbruch des Tages.«

»Erst? Dann lege ich mich noch ein wenig auf das Ohr.«

Er wickelte sich ein und war bald in Schlaf gesunken.

Hassan Ardschir-Mirza war begierig, sich mit mir beraten zu können, und dort an der Scheidewand sah ich drei weibliche Gestalten stehen, die die Sorge getrieben hatte, unsere Unterhaltung lieber direkt anzuhören, als sich später über dieselbe berichten zu lassen.

»Wo warst du jetzt, Emir?« fragte er.

»Ich wollte dir Zeit lassen, nachzudenken und dich zu beruhigen. Ein kluger Mann fragt nicht seinen Zorn, sondern seinen Verstand um Rat. Dein Zorn wird sich gelegt haben; nun sage, was du zu tun gedenkst.«

»Ich werde diese Menschen mit meinen Leuten überfallen und töten!«

»Diese dreißig starken und gesunden Männer mit deinen Verwundeten?«

»Du und deine Begleiter, ihr werdet uns beistehen.«

»Nein, das werden wir nicht tun. Ich bin kein Barbar, sondern ein Christ. Mein Glaube gestattet mir, mein Leben zu verteidigen, wenn es angegriffen wird; sonst aber gebietet es mir, das Leben meines Bruders zu achten. Das heilige Buch der Christen befiehlt: ›Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und aus allen deinen Kräften, und deinen Nächsten, wie dich selbst!‹ Also muß mir das Leben meines Nächsten ebenso heilig sein, wie das meinige.«

»Aber diese Männer sind ja nicht unsere Brüder, sondern unsere Feinde!«

»Sie sind dennoch unsere Brüder. Der Kuran der Christen sagt: ›Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; tuet wohl denen, die euch beleidigen und verfolgen; dann seid ihr Kinder eures Vaters im Himmel!‹ Ich muß diesem Befehle Gehorsam leisten, denn ich bin ein Christ.«

»Aber dieser Befehl ist nicht klug, ist nicht vorteilhaft. Wenn du ihn befolgst, so mußt du ja in jeder Gefahr umkommen und in einem jeden Kampfe den kürzeren ziehen!«

»Im Gegenteile! In diesem Befehle liegt der Inbegriff der göttlichen Weisheit verborgen. Ich habe mich in mehr und größeren Gefahren befunden und bin viel öfters in der Lage gewesen, mich zu verteidigen, als tausend andere; aber ich lebe noch, ich habe stets gesiegt, denn Gott beschützt denjenigen, der ihm gehorsam ist.«

»So willst du mir nicht helfen, Emir, trotzdem du mein Freund bist?«

»Ich bin dein Freund und werde es dir auch beweisen; aber ich frage dich: willst du, Hassan Ardschir-Mirza, ein feiger Meuchelmörder sein?«

»Niemals, Emir!«

»Und dennoch willst du die Ihlatz im Schlafe überfallen!

Oder gedenkst du, sie vorher zu wecken, damit der Kampf ein ehrlicher sei? Dann wärest du ja verloren.«

»Herr, ich fürchte sie nicht!«

»Ich weiß es. Ich sage dir, daß ich allein gegen diese dreißig Männer kämpfen würde, wenn es sich um eine gerechte Sache handelte; meine Waffen sind mehr wert, als alle die ihrigen. Aber wer sagt mir, daß nicht schon ihr erster Schuß, ihr erster Hieb oder Stich mir das Leben nehmen wird? Eine wilde, ungezügelter Tapferkeit gleicht der Wut des Büffels, der blind in den Tod rennt. Ich setze den Fall: Ihr tötet zehn oder fünfzehn dieser Ihlat, so bleiben immer noch fünfzehn übrig, die gegen euch stehen. Ihr habt euch ihnen selbst verraten, und sie werden sich an eure Fersen heften, bis ihr aufgerieben seid.«

»Deine Rede klingt weise, Herr; aber wenn ich meine Verfolger schone, so gebe ich mich ja in ihre Hände! Sie werden mich heut oder morgen ergreifen, und was dann geschieht, das hast du ja selbst gehört.«

»Wer sagt, daß du dich in ihre Hände geben sollst?«

»Was sonst? Oder kannst du sie vielleicht bewegen, mich ruhig ziehen zu lassen?«

»Ja, das werde ich allerdings tun.«

»W' Allah! Das ist – das ist – – Emir, ich weiß nicht, wie ich das nennen soll!«

»Nenne es deli, verrückt. Das ist der richtige Ausdruck. Nicht?«

»Ich darf nicht ›ja‹ sagen, denn ich achte dich. Glaubst du wirklich, daß du diese Menschen, die sich nach meiner Habe und nach meinem Leben sehnen, überreden kannst, mich entkommen zu lassen?«

»Ich bin davon überzeugt; doch höre. Ich war soeben unten am Flusse und habe einige Bäumchen umgebrochen. Wenn die Ihlat dies bemerken, werden sie meinen, Saduk habe es getan. Bei Anbruch der Morgenröte werden sie ihren Weg fortsetzen. Ich reite vor ihnen her, um ihnen Zeichen zu machen, durch die sie irre geführt werden. Aber sollten sie vor ihrem Abzug unser Lager dennoch entdecken, so verteidigt ihr es. Ich werde eure Schüsse hören und sofort herbeikommen.«

»Was wird es nützen, sie von unserer Spur zu bringen, wenn sie dieselbe später wiederfinden!«

»Laß mich nur machen! Ich werde sie so führen, daß sie gewiß nicht wieder auf unsere Fährte kommen. Hast du Pergament bei dir?«

»Ja. Auch bei Saduk haben wir Pergament gefunden; es fehlten viele Blätter bei ihm.«

»Er wird sie benutzt haben, den Ihlat's heimlich Nachricht zu geben. Hast du ihn danach gefragt?«

»Ja, doch er gesteht nichts.«

»Wir brauchen sein Geständnis nicht. Gib mir sein Pergament und lege dich schlafen. Ich werde wachen und euch wecken, wenn es Zeit ist!«

Die Frauen verschwanden, und die Männer legten sich zur Ruhe. Saduk hatte jedes Wort dieser Unterredung hören können; er mußte wie auf Nadeln liegen. Ich untersuchte seine Fesseln und auch den Knebel; die ersteren waren stark genug, und der letztere erlaubte trotz seiner Festigkeit das Atmen.

Ich hüllte mich nun in meine Decke, ohne zu schlafen.

Bei Tagesgrauen weckte ich den Engländer. Auch die Perser wachten auf, und ihr Anführer kam herbei.

»Du willst aufbrechen, Herr?« fragte er. »Wann kommst du zurück?«

»Sobald ich überzeugt bin, daß es mir gelungen ist, die Feinde zu täuschen.«

»Das könnte ja auch erst morgen sein!«

»Allerdings.«

»So nimm Mehl, Fleisch und Datteln mit. Was aber sollen wir tun, bis du wiederkommst?«

»Verhaltet euch ruhig und verlaßt diesen Platz so wenig wie möglich. Sollte doch etwas Ungewöhnliches oder Bedenkliches eintreten, so ziehe meinen Hadschi Halef Omar zu Rate, den ich dir zurücklassen werde. Er ist ein treuer, kluger und erfahrener Mann, auf den man hören darf.«

Ich huschte noch einmal zu Halef hinab, um ihn von meinem Vorhaben zu unterrichten. Als ich zurückkehrte, stand Lindsay bereit, und ich sah, daß man unsere Satteltaschen mit

reichlichen Vorräten versehen hatte. Nach kurzem Abschiede brachen wir auf.

Es war sehr schwierig und kostete uns eine geraume Zeit, die Pferde in der Finsternis zwischen den Büschen und Bäumen hinab zu leiten. Wir mußten dabei einen Umweg machen, um von den Ihlats ja nicht bemerkt zu werden. Endlich erreichten wir das Tal, setzten uns zu Pferde und trabten davon. Man konnte nicht weit sehen, denn der Nebel lagerte über dem Wasser; da lichtete sich im Osten bereits der Himmel, und ein leichter Morgenwind zeigte das Nahen des Tages an. Nach kaum fünf Minuten erreichten wir den Ort, wo sich der Fluß krümmte, und wo ich das letzte Zeichen angebracht hatte. Hier stieg ich vom Pferde.

»Stop?« fragte der Engländer. »Warum?«

»Hier müssen wir abwarten, ob die Perser ihren Marsch unverzüglich weiter fortsetzen, oder erst das Terrain untersuchen und mit unseren Freunden in Kampf geraten.«

»Ah! Klug! *Well!* So sind wir auf alle Fälle da! *Yes!* Haben wir Tabak mit?«

»Werde nachsehen.«

Hassan Ardschir-Mirza – oder war es vielleicht seine schöne Schwester? – war sehr aufmerksam gewesen, denn bei den Speisen fand sich auch ein kleiner Vorrat persischen Tabaks.

»Schön! Gut! Anbrennen! Prächtiger Junge, dieser Mirza!« meinte Master Lindsay.

»Seht, dort heben sich die Nebel, und in zwei Minuten werden wir bis hinauf zu den Ihlats sehen können. Wir müssen uns hinter die Krümmung zurückziehen, sonst bemerken sie uns, und dann könnte unser ganzes Spiel verraten sein.«

Wir verbargen uns hinter die scharfe Biegung des Flusses und warteten. Endlich sah ich durch mein Fernrohr, daß alle dreißig Ihlats im Schritte herabgeritten kamen. Nun stiegen wir zu Pferde und ritten mit der Schnelligkeit des Windes davon. Erst eine englische Meile weiter hielten wir an, und dort schlitzte ich die Rinde einer Weide los.

»Hm, müssen sehr dumm sein, diese Leute,« brummte Lind-

say, »wenn sie nicht sehen, daß dieses Zeichen erst jetzt gemacht worden ist.«

»Ja, dieser Susbaschi ist eben kein Sir David Lindsay-Bey! Seht, von hier aus scheint der Fluß einen sehr weiten Bogen zu bilden; jedenfalls kommt er an den Hinterbergen dort im Süden wieder zurück. Das gibt einen Bogen, dessen Sehne wenigstens acht englische Meilen lang ist. Wollen wir diese Perser ein wenig in das Wasser führen?«

»Bin dabei, Master. Werden sie uns folgen?«

»Sicher, nehmt die Taschen mit den Vorräten hoch!«

»Aber hier ist es tief!«

»Desto besser. Fürchtet Ihr, zu ertrinken?«

»*Pshaw*, Ihr kennt mich ja! Aber werden diese Männer glauben, daß der Mirza mit seinen Kamelen über den Fluß gegangen ist?«

»Das soll ja eben die Probe sein. Wenn er das glaubt, so wird er auch allen unseren andern Finten folgen.«

Ich verband die Ranken eines Pfeifenstrauches zu einem recht auffälligen Torbogen, trieb meinen Rappen zu einigen Lançaden, um den Boden mit Spuren zu versehen, und ließ ihn dann in das Wasser gehen. Der Engländer folgte. Da wir stromaufwärts hielten, erreichten wir trotz der heftigen Strömung die grad gegenüber liegende Stelle des anderen Ufers, wo ich einige Strauchspitzen umbrach, um die Richtung scharf nach Süden anzudeuten. Es gab hier grasigen Boden, was mir lieb war, da die Nässe, die von uns tropfte, dadurch weniger bemerkbar blieb.

Jetzt ging es im Galopp weiter. Die Perser mußten nach einer halben Stunde dieselbe Stelle erreichen, und dann erkannten sie, wenn sie nicht ganz und gar unerfahren oder leichtsinnig waren, ganz sicher, daß die Spuren unserer Pferde im Grase nicht älter als vom heutigen Morgen sein konnten. Dennoch ritten wir zwei Stunden lang in gleicher Richtung fort über kurze Ebenen, über niedrige Hügel und durch seichte Täler, die von kleinen Wasserläufen durchflossen waren. Dann erreichten wir, wie ich vorher vermutet hatte, den Djalah wieder und setzten auf das andere Ufer über. Natürlich hatten wir

an passenden Stellen unsere Zeichen angebracht. Jetzt zog ich ein Stück Pergament hervor.

»Ihr wollt schreiben, Master?« sagte Lindsay.

»Ja. Die Zeichen müssen nun bald aufhören, und so will ich versuchen, ob ein Pergament die gleiche Wirkung hervorbringt.«

»Zeigt her, was Ihr schreibt!«

»Hier, seht es Euch an!«

Ich gab ihm das Pergament, auf welchem etliche persische Worte standen. Er sah sie an und dann mich; dabei zogen seine Lippen ein höchst verlegenes Trapezoïd, und seine Nase legte sich verschämt zur Seite.

»*Heigh ho!* Wer soll dieses Geschreibsel lesen! Wie heißt es?«

»Es ist persisch und wird von hinten, also von rechts nach links gelesen. Es lautet: ›Halijah hemwer ziru bala – jetzt beständig abwärts!‹ Wir wollen sehen, ob sie dieser Weisung Folge leisten.«

Ich bog zwei Äste eines Strauches zusammen und befestigte das Pergament in der Weise daran, daß es sofort gesehen werden mußte. Hierauf ritten wir dem Laufe des Flusses nach, bis wir eine passende Stelle fanden, um unsern letzten Übergangspunkt zu beobachten, ohne selbst gesehen zu werden. Hier stiegen wir vom Pferde, um ein Frühstück zu halten und die Tiere trinken und grasen zu lassen. Natürlich waren wir sehr gespannt darauf, zu sehen, ob unsere List Erfolg haben würde.

Wir mußten weit über eine Stunde warten, bis wir endlich da oben am Flusse eine Bewegung wahrnahmen. Das Fernrohr zeigte mir, daß alles gelungen sei, und so ritten wir höchst befriedigt weiter. Erst kurz nach Mittag machte ich ein Zeichen, und dann gegen Abend wieder eines an der Ecke eines Seitentales, das sich vom Flusse ab nach West erstreckte. Dies war die erste Gelegenheit, den zweiten Teil unseres Unternehmens auszuführen, nämlich die Perser nach rechts abzulenken; bis jetzt hatte das Terrain sich noch nicht dazu geeignet.

Am Eingange dieses Tales hielten wir unsere wohl verdiente Nachtruhe.

Am andern Morgen befestigte ich ein zweites Pergamentstück, das angab, daß der Weg nun lange Zeit nach Sonnenuntergang führen werde. Im Laufe des Vormittags ließ ich ein drittes zurück, des Inhaltes, daß Hassan Ardschir-Mirza mißtrauisch geworden sei, weil er mich (das heißt Saduk) bei einem Zeichen ertappt habe. Dann zu Mittag brachte ich das vierte und letzte Pergamentstück an. Es enthielt die Nachricht, daß der Mirza über die Hügel des Bozian entweder nach Dschumeila oder Kifri gehen wolle, und daß sein Mißtrauen so gewachsen sei, daß er mich in die Vorhut versetzt habe, um mich stets vor Augen zu haben; das Zeichengeben sei mir also jetzt beinahe unmöglich geworden.

Hiermit war unsere Aufgabe gelöst. Ich hielt es gar nicht für nötig, uns zu überzeugen, ob der Susbaschi uns auch wirklich bis hierher folgen werde; denn nach allem, was bisher geschehen war, stand sicher zu erwarten, daß er unsere List für Wahrheit nehmen werde.

Wir kehrten, mit unserer bisherigen Richtung einen Winkel bildend, um und kamen durch Gegenden, die wohl selten ein Fuß betrat. Es mußten viele Windungen und Umwege gemacht werden, aber dennoch erreichten wir den Djalahfluß noch lange vor Abend. Wir ritten noch eine Strecke aufwärts, bis der Abend uns zwang, Halt zu machen. Am Morgen brachen wir früh auf und langten bereits am Mittag bei unserm Lager an.

Noch ehe wir es erreichten, kam mir Halef von der Höhe herab entgegengesprungen.

»Allah sei Lob und Dank, Sihdi, daß du glücklich zurückkehrst! Wir haben große Sorge ausgestanden, denn du bist zwei und einen halben Tag weggeblieben, anstatt nur einen. Ist euch vielleicht ein Unglück begegnet, Effendi?«

»Nein; es ist im Gegenteile alles sehr glatt abgelaufen. Wir sind nicht früher gekommen, weil wir nicht eher Gewißheit fanden, die Perser wirklich irregeführt zu haben. Wie steht es im Lager?«

»Gut, obgleich etwas vorgekommen ist, was nicht sein sollte.«

»Was?«

»Saduk ist entflohen.«

»Saduk! Wie konnte er entkommen?«

»Er muß unter den Andern einen Freund haben, der ihm die Fesseln zerschnitten hat.«

»Wann ist er fort?«

»Gestern früh, am hellen Morgen.«

»Wie ist dies möglich gewesen?«

»Du warst mit dem Inglis fort, und ich saß Wache hier unten. Die Perser aber verließen das Lager, einer nach dem andern, um zu sehen, was die Ihlat's tun würden. Diese zogen ruhig ab, aber als die Perser wieder in das Lager zurückkehrten, war der Gefangene verschwunden.«

»Das ist schlimm, sehr schlimm! Wäre es einen Tag später geschehen, so könnte man ruhig sein. Komm, führe das Pferd.«

Droben auf der Höhe kamen mir alle mit Freuden entgegen. Ich sah so recht, in welcher Sorge man um uns gewesen war; dann aber nahm mich der Mirza beiseite und berichtete mir Saduk's Flucht.

»Es gibt zweierlei in Betracht zu ziehen,« sagte ich. »Ers- tens: wenn Saduk die Ihlat's erreicht, so wird er sie schleunigst zurückbringen. Zweitens: er kann sich auch in der Nähe des Lagers aufhalten, um sich zu rächen. Wir sind hier in keinem Falle mehr sicher und müssen diesen Platz sofort verlassen.«

»Wohin gehen wir?« fragte Hassan Ardschir-Mirza.

»Vor allen Dingen auf das andere Ufer des Flusses. Nach unten zu gibt es keine Furt, folglich kehren wir um bis zu der Stelle, an der du herübergekommen bist. Dies erhöht zugleich unsere Sicherheit, denn man wird nicht glauben, daß du aufwärts gegangen bist. Sollte Saduk zurückgeblieben sein, um sich des Nachts zu rächen, so wird er sich am Tage doch nicht in unsere Nähe wagen. Ich könnte zwar versuchen, mit dem Hunde seine Spur zu finden, aber das ist unsicher und zeitraubend. Gib Befehl, aufzubrechen, und zeige mir die durchschnittenen Fesseln Saduk's. Von jetzt an aber laß deine Diener niemals wissen, was du zu tun beabsichtigst.«

Er ging in die Hütte der Frauen und kam mit den Fesseln

zu mir zurück. Sie bestanden aus einem Tuche, das als Knebel gedient hatte, aus zwei Stricken und einem Riemen; alle vier Gegenstände waren zerschnitten. Das Tuch machte mir die meiste Mühe, da die Falten, in denen es gelegen hatte, nicht leicht wieder so genau herzustellen waren. Endlich gelang es mir, und ich untersuchte nun die Schnittflächen höchst genau.

»Laß deine Leute herantreten!« sagte ich zu dem Mirza.

Sie kamen auf seinen Ruf herbei, ohne zu wissen, um was es sich handelte; jetzt aber sahen sie die Fesseln vor mir liegen.

»Gebt mir einmal eure Messer und Dolche!« befahl ich.

Während ein jeder mir das Verlangte entgegenstreckte, beobachtete ich die Gesichtszüge eines jeden einzelnen, ohne etwas Auffälliges zu entdecken. Ich untersuchte nun die Schneiden der Instrumente sorgfältig und bemerkte dabei so obenhin:

»Diese Sachen sind nämlich mit einem dreikantigen Dolche durchschnitten worden; ich werde den Täter bald entdecken.«

Es waren überhaupt nur zwei dreikantige Dolche vorhanden, und ich bemerkte, daß der Besitzer des einen jäh erblaßte. Zugleich sah ich, daß er die eine Ferse leicht erhob, wie einer, der sich zum Sprunge richtet. Daher sagte ich leichthin:

»Der Täter will entfliehen: er mag dies nicht wagen, denn das würde seine Sache verschlimmern, anstatt sie zu verbessern. Es kann ihn nur ein offenes Geständnis retten.«

Der Mirza sah mich mit erstaunten Augen an, und auch die drei Frauenköpfe, die über der Scheidewand erschienen waren, flüsterten sich leise Bemerkungen der Verwunderung durch die Schleier zu.

Jetzt war ich mit meiner Prüfung zu Ende und hatte Gewißheit erlangt. Ich deutete mit dem Finger auf den Betreffenden und sagte:

»Dieser ist es; haltet und bindet ihn!«

Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, so schnellte er mit einem weiten Satze fort und eilte nach den Büschen. Die andern wollten ihn verfolgen.

»Bleibt!« gebot ich.

»Emir, er wird entkommen!« rief der Mirza.

»Er entkommt nicht,« antwortete ich. »Siehst du nicht meinen Hund bei mir? Dojan, tut onu – ergreife ihn!«

Der Hund sauste davon und zwischen die Büsche hinein – ein lauter Schrei erscholl und zugleich der meldende Laut des Tieres.

»Halef, hole den Kerl!« sagte ich.

Der kleine Hadschi gehorchte mit sehr befriedigter Miene.

»Aber Emir,« fragte Hassan, »wie kannst du an den Messern sehen, wer der Täter war?«

»Sehr leicht! Eine flache Klinge wird einen ganz anderen Schnitt machen, als eine dreikantige, die sich mehr zum Stoße eignet. Die Schnittflächen wurden weit auseinander gedrängt, darum war der Schnitt nicht mit einem dünnen Instrumente geschehen. Und nun blicke her: diese Schnittflächen sind da, wo sie beginnen, nicht glatt, sondern zerrissen und gestülpt; die Klinge, mit der die Tat geschah, hatte also eine sehr bemerkbare Scharte gehabt. Und nun sieh dir diesen Dolch an: er ist der einzige von allen, der eine solche Scharte hat.«

»Herr, deine Weisheit ist zu bewundern!«

»Dieses Lob verdiene ich nicht. Die Erfahrung hat mich gelehrt, in allen Lagen auch das Kleinste zu beobachten; es ist also nicht Weisheit, sondern einfache Gewohnheit von mir.«

»Aber wie wußtest du, daß er entfliehen wollte?«

»Weil ich sah, daß er erst erbleichte und dann das Sprunggelenk erhob. Wer soll ihn verhören, du oder ich?«

»Tue du es, Emir! Bei dir wird er nicht leugnen.«

»So mögen sich deine Leute entfernen, damit ihm das Geständnis leichter wird. Hier, gib ihnen die Messer zurück! Aber ich mache die eine Bedingung, daß du mir erlaubst, das Urteil zu fällen, und mir versprichst, der Ausführung desselben nicht hinderlich zu sein.«

Er willfahrte gerne.

Jetzt brachte Halef den Inkulpaten herbei, der ganz verstört aussah. Auf meinen Wink führte ihn der kleine Hadschi vor die Stelle, an der ich mich mit Hassan Ardschir-Mirza niedergelassen hatte. Ich sah ihm einige Augenblicke lang scharf in das Gesicht und sagte dann:

»Es steht bei dir, welches Schicksal du heut finden wirst. Gestehst du deinen Fehler aufrichtig, so hast du Gnade zu erwarten; leugnest du aber, so mache dich bereit, in die Dschehen-nah zu gehen!«

»Herr, ich werde alles sagen,« antwortete er; »aber tue den Hund weg!«

»Er bleibt vor dir stehen, bis wir fertig sind. Er ist bereit, dich auf einen Wink von mir zu zerreißen. Jetzt sage aufrichtig: warst du es, der Saduk befreit hat?«

»Ja, ich bin es gewesen.«

»Warum hast du es getan?«

»Weil ich es ihm geschworen hatte.«

»Wann?«

»Ehe wir zu dieser Reise aufbrachen.«

»Wie kannst du ihm etwas schwören, da er doch stumm ist und gar nicht mit dir zu sprechen vermag?«

»Herr, ich kann lesen!« antwortete er stolz.

»So erzähle!«

»Ich saß mit Saduk ganz allein im Hofe; da schrieb er mir auf ein kleines Pergament die Frage, ob ich ihn lieb habe. Ich antwortete mit »ja«, denn er dauerte mich, weil man ihm die Zunge genommen hatte. Er schrieb weiter, daß auch er mich lieb habe, und daß wir Freunde des Blutes sein sollten. Ich stimmte bei, und dann schwuren wir bei Allah und dem Kur-an, daß wir einander nie verlassen und uns beistehen wollten in jeder Not und Gefahr.«

»Redest du die Wahrheit?«

»Ich kann es dir beweisen, Emir, denn ich habe das Pergament noch, auf dem es geschrieben steht.«

»Wo ist es?«

»Ich habe es hier in meinem Gürtel.«

»Zeige es her!«

Er gab mir das Blatt in die Hand; es war sehr beschmutzt, aber man konnte die Schrift noch gut erkennen. Ich gab dem Mirza das Pergament; er las es und nickte beistimmend.

»Du bist sehr unvorsichtig gewesen,« sagte ich zu dem Manne. »Du hast dich diesem Menschen angeschworen,

ohne zu prüfen, ob es auch vielleicht zu deinem Schaden sein könne.«

»Emir, es hat ihn jeder andere für einen ehrlichen Mann gehalten!«

»Erzähle weiter!«

»Ich habe nie geglaubt, daß er ein Bösewicht sei, und darum hatte ich Mitleid mit ihm, als er in Fesseln lag. Ich erinnerte mich meines Schwures, ihm in jeder Not beizustehen, und ich dachte, daß Allah mich strafen würde, wenn ich diesen Schwur nicht hielte. Daher wartete ich den Augenblick ab, als alle fort waren, und machte Saduk frei.«

»Sprach er mit dir?«

»Er kann ja nicht reden.«

»Ich meine durch Zeichen und Gebärden.«

»Nein. Er erhob sich, streckte sich, gab mir die Hand und sprang in das Gebüsch.«

»In welcher Richtung?«

»Da hinein.«

Er deutete nach der Richtung, die dem Flusse abgewendet war.

»Du hast die Treue gegen deinen Herrn gebrochen und bist ein Verräter an uns geworden, um einen leichtsinnig gegebenen Schwur zu halten. Rate einmal, welche Strafe du erleiden wirst?«

»Emir, du wirst mich töten lassen.«

»Ja, du hast den Tod verdient, denn du hast einen Mörder befreit und dadurch uns alle in Todesgefahr gebracht. Doch du bist deines Fehlers geständig, und so erlaube ich dir, deinen Herrn um eine mildere Strafe zu bitten. Ich glaube nicht, daß du zu jenen Leuten gehörst, die Böses tun, weil sie das Gute hassen.«

Dem armen Kerl traten dicke Tränen in die Augen, und er warf sich vor Hassan Ardschir auf die Knie nieder. Er war voller Angst, daß zwar seine Lippen zuckten, er selbst aber kein Wort hervorbringen konnte. Das strenge Angesicht seines Herrn wurde milder und milder.

»Sprich nicht,« sagte er; »ich weiß, daß du mich bitten willst,

und kann dir doch nicht helfen. Ich bin stets mit dir zufrieden gewesen, aber dein Schicksal ist nicht mehr in meine Hand gegeben, denn nur allein der Emir hat über dich zu bestimmen. Wende dich an ihn!«

»Herr, du hast es gehört!« stammelte der Bittende, zu mir gewendet.

»Du glaubst also, daß ein guter Moslem seinen Schwur halten müsse?« fragte ich ihn.

»Ja, Emir.«

»Könntest du deinen Eid brechen?«

»Nein, selbst wenn es mich das Leben kostete!«

»Wenn also Saduk jetzt wieder heimlich zu dir käme, würdest du ihm Beistand leisten?«

»Nein. Ich habe ihn befreit; ich habe ihm meinen Schwur gehalten; nun aber ist es gut.«

Das war allerdings eine eigentümliche Ansicht über die Gültigkeitsdauer eines Eides, doch mir kam sie gelegen.

»Möchtest du deinen Fehler durch Treue und Liebe zu deinem Herrn wieder vergessen machen?«

»Ja. O Herr, wenn dies möglich wäre!«

»Hier, gib mir deine Hand und schwöre es!«

»Ich schwöre es bei Allah und dem Kuran, bei den Khalifen und allen Heiligen, die es gegeben hat.«

»So ist es gut; du bist frei und wirst Hassan Ardschir-Mirza weiter dienen. Aber gedenke deines Schwures!«

Der Mann war vor Freude und Glück ganz außer sich, und auch dem Mirza sah ich es an, daß er mit mir einverstanden sei. Doch gab es zwischen ihm und mir hierüber jetzt keine Auseinandersetzung, da wir durch den Aufbruch vollständig beschäftigt waren.

Viertes Kapitel
In Bagdad

Beim Verlassen des Ortes machten uns die Kamele am meisten zu schaffen. Diese dummen Tiere waren die weite, baumlose Ebene gewohnt und konnten sich hier zwischen Felsen, Bäumen und Sträuchern nicht zurechtfinden. Wir waren gezwungen, ihre Lasten auf den Händen bis zum Flusse zu tragen und sie dann förmlich hindurch- und hinabzuschieben. Ebenso brachten wir sie nur mit Mühe über den Fluß.

Ich hatte mit Halef stets hinter den Anderen gehalten, um mit möglichster Sorgfalt alle Spuren zu verwischen.

Wir beabsichtigten durchaus nicht, den Ritt nach Bagdad sofort anzutreten, sondern wir wollten nur einen Ort verlassen, an dem wir uns nicht mehr sicher fühlten, und einen andern suchen, wo wir nicht zu befürchten brauchten, von den Ihlat und Saduk entdeckt zu werden. Gegen Abend, nachdem wir uns längst nach Süden gewendet hatten, fanden wir endlich eine verlassene Hütte, die wohl einem einsamen Kurden als Aufenthaltsort gedient hatte. Sie stand mit dem Rücken an einer Felsenwand, und an den drei anderen Seiten umgab sie ein Kranz von Büschen und Sträuchern. Jenseits dieses Kranzes hatte man eine weite Fernsicht. Innerhalb desselben erhielten die Tiere ihren Aufenthalt, und auch wir schlugen da unsere Lagerstätten auf, was allerdings gar nicht viel Zeit und Arbeit erforderte, da es sich nur darum handelte, unsere Satteldecken auf dem Boden auszubreiten.

Wir waren eben fertig geworden, als der Abend hereinbrach, und sofort begannen die drei Frauen, die das Häuschen ausschließlich bewohnten, ihre kulinarische Tätigkeit. Es gab ein gutes Abendessen. Ich war infolge der fast dreitägigen Anstrengung sehr ermüdet und legte mich bald zur Ruhe. Bereits mochte ich einige Stunden geschlafen haben, als ich eine Berührung fühlte und infolgedessen die Augen öffnete. Die alte Halwa stand vor mir und winkte. Ich erhob mich, um ihr zu folgen. Alle Andern schliefen, außer einem der Perser, der die Wache hatte und draußen vor dem Buschwerke saß, so daß

er uns gar nicht bemerken konnte. Die Alte führte mich zur Seite des Hauses, wo ein dichter Holunder seine reichen Dol-den ausbreitete. Hier fand ich Hassan Ardschir-Mirza.

»Hast du etwas Wichtiges zu besprechen?« fragte ich ihn.

»Für uns ist es wichtig, denn es betrifft unsere Reise. Ich habe mir überlegt, was ich tun soll, und es würde mir lieb sein, wenn meine Gedanken deinen Beifall fänden. Verzeihe, daß ich dich im Schlafe stören ließ.«

»Laß mich hören, was du beschlossen hast!«

»Du bist bereits in Bagdad gewesen. Hast du auch Freunde oder Bekannte dort?«

»Einige flüchtige Bekanntschaften, doch zweifle ich nicht, daß diese Männer mir freundlich gesinnt sind.«

»So kannst du also dort sicher wohnen?«

»Ich wüßte nicht, was ich dort zu befürchten hätte. Auch stehe ich unter dem Schutze des Großherrn und kann mich sogar unter denjenigen einer europäischen Macht stellen.«

»So werde ich eine Bitte aussprechen. Ich habe dir bereits gesagt, daß meine Leute mich in Ghadhim erwarten. Mir ahnt, daß ich dort nicht sicher wäre, und daher sollst du hingehen und meine Angelegenheit besorgen.«

»Gerne. Welche Aufträge willst du mir anvertrauen?«

»Die Kamele, die du dort finden wirst, haben mein Besitz-tum getragen, das ich zu retten vermochte. Dies ist mir auf meiner Weiterreise hinderlich und beschwerlich; ich werde alles verkaufen. Willst du mir erlauben, diesen Verkauf in deine Hand zu legen?«

»Ja, wenn du mir dieses große Vertrauen schenken willst.«

»Ich schenke es dir. Ich werde dir einen unserer jetzigen Be-gleiter mitgeben, der dich mit einem Briefe bei Mirza Selim Agha legitimieren soll. Du verkaufst alles; die Last samt den Tieren, und kannst dann die Leute bezahlen und entlassen.«

»Wird Mirza Selim Agha nicht zornig werden, daß du dieses Geschäft nicht ihm anvertraust? Er hat dir treu gedient; er hat deine Güter bis nach Bagdad geleitet; er hat sich also ein Recht auf dein Vertrauen erworben.«

»Widersprich mir nicht, Emir, denn ich weiß, was ich tue.

Er ist der einzige, den ich nicht entlasse; damit soll er zufrieden sein. Ich glaube, daß du meinen Auftrag besser ausführen kannst als er, und ich erteile ihn dir auch noch um eines andern Grundes willen. Wirst du in Bagdad sogleich eine Wohnung finden können?»

»Ich werde sofort die Wahl unter vielen haben.«

»Ich werde dir nicht nur die Güter, sondern auch mein ›Haus‹ anvertrauen, Emir. Willst du?»

»Hassan Ardschir-Mirza, du versetzest mich in Erstaunen und Verlegenheit! Bedenke, daß ich ein Mann und daß ich ein Christ bin!«

»Ich frage nicht danach, ob du ein Christ oder ein Moslem bist; denn als du mich aus der Hand der Bebbeh errettetest, hast du diese Frage auch nicht getan. Ich muß danach trachten, meinen Verfolgern zu entgehen. Sie dürfen nicht wissen, wo Hassan Ardschir-Mirza sich befindet; darum vertraue ich dir meine Habe an, und darum übergebe ich dir auch mein ›Haus‹, um es während meiner Abwesenheit unter deinen Schutz zu nehmen. Ich weiß, daß du die Ehre meines Weibes und meiner Schwester Benda achten wirst.«

»Ich werde diese beiden weder zu sehen noch zu sprechen verlangen. Aber von welcher Abwesenheit redest du, Mirza?»

»Während ihr in Bagdad seid, werde ich mit Mirza Selim Agha nach Kerbela gehen, um die Gebeine meines Vaters zu begraben.«

»Du vergissest, daß auch ich nach Kerbela will!«

»Emir, gib diesen Entschluß auf; er ist zu gefährlich! Ja, du warst in Mekka, ohne das Leben zu verlieren; aber bedenke, welcher Unterschied zwischen Mekka und Kerbela ist. Dort sind fromme, ruhige Moslemim, in Kerbela aber findest du Fanatiker, die durch die Aufführung von Hosseins Trauerspiel bis zum Wahnsinne erregt und in eine tolle Wut gebracht werden, der regelmäßig selbst echte Gläubige zum Opfer fallen. Ahnte nur ein einziger, daß du kein Schiit, ja daß du nicht einmal ein Moslem wärest, so würdest du den grausamsten Tod erleiden. Folge mir und laß ab von deinem Vorsatze!«

»Wohlan! Ich werde mich erst in Bagdad entschließen, was

ich tue. Aber ob ich gehe oder ob ich bleibe, so kannst du doch überzeugt sein, Hassan Ardschir-Mirza, daß dein ›Haus‹ sich in vollständiger Sicherheit befinden wird.«

So endete unsere Unterhaltung.

Wir blieben noch volle fünf Tage an dieser Stelle und brachen erst auf, nachdem wir die feste Überzeugung erlangt hatten, daß die Kräfte sämtlicher Begleiter wieder hergestellt seien. Der Ritt durch die Berge ging ganz glücklich von staten, und auch, was ich vorher nicht gedacht hätte, die Ebene wurde zurückgelegt, ohne daß wir eine feindselige Begegnung mit Arabern hatten, was allerdings mehr unserer Vorsicht als dem guten Willen der Beduinen zuzuschreiben war.

Hinter Beni Seyd, vier Wegstunden nordöstlich von Bagdad, machten wir an einem Kanale Halt. Von hier aus sollte ich nach Ghadhim reiten, um mit Mirza Selim Agha, dem Hassan Ardschir seine Habe anvertraut hatte, zu sprechen. Unser kleiner Trupp machte an einem Platze Halt, an dem nicht so leicht eine Störung zu befürchten war. Ich half vorerst das Lager fertig stellen und erhielt sodann den Brief Hassans, der mir als Beglaubigung dienen sollte.

»Werde ich Selim Agha wirklich bereitwillig finden?« fragte ich ihn.

»Er hat dir zu gehorchen, als ob ich selbst an deiner Stelle wäre. Du übernimmst alles, was er hat, und sendest ihn, sobald du seiner nicht mehr bedarfst, mit dem Manne, den ich dir mitgebe, heraus zu mir. Ich aber werde hier warten, bis du selbst zurückkehrst. Du wirst alle meine Sachen verkaufen, und was du tust, das ist mir recht.«

Der Engländer sah diese Vorbereitungen zum Weiterritte und meinte:

»Nach Bagdad, Master? – Ich gehe mit!«

Ich hatte nichts dagegen einzuwenden. Aber noch einer wollte mit, nämlich Halef. Dies ging jedoch nicht an, da er zum Schutze des Lagers nötig war.

Wir ritten ab und erreichten nach zwei Stunden die dritte Krümmung des Tigris oberhalb Bagdad, in deren Innern Ghadhim jenseits des Flusses liegt. Wir schwenkten von dem

Postwege, der nach Kerkuk, Erbil, Mossul und Diarbekir führt, rechts ab, ritten an der dort liegenden großen Ziegelei vorüber und ließen uns übersetzen. Durch freundliche Palmengärten erreichten wir nun Ghadhim, das ausschließlich von schiitischen Persern bewohnt wird.

Dieser Ort steht auf »heiligem« Boden, denn dort befindet sich die Grabstätte des Imam Musa Ibn Dschafer. Dieser berühmte Mann hatte die Pilgerreise nach Mekka und Medina an der Seite des Kalifen Harun al Raschid gemacht. In letzterer Stadt begrüßte er die Grabstätte des Propheten mit den Worten: »Heil dir, Vater!« während der Kalif es nur mit den Worten: »Heil dir, Vetter!« getan hatte. »Wie, du willst mit dem Propheten näher verwandt sein als ich, der Nachfolger desselben!« rief Harun zornig und von dieser Zeit an haßte ihn Al Raschid ebenso, wie er ihn früher geachtet und bevorzugt hatte. Musa Ibn Dschafer ward in den Kerker geworfen, in welchem er sein Leben beschloß. Aber nach seinem Tode erhob sich über seinem Grabe ein prächtiger Tempel, dessen Kuppel echt vergoldet ist, mit vier schönen Minarehs.

Ghadhim ist ferner merkwürdig durch eine so spezifisch abendländische Institution, daß ihr Anblick in dieser Umgebung geradezu befremdend wirkt: es besitzt nämlich eine Pferdebahn, welche ihren Ausgangspunkt am Arsenal zu Bagdad hat. Sie wurde von dem reformfreundlichen Gouverneur Midhat Pascha erbaut, welcher später in Stambul eine so hervorragende Rolle spielte. Wäre dieser Mann von seinem Posten als Generalstatthalter von Irak nicht abberufen worden, so besäße Mesopotamien eine Eisenbahn, deren Zweck wäre, die Euphrat- und Tigrisländer über die Hauptorte Syriens hinweg mit Konstantinopel zu verbinden. Leider ist dieses hochwichtige Unternehmen bis auf den heutigen Tag Projekt geblieben. Mußte Midhat Pascha doch sogar die Interessenten seiner Pferdebahn mit Peitschenhieben zusammentreiben lassen: eine sehr deutliche Illustration der Stabilität des Mohammedanismus.

Die Perser, welche Ghadhim bevölkern, sind meist Händler und Kaufleute, die täglich in Geschäften nach Bagdad

kommen. Um unter dieser Bevölkerung den Agha zu finden, mußte ich mich nach einem Karawanenhof begeben, deren es in Bagdad viele und auch in Ghadhim einige gibt.

Es war um die Mittagszeit und im Juli, und wir hatten ganz sicher fünfunddreißig Grad Hitze nach Reaumur. Eine fast undurchsichtige Luft lag über der Stadt, und wer uns begegnete, hatte das Gesicht verhüllt. In einer der Gassen begegnete uns ein Mann in reicher, persischer Kleidung; er ritt einen Schimmel, der ein Reschma trug, eines jener kostbaren persischen Geschirre, mit denen nur die Reichsten prunken können. Wir waren gegen den Mann allerdings die reinen Strauchdiebe.

»Ez andscha, tschepu rast – packt euch fort, weicht rechts aus!« rief er uns an, indem er eine Gebärde des Abscheues machte.

Ich ritt zwar neben dem Engländer, aber die Gasse war so breit, daß der Perser recht gut an uns vorüber konnte. Trotzdem hätte ich ihm den Willen getan, wenn er seine Gebärde unterlassen hätte.

»Du hast Platz,« antwortete ich daher. »Vorwärts!«

Anstatt vorüberzureiten, nahm er seinen Schimmel quer und sagte:

»Schwein von einem Sunniten, weißt du nicht, wo du bist! Weiche aus, sonst zeigt dir meine Peitsche den Weg!«

»Versuche es!«

Er zog die Kamelpeitsche aus dem Riemen und holte aus. Er traf aber nicht, denn mein Rappe schnellte mit einem weiten Satze an ihm vorüber, wobei ich ihm die Faust so in das Gesicht stieß, daß er trotz seines orientalischen Sattels vom Pferde flog. Ich wollte nun ruhig weiterreiten, ohne mich um den Mann zu bekümmern; da aber hörte ich außer seinem Fluche den Ausruf des Dieners, den uns Hassan Ardschir-Mirza mitgegeben hatte:

»Az baray chodeh – um Gottes willen, das ist ja Mirza Selim Agha!«

Sofort drehte ich mich um. Der Herabgestürzte saß bereits wieder auf seinem Pferde und hatte den krummen Säbel gezogen. Er erkannte erst jetzt den Sprecher.

»Arab, du bist es!« rief er. »Wie kommst du in die Nähe dieser Naschijestan {Ehrlose}, die Allah verdammen wird?«

Ich ließ dem Diener keine Zeit zum Sprechen, sondern antwortete selbst:

»Halte deinen Mund! Ist dein Name Mirza Selim Agha?«

»Ja,« antwortete er, für den Augenblick von dem Tone meiner Frage verblüfft.

Ich trieb mein Pferd hart an das seinige und sagte halblaut:

»Ich bin ein Abgesandter von Hassan Ardschir-Mirza. Führe mich in deine Wohnung!«

»Du?« – fragte er erstaunt, indem er mein Äußeres musterte. Dann wandte er sich an den Diener mit der Frage: »Ist es wahr?«

»Ja,« antwortete derselbe. »Dieser Effendi ist Emir Kara Ben Nemi, der dir einen Brief unsers Herrn zu übergeben hat.«

Noch einmal überflog uns das Auge des Agha mit einem spöttischen, niederträchtig hochmütigen Blick, und nun meinte er:

»Ich werde den Brief lesen und dann mit dir über den Schlag reden, den du mir gegeben hast. Folgt mir, aber haltet euch fern, denn ihr beleidigt meine Augen!«

Dieser Mann war also der Schah-Swar, der Getreue, welcher seinen Offiziersposten in der persischen Armee aufgegeben, dem Hassan seine Wertsachen anvertraut und der sogar Bendas Herz gewonnen hatte. Denn auch dies hatte mir der Mirza in vertrauter Stunde mitgeteilt. Armes Mädchen! War dieser Agha wirklich ein Schah-Swar, d.h. ein außerordentlicher Reiter, so mußte er auch gelernt haben, den Mann nach seinem Pferde zu beurteilen, und in dieser Beziehung war weder ich noch Lindsay ein Lump zu nennen. Außerdem war es nicht übermäßig klug von ihm, als ein Flüchtling in so glanzvoller Weise aufzutreten und dabei eine Anmaßung zu zeigen, die selbst einem viel Höheren nicht wohl gestanden hätte. Es fiel mir natürlich gar nicht ein, ihn in seinem Hochmut zu bestärken; vielmehr gab ich Lindsay einen Wink, worauf wir ihn in die Mitte nahmen.

»Hund,« drohte er, »weiche zurück, sonst lasse ich dich peitschen!«

»Schweig, Biwakuf {Pinself},« antwortete ich ruhig, »sonst setze ich dir noch einmal die Faust an die Nase. Wer seines Herrn Geschirr spazieren reitet, kann gut vornehm tun. Du wirst mir erlauben müssen, dich Höflichkeit zu lehren.«

Er entgegnete nichts, sondern zog wieder den Schleier über das Gesicht, der sich während des Sturzes verschoben hatte. Dieses Schleiers wegen war er von dem Diener nicht sofort erkannt worden.

Der Weg ging nun durch mehrere engere Gassen, bis Selim Agha vor einer niedrigen Mauer hielt, in die eine Toröffnung gebrochen war, die nur mit einigen Latten verschlossen wurde. Ein Mensch öffnete uns. Als wir uns im Hofe befanden, sah ich eine Anzahl von Kamelen, die am Boden lagen und an Straußenei-großen Klößen aus Gerste und Baumwollsamens kauten, mit denen in Bagdad diese Tiere gefüttert werden. Daneben lagen oder lungerten träge Menschengestalten herum, die sich jedoch beim Anblick des Agha in eine achtungsvolle Stellung streckten. Wie es schien, hatte dieser kleine Befehlshaber es verstanden, sich in Respekt zu setzen.

Er übergab sein Pferd einem dieser Leute; wir vertrauten unsere Tiere dem Diener an, der mit uns gekommen war; dann schritt der Agha mit uns in das Haus, dessen Fronte den hinteren Teil des Hofes bildete. Es ging eine Treppe abwärts nach einem jener Sardaubs {unterirdisches Gemach}, die bei der hier herrschenden Hitze eine Notwendigkeit sind. Dieser viereckige Raum war an den Wänden mit weichen, dicken Polstern belegt; ein herrlicher Teppich bedeckte fast den ganzen Boden; auf einem der Polster lag ein massiv silbernes Kaffeezeug; daneben erblickte ich eine höchst kostbare Hukah {persische Wasserpfeife, ein Mittelding zwischen Nargileh und Tschibuk}, und an den Wänden hing neben kostbaren Waffen eine Anzahl Tschibuks für etwaige Gäste. In einem altertümlichen Geschirr aus chinesischem Porzellan, das einen Drachen vorstellte, befand sich Tabak, und von der Mitte der Decke hing an

silberner Kette eine Ampel herab, welche mit Sesamöl gefüllt war.

Das war nach hiesigen Begriffen eine wahrhaft fürstliche Einrichtung, und es fiel mir gar nicht ein, zu glauben, daß alle diese Gegenstände das Eigentum des Agha seien.

»Sallam aaleikum!« grüßte ich bei meinem Eintritt.

Lindsay tat dasselbe, doch Selim antwortete nicht. Er nahm auf dem Polster Platz und klatschte in die Hände. Sofort erschien einer von den Männern, die ich in dem Hofe gesehen hatte, und erhielt den Wink, die Hukah in Brand zu stecken. Dies geschah mit echt orientalischer Langsamkeit und Gewissenhaftigkeit, und wir standen während des ganzen feierlichen Vorgangs wie dumme Jungen an der Tür. Endlich war das glorreiche Werk vollbracht, und der Diener entfernte sich, jedenfalls um gleich hinter der Tür stehen zu bleiben und zu hören, was gesprochen würde. Jetzt endlich sah der Agha die Zeit gekommen, uns wieder seiner hohen Beachtung zu würdigen. Er blies einige bedeutungsvolle Rauchwolken empor und fragte:

»Woher kommt ihr?«

Diese Frage war vollständig überflüssig, da er durch den Diener bereits erfahren hatte, was zu ihrer Beantwortung diente; doch beschloß ich, um Bendas, der Schwester des Mirza, willen jede weitere Reibung möglichst zu vermeiden, und antwortete daher:

»Wir sind Boten Hassan Ardschir-Mirzas.«

»Wo befindet er sich?«

»In der Nähe der Stadt.«

»Warum kommt er nicht selbst?«

»Aus Vorsicht.«

»Wer seid ihr?«

»Wir sind zwei Franken.«

»Giaurs? Ah! Was tut ihr in diesem Lande?«

»Wir reisen, um uns die Städte, Dörfer und Menschen anzusehen.«

»Ihr seid sehr neugierig. So eine Ungezogenheit kann nur bei den Kaffirs {Ungläubige} vorkommen. Wie kamt ihr mit dem Mirza zusammen?«

»Wir trafen ihn.«

»Das weiß ich selbst! Wo tragt ihr ihn?«

»Droben in den kurdischen Bergen. Wir blieben in seiner Gesellschaft bis hierher. Ich habe einen Brief für dich.«

»Es ist sehr leichtsinnig von Hassan Ardschir-Mirza, euch seinen Namen wissen zu lassen und solchen Leuten, wie ihr seid, einen Brief anzuvertrauen. Ich bin ein Gläubiger; ich darf ihn nicht aus euern Händen nehmen; gebt ihn dem Diener, den ich jetzt rufen werde!«

Das war mehr als unverschämt; dennoch sagte ich mit ruhiger Stimme:

»Ich halte den Mirza nicht für leichtsinnig und bitte dich, ihm dieses Wort selbst zu sagen. Übrigens hat er nie einer dritten Person bedurft, um irgend etwas aus unserer Hand zu nehmen.«

»Schweig, Kaffir! Ich bin Mirza Selim Agha und tue, was mir beliebt! Kennt ihr alle Personen, welche bei dem Mirza sind?«

Ich bejahte, und er examinierte weiter, ob Frauen dabei wären und wie viele.

»Zwei Herrinnen und eine Dienerin,« antwortete ich.

»Habt ihr ihre Gestalten gesehen?«

»Mehr als einmal!«

»Das war sehr unvorsichtig von dem Mirza. Das Auge eines Ungläubigen darf niemals auch nur auf dem Gewande eines Weibes ruhen!«

»Sag dies dem Mirza selbst!«

»Schweig, Unverschämter! Ich brauche deinen guten Rat nicht! Habt ihr auch die Stimmen der Frauen gehört?«

Dieser Flegel stellte meine Geduld auf eine zu harte Probe.

»In unserem Lande fragt man nicht so auffällig nach den Frauen anderer. Ist dies hier nicht ebenso?« erwiderte ich ihm.

»Was wagst du?« fuhr er mich an. »Nimm dich in acht! Ich habe ja überdies noch wegen des Schlages mit dir zu rechten. Das werde ich nachher tun. Jetzt aber gebt den Brief ab!«

Er klatschte abermals in die Hände. Der Diener erschien,

doch beachtete ich ihn nicht. Ich nahm den Brief aus dem Gürtel und hielt ihn dem Agha entgegen.

»Dorthin gibst du ihn!« befahl er, auf die dienstbare Seele deutend. »Hast du mich verstanden?«

»Gut, so gehe ich wieder! Lebe wohl, Mirza Selim Agha!«

Ich wandte mich um, und der Engländer ebenso.

»Halt, ihr bleibt!« rief der Agha, und seinem Diener befahl er: »Laß sie nicht hinaus!«

Ich hatte die Tür bereits erreicht, und der Mann faßte mich am Arme, um mich zurückzuhalten. Das war mir zu viel. Sir David Lindsay konnte zwar den Wortlaut unseres Gespräches nicht verstehen, aber er hörte an dem Tone desselben und sah an dem Mienenspiele unserer Gesichter, daß wir uns keine allzu großen Liebenswürdigkeiten sagten. Er faßte also den schwächtigen Perser bei den Hüften, hob ihn empor und warf ihn über den ganzen Raum hinweg, so daß er auf den Agha stürzte und diesen zu Boden riß.

»Recht gemacht, Master?« fragte er dann.

»Yes! Well!«

Der Agha sprang vom Boden auf und griff zum Säbel.

»Hunde! Ich schlage euch die Köpfe ab!«

Jetzt war es doch wohl an der Zeit, den Mann in die Kur zu nehmen. Ich trat auf ihn zu, gab ihm einen Schlag auf den Arm, daß er den Säbel fallen ließ, und faßte ihn rechts und links bei den Achseln.

»Selim Agha, unsere Köpfe sind nicht für dich gewachsen; setze dich und sei von jetzt an folgsam. Hier ist der Brief, und ich befehle dir, ihn sofort zu lesen!«

Ich drückte den Mann auf das Kissen nieder und steckte ihm dann den Brief zwischen die Finger. Er ließ sich das ganz verdutzt gefallen; er blickte mir ganz perplex in das Gesicht und wagte gar nicht, mir zu widerstreben. Als ich mich umdrehte, sah ich, daß der tapfere Diener es vorgezogen hatte, sich sehr mutig nach rückwärts zu konzentrieren. Er war verschwunden, und als ich jetzt klatschte, wagte er nur den Kopf durch die Türöffnung zu stecken.

»Komm herein!« gebot ich ihm.

Er gehorchte, blieb aber in sprungfertiger Stellung an der Tür stehen.

»Schaffe Pfeifen und Kaffee herbei! Sofort!«

Er sah erst mich erstaunt und dann den Agha fragend an, ich aber faßte ihn beim Arm und schlingerte ihn zu der Stelle, wo die Pfeifen an der Wand hingen. Das schien ihm zu imponieren, denn er ergriff sofort zwei der gestopften Tschibuks, steckte sie uns in den Mund und gab uns Feuer.

»Nun Kaffee! Aber schnell und gut!«

Er verschwand schleunigst wieder.

Wir setzten uns auf das Kissen, rauchten und warteten, bis der Agha den Brief gelesen hatte. Es ging langsam genug; daran trug aber wohl nicht sein Mangel an Lesefertigkeit die Schuld, sondern der Inhalt der Zuschrift schien ihm so unbegreiflich zu sein, daß er sich die Sache gar nicht zurecht zu legen vermochte.

Er war ein schöner, ein sehr schöner Mann; das sah ich, als ich jetzt Zeit genug hatte, ihn zu betrachten. Aber um seine Augen lagen bereits jene tiefen Schatten, welche auf vergeudete Zeit und Kraft schließen lassen, und in seinen Zügen gab es ein undefinierbares Etwas, das nach einer genaueren Prüfung abstoßend wirkte. Dieser Selim Agha war nicht der Mann, Benda glücklich zu machen.

Da erschien der Diener mit den kleinen Kaffeetäßchen, welche in goldenen Filigranuntersetzern von der Gestalt unserer Eierbecher ruhten. Er hatte – anstatt zwei – gleich ein halbes Dutzend gebracht, um sich ja sogleich wieder zurückziehen zu können. Und nun schien auch der Agha mit sich im Reinen zu sein. Er richtete sein finsternes Auge auf mich und fragte:

»Wie war dein Name?«

»Man nennt mich Kara Ben Nemsî.«

»Und wie heißt dieser andere?«

»David Lindsay-Bey.«

»Ich soll dir alles übergeben?«

»So hat mir der Mirza gesagt.«

»Ich werde es nicht tun.«

»Tue, was dir beliebt; ich habe dir nichts zu befehlen.«

»Du wirst sofort wieder zu dem Mirza reiten und ihm meine Antwort bringen.«

»Das werde ich nicht tun.«

»Warum nicht?«

»Weil du mir auch nichts zu befehlen hast; weil auch ich tun kann, was mir beliebt.«

»Gut! So werde ich zwar einen Boten zu ihm senden, aber dieses Haus nicht eher verlassen, als bis ich wieder Antwort habe.«

»Dein Bote wird den Mirza nicht treffen.«

»Arab, der mit euch gekommen ist, muß doch den Ort kennen, an welchem sich sein Herr befindet!«

»Er kennt ihn.«

»Ihn werde ich senden.«

»Er wird nicht gehen.«

»Warum nicht?«

»Weil es mir so beliebt. Hassan Ardschir-Mirza hat mich gebeten, sein Eigentum aus deiner Hand zu nehmen und dich mit Arab zu ihm zu senden. Das werde ich tun, aber nichts anderes. Arab wird nur an deiner Seite zu seinem Herrn zurückkehren.«

»Wagst du, mich zwingen zu wollen?«

»Pah, wagen! Was wäre bei dir zu wagen! Wärest du mir gleich, so würde ich ganz anders mit dir sprechen; aber ich bin ein Emir aus Tschermanistan, und du bist nur ein kleiner Agha aus Fars. Übrigens hast du nicht einmal gelernt, mit Männern zu verkehren. Auf der Straße verlangtest du Platz wie für einen Deftertar, hier in deiner Wohnung vergaßest du, unsern Gruß zu beantworten; du hießest uns nicht, niederzusitzen; du botest uns weder Pfeifen noch Tabak an; du nanntest uns Kaffirs, Schweine und Hunde. Und doch, was bist du für ein Wurm gegen uns und deinen Herrn, den Mirza! Mit einem Löwen kämpfe ich; einen Wurm aber störe ich nicht, wenn es ihm gefällt, im Kot herumzukriechen. Hassan Ardschir-Mirza hat mir sein Eigentum übergeben; ich bleibe also hier. Nun tue du, was du nicht lassen kannst!«

»Ich werde mich über dich beschweren,« sagte er giftig.

»Ich habe nichts dagegen.«

»Ich werde dir nichts übergeben!«

»Das ist auch gar nicht nötig, denn ich sitze ja bereits hier und habe alles übernommen.«

»Du wirst nichts von allem, was mir anvertraut ward, anrühren!«

»Ich werde alles anrühren, was mir von jetzt an anvertraut ist. Solltest du mich dabei belästigen, so werde ich einfach den Mirza benachrichtigen. Jetzt aber gib Befehl, daß wir ein gutes Mahl erhalten, denn ich bin nicht nur ein Gast, sondern nun der Herr dieses Hauses.«

»Es gehört weder dir noch mir!«

»Aber du hast es jedenfalls gemietet. Mache keine Umstände. Ich will dich schonen, indem ich dir erlaube, den Befehl zu erteilen; tust du es nicht, so Sorge ich selbst für uns.«

Er sah sich in die Enge getrieben und stand auf.

»Wohin?« fragte ich.

»Hinaus, um euch Speise zu bestellen.«

»Das kannst du hier auch tun. Rufe den Diener!«

»Mann, bin ich etwa dein Gefangener?«

»So ziemlich! Du verweigerst mir meine Rechte; ich muß dich also verhindern, diesen Ort zu verlassen, um vielleicht etwas zu unternehmen, was ich nicht billigen darf.«

»Herr, du weißt nicht, wer ich bin!«

Jetzt nannte er mich zum erstenmal Herr; er hatte seine Sicherheit verloren.

»Ich weiß es sehr genau,« antwortete ich. »Du bist Mirza Selim Agha, weiter nichts!«

»Ich bin der Vertraute und Freund des Mirza. Ich habe alles geopfert, um ihm zu folgen und sein Vermögen zu retten.«

»Das ist schön und lobenswert von dir; ein Diener soll seinem Herrn in Treue ergeben sein. Du wirst mich jetzt zu dem Mirza begleiten.«

»Ja, das werde ich tun, sogleich!«

»Dieser mein Begleiter bleibt hier zurück, und du sorgst dafür, daß es ihm an nichts fehle. Das übrige wird Hassan Ard-schir selbst bestimmen.«

Ich erteilte dem Engländer seine Instruktion, die ihm sehr willkommen war, da er sich hier behaglich pflegen konnte, während ich mich wieder hinaus in die Sonnenglut begeben mußte. Nachdem der Agha die darauf bezüglichen Befehle erteilt hatte, traten wir in den Hof, wo er seinen kostbaren Schimmel, den er sich erst in Ghadhim vom Gelde des Mirza gekauft hatte, wieder besteigen wollte.

»Nimm ein anderes Tier,« sagte ich.

Er sah mich erstaunt an und fragte:

»Warum?«

»Damit du kein Aufsehen erregst. Nimm also das Pferd eines Dieners!«

Er mußte mir wohl oder übel zu Willen sein. Der Diener Arab folgte uns. Um ein etwaiges Nachspüren irre zu leiten, ließ ich uns nach Madhim übersetzen, welches Ghadhim gegenüber liegt, und schlug dann auf einem Umwege die Richtung nach Norden ein.

Madhim ist ein ansehnlicher Flecken auf dem linken Ufer des Tigris, eine Stunde nördlich von Bagdad. Dort liegt der Imam Abu Hanife begraben, einer der Gründer der vier orthodoxen Schulen des Islam; nach ihm richtet sich das ganze Gesetzbuch und Ritual der Osmanen. Ursprünglich stand über seinem Grabe eine Moschee, die ihm der Seldschukide Malek Schah errichtet hatte; als aber der erste Osmanide, Suleiman der erste, das widerspenstige Bagdad bemeistert hatte, baute er ein festes Schloß um die Ruhestätte. Abu Hanife wurde von dem Kalifen Manssur aus Haß vergiftet; jetzt strömen Tausende von Schiiten zu seinem Grabe.

Es vergingen zwei Stunden, bis wir den Ort erreichten, an dem sich der Mirza gelagert hatte. Er war sichtlich verwundet, mich wiederzusehen, empfing aber den Agha mit großer Freundlichkeit.

»Warum kommst du selbst zurück?« fragte er mich dann.

»Frage diesen Mann!« antwortete ich, auf Selim deutend.

»So rede du!« gebot er demselben.

Der Agha zog den Brief hervor und fragte:

»Herr, hast du dies geschrieben?«

»Ja; du kennst doch meine Schrift! Warum fragst du also?«

»Weil du mir etwas befiehlst, was ich weder erwartet noch verdient habe.«

Die Frauen standen hinter den Zweigen, um Selim zu sehen und unser Gespräch mit anzuhören.

»Was hast du nicht erwartet?« fragte Hassan Ardschir.

»Daß ich alles, was wir gerettet haben, diesem Fremdling übergeben soll.«

»Dieser Emir ist kein Fremdling, sondern mein Freund und Bruder!«

»Herr, bin ich nicht auch dein Freund?«

Der Mirza stutzte; dann antwortete er kurz:

»Du warst mein Diener, dem ich vertraute; wann aber habe ich dir das Recht erteilt, dich meinen Freund zu nennen?«

»Herr, ich habe die Heimat verlassen; ich habe meine Zukunft geopfert; ich bin ein Flüchtling geworden; ich habe dir deine Reichtümer bewacht und beschützt: – habe ich als Freund gehandelt oder nicht?«

»Du hast so gehandelt, wie ich es von jedem treuen Diener erwarte, und wie auch diese andern Männer alle gehandelt haben. Deine Worte tun mir weh; denn ich habe nicht geglaubt, daß du mir deine Pflichten als Verdienste vorzählen würdest. Habe ich dir nicht geschrieben, diesem Emir so zu gehorchen, als ob ich es sei?«

Die Stimme des Mirza klang sehr ernst; der Agha befand sich in Verlegenheit, besonders als er die Frauen bemerkte, und suchte nun nach einem Entschuldigungsgrunde:

»Herr, dieser Mann schlug mich, als er mich traf!« sagte er.

Der Mirza sah mich an und lächelte.

»Selim Agha,« meinte er, »warum hast du ihn nicht sofort getötet? Wie konntest du dich so beleidigen lassen! Warum schlug er dich?«

»Wir trafen uns auf der Straße, und ich gebot ihm, mir auszuweichen. Er tat es nicht, und er schlug mich so ins Gesicht, daß ich vom Pferde stürzte.«

»Ist dies wahr, Emir?« fragte mich der Mirza.

»So ziemlich. Ich kannte ihn noch nicht, und dein Diener

konnte ihn auch nicht erkennen, da er den Gesichtsschleier trug. Er kam auf einem prächtigen Schimmel geritten, welchem er dein Reschma angelegt hatte; darum hielt ich ihn für einen großen Herrn. Er befahl uns, ihm auszuweichen, trotzdem genügender Platz vorhanden war, und seine Stimme war dabei diejenige eines Padischah. Du kennst mich, Mirza; ich bin sehr gern höflich, aber ich will auch haben, daß Andere höflich sind; darum machte ich ihn darauf aufmerksam, daß Raum da sei; er aber griff zur Peitsche, nannte mich ein Schwein und wollte mich schlagen. Da lag er freilich im nächsten Augenblick auf dem Boden, und dann erfuhr ich leider zu spät, daß er der Mann sei, an den du mich gesandt hattest. Das ist alles, was ich zu sagen habe. Sprich mit ihm selbst, und wenn du mich brauchst, so rufe mich.«

Ich ging hinaus zu den Pferden, um dort mit Halef zu plaudern.

Nach einer halben Stunde suchte mich Hassan Ardschir-Mirza auf. Sein Angesicht zeigte tiefe Falten des Unmutes.

»Emir,« sagte er, »diese Stunde hat mich sehr betrübt. Willst du diesem unvorsichtigen Selim verzeihen?«

»Gern, wenn du es wünschst! Was hast du beschlossen?«

»Er kehrt nicht wieder mit dir zurück.«

»Das erwartete ich.«

»Hier ist ein Verzeichnis aller Dinge, die ich ihm übergeben habe; er trug es bei sich. Du wirst die Sachen schätzen und verkaufen; ich bin mit allem einverstanden, was du tust, denn ich weiß, daß es schwer ist, in so kurzer Zeit Käufer zu finden. Sodann wirst du meine Diener entlassen und ihnen so viel geben, als ich dir hier aufgezeichnet habe. Das Geld habe ich dir bereits in die Tasche deines Pferdes gesteckt. Wann muß ich nach Kerbela aufbrechen?«

»Heute ist der erste Moharrem, und am zehnten ist das Fest. Vier Tage muß man haben, um von Bagdad bis Kerbela zu gelangen, und einen Tag vorher möchte man dort sein, also ist der fünfte dieses Monats der geeignete Tag.«

»So soll ich noch vier Tage hier verborgen bleiben!«

»Nein. Es wird sich in der Stadt ein Ort finden lassen, an

dem du mit den Deinen sicher bist. Laß mich sorgen! Wirst du alles behalten, was du jetzt bei dir hast?»

»Nein, es soll auch verkauft werden!«

»So gib mir lieber gleich jetzt alles mit, was du entbehren kannst, und sage mir den Preis. Es gibt sehr reiche Leute in Bagdad; vielleicht finde ich einen Parsi oder Armenier, der alles auf einmal kauft.«

»Emir, der Preis wird ein Vermögen sein!«

»Laß mich nur sorgen! Ich werde so auf deinen Vorteil sehen, als ob es der meinige sei.«

»Ich vertraue dir. Komm, wir wollen die Ladung untersuchen!«

Die Pakete wurden geöffnet, und da zeigten sich meinem erstaunten Blick allerdings Schätze und Kostbarkeiten, welche ich noch nie in dieser Auswahl und Fülle gesehen hatte. Es wurde ein Verzeichnis angefertigt, und dann bestimmte der Mirza den Preis. Dieser war ein sehr niedriger, wenn man den eigentlichen Wert der Sachen berücksichtigte, ergab aber doch eine Summe, die allerdings ein Vermögen repräsentierte.

»Und was wirst du nun mit deinen Begleitern machen, Mirza?« fragte ich.

»Ich werde sie beschenken und entlassen, sobald es dir gelungen ist, eine Wohnung für mich zu finden.«

»Für wie viele Personen?«

»Für mich und den Agha, für die Frauen und ihre Dienerin. Dann werde ich mir noch einen Diener mieten, welcher mich nicht kennt.«

»Ich hoffe, dir dies alles verschaffen zu können. Laß die Sachen aufladen!«

»Wie viele Kameltreiber nimmst du mit?« fragte er nun.

»Keinen. Ich und Halef genügen!«

»Emir, das geht nicht! Du selbst kannst doch nicht diesen Dienst verrichten!«

»Warum nicht? Soll ich Leute mitnehmen, die mir dann in Ghadhim oder Bagdad beschwerlich fallen?«

»Tue, was du denkst; ich muß dir deinen Willen lassen.«

Die Kamele wurden bepackt und so aneinander gebunden,

daß eins hinter dem andern schreiten mußte. Dann waren wir zum Aufbruche fertig.

»Nun gib mir noch eine Bescheinigung, welche mich bei deinen Leuten beglaubigt,« bat ich den Mirza.

»Hier, nimm meinen Siegelring!«

Es war meinem Finger auch noch nicht passiert, den kostbaren Ring eines persischen Großen zu tragen; er fand sich aber sehr gut darein, und nun setzte sich die kleine Karawane in Bewegung. Der Agha ließ sich nicht sehen, und ich hatte auch nicht die mindeste Lust, mich von ihm zu verabschieden.

Wir brauchten diesmal mehr Zeit, um den Tigris zu erreichen und zu passieren; doch ging alles recht glücklich von statten.

Die Perser staunten, als wir mit unserer Ladung im Hofe anlangten. Ich rief sie sofort zusammen, zeigte ihnen den Ring ihres Herrn und sagte ihnen, daß sie nun mir an Stelle des Agha zu gehorchen hätten. Dieser Wechsel schien sie nicht sehr zu betrüben.

Ich erfuhr von ihnen, daß der Besitzer dieses Hauses ein reicher Großhändler sei, der jenseits Bagdad in der westlichen Vorstadt und zwar in der Nähe der Medresse Mostansirs wohne. In einem ebenerdigen Raume des Gebäudes lagen die Ladungen, welche der Agha beaufsichtigt hatte; ich ließ dahin auch die neu hinzugekommenen Sachen bringen und beschloß, erst morgen alles einer genauen Besichtigung zu unterwerfen, da ich schon zu sehr ermüdet war.

Als ich nun meine Satteltaschen untersuchte, fand ich die Summe, welche der Mirza mir hineingesteckt hatte. Sie bestand in lauter wohlgeprägten Tomans und war wenigstens viermal größer als das, was ich auszuzahlen hatte. Ich übergab Halef die Aufsicht über die Dienerschaft und ging nun, um den Engländer aufzusuchen.

Er lag im Sardaub lang ausgestreckt auf den weichen Polstern. Seine Nase bewegte sich taktmäßig nach den Atemzügen, und aus dem weit geöffneten Munde erscholl lang gezogenes Schnarchen.

»Sir David!«

Er hörte mich sofort, sprang empor und zog das Messer.

»Wer da? Oh! Ah! *All right!* Ihr seid es, Master?«

»*Yes!* Wie geht es Euch?«

»Gut, vortrefflich! Sehr schön hier in Ghadhim!«

»Seht mich an, wie ich schwitze! Diese Sonnenglut ist höllisch.«

»*Well!* Legt Euch her, und schlaft mit!«

»Wir haben anderes zu tun. Zunächst will ich aber endlich essen.«

»Klatscht einmal in die Hände, so wird der Kerl gleich kommen.«

»Habt Ihr's probiert?«

»*Yes!* Konnte ihn aber leider nicht verstehen. Verlangte Porter, da brachte er Mehlbrei; verlangte Sherry, da brachte er Datteln. Schauderhaft!«

»So will ich sehen, ob es mir besser gelingt.«

Ich klatschte, und sogleich erschien jener dienstbare Geist, welcher vorher den Agha bedient hatte. Ich sagte ihm zunächst, daß ich an die Stelle des Mirza Selim Agha getreten sei.

»Herr, befehl, wie ich dich nennen soll!« erwiderte er.

»Mich nennst du Emir, und dieser Mirza hier ist ein Bey. Sorge sofort für eine Mahlzeit.«

»Was willst du essen, Emir?«

»Was du hast. Vergiß das frische Wasser nicht! Du bist also der Küchenmeister?«

»Ja, Emir. Ich hoffe, du wirst mit mir zufrieden sein.«

»Wie wurdest du von dem Agha bezahlt?«

»Ich legte aus, was ich brauchte, und alle zwei Tage bezahlte er mich.«

»Gut, so werden wir es dann auch halten. Jetzt gehe!«

In kurzer Zeit hatte ich eine Auswahl der hauptsächlichsten Nahrungs- und Genußmittel, welche Bagdad zu bieten vermag, und mein guter Lindsay-Bey langte noch einmal zu.

»Seid Ihr diesen Kerl los, Master, den Agha?« erkundigte er sich.

»Ja; er bleibt einstweilen bei seinem Herrn. Ich fürchte, er sinnt auf Rache.«

»*Pshaw!* Feigling! Aber wißt Ihr, was wir nach dem Essen tun? Fahren mit der Pferdebahn nach Bagdad und kaufen uns Kleider.«

»Ich tue mit, denn das ist sehr notwendig. Dabei kann ich gleich gewisse Erkundigungen einziehen, welche noch notwendiger sind. Ich suche nämlich nach einem Käufer für die Effekten des Mirza, von denen ich jetzt wieder einige Kamelladungen mitgebracht habe.«

»Ah! Oh! Was ist's?«

»Herrliche Sachen, die um einen Spottpreis fortgehen sollen. Wäre ich ein reicher Mann, so kaufte ich alles.«

»Nennt mir einiges!«

Ich nahm das persisch geschriebene Verzeichnis heraus und las es ihm vor.

»Oh! Ah!« rief er. »Was soll es kosten?«

Ich nannte ihm die Summe.

»Ist's so viel wert?«

»Unter Brüdern das Doppelte.«

»*Well!* Gut! Schön! Braucht nicht zu suchen! Weiß selbst einen Mann, der es kauft!«

»Ihr? Wer ist es denn?«

»David Lindsay ist's! *Yes!*«

»Ist's möglich, Sir! Oh, da nehmt Ihr mir eine schwere Sorge ab! Aber wie steht es mit dem Gelde, Sir? Der Mirza will natürlich sogleich Bezahlung haben.«

»Geld? *Pshaw!* Geld ist da! So viel hat David Lindsay-Bey!«

»Wie glücklich! Das also wäre abgemacht; nun aber kommt die andere Hälfte; ich meine nämlich diejenigen Gegenstände, welche bisher dem Agha anvertraut gewesen sind.«

»Ist's viel?«

»Das muß sich erst finden. Ich habe ein Verzeichnis hier und werde morgen die Ballen öffnen, um ihren Wert zu taxieren oder taxieren zu lassen; dann erst kann ich wissen, welche Summe ich aus ihnen lösen will.«

»Schöne Sachen, he?«

»Versteht sich! Seht, da sind zum Beispiel saracenische Ket-

tenpanzer, drei Stück, eine kostbare Rarität für eine jede Sammlung; Schwerter aus Lahore-Stahl geschmiedet, noch kostbarer als die echten Damascener; viele Flaschen echtes Rosenöl, goldene und silberne Brokate, echte Teppiche, persische Schals aus Kermanwolle, ganze Ballen des seltensten Seidenzeuges und so weiter. Da gibt es Altertümer von fast unschätzbarem Werte. Wer diese Sachen kaufen und sie auf dem abendländischen Markte einzeln wieder losschlagen wollte, der würde ein sehr bedeutendes Geschäft machen.«

»Geschäft! Oh! Ah! Fällt mir nicht ein! Kaufe alles für mich!«

»Alles, Sir? Auch die hier verzeichneten Gegenstände?«

»Yes!«

»Aber, Sir, bedenkt die ungeheure Summe!«

»Ungeheuer? Für Euch, aber für David Lindsay nicht. Wißt Ihr, wie viel ich habe?«

»Nein. Ich habe Euch noch nie nach Euren Verhältnissen gefragt.«

»So seid auch still! Meine Verhältnisse sind gut, sehr gut! Yes!«

»Ich kann mir natürlich denken, daß Ihr Millionär seid, aber es gehört auch für einen Millionär Überlegung dazu, eine solche Summe auf einmal und für eine Liebhaberei auszugeben.«

»Tut nichts! Der Wert ist da! Habe zwar nicht so viel Geld bei mir, um alles zu bezahlen, kenne aber Leute hier. Werde Papiere schreiben, David Lindsay darunter, und viel Geld bekommen. *Well!* Wollen morgen die Sachen ansehen.«

»Gut. Ich werde sehr unparteiisch verfahren, denn Ihr seid ebenso mein Freund, wie der Mirza es ist. Ich werde Sachverständige kommen und von ihnen die Gegenstände schätzen lassen; dann können wir handeln.«

»*Well!* Jetzt aber in die Stadt, damit wir neue Menschen werden!«

»Nehmt einen Tschibuk mit, Sir. Wir wollen ganz *à la* Muselman den Markt besuchen.«

Nachdem ich meinem Halef gesagt hatte, daß wir wohl

noch vor Abend zurückkehren würden, suchten wir die Pferdebahn auf. Sie befand sich schon in sehr defektem Zustande. Die Fenster waren zerbrochen, die Kissen von den Sitzen verschwunden, und vor dem Wagen rasselten die Knochen zweier Klepper, welche man getrost als »wandelnde Skelette« hätte sehen lassen können. Doch wurde Bagdad ohne Unfall von uns erreicht.

Unser Weg war natürlich sofort nach dem Kleiderbazar, welchen wir als vollständig neue Menschen verließen. Ich hatte Lindsay nicht abhalten können, für mich zu bezahlen. Auch für Halef hatte er einen vollständigen Anzug gekauft und ihn einem jungen Araber zum Tragen anvertraut, der sich uns angeboten hatte, als er uns mit dem Paket aus dem Laden treten sah.

»Wohin nun, Master?« fragte Lindsay.

»Wein, Raki, Kaffeehaus!« antwortete ich.

Lindsay bestätigte seine Zustimmung mit einem freundlichen Schmunzeln, und nach einigem Suchen fanden wir das Gewünschte. Da es zu schwer war, den Araber damit zu bepacken, so gaben wir unsere Wohnung an und baten den Händler, alles dorthin zu schicken; dann suchten wir ein abgelegenes Kaffeehaus auf, um uns beim Dufte von Mokka und persischem Tabak rasieren und überhaupt verschönern zu lassen.

Unser Träger hatte gleich vorn an der Tür Platz genommen. Er trug nichts als einen Schurz um die Lenden, aber seine Haltung war die eines Königs. Er war ganz sicher ein frei geborener Beduine. Wie kam dieser Wüstensohn dazu, den Hammal (Packträger) zu machen? Seine Physiognomie interessierte mich so lebhaft, daß ich ihm winkte, an meiner Seite Platz zu nehmen.

Er tat es mit dem Anstande eines Mannes, der sich seines Wertes bewußt ist, und nahm die zweite Pfeife, die ich ihm reichen ließ. Nach einer Weile begann ich:

»Du bist kein Türke, du bist ein freier Ibn Arab. Darf ich dich fragen, wie du nach Bagdad gekommen bist?«

»Gelaufen und geritten,« antwortete er.

»Warum trägst du die Lasten anderer?«

»Weil ich leben muß.«

»Warum bleibst du nicht bei deinen Brüdern?«

»Die Thar {Blutrache} hat mich fortgetrieben.«

»So wirst du von einem Rächer verfolgt?«

»Nein, sondern ich bin der Rächer.«

»Und dein Feind ist nach Bagdad geflohen?«

»Ja. Ich suche und erwarte ihn hier bereits seit zwei Jahren.«

Also einer Blutrache wegen erniedrigte sich dieser stolze Araber zum Knechtesdienste!

»Aus welchem Lande bist du gekommen?«

»Herr, warum fragst du so viel?«

»Weil ich alle Länder des Islam besuche und gern wissen will, ob ich auch deine Heimat kenne.«

»Ich bin aus Kara, da wo der Wadi Montisch mit dem Wadi Qirbe zusammenfließt.«

»Aus der Gegend der Ssayban im Belad Beni Yssa? Dort bin ich noch nicht gewesen; ich will jenes Land erst besuchen.«

»Du wirst willkommen sein, wenn du ein treuer Sohn des Propheten bist.«

»Gibt es noch andere aus deinem Lande hier?«

»Einen einzigen, und dieser will wieder heim.«

»Wann wird er Bagdad verlassen?«

»Sobald er Gelegenheit findet. Auch ihn hatte eine Thar nach Dar es Sallam {Haus des Heiles = Bagdad} geführt.«

»Würde er sich wohl bereit finden lassen, uns in seinem Lande als Führer zu dienen?«

»Nicht nur als Führer, sondern als Dachyl, der euch für alles verantwortlich ist.«

»Kann ich mit ihm reden?«

»Heut nicht und morgen nicht, denn er ist nach Dokhala, von wo er erst den nächsten Tag zurückkehrt. Komm übermorgen des Abends in dieses Kaffeehaus, so werde ich ihn dir bringen.«

»Ich werde euch erwarten. Da du bereits zwei Jahre lang in Bagdad bist, so wirst du die Stadt gut kennen?«

»Jedes Haus, Herr.«

»Kennst du nicht ein Haus, in welchem man kühl und angenehm wohnen, in dem man bleiben oder gehen kann, ohne gestört und belästigt zu werden?«

»Ich kenne ein solches Haus.«

»Wo liegt es?«

»Nicht weit von demjenigen, in welchem ich wohne, in den Palmengärten im Süden der Stadt.«

»Wer ist der Herr desselben?«

»Es ist ein frommer Taleb, der einsam dort lebt und keinen Mieter stören würde.«

»Ist es weit bis dahin?«

»Wenn du einen Esel nimmst, so geht es schnell.«

»So gehe, und bestelle drei Esel, du wirst uns führen.«

»Herr, du brauchst nur zwei, denn ich werde laufen.«

Es dauerte gar nicht lange, so standen zwei Esel nebst ihren Treibern vor der Tür. Es waren Schimmel, wie man sie in Bagdad so häufig trifft.

Ich und der Engländer hatten uns bisher den Rücken zugewendet, da das Verschönerungsgeschäft, welches wir auszuweisen hatten, es nicht anders erlaubte. Jetzt endlich war mein Barbier fertig, und auch derjenige des Engländers klatschte in die Hände, zum Zeichen, daß das große Werk beendet sei. Wir drehten uns zu gleicher Zeit einander zu, und wohl selten hat es zwei Gesichter gegeben, welche in solcher Disharmonie zu einander standen, als in diesem Augenblick die unsrigen. Während nämlich Lindsay einen Ruf der Überraschung ausstieß, konnte ich nicht anders, als ich mußte in ein lautes Lachen ausbrechen.

»Was gibt's denn zu lachen, Master?« erkundigte er sich.

»Laßt Euch den Spiegel geben!«

»Wie heißt denn Spiegel hier?«

»Ajna.«

»Well!« und er wandte sich an den Barbier. »*Pray, the Ajna!*«

Der Mann hielt ihm den Spiegel vor das Gesicht, und nun war es ganz und gar unmöglich, ohne lautes Lachen das Mie-

nenspiel des Gentleman zu sehen. Man denke sich ein langes, schmales, von der Sonne zusammengebratenes Gesicht, von dessen unterer Hälfte ein rötlicher Semmelbart herniedertropfte; den breiten Mund, der jetzt eine vor Erstaunen wohl dreifach vergrößerte Öffnung besaß; die lange Nase, ebenso vergrößert durch die Aleppobeule, und darüber einen vollständig kahl geschorenen, weiß glänzenden Kopf, auf dessen Scheitelpunkte nur ein einziges Zöpfchen stehen geblieben war. Und dazu das so sehr beredte Mienenspiel! Selbst der Beduine konnte ein Lächeln nicht und ein Lachen kaum bezwingen.

»*Thunder-storm!* Abscheulich, teuflisch!« rief Sir David. »Wo ist mein Revolver? Ich erschieße den Kerl! Ich ersteche ihn, durch und durch!«

»Ereifert Euch nicht, Sir!« bat ich. »Dieser gute Mann hatte doch gar keine Ahnung davon, daß Ihr ein Englishman seid. Er hat Euch für einen Moslem gehalten und Euch also nur das Zöpfchen gelassen!«

»*Well!* Richtig! Aber diese Physiognomie! Schauderhaft!«

»Tröstet Euch, Sir. Der Turban wird alles verdecken, und ehe Ihr nach Old England zurückkehrt, ist Euch das Fell wieder gewachsen.«

»Fell? Oho, Master! Aber warum seht denn Ihr so wohl aus, trotzdem man Euch auch nur den Zopf gelassen hat?«

»Das liegt in der Rasse, Sir. Dem Deutschen ist es überall zu wohl!«

»*Yes!* Richtig! Merke es grad jetzt an Euch. Was kostet die Geschichte?«

»Ich gebe zehn Piaster.«

»Zehn Piaster? Seid Ihr toll? Einen Schluck schlechten Kaffees, zwei Züge stinkenden Tabaksrauchs und den Kopf verderben – zehn Piaster!«

»Bedenkt, daß wir wie Wilde aussahen, und – jetzt!«

»*Yes!* Wenn Euch jetzt die alte Alwah erblickt, tanzt sie vor Wonne Menuett! Nun fort von hier! Aber wohin?«

»Eine Wohnung mieten – in irgend einer Villa draußen vor

der Stadt; dieser Beduine wird uns führen. Wir reiten die beiden weißen Esel da draußen.«

»Well! Schön! Vorwärts!«

Wir verließen das Kaffeehaus und bestiegen die kleinen, aber sehr kräftigen und ausdauernden Tiere. Meine Beine schleiften beinahe am Boden, und der Engländer hatte seine spitzen Kniee grad unter die Achseln einquartiert. Voran rannte der Beduine, mit seinem Knüttel rechts und links schonungslos zuschlagend, wenn jemand in den Weg zu kommen drohte. Dann kamen wir beiden Reiter, auf den Eseln hockend wie der Affe auf dem Kamele, und hinterher die beiden Besitzer der Tiere, unter heiserem Geschrei immer den hinteren Teil der Esel mit dem Stocke bearbeitend. So sausten wir durch die Gassen und Gäßchen, bis die Straßen aufhörten und die Häuser seltener wurden. Vor einer hohen Mauer hielt der Beduine still, und wir stiegen ab. Wir standen vor einem schmalen Pfortchen, an das unser Führer mit einem Steine aus allen Kräften klopfte. Es dauerte sehr lange, bis geöffnet wurde; dann sahen wir zunächst eine lange, spitze Nase und darauf ein altes, fahles Gesicht erscheinen.

»Was wollt ihr?« fragte der Mann.

»Effendi, dieser Fremdling will mit dir reden,« erklärte der Führer.

Ein Paar kleine, graue Augen hefteten sich auf mich, dann tat sich der zahnlose Mund auf, und eine zitternde Stimme sagte:

»Tritt herein, aber nur du allein!«

»Dieser Emir wird mitkommen,« entgegnete ich, auf den Engländer deutend.

»Ja, aber nur er, weil er ein Emir ist.«

Wir traten ein, und die Pforte schloß sich hinter uns. Die dürrn Füße des Alten steckten in einem Paar riesiger Pantoffel; so schlurfte er uns voran durch prachtvolle Gartenanlagen, über denen die Fächer der Palmen wankten. Vor einem hübschen Häuschen hielt er still.

»Was wollt ihr?« fragte er.

»Bist du der Besitzer dieses herrlichen Gartens, und hast du eine Wohnung zu vermieten?«

»Ja. Wollt ihr sie mieten?«

»Vielleicht. Wir müssen sie aber erst sehen!«

»So kommt! *Burza z piorunami!* Wo ist mein Schlüssel!«

Während er nun in allen Taschen seines Kaftan nach dem Schlüssel suchte, hatte ich Zeit, mich von dem Erstaunen zu erholen, welches ich darüber empfinden mußte, einen alten Türken polnisch fluchen zu hören. Endlich fand er den Vermißten in einer Masche des Fenstergitters stecken und öffnete die Tür.

»Tretet ein!«

Wir kamen in einen hübschen Flur, in dessen Hintergrunde eine Treppe aufwärts führte. Rechts und links gab es Türen. Der Alte öffnete rechts und schob uns in ein großes Zimmer. Im ersten Augenblick glaubte ich, dasselbe sei grün tapeziert, dann aber bemerkte ich, daß von hohen Gestellen ringsum grüne Vorhänge herabhingen, und was diese Vorhänge verbargen, das konnte ich erraten, wenn ich den Blick auf die lange Tafel warf, welche die Mitte des Raumes einnahm: sie war mit Büchern ganz bedeckt, und grad mir gegenüber lag, aufgeschlagen und gar nicht zu verkennen – eine alte Nürnberger Bilderbibel. Mit einem raschen Schritte stand ich dort und legte meine Hand darauf.

»Die Bibel!« rief ich deutsch. »Shakespeare, Montesquieu, Rousseau, Schiller, Lord Byron! Wie kommen die hierher!«

Das waren die Titel nur einiger unter den vielen Werken, welche ich hier liegen sah. Der Alte trat zurück, schlug die Hände zusammen und fragte:

»Was! Sie reden deutsch?«

»Wie Sie hören!«

»Sie sind ein Deutscher?«

»Allerdings. Und Sie?«

»Ich bin ein Pole. Und der andere Herr?«

»Ein Engländer. Mein Name ist – – «

»Bitte, jetzt keinen Namen,« unterbrach er mich. »Ehe wir uns nennen, wollen wir uns zuvor selbst kennen lernen.«

Er klatschte nach orientalischer Sitte in die Hände, was er einige Male wiederholen mußte; dann öffnete sich endlich die Tür, und es erschien eine Gestalt, so dick und fettglänzend, wie ich noch selten eine gesehen hatte.

»Allah akbar, schon wieder!« stöhnte es zwischen den Wurstlippen hervor. »Was willst du, Effendi?«

»Kaffee und Tabak!«

»Für dich allein?«

»Für alle.«

»Viel Bohnen?«

»Packe dich!«

»Wallahi, billahi, tallahi, ist das ein Effendi!«

Mit diesem Stoßseufzer watschelte das unbegreifliche Wesen wieder ab.

»Wer war dieses Ungetüm?« fragte ich, vielleicht etwas zudringlich.

»Mein Diener und Koch.«

»O wehe!«

»Ja, er ißt und trinkt das meiste selbst; erst das übrige bekomme ich.«

»Das ist fast mehr als fatal!«

»Ich bin es gewohnt. Er war schon mein Diener, als ich noch Offizier war. Sie sehen ihm sein Alter gar nicht an. Er ist nur um ein Jahr jünger als ich.«

»Sie waren Offizier?«

»Im Dienste der Türkei.«

»Und wohnen jetzt in diesem Hause allein?«

»Allein!«

Es war über dem alten Mann eine tiefe Schwermut ausgebreitet; er interessierte mich.

»Sprechen Sie vielleicht auch englisch?«

»Ich lernte es in meiner Jugend.«

»So lassen Sie uns die Unterhaltung in dieser Sprache führen, damit sich mein Begleiter nicht langweilt!«

»Gern! Also Sie kommen wirklich, um sich mein Logis anzusehen? Wer hat zu ihnen von mir gesprochen?«

»Nicht von Ihnen, sondern von Ihrem Hause – der Araber, welcher uns bis zu Ihrer Pforte brachte. Er ist Ihr Nachbar.«

»Ich kenne ihn nicht; ich bekümmere mich um keinen Menschen. Suchen Sie ein Logis für sich allein?«

»Nein. Wir gehören zu einer Reisegesellschaft, die aus vier Männern, zwei Damen und einer Dienerin besteht.«

»Vier Männer – zwei Damen – – hm! Das klingt ein klein wenig romantisch!«

»Ist es auch. Sie werden die Erklärung erhalten, sobald wir uns die Wohnung ansehen haben.«

»Sie hat kaum Platz für so viele – da kommt der Kaffee!«

Der Dicke erschien wieder, kirschrot im Gesichte. Er balancierte auf den beiden fetten Händen einen großen Präsentierteller, auf dem drei Tassen dampften; daneben lag bei einem alten Tschibuk ein Häufchen Tabak, kaum genug, einmal zu stopfen.

»Hier,« krächzte er, »hier ist Kaffee für alle!«

Wir hatten uns auf den Diwan niedergelassen und nahmen ihm das Brett ab, da es ihm unmöglich war, sich zu uns niederzubeugen. Sein Herr hielt die Tasse zuerst an den Mund.

»Schmeckt's?« fragte der Dicke.

»Ja.«

Der Engländer tat dasselbe.

»Schmeckt's?« fragte der Dicke.

»Fi!«

Lindsay sprudelte das Spülichtwasser wieder von sich, und was mich betraf, so setzte ich mein Täßchen ganz einfach wieder weg.

»Schmeckt's nicht?« fragte mich der Dicke.

»Koste ihn selbst!« antwortete ich.

»Maschallah, ich trinke keinen solchen!«

Nun griff unser Wirt zur Pfeife.

»Es ist ja noch Asche drin!« tadelte er.

»Ja, ich habe vorhin daraus geraucht!« antwortete der Dicke.

»So hast du sie wieder rein zu machen!«

»Gib her!«

Er riß seinem Herrn die Pfeife aus der Hand, klopfte die Asche vor der Tür aus und kam dann wieder zurück.

»Hier! Nun kannst du stopfen, Effendi!«

Der Alte gehorchte seinem Diener, mochte aber während des Stopfens sich doch erinnern, daß wir noch gar nichts genossen hatten. Aus diesem Grunde entschloß er sich, uns das Beste und Seltenste zu bieten, was er besaß, und befahl daher:

»Hier ist der Kellerschlüssel. Gehe hinunter!«

»Gut, Effendi. Was soll ich holen?«

»Den Wein.«

»Den Wein? Allah kerihm! Herr, willst du deine Seele dem Teufel verkaufen? Willst du verdammt sein in den tiefsten Abgrund der Hölle hinunter? Trinke Kaffee oder Wasser! Beides erhält das Auge klar und die Seele fromm; wer aber Scharab {Wein} trinkt, der gerät in das tiefste Elend und Verderben!«

»Gehe!«

»Effendi, tue es doch wenigstens mir nicht an, dich in den Krallen des Scheïtan zu wissen!«

»Sei still und gehorche! Es sind noch drei Flaschen unten; diese bringst du alle!«

»So muß ich gehorchen; aber Allah wird mir verzeihen; ich bin unschuldig an deiner Verdammung.«

Er schob sich zur Türe hinaus.

»Ein origineller Geist!« bemerkte ich.

»Aber treu, obgleich er die Vorräte nicht schont. Nur über den Wein hat er keine Macht; er erhält den Schlüssel nur dann, wenn ich Wein trinken will, und sobald er die Flasche bringt, muß er den Schlüssel wieder abgeben.«

»Das ist eine sehr weise Einrichtung, aber – – –«

Ich durfte nicht weiter sprechen, denn der Dicke erschien bereits wieder, wie eine Lokomotive pustend. Er hatte je eine der Flaschen unter dem Arme und die dritte in der Rechten. Er bückte sich, so viel es ihm möglich war, und stellte die Flaschen vor die Füße seines Herrn. Ich mußte mich auf die Lippen beißen, um nicht in ein unartiges Gelächter auszubrechen: zwei Flaschen waren vollständig leer, und die dritte war nur

kaum noch halb voll. Sein Herr schaute ihm ganz verdutzt in das Gesicht.

»Ist denn das der Wein?« fragte er.

»Die drei letzten Flaschen!«

»Sie sind ja leer?«

»*Bom bosch* – völlig leer!«

»Wer hat den Wein getrunken?«

»Ich, Effendi.«

»Bist du verrückt! Mir und meinen werten Gästen jetzt auf einem Zuge zwei und eine halbe Flasche Wein auszutrinken!«

»Jetzt? Auf einem Zuge? O Effendi, das ist nicht wahr, da bin ich unschuldig. Ich habe den Wein gestern, vorgestern, ehegestern und auch schon vor ehegestern getrunken, denn ich wollte alle Tage ein Glas voll haben.«

»Dieb, Spitzbube, Halunke! Wie bist du denn alle diese Tage in den Keller gekommen? Ich habe ja den Schlüssel Tag und Nacht in der Tasche! Oder hast du mir ihn des Nachts gestohlen, während ich schlief?«

»Allah 'l Allah! O dieser Effendi! Ich aber sage dir, daß ich auch hieran ganz unschuldig bin!«

»Aber wie kamst du in den verschlossenen Keller, während ich den Schlüssel doch stets in meiner Tasche hatte?«

»Effendi, gestehe, ob ich jemals ein Einbrecher gewesen bin! Der Keller war ja gar nicht zu. Ich habe ihn nie verschlossen, wenn du Wein darinnen hattest!«

»*Trzaskawica!* Gut, daß ich das erfahre!«

»Herr, das Fluchen in einer fremden Sprache macht es nicht besser. Du hast ja für dich und deine Gäste hier noch Wein genug!«

Der Alte nahm die Flasche und hielt sie gegen das Licht.

»Wie sieht denn dieser Wein aus, he?«

»Effendi, er wird dir nicht gefährlich sein! Es war nur noch ein halbes Gläschen darin, und weil dies für drei Männer nicht reicht, so habe ich Wasser dazu geschüttet!«

»Wasser? Oh! Da – da hast du dein Wasser!«

Er holte aus und warf die Flasche nach dem Kopfe des Di-cken; dieser aber bückte sich schneller, als man es ihm hätte

zutrauen mögen, und die Flasche flog über ihn hinweg und an die Tür, so daß sie in Scherben zersplitterte und ihren Inhalt auf den Boden ergoß. Da schlug der Diener bedauernd die fetten Hände zusammen und rief:

»Um Allahs willen, was tust du, Effendi! Nun ist das schöne Wasser fort, welches man recht gut als Wein trinken konnte! Und diese Scherben! Die mußt du selbst auflesen, denn ich kann mich unmöglich so weit bücken!«

Damit trampelte er zur Tür hinaus.

Das war eine Szene, die ich für unmöglich gehalten hätte, wenn ich nicht selbst Augenzeuge derselben gewesen wäre. Und was mich am meisten wunderte, das war, daß der Effendi bereits gleich nach dem verunglückten Wurf seinen Gleichmut wiedergewonnen hatte. Diese so ganz ungewöhnliche und außerordentliche Nachsicht eines Herrn gegen einen dumm-dreisten, anmaßenden Diener mußte unbedingt eine tief liegende Ursache haben. Der Effendi war mir ein Rätsel, welches zu lösen ich mir bereits vorzunehmen begann.

»Verzeiht, ihr Herren,« bat der Pole; »es soll so etwas nie wieder vorkommen. Vielleicht erzähle ich noch, warum ich mit diesem Manne so nachsichtig bin. Er hat mir große Dienste geleistet. Stopft euch eure Pfeifen!«

Ich zog meinen eigenen Tabak heraus und schüttete ihn auf das Brett, und als dann die Pfeifen dampften, sagte er:

»Nun kommt; ich werde euch die Wohnung zeigen!«

Er führte uns zum ersten Stock empor. Dieser bestand aus vier verschließbaren Stuben, welche alle einen Teppich in der Mitte und schmale Kissen an den Wänden hatten. Unter dem Dache gab es noch zwei kleine Räume, die auch verriegelt werden konnten. Das Logis gefiel mir, und ich fragte nach dem Preise.

»Hier gibt es keinen Preis,« antwortete der Alte. »Wir müssen uns als Landsleute betrachten, und so ersuche ich Sie, in Beziehung auf die Wohnung mit den Ihrigen mein Gast zu sein.«

»Ich weise Ihr freundliches Anerbieten um so weniger zurück, weil es mir ja zu jeder Stunde frei steht, den Vertrag zu

brechen. Die Hauptsache für mich ist, von der Welt da draußen unbeachtet und ungestört zu sein.«

»Das sind Sie hier in vollständigem Maße. Wie lange gedenken Sie in meinem Hause zu verweilen?«

»Nicht lange, leider; wenigstens vier Tage und höchstens zwei Wochen. Um mich Ihnen zu erklären, erlauben Sie mir vielleicht, Ihnen ein kleines Abenteuer zu erzählen?«

»Gewiß, nehmen wir Platz. Es sitzt sich hier oben ebenso gut wie unten, und unsere Pfeifen brennen ja noch.«

Wir setzten uns, und ich erzählte ihm dann von unseren Verhältnissen und von der Begegnung mit Hassan Ardschir-Mirza so viel, als mir nötig dünkte. Er hörte mit der größten Aufmerksamkeit zu, und als ich geendet hatte, sprang er empor und rief:

»Herr, Sie können getrost zu mir ziehen, denn hier wird niemand sein, der Sie belästigt oder gar verrät. Wann werden Sie kommen?«

»Morgen in der Dämmerung. Aber einen Umstand hatte ich vergessen: wir haben mehrere Pferde und auch zwei Kamele; haben Sie Platz für diese Tiere?«

»Genug; Sie haben den Hof noch nicht gesehen, welcher hinter dem Hause liegt. Sein überdachter Teil reicht hin für Ihre Bedürfnisse. Nur eins erwarte ich, daß Sie nämlich für Ihre Bedienung selbst Sorge tragen.«

»Das versteht sich ganz von selbst!«

»So sind wir also einig. Ich werde Ihre Aufrichtigkeit baldigst erwidern, indem ich Sie auch mit meinen Verhältnissen bekannt mache; doch nicht heut, denn Sie haben sich bereits erhoben, und ich sehe, daß Sie noch andere Geschäfte zu besorgen haben. Wenn Sie morgen kommen, so wenden Sie sich um die Gartenmauer herum; Sie werden auf der Seite, welche dem Pförtchen gegenüberliegt, ein breites Tor finden, an dem ich Sie erwarten will.«

Wir verließen den Alten, zufrieden mit unserm Erfolge, und kehrten mit unsern vorigen Begleitern nach der Stadt zurück. —

Am andern Abend zogen wir ein: Hassan Ardschir-Mirza in

Frauenkleidern, um etwaige Beobachter irre zu führen. Seine früheren Diener waren abgelohnt worden, und nur Mirza Selim Agha blieb in seiner Nähe. An Stelle der Diener trat der Araber, welcher uns gestern geführt hatte.

Der Aufenthalt in unserer neuen Wohnung brachte uns ein Ereignis, welches ich trotz seiner interessanten Natur übergehe, da mir vielleicht später Gelegenheit wird, es zu erzählen. Nur muß ich bemerken, daß ich während meiner kurzen Streifereien durch Bagdad zweimal einer Gestalt begegnete, in welcher ich Saduk wiederzuerkennen glaubte.

Als ich mit dem Perser wieder auf seinen Zug nach Kerbela zu sprechen kam, mußte ich leider bemerken, daß er sich gegen meine Begleitung abweisend verhielt. Ich konnte ihm dies unmöglich verübeln; er war ein Schiit, und sein Glaube verbot ihm bei Todesstrafe, die heiligen Stätten an der Seite eines Ungläubigen zu besuchen. Das einzige Zugeständnis, welches er mir machte, bestand in der Erlaubnis, mit ihm bis nach Hilla reiten zu dürfen, wo wir uns bis auf weiteres trennen mußten, um uns dann in Bagdad wieder zusammen zu finden. Eigentlich war er gewillt, hier die beiden Frauen zurückzulassen; doch diese erklärten sich damit nicht einverstanden und wußten ihren Bitten eine solche Dringlichkeit zu geben, daß er sich endlich doch genötigt sah, denselben nachzugeben.

Somit war ich der Verpflichtung überhoben, die Rolle eines Beschützers der Frauen übernehmen zu müssen.

Schon jetzt passierten viele Pilger die Stadt Bagdad, um sich ohne Aufenthalt nach Westen zu wenden; aber erst am fünften Muharrem vernahmen wir die Kunde, daß sich die eigentliche *Todeskarawane* der Stadt näherte. Sofort stieg ich mit dem Engländer und meinem kleinen Halef zu Pferde, um den Anblick dieses Schauspieles zu genießen.

Genießen? – Nun, dieser Genuß war freilich ein höchst zweifelhafter! Der Schiit glaubt, daß ein jeder Moslem, dessen Leiche in Kerbela oder Nedschef Ali begraben wird, ohne alle weiteren Hindernisse sofort in das Paradies komme. Darum ist es der heißeste Wunsch eines jeden, an einem dieser beiden Orte begraben zu sein. Da der Transport der Leichen per Ka-

rawane ein sehr kostspieliger ist, so kann er nur von den Reichen ermöglicht werden; der Arme aber, wenn er an so heiliger Stelle begraben sein will, nimmt Abschied von den Seinen und bittelt sich durch weite Länderstrecken bis zu der Grabstelle Alis oder Hosseïns, um dort seinen Tod zu erwarten.

Jahr für Jahr schlagen Hunderttausende von Pilgern den Weg nach jenen Stätten ein, aber diese Zuzüge sind am stärksten, wenn der zehnte Muharrem, der Todestag Hosseïns, naht. Dann steigen die Leichenkarawanen der schiitischen Perser, Afghanen, Beludschen, Indier etc. vom iranischen Tafellande herab; von allen Seiten werden Tote herbeigeschleppt, und sogar auf Schiffen führt man sie auf dem Euphrat herbei. Die Leichen liegen oft schon monatelang vor dem Aufbruche bereit; der Weg der Karawane ist ein weiter und höchst langsamer; die Hitze des Südens brütet mit fürchterlicher Glut auf die Strecke hernieder, welche durchzogen werden muß, und so gehört keine übermäßige Anstrengung der Phantasie dazu, sich den entsetzlichen Geruch zu denken, den eine solche Karawane verbreitet. Die Toten liegen in leichten Särgen, welche in der Hitze zerspringen, oder sie sind in Filzdecken gehüllt, die von den Produkten der Verwesung zerstört oder doch durchdrungen werden; und so ist es denn kein Wunder, daß das hohlläufige Gespenst der Pest auf hagerem Klepper jenen Todeszügen auf dem Fuße folgt. Wer ihnen begegnet, weicht weit zur Seite aus, und nur der Schakal und der Beduine schleichen herbei: der eine, angezogen von dem Geruche der Verwesung, und der andere, herbeigelockt von den Schätzen, welche die Karawane mit sich führt, um sie am Ende der Wallfahrt den Händen der Grabeshüter zu übergeben. Diamantenbesetzte Gefäße, perlenbesäte Stoffe, kostbare Waffen und Geräte, gewaltige Mengen vollwichtiger Goldstücke, unschätzbare Amulette etc. werden nach Kerbela und Nedschef Ali gebracht, wo sie in den unterirdischen Schatzkellern verschwinden. Diese Schätze werden, um die beduinischen Räuber zu täuschen, in sargähnlicher Verpackung verborgen, aber die Erfahrung hat die unternehmenden arabischen Stämme gelehrt, diese Vorsicht unnütz zu machen. Sie öffnen bei einem Überfalle sämtliche Särgе und

kommen so ganz sicher zu den Schätzen, welche sie suchen. Der Kampfplatz bietet danach ein wüstes Bild von gefällten Tieren, getöteten Menschen, zerstreuten Leichenresten und zerschmetterten Sargtrümmern, und der einsame Wanderer lenkt sein Pferd von ihnen ab, um dem Hauche der Pest und Ansteckung zu entgehen.

Es versteht sich ganz von selbst, daß die Todeskarawane während ihrer Reise keine eng bewohnte Stadt berühren darf. Früher durfte sie ihren Weg mitten durch Bagdad nehmen. Sie zog durch Schedt Omer, das östliche Tor, ein; kaum jedoch hatte sie im Westen die Stadt verlassen, so verbreitete sich der Pesthauch über die Kalifenstadt; die Seuche begann zu wüten, und Tausende fielen der mohammedanischen Gleichgültigkeit zum Opfer, die sich mit dem schlechten Troste behilft, daß »alles im Buche verzeichnet stehe«. In neuerer Zeit ist das anders geworden, und besonders hat der so viel bewunderte und ebensoviel angefochtene Midhat Pascha unter den alten Vorurteilen und Herkömmlichkeiten aufgeräumt. Die Leichenkarawane darf jetzt nur die nördliche Grenze des Stadtbezirks berühren, um dann auf der oberen Schiffbrücke über den Tigris zu gehen. Und dort war es, wo wir sie trafen.

Ein unerträglicher Pesthauch wehte uns entgegen, als wir uns der Stelle näherten. Der Kopf des langen Zuges war bereits angekommen und traf Anstalt, sich zu lagern. Eine hohe Fahne mit dem persischen Wappen (ein Löwe mit der hinter ihm aufsteigenden Sonne) war in die Erde gesteckt; sie sollte den Mittelpunkt des Lagers bilden. Die Fußgänger saßen auf der Erde; die Reiter hatten ihre Pferde und Kamele verlassen; aber die mit den Särgen beladenen Maultiere blieben bepackt, zum Zeichen, daß der Aufenthalt nur ein vorübergehender sein werde. Nach ihnen zog sich der lange, unabsehbare Zug wie eine Schnecke herbei, welche in gerader Richtung über den Boden kriecht. Es waren braune, von der Sonnenglut eingedörrte Gestalten, die in müder Haltung auf ihren Tieren hingen oder mit abgematteten Füßen sich über den Boden schoben; aber in ihren dunkeln Augen glühte der Fanatismus, und unbeirrt durch

die zahlreiche anwesenden Zuschauer sangen sie ihren monotonen Pilgergesang:

»Allah, hesti dschihandar,
Allah, hestem asman pejwend,
Hosseïn, hesti chun alud,
Hosseïn, hestem eschk riz!«
{Persisch, zu deutsch:
Allah, du bist weltbesitzend,
Allah, ich bin den Himmel erreichend.
Hosseïn, du bist blutbespritzt,
Hosseïn, ich bin Tränen vergießend.}

Wir hatten uns so nahe an die Pilger herangemacht, daß wir unmittelbar bei ihnen hielten; aber je mehr ihrer herbei kamen, desto infernalischer wurde der Gestank, so daß Halef einen Zipfel seines Turbantuches löste, um damit die Nase zu verschließen. Einer der Perser bemerkte dies und trat herzu.

»Sak – Hund,« rief er, »warum verhüllst du dir die Nase?«

Da Halef das Persische nicht verstand, so übernahm ich die Antwort:

»Glaubst du, die Ausdünstung dieser Leichen sei ein Geruch des Paradieses?«

Er sah mich verächtlich von der Seite an und meinte:

»Weißt du nicht, wie der Kuran sagt? Er sagt, daß die Gebeine der Gläubigen duften nach Amber, Gul, Samen, Musch, Naschew, und Nardjin {Ambra, Rosen, Jasmin, Moschus, Wacholder und Lavendel}.«

»Diese Worte stehen nicht im Kuran, sondern in Ferid Ed-din Attars Pendnameh; merke dir das! Warum übrigens habt ihr euch denn selbst die Nase und den Mund verhüllt?«

»Das sind die Andern, aber nicht ich!«

»So beklage dich zunächst über die Deinen, und dann erst magst du zu uns kommen! Jetzt haben wir nichts mit dir zu schaffen!«

»Mann, deine Rede ist stolz! Du bist ein Sunnit. Ihr habt Herzeleid gebracht über den echten Kalifen und seine Söhne.

Allah verdamme euch bis in die finsterste Tiefe der Hölle hinein!«

Er wendete sich mit einer drohenden Handbewegung von uns ab, und ich hatte nun gleich ein Beispiel des unversöhnlichen Hasses, welcher – je länger, desto heller – zwischen Sunna und Schia lodert. Dieser Mann wagte es, uns in der unmittelbaren Nähe einer Bevölkerung von Tausenden von Sunniten zu beschimpfen; wie mußte es einem Manne ergehen, den man in Kerbela oder Nedschef Ali als Nichtschiit entdeckte! –

Ich hätte gern gewartet, bis das Ende des endlos scheinenden Zuges herangekommen wäre, doch die Vorsicht trieb mich von dannen. Ich hatte mir vorgenommen, falls die Hindernisse nicht ganz unüberwindlich seien, bis nach Kerbela zu gehen, und da war es nicht geraten, mich hier unter Sunniten zur Schau zu stellen. Meine Person konnte sehr leicht irgend einem auffällig werden, der mich später wieder erkannte. Daher ritten wir bald zurück. Der Engländer war gern einverstanden; er behauptete, den Geruch nicht länger aushalten zu können, und auch der sonst so tapfere Hadschi Halef Omar ergriff die Flucht vor den mephitischen Dünsten, welche den Lagerplatz der Perser unausstehlich machten.

Zu Hause angekommen, erfuhr ich von Hassan Ardschir-Mirza, daß er sich der Karawane nicht anschließen, sondern ihr erst morgen folgen werde. Er hatte diesen Entschluß bereits Mirza Selim Agha mitgeteilt, und dieser war dann ausgegangen, um gleichfalls die persische Karawane ankommen zu sehen.

Ich weiß nicht, warum dieser Gang des Agha mir verdächtig erscheinen wollte. Daß er die Absicht hegte, die Karawane in Augenschein zu nehmen, konnte ja doch gar nichts Beunruhigendes an sich haben; aber dennoch war es, als ob sich eine Art dunkler Besorgnis in mir regte. Sogar als wir uns zur Ruhe begaben, war der Mann noch nicht zurück. Auch Halef fehlte; er war nach dem Abendbrote in den Garten gegangen und noch nicht heimgekehrt. Erst gegen Mitternacht vernahm ich leise Schritte, welche an unserer Tür vorüberschlichen, und unge-

fähr zehn Minuten später wurde dieselbe fast unhörbar geöffnet, und es nahte sich jemand der Stelle, an der ich lag.

»Wer ist da?« fragte ich halblaut.

»Ich, Sihdi,« hörte ich Halefs Stimme. »Steh auf, und komm mit mir!«

»Wohin denn?«

»Still jetzt! Es könnte uns jemand belauschen.«

»Soll ich Waffen mitnehmen?«

»Nur die kleinen.«

Ich steckte das Messer und die Revolver zu mir und folgte ihm mit nackten Füßen. Er schritt voran zum hinteren Tore, und erst dort zog ich die Schuhe an.

»Was gibt es, Halef?«

»Komm nur, Effendi! Wir müssen eilen, und ich kann dir alles ja recht gut im Gehen sagen.«

Er öffnete und wir verließen den Garten, indem wir das Tor nur leicht anlehnten. Ich wunderte mich, als Halef sich nicht nach der Stadt zu, sondern nach südlicher Richtung wandte; doch folgte ich schweigend, bis er selbst begann:

»Herr, verzeihe, daß ich dich in deiner Ruhe störte! Aber ich traue diesem Selim Agha nichts Gutes zu.«

»Was ist's mit ihm? Ich hörte ihn vorhin nach Hause kommen.«

»Laß dir erzählen! Als wir vom Lager heimkehrten und ich die Pferde in den Stall brachte, traf ich dort den dicken Diener unsers Wirtes. Er war sehr ärgerlich und schimpfte wie ein Fennek {Wüstenfuchs}, dem eine Eidechse entschlüpft ist.«

»Worüber?«

»Über Mirza Selim Agha. Dieser hatte die Weisung hinterlassen, ihm das Tor offen zu lassen; er werde vielleicht spät nach Hause kommen. Ich liebe diesen Mirza nicht, denn er ist dir nicht gewogen, Sihdi. Der Diener hatte ihm nachgeblickt und gesehen, daß er nicht nach der Stadt ging, sondern sich nach Mittag wandte. Was wollte der Perser außerhalb der Stadt? Effendi, du verzeihst, daß ich neugierig wurde. Ich kehrte in das Haus zurück, sprach mein Gebet und aß mein Abendbrot; aber ich konnte den Agha nicht vergessen. Der Abend war

so schön, und die Sterne leuchteten am Himmel; ich konnte auch tun, was der Agha tat: ich ging spazieren, und zwar in der gleichen Richtung wie er. Ich war ganz allein; ich dachte an dich, an Scheik Malek, den Großvater meines Weibes, an Hanneh, die Blume der Frauen, und merkte dabei gar nicht, daß ich mich schon sehr weit von unserer Wohnung entfernt hatte. Da aber stand ich an einer Mauer, sie war eingefallen, und ich stieg über das Geröll hinaus in das Freie. Dort ging ich langsam weiter, bis ich einen Ort erreichte, an dem ich Bäume und Kreuze bemerkte. Es war ein Mezaristan {Kirchhof} der Ungläubigen. Die Kreuze glänzten im Schimmer der Sterne, und ich schritt sehr leise hinzu, denn man darf die Seelen der Ungläubigen nicht durch laute Schritte erwecken; sie werden zornig und heften sich an die Fersen des Ruhestörers. Da sah ich Gestalten auf den Gräbern sitzen. Es waren keine Geister, denn sie rauchten ihre Tschibuks, und ich hörte sie sprechen und lachen. Es waren auch keine Männer aus der Stadt, denn sie trugen die Kleidung der Perser; nur einige Araber waren darunter, und weiterhin, wo sich keine Gräber befanden, hörte ich das Hufstampfen angebundener Pferde.«

»Hast du gehört, wovon die Männer redeten?«

»Sie saßen sehr entfernt von mir, und ich vernahm nur, daß sie von einer großen Beute sprachen, welche sie machen wollten, und daß nur zwei Personen leben bleiben sollten. Ferner hörte ich eine gebieterische Stimme sagen, daß sie bis zum Morgengrauen hier in dem Friedhofe bleiben würden, und dann erhob sich ein Anderer, um Abschied von ihnen zu nehmen. Er kam nahe an mir vorüber, und ich erkannte den Agha. Ich folgte ihm bis an unser Haus; dann dachte ich, daß es wohl gut sein würde, zu wissen, wer die Männer sind, mit denen er gesprochen hat, und darum weckte ich dich.«

»So glaubst du, daß sie sich noch auf dem Friedhofe befinden?«

»Ja, ich glaube es.«

»Es wird der Friedhof der Engländer sein, den du meinst. Ich kenne ihn von meinem ersten Aufenthalte in Bagdad her;

er liegt nicht weit vom blinden Tore, und es wird gar nicht schwer sein, unbemerkt an ihn heranzukommen.«

Wir schritten leise und vorsichtig demselben zu und erreichten die Bresche, welche der Zahn der Zeit in die Umfassungsmauer genagt hatte. Hier ließ ich Halef zurück, damit er mir nötigenfalls den Rückzug decken könne, und ich ging vorsichtig dem Ziele entgegen. Der Friedhof der Engländer lag nun ganz nahe vor mir; kein Lüftchen regte sich, und kein Laut unterbrach die Stille der Nacht. Ich gelangte unbemerkt bis an den nach Norden gerichteten Eingang: er war geöffnet. Ich trat leise ein und hörte sofort seitwärts das Schnauben eines Pferdes. Das Tier gehörte sicher einem Beduinen, denn nur die im Freien lebenden Rosse haben jenen eigentümlichen, ängstlich zitternden Stoß durch die Nüstern, welcher als Warnung gelten soll. Dieses Schnauben konnte meine Anwesenheit verraten und mir also gefährlich werden; ich wandte mich darum schnell nach der andern Seite und kroch auf der Erde vorwärts.

Nach einer sehr kurzen Weile sah ich es hell durch die Büsche schimmern. Ich kannte dieses Weiß; es war die Farbe arabischer Burnusse. Ich schlich mich hinzu und zählte sechs Männer, welche schlafend am Boden lagen. Es waren Araber; ein Perser war nicht zu sehen. Halef konnte sich unmöglich geirrt haben. Entweder lagen die Perser weiter abwärts oder sie hatten den Friedhof ganz verlassen. Um mir Gewißheit zu holen, schlich ich weiter, kam aber ganz in die Nähe der Pferde, ohne weiter einen Menschen bemerkt zu haben. Obgleich ich jetzt von der anderen Seite kam, wurden die Tiere bei meiner Annäherung abermals unruhig, doch konnte mich dies nicht mehr beirren; ich mußte wissen, wie viele Pferde es waren. Ich zählte sieben. Dort lagen sechs Araber, wo war der siebente? Eben wollte ich mir diese Frage stellen, als ich auf Händen und Knien liegend, von einem Manne, der sich auf mich warf, vollends zu Boden gedrückt wurde. Das war der siebente; er hatte bei den Pferden Wache gestanden. Und dieser Mann war kein Schwächling; er lag zentnerschwer auf mir und brüllte mit einer wahren Löwenstimme die andern herbei.

Sollte ich es auf einen Kampf ankommen lassen? Sollte ich mich ruhig ergeben, um vielleicht zu erfahren, was diese Leute herbeigeführt hatte? Nein, keines von beidem! Ich schnellte mich empor und nach hinten wieder zur Erde nieder; dadurch kam der Angreifende unter meinen Rücken zu liegen. Diese Bewegung mußte ihm unerwartet gekommen, oder mochte er mit dem Kopfe zu kräftig aufgeschlagen sein – ich fühlte, daß seine Arme sich von mir lösten, sprang auf und eilte dem Ausgange zu. Aber unmittelbar hinter mir hörte ich die Schritte der Verfolger. Glücklicherweise trug ich nur leichte Kleidung und leichte Waffen; es gelang ihnen nicht, mich zu erreichen. An der Bresche des Walls angekommen, zog ich den Revolver und gab zwei Schüsse ab, natürlich nur in die Luft; und als auch Halef sein Pistol abschoß, verschwanden die weißen Gestalten schnell hinter mir. Einige Augenblicke später hörten wir sie davonreiten; der Friedhof war ihnen, wenn auch nicht in Hinsicht der dort ruhenden Toten, unheimlich geworden.

»Hast du dich erwischen lassen, Sihdi?« fragte Halef.

»Allerdings. Ich bin unvorsichtig gewesen. Diese Araber waren klüger, als ich glaubte; sie hatten eine Wache ausgestellt, welche mich faßte.«

»Allah kerihm! Es konnte dir schlimm ergehen, denn diese Männer haben sicher aus keinem ehrlichen Grunde den Friedhof aufgesucht. Aber es waren doch nur Araber, welche dich verfolgten?«

»Die Perser, welche du gesehen hast, befanden sich nicht mehr bei ihnen. Kam dir die Gestalt des Befehlshabers, welchen du sprechen hörtest, nicht bekannt vor?«

»Ich konnte sie nicht genau erkennen; es war nicht hell genug dazu, und er saß mitten unter den Übrigen.«

»So haben wir diesen Gang umsonst getan, obgleich ich beinahe den Verdacht hegen möchte, daß es die Verfolger Hassan Ardschir-Mirzas gewesen sind.«

»Könnten diese sich hier befinden, Sihdi?«

»Ja. Sie haben sich nach dem Überfalle zwar westwärts gewendet, aber sie konnten sehr leicht annehmen, daß Hassan nach Bagdad gehen werde, und so läßt sich glauben, daß sie

über Dschumeila, Kifri und Zengabad nach Süden geritten sind. Wir konnten der Frauen wegen nicht so schnell vorwärts kommen, wie sie.« —

Wir gingen in unsere Wohnung zurück, und ich teilte Hassan Ardschir das Erlebnis und meine Befürchtungen mit, welche er sehr leichthin entgegennahm. Er konnte nicht denken, daß seine Verfolger nach Bagdad gekommen seien, und ebenso unwahrscheinlich war es ihm, daß die Worte, welche Halef belauscht hatte, auf ihn Bezug haben sollten. Ich bat ihn, vorsichtig zu sein und sich vom Pascha eine Bedeckung geben zu lassen; doch auch diesen Vorschlag wies er zurück.

»Ich fürchte mich nicht,« meinte er. »Vor Schiiten brauche ich nicht bange zu sein, denn während des Festes ist jede Feindschaft aufgehoben, und ebenso sicher ist es, daß ich von den Arabern nicht angefallen werde. Bis Hilla bist du ja mit deinen Freunden bei mir, und dann ist es bis Kerbela nur noch eine Tagreise, und der Weg ist von Pilgern so besucht, daß sich wohl kein Räuber sehen lassen wird.«

»Ich kann dich nicht zwingen, meinem Rate zu folgen. Du nimmst doch nur das mit, was du in Kerbela nötig hast, und lässest das Übrige hier zurück?«

»Ich lasse nichts zurück. Soll ich das, was ich habe, fremden Händen anvertrauen?«

»Unser Wirt scheint mir ein ehrlicher und sicherer Mann zu sein.«

»Aber er wohnt in einem einsamen Hause. Schlafe wohl, Emir!«

Es blieb mir nichts anderes übrig, als zu schweigen. Ich legte mich wieder zur Ruhe und wachte erst spät am Morgen auf. Der Engländer war nicht anwesend; er war nach der Stadt gegangen, und als er zurückkehrte, brachte er vier Männer mit, von denen drei mit Hacke, Spaten und anderem Geräte versehen waren.

»Was sollen diese Leute?« fragte ich ihn.

»Hm, arbeiten!« antwortete er. »Drei sind abgelohnte Matrosen aus Old England, und der vierte ist ein Schotte, der ein wenig Arabisch versteht; er wird mein Dolmetscher sein. Ich

brauche ihn ja, weil Ihr doch heimlich nach Kerbela wollt. *Well.*«

»Wer hat Euch diese Leute besorgt, Sir?«

»Habe auf dem Konsulate angefragt.«

»Ihr war't beim Residenten? Ohne mir etwas davon zu sagen?«

»Yes, Sir! Habe Briefe erhalten und abgegeben, mir auch Gelder verschafft. Habe Euch nichts davon gesagt, weil ich Euer Freund nunmehr gewesen bin!«

»Warum?«

»Wer nach Kerbela geht, ohne mich mitzunehmen, braucht sich auch um meine anderen Angelegenheiten nicht zu kümmern. *Well!*«

»Aber, Sir, was ist Euch denn so plötzlich in den Kopf gefahren? Eure Begleitung könnte doch mir und Euch nur Schaden bringen.«

»Habe Euch soweit begleitet, ohne Schaden zu nehmen. Zwei Finger weg – zählt nichts; habe dafür die Nase doppelt.«

Er wandte sich ab und machte sich mit seinen vier Leuten zu schaffen. Der gute David Lindsay war trotz seiner Leidenschaft für Fowling-bulls begierig, sich das Fest des zehnten Muharrem mit anzusehen; aber es war durchaus unmöglich, ihn mitzunehmen.

Fünftes Kapitel *Die Todeskarawane*

Nachmittags, als die größte Tageshitze vorüber war, brachen wir auf, um Bagdad zu verlassen. Voran ritt der Führer, welchen Hassan Ardschir nebst einigen Maultiertreibern gemietet hatte, deren Tiere sein Eigentum trugen. Letzteres war eine Unvorsichtigkeit, welche ich nicht begreifen konnte. Hinter diesen folgte Hassan mit Mirza Selim Agha bei dem Kamele, welches die beiden Frauen zu tragen hatte. Ich hielt mich zu Halef, und den Schluß bildete der Engländer, welcher mit stolzer, unternehmender Miene die Männer beaufsichtigte, mit

deren Hilfe er die Trümmer Babylons zwingen wollte, ihm ihre verborgenen Schätze auszuliefern. Alwah saß auf einem Maultiere, und der arabische Diener war zurückgeblieben.

Ich hatte mir den jetzigen Ritt ganz anders gedacht. Das ganze Arrangement war ein verkehrtes. Vielleicht war ich selbst mit schuld daran, aber es war mir jetzt schwer geworden, eine Ansicht gehörig durchzusprechen. Meine Verwundung, die ich erst doch ganz gut überwunden zu haben schien, war nicht ohne Nachteil für mich geblieben, und zudem hatte ich mehr Sorge, Aufregung und Anstrengung gehabt, als einer meiner Begleiter. Ich fühlte mich körperlich sehr müde und geistig niedergeschlagen, ohne daß ich für dieses Akkablement eine Ursache hätte angeben können. Ich war ärgerlich über Hassan Ardschir und den Engländer, ohne zu bedenken, daß ich ihnen mit meiner eigenen Verdrießlichkeit vielleicht Ursache gegeben hatte, mich mit ihren Angelegenheiten weniger zu beschäftigen, als sie es vorher getan hatten. Dieser Zustand hatte, wie ich später erkennen mußte, seinen Grund in einer Inkubation, deren Ausbruch mir beinahe tödlich geworden wäre.

Wir zogen am Flusse hinauf, um über die obere Schiffbrücke zu reiten. Dort hielt ich an, um einen Blick auf die einstige Residenz Harun al Raschids zu werfen. Sie lag vor mir im Sonnenglanze, in all ihrer Pracht und Herrlichkeit, und doch auch wieder mit all den nicht zu verwischenden Spuren des Verfalles. Links vorn der Volksgarten, hinter welchem die Pferdebahn nach Norden geht, und weiter zurück die Quarantäneanstalt. Dann das hoch emporragende Kastell und das Gouvernementgebäude, welches seinen Fuß in die Fluten des Tigris taucht. Rechts die meist von Agil-Arabern bewohnte Vorstadt mit der Medresse Mostansir, dem einzigen Bauwerke, welches dieser älteste, vom Kalifen Manssur gegründete Stadtteil in die Gegenwart mit herübergenommen hat. Und hinter diesen Gebäuden dehnte sich eine unabsehbare Häusermasse, überragt von stilvollen Minarehs und den glasierten Kuppeln von wohl hundert Moscheen. Über diesem Häusermeere wallte hier und da die schön gezeichnete Krone einer Palme, deren Grün

wohltuend den Staub- und Dunstschleier durchbricht, welcher stets über der Stadt der Kalifen lagert.

Hier an diesem Orte begrüßte Manssur jene Gesandtschaft des Frankenkönigs Pipin des Kleinen, welche kam, um mit ihm zu verhandeln gegen die in Spanien so gefürchteten Ommejaden. Hier lebte der berühmte Harun al Raschid an der Seite der schönen Zobeïde, welche mit ihm die gleiche Frömmigkeit und die gleiche verschwenderische Prachtliebe teilte. Sie pilgerten wiederholt nach Mekka und ließen den ganzen Weg dorthin mit den kostbarsten Teppichen belegen. Wo aber ist heute der kostbare, goldene Baum mit seinen Diamant-, Smaragd-, Rubinen-, Saphir- und Perlenfrüchten, welcher den Thron Haruns beschattete? – Dieser Kalif wurde Al Raschid {eigentlich Er Reschid, der Gerechte} genannt, und doch war er ein hinterlistiger Tyrann, welcher den abscheulichsten Meuchelmord an seinem treuen Vezier Djafer beging, seine Schwester nebst deren Kind lebendig einmauern ließ und die edle Familie der Barmekiden abschlachtete. Der Schimmer, welchen die Märchen von »Tausend und eine Nacht« um ihn verbreiteten, ist Trug, denn die Geschichte hat längst nachgewiesen, daß der wirkliche Harun ein anderer als der Harun der Sage ist. Von seinem Volke vertrieben, flüchtete er sich nach Rakka und starb in Rhages in Persien. Begraben liegt er unter goldenem Kuppeldache in Meschhed in Khorassan; Zobeïde aber, die Verschwenderin von Millionen, ruht am Wüstensaume in einem verwahrlosten Gottesacker unter einem Grabmale, welches die Jahrhunderte zerrissen und zerbröckelt haben. – Hier lebte auch der Kalif Maamun, welcher die Göttlichkeit des Koran leugnete und die »ewige Vernunft« anbetete. Unter ihm floß der Wein in Strömen, und unter seinem Nachfolger Motassim wurde es noch ärger. Er baute in öder, nackter Gegend die Residenz Samarra, allerdings ein Paradies, aber an diesem Paradiese wurde der Staatsschatz ganzer Herrschergeschlechter vergeudet. Hier wurde die gemeinste Sinnlichkeit zur Ekstase getrieben, und während man den freundlichen Blick einer Sirene mit einem ganzen Vermögen bezahlte, mußten die Untertanen am Nötigsten darben. Dem Statthalter des Pro-

pheten Mutawakkil genügte auch dieses nicht; er baute sich eine neue Residenz, und um etwas noch nie Dagewesenes zu leisten, sollte das Balkenwerk aus dem alten, weitberühmten »Baum des Zoroaster« geschnitten werden. Dieser Baum, eine riesige Zypresse, stand bei Tus in Khorassan. Vergebens war das Flehen der Magier und Priester der Sonnenlehre. Sie boten die unglaublichsten Summen, um das ihnen heilige Wahrzeichen ihres Glaubens zu retten; aber vergebens. Der Baum wurde umgehauen. Man schleifte seine Teile den ungeheuren Weg zum Tigris hinab und gelangte daselbst grad in dem Augenblick an, als Mutawakkil von seiner türkischen Leibwache ermordet wurde.

Mit ihm war der Glanz der Kalifen erblichen, und der Ruhm der »Stadt des Heiles« erlosch immer mehr. Bagdad soll damals 100.000 Moscheen, 80.000 Bazarhallen, 60.000 Bäder, 12.000 Mühlen, ebensoviele Karawanserais und zwei Millionen Einwohner besessen haben. Welch ein Unterschied gegen das heutige Bagdad! Schmutz, Staub, Trümmer und Lumpen überall. Sogar die Brücke, auf welcher ich hielt, war defekt, und ihr elendes Flechtwerkgeländer hing in Fetzen herab. Statt »Dar ul Kalifet« oder »Dar us Sallam« wäre die Stadt jetzt viel treffender »Dar et Taun« {Haus der Pest} zu nennen. Trotz des heute noch prächtigen Anblickes, den sie bietet, besteht der dritte Teil des innerhalb der Stadtumwallung liegenden Terrains aus Friedhöfen, Pestfeldern, Sumpflachen und modrigem Häuserschutt, wo der Aasgeier mit anderem Gelichter sein Wesen treibt. Die Pest stellt sich alle fünf oder sechs Jahre ein und fordert ihre Opfer stets nach Tausenden. Der Moslem zeigt auch solchen Fällen gegenüber seine unheilbringende Indolenz. »Allah sendet es; wir dürfen nichts dagegen tun,« sagt er. Bei der so entsetzlichen Epidemie des Jahres 1831 gab sich der Vertreter Englands alle Mühe, zur Steuerung der Seuche umfassende Vorkehrungen zu treffen; da aber erhoben sich die Mullahs gegen ihn, und er wurde durch das Argument, daß sein Beginnen gegen den Koran sei, in die Flucht geschlagen. Die Folge davon war, daß jeder einzelne Tag bis an dreitausend Pestleichen forderte. Dazu kam der Verfall der Kanäle, infolge-

dessen in einer einzigen Nacht mehrere Tausend Häuser über ihren Bewohnern zusammenbrachen.

Bei diesen Gedanken war es mir, als ob auch mich das Kontagium ergriffen habe. Trotz der Hitze überlief es mich kalt. Ich schüttelte mich und ritt den Andern schnell nach, um aus der Stadt und meinen Gedanken fortzukommen.

Zwischen der Straße nach Basra links und derjenigen nach Deir rechts kamen wir an Ziegeleien und an dem Grabmale der Zobeide vorüber, passierten den Oschach-Kanal und befanden uns nun im freien Felde. Um Hilla zu erreichen, hatten wir den schmalen Isthmus zu durchschneiden, welcher den Euphrat von dem Tigris trennt. Hier stand noch zu Ende des Mittelalters Garten an Garten; da wehten die Palmen, da dufteten die Blumen, da glänzten die herrlichsten der Früchte am blätterreichen Geäst. Jetzt gilt hier Uhlands Wort: »Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand.« Die lebenspendenden Kanäle sind vertrocknet und scheinen nur vorhanden zu sein, um räuberischen Beduinen zum Schlupfwinkel zu dienen.

Die Sonne brannte noch immer heiß hernieder, und die Luft schien die Spuren der Todeskarawane zu tragen, welche gestern hier vorübergeschlichen war. Ich hatte die Empfindung, als befände ich mich in einem ungelüfteten Krankensaale, welcher von Pockenbehafteten angefüllt ist. Und das war nicht etwa Einbildung, sondern auch Halef machte diese Bemerkung, und der Engländer schnüffelte mit seiner Beulennase höchst übelwollend in der stagnierenden Atmosphäre umher.

Hier oder da überholten wir einen alten Pilger, welcher sich in Kerbela begraben lassen wollte und ermüdet zurückgeblieben war, oder eine Gruppe von Aliisten, welche einem armen Maultiere mehrere Tote aufgebürdet hatten; das Tier keuchte schwitzend vorwärts, die Männer schritten mit zugehaltenen Nasen zur Seite, und hinter ihnen strömte der Todeshauch der Verwesung auf uns ein.

Am Wege saß ein Bettler; er war vollständig nackt – bis auf einen schmalen Schurz, welcher um seine Lenden gegürtet war. Er hatte seinem Leide um den ermordeten Hossein in

höchst widerlicher Weise Ausdruck gegeben: die Schenkel und Oberarme waren mit spitzigen Messern durchstoßen, und in die Unterarme, Waden, in den Hals, durch Nase, Kinn und Lippen hatte er von Zoll zu Zoll lange Nägel getrieben; an den Hüften und im Unterleibe bis herauf zu den Hüften hingen, in das Fleisch eingebohrt, eiserne Haken, an denen schwere Gewichte befestigt waren; alle andern Teile seines Körpers waren mit Nadeln bespickt, und in die nackt rasierte Kopfhaut hatte er lange Streifen geschnitten; durch jede Zehe und jedes Fingerglied war ein Holzpflöck getrieben, und es gab an seinem ganzen Körper keine pfenniggroße Stelle, welche nicht eine dieser schmerzhaften Verwundungen aufzuweisen hatte. Bei unserm Nahen erhob er sich und mit ihm ein ganzer Schwarm von Fliegen und Mücken, welche den über und über blutrünstigen Menschen bedeckten. Der Kerl war entsetzlich anzusehen.

»Dirigha Allah, waj Mohammed! Dirigha Hassan, Hossein!« kreischte er mit widerlicher Stimme und streckte bettelnd uns beide Hände entgegen.

Ich hatte in Indien Büßer gesehen, welche sich auf die fabelhaftesten Weisen Schmerzen verursachten, und mit ihnen immer Mitleid gefühlt; diesem fanatisch dummen Menschen aber hätte ich wahrhaftig lieber eine Ohrfeige als ein Almosen gegeben, denn neben dem Grauen, welches sein ekelhafter Anblick erweckte, konnte ich auch den Unverstand nicht ertragen, welcher so scheußliche Martern ersinnt, um den Todestag eines doch nur sündhaften Menschen zu begehen. Und dabei hält sich ein solcher Mensch für einen Heiligen, dem nach dem Tode der oberste Rang des Paradieses sicher ist, und der auch bereits hier auf der Erde neben reichlichen Almosen die demütigste Verehrung zu beanspruchen hat.

Hassan Ardschir-Mirza warf ihm einen goldenen Doman zu.

»Hasgadag Allah – Gott segne dich!« rief der Kerl, die Arme wie ein Priester erhebend.

Lindsay griff in die Tasche und gab ihm einen Gersch zu zehn Piaster.

»Subhalan Allah – gnädiger Gott!« sagte der Unhold schon weniger höflich, denn er stellte Allah und nicht Lindsay als Geber hin.

Ich zog einen Piaster hervor und warf ihm denselben vor die Füße. Der schiitische »Heilige« machte zuerst ein erstauntes Gesicht, dann aber ein sehr zorniges.

»Azdar – Geizhals!« rief er, und dann fügte er mit der Gebärde des Abscheues und mit außerordentlicher Schnelligkeit hinzu: »Azdari, pendsch Azdarani, deh Azdarani, hezar Azdarani, lek Azdarani – du bist ein Geizhals, du bist fünf Geizhälse, du bist zehn Geizhälse, du bist hundert Geizhälse, du bist tausend Geizhälse, du bist hunderttausend Geizhälse!«

Er trat meinen Piaster mit Füßen, spie darauf und zeigte eine Wut, vor welcher man sich unter andern Umständen hätte fürchten müssen.

»Sihdi, was heißt Azdar?« fragte mich Halef.

»Geizhals.«

»Allah 'l Allah! Und wie heißt ein recht dummer, alberner Mensch?«

»Bisaman.«

»Und ein recht grober Flegel?«

»Dschaf.«

Da drehte sich der kleine Hadschi zu dem Perser hin, hielt ihm die flache Hand emporgerichtet entgegen, wischte sie am Beine ab, eine Gebärde, welche für die größte Beleidigung gilt, und rief:

»Bisaman, Dschaf, Dschaf!«

Auf diese Worte öffneten sich die rhetorischen Schleusen des Schiiten auf eine Art und Weise, daß wir alle Reißaus nahmen. Der »heilige Märtyrer« befand sich im Besitze von Schimpfwörtern und Drastika, welche man unmöglich wiedergeben kann. Wir beugten uns vor seiner Überlegenheit und ritten weiter.

Die Luft, in welcher wir uns bewegten, wurde nicht besser. Wir konnten ganz genau die Spuren der Todeskarawane erkennen, und weithin zur Seite zeigten zahlreiche Fuß- und Hufeindrücke, daß die militärische Eskorte, welche ihr von

Bagdad aus zur Schutzwehr gegen Räuber mitgegeben wird, sich der Ausdünstung der Särge wegen in vorsichtiger Entfernung gehalten hatte.

Ich schlug Hassan Ardschir vor, den Karawanenweg zu verlassen und in genügender Entfernung parallel mit ihm zu reiten; aber er ging nicht darauf ein, da es ein großes Verdienst der Pilger sei, in dem »Odem der Abgeschiedenen« zu reisen. Zum Glück erreichte ich wenigstens so viel, daß wir, als wir abends an einen Khan gelangten, in welchem der Pilgerzug gerastet hatte, dort nicht übernachteten, sondern entfernt davon in einem breiten Kanale unser Lager aufschlugen.

Wir befanden uns in einer gefährlichen Gegend und durften uns vom Lager nicht entfernen. Bevor wir alle uns schlafen legten, wurde beschlossen, morgen in einem Eilritte die Karawane zu überholen, Hilla zu erreichen und am »Turm zu Babel« das Nachtlager aufzuschlagen. Dann wollte Hassan Ardschir die Leichenkarawane vorüberlassen, um sie später wieder zu erreichen, während wir Andern seine Rückkehr erwarten sollten.

Ich war sehr müde und fühlte einen dumpfen, bohrenden Schmerz im Kopfe, obgleich ich Kopfschmerzen sonst niemals ausgesetzt gewesen bin. Es war, als ob ein Fieber im Anzuge sei, und daher nahm ich eine Dose Chinoidin, welches ich mir nebst einigen andern auf der Reise notwendigen Medikamenten in Bagdad gekauft hatte. Ich konnte trotz der Müdigkeit lange keine Ruhe finden, und als ich endlich einschlief, wurde ich von häßlichen Traumbildern beunruhigt, welche mich immer wieder weckten. Einmal war es mir, als hörte ich den gedämpften Schritt eines Pferdes, aber ich lag noch halb im Schlummer und glaubte, es sei noch im Traume.

Endlich trieb mich die Unruhe vom Lager empor, und ich trat vor das Zelt. Der Tag begann zu grauen; im Osten lichtet sich bereits der Horizont, und in jenen Gegenden dauert es nur kurze Zeit bis zur vollen Helle. Ich musterte den Gesichtskreis und bemerkte nach Morgen hin einen Punkt, welcher sich schnell vergrößerte. Schon in zwei Minuten konnte ich einen Reiter erkennen, der sich uns schnell näherte. Es

war – Mirza Selim Agha. Sein Pferd dampfte, als er absprang; er selbst aber schien sehr verlegen, als er mich bemerkte. Er grüßte kurz, hing sein Pferd an und wollte dann an mir vorüber.

»Wo warst du?« fragte ich ihn kurz, aber nicht unfreundlich.

»Was geht es dich an!« antwortete er.

»Sehr viel. Männer, welche in einer so schlimmen Gegend miteinander reisen, sind sich Auskunft schuldig.«

»Ich habe mein Pferd geholt.«

»Wo war es?«

»Es hatte sich losgerissen und war entflohen.«

Ich trat hinzu und untersuchte den Strick.

»Diese Fessel hat keinen Riß erlitten!«

»Der Knoten hatte sich gelöst.«

»Danke Allah, wenn der Knoten, den man einmal um deinen Hals legen wird, auch nicht besser hält!«

Ich wollte mich von ihm wenden, aber er trat hart an mich heran und fragte:

»Was sagst du? Wie meinst du das? Ich verstehe dich nicht.«

»So denke darüber nach!«

»Halt, du darfst so nicht fortgehen; du mußt mir sagen, was du mit deinen Worten gewollt hast!«

»Ich wollte dich an den Kirchhof der Engländer in Bagdad erinnern.«

Er verfärbte sich ein wenig, hatte sich aber so in der Gewalt, daß er in ruhigem Tone sagen konnte:

»Der Kirchhof der Engländer? Was geht er mich an? Ich bin kein Inglis. Du aber sprachst von einem Strick um meinen Hals. Ich habe mit dir nichts zu schaffen und werde es Hassan Ardschir-Mirza sagen. Dieser mag dich unterweisen, wie du mich zu behandeln hast.«

»Sage es ihm oder sage es ihm nicht, das ist mir gleichgültig, denn ich werde dich auf alle Fälle so behandeln, wie du es verdienst.«

Unsere laute Unterredung hatte die Schläfer geweckt. Die

Vorbereitungen zum Aufbruche waren getroffen, und dann setzten wir im Kurierschritte unsere Reise fort. Ich sah während des Rittes Selim Agha sehr eifrig auf Hassan Ardschir einsprechen, und bald darauf blieb dieser bei mir zurück.

»Emir, erlaubst du mir, mit dir über Selim zu reden?« fragte er.

»Ja.«

»Du liebst ihn nicht?«

»Nein.«

»Aber du möchtest ihn doch nicht beleidigen!«

»Er hat die Beleidigung hingenommen, ohne sich zu verteidigen; ich habe ihm also kein Unrecht getan.«

»Ist es ein Grund, aufgehangen zu werden, wenn einem sein Pferd fortläuft?«

»Nein. Aber ein Grund zum Gehängtwerden ist es, wenn einer fortreitet, um mit Leuten zu verkehren, welche seine Gefährten überfallen sollen.«

»Emir, ich habe schon bemerkt, daß deine Seele krank und dein Leib müde ist; darum sieht dein Auge alles schwarz, und deine Rede ist bitter wie die Medizin der Aloë. Du wirst wieder gesund werden und deinen Irrtum erkennen, denn dein Urteil ist gerecht gewesen, so lange ich dich kenne. Selim ist mir treu gewesen seit vielen Jahren; er wird es bleiben, bis Allah ihn von der Erde beordert.«

»Und sein Schleichen nach dem Kirchhofe der Engländer?«

»War ein Zufall; er hat es mir vorhin erzählt. Der Abend war so schön, und er ging spazieren; er kam zum Friedhofe, ohne zu wissen, daß sich Leute dort befanden. Es waren friedliche Wanderer, welche von Räubern erzählten und dabei allerdings auch von Beute sprachen. Ich habe dir bereits gesagt, daß mich dies nicht irre machen kann.«

»Glaubst du wirklich, daß ihm heut sein Pferd entflohen ist?«

»Ich zweifle nicht daran.«

»Und glaubst du, daß Selim Agha der Mann ist, ein entflohenes Pferd im Dunkeln zu finden?«

»Warum nicht?«

»Auch wenn es sehr weit entwichen ist? Das Tier war ganz mit Schaum und Schweiß bedeckt.«

»Er hat es zur Strafe sehr scharf angestrengt. Ich bitte dich, ihn besser zu beurteilen, als bisher!«

»Das soll gern geschehen, wenn er sich bestrebt, weniger heimlich zu tun, als bisher.«

»Ich werde es ihm befehlen. Du aber bedenke, daß der Mensch sich irrt; nur Allah allein ist allwissend!«

Mit dieser Ermahnung schloß er unsere Unterhaltung.

Was sollte ich tun, oder vielmehr, was konnte ich tun? Ich war vollständig überzeugt, daß dieser Selim irgend eine Spitzbüberei im Schilde führte; ich war überzeugt, daß er heut nacht mit den Männern zusammengekommen war, mit denen er im Friedhof der Engländer gesprochen hatte. Wie aber wollte ich das beweisen? Ich war matt; ich hatte das Gefühl, als ob meine Knochen marklos und hohl geworden seien, und als ob mein Kopf eine große Trommel sei, auf welcher dumpf gewirbelt würde; ich merkte, daß meine Willenskraft langsam schwand und ich gleichgültig gegen Dinge ward, die sonst meine ganze Tatkraft herausgefordert hätten. Daher nahm ich auch die Bitte Hassan Ardschirs, welche einer Zurechtweisung ähnlicher war als einer Anerkennung, gleichmütig hin und nahm mir nur vor, im Stillen so viel wie möglich auf der Hut zu sein.

Unsere Tiere trugen uns schnell über den ebenen Boden dahin. Die Pilger, an denen wir vorüber kamen, mehrten sich; die *Odeurs sans parfum* wurden immer unerträglicher, und noch am Vormittage sahen wir die lange Linie der Karawane am westlichen Horizonte auftauchen.

»Umreiten wir sie?« fragte ich.

»Ja,« antwortete Hassan, und auf einen Wink von ihm bog der Führer zur Seite, um uns aus der Spur des Zuges zu bringen.

Bald befanden wir uns allein im freien Felde, und die Luft war reiner geworden, und wir atmeten sie mit Wonne ein. Der schnelle Ritt hätte mir gefallen können, wenn uns nicht so sehr viele Gräben und Kanäle den Weg versperrt hätten. Bei mei-

nem Kopfschmerze verursachte mir das Passieren dieser Hindernisse nicht geringe Pein, und ich war froh, als wir gegen Mittag absaßen, um die größte Tageshitze vorübergehen zu lassen.

»Sihdi,« sagte Halef, der mich immer beobachtet hatte, »dein Angesicht ist grau, und deine Augen haben einen Ring; ist dir sehr unwohl?«

»Nur Kopfschmerz. Gib mir Wasser aus dem Schlauche und die Essigflasche!«

»Ich wollte, ich könnte diesen Schmerz in meinen Kopf nehmen!«

Der gute Halef! Er ahnte nicht, was ihm selbst auch bevorstand. Wäre mein Rih nicht ein so ausgezeichnetes Pferd gewesen, so hätte ich den Ritt nicht aushalten können und mich vor der alten »Aloë« schämen müssen, die wie ein ungarischer Tzikos ritt, was ich dieser persischen Huldgöttin gar nie zuge-
traut hätte.

Endlich, am späten Nachmittag, sahen wir zu unserer rechten Hand die Ruine El Himaar vor uns auftauchen; sie liegt nur wenig über eine Meile von Hilla entfernt. Bald erschien der vor El Mudschellibeh stehende Höhenzug und südlicher die Amran-Ibn-Ali-Stätte; wir gelangten durch die am linken Euphratufer liegenden Gärten von Hilla und ritten über eine höchst unzuverlässige Schiffbrücke in das Städtchen. Dasselbe ist berüchtigt durch sein Ungeziefer, seine selbst für den Orient grenzenlose Unreinlichkeit und seine bis zur Tollheit fanatische Bevölkerung. Wir hielten uns nur so lange auf, als nötig war, um anderthalb Schock am Wege sitzende Bettler summarisch zu befriedigen, und eilten dann weiter, dem Birs Nimrud {Turm des Nimrod}, dem babylonischen Turm zu, der dritt-
halb Wegstunden im Südwesten von Hilla liegt. Da diese Stadt ungefähr die Mitte des noch vorhandenen Ruinenfeldes einnimmt, so kann man sich eine Vorstellung von der ungeheuren Ausdehnung des alten Babel machen.

Die Sonne neigte sich dem Horizonte zu, als wir neben der Ruine Ibrahim Chalil den Birs Nimrud aufsteigen sahen, umgeben von Sumpf- und Wüstenland. Die Ruine des Turmes

mag heut eine Höhe von höchstens fünfzig Meter haben, und auf ihr sieht man einen vereinzelt Pfeilerschaft, der etwas über zehn Meter hoch die Umgebung beherrscht. Er ist der einzige noch aufrechtstehende Rest der »Mutter der Städte«, wie Babel genannt wurde, doch auch bereits durch einen tiefen Riß in der Mitte gespalten, und wieder mußte ich an Uhland denken:

»Nur eine hohe Säule
Zeugt von verschwundner Pracht;
Auch diese, schon geborsten,
Kann stürzen über Nacht.«

Wir machten am Fuße der Ruine halt, und während die Andern ihre Vorbereitung zum Abendimbiß trafen, stieg ich empor zur Plattform, um einen Blick auf die Umgebung zu werfen. Einsam stand ich hier oben; die Sonne hatte den Horizont erreicht, und ihre Strahlen nahmen Abschied von den Trümmern einer versunkenen Riesenstadt.

Was war dieses Babel gewesen?

Am Euphrat gelegen und von demselben in zwei Teile geschieden, hatte die Stadt nach Herodot einen Umfang von 480 Stadien, also von sechzehn Meilen. Sie wurde eingefaßt von einer 50 Ellen dicken und 200 Ellen hohen Mauer, die zur Verteidigung in gewissen Zwischenräumen mit Türmen versehen war und außerdem noch von einem breiten tiefen Wassergraben geschützt wurde. Hundert Tore von Erz führten durch diese Mauer in die Stadt, und von jedem dieser Tore ging eine gerade Straße nach dem gegenüberliegenden, so daß Babel also in ganz regelmäßige Vierecke eingeteilt war. Die drei bis vier Stock hohen Häuser waren von Backsteinen erbaut, die untereinander mit Erdharz verkittet wurden. Die Gebäude hatten prachtvolle Fassaden und wurden durch freie Räume voneinander getrennt. Das Häusermeer wurde von freien Plätzen und prachtvollen Gärten angenehm unterbrochen, in denen sich die zwei Millionen Einwohner lustwandelnd ergehen konnten.

Auch die beiden Seiten des Stromes waren von hohen, starken Mauern eingefast, durch deren eherne Wassertore, welche des Nachts geschlossen wurden, man gehen mußte, wenn man per Schiff von dem einen Ufer zu dem andern kommen wollte. Über den Fluß führte außerdem eine herrliche Brücke, welche eine Breite von 30 Fuß besaß und nach Strabo eine Stadien, nach Diodor aber eine Viertelstunde lang war. Ihr Dach konnte abgenommen werden. Um bei der Erbauung derselben den Strom abzuleiten, war im Westen der Stadt ein See von 12 Meilen Umfang und von 75 Fuß Tiefe ausgegraben worden, in welchen man den Euphrat leitete. Dieser See wurde auch später beibehalten; er hatte die Wasser der Überschwemmungen aufzunehmen und bildete ein ungeheures Reservoir, aus welchem man bei großer Dürre mittels Schleusen die Felder bewässerte.

An jedem Ende der Brücke stand ein großer Palast; beide waren durch einen unterirdischen Gang verbunden, der unter dem Euphrat hinlief, wie z.B. der Tunnel unter der Themse. Die hervorragendsten Gebäude der Stadt waren: das alte Königsschloß, über eine Meile im Umfange, der neue Palast, mit dreifachen Mauern umgeben und zahllosen Bildhauerarbeiten geschmückt, und die hängenden Gärten der Semiramis. Diese bildeten ein Quadrat von 160.000 Quadratfuß Flächenraum und wurden von einer 22 Fuß dicken Mauer umgeben. Auf großen, gewölbten Bogen erhoben sich amphitheatralisch angelegte Terrassen, zu denen man auf 10 Fuß breiten Stufen gelangte. Die Plattformen dieser Terrassen waren mit 16 Fuß langen und 4 Fuß breiten Steinen belegt, um kein Wasser hindurch zu lassen; auf den Steinen war eine dicke Lage verkittetes Rohr, dann zwei Reihen gebrannter Ziegel, welche mit Harz gut verbunden waren, und dann hatte man das Ganze noch mit Blei bedeckt, auf dem man die beste Pflanzenerde so hoch aufgeschüttet hatte, daß die stärksten Bäume bequem Wurzel schlagen konnten. Auf der obersten Terrasse befand sich ein Brunnen, der das nötige Wasser in Fülle aus dem Euphrat sog und über die Gärten ergoß. In den Hallen einer jeden Terrasse hatte man prächtige, zur Nachtzeit illuminierte Gartensäle an-

gebracht, in denen man den Duft der köstlichen Blumen und die herrlichste Aussicht auf die Stadt und deren Umgebung genießen konnte.

Das hervorragendste Gebäude Babels aber war der Baalturm, von welchem uns die Bibel 1. Mos. 11 berichtet. Die heilige Schrift gibt keine genaue Höhe an; sie sagt nur: »dessen Spitze bis an den Himmel reicht«. Die Talmudisten behaupten, der Turm sei 70 Meilen hoch gewesen; nach orientalischen Traditionen war er 10.000 Klafter, nach anderen Überlieferungen 25.000 Fuß hoch, und es soll eine Million Menschen zwölf Jahre lang daran gearbeitet haben. Das ist natürlich übertrieben. Die Wahrheit ist, daß sich allerdings mitten aus dem großen Tempel des Baal ein Turm erhoben hat, dessen Basis ungefähr tausend Schritte im Umfange hatte, während seine Höhe 6–800 Fuß betrug. Er bestand aus acht übereinander stehenden Abteilungen, von denen immer die höhere eine kleinere Grundfläche hatte, als diejenige, von welcher sie getragen wurde. Durch einen achtmal um den Turm führenden Stiegengang gelangte man auf die Höhe des Bauwerkes. Jede einzelne Abteilung enthielt große, gewölbte Hallen, Säle und Gemächer, deren Bildsäulen, Tische, Sessel, Gefäße und andere Gerätschaften von massivem Golde waren. Im untersten Stockwerke stand die Bildsäule des Baal, die tausend babylonische Talente wog, also einen Wert von mehreren Millionen Taler besaß. Das oberste Stockwerk trug ein Observatorium, auf dem die Astronomen und Sterndeuter ihre Beobachtungen machten. Xerxes beraubte den Turm aller Schätze, welche nach Diodorus 6.300 Talente in Gold betragen haben sollen.

Hierzu sagt die morgenländische Mythe noch, daß sich in dem Bauwerke ein Brunnen befunden habe, der grad so tief gewesen sei, wie der Turm hoch war. In diesem Brunnen sind die gefallenen Engel Warud und Marud mit Ketten an den Füßen aufgehangen, und in seiner Tiefe liegt die Lösung aller Zauberei verborgen.

Das war Babel. Und jetzt – – !

Hier am Birs Nimrud dachte ich mich in die Heimat, in die stille Stube zurück, mit der aufgeschlagenen Bibel vor mir. Wie

oft hatte ich die Weissagung Jeremias gelesen, welche wie Po-saunenschall über das von Gott gerichtete Sinear erklang! An den Wassern Babylons, am Ufer des Euphrat und an den Rändern der Seen und Kanäle saßen die heimatlosen Söhne Abrahams; ihre Psalter und Saitenspiele hingen stumm an den Weiden, und ihre Tränen flossen zum Zeichen der Buße ob ihrer Sünden. Und wenn eine der Harfen erklang, so ertönte sie vor Sehnsucht nach der Stadt, die das Heiligtum Jehovahs barg, und der Schluß des Klageliedes war: »Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von denen mir Hilfe kommt.« Und der Herr erhörte das Gebet. Es erklang die gewaltige Stimme Jeromijahus aus Anathot, den wir Jeremias nennen, und das weinende Volk lauschte seinen Worten:

»Dies ist das Wort des Herrn wider Babel und das Land der Chaldäer: Es ziehet von Mitternacht ein Volk herauf, das ihr Land zur Wüste machen wird; es hat Bogen und Schild und ist grausam und unbarmherzig; sein Geschrei ist wie das Brausen des Meeres. Fliehet aus Babel, damit ein jeder seine Seele errette, denn es ist ein Kriegsgeschrei im Lande und großer Jammer. Es spricht der Herr Zebaoth: Siehe, ich will den König zu Babel heimsuchen; rüstet euch wider Babel; jauchzet über sie um und um; ihre Grundfesten sind gefallen, und ihre Mauern abgebrochen. Kommt her gegen sie; öffnet ihre Kornhäuser, erwürgt alle ihre Rinder, belagert sie, und lasset keinen entfliehen. Sie hat wider den Herrn gehandelt, darum sollen ihre Männer fallen und ihre Krieger untergehen zu derselben Zeit. Schwert soll kommen über Babel und seine Fürsten, über die Weissager und Starken, über Rosse und Wagen und über den Pöbel, der darinnen ist. Gleichwie Gott Sodom und Gomorrha umgekehrt hat, so soll auch Babel zum Steinhaufen werden, und ihre Stätte zur Wüste!«

Und nun ich hier oben auf der Ruine stand, konnte ich sehen, in wie schrecklicher Weise sich das Wort des Herrn erfüllt hatte. Mit 600.000 Streitern zu Fuß, 120.000 Reitern und mit 1.000 Sichelwagen, ungezählt noch Tausende von Kamelreitern, kam Cyrus und eroberte die Stadt trotz ihrer festen Lage und trotzdem sie auf 20 Jahre mit Lebensmitteln verse-

hen war. Später ließ Darius Hystaspes die Mauern niederreißen, und Xerxes entblößte sie von allen ihren Schätzen. Als der große Alexander nach Babylon kam, wollte er den Turm wieder herstellen; er stellte allein zur Wegräumung der Trümmer und des Schuttes 10.000 Arbeiter an, doch mußte seines plötzlichen Todes wegen der Plan aufgegeben werden. Seit dieser Zeit verfiel die Riesenstadt immer mehr und mehr, so daß heut von ihr nichts mehr zu sehen ist, als ein verwittertes Backsteinchaos, in dem sich selbst das scharfe Auge des Forschers nicht zurechtfinden kann.

Rechts vom Turme sah ich die Straße, welche nach Kerbela, und links von ihm die, die nach Meschhed Ali führt. Grad im Norden lag Tahmasia und hinter den westlichen Wallruinen der Dschebel Menawiéh. Ich wäre gern noch länger hier oben geblieben, aber die Sonne war jetzt verschwunden, und die Kürze der Dämmerung trieb mich hinab zu den Gefährten.

Das Frauenzelt war aufgeschlagen worden, und außer Lindsay und Halef hatten sich alle zur Ruhe gelegt. Der letztere hatte mich noch bedienen wollen, und der erstere hegte die Absicht, sich über die Disposition für die nächsten Tage mit mir zu verständigen. Ich vertröstete ihn auf den folgenden Morgen, wickelte mich in meine Decke und versuchte, einzuschlafen. Es ging nicht, denn eine fieberhafte Aufregtheit ließ mich höchstens zu einem durch öftere Pausen unterbrochenen Halbschlummer kommen, der mich nicht stärkte, sondern nur noch mehr ermüdete.

Gegen Morgen schüttelte mich ein starker Frost, der mit fliegender Hitze wechselte; ein eigentümlicher Schmerz zuckte mir durch die Glieder, und trotz der Dunkelheit war es mir, als wenn meine Umgebung sich wie ein Karussell rings um mich drehe. Noch dachte ich nur an ein Fieber, welches sich bald legen werde, und nahm eine weitere Dosis Chinoidin, worauf ich in einen dumpfen Zustand verfiel, der eher Betäubung als Schlaf zu nennen war.

Als ich aus demselben erwachte, herrschte bereits reges Leben um mich her. Es war zu meinem Erstaunen neun Uhr vormittags, und eben sah man die Leichenkarawane von Hilla her

geteilt an uns vorüber ziehen, ein Teil davon nach Kerbela und der andere nach Meschhed Ali. Halef bot mir Wasser und Dateln an. Ich konnte einige Schlücke trinken, aber keinen Bissen essen. Ich befand mich in einem Zustande, welcher einem recht starken Katzenjammer glich, was ich sehr wohl zu beurteilen verstand, da ich während meiner Schülerzeit leider auch einige Male mich in jener hochelegischen Morgenstimmung befunden hatte, welche Viktor Scheffel, der Dichter des *Gau-deamus*, mit den Worten beschreibt:

»Ein mildes Kopfweh, erst der letzten Nacht entstammt,
Durchsäuselte die Luft mit mattem Flügelschlag,
Und ein Gefühl von Armut lag auf Berg und Tal.«

Ich wandte alle Kraft auf, diesen Zustand zu bemeistern, was mir, wenigstens einstweilen, auch leidlich gelang, und ich konnte mich sogar mit Hassan Ardschir-Mirza besprechen, welcher aufbrechen wollte, sobald der größte Teil der Nachzügler vorüber sei. Ich bat ihn dringend, sehr vorsichtig zu sein und seine Waffen stets bereit zu halten. Er stimmte bei mit einem leisen Lächeln und versprach, am 15. oder 16. Muharrem wieder hier an derselben Stelle einzutreffen. Gegen Mittag brach er auf. Beim Abschiede winkte Benda, welche bereits auf dem Kamele saß, mich näher zu sich heran.

»Emir, ich weiß, daß wir uns wiedersehen,« sagte sie, »obgleich du so große Besorgnis hegest. Aber um dich zu beruhigen, magst du mir eine Bitte erfüllen: – leihe mir deinen Dolch, bis ich wieder zurückkehre!«

»Du sollst ihn haben. Hier!«

Es war der Schambijah, den mir Eslah el Mahem gegen meinen Dolch geschenkt hatte, und auf dessen Klinge die Worte standen: »Nur nach dem Siege in die Scheide.« Ich wußte, daß das tapfere Mädchen keineswegs anstehen werde, sich nöthigenfalls mit demselben zu verteidigen.

Nachdem auch Selim Agha mir einige kurze, fast feindselig klingende Worte des Abschiedes zugerufen, ritt die kleine Kalkade davon, und wir blickten ihr nach, solange sie zu sehen

war. Dann aber war es auch mit meiner Kraft zu Ende. Halef schien dies eher als ich zu bemerken.

»Sihdi, du wankst ja!« rief er. »Dein Angesicht ist wie Scharlach. Zeige mir deine Zunge!«

Ich tat es.

»Sie ist ganz blau, Sihdi; du hast ein böses Isitma {Fieber}. Nimm Medizin, und lege dich!«

Ich mußte mich allerdings setzen, denn es wurde mir abermals so schwindelig, daß ich mich nicht aufrecht erhalten konnte. Jetzt begann ich, ernstlich Sorge zu bekommen, trank Essigwasser und machte auch einen Essigumschlag um den Kopf.

»Master,« meinte Lindsay, »Ihr könnt wohl nicht mit mir, um nach einem Platze zu suchen, wo ich graben kann.«

»Nein; ich kann nicht.«

»So werde ich hier bleiben.«

»Das ist nicht nötig. Ich habe ein Fieber, wie es auf Reisen oft vorkommt; Halef ist bei mir; Ihr könnt immer gehen, doch entfernt Euch nicht gar weit von hier, denn wenn Ihr auf Schiiten stößt, stehe ich für nichts.«

Er ging mit seinen Leuten ab, und ich schloß die Augen. Halef saß besorgt bei mir, um immer neuen Essig auf den Umschlag zu tröpfeln. Ich weiß nicht, wie lange ich gelegen hatte, als ich Schritte vernahm und gleich darauf in unserer unmittelbaren Nähe die barsche Frage hörte:

»Wer seid ihr?«

Ich öffnete die Augen. Vor uns standen drei wohl bewaffnete Araber zu Fuß, von deren Pferden nichts zu sehen war. Es waren wilde Gestalten und trotzige Gesichter, von denen man nichts Gutes zu erwarten hatte.

»Fremde,« antwortete Halef.

»Ihr seid keine Männer der Schia; zu welchem Stamme gehört ihr?«

»Wir kommen von weit jenseits Egypt herüber und gehören zu den Stämmen der Mugharibeh {Araber aus der westlichen Sahara}. Warum fragst du?«

»Du magst zu den Mugharibeh gehören; dieser Andere aber ist ein Franke. Warum steht er nicht auf?«

»Er ist krank; er hat das Fieber.«

»Wo sind die andern, die bei euch waren?«

»Nach Kerbela.«

»Auch der andere Franke, der bei euch war?«

»Der ist mit seinen Leuten in der Nähe.«

»Wem gehört dieser Rappe?«

»Diesem Effendi.«

»Gebt ihn her und auch eure Waffen!«

Er trat zu dem Pferde und faßte es am Zügel, aber das schien ein sehr gutes Mittel gegen das Fieber zu sein, denn im Nu war es verschwunden und ich stand auf den Füßen.

»Halt, sprecht zuvor erst auch ein Wort mit mir! Wer das Pferd anrührt, der bekommt eine Kugel!«

Der Mann trat hastig zurück und blickte ängstlich auf den Revolver, den ich ihm entgegenhielt. Hier, in der Nähe einer Stadt wie Bagdad, hatte er diese Art von Waffe wohl bereits kennen gelernt und fürchtete sie.

»Ich scherze nur,« sagte er.

»Scherze, mit wem du willst, nur nicht mit uns! Was willst du hier?«

»Ich sah euch und glaubte, euch dienen zu können.«

»Wo habt ihr eure Pferde?«

»Wir haben keine.«

»Du lügst! Ich sehe an den Falten deines Gewandes, daß du reitest. Woher weißt du, daß sich hier zwei Franken befinden?«

»Ich hörte es von den Pilgern, die euch getroffen haben.«

»Du lügst abermals. Wir haben keinem der Pilger gesagt, wer wir sind.«

»Wenn du uns nicht glaubst, so werden wir gehen.«

Sie zogen sich, allerdings mit lüsternen Blicken auf unsere Pferde und Waffen, zurück und verschwanden hinter dem Trümmerhaufen.

»Halef, du hast sehr unklug geantwortet,« sagte ich. »Komm,

wir wollen uns überzeugen, daß sie sich auch wirklich entfernen.«

Wir folgten den Fremden, aber nur langsam, denn nun kehrte, nachdem sich mein Zorn gelegt hatte, auch die Schwäche zurück, und mir wurde so wirr vor den Augen, daß ich kaum die nächsten Gegenstände scharf zu unterscheiden vermochte.

»Siehst du sie?« fragte ich, als wir hinter die Trümmer gekommen waren.

»Ja; dort draußen laufen sie nach ihren Pferden.«

»Wie viele Tiere sind es?«

»Drei. Aber siehst du sie denn nicht auch, Sihdi?«

»Nein; ich habe Schwindel.«

»Jetzt sitzen sie auf und reiten fort, im Galopp. Halt! Allah 'l Allah, da draußen hält ein ganzer Trupp, der auf sie zu warten scheint.«

»Araber?«

»Ich kann es nicht erkennen; es ist zu weit.«

»So laufe und hole dir mein Fernrohr!«

Während er zum Pferde rannte, gab ich mir Mühe, zu erforschen, wo ich die Stimme des Arabers, der uns angeredet hatte, schon einmal gehört hatte. Dieser rauhe, heisere Ton war mir bekannt. Da kehrte Halef zurück und wollte mir das Rohr geben, aber ein blutroter, wirbelnder Nebel lag mir vor den Augen und so mußte er die Beobachtung übernehmen. Es dauerte einige Zeit, bis er sich zurechtgefunden hatte, dann aber rief er:

»Perser sind es!«

»Ah! Kannst du ein Gesicht erkennen?«

»Nein. Jetzt sind sie von den andern erreicht, und nun reiten sie fort.«

»Sehr schnell und nach Westen. Nicht wahr?«

Halef bejahte, und ich nahm jetzt das Rohr. Der Schwindelanfall war vorüber.

»Halef,« sagte ich, »diese Perser sind die Verfolger Hassan Ardschir-Mirzas. Selim Agha ist mit ihnen im Bunde. Gestern in der Nacht, als er fort war, hat er sie aufgesucht, um ihnen zu

verraten, daß wir uns hier am Birs Nimrud trennen werden. Sie haben die drei abgesandt, um zu erfahren, ob Hassan Ard-schir aufgebrochen ist, und nun werden sie eilen, um ihn zu überfallen, ehe er in die Nähe von Kerbela kommt.«

»O, Sihdi, das ist schrecklich! Wir müssen ihnen nach!«

»Das versteht sich. Mache rasch die Pferde bereit!«

»Soll ich nicht den Engländer holen? Ich sah ihn die Richtung nach dem Orte einschlagen, den du Ibrahim Chalil nanntest.«

»So müssen wir auf ihn verzichten; wir würden zu viel Zeit verlieren. Mache schnell!«

Ich nahm das Rohr empor und sah sehr deutlich die Truppe nach Westen jagen. Dann riß ich ein Blatt aus meinem Merkbuche und schrieb einige Zeilen, um den Engländer von dem Geschehenen und meiner Absicht zu unterrichten. Ich riet ihm, den Birs Nimrud zu verlassen und unsere Rückkehr am Kanale Anana zu erwarten, da er hier am Turm einen Überfall zu erwarten gehabt hätte, wenn es mir nicht gelungen wäre, die Räuber davon abzubringen. Diesen Zettel steckte ich so in den Ziegelschutt, daß ihn Lindsay bei seiner Rückkehr sofort sehen mußte; dann saßen wir auf und jagten davon.

Es ist fast unglaublich, welche Macht der Geist über den Körper besitzt. Mein Unwohlsein war jetzt völlig verschwunden, mein Kopf war kalt und mein Blick ungetrübt. Wir erreichten den Pilgerweg; wir kamen an Nachzüglern vorüber, welche uns scheltend auswichen; wir flogen an Bettlern vorbei, deren flehende Gebärden wir gar nicht beachteten; wir kamen – ah, da lag ein gestürztes Maultier, welches verendet war, und dabei bemühten sich zwei Kerle, eine halbverfaulte Menschenleiche wieder in die aufgeplatzte Filzdecke zu wickeln. Das gab einen entsetzlichen Geruch; mich erfaßte ein unüberwindlicher Ekel, der mein Inneres wie eine Schraube packte und gegen den keine Beherrschung aufkommen konnte.

»Sihdi, wie siehst du aus!« schrie Halef und faßte nach dem Zügel meines Pferdes. »Halte an, du stürzest sonst herab!«

»Vorwärts!«

»Nein! Halt! Deine Augen sind stier, wie wahnsinnig; du wankst ja!«

»Nur vorwärts – –« ja, ich wollte diese beiden Worte rufen, aber ich hörte sie nicht, ich brachte sie nicht heraus, ich stammelte nur unverständliche Laute, trieb aber trotzdem mein Pferd zu größerer Eile an. Dies dauerte jedoch nicht lange, denn plötzlich wurde mir, als ob ich eines der drastischsten Brechmittel genommen; ich mußte diesem unwiderstehlichen Reize nachgeben und anhalten. Als ich die schleimig gallige Beschaffenheit der Ausscheidung bemerkte und dazu den Umstand in Erwägung zog, daß der Vorgang mir nicht den geringsten Schmerz im Epigastrium bereitet hatte, packte mich Todesangst.

»Halef, reite fort! Verlasse mich!«

»Verlassen? Warum?« fragte er erschrocken.

»Ich habe die – Pest!«

»Die Pest! Allah kerihm! Ist es wahr, Sihdi?«

»Ja. Ich dachte, es sei ein Fieber; jetzt aber sehe ich, daß es die Pest ist.«

»El Taun, el Jumurdschak – die Pestilenz! Allah w' Allah, das ist fürchterlich, das ist entsetzlich!«

»Ja. Gehe fort; suche den Engländer auf! Er wird für dich sorgen; er ist entweder am Birs Nimrud oder am Kanale Anana zu finden.«

Ich brachte diese Worte nur stammelnd hervor. Anstatt sich aber fortweisen zu lassen, faßte Halef meine glühende Hand.

»Sihdi,« sagte er, »glaubst du, daß ich dich verlassen werde?«

»Gehe fort!«

»Nein! Der Fluch Allahs soll mich verzehren, wenn ich dich verlasse. Auf deinen Zähnen liegt dunkler Rost, und deine Zunge stammelt. Ja, es ist die Pest; aber ich fürchte sie nicht. Wer soll bei meinem Sihdi sein, wenn er leidet! Wer soll ihn segnen, wenn er stirbt! Effendi, o mein Effendi, meine Seele schluchzt, und mein Auge weint! Komm, halte dich im Sattel fest; wir wollen einen Ort suchen, wo ich dich pflegen kann.«

»Willst du das wirklich tun, du treuer Halef?«

»Bei Allah, Herr! Ich weiche nicht von dir!«

»Ah, das vergesse ich dir nicht. Vielleicht halte ich mich noch. Komm, den Persern nach!«

»Sihdi, das geht nun nicht – – –«

»Vorwärts!«

Ich gab dem Rappen die Fersen, und Halef mußte mir wohl oder übel folgen. Bald aber mußte ich die Eile des Pferdes mäßigen; es wurde mir wieder dunkel vor den Augen, und ich mußte mich auf Halef verlassen, der, ohne ein Wort weiter zu verlieren, die Führung übernahm. Jeder Huftritt meines Pferdes wirkte wie ein Faustschlag auf meinen Kopf; ich sah nicht, wem wir begegneten, aber ich ließ dem Pferde die Zügel und hielt mich mit beiden Händen im Sattel fest.

Da, nach langer, langer Zeit endlich erreichten wir die Karawane, und ich strengte mich an, die einzelnen Gruppen derselben zu unterscheiden. Lautlos flogen wir an ihnen vorüber, durch höllische Dünste und Miasmen hindurch, aber ich bemerkte die Gesuchten nicht.

»Hast du sie nicht gesehen, Halef?« fragte ich, als wir die Spitze des Zuges erreicht hatten.

»Nein.«

»Dann links hinüber, und in gleicher Richtung wieder zurück. Sie können nicht rechts abgewichen sein. Siehst du Vögel über der Todeskarawane?«

»Ja, Geier, Herr.«

»Sie suchen Aas und riechen die Leichen. Passe auf, ob sich einer nach links in unsere Richtung zieht! Ich bin hilflos; ich muß mich auf dich verlassen.«

»Aber wenn es zum Kampfe kommt, Herr?«

»In diesem Falle wird meine Seele kräftiger sein, als meine Krankheit. Vorwärts also!«

Der Leichenzug verschwand zu unserer Linken; wir ritten so schnell, als es Halefs Pferd vermochte, obgleich ich mich nur mit äußerster Anstrengung in den Bügeln erhielt. Da zeigte der treue Hadschi empor.

»El Büdsch, der Bartgeier, hier oben!«

»Zieht oder kreist er?«

»Er kreist.«

»Reite so, daß wir grad unter ihn kommen. Er erblickt entweder einen Kampf oder eine Beute.«

Zehn Minuten vergingen in lautloser Stille; es ahnte mir, daß wir uns vor der Entscheidung befanden, und da ich heut nicht aus größerer Entfernung mit Sicherheit zu treffen vermochte, so schob ich die Büchse zurück und nahm den Stutzen zur Hand. Dabei merkte ich, wie schwach ich geworden war: die schwere Doppelriffl, die ich sonst leicht mit einer Hand dirigiert hatte, schien mir heut das Gewicht von Zentnern zu haben.

»Sihdi, da liegen Leichen!« rief Halef, den Arm ausstreckend.

»Lebendige dabei?«

»Nein.«

»Schnell hin!«

Wir gelangten an die Stelle, deren Anblick sich in unauslöschlichen Zügen meinem Gedächtnisse eingeprägt hat. Weit auseinander zerstreut, waren fünf Gestalten zu erkennen, welche bewegungslos am Boden lagen. In der größten Aufregung sprang ich ab und kniete bei der ersten nieder. Meine Pulse hämmerten, und meine Hand zitterte heftig, als ich den überworfenen Mantelzipfel vom Gesichte des Mannes nahm. Es war – Saduk, der Stumme, welcher uns in den kurdischen Bergen entflohen war.

Ich eilte weiter. Da lag Alwah, die alte, treue Wärterin, von einer Kugel durch die Schläfe getroffen, und soeben schrie Halef entsetzt:

»Wai – o wehe, das ist des Persers Weib!«

Ich sprang hinzu. Ja, sie war es; Dschanah, Hassan Ardschirs Stolz und Glück! Auch sie war erschossen, und neben ihr lag mit ausgestrecktem Arme, als ob er sie noch im Tode halten und beschirmen wolle, Hassan selbst, mit Staub und Sand bedeckt. Seine Wunden ließen auf ein fürchterliches Ringen schließen; sogar seine Hände hatten Schnitte.

Von Schmerz übermannt rief ich:

»Mein Gott, warum hat er mir nicht geglaubt!«

»Ja,« meinte Halef mit finsterer Miene, »er trägt an allem die Schuld. Er traute dem Verräter mehr als dir. Aber dort liegt noch eine. Komm!«

Weitab von den andern lag noch eine weibliche Gestalt in dem von Hufschlägen aufgewühlten Sande. Es war Benda.

»Allah inhal el Agha; katelahum – Allah verdamme den Agha; er hat sie getötet!«

»Nein, Halef. Kennst du den Dolch, der in ihrem Herzen steckt? Ich habe ihn ihr leihen müssen. Ihre Hand hält noch den Griff umschlungen. Er hat sie von den andern fortgerissen; hier sind die Spuren ihrer Füße, welche durch den Sand geschleift wurden. Vielleicht hat sie ihn verwundet; dann aber gab sie sich selbst den Tod, als sie sich nicht mehr zu wehren vermochte. Hadschi Halef Omar, ich bleibe auch hier liegen!«

»Sihdi, es ist kein Leben mehr in ihnen; sie sind tot; wir können sie nicht erwecken, aber wir können sie rächen!«

Ich antwortete nicht. Da lag sie, die »Siegerin«, todesbleich, mit geschlossenen Augen und halb geöffneten Lippen, als ob sie im Traume flüstern wolle. Diese prächtigen Augensterne waren für immer erloschen; diesen Lippen konnte kein warmer Ton mehr entströmen, und der kalte Stahl hatte den Puls dieses reinen Herzens zerschneiden müssen. Sie lag vor mir, eine herrliche Menschenblume, die im ersten Augenblick ihres Blühens verwelken mußte. Mir brannte der Kopf; die blutgetränkte Ebene flog im Kreise um mich herum; ich selbst schien um meine eigene Achse zu wirbeln; meine Hände, auf welche ich mich im Knieen gestützt hatte, verloren den Halt, und ich sank langsam, langsam nieder. Es war mir, als ob ich allmählich tiefer und immer tiefer sinke, in einen nebligen und dann immer schwärzer werdenden Schlund hinab. Da gab es keinen Halt, kein Ende, keinen Boden; die Tiefe war unendlich, und aus der Entfernung von Millionen von Meilen hörte ich Halefs Stimme herabdringen:

»Sihdi, o Sihdi, erwache, damit wir sie rächen können!«

Da endlich, nach langer, langer Zeit, gewahrte ich, daß ich nicht weiter sank; ich hatte einen Ort erreicht, an dem ich fest und sicher liegen blieb, einen Ort, an dem ich von zwei star-

ken Armen festgehalten wurde. Ich betastete diese Arme und blickte den Mann an, dem sie gehörten; dabei sah ich viele große, schwere Tropfen aus seinem Auge auf mich niederfallen. Ich wollte reden, brachte es aber nur mit großer Anstrengung fertig:

»Halef, weine nicht!«

»O Herr, ich hielt auch dich für tot, gestorben an der Krankheit und am Schmerze. Hamdulillah; du lebst! Raffe dich auf! Dort sind ihre Spuren. Wir werden den Mördern folgen und sie umbringen! Ja, umbringen, bei Allah, ich schwöre es!«

Ich schüttelte den Kopf.

»Ich bin müde. Gib mir die Decke unter den Kopf!«

»Kannst du nicht mehr reiten, Herr?«

»Nein.«

»Ich bitte dich, versuche es!«

Der treue Mensch glaubte, durch den Gedanken der Rache meine Tatkraft gewaltsam aufrütteln zu müssen; es gelang ihm nicht. Und nun warf er sich selbst auf die Erde nieder und schlug sich mit den Fäusten vor die Stirn.

»Allah verderbe diesen Elenden, den ich nicht fangen darf! Allah verderbe auch die Pest, welche dem Sihdi die Kraft des Mannes nimmt! Allah verderbe – – ia Allah il Allah, ich bin ein Wurm, ein Elender, der nicht helfen kann! Es ist am besten, ich lege mich auch her, um zu sterben!«

Da raffte ich mich auf.

»Halef, soll der Bartgeier diese Toten fressen?«

»Willst du sie begraben?« entgegnete er.

»Ja.«

»Wo und wie?«

»Können wir anders als hier im Sande?«

»Das ist eine schwere Arbeit, Herr. Ich werde sie tun; aber diesen Saduk, der sich dumm stellte, um seinen Herrn zu verderben, den sollen doch die Geier fressen. Zuvor aber will ich sehen, ob die Toten noch irgend etwas bei sich tragen.«

Dieses Nachsuchen war vergebens. Man hatte ihnen alles abgenommen. Welche Reichtümer waren dabei in die Hände dieser Teufel gekommen! Zu verwundern war es, daß man

Bendas Leiche den Dolch gelassen hatte. Die Mörder hatten sich doch gescheut, die erstarrte Hand des Mädchens aufzubrechen. Auch ich bat Halef, den scharfen Stahl im Herzen der Toten stecken zu lassen. Ich hätte die Waffe nie wieder anzurühren vermocht.

Und nun begannen wir, den Boden aufzuwühlen. Wir hatten dazu nichts anderes als unsere Hände und die Messer. Das förderte höchst langsam, und in der Tiefe eines Fußes wurde das sandige Gefüge so hart, daß wir mit diesen Werkzeugen eine ganze Woche gebraucht hätten, um eine Grube von der nötigen Dimension fertig zu bringen.

»Es geht nicht, Herr,« sagte Halef. »Was beschließt du?«

»Wir kehren nach dem Turme zurück; er liegt kaum mehr als zwei Reitstunden von hier.«

»Wallahi, daran habe ich nicht gedacht! Wir holen den Engländer mit seinen Werkzeugen herbei.«

»Und bis dahin halten die Geier ihre Mahlzeit!«

»So reite ich allein, und du bleibst zurück.«

»Du wirst dann den Räubern in die Hände fallen. Sie haben ihren nächsten Zweck erreicht, und ich vermute, daß sie nach dem Birs Nimrud gegangen sind, um sich unsere Pferde und Waffen zu holen, nach denen sie lüstern sein werden.«

»Ich erwürge sie!«

»Du allein – so viele?«

»Du hast recht, Sihdi. Und ich darf dich ja auch nicht verlassen, weil du krank bist.«

»Wir gehen alle beide.«

»Und die Toten?«

»Wir legen sie auf die Pferde und gehen neben her.«

»Dazu bist du zu schwach, Herr. Sieh, wie dich das Aufgraben des leichten Sandes angestrengt hat! Deine Beine zittern.«

»Sie werden zittern und dennoch aushalten. Komm!«

Es war eine traurige und zugleich eine schwierige Arbeit, den beiden Pferden ihre Last zu geben. Da wir nicht genug Riemen und Schnüre hatten, mußte ich meinen Lasso zerschneiden, welcher mich so lange Zeit auf allen Reisen beglei-

tet hatte. Aber ich tat es ohne Zaudern, denn es war ja ziemlich gewiß, daß die Hand, welche ihn bisher geschwungen hatte, in wenigen Stunden erstarren werde. Wir befestigten die Toten so, daß je zwei an den Seiten eines Pferdes zu hängen kamen; dann ergriffen wir die Zügel und schritten dem uns gesteckten Ziele zu.

Nie werde ich diesen Weg vergessen. Hätte ich den treuen Halef nicht bei mir gehabt, so wäre ich zehnmal liegen geblieben. Trotz aller Anstrengung knickte ich bei jedem Schritt in die Kniee; in kurzen Abständen mußte ich halten, um nicht neue Kräfte – denn das war unmöglich – sondern neue Energie zu sammeln. Aus den zwei Reitstunden wurden mehrere. Die Sonne sank. Statt das Pferd zu führen, hing ich ihm am Zügel, und so wurde ich endlich, von Halef unterstützt, halb von dem Rappen fortgezogen und halb von dem Hadschi weitergeschoben.

Wir waren auch aus dem Grunde aufgehalten worden, weil wir vorsichtig jede Begegnung vermeiden mußten, und langten endlich – endlich spät abends – an dem Turme an. Hätte ich jemals ahnen können, daß ich an diesem Orte meinen vielbewegten Lauf beschließen werde!

Wir hielten an derselben Stelle, an welcher wir am vorigen Abend gelagert hatten. Von dem Engländer war keine Spur zu finden. Der Zettel fehlte; jedenfalls hatte er ihn gelesen und war auf meine Weisung sofort nach dem Kanale aufgebrochen. Wir luden die Toten ab, hoppelten die Pferde lang und legten uns nieder, denn heute war nichts anderes mehr möglich.

»Ich weiß, daß wir uns wiedersehen,« hatte Benda gesagt. Ja, ich war es allerdings, der sie widersah! Trotzdem ich sterbensmüde war und nur mit Anstrengung einen klaren Gedanken zu fassen vermochte, begann ich, mir selbst die bittersten Vorwürfe zu machen. Ich hätte meine Meinung kräftiger verteidigen und mich der Unvorsichtigkeit Hassan Ardschir-Mirzas nötigenfalls mit Gewalt entgegenstellen sollen. Hatte mir der Krankheitsanfall Kraft gelassen zu dem stürmischen Ritt und zu dem traurigen Heimwege, so wäre es mir auch möglich gewesen, diesen Mirza Selim Agha unschädlich zu machen. Ich

kann mich diesem Vorwurfe noch heute nicht ganz entziehen, obgleich seitdem eine geraume Zeit vergangen ist.

Ich verbrachte eine schlimme Nacht. Bei fast normaler Hautwärme hatte ich einen schnellen, zusammengezogenen und ungleichen Puls; das Atmen ging kurz und hastig; die Zunge wurde heiß und trocken, und meine Phantasie wurde von ängstlichen Bildern und Vorstellungen eingenommen, die mich so quälten, daß ich öfters Halef rief, um mich zu überzeugen, was Einbildung und was Wirklichkeit sei. Oft auch weckte mich aus diesen Phantastereien ein Schmerz, den ich in den Achselhöhlen, am Halse und im Nacken fühlte. Infolge dieses Zustandes, den ich nur deshalb so ausführlich beschreibe, weil ein Pestfall bei uns eine so große Seltenheit ist, war ich bei Anbruch des Tages eher wach als Halef und bemerkte nun, daß sich bei mir Beulen unter den Achseln und am Halse, ein Karfunkel im Nacken und rote Petechien-Gruppen auf der Brust und an den innern Armflächen entwickelten. Jetzt hielt ich mein Schicksal für besiegelt und weckte den Hadschi.

Dieser erschrak über mein Aussehen. Ich bat ihn um Wasser und schickte ihn dann nach dem Kanale, um den Engländer aufzusuchen und herbeizuholen. Es vergingen drei Stunden, für mich drei Ewigkeiten, und als er dann zurückkehrte, kam er allein. Er hatte lange gesucht und nichts gefunden als eine Hacke, in deren Nähe viele Hufspuren in der Weise zu sehen gewesen waren, daß er auf einen dort stattgefundenen Kampf schließen mußte. Er brachte die Hacke mit; sie gehörte zu den Werkzeugen, welche Lindsay mitgebracht hatte. War dieser überfallen worden? Aber es war keine Spur einer Verwundung oder Tötung zu sehen gewesen! Ich konnte in dieser Angelegenheit nicht das Mindeste unternehmen, denn ich war unfähig zu einer mehr als nur sehr geringen Anstrengung.

Mein Aussehen mußte sich während der Abwesenheit Halefs verschlechtert haben, denn dieser verriet eine gesteigerte Angst um mich und bat mich dringend, Medizin zu nehmen. Ja, Medizin, aber welche! Chinin, Chloroform, Salmiakgeist, Arsen, Arnika, Opium und anderes, was ich mir in Bagdad angeschafft hatte, konnte nichts helfen. Was verstand ich als Laie

von der Behandlung der Pest! Ich hielt frische Luft, gute Reinigung der Haut durch fleißiges Baden und einen Schnitt in den Karfunkel für das beste, und da die Vorsicht gebot, nicht an diesem Ort zu bleiben, so begann ich, mit dem Hadschi zu überlegen, soweit bei meinem Zustande von Überlegen die Rede sein konnte.

Es mußte doch irgendwo eine Quelle, einen noch so kleinen Wasserlauf geben, und wenn ich den Blick grad nach Osten richtete, so schien mir dort jenseits der südlichen Ruinengrenze am ehesten ein Wässerchen zu finden zu sein. Ich bat daher Halef, nach dieser Richtung zu reiten, um zu sehen, ob ich nicht falsch vermute.

Der dienstwillige Mann war sogleich bereit, ließ mich aber dennoch nicht ohne Besorgnis allein zurück. Diese sollte sich als ganz begründet erweisen. Er hatte mich ungefähr seit einer halben Stunde verlassen, als ich den nahenden Schritt mehrerer Pferde hörte. Ich wandte mich um und erblickte sieben Araber, von denen zwei verwundet zu sein schienen. Es befanden sich bei ihnen die drei, welche gestern hier mit mir gesprochen hatten. Beim Anblick der Leichen stutzten sie und hielten an, um sich leise zu beraten. Dann kamen sie näher und umringten mich.

»Nun, wirst du uns heut dein Pferd und deine Waffen geben?« redete mich der gestrige Sprecher an.

»Ja; nehmt sie euch!« antwortete ich gleichmütig, indem ich liegen blieb.

»Wo ist der Andere, der noch fehlt?«

»Wo sind die vier, welche ihr gestern am Kanale Anana überfallen habt?« entgegnete ich.

»Das wirst du erfahren, wenn wir dein Tier und deine Waffen besitzen. Gib her! Aber sieh diese sechs Flinten auf dich gerichtet! Sobald du schießest, bist du verloren.«

»Es fällt mir gar nicht ein, zu schießen. Was ihr verlangt, gebe ich euch gern, denn anstatt ich nur einen von euch töten könnte, werdet ihr alle verloren sein, sobald ihr mein Pferd oder mein anderes Eigentum anzurühren wagt.«

Der Mann lachte.

»Diese Gewehre werden nicht lebendig werden gegen uns!«

»Versuche es! Hier nimm!«

Ich richtete mich mühsam empor, streckte ihm mit der Rechten zunächst eine der Pistolen entgegen, öffnete aber dabei vorn mit der Linken das Gewand, daß sie den Hals und die entblößte Brust sehen konnten. Sofort zog der Araber seinen Arm an sich und sprang mit der Gebärde des größten Schreckens zurück zu seinem Pferde.

»Liwahihallah – um Gottes willen!« rief er entsetzt, indem er mit einem wahren Panthersprunge in den Sattel voltigierte. »Er hat die Pest, den Tod, den Tod! Flieht, ihr Gläubigen; flieht schnell von dieser verfluchten Stätte, sonst ereilt euch das Verderben!«

Er sprengte in höchster Eile davon, und die Anderen folgten ihm mit gleicher Schnelligkeit.

Diese lieben Söhne des Propheten dachten in ihrem Entsetzen gar nicht an die Lehre des Kuran, daß alles im Buche verzeichnet sei und daß sie also durch ihre Flucht dem ihnen eventuell bestimmten Schicksale gar nicht entgehen könnten. Sie vergaßen sogar, mir vor ihrer so beschleunigten Abreise erst eine Kugel in den Kopf zu jagen dafür, daß sie nun mein Eigentum nicht nehmen durften.

Nach Verlauf von abermals einer halben Stunde kehrte Halef mit freudestrahlender Miene zurück. Meine Vermutung war richtig gewesen; er hatte einen kleinen Nahr, ein Flößchen, gefunden, welches sein helles Wasser in den Euphrat sandte und dessen Ufer mit einigem Gebüsch bestanden waren. Ich erzählte ihm die Episode mit den Arabern, und er ärgerte sich, nicht dagewesen zu sein. Er schwur, daß er sie alle erschossen haben würde.

Bevor wir nun den Turm verließen, mußte den Toten eine Ruhestätte bereitet werden. Hierzu war die gefundene Hacke gut zu verwenden. Ich schleppte mich an die westliche Seite der Ruine. Halef trug die Leichen herbei und arbeitete dann eine tiefe, breite Höhlung in die Trümmerwand, was ihm bei der Lockerheit des Materials nicht schwer fiel; dann setzte er

die Toten mit emporgerichtetem Oberkörper hinein und begann, die Öffnung zu schließen, ohne daß der Perser nebst den drei Frauen von der Erde berührt wurde.

Ich saß während dieser Arbeit der Höhle gegenüber und prägte mir die Züge dieser teuren Personen ein. Da lehnte Benda an den Backsteinen Babylons; ihr reiches, aufgelöstes Haar hing auf den Boden nieder, und ihre Rechte hielt noch den Griff des Dolches umspannt, der ihr im erkalteten Herzen stak. Grad so war Mohammed Emin begraben worden, in der Höhle sitzend und das Gesicht nach West wendend, wo die Sonne über der Kaaba aufgeht, wie dereinst das Angesicht Gottes über dem Heiligtum des Paradieses leuchten wird. Sie waren dabei gewesen, und auch Hassan Ardschir-Mirza hatte eine Sure gebetet. Wer hätte ihnen damals weissagen können, daß sie alle vier das gleiche Schicksal haben sollten!

Als der Rand des Verschlusses die Angesichter der Abgeschiedenen erreichte, nahm Halef Abschied von ihnen. Auch ich wankte hin und kniete nieder.

»Allah il Allah, we Mohammed Rahsul Allah!« sprach der kleine Hadschi. »Sihdi, laß du mich heut das Gebet des Todes sprechen!«

Er tat es. Brauchte ich mich der Tränen zu schämen, welche mir über die Wangen rannen?

Dann gab ich allen ein christliches Gebet mit auf die letzte Reise. Sie hatten Kerbela, die Stadt der Trauer, nicht erreicht, sondern eine höhere Pilgerschaft angetreten, empor zur Stadt der Klarheit und Wahrheit, wo keine Irrtümer walten und Glück und Freude ist von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Nun wurde das Grab vollends geschlossen, und wir konnten aufbrechen. Ich drängte mein Leid mit Gewalt zurück zum Herzen und kroch in den Sattel. Doch im Abreiten wandte ich mich noch einmal zurück zu der Stelle, von der mir das Scheiden so schwer ward. O Mensch, du schönstes und auch stolzestes der irdischen Geschöpfe, wie bist du doch so gering und ohnmächtig, wenn die Brandung der Ewigkeit ihre Fluten über dich zusammenschlägt!

Wir ritten im langsamsten Schritte an der Ruine Ibrahim

Chalil vorüber und überschritten die südliche Grenze des Ruinenfeldes, welches uns zur Linken liegen blieb. Ich mußte mir alle Mühe geben, um nicht aus dem Sattel zu fallen, und so verging über eine Stunde, ehe wir den Ort erreichten, welchen Halef vorher in kaum der Hälfte dieser Zeit gefunden hatte. Ich erblickte einen ziemlich starken Bach, welcher vom Westen kam und dessen Wasser die Klarheit und Frische einer Quelle hatte. Er schlängelte sich in zahlreichen Windungen dem Flusse zu und war zu beiden Seiten dicht mit Weidenarten und anderem Buschwerk eingesäumt. Ich fühlte mich nicht zur Beantwortung der Frage gestimmt, wie das Vorkommen eines solchen Wasserlaufes in einer so tristen Gegend zu erklären sei, lernte aber später noch andere Zuflüsse kennen, den Nahr Chawand, Nahr Hadrisch etc. und ließ mir auch erzählen, daß die Gegend westlich von hier keineswegs arm an Feuchtigkeit sei. Es gibt da ausgedehnte Sümpfe, in denen das Fieber brütet, und an den steilen Grenzhöhen sind wässerige Niederschläge keine große Seltenheit.

Zunächst richtete Halef für mich ein Lager her, über welches er zur Abhaltung der Sonnenstrahlen ein leichtes Dach baute; dann nahm ich ein Bad und streckte mich nachher auf das Blätterpolster nieder, welches mir als Krankenbett dienen sollte. Meine Zunge war dunkelrot und in der Mitte schwarz und rissig geworden; das Fieber schüttelte mich bald heiß und bald kalt; ich sah die Bewegungen des kleinen Hadschi wie durch einen dichten Nebel und hörte seine Stimme wie im Traume und mit der Klangfarbe, welche die Stimme eines Bauchredners hat. Dabei entwickelten sich die Petechien und die Geschwülste immer mehr, so daß ich gegen Abend in einem fieberfreien Augenblick Halef bat, einen kräftigen Einschnitt in den Karfunkel zu machen. Das war nicht ohne Gefahr, aber es gelang. Um nun über Nacht nicht in eine noch viel gefährlichere Schlafsucht zu fallen, gab ich die Weisung, mich munter zu rütteln und mit Wasser zu begießen, falls sich die gefürchtete Starrheit meiner bemächtigen sollte. So verging die Nacht, und der Morgen brach an. Ich fühlte mich etwas leichter, und Halef ging, um ein Wild zu schießen.

Er brachte schon nach kurzer Zeit einiges Geflügel, welches er am Spieße briet. Mir war es unmöglich, nur einen Bissen zu genießen, und auch er saß still und trüb dabei, ohne zu essen. Der Hund allein hielt seine Mahlzeit. Wie traurig war diese Lage am Phrat, dem ›Flusse des Paradieses‹! Todkrank, ohne andere Hilfe, als die wir uns selbst zu leisten vermochten, umweht vom Hauche der Pest, inmitten unzivilisierter, fanatischer Toren, gegen die wir keine andere wirklich hinlängliche Waffe hatten, als eben diese – Pest. Nach Hilla oder einem anderen Orte durften wir nicht; man hätte uns sofort umgebracht. Was wäre ich hier gewesen ohne den Beistand des wackeren Halef, der alles wagte, um mir seine Liebe und Treue zu beweisen!

Es war heut der vierte Tag der Krankheit, und ich hatte gehört, daß dieser Tag der entscheidende sei. Ich blieb dabei, Rettung vom Wasser und von der freien Luft zu erwarten, und obgleich mein Körper unter den Anstrengungen der letzten Zeit sehr gelitten hatte, glaubte ich, daß ich dem Reste meiner Kräfte mehr Vertrauen schenken dürfe, als irgend einer Arznei, über deren Anwendung und Wirkung ich nicht einmal im Klaren war.

Gegen Abend ließ das Fieber nach, und auch in dem Abszeß verminderte sich die Heftigkeit des Schmerzes. Ich schlief des Nachts einige Zeit recht erquicklich, und als ich am nächsten Morgen Halef die Zunge zeigte, welche wieder feucht zu werden begann, erklärte er, daß die schwarze Färbung derselben fast verschwunden sei. Jetzt begann ich auf Genesung zu hoffen, erschrak aber am Nachmittag nicht wenig, als der treue Diener nun selbst über Kopfweh, Schwindel und Frost zu klagen begann. Schon während der Nacht hatte ich die Gewißheit, daß ihn die Ansteckung ergriffen hatte. Ich sah ihn nach dem Wasser gehen, um mir einen Trunk zu holen; er taumelte.

»Halef, du fällst!« rief ich erschrocken.

»O, Sihdi, es dreht sich alles mit mir herum!«

»Du bist krank! Es ist die Pest!«

»Ich weiß es.«

»Ach, ich habe dich angesteckt!«

»Allah hat es gewollt; es stand im Buche verzeichnet. Ich

werde sterben; du aber wirst zu Hanneh gehen und sie trösten.«

»Nein, du wirst nicht sterben; ich werde dich pflegen.«

»Du?« fragte er kopfschüttelnd. »Du ringst ja selbst noch mit dem Tode, der dich nicht freigeben will!«

»Ich bin bereits auf dem Wege der Besserung; ich werde nicht weniger an dir tun, als was du an mir getan hast.«

»O, Sihdi, was bin ich gegen dich! Laß mich hier liegen und sterben!«

Also so sehr hatte ihn die der Pest charakteristische Niedergeschlagenheit bereits ergriffen! Er hatte sich gewiß genug gewehrt, um mich so lange wie möglich über seinen Zustand in Unkenntnis zu erhalten. Jetzt gelang ihm dies nicht mehr, und einige Stunden später sprach er irre. Vielleicht hatte er schon mit mir den Stoff der Krankheit eingesogen, als wir in Bagdad das Nahen der Todeskarawane beobachteten, und nun entwickelte sich bei ihm die schwerste, die biliöse Form der Pest, in welcher alle Zufälle mit vermehrter Heftigkeit auftreten.

Ich konnte mich selbst nur mit äußerster Anstrengung auf kurze Zeit emporraffen, um ihm die Pflege zuteil werden zu lassen, deren ich selbst noch so sehr bedurfte. Es war eine Zeit, an welche ich mit Schauder zurückdenke, obgleich ich sie hier am besten übergehe.

Auch Halef wurde gerettet, doch befand er sich noch am zehnten Tage seiner Krankheit so schwach, daß ich ihn von Stelle zu Stelle heben mußte, und ich selbst konnte mit der schweren Büchse noch keinen sichern Schuß aus freier Hand tun. Es war bei alldem ein Glück, daß unser Schmerzenslager unentdeckt blieb. Als ich mich zum ersten Male im Wasser spiegelte, erschrak ich über den dicht bebarteten Totenkopf, welcher mir da entgegengrinste. Es war kein Wunder, daß Geier über uns ihre Kreise zogen und die Hyänen und Schakale, welche aus den Ruinen zur Tränke kamen, durch das Schilf schauten, um zu sehen, ob wir nicht bald zu verspeisen seien. Sie mußten stets in höchster Eile abziehen, denn Dojan, der Windhund, war nicht sehr gastfreundlich gegen sie gesinnt.

Meinen ersten Ausgang unternahm ich zum Grabe der Perser, welches sich noch im unversehrten Zustande befand. Ich war zu Fuße herbeigekommen und saß wohl eine Stunde lang am Turme, und die lebensvollen Bilder der Abgeschiedenen standen vor meinem geistigen Auge. Da gab der Hund, den ich bei mir hatte, Laut. Ich wandte mich um und erblickte einen Trupp von acht Reitern mit einigen Falken und einer Koppel Hunde. Sie hatten mich schon bemerkt, und kamen nahe zu mir heran.

»Wer bist du?« fragte der Mann, welcher der Anführer zu sein schien.

»Ein Fremder.«

»Was tust du hier?«

»Ich traure um die Toten, die ich hier begraben habe.«

Dabei deutete ich nach dem Grabe.

»Welcher Krankheit sind sie erlegen?«

»Sie wurden ermordet.«

»Von wem?«

»Von persischen Männern.«

»Ah! Von Persern und Zobeïde-Arabern! Wir haben davon gehört. Sie haben auch mehrere Männer getötet, welche sich am Kanale befanden.«

Ich erschrak, denn hier konnte nur Lindsay mit seinen Leuten gemeint sein.

»Weißt du dies gewiß?«

»Ja. Wir gehören zum Stamme der Schat und geleiteten Pilger nach Kerbela. Da haben wir es gehört.«

Das war jedenfalls eine Lüge. Die Schat wohnen weit im Süden und dürfen sich hier nur mit Gefahr erblicken lassen. Übrigens sagte mir der Umstand, daß sie sich auf der Falkenjagd befanden, sehr deutlich, daß ihre Heimat in der Nähe sein müsse. Ich faßte also Mißtrauen und gab mir nur Mühe, dies nicht merken zu lassen.

Da trieb der Mann sein Pferd ganz zu mir heran und sagte:

»Was hast du für ein sonderbares Gewehr? Zeige es einmal her!«

Er streckte die Hand nach dem Stutzen aus, ich aber trat zurück und antwortete:

»Dieses Gewehr ist gefährlich für den, der es nicht anzufassen versteht!«

»So wirst du mir zeigen, wie es anzufassen ist!«

»Gern, wenn du absteigst und eine Strecke weiter mit mir gehst. Kein Mann gibt seine Flinte aus der Hand, wenn er nicht sicher ist, daß es ohne Gefahr geschehen kann.«

»Her damit! Sie ist mein!«

Er streckte seine Hand abermals aus und nahm zu gleicher Zeit sein Pferd empor, um mich niederzureiten. Da aber tat Dojan einen Satz, faßte den Mann am Arme und riß ihn aus den Bügeln auf die Erde herab. Der Araber, welcher die Koppel hielt, stieß einen Schrei aus und ließ seine Hunde los, welche sich sofort auf Dojan stürzten.

»Ruft die Hunde zurück,« gebot ich, das Gewehr erhebend.

Man folgte meinem Rufe nicht, und so drückte ich ab, drei, vier Male hintereinander. Jeder Schuß tötete einen Hund; dabei aber gab ich zu wenig acht auf den Anführer, dieser erhob sich, faßte mich und riß mich von hinten zu Boden. Ich war viel zu schwach zu einer nachhaltigen Gegenwehr; er übermannte mich trotz seines zerbissenen Armes und hielt mich fest, bis die Andern ihm beistanden, mich vollends unschädlich zu machen. Das Gewehr wurde mir entrissen, das Messer auch; dann band man mich und lehnte mich gegen einen Backsteinhaufen.

Unterdessen biß sich Dojan mit den drei unverletzt gebliebenen Hunden herum. Sein Fell war zerbissen; er blutete aus mehreren Wunden, aber er hielt wacker stand, seinen Gegnern nie die Kehle bietend. Da nahm einer der Araber seine alte Flinte empor, zielte und drückte los; die Kugel traf den wackeren Hund zwischen die Rippen; er brach tot zusammen und wurde von seinen halbwilden Feinden wörtlich in Stücke gerissen.

Ich hatte das Gefühl, als ob der teuerste Freund mir an der Seite erschossen worden sei. O, diese Schwäche! Wäre ich bei

meiner früheren Kraft gewesen, was hätte ich mir aus diesem alten Strick gemacht, der meine Arme zusammenhielt!

»Bist du allein hier?« fragte jetzt der Anführer.

»Nein. Ich habe nur noch einen Gefährten,« antwortete ich.

»Wo?«

»In der Nähe.«

»Was tut ihr da?«

»Wir wurden unterwegs von der Pest überfallen und sind da liegen geblieben.«

In dieser aufrichtigen Antwort bot sich mir die einzige Möglichkeit, diesen Leuten zu entkommen. Kaum hatte ich das letzte Wort gesprochen, so wichen sie mit lauten Schreckensrufen von mir zurück. Nur der Anführer blieb und meinte mit zornigem Lachen:

»Du bist ein schlauer Mann, mich aber betrügst du nicht! Wer mitten im Wege an der Pest liegen bleibt, der wird nie wieder gesund.«

»Blicke mich an!« sagte ich einfach.

»Dein Anblick ist wie das Angesicht des Todes, aber du hast nicht die Pest, sondern das Fieber. Wo befindet sich dein Gefährte?«

»Er liegt am – – – horch, da kommt er!«

Ich hörte nämlich von weitem eine Stimme, welche stark sein wollte, aber nur in schrillen, sich überschnappenden Fisteltönen immer nur das Wort »Rih, Rih, Rih!« vernehmen ließ. Darauf ertönte der rasende Galopp eines Pferdes, und einen Augenblick später sah ich meinen Hengst über Schutt, Geröll und Trümmern heranstürmen. Auf ihm aber lag Halef, den linken Arm um den Hals des Pferdes geschlungen, und die rechte Hand zwischen den Ohren des Pferdes, wobei sie eine seiner Doppelpistolen hielt, während die Flinte ihm an der Schulter hing.

Die Araber alle wandten sich dem Schauspiele zu. Wie war der todesmatte Hadschi auf das Pferd gekommen! Er hatte nicht die Kraft, es zum Stehen zu bringen, und sauste vorüber.

»Dur kawi, Rih – halt, Rih!« rief ich, so laut ich vermochte.

Sofort lenkte das kluge Pferd zurück.

»Die Hand weg von den Ohren, Halef!«

Er tat es, und nun blieb das Tier grad vor mir halten. Halef fiel zu Boden. Er konnte sich kaum zum Sitzen aufrichten, fragte aber doch mit zorniger Stimme:

»Ich hörte schießen. Sihdi, wen soll ich töten?«

Der Anblick dieses Kranken mußte den Arabern sofort beweisen, daß ich vorhin die Wahrheit gesagt hatte.

»Es ist die Pest! Allah schütze uns!« riefen sie.

»Ja, es ist die Pest!« rief auch der Anführer, indem er den Stutzen und das Messer von sich warf und auf sein Pferd sprang. »Flieht, ihr Männer! Ihr aber, ihr Hunde, die ihr uns angesteckt habt, fahrt zur Hölle!«

Er zielte auf mich, und ein anderer auf Halef. Beide drückten ab; aber die Hand des ersten lähmte der Biß des Hundes, und die des anderen bebte aus Furcht vor der Pest; die Kugeln trafen nicht. Auch Halef schoß sein Pistol ab, aber seine Hand zitterte wie ein Zweig im Winde; auch er traf nicht, und als er die Flinte erheben wollte, war er zu schwach dazu, und die Araber ritten bereits in sicherer Entfernung von dannen.

»Dort entkommen sie! Der Scheïtan hole sie ein!« rief er; aber es war kein Ruf, sondern mehr ein hastiges Murmeln, was er hervorbrachte. »Was taten sie dir, Sihdi?«

Ich erzählte es ihm und bat ihn dann, den Strick zu durchschneiden. Der Arme hatte kaum die Kraft, es zu tun.

»Aber, Halef, wie bist du auf das Pferd gekommen?« fragte ich.

»Sehr leicht, Sihdi,« antwortete er. »Es lag am Boden, und ich legte mich auf seinen Rücken, nachdem ich den Riemen gelöst hatte. Ich wußte, wo du warst, und als ich Schüsse hörte, mußte ich dir zu Hilfe kommen. Der Knall deines Stutzens dringt sehr weit. Du hast mir das Geheimnis deines Pferdes offenbart, und darum hat es mich so rasch zu dir getragen.«

»Dein bloßes Erscheinen genügte, mich zu befreien. Die Furcht vor der Pest ist stärker als alle Waffen. Diese Männer werden von dem Zusammentreffen erzählen, und darum glaube ich, daß wir nun vor weiteren Begegnungen sicher sind, so lange wir uns noch hier befinden.«

»Und Dojan? Das dort sind die Stücke seines Körpers?«

»Ja.«

»O jazik – o wehe! Herr, das ist genau so, als ob mir die Hälfte von dir selbst entrissen wäre! Ist er tapfer gefallen?«

»Ja. Er wäre Sieger geblieben, wenn man ihn nicht erschossen hätte. Aber wir haben einen noch viel schmerzlicheren Verlust zu beklagen. Der Engländer ist mit seinen Leuten ermordet worden.«

»Der Engländer? Allah 'l Allah! Wer sagte es?«

»Der Anführer dieser Araber. Er behauptete, davon gehört zu haben; aber vielleicht ist er selbst mit dabei gewesen.«

»So müssen wir ihre Leichen finden. Wir werden suchen, sobald ich wieder gehen kann, um sie zu begraben. Dieser Engländer war ein Ungläubiger; aber er hatte dich lieb, und ich darum auch ihn. Herr, mache eine Grube für den Hund! Er soll hier in der Nähe der Perser ruhen; er hat ja auch zu ihrem Schutze gelebt. Es darf ihn kein Geier und kein Schakal fressen. Dann aber führe mich fort. Ich bin so matt, als ob auch mich eine Kugel getroffen hätte!«

Ich tat nach seinem Willen. Der treue Dojan kam vor das Grab zu liegen, als ob er selbst noch im Tode die Sicherheit der Abgeschiedenen verteidigen solle. Dann lud ich Halef auf das Pferd und kehrte mit ihm, nachdem ich auch die Waffen an mich genommen, langsam an den Bach zurück, nicht ahnend, daß die Erzählung von dem Tode des Engländers glücklicherweise nur die Folge eines Irrtums sei. Es drängte mich, so bald wie möglich die Gegend zu verlassen, wo im Angesichte dieses Trümmerreiches auch so vieles von uns zu den Toten gebettet worden war. An die einst beabsichtigte Reise nach dem Hadhramaut war nun nicht mehr zu denken. – –

Sechstes Kapitel
In Damaskus

»Sei mir begrüßt, Damask, du Blumenreiche, du Königin der Düfte, du Augenlicht des Weltantlitzes, du Jungfrau der Feigen, du Spenderin aller Freuden und du Feindin alles Kummers!« So begrüßt der Wanderer Damaskus, wenn er droben am Kubbet en Nassr steht, deren Moschee sich wie eine weit in das Land hinaus schauende Warte auf dem Dschebel Es Salehiëh erhebt.

Diese Kuppe Es Salehiëh bietet unbestreitbar einen der herrlichsten Aussichtspunkte der Erde. Im Rücken liegen die malerischen Berge des Antilibanon, deren Mauern sich hohen Himmel erheben, und vor dem Blicke breitet sich die von der Natur zum Paradies geschaffene und von dem Moslem hochgepriesene Ebene von Damaskus aus. Zunächst dem Gebirge liegt El Ghuta, die meilenweite, mit Fruchtbäumen und den herrlichsten Blumen dicht besetzte Ebene, bewässert und erquickt durch acht Flößchen und Bäche, von denen sieben Zweige des Flusses Barrada sind. Und hinter diesem Gartenring erglänzt die Stadt, von den Arabern »Schamm« genannt, wie eine Wahrheit gewordene Fata Morgana des sich nach Labung und Erquickung sehnenden Wüstenpilgers.

Hier steht der Wanderer auf einem geschichtlich hochwichtigen Boden, auf welchem auch die Sage ihre silberschimmernden Blüten getrieben hat. Gegen Norden liegt der Dschebel Kassium, auf welchem nach der morgenländischen Erzählung einst Kaïn seinen Bruder Abel erschlug. In El Ghuta stand nach der arabischen Legende der Baum des Erkenntnisses, unter welchem die erste Sünde geschah, und in Damask selbst erhebt sich die berühmte Moschee der Omajjaden, auf deren Minareh sich Christus am Tage des Gerichtes niederlassen wird, um zu richten die Lebendigen und die Toten. So also wird die Geschichte von Damaskus wie die keiner andern Stadt vom Anfange der Erde bis zu dem Ende derselben reichen, wie der stolze und fanatische Bewohner der »Stadt am Barrada« behauptet.

Allerdings ist Damaskus eine der ältesten Städte der Erde, aber die Zeit ihrer Gründung ist nicht genau zu bestimmen, da die moslemitische Geschichtsschreibung die Fäden der Tradition eher verwirrt als entwickelt hat. Die heilige Schrift erwähnt Damask zum öfteren. Zu jener Zeit wurde es auch Aram Damasek genannt. David eroberte es und zählte es zu den glänzendsten Perlen seiner Krone. Nachher herrschten hier Assyrer, Babylonier, Perser, die Seleuciden, Römer und Araber. Als Saulus zum Paulus wurde, stand sie unter dem Zepter der Araber. »Stehe auf, und gehe in die Gasse, welche die gerade heißt, und frage in dem Hause des Judas nach Einem Namens Saulus aus Tarsus; denn siehe, er betet!« So sprach der Herr im Gesichte zu Ananias {Apostelgeschichte 9, 11}. Und noch heut steht jene Gasse. Sie geht vom Bab esch Scherki im Osten nach dem Bab el Yahya im Westen, bildet die große Verkehrsader der Stadt und wird noch immer Suk ed Dschamak, die gerade Straße, genannt.

Eine Viertelstunde von der Stadt entfernt sieht man in der Nähe des christlichen Friedhofes eine Felsenplatte an der Stelle, wo Saul von der Klarheit des Himmels umleuchtet wurde und eine Stimme ihm zurief: »Ich bin Jesus, den du verfolgest; hart wird es dir, wider den Stachel zu löcken!« {Apostelgeschichte 9, 5}

An der *Porta orientalis*, einem schönen, altrömischen Tore mit drei Eingängen, steht das Haus des Ananias, durch den Paulus wieder sehend ward. Auch zeigt man neben einem vermauerten Tore das Fenster, aus welchem der Apostel in einem Korbe {Apostelgeschichte Kap. 9, 25} hinuntergelassen wurde.

Oft, sehr oft wurde Damaskus erobert und in Trümmer gelegt, aber immer erhob es sich wieder mit neuer Lebensfähigkeit. Am meisten litt es unter Tamarlan, welcher im Jahre 1400 seine wilden Scharen zehn Tage lang in den Straßen morden ließ; als darauf die Stille des Todes herrschte, hielt der Brand die Nachlese. Unter osmanischer Herrschaft hat die Stadt nach und nach immer mehr ihre Bedeutung verloren. Aus der ehemaligen Weltstadt wurde eine Provinzialstadt, der Sitz eines Gouverneur-Pascha, und jedermann weiß ja, daß diese Art

von Administratoren nur geeignet ist, das reichste Land der Erde arm und durch endlosen Steuerdruck den ergiebigsten Volkswohlstand bankerott zu machen.

Heute spricht man von 200.000 Einwohnern, welche Damaskus besitzen soll; die Zahl 150.000 wird aber der Wahrheit näher liegen. Darunter sind etwas über 30.000 Christen und 3.000 bis 5.000 Juden. Kein Moslem, selbst der Mekkaner nicht, ist so fanatisch wie der Damaskese. Die Zeit ist noch nicht lange vorüber, in welcher ein Christ kein Kamel und kein Pferd besteigen durfte; er mußte zu Fuß gehen, wenn er nicht auf einem Esel reiten wollte. Dieser Fanatismus, welcher so leicht zu blutigen Ausschreitungen führt, ist selbst heute noch ganz derselbe wie im Jahre 1860, in welchem Tausende von Christen niedergemetzelt wurden.

Die fürchterlichen Vorspiele dazu begannen zu Hasbeya am Westabhange des Hermon, zu Deir el Kamr, südlich von Beirut, und in der Küstenstadt Saïda. In Damaskus hatte am 9. Juli des genannten Jahres der Mueddin um die Mittagsstunde eben zum Gebete gerufen, als sich der bewaffnete Pöbel, von Baschi-Bozüks angeführt, auf das Christenviertel stürzte. Jeder Mann und Knabe wurde erschlagen; mit den Frauen und Mädchen geschah teils Schlimmeres, teils wurden sie nach dem Sklavenmarkte geführt. Der Gouverneur Achmet Pascha sah ruhig zu; aber ein Anderer nahm sich der Christen an, einer, welcher sein Leben lang gegen dieselben gekämpft hatte. Es war Abd el Kader, der algierische Beduinenheld, welcher sein Vaterland verlassen hatte, um in Damaskus Vergessenheit zu suchen. Er öffnete den Christen, welche bei ihm Schutz suchten, sein Haus und streifte mit seinen Algierern durch die Stadt, um die Flüchtenden in der alten Zitadelle unterzubringen. Als er ungefähr zehntausend Christen dorthin gerettet hatte, wollten die Mordbanden mit Gewalt eindringen; er aber sprengte in Helm und Küras mitten unter sie hinein und gebot den Seinen, beim geringsten Zeichen eines Angriffes auf die Zitadelle ganz Damaskus an allen Ecken anzubrennen. Das half. Diesen Edelmut zeigte ein Mann, welcher nach dem Frieden von

Kerbens volle fünf Jahre lang von den Franzosen widerrechtlicherweise gefangen gehalten worden war.

Von Damaskus aus geht die große Karawanenstraße nach Mekka, welches man in 45 Tagen erreicht. Nach Bagdad gelangen Karawanen in 30 bis 40 Tagen, der Postkurier aber reitet per Dromedar nur 12 Tage. Doch ist die Benützung dieser Verbindung etwas teuer, denn man hat von Bagdad per Kurier nach Stambul für einen Brief 28 Mark, für ein rekommandiertes Schreiben aber sogar 50 Mark bezahlen müssen.

Auch ich war von Bagdad nach Damaskus gekommen, hatte aber nicht die Straße eingeschlagen, auf welcher der Kurier reitet. Und das hatte seine guten Gründe.

Nach den zuletzt erzählten Ereignissen hatten wir noch sechs Tage an dem Bache liegen müssen, bis Halef so weit gekräftigt war, daß wir nach Bagdad zurückkehren konnten. Vorher aber hatten wir nochmals mit allem Fleiße und der größten Sorgfalt am Kanal Anana nach Lindsay oder Spuren von ihm gesucht, ohne das mindeste gefunden zu haben. Nach Bagdad gekommen, erfuhren wir von unserm Wirte, daß er weder den Engländer gesehen noch etwas von ihm gehört habe, und so sah ich mich veranlaßt, bei der Vertretung Englands Anzeige zu erstatten. Es wurden mir die schleunigsten Recherchen versprochen, welche aber ohne alles Resultat zu bleiben schienen, so daß ich endlich aufzubrechen beschloß.

Pekuniäre Schwierigkeiten stellten sich diesem Entschlusse nicht entgegen, denn ich hatte in den Ruinen des Belusturmes – ein sehr reichliches Reisegeld gefunden, allerdings nicht etwa durch Nachgrabungen in dem Trümmerschutte, sondern auf eine andere Weise und an einem Orte, wo ich mir nichts weniger als den bösen und doch so notwendigen Mamon anwesend gedacht hatte.

Als nämlich eines Tages mein Halef am Bache im tiefen Schläfe der Entkräftung lag und ich mir die Schwierigkeit unserer Lage recht eingehend überdachte, fielen mir die Worte Marah Durimehs ein, welche sie gesprochen hatte, als sie mir beim Abschiede das Amulett übergab: »Es hilft nichts, so lange es geschlossen ist; aber wenn du einmal eines Retters be-

darfst, so öffne es; der Ruh 'i Kulyan wird dir dann beistehen, auch wenn er nicht an deiner Seite ist.« Ich dachte natürlich gar nicht daran, von dem Amulette etwas Hilfspendendes zu erwarten; es hatte so lange Zeit an meinem Halse gehangen, ohne daß es weiter von mir beachtet worden war; jetzt aber verspürte ich aus Langeweile einige Neugierde, seinen Inhalt kennen zu lernen. Ich knüpfte es ab, zerschnitt seine äußere Hülle und kam nun an ein zusammengelegtes Pergament, welches – – – zwei Noten der englischen Bank enthielt. Ich gestehe gern, daß mein Gesicht in diesem Augenblick einigermaßen einen fremdartigen, keineswegs aber unangenehmen Ausdruck angenommen haben mag. Bei einem solchen Inhalte hatte die alte Marah Durimeh allerdings recht gehabt: »Es hilft nicht, so lange es geschlossen ist.« Wie aber war sie, die reiche Königstochter, zu englischem Gelde gekommen? Na, darüber wollte ich mir den Kopf nicht unnötig anstrengen; Pfundnoten jeder Höhe sind an allen Orten der Erde zu haben. Aber entweder war die Spenderin wirklich sehr reich, oder sie hatte eine ganz ungewöhnliche Teilnahme für mich empfunden. Ich hätte nach Lizan zurückreiten mögen, um ihr zu danken. Mit dem Verluste des Engländers hatte ich auch einen in Kassenbeziehungen hoch anständigen Gefährten eingebüßt; sein öfteres: »Zahle gut, *well!*« hatte viel für mich armen Teufel zu bedeuten gehabt; jetzt nun war dieser Ausfall für einige Zeit gedeckt, ein Umstand, welcher mich von einer nicht ganz geringen Sorge befreite.

Auch Halef war sehr erfreut, als ich ihn von der Bedeutung meines Fundes benachrichtigte, und ich beschloß, diese Freude durch die Mitteilung zu erhöhen, daß ich mit ihm zu den Haddedihi reiten werde, einmal um seiner selbst willen und dann auch wegen der beiden Diener des Engländers, die sich vielleicht noch immer dort befanden. Ich fühlte mich moralisch verpflichtet, dieses Erbteil des Engländers anzutreten.

Nachdem wir uns in Bagdad gehörig erholt und mit dem Nötigen versehen hatten, reisten wir ab und ließen nur für etwaige Anfragen die Nachricht zurück, wo wir zu finden seien. Wir ritten über Samara nach Tekrit und bogen dann nach West

zum Thathar ab, um den Stämmen zu entgehen, mit denen wir früher im Tale der Stufen feindlich zusammengekommen waren, und trafen eine Tagreise vor den berühmten Ruinen von El Hather zwei Männer, welche uns sagten, daß die Schammar sich von ihren gewöhnlichen Weideplätzen nach Südwest gegen El Deir am Euphrat gezogen hätten, um den fortgesetzten Feindseligkeiten des Gouverneurs von Mossul auszuweichen. Dort langten wir, ohne irgend eine Unterbrechung unserer Reise erlitten zu haben, glücklich an.

Unsere Ankunft erregte Trauer und Freude zugleich. Amad el Ghandur war nicht angekommen. Der ganze Stamm hatte sich in außerordentlicher Sorge um unser Schicksal befunden, aber noch stets hatte man gehofft, uns wohlbehalten zurückkehren zu sehen. Jetzt nun wurde diese Hoffnung zuschanden. Der Tod Mohammed Emin's versetzte den ganzen Stamm in die tiefste Trauer, und es wurde eine große Feier veranstaltet, um sein Gedächtnis zu ehren.

Ganz anders aber war es bei Hanneh, welche sich bei unserm Erscheinen jubelnd in die Arme ihres Halef warf. Er war ganz entzückt von ihrem Anblick, und sein Entzücken verdoppelte sich, als sie ihn und mich in das Zelt führte, um ihm einen kleinen Hadschi zu zeigen, welcher während unserer Abwesenheit sich zur irdischen Pilgerreise eingefunden hatte.

»Und weißt du, Sihdi, welchen Namen ich ihm gegeben habe?« fragte sie mich.

»Nun?«

»Er heißt – nach dir und seinem Vater – Kara Ben Halef.«

»Du hast wohl daran getan, du Krone der Weiber und du Blume der Frauen,« rief Halef aus. »Mein Sohn wird ein Held werden, wie sein Vater ist, denn sein Name ist länger als der Speer eines Feindes. Alle Männer werden ihn ehren, alle Mädchen ihn lieben, und alle Feinde werden fliehen, wenn in dem Kampfe ertönt der Name Kara Ben Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah!«

Natürlich war auch Scheik Malek erfreut, uns wieder zu sehen. Er hatte einen bedeutenden Einfluß auf die Haddedihi gewonnen, und es war vorauszusehen, daß er, wie die Verhält-

nisse jetzt lagen, recht bald den Rang eines Anführers einnehmen werde. In diesem Falle konnte mein kleiner, treuer Hadschi darauf rechnen, einst zu den Scheiks der Schammar zu gehören.

Wir besuchten in zahlreicher Begleitung alle die Orte, welche wir bei unserm ersten Aufenthalte gesehen hatten, und des Abends saßen wir im Zelte oder vor demselben, um den neugierigen Arabern unsere Erlebnisse zu erzählen, wobei Halef niemals vergaß, ganz besonders seinen Schutz zu betonen, unter welchem ich mich während der langen Fahrt befunden hatte.

Die beiden Irländer waren noch vorhanden. Sie waren während unserer Abwesenheit halb wild geworden und hatten sich vom Arabischen so viel angeeignet, als nötig war, sich mit ihren Gastfreunden zu verständigen. Dennoch aber sehnten sie sich fort von hier, und als sie hörten, daß sie auf ihren verschollenen Herrn nicht rechnen könnten, baten sie mich, von jetzt an mich ihrer anzunehmen. Ich sagte zu, denn in dieser Absicht war ich ja hergekommen.

Mein Entschluß war, nach Palästina zu gehen, und von da zur See nach Konstantinopel. Doch wollte ich vorher erst Damaskus sehen, die Stadt der Ommijaden, und um allen für mich vielleicht unliebsamen Begegnungen von Mossul her aus dem Wege zu gehen, entschloß ich mich, südlich von El Deir über den Euphrat zu setzen und eine so weit nach Mittag gelegene Richtung einzuschlagen, daß ich über das Haurangebirge nach Damaskus kam.

Aber die Haddedihi wollten mich sobald nicht von sich lassen. Halef bestand mit allem Nachdruck darauf, mich nach Damaskus zu begleiten; ich durfte ihm diesen Wunsch nicht abschlagen, und da ich ihm doch Zeit geben mußte, seinen glücklichen Familienverhältnissen gerecht zu werden, so dauerte mein Aufenthalt weit, weit länger, als ich vorher beabsichtigt hatte. Woche um Woche verging, die kurze, rauhe Jahreszeit war hereingebrochen und neigte sich bereits wieder zu Ende; nun aber ließ ich mich nicht länger halten. Wir reisten ab.

Ein großer Teil der Stammesangehörigen begleitete uns bis an den Euphrat, an dessen linkem Ufer wir Abschied nahmen: Halef auf kurze Zeit, ich aber für lebenslang. Mit allem Nötigen reichlich versehen, setzten wir über den Fluß und hatten ihn bald aus den Augen verloren. Eine Woche später erblickten wir die Höhen des Hauran vor uns, hatten aber zwei Tage vorher eine Begegnung, welche von einigem Einflusse für spätere Begebenheiten war.

Wir sahen nämlich des Morgens vier Kamelreiter weit vor uns, welche die gleiche Richtung mit uns einzuhalten schienen. Da den Beduinen des Hauran nicht recht zu trauen ist, so wäre es uns lieb gewesen, Begleiter zu bekommen, und darum ritten wir schneller, um jene Reiter einzuholen. Als sie uns bemerkten, trieben auch sie ihre Tiere zu einem rascheren Gang an, doch kamen wir ihnen trotzdem immer näher. Als sie dies erkannten, hielten sie an und wichen seitwärts, um uns vorüber zu lassen. Es war ein älterer Mann mit drei jüngeren, rüstigen Begleitern; sie sahen nicht sehr kriegerisch aus, hatten aber die Hände an den Waffen, um uns Respekt einzuflößen.

»Sallam!« grüßte ich, mein Pferd anhaltend. »Laßt die Waffen in Ruhe; wir sind keine Räuber.«

»Wer seid ihr?« fragte der Ältere.

»Wir sind drei Franken aus dem Abendlande, und dieser mein Diener ist ein friedlicher Araber.«

Da erheiterte sich das Gesicht des Mannes, und er fragte in gebrochenem Französisch, jedenfalls um sich von der Wahrheit meiner Behauptung zu überzeugen:

»Aus welchem Lande sind Sie, mein Herr?«

»Aus Deutschland.«

»Ah,« meinte er naiv, »das ist ein sehr friedliches Land, in welchem die Bewohner nichts tun, als Bücher lesen und viel Kaffee trinken. Woher kommen Sie? Sind Sie vielleicht auch ein Kaufmann wie ich?«

»Nein. Ich reise, um über die Länder, welche ich sehe, Bücher zu schreiben, die dann zum Kaffee gelesen werden. Ich komme von Bagdad und will nach Damaskus.«

»Aber Sie tragen ja anstatt des Schreibzeuges so viele Waffen bei sich!«

»Weil ich mich mit dem Schreibzeuge wohl schwerlich gegen die Beduinen verteidigen könnte, welche den von mir eingeschlagenen Weg unsicher machen.«

»Das ist wahr,« nickte der Mann, der sich einen Schriftsteller nicht anders vorgestellt zu haben schien, als mit einer gigantischen Feder hinter dem Ohre, ein Sattelpult vor sich und zu jeder Seite des Pferdes ein riesiges Tintenfaß. »Jetzt haben sich die Anazeh nach dem Hauran gezogen, und gegen diese muß man vorsichtig sein. Wollen wir zusammenhalten?«

»Gern. Sie gehen auch nach Damaskus?«

»Ja. Ich wohne dort; ich bin Kaufmann und mache jährlich mit einer kleinen Karawane eine Handelsreise zu den Arabern des Südens. Von einer solchen kehre ich jetzt zurück.«

»Gehen wir über den östlichen Hauran, oder halten wir uns links nach der Mekkastraße hinüber?«

»Welches wird das beste sein?«

»Das letztere jedenfalls.«

»Ich stimme bei. Waren Sie schon einmal hier?«

»Nein.«

»Dann werde ich Sie führen. Vorwärts!«

Das vorherige Mißtrauen des Kaufmanns war vollständig verschwunden. Er zeigte sich als ein offener, redseliger Charakter, und bald erfuhr ich, daß er eine nicht unbedeutende Summe bei sich trage, die er aus seinen Waren gelöst habe. Zwar war er von den Arabern meist mit Naturalien bezahlt worden, hatte diese aber vorteilhaft verkaufen können.

»Auch mit Stambul stehe ich in lebhafter Verbindung,« meinte er. »Gehen Sie auch dorthin?«

»Ja.«

»O, dann können Sie mir einen Brief an meinen dortigen Bruder besorgen, wofür ich Ihnen sehr dankbar sein würde!«

»Mit Vergnügen. Erlauben Sie also, daß ich Sie in Damaskus besuche, um den Brief abzuholen?«

»Kommen Sie! Mein Bruder Maflei ist gleichfalls Kaufmann

und hat weitreichende Verbindungen. Vielleicht kann er Ihnen nützlich sein.«

»Maflei? Hm! Diesen Namen habe ich bereits irgendwo gehört!«

»Wo?«

»Hm, lassen Sie mich nachsinnen – – ja, jetzt habe ich es! Ich traf in Ägypten den Sohn eines Stambuler Kaufmannes; er hieß Isla Ben Maflei.«

»Wirklich? O, das ist außerordentlich! Isla ist nämlich mein Neffe, der Sohn meines Bruders.«

»Wenn es wirklich derselbe Isla gewesen ist!«

»Beschreiben Sie ihn mir!«

»Besser als eine jede Beschreibung wird wohl die Bemerkung sein, daß er dort am Nile ein Mädchen wiederfand, welches seinen Eltern geraubt worden war.«

»Das stimmt; das stimmt! Wie hieß das Mädchen?«

»Senitza.«

»Es ist alles richtig. Wo haben Sie ihn getroffen? Wo hat er es Ihnen erzählt? In Kairo vielleicht?«

»Nein, sondern an Ort und Stelle selbst. Kennen Sie diese interessante Begebenheit?«

»Ja. Er kam später in geschäftlicher Angelegenheit zu mir nach Damaskus und erzählte es mir. Er hätte seine Braut nie wieder gefunden, wenn er nicht mit einem gewissen Kara Ben Nemsi zusammengetroffen wäre, einem Effendi aus – – ah, Allah il Allah, dieser Effendi schrieb auch Sachen, welche gelesen werden! Wie ist Ihr Name, Herr?«

»In Ägypten und dann auch weiter nannte man mich allerdings Kara Ben Nemsi.«

»Hamdulillah, *quel miracle!* Sie sind es, Sie selbst?«

»Fragen Sie hier meinen Diener Hadschi Halef, welcher geholfen hat, Senitza zu befreien!«

»Dann, Herr, haben Sie noch einmal meine Hand! Ich muß sie Ihnen drücken. Es geht nicht anders, Sie müssen in Damaskus bei mir wohnen, Sie und Ihre Leute. Mein Haus gehört Ihnen, nebst allem, was ich besitze!«

Vor herzlicher Freude schüttelte er auch Halef und den bei-

den Irländern die Hände. Die beiden letzteren wurden ganz verduzt über die lebhaft Freundschaftsäußerung, deren Grund sie nicht begreifen konnten; meinem Halef aber mußte ich unsere französische Unterhaltung deutlich machen.

»Kannst du dich noch auf Isla Ben Maflei besinnen, Hadschi Halef Omar?«

»Ja,« antwortete er. »Es war der Jüngling, dessen Braut wir aus dem Hause des Abraham-Mamur holten.«

»Dieser Mann hier ist der Oheim Islas.«

»Allah sei Dank! Jetzt habe ich jemand, dem ich alles erzählen kann, was damals geschehen ist. Eine gute Tat darf nicht sterben; sie muß erzählt werden, um lebendig zu bleiben.«

»Ja, erzähle es!« bat der Damaskese.

Jetzt legte sich der kleine Hadschi ins Zeug, indem er die Begebenheit in den duftendsten Redebäumen des Orientes berichtete. Natürlich war ich damals der berühmteste Hekim-Baschi der Erde, Halef selbst der tapferste Held der ganzen Welt, Isla der beste Jüngling Stambuls und Senitza die herrlichste Houri des Paradieses gewesen. Abraham-Mamur aber wurde als ein wahrer Teufel geschildert, und in Summa hatten wir eine Tat verrichtet, welche bereits jetzt in dem Munde des ganzen Orients lebte. Und als ich es versuchte, seine Überschwenglichkeiten auf das richtige Maß zurückzuführen, da meinte er sehr entschieden:

»Sihdi, das verstehst du nicht! Ich muß es besser wissen, denn ich war ja damals dein Agha mit der Nilpeitsche und habe alles für dich zu besorgen gehabt.«

Der Morgenländer ist in solchen Dingen unverbesserlich, und so mußte ich mich in das Unvermeidliche fügen. Dem Damaskesen aber schien grad diese Erzählungsweise recht sehr zu gefallen; Halef stieg in seiner Achtung außerordentlich, und die Folge zeigte, daß er ihn in sein Herz geschlossen hatte.

Wir erreichten unbelästigt die Karawanenstraße und zogen durch das »Himmelstor« in die Meidan-Vorstadt ein, in welcher sich zur Zeit der Hadsch die große, nach Mekka bestimmte Pilgerkarawane versammelt. Damaskus gewährt im Innern keineswegs den Anblick, welchen man von außen er-

wartet. Zwar fehlt es der Stadt nicht an ehrwürdigen Bauten, aber die Straßen selbst sind entsetzlich gepflastert, krumm und eng, und die meist fensterlosen, äußeren Lehmwände der Häuser sehen häßlich aus. Auch hier wird die Straßen- und Wohlfahrtspolizei, wie in den meisten orientalischen Städten, von Aasgeiern und räudigen, verkommenen Hunden besorgt. Die Wasserfülle der Stadtumgebung begünstigt die Entstehung schädlicher Miasmen, welche die Stadt der Ommijaden in einen bösen Ruf gebracht haben.

Das Quartier der Christen liegt im Osten der Stadt und beginnt beim Thomastore am Ausgangspunkte des Palmyraner Karawanenweges. Es ist ebensowenig schön wie die übrigen Stadtteile und enthält eine Menge von Ruinen, welche aufzuräumen der Moslem gar nicht für nötig hält. Hier steht in der Nähe des Lazaristenklosters das Gebäude, in dem im Jahre 1869 der Kronprinz von Preußen sein Quartier aufschlug.

Südlich davon, jenseits der »geraden Straße«, befindet sich das Quartier der Juden, während die Westhälfte der Stadt den Moslemin gehört. Hier sieht man die schönsten Bauwerke der Stadt: die Citadelle, die prächtigen Bazarhallen, den großen Han Assad Pascha und vor allen Dingen die Moschee der Ommijaden, in welche leider kein Christ den Fuß setzen darf.

Sie ist 550 Fuß lang und 150 Fuß breit und steht an der Stelle eines heidnischen Tempels, welchen Kaiser Theodosius zerstörte. Arkadius erbaute an demselben Orte eine christliche, dem heiligen Johannes geweihte Kirche. In ihr befand sich der Schrein, in welchem das abgeschlagene Haupt Johannes des Täufers aufbewahrt wurde und das von Chalid, dem Eroberer von Damaskus, noch vorgefunden worden sein soll.

Dieser Chalid, welchen die Moslemin »das Schwert Gottes« nennen, machte die Hälfte der Johanneskirche zur Moschee, eine Seltsamkeit, welche ihren besonderen Grund hatte. Die Belagerungsarmee bildete nämlich zwei Heerhaufen; der eine lag unter Chalid selbst vor dem Osttore und der andere unter dem milden Abu Obeïda vor dem Westtore. Über die Länge der Belagerung von Zorn entbrannt, schwur Chalid, keinen einzigen Einwohner zu schonen. Er drang endlich siegreich

durch das Osttor ein und ließ das Würgen beginnen. Da beeilte sich der westliche Stadtteil, einen Vertrag mit Abu Obeïda abzuschließen und ihm das Tor unter der Bedingung freiwillig zu öffnen, daß er die Menschen schonen werde. Er ging darauf ein. Beide Heerhaufen bewegten sich nun auf der »geraden Straße« von entgegengesetzten Richtungen aufeinander zu und stießen bei und in der Johanneskirche zusammen. Auf Abu Obeïdas Vorstellung hielt Chalid mit Morden ein und bewilligte, daß den Christen die eine Hälfte der Kirche verbleiben solle.

So beteten ungefähr 150 Jahre lang Christen und Mohammedaner in demselben Tempel, bis es Welid dem Ersten einfiel, das Bauwerk ganz für seine Glaubensgenossen in Anspruch zu nehmen. Er bot zwar anderweitigen Ersatz für den Verlust, welchen die Christen dadurch erlitten, aber diese trauten seinem Versprechen nicht und traten seinem Vorschlage entgegen. Es gab eine Weissagung, daß derjenige, welcher an diesen Tempel Gottes die Hand legen werde, unrettbar dem Wahnsinne verfallen sei, und man glaubte, daß der Kalif sich durch diese Prophezeiung abschrecken lassen würde. Dies geschah aber nicht; vielmehr war er der erste, welcher den Hammer ergriff, um das herrliche Altarbild zu zertrümmern. Dann wurde der Eingang der Christen vermauert. Die Kirche – nun völlig Moschee – erhielt geschlossene Hallen aus korinthischen Säulen und ward mit Mosaik und sechshundert massiv goldenen Ampeln ausgeschmückt. Zu ihrer Neugestaltung wurden gegen zwölfhundert griechische Baumeister und Künstler herbeigerufen; man schleppte die schönsten Säulen Syriens nach Damaskus, und die Überlieferung berichtet, daß achtzehn Lasttiere an den Rechnungen zu tragen hatten, als der Kalif dieselben berichtigen wollte. Welid bezahlte und ließ dann die Rechnungen verbrennen, um den Betrag der riesigen Kosten zu einem ewigen Geheimnisse zu machen.

Mokaddy, ein arabischer Schriftsteller, erzählt, daß die Wände der Moschee bis zu einer Höhe von zwölf Fuß mit Marmor bekleidet und dann bis zur Decke mit Mosaiken von Glas in Gold und Farben geschmückt seien. Auch die Decken-

gewölbe der Seitenhallen, welche von schwarzen Säulen mit goldenen Kapitälén getragen wurden, und die Zinnen nach außen und über dem Hofe, die auf weißen Marmorsäulen ruhten, waren mit reicher Mosaik ausgestattet. Auf dem Kubbet en Nisr {Kuppel des Geiers} ruhte eine goldene Zitrone und auf ihr eine eben solche Granate. Die drei Minarehs der Moschee stammen aus verschiedenen Zeiten. Das »Brautminareh« im Norden wurde als einfacher Turm mit kegelartigem Aufsätze von Welid erbaut; El Gharbije aber zeigt ägyptisch-arabischen Stil, nämlich ein zierliches Achteck, welches von Galerie zu Galerie sich verjüngt und in einem Kugelknopfe endet. Das dritte oder Isa-Minareh hat neben seinem viereckigen Turme noch einen schlanken Turm im türkischen Stile mit Spitzdach und zwei Rundbalkonen für den Mueddin {Ausrufer, welcher die Gebetszeit von den Minarehs herab verkündigt}. Auf dem höheren dieser Balkone wird Christus stehen, wenn er am Ende der Tage die Guten und die Bösen voneinander scheidet.

Ganz in der Nähe dieser Moschee, auf der »geraden Straße«, lag die Wohnung meines Reisegefährten. Der Eingang zu derselben befand sich in einem engen Seitengäßchen, in welches ich mit ihm einbog, da es mir unmöglich war, seine Gastfreundlichkeit zurückzuweisen. Wir hielten vor einer hohen Backsteinmauer, in welcher sich außer dem nicht sehr hohen und breiten Tore keine einzige Öffnung befand. Der Kaufmann stieg ab, hob einen Stein vom Boden auf und klopfte damit kräftig an die Tür. In kurzer Zeit wurde dieselbe von innen geöffnet, und ein wie Ebenholz glänzendes Mohren Gesicht erschien in der Öffnung.

»Allaha, der Herr!« rief der Neger und riß das Tor so weit wie möglich auf.

Der Kaufmann antwortete ihm gar nicht und winkte uns nur, ihm zu folgen. Ich tat es mit Halef, nachdem ich den Irländern bedeutet hatte, die Tiere hereinzuziehen und bei ihnen zu bleiben.

Wir befanden uns in einem langen, schmalen Hofraume und vor einer zweiten Mauer, deren Tür bereits offen stand. Als wir dieselbe hinter uns hatten, sah ich vor mir einen gro-

ßen, quadratischen Platz, welcher durchgehends mit Marmor gepflastert war. Von drei Seiten öffneten sich auf ihn laubenartige Arkaden, deren Öffnungen von den in Kübeln gezogenen Zitronen, Orangen, Granaten und Feigen maskiert wurden. Die vierte Seite, von der Mauer gebildet, durch welche wir soeben getreten waren, war ganz von Jasmin, Damaszenerrosen und rot-weiß geflammten syrischen Hibisch überzogen. Die Mitte des Platzes nahm ein granitenes Bassin ein, in dessen Wasser sich gold- und silberglänzende Fische tummelten, und an jeder Ecke befand sich ein fließender Brunnen, um dieses Bassin zu speisen. Über den Arkaden zog sich ein bunt bemaltes Stockwerk hin, zu welchem eine breite, mit duftenden Blumen reich geschmückte Treppe emporführte; es enthielt viele Gemächer und andere Räume, deren Fensteröffnungen teils mit seidenen Vorhängen, teils durch ein kunstvolles, hölzernes Gitterwerk verschlossen waren.

Eine Gruppe von Frauen ruhte auf weichen Polstern am Bassin. Bei unserm Anblick erhoben sie ein angstvolles Geräusch und eilten schleunigst der Treppe zu, um in den Gemächern zu verschwinden. Nur eine einzige Gestalt war nicht entflohen. Auch sie hatte sich erhoben, kam aber auf den Kaufmann zu und küßte ihm mit Ehrerbietung die Hand.

»Allah altunlama senin gelme, baba – Allah vergolde dein Kommen, mein Vater!« grüßte sie.

Er drückte sie herzlich an sich und sagte:

»Geh zur Mutter und sage ihr, daß Gott mein Haus mit teuren Gästen segnet. Ich werde sie in das Selamlık führen und dann zu euch kommen.«

Auch er sprach, wie seine Tochter, türkisch. Vielleicht war Sтамbul sein früherer Aufenthalt gewesen.

Die Tochter entfernte sich, und wir folgten ihr langsam die Treppe empor, wo wir in einen Gang kamen, der eine lange Reihe von Türen zeigte. Der Hausherr öffnete eine derselben, und wir traten in ein großes Zimmer, das durch ein durchbrochenes Kuppeldach, dessen Öffnungen mit vielfarbigem Glase bedeckt waren, ein köstliches Licht empfing. Hohe, breite Sammetpolster zogen sich an den Wänden hin; in einer Nische

tickte eine französische Pendule ihre monotonen Schläge; von der Kuppel hing ein vielarmiger, vergoldeter Leuchter herab, und zwischen den seidenen Draperien, welche die Wände verdeckten, blickten aus kostbaren Rahmen zahlreiche Bilder auf uns nieder. Es waren – man denke sich mein Erstaunen – die rohesten Farbenklexereien, mit denen leider noch heute eine schmutzige Kolportage-Spekulation die Welt beglückt: Napoleon im Kaiserornate, aber mit dicken, zinnoberrot gemalten Posaunenengelbacken; Friedrich der Große mit einem dünnen Henri-quatre; Washington in einer ungeheuren Allongeperücke; Lady Stanhope mit Schönpflästerchen; die Seeschlacht bei Tschesme mit holländischen Torfkähnen; ein Riesenbukett mit roten Helianthus, gelben Kornblumen und blauen Schneeglöckchen; ein Herkules Korynephoros, mit dem Lindwurm des heiligen Georg zwischen den Beinen, und endlich gar die Erstürmung von Sagunt, aus dessen Schießscharten Kanonenschläufe schauten und über dessen eingeschossenen Mauern sich ein dichter, violetter Pulverdampf lagerte. Solche Kunstungeheuerlichkeiten können eben nur für den – – Orient bestimmt sein.

Vor den Polstern standen kleine niedere Tischchen mit Metallplatte, bereits mit gestopften Pfeifen und kleinen Kaffeetässchen versehen; in der Mitte des Raumes aber stand – ich wagte es kaum zu glauben, aber meine Augen konnten mich doch unmöglich täuschen – ein Pianoforte, wirklich und wahrhaftig ein Pianoforte, mit vielfach abgesprungener Furnierung zwar, aber sonst in einem noch ganz leidlichen Zustande, wie es schien. Ich hätte es am liebsten sofort öffnen mögen, mußte jedoch die Würde bewahren, welche ich dem Emir Kara Ben Nemsis schuldete.

Wir waren kaum eingetreten und hatten uns gesetzt, so erschien ein hübscher Knabe mit einem Becken voll glühender Holzkohlen, um die Pfeifen in Brand zu stecken, und nur wenige Minuten darauf ein zweiter mit einem silbernen Kahwest {Kaffeekanne}, aus dem er uns die Tassen füllte. Bei dem ersten Zuge, den der Hausherr aus seiner Pfeife tat, hieß er uns von neuem willkommen, und als er den sehr kleinen Kopf

nach wenigen Augenblicken ausgeraucht hatte, bat er uns um die Erlaubnis, sich für kurze Zeit entfernen zu dürfen, um die Seinen zu begrüßen.

Wir rauchten und tranken schweigend fort, bis er zurückkehrte und uns aufforderte, ihm zu folgen. Er führte uns in ein nach morgenländischen Begriffen sehr reich ausgestattetes Zimmer, das ich bewohnen sollte, während unmittelbar daneben dasjenige lag, das für Halef bestimmt war. Auch für die Irländer versprach er zu sorgen. Darauf mußten wir ihm die Treppe hinab in das Parterre folgen. Dort war uns bereits mit unbegreiflicher Schnelligkeit ein Bad bereitet worden, und da fanden wir auch zwei Anzüge liegen, vom roten Fez bis zum leichten Pabutsch herab, welche wir gegen unsere jetzigen vertauschen sollten. Zwei Diener erwarteten uns, um uns zu bedienen.

Das war eine wirklich morgenländische Gastfreundlichkeit, deren Wert ich dankbar erkennen mußte. Als wir dem Bade entstiegen waren und uns umgekleidet hatten, kehrten wir als vollständig neue Menschen nach dem Selamlik zurück. Der aufmerksame Wirt hatte unsere Rückkehr jedenfalls beobachten lassen, denn kaum daß wir eingetreten waren, so stellte auch er sich wieder bei uns ein.

»Herr, du hast große Freude gebracht über die Meinen,« sagte er, mich, da er arabisch sprach, wieder du nennend. »Als ich ihnen sagte, wer du bist, haben sie begehrt, heute vor dir erscheinen zu dürfen. Wirst du es ihnen erlauben?«

»Gern, denn es wird mich sehr beglücken, mit ihnen sprechen zu können.«

»Sie werden erst am Nachmittag kommen, denn jetzt sind sie beschäftigt, das Mahl zu bereiten, dessen Zurichtung sie heut keiner Dienerin überlassen wollen. Hast du bereits solche Bilder gesehen?« fragte er dann, als er sah, daß mein Auge zufällig den Herkules musterte.

»Sie sind sehr selten,« antwortete ich zweideutig.

»Ja. Ich habe sie in Stambul gekauft und einen sehr hohen Preis bezahlt. Kein Mann in Damaskus hat solche kostbare Gemälde. Weißt du auch, was sie vorstellen?«

»Ich möchte es beinahe bezweifeln!«

»Ich habe es mir erklären lassen. Das erste ist der Sultan el Kebir {Napoleon} und das zweite der kluge Emir der Nemsis; dann kommt die Königin von England {er meinte Lady Stanhope} mit dem Schah der Amerikaner; neben den Blumen ist ein Held {Herkules} aus Diarbekir, der einen Seehund tötet, daneben die Schlacht bei Tchesme und dann die Erstürmung von Jerusalem {er meinte Sagunt} durch die Christen. Ist das nicht schön?«

»Außerordentlich! Aber was steht hier in der Mitte dieses Zimmers?«

»O, das ist das Kostbarste, was ich besitze. Es ist ein Tschalghy {wörtlich: Musik}, das ich von einem Engländer kaufte, der hier wohnte und dann weiter zog. Darf ich es dir zeigen?«

»Ich bitte dich darum!«

Wir traten hinzu und öffneten. Über den Tasten stand »Edward Southey, Leadenhallstreet, London« zu lesen, und ein Blick in das Innere des Instrumentes zeigte mir, daß zwar einige Saiten gesprungen seien, sonst aber alles sich noch in leidlichem Zustande befinde.

»Ich werde dir zeigen, wie man es macht.«

Mit diesen Worten begann der Mann ein Faust-Attentat auf die Tasten, welches mir die Haare zu Berge trieb; ich aber zwang mich zu einer bewundernden Miene und erkundigte mich dann, ob sonst weiter nichts zu dem »Tschalghy« vorhanden sei.

»Der Engländer gab mir auch Demir iplik {Draht} mit und einen Hammer zum Musikmachen, damit die Hände nicht schmerzen. Ich werde dir ihn zeigen.«

Er ging und brachte bald ein Kästchen, welches Saitendraht verschiedener Stärke und einen Stimmschlüssel enthielt. Er nahm den letzteren und hämmerte damit auf den Tasten herum, daß es heulte und krachte. Der lebenswürdige Engländer hatte sich jedenfalls den Spaß gemacht, ihm den Gebrauch des Schlüssels in dieser Weise zu erklären. Übrigens war das Piano schrecklich verstimmt und voller Staub und Schmutz.

»Willst du auch einmal Musik machen?« fragte er mich. »Es

darf mir kein Mensch das Tschalghy öffnen, du aber bist mein Gast und sollst einmal klopfen dürfen!«

Er reichte mir den Stimmhammer mit einer wichtigen Gönnermiene entgegen.

»Du hast mir gezeigt, wie man in Damaskus Musik macht,« meinte ich; »nun will ich dir auch zeigen, wie man auf diesem Instrumente im Abendlande spielt. Vorher aber erlaube mir, es auszubessern, da es sich nicht mehr in dem richtigen Zustande befindet!«

»Herr, du wirst es mir doch nicht ruinieren!«

»Nein; du kannst es mir ruhig anvertrauen.«

Ich suchte mir den geeigneten Draht hervor und zog die Saiten auf; dann baute ich mir aus mehreren Polstern einen hohen Sitz und begann zu stimmen. Als der Wirt die Quinten und Oktaven hörte, rief er mit einer Gebärde des Entzückens:

»O, du kannst es ja noch viel besser als ich!«

»Das ist noch keine Musik; jetzt gebe ich dem Drahte nur erst den rechten Ton. Hat dir der Engländer denn nicht gezeigt, wie dieses Instrument gespielt werden muß?«

»Sein Weib hatte Musik gemacht, war aber gestorben. Er schlug es mit den Fäusten und das gefiel ihm sehr, denn er lachte dazu.«

»So sollst du baldigst sehen, wie es richtig gemacht wird.«

Ich hatte früher als armer Schüler oft Pianos gestimmt, um ein kleines Taschengeld zu erwerben; es fiel mir also nicht sehr schwer, das Klavier in einen spielbaren Zustand zu versetzen.

Während dieser Beschäftigung wurde die Tür geöffnet, und vor derselben erschienen alle die Frauengestalten, welche ich vorher im Hofe gesehen hatte. Ich vernahm ein Flüstern der Bewunderung, und zuweilen entschlüpfte sogar einem Munde ein lauter Ausruf des Entzückens. Wie anspruchslos waren diese Leute!

Endlich war ich fertig und schloß das Instrument, worauf die Lauschenden sofort verschwanden.

»Willst du nicht länger spielen?« fragte mich der Wirt. »Du bist ein großer Sanatdar {Künstler}, und die Frauen sind so er-

freut über diese Musik, daß sie uns das Mahl verderben lassen werden.«

»Ich muß dem Tschalghy jetzt Ruhe gönnen; aber nach dem Mahle, wenn die Glieder deiner Familie kommen, werde ich ihnen eine Musik zeigen, wie sie noch keine gehört haben.«

»Es sind einige Frauen in meinem Harem zu Besuch. Dürfen diese die Musik auch hören?«

»Allerdings.«

Ich war sehr begierig, zu sehen, welche Wirkung ein flotter Walzer auf diese Damen machen werde, durfte sie aber um meines guten Appetites willen jetzt während ihrer kulinarischen Beschäftigung nicht zerstreuen. Diese Vorsicht trug sehr bald gute Früchte. Man hatte sich, wohl in Rücksicht auf den erwarteten Musikgenuß, jedenfalls etwas mehr als gewöhnlich gesputet, und es wurde uns ein reichhaltiges Mahl aufgetragen, welches dem Hause alle Ehre machte. Kaum aber war es vorüber, so erkundigte sich der Wirt, ob die Frauen nun erscheinen dürften. Ich gab meine Zustimmung, und der kleine Kaffeeinschänker eilte fort, um sie zu holen.

Nun kam die Frau nebst zwei Töchtern und einem Sohne im Alter von vielleicht zwölf Jahren. Die Damen waren verschleiert und wurden mir nur mit dem Namen bezeichnet. Andere vier Frauen waren Freundinnen unserer Wirtin. Sie nahmen still und in bescheidener Stellung auf den Polstern Platz, gaben aber auch hier und da ein Wörtchen zu dem Gespräche, das sich entwickelte. Da ich nun bemerkte, wie oft sich die verhüllten Köpfe, aus denen nur die Augen und die Nasenspitzen blickten, nach dem Instrumente richteten, so erhob ich mich, um ihre Ungeduld zu befriedigen.

Es war interessant, den Eindruck des ersten, vollgriffigen Akkordes, dem ich einen kräftigen Läufer folgen ließ, zu beobachten.

»Maschallah!« rief Halef ganz erschrocken.

»Bana bak – hört, hört!« schrie der Wirt, indem er empor sprang und vor Verwunderung die Arme ausstreckte.

Die Frauen zuckten vor Überraschung zusammen, schrien vor Erstaunen laut auf und streckten unbedachter Weise die

Hände aus, so daß sich die Schleier öffneten und ich für einen Augenblick sämtliche Gesichter zu sehen bekam.

Nach einem kurzen Präludieren ließ ich meinen »feschesten« Walzer los. Mein Publikum saß zunächst ganz starr; bald aber begann der Rhythmus seine unwiderstehliche Wirkung zu äußern. Es kam Bewegung in die steifen Gestalten: die Hände zuckten, die Beine empörten sich gegen ihre orientalisches eingebogene Lage, und die Körper begannen, sich nach dem Takte hin und her zu wiegen. Der Wirt aber erhob sich und trat hinter mich, um mit aufgerissenen Augen meine Finger zu beobachten.

Als ich geendet hatte, faßte er meine Hände und betrachtete sie.

»O Herr, was hast du für Finger! Das ging ja wie in einem Karingdschalyk {Ameisenhaufen}! So etwas habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen!«

»Sihdi,« meinte Halef, »solche Musik gibt es nur noch in El Dschennet, wo die Geister der Seligen wohnen. Allah il Allah!«

Die Frauen wagten es nicht, ihre Gefühle in Worten laut werden zu lassen; doch ihre lebhafteste Bewegung und der anerkennende Ton ihres Geflüsters überzeugten mich, daß sie sich nichts weniger als gelangweilt hatten.

Ich spielte weiter, ein ganzes, stundenlanges Programm herunter, und mein Publikum wurde nicht müde, den noch nie gehörten Klängen zu lauschen.

»Herr, ich habe nie gewußt, daß in diesem Tschalghy solche Stücke stecken,« meinte der Hausherr, als ich ausruhte.

»O, es stecken noch viel herrlichere darinnen,« antwortete ich; »man muß es nur verstehen, sie hervorzulocken. Bei uns im Abendlande gibt es Tausende von Männern und Frauen, welche dies noch zehnmal besser können, als ich.«

»Auch Frauen?« fragte er verwundert.

»Ja.«

»So soll auch mein Weib lernen, auf dem Tschalghy Musik zu machen, und sie muß es dann den Töchtern zeigen.«

Der gute Mann hatte keine Ahnung von den Schwierigkei-

ten, die sich diesem so rasch gefaßten Entschlusse hier in Damaskus entgegenstellten; ich hielt es nicht für notwendig, ihn aufzuklären, und fragte:

»Man kann zu dieser Musik auch tanzen; hast du einmal einen abendländischen Tanz gesehen?«

»Niemals.«

»So schicke einmal nach unsern beiden Begleitern. Sie sollen sofort kommen.«

»Diese! Sollen etwa sie tanzen?«

»Ja.«

»Sie? Als Männer!«

»Die Sitte des Abendlandes erlaubt es, daß auch Männer tanzen, und du wirst sehen, wie hübsch das ist.«

Ein allgemeines »Peh peh!« der Erwartung tönte durch das Zimmer, als einer der Knaben den Raum verließ, um die Irländer zu holen.

»Könnt ihr tanzen?« fragte ich sie, als sie eintraten.

Auch sie hatten bequeme Hauskleidung angelegt und sahen so neugewaschen aus, daß sie sicher auch im Bade gewesen waren. Sie stießen sich freundschaftlich mit den Ellbogen und machten die Augen weit auf, als sie das Instrument erblickten.

»*Heigh-day, a music chest* – heisa, ein Musikkasten!« lachte Bill mit breitem Gesichte. »Tanzen? Natürlich können wir tanzen! Sollen wir?«

»Ja.«

»In diesen Kleidern?«

»Warum nicht?«

»*Well*, so ziehen wir die Pantoffel aus und tanzen barfuß.«

»Welche Tänze könnt ihr?«

»Alle! Reel, Hornpipe, Hochländer, *Stamp-man*, Polka, Galopp, Walzer, kurz alles, was verlangt wird. Man hat das ganz gut gelernt!«

»Na, so schiebt die Teppiche zusammen und legt einmal los; einen Hochländer!«

Die beiden kräftigen Söhne Irlands zeigten sich unermüdlich, und das beifällige Lachen der Frauen ermunterte sie zu immer neuen Leistungen. Ich glaube, diese Damaskeserinnen

hätten am liebsten sich mitbetheiligt. Aber endlich glaubte ich, daß des Guten jetzt genug geschehen sei. Die Damen entfernten sich mit herzlichem Dank, und auch der Wirt erklärte, daß er nach so langer Abwesenheit sich nun in seinem Geschäfte umsehen müsse. Ich sagte ihm, daß ich unterdessen mit Halef ausgehen werde, um die Stadt einmal in Augenschein zu nehmen, und sofort befahl er, daß man zwei Esel für uns sattele und daß ein Diener uns begleiten solle. Zugleich bat er uns, nicht zu spät heimzukehren, weil uns am Abend einige seiner Freunde erwarten würden.

Im Hofe fanden wir zwei weiße Bagdader Esel für uns und einen grauen für den Diener, welcher sich mit Tabak und Pfeifen reichlich versehen hatte. Wir brannten an, stiegen auf, verließen das Haus und lenkten durch die Seitengasse nach der »geraden Straße« ein. Mit bloßen Füßen in Pantoffeln, mit herabhängenden Turbantüchern und dampfenden Tschibuks ritten wir gravitatisch wie türkische Paschas die reich belebte Straße entlang, um in das Christenviertel zu gelangen. Wir durchschlenderten dieses Quartier gemächlich und bemerkten dabei, daß die meisten Passanten ihr Ziel gegen das Thomastor genommen zu haben schienen.

»Dort muß etwas zu sehen sein,« wandte ich mich an den Diener.

»Ja, Effendi, sehr viel,« antwortete er. »Es ist heut das Fest Er-Rimal {des Pfeilschießens}, wo man mit den Bogen schießt. Wer sich vergnügen will, geht vor die Stadt in die Zelte und Gärten, um zu sehen, welche Freude Allah ihm bereitet hat.«

»Das können wir auch tun, denn es ist noch nicht spät am Tage. Kennst du den Ort?«

»Ja, Effendi.«

»So führe uns!«

Wir ließen unsere Tiere schärfer traben und gelangten bald durch das Tor hinaus in die Ghuta, wo auf allen Wegen und Plätzen reges Leben herrschte. Ich sah bald, daß Er-Rimal ein Fest sei, an welchem sich die Anhänger aller Religionen betheiligen durften, ein Fest, unserem deutschen Vogelschießen

ähnlich; doch konnte ich von unserm Begleiter nicht erfahren, welchen Ursprung es habe.

Auf freien Plätzen waren Zelte errichtet, in denen Blumen, Früchte und allerlei Eßwaren verkauft wurden. Seiltänzer, indische Gaukler, Feuerfresser, Schlangenbeschwörer trieben überall ihr Wesen; bettelnde Derwische machten die Passage unsicher; Kinder lärmten, Lastträger zankten, Kamele schrien, Pferde wieherten, Hunde bellten, und dazu in den Musikzelten ein Blasen, Kratzen, Schlagen und Zerren auf allen möglichen und unmöglichen Instrumenten – es war das wirkliche Vogelschießtreiben, nur auf anderem Schauplatz und mit anderen Gestalten. Von einem regelrechten Pfeilschießen nach dem Ziele sah ich nichts. Ich sah allerdings hier oder da einen Mann oder Knaben einen bunt befiederten Stab vom Bogen schnellen, aber das geschah nur so beliebig, so nebenbei, und wen oder was dieser Pfeil traf, das war sehr gleichgültig.

So ritten wir an einer langen Reihe von Scherbet- und Frucht-Verkäufern hinab, als ich plötzlich meinen Esel anhielt und lauschte. Was war denn das? Hatte ich recht gehört? Vor einem großen Zelte waren sehr viele Leute versammelt; aus demselben ertönten Violinen- und Harfenklänge, und jetzt, richtig, fiel nach beendetem Zwischenspiele eine abgejagte Sopranstimme in der reinsten erzgebirgischen Mundart ein:

»Zum heil'gen Ab'nd um Mitternacht
Da fließt statt Wasser Wein,
Und wenn 'ch mich nur net färgchten tät
Da holt 'ch mir 'n Topp voll 'rein.«

»Sihdi, was ist das!« rief Halef. »Hier singt ein Weib. Ist das möglich?«

Ich nickte bejahend und hörte noch die nächste Strophe:

»Mer hab'n aach neunerlei Gericht,
Aach Wurscht und Sauerkraut;
Das hat mei' Alte vorgericht't,
Die alte, gute Haut.«

Hier konnte ich unmöglich vorüberreiten; hier mußte ich einmal einkehren, um zu sehen, ob ich recht vermute. Ich stieg ab und winkte Halef, mir zu folgen, während der Diener bei den Tieren blieb. Wir drängten uns durch die Menge und traten ein. Vor der Tür saß ein grimmiger, schwarzbärtiger Türke und schnauzte uns entgegen:

»Her kischi bir Gurusch – pro Person einen Piaster!«

Ich zahlte das Entree und blickte mich dann im Zelte um. In die Erde geschlagene Pfähle und darauf genagelte Latten bildeten Bänke und Tische, ganz nach schöner, deutscher Vogelwiesensitte; auf diesen Bänken und an diesen Tischen hockten, eng aneinander gedrückt, weit mehr als hundert Araber, Türken, Armenier, Kurden, Juden, Christen, Drusen, Maroniten, Baschi-Bozuku, Arnauten und so weiter; sie tranken Scherbet oder Kaffee, rauchten oder kauten Gebäck und Früchte; im Hintergrunde war das »Büfett«, und daneben saßen auf einem echten Podium zwei Violinisten, zwei Harfenistinnen und eine Gitarrespielerin, alle zusammen in Tiroler Tracht.

Ich schritt bis ganz nahe an sie heran, schob ganz einfach, ohne erst zu fragen, die elf Köpfe zählenden Inhaber einer Bank noch enger zusammen und setzte mich mit Halef nieder. Dieses summarische Verfahren mochte uns die Achtung des »Kellners« erworben haben, denn er eilte sofort herbei und forcierte eine tiefe Reverenz.

»Scherbet für zwei!« bestellte ich und hatte für die zwei Gläser fünf Piaster zu bezahlen. Das waren ja wirkliche Hotelpreise!

Unterdessen war das Lied, von welchem keiner der Anwesenden ein Wort verstand, von der Gitarristin zu Ende gesungen worden, und als sich trotzdem reicher Beifall vernehmen ließ, gab sie noch einen Dakapovers zum besten und ging dann mit dem bekannten Notenblatte einkassieren. Ich wurde dabei rücksichtsvoll übersehen, da wir eben erst gekommen waren.

Das nächste Musikstück war ein »Lied ohne Worte«, nach welchem der eine Violinist hinter einem Vorhange verschwand. Nach kurzer Zeit begann ein Präludium, und der Violinist kehrte zurück als – deutscher Handwerksbursche mit

Ziegenhainer, zerrissenen Stiefeln, eingetriebenem Hute und dem unvermeidlichen »Berliner« auf dem Rücken. Im rauhesten Bierbasse intonierte er:

»Wenn ich mich nach der Heimat sehn',
Wenn mir im Aug' die Tränen stehn,
Wenn's Herz mich drückt halt gar so sehr,
Dann fühl ich's Alter um so mehr.
Und's wird nur leichter mir ums Herz,
Fühl' weniger den stillen Schmerz,
Wenn ich so off der Straße steh
Und mir mein kleenes Geld beseh.«

Das war der »Stoffel in der Fremde« wie er leibte und lebte. Und obgleich das Publikum weder einen Begriff von einem deutschen Handwerksburschen hatte, noch ein Wort des Vortrages verstand, wurde der Komiker doch mit einem sehr dankbaren Applaus belohnt.

Das waren jedenfalls Presnitzer Leute, und um die Universalität dieser Leute auf die Probe zu stellen, fragte ich die Sängerin:

»Türkü tschaghyr-sen ne schekel – in welcher Sprache singst du?«

»Türkü tschaghyr-im nemtschedsche – ich singe deutsch,« antwortete sie.

»*You are consequently a german Lady* – Sie sind folglich eine deutsche Dame?«

»*My native country is german Austria* – meine Heimat ist Deutsch-Österreich.«

»*Et comme s'appelle votre ville natale* – und wie heißt Ihre Vaterstadt?«

»*Elle est nommée Presnitz, situé au nord de la Bohème* – sie heißt Presnitz, welches in Nord-Böhmen liegt.«

»Ah, nicht weit von der sächsischen Grenze, nahe von Jöhstadt und Annaberg?«

»Richtig!« rief sie. »Hurrjeh, Sie reden auch deutsch?«

»Wie Sie hören!«

»Hier in Damaskus?«

»Überall!«

Da nahmen auch ihre Kollegen teil; die Freude, hier einen Deutschen zu treffen, war allgemein, und die Folge davon waren einerseits von mir einige Gläser Scherbet und anderseits von ihnen die Bitte, mein Lieblingslied zu nennen; sie wollten es singen. Ich bezeichnete es ihnen, und sofort begannen sie:

»Wenn sich zwei Herzen scheiden,
Die sich dereinst geliebt,
Das ist ein großes Leiden,
Wie's größer keines gibt.«

Ich freute mich, wieder einmal dem Orgelklange dieser prächtigen Melodie lauschen zu können; da gab mir Halef einen Stoß und winkte nach dem Eingange hin. Mein Auge folgte der angegebenen Richtung und erblickte einen Mann, von dem wir während der letzten Tage so oft gesprochen hatten, und den ich hier wohl nicht zu finden geglaubt hätte. Diese schönen, feinen, aber in ihrer Disharmonie so unangenehmen Züge, dieses forschend scharfe, stechende Auge mit dem kalten, durchbohrenden Blick, diese dunklen Schatten, welche Haß, Liebe, Rache und unbefriedigter Ehrgeiz über das Gesicht geworfen hatten, sie waren mir zu bekannt, als daß mich der dichte Vollbart, welchen der Mann jetzt trug, hätte täuschen können. Es war Dawuhd Arafim, welcher sich in seinem Hause am Nile Abraham Mamur hatte nennen lassen!

Er musterte die Anwesenden, und ich konnte es nicht verhindern, daß sein Blick auch auf mich fiel. Ich sah ihn zusammenzucken, dann drehte er sich schnell um und verließ mit einigen hastigen Schritten das Zelt.

»Halef, ihm nach! Wir müssen wissen, wo er hier wohnt.«

Ich sprang auf, und Halef folgte mir. Vor dem Zelte angekommen, sah ich ihn auf einem Esel fortgaloppieren, während der Treiber, sich am Schwanze des Tieres haltend, hinter ihm drein sprang; unser Diener war aber nirgends zu sehen, und als wir ihn nach hastigem Suchen bei einem Märchenerzähler

fanden, war es zu spät, den Flüchtigen zu erreichen. Die Ghuta bot ihm mehr als genug Weg und Deckung, uns zu entgehen.

Das machte mich so mißmutig, daß ich heimzukehren beschloß. Ich hatte beim Erscheinen dieses Menschen sofort das Gefühl gehabt, daß ich auf irgend eine Weise wieder mit ihm zusammengeraten müsse, und nun war mir die Gelegenheit entgangen, etwas Näheres über seinen hiesigen Aufenthalt zu erfahren. Auch Halef murmelte verschiedene Kraftworte in seinen dünnen Bart hinein und meinte dann, daß es am besten sei, nach Hause zu gehen und noch ein wenig Musik zu machen.

Wir ritten denselben Weg zurück, welchen wir gekommen waren. Auf der »geraden Straße« wurden wir angerufen. Es war unser Wirt, welcher mit einem hübschen, jungen Manne am Eingange eines Schmuck- und Geschmeideladens stand. Auch er hatte einen Diener mit einem Reitesel bei sich.

»Willst du nicht hier eintreten, Herr?« fragte er. »Wir kehren dann miteinander nach Hause zurück.«

Wir stiegen ab, traten in das Gewölbe und wurden von dem jungen Manne mit größter Herzlichkeit begrüßt.

»Dies ist mein Sohn Schafei Ibn Jacob Afarah.«

Also erst jetzt erfuhr ich den Namen unsers Wirtes, Jacob Afarah. Es ist das im Oriente keine Seltenheit. Er nannte dem Sohne auch unsere Namen und fuhr dann fort:

»Dies ist mein Juwelenladen, welchen Schafei mit einem Gehilfen verwaltet. Verzeihe, daß er uns jetzt nicht begleiten kann! Er muß bleiben, weil der Gehilfe gegangen ist, um sich das Fest Er-Rimal anzusehen.«

Ich blickte im Laden umher. Er war klein und ziemlich finstern, barg aber eine solche Menge von Kostbarkeiten, daß mir armen Teufel angst und bange wurde. Ich ließ einige darauf bezügliche Worte fallen und bekam zu hören, daß Jacob auf anderen Bazars noch mehrere Gewölbe für Spezereisachen, Teppiche und kostbare Rauchutensilien besitze.

Nachdem wir auch hier eine Tasse Kaffee getrunken hatten, brachen wir auf. Die Zeit der Dämmerung nahte, und wir wa-

ren nicht lange zu Hause angekommen, so brach der Abend herein.

Man hatte mir während meiner Abwesenheit die Stube geschmückt. Von der Decke hingen Ampeln voll duftender Blumen herab, und auch in jeder Ecke stand eine hohe Vase, mit liebenswürdigen Kindern Floras angefüllt. Schade, daß ich mich so gar nicht auf die Blumensprache verstand, sonst hätte ich vielleicht eine rührende Dankadresse für das Piano-Konzert herauslesen können!

Ich legte mich lang auf das Polster, um ein wenig nichts zu tun, aber ich tat doch etwas, nämlich ich dachte an diesen Abraham Mamur, der mir gar nicht wieder aus dem Sinne kommen wollte. Was wollte er hier in Damaskus? Hatte er wieder eine seiner Schändlichkeiten vor? Warum floh er vor mir, da ich doch eigentlich gar nichts mehr mit ihm zu tun hatte? Auf welche Weise war es wohl möglich, seine Wohnung kennen zu lernen?

So sann und grübelte ich, doch dabei immer auf das rege Leben horchend, welches draußen auf dem Korridore zu herrschen begann. Da, nach langer Zeit wurde an meine Türe geklopft, und Jacub trat ein.

»Herr, bist du fertig zum Abendmahle?«

»Wie du befehlst.«

»So komm! Halef, dein Begleiter, ist bereits fort.«

Er führte mich nicht nach dem Selamlık, wie ich erwartet hatte, sondern durch zwei Korridore nach der vorderen Seite des Hauses und öffnete daselbst eine Tür. Es war ein großes, fast saalähnliches Zimmer, welches ich betrat. Von hundert Kerzen hell bestrahlt, glänzten ringsum schwarz eingestickte Kuransprüche von den seidenen Wänden. Ein Drittel des Raumes wurde durch einen eisernen Stab abgeschnitten, von dem quer über das Zimmer ein schwerer Samtvorhang niederhing. In ihm befanden sich drei Fuß über dem Boden zahlreiche Gucklöcher, was mich zu der Annahme veranlaßte, daß sich hinter ihm die Frauen niederlassen würden.

Es waren gegen zwanzig Herren anwesend, die sich bei unserem Eintritte erhoben, um mich mit der Hand zu begrüßen,

während Jacob mir ihre Namen nannte. Zwei Söhne und drei Gehilfen von ihm waren dabei, auch Halef war bereits zugegen; er schien sich überhaupt mit würdiger Gewandtheit in seine gegenwärtige Lage zu finden.

Während der anfangs nicht recht fließenden Unterhaltung wurden wohlriechende Likörs getrunken, wobei die unvermeidliche Pfeife dampfte; dann aber ward ein Mahl aufgetragen, bei dessen Anblick sich mein guter Halef nicht ganz beherrschen konnte, sondern sich die sechzehn Haare seines Schnurrbartes mit beiden Händen unwillkürlich aus dem Munde strich. Es gab da außer den mir bereits bekannten Gerichten auch noch ein Mus von Tobba und Habb el Aas {indische Feige und Szalheianer Myrte}, Salat von Sübbh el Belad, einer roten Wurzel, welche unserer Möhre ähnlich ist, gebratene Schürsch el Mahrut {Knoblauchpflanze}, eine scharf gebratene große Eidechsenart, welche mein Wirt Dobb nannte, deren Fleisch mir recht gut mundete. Auf weiten Reisen lernt man am leichtesten alte Vorurteile ablegen.

Nach dem Essen wurden die Platten und Gefäße entfernt, und dann – ward das Piano hereingetragen. Ein bittender Blick Jacobs sagte mir, was von mir gewünscht werde, und ich kam meiner Pflicht auch ohne Zögern nach. Nur eine Bedingung machte ich, auf deren Erfüllung ich aber auch streng bestand. Ich bat nämlich, den Vorhang zu entfernen. Jacob sah mich erschrocken an.

»Warum, Herr?« fragte er.

»Weil dieser Sammet den Schall meiner Töne so einsaugen wird, daß ihr nicht sehr viel Schönes hören werdet.«

»Aber es sitzen Frauen dahinter!«

»Sie haben ihre Schleier!«

Erst nach einer längeren Unterredung mit seinen Gästen wagte er, den Vorhang zu beiden Seiten zurückzuschieben, und nun erblickte ich etliche dreißig weibliche Gestalten, welche auf weichen Matten am Boden hockten. Ich tat mein möglichstes, sie zu unterhalten, und sang ihnen auch eine Anzahl Lieder vor, deren Text ich während des Gesanges, so gut ich es vermochte, in das Arabische extemporierte.

Als ich aufhörte, führte mich Jacob an das kleine Gitterfenster, welches hinaus auf die »gerade Straße« ging. Da unten stand, so breit die Gasse war, eine Kopf an Kopf gedrängte Zuschauerschar. Was werden diese Moslemin gedacht haben, als sie mich singen hörten! Die Gäste meines Wirtes aber hielten mich keineswegs für verrückt, daß ich ihnen den »Ton meiner Kehle preisgab«, was kein Altgläubiger tut; sie waren bereits aufgeklärt genug, um sich den Genuß mit zelotischen Skrupeln nicht zu verderben, und verließen gegen Mitternacht das Haus mit dem Vorsatze, es bald wieder zu besuchen. Was die Damen betrifft, so hatte ich etliche dreißig Nasenspitzen und einige sechzig Augen gesehen, sonst aber nichts – nicht einmal einen Fuß, der im Taktschlagen den Pantoffel verloren hätte, da beides, Füße und Pantoffel, bei der Art und Weise des orientalischen Sitzens von mir abgewendet war.

Jacob führte mich mit großer Höflichkeit auf mein Zimmer zurück und freute sich, als ich seinem Sohne erlaubte, mitzukommen. Dieser bedauerte, daß sein Gehilfe nicht auch da gewesen sei.

»Du hättest ihm eine große Freude bereitet,« bemerkte er mir. »Er liebt die Musik und ist ein sehr kluger Mann. Er kann in der Sprache der Italiener, Franzosen und Engländer mit dir sprechen.«

»Ist er aus Damaskus?« fragte ich, um den hingeworfenen Gesprächsgegenstand höflich aufzunehmen.

»Nein,« antwortete Jacob. »Er ist aus Adrianopel und der Enkel meines Oheims. Sein Name ist Afrak Ben Hulam. Wir hatten ihn noch nie gesehen; er kam mit einem Briefe seines Vaters und mit einem Schreiben meines Bruders Maflei in Stambul bei mir an, um sein Geschäft noch weiter kennen zu lernen.«

»Warum war er heut abend nicht zugegen?«

»Er war müd und fühlte sich nicht wohl,« antwortete Schaefi. »Als er von dem Feste zurückkehrte, sagte ich ihm, daß Kara Ben Nemsî Effendi angekommen sei und heut abend Musik machen werde; er wollte gern kommen, aber er war krank und sah blaß aus wie der Tod. Aber dennoch hat er die Musik

gehört, denn er schläft nahe bei dem Zimmer, in welchem wir uns befanden.«

Nach kurzem Aufenthalte bei mir verließen mich die beiden, und ich legte mich zur Ruhe. Wie anders schlief es sich auf diesen Polstern als da draußen im harten Sande oder auf feuchter, gifthauchender Erde!

Als ich am Morgen erwachte, hörte ich den Bulbul {Nachtigall} locken, der draußen vor meiner Fensteröffnung auf dem Zweige saß. Auch Halef war bereits munter, als ich in sein Gemach trat, trank Kaffee und aß Zuckergebäck dazu. Ich leistete ihm Gesellschaft, und dann gingen wir hinunter in den Hof, um an dem Bassin eine Pfeife zu rauchen. Vorher aber sah ich nach den Pferden. Sie standen auf Marmor und Weizenstroh und schmausten prächtige Datteln; ich sah, daß sie ebensowenig Veranlassung zur Beschwerde hatten, wie wir selbst.

Am Brunnen trat der junge Schafei zu uns, um sich zu verabschieden und zu einem Besuche im Bazar einzuladen. Er mußte den ganzen Tag dort zubringen, denn das Unwohlsein seines Veters und Gehilfen hatte sich gesteigert, so daß dieser das Zimmer hüten mußte.

»Herr, ich weiß, daß du ein Hekim bist – –« sagte er.

»Wer sagte das?« unterbrach ich ihn.

»Du hast damals am Nile vielen Kranken geholfen; Isla hat es uns erzählt. Daher bat ich vorhin den Gehilfen, mit dir zu sprechen, aber er will es nicht tun; er sagte, daß diese Krankheit öfters erscheine, aber stets nach zwei Tagen wieder vorübergehe. Willst du nicht einmal nach ihm sehen?«

»Nein. Er wünscht es nicht, und ich bin auch kein wirklicher Hekim.«

Als der junge Mann sich entfernt hatte, hörte ich einzelne Töne des Klaviers erklingen; es war eine leise forschende Hand, welche die Tasten niederdrückte, und bald darauf kam der Dschibuktschi und bat mich, hinauf zu kommen. Droben stand eine der beiden Töchter; sie kam mir mit bittender Gebärde entgegen:

»Effendi, verzeihe mir! Ich sehne mich, das Lied noch einmal zu hören, welches du gestern zuletzt gespielt hast.«

»Du sollst es hören.«

Sie setzte sich in einem Winkel nieder und lehnte den Kopf an die Wand. Ich aber spielte. Es war das herrliche Kirchenlied: »Hier liegt vor deiner Majestät im Staub die Christenschar.« Ich spielte diese Melodie einigemal und sang dann auch mehrere Strophen des Liedes. Das Mädchen hielt die Augen geschlossen und die Lippen leise geöffnet, wie um die frommen, feierlichen Töne leichter in ihr Inneres dringen zu lassen.

»Soll ich noch etwas spielen?« fragte ich am Schlusse.

Sie erhob sich wieder und trat herbei.

»Nein, Effendi, denn diese Musik soll durch keine andere beeinträchtigt werden. Wer ist es bei euch, der solche Worte und Töne singen darf?«

»Sie werden von Männern, Frauen und Kindern in jedem Gotteshause der Christen gesungen. Und wer ein frommer Vater ist, singt mit den Seinen auch daheim solche Lieder.«

»Herr, es muß schön bei euch sein! Ihr gewährt Freiheit euren Lieben. Eure Priester, welche euch erlauben, solche Lieder mit den Eurigen zu singen, müssen besser sein und freundlicher als die unserigen, welche behaupten, daß Allah dem Weibe keine Seele gegeben habe. Allah strafe sie und den Propheten für diese Lüge! Dir aber, Effendi, danke ich!«

Sie ging hinaus, und ich blickte ihr schweigend nach. Ja, der Orient schmachtet nach Erlösung aus schweren, tausendjährigen Banden. Wann wird sie ihm werden? –

Ich schloß das Instrument; ich konnte nicht weiterspielen, denn ein jeder Ton, welcher zu ihr drang, mußte den Eindruck des frommen Liedes verwischen, den sie sich bewahren wollte. Ich ging hinunter und ließ satteln, um mit Halef einige kleine Einkäufe zu machen.

Da wir nichts zu versäumen hatten, so beeilten wir uns nicht, machten einen Ritt der Wißbegierde durch die Gassen und drangen sogar in das enge, schmutzige Judenviertel ein. Da gab es genug Trümmer und Elend. Zwischen den Resten ehemaliger Prachtbauten klebten halbverfallene Butiken; die Männer gingen in abgeschabten, aus den Nähten reißenden Kaftanen, und die Kinder in Fetzen und Lumpen; die Frauen

aber trugen über ihren verschossenen Prachtgewändern all ihren echten oder unechten Schmuck zur Schau. Ich glaube, grad so müssen sich die Frauen und Töchter der Juden auch damals getragen haben, als der Prophet {Jesaias 3, 17–23} ihnen verkündigte: »Der Herr wird den Scheitel der Töchter Zions kahl machen und ihnen ihr Geschmeide wegnehmen. In dieser Zeit wird der Herr den Schmuck an den kostbaren Schuhen fortnehmen, die Heftel und die Spangen, die Ketten und Armbänder, den Flitter, die Hauben, das Gebräme, die Schnuren, Bismäpfel und Ohrensangen, die Ringe und Haarbänder, die Feierkleider, die Mäntel, die Schleier, die Beutel, die Spiegel, die Koller, die Borten und die Kittel.«

Als wir auf dem Rückwege an dem Bazar der Juwelenhändler und Goldarbeiter vorbeiritten, wollte ich bei Schafei absteigen, fand aber zu meinem Erstaunen das Gewölbe verschlossen. Zwei Khawassen hielten Wache dabei. Ich erkundigte mich bei ihnen nach dem Grunde, erhielt aber eine so grobe Antwort, daß ich schleunigst fortritt. Zu Hause angekommen, fand ich sämtliche Bewohner in der höchsten Aufregung. Schon unter dem Tore kam mir Schafei entgegen. Er wollte das Haus in größter Eile verlassen, hielt aber an, als er mich erblickte.

»Effendi, weißt du es schon?« rief er mich an.

»Was?«

»Daß wir bestohlen sind, entsetzlich bestohlen und betrogen!«

»Kein Wort!«

»So laß es dir von dem Vater erzählen! Ich muß fort.«

»Wohin?«

»Allah 'l Allah, ich weiß es noch nicht.«

Er wollte an mir vorüber, ich aber streckte die Hand nach ihm aus und hielt ihn fest. Das Ereignis hatte ihm die grad jetzt so nötige Ruhe des Urteils genommen, wie mir schien; einem unvorsichtigen Handeln mußte vorgebeugt werden.

»Bleib jetzt noch,« bat ich.

»Laß mich! Ich muß ihm nach!«

»Wem? Dem Diebe? Wer ist es?«

»Frage den Vater!«

Er wollte sich mir entwinden, ich aber rutschte von meinem Esel herunter, nahm den Arm des Widerstrebenden kräftig unter den meinigen und so zwang ich ihn, mit mir zu gehen.

Er fügte sich meinem gewaltsamen Einschreiten und führte mich die Treppe empor in die Wohnung seines Vaters. Dieser stand, zum Ausgehen gerüstet, mitten in dem Raume und war beschäftigt, sich ein paar riesige Pistolen zu laden. Als er seinen Sohn erblickte, fuhr er zornig auf:

»Was willst du noch? Man darf keine Zeit verlieren, keine Minute! Gehe, eile! Auch ich werde gehen, und diesen Menschen erschießen, wo ich ihn nur immer finde!«

Um ihn standen die anderen Glieder seiner Familie, mit ihren Tränen und Klagen die Situation nur noch verschlimmernd. Ich hatte Mühe, sie zu beruhigen und Jacub dazu zu bringen, mir die Sache zu erklären. Afrak Ben Hulam, der kranke Gehilfe und Vetter aus Adrianopel, hatte, nachdem wir fortgeritten waren, das Haus verlassen und war zu Schafei in den Laden getreten mit der Botschaft, daß dieser augenblicklich eines großen Kaufes wegen zu seinem Vater kommen solle, der sich in dem großen Han Assad Pascha befinde. Schafei war auch wirklich gegangen, hatte aber nach langem Suchen und nach längerem Warten seinen Vater nicht getroffen. Darauf war er doch endlich nach Hause geeilt und hatte dort zu seinem Erstaunen den Gesuchten unter den Arkaden ruhen gefunden. Jacub hatte erklärt, dem Gehilfen die erwähnte Botschaft gar nicht aufgetragen zu haben. Infolgedessen kehrte Schafei zum Bazar zurück und fand ihn verschlossen. Er öffnete mit dem zweiten Schlüssel, welchen er stets bei sich trug, und sah beim ersten Blick, daß eine ganze Menge und unter ihnen just die größten der Kostbarkeiten verschwunden seien, mit ihnen natürlich Afrak Ben Hulam, der Gehilfe. Er eilte, den Vater zu benachrichtigen, hatte aber trotz seines Schreckens noch so viel Besonnenheit, die Tür wieder zu verschließen und zwei Khawassen als Wächter davor zu postieren. Seine Nachricht hatte natürlich das ganze Haus alarmiert, und als ich mit Halef kam, war er im Begriffe gewesen, wieder fort zu eilen; aber wohin zunächst, das wußte er selbst noch nicht. Auch Jacub wollte

fort, um den Dieb vor allen Dingen zu erschießen; aber wo er ihn finden werde, das hatte er allerdings noch nicht gefragt.

»Ihr werdet euch mit eurer unbesonnenen Eile mehr schaden als nützen,« meinte ich beschwichtigend. »Setzt euch nieder, und laßt uns ruhig beraten! Ein hastiger Renner ist nicht immer das schnellste Pferd.«

Ich hatte einige Mühe, diese Ansicht durchzubringen, doch gelang es mir endlich.

»Wie groß ist der Wert, welcher entwendet wurde?« erkundigte ich mich.

»Das weiß ich noch nicht genau,« antwortete Schafei, »aber es werden viele, viele Beutel sein.« {Ein Beutel beträgt in Silber 500 und in Gold 30.000 Piaster.}

»Und du glaubst, daß wirklich nur Afrak der Dieb sein kann?«

»Nur er allein. Die Botschaft, welche er mir brachte, war erlogen, und nur er allein hatte die Schlüssel und wußte, wo das Wertvollste zu finden war.«

»Gut, so haben wir es nur mit ihm allein zu tun! War er wirklich ein Verwandter von euch?«

»Ja. Wir hatten ihn zwar niemals gesehen, aber wir wußten, daß er kommen werde, und die Briefe, welche er brachte, waren echt.«

»War er ein Juwelier, ein Goldarbeiter?«

»Ein sehr geschickter sogar.«

»Kennt er eure Familien und alle ihre Verhältnisse?«

»Ja, obgleich er sich öfters irrte.«

»Er war gestern auf dem Feste, und du sagtest, daß er sehr bleich gewesen sei. War er bereits bleich, als er kam, oder wurde er es erst, als er hörte, daß Kara Ben Nemsi euer Gast sei?«

Schafei blickte überrascht empor.

»Bei Allah, was willst du damit sagen, Effendi? Ich glaube, er ist erst bleich geworden, als ich ihm von dir erzählte.«

»Das bringt mich vielleicht auf seine Spur.«

»Effendi, wenn dies wäre!«

»Er erschrak, als er von mir hörte; er kam nicht, als ich das Piano spielte; er schützte eine Krankheit vor, denn er konnte

nicht fort, weil ich im Hofe saß und ihn gesehen hätte, und als ich mich dann entfernt hatte, ging auch er. Halef, weißt du, wer dieser Afrak Ben Hulam ist?»

»Wie kann ich das wissen!« antwortete der Hadschi, welcher uns bis hierher gefolgt war.

»Es ist kein anderer als Dawuhd Arafim, der sich auch Abraham Mamur genannt hat. Schon gestern abend kam mir dieser Gedanke, aber er war so sehr unwahrscheinlich, daß ich es nicht glauben mochte. Jetzt aber bin ich beinahe davon überzeugt, daß es kein Anderer gewesen ist.«

Meine Zuhörer waren stumm vor Schreck, und erst nach einer längeren Pause sagte Jacob mit energischem Kopfschütteln:

»Das ist ganz unmöglich, Effendi. Mein Verwandter hat sich niemals Dawuhd Arafim oder Abraham Mamur genannt und ist auch niemals in Ägypten gewesen. Du hast gestern diesen Mamur hier wiedergesehen?«

»Ja. Ich vergaß, es zu erzählen, weil ich zu viel an die Musik denken mußte. Beschreibe mir deinen Verwandten und die Kleider, die er getragen hat, als er gestern zum Feste ritt!«

Dieser Aufforderung wurde mit der größten Genauigkeit nachgekommen; es stimmte, es war Abraham Mamur und kein Anderer. Aber die beiden Kaufleute wollten dies nicht begreifen.

»Afrak Ben Hulam ist niemals in Ägypten gewesen,« behaupteten sie wiederholt, »und wie käme ein Fremder zu den Briefen, welche er brachte!«

»Dies sind die beiden einzigen unklaren Punkte; aber wie nun, wenn dieser Abraham dem wirklichen Afrak die Briefe abgenommen hätte?«

»Allah kerihm, dann hätte er ihn ja töten müssen, um sicher zu sein!«

»Das wird vielleicht noch aufzuklären sein; ich traue diesem Menschen alles zu. Wir müssen ihn finden; wir müssen ihn wieder haben! Aber nun seht ihr, daß die ruhige Überlegung doch besser ist, als eine unbesonnene Hast. Der Dieb hält sich entweder noch in Damaskus versteckt, oder er hat schleunigst

die Stadt verlassen. Ihr müßt für den zweiten Fall gerüstet sein. Was würdest du tun, Jacub Afarah, wenn er bereits entwichen wäre?»

»Wüßte ich die Richtung, so würde ich ihn verfolgen, bis ich ihn fände, und wenn ich bis an das Ende der Welt gehen müßte!«

»So sende nun schnell Schafei zur Polizei. Er mag Anzeige erstatten, damit sofort die Tore besetzt und außerdem Streifwachen durch die Ghuta gesendet werden. Er mag ferner für dich einen Paß besorgen, welcher durch das ganze Reich des Großherrn Geltung hat, und eine Begleitung berittener Khawassen, auf deren Hilfe du dich verlassen kannst.«

»Effendi, deine Rede ist besser als vorhin mein Zorn. Dein Auge ist schärfer als das meinige; willst du mir auch ferner beistehen?»

»Ja. Führe mich jetzt in die Stube, welche der Dieb bewohnt hat!«

Schafei eilte fort, und wir Andern suchten die Wohnung des falschen Afrak auf. Da zeigte es sich, daß er mit dem Vorsatze fortgegangen war, nicht wieder zurückzukehren; aber es ließ sich sonst nicht das Geringste entdecken, was irgend einen Fingerzeig geben konnte.

»Das war umsonst. Wir müssen versuchen, andere Spuren zu entdecken. Wir drei wollen uns teilen, um zu sehen, ob wir an den Toren der Stadt und bei den Führern und Tierverleihern eine Nachricht erhalten können.«

Dieser Vorschlag wurde von Jacub und Halef mit Freude angenommen, und schon zwei Minuten später ritt ich auf dem Esel nach dem Gottestore. Mein Pferd hatte ich nicht nehmen wollen, da ich nicht wußte, ob seine Kräfte mir später nötiger sein würden. Meine Bemühungen waren übrigens ohne Erfolg. Ich fragte und forschte an allen Orten, wo ich eine Auskunft vermuten konnte; ich durchstreifte die Ghuta und traf da auch auf die bereits ausgesandten Patrouillen, fand aber nicht die mindeste Spur und kehrte drei Stunden nach Mittag schweißtriefend wieder heim. Jacub war bereits einige Male dagewesen, aber wieder fortgeritten; auch Halef hatte nichts Sicheres

erfahren, doch brachte er mir wenigstens eine Hoffnung mit. Er hatte die nördliche Seite der Stadt übernommen gehabt und war da an dem Zelte vorüber gekommen, in welchem wir gestern gegessen hatten. Am Eingange des Zeltes stand die Sängerin, die ihn wieder erkannte und ihn zu sich winkte. Sie hatte gestern bemerkt, daß wir Mamurs wegen so plötzlich aufgebrochen waren, und sagte nun Halef, daß ich zu ihr kommen möge, wenn ich etwas über diesen Mann wissen wolle.

»Aber warum hat sie es nicht gleich dir gesagt, Halef?« fragte ich.

»Sihdi, sie kann nicht arabisch und ich ganz wenig das Türkische, welches sie redet; sie spricht es so, daß ich es nicht verstehe. Selbst das, was sie mir heute sagte, habe ich mehr erraten müssen.«

»So reiten wir sofort hinaus zu ihr und nehmen unsere Pferde, weil die Esel müde sind.«

Es war der letzte Tag des Festes, das fünf Tage dauerte.

Als wir nach einem schnellen Ritt das Zelt der Presnitzer erreichten, zeigte es sich nicht so sehr überfüllt, wie am Tage vorher. Die Musik machte grad eine Pause, und so kam es, daß ich sogleich mit dem Mädchen sprechen konnte. Vor Zuhörern brauchte ich keine Sorge zu haben, da unsere kurze Unterhaltung in deutscher Sprache geführt wurde.

»Warum rissen Sie gestern so schnell aus?« fragte mich die Sängerin.

»Weil ich dem Manne folgen wollte, welcher gleich nach seinem Eintritte das Zelt wieder verließ. Ich wollte wissen, wo er wohnt.«

»Das sagt er niemand.«

»Ah, das wissen Sie?«

»Ja. Er kam gestern bereits zum dritten Male in das Zelt. Dort, dicht neben uns, saß er neben einem Engländer, dem er auch nicht sagte, wo seine Wohnung sei.«

»Sprach er englisch, oder redete der Engländer arabisch?«

»Sie sprachen englisch, und ich verstand jedes Wort. Der Gentleman hat ihn als Dolmetscher engagiert.«

»Nicht möglich! Für hier oder für die Reise?«

»Für die Reise.«

»Wohin?«

»Das weiß ich nicht; ich hörte nur, daß die erste Ortschaft Salehiëh heiße.«

»Und wann wollten sie aufbrechen?«

»Sobald der Dolmetscher mit einem Handel fertig ist, wegen dessen er nach Damaskus kam. Ich glaube, er sprach von einem Olivenölgeschäft für Beirut.«

Sonst wußte sie nichts. Ich dankte und gab ihr ein Geschenk.

Damit Jacob nicht ohne Nachricht bliebe, sandte ich Halef zu ihm; ich aber umritt die Stadt, um an das Gottestor zu gelangen, von wo aus der Weg nach Salehiëh führt, welches am westlichsten Rande der Ghuta liegt und eigentlich als eine Vorstadt von Damaskus betrachtet werden muß. Durch diesen Ort führt die Handelsstraße nach Beirut am mittelländischen Meere, nebst allen anderen Wegen, auf denen man die Ortschaften Palästinas erreicht.

Als ich dort anlangte, war bereits der Abend nahe. Es schien mir ungewiß, ob ich eine befriedigende Auskunft erlangen werde, da bei dem nach innen gerichteten Bau der orientalischen Häuser die Straßen nicht so unter Beobachtung stehen, wie bei uns im Abendlande. Da aber erblickte ich einige jener Unglücklichen, welche, von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen, doch nur von dem Mitleide derselben leben können: Aussätzige. Sie lagen, in Lumpen gehüllt, unweit der Straße und riefen mich schon von weitem an, ihnen eine Gabe zu reichen.

Ich ritt auf sie zu, sofort aber entflohen sie, da es ihnen verboten ist, einen gesunden Menschen in ihre Nähe zu lassen. Nur auf meine wiederholte Versicherung, daß ich ein Abendländer sei und mich vor ihrer Krankheit nicht fürchte, blieben sie endlich stehen; dennoch aber ließen sie mich nur bis zu einem Abstand von höchstens zwanzig Schritten heran.

»Was willst du von uns, Herr?« fragte der eine. »Lege deine Gabe auf den Boden nieder und entferne dich schnell!«

»Was für eine Gabe ist euch die liebste? Wünscht ihr Geld?«

»Nein. Wir können uns doch nichts kaufen, denn niemand würde das Geld von uns annehmen. Gib uns anderes: ein wenig Tabak, Brot, Fleisch oder sonst etwas zu essen.«

»Warum seid ihr hier im Freien? Es gibt ja Hospitäler für Aussätzige in Damask.«

»Sie sind gefüllt. Wir müssen warten, bis der Tod Platz für uns macht.«

»Ich will mich bei euch nach etwas erkundigen. Könnt ihr mir Auskunft geben, so sollt ihr morgen früh Tabak für mehrere Wochen und auch noch anderes haben, was ihr brauchen könnt. Jetzt habe ich nichts bei mir.«

»Was sollen wir dir sagen?«

»Wie lange befindet ihr euch hier an diesem Orte?«

»Seit mehreren Tagen.«

»So habt ihr wohl alle Leute gesehen, welche hier vorübergekommen sind. Waren es viele?«

»Nein. Nach der Stadt kamen viele, des Festes wegen, dessen letzter Tag heut ist; aus der Stadt aber kam nur ein Maultierzug nach Ras Heya und Gazein, mehrere Leute, welche nach Hasbeya wollten, einige Arbeiter aus Zebedeni und gleich vor Mittag ein Inglis mit zwei Männern, die ihn begleiteten.«

»Woher wißt ihr, daß es ein Inglis war?«

»O, einen Inglis erkennt man sofort. Er war ganz grau gekleidet, hatte einen sehr hohen Hut auf, eine große Nase und zwei blaue Gläser auf derselben. Einer seiner Begleiter mußte ihm erklären, was wir von ihm wollten, und dann gab er uns ein wenig Tabak, einige kleine Brote und auch noch viele kleine Hölzchen, mit denen man Feuer machen kann.«

»Beschreibt mir den Mann, der ihm als Dolmetscher diente!«

Es geschah, und die Beschreibung stimmte ganz genau auf den Gesuchten.

»Wohin ritten sie?«

»Wir wissen es nicht. Sie ritten auf der Beiruter Straße; aber die Kinder des alten Abu Medschach werden dir Auskunft

geben können, denn dieser war ihr Führer. Er wohnt in dem Hause neben der großen Palme, welche du dort siehst.«

»Ich danke euch! Ich werde morgen in aller Früh vorüberkommen und euch mitbringen, was ich euch versprochen habe.«

»O Herr, deine Barmherzigkeit wird Gnade finden vor den Augen Allahs. Könntest du uns nicht einige Pfeifen mitbringen, wie sie für wenige Para zu kaufen sind?«

»Ihr sollt sie haben; ich verspreche es euch.«

Nun ritt ich in Salehiëh ein und erfuhr im Hause des Führers, daß der Inglis nach dem Tale von Sebdani gewollt habe. Der alte Abu Medschach war nur bis dahin gemietet worden. Dies war jedenfalls eine vorsichtige Manipulation des Dolmetschers, welcher dadurch eine etwaige Nachforschung erschweren wollte. Doch wußte ich nun genug und kehrte nach Damaskus zurück.

Ich fand den Gastfreund in höchster Spannung meiner warteten. Zwar waren seine Nachforschungen ohne Resultat geblieben, aber Halefs Bericht hatte ihm Hoffnung gebracht. Er besaß bereits einen Paß nebst einem Schreiben an sämtliche Polizeibehörden des ganzen Ejalet Damaskus, und überdies warteten zehn berittene und wohl bewaffnete Khawassen nur des Wortes, mit ihm aufbrechen zu sollen.

Ich berichtete alles, was ich in Erfahrung gebracht hatte. Da der Abend bereits hereingebrochen war, hielt ich es für besser, den Morgen abzuwarten; aber dies gab seine Ungeduld nicht zu. Er schickte nach einem Führer, welcher imstande war, auch während der Nacht den Weg zu finden. In seiner fieberhaften Unruhe konnte ihm nichts schnell genug getan werden, und ich hatte kaum meines Versprechens an die Aussätzigen gedacht, als er auch schnell selbst für die Erfüllung desselben sorgte.

So vergingen doch seit meiner Rückkehr einige Stunden, ehe wir reisefertig waren. Jacub hatte vorgezogen, Mietpferde zu nehmen, zwei derselben für sich und einen Diener und ein drittes für das notwendige Gepäck. Da er nicht sagen konnte, wohin der Ritt uns führen und wie lange Zeit er dauern werde,

so hatte er sich auch mit einer größeren Summe Geldes versehen.

Unser Abschied nahm nicht viel Zeit in Anspruch. Der Vollmond hatte sich erhoben, als wir die »gerade Straße« hinabritten, dem »Gottestore« zu: voran der Führer neben dem Besitzer der Mietpferde, dann wir, nämlich Jacub und dessen Diener, Halef, ich und die Irländer, und hinter uns die Khawassen.

Die Torwache wurde gar nicht beachtet, rasch ritten wir an ihr vorüber. Draußen vor Salehiëh bog ich zur Seite, wo ich die Aussätzigen liegen sah. Unser Kommen weckte sie vom Schlafe, und sie waren höchlichst erfreut über das umfangreiche Paket, welches ich für sie auf den Boden niedergleiten ließ. Dann ging es weiter. Salehiëh lag hinter uns, und nun trabten wir an dem Gehänge empor, welches hinauf zum Kubbet en Nassr führt, jenem herrlichen Aussichtspunkt, den ich bereits erwähnt habe.

Dort oben am Grabe des mohammedanischen Heiligen wandte ich mich um und warf einen Blick hinab auf Damascus, den letzten für jetzt. Da lag die Stadt, im Monde glänzend wie eine Wohnung von Geistern und Dschinnen, umgeben von dem dunklen Ringe der Ghuta. Rechts kam die Straße von Hauran, die mich herbeigeführt hatte, und ganz draußen führte der Karawanenweg nach Palmyra, welches mir verschlossen blieb. Ich hatte nicht geahnt, daß mein Aufenthalt in Damascus ein so kurzer sein werde.

Hinter Kubbet en Nassr wendeten wir uns rechts gegen das Gehänge des Dschebel Rebach hin und erreichten den Engpaß Rabuh, von welchem es an den Wassern des Barrada nach Dümar ging, einem großen Dorfe, wo wir zum ersten Male Halt machten.

Mit Hilfe der Khawassen wurde der Vorsteher des Ortes geweckt, um Erkundigungen einzuziehen, und seinen Nachforschungen verdankten wir die Nachricht, daß am späten Nachmittag vier Reiter im Galoppe durch das Dorf geritten seien; unter ihnen ein grau gekleideter Inglis mit blauen Gläsern vor

den Augen. Sie hatten den Weg nach Es Suk eingeschlagen, den auch wir ohne Verzug verfolgten.

Der Tag brach an, als wir über die Hochebene von El Dsche-dide ritten; dann kamen wir links von der Stelle vorüber, wo einst die Hauptstadt des alten Abilene lag; auf der anderen Seite erblickten wir den Berg, welcher Abels Grabstätte trägt. Nun folgten mehrere kleine Dörfer, deren Namen ich vergessen habe, und in einem derselben mußten wir anhalten, um unseren angegriffenen Pferden Ruhe zu gönnen.

Wir hatten jetzt eine Strecke zurückgelegt, welche eigentlich einen vollen Tagmarsch in Anspruch nahm. Wenn wir auch fernerhin den Tieren eine solche Anstrengung zumuteten, so war es sicher, daß sie uns nicht sehr weit tragen würden. Übrigens erfuhren wir von den Leuten, welche herbei kamen, um uns freundschaftlich mit Früchten zu beschenken, daß sie die von uns gesuchten Reiter zwar nicht gesehen hätten, aber am späten Abend habe man hören können, daß ein kleiner Trupp den Ort passierte.

Nachdem die Pferde sich leidlich erholt hatten, brachen wir nach Es Suk auf, welches nicht sehr ferne lag, konnten hier aber nichts Gewisses erfahren. Hinter dem Orte kam uns ein einzelner Reiter entgegen. Es war ein alter, weißbärtiger Araber, den unser Führer freudig begrüßte und uns dann mit den Worten vorstellte:

»Das ist Abu Medschach, der Chabir {der Führer}, welcher den Inglis geleitet hat.«

»Das bist du?« rief Jacub. »Wo hast du ihn gelassen?«

»In Sebdani, Herr.«

»Wie viele Männer waren bei ihm?«

»Zwei, ein Dragoman und ein Diener.«

»Wer ist der Dragoman?«

»Er sagt, daß er ein Mann aus Koniëh sei, aber das ist nicht wahr. Seine Sprache ist nicht die Sprache der Leute von Koniëh. Er ist ein Lügner und Betrüger.«

»Woraus erkennst du dies?«

»Er betrügt den Engländer; ich habe das wohl gemerkt, obgleich ich mit dem Inglis nicht reden konnte.«

»Hat er viel Gepäck bei sich?«

»Das Gepäck und die Packpferde gehören dem Engländer; der Dragoman hat nur einige große Schachteln dabei, die ihm sehr wert sein mögen.«

»In welchem Hause sind sie geblieben?«

»In keinem. Ich wurde in Sebdani bezahlt und konnte umkehren; sie aber ritten weiter, obgleich ihre Pferde fast zusammenbrachen. Ich blieb bei einem Bekannten, um auszuruhen, und reite nun wieder nach Damaskus.«

Es war mir darum zu tun, das Äußere des Engländers kennen zu lernen, und da ich in dem Gesangszelte vor Damaskus eine darauf bezügliche Frage unbegreiflicherweise vergessen hatte, so holte ich sie jetzt nach:

»Hast du nicht den Namen des Engländers gehört?«

»Der Dragoman sagte immer das Wort ›Sörr‹ zu ihm.«

»Das ist kein Name, sondern das heißt ›Herr‹. Besinne dich!«

»Er sagte zuweilen zu diesem Sörr noch ein Wort, aber ich weiß nicht genau, wie es lautet, Liseh oder Linseh.«

Ich horchte auf. Sollte es möglich sein! Nein, das war ja ganz und gar undenkbar, dennoch aber fragte ich:

»Lindsay vielleicht?«

»Ja, ja, so lautete das Wort, grad so.«

»Beschreibe mir den Mann!«

»Er hatte ganz graue Kleider, welche neu waren, und sein Hut war auch grau und so hoch wie bis herauf zu meinem Knie. Er hatte blaue Gläser vor den Augen und eine Hacke immer in der Hand, auch wenn er zu Pferde saß.«

»Ah! Und seine Nase?«

»Die war sehr groß und rot. Er hatte die Aleppo-Beule daran. Auch sein Mund war groß und breit.«

»Hast du nichts an seinen Händen bemerkt?«

»Ja. An seiner linken Hand fehlten zwei Finger.«

»Er ist's; Halef, hast du es gehört? Der Engländer lebt noch!«

»Hamdulillah!« rief der kleine Hadschi. »Allah ist groß und

stark und ihm ist alles möglich. Er macht tot und lebendig, wie es ihm gefällt.«

Jacub konnte sich unsere Freude nicht erklären; darum erzählte ich ihm das Nötige und bat dann, unsern Weg rasch fortzusetzen. Es war mir nicht beruhigend, den so unverhofft von dem Tode Erstandenen in der Gewalt eines Schurken zu wissen.

Der alte Führer ritt weiter, und wir passierten nun einige Dörfer, welche einen sehr freundlichen Anblick boten. Bald jedoch hörte das liebliche Grün der Gartenterrassen auf. Wir ritten über eine Brücke über den Barrada, auf das linke Ufer desselben, und gelangten in einen Engpaß, dessen Sohle nur Raum für unsern Weg und das Bett des Flusses hatte. Die Wände der engen, dunklen Schlucht stiegen steil auf, und besonders in die nördliche Wand derselben waren zahlreiche Felsengräber eingehauen, zu denen wohl früher Stiegen geführt hatten, die jetzt aber eingestürzt waren. Dieser Paß heißt Suk el Barrada und führt zur Ebene von Sebdani, auf welcher die gleichnamige Stadt liegt.

Nachdem wir den Paß hinter uns liegen und damit den südöstlichen Teil der genannten Ebene vor uns hatten, passierten wir noch einige Dörfer und erreichten nach einem beschwerlichen Ritte Sebdani in einem Zustande, welcher uns die Fortsetzung des Rittes unmöglich machte. Mein Rappe und auch Halefs Pferd waren ermüdet, aber die anderen Tiere brachen fast zusammen. Das war es, was ich mir vorher gedacht hatte.

Sebdani ist ein schön gebautes Dorf mit stattlichen Häusern und fruchtbaren Gärten, trotzdem es in einer bedeutenden Höhe liegt. Seine Bewohner sind meist Maroniten. Die Khawassen hatten für sich und uns sehr schnell Quartier gemacht, und wir befanden uns wohl.

Hier erfuhren wir nur, daß der Führer da übernachtet hatte; aber der Vorsteher des Ortes sandte einen Boten nach dem nächsten Dorfe, Namens Schijit, um Erkundigung einzuziehen, und als dieser am Abend zurückkehrte, berichtete er, daß der Inglis in Schijit übernachtet habe und dann mit einem Manne von dort und mit dem Diener und Dolmetscher nach

Sorheir aufgebrochen sei. Ob er dann weiterreiten werde, das wußte niemand zu sagen.

Kaum graute der Morgen des nächsten Tages, so saßen wir wieder auf. Wir ließen die Weinstöcke und Maulbeerbäume Sebdanis hinter uns, um Schijit zu erreichen. Der Dolmetscher hatte, wie mir die Sängerin berichtete, von einem Olivenölgeschäfte nach Beirut gesprochen. Das Olivenölgeschäft war natürlich nur eine Lüge, aber Beirut mußte doch sein Ziel gewesen sein, da er ja in Beziehung auf das letztere dem Briten die Wahrheit sagen mußte. Warum er aber diesen Weg hier eingeschlagen und die eigentliche Straße von Damaskus nach Beirut vermieden hatte, das ließ sich leicht erklären. Seine Sicherheit erforderte es.

Mit dem Dorfe Schijit erreichten wir die Quellen des Barada, welche sehr hoch liegen. In dem Orte fanden wir die Aussage des Sebdanianer Boten bestätigt und ritten Sorheir entgegen. Der Weg führte abwärts, und dabei zeigte es sich, daß unsere Khawassen schlecht beritten waren. Ihre Pferde hatten zwar die Anstrengung des gestrigen Tages ausgehalten, wären aber zu einem zweiten solchen Ritt durchaus unfähig gewesen. Auch die Mietpferde Jacobs taugten nichts, und so wurde unser Ritt von Viertelstunde zu Viertelstunde langsamer. Das war keine Art und Weise, Leute einzuholen, welche acht bis neun Stunden Vorsprung hatten.

Ich machte Jacob den Vorschlag, mit Halef voranzureiten, aber er gab dies nicht zu; er behauptete, uns ganz notwendig zu brauchen, da er sich trotz der Khawassen ohne uns verlassen fühle. Ich mußte also diesen jedenfalls vorteilhaften Gedanken aufgeben und tröstete mich schließlich mit der Überzeugung, daß Lindsay bei seiner Leidenschaft für Ausgrabungen sich nicht sehr schnell aus der Gegend Baalbecks fortlocken lassen werde.

Wie aber war der Engländer eigentlich nach Damaskus gekommen? Wie war es ihm geglückt, da unten am Euphrat dem Tode zu entgehen? Ich war wirklich begierig, dies zu erfahren, und darum ärgerte mich unser jetziges schneckenartiges Fortkommen doppelt.

Sorheir liegt an einem Bergstrome, der sich in den Barada ergießt, sehr hübsch unter Gruppen von Silber- und italienischen Pappeln und ist trotz seines Namens, welcher »die Kleine« bedeutet, ein ganz ansehnliches Dorf. Wir hielten Rast, und die Khawassen verteilten sich, um Erkundigungen einzuziehen. Wir hörten bald, daß die Gesuchten vorübergekommen seien und den Weg nach dem Übergangspasse des Antilibanon eingehalten hätten. Nach nur kurzer Erholung folgten wir ihnen.

Es war zunächst eine weite Ebene zurückzulegen, und dann gelangten wir in ein Tal, in dem wir über eine Stunde lang zu dem erwähnten Passe emporzuklimmen hatten, links steile Felsen und rechts einen tiefen Abgrund, in welchem die Wasser eines Bergstromes brausten. Oben auf dem Passe angekommen, sahen wir, daß der westliche Abhang des Antilibanon, auf dem wir uns befanden, weit steiler abfiel, als der östliche. Unser Führer teilte uns mit, daß Baalbeck in gerader Linie fünf Stunden von hier liege, daß wir aber bei den Krümmungen des Weges und bei dem schlechten Zustande der Pferde bedeutend längere Zeit brauchen würden.

Er hatte recht. Wir mußten zahlreiche Quer- und Seitentäler durchreiten, und als wir endlich die gewaltigen Ruinen der Sonnenstadt zu uns emporschauen sahen, lag immer noch eine mehrere Stunden lange Strecke zwischen uns und ihnen. Einer der Khawassen erklärte sogar, daß sein Pferd nicht weiter könne, und ihr Anführer befahl, inloedessen Halt zu machen. Keine Bitte und keine Versprechung half, und da Jacub erklärte, daß die Khawassen ihm anvertraut seien und er sich also nicht von ihnen trennen könne, so blieb uns nichts anderes übrig, als uns zu fügen.

Glücklicherweise gelang es mir, den Anführer zu bewegen, nach kurzer Rast wenigstens eines der kleinen, malerisch unter uns liegenden Dörfchen noch zu erreichen, wozu ihn aber auch nur ein Bakschisch bewegen konnte. Als wir dort anlangten, erfuhren wir, daß ein grauer Engländer durchgekommen sei, der sich mit dem Dragoman gezankt habe, und kurze Zeit später ritt ein Mann durch das Dorf, den ich sofort ansprach.

Es war der Führer Lindsays; er kehrte nach Schijit zurück und erzählte, daß er gar nicht mit nach Baalbeck gekommen, sondern im letzten Dorfe verabschiedet und abgelohnt worden sei.

Seiner Meinung nach sei eine Art von Zwiespalt zwischen dem Inglis und seinem Dragoman eingetreten, und der Inglis sei ein sehr vorsichtiger Mann, welcher die Hände immer an seinen kleinen Pistolen liegen habe, die zwar nur einen Lauf besäßen, aus denen man aber öfters schießen könne, ohne zu laden.

Die Besorgnis um meinen alten Master Lindsay drängte sich mir immer mehr auf während der Nacht.

Ich hatte keine Ruhe, mich floh der Schlaf. Und als sich das erste Licht des Morgens zeigte, weckte ich die Begleiter und mahnte zum Aufbruche, eine Weisung, welcher sie sich nur nach einem abermaligen Bakschisch fügten. Überhaupt schien es mir, als ob die Khawassen die Absicht hegten, Jacub nur nach dem Maßstabe seiner Freigebigkeit behilflich zu sein; ich machte ihn darauf aufmerksam und bat ihn, diesen Leuten zu zeigen, daß sie wohl ihn zu unterstützen, nicht aber seine Kasse auszubeuten hätten.

Wir passierten zunächst abermals einige kleine Dörfchen, und als sich die Vorhöhen des Antilibanon, hinter denen wir ritten und welche uns immer wieder die Aussicht verdeckten, endlich öffneten, sahen wir das berühmte Tal von Baalbeck vor uns liegen. Die großartigen Massen dieser Ruinen nahmen einen weiten Flächenraum ein, und es gibt wohl kaum eine zweite Ruinenstadt, deren Überreste einen so gewaltigen Eindruck machen, wie diese Mauer- und Gebäudereste.

Gleich beim Eintritte in das Trümmerfeld erblickten wir seitwärts einen Steinbruch, in welchem ein Kalksteinblock von riesenhafter Größe lag. Er hatte gegen dreißig Ellen Länge, sieben Ellen Breite und eine gleiche Dicke. Solche Blöcke bildeten das Material zu den Riesenbauten von Baalbeck. Ein einziger von ihnen hat ein Gewicht von sicher dreißigtausend Zentnern. Wie konnten bei der Art der damaligen mechanischen

und technischen Hilfsmittel solche Massen dirigiert und bewältigt werden? Das ist ein Rätsel.

Die hiesigen Tempelbauten waren einst dem Baal oder Moloch geweiht; diejenigen, deren Überreste heut noch vorhanden sind, haben ohne allen Zweifel einen römischen Ursprung. Man weiß ja, daß Antonius Pius dem Sonnengotte Zeus hier einen Tempel errichtet habe, der ein Weltwunder gewesen sei. Es scheint, als seien in dem größeren der beiden Tempel die syrischen Götter, in dem kleineren aber nur Baal-Jupiter verehrt worden.

Um diesen Tempel zu errichten, baute man zunächst ein Fundament, welches um fünfzehn Ellen die Erde überragte; darauf kamen drei Schichten jener Riesenblöcke, deren Gewicht soeben angegeben wurde, und dann erst auf ihnen ruhten die kolossalen Säulen, welche die mächtigen Architrave trugen. Die sechs übrig gebliebenen Säulen des einstigen Sonnentempels haben eine Höhe von siebenzig Fuß und am Piedestal einen Durchmesser von sechs Fuß. Der kleine Tempel war achthundert Fuß lang und vierhundert Fuß breit und zählte vierzig Säulen.

Auch die Stadt Baalbeck an und für sich war im Altertum bedeutend, da sie auf dem Wege von Palmyra nach Sidon lag. Abu Abeïda, der gegen die Christen von Damaskus so menschlich gesinnte Mitkämpfe Chalids, eroberte auch Baalbeck. Man machte aus der Akropolis eine Zitadelle, und aus dem Materiale der zerstörten Tempel errichtete man Befestigungsmauern. Später kamen die Mongolen, dann die Tataren, und was diese übrig ließen, wurde im Jahre 1170 durch ein Erdbeben verwüstet. Was noch vorhanden ist, gewährt eine sehr schwache Idee von der einstigen Pracht und Herrlichkeit.

Jetzt liegt auf der Stätte der alten Sonnenstadt ein elendes Dorf, welches von fanatischen und diebischen Mutawileh-Arabern bewohnt wird, und die Soldaten der Garnison, die hier liegt, tragen bestenfalls nur dazu bei, die Gegend noch unsicherer zu machen.

Ich setzte das Fernrohr an das Auge und überblickte die weite Stätte. Kein Mensch war zu sehen. Wie ich später hörte,

waren die Soldaten der Garnison aus eigener Machtvollkommenheit auf beliebige Zeit auf Urlaub gegangen, und die Mutawileh hatten keine Zeit und Lust, uns *en masse* zu empfangen. Der einzelne Mensch verschwand in diesen kolossalen Trümmern wie eine Ameise, und um den Engländer leichter entdecken zu können, bat ich den Anführer der Khawassen, der den Rang eines Tschausch {Sergeant} bekleidete, die Ruinenstätte von seinen Leuten umreiten und nötigenfalls dann durchsuchen zu lassen, wobei wir ihm helfen wollten. Er weigerte sich indessen, das zu tun, da Menschen und Tiere erst ausruhen und essen mußten.

Dies geschah, aber noch immer machten dann die Herren keine Anstalt, an das Werk zu gehen. Jacob bat und wurde grob; auch ich bat und wurde grob, aber ohne Erfolg. Endlich erklärte der Tschausch ganz offen, daß er nur dann bereit sei, seine Leute auszusenden, wenn er ein angemessenes Bakschisch erhalte. Schon wollte Jacob abermals in die Tasche greifen, aber ich hielt seine Hand zurück.

»Nicht wahr, du hast diese Männer erhalten, daß sie dir helfen sollen?« fragte ich ihn.

»Ja,« antwortete er.

»Was hast du ihnen dafür zu zahlen?«

»Proviant und Fourage und jedem drei, dem Tschausch aber fünf Piaster täglich.«

»Schön. Das bekommen sie, weil sie dir dienen; tun sie das nicht, so erhalten sie nichts. Dabei bleibt es, sonst lasse ich dich sitzen und gehe meine Wege. Du aber wirst nach deiner Rückkehr in Damaskus dem Pascha erzählen, welche Faulenzer er dir mitgegeben hat!«

»Was geht denn dich diese Sache an?« fuhr der Tschausch auf.

»Rede manierlicher mit mir! Ich bin kein Nefer oder Kawaß,« entgegnete ich ihm. »Willst du jetzt aufbrechen lassen oder nicht? Dort im Westen an der großen Mauer werden wir uns zusammenfinden.«

Er erhob sich mürrisch und bestieg sein Pferd; die Andern

taten das Gleiche, und als er mit leiser Stimme seine Befehle erteilt hatte, ritten sie in Streuung auseinander.

Ein Bach schlängelte sich durch das weite Feld. Ich sagte mir, daß ein Fremder, welcher Pferde bei sich hat, jedenfalls die Nähe des Wassers suchen werde. Darum teilten wir uns, um den Bach abzusuchen. Halef war bei Jacob, und ich nahm die beiden Irländer mit mir.

Wir ritten, nachdem wir ausgemacht hatten, uns durch Schüsse zu benachrichtigen, langsam am Ufer hinauf. Wir hatten Glück. Um einen abgebrochenen Säulenschaft biegend, gewahrte ich eine Mauer, in welcher sich ein Loch befand. Vor demselben lag ein Mann, der eine Flinte in der Hand hielt. Weiter aufwärts, vielleicht fünfhundert Schritte weit entfernt, erblickte ich einen hohen, grauen Zylinderhut, welcher, im Takte auf- und niedernickend, sich über einer aufgeworfenen Grube bewegte.

Ich kehrte schnell hinter die Säule zurück, übergab den beiden Irländern mein Pferd und wies sie an, hier verborgen zu bleiben, bis ich rufen werde. Dann trat ich wieder vor und schritt auf den Liegenden zu. Er lag so, daß er mich nicht sehen konnte; sobald er aber meine Schritte hörte, sprang er auf und hielt mir seine Flinte entgegen. Er hatte Hose und Jacke an und einen Fez auf dem Kopfe, rief mich aber doch in englischer Sprache an:

»*Stop!* Hierher darf niemand!«

»Warum?« antwortete ich ihm englisch.

»Ah, Sie reden englisch! Sind Sie ein Dolmetscher?«

»Nein. Aber tun Sie die Flinte weg; ich bin Ihr Freund. Ist der Mann, der sich dort in der Grube befindet, Sir David Lindsay?«

»*Yes!*«

»Sie sind sein Diener?«

»*Yes!*«

»Gut! Ich bin ein Bekannter von ihm und möchte ihn gern überraschen.«

»Welch ein Glück! Gehen Sie zu ihm! Zwar soll ich wachen und ihm das Nahen jedes Menschen melden, aber Ihnen will

ich nicht hinderlich sein, ihn zu überraschen; denn ich denke, daß Sie die Wahrheit reden.«

Ich ging, und je näher ich dem grauen Hute kam, desto leiser trat ich auf. Es gelang mir, bis an den Rand des Loches zu gelangen, ohne bemerkt zu werden, und eben, als der Engländer sich wieder aufrichtete, langte ich zu und nahm ihm den Hut vom Kopfe.

»*s death!* Wer ist – – –«

Er wandte sich um, brachte aber nichts weiteres aus dem sperrangelweit sich aufsperrenden Munde, nichts, keine einzige Silbe. Ja, das war die alte, gute Nase mit dem bekannten Karfunkel, welcher sich jetzt sträubte, die herabgleitende Brille vollends zur Erde fallen zu lassen.

»Nun, Sir,« fragte ich, »warum habt Ihr nicht am Kanale Anana auf mich gewartet?«

»Alle guten Geister!« rief er jetzt. »Wer ist denn das? Ihr seid ja tot!«

»Ja, aber ich erscheine Euch als Gespenst. Ihr fürchtet Euch doch nicht vor dem Geiste eines alten Bekannten?«

»Nein, nein!«

Mit diesen Worten sprang er aus der Grube. Er hatte sich ge-
faßt und warf die beiden Arme um mich.

»Ihr lebt, Master, Ihr lebt? Und Halef?«

»Ist auch hier. Und noch zwei andere Bekannte.«

»Wer?«

»Bill und Fred, welche ich bei den Haddediñn geholt habe.«

»Ah! Ah! Nicht möglich! Ihr wart bei den Haddediñn?«

»Über zwei Monate.«

»Und ich – *well*, ich habe sie nicht gefunden!«

»Wer ist der Mann dort an der Mauer?«

»Mein Diener. Habe ihn in Damaskus engagiert. Kommt, Master; wir müssen erzählen!«

Er führte mich zurück zur Maueröffnung, trat hinein und kehrte mit einer Flasche und einem Glase zurück. Es war Sherry, echter, guter Sherry.

»Halt, da müssen die beiden auch mittrinken!«

Ich rief die Irländer und hatte nun eine Szene vor mir, die

sich nicht beschreiben läßt. Die beiden Burschen weinten vor Entzücken, und Lindsay schnitt die unglaublichsten Pantomimen, um seine Freude und Rührung männlich zu verbergen.

»Und wo ist Euer Dolmetscher?« fragte ich endlich.

»Dolmetscher? Ah, Ihr wißt, daß ich einen habe?«

»Ja. Ihr habt ihn auf dem Feste Er Rimal in einer Sängerbude engagiert.«

»Wunderbar! Unbegreiflich! Ihr seid allwissend! Trefft Ihr mich aus Zufall oder aus Absicht hier?«

»Aus Absicht. Wir sind Euch aus Damaskus auf dem Fuße gefolgt. Also Euer Dolmetscher?«

»Fort!«

»O weh! Mit seinen Sachen?«

»No! Die sind hier.«

Er deutete dabei mit der Hand nach der Maueröffnung.

»Wirklich? O, das ist prächtig, das ist gut! Erzählt einmal!«

»Was, wovon? Alles?«

»Nur von Eurem Dolmetscher, den wir verfolgen. Zu allem anderen ist später Zeit.«

»Verfolgen? Ah! Warum?«

»Er ist ein Dieb und außerdem ein alter Feind von mir.«

»Dieb? Hm! Wohl Juwelendieb?«

»Allerdings. Habt Ihr sie gesehen?«

»Yes! Werde es Euch sagen. Traf den Kerl in dem Zelte. Er hatte gesehen, daß ich Englishman bin, und sprach mich englisch an. Hatte einen Handel mit Olivenöl vor und wollte dann nach Beirut. Ich wollte nach Jerusalem und engagierte ihn. Er versprach mir, mit nach Jerusalem zu gehen und dann von Jaffa aus zur See nach Beirut zu fahren. Den Führer wollte er auch besorgen. Ich war fertig in Damaskus und wartete. Da kam er und holte mich ab. Einen Führer nahm er in Salehiëh – – –«

»Ich weiß es; ich habe mit ihm gesprochen.«

»Well! Er muß Euch begegnet sein. Also wir ritten den Antilibanon empor; bereits am Abend wurde ich aufmerksam, und am Morgen bemerkte ich, daß wir nicht auf der Straße nach Jerusalem waren. Ich merkte weiter auf und zankte. Er leugnete erst und gab endlich zu, daß er zunächst nach Baalbeck

wolle, um mir Fowling-bulls zu zeigen. Das war mir recht, aber ich hatte einmal Mißtrauen gefaßt. Er hatte solche Eile gehabt, Damaskus zu verlassen, und ritt so unsinnig, als sei er auf der Flucht. Hier schien er bekannt zu sein, denn wir ritten grad auf diese Mauer zu, und er sagte mir, daß das Loch ein sehr gutes Nachtquartier gebe. Wir schliefen; draußen standen die Pferde. Da hörte ich wie im Traume ein Pferd schnauben, und dann griff mir jemand in die Tasche. Ich wachte auf; es war Morgen, und mein Portefeuille fehlte. Rasch sprang ich auf und ergriff die Büchse. Draußen ritt der Dolmetscher davon. Ich legte an und schoß. Das Pferd stürzte. Der Mann wollte den Sattelpack fortnehmen, aber er war zu fest angebunden, und als ich dann kam, entfloh er. Den Pack nahm ich, und als ich ihn aufmachte, fand ich goldenes Geschmeide und Juwelen.«

»Was war in Eurem Portefeuille?«

»Ah! Oh! Lauter Kostbarkeiten: Heftpflaster, Zwirn, Nähna-deln und solches Zeug. Mein Geld habe ich wo anders. *Well!*«

»Hört, Sir, das ist eine ebenso ungewöhnliche wie glückliche Fügung. Der Mann, dem diese Juwelen gestohlen sind, ist bei mir.«

»Ruft ihn! Soll sie wieder haben!«

»Wo sind sie?«

»Da, hier.«

Er ging in das Loch und kehrte mit einem Paket zurück, welches er öffnete. Es enthielt außer einem Hemd und einem Turbantuche nur Kartons und Etuis. Ich deckte die Sachen zu und drückte die Büchse zweimal ab. Gleich darauf antwortete ein Schuß, der aus nicht allzu großer Entfernung kam. Jetzt schob ich Lindsay und die drei andern in das Loch zurück, um mir die Überraschung nicht zu verderben. Bald kam Halef mit Jacub Afarah herbei. Beide erblickten nur mich mit dem Paket an der Erde.

»Hast du geschossen, Sihdi?« fragte Halef.

»Ja.«

»So hast du etwas gefunden?«

»Allerdings. Jacub Afarah, willst du nicht das Turbantuch einmal von diesen Sachen wegnehmen?«

Er bückte sich, tat es und fuhr mit einem Schrei des freudigsten Schreckens empor.

»Allah ia Allah, meine Sachen!«

»Ja, sie sind es. Zähle nach, ob vielleicht etwas fehlt!«

»O Herr, sage schnell, wo du sie gefunden hast!«

»Nicht mir hast du sie zu verdanken, sondern dem Manne, welcher sich hier in der Höhle befindet. Hole ihn heraus, Hallel!«

Der kleine Hadschi trat hinein und stieß einen Ruf der Freude aus.

»Allah akbar, der Engländer!«

Jetzt gab es zunächst das Allernotwendigste zu erklären, und dann ging ich in das Loch, um mir dessen Inneres anzusehen. Ich bemerkte einen mächtigen Bogengang, der nach innen zu verschüttet und dessen eine Seite auch so eingefallen war, daß man nach Forträumung der Trümmer einen ziemlich großen, zimmerartigen Raum erhalten hatte. Da standen die vier Pferde Lindsays, und da lagen auch seine Habseligkeiten. Das erschossene Pferd draußen war mit Schutt bedeckt worden, damit es nicht die ekelhaften Aasgeier in die Nähe locke; darum hatte ich es nicht gesehen.

Jacob war ganz glücklich, seine Sachen wieder zu haben; aber es ärgerte ihn gewaltig, daß der Dieb entkommen war.

»Ich gäbe viel darum, wenn ich ihn fangen könnte. Ist das nicht möglich, Herr?« fragte er mich.

»Ich an deiner Stelle würde sehr froh sein, die gestohlenen Gegenstände wieder zu besitzen.«

»Aber ebenso froh wäre ich, wenn ich den Dieb hätte!«

»Hm! Möglich wäre es, seiner habhaft zu werden.«

»Wie?«

»Glaubst du, daß er einen so reichen Raub im Stiche lassen wird, ohne wenigstens den Versuch zu machen, ihn wieder zu holen?«

»Er wird sich hüten, zu uns zu kommen!«

»Weiß er, daß wir anwesend sind? Er hat jedenfalls Baalbeck sofort verlassen und also nicht gesehen, daß wir uns hier befinden. Er wird wahrscheinlich zurückkehren, weil er glaubt,

mit Sir David und dem Diener leicht fertig zu werden, falls er sie überraschen kann. Dabei nun könnte er festgehalten werden.«

»Das wollen wir tun. Wir bleiben hier, bis wir ihn haben!«

»So dürfen wir uns und unsere Pferde nicht sehen lassen. Auch die Khawassen müssen verschwinden. Am besten ist es, sie gehen nach dem Dorfe in die Kaserne; es wird sie freuen, nichts zu tun zu brauchen. Auch unsere Pferde, welche uns hier im Wege sind, könnten wir in das Dorf geben und jemand dazu, der sie bewacht.«

»Ich werde das besorgen. Ich gehe zum Vorsteher oder vielmehr zum Kodscha Pascha, denn Baalbeck ist kein Dorf, sondern eine Stadt, und werde das Nötige mit ihm verabreden.«

Er stieg auf und ritt davon. Ich hätte das lieber selbst besorgt, aber Jacub befand sich ja im Besitze von Papieren, welche jeder Beamte respektieren mußte.

Als ich jetzt vor das Loch trat und nach der Mauer blickte, welche ich als Stelldichein bezeichnet hatte, war noch kein einziger der Khawassen dort zu sehen. Ich vermutete sehr richtig, wie sich später zeigte, daß sie gar nicht an das Suchen gedacht hatten, sondern in die Stadt geritten waren, um sich's im Kaffeehause bequem zu machen und dabei zu prahlen, daß sie ausgezogen seien, einen großen Spitzbuben zu fangen.

Jetzt erst war es möglich, über Früheres zu sprechen, und ich begann damit, Lindsay unsere Schicksale zu erzählen.

»Ich hielt Euch für tot,« sagte er, als ich geendet hatte.

»Warum?« fragte ich.

»Die Kerls sagten es, welche mich fingen.«

»Also gefangen seid Ihr gewesen, Sir?«

»Sehr, ganz sehr, *well!*«

»Von wem denn?«

»Ah! Ich ging mit den Arbeitern fort, um zu graben; den einen von ihnen konnte ich als Dragoman so leidlich benutzen. Wir fanden nichts, aber Euer Blatt fand ich, als wir zurückkehrten. Wir folgten Euch und suchten den Kanal Anana auf; eine Dummheit, eine sehr große, war das!«

»Weil ihr gefangen wurdet?«

»Yes! Wir lagen dort und schliefen – – «

»Ah, es war am Abend?«

»Nein, es war noch am Tage, sonst hätte einer gewacht, und es wäre uns nicht passiert. Also, wir lagen da und schliefen; da fielen sie über uns her, ehe wir es dachten, ehe wir es wußten. Yes! Und ehe wir uns wehren konnten, waren wir gebunden und unsere Taschen leer.«

»Hattet Ihr viel Geld bei Euch?«

»Nicht sehr, denn wir wollten ja nach Bagdad zurück.«

»Wer waren die Kerls?«

»Araber. Sie sagten, daß sie zum Stamme der Schat gehörten.«

»So waren es wohl dieselben, welche dann später vor unserer Krankheit flohen.«

»Wird wohl so sein. Wir blieben einige Tage in den Ruinen versteckt und mußten hungern; dann schlepten sie uns fort.«

»Wohin?«

»Weiß nicht. Es war lauter Sumpf und Schilf. Sie wollten uns nichts tun, sie wollten nur Geld, und dann sollte ich frei sein. Ich mußte einen Brief schreiben, den wollten sie nach Bagdad tragen und das Geld holen, zwanzigtausend Piaster. Ich schrieb an John Logman, aber so, daß die Kerls nichts bekamen. Er sagte, sie sollten in drei Wochen wieder kommen, denn er hätte nicht so viel Geld da.«

»Aber das konnte Euch ja gefährlich werden!«

»Nein, es wurde gut, denn ich entfloh. Man schaffte uns näher an Bagdad, wo sie einem andern, feindlichen Stamm an die Grenze kamen. Ein Trupp derselben geriet in unsere Nähe, und es entspann sich ein Gefecht. Sie siegten zwar, wie ich denke, denn sie hatten die Übermacht; aber unterdessen gelang es uns, fortzukommen und Bagdad zu erreichen. Werde Euch das einmal ausführlicher erzählen, wenn wir Zeit haben.«

»Suchtet Ihr unser Logis auf?«

»Yes. Da hörte ich, daß Ihr zu den Haddedihs gegangen wäret. Was konnte ich tun? Ich mußte zu Euch und zu den Irländern. Nun war es mit der Seefahrt nichts mehr; darum

verkaufte ich die Jacht, die so lange untätig vor Anker gelegen hatte. Mit dem Hadramauter hatte ich nichts zu schaffen, da Ihr ihn bereits abgelohnt hattet. Ich nahm also einen Mann, der das Englische verstand, und schloß mich dem Kurier an. Das war ein schneller Ritt! Bei Selamija setzten wir über den Tigris, um Euch aufzusuchen; aber wir fanden keine Hadde-dihn. Sie waren fortgezogen, und Ihr waret tot.«

»Wer sagte das?«

»Es waren von den Abu Salman fremde Reisende geplündert und getötet worden, und das paßte ganz auf Euch. Ich wollte mich nicht auch totschiagen lassen und ging nach Damaskus. Da schickte ich den Dolmetscher wieder zurück und blieb drei volle Wochen. Bin von früh bis abend auf den Straßen gewesen. Hättet Ihr im Christenviertel gewohnt bei Europäern, so hätten wir uns getroffen. Das andere habt Ihr bereits gehört. Wollt Ihr es ausführlicher, Master?«

»Ich danke; es genügt. Es war sehr gewagt von Euch, in dieser Weise den Ritt von Bagdad nach Damaskus zu unternehmen — — —«

»*Pshaw!* Habt Ihr es anders getan?«

In diesem Augenblick sahen wir durch den Eingang des Loches einen Trupp Männer weit drüben vorüberreiten. Sie hielten nach dem Wege zu, auf welchem wir gekommen waren, und als ich schärfer hinschaute, erkannte ich, daß es — die Khawassen waren.

Was hatten sie vor? Warum kamen sie nicht zu der Zyklomauer, an welche ich sie bestellt hatte? Diese Frage sollte mir in kurzer Zeit beantwortet werden, denn der Juwelier kehrte aus der Stadt zurück und brachte den Kodscha Pascha mit. Dieser war ein ehrwürdiger Mann, dessen Äußeres Vertrauen erweckte.

»Sallam!« grüßte er, als er eintrat.

»Aaleïkum!« antworteten wir.

»Ich bin der Kodscha Pascha von Baalbek und komme, um euch zu sehen und eine Pfeife mit euch zu rauchen.«

Er griff unter sein Gewand und zog den Tschibuk hervor.

Lindsay schob ihm augenblicklich Tabak hin und gab ihm dann auch Feuer.

»Du bist uns willkommen, Effendi!« sagte ich. »Wirst du uns erlauben, eine kurze Zeit auf dem Gebiete zu verweilen, welches du regierst?«

»Bleibt hier, so lange es euch beliebt, und erlaubt, daß ich mich jetzt bei euch niederlasse! Ich habe gehört, daß ihr Franken seid; ich habe auch das Schreiben meines Vorgesetzten gelesen, und deshalb komme ich selbst, um euch mitzuteilen, daß ich alles tun werde, um eure Wünsche zu erfüllen. Ist es euch recht, daß ich die Khawassen nach Damaskus zurückgeschickt habe?«

»Du hast sie zurückgesandt?«

»Ja. Ich hörte, daß sie im Kaffeehause saßen und eure Angelegenheiten ausplauderten. Könnt ihr den Dieb fangen, wenn es so bekannt wird, daß ihr ihn fangen wollt? Und dann hat mir auch dieser Jacob Afarah aus Damask gesagt, daß sie ihm und euch ungehorsam gewesen sind und euch Bakschisch abverlangten bei allem, was sie tun sollten. Darum habe ich sie fortgejagt und dem Tschausch einen Brief mitgegeben an seinen Kaimakam, damit sie bestraft werden. Der Großherr, den Allah segne, will, daß Ordnung sei in seinem Reiche, und auch wir sollen das wollen.«

Das war denn einmal ein ehrlicher Beamter, eine Seltenheit im Reiche des Großherrn. Im weiteren Verlaufe der Unterhaltung tat es ihm förmlich leid, daß er uns nicht einen direkten Nutzen bringen könne, da wir ihn baten, für Verschwiegenheit zu sorgen und uns dann im übrigen gewähren zu lassen.

»Seid froh, daß ihr zu keinem andern Kodscha Pascha gekommen seid!« sagte er. »Wißt ihr, was ein anderer täte?«

»Wir bitten dich, es uns zu sagen!«

»Er würde euch das Gold und die Steine abverlangen, um zu entscheiden, wem es gehören solle. Es muß doch bewiesen werden, daß wirklich ein Diebstahl vorliegt, daß die Sachen wirklich die gestohlenen seien und daß die beiden Parteien in Wahrheit der Dieb und der Bestohlene sind. Darüber vergeht

eine lange Zeit, und während so langer Zeit kann sich vieles verändern, auch Gold und Steine.«

Er hatte recht. Jacub konnte sich gratulieren, an einen so ehrlichen Mann gekommen zu sein. Der Kodscha bat uns, ihm unsere Pferde anzuvertrauen, sie aber einzeln zu bringen, damit alles Auffällige vermieden werde, und dann entfernte er sich, nachdem er uns noch vorher vor den unterirdischen Gängen und Gewölben gewarnt hatte, in denen man leicht verunglücken könne.

Diese Gänge hatten zur Zeit der ägyptischen Invasion verschiedenem Gesindel zum Schlupfwinkel gedient, und wohl heute noch kam es vor, daß sich einer dort verbarg, welcher Ursache hatte, sich nicht sehen zu lassen.

Jacub hatte sein Pferd bereits bei dem Kodscha Pascha zurückgelassen. Wir sattelten nun auch unsere Pferde ab und schafften sie nach und nach zur Stadt. Die Stadt ist klein und hat ein um so verkommenes Aussehen, als die Ruinen, bei welchen sie steht, imponieren müssen. Die Bewohner treiben ein wenig Seidenzucht und sind außerdem durch ihre schönen Pferde und Maulesel bekannt.

Das Haus des Bürgermeisters war eines der besten Gebäude, und der Stall, in welchen er die Pferde führen ließ, befriedigte unsere Ansprüche vollständig. Wir saßen einige Zeit beisammen, und dann kehrte ich zurück, aber nicht auf dem Wege, welchen ich gekommen war. Ein einzelner Mann konnte dem entflohenen Diebe, falls er ja Spähe hielt, nicht auffällig sein, und darum wanderte ich langsam durch die Ruinen, mich ganz dem Eindrücke überlassend, den sie auf mich machten.

Welch ein Unterschied zwischen dem Geschlechte, das solche Massen zu überwältigen verstand, und demjenigen, dessen Hütten da hinter mir an den Trümmern lehnten!

Jetzt sah ich Schlangen zwischen den Säulen dahinhuschen; ein Chamäleon blickte mich neugierig an, und hoch droben in den Lüften schwebte ein Turmfalke, der sich in einer Schneckenlinie auf einer der aufrechtstehenden Säulen niederließ. Er horstete da.

Halt, war da drüben nicht eine Gestalt vorübergehuscht,

schnell und geschmeidig, wie der Schatten einer Wolke? Es war jedenfalls Täuschung, aber ich schritt langsam der Stelle zu, an welcher ich den Schatten erblickt hatte.

Hinter der Doppelsäule öffnete sich da eine tunnelartige Aushöhlung, welche eine gewisse Neugierde in mir erweckte. Wie mochte es in einem dieser Gänge beschaffen sein, in denen beim Glanze düsterer Fackeln die Opfer Baals dahingeschlachtet wurden? Es konnte nicht schaden, einige Schritte in den Gang zu tun. Wenn ich nur so weit ging, als das Licht des Tages reichte, so konnte mir ja unmöglich ein Unglück geschehen.

Ich trat in die Öffnung und tat einige Schritte weiter. Der Gang war so breit, daß vier Personen nebeneinander Platz hatten; die Decke wurde von mächtigen Bogen getragen, und die Luft war rein und vollständig trocken. Ich schaute und horchte in die mächtige Finsternis hinein, und meine Phantasie malte sich den Schreck aus, welchen ich empfinden müsse, wenn da hinten plötzlich Lichter auftauchten und Sonnendiener hervorbrächen, um mich zu packen und zu den Opfern Molochs zu gesellen.

Ich kehrte mich wieder dem Eingange zu. Wie anders da draußen das helle, warme Tageslicht! Im Glanze der Sonne muß – – – halt, knisterte es nicht hinter mir? Ich wollte mich umwenden, erhielt aber in diesem Momente einen fürchterlichen Schlag gegen den Kopf. Ich weiß noch, daß ich taumelte und die Arme nach dem Manne ausstreckte, welcher den Hieb geführt hatte; dann aber wurde es schwarz um mich.

Wie lange ich ohne Besinnung gewesen bin, weiß ich nicht. Sie kehrte zurück, nur langsam und allmählich, denn es bedurfte einiger Zeit, ehe ich mich dessen erinnerte, was mit mir geschehen sei. Ich lag an der Erde; meine Füße waren zusammengebunden und meine Hände auch. Wo befand ich mich? Es herrschte das tiefste Dunkel und Schweigen um mich her; aber da, grad vor mir, erblickte ich zwei kleine, runde Stellen, welche einen eigentümlichen Schimmer hatten, der von Augenblick zu Augenblick verschwand und wieder erschien. Das waren zwei Augen, zwei scharf auf mich gerichtete Augen,

über welchen sich die Lider öffneten und schlossen. Sie gehörten keinem Tiere, sondern einem Menschen an; das merkte ich.

Wer war der Mann? Jedenfalls doch der, welcher mir den Schlag versetzt hatte. Warum hatte er mich so feindlich behandelt? Eben wollte ich eine Frage aussprechen, als ich daran verhindert wurde; der Mann redete selbst.

»Ah, endlich bist du wieder wach! Nun kann ich mit dir sprechen.«

Himmel! Diese Stimme kannte ich! Wer sie einmal gehört hatte, der vergaß den kalten, scharfen, spitzen Ton derselben sicher nicht wieder. Der Mensch, der mir hier gegenüber saß, war kein anderer als Abraham Mamur, den wir fangen wollten. Sollte ich ihm antworten? Warum nicht? Hier im Finstern war es ja gar nicht möglich, ihm durch die Miene zu zeigen, daß ich nicht aus Furcht, sondern aus Verachtung schweige. Daß mich nichts Gutes erwarte, das wußte ich; aber ich verzagte dennoch nicht und beschloß, ihm nicht ein einziges bittendes Wort zu sagen. »Nun kann ich mit dir sprechen!« hatte er gesagt, und ich ahnte, daß er jetzt alles aufbieten werde, um mich innerliche Qualen leiden zu lassen. Er sollte sich täuschen.

»Sprich!« sagte ich kurz.

»Kennst du mich?«

»Ja.«

»Das glaube ich nicht. Woher solltest du wissen, wer ich bin?«

»Meine Ohren sagen es mir, Abraham Mamur.«

»Ah, wirklich, du kennst mich; aber du sollst mich noch besser kennen lernen! Denkst du an Ägypten?«

»Ja.«

»An Güzela, die du mir geraubt hast?«

»Ja.«

»Der Schellal hat mich damals nicht verschlungen, als ich in seine tosenden Fluten stürzte; Allah will also, daß ich mich rächen soll.«

»Ich war es selbst, der dir das Leben rettete. Allah will also, daß ich deine Rache nicht fürchte.«

»Meinst du?« zischte er. »Warum hätte er dich da in meine Hand gegeben? Ich habe damals in Kahira nach dir geforscht und habe dich nicht entdeckt; hier aber in Damaskus, wo ich nicht an dich dachte, sah ich dich – –«

»Und bist vor mir geflohen. Abraham Mamur, oder vielmehr Dawuhd Arafim, du bist ein Feigling!«

»Stich nur, Skorpion; ich bin der Löwe, welcher dich fressen wird! Ich wußte, daß du mich verraten würdest; daher ging ich; denn ich wollte mir mein schweres Werk nicht von dir vernichten lassen. Ihr habt mich verfolgt und mir alles wieder abgenommen; aber ich werde mir die Steine wieder holen; darauf kannst du dich verlassen!«

»Tue es!«

»Ja, ich tue es. Ich werde sie dir bringen und zeigen; darum habe ich dich nicht getötet. Aber sterben wirst du doch, denn du bist schuld an tausend Qualen, welche ich erlitten habe. Du nahmst mir Güzela, durch welche ich ein besserer Mann geworden wäre. Du hast mich wieder zurückgeschleudert in die Tiefe, aus welcher ich mich erheben wollte; nun sollst du deine Strafe haben. Sterben sollst du, aber nicht schnell durch das Messer oder die Kugel; nein, langsam und mit Millionen Schmerzen. Der Hunger soll deine Eingeweide zerreißen, und der Durst deine Seele auflecken, daß sie vor Qualen zischt wie der Wassertropfen, an dem das Feuer frißt!«

»Das traue ich dir zu!«

»Spotte nicht und glaube ja nicht, daß du mir entkommen kannst! Wüßtest du, wer ich bin, so würdest du versteinern vor Schreck.«

»Ich brauche es nicht zu wissen!«

»Nicht? Oh, du sollst es doch erfahren, damit du eine jede Hoffnung aufgibst und damit die Hand der Verzweiflung dein Herz erfaßt. Ja, du sollst alles wissen, damit du hilflos deine Zähne zusammenknirschest. Weißt du, was ein Tschuwaldar ist?« {Wörtlich: Sackmann. Einer, der seine Ermordeten im Sack in das Wasser wirft.}

»Ich weiß es,« antwortete ich, denn ich hatte mir viel von

den Tschuwaldar erzählen lassen, welche vor gar nicht langer Zeit Konstantinopel so fürchterlich unsicher gemacht hatten.

»Weißt du auch, daß die Tschuwaldar eine Familie bilden, welche von einem Oberhaupte regiert wird?«

»Nein.«

»Nun so wisse, daß ich dieses Oberhaupt gewesen bin und daß ich es auch noch jetzt bin.«

»Prahler!«

»Zweifle nicht! Hast du nicht in Ägypten gesehen, wie reich ich bin? Woher sollte ich den Reichtum haben, ich, der ausgepeitschte Beamte? Auch Afrak Ben Hulam aus Adrianopel wurde gesäckt, denn einer meiner Leute hatte viel Geld bei ihm gesehen. Man brachte mir die Briefe, welche er bei sich trug; ich öffnete sie vorsichtig, und als ich den Inhalt sah, beschloß ich, an seiner Stelle nach Damask zu gehen und den Laden auszuplündern, sobald die Zeit dazu gekommen sei. Da aber kamst du, Giaur, und ich mußte mich mit wenigem begnügen. Der Scheïtan öffne dir dafür den heißesten Pfuhl der Dschehennah!«

»Du hast selbst das wenige wieder verloren!«

»Ich bekomme es wieder; du wirst es sehen. Aber das soll auch das letzte sein, was du auf Erden erblickst. Ich werde dich dann hier an einen Ort schaffen, von welchem keine Wiederkehr ist. Ich kenne diesen Ort, denn wisse, daß ich in Sorheïr geboren wurde. Mein Vater lebte in diesen Gängen, als der Pascha von Ägypten nach Syrien kam und Männer und Söhne in die Reihen seiner Krieger steckte. Ich war ein Knabe; ich war bei ihm; wir durchschlichen die Finsternis und durchforschten das Dunkel; wir lernten jeden Winkel dieser Tiefe kennen, und ich kenne den Ort, wo deine Leiche faulen wird, wenn du nach langer Qual verschmachtet bist.«

»Allah kennt ihn ebenso!«

»Aber Allah wird dir nicht helfen, Giaur! So fest, wie dich jetzt die Fesseln halten, so fest wird dich das Verderben fassen, dem ich dich bestimmt habe. Dein Tod ist besiegelt.«

»So sage mir zu dem allen noch, wo sich jener Barud el Amasat befindet, welcher Senitza als Sklavin an dich verkaufte!«

»Das wirst du nicht erfahren!«

»Siehst du, Feigling! Wüßtest du gewiß, daß ich hier sterben würde, so könntest du mir dies ruhig sagen!«

»Nicht deshalb schweige ich; du sollst keinen Wunsch mehr haben, welcher Erfüllung findet. Jetzt schweige! Ich werde schlafen, weil die Nacht neue Kräfte von mir fordern wird.«

»Du wirst nicht schlafen können, denn dein Gewissen läßt dich niemals ruhen.«

»Ein Giaur mag ein Gewissen haben; ein Gläubiger verachtet es!«

Ich hörte an dem Rascheln seiner Kleider, daß er sich zum Liegen ausstreckte. Wollte er wirklich schlafen? Unmöglich! Oder sollte dies eine neue Qual für mich bedeuten? Wollte er mit mir spielen, wie der Knabe mit dem Käfer an der Schnur?

Ich beobachtete ihn scharf. Nein, er wollte nicht schlafen. Er schloß zwar die Augen, aber wenn er sie öffnete, um nach mir zu sehen, so geschah dies nicht müd und schläfrig, sondern ich sah die runden Stellen mit Anstrengung auf mich gerichtet. Er hätte ja nicht schlafen können, sobald er nur an die Art und Weise dachte, wie er mich gefesselt hatte. Er hatte mir etwas um die beiden Fußknöchel und etwas um die Handgelenke gebunden, und da ich die Arme vorn hatte, so konnte ich mit Bequemlichkeit bis zu den Füßen langen.

Hätte ich nur ein Messer gehabt! Aber er hatte mir ja die Taschen ausgeleert. Welch ein Glück übrigens, daß ich nur das Messer und die zwei Revolver bei mir getragen hatte! Mußte ich wirklich hier elend umkommen, so erbte doch wenigstens Halef die Waffen, anstatt daß sie diesem Menschen in die Hände fielen.

Aber umkommen! War es denn wirklich so weit? Vermochte ich mich nicht zu wehren? Da ich die Arme ein wenig rühren konnte, war es ja nicht unmöglich, ihm ein Messer zu entreißen. Wenn ich das fertig brachte und es mir dann gelang, nur fünf Sekunden lang mich von ihm frei zu machen, so war ich gerettet. Und das mußte bald geschehen. Es war seit meinem Eintritte in den Gang gewiß eine sehr lange Zeit vergangen, und wie leicht konnte es ihm einfallen, mich doch noch zu er-

schießen, um meines Todes gewiß zu sein, was aber nicht der Fall war, wenn er mich, obgleich gebunden, hier zurücklassen mußte.

Ich überlegte. Konnte ich mich sachte zu ihm beugen und mit den Spitzen meiner Finger möglichst leise in seinem Gürtel nach dem Griffe seines Messers suchen? Das war unmöglich. Oder mich auf ihn werfen und ihn mit den Händen erwürgen? Ich konnte ja meine Hände nicht so weit auseinander bringen, als nötig ist, einen starken Männerhals zu umfassen. Oder sollte ich meine Füße als Angriffswaffe benutzen? Vielleicht mit ihnen seine Schläfe zu treffen suchen? Auch das ging nicht, denn wenn ich die rechte Stelle nicht traf, so war alles verloren. Gleich der erste Griff mußte mich zu einem Messer bringen, sonst war jede Mühe und jedes Wagen umsonst.

Darum versuchte ich es, mich leise, ganz leise zunächst in sitzende Stellung zu erheben. Kein Fältchen meines Gewandes durfte knittern oder rauschen, und ich mußte meine Augen schließen, damit er aus der Stellung derselben nicht auch die Stellung meines Körpers erraten konnte. Denn grad so, wie ich seine Augen sehen konnte, vermochte er ja auch die meinigen zu erkennen. —

Es gelang, und nach langer, langer Anstrengung kam ich auch auf die Füße zu kauern. Ich schloß die Augen jetzt nur halb, um einen seiner Blicke zu erhaschen. Jetzt sah er nach mir herüber — und kaum hatte er die Lider geschlossen, so stieß er einen Schrei aus: mein rechtes Knie lag auf seiner Kehle, und mein linkes auf seiner Brust. Er fuhr in augenblicklicher Angst mit den beiden Händen nach dem Halse, um diesen frei zu machen, und das gab mir Raum und Gelegenheit, mit den zusammengebundenen Händen an seinen Gürtel zu kommen. Ich tastete den Griff eines Messers und zog es heraus. Er fühlte das und erkannte die Gefahr, in der er sich befand. Mit einem gewaltigen Rucke warf er mich ab und sprang auf.

Unter dem Rufe: »Hund, du entkommst mir nicht!« griff er nach mir.

Aber nur sein äußerster Finger streifte mich. Ich wußte jetzt, daß er einen Augenblick später genau dahin greifen werde, wo

sein Finger mich gefühlt hatte; ich bückte mich, schnellte mich zur Seite und dann hinter ihm hinum.

»Ah, fort! Giaur, wo bist du? Mir entkommst du nicht!«

Jetzt nun, da er mich nach der andern Seite hin vermutete, konnte ich den Schnitt tun, welcher meine Füße frei machte; sodann schlich ich mich mehrere Schritte weiter fort. Es war gelungen, und ich holte tief, tief Atem. Aber was nun? Zunächst nur aus seiner Nähe, um zu überlegen!

Ich huschte eine ganze Strecke weiter fort und lehnte mich dann an die Mauer. Was sollte ich jetzt tun? Immer tiefer in den Gang hineinlaufen? Der Kodscha Pascha hatte ja von der großen Gefährlichkeit dieser Gänge gesprochen! Oder kurzweg mit dem Menschen ringen, um ihn zu überwältigen und zu zwingen, mir den richtigen Weg zu zeigen? Nein. Er hatte Schußwaffen; ich hätte ihn nicht überwältigen können, ohne ihn zu töten; und seine Leiche konnte mir ja nicht als Wegweiser dienen.

Es waren höchst unheimliche Minuten. Auch er beobachtete die größte Geräuschlosigkeit. Blieb er stehen? Kam er auf mich zu oder von mir ab? Er konnte jeden Augenblick auf mich stoßen. Ah pah, diese unterirdischen Gänge konnten ja nicht von einer gar so großen Ausdehnung sein! Ich tastete mich also in der bisher eingehaltenen Richtung weiter fort, den Boden stets erst mit dem Zehenteile der Schuhe sondierend, ehe ich den ganzen Fuß aufsetzte. So mochte ich fast gegen zweihundert kleine Schritte vorwärts gekommen sein, als die Luft feuchter und kühler zu werden schien. Jetzt galt es doppelte Vorsicht! Und wirklich, kaum fünf Schritte weiter hörte der Fußboden auf. Ich ließ mich nieder und tastete umher. Der Rand des Bodens bildete ein großes rundes Loch, welches die ganze Breite des Ganges einnahm. Das war jedenfalls ein Brunnen gewesen. Noch zur Stunde befand sich Wasser darinnen, wie die Feuchtigkeit der Luft bewies. Wer weiß, welche Tiefe er besaß! Wer da hinunterstürzte, kam nimmer wieder empor.

Dem Kreisausschnitte nach mußte die Brunnenöffnung einen Durchmesser von etwa drei Ellen haben. Ich hätte sie also wohl überspringen können, aber ich kannte die Beschaffen-

heit des gegenüber liegenden Randes nicht. Vielleicht befand sich der Brunnen hart am Ende des Ganges, und drüben war Mauer. Dann mußte der Sprung mein letzter werden.

Nach dieser Seite gab es also keine Rettung für mich; ich mußte umkehren. Das war nun freilich ein schlimmer Umstand! Der Feind schwieg. Lag er noch dort, wo ich ihn verlassen hatte, auf der Lauer, weil er wußte, daß ich gezwungen sei, zurückzugehen? Oder glaubte er noch immer, ich sei nach der andern Richtung entflohen? Oder war er einfach, um ganz sicher zu gehen, nach dem Ausgange geeilt, um diesen zu besetzen? Wie dem auch sein mochte, stehen bleiben konnte ich nicht. Ich nahm also das Messer zwischen die Zähne, legte mich nieder und kroch auf den Knien und Handballen wieder zurück.

Gehen durfte ich nicht, aber beim Kriechen konnte ich mit den langsam und leise vorantastenden Fingerspitzen den Raum vor mir erst vorsichtig abfühlen, ehe ich den Körper folgen ließ.

So schob ich mich weiter, langsam, sehr langsam zwar, aber doch immer weiter und weiter. Ich hatte nun bereits über zweihundertmal gezählt, daß ich die Kniee fortgesetzt hatte, und mußte also schon über die Stelle hinaus sein, auf welcher ich gelegen hatte. Aber zu diesen zweihundert Schritten hatte ich sicher weit über eine Stunde gebraucht. Noch eine halbe Stunde verging, da hörte die Mauer auf, sowohl an der rechten wie auch an der linken Seite von mir; der Fußboden jedoch lief fort.

Was war das? Rechts und links gab es eine Ecke; folglich stieß der Gang, in welchem ich bisher gewesen war, auf einen andern Gang, und zwar in einem rechten Winkel. Setzte er sich drüben wieder fort? In diesem Falle bildeten die beiden Gänge hier einen Kreuzungspunkt, auf welchem sich Abraham Mamur befand. Ich lauschte mit angestrengtestem Ohre, konnte aber nicht das leiseste Geräusch vernehmen. Zunächst mußte ich wissen, ob mein bisheriger Gang sich drüben fortsetzte; ich schob mich also in dieser Richtung weiter. Mein Atem ging

ruhig, und mein Puls klopfte nicht anders als gewöhnlich; hier war die kälteste Ruhe und Besonnenheit nötig.

Ich gelangte drüben an und überzeugte mich, daß eine Fortsetzung des Ganges vorhanden sei. Welche Richtung sollte ich nun einschlagen? Geradeaus oder nach links? Die Luft war nach allen drei Richtungen hin unbeweglich und von gleicher Temperatur und Feuchtigkeit; auch die Finsternis war gleich dicht und undurchdringlich. Ich überlegte. Befand sich Abraham hier, so stand er gewiß an derjenigen Seite, welche in das Freie führte; stand er aber nicht hier, so hatte er den Ausgang besetzt.

Vor dem neu aufgefundenen Gange war er nicht, denn dort hatte ich die Ecken der Seitenwände in den Händen gehabt. Es blieben also nur noch die beiden Seiten übrig. Ich wandte mich zunächst nach links. Nicht Zoll um Zoll, sondern Linie um Linie rückte ich vor; nach zehn Minuten wußte ich, daß er auch hier nicht war. Nun gab es nur noch die letzte Richtung, rechts, und ich schob mich dort hinüber.

Wohl bis an den Mittelpunkt der Kreuzung mochte ich gekommen sein, als es mir war, als ob ich ein leises, ganz leises, anhaltendes Geräusch vernehme. Ich strengte mein Gehör an und rückte noch einige Zolle weiter. Richtig! Das war das Ticken einer Taschenuhr, jedenfalls der meinigen, die er mir abgenommen hatte. Hier also endlich fand ich ihn, und hier war folglich die Richtung in das Freie. Wie aber hinaus gelangen? Konnte ich an ihm vorüber?

Um dies zu wissen, mußte ich zu erfahren suchen, welche Stellung er eingenommen hatte: ob er lag, saß oder stand. Ich wagte jetzt das Äußerste und näherte mich immer mehr. Ihn packen, um mit ihm zu ringen, konnte ich nicht wagen, denn es verstand sich ganz von selbst, daß er jetzt das Messer nicht für zureichend halten konnte und sich mit einer Schießwaffe versehen hatte.

Meine Hände schoben sich so vorsichtig und leise vor, wie die Fühlhörner einer Schnecke. Das Ticken wurde vernehmlicher, und jetzt – pst! – jetzt war ich mit der Spitze des Mittelfingers an ein Stück Zeug gestoßen. Er befand sich also unmit-

telbar vor mir; er durfte nur die Hand ausstrecken, so hatte er mich. Und in dieser gefährlichen Nähe vergingen wohl abermals zehn Minuten, ehe ich wußte, daß er lag, und zwar quer über den Gang herüber.

Sollte ich über ihn hinwegsteigen? Sollte ich ihn durch eine List fortlocken? Ich wählte das erstere. Es war zwar das Gefährlichere, aber dafür auch das Sichere. Ein sorgfältiges Ausfühlen mit den Fingerspitzen brachte mir das Ergebnis, daß er die Füße übereinander geschlagen hatte. Das war mir lieber, als wenn er sie weit auseinander gespreizt gehabt hätte. Ich erhob mich langsam, trat ganz an ihn hinan und hob das eine Bein in die Höhe. Wenn er jetzt seine Stellung veränderte! Es war ein höchst kritischer Augenblick. Aber ich brachte das Bein glücklich hinüber und zog das andere nach.

Nun war das Schwierigste überwunden. Ich brauchte mich nicht mehr niederzulegen, sondern konnte mich aufrecht fortbewegen. Je mehr ich mich von ihm entfernte, desto sicherer konnte ich auftreten und desto schneller kam ich weiter. Nach kurzer Zeit tappte ich mich bereits im gewöhnlichen Gehschritt vorwärts und merkte auch, daß die Luft sich veränderte. Nach weiterer Zeit fühlte ich Stufen unter den Füßen. Ich stieg empor; es wurde heller und immer heller; ich kam an eine kleine Öffnung, über welcher ein dichtes Wacholdergesträuch seinen aromatischen Duft verbreitete, und zwängte mich hinaus.

Gott sei Dank! Ich war befreit! Aber ich stand auf einer ganz anderen Seite des Sonnentempels. Jetzt war Eile notwendig, wenn wir den Mann fassen wollten, denn die Sonne stand bereits am Horizonte. Ich eilte also um den Tempel herum dem Orte zu, an welchem sich die Freunde befanden.

Als ich dort anlangte, wurde ich mit stürmischen Fragen begrüßt. Man hatte mich vermißt und gesucht, aber nicht gefunden. Jetzt war sogar der Kodscha Pascha gekommen, um seinen Beistand anzubieten, wenn man mich suchen wollte.

Ich erzählte mein seltsames Erlebnis und erregte dadurch ebenso große Bestürzung wie Freude.

»Allah sei Dank! Wir haben ihn!« rief Jacob. »Auf, laßt uns in den Gang gehen, ihn zu fangen!«

Die Anwesenden griffen alle zu ihren Waffen.

»Halt!« meinte der Kodscha Pascha. »Wartet, bis ich in die Stadt gegangen bin, um mehr Männer zu holen.«

»Wir sind Männer genug!« rief Halef.

»Nein,« antwortete der Kodscha. »Diese tiefen Gänge haben ihre Geheimnisse. Da gibt es Aus- und Eingänge, welche ihr nicht kennt. Wir brauchen wenigstens fünfzig Mann, um die Ruinen zu umstellen.«

»Wir sind neun Männer; das ist genug!« behauptete Jacob. »Was sagst du dazu?«

Diese Frage war an mich gerichtet. Auch ich hielt es für das beste, schnell zu handeln; ebenso auch Lindsay, als ich ihm die Lage der Dinge erklärte. Und so wurde denn beschlossen, sofort an das Werk zu gehen.

»Aber wie steht es mit der Beleuchtung?« fragte ich.

»Ich hole Licht,« sagte der Kodscha Pascha.

»In der Stadt? Das währt zu lange!«

»Nein, ganz in der Nähe. Da drüben in den Ruinen wohnt ein Panbukdschi {Baumwollenfärber}, der mehrere Lampen hat.«

Er eilte fort, während wir den Feldzugsplan verabredeten.

Sowohl der Eingang, durch welchen ich getreten war, als auch der Ausgang, durch welchen ich den Gang verlassen hatte, mußte besetzt werden. Bei den Sachen mußte auch jemand bleiben; das erforderte wenigstens drei Personen. Am Ausgange genügte eine Person, da wir dort ja in die Tiefe stiegen und dem Gesuchten nach dieser Richtung die Flucht fast unmöglich machten; aber an der Doppelsäule, bei der ich eingetreten war, hielten wir zwei Personen für nötig. Dies waren mit dem einen, der, wo nicht gar zwei, bei unseren Effekten zu bleiben hatte, vier Personen. Es waren also die übrigen vier oder fünf, welche hinabsteigen und den Dieb bewältigen sollten.

Wie nun diese Rollen verteilen? Ich mußte jedenfalls mit hinab; da Halef ein guter Anschleicher war, so wählte ich die-

sen zum Begleiter, dazu den Kodscha Pascha, seiner amtlichen Eigenschaft wegen. Als vierter bot sich Lindsay an. Ich wies ihn ab, da ich wünschte, daß er bei den Sachen bleiben möge. Es galt ja, die Kostbarkeiten zu bewachen, um deren willen wir das alles unternommen hatten; aber er gab nicht nach, und die andern redeten mir zu, so daß ich einwilligen mußte.

Zurückbleiben mußte Jacob, weil die Pretiosen ihm gehörten, nebst Lindsays Diener. An die Doppelsäule sollten sich die beiden Irländer und an den Ausgang der Diener Jacobs stellen. Den Besitzer von Jacobs Mietpferden konnten wir nicht verwenden, weil er sich in der Stadt bei den Tieren befand.

So war denn die Einteilung getroffen. Ich steckte meine Pistolen zu mir, als einzige Waffen, welche ich nebst dem Messer mit mir nahm; Bill erhielt den Henrystutzen, und Fred meine Büchse; dann wurde einem jeden sein Posten übergeben. Es war seit meiner Rückkehr immerhin eine halbe Stunde vergangen, als ich wieder vor dem Wacholdergebüsche stand. Der Kodscha Pascha und Lindsay trugen die Lampen, allerdings noch unangezündet, und ich stieg mit Halef voran. Unten an den Stufen ließen wir alle unsere Fußbekleidungen zurück; dann schlichen wir vorwärts.

Ich führte Halef an der Hand. Er streifte drüben mit seiner ausgestreckten Rechten, und ich hüben mit meiner Linken die Wand, so daß uns nichts entgehen konnte. Unangenehm war es, daß bei dem Kodscha Pascha hinter uns sich zuweilen ein leises Knacken seiner Zehenknöchel hören ließ.

Wir erreichten die Kreuzung der zwei Gänge. Dort gab ich den zwei uns Nachfolgenden durch einen leisen Stoß das Zeichen, daß sie stehen bleiben sollten, und legte mich dann mit Halef auf den Boden, um zur Stelle zu kriechen, an welcher ich den Gesuchten gelassen hatte. Wir hatten es so ausgemacht, daß ein jeder von uns eine seiner jedenfalls bewaffneten Hände ergreifen solle, worauf die andern beiden herbeieilen müßten, um ihn zu binden.

Unter langsamen Bewegungen gelangten wir hin, aber – er war nicht mehr da. Was nun? Hatte er sich vor einen der andern drei Gänge gelegt? Wir untersuchten auch das und fan-

den, daß er nicht da sei. Er mußte in einem der drei Gänge sein, aber weiter hinten. Wir gingen zu den zwei Begleitern zurück, welche mit Spannung unsern Hilferuf erwartet hatten.

»Er ist nicht mehr hier,« flüsterte ich halblaut. »Gehet eine Strecke zurück und brennt die Lampen an. Stellt euch aber da vor, daß ihr Schein ja nicht in die andern Gänge leuchtet.«

»Was tut Ihr nun, Master?« fragte Lindsay.

»Wir durchsuchen die drei Gänge.«

»Ohne Lampe?«

»Ja. Das Licht würde uns gefährlich sein, da er dann ein sehr leichtes Zielen auf uns bekäme, gar nicht gerechnet, daß er uns schon von weitem bemerken müßte.«

»Aber wenn ihr ihn trifft, und wir sind nicht da?«

»So werden wir uns behelfen müssen.«

Nun ging es vorwärts, zunächst in den Gang hinein, in welchem ich den Brunnen gefunden hatte. Die ganze Breite des Ganges einnehmend, taten wir etwas über zweihundert Schritte, ohne zuvor zu probieren; dann aber mußten wir vorsichtig sein. Wir erreichten das Loch, ohne Abraham angetroffen zu haben, und kehrten wieder um.

Nun ging es in den zweiten Gang. Hier mußten wir uns in acht nehmen, um nicht in Gefahr zu geraten. Wir schlichen also nur ganz langsam vorwärts, und es verging über eine Viertelstunde, ehe wir das Ende des Ganges erreichten. Wir standen vor der Grundmauer des Tempels und mußten abermals unverrichteter Sache umkehren.

Im letzten Gange, der uns übrig blieb, war dieselbe Vorsicht geboten. Er war viel länger als der vorige und endete in einem tiefen Loche, dessen Breite diejenige des Ganges war. Zum drittenmal kehrten wir um.

Die Gefährten vernahmen unsern Bericht mit Verwundrung.

»Er war da, folglich ist er noch da!« sagte Lindsay. »Yes!«

»Er kann auch den Gang während der Zeit, daß ich nicht da war, verlassen haben. Nehmt die Lampen. Wir wollen zunächst einmal in den Brunnen sehen!«

Wir schritten links hinüber und kamen an das Ende des Gan-

ges. Der Brunnen war sehr tief; in seinem dunklen Schlunde war nichts als Finsternis zu sehen. Hier hinab konnte Abraham nicht entwichen sein. Darum suchten wir nun den zuletzt durchforschten Gang auf. Als wir an das Loch kamen, sahen wir, daß es eine Treppenöffnung sei, deren erste Stufe aber so tief war, daß man sie von oben mit der Hand nicht erfassen konnte.

»Wollen wir hinab?« fragte der Kodscha mit einigem Grauen.

»Natürlich. Es ist der einzige Weg, auf welchem er entkommen sein kann.«

»Aber wenn er von unten her auf uns schießt!«

»Du wirst hinter uns gehen. Gib mir dein Licht!«

Wir stiegen hinab; wohl zwanzig Stufen zählte ich. Dort gab es einen einzigen langen Gang, welcher sehr weit unter der Erde hinführte und dann mit einer ähnlichen Treppe endete, auf welcher wir emporstiegen. Droben standen wir wieder in einem Gange. Wir teilten uns jetzt nicht, sondern blieben beisammen und verfolgten den Gang.

Er führte zu einem ebensolchen Kreuzungspunkt, wie die vier vorher durchforschten Bogengewölbe, und nun war guter Rat teuer. Sollten wir uns teilen oder beisammen bleiben? Wir entschieden uns für das erstere.

Lindsay und der Kodscha bewachten mit dem einen Lichte den Kreuzungspunkt, während ich nebst Halef mit der zweiten Lampe den nächsten Gang hinunterschritt. Auch er war sehr lang und wurde je länger desto breiter, zuletzt auch heller. Wir eilten vorwärts und erreichten das Tageslicht bei den beiden Doppelsäulen, hinter denen ich eingetreten war.

Aber wo waren die beiden Irländer, welche ich hierher postiert hatte?

»Sihdi, er ist hier durchgekommen, und sie haben ihn,« sagte Halef.

»So wären sie nach dem andern Ausgange geeilt, um es uns zu melden. Komm, wir wollen nachsehen!«

Wir schritten schnell dem angegebenen Orte zu; auch er

war unbewacht; der Diener Jacobs hatte seinen Posten ebenfalls verlassen.

»Sie haben ihn nach dem Loche gebracht, in welchem wir lagern, Sihdi,« meinte Halef. »Komm, laß auch uns hingehen!«

»Zuvor holen wir den Engländer und den Kodscha Pascha.«

Wir rannten zurück, wo wir hinter der Doppelsäule unsere brennende Lampe gelassen hatten, und eilten wieder in den Gang hinein, um die Zurückgebliebenen zu holen. Mit ihnen draußen angekommen, löschten wir die Lampen aus und gingen dem Lagerplatze zu. Vor dem Loche sahen wir bereits von weitem den englischen Diener unter lebhaften Gebärden mit den beiden Irländern sprechen. Der arabische Diener Jacobs aber stand dabei und verstand sie nicht. Als sie uns bemerkten, kamen sie auf uns zugesprungen.

»Sir, er ist fort!« rief Bill schon von weitem.

»Wer?«

»Master Jacob.«

»Wohin denn?«

»Wo der andere hin ist.«

»Welcher andere?«

»Den wir fangen wollten.«

»Ich verstehe dich nicht. Ich denke, ihr habt ihn!«

»Wir? Nein. Zu uns ist er nicht gekommen. Aber wir dachten, Master Jacob hätte ihn, weil wir ihn schießen hörten, und darum eilten wir ihm zu Hilfe.«

»Warum hat er denn geschossen?«

»Fragt den da!«

Er deutete auf Lindsays Diener, welcher bei Jacob Afarah zurückgeblieben war, und dieser berichtete uns ein ganz wunderbares und ebenso sehr ärgerliches Ereignis. Er hatte mit Jacob am Eingange des Loches gesessen und daran gedacht, daß wir diesen Abraham Mamur nun bald bringen würden. Da hatte es plötzlich hinter ihnen zu prasseln angefangen, und als sie hinter sich blickten, hatten sie gesehen, daß der ganze zugeschüttete Hintergrund des Raumes im Zusammenstürzen sei. Sie hatten nichts anderes geglaubt, als daß die ganze riesige Ruine

einbrechen werde, und waren schleunigst davongelaufen. Da aber der gefürchtete Zusammensturz nicht erfolgte, so kehrten sie langsam zurück und wollten eben eintreten, um den Schaden anzusehen, als aus dem Loche heraus ihnen ein – Reiter entgegen kam; es war Abraham Mamur. Sie wichen entsetzt zurück, und das benutzte er; er sprengte im Galoppe davon. Jacob aber hatte sich rasch wieder gesammelt, raffte die erste beste Flinte auf, zog ein zweites Pferd Lindsays aus dem Loche und ritt dem Flüchtlinge nach, als er ihm zwei Kugeln ohne Erfolg nachgeschickt hatte.

Das war ja ganz erstaunlich anzuhören! Fast fiel es mir zu schwer, es zu glauben; aber als wir in das Loch traten, ward uns der Beweis, daß der Erzähler die Wahrheit gesprochen hatte. Mein erster Blick fiel auf die Stelle, an welcher das Paket mit den Etuis sich befunden hatte; es war verschwunden. Zwei Pferde Lindsays fehlten, und zwar war sein eigenes gutes Reitpferd dabei.

»Ah! Oh! Weg!« rief Lindsay. »Ihm nach! Schnell! Yes!«

Er griff nach dem dritten Pferde, ich faßte seinen Arm.

»Aber wohin, Sir David?«

»Dem Kerl nach!«

»Wißt Ihr denn, wohin er ist?«

»No!«

»So seid so gut und bleibt hier, bis Jacob zurückkehrt. Von ihm werden wir das Nähere erfahren.«

»Sihdi, was ist das?« sagte da Halef, indem er mir ein kleines, viereckiges Papierblatt entgegenhielt.

»Wo lag es?«

»Es klebte an dem Pferde.«

Wirklich, das Papier war noch naß. Es war mit Speichel dem Pferde auf die Stirn geklebt worden und enthielt die türkischen Worte: »Dinle-dim, hop ischit-dim.« {»Ich habe gehorcht und alles gehört.«} Das war stark! Hier in dem Loche selbst hatte Abraham sicher keine Zeit gefunden, diese Worte zu schreiben; er mußte es bereits früher getan haben.

Und nun traten wir zur Hinterwand, wo uns denn sofort alles klar wurde. Dieser Gang war nämlich nicht von selbst ein-

gebrochen gewesen, sondern mit Absicht verschüttet worden. Man hatte über seine ganze Breite Bretter empor gerichtet und an denselben den Schutt so natürlich wie möglich aufgetürmt. Unten am Boden war diese Masse wohl zehn Fuß, oben in der Nähe der Decke aber kaum einen Fuß dick gewesen, und dort mochten sich denn gar wohl einige Lücken befunden haben, durch welche man das ganze Loch überblicken und die darin Befindlichen belauschen konnte.

Von dieser Vorrichtung hatte Abraham Mamur Kenntniss gehabt, vielleicht von seinem Vater her. Er hatte wohl bald bemerkt, daß ich ihm entkommen sei, und war dann in diesen Gang geeilt, um uns zuzuhören. Sobald sich nun die beiden Wächter der Schätze allein befanden, hatte er die obere dünne Schicht der Verschüttung durchbrochen, und die unüberlegte Flucht der zwei Männer hatte es ihm möglich gemacht, ohne Kampf mit den Kostbarkeiten und dem Pferde zu entkommen. Dieser Mensch war wirklich ein ganz gefährliches Subjekt!

Der Engländer stand bei seinen Pferden und sattelte.

»Diese Arbeit ist überflüssig,« bemerkte ich ihm.

»O *no*, sehr notwendig sogar!«

»Ihr könnt ihm heut ja gar nicht folgen!«

»Werde ihm aber folgen!«

»Bei Nacht? Seht Ihr denn nicht, daß es dunkel wird?«

»Ah! Hm! *Yes!* Aber er wird entkommen!«

»Das wollen wir abwarten.«

Da trat der Kodscha Pascha näher.

»Effendi, erlaubst du mir, euch einen Vorschlag zu machen?«

»Sprich!«

»Dieser Mensch ist sicher in das Gebirge entwischt, wohin ihr ihm nun nicht folgen könnt. Ich aber habe Leute, welche jeden Pfad kennen zwischen hier und dem Meere. Soll ich Boten senden?«

»Ja, Effendi, tue das; es wird dir reichlich belohnt werden.«

»Wohin soll ich schicken?«

»In die Hafenstädte, wo er zu Schiffe entfliehen könnte.«

»Also nach Tripoli, Beirut, Saïda, Zor und Akka?«

»Ja, nach diesen fünf Orten, denn der Dieb wird nicht im Lande bleiben. Mußt du diesen Boten Briefe mitgeben?«

»Ja.«

»So eile, sie zu schreiben, und sende dann die Leute her, damit sie Reisegeld erhalten.«

»Sie werden von mir bekommen, was sie bedürfen; ihr mögt es mir dann wieder erstatten. Sie würden von euch zu viel verlangen.«

Der ehrliche Mann ging schleunigst in die Stadt. Wir blieben zurück und konnten nichts Besseres tun, als den Gang besichtigen, durch welchen Abraham ausgebrochen war. Darum brannten wir die Lampen abermals an, ließen die Diener bei den Sachen zurück und kletterten über das Geröll.

Dieser Gang hatte dieselbe Länge wie derjenige, welchen wir vorhin zuletzt durchforscht hatten, und führte auf dieselbe Kreuzung, von welcher aus ich dann mit Halef nach der Doppelsäule gekommen war. Die Sache war höchst einfach, für uns aber nicht vorteilhaft gewesen.

Nach kaum einer Stunde erschien der Kodscha Pascha wieder und brachte vier Reiter mit. Er hatte sie bereits mit Proviant und Geld versehen; doch erhielt jeder von Lindsay noch ein Bakschisch, mit dem sie zufrieden sein konnten. Dann ritten sie ab.

Erst am späten Abend hörten wir draußen den Schritt eines müden Pferdes, und als wir vor den Eingang traten, erkannten wir den zurückkehrenden Jacub Afarah. Er stieg vom Pferde, ließ dasselbe laufen, trat ein und ließ sich stumm auf den Boden nieder. Wir richteten keine Frage an ihn, bis er selbst begann:

»Allah hat mich verlassen! Er hat meinen Verstand verwirrt!«

»Allah verläßt keinen braven Mann,« tröstete ich ihn. »Wir werden den Dieb wieder fangen. Wir haben bereits Boten nach Tripoli, Beirut, Saïda, Zor und Akka geschickt.«

»Ich danke euch! Aber das wäre nicht notwendig gewesen, wenn Allah mich nicht verlassen hätte. Ich hatte ihn ja bereits.«

»Wo?«

»Droben, jenseits des Dorfes Dschead. Er hatte hier in der Hast ein schlechtes Pferd genommen; ich aber bestieg dasjenige des englischen Effendi. Das war besser als das seinige, und so kam ich ihm immer näher, obgleich er einen großen Vorsprung hatte. Wir jagten im Galopp nach Norden zu und brausten durch Dschead. Ich war ihm schon so nahe, daß ich ihn fast mit der Hand erreichen konnte – –«

»Hast du nicht geschossen?«

»Ich konnte nicht, weil ich die beiden Läufe bereits abgeschossen hatte. Ich fühlte mich doppelt stark in meinem Zorne; ich wollte ihn im Galopp ergreifen und vom Pferde reißen. Da kamen wir an viele Nußbäume, die am Wege standen. Er glitt vom Pferde, warf sich das Paket auf die Schulter und floh unter die Bäume. Zu Pferde konnte ich nicht folgen, darum sprang auch ich ab. Ich jagte ihn weit; aber er war ein schnellerer Läufer als ich. Er lief einen Bogen, und kehrte zu der Stelle zurück, an welcher die Pferde standen. Er erreichte sie eher als ich und stieg auf des Engländers Pferd, mir aber ließ er das schlechte.«

»Das ist fatal! Nun konntest du ihn nicht einholen?«

»Ich versuchte es, aber es gelang nicht mehr, und es wurde Nacht. Ich kehrte also um, fragte im Dorfe nach dem Namen desselben und bin nun hier. Allah lasse einen jeden Stein, den er mir gestohlen hat, zu einem Stein der Trübsal für ihn werden!«

Der brave Mann war wirklich zu beklagen; sein Eigentum zum zweiten Male zu verlieren, welches er bereits in den Händen gehabt hatte! Ich hielt es für ziemlich sicher, daß Abraham Mamur nach Tripoli reiten werde, weil er die Richtung über Dschead eingeschlagen hatte. Da wir ihm erst in der Frühe folgen konnten, so war es unmöglich, ihn zu erreichen, ehe er dort anlangte.

Zorniger vielleicht noch als Jacub war Lindsay. Daß dieser Spitzbube just sein bestes Pferd genommen hatte, erboste ihn im höchsten Grade.

»Ich lasse ihn hängen, *well!*« sagte er.

»Den, der Euer Pferd genommen hat?« fragte ich.

»Yes! Wen sonst?«

»So müßt Ihr unsern guten Jacob Afarah hängen lassen.«

»Afarah? Den? Warum?«

»Er hat es genommen gehabt, aber dieser Spitzbube war so klug, es ihm abzujagen.«

»Ah! Oh! Wie so? Erzählt!«

Ich berichtete ihm den eigentlichen Sachverhalt. Anstatt aber ihn zu besänftigen, hatte ich Öl ins Feuer gegossen. Er schnitt ein Gesicht, wie ich es noch niemals bei ihm gesehen hatte, und rief im höchsten Zorne:

»So ist es gewesen? Schrecklich! Entsetzlich! Hat das gute Pferd und kriegt ihn nicht! Läßt sich um dieses Pferd betrügen! Yes! Well!«

Jacob bemerkte an Lindsays Blicken, daß von ihm die Rede sei, und konnte sich denken, wovon wir sprachen.

»Ich werde ihm ein anderes kaufen,« erklärte er.

»Was will er?« fragte der Engländer.

»Er will Euch ein anderes Pferd kaufen.«

»Er! Mir! David Lindsay? Ein Pferd? Ah, immer besser! Erst ärgerte ich mich, daß der Spitzbube grad das beste hatte; nachher ärgerte ich mich, daß er's nicht gehabt hat, und nun ärgert es mich, daß man David Lindsay ein Pferd schenken will. Armseliges Land! Gehe fort; fahre nach Altengland! Hier gibt es keinen klugen Menschen mehr!«

Das schien mir auch so. Wir konnten nichts Klügeres tun, als uns niederlegen, um morgen in der Frühe zum Aufbruche gerüstet zu sein.

Lindsay bat den Kodscha Pascha, ihm einen Mann mit zwei Mietpferden zu besorgen, was dieser auch zusagte; dann suchten wir die Ruhe.

Es war ganz kurz nach Mitternacht, als wir durch einen Ruf geweckt wurden. Draußen stand der Kodscha mit dem bestellten Manne und mit den Tieren. Wir erhoben uns. Jacob belohnte den braven Beamten für seine Auslagen und Mühen, und dann brachen wir auf, nicht das freundlichste Andenken an Baalbek mitnehmend.

Es war während unserer kurzen Vorbereitungen doch schon ziemlich licht geworden, so daß wir bereits sehen konnten. Sobald wir die grüne Ebene Baalbeks hinter uns hatten, mußten wir durch eine weite, unfruchtbare Ebene, in welcher es aber einige hübsche Weinberge gab. Von der Einfriedigung dieser Weinberge blickten uns weiße Heckenrosen und Blutstropfen Christi entgegen. Dann erreichten wir das Dorf Dshead.

Hier erkundigten wir uns und hörten, daß gestern kein Fremder übernachtet habe, daß aber ein von Aïn Ata kommender Bewohner des Dorfes einem einsamen Reiter begegnet sei, welcher jedenfalls nach diesem Orte gewollt habe. In Aïn Ata erfuhren wir dann, daß dieser Reiter wirklich dort durchgeritten sei und sich einen Mann gemietet habe, der genau den kürzesten Weg nach Tripoli wisse.

Wir nahmen uns auch einen solchen Führer und folgten sofort. So ritten wir unter steten Erkundigungen nach dem Verfolgten den Ostabhang des Libanon hinan und den Westabhang wieder hinab, ohne Ruh und Rast, nur des Nachts uns ein wenig erholend. Ich hatte mir diese Reise über das berühmteste Gebirge der christlichen Erde ganz anders gedacht. Nicht einmal den berühmten Zedernwald konnte ich besuchen.

Endlich sahen wir das Mittelmeer in herrlicher Bläue uns entgegenschimmern, und unten am Fuße des Gebirges und am Gestade des Meeres lag Tripoli, welches die Araber Tarablus nennen. Die Stadt liegt etwas in das Land zurück, und nur die Vor- oder Hafenstadt El Mina hat sich an das Meer gelegt; zwischen beiden aber duften die herrlichsten Gärten und befestigen den Eindruck, welchen auch das Innere der Stadt auf den Beschauer macht.

Wir sahen, als wir der Stadt näher kamen, eine zierliche Goëlette den Hafen verlassen. Sollte es schon zu spät sein? Sollte sich Abraham Mamur dort an Bord befinden? Wir strengten unsere Tiere an und brausten hinab, hinaus nach El Mina. Dort nahm ich mein Fernrohr und richtete es auf das Schiff. Es war noch nahe genug, um die Gesichtszüge der Männer zu erkennen, welche zurück nach dem Lande schauten. Ja, dort stand er an der Reeling; ich sah seine Züge genau und stampfte zornig

den Boden mit den Füßen. Neben mir stand ein schmutziger türkischer Matrose.

»Was ist das für ein Schiff?« fragte ich.

»Maschallah! Ein Segelschiff!« antwortete er, mir mit seemännischer Verachtung den Rücken zukehrend.

Etwas abseits stand der alte Limandar {Hafenmeister}, den ich an seinem Abzeichen erkannte. Ihm legte ich dieselbe Frage vor und erfuhr, daß es die »Bouteuse« aus Marseille sei.

»Wohin?«

»Nach Stambul.«

»Geht ein anderes Schiff bald dorthin?«

»Es ist keines da.«

Da hatten wir es! Nun hielten wir am Strande! Was machen? Der Engländer schimpfte englisch, und die Irländer halfen; Jacob schimpfte türkisch, und ich hätte ihm helfen mögen. Aber das konnte keinen Nutzen bringen.

»Wir müssen nach Beirut. Dort finden wir sicher ein Fahrzeug nach Stambul,« schlug ich vor.

»Glaubst du wirklich, Herr?« fragte Jacob Afarah.

»Ich bin überzeugt davon.«

»Aber du wolltest doch nach Jerusalem!«

»Dazu ist auch später Zeit. Ich habe nicht eher Ruhe, als bis ich weiß, ob die Juwelen für dich verloren sind oder nicht.«

Halef, mein kleiner Hadschi, fragte, ob ich ihn mitnehmen wolle. Das verstand sich ganz von selbst. Und daß Lindsay uns nicht allein reisen lassen werde, war ebenso gewiß. Jacob lohnte seinen Führer und den Pferdeverleiher ab; dasselbe tat auch der Engländer. Es wurden andere Führer und Tiere genommen, und am andern Morgen setzte sich der Zug in Bewegung.

In der Hafenstadt angekommen, erfuhren wir, daß ein amerikanischer Schoner daliege, welcher nach Stambul fahren wolle. Wir sahen ihn uns an. Er war scharf auf dem Kiele gebaut und hatte Klippertakelage, war also ein guter Segler, dem man sich anvertrauen konnte, wenn man keine Scheu vor ein wenig Sturzsee hatte. Wir sprachen mit dem Capt'n und wurden mit ihm einig. Ade, ade, du stolzer Libanon! Dieses Mal

bin ich achtlos an dir vorübergegangen. Ade also für ein anderes Mal! — — —

Siebentes Kapitel *In Stambul*

Da saßen zwei in einem Zimmer des Hotel de Pest in Pera, tranken den famosen Ruster, den ihnen der Wirt, Herr Totfa-luschi, eingeschenkt hatte, rauchten dazu und langweilten sich entsetzlich, wie es schien.

Sie sahen nicht gar sehr »geschniegelt und gebügelt« aus. Das Äußere des einen bestand in langen, starken Juchtenstiefeln, einer braunen Hose, braunen Jacke, sonnverbranntem Gesichte und braunen Beduinen-Händen. Das Äußere des andern war »grau in grau gemalt«, die Nase ausgenommen, welche sich mit einem ausdauernden holden Erröten präsentierte. Sie tranken und rauchten, und rauchten und tranken in allertiefster Schweigsamkeit. War es wirklich aus Langeweile, oder trugen sie sich mit großen, weltbewegenden Gedanken, für welche die Sprache der Menschen glücklicherweise keinen passenden Ausdruck fand?

Es schien das letztere der Fall zu sein, denn plötzlich öffnete der Graue den Mund, schüttelte die Nase und schloß die Augen; er konnte es nicht länger verhindern; einer seiner großen Gedanken befreite sich und riß sich los in den siegreich hervorgestoßenen Worten:

»Master, was haltet Ihr von der orientalischen Frage?«

»Daß sie nicht mit einem Frage-, sondern mit einem Ausrufzeichen zu markieren ist,« lautete die Antwort des Braunen.

Der Graue tat seinen Mund wieder zu, riß die Augen auf und machte ein Gesicht, als habe er soeben einen Band von Keladis »Sprüche eines Weisen«, Großfolio und in Schweinsleder gebunden, verschlingen müssen.

Der Graue war Sir David Lindsay, und der Braune, der war ich. Ich habe mich niemals leidenschaftlich mit Politik be-

schäftigt, und die orientalische Frage ist mir gar ein Greuel. Wer sie erst definieren kann, der mag sie danach lösen. Sie und der sogenannte »kranke Mann« haben mich selbst in der lebhaftesten Gesellschaft zum sofortigen Schweigen gebracht. Ich habe nicht politische Medizin studiert und kann also nicht sagen, an welcher Krankheit dieser Mann leidet; aber ich meine sehr, daß grad ganz in seiner Nähe Zustände herrschen, welche ich nicht gesund nennen möchte.

Der Türke ist ein Mensch, und einen Menschen macht man nicht damit gesund, daß die Nachbarn sich um sein Lager stellen und mit Säbeln ein Stück nach dem andern von seinem Leibe hacken, sie, die sie Christen sind. Einen kranken Mann macht man nicht tot, sondern man macht ihn gesund, denn er hat ein ebenso heiliges Recht, zu leben, wie jeder andere. Man entzieht seinem Körper die Krankheitsstoffe, welche ihm schädlich sind, und reiche ihm dagegen das Mittel, welches ihn heilt und wieder zu einem leistungsfähigen Menschen macht. Der Türke war einst ein zwar rauher, aber wackerer Nomade, ein ehrlicher, gutmütiger Gesell, der gern einem jeden gab, was ihm gehörte, sich aber auch etwas. Da wurde seine einfache Seele umspinnen von dem gefährlichen Gewebe islamitischer Phantastereien, Lügen und Widersprüche; er verlor die Klarheit seines ja sonst schon ungeübten Urteils, wollte sich gern zurecht finden und wickelte sich desto tiefer hinein. Da ward der bärbeißige Gesell zornig, zornig gegen sich und andere; er wollte sich einmal Gewißheit schaffen, wollte einmal sehen, ob es wahr sei, daß das Wort des Propheten auf der Spitze der Schwerter über den Erdkreis schreiten werde. Er hing sich den Köcher um, griff zu Speer und Bogen, bestieg ein zottiges Roß und nahm den ersten, den besten Nachbar beim Schopfe. Er siegte und siegte wieder; das begann, ihm zu gefallen. Er fühlte mit den Siegen seine Kräfte und sein Selbstvertrauen wachsen; darum ging er mit kühnen Schritten weiter. Es lagen ihm Tausende zu Füßen; er konnte in Gold und Perlen wühlen, aber er aß seinen trockenen Schafkäse zu dem harten Haferbrote nach wie vor, denn das gab ein festes Knochengerüste und eine eisernerne Muskulatur.

Das blieb so, bis er gezwungen wurde, bis an den Leib in dem Sumpfe byzantinischer Heuchelei und griechischer Raffinerie zu waten. Man schmeichelte ihm, man machte ihn zum Halbgott; man zerstreute ihn durch hundert Aufmerksamkeiten; man erfand tausende Sünden, um Einfluß auf ihn zu gewinnen, und lehrte ihn Bedürfnisse, die ihn zugrunde richten mußten. Seine Natur widerstand lange; aber als er einmal zu siechen begann, nahm die Krankheit Riesenschritte an, und nun liegt er da, umgeben von eigennützigen Ratgebern, welche sich sogar nicht scheuen, noch zu seinen Lebzeiten sein Erbe an sich zu reißen.

Nur ein einziger steht von Ferne, mit christlicher Teilnahme im Herzen. Er war ihm einst ein ehrlicher Feind und möchte ihm nun auch ehrlicher Freund sein. Er hat eingesehen, daß der Türke ein ebenso großes Recht hat, sein Land zu behaupten, wie Preußen sein Schlesien, Sachsen und Hannover behalten hat. Dem Kranken, um welchen die Geier lauern, ist schon der aufrichtige Blick dieses Einen eine Bürgschaft der Genesung, und darum fühlt er sich bereit, ihm zuliebe selbst das zu tun, was er sich von anderen nie erzwingen ließe.

Dieser Einzige ist der Deutsche. Ist dem Germanen wirklich die weltgeschichtliche Rolle zugeteilt, der Träger christlicher Humanität zu sein, so ist er sicher überzeugt, daß Mekka einst veröden wird, wenn die Liebe dem Hasse das Schwert aus der Hand gewunden hat. Oder ist es vielleicht Wahnsinn, zu glauben, daß der Türke ein Christ werden könne? Das hieße nichts anderes, als die Macht des Evangeliums verleugnen. — —

Warum aber diese Einleitung? Einfach darum: Ich hasse den Türken nicht, sondern er dauert mich, weil ich ein Christ bin, und es tut mir immer wehe, wenn ich einen Türkenfresser behaupten höre, daß dem Osmanen nicht zu helfen sei. Das ist Pharisäerhochmut, aber kein Christensinn. Die Streiter unserer heiligen Kirche besitzen mächtigere Waffen, als Schwerter und Kanonen es sind. Diese Waffen haben Weltreiche ohne Blut erobert. Warum soll diese Eroberung des Friedens nicht still und kräftig weiterschreiten? Das ist die Lösung der orientalischen Frage, wie der Christ sie sich denkt. — — —

Drunten im goldenen Horn liegt die »Bouteuse«. Sie hat die Flügel eingezogen und sich an die Kette legen lassen. Vorher aber war sie eine gute Seglerin und zeigte sich unserem amerikanischen Klipper gewachsen, denn sie war einen vollen Tag eher als wir in Stambul angekommen.

Als wir an das Land stiegen, war mein erster Ausflug zur »Bouteuse«. Der Kapitän derselben empfing mich mit der liebenswürdigen Freundlichkeit, welche den Franzosen im gesellschaftlichen Leben eigentümlich ist.

»Sie wünschen, mein Schiff zu besuchen?« fragte er mich.

»Nein, Kapitän; ich wünsche, mich bei Ihnen nach einem Ihrer letzten Passagiere zu erkundigen.«

»Ich stehe zu Ihren Diensten!«

»Es ist in Tripoli ein Mann bei Ihnen an Bord gegangen — —«

»Ein einziger, ja.«

»Darf ich fragen, unter welchem Namen?«

»Ah, Sie sind Polizist?«

»Nein, ich bin ein einfacher Deutscher; der Mann, nach dem ich frage, hat in Damaskus einem Freunde von mir sehr wertvolle Pretiosen gestohlen. Wir folgten ihm, kamen aber in Tripoli erst an, als Sie im Begriffe standen, die See zu gewinnen. Wir konnten nur in Beirut Gelegenheit finden, Ihrem Kurs zu folgen. Das die Gründe meines Besuches auf Ihrem Fahrzeug.«

Der Mann strich sich sehr nachdenklich das Kinn.

»Ich bedauere Ihren Freund von Herzen, weiß aber nicht, ob ich Ihnen von Nutzen werde sein können, so gern ich das auch möchte.«

»Dieser Mann ist sofort vom Bord gegangen?«

»Sofort. Ah, da fällt mir ein, daß er einen Hammal {Lastträger} an Bord winkte, um sich seine Sachen tragen zu lassen; sie waren nicht bedeutend, denn er hatte nur ein Paket. Ich würde diesen Hammal wieder erkennen. Der Mann nannte sich Afrak Ben Hulam.«

»Das ist ein falscher Name!«

»Wahrscheinlich. Kommen Sie einmal wieder an Bord. Ich

will Ihnen versprechen, diesen Hammal anzureden, wenn er mir begegnen sollte.«

Ich ging. Die Anderen erwarteten mich am Ufer. Jacub Afa-rah stellte sich an unsere Spitze, um uns nach dem Hause seines Bruders zu führen. Weder ich, noch Lindsay hatte die Absicht, die Gastfreundschaft desselben zu benutzen; aber uns ihm vorzustellen, das konnten wir schon wagen.

Maflei, der Großhändler, wohnte in der Nähe der Jeni Dschami, der neuen Moschee, und das Äußere seines Hauses ließ keinen Schluß auf die Größe seines Reichtums machen. Wir wurden, ohne daß wir unsere Namen nannten, in das Selamluk geführt, wo wir nicht lange auf den Eintritt des Hausherrn warten durften.

Er schien über den zahlreichen Besuch erstaunt zu sein; als er jedoch seinen Bruder erkannte, vergaß er ganz die dem Moslem sonst so unveräußerliche Gravität und eilte mit großen Schritten auf ihn zu, um ihn zu umarmen.

»Maschallah, mein Bruder! Begnadigt Allah meine Augen mit wahrem Lichte?«

»Du siehst richtig, mein Bruder!«

»So segne Allah deinen Eintritt und den deiner Freunde!«

»Ja, es sind Freunde, welche ich dir bringe.«

»Kommst du in Geschäften nach Stambul?«

»Nein. Doch davon sprechen wir weiter. Ist Isla, der Sohn deines Herzens, in Stambul oder auf Reisen?«

»Er ist hier. Seine Seele wird sich freuen, dein Angesicht zu sehen.«

»Er wird auch noch andere Freude empfinden. Rufe ihn!«

Es vergingen einige Minuten, ehe Maflei zurückkehrte. Er brachte Isla Ben Maflei mit, und ich trat bei seinem Anblick ein wenig zur Seite. Der junge Mann umarmte seinen Oheim und sah sich dann im Kreise um. Sein Blick fiel auf Halef, und sofort erkannte er ihn:

»Allahu! Hadschi Halef Omar Agha, du hier? Du bist in Stambul!« rief er erstaunt. »Sei mir gegrüßt, du Diener und Beschützer meines Freundes! Hast du dich von ihm getrennt?«

»Nein.«

»So ist er auch in Stambul?«

»Ja.«

»Warum kommt er nicht mit dir?«

»Sieh dich um!«

Isla wandte sich um und lag mir im nächsten Augenblick an dem Halse.

»Effendi, du weißt nicht, welche Freude du mir bereitest! Vater, sieh dir diesen Mann an! Das ist Kara Ben Nemsî Effendi, von dem ich dir erzählt habe, und das ist Hadschi Halef Omar Agha, sein Freund und Diener.«

Jetzt gab es eine Szene, bei welcher selbst das Auge des Engländers leuchtete. Diener mußten springen, um Pfeifen und Kaffee zu holen. Maflei und Isla schlossen sofort ihr Geschäft, um sich nur uns zu widmen, und bald saßen wir erzählend auf den Polstern.

»Aber wie kommst du mit dem Effendi zusammen, Oheim?« fragte Isla Ben Maflei.

»Er war mein Gast in Damaskus. Wir trafen uns in der Steppe und sind Freunde geworden.«

»Warum bringst du uns nicht Grüße von Afrak Ben Hulam, dem Enkel meines Oheims?«

»Grüße kann ich dir nicht bringen, aber Nachricht habe ich für dich.«

»Nachricht, aber keine Grüße? Ich verstehe dich nicht.«

»Es ist ein Afrak Ben Hulam bei mir angekommen, aber er war der richtige nicht.«

»Allah 'l Allah! Wie ist das möglich? Wir gaben ihm einen Brief mit. Hat er ihn dir nicht überbracht?«

»Ja. Ich nahm ihn auf, wie ihr es begehrtet; ich gab ihm einen Platz in meinem Hause und in meinem Herzen, aber er war undankbar, indem er mir für viele Beutel Diamanten stahl.«

Die beiden Verwandten vermochten bei dieser Kunde kein Wort zu sagen, so erschranken sie. Dann aber sprang der Vater auf und rief:

»Du irrst! Das tut kein Mensch, der das Blut unserer Väter in seinen Adern hat!«

»Ich stimme dir bei,« antwortete Jacub. »Der, welcher mir

deinen Brief brachte und sich Afrak Ben Hulam nannte, war ein Fremder.«

»Glaubst du, daß ich einem Fremden solche Briefe gebe?«

»Es war ein Fremder. Früher hieß er Dawuhd Arafim, dann nannte er sich Abraham Mamur, und jetzt – –«

Da sprang Isla auf.

»Abraham Mamur? Was sagst du von ihm? Wo ist er? Wo hast du ihn gesehen?«

»In meinem Hause war er, unter meinem Dache hat er gewohnt und geschlafen; ich habe ihm Schätze anvertraut im Werte von Millionen, ohne zu ahnen, daß es Abraham Mamur war, der euer Todfeind ist!«

»Allah kerihm! Meine Seele wird zu Stein!« meinte der Alte. »Welch ein Unglück hat da mein Brief angerichtet! Aber wie ist er in seine Hand gekommen?«

»Er hat den echten Afrak Ben Hulam ermordet und ihm den Brief abgenommen. Nachdem er diesen gelesen hatte, entschloß er sich, als mein Verwandter zu mir zu gehen und meinen ganzen Laden zu leeren. Nur diesem Effendi allein danke ich es, daß es nicht geschehen ist.«

»Was hast du mit ihm getan?«

»Er entfloh uns, und wir sind ihm nachgejagt. Er ist gestern mit einem französischen Schiffe hier angekommen, wir aber kamen erst heut.«

»So werde ich mich gleich bei dem Franzosen erkundigen,« meinte Isla, sich erhebend.

»Du kannst bleiben,« sagte ich. »Ich war bereits dort; der Dieb hatte das Schiff bereits verlassen, aber der Kapitän versprach, uns behilflich zu sein. Er hat mich eingeladen.«

»So martert unsere Seelen nicht und erzählt diese Begebenheit, wie sie geschah,« bat Maflei.

Sein Bruder kam dieser Aufforderung nach und erzählte in der ausführlichsten Weise die ganze Begebenheit, welche natürlich die größte Bestürzung hervorbrachte. Maflei wollte sofort zum Kadi und zu allen oberen Richtern; er wollte ganz Stambul nach dem Verbrecher durchsuchen lassen. Er schritt

im Selamlık umher, wie ein Löwe, welcher seinen Feind erwartet.

Auch Isla war im höchsten Grade erregt. Als das zornige Blut ruhiger durch die Adern floß, kam auch die Überlegung zurück, die notwendig war, über einen solchen Gegenstand einen Beschluß zu fassen.

Ich riet von jeder Herbeiziehung der Polizei für jetzt ab; ich wollte sehen, ob es mir oder einem andern von uns nicht gelingen könne, eine Spur des Verbrechers zu entdecken. Diese Ansicht kam zur Geltung.

Als ich mit Halef und dem Engländer aufbrechen wollte, gaben dies Maflei und Isla um keinen Preis zu. Sie verlangten unbedingt, daß wir während unsers Aufenthaltes in Stambul ihre Gäste sein sollten. Damit wir ungestört wohnen könnten, boten sie uns ein abgesondert gelegenes Gartenhaus an, und wir waren gezwungen, zu willfahren, wenn wir sie nicht auf eine unverzeihliche Weise beleidigen wollten.

Dieses Haus stand im hintersten Teile des Gartens; seine Räumlichkeiten waren nach türkischer Weise sehr gut ausgestattet, und wir konnten in unserer Abgeschlossenheit ganz nach unserm Wohlgefallen leben, ohne unsere Freiheit durch die Gebräuche des Orientes beeinträchtigt zu sehen. Wir hatten Zeit, uns vollständig auszuruhen und die Art und Weise zu besprechen, wie wir die Spur unseres Feindes entdecken könnten. Das war für Konstantinopel, in dessen Gedränge der Einzelne so leicht verschwinden kann, eine sehr schwierige Aufgabe. Es blieb uns nicht viel anderes übrig, als uns auf den Zufall zu verlassen und daneben die Stadt in allen ihren Teilen fleißig zu durchsuchen. Es schien, daß wir Glück haben sollten, denn bereits am dritten Tage nach unserer Ankunft kam zu uns ein Hammal, welcher erklärte, daß er einem Schiffskapitän begegnet sei, der ihn zu uns geschickt habe.

Ich fragte ihn nach dem Passagier, dessen Gepäck er vom Schiffe jenes Kapitäns getragen habe, und hörte, daß derselbe in ein Haus der großen Perastraße gegangen sei. Der Lastträger behauptete, sich dieses Hauses ganz genau erinnern zu

können, und erbot sich, mich zu führen. Natürlich machte ich von diesem Anerbieten sofort Gebrauch.

In dem Hause wohnte ein Kitak {Agent}, welcher sich allerdings genau besinnen konnte, daß zu der angegebenen Zeit ein Mann bei ihm gewesen sei, der ihn nach einer zu vermietenden Wohnung gefragt habe; er sei darauf mit ihm gegangen, um ihm verschiedene Häuser zu zeigen, doch habe dem Fremden keine von all diesen Wohnungen gepaßt; sie waren nach der Bezahlung des Agenten auseinander gegangen, ohne sich weiter um einander zu kümmern.

Das war alles, was ich erfahren konnte. Dafür aber hatte ich auf dem Heimwege eine sehr interessante Begegnung, welche mich entschädigen zu wollen schien. Ich trat nämlich in ein Kaffeehaus, um mir eine Tasse Mokka nebst einer Pfeife geben zu lassen, und hatte mich kaum auf mein Polster gesetzt, als ich seitwärts von mir eine Stimme in deutscher Sprache rufen hörte:

»Hurrjeh, is et möglich oder nich? Sind Sie dort wirklich, oder is et een Anderer?«

Ich drehte mich nach dem Sprecher um und erblickte ein dicht bebartetes Gesicht, welches mir allerdings bekannt vorkam, ohne daß ich mich aber sofort zu besinnen vermochte, wo ich es gesehen hatte.

»Meinen Sie mich?« fragte ich den Mann.

»Ja, wem denne sonst! Kennen Sie mir nicht mehr?«

»Freilich müßte ich Sie kennen, doch bitte ich Sie, meinem Gedächtnisse ein wenig zu Hilfe zu kommen!«

»Haben Sie denn Hamsad al Dscherbaja verjessen, der Ihnen da droben am Nil dat schöne Lied von Kutschke vorgesungen hat, und nachher mit – –«

Ich unterbrach ihn schnell:

»Ah, richtig! Ihr großer Bart machte mich irre. Grüß Sie Gott, Landsmann; setzen Sie sich an meine Seite! Sie haben doch Zeit?«

»Mehr als genug, wenn Sie so gut sein wollen, meinen Kaffee zu bezahlen. Ik bin nämlich, so was man sagt, een bißken abjebrannt.«

Er nahm an meiner Seite Platz und wir konnten uns unterhalten, ohne besorgen zu müssen, daß unser Deutsch von den anwesenden Muselmännern verstanden werde.

»Also Sie sind ein bißchen abgebrannt! Wie kommt das?« fragte ich. »Erzählen Sie mir, wie es Ihnen ergangen ist, seit wir uns nicht gesehen haben!«

»Wie soll es mich jegangen sind? Schlecht! Damit is allens jesagt. Dieser Isla Ben Maflei, dem ich bediente, hat mir fortgejagt, weil er meinte, daß er mir nich mehr brauchte. So kam ik nach Alexandrien und jing mit einem Griechen nach Candia und von da aus als halber Matrose nach Stambul, wo ik mir etabliert habe.«

»Als was?«

»Als Vermittler von vieles, als Führer durch die Stadt, als Gelegenheitsdiener und Aushilfe für allens, womit ik mich Jeld verdienen kann. Aber es jiebt keinen, dem ik vermitteln soll; sie laufen alle ohne mir durch die Stadt; ik finde keine Gelegenheit, jemand auszuhelfen, und so jehe ik spazieren und hungere, daß der Magen pfeift. Ik hoffe, daß Sie sich meiner annehmen werden, Herr Landsmann, denn Sie wissen ja, wie jut ik Ihnen bei dem damaligen Abenteuer an die Hand jegangen bin!«

»Wir werden ja sehen! Warum haben Sie sich hier nicht einmal an Isla Ben Maflei gewendet? Er ist ja hier in Stambul.«

»Danke sehr! Von ihm mag ik nichts wissen. Er hat mir je-kränkt; er hat mir bei meiner Ehre anjegriffen und verletzt; er soll nie nicht dat Verjnügen haben, mir bei sich zu sehen!«

»Ich wohne bei ihm,« bemerkte ich.

»O, dat is unangenehm, denn da kann ik Ihnen nicht besuchen!«

»Sie besuchen ja nicht ihn, sondern mich.«

»Wenn auch! Ik werde sein Haus unter keinem Umstande betreten; aber lieb wäre es mich, wenn ik Ihnen auf irgend eine Weise dienen könnte.«

»Das können Sie. Erinnern Sie sich noch genau jenes Abraham Mamur, dem wir das Mädchen nahmen?«

»Sehr genau. Er hieß eijentlich Dawuhd Arafim und ist uns ausjerissen.«

»Er ist hier in Konstantinopel, und ich suche ihn.«

»Daß er hier ist, weiß ik janz genau, denn ik habe ihm jesehen.«

»Ah! Wo?«

»Droben in Dimitri, wo ik ihm bejegnet bin, ohne daß er mir erkannt hat.«

Ich wußte, daß Sankt Dimitri nebst Tatavola, Jenimahalle und Ferikjöe zu den verrufensten Stadtteilen gehört, und fragte daher:

»Sind Sie oft in St. Dimitri?«

»Sehr. Ik wohne da.«

Nun wußte ich genug. Dieser Barbier aus Jüterbogk hatte sich bei dem griechischen Gesindel Dimitris eingebürgert, welches den verkommensten Teil der Bevölkerung Stambuls bildet. Dort ist das Verbrechen ebenso zu Hause, wie in der berüchtigten Wasserstraße New Yorks oder in den Blackfriarsgäßchen Londons. Des Abends ist es gefährlich, sich dort sehen zu lassen, und selbst am Tage öffnen sich bei jedem Schritte rechts und links die Höhlen, in denen das Laster seine Orgien feiert oder unter den ekelhaftesten Krankheiten sein Dasein verjammert.

»In St. Dimitri wohnen Sie?« fragte ich deshalb. »Gab es keinen andern Ort, wo Sie eine Wohnung finden konnten?«

»Jenug Orte, aber in Dimitri is et janz schön, besonders wenn man Jeld hat, um diese Schönheit zu jenießen.«

»Haben Sie Abraham Mamur vielleicht beobachtet, als Sie ihm begegneten? Es kommt mir sehr darauf an, seinen Aufenthaltsort zu erfahren.«

»Ik habe ihm laufen lassen, denn ik war nur froh, daß er mich nicht bemerkte. Aber ik kenne dat Haus, aus welchem er kam, und ich werde mir dort einmal erkundigen.«

»Haben Sie nicht Lust, dieses Haus mir jetzt gleich zu zeigen?«

»Ja; ik bin einverstanden.«

Ich bezahlte für mich und ihn; dann nahmen wir zwei

Pferde, welche ganz in der Nähe zu vermieten waren, und ritten durch Pera und Tepe Baschi hinauf nach Sankt Dimitri.

Man sagt, Kopenhagen, Dresden, Neapel und Konstantinopel seien die vier schönsten Städte Europas; ich habe keine Veranlassung, dieser Behauptung entgegenzutreten. Aber in Beziehung auf Konstantinopel muß ich doch erwähnen, daß man diese Stadt nur dann schön zu finden vermag, wenn man sie nur von außen, vom goldenen Horn aus, betrachtet; sobald man dagegen ihr Inneres betritt, wird die Enttäuschung nicht ausbleiben. Ich erinnere mich dabei jenes englischen Lords, von welchem man erzählt, daß er zwar mit seiner Dampfjacht Konstantinopel besucht, aber dabei nicht sein Fahrzeug verlassen habe. Er fuhr von Rodosto am Nordufer des Marmarameeres hin bis Stambul, lenkte in das goldene Horn ein, in welchem er bis hinauf nach Eyub und Sudludje dampfte, kehrte zurück und ging im Bosphorus bis an dessen Mündung in das schwarze Meer und fuhr dann wieder zurück, in dem Bewußtsein, sich den Totaleindruck Konstantinopels nicht durch Eingehen auf die garstigen Einzelheiten verdorben zu haben.

Betritt man hingegen die Stadt, so kommt man in enge, krumme, winkelige Gäßchen und Gassen, welche unmöglich Straßen zu nennen sind. Pflaster gibt es nur selten. Die Häuser sind meist aus Holz gebaut und kehren der Gasse eine öde, fensterlose Fronte zu. Bei jedem Schritte stößt man auf einen der häßlichen, struppigen Hunde, welche hier die Wohlfahrts-polizei zu versehen haben, und wegen der Enge der Passage muß man jeden Augenblick gewärtig sein, von Lastträgern, Pferden, Eseln und anderen tierischen oder menschlichen Passanten in den Kot gerannt zu werden.

So war es auch auf unserem Wege nach St. Dimitri. Die Gassen waren von den Überresten, welche die Fisch-, Fleisch-, Obst- und Gemüsehändler weggeworfen hatten, verunreinigt; Melonenschalen faulten in ungeheuren Mengen am Boden; neben den Fleischereien stank das Blut in breiten Löchern; Kadaver von Hunden, Katzen und Ratten, abgerissene Stücke von gefallenem Pferden hauchten einen fürchterlichen Geruch aus; Geier und Hunde waren die einzigen Wesen, welche für

die Milderung dieses unerträglichen Zustandes sorgten. Wir konnten kaum den Hammals ausweichen, welche große Steine, Bretter und Balken durch die verwahrlosten Gassen schleppten, und begegnete uns einmal ein bepackter Esel, ein dicker, berittener Muselmann oder ein mit Ochsen bespannter Frauenwagen, so war es geradezu eine Kunst, vorüber zu kommen, ohne zerquetscht zu werden.

So gelangten wir endlich nach Dimitri. Hier stiegen wir ab und gaben unseren Atdschis {Pferdeverleiher} ihre Pferde zurück. Zunächst zeigte mir der Jüterbogker seine Wohnung; sie lag im Hinterteile einer halb verfallenen Hütte und war einem Ziegenstalle ähnlicher als einer menschlichen Behausung. Die Tür wurde von einigen zusammengeklebten Papierbogen gebildet; das Fenster war einfach ein durch die Wand gestoßenes Loch, und an Geschirr und Gerät hatte er nichts aufzuweisen, als einen henkellosen Wasserkrug, über dessen Öffnung eine Kreuzspinne ihr Netz gewoben hatte, und ein Stück von einem zerfetzten Segel, welches als Ottomane und Schlafstelle diente.

Ich sah mir diese traurige Einrichtung wortlos an und folgte ihm dann wieder hinaus auf die Straße. Er führte mich in ein Haus, dessen Äußeres nichts Gutes verhieß, und dessen Inneres diese Weissagung vollständig bestätigte. Es war eines jener griechischen Wein- und Kaffeehäuser, in denen der Wert eines Menschenlebens gleich Null ist, und deren Bevölkerung und Besucher nach ihrem Leben und Treiben unmöglich beschrieben werden können.

Ohne sich in dem vorderen Raume aufzuhalten, führte mich der Barbier in ein hinteres Gemach, wo man Kartenspiele machte und – Opium rauchte. Die Raucher lagen in den verschiedensten Stadien auf einem langen, schmalen Strohpolster, welches sich an zwei Wänden des Zimmers hinzog. Da war ein alter Kerl eben beschäftigt, das Gift in Brand zu setzen. Seine skelettartige Gestalt hatte sich vor Begierde aufgerichtet; seine Augen, sonst erloschen, funkelten vor Verlangen, und seine Hände zitterten. Er machte einen abscheulichen Eindruck auf mich. Daneben lag ein junger, kaum zwanzigjähriger Bursche

im Betäubungstraume; er lächelte, als befinde er sich im siebenten Himmel Mohammeds; auch er war bereits dem Teufel des Opiums verfallen, der keinen wieder aus seinen Krallen läßt. In seiner Nähe wand sich ein langer, hagerer Dalmatiner im Paroxysmus des Rausches, und unweit desselben grinste die widerliche Fratze eines verkommenen Derwisches, welcher sein Kloster verlassen und diese Höhle aufgesucht hatte, um seine Lebenskraft den wahnsinnigen Bildern der trügerischen Narkose zu opfern.

»Rauchen Sie etwa auch?« fragte ich ahnungsvoll meinen Führer.

»Ja,« antwortete er; »aber et is noch nicht lange her.«

»Um Gottes willen, dann ist es vielleicht noch Zeit, davon zu lassen! Wissen Sie denn noch nicht, wie hinterlistig, wie teuflisch dieses Gift wirkt?«

»Teuflisch? Hm, das scheinen Sie doch nicht zu verstehen! Es wirkt im Jegenteile ganz himmlisch. Wollen Sie es 'mal versuchen?«

»Fällt mir gar nicht ein. Was kann man hier trinken?«

»Wein. Ik werde bestellen; dat andere ist Ihnen Ihre Sache!«

Wir erhielten einen dicken, roten, griechischen Wein, dessen schlechten Geschmack man nicht begreifen kann, wenn man weiß, wie köstlich die großbeerigen griechischen Trauben sind. Das also war das Haus, in welchem Abraham Mamur verkehrte. Ich erkundigte mich bei dem Wirt nach ihm; da ich aber aus Vorsicht keinen Namen nennen durfte und auch denjenigen nicht wußte, welchen er sich jetzt beigelegt hatte, so war diese Nachforschung vergeblich.

Aus diesem Grunde trug ich dem Barbier auf, die Augen offen zu halten und mir es sofort wissen zu lassen, wenn er den Gesuchten fände. Ich versah ihn mit einer kleinen Summe Geldes und verabschiedete mich, hatte aber das traurige Lokal noch nicht verlassen, so saß er bereits bei den Spielern, um das Geld im Hazardspiele zu verlieren und den Rest dann wohl in Opium zu verrauchen. Ich gab den Mann an Leib und Seele

verloren, nahm mir aber vor, ihn womöglich von der eingeschlagenen Bahn wieder abzulenken.

Der andere Tag war ein Freitag, und Isla, welcher in Pera zu tun hatte, lud mich ein, ihn zu begleiten. Wir gelangten auf dem Rückwege an ein moscheeartiges Gebäude, welches in der Nähe des russischen Gesandtschaftshotels lag und von der Straße durch ein Gitter getrennt wurde. Isla blieb stehen und fragte:

»Effendi, hast du einmal die Chora-teperler {Die Tanzenden = tanzende Derwische} gesehen?«

»Ja, doch nicht hier in Konstantinopel.«

»Dies ist ihr Manastyr {Kloster}, und wir haben grad jetzt die Stunde ihrer Exerzitien. Willst du einmal mit mir eintreten?«

Ich bejahte diese Frage, und wir traten durch den weit geöffneten Torflügel des Gitters in den mit breiten Marmorplatten gepflasterten Hofraum. Die linke Seite desselben wurde durch einen ebenfalls umgitterten Friedhof begrenzt. Zwischen dem Gitter erblickte man unter dem Schatten hoher, dunkler Zypressen eine Menge weißer Leichensteine, welche oben mit einem turbanähnlichen Aufsatz verziert waren. Die eine Seite dieser Steine enthielt den Namen des Toten und einen Spruch aus dem Kuran. Eine beträchtliche Anzahl türkischer Frauen hatte sich diesen Friedhof zur Nachmittagspromenade ausersehen, und wohin man nur blickte, da schimmerten die weißen Schleier und farbigen Mäntel durch die Bäume. Der Türke liebt es, die Orte zu besuchen, an denen seine Toten ihren ewigen »Kef« halten.

Den Hintergrund des Hofes nahm ein runder Pavillon ein, welcher mit einer Kuppel bedeckt war, und die rechte Seite wurde von dem Kloster gebildet, einem einstöckigen, auch mit einem Kuppeldache versehenen Gebäude, dessen Rückseite der Straße zugekehrt war.

In der Mitte des Hofes stand eine hohe, bis zur Spitze mit Efeu umrankte Zypresse. Der Hof selbst war voll von Menschen, welche alle nach dem Pavillon drängten; Isla jedoch

führte mich zunächst in das Kloster, um mir das Innere eines türkischen Derwischhauses zu zeigen.

Derwisch ist ein persisches Wort und bedeutet: »Armer«; das arabische Wort dafür ist »Fakir«. Derwisch wird jeder Angehörige eines religiösen islamitischen Ordens genannt. Dieser Orden gibt es sehr viele; doch legen deren Angehörige kein Gelübde ab; das Gelöbnis der Armut und Keuschheit und des Gehorsams kennen sie nicht. Die Tekkije und Khangah {Derwischklöster} sind oft sehr reich an Grundstücken, Kapitalien und Einkünften, wie überhaupt die ganze türkische Geistlichkeit keineswegs in Dürftigkeit lebt. Die Mönche sind meistens verheiratet und beschäftigen sich mit Essen, Trinken, Schlafen, Spielen, Rauchen und Nichtstun. Früher hatten die Derwische eine nicht gewöhnliche religiöse und politische Bedeutung; jetzt aber ist ihr Ansehen gesunken, und nur von dem Volke wird ihnen noch eine Art Achtung gezollt. Darum sind sie auf Künste bedacht, durch welche sie sich den Anstrich von Gottbegeisterten oder Zauberern zu geben vermögen. Sie verrichten allerlei Kunst- und Theaterspielerstückchen und führen Komödien auf, in denen sie sich in eigentümlichen Tänzen und heulenden Gesängen produzieren.

Hinter der Klosterpforte traten wir in einen hohen, kühlen Querraum, welcher die ganze Breite des Gebäudes einnahm. Von hier aus lief zur linken Hand ein Gang rechtwinklig mit der Langseite des Klosters parallel. Auf dieser Galerie öffneten sich die Zellen der Derwische; die Fenster der Zellen gingen nach dem Hofe hinaus. Türen gab es nicht, und so konnte man von dem Gange aus in jede der offenen Zellen blicken. Ihre Einrichtung war außerordentlich einfach: – sie bestand nur aus einem schmalen Kissen, welches rings an den Wänden sich hinzog. Auf diesen Diwans saßen die Derwische mit ihren tutenförmigen, zuckerhutähnlichen Filzmützen auf dem Kopfe, genau so, wie sie in unseren Zirkusvorstellungen von den Clowns getragen werden. Einige rauchten, andere machten Toilette zu dem bevorstehenden Tanze, und noch andere saßen ohne Bewegung und in sich versunken da, wie Statuen.

Von hier aus begaben wir uns nach dem Pavillon, wo wir zu-

nächst einen viereckigen Vorsaal betraten, aus welchem man in den großen, achteckigen Hauptsaal gelangte. Eine von schlanken Säulen getragene Kuppelwölbung bildete das Dach desselben, und die Rückseite des Raumes nahm eine Reihe großer, offenstehender Fenster ein. Der Boden war spiegelglatt parkettiert. Zwei Reihen von Logen – die eine zur ebenen Erde und die andere in halber Saalhöhe – liefen um alle acht Wände des Saales; einige der oberen Logen waren mit vergoldeten Stäben vergittert und für die weiblichen Zuschauer bestimmt. Eine andere, auch in der oberen Reihe befindliche Loge bildete den Aufenthalt des Musikchores. Diese Logen waren alle besetzt, und auch wir nahmen in einer der unteren Platz.

Die Komödie, welche als gottesdienstliche Handlung gelten sollte, nahm ihren Anfang.

Es zogen durch die Haupttüre gegen dreißig Derwische ein; voraus ging ihr Vorsteher. Dieser war ein alter, graubärtiger Mann und trug einen langen, schwarzen Mantel; die Anderen waren in braune Kutten gekleidet, alle aber hatten die hohe, konische Filzmütze auf dem Kopfe. Sie schritten langsam und in würdevoller Haltung dreimal im Saale herum und dann hockten sie sich nieder: der Anführer dem Eingange gegenüber, und die übrigen rechts und links von ihm in zwei Halbkreisen. Nun begann eine Musik, deren Disharmonie mir die Ohren zerreißen wollte, und dazu ertönte ein Gesang, welcher, nach dem Worte eines deutschen Dichters, »Steine erweichen und Menschen rasend machen konnte«.

Nach diesen Klängen machten die Derwische allerlei Verbeugungen und sonderbare Bewegungen teils gegen sich, teils gegen ihren Vorsteher. Sie wiegten sich mit untergeschlagenen Beinen von rechts nach links, von hinten nach vorn, schraubten den Oberkörper im Kreise auf den Hüften, verdrehten die Köpfe, schwenkten die Arme, rangen die Hände, klatschten sie zusammen, warfen sich platt auf den Boden und schlugen auf denselben mit ihren tutenförmigen Filzmützen, daß man es klatschen hörte.

Dies war der erste Teil der sonderbaren Feierlichkeit und währte wohl eine halbe Stunde. Dann verstummten Musik und

Gesang, und die Derwische blieben ruhig auf ihren Plätzen hocken. Auf mich machte das Exerzitium den Eindruck, daß ich es mit verrückten Menschen zu tun habe; die Türken jedoch hatten ihm mit außerordentlicher Andacht und mit Staunen zugeschaut und schienen sehr erbaut zu sein.

Jetzt begann die Musik von neuem, und zwar in einem rascheren Tempo. Die Derwische sprangen auf, warfen ihre braunen Kutten ab und erschienen nun auf einmal in weißen Gewändern. Sie verbeugten sich in verschiedenen Tempi und verschiedener Tiefe von neuem gegen den Vorsteher und gegeneinander und begannen nun den Tanz, von welchem sie den Namen der ›Tanzenden‹ erhalten haben.

Es war eigentlich nicht ein Tanz, sondern nur ein Drehen zu nennen. Jeder blieb an dem Orte stehen, an welchem er sich befand, und drehte sich in langsamem Tempo um seine eigene Achse, und zwar immer nur auf einem Fuße stehend. Dabei hatten sie bisweilen die Arme auf die Brust gekreuzt und zuweilen streckten sie die Hände weit von sich ab, bald nach vorn und bald nach rechts und links. Die Musik ging in einen immer schnelleren Rhythmus über, und somit ward die Kreiselbewegung der Derwische eine immer schnellere; endlich war sie so schnell, daß ich die Augen schloß, um nicht vom bloßen Zuschauen drehend zu werden. Dies dauerte gegen eine halbe Stunde, dann sank einer nach dem andern um, und die Komödie war zu Ende. Ihre Wirkung auf mich war eine derartige, daß ich sie nicht wieder zu sehen wünschte; die anderen Zuschauer aber, welche durchgängig den niederen Ständen angehörten, gingen höchst befriedigt von dannen.

Isla blickte mich an und sagte:

»Wie gefiel es dir, Effendi?«

»Mir ist beinahe übel geworden,« antwortete ich aufrichtig.

»Du hast recht. Ich weiß nicht, ob der Prophet solche Übungen geboten hat; doch weiß ich ebensowenig, ob überhaupt seine ganze Lehre gut ist für das Land und das Volk der Osmanen.«

»Das sagst du, ein Moslem!«

»Effendi,« flüsterte er, »Senitza, mein Weib, ist ja eine Christin!«

Damit hatte er mir indirekt gestanden, was er nicht offen in Worte kleiden wollte. Ein braves Weib ist als die ›Seele des Hauses‹ eine erfolgreiche Trägerin der Kultur und des wahren Gottesbewußtseins.

Als wir über den Hof nach dem Ausgange schritten, fühlte ich eine Hand auf meiner Schulter. Ich blieb stehen und kehrte mich um: ein junger Mann, der mir eiligst nachgesprungen war, stand vor mir, und ich erkannte ihn sofort.

»Omar Ben Sadek! Ist es möglich, dich hier zu sehen?«

»Preis sei Gott, daß er mir die Freude sendet, die Sonne deines Angesichtes zu schauen! Meine Seele hat sich nach dir gesehnt viele hundert Male, seit ich so schnell von dir scheiden mußte.«

Es war Omar, der Sohn jenes Sadek, welcher mich und Halef über den Schott Dscherid geführt hatte, und dabei von Abu en Nassr erschossen worden war.

»Wie kommst du nach Stambul, und was tust du hier?« fragte ich ihn.

»Siehst du nicht, daß ich Hamal bin? Laß uns in ein Kaffeehaus treten, Sihdi, wo ich dir alles erzählen werde!«

Isla Ben Maflei hatte unser tunesisches Abenteuer bereits damals in Ägypten gehört und kannte also schon den Namen Omars; er freute sich, den jungen Mann zu sehen, und ging gern mit uns in das erste beste Kaffeehaus.

Hier erfuhr ich, daß das Reitkamel, welches damals der Wekil von Kbilli so verräterisch an Abu en Nassr überlassen hatte, demjenigen, das Omar von seinen Freunden erhielt, überlegen gewesen war. Gleichwohl aber hatte er ihn bis Derna nicht aus den Augen verloren; dort aber hatte sich sein Kamel erst erholen müssen, und als er dann auf der Spur des Verfolgten nach Bomba kam, war es diesem bereits gelungen, sich einer Eilkarawane nach Siwah anzuschließen. Omar mußte bis zur nächsten Gelegenheit warten und überdies sein Kamel gegen ein schlechteres vertauschen, um durch das Sümmechen, das er herausbekam, sein Leben fristen zu können. Erst drei Wo-

chen später hatte er sich einem Zuge angeschlossen, welcher durch die nördliche Wüste Barka und durch das Wadi Dschegabib nach der Oase Siwah ging. Dort angekommen, hatte er erst nach langem und vielem Suchen und Fragen erfahren, daß Abu en Nassr über Omm Soghir und Mogarrah nach dem Birket {See} el Kherum gegangen sei. Als Omar diesen See erreichte, war all sein Nachforschen vergebens gewesen, und er hatte daraus geschlossen, daß Abu en Nassr einen andern Weg eingeschlagen habe und auf einer der südlicheren Karawanenstraßen vielleicht nach El Wah, Farafer oder Daket gegangen sei. Infolgedessen suchte er diese drei Oasen auf und konnte nichts erfahren; erst in Tafah, wohin er sich nun begab, erriet er aus einigen Andeutungen, welche ihm gemacht wurden, daß der Gesuchte unter einem andern Namen auf einem Nilschiffe stromabwärts gefahren sei. Er suchte nun alle Städte und Dörfer an den Ufern des Niles ab und kam ganz zerrissen und erschöpft in Kairo an.

Dort endlich war es ihm ganz unerwartet geglückt, Abu en Nassr am Platz Mehemed Ali zu erblicken. Er hatte ihn durch den ganzen Boulevard Mehemed Ali bis zur Esbekieh verfolgt, ihn aber dann aus den Augen verloren. Nun war er Tag und Nacht ruhelos in der Stadt herumgestrichen, und es war ihm doch endlich gelungen, Abu en Nassr im Hafen von Bulak wieder zu sehen, doch grad in dem Augenblick, als dieser ein nordwärts fahrendes Schiff betrat, um die Stadt zu verlassen; er selbst war von dem Reïs zurückgewiesen worden, weil er kein Geld hatte, die Passage zu bezahlen, und man ihn auch nicht gegen Schiffsarbeit mitnehmen wollte.

Brennend vor Zorn und Rache, hatte er zusehen müssen, daß ihm der Todfeind abermals entging; doch ein arabischer Scheik, dem er seine Lage erzählte, hatte ihm ein Pferd geschenkt, um auf dem Landwege dem Schiffe folgen zu können. So war er denn über Terraneh, Giza, Nadir, Negileh und Dahari dem Rosette-Arm des Niles nachgeritten, aber endlich in Ramaniëh zu der Erkenntnis gekommen, daß das gesuchte Schiff den Damiette-Arm benutzt haben müsse. Er ritt nun über Kasr el Madschar und Mehallet el Kebir quer durch das

Delta und erfuhr wirklich in Samanud, daß es hier angelegt habe und dann weiter stromabwärts gefahren sei. So folgte er der nun sichern Spur bis Damiette, wo er zu spät in Erfahrung brachte, daß der Gesuchte mit einem Kornschiffe nach Adalia gefahren sei.

Er war ganz mittellos und mußte sich durch Hafenarbeit erst so viel verdienen, um ihm folgen zu können, denn das, was er für sein Pferd löste, reichte nicht hin. Endlich gelang es ihm, unentgeltlich nach Cypern zu kommen, und von hier aus nahm ihn ein Fischer mit an das Festland. Er erreichte dasselbe gegenüber von Cypern in Anamar und kam dann zu Fuße über Selindi und Alaja endlich nach Adalia. Hier aber blieben alle seine Nachforschungen vergebens. Es war bereits eine zu lange Zeit vergangen, und er besaß nicht Mittel und Erfahrung genug, um seine Nachforschungen in der rechten Weise vorzunehmen.

Trotzdem verlor er die Ausdauer nicht, welche ihm von dem Gesetze der Blutrache befohlen war. Er schloß aus der Richtung, die Abu en Nassr eingeschlagen hatte, daß dieser beabsichtige, nach Konstantinopel zu gehen, und bettelte sich quer durch Anatolien hindurch. Das ging sehr, sehr langsam, und in Kutahija wurde er krank; die erlittenen Strapazen warfen ihn auf mehrere Monate nieder, und es war ein Glück für ihn, daß er in einem Derwischkloster Pflege fand.

So langte er denn erst nach vielen, vielen Monaten, während welcher Zeit ich eine weit größere Reise gemacht hatte, in Stambul an. Er hatte noch keine sichere Spur gefunden, gab aber die Hoffnung nicht auf. Um leben und sich etwas sparen zu können, war er Lastträger geworden, gewiß eine große Überwindung für einen freien Araber; und als ich ihn fragte, wie lange er noch so aussichtslos in Konstantinopel bleiben wolle, antwortete er:

»Sihdi, vielleicht verlasse ich die Stadt sehr bald. Allah hat mir erlaubt, einen sehr wichtigen Namen zu entdecken.«

»Welchen?«

»Sagtest du nicht damals am Schott Dscherid, daß dieser Abu en Nassr eigentlich Hamd el Amasat heiße?«

»Allerdings.«

»Ich habe hier einen Mann entdeckt, welcher sich Ali Manach Ben Barud el Amasat nennt!«

»Ah! Wer ist es?«

»Ein junger Derwisch des Klosters, welches du soeben besucht hast. Ich war dort, um in seiner Zelle mit ihm zu sprechen und ihn auszuforschen; da aber erblickte ich dich und hatte also keine Zeit für ihn.«

»Ali Manach Ben Barud el Amasat!« rief Isla so eifrig, daß ich ihn auf die übrigen Besucher des Kaffeehauses aufmerksam machen mußte. »Er ist also der Sohn jenes Barud el Amasat, welcher mein Weib verkauft hat? Ich werde sofort in das Kloster gehen, um mit ihm zu sprechen!«

»Das wirst du nicht,« sagte ich. »Amasat ist kein seltener Name. Vielleicht steht dieser Derwisch in gar keiner Beziehung zu dem Manne, welchen du meinst. Und wenn es wirklich so ist, wie du denkst, so muß man vorsichtig sein. Willst du mir erlauben, hin zu gehen?«

»Ja, gehe, Effendi! Aber gleich! Wir werden dich hier erwarten.«

Ich forschte weiter:

»Wie hast du erfahren, daß der Derwisch den Namen Amasat führt?«

»Ich fuhr gestern mit ihm und einem seiner Genossen im Kaik nach Baharive Keui; sie sprachen miteinander, und da hörte ich seinen Namen nennen. Es war bereits dunkel, und ich ging ihnen nach; sie blieben vor einem Hause stehen, das verschlossen war. Als es geöffnet wurde, fragte eine Stimme, wer eintreten wolle, und sie antworteten: ›En Nassr.‹ Ich mußte mehrere Stunden warten, ehe sie wieder kamen; es gingen viele Männer aus und ein, und alle sagten, wenn sie gefragt wurden, dieses Wort. Kannst du dies begreifen, Sihdi?«

»Hatten sie Laternen bei sich?«

»Nein, obgleich des Nachts niemand ohne Laterne gehen darf; es war kein Khawaß in der Gegend. Ich bin den beiden dann nachgefahren und ihnen bis zum Kloster der tanzenden Derwische gefolgt.«

»Hast du das Wort ›En Nassr‹ richtig verstanden?«

»Ganz genau.«

Omars Bericht gab mir außerordentlich zu denken. Es fielen mir unwillkürlich die Worte ein, welche Abraham Mamur zu mir sagte, als er mich in den Ruinen von Baalbek überwältigt hatte. Er hielt mich damals für vollständig unschädlich gemacht und erklärte mir prahlerisch, um mich zu peinigen, daß er das Haupt einer Mörderbande sei. Wenn dies auf Wahrheit beruhte, so mußte diese Bande über einen großen Teil der Türkei verbreitet sein, wie seine Beziehungen zu Ägypten und Damaskus bewiesen. Konstantinopel ist niemals frei von Verbrecherverbindungen gewesen, aber grad jetzt hatte die Unsicherheit den höchsten Grad erreicht. Man fand vollständig ausgeräumte Wohnungen und den Besitzer derselben ermordet oder verschwunden; man sah im goldenen Horn oder im Bosporus Leichen von Personen schwimmen, die allem Anscheine nach eines gewaltsamen Todes gestorben waren; es entstanden des Nachts in einer und derselben Minute an verschiedenen, weit voneinander gelegenen Orten der Stadt Feuer, bei denen geraubt und gestohlen wurde und die in einem Zusammenhange miteinander zu stehen schienen; man begegnete des Nachts verdächtigen Gestalten, die nicht mit Laternen versehen waren und, wenn sie von der Patrouille angehalten wurden, derselben förmliche Gefechte lieferten. Und unglaublich klingt es, wie die Gerechtigkeit mit solchen Menschen verfuhr. Einst wurde eine ganze Bande der gefährlichsten Menschen aufgehoben, und der Sultan verbannte sie nach Tripolis; nach einiger Zeit kehrte der Kapitän des Transportschiffes zurück und berichtete, daß er an der Küste von Tripolis Schiffbruch gelitten habe; alle Verbrecher, die sich an Bord befanden, seien ertrunken. Damit war die Sache abgemacht. Einige Tage später konnte man den ertrunkenen Spitzbuben in den Straßen der Stadt begegnen, und keinen Menschen schien das zu befremden.

Ich teilte den beiden Andern von meinen Gedanken noch nichts mit und erfuhr von Omar, daß der Derwisch Ali Manach in der fünften Zelle, vom Eingang an gerechnet, wohne.

Dann begab ich mich nach dem Kloster zurück. Ohne mich um die Anwesenden zu bekümmern, schritt ich durch den Hof grad auf die Klosterpforte zu und trat in den Vorraum. Die Tür zu dem Gange stand offen. Die Derwische befanden sich wieder in ihren Zellen. Ich schritt langsam den langen Gang hinab und wieder zurück, um mir die Gemächer und deren Insassen zu betrachten, und kein Mensch kümmerte sich um mich. In der fünften Zelle saß ein junger Derwisch, der vielleicht zwanzig und einige Jahre zählen mochte; er sah starr zum Fenster empor und ließ die neunundneunzig Kugeln seines Rosenkranzes durch die Finger gleiten.

»Sallam!« grüßte ich mit tiefer Stimme und würdevoller Haltung.

»Sallam aaleïkum!« antwortete er. »Was willst du?«

»Ich komme aus einer fernen Provinz und bin mit den Gebräuchen dieses Hauses unbekannt. Ich habe euren Tanz gesehen und möchte euch für die Erbauung danken, welche ihr mir bereitet habt. Darfst du eine Gabe nehmen?«

»Ich darf; gib her!«

»Wie groß muß sie sein?«

»Es wird jeder Para angenommen.«

»So nimm!«

Ich gab ihm nach meinen nicht bedeutenden Mitteln; er aber schien zufrieden zu sein, denn er sagte:

»Ich danke dir! Soll dies für mich oder für den Orden sein?«

»Habe die Gnade und nimm es für dich!«

»So sag mir deinen Namen, damit ich weiß, wem ich zu danken habe.«

»Der Prophet sagt, daß die Gabe aus einer verschwiegene Hand einst doppelt angerechnet werde; erlaube mir darum, daß ich schweige, und sage mir dagegen deinen Namen, damit ich weiß, mit welchem frommen Sohne des Islam ich gesprochen habe.«

»Mein Name ist Ali Manach Ben Barud el Amasat.«

»Und welches ist der Ort, der deine Geburt gesehen hat?«

»Iskenderiëh {Skutari am See gleichen Namens} ist meine Vaterstadt,« antwortete er.

Das stimmte ja! Isla hatte mir schon in Ägypten erzählt, daß Barud el Amasat, der Senitza verkauft hatte, in Skutari gewohnt habe. Ich fragte weiter:

»Leben die Angehörigen deiner frommen Familie noch dort?«

»Nein,« antwortete er.

Ich durfte nicht weiter fragen, sonst hätte ich seinen Verdacht erweckt; darum sprach ich noch eine Höflichkeitsformel aus und entfernte mich. Beim Kawehdschi hatten mich Isla und Omar mit Ungeduld erwartet.

»Was hast du erfahren?« fragte Isla.

»Er ist der Sohn jenes Barud el Amasat; er stammt aus Skutari, und wenn mich nicht alles trügt, so ist Hamd el Amasat, welcher sich Abu en Nassr nannte, sein Oheim.«

»Effendi, so muß er uns sagen, wo sein Vater sich befindet!«

»Er muß? Wie willst du ihn zwingen?«

»Durch den Kadi.«

»So wird er einen falschen Ort nennen, oder, wenn er den richtigen sagt, seinen Vater benachrichtigen. Nein, wir müssen vorsichtig sein. Zunächst will ich mir das Haus ansehen, in welchem er gestern gewesen ist. Ich werde sogleich mit Omar nach Baharive Keui gehen und dir dann vielleicht sagen können, was zu tun ist.«

»Du sollst deinen Willen haben, Effendi; wir werden uns also jetzt trennen; dann aber bringst du Omar Ben Sadek mit, denn er soll bei mir wohnen und nicht mehr Hamal sein!«

Isla kehrte nach Hause zurück, und ich begab mich mit Omar an das Wasser, wo wir ein Kaik nahmen und im goldenen Horn aufwärts fuhren, um in Eyub zu landen. Von hier aus gingen wir zu Fuße nach Baharive Keui, welches der nordwestlichste Stadtteil von Konstantinopel ist. Es war ein beschwerlicher Weg durch Schmutz, Unrat und Häusertrümmer, bis wir in eine Art Sackgäßchen gelangten, in welches wir einbogen.

Omar zeigte mir das betreffende Haus nur so im Vorüber-

gehen, damit unser Verhalten nicht auffällig wäre. Es war ein schmales, doch, wie es schien, sehr tiefes Gebäude mit vorspringendem Oberstock; die Tür war mit starkem Eisenblech beschlagen, und die ganze Fronte zeigte außer einem kleinen, viereckigen Loche neben dem Eingange die kahle, fest geschlossene Wand. Diese Bemerkungen machte ich im Vorbeischreiten. Das Nachbargebäude hatte auch ein Oberstockwerk und war ebenso schmal; an seiner Tür klebte ein schmutziger Papierfetzen, auf welchem die Worte: »Arar-im bir Kirad-schiji – ich suche einen Mietsmann« geschrieben standen.

Kurz entschlossen, hatte ich sofort den Türdrücker in der Hand und trat ein; Omar folgte mir ganz erstaunt darüber, was ich hier suchen wolle. Wir befanden uns in einem sehr engen finsternen Flur, in welchem wir fortappten, bis ich an eine dem Eingange gegenüber liegende Tür stieß; ich öffnete sie und trat in einen Hof, welcher, wie das ganze Haus, vielleicht acht Ellen Breite besaß, dafür aber eine wohl zehnfache Länge hatte. Die beiden Langseiten und die hintere Breitseite wurden von drei holzschuppenähnlichen Gebäuden gebildet, welche sich schon im letzten Stadium des Verfalles befanden. Rechts und links von der Hoftür führte je ein Eingang in die zwei Parterreseiten, die aber nur schmale Löcher sein konnten; zum Oberstocke kam man auf einer halbfaulen Holzterrasse, der von den dreizehn Stufen, die sie ursprünglich besessen hatte, sechs verloren gegangen waren.

Der Hofraum bildete eine einzige große Schlammputze, die aber zur Zeit von der Sonne ausgetrocknet und in eine feste, brüchige Masse verwandelt worden war. In derselben klebte ein unförmlicher Holzklötz, dessen Bestimmung unmöglich zu erraten war, und auf diesem rätselhaften Klotz saß ein Ding, welches mir noch viel rätselhafter gewesen wäre, wenn es nicht einen alten, schmierigen Tschibuk geraucht hätte. Das Ding hatte nämlich Kugelform und war in einen viel zerrissenen Kaftan gewickelt; auf dieser Kugel lag ein früher vielleicht blau oder meinetwegen auch rot gewesener Turban, und zwischen Kugel und Turban stahl sich eine, wie es schien, menschliche

Nase und der soeben erwähnte Tschibuk hervor. Die Nase war nicht viel kürzer als die Pfeife.

Bei unserm Anblick stieß das igelartig zusammengerollte Wesen ein Grunzen aus, das halb behaglich, halb aber auch feindselig klang, und traf Anstalt, sich aus dem Kaftan zu wickeln.

»Sallam!« grüßte ich.

»Ssssss – – hmmm!« zischte und brummte es als Antwort.

»Dieses Haus ist zu vermieten?«

In einem Nu kollerte die Gestalt von dem Klotz herunter und richtete sich dann nach menschlicher Weise auf.

»Ja, jawohl, allerdings, sofort zu vermieten! Schönes Haus, herrliches Haus, prächtige Wohnung, fast für einen Pascha zu gut, alles beinahe ganz neu! Wollen Sie sich das Haus ansehen, Hoheit?«

Das alles kam jetzt auf einmal so schnell und hastig heraus wie aus dem Speiteufel einer Schrotmühle. Man sah, als Abmieter waren wir dem Manne ebenso willkommen, wie wir ihm in jeder anderen Beziehung unwillkommen gewesen wären. Es war ein Jude, der jetzt in seiner ganzen patriarchalischen Glorie vor uns stand, denn alles an ihm schien auf ein paar tausend Jahre zurückzuweisen. Er war klein, sehr klein, aber desto dicker. Man sah an ihm nichts als ein Paar Strohpantoffel, den Kaftan, den Turban, die Nase und die Pfeife, aber das alles, außer der Nase natürlich, schien bereits zu Methusalems Zeiten in Gebrauch gewesen zu sein. Aus den Pantoffeln blickten alle zehn Zehen in rührender Eintracht hervor; der Kaftan war kein Zeug mehr, sondern nur noch Schmutz; der Turban hatte das Aussehen einer ungeheuren, runzeligen Backpflaume, und die Pfeife war nach und nach vorn so abgebissen worden, daß nur noch der Kopf übrig geblieben war, in welchen der glückliche Besitzer anstatt des Rohres einen hohlen Geierknochen gesteckt hatte; der war nicht so leicht durchzubeißen. Übrigens hatte der Kaftan keine Ärmel mehr, und die Ängstlichkeit, mit welcher ihn der Mann zusammengeschlagen und den Kragen emporgezogen hielt, ließ vermuten, daß er die einzige Bedeckung des Vermieters bilde.

Der Mann hatte mich ›Sie‹ genannt; ich gab ihm natürlich dasselbe Prädikat:

»Sind Sie der Besitzer dieses Hauses?«

»Nein, aber Hoheit kann versichert sein, daß ich trotzdem nicht zu den armen, verkommenen –«

»Bitte,« unterbrach ich ihn, »beantworten Sie mir meine Fragen so kurz wie möglich! Wem gehört das Haus?«

»Dem reichen Furundschi {Bäcker} Mohammad in Khassim Pascha; er hat es geerbt.«

»Und was tun Sie hier?«

»Ich muß es bewachen und soll warten, ob ein Mieter kommt.«

»Was bekommen Sie dafür?«

»Täglich einen Piaster und für einen halben Piaster Brot.«

»Das Haus ist unbewohnt?«

»Ja; ich wohne hier nebenan.«

»Wie viel Mietzins verlangt der Bäcker?«

»Für die Woche zehn Piaster, welche vorausbezahlt werden müssen.«

»Zeigen Sie uns die Räume!«

Er öffnete zunächst die beiden Pforten der Parterreseiten; wir erblickten zwei kellerartige Höhlen, in denen sich nichts als Schmutz und Ungeziefer befand. Dann kletterten wir zur Treppe empor und gelangten in drei Stuben, von denen ich die erste einen Taubenschlag, die zweite einen Hühnerstall und die dritte eine Kaninchenhöhle hätte nennen mögen.

»Hier ist das Selamlik, hier die Wohnstube und hier das Har-em,« erklärte er mit solcher Gravität, als habe er uns ein fürstliches Palais zu zeigen.

»Gut! Was enthalten die Gebäude im Hofe?«

»Nichts. Sie sind für die Pferde und für die Dienerschaft.«

»Und wie ist Ihr Name?«

»Ich bin Baruch Schebet Ben Baruch Chereb Ben Rabbi Baruch Mizchah; ich kaufe und verkaufe Brillanten, Schmuck und Altertümer, und wenn Sie einen Diener brauchen, so bin ich bereit, Ihnen täglich diese Zimmer auszufegen, die Kleider zu reinigen und alle Wege zu gehen.«

»Sie haben ja einen recht kriegerischen Namen! Wo ist das Lager Ihrer Brillanten, Schmucksachen und Altertümer?«

»Hoheit, ich habe grad jetzt alles verkauft.«

»So gehen Sie zu dem reichen Bäcker Mohammad und sagen Sie ihm, daß ich das Haus mieten werde. Hier sind für ihn zehn Piaster, welche er wöchentlich bekommen soll, und hier sind noch zehn für Sie selbst, damit Sie sich Tabak kaufen mögen.«

»Hoheit, ich danke Ihnen,« rief er erfreut; »Sie verstehen es, mit einem Manne zu verkehren, der nur in Brillanten und Altertümern Geschäfte macht! Aber Mohammad wird mich fragen, wer Sie sind. Was soll ich ihm antworten?«

»Zunächst nennen Sie mich nicht Hoheit! Mein Kleid ist zwar neu und ganz, doch ist es mein einziges. Ich bin ein sehr armer Jazidschi {Schreiber}, der froh ist, wenn er jemand findet, für den er schreiben darf; und dieser mein Freund ist ein armer Hamal, der auch nur wenig Geld verdient. Wir werden hier zusammen wohnen, und vielleicht findet sich noch einer, damit der Mietzins dem einzelnen nicht zu teuer kommt. Ob Sie bei uns Beschäftigung finden, werden wir uns erst überlegen, denn wir müssen sparsam sein.«

Ich sagte dies, weil wir wegen unserer gefährlichen Nachbarschaft so arm und gering wie möglich erscheinen mußten. Der Jude antwortete:

»O, Effendi, ich brauche nicht viel. Wenn Sie mir täglich zwei Piaster geben, so werde ich Ihnen alles tun und besorgen.«

»Ich werde sehen, ob ich mir so viel verdiene, daß ich zwei Piaster geben kann. Wann können wir einziehen?«

»Sogleich, Effendi.«

»Wir werden heut noch kommen, und ich hoffe, daß wir das Haus dann nicht verschlossen finden!«

»Ich werde sofort zu dem Bäcker eilen und Sie dann hier erwarten.«

Somit war dieses Geschäft abgemacht, und wir verabschiedeten uns von unserem guten Baruch ›Wurfspieß‹, Sohn des Baruch ›Säbel‹, Sohn des Rabbi Baruch ›Beinschiene‹. Bei Isla angekommen, erzählte ich ihm nebst seinem Vater und Oheim

unser Erlebnis, und als ich ihnen meine Vermutungen mitgeteilt hatte, willigten sie ein, daß ich mit Halef und Omar das Logis des Bäckers beziehe. Auch Lindsay wollte mitgehen, aber ich mußte ihn zurückweisen, da er mir nur schaden konnte. Er war darüber so erzürnt, daß er erklärte, allein und ohne mich nicht bei Maflei bleiben zu können, und zog auch wirklich am Nachmittag nach Pera.

Nachdem alles Nötige besprochen worden war, packten wir unsere Waffen zusammen und fuhren nach Baharive Keui; mein Pferd ließ ich natürlich zurück.

Der Jude erwartete uns in unserer neuen Wohnung. Er hatte sie von seinem Weibe nach Kräften reinigen lassen und freute sich königlich, als ich ihm darüber meine Zufriedenheit äußerte. Ich beauftragte ihn, Brot, Kaffee, Mehl, Eier, Tabak, einiges Geschirr und von einem Trödler drei gebrauchte Decken für uns zu besorgen, und als er sich entfernt hatte, konnten wir unbeobachtet unsere Gewehre auspacken. Sie kamen in dasjenige Zimmer, welches außer uns niemand betreten sollte.

Baruch kehrte bald zurück; sein Weib hatte ihm geholfen. Die Alte glich einer lebendig gewordenen Mumie und lud mich ein, heut zu ihr zum Abendbrote zu kommen. Ich nahm diese Einladung an, da mir die beiden Alten nützlich sein konnten und ich mir deshalb gern ihr Wohlwollen erwerben wollte. Daß mir dies bereits einigermaßen gelungen war, sollte ich schon eher als bei meinem Besuche sehen, denn sie brachten uns freiwillig einige Strohsäcke geschleppt, welche uns als Diwan dienen sollten. Diese Säcke schienen zwar aus lauter Rissen und Löchern zusammengesetzt zu sein, aber Baruch war ja arm, und man sah die Liebe; er hielt uns für mittellos und meinte es gut.

Als sich die beiden entfernt hatten, machten wir Licht und zündeten unsere Pfeifen an, denn es war unterdessen dunkel geworden. Isla hatte uns eine kleine Blendlaterne mitgegeben, welche uns gute Dienste leisten sollte. Wir besprachen, daß während meiner Abwesenheit Omar an der leise geöffneten Haustür Posto fassen solle, um die Passanten des Nachbarhauses möglichst zu beobachten; Halef sollte in den Hof gehen.

Die beiden Häuser waren durch eine dünne Bretterwand voneinander getrennt, wenigstens auf der Hofseite, und wenn der kleine Hadschi sich in den Schuppen stellte, so war zu vermuten, daß er doch vielleicht etwas erlauschen könne.

Ich sah Baruch, welcher auf der andern Seite des Hauses wohnte, bereits auf mich warten. Die beiden Leute hatten ganz allein eine Hütte inne, die keinen Besitzer hatte, – ein Fall, der in Stambul nicht selten ist. Man konnte vermuten, daß unsere Einkäufe ihnen einen kleinen Gewinn abgeworfen hatten; sie befanden sich bei ausgezeichneter Laune und empfingen mich mit unterwürfiger Herzlichkeit. Mit unserem Erscheinen war vielleicht eine kleine Hoffnung über ihrem Elende aufgegangen. Die alte Jüdin zeigte eine größere Sauberkeit, als ich vermutet hatte, so daß ich das Wenige, welches mir vorgelegt wurde, so ziemlich mit Appetit genießen konnte, und als ich ihr ein Quantum Kaffee und dem Gemahl einen kleinen Vorrat von Tabak schenkte – beides hatte ich für sie mitgebracht –, so waren sie so entzückt, als hätten sie die wertvollste Gabe erhalten.

Leider beobachtete ich, daß der Kaftan allerdings fast die einzige Bedeckung Baruchs sei; die Hose bekam ich gar nicht zu sehen, und der Jackenärmel, welcher heute abend aus dem Ärmelloche des Kaftans hervorblickte, war auch bereits aus »Rand und Band« gegangen. Hier konnte mit wenigem geholfen werden, und ich beschloß, es zu tun. Natürlich hatte Baruch mit seinem Juwelen- und Antiquitätengeschäft nur geflunkert, doch war dies nicht in böser Absicht geschehen; diese armen Menschen hatten von einem Piaster und für acht oder zehn Pfennige Brot täglich leben müssen, und ich machte sie ganz glücklich, als ich ihnen erklärte, daß sie die Aufwartung bei uns übernehmen und dafür täglich fünf Piaster erhalten sollten.

Im Laufe des Gespräches konnte ich mich unauffällig nach meiner andern Nachbarschaft erkundigen.

»Effendi,« sagte Baruch, »es wohnen lauter arme Leute hier in dieser Gasse. Manche sind gut und ehrlich, manche aber auch böse und schlimm. Sie sind ein Schreiber und werden

hier in dieser Gegend keine Arbeit finden; Sie haben also mit diesen Leuten nichts zu tun, aber dennoch bitte ich Sie, sich ganz besonders vor dem anderen Nachbarhause in acht zu nehmen.«

»Warum?«

»Es ist gefährlich, davon zu sprechen.«

»Ich bin verschwiegen!«

»Das glaube ich Ihnen, aber Sie werden vielleicht Ihre neue Wohnung sogleich wieder verlassen, wenn ich plaudere, und das würde mir leid tun.«

»Ich verspreche Ihnen, meine Wohnung trotzdem zu behalten. Ich hoffe, daß wir Freunde sind, und da denke ich, daß Sie ehrlich und aufrichtig gegen mich sein müssen. Ich bin nicht reich, aber auch ein armer Mann kann dankbar sein.«

»Ich habe Ihre Güte bereits kennen gelernt und will Ihrem Versprechen glauben. Alle Bewohner dieser Gasse wissen, daß in Ihrem Nachbarhause nichts Gutes vorgeht, aber sie bekümmern sich nicht darum; es hat einmal einer sich in das andere, nebenan liegende Haus, welches unbewohnt ist, geschlichen, um zu lauschen; er war am andern Morgen noch nicht zurückgekehrt, und als die Seinen nach ihm sahen, fanden sie ihn an einem Balken aufgehängt. Er selbst hatte das sicherlich nicht getan.«

»So meinen Sie, daß meine Nachbarn nicht nur verdächtige, sondern sogar gefährliche Leute sind?«

»Ja. Sie müssen sich vor ihnen sehr in acht nehmen.«

»Aber man darf doch wenigstens wissen, wer das Haus bewohnt?«

»Es wohnt ein Grieche da, der ein Weib und einen Sohn hat. Sie haben Wein zu trinken und halten viele schöne Knaben und junge Mädchen, die man aber auf der Gasse niemals zu sehen bekommt. Mehrere Männer gehen von früh bis am Abend durch die Stadt, um Gäste herbei zu bringen. Da kommen vornehme Herren und gewöhnliche Leute, Einwohner von Stambul und Fremde; es wird gespielt und Musik gemacht, und ich glaube nicht, daß alle wieder fortgehen, die gekommen sind. Man hört manchmal des Nachts einen Hilferuf oder ein Waf-

fengeklirr, und dann sieht man gewöhnlich des Morgens eine Leiche auf dem Wasser schwimmen. Auch kommen oft des Nachts ganze Trupps von Männern, die keine Laternen haben, dafür aber mit allerlei Dingen bepackt sind, die in das Haus geschafft werden. Dann wird geteilt.«

»Sie sagen, daß sich niemand um dieses Haus bekümmern mag, und dennoch wissen Sie das alles so genau. Haben Sie vielleicht auch einmal gelauscht?«

»Effendi, das darf ich keinem Menschen sagen; ich wäre verloren!«

»Auch mir nicht?«

»Ihnen ganz und gar nicht, denn Sie wären imstande, dasselbe zu tun, was ich getan habe, und dabei könnte es Ihnen ganz so gehen wie jenem Manne, der aufgehängt ward.«

»Vielleicht sagen Sie bloß, daß Sie etwas gesehen haben, um mich furchtsam zu machen!«

»Effendi, wahrlich, ich lüge nicht!«

»Das denke ich wohl auch, aber vielleicht haben Sie nur geträumt.«

Das half. Der Alte wollte weder für einen Lügner noch für einen Träumer gehalten sein und meinte deshalb:

»Ich will gar nichts sagen, aber ich bitte Sie nur, weder das Brett noch die Stange anzurühren.«

»Welches Brett?«

»In der rechten Wand Ihres Selamlık ist ein Brett locker; es hängt nur noch am obersten Nagel, und daher kann man es unten zur Seite schieben. Dann kommt ein kleiner Zwischenraum, hinter dem sich die Bretterwand des Nachbarhauses befindet; auch da ist ein Nagel los; ich selbst habe ihn herausgemacht. Schiebt man das Brett zur Seite, so blickt man in das Gemach, in dem die Opiumraucher liegen, und daneben hört man die Gläser klingen und die Knaben und Mädchen lachen.«

»Da sind Sie sehr unvorsichtig gewesen! Wenn man nun auch drüben einmal bemerkt, daß die Bretter locker sind!«

»Ich wollte doch sehen, was man drüben treibt, und so mußte ich den Nagel entfernen, anders ging es nicht.«

»Es wäre doch anders und besser gegangen. Sie brauchten nur in das Brett des Nachbarhauses ein kleines Loch zu bohren, so klein, daß es drüben nicht bemerkt werden kann.«

»Da hätte ich zu wenig sehen können.«

»Und was ist es mit der Stange?«

»Sie liegt in dem Schuppen, der an das Nachbarhaus stößt, und ist lang genug, daß man sie als Leiter gebrauchen und an ihr emporklettern kann. Auch die Wand des Hofgebäudes besteht nur aus Brettern, und ich kenne eines derselben, das ein Astloch und eine große Ritze hat. Wenn man hindurchblickt, so sieht man eine große, lange Kammer, in welcher sich die Männer versammeln, wenn sie ihre Beute verteilen.«

»Welches Brett ist es?«

»Ich habe, um es mir leicht merken zu können, einen Kalkstrich daran gemacht.«

»Aber wie kommt es, daß Sie keine Anzeige erstattet haben? Das wäre doch Ihre Pflicht gewesen!«

»Effendi, meine erste Pflicht ist, mir das Leben zu erhalten. Ich will nicht auch aufgehängt werden.«

»Sie wären aber von der Polizei ja doch nicht verraten worden!«

»Herr, Sie wohnen wohl noch nicht lange in Stambul? Als ich durch das Astloch blickte, habe ich vornehme Herren gesehen; ich habe auch Derwische und Khawassen erkannt. Es gibt manchen hohen Mansubli {Beamter}, dem der Großherr kein Gehalt bezahlt und der deshalb nur von dem Bakschisch lebt, welches er überall herauszupressen sucht. Und was soll ein solcher Mann tun, wenn auch das Bakschisch nicht hinreichend ist? Wer Ihren Nachbar anzeigt, der kommt wohl grad zu einem Karawulder {Polizeiwachtmeister} oder Kadi, welcher mit da drüben in der Kammer gesessen hat, und es ist ganz sicher um ihn geschehen. Nein, ich weiß nun, was in jenem Hause vorgeht, und werde mich nicht weiter darum kümmern. Nur Ihnen allein habe ich es mitgeteilt, und ich hoffe, daß Sie sich von mir warnen lassen!«

Ich hatte nun genug erfahren und hütete mich, noch weiter in Baruch zu dringen. Ich hegte jetzt die Überzeugung, daß

ich selbst mit meinen Gefährten mich in Gefahr befand. Der Grieche erfuhr jedenfalls, daß er eine neue Nachbarschaft bekommen habe; er erkundigte sich auf alle Fälle nach uns und ließ uns aufmerksam beobachten. Dies letztere war ihm sehr leicht und konnte geschehen, ohne daß wir es merken mußten, da er nur durch eine Bretterwand von uns getrennt war. Des Tages über durften wir uns nur unter großer Vorsicht in den Hof begeben, denn es war ja möglich, daß uns jemand sah, der uns von früher kannte. Deshalb war es gut, daß ich Baruch unsere Bedienung übertragen hatte; auf diese Weise konnten wir ruhig in der Wohnung stecken bleiben.

Meine Gefährten hatten vielleicht das Licht brennen lassen. Das konnte durch irgend eine Ritze hinüber in das Nachbarhaus scheinen, oder sie sprachen an einem Orte zusammen, wo sie von drüben gehört werden konnten. Darum litt es mich nicht länger bei dem Juden, und ich kehrte nach Hause zurück. Vorher aber instruierte ich noch Baruch, wie er sich zu verhalten habe, falls er nach uns gefragt werde. Er hatte zu sagen, ein armer Schreiber, ein Hamal und ein noch ärmerer Araber hätten das Logis inne, also drei Männer, welche genug mit sich selbst zu tun hätten. Da die Wohnungen zusammenstießen, so brauchte ich, wenn ich des Juden bedurfte, nur an die Wand zu pochen; er mußte es hören.

Als ich unsere Vordertüre erreichte, war sie nur angelehnt, und Omar stand auf der Wache. Er sagte mir, daß bereits mehrere Personen das Nachbarhaus betreten hätten. Dieselben seien durch das Loch neben dem Eingange nach ihrem Begehre gefragt worden und hätten dann mit dem Worte »El Nassr« geantwortet. Ich bat ihn, das Haus zu verschließen und mir nach der Wohnung zu folgen. Halef befand sich im Hofe; er hatte nichts gesehen und gehört und kam mit uns in die Wohnung. Hier brannte kein Licht, und ich zog es vor, im Dunkeln zu bleiben.

Nachdem ich ihnen meine Unterhaltung mit Baruch erzählt hatte, untersuchte ich die rechte Wand des Selamlik und fand sehr leicht das Brett, welches sich verschieben ließ. Ich zog es beiseite und langte mit der Hand dahinter. In der Entfernung

einer Balkenbreite fühlte ich die Bretterwand des Nebenhauses und zugleich das entsprechende Brett derselben. Ich schob auch dieses leise, ganz leise fort und bemerkte, daß der dahinter liegende Raum vollständig dunkel sei. Ich brachte also die Wand wieder in ihre vorige Ordnung, und dann zogen wir uns die Strohsäcke und Decken herbei, um im Finstern zu warten, ob wir vielleicht etwas erlauschen könnten.

So mochten wir wohl über eine Stunde gesessen haben, indem wir uns nur flüsternd unterhielten, als sich drüben ein Geräusch vernehmen ließ. Ich saß hart vor dem Brett und schob es zur Seite. Ich hörte schwere Schritte von mehreren Männern, und ein Ächzen; dann erklang eine Stimme:

»Hierher! So! Hassan mag sich zum Gehen fertig machen!« Und nach einer Pause fuhr die Stimme fort: »Kerl, du kannst doch schreiben?«

»Ja,« hörte ich antworten.

»Hast du Geld in deinem Hause?«

»Du verlangst Geld! Was habe ich euch getan, daß ihr mich hierher lockt und dann bindet?«

»Getan? Nichts, gar nichts! Deinen Geldbeutel, Uhr und Ringe, auch deine Waffen haben wir, aber das ist noch nicht genug. Wenn du nicht geben kannst, was wir verlangen, so findet man dich morgen früh im Wasser.«

»Allah kerihm! Wie viel verlangt ihr?«

»Du bist reich; fünftausend Piaster ist nicht zu viel für dich.«

»Es ist zu viel, denn ich habe sie nicht.«

»Wie viel hast du daheim?«

»Dreitausend kaum.«

»Wird man sie dir schicken, wenn du einen Boten sendest? Belüge uns nicht, denn ich schwöre dir, daß es deine letzte Stunde ist, wenn wir das Geld nicht erhalten!«

»Allah 'l Allah! Man wird es euch senden, wenn ich einen Brief schreibe und mit meinem Ring unterschreibe.«

»Den Ring werde ich dir borgen. Bindet ihm die Hände los; er mag schreiben!«

Von jetzt an war eine Weile kein Geräusch zu vernehmen

und auch kein Wort zu hören. Ich legte mich auf den Strohsack nieder und langte in die Wand hinein. So leise und vorsichtig wie möglich schob ich auch das zweite Brett zur Seite, bis ein schmaler Spalt entstand, durch den ich zu blicken vermochte. Grad vor dem Spalte saß ein Mann, mit dem Rücken nach uns gekehrt. Sein Kopf war unbedeckt und die Kleidung zerrissen, als ob sie bei seiner Gegenwehr zu Schaden gekommen sei. Vor ihm standen drei bewaffnete Kerle, der eine in griechischer Tracht, jedenfalls der Wirt, und die beiden Anderen in gewöhnlicher türkischer Kleidung. Sie sahen zu, wie er jetzt auf seinem Knie das Schreiben versiegelte.

Ich schob das Brett in seine vorige Lage zurück und horchte weiter. Nach ganz kurzer Zeit hörte ich den Griechen sagen:

»So! Bindet ihn wieder, und schafft ihn nebenan. Wenn er sich da nicht ruhig verhält, wird er einfach erstochen. Du hast's gehört, merke es dir!«

Ich vernahm, daß man eine Tür öffnete und sich dann wieder entfernte.

Es wurde drüben wieder still, und ich sagte den beiden Anderen leise, was ich gesehen und gehört hatte.

»Das sind Diebe,« meinte Halef. »Was tun wir?«

»Das sind nicht nur Diebe, sondern Mörder,« flüsterte ich. »Glaubst du denn, daß sie den Mann wieder frei geben? Sie wären ja sogleich verloren. Sie werden warten, bis sie die dreitausend Piaster erhalten haben, und ihn dann unschädlich machen.«

»So müssen wir ihm helfen!«

»Ohne Zweifel! Aber wie?«

»Wir werden die Bretter zerschlagen und ihn befreien.«

»Das macht Lärm und ist gegen unsern Zweck. Es kann einen Kampf geben, der uns gefährlich ist, und selbst wenn wir Sieger bleiben, werden sie das Haus verlassen, und wir haben das Nachsehen. Besser wäre es, wenn wir Polizei herbei holten; aber wer weiß, wann wir diese finden; bis dahin kann viel geschehen sein. Wer weiß auch, ob die Polizei sogleich bereit ist, sich in das Haus zu wagen? Am besten ist es, wir machen so leise wie möglich je hüben und drüben noch ein Brett los;

dann entsteht eine Öffnung, durch welche wir kriechen können. Wir holen den Mann herüber, bringen die Bretter wieder in Ordnung und werden dann wohl erfahren, was weiter getan werden muß.«

»Wir haben ja keine Zange für die Nägel!«

»Nein, aber ich habe mein Messer. Die Hauptsache ist, daß sie nichts von unserer Arbeit hören. Ich werde sofort anfangen.«

»Weißt du auch, wo der Mann sich befindet?«

»Ja. Durch das Zimmer, von dem mir Baruch erzählte, daß dort die Knaben und Mädchen sind, haben sie ihn gebracht; es scheint jetzt leer zu sein. Gegenüber von unserer Wand gibt es einen zweiten Raum, dessen Tür ich gesehen habe; in diesem befindet er sich jedenfalls.«

Ich untersuchte unsere Wand durch das Tastgefühl und bemerkte, daß jedes Brett oben und unten nur durch einen Nagel befestigt war. Der Nagel auf unserer Seite schien sehr leicht herauszuziehen zu sein; ich brauchte nur ein Messer zwischen Brett und Balken zu stecken und das Brett vorsichtig loszusprengen. Es gelang, aber leider merkte ich, daß die Öffnung doch für die Gestalt eines Mannes zu schmal war; ich mußte noch ein drittes Brett lockern. Ich wurde auch mit diesem fertig, ohne daß das geringste Geräusch zu hören gewesen war. Die Bretter waren um ihre oberen Nägel leicht zu bewegen; ich schob sie empor, und Omar mußte sie halten. Nun betastete ich die gegenüberliegende Holzwand und fühlte, daß die Nägel derselben an den Spitzen umgeschlagen waren. Das erschwerte meine Arbeit um ein Bedeutendes, ich mußte die Messerklinge als Feile gebrauchen, um die Nägel zu durchschneiden; das konnte nicht ohne ein verräterisches Geräusch geschehen, und die Hände ermüdeten so, daß ich öfters wechseln mußte.

So verging eine lange, sehr lange Zeit, und eben hatte ich die Arbeit glücklich beendet, als ich Schritte vernahm, die sich näherten. Es war der Grieche mit einem Lichte. Er öffnete die unserer Wand gegenüber liegende Tür, aber ohne einzutreten.

»Habt ihr das Geld?« hörte ich den Türken fragen.

»Ja,« antwortete der Wirt mit einem kurzen Lachen.

»So laßt mich los!«

»Noch nicht; frei wirst du erst am frühen Morgen sein. Ich will dir nur sagen, daß bald Leute hier in dieses Zimmer kommen werden; sie dürfen nicht wissen, daß du dich hier befindest; hereintreten werden sie allerdings nicht, aber sie sollen dich auch nicht hören. Darum werde ich dich jetzt anbinden und dir einen Knebel geben. Wenn du dich ganz und gar ruhig verhältst, wirst du freigelassen; machst du aber Lärm, so kommst du nur als Leiche aus diesem Hause!«

Der Türke bat, ihn doch frei zu lassen; er versprach, von dem heutigen Ereignisse zu keinem Menschen zu sprechen; es war vergebens. Er bat dann, ihn wenigstens nicht zu knebeln, da er sich vollständig still verhalten werde; auch dies half nichts. Aus dem ängstlichen Klange seiner Stimme war zu schließen, daß er die eigentliche Absicht des Griechen ahne; er wurde angebunden und geknebelt; dann entfernte sich der Wirt, nachdem er die Tür zugeriegelt hatte.

Jetzt galt es, schnell zu handeln, ehe die Leute kamen, von denen der Wirt gesprochen hatte. Es war ein Glück, daß ich fertig war. Ich steckte die Revolver und das Messer zu mir und kroch hinüber, nachdem die Bretter zur Seite geschoben waren. Die Gefährten folgten mir nicht, aber sie hielten sich bereit, mir beizuspringen, falls ich angegriffen werden sollte.

Ich zog den Riegel zurück und trat ein.

»Gib keinen Laut; ich will dich befreien!« sagte ich dem Gefangenen und betastete sogleich seine Fesseln. Es waren Stricke; ich zerschnitt sie und steckte sie zu mir. Der Knebel bestand in einem Tuche, welches – dick zusammengelegt – ihm vor den Mund und die Nase gebunden war; ich knüpfte es auf und steckte es ebenfalls ein.

»Maschallah,« meinte der Mann, indem er sich schnell aufrichtete; »wer bist du, und wie – «

»Still!« unterbrach ich ihn; »folge mir!«

Ich zog ihn hinaus, verriegelte die Tür wieder und schob ihn dann durch die von mir gemachte Öffnung in unsere Wohnung hinüber.

»Hamdulillah, Gott sei Dank!« flüsterte Halef. »Ich hatte

große Sorge um dich; aber es ist schneller gegangen, als ich dachte.«

Ich antwortete nicht, sondern schraubte den an meinem kleinen Taschenmesser befindlichen Korkzieher in das mittlere der drei jenseitigen Bretter, stieß das große Dolchmesser in den Balken und hing die beiden Griffe aneinander; auf diese Weise waren die Bretter so befestigt, daß man drüben gar nicht merken konnte, daß sie geöffnet worden seien.

Jetzt hörten wir abermals Schritte. Man brachte einen Betrunkenen, der ganz einfach auf die Diele gelegt wurde, um seinen Rausch auszuschlafen. Nun war ich sicher, daß man die Kammer, in welche ich eingedrungen war, nicht mehr betreten werde, und ging mit den drei anderen in unsere andere Stube hinüber. Dort machten wir Licht und betrachteten unseren Gast.

Er war von mittlerer Figur, mochte das fünfzigste Jahr noch nicht erreicht haben und besaß recht intelligente Gesichtszüge.

»Sei willkommen!« begrüßte ich ihn. »Wir waren zufällig Zeuge des Vorfalles im Nachbarhause und hielten es für unsere Pflicht, dir beizustehen.«

»So gehört ihr nicht zu jenen Schurken?« fragte er mißtrauisch.

»Nein.«

»Ich wußte, daß man mir das Leben nehmen wollte, und dachte, du holtest mich, weil der Augenblick dazu gekommen sei. Wer seid ihr?«

»Ich bin ein Deutscher, und dies sind meine zwei Freunde, freie Araber aus der Sahara. Dieser Mann, Omar Ben Sadek, hat eine Blutrache gegen einen Feind, der in diesem Hause zu verkehren scheint; darum haben wir uns nebenan eingemietet, um es beobachten zu können. Wir wohnen erst seit heut hier, und Allah hat es gewollt, daß wir gleich am ersten Abend Gelegenheit finden, eine böse Tat zu verhindern. Dürfen wir erfahren, wer du bist?«

Er blickte finster vor sich nieder; dann schüttelte er den Kopf und antwortete:

»Laßt mich schweigen! Ich will nicht meinen Namen, den viele kennen, in dieser Angelegenheit öffentlich nennen lassen. Du bist ein Fremdling, und ich werde dir danken können, auch wenn du meinen Namen nicht erfährst.«

»Ich achte deinen Willen und bitte dich zugleich, nicht von Dank zu sprechen. Hast du einen der Männer erkannt, welche da drüben sind?«

»Nein. Es sind viele Gäste da und auch viele, welche nicht bloß Gäste zu sein scheinen. Ich werde diese Höhle noch in dieser Stunde durchsuchen lassen!«

»Wird dir dies gelingen? Zwar bin ich überzeugt, daß dieser Grieche vor dem Morgen nicht erfährt, daß du entkommen bist; er wird also von der Polizei vollständig überrascht werden, wenn er nicht auch für gewöhnlich Wächter ausstellt; aber ich habe erfahren, daß viele Polizisten und Beamte, ja sogar Derwische dieses Haus besuchen, und darum ist es zweifelhaft, ob du deinen Zweck in gewünschter Weise erreichst.«

»Polizei?« fragte er geringschätzig. »Ich habe allerdings in eine Stube geblickt, in welcher Khawassen saßen; ich kannte sie, aber sie bemerkten mich nicht. Nein, zur Polizei werde ich nicht gehen. Wisse, daß ich ein Zabıt {Offizier} bin – der Rang ist Nebensache; ich werde meine Dschengdschiler {Soldaten} holen und mit dieser Spelunke kurzen Prozeß machen.«

Das war mir lieb und unlieb zu gleicher Zeit. Wenn er die Gesellschaft aufhob, so war es wahrscheinlich, daß just die von uns Gesuchten nicht anwesend waren, und dann hatten wir sie von neuem zu suchen. Aber der Stein war einmal in Bewegung; ich mußte ihn rollen lassen. Darum antwortete ich:

»So erfülle mir die Bitte, mir die Gefangenen zu zeigen, welche du machen wirst. Ich möchte wissen, ob die Männer dabei sind, welche wir suchen.«

»Du sollst alle sehen.«

»Erlaube mir eine Bemerkung! Wer dieses Haus betreten will, der wird nach seinem Begehr gefragt und nur auf das Wort ›En Nassr‹ eingelassen. Vielleicht wird dir dies von Nutzen sein.«

»Ah, also dies war das Wort, welches mein Führer in das

Loch neben der Tür hineinflüsterte! Aber,« fuhr er in mißtrauischem Tone fort, »wie kommst du dazu, dies Wort zu wissen?«

Da er in diesem Tone zu mir sprach, konnte sein Rang kein geringer sein. Ich antwortete ruhig:

»Omar Ben Sadek hat gelauscht und es vernommen.« Ich erzählte ihm das, was er zu wissen brauchte, und fuhr dann fort: »Es wird geraten sein, deine Truppen zu teilen. Die eine Hälfte kann sich mittels des Wortes Eingang durch die Tür verschaffen, und die andere Hälfte mag durch die Öffnung eindringen, durch welche du entwichen bist. Das erstere darf jedoch nicht eher geschehen, als bis ihr euch bereits vor der Öffnung befindet, denn es ist sehr zu vermuten, daß der Wächter, welcher die Tür öffnet, beim Anblicke der Soldaten einen Warnungsruf ausstößt, um seinen Genossen Zeit zur Flucht zu geben.«

»Ich sehe, daß du es ehrlich meinst, und werde deinen Rat befolgen. Habt ihr keinen Fez bei euch? Diese Schurken haben das Haupt eines Gläubigen entblößt; das soll ihnen vergolten werden!«

»Ich werde dir den meinigen geben; auch diese Pistolen will ich dir leihen, damit du nicht unbewaffnet bist.«

»Ich danke dir, Franke! Du sollst alles wieder haben. Seid wachsam; spätestens in einer Stunde kehre ich zurück.«

Ich begleitete ihn bis vor die Tür, und er entfernte sich eilig, indem er sich auf der entgegengesetzten Seite der Gasse hielt.

»Sihdi,« fragte mich Omar, als ich wieder zurückkehrte, »wird man Abu en Nassr, wenn er drüben ist, mir überlassen?«

»Ich weiß es nicht.«

»Meine Rache geht doch vor!«

»Der Offizier wird vielleicht wenig danach fragen.«

»So weiß ich, was ich zu tun habe. Erinnerst du dich des Schwures, den ich auf dem Schott Dscherid an der Stelle, in welcher mein Vater verschwunden war, ablegte? Siehe, ich habe das Haar und den Bart wachsen lassen bis zur jetzigen Stunde, und nun soll mir der Feind, den ich heut so nahe habe, nicht entgehen!«

Er ging hinaus in das ›Selameik‹ und setzte sich vor das lose Brett. Wehe Abu en Nassr, wenn er heut abend von dem Rächer gefunden wurde!

Ich löschte das Licht aus und folgte Omar mit Halef. Drüben mußten sich jetzt mehrere Personen befinden. Ich hörte ein vielfaches Schnarchen und ein Stöhnen, wie es beim Beginne der Opiumnarkose ausgestoßen zu werden pflegt. Wir verhielten uns schweigsam, und als drei Viertelstunden vergangen waren, ging ich hinunter zur Haustür, um den Offizier zu erwarten.

Es war doch weit über eine Stunde vergangen, als ich trotz der Dunkelheit eine lange Reihe von Gestalten auf der jenseitigen Zeile der Gasse lautlos sich nähern sah. Gewiß hatten dieselben schon vorher ihre Instruktion erhalten, denn während die hintere Abteilung drüben stehen blieb, wurde die vordere direkt auf den Eingang unseres Hauses zugeführt. An ihrer Spitze schritt der Offizier, noch immer in seiner vorigen Kleidung, aber mehr als hinreichend bewaffnet.

»Ah, du erwartest uns!« flüsterte er. »Hier hast du deine Pistolen und hier auch deinen Fez.«

Er nahm beides aus den Händen des ihm Folgenden, der ein Hauptmann war. Während ich die Leute führte, deren gegen dreißig sein mochten, blieb er an der Tür stehen. Meine drei Stuben waren grad voll, als er als der hinterste eintrat. Trotz der schlechten Treppe war alles ohne auffälliges Geräusch abgelaufen.

»Mache Licht!« sagte er.

»Hast du die Tür unten verschlossen?« fragte ich ihn.

»Der Riegel ist vorgeschoben.«

»Und eine Wache hingestellt?«

»Eine Wache?« lachte er. »Wozu?«

»Ich sagte dir bereits, daß ich erst seit heute hier wohne; ich kenne also das Terrain noch nicht genau und muß also auch den Fall im Auge behalten, daß diejenigen, welche du fangen willst, hier in den Hof hereinbrechen und sich durch meine Tür entfernen.«

»Das laß nur meine Sorge sein,« antwortete er überlegen; »ich weiß genau, was ich zu tun habe!«

Als das Licht brannte, setzte er es neben die Bretterwand und befahl, zu beginnen. Die vordersten der Soldaten erhoben die Gewehre, um die Wand mit den Kolben einzuschlagen. Dies war geradezu eine Dummheit zu nennen, denn ehe der erste hinübergelange, waren die Insassen des Hauses gewarnt. Ein einziger kam auf klügere Weise hinüber; kaum war der erste Schlag gefallen, so schob er die Bretter zur Seite, riß meine beiden Messer aus dem Holze und kroch hindurch. Er war längst verschwunden, als der Offizier an der Spitze der Seinigen durch die Bresche drang.

Ich hatte erst den Gedanken gehabt, nun selbst die Tür zu besetzen, kam aber schnell davon zurück, als ich bedachte, ich sei ja nicht da, um die Fehler anderer zu verbessern. Ich drang also gleich hinter dem Offizier und neben dem Hauptmanne drüben ein. In dem Gemache lagen sechs oder sieben Betrunkene und vom Opium Berauschte. Wir sprangen über sie hinweg nach dem Nebenzimmer und sahen eben die letzte Gestalt hinter einer andern Tür verschwinden. Wir folgten.

Von unten tönte auch bereits wüster Lärm herauf; die Soldaten waren eingedrungen. Die Stube, in die wir kamen, hatte noch zwei Türen. Wir öffneten die eine und sahen ein Gemach vor uns, welches keinen andern Ausgang hatte; es war voll von Knaben und Mädchen, welche alle flehend am Boden knieten.

»Eine Wache an die Tür!« brüllte der Offizier.

Er sprang nach der andern Tür, und ich ihm nach. Da rann-ten wir mit Omar zusammen, welcher uns entgegenkam.

»Er ist nicht oben!« schnaubte er. »Ich muß hinunter!«

Die Blutrache hatte ihn, uns allen voran, bis an das äußerste Ende des oberen Stockwerkes getrieben.

»Wer ist oben?« fragte ihn der Offizier.

»Mehr als zwanzig Kerle, ganz hinten. Ich kenne keinen davon.«

Er stieß uns beiseite und eilte nach unten. Wir aber rann-ten durch mehrere Räume, welche alle erleuchtet waren. Der Überfall war so plötzlich gekommen, daß man vor Schreck

vergessen hatte, die Lichter auszulöschen. Später hörte ich, daß der Türwächter unten, als er die Soldaten erblickte, sofort ein Pistol abgeschossen hatte und im Dunkel des Hausganges verschwunden war. Wir im Nebenhause hatten unter dem Krachen der Kolbenschläge diesen Schuß nicht gehört, wohl aber war er von den Bewohnern des Hauses vernommen worden, die darauf, da der Schuß jedenfalls als ein Zeichen der höchsten Gefahr verabredet gewesen war, schleunigst die Flucht ergriffen. Dies war der Grund davon, daß wir bei unserer Ankunft bereits die vorderen Zimmer geleert fanden.

Endlich gelangten wir an die Tür des letzten Raumes. Sie war von innen verbarrikadiert. Während die Soldaten sich abmühten, sie mit ihren Kolben zu zertrümmern, vernahm man auch drinnen ein lautes Krachen. Die Tür war stark; sie widerstand zu lange; darum rannte ich durch die Räume alle zurück in unsere Wohnung, um meine Büchse zu holen, denn ich hatte nur die Revolver und Pistolen bei mir; die Messer hatte Omar an sich genommen.

Als ich mit dem Gewehre zurückkehrte, hatte die Tür immer erst nur einen kleinen Riß. Sie war so dauerhaft gearbeitet, jedenfalls weil der dahinter liegende Raum als letzter Zufluchtsort gegolten hatte und infolgedessen besser verwahrt worden war; auch die Mauer war nicht von Holz, sondern von Ziegeln aufgeführt.

»Hinweg!« gebot ich den Leuten. »Laßt mich machen!«

Mein Bären töter war allerdings ein anderer Mauerbrecher als die leichten Tüfenks der großherrlichen Vaterlandsverteidiger. Schon der erste Stoß mit dem stark mit Eisen beschlagenen Kolben gab eine Bresche; noch drei wuchtige Hiebe, und die Tür lag in kleinen Trümmern, uns aber empfing in demselben Augenblick eine Salve von mehr als zehn Schießwaffen. Mehrere Soldaten stürzten nieder, ich aber, der ich wegen der Kolbenhiebe zur Seite an der Mauer gestanden hatte, blieb unversehrt. Eben sah ich, daß der Offizier mit erhobener Waffe in den Raum drang, und wollte ihm folgen, als ich horchend stehen blieb.

»Sihdi, Hilfe, schnell, schnell!« hörte ich trotz des Lärms die Stimme Halefs vom Hofe herauftönen.

Dies zeigte, daß der brave Hadschi sich in einer nicht gewöhnlichen Gefahr befinde. Natürlich mußte ich zu ihm. Wieder durch die Zimmerreihe nach unserm Wohnhause, durch dessen Stuben die Treppe hinab in den Hof: dieser Weg war zu lang; da konnten sie mir inzwischen den guten Halef erschlagen. Schon hörte ich seinen Ruf zum zweitenmal und dringender; ich sprang also an die Holzwand, welche an der Seite unseres Hofes stand, und stieß mit dem Kolben gleich einige Bretter hinaus.

»Halte aus, Halef! Ich komme!« rief ich hinab.

»Schnell, Sihdi, ich habe ihn!« tönte es wieder herauf.

Die alten morschen Bretter flogen hinab; drunten herrschte tiefe Finsternis, aber Schüsse blitzten, und wirre, wilde Flüche erschollen. Da gab es kein Zaudern; ich holte aus und sprang hinab, in das Dunkel hinein. Es war zwar nicht besonders hoch, aber ich kam doch sehr unsanft auf dem Boden an. Hurtig raffte ich mich auf.

»Halef, wo bist du?« rief ich.

»Hier an der Tür!«

Wahrhaftig! Der tapfere Hadschi hatte sich meine an den Offizier gerichteten Worte zu Herzen genommen, und statt uns in das Nachbarhaus zu folgen, war er hinunter an unsere Tür geeilt. Die in dem hintersten Zimmer zusammengedrängten Männer hatten auch wirklich die dünne Wand hinausgeschlagen und waren hinunter in unsern Hof gesprungen. Die Hälfte derselben hatte sich bereits unten befunden, als es mir oben gelang, die Tür zu zerschlagen. Sie hatten durch unser Haus fliehen wollen, waren aber auf Halef getroffen, der, anstatt sich hinter die Tür in den Flur zu postieren, sie offen und kühn vor derselben empfangen hatte. Die Schüsse, welche ich gehört hatte, waren auf ihn gerichtet gewesen; ob ihn einer derselben getroffen hatte, konnte ich nicht sehen, aber er stand noch aufrecht da und verteidigte sich mit seiner langen, umgekehrten Flinte.

Es ist etwas Eigenes um so einen nächtlichen Nahekampf.

Die Sinne schärfen sich auf das Doppelte ihres gewöhnlichen Vermögens; man sieht, was man sonst nicht sehen würde, und ein gewisser Instinkt, nach welchem man in solchen Augenblicken der Gefahr handelt, und zwar augenblicklich handelt, besitzt die Überlegenheit eines wohldurchdachten Entschlusses. Mein Kolben brachte den Hadschi schnell aus der Gefahr; ich sah, daß seine Angreifer unter unsern Schlägen stürzten oder zur Seite flohen; aber ich hatte nur an eins zu denken:

»Wen hast du denn, Halef?« fragte ich ihn mitten im Kampfe.

»Abraham Mamur!«

»Ihn? Ah! Wo?«

»Zu meinen Füßen. Ich habe ihn niedergeschlagen.«

»Endlich! Bravo!«

Die wenigen Männer, welche uns noch belästigten, waren bald nach rechts und links auseinander gestoben. Ich bekümmerte mich nicht um sie und bückte mich nieder, um Abraham Mamur in Augenschein zu nehmen. Es herrschte noch großes Getümmel im Hofe, denn es sprangen noch immer Leute von oben herab, welche vor den Soldaten flohen; ich achtete nicht auf sie, denn Abraham war mir wertvoller als alle anderen. Ich zog ein Zündholz hervor, strich es an und leuchtete dem Daliegenden in das Gesicht.

»O weh, Halef; er ist es nicht!«

»Nicht, Sihdi? Unmöglich! Ich habe ihn beim Blitz eines Schusses deutlich erkannt!«

»So ist er entkommen, und du hast einen andern niedergestreckt. Wo ist er hin?«

Ich erhob mich und blickte wieder im Hofe umher. Da sah ich die Flüchtigen über die niederen Planken klettern, welche eine zwischen dem Hause und dem Schuppen befindliche Lücke ausfüllten, die nach dem Hofe Baruchs führte. Auch Halef hatte dies sofort bemerkt.

»Ihnen nach, Sihdi!« rief er. »Er ist da hinüber!«

»Sicher! Aber so bekommen wir ihn nicht. Er muß ja an unserer Vordertür vorbei. Komm!«

Ich sprang durch den Flur nach vorn und öffnete die Tür. Es

eilten mehrere Gestalten vorüber, die aus Baruchs Hause kamen; es waren drei oder vier. Ein fünfter, der ihnen folgte und uns nicht bemerkte, rief:

»Halt! Bleibt beisammen!«

Das war er! Das war seine Stimme, jene Stimme, mit welcher er in jener Fluchtnacht am Nile seine Diener zusammengerufen hatte. Auch Halef erkannte sie und rief unkluger Weise laut:

»Er ist's, Sihdi! Ihm nach!«

Abraham hörte es und rannte, ohne sich vorher erst umzublicken, davon; wir hasteten hinter ihm her. Er bog, um uns zu entkommen, um mehrere Ecken und tauchte in verschiedene dunkle, winkelige Gäßchen; aber ich war stets höchstens fünfzehn Schritte hinter ihm, und Halef hielt gleichen Schritt mit mir. Der Sprung in den Hof war doch nicht ohne Einfluß auf mich geblieben, sonst hätte ich den Menschen sicher bald erreicht. Er war ein guter Läufer, und meinem Halef wollte der Atem ausgehen.

»Bleib stehen und schieße ihn nieder, Sihdi!« keuchte er.

Die Befolgung dieses Zurufes wäre mir ein Leichtes gewesen, aber ich tat es nicht. Es hatten andere ein größeres Recht auf den Menschen als ich, und ich wollte ihn lebendig haben. Die Jagd dauerte also fort. Da öffnete sich die Gasse, durch die wir jetzt gelaufen waren, und das Wasser des goldenen Hornes lag vor uns. Gar nicht weit vom Ufer erkannte man trotz des nächtlichen Dunkels die Inselreihe, welche zwischen Baharive Keui und Sudludje im Wasser liegt.

»Rechts, Halef!« rief ich.

Er gehorchte, und ich sprang links hinüber. So hatten wir den Flüchtling zwischen uns und dem Wasser. Er blieb einen Augenblick stehen, um sich nach uns umzusehen; dann nahm er einen Anlauf gegen das Ufer und sprang in das Wasser, unter dessen Oberfläche er verschwand.

»O wäih!« rief Halef. »Aber er soll uns doch nicht entkommen!«

Er legte seine Flinte an, um zu schießen.

»Schieß nicht,« riet ich ihm. »Du zitterst vom Laufen! Ich werde ihm nachspringen.«

»Sihdi, wenn es diesem Bösewicht gilt, so zittere ich nicht!« war die Antwort.

Da tauchte der Kopf des Schwimmenden aus der Flut empor – der Schuß krachte – ein Schrei erscholl, und der Kopf verschwand unter lautem Gurgeln wieder in den Wellen.

»Ich habe ihn getroffen!« rief der Hadschi. »Er ist tot. Siehst du, Sihdi, daß ich nicht gezittert habe!«

Wir warteten noch eine Weile, aber Abraham Mamur kam nicht wieder empor, und wir beide waren überzeugt, daß der Schuß ein wohlgezielter gewesen sei. Nun kehrten wir wieder nach dem Kampfplatze zurück.

Zwar hatte ich während unseres Dauerlaufes auf die Richtung geachtet und mir auch möglichst die Zahl und Lage der Gäßchen gemerkt, aber es fiel uns dennoch nicht leicht, uns zurecht zu finden, und es dauerte eine geraume Weile, ehe wir unsere Wohnung erreichten.

Dort hatte sich unterdessen vieles verändert. In der Gasse war es ziemlich hell geworden, denn ihre Bewohner und auch Leute aus den Nachbargassen standen mit Papierlaternen da. Ein Teil der Soldaten bildete Kordon vor den drei Häusern, und der andere Teil suchte entweder noch nach versteckten Flüchtlingen in den Höfen, oder er bewachte die Gefangenen, welche man gemacht hatte. Gefangen aber nannte man eine jede Person, welche heut in dem Hause des Griechen gewesen war. Dieser selbst war tot. Der Hauptmann hatte ihm mit einem Säbelhiebe den Kopf gespalten. Sein Weib aber stand bei den Mädchen und Knaben, welche man zusammengebunden hatte. Auch die Berauschten hatte man herbeigeschafft. Im Tumulte des Kampfes war ihnen die Besinnung so ziemlich zurückgekehrt. Einige Soldaten waren tot, mehrere verwundet, und es stellte sich leider heraus, daß auch mein wackerer Halef einen Streifschuß in den Vorderarm und einen, glücklicherweise ungefährlichen, Stich gleich daneben erhalten hatte. Gefangen hatte man nur vier Männer, von denen sicher zu sein schien, daß sie Mitglieder der Gaunergesellschaft wären. Sechs waren

getötet worden, und den übrigen war es geglückt, zu entkommen. Omar, der sich am meisten vorgewagt hatte, lehnte sehr verdrießlich an der Treppe; er hatte Abu el Nassr nicht gefunden und sich dann um das weitere nicht gekümmert.

Der alte Baruch war schon schlafen gegangen, als geschossen wurde. Gleich darauf hatte man seine Flurtüren eingeschlagen, und er war vor Angst in seiner Stube eingeschlossen geblieben. Jetzt erst kam er hervor und schlug vor Verwunderung die Hände zusammen, als er hörte, was geschehen sei. Endlich hatte man alle Gefangenen zum Transporte zusammengekoppelt, und nun gab der Offizier seinen Soldaten die Erlaubnis, das Haus des Griechen zu plündern. Dies ließen sie sich nicht zweimal sagen; in Zeit von zehn Minuten war alles fortgenommen, was sich nicht gar zu schwer transportieren ließ.

Während dieser Zeit suchte ich den Hauptmann auf, den ich nach dem Offizier fragte.

»Er steht draußen vor dem Hause,« lautete die Antwort.

Das wußte ich bereits; aber es lag mir daran, etwas über diesen Mann zu erfahren. Erst hatte ich sein Schweigen geachtet; dann aber war er mir nicht in der Weise begegnet, die ich von ihm erwarten konnte; jetzt nach beendigem Kampfe kümmerte er sich gar nicht um mich, und ich hielt es auch nicht mehr für nötig, diskret zu sein.

»Welchen Rang bekleidet er?« fragte ich.

»Frage nicht,« erklang es ziemlich barsch. »Er hat verboten, es zu sagen!«

Eben deswegen mußte ich es erfahren! Einer der Soldaten war noch im Hofe Baruchs mit Suchen beschäftigt gewesen, als die anderen plünderten. Er war also schlechter weggekommen als sie und wollte fluchend durch das Haus nach der Gasse gehen. Dort fing ich ihn auf.

»Du hast nichts bekommen können?« fragte ich ihn.

»Nichts!« brummte er höchst ärgerlich.

»So sollst du dir bei mir etwas verdienen, wenn du mir eine Frage beantwortest.«

»Welche Frage?«

»Welchen Rang bekleidet der Offizier, welcher euch heut angeführt hat?«

»Wir sollen von ihm nicht sprechen; aber er hat auch nicht an mich gedacht. Gibst du mir zwanzig Piaster, wenn ich es dir sage?«

»Du sollst sie haben.«

»Er ist Mir Alai {Oberst} und heißt – –«

Er nannte mir den Namen eines Mannes, der später eine bedeutende Rolle spielte und noch heut als hoher Würdenträger bekannt ist. Er ist kein geborener Türke und hat sich vom Lieblingsdiener seines einstigen Herrn durch nichts weniger als geistige Verdienste zu seiner jetzigen Stellung emporgearbeitet.

Ich bezahlte die ausgedungene Summe und warf dann einen Blick hinaus auf die Gasse. Der Mir Alai stand grad vor der Tür und konnte mich unmöglich übersehen.

Wie ich es erwartet hatte, trat der Mir Alai herbei und fragte:

»Sind die Franken alle so furchtsam wie du? Wo warst du, als wir Andern kämpften?«

War das eine Frage! Ich hätte ihm am liebsten eine Ohrfeige gegeben.

»Auch wir kämpften,« antwortete ich gleichmütig; »allerdings nur mit denen, welche du unnötiger Weise entschlüpfen ließest. Ein weiser Mann ist stets darauf bedacht, die Fehler Anderer gut zu machen.«

»Wen habe ich entkommen lassen?« fuhr er auf.

»Alle, welche hier entkommen sind. Da du auf meinen Rat nicht hörtest, den Ausgang dieses Hauses zu besetzen, war ich mit meinem Diener nicht imstande, die große Hälfte der Schurken festzuhalten, während ihr euch mit der kleineren beschäftigt. Was wird mit den Gefangenen geschehen?«

»Allah weiß es! Wo wirst du morgen wohnen?«

»Jedenfalls hier.«

»Du wirst nicht mehr hier wohnen.«

»Warum?«

»Das wirst du bald merken. Also wo wirst du morgen zu treffen sein?«

»Bei dem Bazirgian Maflei, welcher in der Nähe der Jeni Dschami wohnt.«

»Ich werde zu dir senden.«

Er wandte sich nach diesen Worten ohne einen Gruß von mir ab und gab ein Zeichen. Die Gefangenen wurden herbeigebracht und eingeschlossen; dann setzte sich der Zug in Bewegung. Ich kehrte, ohne ihm nachzublicken, in den Hof zurück und da bemerkte ich allerdings sogleich, weshalb ich morgen nicht mehr hier wohnen werde. Dieser freundliche Offizier hatte Feuer an das Haus des Griechen legen lassen, und die Flammen leckten bereits zu den Stubendecken empor. Das war eine echt muselmännische Art und Weise, mit einer nicht sehr ehrenvollen Erinnerung fertig zu werden.

Ich sprang, ohne Lärm zu schlagen, in unser Logis empor, um unsere Gewehre, die wir nicht gebraucht hatten, und das wenige andere, mit dem wir eingezogen waren, zusammen zu nehmen. Ich trug es in den Hof herunter, und nun schlug auch die Flamme so hoch empor, daß man sie und ihre Helligkeit auf der Gasse bemerken mußte. Das Geschrei und der Tumult, der sich nun erhob, ist ganz unmöglich zu beschreiben. Man muß Augenzeuge einer Feuersbrunst in Konstantinopel gewesen sein, um sich einen Begriff von der unendlichen Panik machen zu können, welche durch einen Brand entsteht. Man denkt gar nicht an das Löschen; man denkt nur an die Flucht, und da die Häuser meist nur hölzerne sind, so legt ein solches Feuer oft ganz beträchtliche Komplexe in Asche.

Mein alter Baruch war vor Schreck ganz sprachlos, und seine Frau konnte sich nicht rühren. Wir trösteten beide so gut wie möglich, packten ihre wenigen Habseligkeiten zusammen und versprachen ihnen eine freundliche Aufnahme bei Maflei. Einige Lastträger waren bald zur Stelle, und so verließen wir ein Logis, welches wir nicht ganz einen Tag bewohnt hatten, während doch die Miete für eine ganze Woche entrichtet worden war. Der reiche Bäcker hatte an dem alten Hause jedenfalls keine Million verloren.

Wir fanden zu so später Stunde natürlich Mafleis Haus verschlossen, doch wurde uns auf unser Klopfen sehr bald geöffnet. Die Glieder der ganzen Familie versammelten sich; sie waren sehr enttäuscht, als sie hörten, daß unser Unternehmen auf diese Weise geendet hatte. Lieber hätten sie Abraham Mamur in ihrer Gewalt gehabt, doch befriedigten sie sich schließlich mit der Überzeugung, daß er in den Fluten seinen Lohn gefunden habe.

Baruch wurde mit seinem Weibe willkommen geheißen, und der Hausherr versicherte ihm, daß er für ihn sorgen werde.

Schließlich, als uns gesagt worden war, daß wir unser Gartenhaus wieder bereit finden würden, bemerkte Isla mit freudigem Angesichte:

»Effendi, wir haben heute, als du abwesend warst, einen unerwarteten, aber sehr lieben Gast erhalten. Rate einmal, wer es ist!«

»Wer kann da raten! Kenne ich ihn?«

»Gesehen hast du ihn noch nicht, aber erzählt habe ich dir von ihm. Ich werde ihn rufen, und wenn du ihn gesehen hast, sollst du raten.«

Ich war ein wenig gespannt auf diesen Gast, denn er mußte mit unseren Erlebnissen in Beziehung stehen. Nach kurzer Zeit trat Isla mit einem ältlichen Manne ein, den ich allerdings noch nicht gesehen hatte. Er trug die gewöhnliche türkische Kleidung und hatte nichts an sich, was mich auf die richtige Spur hätte bringen können. Seine sonnverbrannten Züge waren kühn und scharf geschnitten, doch die Falten, welche sein Gesicht durchfurchten, und der lange, schneeweiße Bart gaben ihm ein Aussehen, als habe er an einem schweren Kummer zu tragen.

»Dies ist der Mann, Effendi,« meinte Isla. »Nun rate!«

»Ich errate es nicht.«

»Und doch wirst du es erraten!« Und an den Fremden sich wendend, bat er: »Rede ihn in deiner Muttersprache an!«

Der Mann machte eine Verbeugung gegen mich und sagte:

»Szluga pokoran, wiszoko pocschtowani – Ihr ergebener Diener, mein hochgeehrter Herr.«

Dieser höfliche, serbische Gruß brachte mich sofort auf die rechte Fährte. Ich reichte dem Mann beide Hände entgegen und antwortete:

»Nubo, otatz Osco, dobro, mi docschli – sieh da, Vater Osco! Willkommen!«

Es war wirklich Osco, der Vater von Senitzza, und ich richtete große Freude damit an, daß ich ihn an diesem serbisch-montenegrinischen Gruße erkannt hatte. Natürlich war jetzt von Schlaf noch keine Rede, denn ich mußte zunächst wissen, wie es ihm ergangen war.

Seit dem Verschwinden seiner Tochter, außer welcher er kein Kind besaß, war er ruhelos umhergewandert. Er hatte hier und da geglaubt, eine Spur von ihr gefunden zu haben, war aber immer bald zu der Einsicht gelangt, daß er sich getäuscht habe. Not hatte er während dieser Irrfahrten, welche sich meist über Kleinasien und Armenien erstreckt hatten, nicht gelitten, denn er war mit reichlichen Mitteln versehen gewesen. In echt orientalischer Weise hatte er den Schwur getan, die Heimat und sein Weib nicht eher wiederzusehen, als bis er sein Kind gefunden habe, war aber durch die Vergeblichkeit seiner Bemühungen gezwungen worden, nach Konstantinopel zu gehen. Eine solche Odyssee ist nur im Orient möglich; bei den geordneten Zuständen des Abendlandes würde sie ein Wahnsinn zu nennen sein. Man kann sich vorstellen, welche Freude der Montenegriner gehabt hatte, da er seine Tochter als das Weib des Mannes fand, für den er sie hatte suchen wollen, und nicht nur seine Tochter hatte er gesehen, sondern auch sein Weib, welches der Tochter nach Stambul gefolgt war.

Er hatte den ganzen Zusammenhang erfahren und strebte nun nach Rache. Er war entschlossen, den Derwisch Ali Manach aufzusuchen, um ihn zu zwingen, Auskunft über den Aufenthaltsort seines Vaters zu erteilen, und ich hatte Mühe, ihn zu bestimmen, diesen Besuch mir zu überlassen.

Nun erst legten wir uns schlafen, und ich kann sagen, daß ich nach der überstandenen Anstrengung sofort in Schlummer fiel, und vielleicht wäre ich am Morgen noch nicht aufgewacht, wenn ich nicht geweckt worden wäre. Maflei schickte nämlich

nach dem Gartenhause und ließ mir sagen, daß ein Mann da sei, der mich sehr notwendig zu sprechen habe. Da man im Orient gezwungen ist, in den Kleidern zu schlafen, so war ich sofort bereit, dem Rufe Folge zu leisten. Ich traf einen Mann, welcher mich nach meinem Namen fragte und mir dann sagte, daß ich nach dem Hause in Sankt Dimitri kommen solle, wo ich mit dem Jüterbogker Barbier gewesen sei; dieser wolle mit mir sprechen, und es sei außerordentlich eilig.

»Was will er?« erkundigte ich mich.

»Ich weiß es nicht,« lautete die Antwort. »Ich wohne in der Nähe, und der Wirt kam zu mir, um mich zu bitten, zu dir zu gehen.«

»So sage ihm, daß ich sogleich kommen werde!«

Ich bezahlte ihm den Gang, und er ging. Bereits fünf Minuten später war ich mit Omar unterwegs. Bei der Unsicherheit eines solchen Weinhauses hielt ich es für geraten, nicht allein zu gehen, und Halef wollte ich nicht belästigen, da er verwundet worden war. Auf unseren kleinen Mietpferden, hinter denen die Besitzer hertrabten, indem sie sich am Schwanze festhielten, ging es ziemlich schnell durch die Gassen. Als wir anlangten, kam uns der Wirt bis unter die Tür entgegen. Er begrüßte höchst demütig und fragte:

»Effendi, du bist der Deutsche, der kürzlich mit einem gewissen Hamsad al Dscherbaja bei mir gewesen ist?«

»Ja.«

»Er will mit dir sprechen.«

»Wo ist er?«

»Er liegt oben. Dein Begleiter mag einstweilen unten einkehren.«

Die Worte: »Er liegt oben« – ließen mich auf Krankheit oder gar auf einen Unfall schließen. Während Omar in die untere Stube trat, stieg ich mit dem Wirt die Stiege empor. Oben blieb er stehen und sagte:

»Erschrick nicht, Herr, wenn du ihn krank findest!«

»Was ist mit ihm?«

»O, weiter nichts, als daß er einen kleinen Stich erhalten hat.«

»Ah! Wer hat ihn gestochen?«

»Ein Fremder, der noch nie bei mir gewesen ist.«

»Weshalb?«

»Sie saßen erst beisammen und redeten sehr eifrig miteinander; dann spielten sie, und als dein Bekannter bezahlen sollte, hatte er kein Geld. Darüber wurden sie uneinig und zogen die Messer; er war betrunken und erhielt den Stich.«

»Ist es gefährlich?«

»Nein, denn er war nicht sogleich tot.«

Also nach der Meinung dieses guten Mannes war ein Stich nur dann gefährlich, wenn sogleich der Tod erfolgte.

»Du hast doch den andern festgehalten?«

»Wie konnte ich das?« antwortete er verlegen. »Dein Freund hatte kein Geld und zog das Messer zuerst.«

»Aber du kennst ihn wenigstens?«

»Nein. Ich sagte dir bereits, daß er noch gar nicht bei mir gewesen ist.«

»Hast du nach einem Arzt geschickt?«

»Ja. Ich ließ sogleich einen berühmten Hekim holen, der ihn verbunden hat. Du wirst mir doch bezahlen, was mir der Kranke dafür und für seine Zeche schuldig ist? Ich habe dem Fremden auch das geben müssen, was er von ihm gewonnen hatte.«

»Ich werde mir das zuvor ein wenig überlegen. Führe mich zu ihm!«

»Tritt durch die hintere Türe. Ich habe unten zu tun.«

Als ich in die bezeichnete Stube trat, welche nichts als eine Art Matratze enthielt, sah ich den Barbier todesbleich und mit eingefallenem Gesichte auf derselben liegen. Ich war sogleich überzeugt, daß der Stich gefährlich sei, und beugte mich zu ihm nieder.

»Ich danke Ihnen, daß Sie kommen!« sagte er langsam und mit Mühe.

»Dürfen Sie sprechen?« fragte ich ihn.

»Es wird mir nichts mehr schaden! Es ist aus mit mir!«

»Fassen Sie Mut! Hat Ihnen der Arzt keine Hoffnung gelassen?«

»Er ist ein Quacksalber.«

»Ich werde Sie nach Pera bringen lassen. Sind Sie im Besitze eines Schutzscheines vom preußischen Gesandten?«

»Nein. Ich wollte nicht für einen Franken gelten.«

»Woher war der Mann, mit dem Sie sich stritten?«

»Der? Oh, wissen Sie das nicht? Ich soll ihn ja für Sie suchen! Es war Abraham Mamur!«

Ich fuhr zurück, als ich diesen Namen hörte.

»Das ist unmöglich; er ist ja tot!«

»Tot? Ich wollte, er wäre es!«

Es war eigentümlich: jetzt auf dem Kranken- oder Sterbelager redete der Barbier auf einmal nicht mehr seinen märkischen Dialekt, sondern das reinste Hochdeutsch! Das mußte mir natürlich auffallen.

»Erzählen Sie!« bat ich ihn.

»Ich war noch spät hier; da kam er, ganz naß, als ob er durch das Wasser geschwommen sei. Ich erkannte ihn sogleich, er mich aber nicht. Ich machte mich an ihn, und wir zechten; dann spielten wir, und ich verlor. Ich war betrunken und mag wohl verraten haben, daß ich ihn kenne und aushorchen wolle; ich hatte kein Geld, und deshalb kamen wir in Streit; ich wollte Ihnen einen Gefallen tun und ihn erstechen, er aber war rascher als ich. Das ist alles!«

»Ich will Sie nicht tadeln; das führt zu nichts, und Sie sind krank. Haben Sie nicht bemerkt, ob Abraham Mamur mit dem Wirte bekannt ist?«

»Sie schienen sich sehr gut zu kennen; der Wirt gab ihm trockene Kleider, ohne daß er darum gebeten wurde.«

»Seien Sie aufrichtig! Sind Sie nicht aus Jüterbog?«

»Sie erraten es. Ich weiß, daß der Stich tödlich ist, und darum will ich es sagen: ich bin ein Thüringer. Das ist genug; ich habe keine Verwandte und durfte nicht in die Heimat zurück. Lassen Sie das gut sein! Wollen Sie mich wirklich nach Pera schaffen lassen?«

»Ja. Vorher jedoch will ich Ihnen einen verständigen Arzt senden, der untersuchen soll, ob Sie transportfähig sind. Haben Sie einen Wunsch?«

»Lassen Sie mir Scherbet geben und vergessen Sie mich nicht!«

Er hatte mir immer nur mit Mühe und unter vielen Unterbrechungen geantwortet. Jetzt schloß er die Augen; die Besinnung schwand ihm. Ich ging hinunter zum Wirte, gab ihm die geeigneten Instruktionen und versprach ihm, seine berechtigten Auslagen ehrlich zu bezahlen. Dann ritten wir schleunigst nach Pera. Hier begab ich mich zunächst in die preußische Gesandtschaft, deren Kanzler, welcher ein Perote war, meine kurze Darstellung schweigend anhörte und sich sodann in liebenswürdigster Weise bereit erklärte, sich des Verwundeten anzunehmen; auch die Sorge um den Arzt nahm er auf sich und ersuchte mich nur, ihm Omar als Führer da zu lassen. Natürlich fühlte ich mich trotzdem nicht der Teilnahme und Sorge für den Landsmann entbunden, konnte aber ruhig heimkehren, da ich ihn unter guter Obhut wußte.

Sofort nach meiner Ankunft suchte ich zunächst Isla auf, um ihm zu sagen, daß Abraham Mamur heute nacht nicht von Halef erschossen worden sei, sondern noch lebe. Er befand sich in einem mit Büchern und allerhand Warenproben angefüllten Gemache, welches sein Comptoir zu sein schien. Er war sehr wenig erbaut von meiner Botschaft, beruhigte sich aber bald durch den Gedanken, daß es uns nun doch noch gelingen könne, den Menschen lebendig zu fangen. Was den Barbier betraf, so äußerte er kein Mitleid mit demselben und sagte mir, daß er ihn fortgejagt habe, weil er von ihm mehrfach bestohlen worden sei.

Während dieser Unterredung war mein Blick wiederholt auf das aufgeschlagene Buch gefallen, welches er vor sich liegen hatte. Es schien ein Kontobuch zu sein, dessen Inhalt mich nichts anging und mich auch gar nicht interessierte. Im Laufe des Gespräches irrten seine Finger wie spielend durch die Blätter, welche von ihnen hin und her gewendet wurden, und jetzt – eben blickte ich ganz zufällig wieder hin – fiel mein Auge auf einen Namen, der mich veranlaßte, meine Hand schnell auf das Blatt zu legen, damit es nicht umgewendet werde. Es war der Name ›Henri Galingré, Schkodra‹.

»Galingré in Schkodra {Skutari nach türkischer Mundart}?« fragte ich. »Dieser Name interessiert mich ganz außerordentlich. Du stehst mit einem Galingré in Skutari in Verbindung?«

»Ja. Es ist ein Franzose aus Marsilia {Marseille in Frankreich}, einer meiner Lieferanten.«

»Aus Marseille? O, das stimmt ja ganz auffällig! Hast du ihn vielleicht einmal gesehen und gesprochen?«

»Öfters. Er ist bei mir gewesen, und ich war auch bei ihm!«

»Weißt du nichts von seinen Schicksalen und von seiner Familie?«

»Ich erkundigte mich nach ihm, ehe ich das erste Geschäft mit ihm machte, und später hat er mir auch manches erzählt.«

»Was weißt du von ihm?«

»Er hatte ein kleines Geschäft in Marsilia, und das genügte ihm nicht; darum ging er nach dem Orient, erst nach Stambul, dann nach Adrianopel; dort lernte ich ihn kennen. Seit einem Jahre aber wohnt er in Skutari, wo er einer der wohlhabendsten Männer ist.«

»Und seine Verwandten?«

»Er hatte einen Bruder, dem es auch nicht in Marsilia gefiel. Dieser ging erst nach Algier und dann nach Blidah, wo er solches Glück hatte, daß der Bruder in Adrianopel ihm seinen Sohn sandte, damit derselbe im Geschäft zu Blidah seine Kenntnisse verwerte. Dieser Sohn nahm sich ein Mädchen aus Marsilia zum Weibe und kehrte dann zu seinem Vater zurück, wo er nach längeren Jahren das Geschäft übernahm. Einst mußte er nach Blidah zu seinem Oheim, um ein größeres Geschäft mit ihm zu besprechen, und grad als er sich dort befand, wurde der Oheim ermordet und seiner ganzen Kasse beraubt. Man hatte einen armenischen Händler in Verdacht, und der jüngere Galingré zog aus, um nach ihm zu forschen, da er meinte, daß die Polizei nicht fleißig genug suche. Er ist niemals zurückgekehrt. Sein Vater ist Erbe des Oheims geworden und hat dadurch sein Vermögen verdoppelt, aber er weint

noch heut um den Sohn und würde viel geben, wenn er eine Spur von ihm fände. Das ist es, was ich dir sagen kann.«

»Nun wohlan, ich kann ihn gleich auf diese Spur bringen.«

»Du?« fragte Isla erstaunt.

»Ja. Wie konntest du so lange schweigen! Ich habe dir ja bereits in Ägypten erzählt, daß Abu en Nassr, welchen Omar sucht, im Wadi Tarfau einen Franzosen erschlagen hat, dessen Sachen ich zu mir nahm. Habe ich dir nicht auch mitgeteilt, daß dieser Franzose Paul Galingré geheißten hat?«

»Den Namen hast du nicht genannt.«

»Ich habe noch heute den Trauring hier an meinem Finger, welcher ihm gehörte; die anderen Gegenstände gingen leider mit der Satteltasche verloren, als mein Pferd im Schott Dscherid versank.«

»Effendi, du wirst dem alten Manne noch Nachricht geben!«

»Das versteht sich!«

»Schreibst du ihm?«

»Ich werde sehen. Durch einen Brief kommt die Nachricht zu plötzlich über ihn. Der Weg in meine Heimat führt mich vielleicht in jene Gegend. Man muß sich diese Angelegenheit überlegen.«

Nach diesem Gespräch suchte ich Halef auf, der es zunächst gar nicht glauben wollte, daß sein Schuß fehlgegangen sei; endlich aber gab er dennoch zu:

»Sihdi, so hat mein Arm also doch gezittert!«

»Jedenfalls.«

»Aber dieser Mensch stieß doch einen Schrei aus und versank. Wir haben seinen Kopf nicht wieder gesehen!«

»Das hat er mit kluger Absicht getan; er muß ein guter Schwimmer sein. Mein lieber Hadschi Halef Omar, wir sind rechte Toren gewesen. Glaubst du wirklich, daß ein Mensch, welcher eine Kugel mitten durch den Kopf bekommt, noch schreien kann?«

»Ich weiß das nicht,« meinte er, »denn ich habe noch keine Kugel durch den Kopf erhalten. Wenn man mich einmal durch den Kopf schießt, was Allah um meiner Hanneh willen ver-

hüten möge, so werde ich versuchen, ob es mir möglich ist, zu schreien. Aber Sihdi, glaubst du, daß wir seine Spur wiederfinden werden?»

»Ich hoffe es.«

»Durch den Wirt?»

»Entweder durch ihn oder durch den Derwisch, denn ich ahne, daß er diesem bekannt ist. Ich werde noch heute mit ihm sprechen.«

Auch den Juden, welcher mit seinem Weibe ein kleines Ge-
laß unseres Gartenhauses bewohnte, besuchte ich. Er hatte sich
in die Veränderung ergeben und klagte nicht mehr über die
kleinen Verluste, die ihm das gestrige Feuer verursacht hatte.
Er wußte ja, daß der reiche Maflei sein Versprechen, für ihn zu
sorgen, leicht halten könne. Während meiner Abwesenheit in
Dimitri und Pera war er bereits in Baharive Keui gewesen und
sagte mir, daß sehr viele Häuser von dem Feuer verzehrt wor-
den seien.

Wir sprachen noch miteinander, als ein schwarzer Diener
Mafleis kam, um mir zu sagen, daß ein Offizier da sei, der mit
mir sprechen wolle.

»Was ist er?» fragte ich ihn.

»Er ist ein Jüsbaschi {Hauptmann}.«

»Führe ihn in meine Wohnung.«

Ich hielt es nicht für angezeigt, dieses Mannes wegen einen
Schritt zu tun, und begab mich deshalb, anstatt das Hauptge-
bäude aufzusuchen, nach meinem Zimmer, wo ich Halef fand,
dem ich sagte, welchen Besuch ich zu erwarten habe.

»Sihdi,« meinte er, »dieser Jüsbaschi ist grob gegen dich ge-
wesen. Wirst du höflich sein?»

»Ja.«

»Du meinst, dann muß er sich vor uns schämen? Wohlan,
so werde auch ich sehr höflich gegen ihn sein. Erlaube, daß ich
ihn als dein Chizmetkiar {Diener} empfange!«

Er trat hinaus vor die Tür, und ich setzte mich auf meinen
Diwan, mir eine Pfeife anbrennend. Nach wenigen Minuten
hörte ich die Schritte des Nahenden und gleich darauf die
Stimme des kleinen Hadschi, welcher den Schwarzen fragte:

»Wohin willst du?«

»Ich soll diesen Agha zu dem fremden Effendi bringen.«

»Zu dem Emir aus Dschermanistan meinst du! Du kannst umkehren, denn du mußt doch wissen, daß man bei einem Emir nicht so eintreten darf, wie bei einem Paputschi oder Terzi {Schuster oder Schneider}. Der Emir, welchen Allah mir als Herrn gegeben hat, ist gewohnt, daß man nur mit der größten Höflichkeit mit ihm verkehrt.«

»Wo ist dein Herr?« hörte ich barsch die Stimme des Hauptmanns fragen.

»Erlaube mir, Hoheit, dich erst zu fragen, wer du bist!«

»Das wird dein Herr wohl sehen!«

»Aber ich weiß ja nicht, ob es ihm beliebt, es zu sehen. Er ist ein sehr strenger Herr, und ich darf es nicht wagen, jemand zu ihm zu lassen, ohne ihn zuvor um Erlaubnis zu fragen.«

Ich sah im Geiste mit Vergnügen das demütig-freundliche Gesicht des kleinen Schlaukopfs gegenüber den grimmigen Zügen des barschen Offiziers, der den Befehl seines Vorgesetzten auszuführen hatte und also nicht umkehren durfte, was er jedenfalls am liebsten getan hätte. Er antwortete:

»Ist dein Herr wirklich ein so großer und vornehmer Emir? Solche Leute pflegen anders zu wohnen, als wir es gestern bemerkten!«

»Das tat er nur zu seinem Vergnügen. Er langweilte sich und beschloß, einmal zu sehen, wie unterhaltend es ist, wenn sechzig tapfere Krieger zwanzig Knaben und Mädchen fangen, die Erwachsenen aber entlaufen lassen. Das hat ihm sehr gefallen, und nun sitzt er auf seinem Diwan und hält seinen Kef, wobei ich ihn nicht stören möchte.«

»Du bist verwundet. Warst du nicht gestern auch dabei?«

»Ja. Ich war es, der unten an der Tür stand, wo eigentlich eine Wache hingehörte. Aber ich sehe, daß du dich gern mit mir hier unterhalten willst. Erlaube, Hoheit, dir einen Sitz zu bringen!«

»Halt, Mensch! Ich glaube gar, du sprichst im Ernste! Sage deinem Herrn, daß ich mit ihm reden möchte!«

»Und wenn er mich fragt, wer du bist?«

»So sage, daß ich der Jüsbaschi von gestern abend sei.«

»Gut! Ich werde ihn einmal bitten, seine Güte über dir leuchten und dich eintreten zu lassen, denn ich weiß, was man um einen Mann von deiner Würde wagen darf.«

Er trat herein und zog die Tür hinter sich zu. Sein ganzes Gesicht funkelte vor Vergnügen.

»Soll er sich neben dich setzen?« fragte er leise.

»Nein. Lege ihm das Kissen grad mir gegenüber nahe an die Tür, aber mit der größten Höflichkeit; dann bringst du ihm eine Pfeife und Kaffee.«

»Dir auch Kaffee?«

»Nein; ich trinke nicht mit ihm.«

Er öffnete jetzt und ließ unter einem demütigen »der Emir erlaubt es« den Wartenden eintreten. Dieser grüßte nur mit einer leisen Verneigung seines Hauptes und begann:

»Ich komme, um das dir gestern gegebene Versprechen zu —«

Er hielt inne, denn eine rasche Handbewegung meinerseits hatte ihm auf ganz unzweideutige Weise Schweigen geboten. Ein höflicher Gruß einem Franken gegenüber dünkte ihm wohl gar nicht nötig, und so hatte ich große Lust, ihm zu zeigen, daß auch ein Christ an Achtung gewöhnt sein kann.

Er stand noch an der Tür. Halef brachte das Kissen und legte es ihm grad vor die Füße; dann verließ er den Raum. Es war ein wirkliches Schauspiel, das Gesicht des Jüsbaschi zu beobachten, in welchem Empörung, Erstaunen und Scham um die Herrschaft rangen. Er fügte sich aber doch in das Unvermeidliche und ließ sich nieder. Es mußte den stolzen Moslem eine bedeutende Überwindung kosten, bei einem Christen nur an der Tür Platz zu nehmen.

Bei der orientalischen Art und Weise, stets kochendes Wasser für den Kaffee über dem Feuer zu haben, dauerte es nur sehr kurze Zeit, bis Halef ihm eine Tasse des Getränkes und Feuer brachte. Er nahm beides, trank den Kaffee und ließ sich die Pfeife anbrennen. Halef blieb hinter ihm stehen, und nun konnte die Unterhaltung beginnen.

»Mein Sohn,« begann ich in väterlich freundlichem Tone,

obgleich das Wort eigentümlich klingen mußte, da ich auch nicht älter war, als er selbst; »mein Sohn, ich ersuche dich, einiges zu merken, was mein Mund dir zu sagen hat. Wenn man die Wohnung eines Bilidschi {gebildeter Mann, Mann von Erfahrung} betritt, so sagt man ihm einen Gruß, sonst wird man entweder für stumm oder für unwissend gehalten. Auch darf man die Rede nie zuerst beginnen, sondern muß warten, bis man angesprochen wird, denn der Hausherr hat das Recht, das Zeichen zum Beginn zu geben. Wer einen andern beurteilt, ohne ihn vorher kennen gelernt zu haben, der wird sich sehr viel irren, und vom Irrtum ist oft nur ein kleiner Schritt zur Demütigung. Du wirst meine gut gemeinten Worte dankbar beherzigen, denn die Erfahrung hat die Pflicht, die Jugend zu belehren. Und nun magst du mir sagen, welche Bitte du auszusprechen hast!«

Der Mann hatte die Pfeife sinken lassen und öffnete den Mund vor Erstaunen über mein Verhalten. Jetzt aber platzte er rasch los:

»Es ist keine Bitte, sondern ein Befehl, welchen ich dir bringe!«

»Ein Befehl? Mein Sohn, es ist sehr vorteilhaft, langsam zu sprechen, denn nur auf diese Weise vermeidet man es, Dinge zu sagen, welche man nicht überlegt hat! Ich kenne in Stambul keinen Menschen, der mir zu gebieten hätte. Du meinst wohl, daß du selbst einen Befehl erhalten hast und infolgedessen zu mir kommst, denn du bist ein Untergebener, ich aber bin ein freier Mann. Wer sendet dich zu mir?«

»Der Mann, welcher uns gestern kommandierte.«

»Du meinst den Mir Alai – –?«

Ich fügte den Namen hinzu, welchen ich gestern von dem Soldaten erfahren hatte. Der Jüsbaschi machte eine Bewegung der Bestürzung und rief:

»Du kennst ihn und seinen Namen?«

»Wie du hörst! Hat er einen Wunsch an mich?«

»Ich soll dir befehlen, nicht nach ihm zu forschen und von der gestrigen Begebenheit zu keinem Menschen zu sprechen.«

»Ich habe dir bereits gesagt, daß mir niemand etwas zu befehlen hat. Sage dem Mir Alai, daß die Begebenheit in der nächsten Nummer des Bassiret erscheinen wird! Da ich keine Befehle entgegennehmen kann, so ist unsere Unterredung beendet.«

Ich erhob mich und ging in das Nebenzimmer. Der Jübschi aber vergaß vor Erstaunen sowohl das Sprechen als auch das Aufstehen, und erst nach einer ganzen Weile kam Halef, um mir zu melden, daß der Besuch mit einigen kräftigen Flüchen verschwunden sei.

Es war für gewiß anzunehmen, daß der Mir Alai sofort wieder schicken werde; ich fühlte aber keine Verpflichtung, auf seinen Boten zu warten, und rüstete mich zum Ausgehen. Mein Weg war nach dem Derwischkloster gerichtet, wo ich mit Ali Manach sprechen wollte. Ich fand ihn, wie gestern, in seiner Zelle, wo er saß und betete. Als er mich grüßen hörte, blickte er auf, und seiner Miene nach schien mein Besuch ihm nicht unangenehm zu sein.

»Sallam!« dankte er. »Bringst du vielleicht wieder eine Gabe?«

»Ich weiß es noch nicht. Wie soll ich dich nennen, Ali Manach Ben Barud al Amasat oder en Nassr?«

Mit einem schnellen Sprunge war er vom Diwan empor und stand ganz nahe vor mir.

»Pst! Schweige hier!« raunte er mir ängstlich zu. »Gehe hinaus auf den Friedhof; ich werde in kurzer Zeit nachkommen!«

Ich ahnte, daß ich gewonnenes Spiel hatte; freilich mußte ich mir auch eingestehen, daß ich mich auf einige diplomatische Gesprächswendungen einrichten müsse, wenn ich mich nicht verraten wollte. Ich verließ das Klostergebäude, schritt quer über den Hof und trat durch die Gitterpforte auf den Gottesacker.

Da ruhten sie, die Hunderte von Derwischen. Sie hatten ausgetanzt, und nun lag ein Stein zu ihren Häuptern, auf dem der Turban thronte. Ihre Komödie war ausgespielt. Wie werden sie über die ›Brücke der Prüfung‹ gelangen!

Ich hatte mich noch nicht weit zwischen die Gräber vertieft, als ich den Derwisch kommen sah. Er schritt, scheinbar in fromme Betrachtung versunken, einem abgelegenen Winkel zu, und ich folgte ihm. Wir trafen dort zusammen.

»Was hast du mir zu sagen?« fragte er.

Ich mußte außerordentlich vorsichtig sein; darum antwortete ich:

»Erst muß ich dich kennen lernen. Kann man sich auf dich verlassen?«

»Frage den Usta {Meister, Gebieter}; er kennt mich genau!«

»Wo ist er zu finden?«

»In Dimitri, bei dem Rum {Grieche} Kolettis. Bis gestern waren wir in Baharive Keui, aber man hat uns entdeckt und vertrieben. Der Usta wäre beinahe erschossen worden. Nur durch Schwimmen konnte er sich retten.«

Diese Worte sagten mir allerdings, daß Abraham Mamur der Anführer der Freibeuter sei; er hatte mich also in Baalbek nicht belogen. Aber der Derwisch hatte einen Mann genannt, der mich an ein früheres Ereignis erinnerte. Hatte nicht jener Grieche, welcher während des Kampfes im ›Tal der Stufen‹ in meine Hände fiel, Alexander Kolettis geheißen? Ich erkundigte mich weiter:

»Sind wir bei Kolettis sicher?«

»Vollständig. Weißt du, wo er wohnt?«

»Nein. Ich bin erst seit kurzer Zeit in Stambul.«

»Woher kommst du?«

»Aus Damask, wo ich den Usta getroffen habe.«

»Ja, er war dort, aber das Werk ist ihm nicht gelungen. Ein fränkischer Hekim hat ihn erkannt, und er mußte fliehen.«

»Ich weiß es; er hat dem reichen Schafei Ibn Jacub Afarah nur einen Teil seiner Geschmeide abnehmen können. Ist es verkauft?«

»Nein.«

»Weißt du dies genau?«

»Ganz genau, denn ich und mein Vater sind seine Vertrauten.«

»Ich komme, um dieser Sachen wegen mit ihm zu sprechen.

Ich weiß einen sicheren Mann, der alles kauft. Hat er es sofort bei der Hand?»

»Es steckt im Turm von Galata an einem sichern Orte. Vielleicht kommst du zu spät, denn der Bruder Kolettis' hat auch einen Mann gefunden, welcher heute kommen will.«

Das machte mir Sorge, doch ließ ich mir nichts merken.

»Wo ist Barud el Amasat, dein Vater? Ich habe eine wichtige Botschaft an ihn.«

»Bist du treu?« fragte er nachdenklich.

»Probiere es!«

»Er ist in Edreneh {türkisch: Adrianopel} bei dem Kaufherrs Hulam zu finden.«

Jetzt erschrak ich förmlich, denn hier war gewiß wieder eine Heimtücke im Spiele, doch faßte ich mich schnell.

»Ich weiß es,« bemerkte ich zuversichtlich. »Dieser Hulam ist der Verwandte jenes Jacob Afarah in Damask und auch des Händlers Maflei hier in Stambul.«

»Ich sehe, du weißt alles. Ich kann dir vertrauen.«

»So sage mir noch, wo sich dein Oheim Hamd el Amasat befindet!«

»Auch diesen kennst du?« fragte er verwundert.

»Sehr genau. Er war in der Sahara und in Ägypten.«

Sein Erstaunen wuchs. Er schien mich für ein ganz bedeutendes Mitglied seiner sauberen Verbrüderung zu halten, denn er fragte:

»So bist du wohl gar der Usta in Damask?«

»Frage jetzt nicht, sondern antworte mir!«

»Hamd el Amasat ist jetzt in Skutari. Er wohnt bei einem fränkischen Kaufmann, welcher Galino oder Galineh heißt.«

»Galingré willst du sagen.«

»Herr, du weißt wahrhaftig alles!«

»Ja; aber eins weiß ich noch nicht. Wie nennt sich der Usta jetzt?«

»Er ist aus Koniëh und heißt Abd el Myrrhatta.«

»Ich danke dir. Du wirst bald mehr von mir hören!«

Er antwortete auf meinen Abschiedsgruß mit einer Unterwürfigkeit, welche mir bewies, daß es mir vollständig gelungen

war, ihn zu täuschen. Nun aber galt es, keinen Augenblick zu versäumen, sonst konnte meine jetzige Errungenschaft schnell wieder verloren gehen. Ohne mich erst zu Maflei zurück zu begeben, ritt ich nach Dimitri, um mich in dem Weinhouse nach Kolettis zu erkundigen. Ich fand den Wirt nicht anwesend, aber sein Weib war da. Meine erste Frage war nach dem Barbier, und ich erfuhr, daß ein Arzt gekommen sei und ihn anders verbunden habe. Später, vor noch nicht langer Zeit, sei er abgeholt worden. Nun fragte ich nach Kolettis. Die Frau blickte mich ganz erstaunt an und sagte:

»Kolettis? So heißt ja mein Mann!«

»Ah! Das wußte ich nicht. Ist hier nicht ein Mann aus Konieh zu finden, welcher Abd el Myrrhatta heißt?«

»Er wohnt bei uns.«

»Wo ist er jetzt?«

»Er ist nach dem Turme von Galata lustwandeln gegangen.«

»Allein?«

»Mit dem Bruder meines Mannes.«

Das traf sich ja ganz außerordentlich! Wollten sie die Schmucksachen holen? Ich mußte ihnen nach. Ich erfuhr noch, daß sie erst vor ganz kurzem fortgegangen seien. Ich erfuhr auch, daß Omar noch dagewesen war, als sie gingen, und er hatte gleich hinter ihnen das Haus verlassen. Der Rächer war also bereits hinter dem Mörder her. Ich stieg zu Pferde und trabte nach Galata hinab. In den finstern Straßen dieses Stadtteiles wimmelt es von Matrosen, Schiffssoldaten, schmutzigen Töpfern, Hammaliks, zudringlichen Schiffern, spanischen Juden und anderen eilfertigen Persönlichkeiten, so daß nicht leicht durch das Gedränge zu kommen ist.

Am größten wurde dieses Gedränge, als ich den Turm erreichte. Es mußte irgend etwas ganz Außerordentliches geschehen sein, denn ich bemerkte ein Schieben und Stoßen, welches beinahe lebensgefährlich zu werden drohte. Ich bezahlte den Besitzer meines Mietgaules und trat hinzu, um mich zu erkundigen. Ein aus dem Chaos sich wieder herausarbeitender Kaik-schi gab mir Auskunft:

»Es sind zwei auf die Galerie des Turmes gestiegen und über das Geländer gestürzt; sie liegen ganz zerschlagen auf der Erde.«

Da wurde mir angst. Omar war den beiden nachgegangen; war ihm vielleicht ein Unglück passiert?

Ich drängte mich mit aller Gewalt und Rücksichtslosigkeit vorwärts; ich hatte allerdings manchen Puff und Stoß, manchen Hieb und Tritt hinzunehmen, aber ich kam hindurch und sah nun innerhalb eines engen, von der Menschenmenge umschlossenen Kreises zwei menschliche Körper liegen, deren Anblick ein entsetzlicher war. Die Galerie des Genueserturmes in Galata hatte eine Höhe von ca. 140 Fuß; man kann sich also denken, wie die Leichen aussahen. Omar war nicht dabei, das sah ich an den Kleidern. Das Gesicht des einen war unverletzt, und ich erkannte augenblicklich jenen Alexander Kolettis, welcher den Haddedihi wieder entkommen war. Aber wer war der andere? Er war schlechterdings unmöglich zu erkennen. Er hatte einen fürchterlichen Tod gehabt, wie mir einer der Nahestehenden bemerkte, welcher es mit angesehen hatte. Es war ihm nämlich geglückt, schon während er im Stürzen war, mit der Hand den unteren Teil eines der Gitterstäbe zu erfassen; aber er hatte sich kaum eine Minute lang festhalten können, dann war er herabgestürzt.

Unwillkürlich warf ich einen Blick auf seine Hände. Ah, er hatte quer über die rechte Hand einen Schnitt; dies war jedenfalls diejenige, mit der er sich festgehalten hatte; er war nicht verunglückt, sondern er war herabgestürzt worden. Wo war Omar?

Ich drängte mich nach dem Turme zu und trat ein. Ein Bakisch erwarb mir die Erlaubnis, ihn zu besteigen. Ich eilte auf den fünf Steintreppen durch die fünf untersten Stockwerke, dann die nächsten drei Holztreppen bis in den Kaffeeschank empor. Nur der Kawehdschi war zu sehen, aber kein Gast. Bis hier herauf sind 144 Stufen zu steigen. Nun stieg ich noch die 45 Stufen bis zu dem Glockenstuhle empor, der mit Blech gedeckt und sehr abschüssig ist. Von hier aus schwang ich mich hinaus auf die Galerie. Ich suchte den etwa fünfzig

Schritt betragenden Umkreis derselben ab und fand auf derjenigen Seite, wo unten die Toten lagen, mehrere Blutflecken. Es hatte ein Kampf stattgefunden, ehe sie hinabgeworfen worden waren. Ein Kampf in dieser Höhe, auf glattem, abschüssigem Boden, und zwar einer gegen zwei, wie ich vermutete! Es war schrecklich!

Ich stieg, ohne mich in der Kaffeestube zu verweilen, eilig wieder nach unten und lief nach Hause. Der erste, welcher mir im Selamlik entgegentrat, war Jacob Afarah. Sein Gesicht glänzte vor Freude; er umarmte mich und rief:

»Emir, freue dich mit mir; ich habe meine Juwelen wieder!«

»Undenkbar!« antwortete ich.

»Und dennoch ist es wahr!«

»Wie hast du sie wieder erhalten?«

»Dein Freund Omar hat sie mir gebracht.«

»Woher hat er sie?«

»Ich weiß es nicht. Er gab mir das Paket und ging sofort hinüber in das Gartenhaus, wo er sich in seine Stube eingeschlossen hat. Er will keinem Menschen öffnen.«

»Ich werde sehen, ob er nicht mit mir eine Ausnahme macht.«

An der Tür des Gartenhauses stand Halef. Er trat mir nahe und sagte halblaut:

»Sihdi, was ist geschehen? Omar Ben Sadek kam nach Hause und blutete. Jetzt wäscht er sich die Wunde aus.«

»Er hat Abraham Mamur getroffen und ihn vom Turme gestürzt.«

»Maschallah! Ist es wahr?«

»Ich vermute es, doch wird es nicht viel anders sein. Natürlich dürfen nur wir davon wissen. Schweig also!«

Ich ging an Omars Tür, pochte an und nannte meinen Namen. Er öffnete sogleich und ließ auch Halef eintreten. Er erzählte uns ganz unaufgefordert, was geschehen war.

Er war erst mit dem Arzte, den er zurückbegleitete, und dann wieder mit den Trägern, welche den Barbier holen sollten, nach Kolettis' Wohnung gekommen und hatte dort Abra-

him Mamur und Alexander Kolettis im leisen Gespräche sitzen sehen, ohne jedoch einen von ihnen zu kennen. Er hatte einige zerstreute Worte ihres Gespräches vernommen und war aufmerksam geworden. Er stand auf und verließ das Zimmer, kehrte aber durch die zweite Tür des Flures in die leere Nebenküche zurück, wo er das Gespräch der beiden hörte, da sie sich unbeobachtet glaubten und also lauter redeten.

Sie hatten von den Kleinodien aus Damaskus gesprochen, welche sie aus dem Turme holen wollten, wo einer der Wächter zu den Leuten Abrahims gehörte. Omar kannte die Geschichte von dem Raube in Damaskus; er hatte sie von Halef gehört und glaubte nun, Abraham Mamur gefunden zu haben. Der weitere Verlauf ihres Gespräches überzeugte ihn, daß seine Vermutung die richtige sei, denn Abraham erzählte von seiner gestrigen Flucht über das goldene Horn.

Der Lauscher kehrte nun in die Küche zurück und beschloß, den beiden nach dem Turme zu folgen. Er hatte sie so unbeachtet belauschen können, weil die Wirtin draußen im Hofe beschäftigt gewesen war. Als sie gingen, folgte er ihnen. Sie waren mit einem der Wächter lange Zeit in dem schmutzigen Erdgeschoß des Turmes geblieben, welches als Hühnerstall benutzt wird, und dann die Treppen emporgestiegen. Er folgte. In der Kaffeeküche hatte jeder eine Tasse getrunken; dann waren sie noch weiter hinauf gegangen, während der Wächter zurückkehrte. Auch hier folgte Omar. Als er die Glockenküche betrat, hatten sie draußen auf der Galerie gestanden und ihm den Rücken zugekehrt, im Glockenstuhle aber lag das Päckchen. Er war ihnen näher getreten und auf die Galerie hinaufgestiegen, und da hatten sie ihn nun sehen müssen.

»Was willst du?« hatte Abraham gefragt. »Warst du nicht schon auch bei Kolettis?«

»Was geht das dich an?« hatte Omar geantwortet.

»Willst du uns vielleicht belauschen, Hund?«

Da hatte sich Omar erinnert, daß er ein Sohn der freien und tapferen Uelad Merasig sei, und es war wie der Stolz und Mut eines Löwen über ihn gekommen.

»Ja, ich habe euch belauscht,« hatte er freimütig gestanden.

»Du bist Abraham Mamur, der Mädchenräuber und Juwelendieb, dessen Höhle gestern von uns ausgeräuchert worden ist. Die Rache ist dir nahe. Ich grüße dich von dem Emir aus Frankistan, der dir Güzela wieder nahm und dich aus Damask vertrieb. Deine Stunde ist gekommen!«

Abraham hatte wie versteinert dagestanden; das hatte Omar benutzt und ihn blitzschnell ergriffen und über das Geländer hinausgeschwungen. Kolettis hatte einen Schrei ausgestoßen und nach dem Dolche gegriffen. Nur einen Augenblick lang hatten sie gerungen. Omar war im Nacken etwas tief geritzt worden, und das hatte ihm doppelte Kraft verliehen; auch der zweite war über das Geländer hinausgeflogen. Da aber hatte Omar bemerkt, daß Abraham sich mit einer Hand festgehalten hatte; er nahm sein Messer und versetzte dem Todesängstigen einen Schnitt über die Hand, welche nun nachließ.

Dies war so schnell geschehen, wie man es nicht erzählen kann. Er kroch wieder in den Glockenstuhl hinein, nahm das Paket und entfernte sich. Es gelang ihm, unten unbemerkt zu ent schlüpfen, trotzdem sich bereits viele Menschen um die beiden Leichen versammelt hatten.

Das erzählte er so gleichmütig, als habe er etwas ganz Alltägliches getan. Auch ich machte nicht viele Worte und verband ihm seine ungefährliche Schramme. Dann mußte er uns nach dem Vorderhause folgen, wo sein Bericht allerdings einen ganz andern Erfolg hatte. Nur einige laute Ausrufe ausstoßend, sprangen Maflei, sein Bruder und Isla auf und rannten, ihre Muselmanns-Gravität ganz verleugnend, fort, um sich die Toten anzusehen. Sie kehrten erst nach längerer Zeit zurück und berichteten, daß man die Leichen einstweilen in das Erdgeschoß des Turmes geschafft habe. Niemand kenne jene, und auch sie hatten mit keiner Miene verraten, daß sie eigentlich Auskunft geben könnten.

Ich fragte Halef, ob er seinen alten Bekannten, den griechischen Dolmetscher Kolettis, nicht einmal ansehen wolle, und er antwortete darauf mit verächtlichem Achselzucken:

»Wenn es Kara Ben Nemsî oder Hadschi Halef Omar wäre,

so würde ich hingehen: dieser Grieche aber ist eine Kröte, die ich nicht sehen mag.«

Es dauerte lange, ehe Maflei mit seinen Verwandten sich in die Tatsache gefunden hatte und sich in Ruhe über dieselbe äußern konnte.

»Es ist dies keine genügende Strafe für ihn,« sagte Isla. »Ein kurzer Augenblick der Todesangst ist nicht genügend für alles, was er getan hat. Man hätte ihn lebendig in die Hände bekommen sollen!«

»Nun bleiben noch die beiden Amasat,« fügte sein Vater hinzu. »Ob wir wohl je einen davon zu sehen bekommen werden?«

»Für euch genügt der eine: Barud el Amasat; der andere hat euch nichts getan. Wenn ihr mir verspricht, nicht gewalttätig gegen ihn zu verfahren, sondern ihn dem Richter zu überliefern, so sollt ihr ihn haben.«

Diese Worte riefen eine neue Aufregung hervor. Ich wurde mit Fragen und Bitten bestürmt, doch ich blieb fest und sagte nichts, bis ich das verlangte Versprechen erhalten hatte. Dann erzählte ich ihnen meine heutige Unterredung mit dem Derwisch.

Ich hatte kaum geendet, so sprang Jacub Afarah empor und rief:

»Allah kerihm! Ich errate, was diese Menschen wollen. Sie haben es auf unsere ganze Familie abgesehen, weil Isla diesem Abraham Mamur Senitza abgenommen hat. Erst sollte ich arm werden; das ist nicht gelungen. Nun gehen sie nach Adrianopel, und dann kommt auch Maflei dran; bei seinem Lieferanten beginnen sie bereits. Wir müssen sofort schreiben, damit Hulam und Galingré gewarnt werden!«

»Schreiben?« entgegnete Isla. »Das ist nichts! Wir selbst müssen nach Adrianopel gehen, um diesen Barud el Amasat zu fangen. Effendi, gehst du mit?«

»Ja,« antwortete ich. »Es ist das beste, was getan werden kann, und ich begleite euch, weil Adrianopel auf dem Wege nach meiner Heimat liegt.«

»Du willst heimkehren, Effendi?«

»Ja. Ich bin nun viel länger in der Ferne gewesen, als ich eigentlich beabsichtigte.«

Ich kann sagen, daß dieser Entschluß nur Gegner fand, doch als ich ihnen meine Gründe des näheren auseinandersetzte, gestanden sie mir ein, daß ich recht habe. Während dieses ganzen Freundschaftsstreites war's nur einer, welcher kein Wort sagte, nämlich Halef; aber es war seiner zuckenden Miene anzusehen, daß er eigentlich mehr zu sagen hatte, als alle die Andern.

»Und wann gehen wir?« fragte Isla, der es sehr eilig hatte.

»Sogleich!« antwortete Osco. »Ich mag keinen Augenblick verlieren, bis ich diesen Freund Barud el Amasat in meinen Händen habe.«

»Ich glaube, daß wir einiger Vorbereitungen bedürfen,« bemerkte ich. »Wenn wir morgen mit dem frühesten aufbrechen, so ist es nicht zu spät, und wir haben den ganzen Tag vor uns. Fahren oder reiten wir?«

»Wir reiten!« entschied Maflei.

»Und wer geht mit?«

»Ich, ich, ich, ich!« rief es rund im Kreise.

Es stellte sich heraus, daß alle mitreisen wollten. Nach einer längeren Debatte wurde beschlossen, daß sich folgende beteiligen sollten: Schafei Ibn Jacob Afarah, welcher mit Barud eigentlich nichts auszugleichen hatte, aber diese seltene Gelegenheit, seinen Verwandten zu besuchen, einmal benützen wollte; Isla, der es sich nicht nehmen ließ, den Verräter seines Weibes fest zu fassen; Osco, der seine Tochter zu rächen hatte; Omar, welcher von Adrianopel nach Skutari wollte, um mit Hamd el Amasat abzurechnen; ich, der ich nach der Heimat wollte. Maflei hatte sich nur mit Mühe bestimmen lassen, zurückzubleiben; allein es war unbedingt notwendig, daß die Interessen seines Geschäftes gewahrt blieben, und da Isla sich uns anschloß, war er es, der ausgeschlossen bleiben mußte.

Halef hatte kein Wort verloren; als ich ihn fragte, antwortete er:

»Denkst du etwa, daß ich dich allein ziehen lasse, Sihdi? Allah hat uns zusammengeführt und ich werde bei dir bleiben!«

»Aber denke an Hanneh, die Blume der Frauen! Du entfernst dich immer weiter von ihr.«

»Sei still! Du weißt, daß ich stets tue, was ich mir einmal vorgenommen habe. Ich reite mit!«

»Aber einmal müssen wir uns doch trennen!«

»Herr, diese Zeit wird bald genug kommen, und wer weiß, ob wir uns dann im Leben noch einmal wiedersehen. Ich werde mich jetzt wenigstens nicht eher von dir trennen, als die andern, und bis ich weiß, daß du dies Land verlässest!«

Er stand auf und ging hinaus, um jeden weiteren Einwand abzuschneiden; ich war also gezwungen, seine Begleitung anzunehmen.

Meine Reisevorkehrungen bereiteten mir wenig Mühe; ich brauchte mit Halef nur die Pferde zu satteln, so waren wir fertig. Eine Pflicht aber hatte ich vorher zu erfüllen: ich mußte Lindsay aufsuchen, um ihm das Geschehene und unser Vorhaben mitzuteilen. Als ich in seine Wohnung kam, war er soeben von einem Ausfluge nach Bujukdere zurückgekehrt. Er bewillkommnete mich, halb erfreut und halb schmollend, und meinte:

»*Welcome!* Schlechter Kerl! Zieht da hinauf nach Baharive Keui, ohne mich mitzunehmen! Was wollt Ihr bei mir, he?«

»Sir, ich muß Euch melden, daß ich nicht mehr in Baharive Keui wohne.«

»Nicht mehr? Ah! Schön! Zieht bald her zu mir, Master!«

»Danke! Ich werde morgen früh Konstantinopel verlassen. Wollt Ihr mit oder nicht?«

»Verlassen? Ah! Oh! Schlechter Spaß! *Yes!*«

»Es ist Ernst; das versichere ich Euch!«

»Also wirklich? Warum so schnell? Habt ja dieses Nest kaum erst betreten!«

»Ich kenne es genugsam, und wenn diese Abreise auch schneller kommt, als ich es dachte, so mache ich mir nichts daraus.«

Ich erzählte ihm nun umständlich, was geschehen war.

Als ich mit meinem Bericht zu Ende war, nickte Lindsay befriedigt und meinte:

»Schön! Prächtig, daß dieser Kerl seinen Lohn erhalten hat! Werdet auch noch die beiden andern bekommen. *Well!* Möchte gern dabei sein, kann aber nicht; bin engagiert.«

»Wodurch?«

»War auf dem Konsulate und habe einen Vetter getroffen, auch ein Lindsay, aber kein David. Er will nach Jerusalem, versteht aber das Reisen nicht und hat mich gebeten, mitzugehen. Schade, daß Ihr nicht auch mitkönnt! *Yes!* Werde heute abend Maflei besuchen, um Abschied zu nehmen.«

»Das ist es, was ich von Euch erbitten wollte, Sir. Wir haben im Verlaufe einiger Monate durchgemacht, was andere während der ganzen Zeit ihres Daseins nicht erleben, und das kettet zusammen. Ich habe Euch sehr lieb gewonnen, und das Scheiden tut mir weh, aber man muß sich in das Unvermeidliche fügen; es bleibt ja doch die Hoffnung auf ein Wiedersehen!«

»*Yes! Oh! Ah! Well!* Wiedersehen! Miserables Scheiden! Gefällt mir ganz und gar nicht!« meinte er mit unsicherer Stimme, indem er mit der einen Hand seine Nase beruhigte und mit der andern nach dem Auge langte. »Aber da fällt mir ein: Was wird mit dem Pferde?«

»Mit welchem?«

»Mit dem Eurigen – Rih!«

»Was soll da werden? Ich reite es.«

»Hm! Immer? Nehmt Ihr es mit nach Deutschland?«

»Das weiß ich noch nicht.«

»Verkauft es, Sir! Das macht ein schönes Geld. Überlegt es! Wenn Ihr es auch jetzt noch braucht, so bringt es doch wenigstens später nach Old England. Ich handle nicht, sondern bezahle, was Ihr verlangt. *Well!*«

Dieses Thema war mir nicht sehr angenehm. Was konnte ich als armer Literat mit einem solchen Pferde tun? In der Heimat trat ich ja in Verhältnisse, die mir durchaus verboten, ein Reitpferd zu halten. Aber verkaufen? Das Geschenk des Scheik der Haddedihi? Und welcher einen Herrn würde mein wackerer Rappe bekommen! Nein; ich konnte ihn allerdings nicht behalten, aber verkauft wurde er sicherlich auch nicht; ich

wußte, was ich zu tun hatte! Ich war dem herrlichen Tiere, das mich durch so manche Gefahr getragen hatte, schuldig, ihm einen Herrn zu geben, der es zu behandeln verstand. Es sollte nicht im kalten Norden verkommen; es sollte die Weiden des Südens, es sollte sein Geburtsland, die Lagerplätze der Hadde dihn wiedersehen.

Da wir uns am Abend treffen wollten, so brauchte ich mich nicht lange bei Lindsay zu verweilen. Ich ging noch einmal nach der Gesandtschaft, wo ich abermals den Kanzler traf. Er erzählte mir, daß der angebliche Barbier aus Jüterbogk uns keine Mühe mehr mache, da er gestorben sei. Man war mit ihm nicht sonderlich rücksichtsvoll verfahren; er hatte gestehen müssen, wer und was er sei, und so hatte man erfahren, daß er aus einer der kleinen Residenzen Thüringens stamme und ein entwichener Verbrecher sei. Ich bemitleidete den jungen Mann, der bei seinen ungewöhnlichen Fähigkeiten ganz andere Aussichten gehabt hatte, als so elendiglich in dem fernen Lande um das Leben zu kommen.

Der Kanzler begleitete mich bis an die Tür. Noch standen wir daselbst, einige höfliche Worte wechselnd, als zwei Reiter an uns vorüber kamen. Ich beachtete sie nicht, aber der eine hielt sein Pferd an und dadurch wurde der Andere gezwungen, ein Gleiches zu tun. Der Kanzler trat mit einem Abschiedsgruße in das Haus zurück, und ich schickte mich an, den Platz zu verlassen, als ich den einen Reiter rufen hörte:

»Maschallah, ist es wahr? Emir!«

Galt dies mir? Ich wandte mich um. Die beiden Reiter waren Offiziere. Der eine von ihnen war – jener Mir Alai, dessen Boten ich heut so höflich empfangen hatte, und der andere, der in dem gleichen Range stand, war jener Adjutant, den ich bei den Dschesidi am Bade erwischt hatte, und der sich mir dann so dankbar erzeigte.

Ich trat hinzu, herzlich erfreut, den Mann wiederzusehen, und reichte ihm die Hand, die er mir freundlich schüttelte.

»Sallam, Effendi!« grüßte ich. »Erinnerst du dich noch der Worte, welche ich sprach, als wir schieden?«

»Was sagtest du?«

»Ich sagte: ›Möge ich dich als Mir Alai wiedersehen!‹ Und Allah hat meinen Wunsch erfüllt. Aus dem Nasir Agassi ist der Kommandeur eines Regimentes geworden.«

»Und weißt du, wem ich dies zu verdanken habe?«

»Nein.«

»Dir, Emir. Die Dschesidi hatten sich bei dem Großherrschaft beschwert, und der Statthalter von Mossul wurde bestraft nebst vielen anderen. Der Anadolli Kasi Askeri kam und untersuchte die Angelegenheit; sein Urteil war gerecht, und da ich mich der Dschesidi um deinetwillen ein wenig angenommen hatte, wurde ich befördert. Erlaubst du mir, dich einmal zu besuchen?«

»Du sollst mir von Herzen willkommen sein! Aber leider ist es heut der letzte Tag, an welchem ich in Stambul bin. Morgen früh reise ich ab.«

»Wohin?«

»Nach dem Abendlande. Ich habe das Morgenland besucht, um die Sitten und Gebräuche desselben kennen zu lernen, und werde den Bewohnern des Abendlandes sehr viel zu erzählen haben, was sie nicht für möglich halten.«

Diese Worte waren mit einer kleinen Malice gegen seinen Begleiter gesprochen; er mochte den Stich fühlen, denn er sagte:

»Ich habe heute abermals nach dir geschickt, aber du warst ausgegangen. Erlaubst du, daß ich zu dir komme?«

Ah, der Umstand, daß der Andere so freundlich und achtungsvoll mit mir sprach, schien seine Wirkung zu haben! Ich antwortete kalt:

»Ich werde dich empfangen, obgleich die Zeit mir karg bemessen ist.«

»Wann?«

»In einer Stunde; später nicht.«

»Allah akbar, auch ihr kennt euch!« verwunderte sich Nasir.
»Gut, so kommen wir zusammen!«

Er reichte mir die Hand zum Abschiede, worauf wir uns trennten. Ihm hätte ich am allerwenigsten zu begegnen ver-

mutet. Es war wirklich, als ob mir hier in Konstantinopel eine Rekapitulation meiner Erlebnisse beschieden sei.

Auf dem Heimwege hatte ich Gelegenheit, mir noch einiges einzukaufen, was ich für die bevorstehende Reise brauchte. Ich war zwar überzeugt, daß mein Gastfreund alle bei dem Ritte entstehenden Kosten tragen werde, aber ich wollte mich doch nicht ganz und gar von seiner Dankbarkeit abhängig machen.

Als ich meinem Halef erzählte, daß ich Nasir Agassi begegnet sei, und daß derselbe mich besuchen werde, hatte er große Freude. Er begann sofort, die Pfeifen zu reinigen und noch manches andere vorzubereiten, was gar nicht notwendig war, und gab mir sogar höchst ernsthaft zu verstehen, daß der Mir Alai, dessen Jüsbaschi wir heute an der Türe hatten sitzen lassen, nun höflich zu behandeln sei, da er mit einem Freunde und Bekannten von uns komme.

Die Stunde war noch nicht vergangen, so traten die beiden Offiziere bei mir ein. Sie wurden herzlich empfangen und nach Möglichkeit bewirtet. Ich merkte es, daß sie von mir gesprochen hatten, denn das Benehmen des älteren war ein außerordentlich verbindliches. Das Gespräch drehte sich natürlich meist um unsere Erlebnisse bei den Teufelsanbetern. Ich erzählte auch mein Zusammentreffen mit dem Makretsch von Mossul und erfuhr, daß ihn die Soldaten wohlbehalten nach Mossul zurückgebracht hätten, worauf er dann verschwunden sei. Der Anadoli Kasi Askeri wußte sicher, in welchem Gefängnisse sich der abgesetzte Richter befand.

Als wir nahe am Scheiden waren, erinnerte sich der Andere daran, daß es nun an der Zeit sei, seine Angelegenheit zu regeln.

»Emir,« fragte er, »ich habe gehört, daß man morgen etwas im ›Bassiret‹ lesen wird. Kann dies nicht rückgängig gemacht werden?«

Ich zuckte die Achseln und antwortete langsam und nachdrücklich:

»Du bist mein Gast, Effendi, und ich bin gewohnt, allen Menschen, also auch meinen Gästen, die ihnen gebührende Ehre zu erweisen; aber erlaube mir, aufrichtig mit dir zu sein!

Wenn ich nicht gewesen wäre, so lebtest du heute nicht mehr; was ich tat, das tat ich als Mensch und Christ, und ich fordere dafür keine Belohnung; doch hättest du das berücksichtigen sollen. Anstatt dessen aber behandeltest du mich gestern wie einen deiner Soldaten, und heute schickst du mir sogar diesen Jüsbaschi zu, welcher es wagt, mir befehlen zu wollen. Du darfst mir nicht zürnen, daß ich dies gerügt habe. Ich bin nicht gewohnt, behandelt zu werden wie ein Mann, der griechische Weinhäuser besucht, um sich ein Vergnügen zu machen; ich denke, daß ich gestern mehr als meine Schuldigkeit getan habe, und wenn du bereit bist, mir einen Wunsch zu erfüllen, so mag die ganze Angelegenheit vergessen sein.«

»Sage diesen Wunsch!«

»Deine Rettung hast du eigentlich einem braven Juden zu verdanken. Er wohnte neben mir und hat mich auf die Öffnung aufmerksam gemacht, durch welche ich dich aus der Taverne entführte. Du hast diese Spelunke in Brand stecken lassen, und ihm ist durch das Feuer sein ganzes Besitztum verloren gegangen. Wolltest du diesem armen Manne eine kleine Entschädigung geben, so würdest du ihn glücklich machen, und ich würde dich für einen Mann halten, dem ich ein freundliches Andenken widmen kann.«

»Ein Jude ist er? Weißt du, Effendi, daß ein Moslem einen Juden verachtet, der eines andern Glaubens ist? Ich werde – –«

»Effendi!« unterbrach ich ihn mit stärkerer und sehr ernster Stimme, »bedenke, daß auch ich kein Moslem bin! Du selbst bist ein Inselgriecher und erst vor kurzer Zeit zur Lehre Muhammeds übergetreten. Wenn du den Christen verachtest, so bedauert er dich dafür, und was mich betrifft, so würde ich niemals das verachten und verleugnen, was ich so lange gewesen bin!«

»Emir, ich meinte ja nicht dich! Wo befindet sich der Jude?«

»Der Arme genießt die Gastfreundschaft dieses Hauses.«

»Willst du ihn einmal rufen lassen?«

»Sogleich!«

Ich schickte Halef, und gleich darauf trat Baruch ein. Der

Mir Alai maß ihn mit kaltem Auge und fragte, nur halb zu ihm gewendet:

»Deine Sachen sind dir gestern verbrannt?«

»Ja, Herr,« antwortete Baruch demütig.

»Hier, nimm dafür. Kaufe dir andere!«

Er griff in seine Börse und reichte ihm etwas dar, was ich nicht erkennen konnte; aber an der Stellung seiner Finger bemerkte ich, daß es nicht sehr viel sein konnte. Der Jude bedankte sich und wollte sich entfernen; ich aber hielt ihn zurück.

»Halt, Baruch Schebet Ben Baruch Chereb. Zeige mir, was du empfangen hast! Der Effendi wird mir meine Neugierde verzeihen, denn ich will es ja nur sehen, um ihm mit dir danken zu können.«

Es waren zwei Goldstücke zu fünfzig und fünfundzwanzig Piaster, in Summa also fünfundsiebzig Piaster oder zwölf bis vierzehn Mark nach deutschem Gelde. Das war mehr als sparsam und auch mehr als geizig; das war lumpig. Ich konnte mir denken, daß der Mir Alai gestern, bevor er die Erlaubnis zum Plündern gab, alles im Hause vorgefundene Geld an sich genommen und jedenfalls auch die Taschen der Toten und Gefangenen durchsucht hatte. Zwar war es mir nicht aufgefallen, aber ich kannte die Art und Weise dieser Herren zur Genüge.

Deshalb fragte ich ihn jetzt:

»Du hast deine dreitausend Piaster wieder erlangt, Effendi?«

»Ja.«

»Und diesem Manne, dem du sie verdankst und das Leben dazu, gibst du fünfundsiebzig für sein verbranntes Eigentum? Schenke ihm tausend, so scheiden wir als gute Freunde, und im ›Bassiret‹ wird dein Name nicht genannt!«

»Tausend, Emir? Wo denkst du hin? Er ist ein Jude!«

»Ganz wie du willst! Baruch, gib ihm die fünfundsiebzig wieder! Wir werden nachher zum Kadi gehen, du als Kläger und ich als Zeuge. Wer dir dein Eigentum verbrannt hat, der muß es dir ersetzen, selbst wenn er ein Regiment kommandiert und mein Gast gewesen ist. Ich werde mich durch den

Gesandten meines Herrschers beim Diwan erkundigen lassen, ob der Sultan seinen Offizieren erlaubt, die Straßen Stambuls niederzubrennen!«

Ich stand auf und gab das Verabschiedungszeichen; auch die beiden Gäste erhoben sich, und der Jude näherte sich dem Mir Alai, um ihm sein Geld zurückzugeben; dieser aber winkte ihn von sich ab und sagte mit unterdrücktem Grimme:

»Behalte es! Ich werde dir das Fehlende senden!«

»Tue dies bald, Effendi,« bemerkte ich, »denn in einer Stunde gehen wir zum Richter!«

Das war eine keineswegs angenehme Szene, aber ich mache mir noch heut keine Vorwürfe darüber, daß ich den Weg der Nötigung betrat, um den Offizier für seine Arroganz zu bestrafen und dem armen Juden zu einer Entschädigung zu verhelfen. Tausend Piaster klingt allerdings wie eine große Summe, aber es sind doch nur im höchsten Falle zweihundert Mark; damit war dem braven Baruch geholfen, wenn es auch zu wenig war, um einen Handel mit ›Juwelen und Altertümern‹ damit zu begründen.

Der Mir Alai verließ mit einem stolzen Kopfnicken das Zimmer; Nasir aber nahm den freundlichsten Abschied von mir.

»Emir,« sagte er, »ich weiß, wie schwer es dir wird, mit einem Gaste so scharf zu sprechen; aber ich hätte es an deiner Stelle wenigstens ebenso gemacht. Er ist ein Günstling des Ferik-Pascha, weiter nichts. Lebe wohl, und gedenke meiner, wie ich auch dein gedenken werde!«

Noch vor dem Verlaufe einer Stunde brachte ein Onbaschi {Unteroffizier} einen Beutel, der die an den tausend Piastern fehlende Summe enthielt. Baruch tanzte vor Freude, und seine Frau nannte mich den gütigsten Effendi der Welt und versprach, mich täglich in ihr Gebet einzuschließen. Das Glück der alten Leute söhnte mich mit meinem Bruch der Gastfreundschaft vollständig aus.

Am Abend waren wir alle vereint; es gab ein Abschiedsmahl, bei dem sich auch Senitza einfand. Sie als Christin durfte uns ihr Gesicht sehen lassen, wenn Isla ihr auch nicht erlaubte, unverschleiert auf die Straße zu gehen. Sie ging mit uns noch ein-

mal ihre Erlebnisse durch: die Trauer, in der sie bei ihrer Gefangenschaft befangen gewesen war, und das Glück, als sie sich aus Abraham Mamurs Gewalt gerettet sah.

Am Schlusse nahm Lindsay Abschied. Seine Nase war so ziemlich von ihrer Beule befreit, so daß er sich auch wieder in London zeigen konnte. Als er ging, begleitete ich ihn nach seiner Wohnung. Dort entkorkte er noch eine Flasche Wein und gab mir die Versicherung, daß er mich wie einen Bruder liebe.

»Bin mit Euch vollständig zufrieden,« meinte er. »Nur eines ärgert mich.«

»Was wäre das?«

»Habe mich von Euch herumschleppen lassen, ohne einen einzigen Fowling-Bull zu finden. Verdrießliche Geschichte! Yes!«

»Ich glaube, es gibt in England auch welche zu finden, die man gar nicht auszugraben braucht. Da laufen vielleicht genug John-Fowling-Bulls herum!«

»Soll das mir gelten?«

»Fällt mir gar nicht ein, Sir!«

»Habt Ihr Euch das mit dem Pferde überlegt?«

»Ja, ich verkaufe es nicht.«

»So behaltet es. Aber Ihr müßt trotzdem einmal nach England kommen; in zwei Monaten bin ich daheim. Verstanden? Und nun noch eins! Ihr seid mein Führer gewesen, und ich habe Euch Euer Salair noch nicht bezahlt. Hier, nehmt!«

Er schob mir ein kleines Portefeuille zu.

»Macht keinen dummen Spaß, Sir!« sagte ich, es zurückschiebend. »Ich bin als Freund und Genosse mit Euch geritten, nicht aber als Euer Diener, den Ihr zu bezahlen habt.«

»Aber Master, ich denke, daß –«

»Denkt, was Ihr wollt, aber nicht, daß ich Geld von Euch nehmen werde,« unterbrach ich ihn. »Lebt wohl!«

»Werdet Ihr wohl gleich diese Briefftasche nehmen?«

»Adieu, *farewell*, Sir!«

Ich umarmte ihn schnell und eilte zur Tür hinaus, ohne auf sein Rufen zu achten, das hinter mir erscholl.

Den Abschied am andern Morgen von Maflei und Senitza

kann ich übergehen. Als die Sonne sich im Osten erhob, hatten wir beinahe schon Tschatalsche erreicht, durch welches die Straße über Indschigis und Wisa nach Adrianopel führt. — —

Achtes Kapitel
In Edreneh

Adrianopel, welches die Türken Edreneh nennen, ist nach Konstantinopel die bedeutendste Stadt des osmanischen Reiches. Hier residierten die Sultane von Murad dem Ersten an bis zu Mohammed dem Zweiten, welcher im Jahre 1453 Konstantinopel eroberte und seine Residenz dorthin verlegte. Auch später war es ein Lieblingsaufenthalt vieler Sultane, von denen besonders Mohammed der Vierte gern hier verweilte.

Unter den mehr als vierzig Moscheen, welche die Stadt besitzt, ist die ›Selimje‹, die Selim der Zweite erbaute, berühmt. Sie ist noch größer als die Aja Sophia in Konstantinopel und verdankt ihre Entstehung dem berühmten Moshia-Architekten Sinan. Wie eine Oase in der Wüste liegt sie inmitten einer kläglichen Anhäufung von Holzhäusern, deren bunt bemalte Mauern und Wände aus tiefem Schmutz und Straßenkot auftauchen. Der imposante Kuppelbau dieser Moschee wird im Innern von acht gigantischen Pfeilern getragen und äußerlich von vier wunderbar schlanken Minarehs belebt, von denen ein jedes drei Balkone für die Muezzins besitzt. Im Innern erblickt man zwei Reihen Galerien, welche aus den kostbarsten Marmorarten zusammengesetzt sind und von 250 Fenstern erleuchtet werden. Zur Zeit des Ramasans brennen hier 12.000 Lichter.

Wir kamen von Kirkilissar und hatten die schlanken Minarehs der Selimje schon längst vor uns leuchten sehen. Von weitem bot uns Adrianopel einen prächtigen Anblick dar; als wir es aber erreicht hatten und durch seine Straßen ritten, ging es wie mit allen andern Städten des Orientes: sie verlieren in der Nähe ihre Schönheit und erfüllen niemals das, was sie aus der Ferne versprechen.

Hulam, den wir aufsuchen wollten, wohnte in der Nähe des Utsch Scherifeli, der Moschee Murads des Ersten, an deren terrassenförmigem, mit prächtigem Marmor gepflastertem Vorhofe wir vorüberritten. Die vierundzwanzig von siebzig Säulen getragenen Kuppeln wurden aus dem Schatz der Johanner erbaut, welcher bei der Eroberung von Smyrna erbeutet wurde. Wir tauchten in eine sehr stark belebte Gasse und hielten vor einer mehrere Stockwerke hohen Mauer, durch welche ein jetzt verschlossenes Tor führte. Wir hatten in dieser Mauer die Straßenfront des Hauses zu erblicken, welches uns gastlich aufnehmen sollte.

Das Tor hatte in Kopfhöhe ein rundes Loch, vor welchem auf das Klopfen Islas ein bärtiges Gesicht erschien.

»Kennst du mich noch, Malhem?« fragte der junge Konstantinopolitaner. »Öffne uns!«

»Maschallah, Gott tut Wunder!« erklang es von innen. »Du bist es wirklich, Herr? Komm eilends herein!«

Das Tor wurde geöffnet, und wir ritten durch eine Art Durchfahrt nach einem ziemlich großen Hofe, welcher rings von den Innengalerien des Hauses umgeben war. Alles zeigte einen ungewöhnlichen Reichtum. Auch die Zahl der herbeieilenden Diener ließ ebenso auf denselben schließen.

»Wo ist der Herr?« fragte Isla einen Mann, welcher ihn mit tiefer Ehrerbietung begrüßte und, wie ich später erfuhr, der Hausmeister war.

»Im Ischlik {Arbeitsstube} bei seinen Büchern.«

»Führe diese Männer in das Selamlik {Empfangszimmer}, und Sorge dafür, daß sie gut bedient werden. Auch die Pferde müssen gut untergebracht werden!«

Er nahm Jacob Afarah bei der Hand und begab sich nach der Arbeitsstube des Hausherrn. Wir andern wurden nach einem Raume geführt, welcher die Größe eines kleinen Saales hatte. Die vordere Seite bildete eine offene, von Säulen getragene Veranda, und die Wände der drei übrigen Seiten waren, golden auf blauem Grunde, mit Kuransprüchen verziert.

Wir ließen uns trotz des Staubes, welcher an unseren Kleidern haftete, auf grünsamtne Diwans nieder, und ein jeder er-

hielt eine Wasserpfeife und den Kaffee in Täßchen, welche anstatt der Fingans in silbernen Dreifüßen staken. Das alles hatte den Anschein eines gediegenen Luxus, von welchem sich abermals auf den Reichtum des Besitzers schließen ließ.

Wir hatten kaum den Kaffee gekostet, so erschienen Afa-rah und Isla mit dem Hausherrn. Dieser war eine höchst ehrwürdige, imposante Erscheinung, mit einem Barte, welcher an Länge und Fülle demjenigen von Mohammed Emin glich. Der Eindruck, welchen er machte, nötigte unwillkürlich zum Aufstehen, auch wenn dies nicht von der Sitte gefordert worden wäre. Wir erhoben uns.

»Sallam aaleikum!« grüßte er, indem er die Hände wie zum Segen erhob. »Seid willkommen in meinem Hause und denkt, daß es das euere sei!«

Er ging von einem zum andern, um uns die Hand zu reichen, dann ließ er sich mit seinen beiden Verwandten bei uns nieder. Auch ihnen wurden Pfeifen und Kaffee gebracht, und dann gab er einen Wink, auf welchen sich die Diener zurückzogen. Darauf wurden wir ihm von Isla vorgestellt. Er betrachtete mich eine längere Zeit und ergriff dann abermals meine Hand, die er eine Minute lang festhielt.

»Du weißt vielleicht noch nicht, daß du mir bekannt bist, Effendi,« sagte er. »Isla hat mir viel von dir erzählt. Er hat dich lieb, und so hast du auch mein Herz besessen, obgleich wir uns noch nicht gesehen haben.«

»Herr, deine Worte machen meine Seele leicht,« antwortete ich. »Wir befinden uns nicht in der Wüste oder bei den Weideplätzen eines Beduinenvolkes, und es ist daher nicht überall gewiß, daß man willkommen geheißen wird.«

»Ja, die schöne Sitte unserer Väter verliert sich von Jahr zu Jahr immer mehr; sie verschwindet in den Städten und zieht sich klagend in die Wüste zurück. Die Wüste ist der Geburtsort der Hilfsbedürftigkeit, aber Allah läßt auch gerade in ihr die Palme der Bruderliebe wachsen. In der großen Stadt fühlt sich der Fremdling verlassen, als in der Sahara, wo kein Dach ihm den Anblick von Allahs Himmel raubt. Du warst in der Sahara,

wie ich vernommen habe; hast du nicht gefühlt, daß ich die Wahrheit sage?»

»Allah ist überall, wo der Mensch den Glauben an ihn im Herzen trägt. Er wohnt in den Städten, und er blickt auf die Hammada; er wacht über den Wassern, und er rauscht durch das Dunkel des Urwaldes; er schafft im Innern der Erden und in den hohen Lüften; er regiert den leuchtenden Käfer und die blitzenden Sonnen; du hörst ihn im Jubel der Lust und in dem Rufe des Schmerzes; sein Auge glänzt aus der Träne der Freude und schimmert aus dem Tropfen, mit welchem das Leid die Wange befeuchtet. Ich war in Städten, wo Millionen wohnen, und ich war in der Wüste, von jeder Wohnung weit entfernt, aber niemals habe ich gefürchtet, allein zu sein, denn ich wußte, daß Gottes Hand mich hielt.«

»Effendi, du bist ein Christ, aber ein frommer Mann; du bist wert, ein Moslem zu sein, und ich ehre dich, als ob die Lehre des Propheten die deine sei. Isla sagte mir, daß ihr kommt, um mich vor einem schweren Verluste zu bewahren. Sprich du für die andern!»

»Hat er dir nichts Näheres gesagt?»

»Nein, denn ich mußte eilen, euch willkommen zu heißen.«

»So sage mir, ob ein Fremdling seit einiger Zeit in deinem Hause wohnt?»

»Es wohnt ein Fremder hier, ein frommer Mann aus Koniëh, der aber heute nicht in Adrianopel ist. Er ist nach Hadschi Bergas geritten.«

»Aus Koniëh? Wie nennt er sich?»

»Abd el Myrhatta ist sein Name. Er hat das Grabmal des berühmten Heiligen Myrhatta besucht, um ein Gelübde zu erfüllen; daher nennt er sich den Diener Myrhattas.«

»Warum wohnt er bei dir?»

»Ich selbst habe ihn eingeladen, bei mir zu bleiben. Er will in Brussa einen großen Bazar errichten und wird hier bedeutende Einkäufe machen.«

»Wohnt noch ein anderer Fremder bei dir?»

»Nein.«

»Wann kehrt er zurück?»

»Heute abend.«

»So wird er heute abend unser Gefangener sein!«

»Allah kerihm! Wie meinst du das? Dieser fromme Moslem ist ein Mann nach Allahs Wohlgefallen. Warum wollt ihr ihn gefangen nehmen?«

»Weil er ein Betrüger und noch etwas viel Schlimmeres ist. Er hat bemerkt, daß du ein frommer Diener Allahs bist, und hat, um dir wohlzugefallen, die Maske der Frömmigkeit vor sein Angesicht gelegt. Er ist kein anderer, als der Mann, welcher Senitza, das Weib Islas, aus ihrer Heimat entführte. Laß dir alles von Isla erzählen!«

Hulam erschrak, und Isla erzählte. Auch als er geendet hatte, wollte der alte Handelsherr es noch nicht glauben, daß er es mit einem Verbrecher zu tun habe. Er konnte nicht glauben, daß eine Maske so geschickt getragen werden könne.

»Seht ihn euch erst an und sprecht mit ihm,« sagte er, »so werdet ihr sehen, daß ihr euch täuscht!«

»Wir brauchen gar nicht mit ihm zu sprechen,« warf Osco ein; »wir brauchen ihn nur zu sehen, denn ich kenne ihn, und Isla kennt ihn auch.«

»Ihr braucht ihn weder zu sehen, noch zu sprechen,« fügte ich hinzu. »Ich bin gewiß, daß es Barud el Amasat ist. Abd el Myrhatta ließ sich auch Abraham Mamur in Konstantinopel nennen, und ich vermute fast, daß auch Hamd el Amasat in Skutari den gleichen Namen angenommen hat.«

»Aber mein Gast kann doch der richtige Abd el Myrhatta sein!« warf Hulam ein.

»Das ist allerdings eine Möglichkeit, aber nicht wahrscheinlich. Wir werden also bis heute abend warten müssen.«

Weiter war nichts zu sagen und auch nichts zu tun. Wir erhielten nach alter, patriarchalischer Sitte ein jeder ein Zimmer und reine Kleider, welche wir anlegten, nachdem wir ein Bad genommen hatten. Dann versammelten wir uns zum Mahle, welches ein dem Reichtum des Hauses angemessenes war. Mit Ungeduld erwarteten wir dann den Abend, indem wir uns die Zeit bis dahin mit Gespräch und Schachspiel zu verkürzen suchten; denn auszugehen war nicht geraten, da ich es für

sehr wahrscheinlich hielt, daß Barud el Amasat nur vorgegeben habe, nach Hadschi Bergas zu reiten. Jedenfalls hatte er Genossen in der Stadt, bei denen seine Gegenwart wohl etwas nötiger war, als in dem kleinen Orte, wo er gar nichts zu suchen hatte.

Endlich wurde es dunkel, und wir zogen uns, um beisammen zu sein, in das Zimmer zurück, welches Isla bewohnte. Hulam hatte uns gesagt, daß er mit seinem Gaste im Selamlik zu Abend speisen werde, und so beschlossen wir, daß er dann während des Essens von Isla und Osco überrascht werden solle, während wir drei anderen dafür sorgen wollten, daß er nicht entfliehen könne.

Wohl noch an die zwei Stunden vergingen, ehe wir den Schritt eines Pferdes vom Hofe herauf erklingen hörten, und eine Viertelstunde später benachrichtigte uns einer der Diener, daß der Herr mit seinem Gaste sich zum Abendmahle gesetzt habe. Wir gingen hinab.

Das Tor war verschlossen, und der Wächter desselben hatte die Anweisung erhalten, keinen Menschen hinaus zu lassen. Wir näherten uns mit leisen Schritten dem Selamlik, welches jetzt durch eine Ampel hell erleuchtet wurde, und nahmen zu beiden Seiten hinter den Pfeilern Platz. Wir konnten jedes Wort hören, welches von den beiden Essenden gesprochen wurde. Hulam, der scharf aufmerkte, hatte doch unsere Annäherung wahrgenommen und gab nun dem Gespräche eine auf unser Vorhaben bezügliche Wendung. Er brachte die Rede auf Konstantinopel und fragte bei dieser Gelegenheit:

»Bist du oft in Stambul gewesen?«

»Einige Male,« antwortete der Gefragte.

»So kennst du die Stadt ein wenig?«

»Ja.«

»Ist dir der Stadtteil bekannt, welchen man Baharive Keui nennt?«

»Ich glaube, von ihm gehört zu haben. Liegt er nicht oberhalb Eyub an der linken Seite des goldenen Hornes?«

»Ja. Dort hat sich jüngst etwas ganz Merkwürdiges zugetra-

gen. Man hat nämlich eine ganze Gauner- und Mörderbande gefangen genommen.«

»Allah 'l Allah!« rief der Mann erschrocken. »Wie ist das zugegangen?«

»Diese Menschen hatten ein Haus, in welches nur diejenigen Zutritt fanden, welche das Wort ›en Nassr‹ sagten, und – «

»Ist's möglich!« unterbrach ihn der Gast.

Aus dem Tone, mit welchem diese zwei Worte ausgestoßen wurden, klang nicht der objektive Abscheu des unbefangenen Zuhörers, sondern der subjektive Schreck des Beteiligten. Ich war jetzt überzeugt, daß dieser Mann der Gesuchte sei, und zum Überfluß flüsterte mir Osco, welcher neben mir stand, leise zu:

»Er ist es! Ich kann sein Gesicht deutlich sehen.«

»Dieses Wort aber hat man belauscht,« fuhr Hulam fort, »und ist mit Hilfe desselben in das Haus eingedrungen.«

Er erzählte nun die Begebenheit, und der Gast hörte ihm mit außerordentlicher Spannung zu. Der letztere fragte, als der Bericht beendet war, mit deutlich vibrierender Stimme:

»Und war der Usta wirklich erschossen?«

»Der Usta? Wer ist das? Wer wird so genannt? Ich habe das Wort ja gar nicht ausgesprochen!«

»Ich meine den Anführer, den du Abraham Mamur nannest.«

Durch die Anwendung des Wortes ›Usta‹ hatte er sich verraten. Auch Hulam mußte nun wissen, woran er war; doch ließ er sich nichts merken, sondern antwortete ruhig:

»Nein, er war nicht tot; er hatte sich nur gestellt, als ob er von der Kugel getroffen worden sei. Aber am andern Tage fand er dennoch seinen Lohn. Er wurde von der Galerie des Turmes zu Galata herabgestürzt.«

»Wirklich? Schrecklich! Da war er tot?«

»Ja, er und ein Grieche Namens Kolettis, welcher auch mit herabgestürzt wurde.«

»Kolettis? İa wāh! Wer hat sie herabgestürzt?«

»Ein Araber aus Tunis, aus der Gegend des Schott el Dsche-rid, der eine Blutrache gegen einen gewissen Hamd el Amasat

hat. Dieser Amasat hat einen fränkischen Kaufmann in Blidah ermordet, den Neffen desselben erschossen und dann auch den Vater jenes Arabers auf dem Schott umgebracht. Der Sohn sucht ihn nun.«

»Allah kerihm! Was es für böse Menschen gibt! Das kommt aber daher, daß niemand mehr an die Lehre des Propheten glaubt! Wird der Araber diesen Hamd el Amasat finden?«

»Er ist ihm bereits auf der Spur. Dieser Mörder hat einen Bruder, welcher Barud el Amasat heißt und ein ebenso großer Schurke ist. Er hat die Tochter eines Freunds entführt und als Sklavin verkauft. Sie ist dem Käufer wieder entrissen worden, welcher kein anderer als jener Abraham Mamur war, und Isla Ben Maflei, ein Verwandter von mir, hat sie zum Weibe genommen. Er hat sich aufgemacht, diesen Barud el Amasat aufzusuchen und zu bestrafen.«

Während dieser Rede war der Gast immer ängstlicher geworden; das Essen war ihm vergangen, und sein Blick hing mit wachsender Aufregung an den Lippen des Erzählers.

»Wird er ihn finden?« fragte er.

»Sicher! Er ist nicht allein. Osco, der Vater der Geraubten, ist bei ihm, sodann der fränkische Arzt, welcher Senitza befreite, sein Diener und endlich auch jener Araber, der Abraham Mamur vom Turme gestürzt hat.«

»So haben sie wohl bereits seine Spur gefunden?«

»Sie kennen seinen Namen, den er jetzt trägt.«

»Wirklich? Wie nennt er sich?«

»Abd el Myrhatta. Auch der Usta ließ sich in Stambul so nennen.«

»Das ist ja mein Name!« rief er entsetzt.

»Allerdings. Allah weiß es, wie sie gerade auf den Namen eines so frommen Mannes gekommen sind! Ihre Strafe möge darum eine doppelte sein!«

»Aber wie hat man diesen Namen erfahren können?«

»Das will ich dir sagen. Barud el Amasat hat einen Sohn im Kloster der tanzenden Derwische in Pera. Zu ihm ist der fränkische Arzt gegangen und hat getan, als ob er auch ein ›Nassr‹ sei. Der junge Mensch hat sich betören lassen und ihm den Na-

men genannt und auch gesagt, daß Barud el Amasat in Skutari bei einem fränkischen Händler sei, welcher Galingré heißt.«

Jetzt hielt es der Zuhörer nicht länger aus. Er stand auf und entschuldigte sich:

»Herr, das klingt so entsetzlich, daß ich nicht essen kann. Ich bin vom Reiten sehr ermüdet. Erlaube, daß ich schlafen gehe!«

Auch Hulam erhob sich.

»Ich glaube, daß du nicht zu essen vermagst. Wer eine solche Rede von sich hören muß, dem schließt die Angst die Gurgel zu.«

»Von sich hören muß? Ich verstehe dich nicht! Du glaubst doch nicht etwa, daß ich, weil er gerade meinen Namen angenommen hat, jener Barud bin!«

»Ich glaube es nicht, sondern ich bin überzeugt davon, Schurke!«

Da raffte sich der Mensch empor und rief: »Schurke nennst du mich! Tue das nicht noch einmal, sonst – –!«

»Sonst – was wird sonst geschehen?« erklang es da neben ihm.

Isla war hinzugesprungen und an seine Seite getreten.

»Isla Ben Maflei!« erklang es ganz bestürzt.

»Ja, Isla Ben Maflei, der dich kennt, und den du nicht zu täuschen vermagst. Und blicke dich um; da steht noch ein anderer, der mit dir zu reden hat!«

Er wandte sich zur anderen Seite, da stand Osco vor ihm. Er sah, daß er verloren sei, wenn ihm nicht eine schnelle Flucht gelang.

»Euch führt der Scheïtan herbei. Geht zur Dschehenna!«

Mit diesem Rufe stieß er Isla zurück und wollte entspringen. Er hatte bereits die Säulen erreicht; da trat Halef vor und stellte ihm ein Bein; er fiel über dasselbe hinweg und stürzte zur Erde nieder. Natürlich wurde er sogleich gepackt und in das Selamlik zurückgebracht.

Dieser Mann war ein Feigling. Als er sich von so vielen ergriffen sah, machte er nicht den geringsten Versuch der Ge-

genwehr; er ließ sich ruhig binden und auf den Boden niedersetzen.

»Herr, glaubst du nun noch an die Frömmigkeit dieses Mannes?« fragte der kleine Hadschi den Wirt. »Er wollte dich bestehlen und dann fliehen.«

»Ihr hattet recht,« antwortete der Wirt. »Was geschieht mit ihm?«

Da streckte Osco die Hand gegen den Gefangenen aus und sagte:

»Er hat mir die Tochter geraubt und mich hinausgetrieben, sie unter Gram und Herzeleid zu suchen. Er gehört mir, denn so wollen es die Gesetze der schwarzen Berge.«

Da trat ich ihm entgegen.

»Diese Gesetze gelten nur auf den schwarzen Bergen, nicht aber hier. Übrigens hat der Fürst deines Landes diese Gesetze aufgehoben. Ihr habt mir versprochen, diesen Mann dem Richter zu übergeben, und ich hoffe, daß ihr Wort halten werdet.«

»Effendi, die Richter dieses Landes sind bekannt,« antwortete der Montenegriner. »Sie werden sich bestechen lassen und ihm Gelegenheit geben, zu entfliehen. Ich verlange ihn für mich!«

»Was wirst du mit ihm tun, wenn wir ihn in deine Hand geben?« erkundigte sich unser Wirt.

Der Gefragte zog seinen Dolch hervor und antwortete:

»Er wird an diesem Stahle sterben.«

»Das kann ich nicht zugeben, denn er hat kein Blut vergossen!«

»Er hat in Stambul zu den Mördern gehört!«

»Grad darum darfst du ihn nicht töten. Soll sein Sohn straflos bleiben? Sollen auch alle entkommen, die man nicht fangen konnte, obgleich sie zu denen gehörten, welche das Wort »en Nassr« kannten? Er muß leben bleiben, damit man ihre Namen erfährt.«

»Wer aber macht mich glauben, daß er auch wirklich seine Strafe findet?«

»Ich! Der Mann, welcher Hulam heißt, ist nicht der Geringste unter den Bewohnern dieser Stadt. Ich werde noch

jetzt zu dem Richter gehen, damit er diesen Menschen abhohlen und gefangen nehmen läßt, und ich schwöre dir bei Allah und dem Propheten, daß er seine Pflicht erfüllen wird!«

»So tue es!« sagte Osco finster. »Aber ich sage dir, daß ich dich bei deinem Schwure festhalten werde so lange, bis ich gerächt worden bin!«

Barud el Amasat wurde eingeschlossen, und der grimmige Osco tat es nicht anders, er mußte mit ihm zusammengesteckt werden. Hulam begab sich zu dem Beamten, und wir warteten des Bescheides, den er bringen werde. Als er zurückkehrte, folgten ihm mehrere Khawassen, welche den Gefangenen abzuholen hatten. Er wurde ihnen übergeben, und als sie mit ihm verschwunden waren, konnten wir mit dem Bewußtsein zur Ruhe gehen, unseren Wirt vor Nachteil bewahrt und einen bösen Menschen unschädlich gemacht zu haben.

Der Richterspruch eines Kadi läßt nicht lange auf sich warten, und so beschlossen wir, zu bleiben, bis das Urteil gesprochen werde. Wir hatten nun Zeit, uns Adrianopel anzusehen.

Wir besuchten die Moschee Selims und Murads, ebenso eine türkische Medresse; dann durchwanderten wir den berühmten Bazar Ali Paschas und machten endlich eine Kahnfahrt auf der Maritza, an welcher die Stadt liegt. Zur Mittagszeit kehrten wir heim und fanden eine Vorladung vor, bei dem Kadi zu erscheinen. Um neun Uhr türkischer Zeit, was nach unserer Uhr nachmittags drei Uhr ist, erschienen wir vor dem Richter.

Das Verhör war ein öffentliches, und es hatte sich ein zahlreiches Publikum eingefunden. Ein jeder einzelne von uns mußte seine Aussage tun, und der Gefangene saß dabei, um es zu hören. Als wir alle gesprochen hatten, fragte der Kadi den Angeklagten:

»Du hast gehört, was diese Männer sagen. Ist es wahr oder nicht?«

Der Gefragte antwortete nicht; der Kadi wartete eine Minute und fuhr dann fort:

»Du kannst also nichts sagen, um die Anklage dieser Männer zurückzuweisen, und bist also alles dessen schuldig, wessen sie dich bezichtigt haben. Da du ein Glied der Bande bist,

welche in Stambul sündigte, so muß ich dich dorthin schaffen; dort wirst du auch die Strafe für den Raub des Mädchens erfahren; aber dafür, daß du es gewagt hast, hier in Edreneh ein Verbrechen begehen zu wollen, werde ich dir hundert Streiche auf die Füße geben lassen. Das wird sogleich geschehen!«

Er winkte den Khawassen, welche in seiner Nähe standen, und gebot ihnen:

»Holt das Brett und die Stöcke!«

Zwei von ihnen entfernten sich, um die angegebenen Gegenstände herbeizuschaffen.

Außer den Beamten und den Parteien war auch ein zahlreiches Publikum anwesend, welches sich eingestellt hatte, um das Schauspiel dieser Verurteilung zu genießen. In diesem Augenblick machte sich im Publikum eine Bewegung geltend, welche an sich zwar unbedeutend war, einem aufmerksamen Beobachter aber nicht entgehen konnte. Es drängte sich nämlich ein Mann langsam, doch nachhaltig von hinten nach vorn. Mein Blick fiel auf ihn. Er war lang und hager gebaut, hatte sich in die Tracht der gewöhnlichen Bulgaren gekleidet, schien mir aber keiner zu sein. Sein langer Hals, die Habichtsnase, das lange, schmale Gesicht mit dem herabhängenden Schnurrbart, die außerordentlich gewölbte Brust, das alles ließ in ihm eher einen Armenier als einen Bulgaren vermuten.

Weshalb drängte dieser Mann sich nach vorn? Tat er es nur aus einfacher Neugierde, oder hatte er vielleicht einen besonderen Zweck? Ich beschloß, ihn genau zu beobachten, es aber nicht merken zu lassen.

Die Khawassen kamen zurück. Der eine von ihnen trug einige jener ominösen Stöcke, welche bei der Bastonnade unumgänglich notwendig sind; der andere ein Brett, an welchem sich vorn und in der Mitte hänfene Schlingen befanden, um Arme und Leib des Delinquenten festzuhalten. Am hinteren Teile war eine einfache Vorrichtung angebracht, um die Beine des Verurteilten emporzuhalten, damit die entblößten Fußsohlen in eine horizontale Lage kamen.

»Zieht ihm das Gewand und die Schuhe aus!« befahl der Kadi.

Die Khawassen traten zu ihm heran, um den Befehl zu vollführen. Da endlich zeigte er, daß er sprechen könne.

»Halt!« rief er. »Ich lasse mich nicht schlagen!«

Die Augenbrauen des Kadi zogen sich zusammen.

»Nicht?« fragte er. »Wer will es mir verbieten, dir die Bastonnade geben zu lassen?«

»Ich!«

»Hund! Wagst du, so mit mir zu sprechen! Soll ich dir zwei Hundert geben lassen, anstatt nur ein Hundert?«

»Nicht einen einzigen Schlag darfst du mir geben lassen! Du hast wohl verschiedenes gesagt und gefragt; aber das Notwendigste hast du doch vergessen. Oder hast du dich etwa erkündigt, wer und was ich bin?«

»Das ist nicht nötig! Du bist ein Mörder, ein Dieb. Das ist genug.«

»Ich habe bis jetzt noch nicht das Geringste zugegeben. Aber schlagen lassen darfst du mich auf keinen Fall.«

»Warum?«

»Weil ich kein Moslem bin, sondern ein Christ.«

Während dieser Worte hatte er den Fremden bemerkt, der sich herbeigedrängt hatte. Dieser hütete sich wohl, eine verräterische Bewegung zu machen, welche ihn in den Verdacht der Bekanntschaft oder gar des Einvernehmens mit dem Anderen hätte bringen können. Aber seine Miene, sein Blick, seine ganze Haltung war darauf berechnet, sich ihm zu zeigen und ihm Mut einzuflößen.

Man sah es dem Kadi an, daß die soeben vernommenen Worte doch einigen Eindruck auf ihn machten.

»Ein Giaur bist du?« fragte er. »Wohl gar ein Franke?«

»Nein; ich bin ein Armenier.«

»Also doch ein Untertan des Padischah, dem Allah tausend Leben schenken möge! Da darf ich dich also auch schlagen lassen.«

»Du irrst,« antwortete der Armenier, indem er sich bemühte, eine möglichst sichere Haltung anzunehmen und seinem Tone einen stolzen Ausdruck zu geben. »Ich stehe nicht unter dem Sultan, auch nicht unter dem Patriarchen. Ich bin der Geburt

nach ein Armenier; aber ich bin ein evangelischer Christ geworden und als Dolmetscher bei der englischen Gesandtschaft angestellt. Ich bin in diesem Augenblick englischer Untertan und mache dich auf die Verantwortung aufmerksam, welche du auf dich ladest, wenn du mich als Untertan des Großherrn behandeln und nun gar schlagen lassen willst!«

Der Kadi machte ein sehr enttäuschtes Gesicht. Er hatte es sich vorgenommen gehabt, dem in Adrianopel so hoch angesehenen Hulam nach allen Kräften zu Diensten zu sein, und nun kam ihm diese Aussage des Armeniers dazwischen.

»Kannst du es beweisen?« fragte er ihn.

»Ja.«

»So beweise es!«

»Frage bei der englischen Gesandtschaft in Stambul an!«

»Nicht ich bin es, sondern du bist es, der den Beweis zu führen hat!«

»Ich kann ihn nicht führen, da ich ja Gefangener bin.«

»So werde ich einen Boten nach Stambul senden. Aber die hundert Streiche werden sich in das Doppelte verwandeln, wenn du mich belogen hast!«

»Ich sage die Wahrheit. Aber selbst dann, wenn dies nicht der Fall wäre, dürftest du mich nicht schlagen lassen oder ein Urteil über mich fällen. Du bist Kadi; ich aber verlange, vor ein ordentliches Mewlewit {Obergerichtshof} gestellt zu werden.«

»Ich bin dein Mewlewit!«

»Das ist nicht wahr. Ich verlange, von den Bilad i Kamse Mollatari {Molla's der fünf Städte} gerichtet zu werden. Und selbst wenn ich von einem der Kasi {Untergericht} vernommen werden soll, darf dies nicht aus einem einzigen Manne bestehen, sondern aus einem Kadi, einem Mufti, einem Naib, einem Ajak Naib und einem Basch Kiatib!«

Die von dem Armenier angeführten Behörden bedeuten der Reihe nach: Richter, Kron- oder Staatsanwalt, dessen Stellvertreter, einen Zivilleutnant und einen Gerichtsschreiber.

Jetzt machte der Kadi ein wirklich sehr verdrießliches Gesicht. Der Grimm blitzte aus seinen Augen.

»Mensch!« rief er. »Du kennst die Gesetze und die Ordnung

der Prozesse so gut und hast die Gesetze doch übertreten. Ich werde dafür sorgen, daß deine Strafe eine dreifache wird!«

»Tue, was du willst, aber sieh zu, ob es dir auch gelingt. Ich protestiere im Namen des Gesandten von Großbritannien gegen die Schläge, welche du mir zugebracht hast!«

Der Kadi blickte uns verlegen der Reihe nach an und sagte dann:

»Das Gesetz zwingt mich, auf deine Worte zu hören. Glaube aber nicht, daß deine Sache dadurch eine für dich bessere Wendung bekommt. Du bist ein Mörder und wirst deinen Kopf lassen müssen! Führt ihn in das Gefängnis zurück, und bewacht ihn zehnfach strenger als alle anderen Gefangenen!«

Der Armenier wurde abgeführt und warf vorher einen Blick des Triumphes und Einverständnisses auf den Fremden, welcher diesen Blick erwiderte, ohne daß dies – außer von mir – bemerkt worden wäre.

Sollte ich den Kadi auf diesen Mann aufmerksam machen? Was konnte es nützen? Selbst wenn der Fremde dem Gefangenen näher als gewöhnlich bekannt war, lagen keine Gründe vor, sich amtlich seiner zu bemächtigen. Und falls dies auch geschehen konnte, so war zu erwarten, daß diese beiden sich sicherlich nicht verraten würden. Ich traute überdies dem Kadi gar nicht zu, der rechte Mann für so verschlagene Leute zu sein. Darum beschloß ich, diesen Fremden ganz im stillen auf mich zu nehmen.

Die Sitzung war beendet, und die Zuschauer entfernten sich. Der Kadi trat zu Hulam, um sich zu entschuldigen, und Osco, der Montenegriner, wendete sich ärgerlich an mich:

»Habe ich es nicht gesagt, Effendi, daß es so kommen werde?«

»Diese Wendung hatte ich nicht erwartet,« antwortete ich. »Ich bin zwar kein Kadi und Mufti, aber ich denke, daß der Richter allerdings nicht anders handeln kann.«

»Er muß in Stambul anfragen, ob dieser Mensch die Wahrheit gesagt hat oder nicht?«

»Ja.«

»Aber wie lange das dauern wird?«

»Man muß sich darein fügen!«

»Und wenn er wirklich ein englischer Untertan ist?«

»So wird er dennoch seine Strafe erhalten.«

»Und ist er es nicht?«

»So hat er den Kadi belogen, und dieser wird das Seinige tun, daß der Richterspruch so streng wie möglich ausfällt. Übrigens glaube ich kein Wort von dieser englischen Untertanenschaft.«

»Oh, es ist doch vielleicht möglich. Weshalb hätte er sich eine solche Lüge aussinnen sollen?«

»Zunächst, um der Bastonnade zu entgehen, und sodann, um Zeit zu gewinnen. Man muß dem Kadi begreiflich machen, daß er den Gefangenen auf das strengste bewachen soll. Ich bin überzeugt, daß dieser alles tun wird, um zu entkommen.«

»Effendi, willst du nicht mit dem Kadi sprechen?«

»Tut Ihr es; mir fehlt die Zeit. Ich habe einen eiligen Weg, von dem ich Euch vielleicht nachher berichten werde. Wir sehen uns dann bei Hulam wieder.«

Der Fremde, welchen ich für einen Armenier hielt, hatte nämlich jetzt auch den Ort verlassen. Ich wollte irgend etwas über ihn erfahren, und so ging ich ihm nach. Er schritt langsam und nachdenklich dahin, und ich folgte ihm wohl zehn Minuten lang.

Da wendete er sich ganz plötzlich und rasch um und erblickte mich. Ich war während der Verhandlung natürlich hervorragend beteiligt gewesen; er hatte mich dort gesehen und beobachtet und erkannte mich sofort wieder. Er ging weiter, bog aber dann in eine sehr enge Nebengasse ein.

Ich beschloß dennoch, ihn nicht aus den Augen zu lassen, und nahm den Gang und die Haltung eines Mannes an, der nur mit sich selbst beschäftigt ist und keine große Acht auf Andere hat.

Er mochte das Gäßchen halb durchschritten haben, da drehte er sich zum zweiten Male um. Er mußte mich abermals erblicken, und das fiel ihm sicherlich auf. So ging es durch mehrere Gassen und Gäßchen, er sich zuweilen nach mir umsehend, und ich ihn nicht aus dem Auge lassend. Im Eifer der

Verfolgung war es mir schließlich ganz gleich geworden, ob er es bemerkte, daß ich es auf ihn abgesehen hatte. Der Umstand, daß er sich vor mir scheute, bestärkte mich nur in meiner Überzeugung, er könne sich nicht eines guten Gewissens rühmen.

Das mochte er auch einsehen. Denn als er abermals in eine kleine Gasse eingebogen war und ich dann eine halbe Minute später um die Ecke kam, stand er hinter derselben. Er blickte mich mit flammendem Auge an und fragte:

»Folgst du etwa mir?«

Ich blieb vor ihm stehen, betrachtete ihn genau und antwortete:

»Was geht dich mein Weg an?«

»Sehr viel! Er scheint der meinige zu sein.«

»Wohl dir, wenn es so ist; denn der Weg, den ich gehe, ist ein ehrlicher und offener.«

»Willst du etwa damit sagen, daß der meinige dies nicht sei?«

»Ich kenne deine Wege nicht und habe nichts mit dir zu schaffen!«

»Das hoffe ich,« meinte er höhnisch; »darum sollst jetzt du einmal vorangehen!«

»Mir gleich,« antwortete ich.

Ich schritt weiter, ohne mich nach ihm umzusehen; aber mein Ohr war geübt genug, sich von ihm nicht täuschen zu lassen. Ich hörte seine Schritte hinter mir; dann entfernten sie sich. Sie sollten leise sein, aber ich vernahm sie doch.

Als ich sie nicht mehr hörte, drehte ich mich rasch um und lief zurück. Richtig! Dort eilte er hinab und bog in eine andere Gasse ein. Ich folgte ihm nun, wo er mich nicht sehen konnte, und kam just zur rechten Zeit an die nächste Ecke, um zu sehen, daß er abermals um eine andere Ecke bog.

Natürlich stand ich einige Augenblicke später an derselben und bemerkte, daß er nach der Tscharschia Ali Pascha's einlenkte.

Tscharschia bedeutet Bazar und ist von dem slavonischen Wort *tscharschit* abzuleiten, welches »bezaubern« bedeutet. Es

soll damit auf den Eindruck hingedeutet werden, welchen die Waren auf den Beschauer machen.

Der Mann dachte natürlich, daß ich im Gedränge des Bazars seine Spur sicher verlieren würde, wenn ich derselben noch immer folgen sollte. Mir aber war diese Wendung lieb; denn eben dieses Gedränge machte es mir möglich, ganz nahe an ihn heran zu kommen, ohne von ihm bemerkt zu werden.

Das geschah denn auch. Ich blieb hart hinter ihm, obgleich er seine Richtung wohl noch mehr als zehnmal änderte. Endlich – wir waren grad durch den Kleiderbazar gekommen – schritt er auf ein ganz in der Nähe befindliches Karawanserei zu, in dessen Tor er trat. Hier konnte er mir nicht entgehen, da ich annehmen mußte, daß das Serai keinen zweiten Ausgang habe.

Nun fragte es sich nur, ob er dort wohne oder durch seinen Eintritt einen anderen Zweck verfolge. Ich wurde, als ich stehen blieb, um ihn zu beobachten, von dem letzteren überzeugt. Er blieb nämlich hinter dem Tore stehen und rekognoszierte den vor ihm liegenden Platz sehr sorgfältig, jedenfalls nach mir.

Da kam mir ein Gedanke. Ich trat zu dem nächsten Händler.

»Sallam aaleïkum!«

»Aaleïkum!« antwortete der Mann höflich.

»Hast du ein blaues Turbantuch?« fragte ich.

»Ja, Effendi.«

»Und einen Mahluta {Mantel}?«

»So viele du willst!«

»Ich habe Eile. Ich will mir beides nur leihen, aber nicht kaufen. Mache schnell und gib mir den Mantel und das Tuch! Hier ist meine Uhr; hier sind meine Waffen; dazu gebe ich dir meinen Kaftan und auch noch fünfhundert Piaster. Das alles wird genug sein, dir Sicherheit zu geben, daß ich wiederkomme.«

Er blickte mich erstaunt an. So etwas war ihm wohl noch gar nicht begegnet.

»Effendi, warum tust du das?« fragte er.

Um nicht aufgehalten zu werden, mußte ich es ihm sagen.

»Ich verfolge einen Mann, der mich kennt, mich aber nicht mehr erkennen soll,« antwortete ich. »Schnell, sonst entgeht er mir!«

»Allah 'l Allah! Du bist ein gizli Aramdschi {geheimer Sucher, Geheimpolizist}?« fragte er.

»Frage nicht, sondern eile!« gebot ich ihm. »Oder weißt du nicht, daß der Großherr Hilfe von dir fordert, wenn es gilt, einen flüchtigen Verbrecher zu ergreifen?«

Jetzt glaubte er fest, daß ich ein verkleideter Khawasse sei. Ich legte meinen Kaftan ab; er warf mir den Mantel über und wand mir das Tuch als Turban um den Kopf. Als ich ihm die erwähnten Gegenstände zum Pfand gegeben hatte und nun fertig war, trat ich an den Eingang, um dort zu warten.

Ich hatte den Armenier nicht aus den Augen gelassen. Er stand noch hinter dem Tore, um zu spähen. Der Gejindschi {Kleiderhändler} folgte mit seinem Auge der Richtung meines Blickes. Er bemerkte, auf wen meine Aufmerksamkeit gerichtet war, und fragte:

»Effendi, meinst du den Mann, der da drüben im Tore steht?«

»Ja.«

»Er ist soeben hier vorüber gekommen?«

»Allerdings.«

»Und hat mich begrüßt?«

»Das habe ich nicht bemerkt. Du bist also ein Bekannter von ihm?«

»Ja. Ich habe Kleider von ihm gekauft. Du denkst, daß er ein Verbrecher sei?«

»Ich werde es erfahren. Wie heißt er?«

»Du bist ein Diener des Padischah, und darum will ich ehrlich mit dir sein. Sage, was du wissen willst!«

»Waren die Kleider, welche du von ihm gekauft hast, neu?«

»Nein.«

»Er ist also kein Tarzi {Schneider}?«

»O nein. Ich habe großen Schaden gehabt. Die Kleider waren sehr billig, aber der größte Teil wurde mir wieder abge-

nommen, denn sie waren Männern, die man auf der Straße angefallen hatte, abgenommen worden.«

»Bestrafte man diesen Menschen nicht?«

»Er ist hier fremd und war nicht zu finden. Und dann, als er wieder kam und man ihn ergriff, ließ man ihn um seines Geldes willen unbestraft gehen.«

»Wer ist er?«

»Er kleidet sich wie ein Bulgare, aber er ist ein Armenier und heißt Manach el Barscha.«

»Weißt du, wo er wohnt?«

»Er ist Einnehmer des Charadsch {Kopfsteuer der Nichtmoslemim} in Uskub. Viele Armenier haben die Steuern gepachtet.«

»Und wo befindet er sich hier?«

»Wenn er in Edreneh ist, so wohnt er bald hier und bald dort, am meisten aber in dem Mehan {Gasthaus} des Handschia {bulgarischer Gastwirt} Doxati.«

»Wie finde ich diesen?«

»Er bewohnt das Haus gleich neben dem griechischen Metropoliten.«

Auch diesen wußte ich nicht, aber ich durfte doch nicht zeigen, daß ich hier so sehr unbekannt sei. Übrigens verließ grad jetzt der Armenier das Serai, und ich folgte ihm, nachdem ich dem Händler einen kurzen Gruß zugeworfen hatte.

Es war sicher ein sehr glücklicher Umstand, daß ich hier jemand gefunden hatte, der diesen Manach el Barscha so genau kannte. Wer weiß, wie lange ich sonst hätte suchen und fragen müssen, ehe ich mit meiner Erkundigung an die richtige und zuverlässige Quelle gekommen wäre!

Der Armenier wendete sich zwar noch einigemal um, aber es fiel ihm nicht ein, in mir den Mann zu vermuten, der ihn verfolgt und mit dem er sogar gesprochen hatte. Ich brauchte mich also nicht mehr so sehr in acht zu nehmen, wie vorher, und sah endlich, daß er in ein Haus trat, welches allerdings ein Gasthaus zu sein schien.

In der Nähe hatte ein Kastanienhändler seinen Platz. Ich

kaufte ihm eine Handvoll seiner Früchte ab und erkundigte mich bei ihm:

»Weißt du, wer in dem großen Hause wohnt, hier zur Linken?«

»Der griechische Metropolit, Effendi.«

»Und wer hier daneben?«

»Ein bulgarischer Gastwirt. Er heißt Doxati. Willst du vielleicht bei ihm wohnen? Es ist billig und bequem bei ihm.«

»Nein. Ich suche den Gastwirt Marato.«

»Den kenne ich nicht.«

Damit meine Erkundigung nicht auffallen sollte, hatte ich den ersten besten Namen, der mir einfiel, genannt. Ich ging fort, denn für jetzt wußte ich genug. Was nun zu tun war, mußte sich ja finden. Es galt, dafür zu sorgen, daß der Gefangene nicht entfliehen könne. Zu erfahren, in welcher Beziehung dieser Manach el Barscha zu ihm stehe, war jedenfalls nicht leicht; aber es mußte doch auf irgend eine Weise versucht werden.

Ich merkte mir das Gasthaus des bulgarischen Wirtes genau, um es, falls dies notwendig werden sollte, selbst am Abend finden zu können, und kehrte zu Hulam zurück, dessen Wohnung zu verfehlen gar nicht schwer gewesen wäre.

Man hatte längst auf mich gewartet. Der Ausgang der Gerichtsverhandlung war allen unlieb, und sodann hatten sie sich meine so schnelle Entfernung nicht erklären können.

»Sihdi,« meinte mein kleiner Hadschi Halef Omar, »ich sage dir, daß ich große Sorge um dich gehabt habe!«

»Sorge um mich? Warum?«

»Warum? So fragst du?« sagte er ganz erstaunt. »Weißt du denn noch immer nicht, daß ich dein Freund und Beschützer bin?«

»Das weiß ich allerdings, mein guter Halef.«

»Nun, als Freund hast du mir zu sagen, wohin du gehst, und als Beschützer hast du mich sogar mitzunehmen.«

»Ich konnte dich nicht gebrauchen.«

»Mich nicht gebrauchen?« sagte Halef, indem er ganz energisch an seinen dreizehn Schnurrbarthaaren herumzupfte.

»Du hast mich gebrauchen können in der Sahar, in Ägypt, am Tigris, bei den Teufelsanbetern, in Kurdistan, in den Ruinen, deren Name mir nicht sogleich einfällt, in Stambul und überall; hier aber willst du mich nicht gebrauchen können? Das glaube ich nicht! Weißt du, daß es hier ebenso gefährlich ist, als in der Sahar oder im Tal der Stufen, wo wir die vielen Feinde gefangen nahmen?«

»Warum?«

»Weil man hier seine Feinde vor lauter Menschen nicht sehen kann. Oder glaubst du etwa, ich wisse nicht, daß du dich eines neuen Feindes wegen entfernt hast?«

»Woher kommt dir dieser Gedanke?«

»Ich folge stets deinen Augen und sehe, was sie tun.«

»Nun, was haben sie getan?«

»Sie haben beim Kadi einen Bulgaren beobachtet, der aber kein Bulgare war. Als dieser ging, bist du schleunigst aufgebrochen.«

»Wahrhaftig, Halef, du hast ganz recht beobachtet!« sagte ich.

»O, Sihdi,« meinte er stolz, »weißt du noch, als wir durch das Wadi Tarfaui ritten und du die Darb {Spur, Fährte} der Mörder beobachtetest?«

»Ja, das weiß ich noch.«

»Da lachte ich dich aus, daß du im Sande lesen wolltest. Ich war damals das, was der Türke ahmak {dumm} nennt; aber ich hielt mich dennoch für außerordentlich klug.«

»Ah, du hast unterdessen von mir gelernt! Nicht wahr?«

Er wurde einigermassen verlegen. Er wollte doch nicht so geradezu gestehen, daß ein ›Beschützer‹ von dem Beschützten gelernt habe, und konnte es auch nicht ganz und gar verneinen. Darum antwortete er, um sich wenigstens nicht zu auffällig eine Blöße zu geben:

»Wir haben uns gegenseitig unterrichtet, Sihdi. Was du konntest, das habe ich von dir gelernt, und was ich wußte, das hast du von mir angenommen. Auf diese Weise sind wir klüger geworden, so klug, daß beide, Allah und der Prophet, ihre

Freude an uns haben. Wärest du nicht ein Christ, sondern ein Gläubiger, so würde diese Freude tausendfach größer sein.«

»Was du da sagst, muß einer sorgfältigen Prüfung unterworfen werden. Wir wollen gleich heute einmal sehen, ob du wirklich so klug bist, wie du denkst!«

Seine kleinen Augen blitzten beinahe zornig auf.

»Sihdi,« sagte er, »willst du mich etwa beleidigen? Ich bin dir ein treuer Diener gewesen, seit ich dich kenne. Ich habe dich beschützt in allen Gefahren des Leibes und der Seele. Ich bin dein Freund und dein Gönner, denn ich habe dich so lieb, daß ich gar nicht weiß, wem mein Herz mehr gehöre, dir oder meiner Hanneh, der Blume der Frauen. Ich habe mit dir gehungert und gedürstet, geschwitzt und gefroren; ich habe mit dir und für dich gekämpft; kein Feind hat meinen Rücken zu sehen bekommen, denn es wäre mir eine Schande gewesen, dich zu verlassen. Und nun willst du sehen, ob ich klug bin! Für dies alles hast du nichts als eine Beleidigung? Sihdi, ein Fußtritt hätte mir nicht weher getan, als dieses Wort!«

Der brave Mensch meinte es ernst. In seinen Augen bemerkte ich einen feuchten Schimmer. Es war natürlich weder meine Absicht gewesen, ihn zu kränken, noch ihn zu beleidigen; darum legte ich ihm beruhigend die Hand auf die Schulter und antwortete:

»So habe ich es nicht gemeint, mein guter Halef. Ich wollte nur sagen, daß es eben jetzt eine Gelegenheit gibt, deine Klugheit zu betätigen.«

Das stimmte ihn sofort um.

»Sage mir diese Gelegenheit, Sihdi,« meinte er, »und du wirst sehen, daß ich deines Vertrauens würdig bin!«

»Es handelt sich um den Mann, welchen ich während des Verhörs beobachtet hatte. Er scheint mir ein –«

»Ein Bekannter des Gefangenen zu sein!« fiel Halef ein, um mir zu beweisen, daß er nicht nur meine Gedanken erraten, sondern auch scharf nachgedacht habe.

»Allerdings,« antwortete ich.

»Vielleicht hat er die Absicht, ihm von Nutzen zu sein!«

»Daran zweifle ich gar nicht. Dieser Barud el Amasat kann

sein Heil nur in der Flucht finden. Wer ihn retten will, muß es ihm ermöglichen, zu entkommen. Der Fremde warf ihm beruhigende und ermunternde Blicke zu, und das hat er sicherlich nicht ohne eine ganz besondere Absicht getan.«

»Du bist ihm nachgegangen, um seine Wohnung zu erfahren?«

»Ja. Auch seinen Stand und Namen weiß ich bereits.«

»Was ist er?«

»Er heißt Manach el Barscha, ist Steuereinnnehmer in Uskub und logiert bei dem Handschia Doxati hier.«

»W' Allah! Ich ahne, in welcher Weise ich meine Klugheit betätigen soll!«

»Hättest du das wirklich erraten?«

»Ja. Ich soll diesen Manach el Barscha bewachen.«

»Ganz recht!«

»Das kann ich aber nur dann, wenn ich auch bei Doxati wohne.«

»Du wirst hinreiten, sobald es dunkel ist. Ich werde mitgehen, um dir das Haus zu zeigen.«

Da trat Osco, der Montenegriner, vor und sagte:

»Auch ich werde wachen, Sihdi!«

»Ah! Wo?«

»Vor dem Zindan {Gefängnis}, in welchem sich der Gefangene befindet.«

»Denkst du, daß dies nötig sein wird?«

»Es ist mir ganz gleich, ob es nötig ist oder nicht. Er hat meine Tochter als Sklavin verkauft und mir vieles und großes Herzeleid bereitet. Er ist meiner Rache verfallen. Du bist ein Christ. Du sagst, die Rache sei Gottes, und ich habe dir deinen Willen getan, indem ich Barud el Amasat den Händen des Kadi überlassen habe. Will er sich denselben entziehen, so habe ich darüber zu wachen, daß er nicht auch mir entgehe. Ich verlasse euch und werde es euch sofort melden, wenn ich etwas Wichtiges beobachte.«

Nach diesen Worten entfernte er sich, ohne im mindesten auf unsere Bemerkungen zu hören.

Jetzt packte Halef seine Habseligkeiten zusammen und

setzte sich auf sein Pferd. Er wollte sich den Anschein geben, als ob er erst jetzt in Adrianopel ankomme. Ich geleitete ihn zu Fuß bis in die Nähe der Handschia und wartete, bis er in das Tor derselben eingeritten war. Dann begab ich mich nach dem Bazar zurück, um meine Kleidung wieder einzutauschen.

Als ich Hulams Haus wieder erreichte, war es unterdessen dunkel geworden. Er machte uns den Vorschlag, ein Bad zu besuchen, wo es guten Kaffee, Karaschekler {chinesische Schattenspiele} und ausgezeichnetes Aiswasperwerdesi {berühmte Adrianopeler Gelées} gäbe. Wir erfüllten seinen Wunsch.

Über die türkischen Bäder wird so viel geschrieben, daß eine Bemerkung hier überflüssig wäre. Die Schattenspiele, welche wir nach dem Bade in Augenschein nahmen, konnten nicht Anspruch auf Lob machen. Die Gelées mochten wirklich ausgezeichnet sein, sie waren aber nicht nach meinem Geschmack.

Als wir das Hamam {Bad} verließen, fanden wir den Abend so köstlich, daß wir uns entschlossen, noch einen kleinen Spaziergang zu machen. Wir verließen die Stadt auf der Westseite derselben und promenierten am Ufer des Arda dahin, welcher sich hier in die Maritza ergießt.

Es war spät geworden, als wir umkehrten. Es mochte noch eine Stunde an Mitternacht fehlen; aber es war ziemlich hell. Noch hatten wir die Stadt nicht erreicht, als uns drei Reiter entgegen kamen. Zwei ritten auf Schimmeln; der dritte hatte ein dunkles Pferd. Sie trabten an uns vorüber, ohne uns zu beachten. Dabei machte der eine der ersteren gegen den anderen eine an sich gleichgültige Bemerkung. Ich hörte dies und blieb unwillkürlich stehen.

»Was ist's?« fragte Isla. »Kannst du sie?«

»Nein; aber diese Stimme kam mir bekannt vor.«

»Du wirst dich täuschen, Sihdi. Stimmen sind sich oft sehr ähnlich.«

»Das ist wahr, und das beruhigt mich. Ich hätte sonst gedacht, daß es die Stimme dieses Barud el Amasat sei.«

»Dann müßte er ja entflohen sein!«

»Allerdings! Aber das ist ja gar keine Unmöglichkeit.«

»Wäre es der Fall, so würde er die breite Straße nach Filibe {Philippopel} eingeschlagen und nicht diesen einsamen, unsicheren Weg gewählt haben.«

»Grad dieser Weg ist für einen Flüchtling sicherer als die belebte Straße nach Filibe. Die Stimme war ganz die seinige.«

Es war, als ob mir eine geheime Stimme sage, daß ich mich nicht geirrt habe. Ich beschleunigte meine Schritte, und die anderen mußten mir mit derselben Schnelligkeit folgen. Als wir nach Hause kamen, wurden wir schon seit längerer Zeit erwartet, und zwar von Osco, welcher unter dem Tore stand.

»Endlich, endlich!« rief er. »Ich habe euch mit Schmerzen erwartet. Mir scheint, es ist etwas geschehen.«

»Was?« fragte ich gespannt.

»Ich lag, als es dunkel war, am Tore des Gefängnisses. Da kam einer, welcher sich öffnen ließ. Er trat ein und kam nach einiger Zeit mit noch zwei anderen aus dem Hause.«

»Hast du einen erkannt?«

»Nein; aber als sie gingen, hörte ich den einen sagen: ›Das ist schneller geglückt, als ich dachte!‹ Ich schöpfte Verdacht und schlich ihnen nach, aber an der Ecke einer Straße verlor ich sie.«

»Und dann?«

»Dann ging ich hierher, um euch den Vorfall zu melden. Ich fand euch nicht daheim und habe vergeblich gewartet.«

»Gut! Wir werden uns sofort überzeugen. Hulam mag mitkommen; die andern können bleiben.«

Ich eilte mit dem Genannten nach der Straße, in welcher Doxati sein Fremdenhaus hatte. Das Tor war noch geöffnet, und wir traten ein. Es gab ein gemeinschaftliches Zimmer, welches nach dem Hofe zu geöffnet war, aber nach der Straße kein Fenster hatte. Ohne da hineinzugehen, gebot ich einem der anwesenden dienstbaren Geister, mir den Wirt zu bringen.

Doxati war ein kleines, altes Männchen mit einem sehr verschlagenen griechischen Gesichte. Er machte mir eine tiefe Reverenz und fragte nach meinem Begehre.

»Ist heute abend ein Gast hier eingekehrt?« fragte ich ihn.

»Mehrere, Herr,« antwortete er.

»Ich meine einen kleinen Mann, welcher zu Pferde kam.«

»Der ist da. Er hatte einen Bart, welcher so dünn ist, wie der Schwanz einer alten Henne.«

»Du sprichst sehr unehrerbietig; aber es wird derjenige sein, welchen ich suche. Wo ist er?«

»In seinem Oda {Zimmer, Stube}.«

»Führe mich zu ihm!«

»Komm, Herr!«

Er schritt voran in den Hof, hinaus und eine Art Stiege empor. Dort oben sah man beim Scheine einer Lampe mehrere Türen. Er öffnete eine derselben. Auch hier brannte eine Lampe; aber das mit einer einzigen, alten Matte versehene Gemach war leer.

»Wohnt er hier?« fragte ich.

»Ja.«

»Aber er ist ja nicht da!«

»Allah weiß es, wo er ist!«

»Wo hat er sein Pferd?«

»Im Stalle, welcher sich im zweiten Awlu {Hof} befindet.«

»War er heut abend unten bei den andern Gästen?«

»Ja. Dann aber stand er lange Zeit unter dem Tore.«

»Ich suche außer ihm noch einen andern Mann, welcher Manach el Barscha heißt. Kennst du ihn?«

»Warum soll ich ihn nicht kennen? Er hat ja heute bei mir gewohnt!«

»Hat! Er wohnt also nicht mehr hier?«

»Nein, er ist abgereist.«

»Allein?«

»Nein, sondern mit zwei Freunden.«

»Sie ritten?«

»Ja.«

»Was für Pferde?«

»Zwei Schimmel und einen Braunen.«

»Wohin sind sie?«

»Sie wollen nach Filibe und dann weiter nach Sofia.«

»Kannst du die beiden Freunde?«

»Nein. Er ging aus und brachte sie mit.«

»Hatte er drei Pferde mitgebracht?«

»Nein, sondern nur den Braunen. Die Schimmel hatte er heute gekauft, als es beinahe Abend war.«

Jetzt wußte ich genau, daß mein Gehör mich nicht getäuscht hatte. Barud el Amasat war mit Hilfe dieses Manach el Barscha entkommen. Wer aber war der dritte gewesen? Vielleicht ein Schließer des Gefängnisses, welcher den Gefangenen herausgelassen hatte und infolgedessen gezwungen gewesen war, sich ihnen anzuschließen? Ich fragte weiter:

»Der Mann, nach welchem ich dich zuerst fragte, ist ihnen nicht nachgefolgt?«

»Nein.«

»Weißt du das genau?«

»Sehr genau; ich stand am Tore, als sie forttritten.«

»Führe uns zu seinem Pferde!«

Er führte uns über den vordern Hof und durch einen gewölbten Durchgang nach einem niedrigen Gebäude. Der Geruchssinn sagte mir schon von weitem, daß es ein Stall sei. Er öffnete die Türe desselben. Es war dunkel; aber ein leises Schnaufen sagte mir, daß ein Pferd vorhanden sei.

»Man hat das Licht gelöscht,« sagte er.

»Brannte eins?« fragte ich.

»Ja.«

»Standen die Pferde dieses Manach el Barscha auch hier?«

»Ja. Ich war nicht dabei, als er sie holte.«

»So wollen wir anzünden.«

Ich zog ein Zündhölzchen heraus, und bald hatten wir Licht in der alten Laterne, welche an der Mauer hing. Jetzt erkannte ich Halefs Pferd und daneben auf dem Boden einen formlosen Klumpen, welcher in einen Kaftan gewickelt und mit Stricken umwunden war. Ich riß die Stricke auf und entfernte den Kaftan. Es war – – mein kleiner Hadschi Halef Omar. Er sprang auf, ballte beide Fäuste und rief:

»Allah l'Allah! Sihdi, wo sind die Hunde, die mich überfallen haben, die Söhne von Hunden und Enkel von Hundesöhnen, welche mich dann einwickelten und banden?«

»Das mußt du doch wissen!« antwortete ich.

»Ich? Ich soll es wissen? Wie kann ich es wissen, da ich doch gefesselt war, wie der heilige Kuran, welcher in Damask an eisernen Ketten hängt!«

»Warum hast du dich fesseln lassen?«

Er blickte mich ganz erstaunt an.

»Das fragst du mich? Du, der mich hierher beordert hat, damit ich – –«

»Damit du eine Probe deiner Klugheit geben sollst,« unterbrach ich ihn. »Sie ist nicht sehr rühmlich für dich ausgefallen!«

»Sihdi, kränke mich nicht! Wenn du dabei gewesen wärest, so würdest du mich entschuldigen!«

»Das ist möglich, aber nicht wahrscheinlich. Weißt du, daß Manach el Barscha entkommen ist?«

»Ja. Der Scheïtan mag ihn fressen!«

»Und Barud el Amasat mit ihm?«

»Ja. Die Dschehenna mag ihn verschlingen!«

»Und daß du schuld bist an allem?«

»Nein; das weiß ich nicht; das ist nicht wahr!«

»So erzähle!«

»Das werde ich tun! Als ich zu diesem Handschia Doxati kam, der hier steht und den Mund aufsperrt, als ob er der Scheïtan sei, welcher Manach el Barscha verschlingen soll, da hörte ich, daß der letztere drei Pferde besitze, weil er in der Dämmerung zwei Schimmel gekauft habe. Ich beobachtete ihn und sah, daß er das Haus verließ.«

»Ahntest du, was er vorhatte?«

»Ja, Sihdi.«

»Warum folgtest du ihm nicht?«

»Ich dachte, daß er nach dem Gefängnisse gehen werde. Dort aber stand ja Osco auf der Lauer.«

»Hm, das ist allerdings nicht unrichtig!«

»Siehst du, daß du mir recht geben mußt, Sihdi!«

Man hörte es der Stimme des kleinen Mannes an, daß er sich jetzt bedeutend erleichtert fühlte. Er fuhr fort:

»Ich ahnte, daß er den Gefangenen befreien wolle; aber ich wußte auch, daß er seine Pferde brauche. Jedenfalls mußte er

nach dem Stalle zurückkommen, und darum versteckte ich mich dort, um ihn zu überraschen.«

»Verstecken? Das war nun nicht grad nötig. Du hättest nach einigen Khawassen schicken oder sie selbst herbeiholen sollen. Das wäre das Sicherste gewesen.«

»O, Sihdi, das Sicherste ist nicht allemal auch das Schönste, und ich dachte es mir so schön, die Schurken allein zu fangen.«

»Das müssen wir jetzt büßen!«

»Allah wird sie uns wieder in die Hand geben! Also ich wartete. Als sie kamen, waren es drei. Sie fragten mich, was ich da wolle; aber kaum hatte mich Barud el Amasat angesehen, so erkannte er mich. Ich war ja beim Verhöre als Zeuge gegen ihn aufgetreten. Es entspann sich eine Prügelei. Ich wehrte mich nach Kräften. Ich zerriß sogar diesem Barud die Kleider; aber die Prügel bekam ich.«

»Warum gebrauchtest du deine Waffen nicht?«

»Sihdi, sechs Arme hielten mich umschlungen, und ich habe ja nur zwei. Hätte mir Allah zehn Arme verliehen, so wären mir vier davon für die Waffen übrig geblieben. Ich wurde endlich auf den Boden gerungen; man wickelte mich in meinen Kaftan und umwand mich mit Stricken. Da habe ich gelegen, bis du kamst, mich zu befreien. So ist es geschehen!«

»O weh, Hadschi Halef Omar! O weh!«

»Sihdi, auch ich möchte rufen: Wai, wai! Aber das hilft uns nun doch nichts. Sie sind fort! Befänden wir uns in der Wüste, so wäre es leicht, ihre Spuren zu finden; aber hier in dem großen Edreneh wird das unmöglich sein.«

»Ich habe ihre Spur. Ich weiß, wohin sie sind.«

»Hamdulillah! Preis sei Allah, welcher dir den Verstand gegeben hat, den – –«

»Den du heute nicht besessen hast!« unterbrach ich ihn. »Die Spur eines Mannes ist nicht der Mann selbst. Aber leuchte einmal nieder! Was liegt hier?«

Halef bückte sich nieder und hob einen ziemlich großen Fetzen Tuches auf. Er betrachtete ihn und sagte:

»Das ist ein Stück, welches ich Barud el Amasat aus seinem Kaftan gerissen habe. Da hängt noch die Tasche daran.«

»Ist etwas darin?«

Er griff hinein und sagte:

»Ein Stück Papier. Hier ist es.«

Ich betrachtete es beim Scheine der Laterne und öffnete es. Es war ein winzig kleines, aber mit einem großen Siegel versehenes Briefchen gewesen. Drei kurze Zeilen standen darin. Sie waren in arabischer Schrift geschrieben, und zwar so klein, daß ich sie hier unmöglich lesen konnte. Ich steckte also das Briefchen zu mir und suchte nach anderen Überresten des ungleichen Kampfes; es fanden sich keine mehr.

Unbegreiflich war es, daß die drei Männer meinem Halef sein Messer und die beiden Pistolen gelassen hatten, welche in seinem Gürtel steckten. Sein Gewehr hatte ich in einem Winkel seiner Stube lehnen sehen.

»Hatte auch Manach el Barscha ein Zimmer bei dir?« fragte ich den Wirt, welcher ganz verwundert zugesehen und zugehört hatte.

»Ja,« antwortete er.

»Er ist oft bei dir eingekehrt?«

»Ja.«

»So kennst du ihn genau?«

»Ja. Er heißt so, wie du ihn nennst, und ist Steueraufseher.«

»Wo wohnt er?«

»In Uskub. Aber er ist nicht oft zu Hause. Er hat viele Orte gepachtet und muß also viel reisen, um die Steuern zu holen.«

»Führe uns auf das Zimmer, welches er bewohnt hat!«

Dies geschah. Ich hatte gehofft, irgend einen Fingerzeig zu entdecken; aber es zeigte sich nicht das Mindeste, was geeignet gewesen wäre, noch einen weiteren Aufschluß zu geben. Der Auftrag, den ich Halef gegeben hatte, war erfüllt, aber leider mit dem unglücklichsten Ausgange; ich schickte den kleinen Hadschi mit seinem Pferde nach Hause. Er trabte höchst niedergeschlagen von dannen und murmelte tausend Verwünschungen in die Haarfäden, welche er Bart nannte. Hulam aber

wurde von mir veranlaßt, sich sofort zum Kadi zu begeben. Er hatte bisher kein Wort gesprochen; jetzt aber meinte er:

»Ketir, ketir – das ist zu viel, viel zu viel! Wer hätte das für möglich gehalten! Wären wir nicht in das Bad gegangen, sondern daheim geblieben, so hätte uns Osco zur rechten Zeit getroffen und die Flucht wäre nicht geglückt!«

»Wir müssen denken, daß es so hat sein sollen!«

»Aber was wollen wir da beim Kadi? Kann er es anders machen?«

»Wir müssen ihm das Geschehene anzeigen, und nur mit seiner Hilfe können wir den Beweis holen, daß der Gefangene sich wirklich nicht mehr in Haft befindet.«

»Der Kadi wird bereits schlafen!«

»So wecken wir ihn.«

»Wird er das dulden?«

»Er muß!«

Der Beamte hatte sich, wie wir erfuhren, allerdings zur Ruhe begeben, und es kostete mich einige Kraftworte, ehe man es wagte, ihn zu wecken. Dann wurden wir vorgelassen. Er empfing uns mit nicht sehr freundlicher Miene und fragte nach unserm Begehr.

»Wir haben Barud el Amasat in deine Hand gegeben,« antwortete ich, allerdings auch nicht in übermäßig höflichem Tone. »Hast du dafür gesorgt, daß er gut bewacht wird?«

»Bist du nur gekommen, um mir diese Frage vorzulegen?«

»Ich werde deine Antwort hören!«

»Der Gefangene wird gut bewacht. Ihr könnt gehen.«

»Nein, nicht wir können gehen, sondern er ist gegangen!«

»Er? Wer?«

»Der Gefangene.«

»Allah akbar! Gott ist groß, er kann dich verstehen; ich aber begreife deine Worte nicht.«

»So muß ich deutlicher sein: Barud el Amasat ist entflohen.«

Der Kadi sprang von dem Polster auf, auf welchem er bei unserem Eintritte gesessen und vor demselben vielleicht auch geschlafen hatte.

»Was sagst du?« fragte er. »Entflohen ist er?«

»Ja.«

»Entsprungen? Aus dem Zindan entsprungen?«

»Ja.«

»Woher weißt du es?«

»Wir sind ihm begegnet.«

»İa Allah! Warum habt ihr ihn nicht festgehalten?«

»Wir kannten ihn nicht.«

»Woher wißt ihr es dann, daß er es gewesen ist?«

»Wir haben es erst nachher erfahren. Ein Steuerpächter hat ihn befreit, welcher Manach el Barscha heißt.«

»Manach el Barscha? O, den kenne ich! Er war früher Pächter der Steuern und wohnte in Uskub; aber jetzt ist er es nicht mehr. Er wohnt in den Bergen.«

Er wohnt in den Bergen, das heißt, er hat in die Berge fliehen müssen. Daher fragte ich:

»Hast du ihn heute während des Verhörs nicht gesehen?«

»Nein. Woher kennst du ihn?«

»Ich erfuhr seinen Namen und seinen Aufenthalt hier von einem Kleiderhändler. Er wohnte bei dem Handschia Doxati, hat Pferde gekauft und ist heute abend mit Barud el Amasat und einem dritten aus der Stadt geritten.«

»Wer war dieser dritte?«

»Ich weiß es nicht, vermute aber, daß es ein Aufseher, ein Schließer des Gefängnisses ist.«

Wir erzählten ihm nun in Kürze, was geschehen war. Da ließ er sich seinen Degen kommen, befahl zehn Khawassen, uns zu begleiten, und machte sich auf den Weg nach dem Gefängnisse.

Der Nazar-Baschi {Oberaufseher} war nicht wenig erstaunt, zu so später Stunde solchen Besuch zu erhalten.

»Führe uns zu dem Gefangenen, welcher Barud el Amasat heißt!« befahl der Kadi.

Der Beamte gehorchte, war aber nicht wenig erschrocken, als die Zelle, in welcher Barud gesteckt hatte, leer war. Derjenige Schließer aber, welchem der Gefangene speziell anver-

traut war, konnte nicht gefunden werden; er war mit ihm verschwunden.

Der Zorn des Kadi läßt sich gar nicht beschreiben. Dieser würdige Richter erging sich in Ausrufen, für welche die deutsche Sprache keine Worte hat, und ließ schließlich den Oberaufseher selbst einsperren. Ich suchte ihn durch die Mitteilung zu beruhigen, daß wir des andern Tages früh dem Entkommen nacheilen würden, und er versprach, uns einige Khawasen mit einem Verhaftsbefehle mitzugeben. Dann verließen wir ihn und brannten vor der Gefängnistür die mitgebrachten Laternen wieder an. Ohne eine solche durfte man sich damals, wenigstens im Innern der Stadt, nicht antreffen lassen, wenn man nicht riskieren wollte, zur Polizei transportiert zu werden und dort eine Nacht in sehr »gemischter Gesellschaft« zuzubringen.

Wir waren noch nicht sehr weit gegangen, als wir, um die Ecke eines Hauses biegend, mit einem Manne zusammenstießen, welcher, wie ich damals wirklich glaubte, in großer Eile von der anderen Seite gekommen war. Er rannte an mich an, sprang zurück und rief:

»Atsch gözünü – nimm dich in acht!«

»Das hättest du eher sagen sollen!« antwortete ich.

»Aman, aman – verzeihe, verzeihe! Ich hatte so große Eile, und dabei ist mir meine Laterne verlöscht. Willst du nicht die Güte haben und mir erlauben, sie an der deinigen wieder anzuzünden?«

»Gern! Hier!«

Er nahm das Licht aus seiner Leuchte, welche aus geöltem Papier gefertigt war, und steckte es an dem unsrigen an. Dabei erklärte er, wie zu seiner weiteren Entschuldigung:

»Ich muß schnell einen Hekim {Arzt}, Berber {Barbier} oder Edschzadschy {Apotheker} holen. Es ist uns plötzlich ein Gast krank geworden, welcher fast nur nemtschedsche {Deutsch} redet, weil er aus Nemtschistan ist.«

Das erregte natürlich sofort mein Interesse. Ein Landsmann, hier plötzlich erkrankt und der Sprache des Landes so gut wie

unkundig! War es da nicht meine Pflicht, mich wenigstens zu erkundigen? Ich fragte daher:

»Aus welchem deutschen Lande ist er?«

»Aus Bavaristan.«

Also ein Bayer! An eine Lüge, eine Täuschung dachte ich nicht im mindesten. Was wußte man hier von Bayern! Der Name dieses Landes konnte, hundert gegen eins gewettet, nur aus dem Munde eines Mannes gehört worden sein, dessen Vaterland es wirklich war. Ich erkundigte mich also weiter:

»Welche Krankheit hat ihn überfallen?«

»Das Sytma sinirün {Nervenfieber}.«

In diesem Augenblick fiel mir die Unwahrscheinlichkeit, welche in dieser Antwort lag, gar nicht auf. Ich dachte nur daran, daß ein Deutscher hilfsbedürftig am Fieber niederliege.

»Was ist er?« fuhr ich fort.

»Ich weiß es nicht. Er kam zu meinem Herrn, welcher Tütündschī {Tabak-Fabrikant oder -Händler} ist, um Tabak zu kaufen.«

»Wohnt ihr weit von hier?«

»Nein.«

»So führe mich hin!«

»Bist du denn ein Arzt oder ein Apotheker?«

»Nein; aber ich bin ein Deutscher und will sehen, ob ich meinem Landsmanne von Nutzen sein kann.«

»Inisch Allah – geb's Gott! Komm, folge mir!«

Mein Begleiter wollte auch mitgehen; ich bat ihn aber, seinen Weg fortzusetzen, da ich ihn ja nicht brauchte. Ich gab ihm die Laterne und folgte dem Fremden.

Wir hatten in Wirklichkeit nicht weit zu gehen. Er hielt bereits nach einigen Minuten vor einer Türe, an welche er klopfte. Es wurde geöffnet, und ich, da ich noch auf der Straße hinter meinem Führer stand, hörte die Frage:

»Hekim buldun my – hast du einen Arzt gefunden?«

»Nein, aber einen Hamscheri {Landsmann} des Kranken.«

»Was kann der uns und ihm nützen!«

»Er kann den Terdschiman {Dolmetscher} machen, da wir den Gast nicht gut verstehen.«

»So mag er eintreten!«

Ich trat in einen engen Flur, welcher in einen kleinen Hof mündete. Das Licht der Papierlaterne erlaubte mir kaum, drei Schritte weit zu sehen. Ich hatte nicht die mindeste Ahnung, daß mir eine Gefahr drohe, und horchte daher ganz erstaunt auf, als ich eine Stimme befehlen hörte:

»Onu tutyn! Gertsche dir – ergreift ihn! Es ist der Richtige!«

In demselben Augenblick erlosch die Laterne, und ich fühlte mich von allen Seiten von Fäusten gepackt. Natürlich dachte ich keinen Moment darüber nach, ob hier eine Verwechslung vorliege oder nicht. Laut um Hilfe rufen, konnte mir keinen Nutzen bringen, denn der kleine Hof war an seinen vier Seiten von Gebäudeteilen umschlossen. Es galt, die Angreifer abzuwerfen und durch den Gang zurück zur Türe und wieder auf die Straße zu gelangen. Ich stieß also, mich breitbeinig feststellend, die Arme so weit aus, als ich es bei dem Widerstand, welchen ich fand, vermochte, und zog sie dann plötzlich und kräftig wieder ein. Das gab einen Ruck, durch den wirklich zwei abgeschüttelt wurden; aber vorn und hinten hielten mich die anderen doch gefaßt, und die beiden hingen sich rasch wieder an mich.

Der Angriff galt wirklich mir, keinem anderen; davon war ich überzeugt. Man hatte mir beim Kadi aufgelauret und mich in diese Falle gelockt. Worte konnten mir keine Hilfe bringen, und so begann jetzt ein lautloses Ringen, bei dem ich meine Kräfte so anzustrengen hatte, daß mir die Brust zu platzen drohte – vergeblich! Es waren ihrer zu viele. Ich wurde niedergerissen, und trotzdem ich nach Möglichkeit auch da mich noch wehrte und mit Händen und Füßen um mich schlug, fühlte ich doch bald, daß ich mich in Stricken verfang, welche man um mich schlug.

Ich war gefangen und gefesselt!

Warum hatte ich nicht um Hilfe geschrieen? Warum hatte ich keinen Laut von mir gegeben? Um wenigstens das Leben zu retten, wenn auch die Freiheit verloren war. Auf das erstere schien man es, wenigstens in diesem Augenblick, nicht ab-

gesehen zu haben, sonst hätte man mich ja sofort durch einen Schuß oder Stich niederstrecken können. Machte ich aber Lärm, so daß man die Entdeckung des Anschlages zu befürchten hatte, so konnte ich leicht den Tod für mich heraufbeschwören.

Auch ein nicht übermäßig kräftiger Mann entfaltet in einer solchen Lage einen ungewöhnlichen Widerstand. Ich hatte keinen Atem mehr, doch meine Angreifer keuchten ebenso wie ich. Ich hatte ein Messer und eine Pistole im Gürtel gehabt; sie waren mir aber gleich im ersten Momente aus demselben gerissen worden. An ein Zuschlagen war ich gar nicht gekommen, da ich von zehn bis vierzehn Armen eingeschnürt gewesen war.

Jetzt fluchten die Kerls in allen Tonarten um mich herum, und dabei war es so finster, hier zwischen den Mauern, daß man die Hand vor den Augen nicht zu erkennen vermochte.

»Hazyr – fertig?« fragte eine Stimme.

»Ewet – ja!«

»Schafft ihn hinein!«

Man faßte mich an und schleppte mich fort. Ich konnte zwar den Körper und die Knie bewegen und hätte noch jetzt einigen Widerstand zu leisten vermocht, doch verzichtete ich darauf, da es mir meine Lage nur zu verschlimmern, nicht aber zu verbessern vermochte.

Ich bemerkte, daß man mich durch zwei finstere Räume in einen dritten schaffte, wo man mich einfach zu Boden warf. Die Träger entfernten sich. Nach einiger Zeit traten zu mir zwei Männer ein. Der eine trug eine Lampe.

»Kennst du mich noch?« fragte der andere.

Er stellte sich so, daß der Schein des Lichtes auf sein Gesicht fiel. Man denke sich mein nicht eben sehr freudiges Erstaunen, als ich in ihm – – Ali Manach Ben Barud el Amasat erkannte, den Sohn des Entflohenen, den Derwisch, mit welchem ich in Konstantinopel im Kloster gesprochen hatte.

Ich antwortete nicht. Er versetzte mir einen Fußtritt und wiederholte:

»Ich frage, ob du mich noch kennst?«

Das Schweigen konnte mir keinen Nutzen bringen. Wollte ich wissen, was man mit mir vorhabe – und das war für mich jetzt ja die Hauptsache – so mußte ich sprechen.

»Ja,« antwortete ich.

»Lügner! Du warst kein Nassr!«

»Habe ich mich für einen ausgegeben?«

»Ja!«

»Nein. Ich hatte nur keine Veranlassung, dir deinen Irrtum zu benehmen. Was wollt ihr von mir?«

»Wir werden dich töten!«

»Meinetwegen!« antwortete ich darauf möglichst gleichgültig.

»Tue nicht so, als ob du das Leben nicht liebtest! Du bist ein Giaur, ein Christ, und diese Hunde wissen nicht zu sterben, weil sie keinen Kuran, keinen Propheten und kein Paradies haben!«

Bei diesen Worten versetzte er mir einen zweiten Fußtritt in die Seite. Hätte ich nur eine einzige Hand frei gehabt! Dieser Derwisch hätte noch ganz anders tanzen sollen, als vor kurzem in Stambul!

»Was kann ich dagegen tun, wenn ihr mich töten wollt?« meinte ich. »Ich werde ebenso ruhig sterben, wie ich jetzt so kaltblütig deine Fußstritte ertrage. Ein Christ würde nicht so feig sein, einen Gefesselten zu quälen. Nimm mir die Stricke ab, und dann wollen wir sehen, wessen Prophet größer und wessen Paradies herrlicher ist!«

»Hund! Drohe nicht, sonst lernst du den Mezardschy {Totengräber} noch vor dem Morgen kennen!«

»So laß mich in Ruhe, und packe dich!«

»Nein; ich habe mit dir zu sprechen. Willst du vielleicht die Güte haben, einen Tschibuk dabei zu rauchen?«

Das war eine prächtige Ironie von diesem Knaben, über welche ich mich hätte ärgern können, wenn ich mich nicht über sie gefreut hätte.

»Daß du ein guter Choradschi {Tänzer} bist, habe ich gesehen; daß du aber ein noch viel besserer Schakadschi {Spaßvogel} sein kannst, das habe ich nicht geglaubt, da den ›Tan-

zenden« doch das Anlama {der Verstand} zum Witze zu fehlen pfllegt. Wenn du wirklich mit mir zu sprechen hast, so bedenke, mit wem du redest. Ich sage dir, daß du nur dann meine Stimme hören wirst, wenn du die Achtung vor meinem Barte zeigst, welche dir der Prophet gebietet!«

Das war mit Absicht eine Beleidigung. Unter dem Worte Chora, der Tanz, versteht der Türke jene sinnlichen Bewegungen, welche nur Frauenzimmern gestattet sind, deren sich aber jeder Mann streng enthält. Der Tanz der Derwische ist ein anderer, er gilt für heilig. Es gab keine größere Beleidigung für ihn, als daß ich ihn einen Choradschi nannte und noch dazu den Angehörigen seines Ordens den Verstand absprach. Ich machte mich infolgedessen auf erneute Fußtritte gefaßt und war daher im stillen erstaunt, daß er mir zwar einen vor Zorn flammenden Blick zuwarf, dann aber sich ruhig auf den Boden niedersetzte. Der andere blieb stehen.

»Wärest du ein Moslim, so würde ich dich zu züchtigen wissen,« sagte der Derwisch; »ein Christ aber kann einen wahren Gläubigen niemals beleidigen. Wie sollte eine Kröte die Sonne beschmutzen können! Ich will einiges von dir wissen. Ich werde dich fragen, und du wirst antworten!«

»Ich bin bereit zur Antwort, wenn deine Fragen so höflich sind, wie ich es zu fordern habe!«

»Du bist derselbe fränkische Arzt, welcher in Damaskus die Absicht des Usta zuschanden machte?«

»Ja.«

»Du hast den Usta dann später in Stambul getroffen?«

»Ja.«

»Du hast auf ihn geschossen, als er in das Wasser sprang?«

»Nicht ich, sondern mein Diener.«

»Hast du den Usta später wieder gesehen?«

»Ja.«

»Wo?«

»Vor dem Turme von Galata, wo er als Leiche lag.«

»So ist es also doch wahr, was mir hier dieser Mann sagt!«

Er deutete dabei auf den Menschen, welcher die Lampe hielt.

»Du hast nicht gewußt, daß der Usta tot ist?« fragte ich.

»Nein. Er war verschwunden. Man fand Kolettis tot und neben ihm eine Leiche, die niemand kannte.«

»Es war der Usta!«

»Ihr habt ihn vom Turme gestürzt?«

»Wer hat dir das gesagt?«

»Dieser Mann hier. Ich kam nach Edreneh, ohne irgend etwas zu wissen. Ich war zu meinem Vater gerufen. Ich suchte ihn bei Hulam, ohne zu sagen, wer ich sei, und hörte da, daß er sich in Gefangenschaft befinde. Er ist gerettet worden ohne mein Zutun. Dieser Mann hier ist sein Diener und hat mit ihm bei Hulam gewohnt. Dein Freund und Beschützer Hadschi Halef Omar hat ihm alles erzählt, und so erfuhr ich es wieder. Ich suchte meinen Vater beim Handschia Doxati. Er war bereits fort, aber ihr befandet euch im Stalle. Wir beobachteten euch. Ich hatte erfahren, daß du ein Nemtsche bist, und darum mußte einer von uns an der Ecke auf euch warten und dir dann sagen, daß ein Nemtsche krank geworden sei. Jetzt nun bist du in unserer Gewalt. Was glaubst du wohl, was wir mit dir tun werden?«

Diese Erklärung gab eigentlich viel Stoff zum Nachdenken; ich nahm mir jedoch keine Zeit dazu und antwortete rasch:

»Um mein Leben habe ich keine Sorge. Töten werdet ihr mich nicht.«

»Warum sollten wir das nicht tun? Du bist in unserer Gewalt!«

»Dann würde euch das Lösegeld entgehen, welches ich bezahlen kann.«

Seine Augen blitzten auf. Ich hatte das Richtige getroffen. War das Geld bezahlt, so konnten sie mich ja noch auf die Seite schaffen. Er fragte:

»Wie viel willst du geben?«

»Wie hoch schätzt du meinen Wert?«

»Dein Wert ist nicht größer als der Preis eines Agreb {Skorpion} oder Jylon {Schlange}. Beide sind giftig, und man tötet sie, sobald man sie erwischt. Dein Leben ist nicht den zehnten Teil eines Para wert. Aber das, was du uns getan hast, erfor-

dert eine große Strafe, und darum sollst du ein Lösegeld zahlen müssen!«

Ah, da sagte er es ja ganz deutlich: die Zahlung des Lösegeldes sei nur zur Strafe, und dann sei mein Leben doch noch keinen Pfennig wert! Aber ich konnte wenigstens Zeit gewinnen und meinte daher in ernstem Tone:

»Du vergleichst mich mit dem giftigsten Gewürme! Ist das die Höflichkeit, welche ich zur Bedingung gemacht habe? Tötet mich; ich habe nichts dagegen! Ich zahle keinen einzigen Piaster, wenn du nicht in anderer Weise mit mir sprichst!«

»Du sollst deinen Willen haben; aber je mehr Höflichkeit du forderst, desto größer wird die Summe sein, welche wir verlangen.«

»Nenne sie!«

»Bist du reich?«

»Ich tausche nicht mit dir!«

»So warte!«

Er erhob und entfernte sich. Der andere blieb zurück, beobachtete aber das tiefste Schweigen. Ich hörte Stimmen in dem vordersten Raume, konnte aber kein Wort unterscheiden, doch merkte ich, daß man verschiedener Meinung war. Es verging wohl über eine halbe Stunde, ehe er zurückkehrte. Er setzte sich nicht nieder, sondern fragte im Stehen:

»Zahlst du fünfzigtausend Piaster?«

»Das ist viel, sehr viel!«

Ich mußte mich doch ein wenig sträuben. Er machte eine Gebärde der Ungeduld und sagte:

»Keinen Para weniger! Willst du? Antworte sogleich, denn wir haben keine Zeit!«

»Gut, ich zahle sie!«

»Wo hast du das Geld?«

»Natürlich nicht bei mir. Ihr habt mir ja alles genommen, was ich in den Taschen trug. Auch nicht hier in Edreneh.«

»Wie willst du uns da bezahlen?«

»Ich gebe euch eine Anweisung auf Konstantinopel.«

»An wen?«

»An den Eltschi von Farsistan.«

»An den Gesandten von Persien?« fragte er erstaunt. »Ihm soll der Brief vorgezeigt werden?«

»Ja.«

»Wird er bezahlen?«

»Glaubst du, daß der Vertreter des Schah-in-Schah kein Geld habe?«

»Er hat sogar sehr viel Geld; aber wird er bereit sein, es für dich auszugeben?«

»Er weiß sehr genau, daß er alles, was er für mich bezahlt, wiederbekommen wird.«

Ich machte keine Lüge, denn ich war fest überzeugt, daß der Perser den Überbringer meiner Anweisung ebenso wie mich selbst für wahnsinnig halten werde. Der Sohn der Zoroasterlehre hatte gar keine Ahnung von der irdischen Existenz eines deutschen Federfüchserleins meines Namens.

»Wenn du dessen sicher bist, so schreibe die Anweisung!«

»Worauf? Wohin? Etwa auf diese Wand?«

»Wir werden dir bringen, was du brauchst, und dir auch die Hände frei geben.«

Diese Zusicherung elektrisierte mich. Die Hände frei! Da gab es vielleicht Gelegenheit, mir meine Befreiung zu erzwingen. Ich konnte den Derwisch fassen und ihm mit Erwürgung drohen. Ich konnte ihn so lange bei der Gurgel halten, bis er mich freigab.

Aber diese mehr als romantische, diese überspannte Idee gelangte nicht einmal zu einem Versuche der Ausführung. Der Derwisch, welcher übrigens heute nicht die Kleidung seines Ordens trug, war vorsichtig. Er traute mir nicht und kam mit vier Kerls zurück, welche sich, mit den Waffen in den Händen, zur Rechten und zur Linken von mir niederließen. Ihre Gesichter glänzten dabei gar nicht etwa in vertraulicher Holdseligkeit. Die geringste verdächtige Bewegung wäre mein Verderben gewesen.

Ich erhielt ein Blatt Pergament nebst Papier zum Umschlage und schrieb, das Knie als Unterlage benutzend, nachdem man mir den Strick von den Händen gelöst hatte:

»Meinem Bruder Abbas Jesub Haman Mirza, dem Strahle der Sonne Farsistans, welcher jetzt leuchtet in Stambul.

Gib für mich, dem unwürdigen Abglanz deiner Freundschaft, dem Überbringer dieses Mektub {Brief} sogleich fünfzigtausend Piaster. Mein Sandykdschi {Kassierer} wird sie dir zurückzahlen, sobald du es von ihm verlangst! Frage den Boten nicht, wer er ist, woher er kommt und wohin er geht! Ich bin der Schatten deines Lichtes.

Hadschi Kara Ben Nemsî.«

Diesen Namen unterschrieb ich, da ich annehmen konnte, daß er dem Derwisch von dem Diener seines Vaters als der meinige genannt worden sei. Nachdem ich den Umschlag adressiert hatte, reichte ich Ali Manach beides hin. Er las es laut vor, und es war mir ein nicht ganz unangenehmes Gefühl, die Genugtuung in den Gesichtern der ehrenwerten Gesellschaft zu lesen. Im stillen dachte ich dabei an das Gesicht, welches der Gesandte, der übrigens jedenfalls ganz anders hieß, denn seinen Namen kannte ich nicht, bei der Lektüre des Briefes machen werde. Wehe dem Überbringer!

Der Derwisch nickte mir befriedigt zu und sagte:

»Das ist gut! Und du hast klug getan, ihm zu schreiben, daß er nicht fragen solle. Er würde doch nichts erfahren haben. Jetzt bindet ihm die Hände wieder. Der Kiradschi wartet bereits!«

Ich mußte mir die Erneuerung der unangenehmen ›Bandege‹ gefallen lassen; dann gingen sie und ließen mich in der Finsternis allein zurück.

Zunächst begann ich, die Festigkeit meiner Fesseln zu probieren. Ich bemerkte bald, daß es mir nicht gelingen werde, mich von ihnen zu befreien. Ich begann also, anstatt mit den Händen, mit dem Geiste zu arbeiten.

Wie kam der Derwisch nach Adrianopel? Jedenfalls nicht, um uns zu verfolgen, denn er hatte gar nichts von uns gewußt. Er hatte einen Boten seines Vaters erhalten. Dieser also hatte ihn herbeigerufen. Wozu? War seine Anwesenheit zu dem Streiche, welcher beabsichtigt worden war, notwendig gewe-

sen? Oder handelte es sich um ein neues Unternehmen, von dem ich gar nichts ahnte und wußte?

Wo befand ich mich überhaupt? Wer waren diese Menschen? Gehörten sie zu der weit verbreiteten Bande des Usta? Oder standen sie in anderer Beziehung zu dem entkommenen Barud el Amasat und dessen Befreier? Ich hatte Lust, das letztere anzunehmen. Die vier Kerls, die neben mir gesessen hatten, waren im Besitze von ausgesprochen skipetarischen Physiognomien gewesen. Ich hielt sie für Arnauten.

Und sodann hatte der Derwisch gesagt, daß der Kiradschi bereits warte. Die Kiradschia sind Fuhrleute, die Gelegenheitsfahren über die ganze Balkanhalbinsel unternehmen, ungefähr in derselben Weise, wie früher die ›Harzer‹ Landfuhrleute mit ihren schweren Lastwagen und messingbehangenen Pferden die verschiedensten Kaufmannsgüter durch Deutschland und die angrenzenden Gebiete schleppten. Der Kiradschi ist der Spediteur des Balkans; er ist überall und nirgends; er kennt alles und alle; er weiß auf jede Frage Antwort. Wo er anhält, da ist er willkommen, denn er weiß zu erzählen, und in den wilden, zerrissenen Schluchten des Balkans gibt es Gegenden, in welche während des ganzen Jahres keine Kunde von außen dringen würde, wenn nicht einmal der Kiradschi käme, um nachzufragen, ob der einsame Hirt Käse genug für eine Wagenladung angesammelt habe.

Die Fuhrleute bekommen Güter von hohem Werte anvertraut, ohne daß man von ihnen irgend eine Kautio n verlangt. Die einzige Garantie besteht in ihrer Ehrlichkeit. Sie kommen nach Monaten, ja oft nach Jahren erst zurück; aber sie kommen und bringen das Geld. Ist der Vater unterdes gestorben, so bringt es der Sohn oder der Schwiegersohn; aber gebracht wird es.

Diese Ehrlichkeit der Kiradschia ist seit alter Zeit ein bewährtes Sprichwort; leider aber scheint es jetzt anders werden zu wollen. Zwischen die altbekannten Fuhrmannsfamilien haben sich Neulinge eingedrängt, welche sich das gewohnte Vertrauen zunutze machen und da ernten, wo ehrliche Leute säeten. Sie bringen den Kiradschi, dessen Namen auch sie na-

türlich angenommen haben, um seinen sauer erworbenen guten Ruf.

Ein solcher Fuhrmann wartete also bereits! Doch nicht vielleicht gar auf mich? Sollte ich transportiert werden? Hier inmitten der Stadt durfte ich Hoffnung auf Befreiung haben. War ich bis am nächsten Morgen nicht bei Hulam, so wurde von seiten meiner Freunde und besonders meines kleinen Hadschi sicherlich nichts unterlassen, um mich ausfindig zu machen.

Wenn ich an diese dachte und an die sechs Khawassen, welche mit dem Tutemr bei Tagesanbruch vor dem Tore halten sollten, so hätte ich vor Grimm die Fesseln zerreißen mögen; leider aber waren sie zu fest!

Ich hatte Halef wegen seiner Unvorsichtigkeit ausgezankt; jetzt war ich selbst viel dümmer gewesen; ich war in eine außerordentlich plumpe Falle gerannt. Daß meine Gutherzigkeit daran die Schuld trug, konnte mir weder zur Entschuldigung noch zum Troste gereichen. Es galt jetzt, Geduld zu haben, das Kommende kaltblütig abzuwarten und jede Gelegenheit des Entkommens energisch beim Schopfe zu ergreifen.

Da, jetzt kamen die vier Menschen wieder. Ohne ein Wort zu sagen, banden sie mir ein dick zusammengelegtes Tuch um den Mund; man wickelte mich in einen alten Teppich und schleppte mich fort. Wohin, das konnte ich natürlich nicht sehen.

Der Atem wollte mir vergehen. Das Tuch stank nach Knoblauch und nach allen möglichen Hexenkesselingredienzien. Ich schnappte nach Luft und fand doch keine. So muß es einem lebendig Begrabenen zu Mute sein, wenn er die ersten Schaufeln Erde auf den Sarg fallen hört. Diese Menschen schienen gar nicht an die Möglichkeit gedacht zu haben, daß ich unter dem Tuche und unter dem fauligen Teppich vielleicht gar ersticken könne!

Die Bewegung, welche ich bisher gespürt hatte, hörte auf. Ich fühlte festen Halt unter mir. Man hatte mich irgend wohin gelegt; aber wohin, das wußte ich nicht. Dann war es mir, als ob ich das Knarren von Rädern vernähme; ich wurde auf und

ab, herüber und hinüber geschüttelt. Ja, ich lag in einem Wagen; man schaffte mich aus Adrianopel fort!

Die einzelnen Glieder konnte ich nicht bewegen; aber die Beine anzuziehen und auszustrecken, das vermochte ich. Ich tat dies und wiederholte es so oft, bis der Teppich sich ein wenig gelockert hatte. Nun spürte ich durch die Nase doch wenigstens eine Ahnung besserer Luft; der fürchterliche Alp wich von der Brust, und ich fragte mich, ob meine Lage denn gar so hilf- und hoffnungslos sei, daß es nichts als Ergebung gebe.

So sehr und angestrengt ich lauschte, ich hörte niemand sprechen. Ich konnte also nicht erfahren, ob ich der Obhut eines oder mehrerer Menschen übergeben sei. Ich rollte mich nach rechts und dann nach links. Der Spielraum war nicht groß, der Wagen also sehr schmal, und übrigens stieß ich hüben und drüben so weich an, daß ich vermutete, man habe mich mit Stroh oder Heu bedeckt.

An der Bewegung bemerkte ich, daß ich mit dem Kopfe nach hinten liege. Könnte es mir doch gelingen, da hinten vom Wagen zu stürzen! Es war Nacht und Dunkel. Ich hätte mich weit, weit fortwälzen können, um nicht gefunden zu werden, und dann wäre ich gerettet gewesen.

Ich machte die Beine krumm, stemmte die Absätze ein und schob mich nach hinten. Da fand ich aber festen Widerstand, gegen den alle Anstrengung nutzlos war. Ich mußte auf diese Hoffnung verzichten.

Nun verging eine Zeit, welche mir aus mehreren Ewigkeiten zusammengesetzt zu sein schien. Da endlich, endlich merkte ich, daß menschliche Hände sich mit dem Teppich zu beschäftigen schienen. Ich wurde um und um gerollt, bis das Paket aufgewickelt war. Ich lag in tiefem Stroh, sah, daß der Tag angebrochen war, und über mir erschien das Gesicht des Dieners Barud el Amasats.

»Wenn du mir versprichst, zu schweigen, so nehme ich dir das Tuch vom Munde,« sagte er.

Ich nickte natürlich schleunigst und mit großem Eifer. Er band mir den Knebel herab, und nun strömte – Gott sei

Dank! – die reine, frische Luft in meine Lungen ein. Es war mir, als ob ich aus der Hölle in den Himmel gekommen sei.

»Hast du Hunger?« fragte er mich.

»Nein.«

»Durst?«

»Auch nicht.«

»Du wirst Speise und Trank bekommen, und wir werden dich nicht quälen, solange du dich schweigsam verhältst und keinen Versuch machst, die Stricke zu lösen. Bist du aber ungehorsam, so habe ich den Befehl, dich zu töten.«

Das Gesicht verschwand über mir. Ich hatte freiere Bewegung, da der Teppich mich nicht mehr umhüllte, und konnte mich in sitzende Stellung bringen. Ich befand mich im hinteren Teile eines schmalen, ewig langen Wagens, welcher mit einer Plane oder Plahe versehen war; hart vor mir hockte der Diener als mein Wächter, und vorn saßen zwei nebeneinander. Den einen von ihnen mußte ich auch gesehen haben; er gehörte zu jenen, in deren Hände ich geraten war. Der andere aber war auf alle Fälle der Fuhrmann, der Kiradschi, von welchem der Derwisch gesprochen hatte. Ich sah von ihm nichts als den Pelz, welchen der Kiradschi auch im Sommer trägt, einen ungeheuer gekrempten Hut und die Peitsche; aber der Mann, welcher unter diesem monströsen Hute und in diesem schmierigen Pelze steckte, war mir jetzt von unsagbarer Wichtigkeit.

Ich konnte mir nicht denken, daß ein Kiradschi der alten, ehrlichen ›Schule‹ ein Verbündeter von Verbrechern sein könne, und doch konnte ich mich auch nicht zu der Annahme entschließen, daß der vorsündflutliche Pelz einen Fuhrmann neuerer Schule beherbergen könne. Man mußte das abwarten. Ich lehnte mich also an die Hinterwand zurück und behielt den Mann im Auge.

Da endlich, nach langer Zeit, drehte er sich einmal um. Sein Blick fiel auf mich. Die großen, blauen Augen blieben einige Augenblicke starr auf mein Gesicht gerichtet, dann wendete er den Kopf wieder ab. Vorher aber hatte er Zeit gefunden, die

Brauen hoch empor zu ziehen und das linke Auge zuzukneifen.

Ich verstand diese Pantomime sofort. Die Bewegung der Brauen deutete mir an, daß ich aufmerksam sein solle, und der Wink des Auges wies mich auf die linke Seite des Wagens hin. Gab es dort irgend etwas für mich Vorteilhaftes?

Ich musterte die innere Seite des Wagens, konnte aber nur eine Schnur entdecken, welche an dem oberen Teile der Wagenleiter befestigt war und, von da herniedergehend, sich unter dem Heu verlief. Sie war straff angespannt, es schien also etwas daran zu hängen. War es diese Schnur, auf welche mich der Mann aufmerksam machen wollte?

Ich tat so, als ob mir meine gegenwärtige Lage unbequem wäre, und rutschte weiter vor. Ich lehnte mich so an die linke Seite an, daß ich mit den Händen, trotzdem dieselben gebunden waren, die betreffende Stelle untersuchen konnte. Ich mußte mir Mühe geben, einen Laut der Freude zu unterdrücken, denn an der Schnur hing – ein Messer. Der brave Kiradschi hatte es für mich bestimmt und war glücklicherweise so klug gewesen, es nicht fest anzuknoten, sondern es nur mittels einer Schlinge, welche ich leicht aufziehen konnte, zu befestigen.

Im nächsten Augenblick war es von der Schnur gelöst und steckte im Schaft meines Stiefels, so daß die Klinge, mit der Schneide nach auswärts gerichtet, aus demselben hervorragte. Ich bog die Knie und zog sie so weit an den Leib, daß ich mit den Händen die Klinge erreichen konnte. Sie war sehr scharf; ein vier- oder fünfmaliges Hin- und Hersägen genügte, die Fessel zu zerschneiden, und die Befreiung meiner Füße war nun eine Leichtigkeit.

Ich atmete tief auf. Jetzt war ich kein Gefangener mehr und hatte in dem Messer eine Waffe, auf welche ich mich verlassen konnte. Alle diese Bewegungen waren unter dem Heu vor sich gegangen. Niemand konnte sehen, daß ich frei war.

Ich wagte es, den einen Arm zu erheben und die untere Kante der Plahe ein wenig zu lüften, um hinausblicken zu können. Da draußen ritt – Ali Manach Ben Barud el Amasat, der

Derwisch. Es war anzunehmen, daß auf der andern Seite sich noch ein zweiter Wächter befand.

Mein Plan war schnell gemacht. Die Begleiter des Wagens waren mit Schießwaffen versehen; ich mußte also vorerst jeden Kampf vermeiden und mich mehr auf die List als auf Körperkraft verlassen. Ich rückte also wieder ganz nach hinten und hielt die Hände immer unter dem Heu. Unter dessen Schutz begann ich, den unteren Teil der alten, morschen Korbwand auszuschneiden, und hatte nach Verlauf einer Viertelstunde eine Öffnung fertig, welche groß genug war, um hinten aus dem Wagen zu schlüpfen.

Das alles aber war nicht so leicht gewesen, als man glauben sollte, denn der alte Teppich genierte mich ungeheuer, und der Wächter warf zuweilen einen forschenden Blick auf mich. Zum Glück war das Geräusch, welches mein Messer in dem Korb hervorbrachte, bei dem Stampfen der Hufe, dem Gekreische der Räder und dem Gerumpel des Wagens nicht zu hören gewesen.

Ich wartete, bis abermals einer jener Blicke auf mich gefallen war, wühlte mich unter das Heu und kroch – mit den Beinen voran – zu der Öffnung hinaus. Ich berührte mit den Füßen den Boden und zog den Kopf in das Freie nach.

Jetzt erst war ich meiner Freiheit völlig sicher, und es galt, zu einem Pferde zu kommen.

Wir befanden uns in einer ebenen Gegend und auf einem, wie es schien, wenig befahrenen Wege; auf beiden Seiten war Wald. Links ritt der Derwisch und rechts ein zweiter, ganz so, wie ich vermutet hatte. Das Pferd des ersteren war nicht groß, schien mir aber besser als dasjenige des andern zu sein. Es hatte ein wolliges Fell, eine prächtige Mähne und einen Schweif, welcher fast die Erde berührte. Sein Gang war kräftig und doch elastisch leicht. Ah, wenn es zwei Personen tragen könnte!

Dieser Gedanke elektrisierte mich. Erst ich der Gefangene des Derwisches, und dann er der meinige!

Ich nahm das Messer zwischen die Zähne. Der Reiter hatte keine Ahnung von dem Vorgang hinter ihm. Er trabte wohlge-

mut neben dem Wagen her und konnte also von den andern nicht gesehen werden. Er hatte nur die Spitzen seiner Füße in den Bügelschuhen. Zwar war sein Sitz ein fester, da das Pferd türkisch gesattelt war; aber ein Hieb in das Genick mußte seinen Oberkörper nach vorn stoßen, so daß er voraussichtlich bügellos wurde. Dann mußte er seitwärts aus dem Sattel gebracht werden. Für mich war dabei die Hauptsache, mich fest auf dem Pferde zu halten, um nicht abgeworfen zu werden.

Einige rasche Schritte brachten mich hinter den Gaul. Ich holte aus und kniete im nächsten Augenblick auf der Kruppe hinter dem Reiter. Das Pferd war über diesen plötzlichen Überfall einige Sekunden ganz verdutzt. Es blieb stehen. Das genügte. Ein Fauststoß in das Genick brachte die Füße des Reiters aus den Bügelschuhen. Ich packte ihn bei der Gurgel, erhob mich aus der knieenden Stellung, riß ihn dadurch aus dem Sattel und ließ mich in denselben fallen, ohne ihn los zu lassen. Das geschah grad noch zur richtigen Sekunde, denn jetzt stieg das Pferd vorn empor. Ich fand noch Zeit, mit der freien Hand die Zügel zu erfassen, drückte das Tier herum und ritt langsam und so leise als möglich davon – natürlich den Weg zurück, welchen wir gekommen waren.

Dieser machte sehr bald eine Biegung. Vor derselben blickte ich mich um. Der Wagen war ruhig weiter gerollt: man hatte also noch gar nichts bemerkt. Das war nur dadurch möglich, daß die durchweg hölzernen Räder auf den ebenso hölzernen Achsen ein wahrhaft höllisches Gekreisch hervorbrachten; daß ferner der Wagen zwischen mir und dem zweiten Reiter gewesen war, und daß es endlich demselben auch nicht ein einziges Mal eingefallen war, sich umzusehen.

Ich wäre gar zu gern Zeuge der Verblüffung gewesen, welche sich dieser Leute bemächtigen mußte, wenn sie merkten, daß ihr Anführer und ihr Gefangener zugleich verschwunden seien. Es wäre mir auch gar nicht schwer gefallen, mich zu verstecken und – ohne Gefahr für mich selbst – diesen Augenblick abzuwarten; aber ich wollte das Glück denn doch nicht in Versuchung führen und dachte auch an die Freunde, welche jedenfalls in nicht gewöhnlicher Sorge um mich waren.

Darum nahm ich den Derwisch quer über meine Beine herüber und spornte das Pferd zu einem gestreckten Galopp an.

Ali Manach war von meinem Angriff so überrascht worden, daß er sogar vergessen hatte, einen Schrei auszustoßen. Dann hatte ich ihm die Gurgel so zusammengedrückt, daß es ihm gar nicht möglich gewesen war, einen lauten Ruf hervorzubringen. Ein gurgelndes Röcheln war alles gewesen, was er hatte hören lassen. Jetzt aber lag er vor mir, still und bewegungslos, und ich glaubte, ihn erdrosselt zu haben.

Das Pferd galoppierte so weich, eben und ausdauernd, daß ich nicht zu befürchten brauchte, eingeholt zu werden. Übrigens hatte ich jetzt nicht mehr Veranlassung, einen Kampf zu scheuen, denn ich war nun auch mit Schießwaffen versehen. Ali Manach hatte nämlich zwei geladene Pistolen im Gürtel stecken, welche ich natürlich mir aneignete.

Während des Reitens untersuchte ich seine Taschen. Da fand ich denn meine Uhr und meinen Geldbeutel, und das Gewicht desselben überzeugte mich, daß sich mehr in demselben befand, als ich gestern abend darin gehabt hatte. An der Seite des Pferdes hing ein Leinwandsack als Satteltasche. Ich langte mit der einen Hand hinein und fühlte Munition und Lebensmittel. Man hatte es also wohl auf eine längere Reise abgesehen gehabt.

Der Wald ging zu Ende, und ich sah eine offene Ebene vor mir, auf welcher es große Maisfelder und Rosengärten gab. Als ich mich nach einiger Zeit umblickte, gewahrte ich einen Reiter, welcher mir im Galopp nachgesprengt kam. Jedenfalls war es derjenige, welcher zur rechten Seite des Wagens geritten war. Man hatte also jetzt die Flucht bemerkt, und er war zurückgekehrt, um sich zu informieren.

Mein Pferd war, obgleich es zwei zu tragen hatte, ebenso schnell wie das seinige. Ich hatte nichts zu fürchten. Und als ich nach einiger Zeit eine belebte Straße gewahrte, in welche mein Weg mündete, fühlte ich mich völlig sicher. Ich sah auch wirklich bald, daß der Mann sein Pferd zu zügeln begann, und nach kurzer Zeit war er meinen Augen entschwunden.

Jetzt hielt ich an und stieg ab, sowohl um das Pferd ausru-

hen zu lassen, als auch um des Derwisches willen. Ich legte ihn auf die Erde und untersuchte ihn. Das Herz schlug ganz regelrecht, und ebenso atmete er normal.

»Ali Manach, verstelle dich nicht!« sagte ich. »Ich weiß, daß du vollständig bei Sinnen bist. Öffne die Augen!«

Er war erst allerdings besinnungslos gewesen, hatte sich dann später aber ohnmächtig gestellt, wohl um meinen Fragen auszuweichen und sich sein Verhalten zu überlegen; vielleicht auch, um eine Gelegenheit zur Flucht zu ergreifen. Er machte trotz meiner Worte die Augen nicht auf.

»Gut!« sagte ich. »Bist du wirklich tot, so will ich mich wenigstens davon überzeugen. Ich werde dir also dieses Messer in das Herz stoßen!«

Ich zog das Messer. Kaum aber fühlte er die Spitze desselben auf seiner Brust, so riß er vor Entsetzen die Augen so weit wie möglich auf und rief:

»Ah wai! Halt! Willst du mich wirklich erstechen!«

»Einen Lebenden tötet man nicht gern. Einem Toten aber kann ein Messerstich ja nichts mehr schaden. Willst du diese Klinge von dir fern halten, so laß mich ja nicht wieder vermuten, daß du gestorben seist!«

Er hatte lang ausgestreckt am Boden gelegen; jetzt richtete er sich zum Sitzen auf. Ich sprach:

»Sage einmal, Ali Manach, wohin du mich bringen wolltest!«

»In Sicherheit,« antwortete er.

»Das ist sehr zweideutig gesprochen. Wer sollte sicher sein? Ich vor euch oder ihr vor mir?«

»Beides,«

»Das mußt du mir erklären, damit ich es begreifen kann.«

»Es sollte dir nichts geschehen, Effendi. Wir wollten dich nach einem Orte bringen, von wo du nicht hättest entfliehen können. Mein Vater sollte Zeit gewinnen, um zu entkommen. Dann hätten wir dich gegen das Lösegeld wieder freigelassen.«

»Das ist sehr liebenswürdig von euch. Welches ist der Ort, nach dem ich gebracht werden sollte?«

»Es ist ein Karaul in den Bergen.«

»Ah, ein Wachtthurm! Ihr habt also geglaubt, daß dein Vater sicherer entkommen werde, wenn ich mich in eurer Gewalt befinde?«

»Ja, Effendi.«

»Warum?«

»Weil du vielleicht entdeckt hättest, wohin er sich gewendet hat.«

»Wie könnte ich das entdecken! Ich bin nicht allwissend.«

»Dein Hadschi hat erzählt, daß du alle Spuren aufzufinden verstehst.«

»Hm! Wie soll ich in Edreneh die Spur deines Vaters finden?«

»Ich weiß es nicht.«

»Nun, Ali Manach, ich will dir sagen, daß ich diese Spur bereits habe. Dein Vater ist mit dem Gefängniswärter und mit Manach el Barscha längs der Arda nach Westen geritten. Sie hatten zwei Schimmel und ein dunkles Pferd.«

Ich sah, wie sehr er erschrak.

»Du irrst! Du irrst sehr!« beeilte er sich zu sagen.

»Ich irre nicht. Ich werde hoffentlich bald noch mehr erfahren. Wo ist der Zettel, welchen ihr mir abgenommen habt?«

»Welcher Zettel?«

»Du selbst hast ihn mir aus der Tasche meiner Weste genommen. Ich hoffe, daß er noch vorhanden ist.«

»Ich habe ihn weggeworfen. Es stand ja nichts Wichtiges darauf.«

»Mir scheint im Gegenteile, daß er sehr Wichtiges enthalten habe. Ich werde einmal suchen. Zeige deine Taschen her!«

Er erhob sich, damit ich, wie er sich den Anschein gab, seine Taschen bequemer untersuchen könne; kaum jedoch streckte ich die Hand nach ihm aus, so trat er zurück und sprang auf das Pferd zu. Ich hatte so etwas vorausgesehen. Er hatte den Fuß noch nicht im Bügel, so erfaßte ich ihn und warf ihn zu Boden.

»Bleibe liegen, sonst jage ich dir eine Kugel durch den Kopf!« drohte ich. »Deine Geschicklichkeit mag hinreichend

sein für das Kloster der Tanzenden in Stambul; aber mir zu entwischen, reicht sie nicht aus!«

Ich durchsuchte seine Taschen, ohne daß er mir Widerstand leistete; aber ich fand nichts. Auch in der Satteltasche suchte ich vergeblich. Da fiel mir mein Geldbeutel ein. Ich zog ihn hervor. Er enthielt eine Anzahl von Goldstücken, welche ich nicht besessen hatte, und richtig, da steckte auch der Zettel mit den drei Zeilen, welche im Nestaalik geschrieben waren, in jener nach links halb schiefen Schrift, welche zwischen der flüchtigen arabischen Kurrentschrift (Neskhi) und dem sehr schiefen Taalik mitten inne liegt.

Jetzt war ich befriedigt. Ich hatte keine Zeit, den Zettel zu entziffern; ich steckte ihn wieder ein und sagte:

»Ich hoffe, daß diese Zeilen denn doch etwas Wichtiges enthalten werden. Du weißt natürlich, wohin dein Vater sich gewendet hat?«

»Ich weiß es nicht, Effendi.«

»Das darfst du mich nicht glauben machen wollen!«

»Er war bereits fort, als ich gestern in Edreneh ankam!«

»Aber du hast doch erfahren, wohin er geht. Jedenfalls reitet er nach Iskenderiëh, wo Hamd el Amasat, sein Bruder, der dein Oheim ist, auf ihn wartet.«

Bei diesen Worten tat ich nicht, als ob ich ihn scharf beobachtete. Es glitt etwas wie Befriedigung über sein Gesicht. Nach Iskenderiëh war sein Vater also nicht.

»Es ist möglich,« antwortete er; »aber ich weiß es nicht. Nun jedoch sage mir, Effendi, was du mit mir beabsichtigst!«

»Was denkst du wohl?«

»Du wirst mich fortreiten lassen.«

»Ah! Nicht übel! Also nicht gehen, sondern reiten willst du!«

»Das Pferd ist ja mein Eigentum!«

»Und du bist mein Eigentum, folglich gehört auch das Pferd mir. Ich werde mich sehr hüten, dich laufen zu lassen!«

»Aber du bist ja frei, und ich habe dir nichts zu leid getan!«

»Das nennst du nichts? Du wirst mich nach Edreneh begleiten, und zwar nach dem Hause, in welches ihr mich gestern

abend gelockt habt. Ich bin doch neugierig, zu erfahren, wer da wohnt. Natürlich geht der Kadi mit.«

»Effendi, das wirst du nicht tun! Ich habe vernommen, daß du ein Christ bist, und daß Isa Ben Marryam, euer Heiland, euch geboten hat: Liebet eure Feinde!«

»So gibst du also zu, mein Feind zu sein?«

»Ich war nicht der deinige, sondern du warst der meinige geworden. Ich hoffe, daß du ein guter Christ bist und dem Gebote deines Gottes Gehorsam leistest!«

»Das werde ich gern tun!«

»Nun, warum lässest du mich denn da nicht frei, Effendi?«

»Eben weil ich dem Gebote gehorsam bin, Ali Manach. Ich liebe dich so sehr, daß ich gar nicht von dir lassen kann!«

»Du spottest meiner! Ich zahle dir ein Lösegeld!«

»Bist du reich?«

»Ich nicht, aber mein Vater wird es bald sein.«

»Er wird seinen Reichtum gestohlen und geraubt haben. Solches Geld möchte ich gar nicht berühren!«

»So gebe ich dir anderes. Du sollst das deinige zurückerhalten!«

»Das meinige? Hast du Geld von mir?«

»Nein; aber der Bote ist bereits fort, um in Stribul das Geld zu holen, welches du uns für deine Freiheit bezahlen solltest. Lässest du mich frei, so erhältst du es zurück, sobald er es bringt.«

»Oh, Ali Manach Ben Barud el Amasat, du hast dir in Stribul den Verstand vertanzt! Euer Bote wird nicht einen einzigen Piaster erhalten. Den Namen, welchen ich euch nannte, gibt es gar nicht. Und der Perser, den der Bote vielleicht aufsucht, kennt mich gar nicht!«

»Effendi, so hast du uns getäuscht? Wir hätten also kein Geld empfangen?«

»Nein.«

»So wärest du ja verloren gewesen!«

»Das wußte ich. Ich wäre aber wohl auch verloren gewesen, wenn man das Geld bezahlt hätte. Übrigens habe ich mich

nicht gar sehr vor euch gefürchtet, und daß ich daran recht tat, habe ich dir bewiesen: – ich bin frei.«

»So willst du mich also wirklich als Gefangenen nach Edreneh bringen?«

»Ja.«

»So gib mir das Geld zurück, welches ich in deinen Beutel getan habe!«

»Warum?«

»Es gehört mir. Ich brauche es. Ich muß essen und trinken, auch wenn ich im Gefängnisse bin.«

»Man muß dir geben, was du brauchst; Leckereien werden es allerdings nicht sein. Übrigens schadet es einem Tanzenden nichts, wenn er einmal ein wenig hungert!«

»So willst du mich also bestehlen?«

»Nein. Siehe mich an! Ihr habt mir während meiner Gegenwehr die Kleider zerrissen; ich muß mir andere kaufen. Du bist schuld daran, und so kann ich, ohne einen Diebstahl zu begehen, mich deines Geldes bemächtigen. Aber ich werde es dennoch nicht tun, sondern es dem Kadi übergeben. Darf denn ein Tanzender Geld besitzen? Ich denke, daß alles, was er einnimmt, dem Orden gehört!«

»Ich bin kein Tanzender mehr. Ich war nur für kurze Zeit im Kloster!«

»Jedenfalls aus Geschäftsrücksichten! Nun, das geht mich nichts an. Wir wollen aufbrechen. Gib deine Hände her!«

Ich zog bei diesen Worten eine Leine hervor, welche ich vorhin in der Satteltasche bemerkt hatte.

»Effendi, was willst du tun?« fragte er erschrocken.

»Ich werde dich mit den Händen an den Steigbügel binden.«

»Das darfst du nicht! Du bist ein Christ, und ich bin ein Anhänger des Propheten. Du bist kein Khawasse. Du hast kein Recht, einen andern als Gefangenen zu behandeln!«

»Weigere dich nicht, Ali Manach! Hier ist der Strick. Gibst du nicht augenblicklich die Hände her, so schlage ich dich an den Kopf, daß du wieder ohnmächtig wirst. Ich erlaube dir

keineswegs, mir vorzuschreiben, wie ich dich zu behandeln habe!«

Das wirkte. Dieser Pseudoderwisch schien überhaupt ganz ohne Mut und Energie zu sein. Er hielt mir die beiden Hände hin, welche ich ihm zusammenband. Dann befestigte ich ihn an den Steigbügel und stieg aufs Pferd.

»Was wirst du mit dem Pferde tun?« fragte er.

»Ich übergebe es dem Kadi. Vorwärts!«

Wir setzten uns in Bewegung. Ich hätte nicht geglaubt, so bald wieder nach Edreneh zurückkehren zu können, und noch dazu auf diese Art und Weise.

Wir erreichten bald die Hauptstraße. Es war diejenige, welche nach dem berühmten Karawanserei Mustafa Pascha führt. Wir begegneten vielen Reisenden. Man betrachtete uns erstaunt; man wunderte sich über uns beide; aber niemand hielt es der Mühe wert, ein Wort zu uns zu sprechen.

Je mehr wir uns der Stadt näherten, desto belebter wurde die Straße. Gleich in einer der ersten Gassen erblickte ich zwei Khawassen. Nachdem ich ihnen eine kurze Erklärung gegeben hatte, forderte ich sie auf, mich zu begleiten, und sie taten es. Es war meine Absicht, zunächst zu Hulam zu reiten, um vor allen Dingen die Freunde zu beruhigen. Mit Hilfe der Polizisten fand ich mich zurecht.

In einer der Straßen, durch welche wir kamen, bemerkte ich unter den vielen Passanten einen Mann, welcher, als er Ali Manach erblickte, mit allen Zeichen des Schreckens stehen blieb, dann aber mit raschen Schritten weiter eilte.

Kannte er meinen Gefangenen? Am liebsten hätte ich ihm einen der Polizisten nachgeschickt, um ihn festnehmen zu lassen. Wie nun, wenn dieser Mensch die andern warnte! Aber auf einen bloßen Verdacht, ja auf eine reine Vermutung hin konnte ich es doch nicht gut wagen, einen vielleicht ganz und gar Unschuldigen seiner Freiheit berauben zu lassen, wenn auch vielleicht nur auf eine einzige Stunde. Ich – ein Christ – befand mich ja in einem mohammedanischen Lande.

Bei dem Hause Hulams angekommen, klopfte ich an das

Tor. Der Schließer blickte durch das Loch und stieß einen Ruf der Freude aus, als er mich sah.

»Hamdulillah! Bist du es wirklich, Effendi?«

»Ja. Öffne, Malhem!«

»Sogleich, sogleich! Wir sind in großer Angst um dich gewesen, denn wir dachten, daß dir ein Unglück zugestoßen sei. Nun aber ist alles gut!«

»Wo ist Hadschi Halef Omar?«

»Im Selamlik. Alle sind dort versammelt und trauern über dein Verschwinden.«

»Alargha – aufgeschaut!« rief da einer der beiden Khawasen. »Bist du denn vielleicht Kara Ben Nemsî, Effendi?«

»Ja, so heiße ich.«

»Peh ne gûzel – wie schön, wie schön! So haben wir also die dreihundert Piaster verdient!«

»Welche dreihundert Piaster?«

»Wir sind ausgesendet worden, nach dir zu suchen. Wer eine Spur von dir findet, soll diese Summe erhalten.«

»Hm! Eigentlich habe ich euch gefunden! Aber ihr sollt das Geld empfangen. Kommt mit herein!«

Drehundert Piaster sind ungefähr sechzig Mark. Also so sehr hoch hatte man mich taxiert! Ich konnte stolz darauf sein. Der Wärter hatte das Tor weit aufgerissen. Er machte ein sehr erstauntes Gesicht, als er den Derwisch erblickte, den er bisher nicht hatte sehen können. Kaum wurden im Hofe die Tritte des Pferdes hörbar, so kam man herbeigeeilt.

Der erste war mein kleiner Hadschi Halef Omar. Er machte einen gewaltigen Satz über sämtliche Stufen herab, ganz gegen die orientalische Würde, schnellte sich auf mich zu, ergriff meine Hand und jauchzte:

»Allah l'Allah! Bist du es? Bist du es wirklich, Sihdi?«

»Ich bin es, mein lieber Halef. Laß mich nur aus dem Sattel steigen!«

»Du kommst geritten? Du bist außerhalb der Stadt gewesen?«

»Ja. Ich habe viel Unglück gehabt, aber auch viel Glück.«

Auch die Andern streckten ihre Hände nach mir aus. Mit-

ten unter den Freudenrufen ertönte einer des Erstaunens. Isla hatte ihn ausgestoßen.

»Effendi, was ist das?« fragte er. »Wen bringst du hier? Das ist ja Ali Manach, der Tanzende!«

Man hatte bisher nur auf mich, weniger auf den Derwisch geachtet. Islas Rede lenkte die Aufmerksamkeit auf denselben. Man sah, daß er angebunden war.

»Ali Manach? Der Sohn des Entflohenen?« fragte Hulam.

»Ja,« antwortete ich. »Er ist mein Gefangener. Kommt herein! Ich habe euch zu erzählen.«

Wir begaben uns nach dem Selamlık und nahmen auch den Derwisch mit, hatten uns aber noch nicht gesetzt, als das Tor abermals geöffnet wurde. Es war der Kadi, welcher kam. Er war ebenso erstaunt wie erfreut, mich zu sehen.

»Effendi, du lebst? Du bist hier?« fragte er. »Allah sei Dank! Wir gaben dich verloren, obgleich ich nach dir suchen ließ. Wo bist du gewesen?«

»Nimm bei uns Platz, so sollst du es erfahren!«

»Ich werde hören, was du zu erzählen hast. Wie freue ich mich, daß dir nichts Böses widerfahren ist!«

Der Gefangene hatte sich in eine Ecke niedergekauert, und Halef hatte neben ihm Platz genommen. Der kleine Hadschi wußte, was er zu tun hatte, bevor ich zu sprechen begann.

Ich erzählte und wurde viele, viele Male unterbrochen, ehe ich zu Ende kam. Dann gab es eine Menge von Fragen und Ausrufungen der verschiedensten Art. Halef allein war es, der seine Ruhe bewahrte. Er rief laut:

»Still, ihr Männer! Man darf jetzt nicht reden, sondern muß handeln!«

Der Kadi warf dem Kleinen einen Blick zu, welcher zurechtweisend sein sollte, fragte ihn aber doch:

»Was meinst du denn, was getan werden soll?«

»Man muß sofort diesen Ali Manach verhören, dann aber das Haus aufsuchen, in welchem man meinen Sihdi überwältigt hat, und auch den Wagen verfolgen lassen, in welchem er nach dem Karaul geschafft werden sollte.«

»Du hast recht! Ich werde diesen Sohn des Entflohenen so-

gleich in das Gefängnis bringen lassen und ihn dann vernehmen.«

»Warum nicht hier, nicht jetzt?« fragte ich. »Ich möchte am liebsten noch in dieser Stunde zur Verfolgung seines Vaters aufbrechen, da bereits eine kostbare Zeit vergangen ist. Da ist es gut, vorher zu wissen, was er antwortet.«

»Du wünschst es, und so soll es geschehen!«

Er nahm seine ernsteste, würdevollste Miene an und fragte den Gefangenen:

»Dein Name ist Ali Manach Ben Barud el Amasat?«

»Ja,« antwortete der Gefragte.

»So heißt also dein Vater Barud el Amasat?«

»Ja.«

»Es ist derjenige Mann, welcher uns entflohen ist?«

»Davon weiß ich nichts!«

»Du versuchst, zu leugnen? Ich werde dir die Bastonade geben lassen! Kennst du den früheren Steuereinnnehmer Manach el Barscha?«

»Nein.«

»Du hast gestern abend diesen Effendi in ein Haus locken lassen, um ihn gefangen zu nehmen?«

»Nein.«

»Hund, lüge nicht! Der Effendi hat es ja selbst erzählt!«

»Er irrt.«

»Aber du hast ihn ja gefesselt und heut in einem Wagen fortgeschafft!«

»Auch das ist nicht wahr! Ich ritt auf der Straße und erreichte den Wagen. Ich sprach mit dem Kiradschi, welchem der Wagen gehörte. Da erhielt ich plötzlich einen Hieb. Ich verlor das Bewußtsein, und als ich wieder zu mir kam, war ich der Gefangene dieses Mannes, dem ich gar nichts getan habe.«

»Deine Zunge trieft von Unwahrheit; aber die Lüge wird deine Sache nicht verbessern, sondern verschlimmern! Wir wissen, daß du ein Nassr bist!«

»Ich weiß nicht, was das ist!«

»Du hast ja im Kloster der Tanzenden mit dem Effendi darüber gesprochen!«

»Ich bin niemals in einem Kloster der Tanzenden gewesen!«

Der Mann glaubte, sich retten zu können, wenn er alles in Abrede stellte. Der Kadi antwortete daher zornig:

»Bei Allah! Du wirst die Bastonade erhalten, wenn du fortfährst, die Wahrheit zu verheimlichen! Oder bist du etwa ein Untertan der Inglis, wie dein Vater?«

»Ich habe keinen Vater, welcher Untertan der Inglis ist. Ich bemerke, daß der Barud el Amasat, von welchem ihr redet, ein ganz anderer ist, als mein Vater, dessen Namen er unrechtmäßigerweise angenommen hat.«

»Was bist du denn, wenn du kein Derwisch bist?«

»Ich bin ein Schaijad es semek {Fischer} und mache eine Reise.«

»Woher?«

»Aus Inada am Meere.«

»Wohin willst du?«

»Ich will nach Sofia, um Verwandte zu besuchen. Ich bin keine Stunde lang in Edreneh gewesen. Ich kam während der Nacht hier an und bin durch die Stadt zur andern Seite hinausgeritten. Später dann traf ich auf den Wagen.«

»Du bist kein Fischer, sondern ein Lügner. Kannst du beweisen, daß du in Inada wohnst?«

»Sende hin, so wird man dir sagen, daß ich die Wahrheit gesprochen habe.«

Diese Frechheit brachte den Kadi beinahe aus der Fassung. Er wendete sich an Isla und fragte ihn:

»Isla Ben Maflei, hast du diesen Menschen wirklich im Kloster der Tanzenden zu Stambul gesehen?«

»Ja,« antwortete der Gefragte. »Er ist es. Ich beschwöre es beim Barte des Propheten und bei den Bärten meiner Väter!«

»Und du, Kara Ben Nemsı Effendi, du hast ihn auch dort im Kloster gesehen?«

»Ja,« antwortete ich. »Ich habe sogar mit ihm gesprochen.«

»Und du behauptest, daß er dieser Derwisch ist?«

»Er ist es. Er hat es mir sogar gestern abend und dann auch

heut eingestanden. Er glaubt, sich nun durch Leugnen retten zu können.«

»Er wird sich nur um so unglücklicher machen. Wie aber wollen wir ihm beweisen, daß ihr recht habt?«

Das war eine wunderbare Frage!

»Ist er es nicht, welcher zu beweisen hat, daß wir unrecht haben?« antwortete ich.

»Das ist richtig! Aber da muß ich nach Inada senden!«

»Erlaubst du mir, eine Frage auszusprechen?«

»Rede!«

»Du hast den Zettel gesehen, welchen wir gestern im Stalle des Handschia gefunden haben?«

»Ja, Effendi.«

»Würdest du ihn wieder erkennen?«

»Ganz gewiß.«

»Ist es dieser?«

Ich nahm den Zettel aus dem Beutel und reichte ihn dem Kadi hin. Dieser betrachtete ihn genau und sagte dann:

»Er ist es. Warum fragst du?«

»Das wirst du gleich erfahren! Hadschi Halef Omar, kennst du meinen Geldbeutel?«

»So gut wie meinen eigenen,« antwortete der Kleine.

»Ist es dieser?«

»Ja, er ist es.«

Jetzt war ich sicher, den Derwisch zu fangen. Ich wendete mich mit der Frage an ihn:

»Ali Manach, sage mir, wem die Goldstücke gehören, welche sich hier in dem Beutel befinden?«

»Sie gehören mi – sie gehören doch jedenfalls dir, wenn der Beutel wirklich dein Eigentum ist,« antwortete er.

Er hätte sich doch beinahe überrumpeln lassen; aber noch während der Rede hatte er die Falle erkannt.

»Du machst also keine Ansprüche an das Geld?«

»Was habe ich mit deinem Gelde zu schaffen!«

Der Kadi schüttelte den Kopf.

»Effendi,« sagte er, »wenn ich ihn nicht fange, dir gelingt es

erst recht nicht. Ich werde den Kerl einschließen lassen und ihn schon zum Geständnis bringen!«

»So lang können wir aber nicht warten. Bringen wir ihn in das Haus, in welchem ich überfallen wurde! Die Bewohner desselben werden eingestehen müssen, daß er der Mann ist, für den wir ihn halten!«

»Du hast recht. Wir werden sie alle gefangen nehmen! Ali Manach, in welcher Gasse liegt dieses Haus?«

»Ich kenne es nicht,« antwortete der Gefragte. »Ich bin noch nie in Edreneh gewesen!«

»Seine Lügen werden immer größer! Effendi, würdest du das Haus selbst finden?«

»Ganz gewiß. Ich habe es mir gemerkt.«

»So wollen wir aufbrechen. Ich werde nach Khawassen senden, welche uns folgen und alle Personen, die sich in dem Hause befinden, gefangennehmen sollen. Aber dein Freund Hulam hat dreihundert Piaster geboten. Diese beiden Männer nun haben dich gefunden. Werden sie das Geld erhalten, Effendi?«

»Ja, ich werde es ihnen sofort geben.«

Ich zog den Beutel; aber Hulam hielt mir den Arm fest und sagte im Tone eines Beleidigten:

»Halt, Effendi! Du bist der Gast meines Hauses. Willst du meine Ehre zuschanden machen, indem du mir nicht erlaubst, zu halten, was ich versprochen habe?«

Ich sah ein, daß ich ihm den Vorrang lassen mußte. Er zog seine Börse und stand bereits im Begriff, den beiden Khawassen, welche mit freudeglänzenden Blicken am Eingange auf der Lauer standen, das Geld zu geben, als der Kadi die Hand ausstreckte.

»Halt!« sagte er. »Ich bin der Vorgesetzte dieser Beamten der Polizei von Edreneh. Sage selbst, Effendi, ob sie dich gefunden haben!«

Ich wollte die armen Teufel nicht um ihre Gratifikation bringen und antwortete darum:

»Ja; sie haben mich entdeckt.«

»Deine Worte sind sehr weise. Aber sage nun auch, ob sie

dich entdeckt hätten, wenn ich sie daheim behalten hätte, anstatt sie auszusenden?»

»Hm! Dann hätten sie mich allerdings nicht angetroffen.«

»Wem also hast du es eigentlich zu verdanken, daß du von ihnen gesehen worden bist?«

Ich war gezwungen, seiner Logik zu folgen. Übrigens konnte es nicht zu unserem Vorteile sein, bei ihm anzustoßen; darum antwortete ich so, wie er es erwartete:

»Dir, im Grunde genommen.«

Er nickte mir freundlich zu und fragte weiter:

»Wem also gehören diese dreihundert Piaster, Effendi?«

»Dir allein.«

»So mag Hulam sie an mich bezahlen! Es soll keinem Menschen unrecht geschehen. Auch ein Kadi hat darauf zu sehen, daß er zu seinem Rechte kommt!«

Er erhielt das Geld und steckte es ein. Die beiden Polizisten machten sehr enttäuschte Gesichter. Ich suchte daher unbemerkt an sie zu kommen, nahm zwei Goldstücke aus dem Beutel und steckte einem jeden von ihnen eins zu. Das mußte heimlich geschehen, sonst wäre zu erwarten gewesen, daß der Kadi abermals Gerechtigkeit hätte walten lassen.

Die beiden Männer waren ganz glücklich über dieses Geschenk, und mir machte die Ausgabe keinen Schaden, da ich sie von dem Gelde Ali Manachs bestritten hatte.

Jetzt wurde nach Polizisten geschickt, welche bald eintrafen. Ehe wir aber den Gang antraten, gab der Kadi mir einen Wink, mit ihm zur Seite zu treten. Ich war neugierig auf die vertrauliche Mitteilung, welche er mir zu machen hatte.

»Effendi,« sagte er, »bist du wirklich deiner Sache sicher, daß er der Derwisch aus Stambul ist?«

»Vollständig!« antwortete ich.

»Er war dabei, als du gefangen wurdest?«

»Ja. Er bestimmte sogar die Höhe des Lösegeldes, welches ich bezahlen sollte.«

»Und er hat dir abgenommen, was du in deinen Taschen hattest?«

»Ja.«

»Auch deinen Geldbeutel?«

»Ja,« antwortete ich.

Jetzt begann ich zu ahnen, was er beabsichtigte. Ich hatte, als ich mein Erlebnis erzählte, aufrichtig erwähnt, daß ich in der Börse mehr Geld gefunden habe, als erst darin gewesen war. Auf diesen Betrag war es abgesehen; der Kadi wollte ihn konfiszieren! Er erkundigte sich im freundlichsten, vertraulichsten Tone weiter:

»Heute hatte er ihn in seiner Tasche?«

»Ja. Ich habe ihn herausgenommen.«

»Und es war mehr Geld darin als vorher?«

»Es waren Goldstücke darin, welche ich nicht hinein getan habe. Das ist wahr.«

»So wirst du wohl zugeben, daß sie nicht dir gehören!«

»Ah! Wem sonst?«

»Ihm natürlich, Effendi!«

»Das will mir nicht einleuchten. Aus welchem Grunde soll er sein Geld in meine Börse getan haben?«

»Weil dein Beutel ihm besser gefallen hat, als der seinige. Kein Mensch aber darf das behalten, was ihm nicht gehört!«

»Da hast du ganz recht. Aber meinst du denn, daß ich etwas behalten habe, was mir nicht gehörte?«

»Natürlich! Die Goldstücke, welche er hineingetan hat.«

»Wallahi! Hast du nicht aus seinem eigenen Munde gehört, daß er leugnet, Geld in meinen Beutel getan zu haben?«

»Es sind Lügen!«

»Das muß bewiesen werden. Ich weiß nichts von dem Geld.«

»Aber du sagst ja selbst, daß es sich vorher nicht in dem Beutel befunden habe!«

»Das gestehe ich ein. Niemand kann es sagen, wie es hineingekommen ist; nun es sich aber darin befindet, ist es mein Eigentum.«

»Das darf ich nicht zugeben. Die Obrigkeit muß es an sich nehmen, um es dem richtigen Eigentümer zurückzugeben.«

»Sage mir vorher, wem das Wasser gehört, welches es über Nacht in deinen Hof regnet!«

»Wozu diese Frage?«

»Holt die Obrigkeit das Wasser, um es dem richtigen Eigentümer zurückzugeben? Es hat über Nacht in meinen Beutel geregnet. Das Wasser gehört mir, denn der Einzige, welchem es außer mir gehören konnte, hat darauf verzichtet.«

»Ich höre, daß du ein Franke bist, der die Gesetze dieses Landes nicht kennt.«

»Das mag sein; aber darum befolge ich meine eigenen Gesetze. Kadi, das Geld behalte ich! Du bekommst es nicht!«

Bei diesen Worten wendete ich mich von ihm ab, und er machte keinen Versuch, mich zu einer Änderung zu bewegen. Es war gar nicht meine Absicht, das Geld für mich zu verwenden; aber ich konnte damit größeren Nutzen schaffen, als wenn ich es in die bodenlose Tasche des Beamten gelangen ließ.

Jetzt setzten wir uns in Bewegung, alle, die wir beteiligt waren. Die Khawassen erhielten den Befehl, uns von weitem zu folgen, damit ein allzugroßes Aufsehen vermieden werde.

Wir erreichten die Ecke, an welcher wir gestern abend mit dem Manne zusammengetroffen waren. Auch Hulam erinnerte sich ihrer genau. Von hier an aber mußte ich allein als Führer dienen. Es wurde mir nicht schwer, das Haus zu finden. Die Türe war verschlossen. Wir klopfen; aber es erschien kein Mensch, um uns zu öffnen.

»Sie fürchten sich,« meinte der Kadi. »Sie haben uns kommen sehen und verstecken sich!«

»Das glaube ich nicht,« antwortete ich. »Es wird mir einer dieser Leute, als ich mit Ali Manach durch die Straßen ritt, begegnet sein. Er hat gesehen, daß der Derwisch gefangen und daß der Anschlag verunglückt ist. Daher hat er die anderen sogleich benachrichtigt, und nun haben sie die Flucht ergriffen.«

»So müssen wir mit Gewalt eindringen!«

Jetzt blieben die Passanten stehen, um zu sehen, was sich hier ereignen würde. Der Kadi ließ sie durch seine Khawassen fortweisen, und dann wurde die Türe, welche keinen großen Widerstand bot, einfach eingestoßen.

Ich erkannte den langen schmalen Gang sogleich wieder. Die Polizisten hatten sich im Nu über alle Räume verteilt, vermochten aber nicht, ein menschliches Wesen aufzufinden. Verschiedene Anzeichen ließen darauf schließen, daß die Bewohner eine sehr eilige Flucht ergriffen hatten.

Ich suchte auch den Raum auf, in welchem ich gelegen hatte. Als ich in den kleinen, engen Hof zurückkehrte, hatte der Kadi dort ein abermaliges Verhör mit Ali Manach begonnen. Dieser trat jetzt mit noch größerer Sicherheit auf, als vorher. Er mochte Angst gehabt haben, von den Bewohnern des Hauses verraten zu werden. Diese Angst war jetzt ebenso verschwunden, wie die Leute, welche hier zu finden wir erwartet hatten. Ich mußte meine Aussagen wiederholen; ich mußte die Stelle zeigen, an welcher er neben mir gesessen hatte; ich zeigte auch diejenige, an welcher ich im Hofe mich gegen die Übermacht der Angreifer gewehrt hatte.

»Und du willst dieses Haus wirklich nicht kennen?« fragte ihn der Kadi.

»Ich kenne es nicht,« antwortete er.

»Du warst noch niemals hier?«

»Nie in meinem Leben!«

Da wendete sich der Beamte an mich:

»So kann doch kein Mensch leugnen, Effendi! Ich beginne zu glauben, daß du dich wirklich irrst!«

»Dann müßte auch Isla sich irren, der ihn in Stambul gesehen hat.«

»Ist das nicht möglich? Viele Menschen sehen sich ähnlich. Dieser Fischer aus Inada kann sehr unschuldig sein!«

»Willst du einmal mit mir auf die Seite kommen, o Kadi?«

»Warum?«

»Ich möchte dir etwas sagen, was diese anderen nicht zu hören brauchen.«

Er zuckte die Achsel und antwortete:

»Diese Leute können alles hören, was du mir zu sagen hast, Effendi!«

»Willst du, daß sie Worte hören, welche in deinen Ohren nicht angenehm klingen können?«

Er besann sich doch und sagte dann in fast strengem Tone:
»Du wirst nicht wagen, ein einziges Wort auszusprechen, das ich nicht gern hören möchte. Aber ich werde gnädig sein und dir deine Bitte erfüllen. Komm und sprich!«

Er entfernte sich einige Schritte und ich folgte ihm.

»Wie kommt es, daß du jetzt plötzlich in ganz anderer Weise als vorher mit mir redest, Kadi?« fragte ich. »Wie kommt es, daß du jetzt plötzlich an die Schuldlosigkeit dieses Menschen glaubst, von dessen Schuld du doch vorher so überzeugt zu sein schienst?«

»Ich habe eingesehen, daß du dich irrst.«

»Nein,« entgegnete ich mit gedämpfter Stimme. »Nicht, daß ich mich irre, hast du eingesehen, sondern daß du selbst dich geirrt hast!«

»In wem soll ich mich geirrt haben? In diesem Fischer?«

»Nein, sondern in mir. Du glaubtest, in den Besitz meines Beutels kommen zu können. Das ist dir nicht gelungen, und nun ist der Verbrecher unschuldig.«

»Effendi!«

»Kadi!«

Er schnitt ein sehr ergrimmes Gesicht und sagte:

»Weißt du, daß ich dich wegen dieser Beleidigung festnehmen lassen kann?«

»Das wirst du bleiben lassen! Ich bin ein Gast dieses Landes und seines Beherrschers; du hast keine Macht über mich. Ich sage dir, daß Ali Manach alles gestehen wird, wenn du so tust, als ob er die Bastonade erhalten soll. Ich habe dir keine Vorschriften zu machen; aber ich möchte daheim in Dschermanistan erzählen, daß die Richter des Großsultans gerechte Beamte sind.«

»Das sind wir auch; ich werde es dir sofort beweisen!«

Er trat wieder zu den anderen und fragte den Gefangenen:

»Kennst du den Handschia Doxati hier?«

Der Gefragte entfärbte sich. Er antwortete in einem sehr unsicheren Tone:

»Nein. Ich bin ja noch nie in Edreneh gewesen!«

»Und er kennt auch dich nicht?«

»Wo sollte er mich gesehen haben?«

»Er lügt,« fiel ich ein. »Du mußt es ihm ansehen, daß er die Unwahrheit redet, Kadi! Ich verlange, daß Doxati ihn zu hören bekommt, um – – halt! Um Gottes willen zurück!«

Ganz zufälligerweise hatte ich, während ich sprach, den Blick emporgerichtet. Wir befanden uns in dem kleinen Hofe, welcher ringsum von Gebäuden umgeben war. Da, wohin mein Blick jetzt fiel, gab es eine Art Söller, ein hölzernes Gitterwerk, durch dessen Lücken ich zwei Gewehrläufe auf uns gerichtet sah: den einen grad auf mich und den anderen auf den Gefangenen, wie es mir schien. Ich warf mich sofort zur Seite und schnellte nach dem Eingange hinüber, um dort Schutz zu suchen. In demselben Augenblick krachten die zwei Schüsse.

Ein lauter Schrei erscholl.

»Allah ia Allah! Ma una! Gott, o Gott, zu Hilfe!«

Diesen Ruf hatte einer der Khawassen ausgestoßen, indem er sich neben einen anderen niederwarf, der sich am Boden in seinem Blute wälzte.

Die eine Kugel hatte mir gegolten; das war sicher. Nur einen Augenblick später, und ich wäre eine Leiche gewesen. Der Schütze war bereits im Abdrücken gewesen, als ich zur Seite sprang; er hatte die Kugel nicht zu halten vermocht und sie war dem Khawassen, welcher dicht hinter mir gestanden hatte, in den Kopf gedrungen.

Die zweite Kugel hatte ihr Ziel erreicht. Ali Manach lag tot an der Erde.

Mehr sah ich nicht. Einen Augenblick später war ich wieder über den Hof hinüber. Eine schmale, hölzerne Treppe führte da nach oben, wo sich das Gitterwerk befand. Ich folgte einem augenblicklichen Impulse.

»Hinauf, Sihdi! Ich komme auch!«

Das war die Stimme meines kleinen, tapfern Hadschi, welcher mir sofort nacheilte. Ich gelangte hinauf in einen schmalen Gang, an welchen einige Stuben stießen, die allerdings viel eher Löcher hätten genannt werden können. Der Gang mündete auf das Gitterwerk. Der Geruch des Pulvers war noch vorhanden, ein Mensch aber nicht. Ich durchsuchte mit Halef

die Stuben. Auch hier fand sich niemand. Es war geradezu unerklärlich, wie die zwei Mörder hatten verschwinden können. Zwei waren es gewesen, denn ich hatte ganz deutlich die Flintenläufe gesehen.

Da hörte ich jenseits des Gebäudes eilige Schritte. Das mußten zwei Menschen sein. Die Wand war nur von Brettern gebildet. Ich bemerkte ein Astloch, trat hinzu und blickte hindurch! Richtig! Über den Nachbarhof eilten zwei Männer, von denen jeder eine lange, türkische Flinte in der Hand trug.

Ich sprang hinaus auf den Gang und rief in den Hof hinab:

»Rasch hinaus auf die Gasse, Kadi! Die Mörder fliehen durch das Nebenhaus!«

»Das ist nicht möglich!« antwortete er herauf.

»Ich habe sie ja gesehen! Schnell, schnell!«

Er wendete sich zu seinen Leuten und gebot ihnen in aller Gemächlichkeit:

»Seht einmal nach, ob er recht hat!«

Zwei von ihnen entfernten sich langsamen Schrittes. Nun, mir konnte es schließlich sehr gleichgültig sein, ob die beiden ergriffen wurden oder nicht. Ich stieg also wieder in den Hof hinab. Als ich da ankam, fragte der Kadi:

»Effendi, bist du ein Hekim?«

Der Orientale erblickt in jedem Franken einen Arzt oder einen Gärtner. Der weise Kadi war derselben Ansicht.

»Ja,« antwortete ich, um die Sache kurz zu machen.

»So sieh einmal nach, ob diese beiden vollständig totgeschossen sind!«

Bei Ali Manach konnte kein Zweifel herrschen. Die Kugel war ihm zu der einen Schläfe hineingedrungen und zu der anderen wieder heraus. Der Polizist war in die Stirne getroffen, lebte aber noch; doch stand mit Gewißheit zu erwarten, daß auch er in einigen Minuten tot sein werde.

»Mein Vater, mein Vater!« klagte der andere Khawasse, welcher sich neben ihm niedergeworfen hatte.

»Was jammerst du!« sagte der Kadi. »Es ist sein Kismet. Es hat im Buche gestanden, daß er auf diese Weise sterben solle. Allah weiß, was er tut!«

Da kamen die beiden zurück, welche mit Gemächlichkeit zur Verfolgung aufgebrochen waren.

»Nun, hat dieser Effendi recht?« fragte der Kadi.

»Ja.«

»Ihr habt die Mörder gesehen?«

»Wir sahen sie.«

»Warum habt ihr sie denn nicht gefangen?«

»Sie waren bereits eine Strecke in die Gasse hinein.«

»Warum seid ihr ihnen denn nicht nachgeeeilt?«

»Wir durften nicht. Du hattest es uns nicht befohlen. Du gebotest uns nur, nachzusehen, ob dieser Effendi recht habe.«

»Ihr seid faule Hunde! Springt ihnen sofort alle nach, und seht, ob ihr sie ergreifen könnt!«

Jetzt sprangen alle in größter Eile von dannen. Ich war jedoch überzeugt, daß sie, sobald sie außer Hörweite seien, diese Schnelligkeit sehr mäßigen würden.

»Allah akbar – Gott ist groß!« murmelte Halef grimmig vor sich hin. »Diese beiden Hunde wollten dich erschießen, Sihdi, und nun dürfen sie entkommen!«

»Laß sie laufen, mein guter Halef! Es ist der Mühe nicht wert, hier nur einen Schritt zu tun.«

»Aber wenn die Kugel dich getroffen hätte?«

»So wären sie verloren gewesen. Du hättest sie nicht entkommen lassen!«

Der Kadi hatte sich mit der Leiche des Gefangenen beschäftigt. Jetzt sagte er: »Kannst du dir denken, Effendi, warum sie ihn erschossen haben?«

»Natürlich! Sie glaubten, daß er sie verraten werde. Er war kein starker, mutiger Charakter. Wir hätten von ihm alles erfahren können.«

»Er hat seinen Lohn dahin! Aber warum haben sie auch auf diesen andern geschossen?«

»Nicht er war gemeint, sondern die Kugel galt mir. Nur weil ich noch im letzten Moment zur Seite sprang, traf sie ihn, da er hinter mir stand.«

»So haben sie sich an dir rächen wollen?«

»Jedenfalls. Was wird mit der Leiche geschehen?«

»Ich verunreinige mich nicht mit ihr. Dieser Mensch hat seinen Lohn; ich werde ihn einscharren lassen. Das ist alles, was man tun kann. Sein Pferd steht noch bei Hulam. Ich werde es holen lassen.«

»Und sein Vater? Soll dieser entkommen?«

»Willst du ihm noch nachjagen, Effendi?«

»Natürlich!«

»Wann?«

»Du wirst unserer nicht mehr bedürfen?«

»Nein. Du kannst abreisen.«

»So sind wir in zwei Stunden bereits unterwegs.«

»Allah sei mit euch und lasse euch den Fang gelingen!«

»Ja, Allah mag helfen; doch verzichte ich trotzdem nicht auf deine Hilfe.«

»Ich soll euch helfen? Wie meinst du das?«

»Hast du mir nicht einen Verhaftsbefehl und sechs Khawassen versprochen?«

»Ja. Sie sollten bei Tagesanbruch vor der Türe Hulams halten. Aber noch vorher erfuhr ich, daß du verunglückt seist. Brauchst du alle sechs?«

»Nein; drei genügen.«

»Sie sollen in zwei Stunden bei dir sein. Aber, wirst auch du das Wort halten, welches du mir gegeben hast?«

»Ich halte es so, wie du das deinige.«

»So lebe wohl! Allah lasse dich gesund und lebendig das Land deiner Väter erreichen!«

Er ging. Seit ich mich geweigert hatte, ihm das Geld zu geben, war er ein ganz anderer geworden. Seine Untergebenen waren auch verschwunden. Nur der Sohn kniete neben seinem Vater und klagte laut um ihn. Letzterer lag in den letzten Zügen. Ich zog meinen Beutel heraus, zählte das Geld ab, welches Ali Manach gehört hatte, und gab es dem Khawassen. Er warf mir trotz seiner augenblicklichen Trauer einen ganz erstaunten Blick zu und fragte mich:

»Das soll mir gehören, Effendi?«

»Ja, es ist dein. Laß deinen Vater damit begraben. Sage aber dem Kadi nichts!«

»Herr, ich danke dir! Deine Güte träufelt Balsam in die Wunde, welche Allah mir geschlagen hat. Mein Vater hat seinem Rufe gehorchen müssen. Ich bin arm. Nun aber kann ich ihm an seinem Grabe einen Stein mit dem Turban setzen lassen, damit die Besucher des Mezarchane {Friedhof} sehen, daß da ein gläubiger Sohn des Propheten begraben liegt.«

So hatte ich, der Christ, ohne es zu beabsichtigen, dem toten Moslem zu einem Denksteine verholfen. Ob das Geld des ›Tanzenden‹ wohl besser angewendet gewesen wäre, wenn ich es dem Kadi aufgezählt hätte? —

Wir hatten Hulams Wohnung noch nicht erreicht, so begegneten uns zwei Khawassen, welche Ali Manachs Pferd abgeholt hatten.

So war also geschehen, was wir gestern abend für unmöglich gehalten hätten. Ich hatte gefragt: »Soll Ali Manach denn nicht bestraft werden?« Die Gerechtigkeit hatte nicht nötig gehabt, ihn in Stambul aufzusuchen; er selbst war ihr in die Hände gelaufen. Wir freilich hatten durch dieses Ereignis den ganzen Vormittag eingebüßt. Es galt, dieses Versäumnis womöglich nachzuholen.

Es wurde Kriegsrat gehalten. Zunächst warf Hulam die Frage auf, welcher Art wohl die Leute gewesen sein mochten, die in dem Hause, in welchem der Derwisch den Tod gefunden hatte, verkehrt hatten. Er glaubte, daß sie mit den Nassrs in Konstantinopel in Verbindung gestanden hätten. Dies war allerdings nicht unwahrscheinlich; doch hielt ich sie zugleich für solche Leute, von denen der Bewohner der Halbinsel sagt, daß sie ›in die Berge gegangen seien‹.

Jetzt hatte ich erst Zeit, den Zettel vorzunehmen, den ich bis jetzt noch nicht entziffert hatte.

»Kannst du die Zeilen lesen, Effendi?« fragte Isla.

Ich gab mir alle Mühe, mußte jedoch mit ›Nein‹ antworten. Der Zettel ging aus einer Hand in die andere, vergeblich. Niemand vermochte ihn zu lesen. Die einzelnen Buchstaben waren ziemlich deutlich geschrieben; aber sie bildeten Wörter, welche mir und den Anderen vollständig fremd und unverständlich waren.

Ich buchstabierte die kürzesten dieser Wörter zusammen – sie hatten keinen Sinn. Da zeigte sich mein guter Halef als der Klügste von uns allen.

»Effendi,« sagte er; »von wem wird der Zettel sein?«

»Wohl jedenfalls von Hamd el Amasat.«

»Nun, dieser Mann hat alle Ursache, das, was er schreibt, geheim zu halten. Denkst du nicht, daß die Schrift eine geheime ist?«

»Hm! Du kannst recht haben. Hamd el Amasat mußte den Umstand mitberechnen, daß der Zettel möglicherweise in falsche Hände gelangen konnte. Die Schrift ist nicht geheim; aber wie es scheint, ist die Zusammenstellung der Buchstaben eine ungewöhnliche. ›Sa ila ni‹; das verstehe ich nicht. ›Al‹, das ist ein Wort; ›nach‹ aber ist kein orientalisches – – ah, wenn man es umdreht, wird ›Chan‹ daraus!«

»Vielleicht ist auch alles verkehrt geschrieben!« sagte Hulam. »Du hast ›ila‹ gelesen. Umgedreht würde es ›Ali‹ lauten.«

»Richtig!« antwortete ich. »Das ist ein Name und zugleich ein serbisches Wort, welches ›aber‹ bedeutet. ›Ni‹ heißt umgekehrt ›in‹; das ist rumänisch und bedeutet ›sehr‹.«

»Lies einmal alle drei Zeilen von links nach rechts, anstatt von rechts nach links!« sagte Isla.

Ich tat es; aber es erforderte dennoch große Mühe, ehe es mir gelang, die Buchstaben anders zu gruppieren, so daß zusammenhängende Worte entstanden. Das Resultat bestand in dem Satze:

»*In pripeh beste la karanorman chan ali sa panajir menelikde.*«

Das war jedenfalls ein mit Absicht gebrauchtes Gemisch von Rumänisch, Serbisch und Türkisch und lautete:

»Sehr schnell Nachricht in Karanorman-Chan; aber nach dem Jahrmarkt in Menelik.«

»Das ist richtig; das muß richtig sein!« rief Hulam aus. »In einigen Tagen ist Markt in Menelik.«

»Und Karanorman-Chan?« fragte ich. »Wer kennt diesen Ort? Wo mag er liegen?«

Niemand kannte ihn. Das Wort bedeutet zu Deutsch ›Fins-

terwaldhaus« oder »Schwarzwaldhaus«. Der Ort war also jedenfalls klein und lag im Walde, im tiefen Forste. Aber in welcher Gegend?

Es wurden zehnerlei Vorschläge gemacht, um eine Art und Weise zu entdecken, sich über die Lage dieses geheimnisvollen Ortes zu unterrichten; aber keiner schien zum Ziele zu führen.

»Strengen wir uns jetzt nicht zu sehr an,« sagte ich. »Die Hauptsache ist, daß die Nachricht erst nach dem Jahrmarkt von Menelik nach Karanorman-Chan gebracht werden soll. Das Wort »sa« bedeutet »nach« und »hinter«; ich schließe daraus, daß der Empfänger des Briefes erst den Jahrmarkt besuchen soll, bevor er nach Karanorman-Chan geht. Und nach Menelik geht ja wohl der Weg, welchen die drei Reiter gestern abend eingeschlagen haben. Nicht?«

»Ja,« antwortete Hulam, »du hast recht, Effendi. Dieser Barud el Amasat ist nach Menelik. Dort wird man ihn sicher treffen.«

»So wollen wir keine Zeit verlieren und möglichst schnell aufbrechen. Zugleich aber wird es nötig sein, einen Boten nach Iskenderiëh zu Henri Galingré zu senden, um ihn zu warnen.«

»Das werde ich besorgen. Aber ehe ihr aufbrecht, nehmt ihr ein Mahl bei mir ein, und ferner muß ich die Erlaubnis haben, für euch zu sorgen!«

Es läßt sich in kurzen Worten sagen, daß wir in zwei Stunden reisefertig im Hofe hielten. Wir waren vier Personen: Osco, Omar, Halef und ich. Die andern mußten zurückbleiben.

»Effendi,« fragte Isla, »für wie lange Zeit wirst du Abschied nehmen?«

»Ich weiß es nicht. Erreichen wir die Gesuchten bald, so kehre ich zurück, um Barud el Amasat nach Edreneh zu bringen. Entgehen sie uns längere Zeit, so ist es möglich, daß wir uns niemals wiedersehen.«

»Das wolle Allah nicht! Und wenn du jetzt in deine Heimat gehst, so mußt du einmal wieder nach Stambul kommen,

damit wir dein Angesicht wiedersehen. Deinen Hadschi Halef Omar aber sendest du uns jetzt schon zurück!«

»Ich gehe dahin, wohin mein Effendi geht!« meinte Halef.
»Ich werde erst dann von ihm scheiden, wenn er mich von sich jagt.«

Da wurden die drei Khawassen eingelassen, welche der Kadi schickte. Ich hätte beinahe laut aufgelacht, als ich sie erblickte. Sie saßen auf Kleppern, von denen keiner hundert Piaster wert war, staken bis über die Ohren in Waffen, hatten dabei aber das friedfertigste Aussehen von der Welt.

Der eine kam herbeigeritten, blickte mich forschend an und erkundigte sich:

»Effendi, bist du es, der Kara Ben Nemsi heißt?«

»Ja,« antwortete ich.

»Ich habe den Befehl erhalten, uns bei dir zu melden. Ich bin nämlich der Khawass-baschi.«

Er war also der Oberste von den dreien.

»Hast du den Verhaftsbefehl bei dir?« fragte ich.

»Ja, Effendi.«

»Könnt ihr gut reiten?«

»Wir reiten wie der Teufel. Du wirst Mühe haben, Schritt mit uns zu halten.«

»Das freut mich. Hat euch der Kadi aufgeschrieben, wie viel ihr täglich zu bekommen habt?«

»Ja. Du hast für die Person täglich zehn Piaster zu bezahlen. Hier ist das Schreiben.«

Die Notiz lautete wirklich auf zehn Piaster pro Tag und Person. Das war ja ganz anders, als es der Kadi mit mir vereinbart hatte! Eigentlich hätte ich ihm die drei Helden, welche wie der Teufel ritten, zurückschicken sollen; aber ein Blick auf sie belehrte mich, daß ich sie wohl gar nicht ewig zu besolden haben werde. Der Khawass-baschi hing auf dem Pferde wie eine Fledermaus an der Dachrinne, und die beiden andern schienen ganz nach demselben Muster gebildet zu sein.

»Wißt ihr denn, um was es sich handelt?« fragte ich sie.

»Natürlich!« antwortete der Anführer unserer Trabanten.
»Wir sollen drei Kerls ergreifen, die ihr nicht zu fangen ver-

mögt, und euch dann mit ihnen nach Edreneh transportieren.«

Das war eine höchst wunderbare Art und Weise, sich auszudrücken; aber doch gestehe ich, daß die drei ganz nach meinem Geschmack waren. Ich ahnte Spaßhaftes. Halef aber schien sich gewaltig zu ärgern, daß der Kadi es gewagt hatte, uns diese Art Begleiter zu schicken.

Nun ging es ans Abschiednehmen. Es geschah das in der bilderreichen morgenländischen Weise, aber in vollster, aufrichtigster Herzlichkeit. Wir wußten nicht, ob wir uns wiedersehen würden oder nicht; daher war es ein Scheiden aufs Ungewisse, kein schweres Ade fürs ganze Leben, doch auch kein leichtes, oberflächliches Valet für nur kurze Zeit.

Es ist wahr, ich ließ liebe Freunde zurück; aber der Liebste, mein Hadschi, blieb doch bei mir; das milderte den Trübsinn jener Stimmung, welcher sich kein Scheidender erwehren kann.

Ich hatte geglaubt, Edreneh in der Richtung nach Filibe verlassen zu können; nun aber ging es anders, nach Westen zu, an der Arda hin, größeren Anstrengungen und Gefahren entgegen, als wir ahnten. — — —

Band IV:
In den Schluchten
des Balkan

Erstes Kapitel
Schimin, der Schmied

Nachdem ich mit Halef, Omar und Osco in Begleitung der drei Kawassen Adrianopel verlassen hatte, waren wir noch nicht lange geritten, so hörten wir Hufschlag hinter uns. Wir wendeten uns nun um und erblickten einen Reiter, welcher uns im Galopp einzuholen trachtete. Wir zügelten also unsere Tiere, um ihn heran zu lassen, und erkannten bald Malhem, den Türhüter Hulams. Er ritt ein schwer bepacktes Pferd, von welchem er herabsprang, als er uns erreicht hatte.

»Sallam!« grüßte er kurz.

Wir gaben ihm diesen Gruß zurück, und auf unsere fragend auf ihn gerichteten Blicke erklärte er mir:

»Verzeihe, Effendi, daß ich euern eiligen Ritt unterbreche! Mein Herr gebot mir, euch zu folgen.«

»Weshalb?« fragte ich.

»Um euch dieses Pferd zu bringen.«

»Was hast du aufgeladen?«

»Proviant und andere notwendige Dinge, die ihr vielleicht brauchen werdet.«

»Wir sind bereits für mehrere Tage versehen!«

»Mein Herr glaubte an die Möglichkeit, daß diejenigen, welche ihr verfolgt, von der Straße abweichen könnten. Wenn sie sich in die Berge schlagen, so findet ihr nur Futter für die Pferde, für euch aber nichts.«

»Dein Herr ist sehr gütig; aber dieses schwer bepackte Pferd ist doch nur geeignet, unsern Ritt zu verlangsamen.«

»Ich habe es euch gebracht; ich muß gehorchen; ich kann nicht anders. Warin saghlik ile Allah jol atschliklighi – bleibt gesund; Allah gebe euch eine gute Reise!«

Bei diesen Worten warf er dem Pferd die Zügel über den Hals, wendete sich um und rannte eiligen Laufes davon, nach der Stadt zurück.

Sofort drehte Halef sein Pferd herum, der Stadt entgegen und fragte:

»Soll ich ihm nach, Effendi?«

»Wozu?«

»Ihn festnehmen und herbringen, damit er deinen Willen erfährt!«

»Nein, laß ihn gehen. Wir haben keine Zeit zu versäumen.«

»Was wird da in den Decken und Matten verpackt sein?«

»Das brauchen wir jetzt nicht zu wissen. Wir werden nachsehen, wenn es Abend geworden ist und wir wegen der Dunkelheit nicht weiter reiten können. Nimm du das Pferd am Zügel. Vorwärts wieder!«

Der unterbrochene Ritt wurde fortgesetzt. Ich ritt voran, und die Andern folgten. Es geschah dies aus dem Grunde, weil ich nach Spuren suchen mußte, obgleich es kaum denkbar war, daß solche zu finden seien.

Der Weg war, obgleich keine Straße zu nennen, doch leidlich belebt. Der kleine Hadschi hatte ganz recht gehabt, als er sagte, daß hier die Fährte eines Verfolgten nicht so leicht zu entdecken sei, als in der Sahara. Darum richtete ich mein Augenmerk auch nicht auf den Weg selbst, sondern auf den Rand desselben, welcher dem Flußufer entgegen lag. So lange ich nicht die Spuren fand, daß drei Reiter von der Richtung, welche wir verfolgten, abgewichen seien, konnte ich ziemlich sicher sein, daß wir die Verfolgten vor uns hatten.

Es begegneten uns Reiter, schwerfällige Wagen und Fußgänger, doch richtete ich an niemand eine Frage. Da die Flüchtigen bereits am vorigen Abend hier geritten waren, konnte keiner der uns Begegnenden sie getroffen haben.

Auch an den kleinen Häusergruppen, welche wir passierten, hielt ich nicht an, da hier keine Wege abzweigten, welche Barud el Amasat hätte einschlagen können. Aber als wir eine kleine Ortschaft erreichten, Bu-kiöj genannt, von welcher einige Pfade zur Seite liefen, hielt ich an und fragte den ersten, den ich traf:

»Sallam! Gibt es in diesem Ort, den Allah segnen möge, vielleicht einen Bekdschi {Nachtwächter}?«

Der Gefragte trug einen riesigen Sarras an der Seite, einen fürchterlichen Knüppel in der Rechten, hatte über den Fez ein Tuch geschlagen, welches früher jedenfalls eine Farbe gehabt

hatte, jetzt aber nur so vom Schmutz starrte, und ging – barfuß. Er betrachtete mich eine ganze Weile und schickte sich dann an, diese eingehende Beobachtung auch über die andern ergehen zu lassen.

»Nun?« bemerkte ich ungeduldig.

»Sabr, sabr – Geduld, nur Geduld!« antwortete er.

Er stützte sich auf seinen Stock und begann die Gestalt des kleinen Hadschi einer eingehenden Besichtigung zu unterwerfen. Halef Omar aber langte nun mit der Hand nach den Satelösen, zog seine Peitsche hervor und fragte:

»Kennst du vielleicht dieses Ding hier?«

Der Gefragte warf sich in Positur, griff an den Säbel und antwortete:

»Kennst du dieses hier, Kleiner?«

Kleiner! Kein anderes Wort hätte Halef Omar so wie dieses beleidigen können. Er holte zum Schlage aus; ich aber drängte rasch mein Pferd zwischen ihn und den Bedrohten und warnte:

»Keine Übereilung, Halef! Dieser Mann wird mir meine Frage schon beantworten.«

Ich zog einige kleine Münzen aus der Tasche, zeigte sie dem Sarrasträger und wiederholte:

»Also, gibt es hier einen Bekdschi?«

»Gibst du mir das Geld?« fragte er.

»Ja.«

»So her damit!«

Er streckte die Hand aus.

»Erst die Antwort!«

»Ja, es gibt einen Bekdschi. Nun aber gib mir das Geld!«

Es waren nur einige kupferne Parastücke.

»Hier hast du!« sagte ich. »Wo wohnt der Bekdschi?«

Er steckte das Geld ein, zuckte die Achsel und fragte dabei grinsend:

»Bezahlst du auch diese Frage?«

»Du bist bereits bezahlt!«

»Für die erste, aber nicht für die zweite.«

»Gut, hier hast du noch zwei Fünfparastücke! Also, wo wohnt der Bekdschi?«

»Dort im letzten Hause,« antwortete der Mann, nach einem Bauwerke deutend, welches er zwar Haus nannte, das aber nicht einmal die Bezeichnung Hütte, sondern nur den Namen Stall verdiente.

Wir setzten uns nach der angegebenen Richtung in Bewegung. Als wir die baufällige, einstöckige Wohnung erreichten, stieg ich vom Pferd, um an das Loch zu treten, welches als einziger Ein- und Ausgang diente. In diesem Augenblick aber trat eine Frau heraus, welche durch den Hufschlag unserer Pferde hervorge lockt worden war.

»O jazik! Atsch gözünü – o wehe! Nimm dich in acht!« rief sie und trat eiligst zurück.

Ihr Gesicht war nämlich nicht verschleiert gewesen, woran allerdings nicht wir die Schuld trugen. Auch sie war barfuß. Ihr Körper war in ein altes zerfetztes Tuch gehüllt, und ihr Haar hatte ganz das Aussehen, als ob ihr Scheitel eine Filzmanufaktur im kleinen sei. Wasser war jedenfalls seit Monaten nicht an ihr Gesicht gekommen.

Ich glaubte beinahe, daß sie sich nicht wiedersehen lassen werde; aber nach einigen ungeduldigen Ausrufen meinerseits kam sie doch wieder zum Vorschein. Sie hielt den Boden eines zerbrochenen Korbes vor ihr Gesicht. Durch die Ritzen des alten Weidengeflechtes konnte sie uns sehen, ohne daß es uns möglich war, uns an ihrer Schönheit zu weiden.

»Was wollt ihr?« fragte sie.

»Hier wohnt der Bekdschi?« mußte ich abermals fragen.

»Ja.«

»Du bist sein Weib?«

»Ich bin sein einziges Weib,« antwortete sie stolz, um anzudeuten, daß sie das Herz ihres mitternächtlichen Paschas ganz allein besitze.

»Ist er daheim?«

»Nein!«

»Wo befindet er sich?«

»Er ist ausgegangen.«

»Wohin?«

»Auf die Wege seines Amtes.«

»Es ist ja doch jetzt nicht Nacht!«

»Er wacht nicht nur des Nachts, sondern auch am Tage über die Untertanen des Padischah. Er ist nicht bloß Bekdschi, sondern auch Diener des Kiaja, dessen Befehle er auszuführen hat.«

Kiaja ist Ortsvorsteher. Da fiel mir der Mann ein, mit dem wir vorhin gesprochen hatten. Ich drehte mich um, und richtig, da kam er langsam und stolz auf uns zugeschritten.

Das war mir denn doch zu viel. Ich schnitt die finsterste Miene und trat ihm einige Schritte entgegen.

»Du selbst bist der Bekdschi?« fragte ich ihn.

»Ja,« antwortete er in einem höchst selbstbewußten Tone.

Hadschi Halef Omar bemerkte, daß ich nicht mehr guter Laune sei, und lenkte sein Pferd hart an den Wächter der Nacht und des Tages heran, mich fest dabei im Auge haltend. Ich wußte, was er wollte, und nickte ihm bejahend zu.

»Warum sagtest du das nicht gleich, als ich vorhin mit dir sprach?« fragte ich.

»Ich habe es nicht nötig. Hast du noch Geld?«

»Genug für dich. Da, ich will dich für alle weiteren Fragen gleich vorausbezahlen.«

Ein Wink von mir, und die Peitsche des kleinen Hadschi klatschte auf den Rücken des Wächters der Untertanen des Padischah hernieder. Er wollte zurückspringen, aber der kleine Hadschi hatte sein Pferd so sicher zwischen den Schenkeln, daß er den Mann an die Wand drängte und immer neue Hiebe fallen ließ.

Der Gezüchtigte dachte gar nicht daran, von seinem Saras oder Knüttel Gebrauch zu machen. Er schrie in allen möglichen Tonarten und sein »einziges« Weib stimmte ein. Dabei vergaß sie, den Boden des Korbes vor dem Gesicht zu behalten; sie warf vielmehr diesen Bewahrer ihrer weiblichen Würde weit von sich, sprang zum Pferde des Hadschi, faßte dieses am Schwanz, zerrte aus Leibeskräften und schrie dabei:

»Wai baschina, wai baschina! Wehe dir, wehe dir! Wie

kannst du den Diener und Liebling des Padischah beleidigen? Zurück, zurück! Bre bre, he he – zu Hilfe, zu Hilfe!«

Auf diese mit kreischender Stimme ausgestoßenen Rufe wurde es vor den Türen der Häuser und Hütten lebendig. Männer, Frauen und Kinder eilten heraus und herbei, um nach der Ursache dieses Geschreies zu forschen.

Ich gab Halef einen Wink, abzulassen, und er gehorchte. Der Nachtwächter mochte zehn bis zwölf kräftige Streiche erhalten haben. Er ließ den Knüttel aus der Rechten fallen, zog den Säbel aus der Scheide und rief, indem er sich mit der Linken den Rücken rieb:

»Mensch! Was hast du gewagt! Soll ich dich um ein Haupt kürzer machen? Ich werde die ganze Gemeinde gegen dich hetzen und dich von ihr zerreißen lassen!«

Halef nickte lachend. Er wollte etwas antworten, kam aber nicht dazu, denn ein Mann drängte sich durch das Publikum und wendete sich mit der barschen Frage an mich:

»Was geht hier vor? Wer seid ihr?«

Jedenfalls hatte ich den hohen Herrn Ortsvorsteher vor mir, dennoch fragte ich:

»Wer bist denn du?«

»Ich bin der Kiaja dieses Dorfes. Wer gibt euch das Recht, euch an meinem Kawassen zu vergreifen?«

»Sein Verhalten gibt uns das Recht.«

»Wie so?«

»Ich forderte Auskunft von ihm, und er verweigerte sie mir. Er verlangt, daß ich ihm eine jede Antwort einzeln bezahle.«

»Er kann seine Antworten verkaufen, so teuer er nur immer will.«

»Und ich kann sie bezahlen, so hoch es mir beliebt. Jetzt hat er den Lohn voraus, und nun wird er mir antworten müssen.«

»Kein Wort!« rief der Wächter.

»Kein Wort wird er antworten,« bestätigte der Kiaja. »Ihr habt euch an meinem Diener vergriffen. Folgt mir augenblicklich! Ich werde die Sache untersuchen, und ihr sollt eure Strafe finden!«

Da zeigte der kleine Hadschi die Peitsche und fragte:

»Effendi, soll ich diesem Kiaja von Bu-kiöj diese schöne Haut des Nilpferdes auch zu kosten geben?«

»Jetzt nicht, vielleicht aber später,« antwortete ich.

»Was, Hund, mich willst du peitschen lassen?« schrie der Ortsvorsteher.

»Vielleicht ja,« antwortete ich ruhig. »Du bist der Kiaja dieses Dorfes; aber weißt du denn, wer und was ich bin?«

Er antwortete nicht. Meine Frage schien ihm höchst unangelegen zu kommen. Ich fuhr fort:

»Du hast diesen Mann deinen Kawassen genannt?«

»Ja, er ist es.«

»Nein, er ist es nicht. Wo ist er geboren?«

»Hier.«

»Ah so! Von wem ist er zu dir abkommandiert worden? Er ist ein Einwohner dieses Ortes, und du hast ihn zu deinem Diener gemacht; aber ein Polizeisoldat ist er nicht. Da, siehe dir einmal diese drei Reiter an, welche die Uniform des Großherrsnn tragen! Du hast einen Nachtwächter; ich aber habe drei wirkliche Kawassen bei mir. Ahnst du nun, daß ich ein ganz anderer Mann bin, als du?«

Um meinen Worten mehr Nachdruck zu geben, fuchtelte Halef ihm so vor dem Gesicht herum, daß er aus Angst zurückwich. Auch die hinter ihm stehenden Personen zogen sich zurück. Ich merkte diesen vielen Gesichtern an, daß sie begannen, mich für einen hohen Herrn zu halten.

»Nun, antworte!« befahl ich.

»Herr, sage zuvor, wer du bist!« bat er.

Da fuhr Halef ihn an:

»Mensch! Wurm! Wie kannst du verlangen, daß ein solcher Herr dir sage, wer er ist? Aber ich will dir in Gnaden mitteilen, daß du vor dem hohen und edlen Hadschi Effendi Kara Ben Nemsı Bey stehst, dem Allah noch viele tausend Sommer geben möge, die Winter gar nicht mitgezählt. Ich hoffe, daß du schon von ihm gehört hast!«

»Nein, nie!« beteuerte der eingeschüchterte Mann sehr der Wahrheit gemäß.

»Was? Nie?« donnerte der Kleine ihn an. »Soll ich etwa dein

Gehirn so lange zusammendrücken lassen, bis der richtige Gedanke hervorgebracht wird. Denke nach!«

»Ja, ich habe von ihm gehört,« bekannte der Kiaja in heller Angst.

»Etwa nur einmal?«

»Nein, sehr viele, viele Male!«

»Das ist dein Glück, Kiaja! Ich hätte dich gefangen genommen und nach Stambul geschickt, um dich im Bosphorus ersäufen zu lassen! Nun aber höre, was dieser erhabene Effendi und Emir dir zu sagen hat!«

Bei diesen Worten drängte er sein Pferd von dem Bedrohten zurück. Seine Augen blitzten noch immer in scheinbarem Zorn, aber um seine Lippen zuckte es verräterisch. Der brave Hadschi mußte sich alle Mühe geben, um nicht in ein lautes Lachen auszubrechen.

Aller Augen hingen jetzt an meinem Munde. Ich sagte zu dem Kiaja in beruhigendem Tone:

»Ich bin nicht gekommen, euch Übles zu erweisen; aber ich bin gewöhnt, meine Fragen gehorsam und augenblicklich beantwortet zu sehen. Dieser Mann weigerte sich, mir freiwillig Auskunft zu erteilen; er wollte Geld erpressen; darum habe ich ihn züchtigen lassen. Es soll auf ihn selbst ankommen, ob er vielleicht gar noch die Bastonade empfängt!«

Während ich mich dem Nachtwächter zuwendete, gab der Ortsvorsteher diesem ein hastiges Zeichen und raunte ihm zu:

»Um Allahs willen, antworte schnell!«

Der nächtliche Beschützer der Untertanen des Padischah warf sich in eine so stramme Haltung, als ob er in mir den Beherrscher der Gläubigen vor sich sehe.

»Effendi, frage mich!« sagte er.

»Hast du während der letzten Nacht gewacht?« fragte ich.

»Ja.«

»Wie lange?«

»Vom Abend bis zum Morgen.«

»Kamen Fremde in das Dorf?«

»Nein.«

»Sind keine Fremden durch das Dorf geritten?«

»Nein.«

Aber bevor er diese Antwort gab, glitt aus seinem Auge ein fragender Blick hinüber zu dem Kiaja, dessen Gesicht ich zwar nicht beobachten konnte, aber ich hatte genug gesehen und konnte dieser Antwort keinen Glauben schenken. Darum sagte ich in strengem Tone:

»Du lügst!«

»Herr, ich rede die Wahrheit!«

In diesem Augenblick drehte ich mich schnell nach dem Kiaja um und sah, daß dieser den Finger warnend an den Mund gelegt hatte. Erst hatte er dem Wächter zugeraunt, schnell zu antworten, und nun veranlaßte er ihn, zu schweigen. Das war natürlich auffällig. Ich fragte den Wächter:

»Du hast auch mit keinem Fremden gesprochen?«

»Nein.«

»Gut! Kiaja, wo ist deine Wohnung?«

»Das Haus da drüben,« antwortete der Gefragte.

»Du und der Bekdschi, ihr werdet mich dort hinüber begleiten, ihr beide allein. Ich habe mit euch zu sprechen.«

Ohne mich nach ihnen umzusehen, schritt ich nach dem mir bezeichneten Hause und trat in die Türe.

Es war ganz auf bulgarische Weise gebaut und bestand nur aus einem Raum, der aber durch Weidengeflecht in mehrere Abteilungen geschieden war. In dem vorderen Gelaß fand ich eine Art von Stuhl, auf den ich mich setzte.

Die beiden Genannten hatten nicht gewagt, mir zu widerstreben; sie traten daher fast unmittelbar hinter mir ein. Und durch das Mauerloch, welches als Fenster diente, bemerkte ich, daß sich draußen noch immer die Bewohner des Ortes zusammenhielten, jedoch in respektvoller Entfernung von meinen Begleitern.

Der Kiaja und sein Untergebener befanden sich sichtlich in einer nicht beneidenswerten Lage. Beide hatten Angst, und das mußte ich benützen.

»Bekdschi, bleibst du auch jetzt noch bei dem, was du mir vorhin gesagt hast?« fragte ich.

»Ja,« antwortete er.

»Trotzdem du mich belogen hast?«

»Ich habe nicht gelogen!«

»Du hast gelogen, und zwar nur deshalb, weil es der Kiaja so haben wollte.«

Das Ortsoberhaupt fuhr erschrocken auf:

»Effendi!«

»Was? Was willst du sagen?«

»Ich habe ja zu diesem Mann kein Wort gesagt!«

»Nein, aber gewinkt hast du ihm!«

»Nein!«

»Ich sage euch, daß ihr beide lügt. Kennt ihr das Sprichwort von dem Juden, welcher ertrank, weil er sich in den Brunnen schlafen gelegt hatte?«

»Ja.«

»Wie jenem Juden wird es auch euch ergehen. Ihr begeben euch in eine Gefahr, welche wie das Wasser des Brunnens über euch zusammenfließen und euch ersticken wird. Ich aber will euer Unglück nicht; ich will euch warnen. Ich rede hier mit euch, damit eure Untergebenen und Freunde nicht erfahren sollen, daß ihr dennoch die Unwahrheit gesagt habt. Ihr seht, daß ich mild und freundlich mit euch bin. Nun aber verlange ich auch, von euch die Wahrheit zu hören!«

»Wir haben sie bereits gesagt,« beteuerte hierauf der Kiaja.

»Es sind also während dieser Nacht nicht Fremde durch diesen Ort geritten?«

»Nein.«

»Drei Reiter?«

»Nein.«

»Auf zwei Schimmeln und einem dunklen Pferd?«

»Nein.«

»Sie haben nicht mit euch gesprochen?«

»Wie können sie mit uns gesprochen haben, wenn sie gar nicht hier gewesen sind! Wir haben keinen Fremden gesehen.«

»Gut! Ich habe es gut mit euch gemeint, ihr aber meint es desto schlimmer mit euch selbst. Da ihr mich belügt, so werde

ich euch nach Edreneh schaffen lassen, und zwar zum Wehli {Vizekönig} selbst. Ich habe deshalb die drei Kawassen mitgebracht. Man wird euch dort schnell den Prozeß machen. Nehmt Abschied von den Eurigen!«

Ich sah, daß beide heftig erschranken.

»Effendi, du scherzest!« sagte der Ortsvorsteher.

»Was fällt dir ein?« antwortete ich, von meinem Sitz aufstehend. »Ich habe euch weiter nichts zu sagen und werde jetzt die Kawassen rufen.«

»Aber wir sind unschuldig!«

»Man wird euch beweisen, daß ihr schuldig seid. Dann aber seid ihr verloren. Ich hatte die Absicht, euch zu retten. Ihr aber wollt es nicht. Nun möget ihr auch die Folgen eures Starrsinnnes tragen!«

Ich schritt der Türe zu, als ob ich die Polizisten rufen wollte; da aber trat der Kiaja mir schnell in den Weg und fragte:

»Effendi, ist's wahr, daß du uns retten wolltest?«

»Ja.«

»Auch jetzt noch?«

»Hm! Ich weiß es nicht. Ihr habt geaugnet!«

»Aber wenn wir nun gestehen?«

»Dann ist's vielleicht noch Zeit.«

»Du wirst nachsichtig sein und uns nicht gefangen nehmen?«

»Ihr habt nicht zu fragen, sondern zu antworten. Versteht ihr mich? Was ich dann beschließe, das werdet ihr erfahren. Grausam aber bin ich nicht.«

Sie blickten einander an. Der Nachtwächter erhob wie in stummer Bitte ein wenig die Hand.

»Und hier wird niemand erfahren, was wir dir erzählen, Effendi?« fragte der Kiaja.

»Wohl schwerlich.«

»Nun gut, so sollst du die Wahrheit hören. Gehe nicht hinaus; bleibe hier und sage uns, was du wissen willst. Wir werden dir nun antworten.«

Ich nahm meinen vorigen Platz wieder ein und wendete mich an den Nachtwächter:

»Also es sind Fremde in der Nacht durch das Dorf gekommen?«

»Ja.«

»Wer?«

»Nach Mitternacht ein Ochsenwagen. Später aber diejenigen, nach denen du zu forschen scheinst.«

»Drei Reiter?«

»Ja.«

»Auf was für Pferden?«

»Auf zwei Schimmeln und einem Braunen.«

»Sprachen sie mit dir?«

»Ja. Ich stand mitten auf der Straße, und da redeten sie mich an.«

»Sprachen alle drei mit dir?«

»Nein, sondern nur der eine.«

»Was sagte er?«

»Er bat mich, zu verschweigen, daß ich diese drei Reiter gesehen habe, wenn ich gefragt werden sollte. Er gab mir ein Backschisch.«

»Wie viel?«

»Zwei Piaster.«

»Ah, das ist viel, sehr viel!« lachte ich. »Und für diese zwei Piaster hast du gegen das Gebot des Propheten gesündigt und mir Lügen gesagt?«

»Effendi, nicht diese Piaster allein haben die Schuld.«

»Was noch?«

»Sie fragten mich, wie unser Kiaja heiße, und als ich den Namen sagte, begehrten sie, zu ihm geführt zu werden.«

»Kannst du sie oder einen von ihnen?«

»Nein.«

»Aber sie scheinen den Kiaja gekannt zu haben, da sie wünschten, mit ihm zu sprechen. Hast du ihren Wunsch erfüllt und sie zu ihm geführt?«

»Ja.«

Infolgedessen wendete ich mich an den Ortsvorsteher, welcher sich offenbar in weit größerer Sorge befand, als sein Un-

tergebener. Der unsichere Blick, welchen ich an ihm beobachtete, ließ leicht erraten, daß er kein gutes Gewissen hatte.

»Behauptest du immer noch, daß niemand durch das Dorf gekommen sei?« fragte ich ihn.

»Effendi, ich hatte Angst,« antwortete er.

»Wer Angst fühlt, hat Unrecht getan! Du selbst gibst dir da ein schlechtes Zeugnis.«

»Herr, ich bin mir keines Unrechtes bewußt!«

»Wozu und woher also die Angst? Sehe ich aus wie ein Mann, vor dem man sich unschuldigerweise zu ängstigen braucht?«

»O, vor dir hatte ich keine Furcht.«

»Vor wem denn?«

»Vor Manach el Barscha.«

»Ah, so kennst du ihn?«

»Ja.«

»Wo hast du ihn kennen gelernt?«

»In Mastanly und Ismilan.«

»Wie oder wo bist du da mit ihm zusammengetroffen?«

»Er ist Einnehmer der Kopfsteuer in Uskub und war nach Seres gekommen, um sich mit den dortigen Einwohnern zu besprechen. Er besuchte von da aus den berühmten Jahrmarkt zu Menlik.«

»Wann war das?«

»Vor zwei Jahren. Dann hatte er in Ismilan und Mastanly zu tun, und an beiden Orten hatte ich ihn gesehen.«

»Hast du auch mit ihm gesprochen?«

»Nein. Aber ich hörte kürzlich von ihm, daß er höhere Steuern erhoben hat, als er durfte, und daß er deshalb geflohen sei. Er ist in die Berge gegangen.«

»In die Berge gehen« heißt, wie bereits bemerkt, unter die Räuber gehen. Darum sagte ich jetzt in strengem Tone:

»So hattest du, sobald er zu dir kam, die Verpflichtung, ihn festzuhalten!«

»O Effendi, das durfte ich nicht wagen!«

»Warum nicht?«

»Es wäre mein Tod gewesen. Es wohnen so viele Männer in den Bergen; in allen Schluchten stecken sie, und ihre Verbün-

deten zählen nach Hunderten. Sie kennen sich alle und rächen einander. Hätte ich ihn gefangen genommen, so wären seine Freunde gekommen und hätten mich getötet!«

»Du bist ein Feigling und fürchtest dich, deine Pflicht zu tun. Du solltest keinen Augenblick länger Vorstand bleiben dürfen!«

»O Herr, du irrst! Es ist mir nicht um mich zu tun; aber sie hätten unser ganzes Dörfchen dem Erdboden gleich gemacht.«

Da öffnete sich die Türe, und der Kopf des kleinen Hadschi erschien in der Öffnung.

»Sihdi,« sagte er, »ich habe ein Wort mit dir zu sprechen.«

Er sprach das, um von dem Kiaja und Nachtwächter vielleicht nicht verstanden zu werden, in arabischer Sprache, und zwar in dem westsaharischen Dialekt seiner Heimat.

»Was ist es?« fragte ich.

»Komm her; mach geschwind!« antwortete er, ohne sich weiter zu erklären.

Ich ging also zu ihm hin. Er hatte mir jedenfalls etwas nicht Unwichtiges mitzuteilen.

»Nun rede!« flüsterte ich ihm zu.

»Sihdi,« erklärte er leise, so daß die beiden ihn nicht zu verstehen vermochten. »Einer von den Einwohnern gab mir einen verstohlenen Wink und entfernte sich hinter das Haus. Ich folgte ihm so unauffällig wie möglich, und da sagte er, daß er uns etwas mitteilen wolle, wenn wir ihm zehn Piaster bezahlen möchten.«

»Wo befindet er sich jetzt?«

»Noch hinter dem Hause.«

»Er hat dir weiter nichts gesagt?«

»Nein, kein Wort.«

»Ich werde zu ihm gehen. Bleibe einstweilen hier, damit diese zwei Männer sich nicht gegen uns verständigen können.«

Zehn Piaster, ungefähr zwei Mark, das war gar nicht zu viel, um etwas Wichtiges zu erfahren. Ich ging nicht vorn auf die Dorfstraße hinaus, sondern ich verließ den Raum direkt durch

den schmalen hinteren Ausgang. Da sah ich eine viereckige Umzäunung, innerhalb deren sich mehrere Pferde befanden. In der Nähe stand ein Mann, der augenscheinlich auf mich wartete. Als er mich sah, kam er schnell auf mich zu und sagte leise:

»Willst du bezahlen, Effendi?«

»Ja.«

»So gib her!«

»Hier!«

Ich zog die kleine Summe hervor. Er steckte sie ein und raunte mir dann zu:

»Sie sind dagewesen!«

»Ich weiß es.«

»Er hat ihnen ein Pferd vertauscht.«

»Welches?«

»Einen Schimmel. Sie wollten drei Schimmel haben und ließen das andere da. Siehe, dort in der Ecke steht es.«

Ich blickte hin. Die Farbe des Pferdes stimmte mit dem, was man mir gesagt hatte.

»Ist das alles, was du mir sagen wolltest?« fragte ich.

»Nein, es kam kurz nach Mittag einer, der sich nach ihnen erkundigt hat.«

»Bei wem?«

»Bei mir. Darum weiß ich es. Ich stand am Wege, als er kam, und er fragte nach drei Reitern, von denen zwei auf weißen Pferden geritten wären. Ich wußte nichts und wies ihn zum Wächter; dieser aber führte ihn dann zu dem Kiaja.«

»Hielt er sich lange auf?«

»Nein. Er schien es sehr eilig zu haben.«

»Kannst du ihn beschreiben?«

»Ja. Er ritt einen alten Falben, der bereits sehr schwitzte. Auf dem Kopf hatte er ein rotes Fez, und da er sich in ein langes, graues Binisch {Mantel} gehüllt hatte, konnte ich nur noch seine roten Kundurra {türkische Schuhe} sehen.«

»Hatte er einen Bart?«

»Er war außer einem kleinen, hellen Byjik {Schnurrbart} vollständig bartlos, wie ich bemerkt habe.«

»Wohin ritt er?«

»Nach Mastanly zu. Aber die Hauptsache hast du noch gar nicht gehört. Nämlich der Kiaja hat in Ismilan eine Schwester, deren Mann der Bruder der Schuta ist.«

Das war allerdings so wichtig, daß ich vor Überraschung einen Schritt zurückwich.

Auf der Balkanhalbinsel hat dem Räuberunwesen niemals gesteuert werden können; ja, grad in den gegenwärtigen Tagen berichten die Zeitungen fast ununterbrochen von Aufständen, Überfällen, Mordbrennereien und anderen Ereignissen, welche auf die Haltlosigkeit der dortigen Zustände zurückzuführen sind. Da oben nun, in den Bergen des Schar-Dagh, zwischen Prisrendi und Kakandelen, machte ein Skipetar von sich reden, der mit den Unzufriedenen, die er um sich versammelt hatte, bis hinüber zum Kurbecska-Planinagebirge und bis herab in die Täler des Babuna streifte. Man erzählte sich, daß er sogar in den Schluchten des Perin-Dagh gesehen worden sei und in der Einsamkeit des Despoto-Planina seine Anhänger habe.

Seinen eigentlichen Namen wußte niemand. El Aßfar, Sayrik, Schut, so wurde er genannt, je nach der Sprache, deren man sich bediente. Diese drei Wörter bedeuten »der Gelbe«. Vielleicht hat er diese Färbung infolge einer Gelbsucht erhalten. Schuta ist das serbische Femininum von Schut und bedeutet die »Gelbe«.

Also diese Schuta, die Frau dieses Skipetaren, war eine Verwandte meines Kiaja. Das gab mir natürlich sehr zu denken. Doch konnte es mir nicht einfallen, ihm wissen zu lassen, was ich schloß und folgerte.

»Hast du noch etwas zu sagen?« fragte ich den Mann.

»Nein. Bist du nicht zufrieden?«

»O doch. Aber wie kommt es, daß du deinen Vorgesetzten gegen mich verrätst?«

»Effendi, er ist kein guter Mensch. Keiner hat ihn lieb, und alle leiden unter seiner Ungerechtigkeit.«

»Weiß noch jemand, daß du mit mir sprichst?«

»Nein. Ich bitte dich, es keinem zu sagen.«

»Ich werde schweigen.«

Nach dieser Versicherung wollte ich abbrechen, da aber fiel mir ein, daß ich beinahe etwas sehr Notwendiges unterlassen hätte.

»Bist du in Ismilan bekannt?« fragte ich.

»Ja.«

»So kennst du auch wohl den Schwager des Kiaja, von dem du behauptest, daß seine Schwester das Weib des Skipetaren sei?«

»Ja, ich kenne ihn.«

»Was ist er?«

»Er ist Silahdschi {Waffenschmied} und hat zugleich ein Kahwehane {Kaffeehaus, Kaffeestube}, wo seine Waffen zum Verkaufe aushängen.«

»Wo wohnt er?«

»In der Gasse, die nach dem Dorf Tschatak führt.«

»Ich danke dir! Aber nun schweige auch du, so wie ich verschwiegen sein werde.«

Jetzt nun ging ich nach dem Innern des Hauses zurück. Den Mienen des Kiaja und des Nachtwächters sah ich es nicht an, ob sie errieten, daß meine Entfernung eine ihnen feindliche Ursache gehabt habe. Halef zog sich augenblicklich zurück.

»Nun,« fuhr ich in dem unterbrochenen Gespräche fort, »möchte ich gern wissen, was dieser frühere Steuereinnnehmer von Uskub bei dir gewollt hat.«

»Er erkundigte sich nach dem Wege,« antwortete der Kiaja.

»Wohin?«

»Nach Sofala.«

Sofala lag grad gegen Süden, während ich überzeugt war, daß die drei Flüchtigen nach West geritten seien. Dieser brave Kiaja wollte mich also von der richtigen Bahn ablenken. Ich ließ ihm natürlich nicht merken, daß ich seinen Worten keinen Glauben schenkte, und fragte:

»Nicht wahr, Manach el Barscha kam von Edreneh?«

»Ja.«

»So ist er von dort aus über Samanka, Tschingerli und Orta-kjöj grad nach West geritten und nun hier ganz plötzlich nach

Süd umgebogen. Wenn er nach Sofala wollte, konnte er doch sofort über Tatar, Ada, Schahandscha, Demotika und Mandra südlich reiten. Warum hat er infolge dieses Winkels, dieser Ecke einen Umweg von mehr als sechszehn Reitstunden vor sich gelegt?«

»Ich habe ihn nicht gefragt.«

»Und ich kann es nicht begreifen.«

»Er darf sich nicht sehen lassen. Man will ihn fangen. Vielleicht hat er die Zabtie {Polizei} irre leiten wollen.«

»Das ist möglich.«

»Du suchst ihn auch? Du willst ihn fangen?«

»Ja.«

»So mußt du der Richtung folgen, die ich dir angegeben habe.«

»Es ist sehr gut, daß du mir das gesagt hast. Wohnt in dieser südlichen Richtung kein Verwandter oder Bekannter von dir, an den ich mich nötigenfalls wenden könnte?«

»Nein.«

»Aber Verwandte hast du doch?«

»Nein.«

»Keine Eltern?«

»Nein.«

»Keinen Bruder, keine Schwester?«

»Auch nicht.«

Das war eine Lüge. Und der Wächter, welcher jedenfalls die Verhältnisse seines Dorfobersten kannte, machte keine Miene, mir die Wahrheit zu verraten. Diese beiden Menschen sahen mich für einen sehr hohen Herrn an; dennoch täuschten sie mich. Ich, der ich doch nur ein Fremder war, ganz allein auf mich selbst angewiesen, hatte natürlich nicht die mindeste Macht gegen sie in den Händen. List war es allein, die ich anwenden konnte, und diese bestand hier auch nur darin, daß ich mir den Anschein gab, als ob ich den Worten des Kiaja Glauben schenke. Ich zog mein Notizbuch aus der Tasche, blätterte darin, so tuend, als ob ich etwas suche, machte dann eine Miene, wie wenn ich das Gesuchte gefunden hätte, und sagte:

»Ja, es ist richtig: der Stareschin von Bu-Kiöj, ein harter,

rücksichtsloser und ungerechter Beamter. Dazu kommt, daß du Flüchtlinge entkommen lässest, anstatt sie festzuhalten. Man wird dir – –«

»Hart? Rücksichtslos? Ungerecht?« unterbrach er mich. »Effendi, es ist ganz unmöglich, daß ich gemeint bin!«

»Wer anders denn? Ich habe heut keine Zeit, mich länger mit dir zu befassen; aber du kannst dich darauf verlassen, daß eine jede Ungerechtigkeit ihre sichere Strafe findet. Hast du gehört, was der Prophet von den Ujuhn Allah {Augen Gottes} gesagt hat?«

»Ja, Emir,« antwortete er kleinlaut.

»Sie sind schärfer als das Messer, welches dir in das Herz dringt, um dich zu töten. Sie dringen tiefer; sie dringen in die Seele, und vor ihnen kann kein Leugnen bestehen. Denke immer an diese Augen des Allwissenden, sonst wird es dir schlimmer ergehen, als einem 'abid elañnam {Heiden} trotz der Ssalawat {Gebete}, welche du pünktlich einzuhalten gewohnt bist! Ich gehe. Allah lenke die Gefühle deines Herzens und die Gedanken deines Kopfes! Allah jusellimak – Gott behüte dich!«

Er verneigte sich tief und ehrerbietig und antwortete:

»Nesinin sa'id – deine Jahre seien gesegnet!«

Der Nachtwächter verbeugte sich so tief, daß sein Gesicht fast den Boden berührte, und sagte türkisch:

»Akibetiniz chajir ola sultanum – möge Ihr Ende gut sein, mein Herr!«

Er gab mir also den Plural anstatt den Singular, eine große Höflichkeit; doch als ich durch die Türe hinaustrat, hörte ich den Kiaja, welcher mir soeben erst gesegnete Jahre gewünscht hatte, leise und ingrimmig murmeln:

»Ingali 'min hon.«

Es bedeutet das so ziemlich dasselbe, was in gebräuchlicherem Arabisch ausgedrückt wird: »ruh lildschehennum – geh' zum Teufel!« Es war also wohl vorauszusehen, daß meine an ihn gerichtete fromme Ermahnung von keinem großen Nutzen sein werde.

Ich stieg wieder auf, und wir ritten zum Dorf hinaus, aber nicht in westlicher, sondern in südlicher Richtung. Erst als wir

nicht mehr gesehen werden konnten, bogen wir wieder in den Weg ein, welcher uns nach Geren, einem ungefähr anderthalb Stunden entfernten Dorfe, führen mußte.

Jetzt erst bemerkte ich, daß wir nur noch zwei Kawassen bei uns hatten.

»Wo ist dein Untergebener?« fragte ich den Kawaß-Baschi.

»Er ist zurück nach Edreneh.«

Das antwortete er so ruhig, als ob es sich um etwas ganz und gar Selbstverständliches handle.

»Warum?«

»Er konnte uns nicht länger folgen.«

»Aber weshalb denn?«

»Er hatte den basch dömnessi gölin {Seeschwindel} = Seerkrankheit}. Er konnte es nicht länger mehr aushalten.«

»Wie kommt er denn zu diesem Schwindel?«

»Weil sein Pferd gelaufen ist,« antwortete er ernsthaft.

»Du sagtest ja, ihr könntet so fein reiten!«

»Ja; aber man muß das Pferd stehen bleiben lassen. Wenn es läuft, so wankt und wackelt und schaukelt es zum Erbarmen. Das vermag doch nur der Magen eines Kassak russialy {Kosake} auszuhalten. Meine Badschirsak {Eingeweide} sind verschwunden; sie sind weg; sie sind bis hinunter in diejenigen des Pferdes gerutscht; ich fühle sie nicht mehr; ich fühle nur noch den Schalwar {Hose}, welcher mir da festklebt, wo ich mir meine gute, eigene Haut hinweggeritten habe. Wäre ich derjenige, der den Teufel zu bestrafen hat, so würde ich ihn verurteilen, mit euch nach Menlik zu reiten. Er würde ohne Haut und Knochen dort ankommen und lieber im stärksten Feuer der Hölle sitzen, als auf diesem Pferd.«

Das war eine Klagrede, über welche wir andern zwar lachen mußten, doch tat mir der Mann immerhin leid. Er machte ein gar zu jämmerliches Gesicht. Seine Haut war ihm trotz der kurzen Zeit, während welcher er auf dem Pferde saß, an einigen Stellen abhanden gekommen. Seinem Kameraden erging es jedenfalls nicht besser, denn er murmelte in den Bart hinein:

»Wallahi, öjle dir – bei Allah, es ist so!«

Mehr als diesen Stoßseufzer ließ er zwar nicht hören, aber seinem Gesicht war es deutlich anzusehen, daß er ganz denselben körperlichen Empfindungen wie sein Vorgesetzter unterworfen war.

»Wer hat ihm denn die Erlaubnis gegeben, umzukehren?« fragte ich den letzteren.

»Ich,« antwortete er, ganz erstaunt, daß ich überhaupt so fragen könne.

»Ich denke aber, daß ich es bin, den er hätte fragen sollen!«

»Du? Effendi, bist du Kawaß-Baschi, oder bin ich es?«

»Natürlich bist du es; aber du weißt doch wohl, wessen Befehle du jetzt zu vollbringen hast!«

»Die Befehle des Kadi. Dieser aber hat mir nicht befohlen, in den Rücken dieses Pferdes ein solches Loch zu reiten, daß ich schließlich nur noch mit dem Kopf herauszugucken vermag. Ich will singen und lobpreisen wie ein Engel, wenn ich wieder in Edreneh in meiner Kaserne liege!«

Da meinte der kleine Hadschi:

»Kerl, wie kannst du so unehrerbietig mit meinem Effendi sprechen! Er ist dein Herr, so lange es ihm beliebt. Wenn er dir befiehlt, zu reiten, so hast du zu reiten, und wenn dir deine ganze Uniform an die Haut wachsen sollte. Warum hast du das große Mundwerk gehabt und behauptet, daß ihr so ausgezeichnet reiten könntet!«

»Was sagt dieser kleine Mann?« entgegnete der Unteroffizier zornig. »Wie nennt er mich? Einen Kerl nennt er mich? Und doch bin ich ein Korporal des Beherrschers aller Gläubigen; ich werde das nach meiner Rückkehr dem Kadi sagen!«

Der kleine Hadschi wollte antworten, doch Osco kam ihm zuvor. Er nahm das Pferd des Kawassen beim Zügel und sagte lachend in seiner heimatlichen (serbischen) Sprache:

»Kommen Sie, wacsche prewaszchodsztwo {Eure hohe Hochgeborenheit}! Halten Sie sich fest am Sattel an, wiszoko blagorodni gospodine {Erlauchtigster Herr}! Jetzt geht das Wettrennen an!«

Im nächsten Augenblick sauste er mit dem Kawaß-Baschi

im Galopp davon. Zugleich ergriff Omar Ben Sadek dem andern Kawaß in die Zügel und jagte mit ihm den beiden nach.

»Wetter und Donner! Schuft! Schurke! Teufelssohn! Höllenenkel! Hexenvetter! Bosheitsschwager!«

So und noch viel anders hörten wir die beiden Sicherheitsbeamten schreien, indem sie sich mit den Händen an den Sätteln oder Mähnen festklammerten. Wir folgten ihnen schnell nach. Die beiden armen Kerle taten mir leid; aber sie waren doch bereits vollständig außer Atem, als ich sie eingeholt hatte.

Nun ergingen sie sich in Kraftäußerungen, welche der arabischen, türkischen, persischen, rumänischen und serbischen Sprache entnommen waren. In diesem Genre ist der Orientale, zumal der orientalische Soldat, sprachlich sehr vielseitig bewandert. Ich hatte große Mühe, ihren Zorn zu besänftigen, und es verging eine ganze Weile, ehe wir in ruhiger Stimmung weiterreiten konnten.

Nun gab es auch Zeit, unsere Meinungen über das Erlebnis in Bu-Kiöj auszutauschen.

Halef, dem Scharfsinnigen, fiel ganz ebenso, wie es bei mir der Fall gewesen war, der Umstand auf, daß heute nachmittag ein Reiter sich nach den drei Flüchtigen erkundigt hatte.

»Er muß sie kennen,« sagte er. »Er muß von ihrer Flucht wissen. Warum aber ist er nicht sogleich mit ihnen geritten, Sihdi?«

»Weil es wohl überhaupt gar nicht in seiner Absicht gelegen hat, mit ihnen zu reiten.«

»Aber warum folgt er ihnen nach?«

»Ich vermute, um sie von dem zu unterrichten, was heute noch geschehen ist.«

»Daß du wieder frei bist?«

»Ja.«

»Daß du diesen Ali Manach, den Tanzenden, gefangen genommen hast?«

»Ja, und wohl auch, daß der Tanzende nun tot ist.«

»Was wird Barud el Amasat dazu sagen?«

»Schreck und Wut wird er empfinden, vorausgesetzt, daß es

diesem Reiter gelingt, ihn einzuholen und ihm die Nachricht zu bringen.«

»Warum sollte es ihm nicht gelingen? Er ist ja so schnell geritten, daß sein Pferd geschwitzt hat!«

»Es ist alt. Und eben weil es bereits geschwitzt hat, wird es nicht lang aushalten. Außerdem liegt es auch nicht in meiner Absicht, diesen Mann seinen Zweck erreichen zu lassen.«

»Warum nicht?«

»Die Flüchtlinge würden durch ihn erfahren, daß ich frei bin und daß sie verfolgt werden. Das aber kann uns keineswegs lieb sein. Je sicherer sie sich fühlen, desto lässiger werden sie ihre Flucht betreiben, und um so eher und leichter werden wir sie einholen. Darum möchte ich dem Reiter, von welchem die Rede ist, schnell nachsetzen, um seine Absicht zu vereiteln.«

»Er hat einen zu großen Vorsprung.«

»Denkst du etwa, Rih könne nicht mehr laufen?«

»Der Rappe, Sihdi? O, Rih heißt Wind und fliegt wie der Wind. Er hat lange Zeit keine Gelegenheit gehabt, zu zeigen, daß er stählerne Flechsen besitzt. Wie würde er sich freuen, einmal mit dem Sturm wetten zu können! Aber wir andern vermögen ja nicht, Schritt zu halten.«

»Das ist auch gar nicht nötig. Ich werde allein reiten.«

»Allein, Sihdi? Und was tun wir?«

»Ihr kommt so schnell wie möglich nach.«

»Wohin?«

»Ihr bleibt immer auf dem Wege nach Mastanly. Auch ich reite dorthin, schlage aber möglichst eine ganz grade Richtung ein. Da ich nun nicht weiß, wo ich ihn treffe, so kann ich auch nicht sagen, wo ich euch erwarten werde.«

»Weißt du denn, ob auch er die gerade Richtung eingeschlagen hat?«

»Das hat er jedenfalls nicht getan. Dieser Weg ist ganz gewiß viel zu beschwerlich für seinen alten Falben.«

»Aber wie nun, wenn du ihn überholst?«

»So warte ich auf ihn.«

»Wirst du denn erfahren, ob er vor oder hinter dir ist?«

»Ich hoffe es.«

»Aber du kennst diese Gegend nicht. Du kannst also sehr leicht in die Irre reiten; es kann dir ein Unglück widerfahren. Nimm mich mit, Sihdi!«

»Habe keine Sorge, mein lieber Halef! Ich bin ja gut beritten und ebenso gut bewaffnet. Dich kann ich unmöglich mitnehmen, da du doch der Anführer der übrigen sein mußt.«

Das schmeichelte seinem Stolz. Er willigte also in meinen Plan, und so gab ich ihm, Osco und Omar meine Weisungen. Da hierbei alle Möglichkeiten berücksichtigt und besprochen werden mußten, so hatten wir während einiger Zeit keine Acht auf die beiden Kawassen. Als ich mich dann zu diesen umdrehte, sah ich wohl den Reitkünstler-Korporal, nicht aber seinen Kameraden.

»Wo ist dein Gefährte?« fragte ich erstaunt.

Er wendete sich auch um und rief dann bestürzt:

»Effendi! Er ritt hinter mir!«

Seine Bestürzung war keineswegs erheuchelt. Ich sah seinem Gesichte an, daß er sich wirklich in dem Glauben befunden hatte, den Kameraden hinter sich zu haben.

»Aber wo ist er denn?« fuhr ich fort.

»Verschwunden, verdunstet, verloren, vernichtet, verwischt, verdaut!« antwortete er in seiner unbeschreiblichen Verblüffung.

»Aber du mußt doch gemerkt haben, daß er zurückgeblieben ist!«

»Wie soll ich das merken? Hast denn du es gemerkt? Ich werde sofort zurückeilen, um ihn zu holen!«

Er machte Miene, diesen Vorsatz auszuführen. Auf diese Weise hätte auch er sich vorteilhaft nach rückwärts zu konzentrieren vermocht.

»Halt!« sagte ich aber. »Du bleibst! Wir haben keine Zeit, diesen Ausreißer zu suchen oder zu warten, bis du ihn gefunden hast!«

»Aber er soll doch mitreiten!«

»Das mache du später mit ihm ab, wenn du wieder in Edreneh bist! Jetzt folgst du uns! Hadschi Halef Omar, habt, wenn

ich fort bin, auf diesen Onbaschi ein wachsames Auge, damit er seine Pflicht erfülle!«

Jetzt ließ ich den Rapphengst laufen und konnte schon nach kurzer Zeit die anderen nicht mehr hinter mir erblicken.

In jener Gegend sind die Flecken nach bulgarischer Weise angelegt. Ein Bulgarendorf oder Celo liegt sehr oft von der Landstraße, oder was man mit diesem Namen zu bezeichnen beliebt, entfernt und folglich unsichtbar für die Mehrzahl der Reisenden. Gewöhnlich dehnt sich der Celo der Länge nach auf einer Prairie am Rande eines Baches aus, der ihm als Graben und natürliches Schutzmittel dient.

Jedes dieser Dörfer, die ziemlich eng aufeinander folgen, zählt nur wenige Höfe, welche durch Grasplätze voneinander getrennt sind. Sechs bis zehn Hütten bilden einen Hof. Diese Hütten werden entweder in die Erde gegraben und mit einem kegelförmigen Dache von Stroh oder Zweigen versehen, oder man errichtet sie aus Weidengeflecht, in welchem Falle sie das Aussehen von großen Körben besitzen. Jeder und jedes hat seine abgesonderte Wohnung in diesen Höfen. Es gibt Hütten für die Menschen, für die Pferde, die Rinder, die Schweine, die Schafe und die Hühner. Die Tiere verlassen beliebig ihre Wohnungen und wandern friedlich zwischen den Höfen umher.

Westeuropäische Chausseen giebt es nicht. Schon das Wort Straße sagt viel zu viel. Will man von einem Celo zum andern, so sucht man sogar meist vergebens nach der Verbindung, welche wir einen Pfad oder Weg zu nennen gewöhnt sind. Wer fremd ist und ein nicht ganz und gar nahes Ziel verfolgt, muß, falls er von dem Ochsenkarrengeleis, welches hier als Straße gilt, abweichen will, den Instinkt des Zugvogels besitzen und ist doch schlimmer daran, als dieser, da der Vogel die Luft ungehindert nach jeder Richtung durchstreichen kann, dem Menschen sich hier aber hundert Hindernisse in den Weg legen.

Ich beging wirklich ein Wagnis, als ich von dem nach Adatschaly führenden Wege abwich. Ich wußte nur, daß Mastanly ziemlich genau in südwestlicher Richtung lag, und konnte

mich auf unüberbrückte Bäche, unbequeme Täler und waldige Strecken gefaßt machen.

Zwischen nicht sehr zahlreichen Feldern und Rosengärten und über sonnverbrannte Grasflächen hin gelangte ich an mehreren Dörfern vorüber, bis ich doch endlich das Bedürfnis fühlte, mich zurecht zu fragen.

Hinter einem urwüchsig aus Weidenruten gezogenen Zaun sah ich einen alten Mann beschäftigt, Rosenblätter einzusammeln. Ich lenkte das Pferd an den Zaun und grüßte. Er hatte mein Kommen nicht bemerkt und erschrak, als er meine Stimme hörte. Ich ersah, daß er mit sich zu Rate ging, ob er näher kommen oder sich hinter die Rosenbüsche zurückziehen solle, und beeilte mich daher, ihm durch einige Worte Vertrauen einzuflößen. Das wirkte wenigstens so weit, daß er langsam herbeigeschritten kam.

»Was willst du?« fragte er.

Er musterte mich mit mißtrauischem Blick.

»Ich bin ein Dilentschi {Bettler},« antworte ich. »Möchtest du mir nicht eine Gul es Semawat {Himmelsrose} schenken? Dein Garten ist voll dieser herrlichsten der Rosen.«

Da lächelte er mich freundlich an und sagte:

»Reitet ein Bettler solch ein Pferd? Ich habe dich noch nie gesehen. Du bist fremd?«

»Ja.«

»Und du liebst die Rosen?«

»Sehr.«

»Ein böser Mensch ist nicht ein Freund der Blumen. Du sollst die schönste meiner Himmelsrosen haben, halb Knospe und halb aufgeblüht; dann ist der Duft so süß und entzückend, als komme er direkt von Allahs Thron.«

Er schnitt mir nach längerer Wahl zwei der Blüten ab und reichte sie mir über den Zaun herüber.

»Hier, Fremdling!« sagte er. »Einen einzigen Duft nur gibt es, welcher über denjenigen der Rose geht.«

»Welcher ist das?«

»Der Duft der Tütün dschebeli {Tschebelitabak}.«

»Kennst du denn diesen Duft?«

»Nein; aber ich hörte davon sprechen und ihn rühmen als den herrlichsten der Wohlgerüche. Allah hat uns nicht erlaubt, ihn kennen zu lernen. Wir rauchen hier nur Tütün mysr bugh-dajy {Maistabak}.«

»Hascha! Scheni! – Gott bewahre! Abscheulich!«

Er nickte mit dem Kopfe und erklärte:

»Ja, wir sind arm, sehr arm. Ich bin ein alter Rosenhüter und muß die Blätter des Maises in den Tabak schneiden.«

»Und doch ist euer Rosenöl so teuer!«

»Sus ol – sei still! Wir wären wohl nicht so arm; aber die Babi humajun, die Babi humajun {die hohe Pforte}! Die steht stets offen für das, was hineinfließen soll. Die Paschas und Minister können wohl Dschebeli rauchen. Wenn ich ihn doch nur einmal riechen dürfte, nur riechen!«

»Hast du denn eine Tabakspfeife?«

»O Allah! Ich werde doch wohl einen Tschibuk haben!«

»Nun, so komm einmal her!«

Ich nahm mein Bast-Etui aus der Satteltasche und öffnete es. Der Alte war so zutraulich gegen mich; ich mußte ihm eine Freude machen. Seine Augen waren mit Begierde auf das Etui gerichtet.

»Ein Dscheb tütünün {Tabakstasche}!« sagte er. »Nicht wahr, es ist Tabak darin?«

»Ja. Du hast mir zwei deiner köstlichen Rosen geschenkt; ich werde dir dafür von meinem Tabak geben.«

»O Effendi, wie gütig du bist!«

Ich hatte zwei oder drei Briefcouverts bei mir. Ich füllte eins davon mit Tabak und gab es ihm. Er hielt es an die Nase, roch daran, zog die Brauen hoch empor und sagte:

»Das ist kein Maistabak!«

»Nein, sondern es ist Dschebeli.«

»Dschebeli!« rief er aus. »Effendi, sagst du mir auch die Wahrheit?«

»Ja. Ich täusche dich nicht.«

»So bist du nicht ein Effendi, sondern ein Pascha oder gar ein Minister. Nicht?«

»Nein, mein Freund. Der Dschebeli wird nicht nur an der hohen Pforte geraucht. Ich war da, wo er wächst.«

»Du Glücklicher! Aber ein hoher Herr bist du doch!«

»Nein. Ich bin ein armer Schriftsteller; aber die hohe Pforte hat mir doch ein wenig Dschebeli gelassen.«

»Und von dem Wenigen gibst du mir! Allah segne dich! Aus welchem Lande bist du?«

»Aus Nemtsche memleketi.«

»Ist es das, welches wir auch Alemanja nennen?«

»Ja.«

»Ich habe noch keinen Nemtsche gesehen. Sind die eurigen alle so gut wie du?«

»Ich hoffe, daß sie so sind, wie du und ich.«

»Und was tust du hier im Osmanly memleketi? Wo willst du hin?«

»Nach Mastanly.«

»Da bist du doch vom Wege ab. Du mußt nach Geren, um von da zunächst nach Derekiöj zu kommen.«

»Ich bin mit Absicht von diesem Wege abgewichen. Ich will in möglichst gerader Linie nach Mastanly reiten.«

»Das ist für einen Fremden schwer, sehr schwer.«

»Kannst du mir nicht vielleicht den Weg beschreiben?«

»Ich werde es versuchen. Da blicke einmal gegen Südwest hinüber. Wo jetzt die Sonne auf die Höhen fällt, das sind die Berge von Mastanly. Nun weißt du die Richtung. Du kommst durch viele Dörfer, auch durch Koschikawak. Dort mußt du über den Burgasfluß, und dann liegt Mastanly grad im Westen. Deutlicher kann ich es dir nicht sagen. Morgen abend wirst du dort sein.«

Das war spaßhaft. Ich fragte lächelnd:

»Du bist wohl kein Reiter?«

»Nein.«

»Nun, ich will heute auf alle Fälle bis Koschikawak kommen.«

»Unmöglich! Kannst du hexen?«

»Nein; aber mein Pferd läuft wie der Wind.«

»Ich habe gehört, daß es so schnelle Pferde geben soll. Du willst also diese Nacht in Koschikawak bleiben?«

»Wahrscheinlich.«

»Das freut mich sehr. Du sollst nicht ein Gasthaus aufsuchen, denn am Eingang des Ortes wohnt mein Bruder, Schimin, der Schmied, welcher dich mit Freuden aufnehmen wird.«

Vielleicht konnte dieses Anerbieten von Nutzen sein. Darum antwortete ich:

»Ich danke dir! Ich werde deinen Bruder wenigstens im Vorüberreiten von dir grüßen.«

»Nein, nicht so! Du mußt wirklich bei ihm bleiben. Du hast mir von deinem – w' Allah! Welch ein Duft! Wie aus der Kaaba der heiligen Stadt Mekka!«

Er hatte nämlich, während wir sprachen, eine kurze Pfeife hervorgezogen und sie gestopft. Jetzt sog er den ersten Rauch durch das Rohr und brach dabei in den Ausruf des Entzückens aus.

»Mundet er dir?« fragte ich.

»Munden? Munden? Er geht durch die Nase wie das Sonnenlicht durch die Röte des Morgens. So schwebt die Seele des Gerechten in die sieben Himmel ein. Effendi, warte, ich werde dir etwas holen!«

Er schien nicht nur ent-, sondern verzückt zu sein. Er rannte, so schnell seine alten Beine es ihm erlaubten, davon, kam aber sehr bald wieder zwischen den Rosensträuchern zum Vorschein.

»Effendi, rate einmal, was ich hier in meiner Hand halte!« sagte er, noch bevor er den Zaun erreicht hatte.

»Ich sehe nichts.«

»O, es ist klein, aber fast auch so viel wert wie dein Dschebeli. Willst du es sehen?«

»Zeige es mir!«

»Hier! Was ist es?«

Er hielt mir ein kleines, wohlverschlossenes Fläschchen entgegen und fragte abermals:

»Was ist in diesem Fläschchen? Sage es, Effendi!«

»Wird es wohl Rosenwasser sein?«

Ich konnte ihm, dem armen Hüter, doch nur dieses zu-
trauen; er aber antwortete in gekränktem Tone:

»Rosenwasser? O, Effendi, willst du mich beleidigen? Ro-
senöl ist es, echtes Rosenöl, so wie du in deinem Leben noch
keins gesehen hast!«

»Von wem ist es?«

»Von wem? Von mir!«

»Du bist doch nur der Hüter dieses Gartens!«

»Ja, das bin ich, nur der Hüter; du hast recht, aber mein
Herr erlaubte mir, die eine Ecke des Gartens zu bepflanzen.
Ich suchte mir die beste Sorte aus und habe gespart seit langer,
langer Zeit. Zwei solcher Fläschchen habe ich zusammenge-
bracht. Das eine wollte ich heute verkaufen; man hat mich da-
rum betrogen. Das andere ist dein. Ich schenke es dir.«

»Mann, was sagst du?«

»Es ist dein.«

»Höre einmal, wie ist dein Name?«

»Jafiz heiße ich.«

»Nun, Jafiz, du bist toll!«

»Warum?«

»Weil du dieses Öl verschenken willst.«

»Öl? Öl? O, sage nicht dieses Wort! Essenz ist's, aber kein
gewöhnliches Öl. In diesem kleinen Fläschchen wohnen die
Seelen von zehntausend Rosen. Willst du es verschmähen, Ef-
fendi?«

»Ich kann es nicht annehmen.«

»Warum nicht?«

»Du bist arm; ich darf dich nicht berauben.«

»Wie kannst du mich berauben, da ich es dir ja schenke?
Dein Dschebeli ist ebenso kostbar wie diese Essenz.«

Um nur eine Unze gutes Öl zu gewinnen, bedarf man sechs-
hundert Pfund der besten Rosenblätter. Ich wußte das. Darum
sagte ich:

»Und dennoch darf ich dieses Geschenk nicht annehmen.«

»Willst du mich betrüben, Effendi?«

»Nein.«

»Oder beleidigen?«

»Auch nicht.«

»Nun, ich sage dir: wenn du es nicht annimmst, so schütte ich das Öl jetzt auf die Erde!«

Ich sah, daß es ihm Ernst war.

»Halt!« bat ich. »Du hast das Öl destilliert, um es zu verkaufen?«

»Ja.«

»Nun gut; ich kaufe es dir ab.«

Er lächelte mich sehr überlegen an und fragte:

»Wie viel würdest du mir bieten?«

Ich zog so viel, wie ich nach meinen Kräften zu geben vermochte, hervor und hielt es ihm hin.

»Das gebe ich dafür.«

Er nahm es in die Hand, zählte und sagte, indem er unter einem bezeichnenden Lächeln den Kopf auf die Seite legte:

»Effendi, deine Güte ist größer als dein Beutel!«

»Darum bitte ich dich, dein Öl zu behalten. Du bist zu arm, um es mir zu schenken, und ich bin nicht reich genug, es zu kaufen.«

Er lachte und antwortete:

»Ich bin reich genug, es zu verschenken, denn ich habe deinen Tabak, und du bist arm genug, es von mir annehmen zu können. Hier hast du das Geld zurück!«

Diese Freigebigkeit war zu groß, als daß ich sie hätte annehmen können. Ich konnte mir denken, daß das Sümmchen, welches ich ihm gegeben hatte, für ihn denn doch nicht ohne Wert war. Ebenso sah ich, daß er das Fläschchen nicht wieder nehmen werde. Darum wies ich das Geld zurück, indem ich in bestimmtem Tone ihm erklärte:

»Wir beide wollen uns beschenken, ohne reich zu sein; darum ist es besser, wir behalten, was wir voneinander bekommen haben. Wenn ich mein Vaterland glücklich erreiche, werde ich den schönen Frauen, die sich an dem Wohlgeruche deines Öles erfreuen, von dem Rosengärtner Jafiz erzählen, welcher so freundlich gegen mich gewesen ist.«

Dies schien ihn zu erfreuen. Sein Auge begann zu glänzen. Er nickte mir befriedigt zu und fragte:

»Sind die Frauen deines Landes Freundinnen der Wohlgerüche, Effendi?«

»Ja; sie lieben die Blumen, die ihre Schwestern sind.«

»Und hast du noch lange Zeit zu reiten, ehe du zu ihnen kommst?«

»Vielleicht noch wochenlang. Und dann, wenn ich vom Pferde steige, habe ich noch tagelang auf dem Schiff und auf der Eisenbahn zu fahren.«

»Das ist weit, sehr weit. Kommst du da vielleicht in gefährlichen Gegenden zu bösen Leuten?«

»Das ist sehr möglich. Ich muß durch das Land derjenigen, die in die Berge gegangen sind.«

Er blickte erst sinnend vor sich nieder; dann musterte er mich aufmerksam und endlich sagte er:

»Effendi, des Menschen Angesicht ist wie die Oberfläche des Wassers. Das eine Wasser ist rein, hell und klar, und seinem leuchtenden Spiegel vertraut sich der Badende gern an. Das andere Wasser aber ist finster, dick und schmutzig; wer es erblickt, der ahnt Gefahr und geht eiligst vorüber. Das erstere gleicht dem Antlitz des guten und das zweite demjenigen des bösen Menschen, des Bösewichtes. Deine Seele ist freundlich und hell; dein Auge ist klar, und in deinem Herzen lauert weder Gefahr noch Verrat. Ich möchte dir etwas sagen, was ich sehr selten einem Bekannten mitgeteilt habe. Und du bist doch ein Fremder.«

Diese Worte mußten mich erfreuen, obgleich ich keine Ahnung von der Natur seiner Mitteilung haben konnte. Ich antwortete:

»Deine Worte sind warm und sonnig wie Strahlen, welche auf das Wasser fallen. Sprich weiter!«

»In welcher Richtung wirst du von Mastanly aus reiten?«

»Nach Menlik zunächst. Dort aber wird es sich entscheiden, welche Richtung ich einschlage. Vielleicht muß ich nach Uskub und von da hinauf in die Berge von Kostendil.«

»Wullack – wehe dir!« entfuhr es ihm.

»Hältst du diesen Weg für schlimm?«

»Für sehr schlimm. Bist du in Kostendil und willst an das

Meer, so mußt du über den Schar-Dagh nach Perserin, und da haben sich die Skipetars und Flüchtlinge versteckt. Sie sind arm; sie haben nur ihre Waffen; sie müssen vom Raube leben. Sie werden dir alles, alles nehmen, was du hast, vielleicht sogar das Leben!«

»Ich werde mich zu verteidigen wissen!«

Er schüttelte leise den Kopf und sagte:

»Bir gendsch kan war on bin küstachlück – ein junges Blut hat zehntausend Mut! Und du bist noch jung. Du hast zwar viele Waffen bei dir, aber was helfen sie gegen zehn oder zwanzig und gar fünfzig Feinde?«

»Mein Pferd ist schnell!«

»Ich bin kein Kenner, doch sehe ich, daß dein Rappe schön ist; aber diejenigen, welche in die Berge gehen, besitzen auch nur schnelle Tiere. Sie werden dich leicht einholen.«

»Mein Hengst ist von reinem Blute; er heißt Wind und läuft wie der Wind.«

»So werden dich doch ihre Kugeln treffen, denn die Kugel fliegt schneller als das flinkeste Pferd. Die Skipetars sind Pferdekennen; sie werden sofort sehen, daß dein Pferd den ihrigen überlegen ist, und dich also nicht offen erwarten, sondern aus dem Hinterhalt auf dich schießen. Wie willst du dich vor ihnen verwahren?«

»Durch Vorsicht.«

»Auch diese wird dich nicht retten, denn das Sprichwort sagt: Sakinma dir kawl kabahatun. {Vorsicht ist die Bedingung des Verbrechens.} Du bist ein ehrlicher Mann; sie werden zehnmal vorsichtiger sein als du! Erlaube mir, daß ich dich warne!«

»Steht diese Warnung vielleicht in Beziehung zu dem, was du mir sagen wolltest?«

»Ja.«

»So bin ich sehr wißbegierig, es zu erfahren.«

»Nun, ich will dir anvertrauen, daß es ein Sicherheitspapier gibt, welches die Freunde, Bekannten und Verbündeten der Unheimlichen besitzen.«

»Woher weißt du das?«

»Das weiß hier jedermann. Aber nur wenige kennen die Art und Weise, wie es zu erlangen ist.«

»Und du aber weißt es?«

»Nein. Ich bleibe in meinem Garten und mache niemals eine Reise. Aber Schimin, mein Bruder, ist ein Wissender. Ich darf dir das sagen, weil ich dir vertraue, und weil du dieses Land ja bald verlassen wirst.«

»So wäre es mir lieb, wenn er dasselbe Vertrauen zu mir hätte!«

»Er wird es haben, wenn ich dich schicke.«

»Könntest du mir nicht einige Zeilen an ihn geben?«

»Ich kann nicht schreiben. Aber zeige ihm dein Rosenöl. Er kennt das Fläschchen ganz genau; er weiß, daß ich es an keinen Unwürdigen verkaufe oder verschenke. Und dann, wenn du es ihm zeigst, so sage ihm, daß dich sein Öje-kardasch {Stiefbruder} oder sein Jary-kardasch {Halbbruder} sendet. Kein Mensch weiß, daß wir verschiedene Mütter hatten. Sende ich ihm eine vertrauliche Botschaft, so dient das Öje oder Jary stets als Zeichen, daß er dem Boten trauen kann.«

»Ich danke dir! Du glaubst also, daß er mir Näheres über das Sicherheitspapier mitteilen werde?«

»Ich hoffe es. Es sind in dieser Gegend – –«

Er hielt inne und lauschte. Von weit hinten im Garten hatte sich ein lauter Pfiff hören lassen, welcher jetzt wiederholt wurde.

»Mein Herr ruft,« fuhr er fort. »Ich muß zu ihm. Hast du dir alles gemerkt, was ich dir gesagt habe?«

»Alles.«

»Nun, so vergiß es nicht unterwegs. Allah sei bei dir und gebe dir die Erlaubnis, den schönen Frauen deines Vaterlandes die Düfte meines Gartens zu bringen!«

Noch ehe ich antworten konnte, hatte er sich von dem Zaune entfernt, und im nächsten Augenblick war das Geräusch seiner Schritte nicht mehr zu hören.

Konnte ich das Begegnen mit dem Gartenaufseher ein für mich glückliches nennen? Ein unglückliches jedenfalls nicht. Beruhte das, was er mir von dem Papiere der Sicherheit gesagt

hatte, auf Wahrheit? Wie ein Lügner hatte er nicht ausgesehen. Auf alle Fälle war es gut, seinen Bruder aufzusuchen, dessen Schmiede höchst wahrscheinlich an dem Wege lag, den nicht nur meine Begleiter, sondern auch der Reiter, welchem ich die Richtung verlegen wollte, einschlagen mußten.

Ich ritt weiter. Mein Pferd hatte sich während des Gespräches verschnauft und konnte nun desto besser ausgreifen.

Wollte ich mich in gerader Linie halten, so mußte ich über Höhen hinweg, welche jedenfalls große Schwierigkeiten boten. Darum beschloß ich, mich lieber möglichst am Fuße derselben zu halten.

Von dem Plateau Tokatschyk kommend, sucht der Burgasfluß in ziemlich grad nördlicher Richtung die Arda zu gewinnen, der er bei Ada seine Wasser zuführt. An diesem kleinen Flusse liegt Koschikawak. Der stumpfe Winkel, den er mit der Arda bildet, schließt eine Niederung ein, die nach Süden zu immer höher emporsteigt und dann in die Hochebene von Tashchyk übergeht. Diese Höhe wollte ich vermeiden.

Es gelang mir dies, obgleich ich die Gegend nicht kannte, keine eigentlichen Wege fand und mehrere Flößchen, die der Arda von links her zuströmten, überschreiten oder vielmehr durchschwimmen mußte.

Die Sonne hatte sich immer mehr gesenkt und war sodann hinter den fernen Bergen verschwunden. Ich konnte auf eine nur kurze Dämmerung rechnen und ließ den Rappen galoppieren, bis ich abermals an ein ziemlich breites Wasser kam und da bemerkte ich, daß unterhalb meines Haltortes eine Brücke über dasselbe führte.

Ich ritt zu ihr hin und fand eine Straße. Als ich über die Brücke gekommen war, sah ich – zum ersten Male in der Türkei einen Wegweiser. Er bestand aus einem Felsstück, das aus der Erde ragte und auf das man mit Kalk zwei Worte geschrieben hatte.

Hätte ich die Bedeutung oder vielmehr den Zweck dieses Steines nicht erraten, so wäre ich von dem ersten der beiden Wörter »Kylawuz« eines Genauen unterrichtet worden, denn dieses Wort heißt eben Wegweiser.

Das andere Wort aber lautete ›Dere Kiøj‹. Daß dieses ein Dorf bedeute, das wußte ich; wo aber lag es? Der Wegweiser war da; das Wort stand auf demselben; aber leider war der Stein oben abgeplattet, und auf dieser horizontalen Abplattung standen die beiden Worte.

Grad aus führte das Ding, das ich soeben Straße genannt habe, und nach rechts hin, dem Wasser entlang, führte ein ebensolches Ding. Welches dieser beiden ›Dinge‹ aber ging nach Dere Kiøj? Welchen Nutzen brachte mir dieser ›erste‹ Wegweiser?

Ich überlegte, daß der Wasserlauf, an dem ich mich befand, der Burgas wohl nicht sein könne, und daß, folgte ich ihm, ich zu weit nördlich kommen würde. Daher beschloß ich, gradaus zu reiten.

Es wurde mittlerweile ganz dunkel. Ich sah gar nicht, ob mein Pferd das ›Ding‹ noch unter den Hufen hatte, wußte aber, daß ich mich auf den Rappen verlassen konnte.

So war ich denn wohl gegen eine halbe Stunde weiter getrabt, als das Pferd unter leisem Schnauben den Kopf auf und nieder bewegte.

Ich strengte meine Augen an und bemerkte rechts von mir einen breiten, dunklen Gegenstand, von dem aus eine Erhöhung gegen den düsteren Himmel strebte. Es war ein Haus mit einem hohen Schornstein.

Sollte dies die gesuchte Schmiede sein? Dann befand ich mich ja ganz in der Nähe von Koschikawak, das ich suchte.

Ich ritt näher an das Haus heran.

»Bana bak – hört!« rief ich.

Niemand antwortete.

»Sawul, alargha – holla, aufgeschaut!«

Es blieb ruhig. Auch bemerkte ich kein Licht. Sollte das Haus unbewohnt, vielleicht eine Ruine sein?

Ich stieg vom Pferde und führte es ganz an das Mauerwerk heran. Rih begann wieder zu schnauben. Das kam mir verdächtig vor. Trotzdem er ein Araber war, hatte er doch von mir eine indianische Schulung erhalten. Wenn er in dieser Weise schnaubte, das heißt, wenn er durch die weit geöffneten und

vorgestreckten Nüstern die Luft so prüfend einsog und dann in einzelnen, möglichst leisen Absätzen wieder ausstieß, dann war ganz sicher »etwas nicht richtig im Staate Dänemark«.

Ich zog also die beiden Revolver hervor, und begann, das Haus an seiner Außenseite zu untersuchen. Es war einstöckig und lang gestreckt. Die Türe war verschlossen. Ich klopfte mehrere Male vergebens. Links von ihr fand ich drei ebenfalls verschlossene Fensterläden, in dieser Gegend eine Seltenheit. Rechts von ihr fand ich eine zweite, viel breitere Türe, die mit einem Hängschlosse versehen war. Daneben aber standen und lagen verschiedene landwirtschaftliche und andere Gegenstände, die mir die Gewißheit gaben, daß das Haus eine Schmiede sei.

Ich ging weiter – um die Ecke herum. Ich fand aufgehäuftes Holzwerk, das jedenfalls zum Verbrennen bestimmt war. Hinter dem Hause gab es ein kleines Viereck, eingezäunt mit Pfählen, die in die Erde gestampft waren, so wie man es in deutschen Dörfern für Schweine oder Gänse herzustellen pflegt. Das Viereck schien leer zu sein, denn es war nicht die mindeste Bewegung zu bemerken.

Und dennoch schnaufte grad hier mein Rappe weit mehr und ängstlicher als vorher. Er schien sich zu scheuen, ganz an die Umzäunung heranzutreten.

Ich will nicht sagen, daß dies mir geradezu verdächtig vorgekommen sei, aber es war mir doch eine Veranlassung, meine Vorsicht zu verdoppeln. Das Haus war verschlossen, also bewohnt. Sollte man aber eine Wohnung in solcher Gegend und des Nachts ohne alle Aufsicht lassen? Es war leicht möglich, daß hier wenigstens etwas Ungewöhnliches vorgekommen sei, und ich nahm mir vor, die Sache weiter zu untersuchen.

Da mir das Pferd dabei nur hinderlich war und es auch leicht in eine unvorhergesehene Gefahr kommen konnte, so mußte ich das wertvolle Tier sichern. Ich brauchte zum Anhobeln {Trapperausdruck für anbinden} weder Pflock noch Lasso, weder Strick noch Riemen; vielmehr ließ ich es mit den Vorderbeinen in die Zügel treten. Es war dadurch so gefesselt, daß es sich nicht weit entfernen konnte, selbst wenn es dies

ganz gegen seine Gewohnheit hätte tun wollen. Und sollte es ja während meiner Abwesenheit in irgend einer Weise bedroht werden, so war ich überzeugt, daß es sich mit den Hinterhufen auf das tapferste zur Wehre setzen werde.

Nun erst trat ich ganz an die Umpfählung heran und zog eines der Wachshölzchen hervor, von denen ich mir in einer Spezereihandlung in Edreneh einen kleinen Vorrat gekauft hatte. Ich brannte es an und leuchtete über die Umzäunung hinein.

Da lag ein Tier, riesig groß und lang und dicht behaart, grad wie ein Bär. Das Flämmchen erlosch; es war nun wieder dunkel. Welch ein Tier war das? War es lebendig oder tot? Ich nahm die Büchse herab und stieß es an. Es regte sich nicht. Ich stieß kräftiger, und dennoch blieb es unbeweglich. Das war nicht Schlaf, sondern Tod.

Ich stieg, da mir die Sache nun doch verdächtig vorkam, über die ungefähr vier Fuß hohen Pfähle, bückte mich nieder und befühlte das Tier. Es war kalt und steif, also tot. Das Fell war an mehreren Stellen klebrig. War das Blut?

Ich betastete den Körper. Ein Bär war es nicht, denn ich fühlte einen langen, zottigen Schwanz. Man sagt zwar, daß es auf den Höhen des Despodo-Dagh, Schar-Dagh, Kara-Dagh und Perin-Dagh noch vereinzelt Bären gebe. Ich will das nicht in Abrede stellen; aber wie sollte sich ein solcher grad hierher verlaufen haben, um in dieser Verzäunung zu verenden? Und wäre er in dieser Umgegend erlegt worden, so hätte man ihn gewiß nicht hier herein geworfen, ohne ihm vorher das Fell zu nehmen, ganz von dem sehr brauchbaren Fleisch abgesehen.

Um zu sehen, mit welcher Art von Tieren ich es zu tun habe, fühlte ich nun nach den Ohren. Sapristi! Der Kopf des Tieres war zerschmettert, und zwar so, daß es eines sehr schweren Instrumentes bedurft hatte!

Ich brannte ein zweites Hölzchen an und sah nun, daß das erschlagene Tier ein allerdings wahrhaft riesiger Hund war, wie ich noch keinen gesehen hatte.

Wer hatte ihn erschlagen, und warum war dies geschehen? Der Besitzer des Tieres hatte es jedenfalls nicht getan. Und ein

Fremder, der so etwas tut, kann dabei keine andere als nur eine böse Absicht verfolgen.

Ich begann zu ahnen, daß hier ein Verbrechen begangen worden sei. Zwar drängte sich mir die Frage auf, was das grad mich angehe, und warum grad ich mich in Gefahr begeben solle; aber ich hatte Grund, zu vermuten, daß die Schmiede dem Bruder des Rosengärtners gehöre, und da fühlte ich denn doch die Verpflichtung, die Sache näher zu untersuchen.

Wenn ich dabei an Gefahr dachte, so geschah dies wohl mit vollem Recht. Die Täter konnten sich ja noch im Hause befinden. Vielleicht verhielten sie sich ruhig, weil sie den Hufschlag meines Pferdes gehört und also meine Ankunft bemerkt hatten.

Wie aber an sie kommen? Sollte ich die Ankunft meiner Gefährten erwarten? Was konnte bis dahin im Innern des Hauses geschehen! Nein, ich mußte handeln.

Ich hatte die vierte Seite, die westliche Giebelseite des Hauses, noch nicht untersucht. Ich schlich mich leise hin und bemerkte dort zwei Läden; der eine war von innen befestigt, der andere aber – ließ sich öffnen.

Ich überlegte.

Wollte ich einsteigen, so konnte ich augenblicklich eine Kugel vor den Kopf erhalten. Doch just der Umstand, daß von den vorhandenen fünf Läden – denn drei befanden sich auf der vordern Seite – nur dieser eine nicht befestigt war, ließ mich vermuten, niemand befinde sich im Innern. Um die Entdeckung möglichst hinauszuschieben, hatte man alles verschlossen und war dann durch dieses Fenster gestiegen, dessen Laden man also nur hatte fest andrücken, aber nicht von innen befestigen können.

Dennoch befand ich mich in einer mehr als heiklen Lage.

Ich zog den Laden leise so weit auf, daß ich für meinen Arm Platz fand, und langte hinein. Fenster sind in dieser Gegend selten, und darum fand ich auch, was ich erwartet hatte, nur eine fensterähnliche Öffnung, die weder durch Glas, noch durch einen andern Gegenstand versperrt war.

Ich lauschte. Es war mir, als ob sich innen ein dumpfes, un-

terdrücktes Gepolter vernehmen ließe. Befand sich doch jemand im Hause? Sollte ich rufen? – Nein.

Ich kehrte zur andern Giebelseite zurück und holte einen Arm voll des Geästes, welches ich dort bemerkt hatte. Ich machte ein dichtes Bündel, setzte es in Brand und warf es durch das Fenster. Mich vorsichtig an die Seite haltend, blickte ich hinein.

Das Gebäude war nicht hoch; die Fensteröffnung lag sehr niedrig; die Reiser brannten hell, und ich erblickte einen großen, viereckigen Raum, dessen Fußboden aus hart geschlagenem Lehm bestand, und rundum diejenigen Gegenstände, welche man in einer armen, rumelischen Wohnung zu finden pflegt. Von einem menschlichen Wesen keine Spur!

Ich warf mehr Reiser auf das Feuer, nahm meinen Fez vom Kopfe, stülpte ihn auf den Büchsenlauf und schob ihn langsam in die Öffnung. Das sah von drinnen jedenfalls so aus, als ob ich hineinsteigen wolle.

Ich wollte damit die etwa drinnen Versteckten verführen, sich zur Wehre zu setzen; aber es regte sich nichts.

Da zog ich die Büchse zurück, lehnte sie mit dem Stutzen, da beide mich nur hindern konnten, an die Mauer, setzte den Fez wieder auf – ein Schwung, und ich hatte den Oberkörper im Innern. Ich war bereit gewesen, ihn schnell wieder zurückzuziehen; aber dieser erste Blick genügte, mir zu zeigen, daß sich kein feindliches Wesen in dem Raume befand.

Nun stieg ich vollends hinein, langte hinaus, um meine Gewehre hereinzunehmen, und blickte mich um.

In diesem Augenblick wiederholte sich das vorhin erwähnte Poltern. Dies war für mich um so beunruhigender, als das Feuer, welches überdies einen scharfen, in die Augen beißenden Qualm verbreitete, erlöschen wollte. Ich freute mich daher, als ich in einer Ecke ein Häufchen langer Späne bemerkte, das hier vielleicht gebräuchliche Beleuchtungsmaterial.

Ich brannte einen Span an und steckte ihn in ein Mauerloch, welches jedenfalls zu diesem Zweck diente, wie ich an der rauchgeschwärzten Umgebung desselben bemerkte. Dann

zog ich den Laden zu und band ihn mittels der an ihm befindlichen Schnur fest, um nach außen hin gesichert zu sein.

Mit einem zweiten angezündeten Span begann ich nun den Raum zu untersuchen.

Die Mauern bestanden aus festgestampfter Erde. Sie faßten die Stube auf drei Seiten ein, während die vierte Seite von einem von der Decke bis zum Boden herabreichenden Strohgeflecht gebildet wurde, in welchem sich eine Öffnung zum Passieren befand.

Als ich nun durch diese Öffnung trat, sah ich mich in einer kleineren Abteilung, deren Boden zum Teil durch eine aus Weidengeflecht verfertigte Falltüre gebildet wurde. Gab es hier einen Keller? Das war ja in einem solchen Hause etwas Seltenes!

Und jetzt hörte ich das vorige Geräusch. Es war raschelnd und polternd und kam unter der Falltüre hervor.

Ich holte mir noch mehrere Späne und hob dann die Türe empor. Das Weidengeflecht derselben konnte einen Menschen tragen, ohne durchzubrechen, weil es über Pfosten befestigt war. Ich leuchtete hinab. Der Span brannte so düster, daß ich nur mit Mühe bemerken konnte, daß der Keller über Mannestiefe hatte.

Eine Treppe oder Leiter sah ich nicht. Doch sobald der Schein des Lichtes hinabfiel, ließ sich unten ein sehr deutliches Stöhnen vernehmen.

»Kün aschaghda – wer ist da unten?« fragte ich laut.

Ein doppeltes Stöhnen antwortete. Das klang gefährlich. Ich konnte nicht ewig nach einer Leiter suchen. Ich nahm den brennenden Span in die eine und die andern Späne in die zweite Hand und sprang hinab.

Ich trat mit den Füßen auf einen unten liegenden Gegenstand und stürzte hin. Das Licht erlosch. Aber in einigen Sekunden hatte ich den Span wieder angebrannt und leuchtete umher.

Ich befand mich in einem viereckigen, kellerartigen Loch und erkannte in dem Gegenstand, auf den ich gesprungen war, eine Leiter. Da unten lagen Holzkohlen neben allerlei Gerüm-

pel, und beides, die Kohlen und das Holzgerümpel, bewegte sich.

Ich fand ein für den Span bestimmtes Loch, steckte ihn hinein und begann die Kohlen zur Seite zu räumen. Meine Hände trafen auf eine menschliche Gestalt, welche ich hervorzog. Es war ein Mann, an Händen und Füßen gebunden; der Kopf war fest in ein Tuch eingewickelt.

Rasch löste ich den Knoten des Tuches, und nun kam ein blauschwarzes Gesicht zum Vorschein, welchem ich bei der mangelhaften Beleuchtung nicht anmerken konnte, ob diese Färbung eine Folge von Ruß und Kohlen oder des nahe gewesenen Erstickungstodes sei. Der Mann holte tief und keuchend Atem, starrte mich mit weit hervorgetretenen, blutunterlaufenen Augen an und stöhnte dann:

»Ha, zu Hilfe! Habe Gnade, Gnade!«

»Sei ruhig; ich bin dein Freund!« antwortete ich, »ich bringe dir Rettung!«

»Rette vorher geschwind mein Weib!« stieß er hervor.

Der brave arme Kerl dachte mehr an seine Frau als an sich.

»Wo ist sie?«

»Dort!«

Er konnte mit seinen gefesselten Händen keine Bewegung machen; aber sein Blick war voll Angst auf einen zweiten Kohlenhaufen gerichtet, welcher mit dem erwähnten Gerümpel belastet war.

Ich räumte dasselbe weg und zog die Frau hervor, welche ganz ebenso wie ihr Mann gebunden war. Als ich das Tuch von ihrem Gesicht entfernt hatte, bemerkte ich einen dicken Schaum vor ihrem Mund. Sie war dem Ersticken nahe gewesen.

»Zu Hilfe, zu Hilfe!« erklang es gurgelnd.

Ihr Körper bewegte sich in krampfhaften Zuckungen. Ich schnitt mit dem Messer die Stricke durch. Sie warf die Arme wie eine Ertrinkende um sich, stampfte mit den Füßen und schnappte nach Luft.

Diese Bewegungen waren dem Atmen förderlich. Ein hei-

serer Schrei entrang sich ihrer Brust, und dann schöpfte sie in einem langen, langen Zuge den entbehrten Odem.

Nun schnitt ich auch die Fesseln ihres Mannes durch. Er hatte nicht so viel gelitten wie sie und richtete sich sofort empor. Während ich einen neuen Span ansteckte, rief er aus:

»O Gott! Wir waren dem Tode nahe! Ich danke dir; ich danke dir!«

Dann kniete er zu seiner Frau nieder, die zum Erbarmen schluchzte.

»Still, still; weine nicht!« bat er sie. »Wir sind frei!«

Er nahm sie in die Arme und küßte ihr die Tränen von den Wangen. Sie umschlang ihn und schluchzte weiter. Ohne mich jetzt zu beachten, sprach er ihr beruhigend zu, bis ihr leiser und leiser werdendes Weinen ganz aufgehört hatte. Dann richtete er sie auf und wendete sich wieder zu mir, da ich unterdessen beschäftigt gewesen war, das Licht mittels neu aufgesteckter Späne zu unterhalten.

»Herr,« sagte er, »du bist unser Befreier, unser Retter. Wie sollen wir dir danken! Wer bist du, und wie ist es dir gelungen, uns zu finden?«

»Das sind mehrere Fragen,« antwortete ich, »die ich euch oben beantworten werde. Kann deine Frau jetzt wieder gehen?«

»Ja, sie wird es können.«

»So laß uns nach oben steigen, ich darf nicht zu lange unten sein.«

»Hast du Gefährten oben?«

»Nein. Aber ich erwarte einen Reiter, den ich nicht hier vorüberlassen darf.«

»So wollen wir hinauf; dann können wir weiter sprechen!«

Ich lehnte die Leiter an und wir stiegen hinauf, die Frau allerdings mit sichtlicher Anstrengung. Ich hatte ein Lager bemerkt, welches sich in der größeren Abtheilung befand, und riet ihr, sich von der gehabten Aufregung auszuruhen. Sie war so angegriffen, daß sie, ohne mir zu antworten, sich sogleich niederlegte.

Er beruhigte sie abermals durch einige Worte und streckte mir dann die Hand entgegen.

»Sei willkommen!« sagte er. »Allah hat dich gesandt. Darf ich erfahren, wer du bist?«

»Ich habe jetzt keine Zeit zu vielen Worten. Sage du mir aber, wie du heißest?«

»Man nennt mich Schimin.«

»So bist du der Bruder von Jafiz, dem Gärtner?«

»Ja.«

»Das ist gut! Ich habe dich gesucht. Mache schnell Feuer in deiner Schmiede!«

Er blickte mich überrascht an und fragte:

»Hast du eine dringende Arbeit für mich?«

»Nein; aber dein Herdfeuer soll über die Straße leuchten.«

»Warum?«

»Damit der Reiter, von dem ich sprach, nicht vorüber kann, ohne von uns gesehen zu werden.«

»Wer ist er?«

»Nachher, nachher! Beeile dich!«

Aus der kleinen Abteilung, in der sich die Kellertüre befand, die wir natürlich wieder zugemacht hatten, führte die Haustüre in das Freie. Sie war durch einen einfachen Holzriegel verschlossen. Wir schoben diesen zurück und traten hinaus. Er zog einen Schlüssel aus der Tasche und öffnete das an der Türe zur Schmiede hängende Vorlegeschloß. Bald brannte auf dem Herd ein Feuer, das seinen Schein weit in die Nacht hinaus warf. Das war es, was ich zunächst gewollt hatte.

Während er sich mit dem Herd beschäftigt hatte, war ich hinter das Haus gegangen, um nach meinem Pferde zu sehen. Es befand sich noch in nächster Nähe des Hauses, und ich kehrte beruhigt zu dem Schmied zurück.

»Da brennt das Feuer,« sagte er. »Was befiehlst du noch?«

»Komm fort, aus dem Bereiche des Lichtscheines! Wir wollen uns hier neben die Türe setzen, wo es dunkel ist.«

Ich hatte nämlich vorhin beim Rekognoszieren einen Holzklotz bemerkt, der in der Nähe der Türe lag und jedenfalls als

Ruhebank diente. Dorthin zog ich den Mann. Wir setzten uns nebeneinander, und dann sagte ich:

»Besprechen wir zunächst das Notwendige! Es wird – vielleicht sehr bald – ein Reiter hier vorüber kommen, mit dem ich zu reden habe, ohne daß er vorher meine Anwesenheit ahnen darf. Er wird höchst wahrscheinlich hier anhalten, um dir einige Fragen vorzulegen. Ich bitte dich, ihn so weit zu bringen, daß er absteigt und mit dir in das Haus tritt.«

»Du bist mein Retter; ich werde tun, was du verlangst, auch ohne zu wissen, warum du es von mir forderst. Aber weißt du vielleicht, welche Fragen er aussprechen wird?«

»Ja. Er wird fragen, ob hier drei Reiter vorüber gekommen sind.«

»Drei Reiter?« fragte er rasch. »Wann?«

»Wohl heute am Vormittag.«

»Was für Reiter?«

»Er fragt nach zwei weißen und einem dunklen Pferde. Sie haben aber unterwegs das letztere gegen einen Schimmel vertauscht.«

»Also reiten sie drei Schimmel?«

»Ja.«

»Hascha – Gott behüte! Du meinst doch nicht etwa gar diesen Manach el Barscha aus Uskub?«

Er war bei diesen Worten in plötzlicher Erregung von seinem Sitze aufgesprungen. Im nächsten Augenblick stand auch ich auf den Beinen, so sehr hatte seine Frage mich frappiert. Sie kam mir ganz unerwartet.

»Kennst du ihn?« erkundigte ich mich.

»Tschokdan, tschokdan – schon längst, seit langer Zeit! Und erst heute war er bei mir!«

»Ah! Er war bei dir?«

»Ja. Er und seine beiden Begleiter waren es ja, welche mich überrumpelten und banden und hinunter in den Keller brachten, wo ich mit meinem Weibe hätte ersticken müssen, wenn du nicht gekommen wärest!«

»Die waren es! Also diese! Nun, so will ich dir sagen, daß derjenige, den ich erwarte, ihr Verbündeter ist.«

»Ich erschlage ihn! Ich ermorde ihn!« knirschte er.

»Ich will ihn gefangen nehmen.«

»Herr, Effendi – wie soll ich dich nennen? Du hast mir noch nicht gesagt, wer du bist.«

»Nenne mich Effendi!«

»Also, Effendi, ich helfe dir, wenn du dich seiner bemächtigen willst.«

»Gut! Zwar weiß ich nicht ganz genau, ob wir ihn hier noch zu sehen bekommen werden; er kann bereits vorüber sein. Und du wirst ihn auch nicht beachtet – ah, seit wann habt ihr im Keller gesteckt?«

»Seit kurz vor dem Mittag.«

»So kannst du ihn nicht gesehen haben, selbst wenn er vorbeigeritten wäre, und – «

»Soll ich mich erkundigen?« fiel er schnell ein.

»Wo? Bei wem?«

»Ich eile ins Dorf und frage den alten Jemischdschi, der bis nach Anbruch des Abends bei seinen Körben an der Straße sitzt.«

»Wie lange wird es währen, bis du zurückkommst?«

»Nur zehn Minuten. Der Ort liegt ganz in der Nähe.«

»Aber ich bitte dich, noch zu verschweigen, was dir heute geschehen ist!«

»Ich werde, wenn du es wünschst, nicht davon sprechen.«

»So beeile dich!«

Ich beschrieb ihm in kurzen Worten den Reiter, so wie derselbe mir beschrieben war, und dann eilte er fort. Die angegebene Zeit war noch nicht vergangen, so kehrte er zurück.

»Er ist noch nicht vorüber,« meldete er mir.

Er trat zunächst in die Schmiede, um dem Feuer neue Nahrung zu geben; dann setzte er sich wieder neben mich.

»Jetzt nun sage mir, wie es dir heute ergangen ist!« forderte ich ihn auf.

»Schlecht, sehr schlecht!« antwortete er. »Ich stand bei meiner Arbeit in der Schmiede; da kamen die drei Reiter und blieben bei mir halten. Der eine, den ich nicht kannte, sagte mir, daß sein Pferd ein Nal {Hufeisen} verloren habe. Ich bin nicht

nur Demirdschi {Schmied}, sondern auch Nalband {Hufschmied}, Effendi, und war sogleich bereit, ihm ein neues Nal zu schmieden. Ich hatte mir nur ihn angesehen; aber während der Arbeit fiel mein Blick auf die beiden, die bei ihm waren, und da erkannte ich in dem einen den Steuereinnnehmer Manach el Barscha aus Uskub.«

»Kannte er auch dich?«

»Ja.«

»Wo habt ihr euch denn kennen gelernt?«

»Vor vier Jahren in Raslug. Du mußt nämlich wissen, daß ich alle und jede Krankheit der Pferde kenne und auch die Arznei dafür. In Raslug und in der Umgegend war ein großes Sterben unter den Pferden ausgebrochen, und weil niemand helfen konnte, wurde ich geholt. Ich wohnte als Gast bei einem reichen Pferdehändler, der über 100 Pferde stehen hatte. Zu diesem kam Manach el Barscha, um ein Roß zu kaufen. Es wurden ihm mehrere vorgeführt. Eines davon hatte sich eine Erkältung zugezogen; es ließ den Speichel fließen. Der Steuereinnnehmer sagte, es sei nicht der Schnupfen, sondern die böse Rotzkrankheit, und er werde bei der Gesundheitspolizei Anzeige machen. Er hätte von dem Händler gern ein Pferd als Preis des Schweigens erpreßt. Ich wurde gerufen und sagte, welche Krankheit es sei. Er stritt mit mir und schlug mich schließlich sogar mit seiner Reitpeitsche. Ich gab ihm dafür eine gewaltige Maulschelle, eine Ohrfeige, wie er wohl noch keine bekommen hatte; denn die Hand eines Schmiedes ist wie Horn und Knochen. Er ging wütend fort und zeigte mich an. Er war Steuereinnnehmer, ich aber nur ein armer Schmied. Ich bekam zwanzig Hiebe auf die Fußsohlen und mußte auch noch fünfzig Piaster Strafe zahlen. Ich lag mehrere Wochen krank, ehe ich in die Heimat zurückkehren konnte. Du wirst mir glauben, daß ich ihn nicht lieben kann.«

»Das läßt sich denken!«

»Heute schlug ich dem Pferde das Eisen auf. Er beobachtete mich mit finstern Blicken und fragte mich dann, als ich fertig war, ob ich ihn noch kenne. Ich sagte ja, denn ich dachte nicht, daß dies mir schaden würde. Er sprach mit den andern einige

Worte, und dann traten sie in das Haus herein. Ich war allein, denn mein Weib befand sich auf dem Felde, um Spinat für das Mittagessen zu holen. Was hatten die drei in der Stube zu suchen? Ich schloß die Schmiede zu, obgleich das Feuer noch brannte, und folgte ihnen. Aber kaum war ich eingetreten, so fielen sie über mich her. Es gab einen heißen Kampf, Effendi. Ein Schmied hat harte Muskeln und starke Nerven; aber sie rangen mich doch nieder und banden mich mit den Stricken, welche ich im Hause liegen hatte. Ich schrie vor Wut wie ein Stier. Da banden sie mir ein Tuch um den Kopf und schafften mich in den Keller. Eben als sie mich hinab trugen, kam mein Weib. Ihr ging es ganz ebenso wie mir. Wir wurden mit den Kohlen bedeckt, damit ja oben kein Laut gehört würde, und dann gingen sie. Ich hatte gar nicht an meinen Ajy gedacht, welcher sich hinter dem Hause befand, sonst hätte ich ihn losgebunden, bevor ich in das Haus trat.«

»Wer ist Ajy?«

»Mein Hund. Er heißt so, weil er so groß ist, wie ein Bär. Ich hörte ihn bellen, als ich schreiend mit ihnen rang; aber er konnte nicht los. Wäre er bei mir gewesen, so hätte er alle drei zerrissen.«

»Du hast noch nicht nach ihm gesehen?«

»Nein. Du weißt ja, daß ich noch nicht hinter das Haus gegangen bin.«

»So tut es mir leid, daß ich dich betrüben muß!«

»Betrüben? Ist etwas mit dem Hunde geschehen?«

»Ja.«

»Was? Sage es schnell!«

»Er ist tot.«

Der Schmied sprang auf.

»Tot?« stieß er hervor.

»Ja.«

»Er war doch gesund und munter! Haben etwa diese drei ihn umgebracht?«

»Sie haben ihm den Schädel eingeschlagen.«

Er blieb einige Augenblicke lang wort- und bewegungslos; dann kam es zischend zwischen seinen Lippen hervor:

»Sagst du die Wahrheit?«

»Ja, leider!«

»Tausendfache Todesangst und Verdammnis für die Hunde!«

Mit diesem Ausruf sprang er fort, in die Schmiede, kam mit einem Holzbrand heraus und eilte hinter das Haus, um sich zu überzeugen, daß ich die Wahrheit gesagt habe. Dort hörte ich seine mehr als zornige Stimme erschallen. Ich wollte die zu erwartenden Kraftworte nicht hören; darum blieb ich sitzen, bis er zurückkam. Er befand sich in einem solchen Grimm, daß ich noch mehr als genug jener starken Ausdrücke zu hören bekam, an denen die orientalischen Sprachen nichts weniger als arm sind.

Während er sich in solchen Interjektionen erging, hielt ich Augen und Ohren nach der Gegend gerichtet, aus der der Erwartete kommen mußte; doch es war nichts zu sehen und nichts zu hören. Entweder hatte ich infolge der ungemeinen Schnelligkeit meines Pferdes ihm einen zu großen Vorsprung abgewonnen, oder er war durch irgend einen Umstand aufgehalten worden.

Nach und nach beruhigte sich mein zorniger Schimin wieder. Er wollte nun auch von mir etwas hören und leitete seine Erkundigung durch die Frage ein:

»Wirst du nun Zeit haben, mir deinen Namen zu sagen, Ef-fendi?«

»Man nennt mich Kara Ben Nemsî.«

»So bist du ein Nemtsche, ein Germanly?«

»Ja.«

»Wohl ein Austrialy oder Prussialy?«

»Nein.«

»Oder ein Bawarialy?«

»Auch nicht. Ich bin ein Saxaly.«

»Ich habe noch niemals einen Saxaly gesehen; aber erst gestern war ein Mann aus der Stadt Triest in Austria hier, mit dem ich viel gesprochen habe.«

»Ein Österreicher? Das höre ich mit Überraschung. Was war er denn?«

»Ein Handelsmann. Er will Tabak, Seide und seidene Zeuge einkaufen. Es war ihm ein Sporen zerbrochen, den ich ihm reparieren mußte.«

»Sprach er türkisch?«

»Nur so viel, daß ich verstand, was er von mir wollte.«

»Und doch sagst du, daß du sehr viel mit ihm gesprochen habest?«

»Wir haben meist durch die Pantomime gesprochen.«

»Hat er dir gesagt, wie er heißt?«

»Sein Name ist Madi Arnaud gewesen. Er war ein sehr großer Sänger, denn er hat mir viele Lieder gesungen, welche mein Herz und die Seele meiner Frau erquickten.«

»Wo kam er her?«

»Von Tschirmen, wo er große Einkäufe gemacht hat.«

»Und wo geht er hin?«

»Zum großen Jahrmarkt nach Menlik. Dort gibt es sehr berühmte Waffenschmiede. Er will von ihnen kaufen.«

»So werde ich ihn vielleicht unterwegs treffen.«

»Auch du willst nach Menlik, Effendi?«

»Ja.«

»Bist du vielleicht auch ein Handelsmann?«

»Nein. Ich reite nach Menlik, weil ich denke, die drei Schurken dort zu treffen, welche dir heute so Übles taten.«

»Was wirst du tun, wenn du sie findest?«

»Ich halte sie fest und übergebe sie der Polizei, damit sie ihre Strafe finden.«

»Allah sei Dank! Ich wollte morgen früh Anzeige erstatten.«

»Das kannst du tun. Doch ehe du Erfolg hast, befinden sich die Schurken wohl bereits in meinen Händen. Dann werde ich vor dem Richterstuhl auch ihr heutiges Verbrechen mit erwähnen.«

»Daran tust du recht, Effendi. Sie dürfen der verdienten Strafe nicht entgehen. Wer aber sind die beiden andern gewesen, welche bei dem Steuereinnahmer waren?«

»Das ist eine lange Geschichte, welche ich dir kurz erzählen will.«

Ich machte ihn, so weit es nötig war, mit dem Geschehenen bekannt. Er hörte mir aufmerksam zu und sagte sodann:

»Hätte ich das gewußt! Ich hätte sie in den Keller gelockt, und von meinem Hunde bewachen lassen, bis du gekommen wärest.«

»Haben sie nicht vielleicht einige Worte fallen lassen, aus denen du entnehmen konntest, welchen Weg sie von hier aus einzuschlagen gedenken?«

»Kein einziges Wort. Nur als sie mich banden, hörte ich von dem, welchen du Barud el Amasat nennst, daß sie mich unschädlich machen wollten, damit ich, wenn ihre Verfolger vielleicht kämen, sie nicht verraten könnte.«

»Das dachte ich mir. Manach el Barscha hat sich nicht nur aus Rachsucht, sondern auch aus Vorsicht an euch vergriffen. Man wollte euch nicht töten, sondern nur für einige Zeit verschwinden lassen, weil du den Steuereinnahmer erkannt hattest.«

»Und doch wären wir erstickt!«

»Das ist – Gott sei Dank – nun doch nicht geschehen. Der Reiter, den ich hier erwarte, ist ihnen nachgefolgt oder nachgesandt worden, um ihnen zu sagen, daß ich wieder frei bin und daß sie jedenfalls verfolgt werden. Sie würden dadurch gewarnt, und das will ich verhindern.«

»Ich helfe dir, Effendi! Was werden wir mit ihm tun?«

»Wir stecken ihn in deinen Keller und übergeben ihn dann der Polizei.«

»Wie willst du ihn in den Keller bringen?«

»Sind wir nicht zwei, und er ist allein!«

»Meine nicht, daß ich mich vor ihm fürchte. Ich wollte nur wissen, ob wir List oder Gewalt anwenden werden.«

»Es wird wohl ohne Gewalt nicht geschehen können.«

»Das ist mir lieb. Liebkosend werde ich ihn jedenfalls nicht behandeln. Aber, Effendi, da fällt mir ein, daß du mich fragtest, ob ich der Bruder von Jafiz sei.«

»Allerdings.«

»Kennst du ihn?«

»Ich ritt heute an seinem Garten vorüber, habe mit ihm ge-

sprochen und bei ihm ein Fläschchen Gül jaghy gegen Dschebeli umgetauscht.«

»Allah ia Allah! Mein Bruder hat nun solchen Tabak aller Tabake?«

»O, nicht sehr viel!«

»Er hat ihn von dir?«

»Ja.«

»Du hattest solchen Tabak?«

»Natürlich, da er ihn von mir bekommen hat.«

Er schwieg eine Weile. Ich wußte, welche Frage er jetzt auf den Lippen habe. Endlich platzte sie heraus:

»Nun ist er alle geworden?«

»Noch nicht ganz.« Und um ihm die Sache ein wenig leichter zu machen, fuhr ich fort: »Rauchst du auch?«

»O gern, sehr gern!«

»Dschebeli?«

»Ich habe diesen Tabak noch nie gerochen, also noch viel weniger geraucht.«

»So geh' hinein, und hole dir deine Pfeife.«

Ich hatte diese Aufforderung noch nicht ganz ausgesprochen, so war er bereits durch die Türe verschwunden, und ebenso schnell kam er mit der Pfeife zurück.

»Wie geht es deiner Frau?« fragte ich.

Bei diesen einfachen Handwerkern kann man eine Ausnahme machen und nach der Frau fragen, was sonst im Orient streng verboten ist. Gehen doch auf dem platten Lande die Frauen und Mädchen sehr oft unverschleiert.

»Ich weiß nicht,« antwortete er. »Sie wird schlafen.«

Der Tabak hatte ihm also mehr am Herzen gelegen als sein Weib, für das er doch so große Liebe an den Tag gelegt hatte.

»Gieb die Pfeife her! Ich will sie dir stopfen.«

Als er sodann den köstlichen Duft langsam durch die Nase stieß, meinte er entzückt:

»Effendi, das sind Wohlgerüche des Paradieses! So hat selbst der Prophet wohl nicht geraucht!«

»Nein. Zu seiner Zeit gab es keinen Dschebeli.«

»Hätte es solchen gegeben, so hätte er den Samen mit ins

Jenseits genommen, um ihn dort in die Felder des siebenten Himmels zu pflanzen. Was tue ich, wenn jetzt der Reiter kommt? Rauche ich fort, oder stehe ich auf?»

»Du wirst wohl aufstehen.«

»Soll ich auf die köstliche Pfeife verzichten?«

»Du kannst ja wieder anbrennen, und ich werde dir noch ein wenig Tabak geben.«

»Effendi, deine Seele ist voll von Freundlichkeit, wie das Meer voll von Wassertropfen! Hat dir mein Bruder keinen Gruß anvertraut?«

»Ja. Ich soll dir sagen, daß es dir wohl gehen möge, wie ihm. Ich soll dir diesen Gruß bringen von dem, der dein Öje-kardasch und dein Jary-kardasch ist.«

Er horchte auf und sagte:

»Was höre ich? Dies sind seine eigenen Worte?«

»Ja.«

»So habt ihr wichtige Dinge miteinander besprochen!«

»Wir sprachen von den Skipetars und von denen, die in die Berge gegangen sind.«

»Und da hat mein Bruder dir ein Versprechen gemacht?«

»Ein Versprechen, welches du nach seiner Meinung erfüllen wirst.«

»Wie lange hast du mit ihm gesprochen?«

»Den vierten Teil einer Stunde.«

»So ist ein Wunder geschehen, Effendi. Jafiz ist menschen-scheu; er spricht nicht gern und nicht viel und hält in allem sehr zurück. Er muß dich sehr schnell liebgewonnen und dir großes Vertrauen geschenkt haben!«

»Ich sagte ihm, daß ich vielleicht bis in die Berge des Schar-Dagh reiten müsse.«

»So hat er von der Gefahr gesprochen, welche dich dort erwartet?«

»Er hat mich gewarnt und zur Vorsicht gemahnt.«

»Und gewiß dabei des Sicherheitspapiers erwähnt?«

»Ja, er hat davon gesprochen.«

»Und gesagt, daß ich dir so ein Kiaghad eminlikün verschaffen könne?«

»Ja.«

»Er hat sich geirrt.«

»Ah! Wirklich?«

»Wirklich.«

»Es steht nicht in deiner Macht, mich in den Besitz eines solchen Schutzes zu setzen?«

»Nein.«

»Aber er versicherte es so ganz bestimmt!«

»Er hat gedacht, es sei noch so, wie in früheren Zeiten.«

»So bist du kein Wissender mehr?«

»Das ist eine Frage, welche ich nur einem geprüften Freund beantworten darf. Doch du hast uns gerettet; du hast das Öl meines Bruders und seine Freundschaft erhalten, so will ich dir die Wahrheit sagen: Ja, ich war ein Wissender und bin es noch.«

»So mußt du also genau wissen, daß es keine Sicherheitspapiere mehr gibt.«

»Es gibt keine mehr; kein Skipetar und kein Flüchtling stellt mehr solche Papiere aus.«

»Warum?«

»Weil sie ihren Zweck nicht erfüllen. Sie gewähren nicht den Schutz, den sie bieten sollen.«

»So respektiert man sie nicht?«

»Das ist es nicht. Kein Verlorener wird den Schutzbrief, den ein anderer Verlorener ausgestellt hat, mißachten. Aber wer sieht das Papier?«

»Hat man es nicht vorzuzeigen?«

»In vielen Fällen; aber es gibt auch andere Fälle. Du reitest durch den Wald; zwei oder drei Geflohene sehen dich kommen; du bist viel besser bewaffnet als sie; darum beschließen sie, sich in keinen offenen Kampf einzulassen; sie überfallen dich aus dem Hinterhalt; sie wissen nicht, daß du das schützende Papier bei dir trägst; du hast es in der Tasche; du verlässest dich auf seine Kraft und Wirkung und wirst trotzdem von den tödlichen Kugeln derer getroffen, welche ihr Leben für dich eingesetzt hätten, wenn ihnen bekannt gewesen wäre, daß du ein Beschützter bist.«

»Das läßt sich allerdings begreifen. Die Verlorenen können aber nicht ohne Freunde sein, und haben sie solche, so ist es erforderlich, sie zu schützen. Ich vermute also, daß an die Stelle des Kiaghad eminlikün etwas anderes und zwar besseres getreten ist.«

»Deine Vermutung ist richtig. Du siehst ein, daß ich dir kein Schutzpapier verschaffen kann?«

»Ja. Du kannst mir nicht geben, was doch gar nicht vorhanden ist. Aber darfst du mir vielleicht sagen, welch eines Kennzeichens man sich jetzt bedient?«

»Ich will es wagen. Kannst du schweigen?«

»So gut wie ein jeder andere.«

»So wisse, daß sich jetzt alle Schützer und Beschützte an der Koptscha {Agraffe, Schnalle, Knopf} erkennen.«

Diese Worte riefen sofort eine Ahnung in mir hervor.

»Ist diese Koptscha von Silber?« fragte ich.

»So ist es.«

»Sie bildet einen Ring, in welchem sich ein Czakan befindet?« {Czakane waren gravierte Beile an hölzernen, mit Fischhaut überzogenen Schäften. Sie wurden von den Heiducken an der rechten Seite getragen und zum Werfen und Hauen benutzt. Gezielt wurde damit stets nach dem Kopfe.}

»Ja. Woher weißt du es?«

»Ich vermute es, und zwar aus dem Grunde, weil Personen diese Koptscha tragen, von denen ich entweder weiß, oder vermute, daß sie Verlorene sind oder doch mit denselben in Verbindung stehen.«

»Darf ich die Namen dieser Personen erfahren?«

»Ja. Manach el Barscha hatte eine Koptscha an seinem Fez. Einige Männer, welche in Edreneh bei dem Kadi die Verhandlung gegen Barud el Amasat mit anhörten, trugen sie. Und sodann begegnete ich heute, als ich mit dem ehemaligen Derwisch durch die Stadt ritt, einem Mann, der mich ganz eigentümlich betrachtete und sodann vermutlich die Verbündeten der Flüchtlinge benachrichtigte und jene zwei Schüsse veranlaßte, welche gegen mich und Ali Manach Ben Barud el Amasat abgefeuert wurden. Auch er hatte die Koptscha.«

»Daß der einstige Steueraufseher von Uskub sie besitzt, das habe ich heute bemerkt.«

»Vielleicht hätte man dich nicht so mißhandelt, wenn du auf den Gedanken gekommen wärest, ihnen zu sagen, daß du im Besitze der Agraffe bist.«

»Das ist möglich; leider aber habe ich nicht daran gedacht.«

»Es bekommt sie wohl nicht jedermann?«

»Nein.«

»Welche Anforderungen werden gestellt?«

»Der, welcher sie haben will, muß ein Mann sein, von dem man sicher ist, daß er den Freunden Nutzen bringen kann. Und sodann muß er bewiesen haben, daß er diejenigen, welche in die Berge gegangen sind, nicht verurteilt.«

»Muß sie nicht ein jeder verurteilen? Sie sind aus dem Gesellschaftsverband getreten, der unter dem Schutz des Gesetzes steht.«

»Du hast recht. Aber du mußt dieses Gesetz mit dieser Gesellschaft vergleichen. Das Gesetz ist gut, und es meint es auch gut mit den Untertanen; aber die Gesellschaft, von der du sprichst, taugt nichts. Allah hat uns weise Gesetze und wohlthätige Satzungen gegeben, aber sie werden von seinen Vertretern falsch gehandhabt. Hast du nicht schon die Klage gehört, daß der Islam seine Anhänger verhindere, in der Kultur Fortschritte zu machen?«

»Sehr oft.«

»Wird dieser Vorwurf dem Islam nicht meist von Andersgläubigen gemacht?«

»Ich gebe das zu.«

»Nun, sie kennen den Islam, den echten Türken nicht. Der Islam verhindert den Kulturfortschritt nicht; aber die Macht, die er dem einen über den andern erteilt, ist in unrechte, treulose Hände gekommen. Auch der Türke ist gut. Er war und ist noch bieder, treu, wahrheitsliebend und ehrlich. Und wenn er anders wäre, wer hätte ihn anders gemacht?«

Ich war ganz erstaunt, von diesem einfachen Mann, von einem Dorfschmied, solche Worte zu hören. Wo hatte er seine

Anschauungen hergenommen? Waren sie die Frucht eigenen Nachdenkens, oder hatte er zufälligerweise mit Männern verkehrt, die ihn zu sich emporgezogen hatten?

Ich zog es vor, mich einer Antwort zu enthalten, und so fuhr er fort:

»Der Türke hat dieses Land erobert. Ist das ein Grund, ihn aus demselben zu vertreiben? Antworte mir, Effendi!«

»Sprich weiter!«

»Haben nicht der Engländer, Deutsche, Russe, der Franzose und alle andern ihr Land ebenso erobert? War nicht noch vor kurzem Prussia so klein wie eine Streusandbüchse, und nun ist es so groß geworden, daß es Millionen von Menschen faßt? Wodurch ist es so groß geworden? Durch Schießpulver, durch das Bajonett und durch das Schwert, wohl auch durch die Feder des Diplomaten. Sie alle haben früher nicht die Länder gehabt, die sie jetzt besitzen. Was würde der Amerikaly sagen, wenn der Türke zu ihm käme und spräche: du mußt fort, denn dieses Land hat dem roten Volke gehört? Er würde den Türken auslachen. Warum also soll dieser vertrieben werden?«

»Der Nemtsche will ihn nicht vertreiben.«

»Ja, das habe ich gehört; aber der Nemtsche ist auch der Einzige, der Gerechtigkeit besitzt. In unserm Lande gab es ein Volk mit dem Katholizismus des Moskows. Dieses Volk war groß in Kenntnissen, aber noch größer in seinen Sünden. Da kam der Türke und züchtigte sie ganz wie Joschuah die Völker des Landes Kanaan züchtigte. Das war Gottes Wille. Aber mit ihm kamen die von ihm Besiegten: er war und blieb an Zahl der Kleinen im Lande. Er hatte gesiegt durch seine Tapferkeit, und nun wurde er nach und nach besiegt durch Schlaueit und Hinterlist. Blicke dich um! Zähle die Verbrechen, die man verübt; sammle die Verleumder, Betrüger und alle, die gegen das Gesetz handeln, aber zu schlau sind, um ergriffen zu werden; gehe in die dunklen Häuser, in denen es nach dem Laster stinkt – wer sind sie, und woher stammen sie, die du zu zählen hast? Wie viele wirkliche Türken wirst du unter ihnen finden? Geht nicht durch ganz Asia ein ungeheurer Diebstahl, ausgeführt von dem Ingiliz und von dem Moskow? Findest du nicht

ein immerwährendes Erdrücken, Ersticken und Abschlachten der Stämme, die zwischen diese beiden Riesen geraten? Das tun diese Christen; der Türke aber ist froh, wenn man ihn in Ruhe läßt!«

Er war von seinem Gegenstande so begeistert, daß er sogar die Pfeife hatte ausgehen lassen. Ich brannte ein Hölzchen an und reichte es ihm hin.

»Zieh!« sagte ich.

Er setzte den Tabak in Brand und meinte dann:

»Siehst du, daß ich sogar den Dschebeli vergesse; aber habe ich recht oder nicht?«

»Ich könnte dir in manchem widersprechen.«

»So tue es!«

»Wir haben nicht Zeit dazu.«

»So seid ihr Christen. Ihr verurteilt uns, ohne uns belehren zu wollen, und ebenso greift ihr zu, ohne zu fragen. Wer hat die besten Stellen des Landes? Wer besitzt den Einfluß? Wer bereichert sich fort und fort? Der Armenier, der Jude, der schlaue Grieche, der herzlose Engländer und der stolze Russe. Wer zehrt von unserem Fleisch? Wer saugt von dem Saft unseres Lebens, wer nagt an unsern Knochen? Wer schürt immer und immer den Mißmut, das Mißtrauen, die Unzufriedenheit, den Ungehorsam der Untertanen? Wer hetzt ohne Unterlaß einen gegen den andern? Einst waren wir gesund. Wer hat uns angesteckt? Wer hat uns krank gemacht?«

»Schimin, ich gebe dir in manchem recht; aber laß das Kind im Bade, wenn du das Wasser ausschüttest! Woher hast du diese Ansichten genommen?«

»Ich habe sie mir mit meinen Augen und Ohren geholt. Ich habe getan, wie man es in euren Ländern tut, wo der Handwerksgeselle hinausgeht in die Welt, um mehr zu lernen, als er daheim bei seinem Lehrherrn lernen konnte. Ich habe in Wien, in Budapest und in Belgrad gearbeitet. Da habe ich genug gesehen und gehört, um denken zu lernen. Kannst du mich widerlegen?«

»Ja, ich kann es. Du verwechselst Religion mit Politik. Du suchst die Ursachen eurer Krankheit außerhalb des Staatskör-

pers, in welchem der Krankheitskeim doch bereits von Anfang lag.«

»Kannst du mir das beweisen?«

»Ja.«

»So tue es! Doch halt!«

Es ließ sich von fern her der Schritt eines Pferdes vernehmen.

»Hörst du?« fragte er.

»Ja.«

»Vielleicht ist er es!«

»Sehr wahrscheinlich.«

»Das tut mir leid. Ich wollte dich erst sprechen hören.«

»Ich werde dir meine Beweise bringen, wenn wir mit ihm fertig sind.«

»Was aber tun wir jetzt?«

»Er darf mich zunächst nicht sehen, denn er kennt mich vielleicht. Du mußt versuchen, ihn in das Innere des Hauses zu bringen.«

»Das wird leicht sein, wenn er nur nicht vorüber reitet.«

»Das darf er auf keinen Fall. Es ist dunkel genug. Ich gehe auf der Mitte der Straße. Will er vorüber, so bemächtige ich mich seines Pferdes. Steigt er aber ab, so trete ich sofort hinter euch in das Haus.«

»Und wenn er es nicht ist?«

»So wird ihm nichts getan.«

Das Pferdegetrappel kam näher. Man hörte deutlich, daß es nur von einem einzelnen Tiere stammte. Ich huschte nach der Mitte des Weges, wo ich mich niederduckte.

Jetzt war der Reiter da. Er hielt grad in dem Lichtscheine, den das Herdfeuer der Schmiede herauswarf. Das Gesicht des Mannes konnte ich nicht genau erkennen.

»Bak, sawul – he, aufgepaßt!« rief er laut.

Und als sich nicht sofort jemand zeigte, wiederholte er seinen Ruf. Jetzt ließ sich der Schmied an der Türe sehen. Er fragte:

»Wer ist da?«

»Ich bin fremd. Wer wohnt hier?«

»Ich,« antwortete Schimin in nicht gerade geistreicher Weise.

»Wer bist du?«

»Ich bin der Besitzer dieses Hauses.«

»Das kann ich mir denken, Dummkopf! Ich will natürlich deinen Namen wissen.«

»Ich heiße Schimin.«

»Was bist du?«

»Schmied. Hast du keine Augen, dies an dem Feuer zu sehen, dessen Flamme dich beleuchtet?«

»Ich sehe nichts weiter, als daß du nicht nur ein Dummkopf, sondern auch ein Grobsack bist! Komm herbei! Ich habe dich um etwas zu fragen!«

»Bin ich etwa dein Sklave oder dein Diener, daß ich zu dir kommen soll? Wer mit mir sprechen will, der mag sich zu mir bemühen.«

»Ich bin zu Pferde!«

»So steige ab, und komm herein!«

»Das ist nicht nötig!«

»Ich habe den Schnupfen und den Husten. Soll ich mir deinetwegen eine Erkältung holen und dann krank sein, anstatt arbeiten zu können?« sagte Schimin und trat in die Türe zurück. Der Reiter stieß einige nicht höfliche Redensarten aus, trieb aber sein Pferd jetzt näher heran.

Bis jetzt wußte ich nicht, ob er der Erwartete sei. Nun aber, als er nahe an der Schmiede hielt, um abzusteigen, erkannte ich deutlich, daß das Pferd ein Falben war. Der Mann trug ein rotes Fez, einen grauen Mantel und hatte einen kleinen hellen Schnurrbart. Und als er jetzt abstieg, erblickte ich die roten türkischen Schuhe. Er war also der rechte Mann.

Er band sein Pferd an die Türe der Schmiede und trat dann in das Haus, in dessen Türöffnung er verschwand.

Ich schlich mich ihm nach. Der Schmied war in die größere Abteilung seines Hauses gegangen, wo seine Frau lag. Da der Fremde ihm dorthin gefolgt war, konnte ich eintreten und – versteckt von der aus Weiden geflochtenen Scheidewand – alles hören, was gesprochen wurde. Der Fremde stand mit dem

Rücken nach mir, der Schmied vor ihm, die Fackel in der Hand. Die Frau schien sich etwas erholt zu haben; sie hatte die Augen geöffnet und den Kopf in die Hand gestemmt und hörte dem Gespräche der beiden zu.

Der Schmied erhielt von dem Andern Vorwürfe, daß er sich so wenig freundlich benommen habe; das erbitterte ihn. Er ließ sich aus Ärger zur Unvorsichtigkeit verleiten und sagte:

»Ich bin nur gegen ehrliche Leute freundlich.«

»Meinst du etwa, daß ich nicht ehrlich bin?«

»Ja, das meine ich.«

»Du bist ein Grobian, wie es gar keinen größeren geben kann! Wie willst du wissen, ob ich ein ehrlicher Mann bin oder nicht? Kennst du mich etwa?«

»Ja, ich kenne dich.«

»Wo hast du mich gesehen?«

»Ich habe dich noch nicht gesehen, aber gehört habe ich von dir.«

»Wo und von wem?«

»Hier, von einem fremden Effendi, welcher ganz genau weiß, daß du ein Spitzbube bist.«

»Wann?«

»Heute, vor ganz kurzer Zeit.«

»Du lügst!«

»Ich lüge nicht, ich sage die Wahrheit. Ich kann es dir beweisen. Ich weiß nämlich ganz genau, was du bei mir erfahren willst.«

»Das kannst du unmöglich wissen!«

»Ich weiß es ganz gewiß!«

»So sage es!«

»Du willst dich nach Manach el Barscha und Barud el Amasat erkundigen.«

Der Andere machte eine Bewegung des Schreckens und fragte:

»Woher weißt du das?«

»Eben von jenem Effendi.«

»Wer ist er?«

»Das brauchst du nicht zu wissen. Wenn er will, so wirst du es erfahren.«

»Wo befindet er sich?«

»Das habe ich dir nicht zu sagen.«

»Meinst du? Wie nun, wenn ich dich zwingel!«

»Ich fürchte mich nicht.«

»Auch vor dem da nicht?«

Er zog ein Dolchmesser hervor und hielt es ihm entgegen.

»Nein, auch vor diesem Messer nicht. Ich bin nicht allein.«

Ich war an die Öffnung des Weidengeflechtes, welche als Türe diente, getreten. Bei den letzten Worten zeigte der Schmied auf mich. Der Fremde drehte sich um, erblickte mich und rief:

»Das ist des Teufels!«

Er sah höchst erschrocken aus, und auch ich war überrascht, denn ich erkannte in ihm jenen Menschen, der mich so eigentümlich beobachtet hatte, als ich mit dem ›Tanzenden‹ durch die Straßen von Edreneh gekommen war. Er hatte den Ausruf in walachischer Sprache getan. War er ein Walache? In so unbewachten Augenblicken pflegt der Bestürzte sich gewöhnlich seiner Muttersprache zu bedienen.

Ich mußte das, was der Schmied verdorben hatte, wieder gut zu machen suchen. Er hätte gar nicht verraten sollen, was er von ihm wußte. Er mußte dessen Fragen abwarten; dann erst war es Zeit, sich zu äußern.

»Das ist nur zu wahr,« antwortete ich auch rumänisch. »Du bist des Teufels!«

Er faßte sich, steckte das Messer, mit welchem er dem Schmiede gedroht hatte, wieder zu sich und sagte:

»Was willst du? Ich kenne dich nicht!«

»Das ist auch nicht notwendig. Die Hauptsache ist, daß ich dich kenne, mein Bursche!«

Er machte ein ganz erstauntes Gesicht, schüttelte den Kopf und meinte im Tone aufrichtigster Beteuerung:

»Ich kenne dich nicht! Gott ist mein Zeuge!«

»Lästere Gott nicht! Er ist Zeuge, daß du mich gesehen hast!«

»Wo denn?«

»In Edreneh.«

»Wann?«

»Pah! Kannst du türkisch sprechen?«

»Ja.«

»So laß dein Rumänisch jetzt. Dieser brave Schmied soll auch hören und verstehen, was wir reden. Du gestehst doch zu, daß du anwesend warst, als Barud el Amasat in Edreneh verurteilt wurde, weil er gegen das Gesetz gesündigt hatte?«

»Ich war nicht dabei, und ich weiß von nichts.«

Ich hatte ihn allerdings nicht unter den Zuschauern gesehen. Darum mußte ich seine Versicherung ohne Entgegnung hinnehmen. Doch fragte ich weiter:

»Du kennst aber Barud el Amasat?«

»Nein.«

»Auch nicht seinen Sohn Ali Manach?«

»Nein.«

»Warum erschrakst du so sehr, als du ihn als meinen Gefangenen erblicktest?«

»Ich habe weder dich, noch ihn gesehen.«

»Ah so! Du kennst wohl auch nicht den Handschia Doxati in Edreneh?«

»Nein.«

»Und bist auch nicht sofort, nachdem du mich und Ali Manach gesehen hattest, fortgeeilt, um deine und seine Verbündeten zu warnen?«

»Ich begreife nicht, wie du mir solche Fragen vorlegen kannst. Ich sage dir, daß ich von dem allem nicht das Geringste weiß!«

»Und ich sage dir, daß du von der Flucht des Gefangenen weißt, daß du schuld bist an dem Tode Ali Manachs, daß du aber nicht dafür kannst, daß die andere Kugel den Kawassen traf anstatt mich, und daß du dich jetzt auf dem Wege befindest, Manach el Barscha und Barud el Amasat zu warnen. Das alles weiß ich ganz genau.«

»Und dennoch irrst du dich. Du verkennst mich. Wo soll denn das, was du sprichst, geschehen sein? Wie ich aus deinen Reden vermute, in Edreneh?«

»Ja.«

»Und zwar vor kurzem? So wisse, daß ich seit mehr als einem Jahre nicht in Edreneh gewesen bin.«

»Du bist ein großer Lügner! Wo warst du in den letzten Tagen?«

»In Mandra.«

»Woher kommst du heute?«

»Aus Boldschibak, wo ich schon seit gestern früh gewesen bin.«

»In Mandra an der Maritza warst du? Hm, ja, an der Maritza bist du gewesen, aber eine bedeutende Strecke oberhalb Mandra, nämlich in Edreneh.«

»Soll ich schwören, daß du dich irrst?«

»Dein Schwur würde ein Meineid sein. Liegt Bu-kiöj etwa auf dem Wege von Mandra über Boldschibak nach hier?«

»Bu-kiöj? Das kenne ich nicht.«

»Du warst nicht dort?«

»Nein.«

»Du hast keinen der dortigen Einwohner nach drei Reitern gefragt, welche zwei Schimmel und einen Braunen ritten?«

»Nein.«

»Dieser Mann hat dich nicht zum Wächter gewiesen, der dich dann zum Kiaja führte?«

»Nein.«

»Wunderbar! Wir alle irren uns, nur du irrst dich nicht. Du mußt doch bedeutend klüger sein, als wir. Willst du mir vielleicht sagen, was du bist?«

»Ich bin Agent.«

»In welchem Fache?«

»Für alles.«

»Und wie heißt du?«

»Mein Name ist Pimosa.«

»Ein eigentümlicher Name. Ich habe ihn noch in keiner Sprache gefunden. Hast du ihn dir vielleicht ausgedacht?«

Da zogen sich seine Brauen drohend zusammen.

»Herr,« fragte er, »wer gibt dir das Recht, in dieser Weise mit mir zu sprechen?«

»Ich gebe es mir!«

Und der Schmied fügte hinzu:

»Das ist nämlich der Effendi, von dem ich vorhin gesprochen habe.«

»Ich merke es,« antwortete er. »Aber er mag ein Effendi aller Effendis sein, so erlaube ich ihm doch nicht, mich unhöflich zu behandeln! Ich kenne die Art und Weise, wie man Leute seines Schlages höflich macht, sehr genau.«

»Nun, wie fängt man das an?« fragte ich.

»So!«

Er legte die Hand an den Gürtel, in welchem seine Waffen steckten, und zog die Pistole halb heraus.

»Gut, das ist eine Sprache, vor deren Deutlichkeit ich allen Respekt habe. Ich werde also höflicher sein. Wirst du vielleicht die Freundlichkeit haben, mir zu sagen, wo du geboren bist?«

»Ich bin ein Serbe, aus Lopaticza am Ibar gebürtig.«

»Ich will so höflich sein, zu tun, als ob ich es glaube, halte dich aber im stillen für einen Walachen oder Rumänier, was ganz dasselbe ist. Wo willst du hin?«

»Nach Ismilan.«

»Wunderbar! Du bist ein so kluger Mann und machst einen so bedeutenden Umweg? Wie kommst du nach Koschikawak, wenn es deine Absicht war, von Mandra nach Ismilan zu reiten? Dein Weg hätte dich viel weiter südlich geführt.«

»Ich hatte eben an den Orten, die ich berührte, zu tun. Aber nun verbitte ich mir alles weitere. Bist du etwa ein Beamter der Polizei, daß du mich wie einen Verbrecher ausfragst?«

»Gut, ich will dir auch hierin deinen Willen tun. Sage mir nur noch, warum du hier abgestiegen bist!«

»Wollte ich etwa absteigen? Dieser Schmied hat mich dazu gezwungen, da er im Freien nicht antworten wollte.«

»Hast du ihm nun deine Fragen vorgelegt?«

»Nein.«

»So tue es jetzt, damit du erfährst, was du erfahren wolltest!«

Er wurde verlegen, aber nur ein wenig; er faßte sich schnell und antwortete:

»Dazu ist mir nun die Lust vergangen. Wenn man in dieser Weise behandelt wird, so wirft man sein Ungeziefer ab und geht.«

Er machte dabei die Pantomime des Auskämmens und schickte sich zum Gehen an.

»Nennst du etwa dies eine Höflichkeit?« lachte ich.

»Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil!«

Das war wieder walachisch. Er schien mir denn doch kein Serbe zu sein.

»Du scheinst die Anwendung von Sprichwörtern zu lieben,« bemerkte ich, indem ich mich ihm durch eine Wendung in den Weg stellte. »Das deinige enthält nicht viel Lebensklugheit. Besser klingt es: Mit dem Hute in der Hand kommt man durchs ganze Land. Ich habe mir vorgenommen, höflich gegen dich zu sein, und bitte dich also, noch ein wenig bei mir zu bleiben.«

»Bei dir? Wo ist das – bei dir? Wo wohnst du?«

»Hier.«

»Dieses Haus gehört dem Schmied. Er selbst hat dich ja einen fremden Effendi genannt.«

»Er hat gar nichts dagegen, wenn ich dich zum Bleiben einlade.«

»Was soll ich hier? Ich habe keine Zeit, ich muß fort.«

»Du sollst die andern Gäste erwarten, welche noch kommen werden. Sie wollen dich hier treffen.«

»Wer sind diese Leute?«

»Kawassen aus Edreneh.«

»Geh zum Teufel!«

»Fällt mir nicht ein! Ich bleibe bei dir. Dort ist Platz. Habe die Güte, dich niederzusetzen.«

»Bist du etwa verrückt? Packe dich auf die Seite!«

Er wollte an mir vorüber; ich aber ergriff ihn beim Arme und hielt ihn fest, doch ohne ihm wehe zu tun.

»Ich muß dich wirklich bitten, bei uns zu bleiben,« sagte ich dabei. »Die Kawassen, von denen ich vorhin sprach, möchten sehr gern mit dir reden.«

»Was habe ich mit ihnen zu schaffen?«

»Du mit ihnen allerdings nichts, aber sie mit dir.«

Da blitzte es zornig in seinen Augen.

»Tue die Hand von mir!« gebot er.

»Pah! Man wird dafür sorgen, daß du Manach el Barscha nicht mehr erreichst!«

Jetzt stand ich vor ihm und der Schmied, welcher den brennenden Span in das dazu bestimmte Loch gesteckt hatte, hinter ihm. Er merkte dieses letztere nicht. Er sah ein, daß er durchschaut sei; er erkannte aber auch die Notwendigkeit, seinen Weg fortzusetzen, und ich war überzeugt, daß er dies selbst mit Anwendung von Gewalt zu erzwingen suchen werde. Obgleich ich eine sehr gleichgültige Miene zeigte, behielt ich doch seine beiden Hände scharf im Auge. Er rief zornig:

»Ich kenne diesen Menschen nicht; aber ich will fort, und ich muß fort. Mache also Platz!«

Er machte eine Bewegung, um an mir vorbeizukommen; aber ich kam ihm zuvor. Ich blieb zwischen ihm und dem Ausgange.

»Verdammung euch!«

Er trat bei diesen Worten einen Schritt zurück. Das Messer blitzte in seiner Hand; er wollte auf mich stoßen, aber der Schmied hatte seinen Arm sehr schnell von hinten ergriffen.

»Hund!« brüllte er, sich jetzt zu diesem wendend.

Dadurch bekam er mich in den Rücken. Ich legte ihm rasch beide Arme um die seinigen und preßte sie so fest an seinen Leib, daß er sie nicht zu rühren vermochte.

»Einen Strick, Riemen oder eine Schnur!« rief ich dem Schmiede zu.

»Das soll euch nicht gelingen!« knirschte der sogenannte Agent.

Er strengte alle seine Kräfte an, loszukommen; vergebens. Er schlug mit den Füßen hinten aus, doch dauerte das gar nicht lange, da der Schmied sich beeilte, meinem Gebot nachzukommen, und rasch das Verlangte herbeibrachte. Nach wenigen Augenblicken lag der Mann gefesselt an der Erde.

»So!« sagte Schimin im Tone der innigsten Befriedigung.

»So soll es auch deinen Verbündeten gehen, welche mich und mein Weib ebenso gefesselt hatten.«

»Ich habe keine Verbündeten!« schnaufte der Gefangene.

»Das wissen wir besser!«

»Ich verlange, sofort freigelassen zu werden!«

»Das eilt nicht!«

»Ihr verkennt mich! Ich bin ein ehrlicher Mann!«

»Beweise es!«

»So erkundigt euch!«

»Wo könnte man das tun?«

»Geht nach Dschnibaschlü.«

»Ah, das wäre ja gar nicht weit! Aber zu wem?«

»Zum Färber Boschak.«

»Den kenne ich allerdings.«

»Und er kennt mich. Er wird euch sagen, daß ich nicht derjenige bin, für den ihr mich haltet.«

Der Schmied sah mich fragend an. Ich antwortete:

»So eilig haben wir es nicht. Zunächst wollen wir einmal sehen, was sich in seinen Taschen befindet.«

Wir suchten nach, wobei es allerdings ohne grimmige Reiden von seiten des Gefesselten nicht abging. Wir fanden eine nicht unbeträchtliche Geldsumme und mehrere Kleinigkeiten, wie man sie bei sich zu tragen pflegt, und steckten dies wieder in die Taschen. Der Schmied, der ein weiches Gemüt besaß, fragte:

»Solltest du dich nicht geirrt haben, Effendi?«

»Nein; ich bin meiner Sache gewiß. Auch wenn wir nichts finden, halten wir ihn fest. Zunächst werden wir auch sein Pferd untersuchen.«

Die Frau hatte sich bisher ruhig verhalten. Jetzt, als sie sah, daß wir hinausgehen wollten, fragte sie:

»Soll ich ihn bewachen?«

»Ja,« antwortete ihr Mann.

Da erhob sie sich von ihrem Lager, zündete einige Späne an und sagte:

»Geht getrost hinaus! Wenn er nur versucht, sich zu rühren,

dann brenne ich ihn an. Ich will nicht umsonst da unten in dem Loch gesteckt haben!«

»Ein tapferes Weibchen!« schmunzelte der Schmied. »Nicht wahr, Effendi?«

Das Pferd stand noch angebunden an der Türe der Schmiede. Die Satteltaschen enthielten einen kleinen Mundvorrat, sonst aber fanden wir nichts.

»Was wirst du nun befehlen?« erkundigte sich Schimin.

»Zunächst bringen wir das Pferd dahin, wo sich auch das meinige befindet.«

»Und dann?«

»Dann stecken wir den Gefangenen in dasselbe Loch, in welchem du mit deiner Frau gesteckt hast.«

»Und dann?«

»Nun, dann warten wir, bis meine Leute kommen.«

»Was wird hierauf mit dem Gefangenen geschehen?«

»Ich lasse ihn nach Edreneh zurückschaffen.«

Als wir das Pferd versorgt hatten und dann die Frau des Schmiedes erfuhr, was mit dem Agenten geschehen sollte, zeigte sie sich sehr befriedigt darüber. Sie half sogar mit, und so wurde der Gefangene trotz seiner Gegenwehr, welche allerdings meist nur in Schimpfreden und Drohungen bestand, in Sicherheit gebracht. Dann ließ die gute Frau es sich nicht nehmen, trotz der späten Stunde noch fortzugehen, um ein frugales Abendbrot zu stande zu bringen.

Wir beide setzten uns indessen wieder vor die Türe, wobei der Schmied eine zweite Pfeife rauchte.

»Ein seltenes Abenteuer!« sagte er. »Ich bin noch nie in meinem Keller gefangen gewesen und habe auch keinen anderen Gefangenen unten gehabt. Es war Allahs Wille!«

Die Zeit verfloß während unserer Unterhaltung. Das Essen ging auch vorüber, und ich wartete noch immer vergebens auf Halef und die anderen. Die Frau legte sich wieder nieder; wir beide blieben vor der Türe sitzen; die Mitternacht kam, noch eine Stunde verrann, aber wir warteten vergebens.

»Sie werden unterwegs eine Herberge gefunden haben,«

versuchte Schimin das Ausbleiben der Erwarteten zu erklären.

»Nein; sie haben die Weisung, hier vorüber zu kommen. Sie sind durch irgend ein unvorhergesehenes Ereignis abgehalten worden; übernachteten aber werden sie nicht, bevor sie nicht hier angekommen sind.«

»Oder sie haben den Weg verfehlt.«

»Das traue ich ihnen, besonders aber meinem Hadschi Haleb Omar, doch nicht zu.«

»Nun, so müssen wir warten. Jedenfalls wird uns dies nicht so schwer wie dem Mann da unten im Keller. Wie wird er sich die Zeit vertreiben?«

»Ganz so, wie du sie dir vertrieben hast, als du vorher auch unten stecktest.«

»Du glaubst also nicht, daß es ein Serbe ist?«

»Nein, er lügt.«

»Und daß er Pimosa heißt?«

»Auch das bezweifle ich.«

»Kannst dich aber dennoch irren!«

»Pah! Er zog das Messer – er hätte wirklich gestochen. Warum hat er nicht verlangt, zum Kiaja geführt zu werden? Das hätte ein jeder verlangt, der ein gutes Gewissen besitzt. Also, wie ich hörte, kennst du den Färber, von welchem er sprach?«

»Ich kenne ihn.«

»Was für ein Mann ist er?«

»Ein dicker, runder Faulpelz.«

Das war eine eigentümliche Antwort. Der Färber war Boschak genannt worden, und boschak heißt auch träge, faul. Ich erkundigte mich weiter:

»Ist er wohlhabend?«

»Nein, eben weil er faul ist. Er ist übrigens nicht nur Färber, sondern auch Bäcker.«

»Ist er als Bäcker fleißiger?«

»Nein. Sein Haus fällt beinahe um, weil er zu träge ist, etwas auszubessern. Seine Frau hat den Backofen gebaut; sie hat den Backtrog zusammengenagelt, und sie schafft auch das Backwerk zu den Kunden.«

»So bäckt sie wohl auch selbst?«

»Ja, das tut sie.«

»Und färbt auch selber?«

»Allerdings.«

»Was tut denn der Mann?«

»Er ißt, trinkt, raucht und hält seinen Kef.«

»Dann ist es kein Wunder, daß er arm bleibt. Nicht wahr, er wohnt in Dschnibaschlü?«

»Ja, Effendi.«

»Ein Dorf?«

»Ein ziemlich großes Dorf.«

»Wie weit von hier?«

»Man muß zwei Stunden gehen. Sobald man durch unser Koschikawak gegangen ist, geht man auf der Brücke über den Fluß. Von da führt der Weg grad südwärts nach Dschnibaschlü.«

»Steht dieser Bäcker und Färber vielleicht sonst noch in einem schlechten Ruf?«

»Hm! Ich weiß es nicht.«

»Sprich deutlicher!«

»Es sind ihm vor einigen Jahren die Ohren aufgeschnitten worden.«

»Weshalb?«

»Du weißt nicht, wen diese Strafe trifft?«

»Er hat wohl das Backwerk zu klein gefertigt?«

»O nein, sondern zu groß. Ein Bäcker, welcher zu klein bäckt, der wird mit dem Ohre an seine Türe oder an seinen Läden genagelt; aber aufgeschlitzt wird das Ohr nicht.«

»Aber wenn er so arm ist, wundert es mich, daß er zu groß gebacken hat.«

»O, er hat trotzdem nicht zu viel Mehl genommen! Sein Gebäck ging über die Grenze. Da fand man, daß es sehr schwer sei. Man öffnete die Brötchen, und da zeigte es sich, daß sie allerlei enthielten, was an der Grenze versteuert werden muß.«

»Ah so! Also er ist ein Schmuggler?«

»Wie es scheint. Wenigstens war er es.«

»Hm! So möchte ich doch einmal mit ihm sprechen.«

»Warum? Ich denke, du willst sofort weiter reiten, sobald deine Gefährten angekommen sind?«

»Allerdings wollte ich das. Aber unser Gefangener hat sich auf den Bäcker berufen; da scheint es mir möglich, daß ich bei diesem Mann etwas erfahren kann, was mir von Vorteil ist.«

»So müßtest du warten bis morgen früh.«

»Allerdings. Die Meinigen könnten indessen voranreiten; ich würde sie bald wieder einholen.«

»Warum wartest du hier auf sie? Du könntest doch drin im Hause recht gut schlafen!«

»So würden sie hier vorüberreiten, ohne anzuhalten, da sie nicht wissen, daß ich mich hier befinde.«

»Ich wache, Effendi.«

»Das kann ich nicht verlangen.«

»Warum nicht? Hast du nicht mich und mein Weib aus dem Loch geholt. Wir wären ohne dich entweder verschmachtet oder erstickt. Und ich soll nicht einige Stunden für dich wachen können? Du mußt morgen reiten, kannst da also nicht schlafen; ich aber kann die versäumte Ruhe wieder nachholen.«

Ich konnte ihm nicht unrecht geben, und da er in mich drang, so erfüllte ich seinen Wunsch. Seine Frau bereitete mir ein Lager, und nachdem er mir versprochen hatte, daß er draußen das Herdfeuer nicht verlöschen lassen werde, legte ich mich nieder.

Zweites Kapitel *Unter Paschern*

Als ich erwachte, war es noch dunkel um mich; dennoch fühlte ich, daß ich vollständig ausgeschlafen hatte. Das Rätsel löste sich indes, als ich aufstand und nun bemerkte, daß sämtliche Fensterluken durch die Läden noch verschlossen waren.

Ich stieß einen derselben auf und sah nun, daß die Sonne bereits ziemlich hoch stand. Es mochte nach westlicher Zeit zwischen acht und neun Uhr sein.

Draußen ließ sich ein fleißiges Hämmern und Feilen vernehmen. Ich ging hinaus. Der Schmied stand bei der Arbeit, und seine Frau zog den Blasebalg.

»Guten Morgen!« rief er mir lachend entgegen. »Du hast sehr gut geschlafen, Effendi.«

»Leider! Du aber auch!«

»Ich? Wieso?«

»Ich sehe meine Gefährten nicht.«

»Ich habe sie auch nicht gesehen.«

»Sie sind vorüber!«

»Wann?«

»Während der Nacht.«

»O, du denkst, daß ich geschlafen habe?«

»Ich ahne es.«

»Nicht ein Auge habe ich zugetan! Frage meine Frau. Als du schliefst, kam sie zu mir ins Freie. Wir haben nebeneinander gegessen und vergebens nach den Erwarteten geschaut.«

»Und das Feuer hat stets gebrannt?«

»Bis jetzt. Effendi, ich sage dir die Wahrheit.«

»Das macht mich um die Gefährten besorgt. Ich werde ihnen entgegenreiten.«

»Ich denke doch, daß du nach Dschnibaschlü reiten willst?«

»Ich wollte; aber — — —«

»Habe keine Sorge, Effendi! Sie werden kommen. Sie sind so klug gewesen, während der Nacht nicht durch eine unbekannte Gegend zu reiten.«

»Nein, das ist es nicht, was ihre Ankunft verzögert. Entweder sind sie auf ein unvorhergesehenes Hindernis getroffen, oder sie haben den Weg verfehlt.«

»Nun, in beiden Fällen ist es besser, daß du nach Dschnibaschlü reitest. Sie werden das Hindernis beseitigen und bald kommen. Und befinden sie sich auf falschem Wege, so werden sie den richtigen finden. Welche Orte sollten sie berühren?«

»Ich habe ihnen befohlen, von Dere-Kiöj nach Mastanly zu reiten.«

»Dann müssen sie auf alle Fälle hier vorüberkommen. Soll

ihnen jemand entgegengehen, so will ich es tun. Ich nehme das Pferd unseres Gefangenen.«

»Das läßt sich hören! Aber – hast du bereits mit ihm gesprochen?«

»Ich habe nach ihm gesehen.«

»Was sagte er?«

»Er schimpft erbärmlich. Er verlangt, sofort freigelassen zu werden, und als ich sagte, daß ich ihm die Freiheit nicht geben könne, verlangte er, mit dir zu reden.«

»Diesen Wunsch werde ich ihm gern erfüllen.«

»Tue es nicht, Effendi!«

»Warum nicht?«

»Er ist hinterlistig. Er will sich befreien – entweder durch Gewalt oder, wenn dies nicht möglich sein sollte, durch List.«

»Ich fürchte weder seine Körperkraft, noch seine Verschlagenheit. Er steckt unten in der Grube und ist gebunden. Was will er mir tun? Er kann nicht die Hand nach mir ausstrecken.«

»Aber er wird dich überreden!«

»Das wird er nicht. Ich gehöre nicht zu den leichtgläubigen Leuten und bin nicht der Mann, welcher jetzt so denkt und in fünf Minuten ganz anders. Übrigens wirst du ja dabei sein. Komm!«

Wir standen eben im Begriff, die den Keller verschließende Tür zu öffnen, als die Frau des Schmiedes hinzutrat, mich geheimnisvoll am Arme berührte und dabei leise sagte:

»Ich habe es gefunden, ich habe es gefunden!«

»Was?« fragte ich, indem ich die Hand von der Türe ließ.

»Sein Gesicht, seine Narbe.«

»Du meinst wohl das Gesicht und die Narbe des Gefangenen?«

»Ja, Effendi; ich hatte beides vergessen.«

»So hast du ihn wohl bereits einmal gesehen?«

»Ja. Aber es war mir wieder entfallen. Ich habe während der ganzen Nacht darüber nachgedacht. Ich marterte mein Hirn, ohne mich besinnen zu können. Nun aber ist es mir ganz plötzlich eingefallen.«

»Komm in die andere Stube! Er könnte uns hören,« sagte ich.

Beide folgten mir in die Wohnstube, und dort sagte der Schmied im Tone der Verwunderung zu seinem Weib:

»Du hast ihn gesehen? Du hattest es vergessen, und du hast während der ganzen Nacht neben mir gesessen und darüber nachgedacht? Warum hast du mir nichts davon gesagt?«

»Ich wollte mich nicht irre machen. Hätte ich davon gesprochen, so wäre es mir gar nicht eingefallen; das dachte ich.«

»Du magst recht haben,« sagte ich. »Gut, daß du dich nun besonnen hast. Also, wo hast du ihn gesehen?«

»In Topoklu.«

»Wann?«

»Im letzten Frühjahre; bei meiner Freundin.«

»Als du in Topoklu zum Besuche warst?« fragte ihr Mann erstaunt.

»Ja, damals.«

»Was tat er denn bei deiner Freundin?«

»Er kaufte Schießpulver und Zündhütchen.«

Und zu mir gewendet fuhr sie fort:

»Du mußt nämlich wissen, daß der Mann meiner Freundin einen Kramladen besitzt und allerlei verkauft, was man für den Augenblick nötig hat. Ich war eingeladen worden, weil sie krank war und niemand hatte, der sie pflegen sollte. Ich saß bei ihr, und da trat jemand in den Laden und verlangte Munition. Er wollte sie sogleich probieren. Da bat ihn der Krämer, dies nicht zu tun, da seine Frau krank sei und das Schießen nicht vertragen könne; aber der Mann lud dennoch sein Pistol und schoß mit der Kugel nach dem Pferdekopf des gegenüberliegenden Hauses.«

Der Bulgare liebt es nämlich, über seine Türe oder an den Firstenden, also an den Giebelwinkeln seines Hauses Pferdeköpfe oder auch die Köpfe anderer größerer Tiere, wie Rinder-, Maultier- und Mauleselsköpfe, anzubringen.

Die Frau fuhr fort:

»Meine Freundin schrie bei dem Schuß vor Schreck laut auf. Er lachte und schoß noch mehrere Male. Und als der Krämer

es ihm nun streng verbot, drohte er, auf ihn selbst zu schießen. Endlich bezahlte er und ging. Vorher aber sagte er, daß er eigentlich gar nicht zu bezahlen brauche, da er zu den Verschwörern gehöre.«

»Was für Leute sind das?« fragte ich.

»Das weißt du nicht?« meinte der Schmied.

»Ich habe es noch nie gehört.«

»Ein Verschwörer ist ein Mann, der dem Großherrs nicht gehorchen, sondern ein bulgarisches Reich mit einem eigenen, unabhängigen König haben will.«

»Darf es denn jemand wagen, sich öffentlich zu diesen Verschwörern zu bekennen?«

»Warum nicht? Der Großherr wohnt in Istambul, und je weiter du dich von dieser Stadt entfernst, desto geringer wird seine Macht. Und sieht so ein Mann sich in Gefahr, so geht er in die Berge. – Erzähle weiter, Frau!«

»Ich hatte durch die Ritzen der Rutenwand geblickt,« fuhr sie fort, »und den Menschen gesehen. Er trug ein großes Wundpflaster über der rechten Wange, und als wir dann den Krämer fragten, wer der Fremde sei, sagte er uns, daß dieser in den Bund der Unzufriedenheit gehöre und in dem Dorfe Palatza wohne. Er heiße Mosklan und sei eigentlich Roßkamm, habe aber dieses Geschäft aufgegeben, um seine ganze Zeit dem Geheimbunde widmen zu können. Doch bat uns der Krämer, keinem Menschen etwas davon zu sagen. Wir hörten noch, daß dieser Roßtäuscher selten zu Hause sei und sich stets unterwegs befinde.«

»Und du glaubst, ihn in unserem Gefangenen wiedererkannt zu haben?«

»Ja. Er trägt das Pflaster nicht mehr; das machte mich irre. Ich fühlte, daß ich ihn irgendwo gesehen habe, doch konnte ich mich nicht besinnen. Aber da fiel mir jetzt doch die Narbe ein, welche er über der rechten Wange hat, und nun weiß ich es genau, daß er es ist.«

»Wirst du dich nicht irren?«

»O nein. Ich kann es beschwören, daß er es ist.«

»Und er hat sich Pimosa genannt und gesagt, er sei ein Serbe, ein Agent aus Lopaticza am Ibar.«

»Das ist eine Lüge.«

»Ich habe es ihm ja auch gar nicht geglaubt. Er sprach walachisch, und zwar spricht er diese Sprache, wie mir scheint, genau so, wie ich sie in der Gegend von Slatina gehört habe.«

»Slatina? Ja, ja!« nickte die Frau mit Eifer. »Der Krämer schien ihn besser zu kennen, als er uns merken lassen wollte. Er war zornig auf ihn und nannte ihn einen Walachen, einen Giaur, einen russialy Katolik, einen Ketzer aus Slatina.«

»Daraus ist allerdings zu schließen, daß er ihn sehr genau kennt und daß er auch weiß, daß der Mann aus Slatina ist.«

»Und jetzt fällt mir auch ein, daß er ihn in seinem Zorne einen Fußboten der Aufwiegler und einen Reitboten der Revolutionärs schimpfte.«

»Das ist höchst interessant! Vielleicht ist bei dem dicken Bäcker in Dschnibaschlü noch mehr zu erfahren.«

»Willst du wirklich hin, Effendi?«

»Ja; jetzt ganz gewiß.«

»Und soll der Gefangene es erfahren?«

»Allerdings; er selbst hat mich ja dazu aufgefordert.«

»Wirst du ihm auch sagen, daß du erfahren hast, wer er eigentlich ist?«

»Nein. Das wäre eine Unvorsichtigkeit, deren ich mich nicht schuldig machen will. Habt ihr für jetzt vielleicht noch etwas zu bemerken?«

»Nein,« sagte die Frau. »Ich habe alles gesagt, was ich weiß. Aber erlaube, daß ich dich um etwas frage, was mir Sorge macht!«

»Frage nur immer zu! Vielleicht ist deine Sorge grundlos.«

»O nein! Wenn dieser Mann zu den Unzufriedenen gehört, so befinden wir uns in Gefahr. Wir haben ihn gefangen genommen, und er wird sich rächen oder von seinen Mitverschworenen gerächt werden.«

»Das ist allerdings ein Gedanke, den ihr nicht von euch weisen könnt; aber vielleicht läßt sich dieser Angelegenheit ein solcher Ausgang geben, daß ihr nichts zu befürchten braucht.

Seine Verbündeten haben euch mißhandelt, und ihr habt also alle Veranlassung gehabt, euer Verhalten danach einzurichten. Vor allen Dingen will ich jetzt noch einmal mit ihm reden, da er dies verlangt hat.«

Wir brannten einen Span an, öffneten den Keller, legten die Leiter an, und dann stieg ich hinab. Der Gefangene lag auf dem Kohlenhaufen und empfing mich mit Schimpfworten.

»Glaubst du, in dieser Weise deine Lage zu verbessern?« fragte ich ihn.

»Laß mich los!« antwortete er. »Gib mich frei! Du hast kein Recht, mich hier festzuhalten.«

»Bis jetzt aber bin ich überzeugt, dieses Recht zu haben!«

»Hat dich der Färber Boschak nicht eines Besseren belehrt?«

»Ich war noch nicht bei ihm.«

»Warum nicht? Warum zauderst du? Es muß jetzt weit über Mittag sein. Du hast längst Zeit gehabt, nach Dschnibaschlü zu gehen.«

»Du irrst. Es ist noch nicht so weit, wie du denkst. Aber ich werde mich sogleich aufmachen. Also du behauptest, daß er dich kennt?«

»Ja. Frage nur nach dem Agenten Pimosa.«

»Weiß er, daß du jetzt nicht in Edreneh gewesen bist?«

»Ja. Er wird, wenn du ihn fragst, bezeugen, daß ich während der letzten Tage in Mandra und Boldschibak gewesen bin.«

»Wie will er das wissen?«

Er zögerte, zu antworten, und sagte erst nach einer Pause:

»Das wirst du von ihm selbst hören.«

»Ich möchte es aber noch lieber gleich jetzt von dir erfahren.«

»Wozu denn?«

»Es ist das die beste Weise, mein Mißtrauen zu bekämpfen.«

»Das sehe ich nicht ein!«

»Muß ich dir vielleicht vorher eine Erklärung geben? Du schweigst, weil du verhüten willst, daß seine Aussage der dei-

nigen widerspricht. Also sage mir, ob er vielleicht mit dir an jenen beiden Orten gewesen ist.«

»Das habe ich nicht nötig. Gehe hin, und frage ihn selbst!«

»Es scheint, daß du dir deine Lage nicht verbessern willst. Was habe ich denn eigentlich für eine Ursache, zu diesem Boshak zu gehen? Gar keine!«

»Ich verlange es aber, damit du meine Unschuld erkennst.«

»Wärest du schuldlos, so würdest du selbst mir die geforderte Auskunft erteilen.«

»Du sollst ihm sagen, daß ich mich hier befinde.«

»Damit er dich aus diesem Keller holt? Glaubst du, daß meine Dummheit größer als deine Klugheit sei? Um aber alle Vorwürfe zu vermeiden, werde ich zu dem Färber gehen. Vielleicht erfahre ich bei ihm ganz das Gegenteil von dem, was er nach deinem Wunsche mir sagen soll. Hast du Hunger?«

»Nein.«

»Oder willst du trinken?«

»Nein. Noch lieber will ich verschmachten als von solchen Menschen, wie ihr seid, einen Tropfen Wasser annehmen!«

»Ganz nach deinem Belieben!«

Ich machte Anstalt, wieder emporzusteigen; da sagte er in barschem Tone:

»Ich verlange, daß ihr mir die Fesseln abnehmt!«

»Von Menschen, welche nicht wert sind, dir einen Tropfen Wasser anzubieten, kannst du das doch nicht verlangen.«

»Sie tun mir weh!«

»Das schadet nichts! Der Durst tut auch weh, und dennoch willst du ihn ertragen, um nur von uns nichts empfangen zu müssen. Übrigens weiß ich sehr genau, daß dir die Fesseln keine Schmerzen verursachen. Der Prophet sagt: Wenn du in Leiden fällst, so bedenke, daß es meist nicht Allahs Wille, sondern nur der deinige gewesen ist. Denke an dieses Wort, bis ich zurückkehre!«

Er zog es vor, sich nun in Schweigen zu hüllen.

Der Schmied hatte die Zeit dazu benutzt, mir mein Pferd vorzuführen. Er brachte zugleich dasjenige des Gefangenen mit.

»Willst du wirklich den Meinigen entgegen reiten?« fragte ich.

»Wenn du es erlaubst, Effendi, ja!«

»Meinest du, daß deine Gegenwart hier nicht nötig sein werde?«

»Meine Frau ist da. Sie wird den Gefangenen bewachen.«

»Man weiß nicht, was sich während unserer Abwesenheit ereignen kann!«

»Was soll sich ereignen? Ich halte es für notwendig, daß deine Leute erfahren, wo du dich befindest, und daß du auf sie wartest. Ich reite nur bis Dere-Kiöj: finde ich sie da nicht, so kehre ich zurück!«

»Ihr könnt euch umreiten.«

»Meine Frau wird dafür sorgen, daß sie hier nicht vorüberkommen, ohne einzukehren.«

»Nun, wie du willst! Auch hat sie vor allem dafür zu sorgen, daß kein Mensch erfährt, wir hätten einen Mann im Keller.«

Die Frau hatte bei uns gestanden und alles gehört.

»Effendi, reite ohne Sorge nach Dschnibaschlü,« sagte sie. »Es wird alles so sein, als ob du selbst dich hier befändest.«

Auf diese Versicherung hin bestieg ich das Pferd. Es kam mir der Gedanke, die Gewehre zurück zu lassen, um leichter zu sein; doch waren sie mir zu wertvoll, als daß ich sie hätte in Gefahr bringen mögen. Es gab in diesem Hause keinen Ort, der ein sicheres Versteck bieten konnte. Also nahm ich sie mit.

Das Dorf lag nicht weit von der Schmiede. Es war nicht groß, ich kam also schnell hindurch. Dann ging's über die Brücke und linksum nach Südost, nicht, wie der Schmied gesagt hatte, nach Süden zu.

Ich passierte einige Maisfelder, dann Weideland und kam nun an unbebautes Land. Einen eigentlichen Weg gab es nicht. Jeder läuft, fährt oder reitet hier, wie es ihm beliebt. Darum wunderte ich mich nicht, als ich zu meiner Rechten, in ziemlicher Entfernung von mir, einen Reiter auftauchen sah, welcher dieselbe Richtung zu verfolgen schien. Auch er bemerkte mich und hielt nun nach mir herüber.

Als er näher herangekommen war, beobachtete er mich und

schien nicht ins klare kommen zu können; dann faßte er einen schnellen Entschluß und kam im Trabe ganz heran.

»Ssabahhak bilcheer – guten Morgen!« grüßte er mich, zu meinem Erstaunen in schönstem Arabisch.

»Allah jußabbihak bilcheer – Gott gebe dir einen guten Morgen!« antwortete ich in freundlicher Weise.

Der Reiter gefiel mir nämlich. Er gehörte jedenfalls nicht zu den reichen Leuten. Sein Pferd war keine zweihundert und fünfzig Mark wert, und er trug eine fast ärmliche Kleidung; aber diese Kleidung zeugte von einer hier in dieser Gegend ungewöhnlichen Sauberkeit, und das Pferd war, wenn auch nicht üppig genährt, doch sehr gut gehalten. Der Striegel und die Kardätsche mußten wohl den Mangel von Haferüberfluß ersetzen. Dies macht auf den Pferdefreund stets einen guten Eindruck. Übrigens war der junge Mann sehr schön gewachsen, und sein von einem wohlgepflegten Schnurrbart geziertes Gesicht hatte einen so offenen, ehrlichen Ausdruck, daß ich mich keineswegs darüber ärgerte, den Gang meiner Gedanken durch ihn unterbrochen zu sehen.

»Sie sprechen arabisch?« fuhr er fort, indem er durch ein befriedigtes Nicken zu erkennen gab, daß er sich freue, mich richtig beurteilt zu haben.

»Gewiß, sehr gern sogar.«

»Wollen Sie die Güte haben, mir zu sagen, woher Sie kommen?«

»Von Koschikawak.«

»Ich danke schön!«

»Wollen Sie vielleicht mit mir kommen?«

»Ich werde Ihnen dafür sehr verbunden sein!«

Das war eine recht herzegewinnende Höflichkeit. Ich fragte ihn nun, wie er auf den Gedanken gekommen sei, mich arabisch anzureden. Er deutete, indem seine Augen blitzten, auf mein Pferd und antwortete:

»So einen Nedschi kann nur ein Araber reiten. Das ist ein echter Wüstenhengst! Bei Allah! Rote Nüstern! So ist die Mutter wohl gar eine Kohelistute gewesen?«

»Sie haben ein gutes Auge. Der Stammbaum weist allerdings nach, daß Sie recht haben.«

»Sie glücklicher und Sie reicher Mann! Die Hufe und die Fesseln zeigen, daß dieses Pferd nicht in der Sand-, sondern in der Steinwüste geboren wurde.«

»Auch das ist richtig. Ist die hiesige Gegend Ihre Heimat?«

»Ja.«

»Wie kommen Sie da zu diesem Scharfblick für arabische Pferde?«

»Ich bin Hadschi. Nachdem ich in Mekka meine Gebete absolviert hatte, ging ich nach Taïf, wo ich in die Reiterei des Großscherifs von Mekka trat.«

Ich kannte diese Elite-Kavallerie und wußte, wie gut sie beritten war. Der Großscherif besitzt einen wahrhaft glänzenden Marstall. Kein Wunder also, daß dieser junge Mann seinen Blick hatte üben können.

Es war mir interessant, einen ehemaligen Kavalleristen des Großscherifs von Mekka vor mir zu sehen.

»Warum blieben Sie nicht dort?« fragte ich ihn.

Er errötete, blickte vor sich nieder, richtete dann die Augen voll und aufrichtig auf mich und sagte das eine Wort:

»Mahabbe – die Liebe!«

»Welak – oh wehe!«

»Na'm; hakassa – ja, ja, so ist es!«

Ich hatte mein Wehe in scherzhaftem Tone gesprochen; er aber machte ein sehr ernsthaftes Gesicht und blickte so nachdenklich vor sich hin, daß ich sehr leicht erraten konnte, wie es stand. Natürlich aber fiel es mir nicht ein, ihn über diese äußerst zarte Angelegenheit mit Fragen zu behelligen. Ich lenkte vielmehr um und sagte:

»In Beziehung auf das Pferd haben Sie ganz richtig geurteilt; aber Ihre Ansicht über den Reiter ist eine irrige.«

»Wie? Sie sind doch jedenfalls Beduine?«

»Sitze ich wie ein Bedawi zu Pferde?«

»Allerdings nicht. Das fiel mir sogleich auf, als ich Sie bemerkte.«

»Und Sie wunderten sich?«

»Ja.«

»Sie sind aufrichtig!«

»Soll ich es nicht sein?«

»In Allahs Namen! Sprechen Sie nur freimütig!«

»Ich konnte nicht begreifen, daß der Besitzer eines seltenen Pferdes so schlecht reitet.«

»Das geht so in der Welt!«

Er warf einen besorgten Blick zu mir herüber und fragte:

»Sie haben mir das übel genommen?«

»O nein!«

»O doch!«

»Machen Sie sich keine Sorge! Was Sie sagten, das hat mir schon mancher andere auch gesagt, ohne daß ich es übel nahm.«

»Warum geben Sie sich nicht Mühe, das Reiten zu lernen?«

»O ich habe mir viel Mühe gegeben, sehr viel!«

»Jumkin – wahrscheinlich!« lächelte er ungläubig.

»Sie zweifeln daran?«

»Ja.«

»Nun, ich will Ihnen sagen, daß ich jahrelang den Sattel nur verlassen habe, um zu schlafen.«

»Allah akbar – Gott ist groß! Er schafft die Menschen und beschenkt einen jeden mit einer besonderen Gabe, aber auch mit einem besonderen Mangel. Ich habe einen kennen gelernt, dem es unmöglich war, zu pfeifen. Er gab sich alle Mühe, brachte es aber nicht fertig. Andere pfeifen schon, wenn sie noch in der Wiege hängen. Ihnen geht es mit dem Reiten grad so, wie jenem mit dem Pfeifen. Dafür aber wird Allah Ihnen ein anderes Talent verliehen haben.«

»Das ist richtig.«

»Darf ich erfahren, welches Talent es ist?«

»Ja gewiß: das Trinken.«

»Das Trinken?« fragte er verblüfft.

»Ja. Ich habe bereits getrunken, als ich noch in der Wiege hing.«

»Spaßvogel!«

»Wollen Sie auch das nicht glauben?«

»O, sehr gern. Dieses Talent haben wir alle wohl so früh schon besessen. Nur ist das kein Grund, um stolz darauf zu sein. Das Reiten fällt schon ein wenig schwerer.«

»Das merke ich!«

Es war fast der Ausdruck des Mitleides, mit welchem er mich anblickte. Dann meinte er:

»Ist denn Ihr Rückgrat gesund?«

»Ja.«

»Und Ihre Brust auch?«

»Sehr.«

»Warum machen Sie das erstere so krumm, und warum drücken Sie letztere so hinein?«

»Ich habe es von tausend anderen so gesehen.«

»Das sind sehr schlechte Reiter gewesen.«

»Sogar sehr gute! Ein Reiter, welcher sein Pferd lieb hat, der schont es; er sucht es also so viel wie möglich zu entlasten. Wie das zu machen ist, davon hat weder der Türke, noch der Araber eine Ahnung.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Ich glaube Ihnen.«

»Aber sind Sie kein Araber?«

»Nein.«

»Was sonst?«

»Ein Nemtsche.«

Da nickte er bedächtig vor sich hin und sagte:

»Ich habe in Stambul Leute aus Alemanja gesehen. Sie verkaufen Leinwand, Sacktuch und Messerklingen. Sie trinken Bier und singen Lieder dazu. Aber zu Pferde habe ich keinen einzigen von ihnen gesehen. Gibt es in Alemanja viele Soldaten?«

»Mehr als im Oszmanly memleketi.«

»Aber um die Kavallerie muß es schlecht bestellt sein!«

»Sie reiten grad wie ich.«

»Fürwahr?«

»Gewiß!«

»Traurig, geradezu traurig!«

Er meinte es ehrlich. Es fiel mir gar nicht ein, ihm böse zu

sein. Er mochte aber doch meinen, zu weit gegangen zu sein; darum fragte er:

»Sie sind fremd hier. Darf ich fragen, wohin Sie wollen? Vielleicht kann ich Ihnen nützlich sein.«

Es war vielleicht nicht geraten, ihm mit voller Aufrichtigkeit zu antworten; darum sagte ich:

»Zunächst nach Dschnibaschlü.«

»Da reiten wir noch eine Viertelstunde miteinander, dann geht mein Weg rechts ab nach Kabatsch.«

»Wohnen Sie dort?«

»Ja. Erraten Sie, was ich bin?«

»Nein. Ich wundere mich aber, daß Sie so jung dazu kamen, in den Dienst des Großscherifs zu treten, und daß Sie ihn bereits wieder aufgaben.«

»Weshalb es geschehen ist, wissen Sie bereits. Ich war früher Uhrmacher und bin jetzt Buchhändler.«

»Haben Sie einen Laden?«

»Nein. Mein Vorrat befindet sich hier in der Tasche. Ich verkaufe hier diese Sachen.«

Er griff in die Tasche und zog einen Zettel hervor. Dieser enthielt die Fatha, die erste Sure des Koran, mit gespaltenem Rohre in Neskhi-Schrift mittels aufgelöstem Gummi geschrieben und dann mit Gold bronziert. Er war also Kolporteur und hatte, wie ich bemerkte, einen großen Vorrat dieser Zettel.

»Wurde dies in Mekka geschrieben?« fragte ich ihn.

»Ja.«

»Von den Hütern der Kaaba?«

Er machte ein pffiffiges Gesicht und zuckte die Achsel.

»Ich verstehe. Ihre Käufer glauben das letztere.«

»Ja. Sie sind ein Nemtsche, also ein Christ. Ihnen will ich es sagen, daß ich es selbst geschrieben habe, allerdings in Mekka. Ich habe einen großen, großen Vorrat mitgebracht und mache ganz gute Geschäfte.«

»Wie viel kostet ein Exemplar?«

»Je nach dem Vermögen des Käufers. Der Arme gibt einen Piaster, bekommt es vielleicht auch umsonst, während ich von reichen Leuten auch schon zehn und noch mehr Piaster be-

kommen habe. Von dem Erlös lebe ich mit meinem alten Vater, der gelähmt ist, und kaufe mir das Material zu meiner Uhr.«

»Sie arbeiten also noch in Ihrem früheren Fache?«

»Ja. Ich arbeite an einer Uhr, welche ich dem Großherrs zum Kauf anbieten will. Es wird im ganzen Lande keine zweite ihresgleichen sein. Kauft er sie, so bin ich ein gemachter Mann.«

»Also ein Kunstwerk?«

»Ja.«

»Werden Sie es fertig bringen?«

»Ganz gewiß. Erst hatte ich selbst Sorge; aber jetzt bin ich überzeugt, daß es gelingen wird. Und dann – dann, dann werde ich mit diesem Boschak reden!«

Er hatte die letzten Worte in beinahe drohendem Tone ausgesprochen. Der genannte Name frappierte mich. So hieß ja der Bäcker, zu dem ich wollte!

»Boschak? Wer ist das?« fragte ich.

»Ihr Vater.«

»Warum sprechen Sie nicht eher mit ihm?«

»Er wirft mich hinaus, wenn ich jetzt komme. Ich bin ihm zu arm, viel zu arm.«

»Ist er denn reich?«

»Nein. Aber sie ist das schönste Mädchen von Rumili.«

Ich machte eine Armbewegung gegen die Sonne und sagte:

»Heut ist es heiß!«

»Hier ist es heiß!« antwortete er, mit der geballten Faust nach der Gegend drohend, in welcher ich das Dorf Dschnibaschlü vermutete. »Ich war bei ihrem Vater, aber er zeigte mir die Türe!«

»Würde diese Schönste in Rumili Ihnen die Türe ebenso zeigen?«

»Nein. Wir sehen uns ja des Abends und sprechen miteinander.«

»Heimlich?«

»Ja, denn anders geht es nicht.«

»Was ist ihr Vater?«

»Bäcker und Färber. Sie heißt Ikbala {Die Glückgebende}.«

»Welch ein schöner Name! Ich wünsche, daß er an Ihnen in Erfüllung gehen möge.«

»Das wird geschehen, denn es ist Allahs Wille und auch der meinige. Die Mutter ist unsere Verbündete.«

»Gott sei Dank!«

»Ja. Sie wacht über uns, wenn wir zusammenkommen, während der Bäcker schläft. Allah möge ihr dafür ein langes Leben geben und Enkel die Hülle und die Fülle! Der Alte aber möge Knoblauch kauen und Tinte schlucken müssen, bis er sich entschlossen hat, mein Schwiegervater zu werden!«

»Dann können Sie ihn als Tintenfaß benützen, wenn Ihr jetziger Vorrat ausgegangen ist und Sie also gezwungen sind, einen neuen Vorrat von Amuletts zu schreiben. Wo wohnt denn dieser wütende Vater einer so gepriesenen Tochter?«

»In Dschnibaschlü.«

»Das weiß ich. Aber in welchem Hause?«

»Wenn Sie von dieser Richtung in das Dorf kommen, ist es das fünfte Haus zur rechten Hand. Vor der Türe hängt ein hölzerner Apfelkuchen, ein gelber Handschuh und ein roter Strumpf, zum Zeichen, daß Boschak Bäcker und auch Färber ist. Warum fragen Sie nach seiner Wohnung?«

»Ich möchte diesen Tyrannen kennen lernen.«

»Das ist sehr leicht.«

»Wie so?«

»Lassen Sie etwas bei ihm färben.«

»Ich wüßte nicht, was. Ich müßte mir meinen Rappen blau färben lassen. Doch hätte ich auch keine Zeit, zu warten, bis er vollständig trocken wäre.«

»So kaufen Sie sich Zuckerwerk bei ihm!«

»Ist er denn auch Zuckerbäcker?«

»Ja. Er bäckt alles.«

»Doch nicht auch Strümpfe und Handschuhe! Eine Verwechslung der beiden Gewerbe kann ja vorkommen. Halt! Haben Sie etwas gehört?«

Ich hielt mein Pferd an und lauschte.

»Nein,« antwortete er.

»Es war mir, als hätte ich einen fernen Ruf vernommen.«

Auch er hielt still und horchte. Der eigentümliche Laut, den ich vernommen hatte, wiederholte sich.

»Das klingt gerade, wie die Stimme eines eingemauerten Menschen!«

»Nein,« erwiderte er. »Es ist ein Frosch, welcher schreit.«

»Ich habe noch nie einen Frosch mit solcher Stimme gehört.«

»So ist es eine Kröte. Ich habe oft Unken in dieser Weise schreien hören. Der Ruf kömmt dort links aus dem Dornestrüppe, welches so niedrig ist, daß wir den Menschen sehen müßten, wenn einer darinnen stäke. Es ist ein Tier, nichts anderes. Und nun, hier geht mein Weg nach rechts. Ich muß scheiden.«

»Darf ich nicht vorher Ihren Namen erfahren?«

»Man nennt mich überall Ali den Buchhändler.«

»Ich danke! Und wie weit ist es von Dschnibaschlü bis in Ihr Kabatsch?«

»Ich reite es in drei Viertelstunden. Wollen Sie etwa dann nach Kabatsch?«

»Möglich.«

»So bitte ich Sie, zu mir zu kommen und sich mein Uhrwerk anzusehen. Vielleicht darf ich dann auch die Fragen aussprechen, welche ich jetzt unterlassen habe.«

»Warum fragten Sie nicht?«

»Darf man unhöflich sein?«

»Ich habe mich doch auch nach Ihren Verhältnissen erkundigt!«

»Sie dürfen das, denn Sie sind ein Anderer als ich. Sie sind ein Inkognito; das ist sicher!«

Er lachte mich dabei so zuversichtlich an, daß auch ich laut lachen mußte.

»Sie irren sich!«

»O nein! Sie können zwar nicht reiten, aber das tut nichts. Sie sind vielleicht ein großer Gelehrter oder sonst ein Effendi aus dem kaiserlichen Hof, obgleich Sie ein Christ sind. Wären Sie ein Moslem, so hätten Sie meine Zettel mit der Fathha, mit dem Gruße beehrt. Aber ich weiß, daß der Groß-

herr auch Christen bei sich hat, und da Sie kein Reiter sind, so ist der Rappe aus dem Stalle des Padischah geborgt. Habe ich recht?»

»Nein.«

»Gut; ich will schweigen.«

»Daran handeln Sie klug. Können Sie mir Ihre Wohnung beschreiben?»

»Sehr leicht. Es ist eigentümlicherweise grad so wie hier. Wenn Sie von Dschnibaschlü nach Kabatsch kommen, so ist es das fünfte Haus zur rechten Hand, in welchem ich wohne. Es ist nur eine kleine Hütte. Mein Vater war ein blutarmer Hirt. Die Mutter lebte noch, als ich nach Mekka pilgerte. Sie starb, und kurze Zeit später traf den Vater der Schlag. Jetzt kann er kein Glied bewegen und auch nicht sprechen, sondern nur lallen; dennoch betet er ohne Unterlaß, daß Allah ihn erlösen möge, damit er mir nicht länger zur Last falle. Ich aber bete heimlich zu der großen göttlichen Liebe, ihn mir noch lange, lange zu erhalten. Vater und Mutter hat man nur einmal. Sind sie gestorben, so hat der Kirchhof den besten Teil des Kindes empfangen, und keine Seele auf Erden meint es mit ihm wieder so gut und treu, wie die Hingeschiedenen. Einst, als ich noch klein war, da kam ein alter Mann in unsere Hütte und bat um Herberge. Er bekam ein Lager und Milch und Brot. Mehr hatten wir selbst nicht. Ich hatte etwas getan, was die Mutter erzürnte. Da nahm der alte Gast einen Zettel hervor und einen Bleistift. Er war ein römischer Katholik, und obgleich er die türkische Sprache nicht verstand, schrieb er mir einen Vers aus Ihrer Bibel auf, welches die heilige Schrift der Christen ist, und sagte mir, daß ich diese Worte auswendig lernen und stets befolgen und nie wieder vergessen solle. Ich habe diesen Zettel als Amulett bei mir getragen, bis er in Fetzen ging. Er ist zerrissen und verschwunden; aber die Worte sind mir im Gedächtnisse und im Herzen geblieben bis auf den heutigen Tag und werden auch da bleiben, bis der Engel des Todes zum großen Abschied ruft.«

Ich war tief gerührt und fragte den Sahaf, dessen Augen feucht geworden waren:

»Wie lauten diese Worte?«

»Sie lauten: Bir göz zewklen-ar babaji, bir göz itaatetmez, kargalar onu kazar-lar yrmak jakinda, gendsch kartalar onu jutar-lar.«

Das waren die Bibelworte: »Ein Auge, welches den Vater verspottet und sich weigert, der Mutter zu gehorchen, das werden die Raben am Bache aushacken und die jungen Adler fressen.«

Wieder ein Beispiel von der unwiderstehlichen Macht des göttlichen Wortes, welches wirkt, wie »ein Hammer, der Felsen zerschmettert«. Wo hat der Kuran, wo haben die Vedas und wo hat (man verzeihe!) die Offenbarung der »letzten Heilige«, ich meine das Machwerk jenes Joe Smith, welches er *book of the Mormons* nannte, eine Stelle von so gewaltiger, unmittelbarer Wirkung aufzuweisen? Man lese das Gold-Glanz-Buch, welches Buddhas Lehren über sich, über Buße, Pflicht und das Ende der Dinge enthält; man vertiefe sich mittels eines entsetzlichen Studiums in die heiligen Bücher Indiens, in die Papyrus Ägyptens mit ihren Ptah-, Ré- und Amon-Reminiszenzen – es gibt doch nur das eine Gotteswort, von dem es so lieblich heißt: »Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege«, und dessen strafende, vernichtende Macht doch auch nicht erschütternder geschildert werden kann, als in der fürchterlichen Stelle: »Und er wurde zu Stein!«

Ich reichte dem Uhrmacher-Buchhändler die Hand und fragte ihn:

»So lieben Sie also Ihren Vater?«

»Herr, warum fragen Sie? Kann es einen Sohn geben, welcher seinen Vater nicht liebt? Kann ein Kind seiner Eltern vergessen, denen es alles, alles zu verdanken hat?«

»Sie haben recht; meine Frage war gänzlich überflüssig. Vielleicht bekomme ich Ihren Vater zu sehen, und dann werde ich ihm ebenso einen Vers aufschreiben, wie der alte römische Katholik Ihnen aufgeschrieben hat. Und geht der Wunsch, den ich jetzt im stillen hege, in Erfüllung, so ist es mir wohl möglich, ihm und Ihnen außerdem eine recht große Freude

zu machen. Bleiben Sie daheim, damit ich Sie finde, wenn ich komme! Allah jusellimak – Gott behüte Sie!«

»Fi aman Allah – in Gottes Schutz!« antwortete er, indem er meine ihm dargebotene Hand an seine Stirn drückte.

Da nahm er sein Pferd ›al el meimene‹ – zur rechten Hand und ritt im Trabe davon.

Ich blickte ihm nach, bis er hinter fernem Strauchwerk verschwunden war, und setzte dann meinen Weg fort. Ich war noch nicht weit geritten, so sah ich etwas auf der Erde liegen, was ich an diesem Orte nicht gesucht hätte, nämlich eine richtige, wirkliche, echte und wahrhaftige Semmel, eine braune und knusperig gebackene Zeile von acht, sage acht Semmeln.

Dieses Backwerk ist von uns nach der Türkei gebracht worden, weshalb es dort vorzugsweise Frandschela, ›die Fränkische‹ genannt wird.

Ich stieg vom Pferde und hob die Semmel auf, eine neubaucken duftende Reminiszenz an die Heimat. Was mit der Achterzeile tun? Ohne mir darüber klar zu sein, brach ich ein Eckchen ab und – hielt es meinem Rappen hin. Er hatte so etwas noch nie gesehen; aber das verursachte ihm keine Skrupel. Ob Chaß etmek oder Frandschela, ob auf Deutsch Semmel oder auf Englisch *roll*, ob auf Französisch *pain blanc* oder im Italienischen *piccoli pani*, ob in polnischer Sprache *bulka* und *pszenna* und in serbischer *pletenitza*, ob auf Walachisch *pune albeh* oder auf Russisch *bulka*, grad wie auch in Ostpolen – der Rappe hatte weder sprachliche noch andere Bedenken; er prüfte mit der Nase, nahm das Eckchen und riß mir sodann die ganze übrige Zeile aus der Hand.

»Ma li hadsche fih, sufra daïme, tajib heiwan – ich brauche es nicht; gesegnete Mahlzeit, mein gutes Tier!«

Nachdem er die seltene Delikatesse verzehrt hatte, rieb er den schönen, charaktervollen Kopf an meiner Achsel, dann stieg ich auf und – – – kaum zwanzig Schritte weiter lag abermals eine Semmelzeile.

Was war das? Was hatte das zu bedeuten? Diese Art von Manna regnet es weder vom Himmel, noch wächst es auf der

Manna-Esche (*Fraxinus ornus*) oder kriecht als Mannaflechte (*Sphaerothallia esculenta*) am Boden hin!

Ich stieg zum zweiten Male ab, hob den Fund auf und steckte ihn in die Satteltasche.

Kaum wieder im Sattel, sah ich von weitem wieder eine Zeile liegen. Wieder absteigen? Nein! Ich gab dem Rappen die Sporen. Er legte sich lang aus, *ventre à terre*; ich nahm im Ritt die Semmel vom Boden auf und – erblickte einige Exemplare anderer Gebäckarten, an denen wir vorübersausten.

War hier ein amerikanischer *Roll-boy* mit einem defekten Semmelwagen gefahren? Diese unternehmenden Gentlemen machen gern Geschäfte, aber so sehr weit vom heimatlichen *Baker's oven* verirren sie sich denn doch wohl nicht!

Ich nahm das Pferd wieder in langsameren Gang, und nun zeigte es sich, daß auch weiterhin der Weg in verschiedenen Intervallen mit Gebäck interpunktiert war. Welch ein gesegnetes Land, dieses Rumelien!

Ich ließ natürlich liegen, was am Boden lag, und trachtete danach, den wohlthätigen Spender dieser nahrhaften Kommata zu erreichen. Ein kleines Gebüschinselchen inmitten der unbebauten Fläche – ich bog um dasselbe herum, und siehe, da stand er, der Wohltätige, und zwar in sehr irdischer Gestalt. Es war eines jener Wesen, welche von den Arabern Baghl, von den Türken Katyr, von den gelehrten Abendländern *Equus hinnus* und von den ungelehrten Deutschen respektwidrigerweise Maulesel genannt werden.

Ja, da stand er und – fraß. Und was fraß er? Nicht etwa Semmeln, die doch meinem edlen Pferde so ausgezeichnet gemundet hatten, sondern Zuckerwerk, teures, süßes Zuckerwerk, wie es von den abendländischen Damen zum Nachtische geknuspert, von den orientalischen Schönen aber während des ganzen Tages zwischen den roten Lippen und schwarzen Zähnen geführt wird. Man sagt freilich verleumderischerweise, daß diese Konfitüren auch im Abendlande außerhalb des Nachtisches eingehende Beachtung finden.

Ich sprang vom Pferde, nun zum dritten Male. Der Maulesel sah erst mich an, dann den Rappen und wendete sich hernach,

ganz unbefangen und keiner Schuld bewußt, zur Seite, als habe er nicht das mindeste Verständnis dafür, daß Unterschlagung und darauffolgende Verwendung im eigenen Nutzen vom Strafrichter mit unnachsichtlicher Sühne zu belegen sei. Oder verließ er sich etwa bereits auf die bekannten mildernden Umstände? Das mußte aber mir egal sein, denn selbst die absoluteste Unkenntnis der Gesetze schützt vor Strafe nicht. Ich begann also, um mich eines diplomatischen Ausdruckes zu bedienen, der Konfitürenfrage etwas näher zu treten.

Der Maulesel trug auf dem Rücken ein eigenartiges Ding, halb Pack- und halb Damensattel. Zu beiden Seiten desselben war je ein Korb befestigt gewesen, und der Inhalt dieser Körbe hatte in dem Semmel- und Zuckergebäck bestanden. Das Tier war aus irgend einer Ursache scheu geworden und durchgegangen. Die Befestigung der Körbe hatte sich während des Rennens gelockert, und ein Teil des Inhaltes war verstreut worden. Der Maulesel war auf den nicht sehr bewundernswerten Gedanken gekommen, mitten durch das Gebüsch zu brechen, und bei dieser Gelegenheit mit dem nachschleifenden Zügel hängen geblieben.

Er hing noch, ein Bild des ereilten Verbrechens. Ich war die zornige Erinnye, die rächende Eumenide; aber der Übeltäter kaute Zuckerwerk. Bildete er sich etwa auf das Nichtvorhandensein des Dolus etwas ein? Ich hatte alle Hoffnung, ihm denselben beizubringen.

Die Körbe waren abgestreift worden und lagen am Boden, ganz in unmittelbarer Nähe von den Resten ihres einstigen Inhaltes. Ich zog dem sehr ehrenwerten Sir Aß mit der Reitpeitsche eins über das schlummernde Gewissen, so daß er ganz verblüfft zur Seite sprang und mich mit einem vorwurfsvoll fragenden Blick und einem windmühlenähnlichen Drehen seiner Ohren beglückte. Dann band ich ihn los und führte ihn zur Seite, um ihn dort noch fester anzufesseln.

Jetzt war wenigstens das übriggebliebene Backwerk gerettet. Nun drängte sich mir natürlich die Frage auf, ob der Maulesel ganz allein oder in irgend einer Begleitung seinen häuslichen Herd verlassen habe. Ich empfand einen unwiderstehlichen

Geistesdrang, mich der letzteren Ansicht zuzuneigen. Und das tat ich dann mit Vehemenz.

Jetzt die weitere Frage: War die betreffende Person ein Reiter oder Fußgänger gewesen – natürlich ein ›in‹ hinzugefügt, falls es sich um ein Femininum handeln sollte?

Weder am Sattel, noch auch sonst am Tiere war ein Merkmal zu finden, auf Grund dessen man diese Frage hätte beantworten können. Eins aber stand fest: War der Maulesel geritten worden, so hatte er den Reiter höchst wahrscheinlich abgeworfen. Wo befand sich dieser letztere?

Ich mußte zurückreiten und nach einer Spur suchen. Das tat ich ohne Zögern. Vorher hatte ich nicht achtgegeben; jetzt aber sah ich deutlich die Spuren meines Pferdes und auch diejenigen des Maulesels. Letztere Spuren führten nach einer Weile von der geraden Richtung ab, rechts hinüber nach dem Dornestrüpp zu, aus welchem vorher, als der Sahaf sich noch bei mir befunden hatte, der dumpfe Ruf erklingen war.

Jetzt hörte ich ihn wieder. Es klang, wie bereits bemerkt, wie der Ruf eines Eingemauerten. Ich eilte näher und sprang vor dem Gestrüpp ab. Es bestand aus lauter Brombeer- und Himbeerranken und schien undurchdringlich zu sein.

»Jardym, jardym, imdad – Hilfe, Hilfe, Hilfe!« hörte ich es jetzt mit ziemlicher Deutlichkeit.

»Wer ist da?« fragte ich.

»Tschileka, Tschileka!« antwortete es.

Das war eine weibliche Stimme. Auch der Name, welcher ›Erdbeere‹ bedeutet, sagte mir, daß es sich um ein weibliches Wesen handle.

»Gleich, gleich!« antwortete ich.

Ich lief am Saum des Gesträuches hin und fand die Stelle, an welcher der ›Einbruch‹ geschehen war. Da gab es doch wenigstens einigermaßen Bahn. Ich drang hindurch, indem ich mein Messer zu Hilfe nahm, und befand mich dann am Rande einer kessel- oder vielmehr trichterartigen Vertiefung, welche aber nicht, wie ich erwartet hatte, mit Dornwerk, sondern mit – – – Teppichen und ähnlichen Dingen angefüllt war.

Hier auf dieser Seite war der Maulesel hinein und drüben

wieder hinausgegangen. Unten aber saß auf der weichen Unterlage ein Frauenzimmer, wie so wohlbeleibt ich in meinem ganzen Leben noch niemand gesehen hatte.

»Hilfe, Hilfe!« rief die Frau immerfort.

Kaum aber erblickte sie mich, so verbarg sie, laut aufkreisend, ihr Gesicht in einem Teppichzipfel.

»Was ist denn hier geschehen?« fragte ich.

»Hascha! Geri tschek! Jaschmak-üm, jaschmak-üm – Gott behüte! Geh' fort! Mein Schleier! Mein Schleier!«

Sie rief um Hilfe und jagte mich doch wieder fort, weil sie keinen Gesichtsschleier hatte. Als ich mich genauer umblickte, sah ich die Fetzen desselben an den Dornen hängen.

»Burada; al mendil-im – hier; nimm mein Taschentuch!« rief ich ihr zu.

Ich zog es hervor, beschwerte es mit einigen kleinen Steinchen und warf es ihr zu.

»Tschewir, būs bütün, tamam bütün – drehe dich hinum, ganz und gar, vollständig!«

Ich gehorchte ihrem Befehle.

»Tekrar etrafynda – wieder herum!« kommandierte sie nach einem Weilchen.

Als ich mich ihr nun zudrehte, hatte sie ihr Gesicht mit meinem Taschentuche verhüllt, sehr unnötigerweise, denn ich hatte ihr dunkelrotes Gesicht mit den Backentaschenwangen doch bereits genau genug gesehen.

Wäre sie ein Mann gewesen und beim verflossenen Leipziger Turnfeste erschienen, so hätte sie bei der bekannten ›dicken Riege‹ schon durch ihr bloßes Erscheinen jede Konkurrenz und Rivalität aus dem Felde geschlagen. Da sie aber eine Dame war und ich mich gern für »genteel« halten lasse, so sei von einer näheren Personalbeschreibung hiermit abgesehen.

Der Orientale mißt die Schönheit seines Weibes nach dem Lehrsatz: Radius mal Radius mal π , multipliziert mit dem Quadrate des ganzen Durchmessers, gibt, in Millimetern ausgedrückt, die Kubikwurzel des Schönheitsgrades. Nach diesem Theorem enthielt die von Dornen eingefasste Vertiefung einen Schatz von ungeheurem Werte.

Tschileka war in einen kurzärmeligen blauen Mantel gekleidet, welcher aber durch die Dornen ein wenig gelitten hatte. Diese kurzen Ärmel erlaubten, ein Paar sehr lange, fuchsfeuerrote Handschuhe zu sehen, welche von ausgezeichneter Arbeit waren, da sie sich ohne das leiseste Fältchen an Hand und Arm anschlossen.

Es war ihr, ich weiß nicht wie, gelungen, ein Loch in das Taschentuch zu konstruieren. Durch dieses Monocle betrachtete sie mich eine Weile. Dann sagte sie unter einem mächtigen, donnerartig grollenden Seufzer:

»Fremdling, willst du mich retten?«

»Ja,« antwortete ich galant.

»Kannst du mich tragen?«

Ich erschrak auf das tiefste; doch suchte ich mich zu fassen und erkundigte mich:

»Muß dies denn sein?«

»Ja.«

»Kannst du nicht gehen?«

»Nein.«

»Bist du verletzt?«

»Ja.«

»Wo?«

»Ich weiß es nicht.«

»Du mußt es doch fühlen!«

»Ich fühle es überall.«

»Hast du versucht, aufzustehen?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Es geht nicht.«

»Versuche es getrost. Ich werde dir helfen.«

Nur drei Fuß bis hinab zu den Teppichen betrug die Tiefe. Ich sprang hinab und wollte ihr meine Hand bieten. Da aber schrie sie laut auf:

»Müssibet, müssibet – Unglück, Unglück! Rühre mich nicht an! Ich bin nicht verhüllt!«

»Wo denn nicht?«

»Hier an den Armen.«

»Du hast doch Handschuhe an!«

»Handschuhe? Fremdling, bist du blind? Das ist doch nur el Pane, die rote Farbe des Krapp!«

Wahrhaftig! Diese Tschileka, zu deutsch ›Erdbeere‹, welche hier mitten unter Brom- und Himbeeren saß, hatte keine Handschuhe an. Ihre Arme waren vom Krapp so hochrot gefärbt. Ja, nun begriff ich, warum diese Handschuhe so faltenlos gegessen hatten!

Aber noch etwas anderes begriff ich auch: Frau Erdbeere war eine Bäckerin. Sie hatte krapprote Arme; sie war also wohl auch Färberin. Ich hatte die Frau des Bojadschy Boschak vor mir, den ich besuchen wollte, die gute Frau, welche ihre Tochter beschützte, wenn diese mit dem Freier sprach.

O gute Erdbeere! Derjenige, dessen Liebe du unter deinen mütterlichen Fittich nimmst, hat dich vor kaum einer Viertelstunde für einen Frosch, für eine Kröte und deine hilfe flehende Stimme für den Ruf einer mit klebrigen Warzen bedeckten Unke gehalten! Hat die Liebe nicht mehr Instinkt? Vermag sie nicht, die Nähe der Beschützerin zu ahnen –?

»Aber, wie soll ich dich aufrichten, wenn du mir nicht erlaubst, dich anzurühren?« fragte ich sie.

»Fasse mich von hinten an!«

Ich schlug einen Halbkreis, mit dessen Hilfe ich hinter ihren Rücken gelangte, und legte ihr die Hände unter.

»Chajyr, chajyr! Sen tschapuk kydschylelanyr – nein, nein! Ich bin kitzlich!« kreischte sie so laut auf, daß ich vor Schreck mehrere Ellen weit zurückprallte.

»Aber wo soll ich dich anfassen?« fragte ich.

»Ich weiß es nicht.«

»So müssen wir es anders versuchen.«

»Aber wie?«

»Dort liegt ein Strick. Diejenigen, welche diese Waren hierher brachten, haben ihn vergessen. Ich werde dich mit dem Strick aufziehen.«

»Doch nicht am Halse?«

»Nein, sondern an der Hüfte.«

»Versuche es!«

Ich holte den Strick, schlang ihn um den Leib der Erdbeere, drehte mich so, daß wir uns Rücken an Rücken befanden, zog den Strick, indem ich mich bückte, über meine Achsel und kommandierte dann:

»Gözet! Bir – iki – ätsch – passe auf! Eins – zwei – drei!«

Bei drei richtete ich mich langsam auf. Der Strick spannte sich an, und ich begann zu ziehen. Es ging nicht.

»Sür, sür, sür – schieb, schieb, schieb mit!« rief ich keuchend.

»Mümkinsiz, mümkinsiz; kajar-im – unmöglich, unmöglich; ich rutsche aus!« keuchte sie noch mehr als ich.

Ich zog ihr den Strick wieder weg und holte Atem. War das ein ungeschicktes Weib! Allerdings war die Teppichlage, auf welche diese Mammut-Erdbeere zum Fall gekommen war, von einer gewissen Glattheit; überdies bildete dieselbe eine schiefe Ebene. Eine solche Last, die an sich keine Beweglichkeit besitzt, ist da nicht leicht empor zu bringen, und ich gestehe, daß mir beim Anblick der stacheligen Ranken ein sehr verbrecherischer Gedanke kam, den ich aber sofort von mir wies.

»Hast du denn jetzt nicht wenigstens bemerkt, ob du verletzt bist?« fragte ich.

»Ich bin verletzt,« antwortete sie.

»Wo denn?«

»Ich weiß es nicht – überall. O Allah! Was werden die Leute sagen, wenn sie erfahren, daß ich mit dir ganz allein hier gewesen bin?«

»Habe keine Sorge! Man wird nichts erfahren.«

»Du sagst nichts?«

»Nein. Ich bin übrigens hier fremd.«

»Fremd? So bist du nicht aus dieser Gegend?«

»Nein.«

»Woher denn?«

»Weit her aus dem Abendlande.«

»So bist du kein Moslem?«

»Nein. Ich bin ein Christ.«

»Nicht wahr, die Frauen der Christen brauchen sich nicht zu verhüllen?« fragte sie.

»Nein.«

»Nun, so brauche auch ich keinen Schleier. Ich werde durch die Augen eines Christen, der tausend Frauen sieht, nicht beleidigt. Gib mir deine Hände!«

Ich gab sie ihr. Sie faßte an. Ich zog, und – da stand sie aufrecht vor mir, zwar ein wenig schnaufend, aber doch glücklich auf die Füße gebracht.

War es eine Schande für mich, daß sie meinte, sich vor mir nicht genieren zu dürfen? Oder war es eine Ehre? –

»Wie lange steckst du bereits hier?« fragte ich.

»O, eine lange, lange Zeit.«

»Wie aber kamst du herein?«

»Der Esel wurde scheu. Die Dornen stachelten ihn an die Beine.«

»Du saßest auf ihm?«

»Ja.«

Armer, armer Maulesel! Jetzt bedauerte ich es, ihn in seinem Schmaus gestört zu haben. Er hatte den Zucker mehr als reichlich verdient.

»Warum aber bist du mit ihm in diese Dornen geritten?« erkundigte ich mich.

»Ich wollte – wollte – – «

Sie wurde noch röter, als sie so bereits war, und schwieg. Ich warf einen Blick umher. Das war ja ein kleines Magazin hier unten.

»Wem gehören diese Sachen?« fragte ich.

»Ich – ich – – ich weiß es nicht!«

»Und doch hast du gewußt, daß sie sich hier befinden?«

»Nein.«

»Ich bin verschwiegen und zudem fremd. Vor mir brauchst du keine Angst zu haben. Aber wie gut, daß ich dich nicht vorher bemerkte, als noch ein zweiter bei mir war!«

»Du warst nicht allein?«

»Nein. Ein junger Mann aus Kabatsch war bei mir.«

»Wo ist er jetzt?«

»Nach Hause.«

»Kennst du seinen Namen?«

»Ja. Es ist der Sahaf Ali.«

»Dieser, ah dieser! Nein, der darf nicht wissen, was du hier gesehen hast. Du kennst ihn gut?«

»Ich sah ihn heute zum erstenmal, aber er hat mir sehr gut gefallen.«

»Und wie hast du mich gefunden?«

»Ich sah dein Gebäck am Boden liegen und dann fand ich den Maulesel. Er war in den Sträuchern hängen geblieben. Ich band ihn an und folgte deiner Spur. So kam ich hierher.«

»Dieser Esel ist ein sehr dummes Geschöpf. Nun muß ich das Gebäck von der Erde auflesen und kann mich doch nur sehr schwer bücken. Wirst du mir helfen?«

»Gern!«

»So komm!«

»Wird es gehen? Wirst du hier emporsteigen können?«

»Nein. Aber du wirst mich ziehen oder schieben.«

»Ich denke, du bist kitzlich!«

»Nun nicht mehr, da du ein Christ bist.«

Hm! Diese Dame besaß wirklich höchst eigentümliche Nerven! Ich stieg jetzt auf dem Teppichlager herum, um es mir genauer zu betrachten. Dann fragte ich:

»Gehört dieser Ort noch zu Koschikawak oder bereits nach Dschnibaschlü?«

»Nach Dschnibaschlü.«

»Was für ein Mann ist euer Kiaja?«

»Ich bin nicht seine Freundin,« antwortete sie aufrichtig.

Jetzt wußte ich genug. Der Zufall hatte mir hier einen Trumpf in die Hand gespielt, den ich zugunsten des Buchhändlers auszuspielen entschlossen war.

»Gehst du mit?« fragte sie.

»Ja.«

»So komm! Führe mich!«

Ich geleitete sie von den Teppichen herab bis dahin, wo die Dornen begannen.

»Aber mein Gewand wird hängen bleiben!« sagte sie.

»Ich werde dir Platz machen. Ich schlage die Dornen mit meinem Messer ab.«

»Nein, nein!« sagte sie ängstlich. »Das darfst du nicht!«

»Warum nicht?«

»Es ist verboten!«

»Wer hat es verboten?«

»Eben dieser böse Kiaja.«

Ich durchschaute sie. Dieser Platz war ein sehr passendes Versteck für das gesetzwidrige Treiben ihres Mannes. Man hielt das Gestrüpp für undurchdringlich; aber es mußte doch eine Stelle geben, wo es leicht passierbar war. Bahnte ich einen breiten Weg hindurch, so war die Grube der Entdeckung ausgesetzt. Das wollte sie verhüten.

»Wohin willst du mit dem Gebäck?« fragte ich sie.

»Nach Göldschik; da aber ging der Esel durch.«

Ah, sie hatte gewußt, daß, vielleicht während der letzten Nacht, diese Waren hier untergebracht worden waren, und sie war durch die Neugierde, dieselben zu sehen, von dem Wege abgetrieben worden. Sie hatte den Esel zu weit in die Dornen gedrängt, und dieser war durchgegangen, unglücklicherweise mitten durch das Gestrüpp und über die Vertiefung hinweg.

»Woher kommst du heute?« fragte sie mich.

»Von Koschikawak.«

»Und wohin willst du?«

»Nach Dschnibaschlü und Kabatsch.«

»Was willst du in Kabatsch?«

»Ich will Ali, den Sahaf besuchen.«

»Wirklich? Sag, Fremdling, willst du mir wohl da einen Gefallen erweisen?«

»Sehr gern.«

»Ich will dir etwas für ihn mitgeben.«

»Schön!«

»Aber ich habe es nicht hier. Du müßtest mit nach meiner Wohnung gehen.«

Das war mir eben recht. Dennoch bemerkte ich:

»Ich denke, du willst nach Göldschik reiten!«

»Nun nicht. Dem Esel ist heute nicht mehr zu trauen. Aber ich muß dir sagen, daß mein Mann nicht wissen darf, daß ich dir eine Botschaft für Ali gebe.«

»Ich werde schweigen. Wer ist dein Mann?«

»Er heißt Boschak und ist Bojadschy und Etmektschi. Ich werde ihm gar nicht mitteilen, daß wir beide hier gewesen sind, und du wirst niemals zu einem Menschen davon sprechen!«

Diese Frau setzte meine Verschwiegenheit als etwas ganz Selbstverständliches voraus. Dann fuhr sie fort:

»Ich werde meinem Manne nur erzählen, daß mir der Esel durchgegangen ist und mich abgeworfen hat. Du hast ihn eingefangen und mich auf dem Wege gefunden. Nachher bin ich von dir heimgeleitet worden.«

»Was soll ich dem Sahaf bringen?«

»Das sage ich dir später. Jetzt wollen wir fort von hier.«

Es war kein leichtes Stück Arbeit, diese eigenartige Erdbeere die Böschung hinauf und dann durch das dichte Dorngestrüpp zu schaffen. Es gelang aber doch.

»Jetzt wirst du den Gang, den wir getreten haben, wieder zu machen«, befahl sie peremptorisch. »Kein Mensch darf wissen, daß man durch die Dornen dringen kann!«

»Du bist eine vorsichtige Herrin. Du hast recht.«

Nach diesen Worten machte ich mich an die mühsame Arbeit, wobei mir mancher Dorn in die Haut drang.

»So ist es gut!« sagte sie, nachdem ich die Aufgabe zu ihrer Zufriedenheit gelöst hatte. »Du bist sehr geschickt in solchen Dingen. Ich danke dir! Jetzt wirst du mir erlauben, mich auf dein Pferd zu setzen.«

»Willst du nicht lieber gehen?«

»Warum?«

»Mein Pferd hat noch nie ein Weib getragen.«

»O, ich tue ihm nichts!«

»Das glaube ich! Aber sieh dir diesen Sattel an. Er ist nicht für die zarten Glieder eines weiblichen Wesens gemacht. Er ist so eng, daß du gar nicht Platz in ihm finden würdest.«

»So nimm ihn herab. Ich setze mich auf den bloßen Rücken des Tieres. Da finde ich Platz.«

»Das würde viel Zeit erfordern. Ich müßte das Pferd führen, und zudem könnten wir ja dein Gebäck nicht auflesen,

welches dein Maulesel auf dem Boden verstreut hat. Es ist gar nicht weit bis dahin, wo ich ihn angebunden habe.«

»Du hast ihn festgebunden? Das ist gut! Ich werde also, da du es für besser hältst, zu Fuße gehen, obgleich mir diese Bewegung schaden kann. Ich pflege, wenn ich gehe, den Atem zu verlieren, und dann muß ich stets lange warten, bis er wieder kommt. Das Gehen verursacht mir immer ein großes Herzklopfen, und dann bekomme ich schlimmen Husten und Niesen, so daß ich dem Tode nahe bin.«

Ich nahm meinen Rappen am Zügel. Sie stützte sich auf meinen Arm, und wir setzten uns in Bewegung. Wir hatten kaum dreißig Schritte getan, so begann sie zu pusten und zu schnaufen. Sie blieb stehen, holte tief Atem und sagte:

»Siehst du, jetzt geht es los. Ich muß mich noch besser auf dich stützen. Wir wollen langsamer gehen.«

Wir schritten nun mit der halben Geschwindigkeit eines Leichenzuges weiter. Als wir die Stelle erreichten, an welcher die erste Semmel lag, sagte sie:

»Hier liegt eine Frandschela. Hebe sie auf!«

Ich tat es. Eine kurze Strecke weiter wiederholte sie:

»Hier liegt abermals eine Frandschela. Hebe sie auf!«

Ich gehorchte abermals.

Nach kurzer Zeit hatte ich einen ganzen Arm voll Bäckerwaren zu tragen, das Pferd zu führen und auch die gute Dame zu stützen. Nach einer weiteren Strecke blieb sie halten, zog ihren Arm aus dem meinigen, schlug die Hände zusammen und rief:

»O Allah! Hier liegt ein ganzer Haufe Buttergebackenes! Dieser Maulesel muß eine Menge Ratten im Kopfe haben, daß es ihm einfällt, diese kostbare Speise auf die Erde zu werfen. Hebe sie auf!«

»Gern, sehr gern! Aber sage mir vorher, wohin ich diese Saj jaghyla tun soll. Ich habe keinen Platz mehr für sie.«

»Tue sie in deinen Mantel!«

»Allah l'Allah! Siehst du nicht, welche Farbe mein Mantel hat?«

»Er ist weiß. Er ist so weiß wie der Schnee des Gebirges. Ich vermute, daß er neu ist.«

»Allerdings. Er ist neu, und ich habe volle zweihundert Pias-ter dafür bezahlt!«

»Das ist gut. Ich würde gar nicht zugeben, daß dieses Butterwerk in einen schmutzigen Mantel getan werde.«

»Allah hat dir den schönen Sinn für die Reinlichkeit verliehen; du mußt ihm Zeit deines Lebens dafür dankbar sein, denn Sauberkeit ist die schönste Zierde des Weibes. Aber ich sage dir, daß ich mich ganz derselben Gottesgabe erfreue. Es würde meine Seele schmerzen und mein Herz mit Traurigkeit erfüllen, wenn ich mir meinen neuen Mantel voll Butterflecken machen müßte.«

»O, Butter ist gut! Ein Butterfleck im Mantel ist keine Schande. Butter ist weder Fischtran noch Pferdefett.«

»Aber niemand wird es diesen Flecken ansehen, daß sie von deiner Butter verursacht wurden!«

»Teurer Herr, du bist ein vornehmer Herr; es kann dir ganz gleichgültig sein, ob man die Flecken deines Mantels für Butter- oder Tranflecken hält. Ziehe ihn aus und wende ihn um, so wird man sie vielleicht gar nicht bemerken.«

»Weißt du nicht, daß es verboten ist, sich in Gegenwart eines Weibes eines Kleidungsstückes zu entledigen?«

»O, du bist mein Freund, mein Retter, und du trägst ja eine Jacke und eine Weste unter dem Mantel!«

»Dennoch möchte ich mich nicht gegen die Gesetze der Höflichkeit und Sittsamkeit versündigen. Erlaube, daß ich diese Eßwaren in meine Pferdedecke tue!«

»Ist sie rein?«

»Ja. Ich pflege sie täglich auszuklopfen.«

»Ich muß mich überzeugen. Klopfe einmal!«

Diese Verhandlung gab mir unendlichen Spaß. Ich war nicht darauf gekommen, die Decke zu reinigen. Sie war hinter dem Sattel festgeschnallt und zeigte sehr deutliche Spuren des Staubes, der sich während des gestrigen Rittes festgesetzt hatte. Ich schnallte sie los und rollte sie auf.

»Schüttle einmal!« befahl die holde Erdbeere.

Ich gehorchte, und der Staub flog in einer sehr sichtbaren Wolke von der Decke ab. Dennoch meinte die Frau: »Ja, sie ist rein. Hebe also dieses Butterwerk auf und tue es hinein.«

Ich bildete aus der Decke einen Sack, in welchen ich alle Backwaren stopfte, die nach und nach von der Erde aufzunehmen waren.

So erreichten wir das Gebüsch, in welchem ich den Esel angebunden hatte. Beim Anblick der am Boden liegenden Körbe schlug sie die Hände hoch zusammen und rief:

»O Allah! O Ayescha! O Fathme! Welch ein Unheil hat dieses Tier angerichtet! Da liegen die Körbe am Boden und dabei alle meine Delikatessen! Doch nein, nicht alles ist da. Es fehlt sehr viel. Wo ist es?«

Sie warf einen fragenden Blick auf mich und fuhr fort:

»Effendi, diese Sachen schmecken sehr süß und sehr gut!«

»Ich glaube es!«

»Liebst du Süßigkeiten?«

»Zuweilen.«

»Hast du vielleicht das, was hier fehlt, gegessen?«

»Nein.«

»Sage mir die Wahrheit! Ich werde dir nicht zürnen, sobald du es nur bezahlst!«

»Ich habe es nicht gegessen, holde Tschileka.«

»Aber wo ist es hin? Wo liegt es? Ich muß meinem Manne von jedem Stück Rechenschaft ablegen!«

»Ich sage dir, daß es nicht gegessen worden ist.«

»Was denn?«

»Gefressen!«

»Gefressen? Von wem?«

»Von diesem deinem Maulesel.«

»O Unglück, o Verwegenheit! Glaubst du denn wirklich, daß ein Maulesel Zuckerwerk fressen kann?«

»Ich habe ihn ja dabei erwischt!«

»Du hast es mit deinen eigenen Augen gesehen?«

»Mit diesen meinen Augen.«

»Und mich hat er niemals merken lassen, daß er Süßigkeiten

liebt! Dieser Heuchler! Dieser Scheinheilige! Effendi, willst du mir einen Gefallen erzeigen?»

»Einen einzigen? Habe ich dir nicht bereits bewiesen, daß ich dir gern gefällig bin?»

»Ja, du hast alles an mir getan, was ich von dir begehrte. Nimm jetzt einmal deine Reitpeitsche und haeue das Tier so um den Kopf, daß die Ohren herunterfliegen!«

»Das werde ich nicht tun.«

»Nicht? Warum nicht?»

»Das würde Tierquälerei sein.«

»Was geht das dich an! Gehört der Esel dir?»

»Nein.«

»Sondern mir! Nicht?»

»Ja freilich.«

»Nun, er ist mein, und mein Eigentum kann ich quälen, so viel ich will. Also schlage nur zu!«

»Verzeihe, daß ich es doch nicht tue. Hast du dem Esel gesagt, daß er diese Sachen nicht essen soll?»

»Nein.«

»Da hast du einen großen Fehler begangen. Er hat geglaubt, das Zuckerwerk fressen zu dürfen, weil es Eigentum seiner Herrin ist. Beim nächsten Ritt darfst du nicht versäumen, es ihm klar zu machen.«

»O, das werde ich gleich jetzt, und ich hoffe, daß er meine Worte sehr gut verstehen wird!«

Sie zog meine Reitpeitsche aus der Sattelöse und trat damit zu dem Esel, welcher sie mißtrauisch anblickte und dabei besorgt mit den Ohren wedelte.

»Was hast du getan?» schrie sie ihn an. »Weißt du, was du bist? Ein Spitzbube, ein großer Spitzbube! Hier hast du deine Strafe!«

Er erhielt einen kräftigen Hieb über den Kopf.

»Ein Leckermaul!«

Sie versetzte ihm einen zweiten Hieb.

»Ein heimtückischer Schurke!«

Ein dritter Hieb sauste durch die Luft. Aber der Maulesel schien keine gute Erziehung genossen zu haben und seine

Herrin in nur geringem Grade zu respektieren. Er machte eine blitzschnelle Wendung und schlug mit den beiden Hinterhufen nach ihr aus. Das ging so schnell, daß ich kaum Zeit gefunden hatte, sie auf die Seite zu reißen.

Jetzt war aller Ärger vorüber. Sie zitterte vor Angst.

»Effendi,« sagte sie bebend, »was hat er getan? Nach mir ausgeschlagen hat er!«

»Ja.«

»Der Elende! Das undankbare Vieh! Weißt du nicht, ob er mich getroffen hat?«

»Ich glaube nicht, daß du getroffen worden bist. Fühlst du denn Schmerz?«

»Natürlich, ja! Mein ganzer Körper scheint eine einzige Beule zu sein.«

»O weh! Eine solche Beule wird schwer zu heilen sein!«

»Ja. Aber doch glaube ich, daß die Hufe an mir vorübergegangen sind. Nicht?«

»Ich glaube, dasselbe bemerkt zu haben.«

»Allah sei Dank! Wenn er mich auf die Brust getroffen hätte, so wäre ich eine Leiche; oder gar in das Gesicht! Er hätte mir einen Zahn ausschlagen können, vielleicht auch alle. Ich werde dieses Ungeheuer nie wieder schlagen!«

»Daran tust du recht. Ich sagte dir, daß ich es nicht tun würde; du aber achtetest nicht auf meinen Rat.«

»Aber der Esel ist mein Eigentum. Wie darf er es wagen, nach mir zu schlagen! Ich bin erschrocken, daß ich am ganzen Leibe bebe. Siehst du mich zittern?«

»Ja, ich sehe es!«

»Halte mich!«

»Wird dies wirklich notwendig sein? Ist es so schlimm?«

»Ja, es ist sehr schlimm! Es ist sogar so schlimm, daß ich mich setzen muß, um mich zu erholen.«

Eine ätherischer gestaltete Dame hätte sich in ästhetisch malerischer Weise niedersinken lassen. Tschileka machte zwar auch den Versuch dazu, aber das Gewicht ihres Körpers war zu groß; sie verlor das Gleichgewicht und kam infolgedessen mit

so rapider Schnelligkeit zur Erde, daß ich kaum Zeit fand, den Korb wegzureißen, in welchen sie sich sonst gesetzt hätte.

»Ah, ich danke dir!« sagte sie. »Jetzt muß ich Atem holen. Ich schnappe nach Luft.«

Dies tat sie auch buchstäblich. Dann, als sie regelmäßig zu atmen vermochte, sagte sie:

»Jetzt wirst du mir alles, was übrig ist, hier in die Körbe tun und dann den Sattel wieder in Ordnung bringen. Dann brechen wir auf.«

Ich gehorchte auch diesem Befehl, im Innern sehr gespannt darauf, wie es mir möglich sein werde, sie in den Sattel zu bringen. Es kostete schon eine bedeutende Anstrengung, ihr beim Aufstehen behilflich zu sein. Als dies gelungen war, blickte sie sich ratlos um.

»Was suchst du?« fragte ich.

»Eine Treppe, eine kleine Treppe.«

»Eine Treppe? Wo soll hier im freien Felde eine Treppe herkommen?«

»Aber ich brauche sie doch, um aufzusteigen!«

»O weh! Das ist allerdings sehr schlimm!«

Nun ließ auch ich meinerseits den Blick ziemlich ratlos in die Runde schweifen.

»Dort,« sagte sie, »dort sehe ich einen Baumstumpf. Führe mich hin!«

Es gelang mir mit einiger Anstrengung, sie auf den Stumpf und von da in den Sattel zu bringen. Der arme Maulesel brach unter ihrer Last fast zusammen, schien aber doppelte Kräfte zu bekommen, als er bemerkte, daß der Ritt heimwärts ging. Schon nach kurzer Zeit sah ich einige weit zerstreute Häuser von weitem.

»Ist das Dschnibaschlü?« fragte ich.

»Nein; das ist erst Klein-Dschnibaschlü. Aber wir wohnen da,« antwortete sie.

Wir langten dort an und ritten an einigen armseligen Gebäuden vorüber, bis wir ein etwas größeres Haus erreichten, nach dessen hinterer Fronte meine Begleiterin einlenkte.

Dort gab es mehrere Gruben, in welche man Fässer einge-

lassen hatte. Diese Fässer waren mit farbigen Flüssigkeiten gefüllt. Wir befanden uns also bei der Wohnung des Färbers und Bäckers Boschak.

Die Amazone stieß einen schrillen Schrei aus, den sie noch einige Male wiederholte. Dann öffnete sich ein kleines, in der Nähe stehendes Bretterhäuschen, und eine männliche Gestalt mit einem Vogelgesicht kam herbei.

Der ganze Anzug dieses Menschen bestand aus einer Art von Badehose. Aber nicht dieser Umstand fiel mir auf, sondern die Färbung der Haut frappierte mich. Sein Körper schillerte in allen Nuancen vom tiefsten Dunkelbraun bis zum schreiendsten Orange. Und dabei machte der Mensch ein so unbefangenes, ernstes Gesicht, als ob diese Malerei sich ganz von selbst verstehe.

Ich war vom Pferde gestiegen und erwartete das Kommende mit lebhafter Neugierde.

»Sydschylda, meine Treppe!« befahl sie.

Also Sydschylda, das ist Star, hieß der Mann. Hm, es gibt ja allerdings auch Prachtstare, wie jeder Ornitholog weiß. Der Gerufene schritt gravitatisch zur Hintertür ins Haus hinein und brachte wirklich eine mehrstufige Treppenleiter herbei, welche er neben den Maulesel stellte. Die Reiterin stieg ab.

»Was macht mein Mann?« fragte sie.

»Ich weiß es nicht,« war die Antwort.

»Nun, er muß doch etwas machen!«

»Nein.«

»Dummkopf! Wo ist er denn?«

»Weiß es nicht.«

»Doch im Zimmer?«

»Nein.«

»In der Kammer?«

»Nein.«

»Wo denn sonst?«

»Ich weiß es nicht.«

»Er ist doch daheim?«

»Nein.«

»Also fortgegangen?«

»Ja.«

»Warum sagtest du's nicht gleich? Schaffe den Esel fort!«

Der farbenprächtige Mensch hatte seine Antworten in höchst feierlicher Weise gegeben, mit einem Ernste, als ob es sich um die wichtigste Angelegenheit handle. Jetzt ergriff er den Esel beim Zügel und wollte fort.

»Erst abladen, natürlich!« schrie sie ihn an.

Er nickte ihr verständnisvoll zu und machte sich nun daran, die Körbe abzunehmen.

»Komm nun mit herein, Effendi!« lud sie mich ein.

Ich hatte mein Pferd an einen in den Boden gerammten Pfahl gebunden und folgte ihr. Es drang mir ein starker Geruch von Butter und heißer Sodalauge entgegen. Links bemerkte ich eine Vorrichtung, welche ich für den Backofen zu halten geneigt war, denn ein Dachsbau konnte sich doch nicht hier im Wohnhause befinden. Rechts war der Eingang in den Wohnraum.

Als wir da eintraten, stand ich dem lebhaften, allerdings jüngeren Ebenbilde meiner ›Erdbeere‹ gegenüber. Ich konnte nicht im Zweifel sein, daß es ihre Tochter sei.

Diese war nach bulgarischer Weise, doch häuslich leicht gekleidet, hatte keine so uninteressanten Züge und besaß die größte Schönheit des orientalischen Weibes, die Wohlbeleibtheit, beinahe in demselben Grade wie ihre Mutter.

Sie stand vor einigen Schüsseln und war im Begriffe, von der darin befindlichen Milch die Haut mittels der zwei Zeigefinger nach ihrem weit geöffneten Munde zu führen.

»Ikbala, was tust du da?« fragte die Mutter.

»Derisini tschykar-im – ich häute ab,« antwortete die Ge-
fragte.

»Nereje – wohin?«

»Aghyz itschine – in den Mund hinein.«

»Aber diese Häute sollst du doch auf einen Teller oder in einen Topf tun, keineswegs aber in den Mund.«

»Es schmeckt gut!«

Das war allerdings ein sehr triftiger Grund, welchen das Mädchen da angab. Die Mutter ließ ihn auch gelten, denn sie

trat auf die Tochter zu, klopfte ihr zärtlich auf die volle Wange und sagte in liebkosendem Tone:

»Benim tşhüstlükä – mein Leckermäulchen!«

Dieses Leckermäulchen richtete einen sehr erstaunten Blick auf mich. Die Mutter erklärte:

»Dieser Effendi will sich hier bei uns ausruhen.«

»Warum?«

»Er ist ermüdet.«

»So mag er draußen im Grase liegen. Wie kannst du ohne Schleier mit einem Fremden verkehren und ihn zu mir bringen, da du doch weißt, daß ich hier keinen Schleier trage?«

»O, er ist mein Freund, mein Erretter!«

»Warst du in Gefahr?«

»In großer Lebensgefahr.«

Jetzt richtete die Tochter ihre Augen mit verminderter Strenge auf mich; dann sagte sie:

»Du kannst noch gar nicht zurück sein. Es muß dir unterwegs etwas geschehen sein?«

»Freilich ist mir etwas geschehen.«

»Was denn?«

»Ein Unglück.«

»Das vermute ich allerdings. Aber was denn für ein Unglück?«

»Ich hatte nicht daran gedacht, daß heute einer der fünfzig unglücklichen Tage des Jahres ist; sonst wäre ich daheim geblieben. Ich war kaum eine halbe Stunde geritten, da tat sich vor mir die Erde auf – –«

»O Allah!« sagte die Tochter erschrocken.

»Ein blauer Rauch stieg hervor,« fuhr die Mutter fort.

»Waï sana – wehe dir!«

»Und aus diesem Rauche trat ein Geist, ein Gespenst hervor, welches hundertvierundvierzig Arme nach mir ausstreckte – –«

»Allah beschütze dich! Es gibt viele und schlimme Gespenster auf der Erde!«

»Allerdings, mein Kind. Mein Esel erschrak natürlich ebenso wie ich und entfloh, so schnell er konnte. Ich bin eine sehr gute

Reiterin, wie du weißt; aber ich kam dennoch zu Falle, und der Esel entfloh.«

»Welch ein Unglück! Ist er fort?«

»Nein. Dieser Effendi kam geritten, nahm den Esel gefangen und hob auch mich von der Erde auf, um mich heimzuleiten. Wo ist dein Vater?«

»Er ist in das Dorf gegangen.«

»Was will er da?«

»Er will Rosinen und Mandeln kaufen.«

»Hat er gesagt, wann er wieder kommt?«

»Er sagte, daß er nicht lange ausbleiben werde.«

»So bediene diesen Effendi, bis ich zurückkehre. Ich muß ein anderes Kleid anlegen.«

Sie wollte sich durch eine zweite Tür zurückziehen, aber ihre Tochter faßte sie am Arm und sagte:

»Sage mir vorher, was aus dem Geiste, aus dem Gespenste geworden ist.«

»Ich habe keine Zeit; frage den Effendi, er wird es dir sagen.«

Damit entfernte sich die Schlaue und überließ es mir, ihr Gespenstermärchen bis zu Ende zu führen.

Was mich betrifft, so hatte ich mich bereits nach den ersten, zwischen Mutter und Tochter gewechselten Worten auf eine an der Wand liegende Matte gesetzt.

Die junge ›Erdbeere‹ sah sich nun mit mir allein und war in sichtlicher Verlegenheit. Nach einer Pause fragte sie:

»Bist du müde, Effendi?«

»Nein.«

»Oder hungrig?«

»Auch nicht, mein Kind.«

»Aber durstig?«

»Es ist warm. Würdest du mir einen Schluck Wasser geben, du Tochter der Holdseligkeit?«

Da griff sie nach einer der Milchschrüsseln, von deren Inhalt sie mit ihren zarten Zeigefingern das ›Dicke‹ vorhin ›abgehäutet‹ hatte. Sie hielt mir die Schüssel vor und sagte:

»Hier hast du Kuhmilch. Sie ist frisch und wird dir schme-

cken. Oder ist dir vielleicht Ziegenmilch noch lieber als diese?»

»Ist von der letzteren auch bereits die Milchhaut abgenommen?»

»Ja, ich habe es selbst getan.«

»So gib mir Wasser. Ich trinke nur dann Milch, wenn sie ihre Haut noch hat.«

Sie ging hinaus und brachte mir einen tönernen Becher voll Wasser, welches genau so roch und so aussah, als ob ein alter Tabaksbeutel oder ein schmutziger Pudelhund darin gewaschen worden sei.

»Wo hast du dieses Wasser geschöpft?» fragte ich.

»Ich habe es aus dem Backtrog genommen,« antwortete sie.

»Hast du kein anderes Wasser?»

»Ja, wir haben nicht weit vom Hause ein fließendes Wasser.«

»Kannst du mir nicht von diesem bringen?»

»Ich könnte es; aber du wirst es nicht trinken.«

»Warum nicht?»

»Es sind Frösche und Kröten darin, so groß wie ein Schäferhund oder ein Igel, wenn er recht fett geworden ist.«

»Habt ihr denn keinen Brunnen in der Nähe?»

»Ja; aber es sind Eidechsen darin, so lang und so stark wie ein Aal.«

»O wehe! Da will ich lieber nicht trinken.«

»Herr, einen guten Most könnte ich dir geben.«

»Ist er wirklich gut?»

»Er ist so süß wie Zucker und Honig.«

»So bitte ich dich, mir davon zu geben!«

Sie entfernte sich abermals. Als sie zurückkehrte, brachte sie mir einen ausgehöhlten halben Kürbis, in welchem sich eine Flüssigkeit befand, deren Aussehen ein geradezu lebensgefährliches war. Ich roch daran und wurde dadurch nur in dem Vorsetze bestärkt, mich äußerst reserviert zu verhalten.

»Aus welchen Früchten ist der Most gepreßt?» erkundigte ich mich.

»Aus Maulbeeren, Beeren der Eberesche und Zitronen. Er

ist mit gelben Pilzen gewürzt und mit Sirup gesüßt. Er wird dich erquicken und stärken, wie ein Strom des Paradieses.«

Also Maulbeeren, welche an und für sich einen eklen Geschmack besitzen, Eberescheneeren, welche ein Futter für Gimpel und andere Vögel bilden, und saure Zitronen! Mit Gelbschwämmen gewürzt und mit Zucker süß gemacht. Der Geschmack ließ sich denken und die Wirkung ahnen. Ein Leibschneiden oder ähnliches mußte die unvermeidliche Folge sein. Aber ich hatte wirklich Durst und setzte darum den Kürbis an die Lippen, machte die Augen zu und tat einige Züge. Da aber hatte mich das Mädchen schnell beim Arme.

»Dur, dur – halt, halt!« rief sie. »Salt bir itschimi, salt bir itschimi – nur einen Schluck, nur einen Schluck!«

»Warum?« fragte ich.

Und indem ich das Gefäß absetzte, bemerkte ich erst den widerlichen Geschmack des hinterlistigen Getränkes.

»Sandschy, korkulu sandschy – Bauchgrimmen, fürchterliches Bauchgrimmen!« antwortete sie.

»Warum aber gibst du mir das Zeug?«

»O, der Most ist sehr gut; aber man darf nur einen einzigen Schluck nehmen. Paß auf! So!«

Und sie nahm mir den Kürbis aus der Hand, um einen langen, langsamen, schlürfenden Zug zu tun. Dabei machte sie ein Gesicht, als ob sie den Extrakt des himmlischen Nektars trinke.

Es kam mir dabei der Gedanke an den entsetzlichen Kumis, den ich in der Kirgisensteppe getrunken hatte. Bei den ersten Versuchen hätte ich in Ohnmacht fallen mögen. Man riet mir, beim Trinken die Nase zuzuhalten, und in der Befolgung dieses guten Rates war es mir wirklich gelungen, diesen mephitischen Trank später ohne Abscheu zu genießen.

Dieser Most hier in Dschnibaschlü war jedenfalls ein weit schlimmeres Kunstprodukt; da ich mich aber stets eines ausgezeichneten Magens erfreut habe, blieb der Mordversuch der schönen Bäckers- und Färberstochter ohne alle Folgen.

Als sie nun den Kürbis zur Erde setzte, kam ein alter, dreifarbiger Kater, welcher bisher in einer Ecke gelegen hatte, her-

bei, tauchte rekognoszierend den Schnurrbart in den Most, schüttelte bedenklich den Kopf, begann aber doch zu lecken, erst leise und mißtrauisch, dann aber mit sichtbarem Behagen.

»Kätschük kedi-im itsch; aschyk-üm, tatlylyk-üm, benim, dschanymlyk, itsch, itsch, itsch – trink, mein Kätzchen; sauf, sauf, sauf, meine Süße, meine Teure!« sagte die Türkin, indem sie das Tier streichelte.

»Halt, halt!« rief ich, und zwar so laut, daß sie ganz erschrocken emporfuhr.

»Was ist's? Warum rufst du so?« fragte sie.

»Laß deinen Liebling doch nicht von diesem Most trinken!«

»Warum nicht?«

»Er wird das Bauchgrimmen bekommen, vor welchem du mich gewarnt hast!«

»O nein! Er ist den Most gewöhnt.«

»Ah, er trinkt den Most öfters?«

»Ja.«

»Aus diesem Kürbis?«

»Ja. Er trinkt ihn sehr gern; er hat erst vorhin daraus getrunken, der Gute, der Liebe.«

Also auch das noch! Erst hatte der ›Liebling‹ getrunken, dann ich, dann sie! Und dazu die unübertreffliche Unbefangenheit, mit welcher sie mir das sagte! O Ikbala, wie wenig bist du doch von den guten Sitten des westlicheren Europa über-tüncht!

Ich hätte recht zornig werden mögen, brachte aber im Gegenteile, aller Rachsucht bar, das Gespräch auf den Gegenstand, welcher ihr jedenfalls der allerliebste war:

»Trinkt Ali, der Sahaf, auch zuweilen von dem Most?«

Als ich diese Frage in aller Gleichmütigkeit aussprach, blickte sie mich überrascht an.

»Herr, kennst du den Sahaf?« fragte sie.

»Ja, ich kenne ihn.«

»Wo hast du ihn kennen gelernt?«

»Auf dem Wege von Koschikawak hierher, und zwar heute, vor ungefähr zwei Stunden.«

»Hat er von mir gesprochen?«

»Ja. Ich soll dir einen Gruß von ihm sagen.«

»So hat er dir gesagt, daß er mich liebt?«

»Das hat er gesagt und auch noch etwas.«

»Was denn?«

»Daß du ihn ebenso liebst.«

»Ja, das ist wahr. Wir lieben uns von ganzem Herzen. Er ist um meinetwegen aus Arabien zurückgekehrt.«

»Und soll doch nicht mit dir sprechen!«

»Leider! Der Vater will es nicht.«

»Aber deine Mutter ist der Schutzgeist, welcher euch umschwebt.«

»Ach ja! Hätten wir diese nicht, so wäre unser Herzleid so groß wie das höchste Minaret im ganzen Reiche des Beherrschers aller Gläubigen. Wir würden uns töten, entweder durch Rattengift, oder durch Ersäufen, da wo das Wasser am tiefsten ist.«

»Du meinst draußen im fließenden Wasser?«

»Ja, das meine ich.«

»Aber, sagtest du nicht, daß sich dort Frösche und Kröten befinden, so groß und so dick wie ein Igel?«

»Ja. Und das ist wahr. Aber wir würden uns eine Stelle suchen, wo sich keine Frösche befinden.«

»Und woher würdet ihr das Gift bekommen?«

»Ali würde nach Mastanly reiten. Dort gibt es zwei Apotheker, welche alle Gifte haben.«

»Vielleicht ist es nicht nötig, daß ihr in das Wasser oder in die Apotheke geht. Dein Vater wird wohl noch freundlicher gesinnt gegen Ali werden.«

»O nein! Mosklan gibt das nicht zu.«

»Wer ist dieser Mosklan?«

»Er handelt mit Pferden und tut auch noch allerlei anderes. Doch du kennst ihn nicht. Ich soll zur Ehe mit ihm gezwungen werden.«

»Ich weiß es.«

»Hat Ali es dir erzählt?«

»Ja. Führt dieser Mann nicht noch andere Namen?«

Sie zögerte mit der Antwort.

»Du kannst aufrichtig mit mir sein; ich meine es sehr gut mit dir,« bemerkte ich.

»Nein, er führt keinen anderen Namen,« sagte sie.

»Das sagst du aus Angst vor ihm und deinem Vater!«

»O nein! Ich weiß von anderen Namen nichts.«

»Nun, hast du nicht einmal einen Mann gesehen, welcher Pimosa heißt und aus Lopaticza ist?«

Sie wurde verlegen und fragte stockend:

»Wo sollte ich ihn gesehen haben?«

»Hier, bei euch, in diesem Hause.«

»Nein; du irrst.«

»Nun gut, so habe ich mich geirrt, und das ist gar nicht gut für dich.«

»Nicht gut? Warum?«

»Wüßtest du, wer dieser Pimosa ist, und was er tut, so könnte ich deinen Vater bewegen, dich dem Ali zum Weibe zu geben.«

»Wie sollte das möglich sein?«

»Nun, ich will dir sagen, daß ich hierher gekommen bin, um dich zu sehen. Ich hatte mir, falls du mir gefallen würdest, vorgenommen, zu Ali zu reiten, um ihn deinem Vater als Schwiegersohn zuzuführen.«

»Das ist unmöglich!«

»O nein; es ist sogar sehr leicht möglich.«

»Wie wolltest du dies anfangen?«

»Das kann ich dir nicht sagen, weil auch du nicht aufrichtig bist. Ich wollte deinen Vater zwingen, heute seine Einwilligung zu geben; heute, verstehst du wohl?«

»Und du glaubst, daß er sie gegeben hätte?«

»Ja, ganz gewiß. Aber du vertrauest mir nicht, und so bin ich hier bei dir überflüssig. Ich werde also jetzt wieder aufbrechen.«

Ich wollte von meinem Sitz aufstehen; aber schon stand sie bei mir, hielt mich zurück und sagte:

»Herr, bleib sitzen! Wer bist du denn, daß du glaubst, eine solche Macht über meinen Vater zu haben?«

»Ich bin ein Effendi aus dem Abendlande; ich stehe unter dem Schatten des Padischah und kann, wenn ich will, allerdings deinen Vater zwingen, deine Neigung zu Ali zu gestatten. Aber ich habe keine Zeit; ich muß fort!«

»Bleibe noch da! Ich will aufrichtig gegen dich sein.«

»Daran tust du klug. Es ist zu deinem Nutzen. Also sag mir, ob du jenen Pimosa kennst.«

»Ja, ich kenne ihn. Verzeihe mir, daß ich vorhin anders redete!«

»Ich verzeihe dir. Ich weiß ja, daß du in Rücksicht auf deinen Vater so sprechen mußt.«

»Aber kannst du mir versprechen, daß du meinen Vater nicht in Schaden bringen willst?«

»Ja, ich verspreche es.«

»Gib mir deine Hand darauf!«

»Hier hast du sie. Wenn ich etwas verspreche, so halte ich auch Wort. Nun aber sage mir, wer Pimosa ist!«

»Er heißt nicht Pimosa; er nennt sich zuweilen so. Er ist jener Mosklan, dessen Frau ich werden soll.«

»Ich wußte es bereits. Was ist das, was er außer dem Pferdehandel noch betreibt?«

»Er ist Pascher, und er ist auch der Bote des Schut.«

»Hat der Schut ihn auch bereits zu deinem Vater gesendet?«

»Ja.«

»In welcher Angelegenheit?«

»Das weiß ich nicht.«

»Dein Vater ist Pascher?«

»Nein.«

»Sage die Wahrheit!«

»Er ist kein Pascher; aber die Schmuggler kommen zu ihm und dann — — —«

Sie stockte.

»Nun? Und dann — — —?«

»Und dann hat er immer sehr viele Waren.«

»Wo? Hier im Hause?«

»Nein, sondern draußen auf dem Felde.«

»An welchem Ort?«

»Das darf ich nicht sagen. Ich und die Mutter haben schwören müssen, nichts zu verraten.«

»Das hast du gar nicht nötig, denn ich kenne den Ort ebenso genau wie du.«

»Das ist ganz unmöglich. Du bist ja fremd!«

»Und dennoch kenne ich ihn. Es ist das Loch da draußen in dem Dornestrüppe.«

Da schlug sie erstaunt die Hände zusammen und rief:

»O Allah! Du weißt es wirklich!«

»Siehst du! Eben heute befinden sich viele Waren dort.«

»Hast du sie gesehen?«

»Ja. Es sind lauter Teppiche.«

»Wirklich, wirklich, du weißt es! Wer hat dir diesen Ort verraten?«

»Kein Mensch. Wo sind die Teppiche her?«

»Sie sind mit dem Schiffe über das Meer gekommen. In Makri werden sie gelandet, und von da haben sie unsere Träger nach Gümürdschina und zu uns gebracht.«

»Und wohin sind sie bestimmt?«

»Sie sollen nach Sofia gehen und von da aus immer weiter; ich weiß nicht, wohin.«

»Ist der Schut bei dieser Pascherei beteiligt?«

»Nein. Der Hauptanführer ist ein Silahdschi in Ismilan.«

»Ah, so! Dieser Mann hat auch ein Kahwehane?«

»Ja.«

»Er wohnt in der Gasse, welche nach dem Dorfe Tschatak führt?«

»Effendi, du kennst ihn?«

»Ich habe von ihm gehört. Ist dir sein Name bekannt?«

»Er heißt Deselim.«

»War er zuweilen bei euch?«

»Sehr oft. Er wird auch heute oder morgen kommen.«

»Wohl wegen der Teppiche, welche sich da draußen im Felde befinden?«

»Ja. Sie müssen fortgeschafft werden.«

»Bringt er die Träger mit?«

»Einige; die andern wohnen hier in der Nähe.«

»In Dschnibaschlü?«

»Hier und in den nächsten Orten.«

»Wer ruft sie zusammen?«

»Mein Vater.«

»Er selbst doch aber nicht?«

»Nein, sondern er sendet unsern Gesellen, der sie alle kennt.«

»Das ist der Mensch, welcher deiner Mutter vom Maulesel hilft?«

»Ja. Er hat alle Farben im Gesicht. Er ist ein sehr schlauer und auch ein sehr mutiger Mensch. Horch! Es kommt jemand!«

Draußen unter dem Eingange ließ sich ein eigentümliches Schnaufen und Stöhnen vernehmen.

»A buh! A buh!« erklang es ächzend.

»Das ist mein Vater,« sagte sie. »Laß ihn ja nicht merken, daß ich mit dir gesprochen habe!«

Im nächsten Augenblick war sie verschwunden, dahin, wohin auch ihre Mutter gegangen war.

Ich befand mich also ganz allein im Zimmer, den Kater abgerechnet, welcher sich wieder in seine Ecke zurückgezogen hatte. Das war mir unlieb, konnte aber nicht geändert werden. Ich hörte einige schwere, schlürfende Schritte, einige wiederholte »A buh«, und dann trat er ein.

Ich erschrak beinahe, als ich den Mann sah. Er war fast so dick wie hoch und mußte sich förmlich zur Türöffnung hereinindrängen. Er trug sich vollständig bulgarisch. Seine Hose, seine Tunika, sein kurzer Ärmelmantel waren von Wollenstoff, während der Osmane für die Sommerszeit einen faltenreichen, leichten, leinenen oder baumwollenen Stoff anzulegen pflegt. Die Beine des Bäckers waren auch nach bulgarischer Manier mit dicken Bändern umwickelt, die auch den Fuß umhüllten. Der Altbulgare, ein zum Slawentum übergetretener Tatar, liebt andere Fußbekleidungen nicht.

Es versteht sich ganz von selbst, daß diese Tracht den Bäcker noch mehr entstellte. Der kurze Mantel, die umwickelten Beine, der anderthalb Fuß breite Gürtel, welchen er um den Leib trug, machten ihn noch viel dicker und unförmlicher, als er eigentlich war. Dazu kam, daß er den Kopf rasiert hatte. Nur oben auf der Mitte des Schädels befand sich ein langer Haarbüschel, der, in zwei Zöpfe geflochten, hinten hinunterhing. Ein Fez oder irgend eine andere Kopfbedeckung trug er nicht. In der Hand hatte er ein mit den Knoten zusammengebundenes Tuch, in welchem sich einige Düten befanden.

Würde man mich fragen, welche Farbe sein Anzug gehabt habe, so könnte ich das unmöglich sagen. Ursprünglich war jedenfalls eine Farbe dagewesen. Über diese hinweg aber gab es Striche von allen möglichen Farben, so daß der eigentliche Grund gar nicht mehr zu erkennen war. Man sah nur, daß der Mann seine Finger, mochten sie nun beim Backen mit Teig oder beim Färben mit Farbe beschmiert gewesen sein, ganz einfach an seiner Kleidung abgewischt hatte.

Seine Hände hatten das Aussehen, als ob er einen Farbenkasten zerstampft, das Pulver in Öl gerieben und sich dann damit die Finger angepinselt hätte. Die Arme konnte ich nicht sehen; jedenfalls aber glichen sie ganz genau denjenigen seiner holden ›Erdbeere‹, deren Farbüberzug ich ja erst für Handschuhe gehalten hatte.

Und nun gar das Gesicht! Das war grandios zu nennen. Jedenfalls hatte er zwei Angewohnheiten oder auch drei, welche sich bei seinem Geschäfte nicht vertrugen: er schnupfte; er liebte es, sich die Augen zu reiben, und er pflegte sich wohl auch gern hinter den Ohren zu kratzen, denn sowohl die Nase, wie die Umgebung der Augen und Ohren schienen mit schwarzer Tinte, Pflaumenmus, Eigelb, Himbeersaft und geschlemmter Kreide eingerieben worden zu sein.

Wenn eine Orientalin die Augenwimper mit Khol färbt, so giebt dies dem Blick eine eigenartige, melancholische, interessante Schärfe. Der Bäcker schien der Ansicht zu sein, daß seine Physiognomie durch die erwähnte Farbensicht auch an Schönheit gewinne. Wohl aus diesem Grunde oder aus Be-

quemlichkeit hatte er es seit langer Zeit unterlassen, sein Gesicht mit einem Tropfen Wasser zu beleidigen. So etwas kann im Abendlande wohl kaum vorkommen. Da wäre die Polizei gezwungen, sich ins Mittel zu schlagen, weil ein solcher Mensch öffentliches Ärgernis erregen würde.

Es war wirklich spaßhaft, mit welchem Erstaunen er mich, der ich ruhig neben der Türe sitzen blieb, betrachtete. Seine Stirn zog sich empor; sein Mund öffnete sich weit, und seine Ohren schienen sich nach hinten retirieren zu wollen.

»Ölüm jyldyrym – Tod und Blitz!«

Mehr brachte er nicht hervor. Er mußte schnaufen, ob aus Atemnot oder aus Überraschung, das weiß ich nicht.

»Sabahiniz chajir ola – guten Morgen!« grüßte ich ihn, indem ich langsam aufstand.

»Ne is ter sen bunda? Ne ararsen bunda – was willst du hier? Was suchst du hier?«

»Seni – dich,« antwortete ich kurz.

»Beni – mich?« fragte er kopfschüttelnd.

»Ewwet, seni – ja, dich.«

»Du verkennst mich!«

»Schwerlich. Dich erkennt man sofort.«

Er schien die Beleidigung, welche in den letzten Worten lag, gar nicht zu fühlen. Er sagte, noch immer kopfschüttelnd:

»Du bist in einem falschen Hause.«

»Nein; ich bin im richtigen.«

»Aber ich kenne dich nicht!«

»Du wirst mich kennen lernen.«

»Zu wem willst du denn?«

»Zu einem Bojadschy, welcher zugleich Etmektschi ist und Boschak heißt.«

»Der bin ich allerdings.«

»Siehst du, daß ich mich nicht irre!«

»Aber du sagtest, daß du mich sofort erkannt habest! Hast du mich bereits gesehen?«

»Nein, nie und nirgends.«

»Wie kannst du mich da erkennen?«

»An der glänzenden Würde deines Standes, welche in deinem Gesichte zu bemerken ist.«

Auch den eigentlichen Sinn dieser Worte begriff er nicht, denn er verzog dieses farbig erglänzende Gesicht zu einem breiten, wohlgefälligen Lächeln und sagte:

»Du bist ein sehr höflicher Mann, und du hast recht. Mein Stand ist ein sehr wichtiger. Ohne uns müßten die Menschen verhungern, und wir sind es auch, die jedem Kleide erst die Schönheit geben. Welchen Wunsch hast du denn?«

»Ich möchte über ein Geschäft mit dir sprechen.«

»Bist du vielleicht ein Mehlhändler?«

»Nein.«

»Oder ein Farbenhändler?«

»Auch nicht. Es ist ein anderes Geschäft, welches ich meine.«

»So sage es mir!«

»Dann, wenn du es dir bequem gemacht hast. Ziehe deinen Mantel aus und setze dich zu mir!«

»Ja, das werde ich tun. Erwarte mich hier!«

Er ging zu derselben gegenüber befindlichen Türöffnung hinaus, durch welche die Frau und die Tochter verschwunden waren. Jedenfalls gab es dort zwei Räume hintereinander, und ich hörte aus den dumpf zu mir schallenden Lauten dreier Stimmen, daß sich die Erwähnten in dem hintersten »Kabinett« befanden.

Als er zurückkehrte, blieb er vor mir stehen und sagte:

»Im bunda. Ischtahnyz warmy? – Da bin ich. Hast du Appetit?«

»Wozu?«

»Etwas zu essen?«

»Nein,« antwortete ich, indem ich an die Spuren der Teigfinger dachte, welche er an seinen Hosen abgewischt hatte.

»Oder zu trinken?«

»Ich danke sehr!«

Der Appetit war mir infolge des Backtrogwassers und des famosen Mostes vollständig vergangen.

»Nun, so wollen wir von unserem Geschäft sprechen.«

Es ist geradezu unbeschreiblich, in welcher Weise es ihm unter vielem Ächzen gelang, mir gegenüber auf dem Boden Platz zu nehmen. Als diese Turnübung bei Ach und Krach gelungen war, legte er sein Gesicht in eine ernste, gebieterische Miene und klatschte laut in die Hände.

Ich hätte ihm beinahe in das Gesicht gelacht, als er sich damit das Ansehen eines hohen Mannes gab, welcher zu befehlen gewohnt ist. Aber das Klatschen der Hände war gehört worden, denn der stieglitzähnliche Färbergehilfe, welchen die Tochter einen schlaun und mutigen Mann genannt hatte, trat ein.

Er war jedenfalls, da er sich doch hinter dem Hause befunden hatte, durch eine Fensteröffnung unterrichtet worden, wie er sich zu verhalten habe. Er verbeugte sich mit über der Brust gekreuzten Armen und blickte seinen Herrn und Meister demütig erwartungsvoll an.

»Getir benim lülejü – bringe mir meine Pfeife!« befahl der letztere im Tone eines Pascha mit drei Roßschweifen.

Der Sklave dieses Augenblickes gehorchte dem Befehle. Er brachte eine Tabakspfeife, welche aussah, als ob sie schon lang im Schlamme eines Karpfenteiches gelegen habe. Der Diener entfernte sich, und der Herr langte in die Hosentasche und brachte aus derselben eine Handvoll Tabak hervor, welchen er in den Pfeifenkopf stopfte. Dann fragte er mich:

»Sen mi tütün itschen? – Bist du Tabaksraucher?«

»Ewwet – ja,« antwortete ich.

Ich befand mich nun in der Angst, daß er mir eine eben solche Pfeife bringen lassen und sie aus derselben Tasche stopfen werde, fühlte mich aber angenehm enttäuscht, als er nun weiter fragte:

»Kibritler onun itschün melik ol-sen – folglich besitztst du Streichhölzer?«

»Bre kaw zabt etmez-sen – besitztst du nicht Zunder?« erkundigte ich mich.

Der Mann hatte nämlich bei seiner Frage ein eigentümlich pfiffiges oder vielmehr dummschlaues Gesicht gemacht. Zündhölzer sind in jener Gegend nicht überall gebräuchlich; man kann ganze Dörfer aussuchen, ohne ein einziges zu fin-

den. Wer solche bei sich führt, der ist ein Mann, der sich etwas bieten kann. Der Bäcker wollte nun jedenfalls sehen, ob ich zu diesen bevorzugten Leuten gehöre. Darum antwortete ich ihm in dieser Weise.

»Ich müßte wieder aufstehen,« sagte er. »Ich sehe es dir an, daß du Kibritler bei dir hast.«

»Wie willst du das sehen?«

»An deiner ganzen Kleidung. Du bist reich.«

Wenn er gesagt hätte: »Du bist reinlicher als ich«, so hätte er recht gehabt. Ich griff in die Tasche, zog ein Döschen Wachshölzer hervor und gab ihm eins derselben. Er betrachtete es ganz erstaunt und sagte:

»Das ist doch nicht hölzern?«

»Nein. Ich mag keine, welche von Odun gemacht sind.«

»Das ist wohl gar Wachs?«

»Ja; du hast es erraten.«

»Und es ist ein Docht darin?«

»Natürlich!«

»Müdschüpatly, tschok adschaib – wunderbar, höchst wunderbar! Eine Kerze zum Anbrennen des Tabaks! Das habe ich noch nicht gesehen. Willst du mir nicht lieber das ganze Päckelchen schenken?«

Man glaubt nicht, welchen Eindruck oft eine solche Kleinigkeit macht. Es ist dann wohlgetan, die Gelegenheit zu benutzen; darum antwortete ich:

»Diese Zündkerzchen sind von großem Wert für mich. Vielleicht schenke ich sie dir, wenn ich mit unserer Unterhaltung zufrieden bin.«

»So wollen wir beginnen. Vorher aber will ich mir die Pfeife anbrennen.«

Als das geschehen war, bemerkte ich, daß er gar nicht etwa eine schlechte Sorte Tabak rauchte. Vielleicht hatte er ihn in nicht ganz legaler Weise an sich gebracht.

»So, nun können wir sprechen,« meinte er. »Du wirst mir zunächst sagen, wer du bist.«

»Natürlich; denn du mußt doch wissen, mit wem du redest.

Aber – vielleicht ist es doch besser, wenn ich dir meinen Namen erst später sage.«

»Warum denn?«

»Das Geschäft, welches ich mit dir besprechen will, ist kein gewöhnliches. Es gehört Schlauheit und Verschwiegenheit dazu, und ich weiß noch nicht, ob du diese beiden Gaben besitzt.«

»Ah, nun weiß ich, was du bist!«

»Nun, was bin ich?«

»Du treibst verschwiegenen Handel.«

»Hm! Vielleicht hast du nicht ganz falsch geraten. Ich habe eine Ware zu verkaufen, welche sehr teuer ist und die ich dennoch sehr billig losschlagen werde.«

»Was ist es?«

»Teppiche!«

»Ah, Teppiche! Das ist eine gute Ware. Aber was sind es für Teppiche?«

»Echte Smyrnaer Ware.«

»Allah! Wieviel?«

»Gegen hundert.«

»Wie verkaufst du sie?«

»Im Pausch und Bogen. Ich fordere Stück für Stück dreißig Piaster.«

Da nahm er die Pfeife aus dem Munde, legte sie neben sich auf den Boden, schlug die Hände zusammen und fragte:

»Dreißig Piaster? Wirklich dreißig?«

»Nicht mehr!«

»Echte Smyrnaer Teppiche?«

»Gewiß!«

»Kann man sie einmal ansehen?«

»Natürlich muß sie der Käufer vorher sehen!«

»Wo hast du sie?«

»Ah! Denkst du wirklich, daß ich das sagen werde, ehe ich weiß, daß der Käufer ein sicherer Mann ist?«

»Du bist sehr vorsichtig. Sage mir wenigstens, ob der Ort, an welchem sie sich befinden, weit von hier ist.«

»Gar nicht weit.«

»Und sage mir ferner, wie es kommt, daß du dich grad an mich wendest.«

»Du bist ein berühmter Färber, du bist also Kenner und wirst beurteilen können, ob die Ware wirklich in der Farbe echt ist.«

»Das ist wahr,« meinte er geschmeichelt.

»Darum komme ich zu dir! Ich denke zwar nicht, daß du die Teppiche kaufen wirst, aber ich habe gemeint, daß du vielleicht einen andern kennst, welcher bereit ist, einen so vorteilhaften Handel einzugehen.«

»Da hast du freilich gar nicht unrecht vermutet.«

»So kennst du einen Käufer?«

»Ich kenne einen.«

»Der auch bar bezahlen kann?«

»Solche Geschäfte macht man meist auf Kredit.«

»Ich nicht. Gute Ware, billig, aber bares Geld. Dann sind beide zufrieden, der Käufer wie der Verkäufer.«

»Nun, der Mann kann bezahlen.«

»Das ist mir lieb. Wer ist er?«

»Er ist ein Waffenschmied.«

»O weh!«

»Wieso denn?«

»Ein Waffenschmied wird nicht eine so große Menge von Teppichen kaufen.«

»Der aber tut es. Er ist zugleich Kaffeewirt und versteht es, die Ware an den Mann zu bringen.«

»Wo wohnt er?«

»In Ismilan.«

»Das ist mir unangenehm, da es bis dahin so weit ist.«

»Das tut nichts. Er kommt heute oder morgen zu mir.«

»Bis morgen kann ich nicht warten.«

»Warum nicht?«

»Das kannst du dir doch denken!«

»Nein, gar nicht.«

»Wenn ich so teure Ware so billig verkaufe, muß es ja doch irgend eine Bewandtnis mit ihr haben.«

»Hm! Freilich wohl.«

»Ich muß sie schleunigst verkaufen, sonst kann sie mir sehr leicht verloren gehen.«

»Ist man dir auf der Spur?«

Er kniff dabei die Augen zusammen, blinzelte mich bedeutungsvoll an und machte mit den Händen die Bewegung des Ergreifens, des Festhaltens, also des Arretierens.

»Nein, das nicht. Kein Mensch ahnt bis jetzt etwas von meinem Vorhaben; aber die Ware befindet sich an einem Ort, der höchst unsicher ist.«

»Schaffe sie fort!«

»Das mag der Käufer tun.«

»Ist denn der Mann, bei dem du sie untergebracht hast, so unzuverlässig?«

»Ich habe sie bei keinem Manne.«

»Nicht? – Wo sonst?«

»Im freien Felde.«

»Allah ist groß! Wie bist du auf diesen Gedanken gekommen?«

»Nicht ich bin auf ihn gekommen, sondern andere.«

»Aber du hast deine Erlaubnis dazu gegeben?«

»Auch nicht. Es würde mir niemals einfallen, einen solchen Wert so leichtsinnig aufzubewahren.«

»So begreife und verstehe ich dich nicht.«

»Ich werde es dir im Vertrauen erklären. Du machst auf mich den Eindruck eines Mannes, der keinen andern verraten wird.«

»Nein, niemals tue ich das!«

»Gut, gut; ich glaube es dir. Du findest doch, daß dreißig Piaster sehr, sehr wenig ist?«

»Hm! Das kann ich jetzt noch nicht sagen; ich habe die Teppiche nicht gesehen.«

»Ich sage dir, daß es wenig, sehr wenig ist. Kein Anderer verkauft so billig.«

»Du wirst sie noch billiger erhalten haben!«

»Natürlich! Das versteht sich von selbst.«

»Wie viel hast du gegeben?«

»Höre, diese Frage ist keine sehr kluge. Kein Verkäufer wird

dir sagen, wieviel er in Wirklichkeit profitiert; aber, wie bereits bemerkt, mit dir will ich aufrichtig sein.«

»Nun, wieviel profitierest du?«

»Dreißig Piaster, nur dreißig Piaster.«

Er blickte mich ganz verständnislos an und fragte:

»An dem ganzen Vorrat?«

»Was denkst du dir! Ich werde doch nicht so dumm sein, mit einer so kleinen Summe fürlieb zu nehmen? Nein, an jedem einzelnen Teppich verdiene ich das.«

»Das ist doch gar nicht möglich!«

»Warum nicht?«

»Du verkaufst das Stück für dreißig Piaster und verdienst grad ebensoviel daran?«

»So ist es.«

»Dann müßte dir jemand die Ware geschenkt haben.«

»Das tut kein Mensch.«

»Dann reicht mein Verstand nicht aus!«

»Laß dich das nicht anfechten; der meinige wird desto weiter reichen. Ich habe die Teppiche nicht gekauft und nicht geschenkt erhalten; ich habe sie gefunden.«

»Gefunden?« stieß er hervor.

»So ist es.«

»Wann?«

»Das ist nicht wesentlich.«

»Aber wo?«

»Hier ganz in der Nähe.«

Er erschrak auf das heftigste. Er schluckte und schluckte; es kostete ihm sichtliche Anstrengung, zu fragen:

»Hier in der Nähe? Herr, ist's möglich?«

»Natürlich! Ich sage es ja!«

»Darf ich den Ort erfahren?«

»Kennst du den Weg von hier nach Koschikawak?«

»Freilich kenne ich ihn!«

»Er führt an einem Gesträuch vorüber. Hat man dieses hinter sich und biegt ein wenig nach rechts ab, so gelangt man an eine Bodenvertiefung, welche ganz unzugänglich zu sein

scheint, denn sie ist von einem sehr dichten Dornestrüpp umgeben. Das ist der Ort. Da liegen die Teppiche.«

Sein Leib schien ganz erstarrt zu sein. Er machte keine Bewegung. Nur seine Brust arbeitete heftig. Der Atem wollte ihm versagen. Endlich erklang es fast röchelnd aus seinem Munde:

»Herr, das wäre wunderbar!«

»Ja, man sollte nicht denken, da auf freiem Felde einen Vorrat von teuren Teppichen zu finden. Aber es regnet ja hier so sehr selten. Grad jetzt ist die trockene Jahreszeit, und die Ware hat also vom Wetter gar nichts zu leiden.«

»Aber von den Menschen!«

»Wieso?«

»Sie kann so leicht entdeckt werden!«

»O nein. Ihr seid hier die reinen Kinder. Ihr tut heute nur das, was ihr gestern und früher getan habt. Ihr wollt heute nicht mehr wissen, als nur das, was ihr bereits vorher gewußt habt. Die Vertiefung hat stets für unzugänglich gegolten, und so wird es auch wohl schwerlich irgend einem einfallen, nachzusehen, ob sie es auch wirklich ist. Die Stacheln tun wehe.«

»Aber wie bist denn du hingekommen?«

»Zu Pferde. Du weißt, daß man sein Tier nicht stets in der Gewalt hat. So ein Geschöpf geht einmal durch, und dabei gelang man mitten in die Dornen hinein.«

»Lanetli! Lanetli wakaa – verflucht! Verfluchter Zufall!« rief er aus.

»Wie?« fragte ich im Tone der Verwunderung. »Du ergrimmst darüber, daß ich diese Entdeckung gemacht habe?«

»Nein, o nein! Ich dachte nur daran, wie unangenehm es für jenen Mann sein muß, dem die Sachen gehören.«

»Er hätte sie besser verstecken sollen!«

»Aber, Herr, wie kommst du auf den Gedanken, nun die Teppiche zu verkaufen?«

»Ist das nicht das Vorteilhafteste, was ich tun kann?«

»Für dich, ja; aber – gehören sie dir?«

»Natürlich! Ich habe sie gefunden.«

»Das ist noch kein Grund, sie für dein Eigentum zu halten. Du mußt sie dem Besitzer lassen.«

»So mag er sich melden! Er wird sich hüten, das zu tun.«

»Er wird sie wegholen.«

»Er oder ein Anderer. Wie leicht kann ein Anderer dazukommen, der dann klüger ist, als ich! Nein, ich verkaufe sie.«

Er hatte sich von seinem Schreck erholt und geriet allmählich in Aufregung.

»Ich rate dir, es nicht zu tun!« sagte er. »Der rechtmäßige Besitzer wird schon dafür sorgen, daß er sein Eigentum nicht verliert. Du würdest ein Dieb sein, und wie ein solcher siehst du mir nicht aus.«

»Nicht? Hm! Du magst recht haben. Du hast dieses Wort grad noch im richtigen Augenblick ausgesprochen. Ein Dieb will ich allerdings nicht sein.«

»Du wirst also die Teppiche liegen lassen?«

»Ja.«

»Versprichst du es mir?«

»Warum dir? Gehören sie etwa dir?«

»Nein; aber ich möchte nicht haben, daß du deine Seele mit einem Verbrechen belastest.«

»Du bist ein braver Mann; du meinst es gut mit mir!«

»Ja. Also gib mir das Versprechen; gib mir deine Hand darauf, daß du dich an den Teppichen nicht vergreifen willst!«

»Gut! Ich will dir deinen Willen tun. Hier ist meine Hand!«

Er drückte mir die Rechte, holte erleichtert Atem und sagte dann, nach seiner Pfeife greifend:

»Allah sei gelobt! Ich habe dich vom Wege der Sünde weggerissen. Dabei ist mir der Tabak verlöscht. Gib mir noch eins von deinen Wachszünderchen!«

»Hier hast du! Es freut mich, daß du mich auf dem Pfade der Tugend erhalten hast. Die Versuchung war groß. Wir wollen dafür sorgen, daß nicht vielleicht ein Anderer ihr erliege.«

»Wie willst du das anfangen?«

»Ich werde den Fund zur Meldung bringen.«

»Allah 'l Allah! Bei wem?«

»Bei der Behörde.«

Er legte die in Brand gesetzte Pfeife schleunigst wieder weg, schüttelte abwehrend beide Hände und sagte:

»Das ist ja gar nicht nötig, gar nicht!«

»O doch! Ich werde mich zum Kiaja begeben, der mag die Teppiche in Beschlag nehmen.«

»Was fällt dir ein? Der Besitzer wird sie schon holen!«

»Das kann meinen Beschluß nicht ändern. Es ist meine Pflicht, die Meldung zu machen.«

»Ganz und gar nicht! – Diese Sache geht dich nichts an!«

»Sehr viel sogar. Wer ein Verbrechen entdeckt, der muß es zur Anzeige bringen.«

»Wie sollte es sich hier um ein Verbrechen handeln?«

»Ein ehrlicher Mann versteckt sein Eigentum nicht im Felde; darauf kannst du dich verlassen. Und übrigens habe ich eine Ahnung, für wen die Teppiche bestimmt sind.«

»Du wirst dich täuschen!«

»O nein; ich bin meiner Sache sehr gewiß.«

»Wer soll dieser Mann sein?«

»Derselbe, den du mir vorhin als Käufer vorschlugst.«

»Du meinst den Waffenschmied?«

»Allerdings.«

»O, der hat mit dieser Angelegenheit gar nichts zu tun! Kennst du ihn etwa?«

»Nein, ich habe ihn noch nicht gesehen.«

»Wie kannst du ihn in einen solchen Verdacht nehmen? Ich habe dir nicht einmal seinen Namen genannt.«

»Den kenne ich. Er heißt Deselim.«

»Deselim? Den meine ich nicht. Ich kenne keinen Menschen, welcher diesen Namen führt.«

»So kennst du auch wohl keinen, welcher Pimosa heißt?«

»Pimosa? O, den kenne ich!«

»Woher ist er?«

»Er ist ein Serbe aus Lopaticza am Ibar. Wo hast du ihn kennen gelernt?«

»Das werde ich dir später sagen. Besucht er dich zuweilen?«

»Ja.«

»War er in der letzten Zeit bei dir?«

»Nein.«

»Weißt du, wo er gewesen ist?«

»Nein.«

»Hm! Bist du nicht vor ganz kurzem in Mandra und Boldschibak gewesen?«

Jetzt zeigte sein Gesicht einen ganz andern Ausdruck als vorher. Es war die ausgesprochene Fuchsphysiognomie. Dieser dicke Kerl war ein gefährlicher Mensch. Es zuckte in seinem Auge verständnisvoll auf. Er sagte:

»Ich will dir die Wahrheit gestehen: ich bin dort gewesen, und Pimosa auch.«

Der Blick, welchen er jetzt auf mich richtete, war triumphierend zu nennen. Ich aber legte ihm gleichmütig die Hand auf die Achsel und sagte lachend:

»Boschak, das hast du nicht schlecht gemacht, du alter Schlaukopf du!«

»Nicht schlecht? Wie meinst du das?«

»Nun, du errätst, daß ich mit Pimosa gesprochen habe, und zwar ganz kürzlich?«

»Das kann ich mir denken.«

»Dieses hast du nun freilich nicht schlau angefangen, du solltest es nicht eingestehen.«

»Die Wahrheit kann ich sagen!«

»Meinetwegen! Du errätst ferner, daß mir Pimosa gesagt hat, er sei in Mandra und Boldschibak gewesen, und da trittst du sofort als Zeuge auf. Wie aber nun, wenn ich dir beweise, daß du gar nicht von hier fortgekommen bist?«

»Das kannst du nicht beweisen.«

»Ich brauche nur hier nachzufragen. Man wird dich gesehen haben. Aber ich tue das nicht; ich gebe mir keine solche Mühe. Ich reite nach dem Dorfe Palatza; da werde ich wohl erfahren, wer dieser Pimosa eigentlich ist.«

Der Dicke schien unter der Farbe, die sein Gesicht bedeckte, zu erbleichen. Er sagte in möglichst zuversichtlichem Tone:

»Du wirst dort auch nichts anderes erfahren, als das, was ich dir gesagt habe.«

»O, der Roßhändler Mosklan wird mir jedenfalls bessere

Auskunft erteilen! Ich sehe ein, daß mein Besuch bei dir zu Ende ist. Ich werde also zum Kiaja gehen.«

Ich stand auf. Er tat dasselbe, und zwar so schnell, daß ich genau bemerkte, daß ihm die Angst die ungewöhnliche Beweglichkeit gab.

»Herr,« sagte er, »du wirst nicht eher gehen, als bis wir einig geworden sind!«

»Einig? Worüber?«

»Über die Teppiche.«

»Und über den Schut, nicht wahr?«

»Allahy sewersin – um Gottes willen! Warum sprichst du von dem Schut?«

»Warum erschrickst du, wenn ich von ihm spreche? Warum sagst du, daß wir wegen der Teppiche einig werden müssen? Gehören sie denn dir?«

»Nein, nein!«

»Oder weißt du vielleicht, wer sie versteckt hat?«

»Auch nicht.«

»So kannst du vollständig beruhigt sein. Ich aber muß zum Kiaja, um ihn von meinem Funde zu benachrichtigen.«

»Du hast ja gar keinen Vorteil davon!«

»Man soll seine Pflicht ohne Eigennutz tun.«

Er befand sich in der größten Verlegenheit. Er hatte sich sogar vor die Türe gestellt, um mich nicht hinaus zu lassen. Jetzt sagte er:

»Wer bist du denn eigentlich, daß du als Fremder hierher kommst und dich um unsere Angelegenheiten kümmerst?«

»Kannst du lesen?«

»Ja.«

»Nun, so will ich dir etwas zeigen.«

Ich zog meinen Reisepaß hervor, hielt ihm denselben entgegen, aber so, daß er nur das Siegel deutlich sehen konnte, und fragte:

»Kennst du das?«

»Ja; es ist das Möhür des Großherrn.«

»Nun, so sage ich dir, daß ich das Möhür besitze und den Agenten Pimosa gefangen genommen habe.«

»Herr! Effendi! Bist du ein Polizist?« stieß er erschrocken hervor.

»Ich habe dir nicht zu antworten. Aber ich werde auch dich verhaften und ebenso Deselim aus Ismilan, sobald er hier ankommt.«

»Mich verhaften?«

»Du sagst es.«

»Warum denn?«

»Wegen der Teppiche und wegen verschiedener anderer Gründe.«

»Effendi, ich bin ein ehrlicher Mann!«

»Und doch belügst du mich?«

»Ich habe die Wahrheit gesagt!«

»Das wagst du wirklich zu behaupten? Du willst mit Eile in das Verderben gehen. Du sollst deinen Willen haben. Man wird eine große Untersuchung gegen dich einleiten; du wirst verloren sein. Und doch wollte ich dich retten. Ich kam zu dir, um dir im Vertrauen den Weg zu zeigen, welcher zur Rettung führt.«

Er hatte sich an die Scheidewand gelehnt und wußte nicht, was er sagen sollte.

»Du solltest dich jetzt sehen können,« sagte ich. »Die Schuld und die Angst kann nicht anders aussehen, als grad so wie du. Nimm deinen Mantel wieder, und folge mir zum Kiaja!«

Da erschienen seine Frau und seine Tochter. Sie hatten im Nebenzimmer gelauscht und alles gehört. Beide erhoben ein lautes Klagen und warfen mir alles mögliche vor. Der Bäcker verhielt sich ganz ruhig; er schien abzuwägen, wie er am besten handeln könne. Ich hörte die beiden Jammernden eine Weile an, dann beruhigte ich sie:

»Seid still! Ich habe ihn ja retten wollen; aber er hat nicht gewollt. Noch jetzt wäre ich bereit, von der Meldung und von der Anzeige abzusehen. Ihr seht jedoch, daß er kein Wort der Bitte spricht.«

Das brachte ihn zum Sprechen.

»Effendi,« sagte er, »was weißt du von mir?«

»Alles! Die einzelnen Punkte brauche ich dir nicht zu sagen; das ist Sache des Richters.«

»Und du meinst, daß du von der Anzeige absehen könntest?«

»Ja. Ich halte dich für keinen Bösewicht. Ich halte dich nur für den Verführten. Darum wünsche ich, mild gegen dich verfahren zu dürfen.«

»Was müßte ich denn tun?«

»Dich von den Verführern lossagen.«

»Das will ich gern tun!«

»Das sagst du jetzt; aber wenn ich fort bin, wirst du dein Versprechen nicht erfüllen.«

»Ich erfülle es. Ich kann es beschwören.«

»So verlange ich, daß du dem Pferdehändler Mosklan die Freundschaft kündigst.«

»Ich werde es ihm sagen.«

»Gut! Du wolltest ihm deine Tochter zum Weibe geben?«

»Ja.«

»Sie wird also ihren Bräutigam verlieren. Suche einen andern für sie aus!«

Er horchte auf. Er blickte die beiden Frauen und dann mich forschend an und fragte dann:

»Ihr habt miteinander gesprochen, ehe ich kam?«

»Ja,« antwortete ich der Wahrheit gemäß.

»Meinst du etwa, daß ich ihr den Sahaf Ali zum Manne geben soll?«

»Das möchte ich dir allerdings raten.«

»Wallahi! So habt ihr von ihm gesprochen?«

»Ja, und ich habe auch bereits selbst mit ihm geredet. Er ist ein braver Mann; er ist kein Verbrecher, wie jener Mosklan. Er wird deine Tochter glücklich machen. Ich habe keine Zeit, hier noch viele Worte zu machen. Ich will dir also Folgendes sagen: Ich gehe jetzt für einige Minuten hinaus, und du magst unterdessen mit deinem Weibe und mit deiner Tochter reden. Komme ich herein, und du sagst mir, daß der Sahaf dir willkommen sei, so reite ich sofort zu ihm, um ihn zu holen. Du magst ihm dann deine Unterschrift geben, und es ist alles gut.

Weigerst du dich aber, so gehe ich zum Kiaja und nehme dich gleich mit zu ihm.«

Der Schweiß stand ihm auf der Stirn, und dennoch kam es mir vor, als ob er viel ruhiger sei, als vorher. Weib und Kind wollten mit Bitten auf ihn einstürmen; er aber wehrte ab und fragte mich:

»Du willst also den Sahaf holen?«

»Ja.«

»Du willst zu ihm nach Kabatsch reiten?«

»Natürlich, wenn ich ihn holen will!«

»Und wenn ich ihm dann meine Unterschrift gebe, wirst du über alles schweigen?«

»Wie das Grab!«

»Über den Schut und über den Pferdehändler?«

»Ja.«

»Auch von den Teppichen wirst du nichts sagen?«

»Einem nur werde ich es sagen.«

»Wem?«

»Dem Sahaf. Der mag dann machen, was er will.«

»Er wird schweigen, wenn ich ihm meine Tochter gebe. Sage mir, wann du nach Kabatsch reiten willst.«

»Sobald du dich entschieden hast. Ich habe keine Zeit zu versäumen. Also ich gebe dir einige Minuten Frist. Überlege dir die Angelegenheit!«

Ich ging hinaus zu meinem Pferde. Ich hatte beim Verlassen der Stube gehört, daß Mutter und Tochter sofort mit Bitten auf ihn eindringen, und war meiner Sache gewiß. Es blieb ihm, meiner Ansicht nach, nichts übrig, als nachzugeben, und ich freute mich königlich darauf, dem Sahaf schon nach so kurzer Zeit eine so frohe Nachricht bringen zu können.

Zwar fragte ich mich, ob es nicht meine Pflicht sei, Anzeige zu machen; doch gab es auch gute Gründe, dies zu unterlassen. Ich war ja noch gar nicht überzeugt, ob die Teppiche auch wirklich Schmuggelgut seien. Sie wurden es vielleicht erst an der serbischen Grenze. Übrigens hielt ich den Sahaf für einen ehrlichen Menschen und dachte mir, daß er nach seinem Ge-

wissen handeln werde, sobald ich ihm alles mitgeteilt haben würde.

Ich ging eine kurze Strecke vom Hause fort. Es war mir, als ob ich einen Ruf vernommen hätte. Als ich mich umdrehte, sah ich, daß der Gehilfe nach einer der Fensteröffnungen ging; dort sprach der Bäcker mit ihm.

Was ging mich das an? Er hatte ihm wohl eine geschäftliche Weisung zu erteilen. Einige Minuten später hörte ich Hufschlag. Ich sah keinen Reiter; es fiel mir gar nicht ein, Verdacht zu schöpfen. Leider aber war mir die Erfahrung vorbehalten, daß ich unvorsichtig gewesen sei. Der Bäcker hatte seinen Gehilfen fortgeschickt, um mir eine Falle zu stellen. Das Mädchen hatte den Kibitzmenschen schlau genannt. Er war es auch. Er war so vom Hause fortgeritten, daß dieses zwischen ihm und mir lag und ich seine Entfernung also gar nicht bemerken konnte.

Ich wartete ungefähr eine Viertelstunde, dann kehrte ich in die Stube zurück. Dort bat mich die Frau, ihrem Mann noch eine kleine Frist zu gestatten. Es sei ihm doch sehr schwer, einen Entschluß zu fassen, da er nicht wisse, wie er von Mosklan ohne Schaden loskommen könne.

Ich erfüllte ihr die Bitte und ging wieder hinaus. Dort wartete ich, bis ich gerufen wurde. Der Bäcker kam mir entgegen und sagte:

»Effendi, du hast recht; ich werde tun, was du mir geraten hast. Willst du den Sahaf holen?«

»Ja; ich reite sogleich.«

»Und willst du dann für heute und die nächsten Tage unser Gast sein?«

»Ich danke! Das ist unmöglich. Ich muß fort.«

»Wohin reitest du?«

»Weit fort, nach dem Abendlande, wo meine Heimat ist.«

Daß ich dies sagte, war ein sehr großer Fehler, wie ich später erfahren sollte.

»So komme wenigstens jetzt in das Mehrarrem; dieses ist nur das Selamlük. Ich muß dir etwas zeigen.«

Er war so nachgiebig, und die beiden Frauen strahlten vor

Glück. Ich konnte ihm die Bitte nicht abschlagen und trat mit ihnen in den zweiten Raum, welcher allerdings auch nicht viel anders ausgestattet war als der erste. Die Tochter entfernte sich auf einige Augenblicke und brachte einen Gegenstand, welcher in Werg eingeschlagen und mit Schnüren umwunden war.

»Rate, was das ist, Effendi?« sagte er.

»Wer soll das raten können? Sage es.«

Er entfernte das Werg. Es kam eine Flasche zum Vorschein.

»Das ist der Saft der Weinbeere,« sagte er. »Darfst du ihn trinken?«

»Ich darf; aber laß ihn in der Flasche. Erquickt euch selbst damit.«

»Das ist uns verboten. Dieser Wein ist aus Griechenland. Ich erhielt ihn von einem Handelsmanne und habe ihn aufgehoben, bis einmal jemand kommen werde, der ihn trinken darf.«

Ich blieb bei meiner Weigerung; das schien ihn zu kränken. Er besann sich eine Weile; dann sagte er:

»Wenn du ihn verschmähst, will ich ihn nicht länger bei mir haben. Tschileka, wollen wir ihn dem armen, kranken Saban geben?«

Sie stimmte sofort bei und fragte ihn, ob sie nicht auch ein wenig Gebäck beifügen solle. Er erlaubte es ihr und wendete sich dann an mich:

»Aber, Effendi, wenn der Arme diese Gabe bekommen soll, mußst du uns einen Gefallen tun!«

»Gern, wenn ich kann. Wer ist dieser Saban?«

»Er ist Zeit seines Lebens Besenbinder gewesen, jetzt aber gar ein Bettler geworden, da er krank ist und nicht mehr arbeiten kann. Er lebt von der Wohltätigkeit derjenigen, welche Allah mit Nahrung gesegnet hat.«

»Ja, er ist ein Bettler und erhält von uns zuweilen eine Gabe,« wiederholte die Tochter. »Er wohnt in einer Hütte mitten im Walde, auf halbem Wege zwischen hier und Kabatsch.«

Schon die Wiederholung mußte mir auffallen, noch mehr aber der Ton, in welchem diese Worte gesprochen worden. Sie war dem Vater hastig in die Rede gefallen; ich merkte, daß sie

meine Aufmerksamkeit auf sich lenken wollte. Sie stand seitwärts hinter dem Bäcker, und als ich nun zu ihr hinblickte, erhob sie warnend den Zeigefinger der rechten Hand, ohne daß ihr Vater es sah.

»Was ist es für ein Wald?« fragte ich in unbefangener Weise.

»Es sind lauter Eichen und Buchen,« antwortete der Bäcker. »Nur zuweilen befindet sich eine Tanne oder eine Cypresse darunter. Soll ich dir den Weg vielleicht genau beschreiben?«

»Ich bitte dich darum.«

»Du reitest von hier aus nach Südwest, immer den Wagengleisen nach, welche dich zur hohen Ebene führen. Dort gehen diese Gleise nach Süden ab, in der Richtung von Terzi Oren und Ireck; aber du wirst Spuren finden, welche dich rechts nach einem Bache bringen, welcher unterhalb Kabatsch in den Söüdlü fließt. Nicht weit von der Stelle, an welcher du diesen Bach erreichst, befindet sich ein freier Platz, an dessen Rande die Hütte Sabans liegt.«

»Dort wohnt er allein?«

»Ja.«

Ein Bettler und so allein im Walde, das war auffallend. Dazu das Benehmen der Tochter. Ich hatte jedenfalls Veranlassung, sehr vorsichtig zu sein.

»Und du meinst, daß ich ihn antreffen werde?« erkundigte ich mich.

»Ja. Er kann nicht ausgehen, wie ich gehört habe. Er soll krank sein. Deshalb sende ich ihm die Gaben.«

»Und welchen Gefallen meinstest du vorhin, den ich dir da tun soll?«

»Würdest du diese Sachen mitnehmen, um sie ihm zu bringen?«

»Gern; packe sie mir ein!«

Er tat dies. Unterdessen ging die Tochter hinaus und gab mir dabei einen verstohlenen Wink. Ich folgte ihr nach und traf sie hinter dem Hause.

»Du hast mir etwas zu sagen?« fragte ich.

»Ja, Effendi. Ich warne dich.«

»Vor wem und warum?«

»Dieser Bettler ist kein guter Mensch. Nimm dich vor ihm in acht.«

»Denkst du, daß dein Vater eine böse Absicht gegen mich hegt?«

»Ich weiß gar nichts. Ich muß nur sagen, daß ich den Bettler nicht liebe, weil er ein Feind des Sahaf ist.«

»Hm! Deine Mutter wollte mir etwas für diesen letzteren mitgeben. Dein Vater sollte nichts davon wissen.«

»Das hat sich erledigt, Effendi. Sie hat dir nicht sofort sagen wollen, daß es eine Botschaft ist. Er sollte – –«

Sie stockte errötend und blickte zu Boden.

»Nun, was sollte er denn, liebe Ikbala?«

»Er sollte heut abend – zur – – zur Mutter kommen.«

»Zur Mutter? Aber nicht in eure Wohnung?«

»Nein, Effendi.«

»Wohin denn?« fragte ich in allerdings zudringlicher Weise mit dem größten Ernste.

»Er sollte draußen am Wasser warten.«

»So, so! Deine liebe Mama pflegt also dem Sahaf zuweilen ein kleines Stelldichein zu geben?«

»Ja,« antwortete sie so naiv ernst, daß ich nun doch lachen mußte.

»Und du bist wohl die Beschützerin dieser schönen Zusammenkünfte?« fragte ich.

»O, Effendi, du weißt wohl recht gut, daß er nicht zur Mutter kommt, sondern zu mir!«

»Ja, ich kann es mir wohl denken. Und da ich ihn heut zu euch bringen will, so braucht deine Mutter mir nun die Botschaft nicht zu geben, welche für ihn bestimmt war?«

»So ist es, Effendi. Dein Vorhaben ist so gut; es erfüllt mein Herz mit Freude. Allah gebe, daß es gelingt!«

»Es wird auch den Sahaf mit Freude erfüllen. Er hat dich, als ich mit ihm sprach, die Schönste in Rumili genannt, und so – –«

»Ist das wahr?« fiel sie mir hastig ins Wort.

»Ja, so sagte er.«

»O, er ist ein großer Schmeichler und Übertreiber.«

»Nein, er hat nicht übertrieben. Du bist noch süßer als der Most, welchen du bereitest. Aber du sagtest, Allah möge geben, daß mein Vorhaben gelinge. Kannst du noch im Zweifel sein? Dein Vater hat doch seine Zustimmung gegeben!«

»Dir hat er sie gegeben; aber es kommt mir vor, daß er es nicht ernstlich meine. O, Effendi, ich ahne eine Gefahr. Beschütze meinen Sahaf!«

»Was könnte ihm denn drohen?«

»Ich weiß es nicht; aber du und er, ihr habt euch sehr in acht zu nehmen, und ich würde viele, viele Tränen vergießen, wenn ihm ein Leid geschähe.«

»Ihm! Um mich aber würdest du wohl nichts vergießen?«

»Du bist ja fremd!«

Sie sagte das so aufrichtig, und das war so spaßig, daß ich herzlich lachen mußte.

»Na,« erwiderte ich, »wenn du nur um ihn weinst, so sage wenigstens deiner Anajah, daß sie, falls uns ein Unglück geschieht, auch um mich zwei oder drei Tränentropfen vergießen möge. Jetzt aber gehe wieder hinein, damit dein Vater nicht bemerkt, daß wir heimlich miteinander gesprochen haben. Auch ich traue ihm nicht.«

»Effendi, ich werde dich von weitem beschützen!«

Sie ging. Ihre Worte schienen mir ganz ohne Sinn zu sein; doch erfuhr ich später, daß es ihr doch möglich geworden war, dieses Versprechen zu halten.

Ich band mein Pferd los und wartete. Nach kurzer Zeit kam der Bäcker und brachte mir die für den Bettler bestimmten Gaben.

»Wo ist dein Weib und deine Tochter?« fragte ich so obenhin, ihn dabei aber verstohlen beobachtend. »Soll ich nicht von ihnen Abschied nehmen?«

»Du kommst ja wieder, Herr,« antwortete er.

Dabei glitt es so verschlagen und schadenfroh über sein fettes Antlitz, daß ich ihm sogleich die Hand auf die Achsel legte und im ernstesten Tone sagte:

»Meinst du, ich bemerke nicht, daß deine Worte eine Ironie enthalten?«

Sofort nahm sein Gesicht den Ausdruck erstaunter Aufrichtigkeit an. Er blickte mich kopfschüttelnd an und sagte:

»Ich verstehe dich nicht. Ich will doch nicht hoffen, daß du mich für einen Lügner hältst?«

»Hm! In meinem Heimatlande gibt es ein Sprichwort, welches sagt, daß man keinem Menschen trauen soll, der geschlitzte Ohren besitzt.«

»Beziehst du das auf mich?« fragte er im Tone des Gekränkten.

»Ich sehe, daß du einen Schlitz an jedem Ohre hast.«

»Das ist kein Zeichen, daß ich dich täusche. Früher waren meine Ohren unversehrt. Ich bin ein Bekenner des Propheten und schwöre dir beim Barte Mohammeds, daß wir uns wiedersehen werden, wenn du nicht selbst darauf verzichtest.«

»Ich verzichte nicht und hoffe, daß dieses Wiedersehen ein freundliches sein werde. Fände das Gegenteil statt, so könnte dir leicht etwas passieren, was dir nicht lieb ist.«

Ich hatte während dieses sehr freundschaftlichen Gespräches das von ihm empfangene Paket an dem Sattel befestigt, war aufgestiegen und ritt nun davon.

Drittes Kapitel *In Gefahr*

Nach wenigen Minuten kam ich an das eigentliche Dorf Dschnibaschlü, ritt hindurch und befand mich dann wieder zwischen Mais- und anderen Feldern, an welche sich eine Weideebene schloß, die von dem vorhin besprochenen Wald begrenzt wurde.

Die Räder Spuren der großen, unbeholfenen Ochsenwagen waren deutlich zu sehen. Ich folgte ihnen in der angegebenen südwestlichen Richtung und hatte beinahe den Wald erreicht, als ich einen Reiter bemerkte, welcher von links her über die

Ebene herangetrabt kam. Da ich langsamer ritt als er, hatte er mich bald erreicht.

»Allah bilindsche – Gott sei mit dir!« grüßte er.

»Müteschekürüm – ich danke dir!« grüßte ich.

Er betrachtete mich prüfend, und ich tat dasselbe mit ihm, doch geschah dies von mir nicht so auffällig, wie von ihm. Es war nichts Besonderes an ihm zu bemerken. Sein Pferd war schlecht, seine Kleidung war schlecht, und sein Gesicht machte keinen viel besseren Eindruck. Nur die Pistolen und das Messer, welche in seinem Gürtel staken, schienen gut zu sein.

»Woher kommst du?« fragte er.

»Von Dschnibaschlü,« antwortete ich bereitwillig.

»Und wohin reitest du?«

»Nach Kabatsch.«

»Ich auch. Ist dir der Weg bekannt?«

»Ich hoffe, ihn zu finden.«

»Du hoffst es? So bist du fremd?«

»Ja.«

»Darf ich dein Gefährte sein? Wenn du es mir erlaubst, so kannst du dich nicht verirren.«

Er machte keinen angenehmen Eindruck auf mich; aber dies war kein Grund, ihn zu beleidigen. Er konnte trotzdem ein braver Mensch sein. Und selbst wenn das Gegenteil der Fall war, konnte es mir nichts nützen, ihn von mir zu weisen. Ich hätte höchstens seinen Zorn oder gar seine Rachsucht herausgefordert. Und er sah mir ganz so aus, als ob er in einem solchen Falle geneigt sein würde, mich von der Güte seiner Waffen zu überzeugen; darum antwortete ich:

»Du bist sehr freundlich. Bleiben wir beisammen!«

Er nickte befriedigt und lenkte sein Pferd an die Seite des meinigen.

Eine Weile ritten wir schweigend nebeneinander her. Er betrachtete mit sichtlichem Interesse meinen Rappen und meine Waffen. Dabei war es mir, als ob sein Blick zuweilen besorgt die Umgebung mustere. Gab es hier vielleicht etwas zu befürchten? Ich hielt es für angezeigt, keine Frage auszusprechen. Später freilich erfuhr ich den Grund dieser besorgten Blicke.

»Reitest du von Kabatsch dann weiter?« fragte er mich nun in freundlichem Tone.

»Nein.«

»So besuchest du dort jemand?«

»Ja.«

»Darf ich wissen, wen? Du bist ja fremd, und vielleicht kann ich dir seine Wohnung zeigen.«

»Ich reite zu Ali, dem Sahaf.«

»O, den kenne ich! Wir kommen an seinem Hause vorüber. Ich werde dich aufmerksam machen.«

Wieder stockte das Gespräch. Ich fühlte keine Lust, auf eine Unterhaltung einzugehen, und er schien sich ganz in derselben Stimmung zu befinden. So legten wir eine große Strecke zurück, ohne daß ein weiteres Wort gefallen wäre.

Der Weg zog sich zwischen den Bäumen des Waldes mehr und mehr bergan. Wir erreichten die von dem Bäcker erwähnte Höhe und auch die Stelle, an welcher die Räder Spuren sich nach Süden wendeten. Doch war zu bemerken, daß Leute auch nach Westen geritten seien. Dieser letzteren Richtung folgten wir, und dann zeigte sich auch bald der Bach, von welchem die Rede gewesen war.

Nach kurzer Zeit erreichten wir eine kleine Lichtung, an deren Rand ich eine niedrige, länglich gebaute Hütte gewahrte. Sie war ganz roh aus Steinen errichtet und schindelähnlich mit gespaltenem Holz gedeckt. Ich bemerkte eine niedrige Türe und eine kleine Fensteröffnung. Im Dache befand sich eine Öffnung, welche jedenfalls den Zweck hatte, den Rauch abziehen zu lassen. Mächtige Eichen streckten ihre knorrigen Zweige über dieses urwüchsige Bauwerk aus, welches den Eindruck eines traurigen Verlassenseins machte.

Wie nur so nebenbei, deutete mein Begleiter nach der Hütte hinüber und sagte:

»Dort wohnt ein Bettler.«

Er machte keine Miene, sein Pferd anzuhalten. Dieser Umstand ließ den Argwohn, welchen ich gehegt hatte, in mir verschwinden. Ich hielt meinen Rappen an und fragte:

»Wie heißt dieser Bettler?«

»Saban.«

»Ist er nicht Besenbinder gewesen?«

»Ja.«

»So muß ich auf einen Augenblick zu ihm hin. Ich habe ihm eine Gabe zu überbringen.«

»Tue es! Er kann es brauchen. Ich reite einstweilen langsam weiter, immer am Bache dahin. Du kannst mich, wenn du mir dann folgst, gar nicht verfehlen.«

Er ritt wirklich weiter. Wäre er gleichfalls abgestiegen, so hätte mich dies veranlaßt, meine Vorsicht zu verdoppeln. Jetzt fühlte ich mich beruhigt. Ich ritt also zu der Hütte hin und einmal um sie herum, um zu sehen, ob sich vielleicht jemand in der Nähe befände.

Die Eichen und Buchen standen, obgleich sich ihre Äste berührten, so weit auseinander, daß ich zwischen den mächtigen Stämmen hindurch tief in den Wald hineinzublicken vermochte. Ich fand nicht die Spur eines menschlichen Wesens.

Fast schämte ich mich, Argwohn gehegt zu haben. Ein armer, kranker Bettler – was konnte er mir tun! Einen Hinterhalt gab es nicht, wenigstens nicht in der Umgebung der Hütte; davon glaubte ich, überzeugt sein zu dürfen. Hatte ich ja noch Grund zu Befürchtungen, so konnte die Veranlassung dazu nur im Innern des armseligen Bauwerkes zu suchen sein und da war es nicht schwer, der Gefahr zu entgehen.

Ich stieg vor der größeren Öffnung, in welcher sich gar keine Türe befand, vom Pferde, band es aber nicht an, um nötigenfalls sofort aufsitzen und davonreiten zu können. Den Revolver schußfertig in der Hand, so trat ich langsam ein.

Die Vorsicht weiter zu treiben, schien gar nicht möglich zu sein, und – sie war auch gar nicht nötig, wie ich mich beim ersten Blick überzeugte.

Das Innere der Hütte bildete einen einzigen Raum, welcher so niedrig war, daß ich mit dem Kopfe fast an die Decke stieß. Ich sah einen geschwärzten Stein, welcher jedenfalls als Herd diente, mehrere entfleischte Ochsen- und Pferdeköpfe, welche wohl die Sessel bildeten, und in der linken hinteren Ecke ein aus Laub bestehendes Lager, auf welchem eine bewegungslose

menschliche Gestalt lag. Daneben auf der Erde ein Topf, eine zerbrochene Flasche, ein Messer und einige andere, armselige Kleinigkeiten – das war alles, was die Hütte enthielt. Was sollte hier für mich zu befürchten sein?

Ich holte das Paket herein und näherte mich mit demselben dem Lager. Der Mann rührte sich noch immer nicht.

»Güniz chajir ola – guten Tag!« grüßte ich laut.

Da drehte er sich langsam zu mir herum, starrte mich an, als ob ich ihn aus dem Schlafe geweckt hätte, und fragte:

»Ne istersiz sultanum – was befehlen Sie, mein Herr?«

»Ad-in Saban – dein Name ist Saban?«

»Basch üstüne sultanum – zu Befehl, mein Herr!«

»Bojadschjü Boschak tanimar-sen – kennst du den Färber Boschak?«

Da richtete er sich erfreut in sitzende Stellung empor und antwortete:

»Pek eï sultanum – sehr wohl, mein Herr!«

Dieser Mensch sah wirklich sehr krank und elend aus. Er trug nur Lumpen auf dem Leib und schien ein fleischloses Gerippe zu sein. Seine Augen waren begierig auf das Paket gerichtet, welches ich in der Hand hielt.

»Er sendet dir Wein und Backwaren.«

Bei diesen Worten kniete ich mitleidig an seinem Lager nieder, um das mit Bast umwickelte Paket zu öffnen.

»O Herr, o Herr, wie gut du bist! Ich habe Hunger!«

Seine Augen waren flammend auf mich gerichtet. War das wirklich Hunger, oder war es etwas anderes, für mich gefährliches? Ich hatte keine Zeit, diesen Gedanken auszudenken. Hinter mir gab es ein Geräusch. Ich wendete den Kopf. Zwei, vier, fünf Männer drängten sich durch die Türöffnung. Der vorderste hatte die Flinte verkehrt, wie zum Schlage, in der Hand. Er sprang auf mich zu.

Ich riß den Revolver heraus und – schnellte empor? – Nein, ich wollte mich emporschnellen; da warfen sich die langen, dünnen Arme des Bettlers wie die Fänge eines Meerpolypen um meinen Hals und rissen mich wieder nieder. Ich weiß nur noch, daß ich den Lauf des Revolvers schnell nach dem Kopf

des verräterischen Alten richtete und losdrückte – zielen aber konnte ich nicht. Dann erhielt ich von hinten einen fürchterlichen Schlag auf den Kopf. – – –

Ich war gestorben; ich besaß keinen Körper mehr; ich war nur Seele, nur Geist. Ich flog durch ein Feuer, dessen Glut mich verzehren wollte, dann durch donnernde Wogen, deren Kälte mich erstarrte, durch unendliche Wolken- und Nebelschichten, hoch über der Erde, mit rasender, entsetzlicher Schnelligkeit. Dann fühlte ich nur, daß ich überhaupt flog, grad so, wie der Mond um die Erde wirbelt, ohne einen Gedanken, einen Willen zu haben. Es war eine unbeschreibliche Leere um mich und in mir. Nach und nach verminderte sich die Schnelligkeit. Ich *fühlte* nicht nur, sondern ich *dachte* auch. Aber was dachte ich? Unendlich dummes, ganz und gar unmögliches Zeug. Sprechen aber konnte ich nicht, so sehr ich mich auch anstrengte, einen Laut von mir zu geben ...

Nach und nach kam Ordnung in das Denken. Mein Name fiel mir ein, mein Stand, mein Alter, in welchem ich gestorben war; aber wo und wie ich den Tod gefunden hatte, das war mir nicht bekannt ...

Ich sank nach und nach tiefer. Ich wirbelte nicht mehr um die Erde, sondern ich näherte mich ihr wie eine leichte Feder, welche langsam, immer hin und her gehaucht, von einem Turme fällt. Und je tiefer ich sank, desto mehr vergrößerte sich die Erinnerung an mein nun beendetes irdisches Dasein. Personen und Erlebnisse fielen mir ein, mehr und mehr. Es wurde klarer in mir, immer klarer. Ich erinnerte mich, daß ich zuletzt eine weite Reise unternommen hatte; es fiel mir langsam ein, durch welche Länder – zuletzt war ich in Stambul gewesen, in Edreneh, hatte nach Hause gewollt und war unterwegs in einer steinernen Hütte auf einer Vorhöhe des Planinagebirges erschlagen worden. Die Mörder hatten mich dann gefesselt, trotzdem ich eine Leiche war, und mich auf das Lager geworfen, auf welchem vorher der Bettler gelegen hatte, und sich nachher um den Herd gesetzt und ein Feuer angezündet, über welchem irgend etwas gebraten werden sollte ...

Ich war gestorben gewesen und hatte dies doch bemerkt. Ich

hatte sogar die Stimmen der Mörder gehört, ja, ich hörte sie noch, indem ich jetzt wieder zur Erde niedersank, deutlicher und immer deutlicher, je mehr ich mich ihr näherte ...

Und wunderbar! Ich sank durch das Dach der Hütte, auf das Laub des stinkenden Lagers, und da saßen sie noch, die Mörder. Ich hörte sie sprechen; ich roch den Duft von Fleisch, welches sie über dem Feuer brieten. Ich wollte sie auch sehen, aber ich konnte die Augen nicht öffnen und konnte mich auch nicht bewegen ...

War ich denn wirklich nur Seele, nur Geist? Da oben, wo ich früher den Kopf gehabt hatte, am hintern Teile desselben, brannte und schmerzte es wie eine ganze Hölle. Es war mir jetzt, als ob ich diesen Kopf noch besäße; aber er war zehnmal, hundertmal, tausendmal größer als früher und umfaßte die unterirdische Flammensee des Erdinnern, auf deren Inseln Vulkan mit Millionen von Kyklopen hämmert und schmiedet ...

Erst fühlte ich nur diesen Kopf; bald aber bemerkte ich, daß ich auch noch den Leib, die Arme, die Beine besaß. Doch rühren konnte ich kein Glied. Aber mit der größten Deutlichkeit hörte ich jedes Wort, welches dort am Feuer gesprochen wurde. Ich vernahm sogar den Hufschlag einiger Pferde. Zwei Reiter stiegen draußen ab.

»Kalyndschi gelir – der Dicke kommt!« sagte einer.

War das nicht die Stimme des Kerls, mit dem ich bis zur Hütte geritten war? Wie kam er hierher? Er war ja weiter geritten!

»We bir ikindschi – und noch einer!« sagte eine andere Stimme.

»Kim-dir – wer ist's?«

»Jahu, bre Silahdschi Deselim Ismilandan – hallo, der Waffenschmied Deselim aus Ismilan!«

Ich hörte, daß die Insassen der Hütte hinauseilten und die beiden Angekommenen unter lebhaften Freudenrufen begrüßten.

»Achmaki tut-diniz – habt ihr den Dummkopf gefangen?« fragte draußen eine fette Stimme.

Ich kannte sie; es war diejenige des dicken Färber-Bäckers aus Dschnibaschlü. Was denn? Meinte er mit diesem Dummkopf etwa mich? Könnte ich diesen Menschen so ein wenig zwischen meine Hände bekommen, ich würde ihn – – ah, ich konnte jetzt plötzlich die Finger zur Faust ballen! Was doch der Ärger vermag!

»Ewwet, aldat-dik onu – ja, wir haben ihn übertölpelt.«

Diese Worte sagte der Bettler. Meine Kugel hatte ihn also nicht getroffen.

»Gene nerde dir – wo ist die Schaflaus?«

Das war stark! Wenn der Deutsche in handgreiflichster Weise einen recht dummen Menschen bezeichnen will, so nennt er ihn einen Schafskopf. Der Türke bedient sich zuweilen des Wortes Kojundschi, welches ungefähr Schafskerl bedeutet. Mich aber hielt der gegenwärtige Sprecher für so unendlich albern, daß das Wort Kojundschi noch eine unverdiente Ehre für mich gewesen wäre. Er nannte mich also Gene, das ist Schaflaus.

Es kribbelte mir in den Händen, und siehe da: ich konnte jetzt zwei Fäuste machen anstatt, wie vorhin, nur eine. Es war mir ganz so, als ob ich noch lebe und gar nicht gestorben sei. Wenigstens war der Wunsch, den ich hatte, ein sehr irdischer; er bezog sich auf die keineswegs übersinnliche Tätigkeit, welche der Türke mit den drei gleichbedeutenden Wörtern döjmek, wurmak und dajak jedirmek, der Deutsche aber mit dem lebenswürdigen Ausdruck ›prügeln‹ bezeichnet.

Wie kam es nur, daß mein Kopf jetzt nicht mehr so brannte und schmerzte? Auch schien seine vorhin beschriebene Ausdehnung außerordentlich abgenommen zu haben.

»Kulibede dir – er ist in der Hütte,« antwortete der Bettler.

»Zindschirde-a – doch gefesselt?« fragte der Mann, welcher mich Schaflaus genannt hatte und dessen Stimme ich nicht kannte.

»Ewwet, andschak dejil la iladsch – ja, aber nicht notwendigerweise.«

»Nitschün – warum?«

»Tschünki dir müteweffa – weil er tot ist.«

Die Stimmen sanken zu einem Gemurmel hernieder. Erst nach einiger Zeit hörte ich wieder den lauten Befehl:

»Onu bana giösteryn – zeigt ihn mir!«

Sie kamen herein in die Hütte, und der Bettler sagte:

»Bunda jatar – hier liegt er.«

Eine Hand legte sich auf mein Gesicht und blieb da eine Weile prüfend liegen; sie roch wie Schusterpech und saure Milch.

Also ich hatte den Geruchssinn nicht verloren. Ich war am Ende doch nicht tot! Dann sagte der Besitzer der Hand:

»Sowuk ölümin gibi – kalt wie der Tod!«

»Ona namzyna bak – befühl' ihm den Puls!« hörte ich den dicken Bäcker sagen.

Die Pech- und Milchhand glitt von meinem Gesicht hinweg und faßte mich am Handgelenk. Der Daumen legte sich prüfend auf den oberen Teil des Gelenkes, wo von einer Pulsader kaum was zu fühlen ist. Dann sagte der Mann nach einer Pause allgemeiner Spannung:

»Onun jok damar woruschu – er hat keinen Pulsschlag.«

»El ile dokan jüreksijy – befühle sein Herz!«

Im nächsten Augenblick fühlte ich die Hand auf meiner Brust. Es schien gar nicht nötig gewesen zu sein, einen Knopf zu öffnen. War Jacke und Weste bereits geöffnet gewesen? Oder hatten mich die guten Menschen vielleicht von diesen Kleidungsstücken befreit?

Ich hätte mich gern davon überzeugt; aber ich konnte die Augen nicht öffnen, und selbst wenn ich dies vermocht hätte, so wäre es mir jetzt nicht eingefallen, es zu tun.

Die Hand hatte mir nur einen Augenblick lang auf dem Herzen gelegen; dann glitt sie nach der Magengegend und blieb dort ruhen. Hierauf erklärte das Orakel:

»Gönnülü sessini tschikarmar – sein Herz schweigt still.«

»Dir ölmüsch onun itschün – folglich ist er tot!« erklang es rund im Kreise.

»Kim onu öldürmisch – wer hat ihn getötet?« fragte der Mann, dessen Stimme ich nicht kannte.

»Ben – ich!« erklang es kurz.

»Nassyl – wie?«

»Tepelemisch onu – ich habe ihn erschlagen.«

Dies sagte der Mann im Tone einer Genugtuung, welche mir die beruhigende Überzeugung brachte, daß mein Blut in Bewegung sei. Ich fühlte es nach den Schläfen steigen. Wer noch Blut hat, das sich in den Adern bewegt, der kann nicht tot sein. Ich lebte also noch; ich lag in Wirklichkeit auf dem Laubhau-
fen und war also nur besinnungslos gewesen.

Der dicke Bäcker schien doch noch einige Besorgnis zu hegen. Er wollte kein Mittel, sich von meinem Tod zu überzeugen, unversucht lassen; darum fragte er:

»Soluk malik olmar – hat er Atem?«

»Kulak asar-im – ich will horchen!«

Ich fühlte, daß sich jemand zu mir niederlegte. Dann rieb sich eine Nase an der meinigen. Ich bekam einen Duft von Knoblauch, Tabakschmirlgel und faulen Eiern zu genießen; dann erklärte der Betreffende:

»Onun jok nefes – er hat keine Luft.«

»Sabuscha-lum – entfernen wir uns!«

Dieser Befehl befreite mich endlich von der Sorge, daß man doch noch Leben in mir verspüren werde. Aber wäre es nicht vielleicht besser gewesen, wenn sie bemerkt hätten, daß ich nicht tot sei? Ich befand mich nicht im Gebrauch meiner Glieder, dafür aber in der fürchterlichen Gefahr, lebendig verscharrt zu werden.

Es befiel mich Angst. Ich fühlte, daß es mich erst eiskalt und dann glühend heiß überlief. Ich begann zu schwitzen. Die Leute hatten sich an das Feuer gesetzt. Sie verhielten sich schweigend. Vielleicht waren sie zunächst mit dem Fleisch beschäftigt, dessen Duft bis zu mir drang.

Meine Lage war hoffnungslos. Der Schlag mit dem Kolben hatte meinen Hinterkopf getroffen. Ich bin weder Anatom noch Patholog; ich weiß die möglichen Wirkungen eines solchen Krafthiebes nicht aufzuzählen. Ich besaß Gehör und Geruch; vielleicht auch Gesicht und Geschmack; aber daß die Bewegungsnerven versagten, das schrieb ich diesem Hieb

zu. Würden sie ihre Tätigkeit wieder aufnehmen, und zwar so schnell, wie es in meiner Lage notwendig war?

Und selbst wenn dies der Fall sein sollte, wozu ich bei meiner robusten Körperbeschaffenheit doch Hoffnung hatte, blieb mir sehr wenig Aussicht, mich dem mir drohenden Schicksale zu entziehen. Ja, wenn meine Gefährten in der Nähe gewesen wären! Wenn wenigstens mein braver Halef eine Ahnung von der mir drohenden Gefahr gehabt hätte! Aber dies war doch nicht der Fall.

Es überkam mich ein Gefühl, von welchem ich nicht weiß, ob es Mut oder Verzweiflung zu nennen ist; vielleicht ist das erstere richtig, denn ich habe stets gewußt, daß Gott auch dann, wenn die Uhr zum zwölften Stundenschlag ausholt, noch helfen kann. Ich ballte die Fäuste; ich preßte den Atem in die Lungen zurück, als ob ich mich freiwillig ersticken wolle; ich spannte alle Fasern an, die ich überhaupt in der Gewalt hatte, und da – da ging es wie ein gewaltiger Ruck durch meinen Körper: ich konnte die Arme bewegen, die Beine, den Nacken und – Gott sei Dank! – auch die Augenlider.

Zwar hütete ich mich sehr, dies merken zu lassen; aber ich prüfte nach und nach alle Glieder durch. Es ging nicht leicht; der Kopf war wie zerschlagen. Ich mußte mich wirklich anstrengen, um logisch zu denken, und in den Extremitäten hatte ich das Gefühl, als seien sie mit Blei angefüllt; aber ich hoffte doch, mich gegebenen Falles erheben und einigermaßen verteidigen zu können. Vielleicht wich die Lähmung schneller noch, als es jetzt den Anschein hatte. Und sodann vertraute ich dem Einflusse des Augenblickes und der Wirkung, welche ein fester Wille auf den ungehorsamen Körper auszuüben pflegt. So viel wenigstens stand fest, daß ich mich nicht lebendig begraben lassen würde.

Ich blieb lang ausgestreckt liegen und schielte hinüber nach dem Feuer, welches auf dem Steine brannte. Dort saßen acht Männer, welche mit ihren Messern das Fleisch von den Knochen eines Schafes lösten und in großen Stücken zwischen die Zähne steckten. Unter ihnen befand sich der dicke Bäcker, der

liebenswürdige Bettler und der ehrenwerte Urian, welcher sich mir als Führer nach Kabatsch angeboten hatte.

So also hatte der Bäcker es gemeint, als er schwor, daß wir uns wiedersehen würden! Freilich hatte er wohl nicht gemeint, daß man mich erschlagen würde. Warte, du Fleischkloß, ich hoffe, es dir ›schlagend‹ beweisen zu können, daß ich noch am Leben bin!

Und mein famoser Führer hatte sich vortrefflich zu verstellen gewußt! Warum hatte er doch nur so besorgt zwischen die Bäume geblickt? Ah, da ging mir ein Licht auf! Als ich mich wartend hinter dem Hause des Färbers befand, hatte sich der Geselle entfernt. Er war von seinem Herrn ausgesandt worden, um die hier anwesenden Gentlemen zusammenzutrommeln und den Bettler von meinem Kommen zu benachrichtigen. Mein Führer hatte mich im Felde erwartet und dann befürchtet, daß wir dem Boten oder einem der sauberen Herren begegnen könnten, in welchem Falle ich ja leicht Verdacht schöpfen konnte. Der Färber-Bäcker hatte nur aus schlauer Berechnung mich mit dem Auftrage an den Bettler betraut. So war es und nicht anders!

Und nun war er mit dem Waffenschmied und Kaffeewirt Deselim aus Ismilan hier. Er hatte diesen für heute oder morgen erwartet, und dieser gute Mann, der Schwager des ›Schut‹, war just zur richtigen Minute gekommen, um sich durch die Bemächtigung meiner Person aus der ihm drohenden Gefahr zu befreien.

Wie sollte ich ihnen entkommen? Acht gegen Einen! Und dieser Eine war gefesselt und gelähmt! Das Fensterloch war zu klein; kein Mensch konnte hindurch kriechen.

Vorn in der Ecke lagen meine Waffen. Man hatte sie mir abgenommen und alles andere, was ich bei mir trug, natürlich dazu. Ich lag in Hemd und Hose auf dem Laubhaufen.

Jetzt prüfte ich behutsam die Fesseln. Sie bestanden aus Riemen und waren fest. Hier war nichts zu tun. Bei größerer Anstrengung hätten sie mir doch nur die Haut zerschnitten. Ich sann und grübelte, um einen Rettungsgedanken zu finden – vergebens. Es gab nur eine Hoffnung, und diese war nicht viel

wert: ich mußte mich tot stellen. Jedenfalls schafften sie mich in den Wald, um mich einzuscharren. Vielleicht kamen sie da auf die Idee, die Riemen zurückzubehalten, die doch immerhin einen Wert hatten, wenn auch nur einen ganz geringen. Dann befand ich mich im freien Besitze meiner Glieder.

Vielleicht gönnten sie dem Grabe die beiden Stücke nicht, mit denen ich noch bekleidet war. Wollten sie mir auch diese ausziehen, so mußten sie vorher die Fesseln entfernen. Auch in diesem Falle hatte ich wenigstens die Hoffnung, wenn auch nicht loszukommen, so doch nicht ohne Widerstand an diesem Orte meine irdische Wanderung zu beenden. Es blieb mir also nur übrig, in Geduld zu warten, was da kommen werde. Sicherlich blieben diese Menschen nicht ewig stumm. Ein Gespräch zwischen ihnen konnte einen brauchbaren Wink für mich enthalten.

Und eben jetzt legte jener Mann, dessen Stimme mir unbekannt gewesen war und den ich für den Waffenschmied aus Ismilan hielt, den letzten Knochen weg. Er wischte sich das Messer an seiner Hose ab, steckte es in den Gürtel und sagte:

»So! Jetzt haben wir gegessen, und nun können wir auch reden. Ich werde den Schöps bezahlen. Was hat er gekostet?«

»Nichts,« antwortete der Bettler. »Ich habe ihn gestohlen.«

»Desto besser. Der Tag fängt also sehr billig an. Ich komme, um euch lohnende Arbeit zu geben, und unterdessen habt ihr eine andere vollbracht, welche vielleicht noch lohnender ist. Ich weiß noch nicht genau, wie es eigentlich zugegangen ist. Ich kam zu Boschak, als er im Begriff war, aufzubrechen, und wir sind so schnell geritten, daß er unterwegs nicht sprechen konnte.«

»Allah 'l Allah! Ich bin in meinem Leben noch nicht so geritten!« klagte selbst jetzt der Dicke. »Ich fühle nicht, ob ich noch am Leben bin.«

»Du lebst, Freund! Aber, konntest du nicht eher aufbrechen?«

»Nein. Ich habe nur das eine Reittier, und der Bote, den es fortgetragen hatte, kam so spät zurück.«

»Also nun – wer ist dieser Fremde gewesen?«

»Ein Christ aus dem Frankenlande.«

»Allah verderbe seine Seele, wie ihr seinen Körper getötet habt! – Wie kam er zu dir?«

»Er hatte mein Weib unterwegs getroffen und nach mir gefragt. Er wußte alle unsere Geheimnisse und wollte mich bestrafen lassen, wenn ich meine Tochter nicht dem Sahaf zum Weibe gebe.«

»Sie gehört Mosklan, unserem Verbündeten. Wer aber hat diesen Fremdling eingeweiht?«

»Ich weiß es nicht, er schwieg darüber. Er sprach von Mosklan, vom Schut, von allen; er kannte unser Dorngestrüpp im Felde und zwang mich mit seiner Drohung, ihm meine Einwilligung zu geben.«

»Du aber hältst es nicht!«

»Einem Gläubigen halte ich mein Wort; aber er ist ein Christ. Geht nach Stambul und sprecht mit den Ungläubigen. Es gibt dort viele russische Christen, welche sagen, daß niemand sein Wort zu halten brauche, der während des Versprechens im stillen zu sich gesagt hat, daß er es brechen werde. Warum soll ich an ihnen nicht das tun dürfen, was sie lehren und untereinander auch tun?«

»Du hast recht.«

»Ich schickte also heimlich meinen Knecht an Saban und die Freunde hier und ließ ihnen sagen, was geschehen solle. Saban mußte sich krank stellen; Murad erwartete den Fremdling, um ihn sicher hierher zu bringen, und die andern versteckten sich hinter die dicken Stämme des Waldes, um dann nach ihm in die Hütte zu treten. Das ist's, was ich weiß; laß dir das weitere von ihnen erzählen.«

»Nun, Saban, wie ist es dann gekommen?« fragte der Waffenschmied.

»Sehr gut und sehr leicht,« antwortete der Bettler. »Der Fremde kam mit Murad, welcher sich den Anschein gab, als ob er weiter reiten wolle, und stieg ab. Ich beobachtete es durch das Fenster und legte mich sodann rasch auf das Lager. Der Fremde trat herein und brachte mir, was der Bäcker ihm für mich gegeben hatte.«

»Den Wein gibst du mir aber wieder!« warf der Erwähnte ein. »Ich sandte ihn dir nur zum Scheine und habe nur diese eine Flasche. Das Gebäcke aber kannst du behalten.«

»Was! Wein hast du ihm geschickt?« fragte der Ismilaner.

»Ja.«

»Den bekommst du nicht wieder!«

»Warum?«

»Weil wir ihn trinken werden.«

»Wie könnt ihr ihn trinken? Ihr seid gläubige Söhne des Islam, und der Prophet hat den Wein verboten.«

»Nein, er hat ihn nicht verboten. Er hat nur gesagt: ›Alles, was trunken macht, sei verflucht!‹ Diese eine Flasche Wein aber wird uns nicht betrunken machen.«

»Sie ist mein Eigentum!«

Der Ton, in welchem er sprach, zeigte, daß der Dicke die feste Absicht hatte, seinen Wein zu retten; da aber bemerkte der Bettler lachend:

»Streitet euch nicht über die Gebote des Propheten. Der Wein kann nicht getrunken werden.«

»Warum?« fragte der frühere Besitzer des umstrittenen Gegenstandes.

»Weil er bereits getrunken ist.«

»Mensch, was fällt dir ein! Wer gab dir das Recht dazu?« rief der Bäcker.

»Du selbst. Du hast ihn ganz ausdrücklich mir gesandt. Ich habe ihn mit den Gefährten geteilt. Wärest du eher gekommen, so hättest du mittrinken können. Dort liegt die Flasche, nimm sie mit und rieche daran, wenn deine Seele sich nach ihr sehnt!«

»Sei ein Erbe des Teufels, du Spitzbube! Niemals im Leben wirst du wieder eine Gabe von mir erhalten.«

»Ich brauche sie ja auch nicht, obgleich ich für einen Bettler gelte; das weißt du so gut wie ich.«

»Jetzt fort mit dem Streite!« befahl der Waffenschmied. »Erzähle weiter, Saban!«

Der Genannte kam der Aufforderung nach. Er sagte:

»Der Fremde mochte glauben, daß ich schlafe. Er trat zu mir

und grüßte so laut, daß ich tat, als ob ich erwache. Er fragte, ob ich Saban heiße und den Färber Boschak kenne, welcher mir hier diese Gabe sende. Er kniete neben mir nieder um das Päckchen zu öffnen, welches die Gaben Boschaks enthielt. Da sah ich die Gefährten, welche leise eingetreten waren. Ich faßte ihn schnell, zog ihn zu mir nieder, und er bekam den Kolbenschlag, welcher ihn sofort tötete. Wir haben ihn entkleidet, und nun können wir alles teilen, was er bei sich trug.«

»Ob wir sein Eigentum teilen, das steht noch sehr in Frage. Welche Gegenstände hatte er bei sich?«

Es wurde alles genannt. Man vergaß nicht die geringste Kleinigkeit. Selbst die Stecknadeln, von denen ich ein kleines Päckchen bei mir gehabt hatte, wurden gezählt. Für diese Gegend waren sie beinahe eine Seltenheit und bildeten infolgedessen eine ganz schätzbare Erwerbung.

Durch die nur ein klein wenig geöffneten Augenlider sah ich, daß der Waffenschmied aus Ismilan meine Büchse betrachtete.

»Dieses Gewehr ist nicht zehn Para wert,« sagte er. »Wer soll es tragen? Es ist schwerer als fünf lange türkische Flinten, und es gibt hier bei uns nicht so große Patronen, wie sie zur Ladung erforderlich sind. Es ist ein alter Feuerspeier aus der Zeit vor zweihundert Jahren.«

Der gute Mann hatte eben noch keinen Bären töter in der Hand gehabt. Noch mehr aber schüttelte er den Kopf, als ihm nun auch der Henrystutzen gereicht wurde. Er drehte ihn nach allen Seiten, tastete und probierte eine Weile an ihm herum und gab dann unter einem verächtlichen Lächeln sein Gutachten ab:

»Dieser Fremdling muß Ratten im Kopfe gehabt haben. Dieses Gewehr ist nichts als ein Spielzeug für Knaben, welche das Exerzieren lernen sollen. Man kann es nicht laden; man kann damit gar nicht schießen. Hier ist der Schaft und da der Kolben, dazwischen eine eiserne Kugel mit vielen Löchern. Wozu soll die Kugel sein? Etwa um die Patronen aufzunehmen? Man kann sie nicht drehen! Wo ist der Hahn? Der Drücker läßt sich nicht bewegen. Wenn der Mensch noch lebte, würde ich ihn

auffordern, einen Schuß zu tun. Er könnte es nicht und müßte sich schämen!«

So wurde ein jeder Gegenstand besprochen, und es kamen da Urteile zum Vorscheine, welche mich zum Lachen gebracht hätten, wenn dies mit meiner Lage zu vereinbaren gewesen wäre. Eben wollte der Ismilaner sich vom Boden erheben, um sich auch mein Pferd zu betrachten, als ich den Hufschlag eines sich langsam nähernden Rosses vernahm. Auch die Männer hörten es, und der Bettler trat vor die Türe.

»Wer kommt da?« fragte der Ismilaner.

»Ein Fremder,« antwortete der Gefragte. »Ein kleiner Kerl, den ich noch nie gesehen habe.«

Und da hörte ich auch bereits den Gruß:

»Neharak mu barak – Dein Tag sei gesegnet!«

»Neharak sa'id – Dein Tag sei beglückt! Wer bist du?«

»Ein Reisender aus der Ferne.«

»Woher kommst du?«

»Aus Assemnat.«

»Und wohin willst du?«

»Nach Gümürdschina, wenn du es erlaubst.«

»Du bist sehr höflich, denn du bedarfst meiner Erlaubnis ja gar nicht.«

»Ich bin höflich, weil ich wünsche, daß auch du es seist. Ich möchte eine Bitte an dich richten.«

»Sprich sie aus!«

»Ich bin ermüdet und sehr hungrig. Erlaubst du mir, in deiner Hütte auszuruhen und meine Mahlzeit bei dir zu verzehren?«

»Ich habe keine Speise für dich; ich bin arm.«

»Ich habe Brot und Fleisch bei mir, und du sollst auch davon haben. Es reicht für uns beide.«

Ich war äußerst gespannt, was der Bettler jetzt antworten werde. Man kann sich mein Entzücken denken: ich hatte die Stimme des Fremden sofort erkannt; es war diejenige meines kleinen braven Hadschi Halef Omar.

Wo hatte er während der Nacht gesteckt? Wie kam er hierher? Auf welche Weise hatte er erfahren, daß ich in dieser

Richtung zu suchen sei? Diese und ähnliche Fragen gingen mir durch den Kopf. Auf alle Fälle mußte er annehmen, daß ich hier abgestiegen sei, denn er sah ja mein Pferd draußen stehen. Und ebenso mußte er erkennen, daß man mich feindselig behandelt hatte. Der Bettler hatte nämlich mein Bowiemesser in der Hand. Es war leicht zu schließen, daß man es mir abgenommen hatte.

Mir bangte für den Freund, und doch kam es wie ein Gefühl der Sicherheit über mich. Halef wagte gewiß und ohne Zaudern das Leben, um mich zu befreien.

Der Ismilaner war aufgestanden; er schob den Bettler beiseite, trat an den Eingang, betrachtete sich den Hadschi und sagte im Tone des Erstaunens:

»Was sehe ich, Fremdling! Du hast die Koptscha!«

»Ah! Du kennst dieses Zeichen?« fragte Halef.

»Siehst du nicht, daß ich es auch trage!«

»Ich sehe es. Wir sind also Freunde.«

»Von wem hast du den Knopf?«

»Meinst du, daß man ein Geheimnis so leicht offenbart?«

»Du hast recht. Steige ab und sei uns willkommen, obgleich du in ein Haus der Trauer kommst!«

»Um wen trauert ihr?«

»Um einen Verwandten des Herrn dieser Hütte. Er starb in voriger Nacht an einem Schlaganfall. Seine Leiche liegt da in der Ecke, und wir sind versammelt, um die Gebete zu verrichten.«

»Allah gebe ihm die Freuden des Paradieses!«

Bei diesen Worten schien Halef vom Pferde zu steigen. Dann hörte ich ihn sagen:

»Welch ein schönes Pferd! Wem gehört dieser Rapphengst?«

»Mir,« antwortete der Waffenschmied.

»So bist du zu beneiden. Dieses Pferd stammt sicher von der Stute des Propheten, welche Zeugin war, wenn ihm des Nachts die Boten Allahs erschienen.«

Er trat ein, begrüßte die anderen und richtete dann den Blick in meine Ecke. Ich sah seine Hand nach dem Gürtel fah-

ren; aber glücklicherweise besaß er genug Macht über sich, um sich nicht zu verraten.

»Dies ist der Tote?« fragte er, nach mir zeigend.

»Ja.«

»Erlaubt, daß ich ihm seine Ehre gebe!«

Er wollte sich mir nähern. Da sagte der Bettler:

»Laß ihn ruhen! Wir haben bereits die Gebete des Todes über ihn gesprochen.«

»Aber ich nicht. Ich bin ein Orthodoxer und pflege die Gebote des Kuran zu erfüllen.«

Er trat jetzt, ohne gehindert zu werden, herbei und knieete wie zum Gebete neben mir nieder, den Rücken gegen die anderen gewendet. Ich hörte das Knirschen seiner Zähne. Da ich mir wohl denken konnte, daß jetzt die Augen aller Anwesenden auf ihn und mich gerichtet seien, hielt ich die meinigen fest geschlossen, aber ich flüsterte, natürlich nur für ihn vernehmbar:

»Halef, ich lebe.«

Er holte tief, tief Atem, als sei eine große Last von ihm genommen, blieb noch eine Weile knien und erhob sich dann wieder, blieb aber bei mir stehen und sagte:

»Dieser Tote ist ja gefesselt!«

»Wundert dich das?« fragte der Waffenschmied.

»Natürlich! Man fesselt ja nicht einmal die Leiche eines Feindes. Ein Toter kann keinem mehr schaden.«

»Das ist richtig; aber wir mußten diesen armen Menschen binden, denn als der Anfall über ihn kam, tobte er wie ein Wahnsinniger. Er rannte wütend hin und her; er schlug und stach um sich, so daß er unser Leben gefährdete.«

»Nun aber ist er tot. Warum nehmt ihr ihm die Bande jetzt nicht ab?«

»Wir dachten noch nicht daran.«

»Das ist Entweihung eines Abgeschiedenen. Seine Seele kann nicht von hinnen gehen. Gehört ihr etwa zu den Ausgetretenen?«

»Nein.«

»So müßt ihr ihm die Hände falten und sein Gesicht in die Richtung nach Mekka legen!«

»Weißt du nicht, daß man sich verunreinigt, wenn man eine Leiche berührt?«

»Ihr seid ja bereits unrein, da ihr euch mit ihr in demselben Raume befindet. Ihr braucht den Toten gar nicht zu berühren. Schneidet die Fesseln mit einem Messer entzwei, und faßt ihn mit einem Tuche an. Hier habe ich mein Taschentuch. Soll ich es für euch tun?«

»Du bist ja sehr um seine Seele besorgt!«

»Nur um die meinige. Ich bin ein Anhänger der Lehre und des Ordens Merdifah und tue, was die Pflicht dem wahren Gläubigen gebietet.«

»Mach', was du willst!«

Er zog sein Messer. Zwei Schnitte – meine Hände und Füße waren frei. Dann umwickelte er seine Rechte mit dem Taschentuche, um nicht in unmittelbare Berührung mit der angeblichen Leiche zu kommen, legte mir die Hände zusammen und drehte mich dann auf die Seite, so daß ich mit dem Gesicht gegen Osten zu liegen kam.

Da dies auch die Richtung war, in welcher sich die Anwesenden befanden, so war es mir nun leichter als vorher, sie zu beobachten.

»So!« sagte er, das nun unrein gewordene Taschentuch von sich werfend. »Jetzt ist meine Seele befriedigt, und ich kann meine Mahlzeit halten.«

Er ging hinaus zu seinem Pferde. Die Männer flüsterten miteinander, bis er zurückkehrte und sich mit Fleisch und Brot zu ihnen setzte.

»Ich habe nicht viel,« meinte er; »aber wir wollen teilen.«

»Iß nur selbst. Wir sind satt,« sagte der Ismilaner. »Dabei kannst du uns sagen, wer du eigentlich bist, und was dich nach Gürmürdschina führt.«

»Ihr sollt es erfahren. Aber ich bin der Gast, und ihr waret vor mir hier. Ich werde also vorher erfahren, bei wem ich mich befinde.«

»Bei guten Freunden; das glaubst du wohl, da du es an dem Knopf erkennst.«

»Ich mag nicht daran zweifeln; es wäre das nicht gut für euch!«

»Warum?«

»Weil es gefährlich ist, mich zum Feind zu haben.«

»Wirklich?« lachte der Waffenschmied. »Bist du ein so gefährlicher und schrecklicher Mann?«

»Ja!« antwortete Halef ernsthaft.

»Meinst du, daß du ein Riese seist?«

»Nein; aber ich habe noch nie einen Feind gefürchtet. Da ihr jedoch Freunde seid, so braucht euch vor mir nicht bang zu sein.«

Es antwortete ihm ein schallendes Gelächter, und einer sagte:

»O, wir würden auf keinen Fall Angst vor dir haben.«

»So sagt mir, wer ihr seid!«

»Ich bin ein Bauer aus Kabatsch, und die anderen hier sind es auch. Und du?«

»Meine Heimat ist Kurdistan; ich bin ein Bärenjäger.«

Es entstand eine kurze Pause; dann brachen sie alle abermals in ein schallendes Gelächter aus.

»Warum lacht ihr?« fragte er im allerernstesten Tone. »Es ist bereits das zweite Mal, daß ihr ein solches Gelächter aufschlägt. In der Nähe einer Leiche geziemt es dem wahren Gläubigen, den tiefsten Ernst zu zeigen.«

»Ist dies denn hier möglich? Du ein Bärenjäger?«

Das Gelächter begann von neuem.

»Warum denn nicht?« fragte er.

»Du bist ja fast ein Zwerg. Der Bär würde dich verschlingen, sobald er dich erblickte. Aber satt wäre er doch noch nicht. Zehn Männer deiner Größe sind notwendig, um seinen Hunger zu stillen.«

»Meine Kugel würde ihn fressen, nicht aber er mich!«

»Ist denn die Bärenjagd deine Profession?«

»Ja. Ich hatte zwei Tanten, welche ich sehr liebte. Die eine war meine Vatersschwester und die andere meine Mutter-

schwester. Ein Bär fraß sie alle beide. Da schwor ich den Bären Rache und bin ausgezogen, sie zu töten, wo ich sie nur treffe.«

»Hast du denn schon einen getötet?«

»Ja, viele!«

»Mit der Kugel?«

»Ja. Meine Kugel geht niemals fehl.«

»Bist du denn ein so großer Schütze?«

»Man sagt es von mir. Ich kenne alle Arten von Gewehren und treffe mit jedem mein Ziel.«

Ah, jetzt merkte ich, warum der schlaue Hadschi sich für einen Jäger ausgegeben hatte. Er suchte nach einem Grund, auf gute Weise meine Gewehre in die Hand zu bekommen. Vielleicht war es auch seine Absicht, sie zu der Aufforderung an ihn zu bewegen, einen Probeschuß zu tun. In diesem Falle mußten sie ihm hinaus vor die Hütte folgen, und ich erhielt die Gelegenheit, mich zu erheben.

»Was sagst du?« fragte der Waffenschmied. »Du willst alle Arten von Gewehren kennen?«

»Ja.«

»Kennst du denn dieses hier?«

Er deutete dabei auf den Henrystutzen.

Halef nahm das Gewehr in die Hand, betrachtete es und antwortete dann:

»Sehr gut. Es ist ein Repetiergewehr aus Amerika.«

»Wir haben noch nie ein solches Gewehr gesehen. Wir glaubten, daß es ein Spielzeug sei. Du aber meinst, daß man mehrere Male, ohne zu laden, damit schießen könne?«

»Fünfundzwanzigmal.«

»Öjün-sen – du schneidest auf!« rief der Waffenschmied.

»Ich sage die Wahrheit. In dem Lande, welches ich genannt habe, gab es einen berühmten Waffenkünstler. Er erfand dieses Gewehr. Er war ein Sonderling. Er dachte, daß in kurzer Zeit alle jagdbaren Tiere ausgerottet sein würden, wenn es viele solcher Flinten gäbe. Darum nahm er kein Patent auf seine Erfindung. Er behielt das Geheimnis für sich und fertigte nur einige dieser Gewehre. Er starb bald. Andere wollten das Geheimnis ergründen; aber wer die Teile des Gewehres auseinander-

nahm, der konnte sie nicht wieder zusammensetzen. Das Gewehr war unbrauchbar geworden. Die wenigen, welche eines besaßen, kamen in der Wildnis um, und ihre Flinten gingen verloren. Dieses Gewehr hier ist vielleicht das einzige, welches noch existiert. Es wird Henrystutzen genannt, und ich möchte wohl wissen, wie es in eure Hände gekommen ist.«

»Ich habe es in Stambul von einem Amerikaly gekauft,« erklärte der Waffenschmied.

»Es zu verkaufen, ist sehr unklug von ihm gewesen! Diese Kugel hier hinter dem Laufe nimmt die Patronen auf. Sie bewegt sich bei jedem Schusse von selbst, so daß das nächste Loch mit der Patrone sich an den Lauf legt. Soll ich es euch zeigen?«

»Ja, zeige es uns!«

»Wie aber kommt es, daß der Amerikaly dir das Gewehr verkauft hat, ohne dich von seiner Mechanik zu unterrichten?«

»Ich vergaß, ihn zu fragen.«

»So bist du ein Mensch, den ich nicht begreifen kann. Bist du denn in Arkilik geboren, wo die Stiefel keine Sohlen, die Wagen keine Räder und die Töpfe keine Böden haben? Kommt heraus! Ich will euch zeigen, wie mit diesem Gewehre geschossen wird.«

»Ist es denn geladen?«

»Ja. Ihr sollt mir ein Ziel nennen, und ich werde es zehnmal nacheinander treffen.«

Er verließ die Hütte, und sie folgten ihm. Sie waren so gespannt auf das Experiment, daß sie gar nicht an mich dachten. Übrigens waren sie ja von meinem Tode überzeugt; sie brauchten sich also gar nicht um mich zu bekümmern.

»Also – was soll ich treffen?« hörte ich Halef draußen fragen.

»Schieße nach der Krähe, welche dort auf dem Aste sitzt.«

»Nein; sie würde tot herabfallen, und ich will ja mehrere Schüsse nach demselben Ziele tun. Gehen wir da weit hinüber. Ich will nach der Hütte schießen. Seht ihr die Schindel da oben, welche der Wind fast abgerissen hat? Sie steht vom Dache ab und gibt ein gutes Ziel. Ich werde sie zehnmal treffen.«

Ich hörte, wie ihre Schritte sich entfernten. Halef lockte sie möglichst weit von der Hütte fort, um mir mein Erwachen aus dem Todesschlaf zu erleichtern.

Dort lagen meine Kleider, das Messer, welches der Bettler wieder hingelegt hatte, die Patronen, die Uhr, die Brieftasche, das Portemonnaie, alles, alles beisammen, und daneben hatte man die Büchse an die Mauer gelehnt.

Ich sprang auf und reckte mich. Es lag mir zwar wie Blei in den Gliedern; sie waren schwer und ungehorsam, aber ich konnte sie bewegen. Der Kopf tat mir fürchterlich weh, und als ich die schmerzende Stelle mit der Hand berührte, fühlte ich eine umfangreiche Anschwellung. Aber ich hatte keine Zeit, das zu beachten. Ich fuhr also möglichst schnell in die Kleider, steckte alles wieder zu mir und griff nach der Büchse.

Dazu brauchte ich natürlich mehr Zeit als gewöhnlich; aber Halef schoß in solchen Pausen, daß ich bereits bei dem fünften Schusse fertig war.

So oft er abgedrückt hatte, hörte ich die Beifallsrufe seiner erstaunten Zuschauer. Ich stand jetzt inmitten des Raumes und konnte ihn durch die Fensteröffnung beobachten. Eben hatte er den sechsten Schuß abgegeben. Ich sah deutlich, daß er den Blick nicht nach der Dachschildel empor, sondern nach dem Fenster richtete. Hoffte er, daß ich ihm da ein Zeichen geben werde? Schnell trat ich hin und erhob die Hand, nur zwei Sekunden lang, aber er hatte sie doch gesehen. Er nickte mit dem Kopf und wendete sich zu seinen Zuschauern.

Ich konnte nicht hören, was er sagte, aber er schulterte das Gewehr und kam auf die Hütte zu.

»Zehn Schüsse, zehn!« hörte ich den Waffenschmied rufen. »Du hast ja erst sechsmal geschossen!«

»Das ist genug,« antwortete er, und er hatte sich jetzt so weit genähert, daß ich die Worte verstehen konnte. »Ihr habt gesehen, daß ich das Ziel mit jedem Schusse traf. Wir wollen die Kugeln nicht verschwenden, denn ich werde sie vielleicht notwendiger brauchen!«

»Wozu denn?«

»Um sie euch durch den Kopf zu jagen, ihr Halunken!«

Bei diesen Worten blieb er stehen und machte Front gegen sie. Der Augenblick des Handelns war gekommen. Wir beide gegen diese Übermacht? Aber der tapfere Kleine verriet keine Spur von Sorge oder gar Angst. Sie hatten ihre Gewehre in der Hütte gelassen und konnten also nur mit den Messern Widerstand leisten.

Sie waren verblüfft – sowohl von seinen Worten, wie auch von der Haltung, welche er gegen sie annahm. Sie glaubten wohl, daß es sich um einen Scherz handele, denn der Ismilaner sagte lachend:

»Wie? Uns willst du erschießen, Kleiner? Wenn du dir einen Spaß machen willst, so sinne dir etwas besseres aus! Du bist ein sehr guter Schütze; uns aber würdest du doch nicht treffen, so nahe wir dir auch stehen!«

Halef steckte einen seiner Finger in den Mund und ließ einen lauten, schrillen Pfiff hören. Dann antwortete er:

»Spaß? Wer sagt euch, daß ich nur Spaß mache? Seht einmal dort hinüber! Da stehen zwei, die euch zeigen wollen, daß es mein Ernst ist.«

Er zeigte nach dem der Hütte gegenüberliegenden Rande der Lichtung. Ich folgte mit dem Blicke. Dort standen in einiger Entfernung von einander Osko, der Montenegriner, und Omar Ben Sadek, der Sohn des Führers, mit schußfertig an die Wangen gelegten Gewehren. Sie hatten sich also versteckt gehabt, und Halefs Pfiff war ein Zeichen für sie gewesen, hinter den Bäumen hervorzutreten.

»Dschümle bütün schejtanlar – bei allen Teufeln!« entfuhr es dem Waffenschmied. »Wer sind diese Menschen? Was wollen sie von uns?«

»Sie wollen die Leiche, welche dort in der Hütte liegt.«

»Was geht sie der Tote an?«

»Sehr viel. Der Tote ist nicht ein Verwandter dieses Bettlers, sondern er ist unser Anführer und Freund. Ihr habt ihn getötet, und wir sind gekommen, euch den Lohn dafür zu geben.«

Sie griffen nach ihren Messern. Er aber sagte:

»Laßt die Messer stecken; sie helfen euch nichts. Ich habe in diesem Gewehre noch achtzehn Schüsse, und beim ersten

Schuß, den ich abgebe, schießen auch die beiden dort. Ihr seid Leichen, ehe ihr an mich kommt!«

Er sagte dies in einem so entschlossenen, drohenden Tone, daß sie von seinem Ernste überzeugt sein mußten. Sie standen nur zehn bis fünfzehn Schritte von ihm entfernt. Er hielt den Gewehrlauf auf sie gerichtet. Wenn sie sich schnell auf ihn warfen, konnte er nur einen einzigen treffen; aber dieser eine wollte keiner von ihnen sein.

Sie blickten sich einander grimmig und verlegen an. Dann fragte der Ismilaner:

»Wer ist denn der Mann, den du euern Freund und Anführer nennst?«

»Er ist ein noch viel besserer Schütze und Jäger als ich. Er ist unverwundbar, und selbst wenn er getötet würde, so käme seine Seele wieder in die Leiche zurück. Wenn ihr dies nicht glaubt, so blickt nach der Hütte hin!«

Sie wandten sich nach der angegebenen Richtung. Dort stand ich jetzt unter dem Eingange, mit erhobenem Gewehre. Sie erschranken. Osko aber und Omar ließen einen Ruf der Freude hören.

»Seht ihr nun, daß ihr verloren seid, wenn ihr euch einfallen ließt, Widerstand zu leisten?« fuhr Halef fort.

»Vaj! Bizim tüfenkler war isa idik – ha! Wenn wir unsere Gewehre hätten!« rief der Waffenschmied.

»Ihr habt sie aber nicht. Und wenn ihr sie hättet, würden sie euch nichts nützen. Ihr befindet euch in unserer Gewalt. Wenn ihr euch freiwillig ergebt, werden wir gnädig mit euch sein.«

»Wie kannst du feindselig gegen uns auftreten, da du doch den Knopf hast?«

»Ihr habt meinem Gefährten nach dem Leben getrachtet. Aber daß ich die Koptscha besitze, mag euch überzeugen, daß ihr auf Nachsicht rechnen könnt, wenn ihr euch ergebt. Tretet in die Hütte! Dort wollen wir weiter sprechen.«

Der Ismilaner ließ den Blick nach dem Gebäude hinübergleiten. Ich glaubte ein schnelles Aufleuchten zu bemerken, welches über sein Gesicht glitt.

»Ja,« sagte er. »Tretet wir in die Hütte. Dort wird sich alles

aufklären. Ich bin unschuldig. Als ich kam, war der Fremdling bereits tot, wie wir glaubten. Geht hinein! Kommt, kommt!«

Er schob die andern vor sich her. Halef ließ das erhobene Gewehr sinken, und ich trat schnell zurück, um mich der Gewehre dieser Leute zu bemächtigen. Ich raffte sie zusammen und trug sie nach der Ecke. Ich beabsichtigte, dorthin keinen gehen zu lassen.

Noch mit den Gewehren beschäftigt, sah ich sie eintreten, vorne den dicken Färber-Bäcker mit einem wahren Armensündergesicht. Eben war ich im Begriff, von dem letzten Gewehre das Zündhütchen zu nehmen, als ich einen Schrei hörte. Draußen fielen zwei Schüsse; die Kugeln prallten an die Mauer, und zugleich hörte ich Halef rufen:

»Sihdi, Sihdi, heraus, heraus!«

Natürlich mußte ich diesem Rufe sofort folgen; da aber rief jener Mann, welcher mein Führer gewesen war:

»Halt! Laßt ihn nicht hinaus!«

Sie stellten sich mir entgegen. Ich aber rannte dem einen Kerl den Büchsenlauf an den Leib, daß er mit einem Schmerzensschrei zurücktaumelte und stürzte, schlug dem Nächsten die Faust ins Gesicht und stand dann draußen. Das war das Werk nur dreier Sekunden gewesen; aber schon jagte der Waffenschmied über die Lichtung dahin – auf meinem Rappen und meinen Henrystutzen in der Hand schwingend.

Er hatte ganz unvermutet meinem Halef den Stutzen entrisen, ihm den Kolben an den Kopf geschlagen und sich dann blitzschnell auf meinen Rih geworfen. Osko und Omar hatten dies bemerkt und nach ihm geschossen, ihn aber nicht getroffen.

»Bleibt hier!« rief ich ihnen zu. »Laßt keinen aus der Türe! Schießt jeden nieder, der entweichen will!«

Der Maulesel des dicken Bäckers und die Pferde Halefs und des Ismilaners standen da. Des letzteren Pferd schien das frischeste zu sein. Ich sprang auf, stieß dem Tiere die Sporen ein, daß es mit allen vieren in die Luft ging, riß es herum und galoppierte dem Diebe nach.

Was hinter mir geschah, war gleichgültig. Ich mußte mein

Pferd wieder haben. Ich hatte die Büchse in der Hand und war entschlossen, den Kerl aus dem Sattel zu schießen, wenn es nicht anders gehen sollte.

Er hatte die Richtung nach Kabatsch genommen. Ich konnte ihn nicht sehen. Die Spur führte durch den Wald. Wenn ich ihm gleich im Anfang einen Vorsprung ließ, so war mir Rih verloren. Ich trieb also den Klepper, welchen ich ritt, zur größten Eile an.

Es war mir zwar, als ob ich Hufschlag vor mir hörte; sehen aber konnte ich wegen der Bäume nichts. So ging es wohl volle fünf Minuten lang unter den licht stehenden Bäumen dahin. Es war mir, als ob ich in dieser kurzen Zeit wenigstens drei englische Meilen zurückgelegt hätte. Und nun – keine Täuschung – hörte ich auch wirklich Hufschlag vor mir. Vor mir? Nein; das konnte nur hinter mir sein. Ich drehte mich um und erblickte Halef, welcher im sausenden Galopp mir nachkam. Er stand, weit vornüber geneigt, in den Bügeln und bearbeitete sein armes Pferd mit der Peitsche von Nilpferdhaut, daß ich es klatschen hörte.

»Kudam! Khawam, bil' aghel! 'sa Rih chatirak – vorwärts! Rasch, schnell! Sonst Rih, lebe wohl!« rief er.

Er sprach Arabisch und das war ein Zeichen, daß er sich in großer Aufregung befand.

»Warum hast du die Hütte verlassen?« fragte ich zurück.
»Nun werden sie entkommen!«

»Osko wa Omar hunak – Osko und Omar sind dort!« antwortete er, sich entschuldigend.

Weiter konnten wir nicht miteinander sprechen.

Jetzt wurde der Wald noch lichter. Die Bäume traten mehr und mehr zurück, und endlich jagten wir in freies Feld hinaus, welches ungehinderte Aussicht gewährte.

Wir befanden uns auf der Höhe. Unten lag ein Dorf, jedenfalls Kabatsch, ungefähr eine halbe Wegstunde entfernt. Von links kam ein breiter Bach, der sich hinter dem Dorfe mit dem Flößchen Söüdlü vereinigte. Oberhalb dieser Vereinigung gab es eine Holzbrücke.

Natürlich sahen wir auch den Ismilaner. Er befand sich weit

vor uns. Es war unmöglich, ihn mit der Kugel zu erreichen. Rih war ja ein ausgezeichnete Renner. Er spielte aber nur. Wäre der Waffenschmied ein besserer Reiter gewesen, so hätte er bereits den dreifachen, fünffachen Vorsprung haben können.

Er hatte nicht die Richtung nach dem Dorfe genommen. Er scheute sich wohl, sich dort sehen zu lassen. Er hielt unbegreiflicherweise nach dem Bache zu. Getraute er sich wirklich, ihn zu überspringen? Ich glaubte nicht daran. Der Bach war breit und hatte sehr hohe Ufer.

»Ihm nach!« rief ich Halef zu. »Treibe ihn nach der Brücke!«

Ich selbst lenkte nach dem Dorfe ein. Dies war der geradeste Weg zur Brücke. Vielleicht gelang es mir, trotz meines schlechten Pferdes dort eher anzukommen, als der Dieb.

Mein Tier war zu schwerfällig. Ich machte mich so leicht wie möglich – vergebens! Ich mußte zu einer Grausamkeit greifen: – ich zog das Messer und stach das Pferd vielleicht einen Zoll tief in den Hals.

Es stöhnte laut auf und tat sein allermöglichstes. Ich flog dem Dorfe völlig entgegen; aber das Tier schien nun auch ganz aus dem Häuschen geraten zu sein. Es wollte nicht mehr gehorchen. Es stürmte blind vorwärts, immer gradaus, und da von einem Wege hier keine Rede war, so hatte ich meine liebe Not, einen Sturz zu verhüten, welcher gefährlich werden konnte.

Ganz links da drüben ritt der Ismilaner. Er hatte sich umgesehen und Halef erblickt, mich aber nicht. Er erhob sich im Sattel und hielt den gestohlenen Stutzen hoch auf. Ich konnte mir das höhnische Lachen, welches er dabei wohl ausstieß, sehr gut denken. Sein Vorsprung vor Halef vergrößerte sich. Zum Glück aber raste mein fast toll gewordenen Pferd mit einer Geschwindigkeit, welche diejenige meines Rappen jetzt übertraf, dem Dorfe zu.

Man hatte uns von dort aus gesehen. Die Leute standen vor den Türen. In der Nähe der ersten Häuser lag ein langer, hoher Steinhaufen; ich fand nicht Zeit, ihn zu umreiten, und setzte über ihn hinweg. Das Pferd ließ bei dem Sprung einen grun-

zenden Baßton hören. Es schien nichts zu sehen; es wäre mit dem Kopfe an die erste beste Mauer gerannt. Ich hatte zwar nicht die Gewalt über es verloren; aber vollständig zu lenken vermochte ich es doch nicht; ich konnte mich nur darauf beschränken, Unglück zu verhüten.

Jetzt flog ich am ersten Hause vorüber. Da stand ein plumper, zweiräderiger Karren mit Früchten – ich weiß nicht, mit welchen – beladen. Ausweichen, das ging nicht. Ein Druck, ein Sprung – wir waren darüber hinweg. Die Zuschauer schrien laut auf.

Eine Biegung kam, der ich folgen mußte. Das Pferd mühsam um die Ecke bringend, gewahrte ich einen Mann, welcher eine Kuh führte. Er sah mich, stieß einen Angstruf aus, ließ die Kuh stehen und sprang fort. Das Tier drehte sich nach ihm um, so daß es mir quer im Wege stand. Im nächsten Augenblick waren wir über die Kuh hinweg.

»Tschelebi, Effendi, Effendi!« hörte ich rufen.

Ich blickte im Vorüberjagen den Mann, welcher mir dies zurief, an. Es war Ali, der Sahaf, welcher vor seinem Hause stand. Er hatte den Mund offen und schlug die Hände zusammen. Er hatte mich ja für einen schlechten Reiter erklärt und mochte glauben, das Pferd gehe mit mir durch.

So ging es weiter und weiter, zum Dorf hinaus. Da sah ich die Brücke; der Ismilaner war noch nicht da. Ich war ihm zuvorgekommen. Ich drehte mich um und sah ihn längs des Wassers daherkommen, Halef in ziemlicher Entfernung hinter ihm.

Es gelang mir, mein Pferd zum Stehen zu bringen, und ich nahm die Büchse vor. Mein Rappe war mir mehr wert als das Leben des Reiters. Gab er ihn nicht freiwillig auf, so war ihm die Kugel gewiß. Nur näher kommen mußte er.

Da aber erblickte auch er mich. Er stutzte. Er konnte es nicht begreifen, mich hier, vor sich, zu sehen. Dann nahm er sein Pferd rasch nach rechts. Mich vor und Halef hinter sich, den Fluß zur Linken, blieb ihm nichts anderes übrig, als quer durch das Dorf zu fliehen.

Ich drehte augenblicklich um, versetzte meinem Pferde ei-

nen zweiten Stich und jagte zurück. Ich sah ihn hinter einem Hause hervorkommen. Er hatte die Absicht, an dem gegenüberliegenden Hause vorbei zu reiten. Vier oder fünf Sprünge meines Rih und Roß und Reiter wären verschwunden gewesen. Ich richtete mich also in den Bügeln auf, legte die Büchse an und zielte mitten im Galopp. Aber ich setzte das Gewehr schnell wieder ab. Ich sah nämlich, daß sich dem Flüchtling ein Hindernis entgegenstellte, welches er entweder vorher nicht gesehen oder doch unterschätzt hatte.

An dem Hause, an welchem er vorüber wollte, befand sich ein hoher Zaun, aus Weiden bestehend. Ich an seiner Stelle hätte mich durch dieses Hindernis nicht zurückhalten lassen; kam man nicht hinüber, so kam man doch hindurch. Er aber hatte Angst und lenkte um, nach dem Dorfeingange zu, durch den ich gekommen war.

Ich folgte ihm nicht. Es war meine Aufgabe, ihm den Weg nach der freien Ebene zu verlegen und ihn vielmehr nach dem Wasser zu treiben. Zwar war ich ihm jetzt nahe genug, um ihn mit der Kugel zu treffen; aber er war doch ein Mensch, und ich mußte wenigstens den Versuch machen, ohne Vergießung von Menschenblut wieder zu meinem Eigentum zu gelangen.

Infolgedessen trieb ich mein Pferd grad gegen denselben Zaun, welcher ihn abgeschreckt hatte. Für Rih wäre der Sprung nicht zu hoch gewesen; der Klepper aber konnte den Satz nicht erzwingen. Ich nahm ihn so hoch wie möglich und brach hindurch. Es gab auf dem eingefriedigten Platze eine offene Grube – darüber hinweg und auf der andern Seite durch den Zaun hinaus!

Mein Pferd rasete jetzt, wie vom Bösen besessen, hinter dem Dorfe hinab, und eben als ich mich parallel dem ersten Hause befand, kam auch der Ismilaner in Sicht.

Er sah den Weg verlegt und ritt nun in gerader Richtung rechterseits dem Bache entgegen, den er vorher hatte vermeiden wollen. Weiter unten kam auch Halef zum Vorschein, welchem nichts übrig geblieben war, als gleichfalls umzukehren.

Nun folgte ich dem Fliehenden hart auf der Fährte. Er befand sich vielleicht fünfzig Pferdelängen vor mir und trieb den

Rappen mit dem Sporn an, was dieser nicht gewohnt war. Rih bäumte auf und verweigerte den Gehorsam.

»Rih, waggif, waggif, ugaf – Rih, halt, halt, halt!« rief ich, in der Hoffnung, daß der Klang meiner Stimme das brave Pferd zur Fortsetzung seines Widerstandes bewegen werde.

Aber der Ismilaner schlug es mit dem Gewehre auf den Kopf, daß es, laut aufwiehernd, wieder vorwärts schoß, ich natürlich hinterdrein.

Der Rappe griff mächtig aus. Die Entfernung zwischen uns begann, zu wachsen. Es war augenscheinlich, daß der geängstigte Reiter über den Bach setzen wollte, das letzte Mittel, zu entkommen. Gelang ihm der kühne Sprung, so war mir mein Rappe verloren, wenn ich nicht noch zur Büchse griff. Ich nahm sie also wieder auf und legte an.

So brausten wir vorwärts. Im Augenblicke, in welchem der Ismilaner drüben glücklich ankäme, wollte ich feuern. Noch fünf – vier – drei Pferdelängen war er vom Ufer entfernt. Rih griff mit den Hinterhufen vor die Vorderhufe und schoß in einem hocheleganten, weiten Bogen hinüber; der Reiter verlor Bügel und Sattel, schlug mit fürchterlicher Gewalt zur Erde nieder und blieb da unbeweglich liegen.

Ich hatte keine Zeit mehr, mein Pferd zu zügeln; es befand sich im rasenden Laufe. Es hatte eine schlechte Schulung, war aufgeregt und wäre mir doch in den Bach gerannt, um Hals und Beine zu brechen. Ein lauter, aufmunternder Zuruf von mir – es machte den Sprung, gelangte zwar hinüber, stolperte aber und überschlug sich.

Der Sattel, in welchem ich saß, war ein arabischer Serdsch mit hoher Vorderlehne und noch höherer Rückenlehne. Diese Sitze sind zwar bequemer als die englischen, aber auch gefährlicher, falls das Pferd zum Sturze kommt. Ich wagte bei dem Sprunge über den Bach das Leben; das hatte ich gewußt. Darum zog ich während des Zurufes, mit welchem ich das Pferd ermunterte, die Füße aus den Schuhen, welche als Steigbügel dienten, stemmte mich, indem ich die Zügel behielt, mit beiden Händen auf die Brustlehne, hob mich über die Rücklehne hinüber, so daß ich mit dem rechten Bein hinter dieselbe zum

Knien kam, und warf mich, als das Tier ins Stolpern geriet, von dem Rücken desselben herab.

Dieses Manöver wurde mir durch die Büchse erschwert; es gelang nicht so glatt, wie es bei einem andern Sattel der Fall gewesen wäre, und ich kam zum Sturze, so daß ich für einige Augenblicke bewegungslos liegen blieb.

»Allah il Allah!« rief der kleine Halef hinter mir. »Sihdi, lebst du noch, oder bist du tot?«

Ich lag so, daß ich ihn sehen konnte. Er war nur wenig mehr vom Rande des Baches entfernt und wollte sein Pferd zum Sprunge antreiben. Er konnte den Hals brechen. Das gab mir augenblicklich die Bewegungsfähigkeit wieder. Ich erhob warnend den Arm und rief:

»Bleib drüben, Halef! Sei nicht dumm!«

»Dem Propheten sei Dank!« antwortete er. »Er hält mich für dumm; er ist also noch nicht tot.«

»Nein; ich bin nur tüchtig hier aufgeschlagen.«

»Hast du etwas gebrochen?«

»Ich glaube nicht. Wollen sehen!«

Ich raffte mich auf und streckte mich. Meine Glieder waren ganz, aber der Kopf brummte wie eine Baßgeige. Halef stieg vom Pferde, kletterte die Uferböschung herab und sprang über das Wasser herüber. Dieses war nicht breit; nur daß es so tief zwischen weiten, steilen Ufern floß, machte den Sprung im Sattel so gefährlich.

»Allah ist groß!« meinte der Hadschi. »Das war eine Hetzjagd! Ich hätte nicht geglaubt, daß wir mit unsern beiden Pferden deinen Rih erreichen würden.«

»Er hatte einen schlechten Reiter.«

»Ja, dieser Mann saß auf dem Pferde wie der Affe auf dem Kamele, wie ich es in Stambul gesehen habe bei einem Manne, der einen Bären sehen ließ. Dort steht Rih. Ich werde ihn holen.«

Der Rappe stand ruhig und ließ sich die saftigen Grashalme schmecken. Es war ihm keine Anstrengung anzusehen, während das Pferd des Ismilaners, welches ich geritten hatte, schnaubend und mit schlagenden Flanken neben uns hielt.

Es hatte sich wieder aufgerafft und keinen Schaden gelitten. Nur die Lehen des Sattels waren zerbrochen, während es sich überschlug.

»Laß ihn stehen!« antwortete ich. »Wir müssen vor allen Dingen hier nach dem Reiter sehen.«

»Ich wollte, er hätte das Genick gebrochen!«

»Das wollen wir nicht wünschen.«

»Warum nicht? Er ist ein Räuber und Pferdedieb.«

»Aber doch ein Mensch. Er rührt sich nicht. Die Besinnung ist von ihm gewichen.«

»Vielleicht ist nicht nur die Besinnung, sondern seine ganze Seele von ihm gewichen. Sie möge in die Dschehenna fahren und mit dem Teufel Brüderschaft trinken!«

Ich kniete neben Deselim nieder und untersuchte ihn.

»Nun? Siehst du, wo seine Seele steckt?« fragte Halef.

»Sie ist nicht mehr bei ihm. Er hat wirklich das Genick gebrochen.«

»Er ist selbst schuld daran und wird kein Pferd mehr stehen, am allerwenigsten aber deinen Rappen. Allah lasse seine Seele in eine alte Mähre fahren, die täglich zehnmal geraubt wird, damit er erfahre, wie es ist, wenn ein Pferd einen Spitzbuben zu tragen hat!«

Dabei trat er näher und zeigte nach der Kopfbedeckung des Waffenschmiedes.

»Nimm sie herab!« sagte er.

»Was?«

»Die Koptscha.«

»Ah! Du hast recht. Daran hätte ich nicht gedacht.«

»Und doch ist dies so notwendig. Wer weiß, ob ich dich hätte retten können, wenn ich den Knopf nicht gehabt hätte.«

»Von wem hast du ihn?«

»Von dem Gefangenen des Schmiedes.«

»So warst du bei Schimin?«

»Ja. Doch das will ich dir nachher erzählen. Jetzt haben wir anderes zu tun. Da, siehe diese Leute!«

Die ganze Bewohnerschaft des Dorfes schien an den Bach gekommen zu sein. Männer, Frauen, Kinder standen in großer

Zahl am Ufer und führten eine laute, schreiende Unterhaltung. Ein so seltenes Ereignis hatte natürlich ihr ganzes Interesse in Anspruch genommen.

Zwei von ihnen kamen herabgeklettert und sprangen über das Wasser. Der erste war Ali, der Sahaf.

»Herr, was ist geschehen?« fragte er. »Warum habt ihr diesen Reiter verfolgt?«

»Hast du das nicht erraten?«

»Nein. Wie kann ich es wissen?«

»Hast du nicht gesehen, wessen Pferd er ritt?«

»Das deinige. Hattest du mit ihm eine Wette gemacht, oder wollte er es dir abkaufen und vorher die Schnelligkeit desselben probieren?«

»Keines von beiden. Er hat es mir gestohlen.«

»Und ihr seid ihm nachgejagt?«

»Ja, wie du gesehen hast.«

»Aber, Herr, ich weiß nicht, was ich denken soll! Du konntest doch nicht reiten!«

»Ich kann es auch jetzt nicht anders als vorher.«

»O doch! Du reitest wie der Stallmeister des Großherrs, und sogar noch besser. Kein Mensch hätte mit diesem Pferde den Sprung gewagt.«

»Nun, vielleicht habe ich es unterdessen gelernt.«

»Nein. Du hast mich getäuscht; du hast dir mit mir einen Scherz gemacht. Erst saßest du auf dem Pferde wie ein Schulknabe und dann, als ich dich durch den Zaun dringen und über den Bach setzen sah, dachte ich, du müßtest den Hals brechen.«

»Das letztere überlasse ich anderen, zum Beispiel diesem Manne da.« Dabei deutete ich auf den Ismilaner.

»Allah! Hat er ihn gebrochen?«

»Ja.«

»So ist er tot?«

»Natürlich.«

»So hat er den Diebstahl teuer bezahlt. Wer ist er?«

Er trat an den Toten heran, wandte dessen Gesicht zu sich, um es zu sehen, und rief erstaunt:

»Gott tut Wunder! Das ist ja der Waffenschmied Deselim aus Ismilan!«

»Kennst du ihn?«

»Ja. Er ist zugleich auch Kaffeewirt, und ich habe bei ihm manche Tasse geleert und manche Pfeife geraucht.«

»So war er ein Freund von dir?«

»Nein, sondern nur ein Bekannter.«

Da trat auch der andere herbei, welcher hinter ihm über das Wasser gesprungen war. Auch er hatte sich das Gesicht des Toten betrachtet. Jetzt fragte er mich:

»Du hast diesen Mann gejagt?«

»Ja.«

»Und er hat dabei das Leben verloren?«

»Leider!«

»So bist du der Mörder. Ich muß dich verhaften!«

»Das wirst du nicht tun!« fiel schnell der Sahaf ein. »Dieser Mann gehört nicht unter deine Gerichtsbarkeit.«

Da nahm der andere eine würdevolle Miene an und sagte in ernstem Tone:

»Du bist Ali, der Sahaf, und hast zu schweigen; ich aber bin der Kiaja dieses Ortes und habe zu sprechen. – Also, wer bist du?«

Diese Frage war an mich gerichtet.

»Ein Fremder,« antwortete ich.

»Woher?«

»Aus Nemtsche memleketi.«

»Ist das weit von hier?«

»Sehr weit.«

»Stehst du auch unter einem Kiaja?«

»Ich stehe unter einem mächtigen König.«

»Das ist gleich. Ich bin der König von Kabatsch; ich bin also dasselbe, was er ist. Komm und folge mir.«

»Als Arrestant?«

»Natürlich! Du bist ein Mörder.«

»Willst du mich nicht vorher fragen, wie es gekommen ist, daß ich diesen Mann verfolgt habe?«

»Das wird morgen geschehen, sobald ich Zeit und Sammlung gefunden habe.«

»Ich habe schon jetzt Zeit und Sammlung, morgen aber habe ich sie nicht.«

»Das geht mich nichts an. Vorwärts!«

Er deutete dabei mit gebieterischer Armbewegung auf den Bach. Da aber trat der kleine Halef zu ihm heran, zeigte ihm, wie es seine Gewohnheit war, die an seinem Gürtel hängende Nilpferdpeitsche und fragte:

»Also du bist der Kiaja dieses Dorfes?«

»Ja.«

»Hast du schon einmal eine solche Peitsche gesehen?«

»Oft.«

»Hast du auch bereits eine gekostet?«

»Wie meinst du das?«

»O, ich meine nur folgendes: Wenn du diesem Sihdi, Effendi und Emir, welcher mein Freund und Gefährte ist, noch ein einziges unhöfliches Wort sagst, so schlage ich dir diese Peitsche um das Gesicht, daß du deine neugierige Nase für die Moschee des Sultans Murad, den Allah segnen möge, halten sollst. Glaubst du etwa, wir seien nach Kabatsch gekommen, um uns an deiner Herrlichkeit zu weiden? Glaubst du, daß wir meinen, ein Kiaja sei der prächtigste Mann des Erdkreises? Wir haben blatternarbige Stallbuben und Betrüger mit abgeschnittenen Nasen gesehen, welche schöner und ehrwürdiger waren als du! Warum hat Allah dir krumme Beine gegeben und eine rote Warze an die Nase? Etwa um dich auszuzeichnen vor den anderen Gläubigen? Hüte dich vor meinem Zorne, und nimm dich in acht vor meinem Grimme! Ich habe noch ganz andere Kerls, als du bist, mit dieser meiner Peitsche höflich gemacht!«

Der Kiaja war mehr erstaunt als erschrocken. Er betrachtete den Kleinen vom Kopf bis zu den Füßen und fragte ihn dann:

»Mensch, bist du etwa wahnsinnig geworden?«

»Nein; aber wenn du einen Verrückten kennen lernen willst, so gucke hier in dieses Wasser; da wirst du dich selbst sehen.

Nur ein Verrückter kann es wagen, meinen Effendi, den mächtigen Emir Hadschi Kara Ben Nemsî, grob zu behandeln.«

»Und wer bist du?«

»Ich bin Hadschi Halef Omar Bey, der Beschützer der Unschuldigen, der Rächer aller Ungerechtigkeit und der Herr und Meister aller Kiajas, so weit die Sonne scheint.«

Jetzt wußte der gute Beamte wirklich nicht, wie er sich verhalten sollte. Die Aufschneiderei des Kleinen hatte Eindruck gemacht. Er wendete sich zu mir:

»Herr, bist du wirklich ein so vornehmer Mann?«

»Sehe ich etwa nicht so aus?« fragte ich in strengem Tone.

»O, du hast das Aussehen eines Emirs; aber du hast doch diesen Mann hier zu Tode gejagt.«

»Er selbst ist schuld daran.«

»Warum?«

»Er stahl mir mein Pferd, und ich verfolgte ihn, um es ihm wieder abzunehmen.«

»Deselim aus Ismilan sollte Pferde stehlen?«

»Glaubst du etwa nicht, was mein Effendi sagt?« fragte Halef, indem er näher an ihn herantrat und eine sehr bezeichnende Handbewegung nach dem Gürtel machte.

»O, ich zweifle nicht daran,« meinte der Kiaja schnell. »Aber kann der Effendi auch beweisen, daß der Rappe sein wirkliches Eigentum war?«

»Hier ist der Beweis!«

Dabei schlug Halef mit der Hand an die Peitsche. Ich aber deutete auf den Sahaf und sagte:

»Frage diesen! Er weiß, daß das Pferd mein Eigentum ist.«

»Woher soll er es wissen? Er kennt dich doch nicht; du bist ja ein Fremder!«

»Er kennt mich und hat mich den Rappen reiten sehen.«

»Ist das wahr?«

»Ja,« antwortete der Sahaf, an den diese letztere Frage gerichtet gewesen war.

Da machte mir der Kiaja eine Verbeugung und sagte:

»Ich glaube es. Dennoch aber, Effendi, wirst du mich nach meinem Hause begleiten müssen.«

»Als Gefangener?«

»Nicht ganz, sondern nur halb.«

»Gut! Welche Hälfte willst du arretieren? Die andere hat keine Zeit, mitzugehen, und wird weiter reiten.«

Er blickte bei offenem Munde mich an. Die am andern Ufer versammelten Bewohner von Kabatsch aber ließen ein lautes Gelächter hören. Da rief er zornig zu ihnen hinüber:

»Was habt ihr zu lachen? Ihr Menschen, ihr Untertanen, ihr Sklaven! Wisset ihr nicht, daß ich der Bevollmächtigte und der Vertreter des Sultans bin? Ich lasse euch alle einsperren und allen die Bastonnade geben!«

Und zu mir gewendet fuhr er fort:

»Warum machst du mich lächerlich vor meinen Leuten?«

»Warum machst du dich lächerlich vor mir? Ist es nicht lächerlich, zu sagen, daß ich ein halber Gefangener sei?«

»Deine Unschuld ist nur erst halb erwiesen!«

»So will ich sie dir ganz beweisen!«

»Tue es!«

»Gern und sogleich! Siehst du dieses Gewehr und dieses Messer? Ich werde jeden, der mich verhindert, abzureisen, niederschießen oder ihm die Klinge geben. Und hier ist der andere Beweis. Kannst du lesen?«

»Ja.«

»So lies hier meinen Reisepaß, welcher das Siegel des Großherrs trägt!«

Ich gab ihm das Dokument hin. Als er das Siegel erblickte, drückte er es an Stirn, Mund und Brust und sagte:

»Effendi, du hast recht; du bist unschuldig. Du kannst reisen.«

»Gut! Was wird mit diesem Toten geschehen?«

»Wir werden ihn in das Wasser werfen. Die Krebse mögen ihn fressen, weil er dich beleidigt hat.«

»Das werdet ihr nicht tun. Ihr werdet seinen Tod seinen Anverwandten melden, damit sie kommen, um ihn zu begraben. Er soll auf ehrliche Weise zu seinen Ahnen versammelt werden. Wenn ich höre, daß ihr das Gegenteil tut, werde ich es dem Obrichter von Rumili melden.«

»Bist du sein Freund?«

»Was fragst du?« antwortete Halef an meiner Stelle. »Der Rumili Kaseri askeri ist unser Freund und Verwandter. Meine Lieblingsfrau ist die Tochter seines Lieblingsweibes. Wehe euch, wenn ihr nicht gehorcht!«

Er ging, um Rih herbeizuholen. Der Kiaja aber verbeugte sich tief und sagte zu mir:

»Allah gebe der Lieblingsfrau deines Begleiters hundert Jahre und tausend Kinder, Enkel und Enkelkinder! Ich werde tun, was du mir befohlen hast!«

»Das erwarte ich. Auch wirst du das Pferd des Toten und alles, was er bei sich trägt, seinen Verwandten geben.«

»Sie sollen alles erhalten, o Effendi!«

Ich war vom Gegenteile überzeugt. Doch ging mich das Weitere ja gar nichts an. Ich konnte froh sein, unbelästigt fortreiten zu dürfen, und bestieg den Rappen, den ich fast auf eine so schmachliche Weise verloren hätte.

Ein Pfiff – er schnellte mit einem Satz über den Bach hinüber. Die Leute stoben, vor Schreck laut aufschreiend, auseinander. Halef folgte zu Fuße nach und bestieg sein Pferd drüben.

»Herr, wolltest du mich nicht besuchen?« fragte der Sahaf.

»Ja, führe uns. Ich will deinen Vater sehen.«

Wir ritten voran, und das Volk folgte hinterher, nachdem der Kiaja einen Wächter zu der Leiche gestellt hatte. Bei dem kleinen Häuschen des Sahaf stiegen wir ab und traten ein. Das Innere der Hütte war auch in zwei ungleiche Hälften geteilt. In der größeren bemerkte ich auf dem Lager einen alten Mann, welcher uns mit den Augen bewillkommnete, ohne sprechen oder sich bewegen zu können.

»Vater, das ist der Herr, von dem ich dir erzählt habe,« sagte der Sohn.

Ich trat zu dem Alten, ergriff seine Hand und sprach einen freundlichen Gruß aus. Er dankte durch einen ebenso freundlichen Blick seiner Augen. Das Lager war reinlich, und der Alte zeigte eine hier nicht gewöhnliche Sauberkeit. Das freute mich. Ich fragte ihn:

»Kannst du meine Worte verstehen?«

Er nickte mit dem Auge.

»Ich bin gekommen, um den ehrwürdigen Vater eines guten Sohnes zu sehen und Ali glücklich zu machen.«

Sein Blick nahm einen fragenden Ausdruck an, darum fuhr ich erklärend fort:

»Er liebt Ikbalā, die schönste der Töchter in Rumili. Ihr Vater will sie ihm nicht geben; aber ich werde ihn zwingen, es zu tun. Ali wird mich jetzt zu ihr begleiten.«

»Herr, ist's wahr, ist's wahr?« fragte der Sahaf rasch.

»Ja.«

»Hast du mit ihr gesprochen?«

»Auch mit ihrer Mutter und mit ihrem Vater.«

»Was hat sie und was hat er gesagt?«

»Sie haben beide ›Ja‹ gesagt, aber der Bäcker sann auf Betrug und Verrat. Ich werde es dir nachher erzählen. Jetzt aber zeige mir deine Uhr!«

»Willst du nicht vorher etwas genießen?«

»Ich danke dir. Wir haben nicht Zeit. Ich muß schnell wieder zurückkehren.«

»So komme heraus!«

Er führte mich in die kleinere Abteilung, in welcher ein Tisch stand, hier eine Seltenheit. Auf demselben erblickte ich das Kunstwerk.

»Das ist es,« sagte er. »Sieh es dir an.«

Das Zifferblatt fehlte noch. Die Räder waren aus Holz geschnitzt, mit der Hand, gewiß eine mühsame Arbeit.

»Weißt du, worin die Kunst liegt?« fragte er.

»Ja,« antwortete ich, auf die betreffende Zeigerführung deutend. »Hier ist's.«

»Ja, du hast es erraten. Diese Uhr wird nicht nur die Stunden, sondern auch die Minuten anzeigen. Hast du schon so eine Uhr gesehen?«

»O weh, mein bester Sahaf! Mit deiner Kunst ist es nicht weit her!« dachte ich.

Laut aber antwortete ich:

»Ja. Sieh hier einmal meine Uhr. Sie zeigt die Jahre, Monate, Tage, Stunden, Minuten und Sekunden an.«

Er nahm mir die Uhr aus der Hand und betrachtete ganz erstaunt die Zifferblätter.

»Herr,« sagte er, »geht sie richtig?«

»Ja, sehr richtig.«

»Aber ich kann sie nicht lesen.«

»Weil die Namen und Ziffern in einer dir unbekannten Schrift geschrieben sind. Aber hören kannst du sie.«

Ich ließ die Uhr repetieren. Er fuhr bei dem scharfen, hellen Klang des Schlages zurück.

»Allah akbar!« rief er aus. »Diese Uhr hat entweder Allah gemacht oder der Teufel!«

»O nein! Der sie gemacht hat, war ein frommer Uhrmacher in Germany. Er hat die Uhr als Meisterstück gemacht, sie aber nie verkauft. Als er starb, erhielt sie sein Erbe, nach dessen Tode ich sie bekam.«

»Kann man sie öffnen?«

»Ja.«

»Öffne sie; öffne sie, damit ich sehe, wie sie beschaffen ist.«

»Jetzt nicht; aber in Dschnibaschlü sollst du sie betrachten dürfen. Dort haben wir Zeit, hier aber nicht.«

»So willst du sofort aufbrechen?«

»Ja. Vorher aber will ich mein Wort halten und deinem Vater einen Vers aufschreiben, welcher ihm in seinem Leiden zum Troste gereicht.«

»Einen Vers aus eurer Bibel?«

»Ja.«

»So komm. Ich werde es ihm vorlesen, und er wird eine große Freude haben.«

Ich kehrte mit ihm in den vorderen Raum zurück. Dort sagte er zu dem Kranken:

»Mein Vater, besinnest du dich noch auf den alten römischen Katholik, welcher mir den schönen Vers aufschrieb?«

Der Gefragte bejahte mit den Augen.

»Dieser Effendi ist auch ein Christ und wird dir einen Vers aufschreiben. Ich lese ihn dir vor.«

Ich hatte ein Blatt aus dem Notizbuch gerissen, schrieb und gab es dann dem Sahaf. Dieser las:

»Jaschar-sam jaschar-im Allaha, ölar-sam ölar-im Allaha, jaschar-im jagod ölar-im olyr-im Allaha!«

Das heißt zu deutsch:

»Wenn ich lebe, so lebe ich dem Herrn; wenn ich sterbe, so sterbe ich dem Herrn; darum möge ich leben oder sterben, so gehöre ich dem Herrn.«

Die Augen des Alten wurden feucht. Er blickte auf seine Hand, welche er nicht zu bewegen vermochte.

»Effendi, er bittet dich, ihm deine Hand zu geben,« erklärte mir der Sohn.

Ich folgte dieser Aufforderung und trocknete dem Gelähmten die Tränen in den Augen.

»Allah ist götig, weise und gerecht,« sagte ich. »Er hat deine Glieder gebunden, damit deine Seele desto fleißiger mit ihm verkehre. Wenn einst dein scheidender Geist an der Brücke zur Ewigkeit auf die beiden Engel trifft, welche die Taten der Verstorbenen prüfen, so wird in ihren Händen die Ergebung in deinen Leiden schwerer sein, als alles, was du hier fehltest. Mögen die Herrlichkeiten des Himmels dir entgegenleuchten!«

Er schloß die Augen, und über sein faltiges Gesicht legte es sich wie ein Frieden nach glücklich zu Ende geführtem Seekampfe. Er öffnete die Augen auch nicht, als wir die Stube verließen.

»Herr,« sagte draußen der Sahaf, »warum hast du den Vers nicht in der Sprache geschrieben, welche man jetzt spricht?«

»Der Kuran wurde auch nicht im neuen Arabisch geschrieben. Ein Vers muß in ehrwürdigen Worten verfaßt werden. Aber warum sprichst du jetzt anders als vorher zu mir?«

»Ich?« fragte er, einigermaßen verlegen.

Er hatte mich bei dieser zweiten Begegnung ›du‹ genannt, vorher aber ›Sie‹. Nach einer Pause sagte er:

»Weil ich dich lieb habe. Zürnest du mir?«

»Nein. Hole dein Pferd. Wir reiten nach Dschnibaschlü.«

Während er hinter das Haus ging und wir auf ihn warteten,

hätte ich gern den kleinen Halef nach seinen Erlebnissen gefragt; aber es umgab uns ein Haufe von Menschen, welche sich in lauten Ausrufungen über das Geschehene ergingen und unsern Personen ein so zudringliches Interesse widmeten, daß von einer Unterhaltung zwischen uns beiden gar keine Rede sein konnte.

Dann kam der Sahaf auf seinem Pferde, und in scharfem Trabe begannen wir die Rückkehr, da wir über das Befinden Omars und Oskos in Ungewißheit waren.

Während dieses Rittes nun wendete ich mich mit meinen Erkundigungen an den kleinen Hadschi:

»Ich habe so lange Zeit auf euch gewartet, und ihr kamt doch nicht. Hattet ihr euch vielleicht verirrt?«

»Nein, Effendi. Wir sind genau auf dem Wege geblieben, den du uns vorgeschrieben hattest; aber – –«

Er stockte und blickte mich von der Seite an, um zu erforschen, ob ich so gelaunt sei, daß er es wagen dürfe, mir eine unangenehme Mitteilung zu machen.

Ich befand mich jedoch in keiner grimmigen Stimmung. Überhaupt ist es stets mein Bestreben gewesen, keiner sogenannten Laune die Herrschaft über mich einzuräumen; ein launenhafter Mensch ist mir ein Greuel. Es hat ein jeder gegen seinen Nächsten die Pflicht, die momentane Seelenstimmung, welche sich seiner bemächtigen möchte, zu beherrschen. Nur dadurch beherrscht man dann auch den andern. Übrigens war ich durch das Erscheinen meines wackeren Halef aus einer mißlichen Lage befreit worden. Ich schuldete ihm wirklich großen Dank. Ich hatte ferner mein Pferd wieder gewonnen; es gab also für mich gar keine Veranlassung zu einer üblen Stimmung. Dennoch machte ich ein recht grimmiges Gesicht, um den Kleinen dann durch eine nachsichtige Antwort desto mehr erfreuen zu können. Da ich nun gar nicht antwortete und auch möglichst finster dreinschaute, rückte er sich im Sattel fest und fragte:

»Kejfi jerinde sen – bist du bei guter Laune?«

»Chajyr, Hadschi – nein, Hadschi.«

Das klang so fremd, daß er erschrak.

- »Aj hai – o wehe!«
- »Warum klagst du?«
- »Weil ich dich erzürnen muß.«
- »Womit?«
- »Es ist uns ein Unglück passiert.«
- »Welches?«
- »Er ist fort.«
- »Wer denn?«
- »Der Letzte.«
- »Welcher Letzte? So rede doch!«
- »Der letzte Kawaß.«

Er stieß das mit einem Seufzer aus, der trotz des Hufschlages unserer Pferde zu vernehmen war.

- »Lilla elhamd – Gott sei Dank!«

Ich sagte das in einem solchen Tone der Freude, daß er mich ganz erstaunt anblickte.

- »S'lon – wie?« fragte er, sichtlich erleichtert.

»Hada jißlah li; hada ja'dschibni – das behagt mir; das ist mir recht!«

- »Effendi, habe ich dich richtig verstanden?«

- »Ich hoffe es!«

- »Du zürnst nicht, daß er fort ist?«

»Nein. Ich bin ganz im Gegenteile dir und ihm sehr dankbar dafür.«

- »Aber warum denn?«

»Weil dieser Mensch uns doch nur belästigte und unsern Ritt ungebührlich verzögert hätte.«

- »Warum hast du ihn aber mitgenommen?«

»Einige Kawaßler hätten uns allerdings von Nutzen sein können; da aber diese Leute nicht zu reiten verstanden und ihr Anführer lieber befehlen als gehorchen wollte, so ist es besser, daß wir uns nicht mehr mit ihnen zu ärgern brauchen.«

»Sarif, tajib – schön, gut! Du nimmst mir eine große Last vom Herzen! Ich habe wirklich Angst gehabt!«

- »Vor mir, Halef?«

- »Ja, Sihdi, vor dir!«

- »Kennst du mich noch so wenig? Du hast mir so lange Zeit

die größten Dienste geleistet und mich auch heute wieder vom wahrscheinlichen Tode errettet. Du bist mein Freund und Beschützer – und du fürchtest dich vor mir? Geh, lieber Halef! Das ist nicht klug von dir!«

»O, noch viel weniger klug war es von mir, daß ich diesen Menschen entkommen ließ!«

»Er ist also ausgerissen?«

»Ja, richtig ausgerissen.«

»Ah, ich ahne es: mit dem Packpferde natürlich?«

»Ja, mit dem Pferde, welches die Gaben trug, die wir durch Malhem, den guten Pförtner, erhielten.«

»Laß ihn laufen!«

Jetzt machte er ein erstauntes, fast böses Gesicht.

»Was? Ihn laufen lassen?« fragte er. »Das habe ich nicht getan. Wir sind ihm nachgeritten, eine ganz große Strecke rückwärts. Wir wollten ihn ergreifen. Aber es war ja Nacht, und da konnten wir seine Spur nicht sehen!«

»Ihr seid also ins Blaue hineingeritten. O wehe! Damit habt ihr nur die kostbare Zeit versäumt.«

»Leider! Wir sind beinahe bis Geren zurückgeritten. Da kannst du dir denken, wie viel wir versäumt haben. Ich habe geflucht und gewettert, daß Allah den Kopf geschüttelt hat, denn ich bin sonst ein frommer Mann. Heute nacht aber war ich so zornig, so wütend und voll von Grimm, daß ich tausend Riesen erschlagen hätte, wenn sich einer von ihnen mir in den Weg gestellt hätte.«

»Trösten wir uns! Wir haben an anderes zu denken.«

»Uns trösten? Effendi, ich kenne dich nicht mehr, ich begreife dich nicht! Weißt du denn, welche Geschenke es waren, die uns unser Gastfreund verehrt hat?«

»Ich habe nicht öffnen lassen. Lebensmittel jedenfalls.«

»Aber ich habe geöffnet!«

»Ah, du warst neugierig?«

»Neugierig? Es ist stets vorteilhaft, zu wissen, was man geschenkt erhält und was man mit sich führt. Es war dabei ein vortrefflicher Kuchen, so dick wie ein großer Mühlstein, mit tausend gebackenen Mandeln und Rosinen. Leider aber war er

bereits gequetscht worden. Sodann gab es zwei kostbare Schabracken, jedenfalls für dich und mich. Ferner fand ich eine ganze Anzahl seidener Tücher, sehr schön zum Schmuck des Kopfes passend. Wie gern hätte ich eins davon meiner Hanneh mitgenommen! Nun ist sie darum gekommen! Ja schema' dan el mahabe, ia schems el amel, ia warde el benat – o Leuchter der Liebe, o Sonne der Hoffnung, o Rose der Töchter!«

Da kam ja mit einemmal die Liebe zu seiner guten Hanneh zum Durchbruch! Ich versuchte, ihn zu trösten:

»Klage nicht, Hadschi! Daß wir den Kuchen, die Schabracken und die Tücher zu verlieren hatten, das stand im Buche des Lebens verzeichnet. Es gibt auch anderwärts seidene Tücher, und ich werde dafür sorgen, daß du nicht mit leeren Händen zur schönsten der Töchter zurückkehrst!«

»Allah gebe es! Ich freue mich nur, daß ich wenigstens den Beutel gerettet habe.«

»Welchen Beutel?«

»Als ich öffnete, fand ich einen Beutel, aus Katzenfell gemacht. Die Schnur war zugebunden und versiegelt; aber er war so schwer, und es klang so silbern, daß ich überzeugt sein mußte, es befinde sich Geld darin.«

»Ah, den hast du eingesteckt?«

»Ja, ich habe ihn hier in der Tasche. Es hängt ein Pergamentstreifen daran; darauf steht: Dostima Hadschi Kara Ben Nems Effendi. Der Beutel ist also für dich – hier, nimm ihn!«

Er zog ihn aus der Tasche und gab ihn mir herüber. Ich wog ihn in der Hand. Ja, es befand sich Geld darin. Dostima heißt: »an meinen Freund«. Handelte es sich vielleicht um ein Freundschaftsgeschenk? Für mich? Geld? Vielleicht Reisegeld? Hm! Ich steckte den Beutel ein und sagte:

»Wir werden ihn später öffnen. Jedenfalls ist es von dir sehr klug gewesen, ihn zu dir zu nehmen. Jetzt müssen wir von anderem sprechen, denn wir haben fast die Hälfte der Strecke zurückgelegt. Also, wie konnte der Kawaß euch entfliehen?«

»Es war finster. Wir stiegen bei einem Hause ab, in dessen Nähe sich ein Ziehbrunnen befand. Wir wollten die Pferde tränken. Der Kawaß schöpfte Wasser. Ich ging in das Haus, um

mich bei dem Besitzer nach dem Wege zu erkundigen. Osko und Omar blieben nicht draußen; sie kamen auch herein, und als wir dann zum Brunnen zurückkehrten, war der Kawaß mit seinem Pferde und mit unserm Packpferde verschwunden.«

»Hörtet ihr nicht den Hufschlag der Tiere?«

»Nein; aber dennoch eilten wir ihm nach.«

»O nein, das habt ihr nicht getan,« antwortete ich lachend.

»Nicht? Wir sind im Galopp zurückgeritten, konnten ihn aber nicht mehr erreichen.«

»Weißt du denn, ob er zurückgeritten ist? Er wird wohl so klug gewesen sein, einen ganz andern Weg einzuschlagen.«

»Ah! Der Betrüger! Der Heuchler!«

»Vielleicht hat er gar nur die Pferde beiseite geführt und gewartet, was ihr tun würdet. Danach hat er sich dann sehr leicht richten können.«

»O, daran habe ich nicht gedacht! Sollte er wirklich so klug gewesen sein? Er hatte doch ein so dummes Gesicht! Ich wollte, ich hätte ihn hier vor mir! Und wenn er alle seine Knochen numeriert hätte, er sollte sie doch nicht wieder zusammenfinden können! Mich zu betrügen, mich, Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah!«

Er zog die Peitsche aus dem Gürtel und schlug damit durch die Luft, als ob er den Missetäter vor sich habe.

»Tröste dich!« sagte ich. »Wann seid ihr dann nach Koschikawak gekommen?«

»Eine Stunde, nachdem du fort warst. Du hattest uns dem Schmied beschrieben; er erkannte uns also gleich und hielt uns an. Bei ihm erfuhren wir, was geschehen war. Er zeigte uns den Gefangenen. Wir warteten. Du kamst nicht, und ich empfand Besorgnis. Da beschloß ich, dir nach Dschnibaschlü zu folgen. Dabei kam mir ein Gedanke, über den auch du dich freuen wirst.«

»Welcher?«

»Der Schmied hatte mir von der Koptscha gesagt. Der Gefangene trug eine. Der Knopf ist ein Erkennungszeichen; er konnte mir gute Dienste leisten. Ich nahm ihn also diesem

Manne, der sich Agent Pimosa genannt hat, ab und steckte ihn an meinen Fez.«

»Vortrefflich! Ich habe ja gesehen, welche Wirkung der Knopf gehabt hat.«

»Wirst du nun noch einmal sagen, daß ich unklug bin?«

»Nein, du bist ein Ausbund von Weisheit.«

»Ja; aber zuweilen lasse ich die Kawaßler entfliehen! Dann in Dschnibaschlü ritten wir stracks zu dem Bäcker. Wir trafen nur das Weib und die Tochter desselben. Effendi, als ich die Alte sah, bin ich fast in alle Ohnmachten gefallen! Hast du einmal genau in einen Bienenkorb geschaut?«

»Ja.«

»Da gibt es eine Königin, deren Leib aufgeblasen ist, wie ein Luftballon. Man sagt, daß diese Königin in einem Tage mehrere tausend Eier legt. Sihdi, grad wie so eine Königin ist mir die Frau vorgekommen!«

»Aber sie hat ein gutes Gemüt!«

»Ja; sie und ihre Tochter haben mich gewarnt. Der Gehilfe war mit einer Botschaft fortgeschickt worden. Dann war der Kaffeewirt aus Ismilan gekommen und hatte mit dem Bäcker von dir gesprochen, worauf sie sich eiligst auf den Weg gemacht hatten. Dies teilte uns Ikbala, die Tochter, mit. Es war ihr auch bang um Ali, den Sahaf, der jetzt hinter uns reitet. Sie bat mich, dir nachzufolgen. Ich hätte das ganz von selbst getan.«

»Du kamst zur rechten Zeit, lieber Halef!«

»Ja. Ich hatte Eile; aber ich war dennoch vorsichtig. Ich hörte ein Pferd wiehern. Darum ritt ich allein und vorsichtig voran. Ich sah die Lichtung mit der Hütte; ich sah deinen Rih und noch einige andere Pferde; du befandest dich also in der Hütte mitten unter den Feinden; sie hatten dich wohl gar gefangen genommen. Drei Reiter hätten deine Gegner zur Vorsicht veranlaßt, während ein einzelner ihnen nicht gefährlich vorkommen konnte. Darum versteckte ich Osko und Omar zwischen den Bäumen und sagte ihnen, was sie tun sollten; dann ritt ich allein nach der Hütte.«

»Das war sehr vorsichtig und auch sehr mutig von dir. Du hast bewiesen, daß ich mich auf dich verlassen kann.«

»O Effendi, du bist mein Lehrer und mein Freund! Was dann geschah, das weißt du.«

»Ja. Aber warum bist du nicht bei der Hütte zurückgeblieben, Halef?«

»Sollte ich dir deinen Rih stehlen lassen?«

»Du konntest nichts dagegen tun; dein Pferd war nicht schnell genug, um den Rappen zu erreichen.«

»Das deinige auch nicht. Hättest du den Dieb täuschen können – ohne mich? Hättest du ihn zwischen dich und mich nehmen können? Er sah nur mich; er glaubte, ich sei sein einziger Verfolger. Darum erschrak er, als er bemerkte, daß du ihm den Weg abgeschnitten habest. Er mußte zurück, und dadurch kam Rih wieder in deine Hand. Wäre das gelungen – ohne mich?«

»Nein. Du hast vollständig recht. Aber ich Sorge mich um unsere beiden Begleiter.«

»Das ist nicht nötig; sie sind tapfer.«

»Aber sie haben die Übermacht gegen sich; ihre Feinde sind durch die Hütte geschützt.«

»Sie sind in der Hütte nicht nur geschützt, sondern auch zugleich gefangen.«

»Wie lange? Sie können durch das Fenster oder durch die Türe Omar und Osko mit ihren Kugeln treffen.«

»Nein. Du hast den beiden ja deine Weisungen gegeben. Und auch ich rief ihnen, ehe ich dir folgte, zu, daß sie sich hinter die Bäume stecken und auf jeden schießen sollten, dem es einfallen würde, die Hütte zu verlassen. Was wirst du mit diesen Menschen tun?«

»Das kommt auf ihr Verhalten an. Gib deinem Pferde die Sporen!«

Der Sahaf hatte sich ehrerbietig hinter uns gehalten. Als er jetzt bemerkte, daß mein Gespräch mit Halef beendet sei, kam er an meine Seite und fragte:

»Herr, darf ich erfahren, was geschehen ist und weshalb ich dich begleiten soll?«

»Nachher! Ich hoffe, daß du noch heute Ikbala, die schönste

Jungfrau in Rumili, in Gegenwart ihres Vaters begrüßen wirst. Jetzt wollen wir uns beeilen, aber nicht sprechen.«

Wir waren unterdessen in den Wald gekommen und befanden uns in kurzer Zeit in der Nähe der Lichtung. Da zügelten wir die Pferde, damit man unsere Annäherung nicht so leicht hören könne. Fast an dem Rande der Lichtung angekommen, stieg ich vom Pferde und gab dies dem Hadschi zu halten.

»Bleibt hier zurück,« sagte ich. »Ich werde zunächst einmal rekognoszieren. Gib mir den Stutzen, Halef!«

»W' Allah! Richtig! Den habe ich ja immer noch! Hier, Sihdi! Sollen wir warten, bis du zurückkommst?«

»Ja; außer du hörst meinen Ruf.«

Ich schlich mich von Baumstamm zu Baumstamm vorwärts, bis ich den freien Platz ganz überblicken konnte. Die Pferde standen noch vor der Hütte. Aus dem Fenster ragten zwei Flintenläufe hervor. Die Insassen des Gebäudes hatten sich also in Verteidigungszustand gesetzt. Es war mir ja leider nicht möglich gewesen, ihre Waffen zu entfernen.

Das Belagerungskorps, bestehend aus Osko und Omar, war nicht zu sehen. Die beiden standen jedenfalls hinter starken Bäumen versteckt. Ich machte also einen Bogen, bis ich mich im Walde gegenüber der Hütte befand, und da sah ich die zwei Gesuchten mit angelegten Gewehren liegen. Ich näherte mich ihnen so weit, als es möglich war, ohne drüben gesehen zu werden. Sie bemerkten mich und gaben mir ihre Freude durch gedämpfte Ausrufe zu erkennen.

»Ist einer entkommen?« fragte ich.

»Nein,« antwortete Osko.

»Habt ihr geschossen?«

»Fünfmal.«

»Und die Männer da drüben?«

»Auch dreimal; sie haben aber nicht getroffen. Sie können nicht heraus und wir nicht hinein. Was ist da zu tun?«

»Ihr bleibt hier, bis ihr mich an der Hütte seht – – «

»Was! Du willst hin?«

»Ja.«

»Sie erschießen dich!«

»Nein. Ich schleiche mich von hinten heran. Dort gibt es kein Fenster; sie können mich also nicht sehen. Halef ist bei mir. Wenn wir uns dort befinden, kommt ihr nach, natürlich auch von hinten. Was wir dann tun, das muß sich erst finden. Wo habt ihr eure Pferde?«

»Etwas weiter drin im Walde angebunden.«

»Laßt sie da, bis die Belagerung zu Ende ist!«

Ich kehrte jetzt wieder zu Halef zurück und teilte ihm meinen Entschluß mit. Er war einverstanden. Er nickte mir pfiffig zu und fragte:

»Siehst du die Gewehrläufe, welche dort aus dem Fenster ragen, Sihdi?«

»Ja freilich.«

»Diese Gewehre werden nicht lange mehr so neugierig sein!«

»Ah! Meinst du? Richtig, ich dachte auch daran.«

»Wir schleichen uns hinan, greifen plötzlich zu und ziehen die Flinten zum Fenster heraus!«

»Wollen es versuchen.«

»Und was soll ich tun?« fragte der Sahaf.

»Wenn wir bei der Hütte sind, bringst du unsere Pferde nach, aber auf einem Umwege von hinten. Hinter der Hütte bindest du sie an die Bäume und kannst dann zu uns kommen.«

Er erhielt die Zügel unserer Pferde, und wir schlugen einen Bogen nach der hinteren Seite des Gebäudes. Wir erreichten es ganz glücklich und blieben zunächst lauschend stehen. Es war alles ruhig.

»Jetzt, Sihdi!« flüsterte Halef.

»Aber nur vorsichtig! Die beiden Gewehre können leicht losgehen. Wir müssen uns hüten, getroffen zu werden. Haben wir die Gewehre, so eilen wir an die beiden vorderen Ecken des Gebäudes. Wir sind dann, hinter ihnen versteckt, vollständig sicher und können jedem, der heraustreten will, aus nächster Nähe eine Kugel senden. Komm!«

Ich lugte um die Ecke. Die beiden Gewehrläufe ragten etwa acht bis neun Zoll aus der Fensteröffnung heraus. Ich bückte mich – einige leise Schritte, Halef an meiner Seite – ein Griff,

ein Ruck, ein Sprung zurück: wir waren wieder hinter der Ecke und hatten die beiden langen, türkischen Flinten in den Händen.

Drinnen blieb es noch einige Augenblicke ruhig, jedenfalls vor Überraschung. Da riefen Osko und Omar von drüben herüber laut:

»Aferim, aferim – bravo, bravo!«

Und nun wurde es auch in der Hütte laut. Wir hörten die verschiedensten Flüche, Ausrufe des Schreckens, der Verwundung, ratlose Fragen; wir antworteten aber nicht.

»Geh' du hinten herum an die andere Ecke,« flüsterte ich Halef zu. »Dann haben wir die Türe zwischen uns.«

Er nickte und schlich sich davon.

Jetzt vernahm ich ein leises Zischeln im Innern der Hütte. Ich strengte das Ohr an und glaubte ein ›Unter dem Fenster versteckt!‹ zu vernehmen. Ich vermutete, was man jetzt tun werde, und beobachtete, nur die Hälfte des Gesichtes vorstreckend, die Fensteröffnung.

Richtig! Die Doppelläufe eines Pistols kamen zum Vorschein. Man wollte am Fenster herniederschießen, das war mit einem Gewehr unmöglich; darum bediente man sich eines Pistoles. Ich nahm den Lauf meiner Büchse in die Hand und erhob den Kolben.

Erst sah ich die Läufe des Pistoles, dann das Schloß, endlich auch die Hand, welche die Waffe hielt. Der Besitzer dieser Hand war entweder sehr kühn oder sehr leichtsinnig; ich konnte sie ihm mit einer Kugel sofort zerschmettern. Statt dessen aber holte ich mit dem Kolben aus, zwar wenig nur, aber als ich die Hand traf, ertönte trotzdem drinnen ein fürchterlicher Schrei. Die Hand war verschwunden; die Pistole lag unter dem Fenster an der Erde.

Halef hatte von der anderen Ecke her den Vorgang beobachtet. Er sagte laut:

»Eji, pek eji – gut, sehr gut, Effendi! Dieser dumme Kerl wird seine Hand in Zukunft lieber in die Tasche stecken. Wir haben nun drei Waffen erbeutet!«

»Iahu, ajy awdschy – holla, der Bärenjäger!« hörte ich drin rufen.

Man hatte Halef also an der Stimme erkannt.

»Ja, ich bin es,« antwortete er. »Kommt heraus! Da es hier keine Bären gibt, so will ich einmal stinkende Igel jagen.«

Es trat eine Pause ein. Drinnen beriet man sich. Dann ertönte die Frage:

»Bist du allein?«

»Nein.«

»Wer ist bei dir?«

»Der Effendi, den ihr gefangen hattet, und außerdem noch drei andere.«

Jetzt sahen wir nämlich Osko und Omar herankommen, und auch der Sahaf war beschäftigt, die drei Pferde anzubinden. Halef hatte also keine Unwahrheit gesagt. Nach einer Weile erkundigte man sich:

»Wo ist der Ismilaner?«

»Tot.«

»Du lügst!«

»Sage das noch einmal, so werfe ich euch Feuer auf das Dach, und ihr alle müßt verbrennen. Mit Leuten eures Gelichters pflege ich nicht zu spaßen!«

»Wie soll er denn gestorben sein?«

»Er hat den Hals gebrochen.«

»Wo denn?«

»Er wollte auf dem gestohlenen Rappen über den Bach bei Kabatsch setzen, fiel aber herab und schlug sich das Genick entzwei.«

»Wo ist das Pferd?«

»Wir haben es wieder.«

»Wenn dies wahr ist, so mag dein Effendi doch einmal seine Stimme hören lassen.«

»Das kann geschehen,« antwortete ich jetzt.

»Bei Allah, er ist es!«

Der, welcher diese Worte in erschrockenem Tone ausrief, war der dicke Bäcker. Ich erkannte seine fette Stimme.

»Ja, ich bin es,« fuhr ich fort. »Ich frage euch, ob ihr euch uns ergeben wollt?«

»Geh zum Teufel!«

»Das werde ich nicht tun, aber etwas anderes, was euch nicht lieb sein wird.«

»Was?«

»Ihr habt mich ermorden wollen, und nun befindet ihr euch in meiner Hand. Ich bin kein Moslem; ich bin ein Christ und will mich nicht an euch rächen. Sendet mir den Bojadschi Borschak heraus. Er soll Unterhändler sein. Ich werde ihm sagen, unter welcher Bedingung ich auf Rache verzichte. Gehorcht ihr diesem Befehle nicht, so sende ich einen meiner Leute zum Stareschin von Dschnibaschlü. Dieser wird euch gefangen nehmen, und ihr könnt euch denken, was dann folgt.«

Drin wurde geflüstert.

»Gehe hinaus!« hörte ich dann sagen.

»O Allah! Er wird mich ermorden!« wehrte sich der Dicke.

»Denkt auch an die Teppiche, welche ihr versteckt habt!« warnte ich sie. »Auch diese sind verloren, wenn ihr nicht tut, was ich verlange.«

»Was wirst du mit dem Bojadschi tun?« fragte einer.

»Ich will ihm nur sagen, unter welcher Bedingung ich euch frei gebe.«

»Du wirst ihm nichts tun?«

»Nein.«

»Er darf also wieder herein, wenn du mit der Unterredung mit ihm fertig bist?«

»Ja.«

»Willst du uns dies bei Allah und dem Propheten versichern?«

»Ich habe euch gesagt, daß ich ein Christ bin. Ich schwöre bei keinem Propheten.«

»Wie heißt dein Allah?«

»Tanry – Gott!«

»So schwöre bei deinem Tanry!«

»Auch das tue ich nicht. Unser Heiland Jesus hat das Schwö-

ren verboten. Wir Christen sagen Ja oder Nein und halten unser Wort.«

»Du wirst uns nicht betrügen?«

»Nein.«

»So gib uns dein Wort!«

»Ich gebe es. Ich verspreche euch folgendes: Wenn ihr mir den Bojadschi herausschickt und euch ruhig verhaltet, bis ich mit ihm gesprochen habe, so wird ihm kein Haar gekrümmt werden, und er darf unbelästigt und unbeschädigt wieder zu euch gehen.«

»Aber wenn du mit ihm nicht einig wirst?«

»So wird er euch mitteilen, was ich zu tun beabsichtige. Übrigens werdet ihr, wenn ihr euch still verhaltet, jedes Wort unseres Gespräches verstehen können. Ihr werdet daraus ersehen, daß ich sehr nachsichtig bin; ja, ihr werdet sogar mit Freuden tun, was ich verlange.«

»Dein Wort hast du gegeben; aber werden deine Begleiter ihm auch nichts tun?«

»Nein; ich verspreche es euch.«

»So mag er hinauskommen.«

Der Dicke schien nicht zu wollen; es gab einen längeren, halblauten Wortwechsel. Unterdessen stellte ich Osko und Omar an die beiden Ecken, welche von mir und Halef besetzt gewesen waren. Sie erhielten die Weisung, beim geringsten Zeichen der Feindseligkeit ihre Waffen in Anwendung zu bringen.

»Allah vergebe euch!« hörte ich den Färber jetzt sagen. »Ich muß mich für euch opfern. Wenn er mich tötet, so sorgt für mein Weib und für mein Kind!«

Das klang so tragikomisch, daß ich mir Mühe geben mußte, nicht laut aufzulachen.

Jetzt trat er aus der Hütte. Ich habe manch einen Menschen gesehen, der ein Bild der Scham, Verlegenheit und Angst war, aber so eine Physiognomie, wie der Dicke sie zeigte, war mir doch noch nie vor die Augen gekommen. Er getraute sich nicht, den Blick zu erheben, und blieb zitternd an der Türe stehen.

»Komm herbei, hierher an die Seite des Hauses,« gebot ich

ihm. »Diese beiden tapferen Männer werden einstweilen wachen, daß deine Gefährten nichts Feindseliges gegen uns unternehmen.«

»Sie werden ruhig in der Hütte bleiben,« versicherte er.

»Das hoffe ich um deinetwillen! Es soll dir nichts geschehen, aber bei dem geringsten Versuch ihrerseits würde ich dir dieses Messer zwischen die Rippen stoßen.«

Ich sagte das in drohendem Tone und zeigte ihm dabei mein Messer.

Der Färber fuhr sich sofort mit beiden Händen erschrocken nach der Magengegend und rief:

»Herr, bedenke, daß ich Familienvater bin!«

»Hast du, als du mich den Mördern überliefertest, etwa nach meiner Familie gefragt? – Komm!«

Ich faßte ihn bei der Hand und zog ihn um die Ecke. Dort standen Halef und Ali, der Sahaf.

»O Wunder Allahs!« rief der Hadschi. »Welch ein Fleischklumpen ist dieser Mensch! Legt er auch mehrere Tausend Eier in der Stunde?«

Der Färber fand gar keine Zeit, auf diese ihm jedenfalls unbegreifliche Frage zu achten. Er erblickte den Andern und rief erschrocken: »Ali, der Sahaf!«

»Ja, dein Schwiegersohn, den du gewiß mit Freuden erwartest,« antwortete ich. »Gib ihm die Hand, und begrüße ihn, wie es zwischen solchen Verwandten schicklich ist!«

Ich meinte, daß er sich weigern werde, aber er streckte dem Sahaf ohne Zögern die Hand entgegen. Der Gruß geschah wortlos; dann sagte ich auf den Boden deutend:

»Setze dich, Boschak! Unsere Verhandlung kann beginnen.«

Er blickte verlegen vor sich nieder und sagte:

»Wie will ich dann wieder aufstehen?«

Da legte der kleine Hadschi die Hand an seine Nilpferdpeitsche und sagte:

»Hier, o König aller Dicken, ist ein gutes Mittel zum schnellen Niedersetzen und Aufstehen. Wir haben dir keinen Diwan mitgebracht.«

Im Augenblick plumpste der Bäcker wie ein Mehlsack auf die Erde nieder und bat mit flehender Stimme:

»Laß deine Peitsche im Gürtel; ich sitze ja schon!«

»Ja. Siehe, wie rasch dies gegangen ist! Ich hoffe, daß uns das andere ebenso schnell gelingen wird. Effendi, sage ihm, was du von ihm verlangst!«

»Ja, sage es mir!« wiederholte der Dicke, vor Angst stöhnend.

»Ich verlange vor allen Dingen ein aufrichtiges Bekenntnis von dir!« sagte ich zu ihm. »Bei der ersten Lüge, welche du mir machst, schicke ich dich in die Hütte zurück und lasse den Stareshin kommen. Ich bin ein Emir aus Germanistan; es ist keine Kleinigkeit, einem solchen Manne nach dem Leben zu trachten. Weißt du, was mit dir geschehen würde, wenn ich Anzeige machte?«

»Nein.«

»Du würdest vor den Richter geschleppt und zum Tode verurteilt werden.«

»Ja,« fiel Halef drohend ein. »Du würdest verkehrt an den Galgen gehängt, mit dem Kopfe nach unten; sodann bekämst du drei große Flaschen Gift zu trinken, und endlich würde man dich enthaupten, auch verkehrt, nämlich von den Füßen herauf.«

Dem geängstigten Manne fiel es gar nicht ein, den von dem Hadschi vorgebrachten Unsinn zu bemerken; er faltete die Hände ineinander und stieß hervor:

»W' Allah! Das werdet ihr doch nicht tun!«

»Wohl werde ich es tun, wenn du mir deine Zustimmung verweigerst,« erwiderte ich. »Also antworte mir jetzt! Du hast mir deine Einwilligung für den Sahaf und Ikbala nur scheinbar gegeben?«

»Nein – – ja, ja,« fügte er schnell hinzu, als er meine drohende Miene bemerkte.

»Du hast dann deinen Gehilfen fortgeschickt, um die Männer, welche sich jetzt in der Hütte befinden, zusammen zu rufen?«

»Ja.«

»Sie sollten mich töten?«

»Das habe ich ihnen nicht sagen lassen!«

»Aber unschädlich sollte ich gemacht werden?«

»Ja – – ja!«

»Nun, das ist ganz dasselbe, wie getötet! Ferner: die Teppiche, welche in dem Gestrüpp liegen, befinden sich gegen den Willen der Obrigkeit dort?«

»Nein – – ja, ja, Herr!«

»Nun, so höre! Ich sollte euren Mordanschlag anzeigen; ich sollte auch dem Kiaja sagen, wo sich die Teppiche befinden. Das erstere will ich euch verzeihen; das letztere brauche ich nicht zu tun, weil ich ein Fremder bin. Aber ich werde dem Sahaf von dem Teppichlager erzählen; er mag dann tun, was seine Pflicht als Untertan des Padischah ist.«

»O, Herr, erzähle ihm nichts!«

»Er wird es erfahren, ganz gewiß! Nun kommt es auf dich an, ob er als dein Feind oder als dein Freund handeln wird. Du hattest dem Mosklan aus Palatza deine Tochter bestimmt?«

»Ja.«

»Nun, Mosklan ist gefangen. Ich selbst habe ihn gefangen genommen. Ikbala hat den Sahaf lieb und er sie. Ich erwarte, daß du mir jetzt das Versprechen hältst, welches du mir gegeben hast.«

Er kratzte sich mit den Händen hinter den langen Ohren.

»Nun?« fragte ich.

»Ja, ich werde es halten!« knurrte er.

»Du schwörst es beim Barte des Propheten?«

»Das darf ich nicht!«

»Warum?«

»Du bist ja ein Christ!«

»Aber er ist ein Moslem. Ihm sollst du es zuschwören, aber doch nicht mir. Entschließe dich!«

»Herr, wenn Mosklan wieder frei wird, so – – –«

»Schweig!« fuhr ihn der kleine Hadschi an. »Was wollen wir von diesem Schurken wissen! Mache keine langen Reden, sondern fasse dich kurz, sonst dehne ich dich mit meiner Peitsche

aus, daß du länger wirst als zwei halbe Jahrhunderte! Willst du deine Tochter dem Sahaf geben oder nicht? – Ja oder Nein!«

»Ja – ja!«

»Du schwörst es uns zu?«

»Ja.«

»Beim Barte des Propheten und bei den Bärten aller frommen Kalifen und Gläubigen?«

»Ja.«

»Das ist dein Glück. Ich hätte keinen Augenblick länger gewartet!«

»Herr, ist es nun gut?« wendete sich der Geängstigte zu mir.

»Wirst du uns nun frei geben?«

»Nein. Wir sind noch nicht zu Ende.«

»Was verlangst du noch?«

»Du hast mir bereits einmal dein Wort gegeben, ohne es halten zu wollen. Jetzt werde ich mich sicherer stellen. Du wirst dem Sahaf deine Einwilligung nicht nur mündlich, sondern auch schriftlich geben.«

»Wie denn?«

»Wir fertigen ein gültiges Isbat an, welches du zu unterschreiben hast.«

»Ja, wir werden es anfertigen, in meiner Wohnung. Aber laß uns nur vorher frei!«

»Nein, laß ihn nicht frei!« sagte jetzt der Sahaf, welcher sich bisher ganz schweigsam verhalten hatte. »Ich kenne ihn. Du weißt, daß ich heilige Schriften verkaufe. Ich habe stets Papier, Feder und Tinte in der Satteltasche. Er mag das Isbat gleich jetzt anfertigen.«

»Das meine ich auch!«

»Ich kann aber nicht!« wendete der Färber ein. »Ich kann nicht schreiben; ich bin so aufgeregt; ich habe das Zittern. Mein Körper ist wie ein Berg voller Feuer und Erdbeben!«

»Soll ich dieses Erdbeben vielleicht beruhigen?« fragte der Hadschi mit einer bezeichnenden Handbewegung nach seiner Peitsche.

»O Allah, o Allah!« jammerte der Dicke. »Ich bin wie ein Strauch, der zwischen zwei Felsen zermalmt wird!«

»Oder wie ein Schaf, an welchem zwei Löwen zerren!«
lachte Halef. »Mein Effendi wird dir nur eine einzige Minute
Frist zum Überlegen geben.«

»Ist das wahr, Herr?« fragte er.

»Ja. Ist die Minute verstrichen, so kannst du wieder in die
Hütte gehen; ich aber sende zum Kiaja!«

»Nun wohlan! Mag Mosklan mir zürnen; ich kann nicht an-
ders! – Ich werde unterschreiben!«

»Das genügt mir aber noch nicht.«

»Nicht? Was willst du denn noch mehr?«

»Deine Gefährten haben mit dir gesündigt; sie mögen nun
auch mit dafür sorgen, daß du dein Wort hältst. Sie sollen
gleichfalls schwören und unterschreiben, wie du. Sie sollen mit
uns zu dir reiten, und du gibst die Hand deiner Tochter vor un-
ser aller Augen in die Hand des Sahaf!«

»Sie werden es nicht tun.«

»Warum nicht?«

»Sie können nicht schreiben.«

»Vielleicht so gut wie du. Und wenn sie wirklich ihren Na-
men nicht schreiben können, so mögen sie ihr Zeichen unter
die Schrift setzen. Ich verlange nur das von ihnen; dann sind
sie frei.«

»Und sie werden es doch nicht tun, denn – – –«

»Halt, Boschak!« unterbrach ihn eine Stimme von innen.
»Sollen wir uns deinetwegen in Gefahr begeben? Effendi, ist
dies wirklich alles, was du verlangst?«

»Ja.«

»Dann wirst du nicht davon sprechen, was dir hier gesche-
hen ist?«

»Nein!«

Ich erkannte die Stimme des Bettlers; er war der Hauptmis-
setäter und trachtete also am eifrigsten, die Gefahr von sich
abzuwenden. Kaum hatte er mein Nein! gehört, so sagte er:

»Dann mag der Bojadschi das Isbat unterschreiben. Wir tun
es auch.«

»Was wird Mosklan sagen?« warf der Dicke ein.

»Nichts darf er sagen. Du weißt, daß er mich zu fürchten hat. Er darf nicht widerstreben.«

»Gut!« sagte ich. »Wir sind einig. Du kannst in die Hütte zurückkehren, Bojadschi.«

»Ohne zu unterschreiben?« fragte er erfreut.

»Wir werden das Isbat drin anfertigen. Ich gehe mit.«

»Um Allahs willen, bleibe!« sagte Halef, indem er mich bei der Hand ergriff.

»Pah! Diese Leute werden mir nichts mehr tun. Ich gehe mit hinein. Hört ihr, daß mir irgend etwas geschieht, so legt ihr Feuer an das Dach und bewacht den Eingang mit euren Gewehren. Es entkommt dann keiner.«

»Ja, komm herein, Effendi; du bist sicher!« rief der Bettler im Innern.

»Sihdi, ich gehe mit!« sagte Halef.

»Gut, überzeuge dich, daß wir nicht mehr besorgt zu sein brauchen. Stehe auf, Boschak!«

Der Dicke erhob sich stöhnend und ging wankend in die Hütte. Wir folgten ihm. Halef hatte den Revolver gezogen; er steckte ihn aber sogleich wieder zu sich, als er bemerkte, daß die Männer in der einen Ecke saßen und ihre Gewehre in die andere gelehnt und gelegt hatten. Ich gab Omar, Osko und dem Sahaf einen Wink, und sie kamen nun auch herein.

Der Dicke wollte sich noch immer nicht fügen; er fürchtete sich vor Mosklan; aber die Andern, besonders der Bettler, drangen in ihn, und so erklärte er sich endlich einverstanden.

Da ging der Sahaf hoch erfreut zu seinem Pferde und brachte die vorhin erwähnten Requisiten herbei.

»Willst du schreiben, Herr?« fragte er mich.

»Nein. Du bist der Bräutigam; Sorge du dafür, daß dir die Braut nicht entgehen kann!«

So begann er denn sein stilistisches Meisterstück. Es dauerte sehr lange, bis es fertig war; dann reichte er es mir hin. Ich las die Zeilen und fand, daß er die Sache so verklausuliert hatte, daß nicht ein Hintertürchen zum Entwischen übrig blieb.

Aber als nun die Unterschrift des Bäckers folgen sollte, begann das Lamento desselben von neuem.

»Sihdi, wollen wir ihn nicht lieber gleich jetzt aufhängen?« fragte mich Halef. »Gehängt wird er doch! Denn wenn er nicht augenblicklich schreibt, so reite ich fort und hole den Kiaja. Ihr haltet diesen Kerl bis dahin fest!«

»Ich schreibe – ich schreibe!« versicherte er.

Und nun setzte er seinen Namen auf die Urkunde. Der Sahaf wandte sich an die Andern und erhielt schnell nicht nur ihre Handzeichen, sondern auch ihr mündliches Versprechen. Nun, da alles in Ordnung war, sagte der Sahaf:

»Jetzt reiten wir nach Dschnibaschlü. Ihr sollt Zeugen sein, daß er die Hand Ikbalas in die meinige legt!«

»Laßt mich erst ausruhen!« stöhnte der Färber. »Ich bin ganz matt vor – –«

»Horch!« unterbrach ihn Halef, nach dem Eingange deutend.

Auch ich hatte den Galopp eines Pferdes gehört. Freilich war der Reiter bereits da, denn bei der Weichheit des Waldbodens war der Hufschlag nur in der Nähe zu vernehmen.

Wir hatten noch nicht Zeit gehabt, uns vom Boden, wo wir saßen, zu erheben, so trat er ein. Man denke sich mein Stauen, als ich – Mosklan erkannte, Mosklan, der sich für den Agenten Pimosa ausgegeben hatte.

Wie war er dem Schmied entkommen? Hatte er – – – doch nein, zu solchen Gedanken blieb mir ja gar keine Zeit, denn er gewährte mich augenblicklich.

»Lanetli chowarda, burada – verfluchter Schurke, hier!«

Diese Worte brüllte er mir entgegen; ich sah ein Pistol in seiner Hand. Der Schuß blitzte auf; ich warf mich auf die Seite und – ich weiß nicht, wie das so blitzschnell geschehen konnte, im nächsten Augenblick schlug ich ihm den Kolben des Stutzens an den Kopf, daß er das Pistol sinken ließ und unter einem gurgelnden Schrei mit beiden Händen nach dem Gesicht fuhr; denn nicht den Schädel hatte ich getroffen, sondern das Gesicht, weil er eine Wendung gemacht hatte.

Fast in demselben Moment hatte ihn auch Halef bereits zu Boden gerissen und kniete auf ihm. So gedankenschnell war

dies gegangen, daß keiner der Anderen noch Zeit gefunden hatte, sich vom Boden zu erheben.

Jetzt freilich sprangen alle auf. Halef hielt den Menschen fest, und Osko band ihm die Arme zusammen. Mosklan leistete fast keine Gegenwehr; er hielt die Hände an das Gesicht und preßte ein gurgelndes Geheul heraus – der Kolbenhieb hatte ihm das ganze vordere Gebiß, vielleicht auch die Kinnlade zerschmettert.

Aber noch einer stieß Schmerzenslaute aus – oder richtiger – er schrie, als ob er am Pfahle stäke: der dicke Färber.

Als Mosklan schoß und ich mich schnell mit dem Oberkörper zur Seite geworfen hatte, war der Dicke von seinem Schreck zu einer unwillkürlichen Armbewegung getrieben worden; dabei war seine Hand in die Schußlinie geraten, und die Kugel hatte den kleinen Finger getroffen.

»Parmak-im, el-im, fakir-im, wüdschud-im, ten-im – mein Finger, meine Hand, mein Arm, mein Leib, mein Körper!« brüllte er. »Bulmisch-um, beni wur-di, beni, beni – ich bin getroffen worden, er hat mich erschossen, mich – mich!«

Dabei sprang er trotz seines schweren Körpers wie ein Rasender hin und her.

»Zeige!« gebot ich ihm.

»Hier, hier! Da läuft das Blut; da fließt das Leben hin! Ich bin tot; ich bin eine Leiche!«

Ich sah, daß die Kugel den Finger nur ganz leise gestreift hatte; nur ein wenig Haut und Fleisch war weg.

»Schweig doch!« sagte ich. »Das ist ja gar keine Wunde! Das tut nicht wehe; das kannst du kaum fühlen!«

»Das? Nicht fühlen?« fragte er erstaunt.

Er sah den Finger genauer an, horchte, ob er ihm auch wirklich wehe tue, und antwortete dann:

»Allah ist gnädig! Dieses Mal bin ich dem Tode noch glücklich entwischt. Aber ein wenig weiter nach rechts, so wäre es um mich geschehen gewesen!«

»Ja, zwei Fuß weiter nach rechts!«

»Zwei Fuß nur! Effendi, dir hat die Kugel gegolten! Warum tatest du deinen Kopf so schnell weg?«

»Um nicht getroffen zu werden, natürlich!«

»Dafür hat er dann mich getroffen! Dieser Elende konnte mich um das Leben bringen! Ich hatte ihm meine Tochter versprochen, und er schießt auf mich! Konnte er nicht besser zielen? Konnte er sich nicht mehr in acht nehmen? Zwischen mir und ihm ist es aus, vollständig aus! Saban, komm her, und verbinde mich!«

Aber Saban, der Bettler, kauerte bei Mosklan, um dessen Verletzung zu untersuchen. Der Verwundete wollte sprechen, konnte aber nicht; er brachte nur gurgelnde Töne heraus. Desto beredter aber waren seine Augen, deren Blick uns alle erstochen hätte, wenn das möglich gewesen wäre. Er sah, daß wir uns nicht in Feindschaft beieinander befunden hatten.

»Wie steht es?« fragte ich.

»Ich weiß es noch nicht,« lautete die Antwort. »Die Kinnlade ist auch verletzt. Man wird nach einem richtigen Arzt senden müssen. Er muß hier liegen bleiben.«

Ich begriff sehr wohl den Hintergedanken des Sprechers, antwortete aber doch:

»So kannst du nicht mit nach Dschnibaschlü, denn du mußt doch hier bleiben. Wir Andern aber müssen sofort aufbrechen.«

»Was!« sagte Halef. »Du willst diesen Menschen hier lassen, Sihdi?«

»Ja.«

»Bedenke, daß er entflohen ist! Wie ist ihm das gelungen? Vielleicht hat er den Schmied ermordet!«

»Das werden wir erfahren. Er kann uns ja nicht entgehen. Saban mag für ihn sorgen, bis wir Botschaft senden.«

»Und ich werde einen Arzt holen,« sagte Murad, der auf dem Herwege meinen Führer gemacht hatte.

»Tue das!« antwortete ich. »Ihr Andern aber kommt jetzt augenblicklich mit!«

Keiner weigerte sich. Ich durchschaute die Kerle. Sie wollten mir ihr Wort nicht brechen, aber doch auch ihren verwundeten Verbündeten nicht im Stich lassen. Osko und Omar holten

ihre Pferde. Wir stiegen auf. Der dicke Färber war wunderbarerweise der eiligste dabei.

Die Anderen folgten uns, langsamer und immer langsamer. Als wir den Wald hinter uns hatten, waren sie nicht mehr zu sehen.

»Sihdi, warten wir, bis sie kommen?« fragte Halef.

»Nein. Ich bin froh, daß ich sie los bin!«

»Sie müssen ja mit zu Boschak!«

»Ich brauche sie nicht!« sagte der Genannte. »Ich brauche überhaupt keinen Freund, welcher auf mich schießt. Dort kommt wieder ein Reiter!«

Ich hatte bereits den Mann gesehen, welcher auf einem ungesattelten Pferde uns entgegen kam. Ich sah, daß er sein Pferd langsamer gehen ließ, als er uns bemerkte.

»Ah, so ist ihm also nichts geschehen,« atmete ich auf.

»Wer ist es?« fragte Osko.

»Der Schmied. Heute jagt immer Einer hinter dem Andern her. Eine wahre Hetzjagd!«

Wir spornten die Pferde an. Als Schimin mich erkannte, rief er von weitem:

»Hamdulillah – Preis sei Gott, du lebst! Ich habe große Sorge um dich ausgestanden.«

»Und ich um dich. Ist dir ein Leid geschehen?«

»Nein!«

»Aber deinem Weibe?«

»Er hat sie mit der Faust auf den Kopf geschlagen; aber es bedeutet weniger, als ich erst dachte.«

Jetzt hatten wir uns ganz erreicht. Er war außer Atem.

»Habt ihr ihn gesehen?« fragte er.

»Ja. Er schoß nach mir, traf mich aber nicht.«

»Woher mag er die Waffe haben?«

»Wie ist er denn entkommen?«

»Zuerst kamen deine Freunde,« erzählte der Schmied, »und ich sandte sie nach dir zu Boschak, der sich hier an deiner Seite befindet. Dann stand ich in der Schmiede, um zu arbeiten. Da plötzlich sah ich den Gefangenen davonjagen. Ich sprang zu meiner Frau. Sie lag in der Stube und hielt sich den Kopf mit

den Händen. Sie war noch nicht ganz bei Besinnung. Er hatte sie überfallen und niedergeschlagen.«

»Wie aber war das möglich? Wie konnte er aus dem Keller entkommen?«

»Herr, ich habe einen großen Fehler begangen. Dieser Hadschi Halef Omar wollte den Gefangenen sehen. Als dies geschehen war, ließ ich die Leiter lehnen. Er hat sich von den Banden frei gemacht und ist aus dem Keller gestiegen.«

»Konnte er denn die Türe öffnen?«

»Sie ist ja nur von Weidengeflecht. Er hat sie aufgesprengt. Das dabei verursachte Geräusch konnte man nicht hören, weil ich schmiedete. Hinter dem Hause stand sein Pferd. Er bemerkte dies und entkam dadurch.«

»Wie aber kommt es, daß er uns nachgeritten ist? Konnte er wissen, wo ich war?«

»Er wird gehört haben, was ich mit deinen Gefährten sprach.«

»Da seid ihr allerdings sehr unvorsichtig gewesen.«

»Du hast recht. Ich wollte das wieder gut machen. Darum gab ich meinem Weibe Wasser, um sich den Kopf zu kühlen, rannte nach dem Dorfe, nahm das erste Pferd, welches ich fand, und ritt nach Dschnibaschlü. Dort hörte ich von der Frau des Bäckers, daß du nach Kabatsch geritten seist, ihr Mann mit Deselim dir nach und hinter ihnen dann deine Freunde. Darauf war der Entflohene gekommen, hatte dasselbe erfahren und war euch gefolgt. Ich ritt sofort weiter und freue mich von Herzen, daß ich euch wohl zurückkehren sehe. Jetzt werde ich erfahren, was geschehen ist.«

Ich erzählte ihm in kurzen Worten unser Erlebnis. Als ich geendet hatte, sagte er nachdenklich:

»Das hat Allah gegeben. Mosklan hat seine Strafe, und ich bin ihn los. Wie hättest du ihn von mir entfernen wollen, Ef-fendi?«

»Das wäre mir nicht schwer geworden, ist nun aber nicht nötig,« antwortete ich.

Ehrlich gestanden, hätte ich mich aber doch in Verlegenheit befunden. Mosklan konnte doch nicht ewig im Keller des

Schmiedes stecken. Wie nun ihn freilassen, ohne daß es ihm möglich war, sich zu rächen?

Von dieser zu befürchtenden Rache sagte ich jetzt einige Worte; da aber beruhigte mich der Schmied:

»Mache dir keine Sorge um mich! Ich habe jetzt durch euch so viel erfahren, daß ich diesen Pferdehändler nicht zu fürchten brauche. Jetzt kann er nicht reden, dir also keine augenblicklichen Verlegenheiten bereiten, und ich werde schon mit ihm fertig werden!«

»Ich auch!« knurrte der Dicke. »Er hat auf mich geschossen. Das soll er mir entgelten! Mein Leben hing an einem einzigen Haare.«

»Nein, sondern an meinem ganzen Kopf!«

»Vielleicht hat er dich und mich mit einer einzigen Kugel erschießen wollen! Doch, Effendi, das ist das Dorf. Reiten wir langsamer. Ich habe vorher noch einiges zu fragen.«

Ich blieb mit ihm ein wenig zurück, und da sagte er:

»Du wirst also dem Sahaf von den Teppichen erzählen?«

»Ja.«

»Er wird auch den Ort erfahren, an welchem sie sich befinden?«

»Ich werde ihm dieselben sogar zeigen.«

»Willst du das nicht lieber unterlassen?«

»Nein! Ich will haben, daß er dich anzeigen soll.«

»Du bist grausam. Verlangst du das denn wirklich von ihm?«

»Ja.«

»Wirst du ihn zwingen, wenn er lieber davon absehen will?«

»Ich muß abreisen; ich kann ihn also nicht zwingen. Er wird es aber sicher tun, wenn du ihm dein Wort nicht hältst. Richte dich also danach!«

»Ich werde ihm mein Wort halten.«

»So laß gleich jetzt den Kiaja kommen und drei Nachbarn als Zeugen. Das rate ich dir.«

»Meinst du?«

»Ja. Du mußt dem Sahaf zeigen, daß es dein Ernst ist.«

»Ich werde dir gehorchen, und – o Allah – wie werden sie sich freuen, mein Weib und meine Tochter!«

Da endlich kam doch die angeborene Gutmütigkeit zum Durchbruch! Sein Gesicht erheiterte sich zusehends, und als wir vor seinem Hause von den Pferden sprangen, er sich aber von dem Maulesel förmlich herabgekugelt hatte, da eilte er uns voran, riß die Türe auf, und wir hörten ihn rufen:

»Tschileka, Ikbala, gelyn, gelyn, ewetlemyn, burda iz – kommt, kommt, eilt, wir sind da!«

Und sie liefen herbei. Der Herr des Hauses war der erste, den sie erblickten, ich der zweite.

»Herr, da bist du!« rief die Lieblichste von ganz Rumili. »Es ist dir nichts geschehen? Allah sei Dank! Ich habe dich warren lassen. Hast auch du Wort gehalten?«

»Ja, ich bringe dir den Heißeersehten mit.«

»Wo? Wo?«

»Hier!«

Dabei deutete ich auf den kleinen Hadschi, der hinter mir eingetreten war. Die Anderen waren noch nicht zu sehen.

»Inkali' min hon – geh' zum Teufel!« fiel Halef sofort ein, glücklicherweise in seinem arabischen Dialekt, den sie nicht verstand.

Sie aber meinte bestürzt:

»Dieser da?«

»Ja, du süße Tochter der roten Farbe.«

»Den kenne ich doch gar nicht!«

»Aber er will dir sein Leben weihen! Doch – da kommt noch einer. Wähle zwischen diesen beiden!«

Der Sahaf hatte sich hinter Halef hereingedrängt. Sie blickte ihren Vater verlegen und fragend an.

»Hangy bil-ir-sen – welchen kennst du denn?« fragte dieser lachend.

»Bonu – diesen,« antwortete sie, auf den Sahaf zeigend.

»Sana elwerir dir – ist er dir genügend?«

»Ewwet, tamam bütin – ja, vollständig!«

»Onu al – nimm ihn!«

Da legte sie die Hände vor das Gesicht, stieß ein lautes

Schluchzen aus, ob vor Scham oder vor Entzücken, das war unmöglich zu sagen, dann floh sie durch die Türe zurück, aus der sie gekommen war.

»Herr, siehst du, welch ein Unglück du angerichtet hast!« sagte der Bäcker zu mir, halb besorgt, halb lachend.

»Sende ihr das Glück nach!«

»Wo ist es denn?«

»Da steht es!«

Ich zeigte auf den Sahaf.

»Das geht nicht,« antwortete er kopfschüttelnd. »Kein Jüngling darf vor dem Tage der Hochzeit mit einer Jungfrau sich allein befinden!«

Der Gute ahnte nicht, daß seine Ikbala sich bereits so oft mit ihrem treuen Ali unter vier Augen befunden hatte, da draußen hinter dem Hause, unter dem Schutze der verschwiegenen Tschileka und des noch verschwiegeneren Mondscheins.

»So gehe mit ihm!« riet ich.

»Ich habe keine Zeit.«

»Kann nicht Tschileka ihn begleiten?«

»Auch diese nicht. Ihr seid unsere Gäste und sollt gepflegt werden. Da haben wir zu tun.«

Verpflegt? Wollte er uns etwa speisen und tränken? Womit? Mit den Delikatessen, die ich bereits kennen gelernt hatte? O weh! Ich beeilte mich also, die schleunige Bemerkung zu machen:

»Laß dir an unserm Gruß genügen! Meine Zeit ist mir kurz gemessen. Ich muß abreisen.«

»Herr, das wirst du mir doch nicht antun! Sieh, der Tag ist beinahe zu Ende. Wohin willst du denn noch reisen?«

Er hatte recht. Es war schon spät am Nachmittag. Und da fragte auch Halef leise:

»Willst du wirklich heute noch fort, Sihdi?«

»Es ist fast unumgänglich notwendig.«

»Allein? – Ohne uns?«

»Das möchte ich doch nicht wieder wagen.«

»So bedenke, daß wir stets im Sattel gewesen sind und daß unsere Pferde der Ruhe bedürfen.«

»Nun gut, so bleiben wir noch einige Zeit hier, und in der Nacht schlafen wir bei Schimin, meinem Freunde.«

Da stieß der wackere Schmied einen Freudenruf aus und sagte, mir die Hand entgegenstreckend:

»O, Effendi, du glaubst nicht, was du mir für eine Freude bereitest!«

»Ich weiß es.«

»Du hast mich deinen Freund genannt!«

»Das bist du auch. Du hast es mir bewiesen. Wenn ich längst in mein Land zurückgekehrt bin, so wirst auch du zu denen gehören, deren ich stets und gern in Liebe gedenken werde.«

»Das muß ich meinem Weibe sagen. Ach, wüßte ich, wie sie sich befindet!«

»Du hast dir ein Pferd geborgt und mußt es abgeben. Nimm das meinige; sieh nach deiner Gefährtin und komm dann wieder zurück.«

»Das sei ferne von mir! Ein solches Pferd darf nur einer reiten, der dieses Tieres würdig ist. Ich werde leicht ein anderes bekommen und kehre dann sogleich zurück.«

Er ging.

Mir war das auch recht, da ich meinen Rappen doch eigentlich notwendig brauchte. Zu unserer Sicherheit mußte ich erfahren, was mittlerweile in der Hütte des Bettlers geschehen war. Als sich alle gesetzt hatten und der Färber mit den Seinen beschäftigt war, die versprochene ›Bewirtung‹ einzuleiten, sagte ich darum zu Halef:

»Habe keine Sorge, wenn ich mich jetzt entferne! Ich will sehen, was mit Mosklan geschehen ist.«

»Bist du toll, Sihdi! Du willst zur Hütte zurück?«

»Ja.«

»Man wird dich töten!«

»Pah! Jetzt kann man mich nicht wieder überraschen. Übrigens bin ich überzeugt, daß die Hütte leer ist. Man wird Mosklan fortgeschafft haben, damit wir ihn etwaigenfalls nicht finden können.«

»Er hat dich doch eigentlich gar nicht zu fürchten. Du hast kein Recht, ihn einzusperren.«

»Das ist wahr. Dennoch aber fürchtet er mich. Er hat auf mich geschossen und besitzt auch in anderer Beziehung kein gutes Gewissen. Laß den Färber nicht wissen, wohin ich gegangen bin!«

»Aber wenn du nicht bald zurückkehrst, so komme ich dir nach!«

»Gut, das will ich gelten lassen.«

Ich ging hinaus und machte mich im stillen davon. Ich hütete mich sehr wohl, den früheren Weg einzuschlagen. Ich konnte da leicht eine mir nicht passende Begegnung haben. Darum ritt ich nicht nach Süd, sondern nach West, um von der nach Kabatsch liegenden Seite in den Wald zu kommen.

Den nördlichen Rand des Waldes zur linken Hand, galoppierte ich über das Weideland dahin und erreichte bei der Schnelligkeit meines Rih sehr bald die Stelle, wo sich der Wald südlich nach Kabatsch zog. Da erblickte ich ganz draußen, seitwärts des genannten Ortes, eine Reitergruppe, welche sich nicht gar zu eilig fortzubewegen schien. Diese Leute hatten bei einem einsamen Hause angehalten und nun ihren Ritt wieder fortgesetzt.

Ich ahnte, daß ich die Gesuchten vor mir hatte. Es konnte etwas über eine englische Meile bis dorthin sein.

»Kawam, kawam – schnell, schnell!« rief ich meinem Rapen zu.

Rih verstand das Wort genau; es bedurfte keines weiteren Mittels, um ihn zur größeren Eile anzutreiben. Es war eine Freude, so dahin zu fliegen. Und doch hätte ich, im Sattel sitzend, Champagner eingießen und trinken können, ohne einen Tropfen zu verschütten.

In einigen Minuten hatte ich das Haus erreicht und stieg ab. Ich hatte mich so gehalten, daß das Gebäude zwischen mir und der Reitergruppe geblieben war; ich war also nicht bemerkt worden.

Ein in den mittleren Jahren stehendes Weib saß, Melonen schneidend, vor der Türe.

»Mesalcheer – guten Abend,« grüßte ich in arabischer Sprache.

Sie blickte mich fragend an. Ich wiederholte den Gruß türkisch, und nun verstand sie mich. Sie dankte freundlich.

»Willst du mich nicht von deiner Wassermelone kosten lassen? – Ich habe Durst,« bat ich.

»Sehr gern, Herr.«

Sie schnitt mir ein tüchtiges Stück ab und gab es mir. Als sie bemerkte, mit welchem Behagen ich in die Gabe biß, lächelte sie befriedigt und sagte:

»Die habe ich selbst gepflanzt. Vor wenigen Minuten mußte ich eine ganze Frucht an Andere verschneiden. Die baten nicht so freundlich wie du.«

»Aber sie haben dich belohnt?«

»Ich verlange keinen Lohn, obgleich ich sehr arm bin und nur wenig Früchte gezogen habe. Aber sie haben mich noch dazu beraubt.«

»Die Undankbaren! Was nahmen sie dir?«

»Mein Kopftuch. Einer von ihnen war verwundet. Den verbanden sie damit.«

»Kannst du sie denn nicht?«

»Saban, der Bettler, war dabei, der im Walde wohnt, und Murad, sein Kumpan.«

»Weißt du nicht, wohin sie ritten?«

»Sie wollten hinüber nach Usu-Dere. Dort wohnt ein Verwandter Sabans, welcher ein Wundarzt und ein Wunderdoktor ist. Bei ihm soll der Kranke untergebracht werden.«

»Haben sie nicht davon gesprochen, auf welche Weise der Mann verwundet wurde?«

»Er ist vom Baum gefallen, mit dem Gesicht auf einen Stein. Er hat sich sämtliche Zähne zerschlagen.«

»Der arme Kerl!«

»O, er ist nicht zu bedauern! Ich kenne ihn, nur weiß ich seinen Namen nicht. Er ist der Verführer unserer Männer!«

»Auch des deinigen?«

»Nein. Ich bin Witwe; mein Mann ist tot.«

»Hast du Kinder?«

»Drei. Das kleinste liegt am Scharlachfieber krank; die beiden größeren sind ans Wasser gegangen, um Blutegel zu fan-

gen, welche ich an den Wunderdoktor verkaufe. Er bezahlt einen Para für zehn Stück.«

Die arme Frau! Welch eine elende Bezahlung! Ich zog fünf Piaster aus der Tasche und gab sie ihr.

»Hier, kaufe deinem Kinde Saft zu einem kühlenden Trank.«

Das war eine Kleinigkeit, für sie aber schon eine wirkliche Summe. Sie blickte mich ungläubig an und fragte:

»Das willst du mir schenken?«

»Ja.«

»Herr, bist du so sehr reich?«

»Ja.«

»Dann ist die Güte deines Herzens so groß, wie dein Vermögen. Allah möge dir – – «

Weiter hörte ich nichts, denn ich war in den Sattel gesprungen und ritt davon, um zurückzukehren. Wie manches Elend könnte gelindert, wie manche Not gehoben oder doch gemildert werden, wenn – – ah, wer doch nur so recht geben könnte!

Ich hatte genug erfahren, um zu wissen, daß für mich nichts zu befürchten war.

Als ich in Dschnibaschlü hinter dem Hause unseres dicken Gastfreundes und Brautvaters vom Pferde stieg, sah ich ein blutiges frisches Fell an einem Pfahle hängen, und zugleich drang Bratengeruch in meine Nase. Das Fell war bis vor wenigen Minuten die Staatskleidung eines Ziegenbocks gewesen. Brr!

An der einen Giebelseite des Hauses, da, wo der Luftzug sich am wenigsten bemerkbar machte, fand ich den Färber und sein Ehegespons beschäftigt – womit?

Am Boden stand ein hölzernes, niedriges Gefäß, ein solches, wie man es je nach der Gegend Deutschlands ein Schaff, Schäffel, Stutz u.s.w. nennt. Über den Rand desselben waren drei starke Drähte gelegt. An dem mittleren Draht steckte der heimgegangene, doch leider nicht zu seinen Vätern versammelte Ziegenbock. Die Hörner hatte er noch am Kopfe. Über seinen Leib und über die andern beiden Drähte hinweg hatte

man Holzscheite gelegt, darauf gedörrten Kuhmist, was der Mongole Arkols nennt, dann wieder Holz und wieder Dünger, und hierauf war dieser Scheiterhaufen in Brand gesteckt worden. Der Ziegenbock wurde oben schwarz angekohlt; darunter briet er, und weiter abwärts blieb sein Fleisch und Gemüt von der Wärme unberührt. Aus der bratenden Schicht aber tropfte das Fett in einsamen, schauerhaft langweiligen Intervallen auf den Boden des Gefäßes, wo ich eine Schicht Reis liegen sah. Die Seitenwände dieser wunderbaren Bratpfanne aber waren so schön krapprot gefärbt, wie französische Militärhosen, und ich konnte mir beim besten Willen nicht helfen, ich mußte an die roten Hände der dicken Tschileka denken, an den in allen Farben schimmernden Mantel ihres Mannes, und da kam mir der Verdacht, daß das gegenwärtige Bratgefäß zu anderer Zeit doch wohl als Farbenkübel gebraucht werde.

»Wo warst du, Herr?« fragte der Dicke. »Gut, daß du da bist. Ich habe euch zu Ehren eine zarte saftige Ziege geschlachtet. Der Nachbar verkaufte sie mir.«

»Kommst dir diese Ziege nicht sehr männlich vor?« bemerkte ich.

»O nein! Was denkst du, Herr!«

»Prüfe einmal den Duft! Dein Nachbar hat sich vergriffen und dir einen Bock gegeben.«

»Das tut mein Nachbar nicht.«

»Das Fleisch verbrennt. Willst du nicht vielleicht den Braten wenden?«

»Ah, Herr, man merkt, daß du ein Fremder bist! Ich würde dem Fleische den Hochgeschmack nehmen.«

»Wird der Reis von den Fetttropfen weich?«

»Das darf er ja gar nicht. Kennst du nicht das Sprichwort: ›Der Pilaw muß schnurpsen, prasseln?‹ Weich schmeckt er nicht.«

»Scheint es nicht, als ob von dem Brennmaterial einiges in den Reis falle?«

»Das tut nichts. Siehe, ich nehme es ja wieder heraus.«

Er langte mit den Fingern hinein und gab sich Mühe, die Spuren des Mistes aus dem Reise zu entfernen. Ich gedachte

unwillkürlich meiner holden Mersinah in Amadijah, welche sich ihre Triefaugen mit Zwiebeln wischte. Von wem war wohl leichter zu essen, von ihr oder von diesem beleibten, krapproten Ehepaar hier in Dschnibaschlü?

Ich verzichtete, weiter in die Küchengeheimnisse der Färbersleute einzudringen und zog mich schauernd in das Haus zurück.

Unter der Türe des Wohnraumes kam mir Halef entgegen.

»Da bist du, Sihdi!« sagte er erfreut. »Es dauerte mir zu lange. Ich wollte eben das Pferd besteigen.«

»Du siehst, daß mir nichts geschehen ist. Womit habt ihr euch bisher unterhalten?«

»O, wir haben keine Langeweile gehabt. Ich bin mit dem Wirte auf den Ziegenhandel gegangen, da gab es sehr viel Spaß. Er wollte die Ziege geschenkt haben, weil sie für einen so vornehmen Herrn bestimmt sei, welchen der ganze Ort als Gast zu betrachten habe. Darüber gab es einen solchen Streit, daß selbst der Kiaja geholt werden mußte.«

»Wer ist denn dieser vornehme Herr?«

»Du bist es; wer soll es denn sonst sein? Etwa ich?«

»Ah so! Und für mich wäre diese Ziege bestimmt?«

»Ja.«

»Du meinst doch nicht die Ziege, welche ein Bock ist?«

»Ziege oder Bock – das ist gleichgültig, Sihdi; der Braten wird uns doch schmecken.«

»Ich wünsche guten Appetit! – Gehen wir in die Stube!«

Drin wollte ich eben Platz nehmen, als ich im Nebenraume, welcher für die Damen bestimmt zu sein schien, ein ganz eigentümliches Geräusch vernahm. Es war, als ob jemand recht kräftige Ohrfeigen erhielte, und dazu ließ sich ein Stöhnen und Seufzen vernehmen, welches mich für die Person oder auch für die Personen, welche sich dort befanden, besorgt werden ließ.

»Wer ist da drin?« fragte ich den Sahaf.

»Ikbala, der Stern meiner Augen,« antwortete er.

»Und wer noch?«

»Ich weiß es nicht.«

»Was tun sie denn?«

»Weiß ich es, Herr? Ich höre sie ächzen. Ich befürchte, daß ihr ein Unglück zugestoßen ist. Ich möchte ihr helfen; aber ich bin der Bräutigam und darf nicht zu ihr gehen.«

»Denkst du, daß ich hinein dürfte?«

»Ja. Du bist ein Christ. Du kannst keine Tochter dieses Landes heiraten. Du hast auch schon ihr Angesicht gesehen. Du wirst also die Holde nicht beschämen, wenn du zu ihr gehst.«

»So werde ich nachsehen.«

»Tue es! Aber rühre sie nicht an, Effendi. Sie wird mein Weib, und diejenige, welche an meinem Herzen wohnen soll, darf nicht mit der Hand eines Andern in Berührung kommen.«

»Habe keine Sorge! Die Schönste in Rumili hat von mir nichts zu befürchten.«

Ich ging also in den Nebenraum. Dort saß Ikbala, auf deutsch die ›Glückbringende‹, auf der ebenen Erde. Zu ihrer Rechten stand ein backtroglähnliches Gefäß, in welchem sich ein eigenartig gefärbter Teig befand. Ihre beiden Arme waren bis über die Ellbogen herauf mit dieser Masse beklebt. Soeben hatte sie ein mehrere Pfund schweres Stück dieses Teigs aus dem Backtroge herausgerissen und versuchte, demselben eine kugelrunde Form zu geben. Dies geschah dadurch, daß sie es in der einen Hand drehte und mit der andern hohl gehaltenen Hand aus allen Kräften darauf klopfte. Das waren die Ohrfeigen, welche ich gehört hatte.

Sie widmete diesem Geschäfte eine solche Hingebung, daß ihr der Schweiß aus allen Poren rann. Ihr ganzes Gesicht war hochrot und tropfnaß.

»Was tust du hier?« fragte ich sie.

»Ich backe,« antwortete sie wichtig.

»Was?«

»Kanonenkugeln.«

»Für wen?«

»Für euch natürlich, die ihr unsere Gäste seid.«

»Wie schmecken diese Kugeln?«

»Wie eine Delikatesse des Paradieses.«

»Was hast du dazu genommen?«

»Vielerlei: Mehl, Wasser, Rosinen, Mandeln, Olivenöl, Salz, türkischen Pfeffer und allerlei wohlriechende Kräuter.«

»Wie lange währt es, bis sie fertig sind?«

»Wenn die Ziege gebraten ist, dann werden sie in dem Fett derselben und in dem Reis gedämpft.«

»Das wird ein Vorgeschmack der sieben Himmel!«

»Ja. Koste einmal den Teig! Du wirst noch nie so etwas gegessen haben.«

Sie langte mit den Fingern in den Trog, zog sie voll von Teig wieder hervor und streckte sie mir unter einem holden Lächeln entgegen.

»Ich danke dir, du Blume der Gastfreundlichkeit! Wenn ich jetzt schon kostete, würde ich mir das Entzücken verderben, mit welchem ich später von den Kanonenkugeln genießen werde.«

»Nimm doch nur! Du bist der Schöpfer meines Glückes. Nur dir allein habe ich es zu danken, daß der Sinn des Vaters sich so schnell geändert hat.«

Sie winkte mir dringlich zu. Ich aber wehrte so eifrig ab, daß sie endlich verzichtete und nun die Finger zu dem eigenen Munde führte, um sie schmatzend von dem Teige zu befreien.

Rosinen, Mandeln, Speiseöl, türkischer Pfeffer! Das gab jedenfalls einen entsetzlichen Geschmack. Dazu von dem Wasser, vor welchem es mich geschüttelt hatte. Und allerlei Kräuter. O weh! Sahaf, edler Sahaf, wie wird dein Magen in einigen Monaten beschaffen sein!

Er war sehr erfreut, von mir zu hören, daß die Auserwählte seines Herzens sich in keiner Gefahr befand. Übrigens war jetzt der Schmied zurückgekehrt, und in demselben Augenblick sprang draußen ein Reiter vom Pferde, in welchem ich einen der Leute erkannte, welche wir in der Hütte des Bettlers belagert hatten. Ich hörte ihn nach mir fragen und ging hinaus zu ihm. Er führte mich zur Seite und sagte:

»Herr, du bist großmütig gegen uns gewesen und du bist auch reich. Ich habe dir etwas mitzuteilen.«

»So sprich!«

»Was gibst du mir dafür?«

»Ich weiß nicht, ob das, was du mir sagen willst, einen Wert für mich hat.«

»O, einen sehr großen!«

»Inwiefern?«

»Du befindest dich in Lebensgefahr.«

»Das glaube ich nicht.«

»Wenn ich es dir sage, so ist es wahr.«

»Grad weil du es mir sagst, ist es nicht wahr.«

Er blickte mich ganz erstaunt an und fragte:

»Glaubst du wirklich, daß ich dich belüge?«

»Ja. Ihr habt mich töten und berauben wollen. Mörder aber und Räuber sind doch wohl auch der Lüge fähig.«

»Aber jetzt meine ich es gut mit dir und sage die Wahrheit.«

»Nein. Wenn ich mich wirklich in Lebensgefahr befände, würdest du es mir nicht sagen.«

»Warum?«

»Weil du dich damit selbst in eine große Gefahr begibst. Ich würde dich sofort festnehmen lassen, und du müßtest gestehen, ohne einen Para zu empfangen.«

Er erschrak und sah sich nach seinem Pferde um. Ich zog den Revolver hervor und sagte:

»Zunächst mache ich dich darauf aufmerksam, daß ich dir eine Kugel geben werde, wenn du einen Schritt tust, um zu entfliehen.«

»Herr, ich will dich retten, und du willst mich dafür erschießen!«

»Ich bin dir keinen Dank schuldig. Wenn du jetzt wirklich die Absicht hast, mir einen Dienst zu erweisen, so denke an das, was du vorher gegen mich im Schilde geführt hast. Will ich sehr großmütig sein, so sage ich, daß wir jetzt quitt sein werden, nachdem du mir gesagt hast, inwiefern ich mich in Gefahr befinde.«

»Du willst mir also nichts geben?«

»Ich bin bereit, dich zu belohnen. Aber erst muß ich wissen, welchen Wert deine Mitteilung für mich hat.«

»Einen sehr hohen. Gibst du tausend Piaster?«

»Nein.«

»Meine Nachricht ist noch viel mehr wert.«

»Ich glaube es nicht.«

»Gib wenigstens neunhundert!«

»Nein.«

»Achthundert!«

»Auch nicht.«

»Bedenke, daß es sich um dein Leben handelt!«

»Ich gebe für mein Leben nicht einen einzigen Piaster.«

»Wie? Es hat keinen Wert für dich?«

»Einen sehr großen; aber es steht in Gottes Hand. Sagt nicht euer Kuran, daß Allah die Dauer des Lebens für einen jeden Menschen gleich von Anbeginn bestimmt hat?«

Das brachte ihn sichtlich in Verlegenheit. Er wußte nicht, was er antworten solle. Darum fuhr ich fort:

»Du siehst also, daß es beinahe eine Sünde wäre, für mein Leben Geld zu bezahlen. Ich werde die mir beschiedene Stunde erreichen, gleichviel, ob ich Geld bezahle oder nicht.«

Da zuckte es über sein Gesicht. Es war ihm ein rettender Gedanke gekommen:

»Herr, du bist doch ein Christ?«

»Ja.«

»Nun, so kannst du dein Leben verlängern.«

»Wieso?«

»Allah hat nur die Lebensdauer seiner wahren und rechtgläubigen Anhänger bestimmt.«

»Wirklich?«

»Ja.«

»Wir Christen können also unser Leben verlängern?«

»Ja, ganz gewiß.«

»Dann ist Allah gegen uns Christen viel gütiger gewesen als gegen euch. Er hat uns also lieber als euch; wir sind seine Lieblingskinder. Das Leben ist das größte und kostbarste Geschenk, welches wir aus Gottes Hand empfangen haben. Wer von Gott zugleich die Macht erhalten hat, dieses Geschenk zu vergrößern, der erfreut sich der Gnade des Schöpfers weit

mehr, als derjenige, welcher ohne Barmherzigkeit zu der ihm bestimmten Stunde sterben muß. Siehst du das nicht ein?«

Er zupfte sich verlegen am Schnurrbarte. Er schien die Gedanken in diesem Bart zu haben, denn er zupfte sich doch einen nicht ganz üblen Gedanken heraus:

»Du gibst doch zu, daß die Seligkeit besser ist, als das Leben?«

»Ja.«

»Nun, wenn der wahre Gläubige zur bestimmten Stunde sterben muß, ohne sich sein Leben verlängern zu können, so ist das nur gut für ihn. Er erlangt ja um so viel eher die Seligkeit.«

»Meinst du?«

»Ja.«

»Wenn aber nun seine Seele auf der Brücke Es Ssireth strauzelt? Sie ist schmaler als die Schneide eines Rasiermessers. Die Seele, welche hier mehr Sünden als gute Taten begangen hat, strauzelt auf der Brücke und stürzt hinab in die Hölle. Sie ist also um so viel eher verdammt worden. Und du gibst doch zu, daß das Erdenleben besser ist als die Hölle?«

»Herr, deine Antworten sind so spitz wie ein Dolch!«

»Auch irrst du dich, wenn du meinst, daß der Prophet nur von den Moslemim gesprochen habe. Es heißt in der fünften Sure des Kuran, welche die ›Sure des Tisches‹ genannt wird, daß die Stunden aller Menschen, der Gläubigen und der Ungläubigen, vorher abgezählt sind. Kennst du diese Sure?«

»Ich kenne alle Suren.«

»So wirst du mir recht geben. Ich kann und darf mein Leben nicht verlängern. Wie aber würdest du es nennen, wenn ich ein Pferd bezahlen wollte, welches ich gar nicht kaufen darf? Das wäre doch Dummheit!«

Er zupfte sich abermals am Barte. Diesmal aber wollte kein guter Gedanke zum Vorschein kommen.

»Herr, ich brauche aber Geld,« meinte er in einem Tone, der nicht sehr selbstbewußt klang.

»Ich auch.«

»Du hast Geld, ich aber habe keines.«

»Nun, du sollst sehen, daß ich nicht hartherzig bin. Erpressen lasse ich mir nichts, aber dem Bedürftigen gebe ich gern ein Geschenk, wenn ich sehe, daß er desselben nicht unwürdig ist. Retten kannst du mir mein Leben nicht; es ist also unmöglich, Bezahlung für die Rettung zu verlangen. Willst du mir aber mitteilen, in welcher Gefahr ich mich befinde, so bin ich bereit, dir ein Bakschisch zu geben.«

»Bakschisch? Almosen? Herr, ich bin kein Bettler.«

»Nun, so soll es nicht ein Bakschisch, sondern ein Geschenk sein.«

»Wieviel aber bietest du?«

»Bieten? Man bietet nur, wenn es sich um einen Preis handelt, und ich habe dir bereits gesagt, daß von einer Bezahlung keine Rede sein kann. Ich verspreche dir ein Geschenk; die Höhe eines Geschenkes aber hat der Geber zu bestimmen, nicht der Empfänger.«

»Ich möchte aber doch wissen, wieviel du mir geben willst.«

»Ich werde dir nichts geben oder so viel, wie mir beliebt. Auch sage ich dir, daß ich keine Zeit habe, viele Worte zu machen. Also, was hast du mir zu sagen?«

»Nichts!«

Er wollte sich von mir wenden; ich aber ergriff ihn beim Arme und sagte in ernstem Tone:

»Du hast gesagt, daß ich mich in Lebensgefahr befinde; es gibt also Leute, welche mir nach dem Leben trachten; du weißt davon, bist also ihr Mitschuldiger; ich werde dich unbedingt festnehmen lassen, falls du nicht redest.«

»Ich habe nur Scherz gemacht.«

»Das ist eine Lüge!«

»Herr!« sagte er in drohendem Tone.

»Pah! Du hast Geld haben wollen, gleichviel, ob deine Mittheilung die Wahrheit oder die Unwahrheit enthalten hätte. Weißt du, wie eine Erpressung bestraft wird?«

»Es ist von einer Erpressung keine Rede.«

»Gut! Ich will mich mit dir nicht ärgern; ich habe weder Lust noch Zeit dazu. Du kannst gehen.«

Ich ließ ihn stehen und ging der Haustüre zu. Ich hatte diese aber noch nicht erreicht, so rief er:

»Effendi, warte!«

»Was noch?«

Er kam nahe zu mir heran und fragte:

»Gibst du fünfhundert?«

»Nein.«

»Dreihundert?«

»Nein.«

»Hundert?«

»Keinen einzigen!«

»Du wirst es aber bereuen!«

»Das denkst du nur. Überhaupt hältst du mich für dümmer, als ich bin. Was du mir sagen willst, das weiß ich längst.«

»Das ist unmöglich.«

»Pah! Es ist ein Bote unterwegs.«

Ich sah ihm an, daß ich das Richtige erraten hatte.

»Woher weißt du das?« fragte er.

»Das ist mein Geheimnis.«

»So hat der Bettler es weiter erzählt!«

Ich zuckte die Achsel und ließ ein überlegenes Lächeln sehen. Es fiel mir gar nicht ein, Geld für ein Geheimnis zu bezahlen, das ich schon halb erraten hatte und durch List vollends zu erfahren hoffte.

»Und du hast keine Sorge?« fragte er.

Ich mußte zunächst wissen, wer der Bote war; darum antwortete ich lachend:

»Glaubst du, daß ich diesen Kerl fürchte?«

»Du kennst Saban noch nicht! Einmal hast du ihn überlistet, zum zweitenmal gelingt es dir nicht.«

Also Saban, der Bettler, war es. Er hatte den Verwundeten nach Usu-Dere schaffen helfen; es ließ sich darum sehr leicht vermuten, daß er von demselben beauftragt worden sei, erst nach Palatza zu reiten, wo der Verwundete zu Hause war und vielleicht auch Verwandte hatte, und dann wohl noch weiter nach Ismilan zu den Verwandten des Waffenschmiedes und Kaffeewirtes, welcher den Hals gebrochen hatte.

Die von uns Überlisteten hatten ihren Frieden mit uns geschlossen; sie würden Wort halten, was sie persönlich betraf; das glaubte ich fest und bestimmt. Durch Andere aber konnten sie Rache nehmen. Zugleich gebot ihnen die Vorsicht, mich nicht entkommen zu lassen. Und da sie durch den dicken Bäcker erfahren hatten, in welcher Richtung wir unsere Reise fortzusetzen beabsichtigten, so war das weitere leicht zu erraten.

Ich antwortete dem Manne in trockenem Tone:

»Ich will ihn auch gar nicht überlisten.«

»Was denn?«

»Ich mag gar nichts mehr mit ihm zu schaffen haben. Er hat mir sein Wort gegeben, mich nicht mehr zu belästigen.«

»Er wird es halten. Er selbst wird dich nicht mehr belästigen; aber er wird Andere gegen dich hetzen. Der Bund ist groß.«

»Ich fürchte mich nicht. Ich werde jeden, der mir feindselig entgegentritt, dem Richter übergeben.«

»Kannst du eine Kugel anzeigen?«

»Mach dich nicht lächerlich! Sage mir lieber, wie du dazu kommst, Saban zu verraten, der doch dein Freund gewesen ist.«

»Mein Freund? Ich werde dir nicht antworten. Du willst dein Herz und deinen Beutel verschließen. Ich bin umsonst zu dir geritten.«

Er ging zu seinem Pferde, aber so zögernd, daß ich sah, er warte, daß ich doch ein Gebot machen werde. Aber ich sagte nur noch:

»Du willst fort? Magst du nicht hier einkehren? Du weißt ja, daß ein Fest gefeiert wird.«

»Zu solchen Festen habe ich keine Zeit. Also du gibst nichts?«

Sein Auge war fast drohend auf mich gerichtet.

»Nein.«

»Reisest du noch heute hier ab?«

Es war sehr albern von ihm, diese Frage auszusprechen. Er verriet mir damit doch nur seine feindselige Absicht. Er hatte

Geld verdienen wollen; er hatte nichts erhalten und war nun zu jeder Feindseligkeit fähig.

»Glaubst du, daß ich dem Schmaus entsage, welcher uns bevorsteht?« antwortete ich. »Auch müssen unsere Pferde ruhen, ehe sie weiter können.«

»So segne dich Allah so, wie du mich gesegnet hast!«

Jetzt stieg er in den Sattel und ritt davon.

Hinter dem Eingange stieß ich auf Halef, dem ich es gleich ansah, daß er sich hier verborgen gehalten hatte. Die Flamme des in der Mauer steckenden, mit Pech bestrichenen Spanes ließ mich deutlich erkennen, daß er zornig war.

»Sihdi, warum lässest du ihn fort?« fragte er.

»Er nützt mir hier nichts.«

»Aber anderswo schadet er dir!«

»Du hast seine letzten Worte gehört?«

»Leider nur die letzten. Ich stellte mich hierher, um über dich zu wachen. Ich konnte euch sehen, aber nicht hören. Aber zuletzt erfuhr ich doch, daß er Geld haben wollte. Wofür?«

»Komm heraus ins Freie. Es braucht kein Anderer zu hören, was wir miteinander sprechen.«

Ich erzählte ihm, was ich erfahren und vermutet hatte.

»Man will uns überfallen,« sagte er.

»Vielleicht auch nicht, lieber Halef.«

»Was denn sonst? Warum reitet dieser Bettler, welcher kein Bettler ist, uns voran?«

»Vielleicht oder jedenfalls soll er die Anverwandten Mosklans und Deselims gegen uns aufhetzen. Kommen wir dann nach Palatza oder gar nach Ismilan, so haben wir auf einen Empfang zu warten, der uns nicht sehr angenehm sein dürfte.«

»So schlagen wir einen anderen Weg ein.«

»Das möchte ich nicht. Erstens will ich unseren Flüchtlingen auf der Fährte bleiben, und zweitens denke ich, daß wir grad in Ismilan und im Hause Deselims vieles erfahren können, was uns von Nutzen ist.«

»Wenn man uns als Feinde empfängt, werden wir gar nichts

erfahren. Es ist sogar möglich, daß wir als Mörder verhaftet werden sollen.«

»Deshalb will ich diesem Bettler zuvorkommen.«

»Du? – Wie denn?«

»Ich werde eher dort sein, als er.«

»Sihdi, was fällt dir ein! Du willst doch nicht etwa auch in dieser Nacht uns voranreiten?«

»Grad das will ich.«

»Das geht nicht.«

»Pah, es geht.«

»Ich lasse dich nicht fort! Bedenke, in welche Gefahr du heute gekommen bist, weil ich mich nicht bei dir befand!«

»Du hast mich doch gerettet und würdest mich auch morgen wieder retten, wenn es notwendig wäre.«

Das schmeichelte dem braven Hadschi.

»Meinst du?« fragte er in selbstgefälligem Tone.

»Ja gewiß. Ich will dir sagen, was ich mir vorgenommen habe. Ihr übernachtet bei dem Schmied und brecht am frühen Morgen auf. Ihr schlagt eine andere Tour ein, als wir uns vorgenommen hatten. Ihr reitet von Koschikawak über Mastanly, Stajanowa und Topoklu nach Ismilan; ich aber reite jetzt südlicher über Göldschik, Maden und Palatza.«

»Warum über diese Orte?«

»Weil dies die Tour ist, welche der Bettler von Usu-Dere eingeschlagen hat.«

»Es ist rabenschwarze Nacht. Du wirst dich verirren.«

»Ich hoffe, daß ich nicht vom Wege abkomme.«

»Aber der Bettler hat einen großen Vorsprung!«

»Rih ist schnell; ich werde ihn überholen.«

»Und dabei den Hals brechen in dieser Finsternis!«

»Wollen sehen! In Ismilan angekommen, reitet ihr zu dem Kaffeehause des Waffenschmiedes Deselim. Es liegt in der Gasse, welche nach dem Dorfe Tschatak führt. Dort werdet ihr mich finden.«

»Und bist du nicht da – –?«

»So wartet ihr.«

»Und wenn du doch nicht kommst?«

»So reitest du mir am andern Morgen bis Palatza entgegen. Es ist möglich, daß ich dort wegen Mosklan aufgehalten werde.«

»Wo finde ich dich dort?«

»Das weiß ich jetzt natürlich noch nicht. Aber das Dorf ist klein, und so wird eine einzige Frage nach mir genügen.«

Er gab sich alle mögliche Mühe, mich von meinem Vorsatz abzubringen; ich blieb aber fest.

Als dann die Anderen erfuhren, daß ich sie verlassen wolle, traf ich auf einen Widerstand, dem ich kaum gewachsen war. Ikbala und ihre Mutter Tschileka schlugen die Hände über den Köpfen zusammen, daß ich von den Kanonenkugeln und von dem Ziegenbraten nichts zu kosten haben solle. Auch der Sahaf bat mich, zu bleiben.

Diesen nahm ich noch allein beiseite und teilte ihm alles Nötige über die Teppiche mit.

»Effendi,« sagte er, »das ist gut, daß du mir dies sagst. Die Anderen wissen, daß hier Verlobung ist, und werden unterdessen das Loch heimlich ausräumen wollen. Das werde ich verhindern.«

»Wirst du deinen Schwiegervater anzeigen?«

»Ja; er wird gehängt werden,« lachte er.

»Was du tust, geht mich nichts an. Bringe deinem alten Vater meinen Gruß und sei unendlich glücklich mit Ikbala, der schönsten in Rumili!«

Als Schimin, der brave Schmied, bemerkte, daß es unmöglich sei, mich zum Bleiben zu bewegen, fragte er mich nach dem Wege, den ich einschlagen wolle. Ich traute dem dicken Färber doch nicht recht und gab darum mehrere Orte an, welche zu berühren ich gar nicht im Sinne hatte. Der Schmied aber folgte mir hinaus zum Pferde, und dort teilte ich ihm meine wahre Absicht mit. Er sann einen Augenblick nach und sagte dann:

»Der Bettler wird jetzt in Usu-Dere angekommen sein. Er wird sich ein wenig verweilen und dann aufbrechen. Er wird jedenfalls nach Maden und Palatza reiten. Von hier bis Maden hast du zehn Aghatsch {türkische Meilen, von denen 25 auf

einen Breitegrad gehen} zu machen und mußt eigentlich über Mastanly und Göldschik reiten; aber ich kenne diese Strecke und werde dir es ermöglichen, viel eher dort anzukommen. Wir reiten in ganz gerader Linie.«

»Was? Du willst mit?«

»Ja. Ich begleite dich so weit, bis ich die Überzeugung habe, daß du dich nicht mehr irren kannst.«

»Das ist sehr freundlich von dir, aber – –«

»Schweig!« fiel er ein. »Du weißt, was ich dir zu danken habe.«

»Aber ich muß sehr schnell reiten!«

»Mein Pferd ist nicht schlecht; es ist das beste des Mannes, von dem ich es mir geborgt habe. Es wird sich anstrengen müssen. Habe ich mich von dir verabschiedet, so kann ich es ja dann schonen. Ich bedaure nur, daß mein Weib das Glück, dich noch einmal zu sehen, nicht haben kann. Aber du darfst versichert sein, daß dein Andenken uns für immer im Gedächtnisse bleiben wird.«

Halef war uns nachgekommen, um mich auf etwas aufmerksam zu machen, woran ich gar nicht wieder gedacht hatte, nämlich auf den Beutel, von welchem während unsers Rittes von Kabatsch nach der Hütte zurück die Rede gewesen war. Derselbe wurde hervorgenommen und beim Scheine des brennenden Spanes auf seinen Inhalt geprüft.

Es befanden sich in demselben hundert österreichische Dukaten. So ein Dukaten wird fast durch die ganze Türkei nicht Dukaten genannt, sondern mit dem deutschen Worte ›Münze‹ bezeichnet. Da einer derselben, je nach der Gegend, 53 bis 58 Piaster gilt, so betrug die Summe also zwischen fünf- und sechstausend Piaster ungefähr.

Außerdem gab es noch fünfzig Fünfpiaasterstücke. Dabei lag ein Zettel, auf welchem bemerkt war, daß die Dukaten mir, das Silber aber Halef gehören sollten. Wie ich später hörte, hatte Omar Ben Sadek bereits in Edreneh von unserem Gastfreunde ein Geldgeschenk erhalten.

Mancher mag ein solches Geldgeschenk nicht für zart halten. Auch mir kam ein schmollender Gedanke, der aber gar

nicht lange die Oberhand behielt. Erstens hatte der Geber es gut gemeint. Er wußte, daß ich kein Millionär war. Zweitens hatte das Hauptgeschenk ja in anderen Gegenständen bestanden, welche uns freilich samt dem Lasttiere und dem lebenswürdigen Kawassen verloren gegangen waren. Und drittens befand sich in dem Beutel auch noch ein für mich bestimmter Fingerring von wunderbar feiner Arbeit mit einem Hyazinth von ziemlicher Größe. Zwar kann ich keinen Ring am Finger dulden – des Mannes Schmuck soll anderer Art sein; aber dieser Ring gehört doch zu denjenigen Gegenständen, welche ich als freundliche Andenken aufbewahrte.

Es versteht sich ganz von selbst, daß Halef seine fünfzig Beschliks sofort erhielt. Er steckte sie schmunzelnd ein und sagte:

»Sihdi, dieser Wohltäter ist ein Mann von großem Verstande. Ich an seiner Stelle aber wäre vielleicht noch verständiger gewesen. Ein Kaf ist besser als ein Nun und steht auch im Alphabet vor demselben.«

Nämlich ein jeder Buchstabe des arabischen Alphabets hat auch eine Zahlenbedeutung. Das Kaf (K) bedeutet hundert und das Nun (N), welches aber in der feineren Aussprache vor einem B wie M gebraucht wird, nur fünfzig. Der kleine Hadschi hatte eben grad einmal seine unbescheidene Stunde. Fünfzig Mark sind für einen ›Freund und Beschützer seines Effendi‹ freilich nicht sehr viel, als Bakschisch für einen Diener aber doch sehr reichlich bemessen.

Ich übergehe den Abschied, welcher noch einige wunderliche Szenen bot. Der Färber drückte mir die Rechte, und seine Tochter reichte mir die Linke. Die gute Tschileka weinte sogar einige Tränen schmerzlicher Rührung. Als ich schon zu Pferde saß, kam auch der Gehilfe herbei und streckte mir die Hand entgegen. Sollte ich sie ihm zum Abschiede drücken, oder wollte er ein Bakschisch? Meine Peitsche pflegte besser am Sattel zu hängen, als diejenige des tapferen Hadschi Halef Omar; jetzt aber hatte ich sie blitzschnell in der Hand und zog dem Halunken ein paar solche Hiebe über den Rücken, daß er

sich mit einem raschen Sprung hinter seine dicke Herrin retirierte.

»O jazik! Bu biberlemer – O wehe! Das pfeffert!« rief er aus, mit der Hand nach der Kehrseite greifend.

»Tuz daha, arzussundscha – wünschst du auch Salz?« fragte ich.

Sofort war der Hadschi hinter ihm, nahm die Peitsche vom Gürtel und fragte:

»Soll ich salzen? Er hat es verdient!«

»Boghul-dim – ich bin verduftet!« rief der Bedrohte und verschwand eiligst hinter der Ecke des Hauses.

Nun brachen wir auf.

Viertes Kapitel *Alte Bekanntschaft*

Es war eine dunkle Nacht, grad so finster wie die vorige. Nur wenige Sterne blinzelten matt am Firmament. Erst jetzt sah ich ein, daß es ein kühnes Unterfangen von mir war, in solcher Nacht in so unbekannter Gegend zu reiten, und zwar so schnell, wie es nötig war, um den Bettler einzuholen oder gar ihm zuvor zu kommen.

Eine Viertelstunde lang ritten wir schweigend nebeneinander her. Ein jeder gab seinen eigenen Gedanken im Stillen Audienz. Wir hatten keinen Weg, sondern das freie Feld unter uns. Rih machte sich nichts daraus; seine Augen waren selbst an solches Dunkel gewöhnt.

Jetzt fragte Schimin:

»Herr, erinnerst du dich unseres Gespräches, welches leider unterbrochen wurde, als dieser Mosklan kam? Wir saßen neben der Türe meines Hauses.«

»Noch sehr genau.«

»Du wolltest mir beweisen, daß ihr Christen besser seid, als ich dachte.«

»Es gibt gute und böse Menschen überall, also auch unter

den Christen und unter den Moslemim. Nicht von den Christen wollte ich sprechen, sondern von dem Christentum.«

»Du meinst, daß es besser sei, als unsere Lehre?«

»Ja.«

»Das zu beweisen, wird dir schwer werden!«

»O nein. Nimm den Kuran und unsere Bibel her, und vergleiche beide! Die herrlichsten Offenbarungen sind eurem Propheten aus unserem Buch gekommen. Er hat geschöpft aus den Lehren des Alten und Neuen Testaments und diese Lehren für die damaligen Verhältnisse seines Volkes und seines Landes verarbeitet. Diese Verhältnisse haben sich verändert. Der wilde Araber ist nicht mehr der einzige Bekenner des Islams; darum ist der Islam jetzt für euch zur Zwangsjacke geworden, unter deren Druck ihr hilflos leidet. Unser Heiland brachte uns die Lehre der Liebe und der Versöhnung; sie ist nicht aus den Gewohnheiten eines kleinen Wüstenvolkes gefolgert; sie ist aus Gott geflossen, der die Liebe ist; sie ist ewig und allgegenwärtig; sie umfaßt alle Menschen und alle Erden und Sonnen; sie kann nie drücken, sondern nur beseligen. Sie streitet nicht mit dem Schwert, sondern mit der Gnade. Sie treibt die Völker nicht mit der Peitsche zusammen, sondern sie ruft sie mit der Stimme einer liebenden Mutter, welche ihre Kinder an ihrem Herzen vereinigen will.«

»Du sprichst von Liebe, und dennoch fehlt sie euch!«

»Wirfst du die ganze Ernte weg, weil einige Früchte vom Wurm zernagt sind?«

»Warum aber wächst grad bei uns nicht der Weizen des Christentumes, sondern das Unkraut?«

»Ist es wirklich so? So schlimm? Nun, dann mußt du wissen, daß das Unkraut am allerbesten auf schlechtem Boden gedeiht. Du gibst damit dem Islam ein schlechtes Zeugnis, denn er würde dieser schlechte Boden sein. Wir sind allein, und wir haben Zeit. Soll ich dir von Christus erzählen, von den Propheten, die ihn verkündigten, und von den Wundern, die er verrichtete?«

»Erzähle! Beweise, daß er größer ist, als Mohammed! Dir kann ich zuhören, ohne mein Gewissen zu beschweren.

Du bist kein Proselytenmacher, der mich verführen will. Du kennst den Islam und das Christentum; du willst mich nicht verlocken, sondern wirst mir die Wahrheit sagen.«

»Von jetzt an wirst du Menschen fangen!« An dieses Wort des Heilandes dachte ich, als ich jetzt zu erzählen begann. Der Schmied hatte recht: ich meinte es ehrlich mit ihm. Er war eine Nathanaelseele; an ihm war kein Falsch. Er gehörte zu jenen einfachen Menschen, welche bei geringen Gaben nach der Wahrheit trachten, während geistig reich Begnadete ihre Kräfte an unfruchtbare Spitzfindigkeiten verschwenden.

Es war ein eigentümlicher Ritt. Ich erzählend und er still zuhörend. Nur zuweilen warf er eine kurze Frage ein oder sprach ein Wort der Verwunderung aus. Wir ritten im schärfsten Trabe, und er hatte sehr zu tun, sich an meiner Seite zu halten. Dennoch achtete er mehr auf meine Worte als auf Pferd und Weg, und da kam es vor, daß er bei einem Stolpern oder bei einem unerwarteten Sprung seines Gaules den Bügel verlor und dabei ein Kraftwort ausrief, welches zu dem Inhalte meiner Erzählung keine ganz passende Interjektion bildete. Aber wir kamen körperlich schnell vorwärts, und geistig oder vielmehr geistlich machten wir auch Fortschritte, wie ich bemerkte.

Es waren Stunden vergangen. Wir hatten einen ziemlich bedeutenden Berg erklommen – ohne Weg und bei dieser Finsternis keine Leichtigkeit. Wir ritten drüben wieder hinab, durch lichten Wald und bei steilem Abfall. Darum ging es langsamer als bisher.

»Und glaubst du, daß er wirklich auferstanden ist und aufgefahren gen Himmel?« fragte er.

»Ja, ganz gewiß!«

»Wie kann ein irdischer Leib in den Himmel kommen? Ist doch der Leib unseres Propheten auf der Erde geblieben!«

»Habe ich dir nicht von dem Berg der Verklärung erzählt? Und sagt nicht euer Prophet, daß Christus vor den Augen seiner Jünger aufgefahren sei?«

»Ja, es ist ein großes Wunder. Und er wird einst wiederkommen?«

»Um zu richten die Lebendigen und die Toten. Das sagt

auch Mohammed. Er wird Seligkeit und Verdammnis geben. Ist er da nicht Gott? Muß er da nicht größer, herrlicher und mächtiger sein, als Mohammed, der nicht ein einziges Mal von sich sagt, daß er Richter sei?»

»Fast glaube ich es!«

»Fast? Nur fast? Christi Worte sind wahr, wie er selbst die Wahrheit ist. Er sagt von sich: »Benim war hepsi kuwvet gökda toprak üzerinde – ich besitze alle Macht im Himmel und auf Erden!« Hat euer Mohammed ein einziges Mal so gesprochen?»

»Nein, Effendi. Ich werde meiner Frau und meinen Freunden erzählen, was du mir erzählt hast. Ich wollte, ich hätte eure Heilige Schrift; dann könnte ich lesen und lernen, und vielleicht käme dann jener Heilige Geist, von dem du erzähltest, auch über mich, wie über die Gemeinde zum ersten heiligen Pfingstfest. Wenn der Mensch dürstet, so soll man ihm Wasser geben. Auch die Seele hat ihren Durst. Ich habe ihn gefühlt und ich habe geglaubt, Wasser zu trinken, wenn ich meine Gebete sagte und die Moschee besuchte. Jetzt aber ist es mir, als hätte ich kein reines Wasser gehabt, denn deine Worte sind klarer und erquickender als die Worte unseres Vorbeters. Ich bedaure, daß du hier fremd bist, und daß ich dich also niemals wiedersehen werde.«

»Ich werde bei dir bleiben, zwar nicht mit dem Körper, aber meine Worte werden nicht von dir weichen. Sie ruhen in deinem Herzen, wie der Same in der Erde ruht, und werden keimen und treiben und Früchte bringen. Und weil ich dich liebgewonnen habe und dir so viel Dank schuldig bin, will ich dir ein Geschenk zurücklassen, welches dich an diese Nacht erinnern soll, so oft du es in die Hand nimmst. Du kannst ja lesen. Es ist ein Buch. Ich kaufte es in Damaskus als ein Andenken an die Stadt der Gärten und der kühlenden Gewässer. Magst du erquickende Wasser fließen hören und sie auch trinken, wenn du es liesest! Hier ist es!«

Ich öffnete die Satteltasche, nahm das Buch heraus und gab es ihm.

»Was steht darin?« fragte er. »Ist es ein Märchenbuch?»

»Nein. Nicht ein Märchen wirst du lesen, sondern die Wahrheit von Ewigkeit zu Ewigkeit. Deine Seele dürstet nach ihr, und du sollst sie haben. Dieses Buch ist das Neue Testament, welches alles enthält, was ich dir erzählt habe, und noch weit mehr.«

Da stieß er einen lauten Ruf der Freude aus, ein helles Jauchzen, dem man anhörte, wie glücklich ihn die Gabe machte.

»Effendi,« sagte er, »dieses Geschenk ist so groß, daß ich es gar nicht annehmen kann!«

»Behalte es in Gottes Namen! Ich bin nicht reich. Das Buch kostet mich keine große Summe, aber es enthält den größten Reichtum, den die Erde bietet, nämlich den Weg zur Seligkeit. Der heilige Apostel sagt, man solle in dieser Schrift suchen und forschen, da sie das ewige Leben enthalte. Mögest du dir dieses Leben daraus erforschen! Das wünsche ich dir von ganzem Herzen.«

Ich hatte wirklich Mühe, seinen Danksagungen ein Ende zu machen. Er hätte dieselben wohl noch länger fortgesetzt, wenn er nicht auch von anderer Seite darin gestört worden wäre.

Wir hatten die Ebene wieder erreicht und bemerkten, daß wir uns auf einem ziemlich gebahnten Pfade befanden, das heißt, was man dort gebahnt nennt.

»Dies ist der Weg von Usu-Dere nach Maden,« erklärte Schimin, indem er seine Dankesrede unterbrach.

Zu gleicher Zeit griff ich ihm in die Zügel.

»Halt! Horch! Es war mir, als hörte ich da vor uns ein Pferd schnauben.«

»Ich habe nichts gehört und vernehme auch jetzt noch nichts.«

»Der Boden ist weich und dämpft den Schall des Hufschlages. Aber mein Pferd legt die Ohren nach vorn und zieht die Luft prüfend durch die Nüstern. Das ist ein sicheres Zeichen, daß wir jemand vor uns haben. Horch!«

»Ja, jetzt hörte ich es. Es trat ein Pferd auf einen Stein und rutschte von demselben ab. Wer mag so spät in dieser einsamen Gegend reiten?«

»Vielleicht ist's der Bettler.«

»Das ist sehr unwahrscheinlich.«

»Warum?«

»Dann müßte er sehr spät erst aufgebrochen sein.«

»Warum sollte sich dies nicht denken lassen?«

»Er will doch vor dir ankommen!«

»Nun hat er sich gesagt, daß ich jedenfalls erst am Morgen aufbrechen werde, und so hat er keine Eile gehabt. Können wir ihn hier umreiten, so daß er gar nicht merkt, daß ich schon vor ihm bin?«

»Ganz gut; aber das rate ich dir nicht.«

»Freilich wohl! Wenn wir einen Bogen reiten, so daß wir ihn dann hinter uns haben, wissen wir ja gar nicht, ob er es auch wirklich ist.«

»Darum müssen wir hin zu ihm.«

»Aber was tue ich mit ihm? Kann ich ihn hindern, seinen Weg fortzusetzen? Doch nur mit Gewalt. Ich möchte doch nicht etwa Blut vergießen!«

»Das ist nicht nötig, Herr. Überlasse ihn mir.«

»In welcher Weise?«

»Du zwingst ihn, umzukehren, und ich tue dasselbe. Ich bleibe ihm zur Seite und nehme ihn mit nach Koschikawak. Er soll mir nicht entkommen.«

»Wenn er dich nun nach dem Recht fragt, welches du dir über ihn anmaßest?«

»Habe ich es etwa nicht? Hat er dich nicht ermorden wollen, Effendi?«

»Das mag allerdings einen Grund abgeben. Aber du wirst in ihm einen Feind bekommen, welcher bestrebt sein wird, sich an dir zu rächen.«

»Ich fürchte ihn nicht. Er ist bereits mein Feind. Er ist der Feind aller ehrlichen Leute. Du mußt mir erlauben, dir gefällig zu sein, und brauchst dir dabei keine Sorge um mich zu machen. Ist er es wirklich, so nehmen wir ihn fest und sagen uns lebewohl, ohne daß er zu hören braucht, wohin du reitest.«

»Wie ist der Weg von hier bis Maden?«

»Du bleibst immer auf diesem Pfade und bist in einer halben Stunde dort. Von hier aus kannst du gar nicht irren. Ich

wollte noch wegen der Koptscha mit dir sprechen; aber dein kleiner Hadschi hat eine, und du hast diejenige des Ismilaners genommen. Diese beiden genügen. Jetzt komm, Effendi.«

Er setzte sein Pferd wieder in Gang, zum Zeichen, daß er keinen Einwand von mir hören wollte. Mir konnte dies recht sein, da auf die gedachte Weise der Bettler ganz ohne Schaden für mich verhindert wurde, seine Botschaft auszurichten.

Es dauerte gar nicht lange, so waren wir dem nächtlichen Reiter so nahe gekommen, daß er uns hören mußte. Wir bemerkten, daß er schneller zu reiten begann, damit wir ihn nicht einholen sollten.

»Immer rasch nach!« sagte der Schmied. »Saban ist kein guter Reiter. Wir holen ihn leicht ein, wenn er es wirklich ist und kein Anderer.«

»Wenn er aber vom Wege weicht?«

»Er wird sich hüten. Das wagt hier niemand in so finsterner Nacht. Auch ich würde es unterlassen haben, wenn es sich nicht darum gehandelt hätte, dich zu begleiten.«

Er hatte richtig vermutet. Der Reiter merkte, daß wir schneller waren, als er. Von dem Wege getraute er sich nicht abzuweichen, und so hielt er es für das beste, anzuhalten und uns zu erwarten.

Der Schmied ritt davon, und ich hielt mich so weit hinter ihm, daß meine Gestalt nicht sogleich zu erkennen war. Der Reiter war ein wenig zur Seite gewichen, um uns vorüber zu lassen. Aber der Schmied hielt bei ihm an und grüßte:

»Sabahiniz, chahir ola – guten Morgen!«

»Sabahiniz,« antwortete der Andere kurz.

»Nereden gelir my sin – woher kommst du?«

»Deridereden – aus Deridere.«

Das war eine Lüge, denn ich erkannte an der Stimme den Mann. Es war der Bettler.

»Nereje gidejorsun – wohin gehst du?«

»Her jerde hitsch bir jerde – überall und nirgends hin.«

Das klang sehr trotzig; er kam aber damit nicht aus, denn der Schmied sagte in einem Tone, welcher seinen Entschluß, sich nicht abweisen zu lassen, deutlich verriet:

»Du wirst es mir wohl sagen müssen!«

»Müssen?«

»Ja. Kennst du mich?«

»Kennst du mich etwa?«

»Du bist Saban, der Bettler.«

»Ah, und du?«

»Die Nacht ist so schwarz wie deine Seele. Du kannst mein Gesicht nicht erkennen. Ich bin Schimin, der Schmied aus Koschikawak.«

»Darum kam deine Stimme mir so bekannt vor! Reite weiter! Ich habe nichts mit dir zu schaffen!«

»Aber ich mit dir. Kennst du den Mann, welcher hier bei mir ist?«

»Nein. Packt euch fort!«

»Das werde ich tun, vorher aber ein Wort mit dir sprechen, Saban!«

Bei diesen Worten näherte ich mich ihm und trieb mein Pferd so neben das seinige, daß er mich erkennen konnte. Wir hielten so bei einander, daß sich der Kopf des einen Pferdes bei dem Schweife des anderen befand.

»Bei allen Teufeln! Der Fremde!« rief er aus.

»Ja, der Fremde! Nun glaubst du wohl, daß ich mit dir zu sprechen habe?«

»Aber ich nicht mit dir!«

Ich bemerkte, daß er mit der Hand nach dem Gürtel griff. Es war so dunkel, daß ich nicht erkennen konnte, was er dort suchte. Ich nahm meinen Stutzen in der Mitte, so daß ich den Kolben vor mir auf dem Halse des Pferdes liegen hatte, zum Hiebe von links nach rechts bereit.

»Also sag, wo willst du hin?« fragte ich, ihn scharf im Auge behaltend.

»Was geht das dich an, Mörder?« antwortete er.

»Mörder?«

»Ja. Wer hat deinetwegen den Hals gebrochen, und wem hast du das Gesicht zerschlagen?«

»Und wen habt ihr in deine Hütte gelockt, um ihn zu er-

schlagen? Ich weiß, wohin du willst; aber du wirst die Güte haben, umzukehren.«

»Wer will mich zwingen?«

»Ich. Steige ab!«

»Oho! Willst du auch mich morden? Da werde ich mich verteidigen. Fahre zur Hölle!«

Er erhob den Arm gegen mich. Ich schlug augenblicklich zu, und zu gleicher Zeit drückte er ab. Der Schuß blitzte auf – die Kugel traf nicht, weil mein Hieb seinen Arm abgelenkt hatte. Und er hatte denselben noch nicht gesenkt, so drängte ich mein Pferd um einen Schritt vorwärts und stieß ihm den Kolben von unten herauf in die Achselhöhle, so daß er bügellos wurde und auf der anderen Seite vom Pferde stürzte.

Ich wollte schnell vom Pferde herab, hatte jedoch den Erdboden noch nicht erreicht, so hörte ich den Schmied rufen:

»Halt, Kerl, bleib; sonst reite ich dich nieder!«

Ich wollte um das stehen gebliebene Pferd des Bettlers hiniunmspringen – da sah ich einen zweiten Schuß blitzen; das Pferd des Schmiedes machte darauf einen Satz nach vorn, und der Schmied war blitzschnell aus dem Sattel.

War er getroffen worden? Ich schnellte mich hinzu.

Zwei Menschen lagen am Boden: der eine auf dem andern. Es war so dunkel, daß ich sie, so nahe an der Erde, gar nicht unterscheiden konnte. Ich packte den Obenliegenden beim Arm.

»Halt, Effendi,« sagte er. »Ich bin es!«

»Ah, du, Schimin! Hat er dich getroffen?«

»Nein. Ich sah, daß er davon springen wollte, und verbot es ihm; da schoß er und ich ritt ihn nieder. Er wehrte sich, aber nur mit einem Arm. Der Huf meines Pferdes wird ihn an dem anderen getroffen haben.«

»Nein. Das bin ich mit dem Gewehrkolben gewesen.«

»Er beißt. Der Kerl ist wie ein Marder. Ich werde ihm den Mund stopfen müssen!«

Ich konnte nicht sehen, was er machte; aber nach einigen Augenblicken, während welcher ich ein gurgelndes Röcheln gehört hatte, richtete er sich empor und sagte:

»So, jetzt ist er still.«

»Was hast du gemacht? Ihn doch nicht ermordet?«

»Nein. Fühle her, wie er noch zappelt. Ich habe ihm nur die Halsbinde ein wenig zgedreht.«

»So wollen wir ihm die Arme binden.«

»Aber womit?«

»Mit dem Gürtel.«

»Ja. Ah, er hat eine Gürtelschnur und auch Hosenträger. Das reicht sogar aus, ihn auch auf das Pferd zu binden.«

Ich half dem Schmied. Er hatte Saban beinahe erwürgt. Ehe dieser wieder gut zu Atem kam, saß er bereits auf dem Pferde. Die Gürtelschnur hielt ihn auf demselben fest, da sie von dem einen Fuße unter dem Bauche des Pferdes weg nach dem andern ging. Die Arme waren ihm mit dem Hosenträger festgebunden. Es stellte sich heraus, daß er zwei Pistolen gehabt hatte: die eine hatte ich ihm aus der Hand geschlagen, und die andere war ihm entfallen, als ihn Schimins Pferd niedergelassen hatte. Sie waren nur einläufig und beide abgeschossen, ohne daß, glücklicherweise, eine Kugel getroffen hatte.

Jetzt begann er zu schimpfen. Er verlangte, freigelassen zu werden, und drohte mit der Obrigkeit. Der Schmied lachte ihn aus und sagte:

»Was du vorher getan hast, soll mich gar nichts angehen, aber du hast mich erschießen wollen, und so nehme ich dich mit mir, um dir zu beweisen, daß nur du allein es bist, der sich vor der Obrigkeit zu fürchten hat. Vielleicht verzeihe ich dir, wenn du dich unterwegs gut beträgst. Schimpfest du aber in dieser Weise weiter, so hast du nichts Gutes zu erwarten.«

»Ihr habt mich aufgehalten; ich habe mich nur verteidigt. Ich muß weiter reiten.«

»Ja, überall und nirgends hin! Dazu ist später auch noch Zeit. Und nun schweig! Wir können dann auch miteinander reden, wenn ich von diesem Effendi Abschied genommen habe.«

Der Bettler verhielt sich nun wirklich still. Vielleicht dachte er, aus unseren Reden noch etwas für sich erfahren zu können.

Aber Schimin war klug. Er führte ihn irre, indem er zu mir sagte:

»Also, Effendi, von jetzt an wirst du den Weg ganz gut allein finden. Reite zurück und erwarte uns. Ich aber schlage den Weg nach Göldschik ein, da es jedenfalls nicht leicht sein wird, mit diesem Manne auszukommen. Du kannst den deini-gen sagen, daß wir ihn haben, damit sie nicht unnötigerweise suchen. Wir sehen uns bei mir wieder.«

Während dieser Worte war er aufgestiegen. Er ergriff den Zügel auch des anderen Pferdes und ritt querfeldein davon. Ich hörte noch einige Zeitlang die laute, scheltende Stimme des Bettlers; dann war es wieder ruhig.

Ich konnte nicht glauben, daß Saban die Worte Schimins für wahr halten werde; aber ich war ihn los. Das war für mich die Hauptsache. Zugleich hatte mir der Schmied den Abschied erspart, und Abschied nehmen ist niemals etwas Angenehmes, außer man trennt sich von Menschen, für welche man keine Sympathie besitzt.

Ich folgte nun der Richtung, welche wir bisher inne gehalten hatten, und erreichte Maden in der mir von Schimin angegebenen Zeit.

Eben begann der Tag zu grauen. Ich überlegte. Ich hatte gar nicht nötig, nach Palatza zu reiten, um mich über etwaige Verwandte des verwundeten Mosklan zu erkundigen. Der Bote, welchen dieser an sie gesandt hatte, war ja zur Umkehr gezwungen worden und befand sich in der Obhut des wackernen Schmiedes. Also erfuhr man auch in Ismilan heute noch nichts von dem Tode Deselims. Warum also mein Pferd anstrengen nach zwei so schlimmen nächtlichen Ritten? Ich beschloß, nach Topoklu zu reiten und dort Halef mit den beiden Anderen zu erwarten.

In Maden schliefen die Leute noch. Ich wußte, daß Topoklu davon in ungefähr nördlicher Richtung liegt, und ritt also weiter. Der Weg führte an einem Wasser entlang, von welchem ich annehmen konnte, daß es sich in der Nähe von Topoklu in die Arda ergießen werde. Ich konnte also nicht irren.

Nach einiger Zeit gelangte ich in ein Dorf, in welchem es ein

Gasthaus gab. Hier war man bereits wach, und ich beschloß, meinem Rappen einige Ruhe zu gönnen. Das Gasthaus lag abseits des Weges, von einem tiefen Morast umgeben. Über denselben war ein dicker, knorriger Eichenstamm gelegt, rund und unbehauen. Dann kam ein tiefes, breites Loch, in welchem sich einige Schweine wälzten, und aus diesem Loch gelangte man direkt in ein breites Tor. Was hinter diesem Tore war, konnte ich wegen der hohen Lehmwand, die einen Hof zu umfassen schien, nicht sehen.

Eigentlich hätte man ein Eichkätzchen sein müssen, um über den Stamm hinüber zu kommen; doch gelang meinem Rih das Wagnis ziemlich gut. Jetzt hielt ich vor dem Loch mit den Schweinen. Rih schnellte darüber hinweg und zum Tore hinein. Ich wurde von einem vielstimmigen Schreckensrufe empfangen und riß einen Mann um, welcher grad in diesem Augenblick am Eingang hatte vorübergehen wollen.

Ich befand mich auf einem ziemlich großen Hof, der eine einzige Düngerstätte zu sein schien. In einer Ecke desselben standen die Leute, welche geschrieen hatten. Zwei Kerle schienen ein ziemlich altes Mädchen festzuhalten. Sie waren augenscheinlich soeben im Begriff gewesen, jene Person an eine Leiter zu binden, welche dort angelehnt stand. Ein hochgebauter Mann, der eine Peitsche in der Hand hatte, kam in selbstbewußter Haltung auf mich zu. Seine breite Brust, sein lang gezogenes Gesicht mit einer fürchterlichen Habichtsnase ließen schließen, daß er ein Armenier sei.

»Bist du blind?« fuhr er mich an. »Kannst du dich nicht in acht nehmen, wenn du durch das Tor reitest?«

»Schaff den Dreck da draußen fort, und mach' die Löcher zu, dann kann man zu dir kommen, ohne sich oder Anderen die Hälse zu brechen!«

»Was! Du willst grob mit mir sein?«

»Bist du etwa höflich?«

»Soll ich dich umarmen und küssen, wenn du mir meinen Knecht fast zu Tode reitest?«

»Zu Tode? Dort steht er, und putzt sich den Dünger aus den

Haaren. Bei dir fällt man so weich, daß es eine wahre Lust ist, umgeritten zu werden. Bist du der Wirt?»

»Ja. Und wer bist du?»

»Ein Fremder.«

»Das sehe ich. Hast du einen Paß?»

»Ja.«

»Zeige ihn her!»

»Wasche dir erst die Finger, sonst wird er schmutzig. Was hast du zu trinken?»

»Saure Milch.«

»Danke! Hast du sonst nichts?»

»Zwetschgenbranntwein.«

»Und Futter für das Pferd?»

»Gestoßenen Mais.«

»Schön! Laß ihm geben, so viel es frißt. Mir aber gib ein Glas Zwetschgenbranntwein.«

»Ich habe keine Gläser. Du wirst einen Topf bekommen. Gehe hinein in die Stube.«

Der Mann war sehr kurz angebunden. Ich band mein Pferd an einen Pfahl und trat dann in die Stube. Diese war ein schmutziges Loch mit einer rohen Bank und einem eben solchen Tisch. Mehrere umherstehende kleinere Holzgestelle von ganz absonderlicher Form gaben mir zu denken. Sie bestanden aus einem dreieckigen Lattenrahmen und hatten drei Beine. Mein bewundernswerter Scharfsinn ließ mich erraten, daß es Sessel seien.

Eine Frau saß da und rührte in einem großen hölzernen Kübel herum, in welchem sich saure Milch befand. Das Instrument, dessen sie sich bediente, war nicht etwa ein Löffel oder Quirl, sondern die Hälfte eines Stiefelknechtes, welcher seiner Länge nach auseinandergebrochen war. Daß ich mich nicht irrte, bewies die andere Hälfte dieses nützlichen Hausgerätes, welche daneben lag. Diese Frau hatte jedenfalls den ersten nächstliegenden Gegenstand ergriffen, um die Milch zu rühren. Wäre der halbe Stiefelknecht nicht dagelegen, so hätte sie, glaube ich, einen ihrer Pantoffel ausgezogen, um sich denselben zu dem angegebenen Zweck zu bedienen.

Ich grüßte. Sie glotzte mich mit großen, dummen Augen an und antwortete nicht. Der Mann war auch eingetreten. Er nahm einen kleinen Topf von einem Nagel herab und goß aus einem Krug einige Tropfen einer Flüssigkeit ein, welche er mir als Zwetschgenbranntwein vorsetzte.

»Ist das wirklich Zwetschgenbranntwein?« fragte ich, an dem Topf riechend.

»Ja.«

»So! Hast du sonst nichts?«

»Nein. Er ist dir wohl nicht gut genug?«

»Er ist schlecht.«

»So packe dich fort, wenn es dir bei mir nicht schmeckt! Ich habe es dir nicht befohlen, hier einzukehren. Bist du etwa ein Pascha, daß du solche Ansprüche machst?«

»Nein. Wieviel kostet dieser Zwetschgenbranntwein?«

»Zwei Piaster.«

Ich verkostete den Trank. Der Topf hatte einen Kubikin- halt von mehr als einem halben Liter. Zwetschgenbranntwein enthielt er vielleicht zwei Fingerhüte voll. Dazu klebte an dem Rande eine Art Pech, welches gewiß aus dem Schmutz bestand, welchen die Schnurrbärte von einigen Tausenden von Trinkern daran abgesetzt hatten. Der Zwetschgenbranntwein war der allerniederträchtigste Fusel, den ich gerochen und geschmeckt hatte. Und zwei Piaster sollte er kosten! Achtund- dreißig bis vierzig Pfennige! Das war der reine Schwindel in diesem Lande der Zwetschgenbäume! Doch enthielt ich mich jetzt noch einer Bemerkung.

»Nun, schmeckt er?« fragte der Mann.

»Ja – und wie!«

Er verstand mich falsch und sagte:

»Wenn du mehr willst, so sage es der Frau. Sie wird dir geben. Ich habe keine Zeit. Ich muß hinaus, um eine Züchtigung vorzunehmen.«

Er ging, und ich betrachtete mir nun die Stube näher. Einige elende Bilder, welche einfach an die Wand geklebt waren, bestätigten, daß ich mich bei einem armenischen Christen befand. Das war jedenfalls einer von jenen Christen, welche der

gute Schimin ›Unkraut‹ genannt hatte. Sie sind es leider, nach denen in jenen Gegenden von Andersgläubigen das Christentum beurteilt wird. Kann man sich da wundern, wenn man, falls von einem Christen die Rede ist, allüberall die stehenden, verächtlichen arabischen Worte hört: »Hascha naßrani – Gott bewahre, ein Christ«?

Die Frau rührte noch immer. Ihre Unterlippe hing weit herab, und davon tropfte es in den Milchkübel hinein. Ich wendete mich ab und blickte zu einem der Löcher hinaus, welche hier Fenster genannt werden. Draußen begann die Sonne ihr wärmendes Tagewerk. Hier innen aber war es dunkel und räucherig. Ich dachte an den persischen Dichter Hafiz:

»Wenn deiner Locken Wohlgerüche
Ums Grab mir wehen einst,
So blühen viele tausend Blumen
Aus meinem Hügel auf.«

Ob wohl jenes weibliche Wesen, auf welches er diese Worte dichtete, eine Ähnlichkeit mit der sauren Milchküblerin vor mir gehabt haben mag? Und Wohlgerüche! Brrr!

Ich stand auf, um hinauszugehen und frische Luft zu schöpfen, so frisch sie eben da draußen im Hofe zu finden war. Meines Bleibens konnte hier nicht lange sein. Das stand so fest wie eine kalifornische Balsamfichte.

Eben tat ich den ersten Schritt zur Stube hinaus, da ertönte draußen ein schriller, langgezogener Schrei. Im Nu war ich vor der Haustüre. Ein zweiter, ebenso gräßlicher Schrei, und ich sprang über den Hof hinüber nach der Ecke, in welcher man wirklich jene weibliche Person an die Leiter befestigt hatte.

Sie trug nur den Rock. Mit der vorderen Seite ihres Körpers an der Leiter, bot sie den bloßen Rücken der Peitsche dar, welche einer der Kerle zum dritten Hiebe schwang. Ehe er schlagen konnte, hatte ich sie ihm aus der Faust gerissen.

Der Rücken der Gezüchtigten zeigte zwei breite, blutige Striemen, die sicherlich bald aufspringen mußten. Der Wirt stand dabei mit der Miene eines Gesetzgebers, der sich an dem

Gehorsam weidet, welchen seine Befehle finden. Er trat auf mich zu und streckte die Hand nach der Peitsche aus, indem er mich anschrie:

»Mensch, was fällt dir ein? Die Peitsche her! Sie gehört mir, nicht aber dir!«

Ich befand mich im höchsten Zorn über diese schandbare Art, ein Frauenzimmer zu züchtigen. Sie mochte meinetwegen getan haben, was sie wollte; so aber sollte sie in meiner Gegenwart nicht geschlagen werden. Ich fühlte, daß mein Gesicht glühend rot war, und fragte den Wirt mit erhobener Stimme:

»Was hat dieses Mädchen getan?«

»Das geht dich nichts an!« erwiderte er trotzig.

»Oho! Ist sie deine Tochter?«

»Was hast du zu fragen? Her mit der Peitsche, sonst bekommst du sie selbst!«

»Was? Mir das, Bursche? Mir die Peitsche? Da – meine Antwort!«

Ich zog sie ihm über den Rücken herüber, daß er sich augenblicklich zusammenkrümmte; aber er warf sich mir auch sofort entgegen, und zwar mit solcher Kraft, daß er zu Boden flog, weil ich rasch zur Seite wich.

»Nicht anrühren, sonst bekommst du die Peitsche ins Gesicht!« drohte ich.

Er sprang trotzdem, als er sich aufgerafft hatte, wieder auf mich los. Ich wich nicht wieder zurück, sondern ich erhob den rechten Fuß und empfing ihn mit einem Tritt in die Magengend. Dabei muß man sehr fest stehen, nach vorn gebeugt, sonst stürzt man selbst hin. Er flog wieder in den Schmutz des Hofes, hatte aber nun genug, denn er konnte nur mit Mühe aufstehen. Er wollte reden, brachte aber nur ein haschendes Wimmern hervor und hinkte nach der Stube, ohne mir auch nur einen einzigen Blick zuzuwerfen.

Das war für mich genug. Das war schlimmer, als wenn er die fürchterlichsten Drohungen gegen mich ausgesprochen hätte. Ich ging zu meinem Rappen, nahm den Stutzen und kehrte dann zur Leiter zurück. Dort sah ich zunächst, ob mich ein Schuß aus irgend einem der Fenster treffen könnte. Das war

nicht möglich. Nun stellte ich mich so, daß ich stets einen der Männer zwischen mir und der Türe hatte.

»Bindet sie los!« befahl ich den Knechten.

Es hatte mich schon gewundert, daß sie keine Hand gerührt hatten, um ihrem Herrn zu helfen. Sie gehorchten sofort.

»Zieht sie an!«

Die Gezüchtigte konnte die Arme kaum bewegen, so fest waren sie ihr angebunden gewesen, und so sehr schmerzten die Schwielen auf ihrem Rücken.

»Warum wurde sie geschlagen?« fragte ich.

Es standen drei Frauenzimmer und vier Mannspersonen da, immer einer roher aussehend als der andere.

»Der Herr hat es befohlen,« antwortete einer.

»Warum?«

»Weil sie gescherzt hat.«

»Mit wem?«

»Mit dem Fremden.«

»Ist sie verwandt mit dem Herrn?«

»Nein; sie ist Magd.«

»Woher?«

»Aus einem Dorfe in der Nähe.«

»Hat sie Verwandte?«

»Eine Mutter.«

»Und er wagt es, sie schlagen zu lassen, nur weil sie mit einem Fremden freundlich war?«

Dieses Thema, an jedem andern Orte zart, hatte hier gar nichts Mimosenhaftes an sich. Das Mädchen hatte sich übrigens augenblicklich hinter eine nahe Türe zurückgezogen.

»Ja, sonst hat sie nichts getan,« antwortete der Betreffende.
»Der Herr ist sehr streng, und heute früh schon war er ungewöhnlich wild.«

In diesem Augenblick kam der Genannte wieder auf den Hof. Er hatte eine lange türkische Flinte in den Händen. Er schien sich von meinem Fußtritt leidlich erholt zu haben. Er konnte wieder reden, denn er schrie mir schon von weitem mit gellender Stimme zu:

»Hundesohn, jetzt werden wir abrechnen!«

Er legte das Gewehr an und zielte auf mich. Seine Frau war hinter ihm aus dem Hause gekommen. Sie schrie vor Angst laut auf und griff nach der Flinte.

»Was willst du tun?« jammerte sie. »Du wirst ihn doch nicht ermorden wollen?«

»Schweig! Packe dich fort!« antwortete er und gab ihr einen solchen Stoß, daß sie zur Erde fiel.

Der Lauf seines Gewehres war dadurch aus der Richtung gekommen. Auch ich legte an und zielte so genau, als es bei der jetzt notwendigen Schnelligkeit möglich war. Ich wollte ihn ja nicht verwunden, obgleich ich sehen mußte, daß es sein fester Wille war, mir eine Kugel zu geben. Mein Schuß krachte eher als der seinige. Er stieß einen Schrei aus und ließ das Gewehr fallen. Ich hatte gut gezielt, wie sich dann herausstellte. Die Kugel hatte, hart unter seiner Nase anprallend, das Flintenschloß getroffen. Ihm selbst war weiter nichts geschehen, als daß der Kolben ihm einen tüchtigen Schlag ins Gesicht versetzt hatte, und daß die Hände ihm von dem Pralle schmerzten. Er schleuderte sie fluchend hin und her und brüllte:

»Habt ihr gesehen, daß er auf mich geschossen hat? Er ist ein Mörder. Faßt ihn, ergreift ihn, nehmt ihn gefangen!«

Er raffte das demolierte Gewehr von der Erde auf und sprang, zum Schlage ausholend, auf mich los.

»Zurück!« warnte ich ihn. »Sonst schieße ich wieder!«

»Zweimal schießen? Versuche es doch!« höhnte er.

Seine Flinte war nur einläufig. Er hätte allerdings keinen zweiten Schuß abgeben können, und er meinte, ich befände mich in derselben Lage. Ich drückte abermals ab, auf den Lauf seiner Flinte zielend, und wieder wurde sie ihm aus der Hand geschleudert. Ich gab gleich noch zwei weitere Schüsse ab, natürlich in die Luft. Er hatte wieder einen Fluch auf den Lippen gehabt, brachte ihn aber nicht hervor. Ganz entsetzt, stand er offenen Mundes da.

»Bir tifenk schejtani – eine Teufelsflinte!« stieß er endlich hervor.

»Sihirbaz-dir; sihir-bu – er ist ein Zauberer; das ist Hexerei!« ließen sich die anderen hören.

Ich behielt das Gewehr im Anschlage, sagte aber kein Wort. Er hob das seinige auf, betrachtete es und sagte:

»Ajyb-dir, bozulmusch-dir – das ist eine Schande; es ist verdorben!«

»Bis jetzt ist nur dein Gewehr verdorben,« antwortete ich. »Ich habe mit Absicht nicht auf dich, sondern nur auf die Flinte gezielt. Tust du aber noch einen Schritt weiter, so schone ich dich nicht länger, und auch du wirst zu Schanden; denn ich schieße dann auf dich!«

»Wage es nicht!« sagte er in drohendem Tone.

»Ich wage gar nichts dabei! Du bist mit dem Gewehr auf mich zugekommen; du hast auf mich gezielt. Ich befand mich im Zustande der Notwehr und hätte dich mit Recht niederschießen dürfen.«

»Du wolltest mich erschießen und hast nur aus Zufall die Flinte getroffen. Niemand soll sagen, daß er das Flintenschloß zu treffen vermag, wenn mein Gesicht ganz am Visiere liegt!«

»Du hast wohl noch keinen guten Schützen gesehen?«

»Und vorher hast du mich geschlagen. Weißt du, was das zu bedeuten hat? Kein Mensch kann es mir verdenken, wenn ich dich dafür niederschleße. So eine Schande kann nur mit Blut abgewaschen werden.«

»Wer aber wäscht dieselbe Schande von der Ehre des Mädchens, welches du hast schlagen lassen?«

»Hat eine Magd Ehre?« entgegnete er mit Hohngelächter. »Und was hast du dich um meine Angelegenheiten zu kümmern? Ich kann mein Gesinde züchtigen, wie es mir beliebt!«

Da hatte er nach den Gebräuchen jener Gegend allerdings ganz recht. Ich aber durfte mich nicht durch Worte schlagen lassen. Ich hatte einmal angefangen und mußte durchgreifen. Darum antwortete ich:

»In meiner Gegenwart lasse ich keine solche Unmenschlichkeit geschehen. Und gegen dich habe ich die Peitsche gebraucht, weil du die Höflichkeit verletzt hast, welche du mir schuldig bist. Solche Beleidigungen beantworte ich eben nur mit der Peitsche. Ich bin das so gewöhnt.«

»Was für ein großer Herr bist du denn eigentlich? Wie viele

Roßschweife hat dir denn der Großherr geschenkt? Ich werde das gleich einmal untersuchen lassen.«

Und sich zu den Knechten wendend, fuhr er fort:

»Ich warne euch, ihn ja nicht fortzulassen. Ich komme gleich wieder!«

»Du willst den Kiaja holen?« fragte ich.

»Ja. Ich übergebe dich den Händen des Kriminalrichters. Er mag dir zeigen, welch schöne Wohnungen es in dem Zuchthaus gibt.«

»So hole den Kiaja! Ich warte mit Vergnügen, und du brauchst mir diese Leute nicht zu Wächtern zu setzen. Wenn ich gehen wollte, würde ich mich nicht von ihnen halten lassen. Aber ich werde bleiben, um dir zu beweisen, daß du selbst dich auf dem Wege zum Zuchthaus befindest.«

Er eilte durch Schmutz und Kot zum Tore hinaus. Ich aber öffnete die Türe, hinter welcher das Mädchen verschwunden war. Ich sah einen Aufbewahrungsort für Ackergeräte und ähnliche Werkzeuge. Das Mädchen saß weinend und vor Schmerzen zusammengekauert auf einem Strohhaufen. Ich wollte einige Fragen stellen, fühlte mich aber von hinten ergriffen. Als ich mich umdrehte, sah ich die Frau, welche mich zurückzuzerren versuchte. Sie schien die Mitteilungen des Mädchens zu fürchten.

»Was hast du hier zu suchen?« sagte sie. »Heraus mit dir!«

»Nein, sondern mit dir hinaus!« herrschte ich sie im grimmigsten Tone an.

Sie fuhr ganz erschrocken zurück und rief:

»Bir tamam insan-jejidschi – ein richtiger Menschenfresser!«

»Ja,« antwortete ich, »ich habe schon sehr viele Männer und Weiber gefressen; du aber bist mir nicht appetitlich genug!«

Sie war abgeschreckt und versuchte es nicht wieder, mich am Eintreten zu verhindern.

»Du siehst, daß ich dir helfen will,« sagte ich zu dem Mädchen; »aber du mußt mir auch sagen, warum dein Herr dich so schrecklich züchtigte.«

»Wenn ich es dir sage, wird er mich noch mehr schlagen lassen,« antwortete sie.

»Ich werde dafür sorgen, daß er es nicht tun kann. Wer war der Fremde, der so freundlich mit dir gewesen ist?«

»Er war ein Herr aus – aus – – ich habe den Ort vergessen, den er nannte. Er blieb hier über Nacht.«

»Was war er? Wie hieß er?«

»Er nannte sich Madi Arnaud und wollte wieder kommen.«

Das war ja der Name des Mannes, von welchem Schimin mir erzählt hatte.

»Warum aber ist dein Herr über die Freundlichkeit dieses Mannes so sehr erzürnt?«

»O, nicht darüber! Er ist zornig wegen der Brieftasche, die ich entdeckt habe.«

»Wem gehörte sie?«

»Dem Fremden. Er hatte sie verloren und suchte sie vergeblich. Ich fand sie in der Schlafstube des Herrn und wollte sie dem Fremden wiedergeben; aber der Herr schloß mich ein, bis der Andere fort war, und als ich dann sagte, daß die Tasche nicht ihm gehöre, ließ er mich schlagen.«

»So ist er ein Dieb. Was war in der Tasche?«

»Ich konnte nicht nachsehen, weil der Herr dazu kam.«

»Weißt du, wo er sie jetzt hat?«

»Ja, ich habe aufgepaßt. Er hat sie der Frau gegeben, und diese steckte sie hinter das Holz am Herd.«

Da hörte ich draußen eine quickende Stimme fragen:

»Wo ist der Mörder?«

Ich trat hinaus und sah einen kleinen, spindeldürren Mann, welcher eine ungeheure Pelzmütze auf dem Kopfe und ebenso riesige Bastschuhe an den Füßen trug. Gekleidet war er in eine scharlachrote Hose und Weste und in einen blauen Dschuppeh mit kurzen Ärmeln. Dieses letztere, kaftanähnliche Oberkleid war sehr zerrissen, und Hose und Weste hatten keine Knöpfe mehr; sie wurden von einer einfachen Hanfschnur zusammengehalten.

Auf der Nase dieses Mannes saß eine riesige Hornbrille mit

anderthalb Gläsern, und in den Händen trug er ein Tintenfaß, eine Gänsefeder und mehrere fettbefleckte Papierblätter.

»Da ist er,« sagte der Wirt, auf mich zeigend.

Also das wunderliche Männchen war der Gebieter des Dorfes! Er machte auf mich ganz denselben Eindruck wie die Insignien seines Amtes. Ich sah auf den ersten Blick, daß die Gänsefeder einen langen Schnabel aufsperrte, und das Tintenfaß schien einen trostlos eingetrockneten schwarzen Schlamm zu enthalten.

»Also du bist der Mörder?« wendete er sich in amtlich strenger Würde an mich.

»Nein.«

»Dieser sagt es aber doch!«

»Wäre ich ein Mörder, so müßte ich doch jemand ermordet haben!«

»Du hast morden wollen; das ist genug. Kommet alle in die Stube! Ich werde ein strenges Verhör anstellen, und der Schuldige mag ja nicht glauben, daß er dem Kreuzfeuer meiner Fragen entrinnen kann. Nehmt ihn in die Mitte!«

»Das verbitte ich mir!« sagte ich. »Noch wissen wir nicht, wer der Schuldige ist. Ich gehe voran.«

In der Stube angekommen, setzte ich mich zu meinem Raki-topf. Es war das der bequemste Sitz, den es gab.

»Weg mit dir!« meinte der Kiaja. »Das ist mein Platz.«

»Siehst du denn nicht, daß es der meinige ist? Ich sitze ja bereits!«

»So stehe auf!«

»Ich sehe keinen unter euch, vor dem ich aufzustehen hätte.«

»Siehest du nicht mich? Gehorchst du nicht gutwillig, so werde ich dir deinen Platz mit Gewalt anweisen lassen!«

»Wer es wagt, mich anzurühren, dem werde ich diese sechs Schüsse in den Leib geben!«

Ich hielt ihm den Revolver entgegen. Er tat einen Satz nach rückwärts, welcher einem Kunstturner alle Ehre gemacht hätte. Dann sagte er:

»Dieser Mensch ist wirklich gefährlich. Wir wollen ihn einstweilen sitzen lassen.«

Er suchte einen andern Platz, legte das Papier vor sich hin, stellte das Tintenfaß daneben, zog die Stirne wichtig in Falten, hielt die Feder gegen das Licht und untersuchte den Schnabel derselben. Das Resultat dieser Untersuchung war der Befehl:

»Gib mir ein Messer!«

Der Wirt brachte einen Kneif hervor, mit welchem man Holz hätte hacken können. Der Kiaja schnitzte mit demselben an dem Kiele herum, daß es eine Art hatte; dann gebot er:

»Gib mir Wasser!«

Das Tintenfaß wurde voll gegossen, und dann stampfte und rührte er mit der Feder in dem Schlamm, der nur sehr langsam weich wurde, so herum, als ob er Teig machen wolle.

Die Situation belustigte mich außerordentlich. Ich schob ihm meinen Topf hin und sagte:

»Das ist eine schwere Arbeit. Trink!«

Es geschah wirklich, wie ich erwartet hatte. Er fragte:

»Was ist darin?«

»Zwetschgenbranntwein.«

»Ist er gut?«

»Sehr.«

Er nahm den Topf, sah hinein, roch daran und trank.

»Willst du mehr?« fragte ich.

»Hast du Geld?«

»Ja; ich bezahle.«

»Laß ihn voll machen. Wir alle trinken dann.«

Der Topf wurde gefüllt und ging von Mund zu Mund.

Als die Reihe an mich kommen sollte, meinte der Kiaja:

»Dieser ist der Verbrecher; er bekommt nichts!«

Das war mir lieb, obgleich ich den Knechten anmerkte, daß sie mir gern einen Schluck gegönnt hätten. Sie schienen überhaupt auf meiner Seite zu sein. Den letzten Schluck nahm der würdige Beamte. Dann sagte er, die Brille festrückend:

»Also jetzt beginnt das Verhör! Du hast auf diesen Mann geschossen. Nicht wahr?«

»Nicht auf ihn, sondern auf seine Flinte.«

»Das ist ganz gleich. Du hast geschossen; du hast es eingestanden. Das Verhör ist also zu Ende. Ich brauche gar nicht zu schreiben. Bezahle den Zwetschgenbranntwein und dann wirst du abgeführt.«

»Wohin?«

»Das wirst du schon erfahren. Jetzt hast du zu gehorchen, ohne zu fragen.«

»Schön! Aber wenn ich nicht fragen darf, so wünsche ich, daß du doch wenigstens einige Fragen tust.«

»Was hätte ich zu fragen? Ich bin fertig.«

»Ganz wie du willst! So bin ich also auch fertig und werde meinen Weg fortsetzen.«

»Das wirst du nicht tun, denn du bist mein Gefangener!«

»Höre, wenn du einen Spaß machen willst, so mache wenigstens einen guten. Ich möchte wissen, wer mich halten wollte! Etwa du?«

Er warf sich in die Brust und antwortete:

»Ja, ich!«

»So komme her und versuche es. Wenn ich dich zwischen meine Hände nehme, so bist du im Augenblick geknickt wie ein Schilfrohr. Und will mich etwa ein Anderer halten, den schieße ich nieder.«

»Hört ihr's?« rief er. »Wir werden ihn fesseln müssen.«

»Das ist nicht nötig. Ich tue euch nichts, denn ich weiß, daß auch ihr mir nichts tut. Du hast dein Verhör beendet, ohne zu fragen, wer ich bin. Mußt du nicht deinem Vorgesetzten meinen Namen nennen?«

»Ja. Wer bist du, und wie heißest du?«

»Sieh, jetzt kannst du auf einmal fragen!«

»Ich wollte nur nicht anfangen, weil ich dich nicht ganz und gar unglücklich machen wollte. Denn wenn ich einmal ins Fragen komme, so werden auch alle andern Verbrechen, die du begangen hast, offenbar.«

»So frage in Allahs Namen weiter! Ich werde dir alle meine Sünden nennen, und du magst sie aufzeichnen. Kannst du schreiben?«

Diese Frage kam ihm unerwartet. Erst nach einigem Besinnen antwortete er:

»Diese Tinte ist freilich zu dick; auch ist die Feder viel zu stumpf. Ich muß mir neue Tinte kochen. Ich höre, daß du ein Fremder bist?«

»Das bin ich.«

»Hast du denn ein Teskereh für neun Piaster?«

(Ein Teskereh ist der gewöhnliche Paß, welchen ein jeder Reisende haben muß. An jedem Orte muß visiert werden.)

»Ja, ich habe eines,« antwortete ich.

»Zeige es her!«

Er erhielt es; kaum aber hatte er den ersten Blick darauf geworfen, so sagte er:

»Das ist ja noch kein einziges Mal visiert! Warum nicht?«

»Weil ich das Teskereh noch niemand gezeigt habe.«

»So bist du ein Landstreicher, wie es keinen zweiten gibt. Deine Strafe wird immer schwerer!«

»Willst du nicht fragen, warum ich das Teskereh noch nicht vorgezeigt habe?«

»Nun, warum nicht?«

»Weil ich etwas anderes vorzeigen kann, nämlich das hier.«

Ich reichte ihm mein Buyuruldi hin. Das ist ein Empfehlungsschreiben des Pascha an die Behörden seines Paschaliks. Der Kleine machte ein sehr verlegenes Gesicht.

»Nun, willst du das Siegel und die Unterschrift deines Vorgesetzten nicht begrüßen?« fragte ich.

Er verneigte sich und sagte dann:

»Warum hast du dieses Buyuruldi nicht eher erwähnt?«

»Du warst mit dem Verhör zu schnell fertig. Du hast dich mit deinem Gruß nicht sehr angestrengt. Erhebe dich von deinem Sitze und ziehe deine Schuhe aus, denn ich werde dir noch einen andern Paß zeigen!«

»Um Allahs willen! Hast du etwa einen Ferman?«

»Ja – hier ist er!«

Ich entfaltete den großen Bogen. Der Ferman ist der höchste Paß. Er enthält oben zwischen kalligraphischen Schnörkeln die Titel des Padischah. Es wird den Behörden alle mögliche

Rücksicht für die Wünsche des Reisenden anbefohlen. Auch sind allerlei für den Inhaber vorteilhafte Bestimmungen zu lesen, zum Beispiel zu welchem Preise er Pferde, Begleiter und Führer und anderes haben kann.

Der Ferman brachte die gewünschte Wirkung hervor. Der Kiaja rief:

»Ihr Leute, begrüßt die Würde, das Siegel und die Unterschrift des Beherrschers aller Gläubigen! Von seinen Lippen fließt Wahrheit und Segen, und was er befiehlt, das muß geschehen an allen Orten der Erde.«

Die Verneigungen wollten kein Ende nehmen. Ich steckte indessen die drei Pässe wieder in das Lederetui und fragte dann den Kiaja:

»Was wird der Padischah sagen, wenn ich ihm schreibe, daß ich hier beschimpft worden bin, und daß du mich einen Mörder genannt hast?«

»Sei gnädig, Hazreti! Ich wußte es nicht anders.«

Hazreti heißt Hoheit. Ich konnte zufrieden sein und nahm eine höchst würdevolle Miene an.

»Ich will es verzeihen, obgleich es ein großer Fehler ist, mich einen Verbrecher zu nennen, da ich doch gekommen bin, ein Verbrechen zu entdecken. Gehe einmal hin an den Herd, und räume das Holz zur Seite. Du wirst dort etwas finden, was nicht in dieses Haus gehört.«

Er gehorchte augenblicklich. Der Wirt konnte seinen Schreck nicht verbergen; seine Frau hielt es für das allerbeste, zu verschwinden. Sie schlich zur Türe hinaus.

Der Kiaja brachte wirklich die Briefftasche zum Vorschein und gab sie mir. Sie war alt und abgenützt. Als ich sie öffnete, sah ich, daß sie auch ein Notizbuch enthielt. Da gab es eine Menge Bemerkungen und allerlei gereimtes und ungereimtes Zeug – in deutscher Sprache.

Der Inhalt des Notizbuches war wertlos. Vielleicht enthielten die Fächer der Briefftasche besseres. Ich suchte und fand eine alte Karte mit zwei verschlungenen Händen, darunter die Worte: »Kein Tod kann uns trennen« – ein kupiertes Bahnbillet dritter Klasse von St. Peter nach Nebresina – zwei Blätter

aus einem Fremdwörterbuche – ein mittels Bürste durchgeklopftes Eichenblatt mit einer aufgemalten Rose und der Unterschrift: ›So schön bist du!‹ – ein sehr abgegriffenes Miniaturheftchen mit dem Titel: ›Genaue Preisberechnung aller möglichen Skatspiele mit und ohne Farbengrand‹ – das Preisverzeichnis einer Pester Weinhandlung und – endlich etwas Befriedigendes, nämlich in Papier eingeschlagen für achtzig Gulden österreichisches Papiergeld.

Dieses letztere war jedenfalls für den Wirt die Veranlassung gewesen, die sonst für ihn und auch für andere ganz wertlose Tasche zurückzubehalten.

»Woher hast du dieses Dschizdan?« fragte ich ihn.

»Es gehört mir,« antwortete er.

»Wer hat diese Blätter beschrieben?«

»Ich.«

»Welche Sprache ist das denn?«

»Das ist – das ist – das ist – – –«

»Persisch, nicht wahr?«

»Ja.«

»So will ich dir sagen, daß diese Schrift nur in Alemanja geschrieben wird. Hier lies mir einmal vor, was auf dieser Seite steht!«

Er befand sich in der größten Verlegenheit.

»O, du kannst es nicht lesen! Dieses Dschizdan gehört einem Manne, welcher sich Madi Arnaud nennt. Ich werde dafür sorgen, daß er es wieder erhält. Was dich betrifft, so hast du Strafe verdient; doch soll es auf dich ankommen, ob ich Gnade walten lasse. Gestehst du offen, daß du diese Briefftasche widerrechtlich an dich gebracht hast, so soll dir die Strafe erlassen sein. Also rede jetzt! Gehört sie wirklich dir?«

Die Antwort fiel ihm schwer; aber der Ferman hatte einen großen Eindruck gemacht. Er hielt mich jetzt für einen großen Herrn, den er zu fürchten hatte; darum stieß er endlich zögernd hervor:

»Nein; sie gehört ihm.«

»Weißt du, wohin er gereist ist?«

»Nach Ismilan.«

»Gut, es sei dir vergeben; aber ich mache die Bedingung, daß du einem jeden der Anwesenden jetzt diesen Topf voll Zwetschgenbranntwein schenkst. Du würdest die Bastonnade erhalten und viele Wochen eingesperrt werden. Willst du?«

»Ja,« knurrte er grimmig.

Da griff der kleine Kiaja mit solchem Eifer nach meiner Hand, daß er das Tintenfaß umstieß, und sagte:

»Herr, deine Güte ist groß, deine Weisheit aber noch viel größer! Du bestrafst ihn, indem du uns Wohltat erweistest. Dein Andenken wird bei uns nie vergessen werden!«

»So macht euch meiner Güte nicht unwürdig und genießt den Trank – euch allen zur Freude und zur Besserung.«

Die mißhandelte Magd war nicht mit in die Stube gegangen. – Ich ging hinaus zu ihr – sie saß noch auf dem Stroh. Ich teilte ihr mit, daß ihr Herr den Diebstahl eingestanden habe; das erregte ihre Besorgnis.

»Herr, nun wird es mir sehr schlimm ergehen,« sagte sie.

»Er weiß nicht, daß du es mir gesagt hast. Aber warum bleibst du bei ihm, wenn er ein so böser Herr ist?«

»Ich muß. Er hat mir dreißig Piaster Lohn vorausgezahlt; ich brauchte das Geld für meine Mutter und kann nun nicht eher zu einem andern Herrn gehen, als bis ich diesen Vorschuß abgedient habe.«

»Ich werde dir das Geld geben. Wirst du dann gleich einen andern Dienst finden?«

»O gleich! Aber er wird mich doch nicht sofort gehen lassen.«

»Er wird, denn ich befehle es ihm.«

»Herr, wie soll ich dir danken?«

»Sei still! Du hast für deine Mutter gesorgt; das hat mich erfreut. Ehre sie auch fernerhin, denn wer die Eltern liebt und achtet, auf dem ruht Allahs Wohlgefallen.«

Ich gab ihr die kleine Summe und noch ein wenig darüber. Sie machte ein ganz anderes Gesicht als der Wirt, mit dem ich dann an der Haustüre zusammentraf. Er ging, um den Krug zu füllen, und sagte:

»Herr, es war nicht nötig, all diesen Leuten Zwetschgen-

branntwein zu geben. Hätte der Kiaja solchen erhalten, so war es genug.«

»Meinst du? Ich will dir sagen, daß keiner von euch allen einen Para wert ist. Dein Zwetschgenbranntwein ist aber noch schlechter als du selbst. Indem ihr ihn trinken müßt, bestrafe ich euch, und ich werde mit Vergnügen an seine Wirkung denken. Jetzt aber habe ich noch ein Wort wegen deiner Magd mit dir zu reden. Ich rate dir, sie zu entlassen.«

»Sie ist mir Geld schuldig.«

»Sie wird dich bezahlen.«

»Hast du es ihr gegeben?«

»Ja.«

»So mag sie gehen. Ich will sie nicht mehr sehen, denn sie ist schuld an allem, was geschehen ist.«

»So erkläre ihr das drin vor allen Anwesenden.«

»Das ist nicht notwendig!«

»O, ich halte es im Gegenteile für sehr notwendig, denn ich traue dir nicht. Ich werde nicht eher von hier fortreiten, als bis auch sie fortgegangen ist.«

»Ich habe gesagt, daß sie gehen kann. Hältst du mich für einen Lügner?«

»Ja. Du bist ein Dieb und ein gewalttätiger Mensch. Ich bin überzeugt, daß du auch lügen kannst.«

»Das sollte mir ein Anderer sagen! Aber ich will es dulden. Ich erleide zwar großen Schaden, aber ich bin überzeugt, daß du mir meine Flinte, die du mir verdorben hast, bezahlen wirst.«

»Meinst du? Bist du ein Moslem?«

»Ich bin ein armenischer Christ.«

»So schäme dich! Der, den du bestohlen hast, war auch ein Christ. Das macht deine Tat noch nichtswürdiger. Ihr Christen solltet für die Moslemin die Leuchte aller Tugenden sein; was aber seid ihr ihnen in Wirklichkeit? Ich will dir keine Predigt halten, denn sie würde ja doch nutzlos sein; eins aber sage ich dir: Ich bezahle weder dein Schießgewehr, noch den Raki, den ich bestellt, aber nicht getrunken habe. Für das Futter meines

Pferdes sollst du fünf Piaster haben. Hier sind sie, und damit sind wir miteinander fertig!«

Er nahm das Geld, ohne ein Wort zu entgegnen, und entfernte sich. Ich setzte mich auf einen Stein, welcher in der Nähe der Türe lag, und wartete. Es dauerte gar nicht lange, so kam die Magd, mit einem kleinen Bündel in der Hand. Sie sagte mir, daß sie den Herrn bezahlt und dann ihren Laufpaß erhalten habe, und verabschiedete sich von mir unter aufrichtig gemeinten Dankesworten.

Nun verließ auch ich den Ort, der mir fast gefährlich hätte werden können. Es hatte sich zuletzt niemand um mich bekümmert. Man war ja mit dem Raki beschäftigt. Indem ich also ohne Gruß davonritt, dachte ich mit Vergnügen an die Möglichkeit, daß die Geister des Zwetschgenfusels meine Absicht verstehen könnten. So eine intime Abwalkerei untereinander konnte den Bewohnern dieses traulichen Han gar nichts schaden.

In Topoklu fand ich ein anderes Han, dessen Besitzer ein Türke war. Hier herrschte Reinlichkeit, und es gab einen guten Kaffee, und da der Weg von Stajanowa da vorüberführte, so blieb ich hier, um auf meine Gefährten zu warten.

Ich hatte geglaubt, daß sie erst gegen Abend Topoklu passieren würden; aber es war noch am Nachmittag, als ich sie vorüberreiten sah. Ich bezahlte, was ich genossen hatte, und holte sie schnell ein. Sie wunderten sich nicht wenig, mich hier zu sehen, da ich ja die Absicht gehabt hatte, nach Palatza zu reiten. Als ich ihnen dann erzählte, was mir begegnet war, bedauerte es Halef sehr, nicht dabei gewesen zu sein.

Sie hatten gar nicht geschlafen und waren mit Tagesgrauen aufgebrochen. Ihre Pferde waren von dem weiten Ritt sehr ermüdet; bis Ismilan aber konnten sie es aushalten, und da sollte es eine längere Ruhe für Menschen und Tiere geben.

Als wir am Ziele ankamen, fragten wir nach dem Kaffeehause des Waffenschmiedes Deselim. Wir erfuhren, daß es nicht nur Kaffeehaus, sondern auch Han sei, und daß sehr viele Reisende da über Nacht blieben.

Es war gewiß nicht ungefährlich, im Hause des Mannes, der

meinetwegen den Hals gebrochen hatte, abzusteigen; aber dieser Unglücksfall war ja hier noch nicht bekannt, und da Deselim der Schwager des Schut gewesen war, so erwartete ich, daß unsere Flüchtlinge auch bei ihm eingekehrt seien. Vielleicht war da etwas für uns Vorteilhaftes zu erfahren.

Das Haus stand in der bereits erwähnten Gasse. Es hatte einen ziemlich großen Hof mit Stallungen und einem niedrigen Gebäude, in welchem sich die für die Fremden bestimmten Schlafräume befanden. Es waren dies kleine Stuben mit ganz urwüchsigen Lagerstätten. Decken und dergleichen hatte der Reisende selbst mitzubringen.

Als wir von den Pferden stiegen, kam ein finster dreinblickender Mensch und fragte, ob wir da übernachten wollten. Auf meine bejahende Antwort meinte er:

»Da müßt ihr im offenen Hofe schlafen. Die Räume sind alle besetzt. Es ist kein Platz vorhanden.«

»Auch für solche Leute nicht?«

Bei dieser Frage deutete ich auf meine Koptscha. Ich war neugierig, ob dies eine Wirkung hervorbringen werde.

»Ah, ihr seid Brüder,« antwortete er schnell. »Das ist etwas anderes; da wird Platz gemacht. Aber ihr müßt zu zweien schlafen, da ich nur zwei Stuben frei machen kann.«

Wir waren natürlich einverstanden und folgten ihm in den Hof, um unsere Tiere gut unterzubringen. Während dieser Arbeit war es mir, als ob ich aus der Ferne einen hier nicht gewöhnlichen Gesang vernähme; doch achtete ich nicht darauf. Wir wurden zunächst in die allgemeine Kaffeestube gewiesen, wo wir die angenehme Mitteilung empfangen, daß wir zufälligerweise einen frischen Pillaw mit Huhn bekommen könnten. Das wurde akzeptiert.

Es befand sich außer uns kein Gast in der Stube, und der junge Mensch, welcher uns bediente, schien das Sprechen für eine Sünde zu halten. So aßen wir schweigend und ungestört. Dann kam der Mürrische, welcher uns empfangen hatte, um uns nun unsere Stuben anzuweisen.

»Ihr habt die Koptscha,« sagte er, »und ich möchte gerne

mit euch reden; aber ich habe jetzt keine Zeit, denn wir haben ein Gesangstheater im Garten.«

»Wer singt denn?« fragte ich erstaunt.

»Ein fremder Sänger, welcher heute hier angekommen ist.«

»Wird er bezahlt?«

»Nein. Er kam, um über Nacht zu bleiben. Er setzte sich in den Garten und sang; da gingen alle Gäste hinaus. Er singt immer fort, und sie hören immer zu; also müssen wir ihnen den Tabak und den Kaffee in den Garten tragen. Das macht viel Arbeit.«

»Weißt du, woher der Sänger ist und wie er heißt?«

»Er ist aus dem Lande Austria und hat einen fremden Namen; er sagt, wir sollen ihn Madi Arnaud nennen. Wenn ihr nicht zu sehr ermüdet seid, könnt ihr auch in den Garten gehen; aber verstehen werdet ihr nichts, denn er singt in einer fremden Sprache. Dennoch klingt es sehr schön, so schön, wie man es noch gar nicht gehört hat. Wir haben ihm die Zither unserer Fräulein Tochter gegeben, und er spielt die Stimmen aller Vögel auf den Saiten.«

Er führte uns über den Hof hinüber und öffnete zwei nebeneinander befindliche Türen des niedrigen Gebäudes. Man trat aus dem Hofe direkt in die Schlafstuben. Er hatte Stroh hineinschaffen lassen und Decken darüber gebreitet, eine Aufmerksamkeit, welche wir jedenfalls nur der Koptscha verdankten.

Omar und Osko erhielten die eine Stube, während Halef mit mir in der andern schlafen sollte. Unser Führer entfernte sich, und auch die beiden Erstgenannten gingen, um unsere Habseligkeiten aus dem Stalle zu holen.

Während wir zwei uns mit dem Lager beschäftigten, hörten wir die Töne einer Zither erklingen. Unser Schlafgemach hatte der Türe gegenüber eine Fensteröffnung, die mit einem Laden verschlossen war. Licht erhielten wir von einem mit Talg gefüllten Napf, in welchem ein Docht brannte.

Was wir hörten, war eine ganz richtige Einleitung von acht Takten, und dann vernahm ich zu meiner Überraschung in deutscher Sprache das Schnadahüpf'l:

»'s Diandl hat Zahnerl
So weiß wia Schnee,
Sand alle z'samm eing'setzt,
Drum toan's ihr net weh.

's Diandl hat sö a goldene
Riegelhaub'n dahaust,
Tragt aba a Barrocka,
Pfui Teufi, mir graust!«

Ich horchte auf. Es kam mir eine Erinnerung. Sollte es möglich sein? Auch Halef horchte.

»Sihdi, weißt du, wer so sang?« fragte er.

»Nun – wer?«

»Der Mann in Dschiddah, welcher mit bei Malek, dem Scheik der Ateibeh, war und bei Hanneh, meinem Weibe, der Krone der Töchter. Er trug einen mächtigen Säbel und hatte ein weißes Ding um den Hals, das du Vatermörder nanntest.«

»Ja, du hast recht; dieser Mann sang genau so.«

»Mei Muatta hat's g'sagt
Zu mein lieab'n Papa,
Daß mein Ahndl ohne mi
Gar koa Großmuatta war.«

So erklang's von unten herauf, und dann fuhr der Sänger fort:

»Dö Köchina bringa
Dö Gäns so gern um,
Denn dö gar groß Verwandtschaft,
Dö war iahna z'dumm.«

Halef war förmlich elektrisiert. Er sagte:

»Sihdi, ich gehe hinaus. Ich muß sehen, ob es wirklich der Mann ist, der Hanneh gesehen hat.«

»Ja, gehen wir.«

Gar nicht weit von unserer Türe führte eine Pforte durch die Gartenmauer. Als wir sie passiert hatten, sahen wir auf einem Rasenplatz eine Anzahl gleicher Talglampen brennen, deren flackerndes Licht einen Halbkreis von Zuhörern beleuchtete. Diesen gegenüber saß – ja, ich erkannte ihn sogleich – Martin Albani, unser Bekannter aus Dschiddah. Er sah uns eintreten, warf uns nur einen kurzen Blick zu, beobachtete uns weiter nicht und sang:

»Und der Türk und der Ruß,
Die zwoa geh'n mi nix o',
Wann i no mit der Gretl
Koan Kriegshandel ho'!«

Ich schritt langsam weiter, bis ich hinter ihm stand. Ich wollte ihn ebenso überraschen, wie seine Anwesenheit mich überrascht hatte. Er begann, ohne zu bemerken, daß ich hinter ihm stand, die Strophe:

»Wenn drob'n auf dö Latschn
Der Auerhahn balzt,
Kriagt mein Diandl a Bussei,
Des grad a so schnalzt.«

Ich sah, daß er in *F*-dur griff. Ich bückte mich zu ihm, nahm ihm die Zither aus der Hand und sang in derselben Tonart:

»Dös Diandl is sauba
Vom Fuaß bis zum Kopf,
Nur am Hals hat's a Binkerl,
Dös hoast ma an Kropf.«

Er war aufgesprungen und starrte mich an.

»Was?« fragte er. »Auch ein Deutscher?«

»Ja. Grüß Gott, Herr Albani!«

»Sie kennen mich? Wunder über Wunder!«

»Und Sie mich nicht? Wollen wir nicht wieder einen Kamelsritt machen? Wissen Sie!«

»Kamelsritt? Den habe ich nur ein allereinziges Mal riskiert, und da – Bomben und Granaten, jetzt kommt mir der Verstand! Sie sind es? Sie, Sie, Sie? Da möchte man vor Freude gleich den Ofen einreißen, wenn man einen da hätte nämlich! Wie kommen denn Sie hierher nach Ismilan?«

»Ich suche Sie.«

»Mich?«

»Ja.«

»Wie so? Wußten Sie denn, daß ich hier bin?«

»Ja. Sie kommen von Tschirmen und wollen nach Menlik.«

»Wahrhaftig, er weiß es! Von wem haben Sie das aber erfahren?«

»Zuerst sprach der Schmied Schimin in Koschikawak von Ihnen.«

»Ja, bei dem bin ich gewesen.«

»Das heißt, ich hatte keine Ahnung, daß Sie dieser Mann seien. Er sprach von einem Türki tschaghrydschy, der bei ihm eingekehrt sei.«

»Türki tscha – tschi – tscho – tschu – – wie war das Wort? Wie heißt es auf deutsch?«

»Sänger.«

»Ah so! Der Kuckuck mag dieses Türkische pfeifen! Ich finde mich da schwer zurecht.«

»Und doch reisen Sie hier!«

»Na, verständlich mache ich mich schon. Geht es nicht mit Worten, so geht es mit Pantomimen. Das Gesichterschneiden ist ja eine Universalsprache, die jeder begreift. Aber setzen Sie sich und erzählen Sie mir, was – – –«

»Bitte, wollen Sie sich nicht umdrehen? Da steht einer, der Ihnen auch einen guten Abend wünschen will.«

»Wo? Da? Ah, das ist doch der Herr Hadschi Ha – Hi – Ho – – mit dem langen Namen!«

Halef merkte, daß die Rede von seinem Namen sei, er sagte in ernster Würde:

»Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah.«

»Schon gut, schon gut! Diese Menge von Hadschis kann ich mir nicht merken. Lassen wir es bei dem einfachen Namen Halef. Also guten Abend, Herr Halef!«

Er streckte ihm die Hand entgegen, und Halef ergriff sie, ohne seine Worte verstanden zu haben.

»Bitte, erinnern Sie sich, daß der gute Hadschi kein Deutscher ist,« sagte ich. »Er versteht Sie nicht.«

»Ah so! Was spricht er denn?«

»Arabisch und Türkisch.«

»Grad das sind meine Schattenseiten. Na, wir werden uns schon verständlich machen. Jetzt aber ist es aus mit der Singerei. Jetzt wird erzählt!«

Die Anwesenden hatten gemerkt, daß hier eine ganz unerwartete Begegnung stattgefunden habe. Sie sahen mit sichtlichem Mißvergnügen, daß die Zither, welcher übrigens zwei Saiten fehlten, weggelegt wurde. Der Triester aber verzichtete auf das Glück, sich von ihnen bewundern zu lassen, und legte Beschlag auf mich. Er zog mich zu sich nieder und sagte:

»Jetzt erzählen Sie mir, was Sie seit damals erlebt haben!«

»Das würde mehrere Abende füllen. Lassen Sie zunächst hören, wie es Ihnen ergangen ist!«

»Gut und schlecht, beides abwechselnd. Ich habe verschiedenes getrieben, teils mit Glück, teils mit Unglück. Jetzt bin ich Kompagnon meines Kompagnon und schlage mich hier herum, um zu sehen, welche geschäftlichen Vorteile dieses Land bietet.«

»Wohin gehen Sie von hier aus?«

»Nach dem Jahrmarkt zu Menlik.«

»Ich auch.«

»Das ist herrlich. Wollen wir beisammen bleiben?«

»Ja, vorausgesetzt, daß Sie gut beritten sind. Ich habe nämlich Eile.«

»O, ich bin außerordentlich gut beritten. In dieser Beziehung gibt es gar kein Bedenken gegen unser Beisammenbleiben.«

»Ich hoffe, daß Sie besser reiten, als damals auf dem Kamele, welches wir für Sie in Dschiddah borgten.«

»Keine Sorge! Ich reite wie ein Indianer, wie ein Renz!«

»Haben Sie ein eigenes Pferd?«

»Nein.«

»O weh! Also geborgt?«

»Ja. Ich habe zwei Maultiere, eins für mich und eins für die Waren. Der Besitzer reitet auf einem dritten als Führer und Treiber.«

»Wie viel zahlen Sie?«

»Ich zahle natürlich nur für die beiden ersteren, und zwar zehn Piaster pro Stück und Tag.«

»Ja, das ist hier der gewöhnliche Preis für Fremde, welche die Verhältnisse nicht kennen und also leicht zu übervorteilen sind.«

»Wie so? Zahle ich zuviel?«

»Ja. Ein Einheimischer zahlt nur die Hälfte.«

»Ah! Warte, Bursche! Von jetzt an wirst du nur fünf Piaster pro Tier bekommen!«

»Seien Sie nicht vorschnell! Was für einen Paß haben Sie?«

»Ein Teskereh.«

»Also keine Empfehlung für die Beamten? Da dürfen Sie nicht allzu kräftig auftreten. Wo haben Sie die Tiere und den Führer gemietet?«

»In Mastanly.«

»So zahlen Sie ihm den bisherigen Preis fort, bis Sie einen andern mieten. Mit dem werde ich handeln.«

»Schön! Bin Ihnen sehr verbunden! Wie weit haben wir von hier noch bis Menlik?«

»Ungefähr fünfundzwanzig türkische Aghatsch oder fünfzehn deutsche Meilen; ich meine in der Luftlinie.«

»Das wären drei Tagreisen. Aber weil wir nicht fliegen können, so brauchen wir länger.«

»Hm! Ich auf meinem Rappen würde in nicht ganz zwei Tagen dort sein. Maultiere pflegen sehr störrisch zu sein. Wie be-
tragen sich die ihrigen?«

»O, sehr gut!«

Er sprach das so gedehnt aus, daß ich vermutete, er sage mir eine kleine Unwahrheit, um mich nicht auf den Gedanken kommen zu lassen, von seiner Begleitung abzusehen.

»Hören Sie, lieber Albani, Sie flunkern wohl so ein bißchen?« fragte ich.

»O nein, gar nicht!«

»Sollten diese Maultiere, diese Mietmaultiere so ganz ohne Fehler sein?«

»Na, dasjenige, welches ich reite, hat einen ganz kleinen Klapps. Es hat die Angewohnheit, sich zuweilen auf die Vorderbeine zu stellen und mit den hinteren Beinen in der Luft herumzufuchteln. Und das Packtier läuft nicht immer so, wie man will. Es bleibt zuweilen stehen, um sich die Gegend mit Verständnis zu betrachten; auch legt es sich dann und wann nieder, um Denkübungen zu halten, und sonderbarerweise allemal da, wo der tiefste Schlamm ist. Aber das schadet nichts, denn es holt das Versäumte stets wieder ein. Wenn es ihm nämlich dann wieder in den Sinn kommt, daß eine kleine Bewegung für die Gesundheit eigentlich von Vorteil sei, so rennt es wie eine Eilzugslokomotive. Und dann wiehert es vor Vergnügen, wenn es sieht, daß wir zurücklaufen müssen, um die Sachen aufzulesen, die es verloren hat. Es will eben jedes Tierchen seine Pläsirchen haben, und ich bin menschlich genug, es ihm zu gönnen.«

»Danke bestens! Das größte Pläsirchen eines solchen Tierchens muß sein, seinem Herrn zu gehorchen.«

»Na, urteilen Sie nicht zu streng! Oppositionsgeist gibt es überall. Übrigens sind das die einzigen Fehler, welche die Maultiere haben.«

»So scheint es mir, als ob Ihr Führer für sich das beste Tier ausgewählt habe?«

»Das ist wahr; aber ich kann es ihm nicht verdenken. Ein jeder ist sich selbst der nächste.«

»Das sind edle Grundsätze, nach denen aber Sie selbst sich auch der nächste wären. Ich bin neugierig, wie Sie mit solchen Tieren über die schlimmen Strecken kommen werden, welche vor uns liegen. Wohin wollen Sie von Menlik aus?«

»Das ist noch unbestimmt. Entweder reise ich südwärts nach Salonichi – oder nach Westen bis an das Adriatische, um dort zur See nach Triest zurückzukehren.«

»Ich rate Ihnen das erstere.«

»Warum?«

»Weil es das weniger Gefährliche ist.«

»Halten Sie denn die Menschheit hier für böse?«

»Für böse gerade nicht; aber die Leute, welche zwischen hier und der Adria wohnen, haben eigentümliche Gewohnheiten. Sie lieben die Gütergemeinschaft, das heißt nur dann, wenn ein Anderer etwas hat. Und sodann pflegen sie oftmals allerlei Schieß- und Stechübungen zu halten, und dann nehmen sie wunderbarerweise am liebsten irgend ein lebendes Wesen als Ziel.«

»Das ist freilich sehr unangenehm.«

»Sie haben allerlei Waren bei sich, vielleicht auch Geld. Das ist sehr verführerisch für Menschen von solchen Anschauungen. Es könnte leicht sein, daß man sich Ihre Sachen auf Lebenszeit von Ihnen borgt. Oder es könnte sich gar ereignen, daß Sie bei Ihrer Einschiffung bemerken, man habe Sie da oben in den Bergen erschossen, und dann in irgend einer wilden Schlucht eingescharrt.«

»Für solche Bemerkungen danke ich nun freilich. Ich habe mir die Sache gar nicht so vorgestellt. Bis jetzt ist mir weiter nichts passiert, als daß ich in Adatschaly auf eine ziemliche Weise ausgehauen worden bin, aber nicht in Marmor, und daß ich sodann eine Briefftasche verloren habe. Dieses letztere kann ich natürlich nur meiner Nachlässigkeit zuschreiben, nicht aber auf die Rechnung der hiesigen Bevölkerung bringen.«

»Vielleicht doch.«

»Kann ein Anderer schuld sein, wenn ich etwas verliere?«

»Nein, wenn Sie es wirklich verloren haben.«

»Meinen Sie, daß man mir die Briefftasche gestohlen hat?«

»Möglich. Aber wenn nicht, so konnte der Finder sie Ihnen doch zurückgeben.«

»Hm? Kannte er mich? Ich weiß gar nicht einmal, wo sie mir abhanden gekommen ist.«

»Hoffentlich ist der Verlust nicht so bedeutend?«

»Nein. Es steckten achtzig österreichische Papiergulden drin. Das wäre nicht sehr schlimm; aber ich hatte auch einige sehr, sehr liebe Andenken drin, die ich schmerzlich vermisse.«

»Was war das?«

»Verschiedenes, was Sie doch nicht interessiert.«

»Ja – kein Tod kann uns trennen!«

»Wie? Was sagen Sie?«

»So schön bist du!«

»Herr, ich verstehe Sie nicht!«

»Genaue Preisberechnung aller möglichen Skatspiele. Das ist jedenfalls ein höchst wertvolles Andenken an ein verspieltes Eichelsolo mit sieben Matadoren und drei blanken Zehnern.«

»Was Sie da sagen! Ich glaube gar, Sie wissen, was in meiner Tasche war!«

»So ziemlich.«

»Woher denn?«

»O, ich hatte das Vergnügen, mich mit einer sehr hübschen jungen Dame von Ihnen zu unterhalten.«

»Hübsch? Jung? Wo denn?«

»Sie scheinen deren viele zu kennen?«

»So ziemlich.«

»Ja, Sie reisen ja, um sich eine Frau zu suchen.«

»Alle Wetter! – Ach, jetzt weiß ich es, wen Sie meinen: die Magd der Wirtin mit dem sauren Milchkübel in –«

»Hat sie auch bei Ihnen saure Milch gerührt?«

»Von früh bis abends. Das scheint ihre Passion zu sein.«

»Jeder hat seine Passionen. Ihr Mann, der Wirt, hatte ja auch eine.«

»Welche? – Die Grobheit?«

»Nein, das war nur Angewohnheit. Seine Passion ist, gefundene Gegenstände nicht zurückzugeben.«

»Hat er etwas gefunden?«

Ich zog die Brieftasche hervor und gab sie ihm.

»Mein Portefeuille!« sagte er erstaunt. »Das hat dieser Mensch, der Wirt, gefunden?«

»Ja, und zwar noch während Ihrer Anwesenheit.«

»Der Spitzbube! Wie kommt es aber, daß er es Ihnen gegeben hat, nachdem er es mir gegenüber verheimlicht hatte?«

»Ich zwang ihn dazu. Die betreffende Donna verriet mir, daß er es versteckt hatte.«

Ich erzählte ihm das Erlebnis ausführlich. Er öffnete die Tasche und fand, daß nichts von dem Inhalte fehlte.

»Sie haben sich da meinetwegen in eine wirkliche Gefahr begeben,« sagte er. »Ich danke Ihnen sehr!«

»Ihretwegen? O nein! Als ich mich der Mißhandelten annahm, ahnte ich noch nicht, daß Sie dagewesen seien. Also haben Sie gar keine Verbindlichkeiten gegen mich.«

»Und dieses arme Mädchen! Eingesperrt also hatte er sie! Und ich habe in allen Winkeln nach ihr gesucht, ohne sie zu finden.«

»Sie wollten wohl von ihr Abschied nehmen?«

»Natürlich. Ich bin nämlich ein großer Freund vom Abschiednehmen und von rührenden Szenen überhaupt. Haben Sie sich nicht gewundert, als Sie in dem Buche deutsche Schrift fanden?«

»Ich war überrascht. Doch, für jetzt genug. Ich will morgen sehr früh aufbrechen, und da möchte ich nun zur Ruhe gehen.«

»Schlafen gehen? Doch nicht. Sie sollen ja erzählen, wie es Ihnen während dieser langen Zeit ergangen ist.«

»Das ist zu viel für heute abend. Übrigens reisen wir ja zusammen, und da haben wir Zeit zu derlei Erzählungen.«

»Wo schlafen Sie?«

»Da durch die Pforte hinter der ersten Türe.«

»Und ich hinter der dritten.«

»Da sind wir Nachbarn, denn zwei von meinen Begleitern wohnen neben Ihnen. Ich sage Ihnen jetzt gute Nacht.«

»Gute Nacht!«

Ich ging mit Halef vorerst in den Stall, um nach den Pferden zu sehen. Sie waren wohl versorgt. Ich sagte Rih noch, wie gewöhnlich vor dem Schlafengehen, eine Sure in das Ohr und wollte mich dann nach der Lagerstätte begeben; doch wir tra-

fen im Hofe auf den finsternen Mann, welcher uns empfangen hatte. Er blieb bei uns stehen und sagte:

»Herr, die Gäste sind fort, da der Gesang aufgehört hatte. Jetzt habe ich Zeit, mit dir zu sprechen. Willst du vielleicht mit mir kommen?«

»Gern. Mein Freund wird auch mitgehen.«

»Er hat die Koptscha und ist mir willkommen.«

Er führte uns in das vordere Haus und dann in eine kleine Stube, in welcher wir uns auf den an den Wänden liegenden Kissen niederließen. Er brachte Kaffee in zierlichen Fingans und Pfeifen von ungewöhnlicher Arbeit. Das machte den Eindruck von Wohlhabenheit. Als die Pfeifen in Brand gesteckt waren, ließ er sich bei uns nieder und sagte:

»Ihr habt das Zeichen, und ich habe euch also nicht nach den Pässen gefragt; aber sagt mir die Namen, mit denen ich euch nennen soll.«

»Mein Freund heißt Hadschi Halef Omar, und ich werde Kara Effendi genannt.«

»Woher kommt ihr?«

»Aus Edreneh. Wir haben sehr notwendig mit drei Männern zu sprechen, welche hier vielleicht eingekehrt sind.«

»Wer sind sie?«

»Du wirst Manach el Barscha kennen. Ihn und seine beiden Begleiter meine ich.«

Er fixierte uns mit scharfem Blick und meinte:

»Ich hoffe, daß ihr Freunde seid!«

»Würden wir zu dir kommen, wenn wir Feinde wären?«

»Du hast recht.«

»Oder hätten wir die Koptscha?«

»Nein. Du hättest die deine am allerwenigsten; ich kenne sie genau.«

Das klang gefährlich. Ich ließ mir aber keine Verlegenheit merken und antwortete:

»Woher kennst du sie?«

»Sie ist ein klein wenig anders als die gewöhnlichen; es ist die Koptscha eines Anführers. Sie war das Eigentum meines Bruders Deselim.«

»Ah, du bist der Bruder des Wirtes hier?«

»Ja.«

»Das ist mir sehr lieb. Ich habe die Koptscha von ihm.«

»So bist auch du ein Anführer und hast mit ihm getauscht. Freunde tauschen die Koptschas. Wo hast du ihn getroffen?«

»Bei Kabatsch im Walde, in der Hütte des Bettlers Saban.«

»Er wollte doch eigentlich nicht dorthin!«

»Nein, er wollte zu dem Bäcker und Färber Boschak in Dschnibaschlü. Dort war ich als Gast eingekehrt.«

»Und wo ist mein Bruder jetzt?«

»Noch in Kabatsch.«

»Darf ich wissen, wer und was du eigentlich bist? Es gibt viele und verschiedene Effendis.«

»Ich will dir nur ein Wort sagen, und dann wirst du wissen, wie du mich zu beurteilen hast, das Wort Usta.«

Es war das nur ein Versuch, den ich machte, er gelang vollständig. Der Mann machte eine Gebärde freudiger Überraschung und sagte:

»Ja, das genügt. Ich will weiter nichts wissen.«

»Daran tust du klug; ich bin nicht gewöhnt, mich ausfragen zu lassen.«

»Womit kann ich dir dienen?«

»Sage mir zunächst, ob Manach el Barscha hier bei dir eingekehrt ist.«

»Er war da mit zweien.«

»Wann?«

»Er blieb eine Nacht hier und ist gestern um die Mittagszeit wieder aufgebrochen.«

»So ist er sehr scharf geritten. Er war auch bei deinem Verwandten, dem Kiaja von Bu-kiöj, eingekehrt und hatte da ein Pferd umgetauscht.«

»Warst du bei dem Kiaja?«

»Ja. Nimm viele Grüße von ihm! Manach el Barscha ist nach Menlik. Weißt du vielleicht, wo er dort zu finden ist?«

»Ja; er hat uns seine Adresse gegeben, weil mein Bruder auch nach Menlik will. Es wohnt dort ein reicher Fruchthänd-

ler, Namens Glawa. Bei ihm steigt er ab. Es wird dir jedermann sagen, wo er wohnt.«

»Hat Manach el Barscha nach dem Schut gefragt?«

»Ja. Er will zu ihm.«

»Und ich auch.«

»So werdet ihr miteinander reiten.«

»Das denke ich; aber Allahs Wege sind wunderbar, und die Ereignisse kommen oft nicht so, wie wir es denken. Vielleicht reist Manach eher ab, als ich ihn erreiche. Da wäre es mir lieb, zu wissen, wo der Schut zu finden ist.«

»Das will ich dir sagen. Wenn du von Menlik nach Istib reitest und auf dieser Straße Radowitsch erreichst, so mußt du von diesem Orte aus grad nordwärts reiten und wirst nach dem Orte Sbiganzi kommen. Er liegt zwischen den Wassern der Bregalnitza und der Sletowska. Dort wohnt der Fleischer Tschurak. Diesen fragst du nach der Schluchthütte; er wird dir Antwort geben. Und kommst du dann zu dieser Hütte, so kannst du über den Schut alles erfahren, was du willst und was ich heute nicht weiß.«

»Ich dachte, ich würde den Pferdehändler Mosklan in Palitza treffen, aber er war nicht dort.«

»Wie, du kennst Mosklan?«

»Ich kenne diese Leute alle. Er ist der Bote des Schut.«

»Auch das weißt du? Effendi, ich sehe, daß du ein hervorragendes Mitglied des Bundes bist. Du gibst uns die große Ehre, bei uns einzukehren. Befiehl über mich nach deinem Wohlgefallen; ich bin zu jedem Dienst bereit.«

»Ich danke dir! Ich brauche nichts als die Auskunft, welche ich von dir erlangt habe, und nun laß uns zur Ruhe gehen.«

»Wann wirst du uns verlassen?«

»Morgen früh nach Anbruch des Tages. Du brauchst uns aber nicht zu wecken; wir erwachen zur rechten Zeit.«

Nach einem freundlich herablassenden Gruße gingen wir weiter.

»Sihdi,« sagte Halef unterwegs leise, »da haben wir ja alles erfahren, was wir wissen wollten. Er hielt dich für einen großen Spitzbuben und mich für deinen Freund und Verbün-

deten. Es gibt Menschen, welche anstatt des Gehirnes Eierkuchen im Kopfe haben. Wüßte er, daß sein Bruder den Hals gebrochen hat, und daß du Mosklan die Zähne zerschlagen hast, so würde er es wohl unterlassen haben, uns eine so glückliche Nacht zu wünschen.«

»O, lieber Halef, wir wollen nicht triumphieren. Ist es nicht möglich, daß auf irgend eine Weise die Kunde von dem Geschehenen noch während der Nacht hier anlangt?«

»Fi amahn-Allah – Gott schütze uns! Dieser Mensch würde uns erwürgen.«

»Wir haben also doch auf unserer Hut zu sein. Wir sind in das Loch der Hyäne gekrochen, um mit ihr zu schlafen. Wollen sehen, ob wir glücklich wieder herauskommen!«

Mein Schlaf war trotzdem gut und fest. Ich erwachte erst, als ich draußen die laute Stimme Albanis hörte, der Schnadahüpfeln sang. Er war ein leichtlebiger, unvorsichtiger Mensch, und leider hat er nicht lange mehr gejodelt. Von dieser Reise ist er freilich glücklich zurückgekehrt, hat aber kurze Zeit darauf während des Badens im Meere seinen Tod gefunden.

Als ich hinaus in den Hof trat, verhandelte er eben mit dem Bruder des Wirtes wegen der Bezahlung. Die Zeche schien ihm viel zu hoch zu sein, doch mußte er das Geforderte zahlen. Es war wirklich zu viel, was man von ihm verlangte. Ich machte dem Wirt darüber Vorstellung, aber er erklärte mir leise:

»Was willst du denn? Wenn ich mehr als gewöhnlich verlange, so kommt dies auch dir zu gute. Er ist ein Ungläubiger und muß für diejenigen mitbezahlen, welche die Koptscha haben, denn von diesen fordere ich niemals Geld.«

»Also von mir auch nicht?«

»Nein. Du und deine Begleiter, ihr seid meine Privatgäste und habt nichts zu bezahlen.«

Das war mir in gewisser Beziehung nicht lieb, da man von Feinden doch nicht gerne Gastfreundschaft annimmt; aber ich mußte es aus Vorsicht geschehen lassen.

Ich ging mit Halef, Osko und Omar in die allgemeine Gaststube, wo wir Kaffee erhielten; dann wurde gesattelt und aufgebrochen, nachdem wir Abschied genommen hatten.

Fünftes Kapitel
Im Taubenschlag

Wir ritten an der Arda hin. Der Führer Albanis hatte, wie ich gleich sah, das beste Maultier für sich ausgesucht und saß in einem guten türkischen Sattel. Dem Deutschen hatte er ein obstinates Tier gegeben und einen Sattel, der mich zum Lachen brachte. Wäre es noch ein Packsattel gewesen, so hätte es gehen mögen; aber dieses Ding war ein scharfkantiges Holzgestell und zwar so breit, daß die Füße des Reiters hüben und drüben über eine halbe Elle vom Maultiere abstanden. Das mußte dem Reiter Schmerz verursachen, wenn er es nicht vorzog, die Kniee bis zum Sitz heraufzunehmen. Riemen und Steigbügel gab es nicht. An ihrer Stelle hing zu beiden Seiten des Marterstalles je ein Strick herab, welcher in mehrere Fußschlingen geknotet war, eine Vorrichtung, welche sich mehr durch ihre Billigkeit als durch ihre Zuverlässigkeit auszeichnete.

Wir hatten die Stadt nicht weit hinter uns, so kam uns ein Mann mit einem Hund entgegen. Der Köter bellte uns an, und sofort ging Albanis Tier mit den Hinterbeinen in die Luft, nicht schnell ausschlagend, sondern langsam. Man sah, das Tierchen hatte Übung in dieser Evolution und führte sie künstlerisch und geschmackvoll aus.

»Ah, eh, oh!« rief der Reiter. »Fängst du schon jetzt wieder an! Bestie du!«

Er versuchte, sich zu halten, vermochte es aber nicht. Er rutschte über den Kopf des Tieres herab und saß an der Erde, noch ehe die Hinterhufe den Boden wieder berührt hatten. Er sprang auf und schlug das Maultier mit der Faust zwischen die Ohren. Da aber meinte der Besitzer desselben:

»Warum schlägst du es? Gehört es mir oder dir? Hast du das Recht, ein fremdes Tier zu quälen?«

»Hat dieses Tier das Recht, einen fremden Menschen abzuwerfen?« antwortete Albani.

»Abzuwerfen? Hat es dich etwa abgeworfen? Es hat dich ganz langsam und säuberlich herabrutschen lassen, damit du

dir keinen Schaden zuziehen mögest. Du bist ihm also Dank schuldig. Statt dessen aber schlägst du es!«

»Ich habe es gemietet, um zu reiten, nicht aber, um abgeworfen zu werden. Es hat zu gehorchen. Ich bezahle es, und es ist also mein. Wenn es nicht gehorcht, so züchtige ich es!«

»Oho! Wenn du es noch einmal schlägst, so reite ich zurück und lasse dich auf der Straße sitzen. Steig' wieder auf!«

Albani krabbelte wieder hinauf; aber nun wollte das liebe Viehzeug nicht laufen. Es wich nicht von der Stelle. Der Reiter schimpfte, er wettete; das Tier schien Freude an dessen Zorn zu haben. Es drehte den Schwanz und wedelte mit den Ohren; aber es wich nicht von der Stelle. Albani getraute sich nicht, es wieder zu schlagen. Er forderte den Besitzer auf, sein Tier in Bewegung zu bringen; dieser aber antwortete:

»Laß ihm nur seinen Willen. Es will stehen bleiben, und so mag es stehen. Es wird schon selbst wieder an das Laufen denken. Wir reiten einstweilen weiter.«

So geschah es. An einer Krümmung des Weges blickte ich mich um. Dort stand das halsstarrige Geschöpf immer noch und wedelte mit den Ohren. Kaum aber hatten wir diese Krümmung hinter uns, infolgedessen es uns nicht mehr zu sehen vermochte, so setzte es sich in Bewegung, und zwar in einem solchen Galopp, daß das Sattelgestell, auf welchem Albani auf und nieder flog, in allen Fugen krachte. Und da es nun einmal im Laufen war, so blieb es auch nicht wieder halten, sondern es rannte an uns vorüber und weiter, immer weiter fort.

Das wirkte ansteckend. Das Packtier, welches der Besitzer am Leitzügel führte, riß sich plötzlich los und lief hinter dem Ausreißer her; wir natürlich ihm nach. Doch mußten wir bald halten, um die Gegenstände aufzulesen, welche vom Packsattel herabgeschleudert worden waren. Als wir dann Albani erreichten, saß er wieder an der Erde und rieb sich diejenige Körpergegend, welche eigentlich in den Sattel, aber nicht auf den Erdboden gehörte. Die beiden Tiere standen dabei, schwangen die Schwänze, wirbelten die Ohren und fletschten die Zähne. Man hätte denken mögen, daß dies ein höhnisches, schadenfrohes Lächeln vorstellen solle.

Die abgeworfenen Sachen wurden wieder befestigt. Albani stieg auf, und es ging weiter. Aber noch keine halbe Stunde war vergangen, so blieb die liebe Kreatur wieder stehen und wollte nicht von der Stelle.

»Es wird nachkommen. Reiten wir weiter,« meinte der Herr und Gebieter.

Ich hatte bisher geschwiegen; jetzt aber sagte ich zu ihm:

»Wünschst du etwa, daß das Packtier wieder durchgehen soll? Wenn sich das wiederholt, so werden wir weit kommen. Er mag die Peitsche nehmen.«

»Das dulde ich nicht.«

»So, so! Was hat dieser Herr zu dir gesagt, als er die Tiere mietete?«

»Er hat zwei Pferde oder Maultiere verlangt, eins zum Reiten und das andere für das Gepäck.«

»Schön, sehr schön! Er hat also nicht ausdrücklich dasjenige Tier verlangt, welches du ihm gegeben hast?«

»Nein.«

»Nun, so steige ab, und tausche mit ihm!«

Er machte ein höchst verwundertes Gesicht. Er schien meinen Vorschlag für ganz unbegreiflich, für unsinnig zu halten.

»Was meinst du? Ich soll ihm hier dieses Tier geben? Das ist ja mein!«

»Das andere ist auch dein, verstanden?«

»Aber ich reite nur auf diesem da, sonst auf keinem andern.«

»So wirst du aber jetzt einmal eine Ausnahme machen. Dieser Herr hat ein Tier für das Gepäck und eins zum Reiten verlangt. Zum Reiten gehört auch ein Reitsattel. Es gibt aber bei dir nur einen solchen, in diesem sitztest du. Wer ein Reittier bezahlt, muß es auch bekommen. Du wirst also mit ihm tauschen.«

»Das fällt mir nicht ein!«

»Aber mir fällt es ein!« antwortete ich mit erhöhter Stimme. »Ich habe den Ferman des Großherrs; dieser Herr ist jetzt mein Begleiter; er steht unter meinem Schutz, also auch unter

demjenigen des Padischah. Wenn ich dir einen Befehl erteile, so hast du einfach zu gehorchen. Also heraus aus dem Sattel!«

Albani stieg wieder ab; der Andere aber sagte:

»Er hat zwei Tiere verlangt und er hat sie erhalten. Ich lasse mir nichts befehlen!«

»Halef!«

Der kleine Hadschi hatte schon längst, mit der Hand am Peitschenstiel, auf diese Aufforderung gewartet. Kaum war das Wort ausgesprochen, so sauste die Nilpferdpeitsche dem Ungehorsamen auf den Rücken nieder, und zwar so gewaltig, daß er, laut schreiend, aus dem Sattel sprang. Er erhielt noch einige Hiebe und hatte nun gar nichts mehr gegen den ›Umzug‹ zu bemerken. Man muß die Leute nach ihrer rechten Art zu behandeln wissen.

Natürlich war Albani ganz einverstanden mit der eingetretenen Veränderung; er hatte Vorteil davon, aber leider wir anderen nicht, denn bis wir den nächsten Ort erreichten, war das eine Maultier zweimal mit seinem Herrn und das andere noch einmal mit dem Gepäck durchgegangen. Zum Glück fanden wir dort einen Pferdebesitzer, welcher bereit war, uns aus der Verlegenheit zu ziehen. Der andere wurde abgelohnt. Er rief uns, als wir fortritten, noch allerlei Drohungen nach, aus denen wir uns aber nichts machten.

Wollten wir die gerade Richtung nach Menlik einhalten, so hätte uns der Weg nach Boltischta geführt. Aber der gerade Weg ist nicht stets der kürzere. Es lagen uns da eine Menge Höhen und Quertäler im Wege. Um die unausbleiblichen Beschwerden und Zeitversäumnisse zu vermeiden, bogen wir nach Norden ab, damit wir über die Kruschemahöhe hinweg das Tal des Domus oder Karlyk erreichten.

Zur Mittagszeit machten wir in Nastan Halt und am Abend befanden wir uns in Kara-Bulak, wo wir übernachteten. Dann wendeten wir uns wieder westlich, in der Richtung auf Nevrekup.

Gegen Mittag befanden wir uns auf einer Hochebene, welche sich ganz steil nach Dospad-Dere hinabsenkte. Es gab da keinen eigentlichen Weg, und es wurde uns schwer, uns durch

die zahlreichen und dichten Buschgruppen zu winden, welche uns hinderten.

Als wir an einer dieser Gruppen vorbeikamen, tat Rih ganz plötzlich einen Seitensprung, was ich an ihm gar nicht gewohnt war. Ich ließ ihm den Willen, und er schnaubte ganz auffallend, indem er die Nase nach dem Gebüsch hin richtete.

»Sihdi, es ist jemand da drin,« sagte Halef.

»Vielleicht. Jedenfalls liegt etwas Ungewöhnliches vor.«

Der Hadschi war bereits von seinem Pferde gestiegen und drang in das Gesträuch. Ich hörte einen lauten Ausruf. Er kehrte zurück und sagte:

»Komm herein! Da liegt eine Leiche.«

Natürlich folgte ich ihm mit den Anderen. Wir fanden ein kleines, freies Plätzchen, rings von dichten Sträuchern umgeben. Hier lag die Leiche einer Frau, und zwar in kniender Stellung, mit der Stirn an ein eigentümliches Bauwerk geneigt.

Es waren nämlich Steine so übereinander gelegt, daß sie eine Art Altar bildeten, auf dem sich eine Nische befand, in welcher wir ein kleines hölzernes Kruzifix erblickten.

»Eine Christin!« sagte Halef.

Er hatte recht. Es war ein verborgenes Heiligtum im Walde, vielleicht von dieser Frau unter vielen Mühen errichtet, denn ich hatte die Bemerkung gemacht, daß Steine hier selten waren. Sie hatte dieselben – wer weiß, wie weit und unter welchen Anstrengungen – herbeigeschleppt, um ungestört ihrem Gott dienen zu können.

Ich fühlte mich tief ergriffen, und auch die Anderen, obgleich Mohammedaner, standen schweigend da. Der Ort, an welchem Gott eine Seele zu sich ruft, ist ein heiliger Ort.

Ich kniete nieder, um zu beten, und meine Begleiter taten dasselbe. Dann untersuchte ich die Leiche.

Die Frau war vielleicht in der Mitte der Dreißig. Das edle, fein geschnittene Gesicht war hager. Die kleinen Hände, welche gefaltet ineinander lagen und einen Rosenkranz hielten, hatten keine Spur von Fleisch. Am kleinen Finger der Rechten stak ein goldener Reif mit einem Amethyst, doch ohne irgend ein eingraviertes Zeichen. Sie war nicht nach bulgari-

scher Weise, sondern wie eine Türkin gekleidet. Sie hatte vor dem Bilde des Gekreuzigten ihr Haupt entblößt. Der Gesichtsschleier lag neben ihr. Sie war jedenfalls schön gewesen; sie war es selbst noch im Tode. Ihr Mund lächelte, und in ihren Zügen lag ein Frieden, welcher vermuten ließ, daß der Todesengel sie mit sanfter Hand berührt hatte.

»Was wirst du tun?« fragte Halef.

»Es gibt nur eins zu tun: wir müssen die Angehörigen der Toten zu finden suchen. Diese wohnen in der Nähe, denn eine Frau pflegt sich nicht weit von ihrer Wohnung zu entfernen. Wir müssen in der Nähe von Barutin sein. Kommt! Wir lassen sie natürlich hier.«

Wir stiegen wieder auf und ritten weiter.

Die Höhe senkte sich jetzt steiler abwärts, und die Büsche traten weiter auseinander. Bald erblickten wir ein turmartiges Gebäude, in dessen Nähe mehrere kleine Häuser standen. Da sagte der Pferdebesitzer:

»Das muß der Karaul des Hauptmanns sein.«

Karauls sind Wachttürme, gewöhnlich mit Militär besetzt, zum Schutze der Straße und Gegend. Sie stammen aus früherer Zeit, haben aber ihren Zweck nicht verloren.

Der Turm stand hoch, und wirklich führte tief unten so etwas Straßenartiges vorüber nach einem Orte, den wir in der Ferne erblickten.

»Das ist Barutin,« sagte der Mann. »Ich bin hier, wo wir uns befinden, noch nie gewesen; aber ich habe von diesem Karaul gehört. Es wohnt ein Hauptmann hier, welcher in Ungnade gefallen ist. Er läßt sich nicht viel sehen; er lebt wie ein Einsiedler. Er ist ein Menschenfeind; aber sein Weib soll eine Freundin der Armen und Unglücklichen sein.«

»Reiten wir hin!«

Als wir bei dem Turme ankamen, trat uns aus der Türe ein alter Mann entgegen, dem man es ansah, daß er Soldat gewesen war. Einen so dichten langen Schnurrbart, wie er trug, hatte ich noch niemals gesehen.

»Zu wem wollt ihr?« fragte er in unfreundlichem Tone.

»Ich höre, daß hier ein Offizier wohnt?«

»Ja.«

»Ist er daheim?«

»Ja. Aber er spricht mit niemand. Reitet weiter.«

»Das werden wir tun; doch sage uns vorher, ob vielleicht in der Gegend hier eine Frau gesucht wird.«

Sein Gesicht nahm sofort den Ausdruck der größten Spannung an. Er antwortete:

»Ja, ja. Die Herrin ist verschwunden. Wir haben sie bereits seit gestern früh gesucht, doch vergeblich.«

»Wir haben sie gefunden.«

»Wo? Wo ist sie? Warum kommt sie nicht mit?«

»Führe mich zu deinem Herrn!«

»Komm, komm!«

Er war auf einmal freundlich geworden. Ich stieg ab und folgte ihm. Der Turm war sehr massiv gebaut. Unten gab es keinen Wohnraum. Wir stiegen eine Treppe empor und gelangten in ein kleines Gemach, in welchem ich warten mußte. Ich hörte in der Nebenkammer einige laute Ausrufe, dann wurde die Türe aufgerissen, und der Hauptmann erschien auf der Schwelle.

Er war wohl noch nicht fünfzig Jahre alt und ein schöner Mann. Seine Augen waren sehr gerötet; er hatte geweint.

»Du hast sie gefunden? Wo ist sie?« rief er hastig.

»Erlaube mir erst, dich zu grüßen,« antwortete ich. »Darf ich bei dir eintreten?«

»Ja, komm herein!«

Der Raum, in welchen ich jetzt trat, war ziemlich groß. Er hatte drei hohe, schmale, schießschartenähnliche Fenster. An den Wänden lagen Kissen als einziges Meublement, und über ihnen hingen rundum viele Waffen und Tabakspfeifen. Zwei Knaben, die sich umschlungen hielten, saßen in der Ecke. Ich sah es ihnen an, daß auch sie geweint hatten. Der martialische Alte entfernte sich nicht. Er wollte hören, was ich zu sagen hatte.

»Sei willkommen!« meinte der Hauptmann. »Also, wo ist meine Frau?«

»Hier in der Nähe.«

»Das ist unmöglich. Wir haben sie gesucht allüberall, ohne sie zu finden. Noch jetzt sind alle meine Leute auf den Beinen, um nachzuforschen.«

Ich wollte natürlich mit der Todesnachricht nicht sogleich herausplatzen; darum fragte ich:

»War dein Weib krank?«

»Ja, sie war schon längst krank. Warum fragst du? Ist sie tot? Ich weiß, daß sie nicht mehr lange leben kann, denn der Arzt hat mir gesagt, daß sie schwindsüchtig ist.«

»Du bist gefaßt, die Wahrheit zu hören?«

Er erblaßte und wendete sich ab, als ob ihn so die Nachricht weniger hart treffen könnte.

»Ich bin ein Mann,« sagte er. »Sprich!«

»Sie ist tot.«

Da weinten die beiden Knaben laut auf. Der Vater sagte nichts; aber er legte den Kopf gegen die Mauer. Ich sah seine Brust arbeiten; er kämpfte gegen ein Schluchzen, welches er nur mit großer Anstrengung zu unterdrücken vermochte. Erst nach längerer Zeit wendete er sich mir wieder zu und fragte:

»Wo hast du sie gesehen?«

»In einem Gebüsch, zehn Minuten von hier.«

»Willst du uns hinführen?«

Ehe ich antworten konnte, erklang hinter mir ein Ton, als ob einer erwürgt werden sollte. Ich drehte mich schnell um. Da stand der Alte. Er hatte die Ecke seiner Jacke in den Mund gestopft, um das Weinen nicht hören zu lassen; aber es gelang ihm nicht. Er zog die Jacke zurück und weinte laut – zum Erbarmen.

Jetzt konnte sich auch der Hauptmann nicht mehr halten; er weinte mit, und die Knaben stimmten ein. Mir wurde so weh. Ich trat zum Fenster und blickte hinaus. Ich sah nichts, denn auch ich hatte Tränen in den Augen.

Es dauerte lange, bis sich die beiden Männer beruhigten. Der Hauptmann entschuldigte sich:

»Du darfst nicht über uns lachen, Fremdling! Ich hatte die Mutter meiner Kinder sehr lieb. Und dieser war mein Feldwebel, und als ich die Gnade des Großherrn verlor, hat er mich

nicht verlassen, wie die Andern alle. Sie war mein Trost in der Einsamkeit. Wie lebe ich ohne sie?»

Was ich nun zu sagen hatte, durfte vielleicht der alte Feldwebel nicht hören; darum fragte ich ihn:

»Gibt es eine Tragbahre hier?»

»Ja, Herr,« antwortete er.

»Mache sie bereit, und besorge Leute dazu!«

Er ging, und nun fragte ich den Hauptmann:

»Du bist natürlich ein Moslem?»

»Ja. Warum fragst du?»

»War deine Frau eine Christin?»

Er richtete hastig einen forschenden Blick auf mich und antwortete:

»Nein; aber – hast du vielleicht einen Grund, dich danach zu erkundigen?»

»Ja. Ich glaube, daß sie eine Christin gewesen ist.«

»Sie war eine Freundin der Ungläubigen. Als ich hierher zog, brauchte ich eine Dienerin. Ich nahm eine alte Frau zu mir. Ich wußte nicht, daß sie eine Christin war; aber später bemerkte ich es, und daß sie mein Weib verführen wollte. Ich jagte sie fort. Seit jener Zeit wurde Hara still und immer stiller; sie weinte zuweilen, und dann wurde sie krank. Sie hustete und verlor ihre Kräfte.«

»So bist du hart mit ihr gewesen?»

Er antwortete erst nach einer Weile:

»Durfte ich sie eine Giaurin werden lassen?»

»Sie ist es doch geworden und aus Gram über deine Strenge erkrankt und gestorben. Sie hat sich draußen im Gebüsch einen Altar errichtet, um nach der Weise der Christen zu dem Allmächtigen beten zu können. Sie ist im Gebet gestorben. Laß jetzt Friede sein zwischen dir und ihr!«

»Bist du etwa ein Christ?»

»Ja.«

Er blickte mir lange in die Augen. Er kämpfte mit sich; dann streckte er mir die Hand entgegen und sagte:

»Du kannst nicht dafür, daß du ein Ungläubiger bist und

daß auch sie euren Lehren Glauben geschenkt hat. Führe mich zu ihr, mich und die Kinder!«

»Willst du nicht die Knaben zurücklassen? Sie bekommen noch zeitig genug das Angesicht der Toten zu sehen.«

»Du hast recht. Laß uns allein gehen.«

Meine Gefährten hielten noch immer unten an der Türe. Als er sie erblickte, sagte er:

»Ich glaubte, du seist allein, denn ich habe euch nicht kommen sehen. Ihr seid meine Gäste. Da drüben ist der Stall, und dort ist das eigentliche Wohnhaus. Im Turme wohne ich allein. Es ist zwar niemand zu Hause, aber geht nur hin und denkt, ihr seid daheim.«

»Wo ist der Feldwebel?« fragte ich.

»Er hat niemand gefunden und ist wohl gegangen, um die Abwesenden zu suchen. Sie sind ja alle fort, um nach der Verschwundenen zu forschen. Gehen wir allein.«

Meine Begleiter ritten nach dem angewiesenen Gebäude hinüber. Halef hatte Rih am Zügel. Der Hauptmann sah den Rappen und war zu sehr Offizier, um nicht für einen Augenblick seine Trauer zu vergessen.

»Dieses Pferd gehört dir?« fragte er.

»Ja.«

»Ein Christ und ein solches Pferd? Du mußt ein vornehmer und reicher Herr sein! Verzeihe mir, wenn ich vergaß, dir die gebührende Ehre zu erweisen!«

»Allah hat alle Menschen geschaffen und ihnen befohlen, Brüder zu sein. Ich habe dir nichts zu verzeihen. Komm!«

Wir stiegen bergan. Als wir das Gebüsch erreichten und ich da stehen blieb, sah er sich suchend um und fragte:

»Ist es hier?«

»Ja. Da drinnen.«

»In diesem Dickicht? Wer hätte das gedacht! Wie hast du sie da finden können?«

»Mein Pferd hat sie entdeckt. Es blieb hier schnaubend stehen. Komm herein!«

Wir drangen durch das Strauchwerk bis zu dem offenen Plätzchen. Ich werde in meinem ganzen Leben den Auftritt

nicht vergessen, der nun folgte. Als sein Blick auf die Leiche fiel, stieß er einen lauten Schrei aus und warf sich neben sie hin. Er nahm sie in die Arme; er küßte ihre kalten Lippen; er streichelte ihr die Wangen und strich ihr liebkosend über das Haar. Er mußte sie sehr, sehr lieb gehabt haben – und war dennoch hart gegen sie gewesen.

Sie hatte ihren Glauben vor ihm heimlich gehalten. Wie oft mochte sie mit Seelenqualen gerungen haben!

Er schien dieselben Gedanken zu haben. Jetzt, da er die Tote in den Armen hatte, weinte er nicht. Sein Blick haftete starr auf ihren Zügen, als gelte es, da irgend ein Geheimnis zu ergründen. Dann sagte er:

»Sie ist vor Gram krank geworden und gestorben!«

Es wäre ein Fehler gewesen, ihn trösten zu wollen. Ich sagte also:

»Sie ist in dem Glauben gestorben, welcher selig macht. Das Christentum läßt auch die Frauen teil am Himmel nehmen, und du hast ihr diesen Himmel rauben wollen.«

»Sprich nicht so! Deine Worte zerreißen mir das Herz. Sie ist tot, und vielleicht trage ich die Schuld daran. Könnte sie doch nur noch einmal die Augen öffnen; könnte sie doch nur noch einmal sprechen! Einen Blick, ein Wort möchte ich haben. Aber sie ist fortgegangen ohne Abschied, und niemals werde ich wieder ihr Auge sehen und ihre Stimme hören! Und es ist mir, als ob ich ihr Mörder sei!«

Ich war still; ich sagte nichts. Er betrachtete den Rosenkranz.

»Das ist nicht die Gebetschnur der Moslemim,« sagte er nach einer Weile. »Sie müßte neunundneunzig Kugeln haben für die neunundneunzig Eigenschaften Allahs. Diese Schnur aber hat große und kleine Kugeln. Was mag dies bedeuten?«

Ich erklärte es ihm.

»Kannst du mir diesen Gruß an Jungfrau Maria sagen und die Worte des Pater noster?«

Ich tat es. Als ich geendet hatte, sagte er langsam:

»Vergib uns unsere Schuld! Glaubst du, daß sie mir die meine vergeben hat?«

»Ich glaube es, denn sie war eine Christin und hat dich lieb gehabt.«

»Das ist die Gebetsschnur der alten Dienerin, die ich fortjagte. Ich werde sie aufheben, denn sie hat sich in den Händen Haras befunden, als sie starb. Und da oben ist auch das Kreuz der Alten. Sie hat beides zurückgelassen. Dieser Ort soll ganz so bleiben, wie er ist, und vielleicht werde ich ihn oft besuchen. Aber niemand soll ihn sehen. Ich werde die Tote hinaustragen. Komm, Herr!«

Er legte die Leiche nicht gleich draußen nieder, sondern er trug sie noch eine ganze Strecke fort, damit die Stelle, an der sein Weib gestorben war, nicht so leicht erraten werden könnte. Er bedeckte das Antlitz der Toten mit dem Schleier und sagte:

»Du hast ihr Angesicht gesehen. Das ist eine Sünde; aber da sie als Christin gestorben ist, kann ich mich beruhigen. Ein anderer aber soll sie nicht sehen.«

Er saß noch lange da neben ihr und klagte sich an. Sein Schmerz war aufrichtig, wurde aber nach und nach ruhiger. Dann kam der Feldwebel mit zwei Leuten, welche die Bahre trugen. Halef war dabei und hatte sie geführt. Die Leiche wurde nach Hause geschafft, hinauf in das Turmzimmer, in welchem ich mit dem Hauptmanne gesprochen hatte. Die Knaben waren neun und elf Jahre alt; sie vermochten den Verlust, welcher sie getroffen hatte, zu begreifen. Ihr Weinen war herzerschütternd; ich mußte gehen, um nicht auch laut zu schluchzen.

Die Bewohner der um den Turm liegenden Gebäude waren zurückgekehrt; sie standen in einem Abhängigkeitsverhältnisse zu dem Hauptmanne. Er war wohlhabend, und ihm gehörten diese Häuser.

Auf seinen Befehl wurde uns eine Mahlzeit zugerichtet; er selbst aber ließ sich nicht sehen. Später ließ ich ihm sagen, daß wir aufbrechen wollten, und er sandte mir die Bitte, zu ihm zu kommen. Als ich in das Turmzimmer kam, saß er neben der Leiche. Er sah ganz verweint und ermattet aus, streckte mir die Hand entgegen und sagte:

»Du willst mich verlassen?«

»Ja; ich muß meine Reise fortsetzen.«

»Ist das so notwendig? Kannst du nicht heute bei mir bleiben? Wenn Hara jetzt noch lebte, müßte sie mir von dem Glauben der Christen erzählen; nun sie aber tot ist, gibt es keinen als dich, von dem ich es erfahren kann. Bleibe da; laß mich nicht allein mit den Gedanken, welche mich quälen.«

Ich hatte keine Zeit zu versäumen; aber es war mir, als ob ich ihm seine Bitte nicht abschlagen dürfe, und darum sagte ich zu.

Die Gefährten hatten nicht viel gegen unser Bleiben einzuwenden, und so saß ich bei dem Hauptmanne, bis es Abend wurde, und noch länger. Unsere Unterhaltung war ernst, recht ernst. Ich als Laie konnte freilich an ihm nicht zum Missionär werden; aber sein Herz war geöffnet, und ich versuchte es, das Samenkorn hineinzulegen, so gut ich es vermochte, in der Hoffnung, daß es aufgehen und Früchte bringen würde. Ich blieb mit ihm die ganze Nacht bis früh beisammen; dann setzten wir unsern Ritt fort.

Wir ritten durch Barukin, am Nachmittag durch Dubnitsa und kamen gegen Abend nach Nevrekup, das früher bekannt war wegen seiner Eisenminen. Am anderen Tage ging es weiter. Wir befanden uns in einer berühmten Gegend, denn hier auf diesen Bergen war es, wo nach der griechischen Sage Orpheus durch die Macht seines Gesanges den Bäumen und Felsen Leben und Bewegung gab. Um die Mittagszeit erreichten wir endlich Menlik.

Es versteht sich von selbst, daß wir nicht dahin ritten, wo Manach el Barscha abgestiegen war. Wir suchten uns eine andere Herberge, fanden aber sämtliche Häuser schon besetzt.

Der Jahrmarkt hatte begonnen, und der Zudrang der Fremden war ganz bedeutend. Da Albani den Pferdebesitzer ablohte und er also nun allein war, fand er ein Unterkommen; wir andern aber mit unseren Pferden hatten es schwieriger.

Wir waren eben wieder vor einer Herberge abgewiesen worden, da trat ein Mann zu uns heran und fragte:

»Ihr sucht wohl einen Ort, an welchem ihr übernachten könnt?«

»Ja,« antwortete ich. »Weißt du vielleicht einen?«

»Für euch, ja; für Andere nicht.«

»Warum nur für uns?«

»Weil ihr die Koptscha habt. Ihr seid also Brüder. Mein Herr wird euch bei sich aufnehmen.«

»Wer ist dein Herr?«

»Er ist Fuhrmann und wohnt nicht weit von hier. Wenn ihr mir folgen wollt, will ich euch führen.«

»Führe uns! Ich werde dir dankbar sein.«

Er schritt voran, und wir folgten ihm.

»Den habe ich bereits gesehen,« bemerkte mir Halef halblaut.

»Wo?«

»Am Eingange der Stadt. Da stand er und schien auf irgend jemand zu warten.«

Jetzt erinnerte ich mich auch, an ihm vorüber geritten zu sein. Es fiel mir das nicht auf; das war jedenfalls nur ein Zufall. Später aber sah ich ein, daß er nur auf uns gewartet hatte.

Er führte uns an ein Haus, welches einen so breiten und hohen Eingang hatte, daß wir gleich in den Hof reiten konnten. Dort standen zwei Ochsenwagen, jedenfalls das Eigentum des Fuhrherrn. Uns gegenüber, im hinteren Teile des Hofes, war ein Brettergebäude, welches unser Führer uns als den Stall bezeichnete. Er sagte, daß wir unsere Pferde hineinführen sollten.

»Meinst du nicht, daß es für uns nötig ist, erst mit deinem Herrn zu sprechen?«

»Warum?«

»Noch wissen wir ja nicht, ob er überhaupt bereit ist, uns bei sich aufzunehmen.«

»Er nimmt euch auf. Er hat Platz, und Männer, welche die Koptscha besitzen, sind ihm stets willkommen.«

»So ist er auch ein Bruder?«

»Ja. Da kommt er.«

Es kam ein kleiner, dicker Kerl in den Hof, welcher nicht den allerbesten Eindruck auf mich machte. Er schielte. Zwar bin ich keineswegs gegen Leute, welche an diesem Naturfehler leiden, voreingenommen; aber der Mann hatte einen schlei-

chenden, katzenartigen Gang und eckig gebogene Kinnbacken, und ich habe stets gefunden, daß solche Personen einen falschen Charakter besitzen.

»Wen bringst du da?« fragte er den Knecht.

»Es sind Freunde; sie besitzen die Koptscha und fanden keinen Platz in den Hans. Du erlaubst doch, daß sie hier bleiben?«

»Sie sind mir willkommen. Wie lang bleibt ihr hier?«

»Einige Tage vielleicht,« antwortete ich. »Wir werden dich gern ebenso bezahlen, wie wir im Han zahlen müßten.«

»Sprich davon nicht. Meine Gäste haben nichts zu bezahlen. Schafft eure Pferde in den Stall, und kommt dann herein zu mir. Ihr werdet finden, was ihr braucht.«

Er ging wieder fort. Es war mir, als ob er einen sehr befriedigenden Blick mit dem Knecht gewechselt habe.

Der Stall war lang und hatte zwei Abteilungen. In der einen Abteilung standen mehrere Ochsen; die andere war leer und wurde uns angewiesen. Der Knecht stieg eine schmale Stiege empor und sagte:

»Ich werde euch Heu holen. Oder wünscht ihr ein anderes Futter?«

»Bringe, was du hast!«

Als er oben verschwunden war, blickte ich durch ein Astloch der hinteren Stallwand und sah einen ziemlich großen Hof. Dort stand ein langer, starker Mann in lauschender Stellung. Er schien nach uns herüber zu horchen. Da hustete der Knecht oben, und der Mann antwortete, indem er auch hustete. Dann verließ er den Hof.

Das fiel mir natürlich auf, doch ließ ich mir nichts merken, als der Knecht zurückkehrte. Wir versorgten unsere Tiere und begaben uns dann in die Stube, in welcher uns der Dicke erwartete. Er saß auf einem Polster vor einem Dreifuß, auf welchem eine Platte mit Kaffeetassen stand. Er hieß uns abermals willkommen und klatschte in die Hände. Da erschien ein Knabe, welcher die Tassen füllte.

Das klappte so gut, als ob man uns erwartet hätte. Auch ein

Gefäß mit Tabak stand da. Wir stopften unsere Pfeifen und erhielten glühende Kohlen zum Anbrennen.

»Du hast ein sehr gutes Pferd,« sagte er. »Verkauftst du es?«

»Nein.«

»Das ist schade! Ich hätte es sofort behalten.«

»So bist du ein reicher Mann. Es vermag nicht jeder, ein solches Pferd zu bezahlen.«

»Fuhrleute müssen Geld haben. Woher kommst du heute?«

»Von Nevrekup.«

»Und wohin wirst du von hier reiten?«

»Nach Seres.«

Es fiel mir nicht ein, ihm die Wahrheit zu sagen. Er machte ein Gesicht, wie einer, der irgend eine Sache besser weiß, es aber nicht sagen will, und fragte:

»Welche Geschäfte machst du hier?«

»Ich möchte Getreide und so ähnliches kaufen. Gibt es hier einen, bei dem man so etwas bekommen kann, einen Fruchthändler?«

Es gelang ihm nicht, ein verschlagenes Lächeln zu unterdrücken. Er antwortete:

»Es gibt einen Mejwedschi hier. Er heißt Glawa und wird dich gut bedienen, denn er ist auch ein Bruder.«

Da hatte ich also das Gespräch auf diesen Glawa gebracht, bei welchem Manach el Barscha abgestiegen sein sollte.

»Wohnt er weit von hier?« erkundigte ich mich.

»In der anderen Straße. Ich kenne ihn gut. Ich war vor kaum einer Viertelstunde bei ihm.«

»Ist er beschäftigt?«

»Ja. Heute wirst du nicht bei ihm ankommen.«

»Er hat wohl viel Gäste bei sich?«

»Noch keinen; aber er erwartet Gäste. Deselim aus Ismilan, der Kaffeewirt und Waffenschmied, will auch kommen. Kennst du diesen Mann vielleicht?«

»Ja. Er ist auch ein Bruder.«

»Wann hast du ihn kennen gelernt?«

»Vor einigen Tagen. Auch ich bin in seinem Hause eingekehrt.«

»Hast du auch seinen Bruder gesehen?«

Er gab sich den Anschein der Unbefangenheit; es war jedoch ganz so, als ob er mit diesen Fragen einen gewissen Zweck verfolge. Er fragte mich nach meinen Personalien, und ich gab ihm die Auskunft, welche mir geboten schien. Als er nach einiger Zeit bemerkte, daß ich jetzt ausgehen werde, um mir Menlik und den Jahrmarkt anzusehen, bot er mir so geflissentlich seine Begleitung an, daß ich ihn nicht zurückweisen konnte, obgleich ich viel lieber allein mit Halef gegangen wäre.

Es herrschte ein überaus reges Leben, aber zu vergleichen ist so ein Markt doch nicht mit einem deutschen Jahrmarkt. Der schweigsame Türke durchschreitet still die Budenreihen oder vielmehr die Reihen der Verkäuferstände, deren Inhaber ebenso wortlos bei ihren Waren sitzen und es sich gar nicht einfallen lassen, irgend einen Käufer anzulocken. Und tritt einer heran, so geht die Sache so ruhig, fast heimlich ab, als gelte es, wichtige Geheimnisse einzutauschen.

Der Unterschied liegt ganz besonders in dem Mangel des weiblichen Elementes. Man sieht fast nur Männer, und nur hier und da taucht eine ballonartige Hülle auf, aus deren Guckloch ein schwarzes Auge funkelt. Die Frauen der Nichtmohammedaner sind zwar nicht zu einer solchen Zurückhaltung verpflichtet, aber auch bei ihnen gilt es nicht für schicklich, sich dem Gedränge eines Marktes preiszugeben.

Karussells, Schau-, Spiel- und Würfelbuden gab es nicht. Der Würfel ist dem rechtgläubigen Moslem ein Greuel, da der Kuran ihn verbietet. Leierkästen, Musikantenbanden, welche einen europäischen Markt beleben, durfte man hier nicht suchen. Doch ja, eins gab es, und zwar etwas, woran der Türke außerordentlich Geschmack findet, nämlich ein Zelt mit chinesischen Schattenspielen. Man nennt sie Kara göz ojunu.

Hier strömten die Menschen in Masse ein und aus: hinein mit dem Ausdruck größter Spannung in dem Gesicht, heraus mit lächelnden, hochbefriedigten Mienen.

»Habt ihr schon einmal ein Kara göz gesehen?« fragte uns der Fuhrmann.

»Nein.«

»Wie ist das möglich? Es gibt nichts Schöneres als so ein Schattenspiel. Laß uns hineingehen!«

Es schien unmöglich zu sein, Platz zu bekommen, aber mit Hilfe der Ellbogen, die ich ganz rücksichtslos in Tätigkeit setzte, gelangten wir doch bis an die Grenze der Möglichkeit; dann aber standen wir, eingekeilt in eine Menschenmenge, welche in lautloser Erwartung des ersehnten Genusses harrete.

Mir wurde bereits jetzt übel. Der Orientale schläft in seinen Kleidern, die er also äußerst selten ablegt. Von einem regelmäßigen Wechsel der Leibwäsche hat er gar keine Ahnung; darum ist es kein Wunder, daß seine Nähe nicht nur durch das Auge, sondern auch durch die Nase bemerklich ist. Und nun diese fürchterlich zusammengedrängten Menschen! Der Dichter des Inferno hat eine wunderbare Phantasie entwickelt, aber eine der entsetzlichsten Strafen hat er doch übersehen – eine arme Seele, zwischen Orientalen eingepreßt, um ein chinesisches Schattenspiel zu erwarten, unfähig, die Arme zu rühren und sich die Nase zuzuhalten. Ein Glück, daß ich damals von dem Dasein des Komma-Bazillus und anderer ähnlicher Ungeheuer noch keine Ahnung hatte! Welch ein Weltmeer von Bazillen mußte uns hier umfluten!

Endlich gellte ein schriller Pfiff. Die Vorstellung begann. Was ich sah, war obszön im höchsten Grade und wurde mit einem schallenden Gelächter belohnt, während der Orientale das laute Lachen sonst für unanständig hält. Ich wollte sogleich gehen, aber ich konnte nicht; ich stak so fest, daß ich kein Glied zu rühren vermochte, und so war ich gezwungen, auszuharren, bis ein zweiter Pfiff das Publikum belehrte, daß es für einen Viertelpiaster bereits mehr als zuviel gesehen hatte.

Jetzt setzte sich das Menschen-Gelee in Bewegung und löste sich langsam in einzelne Personen auf. Draußen angelangt, holte ich zunächst tief Atem. Seekrankheit ist das reine Amusement gegen das, was ich nun glücklicherweise überstanden hatte.

»Gehen wir noch einmal hinein?« fragte der Fuhrmann.

Halcf streckte ihm alle zehn Finger abwehrend entgegen, und ich gab gar keine Antwort.

Während unserer übrigen Wanderung machte ich die Beobachtung, daß der Fuhrmann ganz übermäßig besorgt war, uns nicht zu verlieren; auch suchte er es ängstlich zu vermeiden, daß sich zwischen mir und Anderen ein Gespräch entspanne. Ich sprach einigemal zu uns Begegnenden; da aber war er sofort mit einer Unterbrechung da und versuchte, mich abzu-drängen. Das machte ihn verdächtig. Ich begann zu ahnen, daß er irgend eine Absicht verfolge.

»Kommen wir nicht an dem Hause des Mejwedschi Glawa vorüber?« fragte ich ihn.

»Nein. Warum?«

»Weil ich gern wissen möchte, wo er wohnt, da ich ihn doch morgen aufsuchen werde. Willst du es mir zeigen?«

»Ja.«

»Ist der Mejwedschi ein Serbe?«

»Warum denkst du das?«

»Weil sein Name ein serbischer ist.«

»Du hast es erraten. Folge mir!«

Nach einiger Zeit zeigte er mir ein Haus als dasjenige des Fruchthändlers, und ich merkte es mir. Es war um die Abenddämmerung, als wir heimkehrten. Dort hörten wir, der Knecht sei gestürzt und habe sich so beschädigt, daß man nach dem Arzt geschickt habe. Der Fuhrmann suchte den Knecht auf, und ich ging über den Hof in den Stall.

Als ich dort eintrat, sah ich die Pferde ohne Aufsicht. Osko und Omar waren auch fortgegangen. Rih drehte mir den Kopf zu, wieherte auf und schnaubte dann in einer Weise, wie ich es noch nie an ihm bemerkt hatte. Ich liebkosete seinen Kopf; er pflegte dann gewöhnlich die feine Nase an meiner Achsel zu reiben und mich auf die Wange zu küssen – denn ein Pferd küßt auch – jetzt aber unterließ er es. Er schnaubte fort und zeigte eine ganz ungewöhnliche Erregung. Ich betrachtete ihn. Es war bereits ziemlich dunkel in dem Stall, aber ich bemerkte doch, daß das Pferd nur auf dem rechten Hinterhufe stand. Ich hob den linken Hufempor und betastete ihn. Rih schnaubte und zuckte das Bein, als ob er Schmerzen empfinde.

»Er lahmt,« sagte Halef. »Das fehlt uns noch! Wo hat er sich Schaden getan?«

»Das werden wir gleich sehen. Nehmen wir ihn hinaus in den Hof; da ist es noch hell.«

Der Rappe hinkte wirklich, und zwar bedeutend, so daß mir die Sache sehr verwunderlich vorkam. Es war, bis ich aus dem Sattel stieg, nicht das geringste zu bemerken gewesen. Woher also plötzlich eine Verletzung? Ich strich mit der Hand an dem kranken Bein hinab; da aber gab es keine Schmerzen. Das Übel saß am Hufe. Ich hob diesen empor und betrachtete ihn, konnte aber nicht das geringste entdecken. Ich begann, mit der Fingerspitze zu tasten, lange vergeblich. Endlich zuckte das Pferd zusammen, und ich hatte unter dem Haare eine kleine Erhöhung gefühlt. Ich schob die Haare beiseite und sah – den Kopf einer Stecknadel, welche dem armen Tier am Hufrande in das Leben getrieben war.

»Hier, Halef, eine Nadel!«

»Allah! Wie ist das möglich? Wo hat er sich dieselbe eingetreten?«

»Eingetreten? An dieser Stelle ist von einem Eintreten gar keine Rede. Schau her!«

Er sah den Nadelkopf und hatte in demselben Augenblicke auch bereits die Peitsche aus dem Gürtel gerissen. Er wollte fort; aber ich hielt ihn zurück.

»Halt! Keine Dummheit!«

»Dummheit? Ist es etwa eine Dummheit, wenn ich den Menschen peitsche, welcher dieses Tier so quält und es zuschanden machen will?«

»Warte nur noch! Zunächst muß die Nadel entfernt werden. Halte das Bein!«

Rih merkte, daß ich ihm Hilfe bringen wollte. Ich konnte mich nur des Messers bedienen, um die Nadel zu fassen. Der Rappe hatte sicherlich Schmerzen dabei, aber er hielt vollständig still. Als ich dann die Nadel herausgezogen hatte, sagte Halef, die Hand nach ihr ausstreckend:

»Gib sie mir! Ich werde den Bösewicht entdecken, der es ge-

tan hat, und ihm steche ich sie dann in – in – sage mir, Sihdi, wo es ihn am meisten schmerzen wird!«

»Ihm die Nadel irgendwo ins Fleisch zu stechen, das wäre keine Strafe. Führen wir das Pferd wieder in den Stall.«

Rih trat wieder auf. Ich war nicht weniger zornig als Halef, aber die Sache wollte überlegt sein. Zu welchem Zweck hatte man das Tier lahm gemacht?

»Ich weiß es,« sagte Halef.

»Nun, weshalb?«

»Um dich zum Verkauf des Rappen zu bewegen.«

»Das wohl nicht. Zigeuner pflegen zuweilen dieses Mittel anzuwenden. Findet man die Nadel nicht, so hält man das Pferd für unheilbar und verschleudert es. Hier ist aber wohl eine andere Absicht vorhanden.«

»Er hat dich doch gefragt, ob du den Rappen verkauftst!«

»Aber er muß aus meiner Antwort gemerkt haben, daß mir dies nicht einfallen kann. Und wenn er wirklich geglaubt hat, mich durch einen so niederträchtigen Streich zum Verkauf zu bewegen, so hat er sich sehr geirrt. Ich kann mich eines Verdachtes nicht erwehren, welcher zwar noch unbestimmt ist, jedenfalls aber ganz am Platze sein dürfte. Warum blieb mir dieser Fuhrmann so auffällig an der Seite? Warum suchte er jede Verständigung zwischen mir und Anderen zu verhüten? Dabei muß ich an das Wimmern denken, welches wir jetzt bei unserer Rückkehr hörten. Der Knecht soll verletzt sein, wie sein Herr sagte. Hm!«

»Hm!« brummte auch Halef nachdenklich. »Sihdi, da fällt mir etwas ein!«

»Was denn?«

»Ich dachte darüber nach, aus welchem Grunde man ein Pferd lähmt, wenn es nicht in der Absicht geschieht, den Besitzer zum Verkauf zu verleiten.«

»Hast du einen Grund gefunden?«

»Ja. Es gibt nur einen: – das Pferd soll nicht laufen können; man will den Reiter verhindern, schnell vorwärts zu kommen.«

»Ganz recht. Daran dachte ich auch. Und wenn einer ge-

zwungen werden soll, langsam zu reiten, welche Absicht hat dann unbedingt der Andere?»

»Ihn schneller einzuholen oder ihn zu überholen.«

»Ja. Der Gedanke, daß man uns nach unserer Abreise verfolgen will, liegt sehr nahe.«

»Was aber kann dieser Fuhrmann dabei bezwecken? Wir haben ihm nichts getan. Er ist unser Gastfreund; er muß uns also schützen anstatt uns schaden.«

»Seine Gastfreundschaft war uns willkommen, da wir nirgends Platz fanden; aber sein Verhalten befremdet mich – es kommt mir jetzt aufdringlich vor. Wenn uns der Knecht wirklich an der Straße erwartet hat, so muß man von unserm Kommen unterrichtet gewesen sein. Eine solche Benachrichtigung könnte nur von Ismilan aus geschehen sein. Wir haben von dort aus Zeit verloren, und es ist also recht gut möglich, daß uns irgend ein Bote zugekommen ist. In diesem Falle – –«.

»Schau, Sihdi!« unterbrach mich Halef.

Wir hatten Rih in den Stall zurückgeführt, in welchem wir uns noch befanden. Es war ziemlich dunkel darin. Auch draußen begann es zu dämmern, aber es war doch noch hell genug, um den ganzen Hof überblicken zu können. Vorn am Eingang stand eine alte Frau. Sie sah sich in einer Weise um, als ob sie irgend etwas Heimliches vorhabe; dann kam sie eilig über den Hof herüber und machte einen Schritt über die Stalltüre.

»Esgar, bist du da?« fragte sie nun.

»Wer ist Esgar?« antwortete ich.

»Der Knecht.«

»Der ist nicht da.«

»Nicht? Es ist hier dunkel. Wer bist du?«

»Ein Gast des Fuhrmanns.«

Da trat sie weiter in den Stall herein und sagte hastig:

»Sprich, bist du ein Christ?«

»Ja.«

»Kommst du von Ismilan?«

»Ja.«

»Herr, fliehe! Verlaß dieses Haus und diese Stadt, aber sehr bald, noch heute abend!«

»Warum?«

»Es droht dir große Gefahr, dir und den Deinen.«

»Von wem? Welche Gefahr meinst du?«

»Von Glawa, dem Fruchthändler. Aber worin diese Gefahr besteht, das weiß ich noch nicht. Sie wollen es erst besprechen. Ich soll deinem Wirte sagen, daß er in einer Stunde, wenn es ganz dunkel ist, hinüberkommen möge.«

»Hinüber? Zu wem?«

»Zu Glawa, meinem Herrn.«

»Du sagst, ›hinüber‹? Der Fruchthändler wohnt ja gar nicht in der Nähe!«

»Hat man dir seine Wohnung verschwiegen? Das ist ein Beweis, daß ich recht habe, dich zu warnen. Glawa wohnt doch hier nebenan. Sein Hof stößt an diesen Stall.«

»Ah, so! Hier hinter diesen Brettern ist euer Hof?«

»Ja; fliehe! Ich habe keine Zeit. Ich habe mich zu dir geschlichen und dachte, einen von euch im Stalle zu finden; aber erblicken darf mich hier niemand. Ich muß sogleich zu dem Fuhrmann.«

Sie wollte sich entfernen. Ich ergriff sie am Arm und bat sie:

»Nur noch einen kleinen Augenblick! Daß wir uns in Gefahr befinden, haben wir bereits geahnt. Du machst diese Ahnung zur Gewißheit. Aus welchem Grunde aber begibst du dich in die Gefahr, uns zu warnen?«

»Ihr kommt vom Jahrmarkt. Ihr ginget am Hause vorüber. Sie sahen euch, und da nannte dich der eine einen Giaur, einen Christenhund. Ich aber bin auch eine Christin, und da sagte mir mein Herz, daß ich dich warnen müsse. Du hast meinen Glauben; du betest zur heiligen Jungfrau Marryam, wie ich. Ich bin deine Schwester; ich darf meinen Bruder nicht in der Gefahr umkommen lassen.«

»Das wird dir der gute Gott vergelten. Aber sage: wer ist dieser eine, von dem du sprichst?«

»Es sind ihrer zwei. Sie kamen heute am Vormittag von Ismilan. Ihre Namen kenne ich nicht. Den älteren nennen sie Bettler, aber das ist doch kein Name. Er hat ein böses Gesicht;

ich glaube, ihn bereits einmal gesehen zu haben. Er muß einmal bei meinem früheren Herrn eingekehrt sein, droben in dem alten Turm bei Barukin.«

Sie wandte sich zum Gehen; aber ihre letzten Worte veranlaßten mich, sie noch festzuhalten.

»Halt!« sagte ich. »Hast du dort mit deiner Herrin im Busch ein Mauerwerk gebaut mit dem Bilde des Gekreuzigten?«

»Ja. Woher weißt du das?«

»Ich komme von dort. Ich war der Gast deines vormaligen Herrn. Ich fand die Herrin vor dem Altare, wohin sie gegangen war, um dort zu sterben. Sie war tot.«

»Tot? Mein Herr und Gott! Ist das wahr?«

»Ja. Hättest du Zeit, so könnte ich es dir erzählen. Dein Herr sprach von dir.«

»O,« sagte sie dringlich, »du mußt es mir erzählen. Ich darf keinen Augenblick länger hier bleiben; aber da es so ist, so wage ich alles. Mögen sie mich töten, wenn sie mich ertappen. Ich komme wieder, aber nicht hierher. Bleibst du noch länger hier im Stall?«

»Wünschst du es?«

»Ja. Ich werde dann an diese Bretterwand kommen; da können wir miteinander sprechen, du hier und ich draußen.«

»Du kannst hereinkommen. Diese Bretter sind kein großes Hindernis. Ich kann leicht eins oder zwei entfernen, wenn ich nur die Nägel herausziehe.«

»Das wird man später bemerken!«

»Nein; ich befestige sie wieder.«

»Gut. Sage kein Wort, daß ich bei dir gewesen bin. Ich gehe jetzt, und wenn es so dunkel ist, daß man mich nicht sehen kann, so komme ich.«

Sie eilte davon.

»Hasa nassieb – das ist Gottes Schickung!« sagte Halef. Er hatte recht. Eben diese alte Dienerin, diese treue, wenn auch heimliche Christin, mußte sich da drüben bei dem Fruchthändler befinden! Der Mohammedaner kennt zwar das Wort Zufall, aber er bezeichnet damit etwas, was Andersgläubige für möglich halten, er niemals. Die Worte Taktir, Kismet, Kader

{Schickung Gottes, Fügung des Schicksales}, welche das Entgegengesetzte bezeichnen, sind ihm heilig.

»Meinst du, daß es Saban ist, der Bettler, von dem sie sprach?« fragte der kleine Hadschi.

»Sehr wahrscheinlich.«

»Aber du hast doch erzählt, daß der Schmied ihn mit sich genommen habe!«

»Er muß ihm auf irgend eine Weise entkommen sein. Er ist an jenem Abend nicht unverletzt geblieben; es ist jedenfalls keine gewöhnliche Leistung von ihm, nach Menlik zu reiten.«

»Wer mag der Andere sein, Sihdi?«

»Mir ahnt, daß es unser Wirt aus Ismilan ist, der Bruder des Kawehdschi Deselim, welcher den Hals gebrochen hat. Der Bettler hat ihm alles erzählt; nun verfolgen sie uns, um sich zu rächen.«

»Das soll ihnen schwer werden!« knurrte der Kleine.

»Vor allen Dingen müssen wir zu erfahren suchen, was sie gegen uns beschließen. Dabei wird uns hoffentlich die Dienerin unterstützen.«

»Diese alte, gute Ranunkel! Ich werde sie beschenken. Was soll ich ihr geben, Sihdi? Meinst du vielleicht, einige von den Silberstücken, welche sich in dem Beutel hier für mich befanden?«

»Geld wird allerdings das beste Geschenk sein; sie ist jedenfalls arm. Aber behalte das deinige, Halef. Ich werde es besorgen.«

»Das wußte ich,« kicherte er. »Ich habe nur Silber, du aber hast Gold. Ich mache das Geschenk aus deiner Tasche. Du bist ein nobler Mensch und bezahlst, was dein Freund und Beschützer Anderen gibt. Aber schenke ihr nicht mehr als eins deiner Goldstücke. Unsere Reise ist noch weit, und wir können nicht wissen, welche Summe wir noch brauchen.«

»Du bist heute ein sehr sparsamer Haushalter! Bedenke, daß dieses Weib unsere Retterin ist!«

»Das ist sie nicht. Sie hat uns gewarnt; aber wir wußten schon vorher, daß wir uns in Gefahr befanden. Wir wären vorsichtig gewesen. Aber sage, Sihdi: warum wollen wir abwarten,

was sie gegen uns beschließen? Wir gehen jetzt hinein zu diesem verräterischen Fuhrmann; ich will ihm einigemal meine Fäuste auf die Nase legen, und dann suchen wir uns einen anderen Wirt.«

»Das geht nicht. Wir müssen Manach el Barscha und Barud el Amasat haben, die sich hier befinden. Sie dürfen gar nicht ahnen, daß wir das Geringste wissen. Ich muß erfahren, weshalb sie eigentlich nach Menlik gekommen sind. Willst du deine Fäuste gebrauchen, so wirst du wohl später Gelegenheit dazu finden.«

»Ja, du willst warten, bis sie dich hier als Mörder anzeigen! Dann wirst du gehenkt, und ich stehe unter deiner Leiche und weine Milch und Spiritus. Ich bin zwar dein Beschützer, aber gar zu viel darfst du doch nicht von mir verlangen!«

»Die große Gefahr, von welcher du sprichst, würde nur verschlimmert werden, wenn wir uns an dem Fuhrmanne vergriffen. Übrigens ist es jetzt nicht Zeit zu unnützer Plauderei. Wir dürfen den Wirt nicht merken lassen, was wir wissen. Bleiben wir hier im Stall, so kann er leicht mißtrauisch werden. Und da ich hier mit der Dienerin zusammentreffen will, so muß ich wenigstens für kurze Zeit zu ihm gehen. Vorher aber laß uns einmal hier nach den Brettern sehen.«

Der Moder hatte mir vorgearbeitet. Es bedurfte gar keiner Anstrengung, um einige Bretter locker zu machen; dann ging ich hinein in die Stube.

Der Fuhrmann stand da mit seiner Frau, die sich aber bei meinem Eintritte sofort entfernte. Beide hatten sich vermutlich von etwas sehr Ernstem unterhalten; das konnte ich aus ihren Mienen schließen.

»Hat Allah dir Sorgen gesandt?« fragte ich ihn. »Sie stehen in deinem Gesicht geschrieben.«

»Ja, Herr, ich habe Sorgen,« sagte er. »Mein Knecht liegt im Blute, welches ihm aus Mund und Nase geflossen ist.«

»Führe mich zu ihm!«

»Bist du ein Arzt? Es war bereits ein solcher hier; der Kranke aber hat so große Schmerzen, daß ich auch noch den Alchimisten kommen ließ. Er ist soeben fort.«

»Welche Meinung hatte er von der Krankheit?«

»Er erkannte sie sofort; er ist viel klüger als der Andere. Ihm sind alle Krankheiten und alle Heilungen und Arzneien offenbar. Er sagte, der Kranke habe ein Magengeschwür, welches vom Genusse saurer Orangen abstamme. Das Geschwür ist bis unter die Haut gedrunken. Daß der Knecht gestürzt ist oder sich gestoßen hat, dies hat nur dazu beigetragen, diese innere Krankheit ruchbar zu machen. Er will ihm etwas Magenstärkendes schicken und dann später bei der Operation den Blutschwären aus dem Magen schneiden.«

»Wird das gelingen?«

»O, er hat Messer, mit denen er den dicksten Knochen auseinander bringt, und der Magen ist ja viel weicher.«

»Ja, er scheint ein großer Arzt zu sein; aber laß mich trotzdem den Kranken einmal sehen!«

Er willigte ein. Der Patient lag stöhnend auf einer alten Decke; er hatte viel Blut verloren. Da er Beinkleid und Jacke auf dem bloßen Leibe trug, so war sehr leicht zu der Verletzung zu gelangen. Er schrie laut auf, als ich sie berührte.

»Verstehst du dich auf Magengeschwüre?« fragte der Wirt.

»Ja; aber ein solches ist hier gar nicht vorhanden.«

»Was denn? Woran leidet er?«

»Es ist eine sehr gefährliche Hufeisenkrankheit.«

Er blickte mich sehr dumm an.

»Hufeisenkrankheit?« sagte er. »Von dieser Krankheit habe ich noch nichts gehört.«

»Schau her! Hier diese Geschwulst sieht genau so aus, als ob sie von einem ausschlagenden Pferd verursacht worden sei. Die blutrünstige Stelle zeigt ganz die Form eines Pferdehufes. Diese Krankheit hat das Eigentümliche, daß sie die Rippen zerbricht, und sie überfällt nur solche Leute, welche nicht gelernt haben, mit einer Stecknadel vorsichtig umzugehen.«

Er wußte nicht so recht, wie er meine Erklärung nehmen sollte. Er half sich mit der Frage:

»Du meinst, daß Rippen zerbrochen sind?«

»Ja. Auch die Lunge ist verletzt, wie dieses Blut hier beweist. Dein Alchimist ist ein Dummkopf; der erste Arzt war klüger.

Wenn du nicht den besten Doktor rufst, den es in Menlik gibt, so wird dieser Mann sterben müssen. Kommt er aber mit dem Leben davon, so mag er sich in Zukunft mehr vor fremden Pferden in acht nehmen.«

»Er hat ja kein fremdes Pferd angerührt!«

»So hat dieses aber ihn berührt, und zwar so, daß er sich meinen guten Rat wohl merken wird.«

»Weißt du ein Mittel, ihn zu heilen?«

»Ja; aber zu dieser Heilung gehört eine lange Zeit. Hole den Arzt und lege ihm, bis dieser kommt, sehr nasse Tücher auf die Brust; das ist das beste Mittel.«

»Wir haben einen sehr klugen Militärarzt hier; aber er wird wegen des Jahrmarkts keine Zeit haben. Soll ich dem Kranken nicht einstweilen einen Rhabarbertrank eingeben und ihm ein Zugpflaster auflegen?«

»Trinke du selbst den Rhabarbertrank und quirle vorher das Zugpflaster hinein. Beides kann dir nichts schaden; für ihn aber ist es zu stark.«

»Du redest sehr bitter, Herr! Ich werde gleich selbst gehen, um den Militärarzt zu suchen.«

»Wann kommst du wieder?«

»Das weiß ich nicht genau. Ich muß vorerst zu einem Freunde gehen, welcher mich nicht gleich wieder von dannen lassen wird. Wenn ich wieder komme, werden wir zu Abend essen. Oder hast du jetzt schon Hunger?«

»Nein. Deine Seele ist voll von Mildtätigkeit; aber ich kann bis zu deiner Rückkehr warten.«

Er entfernte sich wirklich sogleich. Ich wußte nun, daß er zunächst zu dem Fruchthändler gehen würde. Das war mir lieb, da ich nun mit der Dienerin sprechen konnte, ohne befürchten zu müssen, von ihm gestört zu werden.

Also der Knecht hatte Rih die Nadel eingestochen und war von ihm geschlagen worden. Ich hatte nicht nötig, den Menschen zu bestrafen. Er dauerte mich trotz meines Zornes über den boshaften Streich, zu welchem er sich hergegeben hatte.

Unten traf ich auf Osko und Omar, welche von ihrem Aus-

gange zurückkehrten. Der erstere nahm mich beim Arme und sagte:

»Effendi, man betrügt uns. Dieser Fuhrmann ist ein Lügner, ein gefährlicher Mensch.«

»Wie so?«

»Der Fruchthändler wohnt gleich hinter uns; wir haben nach ihm gefragt. Und weißt du, wer bei ihm ist?«

»Nun, wer?«

»Der, welcher uns in Ismilan bewirtet hat. Er stand unter der Tür des Hauses.«

»Hat er euch gesehen?«

»Ja. Aber er trat sofort zurück, um sich zu verbergen. Er glaubte vielleicht, wir hätten ihn noch nicht bemerkt. Was werden wir tun?«

»Vielleicht müssen wir die Stadt noch in der Nacht verlassen. Hier ist Geld. Kauft Früchte und einiges Geflügel ein, doch so, daß man es nicht bemerkt, und übergibt es Halef. Aber bleibt nicht lange fort!«

Sie gingen wieder, und ich begab mich in den Stall. Es war nun dunkel geworden, und ich hatte nicht lange zu warten, bis es draußen klopfte. Ich schob die unten los gemachten und nur noch oben an den Nägeln hängenden Bretter zur Seite und kroch hinaus auf den Nachbarhof.

»Allah, Allah! Du kommst heraus?« sagte die Alte.

»Ja; es ist so besser. Werden wir gestört, so krieche ich schnell zurück. Es hat keine Gefahr. Ist der Fuhrmann schon bei euch?«

»Nein; die Stunde ist ja noch nicht vorüber. Aber, Herr, du wolltest mir von meiner guten Gebieterin erzählen!«

Eigentlich hatte ich viel Nötigeres zu tun, aber sie verdiente es, daß ich ihren Wunsch erfüllte. Ich gab ihr einen so ausführlichen Bericht, wie die gegenwärtige Lage es erlaubte. Die Nachricht von dem Tode ihrer Herrin wollte ihr das Herz brechen. Sie weinte halb laut vor sich hin. Dann erzählte sie mir von ihrer Vergangenheit, wie sie von ihrem damaligen Herrn fortgejagt worden und nach verschiedenen Schicksalen zu dem Fruchthändler in Menlik gekommen sei.

Das tat ihr wohl, und darum hörte ich ihr willig zu, obgleich ich mit meiner Ungeduld zu kämpfen hatte. Leider mußte ich die gute Seele endlich doch unterbrechen und sie auf die Gegenwart aufmerksam machen.

»O Isa, Jussuf, Marryam!« sagte sie da. »Ich denke nur an mich, aber nicht an dich. Kann ich dir einen Dienst erweisen? Ich will es gern tun.«

»Du kannst es. Hast du vielleicht den Namen Manach el Barscha oder Barud el Amasat gehört?«

»Ja. Diese beiden waren mit noch einem dritten bis heute bei meinem Herrn.«

»Bis heute? Wo sind sie jetzt?«

»Fort.«

»Wohin?«

»Das weiß ich nicht. Es kamen die zwei Männer, von denen ich dir gesagt habe. Es wurde heimlich gesprochen, und dann ritten die drei fort. Darauf ward der Fuhrmann geholt. Sie wußten nicht genau, wann und woher ihr kommen würdet. Sein Knecht mußte sich auf dem Wege nach Nevrekup, der unsrige aber auf dem Wege nach Vessme und Wlakawitza aufstellen. So konntet ihr ihnen nicht entgehen. Ich hörte, daß du ein Christ seist, und daß man sich an dir rächen wolle. Du sollst bei dem Fuhrmann wohnen, und dann wollen sie bestimmen, was sie tun werden. Das erlauschte ich nur nach und nach, und ich beschloß, dich zu warnen. Jetzt bin ich ganz glücklich, dies getan zu haben, und ich wollte, ich könnte noch viel mehr für dich tun!«

»Ich danke dir! Ich weiß nicht, wie lange ich hier bleibe und ob ich dich noch einmal sehen werde. Erlaube mir, daß ich dir ein Andenken gebe an den fremden Mann, dem du dein Wohlwollen geschenkt hast!«

Ich gab ihr das für sie vorher hervorgesuchte Geschenk in die Hand. Sie sagte nichts dazu. Es war dunkel, und sie mochte wohl den Gegenstand erst betasten. Dann aber erklang es, fast zu laut:

»O Gott! Ein Rosenkranz! O Herr, wie bist du doch so gütig! Das war der größte Wunsch meines Lebens. Einen Rosen-

kranz der Moslem mochte ich nicht, und ein christlicher ist so selten und so teuer. Ich werde bei jedem Gebet deiner gedenken. Aber was soll ich heute für dich tun?»

Das Geschenk hatte sie in eine Art von Begeisterung versetzt. Sie befand sich in der Stimmung, sich sogar in Gefahr zu begeben, wenn ich es verlangt hätte.

»Meinst du, daß es unmöglich sei, zu erfahren, was sie beschließen?« fragte ich.

»Das wird schwer sein. Ich habe Matten und Wein in die Erker schaffen müssen. Dort werden sie ihre Unterredung halten und da sind sie nicht zu belauschen.«

Mit dem Worte ›Erker‹ meinte sie wohl eine Giebelkammer. Die Schurken verfahren mit großer Vorsicht.

»Trinken sie denn Wein, sie, die Anhänger des Propheten?«

»O, sie trinken oft, bis sie keinen Verstand mehr haben; nur darf es kein Anderer wissen. Die Kammer liegt ganz versteckt. Man muß auf einer alten Treppe hinaufgehen. Ich wollte wohl lauschen, aber da oben kann man nicht schnell entfliehen. Würde die Türe geöffnet, so wäre ich verloren. Der Herr hat verboten, heute da hinaufzugehen.«

»In eine solche Gefahr sollst du dich auch gar nicht begeben! Und doch möchte ich gerne wissen, was sie sprechen.«

»Da fällt mir ein – – ich werde sie doch belauschen! Ich lege mich auf die Decke der Kammer.«

»Wie meinst du das?«

»Es gibt da oben einen Taubenschlag. Ich krieche hinein und werde alles hören.«

Das war lustig – ein Taubenschlag!

»Kann man denn da hinein?« fragte ich.

»Ja. Es sind seit vielen Jahren keine Tauben drin gewesen. Das Türloch ist so groß, daß ein Mensch ganz gut hineinkriechen kann.«

»Aus was besteht der Boden?«

»Aus hölzernen Knütteln, einer neben den andern gelegt.«

»Liegen sie fest?«

»Sehr fest; aber es sind doch Lücken dazwischen, und man kann ganz gut in die Kammer hinabblicken und alles hören.

Da hinauf gehe ich, und dann komme ich wieder hierher, um dich zu benachrichtigen.«

»Hm! Ich möchte dich nicht zu einem solchen Wagnisse veranlassen, und sodann ist es – «

»Herr,« fiel sie ein, »ich tue es; ich tue es gern!«

»Das glaube ich dir; aber es könnte vieles gesagt werden, was du nicht recht zu deuten wüßtest. Dein Bericht würde mich dann vielleicht irre führen, anstatt mir zu nützen. Könnte ich selbst hinauf in den Taubenschlag, so wäre es viel besser.«

»Es ist sehr schmutzig da oben!«

»Das darf mich nicht abhalten. Die Frage ist nur, ob ich glücklich hinauf gelangen könnte, ohne bemerkt zu werden.«

»Das kannst du ganz gut.«

»Wie so?«

»Es ist dunkel, sonst würdest du hier an diesem Gebäude eine Leiter sehen. Steigt man da hinauf, so kommt man dahin, wo der Herr das Stroh aufbewahrt, mit welchem er handelt. Noch eine kleine Leiter, und du bist oben, wo sich das Heu befindet. Gehst du dann unter dem Dache hin, so gelangst du unter das Dach des Hauptgebäudes und grad an die Türe des Taubenschlages. Kriechst du da hinein und ziehst die Türe hinter dir zu, so kann kein Mensch auf den Gedanken kommen, daß jemand darin ist. Links von dieser Türe geht eine Stiege hinunter in das Hauptgebäude.«

»Meinst du, daß ich es versuchen könne?«

»Ja; aber ich muß dich hinaufführen.«

»Gut. Herunter finde ich mich dann von selbst wieder.«

»Wenn die Männer wieder herabkommen, so weiß ich, daß du auch fort bist. Dann werde ich wieder hierher kommen. Vielleicht kann ich dir dann noch von Nutzen sein. Soll ich dich jetzt hinaufführen? Die Stunde wird nun bald vorüber sein.«

»Ja; aber warte vorher noch einen Augenblick!«

Ich kroch in den Stall zurück. Dort stieß ich auf Halef, welcher sich nicht entfernt hatte.

»Sihdi, ich habe alles gehört,« sagte er.

»Gut; so brauche ich dir keine Erklärung zu machen. Sind Osko und Omar noch nicht da?«

»Nein.«

»Ich habe sie nach Mundvorrat geschickt. Ich weiß nicht, wie das Abenteuer ausläuft. Halte die Pferde gesattelt, ganz so, als ob wir sofort aufbrechen wollten; doch muß es möglichst unbemerkt bleiben.«

»Ahnst du die Gefahr?«

»Nein; aber man muß auf alles vorbereitet sein.«

»So gehe ich mit hinauf!«

»Das ist unmöglich.«

»Sihdi, es gibt Gefahr, und ich bin dein Beschützer!«

»Du beschützest mich am besten, wenn du meine Aufträge erfüllst.«

»So nimm wenigstens deine Gewehre mit!«

»Gewehre in einem Taubenschlag? Unsinn!«

»Ich sehe, daß du zugrunde gehen willst. Aber ich werde über dich wachen.«

»Tue das; doch entferne dich nicht von den Pferden. Ich habe das Messer und zwei Revolver; das ist genug.«

Jetzt kroch ich wieder in den Hof hinaus. Die Dienerin nahm mich bei der Hand und führte mich zur Leiter. Ohne ein Wort zu sagen, stieg sie mir voran, und ich folgte ihr. Oben angekommen, fühlte ich aufgeschichtetes Stroh. Sie zog mich einige Schritte weiter bis zu einer zweiten Leiter, welche aber weniger hoch war. Als wir diese erstiegen hatten, befanden wir uns auf – wie es daheim genannt würde – auf dem Hahnebalckenboden des Nebengebäudes. Dort nahm sie mich abermals bei der Hand und zog mich weiter, immer unter dem Dachfirst hin. Wir wateten im Heu. Ich war länger als sie und stieß verschiedene Male mit dem Kopf an die Sparren und Balken. Sie sagte zwar immer: »Hier war ein Balken!« Aber sie sagte es stets erst dann, wenn ich die Bekanntschaft desselben bereits gemacht hatte.

Endlich – – brr, ging es plötzlich so jäh abwärts, daß wir beide den Halt verloren und miteinander mehrere Ellen tief

abwärts rutschten. Das hatte nichts zu sagen. Die Schlittenbahn bestand aus Heu.

Meine Führerin hatte einen Schreckensruf ausgestoßen. Wir lauschten, ob dies gehört worden sei. Als aber alles ruhig blieb, sagte sie leise zu mir:

»Hier grad vor uns ist der Taubenschlag und links die Stiege. Ich gehe aber nicht hinab, sondern kehre auf demselben Wege zurück, auf dem ich gekommen bin.«

»Werden die Männer schon da sein?«

»Nein, sonst würden wir sie hören.«

»Das ist gut, sonst hätten sie deinen Schrei vernommen.«

»Hier habe ich die Türe geöffnet. Ich gehe; nimm dich in acht, damit dir kein Leid geschehe!«

Ich hörte sie am Heu zurückklettern; dann war es still um mich her, still und schauerlich finster.

In einem amerikanischen Urwald, des Nachts, hätte ich mich gewiß nicht so beklemmt gefühlt, wie hier in diesem dunkeln, unbekannten und engen Raum. Rechts war Wand, links die Stiege. Ich befand mich auf einem nur wenige Quadratschuh großen Plätzchen. Hinter mir der Heuboden und vor mir eine dünne Holzwand mit einem offenen Türchen, genau so groß, daß ich mich mühsam hindurchzwängen konnte.

Diese Umgebung war außerordentlich feuergefährlich; aber es war notwendig, auch zu sehen, wo ich mich befand. Darum zog ich ein Wachshölzchen hervor und brannte es an. Ich blickte mich schnell außerhalb des Taubenschlages um und leuchtete sodann hinein. Ah, die Alte hatte sehr recht! Schmutz gab es da in Masse; aber das mußte ertragen werden. Glücklicherweise war das Staatskabinet doch so geräumig, daß ich gut Platz fand. Da, rechts, schien ein Stück Boden zu fehlen; doch hatte die linke Hälfte ein ganz sicheres Aussehen. Ich kroch also hinein und zog die Türe hinter mir zu. Ich hatte es mir aber noch nicht ganz bequem gemacht, so begann der hier herrschende Geruch seine Wirkung. Ich merkte, daß kein Mensch hier zwei Minuten bleiben könne, ohne eine ganze Sebastian Bachsche Fuge herunter zu niesen. Das war höchst gefährlich. Ich suchte mit der Hand umher und fand

eine Schnur. Ich zog an derselben – und wirklich, da öffneten sich zwei Fluglöcher, und es drang wenigstens so viel Luft herein, als ich unbedingt zum Atmen bedurfte.

Dieser Luxus machte mich anspruchsvoller. Ich kroch wieder hinaus und holte mir ein Quantum Heu herein, um wenigstens für die Ellbogen eine weichere Unterlage zu haben. Nun hatte ich es so gemächlich, wie ich es hier überhaupt nur haben konnte.

Jetzt wäre es mir lieb gewesen, wenn die Erwarteten gekommen wären; aber meine Geduld wurde leider auf eine harte Probe gestellt. Ich merkte dabei, daß es ohne gewisse Vorkehrungen hier auf die Dauer doch nicht auszuhalten sei. Die frische Luft reichte nicht aus. Ich schob die Türe wieder auf. Der Duft des Heues war doch noch besser als das scharfe Aroma des Taubenguano, in welchem ich lag. Um das Niesen zu verhüten, nahm ich mein Taschentuch hervor und band es zusammengelegt über die Nase und hielt dann den Mund möglichst nahe an die beiden Fluglöcher.

Hier waren die Vögel des Ölzweiges aus und ein geschlüpft. Ein Blick hinaus belehrte mich, daß ich mich unter dem Giebeldach befand. Der Lärm und die Lichter des Jahrmarktes drangen zu mir herauf. Dabei kamen und gingen allerlei Gedanken. Meines kleinen Halef berühmter Emir Hadschi Kara Ben Nemsı Effendi im Taubenschlag! Ein Weltläufer in der Fremde hier im Taubenschlag? Ja, das war ja ganz wie in jenem berühmten Gedicht vom Schneider, der in die Fremde wandern soll, sich aber vor dieser so fürchtet, daß er unmöglich fortzubringen ist und seine Mutter ihn im Taubenschlag versteckt.

An diese romantische Heldenballade mußte ich denken. Ich lachte dabei fröhlich vor mich hin; das verursachte eine zitternde Bewegung meines Körpers, welche sich auch dem Boden mitteilte – er krachte.

Eigentlich hätte mich dies mißtrauisch machen sollen; aber die Hölzer hatten vorher meine viel kräftigere Bewegung ausgehalten, und so war also gar kein Grund zur Besorgnis vorhanden. Selbst wenn die Festigkeit des Taubenschlages nicht

auf Jahrtausende berechnet sein sollte – ich lag ja still; es konnte nichts geschehen.

So hielt ich es fast bewegungslos wohl eine Stunde aus, und meine Lage wurde immer unbehaglicher. Da ich die Nase zugebunden hatte, so holte ich durch den Mund Atem. Der scharfe, ätzende Staub drang mir in die Kehle und reizte zum Husten. Ich konnte mir doch nicht auch noch den Mund verbinden!

Da – endlich – erschallten unter mir Schritte und Stimmen. Man öffnete die Türe; es wurde Licht, und es traten ein – zwei, vier, fünf, sechs Männer, welche sich auf die auf dem Boden ausgebreiteten Strohecken niederließen.

Jetzt, da das Licht von unten herauf durch meine Knüppel-Unterlage leuchtete, erschien mir dieselbe gar nicht mehr so recht zuverlässig. Es gab da ganz bedeutende und beängstigende Lücken. »Sehr fest«, hatte die Alte gesagt. Ich fand dies aber ganz und gar nicht.

Der Regen war durch das arg beschädigte Dach gedrungen, hatte den Guano durchnäßt und ihn zu einer ziemlich zusammenhängenden Kruste gemacht. Das mochte der Grund sein, daß er überhaupt noch vorhanden und nicht längst hinunter in die Kammer gefallen war.

Nun aber hatte ich mich auf der Kruste bewegt; die Wirkung konnte verhängnisvoll für mich werden. Ich erblickte zu meinem Schrecken den weißgrauen, stellenweise fingerhohen Überzug, welchen die Gegenstände da unten erhalten hatten, und dazu siebte ununterbrochen ein feiner Staubregen nach.

Das wurde dann erst deutlich bemerkt, als sich die Männer niedergesetzt hatten.

Derjenige, welcher das Licht in der Hand gehabt hatte, ein langer, spindeldürrer Mensch, jedenfalls der Wirt, blickte zornig nach oben und sagte:

»Dschehenneme gitme kedije; onu öldürim – Verdammnis über die Katze! Ich schlage sie tot.«

Man kann sich denken, daß ich mich nicht rührte; ich wagte kaum, zu atmen.

Neben dem Wirt saß mein lebenswürdiger Gastfreund, der Fuhrmann; dann folgten Saban, der Bettler, und der Bruder

Deselims aus Ismilan. Der Bettler hatte den einen Arm verbunden und eine tüchtige Beule an der Stirn. Es schien, daß er dem wackeren Schmied nur nach einem Kampf entkommen war. Die beiden anderen Männer hatte ich noch nicht gesehen. Sie trugen die Koptscha, waren also auch Eingeweihte und hatten Physiognomien, welche man am besten mit dem Worte »Ohrfeigengesichter« bezeichnet. Der Eine hatte außer den gewöhnlichen Waffen noch etwas an dem zerfetzten Gürtel hängen, was ich für eine Schleuder zu halten geneigt war. Ich wußte damals nicht, daß diese Waffe noch heute in jenen Gegenden im Gebrauche ist.

Diese beiden Männer verhielten sich schweigend; nur die anderen sprachen.

Der Bettler erzählte das Ereignis in der Waldhütte und berichtete dann von unserem nächtlichen Zusammentreffen und wie er in meine und des Schmiedes Hände geraten war. Als an das Pferd gefesselter Gefangener hatte er widerstandslos folgen müssen, bis sie am frühen Morgen ein Dorf erreicht hatten und da bei einem Bekannten des Schmieds eingekehrt waren. Dort aber hatte sich ein Freund des Bettlers auf Besuch befunden und ihn von seinen Fesseln frei gemacht, so daß es ihm glücklich war, auf dem Pferde davonzureiten. Der Schmied hatte ihn dann verfolgt und auch erreicht. Es war zu einem Handgemenge gekommen, bei welchem der Bettler zwar einige derbe Jagdhiebe erhalten hatte, aber doch noch entwischt war. Natürlich hatte er nun in höchster Eile seinen unterbrochenen Ritt nach Ismilan fortgesetzt und dort im Einkehrhause vernommen, ich sei dagewesen, aber bereits wieder aufgebrochen.

Als der Bruder Deselims erfahren hatte, ich trüge die Schuld, daß sein Bruder den Hals gebrochen hatte, war er mit dem Bettler sofort zu Pferde gestiegen, um mir zu folgen. Er wußte ja, daß ich in Menlik bei dem Fruchthändler einkehren würde und da ganz sicher zu finden wäre.

Unterwegs waren sie dem abgelohnten Führer Albanis begegnet, welcher ihnen alles Weitere erzählt hatte. Sie erfuhren, daß wir einen Umweg eingeschlagen hatten, und beeilten sich, vor uns in Menlik anzukommen, was ihnen auch gelungen

war, da sie das Pferd des Bettlers gegen ein besseres vertauscht hatten.

Sie hatten Barud el Amasat, Manach el Barscha und den mit diesen beiden davongelaufenen Gefangenwärter in Menlik bei dem Fruchthändler angetroffen und dieselben von allem unterrichtet. Die drei waren – also gewarnt – sofort aufgebrochen, um von uns nicht erwischt zu werden, hatten sich aber vorher das feste Versprechen geben lassen, daß man uns an einer weiteren Verfolgung hindern werde.

Man hatte an den beiden östlichen Ausgängen der Stadt auf uns gewartet, um uns bei dem Fuhrmann einzuquartieren. Das Weitere sollte nun besprochen werden.

»Es versteht sich von selbst,« sagte der Fruchthändler, »daß diese Hunde unsere Freunde nicht erreichen dürfen.«

»Nicht erreichen?« meinte der Ismilaner. »Nur das willst du verhindern? Weiter soll nichts geschehen? Hat dieser Fremde nicht meinen Bruder getötet? Hat er mich nicht betrogen und mir unsere Geheimnisse entlockt? Hat er sich nicht in den Besitz der Koptscha gesetzt, so daß ich ihn nicht nur für einen der Unserigen, sondern sogar für einen der Anführer gehalten habe? Er wird unserem Bund den größten Schaden bereiten, wenn wir ihn fortreiten lassen. Er muß bleiben!«

»Wie willst du ihn dazu bewegen?«

»Wie? Das fragst du noch?«

»Ja, ich frage es.«

»Nun – durch schöne Worte und freundliche Vorspiegelungen bringen wir ihn nicht soweit. Wir müssen Zwang anwenden. Das können wir auf zweierlei Weise tun. Entweder klagen wir ihn an, so daß er hier gefangen genommen wird, oder wir selbst halten ihn fest.«

»Wessen willst du ihn anklagen?«

»Gibt es nicht der Gründe genug?«

»Es wird kein Grund etwas nützen. Du hast mir ja gesagt, daß er drei Papiere besitzt: das Teskereh, Buyuruldi und auch den Ferman. Er steht nicht nur unter dem Schutz der Behörde, sondern er ist sogar ein Empfohlener des Großherrn. Wenn man ihn festnehmen will, so wird er seine Pässe vorzeigen, und

man wird ihm eine Verbeugung machen und ihn nach seinen Befehlen fragen. Ich kenne das. Und selbst wenn er arretiert würde, so könnte er darüber lachen. Er ist ein Franke und wird sich auf seinen Konsul berufen. Und fürchtet sich ja der Vizekonsul vor uns, so gibt es einen Generalkonsul, dem es gar nicht einfallen wird, auf uns zu hören.«

»Du hast recht. Wir werden also handeln.«

»Aber wie?«

Da machte der Bettler eine energische Handbewegung und sagte:

»Was verliert ihr so viele Worte? Er ist ein Verräter und ein Mörder. Gebt ihm eine Messerklinge in den Leib; da wird er schweigen und kann nichts ausplaudern.«

»Du hast recht,« stimmte der Ismilaner bei. »Mein Bruder ist tot. Blut um Blut! Ihr habt sein Pferd gelähmt, damit wir ihn schnell einholen. Warum soll er überhaupt von hier fort? Mein Messer ist scharf. Während er schläft, schleiche ich mich zu ihm und stoße ihm die Klinge ins Herz. Dann ist unsere Rechnung ausgeglichen.«

Da entgegnete der Fuhrmann hastig:

»Das geht nicht! Ich bin euer Freund und Helfer; ich bin bereit gewesen, ihn bei mir aufzunehmen, damit wir ihn genau beobachten können; ich will auch weiter das meinige tun. Aber bei mir darf er nicht sterben. Ich will nicht vor dem Richter erscheinen, weil ein Schützling des Großherrn bei mir ermordet wurde.«

»Feigling!« brummte der Ismilaner.

»Schweig! Du weißt, daß ich nicht feig bin. Ich habe des Schadens bereits genug, da mein Knecht schwer verletzt ist. Ich glaube sogar, dieser Fremdling ahnt, was wir getan haben.«

»Wie kann er es ahnen?«

»Er sprach von Stecknadeln. Vielleicht hat er gar die Nadel im Fuße des Pferdes entdeckt. Diese ungläubigen Frankenhunde haben die Augen des Teufels. Sie sehen alles, was sie nicht sehen sollen.«

Da legte der eine der beiden Männer, welche mir unbekannt waren, den Tschibuk weg und sagte:

»Macht es kurz! Worte sind für Kinder und Weiber; wir aber sind Männer und wollen Taten verrichten. Manach el Barscha will in der Ruine von Ostromdscha auf uns warten, damit wir ihm sagen, wie wir diese Hunde unschädlich gemacht haben. Ich muß ihm mit meinem Bruder hier die Botschaft bringen und habe nicht Lust, eine Ewigkeit zu warten.«

Diese Worte waren mir natürlich von größter Wichtigkeit, da sie mir sagten, wo ich die Flüchtlinge suchen mußte. Nun harrete ich in höchster Spannung des Entschlusses, welcher gefaßt werden sollte. Es verursacht einem ein gar eigentümliches Gefühl, zu hören, daß es einem an den Kragen gehen soll.

Natürlich war ich bemüht, mir kein Wort entgehen zu lassen. Um so ärgerlicher war es, daß ich grad jetzt draußen ein Rascheln des Heues vernahm. Ich hob den Kopf empor. War das vielleicht die Katze, von welcher der Hausherr gesprochen hatte? Das Tier spazierte zu einer Zeit hier oben herum, welche mir gar nicht ungelegener sein konnte. Unten erhoben sich laute Stimmen. Fast noch lauter aber wurde es in diesem Augenblick vor dem Taubenschlag. Es gab einen sehr geräuschvollen Rutsch – plumps – ein ärgerliches »Ah!« und dann war es draußen still, unter mir aber auch.

Ein Blick, den ich hinunter warf, zeigte mir, daß alle horchten. Auch sie hatten das Geräusch vernommen. Es war ein Glück, daß sie eben jetzt lauter als vorher gesprochen hatten.

»Was war das?« fragte der Bettler.

»Wohl die Katze,« antwortete der Fruchthändler.

»Hast du so viele Mäuse da oben?«

»Mäuse und Ratten.«

»Aber wenn es ein Mensch gewesen ist, der uns belauscht!«

»Wer sollte das wagen?«

»Sieh doch lieber einmal nach!«

»Es wird nicht nötig sein; ich will es aber tun.«

Er stand auf und verließ die Kammer. Jetzt befand ich mich in Gefahr. Ich zog die Beine möglichst an mich. Er hatte zwar kein Licht bei sich; aber wenn er fühlte, daß die Türe zum Taubenschlag offen war, schöpfte er wohl Verdacht und griff hi-

nein. Ich hörte die Stiege knarren. Er kam wirklich herauf – zum Glück aber nicht ganz.

»Ist jemand da?« fragte er.

Niemand antwortete; aber es raschelte leise im Heu, so daß auch er es sicher hörte.

»Wer ist da?« wiederholte er.

»Miau!« antwortete es jetzt.

Und darauf folgte ein zorniges Pfauchen. Es war wirklich die Katze, welcher er vorhin die Verdammnis angewünscht hatte. Er brummte unmutig einige Worte in den Bart und kehrte dann in die Kammer zurück.

»Habt ihr es gehört?« fragte er. »Es war das Vieh.«

Ich hatte bereits die Hand am Messer gehabt; jetzt fühlte ich mich beruhigt – aber nicht für lange Zeit, denn als das Gespräch wieder begann, hörte ich ein leises, streichendes Geräusch hinter mir, als ob jemand mit der tastenden Hand die Räumlichkeit untersuche. Ich horchte auf. Ah, da fühlte eine Hand an meinem Fuße.

»Sihdi!« flüsterte es.

Jetzt kannte ich diese Katze.

»Halef?« antwortete ich so leise wie möglich.

»Ja. Habe ich die Stimme der Katze nicht prächtig nachgeahmt?«

»Mensch, was fällt dir ein! Du bringst dich und mich in die allergrößte Gefahr!«

»Mußte ich nicht? Du bliebst so lange fort. Ich hatte Sorge um dich. Wie leicht konnte man dich erwischen!«

»Das hättest du abwarten sollen!«

»So! Soll ich warten, bis man dich getötet hat? Nein, ich bin dein Freund und Beschützer.«

»Der mich aber in Verlegenheit bringt. Verhalte dich jetzt ganz ruhig!«

»Siehst du sie?«

»Ja.«

»Und hörst du sie?«

»Ja, ja doch!« antwortete ich ungeduldig. »Aber ich werde sie nicht hören, wenn du weiter plauderst.«

»Gut, ich schweige. Aber zwei hören mehr als einer. Ich lausche auch – ich komme hinein.«

Ich hörte, daß er Anstalt machte, in den Taubenschlag zu kriechen.

»Mensch, bist du des Teufels?« raunte ich ihm zu. »Ich kann dich nicht brauchen. Bleibe draußen!«

Leider aber hatte eben jetzt der Ismilaner seine Stimme so erhoben, daß Halef meine Worte gar nicht verstehen konnte. Er kam zu mir hereingekrochen – wahrhaftig, er kam! Ich gab ihm zwar einen tüchtigen Tritt mit dem Fuß; aber der kleine Kerl meinte es gut – zu gut für die Verhältnisse. Er war ganz erpicht darauf, den Lauscher zu machen, und mochte glauben, daß der Fußtritt nur eine ganz zufällige Bewegung von mir gewesen sei.

Jetzt war er da. Ich drückte mich so weit nach links, wie es mir möglich war.

»O Allah! Wie stinkt es hier!« flüsterte er.

»Her zu mir! Hierher, hierher, ganz zu mir!« gebot ich ihm. »Dort rechts brichst du durch!«

Er machte eine hastige Bewegung zu mir herüber und hatte dabei ganz sicher eine ganze Menge von dem Guano aufgewühlt, denn unten fluchte der Fruchthändler:

»Zur Hölle mit dieser Katze! Da ist sie jetzt über uns und wirft allen Kot herab!«

»Puh! Ah – oh – – uh!« pustete Halef, dem der scharfe Staub in die Nase und Lunge geraten war.

Er hatte sich infolge meiner Aufforderung ganz nahe an mich geschmiegt; darum fühlte ich, daß sein Körper eine krampfartige, wurmartige Bewegung machte.

»Atsch zözünü – nimm dich in acht!« mahnte ich, denn trotz der verbundenen Nase empfand ich einen heftigen Niesreiz.

»Ja, Sihdi! Niemand soll hören – – oh – ih – – bchch – – gchchch – dchchchch – – hilf mir, Allah!«

Er kämpfte vergebens gegen den unüberwindlichen Reiz. Ich hörte ein ganz unbeschreibliches, vergebens nach innen

gedrängtes Pusten und Keuchen und griff unwillkürlich hinüber, um ihm den Mund zuzuhalten.

»O Allah – Al – – ill – – ell – ah – ha – ha – ha – hab – – hab-ziiih, habzuäuuuh!«

Da krachte es los, und zwar so kräftig, so nachhaltig, daß sein ganzer Körper bebte: aber es krachte auch unter uns. Ich fühlte, daß der ganze Taubenschlag wackelte und bebte.

»Si – – Sih – – Sihdi, o Mohammed, ich breche durch!«

Der Kleine wollte diese Worte leise sagen, aber da er bereits den Boden unter sich verlor, so stieß er sie in seinem Schreck laut wie einen Hilferuf aus. Er faßte mich am Arme. Ich erkannte, daß er auch mich mit hinunterreißen würde, und riß mich los. Im nächsten Augenblick prasselte es um mich her, als ob das ganze Gebäude zusammenstürze: – ein entsetzliches Gepolter, eine noch entsetzlichere, dicke Guanowolke – unter mir lautes Schreien, Fluchen, Husten und Niesen – der gute Hadschi war mit der Hälfte des Taubenschlages hinabgestürzt.

Auch ich hing halb in der Schwebel. Ein rascher Schwung brachte mich mit den Beinen zu dem Loch hinaus; nach einer zweiten, krampfhaften Anstrengung stand ich mit dem ganzen Körper draußen. Ich riß das Tuch von der Nase und hustete und nieste, als ob ich es bezahlt bekäme. Jetzt war es ganz gleich, wenn man mich auch hörte.

Unten entstand ein Höllenlärm. Halef befand sich jedenfalls in Gefahr. Das Licht war nicht verlöscht. Hatte man ihn ergriffen, oder war er so geistesgegenwärtig gewesen, hurtig zu entspringen? Ich rannte, so rasch es die Dunkelheit gestattete, die Stiege hinab. Der Heidenspektakel war mein Führer. Ich fühlte die Kammertüre – ich tastete mit der Hand, daß sie von außen verriegelt werden konnte; man brauchte nur einen an einer Schnur hängenden Holzpflöck vorzuschieben. Von innen war sie nicht verschlossen. Ich öffnete. Ein dicker Guano Staub, durch welchen das Licht der Lampe kaum zu dringen vermochte, wallte mir entgegen.

Ich erblickte, so weit ich die Augen zu öffnen vermochte, ein Chaos von Armen, Beinen und herabgefallenen Holzknüpf-

peln, alles in Bewegung – ein unbeschreiblicher Lärm von hustenden, niesenden, fluchenden Menschen, dazu klatschendes Geräusch, als ob jemand eine Peitsche aus Leibeskräften in Bewegung setze. Ich merkte, daß diese Leute sich untereinander gepackt hielten, in der Meinung, den unerwarteten Eindringling ergriffen zu haben. Jetzt erschallte Halefs Stimme:

»Sihdi, wo bist du? Bist du auch herunter?«

»Ja, hier!«

»Hilf, hilf! Jetzt haben sie mich!«

Ich sprang nun – ohne weiteres Besinnen – sprang mitten in den Knäuel hinein. Ja, sie hatten ihn. Ich packte ihn mit der Linken, entriß ihn ihren Händen und schleuderte ihn zur offenen Türe hinaus. Einige Faustschläge mit der Rechten – und sie wichen zurück. Sofort war auch ich draußen, warf die Türe zu und steckte den Pflock vor.

»Halef!«

»Hier!«

»Bist du verletzt?«

»Nein. Komm fort!«

»Ja, hier die Treppe hinab!«

Ich erfaßte seine Hand und zog ihn nach der Gegend, in welcher ich die Treppe vermutete. Hierbei leiteten mich Stimmen, welche unten erschallten. Man hatte da den Lärm vernommen und kam, um nachzusehen, was es zu bedeuten habe.

Wir rutschten mehr die Treppe hinab, als daß wir liefen, rissen dabei einige Personen um, kamen glücklich unten an und sprangen über den Hof hinüber, nach der Stelle, wo ich die Bretter locker gemacht hatte. Als wir da hindurchgeschlüpft waren und stehen blieben, um auszuschnaufen, sagte der kleine Hadschi:

»Allah sei Dank! Mich bringt kein Mensch wieder in einen Taubenschlag!«

»Es hat dir niemand geheißen, hinaufzugehen!«

»Du hast recht. Ich bin an allem schuld. Aber schön war es doch, denn ich habe meiner Peitsche Arbeit gegeben, an welche diese Leute noch lange denken werden. Hörst du sie rufen? – Horch!«

»Ja. Man sucht uns. Wo ist Osko? Wo ist Omar?«

»Hier,« antworteten die beiden Genannten in der Nähe.

»Sind die Pferde zum Aufbruch bereit?«

»Ja. Wir warteten schon lange.«

»Hinaus aus dem Stalle, und fort aus der Stadt!«

Jeder ergriff sein Pferd. Meine Gewehre hingen am Sattel, wie ich tastete. Im Hofe stiegen wir auf. Das Tor des Hauses war offen; wir gelangten unangefochten auf die Gasse.

Haléf ritt neben mir. Er sagte:

»Wohin geht es? Kennst du den Weg? Wollen wir denn nicht jemand fragen?«

»Nein. Es braucht niemand zu erfahren, welche Richtung wir einschlagen. Wir reiten nach Westen. Nur erst zur Stadt hinaus! Dann werden wir wohl einen Weg finden.«

»Aber müssen wir denn fliehen? Ist das notwendig?«

»Wir reiten fort; das ist auf alle Fälle gut. Willst du das eine Flucht nennen, so tue es. Ich weiß, wo Barud el Amasat steckt. Er ist nicht hier, und wir werden ihn und seine Begleiter aufsuchen.«

Bald lag Menlik hinter uns. Als wir heute von der entgegengesetzten Seite in die Stadt geritten waren, hatte ich nicht geahnt, daß wir sie so schnell wieder verlassen würden.

Sechstes Kapitel *Ein Vampyr*

Als wir Menlik hinter uns hatten, umgab uns dunkle Nacht; dennoch gewahrten wir, daß wir uns auf einem gebahnten Wege befanden. Vor uns hatten wir den Strumafluß, den Strymon der Alten, welcher von Menlik aus südwärts der reichen Ebene von Seres zufließt. Wir ritten auf unbekanntem Boden. Ich wußte nur, daß ich nach Ostromdscha reiten mußte, welcher Ort auch den Namen Strumnitza führt, von dem gleich benannten Fluß, an welchem er liegt. Da hätten wir nun eigentlich die Richtung nach Petridasch einschlagen müssen; aber ich konnte mir denken, daß man dies vermuten und uns

dahin folgen werde. Darum wendete ich mich schon nach kurzer Zeit in einem rechten Winkel dem Norden zu.

»Wohin willst du, Sihdi?« fragte Halef. »Du weichst ja vom Wege ab!«

»Mit gutem Grunde. Habt acht! Ich suche einen Pfad, eine Straße, welche weiter nördlich nach dem Fluß führt, in derselben Richtung, wie derjenige, dem wir bis jetzt gefolgt sind. Ich will unsere Verfolger irre leiten.«

»So müssen wir aufpassen. Es ist sehr dunkel.«

Wir hatten so etwas wie Brachfeld unter uns. Bald merkte ich, daß wir uns wieder auf einem Wege befanden. Links hörte ich das kreischende Räderknarren eines schweren Ochsenwagens. Diese Richtung schlugen wir nun ein. Bald hatten wir den Wagen erreicht. Zwei große Büffel schleppten ihn hinter sich her; der Fuhrmann schritt voran. Am riesigen, in der Mitte hoch geschweiften Joch hing eine Papierlaterne.

»Wohin?« fragte ich den Fuhrmann.

»Nach Lebnitza,« antwortete er, mit der Hand vorwärts deutend.

Infolgedessen war ich orientiert. Also dieser Weg führte nach Lebnitza, welches am gleichnamigen, sich in die Struma ergießenden Flößchen liegt.

»Wohin wollt ihr?« fragte er.

»Nach Mikrova.«

»So nehmt euch in acht. Der Weg ist schlecht. Bist du ein Müller?«

»Gute Nacht!« sagte ich, ohne seine Frage zu beantworten. Er hatte sehr wohl recht, so zu fragen. Beim Scheine seiner Laterne hatte ich bemerkt, daß wir beide, Halef und ich, grad so aussahen, als ob wir in einem Mehlsack gesteckt hätten. Wir hatten noch nicht Zeit gefunden, uns zu reinigen. Wollten wir uns die Kleider nicht verderben, so mußten wir damit warten bis zum Morgen.

Nach einiger Zeit hörte ich Hufschlag vor uns. Wir holten einen einsamen Reiter ein, welcher uns höflich grüßte. Er erkundigte sich:

»Kommt ihr auch von Menlik?«

Diese Frage ward bejaht.

»Ich will nach Lebnitza. Wohin reitet ihr?«

»Auch dorthin,« antwortete ich.

»Das ist gut. Der Fährmann würde mich nicht übersetzen. Eines einzelnen Mannes wegen, tut er dies so spät nicht mehr. Da ihr aber auch hinüber müßt, so wird er sich bereit finden lassen, weil er mehr verdient. Darf ich mich zu euch halten?«

»Ja, wenn es dir gefällt.«

Eigentlich war mir sein Antrag nicht sehr willkommen; da er uns aber als Führer diente, so schlug ich ihm seinen Wunsch nicht ab. Ich hätte ja von der Fähre gar nichts gewußt.

Gesprochen wurde jetzt nichts mehr. Der Mann ritt seitwärts hinter mir und Halef her und beobachtete uns. Er mußte trotz der Dunkelheit unsere Gewehre bemerken, ebenso auch den hellen Schmutzüberzug, und er mochte wohl nicht wissen, für wen er uns zu halten habe. Da wir ihn nicht ansprachen, so schwieg er auch.

Am Flusse angelangt, bog er nach der Fähre ein, welche wir ohne ihn nicht so bald gefunden hätten. Drüben trennten wir uns nach kurzem Gruß.

Ich beabsichtigte keineswegs, in Lebnitza zu bleiben. Den Weg nach diesem Orte hatte ich eingeschlagen, um unsere Gegner irre zu führen und Petridasch zu vermeiden. Vom letzteren Ort führt der Weg immer an der Strumnitza entlang nach Ostromdscha. Dort lag die Ruine, in welcher Manach el Barscha warten wollte. Ich beabsichtigte, diesen Weg noch in der Nacht zu erreichen. Deshalb ritten wir gleich weiter, nach Derbend zu, welches von Lebnitza südwestlich liegt.

Bald aber bemerkte ich, daß Rih nicht wohl auf dem Beine war. Sollte der Nadelstich von üblen Folgen sein? Wenn das edle Tier erkrankte, war ich gebunden. Ich mußte es schonen und ihm Umschläge machen. Darum war es mir lieb, als ich nach einiger Zeit seitwärts vom Wege einen hellen Feuerschein bemerkte. Wir hielten auf denselben zu.

Mitten im freien Feld stand eine lange, niedrige Holzhütte, in welcher ich alsbald ein Sahan erkannte. Diese Sahana sind Gebäude, in denen man, oft in bedeutender Anzahl, Rinder

schlachtet, um das Fett derselben auszukochen. Der Osmane liebt das Rindfleisch nicht. Er hat bis vor kurzer Zeit nicht verstanden, den Wert der Rinderherden auszubeuten. Man sott in diesen Sahana das Fett, um es nach den größeren Städten zu verführen. Oft wurden da nur die Lendenstücke in Riemen ausgeschnitten und dann getrocknet als Nahrungsmittel verkauft.

Also vor einer dieser Hütten hielten wir jetzt an. Die größere Hälfte derselben diente als Schlacht- und Siederaum; die kleinere schien die Wohnung zu sein. Die erste Abteilung hatte mehrere breite Türen, welche offen standen. Da brannten etliche Feuer, über denen riesige Kessel hingen. Dabei saßen die Fleischer – wilde, schmutzige, fetttriefende Gesellen. Die Feuer leuchteten weit hinaus in das Feld und ließen alle Gegenstände in grotesker Gestalt erscheinen. Die Männer hörten uns kommen und traten unter die Türen. Wir grüßten, und ich fragte, ob wir hier einen Platz finden könnten, um auszuruhen. Der eine von ihnen kam nahe zu mir heran, betrachtete mich und sagte lachend:

»Ein Mehlwurm, der aus dem Mehlkasten kommt! Ist kein Rotkehlchen da, welches ihn fressen kann?«

Die anderen stimmten in sein Gelächter ein und kamen auch herbei. Das war ein allerliebster Empfang! Ich wollte eine scharfe Antwort geben, doch kam mir Halef zuvor:

»Was sagst du, Fettammer? Lecke dir den Talg aus dem Gesicht und reibe dir dafür lieber den Verstand mit Unschlitt ein, ehe du dich über andere lustig machst! Deine Schönheit wird nicht größer durch das Lachen, denn dabei zeigst du die Zähne eines Krokodils und die Schnauze einer Bulldogge, die Meerrettich gefressen hat! Hast du vielleicht einen Sohn?«

Das kam so schnell und unerwartet, das klang so kräftig und selbstbewußt, daß der Mann in die Falle ging.

»Ja,« antwortete er, ganz verblüfft.

»Nun, so ist das arme Kind der Nachkomme eines Menschen, der kein Gehirn im Kopf hat, weil er zu dem Volk der Affen gehört. Ich bemitleide ihn!«

Jetzt erst kam der Fleischer zum Bewußtsein dessen, was

ihm gesagt wurde. Er langte nach dem wollenen Fetzen, den er um den Leib trug und in welchem ein langes Schlachtmesser steckte, und antwortete zornig:

»Höre ich recht? – Was hast du gesagt?«

»Ich sehe, daß dein Verstand nicht groß genug ist, um meine Worte zu fassen, die doch so deutlich waren! Soll ich sie dir etwa wiederholen?«

»Sefil, dschüdsche – Knirps, elender! Soll ich dir dieses Messer in den Leib rennen?«

Ich wollte mein Pferd zwischen ihn und Halef drängen; da aber ergriff ihn einer seiner Kameraden beim Arm und sagte hastig:

»Sökiut dur onlarin-war koptschaji – schweig, sie haben ja die Koptscha!«

Das gab der so gefährlich erscheinenden Szene eine augenblickliche Wendung zum Besseren. Der Mann betrachtete uns genauer und sagte dann im Tone der Entschuldigung:

»Afw sejr etmez-dim – Verzeihung, ich sah es nicht!«

»So öffne ein anderes Mal deine holden Augen weiter,« meinte Halef. »Es ist doch sehr leicht zu sehen, daß dieser Emir, welcher unser Freund und Gebieter ist, die Koptscha der Anführer trägt! Du hast uns mit Schimpfworten empfangen. Ich sollte dir die Hand so in das Gesicht legen, daß du einen Purzelbaum springst, bis hinein in den hintersten Fettkessel. Aber ich bin gnädig gestimmt, und so wollen wir dir verzeihen. Gebt uns einen Platz zur Ruhe, Futter für die Pferde und eine Bürste für unsere Kleider, damit ihr dann sehen könnt, ob wir wirklich Mehlwürmer sind!«

Halef war ein vollständig furchtloser Mensch. Dazu kam, daß er mit seinem selbstbewußten Auftreten bisher stets Glück gehabt hatte. War er durch dasselbe je einmal in eine augenblickliche Bedrängnis geraten, so hatte ihn meine Einmischung stets wieder aus der Verlegenheit gerissen. Darum zeigte er auch jetzt keine Angst vor diesen Männern, obgleich ihr Äußeres durchaus kein Vertrauen erwecken konnte.

Der Fleischer, an welchen Halef seine Strafpredigt gerichtet hatte, betrachtete ihn mit einer Art bärbeißigen Wohlwillens,

ungefähr so, wie ein amerikanischer Bluthund ein Schoßhündchen, das ihn anklafft, betrachten würde. Auf seinem Gesicht war deutlich der Gedanke zu lesen: Armer Wurm! Ein Biß von mir und ein Schluck, so habe ich dich gefressen; aber ich will es nicht tun, da du mich dauerst!

Wir stiegen ab und erhielten geschroteten Mais für die Pferde. Für uns gab es Fleisch in Menge. Ich nahm natürlich zunächst das Pferd vor und bat um einen alten Lappen, welchen ich zum nassen Umschlage brauchte. Als ich ihn dem Hengst umlegte, fragte mich einer der Fleischer, ob das Pferd am Fuß krank sei.

»Ja,« antwortete ich. »Es hat einen Stich oberhalb des Hufes erhalten.«

»Da legst du Wasser auf? Das kühlt zwar, aber ich weiß ein noch viel besseres Mittel.«

»Was denn?«

»Ich bin hier in der ganzen Gegend als Roßarzt bekannt. Ich kenne eine Salbe, welche die Hitze benimmt und alle Wunden auf das schnellste heilt. Wenn du dieses Mittel versuchen willst, wirst du es nicht zu bereuen haben.«

»Gut; wollen einmal eine Probe machen.«

Das war keineswegs voreilig gehandelt. Ich hatte gehört, daß in manchem dieser Sahana Kuren vorgenommen wurden, deren sich der unterrichtetste Arzt nicht zu schämen brauchte. Ich sollte dieses Vertrauen auch nicht zu bereuen haben. Rih trug die Salbe drei Tage lang am Fuß und von einer Wirkung des Nadelstiches war keine Spur mehr.

Halaf und ich schliefen bei unseren Pferden im Freien. Osko und Omar zogen die Hütte vor. Kurz nach Anbruch des Tages wurden wir von Treibern geweckt, welche eine Menge meist gefesselter Büffel brachten, die entweder wegen ihres Alters oder wegen ihrer Unbändigkeit an das Sahan verkauft worden waren. Da war von Schlafen keine Rede mehr, obgleich wir ungefähr nur zwei Stunden geruht hatten.

Die Tiere sollten sofort geschlachtet werden. Ich wollte sehen, welche Methode man dabei anwenden werde. Man schlang dem betreffenden Büffel zwei Seile um die Hörner und zog

ihn an einem Pfeiler in die Höhe. Oben auf einem Querbalken stand ein Mann, welcher mit einem Beil so lange auf dem Schädel des armen Geschöpfes herumtrommelte, bis es verendete. Der Todeskampf war ein schrecklicher.

Ich bat um die Erlaubnis, die dem Tode Geweihten niederschießen zu dürfen. Man lachte. Man glaubte nicht, daß die Kugel einem dieser riesigen und starkknochigen Tiere ins Leben dringen werde. Ich bewies ihnen das Gegenteil.

Der erste Büffel, welcher den Schuß erhielt, blieb mit tief gesenktem Kopf noch eine ganze Weile bewegungslos stehen. Nicht einmal die Spitze des Schwanzes zuckte. Die Augen stier auf mich gerichtet haltend, stand er mit weit gespreizten Beinen wie eine aus Eisen gegossene Figur.

»Die Beile her! Die Beile und Stricke!« schrie einer. »Er wird gleich losbrechen!«

»Bleibt ruhig!« antwortete ich. »Er wird nicht los-, sondern zusammenbrechen.«

Das geschah auch. Ganz plötzlich, wie erst in diesem Augenblick von der Kugel getroffen, stürzte das mächtige Tier zu Boden und bewegte sich nicht mehr.

So ging es auch mit den andern. Es war keine ehrenvolle Arbeit, diese Tiere zu erschießen; aber ich hatte doch die Genugtuung, daß sie ohne Qual endeten.

Es wunderte mich, daß wir nicht nach dem Woher und Wohin gefragt wurden. Vielleicht war es infolge des Umstandes, daß ich die Koptscha des Anführers trug. Man getraute sich nicht, eine Frage zu tun. Bevor wir aufbrachen, versahen wir uns mit einem Vorrat von Postrama, das heißt gedörrte Streifen von Büffellende. Dieses Fleisch hält sich sehr lange und ist außerordentlich schmack- und nahrhaft. Als ich nach unserer Schuldigkeit fragte, wurde ich gebeten, ja nicht an Bezahlung zu denken. Es ward nichts angenommen, und wir schieden sehr befriedigt von diesen Leuten, obgleich unser Empfang ein keineswegs friedlicher gewesen war.

In Zeit von einer Stunde hatten wir Derbend erreicht, und zu Mittag befanden wir uns in Jenikoi, am linken Ufer der

Strumnitza. Hier hielten wir eine kurze Rast und ritten dann weiter auf Tekirlik zu.

Die Pferde waren müde – kein Wunder, da sie ja von Adrianopel an keine wirklich ausgiebige Ruhe gehabt hatten. So ritten wir langsam und gemächlich dahin, links den Fluß und rechts die Höhen, welche zur Hochebene des Plaschkawitza-Planina aufsteigen. Während dieses Rittes ließ Halef den Kopf hängen. Er zeigte üble Laune, was bei ihm eine große Seltenheit war und mir also um so eher auffiel. Ich fragte ihn, und er teilte mir mit, daß ihm die Brust schmerze.

Das konnte seinen Grund in unserem gestrigen Erlebnis haben. Vielleicht war er, als er in die Kammer stürzte, auf etwas gefallen. Freilich konnte er sich nicht besinnen; aber ich war um den lieben Kerl besorgt und beschloß, den heutigen Ritt abzukürzen.

In Tekirlik angekommen, fragte ich nach dem Han. Es wurde mir eine Hütte gezeigt, deren Äußeres nicht eben einladend war. Wir stiegen trotzdem ab, ließen die Pferde unter Omars Aufsicht und traten ein. Da bot sich uns ein Anblick, der nicht sehr appetitlich war.

In dem kleinen, schwarz geräucherten Raum saßen mehrere Männer. Der eine war sehr eifrig beschäftigt, sich mit einem Dolchmesser die Nägel seiner Zehen zu verschneiden. Neben ihm hockte ein zweiter, welcher einen Gegenstand in der Hand hatte, der vor langen Jahren wahrscheinlich einmal eine Bürste gewesen war, und rieb sich damit dasjenige Kleidungsstück, welches wohl nur er eine Hose nannte. Dieses Beinkleid war so voll von Schmutz, und der Besitzer arbeitete mit solchem Nachdruck, daß er in eine dichte Staubwolke gehüllt war. Ihnen gegenüber hatte ein dritter einen Napf voll Milch zwischen den ausgestreckten Beinen und schabte an der Schneide seines Messers Knoblauch, den er in die Milch tat. An der dritten Wand saß ein vierter auf dem Boden und hatte den Kopf eines fünften, den er rasierte, im Schoße liegen. Dieser fünfte war ein bärtiger Arnaut. Er trug nur auf der Mitte des völlig eingeseiften Schädels ein Haarbüschel. Der Barbier strich alles, was er von dem Hirnschädel des Genannten schabte, ganz

gemächlich an die Wand und schnitt während seiner Arbeit Grimassen, wie ich sie selbst in den Vereinigten Staaten von keinem Negerbarbier gesehen habe. Und das will viel sagen, da diese schwarzen *Barbers* wegen ihren wunderbaren Gesichtsverzerrungen berühmt sind.

Als diese Herren uns eintreten sahen und unsern Gruß hörten, musterten sie uns zunächst. Dann fuhren der Fußzehenoperateur und der Kleiderreiniger in ihren Beschäftigungen fort. Der Mann mit der Milch benützte die Unterbrechung dazu, eine wirklich lebensgefährliche Dosis Knoblauch in den Mund zu stecken. Der Barbier aber sprang auf, verbeugte sich tief und sagte:

»Chosch geldiniz; bendeniz el öpir – seien Sie willkommen; Ihr Diener küßt die Hand!«

Da wir nicht so schmutzig aussahen, wie der Hosenbürster, so hielt uns der Barbier wohl für vornehme Leute.

»Mehandschi nerde – wo ist der Wirt?« fragte ich.

»Dyschar dadyr – er ist draußen.«

»Berber-sen – du bist Barbier?«

»Hei hei; im hekim baschi – warum nicht gar; ich bin Oberarzt!«

Er sagte das in einem Tone, der gar nicht stolzer und selbstbewußter sein konnte, deutete auf den Arnauten und fügte mit wichtiger Miene hinzu:

»Onu-da schische komarim – ich werde ihn auch noch schröpfen!«

Ehe ich ihm sagen konnte, daß diese Mitteilung meine Hochachtung sogleich verzehnfacht habe, gab der Arnaut ihm einen kräftigen Tritt mit dem Fuß und rief:

»Hund, wen hast du zu bedienen? Mich oder diesen dort? Meinst du, daß ich hier so lange liegen kann, wie es dir gefällt! Ich werde dir zeigen, daß du einen Beamten des Padischah vor dir hast!«

Der »Oberarzt« kauerte sich schnell wieder nieder, ergriff das eingeseifte Haupt und fuhr in seiner unterbrochenen Beschäftigung fort.

Ich hatte eigentlich gleich wieder umkehren wollen; aber

das Wort ›schröpfen‹ bewog mich zum Bleiben. Ich wollte doch sehen, in welcher Weise dieser berühmte Heilkünstler die Operation vornehmen würde. Wir hockten uns also nieder, so eng wie möglich, um ja nicht mit den andern in Berührung zu kommen.

Als der Wirt hereintrat und nach unseren Befehlen fragte, ließ ich einen Schluck Raki bringen als das einzige, zu welchem man sich entschließen konnte.

Der Barbier war fertig geworden und rieb den glänzenden Schädel mit seinem Kaftan ab, bespuckte aber natürlich erst die Stelle des Gewandes, welche er zum Abreiben benutzte. Dann entblößte der Arnaut seinen Oberkörper. Eine Ehre für uns war es jedenfalls, daß er sich zu der entschuldigenden Erklärung herbeiließ:

»Gidschischim war – ich habe Hautjucken.«

Einige tüchtige Peitschenhiebe wären da wohl nützlicher gewesen, als das Schröpfen!

Der ›Oberarzt‹ holte einen Sack aus dem Winkel herbei und zog einige Gegenstände hervor, welche ich für alte, hohle Uhr-gewichte hielt. Sie konnten je vier Zehntelliter Inhalt fassen. Dazu kam noch ein Instrument, welches einer unbrauchbaren Lichtputzschere so ähnlich sah, wie ein Ei dem andern. Nun wurde Raki angebrannt, und der Doktor hielt eins der Uhr-gewichte über die Flamme. Als die Luft durch die Wärme verdünnt worden war, mußte der Arnaut sich auf den Bauch legen, und der Barbier versuchte, ihm den riesigen Schröpfkopf auf den Rücken zu setzen.

Der Rand des Gefäßes war heiß geworden; der Arnaut fühlte den Schmerz und langte dem Oberarzt eine so kräftige Ohr-feige hinauf, daß der Getroffene sich, so lang er war, neben den milden Spender hinlegte.

»Was fällt dir ein?« zürnte der Patient. »Du sollst mich schröpfen, nicht aber verbrennen!«

»Kann ich dafür?« lautete die Entschuldigung. »Das Instrument muß ja heiß sein, sonst zieht es nicht.«

Er nahm sich aber nun mehr in acht, und es gelang ihm, zwei der Schröpfköpfe zum Haften zu bringen. Er warf mir

einen triumphierenden Blick zu, wurde aber aus seiner Verzü-
ckung durch den zornigen Ausruf des Arnauten gerissen:

»Mensch, willst du mich umbringen! Wer soll denn solche
Schmerzen aushalten?«

»Habe nur einen Augenblick Geduld! Juckt es dich im Rü-
cken noch?«

»Nein. Es brennt und sticht und beißt!«

»Siehst du, daß ich dir Hilfe bringe! Das Jucken ist bereits
vorüber. Jetzt kommt der Wetzstahl daran.«

Er zog aus dem Sack ein langes Eisen und begann das In-
strument, welches ich für eine Lichtschere hielt, zu wetzen. Er
tat dies mit einer so unternehmenden Miene, als ob es gelte, ei-
nem Nilpferd den Genickfang zu geben. Er prüfte die Schärfe
des Instrumentes an einem Balken der Wand und kniete dann
neben dem Patienten nieder.

Die Schröpfköpfe waren unterdessen erkaltet und also abge-
fallen, zwei rote, geschwollene Stellen zurücklassend.

Der Heilkünstler setzte an und zählte:

»Bir – icki – ätsch – eins – zwei – drei! Allah 'l Allah! Was
tust du? Ist das der Dank dafür, daß ich dir die Gesundheit
wieder schenke?«

Nämlich in demselben Augenblick, in welchem der Arnaut
den Stich erhielt, bekam der Arzt eine zweite Ohrfeige. Der
Operierte war aufgesprungen und faßte den Wundermann
beim Kragen.

»Hund, du hast mich halb erstochen!« brüllte er. »Wie
kannst du das Blut eines Dieners des Großherrn so unmäßig
vergießen! Soll ich dich aufspießen, oder soll ich dich erwür-
gen?«

Auch ich stand auf, aber nicht etwa dieses Vorkommnisses
wegen, welches mich gar nichts anging, sondern aus einem an-
deren Grunde. Nämlich der Mann, welcher sich an den Zehen
herumgeschnitzt hatte, war mit dieser Beschäftigung fertig ge-
worden und hatte eine andere, leider nicht appetitlichere be-
gonnen.

Er hatte nämlich das helle Tuch, welches er turbanartig um
den Kopf trug, herabgenommen und vor sich ausgebreitet,

dann einen aus Holz grob geschnitzten Kamm aus der Tasche gezogen und sich ganz ungeniert und vor unsern Augen einer Beschäftigung hingegeben, welche zwar dem Orientalen nicht oft genug empfohlen werden kann, aber doch nicht gar so öffentlich und unbefangen vorgenommen werden sollte. Er schien nicht Mohammedaner zu sein, denn er trug sein volles Haar – und was für ein Haar! Und diesen Filz eggte er mit einer Vehemenz – – – doch genug davon!

Als nun die ärztliche Operation einen interessanten Schluß zu erhalten schien, wollte er sich das zarte Schauspiel nicht entgehen lassen. Er erhob sich also auch und schüttelte das Tuch ganz einfach aus und zwar grad dahin, wo wir uns befanden.

Ich stand natürlich im nächsten Augenblick draußen und die andern waren auch bei mir. Halef meinte lachend:

»Afw, Effendi; tehammül etmez-di daha hajle wakyt – verzeihe ihm, Herr; er konnte es nicht länger mehr aushalten!«

Der Wirt erhielt seine Bezahlung, und wir verließen den nur für Insektensammler so interessanten Ort. Ein zweites Han, selbst wenn es eines gab, war wohl auch nicht einladender, und so waren die Gefährten mit mir einverstanden, als ich äußerte, die Nacht lieber im Freien zubringen zu wollen, als in einem solchen Hause.

Vor dem Ort draußen holten wir einen ärmlich gekleideten Mann ein, welcher neben einem zweiräderigen Karren einherging, der von einem kleinen magern Esel gezogen wurde. Ich grüßte den Mann, und fragte, wie weit es bis Radowa sei, und ob es unterwegs ein Einkehrhaus gebe. Zu reiten hatten wir zwei Stunden; ein Han gab es unterwegs nicht. Wir kamen in ein Gespräch; er benahm sich sehr demütig. Es schien ihm Überwindung zu kosten, die Frage hervorzubringen:

»Du willst in Radowa bleiben, Herr?«

»Vielleicht halte ich bereits vorher an.«

»Da müßtest du im Freien übernachten!«

»Das tut nichts. Der Himmel ist das gesündeste Dach.«

»Du hast recht. Wäre ich nicht arm und ein Christ, so würde ich dir mein Dach anbieten.«

»Wo wohnest du?«

»Gar nicht weit von hier; einige Minuten am Bach aufwärts steht meine Hütte.«

»Und was bist du?«

»Ziegelstreicher.«

»Just weil du arm bist und ein Christ, werde ich bei dir bleiben. Ich bin auch ein Christ.«

»Du, Herr?« fragte er ebenso erstaunt als erfreut. »Ich habe dich für einen Moslem gehalten.«

»Warum?«

Er antwortete achselzuckend:

»Die Christen sind hier alle arm.«

»Auch ich bin nicht reich. Du brauchst dir keine Sorge zu machen. Fleisch haben wir bei uns. Wir werden von dir nichts erbitten, als warmes Wasser zum Kaffee. Hast du Familie?«

»Ja, eine Frau. Ich hatte auch eine Tochter; aber sie ist gestorben.«

Sein Gesicht nahm dabei einen Ausdruck an, der mich verhinderte, weiter zu fragen.

Es könnte scheinen, als sei es unrecht von uns gewesen, dem armen Schlucker beschwerlich zu fallen; aber ich habe es so viele Male erlebt, daß grad der Arme ganz glücklich und stolz ist, wenn er an einem besser Gestellten Gastfreundschaft üben darf. Sehr arm allerdings war dieser Mann; das sah man seiner Kleidung an, welche nur aus einem Leinwandkittel und aus einer Hose desselben Stoffes bestand. Kopf und Füße waren bloß.

Schon nach kurzer Zeit gelangten wir an einen Bach, welcher sich in die Strumnitz ergoß, und folgten dem Tale desselben aufwärts bis zu der Hütte, die neben einer tiefen Lehmgrube stand. Sie hatte nur die Tür- und eine Fensteröffnung, aber einen richtigen Schornstein. Und neben der Türe war eine Ziegelbank errichtet; hinter dem Häuschen befand sich ein kleiner Gemüsegarten, und an denselben schloß sich eine junge Baumpflanzung. Das machte einen guten, freundlichen Eindruck. Seitwärts waren lange Reihen von Ziegeln übereinander geschichtet, um an der Luft zu trocknen, und eben jetzt

kam die Frau aus der Lehmgrube. Sie hatte unser Kommen gehört, schien aber über die Anwesenheit so fremder Leute ganz erschrocken zu sein.

»Komm herbei!« sagte ihr Mann. »Diese Effendis werden heute bei uns bleiben.«

»O Himmel! Du scherzest!« rief sie aus.

»Nein, ich scherze nicht. Dieser Effendi ist ein Christ. Du wirst ihn gern willkommen heißen.«

Da erheiterte sich ihr Gesicht.

»Herr, erlaube, daß ich mich wasche!« sagte sie. »Ich habe in der Grube gearbeitet.«

Sie trat an den Bach, wusch sich die Hände, trocknete sie an der Schürze und reichte mir die Rechte dann mit den Worten dar:

»Wir haben noch niemals so vornehme Gäste bei uns gesehen. Wir sind so arm, und ich weiß nicht, was ich euch bieten soll.«

»Wir haben, was wir brauchen,« beruhigte ich sie. »Wir wären weiter geritten; aber da ich hörte, daß ihr Christen seid, entschloß ich mich, bei euch zu bleiben.«

»So tretet ein in unsere Hütte! Wir wissen, welche Ehre uns heute widerfährt.«

Das klang so offen, herzlich und wohltuend. Auch sie war außerordentlich ärmlich gekleidet, doch sauber, trotz ihrer schmutzigen Arbeit. Rock, Jacke und Schürze, vielfach zerrissen, waren fleißig geflickt. Das sieht man so gern. Die Gesichter beider waren mager und hatten einen Zug, der auch von seelischem Leide sprach. Echt deutsch gesagt: ich war den beiden Leuten sogleich gut.

Man trat durch die Türe in eine kleine Abteilung, welche zur Aufbewahrung von Handwerkszeug und auch als Stall des Eselchens diente. Von da kam man links durch einen zweiten Eingang in die Wohnstube.

Dort stand – ja, wirklich – ein richtiger Ofen, aus Ziegelsteinen aufgeführt. Dann gab es einen Tisch, eine Bank und einige Schemel, Handarbeit des Mannes und blitzblank gescheuert. Auf etlichen, an die Wand befestigten Brettern standen meh-

rere Gefäße. In der hinteren Ecke befand sich das Bett, von harzigen, bis zur Decke reichenden Zweigen eingefast, und daneben war eine Nische angebracht mit dem Bild des heiligen Basilius und mit einem brennenden Lämpchen davor.

Das war arm, aber anheimelnd.

Die Frau blickte den Mann verlegen fragend an. Er gab ihr einen, nach außerhalb des Hauses gerichteten Wink und nickte dazu. Während wir ablegten, trat ich an das Fenster und sah, daß die Frau mit einer Hacke in der Hand quer durch den Bach schritt, was einige darin liegende Steine erleichterten, und dann jenseits in der Nähe eines Busches zu hacken begann. Ich ahnte sogleich, um was es sich handelte.

In jenen Gegenden nämlich und noch mehr nach Griechenland hinein ist es in gewissen, natürlich christlichen Kreisen gebräuchlich, fest verschlossene Krüge oder sonstige Gefäße, die mit Wein gefüllt sind, zu dem Zweck zu vergraben, daß sie erst bei der Hochzeit der Tochter wieder ausgegraben werden. Der Wein hat dann eine seltene Güte erlangt. Bei reichen Hochzeiten geht es hoch her; es darf kein Tropfen übrig bleiben.

»Laßt ihn drin,« sagte ich zu dem Manne. »Ich ziehe das Wasser vor, und meine Begleiter sind nicht Christen, sondern Mohammedaner und dürfen keinen Wein trinken.«

»Nicht Christen? Sie haben doch hier vor dem Heiligen die frommen Zeichen gemacht!«

»Weil sie es von mir gesehen haben. Sie verachten den Andersgläubigen nicht, doch halten sie ihre Gebote. Laß also den Wein in der Erde!«

»Woher weißt du denn, daß ich Wein vergraben habe und ihn holen lassen will?«

»Ich errate es.«

»Ich habe nur ganz wenig, einen kleinen Krug voll. Meine Tochter bekam ihn von dem Jüngling geschenkt, welcher dann ihr Verlobter wurde. Wir vergruben den Wein, um bei der Hochzeit einen Ehrentrunk zu haben. Nun sie aber gestorben ist, wollte ich ihn euch anbieten.«

»Das gebe ich nicht zu. Das Herz würde mir wehe tun.«

»Herr, nimm ihn doch! Wir geben ihn so gern!«

»Ich weiß es. Die Gabe des Armen hat hundertfachen Wert. Es ist so gut, als tränke ich ihn.«

Ich ging hinaus und rief die Frau zurück. Sie gehorchte nur widerstrebend. Ich bat sie, heißes Wasser zu machen. Während dies geschah, führten wir die Pferde auf einen mit fettem Grase bewachsenen Plan und fesselten ihnen die Vorderfüße. Dann gab ich der Frau Kaffee, um ihn zu stoßen. Ich hatte dabei die große Freude, ein fröhliches Aufleuchten ihrer Augen zu bemerken. Wer weiß, seit wann diese armen Menschen keinen wirklich schmackhaften Kaffee gehabt hatten!

Als der Trank fertig war und die ganze Stube durchduftete, zogen wir diese Leute aus der Verlegenheit, indem wir unsere Trinkbecher hervorsuchten. Nun kamen unsere Fleischvorräte an die Reihe. Als wir den Kaffee getrunken hatten, war es Nacht geworden, und der Braten lud zum Essen ein.

Die beiden sollten sich mit uns an den Tisch setzen, waren aber nicht dazu zu bringen. Sie nahmen kein Stück von dem Fleisch an.

»Verzeihe, Herr!« sagte der Mann. »Wir dürfen heute nicht essen.«

»Warum nicht? Es ist heute kein Fasttag.«

»Wir essen Montags, Mittwochs und Freitags nichts.«

»Ich weiß zwar, daß bei euch die Mönche an diesen drei Tagen fasten; ihr aber seid doch Laien!«

»Wir fasten dennoch. Wir haben es uns vorgenommen.«

»Ist es eines Gelübdes wegen?«

»Nein. Wir haben kein Gelübde getan; wir haben es unter uns verabredet.«

»So will ich euch von meinem Mehle geben, damit ihr euch etwas backt.«

»Ich danke dir! Wir essen nichts, gar nichts.«

»Aber selbst eure Priester essen während der Fasttage doch wenigstens Hülsenfrüchte, Wurzeln und Kräuter.«

»Wir aber keinen Bissen. Nimm es nicht übel, Herr!«

Diese blutarmen Menschen, da saßen sie nebeneinander auf dem Schemel; aus ihren hageren Gesichtern blickte das Leiden,

und trotz des besten Willens konnten sie die Augen nicht von den Essenden wenden. Es tat mir wehe. Der Bissen quoll mir im Munde. Ich stand auf und ging hinaus. Ich kann bei keinem Kummer, bei keiner Entsagung den kalten, ruhigen Zuschauer machen.

Ich suchte nach einem Platz, der sich zum Lagern eignete, und fand sehr schnell einen ganz vortrefflichen. Es war heute sehr sternenhell, nicht so finster wie an den vergangenen Abenden. Hinter dem Hause stieg eine mit lichtem Buschwerk besetzte Anhöhe zum Wald empor. Oben, wo die Bäume begannen, gab es einen kleinen, lichten Platz; das hatte ich bei unserer Ankunft von unten gesehen. Diesen Platz suchte ich jetzt auf. Es war da ein weicher Rasen, auf welchem es sich gewiß ganz prächtig ruhen ließ. Unter einer Platane bemerkte ich etwas Viereckiges, Dunkles. Ich trat näher. Es war ein Grab. Zu Häupten desselben war ein Kreuz an dem Stamme des Baumes befestigt.

Stand dieses Grab vielleicht in Beziehung zu der so sichtbaren Trauer unserer Wirtsleute? Zu ihrem Fasten? Jedenfalls.

Meine Teilnahme vermehrte sich, doch nahm ich mir vor, nicht zu fragen. Es ist nicht gut, blutende Wunden zu vergrößern oder verharschte aufzureißen. Ich stieg von der Höhe hinab und traf unten in der Nähe des Hauses den Wirt, welcher sich wohl nach mir umgesehen hatte.

»Herr, du gingst fort,« sagte er. »Ist das aus Zorn gegen mich geschehen?«

»Nein. Weshalb sollte ich dir zürnen?«

»Weil ich deine Gaben zurückwies. Du kommst von da oben herab. Hast du ein Grab gesehen?«

»Ja.«

»Es ist dasjenige meiner Tochter. Ich möchte dich um etwas sehr Wichtiges fragen. Darf ich?«

»Ja. Ich habe Zeit.«

»Ich bitte, komm mit da hinüber, wo die Pferde sind. Es braucht kein anderer zu hören, was ich sage.«

Wir gingen nach der Weide. Dort setzten wir uns nebeneinander nieder. Es dauerte einige Zeit, ehe er sprach. Es mochte

ihm schwer werden, einen passenden Anfang zu finden. Endlich sagte er:

»Als du hinausgegangen warst, sprachen wir von dir. Ich hörte, daß du ein Schriftsteller bist und Bücher schreibst, daß du alle Gelehrsamkeiten, die es nur gibt, gelernt hast, und daß es keine Frage gibt, die du nicht beantworten kannst.«

Da hatte der Luftikus, der kleine Hadschi, wieder einmal den Mund voll genommen! Natürlich, je heller er mich malte, desto mehr Licht konnte er auch auf sich fallen lassen. Ich antwortete daher:

»Das ist nicht wahr. Es gibt nur eine einzige Gelehrsamkeit; eine andere kenne ich nicht.«

»Welche meinst du?«

»Sie liegt in dem Gebote der heiligen Schrift: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes; das andere alles wird euch dann von selbst zufallen.«

»Da hast du wohl recht. Kennst du die heilige Schrift und ihre Lehren?«

»Ich habe gesucht und geforscht in ihr, denn es ist das ewige Leben darin; aber der Geist des Menschen ist zu schwach, das göttliche Licht zu ertragen. Ich habe sehr oft wochenlang über ein einziges Wort der Bibel nachgedacht und dabei erkannt, daß ich vermessen handelte. Dann las ich mit dem Herzen und fand das Richtige gleich.«

»Mit dem Herzen? Wer da auch lesen könnte! Hast du gefunden, was die Bibel von dem Tode und von dem ewigen Leben sagt?«

»Ja.«

»Glaubst du an ein Leben nach dem Tode?«

»Hätte ich diesen Glauben nicht, so wäre es besser, ich wäre nicht geschaffen. Der Glaube an die ewige Seligkeit ist bereits der Anfang der Seligkeit.«

»So lebt der Geist nach dem Tode fort?«

»Ganz gewiß.«

»Und es gibt ein Fegefeuer?«

»Ja.«

»Wir sagen, daß es keins gebe. Gibt es Gespenster?«

»Nein.«

»O, wer das glauben könnte! Es gibt Seelen, die keine Ruhe finden und als Gespenster wiederkommen. Ich weiß es. Darum bin ich so unglücklich, und darum faste ich mit meinem Weibe. Wir denken, daß wir sie dadurch vielleicht erlösen können.«

»Sie? Wen meinst du?«

»Die, an deren Grab du warst. Meine Tochter.«

»Willst du etwa sagen, daß sie als Gespenst umgehe?«

»Ja.«

»Unglücklicher! Wer ist so boshaft gewesen, einem Vater glauben zu machen, daß seine Tochter als Gespenst spuke?«

»Ich weiß es genau!«

»Hast du sie denn gesehen?«

»Ich nicht, sondern Andere.«

»Glaube ihnen nicht!«

»Aber gehört habe ich sie.«

»Du bist toll! In welcher Gestalt erscheint sie denn?«

»Als Fledermaus ist sie erschienen,« antwortete er ganz leise, indem er den Mund nahe an mein Ohr brachte. »Man soll nicht davon reden, wenigstens nicht laut. Ich gräme mich zu Tode. Da ich hörte, du seist ein so großer Gelehrter, dachte ich, du könntest mir ein Mittel sagen, ihr die Ruhe zu geben.«

»Kein Gelehrter kennt ein Mittel, wie du es meinst. Aber glaube nur fest, daß es keine Gespenster gibt, so bist du auf einmal befreit von deinem Kummer!«

»Das kann ich nicht; das kann ich nicht. Ich höre sie ja! Und stets grad um ihre Todesstunde.«

»Wann ist das?«

»Zwei Stunden vor Mitternacht. Dann kommt sie durch die Luft gesaust und klopft an unsern Laden.«

»Als Fledermaus? Da klopft sie?«

»Das weiß ich nicht. Ich habe sie nur gehört, aber nie gesehen. Doch Andere haben sie als Fledermaus gesehen, und nun liegt ihr Verlobter todkrank und muß sterben.«

Da stieg mir eine Ahnung auf. Ich fragte:

»Meinst du etwa, daß sie ein Vampyr sei?«

»Ja, das ist sie!«

»Mein Gott! Das ist ja noch schrecklicher, als ich dachte!«

»Nicht wahr? Ich sterbe noch vor Kummer!«

»Ja, stirb vor Kummer! Aber vor Kummer über deine Dummheit! Verstanden?«

Das war hart; aber nicht jede Medizin schmeckt süß. Er saß weinend neben mir; ich hatte das herzlichste Mitleid mit ihm. Der Aberglaube ist in jenen Provinzen so tief eingedrungen, daß man starke Mittel braucht, wenn man gegen ihn kämpfen will. Übrigens wollte ich nur wenige Stunden hier bleiben und hatte also gar keine Zeit zu breiten Auseinandersetzungen.

»Herr, ich hatte Trost von dir erwartet,« sagte er, »nicht aber solchen Spott!«

»Ich spottete deiner nicht, sondern ich bin entrüstet über deinen schlimmen Aberglauben. Geh zu deinem Popen und frage ihn. Er wird dir sagen, welche Sünde es ist, zu glauben, daß deine Tochter ein Vampyr sei.«

»O, ich war ja bei ihm!«

»Nun, was sagte er denn?«

»Dasselbe, was er zu Wlastan gesagt hat, der auch bei ihm gewesen ist.«

»Wer ist denn dieser Wlastan?«

»Mein bester Freund früher, jetzt aber mein ärgster Feind. Sein Sohn war der Verlobte meiner Tochter. Jetzt steht sie aus ihrem Grabe auf und saugt ihm das Blut aus dem Leibe, so daß er langsam hinsieht und sterben muß.«

»Hm! Also ist er bei dem Popen gewesen! Was hat dieser zu ihm gesagt?«

»Er hat zugegeben, daß meine Tochter ein Vampyr sei.«

»Unmöglich! Ist sie denn ohne Beichte und Absolution gestorben? Man sagt, daß dies bei einem Vampyr immer der Fall sei.«

»Leider war es so. Der Pope wohnt weit von hier und konnte nicht kommen. Und in Tekirlik durfte ich die Leiche nicht begraben – der Pocken wegen.«

»Ist deine Tochter an dieser Krankheit gestorben?«

»Ja. Es gab damals hier mehrere Blatternkranke. Meine Toch-

ter war unwohl; sie hatte Kopfschmerz und konnte nicht essen. Sie ging hinauf zu Wlastan, um dessen Frau, die ihre Schwiegermutter werden sollte und die Pocken hatte, zu pflegen. Sie kam bald wieder nach Hause. Sie hatte Fieber; es mußte ihr etwas geschehen sein; sie tat so entsetzt, so erschrocken; ich habe aber den Grund nicht erfahren können. Sie sagte im Phantasieren nur immer, daß der Sohn Wlastans, ihr Bräutigam, sterben müsse. Dann brachen die Pocken aus, und sie starb, aber noch vor ihrem Tode sagte sie, daß er sterben müsse. Nun ist sie ein Vampyr und holt ihn zu sich, wenn man nicht das Mittel des Popen in Anwendung bringt.«

»Welches Mittel ist es?«

»Man muß ihr Grab öffnen und ihr einen spitzen, geweihten Pfahl, welcher mit dem Fett eines acht Tage vor Weihnacht geschlachteten Schweines bestrichen ist, in das Herz stoßen.«

»Schrecklich, schrecklich! Auch daran glaubst du, daß das Mittel hilft?«

»Ja. Aber ich gebe die Erlaubnis nicht dazu. Der Pope mag kommen und bei dem Kranken wachen; dann kann ihr Gespenst nicht zu ihm. Geschieht dies zwölf Nächte lang, so kommt sie nicht wieder und ist erlöst. Wird sie aber im Grabe gespießt, so fällt sie dem Teufel anheim. Es soll entsetzlich sein, wie so ein Vampyr schreit und gute Worte gibt, wenn er gespießt werden soll. Das geschieht stets um Mitternacht. Der Leib des Vampyrs verwest nämlich nicht. Er liegt im Grabe so warm und rot, als ob er am Leben sei. Weil ich das Grab meiner Tochter nicht öffnen lassen will, ist Wlastan mein Todfeind geworden.«

»Was ist dieser Mann?« fragte ich.

»Er ist Ziegelbrenner und Dachziegelbrenner, während ich nur Luftziegelstreicher bin. Wir stammen beide aus der Gegend von Drenowa und kamen hierher, um die Lehmgruben zu pachten. Er war wohlhabend, und ich bin arm; aber er war nicht stolz, und sein Sohn wollte mein Eidam werden. Nun ist das alles aus.«

»Wohnt er weit von hier?«

»Eine Viertelstunde am Bach hinauf.«

»Ich werde ihn morgen früh aufsuchen und ihm meine Meinung sagen. Ihr seid alle beide unglaublich dumm!«

»Dann wäre der Pope ja auch dumm?«

»Vielleicht ist er noch mehr als das. Aber sag: kommt deine Tochter denn an bestimmten Tagen durch die Luft geflogen, um an deinen Laden zu klopfen?«

»Sie kommt nicht regelmäßig.«

»Bist du nicht hinausgeeilt?«

»Nein. Wie könnte ich das tun! Der Anblick eines Vampyr kostete das Leben.«

»Nun, so wollte ich, sie käme heute!«

»Heute ist Mittwoch, und Mittwochs ist sie meist gekommen.«

»Schön! Ich werde sie fragen, warum sie dich nicht schlafen läßt.«

»Herr, das wäre toll! Ich würde noch eine Leiche zu begraben haben.«

»Das ist möglich.«

»Nämlich dich!«

»Schwerlich! Doch schließen wir jetzt unsere Unterredung. Ich höre meine Gefährten sprechen. Sie haben nun gegessen und suchen mich.«

»Du wirst ihnen doch nichts erzählen?«

»Nur dem kleinen Hadschi werde ich es erzählen. Er wird mir helfen, den Vampyr zu kurieren.«

»Herr, ich bitte dich auf das innigste, sei nicht unbesonnen! Du opferst töricht dein Leben!«

»Ich werde im Gegenteile sehr besonnen sein. Ich habe mich bereits viele Jahre lang gesehnt, ein Gespenst zu sehen, und würde mich sehr freuen, wenn dieser Wunsch heute in Erfüllung ginge.«

»Ich höre, daß du keine Angst hast, und ich errate den Grund davon. Wirst du vielleicht die Güte haben, mir den Zauber zu zeigen, den du besitzt?«

»Ja, gern. Hier ist er.«

Ich hielt ihm die geballte Faust vor das Auge.

»Mache die Hand auf, daß ich ihn sehe!«

»Siehe her! Es befindet sich nichts in der Hand. Die Faust ist der Talisman; das meine ich.«

Wir sprachen nicht weiter, denn wir waren mit den Andern zusammengetroffen. Wir führten vor dem Hause noch eine kurze Unterhaltung, während welcher ich dem darüber ganz glücklichen Kerpitschi meinen Tabak zu kosten gab, und dann sagten wir ihm und seinem Weib gute Nacht. Beide waren nicht wenig erstaunt, als sie hörten, daß wir uns oben am Grabe zur Ruhe legen wollten. Sie protestierten auf das eifrigste dagegen, hatten aber keinen Erfolg. Wo ein müdes Menschenkind für immer schläft, darf man sich ohne Sorge für eine kurze Nacht zur Ruhe legen.

Osko und Omar stiegen hinauf; ich aber blieb mit Halef noch unter dem Vorwande, nach den Pferden sehen zu wollen.

»Sihdi, du hast etwas Geheimes, was diese beiden nicht wissen sollen?« meinte der Kleine.

»Ja. Hast du einmal ein Gespenst gesehen, Halef?«

»Es soll allerlei Dschinns geben, in der Wüste und in den Wäldern, auf den Bergen und in den Tälern, aber gesehen habe ich noch keinen Geist.«

»Du irrst. Du hast einen gesehen.«

»Wo?«

»Im Lande der Kurden, den Höhlengeist.«

»Du meinst Marah Durimeh? Die war ein gutes Weib, aber kein böser Dschinn. Einen richtigen Dschinn möchte ich jedoch gern einmal sehen.«

»Ich weiß einen.«

»Wo?«

»Hier. Es kommt des Abends ein Gespenst durch die Luft gefahren und klopft da an den Laden.«

»O Wunder! Denkst du, daß es auch heute kommt?«

»Ich weiß es nicht, aber ich wünsche es.«

»Ich auch. Wir könnten diesen Geist fragen, ob er einen Paß des Großherrs bei sich hat. Wollen wir?«

»Ja. In einer halben Stunde ist die Zeit, in welcher er zu

kommen pflegt. Kommt er nicht, so versäumen wir nur diese wenigen Minuten.«

»Wo erwarten wir ihn?«

»Hier am Bach, hinter den Büschen da liegen wir bequem im Grase und haben das Haus so nahe, daß wir es mit fünf Schritten erreichen können. Wir warten, bis er gehen will, und fassen ihn dann von zwei Seiten her.«

»Gebrauchen wir die Waffe, wenn er sich wehrt?«

»Das wollen wir vermeiden. Wir zwei werden doch wohl ein einziges Gespenst festhalten können!«

»Ganz richtig! Eigentlich brauche ich dich gar nicht dazu. Ich bin dein Freund und Beschützer. Du könntest dich ganz ruhig schlafen legen.«

Bei diesen Worten kroch er hinter den einen Busch. Ich legte mich nur eine kurze Strecke davon hinter den andern. Eigentlich tat ich das nur so *pour passer le temps*. Ich war fest überzeugt, daß der Vampyr nicht kommen werde. Daher dachte ich auch gar nicht an die nötige Vorsicht und fragte auf die Entfernung von mehreren Metern den Hadschi nach seinem Brustschmerz und bat ihn, sich zu schonen, falls es zum Handgemeine käme.

»Sei still, Sihdi!« antwortete er. »Wer einen Dschinn fangen will, der darf ihn nicht durch lautes Sprechen warnen. Das sollst du jetzt hier von mir lernen.«

Natürlich leistete ich diesem Befehle Gehorsam. Der Kleine hatte recht. Lagen wir einmal da, so mußten wir die Sache auch ernst nehmen. Und ernst war sie ja auf alle Fälle. Ich hatte von diesem Vampyr-Aberglauben viel gehört und viel gelesen. Jetzt galt es günstigen Falls eine Tat, so einem gespensterhaften Blutsauger hinter die Flughäute zu schauen und die beiden braven Wirtsleute von ihrer Angst und ihrem Kummer zu heilen. Es lag ja jedenfalls eine Täuschung vor.

So warteten wir weit über eine halbe Stunde. Schon wollte ich fortgehen, da kam es geschlichen, schnell und völlig geräuschlos, von der Seite her, an welcher ich mich befand. Es war eine dunkle, männliche Gestalt, die mit gewandten Bewegungen hin an den Laden glitt und da einen Augenblick

horchte. Dann brachte der Kerl jenes sausende Geräusch hervor, welches ich einmal im Wiener Wurstelprater gehört hatte, als im Kasperltheater der Teufel den Doktor Faust holte. Man pfeift nämlich laut, läßt den Ton schwellen und wieder sinken und summt dabei nach Kräften. Das klingt grad so, als ob ein hohler Wind um eine scharfe Felsenecke pfeife. Dann tat der Mensch zwei, drei kräftige Schläge gegen den Laden und wollte dann schleunigst fort. Da aber erklang Halefs Stimme:

»Dur, gizli jürümdschi, schimdi seni bizim-war – halt, Schleicher, jetzt haben wir dich!«

Er sprang auf ihn ein, um ihn festzunehmen. Der Geist war als Geist sehr geistesgegenwärtig. Er versetzte dem Kleinen einen Hieb ins Gesicht und rief:

»*Eredj a tatárba!*«

Damit sprang er davon.

Hätte der Kleine den Mund gehalten und nicht vor der Zeit gerufen, so wäre es anders gekommen. Der Mensch floh nach der mir entgegengesetzten Seite, so daß er also mehr als die ganze Hausesbreite Vorsprung vor mir hatte. Dennoch aber rannte ich ihm nach und herrschte dem Hadschi im Vorüberspringen einen zornigen Tölpel zu. Der auf diese Weise Bestraft kam mir eiligst nach.

Der Fliehende war ein guter Läufer. Hier galt es, sich gleich in den ersten Augenblicken tüchtig anzustrengen. Ich hatte bei den Indianern gelernt, mich mehr fort zu schnellen, anstatt zu springen, und kam ihm rasch so nahe, daß ich schon die Hand nach ihm ausstreckte. Aber auch jetzt verließ ihn die Geistesgegenwart nicht. Er schoß mit einer raschen Bewegung vom Wege ab und ich an ihm vorüber, da ich mich eben mit beiden Beinen in der Luft befand. Natürlich wendete ich mich augenblicklich um. Er eilte quer über den Bach hinüber; fast hatte er den Rand erreicht. Ich holte aus, um mit einem mächtigen Satz hinüber zu kommen. Es gelang. Ich faßte gleich hinter ihm Fuß und griff zu gleicher Zeit nach ihm. Ich hatte ihn am Gürtel erwischt und stemmte mich mit dem einen Fuße ein, um ihn niederzureißen.

»*Az istenért!*« entfuhr es ihm.

Hatte er den Gürtel blitzschnell gelockert, oder war derselbe nicht fest gebunden, ich hielt den Fetzen in der Hand und taumelte infolge meiner eigenen Kraftanstrengung zurück; der Geist aber schoß in die Büsche hinein, wohin ich ihm nun gar nicht zu folgen brauchte.

»Hast du ihn?« fragte hinter mir Halef, der sich eben auch zum Sprunge anschickte.

»Nein; aber dich werde ich sogleich haben, und zwar bei den Ohren! Gestern brichst du mir durch den Taubenschlag, und heute jagst du mir diesen Menschen durch dein unzeitiges Schreien fort!«

»Sihdi, das war die reine Begeisterung! Der Kerl ist wirklich nur aus Angst davongelaufen!«

Das war so drollig, daß ich trotz des Ärgers lachen mußte.

»Natürlich aus Angst und nicht aus Verwegenheit! Nun kannst du dir ihn suchen, wenn du ihn nach dem Passe des Großherrn fragen willst!«

»Wir werden beim Anbruch des Tages seine Spur finden.«

»Ja, grad dann, wenn wir von hier aufbrechen müssen.«

»Du hast doch wenigstens etwas von ihm. Was ist es?«

»Ein alter Lappen, wie es scheint, den er als Gürtel umgebunden hatte.«

»Hast du verstanden, was er sagte?«

»Ja; es war ungarisch. Ich werde den Ziegelstreicher fragen, ob er hier einen weiß, der diese Sprache spricht. Hier in dem Gürtel steckt etwas. Wollen einmal sehen, was es ist.«

Ich hatte nämlich in dem Stückchen Lappen etwas gefühlt, welches ein runder Gegenstand mit einem Stiele zu sein schien. Ich zog dieses Ding hervor und wollte es gegen den Himmel empor halten, um sehen zu können, was es sei. Aber der durchdringende Geruch, welcher mir von ihm entgegenströmte, bewies mir auch ohne allen Augenschein, daß ich eine alte, ganz und gar von Tabakssaft durchtränkte Stummelpfeife in der Hand hatte.

»Was ist es?« fragte Halef.

»Eine Tabakspfeife.«

»Allah 'l Allah! Rauchen die Gespenster Tabak?«

»Zuweilen, wie es scheint, und zwar nicht die beste Sorte.«

»Zeig her!«

Er nahm den Stummel, roch daran und rief:

»O wehe mir! Wer daran riechen will, darf keine Nase haben.«

Er erhob den Arm, um die Pfeife von sich zu schleudern; ich aber verhinderte ihn daran.

»Halt! Was fällt dir ein? Ich brauche die Pfeife.«

»Allah behüte dich! Willst du aus ihr rauchen?«

»Nein. Sie soll mir dazu dienen, zu erfahren, wer das Gespenst gewesen ist.«

»Du hast recht. Ich hätte sie weggeworfen und damit einen sehr dummen Streich begangen.«

»Komm nun zurück zu dem Ziegelstreicher!«

Dieser hatte Halefs lauten Ruf, ebenso die Worte des unbekannten Gespenst-Darstellers und sodann unsere Schritte gehört. Es war ihm himmelangst geworden. Als wir bei ihm eintraten, war sein Gesicht kreideweiß, dasjenige seiner Frau ebenso.

»Du hast den Vampyr gesehen, Herr?« fragte er, sich hastig von seinem Sitze erhebend.

»Ja.«

»So mußt du sterben. Wer einen Vampyr erblickt, der kann nicht leben bleiben.«

»So werde ich sehr schnell sterben, da ich ihn nicht nur gesehen, sondern sogar angegriffen habe.«

»Heiliger Himmel!«

»Ich hätte ihn sehr gern fest gehalten! Leider aber ist er mir entflohen.«

»Durch die Lüfte?«

»Nein, sondern ganz regelrecht auf dem Wege und sodann über den Bach hinüber. Dabei hat er sogar einige Worte gesprochen.«

»Welche?«

»*Eredj a tatárba und az istenért.*«

»Das kann kein Mensch verstehen. Es ist jedenfalls die Sprache der Geister.«

»O nein! Es ist die Sprache der Magyaren, wie ich ganz genau weiß. Der Geist war sehr erschrocken. Die Worte, welche er ausrief, stößt man nur im Schreck aus. Gibt es vielleicht hier in der Nähe einen Menschen, welcher aus Ungarn stammt?«

»Ja.«

»Wer ist er?«

»Der Knecht Wlastans.«

»Ah, das ist sehr eigentümlich! Kennst du ihn genau?«

»Sehr.«

»Kennst du auch diese beiden Gegenstände?«

Ich zeigte ihm den Gürtel und die Pfeife vor.

»Sie gehören dem Knecht,« antwortete er. »Besonders die Pfeife kenne ich ganz genau. Er raucht aus diesem Tonkopf mit Schilfrohr. Ist das Rohr von dem Tabaksaft recht durchzogen und er hat keinen Tabak zum Rauchen, so beißt er sich immer ein Stück des Rohres ab, um es zu kauen. Er sagt, dies sei erst die richtige Feinschmeckerei. Er ist mein Feind, denn er hatte ein Auge auf meine Tochter geworfen, und wir zeigten ihm die Türe. War er denn jetzt auch draußen?«

»Ich weiß es nicht genau. Ich denke, der Vampyr wird nicht wieder kommen. Morgen früh werde ich ihn dir zeigen. Ich hatte mir vorgenommen, mit Tagesanbruch von hier wegzureiten; ich werde aber einige Stunden länger bleiben, um mit dir zu Wlastan zu gehen.«

»Wo denkst du hin, Herr!« sagte er erschrocken. »Er würde uns zur Türe hinauswerfen!«

»Ich gebe dir mein Wort, daß er uns zwar sehr unfreundlich empfangen, aber auch sehr freundlich entlassen wird. Du wirst vollständig mit ihm ausgesöhnt sein.«

»Wie wolltest du dieses zustande bringen?«

»Darüber will ich jetzt nachdenken, und darum will ich mich zur Ruhe legen.«

Das wollte er nicht zugeben. Unser Erlebnis vor dem Hause war ihm ein Rätsel, und das, was ich ihm darüber gesagt hatte, konnte er sich nicht deuten. Er bat um Erklärung; ich aber hielt es für besser, ihn warten zu lassen, bis er sich durch die Tatsache überzeugen könnte, daß es keine Vampyre und Gespen-

ter gibt. Darum ging ich, alle Fragen zurückweisend, mit Halef hinaus und stieg zu der erwähnten Anhöhe empor. Osko und Omar schliefen nun auch da oben. Gesprochen wurde nicht.

Ich war überzeugt, daß jener Knecht aus Rache für die Abweisung, welche er erfahren hatte, auf den Gedanken gekommen war, sich dadurch zu rächen, daß er die verstorbene Tochter des Kerpitschi für einen Vampyr ausgabe. Morgen früh wollte ich den sauberen Vogel vornehmen und zum Geständnis zwingen.

Da wir alle ermüdet waren, senkte sich der Schlaf recht bald auf unsere Augenlider, doch war wenigstens mein Schlummer außerordentlich leise. Ich hatte das Gefühl, als ob uns noch irgend etwas begegnen werde.

Hatte mir es geträumt oder war es Wirklichkeit, ich hatte ein Rollen vernommen, wie wenn ein Stein aus seiner festen Lage gebracht wird und dann, von der Höhe herunterfallend, durch das Buschwerk schlägt. Ich richtete mich auf und horchte. Ja, wirklich, es nahten Schritte, nicht eines einzelnen, sondern mehrerer Menschen.

Schnell weckte ich meine drei Gefährten. Einige kurze, leise Worte genügten, sie zu verständigen, und wir huschten nach der den Schritten entgegengesetzten Richtung hinter die Büsche.

Kaum hatten wir uns dort niedergekauert, so erschienen drüben die Leute, welche uns so unliebsam um den Schlaf brachten. Es war unter der Platane natürlich dunkler als unter dem freien, sternenhellen Himmel, trotzdem aber konnte ich mit ziemlicher Deutlichkeit vier Personen erkennen. Die vordere von ihnen schien mehrere Werkzeuge zu tragen, welche sie vor dem Grab in das Gras warf; hinter ihr führten zwei eine dritte Person, welche sie dann sorgsam auf die Erde niedersitzen ließen. Eine von diesen zweien war ein Weib.

»Fangen wir gleich an, Herr?« fragte der erste.

»Ja. Wir müssen rasch machen. Mitternacht ist schon nahe. Die Teufelshexe soll nicht wieder aus dem Grabe steigen können.«

»Wird es uns nichts schaden?« fragte die Frau ängstlich.

»Nein. Ich habe dir schon hundertmal gesagt, daß wir ein gutes Werk tun. Nimm die Hacke, András!«

András, zu deutsch Andreas, ist ungarisch. Ich wußte sofort, wen wir vor uns hatten, nämlich den alten Wlastan mit Frau, Sohn und Knecht.

Nichts konnte mir willkommener sein. Ich beschloß, diese Leute gar nicht so weit kommen zu lassen, das Grab zu berühren, sondern ganz kurzen Prozeß zu machen. Einige an die Gefährten gerichtete Worte genügten. Wir sprangen hervor – ein vierfacher Schrei, und jeder von uns hatte eine der vier Personen beim Kragen, ich den Knecht.

»*Nagy Isten* – großer Gott!« brüllte er auf.

Ich riß ihn nieder und hielt ihn am Boden fest, zog das Messer und setzte ihm die Spitze desselben an die Gurgel.

»*Oh én szerencsétlen, vége mindennek* – o ich Unglücklicher, es ist alles verloren!« stöhnte er.

Es ist eigentümlich, daß man, selbst wenn man vieler Sprachen mächtig ist, in einem solchen Augenblick sich unwillkürlich der Muttersprache bedient; so auch der Ungar jetzt. Ich durfte ihn gar nicht zum Nachdenken kommen lassen.

»Du warst der Vampyr!« rief ich ihn an.

»Ja,« antwortete er entsetzt.

»Aus Rache dafür, daß die Tochter des Ziegelstreichers dich nicht leiden konnte?«

»Ja.«

»Du hast allabendlich hier unten an den Laden geklopft und den Geist gespielt?«

»Ja.«

Dieses Geständnis war eigentlich hinreichend, die drei anderen zu überzeugen; aber ich dachte daran, daß der Sohn Wlastans hinsiechte. Das konnte zwar auch nur aus Angst vor dem Vampyr geschehen, aber doch kam mir die Frage auf die Zunge:

»Und deinem jungen Herrn hast du heimlich etwas eingegeben?«

»Gnade!« stöhnte er.

»Was?«

»Ratten- und Mäusegift, aber alle Tage nur wenig.«

»Er sollte also langsam zugrunde gehen?«

»Ja.«

»Warum? Sage die Wahrheit, sonst stoße ich dir das Messer in die Kehle!«

»Ich wollte Sohn werden,« stammelte er.

Jetzt war mir alles klar. Die Tochter des Zieglers war so erschrocken, so entsetzt nach Hause gekommen, und sie hatte noch vor ihrem Tode gesagt, daß ihr Verlobter sterben werde; aber sie hatte verschwiegen, woher sie das wußte. Ich legte dem Kerl die Hand noch fester um den Hals und fragte:

»Die Braut deines jungen Herrn hat dich ertappt, als du ihm das Rattengift gabst, und du hast sie durch Drohung zum Schweigen gebracht?«

War es die Angst vor meinem Messer, oder mochte er – hier in der Nähe des Grabes und infolge der beabsichtigten Leichenschänderei – meinen, es mit nicht menschlichen Wesen zu tun zu haben, kurz, er gestand:

»Ich drohte ihr, daß ich auch ihre Eltern töten würde, wenn sie auf den Gedanken käme, mich zu verraten.«

»Das ist genug. Kommt alle mit hinab zu dem Ziegelstreicher.«

Ich zog den Knecht empor und zwang ihn, vor mir her den Abhang hinabzusteigen. Die anderen folgten. Keiner sprach ein Wort. Der brave Besitzer des Häuschens schlief noch nicht. Er war natürlich im höchsten Grade erstaunt, uns mit seinen Todfeinden eintreten zu sehen.

»Hier,« sagte ich, den Knecht in die Ecke schleudernd, »hier ist der Vampyr. Betrachte ihn genau. Er lebt von alten Tabakspfeifenrohren und gräbt zum Vergnügen Leichen aus.«

Der gute Mann sah uns an, einen nach dem andern. Er brachte kein Wort hervor. Wlastan hatte die Sprache wieder gefunden. Er streckte ihm die Hände entgegen und sagte:

»Verzeihe! Wir sind betrogen worden.«

»Wie kommt ihr hierher?«

»Wir wollten das Grab da droben öffnen. Wir hatten den ge-

weihten Pfahl mitgebracht, um ihn deiner Tochter in das Herz zu stoßen. Ich weiß selbst nicht, wie – wie – –«

Mehr hörte ich nicht. Ich fühlte mich nicht befugt, mich als Zeugen der sicher nun zu erwartenden Versöhnungsszene aufzudrängen, und ging hinaus. Halef, Omar und Osko folgten mir.

Der kleine Hadschi machte allerlei Glossen über den eingefangenen Vampyr. Dazwischen hörten wir die Stimmen der laut in der Stube Sprechenden erst zornig und drohend – wohl gegen den Knecht – dann aber beruhigter und endlich gar fröhlich erschallen. Dann wurden wir hineingerufen.

»Herr,« sagte der Kerpitschi, vor Freude weinend, »das haben wir euch zu danken. Ihr habt die Schande und den Gram von uns genommen. Wie kann ich euch das doch vergelten?«

Auch seine Frau bot uns allen schluchzend die Hand. Ich aber meinte:

»Nur euch selbst habt ihr diese Freude zu verdanken. Ihr habt die Fremden gastfrei bei euch aufgenommen, trotz eurer Armut. Jetzt kommt die Belohnung: Ihr braucht nicht mehr zu fasten aus Betrübniß über die üble, wahnwitzige Nachrede, durch welche man euer Leben verbitterte. Hättest du mir nicht dein Leid geklagt, so wäre die Hilfe wohl nicht so schnell gekommen.«

»Ja, ich hörte es, daß du in allen Wissenschaften erfahren bist. Kennst du auch die Gifte?«

Ich blickte auf Wlastans Sohn, welcher bleichen Antlitzes und mit eingefallenen Wangen dasaß. Dabei aber leuchteten doch seine Augen jetzt vor Freude und Hoffnung.

»Ich verstehe grad so viel von den Giften, von ihren Wirkungen und von den Gegenmitteln, daß ich euch die Versicherung geben kann, dieser brave junge Mann wird sehr bald gesund werden, wenn ihr euch an einen richtigen Arzt und nicht an einen Quacksalber wendet. Den Menschen dort, welcher in der Ecke kauert, übergebt dem Richter. Er mag seine Strafe finden.«

Mein als Laie abgegebenes ärztliches Gutachten erregte die größte Freude, auch bei ihm selbst, oder vielmehr es wirkte

bereits kräftig auf ihn ein, denn er kam ganz munter herbeigesprungen und drückte mir ebenso kräftig wie seine Eltern die Hände.

Ohne jetzt ein Wort zu sagen, nahm Wlastan eine Schnur, band dem Knechte die Hände zusammen und führte ihn fort. Ein Wink von ihm gebot seiner Frau, ihm zu folgen.

Als sie nach ungefähr einer Stunde zurückkehrten, trug sie einen großen, mit Eßwaren gefüllten Korb; er aber schleppte einen mächtigen Krug zur Türe herein.

»Herr,« sagte er, »du hast den Hochzeitswein meines armen Feindes, der nun wieder und auf immer mein Freund ist, eben wegen seiner Armut nicht trinken wollen; ich aber bin reich; von mir könnt ihr den trinken, welchen ich soeben für euch ausgegraben habe.«

»Gut, das soll geschehen. Wenn er uns aber munden soll, so muß du uns versprechen, daß du in deinem Reichtum dich des armen Freundes annehmen werdest, damit er nicht, wie bisher, sich über seine Kräfte anstrengen muß, um die Not und den Mangel von sich abzuwenden.«

»Das verspreche ich mit Freuden. Hier gebe ich dir meine Hand darauf. So oft wir beisammen sitzen, werden wir eurer und dieses Abends mit Freuden gedenken.«

Jetzt begann das Freudenmahl. Meine drei mohammedanischen Begleiter sahen, wie gut uns der alte Wein schmeckte. Das Wasser mochte ihnen im Munde zusammenlaufen. Da flüsterte Halef mir zu:

»Sihdi, er sieht so ganz dick rot aus und war in die Erde gegraben; es ist kein Wein mehr.«

»Was sonst?«

»Es ist jetzt Blut der Erde. Dieses darf man doch wohl trinken?«

»Natürlich!«

»So erlaube, daß auch wir uns einschenken. Wir wollen fröhlich sein, wie ihr!«

Und er schenkte sich ein – viele, viele Male.

Es ist nur noch zu sagen, daß vom Schlafe keine Rede war.

Und als wir am Morgen wieder nach der Straße lenkten und das kleine Tal hinter uns hatten, meinte der kleine Hadschi:

»Wenn ich heimgekehrt bin zu Hanneh, der Schönsten unter den Schönen, so werde ich sie lehren, aus dem Weine Blut der Erde zu machen, denn ein Tropfen desselben überwindet alles Herzeleid der Welt. Allah ist groß, und Mohammed ist sein Prophet!«

Siebentes Kapitel *Im Konak von Dabila*

Die unter dem Szepter des Sultans befindlichen Länder gehören zu denjenigen, in welchen der Reisende zu seinem Leidwesen und vielleicht auch zu seinem Schaden sehr oft erfährt, daß die Karten, deren er sich notwendigerweise bedienen muß, nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmen.

Zu einem guten Kartenleser gehört schon etwas; aber selbst ein solcher findet sich gar oft in größter Verlegenheit, wenn er den Fehler begeht, sich der wahrheitswidrigen Zeichnung anzuvertrauen.

Da ist zum Beispiel auf vielen Karten eine Doppellinie verzeichnet, welche von dem alten, berühmten Seres nordwärts nach Demir-Hissa und Petrowitsch und von da gegen Nordwesten über Ostromdscha und Istib nach Köprili und Uskub führt. Man schließt aus dieser doppelten Linie, daß da eine gut gepflegte, breite Land- oder gar Heerstraße vorhanden sei – aber wie sieht es in Wirklichkeit aus!

Von einer Straße in unserem Sinn ist keine Spur. Als wir aus der Seitenschlucht in das Tal der Strumnitza einbogen, wußte ich gar wohl, daß nach den Karten sich eine wohlanggelegte Straße am Ufer dieses Flusses hinziehen sollte; aber was wir fanden, war auf keinen Fall mit einem deutschen Vizinalweg zu vergleichen. Die Wege, auf denen unsere deutschen Bauern auf ihre Felder fahren, sind besser angelegt und unterhalten, als diese Heerstraße es war.

Von da an, wo wir auf diese sogenannte Heerstraße einbo-

gen, mußte man ungefähr fünf Stunden reiten, um Ostromdscha zu erreichen, wenn man die Tiere nicht stark anstrengen wollte. Dieser Ort war das Ziel unseres Rittes an diesem Tag.

Ich hatte einmal ein altes geographisches Werk über die Türkei in den Händen gehabt. Es war Seiner Königlichen Hoheit Karl, dem Fürst-Primas des Rheinischen Bundes, Großherzog von Frankfurt, Erzbischof von Regensburg usw., dem »hochherzigen deutschen Fürsten, Kenner und Freunde der Wissenschaften und großmütigen Beschützer der Gelehrten« gewidmet gewesen. Indem wir nun gen Ostromdscha ritten, fiel mir ein, daß laut des erwähnten Werkes dieser Ort an dem Rande eines Hügels liege, auf dessen Höhe ein altes, verwüstetes Schloß stehe. In der Nachbarschaft wurde früher ein berühmter Markt abgehalten, und am Fuß des Berges sollten heiße Quellen zu finden sein. Aber wer kann einem »Panorama der europäischen Türkei« trauen, welches im Jahre 1812 das Licht der Welt erblickte!

Aus neueren Aufzeichnungen wußte ich, daß die Stadt etwa sieben- oder achttausend Einwohner, meist Türken und Bulgaren, haben solle, welche viel Baumwolle und Tabak bauen. Ich war neugierig, wie sich diese Stadt uns präsentieren werde.

Leider fühlte Halef noch immer Schmerzen in der Brust. Von dem letzten Abenteuer im Taubenschlag schien er doch eine, wenn auch nicht gefährliche, innere Verletzung davongetragen zu haben. Er klagte zwar nicht, aber ich ließ dennoch die Pferde nur im langsamen Schritt gehen, damit er sich nicht anstrengen solle.

Links vom Flusse breitete sich die Ebene aus, welche sich dann langsam zu den Welitzabergen erhebt, und rechts fielen die Höhen der Plaschkawitzaplanina steil zur Tiefe.

Wir erreichten Radowa, ein trauriges Nest, dessen Bewohner sich dem Bau der edlen Tabakspflanze hinzugeben schienen, und dann führte die sogenannte Straße mittels einer alten Brücke auf das jenseitige Ufer des Flusses über. Da wir langsam ritten, erreichten wir erst nach der Mittagszeit das Dorf Dabila, welches unsere letzte Station vor Ostromdscha war.

Ich hatte gar wohl bemerkt, daß Halef zuweilen die Lip-

pen schmerzlich zusammenkniff. Darum sah ich mich, als wir durch das Dorf ritten, nach einem zum Ausruhen geeigneten Ort um. Ich bemerkte eine lange, ziemlich hohe, aber sich in sehr schlechtem Zustand befindliche Mauer, hinter welcher Gebäude standen. Ein breites, altertümliches Tor führte in den Hof. Der obere Teil dieses Tores war weiß übertüncht, und darauf sah ich zu meinem Erstaunen in türkischer Schrift die Worte »Mekian rahatün ile eminlikün ile huzurun« geschrieben.

Diese Inschrift mutete mich fast heimatlich an. Eine Inschrift, eine Firma an einem türkischen Chan ist eine Seltenheit. Diese Worte bedeuten auf deutsch: »Herberge zur Ruhe, Sicherheit und Bequemlichkeit.« Ob man ihnen wohl trauen konnte?

»Wollen wir hier einmal einkehren?« fragte ich Halef.

»Wenn du willst, Sihdi,« antwortete er; »ich tue, was dir gefällt.«

»So kommt herein!«

Wir lenkten durch das Tor in den Hof, welcher von drei niedrigen Gebäuden und von der erwähnten Mauer eingeschlossen wurde.

In der Mitte desselben lag das, was man als die »Goldgrube des Landwirtes« zu bezeichnen pflegt, nämlich die Düngerstelle. Nach ihrer Höhe und nach ihrem Umfang war anzunehmen, daß der Besitzer reich an dem erwähnten edlen Metall sein müsse, zumal eigentlich der ganze Hof auf die Bezeichnung als Goldgrube Anspruch erheben konnte; denn kaum waren wir durch das Tor gelangt, so wateten unsere Pferde bereits in den tiefen vegetabilischen und animalischen Resten, welche ihre Gegenwart den Geruchsorganen in nicht gerade lieblicher Weise bemerkbar machten.

»Ej gözel koku, ej nimet burundan – o Wohlgeruch, o Wohltat der Nase!« rief Halef. »Ja, das ist eine Herberge der Bequemlichkeit. Wer sich hier niederlegt, der liegt sehr weich. Sihdi, willst du es versuchen?«

»Du bist mein Freund und Beschützer; ich werde tun, was du mir vormachst,« antwortete ich.

Damit war unser Gedankenaustausch zu Ende, denn eine ganze Meute borstiger Hunde kam heulend auf uns zugestürzt. Es sah aus, als ob die Bestien uns zerreißen wollten. Ich gab meinem Rappen die Sporen und schnellte mitten unter sie hinein. Da stoben sie auseinander und flohen davon.

Nach Menschen sahen wir uns vergebens um. Die Gebäude rechts und links von uns schienen landwirtschaftlichen Zwecken zu dienen, während das uns gegenüberliegende Gebäude das Wohnhaus zu sein schien; aber auch nur schien, denn es war nichts zu sehen, was diese Vermutung zur Gewißheit hätte erheben können. Löcher mit Läden gab es, aber keine Fenster. Auch einen Schornstein sah ich nicht. Die Türe war eng und niedrig. Dennoch ritten wir hin und stiegen vor derselben ab.

Erst jetzt ließ sich ein menschliches Wesen am Eingang erblicken. Ich wußte nicht zu sagen, ob diese Person eine männliche oder eine weibliche sei. Die Gestalt trug außerordentlich weite, krapprote Beinkleider, welche oberhalb der Knöchel zusammengebunden waren. Ob die Füße in Schuhen steckten oder ob sie unbekleidet waren, das konnte ich nicht unterscheiden. Schwarz aber waren sie; das war sicher. Von dem Halse ging ein Hemd bis zu den Knien herab. Es wurde über den Hüften mit einem Riemen zusammengehalten, und ich vermutete, daß es einmal eine weiße Fustanella gewesen sei. Jetzt aber sah es aus, als ob es zehn Generationen hindurch den Ahnen und Urahnen eines Stubenmalers als Arbeitskittel gedient habe und dann noch extra durch den Schlamm eines Teiches gezogen worden sei. Hals und Gesicht waren unendlich hager und waren wohl kaum jemals mit Seife und Wasser in Berührung gekommen. Der Kopf wackelte hin und her, wie bei einer chinesischen Pagode. Unter den Tuchfetzen, welche ihn bedeckten, hingen einige graue, wirre Haarsträhnen hervor.

»Güniz chajir ola – guten Tag!« grüßte ich. »Wer bist du?«

»Im basch dscharije – ich bin die Obermagd,« wurde mir in würdevollem Ton geantwortet.

»Wo ist der Herr?«

»Drinne.«

Bei diesem Wort deutete die Schaffnerin des gastlichen Hauses mit dem Daumen über ihre Achsel in das Innere des Gebäudes hinein.

»Selamlariz onu – so werden wir ihn begrüßen.«

»Pek ei sultanum – sehr wohl, mein Herr!«

Sie trat heraus, um uns Platz zu machen. Ich mußte mich bücken, um nicht oben anzustoßen. Einen Hausflur gab es nicht, wie ich jetzt bemerkte. Das Gebäude bestand nur aus den vier Umfassungsmauern und aus dem darüberliegenden Strohdach. Das Innere war, wie es in dieser Gegend oft vorkommt, durch Weidengeflechte in mehrere Abteilungen gesondert.

»Sol tarafda – links!« rief uns die Obermagd nach.

Wir folgten dieser Weisung und traten also in die uns von ihr bezeichnete Abteilung, in welcher wir aber den Wirt nicht fanden.

Der Raum wurde von zwei Maueröffnungen erhellt, vor welchen die Läden zurückgeschlagen waren. Ein Fenster gab es nicht, wie bereits erwähnt. In der Mitte stand ein Tisch mit vier Bänken rund herum. Er war weiß geschauert und hatte ein so sauberes Aussehen, daß ich mich schier verwunderte. Nach dem Aussehen der Obermagd hätte ich diese Reinlichkeit nicht erwartet. Auch die Bänke waren rein und fleckenlos. Da ich kein Heiligenbild erblickte, vermutete ich, daß der Besitzer dieser Herberge ein Moslem sei.

In den Maueröffnungen standen einige blühende Blumenstöcke, welche dem Gemach ein trauliches Aussehen gaben, und der hölzerne, gefüllte Wasserständer in der Ecke war so blank geschauert, daß man mit Appetit von seinem kühlen Inhalte schöpfen konnte.

Ich klopfte mit dem Knopf der Reitpeitsche auf den Tisch. Sogleich wurde die eine Zwischenwand ein wenig zur Seite geschoben, und es erschien ein Mann, der nach unserem Begehre fragte.

Er war türkisch gekleidet und trug einen roten Fez auf dem Kopf. Seine Gestalt war kräftig, und der lange, dunkle Vollbart, welcher ihm fast bis auf die Brust wallte, gab ihm ein imponierendes Aussehen.

»Bist du der Herbergsvater?« fragte ich ihn.

»Ja, aber ich beherberge niemand mehr,« antwortete er.

»So mußt du die Inschrift deines Tores entfernen.«

»Das werde ich noch heute tun. Ich lasse sie übertünchen.«

Er sagte das in einem grimmigen Ton, aus welchem zu vermuten war, daß er als Wirt böse Erfahrungen gemacht habe.

»Wir sind auch nicht gekommen, um hier bei dir zu bleiben,« erklärte ich ihm. »Wir wollen uns nur ausruhen und etwas trinken.«

»Das will ich gelten lassen. Auch einen Imbiß könnt ihr haben.«

»Was hast du zu trinken?«

»Einen Raki und ein sehr gutes Bier, welches ich euch empfehlen kann.«

Also Bier hatte er! Hm! Das war ja überraschend.

»Wer hat es gebraut?« fragte ich.

»Ich selbst.«

»Wie bewahrst du es auf?«

»In großen Krügen. Es wird täglich neues gekocht, da ich es meinen Leuten zu trinken gebe.«

Das war nun freilich keine Empfehlung. Er mochte dies meinem Gesicht ansehen, denn er sagte:

»Du kannst es getrost versuchen. Es ist ganz neu, erst heute früh fertig geworden.«

Er war also wohl der Ansicht, daß das Bier um so besser munde, je jünger es sei. Ich hegte eine ganz andere Meinung, bestellte aber doch von dem Trank; denn ich war neugierig, welch ein Gebräu man hier mit dem Namen Bier bezeichne.

Er brachte einen großen, gefüllten Krug und setzte denselben auf den Tisch.

»Trink!« munterte er mich auf. »Es gibt Kraft und verscheucht die Sorgen.«

Ich nahm allen meinen Mut zusammen, ergriff den Krug mit beiden Händen und führte ihn zum Mund. Das Zeug roch nicht übel; ich tat einen kühnen Zug, noch einen und – trank weiter. Dünn war es, außerordentlich dünn, Münchener Gebräu, mit dem fünffachen Volumen Wasser vermischt, aber es

schmeckte doch nicht übel. Es war ein Mittel gegen den Durst, weiter aber nichts.

Auch die Andern tranken und gaben dann ein befriedigendes Gutachten ab, vielleicht nur, weil ich kein abfälliges Urteil ausgesprochen hatte. Das freute den Wirt sichtlich. Sein finsternes Gesicht heiterte sich für einige Augenblicke auf, und er meinte in selbstbewußtem Ton:

»Ja, ich bin selbst Bierbrauer. Das tut mir hier niemand nach.«

»Wo hast du das gelernt?«

»Von einem Fremden, welcher aus dem Bierland gebürtig war. Er hatte längere Zeit in Sambul gearbeitet und war eigentlich ein Schuster. Aber in jenem Lande brauen alle Bier, und darum verstand auch er es gut. Er war sehr arm und wanderte in seine Heimat zurück. Ich hatte Mitleid mit ihm und gab ihm für einige Zeit Herberge nebst Speise und Trank. Dafür hat er mir aus Dankbarkeit das Rezept des Bieres gegeben.«

»Wie heißt das Land, aus welchem er stammte?«

»Ich habe mir den Namen ganz genau gemerkt. Es heißt Elanka.«

»Du hast, wie es scheint, dir den Namen doch nicht ganz genau gemerkt.«

»O doch! Er lautete wirklich Elanka.«

»Oder wohl Erlangen?«

»Erla – – Herr, du hast recht. So wie du sagst, so heißt das Land. Ich besinne mich. Das Wort ist nicht leicht auszusprechen. Kennst du es denn?«

»Ja, aber Erlangen ist nicht ein Land, sondern eine Stadt in Bawaria.«

»Ja, ja, du weißt es ganz genau. Er war ein Bawarialy. Jetzt fällt es mir ein. Bawaria ist ein Teil von Alemanja, wo alle Leute Bier trinken. Sogar die Säuglinge schreien schon danach.«

»Hat dir das dieser Schuster gesagt?«

»Ja, er tat es.«

»Nun, ich kenne ihn nicht und weiß also auch nicht, ob er bereits in so früher Jugend Bier getrunken hat. Jedenfalls aber

hat er dir bewiesen, daß dieser Trank den Menschen nicht undankbar macht. Können wir auch etwas zu essen bekommen?»

»Ja, Herr; sage nur, was dein Herz begehrt!«

»Ich weiß doch nicht, was du hast.«

»Verlange nur – Brot, Fleisch, Geflügel; es ist alles da, alles.«

»Hm! Könnten wir nicht noch eine Eierspeise bekommen?»

»Ja, das kannst du haben.«

»Aber wer wird es bereiten?»

»Meine Frau.«

»Nicht die Basch dscharije, die uns draußen empfangen hat?»

»O nein, Herr! Ich weiß, warum du fragst. Sie ist die Oberste und Fleißigste im Stall, aber mit der Zubereitung der Speisen hat sie gar nichts zu tun.«

»Nun, so wollen wir's versuchen.«

Er ging hinaus, um das Verlangte zu bestellen. Meine Kameraden gaben ihre Befriedigung zu erkennen, daß die wackere Schaffnerin nicht auch zugleich das Amt einer Küchenfee bekleidete.

Als der Wirt zurückkehrte, setzte er sich zu uns, und es schien, daß er uns genauer musterte, als vorher.

»Ich habe euch nicht sehr freundlich empfangen,« sagte er dann. »Ihr dürft mir das nicht übel nehmen. Es gibt Gäste, welche einem die Lust am Herbergen verleiden.«

»Hast du schon schlimme Erfahrungen gemacht?»

»Sehr schlimme.«

»Erst kürzlich wohl?»

»Ja, heute nacht. Ich bin bestohlen worden.«

»Von Gästen? Wie ist das zugegangen?»

»Du mußt wissen, daß ich viel Tabak baue. Zu gewissen Zeiten kommt ein Tabakhändler aus Salonik zu mir, um zu kaufen. Gestern war er da und zahlte mir die letzte Rate für die vorjährige Ernte. Es waren grad hundert Pfund. Eben als er sie mir hier auf den Tisch legte, lauter goldene Pfundstücke, ka-

men drei Fremde, welche mich fragten, ob sie bei mir schlafen könnten. Ich hieß sie willkommen und trug das Geld hinaus, hinüber in meine Schlafstube. Von dort haben sie es mir gestohlen.«

»Wie haben sie das angefangen? Ist es denn so leicht, in deine Schlafstube zu gelangen? Hat sie auch nur solche Rutenwände, wie diese Stube hier?«

»O nein. Sie liegt in der hinteren, linken Ecke des Hauses und besteht aus den beiden Umfassungsmauern und aus zwei starken Backsteinwänden, welche bis unter das Dach hinaufgehen. Die Türe ist stark und sogar mit Eisen beschlagen. Ich habe diese Sicherheitsmaßregel getroffen, weil ich dort alles aufbewahre, was mir wertvoll ist.«

»Wie sind die Diebe da hineingekommen? Wie haben sie überhaupt wissen können, daß du das Geld dort aufbewahrst?«

»Du mußt eben bedenken, daß hier alle Wände nur aus Geflecht bestehen und daß sie leicht verschiebbar sind. Dadurch ist es ermöglicht worden, daß mir einer von den dreien nachschleichen und da beobachten konnte, wohin ich das Geld trug. Dann ist er schnell hinausgegangen, hinter das Haus, um durch das Fenster zu sehen, wohin ich es stecken werde. Als ich es eingeschlossen hatte, war es mir, als ob ich von draußen her ein Geräusch vernähme. Ich eilte an den offenen Laden und horchte hinaus. Da vernahm ich Schritte, welche sich entfernten. Als ich dann zurückkehrte, fehlte einer von den dreien. Er trat nach einigen Augenblicken ein.«

»Ist dir denn das nicht aufgefallen?«

»Sogleich nicht. Die Schritte, welche ich gehört hatte, konnten ja von einem meiner Knechte herrühren, welche um die betreffende Zeit gewöhnlich hinter dem Hause zu tun haben. Erst später, als ich den Verlust des Geldes bemerkte, fiel mir dieser Umstand ein, und als ich da die Diensthofen befragte, erfuhr ich von einem meiner Tagelöhner, daß er genau um die angegebene Zeit nach dem Pferch der Schafe, welcher hinter dem Hause liegt, sich begeben habe und dort dem Fremden

begegnet sei, der aus der Richtung meiner Schlafstube gekommen ist.«

»Und weißt du vielleicht, in welcher Weise der Diebstahl ausgeführt worden ist?«

»Das ist mir noch jetzt ein Rätsel. Als ich schlafen ging, war es sehr spät, einige Stunden nach Mitternacht. Ich hatte gespielt und Geld gewonnen und wollte es zu dem übrigen tun. Als ich das Schränkchen öffnete, war es leer.«

»Hm! Es war vorher verschlossen? Ich meine, mit einem Schlüssel?«

»So war es.«

»Und die Schlafstube auch?«

»Nein, diese nicht. Sie steht fast immer offen, weil mein Weib und meine Kinder oft hineingehen und ich dann die Mühe hätte, allemal aufzuschließen.«

»Du sagst, daß du gewonnen habest. Mit wem hast du gespielt?«

»Mit den drei Männern.«

»Nicht auch mit dem Tabakhändler?«

»Nein. Der war noch vor Einbruch der Nacht fortgeritten. Die Gäste waren noch nicht müd und fragten mich, ob ich wohl ein Kartenspiel mit ihnen machen wolle. Ich ging darauf ein und gewann beinahe ein Pfund. Ich mußte dabei mit ihnen Raki trinken, und da sie mir sehr fleißig zutranken, so bekam ich nach und nach ein Räuschchen und wurde so müd, daß ich endlich das Spiel aufgeben mußte.«

»Und dann bist du sogleich in deine Schlafstube gegangen, um den Gewinn in den Schrank zu tun?«

»Nein. Vorher mußte ich den dreien das Tor öffnen. Sie meinten, es sei zu spät, um noch schlafen zu gehen. Der Morgen war nahe, und sie zogen vor, sogleich aufzubrechen. Sie bezahlten für das, was sie verzehrt hatten, mehr als ich verlangte, und dann ritten sie fort.«

»Wohin? Haben sie dir das gesagt?«

»Ja. Sie wollten nach Doiran.«

»Hm, also nach Süden, über Furkoi und Oliwetza. Und woher waren sie gekommen?«

»Von Menlik her.«

»Ah, von Menlik! Und drei waren es? Hast du sie genau angesehen?«

»Natürlich! Ich habe ja fast sechs Stunden lang mit ihnen gespielt.«

Es stieg nämlich die Ahnung in mir auf, daß die drei Diebe mit den Männern, welche wir suchten, identisch seien. Darum fragte ich weiter:

»So hast du auch ihre Pferde in Augenschein genommen?«

»Ja. Es waren drei Schimmel.«

»Peh ne güzel – wie schön, wie schön!« entfuhr es dem kleinen Halef. »Sihdi, ich habe es sofort geahnt, sofort!«

»Ja, du bist ein scharfsinniger Freund und Beschützer deines Herrn.«

»Was hat er geahnt, was?« fragte der Wirt schnell.

»Etwas, was dich später wohl auch noch interessieren wird,« antwortete ich ihm. »Zunächst bitte ich dich, mir weitere Auskunft zu erteilen.«

»Betrifft es die Leute, welche mich bestohlen haben?«

»Du hast es erraten.«

»So frage mich nur! Ich werde dir sehr gern alles sagen, was du wissen willst.«

Sein Gesicht nahm einen ganz anderen Ausdruck an. Die Worte des kleinen Hadschi hatten ihn auf die Vermutung gebracht, daß wir in irgend welcher Beziehung zu den Dieben ständen, und er war nun sehr gespannt, das Weitere zu hören. Man sah es ihm an, daß ihn jetzt eine, wenn auch nur unbestimmte Hoffnung zu erfüllen begann.

»So waren sie also schon fort, als du den Verlust des Geldes entdecktest,« meinte ich. »Fiel denn dein Verdacht sofort auf sie?«

»Nein. Ich weckte natürlich sogleich alle meine Leute auf und fragte sie aus. Sie alle sind ehrliche Menschen, und es gibt keinen unter ihnen, dem ich eine solche Tat zutraue. Ich suchte bei allen nach, ohne etwas zu finden, was nur den geringsten Verdacht erwecken konnte. Dann erst dachte ich an die drei Fremden. Ich fragte nach ihnen und erfuhr nun von dem Tag-

löhner, daß der eine grad zu der Zeit, in welcher ich das viele Geld in meine Schlafstube getragen hatte, hinter dem Hause gewesen sei.«

»Aber der Diebstahl kann doch nicht zu dieser Zeit, sondern er muß später ausgeführt worden sein!«

»Natürlich. Das sage ich mir auch.«

»Und mir scheint, daß auch nicht ein einzelner Mann genügt hat, sich des Geldes zu bemächtigen. Es haben wenigstens zwei dazu gehört. Kannst du dich denn nicht besinnen, ob sich einmal zwei zugleich entfernt haben?«

»Sehr genau sogar. Zunächst ist mir das gar nicht aufgefallen; erst später dachte ich daran.«

»Ist das früh oder spät geschehen?«

»Noch bevor die Meinen schlafen gingen.«

»Deine Familie schläft bei dir im Zimmer?«

»Natürlich, alle.«

»So mußte der Diebstahl allerdings ausgeführt werden, bevor sie sich zur Ruhe legten. Die Diebe haben sich das sehr wohl überlegt. Wie aber haben sie es angefangen, euch alle abzuhalten, sie zu erwischen?«

»Der eine von ihnen begann, uns Kartenkunststücke zu zeigen. Da mir dieselben so wohl gefielen, erlaubte er mir, alle meine Leute herbeizuholen. Während er uns so prächtig unterhielt, entfernten sich die beiden andern, was mir aber gar nicht aufgefallen ist. Erst als sie zurückkamen, sagte er, daß er uns nun alles gezeigt habe, was er könne. Dann gingen die Leute wieder fort, und wir spielten weiter.«

Es darf keineswegs wunder nehmen, daß hier in dem entlegenen türkischen Dorf gespielt worden war. Ich hatte schon oft in der Türkei Karten spielen sehen. Ja, ich war Zuschauer von Kartenkünstlern gewesen, welche sich vor keinem der unsrigen zu schämen brauchten. Das waren fast stets Griechen oder Armenier gewesen. Der eigentliche Türke hat nicht die Geduld, welche dazu gehört, sich durch lange Übung die nötige Gewandtheit anzueignen. Also erstaunt war ich nicht im mindesten über die Tatsache, daß hier in der Herberge von Dabila dergleichen Kartenkunststücke ausgeführt worden seien; aber

neugierig war ich, zu erfahren, welcher von den dreien sich als Künstler hatte sehen lassen.

Ich ließ mir den Mann von dem Wirt beschreiben und gelangte zu der Ansicht, daß der mitentflohene Gefängnischließer es gewesen sei. Folglich mußten Manach el Barscha und Barud el Amasat den Diebstahl miteinander ausgeführt haben, und es war natürlich anzunehmen, daß der Schließer von ihrem Vorhaben unterrichtet gewesen sei.

»Also nach Untersuchung und Verhör der Deinen bist du zu der Überzeugung gelangt, daß die Fremden die Diebe gewesen seien?« fragte ich weiter. »Was hast du dann getan?«

»Ich habe ihnen meine sämtlichen Knechte beritten nachgeschickt.«

»So! Warum bist du nicht selbst mitgeritten?«

»Ich jagte eiligst nach Ostromdscha zu dem Polizeipräfekt, um ihm die Anzeige zu machen und um Kawassen zu bitten. Er gewährte mir die Erfüllung dieses Wunsches erst nach langer Verhandlung und nachdem ich fünfhundert Piaster bezahlt hatte. Ich mußte mich verpflichten, alle Kosten, welche bei Verfolgung der Diebe entstehen würden, zu erstatten und ihm, falls sie erwischt würden, eine Gratifikation von zehn Pfund auszubezahlen.«

»Dieser ehrenwerte Mann ist ein kluger Verwalter seines eigenen Beutels. Allah erhalte ihn euch noch lange Zeit!«

»Der Teufel mag ihn zu sich nehmen!« entgegnete der Wirt auf meinen Segensspruch. »Der Prophet will, daß Gerechtigkeit auf Erden herrschen soll. Die Beamten des Großherrs müssen und sollen uns dienen, ohne Geschenke zu fordern, und wenn du diesem Tagedieb ein langes Leben wünschst, so kann ich dich nicht für einen guten Jünger des Propheten halten.«

»Der bin ich auch nicht.«

»Ah, bist du etwa Schiit, ein Anhänger der verfälschten Lehre?«

Er rückte ein Stück von mir weg.

»Nein,« antwortete ich. »Ich bin ein Christ.«

»Ein Christ! Das ist viel besser als so ein Schiit, der jeden-

falls nach seinem Tod in die Hölle fährt. Ihr Christen könnt, wenn ihr an Isa Ben Marryam (Jesus) glaubt, doch wenigstens auch in den Himmel kommen, wenn auch nur bis in den dritten; die andern – der vierte bis siebente – sind nur den rechtgläubigen Moslemim vorbehalten. Gegen euch Christen habe ich nichts, denn der Mann, welcher mich lehrte, Bier zu kochen, war ja auch ein Katolika. Desto mehr aber wundert es mich, daß du diesem Beamten ein langes Leben wünschest!«

Er rückte langsam wieder näher. Ich antwortete:

»Ich habe das getan, weil ich wünsche, daß er nicht sterbe, bevor er die Strafe für seine Erpressung erhalten hat. Weißt du denn, welche Maßregeln er ergreifen will?«

»Ja. Er will alle seine Kawassen aussenden, um auf die Spitzbuben zu fahnden. In allen zwischen hier und Doiran gelegenen Ortschaften soll eine große Jagd nach ihnen veranstaltet werden, und er selbst will sich an die Spitze seiner Häscher stellen.«

»Ich vermute sehr, daß er jetzt daheim auf seinem Polster sitzt, um den lieben Tschibuk zu rauchen und Kaffee dazu zu trinken.«

»Wenn ich das wüßte, so sollte es ihm wohl nicht gut bekommen!«

»Du wirst es erfahren, denn du wirst jetzt mit uns nach Ostromdscha reiten, um ihn aufzusuchen.«

»Ich? Warum?« fragte er erstaunt.

»Davon nachher. Hast du dich denn überzeugt, ob er sein Versprechen gehalten und alle seine Kawassen ausgesandt hat?«

»Ich hatte keine Zeit dazu, denn ich mußte wieder heim, um bei der Rückkehr meiner Knechte zugegen zu sein.«

»Sind sie wieder da?«

»Ja. Sie haben sich verteilt gehabt und sind bis Furkoi und Welitza geritten, ohne eine Spur der Diebe zu entdecken. Da haben sie es für geraten gehalten, wieder umzukehren. Ich habe sie natürlich tüchtig ausgezankt. Sie sind Söldlinge, welche das Wohl ihres Herrn vernachlässigen.«

»O nein; sie haben recht gehandelt.«

»Meinst du? Warum?«

»Und wenn sie bis Doiran und noch weiter geritten wären, sie hätten doch niemanden gefunden.«

»Das sagst du in einem so bestimmten Ton?«

»Weil ich vollständig überzeugt davon bin. Die Diebe wollen ja gar nicht nach Doiran.«

»Sie sagten es aber doch!«

»Sie haben dich belogen, um dich irre zu führen. Meinst du denn, daß ein Dieb so unvorsichtig ist, die Polizei auf seine Fährte zu lenken?«

»Als sie es sagten, hatten sie mich noch nicht bestohlen!«

»Aber sie beabsichtigten bereits, es zu tun. Auch hatten sie noch einen andern Grund, dir das wirkliche Ziel ihres Rittes zu verschweigen. Sie werden bereits wegen früherer Taten verfolgt. Sie haben sich gedacht, daß ihre Verfolger, wenn sie ja nach Dabila kommen sollten, hier bei dir einkehren würden. Darum gaben sie eine falsche Richtung an. Und – was du auch noch in Berechnung ziehen mußt – sie haben gesagt, daß sie von Menlik kommen und nach Doiran wollen. Der grade Weg von dem einen Ort zum andern führt südwestlich über die Sultanitza-Berge. Sie aber sind erst grad nach Westen geritten, um nun hier genau nach Süden abzubiegen. Sie haben also einen Umweg gemacht, den ich auf zwei deutsche Meilen schätze. Wenn man aber flüchtig ist und seine Pferde zu schonen hat, reitet man nicht sechs volle Stunden um.«

Der Wirt musterte mich mit prüfendem Blick.

»Effendi,« fragte er, »bist du wirklich ein Christ?«

»Ja. Warum fragst du?«

»Wenn du nicht ein Christ wärest, so würde ich meinen, du seiest ein Beamter der Polizei.«

»Es gibt auch Khawassen, welche nicht Moslemim sind.«

»Ein gewöhnlicher Khawaß würdest du nicht sein, sondern einer von den hohen Zabtieh. Und bei denselben werden, so viel ich weiß, keine Christen angestellt.«

»Warum hast du denn eine so große Lust, mich für einen Polizisten zu halten?«

»Deine Person paßt dazu, und du sprichst wie Einer, wel-

cher alles ganz genau weiß, bevor er es gesagt bekommt. Auch deine Begleiter passen sehr genau zu dieser meiner Vorstellung. Siehe nur diese beiden an!« – Er zeigte dabei auf Osko und Omar Ben Sadek. – »Wie ernst und gewichtig sie dreinschauen! Ihnen steht die Würde ihres Berufes im Gesicht geschrieben. Und hier der Kleine!« – Er deutete auf Hadschi Haléf Omar. – »Sieht er nicht aus wie die verkörperte Zabtieh? Diese listigen Augen und dieses pfiffige Lächeln! Tut er nicht ganz so, als ob er die ganze Welt arretieren könne, wenn er nur wolle?«

Die drei Genannten lachten laut auf. Ich aber antwortete ernst:

»Du irrst. Wir sind einfache Reisende, welche, wie jeder Andere, auf den Schutz der Polizei angewiesen sind. Aber wir sind durch viele Länder und Gegenden gekommen und haben mehr gesehen und erfahren, als tausend Andere. Darum fällt es uns nicht schwer, uns in deine Angelegenheit hinein zu denken. Wer stets daheim sitzen bleibt, dessen Sinn bleibt gar leicht ein beschränkter, und passiert ihm einmal etwas Ungewöhnliches, so weiß er sich nur schwer zurecht zu finden.«

»Das mag richtig sein, und – – aber da bringt man euch euer Essen. Das sollt ihr ohne Störung genießen. Wir können dann, wenn ihr fertig seid, über meine Angelegenheit weiter sprechen. Wünscht ihr vielleicht, daß ich euren Pferden Wasser und Futter gebe? Ich habe schönen Mais, welcher gut geschroten ist.«

»Ja, gib ihnen von demselben, und sage einem Knecht, er solle ihnen die Sattelung abnehmen und sie sodann mit Wasser begießen. Das wird sie erfrischen. Sie haben uns von Edreneh bis hierher getragen, ohne nur einmal recht ausruhen zu können.«

»Ich habe nicht weit hinter dem Hause einen schönen Fischteich, dessen Wasser hell und sauber ist. Wünschst du, daß die Knechte eure Pferde hineintreiben?«

»Ich lasse sie bitten, es zu tun.«

Der Mann schien trotz des Schmutzes, welcher fußhoch seinen Hof bedeckte, ein unternehmender und für die hiesigen

Verhältnisse auch tüchtiger Landwirt zu sein. Die ihm gestohlenen 100 Pfund, nach deutschem Geld 1850 Mark, waren der Preis für nur einen Teil seiner vorjährigen Tabaksernte. Er war jedenfalls recht wohlhabend. Und daß er sogar einen Fischteich angelegt hatte, dies bewies, daß er den ihm gehörigen Grund und Boden trefflich auszunutzen verstand.

Außerdem wußte er auch anders als der große Haufen der dortigen Einwohner zu leben. Davon sollte ich sogleich einen Beweis erhalten, aus welchem ich zugleich ersah, daß er uns nicht für ganz gewöhnlich Reisende hielt.

Das Essen wurde uns von zwei recht sauber gekleideten Bur-schen hereingebracht. Es bestand aus mehreren großen, dampfenden und appetitlich duftenden Eierkuchen, zu welchen in Essig gelegte und mit Pfeffer gewürzte Melonen und andere frische Früchte gegeben wurden. Die Speisen lagen, wie ich zu meiner Verwunderung sah, auf reinlichen, weißen Steinguttellern, und nur die große Melonenschüssel war aus gelbem Ton gebrannt.

Der Wirt beobachtete, ob uns alles auch bequem serviert werde, und befahl dann, als uns sogar ein Körbchen vorgesetzt worden war, welches Messer, Gabeln und Löffel enthielt:

»Geht zur Herrin, und sagt ihr, sie solle euch vier Servietten und ebenso viele Handtücher geben. Die Männer, welche hier speisen, sind weit gereiste und vornehme Herren. Sie sollen nicht sagen, daß sie beim Konakdschy Ibarek schlecht bedient worden seien.«

Also Ibarek hieß der aufmerksame Mann, welcher sogar Servietten besaß! Ich war überzeugt, daß es uns allen hier recht gut munden werde. Er entfernte sich, um den Knechten die erwähnten Befehle zu erteilen. Dann wurden uns die Servietten und Handtücher gebracht, welch letztere mir allerdings überflüssig zu sein schienen; Handtücher zu den Servietten werden selbst in einem abendländischen Gasthof ersten Ranges wohl kaum gereicht.

Als ich nun die Servietten nahm und jedem meiner Gefährten eine reichte, machte es mir heimlich Freude, die Blicke zu sehen, welche fragend auf mich gerichtet waren. Sie wußten

nicht, was mit den weißen, reinlichen Dingen anzufangen sei. Der kleine Hadschi war der einzige, welcher es riskierte, von mir ausgelacht zu werden. Er fragte:

»Sihdi, was sollen wir mit diesen Tüchern? Es ist doch bereits ein großes Tafeltuch über den Tisch gebreitet.«

»Es sind auch keine Tafeltücher.«

»Maschallah, Gottes Wunder! Sollen es etwa Taschentücher sein? Es ist doch keiner von uns mit einem Schnupfen behaftet!«

»Auch das ist's nicht. Diese Tücher werden so vorgebunden, wie ich es euch zeige, damit man sich nicht mit den Speisen die Kleider beschmutzt.«

»Allah akbar, Gott ist groß! Aber die vornehmen Leute müssen doch rechte Tolpatsche sein, wenn sie besondere Vorhänge brauchen, um die Speisen in den Mund zu bringen und sie nicht auf die Kleider zu schütten. Ich habe gelernt, anständig zu speisen, und meine Jacke wird vergebens lüstern sein, diesen wohlschmeckenden Saft der Melone zu trinken.«

Ich band mir die Serviette absichtlich möglichst ungeschickt vor, und da die Anderen es genau so nachmachten, wie ich es ihnen vorgemacht hatte, so saßen wir nun da, wie Kinder, welche von der vortrefflichen Mama den dicken Milchbrei eingestopft bekommen. Das machte mir im Stillen großen Spaß.

Während des Essens bemerkte ich, daß die Pferde hinter das Haus geführt wurden. Der Wirt schien es als echter Muselman für höflich zu halten, uns ohne Zeugen speisen zu lassen. Er trat erst wieder ein, als wir fertig waren, und gab den beiden Burschen den Befehl, abzutragen und uns ein Waschbecken zu bringen. Auch dieses war von weißem Steingut, und nun kamen auch die Handtücher zu Ehren.

Während wir uns die Hände reinigten, flüsterte mir Halef zu:

»Sihdi, hast du keine Angst?«

»Wovor?«

»Welch eine Zeche wird das geben! Dieses gute Essen, das kühle Bier, Messer, Gabeln und Löffel, ein Tafeltuch, ein Waschbecken, Handtücher und gar noch Brustvorhänge von

weißer Leinwand! Dazu hat die Tscheleba alles selbst gekocht! Ich glaube, dieser brave Wirt wird grad so viel von uns verlangen, wie die Rechnung des Polizeipräfekten betragen hat.«

»Mache dir keine Sorge; ich bin überzeugt, daß wir hier gar nichts zu bezahlen brauchen.«

»Meinst du, daß der Wirt auf diesen prächtigen, menschenfreundlichen Gedanken kommen wird?«

»Ganz gewiß. Wir werden nur den Knechten ein Bakschisch zu geben haben.«

»Wenn er so verständig ist, so will ich auch von ganzem Herzen heute, morgen und auch übermorgen vor dem Einschlafen den Propheten bitten, sich bei dem Engel des Todes für diesen guten Wirt zu verwenden.«

»Warum nur bis übermorgen?«

»Dreimal ist genug. Bis dahin lernen wir wohl wieder andere Leute kennen, welche uns gut bewirten und also meiner Fürbitte würdig sind.«

Der kleine Hadschi lächelte still und listig vor sich hin, wie es so seine Art und Weise war, wenn er sich einmal als Pfiffikus gezeigt hatte.

Nach der Reinigung lud der Wirt uns ein, uns wieder an den Tisch zu setzen. Er wollte den ziemlich geleerten Bierkrug abermals füllen und bat uns, vorher auszutrinken. Ich aber lehnte es ab und erwiderte:

»Du würdest mich und wohl auch dich erfreuen, wenn du mir einmal das Schränkchen zeigtest, aus welchem dir das Geld gestohlen ward. Wirst du mir das zu Gefallen tun?«

»Ja. Komm, und folge mir!«

Haléf ging mit. Der ihm angeborene Spürsinn erlaubte es ihm nicht, so wie die beiden Anderen zurück zu bleiben.

Der Wirt brauchte nur zwei der dünnen, geflochtenen Zwischenwände ein wenig zurückzuschieben, so standen wir schon vor der Türe seiner Schlafstube. Sie war unverschlossen. Ich überzeugte mich sogleich, daß ein Riegel vorhanden war, mit dessen Hilfe man von innen einem unwillkommenen Öffnen vorbeugen konnte.

Betten gab es nicht. Rund um die Wände lief ein sogenann-

tes Serir, ein niedriges Lattengestell, auf welchem Polster lagen. Auf diesen schliefen die Hausbewohner, im Sommer gar nicht und im Winter von ihren Decken oder Pelzen zugedeckt. Die Kleider abzulegen, fiel ihnen natürlich gar nicht ein.

Diese Unsitte des Morgenländers, dieser Mangel aller Betttücher und dieses sehr seltene Wechseln der Leibwäsche disponieren nicht nur zu vielen Krankheiten, sondern sind auch der Grund von dem massenhaften Vorhandensein jener zwei Arten blutgieriger Insekten, welche einst ein ungarischer Magnat, dem zwar die lateinischen Namen *Pulex* und *Pediculus*, nicht aber die beiden betreffenden deutschen Wörter geläufig waren, mit den sonderbaren Hauptwörtern ›Hopp hopp‹ und ›Krappele‹ bezeichnete.

Die Wände waren weiß getüncht. Die einzige Zierde derselben bildete der in arabischer Schrift hart unter dem Strohdach herumlaufende Spruch:

»Der Schlaf des Gerechten wird von Engeln bewacht; am Lager des Ungerechten aber stöhnen die Vorwürfe ihre ängstlichen Klagen.«

Das Gemach hatte nur eine einzige Fensteröffnung. Dieser gegenüber hing das betreffende Schränkchen an der Wand.

»Da drin hat das Geld gelegen,« sagte der Wirt, indem er auf das Schränkchen zeigte. »Ich habe es wieder so zugeschlossen, wie es war, als der Diebstahl geschah.«

»Schließe einmal auf!« begann ich.

Er zog den kleinen Schlüssel aus der Tasche und öffnete. Das Schränkchen war vollständig leer. Ich untersuchte Schlüssel und Schloß. Es war keine der gewöhnlichen, leichten Fabrikwaren. Auf meine Erkundigung erfuhr ich, daß ein Schlosser in Ostromdscha der Verfertiger sei, und meiner Meinung nach war es nicht durch einen Haken oder Stift zu öffnen gewesen.

Desto unerklärlicher aber war es, wie der Diebstahl hatte vorgenommen werden können.

»Weißt du denn gewiß, daß du das Schränkchen wirklich verschlossen hattest?« fragte ich.

»Ja, ganz gewiß.«

»Hm! War nur das Geld darin?«

»Nein, auch der Schmuck meiner Frau und noch einige goldene oder silberne Kleinigkeiten.«

»Sind diese auch mitgestohlen?«

»Ja, alles ist fort.«

»Das zeigt, daß die Diebe keine Zeit hatten, eine Auswahl zu treffen. Auch wurde der Diebstahl im Dunkel vorgenommen; da konnten die Spitzbuben natürlich nicht sehen, was Wert für sie hatte oder nicht.«

»O, der Kopfschmuck und die Kette meines Weibes bestanden meist aus großen und kleinen Gold- und wertvollen Silbermünzen. Das werden die Diebe trotz der Dunkelheit gar wohl bemerkt haben. Das andere waren einige Spangen, Brustnadeln und Ringe, was alles doch einen Wert hat.«

»Aber auch zur Entdeckung führen kann. Der vorsichtige Dieb nimmt solche Sachen nicht mit. Wenn die beiden Männer diese Gegenstände mitgenommen haben, so beweisen sie, daß sie keine vorsichtigen und auch keine zünftigen Einbrecher sind. Aber wir müssen doch unbedingt herausbekommen, auf welche Weise sie das Schränkchen öffneten.«

Ich wollte mir dasselbe genauer betrachten, aber der kleine Hadschi hatte dies bereits getan.

»Ich hab's, Sihdi,« sagte er. »Da ist's!«

Er deutete in das Innere. Als ich hinblickte, sah ich freilich sehr leicht, daß die Hinterwand nicht genau anhaftete. Jetzt untersuchte ich, in welcher Weise das Schränkchen an die Wand befestigt war. Das war nicht etwa mit Hilfe eines mehr Sicherheit bietenden Bankeisens geschehen, sondern das Behältnis hing ganz einfach an einem Nagel, von welchem es sehr leicht abgenommen werden konnte.

Ich nahm es herab, und nun zeigte es sich viel deutlicher als vorher, daß es durch die Entfernung der Hinterwand geöffnet worden war. Man bemerkte die Spuren, welche wohl durch eine starke, widerstandsfähige Messerklinge hervorgebracht worden waren.

Die Teile des Schränkchens waren nicht etwa durch Nägel, sondern durch die künstliche, sogenannte Verzinkung verei-

nigt. Das Lossprengen der Hinterwand hatte also unbedingt ein ganz bedeutendes Geräusch verursachen müssen.

»Habt ihr denn nichts gehört?« fragte ich.

»Gar nichts.«

»Es hat doch sehr laut krachen müssen. Vielleicht habt ihr großen Lärm gemacht?«

»O gar nicht. Wir waren auf die Kunststücke so gespannt, daß wir uns im Gegenteil sehr ruhig und still verhalten haben. Vielleicht hatten die Diebe die Türe nicht offen.«

»Sie werden sich freilich gehütet haben, sie offen zu halten. Jedenfalls haben sie sogar den Türriegel vorgeschoben, um nicht plötzlich überrascht zu werden.«

»Nun, dann haben wir doch nichts hören können?«

»Doch! Es gibt keine Scheidemauern, sondern nur Weidengeflechte im Haus. Das Lossprengen der Hinterwand hättet ihr hören müssen. Ich möchte vermuten, daß – – hm!«

Ich trat an das Fenster. Es war gerade groß genug, daß ein nicht allzu starker Mann sich hindurchzwängen konnte. Auch das Schränkchen war klein genug, um ganz leicht durch das Fenster gegeben oder genommen zu werden.

»Kommt einmal mit hinaus!« sagte ich, indem ich die Stube verließ.

Sie folgten mir um das Haus herum.

»Hast du schon außen am Fenster gesucht?« fragte ich den Wirt.

»Nein. Wie hätte ich auf diesen Gedanken kommen sollen! Der Schrank hat im Zimmer gehangen. Dort ist der Diebstahl geschehen; was soll da hier zu finden sein?«

»Vielleicht sucht man doch nicht so vergebens, wie du denken magst. Wir wollen sehen! Aber überlaßt das mir; kommt dem Fenster nicht zu nahe. Ihr könntet mir die Spuren verderben.«

Als ich den Platz vor dem Fenster erreichte, blieben die beiden Andern ein wenig rückwärts stehen. Hart an der Mauer wucherte ein üppiges Brennesselgestrüpp. Grad unter dem Fenster war es niedergetreten.

»Schau!« sagte ich. »Da siehst du, daß jemand aus dem Fenster gestiegen ist.«

»Aber wohl schon vor längerer Zeit. Vielleicht ist's einer meiner Knaben gewesen.«

»Nein. Ein Knabe war es nicht, denn ich sehe hier die Spur eines großen Männerstiefels in dem weichen Boden. Und vor längerer Zeit war es auch nicht. Die geknickten Nesseln sind nicht verwelkt; sie hängen nur matt ihre Blätter. Ich schätze, daß sie erst gestern Abend geknickt wurden. Auch die Fußspuren sind frisch. Die hohen dünnen Kanten der Eindrücke müßten trocken sein, wenn die Spuren alt wären.«

»Wie du das so wissen kannst!« meinte der Wirt ganz erstaunt.

»Um das zu wissen, braucht man nichts als ein offenes Auge und ein wenig Nachdenken. Schau her! Hier erblickst du die Stelle, an welcher das Schränkchen gestanden hat. Es ist jedenfalls von dem feuchten Boden beschmutzt, von den klugen Dieben aber trotz der Dunkelheit wieder hübsch abgewischt worden.«

»Woher weißt du denn auch dieses?«

»Daher, daß ich keine Spur von Schmutz an dem Schränkchen gesehen habe; das ist doch sehr einfach. Wollen weiter sehen!«

Ich suchte am Boden. Vergebens. Jetzt zog ich mein Messer und hieb die Brennesseln hart an der Erde ab. Nachdem ich sie entfernt hatte, betrachtete ich mir nun die leere Stelle. Zwischen den Stoppeln konnte etwas liegen. Ich hatte ganz richtig vermutet. Von zwei Punkten glänzte es mir goldig entgegen. Ich hob die beiden Gegenstände auf. Es war ein dünner Fingerreif mit einem Türkis und ein starker, goldener Ohrring von fast anderthalb Zoll Durchmesser; so groß werden sie in der dortigen Gegend von den Frauen getragen.

»Nun, schau,« sagte ich zu dem Wirt. »Hier ist den Spitzbuben doch etwas entfallen. Kennst du diese Ringe?«

»Ah! Sie gehören meiner Frau. Ob nicht das andere Ohrgehänge auch da ist?«

»Hilf suchen!«

Aber alle Mühe war vergeblich. Es fand sich weiter nichts. Wir wußten nun, wie der Diebstahl ausgeführt worden war. Die Spitzbuben hatten befürchtet, daß der Lärm gehört würde. Darum war der eine von ihnen aus dem Fenster gestiegen, um das Schränkchen, welches der andere ihm nachgereicht hatte, draußen zu öffnen.

Was nun noch zu verhandeln war, konnten wir drinnen besprechen; darum wollten wir uns jetzt wieder hinein in das Zimmer begeben. Vorher aber gingen wir für einige Augenblicke zu unsern Pferden.

Sie waren bereits aus dem Teich herausgeführt und wieder gesattelt. Sie standen mit vorgebundenen Maulsäcken am Ufer und fraßen den für sie delikaten geschrotenen Mais. Ich sagte den Knechten, daß sie die Tiere hier lassen könnten, wo trotz der Nähe des Teiches nicht so viele Fliegen und Mücken waren, wie auf dem schmutzigen Hof. Und es war ein Glück, daß ich auf diesen Einfall kam, wie sich sehr bald zeigen sollte.

Wir waren nämlich kaum in die Stube getreten und schickten uns eben an, wieder an dem Tisch Platz zu nehmen, so sahen wir zwei Reiter in den Hof kommen. Sie sahen nicht eben reputierlich aus. Die Pferde taugten nichts und waren außerdem sichtlich abgetrieben, alte Mähren, für welche ich nicht fünfzig Mark geboten hätte. Und die beiden Männer paßten genau zu ihren Tieren, so zerlumpt und herabgekommen sahen sie aus.

»Du bekommst neue Gäste,« bemerkte Halef dem Wirt.

»An dieser Sorte liegt mir nichts,« antwortete dieser. »Ich werde sie fortweisen.«

»Darfst du denn das, da du ein Einkehrhaus besitzt?«

»Wer will mir verwehren, jemand fort zu weisen, der mir nicht willkommen ist?«

Er wollte hinausgehen, um seinen Vorsatz auszuführen. Ich aber hielt ihn am Arm zurück.

»Halt!« sagte ich. »Laß sie herein!«

»Warum?«

»Ich muß wissen, was diese Leute reden.«

»Kennst du sie denn?«

»Ja. Aber sie dürfen auf keinen Fall wissen, daß wir uns hier befinden. Darum sollen sie weder uns, noch unsere Pferde sehen.«

»Das kann sehr leicht vermieden werden. Ihr braucht nur in meine Schlafstube zu gehen, bis sie wieder fort sind.«

»Meine Gefährten mögen das tun. Ich aber will sie belauschen.«

»Ich weiß zwar nicht, was du damit bezweckst, aber das Horchen wird dir nicht schwer werden. Komm her; ich werde dich verstecken.«

Er führte mich hinter die eine Scheidewand. An derselben lehnten mehrere große Bündel geschälter Weiden, das Material, aus welchem die Wandgeflechte hergestellt wurden.

»Stecke dich hinter diese Bündel,« sagte er. »Da kannst du durch die Zwischenräume des Geflechtes in die Stube sehen. Die Fremden werden dir so nahe sitzen, daß du ihre Worte hören kannst, selbst wenn sie nicht allzulaut sprechen.«

»Aber wenn sie nachsehen sollten, ob sie nicht beobachtet werden?«

»Ich werde den Bündeln eine solche Stellung geben, daß du gar nicht bemerkt werden kannst.«

»Gut! Noch aber muß ich dir sagen, daß ich eher aufbrechen muß, als die beiden Reiter, welche nach Ostromdscha wollen. Und du mußt mit!«

»Ich? Warum?«

»Um den Dieben dein Geld wieder abzunehmen.«

»Sind diese denn in Ostromdscha?«

»Ich habe allen Grund, es zu vermuten. Laß also sofort satteln und dein Pferd mit den unserigen an einen Ort schaffen, wo sie nicht von diesen Menschen bemerkt werden können. Sobald ich hier genug gehört habe, schleiche ich mich in dein Schlafzimmer. Einer deiner Knechte muß dort bereit sein, uns zu den Pferden zu führen, bei denen du dich dann auch schnell einfindest. Jetzt gehe fort, bevor sie kommen.«

Diese Mitteilung war uns nur dadurch ermöglicht worden, daß ich bemerkt hatte, die beiden Reiter schienen sich gar nicht zu beeilen, in die Gaststube zu kommen. Sie waren

langsam abgestiegen und dann nach einem der Seitengebäude gegangen, wohl »um zu sehen, ob sie dort nicht etwas fänden, was sie heimlich mitgehen lassen könnten«, wie der Wirt sich ausdrückte.

Dieser entfernte sich, und ich setzte mich nun zwischen der Flechtwand und den Weidenbündeln bequem auf den Boden nieder. Die Zwischenräume der Wand erlaubten mir, die ganze Stube zu überblicken.

Da hörte ich einen nahenden Schritt.

»Sihdi, wo bist du?« fragte die Stimme des kleinen Hadschi jenseits der Bündel.

»Hier stecke ich. Was willst du denn? Wie unvorsichtig von dir!«

»Pah! Die Kerle kommen noch nicht – sie stehen im Stall des Wirtes, um dessen Pferde zu betrachten. Du sagtest, daß du sie kennst. Ist das wahr?«

»Ja, freilich.«

»Nun, wer sind sie denn?«

»Hast du sie denn nicht auch erkannt?«

»Nein, Sihdi.«

»Du hast doch sonst ein so gutes Auge! Hast du nicht die Schleuder bemerkt, welche dem einen von ihnen im Gürtel hängt?«

»Allerdings.«

»Nun, wer trug eine solche?«

»Weiß ich es?«

»Du solltest es wissen. Denk' doch einmal an den Taubenschlag!«

»O, Sihdi, an den mag ich gar nicht denken. Wenn ich mich an diesen traurigen Ort erinnere, möchte ich dich bitten, mir einige Ohrfeigen zu verleihen.«

»Du hast dir doch die Männer angesehen, welche unter uns in der Kammer saßen?«

»Auf welche dann die Katze mitsamt den Knüppeln herabkrachte und die Katze war aber ich! Ja, die Leute habe ich mir genau betrachtet.«

»Auch die beiden zerlumpten Menschen, welche links an der Mauer saßen? Sie waren Brüder?«

»Ah, Sihdi, jetzt besinne ich mich. Der eine hatte eine Schleuder. Denkst du, daß sie es sind?«

»Ja, sie sind es. Ich habe mir ihre Gesichter ganz genau gemerkt.«

»O Allah! Sie sagten, daß sie nach Ostromdscha gehen müßten, um den drei Halunken zu melden, was mit uns geschehen sei, vielleicht gar, daß man uns in das Paradies befördert habe.«

»Das wollten sie. Diesen Auftrag haben sie von Manach el Barscha und Barud el Amasat erhalten.«

»So sind sie also noch nicht nach Ostromdscha gelangt, und die drei Kerle, welche wir suchen und die auch unsern jetzigen Wirt bestohlen haben, denken noch jetzt, daß wir uns nicht mehr auf ihrer Spur befinden. Sihdi, erlaube mir, dir einen sehr guten und sehr gescheiten Vorschlag zu machen!«

»Welchen?«

»Wollen wir nicht die beiden Kerle, welche du zu belauschen beabsichtigst, unschädlich machen?«

»Natürlich werden wir das tun.«

»Aber wie?«

»Das werden wir uns überlegen.«

»O, es ist schon überlegt!«

»Deinerseits? Was gedenkst du zu tun?«

»Ich werde sie ein wenig töten.«

»Das laß dir ja nicht einfallen, Halef!«

»O, Sihdi, nur ein wenig! Sie wachen ja sogleich dann in der Hölle wieder auf. Das ist doch wohl kein Totschlag zu nennen!«

»Laß mich mit solchen Vorschlägen in Ruhe!«

»Ja, ich vergesse zuweilen, daß du ein Christ bist. Wenn es auf dich ankäme, so würdest du dein Leben für deinen ärgsten Feind wagen. Diese beiden Halunken stehen ja eben im Begriff, uns in die größte Gefahr zu bringen. Wenn sie die drei andern in Ostromdscha treffen, so kannst du sicher sein, daß sie uns auflauern und jedem von uns eine Kugel geben, be-

vor wir daran denken können, daß so etwas unter Umständen wohl schädlich sein kann.«

»Wir werden eben dafür sorgen, daß diese zwei jene drei nicht treffen. Oder noch besser, wir werden dafür sorgen, daß sie dieselben treffen können.«

»Bist du toll?«

»Durchaus nicht.«

»Was denn?«

»Nicht toll, sondern klug, denke ich. Wir wissen nicht, wie die drei zu finden sind. Wir haben im Taubenschlag nur erlauscht, daß sie sich in der alten Ruine aufhalten. Aber wir kennen diese Ruine nicht. Es kann sehr schwer, vielleicht unmöglich sein, jemand, der sich dort verborgen hält, aufzufinden.«

»O, ich bin dein Freund und Beschützer Hadschi Halef Omar. Meine Augen reichen von hier bis nach Ägypten, und meine Nase ist noch viel, viel länger. Mir wird es ein Leichtes sein, diese Menschen anzutreffen.«

»Ebenso leicht oder vielmehr noch wahrscheinlicher ist es, daß du von ihnen angetroffen wirst, und dann allerdings werden sie dir keine Zeit lassen, die Sure des Todes zu beten. Nein, wir werden diesen beiden jetzt nichts tun; wir werden uns gar nicht von ihnen erblicken lassen, damit wir ihnen heimlich folgen und sie beobachten können. Sie, die unser Verderben wollen, müssen grad unsere Führer sein, durch welche uns die andern drei in die Hand gegeben werden.«

»Allah! Dieser Gedanke ist auch nicht schlecht!«

»Es freut mich, daß du dieses erkennst! Nun aber entferne dich, damit du nicht etwa noch bemerkt wirst. Sage aber dem Wirt, er solle dafür sorgen, daß diese beiden Gäste so lange wie möglich hier zurückgehalten werden, wenn er mit uns hier fortgeritten ist. Man soll sie so verpflegen, daß sie recht lange hier verweilen. Ich will auch gern bezahlen, was es kostet. Sage es ihm, und nun geh!«

»Ja, Sihdi, ich verschwinde! Es scheint jemand zu kommen.«

Diese letzten Worte sprach er nur noch leise flüsternd. Dann

schlich er sich von dannen. Und nun kamen die beiden Erwarteten endlich in die Stube.

Sie fanden dieselbe natürlich leer. Auch Osko und Omar hatten sich längst entfernt, und der Wirt war da gewesen, um den Bierkrug wegzunehmen.

Jetzt konnte ich diese Menschen besser betrachten, als vorgestern abend. Sie hatten wahre Galgengesichter. Es gibt Menschen, denen man es sofort ansieht, was man von ihnen zu halten hat. Zu diesem Schlag gehörten sie. Ihre Kleidung war die der ärmsten Leute, überdies bis zum Ekel schmutzig und zerrissen; aber ihre Waffen waren desto besser und schienen sehr gut gehalten zu sein.

Während der eine eine Schleuder an dem zerrissenen Gürtel hängen hatte, trug der andere die einst so sehr gefürchtete Waffe der vor den Türken in die Wälder geflüchteten Serbier und Walachen, einen Heiduckenczakan, dessen gewundener Schaft mit der perligen Haut des Haifisches überzogen war. Ich kannte die Waffe nur vom Hörensagen, hatte auch hier und da in Sammlungen Exemplare derselben gesehen, aber Zeuge ihres Gebrauches war ich noch nicht gewesen. Ich dachte nicht, daß ich in kürzester Zeit sogar ein Ziel derselben bilden würde.

Sie schauten sich in dem Raume um.

»Kein Mensch ist da,« knurrte der Schleuderer. »Glaubt man etwa, daß wir den Raki, den wir trinken wollen, nicht bezahlen können?«

»Müssen wir ihn bezahlen?« lachte der Andere. »Sind wir nicht in die Wälder geflüchtet? Besitzen wir nicht die Koptscha, vor der sich alle fürchten? Wenn wir nicht freiwillig bezahlen wollen, so möchte ich doch sehen, wer es sich einfallen ließe, uns zu zwingen!«

»Schweig' davon! Wir sind nur zu zweien, und dieser Ibarek hier ist ein reicher Mann, welcher viele Knechte und Arbeiter hat, gegen die wir nicht aufkommen könnten. Wegen einiger Schlücke Raki begeben wir uns nicht in Gefahr. Aber ärgerlich ist es, daß man sich gar nicht nach uns umsieht. Sollten sie es sich etwa einfallen lassen, uns für Vagabunden zu halten?«

»Sind wir etwas anderes?«

»Gar wohl sind wir etwas anderes. Wir sind die Helden der Berge und Wälder, welche die Aufgabe haben, das an ihnen begangene Unrecht zu rächen.«

»Gewöhnliche Leute aber sagen Räuber anstatt Helden, was mir jedoch höchst gleichgültig ist. Vielleicht ist nur deshalb niemand in der Stube, weil diese guten Leute draußen an den Wänden stehen, um uns durch die Ritzen derselben anzustarren. Das sollte ihnen aber schlecht bekommen. Schauen wir einmal nach!«

Sie traten heraus und schritten an den Weidenscheidewänden hin. Als sie an die Wand kamen, hinter welcher ich hockte, meinte der eine:

»Hier hinter diesen Bündeln kann leicht jemand sein. Wollen einmal nachfühlen. Mein Messer ist spitz genug.«

Die Art und Weise, in welcher diese Menschen hier auftraten, zeigte deutlich, von welch rohem Schlag sie waren. Und ebenso, wie sie, sind weitaus die meisten jener Leute, welche sich einen Nimbus damit geben, daß sie, wie der landläufige Ausdruck lautet, »hinaus in die Wälder gehen«. Es mag wohl einige wenige geben, welche, von der Ungerechtigkeit, von dem Haß und der Verfolgung gezwungen, sich in die Berge flüchten, aber ihre Zahl ist verschwindend klein gegen die Menge derjenigen, die nur aus roher Brutalität die heiligen Bande zerreißen, welche das Gesetz, das göttliche und das menschliche, um alle gezogen hat.

Der Urian zog sein Messer und stach zwischen den einzelnen Bündeln hindurch, doch glücklicherweise zu hoch. Wäre ich nicht auf den Gedanken gekommen, mich zu setzen, hätte er mich sicherlich getroffen.

Freilich, ob es mir auch wirklich eingefallen wäre, als Zielscheibe dieses Messerhelden ruhig stehen zu bleiben, das war eine andere Frage. Jedenfalls hätte ich den Stoß nicht abgewartet; aber – mochte ich mich nun gegen die Männer verhalten, wie ich wollte – eine Schande wäre es doch für mich auf alle Fälle gewesen, mich von ihnen aufstöbern zu lassen. Es gibt eben Dinge, welche man, unbeschadet seiner Ehre und

seines Selbstgefühles, ganz wohl tun kann, aber – wissen lassen darf man es nicht. Zu diesen Dingen gehört jedenfalls auch das Lauschen.

Horchen ist eine Schande, sagt man allgemein; aber es gibt Lagen, in denen es geradezu eine Pflicht sein kann. Wem sich die gute Gelegenheit bietet, Verbrecher zu belauschen und dadurch eine böse Tat zu verhüten, der macht sich, wenn er aus falschem Scham- und Ehrgefühl diese Gelegenheit unbenutzt vorübergehen läßt, zum Mitschuldigen dieser Tat. Und bei mir trat noch die Pflicht der Selbsterhaltung dazu.

»Es ist niemand da,« meinte der Mann befriedigt. »Wollte es auch keinem geraten haben! Komm' herein!«

Sie begaben sich in die Stube zurück und riefen nun laut nach Bedienung. Der Wirt kam herein, begrüßte sie und entschuldigte sich in höflichen Worten, daß er nicht sogleich habe erscheinen können.

»Ich bereitete mich eben zur Reise vor,« erklärte er ihnen. »Da mußtet ihr leider warten.«

»Wohin willst du?« fragte derjenige, welcher die Schleuder trug.

»Nach Tekirlik.«

Er war also so klug, grad die entgegengesetzte Richtung anzugeben. Dennoch erkundigte sich der Kerl:

»Was willst du dort? Willst du in Geschäften hin?«

»Nein, sondern zu meinem Privatvergnügen. Was befiehlt ihr, daß ich euch bringen soll?«

»Raki. Bringe aber genug! Wir haben Durst und werden gern bezahlen.«

Wenn diese Menschen den Branntwein gegen den Durst tranken, so hätte ich ihre Gurgeln sehen mögen!

»Bezahlen?« erwiderte der Wirt lächelnd. »Ihr seid heut' meine ersten Gäste, und ich habe die alte Gewohnheit, denjenigen, welche bei mir an dem heutigen Tage die ersten sind, das, was sie verzehren, umsonst zu geben.«

»So? Was für ein Tag ist denn heute?«

»Mein Geburtstag.«

»Dann gratulieren wir dir und wünschen dir ein Leben von

tausend Jahren. Also, was wir essen und trinken, brauchen wir nicht zu bezahlen?«

»Nein.«

»So bringe nur gleich einen Krug voll Raki. Du sollst mit uns trinken.«

»Das kann ich nicht, da ich sofort aufbrechen werde. Ich will den heutigen Tag mit meinen Verwandten verbringen, welche in Tekirlik wohnen. Aber Bescheid werde ich euch tun.«

Er entfernte sich, um den Schnaps herbei zu holen.

»Du,« meinte derjenige mit dem Heiduckenbeil, »das haben wir gut getroffen. Nicht?«

»Ja«, nickte der andere, vor Vergnügen grinsend. »Wir werden uns eine Güte tun.«

»Der Mann soll, wenn er bei seiner Rückkehr erfährt, was wir verzehrt haben, nicht sagen, daß wir seinen Geburtstag nicht zu feiern verstanden.«

Mich freute es, daß der Wirt so klugerweise auf diesen Vorwand, die beiden hier fest zu halten, gekommen war. Er brachte einen Krug, welcher nach meiner Ansicht groß genug war, mit seinem Inhalt zehn Männer betrunken zu machen. Dazu setzte er ein Glas auf den Tisch und wollte eingießen.

»Halt!« gebot der Schleuderer. »Dieses Gefäßchen ist ja nur für Kinder. Wir aber sind Männer und trinken gleich aus dem Krug. Was Allah gibt, das soll man voll genießen. Ich trinke auf dein Wohl und wünsche dir dabei alles, was du dir selbst wünschen magst.«

Er tat zwei lange Züge, setzte ab, tat noch einen Zug und machte dann ein Gesicht, als ob er Nektar getrunken habe. Sein Kamerad folgte seinem Beispiel, trank auch nicht weniger, schnalzte mit der Zunge und meinte, dem Wirt nun den Krug entgegen haltend:

»Trink', Freundchen! Dieses Labsal findet seinesgleichen nicht auf der ganzen Erde. Trink' aber nicht so sehr viel, damit wir als deine Gäste nicht zu kurz kommen.«

Der Wirt nippte nur und antwortete dann:

»Ihr werdet nicht zu kurz kommen und könnt euch den Krug wieder füllen lassen.«

»Wird dies auch geschehen, wenn du dich nicht mehr hier befindest?«

»Ja. Ich habe dem Knecht, der euch bedienen wird, den Befehl gegeben, euch zu geben, was ihr verlangt, wenn es nämlich vorhanden ist.«

»So wünsche ich dir zehntausend Jahre anstatt eines einzigen Tausends. Du bist ein sehr frommer und würdiger Sohn des Propheten und führst ein verdienstliches Leben, für welches dich der Engel des Todes einst in Abrahams Schoß betten wird.«

»Ich danke euch! Jetzt aber werde ich gehen. Also wendet euch an den Knecht, wenn ich nicht mehr da bin.«

»Wo befindet er sich denn?«

»Draußen auf dem Hof. Es ist kein Mensch hier im Hause. Die Leute sind alle auf dem Feld, werden aber bald zurückkommen.«

Der Schlaue sagte das, um sie in Sicherheit zu wiegen. Sie sollten nicht argwöhnen, daß sie belauscht würden, sondern vollständig überzeugt sein, daß sie sich ganz gemütlich und laut unterhalten konnten.

»So wünschen wir dir gute Reise,« sagte der Besitzer des Beiles. »Vorher aber möchte ich mich bei dir nach etwas erkundigen.«

»Was ist das?«

»Sind vielleicht vor einiger Zeit drei Männer eingekehrt, weißt du, nicht gewöhnliche Männer, sondern vornehme Herren?«

»Hm! Bei mir kehren sehr viele Leute ein. Ihr müßt mir also diese drei beschreiben.«

»Das ist nicht notwendig. Wir brauchen dir nur zu sagen, was für Pferde sie ritten. Es waren drei Schimmel.«

»Ah, richtig! Die sind gestern abend hier gewesen. Es waren sehr vornehme Männer.«

»Haben sie hier geschlafen?«

»Nein. Sie wollten es zwar tun, aber wir machten ein Spielchen, welches fast bis zum Morgen währte, und da meinten sie dann, daß es besser wäre, sogleich weiter zu reiten.«

»Haben sie dir gesagt, welches ihr Reiseziel wäre?«

»Ja.«

»Etwa Ostromdscha?«

»O nein! Sie wollten nach Doiran.«

»Ah so! Sind sie denn auch dorthin geritten?«

»Natürlich! Sie haben es ja gesagt. Warum sollten sie denn auf einen andern Gedanken kommen?«

»Ganz richtig! Du hast wohl gesehen, daß sie nach Süden davonritten?«

»Ich? Gesehen?« fragte er erstaunt. »Um das zu sehen, hätte ich ihnen doch durch das ganze Dorf nachlaufen müssen. Welchen Grund sollte ich haben, dies zu tun?«

»Ich fragte das nur so nebenbei. Aber weiter! Sind nicht dann auch noch Andere bei dir eingekehrt, welche aus derselben Richtung kamen?«

Diese Frage galt natürlich mir und meinen Begleitern. Wie ich sie beantwortet hätte, das wußte ich; aber daß sie der Wirt anders beantworten werde, davon war ich vollständig überzeugt. Jedenfalls war es am leichtesten, uns ganz zu verleugnen. Daß wir gar nicht hier durchgekommen seien, war nicht zu behaupten; denn wir waren ganz offen durch die rückwärts liegenden Orte geritten und von vielen Leuten gesehen worden. Die beiden hatten sich da jedenfalls auch nach uns erkundigt und wußten also, daß wir ihnen voraus waren.

Am allerbesten war es jedenfalls, wenn der Wirt eingestand, daß wir hier gewesen seien. Und war er sehr pfiffig, so konnte er sagen, daß wir den dreien, die vor uns hier eingekehrt, in der Richtung nach Doiran nachgeritten seien. Auf diese Weise erweckte er in den Fragern die Überzeugung, daß von uns einstweilen, und zwar für die Zeit von mehreren Tagen, keinerlei Gefahr zu erwarten sei. Aber, wie gesagt, ich traute ihm diese Klugheit nicht zu. Darum war ich sehr angenehm von dem weiteren Verlauf des Gespräches überrascht. Der Wirt bewies ganz gegen meine Erwartung, daß er wohl auch scharfsinnig sein könne. Er antwortete:

»Es kehrten bei mir seit gestern abend keine Gäste mehr ein. Ich habe euch ja bereits gesagt, daß ihr die ersten seid.«

»Hm! Aber diejenigen, welche wir meinen, sind ganz gewiß nach Dabila gekommen.«

»So sind sie vielleicht durch den Ort geritten, ohne sich hier aufzuhalten.«

»Jedenfalls. Und das ist uns sehr unangenehm, denn wir wollten sie gern einholen. Wir hatten sehr notwendig mit ihnen zu reden.«

»Waren es Bekannte von euch?«

»Sogar sehr gute Freunde.«

»So müßt ihr ihnen nacheilen und dürft euch hier nicht lange Zeit aufhalten.«

»Leider! Wir möchten aber so gern deine Gastfreundschaft ehren, indem wir uns deine Gaben schmecken lassen. Vielleicht treffen wir diese vier Männer noch in Ostromdscha.«

»Vier waren es?«

»Ja.«

»War vielleicht einer dabei, der einen Rappen von edler Abstammung ritt?«

»Ja, ja! Hast du ihn gesehen?«

»Gewiß. Er hatte sogar zwei Gewehre anstatt nur eines einzigen?«

»Das stimmt, das stimmt!«

»Unter den drei Anderen befand sich ein kleiner Kerl, dem statt des Bartes zehn oder elf lange, dünne Fäden von dem Gesicht herabhängen.«

»Ganz richtig! Du hast sie gesehen. Aber wo denn, da sie bei dir nicht eingekehrt sind?«

»Draußen vor dem Tore. Ich stand mit dem Nachbar dort, als sie kamen. Sie wollten freilich bei mir einkehren. Als ich ihnen sagte, daß ich der Wirt sei, fragte mich der Dunkelbärtige, welcher auf dem Araber saß, ob vielleicht drei Männer, die lauter Schimmel ritten, bei mir eingekehrt seien.«

»Scheitan! Was hast du geantwortet?«

»Natürlich die Wahrheit.«

»O wehe!«

»Warum denn?«

»Wegen nichts. Es entfuhr mir nur so. Sprich weiter!«

»Der Mann fragte mich, wann die drei dagewesen, wie lange sie geblieben und wohin sie dann geritten seien.«

»Ah, vortrefflich! Was hast du ihm geantwortet?«

»Alles, was ich wußte. Ich sagte ihm, daß diejenigen, nach denen er fragte, gen Süden nach Doiran geritten seien. Hätte ich das etwa nicht tun sollen?«

»O doch, o doch! Es war ganz recht von dir. Was taten sie dann?«

»Der Reiter sagte, er müsse den andern schnell folgen und könne deshalb nicht bei mir absteigen. Er fragte mich sehr genau nach dem Weg, welcher von hier nach Doiran führt.«

»Ist er auf ihm fortgeritten?«

»Ja. Ich habe ihn und seine Begleiter bis vor das Dorf hinaus geführt und ihnen alles sehr ausführlich erklärt. Dann jagten sie im Galopp davon, gegen Furkoi zu. Sie mußten es außerordentlich eilig haben.«

»Also weißt du ganz genau, daß sie gegen Süden geritten sind?«

»So genau, wie ich dich vor mir sehe«

»Nicht aber gegen Westen, nach Ostromdscha?«

»Ist ihnen nicht eingefallen. Ich habe noch lange dort gestanden und ihnen nachgeschaut, bis sie jenseits des Berges verschwanden. Der Rappe entzückte mich so, daß ich ihn nicht aus den Augen lassen konnte.«

»Ja, er ist ein prachtvolles Pferd; das ist wahr.«

»Nun müßt ihr jedenfalls auch nach Doiran reiten, da ihr mit diesen vier Männern reden wollt?«

»Allerdings; doch haben wir nun keine Eile mehr. Da sie dorthin sind, so wissen wir, daß sie auf uns warten werden.«

»So freue ich mich, sie gesehen und mit ihnen gesprochen zu haben, sonst hätte ich euch gar keine Auskunft geben können. Nun aber muß ich fort. Ihr dürft es mir nicht übel nehmen, daß ich nicht länger bei euch bleiben kann.«

Ganz im Gegenteil zu ihrem früheren Benehmen versicherten sie ihn in der freundlichsten Weise ihrer Dankbarkeit und verabschiedeten sich von ihm, als ob sie ihm ihre ganze Liebe

geschenkt hätten. Als er fort war, schlug der Schleuderer mit der Faust auf den Tisch und rief:

»Welch ein Glück! Jetzt sind wir diese Sorge los. Sie sind nicht nach Ostromdscha.«

»Ja, darüber können wir uns freuen. Wie klug von Manach el Barscha und Barud el Amasat, daß sie den albernern Kerl von Wirt beschwatzt haben, sie wollten nach Doiran! Nun sind die Hunde, welche uns belauschten, auch dorthin und werden vergeblich suchen.«

»Ich war noch nie in Doiran und weiß also nicht, wie weit es bis dorthin ist.«

»Ich glaube, daß man gut sieben Stunden zu reiten hat. Die Kerle werden erst am Abend dort ankommen. Morgen erkundigen sie sich. Dann erfahren sie freilich, daß sie am Narrenseil geführt wurden. Aber vor übermorgen mittag haben wir sie nicht in Ostromdscha zu erwarten. Wir können also hier essen und trinken so viel und so lange, als es uns beliebt.«

»Das freut mich so, als ob ich selbst heute meinen Geburtstag hätte. Ob aber der Wirt wohl heute wieder zurückkommt?«

»Wird ihm nicht einfallen!«

»Wir hätten ihn doch fragen sollen.«

»Warum?«

»Wüßte ich, daß er erst morgen zurückkehrt, so würde ich vorschlagen, den ganzen Tag hier zu bleiben. Wir sind ja Gäste und bekommen alles, was wir verlangen, ohne daß wir einen einzigen Para zu zahlen brauchen. So etwas muß man nach Kräften ausnützen.«

»Was diese Sorge betrifft, so ist sie überflüssig. Der Wirt bleibt jedenfalls bis morgen dort.«

»Meinst du?«

»Wenn man seinen Geburtstag begeht, so fällt die Hauptfeier doch allemal auf den Abend.«

»Das ist wahr.«

»Wenn sie zu Ende ist, dann ist Mitternacht jedenfalls vorüber. Denkst du etwa, daß er dann noch sich auf das Pferd setzt, um vier lange Stunden bis nach Hause zu reiten?«

»Dazu wird er wohl keine Lust haben.«

»Vielleicht nicht bloß keine Lust. Man ißt und man trinkt dazu, und das Trinken am Geburtstag ist ein böses Ding. Man trinkt sich da sehr leicht einen Rausch an, infolgedessen man gern bis in den Tag hinein schläft.«

Das klang grad so, als ob ich mich im lieben deutschen Reich befände, wo sich ganz dieselben Anschauungen vorfinden sollen.

»Du hast recht,« stimmte der Andere bei, indem er einen gewaltigen Zug aus dem Krug tat. »Der Wirt wird trinken und morgen lange schlafen. Es steht zu erwarten, daß er vor Mittag nicht nach Hause kommt. Wir können uns also hier gütlich tun und die Nacht hier bleiben. Die verwünschten vier Kerle sind ja jetzt nicht mehr zu fürchten, und nach Ostromdscha zu kommen, das hat folglich für uns gar keine Eile.«

»Gut! Also bleiben wir! Wenn ich an die vorgestrige Nacht denke, so könnte ich über mich selbst zornig werden. Dieser Mensch, welcher den Rappen reitet, der noch dazu ein Christenhund, ein Ungläubiger sein soll, befand sich in unseren Händen, und wir haben ihn entkommen lassen!«

»Ja, es war unverantwortlich. Ein einziger Messerstich, und der Mensch wäre unschädlich gemacht gewesen!«

»Es kam alles so plötzlich! Man konnte sich gar nicht besinnen. Kaum waren die Kerle zwischen uns, so waren sie auch schon wieder fort.«

»Wie aber sind sie nur hinauf in den Taubenschlag gekommen?«

»Jedenfalls durch den Raum, in welchem sich das Heu befindet.«

»Aber wie haben sie wissen können, daß es von da aus möglich war, uns zu belauschen? Wer hat ihnen überhaupt gesagt, daß wir eine Versammlung hatten und daß wir uns ihretwegen in der Kammer befanden?«

»Der Teufel hat es ihnen erzählt. Diese Giaurs werden alle vom Teufel geholt. Darum hält er bereits bei Lebzeiten mit ihnen Freundschaft. Kein Anderer hat es ihnen verraten. Aber wehe ihnen, wenn sie nach Ostromdscha kommen! Sie sollen in die Hölle fahren, alle vier!«

»Hm! Uns beide geht die Sache eigentlich gar nichts an. Wir sind nur die Boten und werden dafür bezahlt.«

»Aber wer mich bezahlt, dessen Freund bin ich, und dem stehe ich bei.«

»Auch mit einem Mord?«

»Warum denn nicht, wenn es Geld einbringt? Ist es etwa eine Sünde, einen Giaur zu töten?«

»Nein, es ist sogar ein sehr verdienstliches Werk. Wer einen Christen tötet, der steigt dadurch um eine ganze Stufe zum siebenten Himmel höher. Das ist die alte Lehre, auf welche leider die Leute nicht mehr hören wollen. Es juckt mich in den Fingern, diesem Fremden, wenn er nach Ostromdscha kommt, eine Kugel zu geben.«

»Ich bin dabei.«

»Bedenke, welchen Vorteil wir davon hätten! Es würde uns sehr gut bezahlt, und sodann gehörte uns alles, was er bei sich hat. Sein Pferd allein wäre ein wahres Vermögen für uns. Der Stallmeister des Padischah würde, wenn wir es zu ihm nach Stambul brächten, uns eine große Summe dafür zahlen.«

»Oder auch gar nichts!«

»Oho!«

»Er würde uns fragen, woher wir es haben.«

»Geerbt natürlich.«

»Wo wäre aber der Stammbaum des Pferdes, den doch jeder Käufer sehen und haben wollte?«

»Den wird der Mensch schon bei sich tragen. Er fiel uns also in die Hände. Ich befürchte nur, daß nicht wir diejenigen sein werden, welche den herrlichen Rappen bekommen.«

»Warum nicht?«

»Manach el Barscha und Barud el Amasat werden ebenso klug sein, wie wir.«

»Hm! Das ist richtig. Aber wir können sie ja leicht betrügen.«

»Wie so denn?«

»Indem wir ihnen verschweigen, daß der Fremde nach Doiran geritten ist. Wir sagen ihnen nur, daß er entkommen sei und sich wahrscheinlich nach – – nach irgend einem Ort ge-

wendet habe, dessen Namen wir uns noch aussinnen können. Dann reiten wir übermorgen gegen Doiran und lauern den vier Kerlen auf.«

»Dieser Gedanke ist prächtig. Ich vermute nur, daß Manach und Barud sich nicht täuschen lassen werden.«

»Wir müßten es dann sehr dumm anfangen!«

»Wer weiß auch überhaupt, wie lange es dauert, ehe wir sie finden!«

»Keine einzige Stunde.«

»Ich bin vom Gegenteil überzeugt. Wir wissen nur, daß wir zu der Ruine kommen sollen. Aber da können wir lange suchen.«

»Hast du vergessen, daß wir uns an den alten Mübarek wenden sollen?«

»Das weiß ich sehr wohl. Aber erstens fragt es sich, ob sie ihm ihren Aufenthaltsort wirklich genau mitgeteilt haben, und zweitens kennen wir den Alten nicht. Wer weiß, was für ein Kerl er ist!«

»Er soll ja auch die Koptscha haben, das geheime Zeichen unseres Bundes.«

»Das ist noch kein Grund, um jedes Geheimnis mitzuteilen.«

»So haben wir das heimliche Wort, welches Barud el Amasat uns sagte und welches er auch dem alten Mübarek geben wird. Es ist das Zeichen, daß er uns den Aufenthaltsort der Verborgenen nennen oder zeigen soll. Also finden wir sie sofort. Das macht mir keinen Kummer. Nur fragt es sich, ob sie noch weitere Dienste von uns verlangen werden.«

»Das schlage ich ihnen ab. Wir würden dadurch verhindert werden, den vier Fremden aufzulauern.«

»Abschlagen? Das geht nicht. Wir müssen gehorchen. Du weißt doch, daß Widersetzlichkeit mit dem Tod bestraft wird.«

»Wenn sie erwiesen ist. Aber wenn ich krank bin, so kann ich nicht gehorchen.«

»Ah, du willst dich krank stellen? – Das müßte ich dann

auch tun, und das würde sehr auffällig sein. Warum sollten wir zufällig alle beide krank geworden sein?»

»Auch da gibt es eine gute Ausrede. Wir sind unterwegs mit den vier Fremden zusammengetroffen und von ihnen angegriffen worden.«

»Hm! Verwundet also?»

»Ja. Ich verbinde mir den Kopf, und du tust das Gleiche mit deinem Arm. Wir sind so matt und angegriffen, daß man zunächst unmöglich einen weiteren Dienst von uns verlangen kann – schau, da reitet der Wirt zum Tore hinaus! Trink, damit wir erfahren können, ob der Knecht uns den Krug auch wirklich wieder füllen wird.«

Sie tranken und tranken und brachten den Krug zu meinem Erstaunen, ich möchte fast sagen zu meinem Entsetzen, wirklich leer. Dann trat der eine an das Fenster und rief hinaus, worauf ein Knecht hereinkam, welcher natürlich von seinem Herrn die nötige Weisung erhalten hatte.

Die beiden Gäste erfuhren von ihm, daß er ihnen bringen werde, was sie verlangten, und sie gaben ihm den Befehl, zunächst den Krug wieder zu füllen.

Von zwei Krügen solchen Rakis hätte ein Rhinoceros betrunken werden müssen, und so war ich überzeugt, daß sie sehr bald in einen Zustand verfallen würden, welcher meiner Absicht, sie zu belauschen, nicht günstig sein konnte.

Sie saßen, als der volle Krug gebracht wurde, auch wirklich einsilbig bei einander, blickten stier vor sich hin und tranken in kurzen Zwischenräumen. Ich sah ein, daß von ihnen nichts mehr zu erfahren sei, und beschloß, mich jetzt zu entfernen.

Ich war nicht recht befriedigt von meinem Erfolg. Was hatte ich erfahren? Daß der Schut, der geheimnisvolle Anführer derjenigen, die in »die Berge gegangen waren«, seine Untertanen in einer sehr strengen Zucht hielt, daß er sogar Widersetzlichkeit mit dem Tode bestrafte.

Ferner wußte ich nun genau, daß Barud el Amasat, Manach el Barscha und der mit ihnen aus Adrianopel entflohen Gefängnischließler in der Ruine von Ostromdscha zu suchen seien. Aber diese Ruine konnte sehr weitläufig sein. Vielleicht

befanden sich die Betreffenden auch nur des Nachts oder überhaupt nur zu gewissen Zeiten dort.

Sodann hatte ich erfahren, daß es einen alten Mübarek gebe, einen sogenannten Heiligen, bei welchem die Eingeweihten mit Hilfe eines heimlichen Wortes erfahren konnten, wo sich die drei erwähnten Männer befanden. Aber wer war dieser ›Heilige‹, welcher trotz seiner Heiligkeit in dem verbrecherischen Bund der Ausgestoßenen eine Stelle einnahm? Wo war er zu finden? Auch in der Ruine? Und welches war das Wort, mit dem man sich bei ihm legitimieren konnte? –

Den ›Heiligen‹ getraute ich mir leicht zu finden. Aber das Wort zu erfahren, dies war jedenfalls außerordentlich schwierig, wenn nicht gar unmöglich. Vielleicht gelang es, den Alten zu überrumpeln und ihm dadurch sein Geheimnis zu entreißen.

Jedenfalls aber war ich jetzt überzeugt, daß die beiden Trinker da drin in der Stube für mich bis morgen ganz unschädlich seien. In ganz kurzer Zeit waren sie gewiß so betrunken, daß sie den Verstand verloren hatten. Sie kamen wohl gar nicht dazu, sich Essen geben zu lassen, und wurden in irgend einem Winkel untergebracht, um dort ihren gewaltigen Rausch auszuschlafen.

Das war natürlich von großem Vorteil für mich, denn auf diese Weise blieben die Gesuchten ungewarnt vor uns, und ich konnte die Zeit von heute nachmittag bis morgen mittag – denn eher waren die Betrunkenen wohl nicht in Ostromdscha zu erwarten – dazu verwenden, nach den drei Entflohenen zu forschen.

Jetzt nun, da nichts Weiteres mehr zu erlauschen war, schob ich mich, am Boden kriechend, unhörbar hinter den Weidenbündeln hervor und schlich dann nach der Schlafstube. Sie war von innen verriegelt. Als ich leise klopfte, öffnete Halef. Er befand sich mit den beiden Gefährten und einem Knecht darin.

»Wir mußten natürlich zuriegeln, Sihdi,« erklärte er leise. »Die Halunken hätten ja auf den Gedanken kommen können, nachzusehen, ob sich jemand hier befinde.«

»Ganz recht. Wo sind die Bewohner des Hauses?«

»Sie haben sich versteckt, weil der Wirt erzählt hat, daß alle sich auf dem Felde befänden.«

»So wollen wir aufbrechen. Geh du voran, und Sorge dafür, daß wir nicht entdeckt werden.«

Der Knecht, an welchen diese Aufforderung gerichtet war, ließ uns heraustreten, schloß dann die Türe zu, zog den Schlüssel ab und huschte uns voran.

Der andere Knecht, welcher die Gäste bediente, stand auch bereit. Er ging zu ihnen hinein, um, laut mit ihnen sprechend, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und so wurde es für uns sehr leicht, aus dem Hause hinaus und auf den Hof zu gelangen.

Von hier aus kamen wir dann schnell nach der hinteren Seite des Gebäudes und wurden von dem Knecht eine Strecke weit auf das Feld geführt, wo der Wirt mit einigen Knechten und mit unsern Pferden auf uns wartete.

»Endlich!« sagte er. »Dir ist die Zeit wohl nicht so lang geworden, als mir. Nun aber wollen wir aufbrechen. Steigt auf!«

»Vorher will ich bezahlen. Sage uns, was wir dir schuldig sind!«

»Ihr mir schuldig?« lachte er. »Nichts, gar nichts!«

»Das dürfen wir nicht annehmen!«

»Doch! Ihr waret meine Gäste.«

»Nein. Wir sind ungeladen zu dir gekommen und haben sogar alles, was wir aßen und tranken, von dir verlangt.«

»Effendi, sprich nicht weiter! Thu mir die Schande nicht an, meine Gastfreundschaft von dir zu weisen. Wenn ich zwei solchen Halunken, wie jenen in der Stube, gebe, was ihr Herz begehrt, so kann ich wohl euch bitten, so zu tun, als ob ihr bezahlt hättet.«

»Aber grad das, was diese beiden erhielten, habe auch ich bestellt. Ich habe sogar versprochen, es zu bezahlen.«

»Herr, willst du mich erzürnen? Du willst mir mein Geld wieder verschaffen, und ich soll einige lumpige Piaster von dir für Bier und zwei Eier verlangen? Das tue ich auf keinen Fall!«

Ich hätte mich gleich beim ersten Wort nicht geweigert und hatte mich nur Halefs wegen nicht sofort beruhigt. Ich wollte sein Gesicht sehen, über welches es unaufhörlich zuckte und zerrte. Er mochte befürchten, daß ich doch bezahlen werde. Darum sagte er jetzt hastig:

»Sihdi, du kennst den Kuran und alle seine Auslegungen. Warum handelst du gegen diese vom Engel Gabriel diktierten Lehren? Siehst du nicht ein, daß es gottlos ist, eine offene und mildtätige Hand von sich zu weisen? Wer ein Almosen gibt, der gibt es Allah, und wer eine Gabe zurückweist, der beleidigt Allah. Ich hoffe, daß du die Härte deines Herzens bereuest und dem Propheten die Ehre gibst. Steig also auf, und bekümmere dich nicht um die Piaster, welche kein Mensch haben will!«

Das war so ernst und eifrig hervorgebracht, als ob es sich um Tod und Leben, um Verdammnis und Seligkeit handelte. Ich gab lachend nach und reichte nur den Knechten ein Bak-schisch, eine Kleinigkeit, von welcher sie aber so entzückt waren, daß sie der Reihe nach mir die Hand küßten, was ich trotz aller Anstrengung nicht verhindern konnte. Dann ritten wir davon, zunächst ein Stück hinter dem Dorf hin, und dann bogen wir zu der nach Ostromdscha führenden Straße ein, welche aber keine Straße war.

Nur sehr kurze Zeit ritten wir auf derselben hin; dann aber, als wir das Dorf hinter uns hatten, fragte ich unseren Wirt:

»Ist diese sogenannte Straße der einzige Weg, welcher nach Ostromdscha führt?«

»Der geradeste ist sie. Es gibt aber noch andere Wege, welche freilich längere Zeit erfordern.«

»Suchen wir uns einen solchen Weg aus! Ich möchte gern diesen vermeiden.«

»Warum?«

»Weil morgen, wenn uns die beiden Kerle nachkommen — —«

»Morgen?« unterbrach er mich.

»Ja, sie wollen so lange bei dir bleiben, weil sie nichts bezahlen dürfen. Sie erwarten dich nicht vor morgen zurück, weil du

zu deinem Geburtstag ihrer Ansicht nach heute abend tüchtig trinken wirst.«

»Diese Schurken! Ich werde sie überraschen und ihnen mitteilen, daß ich heute meinen Geburtstag gar nicht habe.«

»Das wirst du wohl nicht tun.«

»So? Warum nicht?«

»Weil es auch in deinem Interesse liegt, daß sie nicht vor morgen mittag nach Ostromdscha kommen. Du wirst das noch erfahren. Wenn sie uns dann nachkommen, könnten sie zufällig inne werden, daß wir doch nach Ostromdscha ritten und nicht nach Doiran. Dies könnte alle meine Pläne zunichte machen.«

»Gut! Wenn du es wünschst, so reiten wir anders. Gleich hier führt ein Weg links ab in die Felder und Wiesen. Wir werden so reiten, daß wir auf die Straße von Kusturlu gelangen. Dort kennt uns kein Mensch.«

Wir bogen also seitwärts ein. Doch war das Ding, welches er einen Weg genannt hatte, alles andere, aber kein Weg. Man sah es dem Boden an, daß hier zuweilen Menschen gegangen waren, aber eine Bahn gab es nicht.

Rechts und links waren Felder zu sehen, meist mit Tabak bebaut. Auch einige kleine, kümmerliche Baumwollpflanzungen erblickte ich. Dann gab es wieder braches Land und endlich Wald, durch welchen wir ritten, ohne einen Pfad zu sehen.

Bisher waren wir schweigsam gewesen, nun aber konnte der ›Herbergsvater‹ seine Neugierde nicht länger zügeln. Er fragte:

»Hast du gehört, was ich mit den Rakitrinkern gesprochen habe?«

»Alles.«

»Ihre Fragen und meine Antworten?«

»Es ist mir nichts entgangen.«

»Nun, wie bist du mit mir zufrieden?«

»Du hast deine Sache ganz vortrefflich gemacht. Ich muß dich wirklich loben.«

»Das freut mich sehr. Es war gar nicht so leicht für mich, das Richtige zu treffen.«

»Das weiß ich sehr wohl, und darum habe ich mich doppelt über deinen Scharfsinn gefreut. Du hast bewiesen, daß du ein tüchtiger Pfiffikus bist.«

»Herr, ich bin entzückt, das aus deinem Mund zu hören, denn ein Lob von dir ist zehnfach mehr wert, als aus einem andern Mund.«

»So? Warum?«

»Weil du ein Gelehrter bist, der alles weiß, von der Sonne herab bis auf das Körnchen im Sand, und ein Held, den noch niemand hat besiegen können. Du kennst Kaiser und Könige, welche dich verehren, und reitest unter dem Schatten des Großherrn, mit welchem du von einem Teller gegessen hast.«

»Wer hat dir das gesagt?«

»Einer, der es weiß.«

Ich ahnte sogleich, daß mein kleiner, sonst so braver Hadschi hier wieder einmal eine seiner Aufschneidereien losgelassen habe. Er nannte sich meinen Freund und Beschützer, und je höher er mich herausstrich, desto bedeutender war der Abglanz, der von mir auf ihn fallen mußte. Ein Blick nach ihm zeigte mir, daß er, wohl eine Art von Gewitter ahnend, gleich bei Beginn der Rede des Wirtes ein Stück zurückgeblieben war.

Daß der Wirt meine Frage nicht direkt beantwortete, war mir ein Beweis, daß Halef ihm verboten hatte, ihn zu nennen.

»Wer ist es denn also, der etwas weiß, wovon nicht einmal ich selbst eine Ahnung habe?« fragte ich weiter.

»Ich soll ihn nicht nennen.«

»Gut! So werde ich ihn nennen. Hat er dir seinen Namen gesagt?«

»Ja, Effendi.«

»Es ist ein sehr langer. Heißt der kleine Halunke etwa Hadschi Halef Omar – – und so weiter?«

»Effendi, frage mich nicht!«

»Und doch muß ich dich fragen.«

»Aber ich habe ihm versprechen müssen, seinen Namen nicht zu nennen.«

»Dieses Versprechen mußt du halten. Den Namen brauchst du nicht zu nennen. Sage nur ja oder nein! War es der Hadschi?«

Er zögerte noch verlegen, aber als ich ihm einen strengen, zornigen Blick zuwarf, antwortete er:

»Ja, er hat es gesagt.«

»Nun, so will ich dir mitteilen, daß er ein ganz gewaltiger Lügner ist.«

»Herr, das sagst du aus Bescheidenheit!«

»Nein. Laß dir das nicht einfallen. Ich bin ganz und gar nicht bescheiden; das kannst du schon daraus ersehen, daß ich deine prächtige Eierspeise gegessen habe, ohne sie zu bezahlen –«

»Herr, sei still!« fiel er mir in die Rede.

»Nein, ich muß sprechen, um den Fehler dieses Hadschi Halef Omar wieder gut zu machen. Er hat geradezu gelogen. Ich habe den Padischah gesehen, aber nicht mit ihm von einem Teller gegessen. Ich kenne Kaiser und Könige, ja, nämlich dem Namen nach, habe auch wohl einen oder den andern von ihnen erblickt, aber sie verehren mich ganz und gar nicht; sie kennen nicht einmal meinen Namen. Ich bin für sie gar nicht vorhanden.«

Er sah mir mit einem Ausdruck ins Gesicht, aus dem ich erkannte, daß er der Aufschneiderei des Kleinen weit mehr Glauben schenkte, als meinem offenen Geständnis.

»Und was meine Gelehrsamkeit betrifft,« fuhr ich fort, »so ist sie gar nicht weit her. Ich soll alles wissen, von der Sonne bis zum Sandkorn herab? Nun ja, das Sandkorn kenne ich, wie jeder andere; aber von der Sonne weiß ich weiter nichts, als daß die Erde sich um sie dreht, wie weit wir von ihr entfernt sind, welchen Umfang, welch ein mutmaßliches Gewicht, welchen Durchmesser sie hat, wie – – –«

»Maschallah! Maschallah!« schrie der Mann laut auf, indem er mich ganz ängstlich anblickte und sein Pferd von dem meinen wegrückte.

»Was schreist du denn?« fragte ich.

»Das weißt du? Was du jetzt gesagt hast?«

»Ja.«

»Wie weit die Sonne von uns entfernt ist?«

»Ungefähr zwanzig Millionen Meilen.«

»Daß wir uns um sie drehen?«

»Natürlich!«

»Wie stark und wie dick sie ist, das weißt du auch?«

»Ja.«

»Und sogar wie schwer sie wiegt?«

»Ungefähr. Auf eine Million Zentner kommt es dabei gar nicht an.«

Er machte jetzt ein völlig entsetztes Gesicht und hielt sein Pferd an.

»Herr,« sagte er, »ich bin einmal in Istanbul gewesen und habe dort mit einem gelehrten Derwisch gesprochen, welcher wieder mit vielen gelehrten Männern anderer Länder zusammengetroffen war. Der hat mir bei dem Propheten und dessen Bart zugeschworen, daß die Sonne und die Sterne nicht so klein sind, wie es scheint, sondern viel, viel größer als die Erde. Sie scheinen so klein zu sein, weil sie so gar unendlich weit von uns entfernt sind. Ich war ganz erschrocken darüber. Du aber willst diese Entfernungen wissen und auch alles andere dazu! Kennst du denn auch den Mond?«

»Das versteht sich!«

»Wie weit er von uns entfernt ist?«

»Sechsendachtzigtausend türkische Aghatsch.«

»O Allah, wallah, tallah! Effendi, mir graut vor dir!«

Er starrte mich förmlich an. Da kam Halef herbei, hielt bei uns an und sagte:

»O, mein Sihdi weiß noch mehr, noch viel, viel mehr. Er weiß, daß es Sterne gibt, die wir noch gar nicht sehen, und daß es Sterne nicht mehr gibt, die wir noch alle Nächte erblicken. Er hat es mir selbst gesagt und es mir auch erklärt. Ich aber habe es wieder vergessen, denn mein Kopf ist viel zu klein für eine solche Menge von Sonnen und Sternen.«

»Ist das wirklich wahr?« schrie der Türke laut auf.

»Ja. Frage ihn selbst!«

Da ließ der Mann die Zügel auf die Kniee fallen, hob die Hände bis zum Gesicht empor und hielt sie so, daß alle zehn Fingerspitzen nach mir wiesen. Das tut man in der Levante, wenn man sich gegen den bösen Blick und Zauberei verteidigen will.

»Nein!« rief er dazu. »Ich frage ihn nicht. Ich will nichts wissen. Ich will ganz und gar nichts mehr erfahren. Allah behüte meinen Kopf vor solchen Dingen und solchen Zahlen. Er würde zerplatzen, wie ein alter Mörser, in den man zu viel Pulver gesteckt hat. Laßt uns lieber weiter reiten!«

Er nahm die Zügel wieder auf und setzte sein Pferd in Bewegung. Dabei murmelte er:

»Und da nennst du den Hadschi einen Lügner? Er hat noch viel zu wenig von dir gesagt!«

»Ibarek, was du jetzt von mir gehört hast, das weiß in meinem Vaterland jedes Kind.«

»Maschallah! Ich danke für so ein Land, in welchem schon die Kinder die Sterne wiegen und messen müssen. Welch ein Glück, daß ich nicht in Alemannia geboren bin! Der Schuster, von welchem ich das Bier kochen lernte, hat mir davon nichts gesagt, und das war sehr klug von ihm. Laß uns von etwas anderem reden. – Ich sagte, daß dein Lob mich doppelt erfreue, eben weil es aus deinem Munde kommt. Du bist mit mir zufrieden gewesen, und das gibt mir die Hoffnung, daß ich mein Geld wieder erlangen werde.«

»Wenn mich meine Hoffnung nicht betrügt, so bekommst du es wieder.«

»Hoffnung? Du hoffst es bloß?«

»Ja. Was sonst?«

»Du hoffst es nicht, sondern du weißt es genau.«

»Da irrst du dich.«

»Nein. Ich kann darauf schwören, daß du es genau weißt.«

»Du würdest einen falschen Eid schwören.«

»Nein, Effendi! Wer in der Wüste, im Wald und im Feld die Spuren von Leuten lesen kann, welche längst verschwunden sind, der weiß auch ganz genau, wo sich mein gestohlenen Geld befindet.«

Jetzt wurde ich ernstlich zornig. Der kleine Hadschi konnte mich leicht einmal durch seine unbedachten Lobeserhebungen in die übelste Lage bringen.

»Das hat dir natürlich Halef auch gesagt?« fragte ich den Wirt.

Er nickte zustimmend.

Jetzt wandte ich mich zu dem Kleinen:

»Halef, warum bleibst du zurück? Komm doch einmal her!«

»Was soll ich, Sihdi?« fragte er freundlich, wie ein Hund, welcher weiß, daß er gerufen wird, um Prügel zu bekommen, und dabei doch mit dem Schwanze wedelt.

»Die Kurbatsch solltest du bekommen, die Nilhautpeitsche! Weiß du, warum?«

»Sihdi, deinen treuen Halef schlägst du niemals. Das weiß ich genau!«

»Das ist eben das Unglück, daß du meinst, ich könne dich nicht bestrafen. Es gibt aber noch ganz andere Strafen als das Peitschen. Kostentziehung sollst du haben! Nichts zu essen bekommst du, während wir gebratene Hühner speisen!«

Ich sagte das sehr drohend und im Ton des Zornes. Gebratenes Huhn war sein ganzes Leben! Er aber antwortete lächelnd:

»Sihdi, lieber äßest du selber nichts, mir aber gäbst du die ganze Henne.«

»Schweig! Wenn nichts Anderes hilft, so jage ich dich fort!«

»Effendi, du weißt, daß ich dir doch nachlaufen würde. Ich bin dein Diener. Wir haben zusammen gehungert und gedurstet, geschwitzt und gefroren, geweint und gelacht – Sihdi, zwei solche Leute sind nur schwer zu trennen.«

Der gute Kerl hatte freilich recht. Er wußte ganz genau, was erfolgte, wenn er diese Saite anschlug. Mein Zorn legte sich sofort.

»Aber, Halef, du sollst nicht so flunkern!«

»Sihdi, war es geflunkert? Das habe ich wirklich nicht ge-

wußt. Wie kannst du doch so zornig werden, wenn ich sage, du habest mit dem Sultan von einem Teller gegessen?»

»Es ist ja eine Lüge!«

»Das kannst du nicht behaupten! Hast du nicht in Stambul beim Kasi Askeri gespeist?«

»Was hat das aber mit deiner Aufschneiderei zu tun?«

»Gar viel. Speist der Sultan denn nicht einmal auch beim Kasi Askeri?«

»Offiziell nicht.«

»Also heimlich. Nun, so habe ich ganz und gar nicht unrecht. Wie leicht kann der Sultan einmal grad den Teller, auf welchem auch du gegessen hast, schon bekommen haben! Du siehst, Sihdi, daß dein treuer Halef ganz genau weiß, was er sagt. Aber du bist wie die Trüffel, ganz genau so. Sie ist eine große Delikatesse und wird teuer bezahlt, aber sie versteckt sich unter die Erde, weil man ja nicht von ihr reden soll. Ich allein kenne dich, und da ich dein Angesicht wieder freundlich leuchten sehe, so ist mein Herz wieder leicht und froh. Allah gibt Wolken, und Allah gibt Sonnenschein. Der Mensch muß nehmen, was Allah gibt.«

Natürlich leuchtete mein Gesicht. Der Kuckuck mag ernst bleiben, wenn man auf eine so geistreiche Weise mit einer Trüffel verglichen wird. Ich mußte natürlich lachen, und der kleine Hadschi lachte mit. Das war das jedesmalige sichere Ende, wenn ich einmal begann, ein Ungewitter über ihn loszulassen.

Wir ritten weiter. Ich bemerkte aus den Blicken, welche mir der Türke zuwarf, und aus dem Umstand, daß er sein Pferd stets ein wenig zurückhielt, daß er einen gewaltigen Respekt vor mir hatte. Er schien große Lust zu haben, mich für ein Weltwunder zu halten.

Der Wald ging bald zu Ende, und wir trabten nun über eine weite, ebene Brache, die unseren Pferden freien Spielraum bot. Da regte sich die Neugierde des Wirtes wieder.

»Effendi,« hub er an, »ich werde doch heute wieder zurückkehren können?«

»Ich glaube es schwerlich.«

»Warum?«

»Nun, du willst doch dein Geld mitnehmen?«

»Natürlich.«

»So wirst du wohl länger bleiben müssen. Wir müssen doch die Spitzbuben haben, ehe wir es ihnen abnehmen können.«

»Aber du weißt ja, wo sie sind!«

»Nein.«

»Der Hadschi sagte es!«

»Laß dir von ihm nichts aufbinden. Ich weiß, daß sie sich in Ostromdscha versteckt halten, weiter nichts. Ich werde sie suchen müssen.«

»So fragen wir nach ihnen!«

»Das wäre vergeblich. Sie werden sich wohl vor niemand sehen lassen.«

»Wäih! So finden auch wir sie nicht!«

»Vielleicht doch. Ich habe eine Spur von ihnen.«

»Hier auf der Erde?«

Der gute Mann hatte von Halef gehört, daß ich geschickt im Lesen der Fährten sei. Nun glaubte er, ich müsse so ein Ding hier vor mir auf dem Boden haben.

»Nein,« antwortete ich und deutete dabei auf meine Stirn.

»Hier liegt die Spur, welche wir verfolgen werden. Bist du vielleicht in Ostromdscha gut bekannt?«

»Ja. Es ist doch die nächste Stadt bei meinem Dorf.«

»Gibt es einen Berg daselbst?«

»Einen hohen.«

»Und eine Ruine darauf?«

»Einen ganzen Haufen von Trümmern.«

»Woher stammen sie?«

»Das weiß man nicht genau. Die Bulgaren sagen, sie hätten einst ein großes Reich hier gehabt und einer ihrer berühmten Fürsten habe in dieser Burg gewohnt. Dann sind die Feinde gekommen, welche die Burg eroberten und dann zerstörten.«

»Wohl die Türken?«

»So meinen Einige. Andere aber sagen, die Griechen seien es gewesen.«

»Das ist uns gleich. Kann man leicht hinauf zur Ruine?«

»Ja, sehr leicht.«

»Und es ist nicht verboten, hinaufzusteigen?«

»O nein. Jedermann darf hinauf, aber dennoch sind es nur wenige, welche dies tun.«

»Warum?«

»Weil böse Geister oben wohnen.«

»Ah so! Nun, die werden wir uns wohl einmal ansehen!«

»Effendi, bist du toll?«

»Ganz und gar nicht. Ich habe mich schon längst geseht, einmal einen solchen Geist zu erblicken. Jetzt freue ich mich, daß dieser Wunsch mir in Erfüllung gehen soll.«

»Herr, laß das bleiben!«

»Pah! Ich werde es versuchen.«

»Bedenke, daß am Tage kein Geist zu finden ist!«

»Ich suche ihn ja auch nicht am Tage.«

»O Allah! Du willst des Nachts hinauf?«

»Wahrscheinlich.«

»So wirst du nie wieder herunterkommen. Die Geister werden dich vernichten!«

»Ich bin neugierig, wie sie das anfangen werden.«

»Spotte nicht, Effendi! Die bösen Geister fragen leider nicht danach, ob du den Mond und die Sterne messen kannst, auch nicht, von welchem großherrlichen Teller du gegessen hast. Sie fragen überhaupt gar nicht, sondern sie packen dich beim Schopf und drehen dir das Gesicht auf den Rücken.«

»Oho!«

»Ja, ja!« nickte er.

»Hat es denn bereits solche Fälle gegeben?«

»Mehrere!«

»Oben in der Ruine?«

»Ja. Man hat am Morgen Leute zwischen den Trümmern gefunden, denen das Gesicht auf dem Rücken stand.«

»Lebten sie denn noch?«

»Wie du so fragen kannst! Wem das Gesicht auf dem Rücken steht, dem ist doch der Hals gebrochen. Sie sind also tot gewesen.«

»Ah so! Du sprachst von Leuten, aber nicht von Leichen. Kannte man diese Menschen?«

»Nein. Es waren stets Fremde. Nur einmal war es einer aus Ostromdscha. Er war ein neuer Kawaß und sagte, er glaube nicht an Geister. Er steckte sein Messer und seine Pistolen zu sich und stieg in der Dämmerung hinauf. Am andern Tage lag er ebenso oben, wie die Anderen. Sein Gesicht war blaurot angelaufen, und die Zunge hing ihm weit aus dem Hals heraus.«

»Ist das lange her?«

»Noch nicht zwei volle Jahre. Ich selbst habe diesen tollkühnen Mann gesehen.«

»Als er noch lebte?«

»Ja, dann aber auch seine Leiche. Das wollte ich dir sagen.«

»Freut mich unendlich! Beschreibe mir doch einmal seine Leiche!«

»Sie sah schrecklich aus!«

»Ist das die ganze Beschreibung, welche ich von dir zu erwarten habe?«

»Nein. Man hatte sie in einen alten Kaftan gewickelt, als man sie von dem Berg herabbrachte. Ich war früh nach der Stadt geritten, um mir Tabakssamen zu kaufen, und kam grad recht, den Leichnam zu sehen.«

»Ich wünsche ganz besonders zu wissen, wie sein Hals aussah.«

»Entsetzlich!«

»Beschreibe es doch! Waren Wunden daran?«

»Nein. Aber man konnte ganz deutlich sehen, wie die Geister ihn mit ihren Krallen gepackt hatten.«

»Hm! Waren diese Krallen etwa in den Hals eingedrungen gewesen?«

»Was denkst du! Die Geister können kein Blut ersehen. Sie verursachen niemals eine Wunde. Sie verletzen nicht einmal die Haut. Aber man erblickte ganz deutlich die Spuren der Krallen. Mir schauderte vor der Leiche; aber ich habe sie dennoch ganz genau betrachtet, und viele Andere taten es.«

»Wie sahen denn diese Krallenspuren aus?«

»Wie lange, schmale, rotunterlaufene Eindrücke, hinten zwei und vorn acht.«

»Habe es mir gedacht.«

»Hast du denn auch einmal einen gesehen, der von den Geistern umgebracht worden ist?«

»Nein, niemals. Die Geister meines Vaterlandes bringen keinen Menschen um. Sie sind sehr friedfertiger Natur. Es gibt ihrer drei Arten. Man nennt sie Plagegeister, Schöngeister und Salmiakgeister. Nur die erstere Sorte kann unbequem werden. Die andern tun nichts.«

»Wie glücklich ist dein Vaterland, Effendi, daß es nur solche Geister hat! Die unserigen sind böser, viel böser. Sie drehen einem gleich den Hals um. Dann ist man tot.«

»Ja, ich glaube selbst, daß man dann tot ist.«

»Natürlich! Darum bitte ich dich um Allahs willen, ja nicht des Nachts auf diesen bösen Berg zu steigen. Du müßtest sonst auch als Leiche herabgeholt werden.«

»Nun, ich werde es mir überlegen.«

»Da gibt es gar nichts zu überlegen. Wenn jemand mich fragt, ob ich leben bleiben oder ob ich sterben will, so habe ich gar nichts zu überlegen. Ich bleibe leben.«

»Gut! Auch ich werde leben bleiben!«

»So ist es recht! Nun wird mir das Herz wieder leicht. Du hast mir große Angst gemacht.«

»So wollen wir gar nicht mehr von der Ruine reden. Sage mir lieber, ob es in Ostromdscha einen Menschen gibt, den man den alten Mübarek nennt!«

»Freilich gibt es ihn.«

»Kennst du ihn?«

»Sehr genau.«

»Ist es auch für mich möglich, ihn zu sehen?«

»Wenn er daheim ist, ja. Jeder darf zu ihm.«

»So warst auch du bei ihm?«

»Oft. Ich habe ihm manchen Piaster hingetragen.«

»Wofür?«

»Für seine Heilmittel.«

»Ah, er ist ein Hekim?«

»Nein.«

»Oder ein Apotheker?«

»Auch nicht. Er ist ein Heiliger.«

»Aber ein Heiliger handelt doch nicht etwa mit Heilmitteln?«

»Warum nicht? Wer sollte es ihm verbieten? Niemand. Alle Leute sind im Gegenteil froh, daß der alte Mübarek da ist. Wo kein Hekim und kein Apotheker helfen kann, da hilft er gewiß.«

»Also hat er auch dir geholfen?«

»Sogar sehr, sehr oft, mir, den Meinen und auch meinem Vieh.«

»So ist er also Arzt für Tiere und für Menschen. Das ist höchst interessant.«

»O, er selbst ist noch viel interessanter.«

»Wie so?«

»Er ist über fünfhundert Jahre alt.«

»Soll ich erschrecken?«

»Nein, du brauchst nicht zu erschrecken. Es ist sehr wahr.«

»Aber ich glaube es nicht.«

»Sage ihm das nicht, sonst bist du verloren!«

»Ist es denn so gefährlich, von ihm zu reden?«

»Ja. Er hat einen Geist, welcher überall umher fliegt, um zu hören, was man von dem alten Mübarek redet.«

»Wunderbar! Höchst wunderbar! Weißt du nicht, ob man diesen Geist sehen kann?«

»Natürlich! Er hat ihn ja bei sich. Es ist ein sehr großer Rabe, schwarz wie die Nacht.«

»Hm! Hat er nicht auch eine große, schwarze Katze bei sich?«

»Allerdings! Woher weißt du das?«

»Ich vermute es. Warst du auch in seinem Gemach, in welchem er seine Mittel bereitet?«

»Ja. Aber woher weißt du denn, daß er ein besonderes Gemach dazu hat?«

»Auch das vermute ich. Hast du dort nicht die ausgestopften Vögel gesehen?«

»Ja.«

»Die Schlangen?«

»Auch.«

»Die Unken in den Gläsern? Die Fledermäuse, welche an der Decke hängen?«

»Allah w' Allah! Ja, ja!«

»Sodann die Totenköpfe und Totenknochen?«

Bei einer jeden Frage, welche ich stellte, wurde sein Gesicht erstaunter.

»Herr,« rief er jetzt, »kennst du den Mübarek?«

»Nein.«

»Aber du weißt ja ganz genau, wie es in seinem Gemach aussieht.«

»Das kommt daher, weil ich andere Mübareks kennen gelernt habe.«

»Hat denn jeder Mübarek ein solches Gemach?«

»Die meisten haben ein solches. Ja, es hat auch viele gegeben, welche mehrere hundert Jahre alt waren.«

»Und bei diesem glaubst du es nicht?«

»Nein, gewiß nicht.«

»So begreife ich es nicht.«

»Ist dieser Mann schon lange bei euch?«

»Nein. Erst seit sechs Jahren.«

»So, so! Seit wann hat es denn so böse Geister in der Ruine gegeben?«

»O, zu allen Zeiten.«

»Haben sie auch immer den Leuten den Hals umgedreht?«

»Nein. Das hat erst seit einigen Jahren angefangen.«

»Sonderbar! Weißt du vielleicht die Zahl der Jahre? Es wäre mir das sehr lieb.«

»Der Erste, welchem das Gesicht auf den Rücken gedreht wurde, war ein Grieche, der am Tag vorher auch bei mir haushierte. Am andern Morgen lag er tot unterhalb der Ruine. Ferner weiß ich, daß seitdem fünf oder sechs Jahre verflossen sind.«

»Also grad so lange, wie der Mübarek in Ostromdscha

wohnt. Hat dieser alte Heilige vielleicht sonst noch besondere Eigenschaften?»

»Nein, außer daß er niemals ißt oder trinkt.«

»Und dennoch lebt er?»

»Er sagt: eben weil er gar nichts esse und trinke, sei er über fünfhundert Jahre alt geworden. Allah esse nie etwas und sei deshalb ewig. Der Mübarek hat auch niemals Zähne gehabt, eben weil er niemals gegessen hat.«

»Vielleicht hat er sie verloren?»

»Nein, nein! Wer ihn darum bittet, dem zeigt er seinen Mund. Das Zahnfleisch hat gar keine Lücke, und keine Spur von einem Zahn ist vorhanden.«

»So beginne ich jetzt, zu glauben, daß er ein sehr großer Heiliger sei.«

»Das ist er ganz gewiß. Allah liebt ihn und hat ihm darum die Gabe verliehen, sich unsichtbar zu machen.«

»Wirklich! Nun, das ist ja eine ganz besondere Eigenschaft! Und vorhin sagtest du, daß er keine weiteren Eigenschaften besitze.«

»Ja, wenn du mit diesem Wort solche Gaben meinst, so hat er freilich noch mehrere ganz besondere Eigenschaften.«

»Willst du mir nichts darüber mitteilen?»

»Sie fallen mir nicht sogleich ein. Es gibt so sehr viel von ihm zu sagen, daß man ganz irre wird.«

»Bist du vielleicht auch einmal Zeuge gewesen, daß er sich unsichtbar machen kann?»

»Das will ich meinen!«

»Erzähle es mir!«

»Ich wußte, daß der Sohn meines mir gegenüber wohnenden Nachbarn krank war, und daß der alte Mübarek zu ihm kommen würde. Mein Weib hatte böse Schmerzen im Kopf, und sie wollte sich von dem Alten ein Amulett schreiben lassen. Darum stellte ich mich zur Zeit, als der Mübarek kommen sollte, vor die Türe meines Hofes. Er kam. Ich rief ihn bei seinem Namen. Er aber antwortete nicht. Ich rief ihn abermals, und als er auch dann nicht antwortete, so ging ich über den Weg zu ihm hin, grüßte ihn und sagte ihm, daß meine Frau

seiner Hilfe bedürfe. Er blickte mich sehr grimmig an und fragte mich, für wen ich ihn halte. Als ich ihm nun antwortete, daß er der berühmte Heilige sei, lachte er mich aus, gab aber keine Antwort und ging in den Hof des Nachbars. Ich wartete lange, lange Zeit, aber er kam nicht wieder heraus. Nur Busra, der Krüppel, den ich aber gar nicht hatte hineintreten sehen, kam auf seinen beiden Krücken herausgehinkt. Als ich dann den Nachbar aufsuchte, um nach dem Heiligen zu fragen, sagte er, derselbe sei gar nicht dagewesen. Ich schwor, daß ich ihn hatte hineingehen sehen, und er schwor, daß nur der Krüppel bei ihm gewesen sei. Der alte Mübarek aber war verschwunden. Was sagst du dazu, Effendi?«

»Zunächst gar nichts.«

»Warum zunächst?«

»Um ein Urteil haben zu können, müßte man den Heiligen längere Zeit beobachtet haben. Aber die Sache läßt sich vielleicht auf das allereinfachste erklären.«

»Wie denn, Effendi?«

»Der Heilige ist bei deinem Nachbar vorn hinein und hinten wieder hinaus gegangen.«

»Das kann er nicht. Der Hof liegt vorn, und hinter dem Hause gibt es gar keinen Garten und keinen Ausgang. Das Tor, durch welches ich ihn hineingehen sah, ist der einzige Weg, auf welchem er wieder herauskommen kann.«

»Vielleicht hatte er sich versteckt.«

»Wo denn? Das Häuschen des Nachbars ist ja so klein, daß man einen jeden, der sich verstecken wollte, sofort sehen würde.«

»Dann ist die Sache allerdings höchst geheimnisvoll. Ich kann sie nicht erklären.«

»Es ist zu erklären, und zwar so, wie ich bereits sagte. Der Mübarek kann sich unsichtbar machen. Glaubst du es nicht?«

Die ganze Geschichte war natürlich Schwindel. Aber sollte ich mich mit dem Wirt streiten, der zwar geistig sehr gut veranlagt zu sein schien, aber doch von dem Wahnglauben des Orients befangen war? Vielleicht war es auch im Interesse der

Sache selbst besser, wenn ich ihn bei seiner Meinung ließ. Darum antwortete ich:

»Wer über solche Sachen noch nicht nachgedacht und auch nichts ähnliches gesehen hat, der kann da weder Ja noch Nein sagen.«

»Aber ich sage Ja!« meinte Halef, der alles mit angehört hatte, wobei mir aus seinen Augen gar manch ein pfiffiger Blick zugekommen war.

»Du? Also du glaubst es?«

»Steif und fest.«

»Das wundert mich.«

»Warum, Sihdi?«

»Weil du meines Wissens auch noch niemanden kennen gelernt hast, welcher die Macht gehabt hätte, sich unsichtbar zu machen.«

»Ich? Niemanden kennen gelernt? O, Sihdi, wie befindest du dich da im Irrtum!«

»Nun, wann hast du eine solche Bekanntschaft gemacht?«

»Sehr oft, und zuletzt erst heute wieder.«

Ich ahnte, daß er wieder im Begriff stehe, eine seiner Schelmereien loszulassen. Darum schwieg ich. Der Türke aber fing sofort Feuer. Er glaubte einen Beleg zu seinem Aberglauben erlangen zu können, und fragte schnell:

»Heute? Etwa unterwegs?«

»O nein!«

»Dann wohl bei mir?«

»Du hast es erraten.«

»Allah! Bei mir hätte es Einen gegeben, der auch so schnell unsichtbar geworden wäre?«

»Ja, bei dir.«

»Habe auch ich ihn gesehen?«

»Natürlich.«

»Etwa einer von den beiden Strolchen?«

»Fällt keinem von ihnen ein.«

»Nun, wer denn?«

»Der Eierkuchen. Du sahst ihn ganz deutlich bei mir eintreten; dann aber war er verschwunden.«

Der Wirt machte zunächst ein sehr verblüfftes, dann ein enttäuschtes und endlich gar ein zorniges Gesicht und rief dem Kleinen zu:

»Hadschi, du willst in Mekka, der Stadt des Propheten gewesen sein?«

»So ist es wirklich.«

»Das glaube ich nicht.«

»Willst du mich beleidigen?«

»Nein; aber dennoch sage ich, daß ich es nicht glaube.«

»Frage meinen Sihdi! Er weiß es sehr genau, denn er war — «

Ich warf ihm einen warnenden Blick zu, so daß er mitten in seiner Rede inne hielt. Der Wirt war ein Moslem und brauchte nicht zu erfahren, was für ein Abenteuer wir damals bei dem Heiligtum der Mohammedaner erlebt hatten.

»Und wenn der Effendi es zehnmal beweisen kann,« antwortete der Türke, »so glaube ich es dennoch nicht.«

»Warum aber nicht?«

»Weil ein frommer Hadschi es verschmäht, einem Gläubigen eine solche Nase zu drehen. Ich habe dich für einen aufrichtigen, guten Menschen gehalten; aber du bist ein Nichtsnutz, welcher nur auf Späße sinnt.«

»Höre, du Sohn dieses schönen Flußtales, weißt du, wie ich heiße?«

»Ich habe es ja gehört!«

»Nun, wie denn?«

»Halef.«

»Das ist der Name, bei welchem mich nur meine ganz vertrauten Freunde rufen dürfen. Für Andere aber heiße ich Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah. Merke dir das!«

»So einen langen Namen kann sich niemand merken, wenigstens ich nicht.«

»Das beweist nur, daß dein Verstand ein sehr kurzer ist. Aber wenn du hörst, welch einen berühmten Namen ich habe, so wirst du wohl anders von mir denken lernen. Ich bin ein frommer Sohn des Propheten; aber ich weiß, daß das Leben

nicht aus lauter Gebetsübungen bestehen kann. Allah will, daß seine Kinder sich freuen. Es ist also keine Sünde, sich einen Spaß zu machen, welcher keinem einen Schaden bringt. Wenn du mich aber wegen eines solchen kleinen Scherzes sogleich einen Nichtsnutz nennst, so ist das für mich eine Beleidigung, welche eigentlich nur mit Blut abzuwaschen ist. Da du aber unser Wirt bist und wir dir dankbar sein müssen, so will ich einmal meinen Grimm hinunterschlucken und dir verzeihen.«

Er brachte das in so drolliger Weise vor, daß der Wirt lachen mußte. Die Versöhnung ließ nicht auf sich warten.

»Hältst auch du meinen Glauben für lächerlich?« fragte mich der zuletzt Genannte.

»O nein! Mag der Mensch das Richtige oder das Falsche glauben, so ist mir beides sehr ernst. Vielleicht sehe ich den alten Mübarek, und dann ist es wohl möglich, daß ich mir eine Meinung bilde. Wo wohnt er denn eigentlich?«

»Auf dem Berg.«

»Ah! Etwa bei der Ruine?«

»Nicht bei, sondern in derselben.«

»Das ist – ja, das ist mir freilich höchst interessant. Warum ist er denn da hinauf gezogen?«

»Um die bösen Geister zu bannen.«

»Das ist ihm aber leider nicht gelungen.«

»O doch!«

»Sie erscheinen ja immer wieder und drehen den Leuten das Gesicht auf den Rücken.«

»Nur einige von ihnen. Diese Geister sind sehr mächtig. Niemand, selbst nicht der Mübarek, kann sie gleich alle auf einmal zum Verschwinden bringen, zumal es nur eine einzige Nacht im Jahre gibt, in welcher man den Geistern beikommen kann.«

»Welche Nacht ist es?«

»Ich weiß es nicht. In jeder solchen Nacht ist es dem Alten gelungen, einen der Geister zu bezwingen; also jährlich einen.«

»Das sind in Summa sechs?«

»Ja. Wenn du sie sehen willst, wird man sie dir zeigen.«

»Ah, man sieht sie noch?«

»Natürlich ihre Leichen.«

»So haben diese Geister auch Leiber gehabt?«

»Ja, sonst könnten sie doch keinem Sterblichen erscheinen! Gewöhnlich haben sie keinen Leib, aber dann, wenn sie sich sichtbar machen wollen, dann brauchen sie einen, und grad in diesem Körper kann man sie fangen, indem man alle Öffnungen verstopft, so daß sie nicht wieder heraus können.«

»Das ist mir neu. Ich werde mir die Leichen dieser sechs Geister ganz gewiß ansehen.«

»Ich werde dich hinführen. Auch auf den Berg und in die Ruine gehe ich mit, wenn du es verlangst, aber nur am Tage. Bei Nacht bringt mich kein Mensch hinauf.«

»Vielleicht verlangt auch niemand eine solche Heldentat von dir. Aber ich habe dich auch noch etwas anderes zu fragen. Bist du schon einmal in Radowitsch gewesen?«

»Ja, sehr oft sogar, und auch weiter.«

»Kennst du den Ort Sbiganzi?«

»Ich war nur einmal dort, für eine kurze, einzige Stunde. Es ist ein kleines Nest und liegt zwischen zwei Flüssen.«

»Ich kenne diese beiden kleinen Wasser. Es sind die Bregalnitz und die Sletowska. Kennst du vielleicht einige Leute dort?«

»Wenige.«

»Vielleicht den Fleischer Tschurak?«

»Den kenne ich nicht.«

»Das ist sehr schade!«

»Warum, Effendi?«

»Ich wollte mich bei dir nach ihm erkundigen.«

»So wollen wir in Ostromdscha nach ihm fragen. Ich werde wohl jemanden finden, der ihn kennt.«

»Das überlaß lieber mir. Diese Erkundigung muß sehr vorsichtig geschehen. Niemand darf wissen, daß ich mich für ihn interessiere. Dort oben in der Gegend von Sbiganzi muß es einen Ort geben, welcher Schluchthütte genannt wird. Hast du vielleicht diesen Namen schon gehört?«

»Es ist mir so; aber ich kann mich nicht besinnen.«

»So mag es so sein, als ob ich dich gar nicht danach gefragt hätte.«

»Ist denn ein Geheimnis damit verbunden?«

»Allerdings.«

»Sieh, also auch du hast Geheimnisse! Du bist aber zurückhaltend und sagst nichts von ihnen. Wenn ich jedoch von den meinigen erzähle, so werde ich ausgelacht, zum Beispiel vorhin, als ich von dem alten Mübarek sprach.«

»Da handelte es sich um kein Geheimnis, sondern um ein reines Wunder.«

»O, deren sind noch mehrere an ihm zu bemerken. Er ist zum Beispiel so dürr, daß man seine Knochen klappern hört, wenn er geht.«

»Unmöglich!«

»Ich sage die Wahrheit. Jedermann hat es gehört!«

»Auch du?«

»Auch ich, mit meinen eigenen Ohren.«

»So bin ich neugierig, ob auch ich das Klappern seiner Knochen höre.«

»Ganz gewiß, wenn du genau aufpassest.«

»Wie kleidet er sich denn?«

»Er hat nur drei Kleidungsstücke, nämlich einen alten Schal als Gürtel um den nackten Leib, einen alten weiten Kaftan, in welchem sich aber viele, viele Taschen befinden, und ein altes Tuch um den Kopf.«

»Trägt er keine Schuhe oder Sandalen?«

»Niemals, selbst im Winter nicht.«

»So scheint er kein Freund von Luxus irgendwelcher Art zu sein. – Was ist das? Hier muß sich irgend jemand befinden.«

Wir waren in eine von lichten Büschen bestandene Gegend gekommen. Mein Rappe hatte jenes Schnauben hören lassen, welches ein sicheres Zeichen war, daß ein fremder Mensch in der Nähe sei.

Ich hielt an und sah mich um. Es war niemand zu erblicken. Auch die Anderen waren halten geblieben.

»Reiten wir weiter!« meinte der Türke. »Was geht es uns an, ob jemand hier steckt?«

»Vielleicht nichts, vielleicht doch etwas. Ich bin gewohnt, gern zu wissen, wen ich hinter mir habe.«

»So willst du wohl gar suchen?«

»Nein. Mein Pferd wird es mir sagen.«

»Allah! Willst du es fragen?«

»Auf jeden Fall.«

»Und es antwortet?«

»Klar und deutlich.«

»Grad wie die Eselin von Baalim! Welch ein Wunder! Und an meine Wunder wollt ihr nicht glauben!«

»Hier ist's kein Wunder, denn der Rappe antwortet mir nicht in meiner, sondern in seiner Sprache, wie du sogleich sehen wirst. Paß auf!«

Das hatten wir natürlich leise gesprochen. Ich trieb mein Pferd einige Schritte vorwärts, und es gehorchte, ohne ein Zeichen des Widerstrebens zu geben. Auch nach links folgte es willig. Aber als ich es dann nach rechts leitete, schnaubte es abermals, spielte mit den Ohren und warf den Schwanz im Kreise.

»Siehst du!« sagte ich zu dem Wirt. »Da rechts ist jemand. Das hat der Rappe mir gesagt. Ich werde einmal nachsehen.«

In der sicheren Erwartung, einen Strolch zu erblicken, trieb ich den Rappen zwischen die Büsche hinein. Nach wenigen Schritten bereits sah ich den Mann, welchen mein Pferd gewittert hatte. Er trug die Kleidung und Bewaffnung eines Kawassen und lag ganz gemütlich im weichen Gras und rauchte seinen Tschibuk. Seiner selbstzufriedenen Miene war es anzusehen, daß er mit Gott, mit der Welt und wohl auch mit sich selbst in der allerschönsten Freundschaft lebe. Selbst das so unerwartete Erscheinen von fünf berittenen Männern schien ihn nicht aus der Fassung zu bringen. Wir hatten ihn jedenfalls in einem sehr tiefen Kef gestört.

»Allah sei mit dir!« grüßte ich ihn.

»Und mit euch!« antwortete er.

Er sah nämlich auch die Andern, welche mir bis zu ihm gefolgt waren.

»Wer bist du, Freund?« fragte ich.

»Siehst du das nicht?«

»Ein Kawaß?«

»Ja, ein Polizist des Großherrs, dem die ganze Welt untertan ist. Allah segne ihn!«

»Recht so! Dann fällt auch auf dich ein Teil des Segens.«

»Aber spärlich! Und dieses Teilchen wird nicht einmal pünktlich ausgezahlt.«

»Wo bist du angestellt?«

»In Ostromdscha.«

»Wie viele Kameraden hast du dort?«

»Noch neun.«

»So seid ihr zehn Kawassen. Habt ihr viel zu tun?«

»Sehr viel. Die Menschheit ist schlecht. Die Taten der Unge-
rechten lassen uns nie zur Ruhe und zum Schlaf kommen. Wir
laufen Tag und Nacht, um das Verbrechen zu erreichen.«

»Ja, wir haben dich eben während eines solchen Dauerlaufes
überrascht.«

Er ließ sich durch diese Ironie nicht aus der Fassung bringen, sondern antwortete:

»Ich lief, daß ich schwitzte; allerdings nur in Gedanken. Die Gedanken sind schneller als die Füße des Menschen. Darum soll man lieber mit ihnen gehen, als mit den Beinen. Dann kann kein Verbrecher entkommen.«

»Das ist eine höchst vortreffliche Anschauung von deinen Obliegenheiten.«

»Ja, ich nehme es stets ernst, denn das ist meine Pflicht.«

»Du liefst also soeben jemand nach?«

»Das tat ich.«

»Wem denn?«

»Geht dich das etwas an?«

»Nein.«

»Warum aber fragst du?«

»Weil du mir gefällt und weil du ein Philosoph bist, von dem man lernen kann.«

»Ich weiß nicht genau, wer dieser Feilessuf ist, aber ich muß ihn schon einmal gesehen haben. Aus deinen Worten ist leicht zu erraten, daß er ein kluger und vortrefflicher Mensch ist, denn du sagst, daß man von ihm lernen kann. Darum freut es mich, daß du mir die Ehre erweistest, mich mit ihm zu vergleichen. Du hast feine Sitten und eine ganz vorzügliche Art des Lebens. Bist du von hier?«

»Nein.«

»Woher denn?«

»Aus einem fernen Lande, welches weit im Westen von hier liegt.«

»Ah, ich kenne es! Es heißt India.«

»Du bist ein ausgezeichnete Geograph; aber ich habe geglaubt, daß Westen nach einer anderen Richtung liege.«

»Nein, Westen liegt in India. Das ist das einzige Land, wo Westen liegen kann, sonst gibt es nirgends Platz dafür. Aber wenn du nicht von hier bist, so erfordert es meine Pflicht, dich nach deinem Paß zu fragen. Hast du einen?«

»In der Tasche.«

»Zeige ihn mir!«

Da der Mann bei dieser Aufforderung ruhig liegen blieb und seine Pfeife weiter rauchte, so antwortete ich:

»Willst du nicht herkommen, um ihn zu sehen?«

»Nein, das schickt sich nicht.«

»Warum nicht?«

»Ich darf meine Würde nicht beleidigen.«

»Richtig! Ich die meinige aber auch nicht.«

»So fragt es sich, welche von beiden die größere ist. Jedenfalls die meinige.«

»Wie so?«

»Erstens bin ich Polizist, du aber bist ein Fremder. Zweitens liegt deine Heimat in einem ganz falschen Westen; also muß ich annehmen, daß bei euch alles falsch ist, auch die Pässe. Um mir aber einen falschen Paß anzusehen, erhebe ich keinen Finger, viel weniger mich selbst.«

Ich mußte laut auflachen.

»Du bist ein unvergleichlicher Beamter,« antwortete ich.

»Deine Ansichten über deine Obliegenheiten sind so vortrefflich, daß man meinen sollte, der Prophet habe sie dir selbst diktiert.«

»Wenn du das denkst, so steige also ab, und legitimiere dich!«

Ich stieg auch wirklich ab, zog ein Silberstück hervor, reichte es ihm und sagte:

»Das ist mein Paß.«

Er betrachtete das Geldstück, machte ein freudig erstauntes Gesicht, nahm zum erstenmal die Pfeife aus dem Mund und rief:

»Ein Zehnpiasterstück! Ist das wahr?«

»Du siehst es ja!«

»Das ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht passiert, selbst in Stambul nicht. Herr, deine Sitten sind noch viel feiner, als ich dachte. Du hast die höchste Stufe der Bildung erreicht, und alle Paradiese stehen dir einst offen.«

»So meinst du, daß dieser Paß gut sei?«

»Er ist sehr gut. Er ist nicht falsch, wie ich anfangs befürchtete. Wollen sich deine Gefährten nicht auch legitimieren?«

»Das ist doch nicht nötig.«

»Inwiefern denn?«

»Sieh dir nur meinen Paß genauer an! Er ist für uns alle ausgestellt.«

»Das ist nicht gut. Der Padischah sollte den Befehl erteilen, daß ein jeder einzelne Fremde sich mit solchen Pässen zu legitimieren habe.«

»Vielleicht tut er es später. Du bist also in Istambul gewesen?«

»Mehrere Jahre.«

»Seit wann bist du hier?«

»Seit zwei Wochen erst.«

»So ist es erklärlich, daß du diesen meinen Begleiter nicht kennst, der aus der Umgegend ist.« Ich deutete dabei auf den Wirt. »Du siehst also, daß wir nicht alle hier fremd sind. Willst du uns nun erlauben, weiter zu reisen?«

Ganz entgegen meiner Frage hatte ich vielmehr die Absicht, noch zu bleiben. Er antwortete, wie ich erwartet hatte:

»Sehr gern. Aber wenn es dir beliebt, kannst du auch noch ein wenig bleiben. Ich unterhalte mich gern mit Leuten, deren Benehmen mich entzückt.«

»Ich bin über das deinige nicht weniger erfreut. Darf ich vielleicht wissen, wer derjenige war, dem du vorhin in Gedanken so eilfertig nachliefst?«

»Ich möchte dir wohl den Gefallen tun, aber das Sprechen fällt mir sehr schwer.«

»Das bemerke ich nicht.«

»O doch! Wenn man in Gedanken so rennt, so gerät man in Schweiß, und die Lunge verliert den Atem. Hast du nichts, was meine heiße Zunge kühlen könnte?«

Ich verstand ihn sehr wohl, fragte aber doch:

»Was wendest du am liebsten an?«

»Kaltes Metall, zum Beispiel ein wenig Silber. Das kühlt ausgezeichnet.«

»Wie groß müßte es sein?«

»Ein Fünfpfasterstück nur.«

»Da kann ich dir leicht helfen. Hier ist eins!«

Ich zog ein Fünfpfasterstück hervor und gab es ihm. Er steckte es in die Tasche, anstatt es auf seine heiße Zunge zu legen, und sagte:

»Nun kann ich leichter reden als vorher. Es ist das ein ganz eigenes Ding. Wer es nicht weiß, der kann es nicht verstehen. Wenn man monatelang warten muß, ehe man seinen Sold erhält, so fällt einem das Leben und auch das Reden schwer, zumal wenn man solche Sprünge machen muß, wie ich. Ich habe nämlich nicht nur einen, sondern drei Verbrecher zu fangen.«

»Das ist viel verlangt!«

»So sehr viel, daß ich nun bereits seit heute früh hier liege und darüber nachdenke, wie ich es anfangen soll, um die Schurken zu bekommen. Ist das nicht schlimm?«

»Sehr!«

»Ich hoffe jedoch, daß mir dieser Tage ein guter Gedanke kommt.«

»Wird man aber nicht vermuten, daß du hinter den Verbrechern her sei'st?«

»Das bin ich doch auch!«

»Ja, in Gedanken! Aber man wird meinen, daß du sie auch mit den Beinen verfolgst.«

»Nein, das denkt kein vernünftiger Mensch. Wenn ich nun seit heute früh ohne Rast gelaufen wäre, so wäre ich ermattet und abgehetzt und hätte die Verbrecher doch nicht erwischt. Lieber habe ich mich hierher gelegt und dann darüber nachgedacht, wie weit sie wohl bereits gekommen sein werden.«

»Weißt du denn nicht, wohin sie geflohen sind?«

»Wer soll das wissen?«

»Nicht einmal die Richtung?«

»Es wurde gesagt, daß sie sich nach Doiran gewendet hätten. Wer aber klug genug ist, der sagt sich, daß sie es nicht verraten werden, wohin sie sich nach vollbrachter Tat wenden werden.«

»Da hast du vollkommen recht. Hat man dir denn keine Anhaltspunkte gegeben?«

»O doch! Sie reiten auf Schimmeln und haben hundert Pfund nebst einigen Goldsachen gestohlen. Nun sinne ich eben darüber nach, wie ich mit Hilfe dieser Schimmel und dieser hundert Pfund zu den Spitzbuben kommen kann.«

Er sagte das mit so drolliger Selbstironie, daß ich beinahe laut aufgelacht hätte. Ich fragte weiter:

»So sind wohl alle deine Kameraden ebenso wie du beschäftigt, über diese Schimmel nachzudenken?«

»Das fällt ihnen nicht ein, denn sie wissen gar nichts davon.«

»Hat der Polizeipräfekt es ihnen nicht gesagt?«

»Nein.«

»Also hat er sie auch nicht den Dieben nachgeschickt?«

»Nein.«

»Das hätte er aber doch tun sollen!«

»Meinst du? Er ist da ganz anderer Meinung. Er ließ mich kommen, weil ich nämlich sein bester und scharfsinnigster Spürer bin, und gab mir sechs Tage Zeit, über diese Angele-

genheit nachzudenken. Ich aber hoffe, es eher fertig zu bringen. Darum habe ich mich in die Einsamkeit zurückgezogen und gehe nun ernstlich mit mir zu Rate. Meine Kameraden haben nichts erfahren, weil überhaupt gar nichts davon verlauten soll. Wenn die Diebe erfahren, daß wir hinter ihnen her sind, so reißen sie immer weiter aus, und wir haben dann das Nachsehen.«

»Wenn sie aber bis dahin das Geld verbrauchen?«

»So ist es Allahs Wille gewesen, und kein kluger Mensch wird dagegen Einwendungen erheben.«

Ich hatte während meiner ganzen Unterredung mit ihm bemerkt, daß unser Wirt innerlich aufgeregt war. Er hatte die feste Überzeugung gehegt, der ganze vorhandene lebendige Polizeiapparat befinde sich auf den Beinen, um ihm wieder zu dem verlorenen Geld zu verhelfen. Nun aber mußte er zu seinem Erstaunen hier sehen und erfahren, daß nur ein einziger Kawaß unterrichtet worden war. Und dieser einzige hatte sogar eine Frist von mehreren Tagen erhalten, nicht etwa um die Diebe herbeizuschaffen, sondern um über die Angelegenheit – nachzudenken.

Nun hatte dieser Eine sich in die Einsamkeit begeben und führte ein durch seinen Tschibuk versüßtes idyllisches Dasein. Er rannte, wie er sich behaglich ausdrückte, in Gedanken hinter den Dieben her.

Das war dem Bestohlenen zu viel. Er hatte sich mehrere Male an dem Gespräch beteiligen wollen, war aber durch meine bittenden Blicke und Winke daran verhindert worden. Jetzt konnte er jedoch seinen Zorn nicht länger meistern. Er sprang vom Pferd, trat zu dem noch immer am Boden liegenden und an seiner Pfeife saugenden Kawassen und rief:

»Was sagst du? Allah hat es gewollt?«

»Ja,« antwortete der Gefragte ahnungslos.

»Daß das Geld verbraucht werde?«

»Wenn es verschwindet, so hat er es gewollt.«

»So! Schön! Prächtig! Das ist ja herrlich! Weißt du denn, wo es gestohlen wurde?«

»In Dabila, glaube ich.«

»Das glaube ich auch. Und bei wem?«

»Bei einem Mann, welcher Ibarek heißt.«

»Kennst du ihn?«

»Nein.«

»So sollst du ihn kennen lernen!«

»Natürlich! Wenn ich ihm die Diebe bringe.«

»Nein! Gleich sofort sollst du ihn kennen lernen! Schau mich an! Wer mag ich sein?«

»Das ist mir ganz gleichgültig. Und was geht dich denn diese Sache an?«

»Viel, sogar sehr viel! Ich heiße Ibarek. Ich bin der Mann, welcher bestohlen worden ist!«

»Du?« fragte der Kawaß erstaunt, ohne sich nur um einen Zoll vom Platz zu rühren.

»Ja, ich!«

»Das ist gut! Das freut mich! Ich habe dir etwas sehr Wichtiges zu sagen.«

»Was denn?«

»Tue in Zukunft dein Geld niemals dahin, wo Diebe es finden können.«

»Maschallah! Welch ein Mann! Welch ein Mensch! Effendi, was sagst du dazu? Was soll ich tun?«

Diese zornige Frage wurde an mich gerichtet. Aber ich kam gar nicht zu einer Antwort. Mein kleiner Halef hatte sich nicht wenig über das Betragen und den Gleichmut des Polizisten geärgert. So wenig ihn die Sache persönlich anging, so war er doch ein zu cholerischer Mensch, als daß er hätte ruhig zusehen können. Er war schon lange im Sattel hin und her gerückt. Jetzt aber schwang er sich heraus und herab und antwortete statt meiner:

»Was du tun sollst? Das werde ich dir gleich zeigen!«

Und hart an den Kawaß herantretend, schrie er ihn wütend an:

»Weißt du, wie man sich gegen einen fremden, vornehmen Effendi und seine Begleiter benimmt?«

»Das weiß ich ganz genau. Warum brüllst du mich so an?«

»Weil du es eben nicht weißt, und weil ich es dir zeigen will. Augenblicklich stehst du auf!«

Er sagte das in gebieterischem Ton. Das Sicherheitsorgan lächelte ihm verächtlich entgegen, schüttelte den Kopf und antwortete:

»Was sagst du, kleiner Mann?«

Das war nun freilich die schlimmste Beleidigung für den kleinen Hadschi. Klein hatte er sich noch niemals ungestraft nennen lassen.

»Was bin ich?« fragte er wütend. »Ein kleiner Mann? Ich werde dir zeigen, wie hoch und lang ich bin, wenn meine Peitsche dazu gemessen wird. Steh auf, oder ich helfe nach!«

Er riß die Nilhautpeitsche aus dem Gürtel.

Jetzt wurde endlich der Gleichmut des Kawassen ins Wanken gebracht. Er setzte sich auf, erhob drohend den Arm und warnte:

»Tu' die Peitsche weg! Das kann ich nicht vertragen, Zwerg!«

»Was? Auch ein Zwerg bin ich? O, der Zwerg wird dir gleich beweisen, daß du die Peitsche sehr gut vertragen kannst. Da – da – da – da – da – da – da – – –!«

Er hatte ausgeholt, und bei jedem ›da‹ sauste die Peitsche auf den Rücken des Mannes nieder.

Dieser blieb noch einige Augenblicke sitzen, ganz erstarrt vor Erstaunen über die Kühnheit des Hadschi. Dann sprang er plötzlich auf, brüllte vor Wut, wie ein Stier, und warf sich mit geballten Fäusten auf Halef.

Ich stand ganz ruhig dabei, mit dem Arm auf den Sattel meines Pferdes gelehnt. Der Kawaß war ein starker Mensch; aber es fiel mir gar nicht ein, meinem Hadschi zu Hilfe zu eilen. Ich kannte ihn zu genau. Nun er einmal die Angelegenheit in seine Hand oder vielmehr auf seine Peitsche genommen hatte, brachte er sie auch zu Ende. Jede Einmischung eines Andern, auch die meinige, hätte ihn beleidigt. Und daß er trotz seiner Kleinheit mehr Körperkraft, und bedeutend mehr Gewandtheit als der Kawaß besaß, davon war ich überzeugt.

Dieser hatte sich zwar auf ihn werfen wollen, war aber be-

reits nach dem ersten Schritt zurückgetaumelt, denn der Kleine empfing ihn mit Kreuzhieben, welche sich so gedankenschnell folgten, daß die Peitsche sozusagen eine Mauer bildete, durch welche der Feind unmöglich dringen konnte. Die Hiebe sausten hageldicht auf ihn herab: auf den Rücken, auf die Achseln, auf die Arme, an die Seiten und Hüften und Schenkel. Der Mann wurde förmlich von Hieben umspinnen. Und dabei hütete sich der Kleine weislich, das Gesicht, überhaupt den Kopf zu treffen.

Je weniger der Kawaß sich zu wehren vermochte, desto lauter wurde sein Geheul. Er stand endlich ganz still, nahm die Schläge bewegungslos hin und brüllte dabei wie ein Tiger.

»So!« rief endlich Halef, indem er die Peitsche sinken ließ. »Jetzt hast du die Bezahlung für den guten Rat, welchen du vorhin dem Bestohlenen gegeben hast. Besitztst du noch mehr Weisheit in deinem Hirn, so laß sie getrost hören; der Lohn wird sofort folgen. Und willst du mich noch einmal einen Zwerg nennen, so tue es nur bald. Ich habe grad noch übrige Zeit, die Auszahlung fortzusetzen!«

Der Kawaß antwortete nicht. Er wand sich unter den Schmerzen, welche er fühlte. Seine Blicke hingen voller Wut an dem Kleinen. Nur einige unartikulierte Laute ließ er hören. Dann schien er sich plötzlich auf die vorhin von ihm erwähnte Würde seines Amtes und Standes zu besinnen. Er richtete sich hoch auf und rief:

»Mensch, du mußt verrückt sein! Wie kannst du einen Kawassen des Großherrn schlagen?«

»Sei still! Ich würde selbst den Großherrn durchprügeln, wenn er es wagte, sich so gegen uns zu benehmen, wie du. Was bist du denn eigentlich? Ein Soldat, ein Polizist, ein Diener jedes Untertanen! Weiter bist du nichts, gar nichts!«

Es hatte den Anschein, als ob er große Lust spüre, die Peitsche wieder in Bewegung zu setzen. Dazu wollte der Gezückte es nicht kommen lassen und erwiderte:

»Immer Schimpf! Mich kannst du nicht beleidigen. Unsere Instruktion gebietet uns, Nachsicht mit dem Volk zu haben, wenn — —«

»Mit welchem Volk?« unterbrach ihn der Hadschi. »Sind wir etwa Volk?«

»Was denn?«

»Was denn? Bist du blind? Schau mich an! Ist es mir etwa nicht anzusehen, wer ich bin?«

»Ich sehe nichts!«

»So bist du wirklich blind und dumm. Ich will dir sagen, wer ich bin. Ich bin nämlich Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah! Wie aber ist dein Name?«

»Ich heiße Selim.«

»Selim! Weiter nicht?«

»Wie soll ich sonst noch heißen? Selim genügt.«

»Selim genügt! Ja, dir mag es genügen, dir, der du ein Kawaß bist und weiter nichts!«

Der Polizist wußte wohl schwerlich, daß die freien Araber die Gewohnheit haben, ihrem eigenen Namen die Namen ihrer Vorfahren beizufügen. Je länger dann so ein Name wird, desto größer ist der Stolz, mit welchem er von dem Betreffenden getragen wird.

»Meinst du denn, daß ein Kawaß so ganz und gar nichts ist?« rief er nun.

»Schweig!« antwortete der Kleine. »Ein Kawaß, der nur Selim heißt, darf gar nichts sagen. Schau her, was für andere Leute hier stehen!«

Er deutete auf Omar und fuhr fort:

»Dieser ist Omar Saban If el Habadschi Ben Abu Musa Dschafar es Sofi Otalan Ibn Avizenna Ali Nafis Abu Merwan el Hegali!«

Dann zeigte er auf Osko und sagte:

»Und dieser berühmte Krieger heißt Osko Abd el Latif Mefari Ben Mohammed Hassan el Dschaseris Ibn Wahab Alfirat Biruni el Seirafi! – Weißt du es nun?«

Ich mußte mir Gewalt antun, um ein schallendes Gelächter zu unterdrücken. Die beiden hießen gar nicht so; aber um dem Kawassen zu imponieren, nannte der kleine Hadschi eine

Menge von Namen und Ahnen her, von denen Osko und Omar während ihres ganzen Lebens keine Ahnung gehabt hatten.

Und das tat er mit solchem Ernst, und die arabischen Namen schossen mit solcher Schnelligkeit und Geläufigkeit aus seinem Mund, daß der Polizist ganz starr dastand, als sei ein jeder Name eine Kugel, die ihn getroffen habe.

»So antworte doch!« rief Halef ganz erregt. »Hast du die Sprache verloren, du Menschenkind, das mit seinem einzigen Selim zufrieden ist? Hast du denn keine weiteren Namen und hast du keine Ahnen? Wie hieß dein Vater und der Großvater deines Vatersvaters? Haben sie keine Taten getan, oder sind sie Verbrecher und Feiglinge gewesen, daß du dich schämst, uns ihre Namen zu nennen? Oder wurdest du vielleicht gar nicht geboren, sondern bist an einem trüben Tag aus einer Mausfalle geschlüpft. Blicke nur auf uns! Hier stehen Leute!«

Der Kawaß wußte noch immer nicht, was er eigentlich antworten sollte. Die Vorwürfe des Kleinen krachten nur so auf ihn nieder.

»Siehe dir auch diesen an!« sagte Halef, auf seinen Wirt deutend. »Er ist kein Araber, sondern ein Türke, und doch heißt er nicht bloß Selim, sondern Ibarek el konakdschy, Ibarek, der Herbergsvater. Ihm sind hundert Pfund gestohlen worden. Was aber könnte denn dir gestohlen werden, dir, der du gar nichts weiter besitzt, als den Namen Selim?«

»Oho!« antwortete endlich der mit solcher Verachtung behandelte Kawaß. »Ich bin auch kein Bettler. Ich habe mein Amt und – –«

»Amt! Sei still von deinem Amt! Was das zu bedeuten hat, das haben wir gesehen. Dein Amt scheint zu sein, im Gras zu liegen und Allah die Tage und Wochen zu stehlen. Aber ich werde Bewegung in euch Faulenzer bringen. Ich werde zum Präfekten gehen und ihn solch ein Quecksilber trinken lassen, daß er mit allen Fingern und Zehen zappeln soll! Ich befehle dir, dich sofort aufzumachen und nach der Stadt zu gehen. Wenn du in einer halben Stunde nicht bei dem Präfekten bist, lasse ich dich im tiefsten Wasser ersäufen und sodann noch obendrein mit einer Kanone erschießen. Wir brechen jetzt auf.

Denke nicht, daß ich dir den Befehl zum Spaß gegeben habe! Ich meine es ernst. Das wirst du erfahren!«

Dem Kawassen blieb vor Erstaunen der Mund offen stehen.

»Was?« stieß er hervor. »Einen Befehl willst du mir erteilen, du?«

»Ja! Hast du es denn nicht gehört?«

»Hast du mir denn irgend etwas zu befehlen?«

»Welch eine Frage! Natürlich hast du mir zu gehorchen. Du bist ja nur Selim der Namenlose, ich aber bin Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn –«

»Halt ein, halt ein!« unterbrach ihn der Kawaß, indem er sich beide Hände auf die Ohren legte. »Dein Name ist ja so eine lange Schlange, daß man befürchten muß, von ihr erdrückt zu werden. Ja, ich werde nach der Stadt gehen, sofort. Aber nicht, weil du es mir befohlen hast, sondern um dich bei dem Präfekten anzuzeigen. Du hast einen Diener des Großherrsnn geschlagen. Dafür sollst du eine Strafe erleiden, wie hier noch niemand bestraft worden ist.«

Er raffte seine Sachen von der Erde auf und verschwand hinter den Büschen. Fürchtete er einen neuen Ausbruch der Tatkraft meines kleinen Hadschi, oder düstete er wirklich nach Rache für die empfangene Züchtigung? Wohl beides.

»Da rennt er hin!« meinte Halef befriedigt. »Wie habe ich meine Sache gemacht, Sihdi?«

Er blickte mich an, als ob er eine Belobung erwartete. Statt der aber empfing er eine sehr empfindliche Zurechtweisung.

»Schlecht, sehr schlecht hast du sie gemacht. Du hast schon manche Dummheit begangen, noch niemals eine so große wie jetzt.«

»Sihdi, ist das dein Ernst?«

»Ganz und gar.«

»Aber dieser Mensch hatte die Züchtigung gewiß verdient!«

»War es denn deines Amtes, sie ihm zu geben?«

»Von wem sollte er sie sonst erhalten?«

»Von seinem Vorgesetzten.«

»O Allah! Wenn der ihn hätte prügeln sollen, so wären beide

ganz sicher dabei eingeschlafen. Nein, wer handeln will, der handle schnell! Dieser Mensch blieb vor uns liegen, als ob er der Urgroßvater des Großherrs sei, den alle gläubigen und ungläubigen Untertanen ehren müssen. Dieses Vergnügen habe ich ihm nun gestört.«

»Ohne jedoch an die Folgen zu denken.«

»Welche Folgen sollen kommen? Wenn er uns bei dem Präfekten verklagt, so kann es sehr leicht geschehen, daß auch dieser meine Peitsche zu kosten bekommt.«

»Halef, nun ist's genug! Der Mann hatte eine Züchtigung verdient; das ist wahr. Du aber mußtest warten, was ich tun würde. Wir wissen nicht, welchen Gefahren wir überhaupt entgegen gehen, und da war es eine ganz unbegreifliche Unklugheit, uns noch überdies mit der Polizei zu verfeinden. Ich habe den Mann mit Spott behandelt. Das hättest auch du tun sollen. Statt dessen hast du ihn geschlagen. Ich habe es dir nicht befohlen, darum werden mich die Folgen wenig kümmern. Mich geht die Sache gar nichts an. Sieh du zu, wie du den Kopf aus dem Wasser bringst!«

Ich stieg auf und ritt davon. Die Andern folgten kleinlaut. Am tiefsten ließ Halef den Kopf hängen. Es dämmerte immer heller in ihm die Ahnung, daß er uns einen sehr großen Schaden angestiftet haben könne.

Der Türke, welcher die meiste Ursache hatte, zornig zu sein, ritt schweigend an meiner Seite. Erst nach einer Weile erkundigte er sich:

»Effendi, können die Folgen wirklich schlimm für den Hadschi werden?«

»Natürlich!«

»Aber du wirst ihm beistehen?«

»Nicht im mindesten!« antwortete ich, da Halef hörte, was ich sagte. »Er hat sich des Widerstandes gegen die Staatsgewalt und der Körperverletzung gegen einen kaiserlichen Polizeibeamten schuldig gemacht. Ich kann ihn nicht retten, wenn sie ihn ergreifen.«

»So mag er fliehen!«

»Er mag tun oder lassen, was ihm beliebt. Er hat ohne meine

Einwilligung gehandelt, wie ein kleiner Knabe, der unfähig ist, sich die Folgen seiner Tat zu überlegen. Sie mögen nun über ihn kommen. Ich kann ihm nicht helfen.«

Es wurde mir nicht leicht, diese harten Worte auszusprechen. Sie taten mir vielleicht noch weher als dem kleinen Hadschi selbst; aber ich hielt es für notwendig, ihm einmal einen solchen Verweis zu erteilen.

Er war mir treu durch alle Gefahren gefolgt, und durch welche Gefahren! Wie oft hatte er sein Leben mit mir gewagt! Er hatte die Heimat verlassen, und was noch mehr war, auch Hanneh, die Blume der Frauen. Mein ganzes Herz war voll von Dankbarkeit gegen ihn. Aber er begann jetzt, unvorsichtig zu werden.

Daß uns so manches schlimme Wagnis gelungen war; daß wir das Glück gehabt hatten, uns stets selbst aus den bösesten Klemmen heraus zu arbeiten, das hatte sein Selbstvertrauen aufgebläht. Er glich einem kleinen, tapfern Hündchen, welches den Mut hat, selbst dem stärksten Leonberger an den Hals zu springen. Ein einziger Biß des Riesen aber würde es töten. Und grad jetzt näherten wir uns dem gefährlichen Bereich der Skipetaren. Da war Vorsicht doppelt nötig.

Im Stillen freute ich mich darüber, daß er den faulen Polizisten so wacker durchgebläut hatte, und ich war, was sich von selbst verstand, entschlossen, die Folgen von ihm abzulenken. Aber ich hielt es für geraten, seiner Tatenlust und Tateneiligkeit einen kleinen Dämpfer aufzusetzen.

Achtes Kapitel *Ein Heiliger*

Nach einiger Zeit erreichten wir die Straße von Kusturlu und lenkten nun wieder nach rechts ein. Wir näherten uns der Strumnitza und ritten zwischen Tabaks- und Baumwollenfeldern hin.

Bald sahen wir einen Berg vor uns aufsteigen, an dessen Seite die Häuser der Stadt zu erkennen waren. Oben auf seiner

Kuppe erblickten wir dunkles Grün, unter welchem das Gemäuer der Ruine hervorlugte.

»Das ist Ostromdscha,« erklärte der Türke.

»Auch Strumnitza genannt, nach dem Fluß, der nahe an der Stadt vorüberfließt,« fügte ich bei, meine ganze Geographiekenntnis erschöpfend.

Da kam Halef an meine Seite. Der Anblick der Stadt ließ ihn an die Folgen seiner voreiligen Handlung denken.

»Sihdi,« begann er.

Ich tat, als ob ich es nicht hörte.

»Sihdi!«

Ich blickte unverwandten Auges nach der Stadt.

»Hörst du mich nicht – oder willst du mich nicht hören?«

»Ich höre dich.«

»Meinst du etwa, daß ich fliehen soll?«

»Nein.«

»Ich täte es auch nicht. Lieber würde ich mir eine Kugel durch den Kopf jagen. Oder meinst du, daß ich mich von einem Präfekten hier einsperren lassen soll?«

»Ganz nach deinem Belieben!«

»Lieber möchte ich ihm eine Kugel durch den Kopf jagen!«

»Und würdest dann erst recht eingesperrt.«

»Was denkst du, was geschehen wird?«

»Ich weiß es nicht. Man muß es abwarten.«

»Ja, warten wir es ab! Aber wirst du mich unter deinen Schutz nehmen?«

»Ich denke, ich stehe unter dem deinigen. Du nennst dich ja meinen Freund und Beschützer!«

»Sihdi, vergib das mir. Du allein bist doch der Beschützer gewesen.«

»Nein, Halef. Ich habe sehr oft unter deinem Schutz gestanden. Das werde ich dir nicht vergessen, und so wollen wir sehen, ob die Leute hier es wagen werden, sich an dem berühmten Hadschi Halef Omar zu vergreifen.«

»Hamdulillah! Allah sei Dank! Jetzt fällt mir ein Stein vom Herzen, der so groß und so schwer war, wie der Berg da vorn,

an welchem die Stadt liegt. Alles kann ich ertragen, nur das nicht, daß mein Effendi böse auf mich ist. Zürnst du noch?»

»Nein.«

»So gib mir deine Hand.«

»Hier hast du sie.«

Der Blick voll inniger Liebe und Treue, fast möchte ich sagen Hundetreue, welchen er mir dabei zaghaft zuwarf, drang mir tief zu Herzen. Was für ein herrliches Gut ist es doch um das Glück, einen solchen treuen Freund zu besitzen!

Wir näherten uns der Stadt immer mehr. Kurz bevor wir die ersten Häuser – richtiger Hütten – erreichten, saß auf einem Stein ein Bettler am Wege, ein Jammerbild des Elendes und der Verkommenheit.

Eigentlich ist es falsch, zu sagen, er saß am Wege, denn er saß nicht. Er schien gar nicht richtig sitzen zu können. Er lag mit zusammengekrümmtem Rücken halb auf der Seite, neben sich die beiden Krücken. Um seine nackten Füße waren Lumpen gewickelt und mit Fäden festgebunden. Seine einzige Hülle bestand in einem alten Ding, halb Tuch und halb Mantel, welches er sich um die Hüften gewunden hatte. In dieses Tuch schien er die Gaben zu stecken, welche ihm gereicht wurden: Brot, Früchte und Anderes, denn es bildete eine übermäßig dicke Wulst um seinen Leib. Dieser Leib war hager und schmutzig braungelb. Man sah die Rippen deutlich liegen, und die Schlüsselbeine traten hervor, wie bei einem Skelett. Der Kopf war bedeckt von wirren, struppigen Haaren, welche wohl jahrelang keinen Kamm gefühlt hatten. Das Gesicht war aufgedunsen, die Züge besaßen aber dennoch einen scharfen Schnitt. Die Haut hatte eine bläulichrote Farbe, als ob sie erfroren sei. Die Augen lagen tief in ihren Höhlen.

Das Gesicht befremdete mich. Es lag ein Widerspruch in demselben, der mir gleich beim ersten Blick auffiel; doch vermochte ich nicht zu sagen, worin dieser Widerspruch bestehe. Der Ausdruck desselben war derjenige des Blödsinnes, der Gefühllosigkeit.

Das alles sah ich aber nicht gleich jetzt, sondern ich bemerkte es erst später, als wir vor dem Bettler halten blieben,

um ihm eine Gabe zu reichen. Ich betrachtete ihn sehr genau, weil ich von dem Türken erfahren hatte, wer er sei.

Als wir uns nämlich noch fern befanden und ihn sitzen sahen, sagte der Wirt:

»Das ist Busra, der Krüppel, von dem ich dir erzählt habe.«

»Derjenige, welcher bei deinem Nachbar war, als du glaubtest, der Heilige sei zu ihm gegangen?«

»Ja, Effendi.«

»Ist er denn der Gabe bedürftig?«

»Ja. Er kann nicht arbeiten, denn er hat kein Rückenmark mehr.«

»So könnte er wohl gar nicht leben?«

»Davon verstehe ich nichts. Man sagt so. Er geht an zwei Krücken und zieht die Beine hinterher. Er kann sie nicht bewegen. Dazu ist er ein Blödsinniger, der nur wenige Worte zu reden versteht. Jeder gibt ihm etwas. Wenn du mehrere Tage hier bleibst, wirst du ihn öfter sehen.«

»Hat er Verwandte?«

»Nein.«

»Wo wohnt er?«

»Nirgends. Er ißt da, wo er etwas erhält, und schläft da, wo er vor Müdigkeit niedersinkt. Er ist ein elender Mensch, dem Allah in jenem Leben zulegen wird, was er ihm hier versagt hat.«

Der Krüppel saß mit dem Rücken gegen uns. Als er den Huftritt unserer Pferde hörte, richtete er sich mühsam mittels seiner Krücken empor und wendete sich uns zu. Jetzt sah ich sein ausdrucksloses, blödes Gesicht. Sein Auge schien gar keinen Blick zu haben. Es war tot und nichtssagend. Der Mann mochte vielleicht vierzig Jahre alt sein, doch war es schwer, ihm ein bestimmtes Alter zuzusprechen.

Ich fühlte Mitleid mit dem Elenden und hatte keine Ahnung, welch eine hervorragende und feindselige Rolle er mir gegenüber noch spielen sollte. Wir hielten bei ihm an. Er streckte uns die Hand entgegen und stammelte dabei tonlos nur immer das eine Wort:

»Ejlik, ejlik, ejlik – Wohltat, Wohltat, Wohltat!«

Die Andern gaben ihm, und auch ich reichte ihm ein Zweipiasterstück. Fast aber erschrak ich, denn als ich vom Pferd herab ihm die Münze in die Hand legte, ging ein Zucken durch seinen Körper, als hätte er aufspringen wollen, und aus seinen vorher so glanz- und leblosen Augen blitzte ein Blick auf mich, ein Blick voll Haß und Grimm, wie ich ihn noch nie im Auge eines Feindes beobachtet hatte. Im nächsten Moment aber senkten sich die Lider, und das Gesicht nahm den Ausdruck der Stupidität wieder an.

»Schükür, schükür – Dank, Dank!« stammelte er.

Das war so seltsam, fast unglaublich, wenn ich es nicht so außerordentlich deutlich gesehen hätte. Was hatte er mit mir? Warum diese grundlose Feindseligkeit gegen einen völlig Fremden? Und wenn aus diesen Augen ein so intensiver Blick des Hasses leuchten konnte, war der Mensch wirklich blödsinnig? Dabei empfand ich ein unbestimmtes Gefühl, als ob ich dieses Gesicht schon einmal gesehen hätte. Aber wann und wo? Täuschte ich mich nicht? Schien es denn nicht, als ob auch er mich kenne?

Wir ritten weiter, ich hinter den anderen; ganz unwillkürlich wendete ich mich zurück, um noch einmal einen Blick auf ihn zu richten.

Was war denn das? Er hockte gar nicht mehr so hilflos auf dem Stein. Er saß kraftvoll da, ich möchte beinahe sagen stramm, und hatte den rechten Arm mit der Krücke erhoben und schwang sie drohend uns nach. Uns? Vielleicht nur mir!

Es wurde mir fast unheimlich zu Mut. Der Mensch sah in diesem Augenblick wie ein wahrer Satan aus. Ja, satanisch verzerrt waren die Züge seines Gesichtes. Es dämmerte in mir, wo ich ihn bereits gesehen hatte. Eine orientalische Stadt – fürchterliches Menschengedränge – entsetzliches Schreien und Brüllen – tausend Hände langten nach mir – sollte es in Mekka – das phantasmatische Bild sank wieder in mein Inneres zurück, und ich wußte ebenso wenig wie vorher.

»Kann dieser Bettler wirklich nicht gehen?« fragte ich den Türken.

»Nur mit der Krücke,« antwortete er. »Die Beine hängen ihm wie Lappen an dem Leib.«

»Auch nicht aufrecht sitzen?«

»Nein. Er hat kein Rückenmark mehr.«

Kein Rückenmark! Welch ein Unsinn! Daß ich ihn soeben in einer sehr energischen Stellung gesehen hatte, verschwieg ich, denn ich hielt es nicht für geraten, den Moslem zum Mitwisser eines Geheimnisses zu machen, welches ich freilich selbst nicht wußte, ja kaum nur ahnte.

Nach kurzer Zeit erreichten wir die Stadt. Ich hatte den Türken nach den bereits erwähnten heißen Quellen befragt und von ihm erfahren, daß dieselben allerdings vorhanden seien, aber nicht in der Weise, wie ich es erwartet hatte. Es hatte Zeiten gegeben, in denen das Wasser derselben sehr reichlich geflossen war, um aber dann wieder fast zu versiegen. Zuweilen war heißes Wasser in Menge vorhanden, und dann wieder stockte der Ausfluß gänzlich. Jetzt sollte es nur sehr karg vorhanden sein.

Als wir die ersten Häuschen oder vielmehr Hütten der Stadt vor uns hatten, sagte der Herbergsvater:

»Effendi, hast du vielleicht Lust, dir die heißen Quellen gleich jetzt anzusehen?«

»Liegen sie am Wege?«

»Nein. Aber wir haben nur wenige Schritte zu reiten, um zu ihnen zu gelangen.«

»So führe uns hin!«

Er lenkte zur Seite ab, und wir ritten um einige der Hütten und um die zu ihnen gehörigen Gärten, welche aber diesen Namen keineswegs verdienten, herum.

Ein lautes Kreischen einer weiblichen Stimme drang zu uns.

»Da ist die Quelle,« nickte unser Führer.

»An welcher man sich so zankt?«

»Ja. Du mußt nämlich wissen, daß man glaubt, das Wasser sei sehr gut gegen gewisse Krankheiten. Wenn nun wenig fließt, so streiten sich die Frauen miteinander, welche gekommen sind, es zu holen.«

Wir bogen um ein Oleandergebüsch und hielten nun vor der Therme.

Der Lauf des Wassers war durch ein Rinnsal bezeichnet, dessen ockerfarbiger Grund darauf schließen ließ, daß die Quelle eisenhaltig sei. Heute war nur wenig Wasser in demselben zu sehen. Es kam aus einer kreisrunden Vertiefung des Erdbodens, welche mit demselben roten Niederschlag belegt war. Die rundum zusammengetretene Stelle bewies, daß dieser Ort sehr fleißig besucht wurde.

Am Rand der Vertiefung lagen Steine, welche wohl herbeigeschafft worden waren, um als Sitz zu dienen.

Jetzt, in diesem Augenblick, waren nur drei Personen anwesend, und zwar weibliche: zwei Frauen und ein kleines Mädchen von acht Jahren.

Die eine der Frauen war ziemlich gut, wenn auch unsauber gekleidet und besaß eine ansehnliche Körperfülle. Sie war es, deren keifende Fistelstimme wir gehört hatten. Sie stand mit dem Rücken gegen uns gerichtet, und da sie noch immer laut schrie, so bemerkte sie unser Kommen nicht.

Zu ihren Füßen lagen einige Lappen und ein alter Topf, dessen Henkel abgebrochen war. Der Topf war umgestürzt, und ihm entquoll langsam eine dicke, graubraune Masse, deren Aussehen keineswegs appetitlich war.

Die andere Frau saß auf einem der Steine. Sie war nur mit einem sehr ärmlichen dunklen Rock bekleidet und hatte ein vorsintflutliches Tuch um den Oberkörper geschlungen, welches auch die Arme und Hände bedeckte. Sie sah aber sonst leidlich sauber aus, sauberer noch als die andere, welche sich ihrer Kleidung nach in besseren Verhältnissen zu befinden schien. Ihr Gesicht war hager. Die Not hatte demselben ihre traurigen Runen eingeritzt. Das Kind an ihrer Seite war nur in ein baumwollenes Hemd gehüllt, welches gut gewaschen und sogar gebleicht zu sein schien.

Die keifende Dicke sprudelte ihre Zornesworte so schnell heraus, daß man ihnen gar nicht zu folgen vermochte. Nur die doppelt stark betonten Hauptausdrücke waren deutlich zu unterscheiden. Kein Lastträger hätte sich kräftigerer Schimpfre-

den zu bedienen vermocht. Dabei schlug sie mit den Fäusten bald auf die andere Frau, bald auf das weinende Kind ein.

Diese andere Frau machte bei unserem Anblick eine Bewegung, durch welche die Xantippe veranlaßt wurde, sich nach uns umzudrehen.

O Himmel! Welch ein Antlitz erblickte ich! Die Visage eines tätowierten Südseeinsulaners ist das reine Schönheitsideal dagegen. Der Grund davon war, daß sich das Weib das Gesicht mit einer dicken roten Masse eingerieben hatte. Sie sah schrecklich aus. Als sie uns erblickte, trat sie von der andern zurück und hemmte den rauschenden Strom ihrer Rede.

»Friede sei mit euch!« grüßte ich.

»In Ewigkeit, Amen!« antwortete sie.

Diese Worte ließen mich vermuten, daß sie eine Bulgarin griechischen Bekenntnisses sei.

»Ist das die Quelle, an welcher man Heilung findet?«

»Ja, Herr; diese Quelle ist berühmt im ganzen Land und noch weit darüber hinaus.«

An diese Auskunft knüpfte sie eine Aufzählung von hundert Krankheiten, gegen welche man hier Hilfe finden könne, und von ebensovielen Wundern, die an diesem Ort geschehen sein sollten.

Sie entwickelte dabei ein Rednertalent, welches mich geradezu verblüffte. Die Worte sprühten ihr nur so vom Mund, und ich fand auch nicht eine einzige Lücke von dem tausendsten Teil einer Sekunde, welche ich hätte benutzen können, um mit einer Frage in diese Bresche einzudringen. Es blieb mir nichts anderes übrig, als sie einfach aussprechen zu lassen, was aber erst nach längerer Zeit geschah, da sie mich nach unzähligen Krankheiten, Gebrechen und Fehlern fragte, welche mich hergetrieben haben konnten. Eine Antwort aber wartete sie durchaus nicht ab.

»O Allah! Maschallah! Allah w' Allah!« rief Hadschi Halef Omar einmal über das andere Mal, wobei er die Hände zusammenschlug.

Die Frau schien anzunehmen, daß diese Interjektionen nicht dem Fluß ihrer Rede, sondern den aufgezählten Vor-

zügen der heißen Quelle gewidmet seien, und fühlte sich dadurch nur veranlaßt, diese Aufzählung in wahrhaft überwältigender Sprachfertigkeit fortzusetzen. Um sie zum Schweigen zu bringen, berührte ich die Weichen meines Rappen leise mit den Sporen. Er war das nicht gewohnt und ging mit allen Vieren in die Luft.

Die Rednerin hielt inne, sprang zurück und stieß einen Angstschrei aus. Das benützte ich, um nun auch zu Wort zu kommen.

»Wie heißest du?« fragte ich sie.

»Nohuda. Ich bin in Debrinitz geboren, wie mein Vater ebenso dort geboren war. Meine Mutter starb kurz nach meiner Geburt. Die Großeltern waren drüben über dem Fluß – –«

Ich ließ den Rappen abermals steigen, denn ich befürchtete nicht ohne Grund, daß sie mit mir die Stufenleiter ihrer Verwandtschaft bis jenseits des alten Methusalem hinaufsteigen werde. Sie hielt glücklicherweise inne, und ich besaß die ungeheure Geistesgegenwart, dies zu der Erklärung zu benutzen:

»Liebe Nohuda, ich muß dir sagen, daß ich wegen eines Kopfleidens hierher gekommen bin. Ich fühle nämlich – –«

»Kopfleiden?« fiel sie mir schnell in die Rede. »Herr, das ist recht, das ist gut, daß du gekommen bist! Wenn du wüßtest, wie viele verschiedene Köpfe, tausend und abertausend an Zahl, hier Heilung von – –«

Der Rappe drang jetzt auf sie ein, so daß sie wieder eine Pause machte. Ich erklärte:

»Mein Kopfleiden ist so arg, daß mir sogar das Anhören der menschlichen Stimme große Qualen bereitet. Habe daher die Güte und sprich nur dann, wenn ich dich frage. Ich sehe es deinem Gesicht an, daß eine zarte, mitleidvolle Seele in deiner Brust wohnt; darum denke ich, daß du mir diese Bitte erfüllen wirst.«

Ich mußte das Richtige getroffen haben, denn sie legte die beiden Hände auf das Herz und antwortete mit gedämpfter Stimme:

»Herr, das ist wahr; du hast recht. Ich werde schweigen, als ob ich bereits im Grabe läge. Nur deine Fragen werde ich be-

antworten. Du hast mein zartes, gutes Herz erkannt. Dein armer Kopf soll meinetwegen keine Schmerzen erleiden.«

Der kleine Hadschi machte ein unendlich grimmiges Gesicht, was bei ihm nur dann der Fall war, wenn er all seine Kraft zusammennehmen mußte, um das Lachen zu bekämpfen. Auch den Andern sah man es an, daß sie es nur mit Mühe zurückhielten.

»Zunächst muß ich dich bitten, mir zu verzeihen, daß ich euch gestört habe, liebe Nohuda. Ihr befandet euch in einem sehr angelegentlichen Gespräch. Was war denn der Gegenstand desselben?«

Ihre Augen blitzten von neuem zornig auf. Sie schien von neuem losplatzen zu wollen; darum griff ich mit schmerzlicher Pantomime nach meinem Kopf.

»Keine Angst, Herr!« sagte sie leise. »Ich beginne den Zank nicht von neuem und will dir nur sagen, daß wir uns von diesem da unterhielten.«

Sie deutete auf den Topf.

»Was ist das?«

»Mein Kleistertopf.«

»Brauchst du diesen Topf denn hier an der Quelle?«

»Sogar sehr notwendig!«

»Warum besuchst du das heiße Wasser?«

»Warum? Wardur gendschlenme – es macht wieder jung.«

»Ah so! Du willst dich verjüngen? Das hast du ja gar nicht nötig.«

»Meinst du? Du bist sehr gütig. Wenn doch mein Mann auch dieser Meinung wäre! Du weißt jetzt, daß ich Erbse heiße. Er nennt mich aber bereits seit langer Zeit nur seine alte Schote. Ist das nicht kränkend?«

»Vielleicht meint er es gar nicht schlimm. Er wird das Wort für einen Kosenamen halten.«

»O nein! Da kenne ich ihn viel zu gut. Er ist ein Barbar, ein rücksichtsloser Mensch, ein unaufmerksamer Tyrann, ein – –«

Ich griff an meinen Kopf.

»Du hast recht,« meinte sie. »Ich darf ja nicht laut sprechen.

Aber ich will ihm zeigen und beweisen, daß ich keine alte Schote bin. Darum gehe ich täglich hierher und bestreiche mir mit dem Schlamm der Schönheit das Gesicht.«

Es war kein leichtes, ernst zu bleiben. Ich antwortete:

»Das ist sehr weise von dir. Aber wie wird dieser Schlamm bereitet?«

»Man stößt Rosenblätter klar und kocht sie mit Mehl und Wasser zu einem Brei. Den nimmt man mit hierher, vermischt ihn zu gleichen Teilen mit dem roten Bodensatz dieser Quelle und bestreicht dann damit das Gesicht. Es hilft, es hilft sicherlich!«

»Wirklich?«

»Gewiß! Keine Warze, kein Mal, keine Runzel, keine Falte hält stand vor diesem Kleister. Er ist berühmt im ganzen Land. Darum war ich erzürnt, daß dieses Mädchen mir den Topf umstieß. Aber ich bin ein zartes Gemüt, wie du ganz richtig erkannt hast, und darum habe ich geschwiegen und will die Unvorsichtigkeit verzeihen.«

»Daran tust du recht. Sanftmut ist die größte Zierde des Weibes, und Schweigsamkeit erhöht den Zauber desselben.«

»Das sage ich auch!« behauptete sie.

»Ja, liebe Nohuda, die Schweigsamkeit ist das allerbeste Mittel, bis in das hohe Alter schön zu bleiben. Wenn keine Leidenschaften das Antlitz entstellen, so kann die Schönheit in den Zügen sitzen bleiben. Was aber der weise Bahuwi von einem Weibe sagt, welches immer zankt und keift, das wirst du wissen.«

»Nein, Herr, denn ich habe mit diesem weisen Mann noch niemals gesprochen.«

»Er sagt, daß ein von dem Zorn bewegtes Frauenantlitz einem schmutzigen Sack gleiche, welcher mit Fröschen und Kröten gefüllt ist. Der Sack befindet sich in steter Bewegung, weil diese häßlichen Tiere niemals Ruhe halten.«

»Er hat recht! Auch ich habe stets dasselbe gedacht, und darum befleißige ich mich einer steten Ruhe meines tiefen Gemütes. Aber mein Mann ist keineswegs damit einverstanden. Er wünscht im Gegenteil, daß ich lebhafter sein solle.«

»So erkläre ihm nur die Geschichte von dem Sack, und er wird dir sofort beistimmen. Aber ich sehe, daß die Salbe deines Gesichtes trocken geworden ist. Du wirst eiligst neue auflegen müssen.«

»Gleich, sogleich! Ich danke dir!«

»Aber sprich nicht dabei! Das Antlitz darf sich nicht bewegen.«

»Kein Wort werde ich sagen.«

Sie ergriff den Topf und schöpfte zu dem Kleisterrest, welcher sich noch in demselben befand, den gelbroten Niederschlag der Quelle. Nachdem sie beides durch eifriges Rühren mit der bloßen Hand auf das innigste vermischt hatte, kratzte sie sich die dürre Schminke aus dem Gesicht und bestrich sich dasselbe mit der neuen Auflage des ›Schlammes der Schönheit‹.

Das war ein Gaudium für meine Begleiter. Am drolligsten aber war der Umstand gewesen, daß wir beide zuletzt nur in leisem Ton miteinander gesprochen hatten, natürlich um meinen armen Kopf zu schonen.

Erst jetzt fand ich Zeit, die andere Frau genauer zu betrachten. Bei dem Anblick ihrer eingefallenen Wangen und tiefliegenden Augen entfuhr mir die Frage:

»Adsch semin – hast du Hunger?«

Sie antwortete nicht. Aber in ihren Augen war zu lesen, daß ich das Richtige getroffen hatte.

»Chasta sen – und du bist krank?«

Jetzt nickte sie.

»Woran leidest du denn?«

»Herr, ich habe das Reißen in den Armen.«

»Hilft diese Quelle dagegen?«

»Ja, sie hilft ja gegen alles.«

»Wie hast du dir dieses Übel zugezogen?«

»Dadurch, daß ich Pflanzensammlerin bin. Ich ernähre mich und meine Kinder damit, Kräuter zu sammeln, welche ich an den Apotheker verkaufe. Da bin ich bei jeder Witterung im Wald und auf dem Feld, oft vom frühesten Morgen bis in die späteste Nacht hinein. Da habe ich mich oft erkältet, und

nun liegt es mir in den Armen, daß ich sie nur unter großen Schmerzen bewegen kann.«

»Hast du keinen Arzt gefragt?«

»Ich werde überall abgewiesen, weil ich arm bin.«

»Aber der Apotheker, welchem du die Pflanzen verkauftest, konnte dir doch vielleicht ein Mittel geben?«

»Er hat es getan. Aber es half nichts. Darüber ist er so zornig geworden, daß ich ihm nicht wieder kommen darf.«

»Das ist schlimm. Aber es gibt ja noch einen hier, welcher die verschiedensten Krankheiten heilt, den alten Mübarek. Bist du denn nicht zu ihm gegangen?«

»Auch das habe ich getan; aber er hat mich im höchsten Zorn abgewiesen, weil er mich haßt.«

»Er haßt dich? Hast du ihn beleidigt?«

»Niemals.«

»So hat er doch gar keinen Grund, dir so unfreundlich gesinnt zu sein.«

»Er meint aber, einen Grund zu haben, da ich zuweilen – – sehe, da kommt er!«

Sie deutete nach der Richtung, aus welcher wir gekommen waren.

Von der Stelle aus, an welcher wir uns befanden, konnte man den ganzen Weg übersehen, der uns nach der Stadt geführt hatte. Ich hatte bereits während des Gespräches denselben überblickt und auch nach dem Stein geschaut, auf welchem der gelähmte Bettler gesessen hatte. Dieser aber war verschwunden, während ich dafür eine lange Gestalt bemerkte, welche aus der Richtung dieses Steines langsam und in sehr würdevoller Haltung herbeigeschritten kam.

Wo war der Bettler hin? Die ganze Gegend lag frei vor uns. Man mußte ihn unbedingt sehen, mochte er sich nun hingewendet haben, wohin er wollte, nach rechts oder links oder geradeaus in die Ebene. Und im Fall er nach der Stadt gegangen wäre, hätten wir ihn erst recht bemerken müssen, zumal ein Krüppel mit zwei Krücken nur langsam vorwärts kommen kann. Aber er war fort, spurlos verschwunden.

Unweit des Steines, auf welchem er gesessen hatte, war eine

Baumwollenpflanzung angelegt. Die Pflanzen waren kaum vier Fuß hoch. Hinter ihnen konnte der Bettler nicht stecken, außer wenn er sich niedergelegt hätte. Das aber durfte er nicht tun, weil er nicht imstande war, sich allein wieder aufzurichten. Dieses plötzliche Verschwinden war mir unbegreiflich.

Indessen war der erwähnte Mann langsam näher gekommen. Er hielt den Kopf gesenkt, als ob er seine Augen nur an der Erde haften habe. Als er sich unweit der ersten Häuser befand, folgte er dem Weg nicht so wie wir, bis zu den Hütten, sondern er bog gleich zur Seite ein, grad auf uns zu. Da ich nicht annahm, daß er nur von dem Weg abkomme, weil er so tief in Gedanken versunken sei, mußte ich annehmen, daß er mit Absicht sich uns nähere.

Jetzt war es, daß die Frau uns auf ihn aufmerksam machte. Meinetswegen hätte sie das nicht zu tun gebraucht, denn ich stand so, daß ich ihn bereits von weitem sehen konnte, und hatte auch während des Gespräches den Blick nur wenig von ihm gelassen.

Die Andern drehten sich nach ihm um.

»Ja, der Mübarek!« sagte der Türke. »Effendi, das ist er. Siehe dir ihn genau an.«

»Ich habe es bereits getan.«

»Nun kannst du seine Gebeine klappern hören!«

»Wollen sehen. Vielleicht tut er uns auch den Gefallen, zu verschwinden.«

»Wenn er will, so kann er es.«

»Sage es ihm, daß er es tun soll!«

»Das wage ich nicht.«

»Warum nicht?«

»Er könnte es mir übelnehmen.«

»Pah! Er kennt dich ja!«

»Das trägt nichts dazu bei.«

»Und hat bei dir viel Geld verdient.«

»Dafür hat er uns geheilt. Er ist uns keine Gefälligkeit schuldig.«

Jetzt war der alte ›Heilige‹ herbeigekommen. Er ging sehr, sehr langsam an uns vorüber, ohne den Blick von der Erde zu

erheben. Die beiden Frauen standen ehrfurchtsvoll da. Der Türke erhob die Hände zum Gruß. Wir Andern aber kümmerten uns scheinbar nicht um ihn. Ich tat ganz so, als ob ich ihn gar nicht bemerkte, hatte mich halb abgewendet, behielt ihn aber scharf im Auge.

Dabei bemerkte ich, daß er den Blick unter den gesenkten Wimpern hervor auf uns gerichtet hielt. Seine Insichversunkenheit war also nur Maske. Tat er das stets so, oder mußte ich dieses Verhalten, dieses heimliche Schielen auf mich allein beziehen?

Ich horchte sehr gespannt, und wirklich, indem er vorüberging, ließ sich bei jedem Schritt, den er tat, ein leises Klappern hören, grad als wenn Knochen sich berühren. Einen nicht ganz unbefangenen oder gar von Vorurteilen befangenen Menschen konnte das allerdings mit einem gelinden Schauer erfüllen.

Er ging so gekleidet, wie der Türke es gesagt hatte: barfuß, mit einem Tuch auf dem Kopf und den Leib in einen alten Kaftan gehüllt. Von dem Shawl war nichts zu sehen, da der Kaftan vorn übereinander ging.

Er war außerordentlich hager, mit tief eingesunkenen Augen, wie der Bettler, an welchem wir vorübergekommen waren. Sein knochiges Gesicht war erdfarben. Die Backenknochen standen weit vor, und der Mund war eingefallen. Der Alte konnte allerdings keine Zähne mehr haben. Die Mundgegend glich einer tief in das Gesicht eingeschnittenen Bucht, unter welcher das spitze Kinn sich weit nach vorn schob und die Nase in doppelter Schärfe hervortrat.

Das also war der berühmte ›Heilige‹, welchen Allah mit so vielen geheimen und wunderbaren Gaben gesegnet hatte!

Er ging vorüber wie ein Dalai-Lama, für welchen andere Menschen so verächtliche Geschöpfe sind, daß sein Blick sie gar nicht zu bemerken vermag. Auch ihn – eigentümlicher Weise kam es mir so vor – mußte ich bereits gesehen haben, und zwar unter Umständen, welche für mich nicht angenehm gewesen sein konnten. Dieses Gefühl regte sich in mir.

Wenn ich der Ansicht gewesen war, daß er uns seine Beachtung ganz und gar entziehen würde, so hatte ich mich geirrt.

Schon war er einige Schritte vorüber, da drehte er sich plötzlich um und ließ seinen stechenden Blick über unsere Gruppe schweifen; dann erschallte seine schnarrende Stimme:

»Nebatja!«

Die Pflanzensucherin zuckte zusammen.

»Nebatja! Hierher!«

Er deutete mit dem Zeigefinger vor sich zur Erde nieder, ungefähr wie man einen Hund heranruft, der geprügelt werden soll.

Die Frau schritt langsam und ängstlich zu ihm hin. Sein Blick richtete sich drohend auf sie, so scharf, als hätte er sie durchbohren wollen.

»Wie lange ist dein Mann nun tot?« fragte er sie.

»Drei Jahre.«

»Hast du für seine Seele gebetet?«

»Täglich.«

»Er war kein Anhänger des ruhmreichen Propheten, dessen Name zu heilig ist, als daß ich ihn vor deinen Ohren nennen möchte; er war ein Nusrani, der Bekenner einer anderen Lehre. Er gehörte zu den Christen, welche selbst nicht wissen, was sie glauben sollen, weshalb sie sich in viele Sekten spalten und sich untereinander befehlen. Doch Allah hat in seiner Barmherzigkeit beschlossen, daß auch sie in die untersten Abteilungen des Himmels gelangen dürfen. Dein Mann aber wird in dem Feuer der Hölle gebraten!«

Er schien eine Antwort zu erwarten; die Frau aber schwieg.

»Hast du es gehört?« fragte er.

»Ja,« antwortete sie leise.

»Und glaubst du es?«

Sie schwieg.

»Du mußt es glauben, denn ich selbst habe ihn gesehen. Heute nacht entführte mich der Engel Allahs der Erde und erhob mich zu den Seligkeiten. Tief unter mir lag die Hölle mit ihren glühenden Abgründen. Drin sah ich unter vielen auch deinen Mann. Er war an einen Felsen gefesselt. Höllisches Ungeziefer nagte an seinem Leib, und spitze Flammen leckten in sein Gesicht. Ich hörte ihn vor Schmerz brüllen. Er sah mich

hoch über sich schweben und bat mich, dir zu sagen, daß die Pfähle, welche in seiner Nähe in den Fels geschlagen waren, für dich und deine Brut bestimmt seien.«

Er hielt inne. Die Frau weinte.

Am liebsten hätte ich den Kerl mit der Faust zu Boden geschlagen, doch verhielt ich mich ruhig. Halefs Hand lag am Griff der Peitsche, und sein Blick flog zwischen mir und dem Heiligen hin und her. Ich hätte nur leise zu nicken gebraucht, so hätte der kleine Hadschi den berühmten Mann nach Noten durchgewalkt.

»Und nun noch eins!« fuhr dieser fort. »Du bist bei der Polizei gewesen?«

Die Frau senkte den Kopf.

»Ich soll dir Schadenersatz leisten. Ich soll dir Geld geben, weil dein Knabe sich bei meiner Wohnung umherschleicht. Tue noch einen einzigen solchen Schritt, so sende ich dir alle Geister der Finsternis zu, daß sie dich peinigen, bis du deine ungläubige Seele von dir gibst. Merke dir das!«

Er drehte sich ab und schritt von dannen.

»Allah l'Allah!« knirschte Halef. »Effendi, bist du ein Mensch?«

»Ich denke es.«

»Ich bin auch einer. Gib mir die Erlaubnis, diesem Schurken nachzueilen und ihm das dicke Fell nach Gebühr zu peitschen.«

»Um Allahs willen, schweig!« warnte ihn der Türke.

»Schweigen! Wer könnte dazu schweigen?«

»Er hört jedes deiner Worte.«

»Lächerlich!«

»Schau hin! Dort sitzt sein Diener.«

Er deutete nach einem dünnen Baum, auf dessen Ast eine Krähe saß.

»Bist du des Satans?« antwortete Halef.

»Nein, dieser Vogel ist ein Geist, welchem er befohlen hat, uns zu belauschen und ihm dann jedes Wort mitzuteilen.«

»Und ich sage dir, daß dieser Vogel eine ganz gewöhnliche Krähe ist!«

»Du irrst. Siehst du denn nicht, wie neugierig sie zu uns herunterblickt?«

»Natürlich! Diese Vögel sind neugierig. Ich hätte Lust, ihr eine Kugel zu geben.«

»Tue das ja nicht! Es wäre dein Tod.«

»Unsinn!«

»Der Schuß würde nicht den Vogel, sondern dich selbst treffen.«

»Meine Flinte schießt nicht verkehrt.«

Halef griff auch wirklich nach seinem Gewehr. Da aber eilten die beiden Frauen voll Angst zu ihm und baten ihn, ja nicht zu schießen, da er nicht nur sich, sondern uns alle unglücklich machen würde.

»Aber habt ihr denn gar kein Gehirn, ihr Weiber?« rief er zornig.

»Du mußt uns glauben, du mußt!« bat die Pflanzensammlerin. »Auch Andere sind so unvorsichtig und tollkühn gewesen, wie du. Sie haben es bitter bereut.«

»So! Was ist denn mit ihnen geschehen?«

»Sie sind krank geworden – –«

»Zufall!«

»Der Eine wurde sogar toll – –«

»Das hat bereits vorher in ihm gesteckt.«

»Und Einige starben – –«

»Weil der Tod bereits vorher an ihrem Leben nagte.«

»O nein, sondern weil sie sich an den Vögeln des Heiligen vergrißen.«

Da sich die Aufmerksamkeit in dieser Weise auf den kleinen Hadschi richtete, war ich unbeachtet. Ich trat hinter mein Pferd, legte den Stutzen auf den Vogel an und drückte los.

Die Frauen kreischten auf vor Entsetzen. Meine Kugel hatte die Krähe durchbohrt und augenblicklich getötet. Der Vogel lag unter dem Baum, ohne zu zucken.

»Effendi, was hast du getan!« rief der Türke. »Das kann dich deine Seligkeit kosten!«

»Laufe hin!« antwortete ich ihm. »Stopfe dem Vogel alle Öffnungen zu, damit der Geist nicht heraus kann! Dann gibt

es unter den Geisterleichen, welche du mir zeigen willst, eine mehr. O, was seid ihr doch für dumme Menschen!«

Halef war von seinem Pferd gesprungen und brachte die Krähe herbei. Sie war voll von Ungeziefer. Er zeigte das dem Türken und den Frauen und sagte:

»Wenn der Mübarek die ihm dienenden Geister nicht einmal von den Läusen befreien kann, so kann er überhaupt gar nichts. Schämt euch! Habt ihr jemals von einem Geist gehört, welcher Läuse hatte? Wo steht das geschrieben? Etwa in den Büchern der Christen? Der Prophet hat, so oft er von den Geistern sprach, niemals erwähnt, daß sie gereinigt werden müssen.«

Dieser Beweis, daß die Krähe kein Geist sei, war ebenso kurz wie sonderbar; aber er brachte eine bessere und schnellere Wirkung hervor, als durch eine lange Rede erzielt worden wäre.

Die drei Geistergläubigen blickten sich an, schüttelten die Köpfe, schauten dann auf die Krähe, und endlich sagte der Türke zu mir:

»Effendi, welches ist denn deine Meinung? Kann ein Geist Ungeziefer haben?«

»Nein.«

»Aber es ist doch ein böser.«

»Welches ist der allerböseste Geist?«

»Der Satan.«

»Richtig! Nun sage mir, ob der Prophet oder einer der Nachfolger desselben gelehrt hat, daß der Satan von Läusen geplagt werde.«

»Das steht freilich nirgends geschrieben. Und die Insekten würden gewiß auch verbrennen, wenn sie mit dem Teufel in die Hölle kämen.«

»Das hast du mit großem Scharfsinne entdeckt. Nun beantworte dir deine Frage selber.«

Dieser an sich so lächerliche Vorgang war für uns von größerer Bedeutung, als ich denken konnte. Die Bewohner der hinter uns liegenden Hütten hatten alles gesehen, und erst

später erfuhr ich, daß sich die Kunde davon wie ein Lauffeuer durch die Stadt verbreitet hatte.

Ein Vogel des vermeintlichen Heiligen war erschossen worden, von einem Fremden, der dann ganz heil davongegangen sei. Das war unerhört.

Wer den Aberglauben jener Gegenden nicht kennt, der hält so etwas kaum für glaublich. Dazu kam der Respekt, in den sich der Mübarek zu setzen gewußt hatte. Was zu seiner Person in Beziehung stand, das war für Andere geradezu unberührbar.

Halefs Beweis hatte gewirkt. Die Frauen und auch der Türke fühlten sich beruhigt. Die Pflanzensammlerin hatte auch gar nicht viel Zeit, über den Tod der Krähe nachzudenken. Die Worte, welche der Alte zu ihr gesprochen, waren ihr viel, viel wichtiger.

Sie – als griechische Christin – stand unter dem Einfluß ihres Popen, und man muß die Popen jenseits des Balkans kennen, um zu wissen, was das zu bedeuten hat.

Diese geistlichen Herren rekrutieren sich aus den untersten Schichten der Gesellschaft und genießen einen Unterricht, welcher nicht mehr als alles zu wünschen übrig läßt. Wie soll es da mit denjenigen stehen, deren Seelen solchen Leuten anvertraut sind!

Es war der armen, unglücklichen Frau anzusehen, daß sie von der Kunde, ihr Mann schmore in der Hölle und erwarte auch sie und ihre Kinder dort, ganz niedergeschmettert war.

Der gute Halef legte ihr die Hand auf die Schulter und sagte in tröstendem Ton:

»Nebatja, gräme dich nicht! Dein Mann ist im Himmel.«

Sie blickte ihn forschend an.

»Glaubst du es etwa nicht?« fragte er.

»Woher könntest du das wissen?«

»Ich habe ihn gesehen.«

»Du?«

»Ja,« nickte er ernsthaft.

»Wann?«

»Heute nacht. Der Engel Allahs kam und entführte mich aus

dieser Welt. Er trug mich über die Himmel empor, so daß ich sie alle erblicken konnte. Da sah ich deinen Mann im dritten Himmel sitzen – –«

»Kennst du ihn denn?« fragte sie hastig.

Der Kleine wurde durch diese Frage nicht im mindesten in Verlegenheit gebracht. Er antwortete ohne Bedenken:

»Nein; aber der Engel sagte mir: ›Schau da hinab! Dort sitzt der Mann der armen Nebatja, welche du morgen in Ostromdscha zu Gesicht bekommen wirst.« Daher weiß ich, wer der Selige war. Dieser blickte auch auf, denn er hatte die Worte des Engels vernommen, und bat mich, dich zu grüßen. An seiner Seite waren die Plätze für dich und deine Kinder.«

Der Kleine brachte das sehr ernsthaft vor. Es kam ihm nicht in den Sinn, mit dem Heiligsten Scherz zu treiben. Es war seine Absicht, die Geplagte zu beruhigen, und er fing dies nach seiner eigenen Weise an. Die Frau sah ihm noch immer kopfschüttelnd in das Gesicht.

»Ist das wahr, was du erzählst?« fragte sie nun.

»Wenigstens ebenso wahr wie die Geschichte des Mübarek.«

»Aber wie kannst du in den Himmel schauen? Du bist doch kein Christ!«

»Ist etwa der Mübarek ein Christ?«

Das leuchtete ihr ein.

»Dieser alte Halunke,« fuhr Halef energisch fort, »weiß im Himmel auch nicht besser Bescheid als ich und jeder andere. Vielleicht ist er in der Hölle besser zu Hause. Ich wenigstens bin ganz überzeugt davon. Wenn du aber meinst, daß nur ein Christ hier zu Wort kommen darf, so wende dich an diesen Efendi und frage ihn. Er wird dir alle Auskunft geben können.«

Er deutete auf mich, und die Frau sah mich fragend an.

»Bete für deinen Mann,« sagte ich ihr. »Das ist deine Christenpflicht. Der Mübarek aber hat dich belogen; denn es kommt kein Engel, um einen Sterblichen in den Himmel zu führen und dann wieder zur Erde herabzubringen. Die heilige Schrift lehrt, daß Gott in einem Licht wohnt, zu welchem kein irdisches Geschöpf kommen kann. Ich werde dich wiedersehen

und mit dir von dieser Angelegenheit sprechen. Nun aber wollen wir uns lieber mit deiner Krankheit beschäftigen. Du wirst hier an dieser Quelle vergeblich Heilung suchen. Seit wann benutzt du dieses Wasser?«

»Schon über ein Jahr.«

»Ist dein Leiden geringer geworden?«

»Nein, Effendi.«

»So siehst du, daß ich recht habe. Diese Quelle heilt deine Leiden nicht.«

»Mein Gott! Was soll da aus mir und den Kindern werden? Ich kann nicht arbeiten, und wir hungern bereits seit längerer Zeit. Nun wird auch die einzige Hoffnung, die ich hatte und die ich auf dieses Wasser setzte, zu Schanden.«

Sie begann bitterlich zu weinen.

»Weine nicht, Nebatja!« tröstete ich sie. »Ich werde dir ein besseres Mittel sagen.«

»Bist du denn ein Hekim?«

»Ja, in dieser Krankheit sogar ein Hekim Baschi. Hast du noch niemals von den fremden Ärzten gehört, welche aus dem Westen kommen?«

»Schon oft. Sie sollen sehr weise Leute sein und alle, alle Krankheiten heilen können.«

»Nun, ich komme aus dem Westen und werde deine Krankheit heilen. Wie hast du denn dieses Wasser hier angewendet?«

»Ich habe vom Morgen bis zum Abend hier gesessen und Umschläge gemacht.«

»Damit hast du das Übel nur verschlimmert. Was ist's denn mit dem Knaben, welchen der Mübarek erwähnte?«

»Weil ich nicht selbst mehr kann, habe ich ihn ausgesandt, um Pflanzen zu suchen. Die besten Kräuter stehen oben auf dem Berg: Feldkümmel, Gänsekraut und wilde Minze und viele andere. Aber der Mübarek duldet es nicht, daß man sie holt. Er hat den Knaben einmal fortgejagt, und als uns die Not trieb, es doch noch einmal zu wagen, warf er ihn vom Felsen herab, so daß er den Arm brach.«

»Und du hast ihn verklagt?«

»Nein. Ich bin nur zur Polizei gegangen und habe um eine Unterstützung gebeten. Die drei andern Kinder sind zu klein. Sie kennen auch die Pflanzen nicht. Ich kann sie nicht aussenden, um Kräuter zu sammeln.«

»Du bist aber wohl abgewiesen worden?«

»Ja. Der Zabtieh Muschiri sagte, ich solle nur arbeiten.«

»Hast du nicht gesagt, daß du nicht arbeiten kannst?«

»Ja, aber sie haben mich durch den Kawassen hinausführen lassen und mir mit der Bastonnade gedroht, wenn ich wiederkäme.«

»Eine Frau und Bastonnade! Aber Sorge dich nicht. Du sollst die Unterstützung erhalten.«

»Effendi, könntest du das bewirken?«

»Ich hoffe es.«

»So wollte ich dir dankbar sein und täglich für dich beten.«

Sie wollte meine Hand ergreifen, doch war ihr die dazu nötige Armbewegung zu schmerzlich.

»Sage mir zunächst, wo du wohnst.«

»Gleich hier nebenan, im zweiten Hause.«

»Das ist bequem. Führe mich einmal hin; ich will deine Stube sehen. Meine Gefährten werden unterdessen warten.«

Mein Schuß nach der Krähe war gehört worden und hatte eine Anzahl Neugieriger herbeigelockt, welche in einiger Entfernung standen und nun erstaunt sahen, daß ich mich mit der Frau in deren Wohnung begab.

Wer die Schmutz- und Lumpenwirtschaft Halbasiens kennt, wird wohl glauben, daß ich in meiner Kleidung diesen Leuten wie ein Fürst erscheinen mußte.

»Ich wohne nicht allein, Effendi,« erklärte mir die Frau. »Es wohnt noch eine Familie mit mir zusammen.«

Ich ahnte, was nun kommen werde, und diese Ahnung erfüllte sich. Ich sah keine Stube, sondern ein Loch ohne Diele und Mauerbewurf, so feucht, daß Tropfen an den Wänden hingen, alles mit Moder überzogen war und ein entsetzlicher Geruch in diesem Raum herrschte.

Und in dieser Höhle wälzten sich und lagen gegen zehn Kinder übereinander. Zwei kleine Löcher, welche als Fenster

dienten, ließen nicht mehr Licht herein, als nötig war, um die Gesichter zu erkennen.

Dazu kamen stinkende Decken und Kleider, unaussprechliche Gerätschaften, kurz und gut, es war entsetzlich.

In der einen Ecke saß eine alte Frau und kauete an einem hellen Gegenstand herum. Bei näherer Betrachtung sah ich, daß es ein Stück von einem rohen Kürbis war.

Nicht weit von ihr kauerte ein Knabe, welcher den Arm in der Binde trug. Es war der Sohn der Nebatja. Ich nahm ihn mit hinaus an die Haustüre, um besser sehen zu können, und entfernte die Binde, um den Verband zu untersuchen. Ich bin weder Arzt noch Chirurg, also kein Fachmann, aber ich bemerkte doch zu meiner Befriedigung, daß der Hekim, welcher den gebrochenen Arm eingerichtet hatte, kein Dummkopf gewesen war.

Freilich sah der arme Junge wie das leibhaftige Hungerleiden aus.

»Hier dürft ihr nicht wohnen bleiben,« sagte ich zu seiner Mutter. »Hier wirst du niemals gesund.«

»Herr, wo soll ich hin?«

»Fort, nur fort!«

»Das ist leicht gesagt. Ich kann ja kaum diese Wohnung hier bezahlen.«

»So Sorge ich für eine andere.«

»O, wenn du das tun wolltest!«

»Was ich kann, das tue ich. Ich bin zwar hier fremd und komme soeben erst an, aber ich hoffe, daß ich dir doch dienen kann.«

»Und auch ein Mittel für mein Reißen willst du mir geben?«

»Ich brauche es dir nicht zu geben. Du kannst es dir holen lassen. Weißt du, was eine Birke ist?«

»Ja, ganz gut.«

»Und gibt es solche Bäume hier?«

»Nicht häufig; aber man findet sie doch.«

»Nun, das Laub dieser Bäume ist das beste Mittel für dein Leiden.«

»Ist es möglich? Birkenlaub soll gegen diese schmerzhaftes Krankheit gut sein?«

»Ja, wie ich sage. Ich habe es selbst an mir erfahren. Es gibt wilde Völker, welche keine Ärzte haben und ihre Krankheiten nur mit solchen einfachen Mitteln heilen. Von ihnen habe ich es erfahren, daß das Laub der Birke den Rheumatismus heilt. Als ich dann selbst sehr an demselben litt, habe ich das Mittel erprobt und es als ausgezeichnet gefunden.«

»Und wie wendet man es an?«

»Man hat zu warten, bis es regnet. Dann streift man das nasse Laub mit den Händen von den Zweigen, so daß es ganz naß ist, und trägt es schnell heim, da es nicht trocken werden darf. Dann umhüllt man das kranke Glied sehr dick mit diesem Laub und legt sich nieder. Sind die Beine krank, so steckt man sie in einen Sack, welcher mit Laub gefüllt ist, bindet diesen über den Hüften zu und legt sich nieder. Bald wird man in Schlaf fallen und sehr schwitzen, weshalb man sich sorgfältig zudecken muß. Der Schweiß des kranken Gliedes und das Wasser des Laubes tropfen förmlich aus der Umhüllung hervor. Man schläft lange und tief. Wenn man erwacht, so steht man auf und findet die Krankheit, wenn sie nur eine leichte war, verschwunden. Bei schweren Fällen, wie der deinige es ist, muß man die Einhüllung wiederholen.«

Die Frau hatte mir sehr aufmerksam zugehört. Jetzt fragte sie:

»Darf man das Laub nicht auch holen, ohne daß es geregnet hat, und es dann mit Wasser naß machen?«

»Nein. In diesem Fall hat es keinen Erfolg. Es ist eine angreifende Kur; darum solltest du vor derselben ja keinen Hunger leiden.«

Sie senkte traurig den Blick.

»Effendi, wenn ich nichts habe, so kann ich nichts essen. Ich wollte gern hungern, wenn ich nur nicht meine Kinder jammern sähe.«

»Dem wollen wir abhelfen. Ein guter Freund gab mir eine kleine Summe mit, um sie einem würdigen Armen zu schenken, wenn ich einen solchen während meiner Reise finden

sollte. Was denkst du: soll ich dir das Geld geben oder soll ich warten, bis ich eine andere Gelegenheit finde?»

Sie erhob den leuchtenden Blick zu mir.

»Effendi!«

Sie sagte nur dieses eine Wort, aber es klang aus demselben eine ganze Fülle von Bitte, Scham und Dank.

»Nun, soll ich?»

»Wie viel ist es denn?»

»Zwei Pfund.«

»Pfund? Das kenne ich nicht. Wie viele Para sind das?»

»Para? Es ist mehr, viel mehr!«

»Wohl gar einige Piaster?»

»Zwei Pfund sind zweihundert Piaster.«

»O Himmel!«

Sie wollte die Hände zusammenschlagen, aber der Schmerz hinderte sie, es zu tun.

»Und weil es zwei Goldstücke sind, so wird man dir, wenn du sie wechseln lässest, zweihundert und zehn Piaster dafür geben müssen.«

Ich hatte von dem Geld, welches ein Geschenk Hulams in Adrianopel war, die angegebene Summe herausgenommen und hielt sie der Armen hin. Sie aber trat zurück.

»Effendi, du scherzest!«

»Nein, es ist mein Ernst. Nimm!«

»Ich darf nicht.«

»Wer verbietet es dir?»

»Niemand. Aber eine so hohe Gabe – –«

»Sprich nicht weiter! Derjenige, welcher mir diese Summe gab, ist sehr reich. Hier, stecke das Geld ein, und wenn du es wechseln lassen willst, so geh zu einem ehrlichen Mann. Kaufe Speise für dich und die Kinder. Lebe wohl! Morgen komme ich wieder.«

Ich drückte ihr das Geld in die gekrümmten Hände und eilte fort. Sie kam mir nach, aber ich winkte energisch zurück, so daß sie sich doch nicht getraute, mir bis zu den Gefährten zu folgen, welche auf mich warteten. Wir ritten weiter. Aber beim Aufsteigen hatte ich gesehen, daß die Neugierigen sich

um die arme Frau versammelten, jedenfalls um sie auszufragen.

Von Nohuda, der Erbse, welche sich verjüngen wollte, hatte ich nicht Abschied genommen. Sie war zu den neugierigen Zuschauern getreten – trotz ihres bekleisterten Gesichtes – und da suchte ich sie freilich nicht auf.

Wir bogen nun von der Therme aus in ein enges Gäßchen ein, an dessen Ecke ich einen zerlumpten Kerl lehnen sah, welcher uns mit scharfen Augen betrachtete. Er fiel mir gar nicht besonders auf, da die Personen, welche ich sah, mir alle mehr oder weniger zerlumpt vorkamen.

Nun wußte ich nicht, wohin uns der Türke führen werde. Ich fragte ihn jetzt danach, und er drückte seine Verwunderung darüber aus, daß ich diese Frage nicht früher gestellt hatte.

»Ich meinte, daß du gut für uns sorgen werdest,« erwiderte ich.

»Natürlich. Ich führe euch zu dem Konak ›et Tohr el ahmar‹, wo es euch gar wohl gefallen soll.«

Dieser Titel des Gasthauses fiel mir auf. Das klang ja grade so, als befänden wir uns in den Gassen eines deutschen Provinzialstädtchens. ›Et Tohr el ahmar‹ heißt nichts anderes als ›zum roten Ochsen‹. Das klang mir lieblich in die Ohren, wie Gungls Heimatlänge. Die Benennung verriet zwar einen etwas derben Geschmack, aber ein Hotel mit Pariser Firma durfte man hier nicht erwarten.

»Kennst du den Wirt?« fragte ich.

»Sogar sehr gut,« erwiderte er lächelnd. »Seine Frau ist nämlich die Schwester der meinigen.«

Das freute mich, denn ich durfte erwarten, daß die Freundschaft, welche Ibarek für uns hegte, auch auf seinen Schwager und dessen Weib übergehen würde.

Die Stadt bot – wenigstens so weit, wie wir sie jetzt erblickten – gar nichts besonderes. Orientalische Häuser und Hütten, die ihre fensterlosen Mauern nach der Straße kehren. Armselige Bauwerke, dem Einsturz nahe. Wege, aus trockenem Schlamm bestehend, von welchem an heißen Tagen ein entsetzlicher Staub aufwirbelt, während man bei Regenwetter bis

an die Kniee in den Kot einsinkt. Dazu eine zigeunerhafte Staf-
fage, schmutzige Menschen und dürres Vieh. So gleicht hier
eine Stadt der andern.

Als ich mich bei irgend einer Gelegenheit umschaute, er-
blickte ich den Strolch, welcher an der erwähnten Ecke gestan-
den hatte. Er trottete langsam hinter uns her, und ich kam bei
genauerer Beobachtung zu der Überzeugung, daß er uns ver-
folgte. Aus welchem Grund? Ich ahnte es.

Endlich deutete Ibarek auf ein großes, offenes Tor, über wel-
chem das blutrote Bild eines Ochsens prangte.

»Da ist es!« sagte er.

»So reitet ein! Ich werde so tun, als ob ich noch weiter
ritte.«

»Warum?«

»Es läuft uns ein Kerl nach, den jedenfalls der Mübarek be-
auftragt hat, aufzupassen, wo wir einkehren. Diesem Men-
schen will ich eine hübsche Überraschung bereiten.«

Die Gefährten lenkten in das offene Tor; ich aber ritt noch
eine kurze Strecke weiter.

Unser Erscheinen hatte Aufsehen erregt. Überall blieben die
Leute stehen und sahen uns nach. Dennoch hatte ich unsern
Verfolger im Auge behalten.

Jetzt lenkte ich um und ritt einen kurzen Bogen. Das war
mir dadurch möglich, daß der Konak nicht in einer Gasse,
sondern an einem kleinen offenen Platz lag. Noch standen die
Menschen und blickten teils nach dem offenen Tor, meist aber
nach mir. Mein prachtvoller Rappe schien ihre Aufmerksam-
keit zu fesseln. Ich ließ ihn elegant kurbettieren und leitete
ihn so nach der Stelle hin, an welcher der verdächtige Mensch
stand.

Der Kerl hatte eine weite Hose an und eine kurze Jacke.
Beide wurden durch einen Schal vereinigt, welcher sich um
die Hüften schlang.

Jetzt stieß ich jenen Pfiff aus, auf welchen mein Hengst sich
in Karriere zu werfen gewöhnt war. Er gehorchte und schoß
vorwärts. Ein allgemeines Geschrei ließ sich hören, und alles
retirierte. Man mochte meinen, das Pferd gehe mit mir durch.

Der Spion war so in seine Aufgabe versenkt, daß er nicht auch sofort an das Ausreißen dachte. Dann aber warf er vor Entsetzen die Arme in die Luft und brüllte, was er brüllen konnte, denn er sah, daß der Rappe grad auf ihn losschoß. Vielleicht wollte er durch dieses Geschrei das Pferd abschrecken, weil es zum Fliehen nun zu spät für ihn war. Er lehnte nämlich an einer Mauer, an welcher ich im Galopp herkam.

Jetzt war ich bei ihm. Er drückte sich ganz eng an die Wand. Ich aber bog mich nieder, ergriff ihn bei dem Schal und riß ihn empor. Ihn in einem Bogen von rechts her über den Kopf des Pferdes schwingend, warf ich ihn nach links hinüber und ließ ihn dann so nieder, daß er mir quer über die Kniee zu liegen kam.

»Allah w' Allah l' Allah!« brüllte er und versuchte dabei, sich loszumachen.

»Halte dich ruhig!« rief ich ihm zu. »Sonst bist du des Teufels!«

Da machte er sofort den Mund zu und auch die Augen. Der Mann war kein Held.

Ich lenkte nun nach dem Konak ein und ritt im Trab durch das Tor desselben. Da stand Halef mit den Gefährten. Sie hatten den Vorfall beobachtet, lachten aus vollem Hals und beeilten sich, die Türflügel zuzumachen und den großen Riegel vorzulegen.

Und das war auch nötig, denn eine beträchtliche Menschenmenge drängte sich herbei, um zu erfahren, was die seltsame Sache zu bedeuten habe.

Jetzt ließ ich den Gefangenen auf die Erde nieder und stieg ab. Ein türkisch gekleideter Mann kam an Ibareks Seite herbei, um mich zu begrüßen. Er war der Wirt. Während ich den üblichen Gruß mit ihm wechselte, war mein Mitreiter wieder zu Gedanken gekommen. Er warf sich in Positur, schritt herbei und fragte drohenden Tones:

»Herr, warum hast du mir das getan? Meine Seele konnte des Todes sein!«

»Deine Seele? Ist sie aus einem so zerbrechlichen Stoff gefertigt?«

»Spotte nicht! Weißt du, wer ich bin?«

»Nein, bis jetzt noch nicht.«

»Ich bin der Fährmann des Flusses!«

»Schön! Du lebst also auf dem Wasser. Hast du dich nicht gefreut, einmal reiten zu können?«

»Gefreut? Habe ich dich gebeten, mich mitzunehmen?«

»Nein, aber es gefiel mir so.«

»Ich werde dich anzeigen.«

»Schön!«

»Und dich bestrafen lassen.«

»Noch schöner!«

»Du wirst ohne Säumen mit mir zum Zabtieh Mudiri gehen.«

»Später, lieber Freund. Jetzt habe ich keine Zeit.«

»Ich kann nicht warten. Ich muß bei meiner Fähre sein.«

»Wo befindet sich diese?«

»An dem Fluß.«

»Vermutlich unweit des Weges nach Kusturlu?«

»Wie kommst du auf diesen Gedanken? Dort gibt es keinen Fluß.«

»Das weiß ich gar wohl. Aber der Fährmann, welcher jetzt behauptet, keine Zeit zu haben, lehnte dort an einer Ecke und kam uns dann ganz gemächlich nachspaziert. Ist das wahr oder nicht?«

»Ja. Aber was geht das dich an?«

»Sehr viel, mein Freund. Warum bist du mit uns gegangen?«

»Ich kann laufen, mit wem ich will!«

»Und ich kann reiten, mit wem ich will! So haben wir also beide unsern Willen gehabt.«

»Das Reiten ist etwas ganz andres. Ich hätte den Hals brechen können.«

»Vielleicht wäre es nicht schade um dich gewesen.«

»Herr! Sprich noch einmal so, so renne ich dir diese Klinge in den Leib!«

Er griff unter einer drohenden Gebärde nach dem Messer, dessen Scheide an seinem Gürtel hing.

»Laß das stecken! Vor einem solchen Ding fürchtet man sich nicht.«

»So! Wer bist du denn, daß du dir erlaubst, mich zu beleidigen?«

»Ich bin Hazredin Kara Ben Nemsir Emir. Hast du diesen Namen schon einmal vernommen?«

Ich richtete mich hoch vor ihm auf und gab mir Mühe, einen möglichst stolzen und drohenden Eindruck zu machen. Daß ich mich Emir nannte, das nehme ich gern auf mein Gewissen. Daß ich mir aber den Titel Hazredin gab, also Hoheit, das war freilich mehr als aufgeschnitten. Ich glaubte aber, es jetzt einmal so wie mein kleiner Hadschi machen zu dürfen.

Diesem Fährmann gegenüber besaß ich keine Macht und wollte ihn doch zwingen, mir zu sagen, wer ihn beauftragt habe, uns nachzulaufen. Also mußte ich ihm imponieren, und dazu bedurfte ich einer Würde, deren ich leider nicht teilhaftig war.

Ich sah auch sofort ein, daß ich das Richtige ergriffen hatte. Er verneigte sich ziemlich tief und antwortete:

»Nein, Sultanum, diesen durchlauchtigen Namen habe ich noch nicht vernommen.«

»So hörst du ihn jetzt und weißt nun, wer ich bin. Danach hast du dich zu richten! Glaubst du, ich liebe es, Spione hinter mir herlaufen zu sehen?«

»Emir, ich verstehe dich nicht.«

»Du verstehst mich gar wohl, aber du willst es nicht gestehen.«

»Ich weiß wirklich nicht, was du meinst.«

»Bursche! Verlangst du von mir, ich solle mir die Mühe geben, dich auszufragen? Dazu habe ich keine Lust, und überdies bist du mir ein zu armseliger Tropf. Sofort gestehst du, wer dich beauftragt hat, mir nachzugehen, um zu erfahren, wo ich von meinem Pferd steigen werde!«

»Niemand, Herr.«

»Du hast es aber doch getan!«

»Ich bin ganz zufällig hinter dir hergegangen.«

»War dies der gradeste Weg zu dem Fluß?«

Er wurde sichtlich verlegen.

»Nun, antworte!«

»Herr, du irrst dich wirklich. Ich habe diesen Umweg ganz ohne Absicht gemacht.«

»Schön! Ich will dir also glauben. Aber wenn du meinst, daß dies von Vorteil für dich sei, so bist du im Irrtum. Ein Fährmann, welcher bei seiner Fähre sein soll und sich dennoch auf Umwegen in den Straßen umhertreibt, den können wir nicht brauchen, denn er ist nicht zuverlässig. Ich werde dem Mu-dir den Befehl erteilen, dich abzusetzen. Es gibt Andre, welche dieses Amtes würdiger sind.«

Jetzt erschrak er.

»Emir, das wirst du nicht tun!« rief er flehend.

»Ja, das werde ich tun, und zwar um so eher, je deutlicher ich sehe, daß du mich belogen hast.«

Er blickte eine Weile zur Erde. Dann erklärte er zaghaft:

»Effendi, ich will aufrichtig sein und dir gestehen, daß ich dir nachgegangen bin.«

»Das ist nun zu spät.«

»Du siehst ja, daß ich die Unwahrheit bereue. Ich tue es nicht wieder.«

»Nun, so sage mir auch, wer dich dazu beauftragt hat.«

»Niemand, ich tat es aus eigenem Antrieb.«

»Das ist eine Lüge.«

»Nein, Effendi.«

»Wollen sehen! Wer einmal lügt, der lügt auch zum zweiten Male.«

Und mich zu Halef wendend, gebot ich:

»Hadschi Halef Omar Agha, hole sofort zwei Kawassen herbei. Dieser Mensch soll die Bastonnade erhalten!«

»Sogleich, Sultanum!« antwortete der Kleine, indem er tat, als ob er davoneilen wollte.

»Halt!« schrie der geängstigte Fährmann. »Agha, bleibe da! Ich will gestehen!«

»Zu spät! Agha, beeile dich!«

Da sank der Mann auf den Boden nieder und bat mit erhobenen Händen:

»Nicht die Bastonnade, nicht die Bastonnade! Ich kann sie nicht überstehen.«

»Warum nicht?«

»Meine Füße sind so weich und empfindlich, weil ich so viel im Wasser bin.«

Ich mußte die Zähne aufeinander beißen, um nicht zu lachen. Die Bastonnade wird bekanntlich auf die nackten Fußsohlen erteilt, und diese niedrige Körpergegend war bei ihm zu empfänglich für so gewaltsame Eindrücke. Wenn man diesen Grund gelten lassen will, dann muß man von jeder Strafe absehen, da die Strafe eben darin besteht, irgend einen körperlichen, geistigen oder moralischen Schmerz zu bereiten. Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß ich ein eifriger Freund davon bin, die Fußsohlen meiner lieben Mitmenschen zu mißhandeln. Ich antwortete also:

»Eben weil du da doppelte Schmerzen zu leiden hättest, solltest du doppelt vorsichtig alles vermeiden, was die Obrigkeit veranlassen könnte, dich züchtigen zu lassen. Aber ich habe grad jetzt meine mitleidige Stunde und will einmal versuchen, ob ich Gnade walten lassen kann.«

»Versuche es, Herr! Ich will ein offenes Geständnis ablegen.«

»So sage, wer dich beauftragt hat.«

»Der Mübarek.«

»Was bot er dir dafür? – Geld?«

»Nein. Geld gibt der Heilige niemals. Er versprach mir ein Amulett für den reichlichen Fang der Fische, weil ich Fährmann und Fischer zugleich bin.«

»Und wie lautete dieser Auftrag?«

»Ich soll dir nachgehen und ihm dann sagen, wo du wohnen wirst.«

»Wann und wo sollst du es ihm sagen?«

»Heute abend, droben in seiner Klause auf dem Berg.«

»Ist er denn noch so spät zu sprechen?«

»Nein. Aber für diejenigen, welchen er einen Auftrag gegeben hat, ist er da. Man braucht nur zu klopfen und ein gewisses Wort – –«

Er hielt erschrocken inne.

»Weiter!« gebot ich.

»Weiter gibt es nichts.«

»Willst du mich wieder belügen?«

»O nein, Effendi.«

»Und dennoch lügst du!«

Ich dachte an das, was er vorhin gesagt hatte, nämlich, daß der Mübarek niemals Geld gebe. Wenn er das so genau wußte, so hatte er jedenfalls schon oft Aufträge des Alten ausgeführt. Darum fuhr ich fort:

»Wenn man wie gewöhnlich klopft, so öffnet er nicht?«

»Nein.«

»Aber wenn man ein bestimmtes Wort sagt, so wird man eingelassen?«

Er schwieg.

»Nun sprich! Oder soll ich dir den Mund öffnen lassen? Die Bastonnade ist ein sehr gutes Mittel dazu.«

Er blickte noch immer unentschlossen zu Boden. Die Furcht vor dem Mübarek schien bei ihm ebenso groß zu sein, wie die Angst vor der Bastonnade.

»Gut! Wenn du nicht reden kannst, so magst du selbst dir die Folgen zuschreiben. Hadschi Halef Omar Agha!«

Kaum hatte ich diesen Namen wieder genannt, so war der Fährmann mit seinem Nachdenken zu Ende. Er sagte kleinlaut:

»Effendi, laß die Kawassen nicht holen. Ich will es dir doch sagen. Mag der Mübarek mir immerhin zürnen. Ich lasse mich seinetwegen nicht zu Schanden schlagen.«

»Wie kann er dir zürnen?«

»Er hat es mir sehr streng verboten.«

»Willst du es ihm denn mitteilen, daß du es mir gesagt hast?«

»Nein. Das fällt mir gar nicht ein. Aber du selbst wirst es ihm sagen.«

»Sei unbekümmert. Ich habe gar keinen Grund, es auszu-plaudern.«

»So wird er es durch seine Vögel erfahren.«

Wieder diese Vögel! Der alte Halunke schien es außerordentlich gut verstanden zu haben, die Dummheit dieser Leute für sich auszubeuten.

»Es sind ja gar keine da! Siehst du einen?«

Er blickte sich um. Es war kein Rabe, keine Dohle oder Krähe zu sehen.

»Nein. Er hat keinen Vogel gesandt, wohl weil er nicht gewußt hat, wo du absteigen würdest.«

»Er hätte doch einem befehlen können, mir nachzufliegen. Da hätte er dich nicht in Verlegenheit gebracht, und einem Vogel hätte ich die Bastonnade nicht geben lassen können. Dein alter Mübarek ist also noch nicht so klug, wie du zu denken scheinst. Also brauchst du auch keine Angst zu haben! Sprich! Wenn man heimlich zu ihm kommen will, so muß man also ein gewisses Wort sagen?«

»Ja, Effendi.«

»Gibt es mehrere solche Wörter für verschiedene Personen?«

»Nein. Alle wissen nur das eine Wort.«

»Oder zu verschiedenen Zwecken?«

»Auch nicht. Es gibt nur dieses eine Wort und kein anderes.«

»Wie lautet es?«

»Bir Syrdasch.«

Dieses Lösungswort war gar nicht so übel gewählt, denn es bedeutet zu deutsch: ›Ein Vertrauter‹.

»Ist dies aber auch das wirkliche Wort? Und hast du dir keines ausgedacht?«

»Nein, Herr! Wie könnte ich das wagen!«

»Du hast mich dreimal belogen. Du verdienst also keinen Glauben.«

»Jetzt sage ich die Wahrheit.«

»Ich werde dich sogleich mit einer neuen Frage auf die Probe stellen. Hast du schon oft für den Mübarek heimliche Aufträge ausgerichtet?«

Erst nach einer Weile antwortete er:

»Ja, Effendi.«

»Welche?«

»Das darf ich nicht sagen.«

»Auch nicht, wenn du die Bastonnade erhältst?«

»Nein, in keinem Fall.«

»Warum?«

»Ich habe einen strengen Schwur gesprochen. Lieber lasse ich mich totschiagen, als daß ich mit einem Meineid in die Hölle fahre.«

Jetzt sprach er ganz im Ton der vollsten Wahrheit. Darum benutzte ich die Gelegenheit, ihn zu fragen:

»Kennst du vielleicht das Wort: ›en Nassr‹?«

»Ja.«

Dieses schnelle Eingeständnis hatte ich nicht erwartet. Er war jetzt wirklich aufrichtig.

»Wie hast du es kennen gelernt?«

»Grade so, wie das jetzige. Der alte Mübarek hat es mir gesagt.«

»Wozu wurde es angewendet?«

»Als Erkennungszeichen.«

»Zwischen wem?«

»Zwischen allen seinen Bekannten.«

»Jetzt nicht mehr?«

»Nein.«

»Warum?«

»Weil es verraten worden ist.«

»Von wem?«

»Das weiß hier niemand. Es ist in Istanbul verraten worden.«

»Auf welche Weise?«

»Das darf ich nicht sagen.«

»Hast du auch da einen Eid geleistet?«

»Nein. Aber ich habe mein Wort gegeben.«

»So kannst du ruhig davon sprechen, ohne einen Meineid zu begehen. Übrigens will ich dir zeigen, daß ich mehr weiß, als du denkst. Es gab in Istanbul ein Haus der Zusammenkunft für die ›en Nassr‹. Das wurde verraten von einem Mann, welcher daneben bei einem Juden wohnte. Nicht?«

»Herr, das weißt du?« fragte er erstaunt.

»O, ich weiß noch viel mehr. Das Haus brannte ab, und es entstand ein Kampf.«

»Du weißt es sehr genau!«

»Ich kann dich sogar nach dem ›Usta‹ fragen. Hast du von ihm gehört?«

»Wer kennt nicht diesen Namen!«

»Hast du ihn selbst gesehen?«

»Nein.«

»Weißt du, wer er ist?«

»Auch nicht.«

»Auch nicht, wo er zu finden ist?«

»Das wissen jedenfalls nur die Eingeweihten.«

»Ich denke, du gehörst zu ihnen.«

»O nein, Effendi.«

Er blickte mich dabei so aufrichtig an, daß ich überzeugt war, er rede die Wahrheit.

»Nun, nachdem du mir bewiesen hast, daß du nicht ganz so schlimm bist, wie ich erst denken mußte, will ich dir die Bastonnade erlassen.«

»Aber behalten willst du mich?«

Das war freilich spaßhaft! Doch bewahrte ich meine strenge Miene und antwortete:

»Eigentlich sollte ich dich einsperren lassen; aber da du aufrichtig geworden bist, so sei dir auch dies erlassen. Du bist also frei und kannst gehen.«

»Und, Herr, Fährmann darf ich auch bleiben?«

»Ja. Wenn ich dir alle übrige Strafe schenke, so darfst du bleiben, was du bist.«

Da erglänzte sein Gesicht vor Freude.

»Effendi!« rief er aus. »Meine Seele ist voll von Dank für dich. Gewähre mir nur noch eins, dann werde ich glücklich sein.«

»Was denn?«

»Sage dem Mübarek nichts von dem, was ich dir mitgeteilt habe.«

Diesen Wunsch konnte ich ihm sehr leicht erfüllen. Es lag ja

in meinem eigenen Interesse, daß der Alte nichts davon erfuhr. Je weniger er mir die Kenntnis dieser Heimlichkeiten zutraute, desto sicherer war ich, ihn überlisten zu können.

Ich gab also dem Fährmann die Versicherung, daß ich schweigen würde, und dann entfernte er sich, sehr zufrieden mit dem glücklichen Ausgang des Intermezzos.

Zu erwähnen ist, daß der letzte Teil der Unterredung ohne lästige Zeugen vor sich gegangen war. Der Wirt war abgerufen worden und hatte seinen Schwager mitgenommen. Also hatte keiner von beiden das heimliche Wort gehört. Die drei aber, welche dabei standen: – Halef, Osko und Omar – konnten es immerhin wissen.

Nun überzeugte ich mich, daß die Pferde gut untergebracht waren, und wurde dabei von einer Menge Menschen angestaunt, welche durch das nun wieder geöffnete Tor hereingekommen waren. Es schien ihnen unbegreiflich zu sein, daß ein Reiter im Galopp einen Mann zu sich in den Sattel nehmen könne. Oder war ihnen meine Person auch aus anderen Gründen interessant?

Diese letztere Frage war zu bejahen, als mir Halef mitteilte, daß ihn einer gefragt habe, ob ich der fremde Hekim Baschi sei, welcher der Nebatja über zweihundert Piaster geschenkt und es auch gewagt habe, einen Vogel des Mübarek tot zu schießen.

Ich befand mich kaum eine Viertelstunde hier im Konak und war bereits ein berühmter Mann. Das war mir gar nicht lieb. Je weniger man auf mich achtete und von mir sprach, desto eher und leichter konnte ich meine Aufgabe erfüllen.

Jetzt begab ich mich in das Innere des Hauses. Es war fast ebenso eingerichtet, wie dasjenige in Dabila, nur daß es hier anstatt der geflochtenen Wände solche aus Backsteinen gab.

Der Türke hatte uns gut empfohlen, denn wir wurden in eine besondere Stube geführt und erhielten zunächst Wasser, um uns vom Staube zu reinigen, und sodann ein Essen, welches in Anbetracht der hiesigen Verhältnisse ein sehr anständiges war.

Die beiden Schwäger aßen mit. Servietten oder, wie sich Ha-

lef ausgedrückt hatte, Brustvorhänge gab es da freilich nicht. Ganz von selbst verstand es sich, daß die Rede auf den Diebstahl kam, dessen nähere Umstände noch einmal genau durchgesprochen wurden.

Dabei dachte ich daran, daß ich den mitentflohenen Gefängnissschließer noch gar nicht gesehen hatte; die beiden Anderen kannte ich genau. Darum fragte ich Ibarek:

»Würdest du die drei Diebe wieder erkennen, wenn du sie sähest?«

»Sofort.«

»Also hast du sie genau betrachtet. Kannst du mir denjenigen beschreiben, welcher die Kartenkunststücke gemacht hat? Man könnte ihm vielleicht begegnen, und ich habe ihn noch nicht gesehen.«

»O, der ist sehr leicht zu erkennen! Er hat ein Zeichen, welches er nicht entfernen kann.«

»Welches?«

»Er hat eine Hasenscharte im Gesicht.«

»Das genügt. Du brauchst mir ihn also nicht weiter zu malen.«

»Nicht seine Kleider?«

»Nein.«

»Aber mir scheint, daß es gut sei, zu wissen, wie er gekleidet ist.«

»Das kann nur zum Irrtum verleiten. Kleider lassen sich leicht verändern oder gar wechseln. Da er eine Hasenscharte hat, die er wohl nicht verbergen kann, so bin ich völlig zufrieden gestellt.«

Jetzt kam ein Knecht herein und flüsterte mit dem Wirt, welcher sichtlich verlegen wurde und mich ratlos anblickte.

»Was gibt es?« fragte ich.

»Verzeihe, Herr,« antwortete er. »Es sind mehrere Kawassen draußen.«

»Wegen uns?«

»So ist es.«

»Was wollen sie?«

»Euch arretieren.«

»Allah akbar – Gott ist groß!« rief Halef. »Sie mögen hereinkommen! Wir werden ja sehen, wie wir laufen: ob sie mit uns oder wir mit ihnen.«

»Ja,« stimmte ich bei; »aber laß unsere Pferde augenblicklich wieder satteln.«

»Wollt ihr etwa fliehen?«

»Fällt uns nicht ein!«

Er ging hinaus, und durch die nun offene Türe traten sechs, sage sechs bis an die Zähne bewaffnete Kawassen ein. Was ich erwartet hatte, erfüllte sich. Derjenige, mit welchem wir draußen im Busch gesprochen hatten, war bei ihnen. Das war nicht zu verwundern, da wir sehr langsam geritten waren.

Sie pflanzten sich an die Türe, und unser Bekannter trat vor. Er mochte es sich als wohl verdiente Genugtuung ausgebeten haben, das Wort zu führen. Von seinem früheren Phlegma schien nichts mehr vorhanden zu sein, denn er rief, den Kolben seines Schießgewehres auf den Boden stoßend, uns zu:

»Nun!«

Dieses eine Wort schon sollte uns niederschmettern. Es lag eine ganze Welt voll Freude, Überlegenheit, Hohn und Befriedigung darin. Aber keiner von uns rührte sich. Wir aßen, ohne uns verabredet zu haben, ruhig weiter. Die drei Gefährten folgten eben meinem Beispiel.

»Nun!« wiederholte der Held.

Als auch darauf keine Antwort erfolgte, trat er einen Schritt näher und fragte mit der Miene eines Lynchrichters:

»Hört ihr etwa nicht?«

Er erhielt eine Antwort, welche ebenso außer seiner, wie auch außer meiner Berechnung gelegen hatte. Der kleine Hadschi stand nämlich auf, ergriff das große Tellerbrett, auf welchem uns der köstliche, in Fett schwimmende Reispillaw vorgesetzt worden war, trat vor ihn hin, hielt ihm den noch für zehn Personen ausreichenden Pillaw entgegen und sagte auch nur dies eine Wort:

»Nimm!«

Beide blickten einander eine Weile in die Augen. Dabei zog der Duft des Lieblingsgerichtes in die Nase des Kawassen; sein

strenges Gesicht wurde immer weniger streng. Die Lippen öffneten sich unwillkürlich, die Nasenflügel zitterten, und ein verbindliches Lächeln begann um den Mund zu spielen.

Die Spitzen des Schnurrbartes zuckten – – es war keine Frage, der Pillaw hatte gesiegt.

Welcher türkische Kawaß kann einem in Fett schwimmenden Pillaw widerstehen! Der Mann ließ seine Flinte nieder gleiten, ergriff das Brett, drehte sich zu seinen Gefährten um und fragte:

»Istermitz siniz – wollt ihr?«

»Ewwet, beli – ja, ja!« antworteten schnell fünf Stimmen.

»So setzt euch nieder!«

Die Anderen lehnten ihre Flinten an die Wand und hockten sich zu ihrem Kameraden nieder. Es war eine wahre Lust, zu sehen, wie sie ernst und würdevoll, mit den Mienen griechischer Weltweisen um das Brett hockten und – mit den Fingern in den Reis langend und ihn in den hohlen Händen zu einer Kugel wickelnd – diese Kugeln in die weit aufgesperrten Mäuler schleuderten.

Hadschi Halef hatte sich wieder auf seinen Platz gesetzt und verzog keine Miene.

Da kam der Wirt wieder herein. Als er die kauernde und Reiskugeln rollende Gesellschaft erblickte, verschwand er augenblicklich wieder, denn wäre er nur noch eine Sekunde geblieben, so hätte er in ein schallendes Gelächter ausbrechen müssen.

Als der Pillaw verschwunden war, brachte der würdige Kawaß das Brett zurück.

»Ejwallah – wir danken!« sagte er, legte das Brett auf den Tisch zurück, hob sein Gewehr aus der Stube auf, stellte sich wieder in Positur und sagte mit der Miene eines römischen Diktators:

»Nun!«

Ich hielt es jetzt für zeitgemäß, zu antworten.

»Was wollt ihr?« fragte ich kurz.

»Euch!« lautete die noch kürzere Antwort.

»Wozu?«

»Zum Zabtieh Muschiri schaffen.«

»Was will er?«

»Euch bestrafen.«

»Wofür?«

»Für die Prügel.«

»Welche Prügel?«

»Die ich bekommen habe.«

»So bist du ja schon bestraft! Wozu sind denn da wir noch nötig?«

Hätte ich das Gesicht, welches er jetzt machte, malen können, das Bild würde das kostbarste Andenken an meinen Aufenthalt in der Türkei sein. Es war geradezu unbeschreiblich. Er war weg, vollständig weg. Doch bald kam ihm der Gedanke, daß er doch etwas sagen müsse. Er schnitt ein sehr finsternes Gesicht und rief:

»Geht ihr freiwillig mit?«

»Nein.«

»Also mit Gewalt?«

»Nein.«

»Allah, Allah! Mit was denn?«

»Mit gar nichts.«

Jetzt war es mit seiner Philosophie zu Ende. Er hatte sich den scharfsinnigsten seiner Kameraden genannt; aber es ist ein Unterschied, ob man drei Schimmeln in Gedanken nachläuft oder ob man fünf Männer arretieren soll, die sich durch keine Zabtieh und überhaupt durch nichts aus der Fassung bringen lassen. Er tat das, was er für das Klügste hielt und was jedenfalls auch das Allerklügste war, er lehnte sich an die Wand und sagte zu einem seiner Kameraden:

»Rede du!«

Der Betreffende trat vor. Er fing seine Sache ganz anders an. Er schien bedeutende Talente für den Anschauungsunterricht zu besitzen, denn er erhob seine Flinte, schob mir den Kolben derselben fast an die Nase, zeigte ihn dann im Kreise herum und fragte:

»Wißt ihr, was das ist?«

Der Rarität wegen antwortete ich ihm selbst:

»Ja.«

»Nun, was denn?«

»Ein Flintenkolben.«

»Ja, und daran ist ein Lauf, mit welchem man schießt. Verstehst du mich?«

»Ja.«

»Nun wißt ihr also alles!«

»Gar nichts wissen wir.«

»Alles!«

»Nein, wir wissen nur, daß man mit deiner Flinte schießen kann.«

»Das ist doch genug. Wir sind gekommen, euch zu arretieren!«

»Ah! Ja, das mußt du doch sagen!«

»Das ist ganz selbstverständlich. Wenn ihr nicht sofort mitgeht, greifen wir zu unseren Gewehren.«

»Etwa um uns zu erschießen?«

»Ja.«

»Nun, dazu sind wir bereit. Erschießt uns also!«

Ich nahm eine Zigarette und brannte sie an. Die andern taten auch so, und so rauchten wir uns an; die Kawassen aber starrten uns an. So etwas war ihnen noch nicht passiert.

Was ich für ganz unmöglich gehalten hatte, das geschah: der Befehlshaber legte sein Amt nieder. Er drehte sich um, gab einem Andern einen Puff in die Seite und sagte:

»Kommandiere du!«

Dieser war sogleich bereit, das freiwillig abgelegte Szepter zu ergreifen. Er trat vor, augenscheinlich im Begriff, eine sehr ernste Rede zu halten. Ich begann mich bereits der Überzeugung hinzugeben, daß nach und nach einer dem andern das Kommando übergeben werde, bis alle miteinander, ihrer Mißerfolge müde, sich entfernen würden. Aber so wohl sollte es uns nicht werden, denn eben als der dritte Generalfeldmarschall den Mund öffnete, um zu beginnen, wurde die Türe aufgerissen, und das Gesicht und die Uniform eines Sergeanten kam zum Vorschein.

»Wo steckt ihr?«

»Hier!«

»Das sehe ich! Wo sind die Kerls?«

»Hier!«

Dabei zeigte der Antwortende auf uns.

»Warum bringt ihr sie nicht?«

»Sie wollten nicht.«

»Warum zwingt ihr sie nicht?«

»Wir konnten nicht.«

Diese Fragen und Antworten klappten so exakt und rasch aufeinander, als ob sie einstudiert gewesen wären. Es war zum Totlachen.

»So werde ich euch zeigen, wie man solche Menschen zwingt!«

Er trat näher und zog den Säbel. Seine Augen rollten wie Kugeln, und seine langen, gelben Zähne wurden sichtbar.

»Habt ihr's gehört, ihr Halunken, was man von euch will?« schrie er uns an.

Kein Mensch antwortete.

»Ob ihr es gehört habt?«

Alles schwieg.

»Seid ihr taub?«

Es schien so, denn keiner von uns zuckte auch nur mit den Wimpern. Das brachte ihn so in Harnisch, daß er völlig aus dem Gleichgewicht kam. Er holte mit dem Säbel aus, um mir einen Hieb mit der flachen Klinge zu versetzen, und schrie:

»Hund! Du sollst wohl reden lernen!«

Der Säbel sauste nieder – aber nicht auf meinen Rücken, o nein, sondern auf den Boden; der Sergeant aber bemerkte, als er sich ansah, daß er gleichfalls auf dem Boden saß.

Als er fluchend aufsprang und auf uns einstürmen wollte, blieb er dennoch stehen und starrte uns an, wie wenn wir Geister seien. Wir saßen nämlich noch immer da: still, starr, steif und stumm wie die Ölgötzen.

Keiner hatte sich bewegt, nur ich; denn ich hatte ihm mit der Faust den Säbel aus der Hand schlagen und ihm dann einen Hieb geben müssen, welcher ihn zu Boden fällte. Das war

aber so blitzschnell geschehen, daß man es gar nicht rechnen konnte.

Er ließ einen Blick über uns gleiten, von Einem zum Andern, wendete sich dann um und fragte:

»Waren sie denn vorhin schon so?«

»Ja,« antwortete unser Bekannter aus dem Busch.

»Die sind verrückt!«

»Gewiß.«

Es herrschte also eine geradezu beglückende Einheit der Ansichten unter diesen lieben Leuten. Sie sahen sich an und schüttelten die Köpfe, und so hätten sie – wer weiß, wie lange – die Köpfe geschüttelt, wenn ich nicht endlich aufgestanden und zu dem Sergeanten getreten wäre, um ihn zu fragen:

»Wen sucht ihr hier?«

Sein Gesicht erheiterte sich unverzüglich, denn er erkannte aus dieser Frage doch wenigstens, daß wir ziemlich leidlich reden konnten.

»Euch,« lautete seine kurze Antwort.

»Uns? Wie ist das möglich? Du sprachst doch von Hunden und von Halunken!«

Dabei faßte ich ihn so ins Auge, daß er errötete, wirklich errötete.

»Wer verlangt denn, uns zu sehen?« erkundigte ich mich weiter.

»Der Zabtieh Muschiri.«

»Wozu?«

»Er hat euch zu befragen.«

Ich sah es ihm an, daß er eine ganz andere Antwort beabsichtigt hatte, aber sie kam ihm nicht über die breiten Lippen.

»Das ist etwas anderes. Vorhin sprach jemand von Bestrafung. Geh' also und melde dem Zabtieh Muschiri, daß wir sofort erscheinen werden.«

»Das darf ich nicht, Herr!« antwortete er.

»Warum?«

»Ich muß euch mitbringen. Ich soll euch sogar arretieren.«

»Weiß denn der Muschir, wer wir sind?«

»Nein, Herr.«

»So laufe schnell zu ihm und sage ihm, daß wir nicht Männer seien, welche sich deshalb arretieren lassen möchten.«

»Das darf ich wirklich nicht. Tu' mir den Gefallen und gehe mit. Die Herren warten schon lange.«

»Welche Herren?«

»Die Beisitzer.«

»Ah so! Nun, so will ich aus Rücksicht für diese Herren ohne Säumen aufbrechen. Kommt also heraus!«

Die Kawassen hatten sich das Arretieren wohl ganz anders gedacht. Ich schritt voran in den Hof, hinter mir kamen die Gefährten und nach diesen die Kawassen. Da standen unsere gesattelten Pferde.

Dem Sergeanten schien ein Licht aufgehen zu wollen. Er kam zu mir heran und fragte:

»Warum geht ihr in den Hof? Der gerade Weg führt doch nicht hierher nach den Ställen, sondern dort zum Tor hinaus.«

»Habe keine Sorge,« antwortete ich. »Wir werden diesen Weg sofort einschlagen.«

Schnell trat ich zu meinem Rappen und stieg auf.

»Halt!« rief er. »Ihr wollt uns entfliehen. Herab mit dir! Laßt die Andern nicht aufsteigen!«

Seine Leute wollten sich der Pferde bemächtigen, und er selbst packte mich bei einem Bein, um mich herab zu ziehen.

Da nahm ich den Rappen vorn hoch empor und ließ ihn auf den Hinterhufen einen Kreis beschreiben. Der Sergeant mußte loslassen.

»Seht euch vor, ihr Leute!« warnte ich laut. »Mein Pferd wird leicht scheu.«

Ich zwang es zu einigen Lançaden, so daß es unter die Kawassen fuhr, welche schreiend auseinander stoben. Dadurch gewannen meine Leute Zeit, aufzusteigen, und nun ritten wir im Galopp zum Tor hinaus.

»Odschurula – lebe wohl! Auf Wiedersehen!« rief ich dem Sergeanten zurück.

»Dur, dur – halt, halt!« brüllte er, indem er mit seinen Untergebenen hinter uns hersprang.

»Laßt sie nicht fort! Haltet sie auf, die Diebe, die Räuber, die Halunken!«

Leute, uns aufzuhalten, wären genug dagewesen. Die Kunde, daß wir arretiert werden sollten, hatte sich schnell in dem Ort verbreitet und eine ansehnliche Menschenmenge herbeigelockt.

Aber diesen braven Untertanen des Beherrschers der Gläubigen fiel es gar nicht ein, Hand an uns zu legen und dadurch vielleicht unter die Hufe unserer Pferde zu geraten. Sie rissen vielmehr schreiend vor uns aus.

Welchen Weg ich einzuschlagen hatte, um an den Ort zu gelangen, den wir hier in Deutschland mit dem Worte ›Amtsgericht‹ bezeichnen würden, das sah ich deutlich, da sich diese Richtung mit Leuten belebt hatte, welche der für sie jedenfalls hochinteressanten Kriminalverhandlung beiwohnen wollten. Dennoch fragte ich im Vorbeireiten einen alten Mann, der sich scheu vor uns zur Seite drängte:

»Wo wohnt der Kasi von Ostromdscha?«

Er zeigte nach einer Gasse, welche auf den freien Platz mündete, und antwortete:

»Reite dahinein, Herr. Du wirst rechts den Halbmond mit Stern über dem Tore sehen.«

Wir folgten seiner Weisung und gelangten an den Leuten, welche dieselbe Richtung einschlugen, vorüber zu einer langen hohen Mauer, in deren Mitte sich das bezeichnete Tor öffnete.

Durch dasselbe kamen wir in einen großen, viereckigen Hof, in welchem wir von einer ansehnlichen Schar Neugieriger empfangen wurden.

Dem Tor gegenüber stand das Amts- und Wohngebäude, aus Fachwerk errichtet. Die Balken waren grün, und die Füllung war blau angestrichen, was einen wunderlichen Eindruck machte.

Der Hof war außerordentlich schmutzig. Nur der Teil längs des Hauses war einige Meter breit mit einer Vorrichtung versehen, welche jedenfalls ein Pflaster vorstellen sollte. Doch sah dieses Trottoir grad so aus, als ob es aufgerissen worden sei, um als Material zu einem Barrikadenbau zu dienen.

Vor der Türe stand ein alter Lehnstuhl, welchen ein vorweltliches Polsterkissen zierte. In der Nähe lag eine umgekehrte Holzbank, welche ihre vier Beine nach oben reckte. Einige Stricke und ein Bündel daumenstarker Stöcke ließen vermuten, daß wir diejenige Anstalt der hiesigen Gerechtigkeitspflege vor uns hatten, welche der Erteilung der Bastonnade gewidmet ist. Einige Kawassen standen dabei, und ganz in der Nähe saß ein alter Bekannter von uns, nämlich der Krüppel, an welchem wir draußen vor dem Ort vorübergeritten waren.

Das Gesicht, welches er uns zeigte, war ein sehr interessantes. Er war wohl überzeugt gewesen, daß wir hier als Gefangene unsern Einzug halten würden. Daß wir hoch und stolz zu Roß und ohne alle polizeiliche Begleitung kamen, gab seinem Antlitz den Ausdruck einer so dummen Verwunderung, daß ich vielleicht darüber gelacht hätte, wenn nicht in seinen haßglühenden Augen etwas zu bemerken gewesen wäre, was mit der zur Schau getragenen Stupidität gar nicht im Einklang stand.

Wir stiegen ab. Ich warf Osko die Zügel zu und trat zu den Kawassen.

»Wo ist der Kodscha Bascha?«

Ich sprach diese Frage in dem Ton eines gebietenden Herrn aus. Der Gefragte machte ein militärisches Zeichen der Ehrerbietung und antwortete:

»Drin in seiner Wohnung. Willst du mit ihm sprechen?«

»Ja.«

»So werde ich dich melden. Sage mir deinen Namen und dein Anliegen.«

»Das werde ich ihm selbst sagen.«

Ich schob ihn zur Seite und wendete mich nach der Türe. Da wurde dieselbe von innen geöffnet, und es trat ein langer dürrer Mensch heraus, der wohl noch hagerer als der Bettler und der alte Mübarek war.

Seine Gestalt war in einen Kaftan gehüllt, welcher am Boden schleifte, so daß man die Füße nicht sehen konnte. Auf dem Kopf trug er einen Turban, dessen Tuch vor fünfzig oder noch mehr Jahren einmal weiß gewesen war. Sein Hals war so dünn

und so lang, daß er den Kopf kaum zu tragen vermochte. Dieser Kopf wackelte und schwankte hin und her, auf und nieder, so daß es den Anschein hatte, als ob die lange, scharfe Riesen-nase eine ganz besondere Zuneigung zu dem wie ein Kropf hervortretenden Kehlkopf hege.

Er blinzelte mich erstaunt mit den kleinen, wimpernlosen und rotumränderten Trifaugen an und fragte:

»Zu wem willst du?«

»Zu dem Kodscha Bascha.«

»Der bin ich. Wer bist du?«

»Ich bin ein Fremder, welcher Veranlassung hat, dir eine Beschwerde vorzutragen.«

Er wollte antworten, kam aber nicht dazu, denn in diesem Augenblick lief der Sergeant, von seinen Leuten gefolgt, zum Tore herein, hielt bei unserem Anblick erstaunt an und rief keuchend:

»Allah w' Allah! Da sind sie ja!«

Mit und hinter ihm drängten sich noch immer mehr Menschen herein; aber keiner sprach ein Wort. Es ging so ruhig und lautlos zu, als ob wir uns in einer Moschee befunden hätten. Der Ort, an welchem eine hölzerne Bank ihre vier Beine gegen Himmel reckte, war den guten Leuten heilig. Vielleicht war mancher von ihnen auf diese Bank geschnallt worden, mit den nackten Fußsohlen an die hölzernen Beine gefesselt. Solche Erinnerungen pflegen überwältigend zu sein.

Der Beamte wendete sich, anstatt mir zu antworten, an den Sergeanten:

»Nun, ihr bringt ihn noch immer nicht? Wollt etwa ihr die Bastonnade haben an seiner Stelle?«

Da deutete der vom schnellen Laufen ganz atemlose Kawaß auf mich und antwortete:

»Da ist er ja, Herr!«

»Was? Dieser ist es?«

»Ja.«

Der Kodscha Bascha wendete sich schnell wieder zu mir und betrachtete mich vom Scheitel bis zu den Sohlen. Dabei wackelte sein Kopf, wie wenn es seine Lebensaufgabe gewe-

sen wäre, durch diese unaufhörlichen Pendelbewegungen die Kugelgestalt der Erde zu beweisen. Sein Gesicht nahm einen strengen, finstern Ausdruck an, und er sagte barsch:

»Du, also du bist der Arrestant!«

»Ich? Nein, der bin ich nicht,« antwortete ich ruhig.

»Dieser mein Sergeant der Kawassen sagt es mir doch!«

»Er sagt die Unwahrheit.«

»Nein, ich sage die Wahrheit. Er ist es,« behauptete das Organ der Sicherheit.

»Hörst du es?« donnerte mich der Kodscha Bascha an. »Du nennst ihn einen Lügner; ich aber weiß, daß er stets die Wahrheit spricht.«

»Und ich sage dir, daß er lügt! Hast du uns vielleicht gesehen, als wir in den Hof kamen?«

»Ja, ich stand am Fenster.«

»So wirst du bemerkt haben, daß wir zu Pferde saßen. Ich komme freiwillig zu dir. Deine Kawassen sind uns später gefolgt. Nennst du das eine Verhaftung?«

»Ja. Du bist zwar ein wenig eher gekommen, aber die Polizei hat euch geholt, und so seid ihr arretiert worden. Ihr seid meine Gefangenen.«

»Da befindest du dich in einem gewaltigen Irrtum.«

»Ich bin der Kodscha Bascha und irre mich nie. Merke dir das!«

Indem er dies laut und im strengsten Ton rief, wackelte er mit dem Kopf so bedenklich, daß ich fürchtete, er wolle ihn mir zuschleudern. Er sah wirklich beängstigend aus.

»Nun, so werde ich dir beweisen, daß du dich dennoch irrst. Es gibt keinen einzigen Kodscha Bascha in der Welt, dem ich erlauben würde, mich seinen Gefangenen zu nennen.«

Einige rasche Schritte zu meinem Pferd und ein Sprung in den Sattel. Meine Gefährten saßen ebenso schnell auf.

»Sihdi, zum Tore hinaus?« fragte Halef.

»Nein, wir bleiben. Ich will nur Bahn machen bis an das Tor.«

Es war, als ob der Rappe meine Absicht genau verstände. Er kurbettierte, den prächtigen Leib immer quer haltend, zu dem

Tore hin und wieder zurück, schlug vorn und hinten aus und schnaubte aus den Nüstern, daß die anwesende Volksmenge eiligst Raum gab und sich furchtsam an die Mauer drückte.

»Macht das Tor zu!« gebot der Richter seinen Kawassen.

»Wer das Tor anrührt, den reite ich über den Haufen!« drohte ich.

Keiner der Kawassen rührte sich von der Stelle. Der Kod-scha Bascha wiederholte seinen Befehl, aber ohne Gehorsam zu finden. Ich hatte die Nilpeitsche in die Hand genommen, und das sah den guten Leuten doch zu gefährlich aus.

Ich ritt so nahe an den richterlichen Beamten heran, daß der Rappe ihm in das Gesicht schnaubte. Er prallte zurück, streckte die langen, dünnen Arme abwehrend aus und rief:

»Was erkühnst du dich! Weißt du nicht, wo du dich befindest und wer ich bin?«

»Das weiß ich ganz genau. Du aber hast keine Ahnung, wen du vor dir hast. Ich werde mich bei deinem Vorgesetzten beschweren, bei dem Makredsch von Saloniki. Der mag dir sagen, wie du einen vornehmen Tebdili kyjafet iledschi {einer der inkognito reist} zu behandeln hast!«

Diese in drohendem Ton ausgesprochenen Worte enthielten eine Aufschneiderei, die ich mir in Anbetracht der Umstände erlauben zu dürfen glaubte. Sie machte die beabsichtigte Wirkung, denn der alte Bascha sagte jetzt viel höflicher als vorher:

»Du bist tebdilen auf der Reise? Das habe ich nicht gewußt. Warum hast du es mir nicht gesagt?«

»Weil du dich noch gar nicht nach meinem Namen und nach meinen Verhältnissen erkundigt hast.«

»So sage mir, wer du bist!«

»Später. Erst will ich wissen, ob du mich wirklich als deinen Gefangenen betrachtetest. Ich würde mein Verhalten nach deiner Antwort einrichten.«

Diese Aufforderung brachte ihn in Verlegenheit. Er, der Gebieter von Ostromdscha und Umgegend, sollte seine eigenen Worte widerrufen! Er blickte mich scheu an und zögerte mit

der Antwort. Sein Kopf geriet in eine höchst bedenkliche Bewegung. Es sah aus, als ob der Hals zerbrechen würde.

»Nun, eine Antwort! Sonst reiten wir fort.«

»Herr,« sagte er, »ihr seid freilich nicht gebunden und gefesselt gewesen, darum will ich einmal annehmen, daß ihr nicht arretiert worden seid.«

»Gut, das genügt mir einstweilen. Aber laß es dir ja nicht mehr in den Sinn kommen, von dieser deiner Meinung abzuweichen. Ich würde mich beim Makredsch beschweren.«

»Kennst du ihn?«

»Ob ich ihn kenne, das geht dich nichts an. Wenn er und ich es weiß, so ist's genug. Also du hast zu mir gesandt. Daraus schließe ich, daß du mir eine Mitteilung machen willst. Ich bin bereit, sie zu hören.«

Es war spaßhaft das Gesicht zu sehen, welches er schnitt. Wir schienen die Rollen gewechselt zu haben. Ich sprach von oben herab zu ihm und zwar nicht etwa nur bildlich, sondern auch wirklich, denn ich saß im Sattel. In seinem Gesicht stritten sich die Ausdrücke des Zornes und der Verlegenheit um die Oberhand. Er blickte ratlos hin und her und antwortete endlich:

»Du irrst. Ich habe dir nicht sagen lassen, daß ich mit dir sprechen will, sondern ich habe wirklich befohlen, euch zu arretieren.«

»Das hast du wirklich getan? Fast kann ich es nicht glauben. Ihr seid doch vom obersten Gerichtshof angewiesen, gerecht und vorsichtig zu handeln. Was war denn der Grund dieses Befehles?«

»Ihr habt einen meiner Kawassen mißhandelt, und sodann hast du einen Einwohner dieser Stadt in Lebensgefahr gebracht.«

»Hm! Ich höre, daß man dir die Sache nicht der Wahrheit gemäß berichtet hat. Wir haben einen Kawassen gezüchtigt, weil er es verdiente, und ich habe einem Einwohner dieser Stadt das Leben gerettet, indem ich ihn zu mir empor in den Sattel riß. Mein Pferd hätte ihn niedergestampft, wenn ich nicht so geistesgegenwärtig gewesen wäre.«

»Das klingt allerdings ganz anders, als es mir berichtet worden ist. Ich werde also untersuchen müssen, auf wessen Seite die Wahrheit liegt.«

»Diese Untersuchung ist ganz überflüssig. Siehst du denn nicht ein, daß deine Worte eine Beleidigung für mich enthalten? Meine Worte dürfen nicht den geringsten Zweifel in dir erwecken, und doch willst du untersuchen! Ich weiß nicht, was ich von deiner Höflichkeit und Umsicht denken soll.«

Er fühlte sich in die Enge getrieben und antwortete ziemlich kleinlaut:

»Selbst wenn du recht hast, muß die Untersuchung stattfinden, eben um den Anklägern zu beweisen, daß du recht hast.«

»Das lasse ich allerdings gelten.«

»So steige ab! Ich werde das Verhör sogleich beginnen.«

Das war alles so laut gesprochen worden, daß jeder Anwesende jedes Wort hatte verstehen können. Jetzt drängten sich die Leute herbei, um noch besser hören und sehen zu können. Sie flüsterten sich ihre Bemerkungen zu, und die Blicke, welche sie auf uns richteten, sagten deutlich, daß sie einen gehörigen Respekt vor uns hegten. So, wie ich, hatte wohl noch niemand mit ihrem Kodscha Bascha gesprochen.

Dieser würdige Beamte setzte sich auf den Stuhl. Er nahm eine möglichst Ehrfurcht gebietende Haltung an und wiederholte seine vorige Weisung:

»Steig ab, und laß auch deine Leute absteigen. Die Achtung, welche man der Obrigkeit schuldet, erfordert es.«

»Ich bin ganz deiner Meinung, aber ich sehe von der Obrigkeit gar nichts.«

»Wie? Verstehe ich dich richtig? – Die Obrigkeit bin ich!«

»Wirklich? So befinde ich mich in einem großen Irrtum. Wer ist der Friedensrichter von Ostromdscha?«

»Ich bin es. Ich bekleide beide Ämter.«

»Gehört denn unsere Angelegenheit vor den Friedensrichter?«

»Nein, sondern vor das Kasa.«

»So habe ich also doch recht. Der Naïb kann ganz allein und ohne Beisitzer entscheiden. Zu einem Kasa aber gehören ein

Kodscha Bascha, ein Staatsanwalt, ein Stellvertreter, ein Zivilleutnant und ein Gerichtsschreiber. Nun sage mir, wo diese Herren sind. Ich sehe nur dich allein.«

Sein Kopf begann wieder hin und her zu pendeln. Er sagte:

»Ich pflege auch solche Sachen allein zu verhandeln.«

»Wenn die Bewohner von Ostromdscha sich dies gefallen lassen, so ist das ihre Sache. Ich aber kenne die Gesetze des Padschah und verlange, daß sie erfüllt werden. Du forderst von mir Achtung vor einer Obrigkeit, welche gar nicht vorhanden ist.«

»Ich werde die Männer holen lassen.«

»So beeile dich! Ich habe nicht viel Zeit.«

»Du wirst dennoch warten müssen, denn ich weiß nicht, ob der Basch Kiatib gleich zu finden sein wird, und der Stellvertreter ist nach Ufadilla gegangen. Er kommt wohl erst nach einigen Stunden zurück.«

»Das ist mir unangenehm. Die Obrigkeit darf sich nicht suchen lassen. Was wird der Makredsich sagen, wenn ich ihm das erzähle?«

»Du brauchst es ihm nicht zu erzählen. Du wirst mit der Behandlung, die euch zu teil werden wird, gewiß zufrieden sein.«

»Wie so? Welche Behandlung meinst du da?«

»Das weißt du nicht?«

»Nein.«

»Ich muß euch natürlich hier behalten, bis das Kasa zusammengetreten ist. Aber ihr sollt es so gut haben, wie die Umstände es erlauben.«

»Höre! Wir werden es so gut haben, wie es uns selbst beliebt. Du willst uns hier behalten, das heißt, wir sind arretiert. Du weißt aber, daß ich mir das nicht gefallen lasse.«

»Aber das Gesetz erfordert es.«

»Du scheinst dir ganz eigene Gesetze gemacht zu haben, die ich natürlich nicht anerkenne. Ich bin bei dir angezeigt worden und erkläre mich ganz damit einverstanden, daß das Gericht die Sache untersuchen soll. Ich bin also bereit, mich diesem Gericht zu stellen; aber meiner Freiheit lasse ich mich nicht

berauben. Ich kehre jetzt nach dem Konak zurück und werde dort die Benachrichtigung erwarten.«

»Das darf ich nicht zugeben.«

Er stand von seinem Stuhl auf.

»Was willst du dagegen tun?«

»Wenn du mich zwingst, so muß ich dich mit Gewalt zurückhalten.«

»Pah! Du hast mir ja bereits deine Kawassen gesandt. Was haben sie ausgerichtet? Nichts! Und denselben Erfolg würdest du wieder sehen. Wenn du klug bist, so unterlässest du es, dich vor deinen Leuten lächerlich zu machen. Ich gebe dir mein Wort, daß ich nicht daran denke, zu fliehen. Ich werde auf deine Vorladung warten und derselben Folge leisten.«

Er mochte einsehen, daß es besser sei, weitere Szenen, die seinem Ansehen schaden konnten, zu vermeiden. Er antwortete mir nach einer Pause des Überlegens:

»Ich will aus Rücksicht darauf, daß du ein vornehmer Fremder bist, auf deinen Vorschlag eingehen; aber ich muß dir das feierliche Versprechen abverlangen, daß du nicht entfliehen willst.«

»Ich gebe es dir.«

»Du mußt deine Hand in die meinige legen. Das ist so Vorschrift.«

»Hier!«

Ich reichte ihm die Hand vom Pferde herab. Es war mir, als ob ich laut auflachen sollte; aber ich bewahrte mir den nötigen Ernst und wurde von dem Bascha mit einigen feierlichen Worten entlassen.

Als wir uns anschickten, fortzureiten, machten uns die Leute in ehrerbietiger Weise Platz. Der osmanische Richter pflegt sich einer tyrannischen Unfehlbarkeit zu befleißigen. Der alte Kodscha Bascha machte wohl keine Ausnahme von dieser Regel. Heute aber hatte sein Ansehen einen gewaltigen Stoß erlitten. Daß er das gar wohl fühlte, sah ich an dem finstern Blick, den er uns noch zuwarf, bevor er hinter der Türe verschwand.

Und noch einen gab es, der mit diesem Ausgang nicht zufrieden war – der Bettler.

Es war ganz zufällig, daß ich auf ihn sah, und da hätte ich erschrecken mögen vor dem Blitz, den er aus seinen dunklen Augen auf mich schleuderte. Ein Mensch, der solche Blicke hatte, konnte unmöglich stupid sein. Ich begann die Überzeugung zu hegen, daß der zur Schau getragene Blödsinn nur eine Maske sei.

Der Haß dieses Menschen war kein instinktiver, sondern ein selbstbewußter und wohl begründeter; das sah man seinem Blick an. Was hatte er mit mir? Wo war ich ihm begegnet? Was hatte ich ihm getan? —

Ich war überzeugt, daß ich ihn hier nicht zum erstenmal sah. Wir waren uns schon früher einmal begegnet. Aber wann, wo und unter welchen Umständen? Das wollte mir nicht einfallen, so sehr ich auch, als wir jetzt heimritten, darüber nachsann.

Es stieg die Ahnung oder vielmehr die immer stärker werdende Überzeugung in mir auf, daß ich mit dem Bettler auf irgend eine Weise zusammen geraten würde. Es dämmerte in mir die Vermutung, daß er mit dem Zweck unserer Anwesenheit in irgend einer Beziehung stehe, und ich nahm mir vor, ein scharfes Auge auf ihn zu haben.

Natürlich war sowohl Ibarek wie auch sein Verwandter über den bisher glücklichen Ausgang unseres Kriminalfalles sehr erfreut. Sie fragten, ob ich mich vor der späteren Verhandlung fürchte, und ich versicherte ihnen, daß mir dies gar nicht einfalle. Als ich dann den Wirt fragte, ob er nicht vielleicht einen verschwiegenen, zuverlässigen Knecht habe, brachte er mir einen Mann, dem ich den Auftrag erteilte, sich schnell in den Hof des Bascha zu begeben und heimlich den Bettler zu beobachten. Es lag mir daran, zu erfahren, ob er dort bleibe oder sich entferne.

Halef hörte das. Er benützte die nächste Gelegenheit, als ich mit ihm allein war, und fragte:

»Sihdi, warum lässest du den Bettler beobachten? Hast du etwas mit ihm vor?«

»Nein, sondern ich glaube vielmehr, daß er etwas mit uns vor hat.«

»Wie so?«

»Hast du nicht bemerkt, daß er uns so ganz eigentümliche Blicke zuwirft?«

»Nein; ich habe ihn nicht beobachtet.«

»So beobachte ihn, wenn wir ihn wieder treffen. Es ist mir ganz so, als ob wir ihm schon einmal begegnet seien.«

»Wo denn?«

»Das weiß ich leider nicht. Ich habe bereits darüber nachgesonnen, aber es fällt mir nicht ein. Es muß weit von hier gewesen sein.«

»Da wirst du dich irren.«

»Schwerlich.«

»Wie sollte der Krüppel von so weit hierher gekommen sein? Er kann ja kaum laufen.«

»Hm! Vielleicht verstellt er sich nur.«

»O nein. Es ist ihm anzusehen, wie elend er ist. Man glaubt oft, einem Menschen begegnet zu sein, und das hat nur den einen Grund, daß Menschen einander ähnlich sind. Als der Mübarek an uns vorüberging, hatte ich ein ganz ähnliches Gefühl. Es war mir, als ob ich ihn schon gesehen hätte.«

»Wirklich? Das ist interessant.«

»Warum?«

»Weil ich ganz dasselbe denke.«

»So haben wir einmal irgend jemand gesehen, der ihm sehr ähnlich sieht.«

»Nein. Wir müssen ihn selbst gesehen haben. Hast du nicht bemerkt, welchen Blick er mir zuwarf?«

»Ja. Es war, als ob er sich das nicht merken lassen wollte.«

»Es war wohl auch gar nicht seine Absicht, mich anzusehen; aber er konnte sich doch nicht beherrschen. Er hat sich verraten.«

»Und dennoch wirst du dich irren. Ich weiß, daß auch ich mich irre. Der Mann, den ich mit dem Mübarek verwechselte, hat einen langen, vollen Bart gehabt.«

»Das weißt du?«

»Ja. Wenn der Alte einen solchen Bart hätte, würde er ihm ganz ähnlich sein.«

»Und wo sahst du diesen bärtigen Mann?«

»Das weiß ich eben nicht.«

»Sonderbar! Mag es sein, wie es will; wir haben uns vor dem Mübarek und vor dem Bettler in acht zu nehmen. Vielleicht müssen wir uns da nur vor einem Menschen hüten.«

»Wie meinst du das?«

»Ich meine, daß der Mübarek und der Bettler nicht zwei verschiedene Personen sind.«

»Sihdi! Was denkst du?«

»Es ist einer und derselbe.«

»Unmöglich!«

»Ich weiß freilich kaum, wie mir dieser Gedanke gekommen ist; aber ich habe ihn nun einmal und kann ihn nicht wieder los werden.«

Wir wurden unterbrochen. Der Wirt kam und meldete, daß der Kodscha Bascha in der Stadt umherschicke, um die zur Kasa gehörigen Beamten zusammen zu bringen.

»Da wirst du auch den Mübarek zu sehen bekommen,« fügte er hinzu.

»Was hat der damit zu tun?«

»Er ist ja der Basch Kiatib.«

»Der Gerichtsschreiber? Wer hat ihm denn dieses Amt gegeben?«

»Der Kodscha Bascha. Diese beiden sind sehr gute Freunde.«

»O weh! Wenn Fuchs und Wolf sich zusammentun, dann ist das Lamm verloren.«

»Hältst du diese beiden für böse Menschen?«

»Für gute nicht.«

»Effendi, da irrst du dich sehr.«

»So? Hast du eine bessere Meinung von eurem Kodscha Bascha?«

»Von diesem nicht. Er ist gewalttätig und ungerecht. Aber er hat die Macht, und wir können nichts gegen ihn tun. Was jedoch den Mübarek betrifft, so ist er der Wohltäter der ganzen Gegend. Wenn du dir nicht Feinde machen willst, darfst du nichts gegen ihn sagen.«

»Mir kommt es ganz im Gegenteile so vor, als ob er der Fluch dieser Gegend sei.«

»Bedenke, er ist ein Heiliger!«

»Ein Marabut etwa? – Nein!«

»Er heilt alle Krankheiten. Wenn er wollte, könnte er sogar Tote erwecken.«

»Hat er das selbst gesagt?«

»Er selbst hat es versichert.«

»So ist er ein schändlicher Lügner.«

»Herr, laß das niemand hören!«

»Ich würde es ihm grad ins Gesicht sagen, wenn er diese Behauptung gegen mich machte.«

»So wärest du verloren. Ich warne dich.«

»Wie so verloren?«

»Wie er vom Tode erretten kann, so vermag er auch das Leben zu nehmen.«

»Also zu morden?«

»Nein. Er berührt dich gar nicht. Er sagt einen Spruch, und dann mußt du sterben.«

»Also er zaubert?«

»Ja, so ist es.«

»Ein Heiliger und Zauberer! Wie paßt denn das zusammen? Ihr widersprecht euch selbst. Doch da kommt dein Knecht.«

Der Mann kam herbei und meldete, der Bettler habe soeben den Hof verlassen.

»Hast du aufgepaßt, wohin er geht?«

»Ja. Er steigt den Berg empor. Wahrscheinlich will er zu dem Mübarek.«

»Geht er zuweilen zu diesem?«

»Sehr oft.«

»Warum heilt ihn der Heilige nicht?«

»Weiß ich es? Er wird seine Gründe haben, daß er es nicht tut.«

»Hast du diese beiden schon einmal miteinander sprechen sehen?«

Der Mann sann einen Augenblick lang nach und antwortete dann:

»Nein, noch nie.«

»Wenn der Bettler so oft zu ihm geht, werden sie doch miteinander sprechen?«

»Natürlich. Aber es ist eigentümlich, daß ich beide nicht beisammen gesehen habe.«

»Ja, auch mir kommt es sonderbar vor. Vielleicht gelingt es mir, eine Erklärung dafür zu finden. Ich möchte gern sehen, was der Bettler droben auf dem Berg tut. Ist das möglich?«

»Darf er dich sehen?«

»Nein.«

»So müßte ich dich führen, denn du kennst die Gegend nicht.«

»Gut, führe uns.«

Halef sollte nämlich auch dabei sein. Ich nahm mein Fernrohr aus der Satteltasche, und dann folgten wir dem Knecht.

Er führte uns aus dem Hof in den Garten, von welchem man dann gleich ins Freie gelangte. Da zeigte er nach links hinüber.

»Seht, da drüben steigt er empor. Der Arme kommt nur langsam fort. Es wird wohl eine halbe Stunde dauern, ehe er hinaufkommt. Bis dahin sind wir längst schon oben.«

Er führte uns nach rechts, wo sich ein ziemlich dichtes Strauchwerk an dem Berg empor zog. Ich überschaute das Terrain. Wir konnten, durch die Büsche gedeckt, ganz unbemerkt zur Höhe gelangen. Da drüben aber, wo der Bettler ging, waren Melonenfelder. Man konnte ihn also von weitem ganz gut beobachten. Aus diesem Grund schickte ich den Knecht zurück. Ich konnte auf seine Führung verzichten. Eher ließ sich erwarten, daß seine Gegenwart uns hinderlich werden könne.

Wir schritten ziemlich schnell aufwärts, hielten uns aber ganz nahe bei dem Rand der Büsche, um den Bettler nicht aus den Augen zu lassen.

Er wußte, daß er von der Stadt aus gesehen werden könne, und verhielt sich danach. Ganz langsam humpelte er vorwärts und ruhte sehr oft aus.

Bald hatten wir den Wald erreicht, welcher die Spitze des Berges umkränzte. Im Schutz desselben bog ich nun nach links

hinüber, bis wir uns grad in der Richtung befanden, welche der Krüppel einhielt. Wenn er in derselben verharrte, mußte er an uns vorüber kommen.

Ich setzte mich in das weiche Moos, und Halef nahm an meiner Seite Platz.

»Gibt es etwas Bestimmtes, was du jetzt erfahren willst, Sihdi?« fragte er.

»Ohne Zweifel.«

»Was denn?«

»Ich will wissen, wie sich der Bettler in den Mübarek verwandelt.«

»So hältst du an deiner Ansicht fest?«

»Steif und fest.«

»Du wirst sehen, daß du dich täuschest.«

»Das ist möglich, aber ich glaube es nicht. Er wird ganz gewiß hier vorüberkommen. Sobald er nahe ist, verstecken wir uns hinter die Bäume und folgen ihm von weitem.«

Wir hatten noch einige Minuten zu warten, dann mußten wir uns zurückziehen.

Er kam.

Sobald er den Waldesrand erreicht hatte und sich im Schutz der Bäume befand, so daß er von der Stadt aus nicht mehr gesehen werden konnte, blieb er stehen und blickte um sich.

Diese Umschau hielt er in der Weise eines Menschen, welcher alle Veranlassung hat, vorsichtig zu sein. Er schien sich überzeugt zu haben, daß sich niemand in der Nähe befinde; denn er richtete sich hoch auf und dehnte und reckte sich. Dann drang er noch eine kleine Strecke tiefer in den Wald ein und kroch hinter ein kleines Dickicht.

Wir hatten das sehr genau beobachtet. Er konnte ganz gut ohne die Krücken stehen und gehen.

»Sihdi, du hast vielleicht doch recht,« sagte Halef. »Wollen wir hin?«

»Nein, wir bleiben hier.«

»Aber ich denke, du willst ihn beobachten. Er wird weiter gehen.«

»Nein, er wird in dem Dickicht seine Umwandlung vornehmen und dann als Mübarek in die Stadt zurückkehren.«

»Und ich denke, er wird vollends emporsteigen bis zur Höhe, wo sich ja seine Wohnung befinden soll.«

»Das wird er nicht tun, weil er sich nicht die Zeit nehmen kann. Er hat es jedenfalls sehr eilig, daß das Gericht zusammentritt. Paß nur auf!«

Ich zog mein Fernrohr aus und richtete es auf die Stelle, an welcher ich den Kerl vermutete. Richtig! Ich konnte ihn zwar nicht sehen, aber die Zweige bewegten sich. Er stak dahinter.

Nach ungefähr fünf Minuten trat er hervor – – als Mübarek.

»Allah akbar!« sagte Halef. »Wer hätte gedacht, daß du recht habest, Sihdi!«

»Ich habe es gedacht. Es gibt Ahnungen, denen man es anmerkt, daß sie sich erfüllen müssen. Dieser Heilige ist ein großer Sünder. Vielleicht gelingt es uns, ihm das zu beweisen.«

»Er geht wirklich in die Stadt zurück. Wollen wir ihm wieder nach?«

»Das fällt mir nicht ein. Es gibt ja gar keine bessere Gelegenheit, seine Wohnung und die Ruine zu untersuchen.«

»Da hast du recht. Also komm! Wir wollen uns beeilen.«

»Nicht so schnell! Erst gehen wir hin zu der Stelle, an welcher er die Umwandlung vorgenommen hat. Vielleicht können wir da erfahren, wie er das zu bewerkstelligen pflegt.«

Der Alte war ein Stück am Waldrand hingegangen und trat dann ins Freie hinaus, um zwischen zwei Melonenfeldern nach der Stadt zu gehen.

Wir begaben uns zu dem Dickicht, fanden jedoch gar nichts. Das Gras und Moos war niedergetreten, aber weiter war nichts mehr zu sehen. Wo hatte er die Krücken?

»Er kann sie doch nicht verschwinden lassen,« meinte Halef.

»Er hat sie wohl bei sich.«

»Da müßte man sie doch sehen.«

»Hm! Das ist nicht unumgänglich notwendig. Vielleicht

sind sie mit Charnieren versehen, so daß er sie zusammenlegen und unter dem Kaftan tragen kann.«

»Wäre das nicht beschwerlich für ihn?«

»Allerdings.«

»Er könnte sie ja verstecken.«

»Das ist noch unbequemer. Er müßte allemal, wenn er sich wieder in den Bettler verwandeln wollte, zu dem Versteck zurückkehren. Wenn er sie aber bei sich trägt, kann er die Verwandlung an jedem Ort und zu jeder Zeit vornehmen.«

»Sihdi, das alles kommt mir so fremd, so unbegreiflich vor, fast wie ein Märchen.«

»Das glaube ich dir gern. In den großen Städten des Abendlandes kommen noch ganz andere Sachen vor. Da denke ich daran, daß seine Knochen aneinander klappern sollen. Das hast du doch gehört?«

»Ja, Sihdi. Ibarek, der Wirt, sagte es. Und dann, als der Mübarek an uns vorüberging, habe ich es klappern hören.«

»Das waren nicht die Knochen, sondern die Krücken.«

»Allah! Das leuchtet mir ein.«

»Es fiel mir damals schon auf, daß der Bettler ganz und gar verschwunden war, und daß der Mübarek aus derselben Gegend kam und doch vorher nicht zu sehen gewesen war. Jetzt habe ich die Lösung dieses Rätsels. Nun wollen wir hinauf zu seiner Hütte.«

»Gehen wir gleich gradaus durch den Wald?«

»Nein. Wir suchen den offenen Weg auf. Ich habe von unten gesehen, wo er emporkührt, und es mir gemerkt.«

»Warum willst du zu dem Pfad, auf welchem wir doch gesehen werden können?«

»Von der Richtung aus, welche der Alte eingeschlagen hat, kann er uns nicht sehen. Und wenn Andere es bemerken, daß wir zur Höhe gehen, so hat das nichts zu bedeuten. Ich suche Pferdespuren.«

»Hier oben?«

»Natürlich! Oder meinst du, daß Barud el Amasat, Manach el Barscha und der entflohene Kerkerschließer ihre Pferde irgendwo in der Stadt eingestellt haben?«

»Nein, gewiß nicht. Sie haben sich jedenfalls dort gar nicht sehen lassen.«

»Das ist auch meine Meinung. Sie sind auf den Berg geritten und haben die Pferde und sich selbst auch dort versteckt.«

»Wenn sie nicht schon wieder fort sind.«

»Sie sind noch da. Sie wollen ja die beiden Brüder hier erwarten. Der alte Mübarek wird schon ein Versteck für sie gehabt haben. Das ist freilich schwer zu finden. Die besten und sichersten Führer werden da die Pferdespuren sein.«

»Wirst du diese entdecken?«

»Ich hoffe es.«

»Es ist aber eine so lange Zeit vergangen.«

»Das tut nichts. Die drei Männer, welche wir suchen, sind keine Indianer, die gewohnt sind, ihre Fährten zu verbergen.«

»Ja, du verstehst es ja, alle Spuren und Fährten zu lesen. Ich bin neugierig, wie du es auch dieses Mal fertig bringen wirst.«

Ich war selbst auch neugierig darauf und hatte viel weniger Vertrauen zu meinem Scharfsinn, als ich den kleinen Hadschi merken ließ.

Wenn man in der leeren Sandwüste oder in der grasigen Prärie reitet, so ist eine Spur viel leichter zu entdecken und zu verfolgen, als in bebauter Gegend oder gar in der Nähe einer bewohnten Stadt.

Wir gingen am Waldesrand unter den Bäumen hin, bis wir auf den Weg trafen, welcher zur Höhe führte. Es war kein eigentlicher Weg. Er war nicht ausgetreten. Der Boden war steinig. Nur hier oder da war ein Grasbüschel zu sehen.

Indem wir ihm langsam folgten, suchte ich scharf nach Fuß-eindrücken. Es war nichts, gar nichts zu finden. Hatten die drei etwa diesen Weg gar nicht benutzt?

Sie waren des Morgens hier angekommen, und es ließ sich da denken, daß sie die Stadt umritten hatten, um unbemerkt zu bleiben.

So kamen wir eine ziemliche Strecke empor, bis ich das erste Zeichen fand, daß Pferde hier gewesen seien. Sie waren von rechts her zwischen den Bäumen herausgekommen. Die

Hufeindrücke waren hier in dem weichen Humusboden ganz deutlich zu sehen.

Jetzt konnten wir rascher gehen. Es gab nun genug Anzeichen, daß die Reiter von hier an den Weg verfolgt hatten.

Bald gelangten wir oben an. Der Weg mündete auf eine Lichtung. Jenseits derselben sahen wir das Gemäuer der Ruine. Eine aus Gebälk und Steinen ziemlich roh errichtete Hütte lehnte sich an eine hohe, aber halb verfallene Wand.

»Da drin wohnt der Alte,« meinte Halef.

»Jedenfalls.«

»Gehen wir hinein?«

Er wollte unter den Bäumen hervor auf die Lichtung treten, ich aber hielt ihn zurück.

»Halt! Erst müssen wir uns überzeugen, daß wir nicht beobachtet werden.«

»Es ist ja kein Mensch hier.«

»Weißt du das so genau?«

»Man würde ihn sehen oder hören.«

»O Hadschi Halef Omar, ich habe dich für viel klüger und vorsichtiger gehalten! Diejenigen, welche wir suchen, sind hier versteckt. Wie leicht können sie uns sehen, und dann ist alle Mühe umsonst! Bleib' hier stehen.«

Ich schlich mich am Rand der Lichtung im Halbkreise bis zu der Hütte hin und trat an die Türe. Sie war verschlossen. So viel ich lauschte und spähte, es war niemand zu bemerken. Ich ging mit ganz demselben Erfolg die andere Seite ab und kehrte so zu Halef zurück.

»Wir sind wirklich unbemerkt,« sagte ich ihm. »Jetzt gilt es, das Versteck der drei aufzufinden. Die Pferde müssen uns führen.«

»Und doch hast du sie nicht da, diese Pferde.«

»Wir wollen sie schon finden.«

Der Boden bestand aus nackten Felsen. Da gab es keine Spur; aber unter den Bäumen mußten Fährten zu finden sein. Und mitten auf der Lichtung war ein Quell, welcher aus dem Stein zutage trat, aber keinen sichtbaren Abfluß hatte. Am Rand desselben befand sich ein schmaler Pflanzenwuchs.

Wir gingen hin. Pferde müssen getränkt werden, und jedenfalls war dieser Quell benutzt worden.

Ich untersuchte den Rand. Richtig! Ich fand die Spitzen des Grases abgefressen. Eine Butterblume, Ranunkel, lag abgerissen am Wasser. Das gelbe Blümchen mutete mich heimatlich an.

»Das ist eine Butterblume,« sagte Halef. »Warum schaust du sie so aufmerksam an?«

»Sie soll mir sagen, wann die Pferde hier getränkt wurden.«

»Sagt sie dir das wirklich?«

»Ja. Siehe sie dir nur richtig an! Ist sie verwelkt?«

»Nein, sie ist noch ganz frisch.«

»Weil sie am kalten Wasser gelegen hat; hätte sie hüben auf dem Fels gelegen, so wäre sie nicht mehr so frisch. Die Staubfäden haben sich schon gesenkt. Es kann ungefähr vor andert-halb Stunden gewesen sein, daß sie abgerissen wurde. Zu dieser Zeit waren also die Pferde hier.«

»Oder ist's ein Mensch gewesen?«

»Beißt ein Mensch Gras ab?«

»Nein, das tut er nicht.«

»Hier aber siehst du das abgefressene Gras. Einige Halme sind ganz herausgerissen worden, hier liegen sie. Betrachte sie. Sie sind bereits ziemlich welk, weil sie nicht am Wasser niedergefallen sind. Ich habe ganz richtig geschätzt, als ich eine und eine halbe Stunde sagte. Nun gilt es, zu erfahren, woher die Pferde gekommen und wohin sie wieder geführt worden sind.«

»Wie willst du das erfahren?«

»Auf irgend eine Weise. Da vor uns hast du das Gemäuer. Durch dasselbe können sie nicht gehen. Wir müssen also nach Öffnungen suchen.«

Zunächst gingen wir zur Hütte. Hier trennten wir uns. Halef wendete sich nach rechts und ich mich nach links, um den Rand der Lichtung zu untersuchen. Am gegenüberliegenden Punkt trafen wir uns wieder. Ich hatte nichts gefunden und er auch nichts. Auf meine Augen konnte ich mich verlassen, auf die seinigen aber weniger. Darum suchten wir seine Strecke

nochmals ab, hier war der Boden auch unter den Bäumen anfangs steinig.

»Ich habe ganz genau aufgepaßt, Sihdi,« sagte Halef. »Hier herein sind sie nicht gekommen.«

Zwischen den Nadelbäumen standen Laubhölzer. Ein Ahorn neigte seine niedersten Zweige tief herab, und hier fand ich, was ich suchte. Ich zeigte ihm einen der Zweige.

»Schau, was siehst du hier, Halef?«

»Es hat jemand die Spitzen abgezupft.«

»Das ist ein Pferd gewesen, welches von den Blättern naschte.«

»Es kann dies auch ein Mensch getan haben.«

»Schwerlich. Gehen wir weiter!«

Wir folgten der Richtung, und bald wurde der Boden weicher, und wir sahen ganz deutliche Hufeindrücke. Dann gelangten wir an eine Mauerbresche, hinter welcher es einen von vier hohen Wänden eingeschlossenen Platz gab. Es hatte den Anschein, als ob hier ein Saal gewesen sei.

Uns gegenüber führte eine Türöffnung nach einem zweiten, ähnlichen und nur etwas kleineren Raum, welcher drei solche Öffnungen hatte. Ich trat durch dieselben.

Am Boden war keine Spur zu bemerken. Die beiden ersten Aus- oder Eingänge führten zu kleinen, verfallenen Gemächern. Der dritte leitete uns nach einem größeren Platz, der jedenfalls früher ein Hof war. Er war gepflastert gewesen.

Und hier zeigte mir Halef, stolz auf seinen Scharfblick, eine ganz untrügliche Spur – den Auswurf eines Pferdes.

»Da sind sie gewesen,« sagte er. »Siehst du, daß ich auch Fährten zu finden verstehe?«

»Ja, ich bewundere dich. Aber sprich von jetzt an leiser. Wir kommen den Tieren jedenfalls näher, und wo sie sind, befinden sich wahrscheinlich auch noch die Menschen.«

Wir blickten ringsum, doch vergeblich. Der Hof schien nur den einen Eingang zu haben, durch welchen wir gekommen waren. Rundum waren lückenlose Mauern. Diejenige, welche uns gegenüberstand, war ganz mit dichtem Efeu überwachsen.

»Weiter können wir nicht, denn weiter geht es nicht,« sagte Halef. »Die Pferde sind hier gewesen. Das ist richtig. Nun aber sind sie fort.«

»Das möchte ich doch noch bezweifeln. Laß sehen!«

Langsam ging ich die vier Seiten ab. Als ich die Mitte der Efeu-mauer erreichte, glaubte ich den eigenartigen Geruch zu bemerken, welchen Pferde haben.

Selbst in großen, belebten Städten, wo die Gesundheitspolizei streng auf Reinlichkeit hält, wird man durch den Geruch die Straßenstellen bemerken, welche als Droschkenstationen dienen. Diesen Geruch verspürte ich hier.

Ich winkte Halef zu mir, und er stimmte mir bei. Als wir nun den Efeu untersuchten, fanden wir, daß derselbe einen Ausgang so vollständig maskierte, daß wir denselben ohne den erwähnten Geruch wohl schwerlich entdeckt hätten.

Die langen Ranken ließen sich sehr leicht auseinander schieben. Als wir das taten, sahen wir ein kleines Gemach vor uns. Es war leer. Wir traten ein.

Gegenüber gab es eine zweite Öffnung. Ein Schnauben ließ sich hören.

»Jetzt ganz vorsichtig!« flüsterte ich. »Da draußen sind die Pferde. Nimm den Revolver zur Hand! Man muß auf alles gefaßt sein. Die Kerls würden sich natürlich wehren.«

»Nehmen wir sie gefangen?«

»Vielleicht.«

»Oder gehen wir, um die Polizei zu holen?«

»Je nach den Verhältnissen. Ich habe eine Leine bei mir. Das reicht aber nur, um einen zu binden.«

»Ich habe Riemen eingesteckt.«

»Schön! So komm! Aber leise!«

Wir huschten zu dem Eingang. Ich blickte vorsichtig nach jenseits. Da standen die drei Pferde und knabberten an einem kleinen Vorrat von Maiskolben, welchen man ihnen vorgeworfen hatte. Eine schmale Maueröffnung führte weiter. Es war mir, als ob ich von dorthier eine gedämpfte Stimme reden hörte.

Richtig! Jetzt erschallte lautes Lachen, und ich vernahm

ganz deutlich eine Stimme, ohne jedoch die einzelnen Worte unterscheiden zu können.

»Sie sind da,« flüsterte ich dem kleinen Hadschi zu. »Bleib' hier stehen; ich will nachsehen.«

»Um Gottes willen, Sihdi, nimm dich aber ja in acht!« warnte er.

»Keine Sorge! Wenn ein Schuß fällt, kommst du mir natürlich zu Hilfe.«

Am liebsten wäre ich vorwärts gekrochen, aber das hätte die Pferde furchtsam machen können; denn eine aufrechte Gestalt flößt ihnen keine Angst ein. Also schritt ich leise, leise weiter.

Die Tiere erblickten mich. Eins von ihnen schnaubte beunruhigt. Ich an Stelle dieser drei Männer hätte dieses Schnauben sofort als ein böses Zeichen erkannt; die Leute aber beachteten es nicht.

Ich erreichte die gegenüber stehende Wand, und nun erst legte ich mich nieder. Indem ich mich nur sehr langsam vor-schob, brachte ich den Kopf an den Eingang.

Es gab da eine Stelle, an welcher ein Stein ausgebröckelt war. Diese Lücke erlaubte mir, nach jenseits zu blicken, ohne daß mein Kopf gesehen werden konnte.

Da saßen sie alle drei. Manach el Barscha und Barud el Amasat waren mit dem Rücken nach mir gekehrt. Der Schließer hielt das Gesicht auf den Eingang gerichtet. Ich hatte ihn noch nicht gesehen, aber er mußte es sein.

Sie spielten Karten, jedenfalls mit demselben Spiel, welches sie benutzt hatten, um die Aufmerksamkeit Ibareks von dem Diebstahl abzulenken.

Ihre Gewehre lehnten in einer Ecke; auch die Messer und Pistolen hatten sie abgelegt.

Ich drehte mich zurück und sah Halef vorn am Eingang stehen. Ich gab ihm einen Wink, und er kam herbei. Wieder schnaubte ein Pferd, ohne daß es von den Spielern beachtet wurde. Halef duckte sich neben mir nieder und schaute durch die Lücke.

»Hamdullillah!« flüsterte er. »Wir haben sie! Was beschließest du zu tun?«

»Wir nehmen sie gefangen, da es so prächtig paßt. Bist du einverstanden?«

»Natürlich. Aber wie machen wir es?«

»Du nimmst den Gefängniswärter, ich die beiden andern.«

»Warum die beiden Gefährlichsten?«

»Ich werde mit ihnen fertig.«

»So beginne!«

»Erst die Riemen heraus, damit wir sie gleich bei der Hand haben.«

Halef zog seine Riemen so weit aus der Tasche, daß er sie dann leicht und rasch haben konnte. Da stieß Barud el Amasat einen Fluch aus:

»*Waï bashina!* Was fällt dir ein! Uns betrügst du nicht. Wir wissen, daß du ein Falschspieler bist, und passen auf. Mische die Karten noch einmal!«

»Wollen wir nicht lieber aufhören?« fragte Manach el Barscha. »Warum wollen wir uns das Geld abnehmen?«

»Recht hast du. Es ist auch zu langweilig, und seit dieser Mübarek die alberne Nachricht gebracht hat, habe ich keine Aufmerksamkeit mehr für das Spiel.«

»Vielleicht hat er sich geirrt.«

»Das ist unmöglich. Wir haben ihm den Kerl ja so genau beschrieben, daß er ihn sofort kennen muß.«

»Allah verdamme ihn! Was hat er mit uns? Was haben wir ihm getan? Er mag uns in Ruhe lassen.«

»Er wird uns in Ruhe lassen. Morgen früh ist er ein toter Mann.«

»Wenn es gelingt!«

»Es wird gelingen. Der Mübarek ist mächtig. Er wird es so weit noch bringen, daß die Hunde eingesperrt werden. Dann gehen wir in der Nacht hin und erschlagen sie.«

»Und wenn man sie nicht einsperrt?«

»So suchen wir sie im Konak auf. Der Mübarek muß uns die Gelegenheit auskundschaften. Er verwandelt sich in den Bettler.«

Das war freilich ein sauberer Plan. Also ermordet sollten wir

werden! Der Mübarek war bereits hier gewesen und hatte ihnen unsere Ankunft gemeldet.

»Ich möchte ihn doch sehen,« sagte der Schließer. »Wenn solche Männer, wie ihr seid, sich vor ihm fürchten, so muß er ein gefährlicher Kerl sein.«

»Ein Scheitan ist er, ein Giaur, ein Christenhund, der im tiefsten Pfuhle der Hölle braten soll!« antwortete Manach el Barscha. »Mir ist er in Edreneh nachgelaufen durch zwanzig Straßen und Gassen. Ich habe alles getan, ihn irre zu leiten, und dennoch hat er mich gefunden. Und der kleine Bursche, welcher ihn begleitet, ist ein eben solcher Teufel. Hätten wir ihn doch damals im Stall zu Edreneh erstochen, anstatt daß wir ihn leben ließen! Wer die beiden übrigen sind, das möchte ich wissen; aber sterben müssen sie auch. Der Satan beschützt sie, sonst wären sie nicht aus Menlik entkommen!«

»Die Männer dort müssen es aber sehr dumm angefangen haben.«

»Ja. Und die Boten sind noch nicht da. Es bleibt uns nichts andres übrig, als uns selbst zu helfen. Auch werden wir das nicht umsonst tun. Das Pferd dieses Menschen ist es wert, daß man sie alle vier kalt macht. Und seine Waffen sollen vorzüglich sein. Ich kann die Rückkehr des Mübarek kaum erwarten. Gelingt es uns heute, uns dieser Verfolger zu entledigen, so sind wir aller Sorgen los. Ich werde dem Halunken das Messer mit wahrer Lust ins Herz stoßen.«

»Das wirst du bleiben lassen!«

Indem ich diese Worte rief, trat ich ein und versetzte ihm einen Faustschlag, daß er sogleich zusammenbrach.

Die beiden Andern starrten mich einige Sekunden lang an, ganz bewegungslos vor Schreck. Das genügte. Ich packte Barud bei der Gurgel und drückte ihm dieselbe so fest zusammen, daß er einige Male mit den Armen um sich schlug und sich dann lang ausstreckte.

Halaf hatte sich auf den Schließer geworfen, der vor Entsetzen gar nicht an Gegenwehr dachte.

Ich hielt Barud noch einige Augenblicke fest, bis er sich

nicht mehr rührte; er war ebenso besinnungslos wie Manach. Dann half ich Halef, den Gefängniswärter zu binden.

Nun legten wir die beiden Andern nebeneinander, mit den Rücken zusammen, und zwar so, daß der Eine seinen Kopf bei den Füßen des Andern hatte. Um diese beiden Körper wurde dann die Leine so fest geschlungen, daß es ihnen ohne fremde Hilfe ganz unmöglich war, sich nur zu bewegen. Der Schließer ward natürlich ebenso vorsichtig gefesselt.

Nun untersuchten wir ihre Taschen und die Taschen der Säutel, welche auch da lagen. Wir fanden sämtliche Gegenstände, welche Ibarek gestohlen worden waren, und noch vieles andere dazu. Besonders Manach hatte eine ganz bedeutende Summe Geldes bei sich.

Der Schließer sah unserm Tun und Treiben zu, ohne ein Wort zu sagen. Er hatte uns noch nicht gesehen, konnte sich aber denken, wer wir seien.

Halef versetzte ihm einen Fußtritt und fragte:

»Schurke, weißt du, wer wir sind?«

Der Gefragte antwortete nicht.

»Hast du mich gehört? Ich frage dich, ob du ahnst, wer wir sind. Antworte, sonst gebe ich dir die Peitsche!«

»Ich weiß es,« knurrte der Gefesselte, sich vor der Peitsche fürchtend.

»Ja, du wolltest uns kennen lernen. Das sagtest du vorhin. Nun ist dir der Wunsch so schnell erfüllt. Das hättest du wohl nicht gedacht!«

Barud el Amasat konnte wieder atmen. Er erholte sich rasch, öffnete die Augen und starrte mich mit entsetzten Blicken an.

»O jazik – o wehe!« rief er aus. »Jetzt sind wir verloren!«

»Ja,« lachte Halef ihn an. »Verloren seid ihr jetzt, ihr werdet das Schicksal finden, welches ihr uns zugedacht habt, ihr Schufte. Ihr wolltet uns ermorden.«

»Nein, das ist nicht wahr!«

»Schweig! Wir haben alles gehört.«

»Die Andern wollten es tun, ich nicht!«

»Lüge nur! Wir wissen genau, woran wir sind.«

Jetzt begann auch Manach el Barscha sich zu bewegen, so-

weit nämlich die Fesseln ihm das erlaubten. Er blickte uns an und schloß dann die Augen.

»Nun, kannst du uns nicht begrüßen, Kerl!« rief Halef, ihm einen Peitschenhieb gebend.

Da öffnete er die Augen wieder, sah von Halef auf mich und wieder zurück und sagte:

»Bindet uns los! Gebt uns frei!«

»Das wolle Allah verhüten!«

»Ich bezahle euch!«

»Dazu bist du nicht reich genug.«

»Ich bin reich, sehr reich.«

»Von dem Gelde, welches du zusammengeraubt hast! Man wird es dir nehmen.«

»Niemand findet es!«

»So bleibt es liegen. Wir brauchen es nicht. Sihdi, was tun wir mit den Kerls? Nach der Stadt hinunterschaffen können wir sie doch nicht.«

»Nein. Sie mögen hier liegen, bis wir sie holen.«

»Können sie sich nicht vielleicht befreien?«

»Nein; wir werden dafür sorgen, daß sie dingfest bleiben.«

»Aber das, was wir bei ihnen gefunden haben, nehmen wir doch mit uns?«

»Wir lassen es da. Die Polizei muß alles so finden, wie wir es jetzt gefunden haben.«

Wir benutzten das Zaumzeug der drei Pferde, um die Gefangenen noch fester zu binden, so daß ihnen eine Bewegung unmöglich war. Doch trafen wir diese Sicherheitsmaßregel so, daß sie den Männern keine Schmerzen bereitete. Der Gefängnissschließer wurde quer an die beiden andern geschnallt, so daß es ihnen auch unmöglich wurde, durch Wälzen ihre Lage zu verändern. Dann gingen wir.

Die Gefesselten hatten kein Wort mehr gesprochen. Drohungen wären lächerlich gewesen, und für Bitten hatten wir keine Ohren.

Als wir die freie Lichtung erreichten, ging Halef nach dem Häuschen des Mübarek, um zu sehen, ob dasselbe noch verschlossen sei.

»Der Mensch könnte uns einen schönen Streich spielen, wenn er die drei Halunken befreite,« sagte er.

»Dazu wird er nicht kommen.«

»Wie nun, wenn er nach Hause zurückkehrt und zu ihnen geht?«

»Wenn er heraufgehen wird, sind wir bei ihm.«

»Du hältst es also nicht für möglich, daß er eher kommt, als wir?«

»Nein. Er wird beim Kodscha Bascha sitzen und mit Schmerzen auf uns warten. Er geht nicht eher von dort fort, als bis diese berühmte Gerichtsverhandlung vorüber ist.«

»Wenn er wüßte, was ihm droht!«

»Er wird es bald erfahren. Wir wollen uns beeilen. Es wird Nacht.«

Der Tag war vorüber, und die Sonne hatte sich hinter den westlichen Horizont hinabgesenkt. Als wir im Konak anlangten, erfuhren wir, daß der Kodscha Bascha den Herbergsvater Ibarek hatte holen lassen. Derselbe war nicht wieder zurückgekehrt. Dann waren schon zwei Boten dagewesen, um uns zu holen. Sie hatten gemeldet, daß die Gerichtspersonen vollständig beisammen seien.

»Halte dich tapfer, Effendi!« sagte der Wirt. »Du wirst eine große Versammlung finden. Der Hof ist gedrängt voll von Menschen. Man ist begierig, zu hören, wie ihr euch verteidigen werdet.«

»Ich habe den Leuten ja gezeigt, wie ich mich ungefähr verhalten werde.«

»Ja, und darum sind sie doppelt neugierig, einen Mann zu sehen, der sich vor dem Kodscha Bascha nicht fürchtet.«

Eben als wir aufbrechen wollten, kam der Fährmann zu uns.

»Herr,« sagte er zu mir, »ich komme heimlich, um mir deinen Rat zu holen. Ich weiß nicht, wie ich mich verhalten soll.«

»Sollst du etwa als Zeuge gegen mich auftreten?«

»Ja. Der Mübarek zwingt mich dazu. Er hat mich deshalb aufgesucht.«

»Was sollst du denn gegen mich aussagen?«

»Daß du mich in Lebensgefahr gebracht und hier in diesem Hofe mißhandelt habest.«

»Habe ich das getan?«

»Nein, Effendi.«

»Also verleitet er dich, falsches Zeugnis abzulegen. Das soll er büßen.«

»Herr, sage nichts! Er würde sich an mir rächen.«

»Habe keine Sorge! Es wird ihm unmöglich sein, sich zu rächen.«

»Ist das wahr?«

»Ja. Sage nur die volle Wahrheit. Er kann dir nichts tun.«

»So will ich schnell wieder hingehen. Ich habe mich heimlich fortgeschlichen.«

Wir folgten ihm langsam nach.

Band V:
Durch das Land
der Skipetaren

Erstes Kapitel

Entlarvt

Die türkische Rechtspflege hat bekanntlich ihre Eigentümlichkeiten, sagen wir geradezu ihre Schattenseiten, die um so deutlicher hervortreten, je entlegener die Gegend ist, um die es sich handelt. Unter den dortigen Verhältnissen ist es nicht zu verwundern, daß da, wo die verschiedenen zuchtlosen, sich ewig befehdenden Stämme der Arnauten ihre Wohnsitze haben, von einem wirklichen ›Rechte‹ fast gar nicht gesprochen werden kann.

Bei Ostromdscha beginnt das Gebiet dieser Skipetaren, welche nur das eine Gesetz kennen, daß der Schwächere dem Stärkeren zu weichen hat. Wollten wir nicht den kürzeren ziehen, so mußten wir dasselbe auch für uns in Anwendung bringen. Wir hatten dies schon am Nachmittage, und zwar, wie man weiß, mit Erfolg getan und waren entschlossen, bei der Sitzung, welcher wir nun jetzt entgegen gingen, in derselben kräftigen Weise aufzutreten.

Als wir nach dem ›Gerichtsgebäude‹ aufbrachen, war die Dämmerung eingetreten. Wir sahen unterwegs viele Menschen stehen, welche im Hofe keinen Platz gefunden und sich hier aufgestellt hatten, um uns wenigstens kommen zu sehen.

Als wir im Hofe ankamen, wurde das Tor hinter uns verschlossen, das war für uns kein gutes Zeichen. Der Mübarek hatte seinen Einfluß aufgeboten und zwar nicht ohne Erfolg, wie es schien.

Wir konnten kaum durch die Menge bis an den Platz des Verhöres gelangen. Wo vorher nur ein Stuhl gestanden hatte, war jetzt noch eine lange Bank aufgestellt. Der Apparat zur Bastonnade lag noch an derselben Stelle.

Man hatte Öl in Gefäße gegossen, Werg hineingetan und dasselbe angebrannt. Diese Flammen ließen alles in einem abenteuerlichen Licht erscheinen.

Die Herren vom Gericht befanden sich im Innern des Hauses. Unsere Ankunft wurde ihnen gemeldet. Die Kawassen postierten sich so um uns, daß sie den Weg nach dem Tor ver-

sperrten. Da dasselbe verschlossen war, so ließ sich dieses Verhalten der Polizisten doppelt bedenklich für uns deuten.

Lautlose Stille herrschte rundum. Jetzt erschienen die fünf Herren, und sofort zogen die Kawassen blank.

»O Allah!« sagte Halef in ironischem Tone. »Wie wird es uns ergehen, Sihdi! Ich zittere vor Angst.«

»Ich ebenso.«

»Soll ich diesen dummen Menschen, die da glauben, uns mit ihren Säbeln bange zu machen, meine Peitsche schmecken lassen?«

»Keine Dummheit! Du warst heute schon einmal voreilig und trägst die Schuld, daß wir uns überhaupt hier befinden.«

Die fünf Richter hatten Platz genommen, der Kodscha Bascha auf dem Stuhl und die Andern auf der Bank. Ein Frauenzimmer drängte sich aus der Menge herbei und nahm hinter dem Stellvertreter Stellung. Ich erkannte Nohuda, die Erbsen, welche ihrer Schönheit mit Eisenocker nachhalf. Der Stellvertreter war also wohl ihr glücklicher Ehemann. Er hatte sehr nichtssagende Gesichtszüge.

Zunächst dem Kodscha Bascha saß der Mübarek. Er hatte ein Papier quer über das Knie gelegt. Zwischen ihm und seinem Nachbar stand ein kleiner Topf. Da eine Gänsefeder in demselben steckte, so vermutete ich, daß er die Tinte enthalte.

Der Kodscha Bascha wackelte mit dem Kopfe und räusperte sich auffällig. Dies war das Zeichen, daß die Verhandlung beginnen solle. Er begann mit krähender, weithin schallender Stimme:

»Im Namen des Propheten und im Namen des Padischah, dem Allah tausend Jahre verleihen wolle! Wir haben diese Kasa zusammenberufen, um über zwei Verbrechen zu urteilen, welche sich heute in unserer Stadt und in deren Nähe ereignet haben. Selim, tritt vor! Du bist der Ankläger. Erzähle nun, was mit dir geschehen ist.«

Der Kawaß trat in die Nähe seines Herrn und erzählte. Was wir zu hören bekamen, war geradezu lächerlich. Er hatte sich in der angestrengtesten amtlichen Tätigkeit befunden und war von uns mörderisch überfallen worden. Nur durch Unerschro-

ckenheit und durch die tapferste Gegenwehr war es ihm gelungen, sein Leben zu retten, sagte er.

Als er geendet hatte, fragte ihn der Kodscha:

»Und welcher ist es, der dich schlug?«

»Dieser hier ist es,« antwortete er, auf Halef deutend.

»So kennen wir nun ihn und seine Tat und werden zur Beratung schreiten.«

Er begann mit seinen Beisitzern zu flüstern, und erklärte nach einer Weile mit lauter Stimme:

»Die Kasa hat beschlossen, daß der Verbrecher auf jede Fußsohle vierzig Hiebe erhalten und dann vier volle Wochen eingesperrt werden soll. Das verkündigen wir im Namen des Padischah. Allah segne ihn!«

Halefs Hand fuhr an den Griff seiner Peitsche. Ich mußte mir Mühe geben, nicht laut aufzulachen.

»Jetzt kommt das zweite Verbrechen,« verkündete der Beamte. »Mawunadschi, tritt vor, und erzähle!«

Der Fährmann gehorchte dieser Aufforderung. Er hatte jedenfalls mehr Angst als ich. Aber ehe er seinen Bericht beginnen konnte, wendete ich mich in sehr höflichem Ton an den Kodscha Bascha:

»Willst du vielleicht die Gnade haben, dich einmal zu erheben?«

Er stand ahnungslos von seinem Stuhl auf. Ich schob ihn zur Seite und setzte mich nieder.

»Ich danke dir,« sagte ich. »Es ziemt dem Niedrigen, dem Hohen Ehrerbietung zu erweisen. Du hast ganz recht getan.«

Jammerschade, daß es unmöglich ist, sein Gesicht zu beschreiben. Der Kopf geriet in ein gefährliches Pendeln. Er wollte reden, brachte aber vor Entsetzen kein Wort hervor. Darum streckte er, um wenigstens durch die Pantomime seine Entrüstung auszudrücken, die dünnen Arme aus und schlug die Hände über dem wackelnden Kopfe zusammen.

Kein Mensch sagte ein Wort. Kein Kawaß rührte sich. Man wartete auf den Zornesausbruch des Gebieters. Dieser fand glücklicherweise die Sprache wieder. Er brach in eine Reihe

unbeschreiblicher Interjektionen aus und schrie mich dann an:

»Was fällt dir ein! Wie kannst du eine solche Unverschämtheit begehen und – –«

»Hadschi Halef Omar!« unterbrach ich ihn laut. »Nimm deine Peitsche. Denjenigen, welcher noch ein einziges unhöfliches Wort zu mir sagt, beschenkst du mit Hieben, bis ihm die Haut zerplatzt; mag er sein, wer er will!«

Der kleine Hadschi hatte sofort die Peitsche in der Hand.

»Emir, ich gehorche,« sagte er entschlossen. »Gib mir nur einen Wink.«

Es fehlte leider die Beleuchtung, sonst hätte man erstaunte Gesichter sehen können. Der Kodscha Bascha wußte offenbar gar nicht, wie er sich verhalten sollte. Da flüsterte ihm der Mübarek einige Worte zu, worauf er den Kawassen befahl:

»Nehmt ihn gefangen! Schafft ihn in den Keller!«

Er deutete auf mich.

Die Polizisten traten herbei, mit blanken Säbeln in den Händen.

»Zurück!« rief ich ihnen zu. »Wer mich anrührt, den schieße ich nieder!«

Ich hielt ihnen die beiden Revolver entgegen, und im nächsten Augenblick sah ich keinen einzigen Kawassen mehr. Sie hatten sich in das Publikum verloren.

»Was erregt deinen Zorn?« fragte ich den Kodscha. »Warum stehst du? Warum setzest du dich nicht? Laß den Mübarek aufstehen, und setze dich an seinen Platz.«

Jetzt ging ein Gemurmeln durch die Menge. Daß ich den Kodscha beleidigen konnte, hatte ihnen noch im Bereich der Möglichkeit gelegen; aber daß ich nun auch den Heiligen angriff, das war denn doch zu viel gewagt. Man begann zu murren.

Das gab dem Kodscha eine bedeutende Energie. Er rief mir zornig zu:

»Mensch, sei du, wer du willst, aber für eine solche Frechheit werde ich dich auf das allerstrengste bestrafen. Der Mübarek

ist ein Heiliger, ein Liebling Allahs, ein Wundertäter. Wenn er will, kann er Feuer vom Himmel auf dich fallen lassen!«

»Schweig, Kodscha Bascha! Wenn du reden willst, so halte eine klügere Rede. Der Mübarek ist weder ein Heiliger noch ein Wundertäter. Er ist vielmehr ein Verbrecher, ein Schwindler und Bösewicht!«

Da wurden im Publikum drohende Stimmen laut. Noch lauter aber wurde die Stimme des Mübarek selbst. Er hatte sich erhoben, streckte die Hand gegen mich aus und rief:

»Er ist ein Giaur, ein ungläubiger Hund. Ich verfluche ihn. Möge sich die Hölle unter ihm öffnen und die Verdammnis ihn verschlingen. Die bösen Geister werden – –«

Weiter kam er nicht. Mein kleiner Hadschi hatte ausgeholt und ihm mit der Peitsche einen solchen Jagdhieb versetzt, daß der alte Sünder sich unterbrach und einen gewaltigen Luftsprung machte.

Das war ein gewaltiges Wagnis, wie sich sogleich zeigte. Nach einem Augenblick drohender Stille schallten von allen Seiten Schreie des Zornes im Publikum. Die Hinteren drängten nach vorn. Die Sache konnte verhängnisvoll werden. Da trat ich schnell an die Seite des Mübarek und rief so laut ich konnte:

»Rahat, süküt – Ruhe, seid still! Ich werde euch beweisen, daß ich recht habe. Halef, hole die Flamme her! – – Sehet her, ihr Leute, wer der Mübarek ist, und wie er euch täuscht! Seht ihr diese Krücken?«

Ich nahm den Schurken mit der rechten Hand beim Genick und preßte ihm den dünnen Hals zusammen. Mit der Linken riß ich ihm den Kaftan auseinander. Richtig, da hing an jeder Seite eine Krücke. Beide waren mit Gelenken versehen und konnten zusammengeschlagen werden.

Bei dieser Gelegenheit sah ich, daß die Innenseite des Kaftans anders gefärbt war, als die Außenseite. Das Kleidungsstück hatte viele Taschen. Ich griff in die erste beste und fühlte einen haarigen Gegenstand. Ich zog ihn heraus. Es war eine Perücke, ganz genau das wirre, struppige Haar, wie ich es bei dem Bettler gesehen hatte.

Der Kerl war so erschrocken, daß er alle Gegenwehr vergaß. Jetzt aber stieß er Hilferufe aus und schlug mit den Armen um sich.

»Osco, Omar, haltet ihn! Greift aber tüchtig zu! Wenn es ihm auch wehe tut!«

Die beiden Genannten packten ihn, so daß ich nun beide Hände frei bekam. Da Halef das eine Ölgefäß herbeigeht hatte, wurde unsere interessante Gruppe hell erleuchtet, so daß die Anwesenden alles deutlich sehen konnten. Sie verhielten sich ruhig.

»Dieser Mensch, den ihr für einen Heiligen haltet,« fuhr ich fort, »ist ein Verbündeter des Schut oder wohl gar der Schut selbst. Seine Wohnung ist der Aufenthalt von Dieben und Räubern, wie ich euch nachher beweisen werde. Er schleicht in allerlei Verkleidungen im Lande umher, um Gelegenheit zu Verbrechen auszukundschaften. Er und der Bettler Busra sind eine und dieselbe Person. Hier hat er sich die Krücken unter den Achseln angebunden. Wenn sie beim Gehen aneinander stießen, habt ihr geglaubt, daß seine Gebeine klappern. Hier ist die Perücke, welche er als Krüppel trug.«

Ich leerte nach und nach seine Taschen, betrachtete die einzelnen Gegenstände und erklärte deren Gebrauch, indem ich fortfuhr:

»Hier ist eine Büchse mit Farbenmehl, welches dazu diente, seinem Gesichte schnell eine andere Farbe zu geben. Da ist der Lappen, mit welchem er sich die Farbe rasch wieder abwischen konnte. Jetzt seht ihr eine Flasche, noch halb voll von Wasser, jedenfalls um sich auch an Orten, wo kein Wasser vorhanden war, nach Bedürfnis reinigen zu können. Und nun seht ihr – ja, was ist denn das? Das sind zwei kleine Halbkugeln aus Gummi. Er hat sie sich in die Backen gesteckt, wenn er den Bettler machen wollte. Das Gesicht war dann dicker als vorher. Seht ihr die verschiedene Färbung des Kaftan? Als Bettler zog er ihn aus, drehte die dunkle Seite nach außen und schlang ihn um den Leib. Dann sah das Gewand aus wie ein altes Tuch. Habt ihr jemals den Mübarek und den Bettler beisammen gesehen? Gewiß nicht. Das war ja ganz unmöglich, da beide nur eine

Person waren. Und hat sich nicht der Mübarek grad zu der Zeit zum erstenmale sehen lassen, in welcher auch der Bettler in diese Gegend kam?»

Diese letzteren Argumente schienen überzeugend zu sein, denn ich hörte von allen Seiten Ausrufe verwunderter Zustimmung erschallen.

Jetzt zog ich ein kleines Päckchen aus der Tasche. In einen alten Lumpen gewickelt erschien ein Armband von alten venetianischen Goldzechninen. Bei einigen der Münzen war die Prägung gut erhalten. Ich sah beim Schein der Flamme auf dem Avers das Bild des heiligen Markus, welcher dem Dogen die Kreuzesfahne reicht, und auf dem Revers das Bild eines andern, mir unbekannten Heiligen, von Sternen und der Inschrift umgeben: *Sit tibi, Christe, datus, quem tu regis, iste ducatus.*

»Hier ist ein Bilezik von zwölf goldenen Münzen in einen Lappen gewickelt,« fuhr ich fort. »Wer weiß, wo er es gestohlen hat! Wenn ihr nachforscht, wird sich die Besitzerin vielleicht finden lassen.«

»On iki zikkeler – zwölf Münzen?« rief eine Frauenstimme hinter mir. »Zeig her! Mir ist ein solches Armband in voriger Woche aus dem Kasten gestohlen worden.«

Nohuda, die »Erbse«, war die Sprecherin. Sie trat herbei, nahm mir das Armband aus der Hand und betrachtete es.

»Allah!« rief sie. »Es ist das meinige. Es ist ein altes Erbstück meiner mütterlichen Vorfahren. Schau her und überzeuge dich, daß es mir wirklich gehört!«

Sie gab es ihrem Mann.

»Bei Allah, es ist das deinige!« stimmte dieser bei.

»So besinne dich, Nohuda, ob der Mübarek zur betreffenden Zeit bei dir gewesen ist,« sagte ich.

»Der Mübarek nicht, aber der Krüppel. Er wurde hereingefahren, um ein Essen zu empfangen. Ich hatte meinen Schmuck auf dem Tische liegen und legte ihn in den Kasten zurück. Das hat er gesehen. Als ich nach einigen Tagen zufällig nachschaute, war das Armband weg.«

»So kennst du nun den Dieb.«

»Er ist's. Er hat es; es ist erwiesen. O du Spitzbube! Ich kratze dir die Augen aus! Ich werde – –«

»Still jetzt!« unterbrach ich sie in der Befürchtung, daß der Fluß ihrer Rede, einmal in Überschwemmung getreten, nicht so leicht und bald versiegen werde. »Behalte das Band und laß den Dieb bestrafen. Ihr seht jetzt, welch einen Menschen ihr verehrt habt. Und dieser Räuber ist sogar zum Basch Kiatib ernannt worden und hat über Andere mit zu Gericht gesessen. Mich hat er in die Hölle verflucht, und bald hätte ich mir seinetwegen den Zorn dieser braven Versammlung zugezogen. Ich verlange, daß er an einem sicheren Ort eingesperrt werde, von welchem kein Entkommen möglich ist, und daß dem Makredschi von Saloniki Anzeige erstattet werde.«

Man stimmte mir nicht nur bei, sondern es ließen sich zahlreiche Rufe hören:

»Prügelt ihn vorher! Gebt ihm die Bastonnade! Zerschlagt ihm die Fußsohlen!«

»Sapytyn-iz ona bojunu – dreht ihm den Hals um!« eiferte die ›Erbse‹ voller Grimm über den an ihr verübten Diebstahl.

Der Mübarek hatte bis jetzt nichts gesagt. Nun aber schrie er:

»Glaubt ihm nicht! Er ist ein Giaur. Er ist der Dieb. Er hat mir das Armband soeben in die Tasche gesteckt. Er – – waï waï!«

Er unterbrach sich mit diesem Ausruf des Schmerzes, weil ihm Halefs Peitsche auf den Rücken knallte.

»Warte, Schurke!« rief der Hadschi. »Ich will es dir auf den Rücken schreiben, daß wir erst heute in diese Gegend gekommen sind. Wie kann dieser Emir das Band gestohlen haben? Übrigens ist so ein berühmter Effendi kein Dieb. Hier hast du die Beglaubigung dafür.«

Er maß ihm noch einige so kräftige Hiebe über, daß der Gefroffene laut aufbrüllte.

»Aferim, aferim – bravo, bravo!« riefen dieselben Leute, welche mir noch vor wenigen Augenblicken gefährlich werden wollten.

Der Kodscha Bascha wußte nicht, was er tun und was er sa-

gen sollte. Er ließ mich machen. Doch hatte er schleunigst die Gelegenheit ergriffen, sich wieder auf dem Amtsstuhl niederzusetzen. So war doch wenigstens seine Ehre gewahrt.

Seine Beisitzer verhielten sich schweigsam. Sie mochten eine Art Beklemmung fühlen. Die Kawassen erkannten, daß meine Aktien zu steigen begannen, und in der Voraussetzung, daß ich mich infolgedessen in guter Laune befinden und ihnen nicht mehr gefährlich sein würde, kamen sie – einer nach dem andern – wieder herbei.

»Bindet den Kerl!« befahl ich ihnen. »Fesselt ihm die Hände!«

Sie gehorchten augenblicklich, und keiner der anwesenden Justizbeamten erhob Einspruch gegen meine Eigenmächtigkeit.

Der Mübarek sah wohl ein, daß es für ihn geraten sei, sich zu fügen. Er ließ sich binden, ohne Widerstand zu leisten, und setzte sich dann auf seinen Platz, wo er in sich zusammensank. Die Beisitzer standen schnell von ihren Sitzen auf. Sie wollten nicht dieselbe Bank mit einem Verbrecher teilen.

»Und nun zurück zu deinem Richterspruch,« sagte ich zu dem Kodscha Bascha. »Kennst du die Gesetze deines Landes?«

»Natürlich muß ich sie kennen,« antwortete er. »Ich habe ja in der Zivilhochschule studiert.«

»Das glaube ich nicht.«

»Warum nicht?« fragte er beleidigt. »Ich kenne das ganze geistliche Recht, welches auf dem Kuran beruht, auf der Sunna und auf den Entscheidungen der vier ersten Kalifen.«

»Kennst du auch das Mülteka el buher, welches euer Zivil- und Kriminalgesetzbuch ist?«

»Ich kenne es; es ist vom Scheik Ibrahim Halebi verfaßt.«

»Wenn du diese Verordnungen wirklich kennst, warum handelst du denn nicht nach ihnen?«

»Ich habe mich stets und auch heute streng nach ihnen gerichtet.«

»Das ist nicht wahr. Es steht geschrieben, daß der Richter selbst dem schlimmsten Verbrecher, bevor er ihm das Urteil

spricht, die Verteidigung gestatten muß. Ihr aber habt meinen Freund und Begleiter verurteilt, ohne ihn ein einziges Wort sagen zu lassen. Euer Urteil gilt also nichts. Auch müssen bei der Verhandlung alle Angeklagten und Zeugen vollzählig beisammen sein; das war aber keineswegs der Fall.«

»Es sind ja alle da!«

»Nein. Es fehlt Ibarek, der Herbergsvater. Wo befindet er sich?«

Der Richter wackelte verlegen mit dem Kopf, stand dann auf und antwortete:

»Ich werde ihn holen.«

Er wollte fortgehen; ich aber ahnte, was mit Ibarek geschehen war, und hielt den Bascha am Arm zurück, indem ich den Kawassen gebot:

»Holt Ibarek! Bringt ihn aber genau in demselben Zustand herbei, in welchem er sich jetzt befindet!«

Zwei von ihnen entfernten sich und führten nach kurzer Zeit den Wirt herbei. Die Hände waren ihm auf den Rücken gebunden.

»Was ist das? Was hat der Mann begangen, daß man ihn bindet?« fragte ich. »Wer hat den Befehl dazu gegeben?«

Der Bascha warf den Kopf herüber und hinüber und antwortete:

»Der Mübarek wollte es so haben.«

»So hat also der Kodscha Bascha das zu tun, was der Basch Kiatib befiehlt? Und doch sagst du, du hättest die Gesetze studiert! Dann ist es freilich kein Wunder, wenn in deinem Bezirke die ärgsten Spitzbuben für Heilige gehalten werden.«

»Ich war in meinem Recht,« verteidigte er sich kleinlaut.

»Das kannst du mir nicht beweisen.«

»O doch! Euch habe ich nicht arretieren lassen, weil ihr fremd seid. Dieser Herbergsvater aber ist ein Bewohner unserer Gegend. Er steht unter meiner Gewalt.«

»Und du meinst, daß es dir erlaubt sei, diese Gewalt zu mißbrauchen? Da stehen einige Hundert deiner Untergebenen. Meinst du, daß du mit ihnen machen kannst, was dir beliebt? Vielleicht hast du es bisher getan; aber sie werden sich das

heutige Vorkommnis merken und in Zukunft Gerechtigkeit verlangen. Ibarek ist bestohlen worden. Er kam zu dir, um dich um Hilfe zu bitten. Anstatt sie ihm zu gewähren, hast du ihn fesseln und einsperren lassen. Wie willst du diese Ungerechtigkeit verantworten? Ich verlange, daß du ihm augenblicklich die Fesseln lösest.«

»Die Kawassen haben es zu tun.«

»Nein, du selbst wirst es tun als Sühne für deine Ungerechtigkeit.«

Das war ihm denn doch zu viel. Er fuhr mich zornig an:

»Wer bist du denn eigentlich, daß du hier gebietest, als ob du unser Makredsch oder Bilad i Kamse Mollatari seist?«

»Siehe hier meine Papiere!«

Ich gab ihm die drei Pässe hin. Als er das Teskereh, das Buyuruldi und sogar den Ferman erblickte, kniff er erschrocken die kleinen Triefaugen zusammen, und sein Kopf pendelte wie das Metronom des berühmten Regensburger Johann Nepomuk Mälzl.

»Herr, du stehst ja im Schatten des Großherrn!« rief er aus.

»So Sorge dafür, daß ich einen Teil dieses Schattens auf dich werfe!«

»Ich werde tun, was du begehrt.«

Er trat zu Ibarek und löste ihm den Strick.

»Bist du nun zufrieden?« fragte er.

»Einstweilen, ja. Es wird noch mehr von dir verlangt. Dein Kawaß Selim hat dir grundfalschen Bericht erstattet. Das Zusammentreffen war ganz anders, als er erzählte. Der Mübarek wird ihm eingegeben haben, wie er zu sagen habe, um uns so viel wie möglich zu schaden.«

»Das glaube ich nicht.«

»Ich aber glaube es, denn er hat den Fährmann auch verleitet, ein falsches Zeugnis gegen mich abzulegen.«

»Ist das wahr?«

Diese Frage war an den Fährmann gerichtet, welcher jetzt glaubte, daß der Mübarek ihm nun nicht mehr schaden könne, und infolgedessen furchtlos erzählte, wie er von ihm instruiert worden sei.

»Du siehst,« sagte ich zu dem Bascha, »daß ich diesem Mann keineswegs nach dem Leben getrachtet habe. Ich sah, daß er den Spion des Alten machte, und nahm ihn mit mir, um nach der Angelegenheit zu forschen. Das ist alles. Wenn du mich dafür bestrafen willst, so bin ich bereit, meine Verteidigung anzutreten.«

»Herr, von einer Bestrafung kann keine Rede sein; du hast keinen Fehler begangen.«

»So kann auch mein Begleiter nicht wegen des Kawassen bestraft werden, denn nicht er, sondern ein ganz Anderer trägt die Schuld an dem Vorkommnis.«

»Wer ist der Andere?«

»Du selbst bist es.«

»Ich? – Wieso?«

»Als Ibarek bestohlen worden, kam er zu dir, um Anzeige zu machen. Was hast du getan, um deine Pflicht zu erfüllen?«

»Alles, was ich konnte.«

»So? – Was war das?«

»Ich habe Selim den Auftrag gegeben, er solle nachsinnen, was zu tun sei.«

»Die andern Kawassen hast du nicht damit betraut?«

»Nein; denn das war überflüssig. Sie hätten ja doch nichts entdeckt.«

»So müssen deine Polizisten große Dummköpfe sein, weil du gleich von vornherein weißt, daß sie keinen Erfolg haben werden. Die Tat ist hier geschehen. Warum aber hast du denn diesen Selim, welcher sich erst seit ganz kurzem hier befindet, mit der Sache betraut?«

»Weil er der Klügste ist.«

»Ich denke, du hast einen ganz andern Grund.«

»Herr, welchen andern Grund sollte ich haben?«

»Ein guter Beamter setzt alle Hebel an, den Täter eines solchen Verbrechens zu entdecken. Du aber hast es verschwiegen und dem Einen, welchem du es mitteiltest, hast du fast eine ganze Woche Zeit gegeben, sich die Sache zu überlegen. Das hat den Anschein, als ob du wünschest, daß die Diebe entkommen mögen.«

»Effendi! Was denkst du von mir?«

»Meine Ansicht richtet sich ganz genau nach deinem Verhalten. Nichts lag näher, als daß du hier in Ostromdscha nach den Tätern suchen ließest.«

»Sie sind ja nach Doiran geritten!«

»Das zu glauben, muß man sehr befangen sein. Kein Dieb wird sagen, wohin er sich wenden will. Soviel mußst du als alter Jurist doch wissen. Wie nun, wenn ich entdeckte, daß du ein Freund dieser Verbrecher bist?«

Er begann fürchterlich mit dem Kopf zu wackeln, jedenfalls vor Bestürzung.

»Herr, ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll!« rief er aus.

»Sage lieber gar nichts, denn meine Meinung bleibt doch gänzlich unverändert. Wenn du dich der Sache in der Art angenommen hättest, wie es deine Pflicht war, so wären die Diebe längst entdeckt.«

»Glaubst du, daß sie freiwillig kommen, um sich mir zu melden?«

»Nein; aber ich glaube, daß sie sich hier in Ostromdscha befinden.«

»Unmöglich! Es sind in keinem Konak drei Reiter abgestiegen.«

»Das wird ihnen auch nicht einfallen. Sie werden sich nicht so nahe am Tatort öffentlich zeigen. Sie haben sich versteckt.«

»Soll ich wissen, bei wem?«

»Warum nicht? Ich bin ein Fremder und weiß es doch.«

»Was! Du weißt es?«

»Ja, ganz genau.«

»So mußt du allwissend sein.«

»Nein; ich habe aber gelernt, nachzudenken. Solche Halunken werden sich nur bei gleich schlechten Subjekten verstecken. Wer aber ist das schlechteste Subjekt in Ostromdscha?«

»Meinst du den Mübarek?«

»Du hast's erraten.«

»Bei ihm sollen sie sein?«

»Jedenfalls.«

»Da irrst du dich.«

»Ich irre mich so wenig, daß ich bereit bin, mit dir zu wetten. Wenn du die Diebe fangen willst, so mußt du hinauf zur Ruine gehen.«

Er blickte zu dem Mübarek hinüber, und dieser erwiderte den Blick. Es war mir ganz so, als ob diese beiden doch in einem Einvernehmen ständen.

»Der Weg würde vergeblich sein, Herr,« sagte er.

»Ich bin vom Gegenteil überzeugt und sage dir, daß wir nicht nur die Diebe, sondern auch die gestohlenen Gegenstände finden würden. Darum fordere ich dich auf, mir mit deinen Kassen zu folgen.«

»Du scherzest doch?«

»Nein, es ist mein Ernst.«

»In dieser Dunkelheit?«

»Fürchtest du dich?«

»Nein; aber solche Menschen sind gefährlich. Sind sie wirklich oben, so werden sie sich verteidigen. Warte lieber, bis es morgen Tag geworden ist.«

»Bis dahin könnten sie entkommen sein. Es hat übrigens den Anschein, daß es hier Leute gibt, welche die Diebe warnen würden.«

»Das wird niemand tun. Ich selbst werde dafür sorgen, daß kein Mensch sich in dieser Nacht der Ruine nähern kann.«

»Sorge lieber dafür, daß wir schnell aufbrechen können, und gib Befehl, daß Laternen mitgenommen werden.«

»Herr, laß ab von diesem Beginnen!«

»Nein! Wenn du deine Pflicht nicht tun willst, so bleibe daheim. Ich werde Leute finden, welche des Amtes eines Kodscha Bascha würdiger sind.«

Das zog. Er wackelte zwar noch immer höchst bedenklich mit dem Kopf, sagte aber doch:

»Du darfst mich nicht verkennen. Ich bin nur auf dein eigenes Wohl bedacht und wünsche nicht, daß du dich in Gefahr begibst.«

»Kümmere dich nicht um mich! Mein Wohl wahre ich selbst.«

»Nehmen wir den Mübarek mit?«

»Ja. Er wird uns führen.«

»So erlaube, daß ich für Beleuchtung und auch für Waffen
sorge.«

Er begab sich in das Haus.

Viele der anwesenden Leute eilten fort; ich vermutete, um Laternen, oder etwas Ähnliches zu holen und uns zu begleiten. Ibarek hatte dieser Verhandlung still zugehört. Jetzt fragte er mich:

»Effendi, glaubst du wirklich, daß wir die drei Spitzbuben fangen?«

»Ganz gewiß.«

»Und daß ich mein Eigentum zurückerhalte?«

»Ich bin überzeugt davon.«

»Herr, ich kann dich nicht begreifen! Es scheint, daß du alles weißt. Ich gehe natürlich mit Freuden hinauf zu der Ruine.«

»Was sagst du nun zu dem Einsiedler? Du hast ihn gepriesen, obgleich du ihn fürchtetest. Und als du von ihm sprachst, ahnte ich bereits, daß er ein großer Halunke sei. Die Diebe deines Eigentumes befinden sich bei ihm.«

Der Bascha kehrte bald zurück. Er brachte einige alte Laternen, mehrere Fackeln und eine Anzahl von Kienspänen. Andere Leute kamen mit ähnlichen Beleuchtungsgegenständen herbei, und dann setzte sich der Zug in Bewegung.

Ein nächtlicher Zug zu der Ruine hinauf, um Diebe einzufangen, das war noch niemals dagewesen; das war den Leuten eine Lust. Darum wanderte fast die ganze Bevölkerung des Ortes hinter uns her.

Da ich weder dem Kodscha Bascha noch seinen Kawassen recht traute, mußten Osko und Omar den Mübarek bewachen. Sie hatten ihn zwischen sich genommen.

Voran schritten einige Kawassen. Dann kam der Bascha mit den Herren seines Gerichtes, hinter diesen der Mübarek mit seinen beiden Wächtern, dann ich mit Halef und den beiden verschwägerten Wirten, und hinter uns drein tummelte sich das Alter und die Jugend von Ostromdscha.

Es war lustig, zu hören, welche Meinungen geäußert wur-

den, auch über unsere Personen. Der Eine meinte, ich sei ein großherrlicher Prinz, und der Andere hielt mich für einen persischen Fürstensohn. Ein Dritter schwur, ich sei ein indischer Zauberer, und ein Vierter schrie überlaut, daß ich ein Kronprinz aus Moskau sei und gekommen wäre, um das Land für Rußland zu erobern.

Je näher wir der Ruine kamen, desto stiller wurden die Leute. Sie sahen doch ein, daß man vorsichtig sein müsse, wenn man Spitzbuben fangen wolle.

Da, wo der Wald begann, blieben viele zurück. Das waren die Furchtsamen. Sie versicherten aber doch hoch und teuer, daß sie sich nur darum hier postierten, damit die Diebe an dieser Stelle nicht durchkommen könnten, falls es ihnen gelingen sollte, oben zu entfliehen.

Als wir dann die Lichtung erreichten, herrschte die Ruhe des Grabes auf derselben. Die Helden fühlten sich beklommen. Die Spitzbuben konnten ja jeden Augenblick erscheinen, konnten hinter jedem Baum stecken. Man trat so leise wie möglich auf, um sie ja nicht zu verscheuchen und – um ja nicht etwa derjenige oder diejenige zu sein, der oder die mit ihnen in Kampf kommen werde. Denn Frauen waren auch dabei.

Diese gespannte Stille erlitt freilich einmal eine kurze Unterbrechung. Ein schriller Schrei erscholl aus einer weiblichen Kehle. Als ich an die Stelle kam, fand ich, daß Nohuda, die »Erbse«, so unglücklich gewesen war, sich in die kalte Quelle zu betten, an welcher ich die Butterblume gefunden hatte. Sie saß im Wasser und hielt ihrem geliebten Gerichtsbeisitzer eine mehr als halblaute Rede, deren Inhalt dringend wünschen ließ, daß sie dieselbe in sehr leisem Ton gehalten hätte. Sie wollte sich nicht herausziehen lassen, denn sie werde sich erkälten, wenn sie durchnäßt in der kühlen Abendluft einhergehen müsse, und nur, als ich ihr erklärte, daß das Wasser noch kälter als die Luft sei, meinte sie:

»Effendi, deinem Rat werde ich folgen. Du weißt das alles besser als andere Leute oder gar als mein Mann, der mich geradenwegs in dieses Loch hineingeführt hat.«

Ich zog sie heraus. Glücklicherweise stand das Wasser kaum einen Fuß hoch. Ob es in der Folge ihrer durch Eisenocker verjüngten Schönheit schädlich geworden ist, weiß ich leider nicht.

Der Mübarek stand mit Omar und Osko an der Türe seiner Hütte. Er verlangte, hineingelassen zu werden. Da er sich aber mit Chemie abgab und in allerlei vermeintlichen Zauberkünsten bewandert war, so traute ich ihm nicht. Er konnte ja irgend eine Vorrichtung angebracht haben, welche für den Fall einer plötzlichen Verhaftung berechnet war.

»Was willst du drin tun?« fragte ich.

Er antwortete mir nicht. Der gute Mann schien gar nichts mehr von mir wissen zu wollen.

»Wenn du nicht antwortest, so darfst du auch nicht erwarten, daß dein Wunsch erfüllt werde.«

Jetzt antwortete er:

»Ich habe Tiere drin, welche gefüttert werden müssen, wenn sie nicht verhungern sollen.«

»Ich selbst werde sie morgen früh füttern. Deine Heimat ist von jetzt an das Gefängnis. Doch bin ich bereit, dir den Wunsch zu erfüllen, falls du mir einige Fragen der Wahrheit gemäß beantwortest.«

»So frage!«

»Hast du Besuch?«

»Nein.«

»Bewohnt außer dir jemand die Hütte oder die Ruine?«

»Nein.«

»Weißt du nicht, ob jemand in der Hütte anwesend ist?«

»Es ist niemand da. Ich müßte es wissen.«

»Kennst du einen Mann, welcher Manach el Barscha heißt?«

»Nein.«

»Oder einen andern namens Barud el Amasat?«

»Auch nicht.«

»Und doch sagen diese Leute, daß sie dich sehr gut kennen.«

»Das ist nicht wahr.«

»Daß du sie von meiner Ankunft heute benachrichtigt habest.«

»Das ist eine Lüge!«

»Und daß du dafür sorgen wolltest, daß ich eingesperrt werde. Dann wollt ihr kommen und mich ermorden.«

Er antwortete nicht sofort. Daß ich dies alles wußte, kam ihm jedenfalls nicht ganz geheuer vor. Es mochte die Ahnung in ihm aufdämmern, daß er heute abend hier nicht alles so wiederfinden werde, wie er es verlassen hatte. Ich hörte, wie er schluckte und schluckte, als ob er irgend etwas hinunter zu würgen habe; dann antwortete er:

»Herr, ich weiß nicht, was du redest und was du von mir willst. Ich kenne die Namen nicht, welche du mir genannt hast, und habe nichts mit Leuten zu tun, wie diejenigen zu sein scheinen, von denen du sprichst.«

»So weißt du wohl auch nicht, daß zwei Brüder kommen wollen, um euch zu melden, daß ich in Menlik ermordet worden sei?«

»O Allah, ich weiß kein Wort, keine Silbe davon!«

»Du bist so unwissend, daß deine Unkenntnis mich erbarmt, und aus diesem Erbarmen will ich dir zeigen, was für gefährliche Leute sich in deiner Nähe befinden; komm!«

Ich nahm ihn beim Arm und führte ihn fort. Auf meinen Wink schritt Halef mit der Fackel voran, um zu leuchten. Die zu der Kasa gehörigen Herren folgten, auch Osko, Omar und die beiden Wirte. Die Andern mußten zurückbleiben, da im Innern der Ruine nicht so viel Raum vorhanden war.

Was mußte in dem Mübarek vorgehen, als er jetzt bemerkte, mit welcher Sicherheit wir beide den Weg verfolgten, von welchem er geglaubt hatte, daß er für einen jeden Fremden ein Geheimnis sei!

Als Halef den Efeu zurückschob, hörte ich, daß der Alte einen Fluch ausstieß, den er nicht ganz zu unterdrücken vermochte.

»Was? Pferde?« fragte der Kodscha Bascha, als wir in die Abteilung gelangten, welche als Stall benutzt wurde.

Da es Nacht war, machten uns die Tiere ein wenig zu schaf-

fen. Sie waren nicht angebunden und scheuten vor den Lichtern und vor den fremden Personen.

»Wo Pferde sind, müssen auch Menschen sein, denen sie gehören,« sagte Halef. »Kommt hier heraus, so werden wir sie finden.«

Die drei Gefesselten lagen ganz genau noch so da, wie wir sie verlassen hatten.

Es wurde zunächst kein Wort gesagt. Ich band mit Halefs Hilfe die Drei los, aber nur so weit, daß sie den Gebrauch der Füße wieder erhielten und aufstehen konnten.

»Manach el Barscha, kennst du diesen Mann?« fragte ich, auf den Mübarek zeigend.

»Allah verdamme dich!« antwortete er.

»Barud el Amasat, kennst du ihn?«

»Stürze von der Brücke des Todes in die ewige Verdammnis hinab!« rief er.

Da wendete ich mich an den Gefängnisaufseher:

»Du hast nur die eine Tat begangen, daß du diesen Gefangenen befreitest. Die Strafe dieser beiden wird eine schwere sein; die deinige aber wird viel leichter ausfallen, zumal wenn du zeigst, daß du kein halsstarriger Sünder bist. Sage mir die Wahrheit! Kennst du diesen Mann?«

»Ja,« antwortete er, nachdem er einige Augenblicke lang mit sich zu Rate gegangen war.

»Wer ist er?«

»Der alte Mübarek.«

»Du kennst auch seinen wirklichen Namen?«

»Nein.«

»Er und deine beiden Gefährten kennen sich auch gegenseitig?«

»Ja. Manach el Barscha ist sehr oft bei ihm gewesen.«

»Ich sollte in Menlik ermordet werden?«

»Ja.«

»Und heute wurde derselbe Beschluß gefaßt? Man wollte mich im Gefängnis töten?«

»So ist es.«

»Und nun noch eins. Während du mit Ibarek und seinen

Leuten Karten spieltest, haben die beiden andern ihn bestohlen.«

»Ich nicht, sondern sie waren es.«

»Schon gut! Du bist ebenso dabei beteiligt, wie sie; denn du hast durch deine Kunststücke dazu beigetragen, daß der Diebstahl gelang. Ich habe genug gehört.«

Und mich an den Kodscha Bascha wendend, fragte ich:

»Nun, habe ich nicht recht gehabt? Sind die Diebe nicht hier in der Ruine?«

»Herr, du hattest sie bereits gefunden, als du mit mir von ihnen sprachst.«

»Allerdings! Aber daß ich sie so rechtzeitig, so schnell gefunden habe, das mag dir ein Beweis sein, wie leicht es für dich gewesen wäre, deine Pflicht zu tun. Diese drei Menschen werden in das Gefängnis geführt und gut bewacht. Gleich morgen früh wirst du dem Makredschi den Bericht senden, welchem ich auch den meinigen beilegen werde. Er wird dann bestimmen, was geschehen soll. Ibarek, sieh hier auf den Boden nieder. Ich glaube, das sind die Gegenstände, welche dir gestohlen worden sind.«

Der Inhalt der Taschen der drei Gefangenen war von uns in drei Häufchen niedergelegt worden. Ibarek freute sich königlich, daß er sein Eigentum wieder sah. Er wollte es an sich nehmen; da aber sagte der Kodscha Bascha:

»Halt! So schnell geht das nicht. Alle diese Gegenstände muß ich mit mir nehmen. Sie haben als Beweis bei der Verhandlung zu dienen und bei der Bestimmung des Strafmaßes als Richtschnur.«

Ich kannte die Gepflogenheit dieser Leute. Wer weiß, ob Ibarek jemals etwas wiederbekommen hätte! Darum antwortete ich an seiner Stelle:

»Das ist nicht nötig. Ich selbst werde ein Verzeichnis dieser Gegenstände anfertigen und sie auch auf ihren Wert taxieren. Dieses Verzeichnis leistet dir ganz dieselben Dienste, wie die Sachen selbst.«

»Herr, du bist kein Beamter!«

»Mann, ich habe dir heute erwiesen, daß ich ein besserer Be-

amter sein würde, als du! Wenn du meinen Vorschlag von dir weistest, so werde ich dem Makredsch viel ausführlicher schreiben, als dir lieb sein kann. Also schweig! Das liegt in deinem eigenen Interesse.«

Ich sah es ihm an, daß er mir mit einer Grobheit antworten wollte; aber er hielt sie doch zurück. Er mußte sich sagen, daß dies nur zu seinem Schaden sein würde. Aber er erhob nun gleich andere Ansprüche:

»So mag er seine Sachen behalten; aber alles Andere, was sie bei sich gehabt haben, konfisziere ich.«

Er wollte sich bücken, um die Geldbeutel und anderen Gegenstände aufzuheben.

»Halt!« sagte ich. »Diese Sachen sind bereits konfisziert.«

»Von wem?«

»Von mir.«

»Hast du das Recht dazu?«

»Gewiß! Ich werde auch über sie ein Verzeichnis ausstellen, wobei du ja als Zeuge dienen kannst, daß ich nichts unterschlage. Dann sende ich beides, die Liste und die Sachen, dem Makredsch ein.«

»Das gehört alles in meine Hände!«

»Du sollst auch zu deinem Recht kommen. Konfisziere du die Pferde, und was zu ihnen gehört, so hast du deinen Willen. Das Andere aber gehört mir. Halef, stecke alles ein!«

Der kleine Hadschi war so schnell bei der Hand, daß in Zeit von drei Sekunden alles in seiner Tasche verschwunden war.

»Diebe!« brummte der Mübarek.

Der Lohn wurde ihm auf der Stelle. Halefs Peitsche gab ihm eine überaus deutliche und auch sehr fühlbare Antwort.

Jetzt wurden die Gefangenen durch die Ruine hinaus auf die Lichtung transportiert. Dort stand das neugierige Publikum, welches sich herbei drängte, um sich die Drei zu betrachten.

Ibarek erzählte mit lauter Stimme, daß er glücklich zu seinem Eigentum gelangt sei. Er war des Lobes voll.

Nun nahmen die Kawassen die vier Arrestanten in die Mitte und setzten sich mit ihnen in Bewegung. Die Menge folgte, das

gelungene Abenteuer besprechend. Der Abzug wurde viel lauter bewerkstelligt, als der Aufmarsch.

Auch die Herren von der Obrigkeit schlossen sich dem Zug an. Ich blieb mit Halef zurück. Er hatte mir einen Wink gegeben.

»Sihdi, ich habe noch die halbe Fackel,« sagte er; »sie ist zwar verlöscht, aber wir können sie ja wieder anbrennen. Wollen wir uns nicht die Hütte des Alten ansehen?«

»Ja, wir wollen es wenigstens versuchen.«

»Hast du den Schlüssel noch? Ich habe gesehen, daß du ihn einstecktest, als du dem Schurken in der Gerichtsverhandlung die Taschen leertest.«

»Ich habe ihn noch, weiß aber nicht, ob es der Hüttenschlüssel ist.«

»Er wird es schon sein. Welche Schlüssel sollte der Alte sonst noch haben!«

Wir warteten, bis die Anderen sämtlich verschwunden waren, und schlossen dann die Türe auf. Mit Hilfe eines Zündholzes und eines Stückes Papier wurde die Fackel wieder in Brand gesteckt, dann traten wir ein.

Das armselige Gebäude lehnte, wie bereits erwähnt, an einer Mauer. Es schien, von außen betrachtet, nur einen einzigen kleinen Raum zu enthalten; aber als wir uns jetzt im Innern befanden, sahen wir, daß mehrere Stuben hintereinander lagen. Die inneren Räume gehörten zu dem alten Schloß, und die Hütte war in schlauer Weise an die Öffnung gesetzt worden.

Die vordere Stube war fast leer. Man sah es ihr an, daß sie nur dazu diente, Besuche abzufertigen.

Als wir das zweite Gelaß betreten wollten, bemerkte ich mehrere Fäden, welche oben, unten und in der Mitte quer über den Eingang liefen. Ich berührte den einen vorsichtig mit dem Griff meiner Peitsche, und sofort ertönte das Krachen eines Schusses. Katzen miauten, ein Hund bellte, Raben krächzten und allerlei andere Stimmen wurden hörbar.

»O Allah!« lachte Halef. »Wir befinden uns wahrscheinlich in der Arche des Erzvaters Noah. Aber, Sihdi, ich schlage vor,

daß wir nicht weiter eindringen. Warten wir lieber, bis es Tag ist.«

Ich stimmte sehr gern bei. Wenn ich dem alten Mübarek auch keine außergewöhnlichen physikalischen Kenntnisse zutraute, so konnten die seinigen doch vollständig ausgereicht haben, irgend einen wirkungsvollen Apparat zum Unschädlichmachen fremder Eindringlinge zu erfinden. Wir schlossen also wieder zu und löschten die Fackel aus.

Eben als wir den Heimweg antreten wollten, kam eine weibliche Gestalt auf uns zu gehuscht. Ich erkannte ihr Gesicht nicht. Sie aber ergriff meine Hand und drückte, bevor ich es zu hindern vermochte, ihre Lippen darauf.

»Ich sah beim Scheine der Fackel, daß du es bist, Effendi, und muß dir nochmals danken.«

Es war Nebatja, die Pflanzensucherin.

»Was tust du hier oben?« fragte ich sie. »Warst du bereits da, als wir die Gefangenen holten?«

»Nein. Es ist keine Freude für mein Herz, solche unglückliche Menschen zu sehen. Aber ich war im Hofe des Kodscha Bascha, als du verurteilt werden solltest. Herr, du bist tapfer gewesen, aber du hast dir auch einen bösen Feind erworben.«

»Wen? Den Mübarek?«

»Den meine ich nicht, obgleich auch er dich haßt. Ich meine den Kodscha Bascha.«

»Ich glaube wohl, daß er mir nicht seine besondere Liebe schenken wird; aber als Feind brauche ich ihn nicht zu fürchten.«

»Ich bitte dich dennoch, sei vorsichtig!«

»Ist er ein so schlimmer Gast?«

»Ja. Er ist die Obrigkeit, aber im Stillen unterstützt er die Leute des Schut.«

»Ah! Woher weißt du das?«

»Er war oft des Nachts hier oben bei dem Mübarek.«

»Hast du dich nicht getäuscht?«

»Nein. Ich habe ihn beim Mondschein sehr deutlich gesehen, und ich habe ihn in dunkler Nacht an der Stimme erkannt.«

»Hm! Bist du so oft hier oben gewesen?«

»Oft, trotzdem es mir vom Mübarek verboten worden. Ich liebe die Nacht. Sie ist die Freundin des Menschen. Sie läßt ihn mit seinem Gott allein und duldet nicht, daß er im Gebet gestört wird. Auch gibt es Pflanzen, die man nur des Nachts suchen darf.«

»Wirklich?«

»Ja. Wie es Pflanzen gibt, welche nur des Nachts duften, so gibt es überhaupt solche, die nur des Nachts wachen; am Tage aber schlafen sie. Und hier oben gibt es solche Nachtfreundinnen, bei denen ich dann sitze, um mit ihnen zu sprechen und auf ihre Antwort zu lauschen. In der letzten Zeit war mir das schwer gemacht. Heute aber hast du meinen Feind entlarvt; er befindet sich in Gefangenschaft, und da bin ich nun gleich heraufgegangen, um mir nach Mitternacht einen König zu holen.«

»Einen König? Ist das auch eine Pflanze?«

»Ja. Kennst du sie nicht?«

»Nein.«

»Sie ist ein König, denn wenn sie stirbt, so stirbt das ganze Volk mit ihr.«

Ich hatte hier ein ganz eigenartig und tief angelegtes Frauen-gemüt vor mir. Dieses Weib mußte im Schweiß der Arbeit für ihre Familie sorgen und fand doch noch Zeit, des Nachts stundenlang mit den Pflanzen zu verkehren, mit ihnen zu sprechen und die Geheimnisse ihres Daseins zu erlauschen.

»Wie ist der Name dieser Pflanze?« fragte ich neugierig.

»Es ist die Hadsch Marrjam. Wie schade, daß du sie nicht kennst!«

»Ich kenne sie; aber ich habe nicht gewußt, daß sie einen König hat.«

»Nur wenige Menschen wissen es, und unter diesen wenigen ist selten einer so glücklich, einen König zu finden. Man muß die Hadsch Marrjam sehr lieb haben und ihre Art und Weise ganz genau kennen; dann findet man den König. Das Volk wächst gern auf unfruchtbaren Stellen, an Bergen, Felsenbrüchen und öden Halden. Es steht stets im Kreise, der oft

klein, oft auch groß ist, und ganz genau im Mittelpunkt dieses Kreises steht der König.«

Das war mir freilich neu. Hadsch Marrjam heißt ›Kreuz Mariens‹, und ganz dieselbe Pflanze wächst auch in Deutschland und wird im Volk Marienkreuzdistel genannt. Wie sonderbar, daß der Name auf den Höhen des Erzgebirges gerade so lautet, wie am Babuna- oder Plaschkawitzgebirg in der Türkei!

Die Frau fuhr in ihrem Lieblingsthema fort:

»Diese Distel ist sehr dürr und spröde; sie wird nicht hoch und hat einen dünnen Stengel; aber der König ist breit und wird alle Tage breiter. Sein Stengel ist so dünn wie eine Messerklinge; aber er kann so breit wie zwei Hände werden und trägt oben einen langen, schmalen Distelkopf, auf dessen dunkeln Grund eine helle Zickzackschlange gezeichnet ist. Diese Schlange leuchtet des Nachts.«

»Ist das wahr?«

»Ich belüge dich nicht, Herr. Ich habe es oft gesehen und werde es auch heute wieder sehen. Wenn man den Distelkönig fortnimmt, so gehen alle seine Untertanen ein. Nach Verlauf eines Monats sind sie tot. Sonst aber werden sie sehr alt. Der König, welchen ich heute hole, ist wohl gegen zehn Jahre alt.«

»Aber wenn du ihn holst, so geht ja sein Volk ein!«

»O nein! Es ist ein neuer, junger König gewachsen; da kann man den Alten fortnehmen. Das muß am Sonntag nach dem Neumond geschehen, am heiligen Tag der Christen, deren Himmelskönigin Marrjam ist. An diesem Tag leuchtet der König am schönsten; er leuchtet, selbst abgeschnitten, dann noch einige Nächte. Da hat er seine beste Kraft. Heute ist der erste Sonntag nach Neumond; darum hole ich mir den König in dieser Nacht. Wenn du Zeit hättest, könntest du ihn leuchten sehen.«

»Ich würde mit dir gehen, denn ich interessiere mich außerordentlich für solche Geheimnisse der Natur; aber ich muß leider hinab in die Stadt.«

»So bringe ich ihn dir morgen abend; da leuchtet er auch noch.«

»Ich weiß nicht, ob ich dann noch in Ostromdscha sein werde.«

»Herr, willst du so schnell fort?«

»Ja. Ich kam nicht her, um lange zu verweilen, und meine Zeit ist mir karg zugemessen. Doch sage, welche Kraft schreibt man dem Distelkönig zu?«

»Die gewöhnliche Hadsch Marrjam heilt, als Tee getrunken, die Lungensucht, falls diese nicht gar zu alt geworden ist. Die Distel hat einen Stoff, welcher die winzig kleinen Krankheits-tiere tötet, die sich in der Lunge befinden. Von dem König aber sagt man, daß er den Lungensüchtigen noch vom Grab weg-nähme.«

»Hast du das probiert?«

»Nein; ich glaube es, denn der Schöpfer ist allmächtig und kann, wenn er will, den kleinsten Pflänzchen eine große Kraft verleihen.«

»So komm morgen zu mir und zeige mir den König, wenn ich noch da bin. Weißt du, wo ich wohne?«

»Ich habe es gehört. Schlafe wohl, Effendi!«

»Gut Glück mit dem König, Nebatja!«

Sie ging.

»Sihdi, glaubst du das von dem König der Disteln?« fragte mich Halef im Weiterschreiten.

»Ich bezweifle es nicht.«

»Ich habe noch nie gehört, daß Pflanzen ihre Herrscher ha-ben.«

»So glaubst du es also nicht. Nun, wenn sie mir diesen Be-herrscher der Hadsch Marrjam bringt, wirst auch du ihn se-hen.«

Ich ahnte heute nicht, daß ich dem Distelkönig bald mein Leben zu verdanken haben würde. Daß die Pflanzensuche-rin sich heute seinetwegen hier oben befand, sollte mir zum größten Vorteil gereichen. Übrigens ist der Distelkönig wirk-lich keine fabelhafte Pflanze. Ich habe zwischen Scheibenberg und Schwarzenberg im sächsischen Erzgebirge auf einer kah-len, abgeholzten Höhe ein Marienkreuz Distelvolk gefunden

und bin volle vier Tage dort geblieben, um nach dem König zu suchen.

Das Terrain, über welches sich die Disteln ausgebreitet hatten, bildete wirklich einen ziemlich regelrechten Kreis. Ich umwanderte den Umfang desselben und schritt dann verschiedene Radien nach der Mitte zu ab, doch lange ohne Erfolg. Endlich aber fand ich den Gesuchten an einem Punkt, an welchem ich oft vorübergekommen war, ohne den König zu sehen, da er von einem Büschel dichten, dünnen Schmeelgrases ganz umgeben war. Er rechtfertigte genau Nebatjas Beschreibung; ich schnitt ihn ab und besitze ihn noch heute. Als ich nach ungefähr vier Monaten wieder nach Annaberg kam, unternahm ich neugierig und trotz Mangel an Zeit die Fußpartie nach dem Fundort – die Untertanen waren eingegangen.

Diesen Beweis von der Wahrheit der Beschreibung Nebatjas hatte ich freilich hier in Ostromdscha noch lange nicht; aber dennoch glaubte ich ihr. Der große Linné erzählt ja mit schöner Anerkennung, daß er seine besten Funde und Beobachtungen infolge von Winken gemacht habe, welche er von einfachen, oft noch weniger als einfachen Menschen erhielt. Das Kind des Volkes hat einen liebevolleren Blick für die Heimlichkeiten der Natur, als der sogenannte bevorzugte Mensch. –

Im Ort angekommen, begaben wir uns zu dem Kodscha Basscha, bei welchem ich das Verzeichnis anfertigte. Seine Augen funkelten, als wir den Inhalt der drei Geldbeutel zählten. Er fragte nochmals an, ob ich ihm die Absendung nicht überlassen wollte, aber ich bestand darauf, daß ich das selbst besorgen werde. Es sollte sich sehr bald zeigen, daß ich daran wohlgetan hatte. Aber er drang darauf, jedenfalls um mich zu ärgern, daß die Beutel versiegelt und mit seinem Petschaft gestempelt werden mußten. Ich weigerte mich natürlich keinen Augenblick.

Dann ließ ich mir die Gefangenen zeigen. Sie befanden sich in einem kellerartigen Raum und waren gebunden.

Ich sagte ihm, daß dies eine unnütze Quälerei sei; er aber meinte, daß man mit solchen Burschen gar nicht streng genug verfahren könne, und er werde während der Nacht sogar einen seiner Knechte als Wächter vor die Türe stellen.

Ich fühlte mich also über die Sicherheit der Gefangenen ganz beruhigt und dachte wirklich nicht, daß er sie jetzt nur deshalb gebunden habe, weil zu erwarten war, daß ich kommen werde, um nach ihnen zu sehen.

Von hier aus begab ich mich in den Konak, wo jetzt das verspätete Abendmahl eingenommen wurde. Wir saßen in demselben Zimmer wie am Mittag beisammen. Es ging recht munter her, denn die Ereignisse des Tages gaben genug Stoff zu einem lebhaften Gedankenaustausch, und so war Mitternacht längst vorüber, als wir uns zur Ruhe legten.

Ich bekam die Ehrenstube angewiesen, in welche ich auf einer Stiege gelangte. Da zwei Betten dastanden, nahm ich den kleinen Hadschi zu mir. Ich wußte, wie wohl ihm solcher Freundschaftserweis tat.

Meine Uhr zeigte wenig über zwei, als wir uns anschickten, uns der Kleider zu entledigen. Da pochte es unten an das jetzt verriegelte Tor. Ich öffnete den Laden und blickte hinaus. Es stand jemand am Tor: ich konnte aber nicht erkennen, wer es war.

»Kim dir – wer ist da?« fragte ich.

»O, das ist deine Stimme,« antwortete ein weiblicher Mund.

»Nicht wahr, du bist der fremde Effendi?«

»Ja. Und du bist die Pflanzensucherin?«

»Ja, Herr. Komm herab! Ich habe dir etwas zu sagen.«

»Ist's notwendig?«

»Gewiß.«

»Werde ich wieder schlafen gehen können?«

»Sogleich wohl nicht.«

»Warte! Ich komme.«

Eine Minute später stand ich mit Halef unten bei ihr.

»Effendi,« sagte sie, »weißt du, was geschehen ist – oder halt, so viel Zeit hast du wohl noch: siehe da meinen König der Hadsch Marrjam!«

Sie gab ihn mir in die Hand, eine stachelige Distel von zweimal Handbreite, aber wirklich so dünn, wie eine Messerklinge. Die helle Zickzackschlange oben auf der langen, schmalen Krone war trotz der Dunkelheit sehr deutlich zu erkennen. Sie

»leuchtete« zwar nicht, aber sie hatte einen ziemlich bedeutenden Glanz, fast wie phosphoreszierend.

»Glaubst du mir nun?« fragte sie.

»Ich habe an deinen Worten gar nicht gezweifelt. Hier ist's zu dunkel; ich werde dich früh besuchen, um mir die Distel bei Tageslicht genau zu betrachten. Aber nun sage, was du mir mitzuteilen hast.«

»Etwas sehr Schlimmes: die Gefangenen sind entflohen.«

»Was? Wirklich?«

»Ja, sie sind entflohen.«

»Woher weißt du es?«

»Ich habe es gesehen; ja sogar gehört, was sie sprachen.«

»Wo denn?«

»Droben auf dem Berg, an der Hütte des Mübarek.«

»Sihdi!« sagte Halef. »Da müssen wir fort, augenblicklich fort, hinauf auf den Berg. Wir schießen sie nieder, sonst geht es uns an das Leben.«

»Warte! Wir müssen erst alles wissen. Sage uns, Nebatja, wie viele ihrer waren.«

»Die drei Fremden, der Mübarek und der Kodscha Bascha.«

»Was? Der Kodscha Bascha war dabei?«

»Ja; er selbst hat sie herausgelassen und von dem Mübarek fünftausend Piaster dafür erhalten.«

»Weißt du das gewiß?«

»Ich habe es deutlich gehört.«

»So erzähle, aber alles doch nur kurz! Wir haben keine Zeit zu verlieren.«

»Ich hatte den Distelkönig geholt und wollte zurückkehren über die Lichtung. Da sah ich vier Männer kommen, in der Richtung aus der Stadt. Ich wollte mich nicht sehen lassen und huschte in die Ecke, welche die Hütte mit der Mauer bildet, an die sie stößt. Die vier Männer wollten in die Hütte treten, welche aber verschlossen war. Drei von ihnen kannte ich nicht; der vierte aber war der Mübarek. Sie sprachen davon, daß der Richter sie nun frei gelassen habe und gleich kommen werde, um sich fünftausend Piaster dafür zu holen. Wenn sie ihn be-

zahlt hätten, wollten sie fort; aber rächen mußten sie sich an euch. Der eine sagte, du würdest jedenfalls nach Radowich und Istib reiten. Unterwegs sollten euch da die Aladschy überfallen.«

»Wer sind die Aladschy?«

»Ich weiß es nicht. Dann kam der Kodscha Bascha. Weil niemand den Schlüssel hatte, traten sie die Türe mit den Füßen ein. Es wurde Licht gemacht und ein Laden geöffnet, gleich da, wo ich versteckt war. Aus dem Laden kamen Vögel, Fledermäuse und andere Tiere heraus, welche der Mübarek frei ließ. Da fürchtete ich mich und floh und rannte so schnell wie möglich nach der Stadt und zu dir. Das ist es, was ich dir zu sagen habe.«

»Ich danke dir, Nebatja; morgen sollst du deine Belohnung dafür haben. Geh jetzt heim! Ich habe nicht länger Zeit.«

Nun kehrte ich in das Haus zurück. Zu wecken brauchte ich niemanden. Daß man mir gepocht hatte, war ein sicheres Zeichen gewesen, es sei etwas vorgefallen; man war also aufgestanden. Nach kaum zwei Minuten waren wir bewaffnet und unterwegs: Halef, Osko, Omar und ich. Die beiden Wirte hatten die Stadt alarmieren wollen, ich aber hatte es ihnen verboten; denn die Flüchtlinge hätten den Lärm hören müssen und wären durch denselben gewarnt worden. Ich beauftragte die Wirte, im Stillen noch einige wackere Männer zu holen und mit ihnen die nach Radowich führende Straße zu besetzen. So mußten ihnen die Flüchtlinge auf alle Fälle in die Hände laufen, wenn es uns nicht vorher gelang, sie unschädlich zu machen.

Wir Vier eilten zunächst den Bergpfad empor; dann aber, als wir den Wald erreichten, waren wir gezwungen, langsamer zu gehen. Da das Terrain nicht offen war, mußten wir uns in acht nehmen, nicht zu stürzen. Der Weg ging steil bergan, und der Boden war zwischen den Bäumen mit Steinen besät, da das herabströmende Regenwasser allmählich die weicheren Erdbestandteile weggewaschen hatte.

Da war es mir, als ob ich vor uns einen scharfen, spitzen Menschenlaut vernehme, wie wenn jemand im Schrecken ein

hohes, kurzes »I« ausstößt. Dann hörte ich einen dumpfen Schall, wie wenn jemand stürze.

»Halt!« flüsterte ich den Andern zu. »Es ist ein Mensch da vor uns. Bleibt stehen, und verhaltet euch ganz ruhig.«

Nach wenigen Augenblicken näherten sich uns langsame Schritte. Sie waren unregelmäßig, denn der Mann setzte den einen Fuß langsamer und auch leiser vorwärts als den andern. Er hinkte. Vielleicht hatte er sich bei dem Fall verletzt.

Jetzt war er ganz nahe vor mir. Die Nacht war nicht hell, und hier zwischen und unter den Bäumen lagerte nun gar eine dicke Finsternis. Darum ließ mich mehr der Instinkt als das Auge eine lange dünne Gestalt erkennen, ganz ähnlich derjenigen des Kodscha Bascha.

Ich faßte ihn bei der Brust.

»Dur we sus – halt und schweig!« gebot ich ihm mit unterdrückter Stimme.

»Ia Allah!« rief er erschrocken.

»Sei still, sonst schlage ich dich nieder.«

»Wer bist du?« fragte er.

»Kennst du mich nicht?«

»Ah, du bist der Fremde! Was willst du hier?«

Vielleicht hörte er es an meiner Stimme, vielleicht auch war meine Gestalt besser zu erkennen, als die seinige – er wußte, wen er vor sich hatte.

»Und du, wer bist du?« fragte ich. »Wohl gar der Kodscha Bascha, welcher die Gefangenen frei gelassen hat!«

»Ej müdschizat! O Wunder!« schrie er laut. »Er weiß es!«

Er machte einen Seitensprung, um sich zu befreien. Ich hielt zwar fest, da ich wohl einen Fluchtversuch erwartet hatte; aber sein alter, morscher Kaftan hielt nicht so fest wie ich. Ein Riß, ich hatte ein Stück des Zeuges in der Hand, und der Mann sprang unter die Bäume hinein, wo eine Verfolgung ganz nutzlos gewesen wäre. Dabei schrie er aus Leibeskräften:

»Hajde, sa-usch kulibeden, choriadscha, tschapuk – fort, fort aus der Hütte, rasch, schnell!«

»O Sihdi, was bist du für ein Dummkopf!« sagte Halef. »Hast

den Kerl schon beim Schopf und lässest ihn doch wieder los! Wenn ich das getan hätte, so – –«

»Still!« unterbrach ich ihn. »Zu Vorwürfen haben wir jetzt keine Zeit. Wir müssen schnell zu der Hütte, denn sein Warungsruf läßt vermuten, daß sie dort sind.«

Da erschallte von oben herab ein fragender Ruf:

»Nitschün, ne deji – warum, aus welchem Grund?«

»Jabandschylar, edschnebiler! Katschyn, koschyn, sytschryn – die Fremden, die Fremden! Flieht, lauft, springt!« antwortete der Flüchtende von der Seite her.

Jetzt befließigten wir uns natürlich der größtmöglichen Eile; aber der holprige Weg hielt uns doch zu sehr auf. Wir waren nur wenige Schritte weit fortgekommen, da tat es oben einen Krach: wir sahen einen Feuerstrahl emporschießen, dann wurde es für einige Augenblicke wieder dunkel.

»Sihdi, bir top fischenkler ile – Herr, das war eine Kanone mit Raketen!« meinte Halef, indem er hinter mir her keuchte. »O Allah, es brennt sogar noch!«

Wir sahen jetzt zwischen den Baumstämmen hindurch einen Feuerschein, und als wir dann den freien Platz erreichten, lag die Hütte vor uns, über und über brennend. Und von dort her rief eine Stimme:

»Dort kommen sie! Seht ihr sie? Gebt Feuer!«

Wir waren vom Flammenschein hell erleuchtet und boten also ein sehr sicheres Ziel.

»Zurück!« rief ich und tat zu gleicher Zeit einen Sprung, der mich hinter den nächsten Baum brachte.

Die Andern folgten augenblicklich meinem Beispiel, und just noch zur rechten Zeit, denn es krachten drei Schüsse auf uns, von denen aber keiner traf.

Noch im Sprunge hatte ich das Gewehr emporgenommen. Der Aufblitz der Schüsse mußte mir die Stelle verraten, an welcher sich die Halunken befanden. Ich drückte keine Sekunde später ab als sie und hatte getroffen, denn eine Stimme schrie:

»Ej felaket, bre ha! Jaralanmyschim! – O Unglück, zu Hilfe! Ich bin verwundet!«

»Drauf und dran!« rief der tapfere kleine Hadschi Halef Omar, indem er hinter seinem Baum hervorsprang.

»Halt!« warnte ich, ihn am Arm erfassend. »Sie haben vielleicht zwei Läufe.«

»Mögen sie hundert haben, die Schurken, ich haue sie nieder!«

Er riß sich los, drehte sein Gewehr um und sprang über den hell erleuchteten Platz. Da blieb uns nichts Anderes übrig, als ihm zu folgen. Es war das sehr gefährlich, aber glücklicherweise war da drüben kein Doppelgewehr vorhanden, und zum Wiederladen hatten sie auch keine Zeit gehabt. Wir gelangten mit heiler Haut zu dem Felsen, an welchem die Schüsse gefallen waren; doch war dies auch der einzige Erfolg, den uns der unvorsichtige Sturmlauf einbrachte. Es befand sich niemand mehr da.

»Sihdi, wo sind sie?« fragte Halef. »Hast du eine Ahnung davon?«

»Wo sie sind? Nein! Aber *wie* sie sind, das weiß ich sehr genau.«

»Nun, wie denn?«

»Gescheiter als wir, vor allen Dingen gescheiter als du.«

»Willst du mich schon wieder tadeln?«

»Du verdienst es. Wir hätten sie ganz sicher ergriffen, wenn du nicht ausgebrochen wärest.«

»Auf welche Weise denn?«

»Wenn wir, gedeckt durch die Bäume, um die Lichtung schlichen, wären wir an sie gekommen.«

»Sie wären auch schon fort gewesen.«

»Das fragt sich. Einem offenen Angriff sind sie natürlich ausgewichen; das heimliche Beschleichen hätte aber wohl Erfolg gehabt, besonders wenn einer von euch zurückgeblieben wäre und einige blinde Schüsse abgegeben hätte. Da hätten sie geglaubt, wir alle seien noch dort.«

»So meinst du, daß wir sie nun nicht bekommen können?«

»Sie sind jedenfalls noch nahe; aber suche sie in dieser Fins-
ternis. Das Feuer erleuchtet nur die Lichtung. Und selbst wenn wir wüßten, wo sie sich befinden, müßten wir sie in Ruhe las-

sen; sie müßten uns ja kommen hören, und was dann erfolgen würde, kannst du dir denken.«

»Ja, sie würden uns mit Kugeln empfangen, und ich habe mir sagen lassen, daß so eine Kugel zuweilen imstande sei, die Jugend im Wachstum zu hindern. Aber was tun wir nun?«

»Horchen wir!«

Dieser kurze Gedankenaustausch war selbstverständlich nicht mit überlauten Stimmen geführt worden. Es war anzunehmen, daß die vier Männer sich gar nicht weit von uns befanden, und wir durften sie nicht durch unvorsichtiges Sprechen nach unserm Standpunkt locken.

Überdies hatten wir uns so gestellt, daß wir uns im Dunkeln befanden.

So lauschten wir eine kleine Weile. Das Geprassel der brennenden Hütte störte uns. Aber nachdem das Ohr sich daran gewöhnt hatte, hörte ich mit ziemlicher Deutlichkeit ein lautes Rascheln. Auch Osko vernahm es, denn er fragte mich:

»Hörst du, daß sie da jenseits durch die Büsche brechen, Effendi?«

»Nach dem Geräusch zu urteilen, ist es im höchsten Fall wenig über hundert Schritte von hier, und da ich annehmen möchte, daß sich unter den Bäumen kein Strauchwerk befindet, so kann der Ring, welchen der Baumwuchs um die Bergkuppe bildet, nach dieser Seite hin gar nicht bedeutend sein. Das haben sie gewußt und darum richteten sie die Flucht dorthin.«

»Wie können sie das wissen? Sie sind doch selbst hier fremd!«

»Manach el Barscha ist schon oft hier gewesen, und der alte Mübarek befindet sich ja bei ihnen.«

Ich ging nun zur Hütte und riß eine Dachstange, welche brennend herabhing, gänzlich los. Da das Holz derselben sehr harzig war, brannte sie wie eine Fackel. Mit dieser Leuchte verfolgte ich die Richtung, welche die Flüchtlinge eingeschlagen zu haben schienen. Meine drei Begleiter schlossen sich mir an, indem sie die Gewehre schußfertig hielten.

Das Prasseln des Feuers hatte mich doch irre gemacht. Die

Breite des von Bäumen bestandenen Areales war hier nicht so groß, wie ich gedacht hatte. Wir erreichten schon nach kurzer Zeit die außerhalb desselben beginnenden Büsche und sahen auch ganz deutlich die Stelle, an welcher sich die Flüchtlinge den Weg durch dieselben gebahnt hatten.

Wir folgten ihm und gelangten in demselben Moment ins Freie, als meine Fackel verlöschte.

Da hörten wir unter uns das Wiehern eines Pferdes, und gleich darauf erscholl lautes Pferdegetrappel durch die Nacht.

»Odschurola chowardalar – lebt wohl, ihr Schurken!« rief eine laute Stimme zu uns herauf. »Kyzartsiz jaryn dejil o bir gүн dschehennemde – ihr bratet übermorgen in der Hölle!«

Das war sehr deutlich gesagt. Wenn ich noch nicht gewußt hätte, daß man uns auflauern wolle, so hätte ich es nun erraten. Sehr klug waren diese Leute denn doch nicht.

Mein kleiner Halef war höchlichst ergrimmt über diese Beleidigung. Er legte beide Hände an den Mund und brüllte mit aller Kraft seiner Stimme in das nächtliche Dunkel hinein:

»Ata binin schejtanile, jutylyn nenesinadan – reitet zum Teufel, und werdet gefressen von seiner Großmutter! Koschyniz bana kambur üzerinde, on kerre jokarija hem jirmi kerre aschagha – lauft mir nach dem Buckel, zehnmal hinauf und zwanzigmal hinab!«

Er hatte sich in einen solchen Zorn hineingeredet, daß er ihnen noch nachrief:

»Siz haidudlar, öldürüdschülar, kundakdschylar, derisini tschykarmakdschilar, dar adschadschy ipleri – ihr Räuber, ihr Mörder, ihr Mordbrenner, ihr Schinder, ihr Galgenstricke ihr!«

Ein lautes Hohngelächter erscholl als Antwort herauf. Ganz atemlos vor Redeanstrengung fragte mich der Kleine:

»Herr, habe ich es ihnen nicht fein gesteckt? Habe ich es ihnen nicht deutlich gesagt?«

»Ja, so fein, daß sie dich auslachten, wie du ja gehört hast.«

»Sie haben keine Bildung. Sie wissen sich nicht zu benehmen. Sie haben keine Ahnung von dem Gesetze der Höflichkeit und von den Regeln der guten Sitten. Man muß selbst seinen

Feind anständig behandeln, und mit schönen, wohlklingenden Komplimenten besiegen.«

»Ja, das hast du eben jetzt bewiesen, lieber Halef. Die Komplimente, die du ihnen nachgerufen hast, waren niedlich.«

»Das war nicht ich, sondern der Zorn. Hätte ich selbst gesprochen, so wäre ich höflich gewesen. Nun sind sie fort. Was ist zu tun?«

»Jetzt gar nichts. Wir stehen nun wieder grad so da, wie vor unserer Ankunft hier in Ostromdscha. Unsere Feinde sind vor uns; sie sind frei und haben sich sogar noch um einen Mann vermehrt. Jetzt kann die Jagd von neuem beginnen, und wer weiß, ob wir jemals wieder so günstige Gelegenheiten bekommen, wie hier.«

»Recht hast du, Sihdi. Diesen Kodscha Bascha sollte man an den Galgen hängen!«

»Er hat sie nicht nur frei gelassen, sondern ihnen auch ihre Pferde wieder gegeben.«

»Meinst du?«

»Selbstverständlich! Du hast doch gehört, daß sie Pferde hatten? Die haben für sie bereit gestanden.«

»Er wird es leugnen.«

»Seine Lügen nützen ihm nichts. Ich habe ihm ein Stück aus dem Kaftan gerissen, und es befindet sich in meiner Tasche.«

»Was aber willst du mit ihm machen? Hast du Gewalt über ihn?«

»Leider nicht.«

»Nun, so nehme ich die Sache in die Hand.«

»Was willst du tun?«

»Das wird sich finden.«

»Keine neue Übereilung, Halef!«

»Sei unbesorgt, Sihdi! Ich werde mich nicht übereilen, sondern die Sache in der größten Ruhe und Gemächlichkeit erledigen. Müssen wir jetzt nicht nach der Hütte zurückkehren?«

»Ja. Vielleicht ist da noch etwas zu retten.«

Es wurde uns nicht schwer, den Weg, den wir nun kannten, trotz der Dunkelheit zurückzufinden.

Die Wohnung des Mübarek mußte viele das Feuer nährende

Stoffe enthalten haben, denn die Flamme stieg sehr hoch empor. Es waren unterdessen Leute angekommen, welche der weithin sichtbare Brand herbeigelockt hatte.

Eben als wir unter den Bäumen hervortraten, kam von der andern Seite, wo der Weg mündete, der Kodscha Bascha herbeigelaufen. Dieser Titel ist übrigens ein sehr eigentümlicher für einen Stadtrichter oder Bürgermeister, denn er bedeutet, wörtlich übersetzt: ›Oberhaupt der Ehemänner‹. Als dieses Oberhaupt uns erblickte, erhob er den Arm, deutete auf uns und rief:

»Ergreift sie! Haltet sie fest! Sie sind die Brandstifter!«

Ich war über diese Frechheit mehr erstaunt als erzürnt. Der Mensch besaß eine geradezu verblüffende Unverschämtheit. Die Anwesenden, welche alle wußten, wie ich ihm heute mitgespielt hatte, beeilten sich natürlich gar nicht, seinen Befehl auszuführen.

»Habt ihr's gehört?« fuhr er sie an. »Ergreifen sollt ihr die Brandstifter!«

Da geschah etwas, dessen er sich wohl schwerlich versehen hatte. Der kleine Halef trat nämlich auf ihn zu und fragte:

»Ne mi iz sewgülüm – was sind wir, mein Liebling?«

»Harakadschilarsiz – Brandstifter seid ihr,« antwortete er.

»Du irrst, Kodscha Bascha. Wir sind etwas ganz anderes. Wir sind Gerber, und um dir das anschaulich zu machen, werden wir dir jetzt ein wenig das Fell gerben, nicht das ganze Fell, denn dazu haben wir keine Zeit, sondern nur denjenigen Teil, über dessen Festigkeit du dich dann königlich freuen wirst, da du ihn zum Sitzen brauchst. Osko, Omar, kommt herbei!«

Die beiden Genannten ließen sich das nicht zweimal sagen. Zwar warfen sie zunächst einen fragenden Blick auf mich, um zu erfahren, wie ich mich zu der Absicht des streitbaren Kleinen verhalten werde; aber da ich weder dafür noch dagegen sprach, sondern mich ganz neutral verhielt, so packten sie den alten Wackelkopf mit kräftigen Armen und legten ihn auf den Boden nieder.

Er merkte, was da vorgehen sollte, und erhob ein angstvolles Geschrei.

»Allah, Allah!« rief er. »Was wollt ihr tun? Wollt ihr euch an der göttlichen und menschlichen Obrigkeit vergreifen? Allah wird euch vernichten, und der Padischah wird euch in alle seine Kerker stecken. Man wird euch die Köpfe abschlagen und dann eure Leiber an den Toren aller Städte und Dörfer aushängen!«

»Schweig!« befahl ihm Halef. »Der Prophet hat seinen Anhängern geboten, jedes Schicksal geduldig hinzunehmen, weil es im Buch des Lebens verzeichnet steht. Gestern habe ich darin gelesen, daß du Hiebe bekommen sollst, und weil ich ein gläubiger Sohn des Propheten bin, so werde ich dafür sorgen, daß dieses schöne Kismet an dir in Erfüllung geht. Legt ihn auf den Bauch, wenn er überhaupt einen hat, und haltet ihn fest!«

Osko und Omar befolgten pünktlich diesen Befehl. Zwar wendete der Kodscha Bascha seine ganze Kraft auf, um sich seinem Verhängnis zu widersetzen, aber die beiden kräftigen Männer waren ihm jedoch so überlegen, daß sein Widerstand ihm ebensowenig nützte wie sein fortgesetztes Geschrei.

Gern gestehe ich, daß ich der Sache nicht gar sehr sympathisch gegenüberstand. Prügel auszuteilen, ist nichts Ästhetisches; auch waren wir hier fremd und konnten nicht wissen, wie die anwesenden Einheimischen sich dazu verhalten würden. Es waren ihrer viele da, und es kamen immer mehr. Aber dieses unwürdige Oberhaupt hatte sich überhaupt sehr feindselig gegen uns verhalten; sein Handeln war ungesetzlich gewesen, und nun gar seine Beschuldigung, daß wir die Brandstifter seien, war eine so freche, daß ihm ein Denkkzettel gar nichts schaden konnte. Vielleicht wirkten die Hiebe dahin, daß er später ein besserer Ausleger der Paragraphen des Gesetzes wurde.

Was die Leute betraf, welche sich neugierig herbeidrängten und einen Kreis um uns schlossen, so fürchtete ich sie nicht. Der Kodscha Bascha hatte wahrscheinlich keinen Freund, der sich für ihn hätte opfern mögen.

Er wurde also in die bezeichnete Lage gebracht. Osko hielt ihn an den Schultern nieder, und Omar kniete ihm auf die

Beine. Als nun der kleine Halef seine Peitsche aus dem Gürtel nahm, ließ sich doch eine laute Stimme vernehmen.

»Wollt ihr es dulden, daß unser Oberhaupt geprügelt werde? Verteidigt den Kodscha Bascha!«

Von einigen Gleichgesinnten, die sich zu dem Sprecher drängten, ward ein drohendes Murmeln erhoben. Sie schoben sich näher heran.

Ich schritt langsam auf sie zu, stieß den Kolben des Gewehres auf den Boden, legte die Arme gekreuzt auf die Mündung und sah ihnen in die Gesichter, ohne ein Wort zu sagen. Sie wichen zurück.

»Hakk, tamam, wuryniz onu, kesyniz onu – recht so, recht so, haut ihn, haut ihn!« riefen mehrere uns freundliche Stimmen.

Halef nickte überaus huldvoll nach der Seite hin, von welcher die Stimmen erschollen waren, und begann sein mildtätiges Werk. Er gab sich demselben mit rührendem Eifer hin. Als er seine Peitsche aus Nilpferdhaut wieder in den Gürtel steckte, gab er dem Bestraften folgenden guten Rat:

»Nun bitte ich dich, in den nächsten Tagen dich ja auf nichts Hartes zu setzen. Das könnte den Glanz deiner Augen, die Schönheit deines Angesichtes, die Harmonie deiner Züge und die Feierlichkeit deiner Rede beeinträchtigen. Du darfst die Wirkung unserer edlen Tat nicht stören und wirst dann von deiner gegenwärtigen Jugend an bis in das späte Alter hinein die Fremden segnen, deren Erscheinen dir so gnadenreich geworden ist. Wir hoffen, daß du den heutigen Tag alljährlich mit andächtiger Feier begehen wirst, und wir werden zu derselben Zeit deiner stets in ganz besonderer Zuneigung gedenken. Erhebe dich und gib mir den Kuß des Dankes, der mir gebührt!«

Ein lautes Gelächter erscholl nach dieser in hohem Ernst vorgetragenen Rede.

Der Kodscha Bascha, von Osko und Omar nun losgelassen, stand langsam auf und legte seine beiden Hände auf die von Halef bereits näher beschriebene Körpergegend. Als der Kleine sich ihm nahte, fuhr er ihn wütend an:

»Mensch, Kerl, Hund! Was hast du getan! Du hast den Leib der Obrigkeit entweiht. Ich werde dich und die Deinen in Fesseln legen lassen – –«

»Ereifere dich nicht!« unterbrach ihn der Kleine. »Wenn du es eine Entweihung nennst, daß du nur zwanzig bekommen hast, so wollen wir den Fehler auf der Stelle verbessern. Legt ihn noch einmal nieder!«

»Nein, nein!« schrie der Bedrohte. »Ich gehe, ich gehe!«

Er wollte sich eiligst entfernen; da aber ergriff ich ihn am Arm.

»Bleib, Kodscha Bascha! Ich habe ein Wort mit dir zu reden!«

»Gar nichts hast du mit mir zu reden, gar nichts!« rief er, indem ich ihn in den Kreis zurückzog. »Ich mag von euch nichts mehr wissen. Ich habe genug von euch!«

»Das ist freilich sehr wahrscheinlich, aber ich will etwas von dir wissen, und darum wirst du noch einige Augenblicke bleiben. Nimm deine Hände da hinten weg! Es ziemt sich nicht, sie dort zu haben, wenn man mit einem Effendi spricht.«

Er versuchte, diesem Befehl nachzukommen, aber es wurde ihm so schwer, daß er abwechselnd bald die rechte, bald die linke Hand eine retrograde Bewegung machen ließ.

»Du hast uns als Brandstifter bezeichnet. Welchen Grund hast du dazu?« fragte ich ernst.

Diese Erkundigung verursachte ihm sichtlich Unbehagen. blieb er bei seiner Behauptung, so konnten sich die Hiebe leicht wiederholen. widersprach er sich aber, so stand er als Lügner da. Er kratzte sich also, während er die Rechte jenseits der Hüften hatte, mit der Linken den kahlen Scheitel und antwortete diplomatisch:

»Ich dachte es.«

»Und warum dachtest du es? Ein Kodscha Bascha muß einen jeden seiner Gedanken erläutern können.«

»Weil ihr vor uns hier gewesen seid. Wir sahen es brennen und eilten herbei. Als wir hier ankamen, befandet ihr euch schon da. Ist das kein Grund zum Verdacht?«

»Nein, denn wir können ja ebenso wie ihr herbeigeeilt sein,

weil wir es brennen sahen. Aber besinne dich! Sind wir wirklich vor dir hier gewesen?»

»Natürlich! Ihr habt mich ja hier ankommen sehen.«

»Und ich denke, du warst vor uns da.«

»Unmöglich!«

»O doch! Wir sahen dich von hier kommen.«

»Das ist ein großer Irrtum von dir.«

»Gewiß nicht. Wir haben dich erkannt.«

»Herr, du täuschest dich. Ich war daheim und schlief. Da erwachte ich durch ein großes Geschrei. Ich erhob mich, blickte aus der Türe und sah das Feuer auf dem Berg und eilte herbei, denn als Obrigkeit bin ich dazu verpflichtet.«

»Bist du als Obrigkeit auch verpflichtet, flüchtige Verbrecher zu warnen?»

»Ich verstehe dich nicht.«

»Lüge nicht! Wo sind die vier Gefangenen, welche dir anvertraut worden sind?»

»Selbstverständlich im Gefängnisse.«

»Sind sie gut bewacht?»

»Doppelt. Ein Knecht steht vor der Türe und ein anderer vor dem Hause.«

»Wie viele Knechte hast du?»

»Diese zwei.«

»Was hat denn dieser hier oben zu suchen?»

Derjenige nämlich, welcher vorhin sich für den Kodscha Bascha geäußert hatte, stand ganz in der Nähe. Ich hatte in ihm gleich den Knecht erkannt, dem die Bewachung der Gefangenen anvertraut worden war, und zog ihn jetzt unter den übrigen hervor.

Der Beamte spielte den zornigen.

»Was hast du hier zu stehen?» schrie er den Knecht an. »Willst du augenblicklich fort, heim auf deinen Posten!«

»Laß ihn!« sagte ich. »Es gibt nichts mehr zu bewachen. Die Gefangenen sind frei.«

»Frei?» fragte er, indem er sich den Anschein gab, erschrocken zu sein.

»Verstelle dich nicht! Du weißt es noch viel besser als ich.

Du selbst hast sie freigelassen und dafür eine bedeutende Summe von dem Mübarek erhalten.«

Jetzt brachte er zum erstenmal die beiden Hände zugleich nach vorn. Er schlug sie zusammen und schrie:

»Was sagst du? Wessen beschuldigst du mich? Wer bist du, daß du es wagst, einen Kodscha Bascha zum Verbrecher zu stempeln? Geld hätte ich erhalten? Frei hätte ich die Gefangenen gelassen? Ich werde dich arretieren und mit der ganzen Strenge des Gesetzes gegen dich verfahren – nein, nein, fort, laß mich!«

Diese letzten Worte galten Halef, der ihn beim Arme ergriff und, die Peitsche erhebend, in drohendem Tone fragte:

»Soll ich dir auch noch andere Gegenden gerben? Weißt du noch immer nicht, daß wir auf diese Weise nicht mit uns verhandeln lassen? Sagst du noch ein einziges Wort, welches meinem Ohre nicht behagt, so wird meine Peitsche sich über dich ergießen, wie ein Hagel, der durch die Dächer schlägt!«

Ich wendete mich an die Leute und erzählte ihnen, was ich von der Nebatja erfahren hatte, ohne aber ihren Namen zu nennen. Ich fügte dazu, daß der Kodscha Bascha uns dann begegnet sei und die Verbrecher gewarnt habe.

Da trat einer hervor, in welchem ich einen der Beisitzer des Gerichts erkannte, und sagte:

»Effendi, was du uns hier erzählst, erfüllt mich mit Stauen. Wir haben euch sehr viel zu verdanken, denn ihr habt den größten Verbrecher entlarvt, den es jemals hier gegeben hat. Sollten sie wirklich entflohen sein, er und seine Kumpane, so muß derjenige, der ihnen dazu verholfen hat, auf das allerstrengste bestraft werden. Ich habe dich heute gesehen und gehört; ich glaube, daß du nichts sagst, was du dir nicht vorher überlegt hast. Du mußt also wirkliche Gründe haben, den Kodscha Bascha anzuklagen. Da ich nun der Anwalt bin, also der Oberste nach ihm, so bin ich verpflichtet, an seine Stelle zu treten, wenn er sich seines Amtes unwürdig gemacht hat. Du wirst dich also nun an mich zu wenden haben.«

Der Mann schien brav zu denken, wenn ich ihm auch keine

große Entschiedenheit zutraute. Ohne mich lange zu besinnen, antwortete ich ihm:

»Es freut mich, in dir einen Mann zu sehen, dem das Wohl der Bürger am Herzen liegt, und ich hoffe, daß du furchtlos und unparteiisch handeln wirst.«

»Das werde ich tun, doch wirst du mir die Wahrheit deiner Anschuldigung beweisen müssen.«

»Natürlich!«

»Du wirst mir also sagen, woher du weißt, daß der Kodscha Bascha mit den Flüchtlingen hier oben gewesen ist und von dem Mübarek Geld bekommen hat.«

»Nein, das werde ich nicht sagen.«

»Warum nicht?«

»Ich will die Person, welche alles gehört und gesehen hat, nicht in Schaden bringen.«

»Sie wird keinen Schaden haben.«

»Erlaube, daß ich daran zweifle. Du bist ein sehr braver Mann, aber nicht alle Beamten sind so, wie du. Ich kenne euch zur Genüge. Wenn ich fort sein werde, so wird dieser gute Kodscha Bascha wieder schalten und walten nach Belieben. Jener Person, von welcher ich alles erfahren habe, würde es schlecht ergehen. Es ist also besser, ich nenne ihren Namen nicht.«

»Aber dann kannst du deine Rede nicht beweisen!«

»O doch! Das Geld, welches der Kodscha Bascha erhalten hat, wird sich in seiner Tasche oder in seinem Hause finden, und daß er hier oben war und sich mir entriß, das ist auch sehr leicht zu beweisen; denn er hat ein Stück seines Kaftans in meiner Hand gelassen.«

»Das ist nicht wahr!« rief der Beschuldigte. »Schau her! Fehlt etwa ein Stück?«

Er deutete mit beiden Händen nach der Stelle, an welcher ich ihn gefaßt gehabt hatte. Der Kaftan war unversehrt.

»Siehst du, daß du dich irrst!« meinte der Gerichts-Anwalt.

»Du scherzest,« erwiderte ich lachend.

»Wieso?« fragte er erstaunt.

»Wenn ich die Klugheit deines Gesichtes mustere, so bin ich

überzeugt, daß du gesehen hast, wie der Kodscha Bascha sich jetzt verraten hat.«

»Verraten?«

»Ja. Er will der oberste der Ehemänner sein und macht doch die Dummheiten eines Anfängers im Verbrechen. Hast du gesehen, wohin er zeigte, als er uns jetzt seinen Kaftan wies?«

»Ja freilich!«

»Nun, wohin denn?«

»Nach der oberen Brust, da links.«

»Habe ich euch aber erzählt, aus welcher Stelle ich das Stück gerissen habe?«

»Nein, Effendi.«

»Nun, ganz genau aus derselben Stelle, auf welche er gedeutet hat. Woher weiß er das?«

Der Vertreter des Gesetzes blickte mich sehr verblüfft an und fragte:

»Effendi, bist du vielleicht ein Oberster der Polizei?«

»Warum fragst du so?«

»Weil nur ein solch hoher Beamter so scharfsinnige Gedanken haben kann.«

»Da irrst du dich. Ich wohne nicht im Land des Padischah, sondern im Nemtsche memleketi, dessen Bürger so streng nach den Gesetzen handeln, daß jedes Kind sofort die Unvorsichtigkeit des Kodscha Bascha bemerkt und begriffen hätte.«

»So hat Allah eure Gegend mit mehr Verstand betraut, als die unserige.«

»Aber du siehst wohl ein, daß ich recht habe?«

»Ja, da er nach dieser Stelle deutete, muß er wissen, daß der Kaftan dort verletzt worden ist. Was sagst du dazu, Kodscha Bascha?«

»Ich sage nichts,« antwortete der Gefragte. »Ich bin zu stolz, mit einem Mann, wie dieser Nemtsche ist, noch länger zu verkehren.«

»Aber deine Haltung ist keineswegs eine stolze. Was suchst du mit den Händen hinter dir?« fragte ich ihn lachend.

»Schweig!« schrie er mich zornig an. »Es wird ein großes Wehe über dich ergehen, und du wirst noch nach langen Jah-

ren an die Folgen deiner Verleumdung denken müssen. Siehst du denn nicht, daß mein Kaftan gar nicht zerrissen ist?»

»Ganz gewiß. Ich sehe aber auch, daß es ein anderer Kaftan ist. Derjenige, welchen du heute anhattest und also auch vorher getragen haben wirst, war älter als dieser.«

»Ich habe nur den einzigen.«

»Wollen sehen!«

»Ja, der Kodscha Bascha hat nur diesen einen Kaftan,« bestätigte der Knecht.

»Du hast nur zu sprechen, wenn du gefragt wirst,« belehrte ich ihn. Und mich an den Anwalt wendend, fuhr ich fort:

»Weißt du vielleicht, wie viele Kaftans der Kodscha Bascha hatte?«

»Nein, Effendi. Wer bekümmert sich um das Gewand eines andern?«

»Aber du weißt wohl, wohin er die Pferde der drei Verbrecher geschafft hat? Ich überließ sie ihm.«

»In seinen Stall.«

»Hat er selbst auch Pferde?«

»Ja.«

»Wie viele?«

»Vier. Er hält sie gewöhnlich in seiner Umzäunung, damit sie sich im Freien befinden.«

»Welche Farbe haben sie?«

»Sie sind schwarz, denn er hat eine Vorliebe für Rappen. Nicht wahr, Bascha?«

»Was gehen diese Menschen meine Pferde an!« antwortete der Gefragte.

»Sehr viel, das weißt du wohl auch,« erwiderte ich. »Du hast die Entflohenen mit Pferden unterstützt, und da sie Grund haben, die Farben ihrer bisherigen Rosse zu wechseln, so wirst du ihnen andere gegeben haben. Es wird sehr gut für dich sein, wenn wir dich im Besitz sämtlicher Tiere finden. Hier gibt es nichts zu retten. Die Hütte ist niedergebrannt, und in kurzer Zeit wird es dunkel sein. Der alte Mübarek ist so klug gewesen, sie vor seiner Entfernung anzuzünden, sonst hätten wir wohl viele Beweise schlimmer Taten darin gefunden. Er hat sogar

Pulver vorrätig gehabt, sie in Brand zu setzen oder gar leicht in die Luft zu sprengen. Es war von dem Kodscha Bascha eine Verrücktheit, zu sagen, daß wir sie angezündet hätten. Grad uns lag alles daran, sie unversehrt zu finden. Gehen wir also jetzt zu der Wohnung des Gerichtes, um euch zu überzeugen, daß die Gefangenen wirklich fort sind.«

Als wir uns zum Gehen anschickten, sah ich den Hadschi eiligst davonspringen, und gleich darauf erscholl von dem Weg her seine drohende Stimme:

»Halt, du bleibst, sonst steche ich dir das Messer zwischen die Rippen!«

»Laß mich!« rief eine andere Stimme. »Was habe ich mit dir zu schaffen?«

»Gar nichts, aber ich desto mehr mit dir. Du bist gefangen.«

»Oho!«

»Ja, und wenn du dich nicht fügest, so habe ich hier eine Peitsche, welche der Knecht sehr leicht kennen lernen kann, nachdem bereits sein Herr ihre Liebkosungen erfahren hat.«

Aha! Der Knecht hatte sich beeilen wollen, vor uns nach der Wohnung des Kodscha Bascha zu kommen, wohl um die Familie zu warnen und vorzubereiten. Er wurde, wie sein Herr, in die Mitte genommen.

Und zum zweitenmal bewegte sich ein so sonderbarer Zug den Berg hinab. Einige Männer trugen Feuerbrände, um den Weg zu beleuchten. Alle Bewohner des Ortes waren alarmiert, und als wir den Hof erreichten, war er fast ebenso voll wie am Abend.

Das Gefängnis war natürlich leer. Die Pferde der Entflohenen standen in dem alten, baufälligen Stall, aber die Rappen des Kodscha Bascha waren fort. Die beiden Knechte behaupteten, daß sie auf dieselbe unerklärliche Weise verschwunden seien wie die vier Verbrecher.

»Jetzt wollen wir sehen, ob wir das Geld und den Kaftan des Kodscha Bascha finden,« sagte ich zu dem Anwalt.

»Wo willst du es suchen?«

»Bei seiner Frau.«

»Die wird leugnen.«

»Wir wollen es abwarten. Es kommt sehr viel auf den Ton an, in welchem man spricht. Komm mit herein!«

Wir beide traten in das Innere des Hauses, wozu wir bis jetzt niemand die Erlaubnis gegeben hatten, natürlich dem Besitzer schon gar nicht. Der Anwalt kannte die Örtlichkeit. Er tappte im Finstern voran und stieß dann eine Türe auf. Diese führte in eine kleine Stube, welche einen Tisch und einige Holzstühle enthielt. Längs der einen Wand lag ein langes Polster für diejenigen Personen, welche liebten, sich nach orientalischer Weise zu setzen.

Auf dem Tisch stand eine Tonlampe, und neben demselben saß ein altes Weib.

»Das ist die Frau,« sagte mein Begleiter.

Ihr Gesicht war ängstlich auf uns gerichtet. Ich trat zu ihr, ließ den Gewehrkolben dröhnend auf den Boden niederfallen und fragte in meinem barschesten Ton:

»Jaschly kaftani senin kodschanün werde – wo ist der alte Kaftan deines Mannes?«

Wenn sie bereit gewesen war, zu leugnen, so hatte mein Ton sie ganz verblüfft; denn sie antwortete, nach einer zweiten Türe deutend:

»Sandykda – in der Kiste.«

»Onu getir – bringe ihn!«

Sie ging zu dieser Türe hinaus. Ich hörte einen Holzdeckel klappern, dann kam sie wieder und brachte das geforderte Kleidungsstück. Ich nahm es ihr aus der Hand und entfaltete es. Ein Stück des linken Brustteiles fehlte, und als ich den abgerissenen Fetzen aus der Tasche zog und an den Riß legte, paßte er ganz genau an die Stelle. Die Frau beobachtete unsere Bewegungen mit angstvollen Blicken. Sie war ganz sicher in alles eingeweiht.

»Getir aktscheji – bringe das Geld,« befahl ich ihr in demselben barschen Ton.

»Ne asl aktscha – welches Geld?« fragte sie zögernd.

»Dasjenige, welches dein Mann vorhin von dem Mübarek bekommen hat. Wo ist es? Schnell!« antwortete der Anwalt.

Er gab sich dabei Mühe, einen eben solchen Ton anzunehmen, wie der meine gewesen war. Sie wurde auch wirklich so eingeschüchtert, daß sie zitternd gestand:

»Auch in der Kiste.«

»Her damit!«

Sie ging wieder in die dunkle Kammer, aber diesmal dauerte es länger bis sie zurückkehrte. Das Geld war tief in der Kiste versteckt worden. Man hatte es in ein altes, zerrissenes Turbantuch gewickelt. Der Anwalt zählte es, und es stimmte auf die Summe, welche die Pflanzensucherin mir genannt hatte.

»Was soll damit geschehen?« fragte er.

»Das mußt du wissen,« erwiderte ich.

»Ich konfisziere es.«

»Natürlich. Du hast es dem Obergericht einzusenden.«

»Gewiß, und das soll geschehen, sobald der Morgen angebrochen ist. Gehen wir nun wieder hinaus?«

»Nein; ich habe erst noch ein Wort mit dieser Frau zu reden, der es sehr schlimm ergehen wird, wenn sie mir die Wahrheit nicht sagt. Die Bastonnade ist für ein Weib in diesem Alter eine lebensgefährliche Sache.«

Da sank sie auf den Boden nieder, hob die Hände empor und rief:

»Nicht die Bastonnade, nicht die Bastonnade, großer, berühmter, gnädiger Effendi! Ich sehe ja, daß alles verraten ist, und werde keine Unwahrheit sagen.«

»So stehe auf! Man darf nur vor Allah knien. Nicht wahr, dein Gemahl hat die vier Männer fliehen lassen?«

»So ist es.«

»Und ihnen dazu seine Rappen gegeben?«

»Ja, alle vier.«

»Wo sind sie hin?«

»Nach – nach – – nach Radowitsch.«

Da sie stockte, vermutete ich, daß sie jetzt nur teilweise gestand. Darum gebot ich ihr:

»Sage alles! Warum verschweigst du mir die übrigen Orte? Wenn du nicht aufrichtig bist, werde ich dennoch die Bank he-

reinbringen und dich von den Mägden peitschen lassen müssen.«

»Herr, ich will es sagen. Sie sind nach Radowitsch und wollen von da weiter nach Sbiganzy.«

»Etwa zum Fleischer Tschurak, der dort wohnt?«

»Ja, zu diesem.«

»Und dann nach der Schluchthütte?«

»Herr, du kennst sie?«

»Antworte!«

»Ja, sie wollen dorthin.«

»Und dann weiter?«

»Das weiß ich nicht.«

»Was wollen sie dort?«

»Auch das habe ich nicht erfahren. Mein Mann sagt mir solche Dinge nicht.«

»Aber er kennt den Schut?«

»Vielleicht; ich weiß es nicht.«

»Er hat aber mit dem alten Mübarek stets Heimlichkeiten getrieben?«

»Was sie getrieben haben, das erfuhr ich nie; aber er war oft oben auf dem Berg, und der Mübarek kam des Nachts zu uns.«

»Hast du die Gefangenen heute betrachtet?«

»Ich habe sie gesehen.«

»Kannst du sie?«

»Nur einen von ihnen, der früher zuweilen hier war.«

»Welchen? Wohl Manach el Barscha?«

»Ich weiß seinen Namen nicht. Er ist Einnehmer der Charadschsteuer in Üsküb gewesen.«

»So war er es. Was weißt du sonst noch von dieser Angelegenheit?«

»Nichts, gar nichts, Effendi. Ich habe dir alles gesagt, was ich selbst weiß.«

»Ich sehe dir an, daß du die Wahrheit sprichst, darum will ich dich nicht weiter quälen. Aber vielleicht hast du schon einmal den Namen ›Aladschy‹ gehört?«

»Auch nicht.«

»Effendi,« meinte der Anwalt, »was ist's denn mit diesen?«

»Kennst du sie?«

»Nein, aber ich hörte von den beiden reden.«

»Also zwei sind es? Was hast du über sie vernommen?«

»Es sind die schlimmsten Skipetaren, die es gibt; zwei Brüder in riesiger Gestalt, deren Kugeln niemals fehl gehen und deren Messer stets die Stelle treffen, nach welcher sie gerichtet sind. Ihre Heiduckenbeile sollen entsetzliche Waffen sein. Sie schleudern dieselben so weit, wie eine Kugel fliegt, und treffen damit so sicher den Nacken desjenigen, dem sie den Wirbel brechen wollen, als ob der Scheitan selbst die Beile geworfen habe. Und auch im Gebrauch der Schleuder hat es ihnen noch niemand gleich getan.«

»Wo ist ihr Aufenthalt?«

»Sie sind überall, wo es gilt, einen Mord oder Raub zu verüben.«

»Waren sie schon einmal hier?«

»In Ostromdscha selbst noch nicht, aber in der Umgegend. Erst kürzlich sollen sie in der Gegend von Kodschana gesehen worden sein.«

»Das ist ja gar nicht weit von hier. Ich glaube, man muß diesen Ort wohl ungefähr in fünf Stunden zu Pferd erreichen können.«

»Es scheint, daß du unsere Gegend sehr genau kennst?«

»O nein, ich schätze nur so ungefähr. Woher die beiden Brüder stammen, weißt du wohl nicht?«

»Man sagt, sie seien oben von Kakandelen her, von den Bergen des Schar Dagh herab, wo die eingefleischten Skipetaren wohnen.«

»Und warum nennt man sie Aladschy?«

»Weil sie zwei Socken reiten, Pferde, welche den Teufel ebenso im Leib haben, wie ihre Herren. Sie sollen am dreizehnten Tag des Monats Moharrem geboren sein; das ist der Tag, an welchem der Teufel aus dem Himmel verstoßen wurde. Ihre Herren geben ihnen täglich ein vollgeschriebenes Blatt des Kuran im Futter zu fressen; darum sind sie unverwundbar,

schnell wie der Blitz, gegen jede Krankheit gefeit und tun niemals einen Fehltritt.«

»O wehe! Dann kann es mir schlimm ergehen.«

»Warum?«

»Der Mübarek hat diese Aladschy herbeigerufen, damit sie mir auflauern und mich töten.«

»Woher weißt du das?«

»Diejenige Person, welche oben an der Hütte alles erlauschte, hat es gehört.«

»Und du glaubst es?«

»Vollkommen.«

»Es läßt sich auch glauben, weil die beiden Unholde in unserer Nähe gesehen worden sind. Effendi, nimm dich in acht! Dreißig Männer wie du vermögen nichts, gar nichts gegen diese zwei Skipetaren. Wenn sie dich erwischen, so bist du verloren. Ich meine es gut mit dir.«

»Nimm meinen Dank für deine Teilnahme; aber ich fürchte sie nicht!«

»Herr, überhebe dich nicht!«

»Nein, das tue ich sicher nicht; aber ich habe einen Beschützer bei mir, auf welchen ich mich verlassen kann.«

»Wer ist denn dieser Beschützer?«

»Der kleine Hadschi, welchen du gesehen hast.«

Der Mann machte ein sehr langes Gesicht, zog die Brauen empor und sagte:

»Der? Dieser Knirps!«

»Ja, doch du kennst ihn nicht.«

»Wahrlich, die Peitsche versteht er vortrefflich zu führen; aber was tut man mit der Karbatsche gegen so gewaltige Helden!«

»Du meinstest, dreißig Männer meiner Art hätten sich vor den beiden Schecken zu fürchten; aber ich sage dir, daß fünfzig solcher Burschen, wie sie sind, nichts, gar nichts gegen meinen kleinen Hadschi Halef vermögen. Ich stehe unter seinem Schutz und brauche keinen Feind zu scheuen. Das weiß ich ganz genau.«

»Wenn du das denkst, so ist dir freilich nicht zu helfen, und du bist verloren.«

»O nein! Du mußt wissen, daß der Hadschi täglich nicht nur ein Blatt, sondern eine ganze Sure des Kuran verspeist. Darum würde selbst eine Kanonenkugel von seinem Leibe abprallen. Er ist stich-, hieb- und kugelfest. Um das zu probieren, hat er bereits Messer, Bajonette, Pulver und Zündhölzer verschluckt, und doch ist ihm dies alles so gut bekommen, als ob er einen fetten Pillaw genossen hätte.«

Er schaute mir mit ernstem, forschendem Blick in das Gesicht und fragte nach einer Pause des Überlegens:

»Effendi, du scherzest wohl?«

»Ebensowenig, wie derjenige gescherzt hat, welcher zum erstenmal erzählte, daß die Pferde der beiden Skipetaren unverwundbar seien.«

»Aber es ist doch nicht zu glauben!«

»Ich glaube es auch von den Pferden nicht.«

»O, das ist etwas ganz, ganz anderes!«

»Es ist dasselbe.«

»Nein, Herr. Ein Blatt des Kuran ist für ein Pferd nicht gefährlich, es wird leicht verdaut; aber Messer und Bajonette verschlingen! Und gar Pulver und Zündhölzer dazu! Das muß ja den Kerl auseinander platzen machen.«

»Nun, einen kleinen Knall hat es zwar gegeben, aber derselbe verlief sich innerlich, und auch das wäre nicht geschehen, wenn er zwei Suren gegessen hätte – statt nur eine.«

»Herr, es ist mir unbegreiflich, aber der Prophet sitzt im siebenten Himmel, und seiner Macht ist alles möglich. Ich werde mir diesen wunderbaren Hadschi einmal genauer betrachten, als bisher.«

»Tue das! Ich bin überzeugt, daß er sich sogar vor hundert Skipetaren nicht fürchtet.«

»Darf ich es einmal probieren?«

»Wie willst du es anfangen?«

»Ich werde mich mit der Pistole hinter ihn schleichen und es versuchen, ihm eine Kugel heimlich in den Kopf zu schießen.«

»Tue das,« antwortete ich ebenso ernsthaft, wie er es mit seiner Probe meinte.

»Und du denkst, daß er gar nichts merken werde?«

»Nun, merken wird er es schon, denn so heimlich geht die Sache doch nicht ab. Wenn die Kugel von dem Kopf abprallt, so fühlt er es dennoch, das kannst du dir ja denken.«

»Allerdings.«

»Und dann befürchte ich, daß es dir nicht gut bekommen werde.«

»Wieso?«

»Die anprallende Kugel würde wahrscheinlich dich selbst verwunden.«

»Herr, das ist freilich recht gut möglich.«

»Und selbst wenn dies nicht geschehen sollte, so steht doch mit Sicherheit zu erwarten, daß der zornige Hadschi dir sein Messer irgendwohin stößt, wo es deiner Gesundheit nicht zuträglich ist.«

»Weshalb sollte er sich so erzürnen?«

»Über deinen Unglauben. Er sieht es überhaupt nicht gern, daß man ohne seine spezielle Erlaubnis dergleichen Proben mit ihm anstellt.«

»So möchte ich es lieber ganz lassen oder wenigstens ihn um Erlaubnis fragen.«

»Tue das!«

»Meinst du, daß er sie mir gibt?«

»Ja, wenn nämlich ich deinen Wunsch befürworte.«

»Tue das, ich bitte dich darum.«

»Ich werde mit ihm sprechen; jetzt aber haben wir wichtigere Dinge vor. Bist du nun von der Schuld des Kodscha Bascha überzeugt?«

»Vollständig.«

»So gebe ich denselben in deine Hand. Auch der beiden Knechte mußt du dich bemächtigen, denn sie haben ihm geholfen. Was mich betrifft, so mag ich mit der Sache nichts weiter zu tun haben.«

»Herr, wie soll ich ohne dich fertig werden?«

»Das mußt du selbst wissen, weil du ja der Kasa-Mufti bist.

Indem der Padischah dir dieses wichtige Amt verleihen ließ, hat er dir dazu die nötigen Fähigkeiten zugetraut, und ich denke, daß du sein Vertrauen nicht täuschen wirst.«

»O nein, gewiß nicht. Ich werde ein sehr strenger und gerechter Richter sein. Soll ich auch diese Frau arretieren?«

»Nein, sie hat ihrem Mann gehorchen müssen. Das Weib besitzt keine Seele, es kommt nicht in die höheren Himmel des Paradieses; folglich soll es auch nicht bestraft werden für die Sünden, welche der Mann begeht.«

Das klang so freundlich in die Ohren der Alten, daß sie die herabhängenden Fransen meines Gürtelshawls ergriff und an ihre Lippen drückte. Ihren Dankesworten entzog ich mich, indem ich mich schnell entfernte.

Der ›Anwalt des Staates‹ folgte mir nach, den Kaftan in der Hand und das Geld in der Tasche tragend. Ich bin überzeugt, daß er es von diesem Augenblick an als sein rechtmäßiges Eigentum betrachtet hat. Ja, vielleicht hat er nach meiner Entfernung die kluge Behauptung aufgestellt, daß ich es zu mir genommen hätte.

Draußen hatte man auf uns gewartet, da indessen Andere angekommen waren, nämlich die Helden, welche sich unter dem Befehl der beiden Wirte aufgemacht hatten, um den Flüchtigen einen Hinterhalt zu legen. Ich war sehr neugierig, zu erfahren, was sie ausgerichtet hatten. Natürlich nichts, denn sonst hätten sie ja die Halunken jetzt mitgebracht.

Ibarek trat auf mich zu und fragte, zu meinem stillen Vergnügen, in ganz ernsthaftem Ton:

»Effendi, ihr habt sie nicht?«

»Nein, wie du hier wohl bereits erfahren haben wirst.«

»Wir auch nicht.«

»So! Dann brauchen wir uns wenigstens gegenseitig nichts vorzuwerfen.«

»Gewiß nicht. Wir alle haben unsere Pflicht getan.«

»Nun, wie habt ihr es denn angefangen, eure Pflicht zu tun?«

»Wir sind ausgezogen und haben ihnen aufgelauert.«

»Mein Lieber, das versteht sich ja ganz von selbst, denn das

hatte ich dir aufgetragen. Was hast du aber unternommen, um diesen Auftrag auszuführen?»

»Wir beide haben die Nachbarn zusammengeholt und sind dorthin gelaufen, wo du uns hingeschickt hattest.«

»Das ist sehr schön von euch, sehr schön! Ich muß dich loben. – Weiter!«

»Jetzt kommen wir wieder.«

»So! Das sehe ich beinahe. Ist nichts passiert?»

»Nein, Effendi.«

»Auch das ist gut, denn sonst hätte vielleicht gar etwas passieren können. Wie viele Männer hattest du denn bei dir?»

»Wir waren zwölf.«

»Das hätte genügt: Zwölf gegen vier.«

»Und bewaffnet waren wir auch. Wir hätten alles niedergeschossen und niedergestochen.«

»Ja, ich weiß gar wohl, daß Ostromdscha berühmt ist wegen seiner tapferen Bewohner.«

»O, auch die Umgegend!« meinte er.

»Ja wohl! Du bist ja aus derselben. Hat sich denn nichts sehen oder hören lassen?»

»O doch! Mehreres.«

»Was denn? Berichte nur!«

»Wir sahen das Feuer und freuten uns natürlich sehr darüber.«

»Ah! Warum?»

»Weil wir glaubten, ihr hättet die Diebe in der Hütte verbrannt.«

»Nein, so übermäßig tapfer bin ich nicht; übrigens befanden sie sich gar nicht in der Hütte.«

»Dann sahen wir Leute mit einer Fackel durch die Büsche kommen.«

»Das war ich mit meinen Freunden.«

»Dann hörten wir euch rufen und schimpfen.«

»Erkanntet ihr nicht die Stimmen?»

»Sehr wohl. Erst rief der alte Mübarek zu euch hinauf, und dann brüllte dein Hadschi von oben herunter.«

»Also hast du gewußt, daß es der Mübarek war?»

»Natürlich. Wir alle erkannten seine Stimme.«

»So mußtet ihr ihn und seine Begleiter aufhalten.«

»Das ging ja nicht.«

»Doch, sehr leicht. Ihr seid tapfere Leute.«

»Wir durften aber nicht.«

»Warum nicht?«

»Das wäre ja gegen deinen Befehl gewesen.«

»Wie? Was? Inwiefern?«

»Du hattest uns befohlen, ihnen die Straße zu verlegen, und das haben wir auch getan.«

»Weiter!«

»Sie waren aber so klug, nicht auf der Straße zu reiten, sondern über die Brache, welche zwischen der Straße und dem Fluß liegt.«

»Und ihr begabt euch nicht dorthin?«

»Nein. Durften wir unsern Posten verlassen? Ein tapferer Mann hält da, wohin man ihn gestellt hat, bis zum Tode aus.«

Er sagte das in stolzem Selbstbewußtsein und blickte mich so herausfordernd an, als ob er ein ganz besonderes Lob erwartet hätte. Es ist höchst wahrscheinlich, daß ich in diesem Augenblick kein sehr geistreiches Gesicht gemacht habe, denn Halef gab mir einen Stoß und flüsterte mir zu:

»Sihdi, mach' den Mund zu. Willst du einen so wackeren Kerl verschlingen?«

Ich war allerdings über die sonderbare Logik einer solchen Verteidigungsrede etwas verblüfft geworden. Und war das ein Wunder? Was soll man mit solchen Leuten machen? Tadeln? Nein. Loben? Noch weniger. Glücklicherweise erschien ein Retter in der Not, nämlich der Anwalt. Diesen – als obrigkeitlichen Leiter der Angelegenheit – hätte der Bericht des tollkühnen Gastwirtes und Herbergsvaters auf das höchste interessieren sollen; aber er hatte gar nicht darauf gehört, sondern ohne Unterlaß den Hadschi betrachtet. Jetzt schob er sich zwischen diesen und mich und sagte leise:

»Effendi, jetzt ist es wohl die beste Zeit!«

»Wozu?«

»Zu deiner Fürsprache bei dem Hadschi, welche du mir versprochen hast. Oder willst du dein Wort nicht halten?«

War das zum Ärgern oder zum Lachen? Der gute ›Staatsanwalt‹ interessierte sich viel mehr für die Kugelfestigkeit des Hadschi als für den ihm übergebenen Kriminalfall.

»Am Morgen, wenn wir ausgeschlafen haben, nicht jetzt,« antwortete ich ihm. »Jetzt hast du deine Pflicht zu tun.«

»Wie denn?«

»Dort steht der Kodscha Bascha, und hier hast du den Kaftan am Arm.«

»Ich soll ihm denselben zeigen?«

»Natürlich! Auch das Geld hast du. Diese Leute warten alle darauf, daß er überführt wird, und du zögerst noch? Es scheint nicht, daß du deiner Pflicht genügen willst.«

»O doch, Effendi! Du sollst sogleich erfahren, wie ernst und streng ich mich dieses wichtigen Falles annehmen werde.«

»Ich hoffe es und werde ja wohl hören.«

Die Mägde waren beordert worden, wieder einige der bereits erwähnten Feuer anzuzünden, und so war der Hof wenigstens so weit erleuchtet, daß man die Gestalten zu erkennen vermochte.

Der Anwalt trat vor und rief:

»Ihr Söhne des Kuran und Kinder des wahren Glaubens, ich stehe hier an Stelle des Padischah, dem Allah einst die Freude des Paradieses verleihen möge. Ich habe euch zu verkündigen, daß der Kodscha Bascha überführt ist. Wir haben seinen Kaftan gefunden, aus welchem der fremde Effendi ein Stück gerissen hat. Er wird dem Kodscha Bascha zwar nach dem Wortlaut des Gesetzes den Kaftan bezahlen müssen, was er sehr gern tun wird, denn er ist reich, und das Geld kommt in die Kasse des Gerichtes« – – das sollte natürlich eigentlich heißen, in seinen eigenen Beutel – – »aber er hat damit glänzend bewiesen, daß der Kodscha Bascha oben auf dem Berg gewesen ist. Auch das Geld haben wir gefunden, welches der Bascha erhalten hat, um die vier Halunken frei zu lassen. Ebenso erfuhren wir, daß er ihnen seine vier Pferde zur Flucht gegeben hat. Es ist also kein Zweifel mehr an seiner Schuld, und so frage ich

dich denn, edler Effendi, wie viel du für den Kaftan bezahlen willst?«

»Allah akbar – Gott ist groß!« rief Halef neben mir.

Ich war natürlich nicht weniger erstaunt als er. Ich hatte unbedingt als nächste Folge dieser Beweisführung erwartet, daß der Kodscha Bascha als gefangen erklärt würde; anstatt dessen aber war die Wirkung die, daß ich den elenden Kaftan bezahlen sollte. Ich antwortete laut:

»Zu meiner Freude höre ich, o Kasa-Mufti, daß deine Gerechtigkeit ebenso groß wie dein Scharfsinn ist. Darum frage ich dich, wer eigentlich den Kaftan zerrissen hat.«

»Doch du, Effendi!«

»O nein!«

»Herr, ich erstaune! Es ist ja bereits erwiesen und uns allen bekannt.«

»Ich bitte dich um die Güte, mich anzuhören.«

»So sprich!«

»Ist es erlaubt, einen Mann, welcher auf den Wegen des Verbrechens geht, anzuhalten?«

»Ja, das ist sogar die Pflicht eines wahren Gläubigen.«

»So kann ich doch nicht dafür bestraft werden, daß ich den Kodscha Bascha festhalten wollte!«

»Dafür nicht.«

»Und weiter habe ich nichts getan.«

»O doch! Du hast ihm den Kaftan zerrissen.«

»Nein. Ich forderte ihn auf, still zu stehen, und hielt ihn am Kaftan fest. Wäre dieses Kleid zerrissen, wenn sein Besitzer stehen geblieben wäre?«

»Sicherlich nicht.«

»Ist er aber stehen geblieben?«

»Nein, er entsprang.«

»Wer also hat den Kaftan zerrissen?«

Es dauerte eine Weile, ehe er antwortete:

»O Allah! Das ist eine schwierige Frage. Ich möchte über dieselbe weiter berichten.«

»Das ist nicht nötig. Deine Gerechtigkeit reicht aus, um diese Frage zu beantworten.«

»So will ich es mir überlegen.«

»Dazu habe ich keine Zeit und auch keine Lust. Ich gebe zu, daß der Kaftan zerrissen worden ist, und – –«

»O,« unterbrach er mich, »du gibst es zu? So sind wir ja fertig, du bezahlst ihn.«

»Warte noch! Ich frage dich: Ist das Stück aus dem Kaftan gerissen worden, oder ist der Kaftan von dem Stück weggerissen worden? Ich stand still und hielt fest; der Bascha aber riß sich und den Kaftan los.«

Der »Staatsanwalt« blickte sinnend zur Erde, dann rief er laut:

»Hört, ihr Einwohner von Ostromdscha, ihr sollt erfahren, wie gerecht eure Richter sind. Ich entscheide im Namen des Gesetzes, welches im Kuran enthalten ist, daß der Kaftan von dem Stück losgerissen worden ist. Seid auch ihr derselben Meinung?«

Ein vielstimmiges »Ja« antwortete.

»So sollst du mir, Effendi, noch eine Frage beantworten. Du solltest den Kaftan bezahlen, weil wir meinten, daß du ihn zerrissen hättest. Meinst du nicht, daß ihn überhaupt derjenige zu bezahlen hat, welcher ihn zerriß?«

»Ganz gewiß!« antwortete ich, innerlich erfreut über diese unglaubliche Wendung, denn ich ahnte seine Absicht.

»Wer aber hat ihn zerrissen?«

»Der Kodscha Bascha.«

»Wer also hat ihn zu bezahlen?«

»Er selbst.«

»Und wohin kommt das Geld?«

»In die Kasse des Gerichtes.«

»Und wie viel muß er zahlen?«

»So viel, wie der Kaftan im unzerrissenen Zustand wert gewesen ist.«

»So ist's richtig. Du sollst ihn nun selbst taxieren. Wie hoch schätzeest du ihn?«

»Er war sehr alt und schmierig; ich würde nicht mehr als fünfzehn Piaster dafür bieten.«

»Effendi, das ist zu wenig!«

»Er war nicht mehr wert.«

»Was sind fünfzehn Piaster für eine Kasse des Padischah!«

»Der Padischah nimmt gern auch die kleinsten Beträge an.«

»Du hast vollkommen recht. Aber ist es eines Kodscha Bascha würdig, einen solchen schmierigen Kaftan zu tragen?«

»Wohl kaum.«

»Gewiß nicht. Die Würde seines Amtes erfordert, daß er einen sehr guten langen Rock trägt, und es sollte ein neuer sein. Wie viel aber kostet ein neuer Kaftan?«

»Ich habe im Bazar von Stambul solche Kleidungsstücke zum Preis von dreihundert und auch fünfhundert Piaster gesehen.«

»Das sind noch lange nicht die teuersten. Ein Kaftan für dreihundert Piaster mag einem armen Basch Kiatib genügen; ein Kodscha Bascha aber muß wenigstens einen zu fünfhundert Piaster haben. Meinst du nicht?«

»Ich stimme dir bei.«

»Soll ich nun den Kodscha Bascha nach seinem Rang oder nach demjenigen eines Basch Kiatib taxieren und bestrafen?«

»Nach seinem eigenen.«

»So erteile ich ihm hiermit einen strengen Verweis, daß er seines Amtes so wenig geachtet hat, einen solchen schmierigen Kaftan zu tragen, und verurteile ihn, seiner Würde gemäß, zur Bezahlung eines neuen im Preis von fünfhundert Piaster. Wenn er das Geld nicht bar hat, so werde ich die Summe an seinem Eigentum pfänden und sie an die Kasse abführen. Das habe ich bestimmt und verordnet auf Grund des heiligen Kuran, der unsere Richtschnur ist. Und nun soll der Kodscha Bascha nebst seinen beiden Knechten gefangen genommen und eingesperrt werden. Die Strenge des Gesetzes wird ihn zermalmen.«

Der Bascha erhob kreischend Widerspruch. Ich aber hatte genug; ich mochte nichts mehr hören, kein Wort. Ich winkte meinen drei Gefährten und entfernte mich. Die beiden tapferen Wirte, welche so todesmutig auf ihrem Posten ausgehalten hatten, folgten uns.

Draußen an dem Tore stand eine Frau, welche sogleich auf mich zutrat, als sie mich erblickte. Es war die Nebatja.

»Herr,« sagte sie, »ich habe auf dich gewartet; ich hatte Angst.«

»Um wen? Um mich etwa?«

»O nein. Ich glaube nicht, daß dir etwas Böses widerfahren kann; aber ich sorgte mich um mich selbst.«

»Warum?«

»Ich fürchte die Rache der Herren vom Gericht. Hast du es verraten, daß ich dir alles mitgeteilt habe?«

»Nein, kein Wort.«

»Ich danke dir! So kann ich also ruhig sein?«

»Ganz ruhig. Ich werde auch noch anderweit dafür sorgen, daß deine Not ein Ende hat. Wenn es Tag geworden ist, besuche ich dich.«

»Effendi, du bist mir hoch willkommen, denn dein Erscheinen ist mir wie der Aufgang der Sonne gewesen. Allah gebe dir einen ruhigen Schlaf und glückliche Träume!«

Sie ging von dannen. Da aber dachte ich an etwas, was mir schon da oben auf dem Berg in den Sinn gekommen war. Ich rief sie zurück und fragte:

»Kennst du die Pflanze, welche Hadad (Bocksdom) genannt wird?«

»Ja, sehr gut. Sie ist dornig und hat bittere Beeren von der Gestalt des Pfeffers.«

»Wächst sie hier?«

»Hier nicht, aber gegen Banja hin.«

»Schade! Ich brauche Blätter dieser Pflanze.«

»Die kannst du bekommen.«

»Von wem denn?«

»Von dem Apotheker, welchem ich Bocksdom habe holen müssen.«

»Gegen welche Krankheiten verwendet er sie?«

»Als Pflaster gegen Geschwüre. Die Abkochung hilft gegen kranke Ohren und faules Zahnfleisch, gegen das Dunkel der Augen und das Schrunden der Lippen.«

»Ich danke dir! Ich werde mir davon kaufen.«

»Soll ich es dir bringen, Effendi?«

»Nein, ich hole es selbst.«

Die Pflanze hat eine eigenartige Wirkung, welche ich an mir in Anwendung bringen wollte. Nur war ich ungewiß, ob ich dieser Wirkung auch trauen dürfe.

Auf dem Heimweg erzählten die beiden Wirte viel von den Heldentaten, die sie getan hätten, wenn die vier Gesuchten ihnen in den Weg gekommen wären. Ich achtete nicht auf ihr Geschwätz. In unserer Herberge angekommen, stieg ich mit Halef hinauf in unsere Kammer; allein es wurde uns nicht leicht, sofort einzuschlafen. Der verflossene Tag war ein so einflußreicher gewesen, daß der aufgeregte Geist nur schwer zur Ruhe kam.

»Sihdi,« sagte der Hadschi, »wie lange werden wir hier bleiben?«

»Ich habe gar keine Lust, in diesem Nest länger zu verweilen als unbedingt notwendig ist.«

»Ich auch nicht, Sihdi. Ich habe einen Ekel gegen diese Menschen bekommen. Wollen wir nicht am liebsten schon morgen fortreiten?«

»Morgen? Du meinst doch heute, denn der Morgen ist schon nahe, woran ich gar nicht gedacht habe. Schlafen wir aus; dann besuche ich die Nebatja, nachher reiten wir fort.«

»Wenn man uns nicht zwingt, zu bleiben!«

»Ich lasse mich nicht halten.«

»War es recht, daß ich dem Kodscha Bascha die Nilhautpeitsche zu kosten gab?«

»Hm!«

»Oder hätten wir seine Beleidigung etwa ruhig hinnehmen sollen?«

»Nein; in dieser Beziehung gebe ich dir recht. Er hatte die Hiebe redlich verdient.«

»Ein Anderer ebenso!«

»Wen meinst du, Halef?«

»Diesen Kasa-Mufti. Er ist ein Halunke wie der andere. Wie wollte ich mich freuen, wenn du mir erlauben würdest, auch ihm meine Karbatsche fühlen zu lassen!«

»Lieber Halef, du bist ganz auf deine Peitsche versessen; aber bedenke, daß das seine großen Gefahren hat.«

»Herr, sind wir beide dazu geschaffen, diese Gefahren zu fürchten?«

»Ja, bisher hast du stets Glück gehabt.«

»Und werde es auch weiter haben.«

»Auch wenn ich nicht mehr bei dir bin? Es ist mir immer gelungen, dich los zu machen, wenn du dich mit der Peitsche verwickelt hattest. Später ist das nicht mehr möglich.«

»Sihdi, daran mag ich gar nicht denken. Wenn ich von dir scheiden soll, so können sie nur getrost kommen und mich selbst zu Tode peitschen; ich gebe keinen Laut von mir.«

»Und dennoch mußt du dich mit diesem Gedanken von Tag zu Tag vertrauter machen. Einmal muß doch geschieden sein. Dich ruft deine Heimat und mich die meinige, und leider liegen beide so weit entfernt voneinander, daß wir uns trennen müssen.«

»Für immer?«

»Höchst wahrscheinlich.«

»So willst du nie wieder nach Arabien kommen?«

»Was ist des Menschen Wille? Ein Hauch gegen Gottes Rat-schluß.«

»So werde ich zu Allah flehen, daß er dich zwingt, wieder zu kommen. Was hast du denn daheim? Nichts, gar nichts, keine Wüste, keine Kamele, nicht einmal Datteln und armselige Koloquinten, die kein Schakal fressen mag.«

»Ich habe mehr als du – Eltern und Geschwister.«

»O, ich habe meine Hanneh, die Zierde der Frauen und Mädchen. Wo aber hast du eine Hanneh? Welches Mädchen bekommst du daheim, wo du fremd geworden bist? Bei den Beni Arab aber kannst du wählen und dir die schönste holen – außer meiner Hanneh. Es mag in deiner Heimat schön sein, aber eine Wüste ist sie doch nicht. Bedenke doch: du darfst nicht einmal einen Menschen, der dich beleidigt, mit der Peitsche schlagen, denn sonst geht er zum Kadi, und du wirst eingesperrt oder mußt fünfzig Piaster Strafe bezahlen. Ich daheim

würde sogar den Kadi prügeln, wenn er das verlangte. Und was für Sachen mußt du essen! O Allah!«

»Davon weißt du nichts.«

»O, einiges hast du mir gesagt, und vieles habe ich mir in Stambul über deine Heimat erfragt. Da gibt es Kartoffeln, zu denen ein kleiner Fisch verschlungen wird, den nur diejenigen essen sollen, welche vom Raki betrunken worden sind. Ferner rote Rüben und Pilze, deren Gift die Eingeweide zerfrißt. Sodann Austern, die den Schnecken gleichen, und wer wird eine Schnecke essen? Auch sollt ihr Krebse verspeisen, die von toten Kröten leben, und dazu gar den Unrat von Schnepfen. Das muß ein ganz entsetzliches Leben sein! Überdies fahrt ihr auf der Eisenbahn in Käfigen, in denen man nicht aufrecht stehen kann, und wenn ihr einander anschaut, müßt ihr den Hut vom Kopfe nehmen und euer Haupt beschimpfen. Wenn Einer bei dem Andern wohnt, so muß er dafür einen großen Mietzins bezahlen, und wer nach Allahs Gebot fleißig ist, um die Seinen zu ernähren, dem verlangt man eine Gewerbesteuer ab. Ist es zu kalt bei euch, so müßt ihr den Hunden Maulkörbe anlegen, und ist's zu warm, so kommt gar noch ein Strick dazu. Als wenn das gegen die Hitze oder gegen das Erfrieren helfen sollte! Wenn bei euch eine Frau ihr Schnupftuch fallen läßt, so müssen alle Männer springen, um es ihr aufzuheben; will aber ein Mann seine Pfeife rauchen, so muß er die Frauen erst um Erlaubnis bitten. Eure Weiber tragen Kleider, die oben zu kurz und unten zu lang sind, und eure Jünglinge stecken Ringe an die Finger wie die Frauen, und teilen sich den Haarwuchs hinten ab, daß man meint, der Kopf habe einen Riß bekommen. Wenn eure Leute sehen wollen, welche Zeit es ist, so starren sie die Kirchtürme an; wenn aber ein Priester verlangt, daß ihr nach Allahs Willen leben sollt, so wird er Pfaff geschimpft. Wenn einer bei euch den Schnupfen hat und niest, was doch ein Zeichen der Besserung und Erleichterung ist, so ruft ihr ihm ein Helf Gott! zu; wenn er aber hustet, weil er die Schwindsucht hat, so schweigt ihr, obgleich sie weit gefährlicher als der Schnupfen ist. Eure Kinder werden in der Wiege seekrank geschaukelt, wozu die Mutter Eia poppei singt; eure

Jungfrauen treiben mit dem Schnürleib den Selbstmord als Belustigung. Eure Jünglinge hängen sich Brillen von Fensterglas auf die Nase, und eure Männer studieren, statt den Kuran, das Kartenspiel bei Tag und bei Nacht. Wer bei euch einmal fröhlich sein will, der trägt die Kleider und Betten zum Pfandleiher und springt dann wie ein Unsinniger auf dem Tanzboden herum. Sage mir, ob es in einem solchen Land schön sein kann? Sage mir, ob du dich wirklich sehnen kannst, dort zu sein? Sage es mir aufrichtig, Sihdi!«

Der kleine, brave Hadschi hatte keine gute Vorstellung von dem Abendland. Aber was sollte ich ihm antworten? Wenn er auch übertrieb und manches wohl falsch verstanden hatte, so konnte ich ihm im ganzen doch nicht unrecht geben.

»Nun, was sagst du dazu?« wiederholte er, als ich nicht gleich antwortete.

»Von dem, was du sagst, ist vieles falsch. Ferner paßt alles auf sämtliche Länder des Westens, auf mein Vaterland aber wohl am wenigsten. Die Bildung bringt vieles mit sich, was eigentlich nicht zu loben ist, und – –«

»So danke ich für die Bildung, welche nichts Gutes bringt. Meine Bildung besteht darin, daß ich Allah gehorche, dich, meinen Herrn und Freund, liebe und einem jeden Schurken meine Peitsche zeige. Sobald ich die Gegend erreiche, in welcher die Bildung und der Branntwein beginnt, kehre ich um.«

»So würdest du mich also nicht weiter begleiten?«

»Dich? Hm! Ja, wenn ich bei dir sein könnte, und meine Hanneh bei mir hätte, dann würde ich bleiben, mich aber um das Andere niemals kümmern. Wie lange Zeit brauchen wir denn noch, bis wir dieses Gebiet erreichen?«

»Nun, wir hätten, wenn wir durch nichts aufgehalten würden, kaum länger als noch eine Woche zu reiten, bis wir an das Meer gelangen.«

»Und dann?«

»Dann kommt die Trennung.«

»O Sihdi, so schnell?«

»Leider! Du fährst mit dem Schiff nach Stambul und Ägypten, um von da zum Stamm deiner Hanneh zu gehen, und ich

reise nach Norden, nach dem Land, dessen Verhältnisse dir so wenig gefallen, welches du aber lieben würdest, wenn du Gelegenheit gehabt hättest, es kennen zu lernen.«

»So schnell hatte ich es mir nicht gedacht; aber ich denke, daß ich noch einen Trost haben darf.«

»Welchen?«

»Daß wir hier nicht so rasch vorwärts kommen werden. Diese vier Burschen, welche da vor uns reiten, werden uns noch viel zu schaffen machen.«

»Das meine ich auch, zumal noch die Aladschy dazu kommen.«

»Die Scheckigen? Hast du Neues über sie vernommen?«

Ich erzählte ihm, was ich von dem famosen Staatsanwalt gehört hatte, und erwähnte auch, daß ihn nun der abergläubische Mann für kugelfest halte.

»Sihdi,« sagte Halef, »das kann mir sehr gefährlich werden!«

»O nein.«

»Gewiß! Wie nun, wenn mir dieser Mensch zur Probe eine Kugel in den Kopf jagt?«

»Das wird er unterlassen, denn er hat Angst vor deinem Messer.«

»Das ist wahr. Übrigens sind wir nicht lange mehr hier, und ich werde mich in acht nehmen; aber Spaß würde es mir doch machen, wenn wir ihn täuschen könnten.«

»Ich habe auch schon daran gedacht. Es könnte das für uns von großem Vorteil sein.«

»Meinst du?«

»Ja. Unsere Feinde lassen gewiß aufpassen, und da hätten wir freilich wohl Nutzen davon, wenn wenigstens einer oder zwei von uns für kugelfest gälten.«

»Ist das nicht zu machen, Effendi?«

Der gute Hadschi war von diesem Gedanken so elektrisiert, daß er sich in seinem Bett aufsetzte.

»Hm! Vielleicht,« erwiderte ich.

»Sage nicht: vielleicht! Ich kenne dich. Wenn du in diesem Tone redest, so hast du stets einen bestimmten Gedanken oder

Entschluß gefaßt. Gibt es nicht ein Taschenspielerstück, welches hier anzuwenden wäre?«

»Mehrere sogar.«

»Sage sie mir!«

»Man könnte das Gewehr mit einer dazu gefertigten Patrone laden; aber das taugt nichts, denn es erregt Verdacht.«

»Weiter!«

»Man ladet das Gewehr und zeigt vorher die Kugel vor. Indem man sie in das Pflaster wickelt, läßt man sie in den Ärmel fallen und stößt nur das Pflaster in den Lauf. Doch die Kugel kann leicht daneben fallen, und dann ist die Absicht der Täuschung verraten.«

»Das ist auch nichts. Nein, nicht so! Derjenige, welcher auf sich schießen läßt, darf nicht selbst laden. Der Ungläubige muß laden. Er und alle Andern müssen überzeugt sein, daß wirklich eine Kugel in dem Flintenlauf steckt, und sie muß auch tatsächlich darin stecken. Geht das nicht?«

»Vielleicht.«

»Man müßte einen Panzer haben.«

»Das würde der Schall des Aufschlages verraten. Und wie nun, wenn der Panzer nicht gut gearbeitet wäre?«

»O Allah! Da wäre es mit deinem armen, guten Halef vorbei, Sihdi!«

»Ja freilich, und das darf nicht sein.«

»Dennoch weiß ich, daß du ein Mittel hast; ich sehe es dir an.«

»Ich kenne eines, glaube aber nicht, daß es hier zu haben sein wird.«

»Was ist es?«

»Es gibt zwei Metalle, welche – in den richtigen Mengen miteinander vermischt – eine feste harte Kugel geben, die ebenso wie eine Bleikugel aussieht und auch fast genau so schwer ist. Beim Schuß aber fliegt die Mischung ungefähr zwei Fuß vor der Gewehrmündung in Atomen auseinander.«

»Welche Metalle sind es?«

»Quecksilber und Wismut. Letzteres kennst du nicht; es ist sehr teuer und wird hier wohl kaum zu haben sein.«

»Wo wäre es zu bekommen?«

»Nur in der Apotheke. Ich werde nach unserm Erwachen einmal hingehen.«

»Und bist du auch ganz sicher, daß die Kugel auseinanderfliegt? Sonst wäre es um deinen Hadschi dennoch geschehen.«

»Keine Sorge! Ich würde erst eine Probe machen. Ich habe das Kunststück in einem Zauberbuch gelesen und es dann gleich probiert. Es gelingt ganz vortrefflich.«

»Sind aber dann die Stücke des Metalls nicht zu sehen?«

»Nein. Das Metall zerfliegt in ganz kleine, unsichtbare Teilchen. Viel Effekt würde das Kunststück machen, wenn du eine wirkliche Bleikugel in der Hand hieltest. Beim Schuß tut man dann so, als ob man die aus dem Gewehr kommende Kugel auffangen wolle, und zeigt natürlich statt derselben die andere Kugel vor oder schleudert sie von sich zur Erde.«

»Das tun wir, Sihdi!«

»Wenn ich Wismut bekommen kann, ja; sonst ist es unmöglich.«

»Denkst du vielleicht, daß die Skipetaren es erfahren werden, mir könne keine Kugel schaden?«

»Ich glaube, daß sie gewiß irgend jemand hier haben, von dem sie Nachricht empfangen.«

»Dann wäre es gut, wenn sie dächten, daß auch du von keiner Kugel getroffen werden kannst.«

»Freilich wohl.«

»Also laß auch einmal auf dich schießen.«

»Es kommt darauf an, ob und wie viel wir Munition bekommen können. Übrigens müssen wir gegen so gewalttätige Leute möglichst listig sein. Ich werde diese Burschen in Beziehung auf mich täuschen.«

»Wieso, Sihdi?«

»Morgen werde ich blondes Haar und einen blonden Bart haben — —«

»Wie willst du das anfangen?«

»Es gibt eine Pflanze, deren Blätter, in Lauge gekocht, dem

dunkelsten Haar sofort für einige Zeit eine helle Farbe geben. Solche Blätter sind in der hiesigen Apotheke zu haben.«

»Ah, das ist die Pflanze, von welcher du mit der Nebatja sprachst?«

»Richtig. Also das wird die beiden Burschen täuschen. Ferner werde ich euch voranreiten, um den Weg zu untersuchen.«

»Sie werden dich dennoch erkennen, denn man wird ihnen mitteilen, daß du deinen Rih reitest, einen echt arabischen Rappenhengst mit roten Nüstern.«

»Ich werde ihn eben nicht reiten.«

»Was denn?«

»Dein Pferd. Du aber reitest den Rappen.«

Kaum hatte ich das gesagt, so tat es drüben, wo Halef im Bett gesessen hatte, einen Plumps. Im nächsten Augenblick saß Halef auf dem Rand meines Bettes.

»Was machst du denn, Kleiner?« fragte ich.

»Einen Purzelbaum habe ich gemacht aus meinem Bett heraus und bis herüber zu dir,« antwortete er mit fliegendem Atem. »Ist es dein Ernst, Sihdi; ich soll den Rih reiten?«

»Ich scherze nicht.«

»O Allah, w' Allah, l'Allah! Den Rih, den Rih soll ich reiten? Welch ein Glück! Ich reise mit dir schon so lange, lange Monde und habe ihn doch erst zweimal reiten dürfen! Weißt du noch, wo das war?«

»Jawohl, so etwas merkt man sich.«

»Und morgen nun zum drittenmal! Vertraust du ihn denn mir auch gern an?«

»Sehr gern. Du bist der Einzige, welcher ihn richtig zu behandeln versteht.«

Wenn er geahnt hätte, daß ich die Absicht hatte, ihm bei unserer Trennung das kostbare Pferd zu schenken, er hätte noch mehrere Purzelbäume geschlagen, vielleicht gar durch die dünne Schilfwand hindurch.

»Ja, mein lieber, mein guter Effendi, ich habe es dir abgelauscht. Rih hat mehr Verstand, als mancher dumme Mensch; er versteht jedes Wort, jeden Laut, jeden Wink. Er ist dankba-

rer als ein Mensch für alles, was man für ihn tut. Ich werde ihn behandeln wie meinen Freund und Bruder.«

»Davon bin ich überzeugt.«

»Ja, du kannst dich darauf verlassen. Wie lange darf ich denn in deinem Sattel sitzen? Eine ganze Stunde?«

»Noch länger, viel länger. Vielleicht einen ganzen Tag, und es ist möglich, auch noch längere Zeit.«

»Was! Wie! Effendi, Sihdi, Freund und Besitzer meiner Seele! Mein Herz ist voll von Wonne – es will zerspringen. Ich bin nur ein armer, geringer, dummer Ben Arab und du bist der Würdigste der Würdigen; aber dennoch mußt du mir erlauben, daß mein Mund deine Lippen berührt, die mir eine so frohe Botschaft verkündigt haben. Wenn ich dir keinen Kuß gebe, zerplatze ich vor Entzücken!«

»Na, Halef, zerplatzen sollst du nicht; bist du doch nicht zerplatzt, als du Messer, Bajonette, Pulver und Zündhölzer gegessen hattest.«

»Nein, zerplatzt nicht, aber einen innerlichen Krach hat es gegeben,« rief er, lustig lachend. Dann fühlte ich seinen Bart, sechs Haare rechts und sieben links, über meinen Schnurrwuchs streichen. Sein Respekt war so tief, daß er einen eigentlichen Kuß gar nicht wagte. Ich drückte den guten, herzensbraven Kerl fest an mich und applizierte ihm einen kräftigen, deutschen ›Schmatz‹ auf die Wange, worüber er nicht etwa vor Wonne außer Rand und Band geriet, sondern er fuhr empor und stand dann mäuschenstill vor mir, bis ich fragte:

»Nun, Halef, reden wir nicht weiter?«

»O Sihdi,« antwortete er, »weißt du, was du gemacht hast? Geküßt hast du mich, geküßt!«

Dann hörte ich ihn einige Schritte tun und in seinen Sachen herumsuchen.

»Was machst du denn?« fragte ich.

»Nichts, gar nichts. Du wirst es morgen sehen.«

Es verging eine Weile, bis ich hörte, daß er wieder an sein Bett trat und sich in dasselbe setzte. Dann fragte er:

»Also einen ganzen Tag oder gar noch länger soll ich den Rih reiten? Warum so lange? Wirst du nicht bei uns sein?«

»Auf diese Frage kann ich dir jetzt noch keine Antwort geben, weil ich jetzt noch nicht weiß, was geschehen wird. Ich werde mich bemühen, mein Äußeres möglichst zu verändern, und dann – –«

»O, dich wird man dennoch erkennen!«

»Das bezweifle ich, denn die Aladschy haben mich noch gar nie gesehen. Ich bin ihnen nur beschrieben worden.«

»Ja, dann ist's möglich, daß du sie täuschest. Aber werden sie nicht etwa selbst herein nach Ostromdscha kommen?«

»Das ist nicht wahrscheinlich.«

»Warum nicht? Meinst du, daß sie hier für ihre Sicherheit zu fürchten haben?«

»Durchaus nicht. Wie sie mir beschrieben worden sind, würden sie im Gegenteil befähigt sein, die ganze hiesige feige Bevölkerung einzuschüchtern. Aber sie dürfen sich hier nicht von mir sehen lassen und lauern uns deshalb im Freien auf; das ist gewiß. Ich werde sogar meine Gewehre nicht mitnehmen, sondern euch überlassen. Ich reite ganz allein und tue, als ob ich ein schlichter Bewohner dieses Landes sei. Jedenfalls bekomme ich sie zu sehen.«

»Auch wenn sie sich versteckt haben?«

»Auch dann. Finde ich einen Ort, der sich zu einem Überfall eignet, so werde ich schon nach Spuren suchen, und finden werde ich sie ganz gewiß. Was dann geschieht, das weiß ich freilich jetzt noch nicht.«

»Aber wir müssen doch wissen, was geschehen soll!«

»Natürlich. Ihr reitet ganz einfach in gemächlichem Schritt immer auf der Straße von hier bis Radowitsch. Nach zwei Stunden geht es über den Fluß, und dann nach höchstens drei Stunden seid ihr dort. Hat sich unterwegs nichts ereignet und ist euch auch nichts aufgefallen, so kehrt ihr im ersten Gasthof ein, welcher zu eurer Rechten liegt. Da können drei Fälle eintreten. Entweder bin ich noch da – –«

»So ist's ja gut, Sihdi.«

»Oder ich bin wieder fort – –«

»So hast du uns Botschaft zurückgelassen.«

»Oder ich bin noch gar nicht da; dann wartet ihr bis ich komme.«

»Und wenn du aber nicht kommst?«

»Ich komme gewiß!«

»Du bist ein Mensch und kannst dich irren. Es kann dir etwas zustoßen, infolgedessen du unserer Hilfe bedarfst.«

»So reitest du zurück, du allein, am nächsten Tag, aber nicht vor dem Mittag und nicht auf dem Rappen. Dieser bleibt im Khan bei Omar und Osko zurück. Ihn will ich keiner Gefahr aussetzen. Auf diesem Rückweg wirst du schon Zeichen von mir finden. Das ist es, was wir vorher besprechen mußten. Etwas weiteres läßt sich heute nicht sagen. Und nun wollen wir unser Gespräch beenden. Wir bedürfen der Ruhe und wollen versuchen, ob der Schlaf uns erquicken mag.«

»Bei mir kehrt der Schlaf nicht ein; das Kugelkunststück und der Rappe lassen mir keine Ruhe. Gut Nacht, Sihdi!«

»Gute Nacht!«

Ich glaubte es dem lieben Kerl sehr gern, daß er sich in einer bedeutenden Aufregung befand. Es gab drei Geschöpfe, welchen sein Herz gehörte. Daß ich da voran stand, das wußte ich. Dann kam Hanneh, die »Zierde der Frauen und Mädchen«, und hernach Rih, der Rappe. Daß er diesen reiten sollte, das war ein über alle Maßen außerordentliches Ereignis. Ich war überzeugt, daß er nicht schlafen würde.

Und so geschah es auch. Ich selbst war ziemlich aufgeregt und fand keine wirkliche Ruhe. Wenn die gute Nebatja nicht auf den Berg gegangen wäre, um ihre Marienkreuzdistel zu holen, so hätte sie das Gespräch nicht belauschen und mich auch nicht warnen können. In diesem Fall hätte mir morgen der sichere Tod bevorgestanden. Wie nichtig ist doch der Wille des Menschen gegen Gottes Ratschluß! Wenn ich der kühnste, stärkste, klügste und umsichtigste Mensch wäre, ohne Nebatja war ich verloren.

Solche Gedanken pflegen die Türe zu öffnen, durch welche man in die Vergangenheit blickt. Wohl dem Menschen, welcher dann erkennt, daß er zwar selbstbestimmend auf sein Schicksal einzuwirken vermag, daß aber doch eine mächtigere Hand

ihn immer hält und leitet, selbst dann, wenn er diese Hand von sich zu stoßen vermeint! So lag ich, abwechselnd sinnend und halb träumend, bis ich endlich doch in Schlummer fiel.

Zweites Kapitel
Die beiden Aladschy

Als ich aus dem Schlafe erwachte und den Laden aufstieß, drang das helle Tageslicht zu mir herein. Meine Uhr sagte mir, daß ich dritthalb Stunden geschlafen hatte. Halef war schon aufgestanden. Ich fand ihn unten in dem Stalle; er putzte an dem Rappen herum, und zwar mit einem solchen Eifer, daß er meinen Eintritt gar nicht bemerkte. Als er mich dann doch erblickte, fragte er:

»Du auch schon auf? Im Hause schläft noch alles. Aber es ist gut, daß du schon munter bist, denn du hast sehr notwendige Besorgungen vor.«

»So? Was denn?« erkundigte ich mich, obgleich ich sehr wohl wußte, was er meinte.

»Du mußt in die Apotheke gehen.«

»Das hat noch Zeit.«

»Nein, Sihdi. Es dauert sehr lange, bis man solche Kugeln fertig bringt.«

»Woher weiß denn du das?«

»Ich bin nicht so dumm, daß ich es mir nicht denken könnte, Sihdi.«

»Nun, recht magst du haben, zumal ich mir auch noch die Blätter zu kochen habe; aber ich weiß ja nicht, wo die Apotheke ist, und in der ganzen Stadt wird noch niemand auf den Beinen sein, um mir das Haus zu zeigen.«

»So ein Spuren- und Fährtsensucher wird doch wohl auch eine Apotheke finden können?«

»Ich will es versuchen.«

Hierauf öffnete ich das Tor und trat hinaus auf den freien Platz. Ich sagte mir, daß die Apotheke nicht in irgend einem

Gassenwinkel, sondern möglichst leicht zu erreichen und in der Mitte des Ortes liegen möge, und da befand ich mich ja.

Indem ich von Haus zu Haus blickte, bemerkte ich ein sehr altes, baufälliges Ding, das wohl ein Haus sein sollte. Nur noch an zwei wahrscheinlich auch bereits lockeren Nägeln hing ein langes Brett windschief herab, dessen Inschrift glücklicherweise noch deutlich zu lesen war.

»Hadsch Omrak Doktor hakemi we bazar bahari.«

So stand mit weißer Schrift auf grünem Grund zu lesen. Auf deutsch: »Der Mekkapilger Omrak, Doktor der Medizin und Verkaufsladen von Arzneiwaren.« Dieser Hadschi war also ein Arzt, welcher entweder den Dokortitel wirklich besaß oder sich ihn anmaßte.

Die Türe war verschlossen, aber ein kräftiger Stoß mit der Hand hätte mir sofort Eingang verschafft. Eine Klingel war nicht zu sehen, doch hingen an den beiden Enden eines Strickes zwei Holzdeckel grad so hoch, daß sie von einem erwachsenen Menschen erreicht werden konnten. In der Ahnung, daß dies die Hausglocke vorstellen solle, ergriff ich die Deckel und schlug sie zusammen. Das gab allerdings ein Geräusch, welches ganz geeignet war, einen Schlafenden zu wecken.

Ich mußte längere Zeit das Cymbal schlagen, bevor ich Erhörung fand. Über mir wurde ein Laden geöffnet, stückweise, denn die Bretter hingen nicht mehr zusammen; dann kam folgendes zum Vorschein: eine elfenbeingelbe Glatze, eine aus lauter Querrunzeln bestehende Stirn, zwei kleine, schläfrig blinzelnde Augen, eine Nase, welche der Schnauze einer großen, braunen tönernen Kaffeekanne glich, wie man sie bei uns auf den Dörfern sieht, ein breiter, lippenloser Mund, ein gebogenes Kinn, welches gar nicht breiter als die Nase war, und endlich ertönte es zwischen den Lippen hervor:

»Kim dir – wer ist da?«

»Bir chasta – – ein Patient,« antwortete ich.

»Ne asl chastalyk – welche Krankheit?«

»Mibim kyran – ich habe den Magen gebrochen,« erklärte ich frisch von der Leber weg.

»Schimdi, tez – gleich, sogleich!« schrie der Herr »Dok-

tor« mit einer Stimme, der ich entnahm, daß ihm ein solcher Hauptfall noch gar nicht vorgekommen sei.

Der Kopf fuhr in allerhöchster Eile zurück; mir aber, der ich so verwegen war, noch in die Höhe zu blicken, fielen die Bestandteile des Ladens ins Gesicht. Ich war so geistesgegenwärtig, erst dann zur Seite zu springen, als die Bretter bereits auf der Erde lagen.

Nach kaum einer Minute hörte ich hinter der Türe einen Lärm, als ob ein Erdbeben im Anzug sei. Einige Katzen kreischten, ein Hund heulte, Gefäße wurden umgerissen, eine unaussprechlich wundersame Frauenstimme schrie dazwischen; dann flog etwas, was wohl der Arzt selbst war, gegen die Türe, denn sie ging auf, und der gelehrte Herr lud mich mit einer tiefen, tiefen Verbeugung ein, gütigst näher zu treten.

Aber was für eine Gestalt sah ich da vor mir! Dieser ›Doktor und Arzneiladen‹ hätte, in ein heimatliches Rübenfeld gestellt, allen Hänflingen, Stieglitzen, Zeisigen und Spatzen einen so heillosen Schreck eingejagt, daß sie sicher sofort nach Marokko geflogen wären, um niemals in ihrem Leben wiederzukommen.

Sein Gesicht sah jetzt, in der Nähe betrachtet, noch viel vorweltlicher aus als vorher. Es war so voll von Falten und Runzeln, daß es auch nicht eine einzige, noch so kleine glatte Stelle darin gab. Sein Morgenkleid war ein hemdähnliches Ding, welches zwar von der Schulter bis auf die Knöchel reichte, aber die Blöße doch nur halb bedeckte, da es fast nur aus Löchern und ellenlangen Rissen bestand. An dem einen Fuße hatte er einen abgeschlurften rotledernen Pantoffel und an dem anderen einen Reisestiefel aus schwarzem Filz. Doch war auch dieser Filz so luftbedürftig geworden, daß er den Zehen einen ungehinderten Ausblick in alle Gegenden des türkischen Reiches gestattete. Seine Glatze hatte er mit einer alten Nachthaube für Frauen bedeckt, deren hinterer Teil nach vorn, der vordere Teil aber nach hinten zu liegen gekommen war, jedenfalls eine Folge der Eile, mit welcher er meinem gebrochenen Magen hatte Rettung bringen wollen.

»Herr, komm näher!« sagte er. »Tritt herein in die armselige Gesundheitsfabrik deines geringen Dieners!«

Er beugte den Kopf fast bis zur Erde und bewegte sich dabei storchartig rückwärts, bis hinter ihm ein schriller Weheruf erscholl:

»O jazik – o wehe! Kojun, basar sen nassylarmüz üzeri – Schaf, du trittst mir ja auf meine Hühneraugen!«

Er fuhr erschrocken empor und zur Seite. Da bekam ich das zarte Wesen zu sehen, welches diese sanften Worte gelispelt hatte.

Dasselbe schien aus einem Gesicht, einem uralten Teppich und zwei nackten, schrecklich schmutzigen Füßen zu bestehen. Dennoch waren diese Füße unendlich anziehender als das Gesicht. Der Besitzer der »Gesundheitsfabrik« war ein wahrer Apollo gegen sein Weibchen. Am liebsten widme ich der Schönheit ihres Antlitzes ein ohnmächtiges Schweigen.

Sie trat vor und verbeugte sich ebenso tief, wie vorhin ihr Gemahl.

»Chosch geldiniz Sultanum – willkommen hoher Herr!« begrüßte sie mich. »Wir sind entzückt, die Morgenröte deines Angesichtes zu schauen. Was wünschst du von uns? Der Wasserfall unsers Gehorsams wird sich über dich ergießen.«

»Sen güzel tscha ilahessi bunum hejranli tschaghlaganün – und du bist die schöne Nymphe dieses entzückenden Wasserfalles!« antwortete ich höflich, indem ich auch ihr eine respektvolle Verneigung machte.

Da klappte sie einige Male die untere Kinnlade gegen die obere, nickte ihrem Gemahl zu, erhob mahnend die rechte Hand, stieß ihm den Zeigefinger gegen die Stirn und sagte:

»Bak, ad komar beni güzel – schau, er nennt mich schön! Dati tschok daha eji katschan seninki – sein Geschmack ist viel besser als der deinige.«

Und sich im huldvollsten Tone an mich wendend, fuhr sie fort, ihrer Stimme einen möglichst lieblichen Klang erteilend:

»Dein Mund weiß angenehm zu sprechen, und dein Auge erkennt die Vorzüge deiner Mitmenschen. Das konnte ich freilich von dir erwarten.«

»Wie? Kennst du mich?«

»Sehr gut. Du hast mit Nohuda, meiner Busenfreundin, und mit Nebatja, die uns Pflanzen bringt, unten am Gesundheitsbrunnen gesprochen, und sie haben uns von dir erzählt. Sodann haben wir dich beim Bascha gesehen. Die Welt ist deines Lobes voll, und mein Herz duftet dir seine Lobgesänge entgegen. Wir weinen bittere Tränen, daß dich die Krankheit zu uns führt. Aber wir haben alle iki bin bir iladschlar {alle zehntausend und eine Arznei} studiert und werden dich von deinem Leiden erlösen. Es ist noch kein Mensch von uns gegangen, ohne Hilfe und Rettung zu finden. Darum darfst du dich mir getrost anvertrauen.«

Das klang ja sehr verheißungsvoll. Sie sah ganz so aus, als ob sie diese zehntausend und eine Arznei nicht nur studiert, sondern auch hinuntergeschluckt habe und jetzt noch an der Wirkung derselben laboriere. Diesen beiden Leuten hätte ich mich im Krankheitsfall anvertrauen mögen! Darum sagte ich:

»Verzeihe, o Günesch esch schifa {Sonne der Heilung}, daß ich dich nicht bemühe. Ich bin selbst ein Hekim Baschi, ein Oberarzt meines Landes, und ich kenne meinen Körper. Er bedarf ganz anderer Mittel als der Leib eines hiesigen Menschen. Ich bin nur gekommen, um mir die Mittel zu holen, deren ich zur Heilung bedarf.«

»Jazyk, adschynadschak – das ist schade, jammerschade!« rief sie aus. »Wir hätten den Riß deines Magens untersucht und genau gemessen. Wir besitzen ein Midemelhemi {Magenpflaster}, welches wir dir auf die Ecke eines Turbantuches gestrichen hätten. Hättest du es aufgelegt, so wäre das Loch in wenigen Stunden zugeheilt.«

»Vielleicht ist euer Pflaster grad auch das meinige, denn dieses wirkt ganz ebenso rasch. Doch erlaube, daß ich es mir selbst bereite.«

»Dein Wille ist auch der unserige. Komm also herein in die Kammer der Wundersalben und suche dir das aus, was dein Herz begehrt.«

Sie öffnete eine Seitentür und trat vor mir ein. Ich folgte ihr,

und hinter mir stelzte auch der glückliche Besitzer dieser Apotheke und dieser ›Nympe des Wasserfalles‹ herein.

Was ich sah, erfüllte mich mit jener eigenartigen Seelenstimmung, welche man vulgär mit dem Wort ›gruseln‹ zu bezeichnen pflegt.

Ich befand mich in einem Raum, welcher sich wohl eher zu einem Gänsestall als zu einer Apotheke geeignet hätte. Ich stieß mit dem Kopf oben an. Der Fußboden war die liebe Mutter Erde, und die Wände bestanden aus Bretterschwarten, von denen die Rinde nicht abgelöst worden war. An Nägeln hingen ganze Reihen kleiner Leinwandsäckchen, eines neben dem andern. Vom Mittelpunkt der Decke baumelte eine Schnur herab, an welcher eine riesige Klistierspritze angebunden war. Auf einem Brett lagen mehrere wunderbar gestaltete Scheren, alte Schröpfköpfe, Barbierbecken und Zahnzangen mit zolldicken Backen. Auf dem Boden stand allerlei ganzes und zerbrochenes Geschirr, und rundum herrschte ein Geruch, der geradezu unbeschreiblich zu nennen war.

»So!« sagte sie. »Das ist unsere Patientenküche. Jetzt sage uns, aus welchen Mitteln du deine Magensalbe zusammensetzest.«

Der Apotheker drängte sich vor mich hin und sah mir mit höchster Spannung in das Gesicht. Er freute sich sichtlich darauf, mir mein Rezept abzulauschen.

»Habt ihr Sadar in einem dieser Säckchen?« fragte ich.

»Sadar ist da,« antwortete die Holde, sich gegen die Wand richtend.

»Sadar?« bemerkte ihr Mann. »Ilm *lotos* komar – die Wissenschaft nennt es *lotos*.«

Dieser wirkliche Doktor und Hekim wollte mir zeigen, daß er den lateinischen Namen der Pflanze inne habe. Da derselbe aber leider veraltet war, entgegnete ich:

»Tanam ilm *celtis australis* komar – die wirkliche Wissenschaft nennt es *Celtis australis*.«

Er tat den Mund sehr weit auf, sah mich erstaunt an und fragte:

»Gibt es denn zwei verschiedene Wissenschaften?«

»O, mehr als hundert.«

»Allah! Ich kenne nur diese eine. Wie viel willst du von dem Sadar, Herr?«

»Eine große Handvoll.«

»Schön! Ich werde es dir in eine Düte tun. Herr! was willst du noch?«

Unten auf dem Fußboden lag ein Papier. Ich hätte fünfhundert Piaster gewettet, daß dasselbe von der Straße aufgelesen worden war. Sie hob es auf, drehte es zusammen, fuhr mit der Zunge über die Kante, damit es kleben sollte, und tat mir eine Handvoll der *Celtis australis* hinein. Da ich das Mittel äußerlich anwenden wollte, so erhob ich keinen Einspruch gegen dieses familiäre Gebaren der Apothekerin.

»Hast du Alkali?« fragte ich.

Sie blickte mich verwundert an, obgleich das Wort ein bekanntes arabisches war. Er aber zog den Mund zu einem sehr selbstbewußten Lächeln in die Breite und erkundigte sich:

»Von welchem willst du?«

»Das ist mir gleich.«

»Herr, ich habe erfahren, daß deine Heimat im Westen liegt. Ich besitze ein sehr gutes Alkali von dort her, und wenn du es willst, kannst du es haben.«

»Wie nennst du es?«

»Schawell suju.«

»Zeige es mir!«

Er brachte wirklich, wie ich vermutete, ein Fläschchen zum Vorschein, auf welchem zu lesen war: »*Eau de Javelle, fabrique de Charles Gautier, Paris.*«

»Wie kommst du zu diesem Alkali?« fragte ich ihn.

»Ich kaufte mehrere Fläschchen von einem Kommissar, welcher bei mir war. Er kam aus der Hauptstadt von Fransa, die Praga heißt.«

»Du irrst. Prag ist die Hauptstadt von Böhmen, während die Hauptstadt von Fransa Paris heißt.«

»Effendi, das weißt du alles?«

Da fiel seine Gemahlin schnell ein:

»Sus – schweige! Das habe ich längst gewußt. Du bist ein

Dummkopf, aber kein Arzt und Apotheker! Herr, was willst du noch?»

»Hast du Quecksilber?»

»Ja. Wir brauchen es zum Füllen des Barometers und Thermometers, die wir verfertigen.«

»Wie? Ihr macht sie selbst?»

»Ja. Traust du es uns nicht zu?»

»O, sehr gern! Wer so viele Arzneien studiert hat, der kann alles!»

»Nicht wahr? Ja, du bist ein vernünftiger und hochgebildeter Mann. Jetzt haben wir Vorrat aus Saloniki bekommen. Wenn wir einmal kein Quecksilber haben, tun wir Ziegenmilch in die Röhren; die sieht auch weiß aus und zeigt das Wetter genauer an als das Quecksilber.«

»Sprichst du im Ernst?»

»Gewiß. Hast du das noch nicht gewußt?»

»Nein, meine Verehrte.«

»So hast du nun den Beweis, daß wir hier klüger sind, als ihr in den westlichen Ländern. Die Ziegen wissen ganz genau, was für Wetter wird. Wenn es regnen will, rennen sie stracks nach dem Stalle. Also muß die Milch ein gutes Mittel in die Röhren sein.«

»Du bist eine kluge Frau. Das habe ich dir freilich auf der Stelle angesehen.«

»Wie viel willst du von dem Quecksilber, Herr?»

»Ungefähr 500 Gramm. Hast du so viel?»

»Noch mehr.«

»So warte noch. Ich muß erst sehen, ob ihr noch einen Stoff habt, den ich dazu brauche.«

»Welchen meinst du?»

»Kül kurschuni {Aschblei = Wismut}. Das ist freilich ein seltenes Metall. Solltest du es haben?»

»Kül kurschuni haben wir nicht, aber Kül kalaji {Aschzinn, auch Wismut}, welches wir brauchen, um eine schöne, weiße Schminke daraus zu bereiten.«

»Auch das geht an. Hast du ein Vikiey davon, so gib es mir und zwei Vikiey Quecksilber dazu.«

»Soll ich es dir auch gleich hier in die Düte gießen?«

»O nein! Das Quecksilber würde uns sofort entwischen.«

»Ach freilich! Es ist wie die Liebe der Männer, die auch sofort verschwindet, wenn – wenn – –«

»Wenn man sie in eine solche Düte schüttet?«

»Ja, aber die Düte ist das Herz. Es vermag eure Liebe nicht festzuhalten. O, die Liebe, die Liebe! Die hat schon manches arme Weib unglücklich gemacht.«

Sie warf einen wütenden Blick auf ihren Mann, riß ihm die Haube vom Kopf, schwang sie auf ihr eigenes Haupt und zürnte:

»Mensch, wie kannst du dich mit einer Zienet müenneslücken {Zierde der Weiblichkeit} schmücken! Willst du die Seele deines Weibes entweihen?«

Er bedeckte seine Glatze schnell mit beiden Händen und schrie:

»Weib, du versündigst dich an der heiligen Würde des Mannes! Weißt du nicht, daß es uns verboten ist, das Haupt unseres Körpers zu entblößen!«

Aber die geistreiche Frau wußte sich zu helfen. Sie antwortete:

»Bunda, jokary kaldyr haß kutuju – da, setze die Mehlschachtel auf!«

Zu gleicher Zeit griff sie nach einer runden Pappschachtel, in welcher sich noch ein Rest feines Mehl befand, und stülpte ihm dieselbe, ohne auf das Mehl zu achten, verkehrt auf das »Haupt seines Körpers«. Sein Angesicht war sofort bepudert; er wagte aber nicht, ein Wort zu sagen, und behielt diese Kotillonmütze ruhig auf dem kahlen Wohnsitz seiner Gelehrsamkeit. Als strenger Moslem, der sein Haupt nicht entblößen darf, war er ganz glücklich, daß es wieder bedeckt war. Welchen Eindruck aber diese Bedeckung auf mich machte, das schien ihm sehr gleichgültig zu sein.

Er kniete auf den Boden nieder und wirrte in den alten Gefäßen herum.

»Was suchst du denn?« fragte ihn seine schönere Hälfte.

»Eine Flasche, um dem Effendi das Quecksilber hinein zu tun; hier ist eine.«

Er erhob sich und reichte seiner Frau die Flasche. Dieselbe war so groß, daß sie wohl seinen ganzen Quecksilbervorrat gefaßt hätte, und vielleicht auch noch mehr. Die Frau hielt sie gegen das Licht, schaute nach dem Inhalt und sagte:

»Da ist ja noch alter Firnis drinnen!«

»Was schadet es?«

»Sehr viel. Nimm Wasser und wasche sie aus!«

Er entfernte sich sehr gehorsam mit der Flasche.

Nach einer Weile, während welcher ich mich mit der gelehrten Frau unterhalten hatte, kehrte er zurück, hochrot im Gesicht vor Anstrengung, und sagte im Ton der Verzweiflung:

»Ich bringe sie nicht rein; versuche du es selbst.«

»Du bist ein Tolpatsch!« sagte sie. »Ihr Männer habt zu nichts Geschick.«

Sie entfernte sich mit der Bouteille. Ich ließ es geschehen, ohne ein Wort zu sagen. Er erzählte mir im Vertrauen einige Beispiele seines großen Eheglückes, bis sie zurückkehrte, noch viel röter, als er vorhin war.

»Effendi,« klagte sie, »die Flasche ist verzaubert. Der Firnis geht nicht heraus.«

»Das habe ich gewußt.«

»Wie? – Wirklich?«

»Ja. Er ist nicht mit Wasser, sondern nur mit Terpentinöl zu entfernen. Der Firnis nimmt kein Wasser an.«

»Das konntest du uns doch sagen!«

»O nein; das hätte euch ja beleidigt.«

»Warum denn?«

»Ein Apotheker muß das wissen; überhaupt weiß das auch einer der nicht grad Chemie studiert hat. Hätte ich euch darauf aufmerksam gemacht, so wäre dies eine Unhöflichkeit gewesen, denn es hätte so geklungen, als ob ich nicht glaubte, daß ihr zweitausend und ein Arzneimittel studiert habt.«

»Da hast du recht. Du bist ein höflicher und sehr rücksichtsvoller Mann. Dafür sollst du nun auch den Firnis umsonst be-

kommen. Ich schütte dir das Quecksilber darauf. Wo hast du die Wage, Mann?»

»Sie ist im Hof. Ich habe gestern das Kaninchen damit gewogen, welches wir heute essen wollen.«

»Hole sie herein!«

O weh! Eine Apothekerwage, auf welcher man ein geschlachtetes Kaninchen wiegen kann! Als er sie brachte, sah ich, daß er sich den Wagebalken wohl selbst aus Holz zurechtgeschnitzt hatte. Die Zunge war ein Stück Draht, welches sich zwischen den beiden Zinken einer Speisegabel bewegte. Die Schalen bestanden aus einer runden Holzschachtel und ihrem Deckel. Doch war das wunderliche Instrument ganz leidlich ins Gleichgewicht gebracht worden.

Mit dieser Wage wurde mir nun das Verlangte abgewogen, und ich war sehr zufrieden mit dem Preis, den mir die Frau Apothekerin stellte, zumal das Wismut in sehr gut ausgebildeten Rhomboëdern kristallisiert war.

Nachdem ich mir auch Blei gekauft hatte, verließ ich den sonderbaren Laden und erhielt die besten Wünsche für mein Wohlergehen mit auf den Weg.

Von da begab ich mich zu der guten Nebatja, die auch schon wach war und mich mit großer Freude empfing.

Sie zeigte mir ihren Distelkönig, den ich nun beim Tageslicht genau betrachtete. Sie wollte mir ihn schenken, aber ich nahm ihn nicht an. Natürlich bedankte ich mich wegen ihrer Warnung und erklärte ihr, wie wichtig mir dieselbe sein werde. Als ich ihr sagte, daß sie durch dieselbe wohl meine Lebensretterin sei, zeigte sie sich ganz entzückt darüber.

Das brave Weib hatte mir die herzlichste Teilnahme abgerungen. Schon gestern war mir der Gedanke gekommen, wie leicht ich ihr die Zukunft minder schwer machen könne, und jetzt führte ich diesen Gedanken aus.

Ich besaß das Geld, welches bei Manach el Barscha, Barud el Amasat und dem Gefängniswärter gefunden worden war. Eigentlich sollte ich dasselbe abgeben. Aber an wen? An die saubere Behörde von Ostromdscha? Pah! An die Oberbehörde? Persönlich hätte ich dies nicht tun können, denn dazu war

keine Zeit vorhanden. Und einen Boten senden? Der Mann hätte sich wohl in das Fäustchen gelacht. Übrigens waren die drei, denen wir es abgenommen hatten, entflohen. Ihnen das Geld wieder zu geben, dieser Gedanke wäre Wahnsinn gewesen. Ich konnte jedenfalls gar nichts Besseres tun, als es armen, bedürftigen Leuten schenken. Und zu denen gehörte die Nebatja an erster Stelle.

Freilich durfte ich ihr nicht sagen, woher ich es hatte; sie hätte sich vielleicht geängstigt. Die ganze Summe wollte ich ihr freilich nicht geben; ich konnte sicher sein, noch genug ebenso Bedürftige zu finden, und ich wußte, daß der für sie bestimmte Anteil völlig ausreichen würde, um sie vor Not zu bewahren.

Sie war ganz starr vor freudigem Staunen, als ich ihr unter vier Augen das Geld gab. Sie wollte gar nicht glauben, daß eine solche Summe, welche für sie ein Reichtum war, ihr gehören könne. Die Tränen rollten ihr über die Wangen herab. Ganz besonders entzückt war sie davon, daß sie nun einen wirklichen Arzt für ihren Knaben haben könne. Ich mußte mich ihren Worten und Händedrücken mit Gewalt entziehen.

Halef hatte mich unterdessen mit Ungeduld erwartet. Er stand unter dem Tor und rief mir von weitem entgegen:

»Endlich, endlich, Sihdi! Wir haben's so eilig, und doch bleibst du so lange fort! Wie steht es denn mit dem Kunststück?«

»Sehr gut. – Ist der Wirt schon wach?«

»Alle sind bereits munter.«

»So will ich an den Herd. Ich muß kochen und schmelzen.«

»Ich werde dabei sein, und du wirst mir alles erklären, damit ich es nachmachen kann.«

»Nein, mein Lieber, mit dem Nachmachen ist es nichts. Es gehören einige Kenntnisse dazu, welche du nicht besitzt, und selbst derjenige, welcher dieselben hat, kann durch eine kleine Unachtsamkeit einen Fehler begehen, welcher ihm oder einem andern das Leben kostet. Darum werde ich niemals jemandem alle vier Ingredienzien nennen oder ihm die Art und Weise der Mischung verraten. Osko mag mir seine Kugelform mitbringen; sie hat das Kaliber der hiesigen Gewehrläufe.«

Unsere Vorbereitungen nahmen nicht mehr als eine halbe Stunde in Anspruch. Die Sadarblätter wurden in verdünntem *Eau de Javelle* gekocht, und die Lauge ward durch ein altes Leintuch gegossen. Das vorhandene Metall gab acht Kugeln, welche reinen Bleikugeln täuschend ähnlich waren. Außerdem wurden mehrere Bleikugeln gegossen und mit der Messerspitze leicht gezeichnet. Dann ging ich mit Oskos Gewehr hinter das Haus, wobei mich niemand begleiten durfte. Ich lud eine der Quecksilberkugeln in den Lauf, hielt die Mündung, nur anderthalb Fuß entfernt, gegen ein Brett und drückte ab. Der Schuß krachte wie ein gewöhnlicher, aber das Brett war vollständig unversehrt. Am Boden zeigte sich nicht das kleinste Teilchen der zerstiebenen Kugel.

Diese Probe war notwendig gewesen, denn nun wußte ich, daß kein Unglück geschehen könne. Einen Verrat hatte ich nicht zu befürchten, da nur Halef, Osko und Omar eingeweiht waren, und diese drei hatten mir ihre Verschwiegenheit zur Genüge bewiesen.

Das war alles noch zur rechten Zeit geschehen, denn als ich zurückkehrte, kam soeben der Kasi-Mufti mit dem Naib und dem Ajak Naib. Sie hatten noch Andere dabei. Als der Erste mich bemerkte, ging er auf mich zu, zog mich zur Seite und sagte:

»Effendi, ahnst du, weshalb ich komme?«

»Du willst mir melden, wie es mit dem Kodscha Bascha steht.«

»Nein, o nein! Ich möchte dich fragen, ob du deinen kleinen Hadschi um die Erlaubnis gefragt hast, daß ihm jemand eine Kugel durch den Kopf schießen darf.«

»Liegt dir das denn gar so sehr am Herzen?«

»Ja, denn es ist entsetzlich wunderbar. Hat er heute schon seine Kuranblätter gegessen?«

»Frage ihn selbst!«

»Ich will ihn lieber nicht fragen, er könnte es übelnehmen. Weißt du, sein Messer! Und mit der Peitsche ist er auch so flink und freigebig!«

»Ja, er ist ein wackerer kleiner Kerl.«

»Also sage: hast du ihn gefragt?«

»Ja, noch ehe wir schlafen gingen.«

»Und was hat er geantwortet?«

»Hm! Er schien nicht übel Lust zu haben.«

»Das wäre prächtig, herrlich! Wann kann die Geschichte beginnen?«

»Nur Geduld! Das geht nicht so schnell, wie du es wünschst. Mein Beschützer hat seine Eigenheiten. Übrigens habe ich dir gestern noch nicht alles gesagt. Wir alle – nämlich meine drei Begleiter und ich – haben die gleiche Eigenschaft. Wir brauchen uns vor keiner Kugel zu fürchten.«

»Was? – Auch du?«

»Wie ich dir sage.«

»So speisest auch du Kuranblätter?«

»Frage nicht zu viel! Solche Geheimnisse verrät man selbstverständlich nicht gern.«

»So könnten wir also ganz nach unserm Belieben auf euch schießen?«

»Ja, wenn euch nämlich euer Leben zum Überdruß geworden ist.«

»Wieso? Ich verspüre noch gar nichts von einem solchen Überdruß.«

»Dann nimm dich in acht, und schieße ja nicht etwa auf irgend einen von uns, ohne vorher um Erlaubnis gefragt zu haben.«

»Warum denn nicht, Effendi?«

»Wenn wir die Genehmigung dazu erteilen, so kann man es ohne Schaden tun. Wer es aber hinterrücks verübt, dessen Kugel fliegt auf ihn zurück, und zwar genau auf diejenige Stelle seines Körpers, auf welche er bei dem unsrigen gezielt hat.«

»Also wenn ich auf den Kopf deines Hadschi oder auf den deinigen ziele, so fliegt mir die Kugel in meinen eigenen Kopf?«

»Ganz sicher. Willst du es einmal probieren?«

»Nein, Effendi, ich danke! Aber warum habt ihr es denn grad so eingerichtet und nicht anders?«

»Das kann dir dein Scharfsinn sehr leicht sagen: nämlich

um etwaiger Feinde willen. Um diese zu bestrafen ist es nicht genug, daß ihre Kugeln uns nicht schaden, sondern sie müssen sich selbst genau so treffen, wie sie uns treffen wollten. Das ist das alte Gesetz der gerechten und genauen Wiedervergeltung.«

»Ewwet, göz itschün göz, disch itschün disch – ja, Auge um Auge, Zahn um Zahn. Da mag ich nicht euer Feind sein. Wann reitet ihr wieder fort von hier?«

»Du freust dich wohl auf unsere Entfernung?«

»Nein; ich wollte lieber, ihr bliebet immer da. Aber eine große Umwälzung hast du uns gebracht.«

»Jedoch zum Guten!«

»Ja, und dafür sind wir dir dankbar, obgleich man lieber alles lassen soll, wie Allah es gemacht hat.«

»Hat Allah es gewollt, daß der Mübarek euch betrog, und daß der Kodscha Bascha eure Gefangenen befreite?«

»Das wohl nicht.«

»Wie geht es dem Kodscha Bascha?«

»Er steckt fest.«

»Hoffentlich wirst du nichts unternehmen, was geeignet wäre, ihn der gerechten Strafe zu entziehen.«

»Was denkst du von mir! Ich bin ein getreuer Diener des Padischah und tue stets meine Pflicht. Dafür aber könntest du mir nun auch den Gefallen erweisen und dem Hadschi ein gutes Wort geben.«

»Nun, ich will ihn erinnern.«

»Und erlaubst du, daß ich noch einige Leute hole?«

»Ich habe nichts dagegen.«

»Ich bin bald wieder da. Ich muß es dem guten Toma sagen, der es so gern sehen möchte.«

»Wer ist dieser Toma?«

»Er ist einer, welcher Aufträge besorgt, und macht den Boten zwischen hier und Radowitsch.«

»Ein braver Mann?«

»Recht brav. Als du dich gestern entfernt hattest, lobte er dich gar sehr. Ich erzählte ihm, daß dein Hadschi Kuranblätter verspeist und infolgedessen kugelfest ist. Er wollte das so gern

auch sehen; er freut sich über euch und ist euer Freund. Darf ich ihn holen?»

»Bringe ihn!«

Er ging eiligen Schrittes davon.

Diese Leute waren so durchsichtig! Mir kam der Verdacht, daß dieser brave Botenmann Toma vielleicht von den beiden Aladschy beauftragt sei, uns zu beobachten und ihnen dann Meldung zu machen.

Bald bemerkten wir die Wirkung der Bemühungen des Kasi-Mufti. Es kam eine Menge von Menschen herbei, deren bewundernden Blicken wir uns dadurch entzogen, daß wir uns in die Stube setzten; aber der ›Staatsanwalt‹ suchte uns dort auf.

Er hatte einen krummbeinigen Menschen bei sich, den er mir mit den Worten vorstellte:

»Sieh, Effendi, das ist der Bote, von dem ich dir erzählt habe.«

Ich faßte den Mann fest ins Auge und fragte ihn:

»Also du gehst zwischen hier und Radowitsch hin und her?»

»Ja, Herr,« antwortete er; »aber ich gehe nicht, sondern ich reite.«

»Wann reitest du das nächstmal?»

»Übermorgen.«

»Eher nicht?»

Er verneinte, und ich sagte:

»Das ist sehr gut für dich.«

»Warum?»

»Weil dieser Weg heute für dich gefährlich werden könnte.«

»Effendi, aus welchem Grunde?»

»Das ist nun Nebensache: aber wenn du heute reiten wolltest, so würde ich dich warnen.«

»Du reitest ja doch wohl selbst?»

So aufrichtig und ehrlich er mich bisher angeschaut hatte, jetzt bei dieser Frage wurde sein Blick scharf und stechend.

»Allerdings,« antwortete ich unbefangen.

»Wann, Effendi?»

»Genau um die Mitte des Tages.«

»Das ist keine gute Zeit. Man soll aufbrechen zur Zeit des Nachmittaggebetes, zwei Stunden vor Sonnenuntergang.«

»Das tut man in der Wüste, nicht aber hier. Man reitet nicht gern des Nachts durch unbekannte Wälder, zumal die Aladschy in der Nähe sind.«

»Diese?« fragte er mit ziemlich gut geheucheltem Erstaunen.

»Kennst du sie?« entgegnete ich.

Er verneinte kurzweg.

»Aber du hast von ihnen gehört?« forschte ich weiter.

»Nur wenig. Der Kasi-Mufti hier sagte mir, daß sie dich überfallen wollen.«

»Ich habe es erfahren.«

»Von wem?«

»Von einem guten Freund. Wenn sie klug sind, so lassen sie ihre Hand von mir, denn ich lasse nicht gern mit mir scherzen.«

»Ja, das habe ich gehört, Herr,« lächelte er verschmitzt.
»Dich und die Deinigen kann keine Kugel treffen.«

»O, das ist noch nicht alles!«

»Ja, die Kugel fliegt sogar auf denjenigen zurück, welcher sie abgeschossen hat.«

Dabei streifte mich sein Blick mit einem listigen Blinzeln, als ob er mir sagen wollte: »Höre, du bist auch nicht auf die Nase gefallen, ebensowenig wie ich; machen wir uns also nichts weis.« Er war klüger als der »Anwalt des Kasagerichtes«. Dieser letztere mochte das Lächeln auch gesehen und richtig gedeutet haben, denn er fragte ihn:

»Du willst es wohl nicht glauben, Toma?«

»O, wenn der Effendi selbst es sagt, muß man es doch glauben!«

»Das rate ich dir auch. Daran zu zweifeln, wäre eine Beleidigung; du aber bist stets ein höflicher Mann gewesen.«

»Ja, Allah weiß es. Darum denke ich, der Effendi wird auch ein wenig höflich sein und es uns beweisen, daß er kugelfest ist.«

Halef hatte ihn und mich beobachtet. Es war seine Gewohnheit, wenn wir auf einen Menschen trafen, stets in meinem Gesicht zu lesen, wie ich von demselben denke. Jedenfalls sah er es mir jetzt an, daß ich diesem Botenmann keine Freundschaft entgegenbrachte, denn er legte die Hand an den Griff seiner Peitsche und sagte:

»Mann, willst du etwa unsern berühmten Emir belehren, wie er die Höflichkeit üben soll? Wenn du meinst, dies tun zu dürfen, so bin ich bereit, dir sämtliche Paragraphen des Höflichkeitsgesetzes mit dieser Peitsche auf den Rücken zu schreiben. Du wärest mir derjenige Frosch, von welchem wir uns anquacken lassen!«

Er war aufgestanden und machte einige drohende Schritte auf den Mann zu. Dieser wich schleunigst bis an die Türe zurück und rief:

»Dur, dur, ej hadschijim – bleib' stehen, bleib' stehen, o Hadschi! Es ist mir ja nicht eingefallen, euch ein Gebot zu geben. Laß deine Peitsche im Gürtel! Ich habe kein Verlangen, eine Bruderschaft mit ihr zu schließen.«

»Dann verhalte dich so, daß wir zufrieden mit dir sein können. Wir sind Kinder des einzigen Propheten und Söhne des Padischah und lassen uns nichts gefallen von einem, welcher den Namen Toma führt; denn so kann nur ein Ungläubiger heißen, der von den Wassermelonen des Moslem nur die Schalen essen darf. Übrigens werden wir euch beweisen, daß wir euch keine Unwahrheit sagten, sondern daß von uns Zeichen und Wunder verrichtet werden, über welche ihr die Maulsperrre bekommen werdet. Effendi, wollen wir es tun?«

»Ja, Halef, wenn es dir recht ist.«

»Mir ist es recht. Laß uns hinaus in den Hof gehen!«

Als wir hinaus kamen, war der Hof ganz mit Menschen angefüllt, welche neugierig des Wunders harreten, welches von dem Kasa-Mufti verheißen worden war. Diejenigen, an denen wir vorüber kamen, staunten uns mit weit aufgerissenen Augen an, und die ferner stehenden streckten die Hälse, um jede unserer Bewegungen zu sehen.

Der kleine Hadschi ergriff die Peitsche und schaffte durch

rechts und links ausgeteilte Hiebe eine freie Bahn, welche auf einen kleinen Schuppen mündete.

»Sihdi, gibst du mir die Kugeln?« fragte er mich dann leise.

»Nein; denn ich will ganz sicher gehen, um einen Unfall zu verhüten. Zuerst nehmen wir eine wirkliche Bleikugel. Rede du mit den Leuten. Du besitzt ein größeres Rednertalent als ich.«

Er fühlte sich durch dieses Lob außerordentlich geschmeichelt. Seine Gestalt streckte sich, und seine laute Stimme erscholl:

»Ihr Leute und Männer von Ostromdscha, ihr sollt jetzt das unverdiente Glück haben, vier tapfere Männer zu sehen, durch deren Körper keine feindliche Kugel dringen kann. Öffnet eure Augen und strengt euer Gehirn an, damit euch nichts von dem Wunder entgehe und ihr es erzählen könnt euren Kindern, Kindeskindern und Enkelkindern der entferntesten Urenkel, wenn ihr dann noch lebt. Haltet gute Ordnung und macht keinen Lärm, damit keine Störung entstehe, und sendet mir jetzt den Mann, den ihr für den besten Schützen haltet, mit seiner Flinte her.«

Es entstand ein halblautes Murmeln. Man suchte nach einem solchen Mann, und endlich trat einer vor, welcher sein Gewehr in der Hand hatte. Sonst sah ich überhaupt keinen, der mit einer Flinte bewaffnet war.

»Ist dein Gewehr geladen?« fragte ich ihn laut.

»Ja,« antwortete er.

»Hast du mehrere Kugeln bei dir?«

»Nein, Herr.«

»Es schadet nichts, ich werde dir von den meinigen geben. Aber vorerst mußt du uns zeigen, daß du ein tüchtiger Schütze bist. Siehst du das neue Brett, welches man da an den Schuppen genagelt hat? Es ist ein Ast darin. Versuche einmal, denselben zu treffen.«

Der Mann trat zurück, legte an und schoß. Mehrere der Anwesenden sahen nach und fanden, daß er das Ziel nur um einen halben Zoll gefehlt hatte.

»Das ist nicht ganz gelungen,« sagte ich. »Versuche es noch einmal.«

Ich gab ihm eine der neugegossenen Bleikugeln. Osko lieferte die Munition dazu. Der zweite Schuß war besser: der Mann hatte jetzt sorgfältiger gezielt. Ich gab ihm nun drei der andern Kugeln, nahm heimlich eine Bleikugel in die rechte Hand und sagte:

»Nun versuche, ob du in das Loch treffen kannst, welches du soeben in das Brett geschossen hast. Zeige aber vorher diesen Leuten die Kugeln, damit sie sich überzeugen, daß du richtig ladest.«

Die Kugeln gingen von Hand zu Hand, was einige Zeit in Anspruch nahm, da ein jeder sie sehen und befühlen wollte. Als er sie zurückerhalten hatte, lud er seine Flinte.

»Tritt näher!« gebot ich ihm, indem ich ihn weiter nach dem Ziel hinschob. »Jetzt kannst du schießen.«

Bei diesen Worten stellte ich mich an das Brett. Er ließ das erhobene Gewehr wieder sinken.

»Herr,« sagte er, »wie kann ich denn so das Brett treffen?«

»Warum denn nicht?«

»Du stehst mir ja im Wege!«

»Das tut nichts.«

»Du hast grad deine Brust vor meinem Ziel.«

»So schieße hindurch.«

»O, Herr, dann bist du tot!«

»Nein. Ich will euch ja zeigen, daß die Kugel mich nicht treffen darf.«

Er fuhr mit der Hand an den Kopf, um sich verlegen hinter dem Ohr zu kratzen.

»Das ist es ja eben!« meinte er. »Die Sache ist sehr gefährlich für mich.«

»Wieso?«

»Die Kugel wird von dir abprallen und dann mir durch die Brust gehen.«

»Sei ohne Sorgen. Ich werde sie mit der Hand auffangen und festhalten.«

Ein Gemurmel des Erstaunens ging durch die Reihen der Anwesenden.

»Ist das auch wirklich wahr, Effendi? Ich bin der Ernährer einer Familie. Wenn ich sterbe, so wird nur Allah für sie sorgen.«

»Du stirbst nicht. Ich verspreche es dir beim Barte des Propheten.«

»Wenn du das sagst, so will ich es versuchen, Herr.«

»Schieße getrost!«

Ich hatte Toma, den Boten, scharf beobachtet. Er kam jetzt ganz nahe herbei und wendete kein Auge von mir. Der Schütze legte auf mich an. Er stand nur zehn oder elf Schritte von mir entfernt. Aber er senkte das Gewehr noch einmal und sagte:

»Ich habe noch nie auf einen Menschen gezielt. Herr, du verzeihst mir doch, wenn ich dich treffe?«

»Ich werde dir nichts zu verzeihen haben, denn du triffst mich nicht.«

»Aber wenn dennoch?«

»So darfst du dir keine Vorwürfe machen, denn ich habe es dir ja befohlen.«

Ich erhob die rechte Hand, ließ aber dabei heimlich die bleierne Kugel in den Ärmel rollen, zeigte hierauf die leere Hand und sagte:

»Mit dieser Hand werde ich die Kugel auffangen. Also ich zähle. Bei ›drei‹ kannst du abdrücken.«

Ich ließ den Arm sinken und fing dabei die aus dem Ärmel rollende Kugel mit der hohlen Hand wieder auf. Es gab kein Auge, welches nicht auf mich gerichtet war.

»Eins – zwei – drei!«

Der Schuß krachte. Ich griff mit der Hand nach vorn, der Gewehrmündung entgegen, als ob ich die abgeschossene Kugel auffangen wollte, und hielt dann die bereitgehaltene Kugel zwischen Daumen und Mittelfinger empor.

»Hier hast du sie. Oder nimm du sie, Toma! Betrachte sie, ob es nicht dieselbe ist, welche in den Lauf gestoßen worden ist.«

Natürlich sah sie derselben ganz und gar ähnlich. Der Bote stand mit weit offenem Mund da und starrte mich an, gleich-

sam als wäre ich ein Gespenst. Die Wirkung auf die übrigen Leute war geringer. Man hatte wohl bis zum letzten Augenblick gezweifelt; nun aber war das vermeintliche Wunder dennoch geschehen. Die Kugel wurde weiter gegeben. Als der Schütze sie zurück erhielt, sagte ich so laut, daß alle es hören könnten:

»Jetzt lade sie abermals in den Lauf und ziele nach dem Brett.«

Er tat es und schoß. Die Kugel schlug natürlich ein Loch in das Brett.

»Siehst du, ein solches Loch hätte ich nun in der Brust, wenn ich nicht kugelfest wäre. Jetzt magst du ganz nach Belieben auch auf meine drei Gefährten schießen.«

Daß die Kugel beim zweiten Male die gewöhnliche Wirkung hatte, obgleich ich vorher nicht getroffen worden war, ja sie aufgefangen hatte, das brachte die schlichten Leute in ungeheure Aufregung. Sie kamen herbei, um meine Hand zu betrachten, und konnten nicht genug Worte finden, ihr Erstaunen darüber auszudrücken, daß auch nicht die mindeste Spur einer Beschädigung an derselben zu sehen war.

»Allah onun ile – Allah ist mit ihm!« hörte ich einen sagen.

»Scheitan sahibi – er hat den Teufel!« entgegnete ein anderer.

»Wie kann der Teufel ihm beistehen, da er den Kuran verpeist? Nein, Allah ist groß!«

Es wurden die verschiedensten Meinungen ausgetauscht, indessen ich dem Schützen drei Kugeln gab und Halef, Osko und Omar an den Schuppen postierte.

Vielleicht hatten diese drei vorher dem Experiment doch nicht getraut. Nachdem dasselbe mir aber nichts geschadet hatte, waren sie ohne Furcht bereit, auf sich schießen zu lassen. Nur die Finte mit dem Auffangen der Kugel mußten sie selbstverständlich unterlassen, da dieselbe ihnen wohl kaum gelungen wäre. Das wollte ich lieber selbst besorgen. Ich stellte mich neben sie hin und griff beim Losdrücken in die Luft, um dann allemal eine Bleikugel zurückzugeben, mit welcher hierauf die Probe gemacht wurde, daß sie durch das Brett schlage.

Als auch die drei Gefährten ihre Kugelfestigkeit bewiesen

hatten, erhob sich ein Beifallssturm, der gar nicht zu beschreiben ist. Die Leute drängten sich an uns heran, um uns zu betasten, zu betrachten, zu befragen. Es hätte mehrere Tage bedurft, um alle die Erkundigungen zu beantworten, welche an uns gerichtet wurden. Um dem Andrang zu entgehen, retirierten wir uns in die Stube.

Von dort aus betrachtete ich Toma, den Botenmann. Er hatte seinen Unglauben vollständig aufgegeben, das merkte ich an seinen heftigen, begeisterten Gebärden, mit welchen er jenen Personen, die ferner gestanden hatten, den Vorgang anschaulich zu machen suchte. Ich winkte meinen Hadschi zu mir, zeigte ihm den Boten und sagte:

»Laß ihn nicht aus dem Auge. Und wenn er geht, so folge ihm unbemerkt nach, um ihn zu beobachten.«

»Warum, Sihdi?«

»Ich habe ihn im Verdacht, von den Aladschy beauftragt worden zu sein, uns zu belauern.«

»Ah! Darum also zogst du das eine Auge zusammen, als du ihn betrachtet hast. Ich habe sogleich gedacht, daß du ihm nicht traust. Aber was kann er uns schaden?«

»Er wird den beiden Skipetaren melden, daß wir zur Mittagszeit von hier abreisen.«

»Er sagte doch, daß er nicht reitet.«

»Er hat gelogen, verlaß dich darauf. Wenn er jetzt heimkehrt, so gehst du zur Stadt hinaus und versteckst dich irgendwo an der Straße, welche nach Radowitsch führt. Wenn er vorüber ist, meldest du es mir.«

»Und wenn er nicht kommt?«

»Nun, so kehrst du nach ungefähr zwei Stunden zurück. Es ist anzunehmen, daß er dann nicht reiten wird.«

Nun, erkundigte ich mich nach einem Frisier- und Barbierladen und begab mich dorthin, um mir Haar und Bart stutzen zu lassen. Der Besitzer des Ladens hatte unser Wunder auch gesehen. Im Orient bilden die Stuben der Barbieri einen beliebten Versammlungsort für alle Neuigkeitskrämer; daher war ich gar nicht überrascht, als ich die Stube voll von Menschen fand.

Diese guten Leute lauerten auf jede meiner Bewegungen und verhielten sich, solange der Barbier an mir herumschnitt, tief schweigend.

Einer von ihnen, welcher hinter mir saß, langte immer vor, um die Haarspitzen zu erwischen, welche herunterfielen, bis der Barbier, nachdem seine grimmigen Blicke nichts gefruchtet hatten, ihm einen leidlich kräftigen Fußtritt versetzte und ausrief:

»Dieb! Was hier herabfällt, ist mein Eigentum. Bestiehl mich nicht!«

Auf dem Rückweg trat ich in den Laden eines Strumpfwarenhändlers und auch eines Brillenhändlers. Bei dem ersteren kaufte ich ein Paar lange Strümpfe, welche bis zum Oberschenkel hinauf reichten, und beim letzteren eine Brille mit blauen Schutzgläsern.

In einem dritten Laden erwarb ich mir ein grünes Turbantuch, wie nur die Abkömmlinge des Propheten es tragen dürfen. Somit hatte ich alles, was ich brauchte.

Ich war über eine Stunde fort gewesen. Als ich heimkehrte, war Halef schon wieder da.

»Sihdi, du hattest recht,« meldete er mir. »Der Kerl ist fort.«

»Wann?«

»Nur einige Minuten später, nachdem er nach Hause gekommen war.«

»Also war er schon vorher bereit dazu.«

»Jedenfalls, denn er hätte seine Tiere satteln müssen.«

»Was für Tiere waren bei ihm?«

»Er ritt ein Maultier und führte hinter sich vier beladene Esel, von denen jeder an den Schwanz des vorherigen, der vorderste aber an den Schwanz des Maultieres gebunden war.«

»Ritt er langsam?«

»Nein. Er tat, als ob er Eile habe.«

»Er will seine Botschaft möglichst schnell an den Mann bringen. Nun, uns soll das nichts schaden. Ich reite jetzt weiter, und ihr Andern verlaßt Ostromdscha um Mittag.«

»Und bleibt es bei dem, was du mir vor dem Schlafen gesagt hast?«

»Natürlich.«

»Ich reite den Rih?«

»Ja, und ich nehme dein Pferd. Sattle es und gehe dann wieder hinaus vor die Stadt; nimm aber deine Pantoffeln des Gebetes mit.«

»Warum, Sihdi?«

»Du sollst sie mir borgen, weil ich dir meine langen Stiefel zurücklasse.«

»Soll ich etwa dieselben anziehen?«

»Nein, Kleiner; du könntest mir darin verschwinden. Ich werde dir jetzt alles geben, was du mir aufbewahren sollst, besonders die Gewehre. Dann verabschiede ich mich.«

Dieses Letztere wurde mir freilich schwerer gemacht, als ich gedacht hatte. Der Herbergsvater Ibarek, welcher nun auch nach Hause zurückkehren wollte, versprach mir, die beiden Brüder, welche sich bei ihm eingenistet hatten, gehörig durchpeitschen zu lassen, doch glaube ich nicht, daß der wackere Held den Mut dazu besessen hat.

Endlich, endlich konnte ich in den Sattel steigen. Die beiden Wirte wunderten sich, daß ich nicht den Hengst reiten wollte, erfuhren aber meine Gründe nicht.

Draußen vor der Stadt stand Halef und neben ihm – die Nebatja.

»Herr,« sagte sie, »ich hörte, daß du uns verlassen willst, und ich bin gekommen, dir noch einmal zu danken, hier, wo niemand es sehen kann. Ich werde an dich denken und deiner nie vergessen.«

Ich drückte ihr die Hand und ritt dann schnell von dannen. Es tat mir wehe, ihr in die nassen Augen zu sehen.

Halef folgte mir noch eine Strecke, bis wir an einem Buschwerke vorüber kamen. Dort stieg ich ab und trat hinter die Sträucher.

Der kleine Hadschi hatte das Gefäß mitnehmen müssen, in welchem sich der Sadar-Absud befand. Mit Hilfe eines Läppchens, welches er zu diesem Zwecke mitgebracht hatte, mußte er mir von der Flüssigkeit vorsichtig in das Haar des Kopfes und des Bartes streichen.

»Sihdi, weshalb lässest du denn dein Haupt mit dieser Brühe salben?« fragte er dabei.

»Das wirst du sehr bald sehen.«

»Sollte sich das Haar wirklich dadurch verändern?«

»Ich denke, daß du darob staunen wirst.«

»So bin ich neugierig darauf. Aber da ziehst du diese ewig langen Strümpfe aus der Tasche; willst du sie etwa anlegen?«

»Ja, und deine Gebetspantoffeln ziehe ich darüber.«

Der Kleine trug auf der Reise diese Pantoffeln bei sich, um sie beim Besuch einer Moschee stets bei der Hand zu haben, da man sich der Fußbekleidung entledigen muß.

Als er die ›Salbung‹ meines Hauptes beendet hatte, zog er mir die Reitstiefel aus, und ich zog an Stelle derselben die Strümpfe an. Die Pantoffeln waren mir ein wenig zu klein, aber es ging doch. Als er dann wieder nach meinem Kopf blickte, schlug er verwundert die Hände zusammen und rief:

»O Allah! Welch ein Wunder! Dein Haar beginnt ja, ganz hellblond zu werden!«

»Wirklich? Wirkt die Brühe schon?«

»Stellenweise.«

»So müssen wir an den dunklen Stellen nachhelfen. Hier hast du den Kamm, um die Feuchtigkeit zu verteilen.«

Er setzte das begonnene Werk fort, und als ich mich dann in dem kleinen Taschenspiegel besah, war ich hochblond geworden. Nun setzte ich den Fez auf, und Halef mußte mir das grüne Turbantuch um denselben winden, so daß rechter Hand das ausgefranste Ende desselben herabhing.

»Sihdi, ich begehe da eine große Sünde,« sagte er kleinlaut. »Nur die direkten Nachkommen des Propheten dürfen diese Auszeichnung tragen. Du aber bist nicht einmal ein Anhänger des Kuran, sondern des Kitab el mukaddas {›Das heilige Buch‹ = Bibel}. Werde ich diese Entweihung verantworten können, wenn ich einmal über die messerschneideschmale ›Brücke des Todes‹ gehen muß?«

»Ganz gewiß.«

»Ich aber zweifle daran.«

»Sei unbesorgt. Ein Mohammedaner würde sich freilich an

den Nachkommen des Propheten versündigen, wenn er deren Abzeichen trüge; ein Christ aber hat diese Regel denn doch nicht zu beobachten. Die Anhänger der Bibel dürfen sich kleiden, wie es ihnen beliebt.«

»So habt ihr es weit besser und bequemer, als wir. Aber einen Fehler begehe ich dennoch. Wenn du selbst dir das Tuch umlegtest, so würde es dein Gewissen nicht beschweren. Da ich es aber tue, ich, ein gläubiger Sohn des Propheten, so werde ich wohl strafbar sein.«

»Habe keine Sorge! Ich will diese Sünde gern auf mein Gewissen nehmen.«

»Und an meiner Stelle in der Hölle braten?«

»Ja.«

»O Sihdi, das gebe ich nicht zu; da habe ich dich doch zu lieb. Lieber brate ich selbst, denn ich glaube, ich halte es besser aus, als du.«

»Traust du dir mehr Kraft zu, als mir?«

»Nein, aber ich bin doch viel kleiner, als du. Vielleicht finde ich eine Stelle, wo ich mich unter und zwischen den Flammen niederstrecken kann, so daß sie mir nicht wehe tun.«

Der Schalk meinte es mit seinem Bedenken gar nicht so ernst. Ich wußte doch, daß er schon längst im Herzen ein Christ geworden war.

Um die Verwandlung zu vollenden, setzte ich nun die Brille auf und schlang die Reitdecke um meine Schultern, ungefähr so, wie ein Mexikaner seine Serape trägt.

»Müdschüzat allahi – Wunder Gottes!« rief Halef aus. »Sihdi, du bist ganz und gar ein Anderer geworden!«

»Wirklich?«

»Ja. Ich weiß nicht, ob ich dich erkennen würde, wenn du so an mir vorüberrittst. Nur an deiner Haltung würde ich es sehen, daß du es bist.«

»O, die wird auch eine andere. Aber das habe ich gar nicht nötig. Die Aladschy haben mich ja noch niemals gesehen. Sie kennen mich nur aus der Beschreibung, und es ist also sehr leicht, sie irre zu machen.«

»Aber der Bote kennt dich!«

»Den treffe ich vielleicht nicht.«

»Ich denke, der wird bei ihnen sein.«

»Schwerlich. Sie wollen uns zwischen hier und Radowitsch auflauern; er aber hatte seine Esel bepackt und will die Waren dort abliefern. Er beabsichtigt also, nach Radowitsch zu reiten. Es ist also anzunehmen, daß er sie unterwegs benachrichtigt und dann weiter reitet.«

»Und glaubst du wirklich, ganz allein mit ihnen zurechtkommen zu können?«

»Ja, gewiß.«

»Die Scheckigen sind aber berüchtigt; vielleicht wäre es besser, wenn ich dich begleiten würde. Ich bin ja dein Freund und Beschützer.«

»Jetzt hast du Osko und Omar zu beschützen. Diese Beiden vertraue ich dir an.«

Das tröstete ihn und erhob sein Selbstgefühl. Darum antwortete er schnell:

»Da hast du vollkommen recht, Sihdi. Was wären die Beiden ohne mich, deinen tapferen Hadschi Halef Omar? Nichts, gar nichts! Übrigens habe ich den Rih, dem ich meine ganze Seele widmen muß. Mir ist sehr viel anvertraut.«

»So mache dich dieses Vertrauens auch würdig. Weißt du noch alles, was wir besprochen haben?«

»Alles. Mein Gedächtnis ist wie der Rachen eines Löwen, dessen Zähne alles festhalten, was sie einmal gepackt haben.«

»So wollen wir jetzt scheiden. Lebe wohl! Mache keinen Fehler!«

»Sihdi, kränke meine Seele nicht mit dieser Ermahnung. Ich bin ein Mann, ein Held; ich weiß, was ich zu tun habe.«

Er warf den nun nicht mehr zu brauchenden Topf zwischen die Sträucher, schwang sich meine langen Stiefel auf die Achsel und schritt nach der Stadt zurück. Ich aber ritt nach Nordwest, einer gefährlichen und vielleicht verhängnisvollen Zukunft entgegen.

Zunächst hatte ich freilich keine Veranlassung, eine Gefahr zu befürchten. Hätten die Aladschy mich gekannt und erblickt, so wäre an einen heimtückischen Überfall, an eine Ku-

gel aus dem Hinterhalt zu denken gewesen. So aber hatte ich im schlimmsten Fall einen offenen räuberischen Angriff zu erwarten, wie jeder andere Reisende auch. Und dazu bot meine jetzige Erscheinung eben nicht viel Verlockendes.

Ich sah aus wie ein armer direkter Nachkomme Mohameds, bei dem gar nicht viel zu holen war, und wenn ich auch meine Gewehre zurückgelassen hatte, so trug ich doch die beiden Revolver in der Tasche, und diese genügten vollständig, um auch noch mehr als nur zwei Angreifer unschädlich zu machen. Dieselben sahen nur mein Messer und mußten annehmen, daß ich sonst unbewaffnet sei. Das hätte sie jedenfalls zu einer Sorglosigkeit verleitet, die ihnen gefährlich werden konnte.

Die Gegend von Ostromdscha nach Radowitsch ist sehr fruchtbar. Felder und Weiden wechseln mit Waldungen. Die Strumnitza ist die Fee, welche der Gegend diese Wohltat verleiht.

Zur Linken hatte ich die nordöstlichen Berge des Welitza Dag, und zur Rechten senkten sich die Höhen des Plaschkawitza Planina hernieder. Keinen Menschen traf ich, und erst nach mehr als einer Stunde kam mir ein einsamer Bulgare entgegen, den ich an der Kleidung als solchen erkannte.

Meines grünen Turbans wegen blieb er stehen und verbeugte sich, um mich ehrerbietig vorübergehen zu lassen. Auch der reichste Moslem ehrt den ärmsten, zerlumptesten Scherif; er achtet in ihm den Abkömmling des Propheten, dem es schon bei Lebzeiten vergönnt war, die Himmel Allahs zu schauen.

Ich hielt mein Pferd vor ihm an, erwiderte seinen demüthigen Gruß und fragte ihn:

»Allah segne den Ausgangspunkt deiner Reise! Wo kommst du her, mein Bruder?«

»Mein Weg begann in Radowitsch.«

»Und wohin willst du?«

»Nach Ostromdscha, wohin ich glücklich gelangen werde, wenn du mir deinen Segen dazu nicht verweigerst.«

»Er soll dich in vollem Maße begleiten. Bist du vielen Wanderern begegnet?«

»Nein. Der Weg war so einsam, daß ich meine Gedanken ungestört auf die Wohltaten Allahs richten konnte.«

»So hast du gar niemand gesehen?«

»Auf der Straße nur einen einzigen, nämlich den Boten Toma aus Ostromdscha.«

»Kennst du diesen Mann?«

»Alle in Radowitsch kennen ihn, denn er besorgt unsere Botschaften hin und her.«

»Hast du mit ihm gesprochen?«

»Ich wechselte einige Worte mit ihm. Er war in dem kleinen Weiler eingekehrt, welchen du bald finden wirst, da wo der Weg dich über den Fluß führt.«

»Bist du auch dort eingekehrt?«

»Nein, ich hatte keine Zeit dazu.«

»So weißt du vielleicht, wo der Bote einkehrt, wenn er nach Radowitsch kommt?«

»Willst du ihn finden?«

»Vielleicht.«

»Er kehrt in keinem Khan ein, wie du wohl denken magst, sondern bei einem Verwandten, den er dort hat. Wenn ich dir den Namen desselben sagte, so würdest du ihn doch nicht ohne Hilfe finden, da ich dir die Gassen nicht so genau beschreiben kann. Ich bitte dich daher, in Radowitsch dich noch einmal zu erkundigen.«

»Ich danke dir. Allah führe dich!«

»Und dir öffne sich der Himmel!«

Er schritt weiter, und ich setzte meinen Weg ebenso gemächlich fort, wie ich bisher geritten war.

Nun konnte ich mir denken, wie die Sache stand. In Radowitsch hielten sich die beiden Aladschy sicherlich nicht auf, weil es für sie zu gefährlich gewesen wäre; sie hatten also wohl in dem Weiler den Boten erwartet, und was sie ferner unternehmen würden, das kam ganz auf die Mitteilungen des Boten an. Keinesfalls mochten sie zu einem offenen Angriff geneigt sein, und ob sie uns hinterrücks mit Kugeln beschenken wollten, das war nun auch zweifelhaft, da sie uns ja jetzt für kugelfest halten mußten.

Es war noch nicht Mittag; darum meinte ich, daß ich sie noch in dem Weiler treffen könnte. Der Bote hatte ihnen gewiß gesagt, daß ich erst zu dieser Zeit aufbrechen würde. Da hatten sie also noch Zeit genug, sich ein Versteck zu suchen. Ich freute mich natürlich darauf, ihnen ein Schnippchen zu schlagen und an ihnen vorüber zu kommen, ohne von ihnen belästigt zu werden.

Nach ungefähr einer halben Stunde erreichte ich den Weiler, welcher nur aus einigen Häusern bestand. Der Weg machte eine rechtwinkelige Biegung nach der Brücke zu, und ich erhielt dadurch einen Blick nach der hinteren Seite eines Gebäudes, welches nahe der Brücke stand. Dort weideten zwei Kühe, einige Schafe und auch drei Pferde, von denen zwei gesattelt und – weiß und dunkelbraun gescheckt waren.

Ich sah sofort, daß es halbblütige Tiere waren, und schätzte, daß sie von einer Mescherdi-Stute stammen mochten. Diese Pferde sind sehr hart, genügsam, haben einen kräftig aufgesetzten Hals und kräftige Hinterbeine, sind aber trotzdem sehr schnell und ausdauernd. Ein guter Reiter kann einem solchen Roß schon etwas zumuten.

Sollten dies die Pferde der zwei Aladschy sein? Sollten die beiden sich in dem Hause befinden, an welchem ich unbedingt vorüber mußte?

Es lag mir viel daran, mit ihnen zu sprechen, doch mußte das möglichst unauffällig eingeleitet werden, damit nicht etwa ihr Mißtrauen erweckt würde.

Als ich die Krümmung hinter mir hatte, konnte ich nun auch die vordere Seite des Hauses sehen. Es gab da ein auf vier Säulen ruhendes Vordach, unter welchem einige Tische und Bänke standen, roh aus Brettern zusammengenagelt. Sie waren leer – bis auf einen, an welchem zwei Männer saßen. Sie sahen mich kommen. Überhaupt schienen sie sorgfältig nach beiden Seiten aufzupassen, denn Leute solchen Schlages müssen stets auf ihrer Hut sein.

Ich sah, mit welch scharfen, mißtrauischen Blicken sie mich beobachteten, und tat, als ob ich vorüberreiten wollte. Da

aber erhoben sie sich von ihren Plätzen und traten um einige Schritte vor.

»Dur – halt!« begann der eine, indem er gebieterisch die Hand erhob. »Willst du nicht ein Gläschen Raki mit uns trinken?«

Ich war überzeugt, die Gesuchten vor mir zu haben. Sie mußten Brüder sein – sie sahen einander ungemein ähnlich. Beide – gleich hoch und breitschulterig – waren länger und stärker als ich. Ihre dichten, lang ausgezogenen Schnurrbärte, die Wetterfarbe ihrer Gesichter und ihre Waffen verliehen ihnen ein sehr kriegerisches Aussehen. Ihre Gewehre lehnten an den Tischen. In ihren Gürteln funkelten Messer und Pistolen, und an der linken Seite hatte jeder ein Heiduckenbeil gleich einem Säbel hängen.

Ich schob die Brille auf der Nase zurecht, betrachtete sie mir, wie ein Pädagog einen ungezogenen Jungen betrachten würde, und fragte:

»Wer seid ihr denn, daß ihr einen Enkel des Propheten in seinem frommen Nachdenken stört?«

»Wir sind fromme Söhne des Propheten, ebenso wie du. Darum wollen wir dich ehren, indem wir dir eine Erfrischung anbieten.«

»Raki? Das nennst du eine Erfrischung? Kennst du nicht das Wort des Kuran, welches den Raki verbietet?«

»Ich weiß nichts von ihm.«

»So gehe zu einem Ausleger der heiligen Suren, und laß dich unterrichten!«

»Dazu haben wir keine Zeit. Willst du es nicht lieber selber tun?«

»Wenn du es wünschst, bin ich bereit dazu, denn der Prophet sagt: Wer eine Seele aus der Hölle erlöst, der kommt sogleich nach seinem Tod in den dritten Himmel. Wer aber zwei Seelen rettet, der geht gleich in den fünften Himmel ein.«

»So verdiene dir den fünften. Wir sind bereit, dir in denselben zu helfen. Steige also ab, frommer Mann, und mache uns so heilig, wie du selber bist!«

Er hielt mir den Steigbügel, und der Andere faßte mich beim

Arm und zog mich herab, so jeder weiteren Weigerung zuvorkommend.

Als ich nun aus dem Sattel war, hinkte ich gravitatisch zu dem Tisch, an welchem sie gesessen hatten und sich nun wieder niederließen.

»Du schleppst ja ein Bein hinter dir her,« lachte der Eine. »Hast du dich beschädigt?«

»Nein. Es ist mein Kismet,« erwiderte ich kurz.

»So bist du lahm geboren. Da hat es Allah gut mit dir gemeint, denn wen er lieb hat, dem schickt er ein Leiden. Willst du nicht uns unwürdigen Sündern deinen heiligen Namen nennen?«

»Wenn ihr in die Tabellen der Nakyb-el-Eschraf schaut, die in jeder Stadt über uns geführt werden, so werdet ihr ihn finden.«

»Das glauben wir dir. Da wir aber diese Tabellen nicht hier haben, so wirst du uns doch wohl die Gnade erzeigen, deinen Namen uns zu nennen.«

»Nun denn, ich bin Scherif Hadschi Schehab Eddin Abd el Kader Ben Hadschi Gazali al Farabi Ibn Tabit Merwan Abul Achmed Abu Baschar Chatid esch Schonahar.«

Die beiden Wegelagerer hielten sich die Hände vor die Ohren und stießen ein lautes Gelächter aus. Sie schienen gar keine Lust zu haben, sich durch meine Eigenschaft als Scherif imponieren zu lassen. Wären sie griechisch katholische Skipetaren gewesen, so hätte mich das gar nicht gewundert; da ich aber ihrer Kleidung nach annehmen mußte, daß sie sich zum Islam bekannten, so war zu vermuten, daß sie sich aus den Lehren und Satzungen desselben nur blutwenig machten.

»Woher kommst du denn, du mit dem langen Namen, den kein Mensch sich merken kann?« fragte der Eine weiter.

Ich warf ihm über die Brille weg einen langen, ernsten, ja vorwurfsvollen Blick zu und antwortete:

»Den kein Mensch sich merken kann! Habe ich dir denn nicht soeben meinen Namen gesagt?«

»Allerdings.«

»Also muß ich ihn doch wissen und ihn gemerkt haben.«

Alle beide lachten wieder hell auf.

»Ja du! Das wäre doch auch gar zu schlimm, wenn du nicht deinen eigenen Namen wüßtest. Aber du wirst wohl der Einzige sein, der ihn hat merken können.«

»Er kann nie vergessen werden, denn er ist in dem Buch des Lebens eingetragen.«

»Ah so! Du bist ja Scherif, und von euch kommt keiner in die Hölle. Aber du wolltest doch uns aus derselben erlösen und uns erklären, daß der Raki verboten ist.«

»Das ist er auch, und zwar streng.«

»Und das steht im Kuran?«

»Gewiß und wahr.«

»Hat es denn, als der Prophet die Offenbarungen erhielt, schon Raki gegeben?«

»Nein, denn davon steht in keiner Welt- und Naturgeschichte ein Wort geschrieben.«

»So kann er also auch nicht verboten worden sein.«

»O doch! Das betreffende Wort lautet nämlich: ›Kullu muskürün haram‹ – alles, was trunken macht, ist untersagt, ist verboten, ist verflucht. Also ist auch der Raki verflucht.«

»Er macht uns aber nicht trunken!«

»Wohlan, so ist er euch auch nicht verboten.«

»Und der Wein ist uns gleichfalls nicht gefährlich.«

»So genießt ihn mit Andacht und in bescheidener Menge.«

»Das ist gut! Das hört man gern! Du scheinst kein übler Ausleger zu sein. Wirst du denn betrunken vom Raki?«

»Wenn ich nur wenig trinke, nicht.«

»Und was nennest du wenig?«

»Einen Fingerhut voll, mit einer solchen Flasche Wassers verdünnt.«

Ich zeigte auf die große, dicke Schnapsflasche, welche vor uns stand.

»Ja, dann kannst du allerdings nicht berauscht werden. So will ich dir Wasser holen, und dann trinkst du mit uns.«

Er stand auf und brachte bald einen mit Wasser gefüllten Topf und ein Glas. Er goß das Glas zum vierten Teil voll Wasser und füllte es dann mit Raki bis oben an.

»So,« sagte er, es vor mich hinstellend. »Jetzt ist Wasser dabei. Nun kannst du mit uns trinken, ohne dich an den Geboten des Kuran zu versündigen. Allah segne dein Leben!«

Er setzte die Flasche an den Mund, tat einen langen Zug und gab sie dann seinem Bruder, der sich ebenso reichlich bediente. Ich nippte bescheiden aus meinem Glas.

Dieser Eine schien überhaupt, während der Andere sich schweigend und beobachtend verhielt, das Wort führen zu wollen. Er fragte bald wieder:

»Also, woher kommst du?«

»Eigentlich komme ich von Avret Hissar.«

»Und wo willst du hin?«

»Nach Skopia, um die Gläubigen dort in den Gesetzen und Regeln des Kuran zu unterrichten.«

»In Skopia? Da wirst du nicht viel Freude erleben.«

»Warum?« fragte ich mit schüchternem Befremden.

»Weißt du denn nicht, daß man dort die Frömmigkeit verlacht?«

»Ich habe es vernommen und eben deshalb will ich hinreisen.«

»So wirst du dir die Schwindsucht an den Hals reden, aber keinen Menschen bekehren.«

»Was geschehen soll, das geschieht. Es ist in dem Buch des Lebens verzeichnet.«

»Du scheinst dieses Buch sehr genau zu kennen?«

»Allah kennt es, und nur er allein liest es. Ich hoffe, daß einige Bewohner von Skopia auch darinnen verzeichnet sind.«

»Das bezweifle ich stark. Es sollen viele Skipetaren dort sein, und die taugen nichts.«

»Leider habe ich das auch gehört.«

»Daß die Skipetaren nichts taugen?«

»Jawohl.«

»Wieso denn?«

»Der Scheitan hat sie besessen. Ich kenne sie nicht, aber sie sollen Diebe, Räuber und Mörder sein. Die Hölle selbst ist noch viel zu gut für sie geschaffen.«

»Hast du denn noch keinen Skipetar gesehen?«

»Ich habe noch nie das große Unglück gehabt, einem dieser Sünder zu begegnen,« antwortete ich mit einem Seufzer. Dazu schnitt ich ein möglichst einfältiges Gesicht. Sie stießen sich unter dem Tisch mit den Füßen an und schienen großes Verdragen an meiner Albernheit zu haben.

»Aber hast du denn keine Furcht vor ihnen?« fragte er weiter.

»Warum sollte ich mich fürchten? Könnten sie mir etwas Anderes tun, als was mir bereits vorher bestimmt wäre!«

»Hm! Du reisest ja nach dem Land der Skipetaren. Wenn dich nun ein solcher Räuber überfällt?«

»Das wäre jammerschade um seine Mühe. Dies ist mein ganzes Vermögen.«

Sechs Piaster warf ich auf den Tisch, und ich hatte auch die Wahrheit gesagt, denn ich trug nicht mehr bei mir, weil ich dem kleinen Halef mein Geld übergeben hatte.

»Da können sie sich bei dir allerdings nicht viel holen, aber du mußt doch auf der Reise Geld haben!«

»Geld? – Wozu?«

»Nun, um leben zu können.«

»Dazu brauche ich nichts. Hat der Prophet nicht befohlen, gastfreundlich zu sein?«

»Ah, du bettelst?«

»Betteln! Willst du einen Scherif beleidigen? Speise, Trank und ein Nachtlager finde ich überall.«

»Wo hast du denn in letzter Nacht geschlafen?«

»In Ostromdscha.«

»Ah, dort! Das ist uns interessant.«

Beide warfen einander einen Blick zu, welcher heimlich sein sollte.

»Warum? Seid ihr etwa von dort?«

»Das nicht; aber wir hörten, daß in letzter Nacht dort ein großes Feuer gewesen sei.«

»Groß? O nein!«

»Es soll die halbe Stadt niedergebrannt sein.«

»Das hat euch ein großer Lügner gesagt. Einen Brand hat

es gegeben, das ist wahr; aber er war ganz unbedeutend und nicht einmal in der Stadt.«

»Wo denn?«

»Oben auf dem Berg.«

»Dort gibt es doch gar kein Haus!«

»Aber eine Hütte.«

»Etwa diejenige des alten Mübarek?«

»Ja, dieselbe.«

»Kennt man denn den Brandstifter?«

»Der Mübarek ist es selbst gewesen.«

»Das glaube ich nicht. Ein solch frommer Mann soll ein Brandstifter sein?«

»O, er ist gar nicht so fromm gewesen, wie er sich gestellt hat.«

»Also wäre es doch wahr, was wir hörten!«

»Was habt ihr denn gehört?«

»Daß er eigentlich ein großer Schlingel, ein Verbrecher sei.«

»Diesmal seid ihr recht berichtet.«

»Weißt du das genau?«

»Ja, denn ich war dabei, als er gefangen genommen wurde. Ich war auch bei dem Feuer und überall.«

»So hast du vielleicht auch die vier Fremden gesehen, welche das alles angestellt haben?«

»Ich habe sogar mit ihnen in demselben Khan gewohnt und geschlafen.«

»Wirklich? Wohl auch mit ihnen gesprochen?«

»Mit allen vieren!«

»Würdest du sie wieder erkennen, wenn sie dir jetzt begegneten?«

»Augenblicklich!«

»Das ist gut, sehr gut. Wir erwarten sie nämlich, denn wir müssen mit ihnen reden. Da wir sie aber noch nicht gesehen haben, so können wir uns sehr leicht irren. Willst du uns nicht auf sie aufmerksam machen, wenn sie kommen?«

»Gern, sehr gern, wenn ich nicht etwa zu lange warten muß.«

»Du hast doch Zeit!«

»Nein, ich muß übermorgen in Skopia eintreffen.«

»Du brauchst nur etwa noch drei Stunden zu warten.«

»Das ist mir viel zu lange.«

»Wir bezahlen dich dafür.«

»Bezahlen? Ah, das könnte der Sache eine andere Wendung geben. Wie viel wollt ihr denn bezahlen?«

»Fünf Piaster, bis sie kommen.«

»Und wenn sie aber nicht oder sehr spät kommen, so daß ich dann nicht weiter reiten kann, weil es dunkel ist?«

»So bezahlen wir für dich hier das Nachtquartier und das Essen.«

»So bleibe ich; aber ihr müßt mir die fünf Piaster sofort auszahlen.«

»Scherif! Denkst du etwa, daß wir kein Geld haben?«

»Nein, sondern ich denke, daß ich keins habe; darum möchte ich solches bekommen.«

»Nun, diese Kleinigkeit können wir sehr leicht vorauszahlen. Da!«

Er warf mir zehn Piaster hin, und als ich ihn erstaunt anblickte, sagte er verächtlich:

»Nimm es nur, wir sind reich.«

Sie waren allerdings gut bei Geld, denn der Geldbeutel dieses Menschen war groß, und es klang darin nach Gold.

Nun wurde ich über meine eigene Person gefragt. Ich mußte mich und meine Begleiter genau beschreiben und dann auch sagen, ob ich gesehen, daß uns die Kugeln nicht getroffen hätten.

Ich erzählte alles, was geschehen war, dann fragte der Skipe-tar:

»Hast du denn nicht gehört, wann diese vier Männer aufbrechen wollen?«

»Ich war dabei, als der eine von ihnen sagte, daß sie zur Mittagszeit fortreiten würden.«

»Das haben auch wir erfahren; aber wir denken, daß sie dennoch nicht kommen werden.«

»Warum nicht?«

»Weil sie sich fürchten.«

»O, diese Fremden sehen nicht so aus, als ob sie sich fürchten könnten! Vor wem auch sollen sie denn Angst haben?«

»Vor den Skipetaren.«

»Das glaube ich nicht; habe doch nicht einmal ich selbst Angst vor ihnen. Und nun gar diese vier! Ihr sollt nur die Waffen des Einen sehen.«

»Ich habe davon gehört. Man soll ihm jedoch gesagt haben, daß Skipetaren ihm auflauern wollen.«

»Davon weiß ich nichts; wohl aber habe ich von zwei Räubern gehört.«

»Also doch! Was ist's mit ihnen?«

»Der alte Mübarek hat zwei Räuber gedungen, diese vier Fremden unterwegs zu töten.«

»Woher weiß man denn das?«

»Aus einem Gespräch, welches belauscht worden ist.«

»Teufel! Wie unvorsichtig! Hat man die Namen der Räuber gewußt?«

»Nein, und ich glaube, man kennt dieselben überhaupt nicht.«

»Und was sagen denn die vier Fremden dazu?«

»Sie lachen.«

»Allah w' Allah! Sie lachen?« brauste er auf. »Sie lachen über diejenigen, von denen sie angefallen werden sollen?«

»Ja, über wen sonst?«

»Ich meine, wenn es sich um wirkliche Skipetaren handelt, so kann diesen Fremden das Lachen sehr leicht vergehen.«

»Das glaube ich nicht.«

»Wie? Du glaubst es nicht? Meinst du, daß die Skipetaren schwache Knaben sind?«

»Sie mögen so stark sein, wie sie wollen; diesen vier Männern können sie nichts anhaben, weil dieselben kugelfest sind.«

»Kugelfest? Verflucht! Ich habe niemals daran geglaubt und es stets für ein albernes Märchen gehalten, daß sich ein Mensch kugelfest machen könne. Hast du es aber auch genau gesehen?«

»Sehr genau; ich stand unmittelbar dabei.«

»Die Kugeln trafen nicht? Und der Mensch fing sie sogar auf?«

»Mit der Hand. Dann, als abermals mit denselben Kugeln geschossen wurde, durchbohrten sie das Brett.«

»Es ist kaum glaublich!«

»Aber über fünfhundert Menschen waren dabei, haben es gesehen und sich die Kugeln geben lassen.«

»Dann muß man es freilich glauben. Wenn ich das Kunststück auch machen könnte, ich verzehrte alle Tage einen ganzen Kuran.«

»Es wird sich wohl nicht bloß darum handeln, sondern ich vermute, daß dabei noch gewisse Geheimnisse zu beobachten sind.«

»Ohne Zweifel. Ich gäbe sehr viel darum, wenn ich diese Geheimnisse erfahren könnte.«

»Das wird keiner verraten.«

»Hm! Vielleicht doch.«

»Ich glaube es nicht.«

»Und ich wüßte doch vielleicht zwei Personen, die es erfahren könnten.«

»Wer wären diese?«

»Die Räuber, die ihnen auflauern.«

»O, diese am allerwenigsten!«

»Das verstehst du nicht, obwohl du ein Scherif bist. Ich nehme an, daß die Skipetaren einem von den Fremden das Leben schenken, jedoch nur unter der Bedingung, daß er ihnen das Geheimnis verrate.«

»Dabei vergissest du aber die Hauptsache,« sagte ich mit kühler Ruhe.

»Was wäre dies?« fragte er hastig.

»Daß sich diese Männer gar nicht vor den Skipetaren zu fürchten brauchen; sie sind ja kugelfest, wie ihr nun selbst zu geben werdet.«

»Wir müssen es freilich zugeben, denn wir haben es vorhin aus einem ganz zuverlässigen Mund gehört; aber ich frage dich: sind sie denn auch hieb- und stichfest?«

»Hm! Das weiß ich nicht.«

»So sind sie es auch nicht, denn sie hätten sich jedenfalls dessen gerühmt. Also kann man ihnen doch zu Leibe gehen. Oder meinst du, daß wir, wenn wir diese Skipetaren wären, uns vor diesem Fremden, welcher den Araber reitet, zu fürchten hätten?«

»Im Ringen gewiß nicht.«

»Also sind sie doch nicht so sicher. Aber auch ich bin überzeugt, daß ihnen nichts geschieht, zumal wir ihnen beistehen würden.«

»Ihr wolltet dies wirklich tun?« fragte ich gemächlich.

»Warum zweifelst du? Wir sind ihnen von Radowitsch aus entgegen geritten, wir wollen sie empfangen und sie überraschen. Sie sollen nämlich bei uns wohnen. Wir werden ihre Gastfreunde sein. Wehe dem Menschen, der ihnen ein Leid tun wollte!«

»Hm! Das glaube ich wohl. Aber sie können vielleicht überfallen werden, bevor sie hierher kommen.«

»O nein; da gibt es keinen passenden Ort.«

»Verstehst du das so genau?« fragte ich, indem ich ein recht einfältiges Gesicht zu machen mich bemühte.

»Ja, denn ich bin Soldat gewesen. Weiter oben, nach Radowitsch zu, ist ein passender Ort, nämlich da, wo es durch den Wald geht. Da gibt es große Felsenbrocken zu beiden Seiten des Weges, und das Gehölz ist so dicht, daß man weder rechts noch links entfliehen kann. Wenn sie dort angefallen würden, so wären sie rettungslos verloren.«

In der Pause, welche nun entstand, weil er sinnend vor sich niederblickte, hörte ich jetzt ganz deutlich wimmernde Töne aus dem Hause dringen. Ich hatte sie schon vorhin gehört, aber nicht so deutlich; es schien eine Kinderstimme zu sein. Die Sache wollte mir beinahe verdächtig vorkommen, doch dachte ich mir, daß die Skipetaren es gar nicht hätten wagen können, hier eine Untat zu verüben und dann so ruhig sitzen zu bleiben.

»Wer wimmert denn da drin?« fragte ich.

»Wir wissen es nicht.«

»Ist dieses Haus ein Khan?«

»Nur eine kleine Herberge.«

»Wo ist der Wirt?«

»In der Stube.«

»Ich will einmal nachsehen,« sagte ich, stand auf und ging auf die Türe zu.

»Halt! – Wohin?« fragte der Eine.

»Hinein zu dem Wirt.«

»Geh hier an den Laden!«

Ich erriet sofort, daß sie mich nicht mit dem Wirt allein sprechen lassen wollten. Jedenfalls kannte er sie, und sie fürchteten, von ihm verraten zu werden. Ich hinkte also zu dem offenen Laden und steckte den Kopf hinein. Das Wimmern dauerte fort.

»Konakdschy – Wirt!« rief ich hinein.

»Hier,« antwortete eine männliche Stimme.

»Wer wimmert so da drinnen?«

»Meine Tochter.«

»Warum?«

»Sie hat Zahnweh.«

»Wie alt ist sie?«

»Zwölf Jahre.«

»Warst du bei einem Berber oder Hekim?«

»Nein, ich bin zu arm.«

»So werde ich helfen, ich komme hinein.«

Die beiden Aladschy hatten jedes Wort gehört. Als ich mich jetzt wieder nach der Türe wendete, standen sie auf und folgten mir.

Die Stube sah überaus ärmlich aus, selbst nach dortigen Begriffen. Es war niemand da, als der Wirt und die Patientin, welche wimmernd in einer Ecke hockte. Der Mann saß auf einem Schemel, die Ellbogen auf die Knie und das Kinn in die Hände gestemmt, und schaute uns gar nicht an.

»Also du bist der Wirt?« fragte ich ihn. »Wo ist die Wirtin?«

»Tot,« antwortete er dumpf, ohne mich anzuschauen.

»Da bist du zu bedauern. Hast du auch noch andere Kinder?«

»Noch drei kleinere.«

»Wo sind dieselben?«

»Draußen am Fluß.«

»Welche Unvorsichtigkeit! Kinder läßt man nicht ohne Aufsicht an das Wasser.«

Jetzt erhob er den Kopf und sah mich verwundert an. Hatte er etwa keine solche Teilnahme erwartet?

»Warum holst du sie nicht zu dir?« fragte ich weiter.

»Ich kann nicht.«

»Aus welchem Grund?«

»Ich darf nicht hinaus.«

»O, wer sollte dir es verwehren?«

Er warf einen finsternen Blick auf die beiden Aladschy, und zugleich bemerkte ich, daß der eine derselben ihm mit dem Finger drohte. Ich tat, als hätte ich nichts gesehen, und ging in die Ecke, sagte der Kleinen einige freundliche Worte und führte sie zu dem offenen Laden hin.

»Komm her!« bat ich in mildem Ton, um ihr Vertrauen zu erwecken. »Ich werde dir sofort die Schmerzen nehmen. Öffne einmal den Mund und zeige mir den Zahn.«

Sie tat es ohne Zögern. Dem Zahn war nichts anzusehen; vielleicht war der Schmerz ein rheumatischer. Da gab es freilich kein Mittel. Aber ich wußte aus Erfahrung, welchen Einfluß, besonders bei Kindern, die Einbildung übt. Vor allem mußte das Weinen aufhören.

»Nun schließe einmal den Mund, und antworte mir durch Nicken oder Schütteln,« sagte ich. »Hast du noch Schmerzen?«

Sie nickte.

»So paß auf. Ich werde dir eine kleine Weile meine Hand an die Wange legen, dann sind die Schmerzen fort.«

Ich zog den Kopf der Patientin an mich und legte ihr die hohle Hand auf die betreffende Wange, dieselbe leise streichelnd. Vom Lebensmagnetismus verstehe ich allerdings nichts, aber ich verließ mich auf die Einbildungskraft des Kin-

des und auf das wohltuende Gefühl, wenn eine freundliche, warme Hand einen schmerzenden Backen leise berührt.

»Nun, ist der Schmerz fort?« fragte ich nach einer Weile.

Sie nickte.

»Ganz und gar?«

»Ja ganz!« antwortete sie, indem das Gesichtchen strahlte und ihre Augen mich dankbar anlächelten.

»Sprich nicht, und hole noch eine Weile durch die Nase Atem; dann wird der Schmerz nicht wieder kommen.«

Das war alles so einfach, so selbstverständlich gewesen und doch trat, als ich jetzt wieder hinausgehen wollte, der Mann auf mich zu, ergriff meine Hand und sagte:

»Herr, sie hat schon seit gestern gejamert; es war nicht zum Aushalten, und darum sind die andern Kinder fort. Du kannst Wunder tun!«

»Nein, es ist kein Wunder. Ein sehr einfaches Mittel ist es, welches ich angewendet habe, und es wird helfen, wenn du dein Töchterchen heute noch in der Stube behältst. Deine drei anderen Kinder werde ich holen.«

»Du, Herr, du?« fragte er.

»Freilich, denn du kannst ja nicht.«

Die beiden Aladschy warfen ihm wütende Blicke zu. Er aber bückte sich, als ob er etwas aufheben wollte, kam mir dadurch näher und raunte mir zu, indem er sich wieder erhob:

»Nimm dich in acht! Es sind die Aladschy.«

»Was war das?« schrie der eine der Beiden, welcher vielleicht einen Hauch gehört hatte. »Was hast du gesagt?«

»Ich? Nichts!« antwortete der Wirt möglichst unbefangen.

»Ich habe es doch gehört!«

»Da täuschest du dich.«

»Hund, lüge nicht, sonst schlage ich dich nieder!«

Der Skipetar erhob die Faust – ich packte seinen Arm und sagte:

»Freund, was tust du! Weißt du nicht, daß der Prophet verboten hat, daß der Gläubige sein Gesicht vom Zorn entstellen lasse?«

»Was geht mich dein Prophet an!«

»Ich begreife dich nicht. Du gebärdest dich wie ein schlimmer Mensch und willst doch der Freund dieser vier Fremden sein, die keinen Wurm beleidigen?«

Er ließ den Arm sinken, warf dem Wirt noch einen finsternen Blick zu und antwortete mir:

»Du hast recht, Scherif. Aber ich liebe die Wahrheit und hasse die Lüge; darum wurde ich so grimmig. Komm wieder heraus!«

Ich folgte ihm, und draußen tat ich, als sei es ganz selbstverständlich, mich frei zu bewegen, und hinkte zu dem Fluß hin. Es war kein Zweifel, daß die Aladschy mich so halb und halb als ihren Gefangenen betrachteten. Zurück durften sie mich nicht lassen und vorwärts auch nicht, weil ich sie sonst leicht verraten konnte, selbst wenn ich sie gar nicht kannte und auch keine Verrätereie beabsichtigte. Darum mußten sie mich unter ihren Augen behalten.

Unten, ganz nahe am Wasser, saßen drei Kinder, welche ich für diejenigen des Wirtes hielt. Ich gab ihnen die zehn Piaster, welche ich erhalten hatte, und sagte ihnen, daß sie zu dem Vater kommen sollten, weil ihr Schwesterchen gesund geworden sei. Jubelnd sprangen und krochen sie an dem Ufer hinauf und liefen in das Haus hinein. Als ich mich nun wieder an den Tisch setzte, sah ich es den Aladschy an, daß sie einen Entschluß gefaßt hatten.

Hier waren sie nicht ganz sicher vor gefährlichen Begegnungen, und es nahte auch die Zeit, in welcher wir hier erwartet werden konnten; darum erriet ich, daß sie wohl übereingekommen sein mochten, nun aufzubrechen. Und richtig: der Eine, der bisher am meisten gesprochen hatte, sagte:

»Ich habe dir bereits mitgeteilt, daß es nur eine einzige Stelle gibt, an welcher diese Fremden überfallen werden können. Sage uns einmal aufrichtig, wie du ihnen gesinnt bist. Wohl feindlich?«

»Warum sollte ich feindlich gegen sie sein? Sie haben mir ja nichts getan!«

»Also freundlich?«

»Ja.«

»Das freut uns, denn nun kannst du uns ein wenig helfen, für ihre Sicherheit und zugleich auch mit für die deinige zu sorgen.«

»Das werde ich sehr gern tun, obgleich ich nicht weiß, wer sich die Mühe geben sollte, meine Sicherheit zu bedrohen. Sagt mir nur, was ich tun soll.«

»Nun, glaubst du vielleicht auch, daß die Fremden überfallen werden sollen?«

»Ich habe es als ganz sicher gehört.«

»So stecken die Skipetaren nur an der Stelle dort, welche ich erwähnte. Mein Bruder ist der Meinung, und ich stimme ihm bei, daß es sehr gut wäre, wenn auch wir uns dort verstecken würden. Dann könnten wir den Überfallenen Hilfe bringen. Bist du bereit dazu?«

»Hm! Mich geht die Sache eigentlich gar nichts an.«

»O doch! Wenn die Skipetaren dort lauern, so werden sie auch dich anfallen, sobald du weiter reitest. Übrigens wünschen wir, dir einmal so ein echtes und rechtes Skipetarenstückchen zu zeigen, welches du dann in Skopia erzählen kannst.«

»Da machst du mich allerdings neugierig, und ich reite mit.«

»So steige auf!«

»Habt ihr den Raki bezahlt?«

»Nein, der Wirt hat ihn uns umsonst gegeben.«

Umsonst geben müssen! So war es wohl richtig. Ich trat zum Fenster und warf meine wenigen Piaster hinein. Natürlich wurde ich von den Beiden ausgelacht. Der Eine ging hinter das Haus, um die Pferde herbeizuholen, und der Andere blieb bei mir, damit ich ihnen sicher sei.

Als wir dann über die Brücke ritten, wendete ich mich einmal im Sattel um. Vor seiner Türe stand der Wirt und erhob warnend die Hand. Ich dachte nicht, daß ich ihn wiedersehen würde.

Jenseits der Brücke führte die Straße zuerst zwischen Feldern dahin, dann kamen Weiden, hierauf Buschwerk, und endlich ritten wir in einem dichten Wald.

Kein Wort ward gesprochen.

Diese Skipetaren hielten mich ohne Zweifel für einen sehr wenig urteilsfähigen Menschen, denn in dem, was sie gesagt hatten und taten, lagen grelle Widersprüche, die auch einem befangenen Menschen auffallen mußten.

Wenn wirklich Feinde in dem Wald versteckt lagen, so war es doch eine helle Dummheit, die Bedrohten dadurch retten zu wollen, daß wir uns gleichfalls versteckten und dann erst im Augenblick des Kampfes zur Hilfe kamen. Wir hätten vielmehr den Standort der Räuber beschleichen und dann die Bedrohten warnen sollen. Vielleicht konnten sie den gefährlichen Ort umreiten, und wenn das wegen der Dichtigkeit des Waldes nicht möglich war, so konnten wir zu Fuße vereint den Skipetaren heimlich in den Rücken kommen und ihnen eine prächtige Schlappe bereiten.

Mitten in dem Wald senkte sich der Weg, unter welchem man sich ja nicht etwa eine deutsche Heerstraße zu denken hat, abwärts und machte zugleich eine scharfe Wendung. Rechts und links gab es Felsenstücke, hinter denen man sich verbergen konnte, um dann von dem hohen Rand aus in die Höhlung des Weges hinabzuschießen. Das war ein Platz wie zu einem Überfall geschaffen, und wirklich machten die Beiden hier auch Halt.

»Das ist der Ort,« sagte der Eine. »Hier müssen wir uns verstecken. Reiten wir da links die Böschung hinan!«

Er sprach leise, um mich glauben zu machen, daß er wirklich meine, die Skipetaren könnten hier irgendwo verborgen sein. Dann mußten sie uns ja hören und sehen, nicht aber wir sie! Ich kam zu der Überzeugung, daß mein Gesicht schon von Natur ein nicht sehr geistreiches sein müsse, denn ihm ein so dummes Aussehen zu geben, dazu reichte meine ungeschulte Verstellung doch jedenfalls nicht aus. Und geradezu albern mußte man ja sein, um diese Burschen nicht sofort zu durchschauen.

Da oben auf dem hohen Rand des Weges standen an dieser Stelle die Bäume weniger dicht, so daß wir noch eine kleine Strecke weit reiten konnten; dann aber mußten wir die Pferde führen.

Nun wurde Halt gemacht. Die Pferde sollten bei einander angebunden werden. Dieser Umstand gefiel mir nicht, denn es war meine Absicht, mich später heimlich zu entfernen. Zu diesem Zwecke mußte mein Pferd von den anderen so weit entfernt stehen, daß die Skipetaren es nicht sehen konnten.

Ich hatte einen sehr hohen, auf der einen Seite ziemlich spitzen Kragenknopf in der Tasche. Diesen zog ich unbemerkt hervor. Dann tat ich, als ob ich meinem bei den Sacken angebundenen Pferd zur Bequemlichkeit den Sattelgurt lockern wolle, schnallte ihn aber viel fester als vorher, so fest, als ich es nur vermochte, und steckte vorher den Knopf unter den Sattel, so daß seine Spitze auf den bloßen Leib des Pferdes zu liegen kam. Der Knopf mußte dem Pferd Schmerzen bereiten. Das Weitere war nun abzuwarten.

Inzwischen hatten die Aladschy sich einen passenden Platz ausgesucht, von welchem aus sie einen Teil der rückwärts liegenden Straßenstrecke überblicken konnten, ohne selbst gesehen zu werden. Ihre Gewehre lagen neben ihnen, und sie schnallten auch die Wurfbeile los. Ich erriet ihr Vorhaben. Sie glaubten, daß ihre Kugeln uns nichts anhaben könnten und wollten uns mit den Beilen töten.

Diese Leute besitzen eine große Gewandtheit im Werfen dieser Waffe; doch glaubte ich, obgleich ich noch keine in der Hand gehabt hatte, es ihnen gleich tun zu können, da ich ja eine ziemliche Fertigkeit im Werfen des Tomahawk besaß.

Ich setzte mich zu ihnen, und nun wurde die Unterhaltung nur leise geführt. Sie taten ganz so, als ob sie kampfbereit seien, nur um die Fremden, also uns, von den Skipetaren zu befreien. Das Skipetarenstück, welches sie mir in Aussicht gestellt hatten, bestand natürlich nur darin, daß sie sich meiner Mitwirkung versichert hatten, obgleich sie selbst die Mörder waren. Ich mußte im Augenblick des Überfalles darob ganz entsetzt sein und konnte dann davon erzählen und mich wegen meiner Dummheit auslachen lassen.

Schon längst hatte mein Knopf gewirkt: das Pferd Halefs war unruhig geworden – es schnaubte und schlug um sich.

»Was ist denn das mit deinem Pferd?« wurde ich gefragt.

»O, nichts!« antwortete ich gleichmütig.

»Nichts soll das sein? Es kann uns verraten!«

»Wie so?«

»Wenn es so fortmacht, wie jetzt, so steht zu erwarten, daß die hier versteckten Skipetaren den Lärm hören; dann sind wir verloren.«

Er meinte aber, daß die erwarteten vier Fremden den Lärm hören und dadurch zur Vorsicht gemahnt werden könnten.

»Es wird noch schlimmer werden,« sagte ich.

»Warum denn?«

»Mein Gaul kann's nicht leiden, in der Nähe anderer Pferde angebunden zu sein. Das ist so eine Mücke von ihm, die ich ihm nicht abgewöhnen kann. Ich muß ihn immer eine große Strecke von andern entfernt halten.«

»So schaffe ihn fort!«

Ich stand auf.

»Halt! Laß deine Decke und dein langes Messer da. Auch dein Turbantuch.«

»Aber warum denn nur?«

»Damit wir wissen, daß du wiederkommst. Setze den Turban ab!«

Das hätte eine schöne Geschichte gegeben! Sie hätten gesehen, daß ich mein volles Haar trug und also kein guter Moslem, viel weniger ein Scherif sein könne. Darum antwortete ich mit erzwungener Ruhe:

»Was fällt dir ein! Kann ein Scherif jemals sein Haupt entblößen? Ich bin ein Kenner des Mukteka el Ebhur {»Zusammenfluß der Meere«, d. i. ein berühmtes Rechtsbuch}, des Mischkat al Masabih {ein theologischer Kommentar in 24 Büchern} und der berühmten Fetavi von Alem Ghiri und von Hamadan. Ich weiß sehr wohl, was dem Gläubigen verboten ist, und jetzt soll ich meine Seele den Lüften übergeben, daß der Sturm sie von dannen treibe?«

»So mag es bei dem Messer und bei der Decke bleiben. Gehe nun!«

Ich band das Pferd los und führte es eine Strecke weit fort. Dort band ich es zunächst nur flüchtig an, dann aber rannte

ich in höchster Eile fort, durch Busch und Strauch, bald springend, bald kriechend, bis ich die vorhin zurückgelegte Krümmung des Weges erreichte und nun die Straße betreten konnte, ohne von den beiden Räubern gesehen zu werden. Dort riß ich ein Blatt meines Notizbuches heraus und schrieb darauf:

»Ajry ajry hazyrlamyn. Osko, Omar jawaschly, Halef böjück dört nal gitir, ileri icki bin ademler tahminen – reitet einzeln vorüber. Osko und Omar langsam, Halef in stärkster Karriere, ungefähr zweitausend Schritte weit.«

Diesen Zettel befestigte ich mittels eines Holzpflöckchens, welches ich schnitzte, und des Taschenmessers an den Stamm eines hart am Wege stehenden Baumes, so daß er unbedingt gesehen werden mußte. Freilich konnten auch andere Leute vorher des Weges kommen, aber das war nicht zu ändern; vielleicht ließen sie den Zettel hängen. Übrigens war Halefs Kommen in jedem Augenblick zu erwarten.

Das hatte kaum zwei Minuten gedauert, und nun rannte ich ebenso schnell wieder zu dem Pferd zurück, um es jetzt fester anzubinden und von dem Knopf zu befreien. Ich war noch nicht ganz fertig damit, so hörte ich schon Schritte. Der eine Skipetar kam, um mich zu suchen.

»Wo bist du so lange?« fragte er in strengem Ton.

»Hier bei dem Pferd,« antwortete ich geistreich, indem ich ihn ganz verdutzt anschaute.

»Das sehe ich! Aber muß das so lange dauern?«

»Nun, bin ich denn nicht mein eigener Herr?«

»Nein, jetzt nicht mehr; jetzt gehörst du zu uns und hast dich nach uns zu richten.«

»Habt ihr mir etwa gesagt, wie lange ich fortbleiben darf?«

»Frage nicht so albern, Esel! Packe dich fort, dahin, wo wir sitzen.«

»Wenn es mir gefällt,« erwiderte ich, da mir sein Verhalten trotz meiner Rolle als Scherif zu unausstehlich wurde.

»Dir hat gar nichts gefällt zu sein, verstanden? Wenn du nicht augenblicklich kommst, so helfe ich nach!«

Da trat ich zu ihm heran und sagte:

»Höre, treibe es nicht zu arg! Du nennst mich einen Esel.

Wenn du keine Ehrfurcht vor der Abstammung eines Scherif hast, so verlange ich wenigstens Achtung für meine Person. Und wenn du mir sie verweigerst, so werde ich sie mir zu verschaffen wissen.«

Das hatte er mir nicht zugetraut.

»Welch eine Frechheit!« rief er aus. »Mensch, ich Achtung vor deiner lächerlichen Person! Ich brauche dich ja nur anzurühren, so fällst du vor Schreck zu Boden.«

Er faßte mich am linken Arm und drückte mir denselben so derb, daß ein weniger Kräftiger als ich wohl laut aufgeschrien hätte. Aber ich lächelte ihm ruhig ins Gesicht und entgegnete:

»Da müßtest du anders zugreifen, etwa so, so!«

Ich legte meine Hand in der Weise auf seine linke Achsel, daß der Daumen unter das Schlüsselbein zu liegen kam, die anderen vier Finger aber den nach oben und außen ragenden Teil des Schulterblattes erfaßten, welcher mit dem Oberarmknochen das Achselgelenk bildet. Wer diesen Griff kennt und ihn anzuwenden versteht, der kann den stärksten Mann mit nur einer Hand zur Erde zwingen. Ich zog die Hand in schnellem, kräftigem Druck zusammen. Da stieß er einen lauten Schrei aus, wollte sich loswinden, kam aber nicht dazu, denn der Schmerz ging ihm so durch den ganzen Körper, daß er in die Knie brach und auf den Boden niedersank.

Der Schrei rief den andern Bruder herbei.

»Sandar, was ist geschehen?« fragte er.

»Tanry hakky – bei Gott, das begreife ich nicht!« antwortete der Gefragte, indem er sich vom Boden erhob. »Dieser Mensch hat mich mit nur einer seiner Hände niedergerungen. Ich muß die Schulter gebrochen haben.«

»Gerungen? Warum?«

»Weil ich ihn wegen seines langen Fortbleibens auszankte.«

»Alle Teufel! Mensch, was fällt dir ein! Soll ich dich zermalmen?«

Er packte mich an der Brust, um mich zu schütteln. Eine Gegenwehr lag nicht in meiner Scherifrolle; aber mich fassen und schütteln zu lassen, wie einen kleinen Jungen, das war gegen meinen Geschmack. Ich nahm ihn also ebenso bei der Brust,

zog ihn erst an mich und stieß ihn dann so rasch auf volle Armeslänge von mir ab, daß er mich loslassen mußte. Nun bückte ich mich ein wenig, legte ihm den Unterarm, aber ohne mit der Hand loszulassen, nach abwärts an den Leib, hob dann den Kerl mit einem blitzschnellen Ruck empor und warf ihn zur Erde.

Er blieb eine Sekunde lang liegen, ganz verblüfft vor maßlosem Staunen, schnellte dann empor und streckte beide Hände nach mir aus.

»Noch einmal?« fragte ich, einen Schritt zurücktretend.

Ich war zornig geworden. Vielleicht hatten meine Augen jetzt einen ganz anderen Ausdruck, als für die Sehwerkzeuge eines salbungsvollen Scherif passend war, denn der Aladschy prallte zurück, starrte mich an und rief dann:

»Mensch, du bist ja ein Riese!«

Ich neigte das Haupt und antwortete in demütigem Ton:

»Das steht wohl so im Buch des Lebens verzeichnet. Ich kann nicht dafür.«

Die beiden brachen in ein lautes Gelächter aus.

»Weißt du, Bybar, der Kerl ahnt gar nicht, was für Kräfte er hat,« sagte Sandar.

Dieser aber betrachtete mich mit mißtrauischem Blick vom Kopf bis zum Pantoffel herab und antwortete:

»Das ist nicht bloß Riesenkraft, er hat auch Übung. Diesen Griff macht ihm nur einer nach langem Wiederholen nach. Scherif, wo hast du das gelernt?«

»Bei den heulenden Derwischen in Stambul. Wir balgten uns zum Spaß in freien Stunden.«

»Ah so! Schon glaubte ich, du seiest ein ganz Anderer, als du zu sein scheinst. Das ist dein Glück; denn wenn du uns täuschen wolltest, so wäre dein Leben gerade so viel wert, wie dasjenige einer Fliege im Schnabel eines Vogels. Du wirst dich jetzt nicht wieder neben, sondern zwischen uns setzen. Dich müssen wir vorsichtig behandeln.«

Wir kehrten zu unserem vorigen Platz zurück, und die Beiden nahmen mich dort in ihre Mitte. Ihr Mißtrauen war wach geworden. Meine Lage hatte sich nun verschlimmert, doch

bangte mir trotzdem nicht, da ich mit den Revolvern ihnen auf alle Fälle weit überlegen war.

Es ward gar nicht mehr gesprochen. Die beiden Helden der Landstraße mochten denken, daß unter den jetzigen Verhältnissen das Schweigen am ratsamsten sei. Mir war das freilich ganz lieb. Wenn ich ja einige Besorgnis hegte, so war es nicht für mich, sondern für meine Gefährten. Vielleicht wurde mein Zettel doch nicht von ihnen bemerkt oder von vorher kommenden Leuten oder durch irgend einen Zufall abgerissen. Das mußte ich nun freilich mit Ruhe abwarten.

Ein angenehmes Gefühl ist es jedoch nicht, zwischen zwei bärenstarken und bis an die Zähne bewaffneten Wegelagerern zu sitzen. Daß es in der Türkei eine Menge solcher Menschen geben kann, das ist sehr leicht erklärlich; es liegt an den dortigen Verhältnissen. Liest man doch sogar heutzutage in fast jeder Nummer irgend einer Zeitung von gewaltsamen Grenzüberschreitungen, Räubereien und Ausplünderungen. Erst kürzlich hat die Regierung eine Bekanntmachung erlassen, in welcher sie befiehlt, daß jeder Richter nun endlich doch einmal nach dem Gesetz urteilen solle. Ein bekannter und »mächtiger« Pascha sendet die Drohung an die Pforte, daß er sofort seine Entlassung nehmen werde, wenn es ihm nicht erlaubt sein solle, die in seinem Bezirk überhandnehmenden Räubereien zu bestrafen. Ist es da ein Wunder, wenn in solchen Gegenden der Reisende sich selbst sein Recht spricht, weil er es sonst nicht findet? Ist es unbegreiflich, daß immer neue Banden auftauchen, wenn kaum eine alte zersprengt worden ist? Der friedliche Bewohner ist fast gezwungen, es mit diesen Leuten zu halten. Sie sind die wahren Herren und führen ein grausames Regiment.

Wir hatten nun so lange dagesessen, daß mir die Geduld ausgehen wollte; da endlich hörten wir von rechts her ein Geräusch.

»Horch! Es kommt jemand,« sagte Sandar und griff nach seinem Beil. »Vielleicht sind sie es!«

»Nein,« antwortete sein Bruder. »Es ist nur ein einzelner Reiter. Dort biegt er um die Ecke.«

Ich blickte zurück und sah zu meiner Freude Omar kommen, und zwar ganz allein. Man hatte meinen Zettel also gesehen und gelesen.

Er kam langsam herbei, den Kopf tief geneigt, wie in Gedanken versunken. Er sah weder rechts noch links.

»Wollen wir – –?« fragte Bybar, indem er auf seine Flinte deutete.

»Nein,« antwortete Sandar. »Der Kerl hat nichts; das sieht man ihm ja an.«

Sie genierten sich also gar nicht, in meiner Gegenwart von ihrem eigentlichen Handwerk zu sprechen.

Omar ritt vorüber, ohne nur einmal aufzublicken. Er hatte erkannt, daß dies das allerbeste war.

Nach einiger Zeit bemerkte Sandar:

»Dort kommt wieder Einer!«

»Auch so ein Habenichts!«

»Aber – wollen wir denn alle vorüberlassen?«

»Jetzt, ja. Bedenke, daß unsere Schüsse gehört werden müssen.«

»Natürlich – von den Skipetaren, die hier versteckt sind,« stimmte ich mit Einfalt bei. »Diese bemerken dann, daß wir hier sind, um ihnen das Handwerk zu legen.«

»Dummkopf!« grinste mich Sandar an.

Osko war es, der jetzt kam. Auch er gab sich den Anschein eines ganz sorglosen und unbefangenen Menschen. Sein Äußeres ließ auf keine Reichtümer schließen, und er gelangte glücklich vorüber.

Nun mußte Halef kommen. Bei diesem hatte ich Grund zur Besorgnis. Ihn konnten sie aus dem Sattel schießen wollen, um sich des prächtigen Rappen zu bemächtigen. Zwar hätte ich es nicht dazu kommen lassen – lieber hätte ich jedem eine Kugel gegeben; aber es war doch besser, dies zu vermeiden. Darum mußte ich versuchen, ihre Aufmerksamkeit abzulenken. Ich spähte scharf, doch verstohlen nach der Ecke, um welche er kommen mußte. Jetzt sah ich ihn hervorsprengen. Die Beiden bemerkten ihn noch nicht – ich stand auf.

»Wohin?« fragte mich Sandar rauh.

»Zu meinem Pferd. Hörst du nicht, daß es wieder unruhig wird?«

»Der Scheitan hole dein Pferd! Du bleibst!«

»Du hast mir nichts zu befehlen,« erwiderte ich barsch und tat, als ob ich fortgehen wollte. Da sprang er auf und ergriff mich beim Arm.

»Bleib, oder ich gebe dir ein – –«

Er wurde durch einen Ausruf Bybars unterbrochen, welcher zuerst seinen Blick auf uns gerichtet hatte, nun aber Halef sah.

»Ein dritter Reiter! Still!« gebot er.

Sandar sah nach der Straße hin.

»Jük gürültü – Millionen Donner!« rief er aus. »Welch ein Pferd! Das ist der Fremde, das muß er sein!«

»Nein, der Reiter ist zu klein.«

»Aber der Rappe ist ein Vollblutaraber, ein echtes reines Blut! O Allah! Er fliegt wie der Wind!«

Er hatte freilich wörtlich recht. Der Name meines Hengstes war Rih, und dieses Wort bedeutet ja Wind. Hundert und hundert Male war ich auf seinem Rücken mit dem Wind um die Wette geflogen, aber gesehen hatte ich es noch nicht, welchen prachtvollen Anblick das herrliche Pferd in voller Karriere gewährte.

Der Leib berührte fast den Boden. Die Beine waren nicht zu unterscheiden. Die Mähne flog dem Reiter um das Gesicht, und der Schweif lag wie ein Steuer grad und lang nach hinten. Und doch sah ich, daß Rih nur erst spielte. Hätte ich im Sattel gesessen, so wäre er noch ganz anders geflogen, und nun gar, wenn ich sein »Geheimnis« in Anwendung brachte, so daß er sich in Todeseile legte!

Mein kleiner, wackerer Halef stand in den Bügeln, weit nach vorn geneigt. Sein Gewehr und auch die meinigen beiden Schußwaffen hingen ihm über die Schulter. Hinter dem Sattel hatte er meinen Kaftan und auch die langen Reitstiefel aufgeschnallt. Sein eigener Kaftan wehte hinter ihm her, getragen von dem Luftzug, welcher durch die unvergleichliche Schnelligkeit des Pferdes verursacht wurde. Er ritt ausgezeichnet,

glanzvoll. Der mit großen und kleineren Steinbrocken besäte Weg bot einem solchen Jagen ungeheure Schwierigkeiten. Bei einem Fehltritt konnten beide, Roß und Reiter, die Hälse brechen. Aber mein Rih hatte ja noch niemals einen solchen Fehltritt getan. Die Schärfe seines Auges und die elastische Kraft und Leichtigkeit seiner Glieder bewährten sich auch jetzt auf das entzückendste. Wäre der Direktor irgend eines Krongestüttes jetzt anwesend gewesen, wer weiß, welche Summe er für den hochedlen und vollständig fehlerfreien Rapphengst geboten hätte!

Und wie lange dauerte es, bis Pferd und Reiter von der Ecke bis zu uns gelangt waren? Es ging so rasend schnell, daß man gar keine Zeit gefunden hätte, an die wenigen Sekunden oder Augenblicke zu denken. Kaum hatte ich Halef kommen sehen und nur die wenigen Worte mit Sandar gewechselt, so war er auch schon da und flog, wie auf einem Pfeil sitzend, durch den Hohlweg.

»Halt ihn auf! Schieß ihn herab! Schnell, schnell!« rief Sandar, seine Flinte aufraffend.

Bybar riß auch die seinige an die Wange. Aber der Rappe schoß so schnell vorüber, daß zum Zielen gar keine Zeit vorhanden war. Auch für mich blieb kein Augenblick übrig, die Schüsse zu verhüten; sie krachten. Aber wie weit, wie weit hinter Halef flogen wohl die Kugeln über den Weg!

»Ihm nach!« schrie Sandar, fast von Sinnen bei dem Gedanken, daß die kostbare Beute ihm entgehen solle. »Da vorn ist der Wald zu Ende, da können wir zielen!«

Er sprang die Steilung hinab, von Stein zu Stein, und sein Bruder folgte ihm, jetzt ebenso erregt wie er. An mich dachten sie nicht mehr. Jetzt hätte ich Zeit und Gelegenheit gehabt, mich zu salvieren. Aber so durfte es nicht geschehen. Um Halef war mir nicht bange – und dennoch auch um ihn. Ich konnte mir wohl denken, daß die Drei nach ungefähr zweitausend Schritten zwar nicht halten, aber doch wieder im Schritt reiten würden, und dann konnten sie von den Skipetaren unbemerkt eingeholt und von den Pferden herabgeschossen werden. Allerdings hatten die Wegelagerer keine Schüsse mehr in

ihren einläufigen Flinten, aber sie konnten schnell wieder laden. Also – ich mußte sie am Fortteilen hindern.

Ein mächtiger Sprung brachte mich zu ihren Sacken, und im Nu waren dieselben losgebunden. Ich zog die Peitsche aus dem Gürtelschal und schlug auf sie ein. Sie bäumten auf und schossen davon, in das Buschwerk hinein, wo sie allerdings nicht weit kommen konnten, denn sie mußten mit den Zügeln hängen bleiben.

Nun sprang ich wieder vor und schrie den beiden Skipetaren nach:

»Sandar, Bybar, halt, halt! Die Sacken haben sich losgerissen!«

Das wirkte – sie blieben stehen. Ihre vortrefflichen Pferde wollten sie doch nicht einbüßen.

»Binde sie wieder an!« rief Sandar zurück.

»Sie sind ja fort!«

»Hölle und Teufel! Wohin denn?«

»Weiß ich es? Frage doch sie selbst!«

»O du Dummkopf!«

Sie kamen zurückgerannt. Ich an ihrer Stelle hätte mich nicht so sehr beeilt, sondern vielleicht doch den Rappen bekommen. Die Sacken waren ihnen ja doch sicher.

Sie stiegen die Böschung herauf, aus vollen Hälsen auf mich schimpfend. Sandar war der erste, welcher oben anlangte. Ein rascher Blick überzeugte ihn, daß die Pferde wirklich fort waren. Er fuhr auf mich los und schrie:

»Hund! Warum hast du sie nicht gehalten?«

»Ich habe nicht nach den Pferden, sondern nach dem Reiter geschaut, ebenso wie ihr.«

»Du konntest aber aufpassen!«

»Sie sind durch eure Schüsse erschreckt. Warum schießt ihr auf Leute, die euch nichts zuleid tun! Übrigens gehören die Pferde nicht mir, sondern euch. Ich bin nicht euer Knecht und habe nicht auf sie zu achten.«

»Das wagst du, uns zu sagen? Nimm dies dafür!«

Er hatte die Flinte in der rechten Hand und holte mit der geballten Linken aus, um nach mir zu schlagen. Ich erhob den

Arm, um mit einem Gegenhieb zu parieren, hatte aber einen Stein, welcher hinter mir lag, nicht beachtet und stürzte über denselben hinweg und zu Boden.

Da erhob er den Kolben und gab mir einen Stoß an die Brust, den ich nur halb zu parieren vermochte. Der Stoß benahm mir den Atem; aber im nächsten Augenblick schnellte ich empor, packte ihn mit beiden Händen beim Gürtel, hob ihn in die Höhe und warf ihn an den Stamm eines mehrere Ellen von mir stehenden Baumes, daß er an dem Fuß desselben regungslos zusammensank.

Da aber wurde ich von hinten gepackt.

»Schuft, das sollst du büßen!« rief Bybar, welcher inzwischen herbeigekommen war. Er hatte mich um den Leib gefaßt und wollte mich aufheben. Das hatte noch niemand vermocht. Ich spreizte die Beine aus, zog die Schultern zusammen und holte tief Atem, um mich schwer zu machen. Da aber fühlte ich im linken Fußgelenk einen stechenden Schmerz. Der Fuß versagte mir den Dienst – ich mußte ihn bei dem Fall verletzt haben.

Der hinter mir stehende Skipetar strengte seine ganze Kraft an, mich empor zu bringen. Er keuchte vor Zorn und Anstrengung. Sein Bruder lag besinnungslos an dem Baum. Vielleicht hielt er ihn gar für tot und sah es infolgedessen auf mein Leben ab. Ich fühlte, daß ich nicht länger durch das bloße Verharungsvermögen widerstehen könne; es war notwendig, mich aus der Umarmung zu lösen. Darum zog ich das Messer und versetzte meinem Gegner einen Stich in die Hand.

Er ließ los, brüllte vor Wut und Schmerz und knirschte:

»Du stichst? So schieße ich!«

Natürlich hatte ich mich schnell umgedreht. Ich sah, daß er die Pistole aus dem Gürtel riß. Beide Hähne knackten. Noch konnte ich ihm vielleicht mit dem Revolver zuvorkommen, aber ich wollte ihn ja doch nicht töten. Er hob die Waffe. Ich schlug gegen dieselbe, just als er den einen Lauf abfeuerte. Der Schuß ging fehl. Blitzschnell erhielt er einen zweiten Faustschlag, und zwar von unten herauf in das Gesicht, an die Nase,

daß ihm der Kopf in das Genick flog. Ein Griff und ich hatte ihm die Pistole entrissen, die ich fortschleuderte.

Er hielt einige Augenblicke lang die Hände an Mund und Nase, welche beide verwundet waren. Dann stieß er einen gelenden Schrei aus und langte nach mir. Aber ich bückte mich, unterlief ihn, faßte ihn bei den Oberschenkeln, daß ich glaubte, meine Finger drängen in das Fleisch ein, und schleuderte ihn nach hinten über mich hinweg. Mich nun schnell umdrehend stürzte ich mich auf den Daliegenden, um ihm keine Zeit zu lassen, sich wieder aufzuraffen, und gab ihm einen Hieb an die Schläfe, daß er mit einem langen, verlöschenden Atemzug ohnmächtig wurde.

Was ich nicht für möglich gehalten hätte, ich war den beiden Aladschy nicht unterlegen! Als ich ihre gewaltigen Körper regungslos da vor mir liegen sah, konnte ich kaum an diesen Erfolg glauben. Ganz gewiß war jeder von ihnen stärker als ich; aber ich war hurtiger als sie gewesen und – ich kannte meine Griffe, die ich freilich nicht bei den heulenden Derwischen gelernt hatte.

Ich untersuchte beide. Tot waren sie nicht – sie mußten bald wieder zu sich kommen, und so war es ratsam, mich nach vorwärts zu konzentrieren. Um sie aber noch für einige Zeit unschädlich zu machen, nahm ich ihnen die Pulverbeutel, welche sie an den Gürteln hängen hatten, und zertrat ihre Gewehre.

Bei diesem Geschäft fühlte ich nun deutlich, daß mein linker Fuß verletzt war. Hatte ich mich vorher hinkend gestellt, so hinkte ich nun gezwungenermaßen zu meinem Pferd, nachdem ich die ›Gebetspantoffeln‹ des kleinen Hadschi, welche mir während des Kampfes von den Füßen gegliitten waren, vom Boden aufgelesen und wieder angesteckt hatte. Ich band das Tier los und führte es an einer geeigneten Stelle auf den Weg hinab, wo ich endlich aufsteigen konnte. Der Schmerz im Fuß war durch das Gehen stärker geworden.

Jetzt als mein Gaul sich mit mir in Bewegung setzte, atmete ich erleichtert auf. Ich war mit meinen Gefährten einer großen Gefahr entgangen, und das hatte ich der guten Nebatja zu danken. Hätte ich einen sichern Boten an sie gehabt, wahr-

haftig, ich hätte den Aladschy ihr zusammengeraubtes Geld abgenommen und hätte es ihr geschickt. So aber mußte ich es ihnen lassen. Es gab keinen andern rechtlich legitimierten Besitzer desselben. Und es der Behörde übergeben? Ich hatte in Ostromdscha keine dazu aufmunternden Erfahrungen gemacht. Mit Vergnügen aber dachte ich daran, was die Skipetaren sagen würden, wenn sie erführen, wer der dumme Scherif eigentlich gewesen sei.

Nachdem ich eine Weile geritten war, hörte der Wald auf. Der Weg führte in dem Tal des Flusses hin, den letzteren zur linken Hand. In nicht allzu weiter Entfernung sah ich Halef, Osko und Omar halten. Sie erkannten mich augenblicklich und sandten mir laute Freudenrufe entgegen. Ich gab dem Pferd – nicht die Sporen, sondern die Pantoffeln und galoppierte zu ihnen hin.

»O Sihdi, was haben wir für Sorge um dich gehabt!« rief mir Halef von weitem zu. »Wo hast du denn gesteckt?«

»Da hinten im Wald, wie ihr jetzt seht, denn ich komme aus demselben.«

»Das dachten wir uns gleich, als wir deinen Zettel lasen.«

»Ihr habt ihn doch herabgenommen?«

»Ja, aber auch wieder angesteckt.«

»Warum?«

»Zum Gaudium. Wir dachten, oder vielmehr ich dachte, wie die Halunken sich ärgern würden, wenn sie später zu sehen bekämen, wie wir es angefangen haben, ihnen eine lange Nase zu drehen. Oder war das nicht richtig?«

»Ein Fehler ist es nicht; jedenfalls finden sie den Zettel und werden sich mächtig ärgern, zumal, wenn sie aus dessen Inhalt schließen, daß ich, auf den es abgesehen war, mehrere Stunden bei ihnen gewesen bin.«

»Wie? Du warst bei ihnen?«

»Ich habe mit ihnen gesprochen, getrunken und sogar gekämpft. Und jetzt liegen sie besinnungslos im Wald.«

»Sihdi, da müssen wir doch schnell zu ihnen zurück, damit auch ich ein Wörtchen mit ihnen sprechen kann.«

»Das ist nicht nötig; sie haben genug von mir gehört. Ich habe mit der Faust zu ihnen gesprochen.«

»Erzähle es uns schnell!«

»Sogleich; aber dabei können wir immer weiter reiten.«

»So komm her, den Rih zu besteigen.«

»Nein, ich bleibe hier im Sattel. Du sollst den Rih bis Radowitsch reiten zum Lohn dafür, daß du ihn vorhin so prächtig geritten hast.«

»Hast du mich denn gesehen?«

»Sehr genau. Du bist ganz nahe an uns vorüber geritten.«

»Und ich saß gut im Sattel?«

»Prächtig. Besser noch als ich.«

»Höre, Sihdi, das ist Hohn! Das darfst du mir nicht antun.«

»Nun, so will ich einfach sagen, daß ich mich über dich gefreut habe. Aber hast du denn auch gehört, daß man nach dir geschossen hat?«

»Nein, davon hatte ich keine Ahnung.«

»Nur die Schnelligkeit des Rappen hat dich gerettet. Beide Aladschy schossen nach dir. Sie wollten dich vom Pferd schießen, um dasselbe zu erlangen.«

Da hielt er den Rappen an und rief:

»Wir werden doch nach dem Wald zurückreiten müssen, Sihdi. Ich muß mich bei diesen Halunken für ihre beiden Kugeln bedanken. Ich werde ihnen meine Peitsche so zu kosten geben, daß ihre Haut aussehen soll wie eine alte Fahne, die hundert Schlachten mitgemacht hat!«

»Pah! Komm nur, Kleiner! Diese Aladschy lassen nicht mit sich spaßen. Sie sind wahre Riesen; sie können dich mit zwei Fingern erwürgen.«

»Da möchte ich doch einmal dabei sein! Aber wenn du denkst, daß es besser sei, sie nicht aufzusuchen, so gehorche ich dir. Vielleicht kommen sie mir doch noch in den Weg, und dann will ich ihnen zeigen, wie der Großvater Salat ißt!«

Nun erzählte ich den Gefährten im Weiterreiten mein Zusammentreffen mit den Skipetaren. Sie hörten selbstverständlich mit größtem Interesse zu. Als ich geendet hatte, sagte Hallel:

»Meinst du, Herr, daß sich dieser liebe Bakadschi Toma noch da vorn in Radowitsch befinde?«

»Jedenfalls, sonst wäre er uns ja begegnet.«

»Wollen wir ihn nicht ein wenig aufsuchen? Ich möchte ihm den gebührenden Dank abstatten für sein Verhalten. Soll ich mir nachsagen lassen, daß ich die Regeln des Anstandes nicht kenne?«

»Dieser Vorwurf würde dich nicht treffen. Ich kann dir das Zeugnis erteilen, daß du in anderen Fällen sehr höflich gewesen bist, zum Beispiel gegen den Khawassen Selim und gegen den Kodscha Bascha in Ostromdscha, welche die Süßigkeit deiner Peitsche zur Genüge gekostet haben.«

»So wollen wir ihn also nicht aufsuchen, Sihdi?«

»Nein; aber wenn er uns begegnet, so tun wir so, als ob wir ihn gar nicht kennen.«

»Sihdi, das widerstrebt meinem guten Gemüt. Sage mir wenigstens, wie lange wir in Radowitsch bleiben werden.«

»Das weiß ich leider nicht genau. Besser wäre es jedenfalls, wenn wir ohne Verzug durch den Ort reiten könnten; aber ich muß erst meinen Fuß untersuchen. Vielleicht erfordert seine Behandlung, daß ich bleiben muß; wahrscheinlich habe ich ihn bei dem Niederstürzen verstaucht und werde wohl einen Verband anlegen müssen.«

»Wenn das ist, Sihdi, so soll mir dieser gute Botenmann ja nicht in die Hände laufen, sonst mache ich ihm um den Rücken einen Verband, an welchen er seine Lebtage denken wird. Übrigens hätte es schon in Ostromdscha Leute gegeben, denen ich sehr gern so etwas beigebracht hätte.«

»Wer war es?«

»Die beiden Brüder, welche uns verfolgten und unsere Ankunft oben in der Ruine melden sollten.«

»Die bei dem Herbergsvater Ibarek sich einquartiert hatten?«

»Ja. Sie müssen ihren Rausch eher ausgeschlafen haben, als wir dachten, denn du warst kaum fort, so kamen sie.«

»Wo hast du sie gesehen?«

»Wo? In demselben Konak, in welchem wir geblieben sind.

Sie hatten keine Ahnung von dem Geschehenen gehabt und waren gleich zu der Ruine hinauf geritten. Nachdem sie dort nur die Brandstätte gefunden hatten, kamen sie in den Konak zurück, um sich zu erkundigen. Du kannst dir denken, was für Gesichter sie schnitten, als sie erfuhren, was sich ereignet hatte.«

»Hast du mit ihnen gesprochen?«

»Nein. Sie hatten ihre Pferde in den Stall gestellt und waren dann verschwunden. Auch kamen sie nicht wieder zurück, bevor wir fortreiten mußten.«

»Hm! Sie werden Erkundigungen eingezogen haben. Vielleicht sehen wir sie wieder.«

Drittes Kapitel *Ein Hekim*

Der Fuß, welchen ich mir im Kampfe mit den Aladschy verletzt hatte, begann mich zu schmerzen; es war notwendig, ihn zu untersuchen. Darum ließ ich die Pferde in Galopp setzen, um baldigst am Ziel anzukommen. Als wir uns kurz vor Radowitsch wieder dem Fluß näherten, sah ich ein winziges Häuschen, vor welchem ein alter Mann saß, der uns mit einer auffallenden Aufmerksamkeit betrachtete. Es lag eine Art von Zweifel in seinen Mienen.

Ohne eigentlich einen klaren Grund zu haben, hielt ich an und grüßte ihn. Er stand auf und dankte mir ehrerbietig, vermutlich wegen meines grünen Turbans.

»Kennst du uns etwa, Väterchen?« fragte ich ihn.

»O nein. Ich habe euch noch niemals gesehen,« antwortete er.

»Du schautest uns aber doch so seltsam an; hattest du einen Grund dazu?«

»Ich hielt euch für böse Skipetaren.«

»Sehen wir denn wie Skipetaren aus?«

»Gewiß nicht; aber dieses schwarze Pferd machte mich irre. Wenn der Reiter desselben von größerer Gestalt wäre, so

würde ich, trotzdem ihr nicht so gekleidet seid, doch denken, ich hätte diese Skipetaren vor mir.«

»Welche meinst du denn?«

»Verzeihe, Herr! Ich soll ja nicht davon sprechen.«

»So, so! Nun, ich versichere dir, daß es keinem braven Menschen einen Schaden machen wird, wenn du es uns sagst.«

»Vielleicht doch. Wenn du es weiter erzählst, könnten die Skipetaren es erfahren und die braven Leute noch weiter verfolgen.«

»Ich sage es niemand. Halef, gib dem alten Vater ein Bakschisch!«

Der Hadschi zog den Beutel und warf ihm etwas in den Schoß. Der Alte rieb sich die eingefallene Wange und entschied sodann:

»Herr, du bist ein Nachkomme des Propheten; ich möchte dir gern zu Diensten sein, aber ich darf es nicht. Mein Gewissen verbietet es mir, denn ich habe versprochen, zu schweigen. Nimm dein Geld also wieder.«

»Du sollst es dennoch behalten, denn ich sehe, daß du arm bist. Du hast also, wie es scheint, Skipetaren erwartet, welche hier vorüberkommen werden?«

»So ist es, Herr.«

»Wie viele Skipetaren werden kommen?«

»Vier. Der eine von ihnen, der lange Stiefel an den Füßen und einen großen, dunklen Bart im Gesicht trägt, soll einen arabischen Rappen reiten. Ist dieser Hengst nicht vielleicht ein Araber?«

»Jawohl.«

»Das dachte ich mir und habe euch deshalb beinahe mit jenen Mördern verwechselt.«

»Wer hat dir denn gesagt, daß Skipetaren kommen wollen?«

»Hm! Das darf ich nicht verraten.«

»Du bist ein sehr verschwiegener Mann.«

»Ich würde vielleicht nicht so verschwiegen sein; aber ihr habt etwas bei euch, was mir verdächtig vorkommt.«

»So? Und was ist denn das?«

»Die beiden langen Stiefel, welche da hinter dem Sattel angeschnallt sind. Der Rappe ist da, die Stiefel sehe ich auch. Nun fehlt nur noch derjenige, der auf dem Rappen sitzen und die Stiefel an den Beinen haben soll. Wärest du nicht ein gesegneter Abkömmling des Propheten, den – – ah, dort kommt er ja wieder!«

Ein junger Mann kam über die Brache herüber, grad auf das Häuschen zu.

»Wer ist das?« fragte ich.

»Mein Sohn, welcher den Wegweiser – – o Allah, davon sollte ich ja nicht sprechen!«

Ich begann zu ahnen, um was es sich handelte. Jedenfalls hatte der Mübarek mit seinen drei Begleitern hier angehalten, um den jungen Mann als Wegweiser nach einem Ort mitzunehmen, zu welchem sie den Weg nicht genau kannten. Da sie annahmen, daß wir hier vorüberkommen und uns erkundigen würden, falls wir den Aladschy entwischten, so hatten sie dem Vater und dem Sohne irgend eine Lüge aufgebunden und wahrscheinlich uns für Skipetaren ausgegeben. Ich hoffte, daß der Sohn gesprächiger sein werde, als sein Vater.

Als er näher herbeigekommen war, sah ich, daß er ein sehr verdrießliches Gesicht machte. Er grüßte uns kaum und wollte in die Hütte treten. Der Alte aber ergriff ihn beim Gewand und fragte:

»Nun, warum sagst du nichts? Hast du nicht das schöne Bakschisch erhalten?«

»Ja, Bakschisch! Etwas ganz anderes habe ich bekommen, aber kein Bakschisch,« antwortete der Sohn, welcher sehr erzürnt zu sein schien. »Die Menschen werden immer schlechter. Sogar den Heiligen darf man nicht mehr trauen.«

»Du meinst wohl den alten Mübarek?« fragte ich ihn.

»Wie kommst du auf den? Bist du etwa ein guter Freund von ihm?«

»O, ich bin grad das Gegenteil. Wir sind die Skipetaren, vor denen er euch gewarnt hat.«

»Allah, Allah!« rief der Alte erschrocken. »Habe ich es doch geahnt! Herr, ich hoffe, daß du uns verschonen wirst. Wir sind

blutarme Leute. Mein Sohn ist Korbflechter und flicht die Weiden, welche meine Enkel grad jetzt dort am Fluß schneiden. Ich aber bin zu gar nichts nütze; ich kann nicht einmal Ruten schälen, denn die Gicht hat mir die Finger krumm gezogen, wie du hier sehen kannst.«

Er streckte mir die Hände entgegen.

»Sei ruhig!« antwortete ich. »Hast du schon einmal einen Skipetaren gesehen, welcher das Turbantuch des Propheten trägt?«

»Nein, niemals.«

»Unter den Skipetaren gibt es keinen einzigen, welcher vom Propheten stammt; also kann ich doch kein Räuber sein.«

»Du hast aber doch soeben gesagt, daß ihr diejenigen Skipetaren seid, vor denen wir gewarnt worden sind.«

»Wir sind diejenigen, ja; aber daß wir Skipetaren seien, das ist eine Lüge.«

»Wo ist denn der Reiter, der auf den Rappen gehört?«

»Der bin ich. Wir haben die Pferde gewechselt, und ich legte eine andere Kleidung an, um von denjenigen Leuten, welche ich fangen will, nicht sogleich erkannt zu werden. – Du aber scheinst schlechte Erfahrungen mit dem Mübarek gemacht zu haben?«

Der Sohn, an welchen diese Frage gerichtet war, antwortete, aber zu seinem Vater gewendet:

»Jawohl, aber nicht bloß ich, sondern auch der Schwager. Hast du dir ihre Pferde angesehen?«

»Wie konnte ich? Ich befand mich doch noch auf dem Lager, und es war noch nicht vollständig Tag. Der Nebel lag noch dick um die Hütte. Was ist es mit dem Schwiegersohn?«

»Bestohlen haben sie ihn!«

»O Allah! Diesen armen Menschen, der noch dazu erst vor kurzem seine Frau, deine Schwester und meine Tochter, verloren hat. Was haben sie ihm genommen?«

»Das beste von seinen zwei Pferden.«

»O Himmel! Warum haben sie ihm das getan! Sie konnten sich ein anderes Pferd von einem reichen Mann stehlen, das wäre Allah wohlgefälliger gewesen. Und der Mübarek war da-

bei? Seit wann sind die heiligen Einsiedler Pferdediebe geworden?»

»Es gibt keine Heiligen mehr wie früher. Es ist alles List, Trug und Täuschung. Mir kann der frömmste Marabut oder der vornehmste Scherif kommen, ich traue ihm nicht mehr.«

Bei dem Wort Scherif warf er mir einen bezeichnenden, höchst mißtrauischen Blick zu. Ich wußte nun, was er erfahren hatte, und konnte mir auch denken, was gesprochen worden war. Darum sagte ich zu ihm:

»Du hast recht; es gibt viel Betrug und Hinterlist in dieser Welt. Ich aber will ehrlich und aufrichtig mit dir sein. Ich bin weder ein Skipetar noch ein Scherif, sondern ich bin ein Franke, der gar kein Recht hat, den grünen Turban zu tragen. Sieh' einmal her!«

Ich nahm den Turban ab und zeigte ihm mein volles Haar.

»Herr,« rief er erschrocken, »wie kühn bist du! Du wagst ja das Leben!«

»O, so sehr schlimm ist es nicht. In Mekka freilich wäre es gefährlicher als hier, wo es so viele Christen gibt.«

»Also bist du gar kein Moslem, sondern ein Christ?«

»Ich bin ein Christ.«

»Und trägst das Hamail am Hals, den in Mekka geschriebenen und nur dort zu erlangenden Kuran!«

»Ich habe ihn von dort.«

»Und bist dennoch ein Christ? Das kann ich nicht glauben!«

»Ich werde es dir gleich beweisen, indem ich dir erkläre, daß euer Mohammed tief unter Christus, dem Sohn Gottes, knien muß, um ihn anzubeten. Würde ein Moslem diese Worte sagen?«

»Nein, niemals. Du sagst einen Frevel gegen unseren Glauben, aber du hast damit bewiesen, daß du ein Christ, ein Franke bist. Vielleicht bist du derjenige, welcher dem Mübarek in den Arm geschossen hat.«

»Wann soll das geschehen sein?«

»Gestern abend bei der Hütte des Mübarek.«

»Das bin ich allerdings gewesen. Also diesen Mann habe ich

getroffen? Es war dunkel, so daß ich die Personen nicht erkennen konnte. Also du weißt auch davon?»

»Sie sprachen ja immerwährend davon. So seid ihr denn wohl die Fremden, welche den Mübarek und die andern Drei gefangen genommen hatten?»

»Ja, die sind wir.«

»Herr, so verzeihe, daß ich dich beleidigte. Freilich habe ich nur Böses über dich vernommen; aber das Böse, welches schlechte Menschen über Andere sagen, verwandelt sich in Gutes. Ihr seid die Feinde dieser Diebe und Betrüger, und darum seid ihr gute Menschen.«

»Also hast du nun Vertrauen zu uns?»

»Ja, Herr.«

»So erzähle uns, wie du mit diesen Menschen zusammengekommen bist.«

»Gern, Herr. Steige herab, und setze dich auf die Bank. Der Vater wird dir Platz machen, während ich erzähle.«

»Ich danke dir. Er mag ruhig sitzen bleiben. Sein Haar ist grau; ich aber bin noch jung. Auch habe ich einen kranken Fuß, so daß ich lieber im Sattel sitzen bleibe. Erzähle uns nun.«

»Es war heute in der Frühe; ich war eben aufgestanden, um mein Tagewerk zu beginnen. Der Nebel war noch so dick, daß man kaum einige Schritte weit sehen konnte. Da hörte ich Reiter kommen, welche vor meiner Hütte hielten und mich riefen.«

»Kannten sie dich denn?»

»Der Mübarek kannte mich. Als ich in das Freie trat, sah ich vier Reiter, welche ein Packpferd bei sich hatten. Der eine war der Mübarek; in dem einen andern erkannte ich erst später, als es heller geworden war und wir uns bereits unterwegs befanden, Manach el Barscha, den früheren Steuereinnnehmer von Uskub. Sie wollten nach Taschköj reisen und fragten mich, ob ich den Weg dorthin genau kenne. Ich bejahte es, und nun baten sie mich, sie dorthin zu führen, und versprachen mir dafür ein Bakschisch, welches wenigstens dreißig Piaster betragen sollte. Herr, ich bin ein armer Mann, und dreißig Piaster verdiene ich mir sonst in einem ganzen Monat kaum. Auch

kannte ich den alten Mübarek und hielt ihn für einen Heiligen. Darum war ich mit Freuden bereit, ihnen als Führer zu dienen.«

»Sagten sie, weshalb sie nach Taschköj wollten?«

»Nein, aber das sagten sie, daß sie von vier Skipetaren verfolgt würden, die ja nicht erfahren dürften, wohin ich sie habe führen müssen.«

»Das war eine Lüge.«

»Später habe ich das freilich eingesehen.«

»Wo liegt dieses Taschköj?«

Der Name bedeutet Felsen- oder Steindorf. Darum nahm ich an, daß der Ort wohl oben in den Bergen liegen müsse. Der Korbmacher antwortete:

»Es liegt fast grad im Norden von hier. Es führt nicht einmal von Radowitsch aus eine Straße dorthin, und man muß den Wald und die Berge genau kennen, um sich nicht zu verirren. Das Dorf ist klein und arm und liegt in der Richtung, in welcher man dann nach der Bregalnitza gegen Sbiganzky hin bergabwärts steigt.«

Sbiganzky! Das war ja der Ort, welchen ich von Radowitsch aus nordwärts aufsuchen sollte, um bei dem Fleischer Tschurak nach der Derekuliba zu fragen und dort das Nähere über den Schut zu hören. Wollte etwa der Mübarek auch dorthin reisen? Vielleicht fand man da die ganze saubere Gesellschaft beisammen?

»Und noch bevor ihr von hier aufbracht,« fragte ich weiter, »sagten sie dir, daß du nichts verraten solltest?«

»Ja. Der Mübarek erzählte mir, daß er unterwegs von vier Skipetaren überfallen worden, ihnen aber entronnen sei. Sie hätten eine Blutrache gegen ihn und seine Begleiter und würden ihm wahrscheinlich folgen. Er müsse nach Norden, wolle aber nicht über Radowitsch, weil er dort gesehen werde und die Skipetaren also Auskunft erhalten könnten, wohin er sich gewendet habe. Er beschrieb euch sehr genau, wie ich nun sehe, nur daß du jetzt andere Kleider trägst und nicht auf dem Rappen sitztest. Wenn ihr hier vorüberkommen und nach ihm fragen würdet, sollten wir euch keine Auskunft erteilen. Für

diese Verschwiegenheit gab er uns seinen Segen. Dann brachen wir auf. Als es heller wurde, erkannte ich in dem Packpferd das Roß meines Schwagers, glaubte aber, mich zu irren; darum sagte ich nichts.«

»Sahen die Pferde dieser Leute nicht sehr angestrengt aus?«

»Allerdings! Hier vor dem Hause schwitzten sie, und der Schaum troff ihnen von den Mäulern.«

»Das läßt sich denken. Wenn sie so zeitig hier angekommen sind, müssen sie sehr schnell geritten sein, was bei Nacht und bei dieser Art von Weg eine ziemliche Anstrengung bedeutet. Erzähle weiter!«

»Sie ritten alle; ich aber war zu Fuß. Doch blieb ich ihnen immer voran. Da hörte ich denn manches von dem Gespräch, welches sie halblaut führten. Zuerst vernahm ich, daß sie erst nur vier Pferde gehabt hatten. Jeder hatte ein Stück Gepäck bei sich gehabt. Dann aber, als sie nahe an den Weiler kamen, weißt du, wo die Straße über die Brücke geht, waren sie auf zwei Reiter getroffen; diese hatten ihnen gesagt, daß mein Schwager zwei Pferde hinter seinem Hause habe, und unter dem Vordach hänge auch ein Packsattel.«

Ich begann zu ahnen, wer dieser Schwager sei, und sagte:

»Ich bin auch durch diesen Weiler gekommen und habe dort nur ein einziges Haus mit einem Vordach gesehen. Unter demselben hing ein Reitsattel, wenn ich mich recht erinnere. Es war ein Einkehrhaus und lag rechts von der Brücke.«

»Das ist's – das ist's!«

»Also dieser Wirt ist dein Schwager?«

»Ja, er ist der Mann meiner Schwester, welche vor kurzem gestorben ist.«

»Ich bin bei ihm eingekehrt.«

»So hast du ihn gesehen, mit ihm gesprochen?«

»Ja. Also diesen armen Mann haben sie bestohlen! Es befand sich, als ich dort war, ein Pferd hinter dem Hause.«

»Das ist das andere. Er hatte deren zwei. Auch zwei Sättel besaß er, einen zum Reiten und einen zum Gepäck.«

»Haben sie nichts von den beiden Reitern gesagt, mit welchen sie zusammengetroffen waren?«

»Ja, doch ich konnte nicht klug daraus werden. Sie sprachen immer von zwei Schecken; das sind aber doch nicht Menschen, sondern Pferde!«

»In diesem Falle sind beide gemeint, Menschen und Pferde.«

»Diese Schecken sollten jemanden überfallen und töten.«

»Nämlich uns.«

»Euch, Herr? – Warum?«

»Aus Rache. Diese Schecken sind nämlich zwei berühmte Skipetaren, die nur von Raub leben. Man hat ihnen diesen Beinamen gegeben, weil sie scheckige Pferde reiten.«

»So also ist's, so! Und diese Skipetaren haben euch nicht aufgelaurt?«

»O doch!«

»Aber ihr befindet euch ja hier! – Ihr seid ihnen entkommen?«

»Durch eine List, nämlich dadurch, daß ich mich verkleidet habe. Ich traf sie bei deinem Bruder und war mehrere Stunden bei ihnen. Jetzt aber werden sie wissen, daß ich sie getäuscht habe, und nach uns suchen.«

»Vielleicht kommen sie auch hierher?«

»Das ist möglich.«

»Wenn sie sich nach euch erkundigen, soll ich ihnen Auskunft geben?«

»Ich will dich nicht zu einer Lüge verleiten. Sage ihnen immerhin, daß wir hier gewesen sind und dann nach Radowitsch ritten. Aber von dem, was wir jetzt sprechen, brauchst du ihnen nichts zu sagen.«

»Nein, Herr, sie erfahren kein Wort.«

»So erzähle weiter.«

»Ich hörte also, daß sie meinem Schwager das Pferd und den Sattel genommen und darauf ihr Gepäck geladen hatten. Ausführliches konnte ich freilich nicht erlauschen, denn sie redeten nicht laut, und sodann gab es doch auch längere Pausen, in denen ich nicht horchen konnte. Aber ich hörte doch so viel, daß ich daraus schließen konnte, der Mübarek müsse ein großer Dieb und Räuber gewesen sein. Das Beste von dem, was er

sich zusammengeraubt hat, befand sich auf dem Packpferde. Das andere, was wertloser war und viel Platz wegnahm, hatte er mit seiner Hütte verbrannt. Am meisten freuten sich die Flüchtigen darüber, daß die Sacken so schön bei der Hand gewesen sind. Sie halten ihre Verfolger, also euch, wie ich nun weiß, für verloren.«

»Da irren sie sich glücklicherweise gewaltig. Sie werden uns nicht los, denn wir bleiben ihnen auf den Fersen.«

»O, wenn ich da mit euch könnte!«

»Warum?« fragte ich.

»Weil sie meinen Schwager bestohlen und mich um mein Bakschisch betrogen haben.«

»Ah, das ist stark! Du bist bis nach Taschköj mit ihnen gegangen?«

»Noch eine ganze Strecke weiter.«

»Wie weit ist es bis dorthin?«

»Wir haben fünf volle Stunden gebraucht.«

»Und wohin gingen sie dann?«

»Sie wollten hinab nach dem Tal der Bregalnitza. Weiter erfuhr ich nichts.«

»So kann ich mir denken, wohin sie wollten. Bist du denn nicht darauf bestanden, deinen Lohn zu erhalten?«

»Natürlich! Sie waren so klug gewesen, mich weiter als Taschköj mitzunehmen, denn dort hätte ich vielleicht Hilfe gefunden und sie zwingen lassen können, mich zu bezahlen. Mitten im Walde dann hielten sie an, um mir zu sagen, daß sie meiner nicht mehr bedürften. Ich bat sie um das Bakschisch; sie aber lachten mich aus.

Ich wurde nun zornig und verlangte das Pferd meines Schwagers zurück. Da sprangen sie von den Pferden. Zwei warfen mich nieder und hielten mich, und der dritte schlug mich mit der Peitsche. Ich mußte es dulden, denn ich war zu schwach gegen sie. Herr, es hat mich noch kein Mensch geschlagen. Nun bin ich zwölf Stunden angestrengt gelaufen. Mein Rücken ist wund von den Hieben. Ich habe einen Tag Arbeit versäumt, und meine Zunge ist heiß vor Hunger. Statt dreißig Piaster mit nach Hause zu bringen, besitze ich nun

nicht die kleinste Münze. Was soll ich essen? Was soll ich dem Vater und den Kindern geben, wenn ich nichts habe? Wäre ich daheim geblieben, so hätte ich nach Radowitsch gehen können, um einige Körbe zu verkaufen. Dafür konnten wir satt werden.«

»Tröste dich!« bat sein Vater. »Ich habe von diesem Scherif, der leider kein Scherif ist, fünf Piaster geschenkt erhalten. Da kannst du nach Radowitsch gehen und Brot kaufen.«

»Herr, ich danke dir!« sagte der Korbmacher. »Ich habe dich für einen bösen Menschen gehalten, du aber bist gut gegen uns. Ich wünsche, ich könnte dir einen Dienst erweisen.«

Bevor ich antworten konnte, ergriff Halef das Wort. Er hatte sich im Sattel umgedreht und schnallte an meinen langen Stiefeln herum, welche so rund und glatt aussahen, als ob ich meine Beine drin stecken hätte.

Während unseres Gespräches waren die Kinder des Korbmachers herbeigekommen, mit Weidenruten beladen, welche sie geschnitten hatten.

»Habt ihr Hunger, ihr kleines Völkchen?« fragte er sie.

Die größeren nickten, die kleinste aber fing zu weinen an. Es ist in der Türkei ebenso, wie bei uns. Wenn man so ein Dirndl von zwei Jahren nach seinem Appetit fragt, so sind gleich Tränen zu sehen.

»Nun, da hole einmal einen Korb heraus!« befahl der kleine Hadschi dem Vater dieser hungrigen Schar. »Aber nicht zu klein darf er sein.«

»Wozu?« erkundigte sich der Mann.

»Ich will diese ewig langen Stiefel ausschütten.«

Der Korbmacher brachte ein Geflecht, welches schon etwas zu fassen vermochte, und hielt es empor. Nun schüttete der Hadschi aus beiden Stiefeln eine ganze Menge von Früchten, Fleisch- und Backwaren in diesen Korb, so daß derselbe ganz voll wurde.

»So!« sagte er. »Nun laß deine Kinder essen, und Allah möge es euch segnen!«

»Herr!« rief der Korbmacher, ihm die Hand küssend, »das alles soll unser sein?«

»Freilich!«

»Das können wir ja in einer ganzen Woche nicht aufessen!«

»Das hat euch auch niemand befohlen. Verfährt also hübsch genügsam, und verzehrt den Korb nicht mit.«

»Herr, ich danke dir! Dein Herz ist der Güte voll, und dein Mund trieft von Munterkeit.«

»Das will ich nicht grad sagen. Allzu lustig bin ich nicht gestimmt, sondern das Herz blutet mir, wenn ich diese leeren Stiefel betrachte. In jedem derselben steckte auch ein gebratenes Huhn, so braun und knusperig, wie es nur im dritten Paradies gebacken wird. Meine ganze Seele hängt an solchen Hühnern. Daß ich von ihnen scheiden muß, erfüllt mein Gemüt mit Traurigkeit und mein Auge mit Tränen. Da diese Hennen aber nun einmal ihr Leben haben lassen müssen, um verspeist zu werden, so ist es schließlich ganz gleich, in wessen Magen sie begraben werden. Also verzehrt sie mit Bedacht und andächtigem Behagen und hebt mir die Knochen auf, bis ich wiederkomme!«

Er sprach das so ernst und würdevoll, daß wir alle lachen mußten.

»Aber, Halef, wie kommst du denn auf den sonderbaren Gedanken, dich mit einem solchen Proviant zu versehen und meine Stiefel als Magazin zu benutzen?«

»Ich selbst kam nicht auf diesen schönen Gedanken. Als ich den Wirt bezahlen wollte, wie du mich beauftragt hattest, so sagte er, daß er uns schuldig sei, nicht aber wir ihm. Für den Dienst nämlich, den wir seinem Bruder Ibarek erwiesen hätten. Hier ist wieder einmal zu sehen, daß Allah jede gute Tat doppelt lohnt, denn wir haben bei Ibarek auch nichts zu bezahlen brauchen.«

»Weiter doch!«

»Ja, weiter! Vorsichtigerweise hatte ich auch ein Wörtchen fallen lassen, daß Brathuhn meine Lieblingsspeise sei – –«

»Schlingel, du!«

»Verzeihe, Sihdi! Man hat den Mund nicht zum Schweigen, sondern zum Sprechen erhalten. Das Ohr des Wirts war of-

fen gewesen, und sein Gedächtnis hatte das Brathuhn aufbewahrt. Als ich unsere Sachen zusammenpackte, brachte er mir die beiden Hühner und wünschte mir, daß ihr Genuß uns das Leben verlängern möge. Da erklärte ich ihm, daß der Mensch noch länger lebe, wenn er zu dem Huhn noch andere passende Sachen speise.«

»Halef, wenn das wahr wäre, verdienstest du die Peitsche!«

»Ich verdiene deinen Dank, Sihdi, weiter nichts. Wenn du mir diesen widmest, bin ich ebenso zufrieden, wie ich es war, als der Wirt mir dann die Zuspeisen brachte, welche du hier in diesem Korb in holder Eintracht versammelt siehst.«

»Du hättest nichts nehmen sollen!«

»Verzeihe, Sihdi! Wenn ich nichts genommen hätte, so könnten wir jetzt auch nichts geben.«

»Wir könnten trotzdem geben!«

»Aber nichts, was den Hunger dieser kleinen Menschen augenblicklich stillen kann. Übrigens habe ich mich geweigert, bis es mir endlich fast an das Leben ging. Ich sagte, daß ich dazu deiner Erlaubnis bedürfe und also nichts nehmen könne, weil du nicht anwesend seiest. Ich brachte alle Einwürfe vor, welche sich sämtliche Khalifen aussinnen könnten, aber der Wirt bestand auf seinem Willen. Er erklärte, daß er es nicht mir, sondern dir schenke. Das erweichte mein gutes Herz, ich gab nach. Um aber ganz sicher zu gehen, hielt ich mich fern davon. Die Gabe war für dich bestimmt, und da der Wirt sie dir nicht selbst überreichen konnte, so stellte ich ihm die Stiefel als deine Stellvertreter und Bevollmächtigte hin und ging von dannen. Als ich sie dann zu meiner Freude wiedersah, waren sie dick und fett geworden von den Erzeugnissen der lieben Tierwelt und des holden Pflanzenreiches. Ich aber übermittelte dem Wirt deinen Dank in einer wohlgesetzten Rede, stopfte die Stiefel oben zu und schnallte sie hinter dem Sattel fest. Habe ich da gesündigt, so bitte ich um eine gnädige Beurteilung meines Fehltrittes.«

Man konnte diesem lieben Menschen gar nicht gram sein. Ich war überzeugt, daß es ihm gar nicht eingefallen war, durch irgend ein Wort den Wirt zu dieser Gabe zu veranlassen. Halef

hätte so etwas nie vermocht, denn er besaß ein außerordentlich empfindliches Ehrgefühl. Aber er häkelte gern ein wenig mit mir, und es machte ihm großes Vergnügen, wenn ich so tat, als ob ich mich von ihm herausfordern ließe.

»Ich werde dir später deine Strafe diktieren,« drohte ich ihm.
»Wenigstens wirst du für lange Zeit auf dein Lieblingsgericht verzichten müssen. Deinetwegen soll nicht so bald wieder eine unschuldige Henne von ihren Küchlein scheiden müssen.«

»So nehme ich auch mit einem jungen Hähnchen fürlieb, Sihdi, und es soll mir so gut schmecken, wie diese Äpfel da den Kleinen munden.«

Die Kinder hatten sich um den Korb versammelt und zuerst nach den Äpfeln gegriffen. Es war eine Lust, zu sehen, wie eifrig die kleinen Mäuler arbeiteten. Dem Alten standen vor Freude die Tränen in den Augen. Sein Sohn hatte ihm ein Stück Fleisch in die Hand gedrückt, aber er aß nicht; er vergaß sich selbst aus Freude darüber, daß die Enkel nun befriedigt waren.

Der Korbmacher reichte einem jeden von uns die Hand und sagte zu mir:

»Herr, ich wiederhole es, daß es mir große Freude machen würde, wenn ich dir einen Dienst erweisen könnte. Ist das nicht vielleicht möglich?«

»Ja, es gibt einen Dienst, um den ich dich sogar bitten möchte.«

»Sage ihn mir!«

»Du sollst uns nach Taschköj führen.«

»Wie gern, wie gern! Wann denn, Herr?«

»Das weiß ich noch nicht. Komm morgen früh nach Radowitsch; da werde ich es dir sagen können.«

»Wo treffe ich dich?«

»Hm, auch das weiß ich noch nicht. Kannst du mir nicht einen Konak angeben, wo es sich gut wohnen läßt?«

»Am besten wohnst du in dem Gasthof zur Hohen Pforte. Ich kenne den Wirt und werde dich hinführen.«

»Das kann ich nicht zugeben; du bist ermüdet.«

»O, bis Radowitsch gehe ich leicht. Wir sind in einer Vier-

telstunde dort. Ich muß dich dem Wirt empfehlen; ich arbeite zuweilen dort, und er hält auf mich, obgleich ich nur ein armer Mann bin. Morgen früh werde ich dich dann besuchen, um zu erfahren, wann du nach Taschköj reisen willst.«

»Das wird von meinem Fuß abhängen, den ich mir verletzt habe. Gibt es in der Stadt einen guten Arzt, dem man sich anvertrauen kann?«

»Wenn du einen Chirurg meinst, so gibt es einen, der weit und breit berühmt ist und alle Schäden an Menschen und an Tieren heilt. Er kann sogar das Impfen der Pocken, was sonst keiner versteht.«

»Da ist er allerdings ein Wunder von einem Arzt! Aber wir müssen nun auch von dem Bakschisch sprechen, welches du dir ausbedingst.«

»Wofür denn, Herr?«

»Dafür, daß du uns nach Taschköj führst.«

»Herr, da nehme ich nichts!«

»Und ich mag es nicht umsonst.«

»Ihr habt uns bereits reich beschenkt.«

»Das war Geschenk; das Andere aber wirst du dir verdienen. Beides ist nicht zu verwechseln.«

»Aber ich kann doch kein Geld von dir verlangen; ich müßte mich ja schämen.«

»Nun gut, so mag es nicht Lohn, sondern nur Bakschisch sein. Ich werde es deinem Vater geben.«

Ich ließ mir von Halef meine Briefftasche und meinen Beutel reichen und winkte den Alten heran. Als er fünfzig Piaster in seinen gekrümmten Fingern sah, wollte er außer sich geraten vor Freude und mir das Geld größtenteils zurückgeben.

»Ich nehme keinen Piaster wieder,« sagte ich mit Entschiedenheit.

»So weiß ich nicht, wie ich dir danken soll,« erwiderte er. »Möge es dem Hekim gelingen, dir deinen Fuß recht bald wieder gesund zu machen!«

»Das wollen wir hoffen. Aber sage, Küfedschi, wie heißt denn dieser so berühmte Arzt?«

»Sein Name ist Tschefatasch.«

»O wehe! Wenn seine Kuren seinem Namen angemessen sind, so danke ich für seinen Beistand.«

Tschefatasch heißt nämlich auf deutsch »Marterstein«.

»Du brauchst keine Sorge zu haben,« tröstete mich der Korbmacher. »Er wird dir ja nicht seinen Namen, sondern ein Pflaster auf den Fuß legen. Und das versteht er auf das vortrefflichste.«

»So komm jetzt, wenn du mit uns gehen willst!«

Er steckte sich einen Imbiß ein, um ihn unterwegs zu verzehren, und dann brachen wir auf. Wir erreichten die Stadt nach einer Viertelstunde. Unser Führer brachte uns durch einen offenen Basar in eine Gasse und durch einen Torweg in einen sehr geräumigen und auch sauber gehaltenen Hof. Halef begab sich mit ihm zu dem Wirt. Ich selbst blieb noch im Sattel, um mir den Fuß nicht durch unnötiges Gehen anzustrengen.

Nach kurzer Zeit brachten beide den Wirt herbei, welcher mir unter vielen Höflichkeiten und Entschuldigungen erklärte, daß er leider nur ein winziges Stübchen habe, welches an den allgemeinen Gastraum stoße. Es sei hier gar nicht gebräuchlich, daß Einkehrende ein besonderes Zimmer verlangen; es sei in der ganzen Stadt kein solches vorhanden, und auch das seinige müsse für mich erst gereinigt und hergerichtet werden, weshalb ich zunächst mich nach der Gaststube bemühen möge.

Ich war ganz zufrieden damit und stieg ab. O weh! Der Fuß war angeschwollen. Ich konnte nur mit Schmerz auftreten und mußte mich fest auf Osko stützen.

Als wir in die Stube kamen, befand sich niemand darin. Ich setzte mich in die hinterste Ecke neben die Türe, welche in das für mich bestimmte Stübchen führte. Halef, Osko und Omar gingen in den Hof zurück, um zunächst für die Pferde zu sorgen.

Ich hatte unterwegs gar nicht daran gedacht, meine Verkleidung abzulegen. Inmitten einer fanatischen Bevölkerung wäre das höchst gefährlich gewesen; hier aber hatte es nicht so viel zu bedeuten.

Der Korbmacher erbot sich, mir den Arzt zu holen, und ich stimmte zu. Er war soeben hinaus, als ein Gast eintrat. Ich saß mit dem Rücken nach der Türe und drehte mich halb um, um den Mann anzusehen. Es war kein anderer als – der Bokadschi Toma, der Botenmann, welcher uns den beiden Scheckigen verraten hatte.

»Na, laß dich nur nicht vor dem Hadschi sehen!« dachte ich und drehte mich wieder um, da ich mit ihm nichts zu tun haben mochte. Er war aber nicht gleichen Sinnes. Vielleicht hatte er Lust, sich ein wenig zu unterhalten. Ich war der Einzige, den er hier fand, und so schritt er einige Male hin und her, blieb dann seitwärts vor mir stehen und fragte:

»Bist du hier fremd?«

Ich tat, ob als ich die Frage gar nicht gehört hätte.

»Bist du hier fremd?« wiederholte er mit erhobener Stimme.

»Ja,« antwortete ich jetzt.

»Schläfst du heute hier?«

»Ich weiß es noch nicht.«

»Wo bist du her?«

»Aus Stambul.«

»Ah, aus der Hauptstadt, dem Wangenglanz des Weltenantlitzes! Da bist du ein sehr glücklicher Mensch, in der Nähe des Padischah zu wohnen.«

»Seine Nähe beglückt nur die Guten.«

»Meinst du, daß es dort viele Böse gibt?«

»Wie überall.«

»Was bist du denn?«

»Ein Schreiber.«

»Also ein Gelehrter. Mit solchen Leuten spreche ich gern.«

»Aber ich nicht mit andern.«

»Allah! Bist du abstoßend! Schon wollte ich dich fragen, ob es mir nicht erlaubt sei, mich neben dich zu setzen.«

»Es ist erlaubt, wird dir aber keine Freude machen.«

»Warum nicht?«

»Mein Gesicht gefällt nicht einem jeden.«

»So will ich sehen, ob es mir gefällt.«

Er setzte sich an meinen Tisch auf die Bank gegenüber und schaute mich dann an.

Das Gesicht, welches er schnitt, ist gar nicht zu beschreiben. Ich hatte noch den Turban auf dem Kopf und die Brille auf der Nase; das machte ihn irre, obgleich mein Gesicht nicht im geringsten verändert worden war. Sein Mund tat sich auf, seine Brauen zogen sich in Form zweier spitzer Winkel empor, und seine Augen ruhten auf mir mit einem Ausdruck, daß ich mich anstrengen mußte, nicht laut aufzulachen.

»Herr – Effendi – wer – wer bist du?« fragte er.

»Ich sagte es dir bereits.«

»Hast du die Wahrheit gesagt?«

»Willst du es wagen, mich der Lüge zu zeihen?«

»Nein, um Allahs willen, nein, denn ich weiß, daß du – daß – –«

Er konnte vor Angst und Zweifel nicht weiter sprechen.

»Was denn? Was weißt du von mir?«

»Nichts, gar nichts, als daß du ein Schreiber bist und in Stambul wohnst.«

»Was redest denn du so verwirrtes Zeug?«

»Verwirrt? Ach Herr, es ist auch gar kein Wunder, denn du scheinst derjenige zu sein, von dem ich denke, daß er derjenige ist, von dem derjenige – o Allah! Du hast ganz recht. Ich bin völlig irre geworden, denn diese Ähnlichkeit ist auch gar zu groß.«

»Wem bin ich denn so ähnlich?«

»Einem toten Effendi.«

»Ah! Wann ist er gestorben?«

»Heute – unterwegs.«

»Das ist traurig, wenn der Gläubige auf der Reise von hinnen geht. Da können die Seinen ihm nicht in der letzten Stunde die Sure des Todes vorbeten. Woran ist er denn gestorben?«

»Er wurde ermordet.«

»Schauderhaft! Hast du seine Leiche gesehen?«

»Nein, Herr.«

»So haben dir andere Leute von seinem Tod berichtet?«

»So ist es.«

»Wer hat ihn denn ermordet?«

»Das weiß man nicht. Er lag mitten im Wald zwischen hier und Ostromdscha.«

»Durch diesen Wald bin ich ja auch vorhin gekommen. Warum habe ich da nichts von dem Mord vernommen? Hat man ihn denn berauben wollen?«

»Nein. Es soll aus Rache geschehen sein.«

»Wohl eine Blutrache?«

»Eine andere. Dieser unvorsichtige Mann hat in Ostromdscha eine förmliche Revolution hervorgebracht, die Leute gegeneinander gehetzt und sogar dann des Abends noch die Wohnung eines frommen Mannes angezündet.«

»Das ist freilich ein Verbrechen, welches Allah niemals vergeben kann.«

»O, dieser Mann glaubte nicht an Allah. Er war ein Giaur, ein Christ, welcher Schweinefleisch ißt.«

»So wird sich ihm die Hölle öffnen.«

»Aus Rache hat man ihm aufgelauret und ihn umgebracht.«

»Ist er allein gewesen?«

»Nein. Noch drei waren bei ihm.«

»Wo sind denn diese?«

»Verschwunden. Man glaubt, daß auch sie ermordet wurden.«

»Wohin ist denn seine Leiche geschafft worden?«

»Das weiß ich nicht.«

»Sonderbar! Und diesem Ungläubigen sehe ich ähnlich?«

»Du hast ganz genau seine Gestalt und sein Gesicht, nur daß dein Haar und Bart kürzer und viel heller ist, als bei ihm.«

»So besteht zwischen ihm, dem Giaur, und mir, dem Scherif, doch wenigstens ein Unterschied, dessen sich mein Herz erfreut. Wer aber bist denn du?«

»Ein Bakadschi aus Ostromdscha.«

»So mußt du das alles freilich sehr genau wissen. Aber – hm, ich hörte heute unterwegs, daß es zwei Räuber geben soll, zwei Skipetaren, welche man die Scheckigen nennt. Hast du schon einmal von ihnen gehört?«

»Ja; denn wir Botenleute erfahren alles.«

»Und kennst du sie?«

»Nein, Herr. Wie kann ein ehrlicher Mann Räuber kennen!
Was ist's mit ihnen?«

»Sie sind heute morgen in der Nähe von Ostromdscha gesehen worden.«

»So sei Allah dieser Gegend gnädig!«

»Auch ein Bakadschi war bei ihnen. Er soll, meine ich, Toma heißen.«

Der Botenmann zuckte vor Schreck, ich aber fragte ruhig:

»Kennst du ihn vielleicht?«

»Sehr gut. Er ist ein – ein Kamerad von mir.«

»So magst du ihn warnen, wenn du ihm begegnest. Dieser Mann wird von der Polizei gesucht.«

»Allah, w' Allah! Weshalb?«

»Weil er an dem Mord mitschuldig ist, denn er hat diesen Christ verraten – an die beiden Aladschy, die Mörder. Er hat ihnen die Zeit gesagt, in welcher die Fremden Ostromdscha verlassen wollten.«

»Ist – ist das wahr?« stotterte er.

»Der Ermordete hat es selbst gesagt.«

»Kann denn ein Toter reden?«

»Er ist nicht tot, er ist nicht ermordet. Es weiß gar niemand, daß er ermordet werden sollte, als du allein, Toma.«

Der Bote schnellte von seinem Sitz empor.

»Du kennst mich?« rief er bestürzt.

»Ja wohl, und diese dort kennen dich auch.«

Ich nahm die Brille und das Turbantuch ab und deutete nach der Türe, zu welcher eben Osko, Omar und Halef hereintraten. Der Mann war für einige Augenblicke starr vor Schreck, denn jetzt erkannte er mich. Dann aber rief er:

»Ich muß fort, schnell fort! Ich habe noch dringende Geschäfte.«

Er sprang zu der Türe, aber Halef hatte ihn schon beim Kragen.

»Warum willst du uns so schnell verlassen, lieber Freund?« fragte er in freundlichem Ton.

»Weil ich noch viel zu besorgen habe.«

»Ich denke, du besorgst nur herwärts. Also nimmst du auch von hier Sachen mit nach Ostromdscha?«

»Ja wohl, ja; halte mich nicht auf.«

»Du könntest auch von mir etwas mitnehmen.«

»An wen?«

»Das schreibe ich dir auf.«

»Was ist es?«

»Ein Gruß, nur ein Gruß.«

»Den werde ich sehr gern ausrichten; nun aber laß mich fort!«

»Das geht nicht. Du mußt noch warten, da ich dir ja den Gruß aufschreiben will und die Adresse dazu.«

»Dauert es lange?«

»Gar nicht lange. Ich mache bei solchen Freundschaftsbriefen nicht viel Umstände. Ich brauche weder Papier, noch Tinte, denn ich schreibe da gleich auf ungegerbtes Pergament. Und der Botenlohn kommt auch gleich dazu. Ich habe den Bleistift draußen im Stall. Du wirst dich mit mir hinausbemühen müssen, lieber Toma. Also komm!«

Der Bote sah den Kleinen forschend an. Er traute dem Landfrieden nicht; aber Halef sprach ja so außerordentlich freundlich. Er folgte ihm also hinaus, und Omar und Osko gingen lächelnd hintendrein.

Von meinem Platz aus konnte ich durch das offene, scheibenlose Fenster fast den ganzen Hof überblicken. Ich sah die vier über denselben hinübergehen und hinter einer Türe, jedenfalls der Stalltüre, verschwinden, welche dann zugemacht wurde.

Nach einer kleinen Weile hörte ich von weitem jene Laute, welche man heutzutage nur noch in China und in der Türkei zu hören bekommt, jene unbeschreiblichen Töne, welche die Folge des innigen Verkehres einer Peitsche mit einer Menschenhaut zu sein pflegen.

Dann wurde die Türe wieder geöffnet, und der Bote trat heraus. Seine Haltung war nicht sehr imponierend, und sein Antlitz schien einen gestörten Seelenfrieden verwinden zu wollen. Sein Gang glich beinahe demjenigen eines Orang-Utang, der

sich ohne Hilfe eines Stockes auf den Beinen bewegen muß: die Kniee nach vorn gebeugt, die Brust zusammengedrückt und der Kopf hintenüber gelegt.

Er war auch offenbar gar nicht neugierig, welchen Eindruck sein dramatischer Abgang machte, denn er sah sich gar nicht um, sondern er tat das, was der drastische Berliner mit den Worten bezeichnet: »er jondelte sich um die Ecke«.

Die drei Exekutoren suchten mich sofort wieder auf.

»Den hatte sein Kismet hergeführt!« sagte Halef, sich den dünnen Bart streichend und dabei ein überaus zufriedenes Lächeln zeigend. »Was sagte denn der Kerl, als er dich erblickte, Sihdi?«

Ich erzählte es.

»Ah, ein so frecher Bursche! Nun, er mag die dreißig aufrichtigen Grüße, welche ich ihm aufgetragen habe, mit nach Ostromdscha nehmen und sie dort austeilen, an wen er will.«

»Wehrte er sich nicht?«

»Er hatte nicht übel Lust dazu, aber ich sagte ihm sehr teilnahmsvoll, wenn er sich wehre, bekomme er fünfzig; lege er sich aber freiwillig auf den Boden nieder, so erhalte er nur dreißig. Er war so klug, das letztere zu wählen. Aber ich habe dafür gesorgt, daß die dreißig Grüße sein Gemüt ebenso ergriffen haben, wie fünfzig es getan hätten. Bist du einverstanden, Effendi?«

»Diesmal, ja.«

»Wenn das Kismet mir doch öfters diese Freude machen wollte, wenn es sich um solche Schurken handelt! Es gibt noch einige andere, denen ich von Herzen gern die Wahl zwischen dreißig oder fünfzig lassen möchte. Hoffentlich begegne ich dem einen oder andern von ihnen zu guter Stunde. Wie aber steht es mit deinem Fuß, Sihdi?«

»Nicht zum besten. Omar mag sehen, ob hier in der Stadt vielleicht Gips zu bekommen ist und mir ungefähr fünf Liter davon bringen. Du aber holst ein Gefäß mit Wasser, in welches ich den Fuß stellen kann, und ziehst mir nachher den Strumpf herab.«

Jetzt kam auch der Korbflechter zurück und teilte mir mit,

daß er lange gesucht habe, bis er den Doktor ›Marterstein‹ endlich fand. Dieser Herr sei eben außerordentlich beschäftigt, werde aber gleich kommen.

Ich dankte ihm für seine Mühe, schenkte ihm eine kleine Quantität Tabak und ließ ihn dann nach Hause gehen.

Halef brachte das Wasser. Als ich nun den angeschwollenen Fuß untersuchte, fand ich, daß eine Verrenkung vorhanden war, glücklicherweise aber nur eine unvollkommene. Ich hätte mir das Gelenk auch wohl selbst einrichten können, aber ich wollte doch lieber den Arzt dabei haben. Ein Fehler hätte mich auf lange Zeit hier festhalten können. Einstweilen steckte ich den Fuß in das kalte Wasser.

Endlich kam der Arzt. Aber ich hätte ihn viel eher für einen chinesischen Briefträger als für einen europäischen Äskulap gehalten.

Er war von kleiner Statur und außerordentlich dick. Seine Wangen glänzten wie hübsche Weihnachtsäpfel. Seine kleinen, etwas schief liegenden Äuglein verrieten, daß die Wiege seines Geschlechtes von der Stange eines mongolischen Zeltes herabgehangen habe. Auf dem glatt geschorenen Haupt saß – weit nach hinten geschoben, so daß die Stirn frei wurde – ein alter, abgegriffener Fez, welcher an Stelle der Troddel mit einem Bündel roter, blauer und gelber Zigarrenbändchen geschmückt war. Sein kurzer Kaftan reichte ihm nur bis an das Knie, schien aber aus einer einzigen, ungeheuren Tasche zu bestehen; denn er war an allen Seiten, oben und unten, rechts und links, hinten und vorn, weit aufgebauscht. Er enthielt jedenfalls die wandernde Apotheke des Arztes.

Zum Überfluß hing diesem Heilkünstler noch ein ziemlich großer, viereckiger Korb an einem Riemen von der Schulter herab, jedenfalls das Etui seiner kostbaren Instrumente.

Er hatte dicke wollene Strümpfe mit doppelten Filzsohlen an, und mit diesen steckten die Füße dann in Pantoffeln, welche mit großen Zwecken beschlagen waren und zu derjenigen Sorte zu gehören schienen, die man sehr drastisch mit den Worten bezeichnet: »in zwei Schritten über den Rhein hinüber«.

Als er eintrat, schnallte er diese Pantoffeln von den Füßen und kam in den Strümpfen auf mich zu, eine Höflichkeit, die bei ihm chronisch geworden zu sein schien.

Da ich den Fuß im Wasserbad hatte, wußte er natürlich gleich, daß ich es sei, der seiner Hilfe bedürfe. Er machte mir eine Verneigung, bei welcher ihm der Korb nach vorn rutschte und es schien, als ob der Riemen ihn erwürgen wollte. Ich erwiderte diesen Gruß nach bestem Wissen und Können. Jetzt nahm er den Korb herab, setzte ihn auf den Boden nieder und fragte:

»Sprichst du gern viel?«

»Nein,« antwortete ich kurz.

»Ich auch nicht. Also kurze Fragen, kurze Antworten und schnell fertig!«

Eine solche Energie hatte ich dem Dicken gar nicht zuge-
traut. Mit ihr konnte er in Radowitsch freilich imponieren und
gute Geschäfte machen. Er stellte sich breitbeinig vor mich hin,
betrachtete mich von oben bis unten und examinierte dann:

»Du bist doch der mit dem Fuß?«

»Nein, der mit zwei Füßen!«

»Was! Alle beide gebrochen?«

Er hatte meine Ironie nicht verstanden.

»Nur einen, den linken.«

»Doppelbruch?«

O wehe! Er sprach von Doppelbruch! Warum nicht gleich
Dezimalbruch! Übrigens war das seine Sache. Von mir konnte
er nicht verlangen, zu wissen, wie es mit der Verletzung stand.

»Nur Verrenkung,« antwortete ich.

»Zunge heraus!«

Das war noch hübscher! Aber ich tat ihm den Gefallen und
zeigte sie ihm. Er betrachtete sie, befühlte sie, schob die Spitze
hin und her, auf und ab und meinte dann kopfschüttelnd:

»Gefährliche Verrenkung!«

»Nein, nur unvollständig!«

»Still! Ich sehe es an der Zunge! Seit wann verrenkt?«

»Drei Stunden, höchstens vier.«

»Schon viel zu lange! Kann leicht Blutvergiftung eintreten!«

Fast hätte ich ihm in das Gesicht gelacht; aber ich beherrschte mich und wunderte mich nur darüber, daß das Wort ›Blutvergiftung‹ sich auch schon im Türkischen eingebürgert hatte.

»Schmerz?« fragte er weiter.

»Zum Aushalten.«

»Appetit?«

»Stark und vielseitig.«

»Sehr gut, ganz gut! Werden's überstehen. Den Fuß zeigen!«

Er kauerte sich nieder. Da ihm das nicht recht bequem war, setzte er sich ganz neben das Wassergefäß, und ich legte ihm zutraulich den triefenden Fuß in den Schoß.

Er betastete ihn erst leise und dann stärker mit den Fingerspitzen, nickte endlich und fragte mich:

»Schreist du leicht?«

»Nein.«

»Sehr gut!«

Ein schneller Griff, ein kräftiger Ruck, ein leichtes Knirschen im Gelenk – dann sah er mich blinzeln an und fragte:

»Nun, wie war's?«

»Allerliebste.«

»So sind wir fertig!«

»Ganz?«

»Nein. Nun noch verbinden.«

Als Chirurg war er jedenfalls ein ganz tüchtiges Kerlchen. Wer weiß, wie ein anderer mich gequält hätte, nur um die Sache gefährlicher erscheinen zu lassen und ein besseres Honorar zu verdienen.

»Womit verbinden?« fragte ich.

»Mit Schienen. Wo ist Holz?«

»Mag ich nicht!«

»Warum nicht?«

»Taugt nichts.«

»Taugt nichts! Willst du etwa silberne oder goldene Schienen mit Brillanten besetzt?«

»Nein, ich will einen Gipsverband.«

»Gips? Bist du toll? Mit Gips schmiert man Wände und Mauern an, aber keine Beine!«

Hier lag seine schwache Seite. Ich befand mich eben in der Türkei.

»Und mit Gips macht man auch prachtvolle Verbände,« behauptete ich.

»Möchte ich sehen!«

»Kannst's sehen. Habe nach Gips geschickt.«

»Wie willst du das machen?«

»Warte es ab!«

»Wenn du aber keinen Gips bekommst?«

»So mache ich den Verband aus Kleister.«

»Kleister!« schrie er auf. »Willst du mir etwas aufbinden?«

»Nein.«

»Das bilde dir auch nicht ein!«

»O, wenn ich nur wollte!« lachte ich.

»Was! Ich bin ein Gelehrter!«

»Ich auch.«

»Was hast du studiert?«

»Alles!« antwortete ich kurz genug.

»Und ich noch dreimal mehr! Ich kenne sogar das erste Dispensatorium von Sabur Ibn Saheli!«

»Und ich habe das ganze medizinische Wörterbuch von Abd al Medschid im Kopf!«

»Ich habe es nicht bloß im Kopf, sondern im ganzen Leib und in allen Gliedern. Ein Verband von Gips oder gar Kleister! Gips ist Mehl, und Kleister ist weich und flüssig. Ein Verband muß aber fest sein.«

»Gips und Kleister werden fest. Du wirst dich wundern. Überhaupt darf der Verband jetzt noch gar nicht angelegt werden. Erst muß ich Umschläge machen, bis die Geschwulst sich gesetzt hat und die Schmerzen sich gemildert haben. Verstanden?«

»Allah! Du redest ja wie ein Arzt!«

»Ich verstehe es auch!«

»Nun, so renke dir deine Knochen selber ein, wenn du sie dir ausgerenkt hast. Warum liebst du mich holen?«

»Um dir meine Zunge zu zeigen.«

»Da ist eine Rinderzunge größer und imponierender. Das merke dir! Mein Besuch kostet zehn Piaster. Du bist ein Fremder und zahlst also doppelt. Verstanden?«

»Hier hast du zwanzig Piaster. Komme mir aber ja nicht wieder!«

»Fällt mir gar nicht ein! Ich habe an diesem einen Mal genug.«

Er warf das Geld in einen Schlitz seines Kaftans, hing sich den Korb wieder über die Schulter und ging an die Türe. Dort fuhr er in die Pantoffeln und wollte eben, ohne mich eines Abschiedsgrußes zu würdigen, zur Türe hinaus, als Omar eintrat, mit einem Gefäß in der Hand.

Der Arzt blieb stehen, betrachtete den Inhalt des Gefäßes und fragte:

»Was hast du da?«

»Altschy – Gips.«

»Ah, das ist also der Gips, aus welchem die Schienen gemacht werden sollen? So eine Verrücktheit, so ein Unsinn; das ist doch so im höchsten Grade lächerlich, daß nur ein Übergeschnappter daran denken kann!«

Noch hatte Omar die Türe offen, unter deren Öffnung er stand. Jetzt zog er sie hinter sich zu, daß der Arzt ja nicht hinaus könne, setzte das Gefäß auf den Boden nieder, faßte den dicken Mediziner hüben und drüben bei den Armen und fragte:

»Du, Molch, wer bist du denn eigentlich?«

»Ich bin der Arzt, verstanden!«

»Na, du magst auch ein schöner Pflasterstreicher sein! Was hast du denn da von Verrücktheit, Unsinn und Lächerlichkeit zu reden? Unser Effendi hat den Gips verlangt; er braucht ihn, und er weiß stets, was er tut. Tausend solche Wänste wie du haben nicht so viel Klugheit in ihren leeren Köpfen, wie bei ihm an der Spitze eines seiner Haare klebt. Wenn du ihn

mit solchen Worten beleidigst, so kannst du sehr leicht in den Quark zu sitzen kommen! Dir sieht man es ja gleich an, daß die Dummheit deine Mutter ist!«

Das war dem Mann der Wissenschaft wohl noch nie passiert. Er riß sich von Omar los, trat einige Schritte zurück, holte tief Atem und platzte los, als ob seine Lunge mit Pulver geladen gewesen sei:

»Soll ich dir etwa hier mit meiner Mütze das – das lose Maul stopfen? Hier hast du sie, du Sohn eines Affen, du Enkel und Urenkel eines Pavian!«

Er riß sich die Mütze vom Kopf, ballte sie zusammen und warf sie Omar in das Gesicht. Dieser ergriff sie, langte mit der anderen Hand in sein Gefäß, füllte sie mit Gipsmehl und sagte:

»Da hast du den Deckel deines durchlöcherten Verstandes wieder!«

Und er warf ihm die mit Gips gefüllte Mütze in das vor Zorn hochrote Angesicht. Der Gips flog aus dem Fez heraus, und im nächsten Augenblick sah der Arzt aus, wie ein aus weißem Pfefferkuchen gekneteter Weihnachtsmann. Das Gipsmehl war ihm in die Augen geraten. Er wischte und wischte, stampfte dabei mit den Füßen, verlor die Pantoffeln, schrie, wie wenn er am Spieß steckte, und riß endlich, als er wieder sehen konnte, den Riemen seines Korbes über den Kopf von der Achsel herab und wollte den Korb Omar an den Kopf werfen. Dieser aber war darauf vorbereitet und fing den Korb auf; dabei öffnete sich der Deckel, und der ganze Inhalt kollerte zu Boden: Zangen, Scheren, Spateln, Pinzetten, Schachteln und allerlei anderes Zeug, dabei natürlich das Hauptinstrument, dessen sich ein orientalischer Arzt bedient, die Klystierspritze.

Der gewandte Araber bückte sich schnell und begann den Doktor mit diesen Gegenständen zu bombardieren. Dieser konnte in seiner Wut zu keinem andern Entschlusse kommen, als das Recht der Vergeltung zu üben. Er hob die einzelnen Gegenstände, welche von seinem Körper zur Erde fielen, wieder auf und schleuderte sie mit aller Gewalt auf Omar zurück, indem er sie mit den Geschossen von Schimpfwörtern beglei-

tete, in denen er Virtuose zu sein schien und welche gar nicht wiedergegeben werden können.

Dieses Bombardement machte einen so komischen Anblick, daß wir Andern unwillkürlich in ein schallendes Gelächter ausbrachen. Dieses wurde draußen im Hof vernommen und lockte den Wirt nebst dessen Leuten herbei, welche angesichts des sonderbaren Zweikampfes in unser Gelächter einstimmten.

Nun kam Halef auf den Gedanken, seinem Freund und Gefährten zu Hilfe zu kommen.

»Sihdi, tu' den Fuß aus dem Wasser!« sagte er. Bei diesen Worten hatte er auch schon mein Bein erfaßt und hob es empor. Er ergriff das Gefäß und eilte damit nach der Türe, um dem Arzt die Flucht abzuschneiden. Dann raffte er die Klysterspritze vom Boden auf und begann den Dicken so eifrig und sicher zielend anzupusten, daß derselbe in wenigen Augenblicken triefte, wie ein begossener Pudel.

»Schön, herrlich, prächtig!« rief Omar. »Jetzt soll er auch den ganzen Gips zu kosten bekommen. Spritze nur wacker, Halef!«

Er ergriff das Gefäß und schüttete das Gipsmehl über sein Opfer aus, während Halef für die nötige Bewässerung sorgte.

Ich wollte Einhalt tun, kam aber vor Lachen gar nicht dazu, denn der Arzt bot einen Anblick, der nicht anders als ›schauderhaft-schön‹ zu bezeichnen war. Selbst der galligste Melancholikus hätte hier in die Lustigkeit einstimmen müssen. Die Zuschauer schüttelten sich vor Lachen.

Am meisten lachte der Wirt. Er war nicht groß, hatte schmale Schultern, ein ansehnliches, spitzes Bäuchlein und ein Paar dünne Beinchen, welche den Leib nur mit Mühe zu tragen vermochten. Sein Stumpfnäschen und sein breiter Mund mit den weißen Zähnen paßten ungemein zu dem lustigen Gebaren. Er hatte die Hände gefaltet und unter den wackelnden Bauch gelegt, um denselben zu stützen. Die Tränen standen ihm in den Augen. Er krächte förmlich vor Entzücken, rief aber ein über das anderemal:

»Hai, wai, tenim, wüdschudüm, karnim, midim, dschyjerim,

dallakim, böbrekim, wai hazmim, sindirmim – o wehe, o wehe, mein Leib, mein Leib, mein Bauch, mein Magen, meine Leber, meine Milz, meine Nieren! O wehe, meine Verdauung, meine Verdauung! Patlamarim, patlamarim – ich zerplatze, ich zerknalle!«

Er sah auch ganz so aus, als ob seine Haut die erschütterten Körperteile nicht mehr zusammenhalten könne.

Der Jünger Äskulaps hatte sich in die Ecke geflüchtet. Dort stand er und hielt die Ärmel seines Kaftans vor das Gesicht; aber unter diesen Ärmeln heraus schrie, zeterte und schimpfte er mit unversiegllicher Kraft. Als die Spritze nicht mehr ziehen wollte, nahm Halef das Gefäß und schüttete ihm den ganzen Inhalt desselben über den Kopf mit den Worten:

»So muß es einem Jeden ergehen, der unsern Effendi einen Übergeschnappten nennt. Osko, hole wieder Wasser herein, daß der Sihdi seinen Fuß kühlen kann. Diesen klugen Mann des Pflasters, der Salben und der hölzernen Beinschienen aber wollen wir hier auf diesen Stuhl setzen, um ihm das Antlitz abzuputzen. Halte still, Freundchen, sonst schabe ich dir dein Näschen mit herunter!«

Er hatte den Doktor auf den Stuhl gezogen, dann hob er ein hölzernes Spatel vom Boden auf und begann ihm den Gips aus dem Gesicht zu barbieren. Was er herunterbrachte, strich er ihm in die Ohren, und dabei verfuhr er sehr gemächlich.

Der Barbierte ließ es sich gefallen, schimpfte dabei aber immer weiter. Je mehr seine Zunge von dieser Anstrengung ermüdete, desto gröber wurden die Brocken, die sie über die Lippen stieß. Er brachte die ungeheuerlichsten Beleidigungen zum Vorschein und schien dennoch der Ansicht zu sein, damit noch nicht genug zu tun.

Der Gips erhärtet bekanntlich sehr schnell; schon nach einigen Minuten wird er zur steinharten Masse. Hier ging dies um so schneller, je rascher die Kleider die Feuchtigkeit aufsaugten. Erst als der Überzug vollständig weiß aussah und fest geworden war, hielt Halef mit dem Schaben inne.

»So!« sagte er. »Ich habe dich gereinigt, denn man soll selbst dem Feind nur Gutes erweisen. Aber mehr kannst du nicht

verlangen. Deine Sachen magst du dir selbst zusammenlesen, um sie in den Korb zu tun. Stehe auf! Die Kur ist beendet.«

Der Dicke wollte sich von dem Stuhl erheben, fand aber, daß sein Gewand so steif geworden war, daß es ihn hinderte. Das war auch ein Grund gewesen, daß ich dem Übermut nicht Einhalt getan hatte. Die Möglichkeit, den Gips zum Verbande zu verwenden, wurde ihm dadurch *ad oculos* demonstriert.

»Ich kann nicht aufstehen, ich kann nicht aufstehen!« rief er, indem er alle zehn Finger weit auseinander spreizte. »Mein Kaftan ist wie Glas, mein Kaftan zerbricht!«

Halef faßte den Fez bei der Zigarrenbändertrodde, nahm ihm denselben vom Haupt, auf welches er ihn vorhin wieder gestülpt hatte, hielt ihm die Mütze vor die Augen und sagte:

»Siehe, das ist die würdige Bedeckung deines gelehrten Hauptes. Wie gefällt sie dir?«

Der Fez bildete jetzt ein hartes, weißes, glockenförmiges Ding, welches genau die Form des Schädels angenommen hatte. Es war zu spaßhaft!

»Meine Mütze, meine Mütze!« rief der Dicke. »Sie hat seit meiner Jugend auf meinem Haupt gesessen, und nun wird die Ehre ihres Alters und die Würdigkeit ihrer hohen Tage von euch Müflüslar {bankerotte Menschen} entweht! Gieb sie her!«

Er wollte nach ihr greifen. Als er den Arm erhob, begann der Gips seines Ärmels zu brechen.

»O jazik, o jazik, – o wehe, o wehe!« schrie er. »Da geht das Heil meines Armes und die Gediegenheit meiner Extremitäten verloren! Was soll ich tun! Ich muß fort. Meine Patienten warten auf mich.«

Er wollte sich erheben: aber als der Kaftan abermals zu prasseln begann, sank er schnell wieder zurück.

»Habt ihr es gesehen? Habt ihr es gehört?« fragte er in weinerlichem Ton. »Die Umrisse meiner Gestalt und die Linien meines Körperbaues bröckeln ab. Ich fühle, daß auch mein Inneres in Brocken zerfällt. Die Zierlichkeit des Ebenmaßes ist verschwunden, und die weiche Rundung der Taille hat sich in schauerliche Falten gelegt. Ihr habt mich zu einer Gestalt ohne

Ansehen und zu einem Mann ohne Lieblichkeit gemacht. Die Bewunderung meiner Beschauer wird sich in Lachen und das Wohlgefallen ihrer Blicke sich in Spott verwandeln. Auf der Gasse wird man mit den Fingern auf mich zeigen, und im Gemach meiner Teuersten wird die Zärtlichkeit über den Verlust meiner Vorzüge klagen. Ich bin ein geschlagener Mann und kann mich nur gleich hinaus auf den Kirchhof schaffen lassen, wo die Zypresse ihre Tränen weint. O Allah, Allah, Allah!«

Sein Zorn hatte sich in Wehmut verwandelt. Der Verlust seiner Eleganz ging ihm nahe. Schon wollte man ihm durch erneutes Lachen antworten, da gebot ich durch eine Armbewegung Schweigen und antwortete ihm:

»Jammere nicht, Hekim! Deine Trauer wird sich in Freude verwandeln, denn du hast hier Gelegenheit gefunden, eine für dich hochwichtige Erfahrung zu machen.«

»Ja, diese Erfahrung habe ich gemacht, aber wichtig ist sie nicht für mich. Ich habe erfahren, daß man sich nicht mit Leuten abgeben soll, welche keine Bildung besitzen.«

»Meinst du etwa, daß sie bei dir zu finden sei, Hekim?«

»Ja, denn ich bin der Mann, der die kranken Leiber heilt und die müden Herzen erfrischt. Das ist die wahre Bildung.«

»Du bist der Mann, der dem Patienten sagt, daß seine Zunge nicht so imponierend sei, wie diejenige eines Rindes. Wenn du das Bildung nennst, so bist du freilich ein hochgebildeter Gelehrter. Wie du übrigens meiner Zunge ansehen willst, ob die Verrenkung meines Fußes gefährlich sei oder nicht, das begreife ich nicht.«

»Du wirst in deinem Leben noch sehr wenig begriffen haben. Das sehe ich dir an. Jedenfalls begreifst du auch nicht, daß ihr mich in eine Lage gebracht habt, welche meiner Ehre schadet und mein Ansehen im Lande begräbt.«

»Nein, das begreife ich allerdings nicht.«

»So ist deine Klugheit so kurz wie eine Kan sudschuki {Blutwurst}, deine Dummheit aber so lang wie die Mötewazilar {Parallelkreise}, die man um die Erde zieht. Und dennoch rümpfst du die Nase und sitztest da mit einem Gesicht und führst Re-

den, als ob du ein Professor aller möglichen Weisheiten seiest.«

»Dir gegenüber bin ich auch ein Professor gewesen, denn ich habe dir praktischen Unterricht in der Lehre des Verbandes gegeben.«

»Davon habe ich freilich kein einziges Wort vernommen.«

»Ich sprach von einem praktischen Unterricht; da war vom Sprechen keine Rede. Was du jetzt gelernt hast, das kann dich zum berühmtesten Hekim aller Länder machen, welche der Padischah beherrscht.«

»Willst du mich auch noch verspotten? Wenn du wirklich so weise bist, wie du behauptest, so gib mir einen guten Rat, wie ich aus der Schale des Gipses herauskommen kann.«

»Davon nachher! Du hast mich ausgelacht, als ich dir sagte, daß man aus Gips einen Verband herstellen könne, und doch ist derselbe der allerbeste, den es gibt. Du ließest mich nicht zum Wort kommen, darum bist du durch die Tat belehrt worden. Greif' deinen Kaftan an! Vorher war er weich, jetzt ist er hart und fest wie Stein, so hart, wie ein Verband sein muß, wenn er dem Glied Halt verleihen soll. Merkst du noch nichts?«

Er zog die Brauen empor und blickte mich nachdenklich an. Ich fuhr fort:

»Wenn du ein gebrochenes Bein schienest, so werden die Schienen das Glied sehr belästigen, weil sie sich nicht der Form desselben anbequemen. So ein Verband taugt nichts.«

»Aber es gibt keinen andern Verband. Die größten Ärzte des Reichs haben sich ihre Köpfe vergebens zerbrochen, um einen Verband zu finden, welcher fest ist und doch sich an die Form des Gliedes schmiegt. Ich selbst besitze ein Buch, dessen Titel lautet: Schifa kemik kyryklarin {Über die Heilung der Knochenbrüche}. Da ist zu lesen, daß man diese Brüche nur mit Schienen behandeln kann.«

»Wer ist denn der Verfasser des Buches?«

»Der berühmte Arzt Kari Asfan Zulaphar.«

»Nun, der hat fast vor zweihundert Jahren gelebt. Damals mag er recht gehabt haben, jetzt aber würde man ihn auslachen.«

»O, ich lache ihn nicht aus.«

»So passen deine Kenntnisse und Ansichten nur für jene Zeit, nicht aber für die heutige. Es gibt jetzt noch ganz andere Verbände. Hast du vorhin den Fez betrachtet, welcher jetzt wieder dein Haupt beschützt?«

»Warum soll ich ihn nicht angesehen haben? Diese kleine giftige Kröte hat ihn mir ja nahe genug an die Nase gehalten.«

»So sage, welche Form er angenommen hat.«

»Diejenige meines Kopfes.«

»Und zwar ganz genau. So ist es auch mit einem jeden anderen Glied. Wenn ich den Arm gebrochen habe und mir ihn einrichten lasse, so umwickle ich ihn zunächst mit einem dünnen Zeugstoff. Diesen tränke ich sodann mit Gips, den ich in Wasser aufgelöst habe, mache darüber noch mehrere Umwickelungen, deren jede ich abermals mit Gips tränke. Wenn dieser dann trocken und hart geworden ist, so habe ich einen Verband, welcher sehr fest ist und genau auf die Form des Armes paßt.«

»Ah – oh – aah!« stieß er hervor, erst mich eine Weile anstarrend und sodann sich an Halef wendend: »Gib mir rasch noch einmal meine Mütze herab!«

Der Hadschi tat ihm den Gefallen und hielt sie ihm vor die Augen, indem er sie nach allen Seiten drehte.

»Noch besser ist's,« fuhr ich fort, »wenn man das Zeug gleich mit dem nassen Gips trinkt und es erst dann um das Glied windet. Und damit es dann, wenn der Gips erhärtet ist, das kranke Glied nicht drückt, so bringt man zuvor eine Lage Watte an. Dann ruht das Glied weich in dem festen und ganz genauen Verband.«

Wieder sah er mich an und rief endlich aus:

»Allah, Allah! Nazik idschad bulma, azametli keschf! – Allah, Allah! Köstliche Entdeckung, herrliche Erfindung! Ich laufe, ich eile; das muß ich mir aufschreiben!«

Er sprang auf, ohne auf die Steifheit seines Kaftans zu achten, und sprang zu der Türe.

»Warte, warte! Nimm deinen Korb der Werkzeuge mit!« rief Halef. »Und setze zuvor deine Mütze auf!«

Der Arzt blieb stehen. Er bot einen köstlichen Anblick. Der Gips brach kreuz und quer und bröckelte von ihm herab. Der Kaftan wollte nicht aus den Brüchen und Falten, nicht aus der Haltung, die er während des Sitzens eingenommen hatte. Der hintere untere Teil starrte nach vorn und hinderte am Gehen. Da kehrte der Dicke dem kleinen Hadschi den Rücken zu, hielt ihm die Arme nach hinten hin und sagte:

»Zieh an den Ärmeln! Ich muß heraus!«

Haléf faßte an und hielt ihn fest. Der Äskulap zog und zog und drängte und schoß endlich mit solcher Gewalt aus dem gegipsten Kleidungsstück heraus, daß er an die Türe flog und, da er sie schon aufgeklinkt gehabt hatte, durch sie hinaus in den Hof schoß.

»Tekrar gelirim, tekrar gelirim, schimdi tekrar gelirim; ich komme wieder, ich komme wieder, ich komme gleich wieder!« schrie er, indem er zu Boden stürzte, sich schnell wieder aufraffte und dann forteilte.

Die Begeisterung für den Verband hatte ihn ergriffen. Er mußte nach Hause, um sich meine Anweisung zu notieren. Daß er die Pantoffeln, den Kaftan, den Fez samt dem Instrumentenkorb zurückgelassen hatte und nun barhäuptig durch die Straßen rannte, das focht ihn nicht an.

Er war jedenfalls mit Leib und Seele bei seinem Beruf, hatte aber leider weiter nichts lernen können, als was Andere wußten, die – nichts wußten.

Nun galt es, die Stube zu säubern. Der steife Kaftan ward über die Stuhllehne gehängt, und man sammelte die Instrumente. Dann wurde mir mein Stübchen hergerichtet. Osko hatte mir längst wieder Wasser gebracht, und ich bemerkte zu meiner Freude, daß die Geschwulst sich minderte. Schmerz fühlte ich gar nicht mehr. Später ließ ich mich in meine Kammer tragen und auf das bereitete Lager betten. Ich machte Umschläge und wollte dann am Abend den Verband anlegen. Dazu war nun allerdings Watte, Gaze und wieder Gips zu holen.

Als ich ungefähr drei Stunden gelegen hatte, hörte ich durch die Türe die Stimme des Arztes.

»Wo ist der Effendi?«

»Da in der kleinen Stube,« vernahm ich Halefs Antwort.

»Melde mich an!«

Halef öffnete die Türe, und der Arzt kam herein, aber wie!

Er war wie ein Bräutigam gekleidet. Ein blauseidener Kaftan umhüllte den Leib bis herab zu den Füßen, welche in feinen Saffianpantoffeln steckten, und das Haupt war geschmückt mit einem blau und weiß gestreiften Turban, an welchem eine Granatagraffe glänzte. Seine Miene war feierlich, und sein Gang überaus würdevoll. Unter der Türe blieb er stehen, kreuzte die Arme über der Brust, verneigte sich tief und sagte:

»Effendim, japarim ziaret şükürün ittibarün – mein Effendi, ich mache dir die Visite des Dankes und der Hochachtung. Girisch bana ruchsat wer – erlaube mir, einzutreten!«

Ich neigte feierlich mein Haupt und antwortete:

»Jaklaschdyr, chosch sen – tritt näher, du bist willkommen!«

Er machte drei kleine Schritte, räusperte sich und hob an:

»Effendim, dein Kopf ist die Wiege des Menschenverstandes, und dein Gehirn beherbergt das Wissen aller Völker. Dein Geist ist scharf wie die Schneide eines Rasiermessers und dein Nachdenken so spitz wie die Nadel, mit welcher man einen bösen Schwären öffnet. Darum hattest du das Kismet, die große Frage zu lösen, wie die Brüche, Verstauchungen und Verrenkungen zu behandeln sind. Dein Ingenium hat alle Sphären durchmessen und alle Gebiete der Wissenschaft durchforscht, bis es auf den schwefelsauren Kalk gekommen ist, welcher von unwissenden Barbaren Gips genannt wird. Du hast Wasser dazu getan und ihn umgerührt, damit er seines Kristalles beraubt werde und auf Leinwand gestrichen werden kann, die man um die Gelenke, Knochen und Röhren wickelt, um denselben Halt zu geben, wenn sie dessen bedürfen. Dadurch wirst du im Laufe der Zeit Millionen von Beinen und Armen vor Verkrümmung und Verunstaltung bewahren, und die Professoren der Zukunft werden Piaster sammeln, um dir ein Denkmal zu erbauen, auf welchem dein Kopf in Stein gehauen oder deine Gestalt in Erz gegossen ist. Auf der Platte

des Denkmals wird dein Name in goldener Schrift glänzen. Bis dahin aber soll er in meinem Buche der Notizen stehen, und ich bitte dich, ihn mir zu nennen, damit ich ihn aufschreiben kann.«

Er hatte das feierlich, im Deputationston gesprochen. Leider bestand die Deputation nur aus ihm allein.

»Ich danke dir!« erwiderte ich ihm. »Die Wahrheitsliebe gebietet mir, dir mitzuteilen, daß nicht ich es bin, der die große Erfindung gemacht hat. In meinem Vaterland ist sie so verbreitet, daß alle Ärzte und Laien sie kennen. Willst du dir den Namen des Erfinders aufschreiben, so sollst du ihn erfahren. Der gelehrte Mann, dem so viele Leute ihre Wohlgestalt zu verdanken haben werden, hieß Mathysen und war ein berühmter Wundarzt im Lande Holland. Ich habe deinen Dank nicht verdient, aber es freut mich sehr, daß die Erfindung dir gefällt, und ich hoffe, daß du sie fleißig in Anwendung bringen wirst.«

»Daß ich fest entschlossen bin, sie in Anwendung zu bringen, werde ich dir beweisen. Aber den Dank darfst du nicht ablehnen. Wenn du auch nicht der Erfinder selbst bist, so hast du doch diese unvergleichliche Wohltat hier eingeführt. Ich werde des heutigen Tages nicht vergessen und habe zu meiner Freude gesehen, daß mein Kaftan noch vorhanden ist. Er soll von nun an mein Firmenschild sein, und ich werde ihn neben der Türe meines Hauses aufhängen, damit alle, die gebrochene Glieder haben, zu ihrer Beruhigung sehen, daß ich sie mit schwefelsaurem Kalk einwickele. Ich habe bereits versucht, wie es zu machen ist, und bitte dich, mein Werk in Augenschein zu nehmen, um mir meine Zensur zu geben. Willst du das?«

»Sehr gern!« antwortete ich.

Er trat an die Fensteröffnung und klatschte in die Hände. Die Türe zur großen Stube ward geöffnet, und ich hörte schwere Tritte.

»Hier herein!« gebot er.

Zunächst erschienen zwei Männer, welche einen großen Kübel trugen, der bis an den Rand mit flüssigem Gips gefüllt war. Der Eine hatte einen Vorrat von Watte, welcher ausgereicht

hätte, zehn Personen einzuwickeln, und der Andere hielt einen Pack Kattun in der Hand. Sie legten ihre Lasten ab und entfernten sich.

Als dadurch Platz entstanden war, kamen abermals zwei Männer herein, welche eine Bahre trugen. Darauf lag ein bärtiger Mensch, dessen Leib bis an den Hals zugedeckt war. Sie setzten die Bahre nieder und gingen dann hinaus.

»Hier sollst du die ersten Verbände sehen, welche ich anlegte,« begann der Arzt. »Ich habe mir das Material gekauft und diesen Arbeiter kommen lassen, um mir als Modell zu dienen. Er bekommt für den Tag zehn Piaster und die Kost. Erlaube, daß ich das Tuch wegnehme, und betrachte dir den Patienten.«

Er entfernte die Hülle. Als mein Blick auf das Modell fiel, mußte ich an mich halten, um nicht herauszuplatzen. O Allah, sah der Mensch aus! Der Dicke hatte sich alle möglichen Brüche und Luxationen gedacht und den armen Kerl entsprechend eingegipst. Aber wie!

Die Achseln, die Ober- und Unterarme, die Ober- und Unterschenkel, sogar die Hüften steckten in Gipsüberzügen, die sicher eine Hand breit dick waren. Auch der Brustkasten war mit einem Panzer versehen, durch welchen eine Pistolenkugel nur schwer hätte dringen können.

Der Mann lag da wie ein wirklicher Patient, welcher dem Tode nahe ist. Er konnte sich nicht bewegen; ja, er konnte kaum Atem holen. Und das alles für ungefähr achtzehn Groschen pro Tag. Pro Tag! Da war ja das Heitere bei der Sache. Also tagelang sollte er die Verbände tragen, und wozu?

»Wie lange willst du dieses Experiment wahren lassen?« fragte ich.

»So lange, bis er es nicht mehr aushalten kann. Ich will die Wirkung studieren, welche der schwefelsaure Kalkverband auf die verschiedenen Körperteile hat.«

»An einem Gesunden? Die einzige Wirkung wird die sein, daß er es nicht lange aushalten kann. Was ist denn mit seiner Brust geschehen?«

»Er hat fünf Rippen gebrochen, rechts zwei und links drei.«

»Und mit den Achseln?«

»Die Schlüsselbeine sind entzwei.«

»Und wie steht's mit den Hüftgelenken?«

»Er hat sich beide Kugeln ausgefallen. Nun aber fehlt noch eins: nämlich der Unterkiefer hat sich ausgehakt, und nun ist eine Mundklemme eingetreten. Wie man das mit Gips verbindet, weiß ich nicht und werde das nun nach deiner Anweisung tun.«

»O Hekim, das wird ja nie verbunden!«

»Nicht? – Warum?«

»Hat man die Verrenkung des Unterkiefers eingerichtet, so ist die Sperre vollständig beseitigt, und es bedarf des Gipses nicht.«

»Gut! Wenn es dir beliebt, so wollen wir annehmen, daß ihm der Mund wieder zugefallen ist.«

»Sei so gut und mache auch seine Rippen frei! Er schnappt ganz angstvoll nach Luft.«

»Wie du willst; ich werde von dem Wirt das Werkzeug holen.«

Sehr neugierig war ich, was er bringen werde. Bei seiner Rückkehr war ich eben beschäftigt, einen Umschlag um den Fuß zu legen, und sah erst empor, als ich Hammerschläge hörte.

»Um Gottes willen, was machst du denn? Was hast du in den Händen?«

Ich konnte es nämlich nicht sehen, weil er mir den Rücken zukehrte.

»Tschekidsch ile kalemkiarlyk – Hammer und Meißel,« antwortete er unbefangen.

»Da wirst du ihm in Wirklichkeit die Rippen zerschlagen oder ihm den Meißel in die Brust treiben.«

»Ja, was nimmt man denn?«

»Schere, Messer oder eine passende Säge, je nach der Stelle und Stärke des Verbandes.«

»Die Knochensäge befindet sich in meinem Korb, und ich werde sie holen.«

»Bringe meinen kleinen Gefährten mit herein. Der mag dir helfen, da ich es nicht kann.«

Als Halef kam, genügten einige Winke, und er machte sich über die Gipskrusten her, obgleich der Arzt dagegen protestierte. Es war eine harte Arbeit, und es dauerte so lange, bis das ›Modell‹ von allen Verbänden befreit war, daß inzwischen Licht angezündet werden mußte, denn es war Nacht geworden. Der arme Kerl, welchem der Arzt nebst allen möglichen Brüchen und Verrenkungen auch noch die Mundklemme hatte aufzwingen wollen, hatte nicht ein einziges Wort gesprochen. Als aber der letzte Verband entfernt war, sagte er zu mir:

»Ich danke dir, Herr!«

Ein Sprung, und er war hinaus.

»Halt!« schrie der Dicke ihm nach. »Ich brauche dich ja noch! Es geht wieder los!«

Aber dieser Ruf blieb vergeblich.

»Da läuft er hin! Was tue ich nun mit dem schönen Gips, mit der Watte und dem Baumwollentoff?«

»Laß ihn laufen!« antwortete ich. »Was hast du denn gedacht? Mit dem Inhalt dieses Kübels kannst du zwei Häuser angipsen. Einen kleinen Teil davon kann ich brauchen, und ich glaube, daß es nun Zeit sein wird, mich zu verbinden.«

»Schön, schön, Effendim! Ich werde gleich beginnen.«

»Langsam, langsam! Verfahre genau nach meiner Anweisung!«

Der Mann war Feuer und Flamme. Während des Verbindens erzählte er mir von den unglaublichen Kuren, die er schon ausgeführt hatte. Als wir fertig waren, meinte er:

»Ja, das ist freilich etwas ganz anderes! Ich werde nun den Versuchspatienten wieder holen und ihn dann morgen dir herschaffen lassen.«

»Und wann willst du ihn verbinden?«

»Heute abend noch.«

»O Allah! Da soll er bis morgen liegen? Du wirst ihn töten. Wenn du dich an ihm üben willst, so darfst du es nicht an allen Gliedern zugleich tun, sondern nur an einem einzigen, und sodann mußt du den Verband auch sofort wieder abnehmen,

wenn er erstarrt ist. Merke dir übrigens auch, daß man in den Verband Fenster schneiden kann.«

»Wozu?«

»Zur Besichtigung und Behandlung einzelner Stellen. Du hast keinen Lehrer, der dich darin unterrichtet, und auch kein Buch zum Studium. Du mußt also selbst nachdenken und Versuche machen.«

»Effendim, bleibe da und gib mir Unterricht! Alle Ärzte dieser Gegend werden deine Schüler sein.«

»Ja, und wir Andern geben uns als Modelle dazu her!« lachte Halef. »Das fehlte noch! Du hast genug gelernt an diesem Nachmittag; nun sieh zu, wie du dir weiter hilfst.«

»Wenn ihr keine Zeit dazu habt, so muß ich auf den Unterricht verzichten. Und es ist wahr, ich habe heute sehr viel gelernt und weiß gar nicht, wie ich dankbar sein soll. Geld wirst du nicht nehmen. So will ich dir ein Andenken geben, Effendim; du wirst dich darüber freuen.«

»Was ist es denn?«

»Mehrere Gläser mit Spiritus und allen Arten von Band- und Darmwürmern, an denen ich sehr große Freude habe. Dir aber gönne ich sie von Herzen.«

»Ich danke dir! Die Gläser würden mir während der Reise nur unbequem werden.«

»Das tut mir leid; aber du sollst dennoch sehen, daß ich dir dankbar bin. Ich gebe dir das liebste, was ich besitze: ein Skelett. Ich habe die Knochen selbst abgeschabt, gekocht, gewässert und gebleicht.«

»Auch dafür muß ich leider danken.«

»Willst du mich beleidigen?«

»Gewiß nicht. Du siehst ein, daß ich kein Skelett zu mir auf das Pferd nehmen kann.«

»Das ist freilich wahr. So erlaube mir wenigstens, daß ich dir die Hand recht herzlich drücke.«

Der Hekim war, wie die meisten dicken Leute, im Grund ein ganz gemüthlicher Mann. Er besaß Lernbegierde und Dankbarkeit und hatte sich seit dem Nachmittag sehr geändert. Er fühlte sich ganz glücklich, als ich ihn einlud, unser Abendmahl

mit uns einzunehmen, und verabschiedete sich nach demselben mit einer Herzlichkeit, als ob wir alte, gute Freunde wären.

Seine Träger hatten so lange warten müssen und schleppten dann ihre Lasten wieder mit fort. Anstatt des ›Modelles‹ aber lag der Instrumentenkorb und der steife Kaftan, den er als Firmenschild benutzen wollte, auf der Bahre.

Der übrige Teil des Abends verlief unter Gesprächen darüber, was wir am nächsten Tag beginnen sollten. Ich war entschlossen, trotz meines Fußes abzureisen, denn wir durften den vier Männern, welchen wir folgten, keinen so bedeutenden Vorsprung lassen, daß wir ihre Spur verlieren konnten.

Auf dem Zettel, welchen Hamd el Amasat geschrieben hatte und der mir in Edreneh in die Hände gekommen war, stand zu lesen:

»*In pripeh beste la karanorman chan ali sa panajir mene-likde* – sehr schnell Nachricht in Karanorman-Khan, aber nach dem Jahrmarkt in Menelik!«

Menelik lag nun hinter uns, und wir waren dem Bruder Hamd el Amasats bis heute gefolgt, ohne noch eine Ahnung zu haben, wo eigentlich dieses Karanorman liege. Jedenfalls war dieser Ort sein Ziel, und wahrscheinlich trafen die Beiden dort zusammen. Sie hatten Schlimmes vor, was wir verhüten wollten. Aus diesem Grund hatten wir den Ritt unternommen. Wenn wir ihnen einen größeren Vorsprung gestatteten, so konnte sehr leicht unser Zweck verfehlt werden. Darum mußten wir morgen unbedingt weiter reiten.

Halef betrachtete mich als Patienten und verlangte, daß ich mich schonen sollte. Osko und Omar aber waren ganz mit mir einverstanden. Letzterer ließ den Rachespruch der Wüste hören:

»Ed dem b' ed dem – Blut um Blut! Ich habe geschworen, den Tod meines Vaters zu rächen, und ich muß mein Wort halten. Wenn ihr morgen nicht mitreitet, so reite ich allein. Ich habe keine Ruhe, bis mein Messer dem Mörder im Herzen sitzt.«

Das klang wild und unmenschlich. Als Christ hing ich an

der lieblichen Lehre: »Liebet eure Feinde«, aber wenn ich mich jenes Augenblicks erinnerte, an welchem sein Vater, unser Führer, unter der entsetzlichen Salzkruste des Schotts versank, so war es mir doch, als ob diese Tat gesühnt werden müsse. Ob freilich auf Omars Weise, das konnte nur der Moment ergeben. Jedenfalls war ich gesonnen, keinen nackten, barbarischen Mord zu dulden.

Ich hätte wohl weit in den Morgen hinein geschlafen, wenn ich nicht geweckt worden wäre. Der Korbflechter stand draußen und wollte mit mir sprechen. Ich empfing ihn beinahe zornig über die Störung; als ich aber seinen Schwager, den Gastwirt des Weilers, hinter ihm eintreten sah, ahnte ich, daß ein triftiger Grund vorläge, mich aus dem Schlaf zu wecken, und zeigte ein freundlicheres Gesicht.

»Herr,« sagte der Wirt des Weilers, »ich glaubte nicht, daß ich dich bald wiedersehen würde. Verzeihe, daß wir dir die Ruhe rauben; aber ich muß dir Wichtiges mitteilen; es handelt sich um euer Leben.«

»Abermals! Hoffentlich ist es nicht so schlimm, wie du meinst.«

»Es wäre so schlimm, wenn ich dich nicht warnen könnte. Die beiden Aladschy sind hier bei meinem Bruder gewesen.«

»Ah! – Wann?«

»Als der Tag graute,« antwortete der Korbflechter, an welchen ich die letzte Frage gerichtet hatte. »Wir waren sehr bald erwacht, denn die Freude über deine Geschenke ließ uns nicht schlafen. Sogar die Kinder waren schon aufgestanden. Ich war hinunter an den Fluß gegangen, um nach den Nachtangeln zu sehen, welche ich gestern abend noch gelegt hatte. Als ich zurückkam, hielten zwei Reiter auf scheckigen Pferden vor der Türe, wo sie mit den Kindern sprachen. Mein Vater befand sich noch auf dem Lager. Als sie mich kommen sahen, fragten sie mich, ob gestern nicht vier Reiter vorübergekommen seien, von denen der eine den Turban der Schirfa {Plural von Scherif} und eine farbige Brille getragen habe; unter den Pferden sei ein schwarzer arabischer Hengst gewesen.«

»Was hast du geantwortet?« fragte ich mit Spannung.

»Ich dachte mir gleich, daß es die Aladschy seien, von denen wir gesprochen hatten, und verschwieg ihnen die Wahrheit.«

»Hm! Das wird dir schlecht bekommen sein.«

»Ahnst du es?«

»Deine Kinder werden es wohl bereits verraten gehabt haben.«

»So ist es allerdings. Sie schlugen mit den Peitschen auf mich ein und drohten mir, mich zu töten, wenn ich nicht die Wahrheit sagen würde.«

»So ist es ganz recht, daß du ihnen die Wahrheit gestanden hast.«

»Weißt du denn, daß ich es getan habe?«

»Ich sehe es deinem unsicheren Blick an. Du befürchtest, einen Fehler gemacht zu haben, und hast deshalb kein ruhiges Gewissen.«

»Effendi, dein Blick sagt dir freilich das Richtige. Ich hätte mich ihren Schlägen wohl entziehen können, aber dann wären sie wahrscheinlich grausam gegen den Vater und die Kinder gewesen. Und weil die letzteren doch schon geplaudert hatten, so gestand ich, daß du da gewesen seiest.«

»Aber doch wohl weiter nichts?«

»Ich wollte nur das sagen, aber sie hatten die Kleinen schon vollständig ausgefragt und von ihnen erfahren, daß ihr die Stiefel ausgeschüttet und dem Großvater Geld gegeben hättet, und daß ich euch heut nach Taschköj führen solle, wo ich vorher mit den bösen Männern gewesen sei.«

»Da hast du es freilich eingestehen müssen.«

»Ja, ich konnte nicht anders. Du wirst es mir verzeihen.«

»Ich kann dir nicht darüber zürnen; ich hätte mich hüten sollen, vor den Kindern davon zu sprechen. Hatten die Räuber Gewehre?«

»Ja, und sie selbst sahen aus, als ob es ihnen schlecht ergangen sei. Der Eine trug ein Pflaster auf der Oberlippe, und die Nase hatte die Farbe einer Pflaume.«

»Das ist Bybar gewesen, dem ich mit einem Hieb die Lippe aufgerissen hatte. Aber er trug doch einen Bart?«

»So hat er sich denselben abgeschnitten, um den Riß zusam-

men zu pflastern. Mein Bruder wird das wissen. Er redete auch gar nicht, sondern der Andere sprach. Dieser saß so schlecht im Sattel, wie wenn er das Kreuz gebrochen hätte.«

»Ich schleuderte ihn gegen einen Baum, und das wird er noch spüren. Was taten sie dann?«

»Sie gaben mir noch einige Hiebe und ritten dann nach Radowitsch zu.«

»Das glaube ich nicht. Ich meine, daß sie nach dem Wald geritten sind, durch welchen du uns zu führen hast. Sie werden uns dort überfallen wollen. Ohne Zweifel kennen sie die Gegend.«

»Du hast ganz recht geraten, Effendi. Auch ich hatte denselben Gedanken und schlich ihnen nach. Bald bogen sie wirklich rechts ein, nach den Bergen zu.«

»Nun stecken sie dort und warten auf uns. Vor allen Dingen muß ich wissen, wie weit deine Geständnisse gegangen sind. Du hast also eingeräumt, daß ich in Radowitsch bin; hast du aber auch von meinem kranken Fuß gesprochen, und daß ich vielleicht in Radowitsch bleiben müsse?«

»Nein – kein Wort.«

»So werden sie uns heute erwarten. Fragten sie nicht, wann wir aufbrechen würden?«

»Ja, und ich sagte, daß ich dies erst noch erfahren müsse. Dann schwuren sie, daß sie mich ermorden und meine Hütte niederbrennen würden, wenn ich sie verraten würde. Dabei sagten sie mir, daß sie die Aladschy seien, von denen ich wohl gehört habe, und sie würden ihre Drohung sicher wahr machen.«

»Und dennoch sagst du es mir?«

»Das ist meine Pflicht und meine Dankbarkeit, Effendi. Vielleicht kannst du es so einrichten, daß sie glauben, ich sei verschwiegen gewesen.«

»Das wird sich leicht ermöglichen lassen. Natürlich bin ich dir dankbar für deine Warnung, ohne welche es uns schlecht ergehen könnte.«

»Ja, Herr, du wärest verloren gewesen,« fiel sein Bruder ein.
»Ich habe es mit diesen meinen Ohren gehört.«

»So sind sie also wieder zu dir gekommen?«

»Natürlich! Aber Freude habe ich nicht darüber gehabt, denn ich hatte an ihrem ersten Besuch genug.«

»Das war gestern nachmittag? Oder hattest du sie schon früher gesehen?«

»Gehört hatte ich von ihnen, aber sie noch nicht gesehen. Sie kamen schon am Morgen zu mir, verlangten Raki und setzten sich an den Tisch vor dem Hause, nachdem sie die Pferde hinter dasselbe gebracht hatten, und blieben da sitzen.«

»Ahntest du, wer sie seien?«

»Ja. Ihre Pferde waren scheckig, und ihre riesigen Gestalten paßten genau zu der Beschreibung, welche man mir von ihnen gemacht hatte. Ich war ergrimmt gegen sie, denn ich hielt sie für die Diebe meines Pferdes und Packsattels.«

»Du wußtest also schon, daß beides verschwunden war?«

»Natürlich! Ich sah es gleich, nachdem ich aufgestanden war.«

»Konntest du nicht meinen, daß das Pferd fortgelaufen sei?«

»O, das hatte es noch nie getan, und dann wäre ja der Sattel noch dagewesen.«

»Sehr richtig, denn der Sattel läuft nicht mit dem Pferd davon.«

»Ich erzählte ihnen von dem Diebstahl, und sie mochten wohl bemerken, daß sich mein Verdacht gegen sie richtete, denn sie wurden böseartig gegen mich und zwangen mich schließlich, in der Stube zu bleiben.«

»Und du ließest es dir gefallen?«

»Was sollte ich dagegen tun?«

»Die Hilfe der Nachbarn anrufen.«

»Ich konnte ja nicht fort, sie zu holen, und selbst wenn dies möglich gewesen wäre, so hätte ich es dennoch nicht getan. Zu wem die Aladschy kommen, der tut am besten, ihnen zu gehorchen; denn wenn er auch für den Augenblick einen Vorteil über sie erränge, so würden sie sich doch später an ihm rächen. Ich blieb also ruhig in der Stube. Nicht einmal die Kinder durfte ich holen, was nachher du selbst getan hast, Effendi.«

»Kehrte denn in dieser Zeit niemand bei dir ein? Ich denke, die Ankunft eines Gastes hätte sie vielleicht vertrieben.«

»Haben sie sich durch deine Ankunft vertreiben lassen, Effenendi?«

»Freilich nicht.«

»Es ging niemand vorüber, und nur ein einziger kam und hielt bei mir an, nämlich – –«

»Der Bakadschi Toma aus Ostromdscha,« fiel ich ihm ins Wort. »Dieser wußte, daß die Aladschy auf ihn warteten. Übrigens hatten sie sich schon in der vorhergehenden Nacht in der Nähe befunden und auch gewußt, daß du zwei Pferde besaßest. Sie sind die eigentlichen Urheber des Diebstahles.«

»Das habe ich nun von meinem Bruder erfahren.«

»Hielt Toma nur kurze Zeit bei ihnen an?«

»O nein! Er stieg von seinem Maultier, setzte sich zu ihnen, und sie saßen wohl eine Stunde lang beisammen.«

»Du konntest nicht hören, was sie sagten?«

»Von der Stube aus nicht; aber ich hielt sie für die Diebe meines Pferdes, und ich vermutete Schlimmes von ihnen, weil ich das Haus nicht verlassen durfte. Darum nahm ich mir vor, zu horchen. Du wirst gesehen haben, daß in meiner Stube eine Leiter unter das Dach führt, wo das Maisstroh liegt. Ich stieg hinauf und von da aus konnte ich leise durch die Luke auf das Vordach gelangen. Ich hörte jedes Wort und vernahm, was in Ostromdscha geschehen war. Der Bote erzählte es ausführlich und sagte, daß ihr um Mittag aufbrechen, also ungefähr nicht ganz zwei Stunden später an meinem Hause vorüberkommen müßtet. Ferner hörte ich, daß er schon am vorigen Abend mit ihnen gesprochen hatte.«

»Ah! Jetzt erst ist es mir erklärlich,« erwiderte ich, »wie der Mübarek gar so schnell die Aladschy finden und auf mich hetzen konnte.«

»Es scheint, daß er sie schon vor eurer Ankunft bestellt hatte, um irgend einen Streich auszuführen. Ihr habt ihn dabei gestört, und so hat er ihre Anwesenheit zur Rache gegen euch benutzen wollen.«

»Was hörtest du noch?«

»Daß der Mübarek mit den drei Andern entkommen sei, und daß ihr sterben müßtet. Er bezeichnete sogar den Platz, an welchem ihr überfallen werden solltet, nämlich nicht weit hinter der einzigen scharfen Biegung, welche der Weg im Wald macht.«

»Dort hat allerdings der Kampf zwischen ihnen und mir stattgefunden.«

»Und du hast sie besiegt, wie mein Bruder mir erzählte. Effendi, Allah ist mit dir gewesen, sonst wärest du ihnen unterlegen!«

»Gewiß! – Weiter!«

»Der Bote sagte ihnen, daß sie sich ja nicht auf ihre Flinten oder Pistolen verlassen sollten, denn ihr wäret kugelfest. Da lachten sie aus vollem Hals. Als er ihnen aber aufs genaueste erzählte, was geschehen war, da wurden sie nachdenklich und meinten endlich, daß ihr wirklich kugelfest seid.«

»Nun, was sagst du dazu?« fragte ich.

»Effendi, es gibt zweierlei Zauberei. Bei der einen bedient man sich der Hilfe Allahs und bei der anderen der Hilfe des Teufels. Ihr habt die Magie gelernt, aber die gute, bei welcher Allah euch hilft.«

Da antwortete ich ihm:

»Meinst du denn wirklich, daß der Allmächtige von einem seiner schwachen Geschöpfe durch Worte, Zeichen oder Zeremonien gezwungen werden könne, ihm zu Willen zu sein?«

»Hm! Nein, denn dann wäre dieser Mensch ja mächtiger als Allah selbst. Aber, Herr, ich erschrecke. So zaubert ihr ja mit Hilfe des Teufels?«

»O nein! Wir zaubern gar nicht, wir verstehen nicht mehr als andere Menschen.«

»Aber ihr seid ja kugelfest!«

»Wir würden uns allerdings sehr freuen, wenn das wirklich wahr wäre. Leider aber würde eine Kugel ein ebenso großes Loch durch unsere Haut machen, wie durch diejenige anderer Leute.«

»Das kann ich nicht glauben. Du hast ja die Kugeln mit der Hand aufgefangen.«

»Auch das war nur Schein. Ich habe mir bereits Vorwürfe gemacht, jene Leute in ihrem Aberglauben bestärkt zu haben. Vielleicht kann ich das durch dich wieder gut machen. Wenn du nach Ostromdscha kommst, so wirst du von uns sprechen hören. Sage den Leuten, wie es geschehen ist. Ich hatte gehört, daß wir überfallen oder aus dem Hinterhalte erschossen werden sollten, und da kam mir der Gedanke, die Meinung zu verbreiten, daß wir kugelfest seien, weil man dann wahrscheinlich nicht auf uns schießen würde. Wie ich das angefangen habe, sollst du erfahren.«

Nun erklärte ich ihm alles. Sein Gesicht wurde länger und länger. Dann erholte er sich von seinem Erstaunen, hörte mir bis zum Ende zu und sagte lachend:

»Das freut mich außerordentlich, Herr, daß du mir diese Geschichte erzählt hast. Ich werde in Ostromdscha eine große Rolle spielen, indem ich die Leute auslachen und ihnen den Sachverhalt erklären kann. O, wenn ich es ihnen zeigen könnte!«

»Das kannst du. Ich habe noch mehrere Kugeln. Wenn du mir versprichst, vorsichtig zu sein und sie ja nicht mit anderen zu verwechseln, so will ich sie dir schenken.«

»Gib sie mir; du machst mich ganz entzückt vor Freude. Aber weißt du, daß ich nun noch größeren Respekt vor euch habe, als vorher?«

»Warum?«

»Weil es etwas ganz anderes ist, sich durch Klugheit zu schützen, als durch Zauberei. Jetzt meine auch ich, daß die Magie aus nichts als nur aus solchen Kunststücken besteht. Deinen Zweck hast du erreicht, denn die Aladschy beschlossen, daß sie nicht auf euch schießen, sondern euch mit den Beilen und Messern angreifen wollten. Der Bote beschrieb euch so genau, daß keine Irrung möglich war, und dann entfernte er sich. Nur eine Viertelstunde später kamst du.«

»Wen glaubtest du, zu sehen?«

»Einen Scherif. Ich konnte nicht ahnen, daß du der fremde Effendi seiest, welcher ermordet werden sollte.«

»Hast du auch unsere Unterredung belauscht?«

»Nein, denn deine Person schien mir nicht wichtig zu sein. Du kamst dann herein und warst freundlich mit mir und den Kindern. Du heiltest sogar mein Töchterchen von den Schmerzen ihres Zahnes. Ich wußte zwar nicht, was sie mit dir beabsichtigten; aber du warst freundlich mit uns gewesen, und so warnte ich dich.«

»Mit eigener Gefahr!«

»Die war nicht groß. Ich riskierte nur einige Peitschenhiebe. Als sie mit dir forttritten, wurde es mir doch bange um dich; sie hatten sich gar so eigenartige Blicke zugeworfen. Darum winkte ich dir noch einmal zu, als du dich auf der Brücke umdrehtest.«

»Ich verstand, daß du mich zur Vorsicht mahnen wolltest. Was tatest du hierauf?«

»Ich suchte die Nachbarn auf, erzählte ihnen den Vorgang, und forderte sie auf, mit mir in den Wald zu gehen, um dich aus der Hand der Räuber zu befreien und auch die vier Fremden zu retten, welche überfallen werden sollten.«

»Da machten sie aber nicht mit,« ergänzte ich seine Erzählung. »Sie fürchteten sich vor der Rache der Aladschy und blieben hinter ihren vier Pfählen furchtsam stecken. Ja, das kann ich mir denken. Die Furcht ist die größte Feindin dessen, der sich eben fürchtet. Anderwärts wären die Aladschy nicht weit gekommen; man hätte sie baldigst dingfest gemacht.«

»Meinst du, in deinem Vaterland?«

»Ja, gewiß.«

»So ist dort jedermann ein Held?«

»Nein, aber es ist dort unmöglich, daß ein Skipetar die Leute in Angst und Schreck versetzen kann. Wir haben nicht strengere, sondern viel mildere Gesetze als ihr, aber sie werden so gehandhabt, wie es geboten ist. Darum hat niemand Furcht vor der Rache eines Menschen, denn die Polizei ist stark genug, jeden guten und ehrlichen Menschen zu schützen. Wer schützt aber euch?«

»Niemand, Herr. Die Furcht ist unser einziger Schutz. Wer es zum Beispiel wagen wollte, den Aladschy zu widerstehen, wenn sie zu ihm kommen und ihm ihre Befehle erteilen, der

wäre ihrem Grimm verfallen, und keine Obrigkeit vermöchte ihn zu schützen. Darum durfte ich mich nicht darüber wundern, daß meine Nachbarn nichts mit der Sache zu tun haben wollten.«

»Es sind ihrer wohl nur wenige?«

»Ja, und überdies herrscht die Meinung, daß jeder der zwei Aladschy leicht zehn Mann auf sich nehme.«

»Hm! So nehme ich leicht zwanzig auf mich, denn ich habe sie überwältigt.«

»Nur mit Allahs Hilfe, Effendi! Diese Räuber sind gar fürchterlich. Dennoch nahm ich mir vor, die Fremden zu warnen. Darum setzte ich mich vor mein Haus auf eine der Bänke und wartete auf sie.«

»Hast du sie gesehen?«

»Nein. Es war unter den Kindern ein Streit entstanden; sie weinten, und ich ging hinein, um die Uneinigkeit zu schlichten. Während dieser Zeit müssen die Fremden vorübergekommen sein. Später sah ich zu meinem Schreck die Aladschy zurückkehren.«

»Mit ihren Pferden?«

»Freilich, Effendi.«

»So haben sie dieselben also bald gefunden. Waren sie guter Laune?«

»Wie kannst du so fragen? Ich mußte mit ihnen in die Stube, und es war, als ob mit ihnen tausend Scheitans eingetreten seien. Es ist mir schlimm ergangen. Aber was ich aus ihren Reden entnahm, das machte mir heimliche Freude. Ich erfuhr, daß der alberne Scherif sie bezwungen habe.«

»Sie ahnten also nicht, daß der Scherif der Anführer derjenigen gewesen war, denen sie auflauern wollten?«

»Diesen Gedanken hatten sie nicht. Aber später, als sie ruhter geworden und wieder beim Raki saßen, zog der Eine einen Zettel hervor, den sie lasen. Ich hörte, daß er an einem Baum gesteckt hatte. Sie konnten aber nicht klug daraus werden und wußten nur, daß drei Reiter vorüber gekommen waren, welche sich genau nach diesem Zettel gerichtet hatten.«

»Hielten sie diese drei für die Erwarteten?«

»Nein; es fehlte ja die Hauptperson. Sie glaubten, ihr würdet noch vorüberkommen. Obgleich der Bote ihnen gesagt hatte, daß ihr gewarnt worden seiet, wollten sie es doch mit euch aufnehmen. Sie befanden sich in einem Zustand der Wut, in welchem es für sie gar kein Bedenken gab. Ihre Gewehre waren ihnen zerbrochen worden. Sie hatten die Stücke bei sich. Ich habe dieselben alle auf meinem Rücken fühlen müssen. Die Kinder weinten laut darüber und erhielten auch Fußtritte und Schläge. Der Eine konnte den Körper nicht aufrecht halten; du hattest ihn an den Stamm eines Baumes geworfen. Er zog sich aus, und ich mußte ihm mehrere Stunden lang das Rückgrat mit Raki und Butter abwechselnd einreiben. Der Andere blutete immerfort. Du hattest ihm von unten herauf einen Hieb versetzt und ihm dabei die Oberlippe zerrissen; er sagte, mit dem Daumen deiner Faust. Die Nase stand ihm empor und war geschwollen; sie war rund und birnenförmig wie ein Wespennest. Er rieb sie mit Raki ein. Später, als die beiden Andern kamen, schnitt der Eine von ihnen ihm den Bart ab und ging, um aus dem nahen Wald Harz zu holen, von welchem mit Butter ein Pflaster gemacht wurde, das er auf die Lippe legte.«

»Zwei Andere kamen? Wer waren diese?«

»O, das waren erst die richtigen Galgengesichter. Du hättest sie nur sehen sollen! Sie hatten die vorige Nacht in Dabila bei dem Wirt Ibarek geschlafen und – –«

»Ah, ich kenne sie. Es waren Brüder. Hast du das nicht bemerkt?«

»Ja, ich hörte bald, daß sie ebenso Brüder seien, wie die Aladschy. Sie kannten sowohl diese als auch euch.«

»Und hatten sie gewußt, daß sie die Aladschy treffen würden?«

»Nein. Beide Brüderpaare waren über den Zufall erstaunt; aber ihre Freude war größer als ihr Erstaunen, da sie hörten, daß der gleiche Zweck sie hierher geführt habe – die Rache an euch.«

»Das glaube ich. Nun wird erzählt worden sein!«

»Viel, sehr viel: von Edreneh, von Menelik, wo ihr so schnell entkommen waret, obgleich ihr dort unschädlich gemacht

werden solltet. Ihr waret ihnen dadurch nun doppelt gefährlich geworden, daß ihr vom Taubenschlag aus die Unterredung belauscht hattet, denn ihr wußtet nun, daß diejenigen, die ihr verfolgtet, in der Ruine von Ostromdscha zu suchen seien. Und noch gefährlicher war es, daß der Bruder des Wirtes zu Ismilan euch für rechtmäßige Besitzer der Koptscha gehalten und infolgedessen gesagt hatte, daß ihr nach Sbiganzy gehen solltet.«

»Ja, da hat er freilich eine große Dummheit begangen. Aber es wird uns nun wohl schwer oder ganz unmöglich werden, von diesem Vorteil Gebrauch zu machen.«

»Das ist wahr. Als die Aladschy hörten, daß ihr von der Derekulibe bei Sbiganzy wüßtet, gerieten sie außer sich und sagten, dies müsse auf alle Fälle verhütet werden, und sollten sie euch gleich hier auf offener Straße angreifen.«

»So waren sie also selbst jetzt noch immer der Meinung, daß wir noch nicht vorüber gekommen seien?«

»Ja. Sie hatten sich so gesetzt, daß kein Mensch vorüber konnte, ohne von ihnen gesehen zu werden. Die beiden Andern wollten ihnen beistehen. Sie waren nun vier gegen vier, und die Aladschy erklärten, daß sie jetzt so mutig seien, um es mit einem ganzen Heere aufzunehmen. Dieser Irrtum dauerte freilich nur so lange, bis Toma, der Bote, von Radowitsch zurückkam.«

»Ah, der hat ihnen den Star gestochen!«

»Sie riefen ihn herein. Als er sie erblickte, schrie er auf über das Aussehen des Einen. Sie sagten ihm, die Vier seien noch nicht vorüber; er aber antwortete, daß er euch in Radowitsch gesehen und sogar eine gute Tracht Peitschenhiebe von euch bekommen habe. Nun war das Erstaunen groß. Weder verstand er sie, noch vermochten sie ihn zu begreifen. Endlich fragte er, ob sie denn nicht den Scherif gesehen hätten, der jedenfalls den Rappen geritten hätte. Das seiest du gewesen, denn du hättest dich verkleidet gehabt.«

»Schade, daß ich nicht dabei sein konnte! Ich hätte die Gesichter sehen mögen.«

»Ja, Effendi, es war spaßhaft, aber auch entsetzlich. So ein

Fluchen und Lästern habe ich noch nie in meinem Leben gehört. Was in der Stube nicht niet- und nagelfest war, wurde zerbrochen. Sie haben gewütet und gewüstet wie die Teufel. So etwas war ihnen noch nie passiert. Sie hatten dem albernen Scherif einen Streich spielen wollen, und nun waren sie von ihm genarrt worden. Sie vermochten gar nicht, sich zu besänftigen, und glichen wild gewordenen Stieren, vor denen nichts hilft, als nur die Flucht allein.«

»Das glaube ich sehr gern. Was meinte denn der Bote?«

»Ihm war himmelangst. Er hatte dir selbst erzählt, daß du ermordet worden seist, und sich dadurch verraten. Du wußtest übrigens bereits, daß er mit den Aladschy im Bund sei, und nun befürchtete er, daß ihr nach Ostromdscha zurückkehren würdet, um ihn dem Gericht zu übergeben.«

»Da mag er ruhig sein. Wir wollen ihn seinem bösen Gewissen überlassen.«

»O, das wird ihn nicht sehr peinigen. Es verursacht ihm jedenfalls weniger Schmerzen, als die Peitschenhiebe, welche er bekommen hat.«

»Erzählte er dies?«

»Ja, und er war voll Wut über den kleinen Hadschi. Besonders ärgerte es ihn, daß er sich selbst die dreißig Hiebe auswählen mußte. Er sagte, sie seien mindestens soviel wert gewesen, wie sonst hundert. Das Gewand klebte ihm auf dem wunden Rücken, und er bat die Aladschy inständigst, euch doch zu töten, erstens aus Rache und zweitens, damit er nicht von euch angezeigt werden könne.«

»Versprachen sie ihm das?«

»Sie schwuren es ihm zu und wollten gleich nach Radowitsch aufbrechen; aber er sagte ihnen, da ihr dort übernachten würdet, so hätten sie Zeit bis zum Anbruch des Morgens. Sie sollten also schlafen, um sich zu erholen und morgen frisch zu sein. Dabei machte er sie darauf aufmerksam, daß sie bei meinem Bruder wohl Näheres erfahren könnten, denn er habe zufälligerweise in Radowitsch gehört, daß dieser die vier Fremden nach der Locanda babi humajuni geführt habe.«

»Dieser Vorschlag wurde natürlich befolgt?«

»Ja. Mir war dies freilich höchst unlieb, denn sie beschloßen, die Nacht bei mir zu bleiben, und ich war Gefangener in meinem eignen Hause. Sie trauten mir nicht, und ich durfte nicht vor die Türe treten. Die Aladschy hatten in der letzten Nacht nicht geschlafen und sollten der Ruhe pflegen, während die Andern abwechselnd wachten.«

»Und Toma, der Bote?«

»Er ritt nach Hause, aber er will morgen schon wieder nach Radowitsch kommen, um zu erfahren, ob die Scheckigen euch eingeholt und ermordet haben.«

»Bei wem will er das erfragen?«

»Das weiß ich nicht. Sie nannten den Namen, indem sie die Köpfe zusammensteckten, so leise, daß ich ihn nicht hören konnte. Als der Bote fort war, kauften die Aladschy den beiden Andern die Gewehre nebst Munition ab. Du hattest die ihrigen zerbrochen und ihnen auch die Pulverbeutel genommen. So wütend sie über dich waren, sie lachten dich doch aus, daß du ihnen das Geld gelassen hattest.«

»Ich bin zu ehrlich gewesen. Sollten sie mir wieder in die Hände fallen, so werde ich mich nicht zum zweitenmal auslachen lassen. Was aber wollten die beiden Andern tun? Sie sind doch heute nicht mitgeritten.«

»Sie kehren nach Menlik zurück und haben ihren Auftrag den Aladschy übergeben. Sie sollen nämlich einen gewissen Barud el – el – el – wie war doch der Name!«

»Barud el Amasat.«

»Ja, so lautet er. Also diesem sollen sie melden, daß sein Sohn gestorben sei; ferner, daß ihr die Koptscha habt, und endlich, daß ihr euch bei einem Fleischer in Sbiganzы nach der Derekulibe erkundigen könnt.«

»Nun, vielleicht gelingt es uns, den Boten zuvorkommen.«

»Effendi, hüte dich! Sie reiten auch nach Sbiganzы und kennen den nächsten Weg über Taschköj dahin sehr genau. Willst du ihnen zuvorkommen, so mußt du unbedingt diesen Weg einschlagen, und sie im Wald umreiten. Du weißt aber nicht,

wo sie sind. Im Gegenteil, sie werden euch auflauern und überfallen.«

»Darauf sind wir vorbereitet. Wenn man eine Gefahr genau kennt, so ist sie nur halb so groß. Hätte ich nicht einen kranken Fuß, so würde ich trotzdem diesen Weg einschlagen. Ich würde ihre Fährte lesen und immer ganz genau wissen, woran ich bin. Dazu aber ist nötig, daß ich oft absteige und das kann ich heute nicht. Auch darf ich es aus demselben Grund nicht zu einem Kampf kommen lassen. Im Wald kämpft man nicht zu Pferde, und zu Fuß würde ich eine traurige Rolle spielen. Wir werden also einen anderen Weg nehmen.«

»Welcher aber länger ist.«

»Das tut nichts.«

»So wirst du ihnen nicht zuvorkommen, Effendi.«

»Wahrscheinlich doch. Wir werden von hier nach Karbinzy reiten und von da vielleicht direkt oder über Warzy nach Sbi-ganzy, je nach den Umständen.«

»Das ist aber ein schlimmer Weg, Herr.«

»Eigentlich nicht. Wenn wir von hier nach Istib und von da über Karaorman nach Warzy reiten, so haben wir stets Straße; aber da machen wir einen Winkel, welcher viel Zeit erfordert. Lieber reite ich direkt nach Karbinzy, obwohl das ein böser Ritt werden wird, denn ich glaube nicht, daß es einen gebahnten Pfad dorthin gibt.«

»Den gibt es freilich nur stellenweise,« bestätigte der Korbmacher. »Aber wenn ich dich führen darf, so verspreche ich dir einen leidlichen Ritt.«

»Kennst du die Gegend?«

»Sehr genau. Führen soll ich dich nun einmal, und da ist es mir sehr gleichgültig, ob wir nach Taschköj oder nach Karbinzy gehen. Auch die Entfernung ist ziemlich dieselbe. Ich kann es so einrichten, daß wir den ungebahnten Wald vermeiden und meist über freie Strecken kommen. Bergauf und bergab wird aber sehr oft miteinander wechseln.«

»Nun, das ist auszuhalten.«

»Wann reitest du, Effendi? Kann ich zuvor erst noch einmal heim?«

»Ja; aber in einer halben Stunde solltest du wieder hier sein. Könntest du dir nicht ein Pferd borgen?«

»O, der Wirt hier gibt mir sofort eins.«

»So sprich mit ihm; ich bezahle es.«

»Du kannst auch das meinige bekommen, welches draußen steht,« erklärte sein Bruder.

»Nein, das brauchst du selbst; dein Weg nach Hause ist weit.«

»Ja, und ich wüßte auch nicht, ob es Schritt halten könnte, denn es ist sehr alt. Diese Schufte haben mir das gute Pferd genommen. Ich werde es nie wieder sehen und habe auch kein Geld, mir ein anderes zu kaufen, obgleich ich es so notwendig brauche.«

»Wie viel war es denn wert?« fragte ich ihn.

»Unter Verwandten hundertfünfzig Piaster.«

»Ich will es dir abkaufen.«

»Abkaufen?« fragte er verwundert. »Effendi, ist das dein Ernst?«

»Warum denn nicht?«

»Weil ich das Pferd nicht habe.«

»Das tut nichts. Ich werde es mir holen.«

»Wo denn?«

»Bei den Dieben. Wenn ich sie ereile, werde ich ihnen auch nebenbei dein Pferd abnehmen.«

»Und wenn es dir nicht gelingt?«

»Das ist meine Sorge. Kurz und gut, ich kaufe es dir ab, wenn du überhaupt auf diesen Handel eingehen willst.«

»Mit Freuden, denn ich bekäme das Tier doch niemals wieder. Aber, Effendi, nimm es mir nicht übel! Du willst das Pferd gewiß erst dann bezahlen, wenn du es wirklich hast?«

»O nein! Wer weiß, wie lange ich diesen Halunken nachreiten muß und wann ich sie treffe! Wie wollte ich dir dann das Geld zustellen? Ich gebe dir die zweihundert Piaster sofort.«

»Hundertfünfzig habe ich gesagt.«

»Nein, zweihundert!«

»So hast du mich falsch verstanden.«

»Das ist mein Fehler. Ich habe zweihundert Piaster gedacht und dir erklärt, daß ich es dafür kaufe. Willst du?«

»Aber es ist zu viel.«

»Und als Schwanzgeld gebe ich dir noch fünfzig Piaster für deine Kinder mit. Hier hast du also zweihundertfünfzig!«

Das ergab in Summa kaum fünfzig Mark für das beste Pferd dieses Mannes. Aber in jenen Gegenden hat man für Pferde gewöhnlichen Schlages ganz andere Preise als bei uns daheim. Auf dem Lande besitzt selbst der Arme ein Pferd, denn billige, oft kostenlose Weide gibt es überall. Daß der Korbflechter kein Pferd besaß, war ein sicheres Zeichen seiner großen Armut.

Trotz der Geringfügigkeit der Summe stiftete ich mit ihr doch eine große Freude. Der Verlust, welchen der brave Mann erlitten hatte, war mehr als ersetzt. Und mir tat ich doch keinen Schaden, denn ich bezahlte das Pferd ja von dem Geld derjenigen, die es gestohlen hatten. Jetzt bedauerte ich, nicht auch die Beutel der beiden Aladschy zu mir gesteckt zu haben. Ich hätte mit dem Inhalt derselben armen und braven Leuten Gutes erweisen können.

Wir frühstückten und rüsteten uns dann zum Aufbruch. Dabei kam ich wegen meines Fußes in Verlegenheit. Was sollte ich anziehen? Eben dachte ich über diese Frage nach, da trat der Arzt herein.

»Effendim,« sagte er, »ich komme, um dir meinen Morgenbesuch zu machen und dich zu fragen, wie du geruht hast.«

Er war ganz so gekleidet, wie gestern abend, und hatte ein Päckchen in der Hand.

»Ich danke dir,« antwortete ich. »Meine Ruhe war eine sanfte, und ich wünsche, daß die deinige ebenso gewesen sei.«

»Allah hat dir deinen Wunsch nicht erfüllt, denn ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen. Ich hatte den Kopf so voll des schwefelsauren Kalkes, daß es mir unmöglich war, zu schlafen. Und als ich doch einmal einschlummerte, da träumte mir, das Weltmeer sei voll von Gips und Wasser, der Himmel aber sei lauter Kattun und werde in das Gipsmeer getaucht und dann unaufhörlich um mich herumgewickelt. Dieser entsetzliche Verband hüllte mich endlich so vollständig ein, daß mir der

Atem ausging. Ich schrie vor Angst laut auf und – erwachte. Aber ich hatte mich so sehr gegen das Verbinden gewehrt, daß ich von dem Schlafkissen herab und bis in die Mitte der Stube hinüber gerollt war.«

»So hast du nun wohl eine Ahnung, wie es gestern deinem ›Modell‹ zumute war?«

»Gefallen wird es ihm nicht haben, dennoch liegt er wieder seit einer Stunde bei mir. Er hat den linken Oberschenkel und zwei Finger der rechten Hand gebrochen. Er ist sehr schön verbunden, raucht Tschibuk und trinkt Limonade von Apfelsinen dazu.«

»Kam er denn freiwillig?«

»Nein, ich selbst habe ihn holen müssen.«

»Und wie steht es mit deinem Gipskaftan?«

»Der hängt bereits neben der Haustüre an einer Eisenstange, und viel Volk steht vor dem Hause. Ich habe einen Jüngling hingestellt, welcher dem Publikum die wichtige Bedeutung des Kaftans erklären muß, und dann darf ein jeder unentgeltlich eintreten, um den Finger- und Schenkelverband meines Modells zu betrachten. Es werden nicht viele Tage vergehen, so bin ich ein berühmter Mann, und das habe ich dir zu danken. Wie geht es deinem Fuß?«

»Sehr gut!«

»So empfehle ich als dein Leibarzt die größte Ruhe des Gliedes. Draußen im Hofe werden Pferde gesattelt. Du willst doch nicht etwa abreisen?«

»Freilich will ich es.«

»Hm! Das ist unvorsichtig.«

»Ich weiß, daß ich es wagen kann.«

»Ja, du warst schon gestern abend gewillt, heute zu reiten. Aber was willst du während des Rittes an den Fuß ziehen?«

»Ich dachte soeben darüber nach.«

»Und ich habe während der Nacht daran gedacht. Da ist mir etwas Gutes eingefallen. Ich habe draußen auf dem Lande einen reichen Patienten, welcher von der Gicht gepeinigt wird. Seine Füße sind geschwollen, und es zwickt und kneipt ihn in allen Zehen. Für den hatte ich hier in der Stadt ein Paar

schöne, weiche Gichtstiefel anfertigen lassen, welche ich ihm hinausschicken wollte. Ich kann ihm leicht ein anderes Paar machen lassen. Du hast weder die Bandwürmer, noch das Skelett von mir annehmen wollen, und so hoffe ich, du wirst mich nicht schamrot machen, sondern mir erlauben, dir mit diesen Stiefeln einen Beweis meiner Ehrerbietung und Dankbarkeit zu geben.«

Er wickelte das Päckchen auf und brachte die Stiefel zum Vorschein. Sie waren aus sehr starkem Tuch gemacht, hoch besohlt und rundum mit Leder besetzt.

»Erfreue mich, Effendi, und probiere den Linken einmal an,« bat er.

Ich tat ihm recht gern den Willen. Der Stiefel paßte, und ich erklärte, daß ich das Geschenk annehmen werde. Seine Freude war groß, und er bedankte sich bei mir. Als ich ihm klar machen wollte, daß ich in seiner Schuld stehe, nicht aber er in der meinigen, eilte er zur Türe hinaus und warf mir, ehe er dieselbe schloß, noch den Wunsch einer glücklichen Reise herein.

Als dann der Korbflechter wieder kam, sollte aufgebrochen werden, und ich fragte den Wirt nach dem Betrag unserer Rechnung.

»Nichts, Effendi,« antwortete er kurz.

»Aber wir müssen doch bezahlen!«

»Es ist bezahlt.«

»Von wem?«

»Von dem Hekim. Du hast ihm etwas gelehrt, was ihm sehr viel Geld einbringen wird. Er läßt dich noch untertänigst grüßen und dir eine fröhliche Ankunft in deinem Vaterlande wünschen.«

»Sihdi,« flüsterte Halef mir zu, »sprich nicht dagegen, sondern laß es dir gefallen! Dieser Hekim ist ein klügerer und anständigerer Mann, als ich erst dachte. Er weiß die Freuden der Gastlichkeit zu würdigen, und dafür wird ihm im Buch des Lebens ein sanfter Tod verzeichnet sein.«

Ich kam mit Mühe in den Hof und wurde auf das Pferd gehoben. Einmal im Sattel, machte sich die Sache sehr gut. Wir

trabten zum Hof hinaus, wieder einmal, ohne – bezahlt zu haben.

In einer der engen Gassen, durch welche wir ritten, sah ich eine Menge Menschen stehen. An dem Hause, vor welchem sie sich postiert hatten, hing ein weißer Gegenstand. Als wir näher kamen, erkannte ich den Kaftan, über dessen Kragen der Fez mit der Zigarrenbändertrodde gestülpt war. Der Hekim hatte also nicht im Scherz gesprochen. Da hing der Kaftan in Wirklichkeit – ein wunderbares Beispiel türkischer Reklame.

Mir kam die Sache gar nicht lächerlich vor. Und auch die Menschen, durch welche wir uns drängten, zeigten sehr ernsthafte Gesichter. Ich hielt an und schickte den Korbflechter hinein, um mich zu erkundigen, ob der Herr daheim sei. Er kehrte mit einer verneinenden Antwort zurück; der Frau Doktor konnten wir unmöglich eine Abschiedsvisite abstatten.

Als wir die engen Gassen mit ihren unansehnlichen Basars hinter uns hatten, lenkten wir nach der Straße ein, welche nach Skopia führt. Die Entfernung bis dorthin ist ziemlich dieselbe, wie diejenige von Ostromdscha nach Radowitsch. Aber wir durchmaßen nur einen kleinen Teil derselben. So lange wir uns auf der Straße befanden, ging es im Galopp vorwärts. Dann bog der Führer rechts ab, zwischen zwei bewaldeten Höhen hinein, deren Tal von einem Bach durchflossen wurde.

Dieses Tal stieg rasch und ziemlich steil auf, und dann sahen wir einen glatten, baumlosen Höhenkamm vor uns, welcher grad gegen Norden strich und dem wir im Trab folgten.

Was soll ich über die Gegend sagen? Man merkt sich bekanntlich nur diejenigen Orte gut, an denen man etwas erlebt hat, und dies war hier nicht der Fall. Der Korbflechter führte uns durch meist unbewaldete Gebiete, denen kein landschaftliches Interesse abzugewinnen war.

In Karbinzy, einem Dorf unweit des linken Ufers der Bregalnitza, machten wir Halt und verabschiedeten uns von ihm. Er erhielt noch eine Extrabelohnung, über welche er außerordentlich erfreut war. Dann ritten wir über den Fluß, um nach Warzy zu kommen, welches am rechten Ufer liegt. Durch dieses Dorf führt der schon vor alten Zeiten bekannte und viel

benutzte Reitsteg, welcher die südlich von Istib liegenden Hauptorte mit Karatowa, Kostendil, Dubniza, Radomir und schließlich Sofia verbindet. Wir setzten noch über die kleine Sletowska und befanden uns dann in dem Dorf Sbiganzy, dem heutigen Ziel unseres Rittes.

Ungefähr morgens neun Uhr nach unserer Zeit hatten wir Radowitsch verlassen, und um drei Uhr nachmittags kamen wir an. Bei gewöhnlichem Schritt hätten wir das Dorf vor nachts nicht erreicht.

Viertes Kapitel *In der Schluchthütte*

Das Dorf Sbiganzy ist kein unansehnlicher Ort; ich möchte denselben, da es einen Basar da gibt, lieber als Marktflecken bezeichnen. Mitten zwischen der Bregalniza und der Sletowska gelegen, ist das Land gut bewässert und sehr fruchtbar. Und entgegen andern Orten, durch welche wir gekommen waren, deutete die Bauart der Häuser darauf, daß die Bewohner sich einer gewissen Wohlhabenheit erfreuten.

Natürlich ließen wir uns sofort einen Khan zeigen. Er bestand aus verschiedenen Gebäuden, welche einen sehr großen Hof umschlossen, und machte den Eindruck eines kleinen Rittergutes. Man sah es der Wirtschaft sogleich an, daß der Besitzer ein Bulgare sein müsse. Und so war es auch.

Er empfing uns überaus freundlich, gab mir die vornehmsten Titel, wohl weil er ein Pferdekennner war und meinen Rih bewunderte, und lud uns ein, in die Stube zu kommen.

Der Mann hatte sogar zwei Stuben, eine für den gewöhnlichen Verkehr und eine bessere für diejenigen Gäste, welchen er eine Auszeichnung erweisen wollte.

Zwei Knechte mußten mich vom Pferd nehmen und in die vornehmere Stube tragen, wo es zu meinem Erstaunen ein Ding gab, welches aus einem Lehngestell bestand, auf welchem ein langes, breites und weiches Polster lag. Man hätte dieses Möbel beinahe ein Kanapee nennen können.

Als er den Blick bemerkte, mit welchem ich dieses Möbel betrachtete, auf das ich niedergesetzt wurde, sagte er, indem er selbstgefällig lächelte:

»Du wunderst dich, dieses Sofa hier zu finden, Herr? Es ist in Sofia gebaut und auf einem Wagen hierher gekommen. Du wirst das Rahat otturmak {wörtlich: Ruhe der Glieder = Sitzen mit untergeschlagenen Beinen nach Art der Orientalen} gewöhnt sein, denn ich sehe, daß du ein Muselmann und Hadschi bist; ich aber bin ein Christ und darf mit ausgestreckten Beinen sitzen. Da die deinigen geschwollen sind, so wirst du es sehr bequem finden.«

»Ich bin diese Art von Sitzen von Jugend auf gewöhnt,« lautete meine Antwort. »Ich bin kein Moslem.«

»Und trägst das Hamaïl der Mekkapilger!«

»Ist das verboten?«

»Ja, sehr streng.«

»Von wem?«

»Durch die Gesetze der Khalifen.«

»Die gehen mich als Christ nichts an. Ich habe auch nichts dawider, wenn ein Mohammedaner unsere Bibel bei sich trägt.«

»Wenn du ein Christ und an das Sofa von Jugend auf gewöhnt bist, so bist du wohl sehr weit her?«

»Ich bin aus Alemania.«

»O, das kenne ich genau!«

»Wirklich? Das freut mich.«

»Ja, es liegt neben Baweria {Bayern}, wo die Wolga fließt, und neben Iswitschera {Schweiz}, wo die Tuna {Donau} in den Ak deniz adalary {mittelländischer Archipel} mündet.«

»Mit Freuden höre ich, daß du die Grenzen meines Vaterlandes kennst. Solche kenntnisreiche Leute gibt es hier sehr selten.«

»Weil sie nichts lernen wollen und nichts merken können,« antwortete er geschmeichelt. »Ich aber halte die Augen und die Ohren offen und lasse mir nie etwas aus dem Gedächtnis schwinden. Ich weiß noch mehr, noch viel mehr von deinem Vaterland.«

»Das merke ich bereits.«

»Euer Sultan heißt Gillem muzafer {Wilhelm der Siegreiche} und doch auch Gillem baryschdyrydschy {Wilhelm der Friedensstifter}. Sein Großwesir ist Ismark bila satschly {Bismarck ohne Haar}, und eure Kanonen werden Jakma ijneleri {Zündnadeln} genannt. Die Hauptstadt ist Münik, wo das beste Arpa suju {Bier} gebraut wird, von welchem du bei mir trinken kannst, so viel du willst, und in – «

»Arpa suju hast du?« unterbrach ich ihn. »Das brauest du wohl selbst?«

Ich dachte, ob wohl auch hier der brave Bayer eingekehrt sei, um gegen sein Bierrezept freie Zeche zu bekommen.

»Ja,« antwortete er, »ich mache es selbst, und es wird sehr gern getrunken, besonders im Sommer.«

»Was nimmst du dazu?«

»Herr, das kann ich nicht verraten.«

»Warum nicht?«

»Es ist ein großes Geheimnis.«

»O, in Baweria kennt jedes Kind dieses Geheimnis. Ich kenne sogar mehrere Geheimnisse der Biere und weiß, wie man dunkle und lichte macht, schwere und leichte, auch ganz helle, welche man Ak arpa suju {Weißbier} nennt.«

»Herr, so bist du noch ein viel geschickterer Brauer, als derjenige, welcher bei mir war und von welchem ich es gelernt habe.«

»Woher kam der Mann?«

»Aus Stambul.«

Aha! Er war es ganz gewiß.

»Und wo wollte er hin?«

»In seine Heimat.«

»Aber von hier aus auf welchem Wege?«

»Nach der Tuna.«

Nach der Donau, also nach Norden. Und ich wollte nach Westen. Da konnte ich den eifrigen Sendling des Gambrinus freilich nicht einholen. Ich wäre gern noch eine kleine Weile »errötend seinen Spuren« gefolgt, errötend wegen der Leistung

desjenigen seiner Schüler, bei welchem ich kürzlich ein türkisches Erzeugnis seines deutschen Rezeptes getrunken hatte.

»Ich habe bereits von ihm gehört und auch von seinem Bier getrunken,« bemerkte ich.

»Wie war es, Herr?«

»Sehr – warm!«

»So muß man sehr kaltes Brunnenwasser dazuschütten. Willst du einen Krug voll davon haben?«

»Allerdings.«

»Einen großen Krug?«

»Gib mir erst einen kleinen, damit ich es probieren kann.«

Er entfernte sich in dem Augenblick, als meine drei Gefährten hereinkamen. Sie hatten die Pferde auf eine hinter dem Hause liegende Weide geführt und der Obhut eines Hüters übergeben. Als ich ihnen sagte, daß sie Bier zu trinken bekämen, äußerten sie eine lebhafte Freude darüber. Es schien mir aber, als ob sie das mehr mir zu Gefallen als aus ›innerem‹ Antriebe täten. Sie mußten sich natürlich über den Haupt- und Krafttrank meines Heimatlandes freuen.

Der Wirt brachte einen Krug, welcher vielleicht anderthalb Liter faßte. Ich öffnete kühn die Säume meines Mundes und setzte den Krug an. Wahrhaftig, es stieg mir so eine Ahnung von Kohlensäure in die Nase.

»Wo bewahrst du dieses Arpa suju auf?« fragte ich.

»In großen Krügen, deren Öffnungen ich fest verstopft habe.«

»Wozu verstopfest du sie?«

»Weil dann in dem Arpa suju eine Blähung entsteht, wodurch es besser schmeckend wird. Es steigen Blasen und Perlen auf.«

»Wer hat dir das gezeigt?«

»Der Bawerialy, der mir das Kochen des Arpa suju gelehrt hat. Koste es nur einmal!«

Ich kostete nicht, sondern ich trank, denn das Gebräu war gar nicht so übel. Meinen Gefährten ging es ebenso. Darum bestellte ich mir nun einen viel größeren Krug, womit ich mir, wie ich erkannte, das Herz des Bulgaren im Flug eroberte.

Er brachte einen Krug, an welchem wir bis zum späten Abend genug haben konnten, und fragte, ob wir auch einen Imbiß dazu wünschten.

»Später, jetzt noch nicht,« antwortete ich. »Wir haben vorher noch eine kleine Besprechung mit einem Bewohner dieses Ortes. Kennst du die Leute hier alle?«

»Alle miteinander.«

»Auch den Fleischer Tschurak?«

»Auch diesen. Er war Fleischer, ist aber jetzt Viehhändler und reist überall herum.«

Am liebsten wäre ich zu Tschurak gegangen, um ihn in seinem Heim aufzusuchen. Da lernt man die Leute am besten kennen und am sichersten beurteilen. Leider aber konnte ich nicht gehen. Und hinreiten und mich zu ihm in das Haus tragen lassen, das wäre ebenso unbequem wie lächerlich gewesen.

»In welchen Verhältnissen befindet sich der Mann?« erkundigte ich mich.

»In sehr guten. Er war früher arm; aber der Handel scheint viel Geld einzubringen, denn Tschurak gehört jetzt zu den reichsten Leuten der Umgegend.«

»So genießt er jetzt einen recht guten Ruf?«

»O freilich! Er ist ein sehr braver Mann, fromm, wohlthätig und sehr angesehen. Wenn du ein Geschäft mit ihm zu machen hast, so wirst du ihn als ehrlichen Mann kennen lernen.«

»Das freut mich sehr, denn ich habe allerdings so eine Art von Geschäft mit ihm abzuschließen.«

»Ist es bedeutend?«

»Ja.«

»So bist du wohl nur einstweilen bei mir abgestiegen und wirst bei ihm wohnen?«

»Nein, ich bleibe bei dir. Ich habe mich auf Sbiganzzy gefreut, denn die Gegend ist mir als eine sehr schöne geschildert worden – –«

»Das ist sie auch, ja, das ist sie, Herr. Die Lage zwischen zwei Flüssen, schon das ist ein Vorteil. Dann kommen die pracht-

vollen Berge, die sich hinauf nach Sletowo und noch weiter ziehen. Das ist überall so einladend zum Spaziergehen.«

»Das sagte man mir. Besonders romantisch soll der Weg nach der Derekulibe sein.«

Ich hatte mit Absicht das Gespräch auf die Schluchthütte gelenkt. Ich wollte aus dem Munde dieses unbeteiligten Mannes erfahren, was für ein Ort sie sei.

»Nach der Derekulibe?« fragte er. »Die kenne ich noch gar nicht.«

»So ist sie kein allgemein bekannter Ort?«

»Ich habe noch nie von ihr gehört.«

»Aber es muß doch unbedingt in dieser Gegend ein Bauwerk geben, welches diesen Namen trägt.«

»Wohl schwerlich. Ich bin hier geboren und habe stets in Sbiganzny gelebt. Ich müßte doch die Hütte kennen.«

»Hm! So hat ihr jedenfalls nur derjenige, welcher mit mir von ihr sprach, diesen Namen gegeben.«

»Das ist wahrscheinlich.«

»Aber selbst in diesem Fall muß sie vorhanden sein. Dem Namen nach ist es eine Hütte, welche in einer Schlucht liegt. Ist dir vielleicht so etwas bekannt?«

»Soll sie bewohnt sein?«

»Das weiß ich nicht.«

»Wenn sie keinen Bewohner hat, so kenne ich sie. Es gibt allerdings draußen im Wald eine Hütte, die ganz im finstersten Winkel der Schlucht liegt. Mein Vater hat sie aus Holz gebaut, denn das Gehölz gehörte ihm. Vor ungefähr acht Jahren aber hat es mir der Fleischer abgekauft.«

Diese Tatsache diente mir als Beweis, daß diese Hütte gemeint sei. Darum fragte ich weiter:

»Wozu hat sie dein Vater gebaut?«

»Um die Werkzeuge darin aufzubewahren: Hacken, Schaufeln, Spaten und anderes.«

»Und wozu braucht sie der Fleischer?«

»Das weiß ich nicht. Ich glaube gar nicht, daß er sie benutzt, obgleich er Sitze hineingebaut hat, welche früher nicht darin waren.«

»Ist sie verschlossen?«

»Ja. Sie besteht aus zwei Abteilungen. Ganz hinten in der Schlucht läuft eine schmale Rinne im Felsen herab; an diese Rinne ist die Hütte angebaut. Warum fragst du so angelegentlich danach?«

»Weil man sie mir genannt und dabei gesagt hat, daß der Weg dorthin ein sehr romantischer sei.«

»Da hat man dich getäuscht. Du kommst erst durch offene Felder und dann in den dunklen Wald, wo du gar keine Aussicht hast. Die Wände des Tales rücken immer näher zusammen, und wo sie sich vereinigen, da ist der Wald am wildesten, und dort steht die Hütte neben einer Quelle, welche aus dem Gestein entspringt. Eine schöne Gegend ist dort nicht.«

Da meinte Halef:

»Sihdi, wir suchen einen Ort, den wir nicht finden können, und heute morgen hast du einen ähnlich lautenden Namen genannt. Sprachst du nicht von einem Ort, der ebenso heißt, wie derjenige, welcher auf dem Zettel Hamd el Amasats steht? Du sagtest, unser heutiger Weg könnte durch denselben führen.«

»Meinst du Karaorman?«

»Ja, so lautete es.«

»Da fehlt ein Buchstabe. Wir suchen Karanorman.«

»Vielleicht ist das nur ein Schreibfehler.«

»Dies ist möglich. Bist du in Karaorman bekannt?« fragte ich nun den Wirt.

»Ja,« antwortete er. »Ich bin oft in dem Dorf gewesen, denn unser Weg nach Istib führt hindurch.«

»Gibt es dort vielleicht einen großen Khan?«

»Nein, der Ort hat gar keinen Gasthof. Er liegt so nahe an Istib, daß die Leute lieber in der Stadt einkehren als in dem Dorf.«

»Es handelt sich nämlich um einen Ort oder um ein Gebäude Namens Karanorman-Khan.«

»Ist mir völlig unbekannt. Hier in der Umgegend kann es nicht sein.«

»Das habe ich mir auch gedacht.«

»Wer ist aber dann der Vorsteher des Dorfes von Sbi-ganzy?«

»Der bin ich. Schon mein Vater war es.«

»So hast du die Ausübung der Gerichtsbarkeit?«

»Ja, Effendi. Ich werde jedoch in dieser Beziehung nur sehr wenig belästigt. Es wohnen lauter gute Leute hier. Fällt einmal etwas vor, so sind es stets Fremde, die uns zu schaffen machen. Leider ist die Macht eines Kiaja nicht bedeutend. Es kommt vor, daß man von Halunken geradezu ausgelacht wird, weil sie wissen, daß sie eher unterstützt werden als ich selbst.«

»Das ist schlimm. In solchen Fällen mußt du streng sein, um dein Ansehen zu wahren.«

»Das tue ich auch, doch verlasse ich mich dabei weniger auf meine Vorgesetzten als vielmehr auf mich selbst. Diese Strolche, die sonst gar nichts respektieren, haben doch eine gewisse Achtung vor einem Paar kräftiger Fäuste, und diese besitze ich. Ich verfare da summarisch. Es geschieht zuweilen, daß ich beide Parteien durchprügele; aber das ist nicht immer ungefährlich. Vor einigen Wochen hätte es mir das Leben kosten können.«

»Wie so?«

»Hast du vielleicht schon einmal von den beiden Aladschy gehört?«

»Allerdings.«

»Das sind die frechesten und gefährlichsten Strolche, welche es nur geben kann, echte Skipetaren, kühn bis zur Verwegenheit, schlau wie eine Wildkatze, grausam und brutal. Denke dir, der eine, welcher Bybar heißt, während sein Bruder sich Sandar nennt, kommt eines Abends auf meinen Hof geritten, steigt ab, spaziert in der Stube herum, trotz der anwesenden Leute, und verlangt Blei und Pulver von mir.«

»Vom Kiaja? Das ist stark!«

»Allerdings. Hätte ich ihm den Schießbedarf gegeben, so wäre es mit meiner Reputation vorbei gewesen. Ich schlug ihm also sein Verlangen ab. Da fiel er über mich her, und es kam zu einem bösen Kampf.«

»Natürlich bleibst du Sieger, denn es waren ja Leute da, welche dir beistehen mußten.«

»O, da rührte kein einziger auch nur einen Finger, denn sie fürchteten die Rache des Aladschy. Ich bin zwar auch kein Schwächling, aber dem baumstarken Kerl war ich nicht gewachsen. Er überwältigte mich und schlug so auf mich ein, daß er mich wohl übel zugerichtet hätte, wenn mir nicht zwei meiner Knechte beigeprungen wären. Wir packten ihn nun gemeinschaftlich beim Kragen und warfen ihn hinaus.«

»Nicht übel! Der Polizeiverwalter eines Ortes wirft den Räuber, den er festnehmen sollte, gemächlich zur Türe hinaus!«

»Lache nur! Ich war froh, daß ich ihn los wurde. Was sollte ich mit ihm machen?«

»Ihn einsperren und dann nach Uskub schaffen, welches ja die Hauptstadt deines Vilajets ist.«

»Ja, das wäre meine Pflicht gewesen; aber wie das anfangen? Wohin sollte ich ihn sperren?«

»In das Ortsgefängnis.«

»Es ist keines da.«

»So hast du doch wohl hier in deinem Hause einen festen Ort.«

»Den habe ich auch, und es haben schon verschiedene Leute darin gesteckt. Aber bei dem Aladschy war es doch etwas anderes. Um ihn in den Keller hinab zu bringen, dazu hätten mehr als zehn Mann gehört. Er hätte sich ganz gewiß seiner Waffen bedient, um sich zu wehren, und sicher hätte es einigen von uns das Leben gekostet. Und selbst wenn es mir gelungen wäre, ihn zu entwaffnen und einzusperren, wie ihn dann nach Uskub bringen?«

»Ihn binden und auf einen Wagen laden.«

»Und mich unterwegs von seinen Kameraden überfallen und ermorden lassen!«

»So hätte ich an deiner Stelle nach Uskub geschickt und Militär kommen lassen.«

»Das wäre gegangen, ja; aber heute lebte ich nicht mehr. Als er fortritt, stieß er die schrecklichsten Drohungen aus. Am andern Tag ging ich auf das Feld. Da fiel aus einem Gebüsch,

an welchem ich vorüber kam, ein Schuß. Er war nicht genau gezielt, denn die Kugel ging mir zwischen Leib und Arm hindurch. Zwei Zoll weiter nach rechts, so hätte sie mir im Herzen gegessen.«

»Was tatest du dann?«

»Ich sprang schnell hinter einen dicken Baum und zog die Pistole. Da kam dieser Bybar aus dem Busch heraus. Er saß auf seinem Sack, lachte mir höhnisch zu und rief, daß er mir heute nur gezeigt habe, was mich erwarte; später werde er besser treffen. Dann ritt er davon.«

»Bist du ihm wieder begegnet?«

»Nein. Aber ich gehe nun nicht mehr ohne meine Flinte aus dem Hause, denn wenn wir uns das nächste Mal sehen, so stirbt einer von uns: er oder ich.«

»So halte dich bereit! Diese Begegnung kann vielleicht noch heute stattfinden.«

»Wie? Noch heute?«

»Ich weiß, daß beide Aladschy heute oder spätestens morgen nach Sbiganzky kommen werden.«

»Heilige Mutter Gottes! Da kann ich mich gefaßt machen! Woher weißt du es?«

Ich erzählte ihm mein Zusammentreffen und meinen Kampf.

»Und du lebst noch!« rief er, fast starr vor Staunen. »Das ist ein Wunder, ein großes Wunder!«

»Nun, ich bin freilich nicht so billig davongekommen wie du. Ich habe während des Kampfes den Fuß verrenkt; darum siehst du mich in diesen Stiefeln vor dir sitzen.«

»Den Fuß hast du dir verrenkt! Und bist ihnen dennoch entkommen?«

»In der Tat. Sie haben dann erfahren, daß ich nach Sbiganzky reiten will, und nun sind sie unterwegs, um sich zu rächen.«

»O wehe! Da bringst du uns also diese Räuber auf den Hals!«

»Willst du mich darüber zur Rede stellen?«

»O nein! Ich muß dich vielmehr beschützen. Aber wie soll

ich dies anfangen? Es kann mir vielleicht selbst mein Leben kosten.«

»Ich bedarf deines Schutzes nicht; aber unbequem werde ich dir dennoch sein, denn du mußt einen hiesigen Einwohner verhaften.«

»Wer könnte das sein?«

»Der Fleischer Tschurak.«

»Herr, das ist nicht möglich!«

»Vielleicht doch. Zunächst schaue dir einmal diese Pässe an. Du wirst aus ihnen ersehen, daß ich deine Hilfe wohl begehren darf, wenn sie mir notwendig zu sein scheint.«

Als er die Legitimationen durchgesehen hatte, gab er sie mir unter einer tiefen Verneigung zurück und sagte:

»Effendim, ich habe recht vermutet: du mußt ein vornehmer Mann sein, denn du stehst unter dem Schutz des Großherrs. Das aber ist schlimm für mich, weil ich dir in allem zu Willen sein muß und doch von oben herab keine Unterstützung erwarten darf. Versage ich dir meinen Beistand, so beklagst du dich über mich, und es wird mir schlecht ergehen. Versage ich ihn dir aber nicht und es werden meinen Vorgesetzten dadurch Unbequemlichkeiten verursacht, so geht es mir ebenso schlimm. Also ich kann tun oder lassen, was ich will, so habe ich den Schaden.«

»Sei unbesorgt. Ich werde so zu handeln suchen, daß dir kein Schaden erwächst. Hast du von dem Schut gehört?«

»Gewiß. Er ist der Anführer einer über diese ganze Gegend verbreiteten Verbindung von Verbrechern. Man kennt ihn nicht; man weiß nicht, wer er ist und wo er wohnt; aber er und seine Leute sind überall.«

»Ich suche ihn.«

»Du? Ah, so bist du wohl ein oberer Herr der Polizei und reisest als Geheimpolizist in dieser Gegend?«

»Nein, ich bin kein Beamter. Ich habe in eigener Angelegenheit einige Worte mit dem Schut zu sprechen.«

»Du wirst ihn niemals finden.«

»Ich bin ihm bereits auf der Spur. Es lebt hier bei euch in Sbiganzu ein Vertrauter von ihm.«

»Das ist unmöglich, Herr!«

»Es ist gewiß!«

»Wir haben lauter ehrliche Leute hier.«

»Wahrscheinlich irrst du dich.«

»Wen meinst du?«

»Wieder diesen Tschurak.«

»Herr, ich will dir alles glauben, nur das nicht!«

»So scheint also der Fleischer ein gewandter Heuchler zu sein.«

»Nein, er ist ein braver Mann, er ist sogar mein Freund.«

»Dann bist du in der Wahl deiner Freunde nicht sehr vorsichtig gewesen.«

»Bringe Beweise, Effendi!«

»Das werde ich tun. Vorher aber muß ich von dir strengste Verschwiegenheit fordern. Tschurak darf nicht ahnen, daß ich mit dir über ihn gesprochen habe.«

»Ich werde schweigen.«

»So will ich dir einstweilen einiges sagen. Hast du vielleicht einmal von dem alten Mübarek in Ostromdscha gehört?«

»Ja. Er gilt für einen großen Heiligen und soll sogar Wunder verrichten können.«

»Glaubst du das?«

»Nein, denn ich bin kein Moslem.«

»Dieser Mensch ist ein höchst gefährlicher Bösewicht. Er scheint ein Unteranführer des Schut zu sein.«

»Herr, du sagst mir lauter Dinge, die mich in Erstaunen versetzen.«

»O, ich habe diesen Mübarek überführt, und die Kasa in Ostromdscha hat auf Grund meiner Beweise ihn gefangen genommen. Er aber entfloh und ist nun mit drei anderen Verbrechern und den beiden Aladschy, welche seine Verbündeten sind, unterwegs hierher.«

»So schütze uns Gott!«

»Sie wollen den Fleischer Tschurak aufsuchen.«

»Also bleibst du dabei, daß derselbe ein Verbrecher ist?«

»Ja. Ich verlange aber jetzt gar nichts von dir und erwarte nur, daß du mir kein Hindernis in den Weg legest.«

»Das fällt mir nicht ein. Gebiete über mich.«

»Es ist unmöglich, daß die genannten Personen bereits hier angekommen sind. Ich möchte das bestimmt wissen.«

»Sie sind noch nicht da. Wären sie gekommen, so hätte ich sie sehen müssen. Der Fleischer wohnt mir gegenüber, da drüben in dem Hause, welches du durch den Laden siehst. Er war auch gar nicht daheim, sondern er ist erst vor kaum einer Stunde nach Hause gekommen.«

»Willst du ihm nicht sagen lassen, er möge sich zu mir bemühen, denn ich hätte mit ihm zu reden?«

»Wie du befehlst. Soll ich bei eurem Gespräch zugegen sein?«

»Nein. Ich verlange nur, daß du nicht das Geringste gegen ihn merken lässest; sei so freundlich mit ihm wie immer.«

Er ging hinaus, um den Boten zu schicken, den ich dann im Hause des Fleischers verschwinden sah. Auf das Erscheinen desselben war ich ungemein neugierig. Ich bereitete mich vor, einen kriechenden, höflichen, von Schmeicheleien überfließenden Menschen zu sehen. Ich war der Ansicht, daß er Hehler und nicht ein tätiges Mitglied der Bande sei.

Ich nahm die Koptscha heraus, welche ich dem Ismilaner Wirt Deselim abgenommen hatte, und steckte sie vorn an meinen Fez. Halef tat mit der seinigen dasselbe. Zu bemerken ist, daß ich das grüne Turbantuch nicht mehr trug.

Diese Koptscha als das Zeichen der Mitgliedschaft der Bande mußte uns vor dem Fleischer legitimieren. War der Mübarek mit seinen Begleitern nicht angekommen, so durfte ich hoffen, heute hinter das so lange vergeblich gesuchte Geheimnis zu kommen. Natürlich schärfte ich meinen Gefährten streng ein, freundlich mit dem Mann zu sein und ja alles zu unterlassen, was sein Mißtrauen erwecken könnte.

Dann sah ich ihn mit dem Boten drüben aus dem Hause kommen. Ich hatte mich geirrt. Er war ein ganz Anderer, als ich ihn mir vorgestellt hatte.

Seine Gestalt war hoch und kräftig, schlank und sehnig, wie diejenige eines echten Bergbewohners. Er trug einen Fez, rote Pumphosen, eine blaue Weste, mit Silberschnüren verziert, und

eine rote, goldgestickte, weitärmelige kurze Jacke. Ein gelbseidener Schal, welcher um seine Hüften geschlungen war, enthielt den Handschar und zwei Pistolen. An den Füßen trug er glänzende Stiefel, welche bis zum Knie reichten, wo die Hose sich in ihnen verlief.

Draußen im Hof wechselte er einige kurze Worte mit dem Wirt; dann kam er herein. Seine dunklen Augen überflogen uns mit einem scharfen Blick, welcher eine längere Weile auf mir haften blieb. Diese Augen machten einen eigenartigen Eindruck auf mich. Sie waren kalt, herzlos, grausam. Es schien, als ob sie niemals mild blicken könnten. Einen Moment lang zogen sie sich zusammen, so daß zu beiden Seiten an den Winkeln kleine Fältchen entstanden. Dann sahen sie gleichgültig unter den Lidern hervor.

Er grüßte und verbeugte sich wie ein Mann, welcher höflich sein will, ohne seiner Selbstachtung etwas zu vergeben, und fragte:

»Bist du der Effendi, welcher mit mir sprechen will?«

»Ja. Verzeihe, daß ich dich störe, und setze dich.«

»Gestatte, daß ich stehen bleibe. Meine Zeit ist kurz.«

»Vielleicht werde ich dich länger in Anspruch nehmen, als du meinst. Oder ist deine Zeit vielleicht deshalb so kurz bemessen, weil du Gäste hast?«

»Ich habe keine Gäste.«

»Und erwartest du auch keine?«

»Nein,« erwiderte er kurz.

»So bitte ich dich, Platz zu nehmen. Ich habe einen kranken Fuß – ich kann nicht stehen, und es würde mich beschämen, sitzen zu müssen, während du höflich bist.«

Jetzt ließ er sich nieder. So scharf ich ihn betrachtete, ich konnte doch nichts entdecken, was geeignet gewesen wäre, Argwohn zu erregen. Er war ganz der selbstbewußte Skipetar, welcher zu einem Fremden geladen ist und nun erwartet, den Grund davon zu hören. Den Eindruck eines Heuchlers, eines hinterlistigen Menschen, eines versteckten Hehlers machte er gar nicht.

»Kennst du das?« fragte ich, auf die Koptscha deutend.

»Nein,« antwortete er.

Das hatte ich erwartet. Er konnte sich mir, dem ihm ganz Fremden, doch nicht gleich auf die erste Frage preisgeben.

»Siehe dir diesen Knopf genau an!«

Er betrachtete ihn mit einem gleichgültigen Blick und sagte dann:

»Pah, ein Knopf! Hast du mich seinetwegen holen lassen?«

»Ja,« erwiderte ich ohne Umschweife.

»Ich handle mit Pferden und Rindern, nicht aber mit Knöpfen,« lautete seine Antwort.

»Das weiß ich wohl. Mit dieser Art von Knöpfen wird überhaupt kein Handel getrieben. Ich bin gekommen, um dir einen Gruß zu bringen.«

»Von wem?« fragte er kühl.

»Von Deselim, dem Wirt in Ismilan, und von seinem Bruder.«

Da nahmen seine Augen einen freundlicheren Blick an, und sein Gesicht wurde weniger ernst.

»Kennst du die Beiden?« fragte er nun.

»Sehr gut. Natürlich muß ich sie kennen.«

»Natürlich? Wie so?«

»Weil wir Brüder sind.«

»Woher kommst du?«

»Aus Stambul. Ich bin ein Abgesandter des Usta, von welchem du gehört haben wirst.«

»Ich weiß. An wen hat er dich gesandt?«

»An den Schut.«

»Wirst du diesen finden?«

»Ich denke es.«

»Hm! Das ist schwer.«

»Mir aber wird es leicht sein, denn du wirst mir Auskunft erteilen.«

»Ich? Was weiß ich von dem Schut! Hältst du mich für einen Räuber?«

»Nein, sondern für einen tapferen Skipetaren, welcher die Bedeutung dieser Koptscha kennt und danach handeln wird.«

»Herr, ich weiß genau, was ich zu tun habe. Die Koptscha,

welche du trägst, ist diejenige eines Anführers; aber wir haben dieses Zeichen abgeschafft. Es gilt nichts mehr, denn es ist zu viel Mißbrauch mit demselben getrieben worden. Es gibt jetzt ganz andere Zeichen.«

»Welche?« fragte ich gelassen.

»Du siehst ein, daß ich sie dir nicht sagen kann, denn du selbst sollst dich ja durch dieselben legitimieren.«

»Es sind Worte?«

»Ja. Das erste Wort bedeutet einen Ort. Wo suchst du den Schut?«

»In der Derekulibe.«

»Herr, das stimmt. Ich höre, daß du wirklich zu uns gehörst. Aber das Erkennungszeichen? Kennst du es?«

Leider hatte ich keine Ahnung, welches Wort es sein sollte. Da dachte ich an den Fährmann von Ostromdscha und an die Art und Weise, wie er sich bei dem alten Mübarek legitimieren mußte. »Bir Syrdasch – ein Vertrauter,« hatte er vor der Türe rufen müssen. Sollte dies auch hier das Zeichen sein? Ich wagte es, mich desselben zu bedienen, und antwortete:

»Natürlich muß ich es kennen, denn ich bin ja bir Syrdasch – ein Vertrauter.«

Jetzt nickte er zufrieden, reichte mir die Hand und sagte in fast herzlichem Ton:

»Auch das stimmt. Du bist einer der Unsrigen. Ich darf Vertrauen zu dir haben und heiße dich willkommen. Willst du nicht dieses Haus verlassen und lieber mein Gast sein?«

»Ich danke dir. Du siehst ein, daß es besser ist, wenn ich hier bleibe.«

»Du bist ein kluger und vorsichtiger Mann; das freut mich und erhöht mein Vertrauen. Welche Botschaft hast du uns zu bringen?«

»Das darf ich nur dem Schut sagen.«

»Also auch zu schweigen weißt du. Hm! Was werde ich tun?«

Er stand auf und schritt nachdenklich in der Stube auf und ab. Dann fragte er:

»Ist es etwas Persönliches oder Geschäftliches?«

»Es handelt sich um ein Geschäft, welches gar sehr viel einbringen kann.«

Seine Augen funkelten gierig.

»Und was erwartest du von mir?«

»Daß du mich zur Derekulibe führst.«

»Denkst du, den Schut dort zu finden?«

»Hoffentlich.«

»Nun, ich kann dir im Vertrauen sagen, daß er dich dort erwarten wird, wenn ich ihn benachrichtige. Das wird nur ein kleines Stündchen in Anspruch nehmen. Hast du so lange Geduld?«

»Wenn es sein muß, werde ich warten, obgleich ich Eile habe.«

Es lag mir natürlich daran, dem Mübarek zuvorzukommen. Traf dieser unterdessen ein, so war es um mich geschehen.

»Ich werde mich beeilen,« versicherte er. Und nun einen forschenden Blick auf meine Begleiter werfend, fuhr er fort:

»Wer sind diese Männer?«

»Meine Freunde und Begleiter.«

»Kommen sie in derselben Angelegenheit?«

Ich bejahte, und er fragte weiter:

»Und auch sie wollen den Schut sehen?«

»Das ist nicht unbedingt notwendig. Es genügt wohl auch, wenn ich allein mit ihm spreche.«

Es glitt ein leises undefinierbares Lächeln über sein Gesicht. Er drehte die Spitzen seines langen Schnurrbartes aus, überflog die Drei nochmals mit prüfendem Blick und antwortete:

»Sie müssen auch mitkommen. Der Schut wird sie gewiß ebenfalls sehen wollen, da sie mit dir gekommen sind.«

»Auch das ist mir recht.«

»Aber, Herr, ich sehe, daß du die Stiefel eines Kranken trägst. Was hast du an deinen Beinen?«

»Während des Rittes ist mir ein Fuß verletzt worden; ich kann also nicht gehen.«

»Wie willst du mir denn nach der Derekulibe folgen?«

»Zu Pferd.«

»O, man hört, daß du den Weg nicht kennst. Zu Roß könntest du gar nicht durch das Dickicht kommen.«

»Ist es nicht möglich, daß der Schut sich zu mir bemühe?«

»Was denkst du! Er würde es nicht tun, selbst wenn der Padischah ihn darum ersuchte.«

»Das glaube ich gern!«

»Übrigens läßt er sein Gesicht nie sehen. Er schwärzt es stets. Könnte er aber mit einem solchen Antlitz hierher kommen?«

»Nein; das sehe ich gar wohl ein. Wie aber soll ich denn in die Hütte kommen?«

»Es gibt nur ein Mittel: Du mußt dich tragen lassen.«

»Das ist zu unbequem. Die Träger würden ermüden.«

»O nein. Sie sollen dich doch nicht auf den Armen tragen; man nimmt einfach eine Sänfte dazu. Du wirst sie von mir bekommen. Meine Mutter ist so alt und schwach, daß sie nicht gehen kann. Ich habe ihr daher eine Sänfte anfertigen lassen, damit sie ihre Besuche machen kann, ohne ihre Füße anzustrengen.«

»Ich werde dir Dank wissen. Wirst du auch die Träger bestellen?«

»Wo denkst du hin? Träger! Können wir fremde Leute bei uns brauchen? Es wäre ja sofort um unser Geheimnis geschehen. Du wirst dich von deinen Leuten tragen lassen müssen.«

»Gut; so mögen sie die Sänfte holen.«

»Aber nicht sogleich. Ich muß erst den Schut benachrichtigen. Und sodann mußt du dem Wirt sagen, daß du mein Freund bist, und daß er alles zu tun hat, was ich ihm sage.«

»Warum?«

»Weil ich nicht weiß, was du dem Schut zu melden hast und was das Ergebnis eurer Unterredung sein wird. Es ist ja möglich, daß ich als Bote zurück in das Dorf gehen muß. Vielleicht ladet der Schut dich ein, sein Gast zu sein, oder wer weiß, was sonst beschlossen wird. Da muß ich mich doch vor dem Wirt als deinen Beauftragten ausweisen können.«

»Auch dazu bin ich bereit,« erklärte ich.

»Wohlan denn: von jetzt an in einer Stunde holt ihr die

Sänfte und kommt vor das Dorf hinaus, da rechts von dem Tor aus. Ich warte draußen, denn man soll uns hier nicht beisammen sehen.«

Er trat an den in den Hof führenden Laden und rief den Wirt herein, zu dem er sagte:

»Ich habe mit diesem Effendi ein Geschäft. Er wird sich in einer Stunde entfernen und dir vielleicht später durch mich eine Botschaft senden. Darum läßt er dir jetzt sagen, daß du alles tun sollst, was ich dir in seinem Auftrage mitteile. Frage ihn selbst.«

Der Wirt sah mich fragend an, und ich bestätigte es. Dann entfernte sich der Fleischer. Ich sah ihn in sein Haus treten, das er bald darauf wieder verließ.

»Herr, ich begreife dich nicht,« begann nun der Wirt, welcher stehen geblieben war. »Ich denke, du hältst den Fleischer für einen Verbrecher, und doch gibst du ihm eine solche Vollmacht. Wenn er kommt, muß ich nun gehorchen.«

»Durchaus nicht. Ich tat es nur zum Schein und nehme jetzt diese Vollmacht wieder zurück. Es ist möglich, daß ich ihn sende, aber dann werde ich ihm hier aus meinem Notizbuch ein Blatt mitgeben, auf welches ich nur das eine Wort ›Allah‹ schreibe. Zeigt er es dir vor, so tust du, was er will; hat er aber kein solches Blatt mit dem Wort, so weigerst du dich.«

»Er wird mir zürnen.«

»Das ist für dich nicht so schlimm, als wenn ich dir zürne. Er könnte es vielleicht auf unsere Waffen und auf mein Pferd abgesehen haben. Hast du einen verschließbaren Stall?«

»Ja, Herr.«

»So laß unsere Pferde in denselben bringen, und zwei Knechte sollen dabei wachen; ich bezahle sie. Du wirst die Pferde nur uns selbst übergeben. Verstanden?«

»Sehr wohl. Du bringst mich aber in eine Lage, welche nicht sehr angenehm ist.«

»Ich finde gar nichts Unangenehmes dabei. Du hast uns die Tiere aufzubewahren und dafür zu sorgen, daß sie nicht gestohlen werden. Das ist alles. Du würdest uns freilich für den Schaden haften müssen.«

»Um des Himmels willen! Wenn ich dir den Rappen ersetzen müßte, könnte ich nur gleich mein Haus verkaufen! Ich werde selbst auch Wache halten.«

»Tue das, und bringe uns nun ein Essen.«

Wir aßen, und nach einer Stunde holten Osko und Omar aus dem Hause des Fleischers die Sänfte. Ich stieg ein, schärfte dem Wirt noch einmal ein, wie er sich zu verhalten habe, und dann brachen wir auf.

Die beiden Genannten trugen die Sänfte. Ihre Flinten hatten sie über den Achseln hängen. Halef schritt voran und trug drei Gewehre: das seinige und meine beiden, für welche es in der Sänfte keinen Raum gab. Als wir das Dorf hinter uns hatten, bemerkten wir den Fleischer. Er sah uns kommen und schritt uns nun ein großes Stück voraus. Erst als der Wald begann, wo man nicht von weitem beobachtet werden konnte, blieb er stehen und erwartete uns.

Mit verwundertem, beinahe zornigem Blick betrachtete er uns und sagte:

»Ihr seid ja bewaffnet, als ob wir in die Schlacht ziehen wollten!«

»Die Waffe ist das Zeichen des freien Mannes,« antwortete ich.

»Aber hier habt ihr sie nicht nötig!«

»Wir sind gewöhnt, uns niemals von ihnen zu trennen.«

»Jetzt müßt ihr es aber doch tun, sonst könnt ihr nicht mit dem Schut sprechen. Er duldet nicht, daß man sich ihm bewaffnet naht. Wenn ihr eure Waffen vor der Hütte ablegt, so sind sie ja gut aufgehoben, denn ich werde bei ihnen bleiben.«

»Ich gebe meine Waffen nicht ab,« erwiderte ich, »und wenn der Schut nicht mit uns sprechen will, so werde ich dich gar nicht weiter belästigen.«

Sogleich gab ich den Befehl zum Umkehren. Der Zug wandte sich dem Dorfe wieder zu. Der Fleischer aber stieß einen nicht ganz unterdrückten Fluch aus und sagte:

»Halt! Das geht doch nicht! Ich habe den Schut bestellt, und

es würde mir sehr übel bekommen, wenn ich euch nicht zu ihm brächte.«

»So Sorge dafür, daß er kein so unsinniges Verlangen an uns stellt!«

»Etwas Unsinniges tut der Schut niemals. Ich will aber versuchen, ob ich euch die Erlaubnis erwirken kann, die Waffen zu behalten. Es sollte mich wundern, wenn er eine Ausnahme machen würde.«

Er schritt zornig weiter, und wir folgten ihm wieder.

Es wollte mir gar nicht gefallen, daß er so darauf versessen war, uns waffenlos zu machen. Sollte der Mübarek doch bereits angekommen sein? Wurden wir jetzt in eine Falle geführt, aus welcher es kein Entrinnen gab? Nun, so lange wir bewaffnet waren, brauchten wir uns nicht zu fürchten. Aber wenn wir jetzt unterwegs überfallen wurden! Ich war wehrlos. Die Sänfte bestand aus einer Tragbahre mit einem Häuschen aus hölzernem Gitterwerk. Ich mußte mit untergeschlagenen Beinen sitzen, was mich wegen meines kranken Fußes sehr belästigte, und konnte mich fast gar nicht bewegen. Ehe ich die Türe aufstieß und hinausprang, hatte ich im Falle eines Angriffes die Kugel im Leib. Und hinauspringen konnte ich überhaupt wegen des Fußes nicht. Ein Schuß hinter einem Busch hervor mußte Halef trotz der drei Gewehre hilflos machen. Osko und Omar trugen die Sänfte; es war ihnen deshalb eine augenblickliche Gegenwehr gar nicht möglich. Wir befanden uns also in einer ziemlich fatalen Lage.

Der Wald war gar nicht so dicht, wie der Fleischer ihn beschrieben hatte. Wir hätten recht gut zwischen und unter den Bäumen hin reiten können. Auch diese Unwahrheit wirkte keineswegs mildernd auf mein Mißtrauen. Ich schob die Türe des Häuschens ein wenig auf und hielt den Revolver bereit.

Wir befanden uns in einem Tal, dessen Wände, wie ich bemerkte, sich einander mehr und mehr näherten. Da, wo sie zusammentrafen, wurde Halt gemacht. Wir hatten ungefähr eine halbe Stunde gebraucht, dieses Ziel zu erreichen.

»Da ist die Hütte,« sagte der Fleischer, als die beiden Träger die Sänfte niedersetzten. »Steige aus, Herr!«

Ich schob die Türe vollends auf und blickte hinaus. Die Felswände stiegen ganz lotrecht empor und hatten da, wo sie sich trafen, einen nicht sehr tiefen Einschnitt, eine Spalte, welche vollständig kahl war; denn es gab keinen Vorsprung und keine Ritze in dem Syenit, wo eine Pflanze hätte Wurzeln zu fassen vermocht.

Hart an diese Spalte stieß die aus Holzknüppeln errichtete Hütte. Das Dach derselben bestand aus demselben Material und war dann mit Baumrinden gedeckt. Die Türe schien nur anzulehnen.

»Melde mich an, bevor ich aussteige,« antwortete ich.

Er trat in die Hütte und ließ die Türe offen. Ich sah, daß an den Wänden Bänke urwüchsigster Art angebracht waren.

Dem Eingang gegenüber befand sich eine zweite Türe, welche offen stand. Sie war sehr schmal und niedrig, ging nach innen und war mit einer eisernen Krampe versehen, durch welche ein langer Riegel geschoben werden konnte, der jetzt in der Hütte lag.

Das war jedenfalls die hintere, dunkle Abteilung, von welcher der Wirt gesprochen hatte. Jetzt aber deuchte es mir, als ob ein Licht darin brenne.

Auffällig war es mir, daß von dem Dach der Hütte eine zaunartige Knüppelreihe den untern Teil der Spalte fast unsichtbar machte. Man konnte nicht hindurchsehen. Dort oben konnten leicht mehrere Personen versteckt sein.

Jetzt kam der Fleischer wieder zurück.

»Herr,« sagte er, »der Schut verlangt, daß ihr die Waffen ablegt.«

»Das tun wir nicht.«

»Aber warum denn nicht? Der Schut ist ja allein!«

»Wir fürchten uns auch gar nicht; wir behalten unsere Waffen nur aus Gewohnheit.«

»Der Schut duldet es aber nicht, daß ein Mensch mit Waffen vor ihm stehe.«

»Ah! Wirklich nicht?«

»Nein, niemals!«

»Und dennoch bist du soeben bei ihm gewesen, obgleich du ein Messer und zwei Pistolen bei dir trägst!«

Er wurde verlegen, antwortete aber:

»Bei mir ist es etwas ganz anderes. Ich bin sein innigster Vertrauter.«

»Dann sind wir fertig,« erwiderte ich entschlossen. »Halef, wir kehren zurück.«

Schon griffen Osko und Omar wieder zu, da sagte der Fleischer:

»Herr, du hast einen harten Schädel! Ich will noch einmal fragen.«

Er trat abermals ein und kehrte mit der Meldung zurück, daß wir kommen dürften. Ich stieg nicht aus, sondern ließ mich in die Hütte tragen. Halef mußte durch die zweite Tür blicken und meldete mir leise:

»Es ist nur ein einziger, unbewaffneter Mann drin, ganz schwarz im Gesicht.«

»Gibt es Türen drinnen?«

»Keine einzige.«

So eng und niedrig diese zweite Türöffnung war, die beiden Träger brachten die Sänfte noch hindurch. Beim Schein einer Laterne sah ich, daß dieser höhlenartige Raum dreieckig war. Die Grundlinie dieses spitzwinkeligen Dreieckes wurde durch die Vorderseite mit der Türe gebildet. Länger waren die beiden Seiten, welche aus dem glatten Felsen bestanden. Ganz hinten im Winkel stand die Blendlaterne, neben welcher der Schut saß. Er trug ein schwarzes, talarähnliches Gewand und hatte sich das Gesicht mit Ruß geschwärzt. Deshalb und wegen des spärlichen Lichtes waren seine Gesichtszüge nicht zu erkennen. Auch konnte ich nicht recht sehen, woraus die Decke dieses Felsenraumes bestand. Wir befanden uns in dem Spalt. Eine Decke gab es über uns, das war gewiß; denn sonst wäre das Tageslicht von oben hereingefallen.

Osko und Omar hatten die Sänfte so gesetzt, daß die Türe derselben nach dem Schut gerichtet war. Dieser gab der Laterne eine solche Stellung, daß das Licht derselben grad auf

mich fiel. Am Eingang stand der Fleischer. Das alles hatte einen abenteuerlichen, aber keinen gefährlichen Anstrich.

Da begann der Schut:

»Du hast mich rufen lassen. Was willst du von mir?«

Seine Stimme klang dumpf und hohl, gar nicht natürlich. War das eine Folge der schlechten Akustik des Raumes, oder verstellte er die Stimme, um später an derselben nicht wieder erkannt zu werden? —

Er hatte nur diese wenigen Worte gesprochen, und doch war es mir, als ob ich diese Stimme schon einmal gehört hätte. Es war nicht der Ton, die Klangfarbe derselben, sondern es war die Aussprache der einzelnen Wörter, welche mich auf diesen Gedanken brachte.

»Bist du der Schut?« fragte ich.

»Ja,« antwortete er langsam.

»So habe ich dich zu grüßen.«

»Von wem?«

»Zunächst vom Usta in Stambul.«

»Der lebt ja nicht mehr!«

»Was sagst du?«

»Er ist tot. Er ist von der Galerie des Turmes von Galata gestürzt worden.«

»Scheïtan!« entfuhr es Omar, welcher ihn ja herabgestürzt hatte.

Wie konnte der Schut das wissen? Kein Bote hätte so schnell kommen können, wie wir.

»Weißt du das noch nicht?« fragte er.

»Ich weiß es,« erwiderte ich.

»Und doch bringst du mir seinen Gruß, den Gruß eines Toten?«

»Meinst du nicht, daß er mir denselben vor seinem Tod aufgetragen haben kann?«

»Das ist möglich. Aber die Strafe wird seinen Mörder treffen, denn dieser wird langsam und elendiglich verhungern und verschmachten. Hast du auch noch andere Grüße?«

»Ja, von Deselim aus Ismilan.«

»Auch dieser ist tot. Er hat das Genick gebrochen und ist

seiner Koptscha beraubt worden. Auch seinem Mörder wird es ergehen, wie jenem des Usta. Weiter!«

»Ferner bringe ich Grüße von dem alten Mübarek und von den beiden Aladschy.«

»Diese drei haben mich bereits selbst begrüßt. Dein Gruß ist also unnötig.«

»Ah! Sie sind da?«

»Ja, sie sind da. Und weißt du, wer ich bin?«

»Der Schut?«

»Nein, der Schut bin ich nicht; den wirst du niemals zu sehen bekommen. Du wirst überhaupt niemals wieder etwas sehen. Ich bin – –«

Es tat hinter uns einen gewaltigen Schlag. Der Fleischer war verschwunden – er hatte die Türe hinter sich zugezogen. Wir hörten, daß er draußen den starken Riegel vorschob.

Die Laterne war verlöscht.

»Ich bin – – der alte Mübarek selbst,« ertönte es über uns. »Ihr bleibt hier, um zu verschmachten und euch selbst bei lebendigem Leib aufzufressen!«

Ein höhnisches Gelächter begleitete diese Worte; dann wurde über uns eine helle Öffnung sichtbar. Wir sahen einen doppelten Strick, an welchem die Gestalt des Schwarzen hing und durch die Öffnung hinausgezogen wurde. Dann fiel oben die Klappe zu, welche die Öffnung verdeckte, und wir befanden uns in undurchdringlicher Finsternis.

Das alles war so schnell geschehen, daß es unmöglich verhindert werden konnte. Hätte ich nicht in der Sänfte gesessen und hätte ich nicht einen kranken Fuß gehabt, so wäre es diesen Halunken vielleicht nicht so leicht geworden, uns in dieser Falle einzusperren.

»Allah!« rief Halef. »Da ist der Schwarze durch das Loch hinauf gefahren, und wir haben es ruhig geschehen lassen, ohne ihm eine Kugel mitzugeben. Es war doch Zeit genug dazu.«

»Das ist wahr. Herr, wir sind dumm gewesen!« meinte Osko.

»Ja,« lachte Halef. »Bisher waren wir stets nur einzeln dumm,

jetzt aber waren wir es gemeinschaftlich, der Sihdi auch mit uns.«

»Freilich, Halef, hast du recht,« bestätigte ich. »Doch horch!«

Draußen vor der Türe erhob sich ein wüstes Geheul. Man donnerte mit Fäusten gegen dieselbe, und dann nannte jeder einzelne seinen Namen und knüpfte daran die schaurigsten Verwünschungen. Man malte uns unser Schicksal in allen Farben aus. Es war kein Zweifel, daß wir hier eingesperrt bleiben sollten, um zu verschmachten.

»Sihdi, es fehlt keiner; sie sind alle da,« sagte Halef. »Allah! Wenn ich hinaus könnte, wie wollte ich ihnen meine Peitsche zeigen!«

»Sprich nicht von ihr! Sie kann uns nicht retten.«

»Also verhungern sollen wir! Meinst du, daß wir das tun werden?«

»Hoffentlich nicht. Wir wollen zunächst diesen Raum untersuchen. An den beiden Seiten gibt es keinen Ausweg, sondern nur vorn durch die Türe oder nach oben.«

»Herr, hast du nicht dein Laternchen bei dir, das kleine Fläschchen, in welchem Öl und Phosphor ist?« fragte mich Halef.

»Ja, das habe ich stets bei mir. Da, nimm es!«

Wenn man ein Stück Phosphor in ein kleines Fläschchen mit Öl tut, so leuchtet der Phosphor, sobald man den Stöpsel öffnet, weil dadurch Sauerstoff hinzutreten kann. Das gibt je nach der Größe des Fläschchens und nach der Reinheit des Glases einen mehr oder weniger hellen Glanz.

Ich trage stets ein solches Fläschlein bei mir, auch wenn ich nicht auf Reisen bin. Es leistet beim Steigen fremder Treppen und beim Passieren dunkler, unbekannter Orte ganz vortreffliche Dienste. Geschliffenes Glas ist natürlich am geeignetsten dazu.

Halef nahm dieses winzige Laternchen, ließ Luft zu dem Öl und konnte nun die Tür hinreichend beleuchten. Dieselbe war innen mit starkem Eisenblech beschlagen, an eisernen Angeln befestigt, und die Haken derselben steckten im Gestein, mit

Blei eingegossen. Vielleicht konnten wir die Angelhaken locker machen und dann die Türe hinausschieben. Aber vorher mußten wir sehen, ob es nicht etwas Anderes gab.

Nun durchsuchten wir genau den Raum. Der Boden bestand aus hartem Fels, wie die beiden Winkelwände. Die Mauer war aus spröden Syenitsteinen errichtet und so gut vermörtelt, daß es unmöglich war, ein Loch zu machen. Das starke Eisenblech der Türe war überdies mit dickknöpfigen Nägeln versehen; da war mit den Messern nichts auszurichten. Und oben durch die Decke? Omar stieg auf Oskos Schultern und konnte sie doch nicht mit der ausgestreckten Hand erreichen. Wir mußten einstweilen auch auf diesen Ausweg verzichten.

Das Nächste blieb also, die Angelhaken zu entfernen, und meine drei Gefährten machten sich rüstig an die Arbeit. Die Messer kreischten und knirschten im Gestein; draußen aber erhob sich darob ein schallendes Gelächter.

Freilich war der Rettungsgedanke nicht gar zu verlockend. Selbst wenn es uns gelang, die Türe zu öffnen, mußten wir von Schüssen empfangen werden, noch ehe wir einen einzigen abfeuern konnten.

So vergingen fast mehrere Stunden. Die Arbeit machte keine Fortschritte. Oskos Messer zerbrach, und ich gab ihm mein gutes amerikanisches Bowiemesser.

Ich sollte nicht mitarbeiten. Die Zeit wurde mir lang, und ich kroch auf den Knien nach der Türe und untersuchte, wie tief man gebohrt hatte. Leider keinen halben Zoll! Ich ergriff nun selbst das Messer und begann zu bohren, aber mit solchem Mißerfolg, daß ich schon nach einer Viertelstunde wieder aufhörte. Es war schade um die Kräfte, welche so erfolglos verschwendet wurden, und nun zerbrach auch noch Omars Messer.

»Lassen wir das,« sagte ich. »Wir wollen unsere Kräfte schonen, denn wir werden sie wohl noch brauchen. Vielleicht kommt auch der Wirt, wenn wir nicht zurückkehren. Ich habe ihm gesagt, daß der Fleischer ein Mitglied der Bande ist. Wenn wir nicht zurückkehren, muß er besorgt um uns werden und

nach uns suchen. Er weiß, daß wir mit dem Fleischer fort sind.«

»Aber nicht, wohin!« warf Halef ein.

»Ich habe freilich leider vergessen, es ihm genau zu sagen; aber wir haben von dieser Hütte gesprochen, und er wird gewiß hier suchen.«

»Das glaube ich nicht, denn er fürchtet die Aladschy zu sehr. Wenn er diese hier sieht, reißt er aus.«

»Es fragt sich, ob sie hier sind.«

»Jedenfalls, denn man wird die Hütte nicht ohne Bewachung lassen.«

»Jetzt ruhen wir aus und warten. Wächter sind allerdings draußen; das versteht sich ganz von selbst. Wenn wir eine Zeitlang nicht arbeiten, so hören sie nichts und meinen, wir hätten uns in unser Schicksal ergeben. Da wird ihre Wachsamkeit einschlafen.«

So blieben wir denn ruhig und waren getrosten Mutes. Aber das Warten wurde den braven Gefährten doch sehr schwer, und endlich konnte ich ihrem Drängen nicht länger widerstehen.

»Wir wollen die Decke untersuchen,« sagte ich. »Es ist eine Klappe da, und es fragt sich nur, wie sie zu öffnen ist.«

»Omar hat sie vorhin nicht erreichen können, als er auf meinen Schultern stand,« meinte Osko.

»So machen wir die Pyramide noch höher. Halef mag sich auf Omars Achseln setzen. Vielleicht reicht das aus. Du bist stark genug, alle beide zu tragen.«

Halef nahm das Laternchen in die Tasche und stieg auf Omars Schultern, auf welche er sich setzte. Omar aber stieg auf den Rücken Oskos, welcher wie ein vierbeiniges Tier mit Füßen und Händen auf dem Boden stand. Osko erhob sich langsam, und Omar trat ihm auf die Achseln. Dabei hielten sich die drei, um nicht zu fallen, so fest als möglich an dem Gestein der engen Felsenritze an. Jetzt streckte Halef die Arme empor und meldete mir:

»Sihdi, ich fühle die Decke!«

»Sprich leiser! Es könnte jemand draußen sein. Nun nimm die Laterne.«

Ich sah oben in der Ecke, wo wir die Öffnung bemerkt hatten, das Lichtchen schimmern. Halef hielt es mit der Linken, während er mit der Rechten die Decke betastete.

»Sie besteht aus starken Stämmen,« flüsterte er. »Die kleine Falltüre aber ist aus Brettern gemacht.«

»Das ist gut, denn da ist sie dünn. Klopfe doch einmal an, um aus dem Klang zu schließen, wie stark sie ist.«

»Da hört man mich aber!«

»Besser wäre es freilich, man merkte gar nichts; aber es ist auch für uns gut, zu wissen, ob sich Wächter über uns befinden.«

Er klopfte, und gleich darauf hörten wir ein lautes Gelächter und den Ruf:

»Hört, sie sind hier unter uns an der Falltüre!«

Draußen vor der Hütte ertönte die Frage:

»Steckt der Riegel?«

»Natürlich!«

»So kommen sie nicht durch. Es wird Einer auf den Andern gestiegen sein.«

»Ja, sie machen Kunststücke. Nun, wenn erst der Hunger kommt, so werden sie noch ganz anders turnen. Ich möchte lieber die Türe aufmachen.«

»Auf keinen Fall!«

»Dann könnte ich ihnen aber eins mit dem Kolben auf den Kopf geben!«

»Dazu ist es immer noch Zeit. Mögen sie klopfen.«

»Hast du es gehört, Effendi?« fragte Halef. »Sollen wir uns mit den Kolben erschlagen lassen?«

»Nein. Wir werden diese Herren bitten, dort oben von der Klappe wegzugehen.«

»Sie werden sich hüten, es zu tun.«

»Meine Bitte wird eine unwiderstehliche sein. Komm herab, Halef! Ich werde deinen Platz einnehmen.«

Osko bückte sich wieder langsam nieder. Omar stieg ihm

vom Rücken, und dann sprang Halef von Omars Schultern herab.

»Nun ruht euch erst ein wenig aus,« sagte ich, »denn eine Anstrengung ist es doch immerhin gewesen. Ich bin schwerer als Halef und werde länger oben bleiben müssen als er.«

Wir warteten einige Minuten; dann nahm Omar mich auf seine Achseln.

»Aber nehmt euch jetzt doppelt in acht, daß wir nicht stürzen,« mahnte ich. »Mit meinem kranken Fuße könnte mir der Fall doppelt gefährlich werden.«

»Keine Angst, Herr!« antwortete Osko. »Ich werde stehen wie ein Baum. Die Felsenrinne ist ja auch so eng, daß man sich mit den Ellbogen zu beiden Seiten anstemmen kann. Das gibt sicheren Halt.«

Nun stieg Omar in der bereits erwähnten Weise auf die Schultern Oskos. Ich war länger als der kleine Hadschi und brauchte die Arme gar nicht sehr auszustrecken, um die Klappe zu erreichen. Ich stieß fast mit dem Kopf an. Das Fläschchen hatte ich bei mir, und ich beleuchtete die Bretter. An der einen Kante der Klappe war ein eiserner Haspen eingeschlagen, durch welchen jedenfalls der Riegel gesteckt worden war. Die beiden Spitzen dieses Haspens waren durch das Holz gedrungen und dann umgeschlagen worden, so daß sie in das Holz zurückgriffen.

Ich klopfte mit dem Knöchel des Zeigefingers an. Dem Klang nach konnten die Bretter nicht über anderthalb Zoll dick sein. Dem Klopfen folgte auch jetzt eine Antwort:

»Hörst du es? Sie sind wieder da. Na, sie müßten mich mit emporheben, wenn sie auch die Klappe aufbrächten.«

Da ich mich dem Sprechenden jetzt näher befand, so erkannte ich deutlich die Stimme des Fleischers. Aus seinen Worten und aus dem Schall war zu schließen, daß er auf der Klappe saß. Das war eine Unvorsichtigkeit, die man einem Räuber nicht hätte zutrauen sollen.

Er lachte höhnisch. Ein zweites Lachen antwortete, und dann vernahm ich die Worte:

»Diesen Mäusen soll es nicht so wohl werden, zu entwischen, denn die Katzen sitzen vor dem Loch.«

Diese Stimme erkannte ich nicht; ich hörte aber, daß der Mann neben der Klappe saß, ungefähr da, wo ich unter ihm den Kopf hatte.

»Hörst du es?« fragte Halef. »Sie sind noch da; nun kannst du sie bitten, fortzugehen. Ich möchte wissen, wie du das anfangen willst.«

»Du sollst es gleich hören. Gib einmal mein Gewehr herauf; die Beiden mögen es mir reichen.«

»Ah, jetzt verstehe ich. Welches denn?«

»Den Bären töter.«

Ich hatte das selbstverständlich nur leise gesagt, damit es von den Wächtern über mir nicht gehört werden konnte. Halef gab das Gewehr an Osko, welcher es Omar reichte.

»Nun passe auf, Omar!« flüsterte ich. »Ich habe hier oben unter der Decke keinen Raum, die Büchse anzulegen; ich kann nur die Läufe halten, und zwar dahin, wohin die Kugeln treffen sollen. Ich sage ›eins‹ und ›zwei‹. Du nimmst den Kolben in beide Hände. Bei ›eins‹feuerst du den rechten und sodann, wenn ich wieder gezielt habe, also bei ›zwei‹, den linken Lauf ab. Verstanden?«

»Ja, Herr!«

Ich hatte den Doppellauf in der Hand und richtete ihn auf die Mitte der Klappe, da, wo der Fleischer saß.

»Jetzt! – Eins!«

Der Schuß krachte. Über uns erscholl ein Schreckens- und ein Wehruf.

»Allah! Sie schießen!«

Das war nicht die Stimme des Fleischers, sondern diejenige des Andern. Dieser saß auf jenem Teil der Decke, welcher aus runden Stammhölzern bestand. Ich richtete den linken Lauf auf eine Stelle, wo zwei dieser Hölzer zusammenstießen und die Kugel also nicht durch das starke Holz, sondern nur durch die aneinander liegenden Ränder zu dringen hatte.

»Zwei!«

Der zweite Schuß des Bärentöters dröhnte – in dem engen Raum fast wie ein Kanonenschlag.

»O Allah, Allah!« schrie der Getroffene. »Ich bin verwundet! Ich bin tot!«

Der Fleischer hatte gar nichts gesagt. Ich hatte seinen Weheschrei gehört, aber sonst kein Wort. Lautes Wimmern erscholl.

»Osko, wird es dir zu schwer?« fragte ich.

»Mit der Zeit, ja.«

»So wollen wir ausruhen; wir haben Zeit.«

Als ich wieder unten auf dem Boden saß und die Andern bei mir standen, meinte Halef:

»Ja, Sihdi, das ist freilich eine Bitte, welcher man nicht zu widerstehen vermag. Hast du getroffen?«

»Zweimal. Der Fleischer scheint tot zu sein. Die Kugel ist ihm wahrscheinlich durch die Muskeln des ›ruhmwürdigen Sitzens‹ in den Leib gedrungen. Der Andere ist nur verwundet.«

»Wer kann es sein?«

»Wahrscheinlich der Gefängniswärter. Wäre es ein Anderer, so hätte ich ihn an der Stimme erkannt. Dieser aber hat überhaupt so wenig gesprochen, daß ich mich an seine Stimme nicht erinnern kann.«

»Du meinst also, daß sich kein Anderer wieder hinaufstellt?«

»Diese Dummheit wird ein Dritter nicht begehen, denn sie könnte ihm das Leben kosten.«

»Wie aber bringen wir die Klappe auf? Das ist die Hauptsache.«

»Ich werde die eiserne Krampe aus dem Deckel schießen. Einige gute Schüsse auf jede ihrer Spitzen, mit denen sie im Holz steckt, werden genügen. Ich lade zwei Kugeln, da kann sie nicht widerstehen.«

»Ah, wenn es gelänge!«

»Es gelingt gewiß.«

»Dann schnell hinaus und hinab!« meinte Halef.

»Oho! Das geht nicht so schnell. Wie willst du hinauf?« fragte ich.

»Von Omars Schultern, und du auch.«

»Und wie kommen Omar und Osko hinauf?«

»Hm! Wir ziehen sie hinauf?«

»Den Einen vielleicht, Omar. Aber zu Osko können wir nicht herablangen.«

»Schadet nichts; wir steigen ja draußen hinab und öffnen ihm die Türe.«

»Wenn man uns so gemütlich hinabklettern läßt, was ich bezweifle und was auch meinerseits wegen des Fußes seine Schwierigkeiten hat.«

»Nun, auf irgend eine Weise muß es doch möglich zu machen sein.«

»Versteht sich! Hoffentlich liegt der Strick noch oben, mit welchem sie den Mübarek emporgezogen haben. Dann könnten wir uns draußen an demselben hinablassen; aber es gibt noch vieles zu bedenken. Wir werden natürlich, sobald wir aus der Luke steigen, mit Kugeln empfangen werden.«

»Ich denke, es wird niemand oben sein,« bemerkte Halef.

»Unmittelbar über uns wohl nicht, aber auf dem Hüttendache werden wohl Etliche stehen. Diese können durch die Zwischenräume des Zaunes auf uns schießen.«

»O wehe! So können wir also doch nicht hinaus?«

»Werden es dennoch versuchen. Ich steige voran.«

»Nein, Sihdi, sondern ich! Sollst du uns erschossen werden?«

»Oder du uns?«

»Was liegt an mir!« erwiderte der Hadschi treuherzig.

»Sehr viel! Denke an deine Hanneh, die Lieblichste der Frauen und Mädchen! Ich aber habe keine Hanneh, die auf mich wartet.«

»Aber du bist ohne Hanneh mehr wert als ich mit zehn Blumen der Töchter der Schönheit.«

»Streiten wir uns nicht! Die Hauptsache ist, wie ich dir aufrichtig sagen will, die, daß ich mir mehr zutraue, als dir. Ich bin

der Erste, und du magst der Zweite sein. Aber du darfst nicht eher kommen, als ich es dir erlaube.«

Ich zog mein grünseidenes Turbantuch aus der Tasche und wand es mir um den Fez. Halef sah das beim Scheine des Fläschchens und fragte:

»Warum tust du das? Willst du dich zum Tod schmücken?«

»Nein, ich werde diesen Turban auf den Lauf der Flinte stecken und durch die Luke emporhalten. Sie werden vermutlich denken, es komme Einer gestiegen, und nach dem Turban schießen. Dann haben sie keine Kugeln mehr in den Läufen, denn sie besitzen keine Doppelflinten, und ich komme mit dem Henrystutzen über sie.«

»Recht so, recht so! Ziele nur gut und laß Keinen entkommen!«

»Hat sich ein sicheres Zielen, wenn es dunkel ist!«

»Dunkel?«

»Jawohl! Bedenke, wie lange wir uns bereits hier befinden. Es ist Nacht geworden draußen. Doch nun habt ihr euch ausgeruht – wir wollen beginnen. Merkt es euch: wenn ich hinausgestiegen bin, so kommt Halef bis zur Luke empor; aber er darf erst dann hinausklettern, wenn ich es ihm sage.«

Ich hing den Stutzen um die Schulter und nahm die Büchse, deren Läufe mit je zwei Kugeln geladen waren, in die Hand. Dann nahm Omar mich wieder auf die Achseln und stieg auf diejenigen Oskos. Ich mußte mich sputen, um die beiden Genannten nicht zu ermüden.

»Wir schießen wieder so, wie vorhin, Omar,« flüsterte ich diesem zu. »Zuerstfeuerst du den rechten, dann den linken Lauf ab. Ich ziele auf die Krampenspitzen. Also – eins! – – zwei!«

Die Schüsse krachten, und die Kugeln waren hindurchgedrungen, denn ich konnte durch beide Löcher blicken. Es mußte draußen hell erleuchtet sein.

»Sie haben ein Feuer vor der Hütte,« meldete ich. »Das ist gut und doch auch wieder unvorteilhaft für uns. Denn wie wir sie sehen können, so werden sie auch uns bemerken.«

»Wie steht es mit den Krampen?« fragte Halef.

»Will's versuchen.«

Ich stieß an die Klappe, und sie gab nach. Der schwere Bärenrötter hatte seine Schuldigkeit getan.

»Gib nun die Büchse hinab, Omar,« befahl ich. »Die Klappe geht auf. – Jetzt steht fest auf den Füßen! Ich muß auf Omars Achseln knieen.«

Ich nahm mit einiger Mühe diese Stellung ein, mußte mich aber dabei bücken, denn ich stieß mit dem Kopfe an. Nun warf ich die Klappe empor – sie überschlug sich draußen. Mit dem Stutzen in den Händen, schußbereit, wartete ich einige Augenblicke. Es war nichts zu hören. Aber hell war es draußen, und die Schatten des flackernden Feuers huschten am Felsen auf und nieder.

Nun steckte ich den Turban auf den Lauf und schob ihn langsam empor, indem ich ein Ächzen ausstieß, als ob jemand sich mühsam hinausarbeiten wollte. Die List hatte Erfolg: zwei Schüsse fielen. Eine Kugel hatte den Lauf gestreift, so daß mir der Stutzen beinahe aus der Hand gerissen ward.

Im Nu war ich mit dem Oberleib aus der Öffnung. Ich sah das Feuer. Draußen auf der Decke der Höhle lag ein Mensch – die Leiche des Fleischers, wie ich auf den ersten Blick bemerkte. Auf dem Dach der Hütte standen zwei Männer, die nach dem Turban geschossen hatten. Sie waren von mir und der Plattform, welche die Decke bildete, durch das bereits erwähnte Zaunwerk getrennt, durch dessen Lücken sie gezielt hatten.

Diese unvorsichtigen Leute hatten die Hauptsache vergessen, nämlich, daß ich sie gegen die Flamme viel besser bemerken konnte, als sie mich. Der Eine war im Wiederladen begriffen, und der Andere hob sein Gewehr auf, um es auf mich zu richten.

Rasch legte ich auf ihn an. Ich wollte ihn nicht töten und zielte auf seinen linken Ellbogen, den er mir sehr zielgerecht in die Höhe hielt. Ich drückte ab. Er ließ sein Gewehr fallen, schrie laut auf und stürzte von der Hütte hinab. Der Andere wandte sich schleunigst um, sprang gleichfalls hinunter und rannte nach dem Feuer hin. Es war Bybar, der Skipetar. Am

Feuer saßen sein Bruder, Manach el Barscha und Barud el Amasat.

»Sie kommen, sie kommen! Geht vom Feuer weg!« brüllte er. »Sie sehen euch und können auf euch zielen.«

Die Drei sprangen auf und alle Vier rannten in den Wald hinein. Derjenige, auf welchen ich zuletzt geschossen hatte, war also wahrscheinlich der alte Mübarek. Und nun erinnerte ich mich, daß sein Arm ungewöhnlich dick gewesen war. Er hatte ihn unter dem Ärmel verbunden, infolge des Schusses, der ihn bei der Ruine von Ostromdscha getroffen hatte.

Ich kroch vor bis zu dem Rand der Plattform. Richtig! Da unten auf der Erde, sechs Ellen oder etwas tiefer unter mir, lag die lange, hagere Gestalt regungslos. Oben hatte ich die Beiden nicht erkannt, da zwischen dem Zaun hindurch nur ihre Umrisse zu erkennen gewesen waren.

Hierher, an die Seite der Hütte, wo ich hinabblickte, konnte der Schein des Feuers nicht dringen. Es war leidlich dunkel da. War es mir möglich, an dieser Stelle hinabzukommen, so konnte ich von den hinter den Bäumen Versteckten nicht gesehen werden.

Da hörte ich hinter mir:

»Sihdi, ich bin da. Darf ich heraus?«

»Ja, Halef; doch stelle dich nicht aufrecht, sonst sehen sie dich und schießen auf dich.«

»O, wir sind ja kugelfest!«

»Scherze nicht. Komm!«

Er kroch heraus.

»Ah, wer liegt hier?«

»Der Fleischer. Die Kugel hat ihn getötet, wie ich es dachte.«

»So hat ihn die Strafe sehr schnell ereilt. Allah sei ihm gnädig!«

Als ich mich genauer umschaute, sah ich einen eisernen Ring, welcher an dem Felsen befestigt war. Von diesem Ring hing der Doppelstrick, welchen wir schon gesehen hatten, als der Mübarek emporgezogen wurde, über die Plattform nach außen hinab.

»Daran hat der Gefängniswärter sich hinabgelassen,« meinte Halef.

»Wahrscheinlich. Diese Vorrichtung ist mit Berechnung hier angebracht. Sollte das heutige Spiel bereits schon mit Anderen vorgenommen worden sein?«

»Ah, Effendi, vielleicht sind schon Menschen da unten verhungert und verschmachtet!«

»Diesen Schurken ist so etwas schon zuzutrauen; wenigstens mit uns hatten sie es ernstlich vor. Lassen wir dieses Seil nach innen hinab, so können Osko und Omar emporkommen.«

Dies geschah. Bald kauerten die Beiden neben uns. Wir strengten unsere Augen an, versuchten aber vergeblich, einen der in den Wald Geflohenen zu entdecken.

Ich zog das Seil nun wieder herauf und machte die Klappe zu.

»Meinst du, daß wir nun das Seil da außen hinunterlassen und an demselben unbemerkt hinabklettern können?« fragte Halef.

»Ja,« erwiderte ich, »denn es ist dunkel hier. Übrigens wollen wir die Probe machen. Lassen wir erst die Leiche hinab. Auf diese mögen sie feuern. Ich halte den Stutzen bereit. Wenn ihre Schüsse aufblitzen, habe ich ein Ziel.«

Man zog der Leiche den Strick unter den Armen hindurch und ließ sie hinab, recht langsam, um die Gegner zum Schießen zu verführen; aber es regte sich nichts.

»So will ich nun zuerst hinab,« sagte ich. »Ich krieche sofort in das Gebüsch und von da aus weiter in den Wald hinein. Da muß ich sie sehen, wenn sie noch hier sind. Es ist ein Quell da; folglich kann es Unken und Frösche hier geben. Ein solcher Ruf fällt also nicht auf. Ihr bleibt so lange hier oben, bis ihr mein Zeichen hört. Vernehmt ihr den Ruf einer Unke, so bleibt ihr, bis das Feuer dort erloschen ist. Quakt aber ein Frosch, nur einmal und recht tief, so steigt ihr herab. Dann bleibt ihr unten stehen, bis ich komme.«

»Das ist zu gefährlich für dich, Sihdi!«

»Pah! Wenn nur dieser alte Mübarek, welcher da unten liegt, nicht etwa Schlimmes im Schild führt und sich nur verstellt.

Auch der Gefängniswärter muß irgendwo stecken. Nehmt euch immerhin in acht. Ich gehe.«

Die Büchse lag unten in der Hütte. Den Stutzen hing ich über, ergriff das Seil und ließ mich schnell hinab. Da lag die Leiche und neben ihr der Mübarek, bewegungslos, wie tot.

Der Strick war mehr als lang genug. Ich schnitt ein tüchtiges Ende ab und fesselte den alten Schurken. Er blutete am Arm, und ich fand, daß ihm der Ellbogen zerschmettert war. Vielleicht war er auf den Kopf gestürzt und ohnmächtig geworden.

Nun kroch ich weiter, immer am Felsen hin, durch Farn- und andere Gestrüpppflanzen gut verdeckt. Dabei hatte ich natürlich den Blick immer nach der Gegend gerichtet, in welcher das Feuer brannte. Also mußte ich alles bemerken, was sich zwischen demselben und mir befand.

Ich fühlte mich ganz sicher. Was wußten diese Leute von dem indianerhaften Beschleichen eines Feindes! Sie vermuteten uns noch auf dem Dach der Höhle und hielten, wenn sie noch da waren, ihre Blicke jedenfalls dorthin und nicht hinter sich gerichtet. Selbst wenn sie mich bemerkt hätten, brauchte ich mich nicht zu fürchten. Mit meinem vielschüssigen Stutzen war ich ihnen überlegen. Ich konnte gemächlich auf der Erde sitzen bleiben und sie niederschießen.

So war ich wohl an die fünfzig Schritte weit fortgekommen, da roch ich Pferde. Ich schlüpfte weiter und hörte Stimmen. Bald sah ich Tiere und Menschen. Die ersteren waren an Bäume gebunden und die letzteren standen beieinander, halblaut sprechend.

Die Pferde standen nicht unbeweglich. Sie hatten sich nächtlicher Insekten zu erwehren, stampften mit den Hufen und schlugen mit den Schweifen um sich. Das gab ein solches Geräusch, daß selbst der Ungeübteste heimlich an sie gelangen konnte.

Endlich hatte ich sie erreicht. Ich kroch zwischen zwei Pferde und lag da im tiefen, schilfigen Gras. Die Männer standen nicht weiter als etwa drei Schritte von mir.

»Der Mübarek ist ausgeblasen,« sagte soeben Manach el Barscha. »Der Alte war ein Esel, sich dort hinauf zu stellen.«

»So war auch ich einer?« fragte der Aladschy.

»Du warst vorsichtiger und hast dich nicht treffen lassen.«

»Er hätte auch mich erschossen, wenn ich nicht fortgerannt wäre.«

»Welcher war es denn?«

»Welcher? Das fragst du auch noch! Natürlich derjenige, den sie Effendi heißen.«

»Der mit seinem kranken Fuß soll emporgestiegen sein?«

»Gewiß. Hätte er doch den Hals gebrochen, anstatt des Fußes! Ich wollte Allah dafür danken. Aber man sieht doch wenigstens, daß er auch verwundbar ist.«

»Pah! Daran, daß er kugelfest wäre, habe ich nicht geglaubt. Das ist Schwindel.«

»Schwindel? Höre, ich glaube es jetzt mehr als vordem. Der Mübarek hat ihn aufs Korn genommen und ich auch, als er mit dem Kopf aus der Luke kam. Ich schwöre tausend schwere Eide, daß ich ihn getroffen habe. Die Mündung meiner Flinte, welche ich durch den Zaun gesteckt hatte, war nicht zwei Armslängen von dem Kopf entfernt, den wir ganz deutlich sahen. Wir trafen beide. Ich sah, daß der Kopf zurückwankte, denn so eine Kugel hat eine fürchterliche Kraft, wenn sie anprallt; aber in demselben Augenblick hörte ich die Kugeln an die Felsen schlagen: sie sind von dem Kopf abgesprungen und würden uns sicher getroffen haben, wenn nicht der Zaun uns beschützt hätte. Und gleich im nächsten Augenblick lag der Kerl im Anschlag und erschoss den Mübarek. Er muß ihn durch den Kopf getroffen haben, denn der Alte stieß seinen letzten Schrei aus und stürzte tot hinab. Mir wäre es ebenso ergangen, wenn ich nicht schleunigst die Flucht ergriffen hätte.«

»Wunderbar, höchst wunderbar!«

»Ja. Ihr wißt, daß ich mich selbst vor dem Scheïtan nicht fürchte; aber vor diesem Kerl habe ich Angst. Ihm ist nur mit dem Messer oder mit dem Heiduckenbeile beizukommen, und das soll er heute erhalten.«

»Und du weißt genau, daß du geladen hattest?« fragte Manach el Barscha.

»Ganz genau. Ich hatte die Kugel doppelt gepflastert. Denkt euch, vier Fuß vom Kopf entfernt drückte ich ab!«

»Hm! Wenn ich ihm nur einmal einen Schuß geben könnte! Ich möchte gern eine Probe machen.«

»Wage es nicht! Du bist verloren, denn die Kugel prallt auf dich zurück. Hättet ihr doch meinen Rat befolgt und die Halkunen überfallen, als sie ihn nach der Hütte trugen! Da waren sie uns sicher.«

»Der Mübarek verbot es uns.«

»Das war eine Dummheit von ihm!«

»Ja, wer konnte ahnen, daß es so kommen würde! Es war ja ein prachtvoller Gedanke, die Hunde da drinnen vor Hunger heulen zu lassen. Aber der Teufel hat sie unter seinen ganz besonderen Schutz genommen. Hoffentlich wird er sie uns nun überlassen.«

»Es ist zu toll, den Fleischer durch die Decke hindurch zu erschießen und dem Andern das Bein zu zerschmettern! Der arme Bursche hat einen elenden Tod gehabt.«

»Es ist nicht schade um ihn,« meinte Barud el Amasat. »Er war mir schon längst im Wege, und verursachte uns nur Störung. Man konnte kein vertrauliches Wort sprechen. Darum habe ich ihm, als ihr ihn in die Hütte brachtet, gleich noch einen guten Kolbenhieb gegeben.«

Schrecklich! Der Gefangenenwärter war von demjenigen, den er befreit hatte, ermordet worden! So rächte sich seine Tat von selbst. Die vier Schurken waren doch wahre Hölleninsassen.

»Also entschließen wir uns, ehe die Zeit vergeht!« sagte Sandar. »Greifen wir sie bei der Hütte an?«

»Nein,« antwortete Manach el Barscha. »Da ist es zu hell. Sie sehen uns, und dann sind wir verloren, weil sie schießen können, während unsere Kugeln ihnen nichts schaden. Wir müssen im Dunkel über sie herfallen, ohne daß sie es ahnen. Vier Hiebe oder Stiche, und sie sind abgetan.«

»Ich stimme bei; aber wo soll es geschehen?«

»Natürlich im Wald.«

»Nein, das gibt einen unsicheren Angriff. Lieber am Ende des Waldes, zwischen den Büschen. Wenn es auch nicht hell ist, so geben die Sterne doch so viel Licht, daß wir sehen können, wohin wir schlagen. Sie werden denselben Weg gehen, auf welchem sie gekommen sind, denn einen andern kennen sie nicht. Wir können sie also gar nicht verfehlen. Am besten ist es, wenn wir sie am Ende des Gebüsches erwarten, wo das freie Feld beginnt.«

»Gut so!« stimmte Bybar bei, dessen Stimme man anhörte, daß ihm der Mund und die Nase verwundet waren. »Wir sind vier, und sie sind vier. Jeder nimmt also einen. Nehmt ihr die Träger und den Kleinen; mir aber gebührt der Effendi. Er hat mir das Gesicht zerschlagen, und so muß ich ihn haben.«

»Er wird in der Sänfte sitzen, denn er kann nicht gehen. Wie kommst du also an ihn? Bevor du die Türe öffnest, hast du die Kugel seiner Pistole schon im Leibe.«

»Meinst du, daß ich mich so lange bei der Sänfte aufhalte? Das Häuschen besteht aus lauter dünnen Holzstäben. Ich mache rasche Arbeit, schlage mit meinem Czakan gleich die Sänfte in Trümmer, und dieser Hieb trifft den Kerl sicherlich so, daß er keines zweiten bedarf.«

»Und wenn es nicht gelingt?«

»Es muß gelingen, es muß!«

»Denke an das Geschehene! Überall und jedesmal haben wir gedacht, daß es gelingen muß, und doch sind diese Schützlinge des Scheïtan stets glücklich davongekommen. Man muß stets an alles denken. Wir können gestört werden; was dann?«

»Hm! Wenn man wüßte, wann sie von Sbiganzzy aufbrechen!«

»Jedenfalls morgen. Sie werden meinen, daß wir Eile haben, und uns folgen.«

»Nun, dann führen wir den Plan aus, von welchem ich schon am Nachmittag sprach: wir schicken ihnen unsern Suef auf den Hals, der sie uns an das Messer liefert. Er ist der schlaueste Bursche, den ich kenne, und kennt die Gegend zwischen hier

und Prisrendi so genau, wie ich meine Tasche. Ihm können wir die Sache überlassen.«

»So schlage ich vor, jetzt aufzubrechen. Wir wissen nicht, wann die Kerle die Hütte verlassen. Es wäre verdrießlich, wenn sie eher fortgingen, als wir.«

Länger konnte ich nicht warten und kroch rückwärts bis an den Felsen zurück, von wo ich weiter nach der Hütte hin schlich. Doch blieb ich in angemessener Entfernung versteckt, um mich genau zu überzeugen, daß sie auch wirklich aufbrachen.

Nur wenige Schritte kroch ich noch, dann aber erhob ich mich und ging, mich mit der Hand am Felsen haltend, humpelnd weiter. Das Zusammenbiegen des linken Beines war doch zu anstrengend gewesen. So aber konnte ich mit dem rechten Fuß allein weiter kommen. Ich verzichtete darauf, die Stimme des Frosches nachzuahmen, denn bald befand ich mich wieder in dem Schein des Feuers, und da ich aufrecht stand, sahen mich die Gefährten.

»Kommt herab!« sagte ich.

Sie ließen sich nieder, und nun war ich so ermüdet, daß ich mich setzen mußte.

»Wir wollen die beiden Burschen untersuchen,« meinte der Hadschi. »Vielleicht haben sie etwas Nützliches in den Taschen.«

»Dem Fleischer laßt ihr alles,« gebot ich. »Er gehört uns nicht. Mit ihm mag der Kiaja tun, was ihm beliebt. Aber was der Mübarek bei sich trägt, das nehmen wir.«

Er hatte ein Messer und ein Paar alte Pistolen bei sich. Sein Gewehr lag auf dem Hüttendach; wir brauchten es nicht. Aber zwei Beutel – zwei große, volle Beutel – zog ihm der Kleine aus den Taschen.

»Hamdulillah!« rief er aus. »Hier stecken die Kalifen und Gelehrten des Kuran! Sihdi, da ist auch Gold, Gold, Gold!«

»Ja, wer dem Kodscha Bascha eine solche Summe für die Freilassung geben kann, der muß Gold haben. Wir können es ihm nehmen, ohne befürchten zu müssen, ein Unrecht zu begehen.«

»Natürlich nehmen wir es!«

»Aber für wen? Teilen wir, Halef?«

»Effendi, willst du mir eine Schande antun? Hältst du deinen Halef für einen Dieb? Ich nehme es ihm für die Armen ab. Denke, wie glücklich die Nebatja gewesen ist und wie froh der Wirt des Weilers und der Korbflechter waren! Mit diesem Gold können wir viele Sorgen lindern und uns den Himmel Allahs öffnen.«

»Das hatte ich von dir erwartet!«

»So stecke das Gold ein!«

»Nein, behalte du es. Du sollst unser Schatzmeister der Almosen sein, lieber Halef.«

»So danke ich dir! Ich werde meines Amtes treu und ehrlich walten. Wir wollen zählen.«

»Zum Zählen gibt es jetzt keine Zeit; wir müssen fort. Jetzt schafft diese beiden Menschen in die Hütte. Der tote Gefängniswärter liegt auch bereits darin.«

»So hast du auch ihn erschossen?«

»Nein, nur verwundet, und Barud el Amasat hat ihn dann mit dem Kolben erschlagen, weil er ihm unbequem geworden ist.«

»Ein solcher Schurke! Ah, wenn ich ihn unter die Hände bekomme! – Faßt an, ihr beiden! Erst tragen wir den Effendi hinein.«

Als sie mich in der Hütte niedergesetzt hatten und sich entfernten, um die Leiche des Fleischers und den Mübarek zu holen, hörte ich ein gräßliches Stöhnen. Der Wärter war also noch nicht tot. Halef mußte, als er zurückkehrte, einen Feuerbrand holen, bei dessen Schein wir die Laterne des Alten sahen, welche auf der Bank stand und angezündet ward.

Nun konnten wir den Stöhnenden genau betrachten. Er sah schrecklich aus. Meine Kugel hatte ihm den Oberschenkel zerschmettert, und infolge des Kolbenschlages klaffte die Hirnschale. Er war rettungslos verloren und blickte uns mit stieren Augen an.

»Hier hast du meinen Fez, Halef; hole Wasser herbei!«

Diese Kopfbedeckungen sind so dicht gearbeitet, daß sie

das Wasser halten. Wir gaben dem Sterbenden etwas Wasser in den Mund und gossen ihm solches wiederholt auf den Kopf. Dies schien ihm wohlzutun. Seine Augen wurden klarer. Er betrachtete uns mit Blicken, denen man es ansah, daß er zu denken begann.

»Kennst du uns?« fragte ich.

Er nickte.

»Du wirst in wenigen Minuten vor dem ewigen Richter stehen. Weißt du, wer dir den Schädel zertrümmert hat?«

»Barud el Amasat,« flüsterte er.

»Dem du Wohltat zu erweisen glaubtest. Du bist ein Verführer, und Allah wird dir verzeihen, wenn du mit reuiger Seele aus dem Leben scheidest. Sage mir: ist der alte Mübarek der Schut?«

»Nein.«

»Wer ist denn der Schut?«

»Ich weiß es nicht.«

»Weißt du auch nicht, wo er ist?«

»Sie wollen ihn in Karanorman-Khan treffen.«

»Und wo liegt dieser Ort?«

»Im Schar Dagh, nicht weit von einem Dorf, welches Weicza heißt.«

»Hinter Kakandelen?«

Er nickte wieder, denn er konnte nicht mehr sprechen. Seine Antworten hatte er nur abgebrochen und so leise gegeben, daß ich mein Ohr seinem Munde nähern mußte, um ihn zu verstehen.

»Sihdi, er stirbt!« sagte Halef mitleidig.

»Hole Wasser!«

Er ging; aber seine Hilfeleistung war nicht mehr nötig. Der Mann starb uns unter den Händen, ohne noch ein Wort zu sagen.

»Wir schaffen die Leichen und auch den Mübarek in die Höhle hinein,« sagte ich. »Der Kiaja mag sie holen.«

»Herr, der Alte hat die Augen auf. Er ist wieder bei sich,« erklärte Osko, indem er dem Mübarek mit der Laterne in das Gesicht leuchtete.

Sofort bückte sich Halef, um sich zu überzeugen, ob es wahr sei. Der alte Sünder hatte wirklich die Besinnung wieder erlangt. Er hütete sich zwar, zu sprechen, aber seine Blicke bewiesen sein Bewußtsein. Es blitzte eine Wut aus ihnen, wie ich sie noch niemals in irgend einem Auge gesehen hatte.

»Lebst du noch, altes Skelett?« fragte ihn Halef. »Es wäre auch jammerschade, wenn die Kugel dich zu Tod getroffen hätte; denn so ein Ende hast du nicht verdient. Du sollst qualvoll sterben, damit du einen Vorgeschmack der Freuden bekommst, welche dich in der Hölle erwarten.«

»Hund!« zischte der alte Bösewicht.

»Scheusal! Verhungern sollten wir und verschmachten? Meinst denn du, Dummkopf, daß du solche berühmte und glorreiche Helden festhalten könntest? Wir dringen durch Stein und springen durch Eisen und Erz. Du aber sollst in deiner eigenen Falle vergebens nach Hilfe und Labsal schreien.«

Selbstverständlich war dies nur eine Drohung. Er wurde in die Höhle geschafft und zwischen die Leichen gelegt. Ein wenig Todesangst konnte dem Unhold gar nicht schaden.

Als ich nun die Sänfte genauer betrachtete, ergab es sich, daß das Häuschen abgenommen werden konnte. Ich ließ es entfernen, denn dadurch bekam ich unterwegs freie Bewegung der Arme. Jetzt nahm ich die Büchse und den Stutzen auf, und wir traten, indem ich getragen wurde, den Rückweg an, nachdem wir das Feuer ausgelöscht hatten.

Dem Mübarek hatten wir vorher den Strick gelöst. Er konnte also aufstehen und auf und ab gehen. Die eisenbeschlagene Türe aber war mit dem großen Riegel versperrt worden. Wir ließen ihn bei der Furcht, daß er hier stecken bleiben müsse, ohne Hilfe zu finden.

Des Nachts ist im Wald, wenn es keine gebahnten Wege gibt, nicht gut wandern, zumal mit einer Sänfte. Dennoch blieben wir in der ordentlichen Richtung. Die Gefährten traten so leise wie möglich auf. Halef hielt seine Pistolen und ich die Revolver schußbereit – für alle Fälle.

Als der Wald hinter uns lag, bogen wir rechts ab, nach den Wiesen der Sletowska zu, wo es freies Terrain gab. Es war dies

ein Umweg, auf welchem wir dem Kampf entgingen, der uns, wenn auch nicht den Tod, doch Wunden bringen konnte.

Wir langten glücklich in unserm Gasthof an, wo ich durch die vordere Stube, in welcher mehrere Gäste saßen, nach dem ›guten Zimmer‹ getragen wurde.

Da saß der Wirt. Als er uns erblickte, sprang er von seinem Sitz auf.

»Du, Herr?« rief er aus. »Du bist ja fort!«

»Wohin denn?«

»Nach Karatowa.«

»Wer sagte das?«

»Der Fleischer.«

»So ist er also dagewesen?«

»Ja, und er verlangte deine Pferde und war sehr ergrimmt, als ich ihm erklärte, daß ich sie ihm nicht geben könne, weil du die Vollmacht wieder zurückgezogen hättest. Er aber drohte mir mit deinem Zorn. Du müßtest nach Karatowa getragen werden und bei deiner Ankunft die Pferde dort finden.«

»Hatte ich es doch gehant! Er wollte mich um meinen Rap-
pen betrügen, und nicht nur um das Pferd, sondern auch um
das Leben.«

»Um das Leben, sagst du?«

»Ja, wir haben dir viel zu erzählen. Der Fleischer ist tot.«

»Ist ihm ein Unglück passiert?«

»Ja, wenn du es nämlich ein Unglück nennst, daß ich ihn er-
schossen habe.«

»Erschossen!« rief er erschrocken. »Du? Freilich ist das ein
Unglück, und zwar für ihn, für seine Familie und auch für
dich.«

»Inwiefern für mich?«

»Hast du es mit Absicht getan?«

»Nun, erschießen wollte ich ihn nicht, aber treffen sollte ihn
meine Kugel.«

»So hast du also mit Vorbedacht geschossen, und ich muß
dich als Mörder festnehmen.«

»Dagegen protestiere ich ernstlich.«

»Das wird dir nicht viel helfen!«

»O doch, denn ich muß dir dabei erzählen, wie es gekommen ist. Und selbst, wenn ich ihn aus freier Hand und ohne zwingenden Grund getötet hätte, so würde ich mich nicht so ohne weiteres festnehmen lassen. Hast du nicht am Nachmittag zugestanden, daß die Aladschy allbekannte Räuber und Mörder sind?«

»Ja, denn das weiß doch jedermann.«

»Und dennoch hast du Bybar nicht festgehalten, als er sich in deinen Händen befand! Mich aber, einen Mann, von dessen Vergangenheit du nicht das mindeste Ungesetzliche kennst, willst du ergreifen lassen? Wie stimmt das zusammen?«

»Herr, es ist meine Pflicht,« antwortete er verlegen.

»Ja, ich weiß wohl. Den Aladschy ließest du laufen, weil du die Rache seines Bruders und seiner Sippe und auch seine eigene Gewalttätigkeit zu fürchten hattest. Von mir aber denkst du, daß ich mich ohne Widerstand füge und auch als Fremder niemand habe, der dich mit dem Gewehr darüber zur Rede stellt.«

»Oho!« rief Halef. »Wer meinen Effendi anrührt, dem jage ich sofort eine Kugel durch den Kopf! Ich bin Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah und pflege stets mein Wort zu halten. Nun versuche es einmal, deine Hand an ihn zu legen!«

So klein er war, seine Haltung war eine überaus energische und bedrohliche. Man sah es ihm an, daß er bereit war, sein Wort zur Wahrheit zu machen. Der Wirt und Kiaja des Dorfes bekam sichtlich Respekt vor ihm.

»Ich danke dir, Halef,« sagte ich. »Hoffentlich bedarf es deines Einschreitens gar nicht. Dieser gute Kiaja wird einsehen, daß ich zur Tötung des Fleischers gezwungen wurde.«

Und zu dem Wirt gewendet, fuhr ich fort:

»Hast du mir nicht gesagt, daß der Fleischer ein Skipetar sei?«

»Ja. Er ist sogar ein Miridit.«

»So stammt er gar nicht von hier?«

»Nein. Sein Vater kam, als er nach Sbiganz y zog, aus Oroschi, dem Hauptort der Miriditen.«

»Nun, was geht dich dann sein Tod an? Stehen die Miriditen unter den Gesetzen des Padischah?«

»Nein, sie sind freie Arnauten.«

»Weißt du auch, daß sie nur unter sich richten, und zwar nach den alten Gesetzen Lek Dukadschinits?«

»Das weiß ich freilich.«

»So hast du dich um den Tod des Fleischers gar nicht zu bekümmern. Ich habe ihn getötet, ob mit Recht oder Unrecht, das ist bei diesen Leuten freilich sehr gleichgültig; ich bin dem Gesetz der Blutrache verfallen, und die Verwandten des Toten müssen dieselbe an mir ausüben. Du aber hast mit der Sache gar nichts zu tun.«

»Ah!« holte er tief Atem. »Das ist mir außerordentlich lieb!«

»So sind wir also einig. Aber es gibt noch einen andern Toten.«

»Wer ist das?«

»Ein Gefängniswärter aus Edreneh, welcher einen Gefangenen befreit hat und mit ihm geflohen ist. Dieser hat ihn erschlagen. Bei diesen beiden Toten wirst du auch den alten Mübarek finden, dem ich mit einer Kugel den Ellbogen zerschmettert habe.«

»Auch ihn? Herr, du bist doch ein ganz entsetzlicher Mensch!«

»Ich bin im Gegenteil ein sehr guter Mensch; aber wie hier die Sache liegt, konnte ich gar nicht anders handeln.«

»Wie ist es denn gekommen?«

»Setze dich zu uns; ich muß es dir erzählen.«

Er nahm Platz, und ich begann meinen Bericht. Wir hatten Zeit. Darum war ich so ausführlich wie möglich. Ich erzählte ihm auch, warum wir Barud el Amasat verfolgten. Er gewann also einen klaren Einblick in unsere Absichten, und das erleichterte ihm die Erkenntnis, mit welchen Schurken wir es zu tun hatten. Als ich endlich schwieg, saß er ganz bestürzt da.

»Sollte man so etwas für möglich halten!« sagte er. »Ihr seid ja Leute wie die Gepanzerten des Kalifen Harun al Raschid, die

im ganzen Reich umherritten, um die Bösen zu bestrafen und die Guten zu belohnen.«

»O, wir sind keineswegs so hohe und herrliche Leute. Diejenigen, von denen ich dir erzählte, haben unseren Freunden oder auch uns selbst Übles zugefügt; sie haben jetzt noch gewisse Verbrechen vor, und wir folgen ihnen, um dieselben zu verhindern. Was wirst du nun tun?«

Er kratzte sich mit beiden Händen am Kopf und antwortete endlich:

»Gib mir einen guten Rat.«

»Du bist Beamter und mußt ganz genau wissen, was deine Pflicht dir vorschreibt. Meines Rates bedarfst du nicht.«

»Ich wüßte, was ich tun würde, wenn du nicht eine große Dummheit begangen hättest. Warum hast du den alten Mübarek nur in den Ellbogen geschossen? Konntest du denn nicht nach seinem Kopfe oder seiner Brust zielen? Da wäre er aus der Welt gewesen.«

»Das sagst du, du als Kiaja!«

»Nein, der Kiaja spricht jetzt nicht zu dir. Wäre der Alte auch tot, so ließe ich die Drei begraben, und es würde kein Wort weiter gesprochen. Nun aber muß ich mich des Alten bemächtigen und ihn dem Gericht überliefern. Das ist ein böser Fall.«

»Ich sehe gar nichts Böses dabei. Du wirst dich sogar verdienstlich machen. Er ist aus dem Gefängnis zu Ostromdscha entsprungen. Du ergreifst ihn und schickst ihn nach Uskub, dann bist du fertig.«

»Ich muß aber auch dahin kommen, um Bericht zu erstatten. Und ihr müßt auch mit – als Zeugen oder Ankläger.«

»Das tun wir gern.«

»Ja, ihr verlaßt dann diese Gegend; mich aber werden die Freunde des Alten kalt machen.«

»So wird es dir vielleicht warm dabei, und das ist auch nicht übel.«

»Spotte nur! Du weißt nicht, wie schlimm es mir ergehen kann. Wie gesagt, hättest du den Halunken erschossen, so wäre ich all der Plage und Verantwortung los. Denn wenn du als

Zeuge in Uskub verweilen muß, so wirst du diesen Ort wohl gar nicht lebendig verlassen, sondern der Blutrache verfallen.«

»Hat der Fleischer mannbare Verwandte hier?«

»Ja, einen Bruder.«

»Weißt du nicht, ob er heute daheim ist?«

»Er ist da, denn mein Knecht hat meine Botschaft an ihn und nicht an Tschurak selbst ausgerichtet.«

»Hm! Das ist freilich bedenklich. Wenn er wie sein Bruder ist, so habe ich mich vor ihm zu hüten.«

»Er ist zum mindesten so. Ich habe ihn nicht für so brav wie Tschurak selbst gehalten. Da nun derselbe dennoch ein Schurke war, so wird sein Bruder wohl ein noch größerer sein. Du bist deines Lebens nicht sicher, so lange du dich hier befindest. Darum will ich dir einen sehr guten Rat erteilen: steig ohne Verzug in den Sattel und reitet nach Karatowa. Ich gebe euch einen guten Führer mit.«

»Dorthin wollen wir gar nicht.«

»Der Fleischer sagte es doch!«

»Das war eine Lüge. Wir wollen von hier nach Uskub, und das paßt also sehr gut, denn wir werden deine wehrhafte Bedeckung bilden, wenn du den alten Mübarek dorthin transportierst.«

»Gott behüte mich! Man wird uns unterwegs totschießen!«

»Da müßten wir die Sache sehr dumm anfangen.«

»Ich höre, daß du keinen Begriff von den hiesigen Verhältnissen hast. Du schwebst mit deinen Freunden hier fortwährend in Lebensgefahr, und kein Haar eures Hauptes ist mehr sicher. Reitet lieber fort! Das ist wirklich das allerbeste für euch.«

»Und auch das allerbeste für dich! Nicht wahr?«

Diese Frage machte ihn äußerst verlegen. Er hatte so dringlich zu mir geredet, wie nur die Sorge um sich selbst sprechen konnte. Der Mann war ganz brav; aber als Sohn seines Landes hatte er allerdings mit der Unsicherheit der dortigen Rechtsverhältnisse zu rechnen.

»Inwiefern für mich?« fragte er.

»Du würdest, wenn wir fort wären, den alten Mübarek einfach laufen lassen; dann hättest du keine Rache zu fürchten, sondern seinen Dank zu erwarten.«

Er errötete: ich hatte das Richtige getroffen. Dennoch sagte er:

»Denke das ja nicht von mir! Ich werde sehr streng nach meiner Pflicht verfahren; aber es liegt mir daran, euch in Sicherheit zu wissen.«

»Um diese brauchst du dich nicht zu sorgen. Wir haben dir bereits bewiesen, daß wir keiner fremden Hilfe bedürfen. Eigentlich hätte ich mich heute an dich um Schutz gegen unsere Feinde wenden sollen; ich habe es nicht getan, um dich nicht zu belästigen, und weil ich wußte, daß wir uns selbst genügen. So werden wir auch fernerhin weder eines Rates noch einer Unterstützung bedürfen. Bist doch du es eigentlich, dem wir es zu verdanken haben, daß wir in eine solche Gefahr kamen.«

»Wieso denn?« fragte er.

»Weil du uns versichert hast, daß kein Fremder bei dem Fleischer angekommen sein könne, und doch sind sie bereits vor uns hier gewesen.«

»Das wußte ich nicht, denn in das Dorf sind sie nicht gekommen. Tschurak wird sie draußen getroffen haben. Ich sagte dir doch, daß er zu Pferd nach Hause gekommen sei. Jedenfalls ist er ihnen da begegnet und hat sich mit ihnen verabredet.«

»Das ist wahrscheinlich. Also, ich verlasse Sbiganzý heute nicht und werde bei dir schlafen. Was gedenkst du nun mit den Dreien zu tun, welche wir in der Hütte eingeschlossen haben?«

Wieder kratzte er sich hinter den Ohren.

»Herr, laß mich mit dieser Geschichte in Ruhe!«

»Leider kann ich es nicht. Sie dürfen doch nicht draußen stecken bleiben. Ich verlange, daß du dich noch am Abend des alten Mübarek bemächtigest. Die beiden Leichen mögen meinetwegen liegen bleiben.«

»Aber was soll ich mit ihm anfangen?«

»Ihn hier einsperren, bis wir ihn morgen nach Uskub transportieren.«

»Alle guten Geister! Die Aladschy stürmen mir das Haus!«

»Wir helfen dir, es zu verteidigen.«

»Später trifft mich ihre Rache!«

»Welch eine Feigheit!«

»Ja, ihr braucht euch freilich nicht zu sorgen. Ihr reitet fort und kommt nie wieder. Über mich aber bricht dann das Gewitter herein.«

»Die Aladschy können dir nichts zu leid tun, denn wir liefern sie morgen gleichfalls nach Uskub ab, und Manach el Barscha und Hamd el Amasat dazu.«

»Hast du sie denn?«

»Nein, aber wir holen sie uns jetzt gleich.«

»Und wie?«

»Mit den Bewohnern von Sbiganzzy, welche wir jetzt aufbieten, um gegen sie auszuführen.«

»Die werden sich bedanken!«

»Sie müssen! Hast du nicht gelesen, daß ich ein Schützling des Großherrs bin?«

»Ja, leider bist du es.«

»So hast du meiner Forderung zu gehorchen. Weigerst du dich dessen, so werde ich in Uskub Beschwerde gegen dich erheben.«

»Herr, willst du mich unglücklich machen?«

»Nein, ich will dich nur veranlassen, deine Pflicht zu erfüllen. Diese vier Räuber stehen draußen am Rande des Gebäudes. Nichts ist leichter, als sie einzuschließen und gefangen zu nehmen.«

»O, da irrst du dich. Sie werden sich sehr dagegen wehren.«

»Was schadet das?«

Er machte so große, starre Augen, daß Halef laut auflachte.

»Was das schade, fragst du? Etwa nichts?« rief der Kiaja.
»Wenn sie uns totschießen, das soll nichts schaden? Ich bin im Gegenteil der Ansicht, daß es gar keinen größeren Schaden geben kann, als das Leben zu verlieren.«

»Das denke ich so ziemlich auch. Aber ihr müßt es eben so anfangen, daß sie gar nicht dazu kommen, sich zu verteidigen.«

»Wie sollen wir das anfangen?«

»Das werde ich den Leuten sagen, wenn sie hier versammelt sind.«

»O, keiner wird kommen, wenn ich sagen lasse, um was es sich handelt.«

»Das darfst du eben nicht. Du gibst doch zu, daß du nach dem Gesetz das Recht und auch die Pflicht hast, in einem solchen Fall die Hilfe der ganzen streitbaren Einwohnerschaft anzurufen?«

»Ja, das Recht habe ich.«

»Und sie müssen dir gehorchen?«

»Unbedingt.«

»Nun, so rufst du sie jetzt auf mit dem Befehl, sie sollen sich schleunigst hier in deiner vorderen Stube mit ihren Waffen einfinden. Wenn sie alle versammelt sind, werde ich ihnen selbst sagen, was wir von ihnen verlangen. Ich werde so zu ihnen reden, daß sie stolz darauf sein werden, gegen diese Missetäter auszu ziehen.«

»Das glaube ich nicht.«

»Gewiß.«

Er äußerte noch eine Menge Bedenken, aber ich blieb bei meinem Verlangen, so daß er endlich sagte:

»Nun, da du so streng befehlst, werde ich meinen Polizeiwächter holen und in deiner Gegenwart instruieren.«

Als er sich entfernt hatte, sagte Halef:

»Ich begreife dich nicht, Sihdi. Denkst du denn wirklich, daß diese lieben Untertanen des Sultans nur eine Fliege fangen werden?«

»Nein; ich will uns nur einen Spaß machen. Ich reise doch, um Länder und Völker kennen zu lernen. Ich möchte einmal die Bewohner eines hiesigen Ortes beisammen sehen, um zu beobachten, wie sie sich unterhalten und belustigen. Wir haben uns heute in Gefahr befunden und dürfen uns nun eine frohe Stunde gewähren.«

Die Gefährten stimmten bei: sie waren neugierig auf den bewaffneten Landsturm, welcher sich einfinden sollte.

Nach einiger Zeit kam der Wirt zurück und brachte den Po-

lizeiwächter mit. Dieser machte einen nicht sehr imponierenden Eindruck. Zwar war sein Gesicht ungeheuer bärtig, aber das übrige harmonierte nicht damit. Er sah recht hungerleidend aus, und sein Anzug bestand nur aus einer bis zum Knie reichenden Hose und einer alten, zerrissenen, vorn zugeheftelten Jacke. Seine Unterschenkel waren unbekleidet. Um den Kopf hatte er ein Baumwollentuch gewickelt von der Sorte, wie sie bei uns auf Jahrmärkten um zwei Mark das Dutzend verschleudert werden. In der Hand aber hielt er einen Olivenstock von der Dicke eines Kinderbeines. Anstatt des Griffes war derselbe mit einer Sichel versehen – wozu? Als Waffe? Dann war sie freilich ein höchst gefährliches Ding.

»Herr, hier ist mein Polizeiwächter,« sagte der Kiaja. »Willst du ihn selbst instruieren?«

»Nein, tue du es! Du bist der Vorgesetzte und hast diese Befehle zu erteilen.«

Er gab dem Diener den Auftrag so, wie es in meiner Meinung lag. Dann fragte ich nach seinem Biervorrat.

»Ich habe erst gestern einen neuen Vorrat gekocht,« antwortete er. »Du könntest mit deinen Gefährten eine ganze Woche davon trinken.«

»Verkauft du es mir?«

»Ja. Aber wozu könntest du so viel brauchen?«

»Dein Polizeiwächter mag den Männern sagen, daß sie alles vorhandene Arpa suju und auch noch Raki erhalten, wenn sie das richtig tun, was von ihnen verlangt wird.«

Da erhob der Polizeiwächter seinen Stock wie zum Schwur empor und sagte:

»Effendi, deine Güte ist groß; aber bei Allah und dem Propheten, wir werden fechten und streiten, als ob wir gegen die Ungläubigen zu Felde zögen!«

»So weißt du, um was es sich handelt?«

»Ja, der Kiaja, mein Herr und Gebieter, hat mich des Vertrauens gewürdigt, es mir zu sagen.«

»Aber du wirst nicht davon sprechen?«

»Kein Wort! Mein Mund wird sein ein Buch mit sieben Siegeln, in welchem nicht geblättert werden kann, und wie eine

eiserne Truhe, zu welcher der Schlüssel abhanden gekommen ist.«

»Das rate ich dir auch an. Und nun beeile dich!«

»Ich werde fliegen, wie der Gedanke des Gehirns, welcher in einer Sekunde um die Erde läuft!«

Er wendete sich um und schritt würdevoll und gemessenen Schrittes zur Türe hinaus.

»Das ist noch niemals dagewesen,« sagte der Wirt. »Kein Mensch wird allen Männern des Dorfes zu trinken geben, ein Fremder aber gar nicht. Herr, man wird euch rühmen lange Jahre hindurch und eurer Namen gedenken lebenslang!«

»Wie viel wird das Bier kosten?«

»Fünzig Piaster.«

Das waren zehn Mark.

»Und wie viele Männer werden kommen?«

»Vielleicht gegen zwanzig.«

»Und was kostet hier ein fetter Hammel?«

»O, der ist hier weit billiger als in Stambul oder Edreneh, woher du kommst. Du hast nur fünfzehn Piaster zu zahlen.«

»So kannst du den Leuten sagen, daß sie sich, wenn sie tapfer sind, zwei Hämmel draußen in deinem Hof am Spieße braten dürfen.«

»Herr, du rufest den Segen des Dorfes auf dein Haupt herab! Die Leute werden – –«

»Schon gut!« unterbrach ich ihn. »Du selbst hast fette Hämmel; so suche zwei aus, und Sorge dafür, daß auch wir eine tüchtige Abendmahlzeit erhalten.«

»Du sollst mit mir zufrieden sein. Ich werde für euch sorgen, als ob der Kalif selbst bei mir zu Gast sei!«

Er eilte hinaus.

»Jetzt hat er gute Laune!« lachte Osko.

»Ja, aber dieser Frohsinn gefällt mir nicht. Er scheint nicht im mindesten mehr um das Leben und um das Wohl seiner streitbaren Männer besorgt zu sein. Das kommt mir verdächtig vor. Er wird irgend eine Vorkehrung getroffen haben, welche ihm Sicherheit gewährt, daß ihnen nichts geschehen kann.«

»Er wird uns doch keinen Schaden machen!«

»Das ist unmöglich. Er vertreibt unsere Feinde. Das ist das Einzige, was er fertig bringen wird.«

Es dauerte lange, sehr lange, bis der erste der streitbaren Helden anlangte. Als dieser endlich ankam, machte der Wirt die Türe zu der Vorderstube auf und meldete:

»Effendi, sie beginnen bereits zu kommen. Soll ich schon Arpa suju geben?«

»Nein. Erst mögen sie zeigen, daß sie tapfer sind.«

Nach und nach kamen noch Andere. Jeder trat an die Verbindungstüre, welche offen war, machte uns eine Verneigung und betrachtete uns mit neugierigem Blick.

Aber in diesen Blicken spiegelte sich noch etwas Anderes als bloße Neugierde oder die Freude über den Schmaus, der ihrer wartete. Es waren so pfißige Augen! Diese Leute hatten irgend ein Geheimnis, welches ihnen Vergnügen machte. Bewaffnet waren sie alle: mit Flinten, Pistolen, Säbeln, Beilen, Messern, Sichern und sonstigen Werkzeugen.

Später hörten wir ein lautes Hallo dieser Kriegerschar. Wir sahen den Polizeiwächter eintreten und hinter ihm mehrere Männer. Auch sie waren bewaffnet, doch trug jeder außerdem noch ein musikalisches Instrument bei sich.

Er kam stramm und in würdevoller Haltung zu uns hereingeschritten; die Anderen folgten ihm.

»Herr,« meldete er, »die Krieger sind versammelt und harren eurer Befehle.«

»Gut! Was bringst du denn da für Leute?«

»Das sind die Tschalgydschylar {Musikanten}, welche erst die Tschenk makami {Kriegsmusik} und dann die Makam er raks en nagmah {Musik des Tanzes und des Gesanges} machen werden. Dadurch werden die Truppen zur höchsten Tapferkeit begeistert werden.«

»Ah, ihr wollt mit Musik gegen die Feinde ziehen?«

»Natürlich! Es ist das so Gebrauch in jedem Heer. Beim Sturm wird trompetet.«

Das war wunderbar lustig. Die vier Räuber sollten still umzingelt und gefangen werden, und dieser Wächter der Polizei wollte mit Musik gegen sie ziehen. Da er aber vom Sturm, von

Kriegsmusik sprach, mußte er den Kriegern bereits gesagt haben, um was es sich handle. Er hatte also mein Gebot übertreten, doch sagte ich jetzt nichts dazu. Er ließ mich auch gar nicht zu Wort kommen, denn er faßte den einen, der ein trommelähnliches Ding vorgeschnallt und zwei Stöcke in den Händen hatte, bei der Brust, schwenkte ihn vor mich hin und erklärte:

»Dieser schlägt die Dawul {Trommel}. Er ist Meister dieses Instrumentes.«

Ihn fortschiebend, zog er einen Zweiten herbei, welcher einen Reifen trug, über welchen ein Fell gespannt war.

»Dieser klappert den Dawuldschuk {Tamburin}, und dieser bläst die Düdük {Flöte}.«

Bei diesen Worten stieß er Einen, der eine lange Holzpfeife hatte, an die Stelle des Vorigen, schleuderte aber auch diesen wieder zur Seite und raffte zwei Andere herbei, welche sich mit Saiteninstrumenten zu befassen schienen.

»Dieser pimpelt die Kytara {Gitarre}, und dieser sägt die Keman {Geige},« erläuterte er uns. »Aber nun kommt die Hauptsache, Effendi. Hier der Letzte hat das eigentliche Instrument des Krieges. Er ist der Held der Töne, denn er macht den Takt und bläst die Feinde um, wenn er will. Er pfeift die Zurna {Posaune}, der niemand widerstehen kann. Du wirst mit unserer Musik außerordentlich zufrieden sein.«

Ich zweifelte sehr daran. Die sogenannte Gitarre, welcher sich der Eine befleißigte, bestand aus einem Brettstück, an welches ein Hals geleimt war. Zwei Saiten hätten sich im Abendwind geschwungen, wenn er hier in der Stube geweht hätte.

Die Violine bestand aus einem Hals, an welchem eine kropfähnliche Anschwellung befestigt war. Über den Steg derselben liefen drei Saiten, so dick, daß sie ein Violonbassst hätte benutzen können. Der Bogen bestand aus einer krummen Rute, an welche eine starke Schnur gespannt war. Ein großes Stück Pech, welches der Mann in der Hand hielt, war wohl anstatt des Kolophoniums bestimmt, dieser Schnur die nötige Rauheit zu geben.

Und nun erst die Posaune! Ja, es war eine wirkliche, leib-

haftige Zugposaune. Woher der Mann sie nur haben mochte? Aber wie sah sie aus! Sie war so voller Schrullen, Drücke und Kniffe, als ob Simson sie benutzt hätte, die etlichen hundert Philister zu erschlagen. Ihre ursprüngliche Gestalt hatte sich im Laufe der Zeit verändert. Sie schien es für geboten gehalten zu haben, sich mehr und mehr einer sehr unregelmäßigen Spirallinie zu nähern, und als ich daher dem Posaunisten das kapriziöse Ding aus der Hand nahm, um zu versuchen, ob es ausgezogen werden könne, fand ich, daß ihre jetzige Gestalt sich dagegen sträubte und daß sie außerdem vollständig eingerostet war.

Ihr glücklicher Besitzer schien dem Ausdruck meines Gesichtes zu entnehmen, daß die Posaune nicht mein völliges Vertrauen besitze, denn er beeilte sich, mir zu versichern:

»Herr, habe keine Sorge! Diese Posaune tut ihre Schuldigkeit.«

»Ich will es hoffen.«

»Da du zu dem Arpa suju noch einen Raki gibst, so schlage ich mit dieser meiner Posaune alle beiden Aladschy tot!«

»Esel!« raunte ihm der Polizeiwächter zu. »Ihr dürft das noch gar nicht wissen!«

»Ah so!« meinte der Heldenposaunist. »Da nehme ich meine Worte zurück!«

»Sie sind nun heraus,« lachte ich. »Also ihr wißt es bereits, um was es sich handelt?«

»Herr, sie ließen mir nicht Ruhe, bis ich es ihnen sagte,« entschuldigte sich der Wächter. »Ihre Tapferkeit entbrannte so schnell, daß es mein Leben gefährdet hätte, wenn ich schweigsam gewesen wäre.«

»Es ist recht, daß du dein Leben geschont hast. Nun brauche ich diesen wackeren Leuten gar nicht erst zu erklären, was von ihnen verlangt wird.«

»O, eine kleine Rede möchtest du doch tun, um sie noch mehr anzufeuern, denn dann werden sie unüberwindlich sein!«

»Die Rede werde ich halten. Nicht, Sihdi?« meinte Halef.

Da ich seine Rednergabe kannte, nickte ich ihm Gewährung zu und fragte dann:

»Wer wird die Krieger anführen?«

Der Polizist antwortete:

»Natürlich bin ich als Polizeiwächter der Muschir {Feldmarschall} dieser Heeresmacht. Ich werde sehr strategisch verfahren. Ich teile das Heer in zwei Hälften, welche vom Divisionsgeneral befehligt werden. Mit ihnen werden wir den Feind heimlich umzingeln und gefangen nehmen. Er kann gar nicht entwischen, da wir von zwei Seiten kommen.«

»Sehr gut! Und dazu macht ihr Musik?«

»Ja, denn damit jagen wir dem Feind bereits beim Nahen Schrecken ein. Wir legen dir die Missetäter gebunden vor die Füße. Aber da du nun einsehen mußt, wie tapfer und verwegen wir sein werden, so brauchst du mit den beiden Hämmeln nicht zu warten, bis wir uns siegreich nahen. Du kannst sie schon jetzt braten lassen. Ich habe einige Frauen mitgebracht, welche dies Geschäft sehr gut verstehen; sie befinden sich bereits draußen im Hof und treffen ihre Vorbereitungen. Die Stücke oberhalb des Schwanzes, welche die besten und zartesten sind, werdet ihr erhalten, denn wir wissen sehr genau, was die Höflichkeit erfordert.«

»Also auch Frauen werden da sein?«

»O, noch Andere! Schau hinaus in den Hof, so wirst du auch die Söhne und Töchter der Frauen sehen.«

»Nun, so mag der Kiaja seinem Knecht befehlen, nicht zwei, sondern vier Hämmel zu schlachten und sie den Frauen zu übergeben.«

»Herr, du fließest über vom Wohltun! Aber daß wir die Hauptsache nicht vergessen: wer bekommt die vier Felle?«

»Sie sollen unter die vier Tapfersten verteilt werden.«

»Da bin ich sicher, wenigstens eins zu erhalten. Nun aber möchte dein Gefährte seine Rede beginnen, denn der Eifer meines Kriegsvolkes wird kaum länger zu zügeln sein.«

Er zog sich mit seinen Musikanten in die vordere Stube zurück. Halef stellte sich unter die Verbindungstüre und hielt seine Rede. Diese war ein kleines rhetorisches Meisterstück.

Er war überaus freigebig mit der Bezeichnung der Zuhörer als Helden, Unüberwindliche, Vortreffliche und warf dazwischen eine Fülle von sarkastischen Brocken, welche nur wir verstanden.

Als er geendet hatte, erklang ein Ton, über den ich so erschrak, daß ich von meinem Stuhl auffuhr. Das war, als ob ein halbes Dutzend amerikanische Büffel lebendig am Spieß steckten, um gebraten zu werden, und dabei ihr Schmerzgebrüll ausstießen. Auf meine Erkundigung antwortete der Wirt:

»Das war die Posaune. Sie blies zum Aufbruch.«

Die Stube leerte sich nun. Draußen vor dem Tor erklang die Stimme des Marschalls. Er teilte sein Heer in zwei Scharen, und dann setzten sich die Helden alle in Bewegung.

Einige kräftige Donnerstöße der Posaune leiteten den Sturm marsch ein. Die Flöte tat, als ob sie einen Triller hervorbringen wollte, blieb aber stecken und verlief in ein wütendes Pfeifen. Die Trommel begann zu quirlen, dann fiel das Tamburin ein, von Geige und Gitarre aber war nichts zu hören. Ihre sanften, zarten Töne erstarben unter der Tonmacht der anderen kriegsgewohnteren Instrumente.

Nach und nach wurden die Harmonien schwächer, je weiter das Heer sich entfernte. Es klang nur noch so, wie wenn der Sturm um eine Ecke heult, und dann verging es in einem hinsterbenden Piepen, wie wenn einem Leierkasten die Luft ausgeht.

Wir überließen die Tapfern ihrem Heldentum und zogen unsere Dschibuks hervor. Draußen im Hof loderten einige Feuer, an denen die Hämmel gebraten werden sollten. Nicht ganz einen Taler das Stück. Eine solche Freigebigkeit konnte man schon einmal wagen.

Der Wirt hatte nichts zu tun. Er setzte sich zu uns, zündete sich auch eine Pfeife an und verlor sich in Vermutungen, ob einer der Vier, auf die wir es abgesehen hatten, gefangen genommen würde – oder alle Vier – oder gar Keiner.

Es lag dabei ein Zug in seinem Gesicht, der mich auf eine kleine Verstecktheit schließen ließ. Er war ein ehrlicher Mann, das glaubte ich gern; jetzt aber verbarg er uns irgend etwas,

was zu dem im schönsten Gang befindlichen Feldzug in Beziehung stand.

»Aber wenn sie nun Unglück haben,« sagte er, »was dann?«

»So bekommen wir die Halunken nicht.«

»Ich meine in betreff des Bieres.«

»Das wird doch getrunken.«

»Und die Hämmel?«

»Werden doch gespeist.«

»Du sprichst wie ein Weiser, Herr, denn wenn die Aladschy fort sind, hilft auch die größte Kühnheit nichts.«

»Der Marschall wird schon dafür sorgen, daß sie fortgehen. Seine Musik fordert sie dazu auf. Oder sollte er sie schon vorher gewarnt haben?«

»Gewarnt? Wie meinst du das?«

»Nun, er kann ja zu ihnen hinausgelaufen sein, um ihnen in aller Gemütlichkeit mitzuteilen, daß sie uns vergeblich auflaufen, weil wir uns bereits bei dir befinden.«

Er sah mich forschend an, ob ich das wohl im Ernst meine.

»Effendi, was denkst du nur!«

»Etwas, was sehr leicht möglich, ja sogar sehr wahrscheinlich ist. Und bei dieser Gelegenheit hat er ihnen auch gesagt, daß sie ein wenig beiseite gehen sollen, weil er jetzt die Tapferen zu einem Angriff gegen sie zusammenrufen müsse.«

»Das wird er doch nicht getan haben. Das wäre ganz gegen seine Pflicht.«

»Wenn es ihm aber von dir befohlen worden wäre?«

Er errötete, blickte zur Seite und antwortete in unsicherem Ton:

»So etwas traust du mir zu!«

»Du siehst mir so ungemein pfiffig aus. Die große Sorge um deine Helden ist ganz und gar verschwunden, und der erste dieser Helden kam so spät, daß ich wirklich glaube, dein Zapf hat einen kleinen Spaziergang hinaus nach den Büschen gemacht. Aber ich will dir deine Sorge für die Bewohner dieses Ortes nicht zum Vorwurf machen. Hoffentlich werden ihrer nur wenige getötet werden.«

Ich sagte das in scherzhaftem Ton. Er antwortete, halb auf denselben eingehend:

»Sie werden kämpfen, wie die Löwen. Solche Waffen wie ihr haben sie freilich nicht, aber sie wissen die ihrigen zu gebrauchen. Mit einer hiesigen Flinte könnte man nicht eine eiserne Krampe aus dem Holz schießen. Ich habe noch niemals ein solch schweres Gewehr gesehen.«

Er nahm meine Büchse von der Wand, an welcher sie lehnte, und wog sie mit den Händen.

»Wirst du nicht müde, sie zu tragen?«

»Nein, ich bin es gewöhnt.«

»Warum aber fertigt man bei euch gar so schwere Gewehre? Der Arm schmerzt ja beim Zielen.«

»Man fertigt jetzt keine solche Büchse mehr. Dieses Gewehr ist sehr alt. Es gehört zu einer Gattung, welche man Bärenöter nannte, weil man sich ihrer bei der Bärenjagd bediente. Es gibt drüben in Amerika eine Bärenart, welche ein graues Fell hat. Dieser graue Bär ist so stark, daß er einen Ochsen fort-schleppt. Keine der früheren Kugeln tötete ihn sicher, und nur aus schweren Gewehren, wie dieses hier ist, konnte man einen sicheren Schuß abgeben.«

»Hast du auch solche Bären getötet?«

»Ja. Wozu hätte ich sonst die Büchse?«

»Aber warum schleppst du sie mit dir hier herum, wo es keine Bären gibt?«

»Weil ich während meiner Reise in Gegenden kam, wo es zwar keine Bären, aber anderes starkes Wild gab. Ich habe mit ihr den Löwen und den schwarzen Panther geschossen. Übrigens gewährt sie wegen ihrer Schwere ein sicheres Ziel aus freier Hand. Und daß sie auch sonst mir gute Dienste leistet, das hast du heute erfahren.«

»Ist sie geladen?«

»Ja. Sobald ich einen Schuß abgegeben habe, lade ich sofort wieder. Das ist so Jägerart.«

»Dann will ich sie lieber aus der Hand tun. Und welche sonderbare Waffe ist das andere Gewehr?«

Ich muß bemerken, daß wir an einem Tische saßen, welcher

an dem offenen Fensterladen stand. Ich saß mit dem Gesicht und Halef mit dem Rücken gegen die Fensteröffnung. Rechts von mir saß der Wirt, links Omar, und hinter mir stand Osko, welcher sich soeben seine Pfeife gestopft hatte und von seinem Platze aufgestanden war, um sie sich an der Lampe anzuzünden. Er war hinter mir stehen geblieben, um dem Wirt zuzuschauen, welcher den Bärenötter so auf den Tisch gelegt hatte, daß er mir zufälliger- und auch glücklicherweise ganz handgerecht lag, und nun nach dem Henrystutzen griff.

Der Wirt fragte mich nach der Konstruktion desselben, und ich erklärte ihm, daß ich fünfundzwanzig Schüsse abfeuern könne, ohne zu laden. In dieser Erklärung wurde ich durch einen Ruf Oskos aufgeschreckt.

»Effendi! Um Allahs willen! Hilfe!« schrie er laut.

Ich sah mich nach ihm um. Er deutete auf das Fenster. Seine Augen waren weit geöffnet, und auf seinem Gesicht lag die Blässe des Todes. Er war ein Bild starren Schreckens.

Als ich der Richtung seines Armes folgte, sah ich mich der Mündung eines Gewehrs gegenüber. Der Lauf desselben war auf die untere Fensterkante gelegt. Der Schütze stand draußen auf der Straße und hatte das Gewehr hier aufgelegt, um ein ganz sicheres Ziel auf mich zu haben. Daß es auf mich abgesehen sei, erkannte ich sofort.

Es gibt Situationen, in denen der Geist in einem halben Augenblick Gedanken und Folgerungen bildet, zu denen er sonst Minuten braucht. Das Handeln scheint dann nur ein instinktives zu sein; aber in Wahrheit hat der Geist wirklich seine ordentlichen Schlüsse gebildet, nur daß die Assoziation der Ideen eine blitzartige gewesen ist.

Das Gewehr war so grad auf meine Stirn gerichtet, daß ich nicht den Lauf, sondern nur die Mündung wie einen Ring sehen konnte. Ein Moment des Schreckens hätte mich unbedingt dem Tode überliefert. Es mußte eben gedankenschnell gehandelt werden. Aber wie? Bog ich den Kopf rasch zur Seite und der Schuß ging los, so wurde zwar nicht ich, sondern der hinter mir stehende Osko getroffen. Um diesen zu retten, durfte ich dem Mörder sein Ziel, nämlich meinen Kopf, nicht entzie-

hen; aber ich bewegte ihn so rasch hin und her, daß das Ziel ein ganz unsicheres wurde, und ergriff den Bärentöter.

Natürlich kann das unmöglich so schnell erzählt oder gelesen werden, wie es geschah. Der im Anschlag liegende Mörder konnte nicht sehen, daß ich das Gewehr vom Tisch aufriß. Ohne es anzulegen – denn das hätte er bemerkt –, streckte ich es aus, hielt die beiden Mündungen desselben an die mich bedrohende Mündung und drückte ab, beide Schüsse hintereinander, fast zugleich.

Von Oskos Schrei bis zu diesen beiden Schüssen war eine so kurze Zeit vergangen, daß sie sich gar nicht messen läßt. Kaum war der Schrei erklingen, so krachten auch schon die zwei – oder vielmehr die drei Schüsse, denn derjenige, welcher draußen stand, hatte auch losgedrückt, glücklicherweise nicht eher, sondern vielleicht den zehnten Teil einer Sekunde später als ich.

Auf den Krach der Schüsse folgte draußen ein schriller Schrei.

Halef hatte Oskos Warnungsruf gehört und sich nach dem Fenster umgedreht, aber meine Büchse war ebenso rasch wie sein Blick gewesen. Er hatte den fremden Gewehrlauf gar nicht gesehen. Darum fuhr er jetzt vom Stuhl auf und rief:

»Was gibt es, Sihdi? Du schießest!«

»Ein Mörder, ein Mörder!« antwortete Osko, noch immer starr und mit ausgestrecktem Arm dastehend, während ich aufgesprungen war, den Bärentöter auf den Tisch warf und den Stutzen aus den Händen des Wirtes riß.

Ich konnte nicht sehen, wer draußen stand; befand sich der Schurke noch da, so war er verloren, denn nun, seitwärts vom Fenster stehend, wo ich kein grades Ziel mehr bot, feuerte ich sechs bis acht Schüsse so schnell hintereinander hinaus, daß es nur ein einziger Schuß zu sein schien.

Halef hatte sofort begriffen, um was es sich handelte.

»Schieß nicht weiter!« rief er mir zu.

Im nächsten Augenblick war er in der Fensteröffnung und wollte hinaus.

»Halef, bist du toll!« rief ich, ihn bei den Beinen fassend, um ihn zurückzuziehen.

»Ich muß hinaus!« schrie er, riß sich los und sprang auf die Straße hinab.

Ich hatte mit dem gesunden Fuße einen raschen, weiten Schritt gemacht, der mich an das Fenster brachte. Die Wand war nicht stark. Schnell schob ich erst den Stutzen und dann den Kopf mit dem linken Arm durch das Fenster. Mehr brachte ich von meinem Körper nicht hinaus. Das Fenster war zu schmal für mich. Ich sah Halef laufen, nach rechts hin, wo das breite Hoftor offen stand und der Schein der lodernden Feuer hell auf die Straße fiel.

Zu gleicher Zeit aber löste sich von der dunklen Türe des gegenüberliegenden Hauses des Fleischer eine Gestalt ab und rannte hinter Halef her.

War das ein Feind? Ich legte den Stutzen an. Da sah ich einen Menschen am Tor vorüber eilen. Er war beim Flammenschein deutlich zu erkennen.

»Manach el Barscha!« brüllte Halef hinter ihm her. Auch ich hatte ihn erkannt und sah nun Halef an dem Tore vorbeirasen. Ich zielte auf die schmale Stelle, welche erleuchtet war und an welcher nun der dritte vorüber mußte, welcher dem kleinen Hadschi folgte.

Jetzt erschien die Gestalt desselben im Licht. Er war genau so gekleidet, wie der Fleischer es gewesen war. Jetzt kam er mir vor das Visier, und ich schoß. Aber ich sah, daß ich ihn fehlte. Da ich nur den linken Arm draußen hatte, mußte ich links zielen und schießen. Nun soll mir einer des Nachts, dazu in so unbequemer, eingengter Haltung und vom Flackern der Feuer beirrt, das Gewehr an die linke Backe legen, das rechte Auge schließen und dann einen sicheren Schuß abgeben! Es war fast unmöglich.

Natürlich zog ich mich sofort wieder in die Stube herein und befahl Osko und Omar:

»Schnell nach! Durch die Stube und den Hof, rechts die Straße hinauf! Halef befindet sich zwischen zwei Gegnern.«

In diesem Augenblick fielen mehrere Schüsse. Es waren Pistolenschüsse. Die Beiden griffen nach ihren Flinten.

»Nicht die Gewehre! Da ist nur mit Messern und Pistolen zu tun. Fort, fort, schnell!«

Darauf rannten sie zur Türe hinaus. Ich konnte ihnen leider nicht folgen. In meinem hilflosen Zustand war ich zum Bleiben genötigt.

Der Wirt saß noch immer gleichsam erstarrt auf seinem Stuhl. Wie ich ihm den Stutzen aus den Händen gerissen hatte, so hielt er sie noch. Er hatte seit dem Warnungsruf Oskos noch keine Bewegung gemacht und noch kein Wort gesprochen.

»Ef-ef-ffen-fendi!« stammelte er jetzt. »Was war es denn?«

»Das hast du doch gesehen und gehört!«

»Man hat ge-ge-geschossen!«

Ich faßte ihn bei der Schulter und schüttelte ihn.

»Mann, komm doch zu dir! Du bist ja ganz steif vor Angst!«

»Galt es mir?«

»Nein, mir.«

»Ich dachte, weil – weil ich euch geholfen habe, wollten sie mich erschießen.«

»Nein, dein teures Leben war nicht bedroht, sondern das meinige. Aber mache den Laden zu; wir wollen niemand Gelegenheit geben, abermals auf uns zu zielen.«

Er wankte, als er dieser Weisung folgte. Ganz gewiß war er kein Feigling; aber die Schnelligkeit, mit welcher das alles aufeinander gefolgt war, hatte ihn ganz wirr gemacht. Nachdem er den Laden geschlossen hatte, sank er wieder auf den Stuhl, und ich zündete mir die Pfeife neuerdings an.

»Du rauchst, Effendi?« fragte er erstaunt. »Und die draußen kämpfen!«

»Kann ich ihnen helfen? Wärst du ein tüchtiger Kerl, so eiltest du ihnen nach!«

»Danke! Mich geht das nichts an.«

»So rauche auch!«

»Mir zittern noch alle Glieder. Deine alte Büchse knallte doch wie eine Kanone.«

»Ja, sie hat einen etwas kräftigen Baß, die gute Matrone. Wollen gleich wieder laden. Du hast gesehen, wie gut das ist. Wäre sie ungeladen gewesen, so stand es nicht sehr einladend um mich.«

»Du hättest ja diesen Stutzen gehabt!«

»Den hattest du in der Hand, während die Büchse mir griffgerecht lag. Übrigens weiß ich nicht, ob eine Stutzenkugel dieselbe kräftige Wirkung gehabt hätte.«

»Du hast doch auf den Mörder geschossen!«

»Nein. Ich konnte nicht das geringste von ihm sehen. Ich sah nur die Mündung seines Gewehres. Er zielte grad nach meiner Stirn. Ich konnte nichts weiter tun, als schießen, um mit meiner Kugel den auf mich gerichteten Lauf empor zu schleudern, und das ist mir gelungen.«

Draußen unter den Frauen und Kindern im Hof war eine große Unruhe ausgebrochen. Sie hatten natürlich die Schüsse auch gehört und dann die Männer laufen sehen. Alle wußten, daß die Aladschy in der Nähe waren, und befanden sich darum in höchster Aufregung.

Jetzt trat aber eine Stille ein, und nun wurde die Türe zur vorderen Stube geöffnet. Osko, Omar und Halef kamen zurück. Der Letztere sah übel aus. Seine Kleider waren beschmutzt und teilweise zerrissen, und von der Stirn lief ihm das Blut über das Gesicht.

»Du bist verwundet?« fragte ich erschrocken. »Ist's gefährlich?«

»Ich weiß es nicht. Untersuche es, Sihdi!«

»Wasser her!«

Da nicht gleich Wasser zur Hand war, tauchte ich mein Taschentuch in den Bierkrug und wischte dem wackeren Kleinen das Gesicht ab.

»Gott sei Dank! Ein ganz leichter Streifschuß,« tröstete ich. »In zwei Wochen ist die Schramme heil.«

»Das läßt sich hören!« lachte Halef. »Aber es war nicht so gemeint; es sollte mir ans Leben gehen.«

»Wer schoß nach dir? Manach el Barscha?«

»Nein, der Andere.«

»Kannstest du ihn?«

»Nein. Es war so dunkel, daß ich sein Gesicht nicht erkennen konnte, obgleich unsere Bärte einander so nahe waren, daß wir uns hätten küssen können.«

»Ich vermute, daß es der Bruder des Fleischer war.«

»Sehr möglich, denn grad wie ein Fleischer griff er zu.«

»Erzähle doch! Omar mag inzwischen das Verbandszeug aus meiner Satteltasche holen.«

»Nun, die Sache ging sehr schnell vor sich. Als ich den Kopf durch das Fenster steckte, sah ich einen Mann unter demselben liegen. Ich wollte auf ihn springen, da aber nahmst du mich von hinten fest. Ich zappelte mich los; aber als ich die Beine herausbrachte, sprang er auf und lief davon.«

»Manach el Barscha war es. Er sagte heute zu den drei Andern, als ich sie belauschte, daß er gern einmal nach mir schießen möchte. Das hat er getan. Es ist also sehr gefährlich, sich für kugelfest auszugeben.«

»O, es war im Ernst auf uns abgesehen. Du saßest so schußgerecht. Die Schurken sahen es und beschlossen, dich wegzublase. Da nun Manach gern sehen wollte, ob dein Kopf wirklich härter sei als sein Geschoß, so erhielt er den Auftrag, dich zu erschießen. Der Mordversuch wäre auf alle Fälle unternommen worden; darauf kannst du dich verlassen.«

»Wahrscheinlich ist es allerdings.«

»Also weiter! Ich sprang rasch hinab und kam auf ein langes, schmales Ding, so daß ich niederstürzte. Es muß eine Flinte sein, die noch draußen liegt.«

»Sie wird ihm durch meinen Schuß aus der Hand geprellt worden sein. Er hat einen Stoß oder Schlag erhalten, der ihn niederwarf.«

»Jedenfalls sind ihm die Sinne für kurze Zeit vergangen, sonst wäre er nicht liegen geblieben, bis ich kam. Ich raffte mich augenblicklich auf und sprang ihm nach. Als er an dem Tor vorüberlief, erkannte ich ihn und rief es euch zu.«

»Auch ich habe ihn erkannt.«

»Er lief wie Feuer; ich aber blieb ihm auf den Fersen. Da stolperte er und stürzte. Ich war ihm so nahe, daß ich nicht

schnell genug anhalten konnte, und stürzte über ihn hinweg. Das benutzte er, aufzuspringen und weiter zu rennen.«

»Das war dumm. Er hätte sich auf dich werfen können.«

»Freilich. Die Schurken haben kein Geschick.«

»Wer schoß denn?«

»Ich. Noch im Wiederaufstehen zog ich die Pistolen aus dem Gürtel und feuerte auf ihn. Aber auch ich war dumm und schoß im Laufen. Wäre ich stehen geblieben, um ruhig zu zielen, so hätte ich ihn sicher getroffen, denn meine Pistolen tragen weit. Es soll mir auch nicht wieder passieren.«

Jetzt kam Omar mit dem Verbandzeug.

»Draußen vor dem Fenster liegt Manachs Gewehr,« sagte ihm Halef; »hole es herein.«

»Ich will aber deine Erzählung auch hören.«

»Ich warte.«

Als Omar die Flinte brachte, zeigte es sich, daß Manach eine gewaltige Ohrfeige erhalten haben müsse, denn der Kolben hatte einen Sprung. Man sah an der Mündung ganz deutlich, wo meine Kugeln aufgetroffen waren.

»Aber sie ist doch nicht geladen,« meinte Halef, der sich fleißig das Blut aus dem Gesicht wischte. »Also muß er doch geschossen haben.«

»Natürlich! Fast zugleich mit mir.«

»So haben deine Kugeln seinen Flintenlauf nach oben geschlagen, und seine Kugel muß da drüben in der Wand, oben in der Nähe der Decke sitzen.«

Osko nahm die Lampe und fand sehr bald das Loch, in welchem die Kugel steckte.

»Da ist sie,« sagte er. »Die säße dir jetzt im Kopf, Sihdi, wenn ich das auf dich gerichtete Gewehr nicht noch rechtzeitig bemerkt hätte.«

»Ja, dir verdanke ich mein Leben.«

»Darauf bin ich stolz. Wir verdanken dir so viel, besonders ich, denn du hast meine Tochter aus der Hand dieses Abraham Mamur befreit. Nun habe ich dir doch auch einmal einen kleinen Dienst zu erweisen vermocht.«

»Klein kann ich diesen Dienst nicht nennen. Hab' herzlichsten Dank dafür!«

»Du brauchst mir keinen Dank zu sagen. Ein Anderer wäre trotz meiner Warnung erschossen worden. Wie kamst du nur auf den Gedanken, ihm den Lauf wegzuschießen? Du durftest dich ja nur bücken.«

»Er hätte doch abgedrückt und dann dich getroffen. Er war im Anschlag.«

»Also um auch mich zu retten?«

»So dachte ich. Und da wir seine Kugel gefunden haben, können wir auch nach den meinigen suchen. Sie sind durch seinen Lauf ab- und nach oben und zur Seite gelenkt worden. Seht euch einmal den Rand des Fensters an.«

Richtig, sie steckten in dem weichen Luftziegel, ganz nahe nebeneinander. Osko grub sie heraus.

»Und die da oben hole ich mir auch,« sagte er. »Ich muß mir die drei Kugeln aufheben zum Andenken an diese Stunde. Nun aber weiter, Halef!«

Dieser erzählte:

»Das Übrige weißt du fast ebenso genau wie ich. Ich ereilte Manach und faßte ihn von hinten. Er tat einen gewaltigen Sprung zur Seite, riß sich darauf wieder los – ich stürzte. Diesmal war er klüger als vorher. Er warf sich auf mich nieder und packte mich bei der Gurgel. Eben zog ich das Messer, um es ihm von unten zwischen die Rippen zu stoßen, da griff noch ein Anderer zu. Wer er war, weiß ich nicht; aber morgen würde ich ihn kennen, denn ich zog ihm das Messer so über das Gesicht herüber, daß er die Hand von mir lassen mußte. Dafür aber hielt er mir den Lauf der Pistole vor den Kopf. Das Blut mochte ihn blenden, denn er sagte: ›Halte ihn fest, Manach.‹ Und dieser tat es redlich. Ich lag mit dem Gesicht zur Seite. Die Mündung der Waffe stieß mir an die Schläfe. Ich warf den Kopf zurück, und er drückte los. Es war mir, als hätte jemand mit einem glühenden Draht über meine Stirn gestreift; dann aber nahm ich alle Kräfte zusammen, um mich loszumachen. Das Messer war mir entfallen. Die Beiden aber hielten fest, beim Hals und bei den Armen. Da bekam ich plötzlich Luft.

Der Eine stieß einen Fluch aus, denn er war von hinten gepackt worden.«

»Von mir,« sagte Osko. »Ich nahm ihn bei der Gurgel, doch ich war zu eilig gewesen – es war nicht der richtige Griff. Er riß sich los und entfloh.«

»Ja, und indessen war Manach auch entwischt,« setzte Halef hinzu. »Der Atem war mir fast ausgegangen, und bis ich Luft bekam, hatte sich Manach ohne Abschied empfohlen.«

Es ist ein eigentümliches und ganz unbeschreibliches Gefühl, sich so plötzlich im Angesicht des Todes zu befinden und sich ebenso schnell gerettet zu sehen. Millionen haben glücklicherweise keine Ahnung von diesem Gefühl.

Die Wunde Halefs war sehr leicht zu verbinden und konnte nur eine kleine Schmarre hinterlassen.

»Wieder ein Zeichen der Tapferkeit, mein guter Bursche!« sagte ich zu ihm. »Was wird Hanneh, die Perle ihres Geschlechtes, sagen, wenn sie diese Denkmäler deiner Kühnheit bemerkt?«

»Sie wird denken, daß ich es für meinen Sihdi getan habe, den sie auch lieb hat. O, was werde ich von uns erzählen können! Es wird wenige unter den Beni Arab geben, welche solche Reisen gemacht haben wie wir! Und dann, wenn ich – – horch!«

Wir hörten einen fernen Ton, ein Klingen, wie das Singen einer Mücke. Es wurde immer stärker, und bald erkannten wir den Schlachtmarsch des streitbaren Heeres, welches jetzt zurückkehrte.

»Sie kommen!« sagte der Wirt, indem er erst jetzt von seinem Stuhle aufstand. »Sie werden die Gefangenen bringen.«

»Die indessen im Dorf gewesen sind, um auf mich zu schießen, während die tapferen Bewohner spazieren gingen,« erwiderte ich.

»Herr, es war doch nur Einer da! Die Andern drei sind sicher ergriffen worden.«

»So zahle ich tausend Piaster für jeden!«

»Noch wissen wir nicht, ob sie keinen Erfolg gehabt haben. Ich als der Oberste der Polizei muß sie empfangen.«

Er ging, jedenfalls um den Polizisten zu warnen, mir ein Geständnis zu machen. Er ließ die Türen offen, so daß wir den Einzug des siegreichen Heeres sehen konnten.

Zuerst erschien der Muschir, seinen Sichelknüttel schwingend wie ein Tambourmajor seinen Stock. Ihm folgte die Musikbande, aus Leibeskräften musizierend, aber nicht nach Noten und nicht in Harmonie und Taktgleichheit, sondern ein jeder ganz nach seinem Geschmack.

Hinter diesen kamen die Helden geschritten, jeder einzelne in einer Haltung, als ob er die Taten eines Roland oder Bayard auf dem Gewissen habe. Vier von ihnen trugen Bahren, aus jungen Stämmen und Laubholz gefertigt, auf denen die beiden Toten lagen – der Fleischer und der einstige Gefängnischließer.

In der vorderen Stube wurde angehalten. Die Musik machte einen Tusch, dann trat tiefe Stille ein.

Der Duft der bratenden Hämmel drang von draußen herein. Der Feldmarschall öffnete seine Nüstern weit, sog den Wohlgeruch behaglich ein und kam dann würdevoll zu uns.

»Effendi,« sagte er, »der Feldzug ist beendet. Die beiden Aladschy habe ich allein erlegt. Mir gebühren also zwei Hammelfelle.«

»Wo hast du ihre Leichen?«

»In den Fluß geworfen.«

»Und wo sind die beiden andern Missetäter?«

»Auch in der Sletowska. Wir haben sie elend ersäuft.«

»Und wer hat sie erlegt?«

»Das weiß man nicht genau. Wir werden losen müssen, wer die beiden andern Felle bekommt.«

»Sonderbar, daß ihr sie ersäuft habt, so daß man nicht zu ihren Leichen zu kommen vermag.«

»Es ist das kürzeste Verfahren bei solchen Burschen.«

»Ja, und man kann nicht gut nachweisen, daß der Feldmarschall Lügen macht.«

»Herr, beleidige mich nicht!«

»Seit wann kommen denn die Toten herein in das Dorf, um hier durch das Fenster auf meinen Kopf zu schießen?«

Er erschrak.

»Herr, was willst du sagen?«

»Daß diese vier Männer, gegen die ihr ausgezogen seid, unterdessen hier hereingeschossen haben.«

»So waren es ihre Geister!«

»Du selbst bist ein Gespenst. Glaubst du denn an Gespenster?«

»Jawohl, es gibt Gespenster.«

»So empfehle ich dir, mit deinem tapfern Heer die Geister der vier Hämmel zu verspeisen, denn die Leiber derselben werdet ihr nicht bekommen.«

»Effendi, du hast sie uns versprochen! Wir halten dich beim Wort!«

»Ich versprach sie euch unter Bedingungen, die ihr nicht erfüllt habt. Wenn du mich für einen Mann hältst, den man so anlügen darf, wie du es tust, so lasse ich dir die Peitsche geben. Ich habe die Macht dazu; frage den Kiaja; er wird es bestätigen.«

Ich hatte in erhobenem Ton gesprochen, so daß alle, auch die draußen Stehenden, es hörten. Sie wurden sehr ernst und steckten besorgt die Köpfe zusammen. Der Polizist stand da wie ein armer Sünder. Der Kiaja, welcher sich in meiner unmittelbaren Nähe befand, glaubte, sich seines Untergebenen annehmen zu müssen, aber ohne mir ein Zugeständnis zu machen. Er sagte also:

»Effendi, du denkst grundfalsch. Es ist dir keine Unwahrheit gesagt worden. Wie könnten wir so etwas wagen!«

»Ja, wie könnt ihr es wagen, mich zu belügen, zu täuschen und für einen Narren zu halten? Du weißt, daß ich mich des Schutzes des Großherrn und der Empfehlungen seiner obersten Behörden erfreue. Was ist ein Kiaja, was ist ein Polizeiwächter gegen mich! Und ich bin aus einem Lande, in welchem ein Knabe klüger und unterrichteter ist als hier bei euch ein Mann, den ihr für klug und weise haltet. Dennoch habt ihr geglaubt, mich täuschen zu können. Nur aus Dummheit konntet ihr diesen Gedanken hegen. Sogar die Kinder draußen im Hof wissen es, daß ich getäuscht worden bin, und wir, die wir

Lichter der Wissenschaft sind, sollen nicht klüger sein als sie? Das kann und darf ich nicht dulden. Ich will den Leuten Arpa suju, Raki und vier gebratene Hämmel geben, und zum Danke dafür werft ihr mir solche Lügen an den Hals! Da behalte dein Getränk! Die Hämmel aber werde ich morgen mitnehmen, um sie an würdigere Leute zu verschenken.«

Hatte keins meiner Worte den gewünschten Eindruck gemacht, diese letztere Drohung erzielte die beabsichtigte Wirkung. Der Wirt trat verlegen zurück. Der ›Feldherr‹ sog den hereinströmenden Bratenduft ein, kniff die Lippen zusammen und rieb sich verlegen die Hose am Bein. Der Posaunenvirtuos aber war der Mann der Situation. Er kam mit langen Schritten auf uns zu, pflanzte sich vor mir auf und sagte:

»Effendi, die Hämmel wollen wir ja nicht einbüßen. Es würde dein Gewissen schwer belasten, sie uns entzogen zu haben. Darum will ich dich von stillen Selbstvorwürfen befreien, indem ich dir die Wahrheit sage.«

»Ich sehe, daß es wenigstens diesen einen ehrlichen Mann hier gibt,« erwiderte ich.

»O, wir sind alle ehrlich; aber es kann doch nur einer sprechen. Ich blase den Takt und habe den stärksten Ton in meiner Zurna, darum will ich auch hier das Wort ergreifen. Wir haben nicht gekämpft, sondern sind nach der Hütte gezogen, um die Toten zu holen. Das Wasser der Sletowska hat keine Leiche gesehen. Wenn du befiehlst, werde ich dir offen sagen, wie das gekommen ist.«

»So sprich!«

»Ich saß daheim und kniff grad eine tiefe Schrulle aus, welche meine Zurna erhalten hatte, als ich gestern einen Beleidiger mit ihr zu Boden schlug; da kam dieser Wächter der Polizei zu mir, der mein Schwager ist, weil er die Schwester meines Weibes geheiratet hat. Er erzählte mir von dir, von den Aladschy und was du von dem Kiaja verlangt habest. Dieser letztere aber hatte ihm den heimlichen Auftrag erteilt, hinaus an die Büsche zu gehen und den Aladschy zu sagen, daß ihr ihnen entgangen seid und daß sie sich aus dem Staube machen

sollten, weil in kurzer Zeit das Heer unserer Streiter gegen sie anrücken werde, um sie zu fangen.«

»Ich dachte es mir!«

»Der Wächter des öffentlichen Wohlbefindens wollte aus Freundschaft und Schwagerschaft mich teilnehmen lassen an dem Ruhm, mit den Aladschy gesprochen zu haben; darum forderte er mich auf, ihn zu begleiten.«

»Oder vielmehr, er fürchtete sich, allein zu gehen; deshalb nahm er dich mit.«

»Da irrst du dich. In seinem wie auch in meinem Herzen wohnt keine Furcht. Ich scheue auch den stärksten Feind nicht, denn ich besitze in meiner Zurna hier eine gewaltige Waffe, mit welcher ich schon manchen Kopf mit Beulen bedeckt habe. Also wir brachen auf und gingen.«

»Aber sehr langsam?«

»Ja, denn wir hatten uns zu beraten, wie wir uns unsers heiklen Auftrages am besten entledigen könnten. Darum gingen wir langsam unsers Wegs und riefen den Aladschy von Zeit zu Zeit zu, daß wir nicht gekommen seien, sie zu töten.«

»Das war freilich eine sehr weise Vorsicht von euch, denn sonst hätten sie über euch herfallen können.«

»O nein! Wir taten es, um sie nicht allzusehr zu erschrecken; aber sie vergaltten unser Zartgefühl mit Undank.«

»Das heißt,« schaltete ich ein, »sie lachten euch weidlich aus!«

»O nein. Das taten sie nicht; aber daß sie sich so undankbar zeigten, ist auch ein Grund, dir die Wahrheit zu berichten.«

»Worin bestand denn ihre Undankbarkeit?«

»In Peitschenhieben, welche sie meinem lieben Schwager reichlich versetzten, während sie dies natürlich bei mir nicht wagten.«

»Oho!« fiel ihm der Polizist ins Wort. »Hat dir der eine Aladschy nicht eine Ohrfeige gegeben, daß du dich auf den Boden setztest?«

»Du hast dich getäuscht, denn es war dunkel, und die Hiebe fielen so hageldick auf dich, daß du überhaupt gar nicht um dich schauen und auf mich achthaben konntest. Deine Worte

haben also nicht die Kraft eines Zeugnisses von Gewichtigkeit.«

»Streitet euch nicht!« befahl ich. »Was taten dann die Aladschy?«

»Sie fragten, welche Aufgabe unsere Schar zu lösen habe, und wir erklärten ihnen, daß wir zunächst sie fangen und dann den alten Mübarek und die Leichen aus der Hütte holen sollten. Sie hatten den Mübarek für tot gehalten. Als sie erfuhren, daß er lebe, waren sie froh und beschlossen, sich schnell zu ihm zu begeben, um ihn nicht in deine Hände fallen zu lassen. Mein Schwager erhielt noch einen Fußtritt von –«

»Nein, du hast ihn erhalten!« rief der Wächter.

»Schweige! Ob du ihn erhieltest oder ich, das ist gleichgültig, denn wir sind ja ganz nahe Verwandte. Also sie gaben einem von uns noch einige Fußtritte und retirierten dann ängstlich in die Falten des nächtlichen Gewandes der Erde.«

»Dann seid ihr zurückgekehrt, um die Helden zusammenzurufen?«

»Ja. Wir hatten längere Zeit gebraucht, und damit du nicht Verdacht schöpfen solltest, mußten wir uns beeilen!«

»Ihr sagtet dabei einem jeden, daß er nichts zu befürchten habe, weil die Feinde stolz entwichen seien?«

»Ja, Herr.«

»Daß die einzige Gefahr, welche ihrer wartete, nur darin bestehe, Arpa suju zu trinken und Hammelbraten zu essen?«

»Das haben wir ihnen natürlich zum Ruhm deiner Güte anvertraut.«

»Habt ihr dann auf eurem Kriegszug eine Spur der Aladschy gefunden?«

»Nicht eine Spur von ihnen, sondern sie selbst.«

»Ah! Wo denn?«

»Am Ende des Dorfes. Dort hielten sie zu Pferd – zwei links und zwei rechts von dem Wege – und der Mübarek stand bei ihnen. Wir zogen mit Janitscharenmusik zwischen ihnen hindurch. Es ist kein Spaß, zwei Leichname aus einem nächtlich dunklen Walde zu holen; sie liegen nun im vorderen Zimmer.«

Er deutete mit einer Handbewegung durch die Türe. Ich antwortete:

»Alles, was du mir jetzt erzählt hast, habe ich vorher gewußt. Aber weil du mir endlich die Wahrheit eingestanden hast, will ich euch den Schmaus nicht entziehen.«

»Und wer erhält die Felle?«

»Wer ist der ärmste Mann im Dorf?«

»Chasna, der Holzhacker, welcher dahinten mit seiner Axt steht.«

»So soll er sie haben. Schafft nun die Toten fort, und laßt das Arpa suju bringen!«

Dieser Befehl ward mit Jubel beantwortet. Große, dickbauchige Krüge wurden gebracht, welche mit Bier gefüllt waren. Da der Türke früher das Bier nicht kannte, so hat er kein eigenes Wort dafür. Er bedient sich entweder des tschechischen Ausdrucks *Piwa* oder der schon öfter erwähnten Umschreibung. *Arpa* heißt Gerste, *Su* ist Wasser, und *ju* bedeutet den Genitiv des Wortes *Su*. *Arpa suju* heißt also wörtlich Gerstenwasser, eine Bezeichnung, welche keineswegs empfehlend klingt.

Während sich nun jeder ein kleines Gefäß zum Trinken zu verschaffen suchte, nahm ich den Wächter der Polizei zur Seite und fragte:

»Wohin werdet ihr den Leichnam des Fleischers schaffen?«

»Hinüber nach seiner Wohnung.«

»Du wirst natürlich den Transport begleiten?«

»Nicht nur begleiten, sondern sogar anführen, denn ich bin die rechte Hand des Gesetzes.«

»So will ich dir einen Auftrag geben. Ich habe mich überzeugt, daß du ein kluger und gewissenhafter Diplomat bist und jede Sache beim richtigen Ende anzufassen weißt. Also höre! Ich möchte gern haben, daß du den Bruder des Fleischers zu Gesicht bekommst.«

»Das ist doch sehr leicht.«

»Vielleicht nicht. Er kann Veranlassung haben, sich nicht sehen zu lassen.«

»O, ich bin die Polizei! Mir muß er kommen.«

»So nicht! Ich wünsche, daß du nicht barsch auftrittst, sondern klug und listig handelst.«

»Dazu bin ich der richtige Mann.«

»So suche also, ihn zu Gesicht zu bekommen. Ich gebe dir fünf Piaster, wenn es dir gelingt.«

»Das gelingt mir so gewiß, daß ich dich bitte, sie mir lieber sofort zu geben.«

»Nein, mein Lieber. Du hast mich so sehr belogen, daß ich fortan vorsichtig sein muß. Glaube also nicht, daß du etwa zu mir sagen könntest, du habest ihn gesehen, ohne daß dies wahr ist. Ich werde ganz genau wissen, ob du mich täuschest.«

»Herr, es wird kein unlauteres Wort über meine Lippen kommen. Was willst du denn eigentlich wissen?«

»Davon später! Du sollst ihn dir ansehen; wenn du das getan hast, so ist's genug.«

»Aber bedenke, daß du ein großes Opfer von mir forderst. Während ich mich entferne, trinken mir die Andern das kostbare Arpa suju weg.«

»Du wirst deinen Anteil erhalten.«

Er ging. Ich sah, daß er zwei Männer beauftragte, die Leiche des Fleischers zu tragen. Diejenige des Schließers wurde einstweilen in einen verborgenen Winkel geschafft.

Jetzt war alles in Ordnung. Teils mit untergeschlagenen Beinen am Boden und teils nach unserer Art an den Tischen sitzend, hielten die Helden alle möglichen und unmöglichen Gefäße in den Händen, um sich derselben zum Trinken zu bedienen. Draußen im Hofe lungerten die Frauen und Kinder um die Feuer. Auch ihnen waren einige Krüge mit Bier zugestellt worden. Die Knaben und Mädchen waren besonders emsig bemüht, das Fett aufzufangen, welches von den über dem Feuer bratenden Hämmeln tropfte. Der eine hatte zu diesem Zweck einen Stein, der andere ein Stück Holz, auf welches er den Tropfen fallen ließ, um ihn dann schnell aufzulecken.

Ein kleiner, vielleicht achtjähriger Bube fing es ganz allerliebste an, sich diesen heißersehnten Genuß zu verschaffen. Er hielt nämlich seinen winzigen Fez unter, bis er einige Tropfen aufgefangen hatte, stülpte ihn dann um, so daß die innere Seite

nach außen kam, und wischte nun die betreffende Stelle so lange über die Zunge, bis er glaubte, den gewünschten Genuß gehabt zu haben. War das Fett zu tief in das Zeug gedrungen oder klebte es zu fest daran, so bediente er sich wacker seiner Zähne. Ich ließ ihn mir später vorführen und untersuchte den Fez. Der Kleine hatte verschiedene Löcher hinein-»gefressen« und freute sich königlich, als ich ihn mit einem Piaster für diesen ausdauernden Fleiß belohnte.

Eines der Feuer wurde von einer kleinen, verschworenen Schar förmlich belagert. Zwei Weiber saßen an demselben, abwechselnd den Bratspieß zu drehen. So oft nun eine es einen Augenblick an Aufmerksamkeit fehlen ließ, sprang ein Mitglied der verwegenen Bande herbei, um irgend eine appetitliche Stelle des Hammels zu belecken und dann schleunigst davonzulaufen.

Das war kein leichtes Unternehmen, da das Feuer die Kleidung ergreifen konnte. Glücklicherweise erfreuten sich die meisten keines Überflusses an seidenen Falbeln und Brüsseler Spitzen. War Einem das Wagnis gelungen, so wurde er von seinen Mitverschworenen mit einem Ehrengeräusch ausgezeichnet. Erhielt er aber von einer der Frauen einen nachdrücklichen Klapps oder gar eine gewichtigere Ohrfeige, was unter zehn Angriffen auf den Braten neunmal der Fall war, so wurde er gewaltig ausgelacht. Jedesmal aber, ob die Tat gelungen war oder nicht, folgte ihr ein höchst energisches Mienenspiel, entweder wegen der Ohrfeige oder weil der glückliche Hammellecker sich die Zunge verbrannt hatte.

Es gab eine Menge von Genrebildchen, die sich zu einem interessanten Ganzen vereinigten. Die Leute – jung sowohl wie alt – taten sich keinen Zwang mehr an; die äußere zeremonielle Hülle, in welcher der Orientale sich Fremden gegenüber stets zeigt, wurde von dem Arpa suju hinweggespült. Nach und nach getraute man sich an uns, und endlich waren wir stets von einem Kreis lebhafter Gesellen umringt, an denen ich die köstlichsten Studien machen konnte.

Als der Polizeiwächter von seinem Gang zurückkehrte, meldete er mir:

»Herr, es ist gelungen! Ich habe ihn gesehen; aber es hat Mühe gekostet. Du wirst wohl zehn Piaster geben müssen, anstatt nur fünf.«

»Warum?«

»Weil eine zehnfache Anstrengung meines Scharfsinnes erforderlich war. Als ich nach ihm fragte, erhielt ich die Antwort, daß er abwesend sei. Ich aber war klug und sagte, ich müßte mit ihm sprechen, da ich ihm eine wichtige Mitteilung über die letzten Augenblicke des Toten zu machen habe. Da ließ er mich kommen, denn er saß in einem Gemach allein. Als ich ihn sah, mußte ich erschrecken, denn er hatte eine lange, tiefe Wunde von der Stirne aus über die Nasenwurzel und über die Wangen herab. Neben ihm stand ein Wassergefäß, um die Wunde zu kühlen.«

»Fragtest du ihn, wie er zu ihr gekommen sei?«

»Freilich. Das Beil sei von dem Nagel an der Wand herunter und ihm in das Gesicht gefallen,« sagte er.

»Nun, wollte er deine wichtige Mitteilung hören?«

»Ich sagte ihm, daß sein Bruder noch nicht ganz tot gewesen sei, sondern als ich ihn aufhob, noch einmal geseufzt habe.«

»Das war alles?«

»War es nicht genug? Sollte ich mein zartes Gewissen mit einer noch größeren Lüge beschweren? Einen kleinen Seufzer werde ich vor dem Engel der Entscheidung verantworten können. Hätte ich aber gesagt, der Tote habe noch eine lange Rede gehalten, so wäre dadurch meine Seele auf das schwerste belastet worden.«

»Nun, was das betrifft, so habe ich dir nicht befohlen, eine Unwahrheit zu sagen. Und zehn Piaster sind mir für einen Seufzer zu viel.«

»Dir? Einem Manne von so glänzendem Einfluß und natürlichen Begabungen? Wenn ich die Vorzüge deines Charakters, die Innigkeit deiner Gefühle, den Reichtum deines Herzens und die Zierlichkeit deiner Denkungsart besäße, würde ich mir fünfzig Piaster weihen!«

»Die weihe ich mir auch.«

»Ich meine mich und nicht dich, zumal die Sache nicht so ruhig abgelaufen ist, wie ich es wünschte.«

»Wie denn?«

»Er wurde zornig, sprang auf und stieß einen greulichen Fluch aus. Er sagte, er wolle dafür sorgen, daß auch ich jetzt einmal seufze, und zwar ordentlich. Das Übrige kannst du dir denken.«

»Nein. So deutlich, wie du meinst, vermag ich mir die Situation nicht auszumalen.«

»Nun, ich nahm das in Empfang, was man gewöhnlich Prügel zu nennen pflegt, was ich aber als die Folgen meiner innigen Ergebenheit für dich bezeichne.«

»Waren die Hiebe kräftig?«

»Ungemein!«

»Das ist mir lieb!«

»Mir nicht, denn ich werde reichlich Medizin gebrauchen, um mich zu heilen, äußerlich eine Einreibung mit Raki, innerlich aber Arpa suju zur Kühlung und Hammelbraten zur Kräftigung der angegriffenen körperlichen Behendigkeit.«

»Ich denke mir, du wirst auch den Raki innerlich gebrauchen. Und was die Behendigkeit betrifft, so beweise sie jetzt, indem du dich schleunigst von dannen machst. Hier hast du zehn Piaster!«

»Herr, deine Worte sind Beleidigungen, aber deine Taten lindern dieselben. Du hast meine ganze Seele und mein Herz gewonnen, und meine Nieren atmen nur die Wonne der Zuneigung und Hingebung für dein teures, beispieldloses Wesen.«

»Hebe dich hinweg, Polizeiwächter, sonst lehre ich dich springen!«

Ich langte nach dem Griff meiner Peitsche, und sofort machte er sich unsichtbar.

Bald ergab die fleißig wiederholte Untersuchung der Häm-mel, daß der Braten fertig sei, und die Verteilung begann. Damit kein Streit entstehen könne, übernahm Halef das Tranchieren, was er ausgezeichnet verstand. Die einzelnen Stücke wurden verlost. Wir erhielten die Schwanzstücke; ich aber verzichtete auf den Genuß dieses Leckerbissens, weil grad diese

Stellen infolge ihrer Lage am Spieß am öftesten mit den Zungen der kleinen Feinschmecker in Berührung gekommen waren.

Übrigens war der Wirt sehr besorgt gewesen, uns extra ein reichliches und nach den hiesigen Verhältnissen auch gutes Abendessen vorzusetzen. Wir konnten in dieser Beziehung zufrieden mit ihm sein.

Nach fast spurloser Vertilgung der vier fetten Hämmel stellte sich die Kriegskapelle in einer Ecke des Hofes auf. Sie verwandelte sich jetzt in ein ›Orchester des Tanzes und Gesanges‹.

Was wir nun zu hören bekamen, spottet jeder Beschreibung. Es sei nur gesagt, daß getanzt wurde, zunächst nur von Männern; später ließen sich auch einige Frauen sehen. Der Tanz bestand entweder in wilden, regellosen Sprüngen oder in mehr oder weniger unschönen Verrenkungen der Glieder. Ein einziges Paar, Mann und Weib, produzierte ein leidliches pantomimisches Spiel, welches auch nur von der Gitarre und Geige begleitet ward.

Zwischen den einzelnen Tänzen ließen sich Sänger hören, teils einzeln, teils im Chor. Die Sololieder hatten wehmütiges Gepräge, und es gab da wenigstens Melodie und auch eine Spur von Harmonie der Begleitung. Die Chorgesänge aber, fast ausnahmslos Kriegslieder, wurden einstimmig gesungen oder vielmehr gebrüllt und von Schreien unterbrochen, welche das Trommelfell zu zerreißen drohten. Die Begleitung war eine angemessene. Posaune, Trommel und Pfeife spielten die Hauptrolle.

Spät – es war wohl kurz vor Mitternacht – sah ich einen Reiter ankommen, welcher hier herbergen wollte. Er war ein kleiner Mann und stieg von einem alten knochigen Klepper, der sehr abgetrieben und schlecht gepflegt zu sein schien.

Er sprach einige Worte mit dem Wirt, und dieser teilte mir mit, daß ich vielleicht für morgen einen sehr brauchbaren Reisebegleiter erhalten könne.

Ich dachte sofort an jenen Menschen, von welchem die zwei Aladschy gesprochen hatten, denen er mich in die Hände lie-

fern sollte. Suef hatten sie ihn genannt, ein echt arabischer Name.

Er sollte im Falle des Mißlingens des heutigen Überfalles seine Tätigkeit beginnen. Nun, zu dem beabsichtigten Überfalle war es gar nicht gekommen; also stand fast mit Gewißheit zu erwarten, daß er seine Aufgabe beginnen würde.

Es war möglich, daß er schon an diesem Abend versuchte, sich uns zu nähern, und in diesem Fall konnte es der eben jetzt Angekommene sein. Ich mußte vorsichtig verfahren und mich genau erkundigen.

»Wie kommst du dazu, von einem Begleiter zu sprechen?« fragte ich den Wirt. »Wir brauchen niemand.«

»Vielleicht doch! Kennt ihr die Wege?«

»Wir haben niemals einen Weg, den wir in diesem Lande betraten, vorher gekannt und sind dennoch stets zurecht gekommen.«

»So wünschst du keinen Wegweiser?«

»Nein.«

»Ganz wie du willst. Ich glaubte, dir einen Gefallen zu erweisen.«

Er wollte sich abwenden; das sah nicht so aus, als ob der Fremde ihm einen dringenden Auftrag erteilt habe; darum forschte ich:

»Wer ist denn derjenige, von dem du sprichst?«

»Nun, er ist freilich kein passender Gesellschafter für euch. Er ist ein armer Schneider, der nicht einmal einen festen Wohnsitz hat.«

»Wie heißt er?«

»Afrit ist sein Name.«

»Der paßt freilich nicht zu seiner Gestalt. Er heißt also ›Riese‹ und ist doch fast ein Zwerg zu nennen.«

»Für seinen Namen kann er nicht; den hat er seinem Vater zu verdanken. Vielleicht war dieser auch so ein kleiner Kerl und hat gewünscht, daß sein Sohn größer werde.«

»Stammt er von hier?«

»Wo er geboren wurde, das weiß niemand. Er ist überall nur als der reisende Schneider bekannt. Wo er Arbeit findet, da

kehrt er ein und bleibt so lange, bis er fertig ist. Mit der Kost und mit einer kleinen Bezahlung ist er zufrieden.«

»Ist er ehrlich?«

»In hohem Grad. Er ist sogar wegen seiner Uneigennützigkeit zum Sprichwort geworden. Ehrlich wie der reisende Schneider, pflegt man zu sagen.«

»Woher kommt er heute?«

»Aus Sletowo, welches im Norden von uns liegt.«

»Und wohin will er?«

»Nach Uskub und noch weiter. Da du auch dorthin willst, glaubte ich, ihn dir empfehlen zu müssen. Auf der Straße reitest du um, und der direkte Weg ist nur sehr schwer zu finden.«

»Hast du mit ihm schon von uns gesprochen?«

»Nein, Herr. Er weiß gar nicht, daß Fremde hier sind. Er fragte nur, ob er hier bleiben könne bis morgen früh. Ich wollte ihm Arbeit geben, aber er konnte sie nicht annehmen, denn er wird wegen eines Krankheitsfalles erwartet.«

»Wo ist er jetzt?«

»Hinter dem Hause, wo er sein Pferd zur Weide tut. Diesem Tier kannst du ansehen, wie arm er selbst ist.«

»So erlaube ihm nachher, zu uns herein zu kommen. Er mag unser Gast sein.«

Bald kam denn auch der Mann. Er war sehr klein und schwach gebaut und auch gar ärmlich gekleidet. Sein Wesen schien sehr gedrückt zu sein, und er nahm bescheiden in der Ecke Platz. Waffen trug er außer einem Messer gar nicht bei sich, und bald zog er ein Stück harten Maiskuchen aus der Tasche, um ihn zu verzehren. Dieser Arme war sicher kein Verbündeter von Räubern. Ich lud ihn ein, bei uns Platz zu nehmen und von den Resten unseres Mahles zu essen, welche noch auf dem Tische standen.

»Herr, du bist freundlich,« sagte er höflich, »und ich habe wirklich Hunger und Durst. Aber ich bin ein armer Schneider und darf mich nicht zu solchen Herren setzen. Wenn du mir etwas geben willst, so nehme ich es dankbar an, aber ich bitte dich um die Erlaubnis, es hier verzehren zu können.«

»Wie du willst. Halef, setze ihm vor!«

Der Hadschi legte ihm so viel vor, daß mehrere Personen hätten satt werden können, und stellte ihm auch Bier und Raki hin.

Als der Mann sich gelabt hatte, kam er herbei, reichte mir die Hand und bedankte sich in ehrerbietigen Ausdrücken. Er hatte ein so verkümmertes, ehrliches Gesicht, und sein Blick war so aufrichtig, daß ich mich sehr für ihn eingenommen fühlte.

»Hast du Verwandte?« fragte ich ihn.

»Keinen Menschen. Weib und Kinder sind mir vor zwei Jahren an den Pocken gestorben. Nun bin ich allein.«

»Wie heißest du?«

»Man nennt mich allgemein den reisenden Schneider, aber mein Name ist Afrit.«

»Kannst du mir sagen, wo deine Heimat ist?«

»Warum nicht? Ich muß doch wissen, wo ich geboren bin! Ich stamme aus einem kleinen Gebirgsdorf im Schar Dagh; Weicza heißt es.«

Ah, das war ja der Ort, von welchem mir der sterbende Gefängnischließer gesagt hatte, daß dort das gesuchte Karanorman-Khan sei. Das Zusammentreffen mit diesem armen Mann konnte von großem Vorteil für mich sein.

»Bist du dort bekannt?« fragte ich.

»Sehr gut; ich bin ja oft dort.«

»Wann wirst du wieder hinkommen?«

»Eben jetzt. Ich will über Uskub und Kakandelen heimreiten.«

»Um einen Besuch zu machen?«

»Nein. Es wohnt ein Wundermann dort, dessen Hilfe ich brauche, denn ich bin krank.«

»Willst du nicht lieber einen richtigen Arzt fragen?«

»Das habe ich getan, aber vergeblich. Der Wundermann hat mir schon große Linderung verschafft.«

»Woran leidest du?«

»Ich soll Steine in der Leber haben.«

Er sah ganz so aus, als ob er innerliche Schmerzen zu ertragen habe. Er dauerte mich wirklich sehr.

»Wann brichst du von hier auf?«

»Morgen früh.«

»Nach Uskub?«

»Nicht ganz. Es ist zu weit, um in einem Tag dorthin zu gelangen.«

»Gibt es unterwegs eine gute Herberge?«

»O, mehrere.«

»Willst du uns mitnehmen?«

»Wie könnte ich mit euch reiten! Ich verstehe es gar nicht, mit solchen Herren zu sprechen.«

»Nun, du sprichst aber jetzt so mit mir, daß du mir sehr gefällst. Wenn es dir also recht ist, so reiten wir zusammen, und ich werde dich für deine Führerdienste belohnen.«

»Sprich nicht so! Es ist eine Ehre für mich, bei euch sein zu dürfen, und zu mehreren reitet es sich besser, als allein. Wenn du es also befiehlest, so werde ich mich euch anschließen.«

Damit war die Sache abgemacht, und er setzte sich wieder an seinen Platz. Später wünschte er gute Ruhe und entfernte sich, um sich niederzulegen. Die Gefährten sprachen sich auch alle dahin aus, daß der Mann ehrlich sei, und der Wirt bestätigte es nochmals.

Nach und nach leerte sich der Hof und die vordere Stube, und es wurde auch für uns Zeit, zu schlafen. Der Wirt machte mir ein weiches Lager auf dem ›Sofa‹ zurecht, die Andern aber mußten bei den Pferden schlafen, die ich am allerwenigsten hier ohne Aufsicht lassen wollte.

Als ich mich allein befand, verschloß ich die Türe von innen. Die Läden waren auch fest zu, und da ich mich auf mein gutes Gehör verlassen konnte, so schlief ich ohne Sorgen ein.

Fünftes Kapitel
Der Miridit

Am Morgen erwachte ich erst, als Halef an die Türe klopfte. Ich tastete mich längs der Wand hin, um sie zu öffnen. Das helle Tageslicht fiel herein. Ich hatte mich verschlafen; im Hause aber war jedes Geräusch vermieden worden, um mich ja nicht zu stören.

Der Schneider mußte mit uns frühstücken; dann bezahlte ich die Zeche, und wir rüsteten uns zum Aufbruch.

Der Wirt war eine kleine Weile fort gewesen und hielt mir nun eine begeisterte Abschiedsrede. An diese schloß er die Bemerkung:

»Herr, wir scheiden in Freundschaft voneinander, obgleich du mir große Sorgen zugebracht hattest. Es ist alles gut verlaufen, und so will ich dir noch eine Warnung mitgeben. Ich war soeben drüben bei dem Fleischer, weil ich als Nachbar mein Beileid sagen mußte. Der Bruder des Toten war nicht zu sehen. Es hieß, er sei fortgeritten. Aber im Hof sah ich das beste Pferd des Fleischers stehen, gesattelt und gezäumt. Das gilt dir.«

»Vielleicht hat er ein Geschäft.«

»Glaube nur das nicht. Wenn er so verwundet ist, wie mein Wächter mir sagte, so kann ihn nur die Blutrache aus dem Hause treiben. Sei also auf deiner Hut!«

»Was für ein Pferd ist es?«

»Ein Brauner mit langer, breiter Blässe. Es ist das beste Pferd der ganzen Umgegend. Wenn der Mann beabsichtigt, dir zu folgen, so wird er nicht eher wieder umkehren, als bis du tot bist; denn nach den Gesetzen der Blutrache ist er ehrlos, wenn er dich entkommen läßt.«

»Nun denn, ich sage dir Dank für deine Warnung. Lebe wohl!«

»Lebe wohl! Und erschrick nicht, wenn du zum Tore hinauskommst!«

»Was sollte mich erschrecken?«

»Du wirst es sehen und auch hören.«

Nun brachen wir auf. Das Tor wurde erst jetzt geöffnet. Ich

ritt voran. Als ich mich unter dem Torbogen befand und der Kopf meines Hengstes draußen sichtbar wurde, tat es einen Knall, als ob der Blitz eingeschlagen habe, und ein entsetzliches Getöse folgte.

Mein Rappe bäumte und schlug mit allen Vieren um sich. Ich hatte Mühe, seine Hufe wieder zur Erde zu bringen.

Und was für ein Heidenlärm war das? Einen Tusch, einen schönen, ehrenden Tusch hatte man uns bringen wollen. Draußen stand die ganze gestrige Armeekapelle. Die Posaune hatte den erschütternden ersten Knall getan, und jetzt donnerte und rumorte sie in Begleitung der andern Instrumente weiter. Endlich gab der Posaunist mit einer energischen Schwenkung seiner Zurna ein Zeichen – es trat Stille ein.

»Effendi,« rief mich ihr Besitzer an. »Nachdem du uns gestern so hohe Ehren erwiesen hast, wollen wir heute Gleiches mit Gleichem vergelten und uns an die Spitze eures Zuges stellen, um euch bis vor den Ort hinaus das Geleite zu geben. Ich hoffe, daß du uns diese Bitte nicht abschlägst.«

Und ohne weiteres setzte sich der Zug unter musikalischem Lärm in Bewegung. Draußen vor dem Ort hielt Halef eine Ansprache des Dankes an die Herren, und dann kehrten sie in ihr Heim zurück. Wir aber wendeten uns nach Warzy zu, woher wir gestern gekommen waren. Dort wich unser heutiger Weg von dem gestrigen ab, da wir von da aus nach Jerßely reiten mußten.

Als wir jenseits der Brücke der Sletowska waren, sagte ich zu Halef:

»Reitet im Schritt weiter, ich habe etwas vergessen. Ich muß noch einmal zurück, aber ich komme bald nach.«

Sie ritten fort. Mir aber fiel es gar nicht ein, noch einmal in das Dorf zurückzureiten; ich hatte eine ganz andere Absicht, von welcher ich aber den Schneider nichts wissen lassen wollte. Er war mir noch zu fremd, als daß ich ihn hätte ins Vertrauen ziehen mögen.

Der Bruder des Fleischers sann auf Rache; das war gewiß. Er hatte sein Pferd bereitstehen, um uns zu folgen. Beabsichtigte er das wirklich, so brach er bald nach uns auf. Ich brauchte also

nur kurze Zeit zu warten, um zu sehen, ob wir ihn zu fürchten hätten. Über diese Brücke mußte er jedenfalls kommen.

Ich trieb mein Pferd zwischen die Büsche, welche am Ufer standen und mich vollständig verdeckten, wenn ich mich ein wenig bückte. Da wartete ich.

Ich hatte mich nicht verrechnet. Kaum fünf Minuten später kam er im Trab herbei und über die Brücke. Er ritt den Braunen mit der Blässe, hatte eine Flinte am Sattel hängen und einen Heiduckenczakan an der Seite. Sein Gesicht war durch ein Pflaster entstellt, welches unter dem Fez hervor über Stirn, Nase und Wange lief.

Er hielt nicht die Richtung nach Warzy ein, sondern folgte dem Fluß bis zu dessen Vereinigung mit der Bregalnitz, dann noch ein Stück weiter und nahm hierauf die Richtung nach den steilen Abhängen zu, welche das Plateau von Jerßely tragen.

Ich war ihm vorsichtig gefolgt, mit meinem guten Fernrohr in der Hand. Der Rappe trug mich so weich und eben fort, daß ich den kleinen Punkt, welchen der Reiter bildete, stets fest im Glase hatte.

Es ging über die Straße, welche von Karaorman nach Warzy führt, und dann folgte ich ihm über eine ebene Wiesenfläche, welche inselartig mit Büschen bestanden war.

Hier konnte ich ihn nicht im Auge behalten, da die Strauch-Eilande sich zwischen uns schoben. Ich mußte seiner Fährte folgen, und die war deutlich genug.

Linker Hand stiegen die Abhänge steil ab. Die Spur führte auf dieselben zu. Das Gras hörte auf, und es kam ein klarer Geröllboden zutage. Buschwerk aber gab es immerfort. Hier war die Fährte schwer zu erkennen, dennoch verlor ich sie nicht. Ich befand mich hart an dem steinigen Abhang, längs welchem er hingeritten war.

Da – ich riß den Rappen schnell zurück – hörte ich kurz und grad vor mir das Schnauben eines Pferdes. Eben hatte ich um einen Busch biegen wollen. Ich lugte vorsichtig um den Rand desselben und gewahrte den Braunen, der an den nächsten Strauch gebunden war. Der Sattel war leer.

Als ich mein Pferd einen Schritt weiter treten ließ, sah ich den Miriditen, welcher suchend und den Boden genau betrachtend langsam weiter ging und dann hinter dem ersten Strauchwerk verschwand.

Wen oder was suchte er? Das hätte ich so gern gewußt; aber ich konnte ihn nicht belauschen, denn ich durfte ihm nicht zu Pferd folgen, weil er mich unbedingt bemerkt hätte, und zu Fuß ging es ja auch nicht, da ich nicht laufen konnte.

Aber eins war mir möglich, wenn mir die Zeit dazu blieb: – sein Gewehr für mich schadlos zu machen. Es hing am Sattelknopf. Zwar hatte ich keine Zeit, die Kugel heraus zu ziehen; aber es gab eine andere Art und Weise, es zum Versagen zu bringen. Und überraschte er mich ja dabei, nun, so war ich ihm mehr als gewachsen, falls er nicht etwa hier Gefährten hatte, die er treffen wollte.

Ich schwang mich also aus dem Sattel und nahm den Stutzen in die Hand, teils um ihn als Stütze beim Gehen zu benutzen, teils auch um an ihm eine zuverlässige Waffe zu haben. Die wenigen Schritte zum Braunen hin konnte ich wagen. Als ich bei ihm stand, nahm ich die Flinte vom Sattel, schnappte den Hahn auf und nahm das Zündhütchen ab. Nun zog ich aus der Jacke eine Stecknadel – ich hatte stets einige darin stecken – und stieß sie möglichst tief und fest in das Zündloch. Indem ich sie nach links und rechts bog, brach ich sie ab. Das Löchelchen war vollständig verstopft und die Flinte nun so unbrauchbar, wie eine vernagelte Kanone. Jetzt setzte ich das Zündhütchen wieder auf und ließ den Hahn herab. Nachdem ich die Flinte wieder so an den Sattel gehängt hatte, wie sie vorher hing, hinkte ich zu meinem Rappen zurück und stieg wieder auf.

Jetzt war ich ihm doch zu nahe. Ich kehrte um einen Busch weiter zurück und blieb hinter demselben halten. Nach einiger Zeit vernahm ich Hufschlag und menschliche Stimmen, die sich näherten.

»Die Zeit ist uns lange genug geworden,« hörte ich sagen, und wenn ich mich nicht täuschte, so war es Barud el Amasat. »Wir wollen nicht noch einen ganzen Tag lang vergebens hin-

ter ihnen herschleichen, sondern wir reiten voraus und erwarten sie. Inzwischen können wir ausruhen, bis sie kommen.«

»Die Hunde brachen zu spät auf,« antwortete ein Anderer, dessen Stimme ich nicht kannte und der also sehr wahrscheinlich der Miridit war. »Auch mir ist die Zeit sehr lang geworden. Nun aber werde ich eilen.«

»So sieh dich vor, daß es nicht abermals mißlingt, wie gestern abend.«

»Das war etwas ganz anderes; heute entgeht er mir nicht. Ich habe den Lauf sogar mit gehacktem Blei geladen.«

»Nimm dich in acht! Er ist kugelfest!«

»Gehacktes Blei ist ja keine Kugel!«

»Wahrlich, da kannst du recht haben. Auf diesen Gedanken hätten wir längst kommen sollen!«

»Übrigens glaube ich nicht an dieses Märchen.«

»Oho!« hörte ich Manach el Barscha antworten. »Ich habe gestern abend sorgfältig geladen, mich an den Laden geschlichen und sogar mein Gewehr auf dem Fensterbrett aufgelegt. Dann zielte ich genau nach seinem Kopf, und als ich losdrückte, gab es einen furchtbaren Knall, und mein Gewehr riß mich über den Haufen. Daß ich ihn nicht getroffen habe, hast du ja selbst gesehen.«

»Ja, ich stand unter der Haustüre. Es ist freilich wunderbar. Ich konnte dich gegen die Lampe sehen, welche in der Stube brannte. Ich konnte auch diesen Verdammten der Hölle sehen, nämlich seinen halben Kopf. Ich sah dich auflegen und zielen, den Lauf ganz genau auf seinen Kopf gerichtet. Dein Schuß krachte und blitzte auf, als ob du ein ganzes Pfund Pulver geladen hättest. Du stürzttest zur Erde, dieser Mensch aber stand drüben – aufrecht und unversehrt – ich kann es heute noch nicht begreifen.«

»Er ist eben kugelfest!«

»Nun, so will ich es einmal mit gehacktem Blei versuchen, und tut auch das ihm nichts, so greife ich zu meinem Hei-
duckenbeil. In der Führung desselben bin ich Meister, dieser Franke aber wird noch niemals eine solche Waffe in der Hand

gehabt haben. Ich werde ihn nicht etwa von hinten töten, sondern ihn offen und frei überfallen.«

»Wage nicht zu viel!«

»Pah! Ehe er Zeit hat, sich zu wehren, ist er tot!«

»Aber seine Leute!«

»Die fürchte ich nicht.«

»Sie werden sich sofort auf dich werfen.«

»Dazu finden sie gar keine Zeit. Bedenkt, daß ich hier den Braunen reite! Übrigens werde ich einen mit Büschen besetzten Platz wählen, wo ich ihnen hinter den Sträuchern rasch aus den Augen bin.«

»Vergissest du, daß sein Rappe deinem Braunen jedenfalls unendlich überlegen ist?«

»Was kann mir der Rappe schaden, wenn ich den Reiter getötet habe?«

»Ein Anderer wird ihn besteigen und dich einholen, vielleicht der kleine Satan, der gewandt und flink wie ein Affe ist.«

»Das wäre mir nur lieb. Dann könnte ich ihm eins für gestern geben.«

»Nun, wir wünschen dir Glück! Du hast deinen Bruder zu rächen und also eine gerechte Sache, welcher Allah wohl Sieg verleihen wird. Gelingt es dir dennoch nicht, nun, so kommst du uns nach. Du weißt, wo wir zu finden sind, und heute abend wird es beschlossen, wie wir diesen Burschen zu Leibe gehen. Jetzt scheiden wir, da wir nun wissen, daß sie aufgebrochen sind und nach Uskub reiten wollen.«

»Ihr schlagt also wirklich nicht denselben Weg ein wie sie?«

»Nein, denn wir reiten über Engely, während sie über Jerßely gehen. Wir kommen eher an als sie.«

»Nun, so kann ich doch noch eine Weile bei euch bleiben. Wenn ich also heute nicht komme, so ist's geglückt, und ihr bekommt auch diesen Effendi nie wieder zu sehen, denn er liegt irgendwo verscharrt. Vorwärts!«

Wieder hörte ich Pferdegetrappel, aber es entfernte sich.

Jetzt ließ ich auch meinen Rappen vorsichtig nach vorn. Ich

erblickte die beiden Aladschy auf ihren Schecken, den Miriditen auf seinem Braunen, Manach el Barscha, Barud el Amasat und den Alten, den Mübarek, welcher in sehr hinfalliger Haltung im Sattel saß und den Arm in der Schlinge trug.

Hätten sie gewußt, daß ich mich höchstens zehn Ellen weit hinter ihnen befand! Welch eine Szene hätte das gegeben! Mein Pferd brauchte nur einmal zu schnauben, so war ich verraten. Aber das kluge Tier wußte, was es zu bedeuten hatte, wenn ich ihm die Hand für einen Augenblick auf die Nüstern legte. Dann gab es gewiß keinen Laut von sich.

Jetzt konnte ich wieder zu meinen Gefährten stoßen, welche Warzy nun längst hinter sich hatten. Ich lenkte nach rechts hinüber, so daß ich diesen Ort gar nicht berührte.

Ich kannte die Gegend ganz und gar nicht, und es gab auch von Warzy nach Jerßely keinen gut betretenen Weg; das hatte ich von dem Schneider erfahren. Aber ich fand doch die Fährte der Meinigen, ungefähr drei Kilometer westlich von dem ersten Dorf entfernt, und folgte ihr. Sie führte mich durch ein wildes, mit Steintrümmern besätes, schluchtenähnliches Tal empor zum Wald, in dessen weichem Boden sie sehr deutlich wurde, so daß ich mein Auge nicht mehr anzustrengen brauchte und schneller reiten konnte. Bald hatte ich die Gefährten eingeholt.

»Sihdi, eben wollte ich begehren, daß man auf dich warte,« sagte Halef. »Was hattest du vergessen?«

Bevor ich antwortete, warf ich einen forschenden Blick auf den kleinen Schneider. Er schien nicht im mindesten neugierig auf meine Antwort zu sein.

»Ich wollte nach dem Miriditen, dem Bruder des Fleischers, sehen,« sagte ich. »Du hast doch von dem Wirt gehört, daß diese Brüder Miriditen sind.«

»Was geht uns dieser Miridit an?«

»Sehr viel. Er will mich unterwegs mit gehacktem Blei erschießen oder mit dem Heiduckenczakan töten.«

»Das weißt du?«

»Er selbst hat es gesagt – zu unseren guten Freunden, welche uns verschmachten lassen wollten.«

Ich erzählte nun den Vorfall, sagte aber nichts, daß ich das Gewehr des Miriditen vernagelt hatte. Dabei hielt ich den Blick fest auf den Schneider gerichtet. Er machte ein ehrlich erstauntes Gesicht und sagte schließlich:

»Effendi, was sind das für Menschen? Kann es denn wirklich solche gottlose Leute geben?«

»Wie du hörst.«

»O Allah! Davon habe ich keine Ahnung gehabt. Was habt ihr ihnen denn getan?«

»Das wirst du gelegentlich erfahren, wenn du länger mit uns reitest, denn wir bleiben nicht in Uskub. Wir reiten nur durch die Stadt und dann schnell weiter nach Kakandelen und Prisrendi.«

»Also nach meiner Heimat? Das freut mich sehr. Was euch gestern passiert ist, das habe ich heute früh von den Knechten erfahren. Nun seid ihr auch heute wieder mit dem Tod bedroht. Da möchte einem ja angst und bange werden!«

»Du kannst dich ja von uns trennen!«

»Das fällt mir gar nicht ein. Vielleicht liegt es nur an mir, daß ihr glücklich entkommt. Ich werde euch so führen, daß euch dieser Miridit gewiß nicht findet. Ich führe euch über Gebirgswiesen und offene Strecken. Später kommen wir dann hinab in die berühmte, fruchtbare Ebene Mustafa, welche sich von Uskub nach Südost bis über Köprili hinaus erstreckt und in welcher die neue Eisenbahn gebaut wird. Da haben wir ganz offenes Land. Und wenn es euch recht ist, bleibe ich auch hinter Uskub noch euer Führer.«

»Das ist uns ungemein lieb. Wie es scheint, bist du sehr weit herumgekommen?«

»Nur in dieser Gegend, welche ich aber auch ganz genau kenne.«

»Wir sind fremd und haben zuweilen von einem Mann sprechen hören, welcher der Schut genannt wird. Wer ist denn das?« fragte ich leichthin.

Der Zwerg zog die Brauen hoch empor und antwortete:

»Das ist ein berühmter Räuber.« Er blickte sich scheu um und fügte hinzu: »Es ist nicht gut von ihm zu sprechen. Er

hat überall seine Leute. Hinter dem nächsten Baum kann einer stehen.«

»Hat er denn eine so zahlreiche Bande?«

»Der hat seine Verbindungen überall, in jedem Dorf, in jeder Stadt. Der höchste Richter und der frömmste Imam kann ein Mitglied dieser Bande sein.«

»Ist ihm denn nicht beizukommen?«

»Nein. Das Gesetz vermag hier nichts. Ich bin kein Kundiger des Kuran, der Sunna und ihrer Auslegungen, aber ich habe einmal gehört, unsere Gesetze seien so dunkel und vieldeutig, daß sie selbst da, wo ihnen Nachdruck gegeben werden kann, mehr Schaden als Nutzen bringen. Der Richter kann ein solches Gesetz der verschiedenartigsten Deutung unterwerfen.«

»Leider ist das nur allzu wahr.«

»Wie soll es nun erst da sein, wo ihm kein Nachdruck gegeben werden kann, wo niemand sich um das Gesetz zu kümmern braucht, wie hier bei uns? Nimm einmal die Albanesen an, die Arnauti, Skipetaren, Miriditen und all die Völkerschaften und einzelnen Stämme, von denen jede dieser Sippen ihre eigenen Gesetze, Gebräuche und Rechte hat. Das ist das richtige Feld für einen Mann, wie der Schut. Er lacht des Großherrs und seiner Beamten. Er verhöhnt die Richter, die Behörden, die Polizei und die Soldaten. Keiner von ihnen allen kann ihm das Geringste anhaben. Hier lebt jedes Dorf in Gegnerschaft mit dem Nachbardorf. Jeder Ort hat mit dem andern irgend einen Diebstahl, Raub oder gar eine Blutrache auszugleichen. Das ist ein ewiger Krieg, und da behält natürlich der gewalttätigste und größte Übeltäter die Oberhand. Aber Effendi, ich habe nichts, gar nichts gesagt. Ich bin ein armer Mann und will nicht noch unglücklicher werden, als ich schon bin.«

»Meinst du, daß ich deine Worte verrate?«

»Nein, dazu bist du zu edel. Aber die Bäume haben Ohren, und die Luft hört alles.«

»Anderswo könnte so etwas freilich gar nicht vorkommen.«

»Gibt es an andern Orten, in andern Ländern nicht auch Räuber?«

»Ja, zuweilen, aber nur für kurze Zeit, fast nur für Tage, denn

das Gesetz hat dort die nötige Macht, um sie schnell unschädlich zu machen.«

»O, List geht oft noch über die Macht!«

»So wird die List mit List bekämpft. Bei uns ist kein Verbrecher so schlau, daß nicht irgend ein Polizist noch viel schlauer wäre. Käme ein solcher hierher, so würde er sehr bald den Schut aufgestöbert haben.«

»Pah! Der Schut würde den Mann wohl noch eher kennen, als dieser ihn. Wie dann?«

Es war, als ob der Schneider in seinen Ton eine gewisse Beziehung legen wolle. Es klang fast wie Hohn, oder hatte ich mich geirrt?

»Nun, dann würde der Geheimpolizist vielleicht verloren sein,« erwiderte ich; »aber Andere träten an seine Stelle.«

»Sie würden ebenso verschwinden wie er. Wie die Dinge hier liegen, ist dem Schut gar nicht beizukommen. Es ist am besten, man spricht gar nicht von ihm, und auch wir wollen dies Gespräch fallen lassen. So arm ich bin, muß ich doch Angst haben, wenn ich an ihn denke. Ich verdiene mir mein Geld nur parawise und bringe nicht viel zusammen. Aber ich habe mir doch einige wenige Piaster sparen müssen für den Wundermann, der mich heilen soll. Wenn mich diese Räuber überfielen und mir die Frucht meiner Arbeit abnähmen, so könnte ich nicht einmal Medizin erhalten, um gesund zu werden.«

»Ist dieser Wundermann berühmt?«

»Weit und breit.«

»So ist auch wohl dein Dörfchen weithin bekannt?«

»Gewiß; frage nur einmal danach.«

»Nun, ich habe allerdings bereits von Weicza sprechen hören. Es wurde dabei auch der Name eines berühmten Khan genannt, der sich dort in der Nähe befinden soll.«

»Wie heißt er?«

»Ich kann mich nicht genau besinnen. Ich glaube, es war das Wörtchen Kara dabei.«

Er sah mich scharf an. Es zuckte aus seinen Augen ein rascher, unbewachter Blick, ein versengender Blitz. Doch sofort

nahm sein Blick die frühere Sanftmut an, und der Schneider meinte:

»Kara, kara, hm! Ich kann mich nicht besinnen. Wenn du das ganze Wort wüßtest, so käme ich vielleicht darauf.«

»Vielleicht fällt es mir noch ein. Kara – kara – – Halef, du hast den Namen auch gehört; fällt er dir nicht ein?«

»Karanorman?« antwortete der Hadschi, der mich gar wohl verstand.

»Ja, ja, so war es. Karanorman-Khan! Kennst du ihn, Afrit?«

Es schien, als ob er sich besinnen müsse, bevor er antwortete:

»Ja, jetzt weiß ich, was du meinst. Es ist aber nicht etwa ein großer Khan, sondern nur eine Art Ruine. Es wohnt da kein Mensch. Erst war es ein großes Karawanseraï, vor Jahrhunderten. Dann wurde ein Karaul daraus, ein Wachturm für die Grenzsoldaten, und nun liegt es in Trümmern. Was hat man denn von dem Ort gesagt?«

»Daß der Schut dortselbst sein Wesen treiben soll.«

Über sein sanftes Gesicht ging ein Zucken, als ob er eine plötzliche, gewaltige Bewegung niederkämpfen müsse. Dann sah er mir ebenso ruhig und mild wie vorher in das Gesicht und erwiderte:

»Ich glaube, daß man dir da etwas weisgemacht hat.«

»Meinst du?«

»Ja; denn ich kenne den Ort sehr genau. Ich bin zu jeder Stunde des Tages und auch der Nacht dort gewesen und habe nie etwas gesehen, was darauf schließen ließe, daß diese Sage auf Wahrheit beruhe. Auch in der ganzen Gegend weiß man nichts. Ich behaupte sogar, daß der Schut grad dort viel weniger erwähnt wird, als anderswo.«

»Er wird sich wohl hüten, grad da, wo er wohnt, die Bevölkerung gegen sich aufzubringen.«

»Das könnte sein. Ich sehe, Herr, du bist ein schlauer Kopf und gehst der Sache leicht auf den Grund. Das aber kann dein Verderben sein. Weißt du, daß ich dich nun in Verdacht habe, daß du den Schut suchst?«

»Ah! Wie kommst du auf diesen Gedanken?«

»Deine ganze Art und Weise führt darauf.«

»Höre, ich beginne zu bemerken, daß dein Scharfsinn auch nicht ungeübt ist. Das kann ebenso leicht dein Verderben sein.«

»Du scherzest. Ich bin ein armer Schneider; du aber hast, wie ich höre, schon seit Tagen die Anhänger des Schut verfolgt und verfolgt sie auch weiter. Ich muß dich für einen Polizisten halten, für einen von der listigen Art, von welcher du vorhin sprachst.«

»Das bin ich nicht!«

»Es scheint aber so. Vielleicht suchst du den Schut in Karanorman-Khan. Du wirst aber nicht dahin kommen.«

»Warum nicht?«

»Weil du vorher ermordet wirst. Der Schut weiß bereits ganz gewiß, was du vorhast. Du bist dem Tod verfallen.«

»Wollen sehen!«

»Wenn du es siehst, ist Rettung unmöglich.«

»Nun, ich wiederhole, daß ich kein Beamter und kein Polizist bin. Der Schut und seine Leute mögen mich in Ruhe lassen.«

»Du sie also auch!«

Diese vier Worte wurden in einem befehlenden Tone gesprochen. Seine Stimme bebte und klang wie heiser. Er war innerlich erregt. Dieser Zwerg, der sich Afrit, Riese, nannte, war nicht das, wofür er sich ausgab; jetzt wollte ich darauf schwören. Aber er besaß eine ungeheure Verstellungsgabe. Dieser kleine Sperber verstand es, das Gefieder einer Turteltaube anzulegen. Er war doch vielleicht jener Suef, welcher mich ›liefern‹ sollte.

Aber das war mir wieder deshalb unwahrscheinlich, weil der Kiaja ihn gekannt hatte und auch seinen Namen dazu. Oder sollte er nur von den Mitgliedern der Verbrüderung ›Suef‹ genannt werden? Reiste er als armer, ehrlicher Schneider herum, um für die Räuber Gelegenheiten auszuspähen? Ich mußte mich vor ihm außerordentlich in acht nehmen. Jetzt antwortete ich:

»Ich lasse sie in Ruhe. Ich habe mich nicht eher um die Aladschy und die Andern bekümmert, als bis sie mir Veranlassung dazu gaben.«

»So tue, als hättest du keine Veranlassung erhalten!«

»Nein, mein Lieber, das tue ich nicht. Wer sich mir in den Weg stellt, den reite ich nieder, und wäre es der Schut selbst. Will er sich an mich wagen, so mag er es versuchen. Es wird sich zeigen, wer den kürzeren zieht.«

Er reckte den Kopf in die Höhe und streckte den Hals aus, als ob er ein Gelächter anschlagen wollte. Ein höhnisches, ein sehr höhnisches sollte es werden, das sah ich seiner Miene an. Aber er beherrschte sich und sagte in warnendem Ton:

»Keine Behörde des Großsultans vermag etwas gegen ihn; selbst das Militär ist zu schwach. Und du, ein Einzelner und Fremder, willst ihm drohen?«

»Er ist ebenso ein Einzelner wie ich; er ist mir ebenso fremd wie ich ihm. Wenn ich mit ihm einmal zusammentreffe, so wird zwischen uns nur unsere persönliche Kraft, Gewandtheit und List entscheiden.«

»Ich sehe, daß du wirklich beabsichtigt, den Schut aufzusuchen.«

»Nun, ich bin zu stolz, es zu leugnen.«

»Ah! Und willst wohl gar mit ihm kämpfen?«

»Je nach den Umständen. Ich bin fremd; ich habe kein Interesse an den hiesigen Personen und Verhältnissen; ob ein Schut hier existiert oder nicht, ob es einen Räuber mehr oder weniger gibt, das ist mir ganz gleichgültig. Aber ich habe ein persönliches Verlangen an ihn zu stellen. Gehorcht er meinem Gebot, so – –«

»Gewährt er deine Bitte, willst du wohl sagen, Herr?«

»Nein. Der Ehrliche steht über dem Spitzbuben und hat ihm zu befehlen. Also, gehorcht er meinem Gebot, so scheide ich von ihm, ohne ihm ein Haar zu krümmen. Tut er es aber nicht, so hat es einen Schut gegeben!«

Ich sah, daß seine kleine, schmale Brust schwer Atem holte. Der Mann war leichenblaß geworden. Er befand sich in einer

sehr großen Aufregung, aber er beherrschte auch diese und sagte ruhig:

»Effendi, du tust, als ob du unverletzlich seiest und tausend Schuts nicht zu fürchten hättest.«

»Das ist auch der Fall,« antwortete ich, indem ich mit der Hand auf das Knie schlug, daß es klatschte. »Wir sind nur vier Männer. Wir haben eine Abrechnung mit dem Schut zu halten. Er und seine Verbündeten müssen uns fürchten, nicht aber wir sie. Ich blase alle diese Kerle mit einem Hauch von meiner Hand herunter in den Staub!«

Dabei blies ich über meine emporgehobene flache Hand. Es fiel mir gar nicht ein, zu bramarbasieren oder den Maulhelden zu spielen. Indem ich mich so ungeheuer in Kraft warf, verfolgte ich eine bestimmte psychologische Absicht. Ich wollte den Kleinen in Wut bringen, damit er seine Selbstbeherrschung verlöre und sich durchschauen ließe. Aber das Bürschlein zeigte sich mir überlegen. Er blinzelte mich lustig an und meinte:

»So blase immer zu, bis du selbst fortgeblasen bist. Ich bin dein Freund. Du hast den armen Schneider freundlich aufgenommen und bewirtet. Dafür bin ich dir dankbar und möchte dich vor Üblem bewahren; daher warnte ich dich. Du aber hörst nicht auf mich und bist also nicht zu retten. Du bist hier fremd; ich aber kenne das Land ganz anders als du. Ich habe versprochen, dich nach Kakandelen zu bringen; aber ich bin nun überzeugt, daß du diese Stadt nie in deinem Leben sehen wirst, denn dein Leben ist viel zu kurz zu dieser Reise.«

»In zwei oder höchstens drei Tagen bin ich dort.«

»Nein, sondern du bist in der Stadt der Toten.«

»Das weißt du so bestimmt? Fast klingt es, als ob du mit dem Schut ganz außerordentlich vertraut seiest!«

»Das ist nicht dein Ernst. Ich sage nur so, weil ich aus ähnlichen Beispielen ersehen habe, daß der Schut nicht mit sich scherzen läßt.«

»O, ich werde mit dem Schwager Deselims keinen Spaß machen!«

»Herr, wer hat dir das verraten?« rief er hastig.

Jetzt hatte ich ihn gefaßt – trotz seiner ungemeinen Schlaueit und großen Verstellungskunst. Er kannte Deselim und wußte, daß dieser der Schwager des Schut war; er hatte sich verraten. Aber ich ließ mir nichts merken, denn sobald er wußte, daß ich ihn durchschaute, konnte ich keinen Nutzen mehr aus ihm ziehen.

»Er selbst hat es mir gesagt,« antwortete ich.

Es traf mich ein funkelnder Blick, der aber gedankenschnell an mir vorüberglitt. Das war ein Blick des Hasses gewesen. Er wußte, daß Deselim durch mich den Hals gebrochen hatte. Das hatte ich diesem Blick angemerkt. Dieser kleine, höfliche, untertänige Mensch war mein Todfeind.

»So war das sehr unvorsichtig von ihm,« bemerkte er freundlich. »Aber weiß denn Deselim, was sein Schwager treibt – und daß derselbe der Schut ist?«

Ah, er hatte seinen Fehler erkannt und versuchte nun, denselben gut zu machen, indem er eine kindliche Unbefangenheit heuchelte.

»Natürlich weiß er es, sonst hätte er es mir nicht gesagt,« erwiderte ich.

»Wie hast du es ihm denn entlockt?«

»Durch List.«

»Bei Allah, du bist ein höchst gefährlicher Mensch! Wäre ich der Schut, so müßtest du augenblicklich sterben; da ich aber nur ein armer Schneider und ein ehrlicher Mensch bin, so freue ich mich, daß es auch kluge Leute gibt, welche imstande sind, die Bösen zu überlisten. Aber wenn du das weißt, so ist es ein höchst gefährliches Geheimnis für dich. Der Schut muß dich ja töten lassen, um dasselbe für sich zu retten.«

»Pah! Ich habe schon öfters getötet werden sollen in der letzten Woche. Erst gestern wieder zweimal, vorgestern auch und ehegestern ebenso. Heute will mich der Miridit mit gehacktem Blei erschießen oder mit dem Beil erschlagen!«

»Wie konntest du nur wagen, ihm nachzureiten?«

»Ich bin noch ganz andern Burschen nachgeritten!«

»Wenn er sich umdrehte, warst du verloren!«

»Nein, er!«

»Denke das nicht! Er ist ein Miridit, ein Tapferer!«

»Und was ich bin, wirst du heute sehen. Als ich ihm folgte, hatte ich ihn stets vor mir. Konnte ich ihm da nicht in jedem mir beliebigen Augenblick eine Kugel geben? War er in meiner Gewalt oder ich in der seinigen?«

»Du hattest ihn diesmal in der Hand, wenn du nämlich ein guter Schütze bist; aber wenn ihr euch heute wiederseht, so bist du in seiner Gewalt.«

»Das glaube ich nicht.«

»O gewiß! Er lauert dir auf und wird auf dich schießen, wann und wo und wie es ihm beliebt, ohne daß du es ahnst. Du wirst ihn gar nicht sehen und eine Leiche sein.«

»Und ich sage dir: wenn er es wagt, sein Gewehr gegen mich zu erheben, so ist er verloren!«

»Herr, Allah ist mein Zeuge, daß dies doch vermessen ist!« rief er zornig.

»Es ist nicht Vermessenheit. Ich weiß, was ich sage!«

»Und ich sage dir: selbst wenn seine Kugel dich aus irgend einem Grunde fehlen sollte, so bist du doch seinem Czakan verfallen. Er ist Meister im Werfen desselben. Du aber, hast du einmal ein Heiduckenbeil geworfen?«

»Nein.«

»So bist du verloren. Und wenn du ihm auch entgingest, so sind doch die Andern da, denen du gestern entkommen bist. Sie können hier hinter jedem Busch stecken, um dich zu überfallen.«

»Das ist unmöglich!«

»Warum?«

»Weil sie nach Engely geritten sind. Und wären sie hier, so gäbe es Spuren von ihnen; mein Pferd würde sie durch Schnauben verraten, und ich würde sie bereits von weitem erkennen, denn meine Augen sind seit langen Jahren den Wald gewohnt.«

Er war jedenfalls höchst überzeugt, daß ich in einer Stunde nicht mehr leben würde; darum ärgerte es ihn, daß ich mich so geringschätzig über meine Feinde äußerte.

»Ich wiederhole es,« sagte er, »dir ist nicht zu helfen. Du glaubst ja selbst der Wahrheit nicht, daß sie wahr ist!«

»Wenn sie erst verlangt, daß ich ihr glauben soll, so ist sie eben nicht wahr! Wollen abbrechen. Du wirst uns noch besser kennen lernen als bisher. Wenn ich es will, so geht das Gewehr des Miriditen gar nicht los, er mag sich noch so große Mühe geben.«

»So könntest du wirklich zaubern?«

»Pah! Ich kann auch nicht mehr als andere Menschen; aber ich habe noch anderen Männern gegenüber gestanden, als dieser Bruder des Fleischers ist, und ich weiß, wie ich mich gegen ihn zu wehren habe. Halef, wenn er mich anfällt, so überlaßt ihr ihn mir allein. Ihr sollt dabei gar nichts zu tun haben.«

»Wie du willst, Sihdi,« antwortete der Kleine sehr gleichmütig.

Die Steilungen, welche zu dem Plateau von Jerßely führen, sind mit Wald bestanden; das Plateau selbst aber trägt prächtige Weiden und Ackerfelder. Wir hatten den Baumgürtel hinter uns und ritten nun über einen weiten, ebenen Plan, welcher mit kurzem, dünnhalmigen Gras bestanden war. Zuweilen unterbrach ein Buschwerk die Fernsicht.

Da kamen wir auf eine Pferdespur, welche von links herüberführte und dann ganz genau in unsere Richtung einbog. Ich hielt an und betrachtete sie, indem ich mich vom Sattel niederbeugte.

»Was suchst du hier?« fragte der Schneider.

»Ich will sehen, wer hier geritten ist,« antwortete ich.

»Wie willst du das sehen?«

»Nach meiner Art und Weise, die du freilich nicht kennst. Ich sehe, daß der Miridit es war. Er ist vor ungefähr einer Viertelstunde hier vorübergekommen.«

»Das kannst du doch unmöglich behaupten!«

»O doch! Die niedergetretenen Gräser verraten mir ganz genau die Zeit. Reiten wir weiter!«

Jetzt hatte ich zweierlei zu beobachten, nämlich die Fährte und auch den Schneider. Ich bemerkte, daß sich eine gewisse Unruhe seiner bemächtigt hatte. Sein Blick wurde unstet und

doch schärfer dabei. Er sah bald nach rechts und bald nach links, und es schien mir, als ob er ganz besonders nach den Büschen spähte, an denen wir vorüberkamen.

Hatte das einen bestimmten Grund? Jedenfalls! Darum beobachtete ich nun selbst auch die Sträucher schärfer und da bemerkte ich bald, daß der Miridit unserm Führer geheime Weisung erteilte.

Bald links und bald rechts war ein Zweig geknickt und nach der Richtung gelegt, welche wir einhalten sollten.

Sie hatten sich natürlich darüber verabredet und ganz gewiß geglaubt, einen ungeheuer klugen Gedanken gefaßt zu haben. Ich hätte nun meine Beobachtung mir zu Nutzen machen können, ohne ein Wort darüber zu sprechen; aber dieser Schneider sollte nicht innerlich über uns lachen. Wie er selbst den Überfall voraussah, so wollte auch ich denselben voraussagen.

Darum hielt ich, als wir wieder an eines dieser Zeichen gelangten, an und sagte zu Halef:

»Hadschi, siehst du diesen umgebrochenen Zweig?«

»Ja, Herr.«

»Wer mag ihn umgebrochen haben?«

»Irgend ein Wild.«

»Das könnte nur ein Hochwild gewesen sein, und dann müßten wir die Fährte desselben sehen.«

»Das Gras hat sich wohl wieder aufgerichtet, so daß sie nicht mehr zu sehen ist.«

»In diesem Falle wären viele Stunden vergangen, seit der Zweig umgebrochen wurde, und dann müßte die Bruchfläche verdorrt sein. Sie ist aber noch so frisch und feucht, daß höchstens eine Viertelstunde vergangen sein kann, seit sie entstanden ist.«

»Wer soll es denn getan haben, und was geht es uns an? Warum interessierst du dich so sehr für diesen Zweig?«

»Weil er mir eine ganze Geschichte erzählt.«

»Eine Geschichte? Sihdi, ich weiß, daß du die Fährten und Spuren zu lesen verstehst wie sonst keiner. Nun, diejenige des Miriditen haben wir deutlich vor uns. Was aber haben wir mit diesem Zweig zu tun?«

Der Schneider hielt abseits und blickte mich mit einem ruhig sein sollenden Ausdruck an. Aber einer seiner Mundwinkel war leise geöffnet und ein wenig seitwärts gezogen, was dem Gesicht den allerdings nur schwer bemerkbaren Ausdruck heimlichen Hohnes gab.

»Wenn du es nicht weißt, was dieser Zweig mir erzählt, so wird vielleicht unser Führer Afrit scharfsinniger sein als du,« sagte ich.

Der Schneider machte sogleich ein sehr erstauntes Gesicht und antwortete:

»Herr, ich weiß nichts und ahne nichts, und auch du wirst nichts wissen. Was soll ein solcher Zweig erzählen?«

»Sehr viel.«

»Ja, er predigt die Vergänglichkeit alles Irdischen. Noch gestern grünte er und jetzt muß er welken und verdorren.«

»Ja, und dabei soll er mir sagen, daß auch ich dem Tod geweiht bin.«

»Wie so? Ich verstehe dich nicht.«

»Nun, ich bin überzeugt, daß der Miridit ihn umgebrochen hat.«

»Weshalb?«

»In einer ganz besonderen Absicht. Hast du nicht schon auch andere Zweige bemerkt, die umgebrochen waren?«

»Nein, Herr.«

»Dieser hier wird der elfte sein, den ich bemerke.«

»Das ist ein Zufall.«

»Man kann im Gehen oder Reiten einmal ein Ästchen in Gedanken, im Spiel der Finger knicken, aber elf Zweige knicken, und zwar bald rechts und bald links, das kann nur in einer bestimmten Absicht geschehen.«

»So möchte ich diese Absicht wissen.«

»Du brauchst nur aufzupassen. Wir werden wahrscheinlich noch mehrere dieser Zeichen bemerken, und da wirst du sehen, daß sie alle nach einer Richtung geknickt sind.«

»Natürlich, weil das betreffende Wild nach einer Richtung gelaufen ist.«

»Von einem Wild ist gar keine Rede. Die Knickungen der

Zweige befinden sich nämlich genau so hoch, wie die ausgestreckte Hand eines Reiters. So hoch kommt kein Reh und auch nicht das Geweih eines Hirsches. Und überdies führt die Fährte des Miriditen stets genau nach rechts oder links zu dem Busch, wo das Zeichen angebracht worden ist.«

»Aber, Herr, da du so scharfsinnig bist, so sage uns doch, was er damit beabsichtigt haben soll!«

»Kennst du vielleicht einen Mann, welcher Suf heißt?«

Dieser kleine Kerl, welcher sich so hartnäckig ein armes Schneiderlein nannte, mußte doch eine ungeheure Selbstbeherrschung besitzen, denn er zuckte mit keiner Miene. Wäre es nicht wie ein Schatten über das Licht der Augen, mit denen er mich anblickte, gegangen, so hätte ich leicht glauben können, daß ich mich irrte.

»Suf?« antwortete er. »Den Namen habe ich gehört, aber ich kenne keinen, der so heißt.«

»Ich dachte, da du in dieser Gegend so bekannt wärest, würdest du den Mann kennen, den ich meine.«

»Ich kenne ihn nicht. Was soll er sein?«

»Ein Anhänger des Schut. Er soll uns heute dem Miriditen vor das Gewehr führen.«

»Herr, was denkst du?«

Jetzt verriet sein Gesicht wenn nicht Schreck, doch eine deutliche Besorgnis; aber er konnte dieselbe ja ebensogut um meinet- wie um seinetwillen hegen.

»Ich weiß es,« fuhr ich fort. »Es wurde gestern ausgemacht, daß dieser Suf versuchen solle, sich unser Vertrauen zu erwerben und uns dann in die Falle zu führen.«

»Herr, du scheinst allwissend zu sein!«

»Nur aufmerksam bin ich, weiter nichts.«

»Woher weißt du das?«

»Darüber will ich nicht sprechen. Ich bin gewohnt, alles zu beobachten und meine Schlüsse daraus zu ziehen. Das wirst du auch jetzt an diesen Zweigen erfahren.«

»Ist denn dieser Suf wirklich gekommen?«

»Nein. Er sollte sich uns natürlich als Führer anbieten. Glücklicherweise aber haben wir dich vorher getroffen, und

dieser Suef hat also eingesehen, daß er nun nicht bei uns anzu-
kommen vermag.«

»Wie aber hängt das mit diesen Zweigen zusammen?«

»Der Miridit will Suef andeuten, wie er zu reiten habe.«

»So würde also der Miridit noch nicht wissen, daß dieser
Suef nicht bei uns ist.«

»Freilich nicht. Der Spion und Verräter hat sich jedenfalls
erst unterwegs an uns machen wollen. Da hat er aus seinem
Versteck dich gesehen und nun erkannt, daß wir keinen Füh-
rer brauchen. Jedenfalls schleicht er nun hinter uns her.«

Das Gesicht des Schneiders erhellte sich. Er hatte wirklich
besorgt, durchschaut worden zu sein. Nun aber war er beru-
higt, denn ich glaubte ja, diesen Suef hinter mir zu haben. Er
ahnte nicht, daß ich ihn kannte, und dabei mußte ich ihn las-
sen.

»Aber ich denke doch, daß du dich irrst,« begann er wieder.
»Dein Verdacht ist falsch.«

»Wie so?«

»Wozu brauchte der Miridit die Zweige zu knicken? Der
Verräter, dieser Suef, würde doch diese seine Spur erkennen.
Wenn eine Fährte so deutlich ist, bedarf es doch nicht noch
gewisser besonderer Zeichen!«

»O doch! Man kennt ja die Gegend noch nicht genau, durch
welche man kommt. Der Boden kann hart sein, so daß er keine
Spuren aufnimmt; da muß man also andere Zeichen haben.«

»Aber hier ist er weich. Wenn das Umknicken wirklich den
Zweck haben soll, wie du meinst, so hätte es hier unterlassen
werden können.«

»Auch nicht; denn die Fährte konnte durch irgend einen
Umstand verwischt werden. Andere konnten noch vor uns
hierher kommen. Dann war die Spur des Miriditen nicht zu
unterscheiden. Also hat er diese Zeichen für unbedingt not-
wendig gehalten. Aber das ist für mich noch immer nicht die
Hauptsache.«

»Noch mehr denkst du?«

»Ja, und du hast mich falsch verstanden. Er will mit diesen

Zeichen nicht sagen, wie *er* geritten ist, sondern wie Suef *uns* führen soll.«

»Ist das nicht einerlei?«

»Durchaus nicht. Ich bin vollständig überzeugt, daß es nicht lange dauert, so wird die Richtung dieser Zeichen von seiner Fährte abweichen.«

»Allah! Was hast du für einen Kopf!« rief er aus.

Das war ein ungeheucheltes Erstaunen. Ich hatte also das Richtige getroffen und antwortete:

»Mein Kopf ist nicht besser als der deinige. Ich überlege mir die Sache genau. Ich sehe im Geist den Miriditen hier warten, und ich sehe auch uns kommen, geführt von dem Verräter Suef. Wenn der erstere mich töten will, so muß er mir doch auflauern. Er wird also zur Seite hinter den Büschen stecken. Folglich muß er vorher von unserer Richtung abgewichen sein. Siehst du das nicht ein?«

»O ja!«

»Also muß er vorher ein Zeichen geben, daß Suef von dem betreffenden Punkt aus ihm nicht mehr folgen soll. Und dieses Zeichen werden wir bald finden. Reiten wir jetzt weiter!«

Indem wir unsere Pferde wieder in Bewegung setzten, sagte der Schneider:

»Ich bin ganz begierig darauf, zu erfahren, ob du recht vermutest.«

»Und ich bin überzeugt davon, daß ich mich nicht irre. Ich weiß ganz genau, daß ich jetzt noch nichts zu fürchten brauche. Erst wenn sich die Richtungen getrennt haben, wird der Überfall erfolgen. Und so wie ich dir hier bewiesen habe, daß ich sämtliche Gedanken und Absichten des Miriditen und dieses Suef mir von den Zweigen habe erzählen lassen, so weiß ich auch noch mehr vorher, als du ahnst und denken kannst. Der Schut ist mir ein sehr ungefährlicher Bursche.«

Wir kamen noch an mehreren umgebrochenen Zweigen vorüber. Ich machte den Schneider auf dieselben aufmerksam und bewies ihm, daß das Pferd des Miriditen stets ganz nahe an dem betreffenden Busch vorübergekommen war.

Dann gelangten wir an diejenige Stelle, welche ich ihm vor-

hergesagt hatte. Die Pferdespur führte links ab, während geradeaus an zwei einander gegenüberliegenden Büschen die umgebrochenen Zweige nach vorwärts deuteten.

»Siehe, da hast du den Punkt, welchen ich meine,« sagte ich; »der Miridit ist nach links geritten, um den Hinterhalt zu gewinnen; Suef soll uns aber geradeaus führen, zwischen diesen Büschen hindurch. Bist du nicht auch dieser Ansicht?«

»Herr, ich kann dir nicht antworten. Deine Gedanken sind mir zu hoch.«

»Ich habe dir ja alles deutlich erklärt.«

»Ja, aber dennoch kann ich deinen Schlüssen nicht folgen. Ich denke, du wirst dich wohl irren.«

»Ich irre mich nicht.«

»Was wirst du tun?«

»Zunächst würde ich diesen Suef, wenn er bei mir wäre, hier an dieser Stelle so peitschen lassen, daß er nicht wieder aufstehen könnte.«

»Ihm würde sein Recht werden! Leider aber ist er nicht da.«

»Jedenfalls ist er hinter uns. Ich hätte große Lust, auf ihn zu warten.«

»Er wird sich hüten, sich sehen zu lassen.«

»Ganz richtig. Aber ich bekomme ihn doch in meine Hand; dann soll er seinen Lohn erhalten.«

»Recht so, Herr!«

»Denkst du, daß hundert Hiebe genug sein werden?«

»Nein. Wenn du ihn in deine Hände bekommst, so mußt du ihn totpeitschen lassen, denn der Verräter ist schlimmer als der Täter.«

»Ganz richtig; aber es genügen fünfzig.«

»Das wäre eine außerordentliche Milde und Gnade, Herr.«

»Merke dir diese deine Worte und bitte dann nicht etwa um Gnade für ihn; aber das wird ja später sein. Jetzt haben wir es mit der Gegenwart zu tun.«

»Ja, Sihdi, wir können doch nicht hier halten bleiben!« mahnte Halef. »Vielleicht steckt der Miridit gar nicht weit von hier.«

»Das befürchte ich nicht. Wir reiten weiter, aber nicht genau in der Richtung, welche die Zweige uns andeuten, sondern ein wenig weiter nach rechts. Auf diese Weise bringen wir mehr Raum zwischen ihn und uns. Ich bleibe für einige Augenblicke hier zurück, werde aber schnell wieder bei euch sein. Und noch eins, Halef! Nimm dein Gewehr zur Hand. Man weiß nicht, was geschehen kann. Den Miriditen nehme ich ganz allein auf mich. Solltest du aber auf irgend eine Weise diesen Suf bemerken, so jagst du ihm sofort eine Kugel durch den Kopf.«

»Einverstanden!« nickte Halef.

»Und da unser guter Afrit nicht bewaffnet ist, so müssen wir ihn beschützen. Osko und Omar mögen ihn in ihre Mitte nehmen, und du reitest ganz nahe hinterher und bist sogleich bei der Hand, wenn etwas Verdächtiges geschieht.«

»Keine Sorge, Effendi! Ich werde augenblicklich hinter diesem Suf sein!«

Der Hadschi verstand mich vollständig. Ich war überzeugt, daß er den Schneider sofort erschießen würde, wenn es diesem einfallen sollte, die Flucht zu ergreifen. Dieser selbst aber sah mich mit einem besorgt forschenden Blick an und sagte:

»Effendi, macht euch doch um meinethwillen keine Sorge!«

»Das ist unsere Pflicht. Du befindest dich bei uns und bist also der Feind unserer Feinde. Als solcher wirst du von ihnen behandelt. Wir müssen dich darum in unsern Schutz nehmen. Entferne dich aber ja nicht von meinen drei Gefährten, denn dann könnte dir etwas geschehen, wofür wir dir nicht verantwortlich sind. Du bist nur bei ihnen sicher.«

»Und du reitest nicht mit uns?«

»Ich bleibe für einen Augenblick zurück.«

»Warum?«

»Aus Feigheit. Der Miridit mag erst euch erschießen, bevor er mich trifft. Vorwärts!«

Halef lachte über meine Antwort und winkte mit dem Auge nach der Fährte des Miriditen. Er erriet, daß ich derselben folgen wollte.

Ich wartete, bis sie zwischen den beiden Büschen hindurch

waren, und ritt dann langsam nach links auf der Fährte weiter.

Natürlich galt es nun, die Augen überall zu haben. Ich konnte von dem Miriditen viel eher bemerkt werden, als ich selbst ihn erblickte. Darum wich ich lieber von der Fährte ab, eine Strecke weiter nach links mit derselben parallel reitend.

Die Büsche standen in ziemlich regelmäßigen Entfernungen auseinander, immer zwischen fünfzehn und zwanzig Ellen ungefähr. So oft ich einen Strauch erreichte, hielt ich an, um erst vorsichtig hinter demselben hervorzuspähen.

Da hörte ich einen schrillen Pfiff. Er kam von da her, wo meine Gefährten jetzt sein mußten. Wer hatte ihn ausgestoßen? Halef etwa, um mich zu warnen oder mir ein Zeichen zu geben? Nein, sein Zeichen wäre anders gewesen. Oder der Schneider? Hatte er mit dem Miriditen verabredet, unser Nahen durch einen solchen Pfiff kundzugeben? Dann war es höchst verwegen von ihm, unter den jetzigen Umständen, wo er wußte, daß der ganze Plan mir verraten sei, dieses Signal dennoch hören zu lassen.

Kaum war der Pfiff verhallt, so hörte ich vor mir, hinter dem Gesträuch, einen Ton, als ob jemand halblaut das Wort »el hassil – endlich!« ausrufe. Ich vernahm das Stampfen von Hufen, nicht hell, sondern dumpf, wegen des weichen Bodens, und richtete mich hoch im Sattel auf, um über den Busch, hinter welchem ich angehalten hatte, hinwegzusehen.

Ja, richtig, ich erblickte den Miriditen, welcher neben seinem Pferd im Gras gesessen hatte und sich nun in den Sattel schwang. Auch er stand hoch in den Bügeln und schaute nach uns aus.

Ich muß gestehen, daß er den Platz sehr gut gewählt hatte, denn derselbe paßte ausgezeichnet zu dem beabsichtigten Unternehmen. Der Miridit konnte zwischen den Büschen hervor gedankenschnell über uns kommen und ebenso rasch wieder hinter ihnen verschwinden. Sein plötzliches, unerwartetes Erscheinen mußte uns verblüffen. Ehe wir uns gefaßt hatten, war ich von ihm erschossen oder erschlagen, und er befand sich

bereits in Sicherheit, bevor meine erschrockenen Gefährten an eine Verfolgung des Mörders denken konnten.

Das war freilich alles ganz hübsch ausgedacht, aber die Rechnung hatte nicht meine Genehmigung, und um einen Strich durch dieselbe zu machen, hatte ich bereits während der letzten zwei Minuten meinen Lasso aufgerollt.

Diese Waffe, welche in der Hand eines Geübten dem Gegner so furchtbar werden kann, ist nicht, wie viele meinen, ausschließlich eine amerikanische. Alle Nomadenvölker, welche Herdenbesitzer sind, bedienen sich derselben in verschiedenartig abgeänderter Gestalt und in der ihnen eigenen Art und Weise. Der ungarische Czikos bedient sich der Leine oder des Fangriemens ebenso wie der russische Tabuntschik. Die Turkmenen haben ihren langen, geschmeidigen Kaji ebenso, wie die Mongolen, Ostjaken, Tungusen und Kirgisen sich mit der Wurfscnhlinge die einzelnen Tiere aus den Herden holen.

Darum war es gar nicht etwa ein lächerlicher Gedanke von mir gewesen, den Lasso mit auf die Reise zu nehmen. Ich war ja vorzugsweise mit Nomaden in Berührung gekommen, und mein geflochtener, dreißig Fuß langer Riemen hatte mir mehrere Male ganz vortreffliche Dienste geleistet. Man weiß freilich, daß derselbe vor kurzem von mir zerschnitten und verbraucht worden war, und ich muß daher erwähnen, daß ich mir dann aus Riemen einen neuen, freilich weniger guten, zusammengeflochten hatte.

Ich befestigte jetzt das obere Ende desselben an dem Ring der vorderen Sattellehne. Ich wollte den Miriditen fangen. Er hatte wohl noch nie einen Lasso gesehen und besaß sicherlich keine Ahnung, auf welche Weise man sich desselben erwehren kann. Um ihn nicht vorzeitig auf meine Absicht aufmerksam zu machen, legte ich die Schlingen nicht in den Arm, sondern hing sie über den Sattelknopf. Dagegen aber nahm ich den Bärenrötter zur Hand. Er war die einzige Waffe, mit welcher ich das Beil parieren konnte, übrigens ein Kunststück, welches nur derjenige versuchen darf, welcher sich wohlgeübt hat, einen auf ihn geschleuderten Tomahawk mit dem Lauf des Gewehres von sich abzuhalten, so daß das Beil zur Seite fliegt, ohne eine

jener starken und gefährlichen Verletzungen hervorzubringen, welche stets die Folge eines unsicheren Parierens sind. Es gilt nicht nur, dem Beil während des Fluges anzusehen, auf welche Stelle es treffen will, sondern man muß auch trotz der großen Schnelligkeit der in kreisförmigem Wirbel heransausenden Waffe genau zwischen Stiel und Helm unterscheiden, sonst schlägt das Beil um den Gewehrlauf herum und trifft doch das Ziel. Vor allen Dingen muß man das parierende Gewehr mit beiden Händen halten, weil der Anprall ein ganz gewaltiger ist, sonst bekommt man Beil und Gewehr ins Gesicht, und sodann muß das letztere eine schiefe Richtung haben, damit das Beil in einem spitzen Winkel aufschlägt und im stumpfen Winkel auswärts abgelenkt. Körperkraft, Übung und ein sehr scharfes Auge, das ist's, was dazu gehört.

Die Situation war jetzt folgende: Ich hielt so auf dem Pferd, daß ich die Richtung, in welcher ich die Gefährten wußte, grad vor mir hatte. Links von mir befand sich der Miridit. Ich hielt den Blick nach ihm gerichtet und erkannte, daß er sich anstrengte, die Reiter zu sehen.

Eine hastige, unwillige Bewegung von ihm verriet mir seinen Ärger darüber, daß Suf nicht die ihm durch die Zweige angewiesene Richtung eingeschlagen hatte. Hätte ich Halef nicht weiter nach rechts gewiesen, so wären sie viel näher an dem Miriditen vorübergekommen. So aber bewegten sie sich am Rand der freien Ebene dahin, was dem Auflauernden ganz besonders unlieb sein mußte.

Jetzt sah ich sie kommen. Auch er mußte sie erblicken. Die hier und dort stehenden Büsche machten es ihm aber unmöglich, die einzelnen Reiter zu unterscheiden. Er konnte sich also nicht überzeugen, ob ich auch wirklich bei ihnen sei. Da er dies aber mit voller Sicherheit erwarten mußte, so setzte er sich jetzt in Bewegung, erst langsam und dann schneller, bis sein Pferd in raschen Trab übergang.

Ich folgte ihm, die Büchse in der Rechten, und sorgte dafür, daß sich stets ein Strauchwerk zwischen ihm und mir befand. Das war wohl überflüssig, denn seine Aufmerksamkeit war so

ausschließlich nach vorn gerichtet, daß es ihm gar nicht einfiel, hinter sich zu blicken.

Der weiche Boden dämpfte den Hufschlag meines Rappen, und überdies mußte das Geräusch, welches sein eigenes Pferd verursachte, es ihm unmöglich machen, mich hinter sich zu hören.

Die Entscheidung mußte in wenigen Sekunden erfolgen. Ich hatte nicht die mindeste Angst, höchstens hätte mich seine Axt besorgt machen können.

Jetzt hatte er noch zwei Büsche zu passieren; jetzt jagte er an dem letzten vorüber und hinaus auf die Ebene, indem er einen schrillen Ruf ausstieß, um uns zu erschrecken. Sein Pferd parierend, erhob er das Gewehr zum Schuß, aber er schoß nicht; er zielte nicht einmal, sondern stieß einen zweiten Ruf aus, einen Ruf der Überraschung, des Ärgers – er sah, daß ich nicht dabei war.

Auch die Gefährten hielten. Halef stieß ein lautes Gelächter aus.

»Was willst du von uns, Mann?« fragte er. »Warum schneidest du ein Gesicht, als ob du deinen eigenen Kopf samt dem Backenpflaster verschluckt hättest?«

»Ihr Hunde!« knirschte der Mann.

»Du ärgerst dich? Wohl weil du den Gesuchten nicht siehst. Schau dich doch um!«

Der Miridit wandte sich im Sattel um und erblickte mich. Ich hielt etwa fünfzehn Schritte hinter ihm.

»Suchst du mich?« fragte ich.

Da riß er sein Pferd gegen mich herum, nahm das Gewehr wieder auf und antwortete:

»Ja, dich will ich haben, du Scheitan! Bin ich dir bekannt?«
Ich machte keine Bewegung und bejahte nur.

»Du hast meinen Bruder ermordet! Du bist der Blutrache verfallen. Ich will dich nicht tückisch von hinten niederschießen, sondern wie ein Mann von vorn!«

»Schieß nicht, denn wir alle sind kugelfest!«

»Das will ich sehen! Fahre in die Dschehenna!«

Er drückte ab. Das Zündhütchen knallte, aber der Schuß ging nicht los.

»Siehst du?« lachte ich. »Ich habe dich gewarnt. Nun aber bist du mein!«

Ich erhob den Bärentöter, wie um zu schießen. Da aber riß er den Heiduckenczakan aus dem Gurt und schrie wütend:

»Noch nicht! Trifft dich die Flinte nicht, so trifft dich das Beil!«

Er wirbelte die Axt um den Kopf und schleuderte sie dann nach meinem Kopfe. Aus so geringer Entfernung mußte sie mir den Schädel spalten, wenn ich nur um ein Haar breit falsch parierte.

Einen Augenblick lang, nur einen kleinen, halben Augenblick lang hörte ich ihr Sausen. Es war wie ein dumpfer und doch schriller Pfiff. Mit weitem Auge hatte ich die Armbewegung des Miriditen erfaßt. Ich blieb starr im Sattel halten, das Gewehr in beiden Händen. Dann ein blitzschneller Ruck empor mit dem Gewehr – die Axt traf den Lauf und flog davon. Sie hätte mich genau in die Stirn getroffen.

Der Miridit ließ den Zügel aus der Linken sinken, so betroffen war er. Er hatte nun keine andere Waffe als die Pistolen, und diese brauchte ich nicht zu fürchten.

»Siehst du, daß ich auch dein Beil verachte!« rief ich ihm zu. »Nun aber bist du meiner Rache verfallen. Paß auf!«

Ich legte das Gewehr auf ihn an. Das gab ihm die Bewegung wieder. Er ergriff den Zügel, riß sein Pferd empor und nach hinten und schoß davon, in die Ebene hinein, just so, wie ich es erwartet hatte.

Ich ritt zu Halef hin und gab ihm die Büchse, denn sie war mir nun hinderlich. Er nahm sie, rief aber dringend:

»Schnell, schnell! Er entkommt sonst!«

»Nur Geduld! Wir haben Zeit. Dieser gute, arme Schneider Afrit soll einmal einen Reiter sehen, mit welchem es der Schut sicherlich nicht aufnehmen kann. Kommt mir im Galopp nach!«

Ein kurzer Pfiff, und mein Rih schoß davon.

Ich legte ihm die Zügel auf den Hals und stellte mich in den

Bügeln auf, obgleich der kranke Fuß mir daran ziemlich hinderlich war.

Im Reiten legte ich den Lasso in Schlingen um den linken Ellbogen, schlang die äußere Schleife weit und nahm dann die Schlingen vom Ellbogen herab auf den linken Unterarm, so daß sie regelrecht ablaufen konnten. Die Schleife aber hielt ich in der Rechten.

Den Rappen lenkte ich weder mit dem Zügel, noch durch Schenkeldruck. Das kluge Tier wußte, um was es sich handelte.

Der Miridit war erst in schnurgerader Richtung geflohen, eine Dummheit von ihm, denn da mußte ihn ja meine Kugel leicht treffen, da mir auf diese Weise das Zielen sehr erleichtert wurde, wenn ich überhaupt ihn hätte erschießen wollen.

Da aber in dieser Richtung die offene Ebene am breitesten war, so lenkte er jetzt nach links, wo es wieder Büsche gab, die ihm Schutz und wohl auch Rettung gewähren mußten.

Rih schoß ganz ohne mein Zutun wie ein guter Jagdhund sofort auch nach links, um dem Braunen den Weg abzuschneiden. Dennoch erkannte ich, daß ich wohl zu lange bei Halef gezögert hatte. Der Braune war ein vortrefflicher Renner, wenn auch für fünfzig solcher Blessen mir mein Schwarzer nicht feil gewesen wäre. Gleichwohl war mir der Miridit gewiß, selbst wenn er die Büsche vor mir erreichte. Aber das brauchte ich ihm gar nicht zu erlauben. Es stand mir ja frei, das Geheimnis meines Rappen in Anwendung zu bringen.

Er tat bereits schon das Seinige. Er nahm mit drei eleganten Sprüngen so viel Raum hinter sich, wie der Braune mit vier angestrengten Sätzen. Aber der Vorsprung des letzteren war zu groß gewesen; ich konnte ihn nur mit Hilfe des Geheimnisses wieder einholen.

Wer noch nicht weiß, welche Bewandnis es mit diesem Geheimnis hat, der darf erfahren, daß ein jeder Araber, welcher sich im Besitz eines echten Vollblutes befindet, diesem ein gewisses Zeichen anlehrt, welches der Reiter nur dann in Anwendung bringt, wenn das Pferd seine alleräußersten Kräfte anstrengen soll.

Der echte arabische Renner spielt selbst in schnellster Karriere nur mit seinen Kräften. Er vermag sich selbst zu über-treffen, wenn dieses Zeichen angewendet wird. Dies geschieht freilich nur ganz ausnahmsweise, in größter Gefahr, wenn nur allein die Schnelligkeit zu retten vermag.

Das sind dann wahre Todesritte. Das Pferd läuft nicht, sondern es fliegt. Man kann kaum die Beine sehen, so groß ist die Schnelligkeit. Jetzt, in diesem Augenblick, wendet der Reiter sein Geheimnis an, und wenige Sekunden später sind Roß und Mann als kleiner Punkt dem Auge des Zuschauers in weiter Ferne entschwunden.

Dieses Zeichen wird Geheimnis genannt, weil der Besitzer es nie verrät. Selbst seinem Weib, seinem Sohn und einzigen Erben, seinem besten Freund verrät er es nicht. Nur dem Käufer des Rosses teilt er es mit, und auf seinem Sterbebett sagt er es demjenigen, in dessen Besitz das Pferd übergehen wird. Sonst aber kann ihm keine Qual und auch nicht der Tod das Geheimnis entreißen. Es stirbt mit ihm.

Als ich Rih geschenkt bekam, wurde mir natürlich auch das heimliche Zeichen desselben mitgeteilt. Es bestand darin, ihm die Hand zwischen die Ohren zu legen und dabei seinen Namen ›Rih‹ auszurufen. Ich war einige Male gezwungen gewesen, das Geheimnis in Anwendung zu bringen, und zwar mit fast unglaublichem Erfolg.

Jetzt befand ich mich nicht in einer so großen Gefahr, daß es gerechtfertigt gewesen wäre, das Geheimnis zu Hilfe zu nehmen; aber Halef sollte den Rappen als Geschenk bekommen. Derselbe gehörte mir also nur noch wenige Tage, und da war es verzeihlich, wenn ich wünschte, noch ein letztes Mal mit ihm ›fliegen‹ zu können.

So legte ich ihm denn die Hand zwischen die kleinen Ohren – ›Rih!‹

Er stutzte mitten im Sprung; dann ließ er einen Laut hören, wie ein kurzes, tiefes Husten, und nun ging es vorwärts – was helfen Worte! Es kann eben nicht geschildert werden. Ich saß auf keinem Pferd, sondern es war, als ob ich auf einem Pfeil durch die Luft schnellte. Ich erreichte den Punkt an den

Gebüsch, auf welchen der Miridit zusprengte, viel, viel eher als er. Es lagen wohl an die vierzig Pferdelängen zwischen mir und ihm. Er riß also sein Pferd herum und jagte wieder in die Ebene hinein.

Ich folgte ihm, aber nicht mehr mit dieser Überanstrengung meines Pferdes. Ich gab demselben durch ein beruhigendes, zärtliches Streicheln des glänzenden Halses zu verstehen, daß ich mit ihm zufrieden sei, und daß es nun von dieser höchsten Eile ablassen könne. Es ließ auch nach, aber nur Sekunden dauerte es, so befand ich mich nur um zwei Längen hinter dem Miriditen.

»Halte an! Ich befehle es!« rief ich.

Er drehte sich nach mir um. Er hatte schon seine Pistolen bereit und schoß nach mir. Ich sah am Zielen, daß er mich nicht treffen würde, und schwang die Schleife des Lasso um den Kopf.

Der Miridit hatte vorher schon sein Pferd mit der Peitsche bearbeitet, um es übermäßig anzutreiben. Jetzt warf er fluchend die Pistolen weg, zog sein Messer und stach es dem Pferd in das Fleisch. Es stöhnte laut und machte einen Versuch, schneller zu laufen; aber vergebens.

Da warf ich die Schlinge. In dem Augenblick, in welchem sie wie ein weiter Ring über dem Kopf des Reiters schwebte, hielt ich mein Pferd an und riß es zurück. Ein Ruck, ein Schrei – Rih stand, der Braune rannte weiter, und der Miridit lag am Boden, mit straff zugezogener Schlinge um die Arme und um den Leib. Er war aus dem Sattel gerissen und in weitem Bogen zur Erde geschleudert worden.

Ich sah, daß er sich nicht rührte, und beeilte mich keineswegs, abzusteigen. Er konnte ja gar nicht fort.

Als ich nun die wenigen Schritte zu ihm hin ritt, sah ich, daß er die Augen geschlossen hatte. Er war ohnmächtig. Ich blieb aber im Sattel und liebte mein Pferd zum Dank für seine Anstrengung. Der Rappe war für solche Zärtlichkeiten sehr empfänglich. Er bog den Hals zurück und leckte mit der Zunge nach mir, ohne mich jedoch zu erreichen. Als das nicht ging, versuchte er, mich wenigstens mit dem Schwanz zu treffen

zu können. Um ihm diese Freude zu machen, bog ich mich nach hinten und streckte die Hand aus, in welche er mir den prächtigen Schweiß wohl zehnmal warf und dabei vor Vergnügen laut aufwieserte.

Nach einiger Zeit kamen auch die Gefährten herbei. Dabei wunderte ich mich, mit welcher Leichtigkeit der alte, dürre Klepper des Schneiders galoppierte. Es schien, als ob es der alten Mähre nur Vergnügen mache, sich einmal tüchtig auszu-
laufen.

Und der kleine, hagere Kerl saß im Sattel wie nur einer! Ich glaube, der Klepper war ein ebenso großer Heuchler, wie sein Herr.

»Ist er tot?« fragte Halef, als sie herangekommen waren.

»Weiß nicht. Sieh einmal nach!«

Er sprang ab und untersuchte den Gefangenen.

»Herr, der Bursche schläft nur ein wenig. Hier hast du seinen Czakan.«

Halef reichte mir die herrliche Waffe, die er vorher aufgehoben hatte. Der gewundene Stiel war mit geperlter Fischhaut überzogen; das Beil selbst war von feiner, alter und herrlich ziselierter Arbeit. Auf der einen Seite stand in arabischer Schrift: ›Li ma' ak kelimet – ich habe ein Wort mit dir zu sprechen,‹ und auf der andern: ›Awafi, chatrak – wohl bekomm's, lebe wohl!‹ Der Künstler, von welchem diese Arbeit stammte, hatte einen etwas stacheligen Charakter gehabt.

»Nun, Halef,« fragte ich, »was sagst du zu unserem Rih?«

Der Hadschi holte tief Atem und antwortete mit glänzenden Augen und in begeistertem Ton:

»Was soll ich sagen, Sihdi! Du hast ihm das Geheimnis gesagt?«

»Ja.«

»Ich dachte es mir. Er flog erst wie ein Pfeil und dann wie ein Gedanke. Er sah von weitem aus, als ob er nur aus dem Leib bestehe, denn die Beine waren verschwunden. Noch bevor ich gedacht hatte: da ist er, war er vorn bei den Büschen. Und schau ihn an, wie er dasteht! Siehst du einen Tropfen Schweiß an seinem ganzen Körper?«

»Nein.«

»Oder einen Flocken Gischt vor seinem Maul?«

»Auch nicht.«

»Oder siehst du ihn heftig Atem holen? Siehst du seine Lungen gehen oder gar seine Flanken schlagen?«

»Keine Spur davon.«

»Ja, er steht so ruhig und vergnügt da, als ob er sich soeben erst vom Schlaf erhoben hätte. Es war ein herrlicher, ein prachtvoller Anblick! Selbst der Prophet hat kein solches Pferd gehabt. Schade, daß es ein Hengst und keine Stute ist! Das ist sein einziger, aber auch sein allereinziger Fehler. Ich werde ihm heute abend zur Belohnung einen großen Maiskuchen geben, mit Raki begossen, denn das ist sein Lieblingssessen; er ist ein Leckermaul.«

Und sich an den Schneider wendend, fragte er:

»Nun, Afrit, du Riesengeschöpf, hast du auch Respekt vor diesem Pferd?«

»Es ist unvergleichlich. Ich habe noch nie ein solches gesehen,« antwortete der Gefragte.

Er betrachtete den Hengst mit den Augen eines Kenners. Konnte ein armer Schneider solche Blicke, die Blicke eines Sachverständigen haben? Nein! Es lag eine nicht ganz zu verbergende Gier in diesen Blicken. Er trug Verlangen, den Hengst zu besitzen. Das sah man ihm an, so sehr er sich auch bestrebte, dies zu verheimlichen.

»Schön!« erwiderte Halef, von diesem Lob befriedigt. »Aber was sagst du zu seinem Herrn?«

»Er ist wert, ein solches Pferd zu besitzen. Er reitet gut.«

»Gut? Mensch, was fällt dir ein! Auch du reitest gut, aber du bist im Vergleich zu ihm ein Frosch, der auf dem Rücken eines Ochsen sitzt. Und wer hat dich gefragt, wie er reitet? Ich habe es ganz anders gemeint. Hat er nicht glänzend Wort gehalten?«

»Ja, das gebe ich freilich zu.«

»Freilich? Du mußt es zugeben, du bist gezwungen dazu. Hat er es nicht bewiesen, daß der Miridit ein Knabe gegen ihn ist, ein Junge, welcher sich noch nicht einmal die Jacke zu-

knöpfen kann? Wie herrlich hat er ihn überlistet! Hast du gehahnt, daß er ihn abermals beschleichen würde?»

»Nein.«

»Ich habe es gleich gewußt. Dein Gehirn ist wie ein Kuchen, welchen die Hitze schwarz und trocken gebrannt hat, so daß er nun nicht zu genießen ist. Wie staunte der Miridit, als er ihn nicht bei uns sah, und wie erschrak er, als er ihn dann hinter sich erblickte! Wie sicher zielte er dann auf ihn! Und weißt du, warum sein Gewehr nicht losgegangen ist?»

»Weil es versagte.«

»Nein, sondern weil wir kugelfest sind. Verstanden, du Schneider aller armen Schneider! Und dann der Wurf des Czakan! Hättest du es vermocht, das Beil zu parieren?»

»Bei meiner armen Seele, nein!«

»Bei deiner armen Seele wirst du überhaupt niemals etwas vermögen, denn deine Seele ist doch nur ein langes, unbehilfliches Ding wie ein Regenwurm, welches sich vergeblich in dir windet, um einen klugen Gedanken zu fassen. Und nachher die Jagd! Hast du schon einmal gesehen, wie man mit einem Riemen einen Reiter von dem Pferd reißt?»

»Niemals.«

»Das glaube ich. Du hast überhaupt noch gar vieles, noch tausenderlei nicht gesehen, was wir verstehen und können. Was kann dein Schut gegen unsern Effendi ausrichten? Unsere List und Tapferkeit wird sein wie eine Schraube, die sich in seinen Leib hineinfrißt!«

»Meinen Schut! Sage das doch nicht!«

»Du verteidigst ihn ja!«

»Das ist mir nicht eingefallen!«

»Hast du nicht gesagt, daß er uns überlegen sei, daß er uns verderben werde?»

»Ich sagte das, um euch liebe reich zu warnen.«

»So sage ich dir ebenso liebe reich, daß du in Zukunft das Maul zu halten hast. Wir bedürfen keiner Warnung. Wir wissen selbst, was wir zu tun und zu lassen haben, denn wir kennen uns und auch unsere Feinde. Sie sind gegen uns wie dürre Grashalme gegen die Palmen, welche ihre Häupter in den Wol-

ken baden. Dieser Schut wird uns zu Füßen liegen wie der Miridit, der hier am Boden liegt. Und alle, die ihm dienen, werden wir verzehren, wie man Tabak aus der Dose in die Nase steckt.«

»Hadschi, was habe ich denn getan, daß du so streng und zornig zu mir redest?«

»Den Schut hast du über uns gesetzt! Ist das nicht genug? Du hast noch keinen berühmten Helden gesehen. Hier aber erblickst du Männer und Helden, welche den Schut wie eine Fliege achten. Man fängt und zerdrückt sie mit der Hand!«

Um den kleinen Hadschi, der nun im Zuge war, nicht noch größer werden zu lassen, unterbrach ich ihn:

»Ich hörte, als ich hinter dem Miriditen hielt, einen Pfiff. Wer hat ihn ausgestoßen?«

»Hier der Schneider.«

»Warum?«

»Er sagte, es sei ein Hund durch die Büsche gelaufen.«

»Ja, Herr, ich sah ihn deutlich,« erklärte der Verräter angelegentlich.

»Was ging dich das Tier an?«

»Es hatte sich doch wohl verlaufen, und wir konnten es bis nach dem nächsten Dorf mitnehmen, wohin es wahrscheinlich gehört.«

»So! Der Miridit schien diesen Pfiff zu kennen.«

»Gewiß nicht.«

»Er sprang sofort vom Boden auf und stieg zu Pferd.«

»Das war Zufall!«

»Natürlich! Aber es scheint, daß er mit dem ›Suef‹ verabredet hatte, daß derselbe seine Annäherung durch einen Pfiff verkünden sollte. Das ist eine große Albernheit von den Beiden, denn dadurch würden sie ja verraten haben, daß sie im Einverständnisse handeln. Hoffentlich kommt mir der Bursche in die Hände, und da werde ich ihn auf diese Dummheit aufmerksam machen.«

»Willst du nicht einmal nach dem Miriditen sehen? Er bewegt sich.«

Der Genannte hatte, um in eine andere Lage zu kommen,

eine Bewegung mit den Beinen gemacht. Ich sah, daß er die Augen geöffnet hatte und mich grimmig anstarrte.

»Nun,« fragte ich ihn, »wie gefällt dir der Ausgang deines Abenteuers?«

»Sei verflucht!« antwortete er.

»Dein Mund trieft nicht von Segensworten, und doch habe ich es gut mit dir gemeint.«

»Wie gut du es meinst, das weiß ich!«

»Was weißt du denn?«

»Daß du mich töten wirst.«

»Du irrst. Hätte ich dich töten wollen, so wäre es mir heute schon öfter sehr leicht gewesen, es zu tun.«

»So hast du noch Schlimmeres mit mir vor.«

»Was denkst du da?«

»O, es gibt verschiedene Arten, einen Blutfeind unschädlich zu machen, ohne ihn gleich zu töten!«

»Man läßt ihn z.B. verschmachten, wie ihr es mit uns im Sinne hattet.«

»Der Scheïtan hat euch heraus geholfen!«

»Nein, wenn dieser uns hätte unterstützen wollen, so wären wir lieber in der Höhle geblieben.«

»Und doch habt ihr den Teufel, denn ihr seid alle kugelfest!«

»Meinst du, daß man dazu der Hilfe des Scheïtan bedarf? Das kann man selbst tun ohne jede fremde Hilfe. Man muß nur klug genug sein und etwas gelernt haben. Wir fürchten allerdings deine Kugeln und auch dein gehacktes Blei nicht, welches du heute so sorgfältig in den Lauf geladen hattest!«

»Ah, du hast meine Flinte?«

»Nein; sie hing am Sattel, und dein Pferd ist mit ihr fort.«

»Wie kannst du denn wissen, daß ich gehacktes Blei geladen habe?«

»Ich weiß stets alles, was ich wissen muß. Nun kannst du nicht heimreiten nach Sbiganzy, sondern du mußt zu deinen Verbündeten gehen, wie du es mit ihnen ausgemacht hast.«

»Ich? – Wohin?«

»Das weißt du genau. Sind sie nicht über Engely dir voran?«

»Herr, wer hat dir das gesagt?«

»Mein Traum. Ich sah sie im Traum auf der Höhe jenseits Warzy deiner warten. Du kamst, stiegst vom Pferd und suchtest sie auf, um ihnen zu sagen, daß wir nun endlich so spät aufgebrochen seien. Dann seid ihr zusammen fortgeritten. Du aber hast dich sehr bald von ihnen getrennt, um hierher zu reiten, wohin Suf uns dir in die Hände liefern sollte.«

»Suf!« rief er erschrocken aus.

Sein Blick suchte den Schneider und fand ihn. Ich tat, als ob ich den warnenden Wink nicht sähe, den ihm der Kleine gab. Dieser Wink schien den Miriditen zu beruhigen, denn er fragte:

»Wer ist Suf?«

»Dein Freund.«

»Ich kenne keinen Suf.«

»Nun, vielleicht erkennst du ihn, wenn ich ihn, wie ich hoffe, vor deinen Augen auspeitschen lasse. Du hast mit deinen Gefährten verabredet, daß ich tot wäre, wenn du nicht kämest; daß du aber heute abend zu ihnen stoßen würdest, wenn dein Überfall mißglücken sollte. Er ist mißglückt. Willst du fort?«

Er wußte nicht, was er von mir zu halten habe; doch sagte er in düsterem Ton:

»Woher du das alles weißt, das ahne ich nicht; aber ich brauche es auch nicht zu wissen. Mache es kurz, und töte mich!«

»Warum sollte ich dich töten?«

»Weil ich dir nach dem Leben trachtete.«

»Das ist für mich kein Grund, denn ich bin ein Christ und vergelte nichts Böses mit Bösem.«

»So kennst du das Gesetz der Blutrache nicht?«

»Ich kenne es.«

»So weißt du, daß ich Zeit meines Lebens trachten muß, dich zu töten?«

»Ich weiß es.«

»Und dennoch mordest du mich jetzt nicht?«

»Nein. Ich habe mich gegen dich gewehrt, und du hast gar

nichts tun können. Das ist genug. Wir Christen kennen die Blutrache nicht; darum ist bei uns der Mord ein todeswürdiges Verbrechen. Dich aber zwingt das Gesetz der Blutrache zum Mord; darum kann ich dir nicht zürnen, daß du dem Gesetz gehorchen willst.«

Er blickte mich an wie im Traum. Er konnte meine Worte nicht begreifen.

»Aber,« fuhr ich fort, »überlege dir, ob ich die Blutrache verdient habe. Ich war eingeschlossen – ich mußte mich befreien. Ich mußte schießen und wußte nicht, daß dein Bruder es war, der oben saß. Er selbst trug die Schuld, daß meine Kugel ihn traf. Er wußte, daß wir unsere Waffen bei uns hatten. Es war eine große Torheit von ihm, sich dort hinauf zu setzen.«

»Herr, deine Worte enthalten viele Tropfen der Wahrheit!«

»Und warum wollte er mich bis zum Verschmachten einsperren? Was hatte ich getan? Hatte ich ihn beleidigt, gekränkt, bestohlen oder beraubt? Nein! Ich kam, um mich nach dem Schut zu erkundigen. Es stand ihm frei, mir Auskunft zu geben oder nicht, und dann wäre ich in Frieden weiter gezogen. Warum wurde er mein Feind?«

»Weil seine Freunde deine Feinde sind, und weil du den Schut verderben willst.«

»Auch das will ich nicht.«

»Du suchst ihn und hast seinen Schwager Deselim getötet. Du bist der Blutrache verfallen und wirst ihr erliegen.«

»Ich habe Deselim nicht getötet. Er stahl mir mein Pferd, stürzte von demselben und brach sich den Hals. Bin ich der Mörder?«

»Hättest du ihn fliehen lassen! Du aber hast ihn gejagt und verfolgt.«

»Ah, so verfall' ich also der Blutrache, weil ich mir mein Pferd nicht stehlen lassen wollte? Höre, ich habe Achtung für euch empfunden, denn ich glaubte, ihr wäret tapfere, offenerzige Männer. Nun aber sehe ich, daß ihr feige, hinterlistige Schufte seid. Ihr seid Diebe, elende Diebe, und wenn man euch dann euern Raub abjagt, so sagt ihr, wir seien der Blutrache verfallen. Das ist, um euch anzuspucken. Pfui Scheitanim!

Jetzt ist mir euer Schut nur ein elender Bube, und alle, die ihm dienen, sind jämmerliche Halunken, auf die ich gar nicht achten werde. Da, mach' dich auf und lauf' davon! Ich fürchte dich nicht. Schieße nach mir, so oft du willst. Halef, löse ihm den Lasso von seinem Leib!«

»Sihdi!« rief der Kleine erschrocken. »Bist du toll?«

»Nein. Mache ihn los!«

»Das tue ich nicht!«

»Soll ich es etwa selbst tun? Er hat nicht hinterrücks nach mir geschossen, sondern er hat sich mir offen gegenübergestellt. Er hat mir auch, bevor er schoß, eine schöne Rede gehalten, während welcher ich ihn töten konnte, wenn es mir beliebt hätte. Ein Meuchelmörder ist er nicht, und so will ich ihn auch nicht als solchen behandeln. Mach' den Lasso auf!«

Jetzt gehorchte Halef und band den Miriditen los. Dieser stand vom Boden auf. Wenn wir erwartet hatten, daß er nun schleunigst davoneilen würde, so waren wir im Irrtum gewesen. Er streckte und reckte seine dicht an den Leib gezogen gewesenen Arme und trat dann vor mich hin.

»Effendi,« sagte er, »ich weiß nicht, was dein Verhalten bedeuten soll.«

»Ich habe es ja gesagt!«

»Ich bin frei?«

»Und kannst gehen, wohin du willst.«

»So verlangst du nichts, gar nichts von mir?«

»Nein.«

»Auch kein Versprechen, dich zu schonen?«

»Fällt mir gar nicht ein!«

»Aber ich muß dich ja töten!«

»Versuche es immerhin!«

»Du selbst weißt ja, daß ich heute abend meinen Gefährten folgen soll.«

»Ich weiß es und habe gar nichts dagegen, daß du es tust.«

»Weißt du auch, wo sie auf mich warten?«

In seinem Gesicht machten sich die Zeichen eines inneren Kampfes bemerklich. Stolz und Milde, Haß und Rührung stritten miteinander. Dann sagte er:

»Wirst du mich für einen Feigling halten, wenn ich die Freiheit von dir annehme?«

»Nein. Ich würde es auch tun und halte mich doch für einen mutigen Mann.«

»Gut, so will ich mein Leben von dir annehmen. Es würde mich kein Mensch mehr anrühren, wenn ich es mir von dem Mörder meines Bruders schenken ließe, um auf meine Rache zu verzichten. Es bleibt die Blutrache zwischen uns, aber sie mag einstweilen schweigen. Ich sehe meinen Czakan hier liegen. Ich hebe ihn auf und gebe ihn dir, obgleich er eigentlich deine rechtmäßige Beute ist. Weißt du, was dies bedeutet?«

»Nein.«

»Das ist das Zeichen, daß die Blutrache einstweilen schweigen soll. Sobald du mir die Axt zurückgibst, beginnt sie von neuem.«

»Also solange ich sie behalte, schweigt der Kampf zwischen uns?«

»Ja. Willst du sie nehmen?«

»Ich nehme sie.«

»Wohin ist mein Pferd gelaufen?«

»Da drüben an den Büschen weidet es.«

»So gehe ich. Effendi, ich würde dir gerne meine Hand zum Abschied reichen, aber an der deinigen klebt das Blut meines Bruders. Ich darf dich nur anrühren, um dich zu töten. Lebe wohl!«

»Lebe wohl!«

Er schritt von dannen. Aus der Ferne wandte er sich noch einmal um und winkte uns zu, dann ging er zu seinem Pferd und ritt davon.

Den Czakan habe ich heute noch. Die Rache des Blutes schläft noch immer und wird wohl auch niemals aufwachen.

Der kleine Schneider hatte mit gespanntester Aufmerksamkeit diesem Vorgang zugeschaut. Es war ihm anzusehen, daß er trotz meiner früheren Worte mit größter Bestimmtheit geglaubt hatte, ich würde den Miriditen töten lassen. Ob er aber mit dem Ausgang der Sache zufrieden oder unzufrieden sei,

das ließ seine Miene nicht erkennen. Dieselbe drückte jetzt nichts als das größte Erstaunen aus.

Halef war sichtlich unzufrieden. Es wäre ihm ein großes Vergnügen gewesen, wenn ich ihm den Auftrag gegeben hätte, dem Mann fünfzig aufzuzählen und ihn dann laufen zu lassen. Aber abgesehen von der Gemeinheit eines solchen Verfahrens, hätte ich mir durch dasselbe einen doppelt ergrimten Todfeind erworben, während ich von demselben nun gar nichts mehr zu fürchten hatte.

Da der Hadschi nicht wagte, mir Vorwürfe zu machen, ließ er seinen Unmut an dem Schneider aus:

»Nun, du Mann der Nadel und des Zwirns, was stehst du da und guckst die Luft an, als ob es Kamele regnete? Worüber wunderst du dich so sehr?«

»Über den Effendi.«

»Ich auch.«

»Er konnte ihn töten lassen.«

»Und dich dazu!«

»Mich! Warum?«

»Das werde ich dir seiner Zeit sagen, wenn ich es dir zugleich auch schriftlich geben kann.«

»Dann hättet ihr euern Führer verloren.«

»Das wäre freilich schade!«

»Und wer weiß, was euch dann noch unterwegs passieren würde!«

»Nun, auch nichts Schlimmeres, als wenn du dabei bist. Kennst du die Gesetze der Blutrache, wie sie hierzulande geübt werden?«

»Ich kenne sie.«

»Ist es auch wirklich wahr, daß nun dieser Streit beigelegt ist?«

»Das ist gewiß wahr, bis nämlich der Czakan zurückgegeben wird. Dies gilt aber nur von der Blutrache, sonst nicht.«

»Wie meinst du das?«

»Er kann euch zum Beispiel überfallen, um euch auszurauben und dabei töten. So hat er euch nicht wegen der Blutrache, sondern wegen des Raubes getötet.«

»Allah ist groß, aber eure Ehrlichkeit hier ist klein,« entgegnete Halef. »Was hilft es meinem Nachbar, wenn ich ihm verspreche, ihm nicht seine Kürbisse zu stehlen, und in der nächsten Nacht nehme ich ihm seine Melonen? Ihr seid doch alle miteinander Schurken!«

Ich unterbrach das Gespräch mit der Frage:

»Wie weit haben wir noch bis Jerßely?«

»Eine kleine Stunde.«

»So können wir dort halten, um uns zu erfrischen. Ist ein Khan dort?«

»Ja, ich kenne den Wirt.«

»Und wo schlägst du vor, daß wir die Nacht zubringen sollen?«

»In Kilissely; ich kenne dort den Wirt.«

»Wie lange ist bis dorthin zu reiten?«

»Von Jerßely vier starke Stunden.«

»Warum wählst du grad dieses Dorf?«

»Es ist ein sehr schöner Ort und liegt in der Ebene Mustafa, wo alles, was das Herz begehrt, sehr billig und reichlich zu haben ist.«

»Wie weit ist es von dort bis Uskub?«

»Acht Stunden.«

»Gut, so bleiben wir in Kilissely.«

Der Schneider ritt als Führer voran und schien sich nicht um uns zu bekümmern. Da Osko und Omar sich hinter ihm befanden, so konnte ich mit Halef von ihm reden, ohne von ihm gehört zu werden.

»Sihdi,« fragte der Hadschi neugierig, »du denkst doch auch, daß er jener Suf ist?«

Ich nickte nur, und er fragte weiter, indem er mich von der Seite anblinzelte:

»Du hältst doch Wort wegen der fünfzig?«

»Er soll sie erhalten, aber nicht jetzt.«

»Und verdient hat er sie auch reichlich. Ich habe mich sehr gewundert, daß du ihm so vieles mitgeteilt hast, obgleich du weißt, daß er zu unseren Gegnern hält.«

»Mit Absicht.«

»Ja, du hast immer deine heimlichen Absichten. Du schaust weiter hinaus als wir, und darum tust du auch, als ob du dem Schneider dein Vertrauen schenktest. Ich aber würde ihn durchpeitschen und dann liegen lassen.«

»Und schlimme Früchte davon ernten. So lange er bei uns ist, werden wir von allem unterrichtet sein, was seine Verbündeten gegen uns vornehmen wollen. Heute abend machen sie einen Angriff, den sie für den letzten, weil erfolgreichen, halten. Heute abend sollen wir alle ermordet werden. Wie das geschehen soll, weiß ich noch nicht.«

»Wir werden es aber doch erfahren.«

»Natürlich! Und zwar durch den Schneider. Wir müssen ihn heimlich beobachten, ohne daß er es bemerkt, denn sonst würde er sich sehr in acht nehmen. Aus dem, was er tut, werden wir dann wohl sicher auf das schließen können, was geschehen soll.«

»So werde ich ein sehr offenes Auge haben.«

»Ich muß dich allerdings darum ersuchen, da ich mich nicht selbst um alles bekümmern kann. Ich werde wegen meines Fußes wohl wieder das Zimmer hüten müssen. Was draußen vorgeht, müßt ihr drei Andern beobachten. Wir müssen vor allen Dingen erfahren, wo die Aladschy, Barud und die Andern sind, wann und wo sie mit dem Schneider reden wollen, und wann, wo und wie wir ermordet werden sollen.«

»Sihdi, da ist sehr viel zu ergattern! Werden denn die Aladschy auch dort sein? Sie sind ja über Engely geritten!«

»Von Engely bis Kilissely können sie die Istib-Uskuber-Straße benutzen. Sie werden eher dort sein, als wir. Es kommt nun ganz darauf an, ihren Versteck zu erfahren. Allerdings können wir jetzt noch keinen bestimmten Plan entwerfen und müssen zunächst sehen, welche Örtlichkeiten und Verhältnisse wir dort vorfinden. Vor allen Dingen gilt es, den Schneider keinen Augenblick aus dem Auge zu verlieren.«

»Diesen Heimtücker! Er schien eine so treue und ehrliche Haut zu sein! Aus welchem Grund mag er denn in diese Gegend gekommen sein, Sihdi?«

»Ich glaube, daß er ein bevorzugter Vertrauter des Schut ist und einen wichtigen Auftrag ausführen soll.«

»Nun, wir werden es ja erfahren, Sihdi. Für jetzt können wir uns freuen, einen der Feinde, und zwar den grimmigsten, los geworden zu sein.«

»Du meinst den Miriditen?«

»Ja. Der kommt nun jedenfalls heute abend nicht.«

»Und ich meine, daß er ganz gewiß kommen werde.«

»Um den Aladschy zu helfen?«

»Im Gegenteil, um uns gegen sie beizustehen.«

»Ah, das glaube ich nicht!«

»Ich glaube es. Er ist ein Miridit, und zwar ein braver. Er ist nur deshalb mein Feind, weil meine Kugel zufälligerweise seinen Bruder getroffen hat, nicht aber des Schut wegen. Ich meine, er achtet uns jetzt und verabscheut das hinterlistige, giftige Verhalten der Andern. Er weiß, daß ich ihm das Leben geschenkt habe. Welcher Mensch liebt sein Leben nicht! Darum fühlt er sich uns zu Dank verpflichtet.«

»Hast du die Andern nicht auch geschont? Haben sie es dir gedankt?«

»Nein, aber sie sind auch nur elende Schurken. Hätten sie seinen Charakter, seine Offenheit, so wären wir längst mit ihnen fertig. Ich bin fest überzeugt, daß er kommen wird, und vielleicht ist uns seine Anwesenheit von Nutzen.«

Wie der Schneider gesagt hatte, erreichten wir Jerßely in etwa einer Stunde. Es war ein Höhendorf, von dem nichts Besonderes zu sagen ist. Am Khan blieben wir halten und ließen uns einen Imbiß geben: saure Milch mit Maiskuchen. Die Pferde wurden getränkt.

Auffallen mußte es mir, daß der Schneider, als das Dorf in Sicht kam, uns vorauseilte, um für uns eine Erfrischung zu bestellen, wie er vorgab. Halef blickte mich an, zuckte die Achseln und fragte:

»Weißt du, warum?«

»Er wird dem Wirt sagen, daß dieser ihn nicht Suf sondern Afrit nennen soll.«

»Das denke ich mir auch. Aber da hätte er doch unsern Wirt in Sbiganzny auch vorher stimmen müssen!«

»Vielleicht ist er dort unter dem Namen Afrit bekannt.«

»Oder der Wirt ist dennoch nicht aufrichtig mit uns gewesen.«

»Auch möglich, doch glaube ich es nicht.«

Nach eingenommenem Imbiß ritten wir weiter und kamen bald von der westlichen Seite des Plateau herunter auf die bereits erwähnte Ebene von Mustafa, welche viele Stunden lang und breit ist. Durch fruchtbare Auen, wo die Ernte bereits eingeheimst war, ging es über die Straße, welche von Engely nach Komanova führt, und nach vier Stunden sahen wir Kilissely vor uns liegen.

Es war keine romantische, aber eine reizende Gegend. Berge fehlten; desto anmutiger aber fanden wir die an den Seiten des Weges liegenden Laubwälder, unter denen es immergrüne Hölzer gab. Wir kamen durch prächtige Obstpflanzungen, wo die Südfrüchte im Freien reiften. Reiche, jetzt abgeerntete Getreidefelder dehnten sich zur Rechten und Linken, und als wir nahe an das Dorf gelangten, sahen wir einen großen Fischteich, in dessen kristallhellem Wasser sich die Bäume eines großen Gartens spiegelten. Der Garten gehörte zu einem Gebäude, dessen schloßartiges Aussehen in diesem Lande der ärmlichen Bauwerke imponieren mußte.

»Was ist das für ein Gebäude?« fragte ich den Schneider.

»Es ist ein Schloß,« antwortete er.

»Wem gehört es?«

»Dem Gastwirt, bei welchem wir übernachten werden.«

»Aber dieses Schloß ist doch, wie mir dünkt, kein öffentliches Gasthaus?«

»O nein.«

»Du sprachst jedoch von einem Khan!«

»Ich dachte, es sei ganz gleich, ob ich Khan oder Konak sage. Ich kenne den Besitzer. Er sieht außerordentlich gern Gäste bei sich und wird euch sehr willkommen heißen.«

»Wer ist er denn?«

»Ein Türke aus Salonik, der sich hier von seinen Geschäften zur Ruhe gesetzt hat. Er heißt Murad Habulam.«

»Wie sieht er aus?«

»Er ist in den mittleren Jahren, lang und etwas hager von Gestalt und bartlos.«

Für einen langen, hageren, bartlosen Türken hatte ich nicht die mindeste Zuneigung. Ich kann mir einen braven, grad-sinnigen, ehrlichen Türken nicht als halbes oder ganzes Skelett vorstellen und habe die Erfahrung gemacht, daß man sich im osmanischen Reich vor jedem, der über mittelmäßig lang und hager und überdies noch bartlos ist, in acht nehmen muß. Meine Miene mochte keine günstige sein, denn der Schneider fragte mich:

»Ist es dir nicht recht, daß ich euch zu ihm führe?«

»Nein; denn ich halte es für eine Unbescheidenheit, fünf Mann hoch sich bei einem völlig Unbekannten zu Gast zu bitten.«

»Aber nicht ihr bietet euch an, sondern er läßt euch bitten.«

»Das ist mir neu!«

»Ich will es dir dadurch erklären, daß er sehr gern Gäste sieht. Ich komme oft zu ihm, und er hat mir ein für allemal den Befehl erteilt, Fremde mitzubringen, wenn er sich ihrer nicht zu schämen braucht. Er liebt die Fremden und ist ein sehr gelehrter und weit in der Welt herum gekommener Mann, wie du selbst. Ihr werdet großes Wohlgefallen aneinander finden. Außerdem ist er so reich, daß es ihn gar nicht anfißt, zehn oder auch zwanzig Gäste zu beherbergen.«

Ein sehr gelehrter Mann und weltkundiger Mann! Das zog. Und um mich noch geneigter zu machen, fügte der Schneider hinzu:

»Du wirst eine prächtige Wohnung sehen mit Harem, Park und allem, was ein reicher Mann nur haben kann.«

»Hat er auch Bücher?«

»Eine ganze, große Sammlung.«

Da war es nun freilich mit allen Bedenken aus, und ich sandte den Schneider voraus, um uns anzumelden.

Während ich mit Halef über den steinreichen und gelehrten Türken plauderte und meine Vermutung aussprach, daß wir bei demselben gar keiner Anmeldung bedurft hätten, weil er unsere Ankunft schon durch die Aladschy erfahren haben würde, scheute plötzlich des Hadschi Pferd.

Wir ritten nämlich hart am Rand des Teiches hin, über dessen Fläche ein Kahn grad auf uns zu gekommen war. Es saß ein junges Mädchen darin, welches das Fahrzeug mit kräftigen Armen ruderte.

Sie trug das Gewand unverheirateter Bulgarinnen. Unter dem roten Tuch, welches sie um den Kopf geschlungen hatte, hingen zwei lange, schwere Haarzöpfe hervor.

Sie mochte es sehr eilig haben, denn ohne den Kahn erst anzubinden, sprang sie heraus und wollte schnell an uns vorüber. Ihre rote Kleidung, ihre Hastigkeit oder sonst etwas erschreckte Halefs Pferd: es tat einen Satz nach vorn, streifte das Mädchen mit dem einen Huf und riß es nieder. Mein Rappe wurde auch ein wenig scheu und bäumte sich. Die Bulgarin wollte sich aufraffen, tat es aber nach der verkehrten Seite, kam so unter mein Pferd und schrie laut auf vor Angst.

»Still! Du machst nur die Pferde scheu!« rief ich ihr zu.
»Bleib' ruhig liegen!«

Der Rappe tänzelte zwar noch ein wenig, trat sie dabei aber nicht, und so konnte sie sich erheben. Nun wollte sie davonlaufen, ich aber gebot ihr:

»Halt! Warte einen Augenblick! Wie heißt du?«

Sie blieb stehen und sah zu mir herauf. Es war ein echt bulgarisch jugendliches Gesicht, weich, rund und voll, mit kleiner Nase und sanften Augen. Der Kleidung nach war sie arm und ging barfuß. Halefs Pferd hatte wahrscheinlich ihr wehe getan, denn sie zog den einen Fuß empor.

»Anka heiße ich,« antwortete sie.

»Hast du Eltern?«

»Ja.«

»Geschwister?«

»O, viele!«

»Und einen Schatz?«

Eine tiefe Röte überzog ihr frisches Antlitz, aber trotzdem antwortete sie schnell:

»Ja, einen prächtigen!«

»Wie heißt er denn?«

»Janik. Er ist Knecht.«

»So seid ihr beide wohl nicht reich?«

»Wenn wir Vermögen hätten, wäre ich schon längst seine Frau. Wir sparen aber.«

»Wieviel denn?«

»Ich tausend Piaster und er tausend.«

»Was wollt ihr dann anfangen?«

»Dann ziehen wir in die Nähe von Uskub, wo meine und seine Eltern wohnen, und pachten uns eine Gärtnerei. Sein Vater ist Gärtner und der meinige auch.«

»Nun, wie steht es denn mit dem Sparen? Wächst die Summe?«

»Nur sehr langsam, Herr. Mein Lohn ist so gering, und ich möchte doch auch dem Vater zuweilen etwas geben, der auch nur Pächter ist.«

Das freute mich. Die Bulgarin sah so treuherzig und brav aus. Sie gab ihrem armen Vater von ihrem Lohn, obgleich sie dadurch das ersehnte Glück noch länger verschob.

»Hast du dir wehe getan?« fragte ich.

»Das Pferd hat mich getroffen.«

Das war wohl nicht gar schlimm, denn sie stand jetzt gut aufrecht da; aber ich griff in die Tasche, zog eine Kleinigkeit, vielleicht fünfzig bis siebzig Piaster, hervor und hielt sie ihr hin.

»So mußt du zum Arzt und zum Apotheker gehen, Anka, damit die Verletzung wieder heil wird. Hier hast du etwas, um die Beiden zu bezahlen.«

Sie wollte schnell zugreifen, zog aber die Hand wieder zurück und meinte:

»Das darf ich doch nicht annehmen.«

»Warum nicht?«

»Ich brauche vielleicht gar nicht zum Arzt und zum Apotheker zu gehen; also darf ich auch kein Geld nehmen.«

»So nimm es als ein Geschenk von mir!«

Sie machte ein allerliebst betroffenes Gesicht und fragte verlegen:

»Wofür denn? Ich habe dir ja noch gar keinen Dienst zu erweisen vermocht.«

»Das hat man bei einem Geschenk auch gar nicht zu verlangen. Lege es zu deinem Spargeld – oder sende es deinem Vater, der es wohl brauchen kann.«

»Herr, das Wort, welches du da sagst, ist ein gutes. Ich werde das Geld meinem Vater schicken. Er wird für dich zur Mutter Gottes beten, obgleich du ein Moslem bist.«

»Ich bin kein Moslem, sondern ein Christ.«

»So freut es mich noch mehr. Ich bin eine Kyzyl elma katalika {römische Katholikin}, und mein Bräutigam gehört demselben Glauben an.«

»Nun, ich war in Rom und habe den Baba mukkades {Heiliger Vater} gesehen, umgeben von den hohen Kardinalen {Kardinäle}.«

»O, wenn du das mir erzählen könntest!«

Dieser Wunsch war wohl auch ein wenig von der weiblichen Neugierde diktiert, kam aber aus einem guten Herzen. Das sah man ihren offenen, leuchtenden Augen an.

»Ich wollte es wohl gern tun, aber ich werde dich wahrscheinlich nicht wiedersehen.«

»Du bist hier fremd, wie ich sehe. Wo willst du bleiben?«

»Bei Murad Habulam.«

»Tanry walideji aziza – heilige Gottesmutter!« rief sie erschrocken aus.

Schnell trat sie näher, ergriff meinen Bügelriemen und fragte mit gedämpfter Stimme:

»Bist du etwa der Effendi, der mit drei Begleitern hier erwartet wird?«

»Ein Effendi bin ich, und drei Begleiter habe ich. Aber ob ich erwartet werde, das kann ich nicht wissen.«

»Kommst du heute von Sbiganz?«

»Ja.«

»So bist du es.«

Und indem sie sich auf die Zehen erhob, raunte sie mir noch leiser als vorher zu:

»Nimm dich in acht!«

»Du darfst laut sprechen, Anka. Diese drei Männer dürfen alles hören; sie sind Freunde von mir. Vor wem soll ich mich hüten?«

»Vor Murad Habulam, meinem Herrn.«

»Ah, du dienst bei ihm?«

»Ja, und Janik auch.«

»Hast du einen Grund zu deiner Warnung?«

»Man trachtet euch nach dem Leben.«

»Das weiß ich bereits. Kannst du mir vielleicht sagen, in welcher Weise man das tut?«

»Noch nicht. Ich habe gelauscht und Janik auch. Wir haben einiges vernommen, aus dem wir ahnen können, daß etwas Schlimmes mit euch geschehen soll.«

»Willst du meine Beschützerin sein?«

»Gern, sehr gern, denn du bist meines Glaubens und hast den heiligen Vater gesehen. Ich werde dich beschützen, und sollte mein Herr uns fortjagen!«

»Wenn er das tut, so werde ich für euch sorgen.«

»Wirst du es wirklich tun, Effendi?«

»Ich gebe dir mein Wort.«

»So wirst du es auch halten, weil du ein Christ bist. Ich kann dir jetzt nichts mehr sagen, denn ich habe keine Zeit; ich muß in die Küche gehen, weil die Herrin nach Uskub auf Besuch gegangen ist. Sie hat sogleich fort gemußt, als die Kunde von eurer Ankunft kam. Hütet euch vor Humun, dem Diener, welcher der Vertraute des Herrn ist und mich haßt, weil Janik mir lieber ist als er. Ihr werdet im Kulle jashly anaja {Turm der alten Mutter} wohnen, und ich Sorge dafür, daß ihr Nachrichten erhaltet. Wenn ich nicht selbst kommen kann, so werde ich Janik zu euch senden, dem ihr vertrauen könnt.«

Sie hatte das in fliegender Hast gesprochen und rannte dann davon.

»Herr, was haben wir da gehört!« sagte Osko. »Welch eine

Gefahr bedroht uns da! Wollen wir nicht lieber in den Gasthof gehen?»

»Nein. Dort würden wir ebenso bedroht sein, ohne uns wehren zu können. Hier aber haben wir Helfer und Freunde, von denen wir erfahren werden, was wir zu tun haben.«

»Der Sihdi hat recht,« stimmte Halef mir bei. »Allah hat uns diese Freundin und ihren Bräutigam gesandt, um uns zu beschützen. Das Christentum muß doch gut sein, da es sofort die Herzen verbindet. Da ich ein Moslem bin, kann ich kein Christ sein; aber wenn ich kein Moslem wäre, so würde ich ein Anhänger von Isa ben Marryam {Jesus, Mariens Sohn} werden. Seht! Dort winkt der Schneider, der Verräter!«

Wir waren an die Mauerecke des Gartens gekommen und ritten nun längs der einen Seite hin. Dort stand ein Tor offen, und vor demselben hielt der Schneider, um uns zu erwarten.

»Kommt, kommt!« rief er uns entgegen. »Ihr seid hoch willkommen! Der Herr erwartet euch!«

»Kann er uns nicht selbst entgegenkommen?«

»Nein, denn er hat kranke Beine und kann nicht gehen.«

»So bereiten wir ihm Störung und Unbequemlichkeiten?«

»Gar nicht. Er freut sich, in seiner Einsamkeit Leute zu haben, mit denen er sich unterhalten kann, denn das Schlimmste bei seiner Krankheit ist die Langeweile.«

»Nun, da ist zu helfen. Wir werden ihm Kurzweile und Beschäftigung bringen.«

Sechstes Kapitel *Im Turme der alten Mutter*

Wir ritten durch das Tor. Nach der Beschreibung, welche uns der Schneider gemacht hatte und nach dem Eindruck des Gebäudes von der Ferne aus hatte ich ein schloßähnliches Bauwerk erwartet. Aber wie sah es aus!

Es war allerdings lang und hoch, aber halb verfallen. Die Fensterlücken starrten uns leer entgegen. Das Dach war an vielen Stellen offen. Der Bewurf der Mauer war verschwun-

den, und längs der Fronte lag das Mehl der Ziegelsteine, welche unter dem Einfluß der Witterung sich auflösten.

Wir ritten bis vor das hohe, breite Tor, wo uns ein Kerl empfing, dessen langgezogenes Galgengesicht keineswegs vertrauenerweckend war.

»Das ist Humun, der Diener des Herrn,« erklärte der Schneider.

Ah, da hatten wir den Mann also ja gleich, vor welchem wir uns hüten sollten! Er machte mir eine tiefe, ehrerbietige Verneigung, deutete auf zwei kräftige Burschen, welche hinter ihm standen, und sagte:

»Effendim, mein Herr hat mit Trauer vernommen, daß du nicht gehen kannst. Darum gab er den Befehl, daß diese Leute dich zu ihm tragen sollen. Sie sind so kräftig, daß du dich ihnen anvertrauen kannst.«

Ich stieg ab. Die beiden Bezeichneten schlangen je einen Arm ineinander und faßten sich dann mit den beiden andern Händen. Auf die Hände setzte und an die Arme lehnte ich mich, und so war eine Art Tragstuhl gebildet, mittels dessen ich in den Flur und durch zwei Stuben in das Empfangszimmer getragen wurde. Meine Gefährten folgten mir.

Dieses Zimmer war leidlich ausgestattet. Um die Wände liefen Diwans. Auf einer erhöhten Stelle, dem Eingang gegenüber, saß der Schloßherr. Neben sich hatte er eine ähnliche Erhöhung, welche wohl für mich bestimmt war, und vor seinem Platz lagen einige Polster für meine Gefährten.

Meine beiden Träger blieben mit mir unter der Türe stehen. Der Herr verbeugte sich, ohne sich zu erheben, und sagte:

»Sei mir willkommen, hoher Effendi. Allah segne deinen Eingang in mein Haus und gebe dir lange Tage bei mir! Verzeihe, daß ich mich nicht erhebe, denn die Nikris {Podagra} plagt meine Beine, so daß ich sie nicht bewegen kann. Laß dich zu mir tragen, um neben mir zu meiner Rechten Platz zu nehmen. Deine Gefährten aber mögen hier vor uns Ruhe ihrer Glieder finden.«

Man setzte mich neben ihm nieder, während die Drei uns gegenüber Platz nahmen. Ich sagte natürlich einige höfliche

Worte des Dankes und der Entschuldigung, welche er mir aber mit der Versicherung abschnitt, daß nicht ich, sondern er zu Dank verpflichtet sei.

Die Träger hatten sich entfernt, und der Diener brachte Pfeifen und Kaffee. Im Orient ist man gewöhnt, den Reichtum des Mannes nach der Beschaffenheit seiner Pfeifen zu taxieren. Mit diesem Maßstabe gemessen, war Murad Habulam ein sehr reicher Mann.

Seine Pfeife, und diejenige, welche ich bekam, hatten Rohre von echtem Rosenholz, welches mit Goldfäden umstrickt und mit Perlen und Edelsteinen verziert war. Die Spitzen waren Kabinettstücke. Der Bernstein war von jener halb durchsichtigen, rauchigen Art, welche im Orient weit höher geschätzt wird, als der durchsichtige. Die kleinen Fingans {Tassen} standen in goldenen Schalen von köstlich durchbrochener Arbeit, und als ich kostete, mußte ich mir gestehen, daß ich nur in Kairo einmal einen besseren Kaffee getrunken hatte. Er wurde nämlich nach orientalischer Art samt dem feingestoßenen Satz genossen. Ein Täßchen enthielt ungefähr den Inhalt von vier Fingerhüten.

Auch der Tabak war fein. Schade, daß die Pfeifenköpfe so klein waren! Wenn man ungefähr fünfzehn Züge getan hatte, mußten sie wieder gestopft werden, was Humun, der Liebling seines Herrn, besorgte.

Da es die gute Sitte erfordert, daß man den Gast nicht gleich nach seinen Verhältnissen fragt, so wurden nur allgemeine Redensarten gewechselt. Dann rückte mir der Herr etwas näher, indem er fragte:

»Hast du heute eine gute Reise gehabt, Effendim?«

»Allah hat mich gut geleitet,« antwortete ich.

»Afrit, der Schneider, sagte mir, du kämst von Sbiganz?«

»Ich war seit gestern dort.«

»Und vorher?«

»In Radowitsch und Ostromdscha.«

»So bist du täglich unterwegs gewesen?«

»Ja, denn wir kommen von Edreneh und Stambul.«

»Von Stambul! Allah hat es sehr gut mit dir gemeint, daß er dich in der Stadt des Padischah hat geboren werden lassen!«

»Ich bin nicht dort geboren. Ich kam von Damask über Fa-lesthin {Palästina} dahin.«

»So bist du also gar ein Damaski?«

»Auch nicht. Ich bin ein Franke, ein Germani und reiste von meinem Vaterland aus nach der großen Sahar {Sahara}, um von da nach Gypst {Ägypten} und Belad el arab {Arabien} zu gehen.«

»Allah ist groß! So weit hat deine Reise dich geführt? Hast du da gute Geschäfte gemacht?«

»Ich reise nicht, um Geschäfte zu machen. Ich will die Län-der sehen, die Völker, welche dieselben bewohnen, ihre Spra-chen und Sitten kennen lernen. Deshalb habe ich für eine so lange Zeit meine Heimat verlassen.«

Er sah mich mit ungläubigem Blick an.

»Deshalb? Allah! Was bringt es dir für Nutzen, wenn du die Berge und die Täler anschaust, die Menschen und die Tiere, die Wüsten und die Wälder? Was hast du davon, wenn du siehst, wie man sich kleidet, und hörst, wie man spricht?«

Das war die alte Ansicht, welcher ich so oft begegnet war. Diese Leute können es durchaus nicht begreifen, daß man aus rein sachlichem Interesse fremde Völker und Länder besucht. Eine Geschäftsreise, eine Wallfahrt nach Mekka, weiter hinaus geht ihr Verständnis nicht.

»Liebst du die Dschografia {Geographie}?« fragte ich ihn.

»Sehr. Ich lese gern solche Bücher.«

»Wer hat dieselben geschrieben?«

»Gelehrte Männer, welche in den betreffenden Ländern ge-wesen sind.«

»Und diesen Männern weißt du es wohl Dank, daß sie dich mit ihren Büchern unterhalten und unterrichten?«

»Natürlich!«

»Nun, auch in meiner Heimat gibt es Leute, welche solche Bücher wünschen. Viele, viele Tausende sind es, welche die-selben lesen. Es muß auch Männer geben, welche dieselben

schreiben und also in entfernte Länder reisen, um dieselben kennen zu lernen. Zu diesen gehöre ich.«

»So bist du also ein Ehli Dschografia. Aber ich frage dich dennoch: was hast du davon? Du verlässest dein Haus und dein Harem; du gibst die Freuden des Daseins auf, um in der Ferne Unbequemlichkeiten, Hunger und Durst zu leiden und vielleicht gar mit Gefahren zu kämpfen.«

»Das ist freilich der Fall.«

»Dann setzest du dich hin und schreibst dir deine Augen krank, damit die Neugierigen erfahren sollen, was du gesehen hast. Was frommt das aber dir?«

»Ist das Reisen kein Genuß?«

»Nein, sondern es ist eine große Beschwerde.«

»So würdest du wohl zum Beispiel keinen hohen Berg mühsam besteigen, um die Sonne aufgehen zu sehen?«

»Nein, denn mein Gehirn ist gesund. Was soll ich hier meinen bequemen Diwan verlassen, wo ich rauchen und Kaffee trinken kann? Wozu soll ich steigen und klettern, um nachher wieder herabzulaufen? Es ist doch unnütz. Die Sonne geht auf und geht unter, auch wenn ich nicht da oben auf dem Berg sitze. Allah hat alles weislich eingerichtet, und ich kann durch mein Klettern nicht das mindeste zu seinem Ratschluß beitragen.«

Ja, so sind die Ansichten dieser Leute! Allah il Allah, allüberall Allah! Das ist ihr Wahrspruch und die Entschuldigung ihres geistigen und körperlichen Phlegmas.

»So wirst du allerdings auch nicht die Beschwerden und Gefahren weiter Reisen auf dich nehmen, nur um die Fremde kennen zu lernen?« fragte ich.

»Nein, das werde ich nicht.«

»Aber einen Nutzen habe ich doch. Ich lebe davon.«

»Wieso? Kannst du die Berge verspeisen und dazu die Flüsse austrinken, welche du siehst?«

»Nein; aber wenn ich ein solches Buch geschrieben habe, so bekomme ich Geld dafür, und das ist mein Einkommen.«

Jetzt hatte ich endlich etwas vorgebracht, was nicht ganz verrückt war.

»Ah,« sagte er, »jetzt verstehe ich dich. Du bist kein Geograph, sondern ein Kitabdschi {Buchhändler}.«

»Nein, sondern der Kitabdschi bezahlt mich für das, was ich schreibe, druckt es dann zu einem Buch und verkauft es an die Leser. So machen wir beide ein Geschäft.«

Er legte den Finger an die Nase, sann eine Weile nach und sagte dann:

»Jetzt weiß ich es. Du bist es, der den Kaffee aus Arabien holt, und der Kitabdschi ist es, der ihn einzeln an die Leute verkauft?«

»Ja, ungefähr so ist es.«

»Schreibst du alles nieder, was du siehst?«

»Nicht alles, sondern nur, was interessant ist.«

»Was aber ist interessant?«

»Was mein Denken und meine Gefühle mehr als gewöhnlich beschäftigt.«

»Zum Beispiel, wenn du einen recht guten Menschen kennen lernst?«

»Ja, der kommt in mein Buch.«

»Oder einen recht bösen?«

»Auch über diesen schreibe ich, damit die Leser ihn kennen und verabscheuen lernen.«

Er schnitt ein ernstes Gesicht und fuhr sich mit der Pfeifenspitze unter den Turban. Die Sache gefiel ihm gar nicht; sie war ihm bedenklich.

»Hm!« brummte er. »So werden also Beide, die Guten und die Bösen, durch dich in deinem Lande bekannt?«

»So ist es.«

»Schreibst du auch ihren Namen auf?«

»Gewiß.«

»Wer und was sie sind und den Ort und das Haus, in welchem sie wohnen?«

»Sehr genau sogar.«

»Was sie getan haben und was du mit ihnen gesprochen und über sie erfahren hast?«

»Alles das!«

»Allah, Allah! Du bist ein großer Verräter! Man muß dich ja fürchten!«

»Die Guten brauchen mich nicht zu fürchten, sondern man wird sie in allen Ländern rühmen, da diese Bücher auch in andere Sprachen übersetzt werden. Den Bösen aber geschieht ganz recht, wenn sie bekannt werden und Abscheu und Verachtung erregen.«

»Wirst du auch über Sbiganzu schreiben?«

»Sehr viel sogar, denn ich habe dort sehr viel erlebt.«

»Vielleicht auch dann über Kilissely?«

»Jedenfalls, denn Kilissely ist ein schöner Ort, den ich nicht übergehen darf.«

»Was wirst du über ihn schreiben?«

»Das weiß ich noch nicht. Ich muß erst warten, was ich hier sehe, höre, erlebe und erfahre. Aber daß du prächtige Pfeifen und einen herrlichen Kaffee hast, das werde ich rühmend erwähnen.«

Er blickte still vor sich hin, und es verging eine Weile des Schweigens. Ich hatte ihn gleich von meinem Eintritt an scharf betrachtet. Er kam mir so bekannt vor. Wo hatte ich nur sein Gesicht gesehen!

Er machte keineswegs den Eindruck eines reichen Mannes. Sein Turbantuch war alt und schmutzig, und sein Kafftan gleichfalls. Von seinen Beinen sah ich nur, daß sie wegen des Podagra dick umwickelt waren. Trotzdem waren die Füße nackt und steckten nur in alten, dünnen, abgeschlurften Pantoffeln.

Er war allerdings sehr lang und sehr hager. Sein Gesicht lag in frühzeitigen Falten. Die scharfen Züge, die kleinen, stechenden, harten Augen, das stark entwickelte Kinn, der breite, an den Spitzen nach unten gezogene Mund ließen sein Gesicht nichts weniger als angenehm erscheinen. So, genau so war das Gesicht eines Geizhalses zu denken, der nur auf Erwerb sinnt, der nur zusammenscharrt, ohne zu fragen, auf welche Weise er zu Gewinn kommt.

»Ich hoffe,« sagte er endlich, »daß es dir bei mir gefallen wird, und daß du nur Gutes von mir schreibst.«

»Das bin ich überzeugt. Du hast mich so gastfreundlich aufgenommen, daß ich dir nur dankbar sein kann.«

»Ich hätte dich noch ganz anders aufgenommen und würde dich noch viel besser verpflegen, aber die Herrin meines Hauses ist verreist, und ich kann mich nicht bewegen. Die Nikris plagt mich an den Füßen. Ich habe sie mir im Krieg geholt.«

»So warst du Soldat? Wohl gar Offizier?«

»Ich war etwas noch weit Besseres und Höheres. Ich war Asker zachredschi *{Armeelieferant}* und habe den Helden des Sultans Kleidung und Nahrung gegeben.«

Ah, ein Kriegslieferant! Ich dachte an die armen, halb nackten und ausgehungerten Soldaten und an die Geldsäcke, welche diese Herren Lieferanten sich während des Krieges gefüllt hatten.

»Da hast du allerdings ein höchwichtiges Amt verwaltet und das größte Vertrauen des Großherrn besessen,« erwiderte ich.

»Ja, so ist es,« sagte er stolz. »Der Lieferant gewinnt die Schlachten; der Lieferant führt die Krieger zum Sieg. Ohne ihn gibt es keinen Mut, keine Tapferkeit, sondern nur Hunger, Elend und Krankheit. Das Vaterland hat mir viel, sehr viel zu verdanken.«

»Soll ich das in meinem Buch erwähnen?«

»Ja, erwähne es; ich bitte dich darum. Hast du über das Reich und über die Untertanen des Padischah viel Gutes zu schreiben?«

»Sehr viel,« antwortete ich kurz, denn ich bemerkte, daß er jetzt auf das Thema übergehen wollte, welches für ihn das wichtigste war.

»Wohl auch manches Böse?«

»Auch das; es gibt ja überall gute und böse Menschen.«

»Hast du von den letzteren viele bei uns getroffen?«

»Besonders in der letzten Zeit, und zwar hier in dieser Gegend.«

Er rückte hin und her. Auf dieses Thema hatte er kommen wollen.

»Da werden die Leser des Buches ja alles erfahren. Wenn ich doch ein solches Buch haben könnte!«

»Du würdest es nicht lesen können, da es nicht in deiner Sprache gedruckt werden wird.«

»So könntest du mir wenigstens jetzt etwas von dem Inhalt erzählen.«

»Vielleicht später, wenn ich mich ausgeruht habe.«

»So werde ich dir deine Wohnung anweisen lassen. Vorher aber könntest du mir wenigstens einiges erzählen.«

»Ich bin wirklich sehr müde; aber damit du siehst, daß ich den Wunsch meines Gastfreundes achte, soll dir mein Gefährte Halef Omar eine kurze Übersicht dessen geben, was wir in der letzten Zeit erlebt haben.«

»So mag er beginnen; ich höre.«

Daß Halef erzählen sollte, war diesem sehr lieb. Aber daß der Mann ihn in so kurzer, halb befehlender Weise dazu mahnte, das ärgerte ihn. Ich wußte, was da gleich kommen würde.

»Erlaube mir zunächst,« begann er, »dir zu sagen, wer derjenige ist, welcher die Güte hat, dir seine Worte zu widmen. Ich bin Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawuhd al Gossarah. Mein berühmter Stamm reitet die besten Hassi-Ferdschahnstuten der Wüste, und die Krieger meiner Ferkah töten den Löwen mit der Lanze. Der Urahne meines Urgroßvaters ritt mit dem Propheten in die Schlacht, und der Aberurahne dieses Helden hat mit Abram, dem Vater Isaaks, Wassermelonen verspeist. Ist die Reihe deiner Vorfahren auch eine so vollkommene?«

»Die Reihe meiner Ahnen reicht hoch hinauf,« antwortete Murad Habulam ein wenig verlegen.

»Das ist gut, denn man darf den Mann nicht nach seinen Pfeifen und Tassen, sondern nach der bekannten Zahl seiner Väter schätzen. Im Paradies harren Tausende meines Kommens, deren geliebter Nachkomme ich bin. Ich würdige nicht einen jeden meiner Rede, aber da mein Freund und Herr, der Hadschi Effendi Kara Ben Nemsî Emir es gewünscht hat, daß ich erzählen soll, so verlange ich, daß du mir deine Aufmerksamkeit widmest.«

Das kam alles so ruhig heraus, als sei er selbst dabei gewesen, als dieser Aberurgroßahne mit Abraham Wassermelonen

aß! Er tat ganz so, als ob es eine Gnade für unsern Wirt sei, daß er ihn seiner Rede würdigte.

Nun lieferte er in wohlüberlegten Worten einen Umriß der letzten Ereignisse. Kein Jurist hätte es besser machen können, als der kleine Hadschi. Er sagte keine einzige Silbe, welche den früheren Lieferanten auf den Gedanken hätte bringen können, daß wir wußten, woran wir mit ihm waren.

Ich hatte meine stille Freude über ihn und nickte ihm anerkennend zu, als er geendet hatte und mir nun einen fragenden Blick zuwarf, wie er seine Sache gemacht habe.

Murad Habulam tat, als ob er ganz außer sich vor Erstaunen sei. Er legte seine Pfeife weg, was bei einem Muselmann sehr viel bedeutet, faltete die Hände und rief:

»O Allah, Allah, sende doch deine Boten der Rache herunter auf die Erde, daß sie mit Feuer verzehren die Missetäter, deren Verbrechen zum Himmel schreien! Soll ich glauben, was ich vernommen habe? Ich vermag es nicht, nein, ich vermag es nicht!«

Er fiel in Schweigen, nahm seinen Rosenkranz her und ließ die Perlen durch die hageren Finger gleiten, als ob er bete. Dann hob er plötzlich den Kopf empor, sah mich forschend an und fragte:

»Effendim, bestätigst du die Wahrheit der Worte dieses Hadschi?«

»Wort für Wort.«

»Man hat euch also fast an jedem der letzten Tage töten wollen?«

»Es ist so.«

»Und ihr seid den Mördern so glücklich entgangen? Ihr müßt große Lieblinge Allahs sein!«

»So wären also die Mörder, wenn ihnen ihre Absichten gelungen wären, Allahs Lieblinge?«

»Nein, aber euer Tod wäre im Buche des Lebens verzeichnet gewesen, und was da verzeichnet steht, kann selbst Allah nicht ändern. Es ist Kismet.«

»Nun, so will ich hoffen, es sei das Kismet dieser Halunken, daß sie schon hier auf Erden von ihrer Strafe ereilt werden.«

»Das hat an dir gelegen, denn du hast sie verschont.«

»Ich wollte nicht ihr Richter sein.«

»Erzählst du das alles in deinem Buch? Von dem Schut, von den Aladschy, von Manach el Barscha, Barud el Amasat und von dem alten Mübarek?«

»Alle erwähne ich.«

»Das ist eine entsetzliche Strafe für sie. Und glaubst du, daß du nochmals mit ihnen zusammentreffen wirst?«

»Ganz gewiß, denn sie verfolgen mich. Hier in deinem Hause bin ich freilich sicher; das danke ich dir und dem guten Schneider Afrit. Aber morgen, wenn ich weiterreite, werden die Missetäter wieder über mir sein.«

»Du wirst meinem Hause nicht die Schande antun, daß du nur eine Nacht unter meinem Dach verweilst.«

»Ich werde es mir überlegen. Übrigens ist es ja nach deiner eignen Ansicht bereits seit Ewigkeit im Buch des Lebens verzeichnet, wie lange ich bei dir bleibe. Keiner von uns beiden kann hieran etwas ändern. Ja, selbst Allah kann es nun nicht anders machen.«

»So ist es. Aber ich hoffe, daß ich noch lange das Licht deiner Augen über mir leuchten sehe. Ich wohne einsam in meinem Hause, und du wirst mir mein Dasein verschönern und die Leiden meiner Füße verkürzen, wenn du recht lange verweilst.«

»Auch mir wäre es lieb, wenn ich deine Gegenwart recht lange genießen könnte. Du sollst sehr große Reisen gemacht haben?«

»Wer sagte das?«

»Der Schneider.«

Ich sah es seinem Gesicht an, daß der Schneider die Unwahrheit gesagt hatte. Dennoch antwortete er:

»Ja, meine Füße haben, als sie noch gesund waren, die Städte und Dörfer vieler Länder betreten.«

»Und vorhin sagtest du, daß du nicht einmal einen Berg besteigen würdest, um den Aufgang der Sonne zu sehen!«

»Jetzt, da meine Füße krank sind,« verteidigte er sich.

»Warum umwickelst du die Beine und lässest dennoch die Füße entblößt?«

Ich sah ihn dabei scharf an. Er wurde verlegen. Sollte er aus irgend einem Grund das Podagra nur heucheln?

»Weil ich die Krankheit in den Schenkeln, nicht aber in den Füßen habe,« antwortete er.

»So hast du also keinen Schmerz in der großen Zehe?«

»Nein.«

»Und sie ist auch nicht geschwollen?«

»Sie ist gesund.«

»Wie steht es abends mit dem Fieber?«

»Ich habe noch nie ein Fieber gehabt.«

Der Mann verriet sich, denn wenn dies alles nicht der Fall war, so hatte er auch das Podagra nicht. Er war ganz unweisend in Beziehung auf die Erscheinungen, von denen das Podagra begleitet ist. Ich wußte nun, woran ich war. Um auch noch seine angebliche Bibliothek zu erwähnen, sagte ich zu ihm:

»In deinen Leiden und in deiner Einsamkeit wirst du Linderung und Unterhaltung finden durch die vielen Bücher, welche sich in deinem Besitz befinden.«

»Bücher?« fragte er erstaunt.

»Ja, du bist ein hochgelehrter Mann und besitzest eine Menge von Schriften, um welche du zu beneiden bist.«

»Wer sagte das?«

»Auch der Schneider.«

Offenbar hatte der Zwerg diese Lüge ersonnen, um mich in die Falle zu locken. Habulam erkannte dies, darum sagte er:

»Herr, meine Bibliothek ist gar nicht so viel wert, wie du wohl denkst. Für mich reicht sie freilich aus, aber für einen solchen Mann, wie du bist, ist sie zu unbedeutend.«

»Dennoch hoffe ich, daß du mir einmal erlaubst, sie zu betrachten.«

»Ja, aber jetzt nicht. Du bist ermüdet, und ich werde euch in eure Wohnungen führen lassen.«

»Wo befinden sich dieselben?«

»Nicht hier im Hause, denn da würdet ihr zu sehr gestört

sein. Ich habe deshalb für euch die Kulle jäschly Anaja in stand setzen lassen; da seid ihr unter euch.«

»Ganz, wie es dir beliebt. Warum aber heißt dieses Gebäude der Turm der alten Mutter?«

»Das weiß ich selbst nicht. Man sagt, eine alte Frau sei nach ihrem Tod oft wieder gekommen und habe des Abends im weißen Sterbegewand oben auf dem Söller des Turmes gestanden, um von da herab ihre Kinder zu segnen. Glaubst du an Gespenster?«

»Nein.«

»So wirst du dich wohl auch nicht vor der Alten fürchten?«

»Fällt mir nicht ein! Kommt sie auch jetzt noch zuweilen wieder?«

»Die Leute sagen es und gehen darum des Nachts nicht in den Turm.«

Warum sagte er mir das? Wenn es in dem Gebäude umging, so war dies doch wohl eher ein Grund für mich, das Übernachten darin abzuweisen. Vielleicht sollte irgend jemand im Gewand jenes Gespenstes einen Streich gegen uns ausführen und dann die Verantwortung auf die alte Frau geschoben werden – ein sehr kindischer Gedanke, der nur dem Gehirn solcher Leute entspringen konnte.

»Wir würden uns freuen,« erwiderte ich, »einmal ein Gespenst zu sehen, um es zu fragen, wie es im Lande der Toten aussieht.«

»Hättest du den Mut dazu?«

»Sicher.«

»Aber es könnte dir schlimm ergehen. Man soll mit keinem Geist sprechen, weil dies das Leben kosten kann.«

»Das glaube ich nicht. Allah wird keinem Verdammten erlauben, die Qualen der Hölle zu verlassen, um auf Erden zu lustwandeln. Und gute Geister braucht man doch nicht zu fürchten; maskierten Gespenstern aber gehen wir ohne weiteres zu Leibe. Und nun bitte ich dich, uns nach dem Turm bringen zu lassen.«

»Ihr werdet durch einen Teil des Gartens gehen müssen, und ich denke, daß du dich über denselben freuen wirst. Er kostet

mich viel Geld und ist so prächtig wie der Park der Glückseligen hinter dem Eingangstor des ersten Paradieses.«

»So tut es mir leid, daß ich ihn nicht genießen kann; denn es ist mir unmöglich, durch seine Gänge zu wandeln.«

»Wenn du willst, so kannst du ihn dennoch genießen. Du brauchst nicht zu gehen, sondern kannst fahren. Meine Frau kann auch nicht gut gehen. Darum habe ich ihr einen Räderstuhl machen lassen, auf welchem sie sich fahren läßt. Jetzt ist sie nicht daheim, und du kannst ihn also benutzen.«

»Das ist eine sehr große Wohltat für mich.«

»Ich werde den Stuhl gleich holen lassen. Humun wird dich fahren und euch überhaupt bedienen.«

Dieser Bursche sollte uns jedenfalls beobachten, so daß wir nichts unternehmen konnten, ohne daß er es bemerkte. Ich erwiderte also:

»Ich darf dich deines Leibdieners nicht berauben und bin gewöhnt, mich von meinen Gefährten unterstützen zu lassen.«

»Das kann ich nicht dulden,« entgegnete er. »Sie sind ebenso meine Gäste wie du, und es wäre eine Unhöflichkeit von mir, sie als untergeordnete Personen zu behandeln. Rede mir also nichts darein. Humun ist beauftragt, eure Befehle auszuführen und immer bei euch zu sein.«

Immer bei uns zu sein! Das heißt, wir waren unter seine Aufsicht gestellt. Wie konnte ich ihn nur los werden?

Er brachte den Stuhl, ich setzte mich hinein und verabschiedete mich von unserem Wirt. Der Diener schob mich hinaus, und die Andern folgten.

Wir kamen durch den weiten Flur des Hauptgebäudes zunächst in einen Hof, welcher als allgemeine Düngerstätte benutzt zu werden schien. An zwei Seiten standen niedrige, schuppenähnliche Gebäude, welche mit Stroh gefüllt waren. Die vierte Seite des Hofes enthielt Stallungen und hatte in der Mitte einen Durchgang, durch welchen wir in den Garten gelangten.

Dies war ein Rasenplatz, auf welchem zahlreiche Heuschober standen. Dann kamen wir an einige Beete mit Küchengen-

wachsen, zwischen denen einige Blumen blühten. Sollte dies der berühmte ›Garten der Glückseligen‹ sein? Nun, in diesem Fall hatte der Prophet von dem Geschmack der Moslemin gar keine sonderliche Vorstellung gehabt.

Als wir an diesen Beeten vorüber waren, erreichten wir abermals einen Rasenplatz, welcher größer als der vorige war. Auch hier standen mehrere große Feime, aus Heu und verschiedenen Getreidearten errichtet. Und da ragte nun der ›Turm der alten Mutter‹ auf.

Es war ein rundes, sehr altes Bauwerk mit vier Fenstern übereinander, also von ziemlicher Höhe. Fenster aus Glas aber waren, wie gewöhnlich, nicht da. Der Eingang stand offen.

Das Erdgeschoß bestand aus einem einzigen Raum, aus welchem eine ziemlich gebrechliche Treppe nach oben führte. Ich sah, daß Matten an der Wand hingelegt waren, auf denen einige Kissen lagen. In der Mitte des Raumes stand auf niedrigen Füßen ein viereckiges Brett, welches uns wahrscheinlich als Tisch dienen sollte. Weiter gab es nichts.

»Dies ist eure Wohnung, Herr,« erklärte Humun, nachdem er mich hineingeschoben hatte.

»Wohnen öfters Gäste hier?«

»Nein. Dieses Zimmer ist das beste, welches wir haben, und der Gebieter will dich dadurch auszeichnen, daß er es euch anweist.«

»Was für Räume sind über uns?«

»Noch zwei eben solche, wie dieser hier, und dann kommt das Gemach des schönen Blickes in die Ferne; aber sie sind nicht möbliert, weil niemals jemand darin wohnt.«

Die Wand, welche uns umgab, sah fast so aus, als ob hier öfters ein kleines Erdbeben die Mauersteine aus ihrer Fassung zu bringen pflege. Einen Bewurf der Mauer, ein Kamin gab es nicht. Es war ein kahles Loch.

Übrigens war mir unterwegs ein Gedanke gekommen, wie ich den Diener los werden könnte. Wir waren einem Arbeiter begegnet, welcher böse, tiefende Augen hatte, und ich war dadurch unwillkürlich an den Umstand erinnert worden, daß die

Orientalen alle den Aberglauben hegen, es gebe einen ›bösen Blick«. Die Italiener nennen das bekanntlich Jettatura.

Sieht Einer, welcher mit dem bösen Blick behaftet ist, den Andern nur scharf an, so hat dieser alles mögliche Schlimme zu erwarten. Ein Mensch, welcher ganz zufälligerweise einen scharfen, stechenden Blick besitzt, kommt leicht in den Verdacht, ein Jettatore zu sein, und wird sodann von jedermann gemieden.

Um Kinder gegen den bösen Blick zu schützen, bindet man ihnen rote Bänder um den Hals oder hängt ihnen ein Stückchen Koralle um denselben, welches die Form einer Hand besitzt.

Erwachsene kennen nur ein einziges Mittel, sich vor den Folgen des bösen Blickes zu schützen. Dasselbe besteht darin, daß man die ausgespreizten Finger der erhobenen Hand dem Betreffenden entgegen hält. Wer das tut und sich dann schnell entfernt, bleibt vor den schlimmen Folgen der Jettatura bewahrt.

»Ich bin sehr zufrieden mit dieser Wohnung,« sagte ich. »Hoffentlich wirst du uns für den Abend eine Lampe bringen?«

»Ich bringe sie dann mit, wenn ich euch die Mahlzeit vorsetze. Hast du sonst noch einen Wunsch, Herr?«

»Wasser, das ist alles, was wir für jetzt brauchen.«

»Ich eile, es zu holen, und hoffe, daß ihr mit meiner Aufmerksamkeit und Schnelligkeit zufrieden sein werdet. Solche Herren, wie ihr seid, muß man schleunigst bedienen. Ich habe gehört, was ihr dem Gebieter erzähltet. Ihr besitzt meine Achtung und Ergebenheit. Das Herz hat mir gebebt, als ich von den Gefahren vernahm, in welchen ihr euch befunden habt. Allah ist euer Schutz gewesen, sonst wäret ihr längst zugrunde gegangen.«

»Ja, Allah hat uns stets errettet. Er hat mir ein Geschenk verliehen, welches mich in jeder Gefahr beschützt, so daß kein Feind mir etwas anhaben kann.«

Seine Neugierde war sofort erregt.

»Was ist das, Herr?« fragte er lauernd.

»Mein Auge.«

»Dein Auge? – Wie so?«

»Sieh' mir einmal grad, offen und voll in die Augen!«

Er tat es.

»Nun, bemerkst du nichts?«

»Nein, Effendi.«

»Haben meine Augen nicht etwas, was dir auffällt?«

»Gar nichts.«

»Das ist eben das Gute für mich, daß man mir gar nichts ansieht. Ich aber brauche meine Feinde nur anzublicken, so sind sie verloren.«

»Wie so denn, Herr?«

»Weil ihnen niemals wieder im Leben etwas gelingen wird. Wen ich anschau, der wird von da an nur noch Unglück haben, nämlich wenn ich will. Der Blick meines Auges bleibt bei ihm immerdar. Seine Seele gehört mir hinfort an, und ich brauche nur an ihn zu denken und ihm etwas Böses zu wünschen, so widerfährt es ihm auch.«

»Herr, ist das wahr?« fragte er hastig und erschrocken. »Hast du etwa den Kem bakysch {böser Blick} in deinen Augen?«

»Ja, ich habe den bösen Blick, wende ihn aber nur gegen Übelwollende an.«

»So beschütze mich Allah! Ich mag nichts mehr mit dir zu tun haben. Allah w' Allah!«

Er streckte mir alle zehn Finger entgegen, drehte sich dann um und rannte in höchster Eile fort. Meine Gefährten brachen in ein lautes Gelächter aus.

»Das hast du gut gemacht, Sihdi,« meinte Halef. »Der kommt nicht wieder, er hat ein böses Gewissen. Wir werden einen andern Diener bekommen.«

»Ja, und zwar wahrscheinlich denjenigen, welchen ich mir wünsche, nämlich Janik, den Bräutigam der jungen Christin.«

»Warum meinst du dies?«

»Weil Humun ihm feindlich gesinnt ist wegen Anka. Er wünscht ihm also Böses und wird es so einzurichten wissen, daß sein verhaßter Nebenbuhler von Habulam mit unserer Bedienung beauftragt wird. Jetzt aber helft mir auf das Polster,

und dann geht ihr einmal rekognoszieren. Ich muß wissen, wie es in diesem Turm aussieht.«

Als ich meinen Sitz eingenommen hatte, stiegen die drei Anderen in den Turm hinauf, kehrten aber bald zurück. Halef meldete:

»Ich glaube nicht, daß hier irgend eine Gefahr auf uns lauern kann. Die beiden Stuben des ersten und zweiten Stockes gleichen genau diesem Raum hier.«

»Sind Läden an den Fenstern, so wie hier?«

»Ja, und sie können durch starke hölzerne Riegel versperrt werden.«

»So können wir also dafür sorgen, daß des Nachts niemand einsteigen kann, ohne ein Geräusch zu machen. Und wie ist es ganz oben?«

»Es gibt da ein rundum offenes Gemach mit vier steinernen Säulen, welche das Dach tragen. Ringsum läuft eine steinerne Balustrade.«

»Die habe ich von außen gesehen. Jedenfalls ist da die ›alte Frau‹ hinausgetreten, um ihre Kinder zu segnen.«

»Jetzt aber könnte sie nicht mehr hinaus, weil die frühere Öffnung zugemauert ist,« bemerkte Halef.

»Das muß irgend einen Grund haben. Wie aber gelangt man hinauf in dieses offene Gemach der schönen Aussicht? Da es offen ist, so kann es hineinregnen, und das Wasser würde über die Treppe herab in die niederen Räume laufen. Dem muß doch wohl vorgebeugt sein?«

»Ja, die Treppenöffnung ist mit einem Deckel verschlossen, den man abheben kann. Er ist am Rand, wie auch die Öffnung mit Gomelastic {Gummi} versehen, so daß er wasserdicht schließt. Der Boden senkt sich ein wenig von der Mitte aus, und in der Mauer ist ein kleines Loch, durch welches das Wasser ablaufen kann.«

»Hm! Dieses offene Gemach kann uns bedenklich werden. Man kann da einsteigen.«

»Dazu ist es zu hoch.«

»Doch nicht. Hier diese Stube ist nur so hoch, daß ich im Stehen mit dem Kopf fast die Decke berühre. Wenn die beiden

über uns liegenden Gemächer dieselbe Höhe besitzen, so liegt der Fußboden des offenen Gemaches höchstens elf Ellen hoch. Rechne ich dazu zwei Ellen, welche die Mauer beträgt, die das Gemach da oben umschließt, so sind es etwa dreizehn Ellen.«

»Man müßte einen Merdiwan {Leiter} von dieser Höhe haben, und sicher ist ein solcher vorhanden.«

»Das denke ich auch. Kann die Fußbodenklappe verschlossen werden?«

»Nein.«

»Da habt ihr es! Und die andern Fußböden haben wohl gar keine Klappe, um die Treppenöffnungen zu verschließen?«

»Nein.«

»So steht also unsern Feinden, welche jedenfalls eine Leiter besitzen, der Weg zu uns offen. Sie steigen hinauf und kommen dann von oben herabgeschlichen, von woher wir sie sicherlich nicht vermuten. Ich muß selbst einmal hinauf, um mir die Sache anzusehen. Osko, kannst du mich auf die Achseln nehmen?«

»Ja, Herr; steige auf!«

Ich setzte mich ihm reitend auf die Schultern, und er trug mich hinauf.

Jedes Stockwerk des Turmes bestand, wie das Erdgeschoß, nur aus einer Stube. Die Fußböden hatten Löcher, durch welche die Treppe führte. Diese Löcher waren offen, außer im obersten Stock, wo eine starke, schwere Klappe zum Verschuß vorhanden war. Gummiränder machten diese Klappe völlig wasserdicht schließen. Die Mauer, durch welche dieses obere Gemach gebildet wurde, war nur zwei Ellen hoch, so daß zwischen den Säulen, auf denen das Dach ruhte, sich offene Räume befanden. Diese gestatteten eine liebliche Fernsicht hinaus auf die Felder und Fruchthaine.

Da oben führte außen ein Balkon rund um den Turm. Die Steine waren gelockert und sogar an einigen Stellen hinabgestürzt. Man durfte es nicht wagen, sich hinauszustellen, und das war gewiß der Grund, weshalb man die Türöffnung, welche einst hinausführte, vermauert hatte.

Hier war, wie gesagt, die einzige für uns bedrohliche Stelle.

Mit einer Leiter konnte man heraufsteigen und dann über die drei Treppen hinab zu uns gelangen. Wollten wir uns dagegen verwahren, so mußten wir die Klappe von innen so verrammeln, daß sie von außen nicht geöffnet werden konnte.

Die Fernsicht hatte sich übrigens etwas getrübt. Schon während der letzten Stunden unseres Rittes hatten wir Wolken bemerkt, welche jetzt den Horizont vollständig umsäumten und immer höher zogen.

Kaum waren wir wieder in unser Wohnzimmer hinabgestiegen, so kam ein junger, kräftiger Bursche, welcher zwei Gefäße mit Trink- und Waschwasser brachte. Er hatte ein offenes, kluges Gesicht und betrachtete uns mit freundlichen, forschenden Blicken.

»Sallam!« grüßte er. »Der Herr sendet mich, euch Wasser zu bringen, Effendi. Das Essen wird sehr bald fertig sein.«

»Warum kommt Humun nicht?«

»Der Herr bedarf seiner.«

»Er sagte uns doch das Gegenteil!«

»Seine Beine beginnen zu schmerzen; da muß er den Diener haben.«

»Also werden wir dich bekommen?«

»Ja, Herr, wenn du es nicht anders wünschest.«

»Du gefällst mir besser als Humun. Du bist wohl Janik, der Bräutigam Ankas?«

»Ja, Herr. Du hast sie reich beschenkt. Sie hat das Geld erst angesehen, als sie heimkam, und ich soll es dir nun wieder zurückgeben, weil du dich geirrt haben mußt. So viel hast du gewiß nicht geben wollen.«

Er hielt mir das Geld hin.

»Ich nehme es nicht wieder, denn ich habe gewußt, wie viel ich gab. Es gehört deiner Anka.«

»Das ist aber doch zu viel, Herr!«

»Nein. Vielleicht erhältst du auch ein solches Geschenk, wenn ich mit deiner Bedienung zufrieden bin.«

»Ich mag kein Bakschisch, Effendi. Ich bin arm, dich aber werde ich gern bedienen. Anka hat mir gesagt, daß du unsers Glaubens seiest und sogar in Rom den heiligen Vater gesehen

habest. Da ist es mir eine Sache des Herzens, dir meine Ergebenheit zu bezeugen.«

»Ich sehe, daß du ein braver Bursche bist, und würde mich freuen, wenn ich dir irgendwie von Nutzen sein könnte. Hast du einen Wunsch?«

»Ich habe nur den einen Wunsch, Anka recht bald mein Weib nennen zu können.«

»So siehe zu, daß du die tausend Piaster recht bald beisammen hast!«

»Ah, Anka hat schon geplaudert! Übrigens habe ich die Tausend fast beisammen. Anka ist aber mit den ihrigen noch nicht so weit.«

»Wie viel fehlt dir noch?«

»Zweihundert nur.«

»Wann wirst du sie verdient haben?«

»Nun, zwei Jahre wird es wohl noch währen. Doch ich muß Geduld haben. Stehlen kann ich mir das Geld ja nicht, und Habulam zahlt einen kargen Lohn.«

»Wie nun, wenn ich dir die zweihundert schenken würde?«

»Herr, du scherzest!«

»Mit einem so braven Burschen mag ich keinen Scherz treiben. Ich will dir das Geld geben, und dann kannst du deiner Anka sparen helfen. Komm her, und nimm!«

Das waren nicht ganz vierzig Mark. Ich gab sie ihm mit Vergnügen, denn er war es wert, und es ging nicht von dem Meinen. Seine Freude war groß, und er konnte es gar nicht begreifen, daß ein Fremder ohne allen Grund ihm ein solch reiches Geschenk machte. Den eigentlichen Grund sagte ich ihm natürlich nicht. Meinen Zweck erreichte ich, denn ich war überzeugt, daß Janik sich nun mit aller Entschiedenheit auf unsere Seite stellen würde.

Er gab einem jeden von uns die Hand und versicherte, daß er alles tun würde, um unsere Zufriedenheit zu erwerben.

Nun begann ich, ihn vorsichtig über seinen Herrn auszuforschen, und das Hauptergebnis meiner vielen Fragen war folgendes:

Habulam war der Bruder von Manach el Barscha, des we-

gen Unterschlagung flüchtig gewordenen Steuereinnehmers von Uskub. Darum also war mir das Gesicht Habulams so bekannt vorgekommen, denn er sah seinem Bruder ähnlich. Manach kam öfter zu Habulam und hatte, da er sich als Flüchtling natürlich nicht sehen lassen durfte, wenigstens hier nicht, ein Versteck in jenem großen Getreideschober, welcher zunächst unserm Turm stand. Dieses Versteck sollte zwar ein Geheimnis vor den Dienstboten sein, aber diese hatten es längst entdeckt. Freilich schwiegen sie darüber. Auch hatte Janik den Auftrag, sich möglichst wenig von uns zu entfernen und seinem Herrn alles zu hinterbringen, was wir reden würden.

»So antworte ihm,« sagte ich nun, »daß du uns nicht verstecken könntest, weil wir in einer fremden Sprache reden, welche du nicht kennst.«

»Das wird das Allerbeste sein. Jetzt aber muß ich fort, denn das Essen wird fertig sein.«

Als Janik ging, mußte er die Türe offen lassen, damit ich mir die ominöse Getreidefeime betrachten konnte. Sie war von ziemlichem Umfang, und uns gegenüber bemerkte ich unten eine Stelle, welche von ihrer Umgebung abstach. Das war jedenfalls der Zugang. Aus der Spitze des trichterförmigen Daches ragte eine Stange hervor, an welcher sich ein Strohwisch befand. Vielleicht diente diese Vorrichtung dazu, um ein geheimes Zeichen zu geben.

Bald kehrte Janik zurück, mit einem großen Korbe in der Hand. Er legte den Inhalt desselben auf den Tisch. Das Essen bestand aus Maisbrot, kaltem Fleisch und einer warmen, appetitlich duftenden Eierspeise.

»Herr,« sagte er, »Anka flüsterte mir zu, euch vor dem Jumurta jemeki {Eierkuchen} sehr in acht zu nehmen.«

»Hat sie etwas Verdächtiges bemerkt?«

»Der Herr hat den Teig selbst gemacht und Anka hinausgeschickt. Sie lauschte aber und sah, daß er die Düte mit Sytschan zehiri {Rattengift} aus der Tasche nahm.«

»War er noch jetzt in der Küche?«

»Ja, er fragte mich, wovon ihr gesprochen hättet, und ich antwortete so, wie du mir gesagt hast. Da befahl er mir, recht

freundlich mit euch zu tun und so oft wie möglich mit euch zu sprechen, damit ihr mir antworten müßtet und vielleicht Lust bekämt, ein Gespräch mit mir anzuknüpfen. Er hat mir ein Bakschisch von fünf Piastern versprochen, wenn ich meine Sache gut mache.«

»So siehe zu, ob du Lust hast, deine Seele für fünf Piaster der Hölle zu verschreiben.«

»Um Tausende nicht! Aber Anka läßt euch sagen, daß ihr Brot und Fleisch ohne Sorge essen könntet.«

»So wollen wir ihr folgen. Den Jumurta jemeki werde ich gleich einmal den Sperlingen zu kosten geben.«

Welche hochfein eingerichtete Wohnung wir hatten, war auch daraus zu sehen, daß unsere Stube einigen Sperlingsfamilien als Heimat und Unterstützungswohnsitz diene. Es waren einige Steine aus der Mauer gefallen, und in den dadurch entstandenen Löchern befanden sich die Nester dieser frechen Proletarier, welche nicht einmal so viel Sinn für Ordnung und Stil besitzen, ihren Brutstätten eine feste und gefällige Form zu geben.

Die Spatzen schienen sich gar nicht vor uns zu fürchten. Sie flogen ohne Zagen aus und ein und betrachteten uns von ihren Nestern aus mit jener schändlichen Vertraulichkeit, mit welcher Sperlinge eben auf Leute blicken, für welche sie nicht den geringsten Respekt besitzen.

Ich warf ihnen mehrere Brocken von dem Eierkuchen in die Ecke, und die Vögel flatterten herbei, sich um denselben zu zanken und zu beißen. Sie befanden sich überhaupt jetzt alle bei uns im Turm. Draußen war es düster geworden, und ein fernes Grollen verkündete uns das Nahen eines Gewitters.

»Hole uns eine Lampe,« sagte ich zu Janik, »und benutze diese Gelegenheit, deinem Herrn mitzuteilen, daß wir sämtliche Läden des Turmes verschließen und verriegeln werden.«

»Warum?«

»Er wird dich wohl danach fragen. Sage ihm, ich hätte gemeint, wir wollten den Geist der alten Mutter nicht hereinlassen.«

Als er sich entfernt hatte, stiegen die Gefährten in die obe-

ren Stockwerke empor, um die Läden auch wirklich fest zu schließen. Dann kehrte Janik mit einer alten Tonlampe zurück, in welcher sich so wenig Öl befand, daß sie nach kaum einer Stunde verlöschen mußte.

»Warum hast du so wenig Öl gebracht?« fragte ich ihn.

»Der Herr gab mir nicht mehr. Er sagte, ihr würdet euch wohl bald schlafen legen. Anka aber ist ein kluges Mädchen und hat mir heimlich das mitgegeben.«

Er zog ein Fläschchen, in welchem sich Öl befand, aus der Tasche und gab es mir.

»Das ist jedenfalls nicht bloß Geiz,« sagte ich. »Er will haben, daß wir uns im Finstern befinden sollen; da ist man hilflos.«

Ein ängstliches Piepen und Zirpen ließ mich nach den Sperlingen schauen. Sie saßen mit gesträubtem Gefieder in ihren Nestern und benahmen sich ganz so, als ob sie Schmerzen hätten. Einer flatterte aus seinem Loch heraus und fiel auf den Boden nieder, wo er noch einige Male mit den Flügeln schlug und dann sich nicht mehr bewegte. Er war tot.

»So schnell!« meinte Halef. »Der Kerl muß eine tüchtige Portion Gift in die Eierspeise getan haben!«

»Es gehört auch eine gehörige Menge dazu, vier kräftige Männer zu töten. Bei uns wäre es freilich nicht so schnell gegangen, wie da bei dem Sperling. Dieser Mensch ist nicht nur bodenlos schlecht, sondern auch im höchsten Grad dumm. Er muß gedacht haben, daß wir so schnell stürzen würden, wie die Sperlinge, und gar keine Zeit zur Rache hätten.«

Es lagen jetzt schon mehrere Vögel tot am Boden. Die armen Tierchen dauerten mich, aber ich hatte sie opfern müssen, um Gewißheit zu erlangen.

»Was wirst du denn nun mit dem Kuchen tun, Sihdi?« fragte mich Halef. »Wollen wir zu Habulam gehen und ihn mit der Peitsche zwingen, seine eigene Eierspeise zu verzehren?«

»Den ersten Teil deines Vorschlages wollen wir ausführen, den letzteren aber nicht. Wir suchen ihn augenblicklich auf und nehmen den Eierkuchen mit, welchen wir mit den toten Vögeln garnieren.«

»Herr, tu' das nicht,« bat Janik, »sonst ergeht es mir schlimm, weil er glauben wird, daß ich euch gewarnt habe.«

»Dem werden wir dadurch vorbeugen, daß wir tun, als ob wir dir ein Stück gegeben hätten, welches du gegessen habest; du mußt dann heftiges Leibschneiden simulieren. Wirst du dich so verstellen können?«

»Ich denke, ja.«

»Das Übrige ist meine Sache. Kannst du uns sagen, wo wir Habulam finden werden?«

»In seiner Stube hinter dem Selamlück {Empfangszimmer}, in welchem ihr mit ihm gegessen habt. Ihr werdet die Türe gleich sehen. Ist er nicht dort, so trifft ihr ihn in der Küche, denn Anka sagte mir, daß er dabei sein will, wenn euch das Achscham taami {Abendessen} bereitet wird.«

»Und wo ist die Küche?«

»Links neben der Hoftüre. Du bist an ihr vorübergefahren worden. Seid aber klug und laßt euch nicht zu früh bemerken, sonst versteckt er sich.«

Er ging, und auch wir brachen auf, ich natürlich im Fahrstuhle. Halef ließ es sich nicht nehmen, den Eierkuchen zu tragen und hielt ihn mit dem Zipfel seines Kaftan zugedeckt. Aber wir nahmen nicht den Weg quer über den Hof, sondern wendeten uns, um nicht gleich gesehen zu werden, an dem Stall hin und dann am Hauptgebäude entlang.

Zunächst suchten wir den Hausherrn in seiner Stube. Da das Empfangszimmer mit Matten belegt war, verursachten wir kein Geräusch. Osko öffnete die von dort weiterführende Türe und blickte hinein.

»Was willst du?« hörte ich die erschrockene Stimme Habulams fragen.

In demselben Augenblick wurde ich von Omar auf dem Rollstuhl in die Stube geschoben. Als Habulam mich erblickte, spreizte er alle zehn Finger aus, hielt sie mir entgegen und schrie im höchsten Schreck:

»Hasa, fi amahn Allah – Gott bewahre mich, Gott beschütze mich! Gehe hinaus, hinaus! Du hast den bösen Blick!«

»Nur für meine Feinde, nicht aber für dich,« antwortete ich.

»Nein, nein! Ich darf mich nicht von dir ansehen lassen!«

»Habe keine Sorge! So lange du mir freundlich gesinnt bist, kann mein Auge dir keinen Schaden bringen.«

»Das glaube ich nicht! Hinaus!«

Er hatte sich angstvoll abgewendet, um mich nicht ansehen zu müssen, und streckte beide Hände nach der Türe.

»Murad Habulam,« sagte ich in strengem Ton, »was fällt dir ein? Behandelt man seinen Gast jemals in der Weise? Ich sage dir, daß dir mein Blick nichts schaden wird, und werde nicht eher gehen, als bis ich den Grund meines Kommens mit dir besprochen habe. Wende dich also zu mir, und schaue mir gestrost in das Angesicht.«

»Kannst du mir bei Allah versichern, daß dein Blick, trotzdem er auf mich fällt, nichts Böses bringen wird?«

»Ich gebe dir die Versicherung.«

»So will ich es wagen. Aber ich sage dir, daß mein schrecklichster Fluch dich treffen wird, wenn du mir Unheil bringst.«

»Er wird mich nicht treffen, denn mein Auge wird nur mit Freundlichkeit auf dir ruhen und dir also nichts schaden.«

Jetzt wendete er sich zu mir. Aber in seinem Gesicht spiegelte sich doch eine so große Bangigkeit, daß ich mich innerlich höchlichst belustigt fühlte.

»Was wünschst du von mir?« fragte er.

»Ich möchte dich um eine kleine Auskunft bitten und vorher ein freundliches Gesuch an dich richten. Es ist Sitte, daß der Gastfreund das Brot mit seinen Gästen breche. Du hast das nicht tun können, weil das Podagra dich verhindert, zu mir zu — —«

Ich hielt inne und tat, als ob ich seine Beine erst jetzt genauer betrachtete. In Wahrheit aber hatte ich gleich bei meiner Ankunft bemerkt, daß die dicken Umhüllungen nicht mehr vorhanden waren.

Er stand ganz aufrecht vor mir. Die weiten Pluderhosen hingen ihm faltenreich um die Knie, und seine vom Schreck erzeugten Bewegungen waren vorhin so schnell und kräftig ge-

wesen, daß von einer schmerzlichen Krankheit gar keine Rede sein konnte. Darum fuhr ich nach einer Pause des Erstaunens fort:

»Was sehe ich! Hat Allah ein Wunder getan? Die Krankheit ist ja von dir gewichen!«

Er befand sich in so großer Verlegenheit, daß er nur einige mir unverständliche Worte stammelte.

»Und da hast du Angst vor meinem Auge?« fuhr ich fort. »Mein Blick bringt denen, welche mir wohl gesinnet sind, nur Gutes. Ich bin also überzeugt, daß du meinem Auge und meiner wohlwollenden Freundschaft diese plötzliche Besserung zu verdanken hast. Wehe aber denen, welche Böses gegen mich sinnen! Mein Blick ist für sie eine Quelle größten Unheiles! Selbst wenn ich ihnen fern bin, genügt ein Gedanke von mir, ihnen alles Üble anzutun, welches ich ihnen wünsche.«

Damit hatte ich ihm willkommenen Stoff zu einer Ausrede gegeben. Er benutzte denselben sofort, indem er sagte:

»Ja, Effendi, nur so kann es sein. Seit Jahren leide ich an dem Übel. Kaum warest du von mir fort, so bemerkte ich ein unbeschreibliches Gefühl in meinen Beinen. Ich versuchte zu gehen, und siehe da, es gelang! Noch niemals in meinem Leben habe ich mich so wohl und kräftig gefühlt, wie jetzt. Das kann nur dein Blick getan haben.«

»So siehe zu, daß es so bleibe! Die Umwandlung deiner Gesinnungen würde auch eine Änderung in deinem besseren Befinden hervorbringen. Du würdest kränker werden, als du vorher jemals gewesen bist.«

»Effendi, warum sollte ich anders gegen dich denken? Du hast mir ja nichts Böses getan, sondern du hast mir Heilung gebracht. Ich bin dein Freund, und du bist der meinige.«

»So ist es. Und just darum hat es mir so leid getan, daß ich unser Mahl nicht mit dir teilen konnte. Du sollst aber nicht von uns sagen, daß wir die Gesetze der Höflichkeit und Freundschaft nicht kennen. Darum kommen wir, um dir den leckersten Teil unseres Mahles zu bringen und dich zu bitten, ihn in unserer Gegenwart zu genießen. Wir werden dir zuschauen

und uns herzlich freuen, wenn du die Gabe zu unserer Ehre verzehrst. Hadschi Halef Omar, gib sie heraus!«

Halef nahm den Kaftanzipfel von dem Eierkuchen, trat vor Habulam hin und überreichte ihm denselben mit den Worten:

»Herr, nimm diese Speise der Gastfreundschaft, und erweise uns die Liebe, zusehen zu dürfen, wie es dir schmeckt!«

Es lagen sechs tote Sperlinge darauf. Habulam blickte betroffen von Einem zum Andern und fragte:

»Was soll das? Warum befinden sich diese Sperlinge auf dem Jumurta jemeki?«

»Ich gab ihnen davon zu essen, und sie sind sogleich vor Wonne über den Wohlgeschmack der Speise gestorben. Nun sind sie Djur el djinne {Vögel des Paradieses} geworden und schweben durch die Gärten des Paradieses, um mit Nachtigallentönen den Preis deiner Kochkunst zu singen.«

Er langte nicht nach dem Kuchen – er war blaß geworden und stotterte:

»Effendi, ich verstehe dich nicht. Wie können Sperlinge an einer Eierspeise sterben?«

»Das ist es ja, was ich dich fragen wollte; deswegen bin ich gekommen.«

»Wie soll ich darauf antworten können?«

»Du kannst es am besten wissen. Hast du ihn denn nicht bereitet?«

»Ich? Wie kommst du auf den Gedanken, daß ich selbst ihn gebacken habe?«

»Ich glaubte, die Freundschaft für uns hätte dich fortgerissen, mit eigenen Händen diese Speise für uns zu verfertigen.«

»Das kann mir nicht einfallen. Ich bin kein Aschdschy {Koch}; ich würde alles verderben.«

»So sage uns, wem wir diesen guten Kuchen zu verdanken haben.«

»Anka, die Dienerin, hat ihn gebacken.«

»So zeige ihn ihr, und sage ihr, daß sie selbst davon kosten möge. Das ist nicht eine Ümr taami {Speise des Lebens} son-

dern eine Ölüm jemeki {Speise des Todes}. Wer sie genießt, über den senken sich die Schatten der Verwesung.«

»Herr, du erschreckst mich!«

»Du würdest noch viel mehr erschrecken, wenn ich den bösen Blick nicht hätte. Wir lägen jetzt als Leichen im Turm, und unsere Seelen würden des Nachts dort mit dem Geist der alten Frau erscheinen, um die Leichtsinnige anzuklagen, welche den Tod in diese Speise gebacken hat. Glücklicherweise aber ist mein Blick so scharf, daß er alles durchdringt. Es kann ihm nichts entgehen, weder Gutes noch Böses. Und wenn ich es auch nicht merken lasse, so sehe ich doch jedem Menschen in das Herz und weiß ganz genau, was darinnen wohnt. So habe ich auch sogleich das Gift der Ratten bemerkt und, um es dir zu beweisen, den Vögeln des Himmels davon gegeben, die schnell daran verendet sind.«

»Allah! Das soll ich glauben?«

»Ich sage es dir, und darum mußt du es glauben.«

»Wie aber sollte das zugegangen sein?«

»Ich denke, daß du das wissen wirst.«

»Kein Wort weiß ich davon. Die Sache ist mir ganz unbegreiflich. In meiner Küche gibt es doch kein Gift!«

»Aber Ratten hast du im Hause?«

»Sehr viele.«

»Und also auch Gift, sie zu töten?«

»Ja, ich habe es aus Uskub kommen lassen.«

»Und wo bewahrst du es auf?«

»Hier in meiner eigenen Stube. Es liegt dort auf dem Sims an der Wand. Nur ich selbst kann dazu gelangen.«

Ich blickte hin. Auf der schmalen Hervorragung der Mauer standen allerlei Kästchen und Büchsen. Eine Düte sah ich nicht. Vielleicht hatte er sie noch in seiner Tasche; darum sagte ich:

»Wenn du es dir nicht erklären kannst, so will ich mich meines Blickes bedienen, welcher alles Verborgene durchschaut. Ich sehe Anka, das Mädchen, in der Küche und dich dazu. Du sendest sie hinaus. Während sie sich draußen befindet, nimmst

du die Düte mit Sytschan zehiri aus der Tasche und schüttetest davon in den Teig.«

Er wich um einige Schritte zurück.

»Effendi!« rief er aus.

»Ist es nicht so?«

»Nein! Ich bin doch kein Giftmischer!«

»Habe ich das gesagt? Du hast dich wohl vergriffen und das Gift für Zucker gehalten.«

»Nein, nein! Dein Auge belügt dich. Ich bin gar nicht in der Küche gewesen!«

»Ich sehe dich aber doch mit meinem geistigen Blick drinnen!«

»Nein, du täuschest dich. Es muß ein Anderer gewesen sein!«

»Ich täusche mich nie. Greife in deinen Kaftan. Das Gift befindet sich noch darin.«

Er fuhr unwillkürlich mit der rechten Hand in die Tasche, entfernte aber die Hand schnell wieder und rief:

»Ich weiß nicht, was du willst, Effendi! Warum sollte ich Gift in meiner Tasche herumtragen?«

»Um es gegen die Ratten anzuwenden.«

»Ich habe aber kein Gift!«

»Greife nur in die rechte Tasche; dort befindet sich die Düte – ich sehe sie.«

Er griff hinein, zog die Hand leer wieder heraus und versicherte:

»Es ist ja gar nichts darin.«

»Murad Habulam, wenn du bisher auch die Wahrheit gesagt hättest, jetzt aber belügst du mich. Die Düte ist darin.«

»Nein, Effendi!«

»Hadschi Halef, nimm sie ihm heraus!«

Halef trat zu ihm und streckte seine Hand aus. Habulam wich zurück und sagte zornig:

»Herr, was willst du? Meinst du, ich sei ein Lump, mit dem man machen kann, was man will? Es hat kein Mensch ein Recht, mich auszusuchen und mir in die Tasche zu greifen, noch dazu in meinem eigenen Hause!«

Da erhob Halef warnend den Finger.

»Du, Murad Habulam, weigere dich nicht! Wenn du meinen Effendi erzürnst, so wird er dich sofort mit dem bösen Blick anschauen, und dann gebe ich keinen halben Para für dein Leben. Bedenke das!«

Er griff, ohne jetzt daran gehindert zu werden, in die Tasche und brachte die Düte hervor.

»Nun, Habulam!« sagte ich. »Wer hat recht gehabt?«

»Du, Effendi,« stammelte er. »Aber ich weiß bei Allah nicht, wie diese Düte in meine Tasche gekommen ist. Es muß sie jemand hineingetan haben, um mich zu verderben.«

»Meinst du, daß ich das glauben soll?«

»Du mußt es glauben, denn ich schwöre es dir bei dem Barte des Propheten zu. Das kann kein Anderer als Janik getan haben, denn er ist in der Küche gewesen.«

»Dieser war es am allerwenigsten.«

»Du kennst ihn nicht. Er ist ein heimtückischer Mensch, der nur auf Böses sinnt. Warum hat er euch zu mir gesandt? Ist er nicht bei euch, um euch zu bedienen? Weiß er nicht, daß ich euch gar nicht erwartet habe? Warum hat er euch nicht gehindert, zu mir zu kommen?«

»Weil er nicht konnte. Um seine Einrede nicht hören zu müssen, sandte ich ihn nach dem Stall, und dann sind wir schnell und heimlich aufgebrochen.«

»Und dennoch ist nur er es gewesen!«

»Du verdächtigst ihn ohne seine Schuld. Er hat von der Eierspeise gegessen, denn wir boten ihm von derselben an. Würde er das getan haben, wenn er sie vergiftet hätte?«

»Wie? Er hat gegessen, er?«

»Frage ihn selbst. Siehst du nicht, daß ein ganzes Stück davon fehlt?«

Dieses Stück hatten wir abgeschnitten und versteckt.

»O Allah! Da muß er ja sterben!«

»Leider!«

»Und du trägst die Schuld, denn du hast ihm davon gegeben!«

»Nein, du bist der Schuldige! Warum hast du uns diesen Ku-

chen des Todes geschickt? Mich kannst du nicht täuschen. Ich will dich aber noch nicht strafen, sondern dir Zeit zur Reue geben. Hüte dich jedoch, noch weiter Böses gegen uns zu sinnen. Eigentlich sollte ich dein Haus sofort verlassen; da aber würde das Unglück bei dir zurückbleiben und dich verzehren. Darum will ich aus Barmherzigkeit noch bis morgen bleiben, damit du dich zu bessern vermagst. Jetzt lassen wir dich allein. Denke nach, wie unbesonnen du gehandelt hast und auch noch handeln willst!«

Er antwortete keine Silbe, und wir entfernten uns. Ich hatte mich gehütet, mich klar auszudrücken. Er durfte noch nicht wissen, was und wie wir über ihn dachten. Als wir in den Hof kamen, blitzte es auf, und ein Donnerschlag folgte. Das Gewitter brach los, und wir beeilten uns, den Turm zu erreichen, wo Janik auf uns wartete.

Infolge des Gewitters und auch der sehr vorgerückten Tageszeit war es ziemlich dunkel geworden. Halef wollte die Lampe anzünden, aber ich gab dies nicht zu. Die Türe wurde angelehnt, doch nicht ganz zugemacht, so daß ich von meinem Sitz aus durch die Spalte in den Garten hinaussehen und die Feime im Auge behalten konnte.

Obgleich es nicht wahrscheinlich war, daß ich etwas sehen würde, denn ich mußte annehmen, daß man mit großer Vorsicht verfahren werde, war der Zufall doch außerordentlich günstig. Ein blendender Blitz erleuchtete für einen Augenblick das Dunkel, aber dieser Moment hatte genügt, mir zu zeigen, daß es dort an dem Getreideschober Menschen gab. Zwei von ihnen waren in gebückter Stellung eben bemüht, den Eingang in das Innere dadurch zu öffnen, daß sie einige der Getreidebündel herauszogen.

Wer waren diese Leute? Jedenfalls die von uns Erwarteten, denen das Regenwetter, infolgedessen alle Bewohner des Hauses sich in die Stuben zurückgezogen, die gute Gelegenheit gegeben hatte, unbemerkt das Versteck zu erreichen. Ich beschloß, sie zu belauschen.

Zunächst hielt ich Janik an, sich an die Türspalte zu stellen, um zu sehen, wann der geeignete Augenblick gekommen

sei. Die unaufhörlich zuckenden Blitze gaben ihm dazu die genügende Beleuchtung. Als er mir meldete, daß er niemanden mehr sehe und daß das Eingangsloch der Getreidefeime wieder verstopft sei, ließ ich mich durch ihn und Osko bis an die Feime tragen. Nachdem sie sich schleunigst zurückgezogen hatten, versuchte ich es, mich zwischen die wagerecht aufeinander liegenden Getreidebündel hineinzudrängen. Das hatte seine Schwierigkeit, weil dieselben durch ihr eigenes Gewicht fest zusammengedrückt wurden und ich jedes Geräusch ängstlich vermeiden mußte.

In letzterer Hinsicht war mir der laut prasselnde Regen, sowie das Heulen des Gewittersturmes und das fast ununterbrochene Rollen des Donners von großem Vorteil. Den Kopf natürlich voran, schob ich mich weiter und weiter zwischen die Bündel hinein. Die Halme des Roggens, aus welchem sie bestanden, hatten Manneslänge und waren nicht in wirre Bündel, sondern zu sogenannten ›Schütten‹ vereinigt, bei denen die Stengel ihre vollständige Länge behalten und das Gebund beträchtlich länger wird, als die Halme eigentlich sind. Daher kam es, daß die Dicke der Feimenwand mehr als meine Körperlänge betrug und ich ganz, auch mit den Füßen, in ihr verschwinden konnte, ohne daß man im Innern meinen Kopf zu bemerken vermochte.

Die Bündel lagen mit den vollen Ähren nach innen. Ich schob mich langsam und leise so weit vor, daß die Ähren mein Gesicht vollständig verschleierten, ich aber zwischen ihnen hindurch den hohlen Innenraum völlig überblicken konnte. Das Gewitter kam mir dabei sehr zu statten. Meine Bewegungen verursachten ein unvermeidliches Rascheln des Strohes und ein Ausfallen der Körner, welches mich in anderem Falle hätte unbedingt verraten müssen. Wie wäre es mir dann möglich gewesen, mich zu verteidigen, da ich mich nicht frei bewegen konnte! Jede auf mich gefeuerte Kugel mußte mich treffen, da es mir nicht gelingen konnte, ihr auszuweichen. Die einzige Art der Rettung bestand darin, daß ich dem Feind zuvorkam. Darum hatte ich meine beiden Revolver bereits draußen vor der Feime in die Hände genommen, weil ich sonst, zwischen

den Bündeln eingepreßt, nicht in den Gürtel oder die Taschen zu greifen vermocht hätte. Alles andere, selbst das Messer und den ganzen Inhalt meiner Taschen hatte ich in dem Turm zurückgelassen, da etwas Verlorenes hier schwerlich wiederzufinden war.

Die kreisförmige Grundfläche des Schobers konnte einen Durchmesser von vierzehn Ellen haben. Die Wände waren ungefähr vier Ellen dick; also besaß der innere, leere Raum einen Durchmesser von wohl sechs Ellen, so daß ein Dutzend Personen in sitzender Stellung ganz gemächlich darin Platz finden konnten. Janik hatte weniger angegeben. In der Mitte war ein starker, hoher Pfahl in die Erde gerammt, welcher das dicke Strohdach trug. Rundum lagen Getreidebündel, um als Sitze zu dienen, und an dem Pfahl hing eine brennende Laterne, welche den sonst dunklen Raum erleuchtete. Der Eingang bestand aus einigen weniger starken Gebunden, welche sehr leicht weggezogen und wieder vorgeschoben werden konnten, was von außen gar nicht, von innen aber sehr deutlich zu bemerken war.

Wozu hatte Murad Habulam dieses Versteck erbaut? Etwa nur, um seinen Bruder Manach el Barscha darin zu verbergen? Dann hätte er den Innenraum bedeutend kleiner machen können. Und jedenfalls gab es in seinem Hause und Gehöft wohl noch einen andern und weit bequemeren Platz, welcher als Aufenthalt einer einzelnen Person geeignet war. Übrigens kam der einstige Steuereinnnehmer doch wohl nur zu Pferd, und es mußte also für das Tier noch ein besonderes Versteck vorhanden sein.

Nein, diese Feime war jedenfalls zur Aufnahme größerer Gesellschaften bestimmt; sie diente zu geheimen Zusammenkünften, und es war leicht zu vermuten, daß die hier verkehrenden Personen zu den Anhängern des Schut gehörten.

War das aber wirklich der Fall, so stand es fest, daß Murad Habulam ein hervorragendes Mitglied dieser Verbrecherbande sei. Er, welcher das Podagra simuliert hatte, war seiner Füße so gut mächtig, daß er trotz des Unwetters nach der Feime hatte gehen können. Er saß mir grad gegenüber. Zu seinen beiden

Seiten befanden sich sein Bruder Manach el Barscha und Barud el Amasat. Neben dem letzteren saß der alte Mübarek, welcher den Arm in einer Binde trug. Am Eingang stand Humun, der Diener, und ihm gegenüber der Miridit, der Bruder des toten Fleischers zu Sbiganzu. Er war also doch gekommen, wie ich vermutet hatte.

Auf der Seite, wo ich versteckt war, befanden sich drei Personen, nämlich die beiden Aladschy und Suef, der Spion. Sehen konnte ich sie nicht, da sie niedriger saßen, als mein Kopf sich in dem Stroh befand, aber ich hörte sie reden.

Das waren also neun Personen, deren Feindschaft wir vier uns zu erwehren hatten. Ihre Kleider waren vom Regen durchnäßt, und nun hingen die Spelzen des Getreides so massenhaft an denselben, daß man die eigentliche Farbe gar nicht zu erkennen vermochte.

Der Erste, welchen ich reden hörte, war der Miridit. Er machte die mich zunächst weniger interessierende Bemerkung:

»Wir hätten unsere Pferde nicht in dem Gehölze unterbringen sollen; bei diesem Donnergetöse sind wir ihrer nicht sicher.«

»Du brauchst keine Sorge zu haben,« antwortete Habulam. »Meine Knechte werden gut aufpassen.«

Die Pferde standen also in irgend einem Gehölz, und zwar unter der Aufsicht einiger Knechte unseres Wirts. Dies gab mir die Gewißheit, daß derselbe noch mehrere vertraute Leute außer Humun besaß.

Der alte Mübarek hatte den Arm aus der Binde gezogen und ließ sich von Barud el Amasat den Verband öffnen. Habulam reichte ihm eine Büchse mit Salbe hin, welche jedenfalls zu diesem Zweck bei ihm vorher bestellt worden war. Am Boden stand ein Wasserkrug, mit dessen Inhalt die Wunden ausgewaschen wurden.

Ich sah, daß ihm mein vorgestriger Schuß durch die inneren Oberarmmuskeln gegangen war. Die gestrige Kugel hatte ihm das Ellenbogengelenk zerschmettert. Beide Verletzungen, besonders aber die letztere, mußten ihm großen Schmerz verur-

sachen, zumal von einem kunstgerechten Verband keine Rede war. Im allergünstigsten Fall behielt er einen steifen Arm; wahrscheinlicher aber war, daß ihm wenigstens der Vorderarm amputiert werden müsse. Wenn der Verwundete nicht sehr bald in die richtige Pflege kam, so stand mit Sicherheit zu erwarten, daß der Brand eintreten würde.

Nachdem die verletzten Teile gewaschen worden waren, ließ er sie von einem mit der Salbe bestrichenen Leinwandlappen umwinden und sodann mit einem Tuch verbinden. Dabei verzog der Alte keine Miene. Er mußte sehr starke Nerven haben, sonst hätte er diesen Schmerz nicht zu ertragen vermocht.

»Allah, Allah, wie hat dich der Fremde zugerichtet!« sagte Habulam. »Dieser Arm wird niemals wieder werden, wie er gewesen ist.«

»Nein; ich bin ein Kötrüm {Krüppel} geworden, ein armseiliger Kötrüm, der den Gebrauch seines Armes verloren hat,« knirschte der Alte. »Dafür aber soll er eines zehnfachen Todes sterben. Ist er denn so leicht in das Netz gegangen?«

»So leicht wie eine Krähe, der man im Winter eine Düte mit einem Stückchen Fleisch hinlegt. Dieser dumme Vogel steckt den Kopf hinein, um sich das Fleisch herauszuholen, und da die Düte mit Oksa {Vogelleim} ausgestrichen ist, so bleibt sie ihm am Kopf stecken, und man kann ihn mit den Händen greifen, weil er nicht zu sehen vermag. Eine solche Düte haben wir diesem Fremden über den Kopf gesteckt. Mein Bruder hat ihn mir als sehr klug geschildert, aber er hat es nicht bewiesen, daß er es ist.«

»Nein, klug ist er gar nicht, sondern er hat den Scheïtan, welcher ihn beschützt.«

»Da irrst du dich, denn er hat nicht den Teufel, sondern den Kem bakysch.«

»Allah, w' Allah!« rief der Mübarek erschrocken. »Ist das wahr?«

»Er hat es hier meinem Diener Humun mitgeteilt und ihn gewarnt. Aber was das Allerschlimmste ist, er hat nicht nur den einfachen bösen Blick, welcher nur beim unmittelbaren Anschauen wirkt, sondern den Kem bakysch jyraka doghru

{den in die Ferne wirkenden bösen Blick}. Er braucht sich nur eine Person in Gedanken vorzustellen und mit seinem geistigen Auge zu betrachten, so sendet sein Blick dem Betreffenden alles Böse, was er demselben anwünscht.«

»Allah sei uns gnädig! Nicht der Teufel, sondern sein böses Auge macht ihn unüberwindlich. Wer mit ihm kämpft, muß ihn natürlich ansehen und ist dann verloren. Man darf also mit diesem Menschen nicht offen kämpfen, sondern man muß ihn hinterrücks töten und vor allen Dingen dafür sorgen, daß dabei sein Auge nicht auf uns fällt.«

»So wäre es also mit unserm schönen Plan nichts?« fragte Murad Habulam.

»Nein, außer es hat einer von euch den Mut, den Chajjal {Gespenst} zu machen. Ich aber mag keinem dazu raten, denn das Auge des Fremden würde auf ihm ruhen und ihm Verderben bringen. Wer war denn dazu bestimmt?«

»Humun.«

»Nein, nein!« rief der Diener ängstlich. »Erst war ich dazu entschlossen; nun aber fällt es mir gar nicht ein, den Geist der alten Mutter zu spielen. Mein Leben ist mir viel zu lieb dazu.«

»So wird sich vielleicht ein Anderer finden,« sagte Habulam. Da sie alle aber verneinten, fuhr er fort: »Also nicht? Nun, so müssen wir etwas Anderes ersinnen. Wir sind ja hier beisammen, und können uns besprechen.«

»Es bedarf keiner großen und langen Beratung,« erklärte Barud el Amasat. »Was wir wünschen, das ist der Tod dieser Leute. Wir müssen sie töten, ohne daß der Deutsche uns dabei anblicken kann; dies kann nur geschehen, wenn wir ihn und seine Leute im Schlaf überfallen.«

»Ganz richtig!« stimmte Manach el Barscha bei. »Wir warten, bis sie schlafen, und fallen dann über sie her, vorausgesetzt, daß das Rattengift meines Bruders sie nicht bis dahin umgebracht hat.«

»Rattengift?« fragte der Mübarek. »Haben sie denn solches erhalten?«

»Ja. Ich besprach dies mit Habulam, als ich ihm eure An-

kunft meldete. Er wollte es ihnen in einer Eierspeise geben, welche sie hoffentlich bereits verzehrt haben.«

»Nun, dann ist ja ihr Tod ganz gewiß, falls er nicht zu wenig genommen hat.«

»O, drei ganze Hände voll habe ich in die Eier getan,« sagte Habulam. »Das ist genug, um zehn Menschen umzubringen. Diesen Wichten aber hat es gar nichts geschadet.«

»Gar nichts? – Warum denn?«

»Weil sie den Eierkuchen nicht gegessen haben. Dieser Bursche mit dem bösen Blick hat der Speise sofort angesehen, daß sie vergiftet war.«

»Das ist doch unmöglich!«

»Unmöglich? Ich möchte wissen, was dem Giaur überhaupt unmöglich ist! Denkt euch, er kam mit seinen drei Begleitern zu mir, um mir den Eierkuchen zu bringen. In seiner freundlich höhnischen Art sagte er mir, daß der beste Teil des Mahles dem Wirt gehöre, und ich möge darum die Eierspeise essen.«

»O wehe!«

»Noch dazu verlangte er, daß ich sie vor seinen Augen verzehren sollte. Er hatte sie sogar mit toten Sperlingen belegt, an denen er das Gift vorher probiert hatte.«

»O Allah! So war die Sache verraten!«

»Natürlich. Zum Unglück hat auch Janik davon gegessen und wird wohl nun sterben müssen.«

»Um diesen Menschen ist es nicht schade!« fiel Humun hämisch ein.

»Weil er dein Feind ist? Du mußt bedenken, in welchen Verdacht ich dadurch komme! Ich kann infolgedessen der Giftmischerei angeklagt werden.«

Und nun erzählte er den erstaunten Zuhörern den ganzen Vorfall. Hierauf fuhr er fort:

»Die Eierspeise ist samt den Sperlingen vernichtet, und nun soll mir einmal jemand nachweisen, daß sie vergiftet gewesen ist!«

»Der Tod Janiks wird es beweisen.«

»O nein! Wer weiß, was er gegessen hat? Ich sage, daß ich

selbst den Eierkuchen verzehrt habe. Mir hat er nicht das mindeste geschadet.«

»Werden die Fremden heute abend vielleicht noch einmal essen?«

»Ich denke es. Wenigstens muß ich ihnen ein Abendmahl anbieten, freilich ohne Gift; denn ich darf mich nicht wieder in die Gefahr begeben, abermals für einen Giftmischer angesehen und nun ganz gewiß überführt zu werden. Nein, heute abend sollen sie so gut und reichlich bewirtet werden, als ob sie mir die liebsten Gäste seien.«

»Nach meiner Ansicht tust du wohl daran. Diese Gastlichkeit wird sie irre machen und ihren Verdacht zerstreuen. Sie werden in Sicherheit gewiegt, und wir haben sodann leichteres Spiel. Also speise sie so splendid wie möglich. Du kannst es ja tun, denn was es dich kostet, das ist ja eine Kleinigkeit gegen den ungeheuren Nutzen, welchen du von unserer Verbrüderung gezogen hast und auch noch ziehen wirst.«

»Ungeheuer? Du sprichst ja, als ob ihr mir bereits Millionen eingebracht hättet. Die Vorteile aber, welche ihr mir bietet, sind gering gegen die Gefahr, welche ich laufe, indem ich mich zu eurem Agenten mache.«

»Oho!«

»Denke dir nur den jetzigen Fall! Wenn wir diese Fremden töten und es wird offenbar, so ist es um mich geschehen. Mein ganzer Einfluß reicht nicht aus, mir das Leben zu retten. Ihr reitet fort und laßt euch nicht erwischen. Ihr habt keine Heimat und auch kein liegendes Eigentum. Wollte ich mich durch die Flucht retten, so müßte ich alles verlieren, was ich besitze.«

»So fange es nur klug an!« murmelte der alte Mübarek. »Es darf keine Spur von den Verhaßten übrig bleiben.«

»Natürlich! Sie müssen ganz klein zerhackt und dann in den großen Fischteich Habulams geworfen werden, den Hechten zum Fraß,« meinten die Andern.

»Und die Hechte verspeise dann ich?« fragte Habulam mit einer Gebärde des Abscheus. »Das fällt mir gar nicht ein!«

»Es ist auch nicht nötig. Die Fische verkaufst du. Nur müs-

sen wir uns sputen, daß vor Anbruch des Tages alles ohne Lärm beendet ist; denn schießen dürfen wir nicht.«

Nun folgte eine lange Beratung darüber, wie sie uns am besten überfallen und erwürgen oder erschlagen könnten.

Endlich einigten sie sich dahin, mittels einer vorhandenen Leiter von außen den Turm zu ersteigen, den Deckel der Treppe aufzuheben und dann behutsam über die Treppe bis ins innerste Geschoß, wo wir fest im Schlaf liegen würden, hinabzugelangen.

»Die Burschen sind vielleicht wachsam,« warf jetzt Einer ein.

»Das glaube ich nicht,« erwiderte Habulam. »Wozu sollten sie wachen? Sie verriegeln die Türe und die Fenster, und da sie jedenfalls nicht vermuten, daß jemand von oben in den Turm steigt, so werden sie sich ganz sicher fühlen. Übrigens steht es uns ja frei, uns vorher zu überzeugen, daß sie schlafen.«

»In welcher Weise?«

»Dadurch, daß wir an den Läden horchen. Ich bin fest überzeugt, daß sie schlafen werden; im Dunkeln bleibt man nicht leicht wach.«

»Du wirst ihnen doch eine Lampe gegeben haben?«

»Ja, aber mit nur so viel Öl, daß sie schon lange vor Mitternacht verlöschen muß.«

Der alte Halunke ahnte nicht, daß wir durch Janik mit Öl versehen worden waren.

»Knarren die Treppenstufen nicht?« erkundigte sich Barudel Amasat.

»Nein, denn sie sind von Stein; einige mögen wohl ein wenig locker sein, aber Geräusch verursachen sie sicher nicht.«

»Es wäre eine dumme Geschichte, wenn wir samt den Stufen unter lautem Gepolter die Treppe hinabstürzen würden.«

»Das haben wir nicht zu befürchten. Übrigens nehmen wir uns eine Laterne mit, um die Stufen zu beleuchten, bevor wir sie betreten.«

»Daß uns die Kerle bemerken, nicht?«

»Nein. Es sind ja mehrere Stockwerke da, so daß der Lichtschein nicht aus dem einen in das andere fallen kann. Wenn

wir das unterste Geschoß erreichen, lassen wir die Laterne stehen und holen sie erst dann herbei, wenn die Wichte tot sind.«

»So bin ich befriedigt. Aber dennoch ist die Sache nicht etwa leicht. Wir müssen unser Werk im Finstern tun und zwar völlig geräuschlos. Das ist schwer.«

»Nun, mir ist nicht sehr bange. Wir müssen uns nur genau verständigen und die Rollen verteilen, damit ein jeder weiß, was er zu tun hat. Dann wird alles schnell und in Ruhe und Ordnung geschehen.«

»Was meinst du mit den Rollen?«

»Ich meine, daß jeder von uns gesagt bekommt, wen er packen soll, damit wir uns nicht einander im Wege sind. Auf diesen deutschen Giaur müssen wir allerdings zwei Männer rechnen.«

»Das tun wir,« sagte einer der Aladschy. »Ich und mein Bruder nehmen ihn auf uns.«

»Gut. So suchen wir nun die Kräftigsten von uns aus. Wir brauchen für jeden eine Person. Nach den beiden Aladschy ist jedenfalls der Miridit am stärksten. Er mag also den auf sich nehmen, den sie Osko nennen.«

»Nein,« fiel Barud el Amasat ein. »Diesen Osko fordere ich für mich allein. Ich bin es, den er verfolgt; an mir will er sich rächen und dafür soll er unter meinen Fäusten ersticken.«

»An dir will er sich rächen? Warum?«

»Weil ich vor einiger Zeit seine Tochter entführt und als Sklavin verkauft habe. An wen, das geht euch nichts an.«

»Das ist freilich ein Spaß, den sich nicht jeder Vater gefallen läßt!«

»Er ist mir auch seit jener Zeit stets auf den Fersen gewesen.«

»Was ist er denn für ein Mensch? Er sieht aus wie ein Serbe.«

»Er ist ein Montenegriner. Früher waren wir sehr gute Freunde miteinander.«

»So hat er dich beleidigt, und du rächtest dich dadurch, daß du ihm seine Tochter stahlst?«

»Er hat mir nichts zuleide getan. Seine Tochter Senitza war eine große Schönheit. Ein Herr hatte sie gesehen und verlangte sie zum Weib; sie aber wies ihn ab. Da wendete er sich an mich und bot mir eine sehr hohe Summe. Nun, was hättet ihr an meiner Stelle getan?«

»Das Geld verdient,« lachte Murad Habulam.

»Ganz recht! Ich raubte sie, was mir sehr leicht wurde, weil sie mir als dem Freund ihres Vaters vertraute, und überlieferte sie dem Fremden. Dieser nahm sie mit sich nach Ägypten, wo sie ihm bald wieder entführt ward.«

»Von wem?«

»Das werdet ihr nicht erraten. Von demjenigen, welcher eben alles und wieder alles verschuldet hat, nämlich von dem Schurken, der sich Kara Ben Nemsî nennt.«

»Von diesem Deutschen?«

»Ja.«

»Allah verdamme ihn!«

»Hoffentlich wird dein Wunsch noch heute erfüllt. Diese Senitza liebte nämlich einen andern, den Sohn eines steinreichen Großhändlers in Stambul. Er heißt Isla und traf in Ägypten mit dem Deutschen zusammen. Dieser hat Senitza entdeckt und entführt und sie dem Isla übergeben, welcher mit ihr nach Stambul reiste und sie zum Weib nahm. Ich möchte nur wissen, wie der Deutsche sie hat ausspüren können!«

»Eben infolge seines bösen Blickes,« meinte Habulam. »Er sieht und entdeckt alles. Hat sich denn derjenige, welchem du Senitza verkauftest und dem sie wieder entführt wurde, nicht gerächt?«

»Er wollte es, kam aber nicht dazu; denn der Teufel beschützt den Deutschen. Ja, diesem selbst oder einem seiner Begleiter gelang es sogar später, meinen Freund zu ermorden. Und nun sind sie mit Osko hinter mir her. Der alte Montenegriner hat natürlich keinen heißeren Wunsch, als sich an mir zu rächen.«

»Das soll ihm vergehen!«

»Das meine ich auch, und darum nehme ich den Alten auf

mich. Der Miridit mag sich jenen heraussuchen, den sie Omar nennen.«

Der Miridit hatte bisher – die Arme über die Brust gekreuzt haltend – bewegungslos und wortlos an seinem Platz gestanden. Jetzt aber machte er zuerst eine abwehrende Handbewegung und sagte dann ruhig:

»Mich geht dieser Omar heute gar nichts an.«

»Nicht?« fragte Habulam erstaunt. »So hast du dir wohl einen Andern ausersehen? Vielleicht den, welchen sie Hadschi Halef nennen? Ich habe dich für mutiger gehalten, als du dich jetzt zeigst.«

Das Auge des Miriditen blitzte zornig, doch fragte er in ruhigem Ton:

»So meinst du also, daß es mir an Mut gebricht?«

»Ja. Du suchst dir den Kleinsten unter den Feinden aus!«

»Wer hat das gesagt? Etwa ich?«

»Nun, es ist doch sehr zu vermuten.«

»Du hast gar nichts zu vermuten. Vielleicht wirst du sagen, daß ich gar keinen Mut besitze, wenn ich euch jetzt erkläre, daß ich keinen einzigen von diesen Leuten auf mich nehmen werde.«

Diese Erklärung des Miriditen befremdete alle höchlichst.

»Willst du etwa sagen, daß du dich überhaupt nicht gegen unsere Feinde beteiligen willst?« fragte Habulam hastig.

»Ja, dies habe ich gemeint.«

»Das wäre eine Treulosigkeit gegen uns, und darum hoffe ich, daß du nur scherzest.«

»Ich habe vollständig im Ernst gesprochen.«

Es entstand eine Pause, während welcher aller Blicke forschend auf sein starres Angesicht gerichtet waren. Dann hob Barud el Amasat an:

»Wenn du das wirklich so meinst, so wäre es besser, wir hätten dich gar nicht kennen gelernt. Wer nicht mit uns ist, der ist wider uns. Wir müßten dich, wenn du bei deinem Vorhaben bliebest, als unsern Feind betrachten.«

Der Miridit antwortete, indem er mit dem Kopf schüttelte:

»Ich bin nicht euer Feind. Ich werde euch in eurem Vorhaben nicht stören, aber euch auch nicht beistehen.«

»Heute früh sprachst du anders.«

»Seit dieser Zeit hat sich meine Ansicht geändert.«

»So betrachtetest du diese Leute nicht mehr als unsere gemeinsamen Feinde?«

»O ja; denn sie haben meinen Bruder getötet. Aber es ist zwischen ihnen und mir ein Mütareke {Waffenstillstand} abgeschlossen worden.«

»Ein Mütareke! Bist du toll! Wie stimmt das mit den Worten zusammen, welche du uns vorhin bei deiner Ankunft sagtest?«

»Ich glaube nicht, daß ein Widerspruch vorhanden ist.«

»Ein sehr großer sogar. Du trenntest dich am Morgen in der festen Absicht von uns, die Fremden oder wenigstens diesen Kara Ben Nemsi zu töten. Wir waren daher enttäuscht, als du vorhin kamst, um uns zu melden, daß es dir nicht gelungen sei, deinen Plan auszuführen. Jetzt nun teilst du uns sogar mit, du habest mit ihnen einen Waffenstillstand abgeschlossen. Wir mußten glauben, daß sie dir entgangen seien; nach deiner jetzigen Rede aber hast du sogar mit ihnen gesprochen!«

»Das tat ich allerdings.«

»Und hast wirklich einen Barysch scharti {Friedensvertrag} abgeschlossen?«

»Nur einen einstweiligen.«

Je ruhiger der Miridit antwortete, desto aufgeregter ward Barud el Amasat. Dieser erhob sich von seinem Sitz, trat auf jenen zu und sagte in strengem Ton:

»Das war dir nicht erlaubt!«

»Warum nicht? Wer sollte etwas dagegen haben können?«

»Wir, natürlich wir! Du bist unser Verbündeter und hast kein Recht und auch keine Erlaubnis, ohne unsere Zustimmung so etwas zu tun. Dein Vertrag ist null und nichtig, da er ohne und gegen uns abgeschlossen wurde. Das laß dir hiemit gesagt sein!«

Die Brauen des Miriditen zogen sich zusammen. Sein Blick

funkelte, doch beherrschte er sich noch und antwortete so ruhig wie zuvor:

»So hältst du dich wohl für denjenigen, der mir etwas zu sagen hat?«

»Jawohl. Wir sind Verbündete, und keiner von uns darf etwas tun, was gegen den Willen der Andern ist. Darum muß ich dir sagen, daß du sehr unüberlegt und leichtsinnig gehandelt hast!«

»Bin scheitanlar – tausend Teufel!« rief der Miridit jetzt zornig. »Das wagst du mir zu bieten, du, den ich gar nicht kenne, von dem ich nicht einmal weiß, wer er ist, woher er kommt und an welchem Ort er den Eingang zur Hölle finden wird? Sage mir noch eine einzige solche Beleidigung, so führt dich meine Kugel nach der Tiefe, in welcher der Baba bozulmanun {Vater des Verderbens = Teufel} wohnt. Ich bin ein Miridit, ein Sohn des berühmtesten und tapfersten Stammes der Arnauten, und lasse mich nicht von dir beleidigen. Indem du mir mit solchen Worten gegenüber trittst, hast du dich an den Rand des Grabes gestellt. Ein kleiner Griff von mir, und du stürzest hinab!«

»Oho! Auch ich bin bewaffnet!« antwortete Barud el Amasat, indem er die Hand an den Griff seiner Pistole legte.

»Halt!« rief da der alte Mübarek. »Sollen Freunde sich in Uneinigkeit verzehren? Barud el Amasat, es ist ganz gut, daß du um unsere Sache eiferst; aber du darfst es nicht in Worten tun, welche beleidigen. Setze dich wieder nieder! Der Miridit wird mir aufrichtig sagen, in welcher Weise er mit diesen Menschen einen Waffenstillstand abgeschlossen hat.«

Barud setzte sich mißmutig nieder, und der Miridit erklärte:

»Ich habe dem Deutschen meinen Czakan gegeben.«

»Allah! Das ist ein heiliger Brauch, bei welchem die Vereinbarung niemals rückgängig gemacht werden kann. Auf wie lange Zeit hat er die Waffe erhalten?«

»Auf so lange, bis er sie mir freiwillig zurückgibt.«

»Das ist ja so gut wie für ewige Zeit!«

»Wenn es ihm so beliebt, kann ich nichts dagegen haben.«

»Ich will dich nicht tadeln, denn ich kenne deine Gründe noch nicht. Mit einem Mann, gegen welchen man eine Blutrache hat, schließt man nicht ohne eine sehr triftige Veranlassung einen solchen Frieden. Du mußt also diesem Deutschen, den Allah verdammen möge, sehr viel zu verdanken haben.«

»Ich habe ihm alles zu verdanken, nämlich mein Leben. Es lag in seiner Hand, und doch hat er es mir nicht genommen.«

»Erzähle uns, wie das sich zugetragen hat!«

Der Miridit lieferte einen Bericht seines verunglückten Überfalles und erzählte die Sache so wahrheitsgetreu, daß mein Verhalten in das günstigste Licht gestellt wurde. Er schloß mit der Bemerkung:

»Ihr seht also, daß ich nicht leichtsinnig gehandelt habe. ›Kerem silahdan daha kuwwetli dir‹. {Der Edelmut ist stärker als die Waffe.} Ich habe dieses Sprichwort bisher für unwahr gehalten; jetzt aber bin ich ganz derselben Meinung. Mein Bruder war selbst schuld an seinem Tod. Wenn ich ihn trotzdem zu rächen beabsichtigte, so stand ich als Bluträcher dem Deutschen so feindlich gegenüber, daß er, um sein Leben zu retten, mir unbedingt das meinige nehmen mußte. Er hat dies nicht getan. Ich war vollständig in seine Hand gegeben, und trotzdem krümmte er nicht ein Haar meines Hauptes. ›Kan kani itschün‹ {Blut um Blut}, so lautet das Gesetz der Rache; aber der Kuran gebietet: ›Adschyma adschymaji itschün‹ {Schonung gegen Schonung}. Wem habe ich zu gehorchen, dem Kuran des Propheten oder der Satzung sündiger Menschen? Steht nicht in den heiligen Büchern zu lesen: ›Schükri nimet göge doghru götür‹? {Dankbarkeit führt zum Himmel.} Der Deutsche hat mir die größte Wohltat erwiesen, welche es geben kann. Wollte ich ihm dafür nach dem Leben trachten, so würde ich Allahs Zorn für immer auf mich laden. Darum habe ich ihm meinen Czakan gegeben. Wenn infolgedessen meine Hand nicht gegen ihn ist, so braucht ihr doch nicht zu denken, daß ich nun feindselig gegen euch handeln werde. Tut, was ihr wollt! Ich hindere euch nicht daran; aber verlangt nicht von mir, daß ich mich an der Ermordung meines Wohltäters beteiligen soll.«

Er hatte sehr ernst und mit großem Nachdruck gesprochen.

Seine Worte erreichten so ziemlich die beabsichtigte Wirkung. Die Andern blickten einander eine Weile stumm an. Sie konnten ihm nicht unrecht geben, und doch war ihnen die Schöpfung, welche er gegen uns üben wollte, höchst unangenehm.

»Scheitan bu Nemtscheji derile satchile jut – der Teufel verschlinge diesen Deutschen mit Haut und Haar!« rief endlich der alte Mübarek. »Es ist, als ob diesem Menschen alles gelingen und zum Guten ausschlagen müsse. Ich hatte ganz gewiß auf dich gerechnet. Ich will auch zugeben, daß du einen kleinen Grund gehabt hast, dich von deinem guten Herzen fortreißen zu lassen; aber du darfst nicht zu weit gehen. Wenn er dir das Leben geschenkt hat, so begreife ich, daß du dich jetzt scheust, ihm das seinige zu nehmen; aber warum willst du da auch die Andern schonen? Ihnen hast du nichts zu verdanken. Ihn haben die Aladschy übernommen; du sollst dich über den Omar hermachen, und ich sehe keinen Grund, warum du das nicht tun willst.«

»Ich habe Grund genug. Was der Deutsche tut, das tut er nicht allein, sondern in Übereinstimmung mit seinen Begleitern. Meine Dankbarkeit gilt nicht ihm allein, sondern auch den Andern. Und selbst wenn ich nur ihm verpflichtet wäre, dürfte ich mich nicht an einem seiner Begleiter vergreifen, da ich ihm dadurch Schmerz bereiten würde. Ich bin gekommen, euch zu sagen, daß ihr in dieser Angelegenheit von mir absehen sollt. Ich habe mir vorgenommen, mich nicht zu beteiligen, und werde auf alle Fälle diesem Vorsatz treu bleiben.«

»Bedenke die Folgen!«

»Ich habe nichts zu bedenken.«

»O doch! Ist es dir so gleichgültig, unsere Freundschaft zu verlieren?«

»Soll das etwa eine Drohung sein? Dann wäre es besser, du hättest sie nicht ausgesprochen. Ich habe dem Deutschen meinen Czakan, also mein Yrza mebni wad {Ehrenwort} gegeben und werde dasselbe halten. Wer mich da hindern will, der hat es mit mir zu tun. Wollt ihr eure Freundschaft in Feindschaft umwandeln, so tut das in Allahs Namen, aber glaubt nicht, daß ich mich vor euch fürchte. Ich will und werde mich vollständig

teilnahmslos verhalten, aber nur so lange, als ihr mich in Ruhe laßt. Das ist alles, was ich euch zu sagen habe. Ich bin fertig und kann nun gehen.«

Er wendete sich dem Ausgang zu.

»Halt!« rief Habulam. »Sei verständig, und bleibe!«

»Ich bin verständig, aber mein Bleiben hätte keinen Zweck.«

»In diesem Wetter kannst du doch nicht fort!«

»Was mache ich mir aus dem Regen!«

»Aber du kannst doch nicht während dieses heftigen Gewitters nach Sbigany reiten!«

Er warf einen forschenden Blick in das Gesicht des Miriditen. Dieser verstand denselben und antwortete:

»Habe keine Sorge! Ich werde nicht hinterlistig gegen euch handeln. Wenn du befürchtest, daß ich da bleibe und heimlich mit diesen fremden Leuten rede, um sie zu warnen, so irrst du dich. Ich gehe hinaus unter die Bäume zu meinem Pferd, steige auf und reite fort. Ich habe euch gesagt, daß ich nicht gegen euch sein werde, und werde mein Wort nicht brechen.«

Er bückte sich, um die Bündel, welche die Türe bildeten, zu entfernen. Die Andern sahen ein, daß er sich nicht zurückhalten lasse; darum sagte der alte Mübarek:

»Wenn du wirklich gehen willst, so schwöre uns vorher bei dem Bart des Propheten, daß du dich der Fremden nicht annehmen wirst!«

Der Miridit antwortete unter einer zornigen Bewegung:

»Dieses Verlangen ist eine Beleidigung. Ich habe euch mein Wort gegeben, und ihr müßt an dasselbe glauben. Bist du etwa nicht gewohnt, das deine zu halten? Dennoch will ich den Schwur ablegen, weil ich nicht in Unfrieden von euch scheiden möchte. Bist du nun zufrieden?«

»Ja; aber bedenke wohl, welcher Strafe du verfallen würdest, wenn es dir einfiele, uns zu täuschen! Wir lassen nicht mit uns scherzen!«

Das war in einem Ton gesprochen, welcher den Stolz des Miriditen herausforderte. Dieser trat von dem Eingang weg, hart an den Alten heran, und sagte:

»Wagst du es, mir das zu sagen, du, dessen ganzes Wesen und Handeln eine einzige große Lüge ist? Wer bist du? Der alte Mübarek, der Heilige! Ist das nicht eine Lüge? Du warst auch Busra, der Krüppel. War das nicht auch Täuschung? Wo bist du her, und wie lautet dein wirklicher Name? Niemand weiß es, niemand kann es sagen. Du bist gekommen wie eine Krankheit in das Land, wie eine Taan {Pest}, vor welcher Allah alle seine Gläubigen beschützen möge. Du hast dich in das verfallene Gemäuer der Ruine festgesetzt, wie ein Sukutan, wie ein Bengi {arabische Namen für Schierling und Bilsenkraut}, welcher den ganzen Umkreis vergiftet hat. Ich selbst bin nur ein sündhafter Mensch, aber mit dir mag ich mich nicht vergleichen, und noch viel weniger dulde ich es, von dir beleidigt zu werden. Wenn du meinst, eine Macht zu besitzen, vor welcher man sich fürchten muß, so überlasse ich es schwachen Menschen, diese Furcht zu hegen. Es kostet jedem von uns nur ein Wort, so bist du verloren. Ich werde dieses Wort nie aussprechen, außer du zwingst mich dazu. Ehe ich in dieser Weise an dir zum Verräter werde, bediene ich mich lieber eines andern Wortes, eines Wortes, welches man nicht hört, sondern sieht und fühlt. Und wenn du wissen willst, welches dieses Wort ist, so blicke her; ich hab es in der Hand!«

Er zog sein Messer aus dem Gürtel und schwang es über dem Mübarek.

»Allah! Willst du mich erstechen?« rief dieser erschrocken.

»Heute nicht und auch fernerhin nicht, wenn du mich nicht dazu zwingst. Vergiß das nicht! Und nun gute Nacht!«

Er steckte das Messer wieder zu sich, entfernte die Bündel und kroch hinaus. Auf einen Wink Habulams folgte ihm Humun, der Diener, vorsichtig nach. Als dieser nach kurzer Zeit wiederkehrte, meldete er, daß der Miridit sich wirklich entfernt habe.

»Dem hat Allah den Verstand genommen!« murrte Barud el Amasat. »Auf ihn ist nun nicht mehr zu rechnen.«

»Nein, nun nicht mehr,« stimmte der Mübarek bei. »Aber er hat mir nicht umsonst gedroht. Ich werde dafür sorgen, daß er uns nicht zu schaden vermag.«

»Willst du ihn töten?« fragte Manach el Barscha.

»Was ich tun werde, das weiß ich noch nicht. Aber wir haben wieder deutlich ein Beispiel, wie notwendig es ist, diesen Deutschen mit seinen Genossen aus der Welt zu schaffen. Jetzt fragt es sich, wer von den Anderen den Omar töten soll.«

»Ich nehme ihn auf mich,« sagte Humun, der Diener.

»Gut! So bleibt nur noch der kleine Hadschi übrig. Leider kann ich nicht dabei helfen, weil ich verwundet bin.«

»So gebt ihn in meine Hand,« meinte Manach el Barscha. »Es soll mir eine Wonne sein, ihm das Lebenslicht auszulöschen. Er ist klein und scheinbar schwach; aber man darf ihn nicht unterschätzen. Dieser Zwerg hat den Mut eines Panthers und ist gewandt wie ein Atmadscha {Sperber}. Auch haben wir gehört, daß er bedeutende Körperkraft besitzt. Ihr dürft es mir also nicht etwa als einen Mangel an Mut auslegen, wenn ich mir ihn erwähle. Und was die Zeit betrifft, in welcher wir den Streich ausführen, so schlage ich vor, uns nicht für eine bestimmte Stunde zu entscheiden. Wir werden von Zeit zu Zeit lauschen. Sobald wir bemerken, daß sie sich niedergelegt haben, gehen wir an das Werk.«

»Das ist auch meine Meinung,« erklärte Habulam. »Ich habe die Vorbereitungen zu treffen und werde mich jetzt entfernen. Humun geht natürlich mit mir; ich werde ihn aber von Zeit zu Zeit senden, um nachzufragen, ob wir beginnen können.«

Er stand von seinem Sitz auf.

»Warte noch einen Augenblick!« bat der Mübarek. »Ich möchte dich noch um einiges Nebensächliche fragen.«

Das gab mir Veranlassung, mich zurückzuziehen. Nach der Entfernung des Wirtes wäre es mir vielleicht nicht leicht möglich geworden, die Feime zu verlassen. Es war anzunehmen, daß die Andern sich schweigsam verhalten würden, und in diesem Fall mußten sie mich im Stroh rascheln hören. Jetzt aber ertönten die Stimmen der Sprechenden so laut, daß niemand das Geräusch meines langsamen und vorsichtigen Rückkriechens vernehmen konnte. Es gelang. Wie aber nun nach dem Turm kommen? Es war zwar nicht weit, aber ich hatte nichts, worauf ich mich stützen konnte. Da wurde die Türe ge-

öffnet, und Osko steckte den Kopf heraus, was er alle zwei bis drei Minuten getan hatte. Er bemerkte mich, kam herbeigeeilt, nahm mich huckepack auf seinen Rücken und trug mich in den Turm. Dort ließ er mich auf den Teppich nieder, da wo ich zuvor gesessen hatte, so daß ich die Türe vor mir hatte. Ich ließ dieselbe soweit öffnen, daß man von draußen einen Blick hineinwerfen konnte.

»Warum das?« fragte Omar. »Es regnet ja herein.«

»Nicht viel. Das Wetter kommt von der anderen Seite. Der Wirt soll hereinblicken können, um zu sehen, daß wir alle beisammen sind. Janik aber mag sich so stellen, daß er nicht gesehen werden kann.«

Der Diener nahm den betreffenden Platz hinter der Türe ein, und nun erzählte ich, was ich gesehen und gehört hatte. Dabei hütete ich mich aber, aus meinen Mienen erraten zu lassen, daß unsere Unterhaltung eine so wichtige Angelegenheit betraf. Wenn Habulam und Humun jetzt hereinblickten und mich sprechen sahen, mußten sie denken, daß wir uns über einen höchst harmlosen Gegenstand unterhielten.

Mein Bericht dauerte so lange, daß ich nach seiner Beendigung annehmen konnte, Murad Habulam sei nun in das Schloß zurückgekehrt. Darum ließ ich die Türe wieder zumachen.

Von meinen Zuhörern war Halef am grimmigsten gestimmt.

»Herr,« sagte er, »ich möchte die Schurken in dem Schober aufsuchen und jedem eine Kugel durch den Kopf jagen. Dann hätten wir vor ihnen Ruhe und könnten unsern Weg in Frieden fortsetzen.«

»Willst du ein Mörder sein?«

»Ein Mörder? Wo denkst du hin! Diese Halunken sind Raubtiere, und wie ich einen stinkenden Schakal oder eine Hyäne erschlage, ohne mir Vorwürfe darüber zu machen, so kann ich auch diese Schurken unschädlich machen, ohne daß es mein Gewissen beschwert.«

»Wir sind nicht ihre Richter!«

»Oho! Sie trachten uns nach dem Leben. Wir befinden uns ihnen gegenüber im Zustand der Notwehr.«

»Das ist freilich wahr; aber wir können doch ihre Anschläge zunichte machen, ohne sie zu töten.«

»So werden wir sie nicht los, und sie werden uns noch weiter verfolgen.«

»Wenn wir so gut aufpassen wie bisher, können sie uns nichts anhaben.«

»Wollen wir uns denn immer und immer mit dem Gedanken an diese Schurken plagen? Haben wir einen Genuß von unserer Reise? Kann unser Ritt uns zur Bereicherung unserer Kenntnisse dienen? Wir reiten durch dieses Land wie Ameisen, welche über den Weg laufen und im nächsten Augenblicke gewärtig sein müssen, zertreten zu werden. Ich danke für ein solches Vergnügen! Also schießen wir diese Schakale in Menschengestalt nieder, wo und wann wir können!«

»Ich weiß recht wohl,« erwiderte ich, »in welcher Lage wir uns befinden. Bringen wir sie vor einen Richter, so werden wir heimlich ausgelacht. Nehmen wir selbst das Recht der Vergeltung in die Hand, so handeln wir gegen die Gebote meines Glaubens und gegen die Satzungen der Menschlichkeit. Wir müssen also beides unterlassen und lieber versuchen, uns dieser Feinde zu erwehren, ohne an ihnen ein Verbrechen zu begehen.«

»Es ist aber gar kein Verbrechen!«

»In meinen Augen doch. Wenn ich mich eines Feindes in anderer Weise zu erwehren vermag, so ist es strafbar, ihn zu töten. Mit List erreicht man oft so viel, wie mit Gewalt.«

»Wie willst du das anfangen?«

»Ich lasse sie auf den Turm steigen und Sorge dafür, daß sie nicht wieder herab können.«

»Dieser Gedanke ist freilich gar nicht übel. Aber wenn sie hinaufsteigen können, so wird es ihnen nicht unmöglich sein, auf demselben Wege wieder herab zu kommen.«

»Auch wenn wir ihnen, sobald sie oben sind, die Leiter wegnehmen?«

»Hm! Dann kommen sie die Treppe herunter.«

»Wenn sie das täten, würden sie verraten, daß sie Arges gegen uns geplant haben. Und übrigens können wir ihnen diesen Weg ja verschließen. Wir brauchen nur einen Hammer und große Nägel, um den Deckel am Fußboden festzunageln.«

Janik erbot sich, das Gewünschte herbeizuschaffen, nebst einer großen eisernen Klammer.

»Das ist gut,« fuhr ich fort. »Diese Klammer wird unsern Zweck am sichersten erfüllen. Wir befestigen den Deckel über der obersten Treppe, so daß er nicht von außen emporgezogen werden kann. Dann können die Leute nicht zur Treppe herab, und da wir ihnen die Leiter wegnehmen, so müssen sie in dem Regenwetter oben stehen bleiben, bis der Tag anbricht. Das wird ihre Unternehmungslust wohl ein wenig abkühlen.«

»Sihdi,« meinte Halef, »dein Plan versöhnt mich mit deiner sonstigen Gutmütigkeit. Es ist doch ein recht hübscher Gedanke, diese Halunken da oben zu wissen, wo sie während der ganzen Nacht stehen müssen. Setzen können sie sich ja nicht, da es von allen Seiten hereinregnen kann; es schwimmt also sicherlich viel Wasser auf dem Boden. Dieser oberste Kat {Stockwerk, Etage} ist grad so gebaut wie eine Laterne, in welcher sich kein Glas befindet. Er hat nur zur Aussicht gedient, und der Regen findet also ungehinderten Eingang. Da nun die Türe, welche heraus auf den Söller geführt hat, zugemauert worden ist und auch der Deckel luftdicht schließt, so kann das Regenwasser vielleicht gar nicht ablaufen.«

»O doch,« fiel Janik ein. »Es ist ein kleines Loch vorhanden, welches durch die Mauer führt.«

»Können wir das nicht verstopfen?«

»Sehr leicht. Es ist genug Üstipü {Werg} vorhanden.«

»Prächtig! So wird es fest verstopft. Ah, diese Mörder sollen oben im Wasser stehen und sich die Gicht, Rheumatismus, die Zipperlein und alle zehntausend Arten von Erkältungen holen. Ich wollte, sie müßten bis unter die Arme im Wasser stehen und — —«

Er sprang auf und schritt schnell hin und her. Er hatte einen Gedanken. Dann blieb er vor dem Diener stehen, legte demselben die Hand auf die Achsel und sagte:

»Janik, du bester und treuester der Freunde! Ich habe dich lieb, aber ich würde dich noch hundertmal mehr lieben, wenn du hättest, was ich brauche.«

»Nun, was bedarfst du denn?« fragte der Angeredete.

»Ich bedarf eines Gegenstandes, welcher hier bei euch jedenfalls nicht vorhanden ist. Denn nicht wahr, bei euch gibt es keine Tulumba {Spritze, Feuerspritze}?«

»Eine große nicht, dafür aber eine Bostan fyschkyrmajü {Gartenspritze}, welche auf zwei Rädern läuft.«

»Mensch! Mann! Freund! Bruder! Was für ein prächtiger Kerl bist du! Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß ihr eine Spritze habt!«

»Der Herr hat sie im vorigen Jahre aus Uskub kommen lassen, weil ihm immer die Feime angezündet wurde. Sie steht stets zum Gebrauch bereit im Garten.«

»Wie viel Wasser faßt sie denn?«

»Etwas mehr als was in eine große Kurna {Badewanne} geht.«

»Das ist gut; aber was nützt mir die herrliche Bostan fyschkyrmajü, wenn die Hauptsache dazu nicht vorhanden ist.«

»Was meinst du denn?«

»Einen Kyrba {Schlauch}, einen möglichst langen Kyrba. Aber ein solcher ist wohl nicht da?«

Der kleine Hadschi war ganz begeistert. Er sprach seine Fragen so angelegentlich aus, als ob es sich um das höchste Glück der Erde handle.

»O, einen Kyrba haben wir, nicht etwa zur Aufbewahrung des Wassers während der Reise, sondern einen Akar su getird-schi {Wasserbringer}, wie er beim Löschen eines Feuers gebraucht wird. Nur fragt es sich, wie lang er sein soll.«

»So lang, daß er bis auf die Zinne des Turmes reicht.«

»So lang ist er, wohl sogar noch ein wenig länger.«

»Mann, ich muß dich umarmen! Komm an mein Herz; du bist die Freude meines Daseins, die Wonne meines Lebens und das Glück meiner Tage! Also eine Spritze ist vorhanden und auch ein Schlauch. Das ist zum Entzücken! Einen Schlauch, so

lang, wie ich ihn brauche! Wer hätte geglaubt, diesen Gegenstand hier in Kilissely zu finden!«

»Dies ist leicht begreiflich. Ohne diesen Schlauch würde die Spritze uns nicht viel helfen, da wir das Wasser weit zu schleppen hätten.«

»Meinst du von dem Fischteich da draußen herein?«

»Nein; das wäre zu weit. Wir haben gleich hinter dem Turm, ganz an der Mauer desselben, ein großes Su deliki {Wasserloch}, welches stets gefüllt ist. Dahin kommt die Spritze zu stehen, und den Schlauch führt man natürlich dorthin, wo es brennt.«

»Ein Su deliki, aus welchem man die Spritze füllen kann! Ist es tief? Ist es groß? Ist viel Wasser in demselben vorhanden?«

»Ich weiß nicht, wozu du das Wasser haben willst; aber ich glaube, daß es dir zu deinem Vorhaben nicht daran mangeln wird.«

»Glaubst du? Das ist wirklich herrlich! Deine Worte sind wie die Tropfen des Taues, welcher auf die verschmachtende Flur fällt. Deine Rede ist mehr als hundert Piaster wert, und wenn ich einst ein Bin kire bin sahibi {Millionär} geworden bin, sollst du sogar tausend erhalten. Du weißt also nicht, wozu ich das Wasser brauche?«

»Nein.«

»Du ahnst es auch nicht?«

»Nein.«

»So schütze Allah dein Gehirn, welches einer ausgetrockneten Zisterne gleicht. Merke auf, mein Sihdi wird sofort erraten haben, was ich beabsichtige. Nicht wahr, Herr?«

Da diese Frage an mich gerichtet war, so nickte ich mit dem Kopf.

»Und was sagst du dazu?«

Seine Augen leuchteten vor innerer Lust. Der Gedanke erfüllte ihn mit Entzücken, unsern Feinden einen Streich spielen zu können. Darum war er auch ziemlich enttäuscht, als ich ihm ernsten Tones antwortete:

»Es ist ein Tschodschukluk {Kinderei}, weiter nichts.«

»Sihdi, das darfst du nicht sagen. Die Schurken besteigen

den Turm, um uns zu töten. Du willst dafür sorgen, daß sie nicht herabkönnen und während der ganzen Nacht oben bleiben müssen. Nun gut, so will ich das Meinige hinzufügen, daß sie sich nicht etwa übermäßig wohl da oben fühlen sollen. Wir pumpen ihnen das ganze Turmgemach voll Wasser. Dieses Gemach ist zwar rundum offen; aber die Wand ist dennoch so hoch, daß sie einem Mann bis an die Brust reicht, und so hoch sollen sie im Wasser stehen. Oder fühlst du Mitleid mit ihnen? Rührt es dich, daß diese Mörder sich vielleicht erkälten und einen kleinen Disch aghryßy {Zahnschmerzen} bekommen können?«

»Nein, das nicht. Es ist ihnen zu gönnen, daß sie die Nacht so unbequem wie möglich zubringen, aber ich möchte dein Vorhaben doch nicht billigen.«

»Aber Strafe muß doch sein!«

»Ganz recht. Doch kannst du dadurch dich und uns in Schaden bringen.«

»Nein, Sihdi. Wir treffen unsere Vorbereitungen so, daß kein Mensch etwas davon bemerken soll. Was sagt denn ihr dazu, Osko, Omar?«

Die beiden Genannten waren mit ihm einverstanden. Alle drei stürmten nun so lange mit Bitten auf mich ein, bis ich wohl oder übel Ja sagte.

Janik ging nun und kehrte nach einer Weile mit dem radförmig aufgewundenen Schlauch nebst einer Leine zurück. Die Andern stiegen mit ihm in den Turm hinauf, und bald hörte ich auch trotz des gegen die Läden prasselnden Regens laute Hammerschläge. Janik hatte den Hammer und die Klammer in der Tasche stecken gehabt, und nun, nachdem sie den Schlauch angebunden hatten, schlugen sie den Treppendeckel so fest, daß niemand aus dem oberen Raume des Turmes herab gelangen konnte.

Als sie zurückkehrten, meinte Halef im Tone größter Befriedigung:

»Das haben wir gut gemacht, Sihdi. Du selbst hättest es nicht besser machen können.«

»Nun, wie habt ihr denn den Schlauch befestigt?«

»So, daß er außen am Turme herabhängt und dann unten an die Spritze geschraubt werden kann.«

»Und wenn sie die Leiter anlegen, sehen sie ihn.«

»Janik sagt, daß sie die Leiter jedenfalls an der entgegengesetzten Seite anlegen werden, wo ihnen keine Bäume hinderlich sind. Das Mundstück des Schlauches führt nach dem Gemach, aber so, daß das Wasser innen an der Wand herabläuft, ohne Geräusch zu machen. Sie müßten in der Dunkelheit sehr suchen, um es zu finden. Auch in den anderen Stuben sind die Läden alle verriegelt, und ich wünsche nur, daß die Badegäste bald kommen.«

»Das wird noch längere Zeit währen, da Habulam davon sprach, daß er uns ein gutes Abendessen senden werde.«

»Soll ich gehen, um es zu holen?« fragte Janik.

»Ja, tue das. Je eher wir essen, desto weniger lang brauchen wir zu warten. Aber stelle dich so, als ob du wirklich von der Eierspeise gegessen hättest und Schmerzen fühltest. Siehe auch zu, daß du mit Anka zu reden kommst! Vielleicht hat sie dir etwas mitzuteilen.«

Er ging, und wir warteten still, da wir nichts Wesentliches mehr zu besprechen hatten, auf seine Rückkehr. Halef kauerte auf seiner Decke, rieb sich von Zeit zu Zeit mit leisem Lachen die Hände und stieß dabei unverständliche Rufe aus. Seine Gedanken waren ausschließlich mit der Einwässerung unserer Feinde beschäftigt.

Als Janik zurückkehrte, war er nicht allein. Er brachte unser Nachtmahl, und da er nicht alles zu tragen vermocht hatte, war er von Humun begleitet worden. Dieser trat aber nicht mit ein; er blieb draußen stehen, bis Janik ihm seine Last abgenommen hatte, und entfernte sich dann in höchster Eile.

Das Essen war ausgezeichnet. Wir hatten eine tüchtige Schüssel Balyk tschorbajü {Fischsuppe}, wie sie in Prag oder in Wien nicht besser auf den Tisch gebracht wird. Da es keine Löffel gab, erhielten wir Tassen, mit welchen wir die Suppe schöpften und zum Munde führten. Dann kam ein riesiger Iblig dolduri {gefüllter Kapaun} mit einem Teige von Mehl, Feigen und zerstoßenen Nüssen gefüllt. Nachher ein Oghlak ke-

babi {Braten von diesjähriger Ziege}, der gar nicht so übel war, obgleich man oft einem begründeten Vorurteil gegen Ziegenfleisch begegnet. Dazu gab es fetten Pillaw mit Rosinen und weich gedämpften Mandelkernen. Den Nachtschisch bildeten Früchte und Zuckerwaren, welche wir nicht berührten.

Auch von dem Übrigen blieb weit über die Hälfte übrig. Wir hätten nichts angerührt; aber Anka ließ uns sagen, daß wir ohne Sorge essen könnten, da sie die Speisen ganz allein zubereitet habe und während der betreffenden Zeit kein Mensch zu ihr in die Küche gekommen sei.

»Aber dein Herr ist in seiner Wohnung?« fragte ich Janik.

»Ja. Er sitzt und raucht und starrt vor sich hin. Er ließ mich kommen und fragte mich, was mir fehle. Ich machte nämlich ein entsetzliches Gesicht. Ich antwortete ihm, daß ich eine Aiwa {Quitte} gegessen hätte, welche wohl unreif gewesen sein müsse und mir ein großes Leibweh verursache.«

»Das war sehr klug von dir. Jetzt ist er vielleicht der Meinung, daß du von seiner Giftmischerei gar nichts ahnest, und wird es darum nicht für nötig halten, sich vor dir zu verstellen.«

»Das ist richtig. Verstellt hat er sich freilich nicht. Er zeigte mir ganz offen die Wut, welche er gegen euch hegt, und wollte alles wissen, was ihr tut und sagt. Ich erzählte ihm, daß du Schmerzen im Fuße habest und nicht gehen könntest. Eure Ermüdung sei so groß, daß ihr baldigst zur Ruhe zu gehen wünschtet. Darauf gebot er mir, euch gleich nach dem Essen das Lager zu bereiten. Dann solle ich sofort schlafen gehen. Je eher ihr euch niederlegt, desto zeitiger würdet ihr aufstehen, meinte er, und dann müsse ich ausgeschlafen haben, um zu eurer Bedienung da zu sein.«

»Sehr klug von ihm! Wo schläfst du gewöhnlich?«

»Mit Humun und den anderen Dienstleuten.«

»Das ist unangenehm! Da kannst du dich nicht unbemerkt entfernen, und wir brauchen dich doch.«

»O, was das betrifft, Effendi, so darfst du ohne Sorge sein. Keiner will von heute an mehr mit mir schlafen, und Humun hat mir auf Befehl des Herrn ein Lager unter dem Dach ange-

wiesen. Aber wenn du es wünschst, so tue ich, als ob ich schlafen gehen wolle, werde aber in den Turm hierher kommen. Ihr habt dann verriegelt, und ich klopfe an.«

»Aber nicht wie gewöhnlich. Das könnte zufälligerweise auch ein Anderer tun. Klopfe an den Laden hier, welcher nach hinten führt, und zwar erst einmal, dann zwei- und nachher dreimal. So wissen wir, daß du es bist, und werden öffnen. Teile dieses Zeichen deiner Anka mit. Man weiß nicht, was während deiner Abwesenheit bei Habulam passieren kann. Sie mag aufpassen und uns nötigenfalls Botschaft bringen.«

Janik schaffte nun das Speisegeschirr fort und brachte uns dann noch einige Decken für das Lager. Nach seiner abermaligen Entfernung löschten wir das Licht aus. Die Läden und auch die Türe waren zwar verriegelt, aber sie hatten so viele Spalten, daß man von außen sehr leicht sehen konnte, daß wir kein Licht mehr hatten.

Wohl erst gegen zwei Stunden später kehrte Janik zurück. Er gab das verabredete Zeichen, und wir ließen ihn ein.

»Ich komme so spät,« flüsterte er uns zu, »weil mir der Gedanke kam, Habulam zu belauschen. Die Leute mußten alle schlafen gehen; dann schlich er sich mit Humun zu der Feime. Beide sind soeben hineingekrochen.«

»So wissen wir also, woran wir sind. Man wird meinen, daß wir schlafen, und wir können nun die Besteigung des Turmes baldigst erwarten.«

»Das müssen wir sehen,« sagte Halef und er stieg, von den Übrigen gefolgt, rasch die Treppe hinauf.

Es regnete noch immer, ja, es draschte so laut hernieder, daß man die Schritte der draußen Gehenden gar nicht hören konnte.

Ich saß nun allein im unteren Gemach und wartete. Nach einiger Zeit kamen die vier Männer zu mir herab, und Halef meldete:

»Sihdi, sie sind oben. Soeben steigt der Letzte empor; es waren sieben Personen.«

»Neun waren in der Feime. Der Miridit ist fort. Der Mübarek wird zurückgeblieben sein, weil er verwundet ist.«

»So stimmt es. Nun werden wir sofort die Leiter entfernen und die Gartenspritze holen.«

»Nehmt Decken über, sonst werdet ihr naß bis auf die Haut.«

Sie taten das in aller Eile und schoben dann den Riegel von der Türe zurück, um hinaus zu gehen. Ich richtete mich an der Wand empor und öffnete den nach hinten gehenden Laden. Es war dunkel draußen; aber trotz der Finsternis und des dicken Regens bemerkte ich doch bald die vier Männer, welche sich da ganz in der Nähe des Ladens zu schaffen machten. Dann vernahm ich das taktmäßige Kreischen des Hebels der Spritze. Sie hatten den Schlauch angeschraubt und pumpten aus allen Kräften Wasser nach oben. Das Wasserloch befand sich vor meinem Fenster. Von Zeit zu Zeit ließ sich Halefs leise kommandierende Stimme hören. Der kleine Hadschi befand sich trotz des Regengusses ganz in seinem Element.

Oben aber blieb alles still. Daß das Pumpen von Erfolg war, ließ sich denken. Wahrscheinlich konnten sich die Schurken da oben nicht erklären, woher das Wasser kam, aber sie hüteten sich wohl, ihre Gegenwart zu verraten. Jedenfalls gaben sie sich große Mühe, den Deckel über der Treppe zu öffnen. Habulam hatte ja gesagt, daß er sich zu diesem Zwecke mit einem Bohrer versehen wolle. Möglich war es immerhin, daß sie die Klammer auswuchteten. In diesem Falle kamen sie herab, und ich machte mich bereit, sie mit dem Revolver zu empfangen. Aber so scharf ich nach der Treppe lauschte, es ließ sich nichts hören. Halef hatte also den Deckel gut befestigt.

So verging eine ziemlich lange Zeit, wohl über eine Stunde. Dann kehrten die Vier zu mir zurück.

»Wir sind fertig, Sihdi!« meldete der Hadschi mit größter Befriedigung. »Wir haben gepumpt aus Leibeskräften. Jetzt aber sind wir pudelnaß. Erlaubst du uns, die Lampe anzubrennen?«

»Ja; es ist besser, wir haben Licht.«

Er zündete die Lampe an und goß Öl zu. Dann stiegen sie nach oben, bis in den Raum, über welchem unsere Gegner

im Wasser standen. Dort öffneten sie einen Laden, und dann hörte ich Halefs Stimme:

»Allah sallam wer, tschelebilerim – Allah grüße euch, meine Herren! Wollt ihr bei dieser drückenden Tageshitze ein wenig frische Luft schnappen? Wie gefällt euch die reizende Aussicht da oben? Unser Effendi läßt euch fragen, ob er euch sein Dürbün {Fernrohr} heraufschicken soll, damit ihr den Regen besser erkennen könnt.«

Ich lauschte, hörte aber keine Antwort. Die Verspotteten schienen sich ganz still zu verhalten.

»Warum badet ihr denn eigentlich des Nachts so hoch da oben?« fuhr Halef fort. »Ist es hierzulande so Sitte? Es sollte mich sehr schmerzen, wenn das Wasser nicht die gehörige Wärme hätte. Aber man soll niemand im Bad belauschen; darum werden wir uns höflich zurückziehen. Hoffentlich seid ihr bis Tagesanbruch fertig; dann werde ich, euer untertänigster Diener, mir erlauben, mich nach eurem hohen Befinden zu erkundigen.«

Er kam mit den Andern herab und lachte mir zu:

»Sihdi, sie sind prächtig in die Falle gegangen, und keiner wagt es, ein Wort zu sprechen. Es war mir, als ob ich ihre Zähne klappern hörte. Jetzt könnten wir nun eigentlich gemütlich schlafen, denn stören kann uns niemand.«

»Ja, schlaft ruhig,« sagte Janik. »Ihr seid vom Reiten ermüdet, ich aber bin noch munter. Ich werde wachen und euch sofort wecken, wenn es nötig ist. Aber wir haben nichts zu befürchten. Die Männer können nicht herab. Höchstens wäre es möglich, daß das Wasser durch die Decke dränge und zu uns herabkäme. Aber auch das wäre ganz außer Gefahr.«

Er hatte recht. Und da wir uns auf ihn verlassen konnten, so legten wir uns nieder.

Siebentes Kapitel
In Wassersnot

Es wollte, obgleich ich ermüdet war und der Ruhe bedurfte, kein Schlaf über meine Augen kommen. Ich hörte das öftere, leise Kichern meines Hadschi, welcher sich über das Gelingen seines Streiches freute und darum auch keine Ruhe fand; ich vernahm das monotone, unausgesetzte Geräusch des Regens, welches mich endlich doch einschläferte. Da aber wurde ich bald durch ein lautes Klopfen wieder aufgeweckt; man pochte an die Tür, und zwar so, wie ich es Janik vorgeschrieben hatte. Ich richtete mich auf; ich nahm an, daß es Anka sei, welche uns wohl eine Meldung zu machen hatte.

Janik öffnete, und meine Vermutung bestätigte sich: das Mädchen trat ein. Halef, Osko und Omar waren natürlich auch gleich munter.

»Verzeihung, daß ich euch störe, Effendim,« sagte unsere hübsche Verbündete. »Ich bringe eine Botschaft. Janik hat mir von eurem Vorhaben erzählt: ihr wolltet die Leute da oben ins Wasser stellen. Ist euch das gelungen?«

»Ja, und sie sind noch oben.«

»Und ich denke, daß sie fort sind.«

»Ah! Wie wäre es ihnen möglich gewesen, herabzukommen?«

»Das weiß ich nicht; aber ich habe allen Grund anzunehmen, daß sie sich jetzt vorn im Schlosse befinden.«

»Das wäre freilich überraschend. Erzähle!«

»Janik hatte mich aufgefordert, aufmerksam zu sein. Habulam schickte mich zeitig zur Ruhe, aber ich blieb wach und blickte durch das Fenster. Ich sah meinen Herrn mit Humun nach dem Garten schleichen. Damit ich ihn bei seiner Rückkehr hören könne, ging ich in das Erdgeschoß und legte mich hinter die Türe eines dortigen Gemaches, an welcher er vorüber mußte und die ich ein wenig offen ließ. Trotz der Mühe, welche ich mir gab, wach zu bleiben, schlief ich ein. Welch eine Zeit vergangen war, weiß ich nicht; ich wurde von einem Geräusch geweckt. Zwei Männer kamen aus dem Hof und gingen

an meiner Türe vorüber. Der eine sprach, und ich erkannte Habulam an der Stimme. Er fluchte, wie ich es noch nie von ihm gehört habe. Ich hörte, daß in der Küche ein großes Feuer gemacht und daß Kleider von ihm herbeigeschafft werden sollten. Ich glaube, es ist Humun gewesen, mit dem er gesprochen hat. In der Küche gab es bald ein großes Geräusch. Ich hörte zornige Stimmen und das laute Knistern und Platzen des brennenden Holzes. Was man dort vornimmt, das weiß ich nicht; aber ich bin herbeigeeilt, um euch zu sagen, was ich beobachtet habe.«

»Das ist sehr brav von dir. Die Leute müssen auf irgend eine Weise entkommen sein. Halef, wohin habt ihr die Leiter geschafft?«

»Wir haben sie nicht fortgetragen, sondern zur Erde niedergelegt. Die Badegäste können doch nicht vom Turm herabgelangt haben, um die Leiter aufzurichten!«

»Das ist wahr, aber es können einige von ihnen an dem Schlauch herabgestiegen sein und die Leiter wieder angelehnt haben.«

»Hascha – Gott behüte! Sehen wir gleich einmal nach!«

Er eilte hinaus. Omar und Osko folgten ihm. Als sie nach wenigen Minuten zurückkehrten, machte Halef ein sehr verdrießliches Gesicht und sagte:

»Ja, Sihdi, sie sind fort. Ich bin hinaufgestiegen.«

»So lehnt die Leiter an dem Turm?«

»Leider! Auf der andern Seite liegt der Schlauch unten an der Erde.«

»Also ist es genau so, wie ich vermutete. Sie haben den Schlauch entdeckt. Einige ließen sich an demselben herab, worauf er losgebunden und herabgeworfen wurde. Dann legten sie die Leiter an. Die Anderen stiegen herab und haben sich nun in die Küche begeben, um sich zu erwärmen und ihre nassen Kleider zu trocknen.«

»Ich wollte, sie säßen in der Hölle, wo sie viel schneller trocken würden, als in der Küche!« zürnte Halef. »Was werden wir nun tun, Effendi?«

»Hm! Das muß überlegt werden. Ich denke, daß wir –«

Ich wurde unterbrochen. Wir hatten die Türe nicht verriegelt, und sie klaffte ein klein wenig, so daß der Schein des Lichtes nach außen fiel. Jetzt wurde sie weiter aufgestoßen, und die Stimme Habulams ließ sich hören:

»Anka, Scheïtan kyzi {Teufelstochter}! Wer hat dir erlaubt, hierher zu gehen?«

Das Mädchen zuckte erschrocken zusammen.

»Sofort kommst du heraus!« befahl der draußen Stehende. »Und Janik, du Hund, bist auch da drin! Was habt ihr euch in den Garten zu schleichen! Heraus mit euch! Die Peitsche wird euch lehren, was Gehorsam heißt.«

»Murad Habulam,« antwortete ich, »willst du nicht die Güte haben, herein zu kommen?«

»Ich danke! Ich mag mich nicht von deinem bösen Blick verderben lassen. Wenn ich gewußt hätte, welch ein Verführer der Dienstboten du bist, so wäre dir mein Haus verschlossen geblieben.«

»Darüber werden wir ausführlicher sprechen. Komm nur herein!«

»Fällt mir nicht ein! Schicke mir mein Gesinde heraus! Dieses hinterlistige Gezücht hat nichts bei dir zu schaffen!«

»Hole sie dir!«

Er antwortete nicht, aber ich hörte leise Stimmen. Er war also nicht allein.

»Wenn er nicht kommt, werde ich ihn holen,« sagte der Hadschi und trat an die halb offene Türe. Da hörte ich das Knacken eines Hahnes und eine Stimme gebot:

»Zurück, Hund, sonst erschieße ich dich!«

Halef warf die Türe zu. »Hast du es gehört, Sihdi?« fragte er, weit mehr erstaunt als erschrocken.

»Sehr deutlich,« antwortete ich. »Das war Barud el Amasats Stimme.«

»Ich glaube auch. Es standen zwei Männer drüben an der Feime und schlugen die Gewehre auf mich an. Der meuchlerische Überfall ist ihnen nicht geglückt; nun versuchen sie es mit dem offenen Angriff.«

»Das möchte ich doch bezweifeln. Sie werden es nicht wa-

gen, uns hier niederzuschießen; das würde ja offenbar werden. Wäre es ihr Ernst, so hätten sie nicht bloß gedroht, sondern ohne Warnung geschossen.«

»Meinst du? Aber warum stellen sich die Zwei dahin?«

»Das errate ich. Sie wollen sich aus dem Staub machen. Man hat die Abwesenheit von Janik und Anka bemerkt und Verdacht gefaßt. Man hat sie gesucht und bei uns gefunden. Jetzt wissen die Schurken, daß Flucht das Beste für sie ist, und damit wir sie nicht hindern sollen, halten uns diese Beiden hier in Schach, während die Andern sich zur schnellen Abreise vorbereiten.«

»Ich stimme dir vollständig bei, Effendi; aber wollen wir das so ruhig dulden?«

Ich nahm den Stutzen, stand auf und tastete mich an der Wand hin bis an den Laden neben der Türe. Omar mußte die Lampe auslöschten, so daß man mich von draußen nicht leicht sehen konnte. Ich zog den Laden leise auf und sah hinaus. Es hatte aufgehört zu regnen, und der Tag begann, zu grauen. Drüben, nur wenige Schritte vom Turm entfernt, lehnten zwei Gestalten. Der Eine hatte den Kolben seines Gewehres auf die Erde gestemmt; der Andere hielt seine Flinte im rechten Arme grad empor. Da er mir sein rechtes Profil zukehrte, stieg der Lauf der Waffe hart an seiner Wange auf. Beide schienen gelegentlich miteinander zu sprechen.

Ich konnte meinen Stutzen auf die untere Kante der Fensteröffnung legen und war trotz der noch herrschenden Dunkelheit meines Schusses sicher. Ich zielte auf den Lauf der Flinte und drückte ab. Fast zu gleicher Zeit mit dem Schuß erschallte ein Schmerzgeschrei. Meine Kugel hatte getroffen und dem Mann den Lauf an das Gesicht geschlagen, ja, ihm das Gewehr aus der Hand geprellt.

»Ej müssibet, ej hylekiat – o Unglück, o Hinterlist!« schrie er. Ich erkannte ihn an der Stimme – es war Barud el Amasat.

»Fort, fort!« rief Manach. »Dieser Schuß weckt alle Bewohner des Schlosses auf!«

Er hob das Gewehr des Andern auf, ergriff diesen am Arm

und zog ihn mit sich fort. Im nächsten Augenblick waren sie verschwunden.

Aus den Worten Manachs war zu schließen, daß sie gar nicht beabsichtigt hatten, zu schießen. Es lag ihnen sehr daran, daß ihre Gegenwart nicht von den Leuten Habulams bemerkt würde.

Jetzt wandte ich mich zu meinen Gefährten:

»Nehmt eure Waffen, und eilt in den Stall! Es ist leicht zu denken, daß die Burschen unsere Pferde mitnehmen wollen.«

Alle rannten zur Türe hinaus. Ich setzte mich ihr gegenüber wieder nieder und behielt den Stutzen in der Hand, um auf alles vorbereitet zu sein.

Auch Anka hatte sich zugleich entfernt. Sie kehrte nach einiger Zeit mit Janik und Omar zurück, welcher mir meldete, daß Osko und Halef im Stalle geblieben seien, um die Pferde zu bewachen. Es schien, daß es niemand nach denselben gelüftet habe; überhaupt war ihnen kein Mensch zu Gesicht gekommen. Das beruhigte mich.

Jetzt galt es, vor allen Dingen zu erfahren, wo die Bäume zu suchen seien, unter denen die Pferde unserer Feinde untergebracht gewesen waren; aber weder Anka noch Janik wußte es.

»Ich bin überzeugt, daß Humun es weiß,« fügte der Bursche hinzu, »aber er wird es dir nicht sagen.«

»O, ich habe ein sehr gutes Mittel,« erwiderte ich, »eine Zange, mit deren Hilfe ich alles, was ich will, aus ihm herausziehen werde.«

»So kannst du weit mehr als Andre. Er wird seinen Herrn und dessen Verbündete niemals verraten.«

»Du sollst dabei sein, um dich zu überzeugen, wie offenherzig er gegen mich sein wird. Kennst du Afrit, den Schneider, genauer?«

»Nein. Zwar weiß ich, daß er eigentlich Suef heißt, aber eine eingehendere Auskunft kann ich leider nicht erteilen. Er ist sehr oft bei Murad Habulam, und ich habe ihn stark im Verdacht, daß er keine ehrlichen Dinge mit ihm verhandelt. Darum bin ich ihm stets aus dem Wege gegangen. Es ist besser, wenn man mit solchen Menschen gar nicht in Berührung

kommt. Am liebsten möchte ich fort von hier, und ich würde mich freuen, wenn ich dich nach Weicza begleiten könnte. Wenn du bei oder in Karanorman-Khan zu tun hast, könnte ich dir vielleicht nützlich sein.«

»Ich suche dort einen großen Verbrecher, welcher wahrscheinlich ein Freund und Verbündeter Habulams ist.«

»Wie? Mit solchen Leuten hegt mein Herr Freundschaft?«

»Ja. Die Männer, welche heute bei ihm waren, sind gleichfalls Räuber und Mörder, welche uns nach dem Leben trachten. Und was dein Herr ist, kannst du ja daraus ersehen, daß er uns vergiften wollte.«

»Das ist wahr. Effendi, ich bleibe nicht da. Ich gehe aus diesem Hause, und wenn ich noch so lange Zeit ohne Lohn und Verdienst bleiben sollte. Die Zeit unseres Glückes wird zwar dadurch hinausgeschoben, aber wir wollen lieber warten, als daß wir einem solchen Herrn dienen.«

»Nun, was das betrifft, so hast du ja von mir deinen Lohn zu fordern, und Anka ebenso. Ihr beide habt uns das Leben gerettet. Wäret ihr nicht gewesen, so lebten wir nicht mehr. Also habt ihr einen Lohn von uns zu fordern, der eurer Tat und unserm Vermögen angemessen ist.«

»Das ist wahr,« rief es von der Türe her. »Wir werden uns nicht nachsagen lassen, daß wir undankbar seien, Sihdi.«

Halaf war es, welcher sprach. Er war aus dem Stall herbeigekommen und hatte den letzten Teil unseres Gespräches gehört. Er fuhr fort:

»Wir sind leider nicht reich, aber es ist uns doch vielleicht möglich, etwas zu eurem Glück beizutragen. Wenn ihr eure jetzige Stellung um unsertwillen aufgibt, so müssen wir dafür sorgen, daß ihr gar nicht wieder in einen Dienst zu gehen braucht. Ich frage dich also, Janik, mit der ganzen Würde meiner Seele, ob du diese Anka hier zum Weibe wünschest.«

»Natürlich!« lachte Janik vergnügt.

»Und wann?«

»Möglichst bald.«

»Und du, Blume von Kilissely und Retterin unseres Lebens, soll dieser Diener Janik dein Mann werden, dem du stets zu

gehorschen hast, so lange er nämlich verständig ist und keine Albernheiten von dir fordert?«

»Ja, er soll mein Mann sein,« sagte das Mädchen errötend.

»Nun, so soll unser Segen auf euch niederträufeln aus diesem Beutel des Glückes und der Dankbarkeit. Ich bin der glorreiche Kassierer unserer Gesellschaft. Es war ein Geld des Unglückes, aber wir nahmen uns vor, es in eine Münze des Glückes zu verwandeln, und jetzt haben wir die Gelegenheit dazu.«

Er zog seinen langen Beutel hervor, welcher das Geld enthielt, dessen Besitz wir dem Kampf in und bei der Derekulibe verdankten, und öffnete ihn.

»Erlaubst du, Sihdi?« fragte er mich.

»Gern!« nickte ich, neugierig, wie viel er den Beiden geben werde.

»So haltet eure Hände zusammen, um in denselben den Regen des Glückes aufzufangen.«

Janik war gar nicht langsam. Er hielt seine beiden Hände mit den Kleinfingerseiten zusammen und streckte sie dem Hadschi entgegen. Als Anka das sah, tat sie ebenso. Die offenen Hände hatten nun eine hohle, schüsselförmige Gestalt und konnten schon ein hübsches Stück Geld aufnehmen. Halef langte in den Beutel und begann zu zählen. Er legte abwechselnd immer je ein Goldstück in Ankas und in Janiks Hände und zählte dabei:

»Bir, iki, ütsch, dört, besch, alti, jedi, sekiz, dokuz, on – –« also bis zehn.

Er hatte lauter goldene türkische Pfundstücke aufgezählt, eins zu hundert Piastern, also jeder der beiden Personen tausend Piaster oder 180–190 Mark nach deutschem Geld, für diese Leute aber eine ganz bedeutende Summe. Dann fragte er die beiden freudig Erstaunten:

»Wißt ihr auch, was Aktsche baschy {Agio} ist?«

»Nein,« antwortete Janik.

»Aktsche baschy ist der Betrag, um welchen das Gold mehr wert ist, als das Silber. Das ist jetzt acht auf das Hundert. Wenn ihr euch ein solches Goldstück wechseln laßt, so müßt ihr für

die hundert Piaster Gold hundertacht Piaster in Silberstücken bekommen. Merkt euch das, denn es beträgt zweimal achtzig Piaster für euch beide.«

Diese geschäftliche Erklärung war gar nicht überflüssig. Hundertsechzig Piaster waren für das Paar eine nicht unbedeutende Summe. Aber sie hörten nur halb auf seine Worte. Ihr ganzes Denken und Empfinden konzentrierte sich in den Blicken, welche freudestrahlend auf die Goldfuchse gerichtet waren.

»Herr,« rief endlich Janik, »ist das ein Scherz, welchen du mit uns machst?«

»Es ist mein völliger Ernst,« antwortete Halef.

»Aber es ist doch gar nicht möglich! Tausend Piaster für mich und tausend für Anka – wer soll das glauben?«

»Was ihr in den Händen habt, ist euer, und was ich in den meinigen habe, gehört mir. Tut mit eurem Eigentum, wie ich es mit meinem Geld mache. Paßt auf!«

Er drehte den Beutel zusammen und schob ihn schmunzelnd in die Tasche. Sie aber zögerten, seiner Aufforderung Folge zu leisten.

»Dieses Geld – lauter Gold!« rief Anka. »Sage es uns doch noch einmal, daß es uns gehören soll, sonst kann ich es nicht glauben!«

»Ob ihr es glaubt oder nicht, das ist mir sehr gleichgültig. Die Hauptsache ist, daß ihr es einsteckt und euch dann heiratet. Janik hatte es doch so eilig, also braucht er jetzt nicht so zu zögern.«

»Und doch muß ich erst den Effendi fragen. Das ist eine so große Summe! Wir brauchen gar nicht so viel, denn wir haben ja unsere Ersparnisse. Was sollt ihr für euch behalten, wenn ihr uns ein ganzes Vermögen schenkt?«

»Kümmere dich nicht um uns,« lachte der kleine Hadschi. »Wir wissen schon, wie man es anfangen muß, um ohne Geld zu leben. Wir reiten auf dem Jol mihmandarlykün {Pfad der Gastfreundschaft – Vetterstraße}. Und selbst unsere größten Feinde müssen uns Tribut zollen. Oder meint ihr etwa, daß wir Murad Habulam, eurem Herrn, auch nur einen einzigen Pias-

ter schenken für das, was wir bei ihm genossen haben? Das fällt uns nicht ein. Hoffentlich erlaubt mir mein Sihdi, ihn mit einer ganz anderen Münze zu bezahlen, mit einer Münze, die zwar geprägt, aber auch geschlagen wird. Ihr seht, daß wir kein Geld brauchen. Ihr könnt diese wenigen Goldstücke also nehmen, ohne zu denken, daß wir nun darben werden. Übrigens haben wir uns seit kurzer Zeit die löbliche Gewohnheit angeeignet, jedem Spitzbuben, welcher uns in die Hände läuft, das abzunehmen, was er gestohlen hat, um es an ehrliche Leute zu verschenken. Hoffentlich treffen wir bald wieder einige solche Schurken! Dann sitzen wir wieder wie der Kusch im Pirindsch demeti {Vogel im Reis} und preisen Allah für die Güte, mit welcher er das Reich des Padischah regiert.«

Um den Dankesergüssen der beiden Glücklichen ein Ende zu machen, gebot ich Halef und Janik, unsere Sachen zu nehmen und sich nach dem Stalle zu begeben, um dort unsere Pferde zu satteln.

»Willst du abreisen, Effendi?« fragte Janik betroffen.

»Ja, aber nicht sofort. Ich möchte nur haben, daß die Pferde für alle Fälle bereit stehen. Dich und Anka nehmen wir mit.«

»Aber Murad Habulam wird es nicht erlauben!«

»Ich Sorge dafür, daß er seine Erlaubnis gibt.«

»So würden wir dir doppelt dankbar sein. Du bist hierher gekommen, wie wenn du – –«

»Still! Ich weiß, was du sagen willst und daß du ein guter, dankbarer Mensch bist; damit wollen wir uns für jetzt begnügen.«

Sie begaben sich fort, und ich setzte mich in den »Räderstuhl« von Habulams Frau, um mich von Omar ihnen nachfahren zu lassen.

Das erste dunkle Grau der Dämmerung war indessen lichter geworden. Man konnte bereits eine ziemliche Strecke weit sehen. Der Regen hatte völlig nachgelassen, und das Aussehen des Himmels erlaubte, gutes Wetter zu erwarten.

Um in den Stall zu kommen, mußten wir an einem schuppenähnlichen, offenen Bauwerk vorüber. Das Dach wurde von einer Hinterwand und vorn von hölzernen Säulen getra-

gen, so daß man alles darin Befindliche sehen konnte. Ich erblickte einen Wagen, nicht von der schwerfälligen Art, welche Araba genannt und meist von Ochsen gezogen wird, sondern von leichterem und gefälligerem Bau, in jenen Gegenden mit dem Namen Kotschu oder Hintof bezeichnet. Daneben hing ein türkisches At takymy {Pferdeggeschirr} an der Wand, welches freilich einem feinen deutschen Geschirr so ähnlich war, wie der Wollkopf eines fetten, schwarzen Haremswächters der Frisur eines französischen Ballettmeisters. Diese beiden Gegenstände paßten mir zu meinem Vorhaben, zumal im Stalle neben anderen Pferden ein junger, munterer Gaul stand, welchem das Geschirr genau auf den Leib zu passen schien. Ich beaufsichtigte das Tränken und Satteln unserer Pferde und gebot dann, mich zu Habulam zu schaffen.

»Sollen auch wir mitgehen, ich und Anka?« fragte der Diener.

»Jawohl.«

»Aber da wird es uns schlecht ergehen!«

»Ihr braucht keine Sorge zu haben. Ihr werdet stets hinter mir stehen und diesen Platz nicht ohne meine Erlaubnis verlassen.«

Als wir aus dem Stall kamen, sahen wir einen Kerl in der Nähe lehnen, welcher uns zu beobachten schien.

»Wer ist das?« fragte ich Janik.

»Einer der Knechte, welche wahrscheinlich draußen bei den Pferden eurer Feinde gewacht haben. Willst du ihn fragen, wo die Bäume zu suchen sind?«

»Er würde es mir wohl nicht sagen.«

»Sicher nicht.«

»So will ich lieber meine Worte sparen, denn Humun wird mir ganz gewiß Auskunft erteilen.«

Als wir den Flur erreichten, sah ich ihn an der Wand lehnen. Er stand so, daß er durch die Türe nach dem Stall sehen konnte. Also hatte auch er uns seine Aufmerksamkeit geschenkt.

»Was wollt ihr hier?« schnauzte er uns an.

»Ich wünsche mit Murad Habulam, deinem Herrn, zu sprechen,« antwortete ich.

Er hütete sich, den Blick direkt auf mich zu richten, denn er fürchtete sich vor meinem Auge und gab seinen Fingern diejenige Lage, welche gegen den bösen Blick helfen soll.

»Das geht nicht,« erklärte er.

»Warum nicht?«

»Weil er schläft.«

»So ersuche ich dich, ihn zu wecken.«

»Das darf ich nicht.«

»Aber ich wünsche es!«

»Deine Wünsche gehen mich nichts an.«

»Nun, so befehle ich es!« sagte ich mit größerem Nachdruck.

»Du hast mir nichts zu befehlen.«

»Halef, die Peitsche!«

Kaum waren die drei Worte aus meinem Munde, so knallte die Nilpferdhaut-Kurbatsche schon auf den Rücken des feindseligen Menschen nieder, und zwar mit solcher Gewalt, daß der Getroffene sich sofort zu Boden krümmte. Dabei rief Halef:

»Wer hat dir nichts zu befehlen, du Grobian? Ich sage dir, daß das ganze Reich des Sultans und alle Länder der Erde meinem Emir zu gehorchen haben, wenn ich mich bei ihm befinde, ich, der ich ein brüllender Löwe bin gegen dich, du niesender Regenwurm!«

Humun wollte sich gegen die Hiebe sträuben; aber sie fielen so schnell und dicht, daß er sie ruhig hinnehmen mußte. Doch stieß er ein Geheul aus, welches durch alle Räume des Schlosses drang. Endlich ließ Halef von ihm ab, aber er hielt die Peitsche noch hoch erhoben, als er fragte:

»Willst du nun den jashly Ürkekli {altes Scheusal} aus dem Bett holen?«

»Anzeigen werde ich dich! Geschunden wirst du werden, geschunden bei lebendigem Leibe!« brüllte der Gezüchtigte, indem er davon rannte.

»Effendi, das wird eine böse Sache,« warnte Janik.

»Wir fürchten uns nicht,« antwortete ich. »Heute ist ein gro-

ßer Feiertag, welcher Jortu gүнү dajakүн {Festtag der Prügel} genannt wird. Wir werden ihn in größter Andacht begehen.«

»Von einem solchen Feiertag habe ich noch niemals gehört.«

»So wirst du ihn heute kennen lernen,« meinte Halef. »Sihdi, du hast jetzt ein großes, herrliches Wort gesprochen. Über dich wird Freude sein unter den Gläubigen und Wonne unter den Seligen der letzten drei Himmel. Endlich willst du einmal zeigen, daß du die Zierde des männlichen Geschlechtes und die Krone der Helden bist. Meine Muskeln werden zu Schlangen und meine Finger zu Scheren des schneidenden Krebses. Ich werde wüten unter den Räubern und toben unter den Mördern. Es wird ein Heulen geben in Kilissely und ein Zetern unter den Söhnen des Verbrechens. Die Mütter und Töchter derjenigen, die kein gutes Gewissen haben, werden jammern, und die Tanten und Schwestern der Ungerechten werden sich die Haare ausraufen und die Schleier zerreißen. Die Vergeltung öffnet ihren Rachen, und die Gerechtigkeit wetzt ihre Krallen, denn hier steht der Richter mit der Peitsche der Rache in der Hand, der Held des Tages der Prügel, Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah!«

Er stand mit erhobenen Händen und begeisterten Zügen da, ganz in der Haltung und Gebärde eines Redners, welcher sich bewußt ist, an der Lösung einer welterschütternden Aufgabe zu arbeiten.

Humun hatte uns belogen, als er sagte, daß sein Herr schlafe. Eben als wir nach dem Raum einbogen, in welchem mich Habulam bei meiner Ankunft empfangen hatte, kam dieser uns entgegengeeilt und schnaubte mich grimmig an:

»Mann, was fällt dir ein, meinen Diener zu schlagen? Ich habe große Lust, euch alle durchpeitschen zu lassen!«

Er war nicht allein, sondern Humun und der Schneider Suef, welcher sich Afrit genannt hatte, befanden sich bei ihm, und hinter dieser Gruppe erschienen noch fünf oder sechs Knechte und weibliche Dienstboten.

Ich antwortete nicht, sondern gab Omar einen Wink, mich ruhig weiter zu schieben. Der Grimm Habulams schien durch

mein Schweigen zu wachsen, denn der wütende Mann erging sich, während er neben uns herlief, in Drohungen, deren Ausführung uns der vollständigen Vernichtung anheimgegeben hätte. Als wir an der betreffenden Türe anlangten, wollte Halef dieselbe öffnen, da aber stellte sich Habulam vor dieselbe hin und schrie:

»Es darf niemand hinein! Ich verbiete es euch!«

»Du?« fragte Halef. »Du hast uns gar nichts zu verbieten.«

»Ich bin die oberste Polizei- und Gerichtsbehörde dieses Ortes!«

»Da kann man ja dem lieben Kilissely Glück wünschen. Wenn die oberste Gerichtsbehörde raubt und mordet, was werden erst die Untertanen tun! Hebe dich gefälligst hinweg, sonst bekommst du einen Öpisch {Kuß} von meiner Peitsche, aber einen sehr laut schallenden Scheftalay {Schmatz}. Verstanden!«

Er erhob die Peitsche, und da der Wirt die Türe nicht freigab, so erhielt er einen solchen Hieb, daß er sofort seinen Platz mit einem Sprung verließ, welcher einem Zirkusclown alle Ehre gemacht hätte. Dazu schrie er:

»Er schlägt mich! Allah hat es gesehen und ihr auch! Fallt über ihn her! Werft ihn nieder! Bindet ihn!«

Diese Aufforderung galt den Knechten, aber weder diese, noch Humun oder Suef wagten es, den kleinen Hadschi zu berühren. Dieser blickte sich gar nicht nach ihnen um, sondern öffnete die Türe und trat ein. Wir folgten ihm. Habulam kam hinter uns hergestürzt, und die Andern drängten sich ihm nach. In der Mitte des Zimmers blieb er stehen und schrie:

»Das ist entsetzlich! Ich werde es auf das strengste bestrafen. Ich bin der Oberste des hiesigen Dschesah mehkemeleri {Strafgericht}.«

»Kilissely ist ein einfaches Dorf, in welchem es kein solches Gericht gibt,« erwiderte ich.

»Aber ich bin der Mollao {Richter} dieses Ortes!«

»Das glaube ich nicht. Wo hast du denn studiert?«

»Studiert zu haben, ist nicht nötig.«

»Oho! Wenn du Mollao sein willst, so mußt du zunächst bis

zum zwölften Jahre einen Subjahn mekteb {Elementarschule}, dann eine Medresseh {Seminar} besucht haben, um den Titel Softa zu erhalten. Besitztst du diesen oder hast du ihn besessen?«

»Das geht dich gar nichts an!«

»Es geht mich sehr viel an. Wer über uns zu Gericht sitzen will, der muß uns beweisen können, daß er das Recht und die Befähigung dazu hat. Kannst du arabisch sprechen und schreiben?«

»Ja.«

»Auch persisch?«

»Ja.«

»Und kennst du den Kuran vollständig auswendig? Denn das alles wird von einem Softa gefordert.«

»Ich kann ihn auswendig.«

»So beweise es! Rezitiere mir einmal die sechsendvierzigste Sure, welche el Ahkaf genannt wird.«

»Wie beginnt sie?« fragte er verlegen.

»Natürlich mit den Worten ›Im Namen des allbarmherzigen Gottes‹, wie jede andere Sure.«

»Das ist aber nicht der eigentliche Anfang.«

»Nun, dieser lautet: ›Die Offenbarung dieses Buches ist von Gott, dem Allmächtigen und Allweisen. Die Himmel und die Erde, und was zwischen ihnen ist, haben wir in Wahrheit nur auf bestimmte Zeit geschaffen; aber die Ungläubigen wenden sich weg von der Verwarnung, die ihnen geworden ist.‹ – Sprich weiter!«

Er fuhr sich hinter das Ohr, um sich dort zu kratzen, und sagte dann:

»Wer gibt dir denn das Recht, mich zu examinieren? Ich bin Softa gewesen, und du hast es zu glauben! Hütet die Türe, daß keiner dieser fremden Angeklagten entfliehen kann, und schafft augenblicklich die Kötek aleti {Prügelmaschine} herbei!«

Er hatte den Befehl an seine Untergebenen gerichtet und fand raschen Gehorsam. Humun und Suf stellten sich zu beiden Seiten neben ihn, und die Andern nahmen zwischen uns

und der Türe Platz, um uns die Flucht abzuschneiden. Eines der Dienstmädchen lief fort, um den geforderten Apparat zu holen.

Jetzt setzte sich Habulam mitten im Zimmer nieder und winkte den Beiden neben ihm, dasselbe zu tun.

»Ihr seid die Schehadedschiler und Imdadlar {Zeugen und Beisitzer},« sagte er, »und sollt mein Urteil bestätigen.«

Die drei Wichte steckten jetzt so ernste Amtsgesichter auf, daß es mich Mühe kostete, nicht zu lachen.

»Sihdi, wollen wir denn wirklich dazu schweigen?« fragte mich Halef leise. »Das ist ja eine Schande für uns!«

»Nein, sondern ein Vergnügen. Wir sind schon oft aus Angeklagten zu Anklägern geworden, und das wird jedenfalls auch heute geschehen.«

»Ruhig!« rief mir Habulam zu. »Wenn der Verbrecher vor Gericht sitzt, hat er zu schweigen. Janik, Anka, was habt ihr dort bei den Übeltätern zu schaffen? Ihr habt euch schwer gegen meine Befehle verfehlt und werdet nachher eure Strafe erleiden. Jetzt aber tretet ihr zurück.«

Es war wirklich zu drollig! Wir hatten natürlich alle unsere Waffen bei uns, und dieser alte Sünder bildete sich wirklich ein, daß wir seinen Spruch respektieren würden. Janik blieb mit Anka bei uns stehen; darum wiederholte Habulam seinen Befehl in noch strengem Ton.

»Verzeihe!« sagte ich. »Diese beiden Leute stehen seit heute in meinem Dienst.«

»Davon weiß ich nichts.«

»Ich habe es dir jetzt gesagt, also weißt du es nun.«

»Ich verstehe dich: du hast sie mir abspenstig gemacht; aber das dulde ich nicht und werde sie außerdem noch bestrafen.«

»Darüber sprechen wir später,« erwiderte ich ruhig. »Du siehst, daß die Gerichtsverhandlung beginnen kann.«

Ich deutete auf die eben zurückkehrende Magd, welche die »Prügelmaschine« brachte und vor den Alten hinstellte.

Man muß sich unter diesem Apparate eine lange, schmale, ursprünglich vierbeinige Holzbank denken, aus welcher an dem einen Ende die zwei Beine entfernt worden sind, so daß

sie nur noch zwei eng nebeneinander befindliche Beine an der andern schmalen Seite hat. Diese Bank wird verkehrt auf die Erde gelegt, so daß die Beine in die Höhe stehen. Der Delinquent muß sich mit dem Rücken auf das Sitzbrett legen, so daß seine Beine an den Beinen der Bank nach aufwärts gerichtet sind. So wird er festgeschnallt und empfängt nun die ihm verordneten Hiebe auf die nackten, wagrecht liegenden Fußsohlen.

Welch eine schmerzhafteste Strafe das ist, geht daraus hervor, daß oft schon beim ersten Streich die Sohle aufspringt. Ein geübter Kawaß schlägt quer über die schmale Fläche der Sohle; er fängt bei der Ferse an und hört bei den Zehen auf, so daß ein Hieb hart neben dem andern zu sitzen kommt. Der erste Schlag fällt auf den rechten, der zweite auf den linken Fuß, und so fort. Sind beide Sohlen von den Fersen bis zu den Zehen aufgesprungen, ohne daß die Exekution zu Ende ist, so werden die übrigen Streiche in der Weise verabreicht, daß sie sich mit den vorigen rechtwinkelig kreuzen. Das nennt der Türke in höchst behaglicher Weise *Satrandsch tachtassy wurmak*, d.h. »Schachbrett schlagen«.

Murad Habulam betrachtete die Bank mit einem beinahe zärtlichen Blick. Dann richtete er seine Augen sehr bezeichnend auf uns und rief einem der hinter uns stehenden Knechte zu:

»Bejaz, du bist der stärkste. Komm her! Du magst die Idschra {Exekution, Ausführung des Urteils} übernehmen.«

Der Knecht – ein langer, starker Mensch – begab sich zu ihm hin und liebäugelte mit den Stöcken, welche die Magd mitgebracht und neben die Bank gelegt hatte. Murad Habulam richtete seinen Oberleib stolz auf, räusperte sich und begann, zu mir gewendet:

»Dein Name ist Kara Ben Nemsî?«

»So werde ich hier genannt,« antwortete ich.

»Du bist der Herr und Gebieter dieses Hadschi Halef Omar, welcher neben dir steht?«

»Nicht sein Gebieter, sondern sein Freund.«

»Das ist gleich. Gestehst du zu, daß er mich geschlagen hat?«

»Ja.«

»Und auch Humun, meinen Diener?«

»Ja.«

»Da du selbst es eingestehst, so brauche ich ihn gar nicht zu fragen. Weißt du, wie viel Hiebe er Humun gegeben hat?«

»Ich habe sie nicht gezählt.«

»Es waren wenigstens zwanzig,« rief Humun.

»Gut. Ich habe freilich nur einen einzigen erhalten, aber –«

»Leider!« fiel ihm Halef in die Rede. »Ich wollte, du hättest doppelt so viel wie Humun erhalten!«

»Schweig!« donnerte Habulam ihn an. »Du hast nur zu sprechen, wenn ich dich frage. Übrigens danke Allah, daß er dich abgehalten hat, mich mehr zu schlagen. Ich bin der Herr und Gebieter hier, und jeder Hieb, den ich erhalte, gilt für dreißig. Das macht mit den zwanzig, die du Humun gegeben hast, fünfzig, welche du jetzt auf die Fußsohlen empfangen wirst. Tritt heran, und ziehe deine Schuhe aus!«

Bejaz, der Knecht, machte sich mit den Stricken zu schaffen, mit denen Halef angebunden werden sollte. Ich sah meine Gefährten an. Es waren wirklich prächtige Gesichter, welche sie machten.

»Nun, schnell!« gebot Habulam. Und da Halef nicht gehorchte, befahl er seinem Knecht Bejaz:

»Gehe hin, und hole ihn herbei!«

Der Knecht trat auf Halef zu. Dieser zog eine seiner Pistolen aus dem Gürtel, hielt sie ihm entgegen und knackte mit dem Daumen die beiden Hähne auf. Da sprang Bejaz zur Seite und schrie seinem Herrn erschrocken zu:

»O Allah! Dieser Mensch schießt! Hole dir ihn selber!«

»Feigling!« antwortete Habulam. »Du bist ein Riese und fürchtest dich vor diesem Zwerg?«

»Nein, nicht vor ihm, sondern vor seiner Pistole.«

»Er darf nicht schießen. Auf, ihr Leute! Faßt ihn, und bringt ihn her!«

Die Knechte warfen einander höchst bedenkliche Blicke zu.

Sie fürchteten sich vor dem Hadschi. Nur einer zeigte jetzt, daß er Mut habe. Das war Suef, der Schneider. Er zog auch eine Pistole aus der Tasche, während wir vorher eine solche Waffe nicht bei ihm bemerkt hatten, trat näher und sagte zu dem Knecht:

»Bejaz, tue deine Pflicht! Sobald er seine Pistole erhebt, schieße ich ihm eine Kugel in den Kopf!«

Gestern schien dieser Mensch das friedfertigste und harmloseste Schneiderlein zu sein, und jetzt trug sein Gesicht den Ausdruck eines Hasses und einer Entschlossenheit, welcher anderen Leuten, als wir waren, hätte Angst machen können.

»Du, Schneider, willst schießen?« lachte Halef.

»Schweig! Ich bin kein Schneider! Was habt ihr Fremden hier bei uns zu suchen? Was gehen euch unsere Angelegenheiten an? Ihr wollt uns hindern, zu handeln, wie es uns gefällt, und seid doch so unsäglich dumm, mich für einen Schneider zu halten! Wenn ihr wüßtet, wer und was ich bin, so würdet ihr zittern vor Angst. Aber ihr sollt mich kennen lernen, und bei dir werde ich beginnen. Wenn du dich nicht augenblicklich hin zur Bank verfügst und dort deine Schuhe ausziehst, so werde ich uns Gehorsam zu verschaffen wissen!«

Das war wirklich im Ernst gesprochen. Halef blinzelte ihn von der Seite an, nahm die Pistole in die linke Hand, woraus ich erriet, was folgen würde, und fragte im freundlichsten Ton:

»Wie willst du denn das anfangen?«

»So – auf diese Weise!«

Suef streckte den Arm aus, um den Hadschi an der Brust zu fassen; dieser aber holte blitzschnell aus und gab ihm eine so gewaltige Ohrfeige, daß dem Getroffenen die Pistole entfiel und er selbst in einem weiten Bogen zur Erde flog. Ehe er Zeit fand, sich aufzurichten, kniete Halef, der seine Waffe schnell in den Gürtel zurückgeschoben hatte, auf ihn und beohrfeigte ihn mit beiden Händen und mit solcher Geschwindigkeit, daß der Mann gar nicht dazu kam, ein Glied zu seiner Verteidigung zu rühren.

Habulam war von seinem Sitz aufgefahren und brüllte vor

Wut. Humun gestikuliert wie ein Rasender, wagte es aber nicht, Suf zu Hilfe zu kommen. Die Knechte und Mägde zerterten mit, ohne sich jedoch vom Platze zu rühren. Es gab einen wahren Höllenlärm, bis Halef von seinem Gegner abließ und sich erhob.

Dieser huschte nach der Stelle hin, an welcher die ihm entfallene Pistole lag; der Hadschi aber war schneller und schleuderte sie mit dem Fuß fort, so daß sie an meinem Stuhl anprallte und da liegen blieb. Suf sprang herbei, um sie aufzuraffen, und kam also in den Bereich meiner Arme. Eben als er sich bückte, legte ich ihm die Hand um das Genick und zog ihn empor. Mein Griff hatte zur Folge, daß er die Arme schlaff herabhängen ließ und ängstlich nach Luft schnappte. Osko hob die Pistole auf und steckte sie zu sich. Ich gab dem Schneider mit der Linken einen Klaps auf den Kopf und setzte ihn zu meinen Füßen auf den Boden nieder.

»Hier bleibst du sitzen, ohne dich zu rühren,« gebot ich ihm. »Sobald du Miene machst, ohne meine Erlaubnis aufzustehen, drücke ich dir deinen Schwachkopf wie ein Ei zusammen.«

Er ließ Kopf und Arme sinken und bewegte sich nicht. Die Andern tobten noch immer.

»Nimm die Peitsche, und schaffe Ruhe, Halef!«

Kaum hatte ich diese Worte gesagt, da sauste die Peitsche des Kleinen auch schon auf Habulams Rücken nieder. Der Alte war sofort still, auch Humun schwieg, und die Andern folgten augenblicklich seinem Beispiel.

»Setze dich nieder!« herrschte ich unserem Richter zu, und er gehorchte.

»Weg da von der Türe!« gebot ich dem Gesinde. »Trollt euch in jene Ecke! Dort bleibt ihr, bis ich euch erlaube, sie zu verlassen!«

Sie beeilten sich, diesem Befehl nachzukommen. Wir waren also nun rückenfrei und konnten alles und alle genau überblicken.

Es war Habulam anzusehen, daß er nicht wußte, was er sagen und wie er sich verhalten solle. Sein Blick flog zornig von Einem zum Andern. Er hatte die Hände geballt und den Mund

zusammengepreßt. Endlich öffnete er denselben, um einen Ausbruch des Zornes an mich zu richten.

»Schweig, sonst bekommst du abermals die Peitsche!« rief ich ihm zu. »Jetzt bin ich es, der zu sprechen hat. Meinst du etwa, daß wir dich hier aufgesucht haben, um uns die Fußsohlen wund schlagen zu lassen? Denkst du, daß wir Leute sind, über welche du zu Gericht sitzen kannst? Wir werden nun euch euer Urteil verkünden und es auch vollziehen. Du hast die ›Maschine des Prügelns‹ herbeiholen lassen, und wir werden uns ihrer bedienen.«

»Was fällt dir ein!« entgegnete er. »Willst du mir hier in meinem eigenen Hause – –«

»Ruhig!« unterbrach ich ihn. »Wenn ich spreche, hast du zu schweigen. Dein Haus ist eine Mördergrube, und da denkst du, daß – –«

Auch ich wurde unterbrochen. Osko stieß einen Schrei aus und warf sich auf den Pseudoschneider. Aber auch ich hatte, obgleich meine Augen auf Humun gerichtet gewesen, die Bewegung Suefs bemerkt. Dieser Bursche war wirklich ein höchst gefährliches Subjekt. Er war der Einzige, welcher es gewagt hatte, zur Waffe zu greifen. Jetzt mochte er denken, daß ich nicht acht auf ihn habe. Er war mit der rechten Hand in die Innenseite seiner Jacke gefahren und hatte ein Messer hervorgebracht. Indem er sich dann blitzschnell zu mir emporbäumte, wollte er mir die blank geschliffene Klinge in die Brust stoßen; aber es gelang ihm nicht. Osko ergriff ihn noch im rechten Augenblick bei der bewaffneten Hand, und schon hatte auch ich ihn bei der Gurgel gefaßt.

Halef kam herbei und nahm dem abermals Überwältigten das Messer aus der Hand.

»Durchsuche seine Taschen, während wir ihn halten!« sagte ich.

Er tat es und brachte ein altes Doppelterzerol, welches geladen war, verschiedene Kleinigkeiten und einen wohlgefüllten Geldbeutel hervor, den er öffnete und mir hinhielt, indem er fragte:

»Siehst du die Goldstücke? Und dieser Kerl gab sich für ei-

nen armen Menschen aus, welcher sich kümmerlich von Dorf zu Dorf schneidert! Dieses Geld ist geraubt oder gestohlen. Was tun wir damit?»

»Stecke es ihm wieder in die Tasche. Es gehört nicht uns; die Waffe aber nehmen wir ihm, damit er nicht Unheil mit derselben anrichten kann.«

Ich setzte den Wicht dann wieder zu Boden. Er knirschte mit den Zähnen. Wer und was war er eigentlich? Wir würden vor Angst zittern, wenn wir es erführen, hatte er selbst gesagt. Ich mußte ihn für uns unschädlich machen, und um das zu erreichen, brauchte ich nicht Gleiches mit Gleichem, Mord mit Mord zu vergelten. Eine empfindliche Strafe aber mußte er haben, eine Strafe, welche ihn zugleich unfähig machte, sich weiter um uns zu bekümmern.

»Halef, Osko, Omar, schnallt ihn dort auf die Bank!« lautete mein Bescheid.

Der Bursche hatte getan, als ob mein Griff nach seiner Gurgel ihm alle Fähigkeit, sich zu bewegen, geraubt habe; kaum aber waren meine Worte gesprochen, so schnellte er empor, war mit zwei Sätzen bei Habulam, riß diesem mit beiden Händen das Messer und die Pistole aus dem Gürtel, drehte sich nach mir um und rief:

»Mich anschnallen? Das ist das letzte Wort, welches du gesprochen hast!«

Er richtete die Waffe auf mich, der Hahn knackte und der Schuß krachte. Kaum fand ich Zeit, mich mit allen mir zu Gebote stehenden Kräften zur Seite zu werfen, so daß ich samt dem Stuhl um- und zu Boden stürzte. Ich war nicht getroffen worden; aber wie es sich dann herausstellte, war die Kugel zwischen Janik und Anka, welche hinter mir standen, hindurch geflogen und in die Türe gedrungen.

Wie ich es mit meinem im Gipsverband steckenden Fuß fertig gebracht habe, das weiß ich heute noch nicht; doch ich hatte kaum den Boden berührt, so schnellte ich mich in die Höhe und auf den Mörder zu, nicht mit einem Sprung, nein, ich schlug einen *Salto mortale*, ein Rad, über meine beiden Hände hinweg. Just da, wo der Wicht stand, faßte ich nach dem

weiten Schwung wieder Boden, packte den Verbrecher mit beiden Händen und riß ihn mit mir nieder.

Murad Habulam und seine Leute brachten vor Schreck kein Wort hervor; sie rührten sich nicht von der Stelle. Suef lag unter mir. Ich kniete ihm quer auf den beiden Oberschenkeln und drückte seinen Kopf nieder. Er hielt die abgeschossene Pistole, welche zum Glück nur einläufig war, noch in der Rechten, in der Linken das Messer. Dieses wäre mir jedenfalls gefährlich geworden, aber mein geistesgegenwärtiger Halef kniete bereits neben uns und hielt ihm die Hand.

»Osکو, herbei!« rief er. »Auf die Bank mit ihm, damit er kein Glied rühren kann!«

In weniger als einer Minute war Suef in der Weise, wie die Bastonnade es erfordert, an die Bank gebunden. Janik brachte den Stuhl herbei, und ich setzte mich nieder.

»Siehst du es nun ein, daß dein Haus wirklich eine Mördergrube ist, wie dir vorhin gesagt wurde?« herrschte Halef den Alten an. »Wäre unser Effendi nicht so kampfesgewohnt und geistesgegenwärtig, so läge er jetzt als Leiche hier. Aber dann würdest du sehen, was geschähe! Jetzt aber ist unsere Geduld zu Ende. Jetzt sollt ihr alle erfahren, was es heißt, auf uns zu schießen und uns vergiftete Speisen vorzulegen!«

»Davon weiß ich nichts,« behauptete der Alte.

»Schweige! Du wirst nachher an die Reihe kommen. Wir beginnen jetzt mit diesem Elenden da. Er hat uns in dieses Haus des Mordes geführt. Er hat gewußt, daß wir ermordet werden sollten. Er hat jetzt nach dir gestochen, Sihdi, und auf dich geschossen. Bestimme, was mit ihm geschehen soll! Meinst du nicht, daß er den Tod verdient hat?«

»Ja, er hat den Tod verdient. Aber wir wollen ihm das Leben lassen. Es ist ja möglich, daß er ein anderer Mensch wird. Als Anregung zur Besserung mag er die Bastonnade erhalten, welche dir zugesprochen war.«

»Wie viel Hiebe?«

»Dreißig.«

»Das ist zu wenig; ich sollte fünfzig erhalten.«

»Dreißig genügen.«

»So müssen sie aber kräftig sein. Wer soll sie ihm geben?«

»Natürlich du. Du hast dich ja darauf gefreut, Halef!«

Obgleich er sich unter Umständen sehr gern der Peitsche bediente, erwartete ich doch, daß er dieses Mandat von sich weisen werde. Ich hatte mich in dem braven Menschen nicht getäuscht, denn er sagte unter einer stolzen, wegwerfenden Armbewegung:

»Ich danke dir, Effendi! Wo es gilt, uns mit der Peitsche Achtung zu verschaffen, da bin ich bereit, aber ein Kawaß mag ich nicht sein. Die Peitsche ist ein Zeichen der Herrschaft; sie schwinde ich, aber nicht den Stock. Einen Rechtspruch zu vollziehen, ist das Amt des Henkers; ich aber bin kein solcher.«

»Du hast recht. So bestimme du selbst, wer es tun soll.«

»Das werde ich gern tun. Es ist so lieblich anzusehen, wenn Freunde und Kameraden sich Ehren erweisen. Humun ist der Verbündete des Schneiders. Er mag ihm die dreißig Hiebe als Zeichen seiner Achtung und Bruderliebe geben.«

Das war eine Bestimmung, welche meinen vollen Beifall hatte. Ich gab das durch ein Nicken zu erkennen, infolgedessen sich Halef an Humun wendete:

»Hast du gehört, was gesprochen wurde? Tritt also her, und spende deinem Genossen die Wohltat der Gerechtigkeit!«

»Das tue ich nicht!« weigerte sich der Diener.

»Das kann dein Ernst nicht sein. Ich rate dir, an dich selbst zu denken. Die dreißig werden ausgeteilt. Wenn du sie ihm nicht gibst, so bekommst du sie selbst. Das verspreche ich dir beim Bart meines Vaters. Also vorwärts! Zaudere nicht, sonst helfe ich nach!«

Humun erkannte, daß er nicht auszuweichen vermöge. Er trat an die Bank und nahm einen der Stöcke auf. Dabei war es ihm leicht anzusehen, daß er seines Amtes nicht sehr kräftig walten werde. Darum warnte ihn Halef:

»Aber ich sage dir: bei einem jeden Hieb, der mir zu schwach erscheint, bekommst du selbst die Peitsche. Nimm dich also wohl zusammen! Osko, laß dir die Peitsche des Effendi geben und stelle dich an die andere Seite dieses gutherzigen Mannes!

Sobald ich ihn meine Kurbatsche fühlen lasse, tust du es auch mit der deinigen. Das wird ihn ermuntern, sich unsere Zufriedenheit zu erwerben. Omar mag zählen und kommandieren.«

Für Humun war die Situation höchst peinlich. Er hätte seinen Genossen gern geschont, aber rechts neben ihm stand Halef, links Osko mit der Peitsche in der Hand. Er war also selbst bedroht und sah ein, daß er gehorchen müsse. Jedenfalls war es nicht das erste Mal, daß er die Bastonnade ausführte; das ersah man aus der Weise, in welcher er den Stock leicht auf die Stelle legte, welche er treffen wollte.

Suef sagte kein Wort. Bewegen konnte er sich nicht. Aber wenn die Blicke, welche er auf uns warf, Messerklingen gewesen wären, so hätte er uns durch und durch gestochen.

Murad Habulam verwendete kein Auge von der Szene. Seine Lippen bebten. Von Augenblick zu Augenblick schien es, als ob er sprechen wollte, aber er bezwang sich. Doch als Humun zum ersten Hieb ausholte, vermochte er nicht länger zu schweigen; er rief:

»Halt ein! Ich befehle es!«

»Kein Wort!« rief ich ihm zu. »Ich will gnädiger mit euch verfahren, als ihr es mit uns vorhattet; aber sprichst du noch ein Wort ohne meine Erlaubnis, so führe ich dich nach Uskub und übergebe dich dem Richter. Wir können beweisen, daß du uns nach dem Leben getrachtet hast, und wenn du meinst, daß nach unserer Entfernung dich die Richter dieses Landes laufen lassen werden, so mache ich dich darauf aufmerksam, daß sich in Uskub mehrere Balioslar {Konsuln} des Abendlandes befinden, welche die Macht haben, die strengste Strafe für dich zu erwirken. Bist du also klug, so schweige!«

Er fiel in sich zusammen. Er kannte die Macht der erwähnten Beamten und fürchtete sie; darum sagte er von nun an kein Wort mehr.

Suef erhielt seine dreißig Hiebe. Er biß die Zähne zusammen und gab keinen Laut von sich, das Knirschen seines Gebisses abgerechnet. Sobald Humun den ersten blutigen Striemen sah, schien er gar nicht mehr daran zu denken, daß er hatte Rücksicht üben wollen. Er schlug so kräftig zu, daß ich ihm fast Ein-

halt getan hätte. Es gibt eben Menschen, denen beim Anblick des Blutes erst die Blutgierde kommt. Wilde scheinen sogar be-rauscht davon zu werden.

Ich hatte gleich beim ersten Schlag die Augen geschlossen. Es ist nichts weniger als ein Vergnügen, einer solchen Exe-kution beizuwohnen; aber ich bildete mir einmal ein, es der Gerechtigkeit, der Rücksicht auf uns und unsere Nebenmen-schen schuldig zu sein, hier keine Gnade walten zu lassen, und die Folge zeigte, daß Suef diese Züchtigung viel, viel mehr als reichlich verdient hatte.

Er hatte keinen Laut hören lassen; aber als der letzte Hieb gefallen war, schrie er:

»Raki, raki tabanlar üzerinde dökyn, tschapuk, tschapuk – gießt Raki, Raki auf die Sohlen, schnell, schnell!«

Jetzt wagte Habulam zu sprechen. Er befahl Anka, Raki zu holen. Sie brachte eine ganze Flasche voll. Humun ergriff die-selbe und steckte zunächst dem Gezüchtigten den Hals dersel-ben in den Mund. Suef tat einige Züge, und dann wurde ihm die scharfe Flüssigkeit in die Wunden gegossen. Er ließ nichts als ein schmerzliches Zischen hören. Dieser Mensch mußte Nerven von Eisendraht besitzen. Oder hatte er die Bastonnade bereits früher so oft erhalten, daß seine Natur an den Genuß derselben gewöhnt war? –

Er wurde losgebunden und kroch zu Habulam. Dort zog er die Füße an sich und steckte den Kopf zwischen die Knie, uns verächtlich den Rücken zukehrend.

»Effendi, der ist abgefertigt,« meldete Halef. »Wer kommt nun an die Reihe?«

»Humun,« antwortete ich kurz.

»Wie viel?«

»Zwanzig.«

»Von wem?«

»Das überlasse ich dir, zu bestimmen.«

»Murad Habulam!«

Der Hadschi machte seine Sache vortrefflich. Dadurch, daß einer der Schurken den andern schlagen mußte, säete er Haß und Rache unter sie. Habulam weigerte sich:

»Humun ist stets ein treuer Diener gewesen; wie kann ich ihn schlagen!«

»Eben weil er dir so treu gedient hat, sollst du ihm diesen handgreiflichen Beweis deiner Zufriedenheit geben,« erwiderte Halef.

»Ich lasse mich nicht zwingen!«

»Wenn er ihm nicht die zwanzig geben will,« entschied ich, »so erhält er selbst vierzig.«

Das wirkte. Der Diener sträubte sich, als er auf die Bank gebunden wurde, aber es nützte ihm nichts. Sein Herr stand auf und griff zögernd zu dem Stock; doch die beiden Peitschen stärkten seinen Arm, so daß die Streiche ihr volles Gewicht bekamen.

Humun ertrug die Züchtigung nicht so männlich wie Suef. Er schrie bei jedem Hieb; aber ich bemerkte, daß die Dienstboten einander befriedigt zunickten und mich mit fast dankbaren Augen anschauten. Er war der Lieblingsdiener des Herrn und mochte die andern wohl gequält haben.

Auch er ließ sich Brantwein in die Wunden träufeln und schob sich dann in die nächste Ecke, wo er sich eng zusammenkauerte.

»Und wer kommt nun?« fragte Halef.

»Murad Habulam,« lautete meine Antwort.

Der Genannte stand noch neben der Bank, mit dem Stock in der Hand. Er sprang vor Schreck einige Schritte zurück und schrie:

»Was? Wie? Auch ich soll die Bastonnade erhalten?«

»Natürlich!« nickte ich, obgleich ich es ganz anders mit ihm vorhatte.

»Dazu hat kein Mensch ein Recht!«

»Du irrst. Ich bin es, der dieses Recht hat. Ich weiß alles. Hast du nicht dein Haus dazu geöffnet, daß wir in demselben ermordet werden sollten?«

»Das ist eine große Lüge!«

»Ist nicht dein Bruder Manach el Barscha, welcher das Amt eines Steuereintnehmers in Uskub bekleidete, dann aber abge-

setzt wurde, gestern früh bei dir gewesen und hat dir unsere Ankunft und auch diejenige seiner Gefährten gemeldet?«

»Das mußt du geträumt haben; ich habe gar keinen Bruder!«

»So habe ich wohl auch geträumt, daß du mit ihm besprochen hast, wir sollten in den Turm zu dem Geist der alten Mutter einquartiert werden, und dein Diener Humun hat den Geist spielen sollen?«

»Herr, du erzählst mir da lauter unbekannte Dinge!«

»Aber Humun kennt diese Dinge, wie ich an dem erstaunten Blick sehe, den er mir soeben zuwirft. Er wundert sich darüber, daß ich dieses Geheimnis kenne. Der Plan mit dem Gespenst ist nicht ausführbar gewesen, und so seid ihr auf den Gedanken gekommen, den Turm zu besteigen und uns zu ermorden.«

»Allah, Allah! Bist du bei Sinnen?«

»Die beiden Aladschy sollten mich töten; Barud el Amasat wollte Osko ermorden, weil wegen der Entführung von Sinitza eine Rache zwischen ihnen schwebt. Dein Bruder Manach nahm Halef auf sich, und Humun erklärte sich bereit, Omar umzubringen. Der Miridit trat zurück, weil er Friede mit mir geschlossen und mir den Czakan gegeben hatte, welchen du hier in meinem Gürtel siehst.«

»Allah akbar! Er weiß alles! Sein böser Blick hat es ihm gesagt!« murmelte Humun erschrocken.

»Nein, nein, er weiß nichts, gar nichts!« rief Habulam. »Ich kenne keinen von allen den Männern, deren Namen du soeben genannt hast, Herr.«

»Sie waren mit dir oben auf dem Turm, und vorher befandet ihr euch alle, neun Männer, im Innern der hohlen Feime, welche in der Nähe des Turmes steht.«

»Bei mir gibt es keine hohle Feime!«

»So will ich sie dir zeigen und dir sagen, daß ich selbst zwischen die Getreidebündel gekrochen bin und euch gesehen und belauscht habe. Ich habe jedes Wort gehört, jedes Wort!«

Er fuhr zurück und starrte mich ganz erschrocken an.

»Hat der Miridit nicht das Messer gegen den alten Mübarek gezückt, bevor er sich entfernte?«

»Ich – ich – ich weiß von nichts!« stammelte er.

»Nun, so wollen wir einmal diesen Suef fragen; vielleicht weiß er es. Und wenn er nicht antwortet, so mögen ihm noch weitere dreißig die Zunge lösen.«

Da drehte sich der Genannte nach mir um, fletschte die Zähne wie ein wildes Tier, schoß einen grimmigen Blick auf mich und zischte:

»Hund! Was mache ich mir aus dir und aus der Bastonnade! Hast du mich etwa wimmern hören? Meinst du, daß ich mich so vor dir fürchte, daß ich nur durch Prügel gezwungen werden kann, dir die Wahrheit zu sagen?«

»So sage sie, wenn du wirklich Mut hast!«

»Ja, ich habe Mut. Es ist genau so, wie du sagst: wir haben dich töten wollen. Es ist uns nicht gelungen; aber – bei Allah! – du wirst nicht weit kommen, so werden eure Leichen von den Krähen gefressen!«

»Er redet irre; er redet irre!« schrie Habulam. »Der Schmerz der Bastonnade hat ihm den Verstand genommen!«

»Feigling!« knirschte Suef.

»Sihdi, frage doch auch Humun einmal,« sagte Halef. »Wenn er nicht sprechen will, geben wir ihm noch zwanzig auf die Sohlen.«

Er trat zu dem Diener und faßte ihn am Arme.

»Laß mich, du Hadschi des Teufels! Ich gestehe alles, alles!« schrie Humun.

»Ist es so, wie der Effendi sagte?«

»Ja, ja, ganz genau!«

»Auch er ist vor Schmerzen unsinnig geworden!« rief Habulam.

»Nun,« sagte ich, »so will ich dir zwei weitere Zeugen bringen. Janik, sage der Wahrheit gemäß, ob Habulam unschuldig ist?«

»Er wollte euch ermorden,« antwortete der Knecht.

»Schurke!« schrie Habulam. »Du erwartest Strafe von mir für deinen Ungehorsam; darum willst du dich rächen!«

»Anka,« fuhr ich fort, »sahst du nicht, daß dein Herr Rattenpulver in die Eierspeise tat?«

»Ja«, antwortete sie, »ich habe es ganz genau gesehen.«

»O Allah, welche Lüge! Herr, ich schwöre beim Propheten und bei allen frommen Kalifen, daß ich vollständig unschuldig bin!«

»So hast du jetzt einen gräßlichen Meineid geschworen, der dich – –«

Ich wurde unterbrochen. Daß Habulam den Namen des Propheten und das Andenken der Kalifen durch einen solchen falschen Schwur entweihte, dies ergrimmte die anwesenden Muhammedaner auf das höchste. Halef griff nach seiner Peitsche; ein zorniges Murmeln ging durch den Raum. Humun hatte sich auf seine wunden Füße erhoben, kam herbei gewankt, spuckte seinem Herrn in das Gesicht und sagte:

»Hajde – pfui! Sei verflucht in alle Ewigkeit! Deine Feigheit bringt dich in die Dschehenna! Ich habe einem Herrn gedient, den Allah versenken wird in die tiefste Tiefe der Verdammnis. Ich verlasse dich. Vorher aber rechnen wir ab!«

Und da stand auch bereits Suf neben dem Alten, spuckte ihn ebenso an und rief:

»Schande über dich und über die Tage deines Alters! Deine Seele sei verloren und dein Gedächtnis ausgerottet bei allen Gläubigen! Ich habe keinen Teil mehr an dir!«

Beide wankten wieder an ihre Plätze zurück. Sie nahmen einen Mord mit Leichtigkeit auf ihr Gewissen, aber eine Lästung des Propheten und seiner Nachfolger empörte ihr ganzes Wesen.

Habulam stand da, als hätte ihn der Schlag gerührt. Er hielt beide Hände an die Stirn. Dann warf er plötzlich die Arme in die Luft und rief:

»Allah, Allah, ich habe gefehlt! Aber ich mache den Fehler wieder gut. Ich gestehe ein, daß ihr habt ermordet werden sollen und daß ich Gift in die Speise getan!«

»Allah il Allah, Muhammed rassuhl Allah!« ertönte es rundum.

Und Halef trat zu ihm, legte ihm die Hand schwer auf die Achsel und sagte:

»Das ist dein Glück, daß du den Schwur widerrufst! Mein Effendi hätte es mir nicht erlaubt, aber ich schwöre es dir beim Bart des Propheten, daß die Sonne deines Lebens untergegangen wäre, bevor ich dieses dein Haus verlassen hätte! Also du bist deiner Schuld geständig?«

»Ja.«

»So magst du auch die Strafe erleiden, welche wir dir auferlegen. Effendi, wie viel Streiche soll er empfangen?« fragte Halef.

»Hundert,« antwortete ich.

»Hundert!« kreischte der Alte. »Das überlebe ich nicht!«

»Das ist deine Sache! Du bekommst hundert Streiche auf die Sohlen!«

Er brach fast zusammen. Ich sah seine Kniee schlottern. Er war ein großer Bösewicht und ein noch größerer Feigling.

»Sei barmherzig!« wimmerte er. »Allah wird es dir vergelten!«

»Nein, Allah würde mir zürnen, wenn ich in solcher Weise gegen seine Gesetze handelte. Und was würden Suef und Humun sagen, wenn ich dir die Strafe schenkte, während sie die ihrige erdulden mußten!«

»Zur Bastonnade mit ihm!« rief Suef.

»Er bekomme die Hundert!« stimmte Humun ein.

»Da hörst du es!« meinte Halef. »Allah will es, und wir wollen es auch. Komm also her! Lege die Länge deiner Glieder auf die Bank, damit wir dich anbinden.«

Er faßte ihn beim Arme, um ihn niederzuziehen. Der schreckliche Alte krümmte sich wie ein Wurm und wimmerte wie ein Kind. Ich winkte Osko und Omar. Sie faßten mit an und drückten ihn auf die Bank.

»Haltet ein, haltet ein!« schrie er. »Ich muß ja daran zu Grunde gehen! Wenn ich sterbe, so wird euch mein Geist erscheinen und euch nimmermehr Ruhe lassen!«

»Sage deinem Geist, daß er es unterlassen möge!« versetzte

Halef. »Wenn er sich bei mir sehen ließe, würde er es bitter empfinden!«

Er wurde trotz seines Sträubens festgebunden. Seine nackten, knöchernen Füße krümmten sich, als ob sie jetzt schon die zu erwartenden Schmerzen fühlten.

»Wer nimmt den Stock?« fragte Halef.

»Du selbst,« antwortete ich.

Er wollte widersprechen, aber ich winkte ihm Schweigen zu, und er verstand mich.

»Freue dich, Murad Habulam,« sagte er, indem er nach dem Stock griff; »freue dich, daß ich es bin, welcher dir die Wohltat der Strafe reicht. Die hundert werden so sein, als ob es tausend wären. Das wird einen großen Teil deiner Sünden von deiner Seele nehmen.«

»Barmherzigkeit! Gnade!« flehte der Alte. »Ich will die Streiche bezahlen.«

»Bezahlen?« lachte Halef. »Du scherzest! Der Geiz ist dein Großvater, und die Habsucht ist die Mutter deiner Vorfahren.«

»Nein, nein! Ich bin nicht geizig; ich bezahle alles, alles!«

»Das wird der Effendi nicht gestatten; aber ich möchte doch gern wissen, wie viel du geben würdest, um den Hieben zu entkommen.«

»Ich gebe euch gern für jeden Hieb einen ganzen Piaster.«

»Also hundert Piaster? Bist du verrückt? Uns macht es für zehntausend Piaster Vergnügen und dir für zwanzigtausend Piaster Schmerzen, wenn du die Bastonnade bekommst; das sind zusammen dreißigtausend. Und du bietest uns hundert! Schäme dich!«

»Ich gebe zweihundert!«

»Schweige! Ich habe keine Zeit, die Worte deines Geizes anzuhören. Ich muß beginnen.«

Er stellte sich vor die nach oben gerichteten Füße des Alten, tat, als ob er mit dem Stock auf die zu treffende Stelle ziele, und holte scheinbar zum Schlage aus.

»Allahy sewersin, döjme – um Gottes willen, schlage nicht!« stöhnte Habulam. »Ich gebe mehr! Ich gebe viel, viel mehr!«

Gewiß war die Situation, ja die ganze Prügelei kein ästhetischer Vorgang, und ich gestehe auch, daß ich ihr nicht etwa mit Erbauung beiwohnte; aber ich möchte doch die Leser bitten, nicht etwa von Unchristlichkeit oder gar von Roheit zu sprechen. Zugegeben, daß die Handlung nicht eine würdige genannt werden konnte; doch hatte sie ihre volle Berechtigung.

Wir befanden uns nicht in einem zivilisierten Lande; wir hatten es mit Menschen zu tun, welche die beklagenswerten Zustände Halbasiens gewohnt waren. Vor allen Dingen ist zu bedenken, daß diese Leute Mitglieder einer weit verbreiteten und höchst gefährlichen Verbrecherbande waren, deren Vorhandensein nur auf der Verdorbenheit der dortigen Zustände fußte. In Konstantinopel sogar und von dort an bis hierher nach Kilissely hatten wir es mit Subjekten zu tun gehabt, denen weder Eigentum, noch Leben ihrer Mitmenschen heilig war. Wir hatten in fortgesetzter Todesgefahr gestanden, und noch jetzt schwebte in jedem Augenblick das Verderben drohend über uns. Man hatte uns in wohlüberlegter und raffinierter Weise in dieses Haus gelockt, um uns umzubringen. Man hatte uns vergiften und – als das nicht gelungen war – erwürgen wollen; es war nach mir gestochen und geschossen worden. War es ein Wunder, daß sich unser Vier, die wir uns zu jeder Minute, des Tages und der Nacht, auf dem *Qui vive* befanden, eine ganz bedeutende Erbitterung bemächtigt hatte? Nach den gegebenen Umständen mußten wir auf die Hilfe der Behörde verzichten; wir waren ganz auf uns selbst angewiesen. Welche Strafe deckte sich mit den gegen uns gerichteten Anschlägen? War es etwa grausam oder gar blutdürstig, diesen gott- und gewissenlosen Schurken, welche sich in unserer Hand befanden, einige Hiebe geben zu lassen? Gewiß nicht! Ich bin vielmehr der Überzeugung, daß wir nur allzu mild und nachsichtig handelten.

Daß dem alten Habulam jetzt einige Minuten der Qual bereitet wurden, wer will uns daraufhin verdammen? Ich verfolgte einen guten Zweck dabei. Mag man von Nötigung, von Erpressung oder von anderem reden, mag man immerhin sa-

gen, daß ich nach dem heimatlichen Gesetzbuch strafbar gewesen sei: – wir befanden uns eben nicht in Deutschland; wir hatten mit den gegebenen Verhältnissen zu rechnen, und ich bin bis heute noch nicht dazu gelangt, mir über mein damaliges Verhalten Vorwürfe zu machen. –

»Mehr willst du geben?« fragte Halef. »Wie viel denn?«

»Ich zahle dreihundert – –« und da der Hadschi abermals ausholte, fügte er schnell hinzu – – »vierhundert, fünfhundert Piaster! Ich habe nicht mehr als fünfhundert.«

»Nun,« meinte der Hadschi, »wenn du nicht mehr hast, so muß du eben die Gabe des Zornes hinnehmen. Wir sind freilich reicher als du. Wir haben so viel Hiebe übrig, daß wir ganz Kilissely damit beschenken könnten. Um dir das zu beweisen, werden wir großmütig sein und dir noch fünfzig zulegen, so daß du also hundertfünfzig erhalten wirst. Ich hoffe, daß dein dankbares Herz diese unsere Freigebigkeit anerkennen wird.«

»Nein, nein, ich mag nicht hundertfünfzig! Ich mag ja nicht einmal die hundert haben!«

»Sie sind dir aber zugesprochen, und da du als ein solcher armer Mann nur fünfhundert Piaster übrig hast, so ist an unserem Urteil nichts zu ändern. Omar, komm her, und zähle wieder! Ich will endlich beginnen.«

Er holte aus und gab dem Alten den ersten Hieb auf den rechten Fuß.

»Allah kerihm!« schrie Habulam gellend. »Ich bezahle sechshundert Piaster!«

»Zwei!« kommandierte Omar.

Der Hieb fiel auf den linken Fuß des Alten.

»Halt ein, halt ein! Ich gebe achthundert, neunhundert, tausend Piaster!«

Halef warf mir einen fragenden Blick zu, und als ich nickte, senkte er den bereits wieder erhobenen Stock und sagte:

»Tausend? – Herr, wie lautet dein Befehl?«

»Das wird auf Habulam ankommen,« antwortete ich. »Es fragt sich, ob er die tausend Piaster bar daliegen hat.«

»Ich habe sie! Sie liegen da!« erklärte der Alte.

»So können wir uns die Sache überlegen.«

»Was gibt es da zu überlegen? Ihr bekommt das Geld und könnt davon dann in Freuden leben.«

»Du irrst. Wenn ich überhaupt die Gnade walten lasse, dir die Strafe gegen die Summe zu erlassen, so sind die tausend Piaster für die Armen bestimmt.«

»Tut damit, was ihr wollt; nur laßt mich los!«

»Um der Leute willen, für welche das Geld bestimmt ist, würde ich mich vielleicht bereit finden lassen; vorausgesetzt, daß du noch auf eine andere Bedingung eingehst.«

»Noch eine Bedingung? O Allah, Allah, Allah! Wollt ihr noch mehr Geld haben?«

»Nein. Ich verlange nur, daß du Janik und Anka sofort aus deinem Dienst entlässest.«

»Gern, gern! – Sie mögen laufen!«

»Du wirst ihnen ihren Lohn sofort und ohne allen Abzug auszahlen!«

»Ja, sie sollen alles erhalten.«

»Und sowohl ihm als auch ihr ein gutes, schriftliches Zeugnis geben!«

»Auch das.«

»Schön! Sie werden dein Haus gleich mit mir verlassen. Zu Fuß zu gehen, ist für sie bis in die Gegend von Uskub zu weit. Sie werden sich zudem mit den Sachen, die ihnen gehören, zu belasten haben; darum wünsche ich, daß sie mit dem Wagen fahren, welcher unten im Schuppen steht.«

»Wai sana! Das fällt mir nicht ein!«

»Ganz nach deinem Belieben. Halef, fahre fort! Es kommt der dritte Hieb.«

»Halt, halt!« kreischte der Alte, als er sah, daß Halef ausholte. »Es ist doch unmöglich, ihnen den Wagen zu geben!«

»Warum?«

»Sie würden mir ihn nicht zurückgeben.«

»Janik und Anka sind ehrliche Leute. Übrigens kannst du sie ja durch die Behörde zur Zurückgabe zwingen lassen.«

»Aber Uskub ist zu weit von hier!«

»Sagtest du nicht, daß sich dein Weib jetzt dort befinde?«

Er sträubte sich zwar noch eine Weile, endlich aber willigte

er ein, daß Janik und Anka auf seinem Wagen und mit seinem Pferd bis Uskub fahren dürften, wo das Gefährt seiner Frau übergeben werden sollte.

»Jetzt aber sind wir doch wohl fertig?« fragte er mit einem tiefen Seufzer.

»Noch nicht. Du wirst mir auch ein schriftliches Geständnis dessen, was du mit uns vorhattest, unterschreiben.«

»Was willst du mit dieser Schrift tun?«

»Ich übergebe sie Janik. Sobald du dich ihm feindlich zeigst, wird er sie dem Richter überreichen.«

»Das ist mir zu gefährlich!«

»Halef, nimm den Stock!«

»Warte noch!« rief der Alte. »Du mußt doch bedenken, daß er sich dieser Schrift gegen mich bedienen kann, auch wenn ich gar nichts gegen ihn unternehme!«

»Und du mußt bedenken,« entgegnete ich, »daß sie eigentlich gar keine Steigerung der Gefahr für dich enthält. Alle deine Dienstboten, welche hier stehen, haben euer Geständnis vernommen. Sie wissen, was geschehen ist, und bald werden alle Bewohner dieser Gegend erfahren, daß wir ermordet werden sollten, und daß du ein Giftmischer bist. Du wirst von den Leuten verachtet und gemieden werden. Eben dieser Umstand hat mich zu meinem milden Verfahren veranlaßt. Du wirst bestraft sein, ohne daß ich die Vergeltung übe. Diese Strafe kann durch die Schrift, um welche es sich handelt, weder beschleunigt noch erhöht werden. Also besinne dich nicht lange; ich habe keine Zeit.«

Halef gab dieser Aufforderung Nachdruck, indem er die Sohle des Alten mit dem Stock berührte, als ob er zielen wolle. Das wirkte.

»Du sollst die Schrift haben,« erklärte Habulam. »Bindet mich los.«

Es geschah, und er ward nun in Begleitung Halefs und Oskos in seine Wohnung geschickt, um das Geld und die Schreibmaterialien zu holen.

Er humpelte langsam hinaus, und seine zwei Wächter gingen mit. Die an der Hinterwand stehenden Knechte und Mägde

flüsterten miteinander. Dann kam einer der Burschen herbei und sagte:

»Effendi, wir wollen nicht mehr bei Habulam bleiben; er aber wird es nicht freiwillig zugeben, und so möchten wir dich ersuchen, ihn dazu zu zwingen.«

»Das kann ich nicht.«

»Du hast es doch für Janik und Anka getan!«

»Ihnen war ich Dank schuldig. Sie haben uns das Leben gerettet. Ihr aber seid mit den Mördern in gutem Einvernehmen gewesen.«

»Das ist nicht wahr, Effendi!«

»Habt ihr nicht ihre Pferde bewacht?«

»Ja; aber wir haben den ganzen Abend und die ganze Nacht im strömenden Regen gestanden und erwarteten eine Belohnung; aber als diese Leute aufbrachen, waren sie sehr zornig und haben unsere Dienste mit Schlägen belohnt.«

»Wann sind sie fortgeritten?«

»Als kaum der Morgen graute.«

»Welche Richtung schlugen sie ein?«

»Sie ritten nach der Uskuber Straße.«

»Wo standen ihre Pferde?«

»Außerhalb des Dorfes, bei den Aiwa aghadschylar {Quitzenbäume}.«

»Wenn du mich hinführst, werde ich versuchen, eure Entlassung zu ermöglichen.«

»So tue ich es gern.«

Jetzt kehrte Habulam mit den beiden Wächtern zurück. Omar trug Papier, Tinte und Feder. Halef trat mit einem Beutel auf mich zu und sagte:

»Hier sind die tausend Piaster, Sihdi. Ich habe sie genau nachgezählt.«

Ich steckte den Beutel ein.

Habulam war zu Janik und Anka gehinkt. Er gab beiden ihr Geld und sagte dabei in grimmigem Ton:

»Hebt euch von dannen, und gebt den Wagen ehrlich in Uskub ab. Ich aber werde täglich beten, daß Allah eure Ehe mit Unglück und Zwietracht schlagen möge.«

Diese Worte erregten den Zorn Janiks. Er steckte sein Geld ein und antwortete:

»Du beleidigst uns, und doch bist du ein Bösewicht, wie es wohl keinen zweiten mehr gibt. Diesmal bist du dem Henker entschlüpft, weil der Effendi ein Christ ist und Gnade walten ließ. Aber es wird bald die Stunde kommen, in welcher eure ganze Räuberbande der verdienten Strafe verfallen wird. Eure Stunden sind gezählt, denn euer Anführer wird der Tapferkeit des Effendi erliegen.«

»Er mag ihn suchen!« höhnte der Alte.

»O, er wird ihn finden; er weiß ja, wo er steckt!«

»Ah, weiß er das wirklich?«

»Denkst du, es sei uns nicht bekannt? Ich selbst werde mit nach Karanorman-Khan gehen, um dem Effendi beizustehen.«

Da war das Wort heraus! Ich hatte dem Unvorsichtigen gewinkt – er sah es nicht. Ich wollte ihn unterbrechen, aber er sprach in seinem Eifer so schnell, daß ich meine Absicht nicht erreichte. Ich wollte doch nicht wissen lassen, daß mir der Ort bekannt sei.

Habulam horchte auf. Sein Gesicht nahm den Ausdruck der Spannung an.

»Kara-nor-man-Khan!« rief er, indem er die beiden Silben »norman« besonders betonte. »Was ist das für ein Ort?«

»Ein Ort bei Weicza, an welchem sich euer Führer aufhält.«

»Kara-norman-Khan! Ah, das ist sehr gut! Was sagst du dazu, Suef?«

Dabei stieß er ein höhnisches Gelächter aus.

Der angebliche Schneider hatte sich umgedreht, als er den Namen hörte, und Janik forschend in das Gesicht gesehen. Auf die Frage Habulams lachte auch er laut auf und antwortete:

»Ja, das ist herrlich! Sie mögen hingehen und ihn suchen. Ich möchte dabei sein, um zu sehen, was für Gesichter sie schneiden, wenn sie den Anführer dort finden.«

Dieses Verhalten überraschte mich. Ich hatte erwartet, daß sie erschrecken würden, und nun höhnten sie. Es war ihnen anzusehen und anzuhören, daß sie sich nicht verstellten. Ich

wußte in diesem Augenblick mit Sicherheit, daß sich der Anführer nicht in Karanorman-Khan befand.

Aber ich hatte doch auf dem Zettel gelesen, daß Barud el Amasat an diesen Ort bestellt worden sei. Oder gab es einen Ort, dessen Namen ähnlich lautete?

Doch dieser Gedanke konnte jetzt nicht weiter verfolgt werden. Ich hatte zu schreiben. Das tat ich in orientalischer Weise, nämlich auf dem Knie. Die Andern verhielten sich still, um mich nicht irre zu machen.

Murad Habulam hatte sich neben Suf niedergesetzt, und beide flüsterten miteinander, und ich bemerkte, wenn ich zuweilen halb aufblickte, daß sie mit schadenfrohem Ausdruck auf uns sahen. Endlich kicherten sie gar miteinander. Diese Frechheit ärgerte mich.

»Gehe hinab, und spanne das Pferd an den Wagen,« gebot ich Janik. »Ladet eure Sachen auf. Wir werden in kurzer Zeit aufbrechen.«

»Soll ich unsere Pferde vorführen?« fragte auch Halef.

»Noch nicht. Aber begib dich noch einmal nach dem Turm. Ich habe bemerkt, daß dort von der vergifteten Eierspeise noch Brocken liegen, welche wir den Sperlingen vorwarfen. Sammle sie behutsam; vielleicht brauchen wir sie noch.«

Der kleine, scharfsinnige Hadschi beeilte sich, mir sofort zu bemerken:

»Ich habe auch noch die Düte mit dem Rattengift in der Tasche, welche wir unserm guten Wirt Habulam abnahmen.«

»Das ist sehr gut. Habulam scheint sich über uns lustig zu machen; ich werde dafür sorgen, daß er ernster wird.«

Halef, Janik und Anka entfernten sich. Der Erstere kehrte zurück, als ich eben die Schreiberei beendet hatte. Er brachte eine Sammlung größerer und kleinerer Brocken, welche zu einer chemischen Untersuchung mehr als ausreichten.

»Effendi, was willst du mit diesen Dingen tun?« fragte Habulam in besorgtem Ton.

»Ich werde sie in Uskub dem Apotheker der Polizei vorlegen, um bestimmen zu lassen, daß von dem Inhalt der Giftdüte in die Eierspeise getan worden ist.«

»Das hat aber doch gar keinen Zweck?«

»Einen bedeutenden sogar; ich will deiner Lustigkeit einen Dämpfer aufsetzen.«

»Wir haben nicht gelacht!«

»Lüge nicht! – Du machst die Sache damit nur schlimmer.«

»Wir mußten über dieses Karanorman-Khan lachen.«

»Warum?«

»Weil wir es gar nicht kennen.«

»Ist das denn gar so lächerlich?«

»Nein; aber Janik sprach von einem Hauptmann, von welchem wir nicht das mindeste wissen, und der Ort Karanorman-Khan kümmert uns noch weniger.«

»So? Ihr wißt wirklich nichts von dem Schut?«

»Nein,« antwortete er, obgleich ich wohl bemerkte, daß er erschrak, als ich den Namen nannte. »Ich kenne weder ihn, noch den Ort, von welchem ihr redet.«

»Kennst du auch keinen Ort, welcher ähnlich heißt?«

Ich blickte ihn scharf an. Er schluckte und schluckte, senkte den Blick zu Boden und antwortete:

»Nein, ich kenne keinen.«

»Sieh, ich merke es dir wieder an, daß du lügst. Du kannst dich nicht so gut verstellen, wie es nötig wäre, um mich zu täuschen. Wir wollen doch einmal sehen!«

Ich zog meine Brieftasche hervor. In einem Fach derselben steckte der Zettel, welchen Hamd el Amasat an seinen Bruder Barud el Amasat geschrieben hatte und der in meine Hände gefallen war. Ich nahm ihn heraus und betrachtete ihn auf das genaueste.

Darauf hin, daß das Wort Karanorman-Khan undeutlich geschrieben sein könne, hatte ich ihn noch nicht angesehen und darum hatte ich stets geglaubt, es richtig gelesen zu haben. Jetzt war mein Blick kaum auf die betreffende Silbe gefallen, so wußte ich, woran ich war.

Die arabische Schrift hat nämlich keine Buchstaben für die Vokale; diese werden vielmehr durch die sogenannten Hareket {Lesebogen} bezeichnet. Das sind Striche oder Häkchen, welche über oder unter den betreffenden Konsonanten gesetzt

werden. So bedeutet zum Beispiel ein kleiner Strich (–), welcher Üstün oder Esre genannt wird, a oder e, wenn er über dem Buchstaben steht. Steht er aber unter demselben, so gilt er für y oder i. Das sogenannte Ötürü, ein Häkchen in folgender Gestalt', steht über dem Buchstaben und bedeutet o und u oder ö und ü. Es kann also, zumal bei undeutlicher Schrift, leicht eine Verwechslung vorkommen. Das war auch mir beim Lesen des Zettels geschehen.

Ich hatte nämlich eine kleine schwarze Stelle in der Papiermasse für ein Ötürü gehalten und einen Strich unter dem Buchstaben ganz übersehen, weil er beim Schreiben so winzig ausgefallen war, daß er kaum bemerkt werden konnte. Es war also nicht o, sondern i zu lesen, nämlich in ›nir‹, der dritten Silbe des Wortes.

Und sodann hatte der Schreiber den Anfangsbuchstaben der vierten Silbe so undeutlich gesetzt, daß die Richtung der Schleife nicht genau zu bestimmen war. Aus diesem Grund hatte ich m für w gelesen. Es mußten diese beiden Silben also ›nirwan‹ anstatt norman lauten, und der Name hieß folglich Karanirwan-Khan.

Als ich von dem Zettel aufblickte, bemerkte ich zu meiner Überraschung, daß Habulam seine Augen mit gierigem Blick auf denselben gerichtet hielt.

»Was hast du da, Herr?« fragte er.

»Einen Zettel, wie du siehst.«

»Was steht darauf?«

»Eben der Name Karanorman-Khan.«

»Laß mich ihn einmal betrachten!«

Kannte er Hamd el Amasat? War er in das Geheimnis, welchem wir nachforschten, eingeweiht? Dann lag es wohl gar in seiner Absicht, den Zettel zu vernichten. Doch nein, das hätte ja gar nichts gefruchtet, da ich den Inhalt kannte.

Es schien mir vielmehr geraten zu sein, ihm den Zettel zu geben. Wenn ich ihn dabei scharf beobachtete, wurde es vielleicht möglich, aus seinem Verhalten Schlüsse zu ziehen.

»Hier hast du ihn,« sagte ich. »Aber verliere ihn nicht; ich brauche ihn noch.«

Er nahm das Papierstückchen und betrachtete es. Ich sah, daß er erbleichte. Zugleich hörte ich ein leises, aber sehr bezeichnendes Räuspern Halefs. Er wollte meine Aufmerksamkeit auf sich lenken. Ich sah ihn schnell an, und er winkte mit den Augenlidern fast unmerklich nach Suef hin. Als ich nun den Blick rasch und verstohlen nach jenem richtete, sah ich, daß er sich halb auf das eine Knie erhoben hatte und den Hals ausstreckte. Seine Augen waren auf Habulam gerichtet und sein Gesicht zeigte den Ausdruck der gierigsten Spannung, sich keine Silbe von dem entgehen zu lassen, was gesprochen wurde.

Da ward es mir klar, daß diese beiden von diesem Zettel mehr wußten, als ich hatte ahnen können, und jetzt war es mir leid, daß ich von meiner schleunigen Abreise gesprochen hatte. Hätte ich noch bleiben können, so wäre es mir vielleicht möglich gewesen, sie auf irgend eine Weise auszuforschen. Leider aber war das nun nicht rückgängig zu machen.

Mittlerweile hatte Habulam sich gefaßt. Er schüttelte den Kopf und sagte:

»Wer soll das lesen können? Ich nicht! Das ist ja gar keine Sprache.«

»O doch!« antwortete ich.

»Ja, Silben sind da, aber sie geben doch keine Worte!«

»Man muß sie anders zusammenstellen; dann kommt ein ganz deutlicher Satz zum Vorschein.«

»Kannst du das?«

»Gewiß.«

»So tue es doch einmal!«

»Du scheinst dich sehr für diese Zeilen zu interessieren?«

»Weil ich denke, sie können gar nicht gelesen werden, und du behauptest doch das Gegenteil. Stelle die Silben richtig zusammen und lies sie mir vor.«

Den Blick verstohlen, aber scharf auf ihn und Suef richtend, erklärte ich:

»Die Worte lauten in ihrer richtigen Vereinigung: ›*In pripeh beste la karanorman chan ali sa panajir menelikde.*‹ Verstehst du das?«

»Nur einige Worte.«

Ich hatte deutlich gesehen, daß es blitzschnell über sein Gesicht zuckte. Suef war wie erschrocken in seine vorige kauernde Stellung zurückgesunken. Ich wußte nun, woran ich war, und sagte:

»Es ist ein Gemisch von Türkisch, Serbisch und Rumänisch.«

»Aber zu welchem Zweck denn? Warum hat der Schreiber sich nicht einer einzigen Sprache bedient?«

»Weil der Inhalt dieses Zettels nicht für jedermann bestimmt ist. Der Schut und seine Bekannten bedienen sich einer Geheimschrift unter sich. Sie entnehmen die Worte den genannten drei Sprachen und setzen die Silben zwar nach einer bestimmten Regel, aber doch scheinbar so wirr durcheinander, daß ein Uneingeweihter sie nicht zu lesen vermag.«

»Scheïtan – Teufel!« erklang es leise aus Suefs Munde.

Er hatte seine Überraschung doch nicht ganz bemeistern können. Sein Ausruf sagte mir, daß ich das Richtige getroffen, obgleich ich nur eine Vermutung ausgesprochen hatte.

»Aber du hast es doch lesen können!« meinte Habulam, indem seine Stimme vor innerer Aufregung zitterte.

»Allerdings.«

»So bist du also ein Verbündeter des Schut?«

»Du vergissegst, daß ich ein Abendländer bin.«

»Du willst sagen, daß ihr klüger seid, als wir?«

»Ja.«

»Herr, das klingt sehr stolz!«

»Es ist nur die Wahrheit. Für euch ist diese Geheimschrift hinreichend; für uns aber ist sie, weil so tölpelhaft ersonnen, sehr leicht zu enträtseln.«

»Aber wie lautet denn eigentlich der Inhalt dieser mir unverständlichen Worte?«

Er wollte sich nur überzeugen, ob ich diesen Inhalt kenne; denn er selbst konnte die Schrift ja lesen.

»Er lautet: Sehr schnell Nachricht in Karanorman-Khan; aber nach dem Jahrmarkt in Menelik.«

»Also so ist es zu lesen!« sagte er im Ton kindischer Ver-

wunderung. »Ist dieser Zettel denn für dich so wichtig, daß du mich bittest, ihn nicht zu verlieren?«

»Ja; denn ich suche den Schut und hoffe ihn mit Hilfe des Zettels zu finden.«

»So warst du auf dem Jahrmarkt in Menelik und willst nun nach Karanorman-Khan?«

Ich bejahte bereitwillig und so unbefangen, als ob ich mich gern ausfragen ließe. Er ließ sich täuschen und erkundigte sich weiter:

»Wer hat denn diesen Zettel geschrieben?«

»Ein Bekannter von dir, nämlich Hamd el Amasat. Er ist ja der Bruder von Barud el Amasat, welcher in dieser Nacht bei dir gewesen ist.«

»Und dennoch habe ich noch niemals etwas von ihm gehört. Wo ist er denn?«

»Er war in dem Geschäft des Kaufmannes Galingré in Skutari. Jetzt aber ist er von demselben fort, um zu dem Schut zu gehen, bei welchem er mit seinem Bruder Barud zusammentreffen will.«

»Woher weißt du das?«

»Der Zettel sagt es mir.«

»Effendi, du bist ein kluger Kopf. Was du mir von dem bösen Blick erzählt hast, das war nur darauf berechnet, mich zu täuschen. Du besitzt den bösen Blick gar nicht. Alles hat dein Scharfsinn dir gesagt; das weiß ich jetzt genau. Vermutlich wirst du auch noch das richtige Karanorman-Khan finden, welches du suchest.«

»Ich habe es bereits gefunden.«

»O nein! Dasjenige, von welchem du sprachst, ist das falsche.«

»Habulam, du hast soeben eine große Dummheit begangen.«

»Ich wüßte nicht, welche, Effendi!«

»Du hast dich selbst Lügen gestraft. Vorhin behauptetest du, den Schut nicht zu kennen, und jetzt hast du zugegeben, daß du weißt, wo er wohnt.«

»Ah! Kein Wort habe ich gesagt.«

»O doch! Du hast mir gesagt, daß das Karanorman-Khan bei Weicza nicht das richtige sei; das heißt doch, daß der Schut dort nicht gefunden werden könne. Also mußt du seinen wirklichen Aufenthalt wissen.«

»Herr, das ist nur eine Vermutung, ein falscher Schluß von dir!«

»Ich bin überzeugt, sehr richtig geschlossen zu haben.«

»Nun, selbst wenn du richtig vermutet hättest, darfst du doch nicht behaupten, daß du das richtige Karanorman-Khan gefunden habest. Jetzt weißt du doch nur, daß dasjenige, welches du kennst, das falsche ist.«

Er machte eine wichtige und überlegene Miene. Er hatte einen sehr vertraulichen Ton angeschlagen, und da ich ihm scheinbar in der größten Harmlosigkeit antwortete, so hätte ein Uneingeweihter denken können, wir seien die besten Freunde und unterhielten uns über irgend einen sehr neutralen Gegenstand. Er legte bedächtig den Finger auf die Nase und fuhr dann fort:

»Du bist, wie ich jetzt einsehe, sehr nachsichtig mit uns gewesen. Ich wollte, ich könnte dir von Nutzen sein für deine Reise. Darum sage ich dir: ich vermute, daß es mehrere Orte jenes Namens gibt, und will dir einen sehr guten Rat erteilen. Gehe in Uskub zur Behörde und laß dir ein Fihristi mekian {Ortsverzeichnis} vorlegen und du wirst dann gleich sehen, wie viele Karanorman-Khan es gibt und wo sie liegen.«

»Auch ich habe den gleichen Gedanken gehabt, doch bin ich jetzt entschlossen, es nicht zu tun, denn das Reich des Padi-schah wird sehr schlecht verwaltet. Ich bin überzeugt, daß es in einer so bedeutenden Stadt wie Uskub entweder gar kein Ortsverzeichnis gibt, oder daß es nichts taugt. Ich reite gar nicht nach Karanorman-Khan.«

»Wohin denn, Effendi?«

»Ich verwandle das o in ein i und das m in ein w und reite also nach Karanirwan-Khan.«

Ich sagte das langsam und mit besonderer Betonung. Da ich ihn dabei scharf anblickte, sah ich, daß er die Farbe wechselte und sich wie erschrocken mit der Hand an den Kopf fuhr.

»Scheïtan – Teufel!« erklang es abermals leise von Suef her. Auch dieser Ausruf bewies mir, daß ich auf der richtigen Spur war.

»Giebt es denn einen Ort, welcher diesen Namen führt?« fragte Habulam langsam und mit gepreßter Stimme.

»Nirwan ist ein persisches Wort; also sollte man diesen Ort wohl eigentlich in der Nähe der persischen Grenze suchen. Aber weißt du, was Lissan aramaki {Sprachforschung} ist?«

»Nein, Effendi.«

»So kann ich dir auch nicht erklären, warum ich aus der Zusammensetzung dieses Wortes vermute, daß der Ort den Namen von seinem Besitzer erhalten hat.«

»Vielleicht verstehe ich es doch!«

»Schwerlich. Der Mann ist ein Nirwani, ein Mann aus der persischen Stadt Nirwan. Er hat schwarzes Barthaar gehabt und wurde darum Kara, der Schwarze, genannt. Sein hiesiger Name lautet also Karanirwan. Er baute ein Einkehrhaus, einen Khan, und es ist also sehr leicht zu begreifen, daß dieses Haus nach seinem Besitzer Karanirwan-Khan genannt wurde und noch heute so genannt wird.«

»Scheïtan – Teufel!« hauchte es abermals von Suef her.

Murad Habulam wischte sich den Schweiß von der Stirn und meinte:

»Es ist wunderbar, wie du dir aus einem Namen gleich so eine ganze Geschichte machen kannst! Ich befürchte nur, daß du dich täuschest.«

»Und ich möchte darauf schwören, daß dieser Khan nicht in einer Stadt oder in einem Dorf liegt.«

»Warum?«

»Weil in diesem Fall der Name dieser Stadt oder dieses Dorfes auf dem Zettel genannt wäre. Das Haus liegt an einem einsamen Ort, und es würde also unnütz sein, in einem Ortsverzeichnis nachzuschlagen.«

»Wenn es so einsam liegt, wirst du es niemals finden. Du bist ein Fremder und hast wohl auch keine Zeit, dich so lang hier zu verweilen, als nötig wäre, um so umfassende Nachforschungen anzustellen.«

»Du irrst; ich hoffe, den Khan sehr leicht zu finden. Kennst du im weiten Umkreis von Kilissely einen Perser?«

»Nein.«

»Das glaube ich dir gern. Im Land der Skipetaren sind die Perser so selten, daß, wenn es ja irgendwo einen gibt, jedermann von ihm gehört hat, zumal die Perser Schiiten sind und die religiösen Gewohnheiten dieses Mannes ihn weithin bekannt machen müssen. Ich brauche mich also während unsers Rittes nur nach einem Perser zu erkundigen.«

»Aber er kann weit, sehr weit aus deiner Richtung wohnen, so daß die Leute, welche du triffst, gar nichts von ihm wissen.«

»Er wohnt aber ganz gewiß in dieser Richtung.«

»Wie willst du das wissen?«

»Der Zettel sagt es mir.«

»Herr, das begreife ich nicht. Ich habe ihn doch auch gelesen, Wort für Wort, und doch nichts gefunden.«

»O, Murad Habulam, welch eine riesige Dummheit hast du eben jetzt wieder begangen!«

»Ich?« fragte er erschrocken.

»Ja, du! Hast du nicht vorhin gesagt, die Schrift des Zettels, die Geheimschrift, könntest du nicht lesen? Und jetzt behauptest du, den Zettel Wort für Wort gelesen zu haben. Wie stimmt beides zusammen?«

»Herr,« erwiderte er verlegen, »ich habe es gelesen, aber nicht verstanden.«

»Du sagst doch, du habest nichts gefunden! Und der Zettel enthält nur Silben, du sprichst aber ›Wort für Wort‹. Murad Habulam, merke dir, daß ein Lügner ein sehr gutes Gedächtnis haben muß, wenn er nicht mit sich in Widerspruch geraten will. So höre also! Ich habe dir bereits gesagt, daß der Zettel mir alles verrät. Derselbe wurde von Hamd el Amasat in Skutari geschrieben, und zwar an seinen Bruder Barud el Amasat in Edreneh. Der Erstere schreibt dem Letzteren, daß er zu ihm kommen und über Menelik reisen solle. Hamd el Amasat will ihm bis Karanirwan-Khan entgegen kommen. Nun sage mir,

ob zu erwarten ist, daß diese Beiden große und unnütze Umwege machen werden?»

»Nein, das tun sie nicht.«

»Sie werden also die kürzeste, also die geradeste Linie verfolgen?»

»Gewiß, Effendi.«

»Diese Linie geht also von Edreneh über Menelik nach Skutari, und auf ihr muß zwischen den beiden letztgenannten Orten Karanirwan-Khan liegen. Das ist für mich so sicher, als ob ich es bereits liegen sähe.«

»Scheïtan – Teufel!« erklang es nun zum vierten Male leise von Suf her. Der Pseudo-Schneider schien diesen Lieblingsausdruck sich angewöhnt zu haben. Ich tat aber, als hätte ich es nicht gehört. Dieser abermalige Stoßseufzer war mir wiederum ein Beweis, daß ich mich nicht irrte.

»Effendi,« meinte Habulam, »was du sagst, das klingt ganz gut, und ich wünsche auch, daß du das Richtige getroffen habest; aber ich glaube es nicht. Sprechen wir lieber von etwas anderem! Willst du das Gift und die Brocken von der Eierspeise wirklich nach Uskub nehmen? Ich habe ja meine Strafe bezahlt und auch zwei Streiche bekommen, welche mich ganz entsetzlich schmerzen; dabei könntest du es bewenden lassen.«

»Du hast deine Strafe bezahlt, uns aber später ausgelacht. Jetzt aber wirst du einsehen, daß euer Hohnlächeln ein unnützes war. Ich werde den Khan ohne euch finden. Aber daß ihr es gewagt habt, euch über uns lustig zu machen, das muß bestraft werden. Ich bin nicht der Mann, der mit sich Komödie spielen läßt. Ich gebe in Uskub das Gift und die Brocken in die Apotheke der Polizei.«

»Ich will den Armen noch hundert Piaster geben, Effendi.«

»Und wenn du mir tausend bietest, so weise ich sie zurück.«

»Ich bitte dich, nachzudenken, ob es wirklich nichts gibt, was dich veranlassen könnte, von deinem Vorhaben abzustehen.«

»Hm!« brummte ich nachdenklich.

Das gab ihm Hoffnung. Er sah, daß ich mich wenigstens noch besann.

»Denke nach!« wiederholte er dringlicher.

»Vielleicht – ja – vielleicht ließe sich ein Ausgleich finden. Sage mir vorher, ob es hier in dieser Gegend schwer ist, Dienstleute zu bekommen.«

»Leute, welche in Dienst treten wollen, gibt es genug,« antwortete er rasch.

»So fällt es dir wohl auch nicht schwer, Knechte oder Mägde zu bekommen?«

»Gar nicht. Ich brauche nur zu wollen.«

»Nun, so wolle einmal!«

»Wie meinst du das?«

»Siehe dort die Leute! Sie wünschen, von dir entlassen zu werden.«

Das hatte er nicht erwartet. Er drehte sich um und warf den Knechten und Mägden einen drohenden Blick zu. Dann fragte er mich:

»Woher weißt du es?«

»Sie haben es mir gesagt.«

»Allah! Ich werde ihnen die Peitsche geben lassen!«

»Das wirst du nicht tun. Hast du sie nicht selbst geschmeckt? Ich ermahne dich, in dich zu gehen und einen andern Wandel zu beginnen. Warum willst du diese Leute nicht entlassen?«

»Weil es mir nicht gefällt.«

»Nun, so lasse es dir desto besser gefallen, daß ich das Gift mit nach Uskub nehme. Halef, sind die Pferde bereit?«

»Ja, Effendi,« antwortete der Gefragte. »Wir brauchen sie nur vorzuführen. Janik wird auch schon angespannt haben.«

»So wollen wir aufbrechen. Fahrt mich hinab vor das Tor!«

»Halt!« rief Habulam. »Was bist du doch für ein jähzorniger Mensch, Effendi!«

»So mache es kurz,« erwiderte ich. »Gib deinen Leuten den Lohn, und sie mögen gehen!«

»Ich täte es, aber ich kann doch nicht ohne passende Dienstboten sein!«

»So nimm einstweilen Tagelöhner an. Ich habe keine Zeit,

noch lange zu verhandeln. Hier sind die Schriften, welche ich verfaßt habe. Lies sie durch, um sie dann zu unterschreiben.«

Er nahm die Papiere entgegen und setzte sich nieder, um sie bedächtig durchzulesen. Der Inhalt behagte ihm nicht; es gab noch manches Für und Gegen, aber ich gestattete keine Änderung, und endlich unterschrieb er doch. Halef trug die beiden Zeugnisse und auch das Geständnis hinaus, um diese Dokumente Janik zu geben.

»Und nun, wie steht es mit den Leuten?« fragte ich.

Habulam antwortete nicht sofort. Da aber rief Suef ihm zornig zu:

»Lasse sie doch zum Scheïtan gehen! Du kannst andere bekommen, welche nicht wissen, was gestern und heute geschehen ist. Jage sie fort! Und je weiter sie gehen, desto besser ist es!«

Das gab den Ausschlag. Habulam ging, um das Geld zu holen, und ich blieb, bis er ausgezahlt hatte. Dann gab ich ihm das Gift nebst den Brocken und ließ die Pferde vorführen.

Man kann sich denken, daß es keinen zärtlichen Abschied zwischen uns und unserm Wirt gab. Er entschuldigte sich, daß er mich nicht bis vor die Türe begleiten könne, da seine Füße wund seien.

»Du hast erfahren,« sagte ich, »daß Allah es vermag, selbst die größte Lüge zur Wahrheit zu machen. Du sagtest gestern, als wir kamen, daß du nicht gehen könntest; das war eine Lüge. Heute ist sie zur Wahrheit geworden. Ich will dich nicht ermahnen, dir dieses zur Lehre dienen zu lassen. Ist dein Herz vollständig verhärtet, so bin ich nicht imstande, es zu erweichen. Was nun deine Gastfreundschaft betrifft, so habe ich dir nicht zu danken. Suef sollte mich in ein öffentliches Gasthaus bringen; er hat mich getäuscht und uns zu dir geführt. Im Gasthause würde ich bezahlen; dir aber biete ich nichts an. Alles in allem genommen, sind wir heute quitt, und ich hoffe, daß nicht etwa eine neue Rechnung aufläuft.«

»Aber wir sind noch nicht quitt!« rief Suef mir grimmig zu.
»Du wirst mir die heutige Rechnung zahlen.«

»Sehr gern! Jedenfalls wieder in Hieben!«

»O nein! Das nächstmal werden Kugeln ausgeteilt!«

»Auch das ist mir recht. Ich bin vollständig überzeugt, daß wir uns wiedersehen werden. Ich habe dich kennen gelernt und kann mich nicht mehr in dir irren.«

»O, du kennst mich noch lange nicht!« höhnte er.

»Das wird sich später zeigen. Ich weiß sehr genau, daß du wenige Minuten nach mir dieses Haus verlassen wirst –«

»Kann ich etwa gehen?«

»Nein; du wirst reiten.«

»Mann, du bist allwissend! Wenn du wirklich so klug bist, wie du tust, so sage mir doch, wohin ich reiten werde.«

»Den Andern nach.«

»Wozu?«

»Um ihnen zu melden, daß ich Karanirwan suche. Grüße sie von mir, und sage ihnen, daß sie beim nächsten Male nicht im Wasser, sondern vielleicht im Blute stehen werden, aber freilich in ihrem eigenen.«

Osko schob mich hinaus. Draußen standen die Pferde, und wir stiegen auf. Auch der Wagen mit Janik und Anka hielt vor der Türe. Ihre wenigen Sachen hatten sie hinter sich liegen, und ihre Gesichter glänzten vor Freude.

»Wir reiten erst zu dem Ort, an welchem die Pferde gestanden haben, und kommen euch dann nach,« rief ich ihnen zu.

Der Knecht, welcher uns führen wollte, stand bereit. Wir kamen gar nicht in das Dorf, und in fünf Minuten hatte er uns an die Stelle gebracht und nahm dann Abschied. Als er mir die Hand reichte, fragte ich ihn noch, um die Hauptsache nicht zu vergessen, wie viele Männer von da fortgeritten seien. Es waren fünf, aber nur Manach el Barscha, den Bruder Habulams, kannte er. Ich ließ mir die andern vier beschreiben; Barud el Amasat, der alte Mübarek und die beiden Aladschy waren es gewesen. Der verwundete Mübarek hatte ganz stramm im Sattel gesessen: – der Alte mußte wirklich eine Nilpferdnatur besitzen.

Ich wollte meines Fußes wegen nicht selbst absteigen und beauftragte also die Anderen, die zahlreichen Hufspuren genau zu untersuchen.

»Wozu soll das nützen?« fragte Osko.

»Die Pferde wieder zu erkennen. Vielleicht kommen wir in die unangenehme Lage, nicht genau zu wissen, wen wir vor uns haben. In diesem Falle wäre es von großem Vorteil, wenn eines der Pferde irgend eine Eigentümlichkeit am Huf hätte, welche sich der Spur eindrückt. Wir würden das Pferd dann später an der Hufspur erkennen.«

Es war ein Rasenplatz, auf welchem wir uns befanden. Im Schatten mehrerer riesiger Platanen standen zahlreiche Sträucher und Bäumchen von Quitten, zwischen denen der Boden zertreten war. Spuren gab es also genug, aber keine einzige, welche etwas so Charakteristisches gehabt hätte, um sie später unter anderen heraus zu suchen. Wir brachen also unverrichteter Sache wieder auf.

Der Regen hatte den Boden so tief erweicht, daß es außerordentlich leicht war, den Spuren zu folgen. Sie führten nach der Straße, auf welcher man über Guriler und Kavadschinova nach Uskub kommt. Selbst auf dieser Straße war die Fährte deutlich zu erkennen, da der Schlamm hoch lag und es keinen Verkehr gegeben hatte.

Wir erreichten den Wagen des glücklichen Paares sehr bald, und nun, da keiner der Bewohner des Schlosses es sehen konnte, gab ich dem erstaunten Janik die tausend Piaster Habulams als Hochzeitsgeschenk. Der brave Bursche sträubte sich zwar, auch dieses Geschenk noch zu nehmen, aber er mußte es doch endlich zu sich stecken. Beide flossen in Dankesworten über. Wir hatten eben zwei Menschen glücklich gemacht, und das wog die Widerwärtigkeiten der letzten Vorfälle reichlich auf.

Der Schmutz der Straße war so dick, daß wir nur langsam reiten konnten. Wo es irgend ein Wässerlein gab, da war es über die Ufer getreten. Glücklicherweise lachte über uns ein freundlicher Himmel.

Halef trachtete, an meine Seite zu kommen, und begann:

»Du willst unsere Gegner überholen, Sihdi; wird uns das gelingen?«

»Nein, denn ich bin entschlossen, es nicht zu tun. So lange

ich glaubte, daß das beiderseitige Ziel Karanorman bei Weicza sei, mußte ich es für einen Vorteil für uns halten, dort eher als unsere Feinde anzukommen. Seit es sich aber herausgestellt hat, daß ich mich irrte, ist uns unser Ziel vollständig unbekannt, und wir müssen, wie bisher, ihren Spuren folgen. Ich denke aber, daß es mir bald gelingen wird, zu erfahren, wo Karanirwan-Khan liegt.«

»Jedenfalls hinter Uskub. Meinst du nicht?«

»Ja, denn sonst müßte es zwischen hier und dieser Stadt liegen, und das halte ich für ganz unwahrscheinlich.«

»Ist Uskub groß?«

»Ich schätze, daß es nicht viel unter dreißigtausend Einwohner hat.«

»Da werden wir die Spuren der Verfolgten verlieren.«

»Sambul ist noch viel, viel größer, und haben wir dort nicht gefunden, was wir suchten? Ich vermute übrigens, daß wir Uskub gar nicht betreten werden, weil unsere fünf Lieblinge die Stadt meiden werden. Es ist für sie zu gefährlich dort. Du mußt bedenken, Halef, daß Manach el Barscha dort Steuereinnahmer gewesen ist. Man hat ihn aus dem Amt gejagt; es ist also anzunehmen, daß er irgend eine Schuld auf sich geladen hatte, und so wird er sich jedenfalls scheuen, sich dort sehen zu lassen. Möglich wäre es freilich, daß sie wegen des alten Mübarek die Stadt besuchen würden, damit ein zuverlässiger Chirurg ihm die Wunden verbände. Wir müssen eben auf beide Fälle gefaßt sein. Das Wahrscheinlichste ist jedoch, daß sie in einem weiten Bogen um Uskub reiten und jenseits wieder nach der Straße von Kakandelen einlenken. Wenn ich richtig ahne, so ist Karanirwan-Khan hinter diesem letzteren Ort in den einsamen Tälern des Schar Dagh zu suchen.«

Wir hatten jetzt den Kriva Rjeka erreicht, dessen angeschwollene Fluten weit über die Ufer schäumten. Wenn die Nebenflüsse des Wardar solche Wassermassen von den Bergen brachten, so mußte der Hauptfluß in wahrhaft gefährlicher Weise angeschwollen sein. Es war gar nicht ungefährlich, über die alte Brücke zu kommen, welche beinahe überspült wurde und deren Pfeiler unter der Gewalt der andrängenden Wogen

zu wanken schienen. Das Wasser stand an ihren beiden Ausgängen über eine Elle hoch auf der Straße. Das gestrige Gewitter schien sich über das ganze Gebiet des Schar Dagh und Kurbecska Planina entladen zu haben.

Wir befanden uns jetzt inmitten der wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmten Ebene von Mustafa und erreichten nach einer guten halben Stunde das Dorf Guriler, welches am rechten Nebenarm des Kriva Rjeka liegt.

Auch dieser war über die Ufer getreten und schien ziemliches Unheil angerichtet zu haben. Die Bewohner standen außerhalb ihrer Häuser im Wasser, sie arbeiteten mit aller Anstrengung daran, dasselbe einzudämmen.

Um nach Uskub zu kommen, hätten wir unsere bisherige Richtung bis Karadschi Nova einhalten müssen. Die Straße führte in beinahe gerader Linie weiter.

Hier, wo so viele Leute gegangen, waren die Spuren verwischt, denen wir folgten. Dieselben konnten erst wieder jenseits des Dorfes zum Vorschein kommen. Aber als wir dasselbe im Rücken hatten, war von der Fährte nichts zu bemerken.

Meines Wissens gab es keine zweite Straße, welche von hier irgendwohin abzweigte. Sollten die Gesuchten sich etwa noch in dem Dorf befinden? Es gab einen kleinen Konak darin. Wir hatten das Haus gesehen, waren aber an demselben vorübergeritten. Es blieb mir nichts anderes übrig, als zurückzureiten und mich zu erkundigen.

Das Haus stand so hart am Wasser, daß dieses beinahe die Türe erreichte. Ein Mann war davor beschäftigt, einen Damm zu errichten. Als ich ihn grüßte, dankte er mir kaum und warf mir nur einen halben, höchst unfreundlichen Blick zu.

»Es ist da ein schlimmer Gast bei euch eingekehrt,« sagte ich, auf das Wasser deutend.

»O, es gibt noch schlimmere Gäste,« antwortete er in anzüglichem Ton.

»Was kann schlimmer sein, als Feuer- und Wassersnot?«

»Die Menschen.«

»Hoffentlich hast du diese Erfahrung nicht selbst gemacht.«

»Sehr oft schon, und zwar heute wieder.«

»Heute? Bist du der Wirt dieses Hauses?«

»Ja. Willst du etwa bei mir einkehren? Ich habe euch vorüber kommen sehen. Warum kehrst du zurück? Reite getrost weiter!«

Er stützte sich auf seine Hacke und betrachtete mich mißtrauisch von der Seite her. Der Mann hatte ein offenes, ehrliches Gesicht und sah gar nicht wie ein Menschenfeind aus. Sein zurückweisendes Verhalten mußte einen besonderen Grund haben, den ich ahnte; darum sagte ich:

»Deine Seele scheint gegen mich eingenommen worden zu sein. Womit habe ich die Unhöflichkeit verdient, mit welcher du mir antwortest?«

»Tschelebilik düzen kischünün dir {Höflichkeit ist eine Zierde des Menschen}, das ist wahr; aber es gibt Leute, denen gegenüber dieses Sprichwort nicht angewendet ist.«

»Zählst du mich zu diesen Leuten?«

»Ja.«

»So sage ich dir, daß du dich in einem großen Irrtum befindest. Man hat mich bei dir verleumdet.«

»Woher weißt du, daß man von dir gesprochen hat?«

»Ich schließe es aus deinem Verhalten.«

»Eben dieses dein Mißtrauen sagt mir, daß man mich nicht belogen hat. Reite also weiter! Ich habe nichts mit dir zu schaffen.«

»Aber ich mit dir! Ich bin ein ganz Anderer, als man mich dir beschrieben hat.«

»Gieb dir keine Mühe! Ich kenne dich,« sagte er mit einer verächtlichen Handbewegung. »Wenn du klug bist, so verläßt du das Dorf. Du befindest dich nicht in einem abgelegenen Ort, wo man dich und die Deinen zu fürchten hat, weil man nicht auf Hilfe rechnen kann. Da, schau den Mann an! Du siehst, daß sich Männer des Padischah bei mir befinden.«

Es war ein halb und halb militärisch gekleideter Mann unter die Türe getreten. Die Ähnlichkeit zwischen den beiden ließ erraten, daß sie Brüder seien. Auch er sah mich an wie einen

Menschen, dem man keine Freundlichkeit entgegen zu bringen braucht.

»Was gibt es? Was will dieser Fremde?« fragte er den Wirt.

»Ich weiß es nicht,« antwortete dieser. »Ich mag es auch gar nicht wissen. Ich habe ihm bereits gesagt, daß er weiter reiten soll.«

»Das werde ich auch tun,« antwortete ich. »Aber ich beabsichtige, eine Erkundigung einzuziehen, und ich hoffe, daß ihr mir eine höfliche Frage beantworten werdet.«

»Das werden wir tun, wenn deine Frage eine solche ist, die man beantworten kann,« meinte der Soldat. »Ich bin He-kim askeri {Militärarzt} in Uskub und befinde mich hier bei meinem Bruder auf Besuch. Das will ich dir sagen, bevor du fragst.«

Jetzt war mir alles klar. Darum fragte ich:

»Es sind heute morgen fünf Reiter bei euch eingekehrt?«
Er bejahte.

»Der eine war verwundet, und du hast ihn verbunden?«

»So ist es. Weißt du vielleicht, wer ihn verwundet hat?«

»Ich selbst.«

»So ist es richtig, was diese Leute uns erzählt haben.«

»Was haben sie denn erzählt?«

»Das wirst du viel genauer wissen, als wir. Wenn du weiter nichts zu fragen hast, so sind wir mit dir fertig.«

Er wendete sich ab.

»Halt, warte noch!« sagte ich. »Ich kann mir allerdings denken, daß man euch belogen hat, aber in welcher Weise dies geschehen ist, weiß ich nicht. Da du ein Arzt in Diensten des Sultans bist, so wirst du lesen können. Sieh dir einmal dieses Papier an.«

Ich zog meinen Ferman hervor und überreichte ihm denselben.

Kaum war sein Blick auf die Schrift und auf das Siegel gefallen, so machte er eine tiefe Verbeugung und sagte erstaunt:

»Das ist ja das Siegel und die Unterschrift des Großveziers! Ein solches Dokument wird nur mit der besonderen Erlaubnis des Padischah ausgefertigt.«

»Allerdings! Und ich freue mich, daß du dies so genau weißt.«

»Und du bist der rechtmäßige Besitzer dieses Ferman's?«

»Ja; überzeuge dich, indem du das Signalement mit meiner Person vergleichst.«

Er tat dies, schüttelte den Kopf und sagte zu seinem Bruder:

»Es scheint, wir haben diesem Effendi unrecht getan. Er ist nicht das, wofür man ihn ausgegeben hat.«

»Ich bin überzeugt, daß man euch eine Unwahrheit über mich gesagt hat,« stimmte ich bei. »Vielleicht habt ihr die Güte, mir mitzuteilen, was von mir gesprochen wurde.«

»Du bist also wirklich ein Effendi aus Alemanja, dem Lande, welches der ruhmreiche Kaiser Guillem beherrscht?«

Als ich bejahte, fuhr er fort:

»Hier hast du deinen Ferman zurück. Wir sind wirklich belogen worden; man hat uns glauben lassen, daß ihr Räuber seid.«

»So etwas Ähnliches habe ich vermutet. Aber dieselben Leute, welche bei euch einkehrten, sind Räuber,« erwiderte ich.

»Sie verhielten sich aber ganz anders.«

»Ist das zu bewundern? Sie brauchten deine Hilfe; da mußten sie höflich sein.«

»Und es war einer dabei, den ich kannte.«

»Manach el Barscha?«

»Ja. Er war früher Einnehmer der Kopfsteuer in Uskub.«

»Bist du ihm etwa große Rücksicht schuldig? Er ist doch abgesetzt worden!«

»Ja, aber er braucht nicht ein Räuber geworden zu sein!«

»Er ist einer. Hast du vielleicht einmal von den beiden Aladschy gehört?«

»Sehr oft. Es sind zwei Wegelagerer, welche das ganze Gebiet von den Kerubi- und Bastrikbergen bis zur Dovanitza Planina unsicher machen. Man hat sich vergebens Mühe gegeben, sie zu fangen. Warum fragst du mich nach diesen Menschen?«

»Weil sie hier waren. Hast du nicht die Pferde der fünf Reiter betrachtet?«

»Ja. Es waren zwei Shecken dabei, zwei prachtvolle Pferde, welche – –«

Er hielt inne und blickte mich verlegen an. Sein Mund stand offen. Es war ihm der richtige Gedanke gekommen.

»Nun, sprich doch weiter!« forderte ich ihn auf.

»Allah!« rief er aus. »Was fällt mir da ein! Diese beiden Räuber reiten scheckige Pferde, weshalb sie eben Aladschy genannt werden.«

»Nun, was folgt daraus?«

»Daß sie es gewesen sind, die hier einkehrten!«

»Richtig! Ihr habt die beiden Aladschy bei euch aufgenommen, und die anderen Drei sind die nämlichen Schurken.«

»Das hätte ich nicht gedacht! Sie selbst sind Räuber und dich, dich haben sie so schlecht gemacht. Sie gaben euch für Kimesneler daghlarde {Leute in den Bergen, Raubgesindel} aus und sagten, sie seien mit euch im Konak von Kilissely zusammengetroffen. Infolge eines Zankes hätten ihr ihnen aufgelauret und auf sie geschossen. Ich habe den Alten, welcher von zwei Kugeln in den Arm getroffen worden war, verbunden.«

In Kürze erzählte ich ihm den Vorfall und erfuhr dann von ihm, die fünf Genossen seien nach Uskub aufgebrochen.

»Aber ich sehe auf der Straße ihre Spuren nicht,« bemerkte ich.

»Sie schlugen den Weg ein, welcher nach Rumelia führt,« lautete die Antwort. »Sie meinten, in Folge des Regens sei es auf der Straße zu schmutzig. Nach Rumelia zu können sie immer auf Grasflächen reiten.«

»Aber sie machen einen Umweg, welcher für einen Verwundeten ganz bedeutend ist. Ich sage dir, daß sie gar nicht nach Uskub reiten wollen. Dort würden sie Gefahr laufen, festgenommen zu werden. Sie sind es, welche vor uns fliehen. Darum haben sie euch belogen, damit ihr uns nicht verraten sollt, wohin sie geritten sind. Ist der Weg von hier nach Rumelia schwer zu finden?«

»Durchaus nicht. Er zieht sich noch kurze Zeit an dem Fluß

hin und biegt dann rechts ab. Du wirst den Spuren der fünf Reiter leicht folgen können, denn der Boden ist weich.«

Nun verabschiedete ich mich und kehrte zu meinen wartenden Gefährten zurück.

»Unsere Gegner werden nicht nach Uskub gehen; sie sind nach Rumelia geritten.«

»Nach Rumelia?« fragte Janik. »So haben sie die Straße verlassen. Willst du ihnen etwa folgen, Effendi?«

»Ja; wir werden uns also hier trennen müssen.«

Der Abschied von dem dankbaren Brautpaar war rührend.

Als wir nun anstatt nach Nordwest genau in westlicher Richtung ritten und das Dorf hinter uns hatten, konnten wir die Spuren der Fünf deutlich in dem grasigen Grund erkennen. Einen eigentlichen Weg gab es nicht.

»Kennst du dieses Rumelia?« fragte mich Halef, welcher sich wieder an meiner Seite hielt.

»Nein. Ich weiß nur, daß es ein Dorf ist; ich bin ja hier noch niemals gewesen. Vermutlich liegt dieser Ort an der Straße, welche von Köprili längs des Wardar nach Uskub führt. Jenseits ist die Eisenbahn.«

»Ah! Da könnten wir vielleicht einmal mit der Bahn fahren. Wenn ich zu Hanneh, der Schönsten der Töchter, zurückkehre, würde ich stolz sein, ihr sagen zu können, daß ich auch einmal in einem Wagen gesessen habe, welcher mit Rauch gezogen wird.«

»Nicht mit Rauch, sondern mit Dampf.«

»Das ist doch dasselbe?«

»Nein; den Rauch kannst du sehen, während der Dampf unsichtbar ist.«

»Wenn der Dampf nicht gesehen werden kann, wie weißt du da, daß es Dampf gibt?«

»Kannst du Musik sehen?«

»Nein, Sihdi.«

»Also gibt es nach deiner Meinung keine Musik. Es ist nicht gut möglich, dir das Wesen und die Wirkungen des Dampfes zu erklären. Um mich zu verstehen, müßtest du die nötigen Vorkenntnisse besitzen.«

»Sihdi, willst du mich beleidigen? Habe ich nicht oft bewiesen, daß ich Vorkenntnisse besitze?«

»Aber keine physikalischen.«

»Welche sind das?«

»Die sich auf die Kräfte und Gesetze der Natur beziehen.«

»O, ich kenne alle Kräfte und Gesetze der Natur. Wenn mich einer beleidigt, so ist es doch ein sehr einfaches Naturgesetz, daß er dafür eine Ohrfeige bekommt. Und wenn ich sie ihm dann erteile, so ist es meine Naturkraft, mit welcher ich sie ihm gebe. Oder habe ich etwa nicht recht?«

»Du hast oft Recht, auch wenn du Unrecht hast, mein lieber Halef. Übrigens tut es mir leid, daß du Hanneh, der Blume der Frauen, nicht erzählen kannst, daß du in einem Wagen der Eisenbahn gefahren bist.«

»Warum nicht?«

»Erstens weiß ich nicht, ob die Bahn jetzt in Betrieb steht, und zweitens müssen wir unseren Feinden folgen. Diese fahren nicht, also ist auch uns dieses Vergnügen versagt.«

Der Weg war jetzt leidlich, und so kamen wir ziemlich rasch vorwärts. Nach einer halben Stunde sahen wir das Dorf vor uns liegen. Links zog sich die Straße von Köprili über Kape-tanli Han heran, und rechts führte sie nach Uskub weiter.

Indem ich meinen Blick längs dieser Straße hingleiten ließ, sah ich einen Reiter, welcher in gestrecktem Galopp von Kape-tanli Han herzukommen schien. Wer in diesem tiefen Schmutz so scharf ritt, der mußte es sehr eilig haben. Ich nahm mein Fernrohr zur Hand. Kaum hatte ich den Mann gesehen, so hielt ich dem Hadschi das Rohr hin. Er setzte es an und ließ es dann gleich wieder sinken.

»Allah!« rief er aus. »Das ist Suef, der sich für einen Schneider ausgab!«

Ich hatte also recht, als ich ihm sagte, daß er Kilissely sofort nach uns verlassen würde.

»Reiten wir Trab,« sagte ich nun. »Er will die Andern warnen; das darf aber nicht geschehen. Er weiß, wohin sie sind.«

»Aber wir können ihm nicht zuvorkommen,« meinte Halef,

»er ist bereits zu nahe an dem Dorf. Aber jenseits des Dorfes können wir ihn einholen.«

»Nur wenn eine Brücke über den Fluß führt. Geschieht aber das Übersetzen mittels Kahn oder Fähre, so gewinnt er einen Vorsprung. Ich werde voranreiten.«

Die Weichen meines Rappen berührte ich nur leise mit den Sporen, und sofort schoß er mit der Schnelligkeit eines Eilzuges vorwärts. Suef hatte uns bisher noch nicht gesehen. Jetzt aber bemerkte ich, daß er stutzte; dann holte er mit der Peitsche aus und schlug mit allem Eifer auf sein Pferd ein. Er hatte mich erkannt und wollte mir zuvorkommen.

Freilich war er dem Dorf näher als ich; aber sein Gaul konnte es unmöglich mit meinem Araber aufnehmen. Ich ließ einen Pfiff hören, und der Rappe verdoppelte seine Schnelligkeit. In einer Minute erreichte ich die Straße, auf welcher Suef heranritt, und befand mich zwischen ihm und dem Dorf. Die Furcht vor mir verbot es ihm, an mir vorüber zu reiten. Einen Umweg gab es nicht, da links von uns der Fluß mit hochgehenden gelben Wogen dahinschoß.

Ich blieb mitten auf der Straße halten, um meine Begleiter zu erwarten. Suef hielt auch an, und zwar ungefähr vierhundert Schritte hinter mir.

»Das hat dein Rih gut gemacht, Sihdi!« lachte Halef, als er herankam. »Man sollte es nicht für möglich halten, daß ein Pferd so schnell sein könne. Aber was tun wir nun? Wirst du mit dem Manne dort reden?«

»Kein Wort, wenn ich nicht dazu gezwungen werde.«

»Er trachtet uns aber doch nach dem Leben!«

»Wir haben ihn bestraft. Um weiter gegen ihn einschreiten zu können, müßten wir warten, bis er uns wieder neue Feindseligkeiten zufügt. Wir werden jetzt so tun, als ob wir ihn gar nicht kennen.«

»Wir haben doch einen großen Fehler begangen.«

»Welchen?«

»Daß wir ihm die Bastonnade gegeben haben. Nun kann er wenigstens noch reiten. Hätten wir ihm die Peitsche nicht auf die Füße, sondern dorthin gegeben, wo der Padischah seinen

Thron berührt, wenn er sich auf denselben setzt, so könnte er weder gehen, noch reiten.«

»Wir hätten nichts dadurch gewonnen, denn der alte Murad Habulam würde einen andern Boten gesendet haben. Also vorwärts!«

Wir ritten weiter, und Suf folgte uns langsam. Gewiß war er sehr ergrimmt über unsere Dazwischenkunft.

Rumelia schien größer als Guriler zu sein. Es zog sich von der Straße bis an die Ufer des Flusses hinab. Der Wardar bot einen gefährlichen Anblick. Seine schmutzigen Wogen gingen hoch. Sie waren weit über die Ufer getreten und überschwemmten die anliegenden, mit Weiden bestandenen Wiesen. Jenseits des Flusses sahen wir die Eisenbahn. Es schien an dem Körper derselben gebaut zu werden. Wir sahen einen Bauzug langsam daherkommen. Zahlreiche Arbeiter waren mit Hacken und Schaufeln beschäftigt, und in der Nähe des Bahndammes standen lange Bretterhütten, welche jedenfalls den Arbeitern zur einstweiligen Wohnung dienten.

Eine Brücke gab es nicht, sondern eine Fähre. Es war das ein breiter, schwerer Prahm, welcher an Seilen hing, die auf dem Grunde des Flusses verankert waren, und wurde von den Fährleuten mittelst starker Stangen fortbewegt.

»Was nun tun?« fragte Halef, als wir bei den ersten Häusern des Dorfes anhielten. »Setzen wir gleich über?«

»Nein,« antwortete ich. »Wir reiten beiseite und warten, was Suf tun wird; dann folgen wir ihm dahin, wohin er reitet. Wir wissen nicht, wo Karanirwan liegt; er wird also unfreiwillig unser Führer sein.«

»Nein, Effendi; er wird klug genug sein, uns in die Irre zu führen.«

»Und wir werden uns nicht von ihm betrügen lassen. Du mußt bedenken, daß ihn seine Füße entsetzlich schmerzen. Er hat sie zwar im Bügel und braucht sie nicht anzustrengen; aber das Reiten verursacht ihm dennoch Qual. Er wird also sein Ziel baldigst zu erreichen suchen, und wenn er auch beabsichtigt, uns irre zu leiten, so wird er doch nicht allzuweit von seiner Richtung abschweifen.«

»Aber er wird alles Mögliche versuchen, um uns aus den Augen zu kommen!«

»So werden wir alles tun, um es zu verhindern. Also machen wir uns auf die Seite!«

Wir ritten noch ein Stück weiter, so daß Suf in erwünschter Entfernung an uns vorüber und zur Fähre kommen konnte. Da blieben wir halten, doch so, daß ich mich mit dem Gesicht nach ihm zu befand. Wir taten übrigens, als ob wir ihn gar nicht beobachteten; doch konnte er sich denken, daß dies Verstellung von uns sei.

Sonderbarerweise ritt er nicht nach der Fähre. Er drängte sein Pferd einmal vor und dann wieder zurück und sah aufmerksam hinüber nach der Eisenbahn, wie wenn das dortige Treiben ihn sehr interessierte.

»Er will nicht,« lachte Halef. »Er ist gescheiter als wir.«

»Wollen sehen. Er tut so, als ob er nur Augen für die Bahnarbeit habe, aber ich bemerke doch, daß er oft seitwärts blickt – hinüber zu jenem weiß getünchten Hause. Es befindet sich dort eine Stange vor der Türe, wahrscheinlich zum Anbinden der Pferde. Vielleicht ist dieses Gebäude ein Khan, und er hat die Absicht, dort einzukehren. Tun wir also, als ob wir überfahren wollten.«

Wir ritten nach der Fähre. Es war aus Brettern ein Pfad gebildet, um trockenen Fußes über den überschwemmten Teil des Ufers zu gelangen. Da dieser Pfad nur für Fußgänger bestimmt war, mußten wir ein Stück durch das Wasser reiten, welches den Pferden bis an den Leib ging.

Die Überfahrt war eine nicht ganz unbedenkliche Sache. Der alte Prähm schien halb verfault zu sein. Die Seile, an denen er hing, waren verdächtig, und die Bedienungsmannschaft, bestehend aus einem alten Mann und drei halbwüchsigen Bur-schen, konnte kein großes Vertrauen einflößen. Dazu war der Wogengang sehr schwer. Der Fluß brachte allerlei schwimmende Gegenstände mit, welche er von den Ufern losgerissen hatte. Es hatten sich Wirbel gebildet, in welche man leicht geraten konnte. Kurz und gut, als wir uns jetzt auf der Fähre befanden, war es mir ziemlich unheimlich zumut.

Der alte Fährmeister saß auf dem Rand und rauchte. Er betrachtete uns aufmerksam und nickte dann seinen drei Gehilfen verständnisvoll zu.

Ich hatte mich so gestellt, daß ich Suf im Auge behielt. Kaum befanden wir uns auf dem Prahm, so trabte er fort, auf das beschriebene Haus zu, stieg ab, band sein Pferd an und humpelte mühsam durch die Türe.

»Halef und Osko, rasch auch hinein! Ihr müßt unbedingt erfahren, was er dort tut und spricht. Laßt ihn nicht aus den Augen!«

Die Beiden trieben ihre Pferde hurtig an das Ufer zurück und ritten dem Hause zu. Keine halbe Minute später, nachdem Suf in dasselbe getreten war, gingen auch sie hinein.

Jetzt wendete ich mich an den Alten:

»Was haben vier Reiter zu bezahlen, um hinüber zu kommen?«

»Zwanzig Piaster,« antwortete er, mir die Hand entgegen haltend. Ich gab ihm mit der Peitsche einen gelinden Hieb auf dieselbe und sagte:

»Ich werde dir gar nichts geben.«

»So bleibst du hüben!«

»Nein, du fährst uns über. Du hast den fünffachen Preis verlangt. Das muß bestraft werden. Du wirst uns überfahren und dann drüben für jeden Piaster einen Streich auf die Sohlen erhalten. Hier blicke in diesen Ferman des Großherrn! Da wirst du sehen, daß ich kein Mann bin, der sich betrügen läßt.«

Er warf einen Blick auf das Siegel, nahm seine Pfeife aus dem Mund, legte die Hände über der Brust zusammen, verbeugte sich und sagte in unterwürfigem Ton:

»Herr, was Allah sendet, ist gut. Ich werde euch überfahren und dafür zwanzig Streiche erhalten. Allah segne den Padi-schah und seine Kindeskinde!«

So geht es zu ›da hinten in der Türkei! Ich aber war kein Türke, zog zwanzig Piaster hervor, gab sie ihm und sagte:

»Die Hiebe werde ich dir erlassen, denn ich habe Mitleid mit den Tagen deines Alters. Der Fluß ist geschwollen und die Überfahrt ist schwer und gefährlich; da magst du wohl etwas

mehr als gewöhnlich verlangen; nur solltest du deine Forderungen nicht gar zu hoch steigen lassen.«

Er zögerte, das Geld zu nehmen, und starrte mich stumm bei weit offenem Mund an.

»Nun, soll ich das Geld wieder einstecken?« fragte ich ihn.

Da kam ihm die Bewegung zurück. Er tat einen Sprung auf mich zu, riß mir das Geld aus der Hand und rief:

»Wie? Was? Du zahlst dennoch, trotzdem du im Schutz des Großherrs und seines obersten Wesirs stehst?«

»Dürfen die Beschützten nicht gerecht und milde sein?«

»O Herr, o Agha, o Effendi, o Emir, sie sind es gewöhnlich nicht! Aus deinen Augen aber leuchtet die Gnade, und aus deinen Worten klingt die Barmherzigkeit eines freundlichen Herzens. Darum segne dich Allah in dir selbst, in deinen Ahnen und Urahnen und auch in deinen Kindern und in den Urenkeln deiner letzten Nachkommenschaft! Ja, solche Gnade wird uns nur selten zu teil, obgleich wir ein hartes und noch dazu spärliches Brot essen.«

»Aber da drüben ist eine Menge Menschen beschäftigt. Da verdienst du doch wohl mehr, als wenn diese Arbeiter nicht anwesend wären.«

»Weniger verdiene ich, viel weniger, denn diese Leute haben oberhalb meines Prahms eine zweite Fähr angelegt, mittels eines großen Kahnes. Das macht mir natürlich starken Abbruch; mein Pacht aber bleibt derselbe.«

»Wagen sich die Leute denn auch jetzt während des Hochwassers über den Fluß?«

»Heute haben sie es noch nicht gewagt, denn es ist zu gefährlich; es wäre eine doppelte Zahl der Ruder notwendig.«

»Aber du hast heute doch schon viele Leute übergefahren. Waren auch fünf Reiter dabei, von denen zwei auf scheckigen Pferden saßen?«

»Ja, Herr. Einer schien verwundet zu sein. Sie kamen aus der Herberge da drüben, wo sie für kurze Zeit abgestiegen waren.«

Er deutete dabei auf das erwähnte weiß getünchte Haus.

»Wie lange ist es her, daß du sie sahst?«

»Wohl über zwei Stunden. Besser wäre es, ich hätte sie nicht gesehen!«

»Warum?«

»Weil sie mich betrogen haben. Als wir drüben anlangten und ich mein Fährgeld verlangte, bekam ich Peitschenhiebe anstatt der Bezahlung. Und dabei hatten sie mir vorher einen Auftrag gegeben, welchen ich aber nicht ausführen werde. Wer mich nicht bezahlt, dem erweise ich auch keine Gefälligkeiten.«

»Darf ich erfahren, an wen dieser Auftrag gerichtet war?«

»Sehr gern. An den Mann, welcher vorhin in eurer Nähe hielt und dann vor der Herberge abgestiegen ist.«

»So kennst du ihn?«

»Ja; denn jedermann kennt den Schneider.«

»Ist er wirklich ein Schneider?«

»Man sagt es, aber ich weiß keinen hiesigen Einwohner, dem er ein Kleidungsstück angefertigt hätte.«

»Hm! Wie lautet der Auftrag?«

»Er solle sich beeilen, da sie nur bis früh auf ihn warten würden.«

Wo? Das wußte er nicht, und von den fünf Reitern kannte er nur den früheren Steuereinnahmer in Uskub, welcher die Leute bis aufs Blut gepeinigt habe. »Allah segne ihn mit tausend Übeln des Leibes und mit zehntausend Krankheiten der Seele,« fügte er bei.

Er wollte weiter sprechen, wendete sich aber jetzt ab, da seine Aufmerksamkeit anderweit in Anspruch genommen wurde. Aus dem Herbergshause traten nämlich zwei Männer, welche je zwei Ruder trugen. Sie gingen an das Wasser und schritten dann stromaufwärts weiter.

»O Allah!« rief der Fährmann. »Sollten diese Unvorsichtigen es wirklich wagen, im Kahn überfahren zu wollen?«

»Wo befindet sich der Kahn?«

»Dort oben, wo das Weib am Ufer sitzt. Du kannst ihn nicht sehen, weil er hinter dem Weidengebüsch liegt.«

Die beiden Männer langten bei der erwähnten Stelle an,

wechselten mit dem Weib einige Worte und verschwanden dann hinter dem Gesträuch.

»Ja,« sagte der Alte, »sie wagen es. Nun, wenn Allah sie beschützt, so mag es ihnen gelingen. Aber allein fahren sie jedenfalls nicht über, und ihr Fahrgast wird ihnen viel Geld zahlen müssen. Das könnte er bei mir billiger haben.«

»Das Weib wird es sein, welche zahlt.«

Ich sagte das, weil ich sah, daß die Frau auch hinter dem Gesträuch verschwand; sie war also in den Kahn gestiegen. Der Alte aber schüttelte den Kopf und meinte:

»Die gibt nicht einen einzigen Para. Sie gehört zu den Arbeitern dort drüben und fährt umsonst. Diese Frau hat schon seit dem frühen Morgen da oben gesessen, aber es wurde eben noch nicht hinübergefahren. Doch was ist das? Sollte dieser Schneider – –«

Während der Erklärung des Alten war nämlich Suf aus der Herberge getreten und in den Sattel gestiegen. Er hatte uns mit einem Seitenblick gestreift und war dann nach der Stelle geritten, an welcher sich der Kahn befand. Dort stieg er ab.

»Allah il Allah! Der Schneider will in den Kahn!« rief der Alte. »Er mag sich sehr in acht nehmen, daß er nicht zu viel Wasser schlucken muß. Ich weiß, daß er arm ist und hätte ihn um einen Viertelpiaster oder gar umsonst mitgenommen. Warum kommt er nicht zu mir!«

Ich hielt es für unnötig, den Alten über den Grund, welchen Suf hatte, aufzuklären. Er mochte unsere Absicht erraten haben und glaubte wohl, mit dem Kahn eher drüben anzulangen, als wir mit unserm schweren Prahm. Wenn er dann schnell in den Sattel stieg und dann im Galopp davonritt, konnte er uns aus den Augen kommen. An die Spuren, welche er zurücklassen mußte, dachte er nicht.

Unterdessen kamen auch Halef und Osko schnell herbei.

»Sihdi, der Schurke fährt mit einem Kahn über,« meldete der Hadschi. »Er hat dreißig Piaster Lohn geboten, wenn sie ihn hinüberschaffen.«

»Habt ihr noch etwas erfahren?«

»Ja, aber nicht viel. Eben als wir eintraten, sprach er mit dem

Wirt von den fünf Reitern. Er gab dem Wirt zwar einen Wink, zu schweigen, dieser aber war einmal mitten im Satz und beendete ihn, daß wir es hörten.«

»Und was habt ihr gehört?«

»Daß die Fünf den Schneider in Treska-Konak erwarten wollen.«

»Wo ist dieser Ort?«

»Das weiß ich nicht, und wir konnten es auch nicht von dem Wirt erfahren. Dieser hält es offenbar mit dem Schneider.«

»Weiter wurde nichts gesprochen?«

»Nur über die Fährangelegenheit.«

»So, daß ihr es hörtet?«

»Ja. Dieser Suf sah uns dabei recht schadenfroh an. Es schien ihm Spaß zu machen, uns ärgern zu können. Am liebsten hätte ich ihm die Peitsche gegeben. Er meint, eher drüben anzukommen, als wir.«

»Ihr habt ihm nichts gesagt?«

»Kein Wort.«

»Das ist gut. Sieh, da zieht er sein Pferd am Zügel hinter sich her – er steigt wirklich in den Kahn, und die Mähre soll hinter demselben herschwimmen. Das wird sie wohl kaum fertig bringen.«

»O, Sihdi, ich habe den Gaul während unsers vorgestrigen Rittes genau beobachtet: er ist viel, viel besser, als er aussieht. Dieses Pferd hat den Scheitan im Leibe.«

»Nun, trotz allem, was geschehen ist, sollte es mir leid tun, wenn ein Unglück passierte, besonders um der Frau willen, welche mit eingestiegen ist. Fahren wir über und zwar möglichst schnell. Vorwärts!«

Dieser Ruf galt den Fährleuten.

Der Alte hatte eben seine Pfeife ausgeklopft und zog den Beutel hervor, um sie wieder zu stopfen. Er fuhr trotz meines Befehles ganz gemächlich in dieser Arbeit fort.

»Hast du gehört?« fragte ich ihn. »Lege die Pfeife weg! Es wird auch einmal ohne Rauchen gehen.«

»Nein, Herr,« antwortete er behaglich. »Zu meiner Arbeit gehört ein Tschibuk; davon kann ich nicht abgehen. Das ist

Zeit meines Lebens so gewesen und wird auch so bleiben bis zu meiner letzten Überfahrt.«

»Aber ich will eher drüben ankommen, als der Kahn!«

»Mache dir keine überflüssige Sorge, Herr. Der Kahn wird wahrscheinlich gar nicht drüben ankommen.«

Der Mann stopfte gemächlich weiter und nahm sich dann mit der bloßen Hand eine Kohle aus dem Feuerchen, welches nur zu dem Zweck, die Pfeife in Brand zu stecken, auf einigen zusammengeschobenen Steinen glimmte. Als er dann einige Züge getan hatte, rief er im Ton eines General-Feldmarschalls:

»Auf! Greift zu, ihr Braven! Wir müssen die Piaster verdienen, welche wir bekommen haben.«

In diesem Augenblick sahen wir oben den Kahn aus den Weidenbüschen hervorschießen. Vorn saß die Frau; in der Mitte strengten die beiden Ruderer alle ihre Kräfte an, und hinten hockte Suf, den Zügel in den Händen haltend. Der Kopf seines Pferdes ragte aus dem Wasser empor. Ein Steuer hatte das Fahrzeug nicht.

Als Suf uns bemerkte, erhob er den Arm und machte eine spöttische Gebärde. Wenn die Fahrt so schnell vor sich ging, wie sie begann, dann war er freilich drüben, bevor wir die Mitte des Flusses erreicht hatten, denn die drei dienstbaren Geister unsers würdigen Fährmeisters schienen gar keine Gelenke zu haben. Sie machten das Fahrzeug höchst bedächtig von der Kette los, griffen dann zu den Stangen und stocherten mit denselben im Wasser herum, als ob sie eine Stecknadel auf dem Grund desselben entdecken wollten. Leider waren unsere Pferde eine solche Überfahrt nicht gewohnt. Wir mußten also im Sattel bleiben, um sie zu beruhigen; sonst hätte ich meinen Begleitern geboten, gleichfalls Hand anzulegen.

Halef kam auf das richtige Mittel, den Gang des Fahrzeuges zu beschleunigen. Er zog seine Peitsche aus dem Gürtel, wendete sich an den nächsten Fährknecht und sagte:

»Spüte dich besser!«

Zugleich gab er ihm einen Hieb über den Rücken, und kaum war dies geschehen, so rief der Alte:

»O Allah, o Wehmut, o Verhängnis! Greift zu, ihr Söhne! Schiebt, stoßt, ihr Männer! Arbeitet, arbeitet, ihr Starken! Je eher wir hinüberkommen, desto größer wird das Bakschisch sein, welches wir von diesen vier berühmten Scheiks und Emirs erhalten.«

Diese zarte Anspielung fuhr den drei Jungen so in die Glieder, daß sie sich mächtig anstrebten. Das Tempo wurde ein doppelt so schnelles. Natürlich ließen wir den Kahn nicht aus den Augen. Um an dem grad gegenüber liegenden Punkt anzukommen, mußten die Ruderer das Fahrzeug aufwärts halten. Im Uferwasser war das nicht schwer gewesen; je mehr sie sich aber der Flußmitte näherten, desto größere Anstrengungen machten sie. Und dennoch fiel der Kahn so bedeutend ab, daß er sich uns näherte, anstatt sich von uns zu entfernen. Dies schien Suef bedenklich zu machen. Wir sahen aus seinen Gebärden, daß er die beiden Männer zu noch größerer Kraftanstrengung anfeuerte.

Auch unsere Leute mußten schwer arbeiten. Die Gewalt des Stromes war so stark, daß die Seile dumpfe Töne von sich gaben. Wenn eins derselben riß, so waren wir den Fluten überlassen. Der alte Fährmann suchte seinen ganzen Wortschatz hervor, um seine Leute zur Anstrengung aller ihrer Kräfte zu veranlassen.

Was den Kahn betrifft, so hatten die beiden Ruderer desselben einen großen Fehler gemacht. Sie hätten zunächst hüben im ruhigeren Uferwasser aufwärts rudern sollen, bis sie den Punkt erreichten, wo es nur einer leichten dirigierenden Nachhilfe bedurfte, um sich von dem Strom wieder abwärts und hinüber an das jenseitige Ufer treiben zu lassen.

Schon war uns der Kahn auf die Hälfte näher gekommen, so daß wir die Gesichter der Insassen deutlich sehen konnten. Der Fährmann verfolgte das schwache Fahrzeug mit sachkundigem Blick.

»Sie kommen nicht hinüber,« sagte er. »Entweder brechen die Ruder oder – ah, Allah, Allah, sie haben wirklich die Mitte! Beim Scheïtan, das sind kräftige Kerle! Es gelingt ihnen

doch noch, denn – – – o Unheil, o Unglück, o Verderben! Jetzt ist's aus!«

Er hatte recht. Dem einen der Männer war das rechte Ruder aus dem Dollen geschnappt und aus der Hand geprellt. Der Schmerz hatte ihn veranlaßt, auch das linke Ruder fahren zu lassen, so daß beide vom Wasser fortgerissen wurden. Jetzt konnte nur noch der Andere arbeiten; aber seine Kräfte reichten nicht aus.

Drüben am Ufer feierten Hacke und Schaufel. Die Arbeiter standen alle am Wasser und beobachteten den Vorgang mit größter Spannung. Auch wir hatten jetzt die Mitte erreicht. Die Macht des Wassers hob unsere Fähre auf der einen Seite empor: sie konnte sich leicht füllen, und dann war es auch um uns geschehen. Es waren Augenblicke der höchsten Gefahr.

Da gingen dem Mann in dem Kahn die Kräfte aus. Er zog die Ruder ein und legte die Hände in den Schoß. Die Flut faßte das Fahrzeug und trieb es grad auf unseren Prahm zu. Es kam in rasender Eile herbeigeschossen. Vom jenseitigen Ufer erscholl der gellende Angstruf:

»Weib, Weib, halte dich fest!«

Aber da war es auch schon geschehen. Ein lauter Krach – der Kahn prallte mit unserem Prahm zusammen. Ein einziger, entsetzlicher Schrei erscholl. Er war von den an beiden Ufern stehenden Leuten, von den vier Insassen des Kahnes und von uns, die wir uns auf der Fähre befanden, ausgestoßen worden. Er kam von so vielen Lippen und klang doch wie ein einziger Ausruf des allerhöchsten Schreckens.

In solchen Augenblicken handeln viele nach einem geheimnisvollen Instinkt, welcher ihnen das Richtige eingibt, obwohl ihre Denkkraft vollständig versagt. Blitzschnell tun sie das Richtige und wissen später gar nicht zu sagen, warum sie just so und nicht anders gehandelt haben.

Andere handeln nach einer klaren, scharfen Überlegung. Man sage mir nicht, daß in einem solchen Augenblick der Gefahr gar keine Zeit für das Fassen eines Entschlusses vorhanden sei. Es ist geradezu wunderbar, mit welchen Kräften der allgütige Schöpfer den Geist des Menschen ausgestattet hat.

Im Traum zum Beispiel faßt eine einzige Minute die Ereignisse ganzer Tage und noch viel längerer Zeit zusammen. Mir träumte einst, daß ich ein Examen zu bestehen habe. Ein ganzer Tag war uns zu schriftlichen Arbeiten gewährt. Ich war zuerst fertig, wurde aus der Klausur entlassen und machte einen mehrere Stunden langen Gang in die Berge. Das mündliche Examen erstreckte sich über die nächsten zwei Tage. Am Abend des letzten Tages, ganz kurz vor Beendigung der Prüfung, brach eine Bank zusammen, auf welcher eine Anzahl von Zuhörern saß, und – ich erwachte. Mein Schlafgenosse hatte das Fenster zugeworfen. Er sagte mir auf meine Erkundigung, daß ich ihm vor höchstens drei Minuten gesagt habe, er solle mich nicht mehr mit Fragen belästigen, da ich sehr ermüdet sei und gern schlafen wolle. Ich hatte also im Traum innerhalb dreier Minuten drei Examentage mit allen Einzelheiten durchlebt. Ich kannte ganz genau den Inhalt meiner schriftlichen Arbeit, welche viele Seiten füllte, und konnte mich auf die meisten Fragen besinnen, welche mir vorgelegt worden waren. Ja, ich wußte sogar, welche Personen mir während des geträumten Spazierganges begegnet waren, und worüber ich mich mit ihnen unterhalten hatte. Freilich hatte ich am nächsten Morgen dieses alles ganz gründlich vergessen.

Wenn also der Traum dreier Minuten drei volle Tage, also eine Minute des Traumes ein körperliches und geistiges Handeln umfaßt, zu welchem im wachen Zustand über vierzehnhundert Minuten nötig sein würden, so ist das eine Fähigkeit des Geistes, welche ich ihm auch für den wachen Zustand nicht absprechen möchte.

Ich habe mich in Lagen befunden, in denen mein oder Anderer Leben an einer Sekunde hing, und als diese Zeit vorüber und die Gefahr abgewiesen war, habe ich ganz genau gewußt, daß ich in dieser einen Sekunde die Gefahr vollkommen durchschaut, mir alle Mittel zur Abwehr vergegenwärtigt und das beste und sicherste derselben ausgewählt und auch ausgeführt hatte. Das scheint unbegreiflich, ein Wunder zu sein; aber Tausende von ebenso großen und noch größeren Wundern geschehen im alltäglichen Leben, ohne daß man sich

derselben bewußt wird. Wir sind eben nicht nur von lauter Wundern Gottes umgeben, sondern wir selbst sind das größte derselben. Der Gottesleugner mag mir das bestreiten; ich beklage ihn.

Ähnlich war es auch hier auf dem angeschwellenen Fluß. Die in dem spitzen Vorderteil des Kahn's sitzende Frau klammerte sich, vor Entsetzen schreiend, an den Rand des Fahrzeuges an; aber der Anprall war so stark, daß sie herausgeschleudert wurde. Sie verschwand in den schmutzig dicken Fluten und – ich mit ihr.

Wie ich vom Pferd heruntergekommen bin, welche Zeit ich gebraucht habe, die Gewehre, den Inhalt meiner Taschen und Gürtel nebst allem, was sich in demselben befand, von mir zu werfen, das kann ich nicht sagen. Halef behauptete später, ich hätte mich schon vor dem Zusammenstoß aus dem Sattel geschwungen, wohl in der sicheren Voraussicht, daß das Weib sich nicht werde halten können. Er will vergeblich versucht haben, mich zurück zu halten, doch weiß ich nichts davon. Mein ganzes Denken ist eben nur auf ein Einziges konzentriert gewesen.

Genau weiß ich nur, daß ich das Weib mit einer Hand packte und mit in die Tiefe zog, um mit ihr unter Boot und Prahm hinwegzukommen. Die Fahrzeuge konnten uns gefährlich werden.

Als ich wieder emportauchte, sah ich, daß wir eine ziemliche Strecke abwärts gerissen worden waren. Ich hielt die Frau an dem Ärmel ihrer blautuchenen Zuava {vorn offene, betreßte Jacke}; sie war besinnungslos, ein Umstand, welcher mir nur lieb sein konnte. Ich befand mich jenseits der Stromesmitte und mußte trachten, das Ufer zu erreichen, ohne im Kampf mit den Wogen meine Kräfte aufzureiben. In solchen Lagen darf man nicht vorn, sondern muß auf dem Rücken schwimmen, obgleich dies den Nachteil hat, daß man nicht nach vorwärts blicken kann. Es ist bequemer, und man kann weit mehr tragen. Ich legte mir die Frau quer über den Leib, so daß ihr Kopf nicht mit dem Wasser in Berührung kam, und ließ mich von den Fluten treiben.

Da ich den Körper der Verunglückten zu tragen hatte, kam der meinige tief zu liegen. So hoch ich auch die Beine nahm, es gelang mir nur mit großer Anstrengung, Mund und Nase von Zeit zu Zeit aus dem Wasser zu bringen, um Atem holen zu können. Dabei gab ich mir die größte Mühe, mich nach und nach dem Ufer zu nähern.

Das war gar nicht so leicht, wie es dem Leser scheinen mag. Das Ufer brach die Flut und warf sie in hohen, langen Wellenstrichen bis auf die Mitte des Stromes herüber; ich konnte nur aufwärts und wenig seit-, aber gar nicht vorwärts sehen, und doch mußte ich mich vor den vielen Gegenständen in acht nehmen, welche in den Fluten schwammen oder aus denselben emporragten. Die Leute am Ufer rannten stromabwärts, in gleicher Richtung mit mir und machten mich durch ihr Schreien irre. Sie konnten freilich kaum so schnell laufen, wie ich schwamm, denn ich schoß mit einer Schnelligkeit vorwärts, welche mich zu betäuben drohte. Da galt es, kaltblütig zu bleiben. Wenn ich in den vielen Strudeln und Wirbeln, durch welche ich kam, falsch ausstieß; wenn ich überhaupt nur für kurze Zeit das Selbstvertrauen verlor, so war ich verloren und die Frau mit mir. Im vollständigen Anzug zu schwimmen, ist schon bei ruhigem Wasser eine böse Sache; aber bei dieser Aufregung des Elementes, mit einer solchen Last auf mir und mit den mir vorher so willkommenen, jetzt aber fatalen Gichtstiefeln des Arztes von Radowitsch an den Füßen, das war denn doch etwas Anderes. Wie sich dann herausstellte, war ich gar nicht lange im Wasser gewesen, aber die Zeit dehnte sich mir doch zu einer kleinen Ewigkeit aus.

Endlich, endlich war es mir gelungen, von der mich gewaltig fortreißenden Mitte des Stromes zur Seite und über die an dem eigentlichen Ufer sich bildenden Drehen hinweg zu kommen. Ich befand mich in dem ruhigen Wasser des überschwemmten Landes, konnte aber zu meinem Erstaunen keinen Grund finden. Das machte mich irre; denn als ich versuchte, Boden zu fassen, fuhr ich tief, tief hinab. Da hörte ich eine Stimme mir zurufen:

»Allahy sewersin! Daha uzak, daha uzak jüz! Orada tschu-

kurler. Schurada gel! – – Um Gottes willen! Schwimm weiter, weiter! Dort sind Gruben. Komm hierher!«

Man hatte beim Aufwerfen des Eisenbahndammes den nebenan liegenden Boden benutzt, wobei natürlich tiefe Gruben entstanden waren, über denen ich mich jetzt befand. Ich konnte den Rufenden nicht sehen, da mir das Wasser über den Augen flutete; aber ich vermutete, daß er auf dem Bahndamm stehe, und schwamm demselben zu. Der Damm ragte aus dem Wasser empor, welches bis zu ihm reichte.

Als ich dort ankam, langten zehn, zwanzig Hände nach mir und nach dem Weib. Die leblose Gestalt wurde mir abgenommen. Halb kroch ich auf den Damm hinauf, halb wurde ich gezogen. Erst jetzt fühlte ich, daß meine Kleider wie zentnerschwer an mir hingen.

Lauter Jubel herrschte um mich her; zwei Stimmen nur ergingen sich in Klagen. Die Betreffenden glaubten, die Frau sei tot. Ich aber sagte ihnen, daß sie unmöglich ertrunken sein könne; freilich sei es möglich, daß der Schlag sie getötet habe. Sie wurde stromaufwärts nach den Bretterhütten der Arbeiter getragen.

Jetzt hörte ich den nahenden Hufschlag. Meine drei Gefährten kamen im Galopp auf dem Bahndamm herbeigeritten. Hallelu war der vorderste von ihnen.

»Sihdi, Sihdi!« rief er schon von weitem. »Bist du tot oder lebst du noch?«

»Ich lebe!« antwortete ich. »Ich befinde mich sogar pudelwohl.«

»Allah sei Lob, Preis und Dank gesagt!«

Er sprang vom Pferd, warf sich neben mir auf die Erde, ergriff meine beiden Hände und sagte:

»Wie kann man nur in solches Wasser springen! Hast du davon trinken müssen?«

»Ja, und es schmeckte beinahe wie das Bier des Wirtes von Radowitsch.«

»Ich mag es lieber nicht kosten. Allah, Allah, wie war ich erschrocken, als du in dem Fluß verschwandest! Ist denn ein Weib wert, daß man das Leben wagt?«

»Natürlich! Würdest du für Hanneh, die Lieblichste der Töchter und Frauen, nicht dein Leben wagen?«

»Ja, das ist Hanneh! Aber wer war dieses Weib? War sie deine Verlobte oder Schwester? Hatte sie dich lieb gehabt, und soll sie einst deine Frau werden?«

»Sie war ein Menschenkind, welches sich in Todesnot befand, und ich brauche mich ja vor dem Wasser nicht zu fürchten.«

»Aber dieser Fluß ist heute ergrimmt. Sieh nur, wie wild er tut, daß ihm sein Opfer entrissen worden ist. Ich habe dir Rih mitgebracht, da du nicht gehen kannst. Steige auf! Wir müssen einen Ort aufsuchen, an welchem du deine Kleider trocknest.«

»Wo sind meine Gewehre und die übrigen Sachen?«

»Ich habe alles. Die Gewehre hängen dort am Sattel.«

»Und wie ist es den anderen Insassen des Kahnés ergangen?«

»Die beiden Ruderer haben wir auf die Fähre gezogen; aber der Schneider war ins Wasser gestürzt.«

»So ist er ertrunken?«

»Nein. Der Scheitan will noch nichts von ihm wissen. Ich habe ihn mit seiner Mähre schwimmen sehen; wollen ihn einmal suchen.«

Er richtete sich wieder auf und spähte nach Suf. Dann deutete er abwärts.

»Dort sind beide, er und sein Pferd.«

Ich schaute in die angegebene Richtung und erblickte weit abwärts von uns den Genannten, welcher den Schwanz seines Pferdes ergriffen hatte und sich von dem Tier ziehen ließ. Beide waren dem Ufer ganz nahe. Diese alte Mähre war also wirklich ein kostbares Tier.

»Soll ich hinabreiten und ihm eins auf die Nase geben, wenn er aus dem Wasser kommt?« fragte der Hadschi.

»Nein, er wird genug Angst ausgestanden haben. Das ist hinreichend für ihn.«

»Aber er allein trägt die Schuld, daß du in das Wasser springen mußt!«

»Das ist kein Grund, ihn totzuschlagen.«

»Aber er wird uns entkommen. In deinem Zustand kannst du ihm doch nicht folgen!«

»Laß ihn laufen! Wir holen ihn schon noch ein.«

Natürlich bezeugten auch Osko und Omar mir ihre große Freude über das Gelingen der Wassertour, welche gar nicht auf unserem Programm gestanden hatte. Wir waren umgeben von Bahnarbeitern, welche in die Freudenrufe einstimmten und mich aufforderten, nach einer der Hütten zu kommen, wo ein Soba {Ofen} vorhanden sei, an welchem ich meine Kleider schnell trocknen könne. Das war freilich das Notwendigste, was ich zu tun hatte. Darum stieg ich auf und ritt zurück, grad in demselben Augenblick, als auch der Schneider das Ufer erreicht hatte. Was er jetzt tat, konnte mir einstweilen gleichgültig sein.

Ich brauchte mein Pferd nicht zu lenken; dafür sorgten die Bahnarbeiter. Sie ergriffen die Zügel, ja sogar auch die Bügel. Die Andern schritten voran, neben- und auch hinterher, und so wurde ich fast wie im Triumph fortgeschafft – ein etwas nasser Triumph, da mir das Wasser durch die Kleider nach unten sickerte und dann von den ›Gichtstiefeln‹ tropfte. Als ich mich einmal umwandte, sah ich, daß Suf querfeldein galoppierte. Pferd und Reiter schienen also mit gänzlich heiler Haut davongekommen zu sein.

Halef hatte meinen Blick gesehen. Er machte ein sehr finsternes Gesicht, drohte mit der Faust nach dem Reiter hin und sagte:

»Kehm lahana uzum ümri war; lakin Allah war eder, Allah jog eder – Unkraut hat langes Leben, aber Allah schafft, und Allah vernichtet.«

Er wollte in seinem Zorn sagen, daß der Schneider, dieses Unkraut, ausgerottet werden solle.

Da, wo die Fähre am rechten Ufer gelandet hatte, stand der Fährmann mit seinen drei Gehilfen. Als er mich kommen sah, erhob er seine Stimme und rief in pathetischem Ton:

»Tausendmal Dank den heiligen Kalifen, zehntausendmal Lob dem Propheten und hunderttausendmal Preis Allah, dem

Allmächtigen, die dich beschützt haben im Augenblick der Gefahr. Als ich dich in die Fluten stürzen sah, war mein Herz starr wie Stein, und meine Seele weinte blutige Tränen. Nun ich dich aber wohl erhalten wiedersehe, ist mein Geist voll Jubel und Entzücken, denn du wirst dein Wort halten und uns das Bakschisch geben, welches du uns versprochen hast.«

Also das war der langen Rede kurzer Sinn. Ich schüttelte den Kopf und antwortete:

»Ich weiß von keinem Versprechen.«

»So hat das Wasser dich irre gemacht. Denke daran, was gesprochen wurde, als dein Begleiter uns mit der Peitsche ermahnte, schneller zu sein.«

»Mein Gedächtnis hat nicht gelitten; ich besinne mich auf jedes Wort. Du hast ein Bakschisch verlangt, aber ich habe nichts dazu gesagt.«

»O Emir, wie beklage ich dich! Deine Gedanken sind dennoch schwach geworden! Eben daß du mir nichts entgegnet hast, muß als Einwilligung auf meinen Vorschlag gelten. Wolltest du uns das Bakschisch verweigern, so hättest du das deutlich erklären müssen. Weil du dies jedoch unterlassen hast, so müssen wir es erhalten.«

»Und wenn ich es doch verweigere?«

»So sind wir gezwungen, deine Seele zu strafen und dich für einen Mann zu halten, dem sein Versprechen nichts gilt.«

Damit aber kam er schlimm an, nicht bei mir, sondern bei den Arbeitern. Daß er auf der Auszahlung eines Bakschisch bestand, welches ich ihm gar nicht versprochen hatte, und dies in Worten tat, welche mich beleidigen mußten, ergrimmte die Leute. Er war im Nu ergriffen, und zehn, zwanzig Fäuste schlugen auf ihn ein.

»Halt! Laßt ihn los!« überschrie ich den Lärm, welchen die Leute erhoben. »Ich will ihm sein Bakschisch geben.«

»Das ist nicht nötig!« rief mir einer zu. »Er erhält es von uns; du siehst es ja.«

»Haltet ein, haltet ein!« kreischte der Alte. »Ich mag es nicht, ich mag es nicht!«

Er riß sich los und rannte nach seiner Fähr, wohin sich

seine drei Helden bereits in Sicherheit gebracht hatten. Dabei entwickelte er eine Schnelligkeit, welche ganz das Gegenteil von der Behaglichkeit war, welche ich vorher an ihm bemerkt hatte. Er vergaß sogar, daran zu denken, daß er sich vorgenommen hatte, nichts ohne seine Pfeife zu tun. Sie war ihm entfallen, und er ließ sie im Stich. Einer der Arbeiter hob sie auf und warf sie ihm lachend auf die Fähre nach. Er aber griff einstweilen nicht nach ihr, sondern nach der Kette, um die Fähre schleunigst vom Ufer zu lösen. Sobald sich aber ein Wasserstreifen zwischen ihm und uns befand, begann er zu schimpfen und nannte mich einen Knauser und wortbrüchigen Geizhals.

Halef trat an das Ufer, legte seine Flinte an und drohte:

»Sekiut dur, joksa atarim – schweig, sonst schieße ich!«

Aber der Alte schimpfte fort. Er mochte nicht glauben, daß der Hadschi seine Drohung wahr machen werde. Er hatte die Stange in der Hand, ohne sie zu gebrauchen. Da drückte Halef los. Er hatte auf die Stange gezielt – die Kugel schlug in der Nähe der Hände des Alten in die Stange ein, so daß die Splitter flogen. Da tat der Fährmann einen Schrei, ließ die Stange über Bord in das Wasser fallen und warf sich platt auf den Boden der Fähre nieder, weil er wahrscheinlich meinte, in dieser Lage vor einer zweiten Kugel am sichersten zu sein.

Ein lautes Gelächter erscholl von seiten der Arbeiter, denen die plötzliche Behendigkeit des Alten ebenso komisch vorkam, wie uns.

Nun erreichten wir die größte der Bauhütten, vor deren Türe wir hielten. Ich stieg ab und wurde in das Innere geführt.

Der Raum war groß. An den Wänden hingen die wenigen Habseligkeiten der Arbeiter. Rund herum waren Bretter als Sitze befestigt, welche zugleich als Lagerstätten dienten, und im hintersten Winkel stand ein mächtiger Kachelofen von einer Konstruktion, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Er enthielt vier Kochkessel, und sein Herd bot gute Gelegenheit zum Trocknen nasser Kleider.

Ich war kaum eingetreten, so kam aus einer andern Hütte ein junger, kräftiger Mann herbei, welcher mir sofort zurief:

»Herr, du hattest recht. Sie ist nicht tot, sondern sie lebt; sie atmet bereits. Ich bin nur schnell einmal von ihr fortgelaufen, um dir meinen Dank zu sagen.«

»Ist sie verwandt mit dir?«

»Sie ist mein Weib. Ich bin der Baschi ischdschiji {Aufseher}. Sie hat die Überfahrt gewagt, weil ich ihr befohlen hatte, bereits am frühen Morgen hier zu sein. Aber du mußt dich jetzt entkleiden. Ich werde sogleich mein Ziafet esbaby {Festanzug, Feiertagskleid} holen.«

Er entfernte sich und kehrte in kurzer Zeit mit Hose, Jacke, Weste und einem Paar Pantoffeln zurück, mit welchen Gegenständen ich mich in einen kleinen Verschlag begab, um mich umzukleiden. Halef half mir dabei. Als er mir die nassen Kleidungsstücke vom Leibe zog, jammerte er:

»Effendi, nun ist es aus mit der Würde deines Standes und mit der Anmut deines Charakters. Dieser schöne Anzug hat dich in Stambul über sechshundert Piaster gekostet, und nun ist ihm durch das Wasser der Glanz seines Aussehens geraubt worden. Sieh, du hast bei der Anstrengung des Schwimmens einen entsetzlichen Riß in das Bein deiner Hose gesprengt. Er muß geschlossen werden, damit die Lieblichkeit deiner Glieder nicht beleidigt werde. Zwirn und Nadel habe ich zwar stets bei mir, aber ob sich hier ein Ütü {Bügeleisen} finden läßt, um dem Anzug seine heitere Form zurückzugeben, das bezweifle ich.«

Man darf keineswegs aus den Worten des Kleinen auf meine Gestalt und Persönlichkeit schließen. Es war einmal seine Gewohnheit, sich so auszudrücken.

»Frage einmal nach. Vielleicht befindet sich ein Schneider unter den Arbeitern.«

Er entfernte sich mit meinen Kleidern, und ich hörte ihn draußen laut fragen:

»Hört, ihr Söhne und Enkel der Eisenbahn, befindet sich ein Schneider unter euch?«

»Hier!« rief eine Stimme.

»Allah segne dich, mein Freund, daß du in der Zeit deiner Jugend auf den Gedanken gekommen bist, die Stoffe des We-

bers mit Zwirn zusammen zu heften, so daß die Männer deines Volkes ihre Arme und Beine hineinstecken können! Aber – kannst du auch Risse verschließen?»

»So fein, daß es noch hübscher aussieht, als vorher.«

»So bist du ein großer Usta ijnenün {Meister der Nähnadel}. Aber hast du auch ein Bügeleisen bei dir?»

»Zwei sogar!«

»So überantworte ich dir den Anzug meines Freundes und Gebieters. Du sollst ihn trocknen und ausbügeln, und diesen Riß sollst du unsichtbar machen. Wenn du das so tust, daß niemand ihn sehen kann, wirst du ein Bakschisch erhalten, und die Gläubigen aller Länder werden sich deiner Kunstfertigkeit freuen und deinen Ruhm verbreiten bis an die Grenzen, wo das Weltall ein Ende hat. Hier nimm den Anzug in deine Arme, und der Geist des Propheten erleuchte dich!«

Ich mußte lachen, denn ich stellte mir das ernsthafte Gesicht des Kleinen vor, mit welchem er diese Tirade zum Vorschein brachte. Als er zu mir zurückkehrte, fand er mich mit der Untersuchung meines Gipsverbandes beschäftigt.

»Dem sieht man es auch an, daß er im Wasser gewesen ist,« sagte er. »Ist er aufgeweicht?«

»Nein; aber ich möchte ihn doch entfernen. Es sind zwar nur wenige Tage vergangen, seit er angelegt wurde; doch meine ich, es wagen zu dürfen.«

Wir beseitigten mit unseren Messern den Verband, ohne daß ich den mindesten Schmerz dabei empfand. Das war sehr günstig. Als der Fuß von dem Gips befreit war, versuchte ich, aufzutreten. Es ging über Erwarten gut. Ich schritt sogar einige Male in dem Verschlag hin und her, wobei ich ziemlich fest auftrat. Die Verstauchung war wohl geringer, als ich gedacht hatte.

»Nun wirst du diese Stiefel der Gicht nicht wieder anlegen?« fragte der Hadschi und deutete auf die genannte Fußbekleidung, welche allerdings durch das Wasser ein höchst trauriges Aussehen angenommen hatte.

»Nein; ich lasse sie hier.«

»So wollen wir sie den Arbeitern schenken, welche sich der-

selben als Kaffeetrichter bedienen können, denn in dieser Gegend lassen die Leute den Kaffee durch einen Sack laufen, weil er ihnen sonst zu gut schmecken würde. Allah hat sehr verschiedene Geschöpfe in seinem Reich. Nun kannst du wieder deine hohen Lederstiefel tragen und wirst ein ganz anderes Aussehen haben. In den Gichtstiefeln kamst du mir vor wie ein Ahne des Urgroßvaters, der seine Zähne bereits vor der großen Sintflut verloren hat. Soll ich die ledernen holen? Ich habe sie auf mein Pferd geschnallt.«

Ich gab meine Zustimmung und fand dann, daß der Fuß in diesen Stiefeln hinreichend Halt bekam. Da ich die meiste Zeit des Tages im Sattel saß, so brauchte ich ihn ja nicht anzustrengen.

Der geliehene Anzug paßte nicht übel, da der Besitzer von meiner Gestalt war. Er freute sich darüber, als er mich erblickte, und bat uns, in seine Hütte zu kommen, damit sein Weib sich bei mir bedanken könne.

Die Arbeiter saßen beisammen und aßen. Ihr Mittagmahl bestand aus einem dicken Brei von Maismehl, das nur in Wasser aufgequollen war. Damit sind diese Leute Tag für Tag zufrieden.

Die Frau wollte, als wir zu ihr kamen, sich in großen Dank-sagungen ergehen; ich bat sie aber, zu schweigen. Ihr Mann saß dabei und war so glücklich über ihre Rettung, daß ich annehmen mußte, sie hätten sich ungewöhnlich lieb. Im Verlauf des Gesprächs erfuhr ich nun, daß beide Christen waren.

»Ich freue mich sehr darüber, daß auch du ein Christ bist,« sagte der Mann zu mir.

»Woher weißt du das?« fragte ich ihn.

»Deine beiden Begleiter sagten es mir, während du die Anzüge wechseltest. Ich habe auch gehört, daß du kein Untertan des Großherrs bist, sondern zu dem Volk gehörst, welches den großen, siegreichen Krieg gegen die Fransyzler geführt hat.«

»Bist du aus der hiesigen Gegend?« fragte ich dagegen.

»O nein. Wir stammen fast alle aus dem Gebirg, wo es so viele arme Leute gibt. Die Bewohner dieser Ebene haben keine Lust, an der Bahn zu arbeiten. Als es hieß, daß hier bei diesem

Bau Brot zu finden sei, machten sich viele Leute meiner Gemeinde auf, um herbei zu ziehen. Und da ich als Mimar {Baumeister} gelernt habe, so übernahm ich die Führung und beaufsichtige sie noch heute.«

»So hast du eine höhere Schule besucht?«

»Nein. Ich bin der zweite Sohn meines Vaters. Mein ältester Bruder wird das Haus bekommen, und so hatte ich stets Lust, mir selbst eins zu bauen. Da habe ich denn von selbst schreiben, lesen und auch zeichnen gelernt und bin zu einem Baumeister in Uskub in die Lehre gegangen. Mein Vater ist Tscho-ban {Schäfer}, ungefähr acht Stunden von hier.«

»Wo?«

»Es ist kein Dorf, nicht einmal ein kleiner Ort. Es gibt da nur zwei Häuser, welche an einer Furt der Treska liegen, und da unser Nachbar einen Konak unterhält, so wird die kleine Siedelung Treska-Konak genannt.«

»Ah! Das ist gut! Das ist ausgezeichnet!« rief ich aus.

»Warum?«

»Weil ich dieses Treska-Konak suche.«

»Willst du etwa hinreiten? Zu meinem Vater oder zu dem Konakdschi?«

»Zu dem letzteren, wie es scheint.«

»Wie es scheint? So weißt du es selbst noch nicht gewiß?« fragte er verwundert.

»Nein. Der Mann, welcher mit deiner Frau im Kahn überfuhr, will dorthin, und ich muß ihm nach. Er sucht dort Leute auf, mit welchen auch ich ein Wörtchen zu reden habe.«

»Das klingt ja so, als ob du ihnen feindlich gesinnt seiest.«

»Du hast es erraten. Es sind heute in der Frühe fünf Männer dahin geritten, welche eine böse Tat im Schild führen, und dies wollen wir verhüten. Sie müssen mit der Fähre über den Fluß gekommen sein.«

»Ah! War vielleicht ein gewisser Manach el Barscha dabei, welcher Einnehmer der Steuer in Uskub gewesen ist?«

»Allerdings.«

»So habe ich sie gesehen. Ich stand am Ufer, als sie kamen. Sie hatten einen Streit mit dem Fährmann, dem sie die Peit-

sche anstatt des Geldes gaben. Als Manach an mir vorüber ritt, warf er auch mir eine Drohung zu.«

»Warum?«

»Weil er mich haßt. Er nahm die Kopfsteuer der Christen ein und er hatte mir stets das Zehn- und Zwölffache abverlangt, und das wollte ich nicht mehr geben. Andern ging es ebenso, und so traten wir zusammen und zeigten ihn an. Er hatte die Christen um eine große Summe betrogen.«

»Welche Strafe hat er erlitten?«

»Keine. Er entfloh, und man sagt, daß er den ganzen Inhalt der Steuerkasse mitgenommen habe. Er darf sich in Uskub nicht mehr sehen lassen. Also diesen Menschen suchest du? Er ist immer mit unserem Konakdschi befreundet gewesen und wird wohl auch jetzt bei ihm eingekehrt sein.«

»Kannst du mir den Weg beschreiben, welchen ich nehmen muß, um nach Treska-Konak zu gelangen?«

»Man muß die Gegend gut kennen, um in gerader Richtung hinzukommen. Eine Beschreibung wäre zu verworren. Wenn es dir aber lieb ist, werde ich dir gern einen zuverlässigen Mann mitgeben, welcher die Gegend ebenso genau kennt, wie ich. Er wird es sich zur größten Ehre rechnen, dich zu meinem Vater zu bringen, und da er diesem von deiner guten Tat erzählen wird, so kannst du des herzlichsten Willkommens sicher sein.«

Mit Freude nahm ich diesen Vorschlag an und fragte:

»Liegt deine väterliche Wohnung weit von dem Konak entfernt?«

»Man hat kaum zwei Minuten zu gehen.«

»So werden die Bewohner des Konaks uns also kommen sehen?«

»Wenn du vor ihnen verborgen bleiben willst, so mag dich mein Schwager so führen, daß sie euch nicht erblicken. Übrigens wird es finstere Nacht sein, wenn ihr dort ankommt. Mein Schwager ist jetzt für kurze Zeit bei dem Bau beschäftigt. Wenn er zurückkehrt, werde ich ihm meinen Auftrag geben. Jetzt aber bitte ich euch, meine Gäste zu sein. Es ist Mittag, und wir müssen essen. Ich kann euch etwas vorlegen, was

ihr im Lande der Mohammedaner wohl nur selten bekommen könnt.«

Er öffnete einen mit Heu gefüllten Kasten und zog – einen Schinken und mehrere schwarz geräucherte Würste hervor.

»O Allah, Allah! Meinst du wirklich, daß wir das Hinterteil eines Schweines und das im Rauche gebratene Blut und Fleisch desselben essen?« rief Halef. »Der Prophet hat uns das verboten, und wir würden eine große Sünde begehen, wenn wir uns mit der Leiche eines Schweines für immer und ewig verunreinigten!«

»Das mutet dir gar kein Mensch zu, Halef,« sagte ich. »Was aber mich betrifft, so werde ich mit dem größten Appetit davon essen.«

»Aber es sind ja Dschild kurtlar {Bandwürmer} darinnen!«

»Vor denen fürchten wir uns nicht.«

»Ich darf eigentlich gar nicht zuschauen, denn schon der Anblick des Schweinefleisches soll uns Entsetzen einflößen; aber da Osko und Omar nicht anwesend sind, so brauche ich keine Vorwürfe zu fürchten, wenn ich aus Anhänglichkeit an dich, Sihdi, hier sitzen bleibe. Wenn du den Schinken in den Mund steckst, werde ich die Augen schließen oder wenigstens zur Seite blicken.«

Der Bewirtende legte vor: den Schinken, die Würste, Brot, Pfeffer und Salz. Er zog sein Messer aus dem Gürtel, und ich folgte diesem rühmlichen Beispiel. Nachdem er sich ein tüchtiges Stück von dem Schinken abgeschnitten hatte, tat ich dasselbe, und der Schmaus begann. Nie hat mir ein Schinken besser geschmeckt, als damals in Rumelia.

Halef saß seitwärts hinter mir; ich konnte nicht sehen, ob er mich beobachtete, aber ich kannte den Kleinen und wußte, daß ihm der Appetit bis in die Zungenspitze ging. Er sah, wie es mir schmeckte, und daß ich mir ein zweites Stück abschnitt.

»Hajde scheitani – pfui Teufel!« rief er aus. »Sihdi, willst du denn, daß ich alle Achtung und Ehrfurcht vor dir verlieren soll! Wenn ich nach dem Gebot des Propheten gehe, darf ich dich nie wieder anrühren.«

»Das tut mir leid, mein lieber Halef, aber jetzt gehorche ich dem Wohlgeschmack und nicht dem Kuran.«

»Schmeckt es denn wirklich so ausgezeichnet?«

»Es gibt nichts Schmackhafteres.«

»Allah! Warum hat da der Prophet den Schinken verboten?«

»Weil er gewiß niemals ein Stück von dem geräucherten Hinterteil des Schweines gegessen hat; sonst hätte er den Gläubigen diese Speise auf das wärmste anempfohlen.«

»Vielleicht hat er sie wegen der Bandwürmer verboten.«

»Es sind ja gar keine drin; das kann ich dir zuschwören.«

»Also meinst du, daß man es wagen könnte?«

»Ohne Zagen!«

Ich hörte es seinem Ton an, daß ihm das Wasser im Mund zusammenlief. Die Sache machte auch unserm Wirte Spaß, aber er ließ es sich nicht merken, sondern kaute behaglich weiter, gab sich jedoch Mühe, ein Gesicht zu schneiden, als ob seine Begeisterung mit jedem Bissen wachse.

Halef stand auf und trat vor die Türe hinaus. Ich wußte wohl, daß er nach Osko und Omar sehen wollte. Als er wieder hereinkam, machte er ein sehr befriedigtes Gesicht. Er schien die Beiden nicht bemerkt zu haben. Sie standen auf dem Damm, um die Lokomotive anzustaunen, welche eben einen Bauzug vorüberschleppte. Sie hatten keine Zeit, sich um uns zu kümmern.

Der Hadschi setzte sich wieder nieder und sagte:

»Sihdi, ich weiß, daß du nicht gern über den Glauben redest; aber meinst du nicht, daß der Prophet zuweilen ein ganz klein wenig Unrecht hat?«

»Ich weiß es nicht. Aber er hat doch den ganzen Kuran vom Erzengel Gabriel diktiert erhalten.«

»Kann sich nicht auch der Engel irren?«

»Wohl nicht, lieber Halef.«

»Oder hat der Prophet den Engel nicht richtig verstanden? Wenn ich genau nachdenke, so scheint es mir, daß Allah die Schweine doch nicht erschaffen hätte, wenn wir sie nicht essen sollten.«

»Ich bin da in diesem Fall freilich ganz und gar deiner Meinung.«

Er holte sehr tief Atem. Mein zweites Stück war verschwunden, und ich griff nun auch, dem Beispiel des Wirtes folgend, nach der Wurst. Halef mochte einsehen, daß wir fertig sein würden, bevor es ihm gelang, seine Bedenken zu überwinden.

»Sage einmal aufrichtig, Sihdi, schmeckt es denn wirklich gar so ausgezeichnet, wie ich aus euren Gesichtern schließen muß?«

»Noch viel besser, als es in meinem Gesicht geschrieben steht.«

»So laß mich wenigstens einmal riechen.«

»Willst du deine Nase verunreinigen?«

»O nein. Ich halte sie dabei zu.«

Das war freilich drollig. Ich schnitt ein Stückchen Schinken ab, spießte es auf die Messerspitze und reichte es ihm hin, ohne ihn dabei anzusehen. Auch der Aufseher war so klug, ihn nicht anzublicken.

»Ah! Oh! Das ist ja beinahe ein Geruch des Paradieses!« rief der Kleine. »So kräftig, würzig und einladend! Schade, daß der Prophet es verboten hat! Hier hast du dein Messer wieder, Effendi.«

Er reichte es mir zurück – das Stückchen Fleisch war verschwunden.

»Na, wo ist denn das Schinkenstück?« fragte ich erstaunt.

»Na, am Messer!«

»Es ist weg.«

»So ist es heruntergefallen.«

»Das ist jammerschade – – aber, Halef, ich glaube, du kaust.«

Ich sah ihm jetzt offen ins Gesicht. Er machte eine pfiffige Miene und antwortete:

»Ich muß ja kauen, da mir das Stück grad in den Mund gefallen ist. Oder meinst du, daß ich es ganz verschlingen soll?«

»Nein. Wie schmeckt es?«

»So ausgezeichnet, daß ich eine Bitte aussprechen möchte.«

»So rede!«

»Erlaubst du, daß ich die Türe zuriegle?«

»Glaubst du, wir könnten überfallen werden?«

»Nein. Aber Osko und Omar haben die Gesetze des Propheten nicht so tief studiert, wie ich. Sie könnten in Versuchung fallen, wenn sie jetzt hereinkämen; das möchte ich verhindern. Sie sollen ihre Seelen nicht mit dem Vorwurf beladen, sich verunreinigt zu haben mit dem Geruch des Fleisches und Blutes, welches in Därme gefüllt und dann geräuchert worden ist.«

Er stand auf, verriegelte die Türe von innen, setzte sich dann zu uns, zog sein Messer und – schnitt sich ein halbpfündiges Stück von dem Schinken herunter, welches sehr schnell unter seinem dünnen Schnurrbart – rechts sechs und links sieben Haare – verschwand. Dann strich er sich mit beiden Händen behaglich den Bauch und sagte:

»Du siehst, Effendi, welch ein großes Vertrauen ich zu dir habe.«

»Zunächst habe ich nur deinen Appetit gesehen.«

»Der ist eine Folge meines Vertrauens. Was mein Effendi ißt, das kann mich nicht um den siebenten Himmel bringen, und ich hoffe von deiner Verschwiegenheit, daß du Osko und Omar nicht sagst, daß deine Ansicht bei mir ebenso schwer wiegt, wie die Gesetze des heiligen Khalifen.«

»Ich habe keine Veranlassung, es auszuposaunen, daß du auch gern etwas Gutes issest.«

»Gut, so werde ich auch noch ein Stück von diesem Sudschuk {Wurst} nehmen, da der Domuz pastyrmassy {Schinken} so ausgezeichnet war. Unser Wirt wird es mir erlauben, denn was die Gastfreundschaft spendet, das gibt Allah hundertfach zurück.«

Der Aufseher nickte aufmunternd, und Halef gab sich die größte Mühe, zu beweisen, daß er sich heute aus dem Gebot des Propheten gar nichts mache. Als er fertig war, wischte er das Messer an seiner Hose ab, steckte es in den Gürtel und sagte:

»Es gibt Geschöpfe, welche unter dem Undank der Menschen viel zu leiden haben. Das Schwein hat sicherlich nichts getan, um die Verachtung zu verdienen, welche ihm von den

Gläubigen gezollt wird. Wäre ich an Stelle des Propheten gewesen, ich hätte besser aufgepaßt, als mir der Kuran diktiert wurde. Dann wären die Tiere zu hohen Ehren gekommen, deren Wohlgeschmack das Herz des Menschen erfreut. Und nun, da wir zu Ende sind, kann ich auch wieder die Türe öffnen, ohne befürchten zu müssen, daß meine Freunde an ihrer Seele Schaden leiden.«

Er erhob sich und schob den Riegel in dem Moment zurück, als ein junger, hübscher Bursche im Begriff stand, hereinzukommen.

»Israd,« rief der Aufseher demselben entgegen, »du wirst heute nicht mehr arbeiten; ich gebe dir Urlaub. Dieser Effendi will nach Treska-Konak reiten, und du sollst ihn in der grades-ten Richtung dorthin führen.«

Der junge Mann war der Bruder der Frau, von welchem vorhin die Rede war. Er nahm die Gelegenheit wahr, sich für die Rettung seiner Schwester aufs herzlichste bei mir zu bedanken, und freute sich, mir einen Gegendienst leisten zu können.

»Aber hast du denn ein Pferd?« fragte ich ihn. »Du kannst doch nicht gehen, wenn wir schnell reiten.«

»Ich borge mir drüben im Dorf eins,« sagte er. »Wann willst du denn aufbrechen, Effendi?«

»So bald wie möglich.«

»Du wirst noch eine gute Weile warten müssen, denn deine Kleider sind noch lange nicht trocken. Indessen will ich mir das Pferd besorgen.«

Er entfernte sich wieder.

»Du wirst an ihm einen guten Führer haben,« sagte sein Schwager, »und er kann dir über alles Auskunft erteilen.«

»Das ist mir sehr lieb, denn ich werde ihn wohl einiges zu fragen haben.«

»Das kannst du doch mir sagen?«

»Vor allen Dingen also möchte ich gern wissen, wo ein Ort liegt, welcher Karanirwan-Khan heißt.«

»Karanirwan-Khan? Hm! Warum willst du das wissen?«

»Weil die fünf Männer, welche wir verfolgen, dorthin reiten wollen.«

»Ich kenne leider keinen Ort dieses Namens. Ein Karanorman-Khan gibt es; das liegt oben bei Weicza im Schar Dagh.«

»Das weiß ich, aber es ist der Ort nicht, den ich suche. Karanirwan-Khan muß ein einzelnes Haus, ein Konak sein, dessen Besitzer ein Perser ist.«

»Perser sind hier selten.«

»Kennst du keinen?«

»Einen einzigen allerdings.«

»Wie heißt er?«

»Seinen eigentlichen Namen kenne ich nicht. Er trägt einen mächtigen schwarzen Vollbart, und darum haben wir ihn stets Kara Adschemi, den schwarzen Perser genannt.«

»Ah! Vielleicht ist dieser Mann der Gesuchte. Einen starken schwarzen Bart muß er haben, da er eben Kara Nirwan heißt. Woher ist derjenige, welchen du meinst?«

»Das weiß ich nicht genau. Er muß aber da oben in der Gegend von Jalicza oder Luma zu Hause sein. Ich erinnere mich, daß er einmal von einem Bären erzählte, welcher ihm oben am Zsalezs-Berg begegnet ist. Dieser Berg aber liegt bei den genannten Orten.«

»Gibt es im Schar Dagh auch Bären?«

»Nur noch höchst selten. Früher waren sie häufiger, wie mein Vater oft erzählt. Jetzt aber kommt es nur in Jahren einmal vor, daß sich so ein Tier von fern her verläuft.«

»Weißt du nicht wenigstens, was dieser Perser ist?«

»Pferdehändler ist er, und zwar ein bedeutender. Er muß reich sein. Ich habe ihn oft mit mehr als zehn Knechten und mit einer ganzen Herde von Pferden bei unserem Nachbar, dem Konakdschi, gesehen, bei dem er einzukehren pflegt.«

»Das ist mir höchst interessant, denn ich kann daraus verschiedenes schließen. Dieser Pferdehändler ist ein Perser und heißt Kara. Er kehrt bei dem Konakdschi ein, bei welchem auch Manach el Barscha mit den andern Vier einkehren will. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieser Mann derjenige ist, den wir suchen.«

»Es sollte mich freuen, wenn ich euch auf die rechte Spur gebracht hätte.«

»Wird dein Schwager nichts näheres wissen?«

»Hierüber nicht. Er ist ebenso, wie ich, lange Zeit nicht oben in der Heimat gewesen. Aber wenn du heute zu meinem Vater kommst, so magst du ihn und meinen Bruder fragen. Diese Beiden können dir vielleicht bessere Auskunft erteilen.«

»Ist dein Vater mit seinem Nachbar befreundet?«

»Sie sind weder Freunde, noch Feinde. Sie sind eben Nachbarn, welche gezwungen sind, nebeneinander auskommen zu müssen. Der Konakdschi hat etwas Falsches und Heimliches an sich.«

»Weißt du nicht, ob er vielleicht mit anrühigen Leuten verkehrt?«

»In einem so einsamen Konak kehren allerlei Menschen ein. Da läßt sich nichts sagen. Höchstens könnte ich erwähnen, daß er mit dem alten Scharka verkehrt. Das ist kein gutes Zeichen.«

»Wer ist dieser Scharka?«

»Ein Köhler, welcher mit einigen Gehilfen droben in den Bergen haust. Er soll eine tiefe finstere Höhle bewohnen, und man raunt sich zu, in der Nähe derselben sei Mancher begraben, der keines natürlichen Todes gestorben ist. Der einsame Pfad, welcher über die Berge führt, geht durch sein Gebiet, und es ist eigentümlich, daß gar mancher Wanderer dasselbe betritt, ohne es jemals wieder zu verlassen. Und immer sind es Leute, welche Geld oder sonstiges wertvolles Eigentum bei sich getragen haben.«

»So ist dies ja eine wahre Mördergrube! Ist man denn den Missetaten dieses Mannes nicht auf die Spur gekommen?«

»Nein; denn es wagt sich nicht so leicht jemand zu ihm. Seine Gehilfen sollen rohe und bärenstarke Leute sein, mit denen man es nicht aufzunehmen vermag. – Es wurde einmal eine Abteilung von dreißig Mann Soldaten hinauf geschickt, um die Aladschy zu fangen, welche sich bei ihm aufhielten. Die Soldaten sind unverrichteter Dinge zurückgekommen, nachdem ihnen sehr übel mitgespielt worden war.«

»Von wem?«

»Das wußten sie nicht. Sie wurden stets nur des Nachts von Leuten überfallen, die sie niemals recht zu Gesicht bekamen.«

»Also die Aladschy waren auch bei dem Köhler! Kennst du sie?«

»Nein,« erwiderte er.

»Und doch hast du sie heute gesehen, die beiden Kerle auf den scheckigen Pferden, welche mit Manach el Barscha ritten. Der Name dieser berühmten Brüder stimmt mit der Farbe ihrer Pferde.«

»Allerdings! Wer hätte das gedacht! Ich habe die Aladschy gesehen! Nun wundere ich mich auch nicht, daß diese Menschen den Fährmann mit Peitschenhieben bezahlten. Sie reiten nach Treska-Khan; dort bleiben sie jedenfalls nicht. Vielleicht wollen sie wieder den Köhler aufsuchen.«

»Das ist allerdings wahrscheinlich.«

»So bitte ich dich um Gottes willen: reite ihnen nicht nach! Der Köhler und seine Leute sollen halbwilde Menschen sein, welche den stärksten Wolf mit der Hand erdrücken.«

»Ich kenne Menschen, die das auch vermögen, obgleich sie nicht halb oder ganz wild sind.«

»Aber es ist doch besser, solche Subjekte lieber zu vermeiden!«

»Das kann ich nicht. Ich habe dir bereits gesagt, daß es gilt, ein Verbrechen zu verhüten. Und ebenso gilt es, ein grausiges Verbrechen zu rächen. Es gilt Leuten, welche Freunde von meinen Freunden sind.«

»Kannst du nicht Andere damit beauftragen?«

»Nein, die würden sich fürchten.«

»So übergib die Sache der Polizei!«

»O wehe! Die würde sich noch viel mehr fürchten. Nein, ich muß diesen fünf Reitern folgen, und wenn ich dabei mit allen Kohlenbrennern der Welt in Konflikt käme.«

»So ist mir angst und bange um dich. Dieser Scharka ist ein wahrer Teufel. Seine Haut soll behaart sein, wie diejenige eines Affen, und er soll das Gebiß eines Panthers haben.«

»Das ist doch wohl übertrieben?«

»Nein. Ich erfuhr es von Leuten, welche ihn gesehen haben. Du kannst es wirklich nicht mit ihm aufnehmen.«

»List und Klugheit gehen über alle Körperkraft,« erwiderte ich. »Übrigens, wenn es dich beruhigt, so will ich dich bitten, mir dies hier nachzumachen.«

Es lag eine Eisenbahnschiene auf der Erde. Ich hob sie auf, nicht in der Mitte, und hielt sie ihm mit ausgestreckten Armen entgegen. Er trat zurück und rief:

»Effendi, bist du – bist du – alle Wetter, ja, wenn es so ist, so erdrückst du auch mit Leichtigkeit einen Wolf!«

»Pah! Wer sich auf seine rohe Kraft verläßt, der pflegt verlassen zu sein. Ein wenig Nachdenken ist besser als größte Körperstärke. Übrigens sind wir so gut bewaffnet, daß wir uns vor Keinem zu fürchten brauchen.«

»Und« – fügte Halef in stolzem Ton hinzu, indem er auf sich selbst deutete – »mein Effendi ist nicht allein, sondern er hat mich, seinen bewährten Freund und Beschützer bei sich. Da sollen die Heerscharen der Feinde es nur wagen, an uns zu kommen! Wir werden sie aufzehren, wie das Schwein des Busches die Heuschrecken frißt.«

Das klang gar zu possierlich. Seine Körperlänge paßte gar nicht zu dem hohen Selbstbewußtsein, mit welchem er diese Worte vorbrachte. Ich blieb ernst, weil ich den Kleinen kannte; der Aufseher aber konnte sich eines kleinen Lächelns nicht erwehren.

»Lachst du etwa?« fragte Halef. »Ich dulde keine Beleidigung! Selbst von dem nicht, dessen Schinken und Wurst ich gegessen habe. Wenn du mich näher kenntest, würdest du vor meinem Zorn zittern und vor meinem Grimm beben!«

»Ich bebe beinahe,« meinte der Aufseher, indem er das ernsthafteste Gesicht zeigte.

»O, das ist noch lange nichts! Du mußt beben, daß dir die Seele hörbar an die Wände deines Leibes klappert. Du weißt nicht, mit welchen Tieren und Menschen wir gekämpft haben. Wir haben den Löwen, den Herrn der Wüste, getötet und mit Feinden gekämpft, bei deren Anblick du dich da in den Kasten zu dem geräucherten Hinterteil des Schweines verkriechen

würdest. Wir haben Taten verrichtet, die uns unsterblich machen. Von uns wird geschrieben stehen in den Büchern der Helden und in den Schriften der Unüberwindlichen. Wir lassen nicht über uns lachen, das merke dir! Kennst du etwa meinen Namen?»

»Nein; aber ich habe vernommen, daß der Effendi dich Halef nennt.«

»Halef!« meinte der Kleine in verächtlichem Ton. »Was ist Halef? Gar nichts. Halef heißen viele Leute. Aber sind diese Leute Hadschis? Haben sie Väter und Vatersväter, Ahnen und Großahnen der Urväter, welche alle auch Hadschi gewesen sind? Ich sage dir, ich bin Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawuhd al Gossarah. Meine Vorfahren gehörten zu den Helden, welche vor so langer Zeit lebten, daß kein Mensch mehr etwas von ihnen weiß; ich selbst auch nicht. Kannst du das vielleicht von deinen Ahnen sagen?»

»Ja.«

»Wie?»

»Ich weiß auch nichts von ihnen.«

Der Aufseher sagte das in ironischem Ernst. Halef blickte ihm schweigend und zornig ins Gesicht, machte dann eine sehr geringschätzige Handbewegung, drehte sich um und ging mit den Worten hinaus:

»So schweige! Wer von seinen Ahnen nichts weiß, der darf sich mit mir gar nicht vergleichen!«

»Aber,« rief der Andere ihm lachend nach, »du hast ja eben jetzt gestanden, daß du selbst auch von den deinigen nichts weißt!«

»Das sind die meinigen, aber nicht die deinigen. Von ihnen brauche ich nichts zu wissen, denn sie sind so berühmt, daß man gar nichts von ihnen zu wissen braucht!« schrie der Hadschi in höchstem Zorn zurück.

»Das ist ein sonderbares Kerlchen, dein Begleiter,« lachte der Aufseher.

»Ein braver Mann, treu, gewandt und ohne Furcht,« antwortete ich. »Er fürchtet sich wirklich nicht vor dem Köhler. Das hat er dir sagen wollen, aber freilich in seiner Weise. Er ist ei-

gentlich ein Bewohner der Wüste, und diese Männer lieben es, sich in solcher Weise auszudrücken. Jetzt möchte ich einmal nach meinem Schneider sehen. Vielleicht ist derselbe nun mit meinem Anzug fertig geworden.«

»Und ich muß den Leuten ihre Arbeit anweisen. Du wirst mich entschuldigen, Effendi.«

Wir verließen die Hütte. Eben als ich die andere betreten wollte, hörte ich scheltende Stimmen hinter der Türe. Diese wurde aufgestoßen, so daß sie mir fast ins Gesicht flog, und es kamen zwei Männer heraus, welche an mich anrannten, nämlich Halef, in der einen Hand meine Hose und in der andern den Schneider. Er zog denselben hinter sich her, so daß er mir den Rücken zukehrte und also nicht sah, an wen er rannte. Sich halb umdrehend, schrie er mich an:

»Dummkopf, hast du keine Augen!«

»Freilich habe ich Augen, Halef,« antwortete ich.

Er fuhr herum, und als er mich sah, sagte er:

»Ah, Sihdi, soeben wollte ich zu dir!«

Er befand sich in höchstem Zorn, riß den armen Teufel einen Schritt näher an mich heran, hielt mir die Hose hin und fragte mich:

»Sihdi, wieviel hast du für diese Hose bezahlt?«

»Hundertdreißig Piaster.«

»So bist du dumm gewesen, so dumm, daß es mich erbarmen möchte!«

»Warum?«

»Weil du hundertdreißig Piaster bezahlt hast für etwas, was eine Hose sein soll, aber keine ist!«

»Was ist es denn?«

»Ein Sack, ein ganz gewöhnlicher Sack, in welchen du alles tun kannst, was dir beliebt: Erbsen, Mais, Kartoffeln, meinetwegen auch Eidechsen und Frösche. Glaubst du das etwa nicht?«

Er blickte mich so grimmig an, daß ich mich hätte fürchten mögen. Ich antwortete ruhig:

»Wie kommst du dazu, mein Beinkleid einen Sack zu nennen?«

»Wie ich dazu komme? Da sieh her!«

Er fuhr mit der Faust in das Hosenbein, welches zerrissen gewesen war, konnte aber mit dem Arm nicht unten heraus. Der brave Schneider hatte des Guten zu viel getan und, indem er den Riß reparieren wollte, das Bein zugeflickt.

»Siehst du es? Siehst du die Überraschung und das Herzeleid?« schrie Halef mich an.

»Allerdings.«

»Fahre einmal mit dem Bein hinein!«

»Das werde ich bleiben lassen.«

»Aber hinein willst du doch, hinein mußt du doch, dazu ist die Hose da, aus der nun ein armseliger, elender Sack geworden ist. Jetzt steht dir nichts anderes zu, als daß du mit einem bekleideten und einem nackten Bein in der Welt herum reitest. Was werden die Leute sagen, wenn sie dich sehen, dich, den berühmten Effendi und Emir! Und wo sollst du hier in dem elenden Dorf eine andere Hose hernehmen!«

»Brauche ich denn eine andere?«

»Freilich, natürlich! Du kannst diese doch nicht anziehen!«

»Freilich kann ich sie anziehen.«

»Wie denn? Doch nur mit einem Bein!«

»Nein, mit beiden Beinen. Dieser überfleißige Schneider braucht nur die Naht wieder aufzutrennen, und den Riß zu flicken.«

»Die – Naht – auf – – trennen!« rief Halef, mich starr anblickend. Dann brach er in ein lautes Lachen aus und fügte hinzu:

»Sihdi, da hast du recht. Daran habe ich in meinem Zorn gar nicht gedacht – – die Naht wieder auftrennen, das ist das Richtige!«

Das angstvolle und verlegene Gesicht des Schneiders heiterte sich wieder auf; aber er kam doch nicht so gut davon, wie er denken mochte, denn der Hadschi fuhr ihn an:

»Kerl, siehst du denn endlich ein, welch eine ungeheure Dummheit du begangen hast! Erst flickst du das Hosenbein zu, und dann weißt du nicht einmal Hilfe zu schaffen!«

»O, ich habe es gewußt, aber du hast mich nicht zu Worte kommen lassen,« verteidigte sich der arme Schelm.

»O Allah, Allah, was gibt es doch für Menschen! Ich habe dich in aller Ruhe gefragt, wie diesem Fehler abzuhelpen sei; ich habe mit der Geduld eines Marabuh auf deine Antwort gewartet; du aber standest da, als ob du ein Kamel verschluckt habest, dessen Höcker dir im Halse stecken geblieben sei, und da habe ich dich bei deinem eigenen Höcker genommen, um dich zum Effendi zu führen. So ist die Sache gewesen. Kannst du denn diese Naht wieder auftrennen?«

»Ja,« erwiderte der Schneider kleinlaut.

»Und wie lange wird dies dauern?«

»Zwei bis drei Stunden.«

»O Allah! So sollen wir also wegen deiner Flickerei noch bis zum Abend warten? Das geht nicht, das können wir nicht zugeben.«

»Es wird nicht so lange dauern,« sagte ich, »denn ich werde ihm helfen.«

»Wie verträgt sich das mit der Würde deines Berufes und mit der Macht deiner persönlichen Erscheinung?«

»Sehr gut. Ich werde mich mit diesem guten Mann, der ein schlechter Schneider ist, hier hereinssetzen. Während er mir die andern Sachen ausbügelt und wahrscheinlich verbrennt, will ich das Hosenbein kurieren. Sage mir doch einmal, du Künstler der Nähnael, ob du denn wirklich ein Schneider bist!«

Der Mann kratzte sich hinter dem Ohr, drückte und drückte und ließ endlich die Antwort hören:

»Effendi, eigentlich nicht.«

»So! Was bist du denn eigentlich?«

»Ein Dürger doghramadschy {Tischler}.«

»Wie aber kommst du auf den kühnen Gedanken, dich für einen Schneider auszugeben?«

»Weil ich zwei Bügeleisen habe.«

»Von wem?«

»Von meinem Großvater, welcher ein wirklicher Schneider war. Es ist das einzige, was ich von ihm geerbt habe. Nun habe ich mir noch Nael und Zwirn gekauft, und wenn es Gelegen-

heit gibt, so bessere ich den Leuten die Kleider aus, weil ich jetzt als Tischler keine Arbeit habe. Darum bin ich auch hier bei dem Bau der Bahn beschäftigt.«

»So bist du ja ein sehr vielseitiger Mann. Also du besserst Kleider aus! Wohl auch in der Art und Weise, wie du es bei dieser meiner Hose getan hast?«

»Nein, Effendi! Das war nur ein Versehen.«

»Also zwei Bügeleisen hast du wirklich? Kannst du bügeln?«

»O, ausgezeichnet!«

»Nun, so wollen wir uns miteinander an die Arbeit machen. Aber sieh, was ist denn das?«

Ich zog die von ihm angefertigte Naht auseinander und zeigte sie ihm. Er wußte aber nicht, was ich meinte, und blickte mich fragend an.

»Wie sieht denn der Stoff aus?«

»Dunkelblau, Herr.«

»Und welche Farbe hat der Zwirn, den du genommen hast?«

»Er ist weiß.«

»Das sieht ja schrecklich aus. Hast du denn keinen dunklen Zwirn, vielleicht schwarzen?«

»Genug!«

»Warum hast du keinen solchen genommen?«

»Der weiße ist noch einmal so stark als der schwarze; darum dachte ich, er werde besser halten, so daß der Riß nicht wieder aufgeht, wenn du vielleicht wieder einmal in den Kleidern schwimmen mußt.«

»Du bist ein sehr vorsorglicher Mensch, wie ich sehe. Ich aber werde mir erlauben, schwarzen Zwirn zu nehmen. Also, komm herein!«

»Soll ich mithelfen, Sihdi?« fragte Halef.

»Ja, du kannst die Hose halten, während ich die Stiche mache.«

Die Hütte war leer, da sich die Leute jetzt an der Arbeit befanden. Ich setzte mich mit Halef und dem Beinkleid auf ein Brett. Wir erhielten Nadel und Zwirn; anstatt der Schere hat-

ten wir unsere Messer, und so konnten wir die Arbeit beginnen. Ich hatte mir als Schüler manchen Knopf angesetzt und zuweilen auch einen kleinen Riß geheilt; ich wußte so leidlich den Unterschied zwischen Hinter- und andern Stichen; darum begann ich das große Werk mit vielem Selbstvertrauen. Unterdessen arbeitete der Tischler-Schneider am Ofen herum und warf Holzscheite hinein, als ob er einen Stier hätte braten wollen. Die Kacheln strömten eine Wärme aus, welche mich an die schönen Tage der Sahara gemahnte. Meine Kleider waren trocken; sie brauchten nur noch gebügelt zu werden.

Der Künstler nahm zunächst die Weste her, legte sie auf ein Brett und holte mit einer Zange das Bügeleisen aus der Feuerung. Es war hochrot; der Holzgriff war verbrannt. Der Mann sah vom Bügeleisen auf mich und von mir auf das Bügeleisen und kratzte sich dabei abermals sehr nachdrücklich den Hinterkopf.

»Was willst du denn?« fragte ich ihn.

»Eine Frage, Herr. Was soll ich nun machen?«

»Bügeln!«

»Aber wie?«

»Wie immer. Du kannst es ja ausgezeichnet.«

»Hm! Das ist eine sehr verwickelte Geschichte.«

»Wie so?«

»Bügle ich jetzt, so ist das Eisen glühend, und ich verbrenne den Jelek {Weste}. Warte ich, bis das Eisen kalt ist, so verbrenne ich ihn nicht, aber das Eisen bügelt auch nicht. Kannst du mir vielleicht einen Rat geben? Ich habe gehört, daß du ein weit gereister Effendi bist; vielleicht hast du einmal bei einem Schneider zugeesehen, wie er es macht.«

»Höre, ich habe deinen Großvater in einem sehr schlimmen Verdacht.«

»Tue das nicht, ich bitte dich! Mein Großvater – Allah schaue auf ihn im Paradiese – war ein frommer Moslem und ein braver Untertan des Padischah.«

»Das mag sein; aber ein Schneider ist er nicht gewesen.«

Jetzt erhob der Künstler auch den andern Arm, um sich mit

beiden Händen kratzen zu können. Er bot ein Bild komischer Verzweiflung, antwortete aber nicht.

»Nun, wie ist es? Habe ich recht?«

»Effendi,« stieß er hervor, »woher weißt du das denn?«

»Ich errate es. Sage mir also, was er eigentlich war.«

»Nun, wenn du es denn wirklich wissen willst, er war eigentlich ein Odundschu {Holzhacker} und schneiderte nebenbei auch für die andern Holzhacker. Die Bügeleisen aber hatte er, glaube ich, auch von seinem Großvater geerbt.«

»Der wohl auch wieder kein Schneider gewesen war?« lachte ich hellauf. »Bist du verheiratet?«

»Nein; aber ich werde es bald sein.«

»So beeile dich, damit du diese berühmten Bügeleisen an deine Enkel vererben kannst. Man muß dem Beispiel seiner Väter treu zu bleiben suchen, und ich hoffe, daß die Eisen niemals in eine andere Familie geraten.«

»Nein, Herr, das werde ich nicht zugeben,« versicherte er ernsthaft. »Von diesem treuen Miras nazargiahi {Erbstück} wird meine Familie sich nimmer trennen. Aber ich muß dich doch bitten, mir zu befehlen, was ich tun soll.«

»Ich befehle dir, dieses Erbstück gar nicht wieder anzurühren. Muß ich mir meine Hose selbst ausbessern, so kann ich mir nachher auch die Sachen selbst ausbügeln.«

Er nahm die Hände aus den Haaren, tat einen tiefen Atemzug und war mit zwei großen Schritten zur Türe hinaus. Halif wäre ihm am liebsten mit der Peitsche nachgeeilt, um ihn dafür zu züchtigen, daß er sich für einen Uruwadschi terziji oder – in modisches Deutsch wörtlich übersetzt – für einen *Marchand tailleur* ausgegeben hatte, ohne das Geringste von der Sache zu verstehen. Ich suchte ihn durch den guten Rat zu beruhigen, sich nicht immer durch Titel und Würden Anderer blenden zu lassen.

Gestehen will ich es aufrichtig, daß das Bügeln mir auch nicht schneidig von der Hand ging, zumal meines Wissens niemals ein Bügeleisen in meiner Familie vererbt worden war; aber als ich das Meisterstück schließlich zu Ende gebracht hatte, blieb mir nichts anderes übrig, als möglichst stolz auf mein Werk zu

sein, worin Halef mich aus allen Kräften bestärkte. Er behauptete, niemals so kräftige und haltbare Stiche wie die meinigen gesehen zu haben, und freute sich ganz besonders darüber, daß die gebügelten Stücke einen gewissen Glanz angenommen hatten, fast so, als ob sie mit Speckschwarte eingerieben worden seien. Meister des Handwerks haben mir später die Versicherung gegeben, daß ich mir auf diesen Umstand gar nichts einbilden dürfe.

Jetzt kam der Aufseher mit seinem Schwager, welcher meldete, er sei bereit, mit uns aufzubrechen. Der Schneider mochte berechnet haben, daß eine Inanspruchnahme seiner Kunst nicht mehr zu fürchten sei. Er steckte den Kopf zur Türe herein und kam, als er mich in meinem eigenen Anzug dastehen sah, mit frohem Gesicht vollends heran.

»Herr,« sagte er, »wie ich sehe, bist du fertig. Aber da du meine zwei Bügeleisen dabei gebraucht hast, so hoffe ich, daß du mich dafür mit einem tüchtigen Backschisch beglückst.«

»Das sollst du erhalten,« sagte Halef.

Er verschwand in dem Verschlage und kehrte mit den ›Stiefeln der Gicht‹ zurück. Sie sahen mehr Düten als Stiefeln ähnlich. Halef hielt sie dem Bittsteller hin und sagte in gütigem Tone:

»Wir verehren dir diese Kablar fil ajaklari {Futterale der Elefantenfüße} als ein ewiges Anerkennungszeichen deiner Kunstfertigkeit. Tue sie zu deinen Bügeleisen, und vererbe sie an deine Enkel und Enkelsenkel, damit diese deine Nachkommen ein bleibendes Andenken daran haben, daß ihr Ahne die große Kunst verstanden hat, Hosenbeine zusammen zu nähen. Allah schuf Affen und Esel; dich aber schickte er als die Krone dieser Schöpfung her nach Rumelia!«

Der Schneider griff nach den Stiefeln und betrachtete sie mit großen Augen. Ein solches Backschisch hatte er nicht erwartet, noch dazu in Begleitung einer solchen Widmungsrede.

»Nun, was schaust du hinein, als ob du meinstest, dein Verstand müsse darinnen stecken?« fragte Halef. »Mache dich mit ihnen von dannen, und preise unsere Großmut, welche dich mit einer solchen Gabe begnadigt hat!«

Ich unterstützte diese Aufforderung, indem ich einige Piaster in die Stiefel fallen ließ. Damit hatte ich den Bann von der Seele des Mannes genommen. Er konnte wieder sprechen, bedankte sich für das Geschenk und eilte mit demselben von dannen.

Jetzt kam der Abschied. Ich kürzte ihn so viel wie möglich ab, und dann ritten wir davon, meist über ungebahnte Wiesen dem Westen zu.

Band VI: Der Schut

Erstes Kapitel

Halef in Gefahr

Unser Ritt neigte sich jetzt voraussichtlich seinem Ende zu; aber es stand zu erwarten, daß der letzte Teil desselben der schwierigste sein werde. Diese Schwierigkeit war teils eine Folge der Bodenverhältnisse, denn wir hatten Berge, Felsen, Täler, Schluchten, Urwälder und Sümpfe vor uns, durch oder über welche nicht leicht zu kommen war, teils beruhte sie darauf, daß die Absichten und Ereignisse, denen wir gefolgt waren und auch jetzt noch folgten, zu einem Abschlusse, einem Ende drängten, bei welchem uns voraussichtlich größere Anstrengungen und Gefahren erwarteten, als wir bisher hinter uns hatten.

Israd, unser Führer, erwies sich als ein munterer Bursche. Er erzählte uns interessante Episoden aus seinem Leben und gab uns lustige Schilderungen von Land und Leuten, so daß wir gar nicht daran dachten, die Zeit zu messen.

Die fruchtbare Ebene von Mustafa liegt eigentlich am linken Ufer des Wardar, woher wir gekommen waren. Am rechten, an welchem wir uns befanden, steigt das Terrain mählich empor, doch ist das Land noch sehr fruchtbar. Wir kamen an reichen Baumwollen- und Tabakfeldern vorüber und sahen fruchttragende Limonien stehen. Doch sagte Israd, daß dies bald aufhöre und wir jenseits der Treska sogar durch Gegenden kommen würden, welche »meratlü« seien.

Um zu wissen, was dieses Wort bedeutet, muß man sich daran erinnern, daß der Grund und Boden des osmanischen Reiches in fünf verschiedene Klassen eingeteilt wird.

Die erste Klasse ist der »Mirieh«, das heißt das Land der Staatsdomänen, zu welchem selbstverständlich nicht der unfruchtbarste Boden gehört. Dann kommt der »Wakuf«, das Eigentum der frommen Stiftungen. Dieser Klasse fällt ohne weiteres alles Land zu, dessen Besitzer ohne Hinterlassung direkter Erben stirbt. Die dritte Klasse faßt den »Mülk«, den Privatgrundbesitz, in sich. Die Besitztitel werden in der Regel nicht nach einer genauen Messung, wie bei uns, sondern nach

ungefährer Schätzung ausgestellt. Für jeden Wechsel des Besitzes, also Kauf, ist die Genehmigung der Regierung erforderlich, welche bei den dortigen Verhältnissen meist nur durch die Bestechung der betreffenden Beamten erlangt werden kann. Der Mülk leidet auch außerordentlich unter den Mißbräuchen, welche bei der Steuererhebung eingerissen sind. So hat zum Beispiel die Bodenwirtschaft zehn Prozent Naturalabgabe zu entrichten. Die Steuerpächter verschieben aber gewöhnlich die Einholung dieses Zehnts so lange, bis die Früchte in Fäulnis überzugehen drohen und der Landwirt mehr als zehn vom Hundert bietet, um den Ertrag seiner Ernte retten zu können. In die nächste Klasse, »Metronkeh« genannt, gehören die Straßen, öffentlichen Plätze und Kommunal-Grundstücke. Die Verkehrswege befinden sich meist in einem beklagenswerten Zustand, was ein Hauptgrund für die wirtschaftliche Notlage des Landes ist. Die letzte Klasse wird »Merat« genannt und begreift alles wüste und unproduktive Land in sich. Dieses war es, was unser Führer meinte, als er »meratlü« sagte.

Wir hatten zwei oder drei flache Terrassen zu ersteigen und kamen dann zu der Hochebene, welche im Westen steil nach den Ufern der Treska abfällt. Hier ritten wir durch einige kleine Dörfer. Der größte und bedeutendste Ort dieser Ebene, Banja, blieb links von uns liegen.

Da wir wußten, daß Israd uns in geradester Richtung führen werde, hatte ich nicht danach getrachtet, die Spuren des uns vorangerittenen Suef aufzusuchen. Es hätte uns das nichts nützen können, sondern nur zur Verzögerung unseres Rittes geführt. Nachdem wir ungefähr vier Stunden unterwegs waren, kamen wir durch einen sehr lichten Wald, dessen Bäume weit auseinander standen. Dort trafen wir die Fährte eines einzelnen Reiters, welche von links auf unsere Richtung stieß. Ich betrachtete sie aus dem Sattel herab. Es war zwar nicht mit voller Bestimmtheit zu behaupten, aber es ließ sich vermuten, daß es die Fährte Suefs sei, zumal das Pferd so scharf ausgegriffen hatte, daß anzunehmen war, der Reiter habe große Eile gehabt. Da sie in unserer Richtung weiter führte, folgten wir ihr, bis

nach einiger Zeit eine zusammengesetztere Fährte von rechts her kam.

Jetzt stieg ich ab. Wer einigermaßen Übung besitzt, kann unschwer erkennen, von wie viel Pferden eine solche Spur gemacht wurde, falls es nicht gar zu viele gewesen sind. Ich sah, daß fünf Reiter hier geritten seien; also waren es höchst wahrscheinlich die von uns Gesuchten gewesen. Aus der bereits abgestumpften Schärfe der Ränder an den Hufeindrücken entnahm ich, daß diese Leute vor ungefähr sieben Stunden hier vorübergekommen seien.

Bei einer solchen Schätzung hat man sehr vieles zu berücksichtigen: die Witterung, die Art des Bodens, ob er hart oder weich, sandig oder lehmig ist, ob er kahl liegt oder mit Pflanzen bewachsen, vielleicht dünn mit Laub bedeckt ist. Auch auf die Luftbewegung und die Tageswärme hat man Obacht zu geben, da die Sonne oder scharfe Luft die Spuren schnell austrocknet, so daß die Ränder eher bröckeln, als wenn es kalt und windstill ist. Der Ungeübte kann bei einer solchen Beurteilung sehr leicht ein höchst irriges Resultat erzielen.

Nun ritten wir auf dieser Fährte fort. Nach einiger Zeit ging der Wald zu Ende, und wir kamen wieder auf freies Land. Eine Art von Weg kreuzte hierauf unsere Richtung, und wir sahen, daß die Fährte da nach rechts abbog, um diesem Pfad zu folgen. Ich blieb also halten und zog mein Fernrohr hervor, um nachzuforschen, ob ich vielleicht einen Ort, einen Gegenstand, ein Gehöft zum Beispiel, finden könne, um dessen willen die Reiter hier abgebogen seien. Ich konnte aber nichts dergleichen sehen.

»Was tun wir, Sihdi?« fragte Halef. »Wir können nun auf der Fährte bleiben, und wir können Israd weiter folgen.«

»Ich entschieße mich für das letztere,« antwortete ich. »Diese Leute sind doch nur für kurze Zeit abgewichen und werden später sicher wieder herüberlenken. Wir wissen, wohin sie wollen, und werden uns beeilen, dort auch anzukommen. Vorwärts also, wie bisher!«

Ich wollte mein Pferd in Bewegung setzen, doch Israd sagte:

»Vielleicht ist es doch geraten, ihnen zu folgen, Effendi. Da drüben rechts zieht sich ein breiter Grund hin, was wir von hier aus nicht sehen können. In demselben liegt ein kleiner Köjlüstan {Bauernhof}, in welchem die Männer, denen wir folgen, vielleicht eingekehrt sind.«

»Was können wir dort erfahren? Sie werden sich nicht lange dort verweilt, sondern nur um einen Trunk Wasser oder um einen Bissen Brot gebeten haben. Keinesfalls ist anzunehmen, daß sie gegen die dort wohnenden Leute sehr mittheilsam gewesen sind. Reiten wir weiter!«

Aber schon nach kurzer Zeit wurde ich anderer Meinung. Die Spuren kamen von rechts her zurück, und nach einem nur oberflächlichen Blick bemerkte ich, daß sie ziemlich neu waren. Ich stieg also abermals ab, um sie sorgfältig zu prüfen. Ich fand, daß sie kaum zwei Stunden alt waren. Die Reiter hatten sich also gegen fünf Stunden lang in dem erwähnten Bauernhof aufgehalten. Die Ursache davon mußte ich erfahren. Wir gaben also den Pferden die Sporen und bogen nach rechts ein, um das Haus aufzusuchen.

Es lag gar nicht weit entfernt. Wir erreichten sehr bald die Stelle, wo sich die Fläche abwärts nach einem Tale senkte, welches ein Bach durchfloß. Es gab da unten saftige Weide und schöne Äcker. Dennoch machte das Haus den Eindruck von Ärmlichkeit. Der bereits erwähnte Weg führte zu demselben hinab.

Wir sahen einen Mann vor der Türe stehen. Als er uns erblickte, verschwand er im Hause und zog die Türe hinter sich zu.

»Effendi, es scheint, daß dieser Bauer nichts von uns wissen will,« meinte Osko.

»Er wird schon mit sich sprechen lassen. Ich vermute, daß er scheu geworden ist, weil unsere guten Freunde schlecht mit ihm umgesprungen sind, wie es ja ihre Gewohnheit ist. Kennst du ihn vielleicht, Israd?«

»Gesehen hab ich ihn, aber seinen Namen weiß ich nicht,« antwortete der Gefragte. »Ob er aber mich kennt, das weiß ich nicht, da ich noch nicht bei ihm gewesen bin.«

Als wir vor der Türe anlangten, fanden wir dieselbe verschlossen. Wir klopfen an, erhielten aber keine Antwort. Nun ritt ich nach der hinteren Seite des Hauses, auch da war eine Türe, aber gleichfalls verriegelt.

Als wir nun stärker klopfen und laut riefen, wurde einer der Läden, welche auch zugezogen waren, aufgestoßen, und der Lauf eines Gewehres kam zum Vorschein. Dabei rief eine Stimme:

»Packt euch fort, ihr Strolche! Wenn ihr nicht aufhört, zu lärmern, so schieße ich!«

»Nur langsam, langsam, mein Lieber,« erwiderte ich, indem ich so nahe an den Laden heranritt, daß ich den Lauf der Flinte hätte ergreifen können. »Wir sind keine Strolche, wir kommen in keiner unfreundlichen Absicht.«

»Das sagten die Andern auch. Ich öffne meine Türe keinem Unbekannten mehr.«

»Vielleicht kennst du diesen hier,« entgegnete ich und winkte Israd herbei. Als der Bauer den jungen Mann erblickte, zog er langsam sein Gewehr zurück und sagte:

»Das ist ja der Baumeister, der Sohn des Schäfers in Treska-Konak!«

»Ja, der bin ich,« bestätigte Israd. »Hältst du auch mich für einen Strolch?«

»Nein, du bist ein braver Mann.«

»Nun, die Männer, welche sich bei mir befinden, sind ebenso brav. Sie verfolgen die Leute, welche bei dir waren, um sie zu züchtigen, und wollen sich bei dir erkundigen, was diese Strolche bei dir gewollt haben.«

»So will ich dir glauben und die Türe wieder aufriegeln.«

Er tat dies. Als er dann zu uns heraustrat, sah ich, daß dieser kleine, schwächliche, sehr ängstlich dreinschauende Mann allerdings nicht geeignet war, Leuten wie den beiden Aladschy zu imponieren. Er mochte uns doch nicht so recht trauen, denn er hielt die Flinte noch immer in der Hand. Auch rief er in das Haus hinein:

»Mutter, komm her, und schau sie an!«

Eine vor Alter krumm gebogene Frau kam mit Hilfe eines

Krückstockes herbei und betrachtete uns. Ich sah einen Rosenkranz an ihrem Gürtel hängen, darum sagte ich:

»Hazreti Issa Krist ilahi war, anatschykim – Gelobt sei Jesus Christus, mein Mütterchen! Kowar sen bizi kapudanin tashra – willst du uns von deiner Türe weisen?«

Da ging ein freundliches Lächeln über ihr faltiges Gesicht, und sie antwortete:

»Herr, du bist ein Christ? O, die sind zuweilen die schlimmsten! Aber dein Gesicht ist gut. Ihr werdet uns nichts zuleide tun?«

»Nein, gewiß nicht.«

»So seid ihr uns willkommen. Steigt von den Pferden, und kommt herein zu uns.«

»Du wirst uns erlauben, im Sattel zu bleiben, denn wir wollen schnell wieder fort. Vorher aber möchte ich gern wissen, was diese sechs Reiter bei euch getan haben.«

»Es waren ihrer erst nur fünf. Der sechste kam später nach. Sie stiegen von den Pferden und führten dieselben ohne unsere Erlaubnis in das Jondscha kyri {Kleefeld}, obgleich Gras genug vorhanden ist. Die Pferde haben uns das schöne Feld ganz zusammengetreten. Wir wollten Schadenersatz verlangen, da wir arme Leute sind; aber gleich beim ersten Wort erhoben sie ihre Peitschen, und wir mußten schweigen.«

»Warum kehrten sie denn eigentlich bei euch ein? Sie haben doch einen Umweg machen müssen, um an euer Haus zu kommen?«

»Es war einem von ihnen unwohl geworden. Er hatte einen verwundeten Arm und litt große Schmerzen. Da haben sie ihm den Verband abgenommen und die Wunden mit Wasser gekühlt. Das dauerte mehrere Stunden, und während Einer mit dem Verwundeten beschäftigt war, suchten die Andern alles im Hause zusammen, was ihnen gefiel. Sie haben unser Fleisch und unsere sonstigen Speisevorräte aufgezehrt. Meinen Sohn und die Schwiegertochter sperrten sie unter dem Dache ein und nahmen die Leiter weg, daß die Beiden nicht herunter konnten.«

»Und wo warst denn du?«

»Ich?« antwortete sie, indem sie listig mit den Augen zwinkerte, »ich stellte mich, als ob ich nicht hören könne. Das ist bei einer alten Frau leicht zu glauben. Da durfte ich in der Stube bleiben und hörte, was gesprochen wurde.«

»Wovon redeten sie?«

»Von einem Kara Ben Nemsî, welcher mit seinen Begleitern sterben muß.«

»Dieser Mann bin ich; doch fahre fort.«

»Und sie sprachen von dem Konakdschi an der Treska, bei welchem sie heute abend bleiben wollen, und von einem Köhler, dessen Name ich wieder vergessen habe.«

»Hieß er Scharka?«

»Ja, ja; morgen wollen sie bei ihm bleiben. Und von einem gewissen Schut redeten sie, den sie in Kara – kara – – ich weiß nicht, wie der Name war – –«

»Karanirwan?«

»Ja, den sie in Karanirwan-Khan treffen wollen.«

»Wißt ihr vielleicht, wo dieser Ort liegt?«

»Nein; sie haben es auch nicht gesagt. Aber sie redeten von einem Bruder, den der eine von ihnen dort treffen will. Sie nannten auch den Namen, doch kann ich mich leider nicht mehr auf denselben besinnen.«

»Hieß er vielleicht Hamd el Amasat?«

»Gewiß, so hieß er. Aber, Herr, du weißt ja mehr als ich!«

»Ich weiß allerdings bereits viel und ich will mich durch meine Fragen nur überzeugen, ob ich mich nicht irre.«

»Sie erzählten auch davon, daß in diesem Karanirwan-Khan ein Kaufmann gefangen sitzt, von welchem sie Lösegeld haben wollen. Aber sie lachten über ihn, denn selbst wenn er dieses Geld zahlt, wird er nicht frei kommen. Sie wollen ihn auspressen, bis er gar nichts mehr besitzt, und dann soll er ermordet werden.«

»Ah! So etwas habe ich vermutet. Wie ist dieser Kaufmann nach Karanirwan-Khan gekommen?«

»Der Hamd el Amasat, dessen Namen du nanntest, hat ihn hingelockt.«

»Wurde nicht gesagt, wie der Kaufmann heißt?«

»Es war ein fremder, ein ausländischer Name, und darum habe ich ihn nicht behalten, zumal ich so große Angst und Sorge hatte.«

»Aber wenn du ihn wieder hörtest, würdest du vielleicht wissen, ob es dieser Name ist?«

»Ganz gewiß, Herr.«

»Lautet er Galingré?«

»Ja, ja, so hieß er; ich besinne mich ganz genau.«

»Was wurde Weiteres gesprochen von dem, was sie vorhaben?«

»Nichts, denn da kam der sechste Reiter. Er ist ein Flickschneider und erzählte von Feinden, wegen denen er in den Wardar gestürzt sei. Jetzt weiß ich, daß ihr diese Feinde seid. Ich mußte ein großes Feuer machen, damit er sich seine Kleider trocknen konnte; darum und weil der Alte mit seiner Wunde nicht fertig wurde, blieben sie so lange bei uns. Dieser Flickschneider erzählte von der Bastonnade, welche er bekommen habe. Er konnte nur sehr schwer gehen und hatte keine Schuhe an, sondern seine Füße mit Lappen umbunden, welche mit Talg eingerieben waren. Ich mußte ihm neue Lappen schaffen, und da ich keinen Talg hatte, stachen sie unsere Ziege tot, um Talg zu bekommen. Ist dies nicht eine schändliche Grausamkeit?«

»Allerdings. Wie viel war diese Ziege wert?«

»Gewiß fünfzig Piaster.«

»Dieser mein Begleiter, Hadschi Halef Omar, wird dir fünfzig Piaster schenken.«

Halef zog sofort den Beutel und hielt ihr ein halbes Pfundstück hin.

»Herr,« fragte sie ganz verblüfft, »willst du etwa den Schaden bezahlen, welchen deine Feinde anrichten?«

»Nein, das kann ich nicht, denn ich besitze nicht den Reichtum des Padischah; aber für eine Ziege können wir dir sorgen. Nimm das Geld!«

»So freue ich mich, dir getraut und euch mein Haus und meinen Mund nicht verschlossen zu haben. Gesegnet sei euer

Kommen, und gesegnet sei euer Gehen; gesegnet sei jeder eurer Schritte, und alles, was ihr tut!«

Wir verabschiedeten uns von den Leuten, welche uns ihre Dankesworte für die erhaltene Gabe noch weit nachriefen, und kehrten zu dem Ausgangspunkt unsers kleinen Abstechers zurück, um dann der ursprünglichen Richtung wieder zu folgen.

Wir kamen zunächst weiter durch offenes Land, wo nur hier oder da ein einzelner Baum zu sehen war. Unser vorher so munterer Führer war sehr nachdenklich geworden. Als ich ihn nach der Ursache fragte, antwortete er:

»Herr, ich habe die Gefahr, in welcher ihr euch befindet, gar nicht so schwer genommen, wie sie ist. Erst jetzt erkenne ich, in welcher einer schlimmen Lage ihr seid. Das macht mir Sorge. Wenn eure Feinde ganz unerwartet aus dem Hinterhalt über euch herfallen, seid ihr verloren.«

»Das glaube ich nicht; wir würden uns wehren.«

»Du hast ja gar keine Idee, mit welcher Sicherheit hierzulande der Czakan geworfen wird, und kein Mensch ist imstande, einen auf ihn geschleuderten Czakan abzuwehren.«

»Nun, ich kenne einen, der es vermag,« erwiderte ich.

»Das glaube ich nicht. Wer soll das sein?«

»Ich selbst.«

»Oh, oh!« lächelte er, indem er mich von der Seite anblickte. »Es ist jedenfalls nur ein Scherz gewesen.«

»Es war sehr ernst gemeint. Der Mann hatte es auf mein Leben abgesehen.«

»Das begreife ich nicht. Jedenfalls hat er nicht mit dem Czakan umzugehen gewußt. Gehe in die Berge; da kannst du Meister dieser fürchterlichen Waffe sehen. Lasse dir von einem echten Skipetaren oder gar von einem Miriditen zeigen, wie das Beil gehandhabt wird, und du wirst staunen.«

»Nun, der Mann, mit welchem ich es zu tun hatte, war ein Skipetar, sogar ein Miridit.«

Er schüttelte ungläubig den Kopf und fuhr fort:

»Wenn es dir gelungen ist, seinen Czakan zu parieren, so ist er dann dir gegenüber waffenlos gewesen, und du hast ihn besiegt?«

»Allerdings. Er hat sich in meiner Gewalt befunden, und ich schenkte ihm das Leben. Er gab mir dafür sein Beil, das hier in meinem Gürtel steckt.«

»Ich habe diesen Czakan bereits lange heimlich bewundert. Es ist ein außerordentlich schöner Czakan, und ich dachte, du hättest ihn irgendwo gekauft, um recht kriegerisch zu erscheinen. Trotzdem ist er unnütz in deiner Hand, denn du verstehst nicht, mit ihm zu werfen. Oder hättest du dich bereits in dieser Kunst versucht?«

»Nicht mit einem Czakan, sondern mit andern Beilen.«

»Wo ist das gewesen?«

»Weit von hier, in Amerika, wo es wilde Völker gibt, deren Lieblingswaffe das Beil ist. Von ihnen habe ich den Gebrauch desselben gelernt, und es wird dort Tomahawk genannt.«

»Aber ein Wilder kommt einem Miridit unmöglich gleich!«

»Ganz im Gegenteil. Ich glaube nicht, daß ein Skipetar seinen Czakan so geschickt zu schleudern versteht, wie ein Indianer seinen Tomahawk. Der Czakan wird in gerader, der Tomahawk aber in der Linie des Bogens geworfen.«

»Sollte das wirklich jemand zu tun vermögen?«

»Jeder rote Krieger vermag es, und auch ich.«

Seine Wangen hatten sich gerötet, und seine Augen leuchteten. Jetzt hielt er sein Pferd an, stellte es quer vor das meinige, so daß auch ich zum Anhalten gezwungen war, und sagte:

»Effendi, du mußt verzeihen, daß ich so eifrig bin. Was bin ich gegen dich! Und dennoch wird es mir schwer, deinen Worten zu glauben. Ich will dir gestehen, daß ich ein Czakanwerfer bin, der es mit jedem andern aufnimmt. Darum weiß ich, welche Jahre der Übung es erfordert, Meister dieser Waffe zu werden. Leider habe ich mein Beil nicht bei mir.«

»Ich habe freilich noch nie einen Czakan geworfen,« lautete meine Antwort, »aber ich denke, wenn ich auch das erste oder zweite Mal das Ziel verfehle, der dritte Wurf würde gelingen.«

»Oh, oh, Herr, denke das nicht!«

»Ich denke es, und ich würde das Beil kunstreicher werfen, als du.«

»Wieso?«

»Wenn ich es werfe, so streift die Waffe eine Strecke weit ganz unten am Boden hin, dann steigt sie in die Höhe, macht einen Bogen, senkt sich nieder und trifft ganz genau dort auf, wo es meine Absicht war, zu treffen.«

»Das ist ja ganz und gar unmöglich!«

»Es ist wirklich so.«

»Effendi, ich nehme dich bei deinem Wort. Wenn ich viel Geld bei mir hätte, würde ich dich auffordern, zu wetten.«

Er war vom Pferde gestiegen. Es hatte ihn eine solche Begeisterung ergriffen, daß es mir innerlich Spaß bereitete.

»Armer Teufel!« sagte Halef, indem er eine seiner stolzen Armbewegungen machte.

»Wen meinst du damit?« fragte ihn Israd.

»Dich natürlich.«

»So meinst du etwa, daß dein Effendi die Wette gewinnen würde?«

»Ganz gewiß.«

»Hast du ihn einmal den Czakan werfen sehen?«

»Nein, aber was er will, das kann er. Sihdi, ich rate dir, mit diesem jungen Mann zu wetten. Er wird bezahlen und dich um Verzeihung bitten müssen.«

Es war eigentlich ein kleiner Unsinn, auf den Vorschlag Israds einzugehen. Wenn wir uns wegen dieser Spielerei hier verweilten, ging uns die Zeit verloren. Aber es kam auf einige Minuten doch nicht an, und sodann war ich selbst neugierig, ob es mir gelingen werde, mit dem Czakan dasselbe auszuführen, wie mit dem Tomahawk. Dieser Versuch war gar nicht überflüssig, denn es konnte sich jeden Augenblick die Veranlassung ergeben, in vollem Ernst zu dem Beil zu greifen. Da war es gut, zu wissen, ob ich mit demselben umzugehen verstehe. Darum fragte ich den Führer:

»Wie viel Geld hast du denn bei dir?«

»Fünf oder sechs Piaster nur.«

»Ich setze hundert Piaster dagegen. Welche Bedingungen stellen wir auf?«

»Hm!« antwortete er nachdenklich. »Du hast noch nie mit einem Czakan geworfen und ich bin den deinigen nicht ge-

wohnt. Es wird also geraten sein, daß wir erst einige Versuchswürfe machen, vielleicht drei?»

»Einverstanden.«

»Dann aber hat jeder nur einen einzigen Wurf nach dem Ziel, welches wir uns stellen,« meinte er.

»Das ist zu hart. Grad dieser Wurf kann durch einen Zufall mißlingen.«

»Nun gut, also drei Würfe jeder. Wer am besten wirft, bekommt das Geld. Wir werfen nach dem nächsten Baum da vor uns. Es ist ein Dischbudak aghadschy {Esche}. Das Beil muß in seinem Stamm stecken bleiben.«

Wir hatten unweit eines Wasserlaufes angehalten. Es war wohl derselbe Bach, welcher hinter uns in dem Tal entsprang, nach welchem unser Abstecher gerichtet gewesen war. Am Rande des Wassers standen einzelne Bäume: Eschen, Erlen und auch alte, knorrige Weiden, aus deren Häuptern junge Ruten hervorgeschossen waren. Der uns am nächsten stehende Baum war die erwähnte Esche, welche ungefähr siebenzig Schritte von uns entfernt war.

Ich stieg ab und gab Israd den Czakan. Er nahm mit ausgespreizten Beinen festen Halt, drehte den Oberleib in den Hüften, als ob er die Zuverlässigkeit dieser Gelenke erproben wollte, wog das Beil prüfend in der Hand und holte dann zum Wurf aus. Das Beil flog sehr nahe an der Esche vorüber, ohne sie jedoch zu berühren.

»Dieser Czakan ist schwerer als der meinige,« entschuldigte er sich, während Halef die Waffe herbeiholte. »Das zweite Mal werde ich treffen.«

Er traf bei dem nächsten Wurf das Ziel, aber nicht mit der Schärfe des Beiles, sondern nur mit dem Stiel. Aber der dritte Probewurf gelang besser, denn die Axt traf den Stamm, leider aber nicht so, daß die Schneide in demselben stecken blieb.

»Das tut nichts,« meinte er. »Das war ja nur zur Probe. Nachher treffe ich gewiß, denn ich kenne jetzt das Beil. Nun du, Effendi!«

Ich nahm mir im stillen nicht die Esche zum Ziel, sondern einen weit hinter derselben stehenden alten Weidenstamm,

der gänzlich ausgehöhlt war und nur einen einzigen, grad emporstehenden Ast hatte, welcher eine kleine Krone von beblätterten Zweigen trug.

Zunächst mußte ich die Hand an das Gewicht des Czakans gewöhnen; darum geschah der Wurf ganz in derselben Weise, wie derjenige Israds gewesen war. Ich wollte die Weide nicht treffen, sondern nur Richtung nehmen. Darum flog das Beil weit links von der Esche vorüber und bohrte sich dort in den weichen Boden ein.

»O Himmel!« lachte unser Führer. »Du willst die Wette gewinnen, Effendi?«

»Ja,« sagte ich ernsthaft.

Trotzdem gerieten die beiden nächsten Probewürfe scheinbar noch schlechter, als der erste. Aber ich ließ mich mit Vergnügen von Israd auslachen, denn ich war überzeugt, daß ich, wenn es nun galt, das Ziel nicht fehlen würde.

Halef, Omar und Osko lachten nicht – sie ärgerten sich im Stillen darüber, daß ich auf die Wette eingegangen war, ohne gewiß zu sein, sie gewinnen zu müssen.

»Die Probe ist vorüber,« sagte Israd. »Nun wird es ernst. Wer wirft zuerst?«

»Du, natürlich.«

»So wollen wir vorher das Geld zahlen, damit dann kein Irrtum vorkommt. Osko mag es in seine Hand nehmen.«

Der gute Mann hatte mich also im Verdacht, daß ich mich weigern würde, die hundert Piaster zu zahlen. Er war ja vollständig überzeugt, die Wette zu gewinnen. Ich gab Osko das Geld. Mein Gegner zahlte seine wenige Piaster und griff dann nach dem Beil.

Seine Fertigkeit war wirklich nicht unbedeutend. Er traf alle drei Male den Stamm, aber nur beim letzten Mal blieb die Axt in demselben stecken.

»Keinmal gefehlt,« jubelte er. »Und einmal saß der Czakan sogar fest. Mache es mir nach, Effendi!«

Jetzt mußte ich nach indianischer Art und Weise werfen, wenn ich treffen sollte. Ich holte aus, wirbelte den Czakan um den Kopf und erteilte ihm jene rotierende Bewegung, welche

beim Billardspiel als ›Effekt‹ bezeichnet wird. Das Beil sauste, sich um sich selbst drehend, am Boden hin, stieg empor, senkte sich dann plötzlich wieder nieder und fuhr in den Stamm der Esche, in welchem es sitzen blieb.

Meine Gefährten jubelten laut auf. Israd aber sagte, indem er mit dem Kopf schüttelte:

»Welch ein Zufall, Effendi! Es ist kaum zu glauben.«

»Zufall? Da irrst du dich außerordentlich,« antwortete ich.

Halef holte das Beil zurück, und ich schleuderte es noch zweimal in die Esche. Die Gefährten jubelten; Israd aber wollte noch immer nicht daran glauben, daß ich diesen Erfolg nicht dem bloßen Zufall zu verdanken habe.

»Wenn du noch nicht überzeugt bist,« sagte ich, »so will ich dir jetzt einen vollgültigen Beweis geben. Sieh die alte ausgehöhlte Weide dort hinter der Esche!«

»Ich sehe sie. Was ist's mit ihr?«

»Ich werde nach ihr werfen.«

»Herr, sie ist weit über hundert Schritte entfernt. Du willst sie wirklich treffen?«

»Nicht nur das, sondern ich will den einen Ast treffen, welchen sie hat, und zwar so, daß er höchstens eine Handbreit über dem Stamm von dem Czakan abgeschnitten wird.«

»Herr, das wäre ein Wunder!«

»Nach den bisherigen sechs Würfeln ist mir die Waffe so handgerecht, daß ich gar nicht fehlen kann. Ich werde nun erst jetzt dem Czakan die richtige Doppeldrehung geben, und du wirst sehen, daß er, sobald er am Boden aufgestiegen ist, ganz plötzlich, wie mit einem Ruck, eine dreifache Schnelligkeit erhält. Paß einmal auf!«

Der Wurf gelang in der vorausgesagten Weise. Das Beil wirbelte an der Erde hin, stieg langsam empor und flog dann mit plötzlich vermehrter Schnelligkeit wieder abwärts und auf die Weide zu. Im nächsten Augenblick lag der erwähnte Ast am Boden.

»Geh hin und sieh nach!« sagte ich. »Er wird genau eine Handbreit vom Stamm abgeschnitten sein, und zwar scharf,

wie mit dem Messer, denn die Schneide des Beiles hat ihn getroffen.«

Israd machte ein so verblüfftes Gesicht, daß ich hellauf lachen mußte.

»Habe ich es nicht gesagt?« rief Halef. »Was der Effendi will, das kann er. Osko, gib ihm das Geld! Es sind die Piaster des Triumphes, welche er einstecken mag.«

Natürlich nahm ich nur meinen Einsatz wieder, und Israd erhielt sein Geld zurück. Er konnte sich nur schwer beruhigen und erging sich, als wir bereits längst wieder unterwegs waren, in den verschiedensten Ausrufen der Verwunderung.

Mir aber war es lieb, gesehen zu haben, daß ich mich auf meine Hand verlassen könne.

Nach dieser kurzen Unterbrechung unseres Rittes erlitt derselbe keine weitere Störung. Es wurde Nacht, und Israd erklärte, daß wir in ungefähr einer Stunde in Treska-Konak ankommen würden.

Wir kamen wieder durch Wald, welcher glücklicherweise nicht dicht war, und dann senkte sich die Höhe. Es gab Weideland, und dann hörten wir Hunde bellen.

»Das sind die Samsunlar {Schäferhunde} meines Verwandten,« erklärte Israd. »Grad vor uns liegt der Konak am Fluß und links das Haus meines Schwähers. Wir wollen aber einen Bogen schlagen.

Es könnte ein Knecht des Konakdschi im Freien sein und uns bemerken.«

Wir wichen nach links ab, bis wir den Fluß erreichten, und ritten nun am Ufer hin bis an das Wohnhaus des Schäfers.

Das war ein langes, niedriges, nur aus dem Erdgeschoß bestehendes Gebäude. Einige Fensterläden standen offen, und aus ihnen schimmerte Licht. Die Hunde fuhren mit wütendem Gebell auf uns los, beruhigten sich aber sogleich, als sie die Stimme Israds erkannten. Ein Mann steckte den Kopf durch das Fenster und fragte:

»Wer ist da?«

»Ein guter Bekannter.«

»Israd ist's! Frau, der Schwäher ist da!«

Der Kopf verschwand; gleich darauf wurde die Türe geöffnet, und die Alten eilten herbei, um Israd zu begrüßen. Auch der ältere Sohn kam, um ihn zu umarmen. Dann sagte der Schäfer:

»Du bringst uns Leute mit. Werden sie bei uns bleiben?«

»Ja; aber sprich nicht so laut. Der Konakdschi darf nicht merken, daß diese Männer hier sind. Sorge vor allen Dingen dafür, daß unsere Pferde in den Stall kommen.«

Es war nur ein niederer Schafstall vorhanden, in welchem ich mit dem Kopf an die Decke stieß. Mein Rappe weigerte sich, hinein zu gehen. Der Geruch der Schafe war seiner edlen Nase zuwider, und nur durch Streicheln und Zureden gelang es mir, ihn folgsam zu machen. Dann begaben wir uns in die Stube oder vielmehr in das, was man eben heute Stube nannte, denn der einzige große Raum, welchen das Wohnhaus bildete, wurde nur durch die schon oft erwähnten Weidengeflechte in verschiedene Abteilungen geschieden. Man konnte eine jede derselben durch Verschiebung dieser Scheidewände beliebig vergrößern oder verengern.

Es waren nur Vater, Mutter und Sohn zu Hause. Die Knechte befanden sich bei den Schafhürden, und Mägde gab es nicht.

Israd nannte unsere Namen und erzählte zunächst, daß wir seine Schwester gerettet hatten. Das hatte zur Folge, daß wir eine außerordentlich herzliche Aufnahme fanden. Der Sohn begab sich in den Stall, um unsern Pferden gutes Wasser und das beste Futter zu geben, und die Eltern trugen herbei, was im Hause vorhanden war, damit wir ein festliches Mahl halten könnten.

Natürlich bewegte sich das Gespräch zunächst um das, was sie am meisten interessierte, die Rettung ihrer Schwiegertochter. Dann kamen wir auf den Zweck unserer Reise zu reden, und ich erfuhr, daß die Gesuchten in dem Konak angekommen waren.

Nun erzählte ich in kurzen Umrissen, warum wir denselben folgten, und erregte dadurch ein nicht geringes Erstaunen.

»Sollte man es glauben, daß es solche Leute gibt!« rief die

alte Frau, indem sie die Hände zusammenschlug. »Das ist ja ganz schrecklich!«

»Ja, schrecklich ist es,« nickte ihr Mann; »aber zu wundern brauchen wir uns nicht darüber, da sie Anhänger des Schut sind. Das ganze Land könnte Gott auf den Knien danken, wenn diese Geißel des Volkes einmal unschädlich gemacht wäre.«

»Weißt du vielleicht etwas näheres über den Schut?« fragte ich ihn.

»Ich weiß auch nicht mehr als du und Andere. Wüßte man seinen Wohnort, so würde man auch ihn selbst kennen, und dann wäre es mit ihm aus.«

»Das ist noch die Frage. Ich bin überzeugt, daß die Behörde mit ihm in Verbindung steht. Weißt du nicht, wo Karanirwan-Khan liegt?«

»Diesen Namen kenne ich nicht.«

»Kennst du auch keinen Mann, der Kara Nirwan heißt?«

»Ebensowenig.«

»Aber einen Perser kennst du, welcher das Geschäft des Pferdehandels treibt?«

»Ja. Der heißt aber im Mund des Volkes Kara Adschemi. Was ist's mit diesem?«

»Ich habe ihn im Verdacht, der Schut zu sein.«

»Was? Dieser Perser?«

»Beschreibe ihn mir einmal!«

»Er ist länger und stärker als du und ich, ein wahrer Riese, und trägt einen schwarzen Vollbart, welcher weit bis zur Brust herabreicht.«

»Wie lange befindet er sich im Lande?«

»Das weiß ich nicht genau. Es sind wohl an die zehn Jahre her, daß ich ihn zum erstenmal gesehen habe.«

»So lange ist es wahrscheinlich auch, daß man von dem Schut gesprochen hat?«

Er blickte mich überrascht an, sann ein wenig nach und antwortete dann:

»Ja, so ungefähr wird es sein.«

»Wie ist das Auftreten dieses Pferdehändlers?«

»Er benimmt sich überaus gebieterisch, wie alle Leute, welche wissen, daß sie reich sind. Er geht stets bis an die Zähne bewaffnet und ist als ein Mann bekannt, mit welchem man keinen Spaß machen darf.«

»So ist er zu Gewalttätigkeiten geneigt?«

»Ja, er ist gleich mit der Faust oder mit der Pistole zur Hand, und man erzählt sich, daß schon Mehrere, die ihn beleidigt hatten, den Mund nicht wieder öffneten, weil ein Toter nicht mehr reden kann. Aber von Raub und Diebstahl weiß ich nichts zu berichten.«

»Diese Beschreibung paßt ganz genau zu dem Bilde, welches ich mir von ihm gemacht habe. Weißt du vielleicht, ob er mit dem Köhler Scharka verkehrt?«

»Davon habe ich noch nichts erfahren. Hast du mit dem Kohlenbrenner auch zu tun?«

»Bis jetzt noch nicht; aber ich denke, daß ich mit ihm zusammentreffen werde; die Fünf wollen zu ihm. Seine Wohnung ist ihnen also bekannt. Weißt auch du sie vielleicht?«

»Ich weiß nur, daß er in einer Höhle wohnt, welche jenseits von Glogovik im tiefen Walde liegt.«

»Hast du ihn gesehen?«

»Nur vorübergehend.«

»Er muß doch von Zeit zu Zeit den Wald verlassen, um seine Kohlen zu verkaufen, oder es müssen Leute zu demselben Zweck ihn aufsuchen.«

»Er verkauft nicht selbst. Da drüben in den Bergen ist ein Kurumschy {Rußhändler, Rußbuttenmann}, welcher ihm das alles besorgt. Dieser zieht mit seinem Wagen, auf welchem sich die Kohlen und die Rußfaßchen befinden, im Lande umher.«

»Was ist er für ein Mann?«

»Ein finsterer, wortkarger Kerl, der sich mit keinem Menschen abgibt. Man sieht ihn lieber gehen, als kommen.«

»Hm! Vielleicht bin ich gezwungen, ihn aufzusuchen, um von ihm die Höhle des Köhlers zu erfahren.«

»Als Wegweiser könnte ich dir wenigstens einen Knecht bis Glogovik mitgeben. Weiter hinauf kennt auch er die Wege nicht.«

»Wir nehmen dieses Anerbieten herzlich gern an. Dein Sohn erzählte mir, daß der Köhler im Verdacht des Mordes stehe.«

»Das ist nicht nur Verdacht; man weiß es sicher, obgleich es keine Zeugen gibt, mit deren Hilfe er überführt werden könnte. Er hat sogar im Verkehr mit den Aladschy gestanden, welche von den Soldaten freilich vergeblich bei ihm gesucht worden sind.«

»Auch dein Sohn sprach davon. Er hat diese beiden Menschen heute gesehen.«

»Die Scheckigen? Wirklich? Ich habe oft gewünscht, ihnen einmal zu begegnen, natürlich aber so, daß ich sie nicht zu fürchten habe.«

»Nun, das ist ja geschehen.«

»Wann sollte das gewesen sein?«

»Heute. Hast du unter den fünf Reitern nicht zwei gesehen, welche auf scheckigen Pferden ritten?«

»Himmel! So befinden sie sich also hier, drüben im Konak meines Nachbarn! Da ist ja das Unheil in der Nähe!«

»Heute brauchst du sie nicht zu fürchten, denn wir sind hier. Sobald sie erführen, daß wir uns bei dir befinden, würden sie sich aus dem Staub machen. Übrigens wirst du sie vielleicht sehen, wenn du jetzt heimlich hinübergehst. Suche zu erfahren, ob man sie vielleicht belauschen kann.«

Er ging, und wir beschäftigten uns während seiner Abwesenheit angelegentlich mit dem Abendessen. Nach einer kleinen halben Stunde kam er zurück und meldete uns, daß er sie gesehen habe.

»Aber es waren ihrer nur vier,« sagte er. »Der Verwundete befand sich nicht bei ihnen. Sie sitzen neben der Schlafkammer des Nachbarn. Ich habe mich rund um das ganze Haus geschlichen und an allen Läden gespäht, ob man durch eine Spalte hineinsehen kann. Endlich kam ich an den betreffenden Laden, welcher ein kleines Astloch hat. Sie saßen mit dem Konakdschi zusammen und hatten einen Krug mit Raki vor sich stehen.«

»Sprachen sie?«

»Ja, aber nicht von eurer Angelegenheit.«

»Ob sie wohl zu belauschen wären? Kann man sie verstehen, wenn man außen am Laden steht?«

»Ich habe nur einzelne Worte richtig hören können. Um ihr Gespräch zu hören, müßte man in die Schlafstube steigen; der Laden steht auf.«

Er beschrieb die Lage dieser Stube und ihr Inneres, und ich erkannte, daß es allzu gefährlich wäre, hineinzusteigen; zumal man annehmen mußte, daß der alte Mübarek sich darin befinde.

»Nein, wir wollen auf dieses Unternehmen verzichten,« sagte ich. »Nachher werde ich selbst einmal hinüberschleichen, um Kundschaft einzuholen.«

Somit hielt ich diese Angelegenheit für erledigt. Im Laufe des weiteren Gesprächs stand Halef auf, um einmal hinauszugehen.

»Ich will nicht hoffen, daß du dich hinüberschleichen willst,« rief ich ihm nach. »Das verbiete ich dir aufs strengste!«

Er nickte nur und ging. Ich aber war nicht beruhigt und beauftragte Omar, ihm heimlich zu folgen. Dieser kehrte schnell zurück und meldete mir, daß der Hadschi nach dem Stall gegangen sei, jedenfalls um sich zu überzeugen, daß es den Pferden, besonders meinem Rappen an nichts mangle. Damit gab ich mich zufrieden. Es verging eine Viertelstunde und noch eine, und da Halef noch nicht wieder da war, so erwachte meine Sorge von neuem. Als ich sie laut werden ließ, ging der Wirt, um nach ihm zu suchen; aber er kehrte unverrichteter Dinge zurück; er hatte ihn nirgends gefunden.

»So habe ich ganz richtig geahnt: er hat eine Dummheit gemacht und befindet sich höchst wahrscheinlich in Gefahr. Osko, Omar, nehmt eure Gewehre – wir müssen hinüber zu dem Konak, denn ich wette, daß er so verwegen gewesen ist, in das Schlafzimmer einzusteigen.«

Ich nahm nur den Stutzen, welcher mehr als genügend war, die ganze Gesellschaft im Zaum zu halten. Draußen war es stockdunkel. Der Schäfer diente uns als Führer. Da ich meinen Fuß zu schonen hatte, gingen wir nur sehr langsam am Ufer

hin, bis der Konak als dunkle Masse vor uns lag, etwa fünfzig Schritte von dem Fluß entfernt.

Wir schlichen an der Vorderseite des Hauses hin, wo alle Fenster verschlossen waren, und bogen dann nach derjenigen Giebelseite ab, welche die Stallungen enthielt. Dort standen junge Fichten, die mit ihren unteren Ästen fast den Boden berührten. Zwischen ihnen und dem Hause war nur ein schmaler Raum zum Gehen frei.

Von da aus führte uns der Schäfer nach der hinteren Seite des Gebäudes, an welcher entlang wir hinschlichen. Es war keine Spur von Halef zu bemerken; doch war ich der festen Überzeugung, daß er sich jetzt im Innern des Hauses befand, festgenommen von den Leuten, welche er hatte belauschen wollen.

Da blieb unser Wirt stehen und deutete auf zwei Läden, welche, wie alle übrigen, von innen verriegelt waren.

»Hier dieser erste Laden,« flüsterte er, »gehört zu der Stube, in welcher die Männer saßen; der zweite aber zur Schlafkammer.«

»Sagtest du nicht, daß dieser zweite Laden offen gewesen sei?«

»Ja, vorhin stand er auf.«

»So ist er seitdem zugemacht worden. Das muß einen Grund haben. Und welcher Grund könnte es sonst sein, als daß die Halunken bemerkt haben, daß man sie belauscht?«

Ich huschte an den ersten Laden und blickte durch das Astloch. Die Stube war durch eine Unschlittkerze, welche in einem Leuchter von Draht steckte, nur notdürftig erhellt; aber ich sah genug.

An einem Tisch saßen Manach el Barscha und Barud el Amasat. Vorn am Eingang stand ein Mann von untersetzter, kräftiger Gestalt und rohen Gesichtszügen, jedenfalls der Wirt. An der Wand zu meiner rechten Hand lehnten die beiden Aladschy. Die Gewehre dieser Leute waren in der Ecke an hölzernen Haken aufgehängt. Die Blicke aller fünf richteten sich auf – Halef, welcher auf dem Boden lag, an Händen und Füßen gebunden. Die Gesichter seiner Feinde weissagten nichts Gu-

tes. Manach el Barscha schien das Verhör zu führen. Er befand sich jedenfalls in zorniger Erregung, denn er sprach so laut, daß ich jede Silbe verstehen konnte.

»Siehst du etwas, Sihdi?« fragte Omar.

»Ja,« antwortete ich leise. »Der Hadschi liegt gebunden auf dem Boden und wird jetzt eben verhört. Kommt her! Sobald ich den Laden zertrümmere, helft ihr mit und streckt dann die Mündungen eurer Gewehre hinein. Der Laden muß aber im Nu in Stücke gehen, damit sie nicht Zeit finden, sich an Halef zu vergreifen, ehe wir ihn schützen können. Und nun still!«

Ich horchte.

»Und wer hat dir gesagt, daß wir hier sind?« erkundigte sich Manach el Barscha.

»Suef hat es selbst gesagt,« antwortete Halef.

Ich sah den Genannten nicht; aber jetzt trat er von links herein. Er mochte in der Schlafstube gewesen sein.

»Hund, lüge nicht!« sagte er, indem er Halef einen Fußtritt versetzte.

»Schweig und schimpfe nicht!« antwortete der Kleine. »Hast du nicht in unserer Gegenwart zu dem Wirt in Rumelia gesagt, daß du nach dem Treska-Konak reiten wolltest?«

»Ja, aber ich habe nicht gesagt, daß sich auch diese Männer hier befinden werden.«

»Das konnten wir uns doch denken. Mein Effendi hat dir ja in Kilissely ins Gesicht gesagt, daß du schnell aufbrechen würdest, um ihnen zu folgen.«

»Der Scheitan hole diesen Effendi! Wir werden ihm die Sohlen zerfleischen, damit er weiß, was ich heute empfunden habe. Ich kann kaum stehen.«

Er ließ sich neben Halef auf den Boden nieder.

»Wie aber habt ihr erfahren, wo der Treska-Konak liegt?« erkundigte sich Manach weiter.

»Wir haben gefragt; das versteht sich ja ganz von selbst.«

»Und warum bist du uns allein nachgeritten? Warum blieben die Andern zurück?«

Halef war doch so schlau gewesen, zu tun, als ob er sich allein hier befände. Er benahm sich überhaupt sehr gefaßt. Und

das war auch nicht zu verwundern, denn er konnte sich sagen, daß die Sorge um ihn uns bald herbeiführen würde.

»Hat euch Suef denn nicht gesagt, daß mein Effendi in das Wasser gestürzt ist?«

»Ja, und hoffentlich ist er ersoffen!«

»Nein, diesen Gefallen hat er euch nicht getan. Er lebt noch, obgleich er krank geworden ist. Die Andern müssen ihn pflegen. Mich aber hat er vorausgeschickt, um euch zu beobachten. Wenn es möglich ist, kommt er morgen nach. Bis zum Abend ist er sicher hier, und dann wird er mich befreien.«

Sie lachten alle hellauf.

»Dummkopf!« rief Manach el Barscha. »Meinst du denn wirklich, daß du morgen abend noch unser Gefangener sein wirst?«

»So wollt ihr mich eher frei lassen?« fragte er mit dummer Miene.

»Ja, wir lassen dich eher frei. Wir werden dir erlauben, zu gehen, aber nur in die Hölle.«

»Ihr scherzet. Dorthin weiß ich den Weg gar nicht.«

»Mache dir keine Sorge. Wir werden ihn dir schon zeigen. Vorher aber müssen wir dir noch eine kleine Lehre geben, welche dir vielleicht nicht behagen wird.«

»O, ich pflege für jede Belehrung dankbar zu sein.«

»Wollen hoffen, daß dies auch hier der Fall ist. Wir wollen dich nämlich daran erinnern, daß es ein Gesetz gibt, welches heißt: Auge um Auge, Gleiches mit Gleichem. Ihr habt Habulam, Humun und Suef gepeitscht; gut, so wirst auch du die Bastonnade erhalten, und zwar so, daß dir die Fetzen von den Füßen fliegen. Ihr habt das Wasser auf den Turm gepumpt, damit wir ertrinken sollten; wohlan, wir werden auch dich unter Wasser setzen, so daß du elendiglich ersäufst, aber schön langsam, damit wir eine Freude daran haben. Wir werden dich in den Fluß hier hineinlegen, so daß nur deine Nase herausragt. Da magst du so lange Luft schnappen, wie es dir möglich ist.«

»Das werdet ihr nicht tun!« rief Halef in kläglichem Tone.

»Nicht? Warum sollten wir darauf verzichten?«

»Weil ihr gläubige Söhne des Propheten seid und einen Moslem nicht martern und ermorden werdet.«

»Geh zum Scheitan mit deinem Propheten! Wir machen uns nichts aus ihm. Du sollst eines Todes sterben, welcher schlimmer sein wird, als die Verdammnis, in welche du sodann fährst.«

»Was habt ihr davon, wenn ihr mich tötet? Das böse Gewissen wird euch peinigen bis zu dem Augenblick, an welchem der Engel des Todes zu euch tritt.«

»Mit unserem Gewissen werden wir selbst fertig. Du fühlst wohl bereits jetzt die Angst des Todes? Ja, wenn du klug sein wolltest, so könntest du ihm noch einmal entgehen.«

»Was müßte ich tun?« fragte Halef schnell.

»Uns alles gestehen.«

»Was denn?«

»Wer dein Herr ist, was er von uns will und was er beabsichtigt, gegen uns zu tun.«

»Das darf ich nicht verraten.«

»So mußt du sterben. Ich hatte es gut gemeint. Wenn du aber meinen Fragen deinen Mund verschließt, so ist dein Schicksal entschieden.«

»Ich verstehe dich,« erwiderte Halef. »Du willst mich durch dein Versprechen täuschen. Wenn ich dann alles gesagt habe, so lacht ihr mich aus und haltet nicht Wort.«

»Wir werden Wort halten.«

»Schwörst du es mir zu?«

»Ich schwöre es dir zu bei allem, was ich glaube und verehere. Nun entschieße dich schnell, denn die Stimmung der Gnade hält bei mir nicht lange an.«

Halef tat so, als ob er ein kleines Weilchen nachdächte, und sagte dann:

»Was habe ich von dem Effendi, wenn ich tot bin? Gar nichts! Ich ziehe es vor, zu leben, und will euch also Auskunft erteilen.«

»Das ist dein Glück!« sagte Manach. »Also sage uns zunächst, wer dein Herr eigentlich ist?«

»Habt ihr denn nicht gehört, daß er ein Deutscher ist?«

»Ja, das hat man uns gesagt.«

»Und ihr glaubt es auch? Kann ein Deutscher alle drei Pässe von dem Großherrs haben mit dem Siegel des Wesirs darunter?«

»So ist er wohl gar nicht ein Nemtsche?«

»Das fällt ihm nicht ein!«

»Aber ein Giaur ist er?«

»Auch nicht. Er verstellt sich, damit man nicht ahnen soll, wer er ist.«

»Dann also heraus damit! Wer ist er?«

Halef machte ein überaus wichtiges Gesicht und antwortete:

»Seinem ganzen Auftreten nach müßt ihr doch einsehen, daß er kein Kütschük jijit {kleiner Mann}, sondern etwas ganz Außerordentliches ist. Ich habe schwören müssen, sein Geheimnis nicht zu verraten; aber wenn ich nicht spreche, so tötet ihr mich, und der Tod hebt alle Schwüre auf. So sollt ihr denn erfahren, daß er ein fremder Schahnameh {Königssohn} ist.«

»Hund! Willst du uns belügen?«

»Wenn ihr es nicht glaubt, so ist es nicht meine Schuld.«

»Soll er etwa gar ein Sohn des Großherrs sein!«

»Nein. Ich habe doch gesagt, daß er fremd sei.«

»Aus welchem Lande?«

»Aus Hindistan {Indien}, welches jenseits Persien liegt.«

»Warum ist er nicht dort geblieben? Warum reitet er bei uns im Lande umher?«

»Um sich ein Weib zu suchen.«

»Ein – – Weib?« fragte Manach el Barscha, aber nicht etwa im Ton des Erstaunens, sondern mit einer Miene, welche ein Deutscher sehen läßt, wenn er das Wort »Aha!« ausruft.

Die Aussage des Hadschi erschien diesen Leuten gar nicht so unglaublich. Hunderte von morgenländischen Märchen behandeln das Thema von dem Fürstensohne, welcher unerkannt im Lande umherzieht, um sich die Schönste der Schönssten, welche natürlich stets die Tochter blutarmer Leute ist, zur Frau zu erkiesen. Dies konnte ja auch hier der Fall sein.

»Warum aber sucht er grad hier im Land der Skipetaren?« lautete die nächste Frage.

»Weil es hier die schönsten Töchter gibt und weil es ihm geträumt hat, daß er die Blume seines Harems hier finden werde.«

»So mag er nach ihr suchen! Aber was hat er sich um uns zu kümmern?«

Den Kleinen kitzelte der Schalk trotz der bösen Lage, in welcher er sich befand. Er antwortete im ernstesten Ton:

»Um euch? Das fällt ihm gar nicht ein. Er hat es nur mit dem Mübarek zu tun.«

»Inwiefern?«

»Weil er im Traum den Vater der Schönsten gesehen hat und auch die Stadt, in welcher er ihn finden soll. Die Stadt ist Ostromdscha, und der Vater ist der alte Mübarek. Warum flüchtet sich derselbe vor meinem Herrn? Er mag ihm seine Tochter geben, so wird er als Kain ata {Schwiegervater} des reichsten indischen Fürsten große Macht erlangen.«

Da ertönte aus dem Nebenraum die schnarrende Stimme des Verwundeten:

»Schweig, du Sohn einer Hündin! Ich habe nie im Leben eine Tochter gehabt. Deine Zunge hängt voll Lügen, wie die Nessel voll von Raupen. Meinst du denn, ich wisse nicht, wer dein Herr ist, dem ich die Qualen der zehntausend Höllen wünsche? Trägt er nicht das Hamail noch heute an seinem Hals, obgleich er ein verfluchter Sohn der Ungläubigen ist? Ich habe es bisher verschwiegen, denn ich wollte die Rache allein genießen. Aber deine Lüge ist so groß, daß sie mir in den Ohren brennt. Ich muß nun sagen, was ich weiß, und darf nicht länger schweigen.«

»Was ist's, was ist's?« fragten die Andern.

»Wisset, ihr Leute, daß dieser Fremde nichts ist als ein verfluchter Riswaidshi {Schänder} der Erazü mübarek {heilige Orte}! Ich habe ihn in Mekka gesehen, in der Stadt der Anbetung. Er wurde erkannt; ich stand neben ihm und streckte die Hand zuerst nach ihm aus, aber der Scheïtan stand ihm bei, daß er entkam. Und dieser Hadschi Halef Omar war bei ihm

und hat ihm geholfen, das größte Heiligtum der Moslemin mit dem Blick eines Christenhundes zu besudeln. Ich habe die Gesichter dieser beiden nie vergessen und sie wieder erkannt, als ich als Krüppel an der Straße von Ostromdscha saß und sie an mir vorüberritten. Laßt euch nicht mit frechen Lügen beträufeln, sondern nehmt fürchterliche Rache für diese Freveltat. Ich habe gesonnen und gesonnen, welche Strafe diese Frevler erleiden müssen, aber ich habe keine Züchtigung gefunden, welche mir groß genug erschien. Darum schwieg ich bis jetzt.«

Er hatte schnell und übereifrig gesprochen, wie Einer, der im Fieber liegt. Dann stöhnte er laut, denn die Schmerzen seiner Wunde übermannten ihn. Es war ganz genau so, wie ich gesagt hatte: man hatte ihn im Schlafzimmer untergebracht.

Und nun wurde es plötzlich hell in mir. Also darum war mir sein hageres, charakteristisches Gesicht so bekannt gewesen! Darum war es mir wie träumend vorgekommen: ein Meer von Menschen, empört und erregt, und inmitten dieses Meeres diese eine Gestalt, die langen, dünnen Arme nach mir ausstreckend und die Knochenfinger krallend, wie ein Raubvogel, welcher auf seine Beute schießt! In Mekka war es gewesen, wo ich ihn gesehen hatte. Sein Bild hatte sich, mir unbewußt, meinem Gedächtnis eingeprägt, und als ich ihn dann in Ostromdscha wiedersah, ahnte ich wohl, ihm schon einmal begegnet zu sein, konnte mich aber nicht des Ortes erinnern, an welchem dies geschehen war.

Nun verstand ich auch den haßerfüllten Blick, den er in Ostromdscha auf mich geworfen hatte, und die feindselige Art und Weise, in welcher ich von ihm behandelt worden war.

Seine Worte brachten die von ihm erwartete Wirkung hervor. Diese Menschen waren Verbrecher, aber sie waren auch Moslemim, und wenn Manach el Barscha auch gesagt hatte, daß er sich aus dem Propheten nichts mache, so war dies doch nicht wörtlich zu nehmen. Der Gedanke, ich sei ein Christ und habe die heilige Kaaba entweiht, rief ihre tiefste Empörung hervor. Und daß Halef sich bei mir befunden und also an dieser Todsünde teilgenommen hatte, das erfüllte sie mit einem

Rachegefühl, welches für ihn weder Gnade noch Barmherzigkeit übrig ließ.

Kaum hatte der Mübarek ausgesprochen, so sprangen die am Tisch Sitzenden auf, und auch Suf schnellte vom Boden empor, wie von einer Natter gestochen.

»Lügner!« brüllte er, indem er mit dem Fuß nach Halef stieß. »Verdammter Lügner und Verräter seines eigenen Glaubens! Hast du den Mut, zu sagen, daß der Mübarek nicht die Wahrheit gesprochen habe?«

»Ja, rede!« schrie auch einer der Aladschy. »Rede, oder ich zermalme dich hier zwischen diesen meinen Fäusten! Bist du in Mekka gewesen?«

Halef verzog keine Miene. Der kleine Hadschi war wirklich ein mutiger Mann. Er antwortete:

»Was regt ihr euch auf? Warum tut ihr, als ob der Raubvogel unter die Enten gefahren sei? Seid ihr Männer oder Kinder?«

»Mensch, beleidige uns nicht!« rief Manach el Barscha. »Deine Strafe wird schon ohnedies eine fürchterliche sein. Willst du sie noch entsetzlicher machen dadurch, daß du unsern Zorn verdoppelst? Antworte also: bist du in Mekka gewesen?«

»Muß ich denn nicht dort gewesen sein, da ich doch ein Hadschi bin?«

»Und war dieser Kara Ben Nemsî mit dir dort?«

»Ja.«

»Er ist ein Christ?«

»Ja.«

»Er ist also kein Königssohn aus Indien?«

»Nein.«

»So hast du uns belogen! Heiligtumsschänder! Das sollst du büßen, und zwar jetzt. Wir werden dich knebeln, daß du keinen Laut auszustoßen vermagst, und dann soll die Marter beginnen. Konakdschi, gib etwas her, womit wir ihm den Mund verstopfen.«

Der Wirt ging und kehrte im Augenblick mit einem Tuche zurück.

»Sperre das Maul auf, Hund, daß wir dir den Knebel hin-

einschieben!« gebot Barud el Amasat, das Tuch nehmend und sich zu Halef niederbeugend. Und da der Hadschi diesem Befehle nicht Folge leistete, fügte er hinzu: »Öffne, sonst breche ich dir die Zähne mit der Klinge auseinander!«

Er kniete neben dem Hadschi nieder und riß sein Messer aus dem Gürtel. Jetzt war es die höchste Zeit, der Sache ein Ende zu machen.

»Schlagt zu!« sagte ich.

Ich hatte den umgekehrten Stutzen bereits stoßbereit in die Hände genommen. Ein Hieb, und zwei Bretter des Ladens flogen in die Stube. Zu beiden Seiten von mir schlugen auch Osko und Omar zu, so daß die andern Teile des Ladens nachfolgten. Im Nu hatten wir die Gewehre umgedreht und die Mündungen derselben nach der Stube gerichtet.

»Halt! Rührt euch nicht, wenn ihr nicht unsere Kugeln haben wollt!« rief ich hinein.

Barud el Amasat, welcher sein Messer über das Gesicht Halefs gehalten hatte, fuhr in die Höhe.

»Der Deutsche!« rief er erschrocken.

»Sihdi!« rief Halef. »Schieß' sie nieder!«

Aber zu schießen wäre Unsinn gewesen, da es keine Ziele für unsere Kugeln mehr gab. Kaum hatten nämlich die Wichte meine Worte gehört und mein Gesicht gesehen, welches sie bei dem Scheine des Lichtes erkennen konnten, so rissen sie ihre Gewehre von dem Haken und rannten zur Stube hinaus, der Wirt mit ihnen.

»Hinein zu Halef!« gebot ich Omar und Osko. »Bindet ihn los! Löscht aber das Licht aus, damit ihr nicht etwa den feindlichen Kugeln ein Ziel bietet. Bleibt ruhig in der Stube, bis ich komme!«

Sie gehorchten sofort.

»Du kannst mich hier erwarten,« sagte ich zu dem Schäfer und eilte der Mauer entlang nach der Ecke, um welche wir vorherhin gekommen waren, und huschte dann zwischen den jungen Fichten und dem Hause bis an die vordere Seite desselben.

Was ich vermutet hatte, geschah. Ich sah trotz der Dunkelheit mehrere Gestalten auf mich zukommen und trat schnell

zurück, um mich unter die niedersten Äste der Fichten zu verkriechen. Kaum lag ich da, so kamen sie: Manach, Barud, die Aladschy, Suef und der Wirt.

»Vorwärts!« kommandierte Barud leise. »Sie stehen noch am Laden. Das Licht muß aus der Stube auf sie fallen und sie beleuchten. Wir sehen sie also und schießen sie nieder.«

Er war der Vorderste von ihnen. Als er die Ecke erreichte und an der hintern Seite des Hauses hinabblicken konnte, blieb er stehen.

»Verdammt!« sagte er. »Man sieht nichts. Das Licht ist fort. Was ist zu tun?«

Es trat eine Pause ein.

»Wer kann das Licht ausgelöscht haben?« fragte endlich Suef.

»Vielleicht hat es einer von uns während der Flucht vom Tische gerissen,« antwortete Manach.

»Verdammt!« knirschte auch einer der Aladschy. »Dieser Deutsche steht wirklich mit dem Teufel im Bund. Kaum meinen wir, ihn oder einen seiner Leute fest zu haben, so zerrinnt er wie Nebel. Nun stehen wir da und wissen nicht, was wir tun sollen.«

In diesem Augenblick ließ sich von daher, wo der Schäfer stand, ein leises Husten hören. Er hatte den Hustenreiz nicht unterdrücken können.

»Hört ihr es? Er steht wirklich noch dort,« meinte Manach.

»So geben wir ihm eine Kugel,« sagte Sandar, der Aladschy.

»Nieder mit der Flinte!« gebot Manach. »Du kannst ihn nicht sehen, und wenn du schießest, so triffst du ihn nicht, aber du verrätst ihm unsere Anwesenheit. Es muß etwas Anderes geschehen. Konakdschi, kehre in das Haus zurück, und berichte uns, wie es drinnen steht.«

»Alle Teufel!« antwortete der Wirt bedenklich. »Soll ich mich für euch niederschießen lassen?«

»Sie werden dir nichts tun. Du sagst, daß wir dich gezwungen haben. Du schiebst alles auf uns. Sie konnten ja auf uns in der Stube schießen, haben es aber nicht getan. Daraus magst

du ersehen, daß sie uns nicht nach dem Leben trachten. Also geh, und laß uns nicht lange auf dich warten.«

Der Wirt entfernte sich. Die Andern flüsterten leise zusammen. Es dauerte nicht lange, so kehrte er zurück.

»In das Haus könnt ihr nicht,« meldete er; »denn sie haben die Stube besetzt.«

Sie berieten sich eine Weile, ob sie fliehen oder bleiben sollten. Noch bevor sie einen Entschluß gefaßt hatten, geschah etwas, was selbst mir überraschend vorkam. Man hörte nämlich taktmäßige Schritte sich von hinten dem Hause nahen, und eine gedämpfte Stimme kommandierte:

»Dur! Askerler, tüfenkler dolduryniz – – halt! Soldaten, ladet die Gewehre!«

Das war die Stimme des Hadschi, wie ich zu meinem Erstaunen hörte.

»Scheïtan!« flüsterte der Wirt. »Habt ihr es gehört? Es sind Soldaten da. Und war es nicht der kleine Halef, welcher kommandierte?«

»Ja, er war es ganz gewiß,« antwortete Barud el Amasat. »Er ist losgebunden worden und durch das Fenster gesprungen, um die Soldaten herbei zu holen, welche sein Herr mitgebracht hat. Das können nur Truppen aus Uskub sein. Woher mag er diese Leute so schnell bekommen haben!«

»Der Scheïtan sendet ihnen von allen Seiten Hilfe!« zischte Manach el Barscha. »Unseres Bleibens ist hier nicht. Horcht!«

Wieder tönte die Stimme des Hadschi:

»Duryn bunda! Araschtyrarim – Wartet hier! Ich werde re-kognoszieren.«

»Wir müssen fort,« flüsterte Manach. »Wenn der Hadschi aus der Stube fort ist, so sind auch die Andern nicht mehr drin. Gehe schnell hinein, Konakdschi! Sind sie nicht mehr dort, so bringst du den Mübarek heraus. Sein Fieber mag noch so heftig sein – er muß auch verschwinden. Wir holen unterdessen unsere Pferde. Du triffst uns rechts von der Furt unter den vier Kastanien. Aber schnell, schnell! Es ist kein Augenblick zu verlieren.«

Die Andern schienen hiemit einverstanden zu sein und

huschten fort. Jetzt galt es für mich, noch vor ihnen die Kastanien zu erreichen. Ich war mit der Örtlichkeit nicht vertraut, wußte aber nun, daß diese Bäume zur rechten Seite der Furt ständen, und da ich an dieser vorübergekommen war, so hoffte ich, das Stelldichein leicht zu finden.

Das Gewehr, welches ich bei mir hatte, ließ ich einstweilen hier unter den Fichten liegen, da es mir leicht hinderlich werden konnte.

Ich hörte eine Türe knarren, jedenfalls die Stalltüre, und eilte nun, so schnell ich konnte, nach der Furt. Bei derselben angekommen, wendete ich mich nach rechts und war kaum gegen vierzig Schritte gegangen, als ich mich bei den vier Bäumen befand. Sie waren dicht belaubt. Zwei von ihnen trugen ihre Krone hoch; bei den andern reichten die untersten Äste so weit herab, daß ich sie beinahe mit den Händen erreichen konnte. Ich umfaßte den einen Stamm; einige Griffe, einen Schwung, und ich saß oben auf einem Ast, welcher stark genug war, mehrere Männer von meinem Gewicht zu tragen. Kaum hatte ich mich gesetzt, so hörte ich nahende Pferdeschritte. Die Flüchtigen hatten ihre Tiere am Zügel und nahmen unter mir Posto. Und da führte auch schon der Wirt den Mübarek herbei. Vom Hause her hörte man Halefs Stimme:

»Kapudan itschine giririz. Mahazzalar partschalarsiz, atmalirimiz ejer itschitirsiz – wir gehen hinein. Schlagt die Läden ein, wenn ihr unsere Schüsse hört!«

»Allah sucht mich schwer heim,« klagte leise der Mübarek. »Mein Leib ist wie Feuer, und meine Seele lodert wie eine Flamme. Ich weiß nicht, ob ich reiten kann.«

»Du mußt!« antwortete Manach. »Auch wir hätten gern geruht, aber diese Teufel hetzen uns von Ort zu Ort. Wir müssen fort, und doch ist es für uns notwendig, zu wissen, was hier heute noch geschieht. Konakdschi, du wirst uns einen Boten nachsenden.«

»Wo wird er euch treffen?«

»Irgendwo auf dem Weg zur Höhle des Köhlers. Du aber mußt diese Fremden auf unsere Spur lenken. Du mußt ihnen sagen, daß wir zu Scharka reiten wollen. Sie werden uns ganz

gewiß folgen und dann sind sie verloren. Wir werden ihnen am Scheïtan kajaji auflauern. Dort können sie weder rechts noch links ausweichen und müssen uns in die Hände laufen.«

»Und wenn sie uns trotz alledem entgehen?« fragte Bybar, der andere Aladschy.

»So fallen sie beim Köhler desto sicherer in unsere Hände. Der Konakdschi mag ihnen von den Schätzen der Höhle erzählen, wie er es all den Andern erzählt hat, welche in die Falle gegangen sind. Es müßte die ganze Hölle mit ihnen im Bunde stehen, wenn sie die Ip merdiwani {Strickleiter} fänden, welche empor in die hohle Eiche führt. Das Pferd des Deutschen wird freilich Karanirwan für sich haben wollen. Das Andere aber teilen wir unter uns, und ich denke, daß wir zufrieden sein werden. Ein Mensch, welcher solche Reisen macht und ein solches Pferd besitzt, wie dieser Deutsche, muß sehr viel Geld bei sich haben.«

Da befand er sich freilich in einem außerordentlichen Irrtum. Mein ganzer Reichtum bestand augenblicklich in dem, was ich von ihm hörte. Ich wußte nun, daß Karanirwan der Schut sei. Ich wußte auch, daß die Opfer des Köhlers durch gewisse Schilderungen des Konakdschi in die Höhle gelockt worden waren. Und ich wußte, daß diese Höhle einen zweiten Ein- oder auch Ausgang hatte, welcher in eine hohle Eiche emporführte. Diese Eiche hatte jedenfalls einen bedeutenden Umfang und eine entsprechende Höhe und mußte also so in die Augen fallen, daß sie nicht schwer zu finden war.

Weiter bekam ich nichts mehr zu hören. Der Wirt war voll von Angst und mahnte zum Aufbruch. Die Männer bestiegen ihre Pferde; dem stöhnenden Mübarek wurde in den Sattel geholfen, und bald hörte ich das Plätschern, als sie durch die Furt ritten. Nun stieg ich vom Baum und ging nach dem Hause zurück. Ich wußte nicht, was besser sei, einzutreten oder erst durch den eingeschlagenen Laden zu schauen; da aber vernahm ich Halefs laute Stimme in dem Hause und ging also hinein.

Eigentlich trat man durch die Türe sofort in das große Verkehrrszimmer, doch war eine Rutenwand vorgestellt worden,

um diesen Raum gegen den direkten Zug zu schützen. Noch hinter derselben stehend, hörte ich Halef in strengstem Ton sagen:

»Ich verbiete dir, dich des Nachts draußen herum zu treiben, während so glorreiche Männer, wie wir sind, hier stehen, um mit dir zu sprechen. Du bist der Wirt dieses armseligen Konak und hast deine Gäste zu bedienen, damit sie sich wohl befinden zwischen deinen drei oder vier morschen Pfählen. Wenn du diese deine Pflicht versäumst, so werde ich sie nachdrücklich dir zum Bewußtsein bringen. Wo kommst du her?«

»Ich war draußen, um heimlich zu beobachten, wohin sich die Männer wenden würden, welche vorhin so ruchlos über dich hergefallen sind,« antwortete der Wirt, welcher natürlich sofort in das Haus zurückgekehrt war.

Nun trat ich bis an den Rand der Scheidewand vor und blickte in die Stube. Da lagen fünf oder sechs Personen gebunden am Boden, von Osko und Omar bewacht, welche sich auf ihre Gewehre stützten. Daneben stand Halef, mit herausgedrückter Brust, in majestätischer Haltung, und vor ihm der Wirt in demüthiger Stellung, und neben demselben eine alte Frau, welche mehrere Stricke in den Händen hielt. Der kleine Hadschi befand sich wieder einmal in der ihm so willkommenen Lage, sich das Ansehen eines bedeutenden Mannes zu geben.

»So!« sagte er. »Jetzt nennst du es ruchlos; vorher aber hastest du deine Freude daran.«

»Das war Verstellung, Herr. Ich mußte so tun, um die Schurken nicht noch mehr zu erzürnen. Im Stillen jedoch war ich fest entschlossen, alles zu wagen, um dich aus ihren Händen zu befreien.«

»Das klingt sehr schön. Du willst wohl damit sagen, daß du nicht ihr Verbündeter bist?«

»Ich kenne sie gar nicht.«

»Und doch nanntest du sie alle bei ihren Namen!«

»Die wußte ich, weil sie sich bei denselben nannten. Ich freue mich, daß die Sache so gut abgelaufen ist.«

»O, sie ist noch lange nicht abgelaufen, sondern sie wird erst

richtig beginnen, soweit es nämlich dich betrifft. Über deine Schuld oder Unschuld zu entscheiden, verträgt sich nicht mit meiner Würde. Ich mag mit Leuten deines Gelichters gar nicht in Berührung kommen und werde den Effendi beauftragen, dich ins Verhör zu nehmen und mir dann Bericht zu erstatten. Von seinem Entschluß und von meiner Genehmigung wird es dann abhängen, was mit euch geschehen soll. Einstweilen wirst du dich binden lassen, damit wir von deiner liebevollen Anhänglichkeit überzeugt sein können.«

»Binden? – Warum?«

»Ich habe es dir soeben gesagt: damit du nicht auf den Gedanken kommen kannst, plötzlich eine Vergnügungsreise zu unternehmen. Hier steht dein Weib, die freundliche Gefährtin deiner Tage. Sie hat sich bereit finden lassen, diesen Andern hier die Schlingen anzulegen, und sie wird nun auch dir mit Vergnügen den Strick, welcher eigentlich um deinen Hals gehört, um die Hände und Füße binden. Dann werden wir beraten, wie es möglich sei, die Einquartierung unterzubringen, welche draußen auf uns wartet. Ich befürchte, daß diese Räume nicht ausreichend sind für die Aufnahme so vieler Soldaten. Strecke also deiner liebevollen Houri die Hände hin, damit sie dieselben miteinander vereinige!«

»Herr, ich habe doch nichts verschuldet! Ich kann nicht dulden – –«

»Schweig!« unterbrach ihn Halef. »Was du dulden willst oder nicht, das geht mich gar nichts an. Jetzt habe ich hier zu befehlen, und wenn du nicht augenblicklich gehorchst, so bekommst du Hiebe.«

Er hob die Peitsche empor. Vorhin hatte ich sie mit seinen Pistolen und dem Messer auf dem Tisch liegen sehen, denn er war entwaffnet worden, hatte aber diese Gegenstände wieder an sich genommen. Osko und Omar stießen die Gewehre drohend auf den Boden, und der Wirt streckte seiner Frau die Hände hin, um sich dieselben binden zu lassen. Dann mußte er sich zur Erde legen, worauf ihm auch die Füße gefesselt wurden.

»So ist's recht, du Wonne meines Lebens!« belobte Halef die

Alte. »Du hast das gute Teil erwählt, indem du dich entschloßest, mir ohne Murren zu gehorchen. Darum sollen deine Hände und Füße von keinem Strick berührt werden, sondern du sollst deine Fittiche frei schwingen können über das Haus, welches Allah mit deiner Lieblichkeit beglückte. Nur versuche ja nicht, die Fesseln dieser Leute zu berühren, denn das würde Folgen nach sich ziehen, durch welche die Zartheit deiner Vorzüge leicht beschädigt werden könnte. Setze dich in die Ecke dort, und ruhe in stiller Beschaulichkeit von den Mühseligkeiten deiner irdischen Laufbahn aus. Wir werden indessen eine amtliche Beratung abhalten, ob wir euer Haus in die Luft sprengen oder durch das Feuer verzehren lassen.«

Sie gehorchte, sich langsam in die Ecke schleichend, und Halef wendete sich nun der Türe zu, jedenfalls um nach mir zu forschen. Als ich jetzt vortrat und er mich erblickte, fiel es ihm gar nicht ein, ein Wort der Entschuldigung seiner Unvorsichtigkeit zu sagen oder wenigstens durch die Miene zu zeigen, daß er einsehe, gefehlt zu haben, sondern er meldete mir in höchst wichtigem Ton:

»Du kommst, Effendi, um dich nach den Ergebnissen unsers glorreichen Feldzuges zu erkundigen. Da sieh her: sie liegen vor dir auf der Erde und sind bereit, Leben oder Tod aus unsern Händen zu empfangen.«

»Komm heraus!«

Ich sagte das so kurz und gemessen, daß sein Gesicht sich sogleich bedeutend in die Länge zog. Er folgte mir hinaus vor das Haus.

»Halef,« wendete ich mich dort an ihn, »ich habe dich herausgerufen, um dich nicht vor den Leuten zu beschämen, denen gegenüber du den Herrscher spielst, und hoffe, daß du diese Rücksichtnahme anerkennst.«

»Effendi,« antwortete er bescheiden, »ich erkenne sie an; aber du wirst auch mir zugeben, daß ich meine Sache ausgezeichnet gemacht habe.«

»Nein, das kann ich gar nicht sagen. Du hast eigenmächtig gehandelt und unsere Gegner dadurch vertrieben, was mir einen Strich durch meine Rechnung machte. Willst du denn

nicht endlich einmal einsehen, daß du stets den Kürzern ziehst, wenn du gegen meine Wünsche und Warnungen handelst? Du bist mit einem blauen Auge weggekommen, weil wir dich zur rechten Zeit gerettet haben. Doch es ist geschehen, und es nützt nun nichts, Vorwürfe anzuhäufen. Erzähle mir also den Verlauf deines berühmten Unternehmens.«

»Hm!« brummte er kleinlaut. »Der Verlauf war ein sehr schneller. Unser Wirt hatte das Haus beschrieben, und ich wußte also, wo die Leute zu suchen seien. Ich schlich mich herbei und blickte durch das Astloch. Da sah ich sie alle sitzen, den Mübarek ausgenommen. Sie unterhielten sich sehr angelegentlich, aber ich konnte nur hier und da ein einzelnes Wort verstehen. Das genügte mir nicht, und darum beschloß ich, in die Schlafstube nebenan, deren Laden offen stand, zu steigen.«

»Du erwartetest, daß sich niemand in derselben befinden werde?«

»Sehr natürlich!«

»Das ist keineswegs sehr natürlich. Frage die Gefährten; sie werden dir bestätigen, daß ich mit großer Bestimmtheit behauptet habe, der kranke Mübarek liege in der Stube.«

»Ja, davon habe ich leider nichts gehört, sonst hätte ich mich gehütet, so mit beiden Füßen zugleich in diese häßliche Pfütze zu springen. Ich habe mich dabei ganz leidlich vollgespritzt; das muß ich ja zugeben. Es war gar nicht angenehm. Und als gar Barud el Amasat das Messer über mir zückte, um mir mit demselben den Mund zu öffnen, da hatte ich ein Gefühl, ein Gefühl, hm, als ob mir so recht hübsch langsam das Rückgrat aus dem Leibe gezogen würde. Es gibt in diesem Erdenleben Augenblicke, in denen man sich nicht ganz so behaglich fühlt, wie man es wünschen möchte. Ich hielt die Kammer für leer, war aber trotzdem so vorsichtig, erst eine Weile an dem offenen Laden zu horchen, ob vielleicht etwas zu vernehmen sei. Da sich nichts regte, stieg ich durch das Fenster ein und ließ mich innen recht vorsichtig und leise hinab. Ich bekam auch ganz glücklich, ohne ein Geräusch verursacht zu haben, den Boden unter die Füße und wollte nun nach der

Scheidewand schlüpfen, hinter welcher sich die Burschen befanden, die ich belauschen wollte. Aber die Unverständigkeit des Schicksals legt dem besten Menschen Hindernisse in den Weg, und grad dann und da, wann und wo er sie am wenigsten braucht. Ich stolperte über einen Körper, der mir im Weg lag. Ob der Kerl geschlafen hat oder nicht, das kann ich nicht sagen; aber er hatte mich ruhig einsteigen lassen und keinen Laut von sich gegeben. Jetzt faßte er mich am Bein und brüllte, als ob er sämtliche Tote des Erdkreises aufwecken wolle. Ich stürzte, aber nicht gleich, zu Boden, denn ich griff in die Luft, um mich an irgend etwas festzuhalten, und erwischte ein Brett, welches nicht genügend an die Wand befestigt war. Ich riß es mit allem, was darauf stand, herab und fiel dann hin. Da gab es einen fürchterlichen Lärm. Die Kerle sprangen aus der Stube herbei, und ehe ich mich aufraffen konnte, hatten sie mich fest gepackt. Der Wirt holte schnell zwei Leinen herbei, und ich wurde gebunden, in die Stube geschleppt und ausgefragt. Ich sollte sagen, wer und was du seist, und habe ihnen gestanden, daß – –«

»Daß ich ein indischer Königssohn bin und mir hier eine Frau suche. Das habe ich gehört, du unverbesserlicher Flunke-
rer. Jetzt wollen wir wieder in die Stube gehen.«

»Willst du denn nicht erfahren, was ich getan habe, nachdem ich von den Fesseln befreit war?«

»Das kann ich mir selbst sagen. Du glaubtest, ich sei in Gefahr und hast Osko und Omar veranlaßt, gegen meinen Befehl zu handeln. Ihr seid aus dem Fenster gestiegen und habt euch eine Strecke vom Hause entfernt, um Soldaten zu spielen.«

»Ja, aber das habe ich nicht ohne guten Grund getan. Ich habe einmal das Anschleichen nach deiner Art und Weise versucht. Ich legte mich auf die Erde und kroch nach der Ecke, denn ich erfuhr, daß du dich dorthin begeben hattest. Dort standen die Kerle. Ich kam so nahe an sie, daß ich sie flüstern hörte, wenn ich auch nicht die Worte verstehen konnte. Das vermehrte meine Besorgnis, und so beeilten wir uns, die Soldaten aufmarschieren zu lassen. Wir stampften im Takt den

Boden, und Osko und Omar stießen dazu ihre Kolben kräftig auf. Unser Wirt, der Schäfer, half auch mit.«

»Wo befindet er sich jetzt?«

»Ich habe ihn nach Hause geschickt. Er ist der Nachbar des Konakdschi und soll von diesem nicht gesehen werden, um nicht später unter dessen Feindschaft und Rache zu leiden.«

»Das ist noch das Klügste, was du heute abend getan hast.«

»War es denn nicht auch klug, daß wir, als der Weg frei war, in das Haus gingen und die alte Wirtin zwangen, alle ihre Leute zu binden?«

»Ich kann nicht sagen, daß du da als Ausbund von Weisheit gehandelt hast.«

»Diesen Leuten gehört nicht mehr. Ich sage dir, sie sind alle mit unsern Feinden einverstanden.«

»Das weiß ich und darum werde ich sie wenigstens für heute Nacht unschädlich machen; sie würden sonst sofort den Entflohenen einen Boten nachsenden. Komm also herein!«

Wir kehrten in die Stube zurück, wo der Wirt, wie sein Gesichtsausdruck mich vermuten ließ, meinem Erscheinen mit Bangigkeit entgegengesehen hatte.

Halef mochte vielleicht meinen, die Leute hätten erraten, daß ich vorhin beabsichtigte, ihm eine Rüge zu erteilen. Um sein Ansehen zu behaupten, trat der unverbesserliche Prahlhans zu dem Wirt und sagte:

»Der Kriegsrat, welchen wir draußen gehalten haben, ist beendet. Ich bin mit dem Entschluß unsers weisen Effendi einverstanden, und so werdet ihr jetzt euer Schicksal aus seiner Hand empfangen.«

Am liebsten hätte ich ihm eine kleine Ohrfeige verabreicht; er verließ sich doch allzusehr auf meine Zuneigung. Ich begnügte mich, ihm einen zornigen Blick zuzuwerfen, und nahm den Wirt ins Verhör, dessen Ergebnis ein negatives war. Er leugnete jegliches Einverständnis mit den Entflohenen kurzweg.

»Herr, ich bin unschuldig,« beteuerte er. »Frage mein Weib und auch meine Leute, sie werden dir genau dasselbe sagen.«

»Natürlich, denn sie sind ja instruiert. Gibt es in deinem

Hause einen Raum, in welchem man etwas fest und sicher verschließen kann?»

»Ja, das würde der Keller hinter uns sein. Die Türe ist dort in der Ecke, wo meine Frau sitzt.«

Der Fußboden bestand aus festgestampftem Lehm. Der Teil desselben aber, auf welchem die Frau saß, war mit einer Bretterdiele belegt, und da gab es eine mit einem wirklichen Schloß versehene Falltüre. Die Wirtin hatte den Schlüssel in der Tasche, sie mußte ihn hergeben, und ich öffnete. Eine Leiter führte hinab. Ich nahm das Licht, stieg hinunter und sah einen ziemlich großen, viereckigen Raum, in welchem allerlei Feldfrüchte lagen. Ich kehrte wieder nach oben zurück und ließ dem Wirt die Stricke abnehmen.

»Steig hinab!« gebot ich ihm.

»Was soll ich da unten tun?«

»Wir werden eine Kellerversammlung veranstalten, weil man da unten am ungestörtesten beraten kann.«

Als er noch zögerte, zog Halef die Peitsche aus dem Gürtel. Jetzt bequemte sich der Wirt zum Hinabsteigen. Die Andern mußten ihm alle auch folgen, nachdem wir sie von den Fesseln befreit hatten. Zuletzt stieg die Frau hinab, und wir zogen die Leiter empor. Dann wurden die in der Schlafstube befindlichen Kissen und Decken herbeigeholt und ihnen hinabgeworfen, und endlich erklärte ich ihnen:

»Jetzt könnt ihr die Beratung da unten beginnen. Ihr mögt also überlegen, ob ihr mir bis morgen früh alles aufrichtig gestehen wollt. Und damit es euch nicht einfällt, den Beratungsraum auf irgend eine Weise zu verlassen, will ich euch sagen, daß wir hier auf der Türe wachen werden.«

Sie hatten sich bisher schweigsam verhalten; nun aber protestierten sie laut; doch wir schnitten den Einspruch ab, indem wir die Türe zuwarfen und verschlossen. Den Schlüssel steckte ich ein. Halef und Osko blieben als Wachen da.

Mit Omar kehrte ich ins Haus des Schäfers zurück, der in großer Neugierde auf uns gewartet hatte. Er erfuhr so viel, als wir für angemessen hielten, ihm anzuvertrauen; dann begaben wir uns zur Ruhe.

Nach der Anstrengung in den letzten Tagen war unser Schlaf so tief, daß wir wohl erst am späten Vormittag aufgewacht wären. Doch hatte ich unsern Wirt gebeten, uns bei Tagesanbruch zu wecken.

Als wir dann nach dem Konak gingen, fanden wir die Türe von innen verriegelt. Halef und Osko schliefen noch, und wir mußten klopfen. Sie hatten sich ein Lager aus Heu und Stroh auf der Kellertüre bereitet und teilten uns mit, daß die Gefangenen sich sehr ruhig verhalten hätten. Als die Kellertüre geöffnet und die Leiter hinabgegeben worden war, stieg der Konakdschi mit den Seinen herauf. Die Gesichter, welche wir zu sehen bekamen, waren wirklich zum Malen. Es stand auf allen der intensivste Grimm geschrieben, obwohl Jeder und Jede sich zu beherrschen suchte. Der Wirt wollte mit Vorwürfen und Verteidigungen beginnen; ich schnitt ihm aber die Rede durch die Worte ab:

»Wir haben nur mit dir zu verhandeln; komm in die hintere Stube. Die Andern mögen sich an ihr Tagewerk begeben.«

Diese Andern waren im nächsten Augenblick verschwunden. Als wir dann in der Stube saßen, stand der Konakdschi mit einem Armensündergesicht vor uns.

»Du hast während der ganzen Nacht Zeit gehabt, nachzudenken, ob du uns ein offenes Geständnis ablegen willst,« begann ich. »Wir erwarten deine Antwort.«

»Herr,« meinte er, »ich habe gar nicht nötig gehabt, nachzudenken. Ich kann doch nichts weiter sagen, als daß ich unschuldig bin.«

Nun erging er sich in den einzelnen Vorfällen der verflochtenen Nacht und wußte denselben die beste Seite für sich abzugewinnen. Er hatte während der Nacht seine Verteidigung reiflich überlegt und führte sie nun mit Geschick durch. Um ihn zu täuschen, sagte ich endlich:

»Wie mir jetzt scheint, haben wir dich allerdings ohne Grund im Verdacht gehabt und ich bin erbötig, dir jede angemessene Genugtuung zu geben.«

»Herr, ich verlange nichts. Es genügt mir, zu hören, daß du mich für einen ehrlichen Mann hältst. Du bist hier fremd im

Lande und kennst die Verhältnisse desselben nicht. Da ist es kein Wunder, wenn du einen solchen Fehler begehst. Auch deine Leute sind nicht von hier, wie es scheint. Da wäre es sehr geraten, dir für deine Weiterreise einen Mann zu nehmen, wenigstens von Zeit zu Zeit, auf welchen du dich in solchen Lagen vollständig verlassen könntest.«

Aha! Jetzt war er bei dem beabsichtigten Thema angekommen. Ich ging auf dasselbe ein, indem ich antwortete:

»Du hast recht. Ein zuverlässiger Führer ist viel wert. Aber eben weil ich ein Fremder bin, ist es nicht geraten, mir einen solchen zu nehmen.«

»Warum?«

»Weil ich die Leute nicht kenne. Wie leicht könnte ich einen Menschen anwerben, der mein Vertrauen nicht verdient!«

»Das ist freilich wahr.«

»Wüßtest du einen zuverlässigen Führer für mich?«

»Vielleicht. Ich müßte natürlich erfahren, wohin ihr wollt.«

»Nach Kakandelen.«

Das war nicht wahr, aber ich hatte meine Absicht, so zu sagen. Er machte auch sogleich ein enttäushtes Gesicht und sagte rasch:

»Das hätte ich nicht erwartet, Herr.«

»Warum nicht?«

»Weil ich gestern hörte, daß ihr nach einer ganz andern Richtung reiten wolltet.«

»Welche wäre das?«

»Hinter den fünf Reitern her.«

»Ah so! Aber wer hat es dir gesagt?«

»Sie haben es erwähnt, als sie von euch sprachen. Sie sagten, ihr hättet sie schon seit langer Zeit verfolgt.«

»Das gebe ich zu; aber es ist nicht meine Absicht, es länger zu tun.«

»So mußt du einen sehr triftigen Grund haben, Herr, dich so plötzlich anders zu entschließen?« fragte er in vertraulichstem Ton.

»Ich bin es müde geworden,« erwiderte ich, »hinter Leuten herzulaufen, welche mir doch immer wieder entgehen. Man

kommt dabei in Unannehmlichkeiten und begeht Fehler, die man nicht verantworten kann. Das hast du ja wohl selbst erfahren.«

»O, von gestern wollen wir ja gar nicht mehr sprechen. Was geschehen ist, das ist vergessen und vergeben. Diese fünf Männer müssen dich doch tief beleidigt haben?«

»Außerordentlich.«

»Nun, da du ihnen schon so lange gefolgt bist, so wäre es Torheit, wenn du jetzt von ihnen ablassen wolltest, eben jetzt, wo es gewiß ist, daß du dich ihrer bemächtigen könntest, wenn du nur ernstlich wolltest.«

»Woher weißt du das?«

»Ich schließe es aus dem, was ich von ihnen erlauschte. Du weißt doch wohl, wohin sie reiten wollen?«

»Woher sollte ich das wissen? Eben diese Unkenntnis ist ein Grund, auf die weitere Verfolgung zu verzichten. Sie sind mir gestern abermals entkommen, ich weiß nicht, wohin. Nun muß ich suchen, forschen und mich erkundigen, und bevor ich etwas Gewisses erfahre, sind sie längst über alle Berge. Da kehre ich lieber wieder um.«

Jetzt nahm er eine geheimnisvolle Miene an und sagte:

»Du wirst jetzt erfahren, daß ich nicht rachsüchtig bin, Etfendi. Ich werde dir einen großen Dienst erweisen, indem ich dir sage, wo du diese Leute treffen kannst.«

»Ah, du weißt es! Wohin sind sie denn geritten?«

»Von hier nach Glogovik. Sie fragten mich, wie weit es bis dorthin sei, und ich habe ihnen den Weg beschreiben müssen.«

»Das ist ja prächtig!« rief ich erfreut. »Diese Nachricht ist mir freilich höchst wichtig. Da reiten wir heute noch nach Glogovik. Aber ob wir dort erfahren, wohin sie weiter geritten sind?«

»Danach brauchst du dort gar nicht zu fragen, weil ich es schon weiß.«

»So sind sie doch ganz außerordentlich mittheilsam gegen dich gewesen!«

»O nein; ich habe alles nur erlauscht.«

»Desto besser, denn da brauche ich nicht zu denken, daß sie dich absichtlich täuschen wollten. Also, wohin trachten sie?«

»Nach Fandina. Dieser Ort liegt jenseits des Drin. Dort wollen sie einige Zeit verweilen, und da kannst du dich ihrer bemächtigen.«

Es war mir klar, daß diese Richtung nach Fandina erlogen sei; dennoch sagte ich:

»Ist dir vielleicht der Weg von Glogovik nach Fandina bekannt?«

»Sehr gut sogar. Ich stamme aus jener Gegend. Ihr kommt durch höchst interessante Gegenden, zum Beispiel zu dem berühmten Teufelsfelsen.«

»Warum führt er diesen Namen?«

»Du bist ein Christ und wirst also wissen, daß Isa Ben Mariam {Jesus} von dem Scheïtan versucht wurde. Diesem gelang sein Vorhaben nicht, er machte sich von dannen und hielt seine erste Rast an jenem Felsen. Voll des höllischen Grimmes schlug er in seinem Zorn mit der Faust auf den Berg, daß die gewaltige Felsenmasse mitten auseinander borst. Durch die dadurch entstandene Spalte führt jetzt der Weg, auf welchem ihr reiten müßt.«

»Das ist Sage?«

»Nein, es ist die Wahrheit. Darum wird jener Felsen der Felsen des Teufels genannt.«

»So bin ich neugierig, ihn zu sehen.«

»Sodann kommst du in dichten Wald, wo zwischen Felsen die berühmte Dschewahiri maghara {Juwelenhöhle} liegt.«

»Was hat es mit ihr für eine Bewandtnis?«

»Eine Fee liebte einen Sterblichen. Der Herr des Feenreiches hatte Mitleid mit den Qualen ihrer Liebe und erlaubte ihr, dem Geliebten anzugehören, doch müsse sie auf ihre Vorzüge verzichten, menschliches Wesen annehmen und auch sterben. Sie willigte ein und durfte nun zur Erde nieder; auch wurde ihr erlaubt, alle ihre Juwelen mitzunehmen. Aber als sie zur Erde kam, war ihr inzwischen der Geliebte untreu geworden, und aus Gram darüber zog sie sich in jene Höhle zurück, in welcher sie ihre Juwelen verstreute, um sich dann in Tränen

aufzulösen. Wer in jene Höhle kommt und kein schweres Verbrechen auf dem Gewissen hat, der findet einen jener Steine. Viele, sehr viele sind arm hineingegangen und reich herausgekommen, denn die Juwelen der Fee sind von sonst nirgends gesehener Größe und Reinheit.«

Er betrachtete mich forschend von der Seite, um zu sehen, welchen Eindruck die Sage auf mich mache. Das also war die Lockspeise, mit welcher er dem Köhler seine Opfer in die Hände lieferte! Wenn man den Aberglauben der dortigen Bevölkerung in Betracht zieht, erstaunt man wohl nicht darüber, daß sich selbst reiche Leute gefunden hatten, welche sich durch diese alberne Geschichte verlocken ließen.

Mit besonderer Betonung fügte nun der Wirt hinzu:

»Ich selbst kenne einige Männer, welche solche köstliche Steine gefunden haben.«

»Du nicht auch?« fragte ich.

»Nein, denn ich fand keinen Edelstein, weil ich bereits zu alt war. Man darf nämlich nicht über vierzig Jahre alt sein.«

»So hat die Fee die jungen Männer den alten vorgezogen! Du hättest also eher suchen sollen.«

»Da wußte ich noch nichts von der Höhle; du aber hättest noch Zeit – du bist jung.«

»Pah! Ich bin reich – ich habe vielleicht so viel Geld bei mir, daß ich mir einen solchen Diamanten kaufen kann.«

Ich sah ihm scheinbar unbefangen in das Gesicht und bemerkte, daß er die Farbe wechselte. Wollte er mich mit Diamanten ködern, so steckte ich ihm Gold an meine Angel. Anbeißen würden wir beide; das war vorauszusehen. Er wollte mich in die Höhle und ich wollte ihn mit mir zu dem Köhler locken.

»So reich bist du!« rief er erstaunt. »Ja, das konnte ich mir denken. Ist doch allein dein Pferd mehr wert als alles, was mir gehört. Aber einen Diamanten der Fee zu finden, das müßte dich trotzdem auch locken.«

»Freilich lockt es mich. Aber ich weiß doch nicht, wo die Höhle liegt. Vielleicht könntest du es mir beschreiben.«

»Das wäre nicht hinreichend. Du mußt Scharka, den Köhler, aufsuchen, welcher dich hinführen wird.«

»Was ist das für ein Mann?«

»Ein sehr frommer, einsamer Kohlenbrenner, welcher für ein kleines Bakschisch die Fremden in der Höhle umherführt.«

Und der Wirt gab sich außerordentlich Mühe, mich für diese Höhle zu begeistern. Ich tat, als ob ich ihm jedes Wort glaubte, und bat ihn, mir den Weg nach Glogovik zu beschreiben, und er erbot sich, einen seiner Knechte als Führer mitzugeben.

»Aber weiß er denn auch den Weg von Glogovik nach dem Felsen des Teufels und nach der Höhle der Juwelen?« fragte ich.

»Nein; er ist noch niemals dort gewesen.«

Auf dem Gesicht des Wirtes lag ein Ausdruck der Erwartung, der Spannung, welchen ich gar wohl verstand. Ich hatte von einer so großen Summe gesprochen, welche ich bei mir trüge. Sollte der Köhler dieses Geld allein bekommen oder sollte es zwischen ihm und unsern fünf Gegnern geteilt werden, ohne daß er, der Wirt, der uns ihnen doch in die Hände lieferte, etwas bekam? Und wurde er mit einem Teile bedacht, dann jedenfalls nur mit einer Kleinigkeit. War es nicht vielleicht für ihn möglich, alles zu bekommen?

Das ging ihm im Kopf herum. Was ich gewünscht hatte, das hatte ich erreicht; er trug das Verlangen, selbst unser Führer zu sein, wollte sich uns aber nicht anbieten. Ich machte ihm die Sache leicht, indem ich sagte:

»Das tut mir leid. Ich möchte nicht so oft mit dem Führer wechseln. Wer weiß, ob ich in Glogovik jemanden finde, welcher mich nach Fandina bringen kann! Lieber wäre mir also jemand, der von hier aus die ganze Strecke kennt.«

»Hm! Das ist nicht leicht. Wie viel würdest du zahlen?«

»Ich gebe gern zweihundert bis zweihundertfünfzig Piaster, samt der Beköstigung natürlich.«

»Nun, da würde ich selbst dich führen, Effendi, wenn du es mit mir versuchen willst!«

»Mit Freuden! Ich werde sogleich satteln lassen.«

»Wo hast du denn deine Pferde?«

»Drüben bei dem Schäfer, dem ich von seinem Sohn einen Gruß zu bringen hatte. Ich blieb bei ihm, weil ich wußte, daß meine Feinde sich bei dir befanden. Aber – da fällt mir ein: du sprachst von dem Werte meines Pferdes; ich weiß aber, daß du es noch gar nicht gesehen hast.«

»Die fünf Reiter erwähnten es und konnten es gar nicht genug rühmen.«

»Ja, sie haben es nicht allein auf mich, sondern auch auf meinen Rappen abgesehen. Dieses Gelüste aber müssen sie sich vergehen lassen. Sie bekommen weder mich, noch das Pferd, aber ich bekomme sie.«

Ich sagte diese prahlerischen Worte, um zu sehen, welche Miene er dabei machen würde. Es zuckte ihm um die Lippen, aber er bezwang doch das ironische Lächeln, welches hervorbrechen wollte, und sagte:

»Ich bin vollständig davon überzeugt. Was sind diese Bur-schen hier gegen euch!«

»Also mache dich fertig! In einer halben Stunde halten wir draußen an der Furt.«

Ich nickte ihm noch sehr wohlwollend zu, und dann gingen wir. Unterwegs sagte der kleine Hadschi:

»Sihdi, du magst es mir getrost glauben, daß mich der ver-bissene Grimm bald erwürgt hat. Ich hätte unmöglich so freundlich wie du mit dem Schurken sein können. Soll denn das so fortbestehen?«

»Einstweilen, ja. Wir müssen ihn sicher machen.«

»So unterhalte dich mit ihm. Auf den Quell meiner Sprachfertigkeit aber muß er verzichten.«

Auch der brave Schäfer machte ein besorgtes Gesicht, als er hörte, wer an Stelle seines Knechtes, welchen er uns angeboten hatte, unser Führer sein sollte. Ich beruhigte ihn mit der Versi-cherung, daß der Wirt mir gar nichts anhaben könne.

Unser Abschied war herzlich.

Als wir an die Furt kamen, wartete der Wirt bereits dort. Er saß auf einem nicht üblen Pferd und war mit Messer, Pisto-len und einer langen Flinte bewaffnet. Bevor unsere Pferde die

Hufe ins Wasser setzten, wendete er sich gegen Osten, streckte die offene Hand aus und sagte:

»Allah sei bei uns vorwärts und rückwärts. Er lasse unser Vorhaben gelingen, Allah 'l Allah, Mohammed Rassuhl Allah!«

Das war die nackte Gotteslästerung! Allah sollte ihm bei der Ausführung des Raubmordes beistehen! Ich mußte unwillkürlich nach Halef blicken. Dieser preßte die Lippen aufeinander und zuckte mit der Hand nach der Peitsche; dann sagte er:

»Allah kennt den Ehrlichen und gibt seinem Werke Segen; der Ungerechte aber fährt zur Hölle!«

Der Ritt von hier nach Glogovik war fast genau so lang wie derjenige, welchen wir gestern zurückgelegt hatten; da es voraussichtlich keinen Aufenthalt wie am vorigen Tage gab, hofften wir, schon am Nachmittag dort anzukommen.

Gesprochen wurde wenig. Das Mißtrauen verschloß meinen Gefährten den Mund, und der Konakdschi machte keinen Versuch, ihre Einsilbigkeit zu brechen. Er mochte befürchten, durch ein unbedachtes Wort den Verdacht, welchen er eingeschlafen wähnte, wieder zu wecken.

Die Gegend war bergig, aber so wenig interessant, daß gar nichts über sie zu sagen ist. Erreichten wir ja einmal ein kleines Dorf, so widerte uns die Armseligkeit desselben so an, daß wir uns beeilten, hindurch zu kommen.

Glogovik liegt an dem früher berühmten Bergpfad, welcher in Toli Monastir beginnt und zwischen den Flüssen Treska und Drin fast grad nach Norden streicht und dann mit einer plötzlichen Wendung nach Osten in Kakandelen endet. Ich ließ mir sagen, daß dieser Weg jetzt kaum noch sichtbar sei.

Als wir Glogovik vor uns liegen sahen, hielt Halef sein Pferd an und überflog mit finsterem Blick die ärmlichen Hütten, in welche ein deutscher Bauer wohl schwerlich seine Kühe stecken würde. Auf einer Anhöhe stand eine kleine Kapelle – ein Zeichen, daß ein Teil der Einwohnerschaft oder auch die ganze Bevölkerung sich zum Christentum bekenne.

»O wehe!« sagte er. »Wollen wir etwa hier bleiben, Etfendi?«

»Wohl nicht,« antwortete ich mit einem fragenden Blick auf den Führer. »Es ist ja erst zwei Stunden nach Mittag. Wir tränken die Pferde und reiten dann wieder vorwärts. Hoffentlich gibt es im Dorf ein Einkehrhaus?«

»Es ist eins da, aber es wird dir nicht genügen,« meinte der Konakdschi.

»Für unsern Zweck reicht es jedenfalls aus.«

Wir erreichten die ersten Häuser und sahen einen Kerl im Grase liegen, welcher, als er den Hufschlag unserer Pferde hörte, aufsprang und uns anstarrte. Er war der glückliche Besitzer eines Anzuges, um dessen Einfachheit ihn ein Papua hätte beneiden können. Eine Hose, aber was für eine! Das rechte Bein derselben reichte zwar bis auf den Knöchel herab, war aber auf beiden Seiten aufgeschlitzt und hatte buchstäblich Loch an Loch. Das linke Bein ging bereits unter der Hüfte seinem Ende entgegen und lief in eine ganz unbeschreibliche Garnierung von Fransen und Fäden aus. Das Hemd hatte keinen Kragen, keinen rechten und nur einen halben linken Ärmel. Es war ihm höchst wahrscheinlich einmal abgerissen worden, nämlich der untere Teil, denn es reichte nur so weit herab, daß zwischen demselben und dem Hosenbund ein Streifen niemals gewaschener, lebendiger Menschenhaut zu sehen war. Auf dem Kopf trug dieser Dandy einen mächtigen Turban von einem Stoff, welchem ich die Marke ›Scheuerhader‹ geben würde. Mehrere bunte Hahnenfedern wiegten sich würdevoll auf dieser Kopfbedeckung. Ausgerüstet war er mit einem alten, fast halbkreisförmig gekrümmten Säbel. Ob es nur die fürchterlich rostige Klinge der Waffe war, oder ob dieselbe in einer schwarzen Lederscheide steckte, das war nicht zu unterscheiden.

Nachdem uns dieser Gentleman lange genug angestarrt hatte, rannte er wie rasend von dannen, schwang den Säbel rund um den Kopf und schrie aus Leibeskräften:

»Jabandschylar, jabandschylar – Fremde, Fremde! Reißt die Fenster auf, reißt die Fenster auf!«

Dieser schlagende Beweis, mich in einem hochzivilisierten Ort zu befinden, imponierte mir ungeheuer. Welch eine hohe

Disziplin hier herrschte, ersah ich aus der Schnelligkeit, mit welcher sämtliche männliche und weibliche, alte und junge Einwohner des Dorfes dem Zeterruf Folge leisteten.

Wo sich ein Loch in einem Hause befand – mochte es nun Türe oder Fenster heißen oder mochte es ein wirkliches, wahres, buchstäbliches Loch in der morschen Mauer sein – da ließ sich ein Gesicht oder so etwas Ähnliches sehen. Wenigstens glaubte ich Gesichter zu erkennen, wenn ich auch nur ein Kopftuch, zwei Augen, einen Bart und zwischen diesen drei Dingen etwas Unbeschreibliches, jedenfalls aber Ungewaschenes konstatieren konnte.

Dasjenige, was der von dem Alphabet und dessen Folgen beleckte Mensch hinter seinem Hause anbringt, damit es sich dort in ruhiger und ungestörter Sammlung zur Goldgrube des Landwirtes entwickeln könne, war hier an der Vorderseite der Hütten angebracht, und zwar mit großer Beharrlichkeit grad da, wo die Schutzgeister des Hauses gezwungen waren, lieblich ein und aus zu schweben.

Man konnte das ganze Dorf überblicken. Ich weiß nicht, wie ich auf den baukünstlerischen Gedanken kam, nach einem Schornstein zu suchen; kurz und gut, ich kam darauf, doch war das eine ganz überschwengliche Idee: ich sah nicht die Spur einer Feueresse.

Ein Häuschen stand auf hohem Rand. Rechts und links, vorn und hinten war das Dach eingefallen. Der Giebel hatte einen Riß, welcher die Haustüre vollständig überflüssig machte. Vom Dorfweg führte eine Steintreppe hinauf; aber von dieser Treppe war nur die oberste und die unterste Stufe vorhanden. Wer da hinauf wollte, der mußte entweder Alpenjäger mit Steigeisen oder Akrobat mit Sprungstange sein.

Läden und Holztüren schien es nicht zu geben, und so offen, wie die Gebäude, waren auch die Bewohner derselben, denn ich sah nicht eine einzige Person, welcher nicht vor Erstaunen über uns der Mund sperrangelweit aufstand. Wäre der Spötter Heinrich Heine an meiner Stelle gewesen, so hätte er zu seinen geographischen Reimen noch den einen hinzugefügt:

»Glogovik ist die Blume des Orientes;
Wer's mit Schaudern gesehen hat, der kennt es!«

Unser Führer hielt vor dem ansehnlichsten Gebäude der Ortschaft an. Zwei mächtige dunkle Tannen beschatteten es; darum hatte der Besitzer es für überflüssig gehalten, das halb eingestürzte Dach zu reparieren. Das Haus lag nahe am Berg-
abhäng. Ein Wasserlein floß von da herab bis vor die Türe und fand dort in der bereits erwähnten Goldgrube Gelegenheit, sich mit einer chemisch anders gearteten Flüssigkeit zu vereinigen. Hart am Rand dieses ›Bassins ästhetischer Anschauungen‹ lagen einige Baumklötze, von denen uns der Konakdschi sagte, daß sie das Amphitheater der öffentlichen Versammlungen bildeten, an welchem Ort schon manche welterschütternde Frage erst mit Worten, dann mit Fäusten und endlich gar mit Messern behandelt worden sei.

Wir nahmen auf diesen Klötzen der Politik Platz und ließen unsere Tiere aus dem Wasserlein trinken, aber oberhalb der erwähnten Vereinigungsstelle. Unsern Führer schickten wir auf Entdeckung in das Haus, denn Halef hatte die Kühnheit, zu behaupten, daß er Hunger habe und irgend etwas essen müsse.

Nachdem wir ein aus dem Hause schallendes Duett angehört hatten, welches aus dem Kreischen einer weiblichen Fistelstimme und aus den fluchenden Baßtönen des Konakdschi bestand, erschienen die beiden Tonkünstler vor der Türe, und zwar in der Weise, daß der Baß den Diskant an einem Fetzen herausgezogen brachte, welcher hierzulande von den Besitzern einer großen Einbildungskraft und unter ganz besonders günstigen Umständen vielleicht Schürze genannt werden konnte.

Wir sollten den zwischen ihnen ausgebrochenen Streit mit einem Machtwort entscheiden. Der Baß behauptete noch immer im tiefen C, daß er etwas zu essen haben wolle, und der Sopran erklärte mit Bestimmtheit und im dreigestrichenen B, daß absolut gar nichts vorhanden sei.

Halef schlichtete den Zwiespalt, indem er in seiner Weise

die höhere Stimme des Duetts beim Ohr nahm und mit ihr im Innern des Hauses verschwand.

Es dauerte fast eine halbe Stunde, bevor er wieder erschien. Während dieser Zeit herrschte eine fast beängstigende Stille in den innern Gemächern der Gastlichkeit. Als er dann zum Vorschein kam, wurde er von der Wirtin begleitet, welche unter unheilverkündenden Gestikulationen in einer Mundart schimpfte, von welcher ich kein Wort verstand. Sie gab sich Mühe, ihm eine Flasche zu entreißen; er aber hielt sie heldenhaft fest.

»Sihdi, es gibt etwas zu trinken!« rief er triumphierend. »Ich habe es entdeckt.«

Er hielt die Flasche hoch empor. Die Wirtin suchte dieselbe mit der Hand zu erreichen und schrie dabei etwas, wovon ich nur die Silben ›Bullik jak‹ verstehen konnte. Aber, obgleich ich mit meinem Türkischen überall so leidlich ausgekommen war, was ›Bullik jak‹ bedeutete, wußte ich noch nicht.

Der Hadschi zog endlich, um sich von der Anhänglichkeit der widerwilligen Hebe zu befreien, die Peitsche aus dem Gürtel, worauf sie um mehrere Schritte zurückwich und dann stehen blieb, um sein Beginnen mit entsetztem Blick weiter zu verfolgen.

Er zog den Stöpsel heraus, welcher aus einem alten Kattunwickel bestand, winkte mir verführerisch mit der Flasche zu und setzte sie an den Mund.

Die Farbe des Getränkes war weder hell noch dunkel. Ich konnte nicht erkennen, ob dieser Raki dick oder dünn war. Jedenfalls hätte ich vor dem Trinken die Bouteille erst einmal gegen das Licht und dann an die Nase gehalten. Halef aber war über seinen Fund so erfreut, daß er an eine solche Prüfung gar nicht dachte. Er tat einen langen, langen Zug –

Ich kannte den kleinen Hadschi schon eine sehr geraume Zeit; aber das Gesicht, welches er jetzt machte, hatte ich noch nie bei ihm gesehen. Er hatte plötzlich einige hundert Falten bekommen. Man sah, daß er sich bemühte, die Flüssigkeit auszuspuken, aber der Schreck hatte dem untern Teil seines Gesichtes alle Fähigkeit der Bewegung geraubt. Der Mund war

zum Erschrecken weit offen und blieb eine ganze, lange Weile so; ich befürchtete schon, es sei ein Kinnbackenkrampf eingetreten, der bekanntlich nur mit einer kräftigen Ohrfeige geheilt werden kann.

Nur die Zunge hatte einen geringen Teil ihrer Beweglichkeit behalten. Sie schwamm auf dem langsam und fett über die Lippen rinnenden Raki hin und her wie ein in saure Milch gelegter Blutegel. Dazu hatte der Hadschi die Brauen emporgezogen, daß sie den Rand des Turbans erreichten, und die Augen so fest zugekniffen, als ob er all seine Lebtag das Licht der Sonne nicht mehr sehen wolle. Die beiden Arme hielt er ausgestreckt und alle zehn Finger so weit wie möglich auseinander gespreizt. Die Flasche hatte er im ersten Augenblick des Entsetzens von sich geschleudert. Sie war in die vereinigte Flüssigkeit gefallen, aus welcher sie von der fast bis an die Kniee in derselben watenden Frau mit Lebensgefahr gerettet wurde. Dabei hatte dieses weibliche Wesen die Stimme wieder erhoben und schimpfte aus Leibeskräften. Von dem, was sie sagte, verstand ich abermals nur die edlen Runen des bereits erwähnten ›Bullik jak‹.

Da Halef zögerte, das ergreifende ›lebende Bild‹, welches er gegenwärtig stellte, zu Ende zu bringen, so trat ich zu ihm und fragte:

»Was ist's denn? Was hast du getrunken?«

»Grrr – g – gh!« lautete die gurgelnde Antwort, welche zwar keiner artikulierten Sprache angehörte, aber von allen verstanden wurde.

»So komm doch zu dir! Was war es denn für Zeug?«

»Grrr – g – gh – rrr!«

Er brachte den Mund noch immer nicht zu und hielt die Arme und die Finger noch ausgespreizt. Die Augen aber öffneten sich und sahen mich mit einem trostlos ersterbenden Blick an.

»Bullik jak!« rief die Frau als Antwort auf meine Frage.

Ich durchflog im Geist alle Wörterbücher, welche mir jemals im Leben zu Gebot gestanden hatten; doch vergeblich. ›Bullik‹

verstand ich absolut nicht. Und ›jak‹? Es konnte doch nicht etwa ein tibetanischer Yak oder Grunzochse gemeint sein!

»Mach doch den Mund zu! Spuck' das Zeug aus!« riet ich ihm.

»Grrrr!«

Da näherte ich mich seinem offenen Mund – und der Geruch sagte mir alles. Ebenso schnell verstand ich nun auch die beiden Worte der Wirtin. Diese bediente sich der Mundart ihres Dorfes. Anstatt ›Bullik jak‹ sollte es heißen ›Balyk jaghi‹, wörtlich ins Deutsche übersetzt: Fischöl, also Fischtran. Der kleine Hadschi hatte Fischtran getrunken.

Als ich das meinen Begleitern erklärte, brachen sie in ein schallendes Gelächter aus. Diesen Ausdruck eines aller Hochachtung baren Gefühles gab dem stets so selbstbewußten Hadschi augenblicklich sein früheres Wesen zurück. Er zog die ausgestreckten Arme ein, sprudelte den Inhalt seines Mundes von sich, sprang wütend auf die Lacher zu und schrie:

»Wollt ihr still sein, ihr Kinder des Teufels, ihr Söhne und Vettern seiner Großmutter! Wenn ihr über mich lachen wollt, so fragt erst, ob ich es euch erlaube! Ist es euch so lächerlich zu Mut, so laßt euch doch einmal die Flasche geben und trinkt von diesem Öl der Verzweiflung! Wenn ihr dann noch lacht, so will ich es gelten lassen.«

Ein noch lauterer Gelächter war die Antwort. Sogar die Wirtin stimmte mit ein. Da aber fuhr der Hadschi grimmig auf sie los und holte mit der Peitsche aus. Glücklicherweise schlug er durch die Luft, denn die Frau war blitzschnell mit einem fast lebensgefährlichen Sprung durch die Türe verschwunden.

Halef aber legte sich, ohne weiter ein Wort zu sagen, an dem Wässerchen auf die Erde, hielt das Gesicht hinein und spülte den Mund aus. Dann holte ich aus meinem Beutel drei tüchtige Fingerspitzen Rauchtabak und schob ihm denselben in den Mund. Er mußte ihn kauen, um den schrecklichen Geschmack los zu werden. Die Folgen dieses verhängnisvollen Schluckes waren um so außerordentlicher gewesen, als der Fischtran ein greisenhaftes Alter besaß, wie ich nachher von der Frau erfuhr.

Sie hatte sich zuerst über den gewaltsamen Raub des vermeintlichen Raki erbost. Durch die Wirkung des ungewöhnlichen Getränkes aber fühlte sie sich ausgesöhnt, und nun brachte sie, was sie vorher verheimlicht hatte – eine halbvolle Flasche wirklichen Raki, welcher der Hadschi mit großer Hingebung zusprach, denn es war selbst dem Tabak nicht gelungen, den ranzigen Fischtran vollständig zu überwältigen.

Dann schlenderte er wie absichtslos beiseite, aber bevor er hinter dem Gasthof verschwand, gab er mir einen heimlichen Wink, ihm zu folgen. Nach einer kleinen Weile spazierte ich ihm nach.

»Sihdi, ich habe dir etwas mitzuteilen, wovon die Andern nichts wissen dürfen,« sagte er. »Die Frau behauptete, weder eine Speise noch ein Getränk zu haben; ich aber schenkte ihr keinen Glauben, denn in einem Konak muß stets etwas vorhanden sein. Darum suchte ich überall, obgleich sie das nicht dulden wollte. Zuerst fand ich die Flasche des Unheiles und der Umstülpung des Magens. Sie wollte sie mir nicht geben, aber ich nahm sie mit Gewalt, denn ich verstand nicht die Worte, welche sie sagte. Dann kam ich an einen Kasten. Ich öffnete ihn und fand ihn mit Kepek {Kleie} gefüllt. Aber diese Kepek roch so eigentümlich, so verlockend! Diesen Geruch habe ich noch nicht vergessen, weil ich ihn erst gestern richtig kennen gelernt habe.«

Er holte Atem. Ich wußte bereits, was kommen würde. Er hatte einen Schinken entdeckt; das war sicher.

»Glaubst du wirklich, Sihdi, daß der Prophet den Erzengel richtig verstanden hat in Beziehung auf das Schweinefleisch?« hob er wieder an.

»Ich glaube, daß Mohammed entweder nur geträumt oder sich die Erscheinung des Engels nur eingebildet hat. Durch sein eigenartiges Leben und sein regelloses Grübeln ist seine Phantasie in krankhafter Weise erregt worden. Er hat Chajalar {Halluzinationen} gehabt, die ihm Dinge vorspiegelten, welche nicht vorhanden waren. Er sah Erscheinungen, die es in Wirklichkeit nicht gab; er hörte Stimmen, die seinem eigenen Gehirn entstammten. Und übrigens bin ich überzeugt, daß er das

Verbot des Schweinefleisches nach dem Vorbild Musas {Moses} ausgesprochen hat.«

»Herr, du machst mir das Herz leicht. Denke dir: durch den Geruch verleitet, griff ich tief in die Kleie. Ich fühlte harte Gegenstände, große und kleine, und zog sie hervor. Es waren Würste und ein Schinken. Ich tat sie in den Kasten zurück, denn die Frau klagte, daß ich sie berauben wolle, und sagen, daß ich sie dafür bezahlen würde, das durfte ich doch nicht. Du würdest meine Seele mit Dankbarkeit erfüllen, wenn du jetzt zu ihr gehen wolltest, um ihr eine Wurst und auch ein Stück von dem Schinken abzukaufen. Wirst du mir heimlich diesen Gefallen tun? Die Andern dürfen natürlich nichts wissen und ahnen.«

Man denke, daß der kleine Hadschi sich mit großer Vorliebe einen Sohn oder Anhänger des Propheten zu nennen pflegte. Und jetzt verlangte er von mir, Schinken und Wurst heimlich für ihn einzukaufen! Dennoch war mein Erstaunen über seinen Wunsch keineswegs sehr bedeutend. Hätte ich ihm während der ersten Monate unserer Bekanntschaft zugemutet, von dem Fleisch eines Chansir el hakihr, eines ›verächtlichen Schweines‹ zu essen, so hätte ich jedenfalls die Ausdrücke seines höchsten Zornes zu hören bekommen und auf seine fernere Begleitung verzichten müssen. Die Berührung einer einzigen Schweinsborste verunreinigt den Moslem und verpflichtet ihn zu sorgfältigen Waschungen. Und jetzt wollte Halef das Fleisch des verachteten Tieres gar in seinem Körper aufnehmen! Ohne es zu ahnen, war er durch sein Zusammenleben mit mir nicht nur in bezug auf seine Anschauungen, sondern auch betreffs der Befolgung vorgeschriebener Regeln ein sehr lässiger Bekenner des Islam geworden.

»Nun?« fragte er, als ich nicht gleich antwortete. »Muß ich zweifeln, ob du meine Bitte erfüllen wirst, Sihdi?«

»Nein, Halef. Wenn der Drache Ischtah {Appetit} in deinem Körper wütet, so muß ich dich, da ich dein Freund bin, von diesem Übel erlösen. Du sollst nicht ewig die Qualen erdulden, welche er dir bereitet. Ich werde also mit der Frau sprechen.«

»Tue das, ja tue es! Denn es steht geschrieben, daß Allah jede Wohltat, welche ein Mensch dem andern erweist, tausendfach vergelten wird.«

»So meinst du, daß Allah mich tausendfältig belohnen werde dafür, daß ich dir von dem Fleisch des Schweines kaufe?«

»Ja, denn er hat dem Propheten nicht den Befehl gegeben, den Genuß dieser Speise zu verbieten, und wird sich also darüber freuen, daß ich diesem unschuldigen Tier die wohlverdiente Ehre erweise.«

»Ich glaube aber nicht, daß das Schwein es als eine große Ehre empfinden wird, zu Wurst und Schinken verarbeitet zu werden.«

»Das ist ja aber seine Bestimmung, und jedes Geschöpf, welches seine Bestimmung erfüllt, ist glücklich zu preisen. Der Prophet sagt, das Sterben sei Glück; also ist das Schlachten des Schweines das Beste, wonach es sich sehnen kann. Nun gehe zur Frau; laß aber die Andern ja nicht sehen, was du bringst. Ich werde von der andern Seite des Hauses zu ihnen zurückkehren, denn sie brauchen gar nicht zu wissen, daß wir hier miteinander gesprochen haben.«

Er ging. Ich sah, daß das Haus auch von hinten eine Türe hatte, und trat durch dieselbe ein.

Es hatte bisher den Anschein gehabt, daß sich die Wirtin allein daheim befände. Darum wunderte ich mich, als ich jetzt zwei Stimmen vernahm. Ich blieb stehen, um zu horchen. Der Konakdschi war es, welcher mit der Frau sprach, und zwar verstand ich alles ziemlich genau. Die Wirtin bediente sich zwar ihrer Mundart, gab sich aber Mühe, von ihm verstanden zu werden, was natürlich auch mir zu gute kam.

»Also sie sind hier eingekehrt,« sagte er. »Haben sie dir nicht gesagt, daß auch wir kommen würden?«

»Ja, doch nicht, daß du auch dabei sein würdest. Sie erzählten mir, daß deine Begleiter sehr böse Menschen seien. Darum wollte ich ihnen nichts zu trinken geben.«

»Das war falsch von dir. Grad weil sie so gefährliche Leute sind, muß ich mit ihnen freundlich sein, und auch du darfst

nicht merken lassen, daß du sie durchschaust. Hast du vielleicht einen Auftrag an mich auszurichten?«

»Ja. Du sollst durchaus nicht hier übernachten, selbst dann nicht, wenn ihr erst spät hier ankommen würdet. Du sollst vielmehr mit ihnen bis zu Junak reiten.«

»Wird dieser daheim sein?«

»Ja. Er war erst vorgestern hier und erzählte, daß er sein Haus für einige Zeit nicht verlassen werde.«

»Befanden sich die Reiter alle wohl?«

»Nein. Der alte Mann, welcher den Arm gebrochen hatte, wimmerte unaufhörlich. Sie mußten ihm den Verband abnehmen, um den Arm mit Wasser zu kühlen. Als er wieder zu Pferd stieg, hatte er das Sowuk sarsmaki {›kaltes Schütteln‹, Fieber} und wankte im Sattel. Wirst du mit diesen Fremden lange hier rasten?«

»Wir werden gleich wieder aufbrechen. Sie dürfen auch nicht wissen, daß ich mit dir von den Reitern und von Junak gesprochen habe; darum will ich gehen.«

Ich hörte, daß er sich entfernte, und trat selbst auch für eine Minute aus dem Hause. Das Weib sollte nicht denken, daß ich etwas gehört habe.

Wer war dieser Junak? Der Name ist serbisch und bedeutet so viel wie das deutsche Wort Held, welches ja auch als Name gebraucht wird. Wahrscheinlich war der Kohlenhändler gemeint, welcher mit den Erzeugnissen des Köhlers Scharka hausieren zu fahren pflegte!

Als ich dann lauten Schrittes wieder eintrat, kam mir die Frau entgegen, und ich teilte ihr meinen Wunsch mit. Sie zeigte sich zur Erfüllung desselben bereit, erkundigte sich jedoch, indem sie mich mißtrauisch betrachtete:

»Aber, Herr, hast du auch Geld? Verschenken kann ich nichts.«

»Ich habe Geld.«

»Und wirst du mich bezahlen?«

»Natürlich!«

»Das ist nicht so natürlich, wie du meinst. Ich bin eine Christin und darf dieses Fleisch essen. Auch an Andere, wenn sie

Christen sind, darf ich davon verkaufen. Aber wenn ich einem Moslem davon ablasse, begehe ich einen Fehler und werde Strafe anstatt des Geldes erhalten.«

»Ich bin kein Mohammedaner, sondern ein Christ.«

»Und doch bist du ein so schlech – –«

Sie hielt inne. Sie hatte wohl sagen wollen: »schlechter Kerl«, besann sich aber noch zur rechten Zeit und fügte schnell hinzu:

»Ich will es wagen, dir zu glauben. Komm also mit, und schneide dir selbst so viel ab, wie du haben willst.«

Ich nahm eine Wurst von vielleicht dreiviertel Kilo und dazu ein Stück Schinken, welches ein halbes Kilo wiegen mochte. Sie verlangte fünf Piaster dafür, also ungefähr neunzig Pfennige. Als ich ihr drei Piaster mehr gab, sah sie mich höchst verwundert an.

»Das soll ich wirklich behalten?« fragte sie zweifelnd.

»Ja. Dafür werde ich mir aber irgend etwas erbitten, in das ich diese Sachen einwickeln kann.«

»Ja, was soll das sein? Etwa ein Kiaghad {Papier}?«

»Das paßt am besten dazu; aber es darf nicht schmutzig sein.«

»Es ist nicht schmutzig, denn wir haben keins. Wo soll hier im Dorfe ein Stück Papier zu finden sein? Ich werde dir etwas anderes geben. Wir haben da ein Gömlek {Hemd} meines Mannes liegen, welches er nicht mehr trägt. Davon will ich dir ein Stück abreißen.«

Sie langte in eine Ecke, in welcher allerlei Gerümpel lag, und zog ein Ding hervor, welches wie ein Lappen aussah, mit dem man lange Jahre hindurch rauchige Lampenzylinder und schmutziges Topfgeschirr geputzt hat. Davon riß sie einen Fetzen ab, wickelte Wurst und Schinken hinein und reichte mir dann das Paket mit den Worten hin:

»Hier nimm, und labe dich daran. Ich bin in der ganzen Gegend als die geschickteste Tuzlama {Einpöcklerin} bekannt. Du wirst wohl selten so etwas Wohlschmeckendes gegessen haben.«

»Das glaube ich dir,« antwortete ich verbindlich. »Alles, was

ich hier sehe, hat die Farbe und den Geruch des Pökelfleisches, und du selbst bist so appetitlich, als hättest du mit dem Schinken in der Salzlake gelegen und dann in der Esse gehangen. Ich beneide den Gefährten deines Lebens.«

»O, Herr, sage nicht gar zu viel!« rief sie geschmeichelt. »Es gibt noch Schönere im Lande, als ich bin.«

»Dennoch scheide ich von dir mit dem Bewußtsein, daß ich mich gerne deiner erinnern werde. Möge dein Leben duftig und glänzend sein, wie die Schwarte deines Schinkens!«

Als ich nun wieder hinaustrat, beeilte ich mich, das Päckchen los zu werden, indem ich es in Halefs Satteltasche steckte. Niemand außer dem Hadschi bemerkte es. Die Andern hatten ihr Augenmerk auf die Bewohner des Dorfes gerichtet, welche neugierig nach und nach herbeigekommen waren.

Der Mensch, welcher bei unserm Nahen aufgesprungen und schreiend davongelaufen war, stand bei einem Andern, der sich ein sehr würdevolles Aussehen gab. Beide sprachen eifrig miteinander. Eben als ich meine Eßwaren glücklich geborgen hatte, trat der Erstere zu dem Konakdschi, unserm Führer, und begann mit ihm eine leise, aber sehr eifrige Verhandlung. Dann wendete er sich an mich, stemmte die Spitze seines Säbels auf die Erde, stützte die Hände auf den Griff, schnitt die Miene eines Pascha von drei Roßschweiften und fragte:

»Du bist ein Fremder?«

»Ja,« antwortete ich freundlich.

»Und reitest bei uns durch?«

»Ich beabsichtige es allerdings,« sagte ich noch viel freundlicher.

»So kennst du deine Pflicht?«

»Welche meinst du?«

Das klang geradezu herzlich. Der Mann machte mir Spaß. Aber je freundlicher ich wurde, desto grimmiger ward sein Gesicht. Er gab sich die größte Mühe, einen imponierenden Eindruck zu machen.

»Du hast die Abgabe zu entrichten,« erklärte er mir.

»Eine Steuer? Wie so denn?«

»Jeder Fremde, welcher durch unser Dorf kommt, hat sie zu zahlen.«

»Warum? Machen Fremde euch einen Schaden, den sie zu vergüten haben?«

»Du hast gar nicht zu fragen, sondern zu zahlen.«

»Wie viel denn?«

»Für die Person zwei Piaster. Ihr seid vier Fremde, denn der Konakdschi kann nicht gerechnet werden, da er uns bekannt und ein Kind des Landes ist; du aber bist der Anführer dieser Leute, wie er mir sagte, und hast also acht Piaster zu zahlen.«

»So sage mir doch einmal, wer du bist!«

»Ich bin der Feriki ameye da'ir eminalikün {Chefgeneral der öffentlichen Sicherheit} dieses Ortes.«

»Da bist du freilich ein bedeutender Mann. Aber wie dann, wenn ich mich zu zahlen weigere?«

»So pfände ich euch.«

»Wer aber hat den Befehl gegeben, von jedem Fremden diese Steuer zu erheben?«

»Ich und der Kiaja.«

»Befindet er sich auch hier?«

»Ja, dort steht er.«

Er deutete auf den Würdevollen, mit welchem er vorhin gesprochen hatte und der jetzt seinen Blick erwartungsvoll auf mich gerichtet hielt.

»Rufe ihn einmal her!« gebot ich.

»Wozu? Was ich sage, das hat zu geschehen und zwar sofort, sonst – –«

Er machte mit dem Säbel eine drohende Bewegung.

»Still!« antwortete ich ihm. »Du gefällst mir außerordentlich, denn du hast denselben Grundsatz, wie ich: Was ich sage, das hat zu geschehen. Ich zahle die Steuer nicht.«

»So nehmen wir euch so viel von euren Sachen, daß wir gedeckt sind!«

»Das würde euch schwer werden.«

»Oho! Wir haben erfahren, wer ihr seid. Wenn ihr euch nicht fügt, so bekommt ihr die Peitsche!«

»Halte deine Zunge im Zaum, denn ich bin gewohnt, mit

Achtung und Ehrerbietung behandelt zu werden. Die Steuer zahle ich nicht; aber ich sehe, daß du ein armer Teufel bist, und so will ich dir aus Güte zwei Piaster schenken!«

Ich griff schon in die Tasche, um ihm dieses Bakschisch zu geben, zog aber die Hand wieder zurück, denn er hob den Säbel empor, fuchtelte mir mit demselben vor dem Gesicht herum und rief:

»Ein Bakschisch etwa? Mir, der ich der Bekdschi und Kadjyrdschy {Bewahrer und Behüter} dieser Gemeinde bin? Das ist eine Beleidigung, welche ich auf das strengste bestrafen muß. Die Steuer wird verdoppelt werden. Und wie soll ich dich behandeln? Mit Achtung und Ehrerbietung? Du bist ein Tschapkyn {Lump}, vor dem ich nicht eine Spur von Achtung haben darf. Du stehst so tief, so tief unter mir, daß ich dich gar nicht sehe, denn – –«

»Schweig!« unterbrach ich ihn. »Wenn du mich nicht sehen kannst, so wirst du mich fühlen. Hebe dich von dannen, sonst erhältst du die Peitsche!«

»Was?« brüllte er. »Die Peitsche? Das sagst du mir, dem Mann von Geltung und Gewicht, während du eine tote Ratte und eine verhungerte Maus bist gegen mich. Hier stehe ich, und hier ist mein Säbel! Wer verbietet es mir, dich zu erstechen? Es würde ein Spitzbube weniger auf der Erde sein. Du samt deinen Begleitern – –«

Er wurde abermals unterbrochen. Halef legte ihm die Hand auf die Achsel mit den Worten:

»Schweig nun endlich, sonst macht der Effendi ernst, und du bekommst die Steuer dorthin ausgezahlt, wo du sie nicht wegnehmen kannst.«

Da versetzte der »Ortswachtmeister« dem Hadschi einen Stoß, daß dieser einige Schritte zurücktaumelte, und schrie ihn an:

»Wurm! Wagst du es wirklich, den obersten Beamten dieser Ortschaft zu berühren? Das ist ein Verbrechen, welches augenblicklich bestraft werden muß. Nicht ich bin es, sondern du bist es, der die Peitsche erhalten wird. Herbei, Kiaja, herbei,

ihr Männer! Haltet dieses Männlein fest! Er soll die Hiebe mit seiner eigenen Peitsche empfangen.«

Der Kiaja hob schon den Fuß, um näher zu kommen, aber er zog ihn schnell zurück. Der Blick, welchen ich ihm zuwarf, schien ihm nicht zu gefallen. Sein Beispiel bewirkte, daß auch keiner der Andern der Aufforderung des ›Chefgenerals der öffentlichen Sicherheit‹ gehorchte.

»Sihdi, soll ich?« fragte Halef.

»Ja,« nickte ich ihm zu.

Es genügte ein Wink von ihm zu Osko und Omar. Im nächsten Augenblick lag der Mann an der Erde, mit der Rückseite nach oben. Osko hielt ihn an den Schultern nieder, und Omar kniete ihm auf den Beinen. Der Bursche schrie, aber Halef überschrie ihn:

»Seht her, ihr Männer und Frauen, wie wir diesem Besitzer großer Worte die Steuer bezahlen! Er erhält sie zunächst; dann aber wird jeder drankommen, der es wagen sollte, ihm beizuspringen; der Kiaja gleich zuerst! Wie viel soll er erhalten, Efendi?«

»Acht Piaster hat er verlangt.«

Ich setzte nichts hinzu, doch ersah Halef aus meiner Miene, daß er gnädig verfahren solle. Er verabreichte ihm also acht Hiebe, und zwar nur der Form wegen. Schmerzen konnten diese acht gelinden Streiche gar nicht erwecken; dennoch machten sie einen gewaltigen Eindruck. Gleich beim ersten Hieb war der ›Chefgeneral‹ still geworden. Jetzt, als die beiden ihn losließen, stand er langsam auf, rieb sich den rückwärts liegenden Pol seines Körpers und klagte:

»O Gesetz, o Gerechtigkeit, o Großsultan! Der treueste Diener des Jakyschyk memleketin {Wohlstand des Landes} wird mit der Peitsche beleidigt! Meine Seele zerfließt in Tränen, und aus meinem Herzen rinnen die Bäche der Wehmut und der Traurigkeit. Seit wann erhalten verdiente Männer den Nischani iftichar, den Orden des Ruhmes, mit der Kurbatsche dorthin gehängt, wo er bei einer Begegnung von vorn gar nicht zu sehen ist? Mich ergreifen die Schmerzen des Lebens, und

ich empfinde die Qualen des vergänglichen Daseins. O Gesetz, o Gerechtigkeit, o Großsultan und Padischah!«

Er wollte sich von dannen schleichen, aber ich rief ihm zu:

»Warte noch ein wenig! Ich halte stets Wort. Da ich dir zwei Piaster versprochen habe, so sollst du sie auch bekommen. Und damit die Schmerzen des Daseins dir nicht allzu schwer werden, will ich dir sogar drei Piaster geben. Hier hast du sie!«

Er traute seinen Augen nicht, als ich ihm das Geld hin-streckte. Erst nachdem er mich prüfend angeschaut hatte, griff er zu und fuhr dann mit der Hand in die Tasche. Diese schien aber ein Loch zu haben, denn er zog die Hand wieder zurück und schob das Geld unter den Riesenturban. Dann ergriff er meine Hand, drückte sie an seine Lippen und sagte:

»Herr, die Qualen der Erde und die Unannehmlichkeiten dieser Welt sind vergänglich, wie die ganze Schöpfung. Deine Gnade träufelt Melhem {Balsam} in mein Gemüt und Sarmes-sak suju {Knoblauchsaft} in die Tiefen meiner Gefühle. Möge das Schicksal dafür sorgen, daß dein Beutel nie ohne silberne Piaster ist!«

»Ich danke dir! Nun sende uns auch den Kiaja her.«

Der Genannte hörte meine Worte und kam herbei.

»Was befehlst du, Herr?« fragte er.

»Wenn der Khawaß des Dorfes von mir ein Bakschisch erhält, so soll der Kiaja natürlich auch eins erhalten. Ich hoffe, daß du damit einverstanden bist.«

»Wie gern!« rief er aus, indem er mir die Hand entgegen-streckte. »Dein Mund hat Worte des Segens, und deine Hand teilt Gaben des Reichtums aus!«

»So ist es. Natürlich willst du nicht weniger empfangen, als dein Untergebener erhalten hat?«

»Herr, ich bin der Vorgesetzte. Mir gebührt noch mehr als ihm.«

»Richtig, er hat acht Streiche und drei Piaster bekommen, folglich lasse ich dir fünf Piaster und zwölf Hiebe geben.«

Da legte er schnell seine beiden Hände dorthin, wo selbst beim größten Gelehrten der Sitz der Geisteskräfte nicht gesucht werden darf, und schrie:

»Nein, nein, Herr! Nicht die Hiebe, sondern nur die Piaster!«

»Das wäre ungerecht. Keine Piaster ohne Hiebe. Entweder alles oder gar nichts. Wähle!«

»Dann lieber nichts!«

»So ist es deine Schuld, wenn deine Hand nicht empfängt, was ich ihr zugesprochen hatte.«

»Nein, nein!« wiederholte er. »Beides zu empfangen, das ist zu viel!«

Er wollte sich entfernen, kehrte aber nach einigen Schritten wieder um, sah mich bittend an und fragte:

»Herr, könnten wir es nicht anders machen?«

»Wie denn?«

»Gib mir die fünf Piaster, die zwölf aber meinem Khawassen. Er hat die Peitsche bereits gekostet, so daß sie ihn nicht mehr erschrecken kann.«

»Wenn er will, so bin ich einverstanden. Also her mit dir, du General der öffentlichen Sicherheit!«

Halef streckte die Hand nach dem Khawassen aus; dieser aber sprang schleunigst zur Seite und rief:

»Allah göstermessin – Gott behüte und bewahre! Die sanften Gefühle meines Sitzes sind bereits genugsam aufgeregt. Wenn du wirklich beschlossen hast, zu teilen, so gib mir die Piaster und dem Kiaja die Hiebe! Dir kann es ja ganz gleichgültig sein, wer sie bekommt, mir aber keineswegs.«

»Das glaube ich. Aber ich sehe, daß ich weder das Eine noch das Andere los werde; darum gebe ich euch die Erlaubnis, euch zu entfernen.«

»Basch üstüne, tschelebim – mit Vergnügen, Herr! Reite gestrost weiter! Vielleicht findest du anderwärts eine Seele, welche nach den Hieben schmachtet, ohne die Piaster zu begehren.«

Er hob den Säbel auf, welcher ihm entfallen war, und entfernte sich. Der Kiaja ging auch, kehrte aber doch noch einmal um und flüsterte mir vertraulich zu:

»Effendim, vielleicht wäre es doch noch zu machen. Ich möchte die Piaster sehr gern haben.«

»Nun, wie denn?«

»Zwölf ist zu viel. Gib fünf Piaster und fünf Hiebe; das kann ich eher vertragen. Erfülle mir diese Bitte, so hast du deinen Willen, und ich habe den meinigen auch.«

Ich konnte nicht anders – ich mußte laut auflachen, und meine Gefährten stimmten ein. Der Kiaja freute sich, uns so gut gelaunt zu sehen, und fragte mich in beinahe zärtlichem Ton:

»Effendim, sewgölüm – mein lieber Effendi, nicht wahr, du tust es? Fünf und fünf?«

Da trat aus dem umstehenden Volk ein langer, hagerer, dunkelbärtiger Mensch hervor und sagte:

»Beni itschit, jabandschi – höre mich, Fremder! Du siehst hier über dreißig Männer stehen, von denen ein jeder bereit ist, sich fünf Streiche geben zu lassen, wenn er dazu fünf Piaster bekommt. Wenn es dir recht und gefällig ist, so wollen wir Dizi syraji {in Reih und Glied} machen und uns dieses schöne Geld verdienen.«

»Ich danke, ich danke sehr!« antwortete ich ihm. »Ihr habt uns nicht beleidigt, also könnt ihr keine Prügel und leider auch keine Piaster erhalten.«

Er machte ein enttäuschtes Gesicht und sagte wehmütig:

»Das ist uns gar nicht lieb. Ich bin ein sehr armer Mann und schlafe unter dem Dach des Himmels. Ich genieße mit den Meinen das Itschki plamudün {Getränk der Eicheln}, und der Hunger ist unser einziger Gönner. Nie habe ich einen Stockhieb erhalten. Heute aber würde ich mich schlagen lassen, um fünf Piaster zu erhalten.«

Man sah es dem Mann an, daß er die Wahrheit sprach. Das Elend saß in jeder Falte seines Gesichtes. Schon wollte ich in die Tasche greifen, da aber stand auch schon Halef bei ihm, zog den Beutel und drückte ihm etwas in die Hand. Als der arme Bursche sah, was er bekommen hatte, rief er aus:

»Du hast dich geirrt! Das kannst du doch – –«

»Still, Alter!« fiel ihm Halef in die Rede, indem er mit der einen Hand den Beutel wieder in die Tasche gesteckt, während er mit der andern die Peitsche drohend schwang. »Mach' dich

von hinnen und Sorge dafür, daß die Deinen einmal echte Kaffeebohnen anstatt der Eicheln erhalten!«

Er schob den Mann fort, unter die Umstehenden hinein, worauf sich derselbe denn auch mit eiligen Schritten entfernte, gefolgt von den Anderen, welche die Höhe des Geschenkes gern erfahren wollten.

Nun brachen wir auf. Als unsere Pferde sich in Bewegung setzten, trat der Khawaß des Dorfes aus der Menge wieder hervor und rief mir zu:

»Herr, du hast mich mit Piastern beglückt. Ich werde dir das Yrz beraber gitmeji {Ehrengeleit} geben.«

Er stellte sich an unsere Spitze, nahm den Säbel auf und schritt in martialischer Haltung vor uns her. Erst draußen vor dem Dorf verabschiedete er sich.

»Sihdi,« meinte Halef, »es freut mich doch, daß ich nicht derb zugeschlagen habe. Er ist kein übler Kerl, und es sollte mir leid tun, wenn ich ›die sanften Gefühle seines Sitzes in schlimmere Aufregung‹ versetzt hätte. In diesem schönen Lande ist jeder ein Held bis zu dem Augenblick, in welchem er die Peitsche sieht.« — —

Zweites Kapitel *Eine Bärenjagd*

Der Aufenthalt in dem elenden Dorfe hatte ganz gegen unsere vorherige Absicht weit über eine Stunde gedauert. Um zu erfahren, wo wir heute Nacht bleiben würden, fragte ich den Konakdschi darnach. Er antwortete:

»Wir bleiben bei Junak, wo ihr besser ruhen werdet, als es hier im Dorfe der Fall gewesen wäre.«

»Wie weit ist es bis zu ihm?«

»Wir erreichen sein Haus noch vor Anbruch der Nacht. Ihr könnt sicher sein, daß er euch willkommen heißen wird.«

Weitere Erkundigungen wollte ich aus guten Gründen nicht einziehen. Es war vorteilhaft für uns, diesen Konakdschi glauben zu lassen, daß er unser ganzes Vertrauen besäße.

Noch ritten wir auf der Hochebene; aber vor uns im Westen lagen schwere Bergesmassen, deren Ausläufer uns bald zwischen sich nahmen. Rechts von uns strichen die Höhen des Schar Dagħ nach Nordost. Wir näherten uns dem südwestlichen Vorstoß desselben, welcher seinen Fuß von den kalten Wassern des schwarzen Drin bespülen läßt. Dann fließt von Norden her der weiße Drin herbei, und der vereinigte Fluß wendet sich nach Westen, dem adriatischen Meer, dem nicht mehr fernen Ziele unsers Rittes, entgegen. Von da, wo wir uns jetzt befanden, bis zur Meeresküste beträgt die Luftlinie kaum über fünfzehn deutsche Meilen. In drei Tagen konnten wir dort sein. Ob uns das auch gelingen würde? Es gab Hindernisse zu überwinden, welche nicht nur in den Terrainschwierigkeiten bestanden.

Nun befanden wir uns schon mitten zwischen himmelan strebenden Bergen. Zwar hatten wir bisher keinen gebahnten Weg gehabt, aber dennoch ziemlich schnell reiten können. Jetzt mußten wir uns durch Schluchten winden, welche fast unzugänglich waren. Schwere Felstrümmer legten sich uns in den Weg. Mächtige Stämme waren von den Steilungen abgestürzt und zwangen unsere Pferde, über sie hinweg zu klettern. Wir konnten nur zu zweien, ja wir mußten oft lange Strecken einzeln reiten, weil der Raum es nicht anders gestattete. Da war denn der Konakdschi als Führer natürlich voran, und Haleb bildete die Nachhut. Warum, das konnte ich mir denken. Er hatte sich jedenfalls über das Päckchen hergemacht und wollte sich nicht dabei ertappen lassen.

Eben waren wir wieder in eine Vertiefung eingebogen, welche erlaubte, daß zwei Reiter sich nebeneinander bewegen konnten. Ich war der Vorletzte und tat dem Hadschi den Gefallen, gar nicht auf ihn zu achten. Da kam er herbei und ritt mir zur Seite.

»Sihdi, hat jemand etwas gemerkt?«

»Wovon?«

»Daß ich den verbotenen Schinken des Schweines verspeiste.«

»Niemand hat es gesehen, auch ich nicht.«

»So kann ich ruhig sein. Aber ich sage dir, daß der Prophet sich an seinen Gläubigen schwer versündigt, wenn er ihnen diese Speise verbietet. Es ist ein Genuß höchster Ergötzlichkeit. Kein gebratenes Huhn kommt ihm gleich. Wie mag es aber nur kommen, daß das tote Schwein viel, viel besser riecht, als das lebendige?«

»Das liegt an der Behandlung des Fleisches. Es wird gepökelt und geräuchert.«

»Wie macht man das?«

»Das Fleisch wird in Salz gelegt, damit das Wasser aus ihm entfernt werde, wodurch es dauerhaft wird.«

»Ah, das ist das Pastyрма {Pökelfleisch}, von dem ich sprechen hörte?«

»Ja. Dann wird es geräuchert und erhält durch den Rauch den Duft, welcher dir so wohl gefällt. Wie weit bist du mit deinem Vorrat gekommen?«

»Der Schinken ist verzehrt, die Wurst habe ich noch nicht gekostet. Wenn du erlaubst, werde ich sie anschneiden.«

Er zog die Wurst aus der Satteltasche und das Messer aus dem Gürtel.

»Natürlich willst du auch ein Stück, Effendi?«

»Nein, ich danke dir!«

Wenn ich an den famosen Umschlag dachte und an die Frau, welche wahrscheinlich die Wurst höchst eigenhändig gestopft hatte, so war an Appetit natürlich gar nicht zu denken. Jetzt sah ich, daß Halef sich ganz vergebliche Mühe gab, die Wurst aufzuschneiden. Er säbelte und säbelte, kam aber mit dem Messer nicht hindurch.

»Was gibt es denn?«

»O, sie ist gar zu fest!« antwortete er.

»Fest? Du meinst doch wohl zu hart?«

»Nein, hart ist sie nicht, aber ungeheuer fest.«

»Ob vielleicht ein kleiner Knochen mit hineingeraten ist? Versuche es nebenan!«

Er setzte das Messer an einer andern Stelle an, und nun ging es leicht. Er roch an das abgeschnittene Stück, machte ein verklärtes Gesicht, nickte mir triumphierend zu und biß hinein.

Er biß und biß, er hielt mit den Zähnen fest und zog mit beiden Händen – vergeblich!

»Allah 'l Allah! Diese Wurst ist wie ein Ochsenfell!« rief er aus. »Aber dieser Geruch! Dieser Geschmack! Ich muß durch, und ich komme durch!«

Er biß und zerrte aus Leibeskräften, und endlich gelang es. Die zähe Stelle gab nach – der Wurstzipfel war entzwei. Das eine Stück hielt er in der Hand, und das andere hatte er im Mund. Er begann zu kauen; er kaute fort und kaute weiter, aber er schlang den Bissen nicht hinab.

»Was kaust du denn, Halef?«

»Die Wurst!« antwortete er.

»Aber so schlinge doch auch!«

»Das geht noch nicht. Ich bringe das Stück nicht auseinander.«

»Wie schmeckt es denn?«

»Ausgezeichnet! Aber zähe ist es, außerordentlich zähe. Es kaut sich wirklich ganz wie Rindsleder.«

»So ist es kein Fleisch. Untersuche es!«

Er nahm den Bissen aus dem Mund und betrachtete ihn. Er drückte, zog und quetschte; er unterwarf ihn einer sehr sorgfältigen Untersuchung und sagte endlich kopfschüttelnd:

»Daraus werde ich nicht klug. Schau du das Ding einmal an!«

Ich nahm das ›Ding‹ und betrachtete es. Es sah schon so nicht appetitlich aus, aber als ich nun gleich entdeckte, was es war, da wurde es mir doch noch ganz anders zu Mut. Sollte ich es dem Hadschi sagen? Jawohl! Er hatte das Gebot des Propheten übertreten, und nun kam eben die Folge seiner Sünde. Der kleine Mann hatte prächtige Zähne; aber dieses lederne Ding zu zerkaugen, das war ihm doch nicht gelungen. Ich schob es mit Hilfe des Daumens in diejenige Fassung, welche es gehabt hatte, bevor es in die Wurst geraten war, und gab es ihm hin.

Als er es jetzt betrachtete, wurden seine Augen noch einmal so groß. Er riß den Mund auf, fast so, wie vor zwei Stunden, als er den fetten Raki trank.

»Allah, Allah!« rief er aus. »Schi mahuhl; schi biwak'kif scha'r irrahs – das ist fürchterlich; das läßt einem die Haare zu Berge stehen!«

Wenn jemand zwanzig Sprachen spräche und jahrelang nur in fremden Zungen redete, im Augenblick großen Schreckens oder großer Freude wird er sich seiner Muttersprache bedienen. So auch hier. Halef sprach sein heimatliches Arabisch, seinen moghrebinischen Dialekt. Er mußte also sehr erschrocken sein.

»Was schreist du denn?« fragte ich mit der harmlosesten Miene.

»O, Sihdi, was habe ich gekaut! Schi'aïb, schi makruh – das ist schändlich, das ist abscheulich. B'irdak, billah 'alaïk – ich flehe dich an, ich beschwöre dich!«

Er sah mich wirklich wie hilfeflehend an. Sämtliche Züge seines Gesichtes arbeiteten krampfhaft, um den Eindruck der fatalen Entdeckung zu überwinden.

»So sprich doch nur! Was ist es denn?«

»Ja Allah, ja nabi, ja maschara, ja hataja – o Allah, o Prophet, o Spott, o Sünde! Ich fühle jedes einzelne Haar auf meinem Haupt! Ich höre meinen Magen wie einen Dulun {Dudelsack} klingen! Alle meine Zehen wackeln, und in den Fingern kribbelt es, als ob sie mir eingeschlafen wären!«

»Ich weiß aber noch immer nicht, weshalb?«

»Sihdi, willst du mich verhöhnen? Du hast es doch auch gesehen, was es ist. Es ist ein Laska es suba.«

»Ein Laska es suba? Ich verstehe es nicht.«

»Seit wann hast du das Arabische verlernt? So will ich es dir türkisch sagen. Vielleicht weißt du dann, was ich meine. Es ist ein Parmak kabuki {Fingerhülse, Fingerdüte}. Oder nicht?«

»Meinst du?«

»Ja, das meine ich!« beteuerte er, indem er ausspuckte. »Wer hat die Wurst gemacht? Etwa das Weib?«

»Wahrscheinlich.«

»O Unglück! Sie hat einen wunden Finger gehabt und von einem Diw eldiweni {Fausthandschuh} den Daumen abgeschnitten und sich über das Pflaster und den Finger gesteckt.

Als sie dann die Wurst füllte, hat sie die Fingerdüte hineingestopft. Schu haida – pfui!«

»Das wäre ja entsetzlich, Halef.«

»La tihki, walah kilmi – rede nicht mehr, auch nicht ein Wort!«

Er hielt alles noch in den Händen, die beiden zerbissenen Teile des Wurstzipfels und die unglückselige Fingerhülle. Es war wirklich der Daumen eines starkledernen Fausthandschuhes. Sein Gesicht war gar nicht zu beschreiben. In diesem Augenblick fühlte er sich jedenfalls als den unglücklichsten Menschen der Erde. Er sah bald mich und bald die Wurststücke an und schien so von Ekel und Abscheu erfüllt zu sein, daß er gar keine Zeit fand, an das Nächstliegende zu denken.

»So wirf es doch weg!« sagte ich.

»Wegwerfen? Jawohl! Aber was habe ich davon? Mein Leib ist entweiht, meine Seele ist entwürdigt, und mein Herz hängt mir genau so wie eine traurige Wurst im Busen. Meine Urahnen drehen sich, grad so wie mein Magen, im Grab um, und die Söhne meiner Enkelkinder werden Tränen trinken beim Andenken an diese Stunde der bestraften Leckerhaftigkeit. Ich sage dir, Sihdi, der Prophet hat vollständig Recht. Das Schwein ist die ruchloseste Bestie des Weltalls, die Verführerin des menschlichen Geschlechtes und die Erztantentochter der Teufelsmutter. Das Schwein muß ausgerottet werden aus dem Reich der Schöpfung; es muß gesteinigt werden und vergiftet mit allen möglichen schädlichen Arzneien. Und der Mensch, welcher die schandbare Erfindung gemacht hat, die zerstückelte Leiche, das Fett und das Blut dieses Viehzeuges in die eigenen Gedärme desselben zu füllen, dieser Mensch muß in der schrecklichsten Ecke der Hölle schmoren in alle Ewigkeit. Die Frau aber, welche diesen Finger des Fausthandschuhes und das Pflaster ihres ungläubigen Daumens in die Wurst stopfte, diese Halefschänderin soll von ihrem bösen Gewissen gepeinigt werden Tag und Nacht, ohne Unterlaß, daß sie sich für einen umgekehrten Igel halten soll, bei dem die Stacheln nach innen gehen!«

»Ja, es ist stark!« lachte ich. »Dein Gesicht ist mir ganz un-

begreiflich; ich kenne dich gar nicht mehr. Bist du denn wirklich der tapfere und stolze Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawuhd al Gossarah?»

»Schweig, Effendi! Erwinnere mich nicht an die wackeren Väter meiner Großväter! Keiner von ihnen hat das kolossale Unglück gehabt, eine Hülse zu kauen, welche erst an einem kranken Finger und dann in einer noch viel kränkeren und trostloseren Wurst steckte. Alle meine männliche Beredsamkeit reicht nicht aus, die Qualen meines Mundes, die Angst meines Schlundes und die Hilflosigkeit meiner Verdauung zu schildern. Dieser Tag ist der bejammernswertesteste meiner ganzen irdischen Pilgerfahrt. Erst habe ich den Tran des Fisches getrunken, daß mir vor Übelkeit das Lebenslicht auslöschen wollte, und kaum hat es wieder ein wenig aufzuflackern begonnen, so fange ich gar an, an dem eingepökelteten Etui einer nichtswürdigen Daumengeschwulst zu kauen. Das ist doch wahrhaftig mehr, als ein Sterblicher vertragen kann!«

»So wirf es doch endlich weg.«

»Ja, fort, fort! Die Sünde des heutigen Tages soll keinen Augenblick länger an meinen Fingern kleben. Mir sind alle Genüsse der Erde vergällt. Dem Ersten, der mir eine Wurst vor die Augen bringt, schieße ich meine sämtlichen Kugeln in den Leib. Ich mag vom Schwein nichts mehr sehen und riechen; es ist die heilloseste Kreatur, die es auf Erden gibt!«

Er schleuderte alles von sich und fügte hinzu:

»Möge Derjenige, welcher nach uns dieses Weges reitet, ein hartgesottener Sünder sein! Wenn er diese Wurst findet und verspeist, so wird sein Gewissen vor Grauen aufplatzen wie ein Sack, und seine Taten werden hervorbrechen und an das Tageslicht kommen. Denn diese Wurst ist die Offenbarungsspeise aller Geheimnisse des inneren Menschen. Ich muß alle meine Kräfte zusammenfassen, damit du nicht zu schauen bekommst, welches Aussehen die inwendige Seite deines todkranken und schwergeprüften Halef hat.«

Er war gewohnt, selbst den widerstrebendsten Gegenstand in das blumenreiche Gewand des Orients zu kleiden. Das brachte er sogar hier in diesem schnöden Fall fertig. Dann ritt

er wortlos nebenher, und nur als ich ihn neckend nach dem Grund seines Schweigens fragte, antwortete er:

»Es gibt keine Sprache irgend eines Volkes, deren Wortschatz ausreichend wäre, dir mein Leid und die Zerknirschung meiner Seele und auch meines Körpers zu beschreiben. Darum ist es besser, ich spreche gar nicht. Ich muß geduldig warten, bis die Empörung meines Innern von selbst aufgehört hat.«

Die Schlucht, welche der Schauplatz dieses Herzeleidcs gewesen war, hatte ihr Ende erreicht, und vor uns öffnete sich eine schmale und, wie es schien, sehr langgezogene Grasfläche, durch welche ein Wasser floß. Vereinzelte Büsche standen darauf, um welche sich zahlreiche Himbeer- und Brombeer-Stauden zogen. Letztere trugen eine verlockende Fülle von Beeren, über deren Größe man erstaunen konnte. Wäre es nicht so spät am Tage gewesen, so hätten wir absteigen können, um ein leckeres Mahl zu halten.

»An diesem Wasser liegt Junaks Hütte,« erklärte der Konakdschi. »Wir werden sie in einer Viertelstunde erreichen.«

Hier konnten wir nebeneinander reiten. Es war Raum genug vorhanden, und wir setzten unsere Pferde in Galopp. Gewohnt, selbst während des schnellsten Rittes auf alles zu achten, behielt ich auch jetzt die Umgebung scharf im Auge. So kam es, daß mir ein Umstand auffiel, welcher mich veranlaßte, mein Pferd anzuhalten. Die Andern taten dasselbe.

»Was hast du gesehen? Was ist's mit diesem Gestrüpp?« fragte Halef.

Wir hielten vor einer Stelle, welche so dicht mit den genannten Beersträuchern und kriechenden Stachelranken besetzt war, daß ein Mensch, ohne sich ungewöhnlich anzustrengen, gar nicht hindurch konnte. Dennoch waren Bahnen durch dieses Gewirr gebrochen, Bahnen und Gänge, welche sich vielfach kreuzten.

»Siehst du nicht, daß jemand drinnen gewesen ist?« antwortete ich.

»Ja, ich sehe es. Aber macht dir das Bedenken? Es hat jemand Beeren gesammelt.«

»Die konnte er hier ringsum viel leichter haben. Kein ver-

nünftiger Mensch arbeitet sich so kreuz und quer durch ein solches Dornestrüpp, wenn er das, was er sucht, ohne Anstrengung haben kann.«

»Aber du siehst doch, daß der Betreffende nur Beeren gesucht hat. Sie sind an den Gängen, welche er durchbrach, abgepflückt, so weit ein Arm zu reichen vermag.«

»Der Betreffende? Hm, ja! Seine Kleidung muß aus einem sehr festen Stoff gefertigt gewesen sein, wahrscheinlich von starkem Leder. Sonst würden wir die Fetzen hangen sehen. Und die Gänge sind breiter, als ein Mensch sie bedarf.«

»Meinst du etwa, daß es kein Mensch gewesen sei?«

»Fast möchte ich es denken. Sieh doch nur, mit welcher Gewalt die Ranken niedergebrochen worden sind!«

»Es mag wohl ein sehr kräftiger Mann gewesen sein.«

»Selbst der kräftigste Mann bricht sich nicht in dieser Weise Bahn. Er steigt über die Hindernisse weg, wo ihm das nur immer möglich ist. Hier aber ist das nicht der Fall gewesen. Die Ranken und Schößlinge liegen tief und fest an der Erde. Sie sind so gewaltsam niedergebrochen, als wären sie mit einer Walze zusammengedrückt worden.«

»Das ist wahr. Ich begreife nicht, wie das ein Mensch mit seinen Füßen tun kann.«

»Hm! Befänden wir uns nicht in der Türkei, sondern in einer amerikanischen Wildnis, so wüßte ich, woran ich wäre. Das Kleid dieses Freundes der Himbeeren war freilich von Leder. Es scheint der schönste und dichteste Pelz gewesen zu sein, den es nur geben kann, und er war fest auf den Leib gewachsen.«

»So meinst du wirklich ein Tier?«

»Freilich; aber ein Tier, welches es in deiner Heimat nicht gibt, und darum kennst du es auch nicht.«

»Effendi, ich weiß, was du meinst,« sagte der Konakdschi, indem er sein Pferd um mehrere Schritte von unserm Standort wegzog, um aus der Nähe des Gestrüpps zu kommen. »Es ist ein Aja {Bär}, von dem du redest.«

»Du hast es erraten. Fürchtest du dich?«

»O nein! Diese Tiere sind hier höchst selten. Aber wenn sich

einmal ein Bär in unsere Berge verirrt, so ist's ein wütender, mit dem man nicht spaßen darf.«

»Das läßt sich denken. Ein junges Tier, welches nur von Früchten lebt, wird sich nicht hierher verlaufen. Ich bin beinahe überzeugt, daß der Beerensucher wirklich ein Bär gewesen ist, und werde mir die Gänge, welche er durch das Gestrüpp gebrochen hat, einmal ansehen.«

»Um Allahs willen, laß das sein!«

»Pah! Es ist ja noch heller Tag.«

»Aber wenn du auf ihn triffst?«

»So trifft er auch auf mich. Beides ist sehr gefährlich.«

»Er reißt dir den Leib auf und beißt dich in den Kopf. Ich habe gehört, daß der Bär ein großer Freund des Gehirnes ist. Darum soll er seinem Opfer gleich mit dem ersten Biß die Hirnschale zermalmen.«

»Wir wollen sehen, ob dieser Bär hier dieselben Gewohnheiten hat,« sagte ich und stieg vom Pferd.

»Bleibe da, bleibe da!« schrie der tapfere Führer. »Es handelt sich ja nicht allein um dich, sondern auch um uns. Wenn er wirklich noch da im Dickicht steckt und du stöberst ihn aus der Ruhe, so wird er zornig sein und auch über uns herfallen!«

»Jammere doch nicht!« herrschte Halef ihn an. »Der Effendi hat den schwarzen Panther, das schlimmste der Raubtiere, und den Löwen getötet, den König der Gewaltigen. Was ist ein Bär gegen ihn! Er würde das Tierchen mit der Hand erwürgen.«

»Oho!« lachte ich. »Du hast eine etwas irrige Vorstellung von diesem lieben Tierchen. Wenn es sich vor dir aufrichtet, so überragt es dich um seines Kopfes Länge. Ist er ausgewachsen, so vermag er dir mit einem leichten Schlag seiner Tatze den Schädel zu zertrümmern. Er schleppt, wenn es ihm beliebt, eine Kuh fort. Es ist also gar nicht so ungefährlich, ihm zu begegnen.«

»Und wenn er noch zehnmal größer wäre, Hadschi Halef Omar fürchtet sich nicht vor ihm. Bleibe hier, Sihdi, und erlaube mir, ihn allein aufzusuchen. Ich möchte ihm ein Sallam aleikum zwischen die Rippen oder in den Kopf geben.«

»Ich bin gar nicht überzeugt, daß deine Kugel durch seine Schädelknochen dringen würde. Dazu bedarf man, wenn man kein Spitzgeschoß hat, eines Gewehres von der Sorte meiner alten Büchse hier, die ja ein Bären töter ist. Vielleicht würde deine Kugel ihn gar nicht sehr belästigen; er schlägt dir deine Flinte in Stücke und umarmt dich dann, bis dir der Atem ausgeht.«

»Meinst du, daß ich ihm nicht auch den Brustkasten zusammendrücken kann, bis es ihm vor den Augen funkelt und bis ihm die Seele aus dem Leibe fährt!«

»Nein, das kannst du nicht, Halef. Also bleibe nur getrost hier!«

»Wenn er wirklich ein solch gefährlicher Bursche ist, so darfst auch du nicht ohne mich hinein. Ich bin dein Freund und Beschützer und will dabei sein, wenn du dich in Gefahr befindest.«

»Du würdest mir wohl nur im Wege sein, aber du magst mich begleiten, weil du noch nicht die Fährte eines Bären gesehen hast. Das Tier befindet sich nicht hier.«

»Weißt du das so genau?«

»Ja. Ich weiß, wie die Lagerstelle eines Bären beschaffen sein muß. Dieses Gestrüpp eignet sich ganz und gar nicht dazu. Wenn es wirklich ein Bär ist, der hier war, so kam er nur her, um von den süßen Beeren zu naschen. Als Raubtier hat er es vorgezogen, dabei im Gestrüpp versteckt zu sein. Der Instinkt gebietet ihm, am Tage offene Stellen zu meiden. Daraus erklärt es sich, daß die Früchte da, wo sie viel leichter zu haben sind, nicht abgepflückt wurden. Also komm! Halte aber immerhin deine Flinte schußfertig. Selbst ein Bär kann einmal von seinen Gepflogenheiten abweichen.«

Ich nahm die Büchse und drang, von Halef gefolgt, in das Dickicht ein. Die durch dasselbe gebrochenen Gänge glichen, natürlich in höchst verkleinertem Maßstab, den »Straßen«, welche die Büffel durch das reiterhohe Gras der Prärie treten. Das niedergebrochene Geäst und Gezweig lag wie fest gestampft. Petz mußte ein gewaltiger Kerl sein.

Wir waren kaum zehn Schritte gegangen, so fand ich den

Beweis, daß wir es in Wirklichkeit mit einem braunen Bären zu tun hatten. Eine Locke seines Pelzes war an Dörnern hängen geblieben.

»Schau!« machte ich Halef aufmerksam. »Was ist das hier?«

»Das sind Pelzhaare.«

»Aber von was für einem Pelze?«

»Vom langwolligen Schaf.«

»Ja, und dieses Schaf wird im gewöhnlichen Leben Bär genannt.«

»Kaddaisch' haßi kbir – wie froh bin ich, Herr, mache schnell vorwärts, damit wir ihn erwischen.«

Das Jagdfieber packte ihn.

»Nur Geduld! Wir wollen uns erst einmal diese Locke genau betrachten.«

»Wozu?«

»Um vielleicht zu erfahren, wie alt er ist.«

»Läßt sich das aus diesen wenigen Haaren vermuten?«

»Ja, so ziemlich. Je jünger der Bär, desto wolliger ist sein Fell. Sehr alte Bären haben keine Unterwolle mehr und der Pelz wird so schäbig und dünn, daß er sogar nackte Stellen zeigt. Schau einmal her! Ist diese Locke wollig?«

»Nein; das Haar ist fast schlicht.«

»Es ist auch nicht gleich stark und nicht gleich gefärbt. Da, wo es im Fell steckte, ist es dünner als oben und fast ohne Farbstoff. Das ist ein Zeichen, daß die Haut das Haar nicht mehr zu nähren vermag. Dieser Bär ist ein sehr alter Bursche. Ich mag dir nicht wünschen, von ihm umarmt zu werden. Bei diesem Alter und in der jetzigen Jahreszeit kann er gern und gut an vier Zentner wiegen.«

»Allah! Und wie schwer bin ich?«

»Wenig über einen Zentner.«

»O Unglück, o Unterschied! Da passe ich freilich nicht in seine Arme und an sein Herz. Da ist es auf alle Fälle besser, ihm eine Kugel zu geben. Also vorwärts! Suchen wir ihn!«

»Er ist nicht mehr da. Wenn du das niedergetretene Gestrüpp genau betrachtetest, so findest du die Bruchstellen schmutzartig

gefärbt. Ich vermute, daß das Tier nicht heute, sondern schon gestern hier gewesen ist. Wir brauchen das Dickicht nicht zu untersuchen. Wenn wir es einfach umkreisen, so ist das bequemer, und wir sehen wohl die Stelle, an welcher er hineingegangen oder herausgekommen ist.«

Wir verließen also das Dorngewirr und umschritten es. Der Punkt, an welchem der Bär hineingedrungen war, ließ sich schnell finden. Er lag gegen den Wald zu und war daran zu erkennen, daß die niedergerissenen Zweige und Ranken nach einwärts gerichtet lagen. Da, wo sie nach auswärts lagen, mußte er herausgekommen sein. Diese Stelle lag gegen das Wasser hin. Ich suchte nach der Fährte, fand aber nur einzelne, kaum mehr zu lesende Tritte, welche nach dem Bach führten. Wir gingen ihnen nach und kamen zu der Stelle, wo Petz getrunken hatte. Das Wasser schien trübe geworden zu sein, und er war darum mit den Vorderpranken hineingestiegen. Jetzt floß es kristallrein über die Stelle, und nun erkannten wir im weichen Grund des gar nicht tiefen Baches die deutlichen Abdrücke der Tatzen. Er hatte sie während des Trinkens nicht bewegt und sie dann so behutsam herausgenommen, als ob er die Absicht gehabt habe, uns ja recht genaue Abdrücke seiner Patschen zu hinterlassen.

Meine vorhin ausgesprochene Vermutung bestätigte sich: der Bursche war von bedeutender Größe. Seine Sohlen waren stark gepolstert, woraus man leicht schließen konnte, daß er eine ansehnliche Masse von Fett mit sich herumtrage. Von hier war er nach einer sandigen Stelle getrollt, auf welcher er sich gewälzt hatte. Von da an gab es keine deutliche Spur mehr. Nur aus leisen Anzeichen ließ sich vermuten, daß er in den Wald zurückgekehrt sei.

»Wie schade!« klagte Halef. »Dieser Sohn einer Bärenmutter ist nicht einmal so höflich gewesen, auf uns zu warten.«

»Vielleicht ist es die Tochter einer Bärenmutter und selbst Mutter und Großmutter von vielen Enkeln. Hier, wo sie sich wälzte, hat sie auch den Sand aufgekratzt. Die Krallen sind sehr stumpf und abgestoßen. Sie ist eine sehr alte Tante. Sei froh, ihr nicht unerwartet begegnet zu sein.«

»Und doch wollte ich, sie käme jetzt herbei, um uns die Verbeugung des Grußes zu machen. Kann ein Bär gegessen werden?«

»Ja, aber nicht so, wie man einen Apfel mit Fleisch und Schale verspeist. Schinken und Tatzen sind, wenn gut zubereitet, wahre Leckerbissen. Auch die Zunge ist vorzüglich. Vor der Leber muß man sich hüten. Es gibt Völker, welche sie für giftig halten.«

»Schinken und Tatzen!« rief der Kleine aus. »Sihdi, können wir ihn nicht aufsuchen, um uns diese Leckerbissen von ihm geben zu lassen?«

»Halef, Halef! Denke an andere Leckerbissen, welche dir nicht sehr gut – –«

»Schweig!« fiel er mir schnell in die Rede. »Meinst du, daß der Prophet verboten hat, den Schinken und die Tatzen des Bären zu verspeisen?«

»Er hat es nicht verboten. Die Sprache des Propheten hat zwar ein Wort für Bär, nämlich ›Dibb‹, aber mit diesem Wort wird zuweilen auch die Hyäne bezeichnet, und ich glaube nicht, daß Mohammed jemals einen wirklichen Bären gesehen hat.«

»Hätte er es verboten, so würde ich um keinen Preis ein Gelüste nach Bärenschinken hegen; da dem aber nicht so ist, so sehe ich nicht ein, warum wir uns diesen Hochgenuß versagen wollen. Wir gehen in den Wald und schießen das Tier nieder.«

»Meinst du, daß es da nur so auf uns wartet?«

»Es muß doch ein bestimmtes Lager haben!«

»Das ist nicht nötig. Aber wäre dies auch der Fall, so würden wir das Lager nicht finden. Wir haben keine Fährte, und es beginnt bereits zu dunkeln. Wir müssen also auf die Jagd verzichten.«

»Effendi, mach' es doch möglich!« bat er. »Bedenke, daß dein treuer Halef seiner Hanneh, der Perle der Frauen, erzählen will, daß er einen Bären erlegt habe. Sie würde entzückt und stolz auf mich sein.«

»Sollte dein Wunsch erfüllt werden, so müßten wir einen

oder gar zwei Tage hier verweilen, und dazu haben wir keine Zeit. In einer Viertelstunde wird es Nacht. Wir wollen uns spuiten, das Haus Junaks zu erreichen!«

»Zum Scheitan mit diesem Hause! Lieber würde ich heute in der Höhle des Bären schlafen und mich dabei in das Fell wickeln, welches ich ihm abgezogen hätte. Aber ich muß gehorchen. Allah gewährt, und Allah versagt. Ich will nicht gegen ihn murren.«

Also stiegen wir auf und ritten weiter.

Nach einiger Zeit traten die steilen, mit dunklem Nadelwald bewachsenen Höhen noch weiter zurück, so daß sie eine fast kreisflächenähnliche Lichtung einschlossen, auf welcher wir ein Haus sahen, an das sich zwei Schuppen oder stallähnliche Gebäude lehnten. Nur rechts drüben schob die Höhe einen schmalen zungenförmigen Ausläufer herein, welcher aus felsigem Boden bestand und mit Büschen, Laub- und Nadelbäumen besetzt war.

Dort, an der Spitze dieser Zunge, sahen wir eine Person stehen, deren Kleidung nicht entscheiden ließ, ob sie männlichen oder weiblichen Geschlechtes sei.

»Das ist Guszka, Herr,« sagte der Konakdschi. »Soll ich sie rufen?«

»Wer ist Guszka?«

»Das Weib Junaks, des Ruß- und Kohlenhändlers.«

»Du brauchst sie nicht zu rufen, denn ich sehe, daß sie uns jetzt bemerkt.«

War dies der Vorname oder nur ein Schmeichelname, welcher auf die Seeleneigentümlichkeiten seiner Trägerin schließen ließ? Guszka ist nämlich auch serbisch und bedeutet ›Gans‹. Aber nach dem, was mir unser letzter Wirt, der Schäfer, über sie mitgeteilt hatte, stand nicht zu erwarten, daß sie die bekannte Eigenschaft des gleichnamigen Schwimmvogels besäße. Ich war neugierig, wie sie uns aufnehmen würde.

Schon jetzt verstellte sie sich. Sie tat, als hätte sie uns noch nicht gesehen, und schritt langsam und gesenkten Kopfes dem Hause zu. Der Ausdruck ›Haus‹ war eigentlich hier eine großartige Schmeichelei. Die Mauern bestanden aus Steinen, die

ohne bindenden Mörtel übereinander gelegt und deren Zwischenräume mit Erde und Moos verstopft waren. Die Bedeckung war ein primitives Knüppeldach, mit Wassermoos und getrocknetem Farnkraut bekleidet. Die Türe war so eng und niedrig, als sei sie nur für Kinder gemacht gewesen, und die Fensteröffnungen hatten grad die nötige Größe, um die Nase hinausstecken zu können.

Noch trauriger sahen die beiden anderen Bauwerke aus. Hätten sie sich nicht gar so innig an das Haus gelehnt, so wären sie augenblicklich umgefallen.

Die Frau verschwand in einem dieser Schuppen, ohne uns einen Blick zugeworfen zu haben. Wir stiegen vor dem Hause ab. Die Türe war verriegelt. Der Konakdschi schlug mit dem Gewehrkolben dagegen.

Erst nach längerer Zeit wurde geöffnet, und die Frau trat in die Spalte.

Es gibt ein Märchen von einer alten Zauberin, welche – tief im Wald lebend – einen Jeden, der sich zu ihr verirrt, in den Backofen steckt, um ihn zu braten und dann zu verspeisen. An diese Hexe mußte ich unwillkürlich denken, als ich jetzt die Frau erblickte. Sollte ihr Name Guszka, Gans, für ihre Individualität bezeichnend sein, so war sie doch nur mit einer jener steinalten Gänse zu vergleichen, welche auf jeden Fremden wie bissige Kettenhunde losfahren und nur darum nicht mit Borsdorfer Äpfeln und Beifußzweigen in Berührung kommen, weil ihr Fleisch zu hart geworden ist.

Sie war erschrecklich lang und ebenso erschrecklich dürr. Um uns durch die Tür betrachten zu können, mußte ihr Ober- zu dem Unterkörper fast einen rechten Winkel bilden. Ihr Gesicht war auch sehr in die Länge gezogen; es war überhaupt alles an ihr lang. Die scharfe, sichelförmig gebogene Nase, das spitze, von unten nach oben strebende Kinn, der breite, lippen- und zahnlose Mund, die großen, lappenartigen Ohren, die eng beisammenstehenden kleinen, wimperlosen und rot geränderten Augen, die tiefen Falten, in denen der Schmutz zu greifen war: das alles wirkte so abstoßend wie möglich. Den Kopf trug sie unbedeckt. Das dünne Haar, dessen Boden fischschuppen-

artig durchschimmerte, war nicht geflochten. Es hing in wirren, verfilzten Strähnen herab. Denkt man sich dazu ein unsäglich schmutziges Hemd und eine ebenso saubere, unten am Knöchel zusammengebundene Frauenhose und zwei nackte, skelettartige Füße, welche noch nie mit einem Tropfen Wasser in Berührung gekommen zu sein schienen, so wird man glauben, daß diese unvergleichliche Guszka ganz das Aussehen einer aus dem klassischen Altertum übrig gebliebenen Gorgo oder Furie hatten.

Und als sie jetzt zu reden begann, zuckte ich beinahe zusammen. Das klang ganz genau wie die heisere Stimme einer Krähe, die sich über irgend etwas erbost.

»Was wollt ihr? Wer seid ihr? Warum haltet ihr an?« krächte sie. »Reitet weiter!«

Sie tat, als ob sie die Türe verriegeln wollte; unser Führer aber schob sich dazwischen und sagte:

»Weiter reiten? Nein, das tun wir nicht. Wir bleiben hier.«

»Das geht nicht! Das kann nicht gehen! Ihr habt hier nichts zu suchen. Ich nehme keine Fremden bei mir auf!«

»Ich bin dir doch nicht fremd. Du wirst mich ganz gewiß kennen!«

»Aber die Andern nicht.«

»Es sind meine Freunde.«

»Die meinigen nicht.«

Sie schob ihn hinaus und er sie hinein, natürlich nur zum Schein.

»So doch verständig, Guszka!« bat er. »Wir verlangen von dir ja nichts umsonst. Wir werden dir alles gut und ehrlich bezahlen.«

Das schien zu wirken, wenigstens sollten wir so denken. Sie nahm eine weniger abwehrende Haltung an und fragte:

»Bezahlen wollt ihr? Ja, das ist was anderes! Dann kann ich es mir wenigstens überlegen, ob ich euch hier bei mir bleiben lasse.«

»Da gibt es ja gar nichts zu überlegen. Wir verlangen von dir nur ein Obdach und etwas zu essen.«

»Ist das etwa nicht genug?«

»Das ist mehr als genug; das ist zu viel,« sagte ich. »Speise und Trank verlangen wir nicht von dir und einen Platz zum Schlafen werden wir uns selbst suchen. Hast du keinen Platz im Hause, so schlafen wir im Freien.«

Etwas aus diesen krallenähnlichen, von Schmutz starrenden Fingern zu essen, das war ein Ding der Unmöglichkeit. Und da drinnen schlafen? Um keinen Preis! Die Stube sah ganz so aus, als ob sie sich jener springenden, wibbelnden und kribbelnden, stechenden, nagenden und beißenden Einquartierung erfreue, welche selbst im vornehmsten Hause des Orients immer vorhanden ist. Hier aber in dieser Bude hüpfen, krochen, zapelten und marschierten jene blutdürstigen Myrmidonen jedenfalls in unzählbaren Scharen und Schwadronen umher.

Die Beschreibung einer Reise durch den duftumflossenen, sagemumwobenen, sonnigen Orient mag wohl angenehm zu lesen sein; aber diese Reise selbst machen, das ist etwas ganz Anderes. Das Schicklichkeitsgefühl verbietet oft, grad von den eigenartigen, charakteristischen Zügen zu sprechen. Der Orient gleicht Konstantinopel, welches der ›Wangenglanz des Weltangesichtes‹ genannt wird. Von außen bietet es einen herrlichen Anblick; aber tritt man in die engen Straßen selbst, so ist's mit der schönen Täuschung vorüber. Der Orient hat alles, ja alles, nur darf man ja nicht Ästhetiker sein!

Der Reisende braucht den Osten gar nicht um hervorragender Abenteuer willen zu besuchen; er findet Abenteuer übergenug, täglich, ja stündlich. Aber was sind das für Abenteuer! Sie beziehen sich nicht auf große Ereignisse, sondern auf die kleinen Verhältnisse des alltäglichen Lebens. Freilich ist keineswegs Uhlands Wort auf sie anzuwenden:

»Doch schön ist nach dem großen
Das schlichte Heldentum.«

Dem Erzähler ist es verboten, von diesen Abenteuern zu sprechen. Die zahlreichsten derselben erlebt er im Kampf gegen die oft aller Beschreibung spottende Unreinlichkeit der dortigen Bevölkerung. Ich habe mit einem berühmten Scheik

gespeist, welcher während des Essens sich einige allzu lebhaftes Tierchen aus dem Nacken holte, sie vor aller Augen zwischen den Nägeln seiner Daumen guillotinierte und dann mit den Händen, ohne sie vorher abzuwischen, in den Pillaw fuhr und von demselben eine Kugel rollte, um sie mir als ›el Lukme esch Scharaf‹ {Ehrenbissen} in den Mund zu schieben.

Wenige werden glauben, daß dies zwar ein kleines, aber dennoch lebensgefährliches Abenteuer gewesen sei. Die Zurückweisung dieses Ehrenbissens ist eine Beleidigung, welche in der Wüste nur mit dem Tod gesühnt werden kann. Ich hatte also eigentlich nur die Wahl zwischen einer Kugel oder einem Messerstich und dem Verspeisen dieser schrecklichen Reiskugel. Links von mir saß der Scheik, welcher mir den Bissen reichte und erwartete, daß ich den Mund aufsperrte. Rechts saß Krüger-Bey, der bekannte Oberst der Leibscharen des Herrschers von Tunis. Er – ein geborener Deutscher – hatte die Hinrichtung der kleinen Wesen ebenso bemerkt, wie ich. Er wußte genau, in welcher großen Verlegenheit ich mich in diesem Augenblick befand, und in seinem Gesicht war die große Spannung zu lesen, ob ich die Reis- oder die Bleikugel wählen werde. In solcher Lage gilt es, geistesgegenwärtig zu sein. Ich sagte im Ton größter Höflichkeit zu dem Scheik:

»Ma binsa dschamihlak kull umri – ich werde all mein Lebtag an deine Güte gedenken.«

Den Bissen aus seiner Hand nehmend, fuhr ich fort:

»Ridd inna'sar, ja m'allmi – entschuldige mich, o Herr!«

Und mich nun schnell rechts zu Krüger-Bey wendend, schloß ich:

»Dachihlal, ent kaïn haun el muhtaram – ich bitte dich, hier bist du der Ehrwürdige!«

Der brave Kommandant der Leibwache erschrak. Er ahnte meine Absicht und war so unvorsichtig, den Mund zu öffnen, um mir abwehrend zu antworten. Aber dieser einen Augenblick genügte mir. Ehe er ein Wort hervorbrachte, hatte er den Reiskloß im Mund und durfte ihn nicht wieder herausgeben.

Er war der Älteste. Daß ich ihm den Ehrenbissen gegeben hatte, war nun nicht eine Beleidigung, sondern ein allgemein

sehr wohl aufgenommener Beweis, daß ich das Alter achte. Der arme Ehrwürdige machte freilich ein Gesicht, als hätte er den ganzen Jammer des Erdenlebens zwischen den Zähnen gehabt. Er drückte und drückte und schlang und schlang, bis er rotblau geworden und der Bissen hinunter war. Noch nach Jahren rühmte sich der Undankbare, daß er mir diesen Streich nicht vergessen habe.

Solche Erlebnisse sind häufiger, als einem lieb sein kann. Man darf wohl eine Andeutung geben, sie aber nicht ausführlich beschreiben. Der Kampf gegen Schmutz und Ungeziefer ist ein wahrhaft schrecklicher und kann einem die höchsten Genüsse verleiden.

Frau Guszka ahnte nicht, was mich zu meinen Worten veranlaßte. Es war wohl gegen die ihr zugeteilte Rolle, uns abzusondern; darum sagte sie schnell:

»Platz habe ich wohl für euch, Herr. Wenn ihr es gut bezahlt, so habe ich ein Bett für dich; deine Gefährten aber können neben dir auf ihren Decken schlafen.«

»Wo ist das Bett?«

»Komm herein; ich werde es dir zeigen!«

Ich folgte ihr, nicht in der Absicht, das Bett zu prüfen, sondern nur um einen Einblick in die Häuslichkeit der ›Gans‹ zu bekommen.

Aber welch ein Loch betrat ich da! Es gab die vier rohen Wände. Rechts in der Ecke lagen die Steine des Feuerherdes, und links in der andern Ecke sah ich einen unordentlichen Haufen von dürrem Farn, Laub und Lumpen. Auf diesen deutete die Frau, indem sie sagte:

»Dort ist das Bett. Und hier ist der Herd, auf welchem ich euch das Fleisch braten werde.«

Es herrschte ein wahrer Höllendunst in diesem Loch, brandig und nach allen möglichen Gestänken riechend. Von einem Schornstein war keine Rede. Der ätzende Rauch fand seinen Abzug durch die Fenster. Die Gefährten waren mit eingetreten. Daß sie grad wie ich dachten, sah ich ihnen deutlich an.

»Was für Fleisch meinst du?« erkundigte ich mich.

»Pferdefleisch.«

»Woher habt ihr das?«

»Von unserem eigenen Pferd,« antwortete sie, indem sie mit beiden Händen nach den Augen griff.

»Habt ihr es geschlachtet?«

»Nein; es ist uns zerrissen worden.«

»Ah! Von wem?«

»Mein Mann sagt, daß es ein Bär gewesen sein müsse.«

»Und wann hat er das Pferd getötet?«

»In letzter Nacht.«

»Allah 'l Allah!« rief Halef. »So frißt dieser Bär also nicht nur Himbeeren! Habt ihr ihn getötet?«

»Wie kannst du so fragen! Um einen Bären zu erlegen, müssen sehr viele Männer beisammen sein.«

»Willst du mir sagen, wie es zugegangen ist,« forderte ich sie auf.

»Das wissen wir freilich selbst nicht genau. Wir bedürfen des Pferdes zu unserm Handel. Es muß uns den Kohlenwagen ziehen und — —«

»Ich habe doch keinen Wagen stehen sehen!«

»Wir können ihn gar nicht hier haben, denn es gibt keinen Weg, auf welchem wir ihn zu dem Hause bringen könnten. Er steht also stets bei dem Köhler. Das Pferd aber befindet sich hier, wenn wir daheim sind. Es bleibt des Nachts im Freien, um das Gras abweiden zu können. Heute früh nun, als wir aufstanden, sahen wir es nicht, und als wir es suchten, fanden wir seine Leiche drüben bei den Felsen liegen. Es war zerrissen worden, und als mein Mann die Spuren sah, sagte er, ein Bär sei es gewesen.«

»Wo befindet sich jetzt das übrig gebliebene Fleisch?«

»Draußen im Schuppen.«

»Zeige es mir.«

»Herr, das darf ich nicht,« sagte sie erschrocken. »Mein Mann hat mir verboten, fremde Leute da hinein zu lassen.«

»Welchen Grund hat er dazu?«

»Das weiß ich nicht.«

»Wo ist er denn jetzt?«

»Er wollte nach dem Lager des Bären suchen.«

»Das ist aber höchst gefährlich! Ist denn dein Mann so ein mutiger Jäger?«

»Ja, das ist er.«

»Wann kommt er zurück?«

»Wohl bald.«

»So! Sind etwa heute Fremde hier bei euch gewesen?«

»Nein. Warum fragst du nach ihnen?«

»Weil dein Mann dir verboten hat, Fremde in den Schuppen zu lassen.«

»Es war niemand da, kein Mensch, heute nicht und gestern nicht. Wir leben so einsam, daß nur höchst selten einmal jemand zu uns kommt.«

In diesem Augenblick ertönte ein schriller, in die Ohren gelender Schrei. Die Frau sprach schnell weiter, um unsere Aufmerksamkeit abzulenken; ich aber sagte:

»Horch! Wer hat da geschrien?«

»Ich habe nichts gehört.«

»Aber ich hörte es sehr deutlich.«

»So wird es ein Vogel gewesen sein.«

»Nein, das war ein Mensch. Ist wirklich niemand bei dir?«

»Ich bin ganz allein.«

Dabei aber winkte sie dem Konakdschi nach der Türe. Ich sah es, drehte mich um und ging hinaus.

»Herr!« rief sie hinter mir. »Wohin willst du gehen?«

»In den Schuppen.«

»Das darfst du nicht!«

»Pah! Will doch sehen, wer geschrien hat.«

Da stellte sich der Konakdschi mir in den Weg und sagte:

»Bleibe da, Effendi! Du hast ja gehört, daß kein Fremder –«

Er sprach nicht weiter. Der Schrei war wieder erklingen und zwar noch lauter und unheimlicher als vorher.

»Hörst du?« antwortete ich ihm. »Das klingt ganz so, als ob jemand sich in Lebensgefahr befinde. Wir müssen nachsehen.«

»Aber du darfst doch nicht – –«

»Schweig! Es soll mich niemand hindern, zu tun, was mir beliebt.«

Er machte noch einen Versuch, mich zurück zu halten; die Frau tat dasselbe, aber ich ging dennoch. Meine drei Begleiter folgten mir. Hinterher kam der Konakdschi mit der Frau. Beide wisperten angelegentlich miteinander. So viel ich sehen konnte, machte er ein sehr betroffenes Gesicht.

Ich riegelte den einen Schuppen auf: – er enthielt nichts, als allerlei Gerümpel. Als wir dann auf den andern zuschritten, ertönte wieder der Schrei und zwar aus diesem zweiten Schuppen. Das klang wirklich ganz entsetzlich. Nun öffneten wir und traten ein. Es war fast dunkel im Innern.

»Ist jemand da?« fragte ich.

»O Allah, Allah!« antwortete eine Stimme, welche ich gleich erkannte. »Der Scheïtan, der Scheïtan! Er kommt! – Er greift nach mir! – Er holt mich in die Hölle!«

»Das ist ja der alte Mübarek!« raunte mir Halef zu.

»Allerdings. Entweder sind auch die Andern in der Nähe, um uns einen Hinterhalt zu legen, oder sie haben ihren Weg zum Köhler fortgesetzt und waren gezwungen, ihn hier zurückzulassen. Er hat das Fieber.«

»Herr, gehe nicht hinein!« sagte die Frau. »Es ist ein Kranker drin.«

»Warum hast du mir das verschwiegen?«

»Er soll nicht gestört werden.«

»Was fehlt ihm denn?«

»Er hat das Hawa ils far {Cholera}. Geh' ja nicht hinein! Er steckt dich sonst an, und dann bist du verloren.«

»Die Cholera? Jetzt? Hier im tiefen Wald? Hm! Das glaube ich nicht.«

»Es ist wahr, Herr!«

»Wer ist er denn?«

»Ein Bruder von mir.«

»So! Ist er ein alter Mann?«

»Nein, ein noch ganz junger Bursche.«

»Weib, du lügst! Den Mann, welcher hier liegt, den kenne ich. Er mag dein Bruder sein, denn ihr beide seid Geschwister des Teufels, aber jung ist er nicht. Es ist der alte Mübarek, den ich mir genauer ansehen will. Hast du eine Lampe?«

»Nein.«

»Aber Späne?«

»Auch nicht.«

»Höre, jetzt holst du Späne, um Licht zu machen, und wenn du binnen einer Minute nicht zurück bist, bekommst du Hiebe, daß dir das schmutzige Fell zerspringt.«

Ich hatte die Peitsche in die Hand genommen. Das wirkte.

»Effendi,« sagte der Konakdschi, »du hast kein Recht, zu tun, als wärest du hier der Herr und Gebieter. Wir sind hier Gäste und – –«

»Und werden so zahlen, wie man es verdient, nämlich entweder mit Piastern oder mit Hieben,« fiel ich ihm ins Wort. »Da drin liegt der Mübarek. Wo der ist, da befinden wir uns in Gefahr, und ich werde genau so handeln, wie unsere Sicherheit es erfordert. Willst du mich irre machen, so muß ich annehmen, daß du es heimlich mit unsern Feinden hältst. Grund dazu ist bereits genug vorhanden, wie du weißt. Also nimm dich in acht!«

Da war er still und wagte kein weiteres Wort. Die Frau brachte Kienspäne, von denen einer bereits brannte. Wir zündeten mehrere an, nahmen sie in die Linke, die gespannten Revolver oder Pistolen in die Rechte und machten uns an die Untersuchung des Schuppens.

Da gab es nun freilich nur zweierlei zu sehen, nämlich den Mübarek, welcher besinnungslos in der Ecke lag, und den Pferdekadaver in dem andern Winkel. Von letzterem stieg ein Heer von ekelhaften Fliegen auf, als wir uns näherten.

»Bist du denn toll?« fragte ich die Frau. »Dort befindet sich einer, welcher das Wundfieber hat, und dabei liegt eine Pferdeleiche, von welcher tausend Insekten zehren. Und von diesem Fleisch sollten wir essen! Weißt du denn nicht, wie gefährlich das ist?«

»Was soll das schaden?«

»Das Leben kann es kosten. Du hast uns belogen. Dieser Mensch dort ist unser Todfeind, welcher uns nach dem Leben trachtet. Indem du ihn uns verheimlichen wolltest, hast du be-

wiesen, daß du mit ihm verbündet bist. Das kannst du teuer bezahlen müssen!«

»Herr,« antwortete sie, »ich weiß kein Wort von alledem, was du sagst.«

»Ich glaube dir nicht.«

»Ich kann es beschwören.«

»Auch deinem Schwure schenke ich keinen Glauben. Wie ist der Alte zu dir gekommen?«

Sie warf einen fragenden Blick auf den Konakdschi. Dieser nickte ihr zu. Ich verstand, was er ihr damit sagte, tat aber, als hätte ich nichts gesehen.

»Es kamen Reiter hier vorbei,« erklärte sie mir. »Einer von ihnen war krank; er konnte nicht weiter, und so baten sie mich, ihn hier zu behalten, bis er stärker geworden sei, oder bis sie ihn abholen würden. Sie versicherten, daß ich eine sehr gute Bezahlung dafür erhalten werde.«

»Kannst du sie?«

»Nein.«

»Warum sagtest du, daß dieser alte Sünder dein Bruder sei?«

»Ob er ein Sünder ist, weiß ich nicht. Sie baten mich, so zu sagen und niemand zu ihm zu lassen, da er von Feinden verfolgt werde.«

»Haben sie dir diese Feinde beschrieben?«

»Ja.«

»Diese Beschreibung paßt auf uns?«

»Ganz genau. Darum wollte ich dich nicht zu ihm lassen.«

Da ertönte vom Eingang her eine zornige Stimme:

»Was geht denn hier vor? Wer wagt es, ohne meine Erlaubnis hier einzudringen?«

Ich trat dem Frager mit dem Kienspane näher. Die Frau eilte auf ihn zu und begann leise mit ihm zu flüstern. Ich ersah keinen Grund, sie darin zu stören. Als beide fertig waren, wandte er sich an mich:

»Herr, meine Frau erzählt mir, daß ihr sie bedroht habt. Das darf ich nicht dulden. Wir haben, indem wir diesen Kranken

bei uns aufnehmen, ein Werk der Barmherzigkeit getan, und ihr habt kein Recht, uns das vorzuwerfen.«

»Wer hat einen Vorwurf ausgesprochen?«

»Du!«

»Das ist nicht wahr. Sie hat ihn uns verheimlicht.«

»Was geht das euch an? Können wir nicht tun, was uns beliebt?«

»Das könnt ihr wohl; aber wenn ich den Schrei eines Menschen höre und es wird mir auf meine Frage gesagt, daß niemand da sei, so muß ich wohl argwöhnisch werden. Ich muß glauben, daß ein Mensch sich in Gefahr befinde, und um ihn zu retten, bin ich hier eingetreten, obgleich deine Frau es mir nicht erlauben wollte.«

»Weil du sein Todfeind bist!«

»Auch das ist erlogen. Wir haben ihn geschont, obgleich er uns nach dem Leben trachtete. Ich habe ganz und gar nicht die Absicht, ihm Böses zu erweisen. Ich bin sogar erbötig, ihm beizustehen, wenn es noch möglich ist. Schafft ihn in die Stube! Dort ist es leichter, ihn zu pflegen. Ich werde seine Wunde untersuchen. Kann ihm noch geholfen werden, so soll es mich freuen. Ich raube keinem Menschen das Leben, wenn es nicht in Verteidigung meines eigenen Lebens geschehen muß.«

»Du wirst ihn ehrlich untersuchen und ihm keine Medizin geben, die ihn vollends umbringt?«

»Er empfängt gar keine Medizin. Nur kunstgerecht verbunden soll er werden. Also tragt ihn sofort hinein. Ich warte hier auf dich, denn ich habe dann wegen des Pferdes mit dir zu sprechen.«

Erst jetzt, als er von den Spänen mehr beleuchtet wurde, sah ich, daß er ein Päckchen in der Hand hatte. Ich erkannte es sogleich und machte Halef auf dasselbe aufmerksam, indem ich ihm einen heimlichen Wink gab.

Der Konakdschi, der Kohlenhändler und dessen Frau hoben den Mübarek vom Boden auf und trugen ihn an uns vorüber. Der Verwundete war ohne Besinnung, schien aber die ihm verursachten Schmerzen zu fühlen, denn er schrie jämmerlich.

»Herr,« sagte Halef zu mir, »wie nun, wenn der Mübarek sich nicht allein hier befindet!«

»Ich bin überzeugt, daß die Andern wirklich fort sind, werde aber trotzdem die Maßregeln so treffen, als ob sie sich hier versteckt hätten.«

»Und was hast du mit dem Kohlenhändler wegen des Pferdes zu besprechen?«

»Ich will es ihm abkaufen, wenigstens einen Teil des Kadavers.«

»Bist du des Teufels? Meinst du, daß wir von diesem Fleische essen sollen?«

»Nein, wir nicht, sondern ein Anderer.«

»Wer?«

»Ein Gast von uns. Du wirst ihn hoffentlich noch heute kennen lernen.«

Halef schwieg.

»Jetzt leuchtet einmal her und schaut euch den Kadaver des Pferdes an,« sagte ich zu den Gefährten. »Da werdet ihr sehen können, welche Kraft ein Bär in seinen Zähnen und Tatzen hat.«

Das gewaltige Raubtier hatte dem Pferd die Hirnschale aufgebrochen. Die Schädelhöhle, welche den größten Leckerbissen des Bären, das Gehirn, enthält, war so rein geleert, als sei sie mit einem Schwamm ausgewischt worden. Dann hatte er den Leib angeschnitten. Es fehlten die Eingeweide, welche er verzehrt hatte. Das Backenfleisch war seinem Gelüste zur Beute geworden, und zuletzt wohl hatte er sich die Brust genommen. Dann war er gesättigt gewesen.

Das Pferd – ein starkknochiges und wohlgenährtes Tier – hatte wohl Kräfte genug gehabt, eine schwere Last zu ziehen. Darum sagte Halef:

»Aber wie kann ein Bär ein solches Pferd bewältigen? Es vermag doch zu fliehen oder sich mit den Hufen zu wehren!«

»Das weiß der Bär so genau wie du und richtet seinen Angriff danach ein. Übrigens ist er ein alter Kerl, der gewiß ein gutes Quantum Erfahrung besitzt.«

»Aber denke dir, das Pferd ist ein so schnelles Tier, während der Bär ungelenk und täppisch sein soll.«

»Wer das denkt, der kennt ihn nicht. Ja, für gewöhnlich scheint es, als ob er die Behaglichkeit mehr liebe, als die Eile; aber ich sage dir, daß ich dabei war, als ein grauer Bär einen Reiter einholte, der sich alle Mühe gab, zu entkommen. Ist der Bär angeschossen, so entwickelt er eine Wut und eine Schnelligkeit, die ihn höchst gefährlich machen.«

»Nun, wie mag es da diesem Bären gelungen sein, sich des Pferdes zu bemächtigen?«

»Zunächst hat er die Klugheit gehabt, sich gegen den Wind anzuschleichen, um nicht durch die Nüstern bemerkt zu werden. In der Nähe seiner Beute angekommen, hat er einige weite schnelle Sprünge gemacht und dann das Pferd von vorn angenommen. Du siehst es an den Wunden, die es trägt, daß er es vorn niedergerungen hat. Schau die zerrissenen Vorderbeine und die beiden Risse rechts und links im Hals. Er hat mit den Vordertatzen das Pferd am Hals gepackt und ihm die Hinterpranken an die Vorderbeine gestemmt. Bei seiner Bärenkraft, welche ja auch sprichwörtlich ist, bedurfte es nur eines Ruckes, um es vorn niederzubringen. Dann hat er ihm einen Wirbel des Genickes zerknirscht. Das siehst du an den deutlichen Wunden. Wünschst du auch jetzt noch, von ihm umarmt zu werden?«

»O Beschützer! O Bewahrer! Das fällt mir nicht ein. Den Brustkasten könnte ich ihm nicht eindrücken, wie ich vorhin sagte. Aber fürchten würde ich mich doch nicht vor ihm, wenn es zum Kampf zwischen ihm und mir käme. Nur müßte ich meine Flinte bei mir haben. Das ist doch das Sicherste?«

»Ja, doch gibt es Jäger, welche dem Bär bloß mit dem Messer zu Leibe gehen.«

»Ist das möglich?«

»Gewiß. Nur gehört ruhiges Blut, Körperkraft und ein sicherer Stoß dazu. Trifft das Messer das Herz nicht, so ist es gewöhnlich um den Mann geschehen. Bedient man sich der Büchse, so kann man ihn auf verschiedene Weise erlegen. Nie aber schieße ich auf weite Distanz. Am sichersten ist es, man

geht dem Burschen mit dem angelegten Gewehr entgegen. Er richtet sich auf, um den Schützen zu empfangen. Auf zehn Schritte gibt man ihm den tödlichen Schuß grad ins Herz. Da er gewöhnlich den Rachen weit aufreißt, kann man auch da eine tödliche Stelle treffen, indem man ihm die Kugel durch den oberen Teil des Rachens ins Gehirn jagt. Doch selbst dann, wenn er stürzt und ohne Bewegung liegt, ist noch Vorsicht geboten. Bevor man sich bei einem getroffenen Bären häuslich niederläßt, muß man sich ganz genau überzeugen, daß er auch wirklich getötet worden ist.«

Ich gab diese oberflächliche Belehrung nicht ohne Absicht, denn ich hoffte, den Bären noch am Abend kennen zu lernen.

Jetzt kehrten die beiden Männer zurück. Die Frau war bei dem Kranken geblieben. Der Kohlenhändler fragte:

»Was wolltest du wegen des Pferdes mit mir sprechen?«

»Ich wollte wissen, ob du das ganze Fleisch desselben für dich verwenden willst.«

»Ja. Ich will es aufheben.«

»So nimm das beste. Die geringeren Stücke kaufe ich dir ab.«

»Du? – Wozu?«

»Für den Bären.«

»O! Der hat schon genug erhalten. Willst du ihn noch dafür beschenken, daß er mich um mein Pferd gebracht hat?«

»Nein; ein Geschenk soll es freilich nicht sein. Weißt du vielleicht, ob das Raubtier sich schon seit längerer Zeit in dieser Gegend befindet?«

»Ich habe noch keine Spur von ihm gesehen. Die Nachbarn wohnen hier weit auseinander, aber wenn er schon einen ähnlichen Raub ausgeführt hätte, so wäre es mir sicher zu Ohren gekommen, da ich als Handelsmann die Ortschaften fleißig besuche.«

»So ist er also hier fremd und kennt noch nicht die Gelegenheiten, auf leichte Weise seinen Appetit zu stillen. Darum denke ich, daß er heute abend wieder kommen wird, um den Rest des Pferdes an sich zu nehmen. Liegt die Stelle, an welcher er dasselbe tötete, weit von hier?«

»Gar nicht weit. Ich hörte von meiner Frau, daß sie grad dort gestanden sei, als ihr ankamt. Das Pferd hat zwischen dem Felsgeröll an der Spitze der Waldzunge gelegen.«

»So beabsichtige ich, einen Teil des Fleisches dorthin zurückzuschaffen, um den Bären an dem Ort seiner Mordtat zu erwarten.«

»Herr, was fällt dir ein!«

»Doch nichts Ungewöhnliches?«

»Sage das um Gottes willen nicht! Du willst ein solch riesiges Tier am dunklen Abend erwarten? So etwas hat man noch nie gehört. Wenn einmal der höchst seltene Fall eintritt, daß sich ein Bär in diese Gegend verirrt, so treten alle mutigen Männer der Gegend zusammen und bringen auch ihre Hunde mit, oder es wird nach Militär geschickt. Dann gibt es eine Schlacht, in welcher viele Hunde und wohl auch mehrere Menschen umkommen, während der Bär als Sieger den Kampfplatz verläßt, bis er endlich in einer zweiten, dritten oder vierten Schlacht überwunden wird.«

»Da tut man dem Tier doch gar zu große Ehre an. Ein einzelner Mann, der eine gute Büchse hat, genügt vollständig.«

»Herr, willst du etwa ganz allein hinaus zu ihm?«

»Willst du etwa mich begleiten?«

»Um alle Schätze der Erde nicht!« schrie er, alle zehn Finger steif von sich streckend.

»Nun, ich werde nicht allein gehen, sondern einen meiner Begleiter mitnehmen.«

»Mich natürlich, mich!« rief Halef, dessen Augen funkelten.

»Ja, du, Hadschi. Du sollst dabei sein, um Hanneh, der herrlichsten der Beglückerten, davon erzählen zu können.«

»Hamdullillah! Preis und Dank sei Allah! Ich werde Hanneh den Schinken des Bären bringen und ihr lehren, ihn zu pökeln und zu räuchern, wie – wie – hm, o Glück, o Seligkeit!«

Beinahe hätte er in seinem Entzücken das Geheimnis seiner Übertretung des Kurans verraten. Sein Gesicht strahlte vor Wonne. Osko und Omar aber blickten unzufrieden drein.

»Effendi,« meinte Osko, »denkst du etwa, daß wir uns vor dem Bären fürchten würden?«

»Nein, denn ich kenne eure Tapferkeit.«

»So bitten wir dich, auch uns mitzunehmen.«

»Das geht nicht. Zu viele dürfen wir nicht sein. Wir würden das Tier vertreiben, denn der Bär ist schlau, obgleich man oft das Gegenteil von ihm sagt. Übrigens vertraue ich euch einen sehr wichtigen Posten an, und es ist sehr leicht möglich, daß auch ihr euren Mut beweisen könnt, da der Bär auf den Gedanken kommen kann, auch euch einen Besuch abzustatten.«

»Wieso?«

»Ihr sollt unsere Pferde bewachen, welche wir hier einriegeln. Wir dürfen sie heute nicht im Freien lassen, da es das Raubtier nach frischem Pferdefleisch gelüsten könnte. Jetzt streicht nämlich die Luft von hier nach der Stelle hinüber, wo wir auf ihn warten werden. Seine Nase ist fein genug, um zu riechen, daß sich hier Pferde befinden. Er ist im stande, das tote Fleisch liegen zu lassen, um zu versuchen, ob hier lebendiges zu bekommen sei. Also müssen wir, Halef und ich, uns immerhin darauf gefaßt machen, daß er sich vor uns gar nicht sehen läßt und sich vielmehr hier nach dem Schuppen wendet. In diesem Fall würden uns eure Schüsse wissen lassen, woran wir sind.«

»Ich danke dir, Effendi. Ich sehe, daß du doch Vertrauen zu uns hast. Wir werden treu auf unserm Posten stehen. Er mag nur kommen; unsere Kugeln werden ihn begrüßen.«

»Aber nicht so, wie ihr vielleicht denkt. Ihr werdet euch hier im Innern bei den Pferden befinden und ihn nicht etwa draußen erwarten. Dazu habt ihr die nötige Erfahrung nicht, und es hieße euer Leben tollkühn auf das Spiel setzen.«

»Sollen wir uns gegen ein solches Tier hinter Brettern verschanzen?«

»Ja, denn auch wir werden uns hinter die Felsen verstecken. Eure Flinten sind nicht zuverlässig genug, und selbst wenn ihr den Bären träfft, wäre es nur Zufall, wenn eine Kugel ihm in das Leben dränge. Fände er euch draußen, so müßte wenigstens einer von euch das Leben lassen; davon bin ich überzeugt.«

»Aber was können wir gegen ihn tun, wenn er draußen steht, und wir sind hier, ohne ihn sehen zu können?«

»Ihr werdet ihn desto deutlicher hören. Dieser Schuppen ist nur sehr leicht gebaut, und ihr habt keine Ahnung, welchen Scharfsinn der Bär in dieser Beziehung zu entwickeln vermag. Er weiß ganz genau, was eine Türe ist; er versucht, sie einzudrücken oder mit seinen mächtigen Tatzen aufzureißen. Gelingt das nicht, so streicht er um das ganze Gebäude und untersucht jedes einzelne Brett, ob er es loszusprengen vermag. Hat er erst eine kleine Öffnung, dann ist es ihm bei seiner ungeheuren Körperkraft leicht, sich mit Gewalt durchzubrechen. Da ist nun eure Aufgabe klar. Wenn er wirklich zu dem Schuppen kommen sollte, so hört ihr an seinem Kratzen, wo er sich draußen befindet, und gebt ihm durch die dünnen Bretter eine Kugel. Wir draußen hören die Schüsse, und das Übrige ist dann unsere Sache.«

»So kann es also doch nicht zu einem wirklichen Kampf zwischen uns und ihm kommen!«

»Sehr leicht sogar. Aus einer leichten Verwundung macht sich der Bär sehr wenig; aber seine Wut verdoppelt sich. Er ist im stande, trotz eurer Schüsse die dünnen Bretter loszureißen oder durchzudrücken. Dann seid ihr die Überfallenen und habt euch eurer Haut zu wehren. Zum Schießen gibt es da keine Zeit, weil nicht geladen werden kann. Kolbenschläge auf die Nase, aber nicht etwa auf den harten Schädel, weil an demselben der Kolben zersplittern würde, und Messerstiche in das Herz, das ist dann das Einzige, womit ihr euch halten könnt, bis Halef und ich herbeikommen. Übrigens sind wir noch gar nicht so weit. Ich werde euch später noch nähere Weisungen geben.«

»Aber,« sagte Halef, »es ist jetzt bereits dunkel, und unsere Pferde sind im Freien. Wenn er jetzt käme und deinen Rih tötete?«

»Jetzt kommt er noch nicht, und Rih ist kein Köhlerpferd. Ich glaube sogar, ich könnte es dem Rappen überlassen, ganz allein mit dem Bären fertig zu werden. Ein solches Rassetier verhält sich ganz anders als ein gewöhnlicher Gaul. Wir

können unsere Tiere getrost noch weiden lassen. Kommt der Bär wirklich, so kommt er frühestens zwei Stunden vor Mitternacht. Um aber nichts zu versäumen, werden wir draußen ein Feuer anzünden, an welchem wir uns niederlassen. Da haben wir die Pferde vor Augen und können ihnen mit unseren Gewehren sofort zu Hilfe kommen. Übrigens wird das Feuer weithin leuchten und den Bären abhalten, auch bei der Lockweise seinen Besuch zu früh zu machen. Jetzt handelt es sich um das Pferdefleisch.«

Der Kohlenhändler ging sehr gern auf meine Absicht ein. Für ihn war die Hauptsache, daß das Raubtier getötet werde. Er löste diejenigen Teile des Pferdes, auf welche er es abgesehen hatte, von den Knochen. Dann blieb noch immer genug für den Bären übrig. Für diesen Rest verlangte er dreißig Piaster, also nicht ganz sechs Mark, welche ich ihm gern zahlte.

Draußen an der Giebelmauer des Hauses lag eine ansehnliche Menge von Brennholz aufgeschichtet. Ich kaufte es dem Wirt für zehn Piaster ab und ließ unweit der Haustüre, welche nach der Waldzunge hin lag, ein großes Feuer anmachen, das bis zu unserem Aufbruch zur Jagd unterhalten werden sollte. Es leuchtete weit genug, so daß wir unsere in der Nähe des Hauses weidenden Pferde sehen und bewachen konnten. Osko blieb da zurück, während wir Andern uns nun zunächst nach der Wohnstube begaben. Ich wollte den Mübarek sehen.

Wir hatten, während wir draußen beschäftigt waren, sein ununterbrochenes Klagen gehört. Er bot einen schrecklichen Anblick. Seine verzerrten Züge, seine blutunterlaufenen Augen, der Gischts, welcher ihm vor dem Mund stand, die Flüche und Verwünschungen, welche er ausstieß, und der von ihm ausströmende üble Geruch wirkten so abstoßend, daß es mir große Überwindung kostete, vor ihm niederzuknien, um seine Wunde zu untersuchen.

Der Verband war ihm nur sehr nachlässig und von ungeschickten Händen wieder angelegt worden. Als ich denselben entfernen wollte und infolgedessen seinen Arm berührte, brüllte er vor Schmerzen wie ein wildes Tier und bäumte sich gegen mich auf. Er hielt mich für den Scheitan, welcher ihn

zerreißen wolle, wehrte mich mit dem unverletzten Arm von sich ab und bat mich um Gnade und um die Erlaubnis, zur Erde zurückkehren zu können. Er versprach mir als Lösegeld Tausende von Menschen, welche er ermorden wolle, um mir ihre Seelen zur Hölle zu senden.

Das Fieber gab ihm solche augenblickliche Kraft, daß ich Gewalt anwenden mußte. Es gehörten drei Personen dazu, um ihn zu halten, damit ich ihm die Lappen von den Wunden wickeln konnte. Da sah ich denn sofort, daß Rettung gar nicht möglich sei. Selbst eine Amputation des verletzten Gliedes wäre hier zu spät gekommen. Ich legte auch seine Schulter bloß, indem ich den Kaftan aufschnitt. Der Brand, die zersetzende Fäulnis, war bereits eingetreten, und die ekelhafte Jauche verbreitete einen Verwesungsgeruch, welcher entsetzlich war.

Hier konnte man nichts tun, als ihm Wasser geben, nach welchem er schrie. Das überließen wir der Frau. Es war wie ein Wunder, daß dieser Mensch den Ritt bis hierher hatte aushalten können. Wir standen schauernd bei ihm und gedachten nicht mehr seiner Feindseligkeit, sondern nur des grausigen Endes, welches er sich selbst bereitet hatte. Der Konakdschi sagte:

»Herr, wäre es nicht besser, wir töteten ihn? Es wäre die größte Wohltat, welche wir ihm erweisen könnten.«

»Das meine ich auch,« antwortete ich; »aber wir haben kein Recht dazu. Noch hat er kein Wort der Reue gesprochen; er will vielmehr den Teufel durch die Verheißung grausiger Mordtaten bestechen. Daraus können wir entnehmen, welche schwarze Seele in diesem lebendig verwesenden Körper wohnt. Vielleicht gibt ihm Gott noch einmal das Bewußtsein zurück und damit die letzte Gelegenheit, seine Sünden zu bekennen. Übrigens sind seine Qualen nicht unverdient, und – was ihr nicht übersehen dürft – er liegt vor euch als abschreckendes, warnendes Beispiel, dessen deutliche und ergreifende Sprache zwar an uns alle, ganz besonders aber an euch gerichtet ist, an dich, Konakdschi, an Junak und auch an Guszka, dessen Frau.«

»An uns?« fragte der Erstgenannte verlegen. »Weshalb denn?«

»Ich will euch nur sagen: Wer auf den Pfaden dieses Mannes wandelt, der läuft Gefahr, zu demselben schrecklichen Ende zu gelangen. Ich habe noch niemals einen Gottlosen glücklich gesehen.«

»So meinst du, dieser fromme Mann sei gottlos gewesen?«

»Ja, und du weißt sehr gut, daß ich recht habe.«

»Aber er hat stets für heilig gegolten. Warum hat Allah ihn nicht eher gestraft?«

»Weil Allah gnädig und langmütig ist und selbst dem härtesten Sünder Zeit zur Umkehr und Besserung gibt. Aber Allah sieht nur eine Weile zu, und wird die Zeit der Barmherzigkeit nicht benützt, so bricht sein Strafgericht um so schrecklicher herein. In dem Lande meiner Heimat gibt es ein Sprichwort, welches lautet:

Allah dejirmenler jawasch öjütirler,
Lakin korkurlu jufka öjütirler.
{Gottes Mühlen mahlen langsam,
Mahlen aber schrecklich klein.}

Dieses Wort gilt auch für euch. Es trägt für den Sünder eine furchtbare Wahrheit in sich. Ich wünsche, daß ihr dieselbe erkennt und nach ihr handelt. Tut ihr das nicht, so werdet ihr ebenso wie der Mübarek dem Strafgericht verfallen.«

»Herr, mir gelten deine Worte nicht,« lachte der Konakdschi.

»Ich bin dein Freund und habe mit dem Alten nichts zu schaffen. Allah kennt meine Gerechtigkeit und weiß, daß ich keine Strafe verdiene. Und auch dieser Mann, der Kohlenhändler, und seine Frau sind ehrliche Leute. Du hast uns eine Rede gehalten, die wir nicht auf uns zu beziehen brauchen. Jeder Mensch sollte sich um seine eigenen Fehler kümmern.«

Da er sich seiner bösen Absichten gegen uns sehr wohl bewußt war, so konnten diese Worte nur als eine Frechheit bezeichnet werden. Halef griff auch nach der Stelle seines Gür-

tels, an welcher sich die Peitsche befand. Ich gab ihm aber einen abwehrenden Wink und antwortete dem Konakdschi:

»Du hast recht, denn wir alle sind Sünder, und ein jeder Mensch hat seine Fehler. Dennoch ist es Pflicht, den Nächsten zu warnen, wenn er sich in eine Gefahr begibt, in welcher er leicht umkommen kann. Und es gibt keine größere Gefahr als diejenige, mit der Langmut und Barmherzigkeit Allahs sein Spiel zu treiben. Ich habe diese meine Pflicht getan, und es ist nun eure Sache, meiner Warnung Gehör zu schenken oder nicht. Wir sind hier fertig und wollen nun das Fleisch nach der Stelle tragen, an welcher das Pferd überfallen ward.«

Wir begaben uns in den Schuppen. Das Gerippe des Pferdes hielt noch zusammen, und wir konnten es gleich im ganzen tragen. Halef und der Kohlenmann faßten vorn an, ich trug hinten, und dann marschierten wir ab. In der Nähe des Platzes angekommen, gebot ich, die Last niederzulegen. An dem schweren Geripp hing wohl noch ein voller Zentner Fleisch. Das Fell hatte der Wirt schon abgezogen.

Ich gebot, unsere Sohlen recht fest an dem Fleische hin und her zu reiben, damit der Bär nicht unsere frischen Spuren wittere. Der Fleischgeruch mußte seine Nase irreführen. Dann ging es weiter.

Als wir die Stelle erreichten, sah ich, daß sie außerordentlich gut für unsern Zweck geeignet war. Ich erkannte trotz des abendlichen Dunkels die Einzelheiten der Örtlichkeit, da ich sie in einem Halbkreise so umschritt, daß sie zwischen mir und dem heillosen Feuer lag und sich also alle Umrisse gegen dasselbe abzeichneten.

Die sehr scharf vortretende Zunge des Waldes endete in einer schroff felsigen Spitze, von welcher schwere, quaderartige Massen abgestürzt waren. Diese lagen zerstreut unten umher. Zwischen ihnen war das tote Pferd aufgefunden worden. Wir hatten es genau an demselben Punkt wieder hingelegt, und wenn wir uns im richtigen Wind hinter eins der Felsstücke legten, so konnte uns das Raubtier, falls es wirklich kam, gar nicht entgehen.

Dem Kohlenhändler war es an diesem Ort nicht geheuer, und er ging alsbald davon. Wir folgten ihm langsam nach.

»Der Kerl will nicht gefressen werden,« lachte Halef. »Jetzt im Dunkeln könnte ihm das vielleicht passieren, aber ich wette, wenn der Bär ihn am Tage sähe, so würde er den Kopf schütteln und sagen: du bist mir zu schmutzig! Sihdi, du winktest mir nach dem Päckchen, welches er in der Hand hatte?«

»Ja. Weißt du, was es enthielt?«

»Natürlich! Ich erkannte sogleich den Lappen, welchen die Besitzerin des Fischtranes um das Geräucherte gewickelt hatte. Ich hatte ihn samt der Wurst weggeworfen. Sollte er auch die Wurst gefunden haben?«

»Höchst wahrscheinlich, denn das, was der Lappen enthielt, hatte ganz die Form einer Wurst.«

»So mag er sie essen und die Fortsetzung meiner Qual empfinden! Ich wollte, ich könnte ihm dabei zusehen; es sollte mir eine Augenweide sein.«

»Dieses Vergnügen wirst du vielleicht haben. Weil er diesen Fund gemacht hat, so schließe ich daraus, daß er sich dort befand, wo du die Wurst weggeworfen hast. Was hatte er dort zu suchen? Sein Weib sagte, er sei fortgegangen, um die Fährte des Bären zu entdecken; das ist aber nicht wahr. Er hat erfahren, daß wir kommen werden, und seine Ungeduld trieb ihn, uns entgegenzugehen. Er muß also an unserm Eintreffen ein Interesse haben, zumal er denken mußte, daß wir während seiner Abwesenheit den Mübarek, welchen wir doch nicht sehen sollten, viel leichter entdecken könnten, als wenn er persönlich anwesend wäre. Das läßt mich vermuten, daß ihm von der Beute, welche die Schurken bei unserer Ermordung machen wollen, ein Teil zugesichert ist.«

»Da soll er sich den Mund abwischen, ohne gegessen und getrunken zu haben. Ich sage dir, Sihdi, daß wir viel zu glimpflich mit diesen Leuten verfahren. Erschießen sollten wir sie; die Menschheit würde uns Dank dafür wissen.«

»Du weißt, wie ich darüber denke. Ich habe ja auch geschossen. Der Mübarek wird an meinen beiden Kugeln sterben. Aus dem Hinterhalt töte ich sie nicht. Das wäre Mord. Aber wenn

sie uns so angreifen, daß unser Leben bedroht ist, dann verteidigen wir uns mit allen Mitteln.«

Wir kamen bei dem Feuer an, um welches sich mittlerweile die Andern gelagert hatten. Der Konakdschi hatte zwei Gabeläste in die Erde gesteckt und war nun damit beschäftigt, ein großes Stück Pferdefleisch an einen dritten Ast zu schieben, welcher die Stelle des Bratspießes vertreten sollte. Wenn er glaubte, bei diesem Braten uns als Gäste zu bekommen, so mußte er verzichten. Glücklicherweise hatten wir noch einen kleinen Speisevorrat bei uns, welcher für diesen Abend leidlich ausreichte.

Als der Kohlenhändler uns essen sah, bekam er solchen Appetit, daß er das Garwerden des Pferdebratens nicht erwarten konnte. Er ging in das Haus und brachte seine Frau und – das ominöse Päckchen herbei. Beide setzten sich nebeneinander an das Feuer. Er wickelte den Lappen auf, und richtig, die Wurst war darin mit Ausnahme der Düte. Er teilte die Wurst, aber sehr ungleich; seine Frau bekam den kleinen und er nahm den großen Teil. Von dem Konakdschi befragt, woher er die Wurst habe, erklärte er, sie von einer seiner Handelsfuhrer mitgebracht zu haben. Er durfte sie essen, weil er kein Mohammedaner war. Und die beiden aßen denn auch mit größtem Behagen. Halef sah ihnen aufmerksam zu. Er hätte gern eine Bemerkung gemacht, aber er durfte ja nichts sagen.

Aus dem Hause erschallte das immerwährende Ächzen und Wimmern des Mübarek, untermischt mit einzelnen schrillen Angstschreien. Es klang, als ob ein Mensch auf der Folter läge. Seine Verbündeten machten sich nichts daraus. Ich forderte das Weib auf, wieder einmal nach ihm zu sehen und ihm Wasser zu geben; aber eben war der Braten fertig geworden, und so weigerte sie sich, meinem Wunsch nachzukommen. Darum stand ich selbst auf, um es zu tun.

Grad als ich mich erhob, ließ der Kranke ein so entsetzliches Gebrüll hören, daß es mich eiskalt überlief. Ich wollte zu ihm hineineilen, aber da erschien er auch bereits unter der Türe und schrie:

»Hilfe! Hilfe! Es brennt! Ich stehe in Flammen!«

Er stürzte auf uns zu. Die Aufregung des Fiebers spottete der Schwachheit seiner Kräfte. Schon nach einigen Schritten blieb er stehen, stierte das Feuer an und brüllte entsetzt:

»Auch hier Flammen! Überall Flammen, hier, da, dort! Und in mir brennt's auch, brennt's, brennt's! Hilfe! Hilfe!«

Er warf den unverletzten Arm in die Luft und fiel dann schwer zu Boden, wo er leise, aber herzbrechend fortwimmerte.

Wir hoben ihn auf, um ihn wieder in die Stube zu tragen, hatten aber Mühe, ihn fassen zu können, denn er hielt uns für böse Geister und wehrte sich verzweifelt gegen uns. Als wir ihn drinnen auf das Lager legten, war er matt geworden und schloß die Augen.

Aber bald begann er von neuem, und zwar so, daß es kaum auszuhalten war. Erst nach langer Zeit wurde es still, und ich ging hinein, um nach ihm zu sehen. Er lag im Finstern; darum brannte ich einen Span an und leuchtete ihm in das Gesicht.

Seine Augen waren groß auf mich gerichtet. Er hatte die Besinnung wieder erhalten und erkannte mich.

»Hund!« zischte er mich an. »Bist du also doch gekommen? Allah verfluche dich!«

»Mübarek,« sagte ich ernst, »denke an deinen Zustand. Bevor die Sonne sich erhebt, stehst du vor dem ewigen Richter. Kannst du deine Sünden zählen? Gehe in dich, und bitte Allah um Gnade und Barmherzigkeit!«

»Teufel! Du bist mein Mörder. Aber ich will nicht sterben; ich will nicht! Dich, dich, dich will ich sterben sehen!«

Ich kniete ganz nahe bei ihm, mit dem Wassertopf in der Hand, aus welchem ich ihn hatte erquickten wollen. Er tat einen schnellen Griff und riß mir das Messer aus dem Gürtel. Ebenso schnell stieß er zu. Er hätte mich in die Brust getroffen, wenn ich den Stoß nicht mit dem tönernen Topf pariert hätte. Im nächsten Augenblick hatte ich ihm das Messer wieder entzissen.

»Mübarek, du bist wirklich ein entsetzlicher Mensch. Noch im letzten Augenblick willst du deine Seele mit einer Bluttat mehr belasten. Wie kannst du – –«

»Schweig!« unterbrach er mich brüllend. »Warum habe ich das Fieber! Warum bin ich so schwach, daß ich mir die Waffe wieder entringen lassen muß! Höre, was ich dir jetzt sagen werde!«

Er richtete sich langsam empor. Seine Augen funkelten wie die eines Panthers. Ich trat unwillkürlich zurück.

»Fürchtest du dich vor mir?« hohnlachte er. »O, es ist auch fürchterlich, mich zum Feind zu haben! – – Allah, Allah, da brennt es schon wieder! Ich sehe das Feuer kommen. Es naht, es naht; es brennt – brennt!«

Er sank nieder und heulte weiter. Sein Bewußtsein schwand, und das Fieber überwältigte ihn abermals. Der Geruch in der Stube war unerträglich. Ich atmete tief auf, als ich mich wieder draußen in der frischen Luft befand, aber nicht allein dieses Geruches wegen.

Wer einen Menschen in dieser Weise hat sterben sehen, der kann das nie vergessen. Noch heute überläuft mich ein Grauen, wenn ich an jenen Abend denke. Was ist der Mensch, der es wagt, sich gegen Gottes Gesetze aufzubäumen? – –

Meine Uhr zeigte jetzt genau die zehnte Stunde. Da der Türke die Stunden von dem Augenblick des Sonnenunterganges zählt, welcher an diesem Tage auf halb acht fiel, so war es nach dortiger Zeitrechnung halb drei Uhr. Wir tränkten die Pferde im Bache und führten sie dann in den Schuppen.

»Herr, wo sollen denn wir bleiben, ich, mein Weib und der Konakdschi?« fragte der Wirt.

»Geht zu den Pferden hinein,« antwortete ich.

»Nein, nein! Du hast doch selbst gesagt, daß der Bär möglicherweise den Schuppen aufsuchen kann. Wir werden uns in die Stube begeben; aber wenn der Bär kommt, so flüchten wir uns unter das Dach und ziehen die Leiter empor. Den Mübarek mag er immer fressen.«

Was der Mann Leiter nannte, war ein Balken, in welchen man Kerben eingeschnitten hatte. Derselbe lehnte in der Stube, über welcher sich eine Lage von losen Stangen befand, von denen die Decke gebildet wurde.

Wir löschten das Feuer aus, und nun hatten die Drei nichts

Eiligeres zu tun, als sich in die Stube zu flüchten. Osko und Omar begaben sich in den Schuppen zu den Pferden, nachdem ich ihnen erklärt hatte, wie sie sich verhalten sollten.

Dann brach ich mit Halef auf. Dieser hatte sich vorher sorgfältig überzeugt, daß ihm sein Gewehr nicht versagen werde. Ich nahm nur die Büchse mit; der Stutzen konnte mir einem solchen Bären gegenüber nichts nützen.

»Jetzt sollte der Kerl schon dort sein, wenn wir kommen,« meinte Halef. »Es ist so finster, daß wir ihn erst sehen würden, wenn wir vor ihm ständen.«

»Eben darum dürfen wir jetzt nicht in gerader Linie gehen. Die Luft streicht von hier hinüber, und er müßte uns unbedingt riechen. Wir machen einen Umweg, indem wir einen Bogen schlagen, so daß wir dann so ziemlich aus der entgegengesetzten Richtung kommen.«

Das taten wir. Als wir uns nachher der betreffenden Stelle näherten, geschah das mit der größten Vorsicht, weil der Bär sich nicht nur bereits dort befinden, sondern auch grad von derselben Seite kommen konnte, aus welcher wir uns heranschlichen.

Wir hielten die Gewehre schußbereit und blieben zuweilen stehen, um zu horchen. Wenn er sich bereits bei dem Pferdegeripp befand, so mußte sein Schmatzen und das Krachen der Knochen zu hören sein. Aber es war kein anderer Laut zu vernehmen, als das leise Rauschen der Winde in den Kronen der Bäume.

Endlich waren wir so nahe, daß wir, um eine Ecke blickend, den Kadaver sehen konnten. Es war kein Bär dabei. Nun kletterten wir auf ein großes Felsenstück in der Nähe. Es hatte doppelte Manneshöhe und gewährte uns Schutz gegen einen direkten Angriff des Raubtieres. Der Stein war dicht mit Moos bewachsen und bot eine ganz behagliche Unterlage. Wir legten uns nebeneinander hin und warteten nun – nicht der Dinge, sondern des Dinges, welches da kommen sollte.

»Sihdi,« flüsterte Halef mir zu, »wäre es denn nicht besser, wir hätten uns getrennt?«

»Freilich; wir könnten da den Bären von zwei Seiten nehmen.«

»So wollen wir es doch tun!«

»Nein, denn du unterschätzt die Gefahr, und das ist stets ein Fehler. Dein Selbstvertrauen kann dich leicht verleiten, eine Unvorsichtigkeit zu begehen. Vor allen Dingen verlange ich, daß du nur dann schießest, wenn ich es dir erlaube.«

»So willst du vor mir schießen?«

»Ja, weil meine Kugel das Fell sicher durchdringt, während dies bei der deinigen sehr zweifelhaft ist.«

»Das tut mir sehr leid, Sihdi, denn ich wollte es sein, der ihn erlegt. Welch ein Ruhm kann es für mich sein, wenn ich meiner Hanneh, der herrlichsten der Frauen, erzähle, daß du das Tier getötet hast? Ich will ihr sagen können, daß er durch meine Kugel fiel.«

»Das wirst du vielleicht können, denn es steht zu erwarten, daß eine einzige Kugel nicht genügt. Dringt sie dem Bären nicht sofort ins Leben, so kommt er sicher hierher, um uns anzugreifen. Dann lassen wir ihn ganze nahe heran, und wenn er sich an dem Stein aufrichtet, um ihn zu erklettern, kannst du ihm mit aller Gemütlichkeit deine Kugel in den Rachen oder gar in das Auge geben.«

»Das sagst du nur, um mich zu trösten. Ich weiß aber, daß du ihn schon mit dem ersten Schuß erlegen wirst. Wann hätte ich dich einmal einen Fehlschuß tun sehen!«

»Ja, fehlen werde ich nicht, aber ich zweifle sehr, daß ich die richtige Stelle treffe. Wir haben von hier aus ein schlechtes Zielen.«

»Das denke ich nicht. Das Pferd liegt ja kaum fünfzehn Schritte von uns!«

»Dennoch können wir die Umrisse des Bären nicht deutlich erkennen, weil wir von oben herab gegen den dunkeln Boden blicken. Lügen wir unten am Boden, so würde sich sein Körper besser von der Erde abzeichnen. Wäre ich allein, so läge ich ganz gewiß unten im Gras.«

»So hast du meinetwegen dich hier herauf gemacht?«

»Ja, zu deiner Sicherheit.«

»Oho! Wenn es sein muß, nehme ich diesen Bären beim Schwanz und zwingen ihn, rückwärts mit mir spazieren zu gehen.«

»Eben diese Dreistigkeit ist es, welche mich beunruhigt. Es könnte leicht kommen, daß der Bär allerdings einen Spaziergang unternimmt, aber mit dem Hadschi Halef Omar im Rachen. Also, schieße ja nicht vor mir! Und nun wollen wir schweigen! Wenn wir sprechen, können wir seine Annäherung nicht bemerken.«

»Von weitem wirst du ihn überhaupt nicht bemerken können,« meinte Halef. »Raubtiere pflegen leise zu gehen. Ich weiß nicht, ob der Bär die Gewohnheit des Löwen hat, welcher in seiner stolzen Furchtlosigkeit sein Nahen bereits aus weiter Ferne durch lautes Brüllen verkündet.«

»Was das betrifft, so hat der Bär nicht ein solch aufrichtiges Gemüt. Er verhält sich überaus schweigsam. Nur wenn er sich einmal bei ungeheurer Laune befindet, oder wenn ihn irgend etwas verdrießt, läßt er ein vergnügtes oder mürrisches Brummen hören.«

»So kann er gar nicht brüllen?«

»O doch, obgleich seine Stimmwerkzeuge nicht zur Hervorbringung der Töne eines Löwen eingerichtet sind. Wenn er sich in höchster Wut befindet, stößt er auch eine Art von Brüllen aus, welches um so schrecklicher klingt, als es ihm sonst nicht eigen ist. Übrigens ist grad der stille Grimm, mit welchem ein gereizter Bär sich zu rächen sucht, fürchterlicher, als die Wut anderer Raubtiere. Wollen hoffen, dies heute nicht zu erfahren.«

Von jetzt an wurde nicht mehr gesprochen. Wir horchten lautlos in die Nacht hinaus. Die Luft rauschte über den Wald dahin. Das klang wie das Rauschen eines entfernten Wasserfalles. Da dieses Geräusch in ganz gleicher Stärke und ununterbrochen währte, so war es sehr leicht, jeden anderen fremdartigen Laut von demselben zu unterscheiden.

Unsere Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Die Uhr, deren Zeiger ich mit der Fingerspitze befühlte, sagte mir, daß es bereits Mitternacht sei.

»Er kommt gar nicht,« flüsterte Halef. »Wir haben uns vergebens gefreut. Ich werde wohl niemals – –«

Er hielt inne, denn er hatte, wie ich, das Geräusch eines rollenden Steines gehört. Wir lauschten angestrengt.

»Sihdi, da fiel ein Stein herab,« flüsterte der Hadschi. »Aber der Bär ist es nicht, sonst müßten wir doch mehrere Steine fallen hören.«

»O nein. Das Fallen dieses einen Steins hat ihn vorsichtiger gemacht. Zwar kann es auch irgend ein anderes Tier sein, aber ich glaube doch, daß er es ist. Jedenfalls werde ich ihn riechen, bevor ich ihn sehe.«

»Ist das möglich?«

»Für den Geübten allerdings. Wilde Tiere haben einen eigenen, scharfen Geruch an sich. Beim Bären ist derselbe freilich lange nicht so stark, wie beim Löwen, Tiger und Panther, aber bemerken werde ich ihn doch. Horch!«

Es klang wie das Knacken eines Astes von rechts herüber. Das Tier kam den steilen Abhang der Waldzunge herab. Und jetzt roch ich ihn wirklich. Wer Raubtiere nur im Käfig gesehen hat, dem fiel wohl stets die häßliche Ausdünstung auf, welche sie verbreiten, besonders die großen katzenartigen. Wenn sich das Tier aber in der Freiheit befindet, so ist der Geruch viel, viel stärker. Scharf, stechend, wie der Geruch von Melissengeist oder Opodeldok, fährt er in die empfindliche Nase und ist schon von fern zu bemerken, wohlgemerkt, immer von einem geübten Geruchsorgan. Dieser ›wilde‹ Duft wehte mir jetzt entgegen.

»Riechst du ihn?« flüsterte ich Halef zu.

»Nein,« antwortete dieser, indem er sorgsam nach rechts und nach links schnüffelte.

»Er kommt – ich rieche ihn bereits.«

»So ist deine Nase seelenvoller als die meinige. Ah, nun soll er einen Gruß bekommen, über welchen er staunen wird.«

Halef knackte die Hähne seines Gewehres auf.

»Keine Voreiligkeit!« warnte ich. »Du sollst unbedingt erst nach mir schießen, verstanden! Wenn du nicht gehorchst,

wirst du mich ernstlich zornig machen. Du bist imstande, mir das Tier zu vertreiben.«

Er antwortete nicht, aber ich hörte seinen Atem vernehmbar gehen. Es war um die Ruhe des Hadschi geschehen – das Jagdfieber hatte ihn ergriffen.

Jetzt vernahmen wir ein leises Brummen, fast so, wie wenn ein Kater schnurrt, und gleich darauf bemerkten wir, daß ein großer, dunkler Gegenstand sich dem Pferdeas näherte.

»Ist er das, ist er das?« raunte mir Halef ins Ohr.

Sein Atem flog.

»Ja, er ist es.«

»So schieße! Schieße doch endlich!«

»Nur Geduld. Du scheinst ja zu zittern?«

»Ja, Herr, es hat mich ergriffen, so ganz eigenartig. Ich gestehe dir, daß ich zittere, aber nicht aus Angst.«

»Ich weiß das; ich kenne es.«

»So schieße doch endlich, schieße, auf daß auch ich dran komme!«

»Beherrsche dich, Kleiner! Ich schieße nicht eher, als bis er mir ein gutes Ziel bietet. Wir haben Zeit. Der Bär frißt nicht wie der Löwe. Er ist ein Leckermaul und verzehrt sein Mahl in möglichster Behaglichkeit. Er nimmt die Stücke vorweg, welche ihm am delikatesten erscheinen, und schiebt das weniger Schmackhafte zur Seite, um sich erst später darüber her zu machen. Dieser Kerl wird wahrscheinlich stundenlang bei der Tafel bleiben, um sich nicht etwa durch hastig verschluckte Bissen den Magen zu verderben. Dann trollt er links hinüber zum Wasser, um einen tüchtigen Trunk zu tun, und sich erst nachher zu Bett zu begeben.«

»Aber so stundenlang können wir doch nicht warten!«

»Das ist auch gar nicht meine Absicht. Ich will nur warten, bis er sich einmal aufrichtet. Er tut das während des Essens gern. Er richtet sich zwischen den einzelnen Gängen auf den Hinterpranken empor und putzt sich mit den Vordertatzen das Maul. Da werden wir ihn deutlicher erkennen, als jetzt. Vorher ist es ganz unmöglich, auf ihn zu schießen. Wir könnten gar keine größere Dummheit begehen, denn du kannst sei-

nen Körper durchaus nicht von demjenigen des Pferdes und von dem dunklen Erdboden unterscheiden.«

»O doch, o doch! Ich sehe ihn so deutlich, daß ich schießen werde.«

Er rutschte unruhig hin und her und legte nun gar sein Gewehr an die Wange.

»Weg mit der Flinte!« raunte ich ihm zornig zu. Er nahm das Gewehr ab, aber er war so erregt, daß er keinen Augenblick ruhig zu liegen vermochte, und er hätte unsere Anwesenheit gewiß dadurch verraten, wenn der Stein nicht dick mit Moos bewachsen gewesen wäre.

Dem Bären schien sein Mahl sehr gut zu munden. Er schlürfte und schmatzte, wie ein schlecht erzogenes Kind an seiner Suppenschüssel. Freilich sind es nicht immer Kinder, an denen man ein solches rücksichtsloses Betragen zu rügen hat. Man setze sich nur an die *table d'hôte* eines Gasthofes, so wird man genug solcher Bären schlürfen und schmatzen hören.

Petz war wirklich ein Feinschmecker. Er zerkrachte zur Abwechslung dann und wann eine Röhre, und wir hörten ihn ganz deutlich das Mark aus derselben ziehen.

Jetzt trat eine Pause ein. Er brummte behaglich – er schlug die Tatzen in das Fleisch, jedenfalls um sich durch das Tastgefühl von der verschiedenen Güte der einzelnen Stücke zu überzeugen. Dann richtete er sich empor.

Bevor er zum Festsitzen kam, ließ er sich einigemale wieder niederfallen. Der Indianer sagt, wenn der Bär sich während einer solchen Zwischenpause aufrichtet: »Er horcht in den Magen hinab.« Der Augenblick dieses Horchens ist der geeignetste zum Schuß. Ich legte an.

Nun war die Gestalt des Tieres leicht zu erkennen. Der Bär war, wie wir richtig vermutet hatten, ein riesiger Kerl. Wären seine Gesellschaftskreise so weit in der sozialen Bildung vorgeschritten, um dergleichen Vereine zu haben, so hätte er gestrost darauf rechnen können, die Ehrenmitgliedschaft irgend eines Athletikklub zu erlangen. Aber trotz der Deutlichkeit, mit welcher er sich uns jetzt präsentierte, legte ich die Büchse wieder ab.

»Allah, Allah! Schieß doch, schieß!« fuhr Halef mit fast lauter Stimme mich an.

»Leise, leise! Er hört dich sonst!«

»Aber warum schießest du nicht?«

»Siehst du denn nicht, daß er uns den Rücken zukehrt?«

»Was schadet das?«

»Der Schuß ist mir nicht sicher genug. Der Bär äugt nach dem Hause hinüber. Sollte er unsere Pferde wittern? Sehr leicht möglich. Er hat sich von dem Mahl da abgewendet. Das ist bedenklich. Wir müssen warten, bis er sich wieder herumdreht; dann – – – tausend Donner! Was fällt dir ein!«

Diesen Zornesruf stieß ich laut hervor. Der Hadschi hatte seine Ungeduld nicht mehr zu zügeln vermocht; er hatte so schnell, daß ich es nicht hindern konnte, angelegt und den Schuß abgegeben. Den zweiten schickte er sofort nach, aber nur unsinnigerweise, denn die soeben noch aufgerichtete Gestalt des Tieres war nicht mehr zu sehen.

Ohne auf den Ausbruch meines Zornes zu achten, sprang der Kleine auf, schwang das abgeschossene Gewehr in der Luft und schrie:

»Nusret, Safer, ölmisch dir, müteweffa dir – Sieg, Triumph, er ist tot, er ist hinüber!«

Ich langte empor, packte ihn beim Gürtel und riß ihn nieder.

»Willst du schweigen, Unglücksrabe! Du hast den Bär verscheucht.«

»Verscheucht?« rief er, indem er sich von meinem Griff zu befreien suchte. »Erlegt habe ich ihn, überwunden ist er. Ich sehe ihn ja liegen.«

Und sich gewaltsam von mir losreißend, sprang er wieder auf und schrie mit aller Macht seiner Stimme:

»Omar, Osko, hört die Wonne, hört die Seligkeit! Vernehmt den Ruf eures Freundes und achtet auf die Trompetentöne meiner Herrlichkeit! Ich habe den Bären erschossen, ich habe ihn versammelt zu seinen Vätern und Großonkeln, ich, Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abas Ibn Had – –«

Er konnte nicht weiter, denn ich war nun auch aufgesprun-

gen, packte ihn hinten beim Genick und drückte ihn nieder. Ich war wirklich sehr zornig und hatte infolgedessen so fest zugegriffen, daß er unter meiner Hand wie ein Gliedermännchen zusammenknickte.

»Wenn du noch einen Laut von dir gibst, bekommst du meine Faust, du Besitzer eines unglückseligen Schafgehirns!« drohte ich. »Bleibe hier oben, und lade schnell deine beiden Gewehrläufe wieder. Ich will sehen, ob die Beute noch für uns zu retten ist.«

Bei diesen Worten sprang ich, ohne auf meinen noch nicht ganz festen Fuß zu achten, von dem Stein herab. Da unten duckte ich mich schnell wieder, zog das Messer locker und legte die Büchse an. War der Bär noch da, so nahm er mich jedenfalls auf der Stelle an. Von oben herab klang der eiserne Ladestock des Hadschi, unten aber blieb alles ruhig. Es war nichts zu hören und nichts zu sehen. Nur so viel nahm ich wahr, daß der Bär sich nicht mehr bei dem Kadaver befand.

Dennoch war die größte Vorsicht geboten. Seinem Alter war die Schlauheit zuzutrauen, sich nicht direkt auf mich loszustürzen, sondern heimlich um den Stein herumzuschleichen. Das wäre gefährlich für mich gewesen, denn wenn er um die Ecke kam, so trafen wir so eng zusammen, daß er mich mit den Pranken greifen konnte. Darum entfernte ich mich einige Schritte vom Felsen, nach der Seite hin, so daß ich diesen und zugleich den Kadaver im Auge behielt.

Wir warteten und horchten eine lange Weile mit gespanntester Aufmerksamkeit – vergeblich! Da plötzlich erklang ein Schrei vom Hause herüber, noch einer – und noch einer, und dann erschallte es im Tone der Verzweiflung:

»Laßt mich, laßt mich los! Fort mit diesen Qualen, fort, fort! Hilfe, Hilfe!«

»Das ist der Mübarek!« sagte Halef.

Ich wollte antworten, tat es aber nicht, denn jetzt hörten wir aus derselben Richtung zwei schnell aufeinander folgende Schüsse. Ich kannte diesen eigentümlich hohlen Knall; es war Oskos Czernagoragewehr.

»Der Bär ist drüben beim Schuppen,« rief ich Halef mit gedämpfter Stimme zu. »Komm schnell herab!«

»Hurra! Da bekommen wir ihn doch noch!« rief der Kleine.

Er sprang herab, stürzte zur Erde, raffte sich wieder auf und rannte an mir vorüber. Ich folgte ihm mit gleicher Eile. Aber als ich einige Schritte getan hatte, fühlte ich einen Stich im Fußgelenk. Der Sprung vom Felsen herab schien meinen Fuß angegriffen zu haben. Ich mußte also meinen Galopp zum schnellen Trab mäßigen. Dabei schritt ich mit dem gesunden Fuß weit aus und zog den kranken, nur mit der Spitze auftretend, vorsichtig nach.

Ein einzelner, unbeschreiblicher Schrei schrillte durch die nächtliche Stille. War das der Mübarek oder war es Halef, welcher jetzt das Haus erreicht haben mußte? Sollte der unvorsichtige Hadschi dem Bären grad in die Pranken gelaufen sein! Mich erfaßte eine Angst um den Kleinen, welche mir den Schweiß aus allen Poren trieb. Da gab es keine Rücksicht mehr auf meinen Fuß; ich rannte weiter, so schnell ich es vermochte.

Jetzt ertönten auch Oskos und Omars Stimmen. Wieder ein Schuß! Unglücklicherweise lag ein Stein in meinem Weg. Ich konnte ihn nicht sehen, stürzte über ihn hinweg und schlug, so lang ich war, auf den Boden nieder. Meine Büchse wurde mir aus der Hand geprellt und flog – – wohin, das sah ich nicht.

Rasch raffte ich mich auf und blickte rings umher. Die Büchse war nicht zu sehen. Ich hatte keine Zeit, sie mühsam dadurch zu suchen, daß ich den Boden betastete. Ich wähte den Hadschi in Gefahr, und da durfte ich keinen Augenblick verlieren. Für ihn hätte ich mich auf mehr als einen Bären geworfen. Darum eilte ich weiter und zog das Messer aus dem Gürtel.

Es war mein alter, treuer Bowie-Kneif mit langer, krumm gebogener Klinge, welcher mich so viele Jahre treu begleitet hatte. Ein Stoß mit diesem Messer brachte, wenn richtig gezielt und kräftig geführt, selbst einem Grizzly den augenblicklichen Tod; das hatte ich erprobt.

Natürlich war mein Lauf nach dem Schuppen gerichtet.

»Osko, wo ist der Bär, wo?« rief ich schon von weitem.

»Draußen, draußen!« antwortete er von innen.

»War Halef da?«

»Ja, aber er ist wieder dem Bären nach.«

Jetzt stand ich an der Holzwand. Zwei Bretter waren aus derselben gerissen.

»Hier wollte der Bär herein,« sagte Osko. »Ich habe ihm zwei Kugeln gegeben.«

»Und ihn getroffen?«

»Ich weiß es nicht. Die Bretter krachten erst dann zusammen, als ich bereits geschossen hatte.«

»Nach welcher Seite ist Halef?«

»Nach rechts, wie wir hörten.«

»Bleibt drin und paßt auf! Das Tier könnte wieder kommen.«

Ich rannte in der angegebenen Richtung weiter. Die Haustüre war offen; es stand jemand unter derselben; das sah ich an dem Schatten, welchen die Gestalt nach außen warf, weil drinnen Späne brannten.

Ein menschlicher Körper lag da. Ich stolperte über ihn hinweg, kam aber nicht zum Sturz.

»Schieß doch, schieß, schieß!« hörte ich zwei Stimmen aus der Stube rufen.

Ich war nur noch zehn Schritte von der Türe und erkannte den, welcher unter ihr stand. Es war Halef. Er hatte sein Gewehr angelegt und es in die Stube gerichtet. Sein Schuß krachte. Dann flog er heraus und stürzte zu Boden, als wäre er von einem kräftigen Arm herausgeschleudert worden. Im nächsten Augenblick erschien der Bär, drängte sich auf allen vieren durch die enge, niedrige Türe ins Freie und richtete sich schnell wieder auf.

Auch Halef war sogleich wieder aufgesprungen. Beide, er und der Bär, standen sich drohend gegenüber, nur drei Schritte voneinander entfernt. Der Hadschi drehte das Gewehr um und holte zum Kolbenschlag aus. Da erkannte er mich, denn ich befand mich jetzt im Schein des Lichtes.

»O, Sihdi, ich habe keine Kugel mehr!« schrie er mir zu.

Das alles war viel, viel schneller gegangen, als es erzählt oder gelesen werden kann.

»Spring zurück! Nicht schlagen!«

Indem ich diese Worte rief, versetzte ich ihm zugleich einen Stoß, daß er weit zur Seite taumelte. Das Tier machte eine halbe Wendung gegen mich, sperrte den Rachen auf und stieß einen langgezogenen Wutschrei aus, welcher weder Heulen noch Brüllen, sondern beides zugleich zu nennen war. Ich fühlte den heißen, stinkenden Atem dieses Rachens, als ich an dem Bären vorüberschnellte. Eine blitzschnelle Schwenkung – er griff nach mir, traf aber die Luft, da ich mich bereits nicht mehr vor ihm befand, sondern an seiner rechten Seite stand. Mit der Linken ihn bei den Trotteln des Hinterkopfes packend, holte ich mit der Rechten weit aus und stieß ihm das Messer ein- zweimal bis an das Heft zwischen die bekannten beiden Rippen.

Das war so schnell geschehen, daß er die beiden tödlichen Stiche empfangen hatte, bevor sein Brüllen verklungen war.

Er warf sich auf den Hinterpranken nach mir, nach rechts herum, aber seine Tatze streifte mich bloß ganz unschädlich an der Schulter. Natürlich hatte ich das Messer nicht stecken lassen, sondern es wieder herausgezogen. Zwei Sprünge nach rückwärts brachten mich aus der Nähe der Krallen. Dort blieb ich stehen, das Auge auf das Tier gerichtet und den Arm zum abermaligen Stoß erhoben, wenn dies notwendig werden sollte.

Aber der Bär folgte mir nicht. Mit weit aufgerissenem, geiferndem Rachen stand er vollständig bewegungslos – die kleinen funkelnden Augen unsäglich grimmig auf mich gerichtet. Dann schlossen sie sich langsam und versuchten vergeblich, sich abermals weit zu öffnen. Ein Zittern durchlief den gewaltigen Körper; dann sank derselbe erst auf die Vorderbeine, welche – den Boden scharrend – festen Halt nehmen wollten, aber vergeblich, und fiel dann langsam und zuckend auf die Seite.

Ein leises, rollendes Brummen drang noch aus dem sich

schließenden Maul; die Beine streckten sich aus – – der Bär war tot.

»Allah akbar!« rief Halef, welcher auf seiner Stelle erstarrt zu sein schien. »Allah ist groß, und dieser Bär ist fast ebenso groß. Ist er tot, Sihdi?«

»Ich denke es.«

»Das war schrecklich!«

»Danke Gott tausendmal, daß es so glücklich abgelaufen ist!«

»Ja, Allah sei Preis und Ehre gebracht! So gar groß hatte ich mir einen Bären doch nicht vorgestellt. Er ist ja größer als ein Löwe, welcher doch das mächtigste der Raubtiere ist!«

Er wollte sich dem Tiere nähern.

»Bleib!« gebot ich ihm. »Noch dürfen wir nicht sicher sein, daß er wirklich tot ist. Ich will prüfen.«

Ich trat zu dem Tier, hielt ihm den Revolver an das geschlossene Auge und drückte zweimal ab. Es regte sich nicht.

»Jetzt kannst du herbeikommen und ihn betrachten. Ist er nicht viel, viel länger als du?« fragte ich den Hadschi.

»Ja, ich glaube, er ist sogar noch länger, als du bist, Sihdi. Ich sage dir: ich habe nicht gezittert, als ich ihm gegenüber stand; aber das Herz drohte doch, mir stehen zu bleiben. Ich hatte nur noch eine einzige Kugel.«

»Wo war die andere hin?«

»Die hatte ich ihm draußen zugesandt, als ich ihn zuerst erblickte. Er trollte vom Schuppen fort und nach der Haustüre zu, in welcher er verschwand. Ich werde ihn nicht getroffen haben. Die zweite Kugel aber ist ihm ganz sicher in die Brust gedrungen, denn er stand nur zwei Schritte weit und zwar aufgerichtet vor mir. Ich konnte also genau zielen.«

»Erzähle kurz, wie alles geschehen ist.«

»Nun, ich rannte natürlich nach dem Schuppen, denn ich hatte Oskos Gewehr an dem Knall erkannt und konnte also annehmen, daß der Bär zu den Pferden wollte. Ich hatte den Schuppen noch nicht erreicht, da hörte ich von seitwärts her einen Schrei, kümmerte mich aber nicht darum. Am Schuppen angekommen, sah ich, daß zwei Bretter eingebrochen seien,

und erfuhr von Osko und Omar, der Bär habe das getan. Ich rannte also weiter. Da lag ein dunkler Körper am Boden und ein größerer stand dabei. Das mußte das Tier sein. Ich blieb stehen, zielte und schoß. Der Bär trollte fort, nach der Türe zu, und ich sprang hinter ihm her. Er ging in das Haus und ich folgte ihm. Als ich die offene Türe erreichte, sah ich ihn drin stehen. Er beschnupperte das Lager des Mübarek.«

»Tat er diesem nichts?«

»Ich sah den Alten gar nicht – er war verschwunden. Ich sah nur den Bären, und dieser sah mich. Er drehte sich augenblicklich um, kam auf mich zu und richtete sich empor. Ich hatte vor Schreck vergessen, gleich zu schießen, denn seine ungeheure Größe überraschte mich so, daß ich kaum atmen konnte. Jemand schrie mir zu, doch zu schießen. Wo sich derselbe befand, das sah ich nicht, ich hörte ihn nur; aber die Worte gaben mir die Besinnung zurück. Eben als der Bär die Tatzen nach mir ausstreckte, gab ich ihm die Kugel, erhielt aber von ihm einen solchen Stoß, daß ich zur Türe heraus und zu Boden flog. Als ich wieder aufsprang, stand er vor mir. Ich hatte keine Kugel mehr; an das Messer dachte ich nicht. Ich wollte mich mit dem Kolben wehren; da aber kamst du.«

»Wohl zur rechten Zeit!«

»Ja, denn ich bin überzeugt, daß mein Gewehr an seinem Schädel zersprungen wäre. Dann hätte er mich zerrissen. O, Sihdi, ich habe dir das Leben zu verdanken!«

Er ergriff meine Hand und zog sie an seine Brust.

»Laß das gut sein. Du hättest ebenso gehandelt, wären unsere Rollen vertauscht gewesen.«

»Ja, aber ich zweifle sehr, daß es mir gelungen wäre, dieses Riesentier mit dem Messer zu erlegen. Du hast schon früher Bären getötet, graue Bären, welche noch weit größer und gefährlicher sind, als dieser hier; ich aber nicht. Dieses Raubtier ist wirklich größer als ein Löwe.«

»Massiger, ja. Der Körper, welcher dahinten liegt, muß derjenige des alten Mübarek sein. Wahrscheinlich ist er tot. Der letzte Fieberanfall hat ihn herausgetrieben. Aber es befremdet mich, daß er so schnell zusammengebrochen ist.«

»Der Bär stand bei ihm. Sollte dieser ihn getötet haben?«

»Möglich. Jetzt wollen wir zunächst nach den Anderen sehen.«

Wir traten in die Stube. Das Licht, durch welches dieselbe erleuchtet wurde, kam von oben herab. Als ich emporblickte, sah ich den Konakdschi und die beiden Wirtsleute oben auf den Deckenstangen hocken. Sie hatten brennende Späne in den Händen.

»Du selbst kommst auch, Herr?« fragte der Erstere. »Wo ist der Bär?«

»Er liegt vor der Türe.«

»Allah, Allah!«

Sie kletterten an dem bereits beschriebenen Balken herab, holten unten tief Atem, und der Wirt sagte:

»Siehst du, daß wir vor ihm nicht sicher waren! Er kam herein. Welch ein Ungetüm! Er war fast so groß wie ein Ochse.«

»Ihr hattet doch eure Waffen da oben – warum habt ihr nicht geschossen?«

»Daß wir dumm wären! Dadurch hätten wir ihn ja auf uns aufmerksam gemacht, und er wäre zu uns heraufgeklettert. Ein Bär klettert besser als ein Mensch. Weißt du das noch nicht?«

»Ich weiß es. Also ihr schosset nicht, aber meinen Hadschi habt ihr aufgefordert, zu schießen?«

»Natürlich! Er wollte das Tier ja erlegen; wir hatten uns keine so verwegene Tat vorgenommen, und« – fügte er mit pfiffiger Miene hinzu – »wenn er den Bär angriff, so dachte dieser nicht an uns!«

»Sehr klug, aber auch sehr feig von euch! Wo ist der Mübarek?«

»Draußen. Das Fieber packte ihn, und er rannte fort. Hätte der Alte nicht dabei die Türe geöffnet, so wäre es dem Bären unmöglich gewesen, herein zu kommen. Wo mag der Unvorsichtige sein?«

»Er liegt tot draußen. Wir wollen das ausgelöschte Feuer wieder anzünden.«

Sie folgten uns hinaus, aber sie getrauten sich nicht, zu dem Raubtiere zu treten. Sie wollten, bevor sie es wagten, erst das

Feuer wieder anzünden, um zu sehen, ob der Bär auch wirklich tot sei. Halef ging, um Osko und Omar zu holen.

Auch diese beiden konnten kaum Worte finden, ihr Erstauen über die Größe des Tieres auszudrücken. Petz war von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel gewiß zwei Meter lang. Vier Zentner wog er sicher. Drei Männer mußten sich anstrengen, um ihn bis in die Nähe des Feuers zu schleifen.

Unterdessen nahm ich einen brennenden Ast und ging zu dem Mübarek. Halef folgte mir. Der Alte war nicht an seiner Wunde gestorben, obgleich auch diese ihm nur eine kurze Frist gelassen hätte. Sein Kopf lag tief im Genick, und seine Brust war, sozusagen, ein Brei von Fleisch, Blut und zerschlagenen Rippen. Der Bär hatte ihm das Genick zerbrochen und dann die Brust aufgerissen, war aber durch den Schuß Halefs vertrieben worden.

Wir sagten kein Wort und kehrten zum Feuer zurück. Dort meldete Halef, was wir gesehen hatten, und erzählte dann, auf welche Weise der Bär erlegt worden war.

In Anbetracht der Größe des Tieres wollten selbst Osko und Omar es nur schwer glauben, daß ich gewagt hatte, es nur mit dem Messer anzugreifen. Bei den Andern behielt der Eigennutz noch vor dem Staunen die Oberhand. Der Kohlenhändler befühlte den Bären und sagte:

»Er ist außerordentlich fett und wird eine ganze Menge Fleisch liefern. Auch für den Pelz kann man eine gute Summe erhalten. Effendi, wem gehört das Tier?«

»Demjenigen, welcher es erlegt hat.«

»So! Das denke ich nicht.«

»Was denkst du denn?«

»Daß er mir gehört, auf dessen Grund und Boden er erlegt worden ist.«

»Ich vermute aber, daß diese ganze Gegend dem Padischah gehört. Wenn du mir beweisen kannst, daß du ihm dieses Land abgekauft hast, so will ich glauben, daß du der Besitzer bist. Dann aber hast du mir zweitens zu beweisen, daß du ein Recht auf alles Wild und Raubzeug besitzt, welches auf deinem Boden erlegt wird. Als der Bär kam, hast du dich verkrochen; das

ist ein sicherer Beweis, daß du ihn nicht haben wolltest. Wir aber haben ihn genommen, folglich gehört er uns.«

»Herr, du denkst falsch. Der Bär gehört nicht dir, er gehört – –«

»Meinem Hadschi Halef,« unterbrach ich ihn. »Wenn du das sagen willst, so hast du recht. Du aber kannst nicht den mindesten Anspruch erheben. Ich habe dir ja sogar die Lockspeise bezahlen müssen. Wenn wir aus ganz besonderer Güte dir einen Teil des Fleisches lassen, so hast du dich dafür zu bedanken.«

»Wie?« fragte Halef. »Mir soll der Bär gehören? Nein, Sihdi, er ist nicht mein, sondern dein. Du bist es ja, der ihn erlegt hat.«

»Ich habe ihm nur den Todesstoß gegeben. Er wäre auch ohne mein Messer verendet, allerdings nicht so schnell. Sieh her! Ganz in der Nähe der beiden Stichwunden siehst du das Loch, welches deine Kugel gebohrt hat. Sie ist ihm ganz nahe am Herzen vorüber gegangen und war absolut tödlich. Darum ist das Tier dein Eigentum.«

»O Effendi, der Eigentümer lebte ja gar nicht mehr, wenn du nicht gekommen wärest, um ihn zu retten! Du willst mir ein Geschenk machen, welches ich nicht annehmen kann.«

»Nun, wir wollen nach altem Jägerrecht verfahren. Du hast das Tier angeschossen, also gehört dir der Pelz. Ich habe es dann erstochen, so gehört mir das Fleisch. Die Tatzen und einen Schinken nehmen wir für uns; das übrige mag Junak erhalten, damit er nicht sagen kann, wir hätten sein Eigentumsrecht gar nicht geachtet.«

»Herr, ist's wahr? Das Fell soll ich erhalten? Das ist ja das allerbeste von dem Bären. Wie wird Hanneh, die geliebteste der Frauen, staunen, wenn ich zu ihr komme und ihr diese Trophäe zeige! Und mein Söhnchen, welches nach dir und mir genannt worden ist, nämlich Kara Ben Nemsî Halef, wird schlafen auf diesem Fell des Bären und ein großer berühmter Krieger werden, weil die Stärke des Tieres auf den Knaben übergeht. Ja, ja, das Fell nehme ich an. Wer wird es abziehen?«

»Ich. Wir müssen Gehirn, Fett und Holzasche nehmen, um

das Fell einzureiben, damit es geschmeidig bleibe und nicht faule. Dein Pferd wird doppelte Last zu tragen haben.«

Meine Entscheidung fand allgemeine Zustimmung. Der Kohlenhändler brachte einen alten Holztrog herbei, in welchem das Bärenfleisch gepökelt werden sollte, um dann in den Rauch gehängt zu werden. Dieses Pökelfaß paßte gut zu seinem Besitzer. Wer weiß, was alles sich schon darin befunden hatte! Nie aber war es gereinigt worden. Während ich mich an die Arbeit machte, fragte ich Junak, was mit dem Mübarek geschehen solle.

»Begraben müssen wir ihn,« antwortete er. »Ihr werdet mir wohl dabei helfen. Es muß noch in dieser Nacht geschehen.«

»Die Grube zu fertigen, das ist nicht unsere Sache. Wir haben seine Freundschaft nicht in dem Maße besessen, daß diese Arbeit uns zugemutet werden könnte. Hast du Werkzeuge?«

»Einen Balta und eine Kürek {Hacke und Schaufel} habe ich.«

»So können also nur zwei Personen arbeiten. Das magst du mit dem Konakdschi tun, und deine Frau soll euch helfen. Suche dir eine passende Stelle aus. Beim Begräbnis werden wir zugegen sein. Die Feindschaft soll nicht über den Tod hinaus währen.«

»So werden wir ihn dort begraben, wo der Bär das Pferd überfallen hat. Ich mag kein Grab in der Nähe des Hauses haben.«

Er holte die genannten Werkzeuge. Seine Frau und der Konakdschi beluden sich mit Holz und einem Feuerbrand, um bei Beleuchtung zu arbeiten, und dann entfernten sie sich, um dem Toten die Grube zu graben, welche er uns gewünscht hatte.

Nachdem der Bär aus seinem Pelz geschält worden war, steckten wir eine seiner Vordertatzen an den Ast, welcher als Bratspieß diente. Sie war so groß und fett, daß wir vier unsern Hunger ausgiebig daran zu stillen vermochten.

Die Gefährten halfen mir, die Fleischreste von der innern Seite des Pelzes abzuschaben, und dann wurde dieselbe mit dem Gehirn und Fett des Bären und mit Holzasche tüchtig

engerleben, um hierauf so zusammengelegt zu werden, daß der Pelz leicht hinter dem Sattel auf das Pferd gebunden werden konnte.

Als wir damit fertig waren, kamen die Grabmacher und meldeten, die Grube sei fertig. Nun nahmen sie die Leiche auf, und wir folgten ihnen.

Es ist immer eine ernste Sache, an dem Grabe eines Menschen zu stehen. Ob man demselben Gutes oder Böses zu verdanken hat, das ist von keiner Bedeutung gegenüber dem Gedanken, daß er nun vor seinem Richter stehe, dessen Urteil einst auch über uns ergehen wird. Da schwindet der Haß, und es schweigt die Rache. Man denkt an nichts als an das ernsteste Wort aller Erdensprachen: Ewigkeit. Ich wenigstens fühlte jetzt nichts als nur noch Mitleid mit dem Feinde, welcher eines so bösen Todes gestorben und ohne Reue über seine Sünden von hinnen gegangen war. Auch Halef sagte:

»Vergeben wir ihm alles, was er an uns getan hat und noch zu tun beabsichtigte. Ich bin ein gläubiger Sohn des Propheten, und du bist ein gehorsamer Anhänger deines Glaubens. Wir können keinen Toten hassen, sondern wir wollen ihm den letzten Dienst erweisen und an seinem Grabe beten.«

Beim Schein des Feuers sahen wir üppige Farne. Diese schnitten wir, um mit ihnen die Grube auszukleiden. Den Toten senkten wir hinab und deckten ihn auch mit Farnwedeln zu. Dann fragte Halef:

»Wer soll das Gebet sprechen? Du, Sihdi?«

»Nein, ich bin kein Mohammedaner. Seine Freunde mögen sprechen!«

»Wir sind nicht seine Freunde,« erklärte der Konakdschi. »Mir ist es gleich, ob die Sure des Todes an seinem Grab gebetet wird oder nicht. Auch ist es mir sehr gleichgültig, ob derjenige, der sie betet, ein Mohammedaner ist oder ein Christ. Ich aber kann nicht beten. Ich habe kein Geschick dazu und kenne den Kuran nicht auswendig. Dem Junak aber dürft ihr das noch viel weniger zumuten.«

»Nun gut, so werde ich sie beten,« sagte Halef. »Du aber,

Sihdi, magst vorher die Fatha beten, die Eröffnung des Kuran, welche jeder Handlung vorangehen muß. Willst du?»

»Ja.«

»So bete sie, aber in der Mundart des Propheten. Der Verstorbene hat die heiligen Orte besucht und vom Wasser des Zemzem getrunken. Seine sündige Seele wird vielleicht Gnade finden, wenn Allah aus deinem Mund den Dialekt vernimmt, in welchem der Erzengel Tschebraïl {Gabriel} mit dem Propheten redete. Ich verstehe nicht so wie du, ihn zu sprechen. Laßt uns also niederknien und beten!«

Sie ließen sich am offenen Grab auf ihre Knie nieder, die Gesichter nach Mekka gerichtet. Ich allein blieb stehen. Ich war diesen Leuten gern zu Willen, doch widerstrebte es mir, die Fatha kniend zu sprechen. Nachdem sie sich dreimal verneigt hatten, rief Halef die sieben vornehmsten Eigenschaften Gottes aus, und dann begann ich in der eigenartigen Rhythmik und der Koreïsch-Mundart des Originales:

»El hamdu lillahi, rabbi 'l 'alamina.

Er rahmani 'r 'rahimi,

Maliki yaumi 'd dini!

Iyyake nabodu, we iyyake nestainu,

Ibdinah 'ss ssirata 'l mustakina.

Ssirata 'l ladsina enamta alaihim,

Ghairi 'l maghdhubi alaihim,

We la 'dh dhalina!«

Das ist auf deutsch:

»Preis sei Allah, dem Herrn der Welten, dem Barmherzigen und Gnädigen, dem Herrscher am Tage des Gerichtes! Dich beten wir an; dich flehen wir um Hilfe; führe uns auf den geraden Weg. Auf den Weg derer, denen du Huld bewiesen, nicht derer, denen du zürnest, noch derer, die in der Irre wandeln!«

Und nun betete Halef mit lauter Stimme und indem er die gefalteten Hände erhob:

»Im Namen des allbarmherzigen Gottes! Höret, ihr Sterblichen, die Stunde des Gerichtes nahet heran. In dieser Stunde

werden die Augen der Menschen gräßlich vor sich hinstarren; kein Augenlid wird zucken, und ihre Herzen werden ohne Blut sein.

Die Erde wird beben und ihre Lasten abschütteln, und der Mensch wird schreien: ›Wehe, was ist ihr zugestoßen!‹ Dann wird sie den Auftrag verkündigen, der ihr von Allah geworden ist.

Die Sonnen werden zittern, die Sterne erbleichen und die Berge schwanken. Die Kamelstute wird ihre Jungen vergessen, und die Raubtiere werden sich angstvoll zusammendrängen. Das Meer wallt auf und die Himmel werden hinweggenommen. Die Hölle wird angefacht und das Paradies der Erde nahergerückt werden. Der Mond wird sich spalten, und die Menschen werden vergeblich nach einem Zufluchtsort schreien.

Darum wehe dir, wehe dir! Und abermals wehe dir und wehe dir! Hast du deine Seele nicht bereitet, vor dem Richter zu bestehen, so wäre es dir besser, du wärest nie geboren. Die Verdammnis wird dich umfassen und dich nicht wieder ausspeien in alle Ewigkeit.

Und wohl aber dir, wohl dir! Und abermals wohl dir! Hast du deine Sünden im Wasser der Reue gewaschen und sie hier zurückgelassen, so hast du es nicht zu fürchten, daß an jenem Tage die Hölle herangebracht wird, denn Allah wird kommen mit einer Engelsschar und dich einführen in sein Paradies.«

Der Hadschi verneigte sich dreimal und stand dann auf. Sein Gebet war zu Ende. Wir überließen es dem Konakdschi, dem Kohlenhändler und seinem Weib, die Grube mit Erde zu füllen, und kehrten nach dem Hause zurück, wo wir uns beim Feuer niederließen.

Jetzt konnten wir die Pferde wieder aus dem Schuppen holen, damit sie weideten. Der Bär war nicht mehr zu fürchten. Wir selbst bedurften der Ruhe. Es gab für uns nichts mehr zu tun, und so nahmen wir die Sättel unter die Köpfe, um zu schlafen. Aus Vorsicht aber mußte einer wachen. Die Ablösung sollte alle Stunden erfolgen. Wir durften den dreien, welche sich dort beim Grab befanden, nicht trauen.

Zuvor untersuchte ich meinen Fuß. So sorgfältig und fest

ich ihn betastete, ich empfand keine Schmerzen. Die Büchse hatte ich natürlich gesucht und gefunden. Die Waffen befanden sich zum augenblicklichen Gebrauch neben uns, und so lagen wir da und schlossen die Augen.

Aber wir wurden noch einmal gestört. Die zwei Männer kamen mit der Frau, um den Bären in das Haus zu schaffen. Dabei kam mir ein Gedanke. Ich stand wieder auf und schnitt mir ein tüchtiges Stück von der dicken Fettlage ab, welche der amerikanische Jäger *Bear-fat*, Bärenspeck, nennt. Die Drei standen dabei, ohne mich zu fragen, wozu ich das nehmen wollte. Dabei bemerkte ich, daß an dem linken Fuß des Kohlenhändlers, welcher weder Schuhe noch Stiefel trug, die kleine Zehe fehlte.

»Du hast nur vier Zehen am linken Fuß. Wie hast du sie verloren?«

»Das Rad meines schwer beladenen Wagens ging darüber und hat sie mir zerquetscht. Sie hing so locker am Fuß, daß ich sie mir abschneiden mußte. Warum fragst du?«

»Ohne alle Absicht. Ich erblickte soeben den Fuß.«

»Nimmst du noch von dem Fleisch oder können wir es nun forttragen?«

»Schafft es hinein; es ist euer.«

Sie schleppten die schwere Last fort. Meine Gefährten hatten mein Tun beobachtet, und Halef erkundigte sich:

»Wozu hast du das Fett genommen, Sihdi? Wir brauchen es doch nicht.«

»Wir werden es vielleicht sehr nötig haben. Wenn wir in die Höhle der Juwelen kommen, wird es finster in derselben sein.«

»Willst du sie denn wirklich betreten?«

»Das weiß ich noch nicht. Es ist zu vermuten, daß ich es tue, und da kann ich mir mittels des Fettes eine Lampe machen.«

»So mußt du doch auch einen Docht haben. Da liegt noch der Fetzen, in welchen die Wurst gewickelt war. Der Wirt hat ihn liegen lassen. Wir können das Fett einwickeln und ihn dann als Docht benutzen.«

»Tue das! Ich möchte das Zeug nicht wieder anfassen.«

»Aber ich soll es tun?«

»Ja, du wirst dich nicht scheuen, denn du hast ja alles, was hineingewickelt war, mit großem Appetit – –«

»Schweig, Sihdi!« rief er hastig. »Ich mag nichts hören und will dir deinen Willen tun.«

Er stand auf, wickelte das Fett ein und steckte es in die Tasche seines Sattels.

Von nun an wurden wir nicht wieder gestört; doch mußte ich schon nach einer Stunde aufstehen, weil das Los der zweiten Wache auf mich gefallen war.

Im Hause brannte noch Licht. Ich war müde, und um mich wach zu halten, ging ich auf und ab. Dabei kam ich zu der Türe. Ich probierte und fand, daß sie verriegelt war. Ein beißender Rauch kam aus den Fenstern, und es roch nach gebratenem Fleisch. Ich sah hinein, und richtig, die Drei hatten in der Stube ein Feuer angezündet und brieten Bärenfleisch, obgleich sie bereits am Abend große Portionen Pferdefleisch verschlungen hatten. Ich konnte sie leicht sehen. Sie sprachen sehr eifrig, indem sie sich Stück um Stück von dem Fleisch schnitten. Verstehen konnte ich nichts, weil ich an dem Frontfenster stand; sie aber saßen an der Giebelseite.

Doch grad über ihnen war auch ein Fenster, ohne Glas natürlich. Ich begab mich dorthin und horchte. Der Rauch drang heraus. Ich nahm mein Taschentuch, hielt es vor Mund und Nase, schloß die Augen und schob den Kopf so weit wie möglich in die Fensteröffnung. Sehen konnten sie mich nicht, denn die Mauer war dick und das Fenster befand sich hoch über ihren Köpfen.

»Ja, man muß mit diesen Halunken sehr klug und vorsichtig verfahren,« sagte der Konakdschi. »Ihr habt es gehört, daß der Deutsche mich und auch euch im Verdacht hat, es mit unsern Freunden zu halten. Diese Giaurs haben den Teufel im Leib und ganz besonders in den Augen. Sie sehen alles. Aber es ist heute ihre letzte Nacht.«

»Meinst du das wirklich?« fragte der Wirt.

»Ja, es ist sicher!«

»Wollen es wünschen! Ich habe es auch gedacht, denn ich

kenne meinen Schwager, den Köhler; er fürchtet sich vor der Hölle nicht. Aber seit ich die Männer gesehen, bin ich zweifelhaft geworden. Sie sind vorsichtig und kühn zugleich.«

»Pah! Das soll ihnen nichts nützen.«

»Nun denn, wer mit dem Messer einem Bären zu Leibe geht und ihn niedersticht, ohne selbst nur im geringsten verwundet zu werden, der fährt auch meinem Schwager an den Hals.«

»Dazu darf es gar nicht kommen. Sie werden mit List in die Falle gelockt und darin umgebracht.«

»Sie sollen doch kugelfest sein.«

»Glaube das ja nicht! Der Effendi hat selbst darüber gelacht. Und wenn es so wäre, gibt es nicht auch andere Waffen außer den Schießgewehren? Übrigens wird es wohl gar nicht dazu kommen, daß man schießt oder sticht. Man lockt sie in die Höhle und zündet das aufgespeicherte Holz an. Da müssen sie ersticken.«

»Ja, es ist möglich, daß mein Schwager dies vorschlägt; aber die beiden Aladschy bestehen darauf, daß der Effendi von ihrer Hand fallen soll, und Barud el Amasat will denjenigen töten, welcher Osko heißt. Sie haben eine Rache gegeneinander. Ich habe ihnen abgeraten, aber sie blieben dabei, den Männern am Teufelsfelsen aufzulauern und sie mit der Schleuder und mit den Czakans zu töten. Zu diesem Zweck nahmen sie meine beiden Schleudern mit.«

»Die Toren! So wird es unbedingt zum Kampf kommen.«

»O nein! Die Fremden finden ja gar keine Zeit zur Gegenwehr, indem sie aus dem Hinterhalt überfallen werden.«

»Hoffe nicht zu viel. Wie ich die Schlucht des Teufelsfelsens kenne, so ist dort gar kein Hinterhalt zu legen. Sie müßten sich rechts oder links in den Büschen verstecken; das ist aber nicht möglich, weil die Felsen zu beiden Seiten so steil sind, daß man nicht hinaufsteigen kann.«

»Da bist du in einem großen Irrtum. Es gibt eine Stelle, allerdings nur eine einzige, an welcher man hinaufklettern kann. Es kommt linker Hand ein Wasser herab. Im Bett desselben kann man emporsteigen, wenn man ein wenig Nässe nicht scheut.«

»Wissen sie das?«

»Die beiden Aladschy kennen die Gegend eben so gut wie ich.«

»Und wollen sie wirklich dort hinaufklettern?«

»Freilich.«

»Aber sie haben doch ihre Pferde bei sich!«

»Diese schaffen sie vorher zu meinem Schwager. Es ist von der betreffenden Stelle gar nicht weit zu ihm. Sie kehren zurück und erklettern den Felsen. Ein Czakan, von da oben herab geschleudert, muß jeden Kopf zerschmettern, auf welchen der Wurf gezielt war. Ich kenne die Stelle sehr genau. Man hat ungefähr fünfzig bis sechzig Schritte im Wasser emporzusteigen, dann ist die Felswand überwunden. Geht man hierauf oben vielleicht hundertfünfzig Schritte weit zwischen Büschen und Bäumen hin, so gelangt man an eine Stelle, unter welcher die Schlucht eine Krümmung macht. Steht oder sitzt man dort oben, so kann einem kein Mensch entkommen. Das ist der Ort, welcher das Grab der Fremden werden wird.«

»Teufel! Das ist gefährlich für mich!«

»Warum?« fragte Junak.

»Weil auch ich getroffen werden kann.«

»Pah, sie verstehen, zu zielen!«

»Darauf verlasse ich mich nicht. Der Zufall ist ein sehr heimtückischer Geselle.«

»So bleibe ein wenig zurück!«

»Wenn ich das tue, so muß ich gewärtig sein, daß die Fremden auch halten bleiben.«

»So reite voran. Den Quell wirst du sicher sehen. Wenn du dann die Krümmung bemerkst, brauchst du nur so zu tun, als ob dein Pferd störrisch werde. Du gibst ihm einige Hiebe, so daß es davongaloppiert. Dann kann dich weder ein Czakan, noch ein geschleudertes Stein treffen.«

»Ja, das ist das Einzige, was ich tun kann.«

»Übrigens werde ich die Kameraden noch besonders auffordern, sich in acht zu nehmen, damit sie dich nicht treffen.«

»Wirst du mit ihnen reden?«

»Gewiß! Wer nicht bei der Teilung ist, läuft Gefahr, nichts

zu bekommen. Jetzt ärgert es mich doppelt, daß mein Pferd tot ist. Nun bin ich gezwungen, den Weg zu Fuß zu machen.«

»Du kommst trotzdem zu spät.«

»Das glaube ich nicht. Ich bin ein sehr guter Läufer.«

»Aber unsere Pferde kannst du doch nicht einholen.«

»Meinst du denn, daß ich später aufbreche, als ihr? Wenn ich gegessen habe, mache ich mich sogleich auf die Beine.«

»Dann bist du allerdings schon vor uns dort.«

»Wenn es dem Deutschen nicht etwa einfällt, sehr zeitig mit seinen Gefährten in den Sattel zu steigen.«

»Daß sie das nicht tun, dafür will ich sorgen. Ich werde ihnen schon so viele Hindernisse in den Weg legen, daß sie nicht so schnell vorwärts kommen. Nötigenfalls verirre ich mich. Freilich müssen wir befürchten, daß sie Verdacht schöpfen, wenn sie am Morgen bemerken, daß du schon fort bist.«

»Es wird sich doch wohl eine befriedigende Ausrede finden lassen – –«

Jetzt kam mir doch der Rauch sehr stark in die Nase, daß ich den Kopf zurückziehen und ein wenig zur Seite treten mußte. Als ich dann wieder hineinsah, bemerkte ich, daß Junak aufgestanden war. Nun war es mit dem Lauschen zu Ende, denn er hätte mich beim ersten Blick nach dem Fenster sehen müssen. Darum kehrte ich zu den Gefährten zurück und setzte mich leise bei ihnen nieder.

Während ich nun sann, kam mir der Gedanke, gleich jetzt aufzubrechen; aber ich verwarf ihn wieder. Wir kannten ja die Gegend nicht, und der Konakdschi machte jedenfalls seine Worte wahr, uns so lange in der Irre herumzuführen, bis er annehmen konnte, daß der Kohlenhändler an seinem Ziel angekommen sei. Darum war es jedenfalls besser, noch zu bleiben. Junak hatte die für uns gefährliche Stelle so genau beschrieben, daß sie meiner Aufmerksamkeit nicht entgehen konnte. Ich hoffte, ein Mittel zu finden, die Gefahr zu vermeiden.

Als ich dann von Halef abgelöst wurde, erzählte ich ihm, was ich erlauscht und beschlossen hatte, und er stimmte mir vollständig bei.

»Auch ich werde lauschen, Sihdi,« meinte er. »Vielleicht höre ich noch etwas Wichtiges.«

»Unterlaß das lieber! Ich habe genug gehört, und wenn du ertappt wirst, haben wir den Schaden. Sie brauchen nicht zu wissen, daß einer von uns wacht.«

Es war wohl bereits nach zwei Uhr gewesen, als wir uns zur Ruhe legten; folglich war es nach sechs Uhr, als wir von Omar, welcher die letzte Wache hatte, geweckt wurden.

Wir gingen an den Bach, um uns zu waschen, und wollten dann in das Haus. Es war verschlossen. Auf unser Klopfen kam die Frau und öffnete.

»Wo ist unser Führer?« fragte ich.

»Hier in der Stube. Er schläft noch.«

»So werde ich ihn wecken.«

Der Mann lag auf den Lumpen, welche das Lager des Mübarek gebildet hatten, und stellte sich schlafend. Als ich ihm einige derbe Stöße gab, fuhr er empor, gähnte, starrte mich wie schlaftrunken an und sagte:

»Du, Herr? Warum weckst du mich schon?«

»Weil wir aufbrechen wollen.«

»Wie ist die Uhr?«

»Halb sieben.«

»Erst! Da können wir noch eine ganze Stunde schlafen.«

»Wir könnten sogar noch einen ganzen Tag schlafen, aber wir werden es nicht tun.«

»Es ist ja nicht so eilig.«

»Nein; aber ich liebe es, in der Morgenfrische zu reiten. Wasche dich, damit du munter wirst!«

»Waschen?« fragte er erstaunt. »Daß ich dumm wäre! So frühes Waschen ist sehr schädlich.«

»Wo ist Junak?« fragte ich.

»Ist er denn nicht da?«

Er blickte suchend umher. Die Alte berichtete:

»Mein Mann ist nach Glogovik gegangen.«

»Woher wir kommen? Warum hat er sich denn nicht von uns verabschiedet?«

»Weil er euch nicht stören wollte.«

»So! Was will er denn dort tun?«

»Er will Salz kaufen. Wir brauchen es, um das Fleisch hier einzupökeln.«

Sie zeigte auf die Stücke des Bären, welche in der Ecke lagen und allerdings ein höchst unappetitliches Aussehen hatten.

»Hattet ihr denn kein Salz im Hause?«

»So viel nicht.«

»Nun, so war die Sache doch nicht so eilig, daß er unser Erwachen nicht abwarten konnte. Ich glaube übrigens, Ibali liegt viel näher. Warum ist er denn nach Glogovik gegangen?«

»In Ibali gibt es kein Salz.«

»So ist es ein sehr trauriges Nest. Aber euer Schaden ist es doch, daß er fort ist. Ich habe ihn noch nicht bezahlt.«

»Du wirst das Geld mir geben!«

»Nein, ich zahle nur dem Wirt. Übrigens sage mir einmal, wofür ich dich bezahlen soll.«

»Wir haben euch doch beherbergt!«

»Wir haben im Freien geschlafen. Dafür zahle ich nichts. Also, Konakdschi, wir brechen auf.«

»Ich muß erst essen,« erklärte er.

»So iß, aber schnell!«

Er machte sich ein Feuer und briet sich ein Stück Bärenfleisch, welches er halbgar verschlang. Indessen sattelten wir. Der Bärenschinken wurde mit den drei übrig gebliebenen Tätzen in eine Decke gewickelt, und Osko nahm diesen Pack hinter sich auf das Pferd. Nun war der Führer fertig geworden, und wir brachen auf.

Die Frau wollte uns nicht ohne Bezahlung ziehen lassen. Sie zeterte, daß wir sie betrügen wollten. Aber Halef zog die Peitsche und knallte ihr dieselbe so nahe an ihrem Gesicht vorbei, daß sie heulend in das Haus sprang und die Türe hinter sich verriegelte. Durch das Fenster aber sandte sie uns eine Strafpredigt nach, und noch lange hörten wir ihre gellende Stimme hinter uns erschallen.

Es kam uns nicht auf einige Piaster an; aber diese Leute trachteten uns nach dem Leben. Es wäre eine Verrücktheit ge-

wesen, das, was wir hier genossen hatten, nämlich gar nichts, auch noch zu bezahlen. — — —

Drittes Kapitel
In der Teufelsschlucht

Ein wunderbar schöner Herbstmorgen war es, frisch und duftig, als wir den Schauplatz unseres nächtlichen Abenteuers, an welchem der alte Mübarek ein so schreckliches Ende gefunden hatte, verließen. Wir ritten zunächst zwischen sanften Höhen dahin, daß man denken konnte, man befände sich im Thüringer Wald. Aber hinter diesen Bergen ragten schroffe Felsenmassen empor, finster wie drohende Giganten, und nach Verlauf einer Stunde war es ganz so, als ob wir uns durch die Schluchten der Pyrenäen bewegten.

Einen freien Ausblick gab es gar nicht. Der dunkle Wald hatte uns umfangen; er war fast als Urwald zu betrachten, aber was für ein Urwald!

Es gibt mehrere Arten des Urwaldes. Der unberührte Wald der Tropen, der dichte, nach Moder duftende Wald Litauens, der hehre, lichte Urwald des amerikanischen Westens, die natürlichen, gradlinigen und wie vom Gärtner angelegten Parks von Texas, sie sind alle sehr verschieden voneinander. Dieser Wald des Schar Dagh war mit keinem der genannten Urwälder zu vergleichen. Man dachte unwillkürlich an untergangene Kulturen, über welche nun der Tod seine Waldesschatten wirft.

Nach vielleicht drei Stunden senkte sich der Boden steil abwärts, und wir hatten ein breites Quertal zu durchschneiden, dessen anderer Rand fast senkrecht emporstieg.

Das war eine wahre Felsenmauer, scheinbar ununterbrochen sich stundenweit von Nord nach Süd ziehend. In Rissen und auf Vorsprüngen hatten gewaltige Fichten und Tannen Raum für ihre Wurzeln gefunden, und ganz hoch oben auf der Zinne dieser Mauer lag der dunkle Forst wie eine nur handbreit hohe schwarze Leiste.

Die Sohle dieses Tales aber war mit dem herrlichsten Gras bewachsen, so daß ich vorschlug, wenigstens eine Viertelstunde hier zu rasten, damit die Pferde in diesem Grün ein Weilchen schwelgen könnten.

Unser Führer erklärte sich schnell einverstanden und sprang sogleich vom Pferd. Durch diesen Aufenthalt mußte sich ja der Vorsprung, welchen der Kohlenhändler haben wollte, vergrößern. Der gute Mann dachte nicht, daß ich mehr noch um dieses Junak als um des Grases willen hier aus dem Sattel stieg.

Es gab da einen ziemlich bedeutenden Bach. Nur einzelnes dünnes Gesträuch stand an seinem Ufer. Gleich als wir unter den Bäumen des diesseitigen Talrandes hervorgekommen waren und nun die freie Talsohle vor uns hatten, sah ich eine Linie, welche grad von dem Punkt, an welchem wir uns befanden, quer durch das Gras nach dem Ufer führte.

Diese Linie war jedenfalls die Fährte des Kohlenhändlers. Er hatte uns also doch für so dumm gehalten, daß diese Spur nicht unsern Verdacht zu erregen vermöchte.

Das Wasser stand von gestern her noch ziemlich hoch in dem Bett, welches eine muldenförmige Gestalt haben mußte, da die Ufer nicht tief zu sein, sondern flach zu verlaufen schienen. Der Rasen war weich, und darum vermutete ich, wenigstens dort am Wasser einen deutlichen Fußabdruck zu finden.

Der Konakdschi beachtete diese Fährte gar nicht. Er setzte sich nieder, zog seinen alten, weithin stinkenden Tschibuk hervor, stopfte ihn und setzte den Tabak in Brand. Aber was für Tabak! Dieses Kraut war nichts weniger als das schnell verduftende Kraut von Latakia. Dem Geruch nach schien es aus Kartoffel- und Gurkenschalen und abgeschnittenen Fingernägeln zu bestehen. Denke man sich dazu einen Menschen, der sich durch das Waschen zu erkälten fürchtet, und eine Nacht in der durchräucherten Bude Junaks und auf dem verpesteten Sterbelager des Mübarek zugebracht hat, so wird man es sehr erklärlich finden, daß ich mich nicht an seiner Seite niederließ.

»Halef,« – fragte ich so laut, daß der Konakdschi es hörte, –

»was ist das wohl für ein Strich, welcher hier durch das Gras geht?«

»Das ist eine Fährte, Sihdi,« antwortete der Gefragte, stolz darauf, die von mir erworbenen Kenntnisse auskramen zu dürfen.

»Von einem Tier oder von einem Menschen?«

»Um das entscheiden zu können, muß ich sie mir genau betrachten.«

Er ging, die Augen scharf auf die Fährte gerichtet, mehrere Schritte auf derselben fort und sagte dann kopfschüttelnd:

»Effendi, das kann ein Mensch, aber auch ein Tier gewesen sein.«

»So! Um das zu wissen, braucht man sie gar nicht anzusehen. Natürlich ist es ein Mensch oder ein Tier gewesen. Oder ist es etwa möglich, daß zum Beispiel der Palast des Großherrn in Konstantinopel hier spazieren gegangen ist?«

»Willst du meiner spotten? Ich wette, daß es auch dir unmöglich ist, zu bestimmen, wer es gewesen ist. Komm selbst her!«

»Um das zu bestimmen, brauche ich gar nicht hinzukommen. Hier ist ein Mensch barfuß gegangen.«

»Wie willst du das beweisen?«

»Sehr leicht. Kann diese Fährte von einem vierbeinigen Geschöpf getreten sein?«

»Allerdings nicht.«

»Also ist's ein Mensch oder ein zweibeiniges Tier, ein Vogel gewesen. War dieser Vogel groß oder klein?«

»Groß natürlich.«

»Welches ist der größte Vogel, welcher hier gegangen sein könnte?«

»Das würde der Lejlek {Storch} sein.«

»Richtig! Der Lejlek aber geht langsam und bedächtig. Er hebt ein Bein nach dem andern hoch auf und macht gravitatische Schritte. Man müßte die einzelnen Schritte erkennen. Ist dies hier der Fall?«

»Nein. Derjenige, welcher hier ging, hat keine Stapfen ge-

macht, sondern mit jedem Bein eine immerwährende Linie durch das Gras gezogen.«

»Ganz recht. Die Fährte besteht nicht aus einzelnen Fuß-eindrücken, sondern aus einer ununterbrochenen Doppellinie. Die Beine des Storches sind höchstens fingerdick; diese Linien aber sind breiter als die Spanne einer Menschenhand. Ist es also möglich, daß selbst der größte hiesige Vogel, der Storch, hier gegangen sein kann?«

»Nein, Sihdi, es ist gewiß ein Mensch gewesen.«

»Nun weiter! Du selbst behauptest, keine Fuß-eindrücke gesehen zu haben. Je älter die Fährte ist, desto vertrockneter muß das abgeknickte und niedergetretene Gras sein. Es ist aber kein einzelner Halm auch nur welk geworden. Was ist daraus zu schließen?«

»Daß die Fährte noch sehr jung ist.«

»Gewiß. Man müßte also unbedingt die Fuß-eindrücke sehen. Woran liegt es wohl, daß man sie dennoch nicht sieht?«

»Das kann ich leider nicht sagen.«

»Nun, das liegt teils an der Schnelligkeit, mit welcher dieser Mann gegangen ist, und andernteils an der Weichheit seines Fußes. Er hat Eile gehabt und ist mehr mit den Zehen als mit der Ferse aufgetreten. Stiefel und Schuhe haben harte Sohlen, welche eine scharfe Fährte machen. Da diese Schärfe fehlt, so hat der Mann keine Fußbekleidung getragen; er ist barfuß gewesen. Willst du das nun einsehen?«

»Wenn du es in dieser Weise erklärst, muß ich dir recht geben.«

»Jawohl habe ich recht. Wer mag nun wohl dieser eilige und barfüßige Mann gewesen sein? Konakdschi, ist dieser Wald bewohnt?«

»Nein, kein Mensch wohnt da,« antwortete der Gefragte.

»So vermute ich, daß der Kohlenhändler Junak eine ganz falsche Richtung eingeschlagen hat. Er wird aus Versehen nicht nach Glogovik, sondern nach dem Scheïtan kajaji, nach dem Teufelsfelsen, kommen.«

»Herr, was denkst du! Ein solcher Irrtum kann bei ihm gar nicht vorkommen.«

»Nun, so tat er es mit Absicht. Er hat unterwegs geglaubt, sein Salz an keinem andern Ort kaufen zu können.«

»Ganz gewiß nicht. Wäret ihr nicht im Schlaf gewesen, so hättet ihr ihn fortgehen sehen.«

»Nun, Hadschi Halef Omar hat mir gesagt, daß während der Nacht ein Mann aus dem Hause getreten und hinter demselben verschwunden sei. Nach welcher Richtung er sich aber gewendet habe, das hat Halef nicht unterscheiden können.«

»Das wird freilich Junak gewesen sein, denn er ging, als es noch dunkel war, um nicht spät am Tage zurückzukehren.«

»So hat er in der Dunkelheit sich geirrt und ist anstatt nach links nach rechts gegangen. Vielleicht ist das mit Absicht geschehen, und da ich aus der Spur erkenne, daß er große Eile gehabt hat, so mag er wohl den Wunsch hegen, unser Kommen bei dem Köhler sobald wie möglich anzumelden.«

»Du machst dir da ganz sonderbare Gedanken, Effendi,« sagte der Konakdschi in großer Verlegenheit. »Was geht es Junak an, daß wir bei dem Köhler ausruhen wollen?«

»Ich begreife es freilich auch nicht.«

»So wirst du zugestehen, daß er es unmöglich gewesen sein kann.«

»Ich behaupte ganz im Gegenteil, daß er es war. Ich werde es dir sogar beweisen.«

»Das ist unmöglich. Etwa aus den Spuren?«

»Ja.«

»Die können dir, wie ich zu meinem Erstaunen gesehen habe, wohl sagen, daß ein Mensch hier gegangen sei, nicht aber, wer dieser Mensch gewesen ist.«

»Sie sagen es mir sogleich sehr deutlich. Erhebe dich, und komm einmal mit.«

Ich schritt nach dem Ufer des Flüsßchens, und die Andern folgten. Da, wo der Mann in das Wasser gegangen war, hatte er langsam und vorsichtig mit den Füßen getastet. Der Grund des Wassers war am Ufer weich; man sah weder Sand noch Steine auf demselben. Desto deutlicher aber erkannte man die Spuren der Füße in dem klaren, hier anderthalb Fuß tiefen Wasser.

»Sieh her, Konakdschi!« sagte ich. »Erblickst du die deutlichen Fußstapfen unter dem Wasser?«

»Ja, Effendi. Und ich sehe auch, daß du ganz richtig vermutet hast: der Mann ist barfuß gewesen.«

»Vergleiche doch einmal die Spuren der beiden Füße miteinander. Findest du keinen Unterschied?«

»Nein.«

»Nun, glücklicherweise haben sich die Zehen scharf eingetreten. Vergleiche nochmals! Zähle sie!«

Er bückte sich nieder, wohl aber nicht um zu zählen, sondern um sein Gesicht nicht sehen zu lassen. Er befand sich in bedeutender Verlegenheit.

»Was sehe ich!« rief der Hadschi. »Dieser Mann hat am linken Fuße nur vier Zehen gehabt! Sihdi, es ist Junak gewesen und kein anderer.«

Der Führer hatte seine Verlegenheit bemeistert und erhob sich wieder, indem er sagte:

»Kann nicht auch ein anderer eine Zehe verloren haben?«

»Gewiß,« antwortete ich, »aber ein sehr eigentümlicher Zufall müßte es doch genannt werden. Welche Absicht verfolgt dieser Junak damit, daß er uns täuscht?«

»Er ist es ja gar nicht!«

»Nun, um seinetwillen will ich das hoffen. Wenn er etwa irgend eine Hinterlist plant, so wird er Salpeter anstatt des Salzes bekommen, vielleicht auch noch Schwefel und Holzkohle dazu. Weißt du, was das bedeutet?«

»Ja, aber ich verstehe dich dennoch nicht. Aus diesen drei Stoffen wird Barut {Schießpulver} gemacht. Meinst du das?«

»Gewiß, und wenn sich dabei ganz zufälliger Weise noch ein rundes Stück Blei befindet, so kann es sich sehr leicht ereignen, daß er, der jedenfalls nach dem Teufelsfelsen will, auch wirklich in die Hölle fährt. Ist dieses Wasser tief?«

»Nein. Die Pferde brauchen nicht zu schwimmen. Man kann ganz gut mit aufgestreiften Hosen hindurch. Wollen wir wieder aufbrechen?«

»Ja; es ist bereits mehr als eine Viertelstunde vergangen. Wohin führt dann jenseits des Wassers der Weg?«

»Siehst du den dunklen, senkrechten Strich, welcher sich da drüben an der Felswand befindet?«

»Ja.«

»Das ist die Öffnung einer schmalen Schlucht. Sie wird die Teufelsschlucht genannt, weil sie zum Teufelsfelsen führt. Da hinein reiten wir.«

»Und wie lange dauert es, bevor wir zu dem Felsen kommen?«

»Mehr als eine halbe Stunde. Du wirst staunen über die Felsenmassen, welche sich zu beiden Seiten der Schlucht befinden. In dieser engen Spalte kommt man sich vor wie ein kleiner Wurm zwischen himmelhohen Mauern.«

»Und führt denn kein anderer Weg nach West?«

»Nein, es gibt nur diesen einen.«

»So sind wir gezwungen, ihm zu folgen. Vorher aber will ich doch einmal versuchen, die Spuren derjenigen zu finden, welchen wir nachreiten. Im Gras sind sie nicht mehr vorhanden, weil es sich seit gestern wieder aufgerichtet hat; aber im seichten Flußwasser sind sie vielleicht noch zu erkennen.«

Meine Vermutung hatte mich nicht getäuscht. Nur wenig weiter aufwärts waren die fünf Pferde in das Wasser gegangen. Ein weiteres Suchen hatte keinen Zweck, und so durchkreuzten wir denn das Flößchen und hielten dann auf den Eingang der Schlucht zu.

Er hatte nur diejenige Breite, welche zwei Reitern gestattete, sich nebeneinander zu halten. Später traten die Felswände weiter zurück.

Das war eine erschreckliche kompakte Felsenmasse, ein ungeheurer, mehrere hundert Fuß hoher Würfel plutonischen Gesteines, in welchen eine unterirdische Gewalt diesen Spalt mitten hindurch gerissen hatte. Wenn man emporblickte, schien es, als ob die Wände sich mit ihren oberen Rändern vereinigten. Es war weder rechts, noch links möglich, an ihnen empor zu kommen. Sie waren nackt, und nur hier und da gab es eine Stelle, an welcher ein Strauch oder ein einzelner Baum ein Plätzchen für die Bedürfnisse seines Fortkommens gefunden hatte.

»Glaubst du nun, daß der Scheitan diesen Riß mit seiner Faust geschlagen hat?« fragte unser Führer.

»Ja, es ist ein höllischer Weg. Man möchte sich zusammen ducken wie ein kleines Insekt, über welchem der hungrige Vogel schwebt. Rasch vorwärts!«

Der Konakdschi hatte sich bisher in unserer Mitte gehalten. Jetzt strebte er, voran zu kommen. Um diesen Zweck zu erreichen, drängte er sich an Halef und Osko vorüber, welche vor uns ritten.

Dies ließ mich vermuten, daß wir uns der Stelle näherten, welche für uns verhängnisvoll werden sollte. Er wollte der Vorderste sein, um sein beabsichtigtes Manöver mit dem Pferd ausführen zu können.

Und plötzlich kam uns ein helles Wasser entgegen, ganz seicht und schmal, welches hart an der Seite des Weges floß und in einem Loch der Felsenwand verschwand. Und zugleich bemerkten wir, daß oben die Wände noch weiter auseinander rückten. Uns zur Linken wich der Fels um eine ziemlich breite Stufe zurück, welche mit Busch und Baum bewachsen war; aber hinaufkommen konnte man hier unmöglich. Diese Stufe hatte ungefähr die Höhe von fünfzig Fuß, und der Kohlenhändler hatte gesagt, daß man fünfzig bis sechzig Schritt im Wasser hinaufzusteigen habe. Dieser Felsenabsatz war also jedenfalls gemeint gewesen.

Ich hatte bereits vor unserm Aufbruch, als wir die Pferde sattelten, den Gefährten gesagt, wie sie sich verhalten sollten. Auch sie merkten dem Terrain an, daß wir uns in der Nähe der betreffenden Stelle befanden. Sie warfen mir heimlich fragende Blicke zu, und ich nickte zustimmend.

Das kleine Bergwässerchen floß uns still entgegen; bald aber hörten wir lautes Plätschern. Wir erreichten die Stelle, an welcher es aus der Höhe kam. Es hatte eine Ader weichen Gesteins tief ausgefressen und einen Ritz gebildet, in welchem es von Stufe zu Stufe herunterrieselte.

Das war die richtige Stelle. Der aus- und herabgespülte feine Steingrus hatte sich zu beiden Seiten angehäuft und mit der Zeit die Eigenschaft erhalten, Pflanzen zu ernähren. Da gab es

allerlei Kräuter und Stauden, welche die Kühle und das Wasser lieben, auch Farren, an welchen diese Gegend überhaupt sehr reich zu sein schien. Ungefähr in doppelter Reiterhöhe war eine dieser Farrenstauden halb ausgerissen worden. Ich hielt mein Pferd an und blickte hinauf.

»Kommt doch!« forderte uns der Konakdschi auf, da auch die Gefährten gehalten hatten.

»Warte einen Augenblick!« sagte ich. »Komm einmal zurück! Ich möchte dir etwas Überraschendes zeigen.«

Er kam herbei.

»Du mußt absteigen,« forderte ich ihn auf, indem ich den Sattel verließ.

»Warum?«

»Du kannst es dann besser sehen.«

»Aber wir versäumen unsere Zeit!«

»Du hast es ja heute noch niemals so notwendig gehabt. Das scheint ein sehr geheimnisvolles Wasser zu sein.«

»Wie so?« fragte er neugierig und ahnungslos.

Ich stand am Fuß der kleinen Kaskade und betrachtete die unteren Stufen derselben. Er sprang ab und trat zu mir. Auch die Andern stiegen von den Pferden.

»Sieh dir da oben dieses Farrenkraut an! Fällt es dir nicht auf, daß es ausgerissen ist?«

»Nein, gar nicht.«

»Ich meine, es ist jemand da hinaufgestiegen, hat sich dabei an der Pflanze festhalten wollen und sie aus der Erde gerissen.«

»Der Sturm wird es gewesen sein.«

»Der Sturm? Hier, wo wir uns im Innern der Erde befinden, hat es niemals Sturm oder auch nur Wind gegeben. Nein, es ist ein Mensch gewesen.«

»Was geht uns das an?«

»Sehr viel sogar, denn es war ein Bekannter von uns.«

»Unmöglich! Wer denn?«

»Junak.«

Er verfärbte sich, als ich diesen Namen nannte.

»Effendi, was hast du nur mit Junak? Er ist ja nach Glogovik!«

»Nein, er ist da oben. Hier unten, wo das Wasser den Weg erreicht, hat sich der Spülsand angehäuft. Dieser Junak ist ein sehr unvorsichtiger Bursche. Wenn er uns wissen läßt, daß er nach Glogovik gegangen sei, darf er doch nicht so dumm sein, mit seinen nackten Füßen diesen Sand zu berühren. Er weiß ja, daß ich heute nacht die fehlende Zehe vermißt habe, und hier siehst du ganz den nämlichen vierzehigen Fußstapfen wie vorhin da unten am Ufer des Baches. Er ist da hinauf. Was will er oben?«

»Effendi, er ist es nicht!« versicherte der Führer in ängstlichem Ton. »Reiten wir weiter!«

»Erst muß ich mich überzeugen, wer recht hat, du oder ich. Ich werde da hinaufsteigen, um mir den Mann einmal zu betrachten.«

»Herr, du kannst stürzen und dabei Hals und Beine brechen.«

»Ich klettere sehr gut, und der Hadschi wird mich begleiten. Ich hoffe, es glücklich zu überstehen. Viel gefährlicher scheint es mir, weiter zu reiten.«

»Warum?«

»Nun, ich vermute, daß da oben sich Leute befinden, Leute mit Czakans und Schleudern. Das ist gefährlich.«

»Allah!« rief er erschrocken.

»Und da vor uns krümmt sich der Weg und – –«

»Wie kannst du das wissen? Man sieht es doch noch gar nicht!«

»Ich vermute es. Eine solche Stelle ist für jeden gefährlich, welcher unten daherreitet, während man oben auf ihn lauert. Daher werde ich jetzt hinaufsteigen, um Umschau zu halten.«

Er war aschfahl geworden und sprach beinahe stammelnd:

»Ich kann deine Gedanken wirklich nicht begreifen!«

»Sie sind sehr leicht zu erklären. Und damit du mir keinen Strich durch meine Rechnung machst, ersuche ich dich, von diesem Augenblick an nur ganz leise zu sprechen.«

»Herr!« fuhr er auf, seiner Angst den Ausdruck des Zornes gebend.

»Bemühe dich nicht! Wir haben vor dir keine Angst, denn du hast keine Waffen mehr.«

Mit einem raschen Griff hatte ich ihm Pistole und Messer aus dem Gürtel gezogen. Sein Gewehr hing am Sattel. Und zugleich packten Osko und Omar ihn so fest von hinten, daß er sich nicht rühren konnte. Er wollte schreien, unterließ es aber, denn ich setzte ihm sein eigenes Messer auf die Brust und drohte:

»Sage ein einziges lautes Wort, so ersteche ich dich! Dir soll nicht das Mindeste geschehen, wenn du dich still verhältst. Du weißt, daß ich dir nicht traue. Fügst du dich jetzt in unsern Willen, so wird vielleicht unser Mißtrauen schwinden. Wir werden dich binden, und Osko und Omar halten Wache bei dir, bis ich mit Halef zurückkehre. Dann wird sich finden, was mit dir geschieht. Wirst du laut, so erstechen sie dich; gehorchst du aber, so erhältst du deine Waffen zurück und wirst unser Begleiter sein wie vorher.«

Er wollte Einspruch erheben, aber sogleich saß ihm Oskos Messerspitze wieder auf der Brust. Das brachte ihn zum Schweigen. Er wurde gebunden und mußte sich niedersetzen.

»Ihr wißt, was ihr zu tun habt,« sagte ich zu den beiden Zurückbleibenden. »Achtet darauf, daß die Pferde sich ruhig verhalten. Der Weg ist so eng, daß ihr ihn gut verteidigen könnt. Kein Mensch darf ohne euren Willen vorüber. Und sollte ja etwas Unvorhergesehenes geschehen, so werden wir beim ersten eurer Schüsse herbeieilen. Wenn aber ihr uns schießen hört, so bleibt ihr ruhig unten, denn ihr habt für uns nichts zu befürchten.«

Es war ein unendlich grimmiger Blick, den der Konakdschi mir zuwarf, als ich jetzt mich anschickte, emporzusteigen. Halef folgte.

Etwas anstrengend war der Weg, aber gar nicht gefährlich. Das Wässerchen war ganz seicht, und die ausgewaschenen Stufen hatten eine so geringe Höhe und folgten einander

so schnell, daß man wie auf einer nur ein wenig schlüpfrigen Treppe emporstieg.

Junak hatte recht: fünfzig bis sechzig Schritte hatten wir getan, als wir oben anlangten. Die Felsenstufe, auf welcher wir uns jetzt befanden, hatte hier eine Breite von wenig über hundert Schritten. Die Fläche war verwittert und trug einen nach und nach angesammelten Humusboden von beträchtlicher Tiefe. Da standen Laub- und Nadelbäume und dazwischen allerlei Buschwerk so dicht, wie wir es uns nur wünschen konnten. Es wurde dadurch möglich, anzuschleichen, ohne daß wir bemerkt werden konnten.

»Was nun?« flüsterte Halef.

»Wir schleichen vorwärts. Junak sagte, daß man auf dieser Felsenstufe ungefähr hundertfünfzig Schritte zu gehen habe, um an die Krümmung zu gelangen. Dort befinden sie sich ganz sicher. Dennoch wollen wir schon hier jede mögliche Vorsicht anwenden. Halte du dich stets hinter mir!«

»Es ist möglich, daß Einer hier vorn postiert ist, um unser Nahen zu beobachten.«

»In diesem Falle säße er sicher ganz vorn an der Felsenkante. Wenn wir uns weiter links, also rückwärts von ihm halten, kann er uns weder sehen noch hören. Sollte dennoch zufällig Einer auf uns treffen, so machen wir ihn mit den Händen unschädlich, indem wir möglichst jedes Geräusch vermeiden. Ich habe zu diesem Zweck einige Riemen eingesteckt.«

»Du weißt, daß auch ich stets solche bei mir habe; sie sind oft schnell vonnöten.«

»Nur wenn wir es mit Mehreren zu tun bekommen, greifen wir nach den Gewehren. Ich werde nur notgedrungen schießen, und selbst dann wollen wir nicht töten. Ein Schuß in das Knie wirft den grimmigsten Feind zu Boden. Also vorwärts!«

Wir huschten voran und gaben uns Mühe, wenige Zweige zu berühren. Es war unsere Absicht, uns mehr links zu halten, aber wir waren noch nicht sehr weit gekommen, so hörten wir rechts von uns ein Geräusch, welches uns zum Stehen brachte.

»Was mag das sein?« flüsterte Halef.

»Da wetzt einer sein Messer auf dem Stein. Welch eine Unvorsichtigkeit von ihm!«

»Er ahnt ja nicht, daß wir auf den Gedanken kommen können, hier heraufzusteigen. Gehen wir vorüber?«

»Nein. Wir müssen wissen, wer es ist. Lege dich auf die Erde. Wir dürfen jetzt nur kriechen.«

Wir schoben uns der Stelle entgegen, von welcher wir das Wetzen vernommen hatten, und gelangten bald in die Nähe der Felsenkante. Dort saß – Suef, der Spion, auf Posten und wetzte sein Messer mit einem Eifer an dem scharfen Gestein, als würde ihm diese Arbeit mit silbernen Piastern bezahlt. Er hatte uns den Rücken zugekehrt.

Jedenfalls sollte er nach uns ausschauen; aber er hatte just diejenige Stelle gewählt, von welcher aus er uns erst dann bemerken konnte, wenn wir uns fast unter ihm befanden. Freilich, wären wir nur wenige Schritte weiter geritten, so hätte er uns gesehen.

»Was tun?« fragte Halef. »Lassen wir ihn ruhig sitzen?«

»O nein! Hier steht Moos am Boden. Nimm eine gute Handvoll! Ich werde ihn hinten so beim Genick fassen, daß er den Mund aufsperrn muß, ohne schreien zu können. Dann steckst du ihm das Moos hinein. Ich krieche voran. Sobald ich bis auf Manneslänge zu ihm gekommen bin, kannst du dich erheben und auf ihn losspringen.«

Langsam und leise krochen wir unter den Büschen auf Suef zu. Gar nicht weit hinter ihm stand ein Baum, welchen ich als Deckung nahm, so daß der Stamm desselben sich genau zwischen mir und ihm befand.

Jetzt erreichte ich den Baum. Noch zwei Sekunden, und ich war dem Späher so weit, wie erwähnt, nahe gekommen. Hinter mir richtete sich Halef auf, zum Sprung bereit. Aber der Kleine war ein Wüstensohn, nicht ein Indianer: er trat auf einen herabgefallenen dürren Zweig – dieser knackte, und Suef fuhr mit dem Gesicht nach uns herum.

Kein Maler vermag es, den Ausdruck des starren Entsetzens wiederzugeben, welchen die Züge des Spions annahmen, als er uns erblickte. Er wollte schreien, aber er hätte wohl keinen Ton

hervorgebracht, auch wenn ihm von mir die Zeit dazu gelassen worden. Ich hatte mich augenblicklich zu ihm hingeschnellt und ihm die beiden Hände um den Hals gelegt. Er strampelte mit den Armen und Beinen und öffnete den Mund weit, um nach Luft zu schnappen. Im Nu war Halef da und steckte ihm das Moos zwischen die Zähne. Ich hielt noch eine Weile fest. Die Bewegungen ließen nach, und als ich nun die Hände von ihm nahm, war er besinnungslos.

Ich hob ihn auf und trug ihn fort, zwischen die Büsche hinein. Sein Messer war ihm entfallen, die Flinte hatte neben ihm gelegen. Wo er sie her hatte, wußte ich nicht. Halef brachte beides nach.

Wir lehnten ihn sitzend an einen Baumstamm und banden ihn so an denselben, daß dieser von seinen nach rückwärts gebogenen Armen umfassen wurde. Dann banden wir ihm noch den mehrfach zusammengelegten Zipfel seines Gewandes auf den Mund, damit es ihm unmöglich wäre, das Moos mit der Zunge herauszustößen. Wir mußten ihm das Schreien verleiden.

»So!« kicherte Halef leise. »Der ist sehr gut versorgt. Was nun weiter, Sihdi?«

»Wir setzen unsern bisherigen Weg fort. Horch!«

Es klang wie Schritte. Und wirklich, wir hörten jemand kommen. Der Betreffende schien sich der Stelle zu nähern, an welcher Suf gesessen hatte.

»Wer mag es sein?« raunte mir der Hadschi zu. Seine Augen funkelten vor Kampfeslust.

»Keine Übereilung!« gebot ich.

Ich wand mich zwischen den Büschen hindurch und erblickte Bybar. Seine Riesengestalt stand neben dem Baum, welchen ich vorhin als Deckung benutzt hatte. Ich konnte sein Gesicht deutlich sehen. Er schien erstaunt zu sein, Suf nicht zu finden, und schritt langsam weiter.

»Wetter noch einmal!« flüsterte ich. »Noch zehn oder zwölf Schritte, so sieht er unsere Gefährten, falls er hinabblickt, und das wird er ganz sicher tun. Komm ganz leise nach!«

Es galt, mich schnell von hinten an den Aladschy zu ma-

chen, und es gelang mir zur rechten Zeit. Sein Blick fiel hinunter auf den Weg. Er sah die Drei, welche unten auf uns warteten, und er trat mehrere Schritte zurück, um ja nicht von ihnen gesehen zu werden.

Er hatte sich dabei nicht umgedreht und durch dieses Zurückweichen die Entfernung zwischen sich und mir auf eine für mich so günstige Weise verringert, daß ich nach ihm fassen konnte. Ihn mit der Linken beim Genick nehmen und ihm zugleich mit der geballten Rechten einen Hieb gegen die Schläfe versetzen, das war das Werk eines Augenblicks. Er brach zusammen, ohne einen Laut von sich zu geben. Und da stand auch bereits Halef bei mir.

»Auch binden?« fragte er.

»Ja, aber jetzt noch nicht. Faß an, er ist schwer.«

Wir trugen den Riesen in die Nähe des Schneiders und banden ihn ebenso wie jenen an einen Baum. Sein Mund war nicht ganz geschlossen. Ich öffnete ihn erst mit der Klinge, dann mit dem Heft meines Messers. Wir banden ihm den Gürtel ab und befestigten ihm denselben als Knebel in den Mund. Weil er sehr stark war, bedurfte er doppelter Bande, so daß unsere Riemen nun alle verbraucht waren. Den Lasso durfte ich nicht verwenden, falls uns noch Einer in die Hände lief, der gebunden werden mußte; er konnte mir dann sehr leicht in Verlust geraten. Die Pistolen und das Messer, welche sich in Bybars Gürtel befunden hatten, legten wir zu Suefs Waffen.

»Nun sind nur noch drei übrig,« sagte Halef, »der andre Aladschy, Manach el Barscha und Barud el Amasat.«

»Vergiß den Kohlenhändler nicht, der auch hier oben ist.«

»Den Halunken rechne ich nicht. Was sind diese Vier gegen uns Zwei! Wollen wir nicht ganz offen zu ihnen gehen und ihnen die Gewehre abnehmen, Sihdi?«

»Das wäre zu verwegen.«

»Nun, weshalb sind wir denn heraufgestiegen?«

»Einen bestimmten Plan hatte ich dabei nicht. Ich wollte sie beschleichen. Was dann zu tun war, mußte sich finden.«

»Nun, es hat sich gefunden. Zwei sind bereits unschädlich. Aus den Andern machen wir uns ja nichts.«

»Ich mache mir sehr viel aus ihnen. Ja, wenn wir den Bruder des Aladschy noch hätten, dann wollten wir mit den übrigen Drei schnell fertig werden.«

»Hm! Wenn er auch käme!«

»Das wäre Zufall.«

»Oder – Sihdi, ich habe einen Gedanken. Ist es nicht möglich, ihn herbeizulocken?«

»Auf welche Weise?«

»Könnte nicht dieser Bybar ihn rufen?«

»Dieser Gedanke ist nicht ganz übel. Ich habe mehrere Stunden lang mit den Aladschy gesprochen und kenne ihre Stimmen. Bybars Stimme ist etwas heiser, und ich getraue mir, sie leidlich nachzuahmen.«

»So tue es, Sihdi!«

»Dann müßten wir einen Platz haben, auf welchem er vorüber muß, ohne uns zu sehen.«

»Ein solcher Platz wird sich leicht finden lassen, irgend ein Busch oder Baum.«

»Ja, aber ob es mir auch diesesmal so gut gelingt, ihn zu betäuben?«

»So haue doch mit dem Kolben zu!«

»Hm! Das läßt sich nicht so abmessen. Ich könnte ihn erschlagen.«

»Schade wäre es nicht um ihn. Übrigens haben diese Kerls wohl feste Schädel.«

»Freilich! Nun, wir wollen es versuchen!«

»Versuchen wir es! Sihdi, in dieser Weise höre ich dich außerordentlich gern sprechen.«

Er war ganz Feuer und Flamme. Das Kerlchen hätte einen ausgezeichneten Soldaten abgegeben; es steckte ein Held in ihm.

Wir schritten leise und vorsichtig weiter, bis wir eine Stelle erreichten, an welcher drei hohe Büsche eng beisammen standen, so daß man zwischen ihnen unbemerkt von außen stehen konnte. Wir traten hinein, und nun rief ich, nicht allzu laut und möglichst Bybars Stimme nachahmend:

»Sandar! Sandar! Bana gel – komm her zu mir!«

»Schimdi gelirim – ich werde gleich kommen!« antwortete es von daher, wo ich die Männer vermutete.

Die List schien also zu gelingen. Ich stand bereit, den Lauf der Büchse in der Hand. Nach kurzer Zeit hörte ich den nahenden Aladschy fragen:

»Nerede sen – wo bist du?«

»Burada'm – hier bin ich!«

Meine Antwort gab seinen Schritten die von mir gewünschte Richtung. Ich hörte ihn kommen, grad auf die Büsche zu. Jetzt sah ich ihn sogar, indem ich zwischen den Zweigen hindurchblickte. Er wollte, erwartungsvoll gradaus schauend, an uns vorüber, leider nicht so nahe, wie es mir lieb gewesen wäre. Da gab es weder Zaudern, noch Bedenken. Ich sprang zwischen den Büschen hervor.

Er sah mich. Nur eine Sekunde hielt der Schrecken ihn fest auf der Stelle; dann wollte er zurückspringen, aber es war schon zu spät für ihn. Mein Kolben traf ihn so, daß er zusammenbrach.

Auch er hatte weder Flinte noch Czakan bei sich, sondern nur Pistolen und das Messer.

»Hamdullillah!« jubelte Halef fast zu laut. »Es ist gelungen! Wie lange denkst du, daß er brauchen wird, um wieder ins Leben zurückzukehren?«

»Laß erst sehen, wie es mit ihm steht. Der Schlag hätte einen Andern wohl getötet.«

Der Puls des Aladschy war kaum wahrzunehmen. Für wenigstens eine Viertelstunde hatten wir sein Erwachen nicht zu befürchten.

»So brauchen wir ihn nicht zu knebeln,« meinte Halef. »Aber anbinden werden wir ihn doch!«

Wir benützten dazu den Schal, welcher dem Aladschy als Gürtel diente. Und nun hatten wir wirklich nicht nötig, übermäßige Vorsicht walten zu lassen. Wir schlichen nicht mehr, sondern wir gingen vorwärts, wenn auch recht leise.

So gelangten wir an die Stelle, an welcher der Weg unten die erwähnte Krümmung machte. Auch das Terrain hier oben folgte dieser Biegung, und so entstand ein Felsenvorstoß, eine

Art Bastei, auf welcher die Kerls Posto gefaßt hatten. Es standen nicht Bäume, sondern nur einige Sträucher auf derselben. Hinter einem der Sträucher angekommen, sahen wir Manach el Barscha, Barud el Amasat und Junak sitzen. Sie sprachen miteinander, doch nicht so laut, daß wir sie verstehen konnten, obgleich wir uns ihnen sehr nahe befanden.

Dieser Ort war für ihre Zwecke sehr gut gewählt. Sie mußten uns kommen sehen, und eine aus diesem Hinterhalt gut geworfene Axt hätte jedenfalls den Getroffenen zerschmettert.

Etwas rückwärts von ihnen, nach uns zu, standen fünf in eine Pyramide aufgestellte Gewehre. Also hatte auch Junak seine Flinte mitgebracht. Dabei lagen die Czakans der Aladschy und die ledernen Schleudern, welche Junak hergeliehen hatte. Neben den Schleudern war ein kleiner Haufen glatter, schwerer Bachkiesel. Ein solcher Stein konnte, wenn aus sicherer Hand geschleudert, gar wohl den Tod bringen.

Die Drei waren uns sicher. Sie saßen ganz an der Kante der Bastei. Manach el Barscha war kaum drei Schritte von derselben entfernt. Wollten sie fliehen, so mußten sie an uns vorüber. Der Gedanke, hinab zu springen, wäre der reine Wahnsinn gewesen. Man sah es ihnen an, daß sie sich in gespannter Erwartung befanden. Ihre Blicke flogen immer nach der Richtung, aus welcher wir kommen mußten.

Junak sprach am meisten. Aus seinen Gestikulationen war zu schließen, daß er das Bärenabenteuer erzählte. Wir standen eine ganze Weile, ehe er ein Wort sprach, welches wir verstehen konnten:

»Ich will hoffen, daß alles so kommt, wie ihr es wünschet. Diese vier Kerle sind zu allem fähig. Sie sind gleich bei ihrer Ankunft wie die Herren meines Hauses aufgetreten. Und der Konakdschi wird euch dann erzählen, wie sie ihn behandelt haben. Sie schlossen ihn für die ganze Nacht mit all den Seinen im Keller ein – «

»Und er hat es sich gefallen lassen?« rief Manach el Barscha.

»Mußte er nicht?«

»Mit all den Seinen! Konnten sie sich nicht wehren?«

»Habt ihr euch denn gewehrt? Nein, ihr seid schleunigst fortgeritten!«

»Der Soldaten wegen, welche sie bei sich hatten.«

»O, nicht einen einzigen hatten sie bei sich; das hat der Konakdschi später gar wohl gemerkt.«

»Tausend Teufel! Wenn das wahr wäre!«

»Es ist so! Sie haben euch durch eine List getäuscht. Diese Kerle sind nicht nur verwegen wie die Jabani kediler {Wildkatzen}, sondern auch verschlagen wie die Gelindschikler {Wiesel}. Nehmt euch nur in acht, daß sie nicht die heutige Falle wittern! Der widerwärtige Effendi hat Verdacht gegen den Konakdschi und auch gegen mich geäußert. Es dauert so lange, bis sie kommen; sie müßten schon da sein. Ich will nicht befürchten, daß sie erraten, was ihrer hier wartet.«

»Das können sie unmöglich wissen. Sie kommen gewiß, und dann sind sie verloren. Die Aladschy haben geschworen, den Deutschen bei lebendigem Leibe langsam in Stücke zu zerschneiden. Barud hier nimmt den Montenegriner Osko, und mir muß diese kleine, giftige Kröte, der Hadschi, in die Hände laufen. Er ist so flink mit der Peitsche, und er soll erfahren, was Schläge bedeuten. Kein Messer und keine Kugel darf ihn berühren; er wird an der Peitsche sterben. Darum soll keiner von ihnen sogleich getötet werden. Die Aladschy zielen nicht nach dem Kopf, und auch ich werde den Hadschi nur betäuben. Ich will mich nicht selbst um die Seligkeit bringen, ihn totschiagen zu können. Warum sie nur so lange bleiben! Ich kann es kaum erwarten.«

Ich hätte gar zu gern noch mehr gehört; ich hoffte, sie sollten von Karanirwan-Khan sprechen. Aber Halef konnte es nicht länger aushalten. Daß Manach el Barscha so große Sehnsucht hatte, ihn tot zu peitschen, das erregte seinen Zorn in ungewöhnlicher Weise. Er trat plötzlich vor, hart an sie heran und rief:

»Nun, hier hast du mich, wenn du es denn gar nicht erwarten kannst!«

Der Schreck, welchen sein Erscheinen erregte, war unge-

heuer. Junak schrie auf und streckte die Hände abwehrend vor, als hätte er ein Gespenst erblickt. Barud el Amasat sprang vom Boden auf und starrte den Hadschi wie geistesabwesend an. Auch Manach el Barscha war emporgeschnellt, gleichsam von einer Spannfeder getrieben; aber er faßte sich schneller als die Andern. Seine Züge verzerrten sich vor Wut.

»Hund!« brüllte er. »Hier bist du! Aber diesesmal soll es euch nicht gelingen! Du gehörs mir, und jetzt habe ich dich!«

Er wollte die Pistole aus dem Gürtel reißen, aber eine hervorstehende Schraube oder der Drücker mochte sich festgehakt haben. Er brachte die Waffe nicht so schnell heraus, wie er wünschte. Und da legte Halef auch schon auf ihn an und gebot:

»Weg mit der Hand vom Gürtel, sonst schieße ich dich nieder!«

»Schieße einen von uns!« antwortete jetzt Barud el Amasat. »Aber auch nur einen! Der Zweite trifft dann dich!«

Er zog sein Messer. Da trat auch ich hervor, langsam und ohne ein Wort zu sprechen; aber ich hielt den angelegten Stutzen auf Barud gerichtet.

»Der Effendi! Auch er ist da!« rief dieser.

Er ließ die Hand, welche das Messer hielt, sinken und tat vor Schreck einen Sprung rückwärts. Er traf an Manach el Barscha, und zwar so kräftig, daß dieser einen Stoß bekam, der ihn an den Rand des Felsens brachte. Er schlug mit den Armen in die Luft, hob den einen Fuß empor, um festen Halt zu suchen, und verlor dadurch nun vollends das Gleichgewicht.

»Allah, Allah, All – –!« brüllte er, dann war er von der Kante der Bastei verschwunden. Man hörte seinen Körper unten aufschlagen.

Keiner brachte zunächst ein Wort hervor, auch ich nicht. Es war ein Augenblick des Entsetzens. Über fünfzig Fuß hoch hinab – der Körper mußte zerschmettert sein!

»Allah onu kurdi – Allah hat ihn gerichtet!« rief dann Halef, dessen Gesicht todesbleich geworden war. »Und du, Barud el Amasat, bist der Henker, der ihn zur Tiefe warf. Lege das Messer weg, sonst fliegst du ihm nach!«

»Nein, ich lege es nicht weg. Schieß, aber kosten sollst du dennoch meine Klinge!« antwortete Barud.

Er duckte sich zum Sprung und holte dabei zum Stoß mit dem Messer aus. Das war für Halef Grund genug, zu schießen. Er tat es aber nicht. Er trat schnell zurück, drehte seine Flinte um und empfing den Gegner mit einem Kolbenschlag, welcher diesen zu Boden streckte. Barud wurde entwaffnet und mit seinem eigenen Gürtel gebunden.

Jetzt hatten wir es nur noch mit Junak, dem Kohlenhändler, zu tun. Dieser Tapfere saß noch ganz so da, wie vorher. Hatte ihn schon das Erscheinen Halefs auf das höchste erschreckt, so war durch das, was nun geschah, seine Angst verzehnfacht worden. Er streckte die Hände nach mir aus und flehte:

»Effendi, schonen mich! Ich habe euch nichts getan. Du weißt, daß ich euer Freund bin!«

»Du, unser Freund? Wie sollte ich das wissen?«

»Du kennst mich ja!«

»Woher?«

»Nun, ihr seid ja in dieser Nacht bei mir geblieben. Ich bin Junak, der Kohlenhändler.«

»Das glaube ich nicht. Du bist ihm zwar sehr ähnlich, besonders was die Reinlichkeit betrifft; du bist genau so ein Bock tawuki {Schmutzfinke}, wie er; aber er selbst bist du doch nicht.«

»Ich bin es, Effendi, ich bin es! Du mußt es doch sehen! Und wenn du es nicht glaubst, so frage deinen Hadschi!«

»Ich brauche ihn nicht zu fragen. Er hat keine besseren Augen als ich. Der Kohlenhändler Junak kann nicht hier sein, denn er ist nach Glogovik gegangen, um Salz zu kaufen.«

»Das war nicht wahr, Herr.«

»Seine Frau hat es mir gesagt, und ihr glaube ich mehr als dir. Wenn du wirklich Junak, unser Wirt, wärest, so dächte ich, dir Dankbarkeit schuldig zu sein, und würde dich allerdings glimpflicher behandeln, als jeden Andern. Aber da es bewiesen ist, daß du dieser Mann gar nicht sein kannst, so hast du dieselbe Strenge zu erwarten, wie deine sauberen Genossen, welche uns töten wollten und deshalb ihr Leben verwirkt haben.

Du wirst also mit ihnen an den schönen Bäumen hier baumeln müssen.«

Das zog ihn vom Boden empor. Er sprang auf und schrie voller Angst:

»Effendi, es ist nichts, gar nichts bewiesen. Ich bin wirklich Junak; ich will dir alles erzählen, was in und bei meinem Hause geschehen ist, und was wir gesprochen haben. Du wirst doch nicht den Mann hängen, der euch so freundlich bei sich aufgenommen hat!«

»Nun, von einer freundlichen Aufnahme war nicht das Mindeste zu bemerken. Aber wenn du wirklich Junak bist, wie kommt es denn, daß du dich jetzt hier und nicht in Glogovik befindest?«

»Ich – ich wollte – – wollte mein Salz hier holen!«

»Ah! Und warum ließest du uns die Lüge sagen, daß du nach einer andern Richtung gingest?«

»Weil – weil« – stotterte er – »es fiel mir erst unterwegs ein, hierher zu gehen.«

»Belüge mich nicht abermals! Du bist hierher gegangen, um nicht um deinen Beuteanteil betrogen zu werden. Du hast sogar bedauert, daß dein Pferd tot ist, so daß du laufen mußt.«

»Effendi, das kann dir nur der Konakdschi gesagt haben! Der Mensch hat uns wohl betrogen und dir alles erzählt?«

»Sieh, welch ein Geständnis du mit deiner Frage machst! Ich weiß alles. Ich sollte hier gegen deinen Rat überfallen werden. Dazu hast du unsern Feinden diese Schleudern geborgt. Falls dieser Angriff mißlang, wollte man uns in die Höhle der Diamanten locken und uns in derselben morden.«

Er senkte den Kopf und meinte, ich wisse dies von dem Konakdschi, und es fiel mir gar nicht ein, ihm diese Meinung zu benehmen.

»Nun rede, antworte!« fuhr ich fort. »Auf dich selbst wird es ankommen, ob ich dich für ebenso schlimm halten muß wie die Andern. Dein Schicksal liegt jetzt in deinen eigenen Händen.«

Er sagte erst nach einer Pause des Nachdenkens, des innern Kampfes:

»Du darfst nicht glauben, daß der Plan, euch zu töten, von mir ausgegangen ist. Diese Leute hatten ihn schon längst ge-
faßt.«

»Das weiß ich allerdings. Aber du hast aus gemeiner Gewinnsucht teil an demselben genommen. Das kannst du gar nicht leugnen.«

»Vielleicht hat der Konakdschi mich gegen dich schlechter gemacht, als ich bin?«

»Ich pflege mein Urteil nicht nach der Meinung anderer Leute einzurichten. Ich habe meine eigenen Augen und Ohren. Und diese sagen mir, daß du zwar nicht der Urheber des gegen uns gerichteten Mordplanes, aber doch ein Mitglied dieser sauberen Gesellschaft bist. Übrigens habe ich nicht Zeit, mich mit dir zu befassen. Lege dein Messer zur Erde! Der Hadschi wird dich binden.«

»O nein, nein!« schrie er ängstlich. »Ich will dir alles zu Gefallen tun, nur aufhängen darfst du mich nicht.«

»Ich wüßte nicht, welchen Gefallen du mir erweisen könntest. Es kann mir gar nichts nützen, dich leben zu lassen!«

Der kalte Ton, in welchem ich diese Worte sagte, erhöhte seine Angst, und als nun Halef ihm das Messer aus dem zerfetzten Gürtel zog, rief er:

»Ich kann euch nützlich sein, Effendi, ich kann!«

»Wie so?«

»Ich will dir alles sagen, was ich weiß.«

»Das ist unnötig, da ich bereits ganz genau unterrichtet bin. Ich werde kurzen Prozeß mit euch machen. Die beiden Aladschy und Suf befinden sich auch schon in unsern Händen. Ich sehe nicht ein, warum ich grad mit dir Nachsicht haben soll. Du hast sogar den Wunsch gehabt, daß der Bär uns sämtlich fressen möge.«

»Welch ein schlechter Mensch ist dieser Konakdschi! Er hat alles verraten, jedes Wort! Und ohne ihn hättest du den Weg zu diesem Versteck unmöglich finden und uns überfallen können. Aber dennoch kann mein Rat dir noch von Nutzen sein.«

»Welcher Rat?«

Er sah wieder nachdenklich zu Boden. In seinen Zügen malte sich der Kampf zwischen Angst und Hinterlist. Wollte er mir wirklich nützen, so mußte er den Verräter gegen den Köhler, seinen eigenen Schwager, spielen. Vielleicht sann er über eine Lüge nach, welche ihn aus seiner gegenwärtigen, bedrängten Lage befreien könnte. Nach einer Weile richtete er das Auge mit einem überaus zutraulichen Blick auf mich und sagte:

»Du befindest dich in allergrößter Lebensgefahr, ohne daß du eine Ahnung davon hast, Effendi. Diejenige, welche dir hier drohte, war gering gegen das, was dich noch erwartet.«

»Ah! Wie so?«

»Wirst du mir auch wirklich das Leben schenken, wenn ich es dir sage?«

»Ja; doch glaube ich nicht, daß du mir etwas Neues sagen kannst.«

»O doch! Ich bin überzeugt, daß du keine Ahnung von der Gefahr hast, welche dir droht. Und zwar der Konakdschi ist es, welcher euch derselben in den Rachen führen will.«

»Du willst dich an ihm rächen, indem du ihn verleumdest?«

»Nein. Er weiß nicht, was ich weiß, und die Andern haben es auch nicht gewußt. Sie ahnen nur, daß es noch Andere gibt, welche euch nach dem Leben trachten. Nur der Mübarek wußte es auch; der ist nun aber tot.«

»So sprich und beeile dich, da ich keine Zeit habe.«

»Um sein Leben zu retten, muß man immer Zeit haben, Effendi. Nicht wahr, du willst den Schut finden?«

Ich nickte bloß.

»Du bist sein grimmigster Feind. Der alte Mübarek hat ihm einen Eilboten gesandt, um ihn vor dir zu warnen. Er hat ihm auch kund getan, daß ihr ihn verfolgt, und daß er euch hinter sich her locken wolle, bis ihr in die Hände des Schut fallt. Die Andern aber, deren ihr euch hier bemächtigt habt, wollten euer Eigentum für sich haben. Sie legten euch hier diesen Hinterhalt, welchem ihr glücklich entgangen seid. Der Schut

aber hat sich aufgemacht, um euch entgegen zu reiten. Er muß bereits in der Nähe sein, und ihr seid verloren, wenn ich und mein Schwager, der Köhler, euch nicht retten.«

»Aber dein Schwager trachtet mir ja auch nach dem Leben!«

»Bis zu diesem Augenblick, ja, denn er ist auch ein Anhängers des Schut. Aber wenn ich ihm sage, daß ihr mein Leben geschont habt, obgleich ich mich in euren Händen befand, wird sich seine Feindschaft in Freundschaft verwandeln, und er wird alles aufbieten, euch zu retten. Ich selbst werde euch auf einem Weg aus den Bergen führen, auf welchem ihr der Gefahr ganz sicher entgehen werdet.«

Dieser ebenso feige wie plumpschlaue Mensch hatte da einen ganz allerliebsten Plan ausgeheckt. Er wollte mich zu dem Köhler locken, bei welchem wir gewiß verloren waren, wenn wir ihm vertrauten. Ich tat, als ob ich ihm glaubte, und fragte:

»Kennst du denn den Schut?«

»Gewiß; er war oft bei mir.«

»Und du auch bei ihm?«

»Einigemal.«

»Wo wohnt er denn?«

»Drüben in Orossi. Er ist ein Häuptling der Miriditen und besitzt eine große Macht.«

»In Orossi? Mir wurde gesagt, daß er in Karanirwan-Khan wohne?«

Junak erschrak sichtlich darüber, daß ich diesen Namen sagte; aber er schüttelte den Kopf und antwortete lächelnd:

»Man hat dir das gesagt, um dich irre zu führen.«

»Aber einen Ort dieses Namens gibt es doch?«

»Ich kenne keinen und bin doch weit und breit ortskundig. Glaube mir, denn ich meine es gut und aufrichtig mit dir.«

»Wirklich? Nun, wir werden ja sehen. Wie weit ist es denn von hier bis zu deinem Schwager?«

»Man reitet nur eine Viertelstunde. Du kommst in ein großes, rundes Tal, welches das Tal der Trümmer genannt wird. Wendest du dich von da, wo der Weg in dasselbe mündet, nach

rechts, so wirst du bald den Rauch sehen, welcher seinen Meilern entsteigt.«

»Und zu ihm würdest du uns führen?«

»Ja, und von ihm würdest du noch viel mehr erfahren, als ich im stande bin, dir zu sagen. Euer Leben hängt davon ab, daß ihr mir Glauben schenkt. Nun tue, was du willst!«

Halef nagte an seiner Unterlippe. Er konnte seine Wut, für so leichtgläubig gehalten zu werden, nur schwer verbergen. Ich aber machte ein sehr freundliches Gesicht, nickte dem Schurken vertraulich zu und antwortete:

»Die Wahrscheinlichkeit spricht allerdings dafür, daß du uns die Wahrheit sagest. Soll ich denn einmal versuchen, ob du es ehrlich meinst?«

»Versuche es, Effendi!« rief er erfreut aus. »Du wirst sehen, daß ich dich nicht täusche.«

»Nun gut, so soll dir das Leben geschenkt sein. Aber binden müssen wir dich doch für einige Zeit.«

»Warum?«

»Weil die Andern nicht ahnen sollen, daß du mit uns einverstanden bist. Es muß ganz so scheinen, als ob auch du ihr Schicksal teilen müssest.«

»Aber du gibst mir dein Wort, daß ihr mich wieder losbindet?«

»Ich verspreche dir, daß du sehr bald wieder frei sein und nicht das Mindeste von uns zu befürchten haben wirst.«

»So binde mich!«

Er streckte mir seine Hände hin. Halef nahm ihm seinen Gürtel ab und band ihm damit die Hände auf den Rücken.

»Nun warte hier bei diesen beiden,« sagte ich zu dem Hadschi. »Ich gehe, um die Gefährten zu holen.«

Barud el Amasat lag noch besinnungslos. Halefs Hieb war ein sehr kräftiger gewesen.

Ich ging auf demselben Weg zurück, welchen wir gekommen waren. Einen Grund, das Terrain hier noch weiter zu untersuchen, gab es nicht. Mein Verfahren mit Junak hatte nicht den gewünschten Erfolg gehabt. Es war meine Absicht gewesen, etwas Sicheres über den Schut und über Karanirwan-

Khan zu erfahren. Zwar stand es mir noch jetzt frei, mit der Peitsche dieses Geständnis zu erzwingen, aber ich hatte doch keine Lust, dieses Mittel anzuwenden, und hoffte, auch ohne dasselbe meinen Zweck zu erreichen.

Ich suchte Sandar auf. Er lag noch still da; sein Puls war jedoch kräftiger geworden. Er mußte sich bald wieder erholen. Dann ging ich nach der Stelle, an welcher Bybar und Suef angebunden waren. Diese beiden befanden sich bei Bewußtsein. Als der Aladschy mich erblickte, schnaufte er grimmig durch die Nase, stierte mich mit blutunterlaufenen Augen an und machte eine gewaltige Anstrengung, von seinen Fesseln loszukommen – vergeblich.

»Gib dir keine Mühe!« sagte ich zu ihm. »Ihr könnt eurem Schicksal nicht entgehen. Es ist lächerlich, daß Menschen wie ihr, die kein Hirn im Kopf haben, sich einbilden, es mit einem fränkischen Effendi aufnehmen zu können. Ich habe euch bewiesen, daß eure Unternehmungen stets nur alberne Knabenstreiche waren. Ich glaubte, ihr würdet endlich einmal einsehen, wie dumm ihr seid; aber meine Nachsicht war vergeblich. Jetzt ist endlich unsere Langmut zu Ende, und ihr sollt das bekommen, was ihr für uns bestimmt hattet, den Tod. Ihr habt es nicht anders gewollt.«

Ich wußte, daß ich den Aladschy nicht schwerer kränken konnte als dadurch, daß ich ihn dumm nannte. Ein wenig Todesangst mochte ihm übrigens gar nichts schaden. Dann ging ich weiter, bis an den Felsenrand, von wo aus ich die Gefährten sehen konnte.

Osko bemerkte mich und rief herauf:

»Du bist's, Sihdi! Allah sei Dank! Da steht alles gut!«

»Ja. Binde den Konakdschi los, damit er heraufklettern kann. Du steigst hinter ihm her und bringst alles mit, was ihr an Riemen oder Schnüren bei euch habt. Omar mag bei den Pferden bleiben.«

Nach kurzer Zeit kamen beide herauf, der Konakdschi voran. Ich nahm ihn in Empfang, indem ich ihm den Revolver zeigte:

»Ich warne dich, einen Schritt ohne meine Erlaubnis zu

tun. Du hast mir in allem augenblicklich zu gehorchen, sonst schieße ich dich nieder.«

»Warum, Effendi?« fragte er erschrocken. »Ich bin wirklich dein Feind nicht. Ich weiß von nichts und habe mich da unten ganz ruhig verhalten.«

»Keine unnützen Worte! Ich habe bereits in deinem Hause ganz genau gewußt, woran ich mit dir bin. Es ist dir nicht für einen einzigen Augenblick gelungen, mich zu täuschen. Jetzt hat das Spiel ein Ende. Vorwärts!«

Wir gingen bis zu der Bastei, wo Halef bei den beiden Gefangenen stand. Barud el Amasat befand sich bei Besinnung. Als der Konakdschi die Zwei erblickte, stieß er einen Ruf des Schreckens aus.

»Nun, ist das Junak oder nicht?« fragte ich ihn.

»Allah! Er ist es!« antwortete er. »Wie ist er hierher gekommen?«

»Ganz so wie du; er ist da vorn heraufgestiegen. Nimm Barud el Amasat auf, und trage ihn. Junak ist nicht an den Füßen gefesselt, er kann uns folgen. Vorwärts!«

Die Schurken mußten uns zu Bybar und Suf folgen. Die Blicke, welche da gewechselt wurden, waren mehr als sprechend; ein Wort aber ließ keiner fallen.

Osko hatte einige Riemen mitgebracht. Außerdem entledigten wir Barud el Amasat seines Kaftans und schnitten denselben mit dem Messer in lange Streifen, welche wir zu Stricken drehten, mit denen Barud und Junak angebunden wurden. Sodann verfügten wir uns zu Sandar, welcher soeben die Augen geöffnet zu haben schien. Er schnaufte wie ein wildes Tier und bäumte sich mit den Windungen einer Schlange gegen seine Fesseln auf.

»Sei ruhig, mein Liebling!« lachte Halef. »Wen wir einmal haben, den haben wir fest.«

Auch dieser Aladschy wurde dahin geschafft, wo sich die Andern befanden. Die betreffenden Bäume standen nahe beieinander, und die Gefangenen wurden so an die Stämme derselben befestigt, daß sie sich unmöglich losmachen konnten.

Der Konakdschi, welcher bis dahin ohne Fesseln gewesen war, um die Andern tragen zu können, kam zuletzt an die Reihe.

Nun nahmen wir ihnen die Knebel ab, damit sie reden konnten; aber sie zogen es vor, sich stumm zu verhalten. Ich sah, daß Halef sich in Positur stellte, um ihnen eine Strafpredigt zu halten; ich unterbrach ihn aber mit der Weisung, alle Waffen der Gefangenen herbeizuholen.

Als dieselben beisammen lagen, bildeten sie ein ganz hübsches, kleines Arsenal.

»Diese Waffen sollten benutzt werden, uns zu töten,« sagte ich. »Jetzt sind sie unsere rechtmäßige Beute, mit der wir nach Belieben schalten dürfen. Wir werden sie vernichten. Schlagt die Kolben von den Flinten und Pistolen, und haut mit den Czakans die Läufe krumm!«

Niemand war schneller hiezu bereit, als Halef. Die Messer wurden zerbrochen, und endlich machte ich mit meinem Hei-
duckenbeil die Czakans der beiden Aladschy unbrauchbar. Es waren ganz unbeschreibliche Gesichter, mit denen die bisherigen Besitzer dieser Waffen der Zerstörung derselben zusahen. Sie schwiegen aber auch da, und nur Junak rief, als auch seine Flinte zerbrochen wurde:

»Halt! Die gehört ja mir!«

»Jetzt nicht mehr,« antwortete Halef.

»Aber ich bin ja euer Freund!«

»Und zwar der beste, den wir haben. Sei nur ohne Sorgen! Das Versprechen, welches der Effendi dir gab, wird gehalten.«

Und nun wendete er sich mit einer Miene an die Andern, welche mich abermals vermuten ließ, daß er im Begriff stehe, eine seiner berühmten Reden zu halten. Ich winkte ihm, mir zu folgen, und entfernte mich aus dem Gesichtskreise der Gefangenen.

»Herr, warum soll ich nicht zu ihnen sprechen?« fragte er.

»Weil es keinen Zweck hat. Wenn wir gehen, ohne ein Wort zu sagen, so lassen wir sie in größerer Angst zurück, als wenn wir eine große Rede halten.«

»Ah so! Wir gehen?«

»Und kehren nicht zurück.«

»Allah! Das ist stark! Soll ich mir nicht einmal das Vergnügen machen, ihnen zu sagen, für welche Menschen ich sie halte?«

»Das wissen sie bereits.«

»Aber sollen sie hier oben verhungern oder verschmachten? Sie können sich nicht selbst befreien. Und übrigens hast du Junak versprochen, daß er losgebunden werden soll! Willst du dein Wort nicht halten?«

»Doch! Habe nur keine Sorge! Der Köhler weiß sicher, wo sie sich befinden, und wird baldigst bemüht sein, sie aus ihrer Lage zu befreien.«

»Reiten wir zu ihm?«

»Ja. Also kommt!«

»Nur noch einen Augenblick, Sihdi! Ein Wort muß ich ihnen sagen, sonst bringt es mich um.«

Er eilte zu den Gefangenen zurück, und ich folgte ihm, um zu verhindern, daß er etwa eine Dummheit mache. Er stellte sich vor sie hin, warf sich in die Brust und sagte:

»Ich habe euch im Namen des Effendi und in meinem eigenen zu verkünden, daß wir, bevor ihr festgenommen und hier angebunden wurdet, fünf Jarym okka {Pfund} Pulver unter diese beiden Bäume vergraben haben. Die lange Lunte liegt dabei, und wir werden sie, sobald es uns nachher gefällt, von weitem und ohne daß ihr es seht, anbrennen. Dann werden eure Glieder in alle Winde fliegen, und niemand wird darüber größere Freude haben, als ich, der ich bin der berühmte Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawuhd al Gossarah!«

Als er auf diese Weise seinem Herzen Luft gemacht hatte, kam er zurück und fragte:

»War das nicht gut, Effendi? Welche Angst werden die Wichte ausstehen, zu wissen, daß sie auf einer Pulvermine sitzen, welche in jedem Augenblick aufkrachen kann!«

»Nun, dein Mittel, diese Männer zu peinigen, ist nicht sehr geistreich ausgedacht. Mögen sie glauben oder nicht, daß du die Wahrheit gesagt hast, die Ungewißheit, in welcher sie sich befinden, ist auch bereits eine Strafe für sie.«

»Sie werden es glauben; ich bin es überzeugt.«

»Wenn wir sie töten wollen, so können wir es billiger tun als mit Verschwendung einer solchen Menge Pulvers, welches in dieser Gegend so selten ist. Ich bedaure sie, falls sie glauben, daß wir fünf Pfund Pulver bei uns tragen.«

Wir stiegen hinab zu Omar, welcher die Pferde bewachte. Dort nahm ich dem Pferd des Konakdschi den Sattel und das Zaumzeug ab, warf beides zur Erde und jagte das Tier in der Richtung fort, aus welcher wir gekommen waren. Es lag nicht in meiner Absicht, dieses Pferd mitzunehmen. Ich mußte es sich selbst überlassen, und da war es besser, wenn es ganz ledig war. Dadurch war der Möglichkeit vorgebeugt, daß es sich mit dem Zügel oder mit den Bügeln im Wald verfangen und infolgedessen elend zugrunde gehen könne.

Nun stiegen wir auf unsere Pferde und erreichten bald die Stelle, an welcher Manach el Barscha lag. Sein zerschmetterter Körper bot einen schauderhaften Anblick. Wir stiegen nicht ab, denn diese Leiche zu betrachten, hatte keinen Zweck. Unsere Pferde konnten nur schwer dazu gebracht werden, über dieselbe hinweg zu treten.

»Das ist ein ernstes Gericht,« sagte Halef, indem er das Gesicht abwendete. »Allahs Hand trifft alle Gottlosen, den einen früher und den andern später, und doch wollen sie sich nicht bessern. Fort von dieser schrecklichen Stelle!«

Er drängte sein Pferd rascher vorwärts, und wir folgten ihm schweigend. Was hätten wir auch anderes sagen können, als er? —

Die Wände der Schlucht wurden höher, immer höher und rückten wieder so eng zusammen, wie vorher. Das hatte etwas unsäglich Bedrückendes; diese Masse von Gestein führte mit vollem Recht den Namen des Teufelsfelsen.

Nachdem wir wohl eine Viertelstunde lang geritten waren, öffnete sich die Schlucht auf ein rundes, weites Tal, bei dessen Anblick ich unwillkürlich den Rappen anhielt. Es hatte die Gestalt einer tiefen Schüssel, deren Boden einen Durchmesser von fast einer Stunde haben konnte. Aber wie sah es in dieser Schüssel aus!

Die Ränder stiegen rundum felsig und ziemlich steil empor. Da, wo eine Vegetation hatte Wurzeln fassen können, standen mehrhundertjährige Nadelbäume, mit deren Dunkel das lebhaft grüne riesiger Laubhölzer kontrastierte. Nach Süden und nach Westen schien das Tal einen ziemlich breiten Ausgang zu haben. Die Sohle desselben war mit Felsentrümmern fast ganz bedeckt, Trümmer von der Größe eines mehrstöckigen Palastes bis zum faustgroßen Stein herab. Über diese Felsen breitete sich ein schimmernder Überzug von Weinreben, Epheu und sonstigem Gerank, und zwischen denselben hatte üppiges Gebüsch jeden Raum so sehr in Besitz genommen, daß ein Hindurchkommen gar nicht denkbar zu sein schien.

Hatte hier ein Erdbeben das Gestein zerschüttelt, oder hatte sich ein unterirdischer See hier befunden, dessen Felsendecke plötzlich eingebrochen war? Das Tal hatte das Aussehen, als sei es einmal von einer Felsendecke überwölbt gewesen, welche von der Faust des Teufels zerschlagen wurde.

Von da aus, wo wir hielten, führten Spuren nach rechts, längs der Talwand hin. Wir folgten ihnen. Das war die Richtung, von welcher Junak gesprochen hatte. Lange sah ich mich vergeblich nach den Meilern um, welche hier vorhanden sein sollten. Endlich sah ich über dem Gebüsch die Luft im Sonnenglanz zittern. Das war das Zeichen vorhandener Feuer, welche keinen Rauch verbreiteten.

»Dort muß die Wohnung des Köhlers Scharka liegen,« sagte ich. »Es scheint kaum fünf Minuten bis dahin zu sein. Am liebsten möchte ich einmal rekognoszieren. Reitet hier in die Büsche und wartet auf mich.«

Ich übergab Halef mein Pferd und die Gewehre und ging zu Fuß weiter. Nach kurzer Zeit gelangte ich an den Rand eines freien Platzes, dessen Boden kohlig schwarz gefärbt war. Ein roh aus Stein aufgeführtes Häuschen stand auf der Mitte desselben, und rundum erblickte ich in Brand befindliche oder Spuren abgebrannter Meiler.

Einer dieser kegelförmigen Haufen, der größte von allen, stand rechts von mir am Rand der Lichtung und ganz an den Felsen der hier senkrecht aufsteigenden Talwand gelehnt. Er

hatte das Aussehen, als ob er bereits lange, lange Jahre hier gestanden habe, ohne in Brand gesetzt worden zu sein.

Das wunderte mich. Aber meiner Aufmerksamkeit noch würdiger erschien mir dieser Meiler, als ich den Blick erhob und über den dichten Wipfeln der Schwarzhölzer die gewaltige Krone einer riesigen Eiche ragen sah. Ich blickte rundum und sah keinen zweiten Baum dieser Art. Sollte dies die hohle Eiche sein, durch deren Inneres der heimliche Weg in die Höhle führte? Dann war es leicht möglich, daß der senkrecht unter ihr stehende Meiler zu dieser Höhle in irgend welcher Beziehung stand.

In seiner Nähe war aus Steinen ein von Moos überzogener Sitz gebaut, auf welchem zwei Männer saßen, welche Tabak rauchten und sich sehr angelegentlich zu unterhalten schienen. Ziemlich weit davon, jenseits des Meilers, stand ein gesatteltes Pferd, welches die Blätter von dem Buschwerk knusperte. Der Rand des Gebüsches, an welchem ich stand, zog sich bis zum Meiler und noch weiter hin und berührte auch die Bank, sie mit den längst verblühten Zweigen eines Goldregenstrauches beschattend. Wie, wenn ich versuchte, heimlich hinter die Bank zu kommen? Es konnte das nicht allzu schwer sein. Vielleicht war etwas Wichtiges zu hören.

Einer der Männer war, wie man es bei uns nennen würde, städtisch gekleidet. Sein Anzug paßte nicht in diese Umgebung. Der untersetzten, schmutzig und ärmlich gekleideten Gestalt des Andern sah man es an, daß er entweder der Köhler selbst oder ein Gehilfe desselben sei.

Was wollte der beinahe vornehm gekleidete Mann von dem rußigen Kohlenbrenner? Sie sprachen zu einander wie Leute, welche sich sehr gut kennen und vertraut miteinander sind. Ich nahm mir doch vor, es wenigstens zu versuchen, irgend etwas von ihrem Gespräch zu hören.

Darum kehrte ich um einige Schritte zurück und schlüpfte zwischen den Büschen nach der Richtung hin, in welcher sie sich befanden. Das war freilich nicht so leicht, wie ich dachte. Die Sträucher standen gar zu dicht beisammen; ich mußte, um

mich nicht durch die Bewegung der Äste zu verraten, sehr oft auf dem Boden hinkriechen.

Als ich dann die Felswand erreichte, befand ich mich zu meiner Überraschung auf einem ganz leidlich ausgetretenen Pfad, welcher von der Höhe herab zu kommen schien. Sollte dieser Weg vielleicht dazu dienen, zu der Eiche zu gelangen?

Ich folgte ihm, aber in der entgegengesetzten Richtung, und befand mich bald vor dem Meiler, da, wo der untere Teil desselben so an den Felsen stieß, daß er aus demselben herausgewachsen zu sein schien. Der Pfad hörte sonderbarer Weise grad und glatt, wie abgeschnitten, am Fuß des Meilers auf. Das gab mir zu denken.

Diesen Meiler vor mir, die Felswand zur Rechten, hörte ich zu meiner linken Hand die Stimmen der beiden Männer. Die Bank, auf welcher sie saßen, war durch ein schmales Buschwerk von dem Weg, von dem Felsen und also von meinem Standort getrennt. Ich legte mich auf den Boden nieder und kroch zwischen den gesellig aus der Erde kommenden Stämmen hinein, bis ich den Goldregen erreichte.

Jetzt befand ich mich so nahe hinter der Bank, daß ich dieselbe fast mit der Hand zu erreichen vermochte, konnte aber nicht gesehen werden, weil das Laubwerk einen dichten Schleier über mir bildete.

Der gut Gekleidete führte soeben das Wort. Er hatte etwas Kurzes, Befehlendes in seiner Ausdrucksweise und bediente sich eines sehr schönen Türkisch. Als ich mich zurechtgelegt hatte, hörte ich ihn sagen:

»Das ist freilich eine eigene Geschichte. Ein Deutscher verfolgt den Mübarek, die Aladschy, den Steuereinnahmer und Barud el Amasat. Er läßt kein Auge von ihnen und gibt ihnen keine Ruhe bei Tag und Nacht. Weshalb?«

»Das weiß ich nicht,« antwortete der Köhler.

»Und jetzt lauern sie ihm in der Schlucht auf? Wird er wirklich kommen? Wird es gelingen?«

»Auf jeden Fall. Die Feinde können gar nicht vorüber, ohne getötet zu werden. Junak, welcher die Nachricht brachte, daß sie kommen werden, hat sich zu den Übrigen gesellt. Das sind

mit dem Konakdschy sieben Mann gegen vier. Dazu kommt, daß die Sieben vorbereitet sind, während die Vier nichts ahnen.«

»Nach allem, was du mir von den Vier jetzt erzählt hast, sind sie aber nicht zu unterschätzen. Wie nun, wenn sie beim ersten Zeichen eines Überfalles ihre Pferde wenden und fliehen?«

»Das erste Zeichen des Überfalles wird aber ihr Tod sein. Die Aladschy fehlen ihr Ziel niemals, wenn sie die Czakans werfen. Und zu fliehen fällt diesen Fremden gar nicht ein; sie sind zu kühn dazu.«

»Nun, mag es gelingen! Ich will es wünschen. Und wenn das Pferd dieses Deutschen wirklich ein solches Prachttier ist, wie du sagst, so wird der Schut eine Baschka üdschret {Extragratifikation} dafür bezahlen, wie ich überzeugt bin. Es ist gut, daß ich mich bei dieser Gelegenheit hier eingefunden habe; da kann ich das Pferd gleich in Empfang nehmen und es ihm nach Rugova bringen.«

Beinahe hätte ich mich vor Freude verraten, als ich diesen Namen hörte. Ich machte unwillkürlich eine Bewegung, so daß die Blätter raschelten. Glücklicherweise aber achteten die Beiden nicht darauf. Also in Rugova wohnte der Schut! War es dann aber auch der Pferdehändler namens Kara Nirwan? Diese Frage wurde sofort beantwortet, denn der Sprecher fügte hinzu:

»Solche Pferde können wir brauchen, denn Kara Nirwan hat einen Einfall über die serbische Grenze beschlossen und zieht zu diesem Zweck eine Anzahl tapferer Männer bei Pristina zusammen, welche sehr gut beritten sein müssen. Er selbst will sie anführen, und da muß ihm dieser Prachthengst überaus willkommen sein.«

»Einen Einfall im Großen? Ist das nicht sehr gefährlich?«

»Nicht so sehr, wie es den Anschein hat. Jetzt gärt es überall. Man spricht nicht mehr von Räubern, sondern von Patrioten. Das Handwerk hat den politischen Turban aufgesetzt. Wer nach dem Besitz Anderer trachtet, der gibt an, sein Volk frei und unabhängig machen zu wollen. Doch ich bin nicht gekommen, um mit dir über diese Angelegenheit zu sprechen,

sondern ich habe einen andern Auftrag des Schut auszurichten. Ist die Höhle jetzt leer?»

»Ja.«

»Und du hast auch für die nächste Zeit keinen Bewohner derselben zu erwarten?»

»Nein. Eigentlich war beabsichtigt, diesen Deutschen mit seinen drei Begleitern hineinzulocken; aber dies ist nicht mehr nötig, da sie jetzt am Teufelsfelsen getötet werden. Und wenn wir es getan hätten, so wäre die Sache in zwei oder drei Stunden vorüber gewesen. Ich hätte den Meiler da hinter uns angebrannt; der Rauch wäre in die Höhle geströmt und sie hätten ersticken müssen.«

»Aber der Rauch bleibt so lange darin, daß tagelang niemand hinein kann?»

»O nein. Er zieht oben durch die hohle Eiche ab. Wenn ich die Türe hier unten öffne, entsteht ein so wirksamer Zug, daß bereits nach einigen Stunden keine Spur von dem Rauch zu bemerken ist.«

»Das ist ja ganz prächtig eingerichtet! Also du brauchst die Höhle auf keinen Fall?»

»Nein.«

»Das wird dem Schut sehr lieb sein. Wir haben nämlich einen Fremden geangelt, welcher hier einquartiert werden soll, um sich dann loszukaufen. Dieser soll hier aufgehoben werden.«

»Wieder einmal? Ist denn bei euch im Karaul kein Platz?»

»Nein. Da steckt jetzt ein Kaufmann aus Skutari, welcher durch Hamd el Amasat in unsere Falle geliefert worden ist. Seine Familie wird nachkommen, so daß er uns sein ganzes Vermögen lassen wird. Hamd el Amasat hat diese Familie bereits früher gekannt, und es ist ein Geniestreich von ihm, sich dieses Kaufmanns bemächtigt zu haben.«

Was ich hier hörte, war mehr wert als Geld. Da, an dem alten Meiler, erfuhr ich ja alles, was sich mir bisher von Tag zu Tag in immer weitere Ferne gerückt hatte!

Also der Schut war wirklich jener persische Pferdehändler Kara Nirwan und wohnte in Rugova. Dort gab es einen Ka-

raul, also einen alten Wart- oder Wachtthurm, in welchem ein Kaufmann aus Skutari, jedenfalls Galingré, gefangen saß, damit ihm sein ganzes Vermögen abgenommen werden könne. Und seine Verwandten sollten nachkommen, jedenfalls durch eine satanische List herbeigelockt. Das war ein echter Skipeta-renstreich!

Und ein Einfall nach Serbien war geplant, bei welchem der Schut meinen Rih reiten sollte! Zum Glück befand sich der Hengst noch in meinem Besitz, und ich verspürte gar keine Lust, ihn mir nehmen und mich töten zu lassen.

Weiter kam ich in meinen Betrachtungen nicht, denn ich hörte etwas, was meine größte Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, etwas, was ich eigentlich hätte für unmöglich halten sollen. Der Köhler fragte nämlich:

»Lohnt es sich denn auch, denjenigen hier bei mir aufzunehmen, welchen ihr mir schicken wollt?«

»Gewiß. Der Mann scheint ungeheuer reich zu sein.«

»Du nanntest ihn einen Fremden. So wohnt er also nicht hier in dem Land der Arnauten?«

»Nein, er ist ein Ausländer, ein Inglis.«

»Ah, die sind freilich stets reich. Habt ihr ihn schon in eurer Gewalt?«

»Noch nicht, aber er ist uns sicher. Er wohnt im Konak zu Rugova und scheint dort auf jemand zu warten, der aber gar nicht kommen will. Er ist mit gemieteten Pferden und Dienern gekommen und hat sogar einen Dragoman bei sich, dem er täglich dreißig Piaster und alle seine Bedürfnisse bezahlt. Dieser Mensch ist eine lächerliche Gestalt. Er ist sehr lang und dürr, trägt zwei blaue Fenster vor den Augen, hat einen Mund wie ein Köpek balyghy {Haifisch} und eine Nase, welche jeder Beschreibung spottet. Sie ist unendlich lang und wie ein Chyjar {Gurke} gestaltet und scheint überdies vor kurzem mit einer Jumruk Halebi {Aleppobeule} behaftet gewesen zu sein. Er lebt wie ein Großsultan, und niemand kann ihm die Speise kostbar genug zubereiten. Wenn er seinen Beutel öffnet, sieht man nur Goldstücke flimmern; aber dennoch kleidet er sich wie ein Spaßmacher aus den Nebelbildern. Sein Anzug ist ganz

grau, und auf dem Kopf hat er einen grauen Hut, welcher so hoch ist wie das Minareh der Moschiah der Ommajaden zu Damask.«

Als ich das hörte, war es mir, wie wenn mir jemand einen Schlag in das Gesicht versetzt hätte. Diese Beschreibung paßte ganz genau auf meinen englischen Freund David Lindsay, von welchem ich mich vor kurzem in Konstantinopel verabschiedet hatte, und welcher mir bei dieser Gelegenheit sagte, daß er in einigen Monaten in Altengland sein werde.

Alles stimmte ganz genau, der Anzug, der Reichtum, die blaue Brille, der breite Mund, die gewaltige Nase – er mußte es sein! Und in Gedanken berechnete ich, ob es möglich wäre, daß er sich jetzt hier im Land der Skipetaren, in Rugova befinden könne. Ja, es war möglich, wenn er kurz nach mir Stambul mittels Schiff verlassen hatte und in Alessio oder Skutari ans Land gestiegen war.

»Trotz dieser Lächerlichkeit ist er eine fette Beute,« fuhr der Sprecher fort, »vielleicht die reichste, welche wir jemals gemacht haben, oder vielmehr noch machen werden; denn heute abend wird er festgenommen und in den Karaul gesteckt. Sofort nach meiner Rückkehr aber werden wir ihn auf Umwegen, wo niemand uns begegnen kann, her zu dir schaffen. Du magst dich auf seine Ankunft vorbereiten.«

»So!« brummte der Köhler. »Heute abend nimmt man ihn gefangen. Wenn du heute wieder von hier aufbrichst, so bist du früh in Rugova, denn du kennst ja die Wege. Der Karaul liegt so einsam, daß ihr mit dem Inglis sogleich, trotzdem es am Tage ist, aufbrechen könnt, ohne gesehen zu werden, und so kann er bereits am Abend hier bei mir eintreffen. Aber – kann sich dieser Mann denn auch verständlich machen?«

»Leider nicht; darum hat er ja einen Dolmetscher bei sich.«

»Das ist sehr unangenehm. Ich befasse mich nur höchst ungerne mit dieser Sache, aber ich muß dem Schut gehorchen. Wenn der Inglis es nicht versteht, sich unserer Sprache zu bedienen, so wird er mir wahrscheinlich große Verlegenheiten bereiten. Ich hoffe, daß der Schut in Rücksicht darauf den Lohn bemißt, welchen ich dafür erhalte.«

»Du wirst zufrieden sein. Du weißt ja, daß unser Anführer und Gebieter niemals geizt, wenn es gilt, für geleistete Dienste erkenntlich zu sein. Diese Sache ist also abgemacht. Ich werde morgen jedenfalls noch vor Abend hier eintreffen und nicht nur den Engländer, sondern auch den Dolmetscher mitbringen. Es kann nicht schwer sein, auch diesen festzunehmen, und dir wird durch seine Anwesenheit die Behandlung des Gefangenen erleichtert.«

»Wie ist der Fremde zu benennen? Wie lautet sein Name?«

»Was er ist, das weiß ich nicht. Er hat einen Titel, welcher wie ›Surr‹ oder ›Sörr‹ ausgesprochen wird, und sein Name ist auch ein fremdes Wort, welches ich noch nie gehört habe und auch nicht verstehe. Es klingt wie Lin-seh. Merke es dir!«

Jetzt war gar kein Zweifel über die Person des Engländers mehr möglich. Es handelt sich wirklich um meinen alten, guten, wenn auch etwas sonderbaren David Lindsay. Mit dem Titel war auch das englische Wort ›Sir‹ gemeint.

Aus welchem Grund befand sich der Englishman in Rugova? Was hatte ihn veranlaßt, von Konstantinopel aufzubrechen und in solcher Eile nach Westalbanien zu kommen? Ich konnte es nicht begreifen. Der Fremde fuhr nach einer kurzen Pause fort:

»Nach dem, was ich von dir hörte, müßte der Überfall dieses Deutschen nun längst geschehen sein. Es beunruhigt mich, daß die Aladschy und ihre Gefährten noch nicht hier sind.«

»Vielleicht ist der Deutsche später aufgebrochen, als Junak gemeint hat. Als dieser sich von seiner Hütte fortschlich, haben die Fremden noch geschlafen. Bei den Anstrengungen der letzten Tage ist es gar kein Wunder, wenn sie sehr ermüdet sind. Übrigens hat der Konakdschi den Auftrag erhalten, dafür zu sorgen, daß sie nicht allzu schnell reiten, und so ist es sehr leicht zu erklären, daß sie noch nicht eingetroffen sind.«

»Mir aber macht diese Verspätung Sorgen. Am liebsten möchte ich zu dem Teufelsfelsen, um nachzusehen, wie es dort steht.«

»Das darfst du nicht; du könntest dadurch die ganze Sache verderben und grad in demselben Augenblick dort anlangen,

in welchem die Fremden die betreffende Stelle erreichen. Dein Erscheinen würde vielleicht ihren Verdacht erwecken. Nein, bleibe hier! Wir haben noch Zeit. Es ist gar nicht möglich, daß der Streich mißlingen kann.«

»Gut, so will ich mich gedulden. Inzwischen kannst du mir die Höhle zeigen.«

Beide erhoben sich von der Bank. Da ich vermutete, daß der heimliche Eingang zur Höhle in irgend welcher Beziehung zu dem Meiler stehe, neben welchem ich mich befand, so hielt ich es für ratsam, mich schleunigst zu entfernen. Ich kroch also leise bis auf den Pfad zurück und eilte dann zu der Stelle, wo die Gefährten sich in den Büschen versteckt hatten.

Dort angekommen, sah ich sogleich, daß Osko fehlte; bevor ich nach ihm fragen konnte, meldete mir Halef:

»Herr, der Montenegriener ist fort; er wollte aber sehr bald wiederkommen.«

»Wo ist er hin?«

»Ich weiß es nicht. Kaum warst du vorhin verschwunden, so sagte er kurz und hastig: ›Ich muß einmal fort, bin aber in einer halben Stunde wieder da.‹ Und bevor wir ihm antworten konnten oder gar ihn zurückzuhalten vermochten, ritt er von dannen.«

»Wohin? Nach der Richtung, von welcher wir gekommen sind?«

»Ja, Sihdi!«

»So weiß ich, weshalb er zurückgekehrt ist. Er hat, wie ihr ja wißt, eine Rache gegen Barud el Amasat, den Entführer seiner Tochter. Obgleich wir unsern Feind oft so nahe gehabt haben, daß er ihm eine Kugel hätte geben können, hat er es doch nicht getan. Vorhin, als wir auf dem Felsen die Gefangenen festbanden, war ihm Gelegenheit geboten, seine Rache auszuführen. Er hat es abermals unterlassen, weil er wohl fürchtete, daß ich ihn hindern würde, einen Mord zu begehen. Er ritt scheinbar gutwillig mit uns weiter, ist aber dann umgekehrt, um seine heimliche Absicht auszuführen. Ich bin jetzt über eine Viertelstunde fort gewesen. Während dieser Zeit hat er den Teufelsfelsen erreicht, und es ist mir wohl nicht mehr möglich, Ba-

rud zu retten. Dennoch will ich es versuchen. Mein Pferd ist schnell. In fünf Minuten bin ich dort. Bleibt hier versteckt, bis ich wieder komme.«

Ich stieg in den Sattel und ritt zurück. Für Rih genügte das Wörtchen ›kawahm – schnell!‹ Kaum hatte ich es gesprochen, so flog er wie ein Pfeil dahin. In kaum einer Minute hatte ich die enge Schlucht erreicht. Der Rappe schoß zwischen den engen Felsen dahin wie ein Bolzen im Blasrohr. Noch eine Minute und noch eine – nach nur drei Minuten sah ich die Leiche Manach el Barschas liegen. Eben schnellte der Rappe über dieselbe weg und in die mehrfach erwähnte Krümmung der Schlucht hinein, da ertönte von oben ein so entsetzlicher Schrei, daß nicht nur ich zusammenzuckte, sondern auch das Pferd vor Schreck gegen die Felswand prallte und sich mitten im Galopp so emporbäumte, daß es hintenüber geschlagen wäre, wenn ich nicht mein ganzes Gewicht nach vorn geworfen hätte. Ich riß es auf den Hinterhufen herum und schaute empor.

Was ich da erblickte, machte mir fast das Blut in den Adern erstarren. Ich war so weit über die Krümmung hinaus gekommen, daß oben die Bastei grad vor meinen Augen lag. Ganz an der Kante derselben, genau an der Stelle, von welcher Manach el Barscha herabgestürzt war, sah ich zwei Männer mit einander ringen – Osko und Barud el Amasat. Letzterer war nicht mehr gefesselt, sondern konnte sich seiner Hände und Füße frei bedienen. Sie hielten einander eng umschlungen. Jeder trachtete danach, von der Felsenkante fortzukommen und seinen Gegner über dieselbe hinabzuschleudern.

Ich rührte mich nicht von der Stelle. Hätte ich mich auch noch so sehr beeilt, ich wäre doch zu spät gekommen. Ehe es mir gelingen konnte, empor zu klettern und dann oben den hundertfünfzig Schritte langen Weg zurückzulegen, mußte der Kampf entschieden sein. Bis dahin lag ganz gewiß einer zerschmettert unten – vielleicht alle beide!

Das eigenmächtige Handeln Oskos hatte durchaus nicht meine Zustimmung. Es lag nicht in meiner Absicht, Barud el Amasat töten zu lassen; aber Oskos Leben stand mir höher

als das seinige. Beide schwebten jetzt in ganz gleicher Gefahr, denn der Eine schien so viel Kraft und Gewandtheit zu besitzen, wie der Andere. Sollten beide umkommen? Nein! Einer von ihnen war unbedingt verloren, und da sollte wenigstens nicht Osko dieser Eine sein. Ich sprang also aus dem Sattel und legte meine Büchse an. Barud el Amasat sollte die Kugel bekommen. Das war freilich ein böser Schuß. Beide hielten sich so eng verschlungen, daß ich diesen Schuß nur wagen konnte, weil ich meine Büchse ganz genau kannte und mich auf mein ruhiges Blut verlassen konnte.

Ich zielte lang. Die Kugel mußte Baruds Kopf treffen. Die beiden Ringer sahen, was ich beabsichtigte. Barud gab sich die größte Mühe, mir kein Ziel zu bieten. Osko befürchtete, von mir getroffen zu werden, denn er schrie herab:

»Sihti, schieße nicht! Er muß hinab. Paß auf!«

Ich sah, daß er die Arme von seinem Gegner ließ. Dieser tat dasselbe und trat zur Seite, um Atem zu schöpfen. Da machte auch Osko eine Seitenwendung, um Barud zwischen sich und den Abgrund zu bekommen. Er erhob die Faust, als ob er demselben einen Hieb auf den Kopf versetzen wollte; aber das war nur eine Finte, denn als Barud beide Arme hoch vorstreckte, um den Hieb zu parieren, bückte sich Osko blitzschnell und stieß ihm die Faust gegen den Magen. In demselben Augenblick warf er sich zu Boden, um nicht von dem Gegner erfaßt und mit hinabgerissen zu werden.

Was er beabsichtigte, war ihm gelungen. Barud el Amasat taumelte nach hinten, wollte sich am Körper seines Feindes halten, griff aber über denselben hinweg in die Luft und stürzte herab. Er schlug neben der Leiche Manachs nieder. Ich wendete mich schaudernd ab.

Oben sprang Osko wieder auf, beugte sich vor, um den Körper Baruds zu sehen, und rief in triumphierendem Ton:

»Senitza ist gerächt. Dieser Mann wird niemals wieder die Tochter eines Freundes stehlen. Seine Seele fährt in einen tieferen Abgrund, als derjenige ist, in welchen sein Leib gestürzt ward. Bleibe unten, Effendi! Ich komme hinab.«

»Wo befinden sich die Andern?« rief ich hinauf.

»Noch da, wo wir sie verlassen hatten. Es vermag keiner, sich zu befreien; dafür habe ich gesorgt.«

Er trat oben von dem Rand zurück, und ich begab mich an den Wasserquell, wo sein Pferd stand. Nach einiger Zeit kam er herabgestiegen. Noch ehe ich meinen Verweis beginnen konnte, kam er mir zuvor:

»Sihdi, sprich nicht davon! Es ist geschehen und kann nun nicht geändert werden. Ich habe meinen Grimm im Stillen getragen. Dein Glaube verbietet dir die Rache; aber auf den Bergen meiner Heimat herrscht das Gesetz der Vergeltung. Allah hat es gegeben, und wir müssen es befolgen.«

»Nein, Allah hat es nicht gegeben,« entgegnete ich. »Du nennst ihn in deinen täglichen Gebeten Abu 'l afu und Naba l' merhamet, den Vater der Vergebung, den Quell der Barmherzigkeit; wie kann es da sein Wille sein, daß du ihm das Richter-tum entreißest! Barud el Amasat hatte dir die Tochter geraubt, aber er hat sie nicht getötet. Selbst wenn du glaubtest, berechtigt zu sein, gleiches mit gleichem zu vergelten, so durftest du ihm nicht das Leben nehmen.«

»So sagst du als Christ. Ja, er hat Senitza nicht getötet, aber er verkaufte sie als Sklavin, und was sie in Ägypten erduldet hat, das weißt du besser als ich, da du es warst, der sie befreite. Das war doch viel schlimmer, als ob er sie ermordet hätte! Und dazu kommt das Leid, welches er mir und Isla Ben Maflei dadurch bereitet hat. Ich habe sie in allen Ländern des Islam vergebens gesucht. Ihr Entführer hat den Tod verdient, und er hat ihn sehr schnell gefunden. Die wenigen Augenblicke der Todesangst, welche er empfunden hat, sind gar nichts gegen die lange Trauer, welche er über uns brachte!«

»Aber einen Mord, einen gräßlichen Mord hast du doch begangen!«

»Nein, Sihdi, es war kein Mord, sondern ein ehrlicher Kampf, Mann gegen Mann und Leben gegen Leben. Ich habe ihn nicht meuchlerisch überfallen. Ich konnte ihn töten, als er an den Baum gefesselt war; aber ich habe ihn losgebunden und auf die Bastei geschafft. Dort befreite ich seine Arme und Beine von den Fesseln, warf meine Waffen weg und sagte ihm, daß

die Stunde der Vergeltung gekommen sei. Ich teilte ihm mit, daß ich edelmütig gegen ihn sein und ihm Gelegenheit geben wolle, sich gegen den Tod zu wehren. Ja, ich habe ihn eine Zeitlang sogar geschont. Ich bin stärker, als er war, obgleich du vielleicht das Gegenteil glaubtest. Erst als ich sah, daß du schießen wolltest, wobei deine Kugel mich treffen konnte, machte ich Gebrauch von meiner Überlegenheit. Wirst du mich jetzt noch tadeln?»

»Ja, denn du hast hinter meinem Rücken gehandelt.«

»Das mußte ich, denn ich wußte, daß du mich hindern würdest, ihn zu strafen.«

»Aber indem du ihn losbandest, wirst du auch die Fesseln der Andern gelockert haben?»

»Nein, ich habe sie im Gegenteil fester angezogen, als sie vorher waren. Es ist ihnen unmöglich, sich selbst zu befreien. Ich weiß, daß du mir zürnest; ich habe das vorausgesehen, und ich bin bereit, deinen Zorn über mich ergehen zu lassen. Aber ich habe den Schwur gehalten, welchen ich ablegte und den ich nicht brechen wollte. Tue mit mir, was du willst.«

»Steig auf, und komm!« antwortete ich in recht trockenem Ton.

Was hätte ich auch machen wollen? Der Tote war nicht wieder zum Leben zurückzurufen, und die Anschauungen, in denen der Montenegriner erzogen worden war, ließen ihm die Rache als seine heilige Pflicht erscheinen. Ich war mit ihm unzufrieden, hatte aber kein Recht, mich zum Richter seiner Tat aufzuwerfen.

Wir kehrten zurück. Ich ritt mißmutig voran, und er folgte mir schweigend. Bei den Leichen angekommen, schloß ich die Augen. Indem mein Rappe mit einem weiten Satz über sie hinwegsprang, war es mir, als ob ich unter mir einen klagenden Laut vernähme. Dann krachte hinter mir ein Schuß.

»Was war es?» fragte ich, ohne mich umzudrehen.

»Er lebte noch,« antwortete Osko. »Meine Kugel hat ein Ende gemacht – er soll nicht länger leiden.«

Das ist der Orient: neben blendendem, trügerischem Licht ein desto tieferer, unheimlicher Schatten!

Viertes Kapitel
In der Juwelenhöhle

Nach diesem Racheakte des Montenegriners, welchen ich leider nicht hatte verhindern können, kehrten wir zu unsern in der Nähe der Kohlenmeiler versteckten Gefährten zurück. Sie wollten natürlich gern wissen, was geschehen war, und sahen uns, als wir sie erreichten, fragenden Blickes an, erhielten aber weder von mir noch von Osko die erwartete Auskunft.

Vorhin, als ich mich nach dem Meiler geschlichen hatte, war mir eine Pferdespur aufgefallen, welche rechts in die Büsche führte. Ich war ihr nicht gefolgt und beschloß, dies jetzt nachzuholen. Es war während meiner Abwesenheit nichts Störendes vorgekommen, und so meinte ich, meine Begleiter auch noch für einige Minuten stecken lassen zu können.

Ich brauchte der Fährte nicht lange zu folgen, so sah ich die Pferde stehen. Es waren fünf Stück, dabei die beiden Schecken der Aladschy. Man hatte sie also trotz der Überzeugung, daß wir das Tal gar nicht erreichen würden, versteckt.

Jetzt war es aber Zeit, uns dem Köhler zu zeigen. Wir stiegen wieder auf und ritten auf die Wohnung desselben zu. Als wir den Rand des Gesträuches erreichten und nun die Lichtung vor uns hatten, stand er mit dem Fremden vor der Türe seines Hauses. Trotz der Entfernung, in welcher wir uns von ihnen befanden, sahen wir deutlich, daß sie über unser Kommen erschranken. Sie wechselten einige hastige Worte und kamen uns dann langsam entgegen. Wir ritten auf sie zu.

»Akschamynys chaïr olsun,« grüßte ich. »Was ist das für ein Haus?«

»Es ist das meinige,« antwortete der Besitzer. »Ich bin Kohlenbrenner und heiße Scharka.«

»So sind wir auf dem richtigen Weg. Erlaubst du uns, abzustiegen und ein wenig zu rasten?«

»Ihr seid mir willkommen. Wohin wird euch eure Reise führen?«

»Wir wollen nach Ibali reiten. Wie weit ist es noch bis dorthin?«

»In drei Stunden könnt ihr dort sein.«

»Und ist der Weg schwer zu finden?«

»Sehr leicht sogar. Aber wollt ihr wirklich nach Ibali?«

»Wir sagen es ja! Warum sollte ich dich falsch berichten, da ich doch beabsichtige, mich bei dir nach dem genauen Weg zu erkundigen?«

Er machte ein ziemlich verblüfftes Gesicht. Nach allem, was er über uns gehört hatte, konnte er nicht denken, daß der angegebene Ort das Ziel unseres Rittes sei. Daß wir diesen Namen nannten, mußte ihm bedenklich erscheinen.

»Was wollt ihr dort?« fragte er.

»Wir wollen dort nur übernachten und dann morgen weiter reiten.«

»Wohin?«

»Über die Fanti-Berge nach Lesch (Alessio), welches an der Meeresküste liegt.«

Wir waren während dieser Fragen und Antworten abgestiegen und standen nun den Beiden gegenüber. Also das war der gefährliche Köhler, dem ein Menschenleben als gar nichts galt! Ich hatte ihn vorhin nicht genau betrachten können. Er hatte ein rohes Bulldoggengesicht, dessen Züge zur Vorsicht mahn-ten. Seiner Schwester, der Kohlenhändlerin, sah er ganz und gar nicht ähnlich.

Der Andere war das Gegenteil von ihm. Auch abgesehen von der Sauberkeit seiner Kleidung hatte er beinahe etwas Nobles an sich. Sein Gesicht war offen und fast mädchenhaft weich geschnitten. Es war mehr als leicht, sich in demselben zu täuschen.

»Was befehlst du, Herr?« fragte Scharka weiter. »Wollt ihr etwas zu essen haben und vielleicht Wasser für die Pferde?«

»Essen werden wir nicht, aber die Pferde bedürfen eines Trankes. Ist vielleicht eine Quelle vorhanden?«

»Ja, gleich hinter dem Hause. Erlaube, daß ich euch dorthin führe.«

Das Wasser trat nahe dem Hause zu Tage und bildete vor seinem Abfluß ein kleines Becken, welches sich sehr gut zur

Tränke eignete. Der Fremde war uns langsam gefolgt. Es sollte ihm natürlich kein Wort unseres Gespräches verloren gehen.

Wir nahmen den Pferden die Gebisse aus den Mäulern und ließen sie trinken. Dabei erkundigte sich der Köhler, welcher seine große Spannung nicht zu verbergen vermochte:

»Es kommt so selten jemand in diese einsame Gegend, daß ihr es verzeihen werdet, wenn ich gern wissen will, wen ich vor mir habe.«

»Dein Wunsch ist ganz gerechtfertigt. Wir sind fremd in diesem Lande und kommen von Edreneh, um nach Lesch zu reiten, wie ich dir bereits sagte. Und da du weißt, wer wir sind, wirst du es erklärlich finden, daß wir nun auch erfahren wollen, wer der Effendi ist, welcher uns so erstaunt betrachtet.«

Ich hatte nicht zu viel gesagt, denn es lag noch weit mehr als bloßes Erstaunen in dem Gesicht des Fremden. Sein Blick ging zwischen mir und meinem Rappen hin und her, und zwar mit einem Ausdruck, als ob er uns beide für blaue Wunder halte. Daß wir dem Tod geweihte Männer jetzt so heil und munter vor ihm standen, schien für seinen Verstand ein zu großes, ein nicht zu lösendes Rätsel zu sein, obgleich er vorhin erst noch an dem Gelingen des Überfalles gezweifelt hatte. Er und der Köhler betrachteten uns als Leute, welche ganz unbegreiflicherweise dem sichern Grab entstiegen waren.

»Ja, das kannst du erfahren,« antwortete Scharka. »Dieser Effendi ist ein Alim {Gelehrter, *plur.* Ulema} aus Dzsakova, welcher sich, grad so wie ihr, auf der Reise befindet.«

»Ein Alim! So hat er die Universität besucht, und weil auch ich ein Alim bin, freilich ein Alim meines Heimatlandes, so freue ich mich außerordentlich, ihn kennen zu lernen. Er hat das Aussehen eines großen Gelehrten, und ich hoffe, mich von ihm belehren lassen zu können. Allah grüße dich!«

Ich trat zu dem sogenannten Alim und reichte ihm in möglichst freundlicher Weise meine Hand. Er legte verlegen die seinige hinein und antwortete:

»Ja, ich bin in Stambul gewesen und habe studiert, doch führe ich nicht gern gelehrte Gespräche.«

»Warum nicht? Der Baum, welcher Früchte trägt, soll die-

selben nicht für sich behalten. Sie werden ja erst dadurch nützlich, daß sie genossen werden. Wie der Baum seine Früchte nicht selbst verzehren kann, so sind auch die Früchte deines Studiums nicht für dich, sondern für Andere vorhanden, denen sie zum Segen gereichen. Also du kommst aus Dzsakova. Wohin wird dein Weg dich von hier aus führen?«

»Nach Köprili.«

»So hättest du über Perserin und Uskub reiten sollen. Das war der beste und kürzeste Weg.«

»Das weiß ich wohl, aber ich bin eigentlich ein Ehli wasf ül arz {Geolog} und ritt in die Berge, um interessante Steine zu suchen.«

»So! Ich habe mir das Steinesuchen als eine mühselige und schmutzende Arbeit gedacht. Dein Anblick bekehrt mich zu einer ganz andern Ansicht. Deine Wissenschaft ist eine hoch interessante. Sie läßt uns in Allahs Schöpfungswerkstatt blicken. Sieh dieses Tal mit seinen Trümmern und den gewaltigen granitnen Umfassungsmauern! Welcher Ibtida wakyti {Entstehungsperiode} wird dieses Gestein wohl sein Dasein verdanken?«

Bei dieser Frage wurde sein Gesicht glühend rot. Er war weder Geolog, noch kam er aus Dzsakova. Auch ich beabsichtigte in diesem Augenblick keineswegs, nach Ibali zu gehen. Wir logen eben beide einander herzlich an, was moralisch zwar nicht schön zu nennen ist, hier aber auf beiden Seiten recht triftige Gründe hatte.

Er sann und sann und brachte endlich die Worte zum Vorschein:

»Alles Wissen ist nichts vor Allahs Auge. Er hat die Steine gemacht, nicht wir. Darum sollen wir auch nicht darüber nachdenken, wie sie entstanden sind.«

Sehr richtig! Nur braucht es da eben keine Geologen zu geben. Der Köhler schien das zu begreifen, denn auch er ließ ein breites, verlegenes Lächeln sehen und beeilte sich, meine Aufmerksamkeit von den Kenntnissen des Alim abzulenken, indem er sagte:

»Ihr seid so fremd im Lande und sucht euch doch selbst den

Weg! Das ist sehr kühn von euch. Andere würden sich einen Führer nehmen. Warum habt ihr das nicht getan?»

Jetzt brachte er das Gespräch dahin, wo er es haben wollte. Er mußte natürlich erfahren, wie es gekommen war, daß wir zunächst überhaupt und dann auch ohne den Konakdschi bei ihm angelangt waren.

»Eure Führer sind nicht zuverlässig,« antwortete ich ihm.

»Nicht? Wie so?»

»Wir hatten einen, der uns alles Gute versprach. Er wollte uns bis hierher bringen, denn er kannte dich sehr gut.«

»Ein Bekannter von mir? Wer sollte das gewesen sein?»

»Der Wirt des Treska-Konaks.«

»Den kenne ich allerdings. Er ist ein braver und zuverlässiger Mann. Wie kommt es, daß er sich nicht bei euch befindet?»

»Er ist schändlicherweise zurückgeblieben, noch ehe wir das Ziel erreichten.«

»Das wundert mich sehr von ihm. Was hat er denn für einen Grund gehabt?»

»Frage ihn selbst, wenn du ihn einmal triffst. Es sind über diese Angelegenheit gar nicht viel Worte gemacht worden. Ich vermute aber, daß es eine Gesellschaft gegeben hat, die ihm lieber gewesen ist, als die unserige. Zu ihr hat er sich höchst wahrscheinlich begeben.«

»Welche Leute waren das?»

»Du kennst sie jedenfalls nicht.«

»Nun, ich bin doch mit vielen Leuten bekannt!»

»Mit denen aber wohl nicht, die ich meine, denn du scheinst ein braver und ehrlicher Mann zu sein.«

»Und das waren die Betreffenden wohl nicht?»

»Nein, sie sind Diebe und Räuber. Es sind zwei Brüder, welche Aladschy genannt werden, und es waren noch einige Andere dabei.«

»Aladschy?» meinte er kopfschüttelnd. »Diesen Namen kenne ich allerdings nicht.«

»Das habe ich mir gedacht.«

»Aber so wundert es mich sehr von meinem Bekannten,

dem Konakdschi, daß er sich zu ihnen begeben hat. Er scheut alles, was gegen die Gebote des Koran und des Großsultans ist.«

»Wenn das bisher so war, so ist es eben nun anders geworden.«

»Wo befinden sich denn diese Räuber?«

»Das hat er mir natürlich nicht gesagt. Vielleicht teilt er es dir mit, wenn du ihn fragst.«

»So sage mir doch nur, an welchem Ort er euch verlassen hat!«

»Wer kann das genau sagen! Es war in einem Hohlweg. Wir sind aber durch so viele Täler und Schluchten gekommen, daß wir sie gar nicht gezählt haben.«

Er sah mir nachdenklich in das Gesicht. Die dumme Art meiner Antwort harmonierte wohl nicht mit der Vorstellung, welche er sich von mir gemacht hatte.

»Wo seid ihr in der letzten Nacht geblieben?« erkundigte er sich weiter.

»Bei Junak, deinem Schwager.«

»Bei dem?« rief er im Ton herzlichster Freude. »So seid ihr mir doppelt willkommen! Wie hat euch Junak gefallen?«

»Ganz so gut wie seine Frau, deine Schwester.«

»Das freut mich sehr. Es sind außerordentlich liebe, wenn auch arme Leute. Ihr werdet bei ihnen sehr gut aufgehoben gewesen sein?«

»Ja, es hat uns niemand etwas getan.«

Er schien einen langen, ausführlichen Bericht zu erwarten. Ich gab ihm aber die letztere Antwort in kurzem Ton und wendete mich von ihm ab. Trotzdem fragte er noch:

»Wie kommt es aber, daß der Konakdschi euch grad zu mir führen sollte?«

»Er sollte nicht, er wollte. Er sprach von der außerordentlichen Schönheit der Gegend, von den gewaltigen Felsen und von vielem anderen.«

Da winkte der Alim dem Köhler heimlich zu, was ich aber doch bemerkte, und fragte:

»Hat er euch nicht auch von der berühmten Höhle erzählt, welche sich hier befindet?«

»Er hat uns sogar aufgefordert, Scharka zu bitten, daß er uns dieselbe zeige.«

»Wißt ihr alles, was man sich von ihr erzählt, auch das von den Juwelen?«

»Alles.«

»So will ich euch gestehen, daß auch ich nur wegen dieser berühmten Höhle hierhergekommen bin. Scharka zeigt sie nicht gern; aber ich bat ihn so lange, bis er mir versprach, mich hinein zu führen. Ich glaube, er wird auch euch die Erlaubnis geben.«

»Nun,« meinte ich gleichmütig, »alles, was man von ihr berichtet, halte ich für Märchen. Ob ich sie sehe oder nicht, das ist mir gleichgültig.«

»So darfst du dir's nicht denken!« fiel er schnell ein. Und nun begann er eine lange Aufzählung der Herrlichkeiten, welche die Höhle enthalten sollte. Scharka stimmte so eifrig ein, daß auch ein Dummkopf hätte merken müssen, es sei ihr sehnlicher Wunsch, uns diesen berühmten Ort zu zeigen. Wir waren dem uns gelegten Hinterhalt entronnen; der Höhle aber sollten wir nicht entgehen. Der Köhler hatte ja dem Andern gesagt, auf welche Weise wir dann umgebracht werden sollten.

Ich tat, als hätte ich mich überzeugen lassen, und sagte schließlich:

»Nun, wenn es wirklich so ist, so will ich sie mir ansehen. Wann willst du sie uns zeigen?«

»Sogleich, wenn es dir gefällig ist.«

»Gut, so komm!«

Ich machte einige Schritte; aber Scharka hielt mich zurück:

»Willst du sie denn allein sehen?«

»Ja. Meine Gefährten interessiert das nicht.«

»O, grad sie werden davon auf das höchste entzückt sein!«

Und nun stellte er es mir vor, welch eine Sünde ich begehen würde, wenn ich den Andern nicht erlaubte, die gebotene Pracht zu sehen. Es mußte ihm natürlich daran liegen, daß kei-

ner zurückblieb. Wenn wir nicht alle in die Höhle gingen, war ihr Plan unausführbar.

Auch jetzt tat ich, als ob ich mich überzeugen ließe, und gab den Andern die Erlaubnis, mich zu begleiten.

»Aber eure Gewehre könnt ihr nicht mitnehmen,« sagte er.

»Warum nicht?«

»Weil sie euch hinderlich wären. Der Eingang zur Höhle ist nicht bequem. Man muß auf dem Boden kriechen, bevor man hinein gelangt.«

»Gut! So lassen wir die Gewehre da. Wir hängen sie an die Sattelknöpfe.«

»Auch die Messer und Pistolen!«

»Das ist doch nicht nötig.«

»Sogar sehr! Wie leicht geht eine Pistole los, und wie leicht verletzt man sich mit einem Messer, wenn man auf dem Bauch kriecht und dabei diese Waffen im Gürtel hat!«

»Du hast recht. Legen wir also alle unsere Waffen zu unseren Pferden!«

Meine Gefährten sahen mich erstaunt an, aber sie folgten doch meinem Beispiel. Der Köhler warf dem ›Gelehrten‹ einen triumphierenden Blick zu.

»Jetzt kommt!« forderte er uns auf. »Ich will euch den Eingang zeigen.«

Er schritt grad auf den Meiler zu, und wir folgten ihm. Ich hatte also vorhin recht gehabt, als ich mir den Meiler in Verbindung mit dem Eingang dachte. Bei demselben angekommen, wendete er sich zu uns:

»Hier wird kein Mensch die Türe zu der berühmten Höhle vermuten. Sie ist aber doch da. Paßt einmal auf!«

Der Meiler sah aus wie jeder andere Meiler, ein kegelförmiger Aufbau von Hölzern, ringsum mit einer Erdschicht bedeckt. Scharka bückte sich nieder und entfernte an einer Stelle in der Nähe des Bodens diese Schicht. Es kamen einige Bretterstücke zum Vorschein, welche er auch wegnahm, und nun sahen wir eine Öffnung von der Größe, daß ein starker Mann hindurchkriechen konnte.

»Das ist der Eingang,« sagte er. »Kriechen wir nun hinein!«

Er trat zurück und gab mir einen Wink, daß ich zuerst hineinkriechen sollte.

»Du bist der Führer,« sagte ich. »Krieche voran.«

»Nein,« wehrte er ab. »Der Vornehmste geht voran.«

»Der bin ich nicht. Der Vornehmste ist dieser gelehrte Alim, welcher die Wasf ül arz studiert hat. Ihm gebührt also die Ehre.«

»Nein, nein!« rief der gute Mann erschrocken. »Du bist gelehrter als ich; das habe ich bereits gehört. Überdies seid ihr hier fremd, und es ist die Pflicht der Höflichkeit, Fremden stets den Vortritt zu lassen.«

»Nun, so wollen wir einmal probieren.«

Ich bückte mich nieder und blickte hinein. Man konnte nicht weit hineinsehen, aber es genügte doch, um mich zu orientieren. Ich stand wieder auf, schüttelte den Kopf und sagte:

»Es ist ja ganz und gar finster darin!«

»O, wenn wir drinnen sind, werde ich sogleich Licht machen,« antwortete der Köhler.

»Das glaube ich gern. Was wirst du denn anzünden?«

»Kienspäne.«

»Befinden sich solche in der Höhle?«

»Ja.«

Ich war überzeugt, daß er eine Lüge sagte. In einer Höhle, in welcher Gefangene festgehalten werden, bewahrt man kein Material auf, mit welchem diese unter Umständen imstande wären, sich Licht zu machen.

»Das ist gar nicht nötig,« sagte ich. »Es ist ja hier im Meiler Kien genug vorhanden, um Feuer zu machen. Hast du Feuerzeug bei dir?«

»Ja; Tschakmak, Süngür und Kükürd {Feuerstahl, Schwamm und Schwefel}, alles, was ich brauche, um die Späne anzuzünden.«

»Gibt es denn keine Kibritlar {Zündhölzer}? Die sind doch viel bequemer!«

»Die sind hier so schwer zu bekommen, daß ich sie niemals kaufe.«

»So! Und doch hast du solche!«

»Nein, Herr, ich habe keine.«

»Sonderbar! Wer muß sie da hereingesteckt haben?«

Ich bückte mich nieder und brachte mehrere Zündhölzer zum Vorschein, welche ich vorher im Innern des Loches zwischen dem Holz hatte stecken sehen.

»Das – das – – sind wirklich Kibritlar!« rief er, sich erstaunt stellend. »Sollte einer meiner Knechte solche besitzen und sie hereingesteckt haben?«

»Du hast Knechte?«

»Ja, vier. Da ich die Kohlen nicht in dem Wald, sondern nur hier auf diesem Platz brenne, brauche ich diese Leute zum Herbeischaffen des Holzes.«

»Nun, so ist der betreffende Knecht ein außerordentlicher Pfiffikus, welcher es versteht, eine Sache so vorteilhaft wie möglich einzurichten.«

»Wie meinst du das?«

»Nun, wenn wir hier hereingekrochen sind, so dauert das Feuermachen mittels Stahl und Schwamm so lange, daß wir inzwischen Lunte riechen und wieder herauskriechen können. Mit einem Streichhölzchen aber ist es augenblicklich getan.«

Er erschrak, und ich bemerkte trotz seines rußigen Gesichtes, daß er sich entfärbte.

»Herr!« rief er, »ich verstehe dich nicht. Ich weiß nicht, was du meinst.«

»Soll ich dir das wirklich erst sagen?«

»Ja, sonst weiß ich es nicht.«

»Nun, sieh doch, wie schön du den Eingang aus lauter Tschyra {Kienholz} zusammengesetzt hast, welches sofort brennt und einen solchen Qualm entwickelt, daß ein jeder, welcher wieder herauskriechen wollte, augenblicklich ersticken müßte. Und dieses Holz liegt auf einer Strohunterlage, an welche man das Zündholz hält. Wenn das die Herrlichkeiten sind, welche wir anstaunen sollen, so bedanken wir uns recht sehr. Wir haben keineswegs die Absicht, uns in der Juwelenhöhle ersticken und braten zu lassen.«

Er starrte mich einen Augenblick lang wie gedankenlos an. Dann rief er zornig:

»Was fällt dir ein! Willst du mich für einen Mörder erklären? Das dulde ich nicht. Das erfordert Rache! Ich bin bis aufs Blut beleidigt. Komm, Marki, sie gelangen nicht zu ihren Waffen. Schießen wir sie nieder!«

Er wollte fortlaufen, zu unsern Pferden hin. Der ›Gelehrte‹, welcher jetzt Marki genannt wurde, schickte sich an, ihm zu folgen. Da zog ich die beiden Revolver heraus, welche ich in die Tasche gesteckt hatte, und gebot:

»Halt! Keinen Schritt weiter, sonst schieße ich euch nieder! Von solchen Schurken, wie ihr seid, läßt man sich nicht betrügen.«

Sie sahen die auf sie gerichteten Läufe und blieben stehen.

»Ich – ich – wollte nur scherzen, Herr!« stieß der Köhler hervor.

»Ich auch. Man kann sich ja auch einmal zum Spaß eine Kugel in den Leib jagen lassen. Es ist das freilich nicht jedermanns Sache; aber wenn es euch so beliebt, dann könnt ihr es haben.«

»Es war nur Zorn über die Beleidigung!«

»Nun denn, wenn du zornig bist, dann scherzest du? Da bist du wirklich ein außerordentlich seltener Mensch!«

»Du hast doch vorhin gesagt, daß du mich für einen guten Menschen hältst!«

»Allerdings, aber man kann sich täuschen.«

»Habe ich euch nicht ganz freundlich empfangen?«

»Ja, und dafür bin ich dir dankbar. Wegen dieses Empfanges will ich das jetzt Geschehene vergessen; aber es ist meine Pflicht, dafür zu sorgen, daß uns, so lange wir hier ausruhen, niemand gefährlich werden kann. Setzt euch hier auf die Bank! Meine Begleiter werden dort auf dem Holzklotz Platz nehmen und denjenigen von euch, welcher Miene macht, aufzustehen, ohne weiteres erschießen.«

Ich winkte Osko und Omar. Sie setzten sich auf den Klotz, nachdem sie vorher die sämtlichen Waffen geholt hatten. Derselbe lag ungefähr zwanzig Schritt von der Bank entfernt. Die Beiden konnten also den Köhler und den Alim mit ihren Flinten leicht im Schach halten. Den Letzteren hingegen war es

möglich, sich miteinander zu unterhalten, ohne von den ersten gehört zu werden. Das war es, was ich bezweckte.

»Herr, das haben wir nicht verdient,« murrte Scharka. »Du trittst ja wie ein Räuber auf!«

»Nicht ohne Grund. Das weißt du am besten.«

»Ich kenne keinen Grund. Daß ich zornig gewesen bin, darf dich nicht wundern. Nun soll ich hier vor den Mündungen der Gewehre sitzen, auf meinem eigenen Grund und Boden? Das ist mir noch nicht passiert!«

»Es wird nicht lange dauern. Wir werden bald aufbrechen. Hoffentlich machst du deinen Fehler dadurch gut, daß du uns den besten Weg nach Ibali beschreibst.«

Seine Augenlider zuckten leise; er konnte sich doch nicht ganz beherrschen und die Freude verbergen, die er bei meiner Frage empfand.

»Ja, das tue ich gern,« sagte er.

»Nun, wie reiten wir?«

»Du wirst bemerken, daß dieses Tal zwei Ausgänge hat, einen nach Süden und einen nach Westen. Letzterem müßt ihr folgen. Ihr kommt dann wieder in ein Tal, welches viel länger und breiter ist, als dieses hier. Da gibt es Wagengeleise, welche von dem Fuhrwerk Junaks stammen. Ihr folgt denselben, bis ihr an eine Höhe gelangt, die sich quer vor euch legt. Dort teilen sich die Geleise. Rechts dürft ihr nicht reiten, sondern nach links, denn das ist die Richtung nach Ibali.«

»Und wohin führt rechts der Weg?«

»Über den Drin nach Kolutschin. Weiter brauche ich euch den Weg nicht zu beschreiben, denn wenn ihr diesem linken Geleise nur immer folgt, so kommt ihr auf die erwähnte Höhe und seht von da oben Ibali unten vor euch liegen.«

»Schön! Und wohin kommt man, wenn man der südlichen Talöffnung folgt?«

»Nach Podalista-Han.«

»Dorthin führt uns unsre Absicht freilich nicht. Und nun kannst du mir noch einen Gefallen tun. Ich möchte mir für kurze Zeit etwas von dir borgen.«

»Was, Herr?«

»Ein kleines Gefäß, in welches ich einige schwarze Sümüklü bödschekler {Schnecken} tun kann.«

»Sümüklü bödschekler?« fragte er erstaunt.

»Ja, ich habe gesehen, daß es hier im Tal solche gibt.«

»Es gibt hier sehr viele davon; aber wozu brauchst du diese Tiere?«

»Mein Pferd leidet an einer kleinen Sowuk alma {Verschlagung}, und du wirst wissen, daß die Schnecken ein sehr gutes Mittel gegen dieses Übel sind.«

»Ja, das ist wahr. Man muß dem verschlagenen Pferd die Nüstern mit dem Schaum der Schnecken bestreichen. Aber das allein hilft noch nicht. Es gehört auch das Kraut der Nahanaha {Minze, *Mentha*} dazu, welches man dem Pferd zum Fressen gibt.«

»Das weiß ich wohl. Ich werde suchen, diese Pflanze zu finden. Also, hast du ein Gefäß?«

»Ja, im Hause steht ein kleiner, eiserner Topf; den magst du nehmen. Du wirst ihn in der Nähe des Herdes stehen sehen.«

Er tat jetzt außerordentlich gefällig. Ich ging in das Haus und fand den kleinen Topf. Als ich wieder herauskam, bat ich Halef leise, den Bärenspeck zu sich zu stecken. Der Hadschi sollte mit mir gehen.

»Also ich werde mich jetzt für kurze Zeit mit diesem meinem Begleiter entfernen,« warnte ich den Köhler. »Versuche ja nicht, diese Bank zu verlassen! Auch wenn deine Knechte kämen, könnten sie dich nicht unterstützen, denn sie würden sich in die Gefahr begeben, selbst erschossen zu werden. Ich habe die geladenen Gewehre gesehen, welche in deiner Stube hängen. Die beiden Wächter werden jedem eine Kugel geben, der Miene macht, das Haus zu betreten.«

Wir ließen unsere Gewehre bei Osko und Omar liegen; nur die Revolver und die Messer nahmen wir mit. Dann entfernten wir uns nach der Mitte des Tales zu, ganz entgegengesetzt der Richtung, welche eigentlich in meiner Absicht lag.

»Willst du wirklich Schnecken und Minze suchen, Sihdi?« fragte mich Halef.

»Fällt mir gar nicht ein!«

»Warum schleppst du diesen Topf mit?«

»Er soll uns als Leuchter dienen. Wir untersuchen die Höhle.«

»Ah! Da sollten wir doch dort durch den Meiler kriechen!«

»Nein. Wir steigen in der Rieseneiche, welche da oben steht, hinab. Der Köhler darf keine Ahnung haben, daß wir die Höhle besichtigen wollen.«

»Kennst du den Weg?«

»Ich denke, ja. Komm schnell, damit wir keine Zeit verlieren. Ich will die beiden Schurken zuvor belauschen. Jetzt in den ersten Minuten nach unserer Entfernung werden sie sich unterhalten.«

»Kannst du sie behorchen?«

»Ja, ich habe es bereits getan und werde euch dann erzählen, was ich hörte. Den Weg nach Ibali hat uns der Köhler natürlich falsch beschrieben.«

»Meinst du das wirklich?«

»Gewiß. Ibali liegt grad im Süden von hier. Dorthin und nicht nach Podalista-Han führt die südliche Talöffnung. Das Geleise, welchem wir folgen sollen, zieht rechts, wie ich vermute, allerdings nach Kolutschin, wie der Köhler sagte, und dieser Richtung werden wir folgen, denn da geht es nach Rugova, wohin ich will. Das links abzweigende Geleise aber, welches er uns als das richtige bezeichnete, würde uns wahrscheinlich in eine Falle bringen, welche er uns legen will. Ich habe es am Zwinkern seiner Augen gesehen. Dieser Mensch soll uns nicht betrügen.«

Jetzt waren wir dem Köhler und dem Alim aus den Augen, und wir konnten nun nach links abbiegen. Da stand ein alter, höchst urwüchsig gebauter Wagen, an welchem sich fast gar keine Eisenteile befanden. Das war wohl derjenige, von welchem der Kohlenhändler gesprochen hatte.

Nun drängten wir uns durch die Büsche und kehrten in die Nähe unseres Ausgangspunktes, also des Meilers, zurück, doch so, daß wir nicht bemerkt werden konnten. Dort führte ich Halef auf den erwähnten schmalen Pfad, welcher sich zwi-

schen den Büschen und der Felswand hinzog, und hieß ihn, auf mich zu warten.

Ich schlich bis zum Meiler hin, wo ich schon vorher gewesen war, und lauschte. Ja, sie sprachen miteinander, aber leise, so daß ich nichts Deutliches hören konnte. Natürlich wiederholte ich mein voriges Experiment, indem ich leise bis unter den Goldregen kroch, und nun konnte ich ihre Worte besser vernehmen.

Leider hatte ich vielleicht grad die Hauptsache versäumt, doch was ich hörte, war immerhin von Wichtigkeit für mich; denn als ich mich auf der Erde gemächlich eingerichtet hatte, hörte ich den ›Gelehrten‹ sagen:

»Und wie kamst du auf den Gedanken, sie nach Westen zu weisen? Dahin muß ich ja auch.«

»Natürlich mußt du hin, und ich begleite dich. Meine Knechte gehen auch mit, denn du kennst die Örtlichkeit nicht. Das Geleise, welches ich ihnen als das richtige bezeichnet habe, ist das falsche. Es führt sie in eine lange Schlucht, welche keinen Ausgang hat.«

»So kehren sie einfach um.«

»Allerdings; aber dann sind wir auch schon dort. Es ist ein Weg, den wir ausgefahren haben, um Meilerholz herbeizuschaffen. Wenn sie ihm von da an, wo er die Schlucht erreicht hat, eine halbe Stunde gefolgt sind, halten sie vor einer Felswand, an deren Fuß sich ein tiefer Teich gebildet hat. Sie müssen zurück und brauchen wieder eine halbe Stunde, um aus der Schlucht zu kommen. Das gibt uns mehr als genug Zeit, ihnen zu folgen und uns an einem geeigneten Ort zu verstecken. Von da aus schießen wir sie nieder.«

»Das könnten wir vielleicht schon hier tun, noch bevor sie aufbrechen.«

»Nein. Wenn nur ein Einziger von ihnen entkommt, ist alles verraten. Sobald sie sich entfernt haben, gebe ich meinen Knechten das Zeichen. Sie brauchen kaum fünf Minuten, um bei uns zu sein. Wir besteigen die Pferde der Aladschy und der Andern und folgen diesen Wichten auf der Ferse. Gewehre habe ich genug. Daß dieser Deutsche sie sehen mußte! Da-

ran hatte ich freilich nicht gedacht, als ich ihn in das Haus schickte.«

»Ich weiß überhaupt nicht, was ich von ihm denken soll.«

»Ich werde auch nicht klug aus ihm.«

»Einmal macht er ein ganz dummes Gesicht und spricht die Worte eines Albernern, und dann wieder hat er ganz das Aussehen eines Mannes, vor dem man sich nicht genug hüten kann. Aber siehst du, daß ich recht hatte! Der Überfall ist mißlungen.«

»Das kann ich nicht begreifen. Selbst wenn der Konakdschi so dumm gewesen ist, die Fremden zu verlassen, sind diese doch durch die Schlucht des Teufels gekommen, wo sie von unsern Freunden bemerkt werden mußten. Diese müssen geschlafen haben.«

»Oder der Deutsche hat sie überfallen!«

»Das ist völlig undenkbar. Erstens hatte er ja gar keine Ahnung, daß er angegriffen werden sollte. Zweitens wußte er den Aufstieg nicht. Und drittens, wenn er beides gewußt hätte, wäre dennoch der Überfall seinerseits unmöglich gewesen. Es könnte nur eine Erstürmung stattgefunden haben. Dabei wären aber diese Wichte alle ums Leben gekommen. Man hätte sie natürlich von oben herab totgeschossen. Die Sache ist mir ein unlösbares Rätsel.«

»Es wird sich bald aufklären.«

»Natürlich! Ich würde selbst nach der Bastei gehen oder einen meiner Knechte hinschicken; aber wir können doch nicht fort. Diese verdammten beiden Schufte lassen ja kein Auge von uns und haben die Finger stets am Drücker.«

»Wollen doch einmal versuchen, ob sie mit sich reden lassen.«

»Ich versuche es nicht. Wage du es!«

»Wollen sehen!«

Der Alim machte eine langsame Bewegung zum Aufstehen. Da aber hörte ich Oskos befehlende Stimme:

»Nieder!«

Zugleich sah ich, zwischen den Beinen der Beiden hin-

durchblickend, daß Osko und Omar ihre Gewehre an die Backen nahmen. Der Gelehrte sank wieder nieder und rief:

»Darf man sich denn nicht wenigstens einmal rühren?«

»Nein, auch nicht sprechen. Noch ein Wort, so schießen wir!«

Die Beiden machten sich in Flüchen und Verwünschungen Luft; ich wußte nun, daß ich mich auf die Wachsamkeit der Gefährten verlassen konnte, und kroch langsam aus den Büschen zurück, um mich zu Halef zu begeben.

»Hast du etwas gehört?« fragte dieser, als ich bei ihm anlangte.

»Ja, aber davon später. Komm schnell!«

Wir folgten dem Pfad und sahen bald, daß ich ganz richtig vermutet hatte, dieser schmale Weg führe zur Höhe. Er lenkte in einen Felsenriß, in welchem er als steile Zickzacklinie emporstieg.

Als wir oben anlangten, waren vielleicht sechs bis acht Minuten vergangen. Da sahen wir zwischen größeren Bäumen zahlreiche Stöße von Meilerholz aufgeschichtet. Der Schlag von Äxten ließ auf die Anwesenheit von Menschen schließen.

»Das sind die Köhlerknechte,« sagte Halef. »Hoffentlich überraschen sie uns nicht!«

»Ich möchte es nicht befürchten. Sie sind rechts da drüben; wir aber müssen nach links, wo du den Wipfel der Eiche hoch emporragen siehst.«

In dieser letzten Richtung war der Wald ganz geflissentlich von der Axt verschont geblieben. Der Köhler hatte sich wohl gehütet, die Stelle zu lichten, wo sein Geheimnis verborgen lag. Die Bäume und Büsche standen im Gegenteil so dicht beisammen, daß wir uns zuweilen nur mit Gewalt hindurchzuzwängen vermochten.

Endlich hatten wir die Eiche erreicht. Sie war von sehr bedeutendem Umfang. Der Stamm schien gesund zu sein. Die mannsstarken Wurzeln, welche streckenweit zutage traten, ließen keine Höhlung erkennen. Aber als ich den Baum umschritt, erblickte ich ungefähr in dreifacher Manneshöhe ein Loch, das groß genug war, einen Mann hindurchzulassen.

Der niederste Ast war so tief, daß er fast mit den Händen erreicht werden konnte. Auf ihm stehend, konnte man den zweiten Ast leicht erfassen. Der dritte war abgebrochen oder abgestorben, und eben da, wo er aus dem Stamm herausgewachsen war, befand sich die Höhlung.

»Wenn ich mich überhaupt nicht irre, so befindet sich der Eingang dort oben,« sagte ich, empordeutend.

»Wie aber kommt man da hinauf?« fragte Halef. »Dazu bedarf man einer Leiter, denn der Stamm ist viel zu stark, als daß man ihn zum Klettern umfassen könnte.«

»Eine Leiter ist da.«

»Ich sehe keine,« meinte der Hadschi, indem er sich vergeblich umschaute.

»Auch ich sehe sie nicht, aber ich sehe etwas anderes. Betrachte den Boden, so wirst du in dem Moos eine deutlich ausgetretene Spur sehen, welche dort in das Buchendickicht führt. Da ist man hin und her gegangen, und wozu anders, als um eine Leiter herbei- und wieder fortzutragen. Du wirst sie sofort sehen.«

Wir folgten der Spur, traten zwischen die jungen, dicht belaubten Buchenstämmchen und sahen da wirklich das liegen, was als Leiter diente – einen armsstarken Fichtenstamm, welchem man die Aststummel gelassen hatte, so daß sie als Stufen dienen konnten.

»Richtig! Das ist sie,« meinte Halef. »Nun können wir hinauf.«

»Wir werden hinaufkommen, ohne uns der Leiter zu bedienen. Die Vorsicht rät uns, auf sie zu verzichten. Es kann leicht irgend jemand kommen, obgleich ich es nicht befürchte. Sieht man dann die Leiter anlehnen, so weiß man gleich, daß sich jemand in der Eiche befindet. Ich habe dich nur hierhergeführt, um dir zu beweisen, daß meine Vermutung mich nicht täuschte.«

»Aber ohne Leiter komme ich nicht hinauf!«

»Du steigst auf meine Schulter, dann kannst du den untersten Ast fassen.«

»Aber du?«

»Ich erreiche ihn im Sprung.«

Halef kletterte mir auf die Schulter und konnte dann leicht weiter kommen. Mir gelang es, mit einem Sprung den Ast zu fassen, und dann standen wir auf dem zweiten und hatten das Loch grad vor dem Gesicht. Ich blickte hinein.

Der Stamm war hohl, und zwar war die Höhlung so bedeutend, daß sie recht gut zwei Männer faßte. Aber wie da im Innern des Baumes hinabzukommen war, davon konnte ich nichts sehen.

»Es ist keine Strickleiter vorhanden,« meinte Halef. »Du hast dich getäuscht.«

»Nein, ich täusche mich nicht. Betrachte diese Öffnung und dann auch die Höhlung genau. Es ist alles wie glatt gerieben. Du erblickst nicht eine Spur von faulem Holz oder von Modermehl. Man steigt hier ein und aus; das ist gewiß. Es versteht sich jedoch ganz von selbst, daß man den Apparat nicht so angebracht hat, daß er sogleich von außen gesehen werden kann. Ich denke aber, ihn sogleich zu finden.«

Ich steckte Kopf und Arme in das Loch, stemmte im Innern des Baumes die Ellbogen an und zog den Oberkörper nach. Dann tastete ich mit den Händen in der Höhlung umher.

Richtig! Über dem Loch war ein starker hölzerner Querstab eingezwängt, an welchem man sich mit den Händen festhalten konnte, um die Beine in das Innere hereinzuziehen. Dieses tat ich denn auch. An dem Holz hängend, tastete ich mit den Füßen unter mir und fühlte ein zweites, stärkeres Querholz, auf welches ich mich stellen konnte.

Nun kauerte ich mich nieder, denn ich spürte an dem Holz zwei Erhabenheiten, von deren Natur ich mich mit den Händen überzeugen wollte. Es waren sehr starke Knoten. Mit einem Bein knien bleibend, senkte ich das andere tiefer hinab und überzeugte mich, daß wirklich eine Strickleiter vorhanden war.

»Komm herein!« rief ich dem Hadschi zu. »Ich hab's gefunden.«

»Ja, es ginge wohl, wenn ich ein wenig größer wäre,« klagte er.

Ich richtete mich wieder auf und half ihm herein und auf die Querleiste.

»Allah! Wenn das Holz zerbricht oder abrutscht und wir stürzen hinab!« sagte er.

»Keine Angst! Ich habe mich überzeugt, daß es stark genug ist für uns beide. Und abrutschen kann es nicht, da es auf eingemagelten Stützen ruht. Aber ob die Leiter fest genug für zwei Personen ist und ob es überhaupt geraten erscheint, daß wir beide zugleich hinabsteigen, das weiß ich nicht. Bleibe oben; ich werde die Sache untersuchen.«

Jetzt stieg ich hinab oder vielmehr ich griff mich hinab. Für meine Ungeduld und für die mir zugemessene Zeit ging es mir zu langsam, Querstrick um Querstrick der Leiter im Finstern mit den Füßen zu suchen. Querhölzer gab es nämlich nicht. Ich ließ also die Füße frei schweben und turnte mich mit den Händen wie an einem Seil hinab.

Es gab einzelne Absätze, welche wieder durch Querstangen bezeichnet waren. Ich befand mich nicht mehr im Innern des Baumes, sondern in einem engen Felsenschacht. Wie derselbe entstanden war, ob auf natürliche Weise oder mit künstlicher Nachhilfe, das konnte ich im Finstern nicht sehen. Endlich, endlich faßte ich Boden.

Ich fühlte mit den Händen, daß ich mich in einem engen Loch befand, welches keinen Ausgang hatte und Raum für vielleicht vier oder fünf Personen bot. Da kam mir denn mein Laternchen zustatten, das kleine Fläschchen mit Öl und Phosphor, welches ich stets bei mir trug. Ich zog es aus der Westentasche und öffnete den Stöpsel, um den Sauerstoff der Luft eintreten zu lassen. Als ich es dann wieder zumachte, gab es einen so hellen phosphoreszierenden Schein, daß ich die mich umgebenden Wände ziemlich deutlich sehen konnte.

Der Raum war dreieckig. Auf zwei Seiten hatte ich natürlichen Felsen. Die dritte Seite bestand aus einer künstlichen Mauer, welche nicht höher als fünf Ellen war.

Als ich nun auch den Boden beleuchtete, sah ich, daß derselbe aus Fels bestand. Dabei bemerkte ich eine Schnur, welche an das untere Ende der Strickleiter gebunden war und

nach oben führte. Ihr mit dem Laternchen folgend, machte ich die Entdeckung, daß diese Schnur über die Mauer nach jenseits derselben führte. Das war mir genug, um alles zu wissen. Nun wollte ich wieder nach oben, hörte aber Halefs halblaute Stimme:

»Sihdi, halte die Leiter straff! Sie dreht sich.«

»Ah! Du kommst?«

»Ja, es dauerte mir zu lange. Ich glaubte, es sei dir ein Unglück widerfahren.«

Bald stand er neben mir und tastete und blickte beim matten Schimmer des Laternchens umher.

»Es scheint, wir sind in einem Felsenbrunnen,« meinte er.

»Nein, wir befinden uns in der Höhle.«

»Da ist sie aber verwünscht klein und eng!«

»Das ist nur eine Ecke derselben. Wir müssen wieder einige Stufen empor und dann über diese Mauer hinwegklettern.«

»Aber wie?«

»Natürlich mit der Leiter, welche wir jenseits niederlassen. Hier fühle diese Schnur! Sie geht hinüber. Kein Fremder, der drüben im Finstern steht, wird ahnen, daß sich hier noch so ein enger Raum befindet, in welchen eine Strickleiter mündet. Auch die Schnur ist drüben mit ihrem Ende so angebracht, daß sie nur ein Eingeweihter bemerken kann; das vermute ich. Wenn also von drüben jemand hier emporsteigen will, so braucht er nur die Strickleiter mit Hilfe der Schnur hinüber zu ziehen. Das Ding ist sehr praktisch eingerichtet.«

»Noch viel praktischer aber sind wir beide, Sihdi,« kicherte der Kleine. »Wir entdecken leicht die allergrößten Heimlichkeiten. Wollen wir hinüber in die Höhle?«

»Gewiß. Wir steigen die wenigen Stufen empor, setzen uns auf die Mauer, lassen das Ende der Strickleiter drüben hinab und steigen dann in aller Gemütlichkeit nieder.«

Grad so, wie ich es sagte, ging es auch. Wir gelangten in einen Raum, für welchen mein Laternchen nicht ausreichte. Halef hielt mich am Arm und flüsterte:

»Es wird doch niemand hier sein?«

»Wollen sehen.«

Ich zog ein altes Stück Papier und ein Streichhölzchen hervor, brannte das Papier mit Hilfe des Zündhölzchens an und leuchtete umher. Wir waren allein. Der Raum, in welchem wir uns befanden, hatte die Größe einer leidlich geräumigen Stube, vielleicht zwölf Schritte lang und breit.

Als das Papier verbrannt war und wir wieder im Dunkeln standen, bemerkte ich unten am Boden der einen Seite einen milchglasähnlichen, viereckigen Schimmer. Ich ging hin, legte mich nieder und – sah ein langes Loch, welches in das Freie führte.

»Halef, hier befinden wir uns an dem Meilerloch, durch welches wir hineinkriechen sollten,« meldete ich erfreut. »Ich werde einmal hineinkriechen. Wenn ich mich nicht täusche, so muß ich Osko und Omar sehen können.«

Meine Vermutung bestätigte sich. Als ich so weit vorgekrochen war, als ich durfte, ohne gesehen zu werden, sah ich die Beiden draußen sitzen, die Augen nach der Bank gerichtet und die Flinten schußfertig in den Händen.

Das genügte. Ich kroch wieder zurück.

»Nun machen wir Licht, nicht wahr?« fragte Halef.

»Ja. Gib den Speck heraus. Der Hemdlappen dient als Docht.«

Ich trug den kleinen Topf mit dem Henkel am Gürtelriemen festgeschnallt. Jetzt machte ich ihn los. Das Bärenfett wurde hineingeschnitten und der Lappen zu einem Docht gedreht. Mit Hilfe eines Zündhölzchens hatten wir bald eine Fettfackel, welche zwar entsetzlich rauchte, aber den Raum vollständig erleuchtete.

Nun untersuchten wir die Wände. Sie bestanden aus massivem Fels, abgerechnet die schmale Mauer in der einen Ecke, über welche wir gestiegen waren. Es war klar: die Höhle bestand nur aus diesem einen Raum. Trotz alles Klopfens war nicht eine einzige hohl klingende Stelle zu finden. Nur einen Gegenstand gab es, der unsere Beachtung auf sich zog: ein viereckig behauener Stein, welcher neben dem Loch lag und genau in dasselbe paßte. Ein Ring, an welchem eine Kette hing, war in denselben eingegossen.

»Das ist der Verschuß,« sagte Halef.

»Ja. Er ist aber nur dann nötig, wenn sich ein Gefangener hier befindet. Dann wird die Öffnung mit diesem Stein verschlossen und dieser selbst mittels der Kette draußen so befestigt, daß er von innen nicht entfernt werden kann.«

»Denkst du, daß hier zuweilen Gefangene stecken?«

»Jawohl. Morgen abend kommt einer an, und du wirst dich wundern, wenn du erfährst, wer es ist.«

»Nun, wer?«

»Davon später unterwegs. Auch werden hier Menschen getötet. Mit uns hatte der Köhler dieselbe Absicht. Wir sollten voran kriechen. Er hätte hinter uns den Meiler in Brand gesteckt, und weil das Loch, in welchem die Strickleiter hängt, wie eine hohe Fabrikese wirkt, wäre der Rauch hier hereingedrungen und hätte uns in wenigen Minuten erstickt.«

»Allah 'l Allah! Wehe diesem Köhler, wenn ich jetzt wieder hinauskomme!«

»Du wirst ihm gar nichts sagen und gar nichts tun. Ich habe einen sehr triftigen Grund, ihm noch zu verheimlichen, was ich weiß.«

»Aber wir reiten fort und sehen ihn niemals wieder!«

»Wir reiten fort und sehen ihn schon morgen wieder. Jetzt wissen wir genug und steigen wieder empör.«

Das Feuer wurde ausgelöscht, und nun mußten wir freilich warten, bis Topf und Fett erkaltet waren. Dann traten wir den Rückweg an und sorgten dabei dafür, daß die Strickleiter nun wieder hinter der Mauer zu finden war.

Als wir dann droben vor der Eiche standen, holten wir tief Atem. Es ist doch nichts ganz Angenehmes, eine solche Fahrt in die ungewisse Tiefe zu machen. Was hätte dabei alles geschehen können! Wäre zufälligerweise jemand unten gewesen und hätte uns eine Kugel entgegengeschickt! Es grauste mir, als ich daran dachte.

Nun wurde das Fett aus dem Topf entfernt und weggeworfen. Minze fanden wir auf dem Rückweg nicht, aber um den Schein zu wahren, raufte ich einige andere Pflänzchen aus, die ich dem Rappen geben konnte. Halef machte sich den Spaß

und sammelte die langen schwarzen Schnecken, die wir erblickten. Sie waren unten zwischen den Büschen so zahlreich, daß er den Topf voll bekam.

Natürlich taten wir so, als ob wir aus der entgegengesetzten Richtung kämen. Ich gab meinem Rappen die Pflänzchen zu fressen; Halef strich ihm eine der Schnecken um die Nüstern und trug dann den Topf mit den andern in die Stube. Als er wieder herauskam, machte er ein so seelenvergnühtes Gesicht, daß ich ihn fragte:

»Wo hast du sie denn hingetan?«

»Ich habe sie in die Tasche des Kaftans geschüttet, welcher drin hängt.«

»Das ist freilich eine sehr große Heldentat, auf welche du stolz sein kannst. Der berühmte Hadschi Halef Omar beginnt, Jungenstreiche auszuführen!«

Er lächelte in sich hinein. Meine Bemerkung war nicht geeignet, ihn zu beleidigen.

Als wir nun zu Osko und Omar traten, meldeten die Beiden, daß nichts Störendes vorgekommen sei. Der Köhler konnte aber seine Ungeduld nicht länger beherrschen und sagte:

»Jetzt bist du wieder da. Nun wirst du uns wohl erlauben, die Bank zu verlassen?«

»Noch nicht. Ihr werdet nicht eher aufstehen, als bis wir zu Pferde sitzen.«

»Und wann reitet ihr fort?«

»Sogleich. Wir lassen dir für deinen freundlichen Empfang eine ebenso freundliche Ermahnung zurück: verschütte deine Juwelenhöhle und versuche nicht wieder, jemand hineinzulocken. Es könnte sonst leicht das Schicksal, welches du Andern bereitest, dich selbst ereilen.«

»Was du damit sagen willst, weiß ich nicht.«

»Denke darüber nach! Ich bin überzeugt, daß du dann mich bald verstehen wirst. Wenn ich wiederkomme, wird es sich zeigen, ob du meine Warnung befolgt hast.«

»Du willst wiederkommen? – Wann?«

»Wann es notwendig ist, früher nicht, auch nicht später.«

»Herr, du machst mir ein Gesicht, als ob ich der schlechteste Mensch des Erdbodens sei.«

»Der bist du auch, obgleich es Andere gibt, die es im Bösen auch fast so weit gebracht haben, wie du.«

»Was für Böses soll ich begangen haben? – Was könntest du mir beweisen?«

»Vor allen Dingen bist du ein Lügner. Du hast behauptet, den Namen der Aladschy nicht zu kennen. Und doch haben sie sich wiederholt bei dir aufgehalten und sind sogar von den Soldaten hier gesucht worden.«

»Das ist nicht wahr. Ich habe ihren Namen nie gehört und sie noch viel weniger hier bei mir gesehen.«

»Wie kommst du dann dazu, ihre Pferde hier versteckt zu halten?«

»Ihre – Pferde?« fragte er stockend.

»Ja. Ich sah sie stehen.«

»Was? Wie? Sollten diese Menschen hier sein, ohne daß ich es weiß?«

»Sei still! Glaube ja nicht, Knaben vor dir zu haben. Eben daß ihr euch für klüger haltet als uns, dies hat euch das Spiel verdorben und wird es euch auch weiterhin verderben. Willst du etwa leugnen, daß dein Schwager, der Kohlenhändler, heute bei dir gewesen ist?«

»Hat er kommen wollen? Ich habe ihn nicht gesehen.«

»Er behauptet aber, bei dir gewesen und sodann in die Schlucht des Teufels gegangen zu sein, wo wir überfallen werden sollten.«

»Herr, du sprichst schreckliche Worte. Ihr hättet euch in einer solchen Gefahr befunden?«

»Nicht wir, sondern deine Freunde. Für uns gab es keine Gefahr. Ihr seid ja nicht die Männer, vor denen man sich fürchten müßte. Aber für deine Spießgesellen war die Gefahr sehr groß, und sie sind ihr erlegen.«

Er fuhr erschrocken von seinem Sitz auf.

»Erlegen?« fragte er, beinahe stammelnd. »Was ist denn geschehen?«

»Ganz genau das, was sie beabsichtigten, nämlich ein Überfall, doch mit dem Unterschied, daß sie überfallen wurden.«

»Sie? – Von wem?«

»Von uns natürlich. Dieser mein Hadschi Halef Omar und ich, wir allein, haben sie überfallen, sie, die ihrer sechs wohlbewaffnete Männer waren. Zwei von ihnen sind tot – sind von der Felsenbastei herabgeschmettert. Die Andern haben wir gefesselt, auch den Konakdschi, unsern verräterischen Führer. Ich sage euch das, um euch zu beweisen, daß wir diese Tölpel nicht fürchten. Ihr müßt hingehen und sie losbinden, damit sie uns auch weiterhin verfolgen können. Sagt ihnen aber, daß wir bei der nächsten Gelegenheit ihr Leben nicht mehr schonen werden. Und ebenso wie über ihnen schwebt auch über euch der Tod, wenn ihr euch nicht von uns warnen lasset. Das ist es, was ich euch zu sagen habe. Und nun könnt ihr euch entfernen; ihr seid frei.«

Wir nahmen unsere Waffen auf und stiegen in die Sättel. Die Beiden machten zunächst von ihrer Freiheit keinen Gebrauch. Sie standen starr vor Schreck. Als wir uns schon eine Strecke entfernt hatten und ich mich nach ihnen umblickte, sah ich sie noch so stehen.

Von dem freien Platz, auf welchem das Haus stand, führten Wagengeleise nach Süden und nach Westen. Wir schlugen die letztere Richtung ein. Die Felsenwände wichen dort voneinander zurück, und wir gelangten in das zweite, noch größere Tal, von welchem der Köhler gesprochen hatte. Die Geleise waren so deutlich, daß man ihnen leicht folgen konnte.

Der Boden war mit saftigem Gras bewachsen; er bildete eine kleine Prairie, auf der weder Baum noch Busch stand. Vor uns in der Ferne erhob sich die Bergkette, an welcher das Geleise sich teilen sollte.

Bis jetzt hatten wir unsern Weg schweigend verfolgt. Nun aber erzählte ich den Gefährten alles, was ich erlauscht und erspäht hatte. Nur den Namen des Lords nannte ich nicht. Sie waren im höchsten Grad erstaunt über das, was sie hörten. Halef richtete sich im Sattel auf und rief:

»Hamdullillah! Jetzt wissen wir endlich, was uns nötig ist.

Jetzt kennen wir den Namen und die Wohnung des Schut und werden den Kaufmann Galingré befreien. Dieser Hamd el Amasat aber, welcher ihn dem Schut überliefert hat, soll seinen Lohn erhalten für all seine Missetaten. Er hat meinen Freund Sadek vom Stamm der Merasig getötet. Dieser war der berühmteste Führer über den Schott Dscherid und ist von der Kugel dieses Mörders gefallen, den dafür die meinige treffen wird!«

»Die deinige?« fragte Omar, indem er seinem Pferd die Sporen gab, daß es sich hoch aufbäumte. »Hast du vergessen, daß ich der Sohn Sadeks bin? Habe ich diesen Mörder nicht verfolgt durch die Hälfte der Sahara? Er ist mir entgangen. Nun aber, da ich weiß, wo er ist, bin ich es allein, der mit ihm zu sprechen hat. Oder hast du es nicht gehört, welchen Schwur ich tat dort auf dem Salz des Schotts, als ich von dir und von dem Sihdi erfuhr, daß Hamd el Amasat, der sich damals Abu en Nassr nannte, meinen Vater ermordet habe? Noch weiß ich jedes Wort dieses Schwures. Er lautete: ›Allah, du Gott der Allmacht und Gerechtigkeit, höre mich! Mohammed, du Prophet des Allerhöchsten, höre mich! Ihr Kalifen und Märtyrer des Glaubens, höret mich! Ich, Omar Ben Sadek, werde nicht eher lachen, nicht eher meinen Bart beschneiden, nicht eher die Moschee besuchen, als bis die Dschehennah aufgenommen hat den Mörder meines Vaters. Ich schwöre es!‹ So habe ich damals gesagt, und nun sollt ihr mir bestätigen, daß ich meinen Schwur gehalten habe. Habt ihr mich lachen hören? Bin ich in eine Moschee zum Gebet gegangen? Hat eine Schere meinen Bart berührt, welcher mir fast bis auf die Brust gewachsen ist? Und nun, da ich endlich, endlich den Mörder meines Vaters treffen werde, soll ich ihn Andern überlassen? Nein, Hadschi Halef Omar, das darfst du nicht von mir verlangen! Derjenige, der sich an ihm vergreift, wird mein ärgster Feind, und wenn er vorher mein bester Freund gewesen, ja, und wenn es unser Effendi selbst wäre!«

Omar war in diesem Augenblick der echte Wüstensohn. Seine Augen funkelten, und seine Zähne knirschten gegeneinander. An Versöhnlichkeit und Gnade war da nicht zu denken.

Der unerbittliche Ton, in welchem er gesprochen hatte, machte einen solchen Eindruck auf uns, daß wir eine ganze Weile in tiefem Schweigen verharreten. Dann war, wie gewöhnlich, Haluf der Erste, welcher wieder das Wort ergriff:

»Du hast uns alles gesagt, Effendi, aber eines verstehe ich nicht. Wo reiten wir hin?«

»Nach Rugova zum Schut.«

»Das ist sehr gut, aber ich hätte dir doch mehr Menschenfreundlichkeit zugetraut!«

»Habe ich sie nicht?«

»Nein. Du weißt, daß ein Unglücklicher in die Höhle geschleppt werden soll, noch dazu ein Abendländer, wie du, und doch tust du nicht im mindesten so, als ob du ihn retten könntest und retten wolltest.«

»Ich wüßte nicht, wie ich das anfangen sollte,« antwortete ich in einem recht gleichgültigen Ton.

»Nicht? Allah! Sind deine Gedanken auf einmal so schwach geworden?«

»Ich glaube nicht.«

»Aber ich glaube es. Nichts ist leichter, als zu wissen, wie man diesem Mann helfen kann.«

»Nun, wie denn?«

»Indem wir unsern Pferden die Sporen geben und im Galopp nach Rugova reiten, um zu verhindern, daß er überhaupt festgenommen wird.«

»Wir kämen zu spät, denn wir würden erst während der Nacht dort anlangen.«

»So suchen wir gleich den Karaul auf und befreien ihn, daß er nicht nach der Höhle geschafft werden kann.«

»Wo ist der Karaul? Wie kommen wir hinein? Wo steckt er da? Wie ist es möglich, ihn so schnell herauszubringen? Fallen dir vielleicht die Antworten auf diese Fragen vom Himmel herab?«

»Meinst du, daß es so schwer ist?«

»Nicht nur schwer, sondern ganz unmöglich. Wenn wir in tiefer Nacht dort ankommen, bei wem willst du die notwendigen Erkundigungen einziehen? Jedermann schläft, und eben

derjenige, welcher wacht, ist wahrscheinlich ein Anhänger des Schut. Können wir hinkommen, fragen, den Karaul stürmen, das alles in einer halben Stunde?»

»Freilich nicht.«

»Schon am Abend wird der Inglis ergriffen. Bevor wir dort irgend eine Veranstaltung zu seiner Befreiung treffen können, befindet er sich unterwegs nach der Höhle.«

»Nun gut, so reiten wir jetzt gar nicht nach Rugova, sondern wir bleiben heimlich hier und holen ihn heraus. Das ist gar nicht gefährlich und wird uns nicht schwer fallen, weil wir den geheimen Eingang kennen.«

Grad das, was er jetzt vorschlug, hatte ich mir bereits fest vorgenommen. Es war der sicherste Weg zur Befreiung des Lords. Dennoch antwortete ich kopfschüttelnd:

»Das geht nicht, lieber Halef.«

»Warum denn nicht?«

»Weil wir dabei unsere kostbare Zeit versäumen würden.«

»Was gilt die Zeit, wenn es sich darum handelt, einen Unglücklichen zu retten!«

»Wenn wir allen Unglücklichen helfen wollten, so müßten wir uns vertausendfachen können. Jeder mag für sich selbst sorgen.«

»Aber, Sihdi, ich kenne dich ja gar nicht mehr!«

»Der Inglis geht mich nichts an. Ist er so unvorsichtig, die Räuber auf sein vieles Geld aufmerksam zu machen, so mag er auch die Folgen tragen. Ich habe gar nichts mit ihm zu schaffen gehabt. Er ist ein Lord und heißt David Lindsay, ein Name, der uns vollständig unbekannt ist.«

Ich hatte das möglichst gleichmütig gesagt; aber kaum war der Name über meine Lippen, so riß Halef in die Zügel, daß sein Pferd hinten in die Häcksen sank.

»Lindsay? David Lindsay?« schrie er überlaut. »Ist das wahr?«

»Ja. Der Name wurde deutlich genannt. Der Lord soll ein grau gekleideter Kerl sein – mit blauer Brille, mit langer, roter Nase und mit einem sehr breiten Mund.«

»Sihdi, du bist verrückt!«

Er starrte mich mit weit aufgerissenen Augen an. Auch die beiden Andern waren ganz erstaunt.

»Verrückt?« fragte ich. »Wie kommst du denn auf diese beleidigende Idee?«

»Weil du behauptest, diesen Lord nicht zu kennen.«

»Nun, kennst du ihn denn?«

»Natürlich! Natürlich! Es ist ja unser Lord, welcher mit uns durch ganz Kurdistan, nach Bagdad und – –«

Er hielt inne. Sein Erstaunen war so groß, daß ihm die Stimme versagte. Noch immer hielt er das Auge groß auf mich gerichtet.

»Was denn für ein Lord?« fragte ich.

»Nun, unser – unser Lord, den wir aber nicht Lord, sondern nur Sir Lindsay nennen durften! Bist du denn des Teufels, daß du diesen Bekannten so plötzlich und so ganz und gar vergessen hast!«

Die beiden Andern sahen es mir wohl an, daß mir der Schalk im Nacken saß.

»Aber, Halef!« rief Osko. »Meinst du denn wirklich, daß der Sihdi den Lord nicht kennt? Er will sich ja nur an unserm Erstaunen weiden!«

»Ah, so ist das, so! Nun, dann weide dich, Sihdi, weide dich! Denn meine Verwunderung ist so groß, daß ich gar keine Worte finde. Also es ist unser Lord in Wirklichkeit?«

»Leider!«

»Und du willst ihn nicht retten?«

»Nun, wenn du meinst, so dürfen wir ihn freilich nicht stecken lassen.«

»Nein, das geht nicht, ganz und gar nicht. Aber wie kommt er denn so schnell nach Rugova?«

»Das weiß ich freilich nicht. Um es zu erfahren, müssen wir zu ihm in die Höhle, damit wir ihn fragen können.«

»Allah sei Dank! Endlich kommt dir der Verstand wieder!«

»Ja, er war mir ganz abhanden gekommen vor Schreck über das Gesicht, welches du machtest. Ich habe es ganz allein dir überlassen, nachzudenken, und wir werden den Plan ausführen, welchen du uns vorgeschlagen hast.«

»Den letzten?«

»Ja. Wir verstecken uns hier in der Nähe bis morgen nachts. Das wird sowohl uns als auch den Pferden höchst dienlich sein, denn seit Konstantinopel haben wir keine wirkliche, ausgiebige Ruhe gehabt. Und selbst dort in Stambul sind wir des Nachts tätig gewesen.«

»So gibst du also zu, daß mein Plan sehr gut ist?«

»Außerordentlich!«

»Ja, ich bin dein Freund und Beschützer und verstehe es, einen vortrefflichen Sefer tertibi {Feldzugsplan} zu entwerfen. Wer mit mir reitet, der befindet sich in sehr guter Obhut. Das werdet ihr nun endlich einsehen. Auf diesen klugen Plan wäre kein Anderer gekommen!«

»Nein! Leider aber habe ich just deswegen, um diesen Plan auszuführen, die Höhle untersucht.«

»Wie – wa – was? Du hättest dieselbe Absicht schon vorhin gehabt?«

»Jawohl. Sobald ich den Namen des Lords hörte, war ich entschlossen, ihn aus der Höhle zu holen.«

»O – ja! Jetzt kannst du gut so sagen; diese Klugheit kennt man ja!«

»Nun, so magst du annehmen, daß dieser Plan deine eigene Erfindung sei, und es ist dies ja auch wahr, denn du bist ganz von selbst auf ihn gekommen. Genieße also getrost diesen Ruhm und befürchte nicht, daß wir dir das Vergnügen daran trüben werden. Dein Name wird erschallen weithin durch alle Lande bis an das Zelt, unter welchem Hanneh wohnt, die Unvergleichlichste der Frauen, der Töchter und der jungen Mütter.«

»Gewiß! Und wenn er nicht zu ihr dringt, so werde ich ihn selbst hinbringen. Wo aber finden wir einen Platz, an welchem wir uns bis morgen aufhalten können?«

»Da drüben auf den bewaldeten Bergen. Sie gewähren eine freie Aussicht auf diese Talebene und ermöglichen es uns, den Köhler Scharka und seine Gäste zu beobachten. Wenn wir uns meines Fernrohres bedienen, werden wir sie sehr deutlich sehen können, falls sie unsern gegenwärtigen Weg verfolgen, um

nach der Schlucht zu reiten, in welcher wir nach Scharkas Plan überfallen werden sollen.«

»Hm!« brummte Halef nachdenklich. »Sie werden sehr wahrscheinlich schon vorher bemerken, daß wir nicht dorthin geritten sind.«

»Einen solchen Scharfsinn traue ich ihnen nicht zu.«

»Es bedarf ja gar keines Scharfsinnes. Sie brauchen nur die Augen zu öffnen, um unsere Spur zu sehen. Schau nur, wie tief die Hufe unserer Pferde sich in dem weichen Grasboden abzeichnen!«

»Das ist nur gut für uns, denn eben dieser Umstand ermöglicht es uns, sie über die von uns eingeschlagene Richtung zu täuschen. Dieser weiche Boden wird ein Ende nehmen. Ich vermute, daß wir auf Stein und Fels gelangen, wo wir abbiegen können, ohne daß sie es merken.«

»So werden sie dann später beobachten, daß unsere Fährte fehlt.«

»Hoffentlich gelingt es uns, dies zu vermeiden. Wir haben ja Zeit genug, Vorkehrungen zu treffen.«

»So meinst du nicht, daß sie uns sogleich folgen werden?«

»Nein. Und nur aus diesem Grund habe ich ihnen gesagt, was in der Schlucht des Teufels geschehen ist. Ich wollte es ihnen eigentlich nicht mitteilen, damit die Aladschy, Suf, Junak und der Konakdschi spät genug ihrer Bande entledigt werden sollten. Um aber Zeit zu gewinnen, sah ich davon ab. Der Köhler wird mit seinen Leuten und mit dem Alim sich schleunigst nach dem Teufelsfelsen begeben, um die Gefangenen loszubinden. Diese werden eine ansehnliche Zeit brauchen, um alles zu erzählen, was geschehen ist. Dadurch gewinnen wir wenigstens zwei Stunden, und diese Frist reicht vollständig für uns aus, falls wir jetzt unsere Schnelligkeit vergrößern. Also rascher vorwärts!«

Wir setzten unsere Pferde in Galopp und erreichten nach kaum einer Viertelstunde diejenige Stelle, an welcher die Wagenspuren auseinanderliefen. Dort ritten wir, obgleich wir nach rechts wollten, nach links. Unsere Fährte war so deutlich, daß die uns Folgenden überzeugt sein mußten, wir seien der-

jenigen Richtung gefolgt, welche der Köhler uns angewiesen hatte.

Je mehr wir uns dem Höhenzug näherten, desto merklicher stieg die Wiese zum Fuß desselben an. Der Boden wurde härter, und endlich hörte der Graswuchs auf.

Nun ließ ich die Gefährten warten und ritt allein in gestrecktem Galopp weiter, bis ich die Schlucht erreichte, von welcher Scharka gesprochen hatte. Die Sohle derselben war weich, und ich ritt eine tüchtige Strecke in dieselbe hinein und wieder zurück, wobei ich dafür sorgte, daß die Hufe des Rappen sehr sichtbare Eindrücke hinterließen. So mußte der Köhler meinen, daß wir uns wirklich dort befänden.

Nachdem ich zu den Gefährten zurückgekehrt war, benutzten wir den harten, felsigen Grund, uns nach rechts zu wenden, ohne Spuren zu hinterlassen, was uns auch vollständig gelang.

Nach einiger Zeit kamen wir an eine Stelle, wo der Fuß der Bergkette weit vortrat. Wir lenkten zwischen die hier beginnenden Bäume hinein und stiegen ab, um unsere Pferde den ziemlich steilen Hang empor zu führen. Oben angekommen, befanden wir uns im Schatten riesiger Fichten, unter deren Wipfeln hinweg wir einen ganz freien Ausblick in das Tal der famosen Juwelenhöhle hatten. Hier banden wir die Pferde an, und ich drang tiefer in den Wald ein, um eine Stelle zu suchen, welche uns Futter für die Tiere böte und zugleich eine solche Lage hätte, daß das Feuer, welches wir machen mußten, nicht nach rückwärts bemerkt werden konnte.

Die Erfahrung ist da der beste Wegweiser. Die Beschaffenheit des Baumwuchses verrät schon aus der Ferne, wo Gras und Wasser zu finden ist. Ich traf auf eine lauschige, baumfreie Stelle, an welcher eine Quelle entsprang. Das Wasser derselben floß nach West, also jedenfalls dem schwarzen Drin entgegen. Es schien, daß wir uns endlich auf der Scheide zwischen diesem und der Treska befänden.

Hierher brachten wir die Pferde, sattelten ab und banden ihnen die Vorderbeine leicht zusammen, so daß sie sich nicht entfernen konnten. Dann begaben wir uns wieder nach der

Stelle zurück, von welcher aus wir unsere Gegner sehen konnten.

Es dauerte auch gar nicht lange, so erblickte ich sie durch das Fernrohr. Trotz der Entfernung, in welcher sie sich von uns befanden, sah ich, daß sie in gestrecktem Galopp ritten. Sie hatten die verlorene Zeit einzubringen, denn sie mußten annehmen, daß wir sofort umkehren würden, sobald wir an die Felsenwand gelangten, an welcher wir nicht weiter konnten. Bevor wir Zeit fanden, die dortige Schlucht zu verlassen, mußten sie sich in derselben versteckt haben, wenn ihr Plan überhaupt gelingen sollte.

Wir zählten acht Personen und erkannten, als sie nahe genug gekommen waren, die beiden Aladschy, Suef, den Wirt, den Köhler, den Alim und noch zwei Reiter. Die Kleidung der beiden letzteren ließ vermuten, daß sie Knechte des Köhlers waren. Sie waren uns also doppelt überlegen, und wir mußten annehmen, daß auch der Köhler Pferde besaß, die wir aber nicht bemerkt hatten. Da sie alle mit Gewehren versehen waren und in der Stube nicht so viele gehangen hatten, so stand fest, daß Scharka einen verborgenen Vorrat von Waffen besaß.

Diese acht Reiter folgten der Richtung, in welcher sie uns vermuteten. Dort, wo die Wagengeleise auseinander gingen, hielten sie an, um den Boden zu untersuchen. Sie sahen, daß wir in der von ihnen gewünschten Weise weiter geritten waren, und folgten unserer Spur, bis wir sie aus den Augen verloren.

Von jetzt an warteten wir wohl gegen zwei Stunden. Dann sahen wir sie langsam zurückkehren. An der erwähnten Stelle blieben sie halten und sprachen sehr angelegentlich miteinander, wie aus ihren lebhaften Gebärden zu erkennen war. Dann trennten sie sich. Der Alim ritt mit den beiden Aladschy rechts ab, in der Richtung nach Kolutschin zu; die Andern kehrten in das Tal des Teufelsfelsens zurück.

Diese Letzteren ritten langsam. Wir sahen es ihrer Haltung und ihren Bewegungen an, daß sie sehr enttäuscht waren. Die Ersteren aber stürmten im Galopp quer über unser Gesichtsfeld. Sie hatten Eile, weil der Alim den Lord abzuholen beabsichtigte. Als von beiden Teilen nichts mehr zu sehen

war, begaben wir uns zu unsern Pferden, wo wir Laub und trockene Äste sammelten, um uns ein Feuer anzumachen, an welchem Schinken und Tatzen des Bären gebraten werden sollten. Fleisch hatten wir mehr, als wir bis morgen abend bedurften.

Die Zeit der Dämmerung war hereingebrochen, und es wurde finster an unserm Lagerplatz. Das gab eine kleine Urwaldszene, über welche meine Begleiter großes Vergnügen empfanden.

Ganz natürlich folgte nun eine ausführliche Besprechung aller Erlebnisse der letzten Tage; wir hatten ja genug Zeit dazu. Dann legten wir uns zur Ruhe. Vorher aber wurde die Reihenfolge der Wache bestimmt. Wir hatten zwar eine Überraschung wohl kaum zu befürchten, aber Vorsicht ist in keiner Lage überflüssig, und überdies mußte der Wachende das Feuer unterhalten, denn es war hier zwischen den Bergen des Schar Dagh eine kühle Nacht zu erwarten.

Am nächsten Morgen und am Mittag gab es ganz dieselbe Speisekarte wie am Abend vorher, und das Gespräch drehte sich ausschließlich wieder um das gestrige Thema. Wir fühlten uns erfrischt und gekräftigt, und auch unseren Pferden war es anzusehen, daß die lange ausgiebige Ruhe ihnen wohlgetan hatte. Beide, sowohl Menschen wie auch Tiere, waren nun befähigt, weitere Strapazen zu ertragen.

Am Nachmittag ritt ich einmal allein fort, um drüben bei den Steinwänden, welche das Tal des Teufelsfelsen umgaben, einen Ort ausfindig zu machen, um des Abends unsere Pferde sicher unterzubringen. Der Köhler hatte gemeint, daß der Engländer bereits am Abend eintreffen könne; um diese Zeit mußten wir uns also in der Nähe befinden, um demselben Hilfe zu bringen.

Ich mußte einen Umweg machen, um nicht etwa von drüben aus gesehen zu werden. Doch trug mein schnelles Pferd mich sehr bald hinüber, und es gelang mir, ein Versteck zu entdecken, welches für meine Absichten ganz geeignet war. Dasselbe lag in der Nähe beim Eingang des Tales.

Als ich dann wieder bei den Gefährten eintraf, war es nun auch bereits Zeit, aufzubrechen, denn die Sonne hatte sich im

Westen gesenkt, und bis wir das Versteck erreichten, mußte es vollständig dunkel sein.

Wir gaben uns keine Mühe, unsere Spuren zu verbergen; am Abend waren sie doch nicht zu bemerken. Drüben angelangt, zogen wir die Pferde zwischen die Büsche, und dann machte ich mich mit Halef auf, um die saubere Gesellschaft zu beschleichen. Osko und Omar, welche zurückbleiben mußten, erhielten die Weisung, sich ganz ruhig zu verhalten und den Ort auf keinen Fall vor unserer Rückkehr zu verlassen.

Es war nun vollständig dunkel; aber da wir die Gegend leidlich gut kannten, gelangten wir, ohne eine Störung zu erfahren, in die Nähe des Köhlerhauses. Zwischen diesem und dem bekannten Meiler brannte ein helles Feuer, an welchem alle saßen, welche wir hier zu treffen erwartet hatten.

Uns vorsichtig am Rand der kleinen Lichtung hinschleichend, erreichten wir das jenseitige Gebüsch und krochen durch dasselbe dem schmalen Weg zu, welcher von der Eiche herabkam und bei dem Meiler mündete. Dort setzten wir uns nieder.

Die Männer befanden sich so weit von uns entfernt, daß wir wohl ihre Stimme vernahmen, aber die Worte nicht verstehen konnten. Allem Anscheine nach waren sie nicht in der besten Stimmung. Die Blicke, welche sie fleißig nach der Richtung des Taleinganges warfen, ließen vermuten, daß sie das baldige Erscheinen des Alim und seines Gefangenen erwarteten.

Es war auch wirklich kaum eine Viertelstunde vergangen, seit wir hier saßen, so hörten wir Pferdegetrappel. Die am Feuer Sitzenden sprangen auf. Sechs Reiter kamen. Zwei von ihnen waren auf die Pferde gebunden – der Lord und ein Anderer, jedenfalls sein Dolmetscher. Einer der andern Vier war der Alim, welcher aus dem Sattel sprang und zu den Wartenden trat. Er wurde mit sichtlicher Genugtuung bewillkommenet. Dann band man die Gefangenen von den Pferden los, hob sie herab und schlang ihnen die Stricke wieder um die Füße; an den Händen waren sie auch gebunden. So wurden sie auf den Boden gelegt. Die Männer der Eskorte lehnten ihre Ge-

wehre an die Mauer des Hauses und setzten sich gleichfalls an das Feuer.

Es war schade, daß wir gar nichts verstehen konnten; denn es wurde jetzt sehr lebhaft gesprochen. Doch dauerte dies nicht lange. Sie standen auf, um die Gefangenen nach dem Meiler zu tragen, dessen Eingang der Köhler in der bereits beschriebenen Weise öffnete.

Jetzt waren sie so nahe, daß wir jedes Wort hörten. Der Alim sagte zu dem gefesselten Dolmetscher:

»Ich sagte dir bereits, daß du gar nichts zu befürchten hast. Wir haben dich mitgenommen, weil wir den Inglis nicht verstehen können. Du sollst sogar ein Bakschisch für die ausgestandene Angst erhalten. Der Inglis muß es auch bezahlen. Er weigerte sich freilich bisher, auf unser Verlangen einzugehen, aber wir werden ihn schon zu zwingen wissen und rechnen dabei auf deine Hilfe. Wenn du ihm rätst, von seiner Halsstarrigkeit zu lassen, so ist es zu deinem eigenen Vorteil, denn je eher er zahlt, desto schneller wirst du frei.«

»Und wird auch er frei werden, sobald er das Geld bezahlt hat?« fragte der Dolmetscher.

»Das ist nicht deine, sondern unsere Sache. Läßt man etwa jemand frei, daß er sich nachher rächen kann? Das mußt du ihm aber natürlich verschweigen. Ihr werdet jetzt in eine Höhle gesteckt. Sprich mit ihm! In einer Viertelstunde komme ich hinein. Weigert er sich auch dann noch, mir ein Hawale tahwil {Anweisung} auf seinen Saraf {Bankier} zu geben, so erhält er tüchtige Prügel, welche ihn sicherlich eines Besseren belehren werden. Er bekommt weder Essen noch Trinken, bis er gehorcht; dagegen soll er um so reichlicher mit Hieben bewirtet werden.«

»Was sagt dieser Schurke?« fragte Lindsay in englischer Sprache.

»Daß wir jetzt in eine Höhle gesteckt werden,« antwortete der Dragoman. »Sie sollen weder Essen noch Trinken, sondern nur Prügel erhalten, bis Sie die verlangte Anweisung schreiben. Aber Sie dürfen das nicht tun, denn ich höre soeben, daß Sie dennoch getötet würden. Natürlich soll ich Ihnen das nicht

verraten. Aber sie haben mich engagiert, und ich halte zu Ihnen, nicht aber zu diesen Schuften. Vielleicht gelingt es uns doch, einen Weg zur Flucht zu finden.«

»Großen Dank!« antwortete der Engländer in seiner kurzen Weise. »Sollen keinen Para erhalten, diese Schurken. Mögen mich totprügeln! *Well!*«

»Nun, was hat er dazu gesagt?« fragte der Alim.

»Daß er nichts bezahlen wird.«

»Er wird bald anders sprechen. Hinein also mit euch! In einer Viertelstunde komme ich nach.«

Es wurde jedem der Beiden ein Strick unter den Armen hindurch gesteckt, an welchem zwei in die Höhle vorankriechende Köhlerknechte sie hineinzogen. Als diese wieder herauskamen, hörte ich im Innern des Meilers eine Kette klirren und schloß daraus, daß der Stein vor dem Eingang befestigt worden war.

»Hätten wir den Lord nicht gleich jetzt heraushauen können?« fragte mich Halef leise.

»Nein, wir haben unsere Gewehre zurückgelassen.«

»Was tut das? Wir tragen unsere Messer und Pistolen bei uns, und du hast die Revolver. Das ist genug.«

»Selbst wenn es gelungen wäre, die Wichte zu vertreiben, woran ich gar nicht zweifle, würden sie dann über uns hergefallen sein, während wir die Fesseln der Gefangenen lösten. Nein, wir müssen vorsichtiger verfahren. Komm jetzt zur Eiche!«

Wir machten uns auf den Weg, wobei wir uns freilich mehr auf das Gedächtnis und den Tastsinn als auf unser Gesicht verlassen mußten, denn es war hier unter den Bäumen so finster, daß wir nicht die Hand vor den Augen sahen. Dennoch erreichten wir den Baum schon nach zehn Minuten.

Auch hier oben herrschte eine wahrhaft ägyptische Finsternis. Wir wußten aber gut Bescheid und stiegen in derselben Weise hinauf und hinein, wie wir es gestern gemacht hatten.

Nun galt es, jedes Geräusch zu vermeiden, da der Alim sich bereits in der Höhle befinden konnte. Ich riet Halef, nicht mit den Füßen von Schlinge zu Schlinge zu steigen, sondern sich,

wie ich es tat, mit den Händen an der Leiter wie an einem Strick hinab zu lassen. Ich glitt voran, und er folgte mir.

Als wir unten in der Ecke hinter der Mauer anlangten, war alles finster; doch kaum hatten wir den Boden unter den Füßen, so wurde es hell. Als ich einige Stufen der Leiter wieder emporgestiegen war und nun über die Kante der Mauer in die Höhle blicken konnte, sah ich den Alim, welcher hereingekrochen war und nun vor den beiden gefesselt am Boden Liegenden stand. In der einen Hand hielt er eine Talgkerze, in der andern die Peitsche. Messer und Pistole hatte er abgelegt, wohl weil er gedacht hatte, daß sie ihm beim Kriechen hinderlich seien.

Das folgende Gespräch wurde nun in der Weise geführt, daß die türkischen Fragen dem Engländer durch den Dolmetscher in englischer Sprache, die englischen Antworten des ersteren aber dem Alim auf Türkisch übermittelt wurden.

Der ›Gelehrte‹ band zunächst den Strick von den Füßen des Dragoman los und sagte:

»Ich will dir die Fesseln halb lösen, damit du dich aufrichten kannst. Die Hände freilich werden gebunden bleiben. Jetzt frage ihn, ob er das Geld bezahlen will.«

Der Dolmetscher sprach die Frage aus.

»Nie, nie!« antwortete der Lord.

»Du wirst es doch tun, denn wir zwingen dich!«

»Sir David Lindsay läßt sich von keinem Menschen zwingen!«

»Wenn nicht von einem Menschen, so doch durch die Peitsche, welche wir sehr kräftig handhaben.«

»Wage es!«

»O, das ist gar kein Wagnis!«

Er versetzte dem Lord einen Hieb. Halef stieß mich an – er wollte, daß ich sofort eingreifen sollte. Aber ich ließ mich zu keiner voreiligen Handlung hinreißen.

»Bube!« rief der Lord. »Das sollst du mir entgelten.«

»Was sagte er?« fragte der Alim.

»Daß ihn Schläge nicht zwingen werden,« antwortete der Dragoman.

»O, er wird anders pfeifen, wenn er fünfzig oder hundert bekommen hat. Wir wissen, daß er Millionen besitzt. Er hat es ja selbst gesagt. Er soll und muß zahlen. Sage ihm das!«

Es nützte nichts, die Drohungen zu wiederholen, welche Lindsay bewegen sollten, seine Einwilligung zu geben. Er blieb bei seiner Weigerung, obgleich er noch einige Hiebe erhielt.

»Nun gut!« rief der Alim. »Ich gebe dir eine Stunde Zeit. Kehre ich dann zurück, so bekommst du hundert Peitschenhiebe auf den Rücken, falls du noch nicht zum Gehorsam geneigt bist.«

»Wage es!« drohte der Lord. »Du würdest die Hiebe dreifach wieder bekommen!«

»Von wem denn?« lachte der Andere.

»Von dem Effendi, von welchem wir unterwegs gesprochen haben.«

»Dieser Fremde wird nie etwas von dir erfahren, obgleich du ihm entgehen geritten bist.«

»Er wird mich sicher finden!«

»Da müßte er allwissend sein. Er weiß ja nicht einmal, daß du ihn suchst.«

»Er wird in Rugova erfahren, daß ich dagewesen bin und mich nach ihm erkundigt habe. Wenn er erfährt, daß ich so plötzlich verschwunden bin, so wird er meine Spur verfolgen, und die führt ihn sicherlich hierher.«

»Deine Spur? Wie will er sie finden? Kein Mensch weiß, wo du bist. Am Abend bist du verschwunden, und von da an bis jetzt haben nur unsere Freunde dich gesehen.«

»So wird er diese Kerle zwingen, es ihm zu sagen.«

»Dann müßte er wissen, daß du nach dem Karaul gebracht worden bist. Und das wissen nur zwei, der Schut und ich.«

»Schadet nichts! Er bekommt es doch heraus. Was seid ihr Beide gegen ihn und seinen Hadschi!«

»Hund, sprich nicht so! Es ist ganz unmöglich, daß er dich entdeckt. Und wenn er es täte, so wäre es um ihn geschehen. Er müßte uns in die Hände laufen und würde von uns totgepeitscht. Laß dich ja nicht von dieser Hoffnung des Wahnsinns täuschen! Es wird dich kein Mensch hier entdecken, und

du kannst dich nur durch Anweisung der geforderten Summe retten. Damit du überzeugt davon bist, will ich dir sagen, daß dieser Effendi in diesem Augenblick jedenfalls schon in demselben Karaul steckt, aus welchem ich dich geholt habe, er und seine drei Begleiter. Und ihnen werden wir nie den Vorschlag machen, sich loszukaufen; sie dürfen die Freiheit niemals wiedersehen und werden ihr Leben lassen müssen.«

»Was fällt dir ein!« rief der Engländer, als diese Worte ihm übersetzt worden waren. »Ihr seid nicht die Kerle, um diese meine Freunde gefangen zu nehmen. Und selbst, wenn euch dies gelänge, so würdet ihr sie durch keine Fessel länger halten können, als es ihnen beliebt.«

»Du machst dich lächerlich! Ich werde dir beweisen, daß diese Kerls sich vor uns in den Staub werfen werden, um uns um Gnade anzuwinkeln. Sie sollen mit dir in einem Loch stecken, und du wirst mit ihnen sterben, wenn du bei deinem Vorsatz bleibst, dich nicht loszukaufen. Ich gehe jetzt, du hast eine Stunde Zeit. Besinne dich wohl und wähle das, was das einzige Mittel zur Rettung deines Lebens ist. Denke ja nicht, daß du von hier entkommen kannst. Auf allen vier Seiten seid ihr von Felsen umgeben; der Boden und die Decke bestehen aus Felsen und es gibt nur den einzigen Weg durch dieses Loch herein und hinaus. Dieses aber ist verschlossen, und ihr seid ja überhaupt gefesselt, so daß ihr gar nichts zu unternehmen vermögt. Dem Dolmetscher werde ich zu seiner Erleichterung die Füße frei lassen; er kann nicht dafür, daß du dich hartnäckig weigerst, mein Gebot zu erfüllen.«

Jetzt legte er sich auf den Boden nieder und kroch wieder hinaus. Wir hörten, daß der Stein in das Loch gezogen und angekettet wurde.

Einige Augenblicke blieb alles still; dann hörten wir den Engländer sagen:

»Famose Lage! – Nicht? Wie?«

»Ja,« stimmte der Dolmetscher bei. »Ich glaube nicht, daß eine Rettung möglich ist.«

»Pshaw! Sir David Lindsay stirbt nicht in diesem Felsenloch.«

»So wollen Sie sich loskaufen?«

»Fällt mir nicht ein. Sobald die Schufte das Geld hätten, würden sie mich töten.«

»Ganz gewiß. Aber wie sollen wir herauskommen? Ich bin überzeugt, daß es nur diesen einen Aus- und Eingang gibt. Und selbst wenn es einen andern Weg gäbe, würden unsere Fesseln uns hindern, irgend etwas zu unserer Befreiung zu tun. So müssen wir den Gedanken an Rettung aufgeben.«

»*Non-sense!* Wir kommen frei!«

»Auf welche Weise!«

»Wir spazieren hinaus.«

»Aber wer macht uns auf?«

»Mein Freund, den diese Schufte den deutschen Effendi nennen.«

»Sie haben ja gehört, daß er selbst bereits gefangen ist!«

»Fällt ihm nicht ein!«

»Seien Sie nicht so sicher! Sie wissen, wie es uns gegangen ist. Man hat uns gar nicht Zeit zur Gegenwehr gelassen.«

»Ist bei ihm gar nicht nötig. Er ist nicht so dumm, wie wir, in eine solche Falle zu laufen.«

»Selbst wenn sie ihm nichts anhaben können, dürfen wir nicht auf ihn rechnen. Er kann unmöglich erfahren, was mit uns geschehen ist und wo wir uns befinden.«

»Da kennen Sie ihn eben nicht. Er kommt sicher!«

»Ich bezweifle es. Es wäre ein Weltwunder.«

»Wollen wir wetten?«

»Nein.«

»Warum nicht? Ich behaupte, daß er ganz plötzlich herein-spaziert kommt. Wie hoch wollen wir wetten?«

Selbst diese Gelegenheit benutzte Sir David Lindsay zu einer Wette; es war das eine seiner Leidenschaften. Aber der Dolmetscher machte es so, wie ich es stets gemacht hatte; er ging nicht darauf ein, sondern er sagte:

»Ich habe weder Geld noch Lust zu einer Wette und möchte auch wissen, wie es ihm gelingen sollte, so gemächlich herein-spaziert zu kommen.«

»Das ist seine Sache. Ich setze meinen Kopf, daß er kommt!«

»Ist schon da!« rief ich jetzt laut. »Ihr hättet eure Wette gewonnen, Sir.«

Für kurze Zeit blieb es still; dann aber ertönte die frohlockende Stimme des Engländers:

»*All devils!* Das war seine Stimme! Ich kenne sie genau. Seid Ihr da, Master Charley?«

»Ja, und Halef ist bei mir.«

»*Heigh-day!* Sie sind's; sie sind's! Habe ich es nicht gesagt? Der Kerl kommt, bevor wir es nur denken können. O Himmel, welch eine Wonne! Nun sind wir es, welche Prügel austheilen werden. Aber Master, wo steckt Ihr denn?«

»Hier im Winkel. Ich werde sogleich bei Euch sein.«

Halef konnte zurückbleiben; ich aber ließ den untersten Teil der Leiter über die Mauer hinüber und stieg drüben hinab.

»So, da bin ich! Nun reicht eure Arme und Beine her, Sir, damit ich die Stricke zerschneide. Dann machen wir uns schleunigst aus dem Staub.«

»O nein! Wir bleiben hier.«

»Wozu?«

»Um diesem Schuft seine eigene Peitsche zu geben, wenn er nachher kommt.«

»Das werden wir freilich tun, aber nicht hier. Die Peitsche ist Neben-, die Freiheit aber Hauptsache. Wir wollen nicht allein diesen Alim haben, sondern auch die Andern. So, steht auf, Mesch'schurs, und kommt mit dahin zur Wand!«

Ich hatte die Fesseln zerschnitten und schob nun beide gegen die Mauer.

»Was ist denn dort? Eine Türe etwa?« fragte Sir David.

»Nein, aber ein Felsenloch, welches wie ein Schornstein zur Höhe führt und in einen hohlen Baum mündet. Es hängt eine Strickleiter drin, mit deren Hilfe wir hinaufsteigen werden. Aber ich besorge, daß Ihr Euch nicht auf Eure Hände verlassen könnt.«

»Wenn es sich um die Freiheit handelt, so werden sie ihre

Schuldigkeit tun. *Well!* Ich fühle bereits, daß die Zirkulation des Blutes wieder in ihnen beginnt.«

Beide schlugen die Hände gegeneinander, um sie zu beleben. Ich zog mein Laternenfläschchen heraus, ließ Luft hinein und beleuchtete nun die Leiter und die Mauer so, daß sie sich zu orientieren vermochten. Dabei erklärte ich ihnen die Einrichtung des ganzen Apparates.

»Höre schon, höre schon!« sagte der Engländer. »Wird prächtig gehen. Ärgere mich nur, daß Ihr mir nicht Zeit laßt, den Schurken hier zu erwarten.«

»Wir treffen ihn draußen.«

»Wirklich? – Gewiß?«

»Ja. Wir steigen zum Meiler hinab, durch den sie Euch in die Höhle gezogen haben. Dort sitzen die Kerle beim Feuer, und wir werden ihnen sehr liebenswürdig Gesellschaft leisten.«

»*Very well, very well!* Macht nur nun schnell, daß wir zu ihnen kommen! Und nehmt es nicht übel, daß ich jetzt nicht Dank sage; dazu ist es später auch noch Zeit.«

»Natürlich! Steigt voran! Ich folge Euch. Dann mag der Dolmetscher kommen, und Halef macht den Nachtrab.«

»Der? Wo steckt denn dieser wackere Hadschi?«

»Er wartet jenseits der Mauer. Also vorwärts, Sir! Ich halte Euch, falls Eure Hände Euch den Dienst versagen sollten.«

Der Aufstieg begann. Er ging natürlich nicht allzu schnell vor sich, denn es stellte sich heraus, daß die Hände der Beiden durch die Fesseln allerdings gelitten hatten. Doch gelangten wir glücklich hinaus.

Als ich ihnen dann auch von dem Baum herab geholfen hatte, was wegen der Finsternis sehr notwendig war, stieg ich wieder in den Baum und zog die Strickleiter empor. Nachdem ich sie durch das Loch nach außen gelassen hatte, schnitt ich sie innen ab und warf sie hinab. Dann stieg ich nach. Sie wurde zusammengelegt und mitgenommen.

Da der Engländer und der Dolmetscher die Örtlichkeit nicht kannten, mußten wir sie führen. Sobald wir tief genug gekommen waren, daß die Felsenkuppe den Feuerschein ver-

deckte, wurde die Strickleiter hingelegt und angezündet. Wir warfen dürre Zweige darauf, daß sie ganz vernichtet ward.

Diese Flamme erhellte uns den Weg, und der Abstieg ging leichter von statten. Die Windungen, welche der Weg machte, waren ziemlich hell bestrahlt, ohne daß das Feuer jenseits des Felsenrisses im Tal gesehen werden konnte.

Unten angekommen, drangen wir möglichst schnell durch die Büsche, denn es lag uns daran, bei unsern Gegnern erscheinen zu können, bevor der Alim wieder in die Höhle kroch. An einer dazu passenden Stelle blieb ich mit den beiden Andern zurück. Halef mußte zu Osko und Omar laufen, um sie und meine Gewehre zu holen.

Während wir warteten, ward kein Wort gesprochen. Erst als die Erwarteten nahe sein mußten, fragte Sir David:

»Was soll nun mit den Schuften geschehen, Master? Eure bekannte Milde läßt mich erwarten, daß Ihr beabsichtigt, sie straflos ausgehen zu lassen.«

»O nein! Ich habe bisher Nachsicht genug geübt. Der Streich, welchen sie Euch gespielt haben, muß bestraft werden. Sie wollten nicht nur Euer Geld, sondern auch Euer Leben.«

»Well! Was werdet Ihr also tun?«

»Zunächst müssen wir uns ihrer Personen bemächtigen; das Weitere wird sich dann finden. Wir sind unser sechs und haben es mit zwölf Männern zu tun; also kommen zwei von ihnen auf einen von uns, ein Verhältnis, welches ich unter den gegenwärtigen Umständen nicht für ungünstig halte.«

»Ich auch nicht, falls ich eine Waffe hätte.«

»Ihr werdet ein Gewehr bekommen, vielleicht auch mehrere. Der Köhler und seine Leute haben, wie ich sehe, ihre Gewehre nicht bei sich; also werden sich dieselben in der Stube befinden, aus welcher wir sie leicht holen können.«

Wir standen nämlich so, daß wir die ganze Gesellschaft überblicken konnten. Auch die vier Neuangekommenen hatten ihre Flinten nicht bei sich, sondern, wie bereits erwähnt, an die Mauer des Hauses gelehnt. Diese Gewehre hatten wir also nicht zu fürchten, sondern höchstens nur die alten, unzuverlässigen Pistolen, welche drei von ihnen im Gürtel führten.

Der Alim hatte Messer und Pistolen noch nicht wieder an sich genommen.

Jetzt kam Halef mit den beiden Gefährten. Ich beauftragte ihn, durch das Fenster in das Haus zu steigen und uns die Gewehre heraus zu langen, welche er hatte hängen sehen. Zu diesem Zweck schlichen wir uns nach der dem Feuer abgekehrten Giebelseite. Die Fensteröffnung war groß genug, den Hadschi einzulassen. Es waren sieben scharf geladene Flinten, welche er herausgab.

»Herr,« meinte er beim Heraussteigen, »dieser Köhler muß wirklich eine Gewehrniederlage haben. Er hat schon gestern den Aladschy zwei Flinten geben müssen, und das hier sind sieben, für ihn, seine vier Knechte, Suf und den Konakdschi, deren Flinten wir zerbrochen haben. Gestern hingen nicht sieben Stück hier. Es scheint, daß dieser Scharka die ganze Bande des Schut zu bewaffnen hat.«

Die Gewehre wurden untersucht. Sie hatten dasselbe Kaliber wie Oskos und Omars Flinten. Das war sehr vorteilhaft für Sir David und den Dolmetscher, welche sich also des Kugelvorrates derselben bedienen konnten. Lindsay hing vier Flinten über und der Dolmetscher drei. Das sah äußerst grimmig aus, war aber nicht sehr gefährlich, da die Gewehre nur einläufig waren.

»Was nun?« fragte Sir David. »Waffen habe ich, und nun möchte ich auch schießen.«

»Nur wenn es wirklich notwendig wird,« sagte ich ihm. »Wir wollen sie nicht töten.«

»Aber mich wollten sie doch morden! Ich schieße sie nieder und mache mir den Teufel draus. *Well!*«

»Wollt Ihr ein Mörder werden? Wir geben ihnen die Peitsche. Gestern sah ich Stricke auf dem Wagen liegen, vielleicht sind sie noch dort. Halef, hole sie! Ihr aber, Sir, mögt Euch mit dem Dolmetscher nach rechts hin schleichen. Wir Andern gehen links, so daß wir die Gesellschaft zwischen uns bekommen. Ihr tretet nicht eher zwischen den Büschen hervor, als bis Ihr hört, daß ich es wünsche. Und nehmt Euch in acht, daß Ihr jetzt nicht bemerkt werdet.«

Sie entfernten sich. Halef schleppte einen ganzen Haufen Stricke herbei und warf sie zu Boden. Jetzt hätten sie uns doch nur gehindert.

Nun schlüpfen wir nach der Hinterseite des Hauses und derselben entlang bis an die Ecke. Dort legten wir uns auf den Boden und schoben uns sachte vorwärts, dem Feuer entgegen. Der Schatten der um die Flamme sitzenden Gestalten fiel auf uns, so daß wir gar nicht von dem Erdboden zu unterscheiden waren.

Als wir uns zwischen der Gesellschaft und den an der Wand lehrenden Gewehren befanden, war es Zeit.

»Bleibt hier zunächst stehen,« flüsterte ich den Dreien zu, »und seht darauf, daß niemand zu den Gewehren kommen kann. Demjenigen, der mir nicht gehorcht, gebt ihr eine Kugel, aber nur in das Knie. Einen solchen Halunken lahm zu schießen, das werden wir wohl auf unser Gewissen nehmen können. Wenn wir nicht gleich ernst auftreten, kann es um uns geschehen sein.«

Wir erhoben uns von der Erde, und ich schritt auf das Feuer zu. Diejenigen, welche mit dem Gesicht nach mir gerichtet saßen, erblickten mich zuerst. Es war der Alim mit seinen drei Begleitern. Er sprang auf und rief erstaunt:

»Allah! Da kommt der Deutsche!«

Er ließ vor Überraschung die Peitsche fallen, welche er in der Hand gehalten hatte. Auch der Köhler sprang empor und starrte mich so erschrocken an, als sähe er ein Gespenst. Die Andern blieben sitzen. Suf und der Konakdschi schienen sich vor Schreck gar nicht bewegen zu können. Alle hatten die Augen auf mich gerichtet, weshalb sie die im Schatten stehenden Drei gar nicht bemerkten.

»Ja, der Deutsche,« antwortete ich. »Habe ich es dir gestern nicht gesagt, Scharka, daß ich sicher wieder kommen werde, sobald es nötig sei?«

»Ja, du hast es gesagt,« antwortete der Köhler. »Aber welche Notwendigkeit sollte dich schon heute zurückführen?«

»Ein kleines Geschäft, welches ich mit deinem Freund, dem Alim, machen will.«

»Mit mir?« fragte der Genannte.

»Ja, mit dir. Weißt du nicht, was ich meine?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»So setze dich, damit ich dir die Angelegenheit in aller Bequemlichkeit vortragen kann.«

Der Eindruck, welchen mein plötzliches Erscheinen machte, war so groß, daß der Alim sich wirklich sogleich niedersetzte. Ich gab dem Köhler einen kurzen, gebieterischen Wink, und auch er ließ sich nieder. Die Kerle waren eben ganz verblüfft, mich so plötzlich in ihrer Mitte zu sehen.

»Zunächst habe ich dir zu melden, daß ich mich noch nicht im Karaul befinde,« wendete ich mich an den ›Gelehrten‹. »Du hast dich also sehr verrechnet.«

»Im Karaul?« fragte er betroffen. »Ich weiß nicht, was du meinst.«

»So bist du sehr vergeßlich!«

»Wie so?«

»Du hast ja gesagt, daß ich mich bereits ganz gewiß im Karaul zu Rugova befände.«

»Herr, ich kenne weder einen Karaul, noch habe ich so etwas gesagt.«

»So bist du wohl auch nicht der Meinung, daß ich dort zu Tode gepeitscht werden soll?«

»Nein. Ich begreife dich ja überhaupt gar nicht.«

»Ja, wenn du mich überhaupt gar nicht begreifst, so glaube ich freilich sehr gern, daß du es für unmöglich hältst, ich vermöge die Spur des Engländers zu finden.«

Er antwortete nicht – die Stimme versagte ihm – er schnappte nach Luft. Darum fuhr ich fort:

»Es weiß freilich außer dir und dem Schut kein Mensch, wie der Lord in eure Hand geraten ist; aber er hat dir versichert, ich würde ihn dennoch finden. Es war sehr dumm von dir, das nicht zu glauben. Ein Mann, welcher studiert hat, sollte doch gescheiter sein.«

»Was für einen Engländer meinst du denn?«

»Den, welchem du nachher hundert Hiebe geben wolltest.«

Das war ihm doch zu viel. Er schluckte und schluckte und brachte kein Wort hervor.

»Herr,« rief da der Köhler, »welches Recht hast du, hierher zu kommen und uns Dinge zu sagen, welche kein Mensch verstehen kann?«

Er wollte sich erheben, aber ich drückte ihn nieder und antwortete:

»Beruhige dich, Scharka! Mit dir habe ich zunächst nichts zu tun. Dieser Alim wird mir schon selbst zu antworten wissen. Ich suche nämlich den Engländer, welchen er hierher gebracht hat.«

»Aber ich habe ja in meinem ganzen Leben noch keinen Engländer gesehen!« rief der Alim.

»Höre, das ist eine gewaltige Lüge. Du bist ja gestern nur zu dem Zweck hier gewesen, ihm hier bei Scharka Wohnung zu verschaffen.«

»Nein, nein, das ist nicht wahr!«

»Nun, wir werden ja sehen. Ich bin gekommen, das Lösegeld für ihn zu bezahlen.«

»Ah!« stieß er hervor. »Wer hat dich dazu beauftragt?«

»Ich selbst. Ich allein habe mir die Erlaubnis gegeben, es dir zu bringen.«

Es war ein geradezu stupider Blick, welchen er auf mir ruhen ließ. Der Köhler war klüger als er. Er erriet, daß ich in feindlicher Absicht gekommen sei, denn er schnellte in die Höhe und rief:

»Lüge, nichts als Lüge! Hier weiß niemand von einem Engländer etwas. Wenn du glaubst, uns beleidigen zu können, so hast du dich sehr verrechnet! Du hast schon gestern – –«

»Schweig!« donnerte ich ihn an. »Dein Verdienst ist es freilich nicht, daß ich jetzt lebendig und gesund vor dir stehe. Du wolltest uns an dem Teich, welcher an der Felswand liegt, ermorden. Glücklicherweise aber war ich nicht so albern, wie du dachtest. Setze dich nieder!«

»Mann,« schrie er mich an, »wage nicht noch einmal, mich in dieser Weise zu verdächtigen! Es könnte dir schlecht bekommen.«

»Setze dich!« wiederholte ich. »Ich dulde nicht, daß man mir hier widerspricht. Wer von euch sich ohne meine Erlaubnis erhebt, den lasse ich niedersetzen. Also nieder mit dir, Scharka, augenblicklich, sonst – –«

»Setze mich doch nieder! Hier stehe ich, und hier ist mein Messer! Wenn du noch – –«

Er kam nicht weiter. Er hatte das Messer aus dem Gürtel gezogen und auf mich gezückt; aber da krachte hinter uns ein Schuß, und er sank mit einem Weheruf zusammen. Die Andern wollten vor Schreck auffahren, aber ich rief:

»Bleibt sitzen, sonst trifft auch euch die Kugel. Ihr seid umzingelt.«

»Glaubt es nicht!« schrie der Köhler, der auf der Erde saß und sein Bein mit beiden Händen hielt. »Holt die Gewehre! Dort lehnen sie, und im Hause sind noch mehr.«

»Ja, dort lehnen sie. Holt sie euch doch!«

Bei diesen Worten deutete ich nach der Wand, und alle sahen dort meine drei Gefährten stehen, welche ihre Flinten angelegt hatten. Der Schuß war aus Halefs Doppelflinte gefallen.

»Drauf, drauf!« gebot der Köhler.

Aber niemand stand auf. Jeder sah, daß ihn die Kugel treffen würde, wenn er Miene machte, dem Köhler zu gehorchen. Dieser stieß schreckliche Flüche aus. Da erhob ich den Kolben und drohte:

»Schweig! Noch ein Wort, so schlage ich dich nieder! Wir haben bereits gestern bewiesen, daß wir uns nicht vor euch fürchten, und heute sind wir zahlreicher hier.«

»Und wenn ihr hundert seid, so fürchte ich mich nicht. Du sollst nicht umsonst auf mich haben schießen lassen. Da – –!«

Er ergriff das Messer, welches ihm entfallen war, und schleuderte es auf mich. Ich sprang zur Seite – es flog an mir vorüber – und im nächsten Augenblick erhielt er meinen Kolben-schlag, der ihn besinnungslos niederstreckte.

Das machte Eindruck. Keiner wagte, eine feindselige Bewegung zu machen. Natürlich behielt ich die drei, welche Pistolen

hatten, ganz besonders im Auge; aber zum Glück fiel es ihnen gar nicht ein, sich dieser Waffen zu bedienen.

»Ihr seht, daß wir nicht scherzen,« sagte ich nun. »Der Alim soll mir Antwort geben. Die Andern haben sich ruhig zu verhalten. Wo befindet sich der Engländer?«

»Es ist keiner hier,« antwortete er.

»Auch in der Höhle nicht?«

»Nein.«

»Da hast du vollkommen recht, denn er ist bereits wieder heraus.«

»Be-reits wie-der he-raus?« stotterte er.

»Wenn du ihn sehen willst, so schau dich einmal um.«

Ich winkte nach der Stelle, wo ich Lindsay und den Dolmetscher wußte. Beide kamen herbei. Der Alim war steif vor Schreck.

»Glaubst du jetzt, daß ich seine Spur gefunden habe?« lachte ich. »Kaum hast du ihn gebracht, so ist er frei. Ihr könnt übrigens sehen, daß diese Beiden sogar die Gewehre haben, welche sich drin in der Stube befanden. Ihr seid ganz in unsern Händen, und wir bitten uns nun noch die Pistolen dieser drei braven Männer aus. Der Dolmetscher mag sie ihnen aus den Gürteln ziehen; sie selbst dürfen ihre Waffen nicht berühren. Und dann mag ein jeder ihm auch sein Messer abgeben. Wer sich weigert, wird erschossen.«

Ich legte den Stutzen an, und der Engländer zog eines seiner Gewehre an den Backen, obgleich er nicht verstanden hatte, was ich sagte. Das schüchterte die Leute vollends ein. Sie ließen sich ihre Waffen abnehmen, ohne ein Wort der Weigerung zu sagen.

»Halef, die Stricke!«

Es bedurfte nur dreier Sekunden, so hatte der Kleine diesen Befehl ausgeführt.

»Binde den Alim!«

»Herr, was fällt dir ein!« rief der ›Gelehrte‹. »Mich binden? Das dulde ich nicht!«

»Du wirst es ruhig geschehen lassen, sonst bekommst du die Kugel in den Kopf. Glaubst du denn, einen Lord von Alteng-

land schlagen zu dürfen und sodann dafür wie ein Padischah behandelt zu werden? Weißt du nicht, welch eine Beleidigung ein Peitschenhieb ist? Ihr werdet samt und sonders gebunden. Den Andern gebe ich mein Wort, daß ihnen nichts geschehen wird, wenn sie gehorsam sind; du aber wirst die Peitschenhiebe mit guten Zinsen zurückerhalten.«

Er sträubte sich dennoch gegen Halefs Hände. Da fragte Lindsay den Dolmetscher:

»Was heißt auf Türkisch: ich werde helfen?«

»Jardymdschy'm,« antwortete der Gefragte.

»Well! Also jardymdschy'm, mein Bursche!«

Er hob die Peitsche auf, welche der Alim vorhin hatte fallen lassen, und versetzte demselben einige so kräftige Jagdhiebe, daß der Getroffene den Gedanken aufgab, Widerstand zu leisten. Er wurde gebunden und dann kamen auch die Andern an die Reihe. Diese weigerten sich nicht; sie hatten zu großen Respekt vor den auf sie gerichteten Gewehren. Wir befestigten ihnen die Hände so auf den Rücken, daß es ihnen unmöglich war, sich einander von rückwärts die Knoten aufzulösen. Selbstverständlich wurden ihnen auch die Füße zusammengebunden.

Dann untersuchte ich das Bein des Köhlers. Die Wunde war nicht so gefährlich. Halef hatte zwar auf das Knie, aber schlecht gezielt: die Kugel war oberhalb desselben durch das Fleisch gedrungen und dann wohl in den brennenden Holzhaufen gefahren. Ich verband die Wunde und dann ward er auch gefesselt, wobei er erwachte. Er warf uns grimmige Blicke zu, sagte aber kein Wort.

Nun winkte ich die Gefährten beiseite. Die Gefangenen brauchten nicht zu hören, was zwischen uns gesprochen wurde.

»Hört, Master, Ihr habt eine große Dummheit begangen,« sagte der Lord zu mir.

»Wohl die, daß ich diesen Leuten versprach, es solle ihnen nichts geschehen?«

»Natürlich – yes!«

»Ich halte dies für keine Dummheit.«

»Für was sonst? Wohl gar für eine außerordentliche Pfiffigkeit?«

»Nein, sondern nur für das, was mir die Menschlichkeit gebot.«

»Geht mir fort mit Eurer Menschlichkeit! Diese Schufte haben Euch und uns nach dem Leben getrachtet. Ist das wahr oder nicht?«

»Allerdings.«

»Yes! Nun, so sehe ich nicht ein, warum wir ihnen nicht auch ein wenig nach ihrem Leben trachten sollen! Oder kennt Ihr nicht das Gesetz, nach welchem hier gehandelt wird?«

»Ich kenne es ebenso genau wie Ihr; aber wenn diese halbwilden Menschen nach demselben handeln, so ist es keineswegs nötig, daß auch wir es uns zur Richtschnur unseres Verhaltens dienen lassen. Ihr habt räuberische Skipetaren gegen Euch gehabt, sie aber haben es mit einem Gentleman zu tun, welcher ein Christ und nebenbei ein Lord von Altengland ist. Würde es *gentlemanlike* von ihm sein, wenn er nach den Grundsätzen dieser Räuber handelte?«

»Hm!« brummte er.

»Übrigens haben sie weder Euch noch uns getötet. Wir alle sind mit heiler Haut davongekommen. Die Ermordung dieser Leute würde also keineswegs durch das Gesetz der Wiedervergeltung zu entschuldigen sein.«

»Gut, so töten wir sie nicht, aber wir prügeln sie weidlich!«

»Verträgt sich diese Prügelei *en masse* mit der Würde eines Sir David Lindsay?«

Ich kannte die Stelle, an welcher er angefaßt werden mußte. Der Erfolg ließ auch nicht auf sich warten. Er rieb sich nachdenklich seine blau angelaufene Nase und fragte dann:

»Ihr meint also, daß ein solches Prügelfest und ein Englishman nicht gut zusammenpassen?«

»Ja, das ist meine Meinung. Ich habe eine zu große Achtung für Eure Person und Eure Nationalität, als daß ich annehmen möchte, eine so ordinäre Rache verursache Euch ein großes Vergnügen. Der Löwe bekümmert sich gar nicht um die Maus, die ihn an der Mähne zerrt.«

»Löwe – Maus – sehr gut! Ausgezeichneter Vergleich. *Well!* Lassen wir also diese Mäuse in Ruh! Als Löwe will ich großmütig sein. Aber diesen Kerl, den Ihr Alim nennt, betrachte ich nicht als Maus. Er hat mich geschlagen.«

»Da sind wir einig. Er und der Köhler sind die Leiter der Andern. Beide haben jedenfalls mehr als ein Menschenleben auf dem Gewissen. Sie dürfen nicht leer ausgehen. Was den Köhler betrifft, so wurde er durch Halefs Kugel bestraft. Der Andere mag die Peitsche schmecken, fünfzig wohlgezählte Hiebe auf den Rücken, keinen einzigen weniger.«

»Aber, Master, hundert sollte ich bekommen!«

»Fünfzig ist genug. Er wird seiner Lebtage an sie denken.«

»Einverstanden! Aber was geschieht nachher?«

»Wir schließen sie alle in die Höhle ein.«

»Sehr gut! Sie werden in ihre eigene Grube gestürzt. Aber sie werden drin verschmachten, und Ihr wollt sie doch nicht töten!«

»Ich werde dafür sorgen, daß sie zur rechten Zeit befreit werden. Wenn sie zwei oder drei Tage lang die Gespenster des Verhungerns und Verdurstens vor sich haben, so ist das eine Strafe, wie wir eine größere ihnen gar nicht diktieren können. Wir werden sicher einen Menschen finden, der ihnen verbündet ist und die Höhle kennt. Den schicken wir her, um sie aus derselben zu befreien. Sie können uns dann nichts mehr schaden, denn wir sind längst aus dieser Gegend fort.«

»Wo wollt Ihr denn hin?«

»Nach Rugova zunächst.«

»Prächtig! Ich würde mit Euch anderswohin auch gar nicht gehen. Habe mit diesem verteufelten Kara Nirwan ein ernstes Wort zu sprechen.«

»Ich auch; doch davon später! Kennt Ihr ihn vielleicht persönlich?«

»Ja, und zwar besser als mir lieb ist.«

»Also sind wir einverstanden in Beziehung auf die Bestrafung unserer Gefangenen?«

»Yes! Vorausgesetzt, daß dieser Alim seine Fünfzig bekommt.«

»Die soll er haben.«

Der Dolmetscher, welcher unser in englischer Sprache geführtes Gespräch verstanden hatte, bemerkte beistimmend:

»Auch ich wäre nicht dafür, diese Leute zu töten. Die Todesangst, welche sie in der Höhle ausstehen werden, ist Strafe genug. Aber es fragt sich, ob diese Strafe überhaupt auch vollzogen werden wird. Es ist leicht möglich, daß sehr bald einer kommt, der als Anhänger des Schut die Höhle kennt. Wenn er niemand hier in dem Tale findet, wird er nach der Höhle sehen und die Leute befreien.«

»Wollen oder können wir das hindern?«

»Nein; aber dann werden sie sofort aufbrechen, um wie eine gierige Meute hinter uns her zu sein.«

»Das können wir ihnen erschweren, indem wir ihre Pferde mitnehmen. Daran habe ich bereits gedacht. Nach Rugova zu laufen, erfordert eine so lange Zeit, daß wir bei ihrer Ankunft dort jedenfalls schon fort wären. Hoffentlich finden wir den kürzesten Weg von hier dorthin.«

»Ich war noch niemals in diesem Tal,« erwiderte der Dolmetscher, »und ich glaube nicht, daß wir im Stande sind, den Weg durch Wald und Wildnis zu finden, auf welchem wir hierher gebracht wurden. Ich weiß aber, daß wir, wenn wir zunächst nach Kolutschin reiten, von dort aus offene Straße haben. Schlagen wir diese Richtung ein, so kommen wir wohl ebenso schnell hin, als wenn wir uns über weglose Berge und durch halsbrecherische Täler und Schluchten würgen müssen.«

»Das ist auch meine Meinung. Ich wäre auf alle Fälle zuerst nach Kolutschin geritten. Der Weg dorthin wird wohl zu finden sein; er ist, wie der Köhler uns mitteilte, durch Wagengeleise bezeichnet. Jetzt aber wollen wir das zunächst Notwendigste tun – die Kerle in die Höhle schaffen, nachdem der Alim vor ihren Augen seine Züchtigung erhalten hat.«

Ich teilte den Andern, welche nicht englisch verstanden, unsern Entschluß mit. Sie billigten ihn. Der Hadschi, welcher sonst so gern nach der Peitsche griff, erklärte auf meine Frage, daß er kein Henkersknecht sei, sondern nur dann und wann

einmal zuschlage, wenn es gelte, sich Achtung zu verschaffen. Darum wurde ausgemacht, daß einer der Köhlerknechte die Exekution übernehmen sollte.

Wir suchten den robustesten von ihnen aus. Er bekam mitgeteilt, was wir von ihm verlangten, und daß er sein Leben riskiere, wenn er die Peitsche nicht kräftig genug führe. Nun wurde er von den Stricken befreit und mußte mit Oskos Hilfe einen starken Klotz herbeirollen, welcher an der hinteren Wand des Hauses lag. Auf diesen Klotz ward der Alim gebunden.

Dieser Pseudo-Gelehrte versuchte, durch Bitten die Strafe von sich abzuwenden; allerdings vergeblich.

»Herr,« rief er zuletzt in heller Angst mir zu, »warum willst du so grausam sein? Du weißt ja, daß wir Geologen sind, denn ich habe den Bau der Erde studiert! Willst du wirklich deinen Kollegen schlagen lassen?«

»Hast du nicht gesagt, daß ich, dein Kollege, zu Tode gepeitscht werden solle? Berufe dich nur ja nicht auf dein Studium! Es hat dich so weit geführt, daß jetzt die Peitsche deine Kollegin ist und den Bau deines Körpers sehr eingehend studieren wird.«

Der Köhlerknecht erhielt die Peitsche. Halef stellte sich mit der Pistole neben ihn und drohte, ihn sofort zu erschießen, wenn ein Hieb zu schwach ausfalle. Die Exekution begann.

Während derselben begab ich mich zum Meiler und entkleidete ihn mit Hilfe meines Czakans seines Erdmantels. Er sollte nicht mehr als Maskierung des Höhleneinganges dienen. Dann schlug ich die Holzknüppel auseinander, aus welchen er bestand. Dabei arbeitete ich möglichst geräuschvoll, um das Geschrei des Alim nicht zu hören. Die Hölzer flogen nach links und rechts, bis ich mich dem Felsen näherte, an welchen der untere Teil des Meilers stieß. Dort traf der Czakan auf Gestein.

Ich untersuchte die Stelle und gewahrte eine aus Luftziegeln errichtete Nische. Sie hatte die Form eines aufs Hohe gestellten Kastens, dessen offene Seite von einigen Brettern und von dem Erdmantel bedeckt war. Als ich diese Decke entfernt hatte, ge-

wahrte ich – eine ganze Sammlung von Flinten, Pistolen, Czakans und Messern. Also das war die Waffenniederlage, deren Vorhandensein wir gehant hatten! Hätte der Meiler einmal in Brand gesteckt werden sollen, so wäre der Inhalt des Versteckes sehr leicht zu entfernen gewesen. Die Ziegel waren scharf angekohlt, ein Zeichen, daß der Meiler schon oft angezündet worden war, was nach dem, was ich gehört hatte, stets die Erstickung eines oder mehrerer in der Höhle befindlichen Menschen zur Folge gehabt hatte.

Jetzt kamen mir die Fünzig, welche der Alim soeben erhalten hatte, viel weniger hart vor als vorher.

Dem Köhler war es anzusehen, wie sehr ihn die Entdeckung seines Geheimnisses ärgerte. Der Lord und der Dolmetscher, Halef, Osko und Omar versahen sich schleunigst mit Czakans. Die beiden Ersteren suchten sich die besten Flinten heraus, von denen über ein Dutzend vorhanden waren. Jeder steckte noch eine oder mehrere Pistolen zu sich. Das Übrige wurde zu dem Holz geworfen.

Jetzt band ich dem Köhlerknecht die Hände wieder auf den Rücken, zog ihn beiseite und fragte ihn:

»Nicht wahr, dein Herr hat Pferde?«

»Nein,« antwortete er.

»Höre, ich habe sie gestern gesehen, als ihr in das Tal rittet, in welchem wir überfallen werden sollten. Wenn du mir nicht die Wahrheit sagst, so lasse ich dir ebenso wie dem Alim fünfzig auf den Rücken geben.«

Das wirkte.

»Herr,« sagte er, »du wirst es nicht verraten, wenn ich es dir mitteile?«

»Nein.«

»Schläge mag ich doch nicht haben. Der Köhler hat vier Pferde, von denen das eine ein ausgezeichneter Renner ist.«

»So ist Scharka nicht arm?«

»O nein! Auch sein Schwager Junak ist wohlhabend, ohne daß sie sich's merken lassen. Sie haben sehr viel Geld versteckt.«

»Wo?«

»Ja, das verraten sie nicht. Wenn ich es wüßte, so hätte ich mich längst mit diesem Geld davon gemacht.«

»Es sind so viele Waffen vorhanden; da muß Scharka doch auch Munition besitzen?«

»In der Stube unter dem Lager wirst du alles finden: Pulver, Blei, Zündhütchen und auch Feuersteine für solche Gewehre, welche Steinschlösser haben.«

»Kennst du den Alim genauer?«

»Nein.«

»Ein Gelehrter ist er nicht, obgleich er sich mir gegenüber für einen solchen ausgegeben hat. Welchen Standes ist er denn eigentlich?«

»Das weiß ich nicht.«

»Aber Kara Nirwan ist dir bekannt?«

Er antwortete erst auf eine wiederholte Drohung:

»Ja, ich kenne ihn, denn er ist oft hier.«

»Wo liegt sein Khan? Im Ort Rugova selbst?«

»Nein, sondern vor der Stadt.«

»Und der Karaul, den er als Versteck benutzt?«

»In dem Wald, durch welchen früher der Weg ging, welcher die Grenze des Miriditengebietes bildete. Längs dieser Grenze waren zum Schutz derselben zahlreiche Karauls angebracht, von denen nur dieser eine noch vorhanden zu sein scheint.«

»Hast du diesen alten Wachturm einmal gesehen?«

»Nein.«

»Auch nichts über seinen Bau und seine Einrichtung gehört?«

»Niemals. Der Schut hält das sehr geheim.«

»Aber der Alim wird es wissen?«

»Ich glaube, er ist ein Vertrauter des Schut.«

»Gut! Du wirst mir jetzt die Pferde des Köhlers zeigen. Versuche aber ja nicht, mir zu entspringen! Sieh, diese beiden Revolver haben zwölf Schüsse. Ich nehme beide in die Hände, und du gehst nicht weiter als einen Schritt vor mir her. Bei der ersten hastigen Bewegung, welche du machst, schieße ich dich nieder. Vorwärts!«

Er ging voran, hinter das Haus, und bog von da rechtwin-

kelig rechts ab, nach einer Richtung, in welche ich noch nicht gekommen war. Ein ziemlich ausgetretener Weg, den ich noch gar nicht bemerkt hatte, führte in die Büsche, zwischen denen wir kaum zwanzig Schritte gemacht hatten, als wir vor einem breiten, etwas über mannshohen und dunklen Gegenstand standen.

»Da drin sind sie,« sagte er.

»Was ist das? Ein Gebäude?«

»Ein Stall, aus Stangen und Lehm errichtet.«

»Er reicht nur für vier Pferde aus. Wo sind die anderen Tiere?«

»Auf der anderen Seite, rückwärts vom Feuer.«

»Wo gestern die Pferde der Aladschy standen?«

»Ja.«

»So weiß ich genug. Komm zurück!«

Er zögerte.

»Herr,« sagte er, »du siehst, daß ich dir gehorsam gewesen bin. Nun tue mir auch den Gefallen, mir zu sagen, ob wir getötet werden.«

»Ihr bleibt am Leben. Ich habe gesagt, daß euch nichts geschehen soll, und ich halte mein Wort. Aber ein wenig einsperren werden wir euch.«

»Wohin?«

»In die Höhle.«

»Weiter geschieht uns wirklich nichts?«

»Nein.«

»So habe Dank! Wir konnten viel, viel Schlimmeres erwarten.«

Das Einsperren schien ihn nicht zu erschrecken. Ich erriet seine Gedanken; darum sagte ich:

»Wir meinen es mit euch nicht so gnädig, wie du denkst. Es wird euch nicht gelingen, euch selbst zu befreien.«

Er schwieg.

»Die Leiter ist nicht mehr da,« fuhr ich fort.

»Die Leiter? Wie? Wirklich?« fragte er schnell und bestürzt.

»Kennst du sie denn?«

»Ja, ich war bereits gestern in der Höhle. Wir stiegen durch

die Eiche ein und wollten den Ort kennen lernen, aus welchem wir den Engländer heute zu befreien beabsichtigten.«

»Allah!« rief er erstaunt.

»Wir befanden uns auch heute schon in der Höhle, als der Alim kam, um mit dem Inglis drin zu reden. Das magst du den Andern erzählen, damit sie einsehen, wie wenig Hirn sie im Kopf haben.«

»Aber, Herr, so können wir doch nicht wieder aus der Höhle heraus!« sagte er ängstlich.

»Das sollt ihr auch nicht.«

»So sollen wir drin elend umkommen?«

»Es ist kein Schade um euch.«

»Du hast uns aber doch versprochen, daß uns nichts geschehen soll!«

»Ja, und ich halte Wort. Wir selbst tun euch gar nichts. Ihr selbst habt der Höhle ihre grausige Einrichtung gegeben. Der Tod hat bisher in ihr gewohnt, und nun tragt also ihr selbst die Schuld, wenn ihr ihm in die Arme fallt.«

»Herr, das darfst du nicht tun. Wir müssen ja aufs jämmerlichste verschmachten!«

»Viele, viele Andere sind ebenso jämmerlich erstickt. Wir krümmen euch kein Haar; aber wir bringen euch an den Ort, an welchem sich eure Opfer befanden. Was dann geschieht, geht uns nichts an.«

»Werdet ihr dann den Stein vorschieben?«

»Natürlich.«

»O Allah! So ist keine Rettung möglich. Dieser Stein ist von innen nicht zu entfernen, nicht durch eine Axt, nicht durch ein Messer. Und wir haben nicht einmal ein Werkzeug, sondern werden sogar an Händen und Füßen gebunden sein. Willst du denn nicht wenigstens Gnade an mir ausüben?«

»Verdienst du sie?«

»Du hast doch gesehen, daß ich dir gehorsam bin.«

»Aus Angst vor meiner Kugel.«

»Auch aus Reue über meine Taten.«

»Das glaube ich nicht. Ich will mir aber überlegen, ob ich mit dir eine Ausnahme mache. Kehren wir jetzt zurück!«

Er gehorchte dieser Aufforderung. Als wir wieder beim Feuer waren und ihm die Füße abermals gebunden wurden, flüsterte er mir noch einmal zu:

»Wirst du eine Ausnahme mit mir machen?«

»Nein, ich habe es mir überlegt.«

Da rief er laut und grimmig:

»So hole dich der Scheïtan und versenke dich in die tiefste Verdammnis der Hölle! Du bist der bissigste und räudigste unter allen Hunden der Erde. Möge dein Ende tausendmal elender und qualvoller sein als das unserige!«

Das hatte ich erwartet. Sein augenblicklicher Gehorsam und seine Versicherung der Reue konnten mich nicht täuschen. Er war der kräftigste und auch der roheste und gefühlloseste unter den Köhlerknechten. Das hatte ich ihm gleich angesehen.

Natürlich war ich nur in der Absicht gegen ihn so mitteil-sam gewesen, daß er alles, was er von mir erfahren hatte, den Andern wieder sage. Sie sollten nur für eine Zeitlang in der Höhle stecken, aber während dieser Zeit erfahren, was Todesangst zu bedeuten hat. Übrigens erhielt er von Halef einige Peitschenhiebe für die gegen mich ausgesprochenen Segenswünsche. Er schien sie gar nicht zu fühlen, denn er war eifrig beschäftigt, seinen Genossen in zornigen Worten mitzuteilen, welches Schicksal ihrer warte. Als sie das vernahmen, erhoben sie ein lautes Geschrei und bäumten sich unter den Fesseln auf. Nur der Köhler lag ruhig und schrie über ihre Stimmen hinweg:

»Seid still! Durch euer Brüllen macht ihr es nicht anders. Wir dürfen diesen Hunden, die uns töten wollen, gar nicht den Gefallen tun, ihnen Angst zu zeigen. Und müssen wir denn Angst haben? Nein, sage ich euch, und hundertmal nein. Ein Christenhund ist es, der uns verderben will; darum wird Allah herniedersteigen, um uns zu retten. Dieser Giaur soll nicht über uns triumphieren!«

»Ich weiß, was du meinst,« antwortete der Knecht. »Allah kann nicht zu uns in die Höhle steigen, denn die Leiter ist fort. Dieser Fremde ist durch die Eiche gekrochen und hat die Leiter weggenommen.«

Eine minutenlange Stille des Schreckens trat ein. Dann fragte der Köhler, indem man es ihm anhörte, daß die Angst ihm fast den Atem raubte:

»Ist das wahr? Ist das wahr?«

»Jawohl, jawohl! Er hat es mir selbst gesagt.«

»Wie hat er das Geheimnis erfahren?«

»Der Teufel, welcher sein Bruder und Verbündeter ist, muß es ihm gesagt haben.«

»So ist es vorbei mit uns, so müssen wir verhungern und verschmachten!«

Jetzt hatte ihn seine Ruhe ganz und gar verlassen. Er zerrte an seinen Banden und schrie mit heiserer Stimme:

»O Allah, laß Feuer vom Himmel fallen und diese Fremden verzehren! Laß Wasser aus der Erde steigen und sie ersäufen! Laß Gift aus den Wolken regnen, damit sie verderben, wie das Gewürm, welches ausgerottet wird!«

Die Andern stimmten in diese Verwünschungen ein, welche uns bewiesen, daß wir das richtige Mittel ergriffen hatten, sie die Folter der Todesangst kosten zu lassen. Der Lärm, den sie verursachten, war so bedeutend, daß wir uns beeilten, sie in die Höhle zu schaffen, was wegen der Enge des Loches nur einzeln geschehen konnte.

Drinne wurden sie nebeneinander gereiht. Dann krochen wir heraus und befestigten den Stein mit der Kette. Ihr Angstgeheul dauerte fort, war aber nun von außen nicht mehr zu vernehmen.

Jetzt machten wir uns an die Arbeit, die Hölzer, aus denen der Meiler bestanden hatte, zum Feuer zu schaffen, so daß das Loch des Einganges frei wurde. Selbst der Lord half dabei. Es war ihm überhaupt ein Vergnügen, bei solchen Gelegenheiten auf die Würde seines Standes zu verzichten. Die Knüppel bildeten ein sehr willkommenes Material, um des Nachts hindurch die Flammen zu unterhalten.

Während dieser Arbeit nahm mich der Hadschi beim Arm, schnitt ein pfiffiges Gesicht und sagte:

»Sihdi, es ist mir soeben ein sehr guter, ein ausgezeichnete Gedanke gekommen.«

»So? Gewöhnlich taugen grad deine allerbesten Einfälle gar nicht viel.«

»Dieser ist aber tausend Piaster wert!«

»Ich gebe sie dir gewiß nicht dafür.«

»Du wirst dich dennoch freuen, wenn du ihn hörst.«

»So sprich!«

»Sage mir vorher, ob du vielleicht Mitleid mit den Menschen hast, welche da drinnen stecken.«

Er deutete nach der Höhle.

»Nein, gar nicht.«

»Die Strafe, welche wir ihnen zugesprochen haben, ist – mit ihren Verbrechen verglichen – gar keine Strafe zu nennen. Morgen oder übermorgen sind sie wieder frei, und dann wird alles schnell vergessen sein. Wäre es nicht gut, ihre Angst ein wenig zu erhöhen, damit sie länger daran denken müssen?«

»Ich hätte gar nichts dagegen. Wie wolltest du das anfangen?«

»Wir müssen in ihnen den Glauben erwecken, daß sie desselben Todes sterben sollen, welchem sie ihre Opfer weihten.«

»Ersticken also?«

»Ja. Wir zünden ein Feuer an.«

»Vor der Höhle?«

»Natürlich! Und öffnen das Loch, damit der Rauch hinein kann.«

»Da ersticken sie doch wirklich!«

»O nein! Das Feuer darf nur ein Feuerchen sein, und da es im Freien brennt, wird der größte Teil des Rauches in die Luft ziehen. Der Meiler war so eingerichtet, daß er einen Luftzug nach innen verursachte, was bei unserem Feuerchen nicht der Fall ist. Sie brauchen nur zu bemerken, daß wir die Höhle öffnen; sie brauchen dann den Rauch nur zu riechen, ohne daß er in Masse zu ihnen hineindringt, so werden sie eine Angst bekommen, die ganz unbeschreiblich ist. Nicht, Sihdi?«

»Ich glaube auch.«

»So sage, ob ich darf.«

»Gut, tue es. Es kann ihren Seelen nur nützlich sein, wenn

wir sie so erregen, daß dieser Tag vielleicht ein Wendepunkt ihres Lebens wird.«

Der Hadschi machte die Kette los und schob den Stein in die Höhle zurück, aber so, daß er an der Kette von außen noch zu fassen war. Dann schichtete er einen kleinen Haufen Holz vor dem Loch auf und steckte denselben mit Hilfe eines herbeigeholten brennenden Astes in Brand. Nun kniete er nieder und blies den sich entwickelnden Rauch mit solchem Eifer in das Loch hinein, daß ihm die Tränen in die Augen traten.

»Laß das sein, Halef!« lachte ich. »Du erstickst ja selbst.«

»O nein! Laß mir nur das Vergnügen. Die Wichte werden jetzt eine Angst bekommen, als ob sie in der glühenden Pfanne lägen, in welcher der Scheïtan seine ganz besonderen Lieblinge bratet.«

Während er nun mit solcher Hingebung bei seinem Feuerchen beschäftigt war, nahmen wir Anderen einen Brand und gingen in das Haus. Dort fanden wir einen Haufen Kienspäne und auch einige Talglichter, also Material genug, um die Stube zu erleuchten.

Dann wurde das Lager untersucht. Wir warfen die Bestandteile desselben zur Seite und kamen auf eine alte, zusammengeagelte Brettertüre. Als diese entfernt war, gähnte uns ein ziemlich tiefes, viereckiges Loch entgegen, dessen Inhalt wir herausnahmen. Er bestand aus mehreren großen Stücken Blei, einigen blechernen Kartons, mit Zündhütchen gefüllt, einem Haufen Feuersteine und einem Fäßchen Pulver. Letzteres war angebohrt, das Loch aber mit einem Läppchen wieder verstopft worden.

Ich kniete bei dem Fäßchen nieder, um den Lappen herauszuziehen und die Qualität des Pulvers zu untersuchen. Dabei stieß ich an eines der Bleistücke, so daß es in die Grube zurückfiel. Das gab einen Ton, welcher mich aufhorchen ließ. Er hatte so hohl geklungen.

»Sollte sich unter diesem Loch ein zweites befinden?« fragte ich. »Horcht einmal! Klingt das nicht hohl?«

Ich warf ein zweites Stück hinab – es gab denselben Klang.

»Yes!« sagte der Lord. »Das ist ein falscher Boden. Wollen doch einmal versuchen, ob er zu entfernen ist.«

Wir verstopften das Fäßchen einstweilen wieder und rollten es fort, damit es nicht etwa mit einem von dem Kienspan fallenden Funken in Berührung komme. Dann legten wir uns – so viele Platz hatten – auf den Bauch rund um das vielleicht drei Fuß tiefe Loch und scharrten mit den Messern den Boden auf, welcher aus festem Erdreich zu bestehen schien. Die losgekratzte Erde wurde mit den Händen herausgeworfen.

Bald konnten wir mit den Armen nicht weit genug reichen. Halef wurde herbeigeholt. Da er der Kleinste und Schwächteste von uns war, sollte er sich in die Grube kauern und weiter graben. Er stieg hinein und scharrte emsig drauf los.

»Bin neugierig, was für einen Fowling-bull er zum Vorschein bringen wird,« lachte der Lord.

Der Gedanke, daß er früher den leidenschaftlichen Wunsch besessen hatte, in den Ruinen Ninives einen geflügelten Stier zu finden, verursachte ihm heute noch Spaß.

Plötzlich hörte Halef auf. Der Klang, welchen das Messer verursachte, war ein anderer geworden.

»Die Erde hört auf,« meldete der Kleine. »Ich bin auf Holz gestoßen.«

»Mach' weiter!« bat ich. »Versuche, das Holz von der Erde bloßzulegen!«

»Es sind armdicke Querstangen, Sihdi, unter ihnen ist ein hohler Raum.«

Noch eine kurze Zeit warf er Erde empor; dann aber brachte er zwei buchene Hölzer zum Vorschein.

»Es liegen ihrer wohl mehr als zwanzig nebeneinander,« sagte er. »Ich werde bald sehen, was sich darunter befindet.«

Er hob noch mehrere Hölzer aus, bis nur so viele unten blieben, als er brauchte, um auf denselben knien zu können. Dann langte er in das dadurch entstandene Loch hinab. Der Gegenstand, welcher ihm in die Hände kam, hatte einen solchen Umfang, daß er ihn nicht durch die Öffnung herauf zu bringen vermochte.

»Es ist Leder,« erklärte er, »aber mit Stricken umbunden und ziemlich schwer.«

»So will ich dir meinen Lasso hinabreichen,« antwortete ich. »Ziehe es unter den Stricken hindurch und entferne hierauf die übrigen Stäbe. Dann werden wir das Ding mit Hilfe des Lasso heraufbekommen.«

Er gehorchte dieser Weisung und kam dann aus der Grube heraus. Wir zogen den Gegenstand am Lasso empor. Er steckte in einem fest zugebundenen und mit Stricken sehr fürsorglich umwundenen Ledersack, in dessen Innern ein metallisches Klingen und Klirren ertönte. Als wir die Stricke abgelöst und den mit einem Riemen zugebundenen Sack geöffnet hatten, zogen wir den Inhalt heraus. Alle Anwesenden, ich nicht ausgenommen, stießen einen Ruf der Verwunderung aus, denn wir sahen eine ganze, kostbare, altskipetarische Waffenrüstung vor uns liegen.

Sie bestand zunächst aus einem silbernen oder wahrscheinlich nur versilberten Kettenpanzer, dessen Glieder auf das kunstvollste ineinander geschlungen waren. Der Verfertiger dieses Panzers war jedenfalls ein Meister seines Faches gewesen, und es hatten wohl viele, viele Monate dazu gehört, dieses Prachtstück anzufertigen. Derjenige, für welchen der Panzer bestimmt gewesen, hatte eine kleine Statur gehabt, vielleicht wie diejenige meines Halef.

Sodann fanden sich zwei Pistolen mit Steinschlössern, reich mit Gold ausgelegt, und ein langer, breiter, zweischneidiger Dolch vor, dessen Griff von Rosenholz ebenfalls mit Gold ausgelegt war und am Knauf eine große, bläulich schimmernde Perle trug.

Das letzte Stück war ein krummer Türkensäbel, welcher in einer sehr einfachen Lederscheide steckte, deren Lacküberzug sich abgegriffen hatte. Er ging von Hand zu Hand, ohne daß einer ein Wort dazu gesagt hätte. Halef reichte mir ihn zuletzt hin und meinte:

»Schau auch du ihn an, Sihdi! Er paßt nicht zu den andern Gegenständen.«

Der Griff war so schmutzig, daß man gar nicht erkennen

konnte, woraus er bestand; fast schien es, als ob er absichtlich so beschmutzt worden sei. Aber die lippenartig gebogene stählerne Parierstange glänzte hell im Schein der brennenden Späne. Ich war Waffenkenner genug, sofort zu sehen, daß sie eine fein gravierte arabische Inschrift trug. Sie war sehr leicht zu lesen und lautete: ›Ismi ess ssa'ika – ich bin der einschlagende Blitz‹.

Das war mir genug, um zu vermuten, daß ich eine sehr wertvolle Waffe in der Hand hatte. Mit Hilfe des alten, an der Mauer hängenden Kaftans, in dessen Tasche der Hadschi die Schnecken gesteckt hatte, reinigte ich den Griff von dem ihm anhaftenden Schmutz und sah nun, daß er aus Elfenbein bestand, in welches die erste Sure des Kuran schwarz eingebeizt war. Der Knauf war mit zwei goldenen Halbmonden geziert, welche sich kreuzten. Zwischen den so gebildeten vier Halbsicheln standen arabische Buchstaben, nämlich im ersten Zwischenraum ein Dschim, im zweiten ein Sad, im dritten wieder ein Dschim, und im vierten sah ich ein Cha, ein Mim und ein Dal. Diese Buchstaben kannte ich ganz genau; sie bedeuteten den Namen des Waffenschmiedes, den Ort und das Jahr der Anfertigung. Die Buchstaben der drei ersten Zwischenräume waren zu ergänzen und zu lesen:

›Ibn Dschordschani (Name)
ess ssaikal (Waffenschmied)
esch scham‹ (in Damaskus).

Der vierte Zwischenraum enthielt die Jahreszahl. Ein Cha bedeutet 600, ein Mim 40 und ein Dal 4, also war der Säbel im Jahre 644 der Hedschra, welche in das Jahr 622 nach Christi Geburt fiel, geschmiedet worden.

Nun zog ich die Klinge aus der Scheide. Sie war mit einer schmutzigen Mischung von Öl und pulverisierter Holzkohle eingesmiert. Als ich dies abgewischt hatte, machte sie ihrem Namen Ehre; sie glänzte wie der Blitz.

Bei näherer Betrachtung war gar nicht zu verkennen, daß es eine echte Klinge sei, aus indischem Stahl aus Golkonda

geschmiedet und dann in der Hitze eines Kameldüngerfeuers ausgeglüht. Sie zeigte auf der einen Seite die deutliche Inschrift ›Dihrl bahlak – nimm dich in acht!‹ und auf der andern Seite ›Iskikhni dem – gib mir Blut zu trinken!‹ Sie besaß eine solche Elastizität, daß ich sie beinahe um meinen Oberschenkel biegen konnte.

»Nun, Halef,« fragte ich den Hadschi, »paßt diese Klinge wirklich nicht zu den andern Gegenständen?«

»Wer hätte das gedacht!« antwortete er. »Sie ist ganz gewiß echt.«

»Natürlich. Sie besitzt einen viel größern Wert als alles andere, was neben ihr die Grube enthält. Und sie widerlegt die irrige Meinung, daß solche echte Klingen nicht in Damask, sondern nur in Metsched, Herat, Kerman, Schiras, Ispahan und Khorassan gefertigt worden seien. Ich werde euch jetzt einmal zeigen, wie man einen solchen Stahl probiert.«

Es lag ein kurzer Holzklötz da, welcher als Schemel gedient zu haben schien. Auf diesen legte ich einen harten, doppelt faustgroßen Stein, um ihn mit dem Säbel zu zerschneiden. Das Experiment gelang beim ersten Hieb, und die Schneide der Klinge zeigte nicht die geringste Scharte.

»Alle Wetter, sie ist echt!« rief der Lord. »Da haben wir einen kostbaren Fund gemacht. Ich kaufe Euch den Säbel ab. Wie viel wollt Ihr haben?«

»Nichts.«

»Wie? Nichts? Ihr werdet ihn mir doch nicht umsonst geben!«

»Nein. Ich kann ihn weder verkaufen, noch verschenken, denn er gehört nicht uns.«

»Aber Ihr kennt den Eigentümer nicht!«

»So müssen wir suchen, ihn zu erfahren.«

»Und wenn das unmöglich ist?«

»So geben wir diese Sachen an die Behörde ab. Die Rüstung ist höchst wahrscheinlich gestohlen worden – ihr rechtmäßiger Eigentümer muß sie wieder erhalten, Sir. Ich hoffe nicht, daß Ihr anderer Meinung seid.«

»Natürlich bin ich anderer Meinung, ganz anderer! Wollt

Ihr monatelang hier bleiben, um das ganze Land nach demjenigen zu durchsuchen, welchem diese Rüstung gehört hat? Oder denkt Ihr etwa, wenn Ihr sie einem Beamten übergebt, derselbe werde sich Mühe geben, diesen Mann zu entdecken? Da irrt Ihr Euch gewaltig! Man kennt ja die hiesigen Verhältnisse. Dieser Beamte würde Euch wegen Eurer Gutmütigkeit heimlich auslachen und die Sachen für sich behalten.«

»Das befürchte ich nicht. Wenn ich von der Behörde sprach, so meinte ich keineswegs einen türkischen Wali und seine Untergebenen. Diese Leute haben hier in den Bergen nicht die geringste Macht. Die Bergbewohner sind in Stämme geteilt, welche ganz unabhängig sind – sowohl voneinander als auch von der türkischen Herrschaft. An der Spitze eines jeden Stammes steht ein Barjactar, welcher mit Hilfe einiger Dschobars und Dovrans den Stamm regiert. Alle an einer Privatperson begangenen Verbrechen werden nicht von dem Staat, sondern von dem Beschädigten und dessen Familiengliedern bestraft, weshalb ja hier die Blutrache noch heute in vollster Blüte steht. Übergebe ich einem solchen Barjactar die Rüstung, so bin ich sicher, daß er sie nicht unterschlagen wird, selbst wenn sie das Eigentum des Angehörigen eines andern Stammes ist.«

»Und wo findet Ihr einen solchen Barjactar?«

»Das werde ich gleich im nächsten Dorf erfahren. Übrigens brauche ich mir diese Mühe gar nicht zu geben. Ich werde mir schon hier den Namen des Besitzers nennen lassen.«

»Von wem?«

»Von dem Köhler. Er hat die Sachen versteckt und muß also wissen, wem sie abgenommen worden sind. Halef, Osko und Omar mögen ihn gleich einmal herbeiholen.«

»Das geht nicht, Sihdi,« meinte der Hadschi.

»Warum nicht?«

»Weil ich doch das Feuerchen vor der Höhle angezündet habe. Wir können nicht hinein.«

»So löschest du dieses Feuerchen wieder aus, mein Lieber.«

»Gut! Aber später werde ich es wieder anzünden.«

Die Drei gingen und brachten nach einer Weile den Köhler herbeigetragen. Sie warfen ihn nicht eben sanft zu Boden,

wobei er einen lauten Schrei ausstieß, wohl weniger wegen des Schmerzes, welchen diese unsanfte Behandlung ihm verursachte, als vielmehr vor Schreck über das, was er erblickte. Wir waren ja in seine Schatzkammer gedrungen. Er preßte die Zähne zusammen, so daß sie knirschten, und ließ einen wütenden Blick über uns und über die auf der Erde liegenden Gegenstände schweifen. Als dieser Blick dann an der offenen Grube haften blieb, ging ein eigentümliches Zucken über sein Gesicht, welches ich mir so deutete, daß die Grube noch irgend etwas enthalten müsse, was wir nicht gefunden hatten.

»Ich habe dich zu uns bringen lassen,« sagte ich zu ihm, »um Auskunft über diese Gegenstände von dir zu erhalten. Wem haben sie gehört?«

Er schwieg; auch auf eine Wiederholung meiner Frage gab er keine Antwort.

»Legt ihn auf den Bauch und gebt ihm die Peitsche so lange, bis er spricht,« befahl ich.

Er wurde augenblicklich in diese Lage gebracht, und Halef zog seine Peitsche. Als Scharka sah, daß es uns Ernst sei, rief er:

»Halt! Ihr sollt es erfahren!«

»So sprich, aber schnell!«

»Diese Rüstung gehört mir.«

»Kannst du das beweisen?«

»Ja. Ich habe sie stets gehabt.«

»Und du vergräbst sie? Ein rechtmäßiges Eigentum braucht man nicht zu verstecken.«

»Wenn man so allein im Wald wohnt, muß man es tun, wenn man nicht will, daß die Diebe es sich holen.«

»Diese Diebe sind ja deine Freunde; du hast sie nicht zu fürchten. Auf welche Weise bist du denn in den Besitz dieser Rüstung gekommen?«

»Ich habe sie geerbt.«

»Von deinen Vätern? Sollten die Vorfahren eines Kohlenbrenners einer so reichen und hervorragenden Familie angehört haben?«

»Ja, meine Ahnen waren berühmte Helden. Von ihren Reichtümern ist leider nur die Rüstung auf mich gekommen.«

»Andere Schätze hast du nicht?«

»Nein.«

»Wollen sehen!«

Ich brannte einen neuen Span an und leuchtete in die Grube hinein. In einer Ecke da unten lagen zwei in Lumpen gewickelte Päckchen, welche unter dem Sack verborgen gewesen waren. Halef mußte hinabsteigen und sie uns heraufreichen. Er schüttelte sie – es klang wie Geld.

»Sie sind schwer,« sagte er. »Ich denke, daß sie hübsche Piaster enthalten werden.«

Der Köhler stieß einen grimmigen Fluch aus und rief:

»Vergreift euch nicht an diesem Geld! Es ist mein Eigentum!«

»Schweig!« antwortete ich ihm. »Es kann dir unmöglich gehören, denn du hast soeben behauptet, außer der Rüstung keine weiteren Schätze zu besitzen.«

»Habe ich etwa nötig, euch alles mitzuteilen?«

»Nein; aber es wäre für dich geraten gewesen, aufrichtig zu sein. Deine Lügen beweisen doch nur, daß diese Sachen dir nicht gehören.«

»Soll ich euch meine Habe zeigen, damit ihr sie mir rauben könnt?«

»Wir sind ehrliche Leute und würden dir nicht einen Para nehmen, wenn wir überzeugt wären, daß das Geld dir wirklich gehört. Übrigens kann es dir ganz gleichgültig sein, ob wir uns dieser Sachen bemächtigen oder nicht. Du wirst sie ja doch nicht mehr besitzen, denn deiner wartet jetzt der sichere Tod.«

Unterdessen waren die Lumpen aufgebunden und die Beutel geöffnet worden. Letztere bestanden aus Wildleder und waren mit einer schönen Perlenstickerei versehen, in deren Mitte wir auf beiden Beuteln den Namen ›Stojko Wites‹ lasen. Es waren Buchstaben des russischen Alphabets, dessen man sich auch in Serbien und in den an dasselbe grenzenden Bergländern bedient. Wites ist das deutsche Wort ›Ritter‹. Es war leicht

zu schließen, daß der Eigentümer dieses Geldes den Namen Wites trug, weil seine Ahnen Ritter gewesen waren. Aus ihrer Zeit stammte die Rüstung. Noch heute sieht man in jenen Gegenden zuweilen einen Ketten- oder Schuppenpanzer, welcher nur bei friedlich festlichen Gelegenheiten getragen wird, weil er den heutigen Schußwaffen nicht widerstehen könnte.

»Kannst du lesen?« fragte ich den Köhler.

»Nein,« antwortete er.

»Du heißest Scharka. Das ist dein Vorname. Wie aber lautet dein Familienname?«

»Visosch.«

»Und deine Ahnen haben ebenso geheißten?«

»Sie gehörten alle dieser berühmten Familie an, und ein Visosch hat auch den Panzer anfertigen lassen.«

»Das ist Lüge. Jetzt hast du dich gefangen. Diese Rüstung und dieses Geld gehört einem Mann, welcher Stojko Wites heißt. Willst du das leugnen?«

Er starrte mich in maßlosem Erstaunen an. Er hatte nicht gewußt, daß die Stickerei Buchstaben bildete, und konnte sich nun unmöglich erklären, wie ich auf diesen Namen gekommen sei.

»Du hast den Teufel!« stieß er hervor.

»Und du fährst zum Teufel, wenn du mir nicht sofort sagst, wo dieser Stojko zu finden ist.«

»Ich kenne keinen Menschen, welcher diesen Namen führt, und die Sachen gehören mir. Ich kann das mit allen Eiden beschwören.«

»Nun, dann muß ich es dir freilich glauben, und wir haben also kein Recht, dich von diesem deinem Eigentum zu trennen. Es mag mit dir untergehen. Nimm es mit zu deinen berühmten Ahnen, welche sicherlich in der Dschehenna wohnen!«

Ich rollte das Pulverfaßchen in seine Nähe und zog den Stöpsel heraus. Dann schnitt ich mit dem Messer den unteren Saum von dem erwähnten Kaftan los und drehte denselben zu einer Schnur zusammen, deren eines Ende ich in das Faß steckte, während ich das andere Ende mittels des brennenden Spanes zum Glimmen brachte.

»Herr, was willst du tun?« schrie er erschrocken.

»Dich mit dem Hause und allem, was es enthält, in die Luft sprengen. Kommt rasch fort, ihr Andern, damit wir weit genug weg sind, um nicht von den Steinen getroffen zu werden.«

Ich tat, als ob ich wirklich gehen wollte, und die Andern folgten mir. Die Lunte glimmte langsam, aber sicher weiter.

»Halt, halt!« brüllte Scharka uns nach. »Das ist ja schrecklich! Habt Erbarmen!«

»Auch du hast kein Erbarmen für deine Opfer gehabt,« rief Halef ihm zurück. »Fahre zur Hölle! Wir wünschen dir schnelle Reise!«

»Kommt zurück, kommt zurück! Ich will alles sagen, alles! Nehmt die Lunte weg! Die Sachen gehören nicht mir.«

Ich hatte schon das Freie erreicht, kehrte nun aber schnell zurück, um zu fragen:

»Wem denn?«

»Eben diesem Stojko Wites, dessen Namen du vorhin nannetest. Nimm aber nur die Lunte weg!«

»Nur unter der Bedingung, daß du uns die Wahrheit mitteilst!«

»Ja, ja! Nur fort mit dem Feuer vom Pulver!«

»Schön! Ich kann die Lunte ja wieder anzünden. Halef, drücke die Funken aus! Aber ich sage dir, Scharka, wenn ich dich nochmals auf einer Lüge ertappe, so brennen wir die Zündschnur wieder an, und dann wird all dein Bitten vergeblich sein. Wir haben nicht Lust, mit uns spielen zu lassen. Also wo hast du das Geld und die Rüstung diesem Stojko abgenommen?«

»Hier.«

»Ah! Er war nicht allein, denn ohne Begleitung führt man in dieser Gegend keine solchen Schätze mit sich.«

»Sein Sohn war bei ihm und ein Diener.«

»Du hast sie getötet?«

»Den Alten nicht. Sie wehrten sich und zwangen uns, sie niederzuschießen.«

»So lebt also Stojko noch?«

»Ja.«

»Und wo?«

»Im Karaul bei Rugova.«

»Ich verstehe. Er soll gezwungen werden, Lösegeld zu zahlen?«

»Ja, der Schut will es haben. Wenn er es bekommt, darf ich diese Sachen für mich behalten.«

»Und wenn er es nicht bekommt?«

»So muß ich mit dem Schut teilen.«

»Wer weiß noch von dieser Sache?«

»Niemand als der Schut und meine Knechte.«

»Diese waren dabei, als Stojko überfallen wurde?«

»Ja. Ich allein hätte die drei Männer nicht überwinden können.«

»Ihr seid eine wirklich teuflische Gesellschaft! Aber sage, ob der Alim nichts davon ahnt?«

»Er hat nichts erfahren, weil er sonst verlangt hätte, auch mit ihm zu teilen.«

»Was habt ihr mit den Leichen der beiden Erschlagenen getan?«

»Sie sind vergraben worden.«

»Wo?«

Er zögerte, zu antworten. Als er aber sah, daß Halef sofort den brennenden Span an die Lunte hielt, sagte er schnell:

»Nicht wieder anbrennen! Der Ort ist gar nicht weit von hier. Ihr wollt ihn doch nicht aufsuchen?«

»Das werden wir freilich tun.«

»Und nachgraben?«

»Wahrscheinlich.«

»Ihr verunreinigt euch aber doch mit den Leichen!«

»Das hast auch du getan, ohne dich zu scheuen. Du wirst uns hinführen, obgleich du nicht gehen kannst. Man wird dich tragen.«

»Das ist nicht nötig. Ihr werdet die Stelle sehr leicht selbst finden, wenn ihr von hier aus zu dem Wagen geht und dann in die Büsche eindringt. Dort werdet ihr einen Erd- und Aschenhaufen finden, unter welchem die Beiden begraben sind. Hacke und Schaufel liegen dabei.«

»Wir werden hingehen. Ist es nicht so, wie du sagst, so fliegst du doch noch in die Luft. Übrigens bin ich überzeugt, daß ihr sie nicht deshalb ermordet habt, weil sie sich wehrten. Sie mußten auf alle Fälle sterben, um euch nicht verraten zu können. Auch der alte Stojko wird sein Leben lassen müssen, selbst dann, wenn er das Lösegeld bezahlt. Wie aber bist du auf den Gedanken gekommen, ihn nach dem Karaul zu transportieren? Wenn du ihn heimlich bei dir in der Höhle behieltest, konntest du das Lösegeld für dich erzwingen und brauchtest es dem Schut nicht zu lassen.«

»Er verlangte es; er kam eben dazu, als der Kampf beendet war. Da sah er alles, und ich konnte ihm nichts verschweigen. Er hat dann Stojko sogleich mit sich fortgenommen.«

»Was wollte denn derselbe hier bei dir?«

»Er beabsichtigte, die Nacht bei mir zu bleiben. Er kam aus der Gegend von Slokuczie, wo er Barjactar seines Stammes ist.«

»Wohin wollte er?«

»In die Akrababerge nach Batera, welches in der Gegend von Kroja liegt. Sein Sohn wollte sich die Braut dort holen.«

»Mein Himmel! Mensch, du bist ein wirklicher Teufel! Anstatt zur Hochzeit ist er in den Tod gegangen! Die kostbare Rüstung hat er mitgenommen, um sich mit ihr zu dieser Feier zu schmücken. Für dich kann keine Strafe zu gräßlich sein! Aber wenigstens der alte Vater soll gerettet werden. Du wirst mir zunächst sagen, wann diese Tat geschehen ist.«

»Heute sind zwei Wochen vorüber.«

»Wie ist in den Karaul zu gelangen?«

»Das weiß ich nicht. Der Schut hält es sehr geheim. Höchstens dem Alim könnte er es mitgeteilt haben. Aber Herr, du siehst, daß ich dir alles offen sage. Nun wirst du mich nicht töten.«

»Nein, wir töten euch nicht. Ihr habt mehr als zehnfachen Tod verdient, aber mit eurem Blut wollen wir uns nicht besudeln. Ihr seid Scheusale, denen kein Krokodil und keine Hyäne gleicht. Wir gehen, um die Begräbnisstelle zu untersuchen. Du

bleibst bis zu unserer Rückkehr hier liegen. Omar mag dich bewachen.«

Wir versahen uns mit tüchtigen Feuerbränden und suchten den beschriebenen Ort auf. Man darf nicht denken, daß dieser Schurke uns seine Antworten so schnell und fließend gegeben habe. Er hatte oft gezaudert, war aber dann durch Halef, welcher den Span an die Lunte hielt, zum Sprechen gezwungen worden.

Wir fanden den Haufen, welcher mehr aus Asche als aus Erde bestand. Er wurde mit Hilfe der dabeiliegenden Werkzeuge aufgewühlt. Man hatte die Toten nicht vergraben, sondern verbrannt. Vier angekohlte Schädel bewiesen, daß vorher auch andere Leichen auf dieselbe Weise auf die Seite gebracht worden waren. Der Anblick war gräßlich. Wir verließen den Ort mit Schaudern. Halef und der Lord ergingen sich in Ausdrücken der tiefsten Entrüstung. Sie verlangten, daß mit dem Köhler und seinen Knechten sofort ein Ende gemacht werde. Ich antwortete vorerst gar nicht. Ich fühlte einen unsäglichen Grimm.

»Warum spricht Ihr nicht, Sir?« rief Lindsay. »Diese Verbrecher müssen doch bestraft werden!«

»Das sollen sie auch.«

»Pshaw! Ihr habt ja selbst gesagt, daß die eigentliche Obrigkeit hier keine Gewalt habe. Wenn wir die Vergeltung nicht in die Hand nehmen, fliegen die Galgenvögel frei davon. Ihr wollt ja sogar ihnen einen schicken, der ihnen die Höhle öffnet.«

»Das werde ich allerdings tun.«

»Jawohl! Daß sie recht hübsch entkommen können!«

»Ich werde ihnen nicht einen ihrer Freunde schicken, sondern einen Mann, bei welchem sie keine Gnade und Nachsicht finden. Meine Ansicht war bisher allerdings, ihnen jetzt eine tüchtige Todesangst einzujagen, ihr Leben aber zu schonen. Was sie an uns verbrochen haben, können wir vergessen, und das Andere geht uns nichts an. Jetzt aber, nach Entdeckung dieser neuesten gräßlichen Missetat, halte ich zwar daran fest, daß wir uns selbst nicht an ihnen vergreifen dürfen, aber ihrer Strafe sollen sie nicht entgehen. Wir werden diesen Stojko Wi-

tes befreien und ihn dann hierherschicken. Ich glaube nicht, daß sie an ihm einen schwachherzigen oder allzu nachsichtigen Richter haben werden.«

»*Well!* Das lasse ich gelten. Wir selbst greifen nicht in diesen Schmutz; aber dieser Barjactar wird sicher eine Rache nehmen, wie wir sie uns gar nicht aussinnen könnten. Übrigens ist es eine große Frage, ob dieser Stojko zeitig genug hier eintreffen wird, um das Richteramt üben zu können. In jedem Augenblick kann ein Freund des Köhlers kommen und denselben mit seinen Genossen befreien.«

»Das müssen wir allerdings gewärtig sein, aber es kann doch keiner von uns hier bleiben, um das zu verhindern.«

»Warum nicht?« fragte der Dolmetscher. »Ich bin sofort bereit, zurückzubleiben. Sir David hat meine Hilfe nicht mehr nötig, da Sie nun bei ihm sind. Ich muß zwar auf mein Honorar verzichten, wenn ich das Amt des Dragoman – –«

»Einen Verzicht gibt es nicht,« fiel Lindsay ein. »Ich zahle dennoch. *Well!*«

»Nun, so habe ich also in dieser Beziehung keinen Schaden. Ich bleibe hier und bewache die Scheusale, bis Stojko kommt. Oder denken Sie vielleicht, daß ich dieses Amtes nicht treu genug warten werde? Meinen Sie, daß ich geneigt bin, nach Ihrer Entfernung mich diesen Menschen vielleicht gar gefällig zu erweisen?«

»Nein,« antwortete ich ihm. »Ich habe ja Gelegenheit gehabt, Sie zu prüfen. Ich hörte, was Ihnen für Vorschläge gemacht wurden, auf welche Sie doch nicht eingegangen sind. Sie haben dem Lord nicht verheimlicht, daß er sterben müsse, selbst wenn er die verlangte Geldsumme bezahlte. Ich weiß, daß Sie zu uns, nicht aber zu dem Köhler und seinem Anhang halten werden; aber ich weiß nicht, ob Sie Klugheit und Energie genug besitzen, das auszuführen, was Sie sich jetzt freiwillig vorgenommen haben.«

»Bitte, Sir, machen Sie sich darüber ja keine Sorge! Auch ich bin ein geborener Arnaute. Ich habe als Dolmetscher mit Leuten zu tun, welche ebenso hinterlistig wie gewalttätig sind. Ich werde doch wahrhaftig imstande sein, die Aufmerksam-

keit der Leute, welche zufälligerweise hierherkommen könnten, von der Höhle abzuziehen! Und reicht die List nicht aus, so habe ich Waffen und brauche Gewalt.«

»Würden Sie das wirklich tun?«

»Gewiß! Denken Sie, ich wisse nicht, was auch meiner wartete, falls Sie nicht gekommen wären? Es wurde mir die Freiheit versprochen, ja; aber ich hätte sie niemals wiedergesehen. Man durfte ja auch mich nicht leben lassen, auch ich hätte alles verraten können. Man machte mir Hoffnung, damit ich dem Lord zureden möge, die Geldanweisung auszustellen. Sobald man sie in den Händen gehabt hätte, wäre auch mein Tod eine sichere Sache gewesen. Ich bin Familienvater, ich habe ein Weib, Eltern und mehrere Kinder, denen der Ernährer ermordet worden wäre. Wenn ich daran denke, so kann es mir nicht einfallen, den Mördern nur die geringste Nachsicht zu erweisen.«

»*Well!* Sehr gut!« meinte der Lord. »Brauche zwar keinen Dolmetscher mehr, werde aber alles bezahlen und von heute an hundert Dollars geben. Gebe auch ein tüchtiges Bakschisch dazu, wenn alles gut klappt.«

»Daran soll es nicht fehlen. Aber wie wollen Sie zahlen, Sir, wenn Ihnen alles abgenommen worden ist?«

»Werde eben dem Schut alles wieder nehmen. Und wenn ich es nicht bekäme, so gilt die Unterschrift von David Lindsay überall so viel, wie es ihm beliebt.«

»Im Notfall bin ich auch vorhanden,« sagte ich. »Sir David Lindsay kann sich meiner Kasse bedienen, welche leider nicht die Unerschöpflichkeit der seinigen besitzt.«

»Ist Euch schon recht!« lachte er. »Jetzt klagt Ihr über Geldmangel, aber als ich Euch in Stambul meine Brieftasche geben wollte, um Euch für die lange Reise zu bezahlen, da waret Ihr stolz wie ein Spanier und ranntet davon. Könntet heute ein schönes Sümchen haben, wenn Ihr dieses Geld genommen und mir den Hengst verkauft hättet. Habt aber einen Kopf, der so dick ist, daß bald Hörner daraus hervorbrechen werden. *Well!*«

Wir waren während dieser Wechselreden vor dem Hause

stehen geblieben. Jetzt gingen wir hinein. Der Köhler blickte uns erwartungsvoll und sichtlich besorgt entgegen.

»Nun, Effendi, hast du dich überzeugt, daß ich dich nicht belogen habe?« fragte er.

»Du hast die Wahrheit gesagt. Ja, ich habe deine Worte sogar übertroffen gefunden. Es sind dort mehr als nur die zwei, um welche es sich handelt, verbrannt worden. Wer waren die Anderen?«

»Das waren – waren – – mußt du das wissen, Herr?«

»Nein; behalte es lieber für dich. Aber es ist anzunehmen, daß du einen massenhaften Raub zusammengescharrt hast. Wo hast du ihn stecken?«

»Ich besitze nichts weiter als das, was ihr hier bei mir gefunden habt.«

»Lüge nicht! Diese Sachen haben Stojko gehört. Wo befindet sich der dir vom Schut ausbezahlte Beuteanteil und der Ertrag der Raubtaten, welche du außerdem auf eigene Rechnung ausgeführt hast?«

»Ich sage dir, daß ich nichts besitze!«

»Sihdi, soll ich die Lunte anbrennen?« fragte Halef, indem er den Span der Zündschnur näherte.

»Ja.«

»Nein, nein!« rief Scharka. »Sprengt mich nicht in die Luft! Ich sage die Wahrheit: es ist hier bei mir nichts zu finden.«

»Hier nicht, aber anderwärts wohl?«

Er schwieg.

»Rede, sonst macht Halef seine Drohung wahr!«

»Ich habe nichts hier, mein – mein Schwager hat es mir aufgehoben.«

»Junak? Wo denn?«

»Es ist unter seinem Herd vergraben.«

»Ah! So hast du dich hier wohl nicht ganz sicher gefühlt? Nun, es mag einstweilen dort liegen bleiben. Wir haben keine Zeit, zurückzureiten, um uns dieses Blutgeld anzueignen. Jetzt nur noch eins. Ihr habt ein geheimes Wort, an welchem ihr einander erkennt?«

»Effendi, wer hat dir das gesagt?«

»Ich weiß es. Wie lautet dieses Wort?«

»Ich darf es nicht verraten.«

»Das Pulver wird dir die Zunge lösen!«

»Willst du mich zwingen, meinen Eid zu brechen? Könntest du das auf dein Gewissen laden?«

»Du scheinst recht zart zu denken in Beziehung auf das Gewissen Anderer. Ein Eid wie der deinige gilt meiner Ansicht nach gar nichts; aber ich will dich dennoch nicht zwingen, ihn zu brechen. Du sollst das Wort nicht verraten. Wenn ich es jedoch bereits wüßte, so könntest du es mir bestätigen, daß es das richtige ist?«

»Das könnte ich, denn du hättest es dann ja nicht von mir erfahren; aber es ist ganz unmöglich, daß du es wissen kannst. Kein Untertan verrät das Wort. Es ist ein sehr qualvoller Tod darauf gesetzt.«

»Täusche dich nicht! Wie würdest du mich aufnehmen, wenn ich des Nachts als Fremder zu dir käme, an deinen Laden klopfte und dir die beiden Worte ›bir Syrdasch‹ durch denselben zurief?«

Er zuckte zusammen und starrte mich ganz erschrocken an. Es war ihm anzusehen, daß diese zwei Wörter die richtigen seien; er brauchte es mir gar nicht erst zu bestätigen. Das waren die Worte, welche ich von dem Fährmann in Ostromdscha erfahren hatte. Gleich damals hatte ich geahnt, daß sich nicht nur der alte Mübarek derselben bediene, sondern daß sie für die ganze Gesellschaft des Schut von Bedeutung seien.

»Nun, du verlierst die Sprache?« sagte ich.

»Herr, du weißt alles, alles! Du mußt wirklich dem Teufel deine Seele verschrieben haben, so daß er nun deinen Leibdiener macht und dir alle Geheimnisse enthüllt.«

»Ich glaube, er ist dir ein größerer Freund als mir. Du bist es, dessen Seele ihm gehört; er hat dich nicht verraten. Das Verbrechen trägt den Verrat stets in sich selbst. Ich bin fertig mit dir. Du wirst mein Angesicht nicht wiedersehen. Ich rate dir, in dich zu gehen, bevor du stirbst. Schafft den Kerl fort!«

»Herr, du sprichst vom Sterben!« rief er aus. »Du hast mir doch versprochen, uns nicht zu töten!«

»Ich habe dir dieses Versprechen gegeben, und ich halte mein Wort. Wir vergreifen uns nicht an euch; der Tod tritt von anderer Seite an euch heran. Er ist euch bereits so nahe, daß er schon die Hand erhebt, um nach euch zu greifen.«

»Welcher Tod ist das?« fragte er voll Angst, indem er aufgehoben wurde, um fortgetragen zu werden.

»Du wirst ihn baldigst kennen lernen, auch ohne daß ich es dir vorhersage. Fort mit dir!«

Sie schafften ihn weg, nachdem ich Halef die Weisung gegeben hatte, an seiner Stelle den Alim zu bringen. Dieser wurde nicht in das Haus geschafft, sondern an das Feuer. Halef hatte ihm den Strick von den Füßen genommen, so daß er gehen konnte.

Der Mann hielt die Lippen zusammengepreßt und würdigte uns keines Blickes, obgleich die Todesangst aus seinen Zügen sprach.

»Ich möchte etwas von dir erfahren,« sagte ich ihm. »Du wirst es mir sagen, wenn du nicht vorziehst, abermals fünfzig aufgezählt zu erhalten. Ich muß erfahren, wie man heimlich in den Karaul des Schut gelangt.«

Noch hatte mir der Engländer nicht erzählt, wie er in den Wachturm gekommen war; aber es gab genug Gründe für mich, anzunehmen, daß dies nur auf einem verborgenen Weg geschehen könne. Diesen mußte ich erfahren. Der Alim starrte vor sich nieder und antwortete nicht.

»Nun, du hast mich nicht gehört?« fragte ich ihn. Und als er auch jetzt schwieg, nickte ich Halef zu, welcher die Peitsche bereit hielt. Er holte zum Hieb aus. Da wich der Alim zurück, warf mir einen vor Wut und Haß blitzenden Blick zu und sagte:

»Du sollst mich nicht wieder schlagen lassen! Ich will dir antworten, aber es wird zu deinem Verderben sein. Wer sich in die Geheimnisse des Schut eindringt, der ist verloren. Ich werde dich nicht belügen, sondern dir die Wahrheit sagen. Aber eben diese Wahrheit wird euch einem schauerhaften Tod in die Arme führen. Das soll meine Rache sein. Also, was willst du wissen?«

»Du bist ein Vertrauter des Schut?«

»Ja.«

»Kennst alle seine Geheimnisse?«

»Nicht alle, sondern nur einige.«

»Aber der Eingang zum Karaul ist dir bekannt?«

»Ich kenne ihn.«

»So beschreibe ihn mir!«

Sein Haß hatte ihn zu einer großen Unvorsichtigkeit verleitet, ohne daß er daran dachte. Er hatte mir gesagt, es drohe uns der Tod. Jedenfalls besaß der geheime Eingang irgend eine Gefahr für den Uneingeweihten, und es kam nun darauf an, zu erfahren, worin dieselbe bestehe, oder an welcher Stelle dieselbe zu erwarten sei. Es verstand sich ganz von selbst, daß er sich hüten werde, mir dies zu sagen. Ich konnte ihn weder durch Gewalt, noch durch List zwingen, es zu verraten. Meiner List stand die seinige gegenüber, welche mir unbedingt überlegen war, da ich den Gegenstand nicht kannte. Mit Gewalt war aus demselben Grund ebenso wenig zu erreichen. Prügel konnten ihn nicht zwingen, mir die Wahrheit zu sagen. Er brauchte mir nur etwas vorzulügen, so mußte ich es glauben.

Es gab nur ein Mittel, das Richtige zu erfahren: ich mußte sein Gesicht genau beobachten. Ein Mann wie er, noch dazu im Zorn, hatte seine Züge gewiß nicht übermäßig in der Gewalt. Er dachte wohl überhaupt gar nicht daran, daß er sich durch das Spiel seiner Mienen verraten könne.

Aus diesem Grund stellte ich mich so, daß er, um zu mir sprechen und mich dabei ansehen zu können, sein Gesicht dem Feuer zukehren mußte. Dabei stieß ich mit einem Knüppel in den brennenden Holzhaufen, daß die Flamme hoch und hell aufloderte. Natürlich nahm ich eine möglichst unbefangene Miene an und ließ die Lider sinken, so daß sie die Augen halb bedeckten und der Blick infolgedessen weniger scharf zu sein schien, als er wirklich war.

»Den Weg durch das Gebirg kennst du nicht,« begann er. »Darum wirst du über Kolutschin reiten müssen. Die Wagenspur wird dich nach einer Furt bringen, deren Wasser eine ganz geringe Tiefe hat. Unterhalb Kolutschin vereinigt

sich bei Küküs der schwarze mit dem weißen Drin und wendet sich nach Nordwest, um an Rugova vorbeizufließen. Du folgst aber nicht dem Drin, sondern von Kolutschin führt eine Straße nach Rugova. Es ist dieselbe, welche von Obrida im Süden kommt und nach Spassa geht, um dann westwärts Skutari zu erreichen. Diese Straße zieht am linken Ufer des Drin hin, während Rugova am rechten liegt. Dort angekommen, wirst du wahrscheinlich im Khan absteigen. Der Wirt desselben heißt Kolami. Was er für ein Mann ist, brauche ich nicht zu sagen, denn du tust doch nur, was du willst. Aber daraus, daß ich dir alles so beschreibe, magst du ersehen, daß ich von deinem Untergang überzeugt bin.«

Die Worte, mit denen er mir sagte, daß ich von Kolutschin aus nicht dem Drin, sondern der Straße zu folgen habe, waren mit einer gewissen Hast ausgesprochen worden und dabei in einem so eindringlichen Ton, daß ich hörte, er wünsche es ganz besonders, daß ich diesen Weg einschlage. Wenn ich dies wirklich tun mußte, falls es keinen andern gab, so galt es, auf demselben sehr vorsichtig zu sein.

»Laß diese Bemerkungen!« sagte ich. »Nicht nach dem Weg, sondern nach dem Karaul habe ich dich gefragt.«

»Der Karaul liegt im hohen Wald des Flußufers. Jedermann kann dich hinweisen. Du wirst einen uralten, halb verfallenen Wartturm finden, welcher inmitten umfangreicher Mauertrümmer steht. Der Eingang ist nicht an der Erde, sondern hoch oben. Man baute damals so, um das Erstürmen des Karauls zu erschweren. Wer durch die Türe will, muß auf einer hohen Leiter hinauf.«

»Ist eine solche vorhanden?«

»Nein, sie ist heutzutage nicht mehr nötig. Die Mauer ist mehrere Ellen dick, und man hat in gewissen Entfernungen Steine aus ihr gebrochen, so daß Vertiefungen entstanden, welche das Hinaufklettern ermöglichen. Droben aber findest du nichts als Ruinen und eingefallene Wände, über denen der Himmel sich ausspannt.«

»Und darunter?«

»Ist nichts.«

»Das glaube ich nicht. Wie hoch über der Erde ist der Eingang zu dem Turm?«

»Wohl fünfmal in Manneshöhe.«

»Dort sind früher die Gemächer gewesen. Unter ihnen muß es aber noch andere Räume gegeben haben und auch noch heute geben. Man wird den Turm doch nicht fünfzehn Ellen hoch massiv gebaut haben!«

»Jedenfalls ist er massiv, denn man hat trotz des mühevollsten Suchens niemals einen Weg entdeckt, welcher nach unten führt. Der Turm gleicht einer runden Säule, welche vom Erdboden an bis zu der angegebenen Höhe massiv und dann erst hohl ist. Dennoch befinden sich grad unter ihm, aber eben nur ganz zufälligerweise unter ihm, Höhlungen, welche gar nicht mit ihm in Verbindung stehen und niemals mit ihm in Verbindung gestanden haben. Das sind die Höhlen der Gömüschlaghymy {Silbermine}, welche es vor uralten Zeiten da gegeben hat. Der Schacht, welcher vom Berg aus in die Erde geführt hat, ist zugeschüttet worden, und Sträucher und Bäume sind auf der Stelle gewachsen, so daß man sie nicht mehr finden kann. Auch einen Stollen hat es gegeben, welcher vom Ufer des Flusses aus nach dem Schacht geführt hat, entweder um das Wasser des Bergwerkes abzuleiten oder dasjenige des Flusses hineinzuführen. Auch der Eingang dieses Stollens war verbaut worden, und niemand wußte mehr von ihm, bis er durch einen Zufall von einem unserer Freunde entdeckt ward. Durch diesen Stollen mußst du in die Mine; er führt weit in das Erdinnere, bis du in einen großen, runden Raum kommst, in welchen mehrere Gemächer münden.«

»In einem derselben steckt Stojko?«

»Ja.«

»In welchem?«

»In demjenigen, welches dem durch den Stollen Kommenden grad gegenüber liegt.«

»Aber es ist verschlossen?«

»Nur durch einen Holzriegel, welchen man leicht zurückschieben kann.«

»Ist denn der Stollen gut gangbar?«

»So gut, daß man gar keines Lichtes bedarf. Er führt immer gradaus und steigt ganz regelmäßig empor. Seine Sohle ist mit Brettern belegt, welche freilich ein wenig schlüpfrig sind. Diese Bretter leiten an einer Stelle über einen unterirdischen Felsspalt, über welchem sie aber so gut befestigt sind, daß nicht die geringste Gefahr vorhanden ist.«

Er machte bei diesen letzteren Worten eine leichte, wegwerfende Bewegung mit der Hand, um die Gefährlosigkeit zu bezeichnen; aber aus seinen Augen traf mich ein tückischer, triumphierender Blick, und seine dunklen Brauen schnellten empor und wieder nieder, wie von einem federnden Gedanken bewegt. Dieser Blick, dieses Zucken der Brauen hatte kaum eine halbe Sekunde in Anspruch genommen, war aber für mich so vielsagend gewesen, daß ich nun wußte, woran ich war. Grad an dieser Felsenspalte lauerte die Gefahr.

Überdies hatte er mich jedenfalls schon vorher belogen. Der untere Teil des Turmes war gewiß nicht massiv gebaut. Wenn die Mauern mehrere Ellen stark waren, so boten sie hinreichende Sicherheit gegen den Feind, zumal der eigentliche Eingang so hoch über der Erde lag. Die früheren Bewohner des Karauls, die Wachtleute, hatten nicht nur Wohnräume, sondern auch Keller und Gewölbe nötig gehabt. Warum sollte man dieselben nicht in dem unteren Teil des Turmes angebracht, sondern im Gegenteil durch das Massivmauern desselben eine solche Zeit- und Materialverschwendung getrieben haben?

Hatte sich wirklich ein Silberbergwerk hier befunden? Das war jedenfalls vor der Türkenherrschaft, während der Regierung der Bulgaren-Khane gewesen. Man weiß ja zum Beispiel von Khan Symeon, welcher vom Jahre 888 bis zum Jahre 927 regierte, daß unter ihm nicht nur das Reich seine größte Ausdehnung erlangte, sondern auch Handel, Künste und Wissenschaften freundliche Pflege fanden und an vielen Orten nach edlen Metallen gegraben wurde. Seine Herrschaft erstreckte sich nach Westen bis ungefähr zu dem heutigen Perserin, also der Gegend, in welcher wir uns jetzt befanden. Da war es allerdings möglich, daß hier ein Schacht eingetrieben wurde. Die Grenze des Landes, welche hier vorüberzog, hatte man mit

Wachttürmen besetzt, und einer dieser Karauls sollte speziell diesem Bergwerk zum Schutz dienen.

War diese Vermutung richtig, so durfte man annehmen, daß bei der großen Nähe der Grenze und also der feindlichen Völker dieser Schacht nicht in das Freie, sondern in den Turm gemündet hatte. Der Alim sprach von Gebäudetrümmern, welche bei demselben zu finden seien. Vielleicht auch hatte unter ihnen, also wenigstens im Schutz der Besatzung des Karauls, die Mündung gelegen.

Dazu kam, daß ich nicht an die Ausfüllung des Schachtes glaubte. Alte Bergwerke wirft man nur in zivilisierten Ländern zu. Der Türke hütet sich sehr, eine mühevollen Arbeit zu unternehmen, welche nur Kosten verursacht. Ihm ist es sehr gleichgültig, ob irgend ein Bulgare oder Albanese in das offen gelassene Mundloch eines Schachtes stürzt und da den Hals bricht. »Allah hat es gewollt!« sagt er, und damit beruhigt er sich.

Wenn das Mundloch noch vorhanden war, so mußte es sich entweder im Karaul selbst oder in der Nähe desselben, maskiert von den Trümmern, befinden. Der Alim konnte mir gewiß Auskunft erteilen, aber es war mir unmöglich, ihn dazu zu zwingen. Ich konnte ihm nichts erpressen, von dem ich nicht genau und fest überzeugt war, daß er es wisse. Darum fragte ich in gleichgültigem Ton auf seine letzte Versicherung:

»Aber wo liegt denn da für uns die Gefahr, von welcher du sprachst?«

»Die kommt erst dann, wenn ihr den großen runden Raum betretet, um den Gefangenen zu befreien.«

»Worin besteht sie?«

»Das weiß ich nicht. Und wenn ich es wüßte, würde ich es dir nicht sagen. Sobald man eine Gefahr kennt, ist sie eben keine Gefahr mehr.«

»Ich kann dich aber mit der Peitsche zwingen, es mir zu sagen!«

»Und wenn du mich totschlägst, kann ich dir nicht etwas sagen, was ich selbst nicht weiß. Wolltest du mich zwingen, so müßte ich, um den Prügeln zu entgehen, eine Lüge ersinnen, welche glaubwürdig erschiene.«

»Aber woher weißt du denn von dem Vorhandensein einer Gefahr?«

»Der Schut hat von ihr gesprochen. Er hat gesagt, daß jeder verloren sei, der ohne sein Wissen den runden Raum betrete. Er wird wohl irgend eine Vorrichtung angebracht haben, durch welche jeder unberufene Besucher des Ortes getötet wird.«

»Hm! Und wie findet man den Eingang zu dem beschriebenen Stollen?«

»Er ist nur vom Wasser aus zu erreichen. Man muß einen Kahn besteigen und eine Strecke im Fluß aufwärts fahren. Drüben am andern Ufer zieht sich die Straße hin, hüben aber, links, steigt eine steile Felswand aus dem Fluß auf. Wenn du genau aufpassest, wirst du eine Stelle finden, an welcher diese Wand – und also auch der Fluß – eine Krümmung macht. Der Fluß ist da sehr tief, und eben dort befindet sich das Stollenloch, welches bei gewöhnlichem Wasserstand so hoch ist, daß man, im Kahn sitzend, grad hinein kann, ohne mit dem Kopf oben anzustoßen.«

»Und dieses Loch hat man erst vor kurzem bemerkt?«

»Ja, weil Kletterpflanzen von oben herabhängen und es vollständig verdecken. Man fährt mit dem Kahn hinein, so weit das Wasser reicht, und bindet ihn an einen starken Pflock, welcher in den Stein getrieben ist.«

»Das ist nicht ganz ungefährlich. Und auf diese Weise ist Stojko hineingeschafft worden?«

»Ja, auch der Engländer, welcher da bei dir steht. Du brauchst ihn nur zu fragen; er wird es dir gewiß bestätigen.«

»Gibt es dort unten noch andere Räumlichkeiten als den runden großen Raum und die daranstoßenden Zellen?«

»Nein. Sie liegen grad, aber tief unter dem Karaul. Wir haben vergeblich nach einem Schacht gesucht, welcher zur Höhe führt. Er ist zugeschüttet worden.«

»Wer bringt denn den Gefangenen Speise und Trank?«

»Das weiß ich nicht.«

»Hast du deiner Beschreibung noch etwas beizufügen?«

»Nein. Ich habe dir alles gesagt, was ich weiß. Der Schut hat mir mitgeteilt, daß Jeder sterben muß, welcher ungerufen den

Raum betritt. Darum habe ich vorhin gesagt, daß ihr eurem sichern Tod entgegengeht, wenn ihr wirklich etwas gegen Kara Nirwan unternehmen wollt.«

»Nun, wir brauchen ja nicht selbst in den Stollen zu gehen. Wir schicken Andere hinein.«

»So sterben diese, und ihr erfahrt nicht einmal, wie es ihnen drin ergangen ist.«

»So lasse ich den Schut festnehmen, und er muß uns selbst hineinführen.«

»Festnehmen?« lachte er. »Wenn du in Rugova jemanden arretieren lassen willst, so mußt du ja eben zu dem besten Freund des Schut gehen. Du kannst nichts gegen ihn unternehmen. Er steht in einem großen Ansehen. Wenn du Hilfe gegen ihn forderst, so hast du es entweder mit Leuten zu tun, welche seine Verbündeten sind oder ihn für einen so frommen, ehrlichen und wohlthätigen Mann halten, daß sie dir kein Wort glauben. Wir, ja wir sind in deine Hände geraten; er aber wird nur über dich lachen. Wenn ihr offen gegen ihn auftrittet, so wird man euch als Wahnsinnige behandeln. Handelt ihr aber heimlich gegen ihn, so rennt ihr dem sichern Verderben entgegen. Tut, was ihr wollt. Die Dschehennah ist auf alle Fälle euer Teil!«

»Die Hölle? Der Tod? O nein! Du täuschest dich abermals in uns. Du hast mir viel, viel mehr gesagt, als du wolltest. Du lässest dich einen Alim nennen, einen Gelehrten, und du bist doch so albern, daß ich fast Mitleid mit dir fühle. Du hast mir ja ganz genau gesagt, welchen Gefahren wir entgegengehen.«

»Ich? Ich kenne sie ja selbst nicht!«

»Versuche nicht, mich zu täuschen! Ich habe dir bewiesen, daß du es nicht vermagst. Die erste Gefahr erwartet uns auf der Straße zwischen Kolutschin und Rugova. Dort lauern die Aladschy, welche dich begleiteten. Der Schut hat wohl dafür gesorgt, daß sie wieder bewaffnet sind, und ihnen vermutlich auch noch einige Begleiter beigelegt. Wir werden wahrscheinlich auf dieser Straße reiten, denn wir fürchten die Feinde nicht; sie aber mögen sich vor uns hüten. Greifen sie uns wieder an, so schonen wir ihr Leben nicht mehr.«

Er ließ ein Lachen hören, welches seine Verlegenheit verbergen sollte.

»Dieser Gedanke ist überaus lächerlich!« sagte er. »Die Aladschy tun euch ganz gewiß nichts; sie sind froh, daß sie von hier entkommen sind.«

»Werden ja sehen! Und die zweite, jedenfalls viel größere Gefahr wartet auf uns in dem Stollen an der Stelle, an welcher wir auf den Brettern über den Felsenspalt gehen müssen. Ich sage dir, daß wir die Bretter nicht eher betreten werden, als bis wir sie genau untersucht haben. Vielleicht sind sie in der Weise angebracht, daß der Unbekannte, welcher sie betritt, in den Spalt stürzen muß. Uns soll das gewiß nicht geschehen! Dann später in dem runden Raum, in welchen du die Gefahr für uns verlegtest, dort sind wir ganz sicher, dort wird uns nichts geschehen.«

Er stieß einen Fluch aus und stampfte mit dem Fuß, ohne jedoch sonst ein Wort zu sagen.

»Du siehst also wohl ein, daß ich dich durchschaut habe,« fuhr ich fort. »Ich weiß, daß du mich belogen hast. Du gabst dir Mühe, meinen Blick von der wirklichen Gefahr abzulenken. Ich will nicht weiter mit dir rechten und es dich nicht entgelten lassen. Hunde beißen; das liegt in ihrer Natur, und Hunde seid ihr ja. Ich weiß nun, was ich wissen will, und werde dich wieder in euren Harem schaffen lassen. Gehab dich wohl, Alim, und strenge deine Gelehrsamkeit an, indem du darüber nachdenkst, wie es euch möglich ist, aus der Höhle zu entkommen. Du hast ja die Wasf ül arz studiert und mußt dich also in Felsen und Höhlen zu Hause fühlen.«

Er wurde fortgeschafft und wieder an den Füßen gebunden. Dann wollte Halef sein ›Feuerchen‹ wieder anzünden, was ich ihm aber ausredete.

Jetzt wollten wir sehen, welche Summe die beiden Beutel enthielten. Halef brachte sie aus der Stube herbei, öffnete sie und schüttelte den Inhalt auf meine ausgebreitete Schärpe. Wir zählten 600 Piaster in dreißig silbernen Medschidieh-Stücken und achttausend Piaster in goldenen Pfund- und Halbpfund-Stücken. Das waren nach deutschem Geld beinahe sechzehn-

hundert Mark. Wozu mochte Stojko eine solche Summe bei sich getragen haben?

Das Geld wurde natürlich wieder in die Beutel getan, und dann holten wir die vier Pferde herbei, um sie zu mustern; eins derselben sollte ja ein ausgezeichnetes Tier sein. Es war ein Goldfuchs mit weißer Medaille auf der Stirn, ein so prächtiges Pferd, daß ich sofort aufstieg, um es, wenn auch ohne Sattel, zu probieren. Es zeigte sich sehr feinfühlig gegen die Schenkel, hatte aber, wie ich gleich bemerkte, eine mir unbekannte Schule durchgemacht.

»Brillantes Viehzeug!« meinte der Lord. »Nehmen wir es mit?«

»Natürlich,« antwortete ich. »Wir nehmen überhaupt alle Pferde mit, welche sich hier befinden. Nur der Dragoman behält das seinige da. Es könnte doch sein, daß es den Halunken auf irgend eine unvermutete Weise gelänge, aus der Höhle zu entkommen. Für diesen Fall wollen wir durch die Entfernung der Pferde wenigstens dafür sorgen, daß sie uns nicht schnell nachkommen können.«

»Well! So bitte ich mir den Goldfuchs aus! Habe während des Herweges auf einem Tiere gesessen, welches ein Ziegenbock gewesen sein muß; tut mir jetzt noch mein ganzes Gestell weh. Ist mir zu Mut, als sei ich vom Chimborazo heruntergeköllert und unten noch über einen Urwald hinweggerollt. Habt doch hoffentlich nichts dagegen.«

»Gegen diese beneidenswerte Empfindung in Eurem Gestell? Habe gar nichts dagegen.«

»Unsinn! Meine, daß ich den Fuchs reite?«

»Nehmt ihn immerhin!«

»Auf wie lange?«

»Das weiß ich freilich nicht, da er unser Eigentum nicht ist.«

»Wollt Ihr auch hier den Herrn ausfindig machen?«

»Vielleicht. Ich traue dem Köhler kein solches Pferd zu. Es ist gestohlen. Vielleicht gehört es Stojko.«

»Hört, Master, Ihr habt zwei oder drei Eigenschaften, die mir nicht übel gefallen; andere Vorzüge aber entgehen Euch

ganz und gar. Zum Stehlen zum Beispiel scheint Ihr kein Talent zu haben.«

»Besitzt Ihr es vielleicht?«

»Überflüssige Frage! Ein Lord stiehlt nie; aber diesen Fuchs würde ich mitnehmen, ohne mich groß zu bedenken. Haben ja das volle Recht, ihn als gute Beute zu betrachten!«

»Dem Spitzbuben ist eben alles gute Beute, was er auf die Seite zu bringen vermag. Führt die Pferde wieder fort! Wir wollen uns um das Feuer setzen und sehen, ob wir noch Bärenschinken genug für alle haben. Ein Stück Tatze für Sir David Lindsay ist noch da.«

»Bä – Bärenschinken? Bä – Bärenatze?« fragte Lindsay, indem er den großen Mund gänzlich aufriß.

»Jawohl, Sir! Osko und Omar mögen unsere Pferde herbeiholen, denn bei diesen befinden sich die Leckerbissen, welche ich Euch genannt habe.«

»Von einem wirklichen Bären?«

»Ja, sogar von einem Eisbären, welchen wir vorgestern im Sprenkel gefangen haben. Er ging sehr leicht ein, weil wir ihn mit Mehlwürmern geködert hatten.«

»Albernheit! Redet verständig, Sir! Habt Ihr wirklich Bär?«

»Nun ja. Es gelang uns, so ein Tierchen zu erlegen.«

»Hallo! Das müßt Ihr erzählen!«

»Laßt es Euch von Halef erzählen! Der hat ihn erlegt und also das Fell bekommen, an dem Ihr ersehen könnt, welch ein gewaltiger Petz es war.«

»Halef, der Kleine? Der hat einen Bären erlegt? *Well!* Ich traue es ihm zu. Dieser Hadschi springt durch dick und dünn, wenn es gilt, eine mutige Tat zu verrichten. Bären hier am Schar Dag! Wer hätte das gedacht! Halef, seid doch so gut und berichtet mir das Abenteuer!«

Der Hadschi versäumte nicht, dieser Aufforderung nachzukommen. Erzählen war seine größte Lust, besonders wenn es sich um eine Tat handelte, an welcher er selbst teilgenommen hatte. Er begann nach seiner bekannten Art und Weise:

»Ja, Herr, wir haben den Bären getroffen und den Riesen des Schar Dag erlegt. Seine Spuren waren wie die Stapfen eines

Elefanten, und seine Größe konnte die Völker der Erde erben machen. Dennoch ist unsere Kugel ihm in die Brust gedrungen, und unser Messer hat ihm das Leben zerschnitten. Er kann nun nicht mehr Pferdefleisch fressen und zum Nachtmahl seinen Gaumen mit Himbeeren letzen. Wir haben seine Füße gebraten und die rechte Seite seines Ausruhens beinahe aufgespeist. Wie es gekommen ist, daß wir ihn ausgelöscht haben aus dem Register des irdischen Wandels, das sollst du erfahren, damit dir die halbe Tatze, welche wir noch haben, um so besser schmeckt.«

Bekanntlich verstanden Lindsay und Halef es, sich trotz ihrer gegenseitigen mangelhaften Sprachkenntnisse einander leidlich verständlich zu machen. Der Lord hatte einen kleinen Vorrat arabischer und türkischer Wörter gesammelt, und Halef hatte während der Zeit unseres Beisammenseins mit Lindsay sich möglichste Mühe gegeben, englische Ausdrücke aufzuschnappen und seinem Gedächtnis einzuprägen. Dazu kam, daß ich, wenn es sonst nichts zu besprechen gab, dem Kleinen von meinem Vaterland erzählen mußte. Er interessierte sich aus Liebe zu mir ganz außerordentlich für dasselbe. Ich mußte ihm das Unverständliche erklären und die Dinge bei ihren deutschen Namen nennen, welche er sich zu merken trachtete. Auf diese Weise hatte er sich auch eine gute Anzahl deutscher Ausdrücke angeeignet und war erpicht darauf, diese in seinen Augen ganz bedeutenden Kenntnisse in Anwendung zu bringen. Dazu bot sich ihm jetzt eine Gelegenheit, welche er mit Freuden ergriff.

Seine Erzählung war halb türkisch, halb arabisch gehalten und reichlich mit englischen und deutschen Bezeichnungen gespickt. Letztere brachte er möglichst oft an, ohne sich sehr darum zu bekümmern, ob sie richtig seien oder nicht. Das gab denn einen Mischmasch, welcher mir heimlich außerordentliches Vergnügen machte. Der Lord aber hörte sehr ernsthaft zu und warf nur zuweilen eine Frage ein, wenn Halef durch eine allzu kühne Anwendung seiner Kenntnisse unverständlich wurde. Übrigens trugen die lebhaften Gesten, mit denen

der Kleine seinen Bericht begleitete, sehr viel zur Verdeutlichung desselben bei.

Indessen brachten Osko und Omar unsere Pferde, und wir etablierten einen Bratspieß, an welchem die Reste des Bären in einen genießbaren Zustand gebracht wurden. Übrigens gab Halef der Wahrheit die Ehre. Er stellte zwar sein Verhalten sorgsam in ein möglichst glänzendes Licht, behauptete aber, daß er nicht mehr am Leben sein würde, wenn ich nicht zur rechten Zeit mit dem Messer gekommen wäre.

Während seiner Erzählung war es ein wahres Gaudium, das Mienenspiel des Lords zu beobachten. Er hatte die Gewohnheit, besonders wenn ihn eine Rede lebhaft interessierte, kein Auge von dem Sprechenden abzuwenden, und die Gesichtsbebewegungen desselben nachzuahmen. Das tat er auch jetzt. Auf seinem Antlitz wiederholte sich das lebhaftes Mienenspiel des Hadschi auf das genaueste. Seine Augen, die Brauen, die große Nase, der breite Mund, sie befanden sich unausgesetzt in Bewegung, und diese Bewegung brachte infolge seiner eigentümlichen Gesichtsbildung und des Kontrastes mit Halefs Mienenspiel eine höchst erheiternde Wirkung hervor, von welcher man aber nichts merken lassen durfte.

»*Well!*« sagte er, als Halef geendet hatte. »Ihr habt Eure Sache gut gemacht, lieber Hadschi. Zwar kommt es mir ganz so vor, als ob dabei von Eurer Seite einige kleine Unregelmäßigkeiten mit unterlaufen seien, aber gefürchtet habt Ihr Euch nicht – das ist sicher. Wollte, ich wäre dabei gewesen! Mir passiert so etwas nicht! Wenn ich einmal anfangen, eine Heldentat auszuführen, kommt mir stets etwas dazwischen, wodurch ich daran verhindert werde.«

»Ja,« nickte ich ihm zu, »es kommt sogar vor, daß Ihr dabei ergriffen und in einen Karaul gesperrt werdet. Welche Heldentat war es denn eigentlich, welche Euch veranlaßte, so Hals über Kopf nach Albanien zu kommen?«

»Hm! Habe diese Frage schon längst erwartet. Wußte, daß ich endlich beichten müsse. Ihr könnt Euch darauf verlassen, daß ich nur aus Liebe und Freundschaft für Euch hierher gekommen bin.«

»Das rührt mich tief. Eine Freundschaft, welche es riskiert, sich in einer Höhle des Schar Dagh toträuchern zu lassen, kann mir die bittersten Tränen des Entzückens erpressen.«

»Spottet nicht! Es war wirklich gut gemeint. Wollte Euch zu Hilfe kommen.«

»Ah so? Wußtet Ihr denn, wo Ihr uns treffen könntet, und kanntet Ihr die Gefahr, in welcher wir uns befanden?«

»Natürlich! Bevor ich von Sambul fortging, besuchte ich Maflei, bei welchem Ihr gewohnt hattet, um mich zu verabschieden. Sein Sohn Isla war soeben aus Edreneh zurückgekehrt. Er erzählte, was dort geschehen war. So erfuhr ich, daß Ihr nach Skutari zu dem Kaufmann Galingré reiten wolltet, um ihn vor großem Schaden und vielleicht noch anderen Gefahren zu bewahren. Ich hörte, daß Ihr es auf die Entflohenen abgesehen hättet; man schilderte mir ihre Gefährlichkeit; man erzählte mir so viel von dem Kerl, den Ihr den Schut nennt, daß mir um Euch bange wurde. Ich beschloß, Euch zu Hilfe zu kommen.«

»Diese Liebe kann ich Euch niemals vergelten, Sir! Ihr seid uns so wacker und nachdrücklich zu Hilfe gekommen, daß uns schließlich nichts anderes zu tun blieb, als Euch hier aus dieser Höhle herauszuziehen.«

»Lacht nur, lacht! Konnte ich etwas von diesem Loch wissen?«

»Nein, auch wir kannten die Höhle nicht, sind aber trotzdem nicht hineingesteckt worden. Wie gelang es Euch denn aber, Euern gloriosen Plan so schnell in Ausführung zu bringen?«

»Sehr einfach. Ich erkundigte mich im Hafen nach einer passenden Gelegenheit, fand aber keine, die mich schnell genug fortgebracht hätte, mietete also einen kleinen Dampfer, einen Franzosen, welcher nicht recht wußte, welche Ladung er stauen sollte.«

»Das klingt freilich ganz nach Lord David Lindsay! Weil er nicht sofort eine passende Verbindung findet, mietet er gleich einen ganzen Dampfer. Wo liegt denn das Schiff? Ist es abgefahren, nachdem es Euch an das Land gesetzt hatte?«

»Nein, es muß auf meine Rückkehr warten. Liegt drunten in Antivari. Schlechter Hafen, ist zu seicht; ging aber leider nicht anders.«

»Nun weiter! Was tatet Ihr, als Ihr am Land gewesen waret?«

»Was sollte ich tun? Könnt es Euch doch denken! Ich nahm Pferde, Dolmetscher und einige Diener und ritt fort, hier herauf, wo wir nun zusammengetroffen sind. Das ist alles!«

»Wenn Ihr das ›Alles‹ nennt, so möchte ich erst wissen, was ›Nichts‹ ist! Ihr hattet unterwegs zur See Zeit genug, Euch einen Plan zurechtzulegen.«

»Plan? Geht mir mit Euren Plänen! Die Geschichte wird doch stets ganz anders, als sie im Plan lautet.«

»Nun, dann wundert es mich freilich nicht, daß Ihr so prächtig hineingefallen seid. Wenn man so etwas unternimmt, wie Ihr, muß man doch über die Art und Weise, wie es auszuführen ist, ein wenig nachdenken.«

»Das habe ich auch getan, und ich brauchte gar keine lange Zeit dazu. Ich kaufte mir zunächst das Buch ›*Redhouse Turkish and English dictionary*‹; habe hundertachtzig Piaster dafür bezahlt – –«

»Und trotz dieses Wörterbuches einen Dolmetscher genommen?«

»War gezwungen dazu. War in dem Buch zu viel türkische Schrift, die man nicht lesen kann.«

»So war also bereits die Einleitung zu Eurer Errettungsfahrt von ungeheurem Erfolg begleitet! Ihr kauftet Euch ein Buch, welches Ihr nicht lesen konntet. Das ist sehr gut! Nun brauchtet Ihr Euch, um die Sache noch besser zu machen, nur noch einen Dolmetscher zu nehmen, der nicht Englisch verstand, so konnten die Heldentaten beginnen.«

»Hört, Sir, wenn Ihr mich auslacht, so steige ich auf den Goldfuchs und lasse Euch hier jämmerlich sitzen!«

»Ja, und reitet den Aladschy und dem Schut wieder in die Hände, um abermals eingesteckt zu werden. Der Gedanke, nach Rugova zu reiten, war übrigens nicht ganz übel von Euch. Wie seid Ihr denn auf denselben gekommen?«

»Durch Erkundigung bei dem Dolmetscher und durch die Landkarte. Ich hatte erfahren, daß Ihr nach Menlik geritten seid; ich wußte, daß Ihr nach Skutari wolltet. Es gab nur einen einzigen Weg, welchen Ihr da benutzten konntet, und ich mußte Euch also auf demselben entgegenreiten.«

»Bei dieser Spekulation habt Ihr aber außer acht gelassen, daß es meine Gewohnheit nicht ist, auf der Heerstraße zu ziehen. Es ist auch wirklich nur ein Zufall, daß wir uns hier befinden. Hätten wir den Schut in einer andern Gegend suchen müssen, so wäre Euer Tod eine ausgemachte Sache. Einmal im Ernst gesprochen, muß ich Euch wirklich herzlich dankbar dafür sein, daß Ihr Euch unsertwegen in solche Gefahren begeben habt. Aber ich habe doch eine leise Ahnung, daß Euch noch eine kleine andere Absicht geleitet hat.«

»Welche denn?«

»Das wißt Ihr selbst. Habe ich recht?«

Ich deutete über meine Achsel hinweg dorthin, wo jetzt unsere Pferde standen. Der Lord schob seine Nase hin und her, als ob sie ihm in seiner Verlegenheit im Weg sei, räusperte sich einige Male und antwortete dann:

»*Well!* Ihr ratet ganz richtig. Dachte, daß Ihr Euch wegen des Rappen doch noch eines Besseren besonnen hättet. Möchte das Tier doch gar zu gern haben. Bezahle Euch ein Heidengeld dafür!«

»Mein Rih ist mir nicht feil; dabei bleibt es. Schweifen wir nicht von Eurer Erzählung ab! Dachtet Ihr denn in Antivari nicht an das Notwendigste, was Ihr tun mußtet: an den Kaufmann Galingré?«

»Habe natürlich an ihn gedacht; bin auch dort gewesen. Das verstand sich ja ganz von selbst. Ihr wolltet zu ihm. Da mußte ich mich doch erkundigen, ob Ihr vielleicht schon angekommen wäret.«

»Das war unmöglich. Aber warnen mußtet Ihr ihn, Sir!«

»Habe es auch getan.«

»Was sagte er dazu?«

»Er? Hm, er war gar nicht da.«

»Wo war er denn?«

»Fort, in die Gegend von Pristina, in das sogenannte Amselfeld, um Getreide einzukaufen. Galingré hat sich nämlich durch den Getreidehandel bedeutende Reichtümer erworben. Jetzt hat er das Geschäft verkauft und will in das Innere, nach Uskub, um dort ein neues Geschäft zu gründen, weil die Gegend dort überaus fruchtbar ist und durch die neue Eisenbahn ein Absatzweg eröffnet wird.«

»Von wem habt Ihr das erfahren?«

»Vom Dolmetscher, der es in der Stadt hörte.«

»Nicht bei Galingré selbst?«

»Nein.«

Ich kannte den guten Lord sehr genau und ahnte, daß er hatte pfeffig sein wollen, aber grad auf die allergrößte Dummheit verfallen war. Er liebte es, Abenteuer aufzusuchen, fiel aber diesen Abenteuern fast regelmäßig zum Opfer.

»Habt Ihr den Dolmetscher und die Diener schon in Antivari engagiert?« fragte ich ihn.

»Natürlich! Wir ritten dann nach Skutari. Dahin gab es schlechten Weg, hart gepflastert und von Zeit zu Zeit wieder aufgerissen, um ihn für den Kriegsfall ungangbar zu machen. Dann ging es stundenlang durch Morast, kamen sehr beschmutzt und glücklich in Skutari an, wo ich mich sogleich nach Galingrés Wohnung erkundigte und zu ihm ging.«

»Von wem wurdet Ihr empfangen?«

»Er war verreist, nach Pristina, wie ich bereits sagte. Ich wurde in das Kontor geführt, welches ganz leer war, da er das Geschäft verkauft hatte. Es empfing mich sein Disponent, ein feiner, gewandter, erfahrener und höchst liebenswürdiger Mann.«

»Hörtet Ihr seinen Namen?«

»Allerdings. Er hieß Hamd en Nassr.«

»Ah! Ausgezeichnet!«

»Kennt Ihr ihn vielleicht, Master?«

»Sehr genau sogar.«

»Nicht wahr, ist ein prächtiger Kerl?«

»Sehr prächtig! Er wird sich gefreut haben, Euch kennen zu lernen, zumal wenn Ihr ihm von mir erzählt habt.«

»Sonderbar! Er tat gar nicht so, als ob er Euch kenne!«

»Er wird wohl einen Grund dazu gehabt haben. Natürlich habt Ihr ihm gesagt, was der Zweck Eures Kommens sei?«

»Ja, habe ihm alles erzählt, Eure Erlebnisse in Stambul und Edreneh, die Flucht Barud el Amasats, Manach el Barschas und des Gefängnischließers, und habe ihn schließlich ernstlich vor dem Bruder des ersteren, vor Hamd el Amasat, gewarnt. Habe ihm gesagt, daß dieser Kerl ein Schurke sei, der Master Galingré betrügen wolle, ein Mörder, welcher lange Zeit, aber leider vergeblich, verfolgt worden ist.«

»Ausgezeichnet! Was sagte er dazu?«

»Er bedankte sich wiederholt bei mir durch die herzlichsten Händedrücke und ließ Wein bringen. Hamd el Amasat war durchschaut und bereits fortgejagt worden. Das war klug. Dann erkundigte er sich nach dem Weg, den ich einschlagen wolle, um Euch zu treffen. Ich sagte ihm, daß ich nach Kalkandelen und Uskub gehen werde, auf welcher Route ich Euch sicher begegnen müsse. Er hieß das sehr gut und gab mir die besten Ratschläge.«

»Der brave Kerl!«

»Ja, ist zwar nur ein Türke, aber dennoch durch und durch ein Gentleman. Gab mir sogar einen Empfehlungsbrief mit.«

»So! An wen, mein verehrter Herr?«

»An den bedeutendsten Pferdehändler des Landes, Kara Nirwan in Rugova, durch welchen Ort mich meine Straße führte. Hat diesen Kerl aber doch nicht genau gekannt, denn grad durch diesen Pferdehändler bin ich in die Patsche geraten.«

»War der Empfehlungsbrief ein offener?«

»Nein.«

»Und Ihr habt ihn auch nicht geöffnet und gelesen?«

»Was denkt Ihr von mir, Master! Ein Gentleman, ein Lord von Altengland, und Entheiligung eines Briefgeheimnisses! Oder haltet Ihr mich wirklich für so ordinär?«

»Hm! Ich gestehe Euch offen, daß ich in diesem Fall ganz gewiß sehr ordinär gewesen wäre.«

»Wirklich? Fremde Briefe macht Ihr auf, aber ein fremdes Pferd ist Euch heilig! Sonderbarer Kerl, der Ihr seid!«

»Es ist oft von Vorteil, sonderbar zu sein. So habt Ihr also nur mit diesem Master gesprochen. Hat Galingré keine Familie?«

»Frau und verheiratete Tochter. Der Schwiegersohn wohnt in demselben Hause.«

»So hätte ich an Eurer Stelle mich diesen Personen vorstellen lassen!«

»Wollte es auch, aber der Schwiegersohn war nicht daheim und die Damen befanden sich in Negligé, waren überhaupt so mit Einpacken beschäftigt, daß sie keinen Augenblick übrig hatten, Besuch zu empfangen.«

»Ließen sie Euch das sagen?«

»Nein, der Disponent sagte es.«

»Warum packten sie ein?«

»Weil sie eben nach Uskub ziehen. Galingré hatte ihnen aus Pristina einen Boten gesandt, daß er gar nicht erst wieder heimkommen, sondern gleich von dort aus nach Uskub gehen werde, um sie dort zu erwarten. Sie wollten zwei oder drei Tage nach mir aufbrechen.«

»Wißt Ihr, wer der Bote gewesen ist, den Galingré angeblich gesandt hat?«

»Nein.«

»So! Hm! Hat denn dieser vortreffliche Hamd en Nassr Euch nicht anvertraut, daß er selbst es gewesen ist?«

»Er sagte nichts davon. Übrigens irrt Ihr Euch da. Er selbst kann diese Botschaft nicht gebracht haben, da er als Disponent daheim bleiben mußte.«

»O nein! Er ist mit Galingré geritten und dann wieder umgekehrt, um dessen Familie und – – Vermögen nachzuholen.«

»Wäre dies der Fall, so hätte er es mir gesagt.«

»Er hat Euch noch ganz andere Dinge verschwiegen. Dieser liebenswürdige Herr, den Ihr einen echten Gentleman nennt, ist ein Schurke durch und durch.«

»Master, das könntet Ihr nicht beweisen!«

»Sogar sehr leicht. Er hat, als Ihr fort waret, Euch sicher ganz gewaltig ausgelacht.«

»Das will ich mir verbitten!«

»Ich will Euch sogar sagen, daß er Euch für einen riesigen Dummkopf gehalten hat und heute noch hält.«

Während des Gespräches war der Schinken und die Tatze gebraten worden. Lindsay hatte die Tatze erhalten und sich soeben das erste Stück davon in den Mund geschoben. Bei meinen letzten Worten vergaß er, denselben zu schließen. Er starrte mich eine Weile an, die Tatze in der Linken, das Messer in der Rechten und das Fleischstück in dem offenen Mund. Dann spuckte er das Fleisch aus und fragte:

»Ist das Euer Ernst, Sir?«

Er nannte mich stets Master. Sagte er ja einmal ›Sir‹ zu mir, so war das ein sicheres Zeichen seines Zornes.

»Ja, mein völliger Ernst,« antwortete ich.

Da sprang er auf, warf Messer und Tatze fort, streifte sich die Ärmel auf und rief:

»*Well!* So boxen wir! Steht auf, Sir! Ich werde Euch einen Dummkopf auf den Magen geben, daß Ihr hier aus dem Tal hinaus bis in die Wüste Gobi fliegt! Ich, Lord David Lindsay, ein Dummkopf!«

»Bleibt doch sitzen, Sir!« antwortete ich ruhig. »Nicht ich nenne Euch so, sondern ich habe nur gesagt, daß jener Mensch Euch für einen solchen hält.«

»Woher wißt Ihr es?«

»Ich denke es mir.«

»So! Aber diesen Gedanken werde ich Euch austreiben, Sir! Ob Ihr mich einen Dummkopf nennt oder es mir sagt, daß ein Anderer mich so heißt, das ist ganz und gar gleich. Steht auf! Wer den Mut hat, mich zu beleidigen, der muß auch den Mut haben, sich mit mir zu boxen! Legt Euch nur aus! Ich gebe Euch eins auf den Magen, daß Euch derselbe aus dem losen Munde springen soll!«

»Gut, ich mache mit, Sir! Aber nicht jetzt, sondern nachher, wenn unser Gespräch beendet ist.«

»So lange warte ich nicht!«

»Wenn ich nicht eher mittue, werdet Ihr doch warten müssen. Ihr habt einen Geniestreich begangen, für welchen Ihr eigentlich einen Orden bekommen solltet. Ihr seid nach Skutari geritten, um Galingré vor Hamd el Amasat zu warnen, und habt statt dessen diesen Hamd el Amasat vor uns gewarnt. Ihr seid nach Antivari gedampft, um uns in den etwa drohenden Gefahren beizustehen, und habt doch alles mögliche getan, uns den Feinden in die Hände zu liefern; ja, Ihr selbst seid ihnen bereits mit größter Unbefangenheit schnurstracks in die Falle gelaufen. Natürlich lachen sie Euch aus. Wenn Ihr da denkt, daß sie Euch für ein Wunder der Klugheit halten, so begreife ich Euch durchaus nicht.«

Diese Worte erhöhten seinen Zorn. Er ballte die Fäuste, stellte sich breitspurig vor mich hin und rief:

»Das, das wagt Ihr mir zu sagen, Ihr Master, Ihr Mister, Ihr Sir, Ihr – Ihr – Ihr Mosjeh? Auf und heran! Das Boxen beginnt! Ich gebe Euch eins, daß Ihr wie ein Milchtopf in Scherben auseinander fliegt!«

»Habt nur noch einen Augenblick Geduld, Sir! Habt Ihr denn nicht geahnt, daß derjenige, dem Ihr Eure Warnung mitteiltet, just derselbe war, vor dem Ihr warnen wolltet?«

»Wie? Was? Hätte ich das getan, so wäre ich allerdings noch dümmer als dumm gewesen; ich müßte mich einen Verrückten nennen.«

»Nun, so nennt Euch so! Mir aber nehmt es ja nicht übel, daß ich nur das Wort Dummkopf in anderer Leute Mund gelegt habe. Ist Euch denn nicht der Name aufgefallen, welchen der Disponent führt?«

»Hamd en Nassr? – Nein.«

»Und derjenige, vor welchem Ihr ihn warntet, heißt Hamd el Amasat!«

»Was tut das, wenn sich die Vordernamen gleichen? Millionen Menschen haben gleiche Vornamen.«

»Gut! Wir haben Euch doch früher unser Erlebnis in der Sahara erzählt, von der Ermordung des jungen Galingré und dann des Führers Sadek auf dem Schott. Könnt Ihr Euch noch auf den Namen des Mörders besinnen?«

»Ja, es war eben dieser Hamd el Amasat.«

»Er nannte sich aber damals anders. Besinnt Euch doch einmal!«

»Ich weiß es wohl. Er nannte sich Vater des Sieges, auf arabisch Abu en Nassr.«

»Nun, so vergleicht einmal diese beiden Namen Hamd el Amasat und Abu en Nassr mit dem Namen des Disponenten, welcher Hamd en Nassr heißt!«

Er hielt noch immer beide Fäuste erhoben. Jetzt ließ er sie langsam sinken. Auch seine Unterlippe sank tiefer und immer tiefer herab, und sein Gesicht nahm den Ausdruck einer so rührenden geistigen Bescheidenheit an, daß ich laut auflachen mußte.

»Hamd – en – – Nassr!« stammelte er. »O Himmel! Dieser Name ist aus den zwei Namen des Mörders zusammengesetzt! Sollte – sollte – sollte – –«

Er stockte.

»Jawohl, es ist so, wie Ihr jetzt befürchtet, Sir! Ihr habt den Mörder vor sich selbst gewarnt. Er hat Euch für so – so – ich will sagen, so unschädlich gehalten, daß er Euch sogar einen Empfehlungsbrief in die Hände gab, in welchem an Kara Nirwan die Weisung stand, sich Eurer Person zu bemächtigen. Diesen Brief habt Ihr in rührender Ehrlichkeit an die richtige Adresse geliefert und seid natürlich festgenommen und hierher geschafft worden, um totgeräuchert zu werden, wie eine Finne oder Trichine in der Schlackwurst. Nebenbei aber habt Ihr verraten, daß wir kommen, und also dem Mann, auf welchen wir es abgesehen haben, die Waffe gegen uns in die Hand gegeben. Es ist ein gerade beispielloser guter und kluger Dienst, den Ihr Euch selbst und Euren Freunden geleistet habt. Das wollte ich Euch sagen. Und nun, Sir, kann das Boxen beginnen. Ich bin bereit dazu. Also, *come on!*«

Ich war aufgestanden und streifte nun auch meine Ärmel empor. Aber als ich mich gegen ihn auslegte, wandte er sich langsam ab, ließ sich noch langsamer auf seinen vorigen Platz nieder, senkte den Kopf, kratzte sich mit beiden Händen hinter den Ohren und stieß einen so gewaltigen Seufzer aus, daß

es schien, er habe die ernstliche Absicht, mit demselben das Feuer auszublasen.

»Nun, Sir, ich denke, Ihr wollt mich nach der Wüste Gobi fliegen lassen!«

»Seid still, Master!« bat er in kläglichem Ton. »Ich glaube, ich habe die Gobi im Kopf!«

»Mich wie einen Milchtopf in Scherben schlagen!«

»Ich selbst bin der größte Kleistertopf der Welt!«

»Oder mir den Magen aus dem Mund treiben!«

»Schweigt! Ich habe an meinen eigenen Magen zu denken. Ich habe Lord David Lindsay drin, und aber wie! *Well! Yes!*«

»Es scheint, Ihr bildet Euch auf Euern prachtvollen Gentleman in Skutari nichts mehr ein?«

»O weh! Laßt mich mit diesem Schurken in Ruh! Was muß er von mir denken! Er muß doch glauben, ich habe Schafskäse im Kopf anstatt des Gehirns!«

»Das war vorhin meine Meinung; Ihr wolltet Euch deshalb mit mir boxen. Wollt Ihr etwa jetzt auf diese Genugtuung verzichten?«

»Gern, sehr gern! Vom Boxen kann keine Rede sein, denn Ihr habt nur zu sehr recht gehabt. Ich möchte mich selbst boxen. Seid doch einmal so gut, Master, und gebt mir eine Ohrfeige, aber eine solche, daß man sie in Altengland hören kann!«

»Nein, Sir, das werde ich nicht tun. Wer zur Einsicht seines Fehlers kommt, dem soll man die Strafe erlassen. Und zu Eurer Beruhigung will ich Euch versichern, daß Ihr uns keinen Schaden gemacht habt. Nur Ihr selbst seid von den Folgen Eures Fehlers getroffen worden.«

»Das sagt Ihr nur, um mich zu beruhigen.«

»Nein, es ist die Wahrheit.«

»Das glaube ich nicht. Dieser Hamd el Amasat ist nun auf Euch vorbereitet.«

»Nein; denn er hält uns für tot.«

»Wird ihm nicht einfallen!«

»Doch! Er hat erfahren, daß wir hier getötet werden sollen. Er nimmt an, daß wir, wenn wir ja hier entkommen sollten, dem Schut dann desto sicherer in die Hände laufen. Er ist also

ganz ruhig in Beziehung auf die Gefahr, welche ihm von unserer Seite droht.«

»Woher sollte er das alles wissen?«

»Von dem Schut, bei dem er gewesen ist.«

»Ah! Wißt Ihr denn, daß er dort war?«

»Ja. Und was ich nicht gehört habe, das vermute ich. Man kann doch seine Schlüsse ziehen. Wenn Ihr glaubt, der Kaufmann Galingré befinde sich wirklich in Pristina, so irrt Ihr Euch. Er ist vielleicht gar Euer Gefängnisnachbar gewesen, denn er steckt jetzt im Karaul bei Rugova.«

»Master!«

»Ja, ja! Hamd el Amasat ist nur deshalb bei ihm ins Geschäft getreten, um ihn zu ruinieren. Er hat ihn nach Pristina begleitet und ihn dem Schut in die Hände geliefert. Dort haben sie ihm sein Geld abgenommen. Da er Getreideeinkäufe machen wollte, so nehme ich an, daß er eine nicht geringe Summe bei sich trug. Hamd el Amasat hat ihm ferner, wie ich vermute, den Verkauf des Geschäftes und die Gründung eines neuen eingeredet. Dadurch ist das Vermögen Galingrés flüssig gemacht worden. Da er nicht selbst in Skutari ist, so gelangt es in die Hände seiner Frau oder seines Schwiegersohnes. Um es zu erlangen, muß Hamd el Amasat sich dieser Personen versichern, und zwar so, daß niemand es erfährt. Darum hat er ihnen der Wahrheit zuwider die Botschaft gebracht, Galingré sei direkt nach Uskub gereist, und sie sollten schnell dorthin nachkommen. Sie packen nun und werden reisen, aber nicht nach Uskub, sondern nur nach Rugova, wo sie verschwinden werden mit allem, was sie bei sich führen. Dieser Plan ist bereits vor längerer Zeit gefaßt und mit raffinierter Schlaueit ausgeführt worden. Hamd el Amasat hat seinen Bruder Barud aufgefordert, zu ihm zu kommen und in Rugova, im Karanirwan-Khan, mit ihm zusammenzutreffen. Dieser Zettel fiel in meine Hände und diente mir als Wegweiser. Die beiden Brüder beabsichtigen wohl, mit dem geraubten Geld irgendwo ein Geschäft anzufangen oder von dem Geld zu leben. Ein Teil des Raubes wird oder soll auf den Schut fallen. Man hat Galingré nicht ermordet, sondern man läßt ihn noch leben, um mit

Hilfe seiner Unterschrift etwaige noch nicht eingegangene Außenstände später eintreiben zu können. So setze ich mir die ganze Geschichte zusammen, und ich glaube nicht, daß ich dabei viel irre gehen werde.«

Lindsay schwieg. Sein Fehler drückte ihn so sehr, daß er zunächst an nichts anderes denken mochte. Ich hielt die Bärenstatze über das Feuer, um sie wieder warm zu machen, und reichte sie ihm dann mit den Worten hin:

»Laßt das Geschehene jetzt ruhen und beschäftigt Euch lieber mit dieser Delikatesse. Das wird Euch dienlicher sein.«

»Glaube es schon, Master! Aber für solche Dummheiten mit einer gebratenen Bärenstatze belohnt zu werden, das muß ich allzuviel Nachsicht nennen. Ich will sie dennoch nehmen; aber ich werde meinen Streich quitt machen. Wehe diesem Disponenten, wenn ich ihn zwischen meine Hände bekomme!«

»Ihr werdet keine Gelegenheit finden, es ihm heimzuzahlen. Der Führer Sadek, welchen er erschoss, war der Vater unsers Omar. Hamd el Amasat ist also Omars Blutrache verfallen. Wir können nichts anderes tun, als der Sache einen möglichst humanen Abschluß geben. Eßt also jetzt, Sir! Wie es Euch in Rugova ergangen ist, könnt Ihr mir später sagen.«

»Das könnt Ihr sogleich erfahren. Mein Bekenntnis wird mir das Salz zum Braten sein.«

Er schob eine tüchtige Schnitte zwischen die Zähne, kaute, daß die Nase auf und nieder stieg, und berichtete:

»Wir quartierten uns, als wir Rugova erreichten, natürlich im Khan des Kara Nirwan ein. Der Wirt war selbst daheim, und ich gab den Empfehlungsbrief ab. Er las ihn bedächtig durch, steckte ihn ein und reichte mir auf das herzlichste die Hand, wobei er mir mit Hilfe des Dolmetschers versicherte, daß ich ihm bestens empfohlen sei und auf ihn rechnen könne; ich sei sein Gast, so lange es mir beliebe, und solle ja nicht etwa daran denken, etwas bezahlen zu müssen.«

»Wie ich Euch kenne, ließt Ihr nun grad Euer Geld sehen?«

»Natürlich! Dieser Mann sollte bemerken, daß ein Lord

Altenglands bezahlen und dann, wenn man keine Bezahlung annehmen will, reichlich belohnen kann.«

»Ich hörte davon, als ich hier ein Gespräch des Köhlers mit dem Alim belauschte. Letzterer erzählte, daß Ihr sehr reich sein müßtet. Es ist stets unvorsichtig, in der Fremde – und zumal hier bei diesen unzählbaren Leuten – reichliche Geldmittel sehen zu lassen.«

»Sollte man etwa denken, daß ich ein Lump sei, der sich nur deshalb um Empfehlungsbriefe bemüht, weil er umsonst essen und trinken will?«

»Das ist Eure Ansicht, Sir. Ich aber sage Euch, daß wir während unseres Rittes fast nie bezahlen durften und doch nicht für Lumpen gehalten worden sind.«

»So weiß ich wirklich nicht, auf welche Weise Ihr das anfangt. Ich kann kommen, wohin ich will, so ist Geld stets das erste, was man bei mir sehen will. Und je mehr ich bezahle, desto dringender fährt man fort, Geld zu verlangen. Kurz und gut, ich gab sofort jedem Bediensteten des Karanirwan-Khanes ein tüchtiges Bakschisch, wofür sie mir alle die höchste Dankbarkeit zollten.«

»Ja, eine Dankbarkeit, welche endlich darin gipfelte, daß man Euch alles nahm, sogar die Freiheit. Auf welche Weise wurdet Ihr denn in die Falle gelockt?«

»Durch den Dolmetscher, dem ich unterwegs von meinen Reisen erzählt hatte. Unter anderem hatte ich ihm auch gesagt, daß ich gern vergrabene Altertümer zutage fördere, geflügelte Stiere und so weiter, aber nie ein richtiges Glück dabei gehabt hätte. Das hatte er dem Wirt wieder gesagt, und dieser ließ mich fragen, ob ich vielleicht in diese Gegend gekommen sei, um auch solche Ausgrabungen vorzunehmen. Auf meine Erkundigung teilte er mir mit, daß er allerdings einen Ort kenne, an welchem etwas sehr Wertvolles zu finden sei, doch habe die Regierung verboten, Nachforschungen zu halten.«

»Ah so! Dieses Verbot mußte er ersinnen, um Euch des Nachts fortlocken zu können.«

»So ist es. Er deutete heimlich auf den Dolmetscher und machte dabei eine Gebärde, aus welcher ich entnahm, daß

auch dieser nichts erfahren dürfe. Da kam ich auf den Gedanken, dem Wirt das Wörterbuch zu geben, welches ich in Stambul gekauft hatte, ohne es brauchen zu können. Er nahm es und ging fort, jedenfalls, um darin zu studieren.«

»Das habt Ihr sehr brav gemacht. Er konnte nicht ohne Hilfe des Dolmetschers mit Euch sprechen. Dieser hätte jedenfalls Euch gewarnt. Durch das Buch gabt Ihr dem Schut das beste Mittel in die Hand, Euch, ohne daß der Dolmetscher Mißtrauen fassen konnte, in das Netz zu locken. Sagt ja nicht, daß der Dragoman die Schuld trage. Ihr habt Euch selbst alles zuzuschreiben. Fand sich denn der Schut in das Buch?«

»Sehr leicht; er konnte ja die türkische Schrift lesen. In einem unbewachten Augenblicke des nächsten Tages winkte er mir, ihm in eine abgelegene Stube zu folgen, in welcher wir allein waren. Das Buch lag auf dem Tisch. Er hatte sich Wörter angezeichnet, las sie mir türkisch vor und deutete dann auf die daneben stehende englische Übersetzung. Am meisten wiederholten sich dabei die Worte Kanad aslani und Maden.«

»Also ein geflügelter Löwe in einem Bergwerk?«

»Ja, das war es, wie ich nach und nach verstand. Er zeigte mir durch die Wörter, welche er ausgesucht hatte, an, daß er mich des Nachts über den Fluß in einem Kahn nach einem Bergwerk führen werde, in welchem ein geflügelter Löwe zu finden sei.«

»Und diesen Unsinn habt Ihr geglaubt?«

»Warum nicht? Gibt es am Tigris geflügelte Stiere, so kann es auch hier am Drin geflügelte Löwen geben.«

»So seid Ihr freilich in der Geschichte besser bewandert als ich, der ich so etwas nicht für möglich halte.«

»Ob möglich oder nicht, ich glaubte es. Er nickte mir fragend zu, und ich nickte ihm antwortend. Die Sache war abgemacht, und als Alle schliefen, holte er mich ab und führte mich zu dem Dorf an das Ufer des Flusses. Dort war ein Kahn und wir stiegen ein. Er ruderte stromaufwärts, bis wir eine Felswand erreichten, in welcher es ein Loch gab, von herabhängenden Pflanzen dicht überdeckt. Dahinein ging es. Der Kahn wurde angebunden, und dann brannte der Schut eine Fackel

an, welche er mitgenommen hatte. Wir stiegen aus und befanden uns in einem Gang, welcher ein Stollen zu sein schien, auf dessen Boden Bretter gelegt waren. Er winkte mir, ihm zu folgen, und schritt mit der Fackel voran. Der Stollen stieg stetig bergan, bis wir in eine große, runde Kammer kamen, in deren Wand ich mehrere niedrige Türen bemerkte. Auch sah ich einen eisernen Ring in der Mauer, in welchen der Schut die Fackel steckte. Dann klatschte er in die Hand. Es öffnete sich eine der Türen, und es trat einer der Knechte hervor, welchen ich am Tag ein Bakschisch gegeben hatte. Er trug einen Hammer in der Hand. Der Schut öffnete eine zweite Türe und deutete hinein. Als ich mich bückte, um da hinein zu sehen, versetzte mir der Knecht mit dem Hammer einen Schlag auf den Kopf, daß ich niederbrach.«

»Aber, Sir, hattet Ihr denn gar kein Mißtrauen gefaßt?«

»Nein. Seht Euch nur diesen Kara Nirwan an und sagt mir dann, ob es Euch möglich sei, ihn für einen solchen Halunken zu halten! Er hat ein so ehrliches Gesicht, daß man ihm sofort das größte Vertrauen schenken muß. Ich habe erst hier erfahren, daß er der Schut ist.«

»Nun, hoffentlich bekomme ich ihn auch zu sehen und da werde ich mir seine Physiognomie genau betrachten. Weiter!«

»Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich allein. Die Hände hatte ich frei; die Füße steckten in eisernen Ringen, welche in den Boden eingelassen waren. Unter mir, rechts, links und hinter mir hatte ich Fels. Die Decke konnte ich mit dem Arm nicht erreichen, da es mir nicht möglich war, aufzustehen. Ich konnte nur sitzen oder liegen – ich war gefangen!«

»Eine sehr energische, aber nicht ganz unverdiente Bestrafung Eurer Unvorsichtigkeit! Wie war Euch denn zumute? Was dachtet Ihr?«

»Das könnt Ihr Euch doch denken. Ich habe geflucht und gebetet; ich habe stundenlang gerufen und gebrüllt, ohne daß jemand auf mich hörte. Ich fand, daß ich vollständig ausgeraubt sei. Nicht einmal die Uhr hatte man mir gelassen, und auch der Hut war weg.«

»Nun, über den hohen, grauen Zylinderhut werdet Ihr Euch leicht trösten, obgleich Ihr den Ritt hierher nun ohne Kopfbedeckung gemacht habt. Und was die Uhr betrifft, so werdet Ihr doch nicht erwarten, daß ein Räuber Euch ein so kostbares, mit Brillanten besetztes Prachtstück lassen wird, nur daß Ihr in einer durchaus finstern Zelle nach der Zeit sehen könnt.«

»Ich hätte sie repetieren lassen. Nun aber wußte ich nicht, wie lange ich ohne Besinnung gelegen hatte. Welche Zeit ich nun wartete, bis jemand erschien, das kann ich nicht bestimmen. Endlich wurde die Türe geöffnet. Draußen stand der Schut. Er hatte ein Licht, Tinte, Papier, Feder, mein Buch und einen Zettel. Dies alles setzte und legte er vor mich hin. Mit zwei Pistolen hielt er mich im Schach, daß ich mich nicht an ihm vergreifen würde, da ich ja die Hände frei hatte. Mit Hilfe der Auszüge, welche er aus meinem Buch auf den Zettel gemacht hatte, erfuhr ich, daß ich sterben müsse, wenn ich ihm nicht eine Anweisung auf zwei und ein halbes Hunderttausend Piaster gebe. Diese Anweisung sollte ich auf das Papier schreiben. Er zog dabei den mir abgenommenen Siegelring aus der Tasche und ein Stück Petschierlack dazu.«

»Das sind fast sechzehntausend Taler. Das Geschäft dieses Mannes wäre ein ganz ausgezeichnetes, wenn er öfters solche Vögel finge und auch wirklich Geld erhielte. Ihr habt Euch aber geweigert, darauf einzugehen?«

»Wie sich das ganz von selbst versteht. Er kam noch einige Male, aber mit demselben Mißerfolg. Er brüllte mich türkisch oder armenisch, meinerwegen auch persisch an, und ich antwortete englisch. Wir verstanden die Worte nicht, aber wir wußten sehr wohl, was sie zu bedeuten hatten. Endlich kam er noch einmal und brachte den erwähnten Knecht wieder mit. Die Hände wurden mir gebunden und die Füße aus den Klammern befreit. Man fesselte sie mir wieder zusammen; dann bekam ich ein Tuch um die Augen und wurde fortgeschleppt.«

»Wohin? Wieder durch den Stollen?«

»Nein. Es ging durch mehrere Kammern und Gänge, wie ich an dem Schall ihrer Schritte erkannte. Ich selbst konnte nicht gehen – ich wurde getragen. Dann legte man mich nieder. Ich

ward an einen Strick gebunden und eine ganze Zeitlang, welche mir wie eine Ewigkeit erschien, emporgezogen.«

»Ah! So gibt es also doch einen Schacht! Wenn Ihr nur die Mündung desselben gesehen hättet!«

»Wartet nur! Oben, als ich frische Luft spürte, wurde ich niedergelegt. Menschen sprachen leise miteinander, und ich hörte das Schnauben von Pferden. Dann wurden mir die Fußfesseln gelöst. Man hob mich in einen Sattel und band mir die Füße mit einem Strick zusammen, welcher unter dem Leib des Pferdes hinlief. Dabei war das Tuch ein wenig emporgerutscht, und ich konnte sehen, wenn auch nicht viel. Ich sah Häusertrümmer und einen starken, runden Turm, welcher wohl der Karaul gewesen sein mag. Sonst gab es rundum Wald.«

»Also mündet der Schacht bei den Trümmern in der Nähe des Turmes, wie ich's mir dachte.«

»So ist es. Ich wurde fortgeschafft, wohin und in welcher Gesellschaft, das wißt Ihr ja.«

»Behieltet Ihr das Tuch noch lange um die Augen?«

»Erst kurz vor unserer Ankunft hier wurde es mir abgenommen, da es indessen dunkel geworden war und ich doch nichts sehen konnte. Das übrige brauche ich nicht zu erzählen.«

»Und wie war es denn mit Ihnen?« fragte ich den Drago-man. »Das Verschwinden des Lords muß Euch doch aufgefallen sein.«

»O nein,« antwortete er. »Ich sah ihn zwar nicht, als ich erwachte; aber als ich nach ihm fragte, sagte man mir, er sei in der Richtung des Dorfes fortgegangen, langsam und gemächlich, als ob er spazieren wolle. Das war nichts Außergewöhnliches. Ich konnte dem Lord doch nicht verbieten, sich ohne meine Begleitung das Dorf und den Fluß zu betrachten. Dann kam der Alim geritten; es war noch früh am Morgen. Er sagte mir, daß er den Lord gesehen habe und mich an die betreffende Stelle führen könne – «

»Sagte er das sofort, als er kam?«

»Nein. Er hatte erst mit dem Wirt gesprochen.«

»Dachte es mir! Dieser hatte ihn instruiert, wie er es anfangen solle, auch Sie festzunehmen. Der Alim machte nämlich

am Abend vorher hier aus, wie er Sie mitbringen wolle, da der Köhler ja nicht mit dem Lord sprechen könne. Gingen Sie mit ihm?»

»Ja. Er zeigte mir die Stelle, an welcher er den Lord gesehen hatte, aber dieser war nicht da. Also suchten wir ihn.«

»Sehr schlau! Es wurden indessen die Männer bestellt, welche sich Eurer bemächtigen sollten.«

»So ist es. Der Alim führte mich endlich zum Karaul, wo ich die Pferdeknechte des Wirts fand. Dort wurde mir gesagt, der Engländer müsse eine kleine Reise antreten, und ich solle ihn begleiten. Eine Weigerung werde mein Tod sein. Ich wurde festgenommen, auf das Pferd gebunden und erhielt auch ein Tuch, so wie der Lord. Einer Schuld an diesem Vorfall kann mich niemand zeihen.«

»Das wird keinem Menschen im Ernst einfallen. Sie hätten hier ganz unschuldig das Leben lassen müssen. Sie können nun viel dazu beitragen, daß diese Leute ihre Strafe erleiden. Hoffentlich bewachen Sie dieselben sorgfältig!»

»Das versteht sich ganz von selbst; aber ich hoffe, daß Sie mich nicht zu lange warten lassen. Man weiß nicht, was geschehen kann.«

»Ich werde mich beeilen. Wäre ich in Kolutschin bekannt, durch welches wir kommen, so würde ich Ihnen von dorthier einige zuverlässige Männer senden, damit Sie Gesellschaft hätten. Aber ich kenne dort keinen Menschen und müßte gewärtig sein, Ihnen solche Leute zu schicken, welche Freunde des Köhlers sind.«

»Was das betrifft, so bin ich imstande, Ihnen einen zu nennen, an welchen Sie sich wenden können, oder sogar zwei. Ein Nachbar von mir in Antivari hat eine Frau, welche aus Kolutschin gebürtig ist. Sie hat zwei Brüder in der Heimat, von denen der eine sie oft besucht. Ich kenne ihn sehr genau und kann, wenn Sie es verlangen, darauf schwören, daß er ein treuer und sicherer Mann ist, der mir sehr gern den Gefallen tun wird, hierher zu kommen. Er kann seinen Bruder und vielleicht noch einen Bekannten mitbringen.«

»Wer ist dieser Mann?»

»Er ist ein Taschdschy {Steinbrucharbeiter, Steinbrecher}, ein kräftiger Bursche, welcher sich vor drei Andern nicht fürchtet, und heißt Dulak. Wollen Sie nach ihm fragen?«

»Ja, ich sende ihn her, nämlich wenn er auf diesen Wunsch eingeht. Findet er noch jemand, der ihn begleiten will, so können wir ihnen, wenn sie keine Pferde haben, um schnell herbeizukommen, diejenigen geben, welche wir von hier mitnehmen. Und nun glaube ich, wir haben genug gesprochen. Wir wollen schlafen; wir wissen nicht, was die nächste Nacht bringt. Wir wollen losen, wie die Reihe der Wache läuft. Beim Morgengrauen brechen wir auf, um womöglich schon am Mittag in Rugova zu sein.«

»Herr,« sagte der Dolmetscher, »es soll keiner wachen, als nur ich. Sie und Ihre Begleiter müssen sich morgen anstrengen, während ich hier ruhen kann. Auch sind es nur wenige Stunden von jetzt bis zur Morgenröte. Diese Bitte müssen Sie erfüllen.«

Ich wollte nicht; da er aber darauf bestand, so tat ich ihm den Willen. Ich war ja überzeugt, daß er ein treuer Mann sei, welcher während unseres Schlafes nichts Unrechtes vornehmen werde.

Dennoch war es mir nicht möglich, ruhig zu schlafen. Der Gedanke an so viele eingesperrte Schurken, welche vielleicht doch die Mittel fänden, sich zu befreien, beunruhigte mich. Als der Morgen anbrach, war ich zuerst auf den Beinen. Ich ging nach dem Stall zu den vier Pferden. Da hingen die Sättel und Decken. Zwei Decken trugen in einer Ecke die beiden Buchstaben *St.* und *W.* Das sollte jedenfalls Stojko Wites heißen. Zwei Pferde, darunter der Goldfuchs, und zwei Sättel gehörten ihm. Er sollte sie wieder bekommen.

Nun weckte ich die Genossen und kroch dann in die Höhle, um mich zu überzeugen, daß die Gefangenen sicher verwahrt seien. Ich ließ ihnen Wasser bringen, damit sie trinken konnten. Essen bekamen sie nicht, obgleich ich in der Stube des Köhlers Mehl und anderes Eßbare gesehen hatte, aber in welchem Zustand!

Anfangs hatten wir die im Meiler gefundenen Waffen, wel-

che nicht verteilt worden waren, verbrennen wollen; wir ließen sie jedoch unbeschädigt. Der Dolmetscher konnte sie an sich nehmen und damit tun, was ihm beliebte. Er sagte, daß er die Stücke, welche er nicht gebrauchen könne, den Leuten geben wolle, welche wir ihm aus Kolutschin schicken würden. Wir empfahlen ihm noch einmal, den Eingang der Höhle gut zu verwahren, und verabschiedeten uns von ihm, hoffend, ihn bald wiederzusehen. Im Gegenfall versprach ihm der Lord, die versprochene Bezahlung in seine Behausung zu Antivari abzuliefern. Die Sonne war noch tief unter dem östlichen Horizont, als wir das verhängnisvolle Tal verließen.

Fünftes Kapitel *Ein Überfall*

Noch niemals hatte der Hadschi mit solcher Eleganz im Sattel gesessen, wie an diesem Morgen. Um nämlich den schönen Kettenpanzer nicht als hinderliches Gepäck mitnehmen zu müssen, hatte er ihn angelegt, den Damaszener umgeschnallt und den Dolch in den Gürtel gesteckt. Mit dieser Rüstung Stojkos ausgestattet, dünkte sich der kleine Kerl etwas anderes und natürlich viel Besseres als gewöhnlich zu sein.

Damit man den Panzer ja nicht übersehen könne, hatte er seinen Kaftan nicht angezogen, sondern mit Hilfe einer Schnur über die Achseln gehängt, so daß derselbe wie ein Mantel ihn umfloß und bei schnellem Ritt wie eine Flagge nachwehte. An seinen Turban hatte er ein rot und gelb gestreiftes seidenes Tuch befestigt, welches ein Andenken an Konstantinopel war; auch dieses flatterte kokett nach hinten. Der sehr blank geriebene Panzer glänzte und funkelte in den Strahlen der Sonne, die sich erhob, als wir, die Gabelung der Wagenspuren hinter uns, über die Höhe ritten, welche hier die Wasserscheide zwischen Drin und Treska bildete und sich in mächtigen Felsenstufen zum Tale des erstgenannten Flusses niedersenkte.

Die öftere Erwähnung von steilen Felswänden, von Schluchten und Rissen darf nicht verwundern. Die Gebirge der Bal-

kanhalbinsel – besonders die westlich gelegenen und vor allen Dingen der Schar Dagħ – sind meist von gewaltigen, tief zerklüfteten Felsenmassen gebildet. Senkrechte Wände von mehreren hundert, ja über tausend Fuß Höhe sind da gar keine Seltenheit. Zwischen diesen eng beieinander stehenden Mauern tritt das Gefühl äußerster Hilflosigkeit an den Fremden heran. Es ist, als ob die schweren Massen über ihm zusammenbrechen wollten. Es kommt der Gedanke, wieder umzukehren, um dem Verderben zu entgehen, und unwillkürlich treibt man die Pferde zu größerer Schnelligkeit an, um dem niederdrückenden Bewußtsein menschlicher Ohnmächtigkeit zu entgehen und die Gefahr hinter sich zu legen.

Bei diesem abwehrenden Aufbau des Hochlandes ist es sehr erklärlich, daß die Bewohner desselben den fremden Eroberern gegenüber stets mehr oder weniger ihre Unabhängigkeit bewahrten. Diese finsternen, drohenden, kalten Schluchten und Gründe sind natürlich von großem Einfluß auf den Charakter und die physische Beschaffenheit der Bevölkerung gewesen. Der Skipetar ist gegen Fremde ebenso ernst, abgeschlossen und feindselig wie sein Land. Seine sehnige, kraftvoll elastische Gestalt, sein ernstes Gesicht mit den granitnen, unerbittlichen Zügen, sein kalt blickendes und abweisend drohendes Auge stimmt ganz mit der Beschaffenheit der von ihm bewohnten Berge überein. Sein Inneres zeigt wenig helle, freundliche Punkte; es ist von tiefen Spalten und Rissen durchzogen, in deren Gründen die Wasser des Hasses, der Rache und des unversöhnlichen Zornes schäumen. Selbst untereinander sind diese Leute argwöhnisch und mißtrauisch. Die Stämme schließen sich voneinander ab, die einzelnen Familien und Personen ebenso. Doch dem Eindringling gegenüber scharen sie sich zusammen, wie ihre aneinander stehenden Felsen, welche dem Reisenden nur an seltenen Stellen einen schmalen, mühsamen Durchgang gewähren.

Diese Betrachtungen drängten sich mir auf, als wir dem uns führenden Wagengeleise durch schmale Klüfte und mit Felstrümmern bedeckte Brüche, über scharfe Grate und abschüssige, vom Regen glatt gewaschene Steilungen folgten. Ich

konnte nicht begreifen, wie Junak, der Kohlenhändler, hier auf diesem Weg sein armseliges Fuhrwerk hatte fortbringen können. Das Pferd mußte wahre Wunder verrichtet haben. Jedenfalls war der Ruß- und Holzkohlenhandel nicht die eigentliche Veranlassung gewesen, solche mühsame und gefährliche Fahren zu unternehmen. Ich hatte vielmehr die Überzeugung, daß sie den Zweck verfolgten, heimlich den verbrecherischen Absichten des Schut und des Köhlers zu dienen.

Nachdem wir die Massen des eigentlichen Gebirgsstockes überwunden hatten, wurde der Weg besser. Wir ritten über die Vorberge hinab und sahen bereits von einigen Punkten die Wasser des schwarzen Drin heraufschimmern. Der harte Felsengrund machte weichem Boden Platz. Der finstere Wald trat zurück, um lichterem Forst zu weichen, welcher nach und nach in freundliches Buschwerk überging, durch dessen Fülle sich grüne, wiesenartige Streifen zogen, bis wir endlich an den Fluß gelangten.

Hier war die Furt, von welcher der Alim gesprochen hatte. Die Wagenspuren führten an dieser Stelle in das Wasser und drüben wieder heraus.

Der zurückgelegte Weg war uns durch die mitgenommenen Pferde doppelt beschwerlich gewesen. Jetzt hatten wir große Mühe, sie über den Fluß zu bringen. Wir mußten sie einzeln hinüberreiten. Erfreulicherweise bot von da an der Weg keine Schwierigkeiten mehr. Es ging über eine grasige Ebene und dann sanft bergan, bis wir angebaute Felder erreichten und dann Kolutschin am Fuß des dort beginnenden Bergzuges liegen sahen. Von Gurasenda und Ibali kam linker Hand die Straße herab, an welcher das Dorf lag. Aber diese sogenannte Straße verdiente diesen Namen ebensowenig wie eine Spinne den Namen eines Kolibri oder ein Krokodil denjenigen eines Paradiesvogels verdient.

Den ersten Menschen, welcher uns begegnete, fragten wir nach Dulak, dem Steinbrecher. Der Mann war der Bruder desselben. Er führte uns freundlich nach der Wohnung des Genannten, welcher zu Hause war.

Die Brüder waren starke Männer von halbwildem Aussehen,

aber von Zutrauen erweckenden Gesichtszügen. Ihre Wohnungen lagen am diesseitigen Ende des Dorfes. Daher kam es, daß uns noch kein anderer Bewohner desselben gesehen hatte und wir also nicht, wie sonst gewöhnlich, angegaßt und belästigt wurden.

Ich schickte die Gefährten mit den Pferden hinter das Haus und trat allein mit den Brüdern hinein, um ihnen mein Anliegen vorzutragen. Es lag mir daran, von möglichst wenig Leuten beobachtet zu werden, damit man nicht erfuhr, daß wir jemand nach der Höhle schickten.

Als ich sagte, was mein Begehren sei, und ihnen den Dolmetscher nannte, zeigten sie sich sofort bereit, auf meinen Wunsch einzugehen, warnten mich aber, mich mit irgend einem Andern einzulassen.

»Du mußt nämlich wissen, Herr,« sagte Dulak, »daß du dich sonst auf niemand verlassen kannst. Der reiche Kara Nirwan hat es verstanden, sich überall beliebt zu machen. Kein Mensch wird glauben, daß er der Schut sei, und sobald man bemerken würde, daß ihm von dir eine Feindseligkeit drohe, würde man ihn vor euch warnen. Wir selbst wollen dir aufrichtig sagen, daß wir nur schwer deine Erzählung für Wahrheit halten können. Aber du hast das Aussehen eines ernsten und ehrlichen Mannes, und da dich mein Freund, der Dragoman, an mich gewiesen hat, so wollen wir tun, was du verlangst. Aber wir dürfen das nicht weiter wissen lassen. Darum werden wir jetzt, da wir noch unbeachtet sind, sofort aufbrechen, und auch du magst nicht länger hier verweilen, als nötig ist.«

»Habt ihr Pferde?«

»Nein. Wenn ich einmal eines Pferdes bedarf, um meine Schwester in Antivari zu besuchen, so bekomme ich leicht eines geliehen. Warum fragst du? Sollen wir etwa reiten?«

»Ja, damit ihr möglichst bald bei dem Dolmetscher eintrefft. Ihr kennt doch den Weg nach dem Tal, welches der Köhler bewohnt?«

»Sehr genau.«

»So will ich euch Pferde geben, welche ihr dann vielleicht für immer behalten könnt.«

Ich erzählte ihnen, auf welche Weise wir zu den Tieren gekommen waren, und fragte sie dann, ob ihnen die Aladschy bekannt seien und ob sie dieselben vielleicht gesehen hätten.

»Wir kennen sie,« antwortete der Steinbrecher, »denn sie haben sich zu verschiedenen Malen in dieser Gegend umhergetrieben. Sie sind gefürchtet, wagen es aber doch nicht mehr, im Dorf einzukehren. Wenn ich richtig vermute, so befinden sie sich wieder hier, und zwar in Gesellschaft Anderer. Das möchte ich vermuten nach dem, was ich gestern gesehen habe.«

»Darf ich es vielleicht erfahren?«

»Ich habe keinen Grund, es dir zu verschweigen. Der Steinbruch, in welchem ich beschäftigt bin, liegt seitwärts der nach Rugova führenden Straße, links im Wald. Um ihn zu erreichen, muß ich durch das Dorf und noch eine halbe Stunde über dasselbe hinaus. Dann geht mein Weg von der Straße ab und in den Forst hinein. An der Stelle, wo das geschieht, bildet der Berg eine kleine, halbkreisförmige Bucht, die mit dichtem Gebüsch bewachsen ist und an deren Öffnung die Straße vorbeiführt. Durch diese Bucht muß ich gehen, um nach dem Ort meiner Arbeit und des Abends von da wieder zurückzukommen. Gestern abend nun hörte ich, als ich die Bucht erreichte, zur Seite meines Weges Stimmen im Gebüsch. Ich trat hinein und sah acht oder neun Pferde stehen, bei denen ebenso viele Männer saßen. Ich konnte die Gesichter derselben nicht erkennen; aber es war doch noch hell genug, zu bemerken, daß sich bei den Pferden zwei Schecken befanden. Da es bekannt ist, daß die Aladschy Schecken reiten, kam ich sogleich auf den Gedanken, daß diese beiden Männer hier anwesend seien.«

»Wurdest du von den Leuten gesehen?«

»Nein, ich wick sogleich zurück. Ich kam aus der Bucht heraus und wendete mich nun auf der Straße nach rechts, dem Dorfe zu. Da, wo der Wald zu Ende geht und man beinahe die ersten Häuser sieht, saß wieder ein Mann im Gras. Sein Pferd weidete in seiner Nähe. Er saß so, daß er nach dem Dorf blickte. Es hatte den Anschein, als ob er von dort her jemand erwartete.«

»Sprachst du mit ihm?«

»Nein. Ich werde mich hüten, mich um die Angelegenheit dieser Leute zu bekümmern.«

Ich war überzeugt, daß die Aladschy uns in der Bucht überfallen wollten. Sie mußten ja annehmen, daß wir da vorüberkommen würden. Der einzelne Reiter war ein vorgeschobener Posten, welcher unsere Ankunft melden sollte. Es kam also darauf an, das Terrain kennen zu lernen. Darum erkundigte ich mich:

»Kann man nicht auf einem andern Weg von hier nach Rugova kommen?«

»Nein, Herr, es gibt keinen zweiten.«

»Aber kann man nicht vielleicht einen Umweg nach dem Ort machen?«

»Auch das geht nicht, und die Bucht ist gar nicht zu vermeiden.«

»Kann man denn nicht nach rechts, nach dem Fluß abweichen?«

»Leider nicht. Rechts von der Strecke hast du von hier aus zunächst einige Felder, dann Wiese, und sodann gibt es zwischen Straße und Fluß nur tiefen Sumpf. Wo der Sumpf aufhört, beginnen hohe, steile Felsen. Die Straße führt wohl über eine Stunde lang zwischen unbesteigbarem Gestein hin, bis du fast die Nähe von Rugova erreicht hast. Zwar gibt es hier oder da, zur rechten oder linken Hand, einen Einschnitt, aber wenn du ihm folgest, so bist du schon nach kurzer Zeit gezwungen, umzukehren, weil du nicht weiter kannst.«

»Also zur Linken liegt die Bucht. Wie ist die ihr gegenüberliegende Stelle rechts der Straße beschaffen?«

»Da ist noch Sumpf. Laß dir's ja nicht einfallen, da hinein zu reiten! Du wärest verloren. Dann aber beginnt gleich das Gestein.«

»Dann ist freilich das Terrain für uns im höchsten Grad gefährlich; aber wir müssen durch.«

»Vielleicht gelingt es euch durch außerordentliche Schnelligkeit; aber Steine und Kugeln wird es genug geben.«

Nach dieser Erkundigung übergab ich ihm und seinem Bru-

der die Pferde. Ich behielt nur den Goldfuchs und das zweitbeste der mitgebrachten Tiere für Stojko zurück. Halef mußte den Brüdern aus seiner Almosenkasse ein Geschenk geben, über welches sie sich sehr erfreut zeigten. Dann verabschiedeten wir uns.

Durch das Dorf ritten wir im Galopp, draußen aber hielten wir an. Ich teilte den Gefährten mit, was der Steinbrecher zu mir gesagt hatte, tauschte meinen Rih gegen Halefs Pferd um, und bat sie, noch einige Minuten zu warten und dann langsam nachzukommen. Dann ritt ich so schnell fort, daß ich den Posten erreichen mußte, bevor derselbe die mir folgenden Reiter sehen konnte. Schon von weitem erblickte ich den Posten, aber er bestand aus zwei Männern, welche hart an der Waldecke im Gras lagen. Ihre Pferde standen neben ihnen.

Sie sahen mich kommen und teilten sich wahrscheinlich ihre Bemerkungen über mich mit. Ihre Kleidung war lumpig; Kühnheit und Hinterlist aber leuchteten aus ihren Augen.

Ich grüßte, stieg ab und schritt langsam zu ihnen hin. Sie erhoben sich und musterten mich mit scharfen Blicken. Daß ich nicht im Sattel blieb, war ihnen sehr ärgerlich. Das sah ich ihnen an.

»Was willst du hier? Warum reitest du nicht weiter?« fuhr mich der Eine an.

»Weil ich mich bei euch nach dem Wege erkundigen will,« lautete meine Antwort.

»Dabei könntest du sitzen bleiben. Wir haben keine Zeit, uns mit dir abzugeben.«

»Ich sehe doch nicht, daß ihr mit einer Arbeit beschäftigt seid?«

»Das geht dich nichts an! Frage, und wir werden antworten; dann aber trolle dich von dannen!«

Sie hatten ihre Gewehre liegen lassen. Die Messer und Pistolen trugen sie griffgerecht in den Gürteln. Ich mußte so schnell verfahren, daß sie keine Zeit fanden, zu den Waffen zu greifen. Da ich, um nicht ihr Mißtrauen zu erregen, meine Gewehre am Sattelknopf hatte hängen lassen, so kam es darauf an, eines der ihrigen zu erwischen, weil ich sie mit dem Kolben nieder-

schlagen wollte. Ich gab mir eine recht harmlose Miene und sagte:

»Ihr scheint bei so übler Laune zu sein, daß ich freilich am liebsten sogleich davonreiten möchte; aber da ich den Weg nicht kenne, so bin ich gezwungen, euch um Auskunft zu bitten.«

»Hast du denn nicht im Dorf gefragt?«

»Ja, aber das, was ich dort erfuhr, befriedigt mich nicht.«

»So hast du wohl den Dialekt dieser Leute nicht verstanden. Man hört es deiner Sprache an, daß du ein Fremder bist. Wo kommst du denn her?«

»Von Ibali.«

»Und wohin willst du?«

»Nach Rugova, wohin diese Straße wohl führen wird.«

»Sie führt dorthin. Du brauchst ihr nur zu folgen und kannst gar nicht irren, weil nicht ein einziger Seitenweg abzweigt. Zu wem willst du in Rugova?«

»Zum Pferdehändler Kara Nirwan, um mit ihm ein größeres Geschäft abzuschließen.«

»So! Wer bist du denn?«

»Ich bin ein — —«

Ich wurde unterbrochen. Der Andere, welcher bisher geschwiegen hatte, stieß einen lauten Ruf aus und trat einige Schritte vor, so daß er sich von den Gewehren entfernte. Er blickte nach dem Dorf hin.

»Was gibt's?« fragte sein Genosse, indem er ihm folgte, während ich stehen blieb.

»Dort kommen Reiter. Ob sie es sind?«

»Es sind vier. Das stimmt. Wir müssen sofort — —«

Er kam nicht weiter in der Rede. Ich hatte mich hinter ihnen in das Gras gebückt und eine der Flinten ergriffen. Er brach unter dem ersten Kolbenschlag zusammen, und der zweite Hieb traf seinen Kameraden, bevor sich dieser umwenden konnte. Dann schnitt ich den Pferden die Zügel, Sattelgurte und Bügelriemen ab, um mit denselben die beiden Burschen zu binden. Ich war mit dieser Arbeit just fertig, als meine Gefährten ankamen.

»Zwei für Einen?« meinte der Lord. »Das heißt gute Arbeit!«

Da die Waffen der Freibeuter für uns gar keinen Wert besaßen, so zerschlugen wir die Flinten und Pistolen und warfen die Trümmer derselben in eine nahe Wasserpfütze.

Jetzt handelte es sich um Vorsicht. Ich bestieg den Rappen wieder, und dann ritten wir langsam vorwärts, wobei wir die Gewehre in Händen hielten. Hätte es links von uns ebenen Waldboden gegeben, so wäre es leicht gewesen, uns unter dem Schutz der Bäume unbemerkt anzuschleichen; aber gleich mit Beginn des Waldes stieg auch der mit Tannen bewachsene Fels sehr steil empor.

Rechts sahen wir den erwähnten Sumpf. Trügerische, mit Moos bewachsene oder mit großblättrigen Moorpflanzen bedeckte Stellen wechselten darin mit öligen Lachen, die ein sehr heimtückisches Aussehen hatten.

Um unsere Zahl zu verdecken, ritten wir einzeln dicht hintereinander. Leider war der Weg so steinig, daß bei der ringsum herrschenden Stille der Hufschlag unserer Pferde ziemlich weithin vernommen werden konnte. Nach ungefähr einer Viertelstunde erblickten wir zur rechten Seite das Ende des Sumpfes und diejenige Stelle, an welcher sich das Gestein aus demselben erhob. Zur linken Hand senkte sich die Höhe nieder, um die Bucht zu bilden, von welcher der Steinbrecher gesprochen hatte. Wir hatten gar nicht mehr weit bis dorthin.

Nun ritten wir noch langsamer und vorsichtiger als bisher. Ich ritt an der Spitze und eben wollte ich mich umwenden, um die Gefährten aufzufordern, in Galopp zu fallen, als ein lauter Ruf erscholl. Ein Schuß krachte – die Kugel pffte an mir vorbei, und zugleich erhielt ich einen Stein an den Kopf, daß ich fast die Besinnung verlor und mir alle Farben des Regenbogens vor den Augen funkelten. Der Stein hatte mich glücklicherweise nur gestreift. Das war mit der Schleuder geschehen. Wen ein solcher Wurf getroffen hat, der glaubt es sehr gern, daß David einst Goliath mit Stein und Schleuder tötete.

Aber zu solchen Betrachtungen gab es keine Zeit. Ein Stein hatte den Goldfuchs getroffen, und dieser ging in die Luft, so

daß Lindsay alle seine Geschicklichkeit aufbieten mußte, um nicht herabzufallen.

»Fort!« schrie Halef. »Fort, hindurch!«

Er gab seinem Pferd einen Peitschenhieb und schoß davon. Osko und Omar folgten. Lindsay brachte sein Pferd nicht weiter. Es schlug mit allen vieren aus und bockte an derselben Stelle.

Ich aber hielt mitten auf dem Weg. Es war mir, als hätte ich tausend Glocken der verschiedensten Größe im Kopfe gehabt, welche alle läuteten. Ich konnte weder zu einem Gedanken, noch zu einer vorwärts treibenden Bewegung kommen. Da krachte wieder ein Schuß. Er kam von einem Felsenabsatz herab, auf welchem der Schütze stand. Die Kugel schlug hart vor meinem Rappen auf dem Boden auf und spritzte Steintrümmer umher.

Ich sah den Schützen stehen, ungefähr neun oder zehn Maneshöhen über dem Weg. Er grinste mich höhnisch an und richtete die Pistole auf mich. Das gab mir einen Teil der Besinnung wieder. Rasch hob ich den Stutzen empor und schoß. Seine Pistole blitzte zu gleicher Zeit auf. Er traf abermals nicht, aber meine Kugel nahm ihn so sicher, daß er herabstürzte. In demselben Augenblick entfiel mir der Stutzen. Lindsays Goldfuchs war doch nun zu der Ansicht gekommen, daß es hier nicht ganz geheuer sei. Er nahm den Kopf noch einmal zwischen die Beine, warf den Hinterkörper empor und schoß davon, aber unglücklicher Weise so hart an mir vorbei, daß der Reiter mit dem Kopf an mein noch erhobenes Gewehr stieß und es mir aus den Händen schleuderte. Zugleich erhielt ich einen Stoß in die linke Hüfte, daß ich mit den Händen auf den Hals des Pferdes flog – einen Ruck an meinem Gürtel, infolgedessen mein Rappe zur Seite prallte, da ich ihn fest zwischen die Schenkel genommen hatte, sonst wäre ich herabgerissen worden – dann noch ein gewaltiger Hieb gegen meinen Kopf, und der Lord flog davon.

Dieser unglückselige Englishman hatte mich fast ganz waffenlos gemacht, wo ich doch der Waffen so nötig bedurfte. Wie es gekommen war, hatte ich nicht gesehen, weil meine Augen

noch fest auf den herabstürzenden Mann gerichtet waren. Ich erfuhr es erst später von Lindsay. Er hatte sein Gewehr in der Rechten und hielt es sehr fest, damit es ihm bei dem Widerstand seines Pferdes nicht entfallen sollte. Als der Goldfuchs dann mit ihm so eng an mir vorüberschoß, stieß er mir erstens mit dem Kopf den Stutzen aus den Händen und zweitens den Flintenlauf gegen die Hüfte, so daß dieser sich unter meinen Gürtel bohrte, diesen zerriß und sich dann in den Riemen verfang, mit welchem der Bären töter an meinem Sattelknopf hing; auch dieses Gewehr wurde herabgerissen. Zwar griff ich schnell zu, aber ich erwischte weder Büchse, noch Gürtel, sondern nur den Czakan, welcher in dem Gürtel gesteckt hatte. Büchse, Stutzen, Gürtel und Schärpe mit dem Messer und den Revolvern lagen am Boden.

Ich wäre gern abgesprungen, um mich ihrer wieder zu bemächtigen, aber der Zusammenprall mit dem Goldfuchs hatte meinen sonst so verständigen Rappen wild gemacht. Er wieherte zornig und setzte hinter dem dahinstürmenden Missetäter her, so daß ich nur zu tun hatte, mich wieder zurecht zu setzen und wenigstens den Czakan festzuhalten.

Das war das erste Mal, daß es Rih unternahm, mit mir durchzugehen, und er tat es denn auch so nachdrücklich, daß ich an der Bucht wie im Flug vorüberschoß. Schüsse krachten – Menschen brüllten – ein Czakan wirbelte mir hart an der Nase vorüber. Ich nahm die Zügel hoch und warf mich nach hinten, um den Rappen zu bezwingen. Darüber konnte ich auf nichts anderes achten – ein Krach, ein Schrei – der Lord schlug einen Purzelbaum aus dem Sattel zur Erde herab – mein Rappe war mit ihm und dem Goldfuchs zusammengerauscht. Heute bin ich fest überzeugt, daß dies in der Absicht des Rappen gelegen hatte. Er hatte nun seinerseits dem Fuchs einen Stoß versetzen wollen.

Sein Zweck war erreicht. Er wieherte abermals und gehorchte ganz willig dem Zügel. Mir aber war es nicht so wohl zumut wie ihm: mir schwindelte; es wollte mir schwarz vor den Augen werden. Hinter mir hörte ich Hufschläge und wild schreiende Stimmen. Vor mir rief Halefs Stimme:

»Der Lord, der Lord! Zurück, schnell zurück!«

Ich nahm mich mit Gewalt zusammen und sprang – nein, ich taumelte aus dem Sattel, um Lindsay beizuspringen, welcher ohne Bewegung auf der Erde lag. Aber das Heulen hinter uns lenkte meine Aufmerksamkeit von ihm ab. Die Aladschy kamen in gewaltigen Sätzen herangesprungen, gefolgt von sechs oder acht Kerlen, welche ein Höllengebrüll ausstießen und im Laufen auf uns schossen – eine Albernheit von ihnen, denn sie trafen nicht. Hätten sie ihre Kugeln gespart, bis sie da waren, so wäre es mit uns vorbei gewesen.

In solchen Augenblicken hat man keine Zeit zur Angst, auch keine Zeit, auf das Brummen des Kopfes zu achten. Ich sah die heranstürmenden Feinde und die wieder zu uns zurückkehrenden Freunde. Halef war der Vorderste.

»Wo sind die Gewehre?« fragte er, indem er fast noch im Galoppieren aus dem Sattel sprang. »Sihdi, wo hast du sie?«

Natürlich hatte ich keine Zeit zur Erklärung, denn die Aladschy brauchten nur noch vier Sekunden, um uns zu erreichen.

»Steht fest! Schießt!« rief ich laut und dann hatte ich nur noch Zeit, dem Hadschi mit der Linken den Golkondasäbel aus der Scheide zu reißen. In der Rechten den Czakan, so sprang ich an die Straßenseite zum Felsen, um Rückendeckung zu bekommen. Als ich mich umdrehte, schnellten beide Aladschy mit den Bewegungen wilder Tiere auf mich los. Ihre Czakan fest in den Fäusten, hielten sie mit den linken Händen die Pistolen auf mich gerichtet und drückten auf kaum zwölf oder dreizehn Schritt Entfernung ab. Ich warf mich zu Boden. Die Kugeln prallten über mir gegen den Felsen. Da sie abermals schießen würden, denn ihre Pistolen konnten zweiläufig sein, darum stand ich nicht an derselben Stelle wieder auf, sondern ich schnellte mich augenblicklich so weit wie möglich an der Felswand hin, indem ich jedoch Säbel und Czakan fest in den Händen behielt – richtig! Wieder zwei Schüsse, die mich abermals nicht trafen; dann fuhr ich empor.

Zwischen den ersten zwei und den letzten beiden Schüssen war kaum eine Sekunde vergangen. Die Aladschy waren

zu hitzig. Aber nun warfen sie die nutzlosen Pistolen weg und sprangen mit hoch erhobenen Beilen auf mich los.

Ich konnte nur auf mich selbst achten, sah aber doch, daß der Lord noch immer regungslos auf der Erde lag. Die andern Drei hatten ihre Gewehre auf die Angreifer abgeschossen und einige von ihnen getroffen, wurden aber nun von den Übrigen umringt.

Halef sagte mir später in feierlicher Beschämung, daß er auf die Aladschy gezielt, aber keinen getroffen habe, weil die Aufregung seine Hände zittern machte. Jetzt standen sechs Feinde gegen ihn und die zwei Gefährten; ich konnte ihnen nicht zu Hilfe kommen. Jeder von uns hatte zwei Feinde gegen sich.

Wäre es ja einmal mein Wunsch gewesen, einen wirklich auf das Leben gehenden Kampf mit dem Heiduckenbeil mitzumachen, so hätte ich mich jetzt vollständig befriedigt sehen können. Zwei Czakans gegen einen! Zwei Riesen, welche auf diese Waffe eingeübt waren, gegen mich, der ich bisher nur den viel leichteren, ich möchte sagen, eleganteren Tomahawk im Nahkampf geführt hatte! Nur die größte Kaltblütigkeit konnte mich retten. Ich durfte meine Kraft nicht ausgeben; ich mußte mich darauf beschränken, die gegen mich gerichteten Hiebe vorsichtig zu parieren, um dann jeden sich mir bietenden Vorteil blitzschnell auszunützen. Was man in solchen Augenblicken denkt und fühlt, das weiß man später nicht mehr.

Die Aladschy waren zu meinem Glück wie blind vor Wut. Sie hieben ganz regellos auf mich ein. Der eine verdrängte den andern, um einen tödlichen Hieb anzubringen; ihre Beile waren einander hinderlich. Dazu brüllten sie wie angeschossene Tiger, denen man die Jungen fortschleppt.

Mit dem Rücken nahe der Felswand, aber ja nicht an sie gelehnt, was mich in den Bewegungen des Armes gehindert hätte, und den Blick scharf auf sie gerichtet, so wehrte ich ihre Hiebe ab, bald in fester Parade, bald durch Gegenhieb von unten herauf, bald durch Kreiswirbel, wenn sie zugleich schlugen, je nachdem es erforderlich war. Keiner ihrer Hiebe kam zu sitzen. Meine Ruhe verdoppelte ihren Grimm und verleitete sie zu regellosem Kämpfen.

Drüben auf der Mitte des Weges schrie, fluchte und tobte es, als ob Hunderte gegeneinander stritten. Beide Parteien hatten die Flinten abgeschossen, einige Pistolenschüsse waren gefallen; nun befanden sie sich im engsten Handgemenge. Mir wurde bang um die Gefährten; ich mußte versuchen, meine Gegner möglichst rasch los zu werden.

Die Gesichter dieser beiden waren fast blaurot geworden vor Wut und Anstrengung. Sie keuchten, und von ihren Lippen troff der Geifer. Da ich jeden ihrer Hiebe parierte, begannen sie, mit den Füßen nach mir zu treten. Das mußte ich benutzen.

Eben hatte ich zwei gleichzeitige Czakanhiebe mit einem Kreisschlag abgewehrt, da erhob Sandar den Fuß, um mich gegen den Leib zu treten, während sein Bruder zum nächsten Hieb ausholte. Sofort sauste mein Czakan auf sein Knie nieder und schnell glitt ich zur Seite, um Bybars Beil zu entgehen, welches zu parieren ich keine Zeit hatte. Sandar fiel zu Boden und heulte vor Schmerz; das Beil entglitt seiner Hand.

»Hund!« brüllte Bybar. »Das ist dein Tod!«

Er holte so weit aus, daß ihm die Axt beinahe nach hinten entfiel. Ich brauchte seinen Bruder nicht mehr zu fürchten, und es war nicht mehr nötig, rückenfrei zu sein, darum veränderte ich meinen Platz, indem ich einen Sprung machte, um mich von dem Felsen zu entfernen. Bybar konnte nicht schlagen, weil ich ihm nicht standhielt. Ich umkreiste ihn, indem ich die Augen starr auf das seinige richtete und zugleich meine beiden Waffen in den Händen wechselte, so daß ich den Czakan in die Linke und den Säbel in die Rechte bekam. Er drehte sich, um mir stets das Gesicht zu zeigen, um seine eigene Achse. Als er meine Manipulation bemerkte, rief er, höhnisch lachend:

»Willst du mir mit dem Säbel zu Leibe? Das soll dir vergehen, du Wurm!«

»Schlag zu!« schrie der Andere, welcher auf der Erde saß und sein Knie mit beiden Händen hielt. »Er hat mir das Bein zerschmettert. Schlag zu!«

»Gleich, gleich! Da, da soll er es haben!«

Ich war stehen geblieben, um ihm Zeit zum Hieb zu geben.

Sein Czakan sauste nieder, der meinige, von der Linken geführt, sauste empor; beide prallten zusammen. Natürlich hatte sein Hieb mehr Wucht gehabt, als der meinige; das hatte ich vorher gewußt, und das wollte ich. Ich ließ mein Beil fahren, als ob er es mir aus der Hand geschlagen hätte.

»So ist's recht!« brüllte er. »Jetzt gilt's!«

Er holte zum zweitenmal aus.

»Ja, jetzt!« antwortete ich.

Der Damascener blitzte auf – ein Sprung von mir nach seinem erhobenen Arm empor, ein schneller Streich – die Axt fiel mit der daran hängenden Hand herab; sie war von der ausgezeichneten Klinge hart hinter dem Gelenk abgetrennt worden.

Bybar ließ den Arm sinken, starrte einige Augenblicke den Stummel an, aus welchem das Blut hervorschoß, und richtete dann den Blick auf mich. Sein Gesicht wurde fast blau. Seine Augen wollten aus ihren Höhlen treten; ein unartikulierte Brüllen entfuhr seinem Mund, wie wenn ein unter das Wasser Sinkender den letzten Hilferuf ausstößt, welcher durch das Gurgeln der Flut verschlungen wird. Er erhob die gesunde Faust zum Schlag, schlug aber nicht; sein Arm sank kraftlos nieder. Er drehte sich langsam im Halbkreise und fiel dann schwer zu Boden.

Sandar schien starr vor Entsetzen zu sein. Als er die Hand seines Bruders fallen sah, war er aufgesprungen. Er stand noch jetzt aufrecht da, trotz des verletzten Beines. Seine auf mich gerichteten Augen waren ganz ausdruckslos, der Blick war leer, wie derjenige einer Leiche. Ein Zischen drang zwischen seinen blutlos gewordenen Lippen hervor, ein quirlendes Stöhnen, wie das angstvolle Lallen eines vom Schlag Gerührten, dann plötzlich ein lauter, gräßlicher Fluch, bei welchem er sich auf mich werfen wollte; aber als er das unverletzte Bein erhob, knickte das andere zusammen. Er stürzte nieder.

Jetzt war ich frei und schaute nach den Andern. Mir gegenüber lehnte der Hadschi an den Felsen und wehrte mit dem Kolben zwei Gegner von sich ab. Ein dritter lag vor ihm auf dem Boden. Weiter nach mir zu lag wieder einer unserer

Feinde, sich hin und her wälzend. Rechts davon lag Osko, welcher einen Gegner umschlungen hatte, und dieser ihn. Jeder von ihnen hielt die mit dem Messer bewaffnete Hand des Andern mit der Linken von sich ab, während er ihn mit der Rechten umkrallt hatte. Und gar nicht weit davon kniete Omar auf Einem, den er mit der Linken bei der Gurgel hatte, während er mit der Rechten zum Messerstoß ausholte.

»Omar, nicht töten, nicht töten!« rief ich ihm zu.

Da warf er das Messer weg und legte dem Gegner nun auch die Rechte um den Hals. Ich sprang zu Halef hinüber, welchem Hilfe am nötigsten war, und versetzte dem einen seiner Widersacher einen Säbelhieb in die Schulter und dem andern einen Hieb in den Oberschenkel. Töten wollte ich sie nicht. Sie ließen heulend von ihm ab, worauf ich auch Osko von seinem Bedränger befreite, indem ich eins der daliegenden Gewehre aufhob und ihm den Kolben desselben an den Kopf schlug.

»O Allah!« rief Halef, tief aufatmend. »Das war Hilfe in der höchsten Not, Sihdi. Sie hätten mich baldigst übermannt. Ich hatte zuletzt gar drei gegen mich!«

»Bist du verwundet?«

»Das weiß ich selbst noch nicht. Aber mein Kaftan ist sehr verwundet. Dort liegt er. Sie haben ihm die Arme ausgerissen und die Rippen eingeschlagen. Er wird wohl nicht wieder ins Leben zurückzubringen sein!«

Der lange Rock war ihm allerdings vom Leibe und in Fetzen gerissen worden. Der kleine Held hatte sich jedenfalls in sehr bedrängter Lage befunden. Verwundet war er nicht; aber ein Kolbenhieb, welchen er auf die linke Achsel erhalten hatte, schmerzte ihn sehr.

Osko war auch nicht verwundet, und nur Omar blutete aus einem tiefen Schnitt quer über den linken Vorderarm.

Halef verband ihn rasch, wozu er die Fetzen seines Kaftans benützte. Ich aber ging zum Lord, dessen Regungslosigkeit mir Sorge machte. Ich untersuchte ihn und dankte Gott: er hatte nicht den Hals gebrochen. Er atmete, und als ich ihn kräftig hin und her rüttelte, kam er zur Besinnung, öffnete die Augen, starrte mich an und sagte:

»*Good morning*, Master! Seid Ihr denn schon so zeitig munter?«

»Ja, es wird Zeit, daß auch Ihr munter werdet, sonst heißt es nicht guten Morgen, sondern gute Nacht für Euch! Ihr müßt mit dem Kopf sehr schwer aufgeschlagen sein.«

»Aufgeschlagen? Wie? Wann? Wo bin ich denn eigentlich?«

Er setzte sich auf und guckte ganz erstaunt umher. Ich winkte Osko herbei, welcher ihm das Verständnis des Geschehenen eröffnen sollte, und ging zu Bybar, der in einer Blutlache lag. Wenn er sich nicht verbluten sollte, mußte schnell eingegriffen werden.

Ich schnitt einen schmalen Streifen von einem Gewehrriemen und band ihm denselben so fest um den Armstumpf, daß das Blut nur noch in einzelnen Tropfen zum Vorschein kam. Ein zweiter Riemen wurde in derselben Weise hinter dem ersten befestigt, und dann ward auch diese Wunde mit Kaftanfetzen umwickelt.

Vor allen Dingen mußte nun Halef sich auf den Rappen setzen und in das Dorf zurückreiten, um Leute zu holen, denen wir die Besiegten übergeben konnten. Osko ritt bis dahin zurück, wo meine Gewehre mit dem Gürtel lagen, um mir diese Gegenstände zu holen. Omar war verbunden und konnte mit-helfen, das Schlachtfeld zu besichtigen.

Der Lord hatte sich erhoben und sich auch endlich auf alles besonnen, was bis zu seinem Sturz geschehen war.

»Verteufelte Geschichte!« brummte er. »Grad als der Tanz losgehen soll, muß mir das Leben abhanden kommen! Aber es ist Euch, wie ich sehe, auch ohne meine Hilfe gelungen, gehörig aufzuräumen.«

»Allerdings, Sir. Vielleicht hätten wir mit Eurer Hilfe nicht so aufgeräumt!«

»Wie meint Ihr das?«

»Ich meine, es sei sehr vorteilhaft für uns gewesen, daß Ihr Euch im richtigen Augenblick niederlegtet, um einzuschlafen. Eure Hilfe hätte uns doch nur Schaden gemacht.«

»Alle Wetter! Seid Ihr toll?«

»Nein. Ihr habt die Eigenheit, daß unter Euren Händen sich alles in das Gegenteil verwandelt.«

»Oho! Das sagt mir nicht, ganz besonders Ihr nicht! Ihr seid an allem schuld, denn Ihr habt mich vom Pferd geworfen!«

»Nachdem Ihr vorher wie ein Rammschiff an mich gerannt waret!«

»Konnte nicht dafür, Master. Der Goldfuchs ging mit mir durch den Hafer.«

»Und dann der Rappe mit mir in die Wicken. Hätte das nicht stattgefunden, so wären wir entkommen, ohne ein Haar zurücklassen und anderer Leute Blut vergießen zu müssen.«

»Nun, der Aderlaß schadet ihnen nichts. Sie haben auch nicht nach dem unserigen gefragt. Wir sind Sieger; das ist die Hauptsache, und zwar haben wir nur einen Schnitt in den Arm davongetragen. Das ist doch glorios! Wie sind denn die Rollen verteilt gewesen?«

»Omar einen, Osko zwei, ich zwei und Halef drei. Ihr seht, daß wir munter sein mußten. Laßt uns nach diesen Leuten sehen.«

Was wir noch zu tun hatten, bestand darin, die Verwundeten zu verbinden, und den nur Besinnungslosen die Hände auf den Rücken zu befestigen. Tot war nur einer: derjenige, welchen ich bei Halef hatte liegen sehen. Der Hadschi hatte ihm eine Pistolenkugel in den Kopf geschossen.

Nun kam Osko zurück. Er führte sein Pferd am Zügel. Auf demselben saß ein am Arm Verwundeter.

»Hier bringe ich den Mann, welchen du vom Felsen herabgeschossen hast, Effendi,« meldete Osko. »Er ist nicht tot.«

»Ich wußte es,« antwortete ich. »Wenn er nicht während des Herabstürzens den Hals brach, konnte er nicht tot sein, denn ich habe auf sein Schlüsselbein gezielt. Verbindet auch diesen Mann. Ich will einmal zu den Pferden dieser Leute zurück.«

Ich brachte meinen zerrissenen Gürtel einstweilen mit Hilfe eines Riemchens wieder zusammen; dann ritt ich nach der Bucht, wo ich die gesattelten Pferde fand. Es war nur auf die Socken abgesehen. Die andern Tiere ließ ich stehen. Die

Schecken aber nahm ich an den Zügeln und kehrte mit ihnen zurück.

»Willst du sie behalten?« fragte Osko.

»Ja; denn diesmal frage ich nicht, ob wir ein Recht dazu haben oder nicht. Hierzulande gehört die Beute dem Sieger. Wir haben bisher Reiter und Pferd geschont; das soll nicht mehr geschehen. Die Aladschy haben uns fortgesetzt angegriffen, um uns zu töten; wenn wir ihnen jetzt die Pferde nehmen, so wird kein Mensch uns Diebe nennen.«

»Und wer soll sie bekommen, Sihdi?«

»Wer meinst du wohl? Die Schecken sind Pferde, welche wohl weit und breit nicht ihresgleichen finden. Dazu kommt der Ruhm, diesen Räubern ihre Tiere abgenommen zu haben. Ich denke, du nimmst eins und Omar eins.«

»Um sie für immer zu behalten?« fragte er hastig.

»Natürlich! Hoffentlich laßt ihr sie euch von den Aladschy nicht wieder abnehmen.«

»Herr, du weißt nicht, welche Freude du mir bereitest. Ich reite mit euch bis Skutari und will dann mein Vaterland, die Czernagora, besuchen, bevor ich nach Stambul zu meiner Tochter zurückkehre. Wie wird man mich dort um das Pferd beneiden!«

Auch Omar sprach seine große Freude aus. Beide fühlten sich ganz glücklich über das Geschenk, welches ich ihnen da gemacht hatte, ohne daß es mich einen Para kostete. Sie waren eben darüber, zu losen, welches Pferd dem einen und dem andern zufallen sollte, als Halef zurückkehrte. Da er erfuhr, daß diese beiden die Schecken haben sollten, sagte er zwar nichts, aber seine Gedanken standen auf seinem Gesicht geschrieben. Er fühlte sich gekränkt und zurückgesetzt.

»Nun, werden Leute kommen?« fragte ich ihn.

»Ja. Ich bin bis in das Gasthaus geritten und habe dort die Botschaft ausgerichtet. Es wird nicht lange dauern, so kommt die ganze Einwohnerschaft des Dorfes herbei. Wie werden sie uns anstaunen ob des glorreichen Sieges, welchen wir erkämpft haben!«

»Sie werden uns gar nicht anstaunen.«

»Meinst du? Warum nicht?«

»Weil wir nicht mehr hier sein werden, wenn sie kommen. Ich habe keine Lust, die kostbare Zeit zu versäumen, um mich von diesen Leuten begaffen zu lassen.«

»Aber wir müssen doch bleiben, um ihnen den Grund und Verlauf des Kampfes zu erzählen. Diese Gesellen hier werden, wenn wir eher aufbrechen, Lügen machen und uns als die Schuldigen hinstellen.«

»Das ist mir sehr gleichgültig. Besorge nur nicht, daß uns jemand anklagen wird.«

»Und was geschieht mit den erbeuteten Waffen?«

»Die zerschlagen wir.«

»So will ich wenigstens eine davon als Andenken mit mir nehmen. Ich habe noch keinen Czakan und will lernen, mit ihm zu streiten.«

Er hob einen der Czakan auf und steckte ihn in den Gürtel.

»Well!« sagte der Engländer, als er das bemerkte. »Wenn Haleb es tut, nehme auch ich mir so eine Streitaxt mit. Will sie mir aufheben als Andenken an den unvorsichtigen Master, der mich hier vom Pferd geworfen hat. Und da man mich um meinen Hut gebracht hat, wird mir einer dieser Gentlemen erlauben müssen, mich seines Fez für meinen Kopf zu bemächtigen.«

Er nahm die andere Axt auf und probierte dann die roten Mützen sämtlicher Besiegten durch, um eine ihm passende zu finden. Diese liebe Unbefangenheit nötigte mir ein heimliches Lächeln ab; ich ließ ihn aber gewähren, ohne ihn zu warnen. Er mußte allerdings eine Mütze haben, da es im Orient geradezu eine Schande ist, sich ohne Kopfbedeckung sehen zu lassen; aber eine bereits gebrauchte zu nehmen, was bei ihm freilich nicht gut anders möglich war – – man mußte die Folgen abwarten.

Auch ich nahm meinen Czakan zu mir.

Dann verließen wir schleunig den Ort, welcher unser Sterbebett hatte werden sollen.

Osko und Omar ritten ihre Sacken; die bisher benutzten

Pferde wollten sie verkaufen. Neben diesen beiden letzteren mußten sie auch dasjenige am Zügel führen, welches ich für Stojko zurückbehalten hatte.

Glücklich, so leichten Kaufes davongekommen zu sein, trabten wir von dannen, nachdem wir vorher die Waffen der Feinde vernichtet oder wenigstens unbrauchbar gemacht hatten.

Wir ritten fortwährend zwischen bewaldeten Felshöhen dahin. Dabei verstand es sich ganz von selbst, daß das letzte Erlebnis gehörig durchgesprochen wurde.

Nur Halef blieb sehr einsilbig. Er konnte aber seine Gefühle und Gedanken nicht verheimlichen; darum wußte ich, daß er bald kommen werde, um mir Vorwürfe zu machen. Und wir waren noch keine Stunde wieder unterwegs, so kam er an meine Seite und fragte in seinem freundlichsten Ton:

»Sihdi, willst du mir wohl eine Frage aufrichtig beantworten?«

»Sehr gern, mein lieber Halef.«

»Meinst du, daß ich heute meine Sache gut gemacht habe?«

»Vortrefflich.«

»Ich bin also tapfer gewesen und habe deine Zufriedenheit erworben?«

»Im vollsten Maß.«

»So sind aber wohl Omar und Osko noch tapferer gewesen als ich?«

»O nein, obgleich auch sie ihre Schuldigkeit vollauf getan haben.«

»Aber du hast sie doch so sehr vor mir ausgezeichnet!«

»Das wüßte ich nicht.«

»Du hast ihnen doch die Schecken gegeben! Omar hat nur einen Feind besiegt, Osko zwei und ich tat's sogar mit dreien!«

»Allerdings mit meiner Hilfe, Halef.«

»Hast du nicht auch Osko geholfen? Warum hat denn er einen Schecken bekommen und nicht ich? O Sihdi, ich bin dein Freund und Beschützer und habe geglaubt, daß du mich liebst. Nun aber finde ich, daß Andere dir mehr gelten.«

»Du täuschest dich, Halef. Du bist mir der liebste von allen.«

»Das hast du heute bewiesen. Wer wird stolz sein auf Osko, wenn er auf dem Schecken durch die Czernagora reitet? Wer wird sich freuen über Omars Pferd? Er hat keine Verwandten, er ist jetzt vollständig fremd in der Welt. Ich gönne ihm die Freude, denn er ist ein braver Kamerad und ich habe ihn sehr lieb. Aber denke einmal an Hanneh, an mein Weib, die Rose der Frauen, die sanfteste und zarteste unter den Töchtern der Mütter und Großmütter! Wie würde sie entzückt sein, und wie würde ihr Stolz sich erheben, wenn ihr Hadschi Halef, der Tapferste der Tapfern, geritten käme auf einem erbeuteten Schecken der Aladschy! Sie würde von Zelt zu Zelt eilen, um zu verkündigen: ›Er ist zurückgekehrt, mein Gemahl und Gebieter, der Held unter den Heldenhaftesten, der Mann unter den Männlichsten, der Kriegerischste unter den Streitbaren! Er ist da, der tötende Säbel, der Vater des Sieges, der Bruder und Schwager des Triumphes. Er hat den Erdkreis umritten und Sieg um Sieg erfochten. Er hat mit wilden Bestien und mit starken Menschen gekämpft, und niemand hat ihn zu überwinden vermocht. Sogar den Bären hat er getötet und seine Tatzen verzehrt. Jetzt ist er heimgekehrt auf dem Scheckigsten der Schecken, den er erobert hat von den Gewaltigsten unter den Anführern der Räuber. Sein Sihdi, den ihr alle kennt, hat ihm dieses herrliche Pferd verehrt als Preis seiner Tapferkeit, als Lohn seiner Stärke und als Zeichen seines unvergänglichen Ruhmes. Preis sei diesem Sihdi, dem Gerechten, der nach Verdienst belohnt, und Ehre sei meinem Herrn, Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawuhd al Gossarah!‹ So würde sie sagen, und alle Söhne der Araber würden einstimmen in das Lob deiner Gerechtigkeit; sie würden Lobgesänge dichten auf deine Unparteilichkeit und herrliche Strophen auf den Glanz deines Biedersinnes. Nun aber ist das unmöglich, denn du hast mich mißachtet und mir die verdiente Belohnung vorenthalten!«

Sein Schmerz erging sich in sehr überschwenglichen Ausdrücken. Es war ihm Ernst dabei, obgleich es mir heimlich

Spaß bereitete. Ich besaß das beste Mittel, ihn sogleich aufzurichten und in die größte Wonne zu versetzen. Darum sagte ich:

»Du irrst. Ich habe dich nicht zurückgesetzt. Ich hatte vielmehr die Absicht, deine Dienste noch ganz anders zu belohnen. Osko und Omar sollten dich beneiden.«

»Wie können sie mich beneiden, wenn sie die Shecken besitzen?«

»Du sollst ein Pferd haben, welches fünfzigmal mehr wert ist, als die Shecken der Aladschy zusammen.«

»Ich? Welches Pferd sollte das sein?«

»Das errätst du nicht?«

»Nein, Sihdi.«

»So muß ich es dir sagen. Ich werde dir, wenn wir scheiden, meinen Rih schenken. Du sollst ihn zu Hanneh bringen, der Holdesten der Holden.«

Das gab ihm einen solchen Ruck, daß er sein Pferd anhielt und mich offenen Mundes anstarrte.

»Sihdi,« stieß er hervor, »habe Erbarmen mit mir! Wenn du sagst, daß Rih mein Eigentum sein soll, so machst du mich unglücklich!«

»Unglücklich? Warum?«

»Weil es nicht wahr sein kann. Kein Mensch verkauft ein solches Pferd!«

»Ich will es ja nicht verkaufen, sondern dir schenken!«

»Kein Mensch wird es verschenken!«

»Habe ich es nicht geschenkt erhalten?«

»Ja, als Lohn deiner großen Verdienste um den Stamm, welcher ohne dich vernichtet worden wäre, und als Zeichen der großen Freundschaft des Scheiks, welcher Sohn und Anführer dieses Stammes war.«

»So schenke ich es dir aus denselben Gründen. Habe ich dich nicht noch lieber, als der Scheik mich haben konnte? Bist du nicht mein bester Freund auf Erden? Hast du dir nicht große Verdienste um mich erworben? Lebte ich wirklich noch, wenn du nicht stets mein Freund und Beschützer gewesen wärest?«

Das ging ihm tief zu Herzen. Die Tränen traten ihm in die Augen, und er sagte wehmütig:

»Ja, ich bin dein Freund und ich habe dich so lieb, so lieb, daß ich mein Leben tausendmal für dich hingeben würde, wenn das möglich wäre. Ich würde sogar vielleicht Hanneh verlassen, wenn es zu deinem Glück notwendig wäre. Aber doch spottest du meiner!«

»Denke das nicht! Hast du nicht bereits Hanneh vernachlässigt um meinetwillen? Hast du sie nicht verlassen, sie und dein kleines Söhnchen, um mir zu folgen durch jede Not und alle Gefahren? Und ich sollte deiner spotten!«

»Ja, denn du nennst mich deinen Beschützer!«

»Du nennst dich ja selbst oft so!«

»O Sihdi, du weißt gar wohl, wie das zu nehmen ist. Nicht ich bin dein Beschützer, sondern du bist der meinige. Oft hast du mir das Leben gerettet, indem du das deinige wagtest. Und das ist die Wahrheit. Du weißt gar wohl, daß mein Mund zuweilen mehr sagt, als ich selbst glaube. Du nimmst es ruhig hin und lächelst im Stillen über deinen kleinen Hadschi, der froh ist, wenn du deine Hand nicht von ihm nimmst. Und nun sollte ich für meine Verdienste, welche ich gar nicht kenne und besitze, den Hengst bekommen? Das ist nicht möglich! Danke, wie stolz du auf ihn sein kannst, wenn du einreitest in das Land deiner Väter! Die Söhne deines Volkes werden staunen und dich beneiden; in allen Städten wird man reden und erzählen von diesem Pferd und von seinem Reiter, und in allen Dscherideler {Zeitungen} wird dein Bildnis erscheinen, wie du auf dem Rappen sitztest, die Büchse am Sattel und den Czakan an der Seite!«

»Nein!« lachte ich. »Man wird weder davon sprechen, noch davon schreiben. Nur wenige Menschen werden sich darum kümmern, ob ich überhaupt ein Pferd habe oder nicht. Die Verhältnisse meines Landes sind nicht diejenigen des deini-gen. Bringe ich Rih mit nach Hause, so kostet er mich so viel Geld, wie ich gar nicht habe; davon hast du keinen Begriff. Ich müßte ihn verkaufen, sonst würde er mich aufzehren.«

»Nein, nein, Sihdi, verkaufen darfst du ihn nicht! Wer ver-

steht dort die Behandlung dieses Pferdes, welches der König der Rappen ist!«

»So bist du also meiner Ansicht. Und selbst wenn ich ihn verkaufen wollte, so würde er beim reichsten Besitzer langsam dahinsiechen und sich nach dem freien Leben sehnen, welches er gewohnt ist. Du beobachtetest ihn nicht so, wie ich es tue. Er ist die Wüste gewohnt und den Sonnenbrand. Er braucht das Futter, welches er nur dort haben kann. Er wird sich beim ärmsten Araber wohler fühlen, als in meiner Heimat im herrlichsten Stall. Wer wird ihn dort behandeln wie ein Kind des Hauses? Wer wird ihm des Abends vor dem Schlafenlegen die Suren des Kuran in das Ohr sagen, so wie er es seit dem Tag seiner Geburt gehabt hat? Noch sind wir im Land des Großherrs, und doch ist er bereits krank. Sein Haar ist nicht mehr wie der Faden der Spinne; seine Augen sind hell, aber nicht mehr voll Feuer. Suche nach den drei Locken: zwischen den Ohren, am ersten Halswirbel und an der Wurzel des Schwanzes, welche sichere Zeichen der drei Vortrefflichkeiten eines echten Blutes sind. Das Haar ist nicht mehr gelockt: es ist schlicht und straff geworden. Er würde vielleicht elend aussehen, aber er liebt mich, und dies erhält ihm die Munterkeit und Spannkraft. So wird er auch dich lieben, aber keinen Andern. Er weiß, daß du sein Freund bist, und wird dir gehorchen, wie er mir gehorcht hat, wenn du des Abends die Sure nicht vergissegst. Also um seinetwillen darf ich ihn nicht behalten. Ich muß ihn der Heimat zurückgeben aus Dankbarkeit für das, was er mir geleistet hat. Und wenn ich, indem ich das tue, zugleich dich glücklich mache, so ist das ein Grund mehr, ihn dir zu schenken. Sobald wir das Wasser der See erreichen, ist er dein Eigentum. Dann kannst du ohne Verdruß sehen, daß Osko und Omar die Schacken reiten, denn sie sind mit Rih nicht zu vergleichen.«

»Ich kann es aber nicht glauben, Sihdi. Freilich, mein Schmerz wird groß sein, wenn ich mich nun bald von dir trennen muß, und das Tier zu besitzen, welches du geritten hast, wäre mir ein Trost in diesem Leid; aber bedenke die Größe dieser Gabe! Als Besitzer des Rih wäre ich ein reicher, ein sehr reicher Mann und einer der Angesehensten des Stammes. Ich

weiß, daß du keine Schätze besitzt; wie dürfte ich da ein solches Geschenk von dir annehmen!«

»Du darfst, und du sollst. Sprechen wir nicht weiter davon!«

Er sah mir forschend in das Gesicht. Als er sah, daß es mir Ernst war, erglänzte das helle Entzücken in seinen noch feuchten Augen. Und doch sagte er zagend:

»Ja, Sihdi, sprechen wir nicht länger davon! Das ist eine so hochwichtige Angelegenheit, daß du sie dir reiflich überlegen mußt.«

»Sie ist überlegt und längst beschlossen.«

»So überdenke es noch einmal; noch ist die Trennungsstunde nicht gekommen. Aber eine große, große Bitte habe ich, Herr!«

»Welche denn?«

»Erlaube mir, von heute an dem Rih des Abends an deiner Stelle die Sure in das Ohr zu sagen. Er wird dann wissen, daß er mir gehören soll, und sich an diesen Gedanken gewöhnen. Der Schmerz der Trennung von dir wird ihm dadurch erleichtert werden.«

»Ja, tue das! Ich werde von jetzt an auch darauf verzichten, ihm Futter und Wasser zu geben. Er ist dein Eigentum, und von diesem Augenblick an habe ich ihn nur von dir geliehen. Aber ich knüpfe eine Bedingung an diese Gabe, Halef.«

»Sage sie! Ich werde sie erfüllen, wenn es mir möglich ist.«

»Es ist dir möglich. Ich möchte nicht für immer von dir scheiden. Du weißt, daß ich nach meiner Ankunft in der Heimat fast immer bald wieder von dannen gehe. Es ist möglich, daß ich wieder einmal in das Land komme, wo du mit Hanneh, der Unvergleichlichen, wohnst. In diesem Fall gehört Rih wieder mir für so lange Zeit, als ich ihn dort brauche.«

»Herr, ist's wahr? So wolltest du uns besuchen? O, welche Freude würde das geben auf den Weideplätzen und unter allen Zelten! Der ganze Stamm käme dir entgegen, um dir das Ahla wa sahla wa marhaba {Willkommen} zu singen, und du würdest auf dem Rih einreiten in das Duar {Zeltdorf} und ihn besetzen, so lange es dir beliebt. Der Gedanke, dich wiederzuse-

hen, wird mich beim Scheiden trösten und es mir erleichtern, die kostbare Gabe anzunehmen, welche du mir machen willst. Ich werde den Rappen nicht als mein, sondern als dein Eigentum betrachten, welches du mir anvertraut hast, es dir gut zu bewahren.«

Natürlich war es ihm unmöglich, dieses Thema so schnell fallen zu lassen. Er besprach dasselbe von allen möglichen Gesichtspunkten aus und redete sich in eine wirkliche Begeisterung hinein. Dann aber gab es nichts Notwendigeres für ihn, als den Gefährten die Größe seines Glückes mitzuteilen. Sie gönnten ihm dasselbe von ganzem Herzen. Nur der Lord, dem Halef mehr in Gesten, als in Worten die betreffende Mitteilung gemacht hatte, kam herbei und sagte beinahe zornig:

»Hört, Master, ich erfahre soeben, daß Ihr den Rih weggeschenkt habt. Ist das wahr, oder habe ich die Armbewegungen und Ausrufe des Kleinen falsch verstanden?«

»Es ist wahr, Sir.«

»So seid Ihr zehnmal verrückt!«

»O, ich bitte! Hält man es in Altengland für eine Verrücktheit, einen braven Menschen glücklich zu machen?«

»Nein, aber man hält es für Wahnsinn, ein solches Prachtthier einem Bedienten zu schenken.«

»Halef ist nicht mein Domestik, sondern mein Freund, der mich weithin begleitet und deswegen seine Heimat verlassen hat.«

»Das entschuldigt Euch nicht. Bin ich Euer Freund oder Euer Feind?«

»Ich denke, das erstere.«

»Habe ich Euch begleitet oder nicht?«

»Ja, wir sind eine lange Zeit beisammen gewesen.«

»Habe ich die Heimat verlassen oder nicht?«

»Seid Ihr meinetwegen aus Altengland fort?«

»Nein; aber ich wäre längst wieder dort. Das ist ganz dasselbe. Und habe ich Euch nicht etwa große Dienste erwiesen? Bin ich nicht, weil ich Euch retten wollte, in dieses verteufelte Gebirg gekommen und ausgeraubt und eingesperrt worden?«

»Letzteres geschah nur infolge Eurer Unvorsichtigkeit. Üb-

rigens, wenn wir aufrichtig sein wollen, sinkt hier meine Wagschale tiefer als die Eurige. Daß Ihr uns retten wolltet, ist ganz schön und gut von Euch, und wir erkennen es mit aufrichtiger Dankbarkeit an; aber ich habe Euch bereits vorhin gesagt, daß sich unter Eurer Hand alles in das Gegenteil zu verwandeln pflegt. Nicht Ihr habt uns, sondern wir haben Euch gerettet. Soll ich Euch dafür den Rappen schenken?«

»Wer hat das verlangt! Es fällt mir nicht ein, eine Belohnung von Euch zu begehren; aber Ihr wißt, wie sehr ich mich nach dem Besitz dieses Pferdes sehne. Ich hätte es Euch abgekauft. Ich hätte Euch eine Anweisung gegeben, ein Blankett, welches Ihr mit der von Euch gewünschten Summe ausfüllen konntet, ohne daß ich hingeschaut hätte; sie wäre Euch ausgezahlt worden. Rih hätte einen Stall erhalten, in welchem ein Fürst wohnen könnte, und wäre aus marmorner Krippe mit dem aromatischen Heu aus Wales, dem besten Hafer aus Schottland und dem saftigsten Klee aus Irland gefüttert worden!«

»Und wäre dabei zu Grunde gegangen. Rih will in der Wüste wohnen und ihre Kräuter fressen. Einige Bla Halefa {geringste Sorte getrockneter Datteln, Pferdefutter} sind die größte Delikatesse für ihn. Nein, Sir; Ihr seid ein reicher Mann, ein Millionär, und habt die Mittel, alle Eure Wünsche erfüllt zu sehen. Halef aber ist ein armer Kerl, der nichts wünschen darf, weil er weiß, daß er nichts bekommen kann. Dieses Geschenk geht ihm über alle Freuden und Wonnen, welche Mohammed den Gläubigen bereits hier auf Erden verheißt. Er soll es haben. Ich habe es gesagt und kann nicht zurück.«

»So! Ihn wollt Ihr selig machen; ihn hebt Ihr in den siebenten Himmel; aber meine Freuden und Wonnen gehen Euch nichts an. Hole Euch der Teufel, Sir! Wenn jetzt ein Spitzbube käme, der Euch mir stehlen wollte, ich würde nichts dagegen sagen, sondern ihn vielmehr flehentlichst bitten, Euch mitzunehmen und beim Trödler für sechs oder acht Para zu verkaufen!«

»Danke für diese Wertschätzung! Acht Para sind noch nicht ganz vier Pfennige. Ich habe wirklich nicht gehant, daß ich ein

gar so billiger Artikel bin. Aber was habt Ihr denn? Leidet Ihr an Kopfschmerzen, Sir?»

Er hatte nämlich mehrere Male, bald mit der linken, bald mit der rechten Hand nach seinem Kopf gegriffen, den Fez in die Stirn oder in das Genick geschoben und dabei mit den Fingern diejenigen energischen Bewegungen gemacht, welche geeignet sind, ein gewisses kleines Wildbret aufzustöbern.

»Kopfschmerzen? Wie so?» fragte er.

»Weil Ihr so oft nach dem Kopfe greift.«

»Davon weiß ich nichts; das geschieht ganz unwillkürlich, wohl weil der Fez nicht ganz richtig sitzt.«

Aber noch während er sprach, kratzte er sich abermals.

»Seht, soeben geschieht es wieder, und der Fez hat doch ganz richtig gegessen.«

»Ja, hm! Wißt Ihr, es scheint, ich habe verdorbenes Blut. Es setzt sich in der Kopfhaut fest und beginnt zu jucken. Ich werde, wenn ich nach Altengland komme, eine Blutreinigungskur vornehmen, Lindenblüten- und Holundertee mit strengster Diät und einem achtpfündigen Plumpudding täglich.«

»Quält Euch nicht mit einer solchen Hungerkur! Die Pflaumen und Rosinen des Puddings würden Euch den Magen verderben. Ein wenig Fett mit Quecksilber tut es auch, und zwar erfordert diese Kur die Zeit von nur fünf Minuten.«

»Meint Ihr?»

»Ja. Wolltet Ihr warten bis zum Holundertee in Altengland, so würdet Ihr jedenfalls nur als Skelett dort ankommen; die weicheren Körperteile wären indessen verspeist worden.«

»Von wem?»

»Von dem, was Ihr unreines Blut nennt. Diese sonderbaren Blutstropfen haben nämlich ganz eigentümlicherweise sechs Beine und einen Rüssel, welcher höchst unangenehm wirken kann.«

»Wie – wa – waaas?» fragte er, mich erschrocken ansehend.

»Ja, mein lieber Herr! Vielleicht habt Ihr das Latein Eurer Jugendjahre noch einigermaßen fest. Wißt Ihr noch, was *Pediculus capitis* bedeutet?»

»Hab's jedenfalls gewußt, ist mir aber entfallen.«

»Oder wißt Ihr, welches liebliche Geschöpf der Araber ›Khamli‹, der Türke aber ›Bit‹ nennt? Der Russe sagt ›Woschj‹, der Italiener ›Pidocchio‹, der Franzose ›Pou‹ und der Hottentott ›t' Garla‹.«

»Seid still! Laßt mich mit Türken und Hottentotten in Ruh! Ich verstehe keines dieser Wörter!«

»So habt die Güte, Euer Haupt zu entblößen und einmal das Innere Eures Fez zu untersuchen. Vielleicht macht Ihr eine wichtige Entdeckung, welche Euch den Ruf eines berühmten Insektenkenners einbringen wird.«

Er riß die Mütze vom Kopf, blickte aber nicht hinein, sondern fragte ganz betroffen:

»Wollt Ihr mich beleidigen? Oder meint Ihr etwa, daß da drin – –?«

»Ja, ich meine, daß da drin – –!«

»Etwas – etwas Lebendiges krabbelt?« fuhr er fort.

»Richtig! Ganz dasselbe meine ich.«

»Alle Teufel! Ah!«

Er hielt sich die Mütze vor das Gesicht und starrte hinein. Seine Nase fuhr hin und her, nach oben und nach unten, als hätte sie sich ganz separat auf die eifrigste Okularinspektion legen wollen. Dann ließ er die Hände mit der Mütze sinken und rief erschrocken aus:

»*Woe to me! Louses! Lice!*«

Er wollte den Fez wegwerfen, besann sich aber anders, stülpte ihn vor sich auf den Sattelknopf, fuhr sich mit beiden Händen in das Haar und begann nun eine ganz entsetzliche Verwüstung seiner Toilette anzurichten. Dabei erging er sich in Ausdrücken, welche gar nicht wiederzugeben sind, und war am grimmigsten darüber, daß diese Tierlein nicht einmal das ehrenwerte Haupt eines Lords von Altengland respektierten.

Dieser Zorn brachte mich zum Lachen. Er ließ die Hände vom Kopf, wendete sich wieder zu mir und schrie mich an:

»Lacht nicht, Sir, sonst boxen wir! Wie steht es denn mit Eurem Fez? Erfreut auch er sich einer solchen Einwohner-schaft?«

»Habe nicht die Ehre, mein lieber Lord. Diese Art von Sol-

diers hält sich fern von mir, weil ich mich niemals so zuvorkommend wie Ihr gegen sie erwiesen habe.«

»Welche Unvorsichtigkeit, diesen Fez zu nehmen! So ein Unheil, welches er angerichtet hat! Und in dieser kurzen Zeit! Sollte man es für möglich halten!«

»O, was das betrifft, so hat der Türke eine Redensart, welche lautet: Tschapuk ok gibi hem bit gibi – schnell, wie der Pfeil und die Laus. Und in der Türkei versteht man sich auf diese Sache doch sehr gut.«

»Aber was tue ich, was fange ich an? Gebt mir doch einen guten Rat! Ich darf den Palast, welchen dieses unheilvolle Volk bewohnt, nicht wegwerfen, denn es wäre eine Schande, unbedeckten Hauptes in Rugova einzureiten. Und ob es dort einen Laden gibt, in welchem ich eine neue Kopfbedeckung erhalten kann, das ist doch fraglich.«

»Sogar sehr! Vor uns braucht Ihr Euch nicht zu genieren und könnt den Gefährten ganz ruhig Euer Unglück wissen lassen. Steigen wir für zwei Minuten ab.«

Nachdem die Andern erfahren hatten, um was es sich handelte, erbot sich Osko, die Exekution zu übernehmen. Er legte die Mütze auf einen Stein und tat eine dünne Schicht Erde oben darauf. Auf diese kam dann ein Haufen trockener Zweige, welcher angebrannt wurde. Dadurch erreichten Erde, Stein und Mütze einen Wärmegrad, welcher den beabsichtigten Zweck unbedingt erfüllte. In der Nähe tröpfelte Wasser vom Fels und bildete eine kleine Pfütze, in welcher der Fez nach dem warmen Verfahren einer nassen Behandlung ausgesetzt wurde. Dann erhielt der Lord den Schutz der Würde seines Hauptes zurück, und wir ritten weiter. Auf dergleichen Episoden muß man im Orient stets gefaßt sein, selbst wenn man zufälligerweise ein Lord von Altengland ist.

Sechstes Kapitel
Unter der Erde

Wir ritten weiter. Nach einiger Zeit traten rechter Hand die Felsen zurück, und es öffnete sich uns ein freier Blick nach Osten, während links uns die Berge weiter begleiteten. Dann sahen wir von fern, zur Rechten von uns, einen Reiter kommen. Da das Terrain zwischen ihm und uns ein ebenes war, erblickte er uns zu gleicher Zeit, und wir bemerkten, daß er den Schritt seines Pferdes so richtete, daß er mit uns zusammentreffen mußte. Als er uns erreichte, grüßte er höflich, und wir dankten ihm ebenso. Er hatte eine behäbige Gestalt und ein ehrliches, offenes Gesicht, welches ganz geeignet war, eine gute Meinung über ihn zu erwecken.

»Wir wollen nach Rugova,« sagte ich ihm. »Ist es noch weit bis dorthin?«

»Noch eine halbe Stunde, Herr,« antwortete er. »Ihr werdet sogleich den vereinigten Drin erreichen, hart an dessen linkem Ufer die Straße hinführt. Ihr scheint fremd zu sein. Auch ich will nach Rugova; ich bin von dort. Erlaubt ihr, daß ich euch begleite?«

»Sehr gern. Du kannst uns, da wir fremd sind, mit Auskunft erfreuen.«

»Ich bin bereit dazu. Sagt nur, was ihr wissen wollt.«

»Zunächst möchten wir erfahren, bei wem man dort einkehren kann.«

Ich hatte die Absicht, bei dem Wirt Kolami, von welchem der Alim gesprochen hatte, abzusteigen, sagte das aber nicht, um vorher über den Khan des Schut etwas Näheres zu erfahren.

»Rugova besitzt zwei Khans,« erklärte er. »Der eine, welcher der größere ist, gehört einem Perser namens Kara Nirwan, der außerhalb des Ortes wohnt; der Wirt des andern, der gleich am Fluß bei der Brücke liegt, heißt Kolami.«

»Zu welchem würdest du uns raten?«

»Zu keinem. Ich überlasse euch selbst die Wahl.«

»Was für ein Mann ist dieser Perser?«

»Ein sehr angesehener. Man wohnt sehr gut und billig bei ihm. Kolami gibt sich aber auch Mühe, seine Gäste zufrieden-zustellen, und ist noch billiger als Kara Nirwan.«

»Sind diese beiden Wirte einander freundlich gesinnt?«

»Nein, sie sind Feinde.«

»Warum?«

»Nur aus persönlicher Abneigung. Es ist keine Rache dabei; sie haben einander nichts getan. Aber Kolami kann den Perser nicht leiden; er mißtraut ihm.«

»Warum?«

»Erlaßt mir die Antwort. Ihr seid fremd, und es kann euch also gleichgültig sein.«

»So werden wir bei Kolami einkehren.«

»Es wird ihm lieb sein, solche Gäste zu empfangen; aber ich rate euch nicht von Kara Nirwan ab, denn das tue ich nie; man könnte mich für neidisch und böse halten. Ich bin nämlich der Kolami.«

»Ah so! Nun, da versteht es sich ganz von selbst, daß wir in deinem Hause wohnen.«

»Ich danke dir. Wie lange werdet ihr in Rugova bleiben?«

»Das weiß ich noch nicht. Wir verfolgen einen Zweck, von welchem wir nicht wissen, ob und wann wir ihn erreichen werden.«

»Ist's ein Geschäft, ein Pferdeverkauf? Dann müßt ihr euch freilich an den Perser wenden, welcher Pferdehändler ist. Ich sehe, daß ihr drei ledige Tiere habt.«

»Ja, wir wollen zwei davon verkaufen; aber das ist nicht der eigentliche Grund unseres Kommens. Wir haben noch Anderes vor. Du scheinst ein Mann zu sein, dem man Vertrauen schenken darf. Darum will ich dir mitteilen, daß wir beabsichtigen, Kara Nirwan zu verklagen.«

»Verklagen? O, da nehmt ihr euch etwas vor, was nicht leicht zu erreichen ist. Die Leute, an welche ihr euch da wenden müßt, sind alle seine Freunde. Ist er dir Geld schuldig?«

»Nein, ich will ihn eines Verbrechens zeihen.«

Bei diesen Worten richtete er sich schnell im Sattel auf, hielt sein Pferd an und fragte:

»So hältst du ihn für einen Verbrecher?«

»Ja.«

»Was soll er begangen haben?«

»Einen Mord, ja viele Morde, und Räubereien dazu.«

Da rötete sich sein Gesicht; seine Augen leuchteten auf. Er legte mir die Hand an den Arm und fragte wie atemlos:

»Herr, sage, sage mir schnell, ob du vielleicht ein Muchbyr {Geheimpolizist} des Großherrs bist?«

»Nein, der bin ich nicht. Ich bin aus einem fremden Land und stehe im Begriff, dorthin zurückzukehren. Vorher aber will ich einen Mann bestraft sehen, der uns in Verbindung mit seinen Anhängern wiederholt nach dem Leben getrachtet hat. Und dieser Mann ist eben der Perser.«

»Allah hakky! Höre ich recht? Ist's möglich! Fände ich endlich einmal einen Menschen, welcher ganz dieselbe Ansicht hat, wie ich?«

»So hältst auch du ihn für einen Bösewicht?«

»Ja, aber man darf es nicht sagen. Ich habe einmal nur ein Wörtchen geäußert; das hätte mir beinahe das Leben gekostet.«

»Welchen Grund hast du, diese Meinung über ihn zu hegen?«

»Er hat mich beraubt. Ich war in Perserin, um Geld zu holen. Dort traf ich mit ihm zusammen, und er erfuhr von mir, daß ich einen gefüllten Beutel bei mir trug. Unterwegs wurde ich überfallen und mußte das Geld hergeben. Es waren vier Männer, welche ihre Gesichter verhüllt hatten. Derjenige, welcher das Wort führte, hatte andere Kleider angezogen; dennoch aber erkannte ich ihn an seiner Stimme, an den Spitzen des Bartes, welche unter der Verhüllung hervorblickten, und an den Pistolen, die er mir entgegenhielt. Es war der Perser. Aber was wollte ich tun? Zwei Bewohner meines Ortes sagten mir am andern Tage freiwillig, daß sie ihn zu einer bestimmten Zeit in Perserin getroffen hätten, und das war genau die Stunde, an welcher ich überfallen worden war. Er konnte beweisen, daß er sich nicht an der Stelle des Überfalles befunden haben könne. Ich mußte schweigen.«

»Die Beiden sind jedenfalls dabei beteiligt gewesen. Meinst du das nicht auch?«

»Ich bin überzeugt davon. Seit jener Zeit habe ich ihm aufgepaßt. Ich sah und hörte vieles, ohne jedoch den rechten Zusammenhang zu finden. Endlich bin ich gar auf die Idee gekommen, daß er kein anderer ist, als – als – –«

Er getraute sich nicht, das Wort zu sagen; darum ergänzte ich herzlichhaft:

»Als der Schut!«

»Herr!« fuhr er auf.

»Was gibt's?«

»Du sagst ja ganz genau, was ich denke!«

»So sind wir einer Meinung, und das ist gut.«

»Kannst du es beweisen?«

»Ja. Ich bin nach Rugova gekommen, um hier das Beweismaterial zu vervollständigen. Er kann mir nicht entgehen.«

»O Allah, wenn das wäre! Dann würde das Land von seinem Schrecken befreit. Herr, ich habe vorhin gesagt, daß ich und der Perser einander nichts getan hätten. Ich mußte so sagen, denn ich kannte dich nicht. Jetzt aber gestehe ich dir, daß ich ihn hasse wie den Teufel, und daß ich sehr wünsche, dir beistehen zu können, um ihn unschädlich zu machen, ihn, den ehrlichen, frommen, geachteten Menschen, welcher doch der größte Bösewicht der Erde ist!«

Man sah es ihm an, daß es ihm mit diesen Worten voller Ernst war. Das Zusammentreffen mit ihm konnte uns nur von Nutzen sein. Darum trug ich kein Bedenken, ihm mitzuteilen, was wir in Rugova tun wollten und was wir erlebt und über den Schut erfahren hatten. Besonders ausführlich war ich bei der Schilderung der Ereignisse am Teufelsfelsen und im Tal des Köhlers. Er unterbrach mich oft mit Ausdrücken des Staunens, der Angst und der Befriedigung. Er hielt im Eifer über das, was er hörte, sein Pferd so oft an, daß unser Ritt dadurch wesentlich verzögert wurde. Am schärfsten wurde seine Aufmerksamkeit, als ich ihm von dem Karaul, dem Schacht und Stollen erzählte. Als ich geendet hatte, rief er aus:

»Man sollte dies gar nicht für möglich halten; aber es stimmt

ja alles auf das genaueste, und ich selbst bin bereits auf den Gedanken gekommen, daß dieser Perser Menschen bei sich zurückbehält. Es sind schon viele verschwunden, die vorher bei ihm eingekehrt waren. Und warum fährt er so oft auf dem Fluß spazieren? Er wohnt außerhalb des Ortes und hat doch einen Kahn auf dem Wasser. Kaum hat man ihn einsteigen und fortrudern sehen, so ist er verschwunden. Jetzt begreife ich es: er fährt in den Stollen ein!«

»Ist dir nichts über die Mündung des alten Schachtes bekannt?«

»Nein, gar nichts. Was gedenkst du zu tun, Herr, wenn du angekommen bist? Willst du etwa zum Stareschin {Ortsvorsteher, Ortsrichter} gehen und Anzeige machen? Dieser Mann ist sein Busenfreund.«

»Fällt mir gar nicht ein. Noch habe ich keine direkten Beweise gegen den Perser; ich will sie mir erst holen und werde zu diesem Zweck den Stollen aufsuchen.«

»Da kannst du dich eines meiner Kähne bedienen. Wenn du es mir erlaubst, so fahre ich mit.«

»Das ist mir lieb, da du mir dann als Zeuge dienen kannst.«

Wir hatten den Fluß erreicht und ritten hart am Ufer desselben hin. Die Wasser schossen, eng eingezwängt, in heimtückischer Stille dahin. Diesseits war das Ufer eben, jenseits aber stieg eine Felswand hoch und senkrecht empor.

Diesen Felsen bedeckte ein mächtiger Nadelwald, zwischen dessen Grün alte Mauern hindurchschimmerten. Das war der Wachturm, über welchen vielleicht fast ein ganzes Jahrtausend dahingegangen war. Grad unter ihm machten Fels und Fluß eine Krümmung, hinter welcher das Dorf versteckt lag.

Als wir die Krümmung hinter uns hatten, sahen wir den Ort und auch die Brücke, über welche wir reiten mußten. Doch beiläufigen wir uns gar nicht, sie zu erreichen. Es galt, den Eingang des Stollens zu entdecken.

Er war sehr bald gefunden, obgleich wir das Loch nicht sehen konnten. Grad vor der Krümmung, wo die Strömung in voller Gewalt den Felsen traf, gab es eine Stelle, an welcher einige Ellen über dem Wasser ein Felsenvorsprung dem Flug-

samen der Pflanzen Gelegenheit gegeben hatte, festen Halt zu fassen. Von dieser Stelle hingen dichte Ranken hernieder, die einen natürlichen Vorhang bildeten, hinter welchem der Eingang des Stollens verborgen lag.

Wegen der heftigen Strömung war es nicht ungefährlich, diese Stelle mit dem Kahn zu befahren. Es gehörten kräftige Hände dazu, den Druck des Wassers zu überwinden und nicht an den Felsen gedrückt zu werden. Nachdem wir hierüber Klarheit erhalten hatten, ritten wir schneller und kamen bald über die Brücke, die man zu Pferd nur mit großer Vorsicht benutzen durfte. Die Planken derselben waren durchfault und hatten zahlreiche Lücken, durch welche man das Wasser unten fließen sah.

Das Dorf lag ziemlich eng zwischen den Höhen eingeklemmt und machte keineswegs den Eindruck einer wohlhabenden Ortschaft. Links sah man eine Straße nach dem Berg hinansteigen. Es war diejenige, welcher wir später folgen mußten.

Die Brücke mündete auf ein freies Plätzchen, das von armseiligen Häusern umgeben war, unter denen sich ein besseres Gebäude auszeichnete. Dieses war der Khan Kolamis. Ein Seiler war auf dem Platz mit seiner Arbeit beschäftigt. Ein Schuster saß vor seiner Türe und flickte an einem Pantoffel herum. Daneben pickten Hühner und gruben Kinder mit ihren schmutzigen Patschen nach den Schätzen eines Düngerhaufens, und nicht weit davon standen einige Männer, welche ihr Gespräch unterbrochen hatten, um uns mit neugierigen Blicken zu betrachten.

Auf einen unter ihnen paßte das Wort ›neugierig‹ freilich nicht. Nicht Neugierde, sondern etwas ganz Anderes, was ich lieber Entsetzen nennen möchte, war auf seinem Gesicht zu lesen.

Er trug die Tracht der mohammedanischen Skipetaren: kurze, glänzende Stiefel, schneeweiße Fustanella, rote, mit Gold verbrämte Jacke, auf deren Brustteilen silberne Patronenbehälter befestigt waren, einen blauen Gürtel, aus welchem die Griffe zweier Pistolen und eines krummgebogenen Hand-

schars hervorsahen, und auf dem Kopf einen roten Fez mit goldener Quaste. Dieser Kleidung nach war er ein sehr wohlhabender Mann.

Sein hageres Gesicht mit außerordentlich kühn geschnittenen Zügen hatte eine intensiv gelbe Farbe – »schut« nennt das der Serbe; ein dichter, schwarzer Bart ging ihm in zwei Spitzen fast bis auf die Brust herab, und tiefschwarz war auch die Farbe seiner Augen, welche weit offen und groß auf uns gerichtet waren.

Er hatte den Mund geöffnet, so daß seine weißen Zähne zwischen dem Bart hervorschimmerten, und seine Rechte hielt den Griff des Handschars umfaßt; dabei war sein Körper weit nach vorn gebeugt. Es hatte ganz das Aussehen, als ob er mit der Klinge sich uns entgegenstürzen wollte. Ich hatte ihn noch nie gesehen; aber ihn erblicken und erkennen, das war eins. Ich raunte dem Wirt zu:

»Das ist der Schut, der Gelbe, nicht?«

»Ja,« antwortete er. »Wie unwillkommen, daß er uns gleich sehen muß!«

»Mir ist es aber ganz willkommen, denn dadurch wird sich die Angelegenheit beschleunigen. Er erkennt mich an meinem Rappen; er erkennt den Goldfuchs und die Pferde der Aladschy; er weiß also jetzt nicht nur, daß wir entkommen sind, sondern daß sich auch der Köhler und die Aladschy unter unsern Händen befunden haben. Er ist überzeugt, daß unser Kommen ihm gilt, und da er blind sein müßte, um den Engländer nicht zu erkennen, welchen er im Schacht gefangen gehalten hat, so kann er sich sagen, daß wir es zunächst auf diesen Schacht abgesehen haben werden. Paß auf! Der Tanz wird gleich beginnen.«

Wir beide ritten voran. Osko und Omar folgten uns. Halef war mit dem Lord ein wenig zurückgeblieben, und der Engländer hatte, da er sich mit dem Hadschi im Gespräch befand, nicht auf die Gruppe der Männer geachtet. Jetzt aber bemerkte er sie. Er hielt sein Pferd an und fixierte den Perser.

Wir konnten den Vorgang gut beobachten, weil wir mittlerweile vor der Türe des Khans angekommen und von den Pfer-

den gestiegen waren. Nicht mehr als zwölf Schritte von uns entfernt standen die Männer. Ich sah, daß der Schut die Lippe an den Zähnen wetzte. Auf seinem Gesicht lag der Ausdruck des Grimmes und zugleich der Angst.

Da gab Lindsay seinem Pferd die Sporen, schoß herbei und parierte den Fuchs so nahe an dem Schut, daß er diesen fast umgerissen hätte. Dann begann er, eine Rede loszulassen, welche alles enthielt, was er an englischen Kraftausdrücken wußte und an arabischen und türkischen Schimpfwörtern gesammelt hatte. Sie strömte ihm so schnell vom Mund, daß die einzelnen Ausdrücke gar nicht verstanden werden konnten. Dazu gestikuliert er mit Armen und Beinen vom Pferd herab, als wäre er von einem bösen Geist besessen.

»Was will dieser Mann?« fragte einer aus der Gruppe.

»Das ist der Stareshin,« erklärte mir der Wirt.

»Ich weiß es nicht; ich verstehe ihn nicht,« antwortete der Schut dem Frager. »Aber ich kenne ihn und wundere mich sehr, ihn hier wieder zu sehen.«

»Ist es nicht der Inglis, welcher mit seinem Dolmetscher und seinen Dienern bei dir wohnte?«

»Ja. Ich habe dir noch gar nicht gesagt, daß er mir diesen Goldfuchs gestohlen hat und mit demselben verschwunden ist. Du wirst die Güte haben, ihn zu arretieren.«

»Sogleich! Wir wollen diesen fremden Giaurs das Pferde-stehlen verleiden.«

Er trat zu Lindsay heran und erklärte diesem, daß er arretiert sei. Der Lord verstand ihn aber nicht; er fuhr fort zu schreien und zu gestikulieren, und stieß, als der Stareshin ihn am Bein faßte, denselben kräftig mit dem Fuß von sich ab.

»Allah!« rief der Beamte. »Das hat noch niemand gewagt! Herbei, ihr Männer! Nehmt ihn vom Pferd, und schafft ihn fort!«

Die Männer gehorchten und traten zu dem Lord heran. Aber als sie nach ihm fassen wollten, ergriff er sein Gewehr, legte auf sie an und schrie in einem englisch-türkischen Wortgemisch:

»Away! I atmak! I atmak!«

Er hatte sich gemerkt, daß schießen ›atmak‹ heißt. Die Angreifenden traten eiligst zurück, und der Stareshin sagte:

»Der Mensch ist toll. Er versteht uns nicht. Wenn wir doch den Dolmetscher hier hätten, um ihm begreiflich machen zu können, daß Widerstand ihm nichts nützt und seine Lage nur verschlimmert!«

Da trat ich zu ihm hin und sagte:

»Verzeihe, Stareshin, daß ich dich in der Ausführung der Obliegenheiten deines Amtes störe. Wenn du eines Dolmetschers bedarfst, so kann ich dir dienen.«

»So sage diesem Pferdedieb, daß er mir in das Gefängnis folgen muß.«

»Pferdedieb? Du irrst dich sehr. Dieser Effendi ist kein Pferdedieb.«

»Er ist einer, denn mein Freund Nirwan hat es gesagt.«

»Und ich sage dir, daß dieser Inglis in seinem Lande eine Stellung hat, welche wenigstens ebenso hoch ist, wie hier diejenige eines Pascha mit drei Roßschweiften. Ein solcher Mann stiehlt nicht. Er hat in seinem Stall daheim mehr Pferde, als hier in Rugova vorhanden sind.«

Ich sprach zwar in bestimmtem, aber doch sehr höflichem Ton. Das schien in dem Stareshin die Ansicht zu erwecken, daß ich eine sehr hohe Achtung für sein Amt und seine Person hege und er mir infolgedessen imponieren könne. Also schnauzte er mich an:

»Schweig! Hier gilt nur das, was ich sage! Dieser Inglis hat hier ein Pferd gestohlen und ist ein Dieb, wofür ich ihn bestrafen lassen werde. Sage ihm das!«

»Das kann ich ihm nicht sagen.«

»Warum nicht?«

»Weil es eine Beleidigung sein würde, welche er mir nie verzeihen könnte. Ich will seine Freundschaft nicht verlieren.«

»Also bist du der Freund eines Pferdediebes? Schäme dich!«

Er spuckte vor mir aus.

»Unterlaß das, Stareshin!« warnte ich ihn. »Ich spreche in Höflichkeit mit dir, und du lässest mich dafür den Speichel

deines Mundes sehen! Wenn das noch einmal geschieht, so bediene ich mich einer anderen Sprache, welche deinem Verhalten angemessen ist.«

Das war in bedeutend schärferer Tonart gesagt. Der Schut hatte mich vom Kopf bis zu den Füßen gemustert. Jetzt hustete er und machte eine Handbewegung, welche den Zweck hatte, den Zorn des Stareshin gegen mich zu entflammen. Es gelang ihm, denn das Oberhaupt der Stadt antwortete mir:

»Welche Sprache wolltest du denn führen? Es ist gegen mich nur diejenige der Höflichkeit möglich; jede andere würde ich auf das allerstrengste bestrafen. Ich habe vor dir ausgespuckt, weil du einen Dieb deinen Freund nanntest. Und dazu habe ich ein so gutes Recht, daß ich gleich noch einmal ausspucke. Sieh, das gilt dir wieder!«

Er spitzte den Mund, und ich trat rasch einen Schritt vor, holte aus und gab ihm eine so herz hafte Ohrfeige, daß er zu Boden taumelte. Dann zog ich den Revolver. Meine Begleiter griffen sofort zu ihren Waffen. Auch der Schut zog seine Pistole.

»Weg mit der Waffe!« herrschte ich ihn an. »Was geht dich diese Ohrfeige an?«

Er gehorchte unwillkürlich. So wie ich, hatte ihn wohl noch niemand angeschrien.

Der Stareshin erhob sich. Er hatte ein Messer im Gürtel stecken. Ich glaubte, er werde es ziehen, um Rache zu nehmen für meinen Schlag. Aber Großsprecher sind ja gewöhnlich, wenn es ernst wird, feige Menschen. Der Mann hatte keinen Mut und wendete sich an den Schut:

»Willst du es dulden, daß ich mißhandelt werde, wenn ich mich deiner Angelegenheit annehme? Ich hoffe, daß du diese Beleidigung, welche eigentlich nur dir gilt, augenblicklich rächen wirst!«

Der Blick des Persers wanderte einige Male zwischen dem Stareshin und mir hin und her. Dieser gewalttätige und gewissenlose Mensch besaß jedenfalls einen hohen persönlichen Mut; aber das Erscheinen der Leute, welche er tot oder wenigstens unschädlich gemacht wähnte, und die nun plötzlich

unversehrt vor ihm standen, lähmte seine Tatkraft. Dazu kam unsere selbstbewußte Haltung. Wir hatten die Waffen in den Händen, und es war uns wohl anzusehen, daß dies nicht geschah, um nur zu scherzen. Es kostete ihn sichtlich eine Anstrengung, dem Ortsvorsteher zu antworten:

»Diese Ohrfeige hat dir gegolten und nicht mir. Du bist es, der sie erhalten hat, und wirst wissen, was du zu tun hast. Ich bin aber bereit, den Befehlen, welche du erteilen wirst, Nachdruck geben zu helfen.«

Er legte die Hand wieder an den Griff der Pistole.

»Weg mit der Hand!« rief ich ihm zu. »Du bist nicht Polizist. Von dir dulde ich keine Drohung. Habe ich diesem Stareschin gezeigt, wie ich Unhöflichkeiten beantworte, so werde ich wohl auch wissen, den Drohungen eines Privatmannes, der gar nichts zu befehlen hat, zu begegnen. Eine Pistole ist eine lebensgefährliche Waffe. Droht man mir mit derselben, so habe ich das Recht der Notwehr. Sobald du sie ziehst, wirst du meine Kugel im Kopf haben. Das beachte wohl; ich scherze nicht!«

Er nahm die Hand vom Gürtel, rief mir aber zornig zu:

»Du scheinst nicht zu wissen, mit wem du redest! Du hast den Gebieter dieses Ortes geschlagen. Ihr droht uns mit euren Gewehren und werdet das selbstverständlich büßen müssen. Sämtliche Bewohner von Rugova werden herbeieilen, euch gefangen zu nehmen. Im Lande des Großherrn ist es nicht Sitte, daß Pferdediebe gerechte Männer mit dem Tode bedrohen!«

»Was du sagst, ist lächerlich. Ich werde euch sogleich beweisen, daß ich weiß, mit wem ich rede. Die Leute von Rugova habe ich nicht zu fürchten, da ich gekommen bin, sie von einem Teufel zu befreien, welcher in ihrer Mitte und weithin im Lande sein Wesen treibt. Wenn uns ein Räuber und Mörder Pferdediebe nennt, so lachen wir darüber, aber dieses Lachen wird ihm sehr gefährlich werden!«

»Seid ihr es nicht?« fragte er. »Dieser Engländer reitet meinen Fuchs, und diese beiden Begleiter von dir sitzen auf Schecken, welche ihnen nicht gehören; sie haben dieselben gestohlen.«

»Woher weißt du, daß sie ihnen nicht gehören?«

»Weil diese Pferde das Eigentum zweier meiner Freunde sind.«

»Dieses Geständnis ist eine große Unvorsichtigkeit von dir. Wir haben die Schecken allerdings nicht gekauft, sondern sie den Aladschy abgenommen. Wenn du zugibst, daß diese berühmten Räuber deine Freunde sind, so hast du dir selbst dein Urteil gesprochen. Sage mir einmal,« fuhr ich fort, indem ich mich an den Stareschin wendete, »ob du weißt, daß die Aladschy Schecken reiten?«

»Was gehen mich die Aladschy an?« antwortete er. »Ich habe es jetzt nicht mit ihnen, sondern mit euch zu tun.«

»Das ist mir lieb, denn ich wünsche sehr, daß du dich ein wenig mit uns beschäftigst. Freilich muß dies in einer andern Weise geschehen, als es in deiner Absicht zu liegen scheint.«

»Oho! Hast du hier zu befehlen? Hast du Ohrfeigen auszu-teilen? Ich werde Leute von Rugova versammeln, um euch gefangen nehmen zu lassen. Jetzt sogleich werde ich den Befehl dazu geben!«

Er wollte fort.

»Halt! Noch einen Augenblick!« gebot ich ihm. »Du hast noch gar nicht gefragt, wer wir sind. Ich werde es dir sagen. Wir – –«

»Das ist gar nicht notwendig!« unterbrach mich der Schut. »Du bist ein Giaur aus Germanistan, den wir bald kleinmütig machen werden.«

»Und du bist ein Schiit aus Persien, welcher Hassan und Hosseïn verehrt. Nenne dich also ja nicht einen Rechtgläubigen und bringe das Wort Giaur nicht noch einmal, sonst bekommst du eine solche Ohrfeige wie der Stareschin!«

»Bietest du mir eine solche Beleidigung?« brauste er auf.

»Ja; ich biete dir überhaupt noch weit mehr. Woher weißt du, daß ich ein Fremder aus Germanistan bin? Du hast dich durch dieses Wort verraten. Deine Rolle als Schut ist in diesem Augenblick ausgespielt!«

»Schut?« fragte er erbleichend.

»Schut?« riefen auch die Andern.

»Ja, dieser Schiit Nirwan ist der Schut. Ich werde es euch beweisen. Hier, Stareschin, hast du meine Legitimationen. Sie sind vom Großherrs und Großwesir ausgestellt, und ich hoffe, daß du ihnen die gebührende Ehrerbietung erweistest. Tatest du das Gegenteil, so würde ich es unverzüglich dem Wali in Prisrendi und auch dem Wesir nach Stambul melden. Wische deine schmutzigen Hände ab und hüte dich, meine Pässe zu beflecken!«

Ich öffnete die Dokumente und hielt sie ihm entgegen. Als er die großherrlichen Siegel erblickte, wischte er wirklich die Hände an seinen Hosen hin und her, griff dann an Stirn und Brust, verbeugte sich, nahm sie entgegen und legte sie unter einer abermaligen Verneigung an die Stirn, um sie dann zu lesen.

»Master,« sagte der Engländer, »Ihr könntet ihm auch meinen Paß zeigen; aber der Perser hat ihn mir mit den andern Sachen abgenommen.«

»Wenn er nicht vernichtet ist, werdet Ihr ihn wieder bekommen. Übrigens genügt es, wenn er nur meine Papiere liest. Ihr seid mein Freund, und ich legitimiere Euch.«

Die Leute waren aus den umliegenden Häusern getreten und hielten die neugierigen Blicke auf uns gerichtet. Einige liefen fort, in die enge Gasse hinein, welche auf den Brückenkopf mündet, um Andere zu holen, und es hatte sich schnell ein Publikum gebildet, welches uns im Halbkreise umstand.

Das schien dem Schut willkommen zu sein. Er fühlte sich jetzt sicherer als vorher, da er glaubte, sich auf den Beistand dieses Volkes verlassen zu können. Sein Gesicht nahm einen trotzigten Ausdruck an, und seine schon an sich hohe Gestalt richtete sich noch höher auf. Man sah es ihm an, daß er ebenso gewandt wie kräftig sei. Im Ringkampf war er jedenfalls mehr zu fürchten als einer der Aladschy, welche nur über ihre rohe, ungeschulte Körperkraft zu verfügen gehabt hatten. Ich nahm mir vor, es nicht auf einen solchen Ringkampf ankommen zu lassen, sondern ihn gegebenen Falls mit einer Kugel so zu verwunden, daß er unfähig zur Verteidigung würde.

Endlich hatte der Stareschin die Papiere gelesen. Er drückte

sie wieder an die Stirn und auch an die Brust, faltete sie zusammen und machte Miene, sie einzustecken.

»Halt!« sagte ich. »Diese Dokumente sind mein Eigentum, nicht aber das deine.«

»Aber du willst hier bleiben?« fragte er.

»Ja.«

»So werde ich sie behalten, bis euer Prozeß beendet ist.«

»Nein, das wirst du nicht. Wie kannst du, ein einfacher Kija, es wagen, die Papiere eines Mannes, welcher so hoch über dir steht, an dich zu nehmen! Schon die bloße Absicht dazu ist eine Beleidigung für mich. Und was fällt dir ein, von einem Prozeß zu sprechen! Du weißt jetzt, mit wem du sprichst, und ich werde dir sagen, was ich von dir fordere. Ich will dir entgegenkommen und diese Legitimation nicht zu mir selbst nehmen. Da ich bei dem Khandschy Kolami wohnen werde, so mag er sie in Verwahrung nehmen. Gib sie ihm also! Er wird sie ohne meine ganz ausdrückliche Billigung nicht aus den Händen geben.«

Er gehorchte, wenn auch widerstrebend. Dann fuhr ich mit erhobener Stimme, so daß alle Umstehenden es hören konnten, fort:

»Und nun will ich mich ernstlich dagegen verwahren, daß einer von uns ein Pferdedieb genannt werde. Wir sind ehrliche Leute und kommen vielmehr zu dem Zweck, euch von dem größten Dieb dieses Landes zu befreien. Dieser Goldfuchs hat nicht dem Perser gehört, sondern einem Skipetaren, nämlich dem Barjactar Stojko Wites aus Slokuczie, welcher mit seinem Sohn nach Batera reiten wollte, um ihn dort zu vermählen. Sie kamen in das Teufelstal zum Köhler Scharka, welcher ein Untergebener des Schut ist und den Barjactar überfiel und beraubte. Er selbst blieb leben, aber sein Sohn wurde ermordet und verbrannt. Ich kann euch die Knochenreste zeigen. Dieser Panzer, welchen mein Begleiter einstweilen angelegt hat, dieses Schwert und dieser Dolch sind Teile des Raubes. Der Barjactar wurde zu Kara Nirwan geschleppt, um erst später ermordet zu werden, wenn es gelungen sein würde, ihm noch ein bedeutendes Lösegeld abzupressen.«

»Lüge, Lüge und tausendfache Lüge!« schrie der Perser. »Dieses Pferd gehört mir, und von einem Barjactar weiß ich nicht das geringste!«

»Die Lüge ist auf deiner Seite. Du hast den Barjactar im Schacht stecken, wo du auch diesen Inglis gefangen hieltest. Du hast diesen Inglis zu dem Köhler schaffen lassen, um ihm ein Lösegeld abzugewinnen und ihn dann zu töten. Es ist uns gelungen, ihn zu befreien, und nun kehrt er zurück, um dich anzuklagen.«

»Allah, Allah! Das soll ich hören und dulden! Ich soll ein Räuber und Mörder sein! Frage die Leute, welche deine Lügen hören! Sie werden dir sagen, wer ich bin. Und wenn du fortfährst, mich in einer so frechen Weise zu beschuldigen, so werden sie das nicht dulden, sondern mich beschützen. Nicht wahr, das werdet ihr, ihr Männer und Einwohner von Rugova? Könnt ihr ruhig zusehen, daß ein Fremdling, ein Christ, es wagt, mich, der ich der Wohltäter so vieler bin, in dieser Weise zu beschuldigen und anzuklagen?«

»Nein, nein!« riefen mehrere Stimmen. »Fort, weg mit diesem Giaur! Er soll kein Wort mehr sagen dürfen!«

Ich ahnte, was nun kommen werde. Ich dachte mir, daß später große Eile notwendig sei, und darum gebot ich Halef leise, einstweilen die Pferde unterzubringen. Dann wendete ich mich an die Leute:

»Ist es Schimpf, ein Christ zu sein? Wohnen nicht grad hier in Rugova Bekenner des Islam und der Bibel friedlich beisammen? Sehe ich nicht hier Leute stehen, welchen den Rosenkranz umhängen haben, die also Christen sind? An diese Leute wende ich mich, wenn Kara Nirwan sich auf die Mohammedaner stützt. Was ich ihm vorgeworfen habe, ist alles wahr; ich werde es beweisen. Und nun hört noch das letzte, das ärgste! Der Perser ist der Schut, verstanden – der Schut! Auch das kann ich euch beweisen, wenn ihr es ruhig anhören wollt.«

Da donnerte mich der Pferdehändler an:

»Schweig! Sonst schieße ich dich nieder wie einen Hund,

den man nur durch die Kugel von seiner Räude befreien kann!«

Ich hätte ihn am liebsten niedergeschlagen; aber die Stimmung war, wie ich deutlich sah, gegen mich. Darum übersah ich es, daß er nach seinem Gürtel griff, und antwortete ihm:

»Verteidige dich nicht durch Worte, sondern durch die Tat! Führe uns in den Schacht hinab, und beweise uns, daß Stojko nicht unten steckt!«

»Ich kenne keinen Schacht!«

»So kenne ich ihn und werde diese Leute hinabführen!«

Ein höhnisches Zucken ging über sein Gesicht, und ich wußte auch, weshalb. Ich hütete mich wohl, von dem Stollen zu sprechen, durch welchen ich eindringen wollte; er sollte denken, daß der Eingang zu demselben von dem Lord vergessen worden sei. Ich wollte den Glauben in ihm erwecken, daß wir nach dem Karaul wollten, um durch den Schacht einzudringen. Darum fuhr ich fort:

»Und nicht nur diesen einen Gefangenen hat er in dem Schacht unter dem Karaul verborgen, sondern noch einen zweiten, einen Kaufmann aus Skutari, dessen Geld er genommen hat und dessen übriges Vermögen er auch noch haben will. Ihr werdet auch diesen Mann unten finden. Er und Stojko werden euch erzählen, was mit ihnen geschehen ist, und dann werdet ihr glauben, daß Kara Nirwan der Schut ist. Ich fordere euch und den Stareshin hiermit auf, ihn gefangen zu nehmen und nach dem Turm zu schaffen. Dort muß er euch den Eingang des Schachtes zeigen.«

»Ich, ein Gefangener!« rief der Schut. »Ich will denjenigen sehen, der mich angreift. Ich kenne keinen Schacht. Ich bin bereit, freiwillig mitzugehen. Sucht euch den Schacht; ich kann ihn euch nicht zeigen, weil ich ihn selbst nicht weiß. Findet ihr ihn, so steigt hinab! Bewährt sich dann die Aussage dieses Fremden, so werde ich mich ohne Weigerung und Widerstand binden lassen, damit man mich nach Prisrendi schaffe. Stellt es sich aber heraus, daß er gelogen hat, so werde ich die strengste Bestrafung verlangen.«

»Gut, ich gehe getrost darauf ein,« erwiderte ich.

»Auf, nach dem Karaul!« ertönte es von allen Seiten. »Der Perser soll der Schut sein! Wehe diesem Fremden, wenn er lügt!«

»Ich lüge nicht. Wir geben uns ganz in eure Hände. Wir werden sogar alle unsere Waffen ablegen, damit ihr überzeugt seid, daß wir friedliche Leute sind und es ehrlich meinen. Gebt eure Flinten, Messer und Pistolen her, und geht mit diesen braven Leuten nach dem Turm. Ich werde sie hier im Khan aufbewahren und euch dann mit Kolami nachkommen.«

Diese Aufforderung war an meine Gefährten gerichtet. Hallel hatte die Pferde in den Hof bringen helfen; er war wieder da und sagte, als ich ihm seine Waffen abforderte:

»Aber, Sihdi, da können wir uns ja nicht wehren!«

Ich durfte es ihm nicht sagen, aus welchem Grunde ich die Waffen ablegen ließ. Sie sollten unbewaffnet sein, um keine Unvorsichtigkeit begehen zu können. Der hitzköpfige Hadschi war im stand, durch eine Gewalttätigkeit sich und die Gefährten in Gefahr zu bringen.

»Ihr braucht euch nicht zu wehren,« antwortete ich ihm. »Man wird euch nichts zuleid tun. Seid nur still und vorsichtig!«

»Und du kommst nach?«

»Nein. Ich sagte nur so, um den Schut zu täuschen. Er wird eine Strecke mit euch gehen und dann sicher verschwinden. Hierauf steigt er in den Schacht ein, um die beiden Gefangenen zu verstecken. Vielleicht tötet er sie. Indessen fahre ich mit dem Wirt nach dem Stollen und treffe unten mit dem Schut zusammen.«

»Du allein? Das ist zu gefährlich. Ich will mit dir gehen.«

»Nein, das würde auffallen. Hütet euch übrigens, in den Schacht einzusteigen, wenn ihr ihn finden solltet. Man weiß nicht, in welcher Weise der Schut dafür sorgt, daß ihr ihm nicht hinabfolgen könnt. Seid freundlich gegen die Leute, damit ihr sie nicht gegen euch aufbringt, und tut ja nichts, bevor ich wieder bei euch bin.«

Es hatte sich eine ziemliche Menschenmenge angesammelt, und es war vorauszusehen, daß die Zahl noch anwachsen

werde. Als der Wirt und ich die Waffen der Gefährten ergriffen hatten, wurden diese mit dem Schut in die Mitte genommen, und der Zug setzte sich in Bewegung.

Nun traf ich mit dem Wirte die nötigen Vorkehrungen, ging dann voran an die Brücke und stieg in den Kahn. Er kam sehr bald mit zwei Knechten nach. Diese führten die Ruder; er setzte sich auf den Bugsitz und ich steuerte.

Obgleich wir nach der linken Seite wollten, steuerte ich doch nach dem rechten Ufer hinüber, weil wir dort nicht so starke Strömung hatten. Als wir sodann der betreffenden Stelle gegenüber angekommen waren, legte ich nach links um.

Jetzt hatten die Knechte alle ihre Kräfte anzustrengen, um nicht durch die reißende Flut abgetrieben zu werden. Ich mußte weit, weit über das Ziel aufwärts halten. Die Ruder bogen sich; sie drohten, zu zerbrechen; doch war meine größte Sorge, ob auch wirklich der Eingang des Stollens dort unter dem grünen Vorhang sein werde.

Wir befanden uns ein Stück oberhalb desselben. Jetzt ließ ich den Kahn abfallen und hielt grad auf das Loch zu. Befand sich keines dort und gab es nur Felsen, so mußte der Kahn zerbrechen, mit so reißender Schnelligkeit wurden wir nach der Stelle getrieben.

»Die Ruder herein! Bückt euch!« rief ich den Dreien zu.

Sie gehorchten augenblicklich. Ich selbst blieb aufrecht sitzen, da ich das Steuer hätte loslassen müssen. Jetzt waren wir nahe; noch zwei Bootslängen, noch eine – ich schloß die Augen, damit sie nicht von den Zweigen verletzt würden – ein Schlag ins Gesicht wie von einem weichen Rutenbesen – ich öffnete die Augen, – tiefe Dunkelheit um mich – ein Aufstoß vorn, der Kiel des Kahns knirschte – wir befanden uns in dem Stollen.

»Allah sei Dank!« seufzte der Wirt tief auf. »Mir war ein wenig bang.«

»Mir auch,« antwortete ich. »Wären wir hier auf Felsen getroffen, so hätten wir ein gefährliches Bad erhalten. Wer nicht ganz ausgezeichnet schwimmt, würde hier verloren sein. Fühlt

einmal an die Wand, ob ein Pflock da ist. Es soll sich einer hier befinden, um den Kahn anzuhängen.«

Der Pflock war wirklich vorhanden. Wir befestigten das Fahrzeug an demselben und zündeten die mitgebrachten Laternen an. Ihr Licht reichte hin, den Gang zu erleuchten, da derselbe niedrig und schmal war. Die Knechte steckten die auf Vorrat mitgebrachten Talgkerzen zu sich.

Ich nahm die eine der Laternen in die Linke und den Revolver in die Rechte und schritt voran. Wir konnten, da wir Licht bei uns hatten, von weitem gesehen werden, und es war ja immerhin möglich, daß sich einer der Knechte des Schut zur Bewachung der beiden Gefangenen hier unten befand.

Der Stollen war hoch genug, daß ich aufrecht gehen konnte. Seine Sohle war mit einem Pfad einzelner Bretter belegt. Wozu? Das konnte ich jetzt noch nicht begreifen. Wir gingen sehr langsam, weil ich zu unserer Sicherheit Schritt um Schritt untersuchen mußte. Vielleicht eine Viertelstunde war seit unserer Einfahrt verflossen, als wir uns von einer Luftschicht umgeben fühlten, welche um mehrere Grade kälter als die bisherige war.

»Wir nähern uns wahrscheinlich dem Spalt, von welchem der Alim gesprochen hat,« bemerkte ich. »Jetzt müssen wir doppelt vorsichtig sein.«

Nach nur wenigen Schritten gähnte uns eine breite Spalte an, welche quer über den Stollen schnitt. Ihre Tiefe war nicht zu erkennen und ihre Höhe ebensowenig. Bretter führten hinüber, eins vor das andere gelegt, nur anderthalb Fuß breit.

»Das ist der Ort, an welchem das Verderben wartet,« meinte der Khandschy. »Herr, untersuche den Steg genau!«

»Gebt die Stricke her!«

Wir knoteten die vier Stricke, welche sie mitgebracht hatten, einzeln zusammen, nahmen sie dann doppelt und banden das eine Ende mir, unter den Armen hindurch, um die Brust fest, während das andere Ende von den Dreien gehalten wurde. Mich niederbückend, so daß die Laterne den Boden beschien, schritt ich nun, denselben genau untersuchend, vorwärts.

So breit, wie der Spalt war, gab es natürlich keinen festen

Boden. Es waren drei starke Balken hinübergelegt, je einer zur rechten und linken Seite und der dritte in der Mitte. Auf dem mittleren Balken lag das Brett. Zwischen diesem und den beiden Seitenbalken blieb ein mehr als fußbreiter leerer Raum, aus welchem die kalte grausige Tiefe gähnte.

Warum das? Warum lagen die Balken nicht eng beisammen? So fragte ich mich. In dieser Konstruktion des gefährlichen Steges mußte die Hinterlist liegen, welcher der Unberufene zum Opfer fallen sollte.

Nach sechs oder acht Schritten, während deren ich mich über dem Abgrund befand, erreichte ich eine Stelle, welche meine Aufmerksamkeit erregte. Die drei Längsbalken waren hier nämlich durch einen Querbalken verbunden. Als ich denselben genau untersuchte, sah ich, daß er eine Achse bildete, welche sich in den an den beiden Seitenbalken dazu angebrachten Löchern bewegte. Nun war mir die Konstruktion klar. Wer einmal einen Zimmerplatz besucht hat und dort Kinder auf einem Balken, welcher quer auf einem andern lag, schaukeln sah, der kann sich leicht die Einrichtung dieses gefährlichen Steges erklären. Jetzt wußte ich auch, weshalb die beiden Seitenbalken da lagen, deren Zweck ich vorher nicht eingesehen hatte. Sie verbanden die beiden Ufer der Spalte miteinander. In ihrer Mitte trugen sie einen Querbalken, welcher eine bewegliche Achse bildete, auf welcher der Mittelbalken mit dem Brett lag. Dieser Mittelbalken lag nach dem Eingang des Stollens hin fest auf der Kante der Spalte auf, an seinem anderen Ende aber jedenfalls nicht. Infolgedessen konnte man bis zur Mitte des Steges, bis zu der Achse, sicher gehen. Sobald man aber weiter schritt, neigte sich der vorwärts liegende Teil der Brücke nach dem Abgrund hinab, während der rückwärts liegende Teil emporstieg; dann mußten alle, welche sich auf dem Steg befanden, in die grauenhafte Tiefe stürzen und dort jedenfalls zerschellen.

Daß dieses auch mir geschehen würde, darauf hatte der Alim gerechnet.

Ich wendete mich um und teilte den Dreien dieses Ergebnis meiner Untersuchung mit.

»So können wir also gar nicht hinüber?« fragte der Khandschy.

»O doch, denn der Schut betritt diesen Stollen ja auch. Es muß also eine Vorrichtung geben, mittels deren dieser gefährliche Wagebalken an seinen beiden Enden befestigt werden kann, und wenn nicht an beiden, so doch wenigstens an dem drüben liegenden Ende. Wollen einmal nachschauen!«

Ich kehrte zurück, und wir forschten nach. Ja, dieser Mittelbalken lag lose auf der Steinkante auf. Wir hoben sein Ende empor, und die andere Hälfte senkte sich hinab. Wir suchten vergebens nach einem Loch, Pflock oder Riegel, mittels dessen der Balken hier hüben an den Boden befestigt werden konnte.

»So muß ich freilich hinüber,« erklärte ich.

»Um Allahs willen! Du stürzest ja!« rief der Khandschy.

»Nein. Ihr drückt hier den Balken so kräftig nieder, daß er nicht emporschnellen kann; dann kann er sich drüben nicht senken. Drei Männer von eurer Stärke werden mich doch halten können. Übrigens hänge ich an dem Strick. Knieet nieder und legt die Hände fest auf dem Balken auf. Ich gehe jetzt.«

Es war mir nicht ganz wohl zumut, als ich nun abermals auf dem schmalen Brett über den Abgrund schritt; aber ich kam wohlbehalten drüben an. Dort sah ich auch sofort beim Licht der Laterne, auf welche Weise der Steg zu befestigen war. Das Ende des Balkens lag in der Luft – es erreichte die Kante der Spalte nicht; aber es waren zwei eiserne Ringe in demselben angebracht, und hüben und drüben hing je eine Kette mit einem Haken an der Wand des Stollens herab. Hakte man die Ketten in die Balkenringe, so wurde der Steg festgehalten und konnte nicht sinken.

»Nun, hast du es gefunden?« fragte der Khandschy herüber.

»Ja. Ich mache den Balken fest. Ihr könnt ohne Gefahr herüber kommen.«

Durch kräftiges Zerren an den Ketten überzeugte ich mich, daß dieselben zuverlässig seien, und hakte sie dann ein. Die Drei kamen herüber, sahen sich die einfache Vorrichtung an, und dann schritten wir weiter.

Es versteht sich ganz von selbst, daß dies alles sehr langsam gegangen war, da von unserer Sorgfalt unser Leben abhing. Nun aber schritten wir desto schneller vorwärts. Meine Uhr sagte mir, daß, seit wir den Khan verlassen hatten, weit über eine halbe Stunde verronnen war.

Der stets aufwärts führende Stollen bot keine Schwierigkeit mehr dar. Nach ungefähr drei Minuten gelangten wir in den bewußten großen, runden Raum. Der Fels hatte aufgehört. Wir sahen rund um uns Mauern. Fünf Türen befanden sich da, vier sehr niedrige und eine hohe, schmale. Letztere hatte keinen Riegel, konnte also von uns nur durch Aufsprengen geöffnet werden. Die übrigen Türen waren mit vielen Riegeln versehen.

»Hinter diesen niedrigen Türen befinden sich die Gefangenen,« sagte ich, schob einen der Riegel zurück und öffnete. Wir sahen ein ungefähr sieben Fuß tiefes, vier oder fünf Fuß breites und ebenso hohes Loch, in welchem ohne jedwede Unterlage ein Mensch lag, und zwar, wie es der Engländer beschrieben hatte, mit den Füßen in eisernen Ringen steckend.

»Wer bist du?« fragte ich.

Ein Fluch war die Antwort.

»Sage, wer du bist! Wir kommen, dich zu retten.«

»Lüge nicht!« klang es mir rauh entgegen.

»Es ist die Wahrheit. Wir sind Feinde des Schut und wollen dich – –«

Ich kam nicht weiter. Zwei Rufe ertönten, einer aus dem Mund eines der Knechte und einer aus dem Mund des – – Schut.

Ich hatte mich vor das Loch gekniet und hielt die Laterne in dasselbe. Der Khandschy kauerte neben mir, und die Knechte standen gebückt hinter uns, um auch hineinzusehen. Indessen war die vorhin erwähnte, schmale Türe aufgegangen und der Perser eingetreten. Der Knecht hatte ihn gesehen. Beide stießen die Schreie aus.

Ich drehte mich nach dem Knecht um:

»Was gibt's?«

Die Türe des Loches stand nämlich so von der Mauer ab, daß ich den Schut nicht sehen konnte.

»Dort, da – da ist er!« antwortete der Gefragte, auf den Perser deutend.

Ich sprang auf und sah über die Türe hinweg.

»Drauf!« rief ich, als ich ihn erkannte.

Der Verbrecher war im höchsten Grad erschrocken, uns hier zu sehen, und stand ganz starr. In der Hand hielt er einen Meißel oder etwas ähnliches. Mein Ruf gab ihm die Beweglichkeit zurück.

»O Hassan, o Hosseïn!« schrie er, indem er den Meißel nach meinem Kopf schleuderte. »Ihr sollt mich nicht haben, ihr Hunde!«

Ich mußte mich blitzschnell hinter die Türe bücken, um nicht getroffen zu werden. Als ich wieder emporfuhr, sah ich ihn in dem Stollen verschwinden. Er wollte auf demselben Weg entspringen, welcher uns hereingeführt hatte. Da wir hier waren, so mußte ein Kahn vorhanden sein, mit Hilfe dessen er entkommen konnte, so sagte er sich. Er war durch den Schacht von oben herabgekommen, durfte aber nicht durch denselben zurückkehren, weil inzwischen die Leute da oben angekommen waren, von denen er sich auf irgend eine Weise entfernt hatte. Sie hätten ihn sehen müssen, und das Mundloch des Schachtes wäre entdeckt gewesen.

»Er entspringt! Ihm nach!« rief ich, ließ die Laterne stehen und sprang in den Stollen hinein.

»Nimm die Laterne mit!« schrie der Khandschy hinter mir her.

Ich hütete mich wohl, dies zu tun; denn ich hatte das Licht nicht ohne Absicht zurückgelassen. Ich hatte gesehen, daß der Schut auch jetzt die Pistolen im Gürtel trug. Die Laterne in meiner Hand hätte ihm ein sicheres Zielen ermöglicht. Er brauchte nur ganz ruhig stehen zu bleiben und die Waffe auf mich zu richten, so mußte er mich treffen. Darum folgte ich ihm im Finstern.

Das war freilich keine leichte Sache. Ich streckte die Hände aus, um mit den Seitenwänden Fühlung zu nehmen, und rannte

so, hüben und drüben anstreifend, so schnell wie möglich vorwärts. Von Zeit zu Zeit blieb ich einen Augenblick stehen, um auf seine Schritte zu lauschen. Aber das war vergeblich, denn der Khandschy kam mit den Knechten hinter mir her, und der Lärm, den sie verursachten, übertäubte den Fußschlag des Schut.

Übrigens war die Verfolgung gefährlich, obgleich ich keine Laterne trug. Er brauchte mich nicht zu sehen. Er durfte nur stehen bleiben und die Pistole ziehen. Das Geräusch meiner Schritte genügte, mich ihm zu überliefern. Ich an seiner Stelle hätte dieses Verfahren gewiß befolgt. Zwei geladene Doppelpistolen, also vier Kugeln, und außerdem noch das Messer, reichten hin, uns unschädlich zu machen. Ich rechnete aber auf seine Angst und darauf, daß er denken würde, selbst dann nicht entkommen zu können, wenn es ihm auch gelänge, einen oder zwei von uns zu töten.

So ging es in möglichster Eile vorwärts. Ich hatte mich doch verrechnet, als ich glaubte, das Entsetzen werde ihn unaufhaltsam vorwärts treiben. Er war doch stehen geblieben, denn plötzlich krachte vor mir ein Schuß, zehnfach stärker in diesem engen, niedrigen Gang. Beim Blitz des Pulvers sah ich, daß der Schütze sich kaum zwanzig Schritte vor mir befand. Die Kugel traf nicht. Ich hörte sie an die Wand schlagen, blieb stehen, zog den Revolver und drückte zwei-, dreimal ab.

Ich horchte. Einige Augenblicke später hörte ich sein höhnisches Gelächter. Er rannte weiter, ich ihm nach. Er schoß noch einmal; da stand er an dem über den Abgrund führenden Steg, wie ich beim Blitzen des Schusses sah. Langsamer folgte ich ihm und erreichte den Rand des Spaltes. Hier überzeugte ich mich mit den Händen, daß die Ketten noch eingehakt waren, und folgte ihm auf dem über den Abgrund führenden Brett.

Jetzt war der bedenkliche Augenblick gekommen. Wenn er drüben stehen blieb und mich, bevor ich den festen Boden erreichte, angriff, so war ich verloren. Um ihn davon abzuhalten, gab ich, auf der Mitte des Steges stehen bleibend, die noch übrigen drei Schüsse des Revolvers ab. Ein abermaliges Gelächter belehrte mich, daß ich ihn nicht getroffen hatte. Aber ich hörte

auch dem Schall an, daß der Lachende nicht an dem Abgrund stand, sondern weiter eilte.

Natürlich zögerte ich nicht, ihm zu folgen. Drüben über der Spalte angekommen, warf ich einen Blick zurück. Ich sah den Schein der Laterne. Der Khandschy war nicht weit hinter mir. Weiter und weiter ging's. Ich keuchte vor Anstrengung; ich glitt auf den feuchten, schlüpfrigen Brettern oft aus. Und wieder krachte vor mir ein Schuß, welchen ich aus dem noch gefüllten andern Revolver erwiderte. In der Besorgnis, daß der Verbrecher doch noch stehen bleiben und mich endlich wirklich treffen könne, feuerte ich nach und nach, immer vorwärts eilend, alle sechs Schüsse des zweiten Revolvers ab. Dann griff ich zum Messer – nein, in den leeren Gürtel, denn es war nicht vorhanden. Hatte ich es mit einem der Revolver herausgerissen, oder war es mir entfallen, als ich vor dem Gefängnisloch kniete, das konnte ich jetzt nicht wissen.

Mir war so zu Mut, als ob die Hetzjagd bereits eine volle Stunde gedauert habe. Da ward es dämmerig vor mir: – ich hatte den Eingang des Stollens erreicht.

Kam man von draußen, aus dem hellen Tag herein, so schien es hier völlig dunkel zu sein. Hatte man sich aber eine Weile in der Finsternis befunden, so erfaßte das Auge die wenigen, durch den Pflanzenvorhang dringenden Strahlen und konnte die im Innern des Stollens befindlichen Gegenstände wenigstens ihren Umrissen nach erkennen. Ich hielt an.

Vor mir lag der Kahn. Soeben hatte der Schut denselben vom Pflocke gelöst und sprang hinein. Er hörte, daß ich nahe war, und schrie mir zu:

»Hund, leb' wohl! Nur du hast dieses Loch gewußt und sonst niemand. Kein Mensch wird es entdecken und euch hier suchen. Freßt euch einander vor Hunger auf!«

Ich dachte in diesem verblüffenden Augenblick nicht daran, daß es im schlimmsten Fall möglich wäre, uns durch Schwimmen zu retten; ich glaubte seinen Worten. Der Kahn durfte also nicht fort. Ich holte aus und sprang hinein.

Der Schut stand aufrecht drin, mit beiden Händen an die Felswand gelehnt, um auf diese Weise den Kahn gegen das he-

reinpressende Wasser hinauszustoßen. Die Ruder konnten wegen der Enge des Stollens erst draußen eingelegt werden. Der Kahn schwankte unter der Wucht meines Sprunges. Ich verlor das Gleichgewicht, fiel nieder, und er auf mich.

»Bist du da?« zischte er mir in das Gesicht. »Willkommen! Du bist mein!«

Er faßte mich mit der einen Hand bei der Gurgel, und ich packte seine beiden Arme. Mit der Linken fühlte ich, daß er mit der rechten Hand in den Gürtel griff. Schnell fuhr ich mit der Hand an seinem Arm nieder bis zum Handgelenk und preßte dieses so fest zusammen, daß er einen Schmerzensschrei ausstieß und die Waffe – ich weiß nicht, ob Messer oder Pistole – fallen ließ. Dann zog ich das Knie empor und stemmte ihn von mir ab. Im nächsten Augenblick hatte ich mich aufgerichtet, er sich aber auch. Wir standen nur einen Schritt auseinander. Wie durch einen dichten Nebel sah ich seine Hände aus dem Gürtel kommen und sich gegen mich richten; ich schlug sie mit den Fäusten auseinander – ein Schuß krachte. Oder waren es zwei? Ich weiß es nicht. Er aber brüllte:

»Nun denn, dann anders! Mich bekommt ihr nicht!«

Er sprang in das Wasser – er hatte die Laterne des Khand-schy erblickt, welcher sich uns näherte.

Der Mensch war wirklich tollkühn! In diesen Strudel zu springen, dazu gehörte mehr als gewöhnliche Beherztheit.

Ich versuchte, den Kahn fortzuschieben; aber die Strömung drang mit solcher Kraft herein, daß ich merkte, es gehöre eine geraume Zeit dazu, das Fahrzeug hinauszubringen. Indessen war der Schut fort, tot oder gerettet.

Daß er es gewagt hatte, ins Wasser zu springen, ließ erraten, daß er ein guter Schwimmer sei. Die reißende Strömung mußte ihn schnell davontragen. Entkam er, so konnte er der Familie Galingrés, welche wir warnen wollten, entgegenreiten, sich mit Hamd el Amasat vereinigen und –

Ich dachte nicht weiter. Seit er ins Wasser gesprungen, waren noch kaum zwei Sekunden vergangen; so warf ich denn Jacke und Weste ab, saß auf die Ruderbank nieder, riß mir die

hohen schweren Stiefel förmlich von den Beinen und rief in den Stollen zurück:

»Ich schwimme. Schnell in das Boot, und dann mir nach!«

»Um Allahs willen, nein! Es ist dein Tod!« antwortete der Khandschy.

Aber schon war ich im Wasser. Ich sprang nicht hinein, sondern ich ließ mich leise hinab, denn bei den Strudeln, welche es hier gab, war es geraten, auf der Oberfläche zu bleiben. Hauptsache ist da ein kräftiges Ausstreichen, nicht auf voller Brust, sondern halb auf der Seite liegend, so daß man mit dem abwärts gerichteten Arm nach unten schlägt und also durch den Gegendruck oben gehalten wird.

Kaum war ich mit dem Kopf durch den Pflanzenvorhang gekommen, so wollten mich die Strudel packen. Ich wurde an den Felsen gedrängt und kämpfte eine ganze Weile, um nur oben und auf derselben Stelle bleiben zu können. Dann schoß eine Welle heran, brach sich am Felsen – das war der richtige Augenblick; ich überließ mich ihr, half durch energisches Stoßen nach und schoß stromab davon, so schnell, daß ich unwillkürlich die Augen schloß.

Als ich wieder aufblickte, befand ich mich zwischen zwei Strömungen, welche sich eine Strecke von mir vorwärts trafen und einen gefährlichen Wirbel bildeten. Es war auf der Mitte des Flusses. Vor diesem Wirbel mußte ich mich hüten. Ich wendete sofort, hatte aber lange und angstvoll zu arbeiten, bevor es mir gelang, die eine Strömung zu durchkreuzen und in ruhiges, sicheres Wasser zu kommen.

Jetzt erst konnte ich mich um den Schut bekümmern. Durch das sogenannte Wassertreten gab ich mir eine aufrechte Haltung und sah mich um. Da – grad aus dem Wirbel, den ich so ängstlich vermieden hatte, tauchte er empor; er schoß fast bis zur Hälfte des Leibes aus dem Wasser, tat einen wahren Delphinsprung und überwand den Strudel. Dann hielt er nach dem Ufer herüber, in dessen Nähe ich mich befand.

Ich konnte nicht anders, ich mußte ihn bewundern. Er war ein viel, viel besserer Schwimmer als ich. Es war ihm gar nicht eingefallen, einen Wirbel zu vermeiden. Er wußte, daß dieser

ihn zwar fassen, aber auch wieder ausstoßen würde. Jetzt befand er sich abwärts von mir und schwamm nach dem Ufer zu, ohne sich umzusehen; darum bemerkte er mich nicht.

Es verstand sich ganz von selbst, daß ich ihm folgte. Hände und Füße unter der Oberfläche haltend, so daß ich kein Geräusch verursachte, hielt ich mich hinter ihm. Im Schnellschwimmen war ich ihm wohl überlegen, denn ich war ihm bald so nahe, daß ich fast seinen Fuß ergreifen konnte. Aber auch das Ufer war schon da. Jetzt mußte der Schrecken mein Verbündeter sein. Er hatte keine Waffen mehr und ich auch nicht. Es stand mir also das bevor, was ich hatte vermeiden wollen – ein Ringkampf.

Das hier drüben platte Ufer war mit angespülten Kieseln bedeckt und lief nach und nach seicht aus. Als der Schut Grund fühlte, nahm er denselben schnell unter die Füße und watete hinaus, triefend von Wasser. Er hatte es dabei so eilig, daß er sich auch jetzt nicht umsah und das Wasser mit lautem Spritzen vor sich her schob. Darum hörte er es gar nicht, daß hinter ihm noch einer kam. Da ich wohlweislich Schritt mit ihm hielt, so hielt er meine Schritte für die seinigen. Dabei raffte ich am Rande des Wassers einen faustgroßen, runden Kiesel auf, um mich desselben als Waffe zu bedienen.

Jetzt stand er am Lande, streckte die Arme empor, stieß einen frohlockenden Ruf aus und drehte sich halb um und blickte nach dem Eingang des Stollens. Dort kam eben der Kahn herausgeschossen; so lange hatten die drei Männer gebraucht, um den gewaltigen Wasserdruck zu überwinden.

»Ihr Hunde! Euch bekomme ich noch!« rief er und wandte sich dann wieder nach dem Lande, um davonzueilen. Ich war zwei Schritte seitwärts getreten und stand nun grad vor ihm.

»Und ich bekomme dich!« antwortete ich ihm.

Mein Anblick brachte eine noch größere Wirkung hervor, als ich erwartet hatte. Er brach vor Schrecken beinahe zusammen und erhielt, bevor er sich ermannen konnte, mit dem Stein einen Schlag an den Kopf, daß er niedersank.

Aber dieser Mann war ein übermächtiger Gegner; war die Betäubung nur eine augenblickliche, so konnte der Ausgang

doch noch ein schlimmer für mich werden. Darum riß ich ihm, sobald er gestürzt war, die Schärpe vom Leib und band ihm die Arme bei den Ellbogen auf dem Rücken zusammen.

Kaum war das geschehen, so erholte er sich. Noch geschlossenen Auges machte er eine Bewegung, aufzuspringen; sie gelang natürlich nicht. Dann riß er die Augen auf, starrte mich an, blieb dann bewegungslos liegen, zog aber ganz plötzlich die Füße an sich, gab sich mit dem Oberkörper einen Schwung aufwärts und nach vorn, kam wirklich empor und zum Stehen und stemmte die Hände in die Seiten, um die Schärpe zu zersprengen. Zum Glück hielt sie fest.

Das war außerordentlich schnell geschehen; aber ebenso schnell hatte ich meinen Gürtel abgenommen und schlug ihm mit dem Bein die Füße nach hinten, so daß er nach vorn wieder niederstürzte. Sofort saß ich ihm auf den Knien und band ihm auch die Füße zusammen. Er konnte sich gar nicht dagegen wehren, weil er ja die Arme auf dem Rücken hatte.

»So!« sagte ich, indem ich keuchend aufstand. »Jetzt wissen wir, wer den Andern hat. Da drüben im Stollen werden sich die Leute nicht auffressen, und du wirst den guten Bewohnern von Rugova erklären, wie es dir möglich gewesen ist, so schnell in einen Schacht zu kommen, den du gar nicht kennst.«

»Teufel!« zischte er. »Hundertfacher Teufel!« Dann schloß er die Augen und blieb ruhig liegen.

Die Strömung hatte den Kahn ergriffen und trug ihn pfeilschnell abwärts. Die darin Sitzenden sahen mich und hielten auf mich zu.

»Herr, wir hielten dich für verloren!« rief der Khandschy schon von weitem. »Allah sei Dank, daß er dich gerettet hat! Wer liegt bei dir?«

»Der Schut.«

»O Himmel! So hast du ihn?«

»Ja.«

»Dann schnell! Auf, auf, legt euch in die Ruder!«

Die Knechte strichen so aus, daß das Boot mit halbem Körper auf das Ufer schoß. Die Drei sprangen heraus und eilten herbei.

»Er ist's, ja, er ist's!« jubelte der Khandschy. »Welch ein Schwimmer mußt du sein, Herr! Wie gelang es dir denn, ihn zu überwinden?«

»Das kann ich dir nachher sagen. Jetzt schafft ihn in den Kahn, mit welchem der Transport viel schneller geht, als wenn wir den Mann am Ufer hin und über die Brücke tragen. Wir müssen nun schnell hinaufsenden nach dem Karaul, damit die Leute erfahren, daß ich sie nicht belogen habe. Da ich ihnen nicht gefolgt bin, sind sie im Stande, sich an meinen Begleitern zu vergreifen.«

Sie führten diese Weisung aus, und nach einigen Minuten landeten wir an der Brücke. Einer der Knechte lief zu dem Karaul hinauf. Der Khandschy brachte mit den andern Knechten den Schut in das Haus. Ich nahm Jacke, Weste und Stiefel in die Hände und lief in türkischen Strümpfen hinterdrein. Den Fez abzulegen, daran hatte ich gar nicht gedacht; er war mir fest sitzen geblieben. Ich mußte nun die nassen Kleider ausziehen. Eine Hose zu borgen, war eine sehr heikle Sache, wenn ich an die zoologische Entdeckung dachte, welche der Lord in seinem Fez gemacht hatte. Zum Glück besaß der Wirt einen neuen Schalwar {türkische Pumphosen}, den er noch nicht getragen hatte, und diesen zog ich an. Kaum war ich angekleidet, so erschien Halef nebst dem Engländer. Der Lord machte Schritte wie Peter mit den Siebenmeilenstiefeln, und Halef sprang neben ihm einher, wie ein kleiner Pony neben einem hochbeinigen Reitkamel.

»Ist's wahr? Habt ihr ihn, Master?« rief Lindsay, die Türe aufreißend.

»Da liegt er. Seht ihn euch an!«

Der angenommenen Rolle treu, hielt der Schut die Augen geschlossen.

»Naß! Wohl ein Kampf im Wasser?« forschte Lindsay.

»Beinahe.«

»War er im Schacht?«

»Ja.«

»Well! So kann er nicht mehr leugnen!«

»O Sihdi, du hast andere Hosen an?« sagte Halef. »Das muß

entsetzlich gewesen sein, dort an der gefährlichen Stelle! Ich bin begierig, alles zu erfahren.«

Aber zum Erzählen war jetzt keine Zeit; denn nun trafen auch die Andern ein. Die Andern? Nein, das ganze Dorf kam gelaufen und wollte sehen und hören. Wir stellten uns an die Türe und ließen nur den Stareshin ein und die Kōj pederleri {Väter des Dorfes}. Der ausübende Polizist war auch dabei, ein Kerl – dick wie Falstaff und mit einem blechernen Schlauch bewaffnet, der vermutlich ein Blasinstrument vorstellen sollte.

Als diese Leute den Liebling der Umgegend gebunden und ganz durchnäßt auf dem Boden liegen sahen, zeigten sie sich höchst aufgebracht darüber; der Stareshin rief zornig:

»Wie könnt ihr es wagen, ihn ohne meine Erlaubnis wie einen Gefangenen zu behandeln?«

»Stimm deinen Ton ein wenig herab!« erwiderte ich ihm kühl. »Und sage mir zunächst, wie es dem Perser möglich gewesen ist, sich von euch zu entfernen.«

»Ich habe es ihm erlaubt.«

»Warum und wozu gabst du ihm diese Erlaubnis?«

»Er wollte seine Knechte holen, welche helfen sollten, den Schacht zu suchen.«

»Sie sollten vielmehr helfen, euch das Finden desselben unmöglich zu machen.«

»Wir haben vergeblich auf dich gewartet. Daß du nicht kamst, ist ein Beweis deines bösen Gewissens, und ich befehle, den Perser augenblicklich loszubinden!«

Dieser Befehl war an den dicken Polizisten gerichtet, welcher sich auch anschickte, denselben auszuführen. Da aber nahm ihn Halef beim Arm und sagte:

»Freundchen, greif diesen Mann nicht an! Wer ihn ohne Erlaubnis dieses Emirs berührt, dem gebe ich hier diese Peitsche!«

»Was sagst du?« schrie der Stareshin. »Hier hat kein Anderer zu befehlen, als ich allein, und ich sage, daß Kara Nirwan losgebunden wird!«

»Du irrst!« entgegnete ich. »Jetzt bin ich es, der zu befehlen hat. Und wenn du mir widerstrebst, so lasse ich dich gleichfalls

binden und nach Perserin schaffen. Du bist der kleinste der Beamten des Großherrn und hast, wenn höhere sich hier befinden, gar nichts zu befehlen, sondern nur zu gehorchen. Ich sage dir, daß der Wali gar nichts dagegen hat, wenn ich dir die Bastonnade zuerkenne. Ich werde mich aber herablassen, dir zu erzählen, weshalb wir nach Rugova gekommen sind, und du wirst mich anhören und nur dann sprechen, wenn ich es dir erlaube. Ich sehe, daß die Ehrwürdigen des Dorfes begierig sind, es zu erfahren.«

Da aber meinte Halef:

»Nein, Effendi! Wie könnte ein vornehmer Mann wie du seinen Mund anstrengen, um einem niedrigen Kiaja zu erklären, warum etwas geschehen ist oder geschehen soll! Ich bin deine rechte Hand und deine Zunge und werde diesen Vätern der Ortschaft die Augen öffnen über denjenigen, welchen sie bei sich gehabt haben, ohne zu ahnen, daß er in der Dschehen-nah geboren wurde und zur Dschehennah fahren wird.«

Und nun begann er in seiner Weise den Bericht, welcher, je länger desto mehr das Erstaunen der Zuhörerschaft erweckte. Als er dann unser Zusammentreffen mit Kolami erwähnte, fiel dieser ein:

»Jetzt bitte ich dich, mich fortfahren zu lassen, da du nicht weißt, was in dem Stollen sich ereignet hat.«

Nun sprach der Wirt von seinem längst gehegten Verdacht und brachte viele in der Umgegend geschehene Ereignisse mit demselben in Verbindung. Er machte das so gut, daß die Zuhörer sich wundern mußten, daß sie nicht auch so wie er gedacht hatten. Und als er endlich unser Eindringen in den Stollen und die Gefangennahme des Persers erzählte, konnte er vor Ausrufungen, die ihn unterbrachen, kaum zu Ende kommen.

Nur der Stareshin hatte wortlos bis zum Ende zugehört. Dann sagte er:

»Das beweist noch gar nichts! Der Perser wird den Schacht gesucht und zufälligerweise schnell gefunden haben. Er ist hinabgestiegen und auf euch getroffen. Da ihr ihm feindlich entgegentratet, hat er fliehen müssen, um sich vor euch zu retten.

Also ist das, was ihr als seine Schuld auslegt, die eurige, und ich muß meinen Befehl – –«

»Schweig!« donnerte Halef ihn an. »Hat der Effendi dir jetzt erlaubt, zu sprechen? Es scheint mir ganz so, als ob du des Persers Spießgeselle seiest.«

Da trat ein Greis auf mich zu. Er verneigte sich höflich und sagte:

»Effendi, erzürne dich nicht über den Stareshin. Er ist einer der Geringsten des Ortes und hat das Amt nur erhalten, weil kein Anderer es mochte, denn es ist viel Störung dabei. Die Zahl meiner Jahre ist die höchste im Dorf, und alle diese Männer werden es bestätigen, daß ich auch der wohlhabendste bin. Ich wollte nicht Kiaja sein; aber jetzt, wo es sich um eine hochwichtige Angelegenheit handelt, werde ich die Stimme des Dorfes in den Mund nehmen und dir sagen, daß ich euch meinen Glauben und mein Vertrauen schenke. Ich werde jetzt hinausgehen, um der draußen stehenden Menge zu erzählen, was wir vernommen haben. Dann werden wir einige Männer wählen, welche du in den Stollen führst, um die Gefangenen zu befreien. Diese werden deine Aussagen bestätigen, und dann soll der Schut den Händen des Wali überliefert werden. Man hat Jahre hindurch getrachtet, ihn zu fangen. Nun er entdeckt ist, dürfen wir ihm nicht deshalb beistehen, weil er ein Einwohner unsers Ortes ist, sondern wir müssen die Schande, welche er über uns bringt, damit abwaschen, daß wir uns mit Abscheu von ihm wenden.«

Das war ein richtiges Wort zu rechter Zeit. Er ging hinaus. Wir hörten lange seine Stimme schallen; dann aber brach ein Lärm los, welcher mich zu der Befürchtung brachte, daß er gegen uns gerichtet sei. Aber ich hatte mich geirrt.

Als er dann zurückkehrte, wurden Diejenigen gewählt, welche mitgehen sollten. Es gab im ganzen fünf Kähne, die alle benutzt werden sollten.

Ich hatte Sorge, daß man während unserer Abwesenheit einen Versuch machen könne, den Schut zu befreien, darum fragte ich meine Gefährten, ob sie ihn bewachen wollten. Halef, Osko und Omar wollten aber unbedingt in den Stollen,

und nur der Lord erklärte sich gern bereit zur Wache. Schließlich sagte mir der Wirt, daß er seinem Gesinde befehlen werde, niemand einzulassen. Das genügte. Der Schut wurde in eine Ecke gelegt, und der Engländer setzte sich bewaffnet zu ihm.

Draußen machte uns die Menge willig, ja beinahe ehrerbietig Platz. Da nur ein einziges Boot in dem Einfahrtsloch Platz hatte, ging das Ausschiffen sehr langsam vor sich. Jeder leere Kahn mußte zurückkehren, bevor ein besetzter ihm folgen konnte. Die zuerst Angekommenen mußten im Stollen auf die letzten warten. Der Khandschy, welcher die Einfahrt kannte, stieg aus einem Nachen in den andern, um den Steuermann zu machen, bis wir endlich alle beisammen waren, sechzehn Personen. Es gab eben sehr viele ›Väter des Dorfes‹.

Erwähnt muß werden, daß möglichst viele Laternen herbeschafft worden waren. Diese Leuchten der Nacht befanden sich ohne Ausnahmen in einem sehr traurigen Zustand. Die beste von ihnen hatte eine ganze und eine halbe Glasscheibe und war übrigens mit geöltem Papier verklebt. Lichter waren genug da, so daß jeder, der keine Laterne hatte, eine Talgkerze anzündete und in der Hand trug.

Ich schritt voran. Bevor wir die Spalte erreichten, sah ich mein Messer liegen. Ich hatte es also mit dem Revolver herausgerissen und steckte es nun wieder zu mir. Der über die Spalte führende Steg wurde, bevor die Andern ihn betraten, noch einmal sorgfältig untersucht, und endlich gelangten wir in den runden Raum. Noch stand die Türe offen, vor welcher ich gekniet hatte, als der Schut erschienen war. Jetzt rief uns die Stimme des Insassen entgegen:

»O Allah! Kommt ihr endlich wieder? Ich bin fast verzweifelt!«

»Du glaubst also jetzt, daß wir kamen, um dich zu retten?« fragte ich, mich wieder mit der Laterne zu ihm hineinbückend.

»Ja, denn ich vernahm es aus den Worten, welche von euch gesprochen wurden, als ihr dem Schut nachfolgtet. Dann verging eine so lange, lange Zeit, und ich mußte annehmen, daß ihr ihm zum Opfer gefallen wäret.«

»Wir haben ihn gefangen, und du wirst als Zeuge gegen ihn dienen.«

»Mein Zeugnis soll sein Verderben sein, auch das Verderben des Köhlers, welcher meinen Sohn ermordet hat.«

»So bist du also Stojko, der Besitzer des Goldfuchses?«

»Stojko ist mein Name. Woher kennst du mich?«

»Das wirst du nachher erfahren; jetzt müssen wir vor allem deine Füße aus den Ringen nehmen.«

Die Ringe bestanden aus zwei Hälften, welche unten durch ein Gelenk beweglich und oben mittels einer Schraube geschlossen waren. Der Schut hatte einen Schraubenschlüssel bei sich gehabt, welchen er fallen ließ; wir suchten und fanden das Werkzeug. Als der Mann frei war und sich aufrichten wollte, vermochte er es nicht sogleich. Er hatte vierzehn Tage in derselben Lage zugebracht und mußte Zeit haben, die Glieder zu üben.

Er war eine hohe, ehrwürdige Gestalt. Jetzt freilich bot er keineswegs das Bild eines stolzen Skipetaren. Halef trat zu ihm, so daß die Lichter ihn beschienen, und fragte:

»Stojko, kennst du dieses Panzerhemd?«

»Allah! Es ist das meinige.«

»Wir haben es dem Köhler abgenommen, auch den Säbel, den Handschar und das Geld. Es befand sich in zwei Beuteln.«

»Es war mein Eigentum, wenn es nämlich achttausendsechshundert Piaster sind. Ich hatte dreißig silberne Medschidieh; das Übrige bestand aus goldenen Pfund- und Halb-Pfund-Stücken.«

»Es ist gerettet, und du sollst alles wieder haben.«

»Was nützt mir das Geld, da mein Sohn nicht lebendig gemacht werden kann! Er ging, um sich die Blume seines Herzens zu holen, und wurde ermordet, ohne ihr Angesicht gesehen zu haben. Das Geld hatten wir bei uns, um Schafe zu kaufen, da über die Herden unserer Gegend ein großes Sterben gekommen war. Aber wie habt ihr die Untat des Köhlers entdecken und zugleich erfahren können, daß man mich zum Schut gebracht hat?«

»Wir werden es dir nachher erzählen,« antwortete ich. »Sage mir zunächst, ob du dich allein hier befindest.«

»Hier neben mir liegt Einer, welcher türkisch sprechen kann, aber doch auch ein Fremder sein muß, denn – «

Er wurde durch ein heftiges Pochen unterbrochen, und hinter der nächsten Tür erscholl eine Stimme:

»Macht auf, macht auf!«

Wir schoben den Türriegel zurück und fanden den in derselben Weise wie Stojko in Ringe gelegten Gefangenen.

»Dem Himmel sei Dank!« rief er. »Endlich Rettung!«

»Warum waret Ihr bis jetzt still?«

»Ich habe alles gehört; aber ich glaubte nicht daran und hielt es für einen neuen Streich des Schut. Wie habe ich nach Befreiung geseufzt und gefleht, aber vergeblich!«

Es war Galingré, französischer Getreidehändler in Skutari. Er hatte nicht so lange wie Stojko in den Ringen gesteckt und konnte nach seiner Befreiung stehen und bald auch langsam gehen. Die andern beiden Gefängnislöcher waren leer.

Stojko und Galingré erzählten nun ihre Leidensgeschichte. Wer bisher noch gezweifelt hatte, daß Kara Nirwan der Schut sei, der mußte jetzt eine andere Meinung fassen. Der Anblick dieser beiden Mißhandelten empörte alle Anwesenden gegen den Verbrecher. Es wurden wilde Drohungen ausgestoßen, doch glaubte ich nicht an die Nachhaltigkeit dieser moralischen Entrüstung. Der Skipetar rächt nur das, was ihm selbst und den Gliedern seiner Familie oder seines Stammes geschehen ist. Hier aber handelte es sich um zwei fremde Menschen, an denen die Bewohner von Rugova kein wärmeres Interesse hatten. Auf ihre Hilfe durfte ich mich ja nicht allzufest verlassen.

Zunächst galt es, die Örtlichkeit weiter zu untersuchen. Die schmale Türe, durch welche wir den Perser hatten kommen sehen, stand noch offen. Es handelte sich darum, zu sehen, wohin sie führte. Die abgebrannten Kerzen wurden durch neue ersetzt, und dann begannen wir die Untersuchung. Einige von den Dorfbewohnern blieben bei Galingré und Stojko zurück.

Durch die Türe gelangten wir in einen ziemlich hohen, aber

schmalen Gang, dessen Wände aus Steinen gemauert waren. Er führte uns nach kurzer Zeit in ein viereckiges Gelaß, in welches zwei weitere Gänge mündeten. Eine Decke war nicht vorhanden; es stieg vielmehr eine Leiter empor, welche ähnlich gebaut war, wie die hölzernen Fahrten in unseren Schachten. Neben derselben hing eine ziemlich neue Schnur herab.

Welchen Zweck hatte diese Schnur?

Ich betrachtete sie sorgfältig. Sie war sehr dünn und von dunkler Farbe. Als ich sie zwischen den Fingern rieb, bröckelte ein feines, staubiges Pulver ab.

»Weg mit dem Licht!« rief ich dem Alten neben mir zu. »Das ist eine Zündschnur, welche nach oben in eine – –«

Ich kam nicht weiter. Der Mann hatte sich gebückt, um ganz unnötigerweise nachzusehen, ob der Faden bis zum Boden reiche, und war dabei demselben mit dem Licht zu nahe gekommen. Augenblicklich zuckte ein bläuliches Flämmchen über meine Finger hinweg, in denen ich die Schnur noch hielt.

»Zurück! Schnell zurück!« schrie ich schreckensbleich. »Es gibt eine Explosion!«

Die Dorfleute standen wie erstarrt. Meine drei Gefährten besaßen mehr Geistesgegenwart; sie verschwanden augenblicklich in dem Gang, durch welchen wir gekommen waren. Ich folgte ihnen, und nun rannten auch die Andern nach. Da ging es auch schon los, hinter und über uns.

Zuerst hörten wir einen dumpfen Krach. Die Wände des Ganges, in welchem wir vorwärts eilten, schienen zu wanken, und von der Decke fielen Steine herab. Dann folgte ein donnerartiges Rollen, von mehreren Schlägen unterbrochen, und endlich ein Knall, hoch über uns, bei welchem aber doch der Boden unter unsern Füßen zitterte. Wie verhallender Paukenwirbel tönte es noch eine Weile über uns fort; dann war es still. Wir befanden uns wieder in dem runden Raum, und keiner fehlte.

»Allah! Ne idi bu – Gott! Was war das?« fragte der Alte, welcher vor Schreck und Anstrengung keinen Atem fand.

»Ein Patlama {Explosion},« antwortete ich. »Du hast die

Zündschnur angebrannt, und infolgedessen ist wohl der Schacht eingestürzt. Der Faden war mit Pulver eingerieben.«

»Das würde doch nicht brennen, da es feucht im Schacht ist. Sollte sich der Schut eines Fischek urumi {griechisches Feuerwerk} bedient haben?«

»Das gibt es wohl nicht mehr.«

»Oh doch! Es sollen noch Leute das Geheimnis kennen, Feuer zu machen, welches selbst unter der Oberfläche des Wassers brennt. Allah sei Dank, daß wir mit dem Schreck davongekommen sind! Was tun wir nun?«

»Wir warten noch ein Weilchen und versuchen dann, ob es möglich ist, ohne Gefahr in den Schacht zu gelangen.«

Als einige Minuten verstrichen waren, ohne daß wir etwas weiteres gehört hatten, kehrte ich mit Halef in den Gang zurück. Viele Steine lagen auf dem Boden, ihrer wurden desto mehr, je weiter wir kamen. Die Wände hatten bedrohliche Risse; dennoch drangen wir behutsam vor, bis wir nicht weiter konnten. Wir hatten eine Stelle erreicht, an welcher der Gang vollständig verschüttet war, und kehrten nun wieder um. Warum sollten wir uns unnütz in Gefahr stürzen. Die Gefangenen waren befreit, und das Übrige ging uns nichts an. Es blieb uns nur noch übrig, an die Oberwelt zurückzukehren.

Stojko mußte getragen werden, und auch Galingré beanspruchte unsere Unterstützung. Da sie der frischen Luft am meisten bedurften, sollten sie die Ersten sein, welche ausgeschifft würden. Am Wasser angekommen, hoben wir die Beiden in den Kahn. Ich stieg mit ein, um das Steuer zu nehmen, und der Khandschy folgte mit einem andern starken Mann, um zu rudern. Die Andern mußten warten, da ein zweites Boot erst Platz hatte, wenn wir hinausgefahren waren.

Als wir draußen anlangten und von den dort am Ufer stehenden Leuten gesehen wurden, erhoben dieselben ein lautes Geschrei. Viele von ihnen deuteten dabei nach der Felsenhöhe; Andere fragten, ob es uns gelungen sei, die Gesuchten zu finden, und als der Wirt diese Frage bejaht hatte, rannten sie in gleicher Richtung mit unserm Kahn am Ufer entlang, dem Dorf entgegen.

Die übrigen Kähne warteten im ruhigen Wasser auf uns. Der Wirt stieg mit dem andern Ruderer in ein anderes Boot über, um dasselbe nach dem Stollen zu bringen. Ich brauchte die Beiden nicht mehr, da der Kahn von dem Wasser getrieben wurde und es nur des Steuers bedurfte, ihn bei der Brücke landen zu lassen.

Dort wurden wir von den Leuten erwartet, welche sich so sehr beeilt hatten, daß sie uns zuvorgekommen waren.

Die beiden Befreiten wurden von ihnen aus dem Kahn genommen und im Triumph nach der Stube gebracht, in welcher der Engländer noch ebenso, wie wir ihn verlassen hatten, bei dem Schut saß.

»Da kommt Ihr, Master,« sagte er. »Hat sehr lange gedauert. Sind das die Beiden?«

»Ja, es sind Eure Schicksalsgenossen, mit denen Ihr im Schacht gesteckt habt.«

»*Well!* Sie mögen sich nun da den Kerl ansehen, dem sie das zu verdanken haben. Wahrscheinlich zahlen sie ihm eine Prämie dafür aus.«

Ich traute den Leuten trotz des Jubels nicht, mit welchem sie die Befreiten empfangen hatten. Damit sie sich nicht einmal durch Blicke mit dem Perser verständigen könnten, gestattete ich nur einem von ihnen, welcher Stojko führen mußte, uns in die Stube zu folgen. Galingré konnte die wenigen Schritte jetzt allein tun.

Es läßt sich denken, mit welchen Blicken und Worten sie ihn den Peiniger begrüßten. Die Blicke sah er nicht, denn er hielt die Augen geschlossen, und die Worte beachtete er nicht. Es war, als ob der Haß dem ergrimmt Stojko die Gelenkigkeit seiner Füße zurückgegeben habe. Er riß sich von dem ihn unterstützenden Skipetaren los, eilte auf den Schut zu, versetzte ihm einen Fußtritt und rief:

»Ujuslu köpek – Hund, rädiger! Allah hat mich aus deiner Mördergrube entkommen lassen. Dafür aber ist nun deine Stunde da. Du sollst heulen unter den Qualen, welche ich dir bereiten werde!«

»Ja,« fiel Galingré ein, »er soll hundertfach büßen, was er an uns und an so vielen Andern begangen hat.«

Beide versetzten dem Regungslosen solche Fußstritte, daß ich ihnen Einhalt tun mußte:

»Laßt ihn! Er ist ja gar nicht wert, daß ihr ihn auch nur mit den Füßen berührt. Es gibt Andere, welche das Amt des Hengers übernehmen werden.«

»Andere?« rief Stojko, indem sein Auge grimmig aufleuchtete. »Was brauche ich Andere! Mir ist er verfallen, mir! Also will ich es auch selbst sein, der die Rache übernimmt!«

»Davon sprechen wir später. Er ist nicht dir allein, sondern ebenso jedem von uns verfallen. Begnüge dich jetzt daran, daß du gerettet bist. Siehe zu, daß du dich erholst. Laß dir Raki geben, um deine Füße einzureiben, denn ich denke, du wirst sie bald brauchen müssen.«

Und mich an den Mann wendend, welcher ihn geführt hatte, fügte ich bei:

»Warum zeigtet ihr, als ihr uns aus dem Stollen kommen sahet, nach der Felsenhöhe empor?«

»Weil da oben etwas passiert ist,« antwortete er. »Der Karaul muß eingestürzt sein; er ist nicht mehr zu sehen. Als wir bereits eine lange Zeit auf euch gewartet hatten, tat es einen entsetzlichen Krach da oben. Wir sahen Staub, Steine und Feuer fliegen. Einige rannten fort, am Fluß entlang bis dahin, von wo aus man den Turm sehen kann. Als sie zurückkehrten, sagten sie, daß er verschwunden sei.«

»Er ist wahrscheinlich zerstört, und mit ihm der Schacht. Der Schut hat eine Mine oder auch einige Minen angebracht, um den Zugang von oben nötigenfalls unmöglich zu machen. Einer von uns kam unvorsichtigerweise mit dem Licht der Zündschnur zu nahe, worauf die Explosion erfolgte.«

»So ist alles zerstört, und man kann nichts mehr von dem Innern des Berges sehen?«

»Diesen Vorteil hat der Schut doch nicht davongetragen. Nur der Schacht ist verstopft. Durch den Stollen aber kann man hinein. Es ist sehr leicht, die Marterkammern zu erreichen, in denen er seine Opfer quälte.«

Jetzt kamen allmählich alle ›Ehrwürdigen des Ortes‹ wieder zusammen.

Wie mochte es dem Schut zu Mut sein! Dieser Mensch zuckte mit keiner Miene, nicht mit den Spitzen des Schnurrbartes. Er befolgte das Verhalten eines Käfers, welcher sich in der Nähe seiner Feinde tot stellt. Beim Käfer geschieht dies aus Todesangst; beim Menschen aber ist jedenfalls die Scham eine der Ursachen, und dies ließ mich von dem Schut nicht mehr gar so schlecht denken wie vorher. Freilich war es nicht das richtige Scham- und Ehrgefühl, welches ihm die Augen schloß.

Die Männer umringten und betrachteten ihn. Der ehrwürdige Alte fragte:

»Was ist mit ihm? Er bewegt sich nicht, und seine Augen sind geschlossen. Ist etwas mit ihm geschehen?«

»Jok, jok!« antwortete Halef schnell. »Nein, nein! Er schämt sich.«

Selbst diese laut und höhnisch gesprochenen Worte brachten keine Bewegung in den Mienen des Schut hervor.

»Er schämt sich? Das ist unmöglich! Schämen kann sich nur jemand, der etwas Lächerliches begangen hat. Die Taten dieses Mannes sind nicht lächerlich, sondern grauenhaft. Ein Teufel kann keine Scham empfinden. Er hat sich hier bei uns eingeschlichen und uns während langer Jahre getäuscht. Die letzten Tage und Stunden seines Lebens müssen ihm den Vorhof der Hölle bieten. Herr, du bist es, der ihm die Maskera {Larve, Maske} abgerissen hat; du sollst nun auch bestimmen, was mit ihm zu geschehen hat.«

Da drängte sich der Stareschin an uns heran und sagte:

»Du erlaubst wohl, daß ich dir darauf die Antwort gebe. Freilich sagtest du, ich hätte das Amt des Muchtahr {Dorfschulze} erhalten, weil kein Anderer es haben wollte; wir wollen auch gar nicht darüber streiten, ob dies wahr ist; aber da ich es nun einmal habe, so muß ich auch die Pflichten desselben erfüllen. Darum hat darüber, was jetzt mit Kara Nirwan geschehen soll, kein Anderer zu bestimmen, als nur ich allein. Wer mir das abspricht, der handelt gegen das Gesetz.«

»Deine Worte klingen gut,« meinte der Alte. »Wir wollen aber sehen, ob der Effendi damit zufrieden ist.«

»Ich werde zufrieden sein, wenn der Muchtahr nach dem Gesetze handelt, auf welches er sich stützt,« antwortete ich.

»Ich werde ganz genau nach demselben handeln,« versicherte der Genannte.

»Nun, so laß hören, was du beschlossen hast!«

»Zunächst müssen dem Perser die Fesseln abgenommen werden.«

»Ah! Warum?«

»Weil er als der Reichste und Vornehmste des Dorfes eine solche Behandlung nicht gewöhnt ist.«

»Diese Behandlung widerfährt ihm als Mörder und Räuber, nicht aber als dem angesehensten Mann von Rugova!«

»Es ist noch keineswegs erwiesen, daß er das getan hat, wessen du ihn beschuldigst.«

»Nicht? – Wirklich nicht?«

»Nein, denn daß ihr ihn in dem Schacht getroffen habt, das beweist gar nichts.«

»Aber hier stehen drei Zeugen, drei Männer, welche beschwören können, daß er sie eingekerkert hat!«

»So ist erst nach ihrem Schwur seine Schuld bewiesen; ich aber bin nur ein einfacher Muchtahr und darf ihnen diesen Schwur nicht abnehmen. Bis dahin hat der Perser als unschuldig zu gelten, und ich verlange, daß er von seinen Fesseln befreit wird.«

»Wann und vor wem das Zeugnis abgelegt werden muß, das ist mir ganz gleichgültig. Ich bin von seiner Schuld überzeugt. Übrigens bist du als Muchtahr für alles, was auf deinem Gebiet geschieht, verantwortlich. Wenn du nicht weißt, wen die Schuld trifft, so werde ich dich selbst binden und zu dem Mutessarif nach Prisrendi schaffen lassen.«

»Herr!« rief er erschrocken.

»Ja, das werde ich tun! Ich will Sühne für die begangenen Verbrechen haben, und wenn du dich weigerst, dich des Schuldigen zu bemächtigen, so bist du mit ihm einverstanden und wirst als sein Genosse und Hehler behandelt werden. Du wirst

bereits bemerkt haben, daß wir nicht mit uns spaßen lassen. Hüte dich also, meinen Verdacht zu erwecken!«

Er war verlegen geworden, denn ich hatte wohl das Richtige getroffen. Aber wenn er auch nicht ein Verbündeter des Schut war, so mußte er doch wohl der Ansicht sein, daß es ihm mehr Nutzen bringen werde, wenn er sich auf die Seite des reichen Persers lege. Von mir als Fremden hatte er gar nichts zu erwarten. Meine Drohung hatte aber doch ihre Wirkung nicht verfehlt, denn er fragte ziemlich kleinlaut:

»Nun, was forderst du denn, was geschehen soll?«

»Ich fordere, daß sofort ein Bote nach Prisrendi abgeschickt werde, um zu melden, der Schut sei gefangen. Dort befinden sich die Dragoner des Großherrn. Der Mutessarif mag schleunigst einen Offizier mit der nötigen Mannschaft senden, um den Gefangenen und dessen hiesige Mitschuldigen abholen zu lassen. Die Untersuchung muß in Prisrendi stattfinden.«

»Wie kommst du auf den Gedanken, daß der Schut hier Mitschuldige hat?«

»Ich vermute es mit großer Bestimmtheit; ich vermute sogar, daß du auch zu ihnen gehörst, und ich werde mich dir gegenüber danach verhalten.«

»Herr, diese Beleidigung muß ich mir auf das strengste verbitten! Wie sollen überhaupt diese Mitschuldigen entdeckt werden?«

»Das mußt du wissen als Vertreter der obersten Polizeigewalt in Rugova. Daß du eine solche Frage aussprechen kannst, ist ein sicherer Beweis, daß dir die Fähigkeiten abgehen, dein Amt richtig und gerecht zu verwalten. Auch das werde ich dem Mutessarif melden. Wenn der Muchtahr dieses Ortes seinen Pflichten nicht gewachsen ist; wenn er noch dazu, anstatt nach der Anklage zu handeln, den Beschuldigten verteidigt und beschützt, so darf er sich nicht wundern, daß ich nicht gewillt bin, ihm zu gehorchen. Ich verlange also einen zuverlässigen Boten. Wenn er jetzt forttritt, so ist er in fünf oder sechs Stunden in Prisrendi. Während der Nacht können die Dragoner also hier eintreffen.«

»Das geht nicht.«

»Warum nicht?«

»Einen Boten zu senden, ist verboten. Ich werde unter den hiesigen Bürgern einige Begleiter auswählen, welche Kara Nirwan und meinen Bericht nach Prisrendi schaffen werden.«

»So! Das ist allerliebste. Sie werden dir den Bericht sehr bald zurückbringen.«

»Wieso? – Warum?«

»Weil ihnen der Schut entsprungen ist, oder vielmehr weil sie ihn freigelassen haben. Nein, mein Lieber, so habe ich es nicht gemeint. Ich lese dir deine Gedanken von deinem Gesicht ab. Es geht ein Bote fort, und bis die Dragoner kommen, wird der Schut sich in sehr guter Verwahrung befinden.«

»Wer soll ihn bewachen? Doch ich und mein Khawaß?«

»Nein. Dieser Mühe sollt ihr überhoben sein. Wir selbst werden die Bewachung übernehmen. Du kannst ruhig heimkehren und deinen Kef halten. Ich werde sehr bald einen Ort finden, an welchem der Gefangene sicher unterzubringen ist.«

»Das dulde ich nicht!« sagte er trotzig.

»Oho! Sprich höflicher, sonst lasse ich dir die Bastonnade geben! Vergiß nicht, daß ich selbst mit dem Mutessarif sprechen und ihm erzählen werde, wie sehr du dich geweigert hast, der Gerechtigkeit zu dienen. Wir werden jetzt aufbrechen, um nach dem Khan des Kara Nirwan zu gehen. Sorge dafür, daß wir von dem draußen stehenden Volk nicht belästigt werden. Sollten mir diese Leute nicht die Hochachtung erweisen, welche ich zu fordern habe, so lasse ich dich in dein eigenes Gefängnis sperren und dir dabei die Fußsohlen peitschen, daß du monatelang nicht zu stehen vermagst!«

Ich sprach diese Drohung aus, um mich in Respekt zu setzen. Die Bevölkerung war dem Perser hold. Gaben wir nur ein kleines Zeichen von Schwäche, so konnte dies die schwersten Folgen nach sich ziehen. Aber meine Worte brachten die beabsichtigte Wirkung nicht hervor. Der Kiaja antwortete:

»Solche Worte hast du nicht zu sprechen! Ich habe nun genug von dir angehört. Wenn du noch eine solche Unhöflichkeit sagst, so bist du es, welcher Schläge bekommt!«

Er hatte kaum ausgesprochen, so flog ihm meine Peitsche

vier-, fünfmal so um die Beine, daß er, laut schreiend, ebenso viele Male in die Höhe sprang. Zugleich wurde er von Osko und Omar gepackt. Halef zog auch seine Peitsche aus dem Gürtel und fragte:

»Sihdi, soll ich?«

»Ja, zunächst zehn tüchtige Hiebe auf die Schalwars. Wer euch daran hindern will, bekommt auch zehn.«

Bei diesen letzten Worten blickte ich drohend im Kreise umher. Keiner sagte ein Wort, obgleich sie einander fragend ansahen.

Osko und Omar hielten den Kiaja so fest auf dem Boden, daß sein Sträuben vergeblich war.

»Herr, Effendi, laß mich nicht schlagen!« rief er jetzt in bittem Ton. »Ich weiß ja, daß ich dir gehorchen muß!«

»Weißt du das?«

»Ja, gewiß!«

»Und wirst du von jetzt an gehorchen?«

»Ich werde alles tun, was du von mir verlangst.«

»So will ich dir die zehn Hiebe erlassen, aber nicht etwa aus Rücksicht auf dich, sondern aus Achtung für die Männer, welche zugegen sind. Sie sind die Ältesten des Ortes, und ihre Augen sollen nicht durch den Anblick der Peitsche beleidigt werden. Erhebe dich, und bitte mich um Verzeihung!«

Er wurde losgelassen, stand auf, verbeugte sich und sagte:

»Verzeihe mir, Effendi! Es wird nicht wieder geschehen.«

Dabei aber sah ich es seinem heimtückischen Blick an, daß er die erste Gelegenheit ergreifen würde, sich an mir zu rächen. Doch antwortete ich in mildem Ton:

»Ich hoffe es! Solltest du dieses Versprechen vergessen, so würde es zu deinem eigenen Nachteil sein. Also Sorge dafür, daß wir nicht belästigt werden. Wir müssen aufbrechen – erst nach dem Hause des Schut und sodann nach dem Karaul, um die Verwüstung anzusehen, welche dort angerichtet worden ist.«

»Effendi, da muß ich natürlich auch dabei sein; aber ich kann noch nicht so weit gehen,« sagte Stojko.

»So setzest du dich auf dein Pferd. Wir haben dir ja deinen Goldfuchs mitgebracht.«

»Ihr habt – –?«

Er sprach nicht weiter. Sein Blick war hinaus auf den Platz gefallen, und ich bemerkte, daß sein Gesicht den Ausdruck freudiger Überraschung annahm. Er eilte an das Fenster und rief hinaus:

»Ranko! Kommt ihr, mich zu suchen? Hier bin ich! Herein, herein mit euch!«

Draußen hielten sechs bis an die Zähne bewaffnete Reiter auf prächtigen Pferden. Auf den Ruf ihres Stammesanführers drängten sie ihre Tiere durch die Menge, stiegen ab und kamen herein. Ohne zunächst auf etwas anderes zu achten, eilten sie auf Stojko zu, um denselben herzlichst zu begrüßen. Dann sagte der jüngste von ihnen im Ton größter Überraschung:

»Du bist hier in Rugova? Seid ihr nicht weiter gekommen? Was ist geschehen? Wo ist Ljubinko?«

»Frage nicht! Denn wenn ich dir antworte, so wird die Rache dir den Dolch in die Hand drücken.«

»Die Rache? Was sagst du? Wäre er tot?«

»Ja, tot, ermordet!«

Da trat der junge Mann einen Schritt zurück, riß das Messer aus dem Gürtel und rief:

»Ljubinko, den ich liebte, dein Sohn, der Sohn meines Vatersbruders wurde ermordet? Sage mir, wo der Mörder ist, daß meine Klinge ihn augenblicklich treffe! Ah, jener Mann hat seinen Panzer an – er ist der Mörder!«

»Halt!« gebot Stojko, den Zornigen, welcher sich auf Halef werfen wollte, am Arm fassend. »Tue diesem Mann nichts Böses, denn er ist mein Retter. Der Mörder ist nicht hier!«

»Wo denn? Sage es schnell, damit ich hinreite und ihn niederstoße!«

Dieser noch nicht ganz dreißigjährige junge Mann bot das Bild eines echten Skipetaren. Seine hohe, sehnige Gestalt war in roten, mit goldenen Tressen und Schnüren verzierten Stoff gekleidet. Die Füße steckten in Opanken, welche aus einem einzigen Stück Leder bestanden und mit silbernen Ketten um

den untern Saum der Hosen festgehalten wurden. Sein farbloses Gesicht war scharf geschnitten. Die Oberlippe bedeckte ein starker Schnurrbart, dessen Spitzen er bis hinter die Ohren hätte ziehen können. Seine dunklen Augen hatten den Blick des Adlers. Wehe dem, über welchen der Racheruf dieses Mannes erschallte!

Stojko erzählte, was ihm geschehen war, hier und bei dem Köhler. Der junge Mann hörte schweigend zu. Wer nun einen Ausbruch seines Zornes erwartet hatte, der war im Irrtum. Er trat, als sein Oheim mit dem Bericht zu Ende war, zu mir, zu Halef, Osko, Omar und zu dem Engländer, reichte uns die Hand und sagte:

»Szluga pokoran – ich bin euer ergebener Diener. Erst der Dank und dann die Rache. Ihr habt die Mörder unschädlich gemacht und dann meinen Oheim befreit. Verlangt alles von mir, was mir möglich ist, ich werde es tun; aber verlangt nicht Gnade für diejenigen, welche unser Stahl treffen muß. Der Oheim war zwei volle Wochen fort und kehrte nicht wieder heim. Darum wurden wir besorgt um ihn und um Ljubinko. Wir brachen auf, um zu ihnen nach Batera zu reiten. Wir kamen über Prisrendi hierher und wollten über Fandina und Orossi weiter. Hier sollte ein Krug Milch getrunken werden. Da rief uns der Oheim herein. Wir werden nun nicht nach Batera reiten, sondern nach der Höhle des Köhlers. Er und seine Knechte, die Mörder, sollen mit uns heim nach Slokuczie, damit die Männer und Frauen unsers Stammes sehen, wie wir den Tod desjenigen rächen, den wir liebten und der einst unser Oberhaupt werden sollte.«

»Ja, wir werden nach dem Teufelsfelsen reiten,« stimmte sein Oheim bei. »Mein Sohn ist tot, und nun bist du der Erbe und hast als solcher die Pflicht, mir bei der Bestrafung der Bluttat beizustehen. Vorher aber müssen wir hier unseren Obliegenheiten nachkommen. Es ist gut, daß ihr bei uns eingetroffen seid; dadurch haben wir sechs tapfere Männer erhalten, welche den Wünschen des Effendi Nachdruck verleihen werden.«

Damit hatte er freilich vollkommen recht. Die Beihilfe von sechs solchen Männern kam mir sehr willkommen. Wir zähl-

ten mit Galingré jetzt dreizehn Mann, ein kleines Häuflein zwar, aber doch immerhin genug, um den Bewohnern des Ortes Respekt einzuflößen.

Der Kiaja war beim Erscheinen der sechs Skipetaren hinausgegangen. Wir hörten, daß er zu den draußen versammelten Leuten sprach; seine Worte aber konnten wir nicht verstehen, da er mit gedämpfter Stimme redete. Das kam mir verdächtig vor. Wenn er gerechte Sache hatte, konnte er laut sprechen. Ich teilte dieses Bedenken dem Alten mit, welcher sich so freiwillig auf unsere Seite gestellt hatte, und er ging hinaus, um eine etwaige Aufreizung der Leute zu verhindern.

Indessen unternahm es Halef, Stojko das diesem geraubte Geld zurückzugeben. Letzterer erkannte es als das seinige an. Dann schnallte der Kleine den Panzer und den Damaszenner ab, um auch diese nebst dem Handschar zurückzugeben. Stojko zögerte, sie zu nehmen. Nach einigen Augenblicken der Überlegung wendete er sich an mich:

»Effendi, ich habe eine Bitte, welche du mir, wie ich hoffe, erfüllen wirst.«

»Wenn mir die Erfüllung möglich ist, bin ich gern bereit dazu.«

»Sie ist dir sehr leicht möglich. Ihr habt mich gerettet. Ich weiß, daß ich ohne euch eines bösen Todes gestorben wäre. Mein Herz ist deshalb voll von Dank gegen euch, und ich wünsche, euch dies beweisen zu dürfen. Die Waffen, welche dein Hadschi mir jetzt zurückgeben will, sind ein altes Erbstück meiner Familie. Derjenige, welcher sie tragen sollte, ist nun tot; ihr Anblick würde mich und die Meinen an seine Ermordung erinnern, und so möchte ich sie gern dir als ein Zeichen meiner Dankbarkeit schenken. Leider aber ist der Panzer dir zu klein; dem Hadschi paßt er ausgezeichnet, und so bitte ich dich um die Erlaubnis, denselben ihm schenken zu dürfen — —«

Der Hadschi unterbrach ihn mit einem Ausruf des Entzückens. Stojko fuhr fort:

»Den Säbel und den Handschar aber sollst du bekommen,

denn ich wünsche, daß du dich beim Anblick derselben meiner erinnern mögest.«

Halefs Augen waren mit dem Ausdruck der größten Spannung auf mich gerichtet. Auf meine Antwort kam es an, ob er das reiche Geschenk annehmen durfte oder nicht. Ihm zuliebe sagte ich:

»Was den Panzer betrifft, kann ich weder ja noch nein sagen. Er soll Halefs Eigentum sein, und so hat er allein zu bestimmen, ob er diese wertvolle Gabe annehmen will oder nicht.«

»Sofort, sofort!« rief der Kleine, indem er augenblicklich den Panzer wieder umschnallte. »Wie wird Hanneh, die Blume der lieblichsten Frauen, staunen und sich freuen, wenn ich so silberfunkelnd bei ihr ankomme! Wenn sie mir entgegenblickt, wird sie meinen, ein Held aus den Erzählungen von Scheherezade oder der berühmte Feldherr Salah ed din {Saladin} nahe sich ihr. Die tapfersten Krieger des Stammes werden mich beneiden; ich werde die Bewunderung der jungen Frauen und Töchter besitzen, und die Matronen werden in die Lobgesänge der Kühnheit einstimmen, sobald sie mich erblicken. Die Feinde aber werden bei meinem Anblick von dannen fliehen vor Angst und Entsetzen, denn sie werden an dem glänzenden Panzer erkennen – mich, den unbezwinglichen Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawuhd al Gossarah!«

Halef hatte sich eben bei allen seinen reichen Erlebnissen und Erfahrungen ein wahrhaft kindliches Gemüt bewahrt. Trotz des pathetischen Tones, in welchem er seine Worte vorbrachte, wagte es keiner, ihm mit einem Lächeln zu antworten. Stojko sagte vielmehr sehr höflich und achtungsvoll:

»Es freut mich außerordentlich, daß der Panzer dir gefällt. Möge er derjenigen, welche du die Lieblichste nennst, sagen, wie viel ich dir zu verdanken habe! Hoffentlich wird auch der Effendi meine Gabe nicht verschmähen?«

»Von einer Verschmähung kann keine Rede sein,« antwortete ich. »Es ist mir nur deshalb unmöglich, sie anzunehmen, weil sie zu kostbar ist. Du darfst dich nicht eines Schatzes berauben, welchen deine Ahnen heilig gehalten haben.«

Seine Miene verdüsterte sich. Ich wußte gar wohl, daß es eine fast todeswürdige Beleidigung ist, das Geschenk eines Skipetaren zurückzuweisen, glaubte aber, daß Stojko hier eine Ausnahme machen und sich nicht erzürnt zeigen werde. Doch klang seine Stimme beinahe heftig, als er fragte:

»Effendi, weißt du, was ein Skipetar tut, wenn sein Geschenk zurückgewiesen wird?«

»Ich bin noch nicht in der Lage gewesen, es zu erfahren.«

»So will ich es dir sagen. Er rächt diese Beleidigung, oder, wenn er dem Beleidiger Dankbarkeit schuldet, so daß er sich nicht rächen kann, so vernichtet er die Gabe, welche verachtet wird. Auf keinen Fall aber nimmt er sie zurück. Es würde die größte Undankbarkeit gegen dich sein, wenn ich dir zürnen wollte; denn du hast mir das Leben erhalten und meinst es auch jetzt gut mit mir. Darum darf mein Zorn sich nur auf die Gegenstände erstrecken, welche dein Mißfallen erregt haben. Sie sollen vernichtet werden.«

Er zog den Säbel aus der Scheide und bog die Klinge zusammen, enger und immer enger, so daß sie schließlich zerspringen mußte. Ich ergriff seine Hand, um ihn daran zu hindern, und rief:

»Mann, bist du des Teufels! Es kann doch dein Ernst nicht sein, diese unvergleichliche Klinge zerbrechen zu wollen! Du drohst es nur!«

»Ich drohe nicht. Ich gebe dir vielmehr mein Wort, daß sie in Stücke gehen wird, wenn du nicht schnell versprichst, sie von mir anzunehmen.«

Er befreite sich von meiner Hand und begann wieder energisch zu biegen. Ich sah, daß es ihm wirklich ernst sei, und sagte darum:

»Halt ein! Ich nehme sie.«

»Und auch den Handschar?«

»Auch ihn.«

»So ist es gut. Stecke beide in deinen Gürtel! Mögen sie dir Schutz in Gefahr und Sieg im Kampf bringen! Jetzt aber wollen wir aufbrechen, bevor die Angehörigen des Schut erfahren, was vorgegangen ist.«

»Wenn du meinst, daß sie es nicht wissen, so irrst du dich. Rugova ist so klein, daß diese Leute alles Geschehene wissen würden, selbst wenn es einen Andern als just ihn betroffen hätte. Jedenfalls haben sie ihre Vorbereitungen gut getroffen. Löst dem Schut die Fesseln von den Füßen, damit er gehen kann. Osko und Omar mögen ihn in ihre Mitte nehmen, und augenblicklich einen Jeden niederschießen, der es wagen sollte, die Hand zu seiner Befreiung auszustrecken.«

Die Fesseln wurden dem Perser abgenommen. Er bewegte sich nicht.

»Steh auf!« gebot Halef.

Der Gefangene tat, als hätte er es nicht vernommen. Aber als ihm der Hadschi einen derben Peitschenhieb verabreichte, sprang er augenblicklich auf, warf dem Kleinen einen wütenden Blick zu und schrie:

»Hund, das darfst du wagen, weil ich an den Händen gebunden bin! Wäre das nicht der Fall, so würde ich dich augenblicklich zermalmen. Aber noch ist die Sache nicht zu Ende. Ihr alle werdet bald und gewiß erfahren, was es heißt, den Sch – – wollte sagen, Kara Nirwan zu beleidigen!«

»Sprich das Wort Schut immer aus,« antwortete ich, um ihn zu einem Bekenntnis zu reizen. »Wir wissen doch alle, daß du der Anführer der Räuber bist. Aus der Ferne hast du deine Hunde auf die Opfer gehetzt, du aber bist stets im sichern Dunkel geblieben. Der Köhler mußte dir die Leute in das Garn treiben, und nur durch Tücke und Hinterlist hast du sie in die Falle gelockt. Der Räuber, welcher kühn und offen den Menschen überfällt, kann noch bewundert werden; du aber bist ein Feigling, welchen man verachten muß. Du besitzt nicht eine Spur von Mut. Du wagst nicht, es einzugestehen, wer du bist. Tfu haif'alaik! {Pfui, Schande über dich!} Ein Hund sollte sich hüten, dich anzubellen, denn das ist viel zu viel Ehre für dich!«

Bei diesen Worten spuckte ich vor ihm aus. Das brachte die beabsichtigte Wirkung hervor. Er brüllte grimmig:

»Schweig'! Wenn du sehen willst, ob ich feig bin oder nicht,

so nimm meine Fesseln ab und kämpfe mit mir! Dann sollst du erfahren, welch ein Wurm du gegen mich bist!«

»Ja, in Worten bist du tapfer, aber nicht in der Tat. Bist du nicht vor uns geflohen, als du uns im Schacht erblicktest?«

»Ihr waret in der Überzahl.«

»Ich habe ganz allein deine Verbündeten besiegt, obgleich sie auch in der Überzahl waren. Und bist du mir nicht entflohen, als ich – ich ganz allein – im Kahn mit dir kämpfte? War das Mut von dir? Und als wir dann miteinander das Ufer erreichten, warst du da gefesselt? Hast du mir gezeigt, daß ich ein Wurm gegen dich bin, oder habe nicht ich dich niedergeschlagen wie einen Knaben? Rede ja nicht von Mut! Alle deine Spießgesellen, die beiden Aladschy, der Miridit, Manach el Barscha, Barud el Amasat, der alte Mübarek, haben mir offen gezeigt, daß sie meine Feinde waren, daß sie Räuber und Mörder seien; du allein hast nicht das Herz dazu. Du kannst nur drohen, weiter nichts. Du besitzt das Herz eines Hasen, welcher davon eilt, wenn er die Meute hört. Du bist ein Ad-schemi, ein Perser aus Nirwan. Ich kenne diesen Ort, denn ich bin dort gewesen. Die Nirwani fressen Krötenfleisch und werden dann, wenn sie davon fett geworden sind, von den Läusen verzehrt. Kommt ein Nirwani nach einem andern persischen Ort, so rufen die Bewohner desselben: ›Tufu Nirwanost! Nirwanan dschabandaranend; ora bazad – pfui, einer aus Nirwan! Die Nirwani sind Feiglinge; speit ihn an!‹ Grad so muß man auch von dir und zu dir sagen, denn du hast nicht das Herz, zu gestehen, wer du bist. Deine Eingeweide zittern vor Angst, und deine Knie schlottern vor Schwäche, daß ein Wort des Zorns dich umblasen könnte!«

Solche Beleidigungen waren ihm noch nicht in das Gesicht geschleudert worden. Er zitterte wirklich, aber nicht vor Angst, sondern vor Grimm. Da tat er einen Sprung auf mich zu, stieß mit dem Fuß nach mir und antwortete in demselben persischen Dialekt, dessen ich mich bedient hatte:

»Gur, dzabaz, bisaman, dihdset efza, gatar biz, gar riz – Schurke, Bube, Dummkopf, du bist zum Lachen! Du verbreitest Gestank und streust die Krätze umher! Kein Mensch sollte

mit dir sprechen. Deine Rede ist Tollheit, und deine Worte sind Lügen. Du nennst mich feig? Wohlan, so will ich dir zeigen, daß ich mich nicht fürchte.«

Und zu den Andern gewendet, fuhr er in türkischer Sprache fort:

»Ihr sollt mich nicht für einen Feigling halten. Ich will euch sagen, daß ich der Schut bin. Ja, ich habe diese drei Männer in dem Schacht eingeschlossen, um mir viel Geld von ihnen geben zu lassen und sie dann zu töten. Aber wehe und dreifach wehe über jeden, der es wagt, mir ein Haar zu krümmen! Meine Leute zählen nach Hunderten und werden alles, was mir geschieht, entsetzlich rächen. Dieser Hund aus Germanistan wird zuerst meiner Rache verfallen; er wird an der Räude verenden und noch demjenigen danken, der ihn mit einem Knüppel von seinen Qualen erlöst. Kommt herbei, und bindet mir die Hände los! Ich werde es euch reich lohnen, und dann soll – –«

Er kam nicht weiter, denn Halef trat an ihn heran, gab ihm eine Ohrfeige, daß er taumelte, und rief ihm zu:

»Das ist für den Hund und für die Räude, und wenn du noch ein einziges Wort sagst, Sefil bodur {elender Wicht}, so haue ich dich mit der Peitsche, daß deine Knochen meilenweit umherfliegen! Schafft ihn fort, den Schurken! Ich werde mit der Peitsche hinter ihm hergehen, und für jeden Laut, welchen er ohne Erlaubnis des Effendi hören läßt, fährt ihm ein Hieb ins Fleisch!«

Das war sehr ernstlich gemeint, und ich hatte auch gar nichts dagegen. In der Lage, in welcher der Perser sich befand, war es eine unsägliche Frechheit, sich solcher Reden zu bedienen. Die Hauptsache war freilich, daß ich meinen Zweck erreicht hatte: – er hatte eingestanden, daß er der Schut sei. Nun durfte ihn niemand mehr in Schutz nehmen, wenigstens nicht in offener Weise.

Er biß sich in die Lippen, wagte aber nicht, wieder zu sprechen. Der Goldfuchs wurde für Stojko geholt. Galingré erklärte, daß er versuchen wolle, mit uns zu gehen, denn es wurde nun Zeit, aufzubrechen und nach dem Khan zu gehen. – –

Siebentes Kapitel
An der Verräter-Spalte

Als wir aus dem Hause traten, bemerkten wir, daß die Menschenmenge vor demselben sich verringert hatte. Der ehrwürdige Alte hatte bis jetzt zu den Leuten gesprochen, aber es war ihm sichtlich nicht gelungen, den Eindruck zu verwischen, welchen die vorhergehende Hetzrede des Kiaja auf sie gemacht hatte. Sie bildeten zwei in ihren Ansichten verschiedene Trupps, von denen der eine es mit uns, der andere es mit dem Perser hielt.

»Onu getirler – sie bringen ihn!« rief eine Stimme aus dem einen Haufen. »Kara Nirwan sudschuzdir; ona azadlykü werinis – Kara Nirwan ist unschuldig; gebt ihm die Freiheit!«

»Jok, jok; katildir – nein, nein; – er ist ein Mörder!« ertönte es von der andern Seite. »Ölmeli, schimdi, mutlak – er muß sterben, sofort, unbedingt!«

Beide Haufen drängten herbei; ich redete dem einen bittend, dem andern drohend zu und versprach, daß die Sache eine streng gerechte Untersuchung finden werde. Daran schloß ich die ernste Warnung vor einer zu großen Annäherung an uns, da wir Jeden niederschießen würden, der es wagte, uns lästig zu fallen. Das half. Wir hielten die Waffen in den Händen. Man murrte zwar, ließ uns aber abmarschieren. Selbstverständlich folgten alle hintendrein. Niemand dachte an seine Arbeit; heute war ein Tag, wie es in Rugova noch niemals einen gegeben hatte.

Die ›Väter des Ortes‹ hatten sich natürlich zu uns gesellt, der Alte schritt voran, um uns den Weg zu zeigen. Die Andern wies ich an, hinter uns zu gehen. Sie sollten sich zwischen uns und dem aufrührerischen Mob befinden, dem nicht zu trauen war. So ging es in ein enges Gäßchen hinein und dann aus dem Dorfe hinaus, den Berg empor.

Die Häuser schienen vollständig verlassen zu sein. Nicht einmal ein Kind war jetzt zu sehen. Die ganze Einwohnerschaft befand sich entweder hinter uns oder bereits vor uns auf dem Berg.

Der Perser leistete nicht den geringsten Widerstand. Er tat gar nicht verlegen und hielt auch die Augen nicht mehr geschlossen. Er schickte seinen Blick überall hin. Vermutlich erwartete er von irgend einem seiner Anhänger ein heimliches Zeichen. Deshalb hielt ich meine Augen ebenso offen, wie er die seinigen.

Die erst vorhin angekommenen Skipetaren befanden sich zu Pferd. Ich hatte das gewünscht, damit sie im Fall einer Feindseligkeit die Angreifenden gleich niederreiten konnten. Sie bildeten auf ihren schönen Rossen mit ihrer guten Bewaffnung und prächtigen Haltung einen herzerfreuenden Anblick. Es war ihnen anzusehen, daß sie sich nötigenfalls nicht scheuen würden, es mit ganz Rugova aufzunehmen.

Hinter oder vielmehr über dem Dorfe gab es einige ärmliche Felder und dann Wald, in welchen der Hohlweg, dem wir folgen mußten, tief einschnitt. Hier und da traten die Bäume zurück, um einer kleinen Alpenwiese Platz zu machen, auf welcher einige Pferde, Rinder, Ziegen und Schafe friedlich beisammen weideten. Das hinter uns liegende stille Dorf und diese Wiesen mit den Tieren hatten ein idyllisches Aussehen, welches keineswegs mit dem Zweck unsers Hierseins und mit dem Umstand harmonierte, daß Rugova der Ausgangspunkt so vieler Verbrechen gewesen war.

Es begegnete uns kein Mensch, und das, was der Schutz erwartet hatte, schien nicht einzutreffen, bis endlich, als wir fast die Höhe erreicht hatten, eine Stimme über uns vom Rand des Hohlweges laut ertönte:

»Ima mi upravo dwadeszet i cschetiri godije!«

Das war serbisch und heißt auf deutsch: »Ich bin grad vierundzwanzig Jahre alt,« oder vielmehr wörtlich: »Es gibt mir vierundzwanzig Jahre.« Ehe ich noch zu denken vermochte, was dies zu bedeuten habe, rief die Stimme weiter:

»Wrlo je lepo wreme!«

Das heißt: »Es ist sehr schönes Wetter.« Und darauf folgten die Worte:

»Koje-li je doba?« Worauf eine andere Stimme antwortete:
»Bacsh je szad isbilo cschetiri!«

Ins Deutsche übertragen, lautet das: »Wie viel ist's an der Zeit? Eben jetzt hat es vier geschlagen.«

Diese lauten Zurufe galten natürlich dem Schut. Ich legte den Stutzen an und sandte zwei Kugeln nach der Stelle empor, an welcher, dem Schall der Stimmen nach, die beiden Rufer sich befinden mußten.

»Ah sa boga, jaoj meni – ach Gott, wehe mir!« schrie es oben.

Ich hatte getroffen. Niemand setzte ein Wort dazu; aber der Schut drehte sich nach mir um und warf mir einen lodernden Blick des Hasses zu. Als er das Gesicht wieder gewendet hatte, ging ich raschen Schrittes nach vorn. Ich wollte jetzt seine Miene sehen, welche zu verstellen er sich wohl keine Mühe gab, weil er sich unbeachtet wähnte. Indem ich an ihm vorüber kam, sah ich ein Lächeln der Befriedigung bis hinauf zu seinen Augen spielen. Als er mich erblickte, verschwand es sofort.

Es war klar, daß die Zurufe die Bestimmung gehabt hatten, ihn über seine Lage zu beruhigen. Was aber bedeuteten sie eigentlich? Daß sehr schönes Wetter sei, hatte jedenfalls nichts anderes zu sagen, als daß die Angelegenheit für ihn gut stehe. Was aber war mit dem Alter von vierundzwanzig Jahren gemeint? Bedeutete diese Zahl vielleicht Menschen, welche zu seiner Befreiung bereit seien? Wahrscheinlich! Ich konnte keine andere Erklärung finden. Und daß es vier Uhr geschlagen habe – was sollte diese vier, auf die es ganz allein ankam, sagen? Ich fragte die Gefährten über ihre Ansicht, natürlich leise, daß der Schut es nicht hörte; aber ihr Scharfsinn erwies sich als ebenso unzureichend wie der meinige. Wir konnten nichts anderes tun, als überaus vorsichtig sein.

Bald nach diesem Zwischenfall senkten sich die Seiten des Hohlweges, und wir kamen auf ebenes Terrain. Eigentlich hatte ich Lust, den Zug halten zu lassen und mich nun einmal zu der Stelle zu begeben, nach welcher ich gezielt hatte; aber ich mußte mir sagen, daß ich niemand dort antreffen würde, da der Unverwundete ganz gewiß den Verwundeten fortgeschafft oder wenigstens versteckt hatte, und es schien mir auch nicht rätlich zu sein, mich zu entfernen, da meine Abwesenheit

leicht von den uns feindlich Gesinnten zu einem Streich gegen uns benutzt werden konnte. Wir zogen also weiter.

Nach einiger Zeit, als wir uns rechts gewendet hatten und uns noch immer im Wald befanden, mündete ein schmaler Pfad in unsern Weg. An dieser Stelle standen mehrere Männer, welche auf unser Kommen gewartet zu haben schienen.

»Wohin führt dieser Steig?« fragte ich sie.

»Nach dem Karaul, Herr,« lautete die Antwort.

»Waret ihr dort?«

»Ja.«

»Befinden sich jetzt noch andere Leute dort?«

»Viele. Sie untersuchen das Gestein.«

»Nun, was ist denn dort zu sehen?«

»Herr, der Turm ist vollständig eingestürzt.«

»Ist nicht irgend eine Spur von dem alten Schacht zu sehen?«

»O ja! Hart an dem Platz, an welchem der Turm stand, hat sich die Erde tief eingesenkt, und es ist ein großes Loch entstanden, welches die Gestalt eines Chuni {Trichter} hat. Niemand aber wagt es, hinabzusteigen, weil das Gestein noch fortwährend nachbröckelt. Die Stelle könnte leicht noch tiefer einsinken.«

Der Schut trat einige Schritte zur Seite, als ob er in den Pfad einbiegen wollte. Er erwartete dort am Karaul wohl Hilfe. Ich aber sagte:

»Gehen wir nicht hin! Es ist für uns dort gar nichts zu finden. Wir wollen direkt nach dem Khan.«

Als wir uns dann wieder in Bewegung gesetzt hatten, verschwanden die Männer zwischen den Bäumen, und wir hörten den lauten Ruf:

»Natrat! Idu nami kutschi – zurück! Sie gehen hinter uns nach Hause!«

War das etwa ein Zeichen für die vierundzwanzig Männer, welche wir zu fürchten hatten? Die Worte mußten ihnen von weitem zugerufen werden, da sie keine Zeit hatten, auf eine persönliche Botschaft zu warten, denn sie mußten auf alle Fälle schon vor uns in dem Khan eintreffen. Gern hätte ich

einige der Reiter vorausgesandt, aber ich konnte sie nicht entbehren und hielt es überdies für gefährlich für sie, sie von uns fortzulassen.

Bald endete der Wald. Der Weg führte nur noch durch dichtes Buschwerk. Dann sahen wir Felder, welche durch Reihen von Sträuchern voneinander abgegrenzt waren. Diese letzteren machten es unmöglich, einen freien Blick zu haben. Darum konnten wir diejenigen nicht sehen, welche sehr wahrscheinlich von dem Karaul her nach dem Khan eilten.

»Wo liegt das Haus des Persers?« fragte ich den Alten, welcher uns führte.

»Nur fünf Minuten noch, dann wirst du es sehen,« antwortete er.

Als diese Zeit vergangen war, erreichten wir den für die weite Umgegend so verhängnisvollen Ort. Der Weg, auf welchem wir gekommen waren, bildete die nach Prisrendi führende Straße, auf welcher Ranko mit seinen fünf Begleitern vorhin von Norden her Rugova erreicht hatte. Hart an dieser Straße lagen die Gebäude eng beieinander, welche den Karanirwan-Khan bildeten, nach dem wir so lange gesucht hatten und welchen wir nun endlich vor uns sahen.

Das Hauptgebäude stand links an der Straße, die Nebengebäude befanden sich rechts. Letztere bildeten einen sehr großen Hof, in welchen ein breites, steinernes Tor führte. Dieses Tor war verschlossen. Vor demselben und vor dem Eingang des Hauptgebäudes standen wohl vier bis fünf Dutzend Menschen beiderlei Geschlechtes. Es schien, daß man ihnen verwehrt habe, einzutreten. Sie empfingen uns still. Ich hörte kein Wort sprechen. Die Gesichter waren zwar nicht drohend, aber auch nicht freundlich: auf allen war der Ausdruck großer Spannung deutlich zu lesen.

Wir wendeten uns links nach dem Wohnhause, dessen Türe uns trotz unseres Klopfens nicht geöffnet wurde. Halef ging nach der hinteren Seite und meldete uns nach seiner Rückkehr, daß auch dort die Türe von innen verriegelt sei.

»Befiehl, daß uns geöffnet werde!« gebot ich dem Schut.
»Sonst öffnen wir uns selbst.«

»Ich habe dich nicht zu mir eingeladen,« antwortete er. »Ich verbiete euch, in mein Haus zu treten.«

Da nahm ich den Bärenötter her. Einige Hiebe mit dem eisenbeschlagenen Kolben desselben, und die Türe ging in Stücke. Der Schut stieß einen Fluch aus. Die Menge drängte herbei, um mit uns in das Haus zu kommen. Ich aber bat Ranko, mit seinen fünf Reitern hier zurückzubleiben und dafür zu sorgen, daß kein Unberechtigter eintrete. Dann begaben wir uns in das Innere des Gebäudes.

Der Flur war leer. Wir sahen keinen Menschen. Es gab hier nicht verstellbare geflochtene Wände, sondern feste Ziegelmauern. Rechts und links lagen je zwei Stuben, welche nicht verschlossen waren. Auch sie waren leer. Ihrer Einrichtung nach mußte ich annehmen, daß die beiden vorderen Stuben zur Aufnahme der Gäste bestimmt seien. Links hinten wohnte wahrscheinlich die Familie des Schut; rechts hielt sich wohl das Gesinde auf. Als ich die Hintertüre öffnete, sah ich, daß dieselbe direkt auf freies Brachland führte. In ihrer Nähe führte innerhalb des Flures eine schmale Holzterrasse nach oben. Ich stieg ganz allein hinauf in den Dachraum, welcher aus drei Abteilungen bestand. Die mittlere derselben, in welche die Treppe mündete, enthielt allerlei Gerümpel. Von den Dachbalken hingen dichte Reihen getrockneter Maiskolben und Zwiebeln herab. Die beiden anderen Abteilungen wurden von Giebelstuben gebildet, welche durch dünne Bretterwände von der Mitte getrennt waren. Ich klopfte an die eine Türe, erhielt aber keine Antwort. Da nahm ich abermals den Gewehrkolben zu Hilfe und stieß ein Brett ein. Nun sah ich, daß die Kammer leer war. Auch drüben an der andern Seite wurde auf mein Klopfen nicht geantwortet. Durch ein Astloch schauend, gewahrte ich eine Frau, welche auf einer Kiste saß.

»Mach auf, sonst schlage ich die Tür ein!« drohte ich.

Da auch dieser Zuruf nicht beachtet wurde, so stieß ich ein Brett ein, griff durch die Öffnung und schob den Türriegel zurück. Ich wurde durch ein mehrstimmiges Gekreischn empfangen. Die Frau, welche ich gesehen hatte, war vielleicht fünfunddreißig Jahre alt. Bei ihr befanden sich zwei alte Weiber.

Alle drei waren gut gekleidet. Ich war überzeugt, die Frau des Schut, die Schuta, vor mir zu haben. Sie hatte sich von ihrem Sitz erhoben und in die Ecke geflüchtet. Von den beiden Andern flankiert, rief sie mir zornig-trotzig entgegen:

»Was fällt dir ein! Wie darfst du es wagen, auf diese Weise bei uns einzudringen!«

»Weil es auf eine andere Weise nicht möglich war,« antwortete ich. »Ich habe noch nie einen Khan gesehen, welchen man am hellen Tag vor den Gästen verschließt.«

»Du bist kein Gast.«

»Woher weißt du das?«

»Ich weiß, was geschehen ist. Man hat es mir berichtet, und übrigens sah ich euch kommen.«

Sie deutete nach der runden Maueröffnung in der Giebelwand. Da diese nach dem Dorf gerichtet war, hatte man uns also sehr gut bemerken können.

»Für wen hältst du mich denn?« fragte ich weiter.

»Du bist der größte, der schlimmste Feind meines Mannes.«

»Deines Mannes? Wer ist das?«

»Der Wirt.«

»Also bist du die Wirtin! Aus welchem Grund hältst du mich denn für euern Feind?«

»Weil du meinen Mann gefangen genommen hast, weil du ihn überhaupt seit langer Zeit verfolgst.«

»Das alles weißt du bereits? So wirst du dich jedenfalls auf meinen Besuch vorbereitet haben. Sage mir einmal: bist du nicht mit dem Wirt Deselim in Ismilan bekannt?«

»Sogar verwandt bin ich mit ihm,« rief sie mir wütend entgegen. »Er war mein Bruder, und du hast ihn ermordet. Allah verfluche dich!«

Ich setzte mich gemächlich auf die Ecke der Kiste und betrachtete mir die drei. Die Schuta war noch immer eine schöne Frau. Sie besaß wohl einen sehr leidenschaftlichen Charakter und war jedenfalls mehr oder weniger die Vertraute ihres Mannes. Die beiden Andern waren alte Frauen, wie man eben dort tausend alte Weiber findet, durch nichts als durch ihre

Häßlichkeit ausgezeichnet. Als ich fragte, wer sie seien, antwortete die Wirtin:

»Es ist meine Mutter und deren Schwester. Sie haben dich außerordentlich lieb, weil du der Mörder meines Bruders bist!«

»Ich verzichte auf ihre Liebe, und ihr Haß ist mir gleichgültig. Ich habe Deselim nicht ermordet. Er stahl mir mein Pferd. Er war ein schlechter Reiter, wurde abgeworfen und brach den Hals dabei. Habe ich ihn also ermordet?«

»Ja, denn du verfolgtest ihn. Hättest du das nicht getan, so wäre er nicht gezwungen gewesen, über das Wasser zu setzen und dabei vom Pferde zu stürzen!«

»Höre, du entwickelst da eine merkwürdig spaßhafte Ansicht. Wenn mir ein Dieb ein kostbares Pferd stiehlt, so wirst du mir wohl gütigst den Versuch erlauben, es wieder zu bekommen. Daß du gar wünschest, Allah möge mich dafür verfluchen, klingt nicht gut aus dem Munde eines zarten Weibes und ist außerdem eine große Unvorsichtigkeit von dir. Wie die Sachen stehen, solltest du dich sehr hüten, mich zu beleidigen. Ich habe die Macht, dich dafür zu bestrafen.«

»Und wir haben die Macht, uns dann zu rächen!« drohte sie in energischem Ton.

»So? Du scheinst über eure Kräfte sehr genau unterrichtet zu sein. Wahrscheinlich hat dein Mann dir kein geringes Vertrauen geschenkt.«

Ich sagte das, um sie zu einer Unvorsichtigkeit zu verleiten, in sehr spöttischem Ton, und wirklich fuhr sie auf:

»Ja, ich besitze sein volles Vertrauen. Er sagt mir alles, und so weiß ich auch ganz genau, daß du verloren bist!«

»Ja, ich konnte mir freilich denken, daß die Schuta alles wissen werde und – –«

»Die Schuta?« unterbrach sie mich. »Die bin ich nicht!«

»Pah! Leugne nicht! Kara Nirwan hat gestanden, daß er der Schut ist.«

»Das ist nicht wahr!« fuhr sie angstvoll auf.

»Ich lüge nicht. Er hat es in der Versammlung der Ältesten

zugegeben, als ich ihm sagte, daß er zu feig sei, es einzugestehen.«

»O Allah! Ja, so ist er! Den Vorwurf der Feigheit läßt er nicht auf sich liegen. Lieber bringt er sich und uns in das Verderben!«

»Mit diesen Worten schließt du dich seinem Geständnis an. Eigentlich habe ich mit euch Frauen nichts zu schaffen; aber du bist seine Vertraute und also seine Mitschuldige und wirst sein Schicksal teilen müssen, wenn du uns nicht Veranlassung gibst, dich mit Milde zu behandeln.«

»Herr, ich habe nichts mit dieser Sache zu schaffen!«

»Sehr viel sogar! Du warst jahrelang die Genossin des Verbrechers und mußt auch die Strafe erleiden. Der Schut wird jedenfalls hingerichtet werden.«

»O Allah! – Ich auch?«

»Ganz sicher!«

Die drei Weiber schrien laut auf vor Angst.

»Jetzt könnt ihr heulen,« fuhr ich fort. »Hättet ihr doch früher über euch selbst geschrien! Oder habt ihr wirklich geglaubt, daß Allah eure Missetaten nicht an das Licht des Tages bringen würde? Ich sage euch, daß alle eure Verbündeten verloren sind, und daß mancher von ihnen das Leben lassen wird.«

Die beiden Alten rangen die Hände. Die Schuta starrte eine Weile vor sich hin und fragte dann:

»Du sprachst vorhin von Milde. Wie meintest du das?«

»Ich meinte, daß man dich nachsichtiger beurteilen werde, wenn du die Veranlassung dazu gibst.«

»Und worin soll diese Veranlassung bestehen?«

»In einem offenen Geständnis.«

»Das hat mein Mann bereits abgelegt. Ihr braucht also nur ihn zu fragen, wenn ihr noch mehr wissen wollt.«

»Ganz recht. Ich habe auch gar nicht die Absicht, ein Verhör mit euch anzustellen und euch irgend welche Geständnisse zu erpressen. Die Untersuchung wird in Prisrendi geführt werden, und ich bin dabei nur als Zeuge beteiligt. Aber auf meine

Aussage wird sehr viel ankommen, und du kannst es dahin bringen, daß ich ein gutes Wort für dich einlege.«

»So sage mir, was ich tun soll!«

»Nun, ich will aufrichtig mit dir sein. Ich und meine Gefährten, wir sind aus fremden Ländern. Wir werden in dieselben zurückkehren und nie wieder hierher kommen. Darum ist es uns ziemlich gleichgültig, wer durch euch hier beschädigt wurde und ob ihr dafür bestraft werdet. Weniger gleichgültig freilich ist uns alles, was ihr gegen uns unternommen habt. Da wir aber glücklicherweise mit dem Leben davongekommen sind, so fühlen wir uns zur Nachsicht geneigt, falls uns der Schaden ersetzt wird, welchen wir erlitten haben. Du kannst das deinige beitragen, daß dieses geschehe.«

»So viel ich weiß, hast du keinen Schaden gehabt.«

»Du scheinst wirklich ganz genau unterrichtet zu sein. Ja, den indirekten Schaden will ich nicht rechnen. Aber ihr habt den Engländer und auch den Kaufmann Galingré ausgeraubt. Ich hoffe, es ist noch alles vorhanden, was ihr ihnen abgenommen habt?«

Sie blickte, ohne zu antworten, nachdenklich vor sich nieder. Ihre Züge bewegten sich lebhaft. Es war ihr anzusehen, daß ein Kampf sich ihres Innern bemächtigt hatte. Aber ich traute ihr nicht zu, den für mich vorteilhaften Entschluß zu fassen. Auch hatte ich keine Zeit, mit vielen Worten in sie zu dringen, und wiederholte darum meine letzte Frage in dringendem Ton.

Da erhob sie langsam den Blick, sah mich auf eine ganz eigentümliche, mir rätselhafte Weise an und antwortete:

»Ja, Herr, ich glaube, es ist noch alles vorhanden.«

»Aber wo?«

»Im Jazlyk {Schreibstube, Kontor} meines Mannes.«

»Halt ein!« rief ihre Mutter erschrocken. »Willst du wirklich deinen Mann verraten? Willst du alles hergeben, was nun euer Eigentum geworden ist?«

»Sei still! Ich weiß, was ich tue,« antwortete die Tochter. »Dieser Mann hat recht. Wir haben unrecht getan und müssen unsere Strafe leiden; aber diese Strafe wird um so geringer

werden, je früher wir das Geschehene gut zu machen versuchen.«

Das war ja eine außerordentlich eilige Bekehrung! Konnte ich an dieselbe glauben? Unmöglich! Zumal mir das Gesicht, welches die Frau während ihrer Worte machte, gar nicht gefallen wollte. Sie nickte den beiden Alten beruhigend zu und blinzelte dabei mit den Augen.

»Wo befindet sich das Jazlyk?« fragte ich.

»Drüben im Hof. Du wirst es an der Inschrift über der Türe erkennen.«

»Und natürlich sind die Sachen und das Geld dort nicht nur aufgehoben, sondern verborgen?«

»Ja. Solche Beute legt man doch nicht in den Geldkasten.«

»Beschreibe mir das Versteck.«

»Du wirst den Sandyk {Kassa, Geldschrank} an der Wand hängen sehen. Nimm ihn herab, so befindet sich hinter demselben ein Loch in der Mauer, in welchem du alle Gegenstände sehen wirst, welche dem Engländer und dem Kaufmann genommen worden sind.«

»Wenn du mich täuschen solltest, so würdest du deine Lage nur verschlimmern. Übrigens weiß ich, daß sich vierundzwanzig Männer hier befinden, welche uns unschädlich machen sollen.«

Sie erbleichte. Mutter und Tante ließen Ausrufe des Schreckens hören. Die Wirtin warf ihnen einen zornigen Blick zu und sagte:

»Herr, man hat dich belogen!«

»Nein. Niemand hat es mir gesagt, also kann ich nicht belogen worden sein. Ich habe es selbst beobachtet.«

»So hast du dich geirrt.«

»Nein, ich weiß ganz genau, daß sie sich hier befinden.«

»Und doch ist dies nicht der Fall. Ja, ich will eingestehen, daß ungefähr so viele Männer bereit waren, euch entgegen zu gehen, aber nicht hier, sondern draußen am Karaul.«

»Befinden sie sich noch dort?«

»Ja. Sie dachten, ihr würdet erst dorthin gehen, bevor ihr hier in den Khan kämet.«

»Sind sie zu Pferde?«

»Nein. Was könnten ihnen die Pferde im Kampfe gegen euch nützen?«

»Gut. Und wo sind eure Knechte?«

»Eben bei diesen Leuten. Wir haben zwölf Knechte, weil wir so viele zu den Pferden haben müssen, welche bei uns stets zum Verkauf stehen.«

»Und die andern zwölf?«

»Sind Leute von hier.«

»Welche deinem Mann als dem Schut untertänig sind?«

»Ja.«

Sie sagte diese Antworten schnell, ohne sich zu besinnen und im Ton und mit der Miene größter Aufrichtigkeit. Aber ich konnte und durfte ihr nicht trauen. Ich sah wohl ein, daß es vergeblich gewesen wäre, noch weiteres aus ihr zu erforschen. Ich mußte ja annehmen, daß sie mir auch bis jetzt nicht die Wahrheit gesagt habe. Darum erhob ich mich von der Kiste und sagte:

»Aus deiner Aufrichtigkeit ersehe ich, daß ich dich den Richtern zur Milde empfehlen kann. Ich gehe jetzt hinab. Ihr werdet diesen Raum nicht verlassen. Finde ich die Verhältnisse nicht so, wie du mir gesagt hast, so dürft ihr auf Gnade keinen Anspruch machen.«

»O Herr, ich bin überzeugt, du findest sie so, daß ihr mir die Strafe vielleicht gar erlassen werdet.«

Das klang so ehrlich und treuherzig! Diese Frau konnte sich außerordentlich verstellen. Vielleicht war sie mir an Schlauheit überlegen.

Als ich hinabkam, standen die Andern noch im Flur. Der Schut warf einen besorgt forschenden Blick auf mich, ohne jedoch aus meinem Gesicht etwas lesen zu können. Ich sagte, daß wir uns hinüber nach dem Hof begeben wollten.

Draußen saßen die Skipetaren noch auf ihren Pferden. Man hatte sich nicht feindselig gegen sie verhalten. Als wir bei dem Hoftore anlangten und an dasselbe klopfen, wurde wieder nicht geöffnet. Ich gebot dem Schut, aufmachen zu lassen; aber er weigerte sich abermals. Da fiel mir das Stichwort ein, wel-

ches ich von dem Fährmann in Ostromdscha gehört hatte. Ich klopfte abermals und rief:

»Atschyniz, bir Syrdasch – öffnet, ein Vertrauter!«

»Bir azdan – sogleich!« antwortete es hinter dem Tor. Der Innenriegel wurde weggeschoben und das Tor geöffnet. Ein Knecht stand da, welcher uns, als er uns erblickte, erschrocken anstarrte.

»Budala – Dummkopf!« raunte ihm der Schut zornig zu.

Wir drangen ein, mit uns aber auch ein großer Teil des Volkes. Ich gebot den Leuten, draußen zu bleiben; vergeblich. Sie drängten herein, so breit das Tor war. Das konnte uns gefährlich werden; darum gab ich den sechs Skipetaren einen Wink, welche nun ihre Pferde zwischen die Leute hineintrieben und die bereits im Hof Befindlichen von den noch draußen Stehenden abschlossen.

Laute Rufe des Unmutes erschallten von draußen und von innen; wir verriegelten aber das Tor, und dann sagte ich den Leuten, daß sie hier, wo sie sich befanden, stehen zu bleiben hätten. Damit es ihnen nicht einfiele, das Tor zu öffnen, mußten die Skipetaren an demselben bleiben. Wir Andern gingen weiter. Die Seiten des Hofes bestanden aus einem langen, niedrigen Gebäude, welches die ganze vordere Linie des Quadrates einnahm; dann aus einem eben solchen Gebäude als zweite Linie; die dritte und vierte Linie wurde aus hohen Mauern gebildet. Von der dritten Linie, uns gegenüber, gingen sechs Bauwerke – lang, schmal und niedrig – parallel zueinander wie die Zähne eines Kammes aus. Es schienen Stallungen zu sein. Sie standen mit den Giebeln nach uns zu, während sie die andern Giebelseiten an die Mauer lehnten. An einem dieser Giebel las ich das Wort ›Jazlyk‹, und über demselben stand ein türkisches Dal. Was dieser Buchstabe zu bedeuten habe, wußte ich nicht. Jazlyk war Kontor. In demselben sollte sich der erwähnte Kassenschränk befinden.

Zunächst schickte ich Halef, Omar und Osko aus, das Innere all dieser Gebäude zu untersuchen. Ich blieb bei den ›Vätern des Ortes‹ und bei dem Schut zurück; denn diesen durfte ich nicht aus den Augen lassen.

Nach einer halben Stunde kehrten die Gefährten zurück, und Halef meldete:

»Sihdi, es ist alles sicher, kein einziger Mensch ist vorhanden.«

»Was befindet sich in den Häusern?«

»Häuser sind keine da. Diese beiden Gebäude« – er deutete dabei auf die erste und zweite Seite des Hofvierecks – »sind Vorratsräume, welche nur nach dem Hof hin offen sind. Die sechs niedrigen Bauwerke, uns gegenüber, sind Stallungen, worin viele Pferde stehen.«

»Und niemand ist dort? – Kein einziger Knecht?«

»Keiner.«

»Sind alle diese Ställe gleich gebaut?«

»Nein. Derjenige, über welchem das Wort Jazlyk steht, hat vorn, nach uns zu, ein Stübchen, in welchem ein Tisch und einige Stühle sind. Auf dem Tisch lagen allerhand Schreibereien.«

»Gut, so wollen wir uns zunächst dieses Stübchen einmal ansehen. Der Perser geht mit mir, und der Lord und Monsieur Galingré begleiten uns.«

»Ich nicht?« fragte Halef.

»Nein. Du mußt hier bleiben, um an meiner Stelle zu kommandieren. Dulde vor allen Dingen nicht, daß das Tor geöffnet werde, und verlaß diese Stelle unter keinem Umstand. Ihr steht hier mit dem Rücken gegen das Vorratsgebäude und habt prächtige Deckung, wobei ihr den ganzen Hof übersehen könnt. Kommt ihr während meiner Abwesenheit in irgend eine Gefahr, so gebraucht ihr eure Waffen. Ich bin sehr bald wieder da.«

Wir drei – Galingré, Lindsay und ich – führten den Schut nach dem erwähnten Stall. Die Türe desselben befand sich in der Mitte des Gebäudes. Als wir eintraten, sah ich zwei Reihen von Pferden. Im hintern Giebel befand sich eine Türe, und vorn führte auch eine nach dem sogenannten Kontor. Eine Decke gab es nicht; das Dach war aus Stroh hergestellt. Es gab also hier im Stall kein Plätzchen, welches einem Feind als Versteck hätte dienen können. Der Schut war waffenlos und an

den Händen gebunden. Wir brauchten also wohl keine Sorge zu haben.

Trotzdem, und um keine Vorsichtsmaßregel zu versäumen, ging ich nach der hintern Türe, welche von innen verriegelt war. Ich öffnete sie und blickte hinaus. Da gab es hinter der Mauer, an welche die sechs Ställe im rechten Winkel stießen, noch eine zweite Außenmauer. Zwischen beiden zog sich ein schmaler Raum hin, welcher als Düngerstelle benutzt wurde. Da ich auch da niemanden erblickte, fühlte ich mich vollständig beruhigt, zumal ich ja die Türe von innen verriegeln konnte. Dies tat ich und kehrte zu den dreien zurück.

Jetzt traten wir in das Kontor. Es wurde nur von einer sehr kleinen Fensteröffnung erhellt. Dem Eingang gegenüber sah ich ein Schränkchen hängen – etwas über eine Elle breit und gegen zwei Ellen hoch. Da auch hier sich kein Mensch außer uns befand, so war jede Besorgnis wohl überflüssig. Dennoch war das gelbe Gesicht des Schut um einen Ton bleicher geworden. Sein Blick irrte ruhelos hin und her. Er mußte sich in einem Zustand der größten Aufregung befinden.

Ich schob ihn an die Wand, unseligerweise so, daß er nach der Türe sehen konnte, während wir derselben die Rücken zukehrten, und sagte:

»So bleibst du stehen und beantwortest mir meine Fragen! Wo pflegst du das Geld aufzuheben, welches du geraubt hast?«

Er ließ ein höhnisches Lachen hören und antwortete:

»Das möchtest du wohl gern wissen?«

»Allerdings.«

»Wirst es aber doch nicht erfahren!«

»Vielleicht weiß ich es bereits.«

»Dann müßte es dir der Scheitan verraten haben!«

»Wenn der Teufel es war, so hatte er wenigstens eine Gestalt, welche nicht zum Erschrecken war. Er sah deiner Frau sehr ähnlich.«

»Was?« fuhr er auf. »Sollte sie es dir gesagt haben?«

»Ja, wenigstens gab der Teufel sich für deine Frau aus, als ich

ihn oben auf dem Boden traf. Sie sagte mir, das geraubte Gut befinde sich da hinter dem Schrank.«

»Diese alberne, ver – –«

Er hielt inne; seine Augen leuchteten, neben mir hinwegblickend, und er schrie:

»Weg mit den Messern! Tötet die Hunde nicht! Ich will sie lebendig haben.«

Zugleich versetzte er mir einen Fußtritt an den Unterleib, welcher mich taumeln machte, und ich wurde, bevor ich mich umdrehen konnte, von hinten gepackt. Es waren vier oder sechs Arme, die mich umschlangen.

Zum Glück hing mir der Stutzen am Riemen von der Schulter herab. Sie hatten das Gewehr mit umschlungen und vermochten also nicht, mir den rechten Arm so fest wie den linken an den Leib zu drücken.

Jetzt galt es. Ein Glück, daß die Angreifer die Waffen nicht gebrauchen sollten! Der Lord schrie auf, Galingré ebenfalls. Auch sie waren ergriffen worden.

Ich gab mir einen Schwung, um mit dem Gesicht gegen meine Bedränger zu kommen; es gelang. Da standen in der kleinen Stube wohl zwölf bis vierzehn Menschen, genug um uns zu erdrücken. Und draußen im Stall standen ihrer noch mehrere. Hier wäre Schonung nur unser eigenes Verderben gewesen. Ich wollte die drei, welche mich gefaßt hielten, abschütteln; es wäre mir wohl auch gelungen, wenn ich Spielraum dazu gehabt hätte.

Einige von den Bedrängern rissen den Schut durch das Gedränge hinaus, um ihn dort von seinen Fesseln zu befreien. Da griff ich mit der rechten Hand in den Gürtel und zog den Revolver. Ich konnte aber den Arm nicht emporheben und hielt die Waffe gegen die Leiber der Feinde. Drei Schüsse, und ich war frei. Was ich nun tat, kann ich nicht bis ins Einzelne beschreiben, denn es ist mir unmöglich, mich darauf zu besinnen. Mit den drei noch übrigen Schüssen machte ich dem Lord und Galingré Luft, gab mir aber Mühe, die Betreffenden nicht zu töten, sondern nur kampfunfähig zu machen.

Sobald der Lord sich frei fühlte, stieß er ein Brüllen aus

wie ein Löwe, der sich auf seine Beute stürzt. Er erfaßte einen schweren Hammer, welcher auf dem Tisch lag, und warf sich mit demselben, ohne daran zu denken, daß er Waffen bei sich trug, auf die Feinde. Galingré entriß einem der Verwundeten das Messer und stürzte vorwärts. Ich hatte den Revolver wieder eingesteckt und den Stutzen in die Hand genommen. Schießen wollte ich nicht; zum Gebrauch des Kolbens war derselbe zu schwach – ich hätte ihn leicht zerbrechen können; darum führte ich meine Stöße gegen die Feinde mit dem Lauf aus.

Das ging alles so schnell, daß vom Erscheinen dieser Menschen bis jetzt nicht eine einzige Minute vergangen war. Sie waren überzeugt gewesen, uns zu überrumpeln und augenblicklich unschädlich machen zu können. Daß es ganz anders kam, und zwar so außerordentlich schnell, das verblüffte sie. Es war, als ob sie gar keine Hände und Waffen zur Gegenwehr hätten. Einer drängte den Andern hinaus. Alle kehrten uns den Rücken zu. Es hatte sie geradezu ein panischer Schreck erfaßt.

»Dur, dur, kalyn – akyn – sokyn – halt, halt, bleibt stehen: schießt, stecht!« ertönte draußen die zornige Stimme des Schut.

Vorhin hatte er verboten, die Waffen zu gebrauchen. Jetzt kam sein Befehl zu spät. Wir hatten die Kerls vor uns auf der Flucht und durften ihnen nicht Zeit lassen, sich festzusetzen oder umzuwenden.

Der Engländer schrie bei jedem Hieb mit seinem Hammer:

»Schlagt sie tot! Haut sie nieder! *Well!*«

»Hajde, sa-usch, dyschary – fort, weiter, hinaus!« schrieen die Kerls, von denen Einer den Andern vorwärts drängte. »Kurtulyniz, geldirler, geldirler – rettet euch; sie kommen, sie kommen!«

Es war beinahe zum Lachen. Diese fürchterlichen Leute des Schut, wenn auch mit ihm nur noch neunzehn an der Zahl, rissen vor uns Dreien aus. Alles schrie, die Pferde wurden scheu, wieherten und schlugen aus; es waren Augenblicke der größten Verwirrung.

Ich aber dachte nur an einen, an den Schut. Sollte er mir

abermals entkommen? Die Mauer war so hoch, daß er sie nicht ersteigen konnte. Er mußte zwischen den Stallgebäuden in den Hof zurück, um durch das Tor zu entfliehen. Das war der einzige Weg, wie ich dachte, und dort hielten ja nicht nur die berittenen Skipetaren strenge Wache, sondern auch Halef stand in der Nähe. Der Hadschi schoß ihn jedenfalls lieber nieder, als daß er ihn durch das Tor ließ.

Aber ebenso standen dort, innerhalb und außerhalb des Torres, die Leute von Rugova. Nahmen diese sich des Persers an, so bekamen wir einen harten Stand.

Diese Gedanken flogen mir durch den Kopf, indem ich mit dem Lauf des Gewehres auf die Fliehenden einstieß. Ich bin überzeugt, daß jeder dieser Stöße noch nach Monaten zu fühlen war. Da schlug von der linken Seite her ein Pferd aus. Der hochgeschleuderte Huf traf zwar nicht voll auf, aber er strich mir doch so kräftig an der Schulter vorüber, daß ich niederstürzte.

Ich raffte mich auf und wollte weiter, da aber ertönte hinter mir die helle Stimme des Hadschi:

»Sihdi, was ist los, was gibt es? Ich hörte die Schüsse deines Revolvers und dann das Schreien. Sag, was es gegeben hat!«

Eben waren die Fliehenden durch die Hintertüre verschwunden, Lindsay und Galingré mit ihnen. Halef sah sie nicht mehr, sondern mich allein.

»Wir wurden überfallen,« antwortete ich hastig. »Der Schutz ist wieder frei. Ich treibe ihn dir in die Hände. Suche dir hier schleunigst das beste Pferd aus und reite ihn nieder, wenn ich ihn dir zujage. Schnell, schnell! Ich darf mich nicht aufhalten, sonst kommt der Kampf zum Stehen, und das könnte sehr schlimm für uns werden.«

Ich lief fort, durch die hintere Türe hinaus und auf die lang zwischen den beiden Mauern sich hinziehende Düngerstelle. Ich hatte richtig vermutet. Die Fliehenden machten Miene, sich zur Wehr zu setzen.

»Immer drauf, Sir!« rief ich dem Lord englisch zu. »Wir dürfen sie nicht zum Stehen kommen lassen.«

Da erhob er seine Stimme und seine beiden Arme und

sprang mitten unter die Feinde hinein. Dann kam ich dazu. Galingré hielt sich wie ein Held. Sie wandten sich wieder um und eilten davon, wir hinter ihnen her, am nächsten Stall vorüber, welcher Nr. 5 hatte, dann an Nr. 6 vorbei – der Schut und die vordersten waren nicht zu sehen gewesen.

Als wir um die Ecke des sechsten Stalles bogen und nun an die zweite Seite des Hofvierecks kamen, an welchem das zweite Vorratshaus stand, sah ich hart am Giebel desselben eine offene Pforte. Sie war nicht zwanzig Schritte von uns entfernt, und die Fliehenden rannten auf dieselbe zu.

Sollte der Schut bereits da hinaus sein? Dann war guter Rat teuer. Ich tat einige Sprünge, welche mich mitten in die Flüchtigen hineinbrachten, stieß sie auseinander, schnellte auf die Pforte zu und durch dieselbe hinaus. Ja, es war so! Da links rannten sie über das Feld, und rechts jagte der Schut auf einem Pferd von dannen. Das Pferd war ein Rappe. Trotz des Zornes, welcher mich erfüllte, und trotz der Aufregung, in welcher ich mich befand, hing mein Auge bewundernd an dem Tier – breite, feste Sehnen, hohe, schlanke Gliedmaßen, stark ausgebildete Hinterhand, tiefe Brust, dünner Leib, langer, wagerecht getragener Hals, sehr kleiner Kopf – alle Wetter, das war ein englisches Vollblut! Wie kam ein solches Tier hierher nach Rugova!

Ich war voll Bewunderung über die Eleganz und Schnelligkeit, mit welcher es dahinflog. Ich dachte kaum an den Reiter – an den Reiter, ah! Er durfte nicht fort. Ich riß den Stutzen an die Wange, um scharf zu zielen. Würde ich ihn noch treffen? Er war für die Kugel des Stutzens bereits zu weit.

Da blitzte etwas vor meinen Augen empor. Es war ein Messer, mit welchem einer der an mir vorübereilenden Feinde ausholte, um mich niederzustechen. Ich hatte nur noch Zeit, zur Seite zu springen; er aber erhielt an Stelle des Schut meine Kugel, und zwar in die rechte Schulter.

»Zurück auf den Hof!« rief ich dem Engländer zu. Er und Galingré sprangen mir, ohne auf die Feinde noch zu achten, nach, zur Pforte wieder hinein, zwischen dem Vorratshause

und dem sechsten Stalle hindurch nach dem Hof. Dort hielt Halef auf ungesatteltem Pferde.

»Der Schut entflieht, auf einem Rappen, nach dem Dorfe zu,« antwortete ich atemlos. »Eile ihm nach, daß er nicht etwa am Konak absteigt und unsern Rih stiehlt. Suche zu erfahren, welche Richtung er von Rugova aus eingeschlagen hat! Jedenfalls reitet er gegen Skutari hin, um Hamd el Amasat zu erreichen und der Frau Galingré ihr Geld abzunehmen, denn hier darf er sich nicht mehr sehen lassen.«

»Allah ist groß, und ihr seid dumm gewesen!« meinte der Kleine. »Wie weit soll ich dem Halunken folgen?«

»Nur so weit, bis du genau weißt, welchen Weg er eingeschlagen hat. Dann kehrst du um. Das übrige ist dann meine Sache. Laß dich aber nicht zu Übereilungen verleiten!«

Er drängte sein Pferd zur Seite und jagte auf das Tor zu und schrie schon von weitem:

»Macht auf!«

Ranko sah an meinem Winken, daß auch ich dasselbe verlangte, und riß den Riegel zurück und das Tor auf. Im nächsten Augenblick brauste der Hadschi hinaus – nicht mitten unter die draußen stehenden Leute hinein, wie ich geglaubt hatte; denn sie standen nicht mehr da.

Ich war ihm nachgesprungen. Als ich am Tor ankam, sah ich, daß die Leute nach dem Dorfe rannten. Sie hatten den Schut hinter der Mauer hervorkommen sehen; sie wußten also, daß er frei sei, und eilten hinter ihm her. Ich selbst konnte ihn nicht mehr sehen, da ihn die Buschreihen verdeckten, welche die Felder abgrenzten. Aber Halef verschwand auch schon hinter diesen Sträuchern.

»Effendi,« fragte Osko, »ist der Schut entkommen?«

»Ja! Aber wir erwischen ihn wieder. Kommt herein! Wir dürfen uns nicht lange hier aufhalten. Das, was wir noch zu tun haben, muß schnell geschehen.«

Die ›Väter des Dorfes‹ waren nicht mitgelaufen. Ich erzählte ihnen den Vorfall, und sie sagten nichts dazu. Es schien ihnen sehr lieb zu sein, daß der Schut entkommen war. Selbst der ehrwürdige Alte atmete wie erleichtert auf und fragte:

»Herr, was wirst du nun tun?«

»Den Schut fangen,« antwortete ich.

»Und dabei stehst du so ruhig? Wer einen Andern fangen will, der muß doch eilen!«

»Ich eile bereits, nur nicht in der Weise, in welcher du es meinst.«

»Er muß dir doch entkommen, da sein Vorsprung schon ein so großer ist.«

»Habe keine Sorge! Ich hole ihn noch ein.«

»Und dann bringst du ihn hierher zurück?«

»Nein. Dazu habe ich keine Zeit.«

»Aber du mußt doch als Ankläger oder Zeuge gegen ihn auftreten!«

»Dazu sind Andere da. Das kann ich überhaupt euch überlassen. Ihr wißt, daß der Perser der Schut ist. Er hat es in eurer Gegenwart eingestanden. Nun ist es an euch, ihn bei seiner Rückkehr zu bestrafen. Und wenn ihr es nicht tut, wird Stojko es an eurer Stelle tun.«

»Ja, das werde ich ganz gewiß,« sagte der Genannte. »Sobald er sich hier wieder sehen läßt, gehört er mir.«

»So lange warte ich nicht,« sagte sein Neffe. »Der Effendi will ihn fangen, und wir begleiten ihn.«

»Darüber sprechen wir noch,« antwortete ich. »Jetzt folgt mir einmal nach dem Jazlyk.«

Wir begaben uns dahin. Dort ließ ich den Schrank von dem eisernen Haken nehmen, an welchem derselbe hing. Wirklich, hinter demselben war eine Vertiefung in der Mauer, welche nicht ganz die Größe des Schrankes hatte. Dort fand sich alles vor, was dem Engländer und Galingré abgenommen worden; aber auch weiter gar nichts. Frühere Raubfrüchte hatten bereits einen andern Ort erhalten. Ich war mit diesem Ergebnis auch zufrieden. Der Lord schmunzelte vergnügt, als er seinen Hut erblickte, und Galingré jubelte, als er sein Geld wieder in den Händen hielt.

Dann machten wir einen Rundgang durch die sechs Ställe. Da waren Pferde von allen Sorten und Farben und Preisen. Die besten Pferde aber standen in dem Stall, welcher an das

Kontor stieß. Einen prächtigen Braunen hatte ich gesehen, als ich mit dem Schut eingetreten war. Halef hatte ganz denselben Geschmack wie ich, denn er hatte sich diesen Braunen trotz der großen Eile, in welcher dies geschehen mußte, ausgesucht. Ein fast ebenso wertvolles Pferd suchte ich für Galingré und auch eins für den Engländer aus. Es galt, uns möglichst gut beritten zu machen. Für die gemietete Dienerschaft des Lords war nicht zu sorgen, da dieselbe das Weite gesucht hatte.

Dann zog sich Stojko auch mehrere ausgezeichnete Tiere in den Hof. Der Kiaja wollte das freilich nicht dulden, aber der Skipetar fuhr ihn an:

»Schweig! Können alle diese Pferde mir den Tod meines Sohnes ungeschehen machen? Ich weiß sehr wohl, daß ihr euch in das Eigentum des Schut teilen werdet, wenn er nicht zurückkehrt. Und da sollen wenigstens auch diejenigen etwas erhalten, welche durch ihn geschädigt worden sind. Übrigens seid ihr imstande, ihn, wenn er zurückkehren sollte und wir nicht mehr da sind, grad so aufzunehmen, als ob gar nichts vorgefallen sei. Ich kenne euch, werde aber dafür sorgen, daß es ihm nicht so wohl werden kann.«

Die andern Gegner waren ebenso verschwunden, wie der Schut. Sogar die im Kontor Verwundeten waren fort. Und jetzt wußte ich's: der Buchstabe Dal bedeutete 4. –

Der Geldschrank sollte verschlossen bleiben, bis von Priserendi ein Beamter angekommen sei. Ein Bote war freilich noch nicht dahin abgesandt worden. Ich gebot dem Kiaja, dies schleunigst zu tun und überhaupt dafür zu sorgen, daß die Verwaltung des Kara-Nirwan-Khans in treue Hände käme. Dann stiegen wir zu Pferd und ritten nach Rugova zurück, ohne uns darum zu kümmern, ob die ›Väter des Ortes‹ uns folgten oder nicht.

Im Konak wartete Halef bereits auf uns mit der Meldung, daß er noch zur rechten Zeit gekommen sei, um die Wegnahme Rihs durch den Schut zu verhindern. »Er war mir weit voran,« erzählte der Hadschi, »da er einen bedeutenden Vorsprung hatte, und ich konnte in dem abschüssigen und holperigen Hohlweg mein Pferd nicht recht zwischen die Hände nehmen,

da ich kein richtiges Zügelwerk, sondern nur die Halfter hatte. Ich wußte also nicht, wo er war, ritt aber, als ich hier anlangte, in den Hof. Und siehe, da hielt er, und die Knechte waren eben damit beschäftigt, ihm den Rappen aus dem Stall zu ziehen.«

»Wie kamen sie dazu, das zu tun?«

»Er hatte zu ihnen gesagt, seine Unschuld habe sich herausgestellt und er sei beauftragt, dir dein Pferd zu holen. Die Leute von Rugova haben einen so heillosen Respekt vor ihm, daß man es nicht wagt, ihm zu widersprechen.«

»War er denn bewaffnet? So viel ich weiß, hat er bei seiner Befreiung keine Zeit gehabt, sich mit Waffen zu versehen.«

»Ich habe nichts dergleichen bemerkt. Natürlich erhob ich Einspruch und gebot, Rih sofort wieder in den Stall zurückzubringen.«

»Und dann?«

»Nun, dann machte er sich schleunigst davon.«

»Wohin?«

»Hier über die Brücke hinüber. Aber er ritt nicht den gebahnten Weg, welcher immer dem Ufer des Flusses folgt, sondern querfeldein, nach dem Wald drüben im Westen. Es ging immer im Galopp, und ich folgte ihm, bis er zwischen den Bäumen verschwunden war.«

Nachdem ich dem Hadschi zu seiner tiefsten Zerknirschung erklärt hatte, daß er nebst Osko und Omar versäumt hätte, hinter die Ställe zu sehen, wo die Leute des Schut versteckt waren, versammelten wir uns in der Wirtsstube, und ich hob an:

»Die Zeit drängt. Der Schut ist entflohen und wir müssen ihn wieder haben. Er hat hier alles verlassen müssen, um einstweilen nur sich zu retten. In diesem Augenblick ist er ein armer Mann, er hat kein Geld. Um solches zu bekommen, reitet er Hamd el Amasat entgegen, welcher die Familie Galingré bringt. Diesen Leuten soll alles, was sie bei sich führen, abgenommen werden. Wenn das gelingt, so hat der Schut wieder Geld und kann später, wenn wir von hier fort sind, möglicherweise hierher zurückkehren und alles leugnen. Ich und meine Gefährten sind dann nicht mehr da, und die übrigen Zeugen kann er auf irgend eine Weise unschädlich machen. Ich halte

es unter den hiesigen Verhältnissen gar nicht für unmöglich, daß es ihm gelingt, seine Unschuld glaubhaft zu machen.«

»Um Gottes willen!« rief Galingré. »Meine Frau, meine Tochter und mein Schwiegersohn befinden sich in größter Gefahr. Herr, säumen Sie nicht. Wir müssen sogleich aufbrechen, sogleich!«

»Haben Sie Geduld!« mahnte ich. »Wir dürfen uns nicht überstürzen. Vor allem müssen wir wissen, wohin der Weg führt, welchen er eingeschlagen hat.«

»Das kann ich dir sagen,« antwortete Ranko, der Neffe Stojkos. »Ich weiß, welche Absicht er hat. Die Verwandten dieses Herrn kommen von Skutari. Die Straße von dorthier geht über Skala, Gori, Pacha, Spassa und endlich Rugova. Von Pacha aus wendet sie sich nordwärts nach Spassa und von dort aus wieder nach Südost gen Rugova. Sie bildet also einen bedeutenden Winkel, welcher einen großen Umweg bedingt. Der Schut weiß das. Er reitet gar nicht nach Spassa, sondern direkt westwärts nach Pacha. Der Weg dorthin ist zwar nicht befahren und ist sehr schlecht, aber man vermeidet, wenn man ihn benutzt, den ungeheuren Bogen und kommt anstatt in sieben Stunden in der halben Zeit in Pacha an. Er hat die Absicht, uns sehr weit voranzukommen.«

»Sollte er annehmen, daß wir ihm folgen? Jedenfalls. Nun, wir können ja denselben Weg einschlagen. Hoffentlich finden wir hier einen Mann, welcher das Amt des Führers übernehmen kann.«

»Wir brauchen keinen Führer. Ich selbst kenne diesen Weg sehr genau. Vor allen Dingen gilt es, den Schut zu bekommen. Wir reiten alle mit dir. Dann kehren wir hierher zurück und werden mit dem Köhler und seinen Genossen Abrechnung halten.«

»Ich muß dir davon abraten, denn ihr werdet mit Sehnsucht bei der Höhle erwartet. Wenn ihr zu kommen zögert, so ist es möglich, daß die Mörder, an welchen du den Tod deines Vaters rächen willst, aus ihrem Gewahrsam entkommen.«

»Erkläre mir das!«

Ich war jetzt gezwungen, abermals unsere Erlebnisse zu er-

zählen. Ich machte alsdann die Skipetaren darauf aufmerksam, daß der Dolmetscher und die beiden Steinbrucharbeiter doch nicht so zuverlässig seien, daß man ihnen die Bewachung der Höhle auf längere Zeit anvertrauen könne. Und da gaben sie mir recht.

»Das ist richtig, Herr,« sagte Stojko. »Nicht der Schut ist der Mörder meines Sohnes, sondern die Köhler sind es. Den Schut überlasse ich dir; die Andern aber nehme ich auf mich. Ich werde, obgleich ich noch schwach bin, schleunigst aufbrechen. Ich kenne den Weg, und übrigens sind wir Skipetaren und können uns auf unsere Augen und unsere Pferde verlassen.«

»Nun denn, so vergiß ja nicht, daß das Vermögen des Köhlers, das heißt der Ertrag seiner Räubereien und Mordtaten, sich unter dem Herd seines Schwagers, des Kohlenhändlers, befindet.«

»Ich werde hinreiten und es holen. Wem soll ich's geben?«

»Es gehört den Verwandten derjenigen, denen er es abgenommen hat. Kannst du diese Leute nicht ausfindig machen, so verteile es unter die Armen und Bedürftigen deines Stammes. Keinesfalls aber laß es in die Hände des Gerichtes kommen; da würden es weder die Berechtigten, noch die Armen erhalten.«

»Es soll genau so geschehen, wie du es sagst, und diejenigen, welche es erhalten, sollen eure Namen erfahren, denn ihr seid es, denen sie es zu verdanken haben. Nun aber wollen wir uns zum Aufbruch anschicken.«

Da nahm Ranko nochmals das Wort:

»Ich bleibe dabei, daß ich noch nicht nach der Höhle reite. Mein Oheim und meine fünf Begleiter werden den Tod meines Vetters Ljubinko rächen. Aber der Schut hat meinen Oheim über zwei Wochen lang eingesperrt und wollte ihn töten. Auch das erfordert Rache. Es genügt mir nicht, daß der Effendi diesen Menschen verfolgt; ich selbst muß dabei sein und darum werde ich mit ihm reiten. Versucht es nicht, mich davon abzubringen. Ich bleibe dabei. Übrigens könnt ihr euch meiner als Führer bedienen, denn ich kenne die Gegend, durch welche wir reiten müssen.«

»Ich will nicht gegen deinen Entschluß sprechen,« sagte sein Oheim. »Du hast recht, und ich weiß, daß du von einem Entschluß nie zurücktrittst. Aber ihr braucht gute Pferde. Ich werde dir meinen Goldfuchs geben; Ersatz für ihn ist ja vorhanden. Also das ist abgemacht, und ich werde aufbrechen. Aber was wirst du mit dem Schut machen, wenn du ihn ergreifst?« fragte er mich.

»Das kann ich jetzt unmöglich sagen. Es kommt auf die Verhältnisse an, unter denen ich mit ihm zusammentreffe. Gelingt es mir, seiner ohne Blutvergießen habhaft zu werden, so werde ich ihn Ranko übergeben, welcher ihn hierher schaffen mag. Was dann mit ihm geschieht, das ist eure Sache.«

Es handelte sich nun noch um die Pferde. Ich hatte meinen unvergleichlichen Rih. Osko und Omar ritten die Sacken der Aladschy; Ranko bekam den Goldfuchs; für Halef, den Engländer und Galingré wurden die drei besten vom Karanirwan-Khan mitgebrachten Pferde ausgesucht. Die anderen Tiere, auch dasjenige, welches Halef bisher geritten hatte, erhielten die Skipetaren mit Ausnahme eines einzigen, welches mit einem Packsattel uns begleiten sollte, um die Speise- und Futtermittel zu tragen, welche wir mitnehmen mußten, da wir wohl keine Zeit fanden, die Tiere weiden zu lassen. Diese Vorräte kauften wir von dem Wirt, welchem es sehr leid tat, daß wir sein Haus so bald wieder verließen. Er zeigte sich höchst dankbar gesinnt dafür, daß wir ihn von einem so übermächtigen Konkurrenten befreit hatten.

Der Abschied von Stojko und den Seinen war ein äußerst herzlicher. Er rief uns noch seine Segenswünsche zu, als er über die Brücke hinüber war und dann links nach der Richtung einlenkte, aus welcher wir gekommen waren.

Jedenfalls ist er mit seinen Skipetaren glücklich in das Tal des Köhlers gekommen. Wie es dann demselben und seiner Rotte ergangen ist, das weiß ich nicht und – – mag es auch nicht wissen. Blut um Blut, Leben um Leben! –

Kurze Zeit später brachen auch wir auf. Die Sonne hatte den größten Teil ihres Nachmittagbogens zurückgelegt, als wir Rugova verließen. Seine Bewohner blickten uns nach; wir

aber sahen nicht nach ihnen zurück, denn wir hatten durchaus nicht unsere Herzen zurückgelassen. Aber als wir im sausen- den Galopp über die ebene Brache dahinflogen, schaute ich noch einmal nach der Felsenhöhe zurück, auf welcher der Karaul gestanden hatte. Er war nicht mehr da. Vielleicht erzählt man noch in später Zeit von ihm, von dem Schacht und von den fremden Männern, wegen deren der ehrwürdige Turm verschwinden mußte.

Wir waren sieben Reiter und besaßen Pferde, wie sie in der weiten, weiten Umgegend wohl nicht gleich abermals zusammengebracht werden konnten, und darum erschien es mir gar nicht als zweifelhaft, daß wir den Schut einholen würden. Von Rugova bis zum Wald hätte ein Fußgänger sicher drei gute Viertelstunden gebraucht. Wir erreichten ihn bereits nach fünf Minuten.

Das eigentliche Gebirge lag hinter uns. Im Südwesten ragten die Höhen des Fandigebirges empor. Wir hatten nur die nördlichen Ausläufer desselben zu überwinden, und zwar eine Hochebene, welche sich zwischen Rugova und Pacha bis an den Drin und dessen Nebenfluß Joska erstreckte und dort die senkrechten, stellenweise über tausend Fuß hohen Ufer dieser beiden Wasserläufe bildete.

Sobald wir unter den Bäumen angelangt waren, ging es steil an, wohl drei Viertelstunden lang. Als wir uns dann aber oben auf der Ebene befanden, hörte der Wald auf, und es gab eine weite Planfläche, auf welcher duftige Gräser und staudenartige Gewächse wuchsen. Hier in den hohen Pflanzen war die Fährte des Schut so deutlich zu sehen, daß sie wie eine dunkle Linie vor uns hinlief. Wir ließen die Pferde wieder ausgreifen. Es war ihnen eine Lust, über die Fläche dahinzufliegen.

Durch den Wald herauf hatten wir einzeln reiten müssen. Jetzt erlaubte es das Terrain, daß sich einer zum Andern gesellte. Neben mir ritt Halef. Sein Brauner war ein prächtiges Tier und hielt ohne Anstrengung Schritt mit meinem Rih. Ich blickte zurück und gab Galingré einen Wink, herbeizukommen. Wir nahmen ihn in die Mitte.

»Hast du mir etwas zu sagen, Effendi?« fragte er mich tür-

kisch, weil Halef dabei war, welcher nicht französisch verstand.

»Ja, ich möchte gern wissen, wie es diesem sogenannten Hamd en Nassr gelungen ist, sich in dein Geschäft einzuschleichen.«

»Er wurde mir von Stambul aus dringend empfohlen und hat sich auch stets sehr brauchbar und treu erwiesen.«

»Aus Berechnung natürlich. Ist dein Geschäft wirklich verkauft?«

»Ja, und ein neues ward in Uskub dafür angekauft. Dieses ist aber noch nicht bezahlt. Meine Frau wird das Geld und die Wechsel bei sich haben.«

»Welch eine Unvorsichtigkeit von einer Frau, ein solches Vermögen von Skutari nach Uskub schleppen zu wollen!«

»Du darfst nicht vergessen, daß dies gegen meinen Willen und nur auf Veranstaltung Hamd en Nassrs geschieht!«

»Das ist richtig. Darf ich vielleicht erfahren, aus welcher Stadt Frankreichs du eigentlich stammst?«

»Aus Marseille. Die regen Beziehungen, in denen mein Haus zu der Levante stand, veranlaßten mich später, nach der Türkei zu gehen. Wir hatten eine Filiale in Algier, welche mein Bruder eines drohenden Verlustes wegen persönlich besuchen mußte. Er war der Chef des Marseiller Hauses. Die Ausgleichung der Differenz war nur unter Mitwirkung seines Sohnes möglich, und er ließ denselben nachkommen. Nach einiger Zeit erhielt ich die Schreckensnachricht, daß mein Bruder in Blidah ermordet worden sei.«

»Von wem?«

»Des Mordes verdächtig war ein armenischer Händler, welcher aber vergeblich verfolgt wurde. Paul, so hieß mein Neffe, brach selbst auf, um diesen Menschen aufzusuchen, ist aber nie zurückgekehrt.«

»Was wurde aus dem Geschäft in Marseille?«

»Mein Bruder hatte damals eine verheiratete Tochter, wie jetzt ich; auf deren Mann ging das Geschäft über.«

»Und du hast nie wieder von deinem Neffen Paul und von dem Mörder deines Bruders gehört?«

»Nein. Wir haben Briefe über Briefe geschrieben, der Schwiegersonn meines Bruders ist selbst nach Algerien, nach Blidah gereist, aber alle Mühen sind vergeblich gewesen.«

»Was würdest du tun, wenn du den Mörder träfest und er dich nun um eine Stelle in deinem Comptoir bäte?«

»So würde er eine Stelle bekommen, aber in der Hölle. Doch, warum fragst du mich so eigentümlich?«

»Weil ich dir etwas zeigen will.«

Ich nahm meine Briefftasche heraus und zog jene drei Zeitungspapiere hervor, welche ich damals mit Halef an der Leiche in der Sahara gefunden hatte, und reichte sie ihm hin.

»Zeitungsblätter, sehr alte?« sagte er. »Woher hast du sie?«

»Es ist je ein Blatt der ›*Vigie algérienne*‹, des ›*L'Indépendant*‹ und der ›*Mahouna*‹. Das erstere Blatt erscheint in Algier, das zweite in Konstantine und das dritte in Guelma. Lies nur die Artikel, welche ich angestrichen habe.«

Diese Blätter enthielten, wie bereits früher {siehe Bd. I, »Durch die Wüste«, S. 18} erwähnt, den fast gleichlautenden Bericht über die Ermordung des französischen Kaufmannes Galingré in Blidah. Er las sie durch, und sein Angesicht wurde bleich.

»Effendi,« rief er aus, indem er die Hände mit den Blättern auf den Sattel sinken ließ, »woher hast du diese Zeitungen?«

»Sage mir vorher, ob dein Neffe Paul unverheiratet war.«

»Er war erst vor kurzer Zeit verheiratet, und die junge Frau hat sich über sein Verschwinden zu Tode gegrämt.«

»Wie war ihr Mädchenname? Fing er mit den beiden Buchstaben *E. P.* an?«

»Ja, Herr, ja. Sie hieß Emilie Pouillet. Aber woher kennst du die Anfangsbuchstaben ihres Namens?«

»Sie ist gewiß nicht so alt gewesen, wie es nach der Jahreszahl erscheint, welche sich hier im Innern dieses Ringes befindet.«

Ich zog den Ring, welchen ich damals an der Hand des Toten gefunden hatte, von meinem kleinen Finger, an welchem ich ihn von jenem Tage an bisher getragen hatte, und reichte

ihm denselben hin. Er sah die eingegrabene Schrift ›E.P. 15. juillet 1830‹ und sagte fast atemlos:

»Der Trauring meines Neffen Paul, meines verschwundenen Neffen! Ich weiß es ganz genau.«

»Aber wie stimmt das mit der Jahreszahl 1830?«

»Dieser Ring ist der Trauring der Mutter seiner Braut gewesen, deren Mädchenname Emilie Palangeur war. Da die Buchstaben stimmten, hat die Tochter sich des Ringes ihrer verstorbenen Mutter bedient, aus Pietät natürlich, nicht aus Sparsamkeit. Aber, Effendi, sage mir um aller Welt willen, wie dieser Ring in deine Hände kommt!«

»Auf die einfachste Weise: ich habe ihn gefunden, und zwar in der Wüste Sahara, unter schaurigen Umständen. Dein Bruder wurde von dem armenischen Händler ermordet. Paul, dein Neffe, entdeckte die Spur des Missetäters und folgte ihm in die Wüste. Er traf mit ihm zusammen und wurde von ihm getötet und ausgeraubt. Kurze Zeit später kam ich zur betreffenden Stelle und fand die Leiche. An der Hand derselben steckte dieser Ring, den ich zu mir nahm, und unweit davon lagen diese Zeitungsblätter. Den Ring hatte der Mörder nicht gesehen, sonst hätte er ihn an sich genommen; das Papier aber hatte er als wertlos weggeworfen.«

»Mein Gott, mein Gott! Endlich erhalte ich Klarheit, aber welche! Bist du denn dem Mörder nicht nachgefolgt?«

»Ja, und ich traf ihn auf dem Schott, wo wir über die grauisige, entsetzliche Salzhaut des Sees ritten. Da erschoss er auch unsern Führer, den Vater Omars, der jetzt mit uns reitet, um seinen Vater an dem Mörder zu rächen. Und dann trafen wir ihn noch einmal; es gelang ihm aber, uns zu entkommen, was ihm jetzt nicht wieder gelingen wird.«

»Jetzt, jetzt? Ist er denn hier?«

»Natürlich! Es ist jener Hamd en Nassr, eigentlich Hamd el Amasat.«

»O Himmel! Ist das möglich? Hamd el Amasat ist der Mörder meines Bruders und dessen Sohnes?«

»Ja. Halef war dabei und hat alles gesehen. Er mag es dir erzählen.«

Darauf hatte der Hadschi gewartet. Er erzählte gar so gern. Darum drängte ich mein Pferd vorwärts zu Ranko und ließ die beiden allein. Bald hörte ich Halefs laute, pathetische Stimme erschallen.

Mittlerweile waren wir immer im Galopp über die Hochebene hinweggefegt und gelangten zwischen bewaldete Höhen, wo wir wieder langsamer reiten mußten. Als ich mich umschaute, sah ich Halef, Galingré und Omar beisammen, welche das unheilvolle Thema weiter besprachen. Ich hielt mich voran, denn ich hatte keine Lust, an ihren Racheplänen teilzunehmen.

Es begann zu dämmern, als der Wald sich wieder abwärts senkte, und es war dunkel, als wir in das steile Tal der Joska ritten und die Lichter von Pacha vor uns sahen.

Das erste Haus war kein Haus. Es wäre sogar eine Überschwenglichkeit gewesen, es eine Hütte zu nennen. Aus dem offenen Loch, welches ein Fenster bedeuten sollte, leuchtete die Flamme des Herdes. Ich ritt hin und rief hinein. Auf diesen Ruf erschien etwas Rundes, Dickes vor dem Loch. Ich hätte es am liebsten für einen Werg- oder Heubündel gehalten, wenn nicht aus der Mitte dieses Gewirres eine menschliche Stimme erklungen wäre:

»Wer ist draußen?«

Das vermeintliche Werg oder Heu war die reizende Haarfrisur des Sprechenden.

»Ich bin ein Fremder und möchte dir eine Frage vorlegen,« antwortete ich. »Wenn du dir fünf Piaster verdienen willst, so komm einmal heraus!«

»Fü – fü – fünf Piaster!« schrie der Mann, ganz entzückt über diese außerordentliche Summe. »Ich komme gleich, gleich! Warte! Laufe mir ja nicht fort!«

Dann erschien er unter der Türe – ein kleiner, dünner, säbelbeiniger Kretin mit einem ungeheuren Kopf.

»Du bist nicht allein?« fragte er. »Ihr werdet mir doch nichts tun! Ich bin ein armer, ein blutarmer Mann, der Hirte des Dorfes.«

»Habe keine Sorge! Wenn du uns gute Auskunft gibst, sollst du sogar zehn Piaster bekommen.«

»Zeh – zeh – zeh – zehn Piaster!« rief er erstaunt. »O Himmel! Zehn Piaster gibt mir der Wirt für das ganze Jahr, und auch noch Schläge dazu.«

»Wofür?«

»Daß ich ihm seine Schafe weide.«

»Er ist also wohl kein guter und auch kein freigebiger Mann?«

»Nein, gar nicht. Er greift viel lieber zur Peitsche als zum Beutel, und wenn er mir Essen gibt, erhalte ich nur das, was Andere nicht wollen.«

Ich fragte nach dem Wirt, weil ich mir denken konnte, daß der Schut bei ihm eingekehrt sei. Der Hirte war keineswegs ein junger Mensch, aber er schien mir geistesschwach oder wenigstens kindisch zu sein. Vielleicht war eben deshalb bei ihm mehr zu erfahren, als bei einem Andern.

»Du weidest wohl die Schafe des ganzen Dorfes?« erkundigte ich mich weiter.

»Ja, und jeder gibt mir für einen Tag das Essen, mir und meiner Schwester, die drin am Feuer sitzt.«

»So seid ihr stets hier im Dorf und kommt nirgends hin?«

»O, ich komme schon fort, oft weit, wenn ich die Schafe fort-treiben muß, welche verkauft worden sind. Vor einiger Zeit war ich in Rugova und sogar nach Gori bin ich gekommen.«

Nach Gori mußten wir reiten. Das war mir also interessant.

»In Rugova?« fragte ich. »Bei wem denn?«

»Im Kara-Nirwan-Khan.«

»Kennst du den Wirt desselben?«

»O, den kennt jeder! Ich habe ihn sogar heute gesehen, und meine Schwester auch, die drin am Feuer sitzt.«

»Ah, so war er hier in Pacha?«

»Ja; er wollte noch weiter. Er ließ sich vom Wirt Waffen geben, weil er keine bei sich hatte.«

»Woher weißt du das?«

»Ich habe es ja gesehen.«

»Aber was er mit dem Wirt gesprochen hat, das hast du nicht gehört.«

»Oho! Alles habe ich gehört, alles! Grad weil ich es nicht hören sollte, habe ich gelauscht. Ich bin nämlich klug, sehr klug, und meine Schwester auch, die drin am Feuer sitzt.«

»Darf ich sie einmal sehen?«

»Nein.«

»Warum denn nicht?«

»Weil sie sich vor Fremden fürchtet. Sie reißt vor ihnen aus.«

»Vor mir braucht sie nicht auszureißen. Wenn ich sie einmal sehen darf, gebe ich dir fünfzehn Piaster.«

»Fünf – – zehn – – Pi – – aster!« wiederholte er. »Ich werde sie gleich rufen und – –«

»Nein, nicht rufen! Ich komme hinein.«

Dieser eigentümliche Kerl wußte vielleicht grad das, was ich von ihm erfahren wollte. Ich sprang schnell, um ihm keine Zeit zu lassen, sich anders zu besinnen, aus dem Sattel und schob ihn zur Türe hinein. Dann folgte ich nach.

Welch ein Loch hatte ich betreten! Die Hütte war nur aus Lehm und Stroh errichtet, und aus Stroh bestand auch das halbe Dach. Die andere Hälfte desselben bestand – aus dem Himmel, welcher von oben frei hereinblickte. Das Dachstroh war verfault und hing in feuchten Fetzen herab. Zwei Steine bildeten den Herd, auf welchem das Feuer brannte. Über demselben stand auf einem dritten Stein ein großer Tontopf, von welchem aber die obere Hälfte fehlte. Das Wasser kochte, und aus demselben sahen zwei nackte Beine hervor, Beine von einem Tier. Ein Mädchen stand dabei und rührte mit dem Stiel einer zerbrochenen Peitsche in dem Topf herum. Zwei Lagerstätten, wieder aus verfaultem Stroh, bildeten das einzige Hausgerät.

Und die Insassen erst! Der Hirte war wirklich eine Art Kretin. Sein dürrer Leib steckte in einer Hose, von welcher ein Bein ganz und das andere halb fehlte. Um den Unterleib hatte er ein Tuch gebunden. Der Oberleib war unbedeckt, das heißt, wenn man den Schmutz, welcher eine dicke Kruste bildete,

nicht mit zur Kleidung rechnet. Sein übergroßer Kopf hatte ein wunderbar kleines Erbsennäschen, einen meilenbreiten Mund, blaue Wangen und ein Paar ganz unbeschreibliche Äuglein. Die Krone, welche dieses Haupt schmückte, bestand aus einer Haarwildnis, welche jeder Beschreibung spottete.

Ihm ganz ähnlich sah sein Schwesterlein aus, deren Kleidung ebenso unzureichend war wie die seinige. Der einzige Unterschied zwischen ihm und ihr bestand darin, daß sie einen sehr mißlungenen Versuch gemacht hatte, ihre Haarsträhnen in einen Zopf zusammenzuwürgen.

Als sie mich erblickte, schrie sie laut auf, warf den Peitschenstiel fort, eilte nach dem einen Lager und kroch so tief unter das faule Stroh desselben hinein, daß nur noch die kohlschwarzen Füße aus demselben hervorsahen.

Das Herz tat mir wehe. Das waren nun auch Menschen!

»Reiß doch nicht aus, Jaschka!« sagte ihr Bruder. »Dieser Herr gibt uns fünfzehn Piaster.«

»Es ist nicht wahr!« antwortete sie unter dem Stroh hervor.

»Freilich ist's wahr.«

»Laß dir sie nur geben, aber gleich!«

»Ja, Herr, gib mir sie!« sagte er zu mir.

»Wenn Jaschka hervorkommt, so gebe ich euch sogar zwanzig.«

»Zwa – zwa – zwanzig! Jaschka, komm heraus!«

»Er mag sie nur erst geben! Ich glaub' es nicht. Bis zwanzig kann gar keiner zählen; er auch nicht!«

Ich griff in die Tasche und gab ihm die genannte Summe in die Hand. Er tat einen Freudensprung, stieß einen Ruf des Entzückens aus, packte seine Schwester und zog sie bis zu mir hin. Dort gab er ihr das Geld in die Hände. Sie sah es an, sprang auf, ergriff meine Hand, küßte dieselbe und – suchte dann ihren Peitschenstiel, um mit demselben wieder im Topf herumzurühren.

»Was kocht ihr denn da?« fragte ich.

Hätte nicht die Hälfte des Daches gefehlt, so wäre es in der Hütte nicht auszuhalten gewesen, zumal der Inhalt des Topfes einen Gestank verbreitete, welcher zum Entsetzen war.

»Aw {Wildbret},« antwortete er, indem er wie ein Gourmand mit der Zunge schnalzte.

»Aw? – Was für ein Tier?«

»Kipr {Igel}, ein Kipr ist's, den ich vorgestern gefangen habe.«

»Und den esset ihr?«

»Freilich! Kipr ist ja die größte Nazika {Delikatesse}, die es nur geben kann. Sieh dir ihn einmal an! Wenn du ein Stück haben willst, so sollst du es gern bekommen, denn du hast uns so unmenschlich viel Geld gegeben. Ja, ich gebe es dir sehr gern, und meine Schwester auch, die da am Feuer steht.«

Ich ergriff das »Wildbret« beim Bein und zog es empor. Hurrrr! Die lieben Leute hatten dem Tier zwar die Stachelhaut abgezogen, es aber nicht aufgebrochen und ausgenommen. Es kochte also samt dem ganzen Leibesinhalt!

Ich ging hinaus zum Packpferd und holte Brot und Fleisch herein, welches ich dem Hirten gab.

»Das soll unser sein?« schrie er verwundert, und nun gab es einen unendlichen Jubel. Als dieser sich gelegt hatte, mußte Jaschka die zwanzig Piaster in der Ecke vergraben, und ihr Bruder sagte:

»Wir heben uns alles Geld auf, das wir verdienen. Wenn wir einmal reich sind, kaufe ich mir ein Lamm und eine Ziege. Das gibt Wolle und auch Milch. Nun aber kannst du wieder von dem Wirt des Kara-Nirwan-Khan sprechen, Herr. Ich werde dir alles sagen. Du bist so gut, wie noch kein Mensch gegen mich gewesen ist, und auch gegen meine Schwester, die da am Feuer steht.«

»So hast du diesen Mann also kommen sehen?«

»Ja, er ritt das schwarze Pferd, welches er von dem Pascha von Köprili gekauft hat, weil er es vorher krank gemacht hatte. Er ritt mitten in meine Herde hinein und hat mir zwei Schafe, welche dem Wirt gehörten, tot geritten. Darum ließ ich meine Schwester, die da am Feuer steht, bei der Herde und rannte zum Wirt, um ihm das zu sagen. Als ich hinkam, hielt der Mann aus Rugova vor dem Hause und gab mir vom Pferd herab einen Schlag an den Kopf. Er sagte, ich solle mich schnell davon

machen und nicht anhören, was hier gesprochen werde. Mein Wirt stand bei ihm. Aber weil er mich geschlagen und zwei Schafe zu Schanden gemacht hatte, ging ich in die Stube und stellte mich an das Fenster, um alles zu hören, was ich nicht hören sollte.«

»Nun, was sprachen sie?«

»Kara Nirwan fragte, ob vielleicht Leute mit Wagen vorüber gekommen seien.«

»War das geschehen?«

»Nein. Sodann sagte er, daß Reiter kommen würden, einer auf einem schwarzen arabischen Hengst. Dieser werde nach ihm fragen; der Wirt solle sagen, daß Kara Nirwan nach Dibri geritten sei, nicht aber auf der Straße nach Gori hin.«

»Er ist aber wohl nach Gori hin?«

»Freilich; ich habe es gesehen. Ich habe ganz genau aufgepaßt.«

»Wie weit ist es bis Gori?«

»Wenn man ein gutes Pferd hat, muß man wohl an die zwölf Stunden reiten. Aber Kara Nirwan will nicht ganz bis Gori, sondern nur bis zum Khan, welcher Newera-Khan heißt.«

Newera ist serbisch und bedeutet ›Verräter‹.

»Warum führt der Khan diesen Namen?«

»Weil er an dem Felsen liegt, der so heißt.«

»Und warum heißt derselbe so?«

»Ich weiß es nicht.«

»Was will der Mann aus Rugova dort?«

»Er will auf die Leute warten, welche mit dem Wagen kommen.«

»Welche Orte liegen zwischen hier und diesem Newera-Khan?«

»Zwei Dörfer, dann kommt der Khan. Man muß von jetzt an bis zum Morgengrauen reiten, bevor man hinkommt, denn es ist wohl an die acht Pferdestunden weit.«

»Liegt er einsam, oder ist ein Ort dabei?«

»Einsam. Ich bin dort gewesen.«

»An welcher Seite der Straße?«

»Rechts.«

»Kennst du den Wirt?«

»Ja, er ist zuweilen hier und heißt Dragojlo. Niemand kann ihn leiden. Man sagt, er habe sein Vermögen zusammengehohlen.«

»Hast du noch mehr gehört?«

»Nein, denn der Wirt kam in die Stube, um seine Waffen zu holen: eine Flinte, eine Pistole und auch ein Messer. Der Mann aus Rugova hatte die seinigen nicht bei sich. Dann ritt er schnell fort.«

»Wie lange ist das her?«

»Ja, Herr, das kann ich dir nicht sagen, denn ich habe kein Kojun saaty {Taschenuhr} wie der Padischah. Aber ich denke, daß über zwei Stunden vergangen sein werden.«

»So sage mir nun nur noch, ob die Straße nach Gori leicht zu finden ist.«

»Ja, sie kommt jenseits der Joska, über welche ihr reiten müßt, von Spassa her und geht dann links weiter. Ich werde euch hinführen bis über das Dorf hinaus.«

»Schön, tue das! Aber es ist Nacht. Kann man da diese Straße nicht leicht verlieren?«

»Das ist wohl möglich, wenn man sie nicht kennt. Aber bis zum ersten Dorf kann man gar nicht irren, und wenn ihr da den Tschoban {Hirt} weckt und ihm fünf Piaster gebt, führt er euch sehr gern so weit, bis ihr nicht mehr irren könnt.«

»So weiß ich alles. Ich bin mit dir zufrieden. Wieviel kostet denn hier ein Schaf?«

»Zwanzig Piaster ein einjähriges.«

»Und eine Ziege?«

»Die ist viel, viel teurer. Die kostet wohl, wenn sie bereits Milch gibt, über dreißig Piaster.«

»Könntest du denn solche Tiere ernähren?«

»Ja; es gibt hier Land des Großherrn, auf welchem alle Leute weiden dürfen.«

»Nun, so sollst du mehr als ein Schaf und eine Ziege haben. Siehe diese Silberstücke! Sie geben zusammen zweihundert Piaster. Davon kannst du dir wenigstens vier Schafe und

vier Ziegen kaufen, wenn du dir das Geld nicht von schlechten Menschen nehmen lässest.«

»Nehmen lassen? Da sollte mir einer kommen! Ich würde zum Papaz {Pope} gehen, der mir helfen würde. Aber du machst nur Scherz. Da wären wir doch steinreiche Leute, ich und meine Schwester, die da am Feuer steht.«

»So habt ihr einen Papaz hier?«

»Ja, und einen sehr guten, der mir oft zu essen gibt. Ich bin ein Christ.«

Er sagte dies mit wirklichem Stolz. Ich zog mein Notizbuch heraus, riß ein Blatt los und schrieb einige Zeilen darauf, die ich ihm mit der Bemerkung gab:

»Wenn jemand sagen sollte, daß du die zweihundert und zwanzig Piaster nicht ehrlich erworben habest; wenn man dir also das Geld nehmen will, so gibst du dem Papaz diesen Zettel. Er enthält die Bescheinigung und meine Unterschrift, daß ich es dir geschenkt habe.«

Bevor ich schrieb, hatte ich ihm das Geld in die Hände gegeben. Er stand ganz steif da, die Hände weit von sich gestreckt, mich ungläubig anstarrend. Ich legte den Zettel auf das Geld, wendete mich um, ging hinaus und stieg aufs Pferd. Da kam er nachgesprungen und schrie jubelnd:

»Soll das wirklich mein sein?«

»Ja, gewiß!«

»Mein und meiner Schwester, die drin am Feuer steht?«

»Natürlich! Aber schrei' nicht so! Du hast uns versprochen, uns nach der Straße zu bringen, und wir haben keine Zeit zu warten.«

»Gleich, gleich, ich komme ja schon, ich komme!«

Er hielt das Geld und den Zettel noch immer in den Händen. Er trug es hinein zu der »Lieblichsten der Töchter«, um mit Halef zu reden, die »dort am Feuer stand«, und kehrte dann zurück. Er wollte seinem Entzücken durch viele Worte Luft machen; aber ich verbot es ihm, und so schritt er denn schnell vor uns her. Wir hatten mit einer kleinen Gabe zwei Menschen glücklich gemacht.

Nachdem wir an zwei oder drei kleinen Gebäuden vorü-

bergekommen waren, ging es auf einer hölzernen Bockbrücke über die Joska. Dann kam das eigentliche Dorf. Es begegneten uns einige dunkle Gestalten, welche erstaunt stehen blieben; angesprochen wurden wir nicht. So kamen wir an das Ende des Dorfes, wo wir die Straße erreichten und uns von unserm Beschützer verabschiedeten. Als wir ein Stück fort waren, so daß ich es ihm nicht verbieten konnte, rief er uns noch nach:

»Bin defa schükr weririz, ben we kyz kardaschim, odada ateschda durmak olan – wir danken euch tausendmal, ich und meine Schwester, welche drin am Feuer steht!«

Jetzt hatten wir finstere Nacht vor uns. Ich kannte die andern Pferde noch nicht genau, aber auf Rih konnte ich mich verlassen. Er wich sicher nicht von dem Weg ab, wenn ich ihm die Zügel ließ. Darum setzte ich mich an die Spitze unseres Trupps, legte die Zügel auf den Sattelknopf und ließ meinen Schwarzen laufen.

Es ging bergan, dann eben fort und dann wieder bergab, immer wieder durch Gebüsch oder Wald. Hätte der Schut hier auf uns gelauert, so hätte er einige von uns aus dem Sattel schießen können. Ich dachte daran und strengte Augen und Ohren an, glücklicherweise ohne Grund.

Nach mehr als zwei Stunden erreichten wir das erste Dorf. Es war doch jedenfalls besser, einen Führer zu haben. Ranko hatte zwar behauptet, die Gegend zu kennen, aber, wie ich vermutete, mehr aus dem Grund, überhaupt mitreiten zu dürfen. Überdies war es so finster, und der Mond ging erst später auf. Wenn wir uns verirrten, konnte der Schut seinen Zweck erreichen, bevor wir den rechten Weg fanden. Ich fragte also einen uns begegnenden Menschen, ob wir einen Führer haben könnten, gegen gute Bezahlung natürlich. An den Schäfer wollte ich mich nicht wenden. Der Mann bot sich uns selbst an. Er sagte, daß er uns für zehn Piaster bis zum Newera-Khan führen werde, falls wir so lange Zeit hätten, zu warten, bis er sein Pferd geholt habe. Wir sagten zu, und es währte nur einige Minuten, bis er sich wieder bei uns einstellte.

Freilich mußten wir vorsichtig sein, denn wir kannten den Menschen nicht. Er konnte von dem Schut beauftragt sein, den

Dorfweg auf und ab zu patrouillieren, um uns zu erwarten und falsch zu führen. Darum nahmen wir ihn in die Mitte, und ich versprach ihm zwanzig Piaster, wenn er ehrlich sei, und eine Kugel in den Kopf, falls er uns täusche.

Wieder durch Wald und Gebüsch reitend, gelangten wir nach fast drei Stunden in das zweite Dorf. Erst hinter demselben gab es Feld, dann wieder Wald. Zuweilen hörten wir zur linken Hand Wasser rauschen. Das war ein Nebenfluß des vereinigten Drin. Den Namen habe ich vergessen.

Nun kam der Mond herauf, und wir konnten ziemlich gut sehen. Wir befanden uns in einer wilden Gebirgslandschaft. Felsenwände und Zacken überall, drohende Baumriesen, feuchte Luft und hohles Rauschen der Wipfel, deren Schatten der Mond uns in den phantastischsten Gestalten über den Weg warf.

Und was war das für ein Weg! Da sollten Wagen fahren können! Unsere Pferde stolpterten jeden Augenblick über große Steine oder traten in jähe Löcher hinein. So ging es weiter und immer weiter, bis es kälter wurde und der Morgenwind sich aus seinem Bette erhob. Wir erfuhren von dem Führer, daß wir uns mitten in den Kerubibergen, einer sehr berühmten Gegend, befanden. In einer Stunde sollte der Newera-Khan zu erreichen sein.

Auf meine Frage, warum die dortige Gegend den Namen Newera, Verräter, trage, erhielt ich die Auskunft, daß sich in dem ebenen Gestein oft sehr lange und sehr tiefe Risse zeigen. Ein Reiter dürfe dort sein Pferd ja nicht in Galopp fallen lassen, weil das Tier nicht schnell genug anzuhalten vermöge, wenn sich plötzlich vor seinen Hufen ein solcher Spalt öffne. Viele Menschen seien dadurch um das Leben gekommen. Überdies gehe die Sage, daß es in jener Gegend Leute gebe, welche ihre Opfer in solche Schlünde zu stürzen pflegen. Das war keine beruhigende Mitteilung.

Nach einer halben Stunde begann der Morgen zu grauen. Ich überlegte mir, daß unser Führer uns in Newera-Khan vielleicht nur hinderlich sein könne, und bot ihm dreißig Piaster anstatt der versprochenen zwanzig, falls er gleich umkehre. Er

war einverstanden und ritt schnell davon, als er das Geld empfangen hatte. Es mochte ihm in unserer Gesellschaft nicht allzuwohl gewesen sein. Wir hatten fast gar nicht gesprochen und ihn mit sehr merklichem Mißtrauen behandelt.

Plötzlich hörte der Wald auf. Weit, weithin Ebene, welche nur aus hartem Felsen zu bestehen schien, der mit schlüpfriem Moos bekleidet war. Ein Baum war gar nicht, ein Busch oder Strauch nur selten zu sehen. In der Ferne lag ein dunkler Punkt. Durch das Fernrohr erkannte ich ihn als einen Gebäude-Komplex. Das war jedenfalls der gesuchte Khan.

Unser Weg erschien als dunkle Linie, die durch das Grün des Felsenmooses gezogen war. Dann gelangten wir an eine Stelle, wo eine Spur nach links abzweigte. Ich stieg ab und untersuchte sie. Es war da ein von mehreren Reitern begleiteter Wagen gefahren. Die Flechten, welche von den Hufen und Rädern niedergedrückt worden, lagen noch fest am Boden. Sie hatten noch nicht Zeit gefunden, sich wieder aufzurichten. Der Wagen konnte erst vor wenigen Minuten da gefahren sein. Aber zu sehen war er nicht, denn grad die Richtung, die er eingeschlagen hatte, wurde uns durch eine dünne Reihe von Büschen verdeckt.

Es stieg eine Angst in mir auf, von der ich mir aber nichts merken ließ. Ich sprang in den Sattel und jagte dem Khan zu, gefolgt von meinen Begleitern, welche sich mein Benehmen nicht erklären konnten. Als wir bei demselben anlangten, sahen wir, daß er aus mehreren Gebäuden bestand, deren Aussehen keineswegs einladend war. Vor der Türe des Wohnhauses standen zwei schwere, beladene und mit Plahen überdeckte Ochsenwagen. Ein dritter Wagen hatte auch dagestanden, war aber jetzt fort.

»Halef geht mit herein,« sagte ich. »Die Andern bleiben da. Seht nach, ob eure Sattelgurten fest angezogen sind. Vielleicht gibt es einen Gewaltritt.«

»Sollten das die Wagen sein, mit denen meine Frau fährt?« fragte Galingré höchst besorgt.

Ich antwortete ihm nicht und trat mit Halef durch die offene Türe. Da dieselbe nicht verriegelt war, mußten die Bewoh-

ner bereits wach sein. In der Stube saßen zwei kräftige Kerle an einem Tisch beim Schnaps. An einem andern Tisch befand sich eine ganze Familie vor einer vollen Suppenschüssel. Die Familie bestand aus einem langen, starken Mann, zwei Burschen, einer Frau und vermutlich einer Magd. Der Mann stand aufrecht, als wir eintraten; es schien, als sei er vor Schreck vom Sitz aufgefahren, als er uns draußen gesehen hatte. Ich wendete mich in barschem Ton an ihn:

»Dieses Haus ist der Newera-Khan?«

»Ja,« antwortete er.

»Wem gehören die beiden Wagen, welche draußen stehen?«

»Leuten aus Skutari.«

»Wie heißen sie?«

»Ich habe es mir nicht gemerkt. Es ist ein fremder Name.«

»Ist Hamd en Nassr bei ihnen?«

Ich sah es ihm an, daß er mit Nein antworten wollte, aber ich warf ihm einen Blick zu, vor welchem er erschrak. Darum ließ er ein zögerndes Ja hören.

»Wo ist er jetzt?«

»Fort.«

»Wohin?«

»Nach Pacha und weiter.«

»Allein?«

»Nein. Die Fremden sind mit ihm gefahren.«

»Wie viele waren es?«

»Ein Mann, eine alte und eine junge Frau und der Fuhrmann.«

»Wie lange sind sie fort?«

»Noch keine Viertelstunde. Dort sitzen die Fuhrleute für die beiden übrigen Wagen, welche nachfolgen sollen.«

Er deutete auf die beiden ersterwähnten Männer.

»Hattest du noch andere Gäste?«

»Nein.«

»Keinen aus Rugova?«

»Nein.«

»Du lügst, Mann! Kara Nirwan ist dagewesen und mit Hamd

en Nassr und dem Wagen fortgeritten. Er ist erst in der Nacht angekommen!«

Ich sah, welche Angst er empfand. Er war wohl mit dem Schut einverstanden und antwortete verlegen:

»Ich kenne keinen Kara Nirwan. Ein Reiter kam allerdings vor zwei Stunden, aber nicht aus Rugova, sondern aus der entgegengesetzten Gegend, nämlich aus Alessio. Er hatte es sehr eilig, und da die Fremden denselben Weg nahmen, wie er, so schloß er sich ihnen an.«

»Richtig! Er hatte es so eilig und ist doch mit einem Ochsenwagen geritten! Da kommt er freilich schnell vorwärts. Dieser Wagen ist aber nicht nach Pacha gefahren; wir kommen von dort und hätten ihm begegnen müssen. Ich kenne dich; ich weiß auch, was hier vorgehen soll. Wir werden wiederkommen und weiter mit dir sprechen. Nimm dich in acht! Wir werden dafür sorgen, daß diese Leute nicht in einer Spalte der Newerafelsen verunglücken.«

Und mich an die Fuhrleute wendend, fügte ich hinzu:

»Wir gehören zu der Familie, deren Sachen ihr fahrt. Ihr verlaßt diesen Khan nicht eher, als bis wir zurückgekehrt sind. Ich lasse unser Packpferd draußen stehen; führt es in den Stall, und gebt ihm Futter und Wasser!«

Die beiden Kerle erhoben sich schweigend, um diesem Befehl nachzukommen. Ich ging mit Halef wieder hinaus und stieg in den Sattel.

»Wir reiten zurück. Es ist eine Teufelei los. Man will Galingrés Familie in eine Felsenspalte stürzen,« meldete ich.

Galingré schrie erschrocken auf; ich hörte es kaum, denn mein Pferd befand sich bereits im Galopp und fiel im nächsten Augenblick in Karriere. Die Andern brausten hinter mir drein.

Ranko trieb seinen Goldfuchs an meine Seite und fragte:

»Ist der Schut dabei?«

»Ja.«

»Allah sei Dank! So haben wir ihn!«

Weiter wurde kein Wort gesprochen. Wir erreichten die Stelle, an welcher ich die Wagenspur untersucht hatte, und

lenkten in dieselbe ein. Die Pferde schienen zu merken, daß man die größte Schnelligkeit von ihnen fordere. Wir brauchten sie gar nicht anzutreiben. Die beiden Schecken der Aladschy flogen nur so hin – sie machten ihrer Berühmtheit alle Ehre. Auch die andern Rosse taten ihre Schuldigkeit wie spielend. Nach meinem Rih aber war doch der Goldfuchs das beste Tier; das bemerkte ich jetzt.

»Sihdi,« rief Omar hinter mir, »sage mir nur das Eine, ob ich Hamd el Amasat zu sehen bekomme!«

»Ja, er ist da!«

»So möge sich die Hölle öffnen, denn ich werde ihr eine Speise geben!«

Jetzt brausten wir durch die erwähnte Buschreihe hindurch. Ein freier, weiter Blick öffnete sich uns. Weit, weit vor uns, fast ganz am Horizont sah ich einen weißen Punkt, nicht größer als eine Muschelschale. Das mußte der Wagen sein – die weiße Plahe leuchtete.

»Schneller, schneller!« rief ich. »Wir müssen ihnen möglichst nahe kommen, bevor sie uns bemerken.«

Ich hatte meinen Rappen bisher weder mit den Sporen noch anderswie angetrieben. Jetzt rief ich ihm nur das altgewohnte ›Kawahm‹ zu, und da war es, als ob er bisher nur Schritt gelaufen sei. Er flog.

»Maschallah! Welch ein Pferd!« rief Ranko.

Er war der Einzige, dem es gelang, an meiner Seite zu bleiben, aber er mußte die Peitsche gebrauchen. Ich saß so ruhig im Sattel wie auf einem Stuhl; ich hätte dabei schreiben können, so gleichmäßig schoß Rih dahin.

Der weiße Punkt wurde größer. Ich zog mein Fernrohr aus und blickte hindurch. Der Wagen bewegte sich vorwärts. Drei Reiter begleiteten ihn. Gott sei Dank! Wir kamen nicht zu spät. Wollte der Schut sein Vorhaben ausführen, so mußte er den Wagen halten lassen. Daß dieser sich noch in Bewegung befand, war ein Beweis, daß den Leuten noch nichts geschehen war. Die drei Reiter waren jedenfalls der Perser, Hamd el Amasat und der Schwiegersohn Galingrés. Die beiden Frauen saßen im Wagen.

Schon war es mir möglich, den englischen Rappen des Schut mit bloßem Auge zu erkennen. Da aber drehte er sich um und sah uns kommen. Wir waren wohl noch eine Viertelwegstunde von ihnen entfernt. Ich sah, daß er sein Pferd anhielt. Hamd el Amasat tat dasselbe. Einige Sekunden lang blickten sie nach uns her; dann aber galoppierten sie, den Wagen im Stich lassend, von dannen, aber nicht miteinander in einer und derselben Richtung. Sie wollten uns teilen. Der Schut ritt gradaus; der Andere jagte nach links hin von dannen.

Ich hatte befürchtet, daß sie bei unserm Anblick aus Wut den Schwiegersohn und die Frauen erschießen würden. Daß sie es nicht taten, war ein großes Glück.

Indem ich jetzt zurückblickte, sah ich die Andern weit hinter mir; aber meine Stimme konnte sie doch erreichen. Nach links hinüber deutend, rief ich ihnen zu:

»Nehmt den da drüben! Es ist Hamd el Amasat. Den Schut nehmen wir Beide!«

»Schneller, schneller, Ranko!« forderte ich dann den Skipe-taren auf.

Er gab seinem Goldfuchs die Sporen und schlug mit der Peitsche auf ihn ein. Dies und wohl noch mehr der Ehrgeiz des Pferdes trieb dasselbe zur Anstrengung aller seiner Kräfte; er schoß meinem Hengst voraus. Dieser hatte es aber kaum gesehen, so tat er, nicht von mir angetrieben, einige Sätze und überholte den Fuchs. Rih duldete kein Pferd vor sich.

Jetzt erreichten wir den Wagen. Der Schwiegersohn hielt bei demselben; er wußte nicht, woran er war. Er konnte sich nicht erklären, weshalb er von seinen beiden Begleitern so plötzlich verlassen worden war.

»Das waren Mörder!« rief ich ihm zu, indem wir an ihm vorüberschossen.

Was diese Worte für einen Eindruck auf ihn machten, konnte ich nicht sehen, denn kaum hatte ich sie ausgesprochen, so waren wir schon weit über ihn hinaus. Mich abermals umdrehend, sah ich, daß die Gefährten mich verstanden hatten und Hamd el Amasat folgten, die beiden Sacken allen voraus.

Nur Galingré hatte die ursprüngliche Richtung beibehalten,

was ihm freilich nicht zu verübeln war. Ihm lag vor allen Dingen daran, sich zu überzeugen, wie sich die Glieder seiner Familie befanden. Übrigens brauchten wir ihn gar nicht.

Bis jetzt hatte der Schut seinen Vorsprung beibehalten; wir waren ihm nicht näher gekommen, obgleich Ranko seinen Goldfuchs fortwährend antrieb.

»Effendi, wir bekommen ihn nicht!« rief er mir zu. »Sein Engländer ist uns überlegen.«

»Oho! Paß einmal auf! Du kennst meinen Schwarzen noch nicht.«

Ich erhob mich in den Bügeln. Weiter tat ich nichts, denn das ›Geheimnis‹ in Anwendung zu bringen, dazu gab es noch keine Veranlassung. Aber diese einzige Bewegung genügte. Rih merkte, daß ich ihm die Last erleichtern wollte. Das beleidigte sein Selbstgefühl, und er griff noch weiter, viel weiter aus.

Es war, als ob der Boden hinter uns nur so verschwände. Wer da kein sehr guter Reiter war, dem konnte schwindelig werden. Der Hengst schoß nicht etwa in bemerkbaren Absätzen oder Intervallen vorwärts; nein, man fühlte gar nicht, daß er die Beine bewegte. Sein Leib beschrieb eine schnurgrade Linie, die kaum einen halben Zoll breit auf und nieder schwankte. Und doch war dies noch nicht das Höchste, was er leisten konnte.

Ranko blieb weit hinter mir zurück, und ich sah, daß ich jeden Augenblick dem Schut näher kam. Erst war er über einen halben Kilometer vor mir gewesen; jetzt war es nur noch die Hälfte davon, dann zweihundert Meter – hundertfünfzig – hundert Meter. Er sah sich nach mir um und stieß einen Schrei des Schreckens aus. Er begann, sein Pferd mit Kolbenstößen anzufeuern. Es tat alles, was es leisten konnte, das brave Tier. Den Kopf wagrecht vorstreckend, schoß es in sichtbaren Sprüngen weiter. Der Schaum troff ihm vom Maul, und die Haut begann, schweißig zu glänzen. Das war kein gutes Zeichen für den Schut. Sein Rappe war dem meinen bei weitem nicht gewachsen. Bei Rih war keine Spur von Schaum oder Schweiß zu bemerken. Ich hätte noch eine Viertelstunde in dieser Weise mit ihm jagen können, ohne daß er zu schwitzen oder zu schäumen begonnen hätte. Aber freilich war ich ge-

wöhnt, auf sein Wohlbefinden noch mehr zu sehen, als auf das meinige.

Jetzt ging ich mit mir zu Rate, was ich tun sollte. Schießen? Das war das Schnellste und Sicherste. Mein Bärenjäger trug ja weit über den Schut hinaus, und bei dem ruhigen Gang meines Pferdes hatte ich ein so sicheres Zielen, daß es mir ein Leichtes gewesen wäre, den Perser aus dem Sattel zu holen. Aber ich wollte ihn nicht töten. Oder sollte ich seinem Pferd eine Kugel geben? Dann mußte er aus dem Sattel fliegen und war mir verfallen. Das schöne, brave Tier tat mir leid. Nein, es gab ja ein sehr gutes Mittel, ihn mir zu holen, ohne ihn oder sein Pferd zu töten. Ich hatte ja den Lasso bei mir. Ich wand denselben los.

Eben als ich damit beschäftigt war, hörte ich ihn einen schrillen Schrei ausstoßen. Er nahm sein Pferd hoch, und es tat einen weiten Satz. Es hatte eine jener Spalten überwunden, von denen mir der Führer erzählt hatte. Einige Sekunden später schoß mein Rih über dieselbe weg. Sie war höchstens vier Ellen breit.

Jetzt sah der Schut wieder nach mir um. Ich war ihm wieder näher gekommen. Da legte er, nach mir zurück gewendet, die Flinte auf mich an. Hatte er wirklich gelernt, wie die Beduinen, im Sattel nach rückwärts zu schießen? Ich durfte seinen Schuß nicht abwarten. Im Nu waren die Hähne meines Bärenjägers gespannt und die beiden Schüsse krachten schnell nacheinander los. Ich hatte das Gewehr nicht etwa angelegt, um nach dem Schut zu zielen; nein, ich wollte nur sein Pferd erschrecken und erreichte meine Absicht ausgezeichnet, denn der Engländer fuhr zusammen, tat einen Seitensprung und schoß dann in unregelmäßigen Sätzen wieder vorwärts. Der Schut hatte sich im Abdrücken befunden. Sein Schuß ging los, traf mich aber nicht.

Nun warf ich den Riemen der Büchse über die Schulter und wickelte mir den Lasso um den Ellbogen und Vorderarm, um laufende Schlingen zu erhalten. Ich hatte mich zu beeilen, denn vorn tauchte ein dunkler Waldstreifen auf. Gelang es dem Schut, diesen zu erreichen, so war er gerettet.

Er hatte Mühe gehabt, sich im Sattel zu erhalten, als sein Pferd zur Seite sprang, und war nun bestrebt, festen Sitz zu bekommen. Jetzt galt es. Ich mußte das »Geheimnis« anwenden. Darum legte ich meinem Rappen die Hand zwischen die Ohren und rief seinen Namen »Rih!« Einen Augenblick lang war es, als ob der Hengst starr in der Luft hängen bleibe; dann ließ er ein lautes Wiehern hören und – nun, es ist eben nicht zu beschreiben, welche rapide Schnelligkeit ein solches Pferd bei Anwendung des Geheimnisses entwickelt. Ein Anderer als ich, der ich mein Tier gewöhnt war, hätte die Augen schließen müssen, um nicht aus dem Sattel zu taumeln.

Sechzig Meter hatte ich den Schut vor mir gehabt; es wurden fünfzig, vierzig, dreißig, jetzt zwanzig Meter. Er hörte den Hufschlag meines Pferdes so nahe hinter sich, drehte sich um und schrie entsetzt:

»Allah seni dschehenneme hükm etsin ej köpek – Allah verdamme dich in die Hölle, du Hund!«

Er zog sein Pistol und feuerte es auf mich ab, doch ohne zu treffen. Dann schlug er den Schaft desselben dem Pferd auf den Kopf, daß es mit Anstrengung seiner letzten Kräfte wie rasend dahinflog. Vergeblich! Ich war fünfzehn Meter hinter ihm, nun nur noch zehn, jetzt sechs.

»Paß auf, Schut, jetzt hole ich dich!« rief ich ihm zu. »Kein Mensch und kein Teufel kann dich retten!«

Er antwortete mit einem überlauten Schrei, der fast ein Gebrüll zu nennen war. Ich glaubte, dies habe er vor Wut getan, und schwang die Schlingen des Lasso um den Kopf. Aber da sah ich, daß er sein Pferd zur Seite reißen wollte. Es gelang ihm nicht. Das Tier befand sich einmal im Schuß und war durch die Schläge auf den Kopf wie toll geworden. Ein zweiter Schrei, wie ihn ein Mensch nur in der höchsten Not, im größten Entsetzen auszustoßen vermag! Was war das? Das war nicht Wut, sondern Todesangst!

Ich nahm mein Pferd ein wenig seitwärts, um neben dem Schut, welcher grad vor mir war, hinweg sehen zu können. Gott im Himmel! Ein langer, langer und breiter dunkler Streifen zog sich quer über unsere Richtung, nicht mehr als dreißig

Meter von uns entfernt – ein Spalt, ein entsetzlicher, breiter Spalt, dessen jenseitige Kante wohl zwei Ellen höher war als die diesseitige!

Vielleicht wäre es mir gelungen, mein Pferd noch abzulenken, aber bei der unsagbaren Schnelligkeit, mit welcher es dahinflog, war das Gelingen doch zweifelhaft. Grad drauf los! Das war die beste Chance.

Ich ließ die Arme mit dem Lasso sinken, nahm den Kopf des Rappen hoch, legte ihm die linke Hand abermals zwischen die Ohren und schrie, nein, ich brüllte:

»Rih, Rihti, Rihti et taijib, natt, natt, natt – Rih, mein Rih, mein guter Rih, springen, springen, springen!«

Ich war überzeugt, daß das Pferd diese in der Sprache seines Heimatlandes gesprochenen Worte verstand. Wenigstens wußte es, daß »natt« springen bedeute; es war darauf abgerichtet. Es öffnete das Maul, ließ einen tiefen, grunzenden Ton hören, von dem ich wußte, daß er ein Ausdruck der Begeisterung sei, knirschte in den Stahl des Gebisses und flog in weiten, sehenkräftigen Bögen an dem Schut vorüber und auf die Spalte zu.

Der Schut und ich, wir hatten keine Zeit, auf einander zu achten. Jeder hatte mit sich und seinem Pferd zu tun. Aber er brüllte mir, als ich an ihm vorbeischoß, einen Fluch zu. Nun war der Spalt da. Straff die Zügel, legte ich mich weit nach vorn nieder.

»Rih, hallak, 'ali, 'ali – Rih, jetzt, hoch, hoch!« rief ich.

Mein Auge war in starrer Angst nach der gegenüberliegenden Felsenkante gerichtet. Wie breit der Spalt war, das sah ich nicht; ich fixierte nur den gegenüberliegenden Punkt, welchen ich erreichen wollte, und der über einen Meter höher lag, als derjenige, an welchem ich mich hüben befand.

Das brave, unvergleichliche Tier setzte an und schoß hoch empor. Einen halben Augenblick lang befand ich mich über der grauenhaften Tiefe. Ich ließ die Zügel schießen und warf mich nach hinten, so gefährlich und unsinnig dies auch erscheinen mag. Ich mußte das tun, um das Vorderteil des Pferdes zu entlasten und nicht abgeworfen zu werden. Hätte ich

mich nicht nach hinten geworfen, so wäre ich verloren gewesen; denn trotz der Unvergleichlichkeit des Rappen und trotz der Kraft, mit welcher er sich über den Abgrund schnellte, gelang der Sprung nicht vollständig. Rih faßte nur mit den Vorderhufen das Gestein.

»'ali, 'ali!« schrie ich abermals und warf mich nach vorn, dem Pferde den Lasso, welchen ich noch in der einen Hand hielt, nach hinten unter den Bauch und zwischen die Beine schlagend. Dadurch wurde die Hinterhand entlastet. Rih hatte noch nie einen Schlag von mir erhalten. Als er den Lasso hieb an dem empfindlichsten Teil seines Körpers fühlte, warf er die Hinterhufe hoch an den Bauch herauf, krümmte sich zusammen, daß der Sattelgurt zerplatzte, und – faßte nun auch hinten Fuß. Ein gewaltiger Sprung – ich stürzte mit dem Sattel herab, und das Pferd schoß noch eine Strecke vorwärts, um dann stehen zu bleiben.

Das alles hatte natürlich nur eine, nur zwei Sekunden gedauert. Ich raffte mich auf und blickte zurück. Da setzte eben der Rappe des Schut an. Er erreichte die diesseitige Kante nicht einmal. Ein Schrei, ein bluterstarrender Schrei, und Roß und Reiter stürzten in die Tiefe.

Mein ganzer Körper war wie Eis. Ich trat an den Spalt heran. Himmel! Er war wenigstens fünf Meter breit! So schätzte ich ihn, doch ist es bekanntlich nicht leicht, die Breite eines Wassers oder eines tiefen Risses genau abzuschätzen. Man irrt da sehr leicht. Und seine Tiefe war so bedeutend, daß ich den Grund gar nicht sehen konnte. Es lag eine dichte, schwarze Finsternis da unten.

Das war ein gerechtes Gericht! Er hatte genau denselben Tod gefunden, welchen er Andern bereiten wollte. Denn tot war er – er und sein Pferd. Es war gar keine Möglichkeit, daß beide lebendig in dieser Tiefe angekommen sein konnten. Dennoch lauschte ich einige Zeit und rief auch hinab; aber es war keine Antwort, kein Laut zu hören.

Nun ging ich zu Rih. Er war umgekehrt und dorthin gelaufen, wo der Sattel lag. Ich legte ihm die Arme um den Hals und drückte sein Köpfchen an mich. Er rieb das Maul an meiner

Schulter und leckte mir dann die Hand und die Wange. Es war, als ob er sehr genau wisse, daß wir einander das Leben gerettet hatten.

Nun bekümmerte ich mich um meine Genossen. Ranko kam auf seinem Goldfuchs herbeigejagt. Er sah die Spalte nicht, und ich rief und winkte ihm zu, langsam zu reiten.

Zur rechten Hand von mir, der ich mich jetzt nach der Gegend, aus welcher ich gekommen war, umgedreht hatte, jagten die Andern noch immer hinter Hamd el Amasat her. Er befolgte, indem er nicht eine und dieselbe Richtung einhielt, eine Taktik, welche den Zweck hatte, die größere Schnelligkeit ihrer Pferde auszugleichen. Sie ließen sich täuschen und folgten ihm im Zickzack. Nur Einer war klüger als die Andern, nämlich der listige Hadschi. Er hatte die Taktik des Gegners begriffen und war bemüht, denselben zu begegnen.

Hamd el Amasat war nämlich erst nach Osten geritten, wo er den dort liegenden Wald zu erreichen trachtete. Da er aber bald bemerkte, daß sein Pferd es mit denen seiner Gegner nicht aufzunehmen vermöge, so schlug er Zickzacklinien ein, auf denen sie ihm folgten: Allen voran Omar, welchem es darum zu tun war, den Mörder seines Vaters zuerst zu erwischen. Halef aber dachte nicht daran, sich irre leiten zu lassen. Er ritt immer scharf ostwärts und hielt dann sein Pferd an, um den Gegner zu erwarten.

Dieser bemerkte es. Er sah, daß er da nicht hindurch kommen könne, und wendete sich nun südwärts in derselben Richtung, welche der Schut vorher eingeschlagen hatte. Dabei benutzte er sehr schlaue und geschickte die wenigen einzelnen Büsche, welche es da gab, als Deckung. Das war der einzige Vorteil, welchen er vor seinen Verfolgern voraus hatte. Aber auf diese Weise mußte er den gefährlichen Spalt erreichen, den er allerdings noch nicht gesehen hatte. Er stand jedenfalls eine bedeutende Angst aus, was ihm sehr zu gönnen war. Was ihn eigentlich erwartete, das wußte er freilich nicht. Bis jetzt glaubte er nur, er werde wegen seines Verhaltens gegen Galingré und dessen Familie verfolgt.

Da, wo der Wagen bei unserm Vorüberkommen gehalten

hatte, stand er noch; Galingré und sein Schwiegersohn waren bei demselben. Ranko war jetzt an den Spalt gekommen, blickte schaudernd hinab und rief:

»Der ist tot, zerschmettert, Effendi! Allah, wie war es dir möglich, da hinüber zu kommen!«

»Davon später! Bleibe da, wo du jetzt bist, damit Hamd el Amasat nicht hier vorüber kann. Ich werde ihm entgegen reiten.«

»Du kannst ja nicht. Dein Gurt ist geplatzt.«

»Ich habe einen Bedel kolani {Notgurt, Ersatzgurt} in der Satteltasche. In zwei Minuten ist der Schaden geheilt.«

»Aber du kannst nicht herüber zu Hamd el Amasat!«

»Vielleicht finde ich eine schmalere Stelle des Risses, und wenn nicht, so wird meine Kugel hinübergehen.«

So ein Notgurt ist sehr praktisch; er besteht aus einem kurzen Gurstück, dessen Enden mit je einer sehr fest greifenden Schnalle versehen sind. Man schnallt ihn über die zerrissene Stelle des Sattelgurtes, und dieser ist dann so brauchbar wie vorher.

In kurzer Zeit hatte ich wieder gesattelt und stieg auf, um am diesseitigen Rand der Spalte ostwärts zu reiten, während Ranko an der andern Seite halten blieb. Er ließ hier im Westen Hamd el Amasat nicht durch. Im Osten glänzte Halefs Kettenpanzer. Von Norden her wurde der Feind von den Andern gejagt, und nun befand ich mich im Süden, um ihn zu empfangen. Er war eingeschlossen. Übrigens hätte ihm auch schon die Spalte das Entkommen nach Süden verwehrt.

Eben jetzt sah ich, daß er anhielt und sein Gewehr auf Omar richtete. Dieser trieb sein Pferd zu einem Seitensprung an und wurde infolgedessen nicht getroffen. Dann aber jagte er auf Hamd el Amasat zu, die Flinte hoch erhoben, um ihn niederzuschlagen. Er wollte ihn lebendig haben, ihn nur betäuben. Hamd el Amasat floh nicht; er blieb halten. Aber als sein Gegner nahe genug war, zog er schnell sein Pistol und feuerte es auf ihn ab. Das Pferd bäumte und überschlug sich. Hamd el Amasat jagte weiter, der Spalte zu.

Als er sie erblickte, stutzte er und wendete sich nach Wes-

ten, wo ich hielt. Ich ritt ihm entgegen und gelangte an eine Stelle, an welcher die Spalte nur drei Meter breit war. Das war zu überwinden, zumal mein Ufer höher lag, als das anderseitige. Ich trieb mein Pferd eine Strecke zurück, um genügenden Anlauf zu haben.

Jetzt kam er. Er sah, daß ich keine Waffe in der Hand hatte und daß der Riß sich zwischen ihm und mir befand. Freilich – er hätte es nicht wagen dürfen, ihn zu überspringen.

»Komm herüber!« höhnte er. »Dir gebe ich mich gefangen!«

»Sogleich!« antwortete ich.

Ein Zuruf an Rih – er flog auf den Riß zu und in einem weiten, eleganten Sprung hinüber. Hamd el Amasat schrie vor Entsetzen auf und jagte fort, auf Ranko zu, ich hinter ihm her.

Jetzt war der Lasso gut. Ich legte die Schlinge und warf, riß mein Pferd herum – ein Ruck, und Hamd el Amasat flog aus dem Sattel. Im nächsten Augenblick stand ich bei ihm.

Der Wurf war gut gelungen. Die Schlinge hatte sich ihm fest um die Arme gelegt, so daß er dieselben nicht bewegen konnte. Ich kniete nieder und legte ihm den Riemen noch mehrere Male um den Leib.

Der Sturz vom Pferde hatte ihn halb betäubt. Er starrte mich mit großen Augen an, sagte aber nichts. Da kam Omar gejagt und sprang aus dem Sattel.

»Wie?« rief ich ihm erfreut zu. »Ich sah dich stürzen und dachte, du seist getroffen!«

»Der Kerl hat schlecht geschossen,« antwortete er. »Die Kugel hat mir den Zügel zerrissen; darum kam mein Pferd zu Fall. Endlich, endlich haben wir ihn! Und nun soll – –«

»Still!« bat ich. »Überlaß es zunächst mir, mit ihm zu sprechen.«

»Gut! Aber er gehört mir!«

Ich antwortete ihm nicht, denn jetzt kam Ranko; bald darauf stellten sich auch die Andern ein, Halef als der letzte, welcher zu weit entfernt gewesen war.

Zunächst wurde natürlich der Tod des Schut besprochen und mein Sprung über den Riß. Die Gefährten suchten die be-

treffende Stelle auf und konnten sich nicht genug wundern, daß es mir gelungen war, hinüber zu kommen. Rih erntete Lorbeeren und wurde von allen liebkost, wobei er freudig wieherte.

Des Schut wurde nur mit kurzen Worten erwähnt. Es war das beste, uns nicht weiter mit ihm zu beschäftigen. Was Hamd el Amasat betraf, so bat ich, ihm jetzt noch nicht zu sagen, wer wir seien. Er sollte erst nach unserer Ankunft im Newera-Khan gerichtet werden. Er war wieder bei voller Besinnung und wurde auf sein Pferd gebunden. Osko und Halef nahmen ihn zwischen sich, um ihn nach dem Khan zu bringen. Omar bot sich dazu an; aber ich sagte ihm aufrichtig, daß ich ihm nicht ganz traue. Wenn er den Gefangenen begleitete, so stand zu befürchten, daß er, ohne unsere Einwilligung, seine Rache sättigen würde.

Während diese Drei in schräger Richtung direkt nach dem Khan ritten, kehrten wir Andern nach dem Wagen zurück. Dieser hatte zu entfernt gestanden, als daß Galingré und die Seinen den Verlauf unserer Hetzjagd genau hätten verfolgen können. Die beiden Frauen und der Schwiegersohn hatten nicht geahnt, mit welchem gefährlichen Individuum sie es zu tun hatten. Mit dem größten Vertrauen waren sie allen seinen Anweisungen gefolgt, von denen sie natürlich überzeugt gewesen waren, daß sie von Galingré selbst ausgegangen seien. Sie glaubten, daß der letztere sich bereits in Uskub befinde und seinen Untergebenen Hamd el Amasat mit vollständiger Vollmacht ausgestattet habe. Als dieser vorhin so plötzlich die Flucht ergriff, hatten sie nicht gewußt, was sie über dieses Verhalten denken sollten. Erst dann, als Galingré zu ihrem freudigen Schreck bei ihnen erschienen war, hatten sie erfahren, in welcher Gefahr sie sich befunden hatten; denn er hatte ihnen natürlich alles erzählt, wenn auch nicht so ausführlich, wie dies später geschehen konnte.

Wir wurden den Damen vorgestellt. Sie waren aus dem Wagen gestiegen, um uns zu empfangen. Es sollte an ein Erzählen gehen, ich aber bat, dies für später aufzuheben. Nur wollte ich

wissen, ob der Wirt des Newera-Khan im Einverständnis mit dem Schut gestanden habe.

»Gewiß!« antwortete der Schwiegersohn. »Die drei sprachen heimlich zusammen, und dann riet der Wirt uns sehr an gelegentlich, jetzt gleich aufzubrechen und die beiden andern Wagen nachkommen zu lassen.«

»War denn für euch ein Grund vorhanden, nicht zu warten, bis die andern Wagen auch mitfahren konnten?«

»Nun, meine Frau fühlte sich unwohl. Die Fahrt hierher hatte sie angegriffen, und eine Besserung war auch dann nicht zu erwarten, wenn wir in dem schmutzigen Khan eine Ruhepause von einem Tag gemacht hätten. Da sagte derjenige, welchen ihr den Schut nennt, daß er auf dem nächsten Dorf eine verheiratete Schwester habe, welche unsere Frauen sehr gern willkommen heißen würde. Er stellte uns das so vorteilhaft vor, daß wir endlich geneigt wurden, seinem Rat zu folgen und uns von ihm zu dieser Schwester bringen zu lassen. Die andern Wagen mit den Effekten konnten gemächlich nachkommen, da wir einen ganzen Tag dort verweilen wollten.«

»Ah so! Er wollte euch töten und sich dann auch des Gepäcks bemächtigen. Aber wie konntet ihr so unvorsichtig sein, ihm auch dann noch zu folgen, als er so auffälligerweise von dem Weg ablenkte?«

»Uns war dies gar nicht auffällig, denn er sagte, daß wir in dieser Richtung viel eher ankommen würden. Über diese Ebene zu fahren, sei überhaupt viel bequemer, als die Benutzung des Fahrweges, welcher sich im allerschlechtesten Zustand befinde.«

»Nun, er hätte euch an die erste Spalte kommen lassen, wo der Wagen nicht weiter konnte. Dort wäret ihr erschossen, ausgeraubt und in den tiefen Riß geworfen worden.«

»Mein Gott, wer hätte das gedacht!« rief die ältere Dame. »Wir schenkten Amasat unser ganzes Vertrauen, und auch dieser Schut gab sich ganz so, daß wir ihn für den besten und gefälligsten Menschen halten mußten. Welch eine Gnade Gottes, daß ihr gekommen seid, grad noch im letzten Augenblick, um uns zu retten!«

»Ja, wir haben diesen Männern viel, sehr viel zu verdanken!« stimmte ihr Mann bei. »Sie haben uns alle vom Tod gerettet und mich aus einer entsetzlichen Gefangenschaft befreit. Einen bedeutenden Teil meines Vermögens habe ich bereits zurückerhalten, und was ihr bei euch führt, unsere ganze übrige Habe, dürfen wir erst jetzt wieder als unser betrachten. Worte sind kein Dank, und da sich das Leben nicht bezahlen läßt, so müssen wir für immer ihre Schuldner bleiben.«

So sagte er jetzt. Dann aber, als wir den Wagen umgedreht hatten und den langsam schreitenden Zugochsen ebenso langsam folgten, gesellte er sich zu mir, drängte mich von den Andern ab und sagte so, daß es von sonst niemand gehört werden konnte:

»Herr, ich habe erst jetzt gesehen, wie groß die Gefahr war, in welcher sich meine Familie befand. Sie haben viel, sehr viel an mir getan. Zunächst haben Sie mir die langersehnte Nachricht von meinem verschollenen Neffen gebracht. Dann befreiten Sie mich aus dem Schacht und gaben mir das mir abgenommene Geld zurück, eine Summe, deren Höhe Sie gar nicht kennen, weil Sie wegraten, als ich nachzählte, um zu sehen, ob noch alles vorhanden sei. Dann haben Sie die übrigen drei Personen jetzt von einem grausamen Tod erlöst. Und von dem Eigentum, welches mir dadurch erhalten wurde, muß ich doch auch sprechen. Meine Frau hat alle Beträge bei sich, welche flüssig gemacht werden konnten, eine große Unvorsichtigkeit, ja, und zugleich ein unverzeihlicher Geschäftsfehler. Aber Hamd el Amasat hatte gesagt, es sei mein Befehl, daß in dieser Weise verfahren werden solle. Das alles haben wir Ihnen zu danken. Soll ich eine so erdrückende Last der Verpflichtung auf mir ruhen lassen und sie durch das ganze Leben tragen? Ich hoffe, daß Sie das nicht wollen. Ich hoffe sogar, daß Sie mir erlauben werden, in irgend einer Weise für Ihr Glück zu wirken. Haben Sie Familie?«

»Eltern und Geschwister.«

»Sind dieselben reich?«

»Nein, sehr arm. Ich arbeite für sie und hoffe, daß ihre Verhältnisse sich nach und nach besser gestalten.«

»So bedürfen Sie natürlich des Geldes!«

»Allerdings. Aber das verdiene ich mir durch meinen Beruf. Ich schreibe über meine Reisen und erhalte dafür leidliche Honorare, mit deren Hilfe ich die Meinen unterstütze.«

»So muß ich Sie dringend ersuchen, meinen Teil zu dieser Unterstützung beitragen zu dürfen.«

»Ich danke! Sie meinen es herzlich gut; aber ich darf mir nicht das Glück verkümmern, welches in dem Bewußtsein liegt, die Erfüllung meiner Pflichten nur mir allein zu verdanken zu haben. Ich treibe nicht Menschenrettung gegen Honorar. Und was die Hauptsache ist: Sie haben mir gar nichts zu verdanken. Nennen Sie es Glück, Zufall, Schickung oder Gottes Wille, daß wir Sie getroffen haben; ich aber bin es nicht, der diese Ereignisse dirigiert hat. Wir sahen Sie in Not; es lag in unsrer Macht, Sie aus derselben zu befreien, und so haben wir es getan. Die Freude und die Genugtuung, welche wir darüber empfinden, daß es uns gelungen ist, die Werkzeuge eines höheren Willens zu sein, ist uns eine mehr als reichliche Belohnung, wenn hier überhaupt noch etwas gesprochen werden darf, worauf das Wort Belohnung Anwendung finden kann.«

»Aber, Monsieur, ich bin reich, sehr reich, reicher noch, als Sie zu denken scheinen!«

»Das freut mich, denn ich gönne meinem Nebenmenschen von Herzen gern alles, was er hat. Wenn Sie reich sind, so können Sie viel Gutes tun. Ihr Gläubiger bin nicht ich, sondern Gott ist es. Das Kapital können Sie ihm nie zurückerstatten, aber zahlen Sie ihm die Zinsen dadurch aus, daß Sie seinen weniger begüterten Kindern ein Wohltäter sind, welcher stets ein offenes Herz und eine offene Hand für sie hat.«

»Das werde ich, ja, das werde ich!« sagte er tief gerührt.
»Aber Sie sind doch auch weniger begütert als ich!«

»Es gibt der Güter verschiedene und auch viele Arten des Reichtums. Ich habe weder Gold noch Silber, aber ich bin dennoch ebenso reich wie Sie und möchte wohl schwerlich mit Ihnen tauschen.«

»Herr, das ist ein stolzes Wort, welches mich zum Schweigen zwingt, wenigstens was Ihre Person betrifft. Aber wenn ich

das, was Sie anzunehmen sich weigern, Ihren Gefährten gebe, so werden Sie mir doch diese Freude nicht verderben. Nein, das dürfen Sie nicht tun!«

»Was das betrifft, so sind diese Leute vollständig ihre eigenen Herren. Ich habe ihnen nichts zu befehlen; sie können tun und lassen, was ihnen beliebt.«

»Das freut mich. Sie werden ihnen also nicht abraten, mir zu erlauben, dankbar zu sein?«

»Nein. Ich weiß, daß die Zurückweisung eines dankbaren Herzens dasselbe beleidigt und mit einer schweren Last bedrückt. Handeln Sie also ganz nach Belieben! Ich bin überzeugt, daß Sie dabei die richtige Art und Weise finden werden; denn grad meine Gefährten haben Eigenheiten, unter denen ein ausgebildetes Ehrgefühl nicht die letzte und geringste ist.«

»So bitte ich herzlich, mir zu sagen, wie ich an jedem einzelnen am besten meine Schuld abzutragen vermag. Der Engländer – –«

»Kommt hier gar nicht in Betracht,« fiel ich ein. »Er ist Lord und mehrfacher Millionär. Ein aufrichtig gemeinter Händedruck ist ihm lieber als die kostbarste Gabe. Übrigens ist er nicht Ihr Gläubiger. Er selbst wurde ja gerettet!«

»So will ich Osko nennen?«

»Dessen Tochter ist an den Sohn eines steinreichen Großhändlers in Stambul verheiratet. Er kehrt dorthin zurück und wird alle seine Bedürfnisse auf das reichlichste befriedigt sehen. Ich weiß übrigens, daß er, bevor wir Edreneh verließen, von seinem Schwiegersohn mit reichlichen Mitteln für unsern Ritt versehen worden ist. Sie sehen also, daß er keines Geldes bedarf. Er ist ein Montenegriner; eine Gabe an Geld würde er vielleicht gar als Almosen betrachten und sich dadurch beleidigt fühlen.«

»Wie steht es mit Halef?«

»Der ist arm. Sein junges Weib ist die Enkeltochter eines arabischen Scheiks, der aber nie ein Rothschild gewesen ist.«

»So meinen Sie, daß ich ihn mit etwas Geld erfreuen könnte?«

»Ja. Wenn Sie es ihm nicht direkt bieten, sondern als Zei-

chen der Ehrerbietung für die ›Herrlichste der Frauen und Töchter‹, so werden Sie es ihm ermöglichen, mit Stolz in seine Heimat zurückzukehren und dann Ihrer zu gedenken.«

»Und Omar?«

»Ist noch ärmer. Er war, wie sein Vater, Führer über die Salzdecke des Schott Dscherid, ein fürchterlich waghalsiges Geschäft, wie ich selbst erfahren und auch erlebt habe. Sein Vater wurde, während er uns über den Schott führte, von Hamd el Amasat erschossen, und Omar verließ, vollständig mittellos, seine Heimat, um den Mörder zu suchen und die Bluttat zu rächen. Er ist von da aus, denken Sie sich, vom südlichen Tunesien aus, durch die Sahara, Ägypten und so weiter bis nach Konstantinopel und dann mit uns bis hierher gereist, ohne alles Geld, ein Meisterstück sondergleichen. Wenn er sich gerächt hat und nun von mir scheiden muß, steht er hilflos da in der Fremde und weiß nicht, wie er seine ferne Heimat erreichen soll. Zwar kann ich ihm wohl so viel bieten, als er nötig hat, seinen Hunger zu stillen, aber – – hm!«

Ich hatte mit Absicht die Lage Omars ein wenig ungünstiger geschildert, als sie in Wirklichkeit war. Dieser reiche Franzose konnte für den armen Araber schon ein wenig tiefer in den Beutel greifen. Er sagte auch gleich:

»Nun, so soll es mir ein großes Vergnügen machen, für ihn sorgen zu dürfen. Aber Osko darf ich also nichts anbieten?«

»Geld nicht. Ein kleines Andenken würde er annehmen.«

»Schön! Sie halten es also nicht für eine Beleidigung, wenn man irgend einen an sich nicht wertvollen Gegenstand als Souvenir angeboten bekommt?«

»Ganz und gar nicht.«

»Nun, so hoffe ich, auch Sie werden mir nicht zürnen, wenn ich Sie hiermit dringend ersuche, sich mit Hilfe dieses kleinen Cachet zuweilen meiner zu erinnern. Ich habe es nur als Berloque getragen und meinen Namen noch nicht eingravieren lassen; der Ihrige kann also leicht angebracht werden. Der Schut hatte mir natürlich auch die Uhr abgenommen, und ich bin nur durch Sie wieder in ihren Besitz gelangt. Wenn ich eine arme Berloque für Sie von der Kette löse, so kann dies hoffent-

lich keine Gabe sein, durch deren Größe Sie sich beleidigt fühlen.«

Bei diesen Worten nestelte der Kaufmann das kleine Petschaft von der Uhrkette und reichte es mir hin. Er nannte es eine arme Gabe. Nun, so arm war sie denn doch nicht. Die Berloque bildete eine kleine achtseitige Pyramide, welche aus einem sehr schönen, fleischfarbenen Topas bestand, fein in Gold gefaßt war und oben auf der Spitze eine Saphirkugel trug, immerhin ein Geschenk von einigen hundert Mark. Ich konnte es natürlich nicht zurückweisen, und er freute sich wirklich aufrichtig, als ich erklärte, es annehmen zu wollen.

Jetzt schlossen wir uns den Andern wieder an. Der Lord befand sich in einem sehr angeregten Gespräch mit den Damen. Er freute sich, da sie Französisch verstanden, seine Zunge wieder einmal in Bewegung bringen zu können, was ihm bei seiner mangelhaften Sprachkenntnis unter Türken und Arnauten nicht gut möglich gewesen war.

Er schilderte ihnen den miserablen Weg von hier bis Rugova und knüpfte daran die Versicherung, daß von dort aus die Straße nach Uskub von Ort zu Ort immer schlechter werde. Er erwähnte die Entbehrungen und Unbequemlichkeiten, welche sie während einer so langsamen Ochsenwagenreise zu erdulden haben würden, und bat sie am Schluß, doch wieder nach Skutari umzukehren und mit ihm nach Antivari zu reisen, wo der französische Dampfer sicherlich noch vor Anker liege und sie zur See und viel bequemer nach Saloniki bringen werde, von wo aus sie mit der Bahn nach Uskub fahren könnten.

Um meinen Rat gefragt, mußte ich ihm leider unrecht geben, was er mir nicht wenig übel zu nehmen schien. Der liebe Lord hatte Geld und Zeit genug, sich erlauben zu können, eine unter den Skipetaren gefundene Familie mittels Schiff nach Saloniki und auch noch weiter zu bringen. Er war in dieser Beziehung der echte, richtige Englishman, welcher die Erde als sein Eigentum betrachtet und gern überall seine Noblesse glänzen läßt.

So erreichten wir endlich den Newera-Khan. Die Damen stiegen aus, und wir begaben uns in die Stube. Dort hatte Ha-

lef bereits den Herrn und Gebieter gespielt, wie mir gleich der erste Blick sagte, welchen ich umherwarf. Hinten am Tisch saß der Wirt mit all den Seinen. Es waren ihrer noch mehr, als ich vorher beisammen gesehen hatte. Einige schmutzige Burschen, welche Knechte zu sein schienen, waren dazu gekommen. Am vorderen Tisch saßen die beiden Ochsenfuhrleute. Allen sah man es an, daß sie unter dem Zwang litten, welchen der Kleine ihnen aufgelegt hatte – sie waren seine Gefangenen.

Wie er es angefangen hatte, sich so in Respekt zu setzen, das fragte ich ihn nicht. Ich kannte ja seine Art und Weise. Er ging mit gravitatischen Schritten auf und ab, während Osko bei den Fuhrleuten saß. Dieser hatte die gespannten Pistolen vor sich liegen. In ihnen lag die Macht, welche die Beiden ausgeübt hatten.

Hart an der Wand lag Hamd el Amasat auf der Lehmdiele, noch immer so fest gebunden wie vorher. Er sah uns mit herausfordernden, trotzigem Blicken an.

Die Fuhrleute mußten Platz für die Frauen machen. Alle setzten sich, wo sie Raum fanden; nur ich blieb bei Halef stehen und fragte ihn leise:

»Hat Amasat dich erkannt?«

»Schwerlich! Wenigstens habe ich es ihm nicht angesehen, oder er hat es sich nicht merken lassen.«

»Du hast ihm nichts gesagt?«

»Kein Wort. Ich habe gar nicht mit ihm gesprochen. Desto mehr aber habe ich mit dem Wirt reden müssen. Er wollte sich nicht fügen, bis ich ihm die Pistole vor die Nase hielt.«

»Wozu?«

»Nun, ich mußte doch die ganze Gesellschaft gefangen nehmen!«

»Das hatte ich dir nicht befohlen.«

»War auch gar nicht nötig. Ich weiß auch, ohne daß es mir geboten wird, was getan werden muß. Wenn ich den Wirt mit seinen Knechten frei hätte umherlaufen lassen, so wäre er vielleicht gar auf den Gedanken gekommen, Hamd el Amasat mit Gewalt der Waffen zu befreien.«

Da hatte er freilich nicht ganz unrecht.

»Hast du dem Wirt gesagt, daß der Schut tot ist?«

»Nein. Da er Hamd el Amasat gebunden sieht, kann er sich wohl denken, wie die Sache steht.«

Ich hatte dem Hadschi diese Schweigsamkeit nicht zuge-
traut. Er ergriff doch sonst jede Gelegenheit, von großen Hel-
dentaten zu sprechen.

Da alle auf mich blickten, gebot ich Halef, dem Gefange-
nen den Lasso abzunehmen und ihm nur die Hände auf den
Rücken zu binden, damit er sich aufrecht setzen könne. Das
geschah. Anstatt mir für diese Erleichterung dankbar zu sein
oder sich wenigstens ruhig zu verhalten, fuhr er mich an:

»Warum bindet man mich? Ich verlange, daß ich freigelas-
sen werde!«

»Warte noch ein wenig,« antwortete ich. »Und sprich in ei-
nem andern Ton, sonst wird dir mit Hilfe der Peitsche Ehr-
erbietung beigebracht! Mit Dieben, Betrügern und Mördern
verkehrt man nicht so, wie mit ehrlichen Leuten.«

»Ich bin kein Dieb!«

»Nicht? Und doch hast du deinen Prinzipal dem Schut zu-
geführt, der ihm alles abnehmen mußte!«

»Ich kenne keinen Schut!«

»Lüge nicht! Damit kommst du bei uns nicht weit. Du
kannst gar nicht leugnen, daß du im Kara-Nirwan-Khan zu
Hause bist.«

»Ich bin nur ein einziges Mal dort gewesen, als ich Galingré
begleitete.«

»Und dann bist du nach Skutari zurückgekehrt und hast den
Angehörigen deines Prinzipals Befehle vorgeschwindelt, von
denen er gar nichts weiß! Übrigens hast du dich mit ande-
ren Untergebenen des Schut nach dem Kara-Nirwan-Khan be-
stellt.«

»Das ist nicht wahr!«

»Hast du einen Bruder?«

»Nein.«

»So kennst du keinen Mann, welcher Barud el Amasat
heißt?«

»Nein!«

»Und dessen Sohn den Namen Ali Manach Ben Barud el Amasat führte?«

»Auch nicht.«

»Und doch hast du an diesen Barud geschrieben!«

»Beweise es!«

»So kennst du wirklich nicht einen Zettel, dessen Inhalt lautet: *In pripeh beste la karanirwana chan ali sa panajir menezlikde?*«

Jetzt ging es wie ein Schreck über sein Gesicht, und er sagte weniger trotzig:

»Du sprichst von Dingen, welche mir völlig unbekannt sind. Ich bin mir keiner Schuld bewußt und werde meine Unschuld beweisen. Darum verlange ich, daß man mich freilasse!«

»Warum bist du denn entflohen, als ihr uns kommen sahet?«

»Weil der Andere floh.«

»Ah so? Kanntest du ihn?«

»Natürlich! Ich bin ja mit Galingré bei ihm gewesen. Er war der Wirt von Rugova.«

»Und dennoch stimmtest du ihm bei, als er sich für einen Andern ausgab, um diese Leute hier in die Felsenspalte zu führen?«

Er schwieg.

»Mir gegenüber hattest du die Kühnheit, mich aufzufordern, dich gefangen zu nehmen. Dieser Hohn ist dir schlecht bekommen. Ich konnte besser reiten als du dachtest, und werde dir nachher beweisen, daß du mich bereits früher als einen guten Reiter kennen gelernt hast.«

»Ich kenne dich nicht.«

Es war ihm anzusehen, daß er mit diesen Worten die Wahrheit sagte. Der Mann mußte seit jenem entsetzlichen Ereignis auf dem Schott Dscherid sehr viel erlebt haben, da er sich an uns nicht mehr erinnerte. Personen, welchen man unter solchen Verhältnissen begegnet, behält man unter gewöhnlichen Umständen lebenslang im Gedächtnis.

»Du kennst nicht nur mich, sondern auch noch einige Andere von uns,« sagte ich ihm. »Du mußt in letzterer Zeit so

viele Verbrechen begangen haben, daß es dir unmöglich ist, dich auf Einzelnes zu besinnen. Zunächst aber will ich dir sagen, daß es für dich gut ist, daß du keinen Bruder und keinen Brudersohn hast, denn Barud el Amasat und sein Sohn sind tot.«

Er machte eine Bewegung, als hätte er aufspringen wollen. Ich aber fuhr fort:

»Ali Manach wurde in Edreneh erschossen. Das wird dir unbekannt sein?«

»Es geht mich nichts an.«

»Und sieh dir einmal den Mann an, welcher an der Ecke des Tisches sitzt. Er heißt Osko und hat deinen Bruder Barud von dem Teufelsfelsen gestürzt, weil ihm derselbe seine Tochter Senitza geraubt hatte. Von dieser Tat deines Bruders weißt du wohl auch nichts?«

Er biß die Zähne fest zusammen und schwieg eine Weile. Sein Gesicht war dunkelrot geworden. Dann schrie er mich wütend an:

»Was erzählst du mir Sachen, die mich gar nichts angehen, von Personen, welche ich gar nicht kenne! Wenn du mit mir sprechen willst, so sprich mit mir. Sage mir die Gründe, warum ihr mich wie einen Dieb und Mörder behandelt!«

»Gut; sprechen wir von dir. Wir behandeln dich genau als denjenigen, der du bist. Du bist ein Mörder.«

»Schweig!«

»Ich will davon absehen, daß Galingré in dem Schacht von Rugova ermordet werden sollte; auch davon, daß ihr die Seinen hier töten wolltet. Ich will nur von den Mordtaten sprechen, welche du wirklich vollbracht hast.«

»Du mußt verrückt sein, denn nur der Wahnsinn kann dir solche Albernheiten vorspiegeln!«

»Nimm dich in acht! Sprich noch eine solche Beleidigung aus, so erhältst du die Peitsche! Hast du vielleicht von deinem Prinzipal, Monsieur Galingré, erfahren, daß er einen Bruder hatte, welcher drüben in Algerien, in Blidah, ermordet worden ist?«

»Ja. Er hat es mir erzählt.«

»Und der Sohn des Ermordeten verschwand auf eine ganz rätselhafte Weise?«

»Auch das sagte er mir.«

»Hast du vielleicht diesen Bruder oder dessen Sohn gekannt?«

Bei dieser Frage erbleichte er. Das sah man ganz genau, da er jetzt nicht mehr den Bart trug, welchen er in der Sahara gehabt hatte.

»Wie soll ich einen von ihnen gekannt haben,« antwortete er, »da ich nie in Blidah gewesen bin! Ich kenne weder Algerien, noch die dortigen Länder oder die Wüste. Ich bin ein Armenier und von meinem Vaterland aus nur nach Stambul und hierher gekommen.«

»Ein Armenier bist du? Sonderbar! Grad ein Armenier sollte es sein, welcher Galingré ermordet hatte!«

»Das geht mich nichts an. Es gibt hunderttausende von Armeniern.«

»Ja, das ist richtig; aber viele von ihnen verleugnen ihre Abstammung. So z. B. kenne ich einen, der sich für einen Angehörigen der Uëlad Hamalek ausgegeben hat.«

Er nagte an der Unterlippe. Aus seinen Augen schoß ein Blick auf mich, als ob er mich mit denselben durchbohren wollte. Es mochte ihm die Ahnung kommen, daß seine Vergangenheit mir genauer bekannt sei, als er geglaubt hatte. Er sann sichtlich darüber nach, wo er mir bereits begegnet sei, kam aber wohl nicht zur Klarheit, denn er rief zornig:

»Sprich doch von Sachen und Personen, die ich kenne. Der Stamm der Uëlad Hamalek ist mir unbekannt. Auch kann ich keinen Bruder haben, welcher Barud el Amasat heißt, denn mein Name ist Hamd en Nassr.«

»Nicht Hamd el Amasat?«

»Nein.«

»So! Also Hamd en Nassr heißest du. Da besinne ich mich auf einen Menschen, welcher sich Abu en Nassr nannte. Hast du den Mann nicht gekannt?«

Jetzt öffnete er den Mund und stierte mich aus großen Augen erschrocken an.

»Nun, antworte!«

Aber er antwortete nicht. Das Weiße seiner Augen färbte sich rot, und die Adern seiner Stirne schwellen dick an. Er schluckte und schluckte und brachte kein Wort hervor. Ich fuhr fort:

»Dieser Abu en Nassr führte seinen Namen ›Vater des Sieges‹ deshalb, weil er einmal dem Wekil der Oase Kbilli einen Dienst geleistet hatte, welcher einige Tapferkeit erforderte. Besinne dich!«

Die Züge seines Gesichtes schienen steif geworden zu sein. Er lallte einige Worte, welche niemand verstehen konnte.

»Dieser Abu en Nassr war der Mörder Galingrés. Er ermordete dann auch dessen Sohn in der Wüste. Er ermordete ferner den Führer Sadek auf dem Schott Dscherid. Ich traf auf die Leiche des jungen Galingré und – –«

Da unterbrach er mich. Er stieß einen kreischenden unartikulierten Schrei aus und schnellte sich, obgleich ihm die Hände gebunden waren, aus der sitzenden Stellung auf die Füße empor.

»Uskut, el kelb el dschirbahn – verstumme, du räudiger Hund!« brüllte er mich an, und sonderbarerweise im Arabisch jener Gegend, in welcher ich damals mit ihm zusammengetroffen war. »Jetzt weiß ich, wer du bist! Jetzt erkenne ich dich! Du bist jener stinkende Deutsche, welcher mich bis Kbilli verfolgte! Deine Väter und Urväter sollen verflucht sein, und an deinen Kindern und Kindeskindern sollen alle Übel des Leibes und der Seele haften! Jede Stunde muß dir ein neues Unglück bringen und – –«

»Und dieser Augenblick dir die Peitsche!« unterbrach ihn Halef, indem er herbeisprang und aus allen Kräften auf ihn losschlug. »Erkennst du nicht auch mich, du Sohn einer Hündin und du Enkel einer verfaulten Hyäne? Ich bin jener kleine Hadschi Halef Omar, der bei diesem Effendi war, als er dich traf!«

Hamd el Amasat bewegte sich nicht. Er nahm die Streiche hin, ohne den Fuß von der Stelle zu rühren. Er starrte den

Kleinen an und schien die Hiebe gar nicht zu fühlen, welche er bekam.

»Und erkennst du nicht auch mich?« fragte Omar, indem er langsam herbeitrat und Halef auf die Seite schob. »Ich bin Omar, der Sohn Sadeks, den du auf dem See Dscherid ermordet hast, so daß er nun unter dem Salz im fließenden Sand begraben liegt und niemand die Stelle besuchen kann, um an ihr zu Allah und dem Propheten zu beten. Ich bin dir gefolgt von Kbilli aus. Allah hat nicht gewollt, daß ich dich fand. Er hat dir Zeit geben wollen zur Reue und Buße. Da du es aber ärger getrieben hast, als vorher, so hat er dich nun endlich in meine Gewalt gegeben. Mache dich bereit! Die Stunde der Rache ist da! Du entkommst mir nicht wieder, und unter deinen Füßen öffnet sich bereits die Dschehenna, um deine Seele zu empfangen, welche verflucht und verdammt ist für alle Ewigkeit!«

Welch ein Unterschied zwischen diesen Beiden! Omar stand ruhig, stolz und hochaufgerichtet da. In seinem Gesicht war nicht die Spur einer Leidenschaft, des Hasses, der Rache zu sehen. Nur kalte, finstere Entschlossenheit lag über demselben ausgebreitet. Hamd el Amasat zitterte, nicht vor Angst, sondern vor Grimm. Seine Züge verzerrten sich zur Fratze. Seine Brust wogte, und sein Atem flog.

»Ja mlahjiki, ja schijatin,« zischte er, »laisch ana jasihr – o ihr Engel, o ihr Teufel, warum bin ich gefangen! Hätte ich meine Hände frei, so würde ich euch erwürgen, euch alle – alle!«

»Du sollst deinen Willen haben,« antwortete Omar. »Du hast dir dein Urteil selbst gesprochen. Du sollst erwürgt werden ohne Gnade und ohne Barmherzigkeit. Effendi, hast du noch mit ihm zu sprechen?«

Die Frage war an mich gerichtet.

»Nein,« antwortete ich. »Er hat nicht geleugnet. Ich bin fertig mit ihm.«

»So fordere ich, daß du ihn mir überlässest!«

»Es sind noch Andere da, welche Anspruch auf ihn machen können.«

»Aber mein Anspruch ist der größte und älteste. Wer will sich melden, um ihn mir zu entreißen?«

Er sah sich im Kreise um. Niemand antwortete. Was sollte ich machen? Ich wußte, daß weder eine Bitte, noch Drohung, noch ein Befehl beachtet worden wäre. Doch fragte ich:

»Willst du ihn feig ermorden? Willst du – –«

»Nein, nein!« fiel er mir in die Rede. »Osco hat den Bruder dieses Menschen nicht ermordet, sondern ehrlich und stolz mit ihm gekämpft. Das werde auch ich tun. Ich bin kein Henker. Bindet ihn los! Ich lege meine Waffen ab. Er will mich erwürgen; nun, er mag kommen! Gelingt es ihm, mich zu töten, so mag er frei sein und gehen können, wohin er will.«

Also ein Duell! Ein schauriges zwar, aber doch ein – Duell. Meine Ansicht über das Duell, welches ich allerdings verwerfe, war hier gleichgültig. Wenn die höchststehenden Vertreter der Zivilisation sich wegen eines schnellen Wortes nach dem Leben trachten und es für eine Ehrlosigkeit halten, dies nicht zu tun, durfte ich da diesen ungebildeten Araber verdammen, wenn er Genugtuung vom Mörder seines Vaters verlangte? Ich sagte nichts und trat zurück.

»Ja, nehmt mir die Fessel ab!« schrie Hamd el Amasat. »Ich werde den Schurken erwürgen, daß seine Seele nicht aus dem Leib und zur Hölle fahren kann!«

Omar entledigte sich seiner Waffen und stellte sich in die Mitte der Stube. Alle an den Tischen Sitzenden standen auf und zogen sich in die Ecken zurück. Die Damen Galingré versteckten sich so, daß sie nichts sehen konnten. Ich stellte mich an die Türe, um Hamd el Amasat den Ausgang zu verwehren, falls er sich dem Kampf durch die Flucht entziehen wollte. Aber das schien ihm gar nicht einzufallen. Er keuchte förmlich vor Verlangen, frei zu werden und sich auf den Gegner zu werfen.

Halef band ihm die Arme los, und nun standen sich die Beiden gegenüber, einander mit den Augen messend.

Niemand sagte ein Wort. Hamd el Amasat war länger und sehniger als Omar. Dieser hatte eine größere Geschmeidigkeit vor jenem voraus, und die Ruhe, welche er bewahrte, ließ hoffen, daß er Sieger sein werde. Wunden konnte es nicht geben, da nur mit den Händen gekämpft wurde.

»So komm heran!« schrie Hamd el Amasat, indem er drohend die jetzt freien Fäuste ausstreckte, anstatt sich, wie ich geglaubt hatte, auf Omar zu werfen.

Die Ruhe desselben schien ihm doch zu imponieren. Es war aber auch wirklich überraschend, daß sich nicht die Spur der leisesten Erregung bei dem Sohne Sadeks zeigte. Er hatte die Miene und Haltung eines Mannes, welcher ganz genau weiß, daß er Sieger sein wird.

»Komm du zu mir, wenn du Mut hast!« antwortete er. »Aber blicke vorher hinaus! Dort drüben erscheint die Sonne über dem Wald. Schau sie dir noch einmal an, denn du wirst sie nie wieder sehen, sondern in Nacht und Grauen versinken. Hier hast du meinen Hals, um mich zu erwürgen. Ich werde dich nicht hindern, deine Hände um denselben zu legen.«

Das war sonderbar. Welche Absicht hatte er doch? Er trat dem Gegner um zwei Schritte näher, hob das Kinn empor, so daß sein Hals leichter zu fassen war, und legte die Hände auf den Rücken. Hamd el Amasat ließ sich diese vortreffliche Gelegenheit nicht entgehen. Er tat einen Sprung auf ihn zu und krallte ihm die beiden Hände um die Gurgel.

Kaum war das geschehen, so warf Omar seine beiden Arme nach vorn und legte dem Feind die Hände an den Kopf, so daß die vier Finger jeder Hand auf die Ohren und nach hinten, die beiden Daumen aber nach vorn auf die Augen zu liegen kamen.

»Hund, dich habe ich!« knirschte Hamd el Amasat in satanischer Freude. »Mit dir ist es vorbei!«

Er drückte Omars Hals so fest zusammen, daß dieser blaurot im Gesicht wurde. Aber ich sah, was der Araber beabsichtigt hatte. Er verschmähte es, noch eine Antwort zu geben. Eine kleine Bewegung seiner Daumen, ein kräftiger Druck derselben, und Hamd el Amasat stieß ein Geheul aus, wie ein verwundeter Panther, und ließ die Hände von dem Hals seines Gegners los, denn dieser hatte ihm – beide Augen ausge-
drückt.

Der Verletzte fuhr sich mit den Händen nach den Augen und hielt nicht inne mit seinem Gebrüll. Er war verloren, denn

nun konnte Omar ihn bequem erwürgen. Die Szene, welche nun folgen mußte, war zu entsetzlich; ich wendete mich und ging zur Türe hinaus. Meine ganze Seele wollte sich gegen dieses Geschehnis aufbäumen. Dieses Blenden und dann Abwürgen des Feindes kam mir geradezu diabolisch vor; aber konnte man Mitleid mit einem Menschen wie Hamd el Amasat haben, welcher schlimmer als ein Teufel gehandelt hatte? Gibt es nicht irgendwo ein hochzivilisiertes Volk, bei welchem es das eifrige Bestreben der Preisboxer ist, einander die Augen auszustossen, und die Lords, Gentlemen und Ladies kommen gelaufen und zahlen – fünfzig, hundert und noch mehr Dollars oder Guineen, um sich dieses herrliche Schauspiel anzusehen und auf den Ausgang des Kampfes um den Gesamtbetrag von Hunderttausenden zu wetten!

Draußen stand die Sonne hell und strahlend über dem Horizont. Ich dachte an die Worte des heimatlichen Dichters:

»Herrlich tritt die Sonn' auf ihre Wolke,
Doch den Wahn, der Menschen noch betört,
Strahlt sie nicht hinweg von diesem Volke,
Welches ewig, ewig sich zerstört.«

Drin in der Stube war es ruhig geworden. Das Brüllen hatte aufgehört. War Hamd el Amasat nun tot? Da ging die Türe auf, und Omar kam heraus.

»Ist's zu Ende?« fragte ich schaudernd.

Er hatte das Messer und die Pistolen wieder im Gürtel stecken. Der Kampf mußte also vorbei sein.

»Ja,« antwortete er. »Die Rache ist vollendet, und die Seele meines Vaters wird befriedigt auf mich niederblicken. Ich darf nun meinen Bart scheren und in die Moschee zum Gebet gehen, denn das Gelübde, welches ich auf dem Schott tat, ist nun erfüllt.«

»So schafft die Leiche fort! Ich mag sie nicht sehen.«

»Diese Leiche brauchen wir nicht fortzuschaffen. Sie wird gehen, wohin es ihr beliebt.«

»Wie? Er ist nicht tot? Er lebt noch?«

»Ja, Sihdi. Ich dachte an dich und daran, daß du die Tötung eines Menschen verabscheust. Ich habe Hamd el Amasat nur geblendet. Als er dann hilflos vor mir stand, konnte ich es nicht über mich gewinnen, ihn zu töten. Er mag sein dunkles Leben langsam zu Grab schleppen. Er hat das Licht seiner Augen verloren und wird nun keinem Menschen mehr schaden können. Und jetzt ist ihm noch eine Zeit gegeben, sich seiner Taten zu erinnern und sie zu bereuen. Habe ich recht gehandelt?«

Was sollte ich antworten? Ich erinnerte mich daran, daß hochstehende christliche Rechtslehrer die Forderung stellten, die Verbrecher zu blenden, weil man sie dadurch, ohne sie zu töten, für die menschliche Gesellschaft unschädlich mache. Ich nickte stumm und kehrte in die Stube zurück.

Unter der Türe begegnete mir der Wirt, welcher mit Hilfe eines Knechtes Hamd el Amasat herausführte, um ihn am Brunnen mit Wasser zu kühlen.

»Es ist vorüber, Herr!« rief Halef mir entgegen, »und wir sind einverstanden, daß der zehnfache Mörder nicht getötet worden ist. Das Leben wird für ihn schlimmer sein, als der Tod. Was aber soll nun mit den Bewohnern dieses Newera-Khan geschehen? Sie sind mit dem Schut einverstanden gewesen.«

»Laßt sie laufen! Sie gehen uns nichts an. Es ist mehr als genug geschehen. Mir graut vor diesem Lande. Beeilen wir uns, es zu verlassen! Ich mag es niemals wiedersehen.«

»Du hast recht, Herr. Auch ich habe nicht Lust, länger an diesem Ort zu bleiben. Unsere Pferde stehen draußen. Reiten wir fort!«

So schnell ging das freilich nicht. Galingré ritt nicht weiter mit uns, er kehrte um; ebenso Ranko, welcher die Wagen bis Rugova begleiten wollte. Da gab es noch vieles zu besprechen. Und dann wollte keiner der Erste sein, welcher das Wort des Abschiedes in den Mund nahm.

Ich ging indessen hinaus zum Brunnen. Es erschien mir nicht menschlich, Hamd el Amasat den unkundigen Händen des Wirtes zu überlassen. Aber kaum hörte der Verletzte meine Stimme, so schleuderte er mir Flüche und Verwünschungen

entgegen, welche mich augenblicklich umkehren ließen. Ich wanderte eine Strecke in die lautlose Morgenstille hinein. Kein Vogel ließ sich hören, kein Geräusch gab es rings umher. Das war der geeignete Ort zum Insichschauen: aber je tiefer dieser Blick nach innen dringt, desto mehr sieht man ein, daß der Mensch nichts ist, als ein zerbrechliches Gefäß, mit Schwächen, Fehlern und – – Hochmut gefüllt!

Als ich dann zurückkam, wurde von der Familie Galingré und von Ranko Abschied genommen. Diesem Letzteren gaben wir das Packpferd wieder mit. Wir brauchten es nicht. Nachdem sich die Wagen in Bewegung gesetzt hatten, standen wir und blickten ihnen nach, bis sie im Osten verschwanden. Dann stiegen wir auf. Weder der Wirt, noch einer seiner Leute ließ sich sehen. Sie waren froh, uns aufbrechen zu sehen, und hüteten sich wohl, ein Ade zu erhalten, welches jedenfalls nichts weniger als freundlich geklungen hätte.

So verließen wir denn still den Ort, welcher das letzte Ereignis unserer langen, langen Reise gesehen hatte. Nach einer Viertelstunde ging die kahle Ebene zu Ende und der Wald umfing uns wieder mit seinen grünen Armen. Halef, Omar und Osko machten sehr freundliche, zufriedene Gesichter. Der Hadschi blickte mich oft von der Seite an, als ob er mir etwas Freudiges mitzuteilen habe. Osko hatte sein mit silbernen Borden verbrämtes Mindan {Jacke} vorn weit offen stehen, was ganz gegen seine Gewohnheit war. Ich bemerkte sehr bald den Grund. Er wollte die breite, goldene Kette sehen lassen, welche an seiner Weste hing. Er hatte also die Uhr Galingrés zum Geschenk erhalten.

Als er den Blick bemerkte, welchen ich auf die Kette warf, schilderte er mir seine Freude, ein so wertvolles Andenken erhalten zu haben. Das öffnete dem Kleinen endlich den Mund.

»Ja, Sihdi,« sagte er, »der Franzose muß sehr reich sein, denn er hat uns mit Papieren bedacht, auf welchen Wappen und Ziffern zu lesen sind.«

Er meinte wohl Banknoten.

»Was sind es für Papiere?« fragte ich. »Wohl Rechnungen, welche ihr aus euern Taschen für ihn bezahlen sollt?«

»Was denkst du von ihm! Er wird seine Schulden von uns bezahlen lassen! So ein Mann wie er ist überhaupt keinem Menschen etwas schuldig. Nein, was wir erhalten haben, das sind Geldzettel, wie man sie im Abendlande anstatt des Goldes und Silbers hat. Ich habe mehrere solcher Zettel, und er hat sie mir für Hanneh, die Schönste und Freundlichste unter den Frauen und Töchtern, gegeben.«

»Und du willst sie ihr mitnehmen?«

»Natürlich!«

»Das wäre nicht klug von dir, Halef. Im Land der Schammar und Haddedihi kannst du sie nicht in Gold oder Silber umwechseln. Das mußt du hier in Skutari tun.«

»Aber wird man mich da nicht betrügen? Ich weiß nicht, welchen Wert diese Zettel besitzen.«

»Das kann ich dir gleich sagen; auch werde ich mit dir zum Geldwechsler gehen. Zeige sie mir einmal!«

Er zog schmunzelnd seinen Beutel hervor, öffnete ihn und reichte mir die ›Geldzettel‹ hin. Es waren englische Banknoten. Galingré hatte ihm wirklich ein sehr nobles Geschenk gemacht.

»Nun?« fragte Halef. »Sind es hundert Piaster?«

»Viel, viel mehr, mein Lieber! Du kannst die Summe gar nicht erraten. Diese Banknoten haben einen Wert von mehr als zwölftausend Piaster. Du würdest dreitausend Franken dafür bekommen, wenn du französisches Geld haben wolltest. Ich rate dir aber, lieber Maria-Theresienthaler zu nehmen, wenn du sie bekommen kannst, denn diese gelten dort, wo Hanneh, die prächtigste der Blumen, duftet.«

Er sah mich wortlos an und schüttelte den Kopf. Ein solches Geschenk ging über seinen kleinen finanziellen Horizont. Omar zog schnell auch seinen Beutel hervor. Er hatte mehr erhalten. Als Franzose hatte Galingré zwar englisches Geld gegeben, aber nach französischen Werten gerechnet, wie ich wohl bemerkte. Omar hatte fünftausend Franken erhalten, eine ungeheure Summe für diese beiden anspruchlosen Leute! Das waren fürstliche Geschenke! Aber Galingré war von der sehr richtigen Überzeugung ausgegangen, daß er und die Seinen

ohne uns nicht mehr leben würden; was waren schließlich achttausend Franks für einen Mann, der ein solches Vermögen besaß.

Natürlich ergingen sich die Beiden in Ausrufungen des größten Glückes.

»Welch ein Reichtum!« rief Halef. »Hanneh, die Geliebte meiner Seele, ist von diesem Augenblick das vornehmste Weib unter allen Frauen und Enkelinnen der Ateïbeh und Haddediñ. Sie kann fragen, was die Herden sämtlicher Stämme der Schammar kosten, und sich mit Seide aus Hindistan bekleiden und ihr schönes Haar mit Perlen und Edelsteinen schmücken. Ihre Gestalt wird in den Wohlgerüchen Persiens schwimmen, und mit ihren Füßchen wird sie einhergehen in den Pantoffeln der Prinzessinnen. Ich aber werde den besten Latakia rauchen, und meine Masu'ra wird aus einem Rohr vom besten Rosenholz, und die Bizz min kahrubah soll so groß sein, daß ich sie gar nicht in den Mund bringen kann!«

Diese überschwengliche Vorstellung von der Größe seines Vermögens konnte ihn leicht zur Verschwendung treiben. Ich erklärte ihm also durch verschiedene Aufzählungen, daß sein Besitz nicht im entferntesten so bedeutend sei, wie er denke.

Omars Freude war eine stillere. Er lächelte glücklich vor sich hin und sagte:

»Galingré hat mir das gegeben, wonach ich mich so sehr sehne; ich kann mir nun eine Heimat erwerben. Ich werde mit Halef zu den Haddediñ gehen und mir ein Kamel, einige Rinder und eine Herde Schafe kaufen. Dann finde ich wohl auch eine liebliche Tochter des Stammes, welche mein Weib werden will. Hamdulillah! Allah sei Dank! Ich weiß nun, daß ich leben kann.«

Der Lord hatte, wenn nicht alles, aber doch die Hauptsache verstanden. Er brummte:

»Unsinn! Galingré! Kaufmann! Ich bin ein Lord von Altengland und kann auch Geschenke geben. Muß aber nicht gleich sein! Was sagt Ihr dazu, Master, daß diese Beiden nach den Weideplätzen der Haddediñ wollen? Wie kommen sie hin? Welchen Weg schlagen sie ein? Würde es nicht am besten sein,

wenn sie per Schiff nach Jaffa führen und von da aus quer durch Palästina nach Bosra im Dschebel Hauran ritten? Sie würden da den Weg erreichen, auf welchem Ihr damals aus dem Land der Haddedihi gekommen seid.«

»Das wäre freilich das Allerbeste. Aber wo bekommen sie ein Schiff nach Jaffa? Und bedenkt das Geld, welches sie bezahlen müssen!«

»*Pshaw!* Habe ich nicht den Franzosen unten im Hafen liegen? Er bringt uns hin. Zahle alles! Können auch sämtliche Pferde mit an Bord nehmen und sie dann, wenn wir landen, den Beiden schenken. Wir gehen mit bis nach Jerusalem.«

»Wir? Wen meint Ihr da?«

»Euch und mich natürlich!«

»Oho! Ich muß heim.«

»Unsinn! Habe mich genug geärgert, daß wir auf unserm Ritt von Damaskus nach dem Meer Jerusalem zur Seite liegen lassen mußten. Können das nachholen. Auf einige Wochen kann es Euch nicht ankommen. Schlagt ein! Wie gesagt, ich bezahle alles.«

Er hielt mir die Hand hin.

»Muß es mir erst überlegen, Sir,« antwortete ich.

»So überlegt es schnell, sonst schwimme ich nach Jaffa, bevor Euch der richtige Gedanke gekommen ist. *Well!*«

So war er! Sein Gedanke gefiel mir sehr, und im Stillen redete ich selbst mir zu, auf denselben einzugehen.

Indessen hatten wir Gori erreicht, kamen nach nicht ganz zwei Stunden nach Skala und ritten dann von der Höhe nach Skutari hinab, dem Endpunkt unserer Reise durch das Land der Skipetaren.

Lindsay hatte Halef und Omar seinen Plan mitgeteilt; derselbe wurde mit Entzücken aufgenommen, und die Beiden drangen so stürmisch in mich, daß ich schließlich nachgeben mußte, was, offen gestanden, gar nicht so ungern geschah. Es ging mir jetzt wie immer: ich war länger von der Heimat entfernt, als es in meiner ursprünglichen Absicht gelegen hatte.

Wir stiegen im Gasthof des Anastasio Popanico ab, welcher allerdings nur zwei Fremdenzimmer hatte, die glücklicher-

weise nicht besetzt waren. Hier konnten wir uns gründlich restaurieren und das Gefühl, halb wilde Menschen geworden zu sein, von uns werfen.

Der Lord schickte also sofort einen Expressen nach Antivari, um dem Kapitän seinen neuen Reiseplan mitzuteilen, und ich hatte nichts Eiligeres zu tun, als zu einem Barbier zu gehen und mich dann mit einem neuen Anzug und frischer Wäsche zu versorgen. Daß wir alle ein sehr gründliches Bad nehmen mußten, verstand sich ganz von selbst.

Dann spielten wir die Herren und ließen uns auf dem Skutarisee, von welchem aus die Stadt einen wunderschönen Anblick bietet, spazieren fahren. Als wir nach Hause kamen, wartete ein Polizeibeamter, bei welchem sich drei rot gekleidete Kawassen befanden, auf uns; der Wirt hatte uns angemeldet. Als der Mann meine Pässe sah, zog er sich unter den ehrerbietigsten Verbeugungen zurück, wozu wohl das reiche Bakschisch, welches der Lord ihm gab, das meiste beigetragen hatte.

Skutari trägt, obgleich es am adriatischen Meer liegt, einen durchaus orientalischen Charakter. Es liegt teils in einer fruchtbaren Ebene, teils auf einer Hügelgruppe, welche diese Ebene begrenzt und auf ihrem höchsten Punkt ein verfallenes Kastell trägt. Diese Stadt besteht eigentlich aus mehreren Dörfern, welche miteinander verbunden und deren Häuser fast ausschließlich aus Holz gebaut sind.

Osko blieb einen Tag lang da; dann verabschiedete er sich von uns, um hinauf nach Allia und von da über Plavnicza nach Rieka zu reiten, wo er früher gewohnt hatte. Eine Fahrt über den See hätte ihn viel schneller hingebracht. Aber er glaubte, seinen Sacken, auf den er sehr stolz war, nicht den trügerischen Wellen anvertrauen zu dürfen.

Die Trennung wurde ihm und uns schwer. Er versprach, bei seiner Rückkehr nach Edreneh und Sambul seine Verwandten von uns zu grüßen und sie zu veranlassen, einmal an mich zu schreiben. Wir gaben ihm eine Strecke weit das Geleite.

Der von dem Lord nach Antivari gesandte Bote kam erst am zweiten Tag zurück, denn man hat elf bis zwölf Stunden zu

reiten, um von der einen Stadt nach der andern zu gelangen. Er meldete, daß der Kapitän an der Riva von Antivari liege, zu jeder Stunde bereit, uns aufzunehmen. Da uns nichts hier in Skutari hielt, brachen wir am nächsten Morgen sehr zeitig auf.

Wir fühlten uns bald sehr froh, so gute Pferde zu besitzen, denn der Weg ist ein ungemein schlechter. Trinkbares Wasser für uns und die Pferde war nur an einer einzigen Stelle zu bekommen, welche wir um die Mittagszeit erreichten. Sie lag hoch oben auf dem Gebirgsrücken, welcher sich zwischen den beiden Städten bis an das Meer hinzieht.

Der jenseitige Abfall des Berges war so steil, daß wir aus dem Sattel steigen mußten, um die Pferde zu schonen. Von da aus blitzte uns aus der Tiefe das Meer entgegen, welches uns auf seinem dienstbereiten, oft aber auch widerstrebenden Rücken davontragen sollte. Erst eine Stunde vor der Stadt wurde das Terrain so eben, daß wir wieder reiten konnten.

Die Stadt Antivari, welche mit der Festung auf einem niedrigen Ausläufer des Gebirges liegt, wurde von uns nicht berührt, da wir gleich an die Riva wollten. Dort waren vier Häuser an den Strand gebaut, ein Kontumazgebäude, das Agenturhaus des österreichischen Lloyd, ein Zollhaus und ein Wirtshaus. In letzterem kehrten wir ein. Es war fünf Uhr nachmittags, als wir da anlangten.

Die folgende Nacht blieben wir im Wirtshause; am andern Morgen schifften wir uns mit den Pferden ein, und dann entschwand die Küste des Skipetarenlandes sehr bald unsern Blicken.

Wie wir nach Jaffa und el Kudsischscharif {Jerusalem, die »heiligedle«} gekommen sind, davon vielleicht ein anderes Mal. Für jetzt ist nur noch zu erwähnen, daß der Lord den Hadschi und Omar auch sehr reich beschenkte, und daß ich meinen ›Freund und Beschützer‹ bat, mir einmal zu schreiben. Er möge den Brief nach Mossul senden, von wo aus er wohl an mich gelangen werde. Zu diesem Zweck nahm er Papier mit, und ich schrieb auf ein Kuvert meine Adresse in türkischer und französischer Sprache.

Zwei Monate nach meiner Heimkehr langte denn auch dieses Schreiben bei mir an. Halef hatte geglaubt, weil die Adresse türkisch sei, müsse auch der Inhalt in dieser Sprache gehalten sein. Sein Türkisch war gar wunderbar mit Arabisch vermengt, und seine zwar der Waffe, aber nicht der Feder gewohnte Hand hatte gar manchen muntern Schreibepudel fertig gebracht; aber der Brief war ebenso kurz, wie gut gemeint, und verursachte mir große Freude. Hier sein Inhalt, natürlich aber in Transskription:

»Sewgülü sihdim!

En ni' mi es sallam Allahdan! Geltik ben we Omar ben Sadek. Surur we bacht her tarafda. El massahri! Ez zerh! Iftichahr, esch scharaf, ez zewk! Kara Ben Nemsî Emir el baraki, el muhab' bi, lilizizkar, es sallah! Hanneh el mu sajira, Bint Amschah Bint Malek el Ateibeh sahlîm kwaijisa, hejrana. Kara Ben Hadschi Halef oghul ewladim bir kahreman; arb' in tamrin fard marra jutar; ja Allah, ja Samah!!! Omar Ben Sadek Sahama Bint Hadschi Schukar esch Schamain Ben Mudal Hakuram Ibn Saduk Wesilegh esch Schammar awret almar; bir maldar, we güzel kyz. Allah sahna pek eji hawa bakschischlar we gyzel hawanyn kejfijeti. Rih el husahn pek kemterin we terbijeli sallam werir. Omar Ben Sadek wahid eß Ssiwan el kwaijis ile bir hamat el musajira. Daha jakynda awret al! Allah seni arka olsun! Dajma choschmud ol, tazirleme! Seni sewilim! Möhüri feramusç et! Chaten we lök benim jok! Daima hünerli ol, kahabat we günah sawul! Gel baharin! Daima uslu, edebli, mürüwetli, we serschoschluk sakin!

Düz dolu ittibar, tekrîm, tewazu we ybadet yrzehli
sadyk achbabin, himajetdschin we ajal pederi

Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas
Ibn Hadschi Dawud al Gossarah.«

Und dieser hochinteressante Schreibbrief lautet, ins Deutsche übersetzt, wörtlich:

»Mein lieber Sihdi!

Gnade und Gruß Gottes! Wir sind angekommen, ich und Omar. Freude und Glück überall! Geld! Panzer! Ruhm, Ehre, Wonne! Kara Ben Nemsî Emir sei Segen, Liebe, Andenken, Gebet! Hanneh, die Liebenswürdige, die Tochter Amschas, der Tochter Maleks, des Ateîbeh, ist gesund, schön und entzückend. Kara Ben Hadschi Halef, mein Sohn, ist ein Held. Vierzig getrocknete Datteln verschlingt er in einem Atem; o Gott, o Himmel! Omar Ben Sadek wird heiraten Sahama, die Tochter von Hadschi Schukar esch Schamain Ben Mudal Hakuram Ibn Saduk Wesilegh esch Schammar, ein reiches und schönes Mädchen. Allah schenke dir sehr gutes Wetter und schöne Witterung! Rih, der Hengst, grüßt sehr ergebenst und höflich. Omar Ben Sadek hat ein gutes Zelt und eine liebenswürdige Schwiegermutter. Heirate auch bald! Allah beschütze dich! Sei stets zufrieden, und murre nicht! Ich liebe Dich! Vergiß das Siegel; ich habe weder ein Petschaft, noch Siegellack! Sei immer tugendhaft, und meide die Sünde und das Verbrechen! Komme im Frühjahr! Sei immer mäßig, bescheiden, zuvorkommend, und fliehe die Betrunkenheit!

Voller Hochachtung, Ehrerbietung, Demut und Anbetung Dein ehrlicher und treuer Freund, Beschützer und Familienvater

Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas
Ibn Hadschi Dawud al Gossarah.«

Anhang

Mit der letzten Zeile des vorigen Kapitels war unser Ritt zu Ende, und es sollte nun eigentlich das Schlußzeichen zu sehen sein, doch sehe ich mich zu meiner Freude gezwungen, einen Anhang folgen zu lassen.

Ich sage, zu meiner Freude, denn viele Hunderte von Zuschriften aus allen Gegenden des Vater- und auch des Auslandes haben mir bewiesen, welch ein inniges Seelenbündnis sich zwischen meinen Lesern und mir herausgestaltet hat. Was die Zeitungen über die bisherigen sechs Bände schreiben, ist außerordentlich erfreulich und ehrenvoll; weit, weit tiefer aber berührt es mich, aus so vielen Privatbriefen von Alt und Jung, Vornehm und Einfach, Hoch und Niedrig zu vernehmen, daß nicht nur ich der Freund meiner Leser geworden bin, sondern auch meine Gefährten, von denen ich erzählte, sich eine ebenso große wie allseitige Teilnahme erworben haben.

Besonders ist es mein guter, treuer Hadschi Halef Omar, nach dessen späteren Schicksalen und gegenwärtigen Verhältnissen ich gefragt werde. Aus Kreisen, welche dem Throne nahe stehen, und aus der kleinen Arbeiterhütte, aus der teuren Goldfeder des Millionärs und der zitternden Hand der armen Witwe, vom Boudoir der Weltdame ebenso, wie aus der ernsten Klausur des Klosters, von der Schulbank des Kadetten oder Gymnasiasten und aus der Schreibmappe des kleinen, munteren Pensionsbackfischchens habe ich Anfragen erhalten, welche meist den wackeren Hadschi betreffen. Ich kann getrost sagen, daß dieses mir so liebe Kerlchen sich alle Herzen, und nicht etwa bloß das meinige, erobert hat.

Was will man da nicht alles über ihn wissen! Ich könnte Briefe über Briefe schreiben und würde doch nie fertig werden, denn es gehen täglich immer wieder neue Fragen ein. Ich soll noch mehr, viel mehr von ihm erzählen. Ich soll sagen, ob, wann, wo und wie ich wieder mit ihm zusammengetroffen bin und was ich da mit ihm erlebt habe. Ich kann wirklich nicht anders, ich muß diese Bitten, so gut es geht, schon jetzt und hier zu erfüllen suchen und bemerke dabei zugleich, daß

in späteren Bänden noch oft und viel von Halef die Rede sein wird. Was diese Bände nicht bringen, soll hier erzählt werden, nämlich mein nächstes Zusammensein mit dem treuen Diener und Begleiter, welcher zugleich mein aufopferungsfähigster Freund gewesen ist.

Dabei werden auch die Wünsche derjenigen erfüllt werden, welche ihre rege Teilnahme auch jenem Wesen schenken, welches meinem Herzen so nahe gestanden hat, obgleich es kein Mensch, sondern nur ein Tier war. Ich meine Rih, meinen unvergleichlichen Rappen, nach welchem sich ja auch so viele Leser erkundigen. Es möge also mein folgendes Erlebnis mit Hadschi Halef Omar und mein letzter Ritt auf meinem Rih nun folgen. – –

Ich befand mich wieder einmal in Damaskus und hatte die Absicht, von da aus über Aleppo, Diarbekr, Erzerum und die russische Grenze zu gehen, um nach Tiflis zu gelangen. Ein Freund von mir, bekannter Professor und Sprachforscher, hatte es verstanden, mich für die kaukasischen Idiome zu interessieren, und ich hielt es, wie das meine Art und Weise stets gewesen ist, für am vorteilhaftesten, meine Studien nicht daheim, sondern an Ort und Stelle zu machen. Wie sich von selbst versteht, wohnte ich in Damaskus nicht in einem Gasthause, sondern ich war auf der »geraden Straße« bei Jakub Afarah abgestiegen {siehe Bd. III, Kap. 6} und mit großer Freude aufgenommen worden. Damals hatte ich nicht Zeit gefunden, die Umgebung von Damaskus kennen zu lernen, und so bestrebte ich mich denn jetzt, dieses Versäumnis nachzuholen. Ich machte täglich einen Ausflug und war bald so weit herumgekommen, daß ich nur noch den im Norden der Stadt gelegenen Dschebel Kasium zu besuchen hatte. Dieser Berg ist darum merkwürdig, weil dort nach der morgenländischen Erzählung Kain seinen Bruder Abel erschlagen haben soll.

Ich unternahm diesen Spazierritt ganz allein, um den Anblick der prächtigen Stadt ganz ungestört auf mich wirken zu lassen. Es war noch sehr früh am Tage, und so durfte ich hoffen, nicht belästigt zu werden. Aber als ich auf der Höhe ankam, sah ich, daß ich heute nicht der erste Besucher auf der-

selben war. Ich erblickte einen jungen Hammar (Eselstreiber), welcher im Grase neben seinem Tiere lag, und als ich um einige Olivenbüsche bog, sah ich auch den Mann, den der Esel heraufgetragen hatte. Er wendete mir den Rücken zu, seiner Kleidung nach mußte er ein Europäer sein, da unmöglich ein Eingeborener in so einem Anzuge stecken konnte.

Ein hoher, grauer Zylinderhut saß auf einem langen, schmalen Kopfe, welcher in Beziehung auf den Haarwuchs noch öder als die Sahara war. Der dürre, bloße Hals ragte aus einem sehr breiten, umgelegten und tadellos geplätteten Hemdenkragen hervor; dann kam ein graukarierter Rock, eine graukarierte Hose, und auch die Gamaschen waren graukariert. Ich sah ihn, wie gesagt, von hinten, konnte aber darauf schwören, daß er auch einen graukarierten Schlips und eine graukarierte Weste trug. Über dem Schlips gab es dann ein langes, dünnes Kinn, einen breiten, dünnlippigen Mund, noch höher hinauf eine Nase, die einmal mit einer riesigen Aleppobeule behaftet gewesen war. Das wußte ich ganz genau, denn ich kannte diesen Mann, der so in sich versunken war, daß er mein Kommen gar nicht gehört hatte.

Ich stieg aus dem Sattel, schlich mich zu ihm hin, legte ihm von hintenher beide Hände auf die Augen und fragte mit verstellter Stimme englisch:

»Wer ist da?«

Er schrak ein wenig zusammen und nannte dann einige englische Namen, jedenfalls von ihm bekannten Personen, welche sich gegenwärtig in Damaskus befanden. Darauf rief ich mit meiner wirklichen Stimme:

»Falsch geraten, Sir! Wollen sehen, ob Ihr mich nun erkennt.«

Da antwortete er augenblicklich:

»*All devils!* Wenn das nicht dieser armselige Kara Ben Nemsi ist, der seinen Rapphengst verschenkt hat, anstatt ihn an mich zu verkaufen, so will ich auf der Stelle gleich selbst ein Rappe sein!«

Er machte sich von meinen Händen frei und drehte sich nach mir um. Seine Augen richteten sich groß auf mich; sein

Mund zog sich von einem Ohrläppchen zum andern, und seine bekannte, lange Nase geriet in eine unbeschreibliche Bewegung.

»Richtig, richtig, ganz richtig!« stieß er dann hervor. »Er ist's; er ist's wirklich, dieser Mensch, der keinen Pfennig von mir angenommen hat, obgleich ich ihm so viel zu verdanken habe! Kommt an mein Herz, Sir! Ich muß Euch an meinen Busen drücken!«

Er schlang die langen Arme wie ein Polyp um mich, quetschte mich fünf-, sechsmal an seine vordere Seite und legte dann – *have care!* – seinen sich fürchterlich zuspitzenden Mund auf den meinigen, was er nur dadurch fertig brachte, daß er seine Nase eine sehr resolute Seitenschwenkung machen ließ. Dann schob er mich wieder von sich ab und fragte mit frohleuchtenden Augen:

»Mann, Mensch, Kerl, Herzensfreund, wie kommt denn Ihr grad jetzt in diese Gegend, und auf diesen Berg herauf? Ich bin ganz außer mir vor Freude und Erstaunen. Habt Ihr etwa doch meinen Brief bekommen?«

»Welchen Brief, Sir?«

»Von Triest aus. Forderte Euch auf, dorthin zu kommen und mit mir nach Kairo zu fahren.«

»Habe keinen Brief erhalten. War gar nicht daheim.«

»Also Zufall? Der reine Zufall? Seit wann treibt Ihr Euch denn hier herum?«

»Seit schon elf Tagen.«

»Bei mir sind's nur erst vier. Morgen geht's wieder fort. Wo wollt Ihr denn von hier hin?«

»Nach dem Kaukasus.«

»Kaukasus? Weshalb?«

»Sprachstudien.«

»Unsinn! Ihr schwatzt genug in fremden Zungen. Was habt Ihr davon, Euch mit den Tscherkessen herumzubalgen. Geht mit mir! Soll Euch kein Geld kosten.«

»Wohin?«

»Zu den Haddedihi.«

»Was?« fragte ich, nun meinerseits erstaunt. »Ihr wollt zu den Haddediñ?«

»Yes,« nickte er, und seine Nase nickte auf ihre eigene Rechnung gar dreimal. »Warum nicht? Habt Ihr etwas dagegen?«

»Nicht das Geringste. Aber wie kommt Ihr auf diesen Gedanken? Wollt Ihr etwa wieder nach ›Fliegenden Stieren‹ graben?«

»Haltet den Mund! Braucht mich nicht zu foppen, Sir; bin von diesem Gedanken längst zurückgekommen. Aber Ihr wißt, das ich Mitglied vom Traveller-Klub, London, Near-Street 47, bin. Habe mich da anheischig gemacht, eine Reise von achttausend Meilen zu machen, ganz egal, wohin. Überlegte mir die Sache. Dachte an unsere früheren Ritte und entschloß mich, die bekannten Orte aufzusuchen und dann von Bagdad nach Indien und China zu gehen. Wollt Ihr mit?«

»Danke! Habe nicht so lange Zeit.«

»Dann wenigstens mit zu den Haddediñ. Wollte mir hier einige Führer nehmen; habe sie sogar engagiert; können aber dableiben, wenn Ihr mitgeht.«

Der Gedanke, die Haddediñ und namentlich Halef zu besuchen, war mir höchst sympathisch; aber ich hatte nun einmal anders über meine Zeit verfügt und machte Einwendungen. Er hörte dieselben jedoch gar nicht an, schüttelte den Kopf, wobei seine Nase in ein bedenkliches Schlingern kam, wedelte mit den Armen, so daß ich mich durch einige Schritte nach rückwärts in Sicherheit bringen mußte, und ließ eine solche Flut von Einwendungen, Vorwürfen und Ermahnungen über mich los, daß ich schließlich bat:

»Nehmt Eure Stimmwerkzeuge in acht, Sir! Vielleicht habt Ihr sie später auch noch einmal nötig.«

»*Pshaw!* Ich werde so lange reden, bis Ihr sagt, daß Ihr mitmachen wollt.«

»Wenn das der Fall ist, so muß ich mich nun freilich mehr über Euch erbarmen als Ihr selbst. Ich reite mit. Doch sage ich Euch, daß ich nicht mehr als einen Monat für Euch haben kann.«

»Schön, schön, herrlich, prächtig, Sir! Wenn Ihr nur erst ei-

nen Monat sagt, so bin ich ganz zufrieden, denn ich weiß, daß bei Euch sehr leicht ein ganzes Jahr daraus wird.«

Er umarmte mich wieder und versuchte, einen zweiten Kuß an den Mann zu bringen, dem ich aber durch eine schlaue Kopfbewegung entging, so daß die drohend zugespitzten Lippen in der Luft auseinander platzten. Darauf erkundigte ich mich, wo er in Damaskus wohnte.

»Beim englischen Konsul, der ein entfernter Verwandter von mir ist,« antwortete er. »Und Ihr?«

»Bei Jakub Afarah natürlich. Ich habe dadurch große Freude angerichtet. Warum habt Ihr ihn nicht besucht?«

»Woher wißt Ihr, daß ich nicht bei ihm gewesen bin?«

»Weil er es mir gesagt hätte.«

»*Well*. Dachte, daß er mich gleich dort behalten würde, und Ihr wißt ja, daß ich gern mein eigener Herr bin. Ein Gast ist immer ein gebundener Mann. Doch da ich Euch gefunden habe, will ich Euch zu ihm begleiten. Ich möchte gern das famose Klavier sehen, auf welchem Ihr damals bei ihm ein Konzert gegeben habt.«

Kain und Abels Erinnerungsstätte erregte jetzt weniger unsere Aufmerksamkeit; wir ritten bald nach der Stadt zurück. Das war wieder einmal so ein unerwartetes Zusammentreffen, wie ich sie so oft erlebt hatte! Die Folge davon war anstatt der geplanten Reise nach Norden ein Ausflug zu den lieben Haddedihn vom Stamme der Schammar. Zwei Tage später waren wir schon unterwegs, ganz allein, denn Führer konnten uns nur lästig fallen. Was die Vorbereitungen zu diesem Ritte betrifft, so kosteten sie mich keinen Pfennig. Lindsay kaufte drei gute Kamele, eins davon zum Tragen der Vorräte, welche wir mitnahmen. Auch für Geschenke hatte er in höchst anständiger Weise gesorgt. Leider war es mir nicht möglich gewesen, ihn zu bestimmen, seinen schauerhaften, graukarierten Anzug abzulegen. Auf alle meine darauf bezüglichen Vorstellungen gab er immer nur die eine Antwort:

»Laßt mich mit Euren fremden Kleidern in Ruh! Habe einmal in einem kurdischen Anzuge gesteckt, einmal und nicht

wieder! Bin mir vorgekommen wie ein Löwe in der Esels-haut!«

»Wirklich? Sonderbar!«

»Was, sonderbar?«

»Diese Umkehrung. Die bekannte Fabel spricht doch wohl von einem Esel in der Löwenhaut.«

»Sir! Soll das eine Anzüglichkeit bedeuten?«

»Nein, nur eine Richtigstellung.«

»Well, sollte Euch auch nicht gut bekommen! Hoffe, Euch beweisen zu können, daß ich keiner fremden Haut bedarf, um den nötigen Mut zu zeigen, wenn sich eine Veranlassung dazu ergeben sollte. Könnt Euch darauf verlassen!«

Dieser Bemerkung bedurfte es gar nicht; er hatte ja mehr als zur Genüge bewiesen, daß er Mut besaß; nur hatte er leider dabei die Eigentümlichkeit, alles am verkehrten Ende anzufassen. Das Bild vom Esel in der Löwenhaut war von mir berichtet worden, weil ich wissen wollte, ob ich noch in der früher zwischen uns gebräuchlichen Weise mit ihm verkehren könne.

Wir benutzten ganz genau denselben Weg, welchen ich damals von den Weideplätzen der Haddedihi nach Damaskus eingeschlagen hatte, und gingen also in der Gegend von Deir auf Kellekflößen über den Euphrat. Wir hatten bisher nichts erlebt, was besondere Erwähnung verdiente; in Deir aber erfuhren wir, daß wir von jetzt an vorsichtig sein mußten, weil die Abu-Ferhanaraber, deren Herden jetzt hier und am Ghabur weideten, sich mit den Haddedihi entzweit hatten und uns, die wir mit den letzteren befreundet waren, jedenfalls feindlich behandeln würden. Wir hielten uns also lieber südlich und gingen bei Abu Seraï über den Ghabur. Dort liegen die Ruinen des alten Circesium oder Karchemisch, wo 605 v. Chr. Nebukadnezar den ägyptischen Necho besiegte. Einen Tag später hatten wir das Gebiet der Abu-Ferhan hinter uns, ohne einem von ihnen begegnet zu sein, und durften darauf rechnen, morgen oder spätestens übermorgen die Haddedihi zu sehen.

Am nächsten Abende machten wir auf der weiten Ebene, welche jetzt einer blumigen Wiese glich, Halt. Lindsay hätte

gern ein Feuer angebrannt, doch gab ich das nicht zu. Wir lagerten also im Dunkeln. Gegen Mitternacht hörte ich den schnellen Hufschlag von Pferden, konnte aber die Reiter nicht sehen. Dem Schalle nach zu urteilen, ritten sie ostwärts, also in der Richtung, in welcher wir die Haddedihi suchten. Hätten wir ein Feuer gemacht, so wären wir von diesen Leuten bemerkt und aufgesucht worden.

Als der Tag graute, brachen wir auf. Nachdem wir vielleicht eine Stunde lang geritten waren, erblickten wir zwei Reitertrupps, welche aus Osten kamen; der erste von ihnen, der aus sechs bis acht Personen bestand, hielt sich nördlich, mußte also für uns schnell wieder verschwinden; der zweite zählte nur zwei Personen, welche grad auf uns zukamen. Ich glaubte annehmen zu dürfen, daß diese beiden Trupps zusammengehörten und sich erst vor wenigen Minuten getrennt hatten.

Zunächst konnten wir etwas Deutliches nicht sehen, weil die Leute noch zu fern von uns waren; doch kamen die Beiden uns rasch näher, und da erkannten wir, daß der eine auf einem Schimmel und der andre auf einem Schwarzen saß. Sie sahen uns natürlich ebenso wie wir sie, veränderten aber ihre Richtung nicht, schwangen die Arme, wie um uns ein Zeichen zu geben, und ließen frohe Ausrufe hören, welche aus der Ferne wie »Negah, negah, nefad!« klangen. Wenn ich nicht falsch hörte, so hieß dies soviel wie: »Es ist gelungen, gelungen!« Sie schienen uns für ihresgleichen zu halten.

Dann aber mußten sie die graukarierte Gestalt des Englishman deutlicher sehen; sie stutzten, kamen aber doch dann auf uns zu. Jetzt waren sie ungefähr noch zweihundert Pferdelängen von uns entfernt; da konnte ich einen Ausruf des Erstaunens nicht unterdrücken; ich erkannte die beiden Pferde. Bei dem Engländer war dasselbe der Fall, denn er sagte zu gleicher Zeit:

»Alle Donner, das ist ja unser Rih! Sind diese Leute Haddedihi?«

»Nein, Pferdediebe,« antwortete ich leise. »Macht sie mir nicht scheu! Jedenfalls sind es Abu-Ferhans, dieselben, welche gestern abend an uns vorüberritten. Sie haben die beiden bes-

ten Pferde der Haddedihi gestohlen. Haltet an, und steigt ab, Sir! Die Pferde müssen wir haben. Bleibt hier halten, bis ich wiederkomme!«

Wir ließen unsere Kamele niederknien und stiegen ab. Den Bärenötter und den Stutzen ließ ich im Sattel hängen und ging den beiden Reitern mit leeren Händen entgegen. Sie waren auch halten geblieben. Ein Blick nach rückwärts sagte mir, daß Lindsay sein Gewehr in der Hand hielt. Als ich noch ungefähr sechzig Schritte von ihnen entfernt war, rief mir derjenige, welcher auf dem Rapphengst saß, zu:

»Halt, bleib stehen! Wer bist du?«

»Ich bin der Besitzer des Rappen, auf welchem du sitztest,« antwortete ich. »Steig ab!«

»Allah verbrenne dich,« antwortete er. »Bist du bei Sinnen? Das Pferd ist mein!«

»Das wird sich gleich zeigen.«

Ich warf meinen Burnus ab, so daß der Rappe meine Gestalt deutlicher sehen konnte, und rief ihm zu:

»Rih, Rih taijjibi, ta'al, ta'a lahaun – Rih, mein lieber Rih, komm her zu mir!«

Das herrliche Pferd hatte mich sehr lang nicht gesehen; es erkannte mich doch sogleich: ein gewaltiger Satz, mit allen Vieren in die Luft, ein zweiter dann zur Seite, und der Reiter lag im Grase; schon im nächsten Augenblick stand der Rappe, hell aufwiehernd, bei mir. Früher pflegte er mich dadurch zu liebkosten, daß er seinen Kopf an mir rieb oder mich leckte. Jetzt aber war das treue Tier so entzückt, daß ihm das nicht genügte; es nahm meine Schulter in das Maul und ließ dabei einen schnaubenden Freudenlaut hören, welcher so deutlich wie mit menschlichen Worten sagte: »O du lieber, lieber Herr, ich könnte vor Wonne sterben, daß ich dich wieder habe.«

Aber es gab keine Zeit zu Zärtlichkeiten. Der Abgeworfene kam schon herbeigesprungen; er hatte sein Messer in der Hand. Und der Andere trieb sein Pferd auch auf mich zu. Ein rascher Sprung, und ich saß im Sattel. Den Revolver ziehend, hielt ich ihn dem Ersten entgegen und gebot:

»Bleib stehen, sonst schieß' ich!«

Er gehorchte.

»Herab vom Pferde!« befahl ich nun dem zweiten. »Sonst schieße ich dich herunter!«

Er hielt den Schimmel an, da er nicht näher zu kommen wagte, rief mir aber zornig entgegen:

»Hund, was hast du uns zu befehlen! Diese Pferde gehören uns, und ich – – –«

»Schweig!« unterbrach ich ihn. »Ich bin Hadschi Kara Ben Nemsi Emir, der Freund der Haddedihs, und dieser Rappe ist mein Pferd.«

»Kara Ben Nemsi!« schrie er auf. »Der Fremdling mit den Zauberflinten!«

Einen Augenblick starrte er mich wie ratlos an, aber nur einen einzigen Augenblick; dann schoß er auf dem Schimmel fort, schnell wie ein Gedanke auf die Ebene dahin.

»Sir, nehmt den Kerl hier fest!« rief ich dem Engländer zu; dann flog ich hinter dem Reiter her.

Kein Anderer als ich hätte ihn einzuholen vermocht. Das Pferd, auf welchem er saß, war das schnellste Roß der Haddedihs, jene junge Schimmelstute, von welcher Mohammed Emin {siehe Bd. I, S. 301} zu mir gesagt hatte: »Diese Stute geht nur mit meinem Leben von mir.« Er hatte mit ihr den wilden Esel des Sindschar müde gejagt, bis er zusammenbrach. Selbst mein Rih hätte sie nicht einholen können, wenn der rechtmäßige Herr auf ihr gesessen hätte. Dieser Pferdedieb aber kannte ihr Geheimnis nicht und konnte sie also nicht zur Entfaltung ihrer größten Schnelligkeit bringen. Ich aber kannte dasjenige meines Hengstes und war darum des Erfolges sicher.

Ich legte dem Rappen die Hand zwischen die Ohren und rief dreimal »Rih!« Er wieherte laut auf und griff so aus, daß mir hätte schwindelig werden mögen. Schon nach einer halben Minute sah ich, daß ich Raum gewann. Der Dieb blickte hinter sich und bemerkte es auch. Er schlug auf sein Pferd ein, um es anzutreiben, doch war die edle Stute eine solche Behandlung nicht gewöhnt; sie widersetzte sich; das brachte mich ihr rascher näher. Der Kerl gab sich alle Mühe und strengte seine

ganze Reitkunst an; er gewann die Herrschaft wieder über das Pferd und flog weiter.

Er war ein vorzüglicher Reiter. Es läßt sich denken, daß wenn ein Stamm die besten Pferde eines andern Stammes stehlen will, nur die besten Reiter dazu verwendet werden. Diese nehmen, um nicht gehindert zu sein, keine langen Waffen, sondern nur das Messer mit. Dafür aber bekommen sie Begleiter, welche sie zu beschützen, zu verteidigen haben. Das war der andere Reitertrupp gewesen, welcher die nördliche Richtung eingeschlagen hatte, um die Verfolgung von den eigentlichen Dieben ab und auf sich zu lenken.

Aber die Geschicklichkeit dieses Mannes half ihm nichts; ich kam ihm näher und immer näher. Nun verlegte er sich auf Finten und wich von der geraden Richtung bald nach rechts, bald nach links, wie ein Fuchs, welcher die Meute hinter sich hat, doch vergeblich. Ich kam an seine Seite.

»Halt an!« gebot ich ihm.

Er schwang sein Messer, stieß ein grimmiges Lachen aus und gehorchte nicht. Ich wäre gern von meinem Pferde aus auf das seinige, um hinter ihn zu kommen, hinübergesprungen, aber das hätte der zarten Stute schaden können. Darum rief ich ihm zu, mich an seiner Seite haltend und den Revolver auf ihn richtend:

»Nochmals, halt an, sonst schieße ich!«

Er lachte wieder. Da zielte ich auf seine Hand, die das Messer hielt und drückte zweimal ab. Die Kugeln saßen. Er stieß einen Schrei aus und ließ das Messer fallen; er war nun waffenlos. Da drängte ich den Rappen hart an den Schimmel, erhob mich in den Bügeln und schlug ihm die Faust gegen den Kopf. Er taumelte und ließ die Zügel aus der Linken fallen. Sofort ergriff ich sie; Pferd und Reiter waren mein. Wir hielten an, nachdem die Tiere noch eine kleine Strecke fortgeschossen waren.

Er war nicht ganz betäubt, wankte aber im Sattel hin und her. Das Blut lief ihm von der rechten Hand.

»Halte dich fest; es geht zurück!« gebot ich ihm. »Wenn

du eine Bewegung der Flucht oder des Widerstandes machst, schieße ich dich vollends zu schanden!«

Er sah trotz der Wut, welche ihn beherrschte, ein, daß er sich fügen müsse, und ergab sich in sein Schicksal.

Die Verfolgung hatte wohl kaum fünf Minuten gedauert und doch waren wir weit, sehr weit von dem Engländer fortgekommen. Es verging im Trabe über eine Viertelstunde, ehe ich ihn wiedersah. Er saß bei den Kamelen und hatte den andern Dieb neben sich sitzen.

»Gut, daß Ihr kommt,« rief er mir entgegen. »Ist ein verteuft langweiliger Kerl. Wollte mich mit ihm unterhalten, versteht aber kein Wort englisch.«

»Es ist auch wohl kaum nötig, daß ein Lord von Altengland sich mit einem Pferdedieb unterhält,« lachte ich. »Wie habt Ihr ihn bekommen?«

»Mit den Händen, mit denen man alles fassen kann, was sich greifen läßt. Wollte fortlaufen, der Halunke; habe aber auch zwei Beine. *Well!*«

»Aber er hatte doch ein Messer!«

»Ich auch!«

»Hat er sich damit zur Wehr gesetzt?«

»Freilich. Habe ihm aber einen Klapps auf die Nase gegeben, daß sie bald aussehen wird wie damals die meinige, als sie die Aleppobeule hatte. Der da hat wohl auch einen Klapps erhalten?«

Er deutete dabei auf den Dieb, den ich brachte. Der seinige hielt die Nase in beiden Händen.

»Ja,« antwortete ich. »Jetzt reiten wir die Pferde, und diese beiden Gentlemen mögen sich auf unsere Kamele setzen.«

»Wohin geht's nun jetzt?«

»Gar nicht weit. Nur bis dahin, wo die Spitzbuben sich geteilt haben.«

»Geteilt? – Wieso?«

»Ist sehr einfach, Sir. Die Haddedihs haben den Diebstahl natürlich, sobald es Tag wurde, bemerkt und sich augenblicklich auf die Verfolgung gemacht. Um sie irre zu leiten, sind die Diebe auseinandergegangen, die einen nach Norden und diese

beiden hier mit den erbeuteten Pferden westwärts. Wir reiten bis zu dieser Scheidestelle und werden da die Haddediñ bald kommen sehen.«

»Well! Werden Augen machen, wenn sie ihre Pferde so bald wiederbekommen, und nun gar von wem!«

Die beiden Abu-Ferhan – denn sie gehörten diesem Stamme wirklich an – mußten auf die Kamele steigen; dann ritten wir weiter, bis ihre Fährte mit derjenigen ihrer Genossen zusammenstieß. Dort stiegen wir wieder ab und setzten uns in das Gras. Die Pferde und Kamele begannen sofort zu weiden. Lindsay rieb sich vor Vergnügen die Hände und sagte:

»Bin doch begierig auf die Gesichter, welche wir sehen werden! Wird ein Hauptspaß werden. Nicht?«

»Ja, eine tüchtige Überraschung. Halef wird einer der Ersten sein, und Amad el Ghandur ist natürlich auch dabei.«

Hierbei muß ich bemerken, daß, als ich mit Halef von der Todeskarawane zu den Haddediñ zurückkehrte, Amad el Ghandur noch nicht wieder bei seinem Stamme angekommen war. Wir hielten ihn für verloren. Später aber langte er doch glücklich an. Er hatte den Tod seines Vaters an den Bebbek-Kurden gerächt, jedoch mehr Zeit dazu gebraucht, als von ihm und auch von mir angenommen worden war.

Er bekleidete jetzt als Nachfolger Mohammed Emins die Stelle eines Scheiks der Haddediñ.

»Und Omar Ben Sadek mit seiner Schecke,« fügte Lindsay hinzu. »Freue mich darauf wie ein Schneesieber auf die Gurrenzeit. Ist doch etwas ganz Andres, wenn man mit Euch reist, Sir. Man erlebt etwas.«

»Macht mich nicht stolz, Mylord! Andere Leute haben auch ihre Erlebnisse.«

»Aber was für welche! Den Mylord laßt nur weg. Für Euch heiße ich Lindsay, David Lindsay, so wie es früher gewesen ist. Verstanden!«

Die beiden Gefangenen sagten kein Wort; der Eine starrte zur Erde nieder, und der Andere betastete unaufhörlich seine Nase, welche an Farbenreichtum und Ausdehnung sichtlich

zunahm. Der Lord mußte ihm einen nicht gewöhnlichen Hieb auf dieselbe gegeben haben.

Da, als wir ungefähr eine Viertelstunde lang gegessen hatten, sahen wir eine ganze Menge Reiter am östlichen Horizonte auftauchen.

»Sie kommen, sie kommen!« lachte Lindsay am ganzen Gesichte. »Ich könnte ihnen gleich tausend Pfund Sterling schenken, so freue ich mich!«

Ja, sie kamen; sie näherten sich schnell, indem sie auf der Spur der Pferdediebe ritten. Sie sahen uns und hielten an, um uns zu betrachten. Sie bemerkten nebst unsern Kamelen einen Schimmel und einen Rappen. Diese Färbung der Pferde stimmte. Konnten es die ihrigen sein? Nein, denn dann wären wir die Diebe gewesen und hätten uns nicht hierher gesetzt und sie so ruhig herankommen lassen.

»Sir,« fragte der Engländer, »wer ist der hohe, bärtige Mann, welcher an ihrer Spitze hält?«

»Das ist Amad el Ghandur. Er trägt den Bart ebenso lang wie früher sein Vater, nur daß der seinige schwarz ist und derjenige von Mohammed Emin weiß wie Silber war.«

»Und der Alte neben ihm?«

»Ist Scheik Malek von den Ateibeh, der Großvater von Hanneh, der Herrlichsten unter den Herrlichen.«

»Und der kleine Kerl seitwärts von diesem?«

»Unser Hadschi Halef Omar.«

»*Well!* Ihr habt bessere Augen als ich. Hält dort nicht einer auf einem scheckigen Pferde?«

»Ja. Das ist Omar Ben Sadek auf einem Aladschypferde. Sie haben uns noch nicht erkannt; jetzt aber kommen sie.«

»*Well!* Werde mich ihnen gleich in Lebensgröße zeigen.«

Er stand auf, streckte seine lange Gestalt womöglich noch länger und schritt ihnen entgegen. Sie stutzten wieder. Die sonderbare, graukarierte Figur frappte sie. Da aber stieß der kleine Hadschi einen lauten Freudenruf aus, trieb sein Pferd vorwärts und rief dabei, sein Arabisch und Türkisch mit den wenigen deutschen und englischen Brocken, welche er sich gemerkt hatte, bereichernd:

»Maschallah, Wunder Gottes! *That's Lord David Lindsay*; ich erkenne ihn!«

Er kam hergeritten; der Lord ging ihm entgegen. Als sie sich trafen, sprang Halef vom Pferde und fragte:

»*You* hier bei uns! Allah 'l Allah! Habt Ihr von meinem guten Sihdi gehört? Wie geht es ihm? Hat er ein Weib genommen oder noch nicht? Was — — —?«

Die Frage blieb ihm im Munde stecken; ich hatte ihm den Rücken halb zugekehrt, stand aber jetzt auf und schritt auf ihn zu. Er bewegte zunächst kein Glied; dann breitete er die Arme aus, als ob er mich schon von weitem umfassen wolle, konnte aber nicht von der Stelle, sondern sank auf die Kniee nieder und bewegte die Lippen. Man sah, daß er sprechen wollte; er brachte aber kein Wort hervor; dabei rannen ihm dicke Tränen aus den Augen und über das Gesicht herab.

Ich war tief, tief gerührt von dieser außerordentlichen Gemütsbewegung, hob ihn empor und zog ihn an meine Brust. Da schlang er die Arme um mich, drückte sein Gesicht an mich und weinte und schluchzte zum Herzbrechen.

Nun wurden auch die Andern lebendig. Sie erkannten uns; sie erkannten auch den Hengst und die Schimmelstute; im nächsten Augenblicke wogte es um uns von Reitern, welche von den Pferden sprangen, von Rufen und Fragen. Aller Hände streckten sich nach uns aus; ich konnte keine einzige drücken, denn ich hatte vollauf mit meinem Halef zu tun, der sich endlich so weit beruhigte, daß er sprechen konnte, aber auch erst nur die Worte:

»Ya Sihdi, hajaji, na' imi, nuri esch schems, ya Allah, ya Allah — o Sihdi, mein Leben, mein Glück, mein Sonnenlicht, o Gott, o Gott!«

Dabei streichelte er mir mit beiden Händen das Gesicht und küßte den Saum meines Burnus. Für ihn war es in diesem Augenblick ganz gleichgültig, ob die beiden kostbaren Pferde gerettet waren oder nicht. Er hatte mich, das war ihm genug.

Um so größer aber war der Jubel der Andern darüber, daß die Tiere sich in Sicherheit befanden. Auch ich hatte Tränen in den Augen über Halefs tiefes Ergriffensein, und dennoch

konnte ich nicht anders, ich mußte lächeln über die Art und Weise, in welcher der graukarierte Lord die Haddedihn begrüßte. Er suchte seinen ganzen arabischen und türkischen Wortvorrat zusammen, um ihnen zu sagen, wie sehr er sich über das Wiedersehen freue; er verfügte da über zwanzig oder höchstens dreißig Ausdrücke, und man kann sich denken, welch ein Unsinn dabei zustande kam.

Omar Ben Sadek hatte lange gewartet, um auch an mich zu kommen. Jetzt nahm er Halef einfach bei den Schultern, zog ihn von mir weg und sagte:

»Glaubst du denn, den Sihdi ganz allein für dich behalten zu können? Hier ist auch noch jemand, der ihn begrüßen will!«

Er drückte, ich mochte wehren, so sehr ich wollte, seine Lippen auf meine Hände und ließ nicht eher von mir ab, als bis Amad el Ghandur ihn zur Seite drängte, meine Rechte ergriff und zu mir sagte:

»Allah sei Dank, der dich wieder zu uns führt, Emir! Es wird große Freude sein in unserm Lager und viel Wonne unter unsern Zelten. Unsere Krieger werden euch mit dem La'b el Barud, dem Spiele des Pulvers, empfangen, und aus dem Munde der Frauen und Mädchen wird dein Lobgesang erschallen. Du sollst bei uns willkommen sein, wie noch nie Jemand bewillkommnet worden ist, denn du bist der beste unserer Freunde, und schon dein bloßes Nahen hat uns Heil gebracht. Du hast die zwei edelsten Pferde unseres Stammes gerettet. Willst du uns sagen, wie dir dies gelungen ist?«

Erst durch diese Frage des Scheiks wurde Halef veranlaßt, seine Augen von mir auf den Rappen zu wenden.

»Ja,« rief er aus, »noch hat mein Sihdi, der berühmte Hadschi Kara Ben Nemsî, seinen Fuß nicht zu uns gesetzt, so kommt von ihm uns schon das Glück entgegen. O, Sihdi, man hatte mir deinen Rih gestohlen, das Pferd meiner Seele, den Rappen meines Herzens. Welche Schande wäre über mich gekommen, wenn du die Räuber nicht besiegt hättest! Wie hast du es angefangen, sie und die gestohlenen Rosse auf euren langsamen Kamelen einzuholen?«

»Das sollst du gleich erfahren, wenn ich vorher auch diesen

kleinen Ben Arab begrüßt habe, von dem ich wohl errate, wer er ist.«

Ein etwa achtjähriger Knabe saß auf einem vielleicht dreijährigen Rapphengste; er war nicht abgestiegen und hielt seine großen, dunklen Augen mit einem ganz eigenen Ausdrucke auf mich gerichtet. Ich reichte ihm die Hand und sagte:

»Wir haben uns seit drei Jahren nicht gesehen. Du bist Kara Ben Hadschi Halef, der Sohn meines Namens?«

»Ich bin es,« antwortete er, auf sein junges Pferd deutend. »Und dieser Rapphengst ist Assil Ben Rih, der Sohn dessen, den du meinem Vater geschenkt hast.«

»Wie? Rih hat einen Sohn?« fragte ich verwundert.

»Einen Sohn und eine Tochter,« antwortete Halef. »Durfte so ein Pferd ohne Nachkommen bleiben? Nein. Seine Nachkommen aber sollten ebenso schwarz werden, wie er selber ist; darum erkundigte ich mich nach der besten schwarzen Stute, welche aufzufinden war. Dieses berühmte Pferd wohnte in der arabischen Wüste auf der El Hamad-Ebene, und ich habe große Gefahren zu überwinden gehabt, ehe ich ihren glücklichen Besitzer begrüßen konnte. Diesem gefiel unser Rih, und er ging mit mir einen Vertrag ein. Rih sollte uns einen Sohn und eine Tochter geben; die Tochter sollte ihm, dem Besitzer der Stute, der Sohn aber mir, dem Besitzer des Hengstes, gehören. So ist es auch geschehen. Rih hat unsere Hoffnungen erfüllt und uns das gegeben, was wir von ihm wünschten; die Tochter ist zwei Jahre, der Sohn aber drei Jahre alt; hier siehst du ihn, o Sihdi. Er ist fast edler noch als Rih und trägt schon meinen Knaben, den Sohn der Lieblichsten unter den Schönsten. Sie beide sind Tag und Nacht beisammen, und wir haben ihm schon ein Geheimnis gelehrt, welches ich dir mitteilen werde, denn er ist ja dein Eigentum, wie auch Rih selbst dir gehört.«

»Nein, es gehört mir keiner von beiden,« antwortete ich. »Sie sind dein Eigentum.«

»Nein, das deinige!« behauptete er. »Du hast mir Rih, den herrlichen, anvertraut, weil er nur hier bei uns leben und gedeihen kann. Ich habe ihn gepflegt mit den Reichtümern, welche ich nur durch dich erhalten habe, und ihn während deiner

Abwesenheit reiten dürfen; dadurch bin ich überreichlich belohnt für die Mühen, die ich auf ihn verwendet habe. Es sind dies auch gar keine Mühen gewesen, sondern Vorzüge und Wonnen, welche ich genossen habe. Du bist nun zu uns zurückgekehrt und wirst ihn wieder reiten. Ich hoffe nicht, daß du mir diese Bitte abschlagen wirst. Denn wenn dein Recht veraltet wäre, so hast du es dir dadurch aufs neue erworben, daß du das Pferd aus der Hand dieser Diebe errettet hast. Sag also ja, Sihdi; nimm ihn hin; du wirst mir eine große Freude damit bereiten, denn ich kann und mag meinen geliebten Sihdi nicht anders sehen, als auf dem Rücken des Pferdes, welches ihn in so großen Gefahren und zu großen Taten getragen hat.«

Es versteht sich ganz von selbst, daß ich ihm diesen Wunsch erfüllen mußte, selbst wenn es nicht meine Absicht gewesen wäre, dies zu tun. Ich nahm Rih also wieder von ihm an, doch, wie ich ihm ausdrücklich bemerkte, nur für die kurze Dauer meiner jetzigen Anwesenheit.

Dann erzählte ich, wie wir uns der beiden Abu-Ferhanaraber bemächtigt hatten. Sie wurden auf die Kamele gebunden, um mitgenommen zu werden. Der Raub so edler Pferde wird mit dem Tode bestraft, doch aus Freude über unsern Besuch versprochen mir Amad el Ghandur, Hadschi Halef und der alte Malek, daß die Ahndung eine weniger schwere sein solle.

Jetzt brachen wir nach dem Weideplatze der Haddediñ auf. Ein Bote wurde vorangeschickt, um die dort Befindlichen über unsern Kommen zu unterrichten.

Wir hatten gegen drei Stunden zu reiten. Nach Verlauf dieser Zeit sahen wir eine große Wolke von Reitern, welche uns entgegengaloppiert kam. Sie stürmten mit großem Geschrei herbei, umringten uns und drangen von allen Seiten auf uns ein, so daß es den Anschein hatte, als ob sie uns niederrennen wollten. Sie jagten durcheinander, schrien Heil und Willkommen, rühmten meine Taten und schossen dabei im Jagen ihre Flinten ab, wobei außerordentlich viel Pulver verschwendet wurde. Aus diesem letzteren Grunde wird so ein Empfang, so eine Fantasie, La'b el Barud, Pulverspiel, genannt.

Es dauerte ohne Unterbrechung fort, bis wir die Zelte des Lagers erblickten. Von dorthier tönte uns der Willkommgesang der Frauen und Mädchen entgegen. Sie hatten sich am Eingange des Zeltdorfes aufgestellt. An ihrer Spitze standen diejenigen Frauen, mit denen ich früher in Berührung gekommen war, voran die einstige Gebieterin des Scheiks Mohammed Emin mit ihren beiden Nebenfrauen, die ich bei meiner ersten Ankunft mit dem ›heiligen‹ Wasser des Zem-Zem aus Mekka besprengt hatte. Die ehemalige Gebieterin war damals noch jung gewesen, aber unter dem Kummer über den Tod des Scheiks rasch gealtert. Lippen und Augenbrauen waren nicht mehr gefärbt; kein Schönheitspflasterchen lag auf Stirn und Wangen, und auch die großen goldenen Ringe fehlten, welche ihr von der Nase und den Ohren herabgehangen hatten. Ihr Nacken, ihre Knöchel, Arm- und Handgelenke waren frei von den Silberringen, Korallenstücken, Perlen, bunten Steinen und assyrischen Zylindern, welche sie früher geschmückt hatten. Neben ihr stand Amscha, die Heldin, noch immer so ernst und stolz, wie ich sie in der Steppe von Dschidda getroffen hatte, und zu ihrer Rechten Hanneh, Halefs Weib, die ›Lieblichste der Frauen, die Sonne unter den Sternen des weiblichen Geschlechtes‹. Sie dünkte mir noch ebenso jung und schön zu sein wie damals, als wir sie meinem braven Hadschi vermählten; ihre dunklen Augen waren mit sichtlicher Zuneigung und Ehrerbietung auf mich gerichtet.

Als wir unter Sang und Klang in die breite Zeltstraße eingritten waren, blieben wir halten und stiegen ab und wurden in das größte, beste Zelt geführt, welches schnell für uns zubereitet worden war, nachdem der Bote unsere Ankunft gemeldet hatte. Hier stand Wasser zu unserer Reinigung. Während wir uns wuschen, meinte der Lord:

»Was man gleich tun kann, soll man nicht aufschieben, Sir. Wann wollt Ihr Eure Geschenke verteilen?«

»Meine Geschenke? – Ich habe keine.«

»Unsinn! Habt sie ja gesehen und mit eingekauft.«

»Aber nicht bezahlt; sie gehören Euch.«

»Möchte wissen! Sie gehören denen, für die sie bestimmt sind. Gebt sie ihnen!«

»Das zu tun ist Eure Sache.«

»Macht keine solchen Einwände! Wie kann ich, David Lindsay, diese arabischen Ladies beschenken!«

»Wenn Ihr nicht dürftet, wäre es mir auch verboten.«

»*Pshaw!* Was Ihr tut, das hat Schick. So etwas steht Euch besser an als mir. Möchte doch wissen, was ich dazu sagen sollte, wie ich mich dabei ausdrücken würde! Will doch lieber einen Löwen jagen als einer Lady ein Geschenk überreichen! Wenn Ihr mir das nicht abnehmen wollt, so werfe ich die dummen Sachen weg!«

Es waren keine dummen Sachen, sondern im Gegenteil recht nützliche, schöne und meist auch kostspielige Gegenstände. Ich entschied:

»Nun wohl, so will ich es für Euch tun, Sir; aber mit fremden Federn schmücke ich mich nicht; ich werde also Euern Namen nennen.«

»Nennt, wen Ihr wollt, meinetwegen den König von Portugal oder auch den Kaiser von Lappland und Kaffaria, wenn nur Jeder und Jede bekommt, was er oder sie bekommen soll. Mich aber laßt damit in Ruhe!«

Bald drang ein prächtiger Bratengeruch in unser Zelt. Ich ließ Halef kommen und übergab ihm die Geschenke zum Verteilen. Er selbst erhielt zwei schöne Revolver und ein großes, seidenes Turbantuch und war ganz entzückt darüber. Für Hanneh, die Prächtigste unter den Herrlichen, waren ein rotseidenes Gewand, ein Fingerring, zwei Ohrenreife, eine Halskette und ein aus Gold- und Silbermünzen bestehender Haarschmuck bestimmt. Wir sahen später, daß ihr Entzücken darüber ein außerordentliches war. Andere Frauen erhielten auch Geschenke, und ebenso wurden diejenigen Männer bedacht, welche früher mit uns in nähere Berührung gekommen waren.

Das Festmahl wurde im Freien gehalten. Es bestand meist aus denselben Gerichten, welche von früher her bekannt sind, da ich sie damals beschrieben habe. Nach dem Essen bat uns

Amad el Ghandur, mit in sein Zelt zu kommen, wo er uns eine Bitte vorzutragen habe. Es versammelten sich dort die Ältesten des Dorfes. Malek und Halef waren auch dabei. Daß mein Hadschi mit hinzugezogen wurde, freute mich außerordentlich, denn ich ersah hieraus, daß er es verstanden hatte, sich in den Stamm einzuleben und die Achtung desselben zu erwerben.

»Emir,« begann der Scheik, »Ihr seid grad in einem wichtigen Augenblicke zu uns gekommen. Kannst du dich noch erinnern, an welchem Tage mein Vater, der Scheik Mohammed Emin der Haddedihn vom Stamme der Schammar, gestorben ist?«

»Sehr genau. Es war am zwölften Tage des Monats Hazi-ran.«

»So ist es. Es sind darüber acht Jahre vergangen, und noch ist niemand an seinem Grabe gewesen, um die Gebete der Freundschaft und Verwandtschaft zu verrichten. Das läßt mich nicht länger ruhen. Ich will hinauf in die Berge, meine Pflicht zu tun, und der Stamm hat beschlossen, daß eine Anzahl tapferer Krieger mich begleiten solle, damit die Andacht in der Weise geschehe, wie es eines so berühmten Scheiks würdig ist. Wir wollten heut schon aufbrechen, ich mit zwanzig Mann, nachmittags um die Zeit des Asr; darum feierten wir gestern abend den Abschied bis in die Nacht hinein; unsere Wächter waren davon ermüdet, und so konnte es den Hunden der Abu-Ferhan glücken, unsere zwei besten Pferde zu stehlen. Nun seid ihr gekommen; die Gastfreundschaft gebietet uns, bei euch zu bleiben, und doch wollten wir am Todestage des Scheiks an seinem Grabe sein. Wir bitten dich, uns einen Rat zu geben, welcher von diesen beiden Pflichten wir folgen sollen.«

»Derjenigen, welcher ihr vor unserm Kommen folgen wollte,« antwortete ich, kurz entschlossen.

»Du sagst, wir sollen hinauf in die Berge ziehen? Dann habt ihr nur gewöhnliche Krieger hier, die euch nichts bieten können.«

»Du irrst. Wir werden die Besten eures Stammes bei uns haben, nämlich euch.«

»Uns? – Wieso?«

»Das fragst du noch, Scheik? Ist nicht Mohammed Emin mein Freund und Bruder gewesen? Haben wir nicht nebeneinander gegen die Feinde der Haddedihi gekämpft? Sind wir nicht miteinander geritten wochenlang und haben Freude und Leid, Gefahren und Entbehrungen miteinander geteilt? Bin ich nicht an demselben Tage verwundet worden, an welchem Allah ihn zu sich rief? Habe ich ihn nicht mitbestattet und über seinem Grabe die Sure der Auferstehung gesprochen? Habe ich also nicht ein Recht, mit euch zu ziehen? Ist es nicht meine Pflicht, mit euch den Freund zu besuchen, der mich mit Liebe überschüttete und mir so teuer war?«

»Emir, du willst mit, wirklich mit?« rief da Amad el Ghandur freudig aus.

»Ja. Hoffentlich erlaubt ihr es mir!«

»O Allah, welche Frage! Ob wir dir es erlauben! Wir wagten nur nicht, dich darum zu bitten, da du für uns schon so viel getan hast. Nun können wir sicher sein, daß wir alle Fährlichkeiten überwinden werden.«

»Sind deren jetzt ungewöhnliche vorhanden?«

»Nicht mehr als sonst.«

»Welchen Weg wollt ihr einschlagen?«

»Denjenigen, welcher dir recht ist. Wir werden uns nach deinem Willen richten. Wir hatten beschlossen, nicht direkt nach der Grabstätte zu reiten. Meine Krieger wollten unsern damaligen Weg kennen lernen, um die Stätten zu betreten, an denen er in seinen letzten Tagen weilte; das glaubten sie, ihm schuldig zu sein, und ich war einverstanden, weil ich dasselbe Bedürfnis fühlte. Darum wollten wir hinüber nach dem Zagrosgebirge, zunächst zu dem Tschimarwalde, an welchem wir Heider Mirlam trafen. Das war die erste Stufe hinauf zu dem hohen Grabmale meines Vaters Mohammed Emin.«

»Ich bin einverstanden, denn auch ich möchte die Orte einmal wiedersehen, die wir damals berührten. Aber wie steht es mit den Bebbih-Kurden? Sie waren unsere Feinde; du hast den Tod deines Vaters an ihnen gerächt; darum ist jeder Had-

dedihn, den sie in ihre Gewalt bekommen können, ihrer Blutrache verfallen. Wir werden uns vor ihnen hüten müssen.«

»Ja, das werden wir. Aber bedenke, daß wir ihnen in der jetzigen Jahreszeit leicht ausweichen können und von den andern Kurdenstämmen, durch deren Gebiet wir kommen, nichts zu fürchten haben. Wir werden zudem zwanzig tapfere Männer sein, und da du mit deinen Gewehren bei uns bist, so ist es grad so gut, als ob wir hundert wären.«

Da erhob sich mein kleiner Hadschi Halef Omar von seinem Sitze, versuchte, die dreizehn Haare seines dünnen Schnurrbartes martialisch in der Luft zu wirbeln, räusperte sich, was er stets tat, wenn er im Begriffe stand, eine seiner großen, berühmten Reden zu halten, und sprach:

»Hört, ihr Männer, ihr Tapferen, ihr Unüberwindlichen; ich will zu euch reden! Es war am zwölften Tage des Monates Haziran, den mein lieber und berühmter Effendi Kara Ben Nemsî Emir aber Juni nennt, an welchem Mohammed Emin, der große Scheik der Haddedihs, im Kampfe gegen die Bebbekurden gefallen ist. Sein Ruhm erklingt in allen Ländern der Erde, denn wir haben siegreich an seiner Seite gestritten, wobei mein guter Sihdi einen Lanzenstich, und ich einen Schuß in den rechten Oberschenkel erhielt. Wir haben beschlossen, diesen Todestag feierlich zu begehen, indem wir zum Grabe des Scheiks reiten und an demselben unsere Andacht verrichten. Wir wollen dabei keineswegs Blut vergießen, denn der Tod Mohammed Emîns ist schon gerächt worden, und ich habe von meinem Sihdi gelernt, meine Gnade und Barmherzigkeit über meine Feinde walten zu lassen. Unser Ritt soll ein Ritt der Andacht und des Friedens sein. Darum bitte ich euch, denselben so einzurichten, daß wir jede Begegnung mit Leuten, die uns nicht freundlich gesinnt sind, vermeiden und den großen Hadschi Kara Ben Nemsî unsern Führer sein lassen. Er wird uns so leiten, daß jeder Kampf vermieden wird. Indem ich dies sage, glaube ich nicht, von einem von euch für feig gehalten zu werden. Ich wäre bereit, sofort auf Tod und Leben mit ihm zu kämpfen!«

Er setzte sich wieder nieder und ich antwortete:

»Es kann keinem von uns einfallen, den braven Hadschi Haleb Omar, welcher seine Tapferkeit so oft erwiesen hat, für mutlos zu halten. Er hat mir aus der Seele gesprochen: Unser Ritt soll ein friedlicher sein. Die große Ehre aber, euer Anführer zu sein, darf ich nicht für mich beanspruchen; ein jeder von euch ist ein ebenso tapferer, erfahrener und umsichtiger Krieger, und Amad el Ghandur ist euer Scheik; ich jedoch bin euer Gast und stelle mich ihm gern unter.«

Darauf gingen die Haddedihi aber nicht ein; alle widersprachen mir, und Amad el Ghandur machte die entscheidende Bemerkung:

»Sihdi, du hörst, daß keiner von uns auf diesen deinen Vorschlag eingehen will. Du bist damals unser Führer gewesen und sollst es auch jetzt wieder sein.«

»Ich bin aber doch fremd in diesem Lande, und du kennst es viel besser als ich.«

»Nein, du bist hier nicht mehr fremd, und dein Verstand findet sogar die Wege aller Gegenden, in denen du noch nie gewesen bist; wir haben das so oft gesehen und erfahren. Rede uns also nicht darein; du sollst uns wieder führen.«

Damit war dieser Punkt abgemacht, denn ich widersprach nicht mehr, weil ich dachte, daß es allerdings besser sei, wenn die leicht erregbaren Beduinen mir und nicht ihren eigenen Eingebungen zu folgen hatten.

Die andern weniger wichtigen Punkte waren bald auch besprochen, und wir kamen zu dem Entschlusse, übermorgen früh aufzubrechen. Freilich wollten die Haddedihi die Reise viel lieber zur Zeit des Asr, des Nachmittagsgebetes, antreten, weil dies die Stunde ist, in welcher alle strenggläubigen Mohammedaner ihre Reisen zu beginnen pflegen, doch stimmten sie mir endlich bei, nachdem ich ihnen bewiesen hatte, daß wir nicht in der Lage waren, einen Dreiviertelstag zu versäumen. Wir hatten uns im Gegenteil sehr zu späten, wenn wir am Todestage Mohammeds an seinem Grabe eintreffen wollten.

Omar Ben Sadek befand sich auch unter denen, welche für diesen Ritt bestimmt waren; er hätte sich auf keinen Fall davon abhalten lassen und war geradezu begeistert darüber, wie-

der einmal einen solchen Zug mit mir unternehmen zu können. Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß er und sein Weib Sahama auch sehr reichlich beschenkt worden waren.

Halef bat mich, in dieser Nacht an meiner Seite schlafen zu können; ich gewährte es dem treuen Kerlchen gern, obgleich ich voraussah, daß vom Schläfe nicht sehr die Rede sein werde. Es kam auch so, wie ich gedacht hatte: ich mußte ihm erzählen, und auch er hatte mir so viel Neues und Interessantes zu berichten, daß wir erst gegen Morgen die Augen schlossen und schon nach einer Stunde durch das erwachende Lagerleben wieder aufgeweckt wurden.

Es gab zum Frühstück einen Kaffee, mit dem wir zufrieden sein konnten, und duftende Kebab, kleine, über dem Feuer geröstete Fleischstücke, welche sehr gut schmeckten. Dann führte Halef mich in sein Zelt, denn Hanneh, die ›Lieblichste der Frauen und Töchter‹, sehnte sich, mich bei sich zu sehen. Sie bereitete uns ein zweites, sehr delikates Frühstück, und der Hadschi war unendlich glücklich, als er sah, mit welcher Achtung und Höflichkeit ich seine ›Schönste unter den Schönen‹ behandelte. Nach dem Mahle fragte er mich:

»Sihdi, du hast gestern Kara Ben Halef, meinen Sohn, auf seinem Pferde sitzen sehen. Wie reitet er?«

»Sehr gut,« antwortete ich, ihn erwartungsvoll anblickend, denn ich kannte ihn und hatte schon längst bemerkt, daß er etwas Wichtiges auf dem Herzen hatte. Meine Antwort war nicht bloß aus Rücksicht für seinen Vaterstolz gegeben; ich fuhr vielmehr der Wahrheit gemäß fort: »Ich habe noch nie einen Knaben dieses Alters sein Pferd so regieren sehen. Er reitet wirklich wie ein Erwachsener.«

Seine und Hannehs Augen leuchteten vor Entzücken; er rief aus:

»Wie stolz du mich mit deinen Worten machst, o Sihdi! Ich selbst bin sein Lehrer gewesen: darum tut dies Wort aus deinem Munde mir zehnfach wohl. Nun sollst du ihn aber auch schießen sehen. Willst du die Güte haben, mit mir hinauszugehen?«

Er führte mich vor das Lager, wo Kara Ben Hadschi Halef Omar schon auf uns wartete; er war mit einem Doppelgewehre, zwei Pistolen und einem Revolver ausgerüstet. Ein Pfahl steckte in der Erde. Auf diesen deutend, sagte Halef:

»Sihdi, wie oft hast du, wenn du dich in Not und Gefahr befindest, auf so einen Pfahl geschossen, um deinen Feinden zu zeigen, wie unfehlbar deine Kugeln sind, und daß sie verloren sein würden, wenn sie es wagten, dich anzugreifen. Ich habe mich später auf dieselbe Weise geübt und dann auch meinem Sohne Unterricht gegeben. Er mag dir zeigen, was er gelernt hat. Erlaubst du es?«

Ich hatte selbstverständlich nichts dagegen einzuwenden. Der Knabe schoß auf äußerster Tragweite seiner Waffen und tat keinen einzigen Fehlschuß. Jede Kugel saß, so wie es Halef von mir gesehen hatte, einen Zoll tiefer von der vorigen entfernt in der Zeltstange.

»Nun, Sihdi, genügt dir diese Probe?« fragte mich sein Vater.

»Natürlich,« antwortete ich. »Er wird ein Krieger wie sein Vater werden, und ich bin stolz darauf, daß er meinen Namen Kara trägt.«

»Er soll ein Held werden, wie du bist, o Emir. Folge mir wieder in mein Zelt zurück, denn ich und Hanneh, die beste unter den Frauen und Müttern, haben dir eine Bitte vorzutragen.«

Ich ahnte, welcher Wunsch dies war, und hatte mich in meiner Vermutung auch nicht getäuscht, denn als wir wieder im Zelte beisammen saßen, sagte er:

»Mein Sohn soll seinen ersten Zug nicht unter einer gewöhnlichen Führung machen; ich wäre außerordentlich glücklich, ihn unter deiner Leitung zu sehen. Soll ich da warten, bis du später einmal wiederkommst? Kann man überhaupt wissen, ob Allah gewillt ist, uns noch einmal mit deiner Gegenwart zu erfreuen? Jetzt aber bist du hier und wirst uns nach dem Grabe des Scheiks führen. Soll ich da nicht diese Gelegenheit ergreifen, meinen Nachfolger im Schatten deiner Vortrefflichkeit reiten zu sehen? Erlaube mir also, ihn mitzunehmen, o Sihdi; meine Dankbarkeit wird ohne Grenzen sein!«

»Er ist zu jung, mein lieber Halef,« warf ich ein.

»Darf man die Jugend oder das Alter nach Zahlen messen? Es gibt junge Menschen, welche wie alte handeln, und wiederum sieht man oft alte Leute, welche nicht klüger als unerfahrene Kinder sind.«

»Das ist richtig. Ich sehe, daß dein Kara Ben Halef weit über seine Jahre vorgeschritten ist; aber sein Körper ist wohl noch nicht widerstandsfähig genug, um einen solchen schnellen, weiten und anstrengenden Ritt, wie wir ihn vorhaben, aushalten zu können.«

»Denke das ja nicht, o Sihdi! Er ist abgehärtet wie ein Alter. Ich habe ihn in diesem Jahre mit in Basra gehabt, gewiß ein weiter Ritt, viel, viel weiter als derjenige, den wir jetzt vorhaben, und er war bei der Rückkehr so munter und so frisch, wie er beim Aufbruche gewesen war. Ich sage dir, er hält es aus, er hält es aus, vielleicht besser als ein Krieger von dreißig oder vierzig Jahren. Es würde mich sehr schmerzen, wenn du mir meinen Wunsch nicht erfüllen wolltest.«

»Vom Erfüllen oder Nichterfüllen meinerseits kann keine Rede sein. Du bist der Vater und hast also allein zu bestimmen, was dein Sohn zu tun oder zu lassen hat. Es kommt nur auf dich an, ob du ihn mitnehmen willst oder nicht.«

»Das sagst du, Sihdi; aber die Haddedihi werden anders denken. Ich vermute, daß sie sich weigern werden, einen Knaben mitzunehmen.«

»Das kann ich ihnen, aufrichtig gesagt, gar nicht verdenken, obwohl sie den beabsichtigten Ritt viel leichter nehmen als ich.«

»Leichter? So hältst du ihn für schwieriger als sie?«

»Nicht allein für schwieriger, sondern auch für gefährlicher.«

»Gefährlich? Weshalb?«

»Ihr habt mir die Führung übergeben und, wie ich nur zu dir allein sage, ganz wohl daran getan, denn ich bin als Abendländer viel bedenklicher als sie. Ich habe mich gewöhnt, mir alles vorher zu überlegen, und halte es für leicht möglich, daß wir einen Zusammenstoß mit den Bebbah haben.«

»Wir können aber doch leicht die Gegend vermeiden, in welcher sie sich jetzt befinden!«

»Nein, das können wir wahrscheinlich nicht, denn es ist leicht denkbar, daß sie sich grad dort befinden, wohin wir jetzt wollen.«

»Am Grabe Mohammed Emin's etwa?«

»Ja.«

»Was können sie dort wollen?«

»Dasselbe, was wir beabsichtigen.«

»Ich verstehe dich nicht, Sihdi. Sie können doch nicht auf den Gedanken kommen, am Grabe des Scheiks, der ihr Feind und Gegner war, zu beten!«

»Das wird ihnen freilich nicht einfallen; aber es gibt ein anderes Grab dort, welches sie grad an demselben Tage anziehen kann. Denke an ihren Scheik Gasahl Gaboya!«

»Den ich erschossen habe?«

»Ja. Er hat mit Mohammed Emin denselben Todestag. Kannst du mich nun begreifen?«

»Allah l'Allah, daran habe ich gar nicht gedacht! Aber da fällt mir ein, daß es gar kein Grab gibt, an dem sie beten könnten, denn wir haben damals ihre Toten, also auch die Leiche ihres Scheiks, in das Wasser geworfen.«

»Was ich nicht zugegeben hätte, wenn ich nicht betäubt gewesen wäre,« fiel ich ein. »Man muß die Toten ehren; das ist damals nicht geschehen, und darum wird die Stimmung der Bebbah seitdem eine doppelt feindselige geworden sein. Dazu kommt, daß Amad el Ghandur nachher den Tod seines Vaters an ihnen gerächt hat.«

»Du meinst also, daß sie an das Wasser kommen werden, um zu beten?«

»Ich meine, daß ihr Kommen möglich ist, weiter nichts; aber wenn sie kommen, so brauchen sie sich nicht an das Wasser zu stellen; davon bin ich überzeugt. Sie sind auf alle Fälle, als wir fort waren, zurückgekehrt, um zu sehen, was mit ihren gefallenen Kriegern geschehen ist. Sie haben die Leichen aus dem Wasser gezogen und in die Erde begraben; es gibt also eine Stätte, an welcher sie sich zur Andacht versammeln kön-

nen. Unsere Haddedihi sind nicht umsichtig genug, daran zu denken. Ich habe also guten Grund, unsern Ritt für nicht ungefährlich zu halten. Es kann leicht zu einem Zusammenstoße mit ihnen kommen. Nimmst du deinen Sohn mit, so weißt du nun, welcher Gefahr du ihn aussetzest.«

»Sihdi, das ist aber doch kein Grund, ihn hier zu lassen! Soll er sich vor einer Gefahr fürchten, welcher sein Vater kaltblütig entgegengeht? Er wird nun erst recht wünschen, bei mir sein zu dürfen. Ist er vielleicht besser als ich? Bin ich so wertlos gegen ihn, daß ich, der Vater, mich erschießen lassen muß, während er, der Sohn, hier bei den Weibern zurückbleibt, um seinen edlen Leib zu pflegen und seine zarte Haut mit wohlriechenden Salben einzureiben? Wie kann ein Held aus ihm werden, wenn er es schon jetzt verschmäht, den Glanz seines Mutes zu zeigen und den Schimmer seiner Tapferkeit zu pflegen. Soll ich mir ein solches Ding bauen lassen, was ihr im Abendlande einen Choristan el Kezaz {Glasschrank} nennt, und meinen Sohn hineinsperren, damit kein Stäubchen auf ihn fallen und er seine Feigheit durch die Glasscheiben bewundern lassen kann?«

Der kleine Hadschi war in Aufregung geraten. Er sprach noch weiter und brachte alles Mögliche vor, um mich zu überzeugen, daß es ganz unumgänglich notwendig sei, den Knaben grad jetzt an diesem Zuge teilnehmen zu lassen. Ich freute mich über diesen Eifer dieses wackeren Menschen, seinem Sohne Gelegenheit zu geben, schon jetzt zu zeigen, daß aus ihm ein würdiges Ebenbild seines Vaters zu erwarten sei; ich war gleich beim ersten Worte, welches er gesprochen hatte, nicht abgeneigt gewesen, auf seinen Wunsch einzugehen, und ließ jetzt nur noch die letzte Einwendung hören:

»Deine Gründe sind mir leicht begreiflich, lieber Halef; aber was sagt Hanneh, die Mutter des Knaben dazu? Sie hat das Recht, ihre Meinung auch hören zu lassen.«

»Ja, das hat sie, und sie soll dir sofort sagen, was sie denkt. Hanneh, du Liebling aller Lieblinge, erkläre unserm Sihdi, was dein Wunsch und Wille ist!«

Sie hatte bei uns gesessen, ohne bis jetzt ein Wort zu spre-

chen, war aber unserem Gespräch mit größter Teilnahme gefolgt; jetzt ließ sie sich in bescheidenem Tone vernehmen:

»Sihdi, du magst bestimmen, was du willst, so füge ich mich deinem Willen, denn ein Weib hat sich dem Rate der Männer zu unterwerfen. Aber da du befiehlst, daß ich dir meine Meinung sage, so sollst du sie hören. Du weißt, wie sehr ich Hadschi Halef Omar, meinen Herrn und Gebieter, liebe; dennoch habe ich ihn gern mit dir ziehen lassen, obwohl ich wußte, welche Gefahren auf euch warteten und daß er sein Leben wohl oft zu wagen haben werde. Ich habe im Stillen um ihn gebangt und für ihn gebetet; aber ich bin stolz darauf gewesen, daß er dein Begleiter sein und dir zeigen durfte, daß er ein treues und mutiges Herz besitzt. Er hat alle Fährlichkeiten glücklich überstanden und ist zu mir als ein Mann zurückgekehrt, der mehr erlebte und erfuhr, als alle andern Männer und Krieger dieser Gegend. Jetzt sitzt er im Rate der Alten, die gern seine Stimme hören und ihr wohl immer folgen. Das erfüllt mein Herz mit großer Wonne, denn ich besitze einen Gemahl, mit welchem sich kein anderer vergleichen darf. Wir vom Stamme der Ateibeh waren die Verachteten unter den Verachteten, als du uns kennen lerntest; jetzt ist das ganz anders geworden, denn der Name Hadschi Halef Omar ist mit reichem Ruhm bekannt, soweit die Fluten des Euphrat und des Tigris fließen. Es kommen die Krieger fremder, weit entfernter Stämme, um meinen Gemahl zu sehen und ihn kennen zu lernen; werde da nicht auch ich von den Strahlen seiner Berühmtheit beleuchtet? Ebenso stolz möchte ich auch auf meinen Sohn sein dürfen, und ich weiß, daß nur du es bist, der ihn so schnell zum Ruhme führen kann, wie der Name seines Vaters durch dich auf alle Lippen und Zungen gebracht worden ist. Ich liebe ihn mehr als mich selbst, aber grad darum ist es mein höchster Wunsch, daß er seines Vaters würdig werden möge. Ich weiß ihn in deinem Schutze so sicher, als ob er sich hier in diesem Zelte befinde. Du kannst ihm ein Beispiel und Vorbild für sein ganzes, ferneres Leben geben, aber nur dadurch, daß er es vor sich hat und sieht, dadurch, daß er sich in deiner Nähe befindet. Darum habe ich denselben Wunsch, den Hadschi Halef

Omar ausgesprochen hat: erfülle unsere Bitte, und nimm ihn mit! Er wird dann von dieser Erinnerung zehren, wie man aus einem Brunnen trinkt, der unaufhörlich Wasser gibt!«

Da schlang Halef seine Arme um sie, küßte sie auf Stirne, Mund und Wangen und rief aus:

»Das habe ich gewußt, daß du so sprechen würdest, du Verständigste unter den Verständigen, du Weib des Tapfern und du Mutter des zukünftigen Helden! Hast du es gehört, Sihdi? Sie will es auch, daß Kara Ben Hadschi Halef Omar mit uns gehe. Sei nicht dagegen, sondern stimme bei!«

Er streckte mir seine Hand entgegen; ich schlug ein und antwortete:

»Euer Wunsch sei erfüllt; er soll mit uns reiten.«

»Auch wenn die Andern dagegen sind?«

»Auch dann, denn ich hoffe, daß die Haddedihi meine Fürsprache berücksichtigen werden.«

»O, das tun sie sicher und gewiß, Sihdi. Du darfst von ihnen verlangen, was du willst; sie tun es, wenn es überhaupt nur möglich ist.«

Er strahlte förmlich vor Entzücken, und auch Hanneh war hochofren darüber, daß ich meine Zusage gegeben hatte. Halef eilte fort, um seinem Sohne das Resultat dieser Unterredung mitzuteilen.

Was ich erwartet hatte, geschah dann später: Als die Haddedihi vernahmen, daß der Hadschi seinen Knaben mitnehmen wollte, waren sie einstimmig dagegen. Ich machte nicht viel Worte, um ihre Einwilligung zu erlangen, sondern sagte nur, daß es auch mein Wunsch sei, meinen »Paten«, der meinen Namen trage, bei mir zu haben; da ließen sie jeden Einwand fallen.

Am nächsten Morgen wurde schon frühzeitig zum Aufbruche gerüstet. Es waren ohne mich und den Knaben zwanzig Reiter, alle nach Kräften auf das beste bewaffnet. Mehrere Packpferde mußten die Speisevorräte tragen, welche wir mitnahmen, um nicht unterwegs auf die zeitraubende Jagd angewiesen zu sein. Amad el Ghandur ritt die Schimmelstute, ich meinen Rih und der Knabe den »Sohn« meines Rappen; Omar

Ben Sadek saß auf dem Schecken des Aladschy; Halef hatte das nächstbeste Pferd des Stammes geliehen bekommen, und auch die Andern waren so gut beritten, daß wir in Beziehung auf die Schnelligkeit unserer Reise ganz ohne Sorge sein konnten.

Wir wollten, wie bereits erwähnt, zunächst nach dem Zagrosgebirge, welches wir ohne Unfall nach Verlauf einer Woche erreichten. Wir fanden den Tschimarwald, an dessen Rande wir damals {siehe Band III, Seite 1071} lagerten, als wir mit den Turkomanen vom Stamm der Bejat zusammentrafen, und blieben die Nacht an derselben Stelle. Da wir beschlossen hatten, genau den damaligen Weg zu verfolgen, um die Orte, die wir zu jener Zeit berührt hatten, wiederzusehen, so ritten wir am nächsten Tage nach dem Bache in der Nähe jener Rundung, in welcher wir von den Bebbeh-Kurden unter Anführung ihres Scheiks Gasahl Gaboya überfallen worden waren. Hier blieben wir auch eine Nacht, und es versteht sich ganz von selbst, daß jede Erinnerung aufgefrischt und alles, was wir hier erlebt hatten, bis auf das Einzelste durchgesprochen wurde.

Unserm Programm gemäß gelangten wir gegen Abend des nächsten Tages an die kleine Hütte, in welcher wir Allo, den bärenhaften Köhler, gefunden hatten. Sie war unbewohnt und ganz verfallen. Am darauffolgenden Mittag erreichten wir den Beroziehfluß, in dessen Wasser wir wie damals badeten. Einen Tag später ging es über die Höhe von Banna und dann in den nach Süden führenden Paß hinein. Vierundzwanzig Stunden darauf kamen wir in das schmale Tal mit dem wiesenähnlichen Streifen in der Mitte, wo die Bebbeh uns zum zweiten Male überfallen hatten, hierauf in das krumme Seitental, in welchem wir mit dem Bruder des Scheiks Gasahl Gaboya übernachtet hatten. Nachher gelangten wir an den Lagerplatz, wo die beiden Haddedihi gegen mich gestreikt hatten. Da blieb Amad el Ghandur halten und sagte zu mir:

»Emir, mein Vater lebte wohl heute noch, wenn wir uns nicht hier gegen deinen Willen empört und nachher infolgedessen den Scheik Gasahl Gaboya freigelassen hätten. Wir sind damals große Toren gewesen.«

Ich zog es vor, nicht zu antworten, denn meine Antwort hätte nur ein Vorwurf sein können, welcher vollständig überflüssig war.

Auch an das Haus von Mahmud Khansur, des Scheiks der Dschiafkurden, kamen wir wieder und stiegen bei demselben ab. Zu unserer Freude lebte der Hausmeister Gibrail Mamrahsch mit seinem Weibe noch. Sie erkannten uns wieder und luden uns ein, bei ihnen zu übernachten. Wir erfüllten ihnen diesen Wunsch sehr gern, denn wir hatten Zeit dazu und wußten, daß wir ihnen wirklich willkommen waren.

Bis jetzt hatten wir fast gar nichts erlebt. Ich war mit Halef und seinem Sohne stets vorangeritten, um die Gegend zu erkunden, und die Haddedihi hatten nur in bedeutender Entfernung folgen dürfen. Auf diese Weise war jede gefährliche Begegnung vermieden worden, aber auch jedes Zusammen treffen mit jemand, bei welchem wir uns nach dem jetzigen Stand der Dinge hätten erkundigen können. Dies konnte nun bei Gibrail Mamrahsch nachgeholt werden.

Halef hatte seinem Sohne unterwegs jeden in unserer Erinnerung lebenden Platz gezeigt und ihm – vielleicht zum hundertsten Male – erzählt, was an demselben geschehen war. Das geschah natürlich stets in seiner bilderreichen Weise, die mir auch jetzt viel Spaß bereitete. Seiner Schilderung nach war er wenigstens ein halber, ich aber viel mehr als ein ganzer Gott.

Ich hatte den kleinen Kara Ben Halef gleich vom ersten Tage unsres Rittes an in die Schule genommen. Er kam fast nie von meiner Seite und zeigte sich außerordentlich aufmerksam und gelehrig. Ich lehrte ihn, auf die Stimmen der Wildnis zu achten, und bei jeder Spur, auf welche wir trafen, zeigte ich ihm, nach welchen Regeln sie gelesen werden müsse, um richtig verstanden zu werden; dabei bekam ich schon nach Verlauf der ersten Wochen die Überzeugung, daß er sich zu einem recht tüchtigen Beduinen entwickeln werde. Ich gewann ihn lieb und sah, daß er mir seine Zuneigung auch geschenkt hatte. Omar Ben Sadek hatte sich dieselbe auch errungen und wurde von ihm nicht anders als Amm, d.i. Oheim von väterlicher Seite, genannt.

Als wir zum ersten Male bei Mamrahsch eingekehrt waren, hatten wir von ihm erfahren, daß sich nicht viele Dschiafkurden, zu denen er gehörte, in der Nähe befanden, vielmehr hatte der Stamm der Bilba sich aus Persien herüber in die Nähe gezogen. So stand es auch noch am heutigen Tage.

»Und die Bebbeh?« fragte ich ihn. »Wo haben diese jetzt ihre Weideplätze?«

»Zwischen Persien und dem Zagrosgebirge,« antwortete er.

»Also ziemlich weit von hier. Sind vielleicht in letzter Zeit welche hier in der Umgegend gewesen?«

»Bei mir nicht; aber eine Tagreise von hier pflegt jährlich ein Trupp von ihnen Rast zu machen.«

»Ach, wirklich? Mit solcher Regelmäßigkeit?«

»Ja. Jährlich einmal, ich glaube, um die jetzige Zeit lagern sie dort.«

»Wie groß ist ihre Anzahl?«

»Immer zehn oder zwölf Mann.«

»Was tun sie dort?«

»Sie scheinen ein Id el Amwat {Totenfest} zu feiern.«

»So? Gibt es Gräber dort?«

»Ja, mehrere; sie liegen am Ufer des Djalahflusses. Die Hügel bestehen aus Erde; droben aber auf der Felsenhöhe gibt es ein einzelnes Grab, welches aus Steinen errichtet ist.«

»Kennst du es?«

»Ja; ich bin einmal oben gewesen.«

»Ist es gut erhalten?«

»Sehr gut. Es sind nur einige Steine entfernt worden, so daß man in das Innere blicken kann. Da sieht man den Toten sitzen, welcher nicht verwest, sondern vertrocknet ist wie eine Mumija {Mumie} in Ägypten. Er hat einen sehr langen, silbergrauen Bart.«

»Hast du eine Ahnung, wer er gewesen sein mag?«

»Genau weiß ich es nicht, denn als ich im vorigen Jahr oben war, war sein Gesicht so eingetrocknet, daß die eigentlichen Züge nicht mehr vorhanden waren, aber ich glaubte, es sei der Scheik, der ehrwürdige Greis, welcher damals mit euch bei mir gewesen ist.«

»Das hast du ganz richtig erraten. Es ist Mohammed Emin, der Scheik der Haddedihi. Dieser Krieger hier ist Amad el Ghandur, sein Sohn und Nachfolger. Wir sind gekommen, ihm die ›Ehren der Verstorbenen‹ zu erweisen. Ist sein Grab hier in der Gegend bekannt geworden?«

»Ja. Es pilgern viele Gläubige hinauf zur Höhe. Ich hörte erzählen, der Tote habe mit den Bebbekurden gekämpft und so viele von ihnen getötet, wie unten am Wasser in den Gräbern liegen, sei dann aber durch die Überzahl überwunden worden.«

»Auch dies ist in der Hauptsache richtig. Da wundert es mich aber, daß diese Kurden bei ihren jährlichen Besuchen sich nicht an diesem Toten und seinem Grabe vergriffen haben.«

»Was denkst du, Herr! Sie sind zwar Diebe und Räuber, aber auch gläubige Moslemin, und kein wahrer Gläubiger schändet ein Grab, selbst wenn es das eines seiner ärgsten Feinde wäre. Der Prophet hat dies streng verboten; es steht im Kuran geschrieben.«

»Nicht da steht es geschrieben, und nicht Mohammed hat es verboten, sondern Samakhschari, der Erklärer, hat gesagt, daß derjenige, welcher das Grab eines Gläubigen schändet, am jüngsten Tage das seinige nicht verlassen dürfe, und also nicht in den Himmel kommen könne.«

»Seid Ihr dabei gewesen, Herr, als er getötet wurde?«

»Ja.«

»Darf ich erfahren, wie es geschehen ist? Ich möchte es sehr gern wissen, weil er doch mein Gast gewesen ist.«

Diese Gelegenheit, sein Erzählertalent leuchten zu lassen, ließ sich Halef natürlich nicht entgehen. Er ergriff sofort das Wort, um zu berichten, was am Todestage Mohammed Emins geschehen war.

Diese braven Leute taten wieder alles, um uns den Aufenthalt bei sich so angenehm wie möglich zu machen, und wurden darum, als wir sie am andern Morgen verließen, abermals reichlich beschenkt.

Gegen Mittag erreichten wir den berühmten Schamian-

weg, welcher Sulimania mit Kirmanschah verbindet, und gingen über den Garranfluß. Am folgenden Morgen kamen wir in die Nähe des Djalah, an dessen Ufer Mohammed Emin damals gefallen war. Da sich meine Vermutung, daß die Bebbeh die Gräber der Ihrigen besuchten, bewahrheitet hatte, so galt es nun, außerordentlich vorsichtig zu sein. Sie konnten schon hier sein, weil heute der elfte Haziran und morgen also der Jahrestag jenes siegreichen und für uns doch so unglücklichen Kampfes war.

Da ich Halefs Knaben nicht der Gefahr aussetzen wollte, ritt ich jetzt allein voran. Die Andern mußten mir einzeln und in gewissen Abständen folgen. So sehr ich meine Augen anstrengte, ich konnte keine Spur eines menschlichen Wesens entdecken. Wir erreichten ganz ungefährdet die Stelle, an welcher wir damals Mittagsrast gemacht hatten. Wie damals hatten wir auf der einen Seite den Fluß, auf der andern die mit Ahorn-, Kornelbäumen, Platanen und Kastanien bestandene sanfte Anhöhe, und vor uns erhob sich jener Felsenrücken, dessen zerklüftete Krone der Ruine einer alten Ritterburg sehr ähnlich war.

Die Gefährten wollten nun gleich nach der Stelle reiten, an welcher der Kampf stattgefunden hatte; ich gab dies aber nicht zu, da ich vorher rekognoszieren wollte. Sie mußten also zurückbleiben; ich aber stieg vom Pferde und schlich mich in der betreffenden Richtung weiter. Als ich den Platz erreichte, war auch da nicht die geringste Spur zu sehen; aber die Höhe des Grases, welches hier stand, machte mich bedenklich. Darum sagte ich, als ich zu meinen Begleitern zurückgekehrt war:

»Ich halte es für geraten, den Platz des Kampfes nicht aufzusuchen. Das Gras wächst dort so hoch und dicht, daß es, wenn wir es niedertreten, sich vor zwei oder drei Tagen nicht wieder aufrichten kann; es ist da vollständig unmöglich, unsere Spuren zu verwischen.«

»Meinst du wegen der Bebbehkurden?« fragte Amad el Ghandur.

»Ja.«

»Die sind doch nicht zu fürchten!«

»Nicht? Haben sie uns damals nicht den größten Schaden getan?«

»Damals waren es wohl vierzig Mann; jetzt zählen sie nur zehn oder zwölf.«

»Weißt du, daß auch heuer nur so wenige kommen werden? Ist es denn unmöglich, daß ihr Trupp in diesem Jahre ein bedeutender sein kann?«

»Das würde nichts schaden, denn wir sind vorbereitet, was wir damals nicht waren.«

»Wir haben aber doch beschlossen, jeden Kampf zu vermeiden!«

»Das haben wir, ja; aber es ist doch nicht nötig, uns vor diesen Hunden zu fürchten. Du bist zu ängstlich, Emir. Wir wissen ja gar nicht, ob sie heuer auch kommen werden. Sind wir hierher gekommen, um uns nicht an die Hauptstelle zu wagen? Ich muß den Ort sehen, an welchem das Blut meines Vaters geflossen ist. Ich würde hinreiten, und wenn tausend Kurden sich dort befänden. Vorwärts also!«

Er war bisher so ruhig gewesen; nun aber wirkte die Nähe des unglücklichen Platzes auf ihn ein; die schreckliche Erinnerung erregte ihn; er trieb sein Pferd weiter, und die Andern folgten ihm; ich konnte nicht allein zurückbleiben, rief ihm aber zu:

»Ihr habt damals den Tod deines Vaters selbst verschuldet; wenn ihr jetzt wieder so unvorsichtig seid, bitte ich euch, die Verantwortung dessen, was darauf folgen kann, nicht auf mich zu wälzen.«

»Habe keine Sorge,« rief er mir zurück; »es wird nichts geschehen. Und wenn etwas geschähe, so werden wir die Schuld dir nicht geben.«

Wir ritten auf dem Wiesenrande am Flusse hin, bogen um die Krümmung des Höhenzuges und waren an Ort und Stelle. Rechts von uns befand sich der Felsen, an welchem ich die kämpfenden Perser erblickt hatte. Vor uns gab es die Stelle, an welcher Amad el Ghandur die Feinde mit dem Kolben von sich abgewehrt hatte, den toten Vater zu seinen Füßen liegend. Links davon war Gasahl Gaboya von meinem Halef niederge-

schoßen worden, und seitwärts von dieser Stelle war ich mit dem Pferde niedergebrochen. Näher am Wasser sahen wir die Gräber der Kurden liegen. Es war ihnen anzusehen, daß sie von Zeit zu Zeit – also wohl immer am Jahrestage – ausgebessert und aufgeschüttet worden waren.

Amad el Ghandur stieg vom Pferde und kniete auf die Erde nieder, welche das Blut seines Vaters getrunken hatte; die Andern folgten, außer mir und Lindsay, seinem Beispiele, sie beteten. Dann, als sie sich wieder erhoben hatten, erklärte der Scheik ihnen an Ort und Stelle den Verlauf des Kampfes. Das benutzte der Lord, mir die Bemerkung zu machen:

»War ein schrecklich dummer Tag damals. Habe zwei Finger eingebüßt, also, da ich bloß zehn hatte, grad zwanzig Prozent. Ist das nicht ein wenig viel, Sir?«

»Gewiß,« nickte ich. »Aber das war wohl noch nicht alles. Hattet Ihr nicht auch noch eine Blessur, so da in der Nähe des Verstandes?«

»Yes. Hatte etliche Haare und ein Stück Knochen eingebüßt, ungefähr da, wo man im Kopfe sein bißchen Vernunft zu haben pflegt.«

»Da ging wohl auch so ein Stück von dieser Vernunft mit flöten?«

»Glaube es nicht, Sir, obgleich ich viel leichter als Ihr einen solchen Verlust ertragen könnte; habe davon grad so viel Überfluß, wie Euch davon fehlt. *Well!*«

Er wendete sich lachend von mir ab.

Ich hatte mich im Stillen darüber gewundert, daß Halef sich die Gelegenheit entgehen ließ, den Haddedihn den Verlauf des Kampfes zu erklären, und dies vielmehr dem Scheik überließ. Er war mit seinem Sohne an die Gräber der Kurden getreten, stand mit gefalteten Händen da und bewegte die Lippen im Gebete.

»Du betest?« fragte ich ihn, mich erstaunt stellend.

»Ja, Sihdi, ich und Kara Ben Halef, mein Sohn, haben auch hier gebetet.«

»An den Gräbern eurer Feinde?!«

»Nein, denn die Toten sind unsere Feinde nicht mehr; der

Christ kennt überhaupt keine Feinde, er haßt keinen Menschen, sondern er liebt sie alle, alle; das hast du mir ja selbst gelehrt.«

»Was hast du gebetet? Die Fatiha?«

»Nein. Wer diese betet, ist ein Mohammedaner, und kein solcher betet am Grabe seines Feindes. Ich und mein Sohn haben als Christen hier gestanden und das heilige Abuna {Vater-unser} gebetet, welches ich von dir gelernt habe. Hanneh, die Perle unter den Frauen und Müttern, pflegt es auch mit uns zu beten. Wunderst du dich etwa darüber?«

»Nein, denn ich weiß, daß das Wort Gottes wie ein kleines Samenkorn ist, welches, in die Erde gelegt, sich zu einem Baume entwickelt, der mächtig und zugleich lieblich anzuschauen ist und immer neue Früchte und Samen entwickelt. Du hast ein solches Korn von mir empfangen; es wächst in dir und wird Früchte bringen. Gib die Samen davon weiter, mein guter Halef! Dann wirst du Gott wohlgefallen und viele, viele glückliche Menschen machen.«

»O, das weiß ich, Effendi; ich bin ja selbst so sehr glücklich geworden. Weißt du noch, was für Mühe ich mir gegeben habe, dich zum Islam zu bekehren? Ich habe da manch ein Wort gesprochen, welches wie der zweite Kopf eines Kamels war, das doch nur einen haben kann. Du hast dazu gelächelt und bist, wenn ich dann zornig wurde, immer gut und freundlich geblieben. Diese deine Güte hat mich besiegt. Ein einziges warmes Wort von dir hat mehr gewirkt, als alle meine langen Reden wirken konnten. Der Islam ist die Soka {Distel}, die nur auf dürrer Boden wächst, das Christentum aber die Nachla {Palme}, welche hoch in die Lüfte ragt und viele Früchte bringt. Der Islam gleicht der Wüste, in welcher es nur hier und da einen Brunnen gibt, der schlechtes Wasser hat, das Christentum aber einem schönen Lande mit mächtigen Bergen, auf deren Höhen Glocken erklingen, und schönen Tälern, in denen Ströme fließen, welche Wälder und Felder und Gärten nähren und an deren Ufern Städte und Dörfer stehen, deren Bewohner gute und folgsame Kinder ihres himmlischen

Vaters sind. Daß ich dieses weiß, habe ich dir zu danken; es sollen es aber auch von mir noch viele, sehr viele erfahren.«

Jetzt gingen wir, die Pferde an den Zügeln führend, nach dem Orte, an welchem wir nach dem Kampfe mit den Persern gelagert hatten. Ich dachte an das ›Haus‹, welches mich und Halef mit allen möglichen Delikatessen versehen hatte, und dabei war es mir, als ob jener süße, orientalische Duft mich heute wieder umwehe. Welch ein schreckliches Ende hatten diese guten Menschen dann da unten auf dem Wege der To-deskarawane gefunden!

Dann stiegen wir hinauf zur Felsenhöhe. Da standen noch die Reste der Hütte des Sorankurden; er war nicht zu ihr zurückgekehrt, weil er dann Amad el Ghandurs Begleiter gewesen war und die Rache der Bebbeh zu fürchten hatte. Unweit davon erhob sich auf der Felsenplatte das Grabmal des Scheiks. Es war, wie sein Sohn damals zu mir gesagt hatte: »Die Sonne begrüßt den Ort früh, wann sie kommt, und abends, wann sie geht.« Es war noch in gutem Zustande, aber an der Westsüdwestseite waren, wie Mamrahsch gesagt hatte, mehrere Steine herausgenommen worden. Amad el Ghandur trat hinzu und blickte hinein. Er fuhr zurück und schrie:

»Maschallah, mein Vater! Sollte seine Seele noch nicht von ihm gewichen sein!«

Als dann ich in die Öffnung sah, konnte ich diesen Ausruf recht wohl begreifen. Da saß der Scheik noch grad so, wie wir ihn hineingesetzt hatten, mit weit über die Brust herabwallendem Barte und gefalteten Händen. Sein Gesicht war tief eingefallen, aber recht wohl zu erkennen. Welchem Umstande oder welchen chemischen Einflüssen diese Erhaltung der Leiche zuzuschreiben war, das weiß ich nicht, aber der Anblick war von einer außerordentlichen, unbeschreiblichen Wirkung; ich mußte noch nach Monaten immer an ihn denken, und noch heute ist es mir, als ob ich die Mumie des edlen Greises noch vor mir in den Steinen sitzen sähe.

Die Haddedihn kamen einer nach dem andern herbei, um die Überreste ihres einstigen tapferen Anführers zu betrachten. Es geschah das wortlos und mit einer Andacht, welche

leicht erklärlich war. Als der Letzte von ihnen vom Grabe zurückgetreten war, griff Amad el Ghandur in die Tasche, zog einen kleinen Stein aus derselben und sagte:

»Effendi Kara Ben Nemsı Emir und Hadschi Halef Omar, ihr waret dabei, als mein Vater Mohammed Emin, der Scheik der Haddediın, in diese Gruft bestattet wurde; ihr habt gesehen, daß ich mit meinem Dolche diesen Stein vom Grabmale schlug und zu mir steckte, und werdet gewußt haben, was dies zu bedeuten hatte. Jetzt bringe ich ihn zurück und gebe ihn dem Toten. Die Mörder sind gefallen; der Tod meines Vaters ist gerächt; ihre Seelen mögen im glühendsten Feuer der Dschehenna brennen; die seinige aber mag wandeln unter den Palmen des siebenten Himmels und von dem Quell des Paradises trinken in alle Ewigkeit!«

Das war die Thar, die Blutrache: Auge gegen Auge, Zahn gegen Zahn, Blut gegen Blut! Es überlief mich kalt. Was konnte ich jetzt aber sagen? Jedes Wort wäre nicht nur vergeblich gewesen, sondern hätte mir sogar direkt schaden können. Man soll nichts sagen oder tun, von dem man vorher überzeugt ist, daß es vergeblich sein wird; es könnte nur Schaden, nicht aber Nutzen bringen. Diese Gefühle und Gedanken hegte nicht ich allein, denn als Amad el Ghandur nun das Steinstück in das Innere des Grabes fallen ließ, warf Halef mir einen Blick zu, dem ich es ansah, daß der Hadschi gleichen Sinnes und gleicher Meinung mit mir war. Auch er, der früher so ausgesprochene Mohammedaner, der mich zum Islam bekehren wollte, dachte jetzt so wie ich: »Liebet eure Feinde; segnet die, welche euch fluchen, und tut denen wohl, welche euch beleidigen und verfolgen; dann seid ihr gute Kinder eures himmlischen Vaters!«

Da die eigentliche Feier erst morgen am Todestage stattfinden sollte, konnten wir uns heut ausruhen und mußten uns zunächst nach einem passenden Lagerplatz umsehen. Ich wollte von der Höhe herabsteigen, um einen solchen zu suchen, Amad el Ghandur aber sagte:

»Effendi, das ist nicht notwendig. Ich werde nirgends bleiben als hier am Grabe meines Vaters.«

»Warum?«

»So kannst du fragen? – Das siehst du nicht ein? Ich gehöre hierher zu ihm.«

»Nicht jetzt, denke an die Unsicherheit der Gegend und an die Bebbekurden, welche kommen können.«

»Ich habe nicht an sie, sondern an den Toten zu denken. Ich bin gekommen, ihn zu besuchen, und nun ich bei ihm bin, werde ich nicht eher von ihm gehen, als bis wir diese Gegend verlassen.«

»Das würde die größte Unvorsichtigkeit sein. Wie das Terrain hier beschaffen ist, wären wir, wenn sie kommen, ganz in ihre Hände gegeben.«

»Ja, wenn sie kommen! Und selbst dann wäre es nicht so schlimm, wie du meinst. Wir haben erfahren, in welcher geringen Anzahl sie zu kommen pflegen; wir aber sind zwanzig erfahrene und tapfere Krieger. Was hätten wir zu fürchten?«

»Tapfere, ja; aber auch erfahrene? Was nützt die Erfahrung, wenn man nicht nach derselben handelt! Und ist es nicht möglich, daß sie heuer zahlreicher kommen als bisher? Und selbst wenn es ihrer so wenige wären, habe ich gesagt, daß uns das Terrain so ungünstig ist.«

»Es ist uns im Gegenteile günstig. Wir befinden uns hier oben, und sie würden von unten kommen; der Obere aber ist stets der Stärkere.«

»In diesem Falle nicht. Sieh dir doch die Lage dieses Ortes an! Der Fels fällt nach Süd, West und Nord so steil ab, daß man nach diesen Richtungen nicht hinunter kann; wenigstens gehört ein guter Kletterer dazu, in die Tiefe hinabzukommen; mit den Pferden aber ist es geradezu eine Unmöglichkeit – – «

»Wir wollen ja gar nicht da hinab,« fiel er mir in die Rede.

»Laß mich ausreden, so wirst du einsehen, daß die Möglichkeit gar wohl vorhanden ist, daß wir noch einen Fluchtausweg von hier suchen müssen.«

»Fliehen? Vor diesen Hunden? Nie!« rief er aus.

»Nie, nie, nie!« stimmten ihm seine Haddedihi eifrig bei.

»Laßt doch meinen Effendi reden!« warnte Halef. »Er ist klüger als wir alle, und ich habe viele, viele Male die Erfahrung

gemacht, daß derjenige, welcher nicht auf ihn hört, es später zu bereuen hatte.«

Ich warf dem Kleinen einen anerkennenden Blick zu und fuhr fort:

»Der Auf- und Abstieg kann nur auf der Ostseite des Berges geschehen, und da treten an einer Stelle, die ihr ja kennt, weil wir sie vorhin passiert haben, die Felsen so eng zusammen, daß nur zwei Reiter nebeneinander Platz haben. Das ist eine Pforte, welche uns gefährlich werden kann.«

»Wie so?« fragte der Scheik.

»Wenn die Kurden sie besetzen, können wir nicht von hier fort.«

»Und wenn wir sie besetzen, können sie nicht herauf!« meinte er in überlegenem Tone.

»Das klingt sehr schön, ist es aber nicht. Ob wir oder sie diese Enge besetzen und ob wir sie nicht herauf oder sie uns nicht hinunter lassen, das bleibt sich sehr gleich: wir können eben nicht fort.«

»So verjagen wir sie!«

»Das würde ja eben den Kampf geben, den wir vermeiden wollen.«

»Nun, dann bleiben wir hier oben, bis ihnen die Zeit so lang wird, daß sie sich fortmachen!«

»Wird ihnen gar nicht einfallen, dies zu tun. Erstens werden sie bleiben, weil sie sich rächen wollen, und zweitens treibt sie die Not nicht fort, wie sie uns fortreiben würde.«

»Uns? – Welche Not?«

»Der Hunger. Wasser gibt es freilich; aber was sollen wir essen? Gibt es ein Wild hier oben auf der kahlen Felsenplatte? Nein. Und unser Proviant ist dermaßen zusammengeschwunden, daß ich nachher noch fortgehen muß, um irgend ein Fleisch zu schießen.«

»Du malst das so schlimm aus, weil es deine Gewohnheit ist, an alles mögliche Üble, was kommen kann, vorher zu denken. Ich sehe nicht so schwarz wie du, denn ich habe zwanzig tapfere Krieger bei mir, welche, falls wir angegriffen werden, diese Höhe wie eine Festung verteidigen werden. Und was den Pro-

viant betrifft, so werde ich diese Männer jetzt alle auf die Jagd senden. Wir haben damals sehr reichlich Wild gefunden, und es wird wohl jetzt auch nicht weniger davon vorhanden sein.«

»Ich bitte dich, dies nicht zu tun.«

»Warum?«

»Weil es eine große Unvorsichtigkeit sein würde. Wir dürfen hier so wenig Spuren wie möglich machen; wenn aber zwanzig Männer nach allen Richtungen hier herum- und auseinanderlaufen, so müssen die Kurden, wenn sie kommen, sofort auf uns aufmerksam werden.«

»Sie werden uns auch ohnedies bemerken. Du bist, wie ich schon wiederholt gesagt habe, viel zu ängstlich.«

»Hier ist es besser, ängstlich als vertrauensselig zu sein. Ich bitte dich wirklich dringend, heute nicht hier zu bleiben! Wir müssen uns einen Lagerplatz suchen, wo wir verborgen sind und den Zugang zu dieser Höhe beobachten können.«

»Bestürme mich nicht mit dieser Bitte; ich kann sie dir nicht erfüllen. Ich gehöre hier zu meinem Vater. Wenn ihr nicht hier oben bleiben wollt, so geht, wohin ihr wollt!«

»Wir bleiben, wir bleiben!« riefen die Haddediñn einmütig.

»Hörst du es?« fragte Amad el Ghandur. »Sie bleiben bei mir; du aber hast deinen Willen und kannst dir einen anderen Lagerplatz suchen. Halef und sein Sohn werden sich wahrscheinlich zu dir halten.«

»Davon bin ich überzeugt, denn der Hadschi weiß, daß meine Ansicht eine wohlbegründete ist. Aber was könnte es nützen, wenn wir uns von euch trennten? Wir brächten uns in Sicherheit, während ihr euch in Gefahr befändet; das würde uns als Feigheit ausgelegt werden können, und um dies zu vermeiden, werden wir bleiben. Aber wenn dann eintritt, was ich dir vorausgesagt habe, so wirf die Schuld ja nicht auf uns.«

Ich nahm meinen Henrystutzen, um mich zum Jagen zu entfernen. Als der Lord dies sah, fragte er:

»Wohin, Sir?«

»Fleisch schießen.«

»Well, gehe auch mit.«

»Es wäre mir lieber, wenn Ihr hier bleibt.«

»Aus welch einem Grunde?«

»Weil so wenig wie möglich Spuren verursacht werden dürfen.«

»Auf eine mehr kommt es doch wohl nicht an. Was macht Ihr übrigens für ein Gesicht? Ihr ärgert Euch wohl über die Haddedihi?«

»Ja.«

»Warum? Habe bemerkt, daß Ihr Euch mit dem Scheik strittet, konnte das Gerede aber nicht verstehen.«

»Ich bin darüber unwillig, daß sie hier oben bleiben wollen, während ich es unten im dichten Walde für sicherer für uns halte.«

»Wohl wegen der Bebbehkurden?«

»Ja.«

»Laßt Euch das nicht anfechten! Ob wir hier oben oder dort unten mit ihren Köpfen zusammenrennen, das ist ja ganz egal.«

»Nicht ganz, Mylord. Übrigens ist es ausgemacht worden, daß wir uns vor Feindseligkeiten möglichst hüten wollen.«

»Well, habe nichts dagegen gehabt. Aber wenn diese Kurden einmal kommen und mit uns anbinden wollen, so habe ich auch noch eine Rechnung mit ihnen auszugleichen. Diese Gentlemen haben mich um zwei Finger gebracht und außerdem um eine Ecke von meinem Kopfe. Ich will keineswegs ein Bluträcher sein, aber es klingt doch auch nicht übel, wenn man sagen kann: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Finger um Finger, Ecke um Ecke. Wenn sie uns in Ruhe lassen, werde ich ihnen nichts tun, halten sie es aber für gut, sich mit mir zu boxen, so sollen sie Hiebe bekommen, daß die Schwarten fliegen! Also, ich darf jetzt mit Euch gehen?«

»Meinetwegen. Da Ihr Euch mit den Beduinen doch nicht recht unterhalten könnt, würde Euch hier die Zeit zu lang werden.«

»Und wer geht noch mit?«

»Halef natürlich.«

»Und sein Boy?«

»Wahrscheinlich, denn den läßt sein Vater doch nicht zurück.«

»Well, hat sehr recht. Der Junge ist ein ganz tüchtiger Kerl und will von Euch lernen. Nehmt ihn also immer mit!«

Der kleine Kara Ben Halef freute sich allerdings sehr, als er hörte, daß er mit seinem Vater uns begleiten dürfe. Wir vier stiegen den Berg hinab, nachdem ich Amad el Ghandur gebeten hatte, ja seine Leute nicht auf die Jagd gehen zu lassen. Ich traute ihm aber nicht so recht, denn seit er sich am Grabe seines Vaters befand, schien er nicht nur abermals an Rache zu denken, sondern auch gegen mich steifsinnig geworden zu sein.

Als wir unten im Tale angekommen waren, drangen wir in den Wald ein, welcher den erwähnten Höhenzug bedeckte. Dort hatte ich damals auch gejagt. Ich hatte mich für diese Richtung entschieden, weil die Kurden, wenn sie ja nahten, aus einer andern kommen mußten.

Wir hatten Glück. Halef war ein guter Jäger geworden; der Lord verstand sich auch auf das edle Waidwerk, und der kleine Kara Ben Halef machte seine Sache so gut, daß ich ihn öfters beloben konnte. Nach Verlauf von vier Stunden stiegen wir, mit reicher Beute beladen, wieder zur Felsenhöhe empor.

Oben angekommen, sah ich, daß ein Feuer brannte, über welchem ein frischer Braten schmorte.

»Also ist doch jemand von euch fort gewesen?« fragte ich Amad el Ghandur. »Ich hatte doch gebeten, dies zu unterlassen!«

»Sollen wir hier sitzen und faulenzten, während ihr euch plagt?« antwortete er. »Du erlaubst diesem Knaben, Wild zu holen, und den erwachsenen Kriegern soll es nicht gestattet sein!«

»Der Knabe befand sich bei mir; da war ich sicher, daß er keinen Fehler beging.«

»Die vier Männer, welche ich fortschickte, haben auch keinen begangen.«

»Das ist fraglich. Es wäre jedenfalls besser gewesen, wenn sie den Gang unterlassen hätten.«

»Nein! Es ist im Gegenteile grad sehr vorteilhaft für uns, daß sie ihn unternommen haben, denn sie haben eine sehr wichtige Botschaft mit zurückgebracht.«

»Ah? Welche?«

»Daß die Bebbekurden heuer nicht hierher kommen. Du siehst also, daß deine große Ängstlichkeit gar keinen Grund hatte!«

Er lächelte mich dabei ein wenig von oben herab an. Mir schien die Sache nicht ganz geheuer zu sein; darum antwortete ich:

»Von Ängstlichkeit kann keine Rede sein. Ich bin vorsichtig, aber Angst habe ich nicht. Du gebrauchst den Ausdruck ›Botschaft‹. Zu einer Botschaft gehören aber zwei, einer, der sie gibt, und einer, der sie weiterträgt. Von wem haben deine Leute diese Botschaft erhalten?«

»Von zwei Sorankurden.«

»Ah! Wo haben sie diese getroffen?«

»Unten am Wasser, wo der Kampfplatz war.«

»Kull Schejatin – alle Teufel!« brauste ich da auf, ganz gegen meine Gewohnheit, da ich mich sonst in jeder Lage bestrebe, gelassen zu sein. »Wer hat ihnen denn erlaubt, grad diesen Platz wieder aufzusuchen?«

»Ich!« antwortete er, indem er einen festen, beinahe herausfordernden Blick in mein Gesicht bohrte.

»So, du! Ich war aber doch schon einmal und überhaupt dagegen, diesen Ort zu besuchen. Ihr habt es doch getan, und so sollte dieser zweite Besuch wenigstens aus Achtung gegen mich vermieden werden!«

»Ich streite mich nicht mit dir. Wenn du etwas erfahren willst, so frage hier Battar; er wird dir Auskunft geben.«

Er wendete sich von mir ab. Ich antwortete ihm:

»Es ist keineswegs meine Absicht, mich mit dir zu streiten. Aber blicke dieses Grab an, in welchem dein Vater ruht; es sollte dir und euch allen eine Warnung sein. Mohammed Emin ist nur darum hier begraben, weil ihr euch damals nicht mehr nach meinen Vorschlägen richten wolltet. Ihr hattet mich freiwillig zu eurem Anführer erkoren, und so lange ihr euch nach

mir richtetet, wurden alle Gefahren glücklich überwunden. Ich bin ein Christ und als solcher stets gegen das unnötige Töten eines Menschen gewesen; ihr aber lechztet damals nach Blut und empörtet euch gegen meine wohlgemeinten Ratschläge. Das rächte sich an euch, denn ihr mußtet es mit dem Blute des Scheikes Mohammed Emin bezahlen.«

Ich hielt inne. Niemand sagte ein Wort; darum fuhr ich fort:

»Jetzt habt ihr mich wieder zu eurem Anführer gewählt, ganz gegen meinen Willen, denn ich schlug Amad el Ghandur als solchen vor. Ihr seid mir gefolgt, wie ich euch führte, und es ist alles gut gegangen. Nun raucht euch plötzlich das Blut des toten Scheikes um die Köpfe; es benebelt euren Verstand und macht euch widerspenstig gegen mich. Bedenkt wohl, was ihr tut! Ich bin mit euch ausgezogen, um alle Not und Gefahr mit euch zu teilen; ich werde euch auf keinen Fall verlassen, aber wenn ich sehe, daß ihr meinen Willen nicht mehr achtet und Dummheiten begeht, welche uns unser Leben kosten können, so kann ich nicht länger euer Anführer sein.«

Amad el Ghandur kehrte mir den Rücken zu und sagte nichts; Battar aber, der Haddedihi, an welchen er mich gewiesen hatte, fuhr zornig auf:

»Dummheiten, Effendi? Wärest du es nicht, der dieses Wort sagt, so würde ich hier mit meinem Dolche antworten! Ein Krieger der Haddedihi vom Stamme der Schammar begeht keine Dummheiten!«

»Du irrst,« antwortete ich ihm ruhig. »Ich könnte euch eine ganze Reihe von großen Fehlern, ja von Dummheiten her zählen, welche von berühmten Haddedihi begangen worden sind. Wer seine Fehler nicht erkennen will, wird niemals klüger werden, und unternimmt er es gar, sie zu verteidigen, so ist es noch schlimmer mit ihm bestellt. Ich halte es für meine Pflicht, euch die Wahrheit zu sagen; wollt ihr sie nicht hören, so kann ich euch nicht helfen. Jetzt möchte ich wissen, wie ihr mit diesen sogenannten Sorankurden zusammengetroffen seid und was ihr mit ihnen gesprochen habt.«

Amad el Ghandur rührte sich noch immer nicht; seine

Leute blickten finster vor sich nieder, und Battar, an welchen ich mich mit meinen letzten Worten gewendet hatte, antwortete nicht. Das Herz begann, mir wehe zu tun; ich hatte das sichere Gefühl, daß die Starrsucht dieser Leute üble Folgen haben werde. Jedenfalls hatten sie sich während meiner Abwesenheit dahin besprochen, bei einer Begegnung mit den Bebekurden meinen menschenfreundlichen Ratschlägen nicht zu gehorchen. Ich mußte meine Aufforderung noch einmal an Battar richten, ehe er sich herbeiließ, mir Auskunft zu erteilen:

»Wir stiegen in das Tal hinab, um am Flusse nach wildem Geflügel zu suchen; da kamen die beiden Sorankurden.«

»Saht ihr sie eher oder sie euch?«

»Wir sie.«

»Wie verhielten sie sich, als sie euch dann erblickten?«

»Sie stutzten und hielten ihre Pferde an. Wir gingen auf sie zu und winkten ihnen, daß wir friedlich gesinnt seien. Da ließen sie uns bis zu sich herankommen.«

»Wie waren sie bewaffnet?«

»Mit Gewehren, Messern und Pistolen.«

»Was hatten sie für Pferde?«

»Sehr gute. Sie begrüßten uns sehr freundlich und fragten uns, wer wir seien.«

»Antwortetet ihr ihnen darauf?«

»Nicht sogleich. Wir verlangten zuvor zu wissen, zu welchem Stamme sie gehörten. Da erfuhren wir, daß sie Sorankurden seien.«

»Habt ihr euch nach dem Lagerplatze ihres Stammes erkundigt?«

»Ja; sie weiden ihre Herden am Bela-Druz-Kanal.«

»So weit im Süden von hier? Und sie kamen von Norden? Wo waren sie gewesen?«

»Das fragten wir nicht.«

»Wo wollten sie hin?«

»Zu ihrem Stamme. Nun erst, als wir dies wußten, sagten wir ihnen, daß wir Haddedihi sein.«

»Sagtet ihr ihnen auch noch mehr?«

»Ja, denn die Sorankurden sind die Feinde der Bebbeh. Wir brauchten uns also gar nicht zu scheuen. Sie freuten sich sehr, als sie hörten, weshalb wir uns hier befinden, denn sie hatten von dem Ruhme Mohammed Emins gehört. Ja, sie waren ganz entzückt, als wir ihnen sagten, daß ein Stammesgenosse von ihnen damals hier der Führer Amad el Ghandurs geworden sei und ihn auf seinem Rachezuge begleitet habe.«

»Da habt ihr ihnen wohl erzählt, was damals hier alles geschehen ist?«

»Natürlich! Sie fühlten solche Teilnahme dafür, als ob sie selbst zu unserem Stamme gehörten.«

»Und habt ihr ihnen auch gesagt, wer jetzt hier ist?«

»Ja. Sie fragten uns danach. Wir sprachen von dir, vom Hadschi Halef Omar und seinem Sohne Kara Ben Halef, von Amad el Ghandur, von dem Inglis, welcher damals auch dabei gewesen und verwundet worden ist. Sie waren so freundschaftlich zu uns, daß sie sich sogar nach deinem berühmten Rih erkundigten, ob du wieder auf ihm reitest.«

»Da habt ihr ihnen natürlich auch die gewünschte Auskunft erteilt?«

»Ja. Sie freuten sich sehr über unsere edlen Pferde, über den jungen Hengst von Kara Ben Halef und über die Stute Amad el Ghandurs.«

»Und dann? Sprich weiter!«

»Und dann? Nun, dann ritten sie fort.«

»Wohin?«

»Zurück.«

»Zurück? Also nach Norden, woher sie gekommen waren?«

»Ja.«

»Ich denke aber doch, daß sie südwärts zu ihrem Stamme wollten?«

»Freilich wohl, Emir; aber der Eine bemerkte, während wir miteinander sprachen, daß er seinen Dolch aus dem Gürtel verloren hatte. Das war ein altes, kostbares Erbstück, welches er unmöglich aufgeben konnte. Sie mußten also zurück, um den Dolch zu suchen.«

»Aber von den Bebbeh habt ihr doch auch gesprochen. Was habt ihr da erfahren?«

»Wir sagten, daß wir auf die Ankunft der Bebbeh gerüstet seien, weil wir erfahren hätten, daß diese alljährlich hierhergekommen sind. Da sagten uns die Sorans, daß die Bebbeh heuer nicht kommen könnten.«

»Was für einen Grund gaben sie an?«

»Die Bebbeh liegen grad jetzt mit den Pirankurden vom Bulbastamm im Streite; es kann täglich ein Zusammenstoß stattfinden, und so wirst du begreifen, Effendi, daß sie keine Zeit haben, hierher zu kommen.«

»Schön! Was habt ihr noch mit ihnen gesprochen?«

»Weiter nichts. Was wir dir erzählt haben, ist alles. Nun gibst du wohl zu, daß deine Sorge umsonst gewesen ist und daß Amad el Ghandur, unser Scheik, recht gehabt hat?«

Diese Frage wurde im Tone großer Befriedigung ausgesprochen, und nun machte Amad el Ghandur endlich auch eine Bewegung; er drehte sich langsam um und warf mir einen stolzen, triumphierenden Blick zu. Ich tat, als ob ich dies nicht bemerkt hätte, und antwortete:

»Ich sehe ein, daß Amad el Ghandur sehr unrecht gehabt hat.«

Da fuhr Amad halb empor und rief mir zornig zu:

»Unrecht? Wenn du nach dem, was du jetzt gehört hast, dieses Wort aussprichst, so ist dir der Verstand abhanden gekommen, und ich sehe ein, daß es besser ist, dir das Kommando abzunehmen. Denn wenn wir uns weiter nach dir richten, können wir leicht dem Verderben entgegenreiten.«

»Ich bitte dich, dich nicht aufzuregen, sondern ruhig zu bleiben! Selbst wenn ich den Verstand verloren hätte, reichte doch der kleine Rest, welcher mir davon übrig geblieben sein würde, aus, einzusehen, daß ihr mit aller Gewalt ein böses Verhängnis auf euch herabbeschwören wollt. Wenn ihr so weiter – –«

»Schweig!« fuhr er mich an, indem er vollends aufsprang. »Du, nur du würdest dieses böse Verhängnis sein, wenn wir weiter auf dich hören wollten. Du magst tun, was dir beliebt, und gehen, wohin du willst; wir folgen dir nicht; wir brauchen

keinen andern Lagerplatz. Die Bebbeh kommen nicht. Ich gehöre an das Grab meines Vaters, ich bleibe hier!«

Ich wollte auch aufbrausen, beherrschte mich aber und sagte in ruhigem Tone:

»So laß dir doch wenigstens meine Gründe sagen, weshalb ich – –«

»Nichts, nichts mag ich hören,« wehrte er ab, indem er mich abermals unterbrach. »Du hast uns vorgeworfen, daß unser damaliges Verhalten den Tod meines Vaters verschuldet habe. Es ist aber ganz anders: hättest du uns erlaubt, auf die Bebbeh zu schießen und ihren Scheik Gasahl Gaboya zu töten, so hätten sie nicht mehr gelebt und uns nicht verfolgen können. Du also bist schuld, du allein, ganz allein! Ich klage dich an des Todes meines Vaters und mag nichts mehr von dir wissen. Ich gebiete dir, dich von uns zu trennen!«

Er streckte den Arm befehlend aus; seine Augen blitzten; er war das lebendig gewordene Bild des rücksichtslosesten, keiner Überlegung mehr fähigen Zornes. Ich kann nicht etwa bloß sagen, daß er mir leid tat, denn das, was ich jetzt empfand, war viel, viel mehr. Seine Leute hatten sich auch von ihren Plätzen erhoben; sie waren zu ihm getreten, mir damit anzudeuten, daß sie ganz seiner Meinung seien. Nur Halef, sein Sohn, Omar Ben Sadek und der Engländer befanden sich bei mir. Sollte ich auf die schwere Anschuldigung Amad el Ghandurs antworten oder nicht? Noch war ich mit mir nicht darüber einig geworden, da sprangen Halef und Omar auf; der Erstere trat einige Schritte vor, räusperte sich, wie es so seine Angewohnheit war, und rief:

»Allah l'Allah! Welche Wunder geschehen am heutigen Tage! Die Undankbarkeit kleidet sich in das Gewand des Stolzes, und das Verdienst wird mit dem Auswurfe der Kamele und Schafe beworfen! Mein Effendi ist der Weiseste der Weisen und der Tapferste der Tapferen. Er hat für diejenigen, welche ihn begleiteten, stets wie ein Vater und eine Mutter gesorgt, für sie gewacht und alle Gefahren auf sich genommen. Ich, Hadschi Halef Omar, will hier nicht aufzählen, was er auch für euch getan hat; ihr seid ihm Dank schuldig jetzt und in alle

Ewigkeit. Aber anstatt ihm diesen zu zollen, werft ihr ihm eine Anklage entgegen, welche ich augenblicklich rächen würde, wenn ich nicht einer der Eurigen geworden wäre. Nicht er hat den Verstand verloren, sondern euch ist er abhanden gekommen. Mein Effendi weiß stets, was er sagt. Er sieht jetzt eine große Gefahr voraus, eine Gefahr, in welcher ihr untergehen werdet, wenn ihr nicht auf ihn hört. Eure Köpfe sind bis heut frei gewesen von falschen Gedanken. Aber seit ihr dieses Grab erblickt habt, sind die Teufel der Blutrache über euch gekommen, haben euer Herz betört und eure Augen blind gemacht. Es ist, als ob euch ein böses Sachuna {hitziges Fieber} überfallen habe, in welchem ihr tolles Zeug redet und wie unvernünftige Geschöpfe handelt. Ich bitte euch, den Effendi anzuhören! Ihr werdet ihm gewiß und sicher recht geben!«

»Nein, wir mögen nichts mehr von ihm hören!« rief Amad el Ghandur, indem er beide Hände abwehrend ausstreckte. »Er hat dein Herz betört, und du bist seines Glaubens geworden; darum redest du für ihn. Wir brauchen weder ihn noch dich. Die Blutrache ist ein heiliges Gebot; du aber bist ein von Allah Abtrünniger. Bleibe bei deinem Effendi; wir haben nichts mehr mit euch zu tun!«

Da avancierte Halef noch einen Schritt und antwortete:

»Ja, ich bin abgefallen von der Lehre, welche Blut und Rache gebietet, und ein Sohn der Liebe geworden, welche selbst den Unwürdigen umfängt. Darum will ich euch das, was ihr jetzt redet und tut, nicht entgelten lassen, sondern weiter über euch wachen, damit ihr nicht in eurem Irrtum untergeht. Hier stehe ich; ich halte zu meinem Effendi, dem ich treu sein werde, so lange ich lebe, denn ich bin Hadschi Halef Omar, der von euren grausamen und blutigen Gesetzen nichts mehr wissen mag!«

Da stellte sich Omar an seine Seite und sagte:

»Und ich bin Omar Ben Sadek, auf dessen Namen nie ein Makel lastete. Ihr habt unsern Emir Kara Ben Nemsis Effendi beleidigt; ich halte zu ihm; die Folgen aber werden über euch kommen!«

Und nun geschah etwas, was ich nicht erwartet hatte. Näm-

lich Halefs kleiner Sohn trat an die andere Seite seines Vaters und rief mit seiner jugendlich hellen Stimme:

»Und ich bin Kara Ben Halef und halte auch zu dem Effendi, dessen Namen ich trage. Er ist größer, als ihr alle seid!«

»Ruah ya mesach – geh, du Zwerg,« lachte Amad grimmig, »um so kleiner bist du dann! Wer unter dem Schutze eines solchen Knaben steht, kann wahrlich stolz auf seine Tapferkeit und Klugheit sein!«

»Ja, stolz bin ich allerdings,« antwortete ich, »doch nicht auf diese beiden Eigenschaften, sondern darauf, daß dieser Knabe, dessen ich mich erst seit einigen Tagen angenommen habe, trotzdem einen schärferen Blick besitzt als ihr, die ihr euch erwachsene und erfahrene Krieger nennt. Du hast mich von dir gewiesen; wohlan, ich trenne mich von euch, doch nur auf wenige Schritte, denn ich weiß, daß ihr meiner Hilfe bedürfen werdet. Du hast vorhin in deiner Halsstarrigkeit das Wort gesagt: Ich gehöre an das Grab meines Vaters; ich bleibe hier! Siehe zu, daß es nicht in der Weise in Erfüllung geht, daß du für immer hier zu bleiben hast!«

Ich wendete mich ab und führte meinen Rih von den anderen Pferden fort; das war das Zeichen der ausgesprochenen Trennung; Halef, sein Sohn und Omar holten ihre Pferde auch. Da stand der Engländer, welcher bisher, am Boden sitzend, stumm zugehört hatte, auch auf, brachte sein Pferd herbeigeführt und fragte mich:

»Hört einmal, wertester Sir Kara Ben Nemsî, was ist denn hier für ein Teufel los? Habt Ihr Euch von den Haddedihs getrennt?«

»Ja.«

»Warum?«

»Weil sie mich als Anführer abgesetzt haben. Die vier nämlich, welche vorhin auf der Jagd gewesen sind, haben zwei Bebekurden getroffen, welche sie aber für Sorankurden halten. Ich riet, ein anderes Lager zu beziehen; sie bleiben aber hier.«

»*All Devils!* Da kann es etwas absetzen, nicht? Wollt Ihr mir wohl sagen, was – – –«

»Jetzt nicht,« fiel ich ihm in die Rede, »später. Ich muß so-

gleich fort, den beiden Bebbeh nach, ich nehme Halef und seinen Sohn mit — — —«

»Was, diese? Warum nicht mich?« unterbrach er mich.

»Weil ich einen sichern Mann hier bei den kostbaren Pferden haben muß, und Ihr seid doch der sicherste,« antwortete ich.

»*Well*, schön, ich bleibe,« erklärte er sehr befriedigt, obwohl ich ihn nur deshalb nicht mitnahm, weil ich dachte, daß er da Dummheiten machen würde.

Einige Minuten später stieg ich mit Halef und seinem Sohne wieder von der Höhe ins Tal hinab. Bis wir hinunterkamen, fiel mir nichts auf, weil der Berg meist felsig war; unten aber fiel mein Auge auf die Spuren, welche die vier Haddedihn, welche jagen gewesen waren, gemacht hatten; ich sah ihre hingehende und zurückkehrende Fährte. Daneben aber gab es noch die Eindrücke zweier Menschen, welche nicht in den Felsenpfad, sondern seitwärts von demselben einbogen und da zur Höhe führten.

»Kannst du dir denken, wer hier gegangen ist?« fragte ich Halef.

»Nein, Effendi,« antwortete er. »Da du mir deine Meinung noch nicht mitgeteilt hast, weiß ich noch nicht, von welchem Gedanken ich auszugehen habe.«

»Von dem Gedanken, daß die beiden Kurden, welche sich für Sorans ausgegeben haben, Bebbehs gewesen sind.«

»Maschallah! Das denkst du?«

»Ja.«

»Aus welchem Grunde?«

»Es gibt mehrere Gründe. Zunächst gibt es keinen Stamm der Soran mehr.«

»Das ist richtig, Sihdi. Dieser Stamm ist ja von den Bebbeh vernichtet worden, so daß nur einzelne Männer übrig blieben, die sich noch heut verbergen müssen. Daran dachte ich gar nicht.«

»Wie kann also ein Stamm der Soran unten am alten Kanale Bela-Druz seine Herden weiden!«

»Dort hat es überhaupt niemals Kurden, sondern stets nur

arabische Stämme gegeben. Die vier Haddediñjäger sind schmählich belogen worden.«

»Und so dumm gewesen, die Lügen zu glauben. Die zwei Kurden waren die Kundschafter, die Quartiermacher der Bebbeh, welche heut wie alle Jahre kommen und, um sicher zu gehen, zwei Krieger vorausgesandt haben. Diese Späher haben es unsern vier Jägern natürlich sofort an den Stammeskennzeichen angesehen, daß sie Haddediñ sind und sich infolgedessen für Sorans ausgegeben; sie haben sie ausgefragt, alles erfahren und sich dann die Lüge von dem verlorenen Dolche ausgesonnen, um unauffällig wieder zurückkehren zu können. Dann haben sie an einem passenden Orte ihre Pferde versteckt und sind hierher zurückgekehrt, um sich nach oben zu schleichen und uns zu sehen. Ihre Fährte führt hier hinauf, aber nicht wieder herab; ich will doch nicht denken, daß sie noch oben sind! Bleibt hier stehen; ich muß Gewißheit haben.«

Ich schlich mich an Büschen und Felsen vorüber wieder hinauf. Es war sehr schwer, auf dem harten Boden die Spur zu verfolgen; es gelang mir aber doch. Da sah ich, daß sie uns beobachtet und vielleicht auch unsere Verhandlungen gehört und verstanden hatten, da von uns so laut und erregt gesprochen worden war; dann führte ihre Fährte seitwärts wieder in die Tiefe. Da gab es Gras; sie war also deutlich zu sehen; ich schätzte sie kaum eine Viertelstunde alt, und rief Halef und seinen Sohn herbei, um sie ihnen zu erklären. Wie stolz war der wackere Hadschi darauf, daß seinem Kara die große Ehre widerfuhr, auf dem jetzigen, gefährlichen Gange mitgenommen zu werden!

Wir folgten nun zusammen der Spur. Sie strich quer durch die andern Stapfen nach dem Begräbnisplatze am Wasser hin und führte dann nach Norden, sich erst immer nahe ans Ufer haltend. Natürlich fiel sie von nun an mit derjenigen Spur zusammen, welche die beiden Bebbeh gemacht hatten, ehe sie die vier Haddediñ trafen. Wir hatten also alte, herwärts kommende und neue, wieder zurückführende Eindrücke vor uns.

Es dauerte nicht lange, so kamen wir an ein Gebüsch, wo die Bebbeh ihre beiden Pferde versteckt gehabt hatten. Sie hatten

diese natürlich hervorgeholt und wieder bestiegen. Sie waren, wie wir sahen, von hier an Galopp geritten, um den Ihrigen die wichtige Nachricht möglichst bald zu bringen. Ich erklärte im Weiterschreiten meinem kleinen Schüler alles, was ihm noch nicht verständlich war, und hatte dabei meine helle Freude über sein gutes, scharfes Fassungsvermögen.

Von dem Verstecke der Pferde aus waren wir wohl eine gute halbe Stunde lang dem Laufe des Flusses gefolgt, jede Deckung sorgfältig für uns benutzend; da kam der Wald von der Höhe herabgestiegen und bildete einen am Flusse liegenden grasierten Platz, welcher an den drei andern Seiten von Bäumen umgeben war.

»Hier müssen wir uns verstecken,« sagte ich.

»Warum grad hier?« fragte Halef.

»Weil die Bebbeh hier ihr Nachtlager aufschlagen werden.«

»Effendi, bist du allwissend?«

»Nein, aber ich ziehe aus den gegebenen Umständen meine Folgerungen. Es ist nicht mehr ganz eine Stunde bis zum Untergang der Sonne; dann müssen die Kurden lagern.«

»Werden sie nicht vielleicht weiterreiten bis in die Nähe des Felsengrabes?«

»Nein, denn es ist da noch dunkel; der Mond geht erst später auf. Vielleicht benutzen sie seinen Schein, um sich uns dann zu nähern. Jedenfalls aber bleiben sie vorerst hier.«

»Warum nicht weiter oben, so daß wir, um sie zu sehen, noch weiter zu gehen hätten?«

»Siehst du denn nicht, daß die beiden Kundschafter hier abgestiegen sind? Die vielen Stapfen sagen dir, daß sie den Platz und auch den angrenzenden Waldessaum durchsucht haben. Welch ein anderer Grund könnte hierzu vorhanden sein, als daß sie die Ihren bis hierher führen wollen?«

»Du hast recht, wie immer, Effendi. Was werden wir nun tun? Sie belauschen, um zu hören, was sie reden werden?«

»Das möchte ich allerdings sehr gern. Wollen sehen, ob sich die Möglichkeit dazu bietet. Wir verstecken uns im Walde, bis sie kommen.«

Wir drangen links in den Forst ein, bis es da ein Buschwerk

gab, welches uns, als wir hineingekrochen waren, vollständig verbarg.

Ich war außerordentlich gespannt darauf, ob die Kurden wirklich da, wo ich es vermutete, anhalten würden. Halef theilte diese Neugierde und sein Sohn natürlich auch.

Da wir nichts weiter tun als warten konnten, unterhielten wir uns leise miteinander, und ganz selbstverständlich war das Verhalten der Haddediñ und ihres Scheikes der Gegenstand unseres Gespräches. Der kleine Hadschi ärgerte sich gewaltig und erging sich in den kräftigsten Ausdrücken über diese unvorsichtigen Menschen. Noch mehr aber, weit mehr, bedrückte ihn der Gedanke, daß ich so sehr gekränkt worden war. Ich mochte ihm wieder und immer wieder versichern, daß ich jetzt weder Ärger noch Kränkung fühle, sondern nur die Verpflichtung, über die Leute zu wachen, deren Augen blind und taub geworden waren, er glaubte es nicht und gab sich alle Mühe, mich zu beruhigen, zu trösten und seiner Treue und Anhänglichkeit zu versichern. Es war unendlich rührend, wie er eng neben mir lag und sich wie ein Hund an mich schmiegte, meine Hand in seinen beiden hielt und sich bemühte, seiner leisen Stimme den zärtlichsten Ausdruck zu geben. Ich brauchte weder Trost noch Beruhigung, denn ich grämte mich nicht und fühlte auch keine Erregung mehr; aber diese treue, hingebende Liebe ließ mich die Befürchtungen, welche ich hegte, weniger schwer empfinden.

Ich hatte jene unbestimmte Ahnung von dem unaufhaltbaren Nahen eines traurigen Ereignisses, welche mich noch nie betrogen hat, sondern stets in Erfüllung gegangen ist; daher die letzten Worte, welche ich Amad el Ghandur zugerufen hatte. Für mich fürchtete ich nichts, sondern es war ein Etwas in mir, welches mir sagte, daß er es sei, der sich zu hüten habe. Ich nahm mir vor, alles zu tun und selbst mein Leben zu wagen, um das Drohende von ihm abzuwenden.

Der Abend senkte sich nieder, und es wurde dunkel um uns; da hörten wir Pferdegetrappel; die Kurden kamen. Der Hufschlag ging nicht weiter; ich hatte mich also nicht getäuscht; sie hielten auf dem von mir vorher bestimmten Platze an.

»Sihdi, du hast richtig vermutet; sie steigen von den Pferden. Wollen wir hin?« fragte Halef.

»Du nicht und auch Kara Ben Halef nicht. Ihr würdet euch unnötig in Gefahr begeben, da ihr die kurdische Sprache nicht versteht. Ich gehe allein.«

»Gut; aber wenn du nicht bald wiederkommst, folge ich nach!«

»Keine Unvorsichtigkeit, Halef! Ich will sie belauschen und muß also so lange warten, bis sie von dem reden, was ich hören will. Darüber können Stunden vergehen.«

»Ich werde dir gehorchen; aber wehe ihnen, wenn sie dich erwischen! Ich steche und schieße sie alle nieder, alle!«

Ich hatte mir die Art und Weise, in welcher ich mein Vorhaben ausführen wollte, schon zurecht gelegt. Das Frühlingswasser hatte nämlich vom Berge herab und durch den Wald einen Rinnsal, einen ziemlich tiefen, natürlichen Graben gerissen, in welchem es dem Flusse zugeführt wurde. Dieser Graben war jetzt trocken und ging quer über den Platz, auf welchem die Bebbah angehalten hatten. Ich kroch aus dem Gebüsch hervor in diese Rinne hinab und schob mich langsam in derselben weiter. Die Kurden sprachen nicht laut, da ja die Haddedihi zufälligerweise in der Nähe sein konnten; aber als ich eine genügende Strecke vorwärts gekommen war, hörte ich eine Stimme fragen:

»Brennen wir ein Feuer an?«

»Nein,« antwortete eine andere. »Erst muß ein Lauscher weiter abwärts gehen, um nachzuforschen, ob wir hier sicher sind.«

»Wir sind es, denn die Haddedihi lagern oben am Grabe und werden sich in dieser Dunkelheit nicht so weit von demselben entfernen.«

»Ja, die Haddedihi, das sind dumme Molche, die sich nicht aus ihren Höhlen wagen. Aber dieser fremde Teufel ist überall da, wo er nicht hingehört, und mit ihm der kleine Hund mit dem dünnen Barte, der Gasahl Gaboya, meinen Vater, erschossen hat. Dieser Zwerg soll gemartert werden, daß sein

Schmerzgeheul weit über die Berge und durch die Täler erklingt!«

Er nannte einen seiner Leute beim Namen und schickte ihn fort, die Gegend abwärts zu erkunden. Es war mir natürlich sehr lieb, daß es jetzt noch dunkel bleiben sollte; das konnte mir nur nützlich sein. Ich kroch also weiter und immer weiter, bis ich die Waldbäume hinter mir hatte und mich im Graben am Rande des Grasplatzes befand. Die Pferde waren nach dem Wasser gelaufen; links vom Graben hatten sich die Kurden niedergesetzt, um auf die Rückkehr des Kundschafters zu warten. Sie konnten jetzt lauter sprechen, denn falls Haddedihn in der Nähe gewesen wären, hätte er sie wahrscheinlich entdeckt und es gemeldet.

Aus dem, was ich bis jetzt gehört hatte, war zu schließen, daß diese Kurden von dem Sohne Gasahl Gaboyas, den Halef damals erschossen hatte, angeführt wurden. Wehe uns, wenn wir in die Hände dieses Bluträchers fielen! Im Verlaufe des jetzt folgenden Gespräches hörte ich, daß er Ahmed Azad hieß; er wurde von den Anderen so genannt. Mein an die Dunkelheit gewöhntes Auge zählte jetzt elf Personen. Wenn ihrer nicht mehr waren, brauchten wir uns allerdings nicht zu fürchten.

»Ein Glück,« sagte Ahmed Azad, »daß ich auf den Gedanken kam, zwei Späher vorauszusenden! Hätte ich das nicht getan, so wären wir den Haddedihn wahrscheinlich in die Hände geritten.«

»Wann greifen wir sie an?« fragte einer.

»Das kommt darauf an, ob unser Bote schnell genug gewesen ist. Am liebsten noch in der Nacht, weil sie uns da nicht sehen können und wir sie da so überraschen, daß sie lebendig in unsere Hände fallen. Also köstliche Pferde haben sie?«

»Ja. Zunächst der Rapphengst des Fremden, welcher sich Kara Ben Nemsî nennt und zwei Zaubergewehre besitzt, mit denen man unendliche Male schießen kann, ohne laden zu müssen. Sodann ist noch ein junger Rapphengst da, den der Knabe des kleinen Kerls mit den wenigen Barthaaren reitet. Und endlich ist noch eine kostbare Schimmelstute vorhanden,

welche dem Scheik Amad el Ghandur gehört. Auch eine Schecke soll es geben, welche ausgezeichnet ist.«

»Hast du diese Pferde alle gesehen, als du oben warst?«

»Alle, nur die Schecke nicht.«

»Glaubst du, daß sie besser sind als meine schwarze Perserstute?«

»Nein. Deine Stute sucht ihresgleichen. Ihr Stammbaum reicht ja hinauf bis in den Stall von Nadir-Schah.«

»Dennoch müssen wir diese Pferde bekommen. Niemand darf auf sie schießen, außer er befindet sich in Todesgefahr. Das wird aber bei keinem der Fall sein, denn wir werden so schnell über diese rüdigen Hunde her sein, daß sie gar keine Zeit finden, um sich zu beißen.«

Leider kehrte jetzt der Kundschafter zurück und meldete, daß er nichts Verdächtiges bemerkt habe. Darauf erklärte Ahmed Azad:

»So brennt ein Feuer an, damit ihr essen könnt! Dann, wenn der Mond gekommen ist, reiten wir weiter und lagern uns in der Nähe des Felsenberges, auf welchem die Haddediyn sich befinden.«

Der Kundschafter fragte:

»Dann muß ich wohl vor dem Angriffe hinauf, um zu sehen, ob sie schlafen und ein Feuer brennen?«

»Natürlich müssen wir das vorher wissen. Du gehst voran, um es mir zu berichten.«

Jetzt suchten die Kurden die umstehenden Bäume und Sträucher nach dürrn Ästen ab; das Feuer mußte mich verraten; darum hielt ich es für geboten, mich schnell zurückzuziehen. Ich hatte das Glück, die Gefährten zu erreichen, ohne von den Bebbeh bemerkt worden zu sein, und schlich mit ihnen fort. Erst gingen wir leise und langsam, um kein Geräusch hören zu lassen; als wir aber die Hörweite hinter uns hatten, brauchten wir uns nicht mehr so in acht zu nehmen.

Halef war neugierig auf das, was ich erfahren hatte. Ich sagte es ihm. Er fragte dann:

»Denkst du, daß sie schon während der Nacht angreifen werden?«

»Ich denke es. Nur machen mich die Worte des Anführers irre, daß es darauf ankomme, ob der Bote schnell genug gewesen ist. Was für ein Bote mag gemeint sein?«

»Wer weiß es!«

»Es wäre aber wohl sehr nötig, es zu wissen. In einer Lage, wie die unsrige ist, kann man nicht umsichtig genug sein. Ich zählte elf Personen, mit dem Kundschafter zwölf. Ob der Anführer einen Boten fortgeschickt hat, noch mehr Leute zu holen?«

»Da müßten doch noch mehr Bebbeh in der Nähe sein!«

»Warum nicht? Wenn dies der Fall wäre, bekämen wir gewiß einen sehr harten Stand.«

»Ich fürchte mich nicht, Sihdi!«

»Das weiß ich, lieber Halef; aber mir liegt das Vorgefühl in den Gliedern, daß es auch dieses Mal hier kein gutes Ende nehmen werde.«

»Mach dir doch keine solche Sorgen! Wie oft sind wir in noch viel größerer Gefahr gewesen und stets gut daraus hervorgegangen. So wird es auch heut und morgen werden. Was gedenkst du zu tun? Werden wir den Überfall abwarten oder die Bebbeh lieber selbst angreifen?«

»Darüber kann ich nicht bestimmen. Du weißt ja, daß Amad el Ghandur jetzt das Kommando führt.«

»Allah sei es geklagt! Hoffentlich aber ist er inzwischen zur Einsicht gekommen!«

»Das bezweifle ich. Ich kenne das Fieber der Blutrache. Wer ihm einmal verfällt, dem ist nicht zu helfen, bis es seinen natürlichen Lauf genommen und entweder den Einen oder den Andern in den Tod gebracht hat. Du wirst sehen, daß er jetzt noch grad so denkt wie vorhin, als wir ihn verließen.«

Wir hatten inzwischen das untere Tal erreicht und stiegen nun zum Grabmale empor. Schon bereits von weitem, als wir durch die schon erwähnte Felsenenge gelangt waren, leuchtete uns der Schein eines riesigen Feuers entgegen.

»Welch ein Fehler, solche Flammen lodern zu lassen!« entfuhr es mir, obgleich ich mir vorgenommen hatte, jetzt nichts zu tun, als ruhig zuzuwarten.

»Werde ihnen gleich meine Meinung sagen,« meinte Halef.

Das stets flinke Kerlchen sprang die Höhe vollends empor und rief den um das Feuer sitzenden und schmausenden Haddediñ zu:

»Allah akbar, Gott ist groß, aber eure Unvorsichtigkeit ist doch noch größer! Was fällt euch ein, ein solches Feuer zu brennen!«

»Was geht es dich an!« antwortete Amad el Ghandur.

»Sehr viel. Mein Leben kann davon abhängen.«

»An deinem Leben ist nicht viel gelegen!«

»So! Wenn du nicht im Rächerwahne sprächest, würde ich dir anders antworten, als ich jetzt tue. Die Bebbeh sind da, um uns zu überfallen, und ihr brennt für sie ein Feuer an, damit ihre Kugeln uns ja recht sicher treffen mögen!«

»Die Bebbeh? Das lügst du!«

»Wahre deine Zunge! Ich bin Hadschi Halef Omar und habe noch nie gelogen. Die zwei Kundschafter der Bebbeh haben euch weisgemacht, daß sie Sorankurden seien, und von euch alles erfahren, was sie wissen wollten. Nun sind sie zurückgekehrt, um den Bluträcher Ahmed Azad, den Sohn Gasahl Gaboyas, herbei zu holen. Er hält gar nicht weit von hier und will uns überfallen.«

Das brachte die Haddediñ denn doch aus ihrer Fassung. Sie forderten Halef auf, alles zu erzählen; er antwortete:

»Eigentlich seid ihr keines Wortes wert. Ihr habt euch von meinem Effendi losgesagt, und so sollten wir eigentlich fortreiten und uns nicht weiter um euch bekümmern; aber ich weiß, was ich meiner Bekehrung zur wahren Liebe schuldig bin, und werde euch also eure Bitte erfüllen. Der Emir Kara Ben Nemsı, ich, der Hadschi Halef Omar und mein Sohn Kara Ben Halef, wir sind am Lager der Bebbeh gewesen und haben ihre Gespräche belauscht. Hätten wir das nicht getan, so würdet ihr heute nacht abgeschlachtet wie Schafe, welche keinen Hirten und Beschützer haben.«

Er erzählte nun das, was wir getan, gesehen und gehört hatten, in seiner farbenreichen Weise und schloß die besten Ermahnungen daran. Schon glaubte ich, daß diese seine Vorstel-

lungen nicht ohne Erfolg sein würden, da fuhr ihn Amad el Ghandur an:

»Schweig! Wir brauchen deine Ermahnungen nicht; wir wissen selbst, was wir zu tun haben. Also zwölf Bebbeh habt ihr gezählt?«

»Ja. Wenn du uns nachzählen willst, so gehe hin zu ihnen!«

»Und da machst du solchen Lärm! Zwölf gegen zwanzig!«

»Aber es können leicht noch mehr kommen, denn Ahmed Azad hat von einem Boten gesprochen.«

»Sie mögen kommen; wir fürchten sie nicht. Was schreist du da über unser großes Feuer! Grad dieses ist für einen solchen Überfall gut. Wir setzen uns in den Schatten; da können die Bebbeh uns nicht sehen; wir aber erblicken sie, sobald sie kommen, und geben ihnen unsere Kugeln.«

»Aber unser Ritt sollte doch ein friedlicher sein!«

»Schweig! Die Kurden kommen, sich an uns zu rächen: wir müssen uns wehren. Aber selbst wenn wir dies nicht müßten, würden wir es doch tun. Diese Hunde sind nicht wert, daß sie unter Allahs Himmel wandeln; sie müssen von der Erde ver- tilgt werden!«

»Gut, ich werde schweigen; ihr aber werdet weinen und heulen über das, was daraus erfolgen wird!«

Er wendete sich ab und ging dahin, wo Omar Ben Sadek und der Lord saßen. Ich hatte mir vorgenommen, nichts zu sagen, konnte es aber doch nicht über das Herz bringen. Es war ja doch möglich, Blutvergießen zu verhüten. Die Haddedihi konnten hier oben und die Bebbeh unten an ihren Gräbern beten und die gegenseitige Rache für später aufheben. Darum machte ich noch einen Versuch, zum Frieden zu reden:

»Amad el Ghandur, ich war dein Freund, dein Bruder und Gefährte und will es auch jetzt noch sein. Hast du nicht heut diesen Stein in dieses offene Grabmal geworfen und dabei behauptet, daß dein Vater gerächt sei? Warum trachtest du von neuem nach Blut?«

»Die Rache war nicht tot,« murrte er; »sie hat nur geschlafen und ist wieder aufgewacht.«

»Nein, so ist es nicht; sie schläft noch jetzt; sie will nicht

erwachen; aber du willst sie aufwecken. Wer einen Brand entfacht, soll vorsichtig sein und es sich vorher bedenken, denn er kann sich leicht selbst verbrennen.«

»Meinst du, daß ich deine guten Lehren brauche?«

»Ja, das meine ich. Grad jetzt solltest du ein offenes Ohr für sie haben. Ich mag mich nicht rühmen und will mir auch das, was ich getan habe, nicht bezahlen lassen; aber heut, wo so Vieler Leben, auch das deinige, von dir abhängt, muß ich dich an den Kerker von Amadijah erinnern, in welchem du verschmachtet wärest, wenn ich dich nicht herausgeholt hätte. Wäre Mohammed, dein Vater, noch am Leben, der damals mit uns war, er würde dir raten, auf meine Worte zu hören.«

»Nein,« fuhr er da auf, »das würde er nicht, denn dein Rat und deine Worte haben ihn damals in das Verderben geführt. Du bist nicht unsers Glaubens; du gehörst nicht zu uns. Wenn ein gläubiger Moslem einem Christen folgt, ist es stets zu seinem Schaden. Ich will Rache; ich will Blut, und ich werde meinen Willen haben.«

»Und ich will Liebe und Versöhnung. Wir werden sehen, wessen Wille bessere Früchte bringt!«

Ich sah ein, daß all mein Bemühen hier vergeblich war, und ging zu den Gefährten, bei denen ich mich niedersetzte. Wir befanden uns im tiefen Schatten, und auch die Haddedihs suchten jetzt dunkle Stellen auf, um mit ihren Kugeln die angreifenden Kurden zu empfangen.

Der Lord hatte nur wenig von dem, was gesprochen worden war, verstanden; ich mußte ihn aufklären. Als dies geschehen war, meinte er:

»Harte Köpfe, diese Kerls! Meint Ihr, daß die Bebbah auch solche Köpfe haben?«

»Ja.«

»Dann kommt es zum Zusammenstoße?«

»Sehr wahrscheinlich; aber ich werde doch versuchen, ihn zu verhindern.«

»Wie wollt Ihr das anfangen?«

»Zunächst kann ich nichts anderes tun, als Ahmed Azad wissen lassen, daß wir von dem geplanten Überfalle unterrich-

tet sind. Dann wird er ihn wahrscheinlich, wenigstens für die Nacht, unterlassen.«

»Und ihn dann aber am Tage ausführen!«

»Darauf muß ich es ankommen lassen. Vielleicht kommt mir bis dahin ein rettender Gedanke.«

»Wie aber soll dieser Kurde erfahren, daß sein Anschlag uns verraten worden ist?«

»Durch den Späher, den er heraufschicken will, um zu erfahren, ob wir schlafen und ein Feuer brennen.«

»Dem wollt Ihr es sagen?«

»Ja.«

»Wie wollt Ihr das anfangen, Master, Sihdi und Effendi?«

»Ich nehme ihn fest.«

»Ach, oh, festnehmen!«

Ich sah trotz der Dunkelheit, daß der Mund des Lords vor Entzücken sich in ein offenes Trapezoïd verwandelte und daß seine Nase in selige Bewegung geriet. Er ergriff meine Hand und fuhr fort:

»Hört einmal, Ihr großer, vortrefflicher und berühmter Kara Ben Nemsî, wollt Ihr dieses Festnehmen des Kurden nicht mir überlassen? Habe während dieses ganzen, langen Rittes nichts tun können, gar nichts, und hätte doch so gern mit einem Regenwurm gekämpft, oder wenigstens einen Lindwurm totgetreten. Jetzt gibt es die schönste Gelegenheit, meine acht Finger, die mir übrig geblieben sind, um den Hals eines Bebbekurden zu legen. Erlaubt mir das, Sir! Ich zahle Euch gern hundert oder auch noch mehr Pfund Sterling dafür!«

»Könnt es ohne Zahlung haben, Mylord. Ich will es Euch erlauben, doch unter der Bedingung, daß ich dabei bin und daß Ihr Euch nach meinen Vorschriften richtet!«

»*Well*, zugestanden, *yes!* Bebbekurde, Finger, Hals, Vorschriften, vortrefflich, unvergleichlich! Nun geht doch endlich einmal das ordentliche, solide Leben wieder an!«

Er rief das so laut aus, daß ich ihn ersuchen mußte, ruhig zu sein. Nach einiger Zeit ging der Mond auf, und ich nahm an, daß die Kurden nun ihr Lager auf dem Wiesenplatze verlassen würden. Ich stieg also, natürlich ohne den Haddedihi von

meinem Vorhaben Mitteilung zu machen, mit dem Engländer die kurze Strecke nach der Felsenenge hinab, wo wir uns verbergen wollten.

Da sie an ihrer oberen Seite von dem Feuer der Haddedihi beleuchtet wurde, so durchschritten wir sie und legten uns an ihrer untern, unbeleuchteten Seite hinter einem Gebüsch nebeneinander auf den Boden nieder. Wir konnten annehmen, daß uns der Späher hier, wo es dunkel war, nicht sehen werde.

»Ob er aber auch kommen wird?« fragte der Lord, welcher ganz erpicht darauf war, den Bebbah in seine Hände zu bekommen.

»Jedenfalls,« antwortete ich. »Ahmed Azad, sein Scheik, hat es gesagt. Doch seid jetzt still, damit wir ihn nicht nur sehen, sondern schon vorher sein Kommen hören.«

Nun lagen wir wohl eine Viertelstunde lang. Von unten herauf erklang jenes monotone und doch so vielsagende Rauschen des Waldes, jene ergreifende Predigt von der Allmacht des Unendlichen, des Ewigen. Da hörte ich ein dumpfes Geräusch in der Tiefe.

»Horcht!« flüsterte ich dem Lord zu.

»Höre nichts,« antwortete er.

»Aber ich höre es deutlich. Es sind die Schritte der Pferde auf dem Wiesengrunde unten. Sie kommen.«

»Well! Müßt Ihr lange Ohren haben, Sir! Ich glaube, die Lappen davon hängen bis dort hinunter, wo die Kerle sich befinden. Ihr seid ein Unikum und gehört in ein Panoptikum!«

»Danke, Mylord! Nun aber aufpassen, denn es wird gar nicht lange dauern, so kommt der Späher heraufgestiegen.«

Es vergingen vielleicht fünf Minuten, so vernahm ich das Geräusch eines rollenden Steines, welcher aus seiner Lage gestoßen worden war.

»Er naht,« raunte ich dem Lord zu. »Nehmt ihn beim Halse, aber gleich so fest, daß er keinen Laut von sich geben kann!«

»Und dann?«

»Ist meine Sache.«

Jetzt hörten wir leise Schritte, und einige Augenblicke später sahen wir ihn auch. Der Mond beleuchtete ihn hell, während

wir im Schatten der Felsenenge lagen. Er war wohl der beste Späher der Kurden und dennoch ein schlechter Kundschafter; ich an seiner Stelle hätte die dunklen Stellen hinter den Büschen gesucht und wäre gekrochen, während er aufrecht gegangen kam.

Seine Schritte waren langsam und bedächtig; ganz in der Nähe blieb er stehen, um zu horchen. Da er nichts Verdächtiges sah und hörte, so ging er weiter, um in die Enge einzudringen; er mußte an uns vorüber. Da gab ich dem Lord einen Stoß; er richtete seine lange Gestalt auf; der Kurde sah dieselbe so plötzlich neben sich in die Höhe ragen und wich erschrocken einen Schritt zurück; ehe er sich fassen und einen Schrei ausstoßen konnte, lagen ihm die Hände des Engländers am Halse.

»Habe ihn!« meinte Lindsay. »Was nun?«

»Herlegen.«

Ich hob dem Bebbah die beiden Füße aus, und der Lord ließ ihn nieder; er machte keine einzige Bewegung der Gegenwehr. Ich zog mein Messer, setzte ihm die Spitze desselben recht fühlbar auf die Brust, bat Lindsay, ihm den Hals freizugeben, und bedrohte ihn:

»Sprichst du ein lautes Wort, so ersteche ich dich; hingegen wird dir gar nichts geschehen, wenn du gehorchest!«

Er röchelte eine kurze Weile und holte dann tief Atem; zu reden aber oder gar zu schreien wagte er nicht.

»Du siehst, daß du nicht immer Glück beim Spähen hast,« fuhr ich fort. »Einmal ist es dir gelungen, als du heut mit einem Gefährten zum ersten Male hier warst; jetzt aber ist's um dich geschehen, wenn du dich nicht so verhältst, wie ich es dir befehle. Beantworte meine Fragen, doch so leise, daß nur wir es hören können! Ahmed Azad lagert mit euch da unten im Tale?«

Er sagte nichts, sondern er besann sich wohl, wie er sich in seiner Lage am besten zu verhalten habe. Ich wiederholte meine Frage und ließ ihn das Messer stärker fühlen.

»Chodih {Herr} auf kurdisch}, stich nicht!« bat er da schnell. »Ja, wir sind da unten.«

»Wie viele Männer?«

»Zwölf.«

»Nicht mehr?«

»Nein.«

»Aber es werden noch mehr kommen?«

»Nein.«

»Ihr habt ja einen Boten fortgeschickt? Wozu ist das geschehen?«

»Katera Chodeh – um Gottes willen!« stieß er hervor. »Das weißt du?«

»Ja.«

»Wer bist du, o Herr?«

»Ich denke, du kennst mich; sieh mich an!« antwortete ich, indem ich aus dem Schatten in den hellen Mondschein trat.

»Der fremde Emir mit den Zauberflinten!« sagte er im Tone des Schreckens.

»Ja, der bin ich. Beantworte meine Frage!«

Er folgte dieser Aufforderung erst nach einer Weile des Überlegens:

»Wie du es wissen kannst, das ist mir unerklärlich; aber es ist wahr; wir haben einen Boten fortgesandt; er ist zu Gibrail Mamrahsch gegangen.«

»Ah, nach dem Hause des Scheiks der Dschiafkurden? Das liegt fast anderthalb Tagereisen von hier. Was soll er dort?«

»Ja, es ist freilich weit bis dahin, aber doch der nächste Ort, an welchem wir Fleisch und Mehl bekommen können. Wir sind hierher gekommen, um unsere Andacht zu verrichten; da können wir nicht fort, um Wild zu schießen. Darum wollen wir uns bei Gibrail Mamrahsch Proviant kaufen.«

»Bei diesem? Hm! Er gehört zu den Dschiafkurden, deren Feinde ihr seid.«

»Jetzt nicht mehr, Chodih.«

»Mag sein! Ich glaube dir nicht. Nimm dich in acht! Ihr wollt uns überfallen; ich weiß es genau. Du siehst aber, daß wir diesen Zugang zur Höhe besetzt halten. Wer sich nähert, der wird erschossen.«

»Chodih, wir wollten euch nichts tun!«

»Schweig! Ich weiß es besser; ich weiß überhaupt alles. Aber auch wir sind nur der Andacht und nicht des Kampfes wegen gekommen; darum will ich gegen dich und überhaupt gegen euch anders handeln, als ich eigentlich sollte. Warum wollen wir uns gegenseitig bekämpfen, da der Rache Genüge getan worden ist? Warum soll aus dem gottgefälligen Gebete ein gottloses Schlachten und Morden werden? Stehe auf; ich gebe dich frei! Steig hinab zu Ahmed Azad, euerm Anführer, und bring ihm meine Botschaft! Ich biete ihm Frieden. Beide Teile mögen an den Gräbern für ihre Toten beten und dann diese Stätte verlassen, wann und wie es ihnen beliebt.«

»Nein, das darf nicht geschehen!« rief es da neben mir. Amad el Ghandur trat aus der Felsenenge hervor, in welcher er gesteckt hatte, und fuhr in drohendem Tone fort: »Wie kannst du, ohne mich zu fragen, über uns bestimmen! Ich sah euch beide fortgehen; ihr kehrtet nicht zurück; da dachte ich mir gleich, daß ihr etwas beabsichtigtet, was gegen meinen Willen ist, und bin euch nach. Ich kam in diese Enge, hörte eure Stimmen und blieb stehen. Ich habe alles vernommen, sage dir aber, daß du kein Recht hast, den Frieden zu bieten. Ich würde mich überhaupt schämen, diese Kurdenhunde um Frieden zu bitten! Weißt du das?«

»Ich habe den Frieden angeboten, ich ihnen, sie aber nicht um denselben angebettelt. Weißt du das? Du hast dich von mir getrennt und magst es halten, wie es dir beliebt; ich werde auch tun, was ich will.«

»Gut, tue das! Aber dieser Kurde hier ist unser Gefangener; den wirst du mir übergeben!«

»Nein, das werde ich nicht. Ich habe noch nie mein Wort gebrochen, und so wird es auch jetzt bei dem bleiben, was ich gesagt habe. Er ist frei.«

»Er ist nicht frei!« rief Amad el Ghandur, indem er den Bebeh beim Arme ergriff. »Er gehört mir, und ich schwöre dir bei Allah, daß ich – – «

»Halt, schwöre nicht!« unterbrach ich ihn. »Du würdest deinen Schwur nicht halten können.«

»Ich halte ihn und sage dir, daß ich meinem Willen selbst mit der Waffe Nachdruck geben werde!«

»Auch mir gegenüber?«

»Gegen jeden, der mir widerstrebt!«

»Gut! Ganz so, wie du willst! Wenn Freundschaft, Dankbarkeit, Vorsicht und Überlegung nichts mehr gelten, so mag das Messer zwischen uns entscheiden. Es wird heut grad so sein wie damals mit Gasahl Gaboya, und du wirst deinen Starrsinn zu bezahlen haben. Ich habe gesagt, daß dieser Kurde frei sein soll, und mein Wort darf nicht zu schanden werden. Tu die Hand von ihm!«

»Nein!« knirschte er.

»Tu sie weg, sonst schlag ich dich nieder mit dieser meiner Faust! Du kennst den Hieb!«

»Schlag her! Wage es!« drohte er mir, indem er, ohne den Kurden loszulassen, sein Messer gegen mich zückte.

Ich holte zu dem mir so geläufigen Fausthiebe aus, ließ aber den Arm rasch wieder sinken, denn da krachte ganz in unserer Nähe hinter einem Busche hervor ein Schuß und noch einer, Amad el Ghandur drehte sich, den Kurden loslassend, halb um seine eigene Achse und taumelte dann gegen den Felsen. Der Kurde entfloh; hinter dem Busche aber kamen zwei Gestalten hervorgesprungen, welche mit umgekehrten Gewehren auf mich und den Engländer eindringen, um uns mit den Kolben niederzuschlagen.

Was man in solchen Augenblicken tut, geschieht viel, viel schneller, als man es zu erzählen vermag. Ich wartete den Hieb, der mir gelten sollte, gar nicht erst ab, sondern sprang dem ersten Angreifer entgegen, warf mich einen Schritt weit auf die Seite und stieß ihm mit aller mir zu Gebote stehenden Kraft die Faust in die Achselhöhle des hoch erhobenen linken Armes. Er ließ das Gewehr fallen, stieß einen Schrei aus und flog fünf, sechs Schritte weit fort, um dort wie ein Sack niederzustürzen.

Indessen war der zweite an den Lord gekommen und hatte zugeschlagen, aber nicht getroffen, weil der Engländer dem Hiebe ausgewichen war. Ich tat einen raschen Sprung hinzu

und riß den Kurden nieder und hielt ihn fest, bis ihm der Lord das Messer und die Pistole aus dem Gürtel genommen hatte. Der Mond beschien sein Gesicht, und ich erkannte den mir damals wohlgesinnten Bruder des Scheikes Gasahl Gaboya. Er war mir, wie man sich erinnern wird, zur Dankbarkeit verpflichtet gewesen, weil ich ihn den Haddedihi gegenüber beschützt und aus der Gefangenschaft entlassen hatte; ohne mich wäre er erschossen worden.

Der andere Angreifer, den ich fortgeschleudert hatte, raffte sich auf und eilte davon. Ich hielt ihn nicht zurück, obgleich der Engländer mir zurief:

»Dort läuft der Halunke hin. Haltet ihn fest, Sir Kara!«

»Laßt ihn laufen!« antwortete ich, »wir haben hier einen bessern und wertvolleren Mann.«

»Wen denn? Ah *by god*, das ist ja jener famose Scheiksbruder, den wir damals partout ermorden sollten!«

»Ja. Schnell hinein in die Enge mit ihm! Es könnten noch mehrere Kurden heraufgekommen sein! Ich nehme ihn. Nehmt Ihr Amad el Ghandur!«

»Ich brauche niemand; ich kann allein gehen,« antwortete dieser. »Du bist schuld daran, Effendi; das werde ich dir nie vergessen. Du hast mich schlagen wollen; nun bin ich verwundet. Es ist aus zwischen uns Beiden, aus für immer!«

Er taumelte in die Enge hinein. Wir Beide folgten ihm. Als wir sie passiert hatten, stießen wir auf Halef und seinen Sohn, welche herbeigeeilt waren.

»Sihdi, wir hörten Schüsse. Was ist geschehen?« rief der Hadschi.

»Ein Angriff von zwei Kurden,« antwortete ich. »Vielleicht kommen noch mehr. Steck dich mit Kara Ben Halef in die Enge, und paßt auf. Ihr schießt auf jeden Feind, der sich ihr nähert!«

Die Beiden verschwanden zwischen den Felsen. Auch die Haddedihi hatten die Schüsse gehört. Sie scharten sich am Feuer um ihren verwundeten Scheik und ließen laute Drohungen hören. Ich achtete nicht auf sie, denn ich hatte mit

dem Bebbeh zu reden. Wir hielten ihn jetzt nicht mehr fest. Er lehnte am Felsen, blickte finster vor sich nieder und sagte:

»Jetzt bin ich zum zweiten Male in deine Hand geraten, o Emir.«

»Ja, und das ist mir nicht lieb. Du hast mir damals selbst gesagt, daß ich dir das Leben und die Ehre gerettet habe; ich bin dein Freund und Bruder geworden {siehe Bd. III, *pag.* 1160}, und dennoch hast du vorhin auf mich geschossen!«

»Auf dich? Du irrst. Wir hatten einen Späher heraufgesandt; er blieb uns zu lange aus. Da schlich ich mich mit noch einem herauf. Ich sah euch und hörte deine friedliche Rede; ich sah ferner, daß dein eigener Freund das Messer gegen dich zückte; da schossen wir auf ihn.«

»So weißt du also, daß ich euch nicht bekämpfen will?«

»Ja.«

»Gut! Du bist noch heut wie damals mein Bruder. Ich gebe dich frei. Du kannst gehen.«

»Wirklich, Emir, wirklich?« fragte er, indem er mich ungläubig anstarrte.

»Ja.«

»Aber ... aber ... aber das tut ... das tut doch kein Mensch!«

»Ein Moslem allerdings nicht: aber du wirst doch wissen, daß ich ein Christ bin. Geh in Gottes Namen zu den Deinen. Draußen liegen eure Waffen; hebe sie auf, und nimm sie mit! Sag Ahmed Azad, daß ich den Frieden will! Ich werde morgen am Vormittage hinunter in euer Lager kommen und mit ihm verhandeln.«

»Das – das willst du wagen?!«

»Es ist kein Wagnis; ich weiß genau, was ich tue. Ich fürchte mich nicht vor euch, obgleich ihr uns an Zahl weit überlegen seid.«

»Das weißt du auch?«

»Ja. Euer Späher hat mich belogen. Er sagte, der Bote sei zu Gibrail Mamrahsch gegangen, um Proviant zu kaufen; das konnte er einem Andern weismachen, aber nicht mir! Der Bote hat noch mehr Krieger von euch herbeigeholt.«

»Ja, so ist es, Emir. Wir befinden uns auf einem Kriegszuge

gegen die Kurden von Rummok und Piran. Ahmed Azad wich vom Wege ab, um die Gräber hier zu besuchen, und sandte uns den Boten, rasch nachzukommen, da die Haddedihi sich auch hier befänden. Unsere Krieger wollen sich rächen.«

»Wie stark sind sie?«

»Hundertzwanzig. Ihr werdet verloren sein, denn ihr habt einen schlechten Platz hier oben.«

»Ja, der Platz ist schlecht, aber desto besser sind unsere Waffen, wie du weißt. Und auch darauf kommt es nicht allein an, sondern ebenso auf den Mann, der sie trägt, auf seinen Kopf und auf die Gedanken, die sich in demselben befinden. Ich wiederhole dir, daß ich mich vor euch gar nicht fürchte. Geh hinab, und sage das den Deinen! Es ist auch für sie besser, wenn sie so tun, als ob wir uns gar nicht hier befänden. Es könnte sonst aus ihrem Kriegszuge sehr leicht eine Niederlage werden.«

Da ergriff er meine Hand und versicherte mir:

»Herr, ich habe noch keinen Menschen gekannt, der so denkt, redet und handelt wie du. Wäre ich nicht ein Bebbekurde, so wollte ich, ich wäre ein Christ und wohnte in deinem Lande. Sind dort alle Leute so wie du?«

»Nicht alle. Es gibt überall Gute und Böse; ein Christ aber wird nie nach dem Blute seines Nächsten dürsten, auch nach demjenigen seines ärgsten Feindes nicht. Ein wahrer Christ weiß, daß die Liebe allmächtig ist und endlich allen Haß überwindet. Also geh; ich komme morgen vormittag hinab. Aber sag den Bebbek, daß wir uns während der Nacht hier verteidigen und jeden niederschießen werden, der es wagen sollte, sich bis morgen uns zu nähern!«

»Ich werde es sagen, Emir, und es mag kommen, wie es will, so wirst du sehen, daß ich mich als Freund zu dir verhalte.«

»Auch gegen meine Gefährten?«

»Nein, denn sie sind die Feinde meines Stammes. Ihnen gegenüber bin ich zu nichts verpflichtet. Lebe wohl! Und wenn wir uns morgen wiedersehen, so wünsche ich, daß ich dir so dienen kann, wie du mild und freundlich gegen mich gewesen bist!«

Er ging, und ich gab Halef und seinem Sohne die Weisung, ihn ungehindert durchzulassen. Der Lord hatte natürlich kein Wort von unserer kurdischen Unterhaltung verstanden. Darum fragte er jetzt:

»Ihr laßt ihn fort, Sir? War es nicht besser, ihn festzuhalten? Wir hätten in ihm einen Geisel gehabt.«

»Das durfte ich nicht, weil ich damals Freund- und Bruderschaft mit ihm geschlossen habe. Ihr könnt Euch darauf verlassen, daß er jetzt weit mehr für uns wirken wird, als er uns als Geisel hätte nützen können.«

»Well, ganz wie Ihr wollt. Aber ich hatte den andern Kerl so schön bei der Gurgel, und nun ist auch der auf und davon! Ihr seid ein ganz eigentümliches Menschenkind.«

Er hätte wohl gern weiter gesprochen, wurde aber unterbrochen, denn eben jetzt kam Amad el Ghandur rasch und in drohender Haltung auf mich zugeschritten. Sein Burnus war voller Blut; der Schuß hatte ihn in der Schulter verletzt.

»Ich sehe den Kurden nicht!« rief er mich zornig an, indem seine Augen grimmig funkelten.

»Ich auch nicht,« antwortete ich gelassen.

»Wo ist er?«

»Fort.«

»Wohin?«

»Hinunter in sein Lager.«

»Wer hat ihn fortgelassen?«

»Ich.«

»Effendi, soll ich dich niederschlagen? Dieser Hund hat auf mich geschossen, und du lässest ihn fort! Ich frage abermals, ob ich dich niederschlagen soll?«

»Weißt du nicht mehr, daß ich damals sein Bruder geworden bin? Er hat mir nichts getan, also habe ich ihn freigegeben.«

»Aber mich hat er töten wollen! Siehst du hier das Blut an meinem Gewande? Es schreit nach Rache!«

»Daran bist nur du allein schuld. Er wollte nichts gegen uns unternehmen; aber als er sah, daß du das Messer gegen mich, der ich sein Freund bin, erhobst, schoß er auf dich.«

»So hattest du ihn mir zu übergeben!«

»Er befand sich in meinen Händen, nicht in den deinigen. Ich konnte tun, was mir beliebte. Wenn du ihn haben willst, so hole dir ihn!«

»Wagst du wirklich, in dieser Weise mit mir zu reden! Ich frage zum dritten Male, ob ich dich niederschlagen soll?«

»Und ich antworte zum dritten Male nicht auf diese Frage. Du selbst hast gesagt, daß wir nichts mehr miteinander zu schaffen haben, also laß mich in Ruh!«

Meine Gelassenheit imponierte ihm; aber es kostete ihm dennoch gewaltige Anstrengung, seinen Grimm zu bemeistern. Die Haddedihi waren auch herbei gekommen; sie standen hinter ihm. Hätte er sie aufgefordert, mich zu packen, so weiß ich wirklich nicht, ob sie ihm gehorsam oder nicht gewesen wären. Ihr Sinn war eben auch auf Kampf und Rache gerichtet. Ich ging vorwärts, an Amad el Ghandur vorbei und mitten zwischen ihnen hindurch. Sie wagten doch nicht, mich zu hindern. Da drehte ich mich noch einmal zum Scheik zurück und sagte:

»Übrigens sprach dieser Kurde davon, daß wir verloren sind, weil wir hier einen schlechten Platz haben. Seine Truppe besteht nicht mehr aus zwölf, sondern aus hundertzwanzig Kriegen. Sieh zu, wie du mit ihnen auskommst!«

»Hundertzwanzig? Das ist Lüge!«

Ich tat, als hätte ich diese Beleidigung nicht gehört, und ging zu meinem Pferde, wo ich mich niederlegte. Später löste ich Halef und seinen Sohn ab und blieb bis zum Morgen wachend in der Felsenenge liegen.

Es war das keine gute Nacht. Es schien geradezu ein Teufel in die Haddedihi gefahren zu sein. Wie hatten sie sich über mein Kommen gefreut! Welche Achtung und Zuneigung hatten sie mir erwiesen! Und nun waren sie mir so plötzlich beinahe feindlich gesinnt. Das war der Rausch der Rache. Wer es nicht selbst erfahren hat, der kann es gar nicht glauben, welchen Einfluß sie auf einen halbwilden Menschen besitzt. Kommt es doch auch in unsern zivilisierten Ländern gar nicht selten vor, daß ein Mensch seine Ehre, sein ganzes Lebensglück

von sich wirft um einer Rache willen, die nicht nur unchristlich, sondern zuweilen gerade lächerlich ist. Wenn das Christen tun, wie soll man da über einen Beduinen, Indianer, Hottentotten oder Australneger richten!

Dies waren die Gedanken, welche mich während der Nacht beschäftigten. Als es Tag geworden war, ging ich zu meinem Rih, um ihn zu füttern. Er leckte mir die Wangen und die Hände und war außerordentlich zärtlich, weil ich während der Nacht nicht bei ihm gewesen war. Er hatte sich nach mir gesehnt. Ich hatte ein Säckchen mit Datteln für ihn mitgenommen, ihm bisher aber nur wenige davon gegeben, weil wir stets Gras gefunden hatten. Hier oben gab es aber nur ein sehr spärliches Grün, und da mir ahnte, daß es heut zum Kampfe kommen und vielleicht für mich einen Grund geben werde, mich auf die Schnelligkeit und Ausdauer meines Pferdes zu verlassen, gab ich ihm alle diese Datteln zu fressen. Er war noch nie so zärtlich mit mir gewesen, rieb seinen schönen Kopf immerfort an mir und suchte mich auch von hinten mit dem Schwanze zu erreichen. Das kluge Tier wußte, daß es nicht laut werden durfte; es wollte gern vor Liebe wiehern; das merkte ich ihm an; da es sich dies aber nicht getraute, so gab es wiederholt einen Ton von sich, welcher zwischen Wiehern und Schnauben inbestand. Er war mit dem Drucksen und Glucksen einer Henne zu vergleichen, welche ihre Küchlein unter ihre Flügel lockt. Wenn es nicht für lächerlich gehalten werden könnte, möchte ich fast sagen, Rih ahnte, was ihm bevorstand, wollte mir zum letzten Male seine Liebe zeigen und Abschied von mir nehmen. Ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß mir, indem ich heut dieses schreibe, einige sehr unmännliche Tropfen aus den Augen rinnen.

Auch Amad el Ghandur hatte nicht geschlafen. Er lehnte mit dem Rücken am Grabmale seines Vaters und verfolgte meine Bewegungen mit düstern Blicken. Seine Verwundung war jedenfalls nicht leicht, und in seinen Augen flackerte es, als ob das Fieber bereits im Anzuge sei. Ich ging trotz allem, was gestern zwischen uns vorgekommen war, zu ihm hin, um mich zu

erkundigen und ihm meine Hilfe anzubieten; er aber wendete sich hastig ab und sagte:

»Packe dich fort! Es soll mich nie wieder ein Christ berühren!«

Nun beorderte ich Halef wieder als Wache in die Felsenenge, hing den Stützen über und stieg den Berg hinab, um zu den Kurden zu gehen. Halef wollte unbedingt mit; ich gab dies aber nicht zu. Das Wagnis war zu groß, als daß ich einen Andern hätte daran teilnehmen lassen mögen.

Ich huschte von Strauch zu Strauch, um nicht gesehen zu werden, denn ich wollte ganz plötzlich unter die Bebbeh treten. Da sah ich einen von ihnen an einem Baume lehnen; er blickte bergaufwärts, als ob er von dorthier jemand erwarte. Es war Gasahl Gaboyas Bruder. Er wußte, daß ich kommen wollte. Harrte er auf mich? Hatte er mir etwas mitzuteilen? Ich trat hinter den Büschen hervor. Als er mich erblickte, kam er rasch auf mich zu und sagte:

»Emir, du bist mein Bruder; darum muß ich dich retten. Trenne dich schnell von den Haddedihi, sonst bist du mit ihnen verloren.«

»Warum?«

»Ihr werdet in spätestens einer Viertelstunde angegriffen werden.«

»Ihr könnt ja nicht durch die Felsenenge, welche wir verteidigen werden.«

»O, wir kommen nicht von dieser Seite.«

»Ah, so wollt ihr jenseits emporsteigen?«

»Ja. Wir haben gleich nach Tagesanbruch gesucht und eine Stelle entdeckt, an welcher wir hinauf können. Kein Beduine, welcher Bewohner der Ebene ist, könnte da empor; wir Kurden aber hausen in den Bergen und sind gute Kletterer.«

»Wir werden euch auch da empfangen!«

»Das weiß ich, nachdem ich es dir gesagt habe. Du siehst, wie dankbar ich dir bin, denn ich verrate meine eigenen Genossen. Aber es wird euch doch nichts helfen, denn ihr werdet von zwei Seiten angegriffen, auch von der Felsenenge aus.«

»Hm! Wo lagert ihr? Noch immer grad unter uns im Grunde?«

»Nein; wir sind rückwärts gegangen, halb um den Felsenberg herum. Mehr darf ich dir nicht sagen. Ich habe meine Pflicht gegen dich getan. Nun handle, wie du willst. Chodeh te bahveze — — Gott erhalte dich!«

Er wendete sich um und eilte fort. Ich stieg rasch den Berg hinan und rief, oben angekommen, den gestrigen Streit und auch das heutige Verhalten Amad el Ghandurs vergessend:

»Auf, zu den Waffen, ihr Männer! Die Bebbeh werden uns angreifen, da an dem Felsendurchgang und auch von dort her, wo sie heraufgestiegen kommen.«

Da sprang Amad el Ghandur auf und fragte:

»Wo sind sie jetzt?«

»Sie haben sich nördlich halb um den Berg gezogen. Der Bruder von Gasahl Gaboya hat es mir gesagt; darum will ich, daß ihm nichts geschehe. Schießt nicht auf ihn. Schont überhaupt den Feind so viel wie möglich. Schießt sie in die Beine! Ich werde mit meinem Stutzen mich an — — «

»Schweig!« fuhr mich Amad el Ghandur an. »Was hast du uns zu befehlen! Jetzt bin ich der Gebieter, und was ich sage, das geschieht. Wir werden uns hüten, zu warten, bis sie von beiden Seiten auf uns kommen. Wir überrumpeln sie. Wir greifen sie an. Nehmt die Waffen und die Pferde, ihr tapferen Krieger der Haddedihi! Wir führen die Pferde hinab bis dahin, wo wir aufsteigen können; dann reiten wir mitten unter die Hunde hinein und — — «

»Um Gottes willen, nur das nicht!« fiel ich ihm in die Rede. »Ihr müßt — — «

»Schweig!« schrie er mich abermals an. »Meinst du, daß ich nichts vom Krieg verstehe? Wir brauchen deinen Rat und deine Hilfe nicht. Bleibe hier zurück, und erstick an deiner Klugheit und an deiner berühmten Feindesliebe. Und wenn dein Halef vergißt, daß er ein Haddedihi geworden ist und nicht zu dir, sondern zu uns gehört, so mag er mit seinem Knaben auch zurückbleiben und uns niemals wieder vor die Augen kommen. Wir brauchen keine Feiglinge bei uns!«

»Feigling? Ich?« rief Halef. »Das hat mir noch niemand gesagt! Ich werde dir zeigen, ob ich feig bin; ich reite mit!«

Er warf sein Gewehr über und ging zu seinem Pferde; sein Sohn tat dasselbe. Es war ein Augenblick größter Aufregung; ich sah, daß alle meine Vorstellungen vergeblich sein würden, und schwieg. Der Lord fragte mich nach dem Grunde des Tumultes, und ich gab ihm Auskunft.

»Machen wir mit?« erkundigte er sich.

»Hier bleiben können wir nicht.«

»Well, so sollen diese Bebbah einen gewissen David Lindsay kennen lernen!«

»Nicht so, Mylord! Es fällt mir nicht ein, mit diesen toll gewordenen Menschen geradezu ins Verderben zu rennen. Ich möchte sie gern zurückhalten, doch Ihr seht, daß sie nicht auf mich hören. Wir reiten hinter ihnen her und werden dann ja sehen, was zu tun ist. Gott gebe einen bessern Ausgang, als ich ahne!«

Die Haddedihi drängten sich durch die Enge. Halef und sein Sohn waren die letzten.

»Sihdi,« rief er mir zu, »bist du mir böse? Soll Hanneh, die beste unter den Frauen, hören, daß ich ein Feigling bin?«

»Nein. Du mußt leider mit; deine Ehre gebietet es dir. Aber laß Kara Ben Halef bei mir zurück!«

»Nein, Effendi. Er soll ebensowenig wie ich feig genannt werden. Hadschi Halef Omar läßt seinen Namen nicht schänden. Wenn wir sterben sollten, so grüße meine Hanneh, die Rose unter den Blumen, und sage ihr, daß wir nicht vor dem Tode gezittert haben. Tröste die Gute, und lebe auch du wohl, mein lieber, lieber Herr!«

Er eilte fort. Omar Ben Sadek war bei uns geblieben.

»Nun, und du?« fragte ich ihn.

»Ich halte zu dir, denn ich bin nicht verrückt,« antwortete er. »Mögen sie mich für feig halten; mein Stolz hört nicht auf solche Leute!«

»Du hast recht. Übrigens wirst du wohl Gelegenheit finden, auch zu zeigen, daß du Mut besitzt. Kommt, wir wollen fort!«

Wir nahmen unsere Pferde bei den Zügeln und gingen. Als wir die Enge hinter uns hatten, war von den Haddediñ schon nichts mehr zu sehen; sie konnten nicht schnell genug ins Unglück gelangen. Unten im Tale angekommen, stiegen wir auf und ritten ihren Spuren nach. Wir sahen, wo die Bebbeh gelagert hatten. Die Hufstapfen ihrer Pferde führten von da aus nach Norden um den Berg herum, dessen westlicher Fuß in eine Ebene überging, deren Breite wohl über eine englische Meile betrug.

Eben bogen wir, dem Tale folgend, nach Westen ein, da hörten wir Schüsse und ein wildes Geschrei. Der Kampf hatte begonnen. Wir ritten rascher. Das Schießen dauerte fort.

»*All devils!*« rief der Lord, dessen sich das Kampffieber zu bemächtigen schien. »Die Kurden schlachten unsere Haddediñ bis auf den letzten Mann ab, wenn wir nicht schneller machen. Vorwärts, vorwärts!«

Er gab seinem Pferde die Sporen und flog im Galoppe davon. Omar und ich folgten ebenso rasch hinterher. Jetzt hatte das Schießen aufgehört, aber das Schreien war stärker geworden. Da öffnete sich das Tal nach der genannten Ebene, und wir sahen den Kampfplatz vor uns liegen. Hier hatten die Bebbeh gelagert; der Überfall war, wie ich vorausgesehen hatte, vollständig mißlungen. Wir sahen Tote und Verwundete liegen; diejenigen Haddediñ, welche davongekommen waren, flohen draußen über die Ebene; sie wurden von den Bebbeh verfolgt; natürlich waren diese ebenso zu Pferde. Links sah ich Amad el Ghandur auf seinem Schimmel dahinstürmen; fünf Kurden waren hinter ihm her. Der Vorderste von diesen ritt eine prächtige persische Rappstute. Das war der Scheik Ahmed Azad. Grad vor uns floh der kleine Kara Ben Halef, verfolgt von einem Kurden, der auf einem persischen Fuchse saß; auch dieses Pferd war hochedel, wie ich auf den ersten Blick sah. Hart hinter diesem ritt Halef, um seinen Sohn zu schützen, doch war sein Pferd nicht schnell genug, den Fuchs einzuholen. Auf die übrigen Reiter achtete ich nicht, denn ich sah, daß Kara Ben Halef verloren war, wenn der kräftigere Kurde ihn einholte; ich mußte ihm zu Hilfe kommen.

»Dem Knaben nach!« rief ich den Gefährten zu. »Rih, Rih, kawahm, kawahm – schnell, schnell!«

Wir flogen an dem Kampfplatze vorüber. Die wenigen Kurden, welche dort mit den Verwundeten beschäftigt waren, wollten auf uns schießen, hatten aber keine Kugeln in den Läufen. Ich sauste, ohne nach Omar und Lindsay zurückzublicken, an schreienden Kurden vorbei, die sich auf der Verfolgung befanden, achtete aber gar nicht auf sie, denn ich hatte nur den Knaben im Auge, dem der Perserfuchs immer näher kam.

Grad vor uns wurde die Ebene von einem bewaldeten Berge begrenzt, an dessen Fuß sich links ein breites Tal öffnete. In diesem verschwand jetzt Amad el Ghandur; Ahmed Azad war hart hinter ihm. Dorthin lenkte Kara Ben Halef auch, gefolgt von dem Kurden und dann von seinem Vater. Ich kam dem letzteren schnell näher. Er hörte mich kommen, drehte sich im Sattel um und rief, als er mich sah, mir zu:

»Sihdi, rette meinen Sohn! Mein Pferd ist nicht schnell genug.«

»Hat er das Geheimnis schon angewendet?«

»Nein.«

»Dann ist ja alles gut. Folge mir, und bekümmere dich um weiter nichts!«

Bei diesen Worten schoß ich an ihm vorüber. Es war, wie wenn ein Eilzug an einem Güterzug vorbeisauste. Jetzt war das Tal erreicht. Jede Sekunde brachte mich dem Fuchse näher: bald war ich nur noch wenig Pferdelängen hinter ihm. Der Reiter drehte sich um, sah mich und schrie mir hohnlachend zu:

»Bist du es, Giaur! Hole mich ein, wenn du kannst! Ich bin Nizar Hared, Gasahl Gaboyas zweiter Sohn!«

Er zog ein Pistol aus seinem Gürtel und schoß es auf mich ab, traf aber nicht. Da griff er hinter sich nach dem Schwanz seines Pferdes und rief diesem zu:

»Chadu bend, Chadu bend, ez andscha, ez andscha!«

Das war persisch und heißt zu deutsch: »Sieger, Sieger, von dannen, von dannen!« Er wendete also das Geheimnis seines Pferdes an. Als der verfolgte Knabe dies hörte, lachte er ju-

blind zurück. Ich sah, daß er seinem jungen Rappen die Hand zwischen die Ohren legte; was er dazu sagte, hörte ich nicht, aber ich sah den Erfolg. Der Rappe war ein ebenbürtiger Sohn meines Rih: das Geheimnis vernehmend, schoß er mit doppelter Schnelligkeit davon, der Fuchs aber fast ebenso schnell hinter ihm her. Als der Kurde sah, daß er wahrscheinlich nach und nach zurückbleiben werde, nahm er sein Gewehr vom Rücken, um es im Reiten zu laden. Er wollte auf Kara Ben Halef schießen. Da rief ich »Rih, Rih« und legte meinem Pferde die Hand auch zwischen die Ohren. Der Rappe schnaubte tief auf und schoß dann so reißend schnell vorwärts, daß ich binnen einer Minute mich an der Seite des Kurden befand. Ein Kolbenhieb mit dem Bärentöter warf ihn von dem Pferde; er blieb wie leblos liegen. Ich rief den Knaben, und er hielt an. Hinter mir sah ich Omar Ben Sadek auf seinem Schecken; dann kamen Halef und der Engländer.

»Kommt mir schnell nach,« gebot ich Kara Ben Halef, »und bringt diesen Kurden und sein Pferd mit! Ich muß noch hinter Amad el Ghandur her.«

Nach diesen Worten sprengte ich weiter, natürlich wieder mit Anwendung des Geheimnisses. Es war mir, offen gestanden, unerklärlich, daß der sonst so tapfere Amad el Ghandur vor Ahmed Azad floh, ohne ihm standzuhalten, sah aber dann später, daß ihm sein Gewehr aus der Hand geschlagen worden war; dazu war ihm der Gürtel zersprungen und mit dem Messer und den Pistolen herabgefallen; er hatte also keine einzige Waffe in der Hand, um sich zu verteidigen, und konnte sich nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes retten.

Leider sollte ihm diese Absicht mißlingen. Der gestrige Blutverlust hatte ihn geschwächt; dazu kam die gegenwärtige Aufregung, und wahrscheinlich war auch das Wundfieber im Anzuge. Vor seinem Verfolger herschießend, mußte er um eine scharfe Krümmung des Tales biegen. Da sah er ein langes, hohes Felsenstück quer in seinem Wege liegen; er hatte keine Zeit mehr, auszuweichen; er mußte darüber hinweg. Es fehlte ihm die Kraft, dem Pferde die notwendige Hilfe zu geben; es blieb mit den Hinterbeinen hängen und stürzte jenseits des Felsens

mit ihm nieder, glücklicherweise so, daß er nicht in dem Bügel blieb, sondern abgeworfen wurde.

Ahmed Azad kam zwei Sekunden hinter ihm um die Ecke nach; er beherrschte sein Pferd so gut, daß es ihm gelang, dem Felsen auszuweichen und hinter demselben anzuhalten. Er sprang aus dem Sattel, um sich auf den am Boden liegenden, halb betäubten Haddediñ zu werfen. In diesem Augenblick hatte auch ich die Krümmung erreicht. Um dieselbe lenkend, sah ich die Beiden. Der Bebbēh zückte soeben sein Messer nach der Brust Amad el Ghandurs.

»Halt, stich nicht; es ist dein Tod!« rief ich ihm zu und nahm meinen Rih vorn fest, um über das Felsenstück zu setzen und den Bebbēh niederzureiten. Er warf das Messer weg, riß sein Gewehr, welches noch geladen war, vom Rücken und schrie mir entgegen:

»Komm heran, Hund! Du bist mein!«

Es war mir unmöglich, anzuhalten, denn eben setzte Rih zum Sprunge an. Ich sah die Mündung des Gewehres auf mich gerichtet: der Schuß krachte, grad als mein Rappe hoch empor und über den Felsen flog. Da der Bebbēh im vorhergehenden Augenblicke tiefer gezielt hatte, als ich mich infolge des Sprunges im jetzigen Momente befand, traf die Kugel nicht mich, sondern mein Pferd. Ich hatte das Gefühl, als säße ich auf einem Stuhle, gegen dessen Beine ein Schlag geführt wird, zog schnell beide Füße aus den Bügeln und wurde in einem zweiten Bogen aus dem Sattel geschleudert, während Rih sich überschlug und jenseits des Felsens liegen blieb.

Ich war außer mir, raffte mich auf und sprang, ohne auf den Kurden zu achten, zu meinem Pferde hin. Die Kugel war ihm in die Brust gedrungen; es war unrettbar verloren. Da bemächtigte sich meiner ein Grimm, wie ich ihn noch nie gefühlt hatte; er riß mich förmlich vom Pferde weg und nach dem Bebbēh hin, doch schon zu spät, denn er sprang soeben wieder auf sein Pferd. Er hatte gesehen, daß ich unverletzt geblieben war, und die Angst vor mir und meinen überlegenen Waffen trieb ihn weiter.

»Der Teufel hat dich abermals beschützt; wohne bei ihm in der Hölle!« schrie er mir noch zu; dann sauste er fort.

Die Wut, welche in mir kochte, wollte mich verführen, ihn vom Pferde zu schießen, doch hörte ich glücklicherweise selbst in diesem Augenblicke auf die Stimme der Überlegung. Tötete ich den Scheik der Kurden, so forderte ich die Blutrache noch mehr heraus; bekam ich ihn aber lebendig in die Hand, so konnte er mir als Geisel von größtem Vorteile sein. Ich mußte ihn also fangen. Aber wie? Rih konnte wohl keinen Schritt mehr tun; doch da stand ja Amad el Ghandurs Schimmelstute. Er lag noch am Boden, versuchte sich aufzurichten und stöhnte schmerzvoll:

»O Emir, ich muß etwas gebrochen haben, und dein herrlicher Rih ist tot. Räche uns an diesem Ahmed Azad!«

»Leihe mir dazu deinen Schimmel,« antwortete ich, indem ich diesen aber auch schon bestieg. »Und verrate mir sein Geheimnis; ich sage es keinem Menschen wieder; schnell, schnell!«

Was Amad el Ghandur sonst nie getan hätte, jetzt tat er es; er antwortete:

»Streiche ihm mit einem Finger dreimal quer über den Rücken des Halses und sag dazu jedesmal das Wort Adschal {Eile}.«

Er sprach noch weiter; ich hörte es aber nicht, denn ich flog schon fort, hinter Ahmed Azad her, welcher nun aus einem Verfolger ein Flüchtling geworden war. Ich war noch nicht weit gekommen, so sah ich ihn vor mir. Weil Amad el Ghandur gestürzt und mein Pferd erschossen worden war, glaubte der Kurde, er könne nicht verfolgt werden, und ritt in langsamem Trabe, während ich galoppierte. Er sah sich nicht um und hörte mich auch nicht, weil der Boden hier weich war. Um ihn vollständig zu überrumpeln, wendete ich das Geheimnis an. Der Schimmel gehorchte und griff auf wahrhaft wunderbare Weise aus, so daß ich, als der Bebbah endlich den Hufschlag hinter sich hörte, kaum zwanzig Pferdesprünge von ihm entfernt war. Er sah sich um und stieß einen Ruf des Entsetzens aus. Sein Schreck war so groß, daß er für einige Sekunden gar

nicht daran dachte, seinen Perserrappen anzuspornen, und das war für mich genug. Ich ergriff den Bärentöter und schlug ihn im Vorübersausen mit dem Kolben desselben vom Pferde herunter.

Als es mir gelungen war, den Schimmel zu zügeln, wendete ich um und kehrte zu Ahmed Azad zurück. Sein Pferd war bei ihm stehen geblieben. Er lag an der Erde und versuchte eben, sich aufzurichten; aus seinem Munde strömte mir eine wahre Flut von Flüchen und Verwünschungen entgegen.

»Schweig, wenn dir dein Leben lieb ist!« gebot ich ihm. »Du hast mir mein Pferd erschossen. Weißt du, was das für dich bedeutet? Ein solches Pferd ist das Leben von hundert Kurden wert. Du bist mein Gefangener. Weigerst du dich etwa, mir zu gehorchen, so trifft dich mein Messer augenblicklich. Her mit den Händen, damit ich sie dir auf den Rücken binde!«

Trotz meiner Drohung widersetzte er sich, und ich hatte, da ich sein Leben schonen und ihn auch nicht verwunden wollte, Mühe, ihn zu bezwingen. Als er endlich mit gebundenen Händen und Füßen am Boden lag, sah ich Halef, seinen Sohn und Omar Ben Sadek in Karriere dahergestürzt kommen. Der erstere ritt Nizar Hareds Perserfuchs. Sie hielten bei uns an und stiegen von den Pferden. Halef ergriff meine beiden Hände und sagte:

»O Sihdi, Allah hat eine große Traurigkeit auf unsere Herzen geworfen. Rih ist tot, in seine herrliche Brust geschossen! Meine Seele will in einem Meere von Herzeleid ertrinken, aber mein Auge kann keinen einzigen Tropfen des Schmerzes finden, denn der Verlust, der uns betroffen hat, ist allzugroß. Wer ist der Hund, dessen Kugel diesen Jammer verschuldet hat? Etwa Ahmed Azad, der hier am Boden liegt, von deiner Hand gefällt? Sage es mir, damit ich ihn zwischen meinen Händen hier zermalmen und zerreißen kann!«

»Laß mich jetzt, Halef,« bat ich ihn. »Die Kugel sollte mich treffen; Rih ist für mich gestorben. Als er stürzte, mußte ich schnell weiter, und erst jetzt finde ich Zeit, daran zu denken, daß wir ihn verloren haben.«

Es war so, wie ich sagte; die volle Erkenntnis des Verlustes

trat erst in diesem Augenblicke an mich heran. Ich ging seitwärts, setzte mich nieder und legte das Gesicht in beide Hände. Halefs Knabe weinte laut; sein Vater setzte sich zu mir und legte den Arm um mich; Omar entfernte sich einige Schritte, um die Strecke, welche wir durchritten hatten, übersehen zu können, und drohte in grimmigem Tone:

»Bleib ruhig sitzen, Effendi! Ich werde darüber wachen, daß ihr sicher seid. Wehe dem Kurden, welcher etwa kommt, sich an euch zu wagen! Meine Kugel sendet ihn in die tiefste Tiefe der Dschehenna hinab!«

Nach einiger Zeit kamen Amad el Ghandur und der Lord; sie brachten den gefangenen Nizar Hared geführt. Der erstere wagte es nicht, zu sprechen, denn er fühlte, daß er an allem schuld war; Lindsay aber erging sich in den sonderbarsten Ausrufungen über den Tod des Rappen. Er weinte dabei; er wollte das nicht sehen lassen, und infolgedessen gab es in seinem Gesichte ein geradezu unbeschreibliches Mienenspiel.

Eben wollte ich von meinem Platze aufstehen und sagen, daß wir zu Rih zurückkehren müßten, dessen Leiche ich den Kurden auf keinen Fall überlassen wollte, da schrie Omar laut auf:

»Maschallah, schuf, schuf, Effendi, bjidschi, bjidschi – Wunder Gottes, sieh, sieh, Effendi, er kommt, er kommt!«

»Wer, wer?« fragte ich.

»Dein Rih!«

Rih? War er nicht tot? War die Wunde nicht lebensgefährlich? Hatte ich mich getäuscht? Mit zwei, drei Sprüngen stand ich bei Omar, wo ich nach rückwärts blicken konnte. Ja, er kam, der Rappe, in langsamem Trabe, wankend und strauchelnd; die Liebe zu mir hatte ihn noch einmal auf- und mir nachgetrieben. Es war ein Anblick zum Herzbrechen. Wir sprangen ihm entgegen; aus seiner Brust floß ein fingerstarker Blutstrahl. Ich war der erste bei ihm und schlang ihm beide Arme um den Hals. Er schnaubte mich freudig an und leckte mir die Wange und den Hals; dann brach er langsam erst hinten und dann vorn zusammen. Nach einer vergeblichen Anstrengung, sich wieder aufzuraffen, hob er den schönen, kleinen Kopf, sah

mit brechenden Augen zu mir auf und wieherte leise, leise und ersterbend, wie ich noch nie ein Pferd habe wiehern hören. Ich warf mich neben ihn nieder und bettete seinen Kopf an meine Brust, während Halef das rinnende Blut zu stillen suchte. Wir alle weinten, weinten so, als ob ein lieber, lieber Mensch im Sterben liege. Des Rappen Maul lag in meiner Hand; er leckte sie fort und fort, immer leiser und langsamer, bis er die Zunge nicht mehr bewegen konnte; dann noch ein letztes, sich verhauchendes Schnauben, ein krampfhaftes Zucken – – Rih war tot!

Ich nahm das Keffije {Kopftuch}, welches ich unter dem Turban trug, hielt es an die Wunde und fing das letzte aus derselben fließende Blut auf. Dann reichte ich Halef meinen Stutzen hin und sagte:

»Hier, Hadschi, hast du dieses Gewehr. Du allein weißt außer mir, wie es gehandhabt wird. Ich will noch eine Weile bei dem Pferde bleiben. Wenn die Kurden kommen, laß keinen heran; gib jedem eine Kugel! Du weißt, ich strebe nicht nach Blut; aber dasjenige unsers Rih ist geflossen; nun ist es mir gleich, wer noch das seinige hergeben muß.«

»Ja, Effendi, bleib ruhig sitzen!« antwortete er. »Es soll dir keiner dieser Hunde zu nahe kommen. Meine Augen fließen über von den Tränen des Schmerzes; aber sie werden dennoch so scharf sein, daß jede Kugel trifft, die ich versende!«

Ich bitte, nicht allzu streng mit meiner damaligen Stimmung ins Gericht zu gehen. Ein Tier lieb zu haben, ja innig lieb zu haben, ist wohl keine Schwäche, zumal wenn es ein so edles ist, wie mein Rih gewesen war. Er hatte mit mir gehungert und gedurstet, mich durch so viele Gefahren getragen und mir so oft das Leben gerettet, auch jetzt wieder, da er an der Kugel, welche mir gegolten hatte, gestorben war. Mit Menschen, mit Freunden kann man sich entzweien, sich über sie ärgern oder betrüben; Rih hatte mir nicht ein einziges Mal Veranlassung zur Unzufriedenheit, zu einer Strafe, einem Schlage gegeben; er hatte jedes meiner Worte, jeden Wink verstanden und fast möchte ich sagen, mit freudigem Gehorsam ausgeführt; er war geradezu ein Teil von mir selbst geworden, den ich nun für

immer verloren hatte. Ist es da ein Wunder, daß mir sein Tod so zu Herzen ging, daß ich wie ein Kind weinte und eine lange Zeit bei ihm saß, ohne mich um das, was um mich her vorging, zu bekümmern?

Inzwischen hatten sich diejenigen Haddediñ, welche den Bebbeh entkommen waren, bei uns eingestellt: es fehlten zwölf Mann. Wie wir dann erfuhren, waren sechs davon tot und die andern gefangen; die Bebbeh aber hatten viel schwerere Verluste gehabt.

Dann kamen die Verfolger angeritten. Als Halef ihnen einige Kugeln entgegenschickte, blieben sie halten. Diese Schüsse weckten mich aus meinem Trübsinn auf. Ich erhob mich, nahm Halef den Stutzen aus der Hand und ging den Kurden entgegen. Ich kam bis auf hundert Schritte an sie heran, ohne daß sie wagten, auf mich zu schießen.

»Steigt ab, und bleibt da, wo ihr seid!« rief ich ihnen zu. »Wir haben Ahmed Azad und Nizar Hared gefangen und werden sie augenblicklich töten, wenn ihr euch nicht friedlich verhaltet. Wir werden mit ihnen verhandeln und sie freigegeben, wenn sie bereit sind, Frieden mit uns zu schließen.«

Ohne mich weiter um sie zu kümmern, kehrte ich wieder zu den Gefährten zurück und sagte zu Halef, so daß die beiden Gefangenen es hörten:

»Ich habe keine Lust, viel zu sprechen, denn Rih ist tot. Das erfordert das Leben dessen, der ihn erschossen hat. Verhandle du mit den beiden Kurden. Ich fordere die gefangenen Haddediñ zurück und auch die Toten, damit wir sie begraben können. Ich verlange ferner, daß die Bebbeh sofort diese Gegend verlassen und erst einen halben Tagesritt von hier anhalten. Und endlich müssen mir für meinen getöteten Rappen die beiden Perserperde übergeben werden. Ich gebe den Söhnen Gasahl Gaboyas eine volle Viertelstunde Zeit; sind sie da noch nicht auf meine Bedingungen eingegangen, so werden sie hier an dieser Steineiche aufgehängt. Diesmal ist es mein voller Ernst, Halef!«

»Ja, Sihdi, Rih muß entweder ersetzt oder gerochen wer-

den,« antwortete er. »Ich schwöre dir zu, daß ich keine Minute über eine Viertelstunde warten werde.«

Ich setzte mich wieder bei dem Rappen nieder, ohne auf das, was die Gefangenen sagten, zu achten. Dann sah ich, daß trotz meines Verbotes einer der Kurden sich von den andern trennte, um zu uns zu kommen; es war der Bruder Gasahl Gaboyas, mein Freund. Ich ließ ihn herbei. Er nahm an den Verhandlungen teil, und seinen Vorstellungen war es zu danken, daß meine Bedingungen angenommen wurden, obgleich der Verzicht auf Rache und der Verlust ihrer edlen Pferde den beiden Brüdern außerordentlich schwer ankam. Gasahl Gaboyas Bruder versprach, die Kurden als ihr einstweiliger Anführer fortzuführen. Ahmed Azad und Nizar Hared sollten bis zu unserm Aufbruche als Geiseln bei uns bleiben.

Nach kurzer Zeit zogen die Bebbah ab, und nach abermals einer Weile kamen die von ihnen freigelassenen Haddedihs zu uns. Die Toten mußten einstweilen auf dem Kampfplatze liegen bleiben.

Wir hatten während unsers Flucht- und Verfolgungsrittes einen Kreis beschrieben, so daß wir uns jetzt an der Südseite der Felsenhöhe befanden. Ich verlangte, daß Rih hinaufgeschafft und neben Mohammed Emin begraben werde. Keiner widersprach mir, vielmehr legten alle Hand an, den schwierigen Transport auszuführen. Dann wurden auch die sechs gefallenen Haddedihs geholt, um ebenfalls da oben der Erde übergeben zu werden.

Rih wurde mit Hilfe von Holzstützen aufrecht gestellt und, gesattelt und gezäumt, wie er war, mit Steinen umgeben, wie wir einst mit Mohammed Emin getan hatten. Seine starren, einst so feurigen und verständigen, treuen Augen taten mir bitter wehe; ich drückte ihm die Lider zu. Als sich das Felsengrab über ihn geschlossen hatte, mochte ich nichts mehr von der Umgebung sehen; ich bestieg die schwarze Perserstute Ahmed Azads und ritt hinter den Kurden her, um zu erforschen, ob sie Wort halten würden.

Soll ich extra erwähnen, daß der Tod Rihs auch Halef zu Herzen ging? Der Hadschi befand sich in einem Zustande größter

Aufregung. Bald schluchzte er zum Erbarmen, und bald fuhr er über Amad el Ghandur und die Haddediñ mit Vorwürfen her, gegen welche sie sich nicht zu verteidigen vermochten; er ist, grad so wie ich, noch lange Zeit innerlich krank gewesen.

Die Bebbeh handelten diesmal ehrlich; sie waren wirklich fort; dennoch kehrte ich erst gegen Abend nach der Felsenhöhe zurück. Ich wollte allein sein und mochte nicht an den da oben stattfindenden mohammedanischen Trauerszenen teilnehmen. Als ich ankam, hörte ich, daß Amad el Ghandur wiederholt nach mir verlangt hatte. Er lag im Fieber. Ich untersuchte ihn; die Wunde war böß, aber nicht lebensgefährlich; die Kugel war hinten wieder herausgegangen. Ich legte einen bessern Verband an und sorgte für immerwährende Kühlung.

Die Nacht war eine traurige. Ich konnte nicht schlafen, Halef und Omar auch nicht; der Lord erging sich in den ehrenrührigsten Redensarten gegen die Haddediñ und ihren Anführer. Gut, daß sie ihn nicht verstanden! Dazwischen schrie Amad el Ghandur im Fieber auf, mich gegen Ahmed Azad zu Hilfe rufend. Ich war froh, als es Morgen wurde.

Hier konnten wir nicht bleiben, aber wegen des verwundeten Scheiks auch nicht nach den Weideplätzen der Haddediñ zurückreiten. Ich schlug also vor, zu Gibrail Mamrahsch zurückzukehren, in dessen Haus Amad el Ghandur die nötige Ruhe und Pflege finden konnte. Man war einverstanden, denn ich wurde in stiller Reue wieder als Führer anerkannt.

Wir bauten aus Ästen, Zweigen und Laub für den Verwundeten eine Bahre, welche von zwei Pferden getragen wurde. Beim allgemeinen Aufbruche blieb ich mit Halef und seinem Sohne noch einige Minuten beim Grabe Rihs zurück.

»Sihdi, mir ist so weh, so traurig,« weinte der Hadschi. »Ich werde wohl nie wieder lachen können. Mein Herz ist ganz mit Tränen angefüllt, fast so, wenn es keine Sünde ist, es zu sagen, als ob mir Hanneh, die schönste der Frauen, gestorben wäre!«

Ich drückte ihm die Hand, sagte aber nichts; dann ritten wir den Andern nach. Um Mittag gaben wir die beiden gefangenen Kurden frei, und am andern Tage langten wir bei Gibrail

Mamrahsch an, welcher uns sein Haus mit Freuden zur Verfügung stellte.

Der zweitägige Ritt hatte dem Verwundeten sehr geschadet. Er raste förmlich und schrie immer nur nach mir. Glücklicherweise hatte seine Meinung, daß er beim Sturze vom Pferde etwas gebrochen habe, auf Irrtum beruht. Ich durfte fast keinen Augenblick von seinem Lager weichen. Als ihm dann nach Tagen zum ersten Male die Besinnung wiederkehrte und er mich erkannte, reichte er mir seine Hand und sagte mit matter Stimme:

»Allah sei Dank, daß du bei mir bist, Effendi! Ich habe mit vielen Feinden gekämpft, und du hast mich errettet.«

Ich sagte nichts; er versank in Nachdenken und fuhr dann fort:

»Ich habe zu dir gesagt, daß mich nie wieder ein Christ berühren solle. Verzeihe mir! Deine Hand tut mir wohl wie die Hand eines Propheten. Ich wollte Blut; du wolltest Liebe; es hat mich mein eigenes Blut und dich deinen Rih gekostet; du aber sollst Liebe über Liebe ernten von mir und meinem ganzen Stamme!«

Darauf schlief er wieder ein.

Erst nach vier Wochen war seine Genesung so weit vorgeschritten, daß wir aufbrachen und in kurzen, langsamen Tagemärschen heimkehren konnten.

Unser Empfang war kein freudiger. Amad el Ghandur wurde mit Vorwürfen überhäuft. Er nahm sich das so zu Herzen, daß er seine Würde als Scheik freiwillig niederlegte; sie wurde einstimmig Malek, dem einstigen Scheik der Ateibeh, dem Großvater Hannehs, zuerkannt. Nach dessen Tode wird mein Hadschi Halef Omar Scheik der Haddedihi sein. Ich schenkte ihm die beiden Perserpferde, worüber er ganz glücklich war.

Nach drei Tagen brach der Engländer auf. Omar Ben Sadek wollte ihn mit einer Truppe Haddedihi nach Bagdad bringen. Er verabschiedete sich von mir mit den Worten:

»Möchte gar zu gern noch länger bei Euch bleiben; aber es geht nicht, denn Ihr wollt nach Damaskus zurück, und ich muß die Tour abreisen, welche ich mir vorgeschrieben habe.

Ihr seid mein bester Freund, aber doch ein erzdummer Kerl! Denn hättet Ihr mir damals Euern Rih verkauft, so wäre er jetzt nicht erschossen worden. *Well!* Hoffe aber, daß wir uns bald wiedersehen. Wünsche, daß Ihr stets gesund bleibt und Euch jetzt bei dem Ritte nach Damaskus eine ebenso schöne Aleppobeule holt, wie ich damals hatte. *Yes!*«

Am nächsten Tage ritt auch ich fort. Die Krieger der Hadde-dihn gaben mir einen halben Tag lang das Ehrengelage. Halef und sein Sohn aber ritten noch weiter mit und trennten sich erst jenseits der Dschesireh von mir.

»Sihdi, mein lieber, lieber Sihdi, mit dir geht mein halbes Leben fort; die andere Hälfte gehört Hanneh, meinem Weibe, und Kara Ben Halef, meinem Sohne,« sagte der Hadschi, indem er sich die Augen trocknete. »Gott sei bei dir – – allezeit, und – – – ich – – ich kann – – – nicht weiter – – – nicht – – – nicht weiter sprechen!«

Laut schluchzend wendete er sein Pferd und ritt im Galopp davon. Ich reichte seinem Sohne die Hand und sagte, auch mit Tränen im Auge:

»Bleibe fromm und brav, und werde ein Mann wie dein Vater! Vielleicht sehen wir uns einmal wieder. Und solltest du einmal hinauf nach Kurdistan kommen, so steig auf die Felsenhöhe und grüß meinen Rih von mir!«

Seine Lippen bebten vor Wehmut und Rührung; er wollte antworten, konnte aber nicht, legte stumm betuernd beide Hände auf das Herz und ritt dann seinem Vater nach. – –

Inhalt

Band I: Durch die Wüste	3
Erstes Kapitel: Ein Todesritt	5
Zweites Kapitel: Vor Gericht	45
Drittes Kapitel: Im Harem	71
Viertes Kapitel: Eine Entführung	111
Fünftes Kapitel: Abu-Seïf	143
Sechstes Kapitel: Wieder frei	178
Siebentes Kapitel: In Mekka	229
Achtes Kapitel: Am Tigris	262
Neuntes Kapitel: Auf Kundschaft	308
Zehntes Kapitel: Der Sieg	354
Elftes Kapitel: Bei den Teufelsanbetern	412
Zwölftes Kapitel: Das große Fest	488
 Band II: Durchs wilde Kurdistan	 529
Erstes Kapitel: Der Opfertod des Heiligen	531
Zweites Kapitel: Dojan	620
Drittes Kapitel: In der Festung	652
Viertes Kapitel: Aus der Festung	712
Fünftes Kapitel: Unter Bluträchern	840
Sechstes Kapitel: Bären- und Menschenjagd	895
Siebentes Kapitel: Der Geist der Höhle	973
 Band III: Von Bagdad nach Stambul	 1061
Erstes Kapitel: Unter Dieben	1063
Zweites Kapitel: Ein Überfall	1131
Drittes Kapitel: Im Kampfe gefallen	1194
Viertes Kapitel: In Bagdad	1262
Fünftes Kapitel: Die Todeskarawane	1306
Sechstes Kapitel: In Damaskus	1347
Siebentes Kapitel: In Stambul	1430
Achtes Kapitel: In Edreneh	1513

Band IV: In den Schluchten des Balkan	1591
Erstes Kapitel: Schimin, der Schmied	1593
Zweites Kapitel: Unter Paschern	1664
Drittes Kapitel: In Gefahr	1735
Viertes Kapitel: Alte Bekanntschaft	1824
Fünftes Kapitel: Im Taubenschlag	1869
Sechstes Kapitel: Ein Vampyr	1913
Siebentes Kapitel: Im Konak von Dabila	1946
Achtes Kapitel: Ein Heiliger	2024
 Band V: Durch das Land der Skipetaren	 2099
Erstes Kapitel: Entlarvt	2101
Zweites Kapitel: Die beiden Aladschy	2173
Drittes Kapitel: Ein Hekim	2235
Viertes Kapitel: In der Schluchthütte	2296
Fünftes Kapitel: Der Miridit	2382
Sechstes Kapitel: Im Turme der alten Mutter	2433
Siebentes Kapitel: In Wassersnot	2494
 Band VI: Der Schut	 2595
Erstes Kapitel: Halef in Gefahr	2597
Zweites Kapitel: Eine Bärenjagd	2663
Drittes Kapitel: In der Teufelsschlucht	2730
Viertes Kapitel: In der Juwelenhöhle	2774
Fünftes Kapitel: Ein Überfall	2886
Sechstes Kapitel: Unter der Erde	2917
Siebentes Kapitel: An der Verräter-Spalte	2970
Anhang	3049